Spinoza.

Ein hiſtoriſcher Roman

von

Berthold Auerbach.

Erſter Theil.

Ge Rieffstal
Stralsund.

231

Stuttgart,
J. Scheible's Buchhandlung.
1837.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Das Ghetto.

Im Brockhaus'ſchen Converſations-Lexikon II. Bd. S. 170 nach dem Artikel „Gewerbe" ſollte ſtehen: „Ghetto (ital. m., im Deutſchen mit „das" gebräuchlich) das Judenviertel zu Rom und Venedig." Es wäre mir hiedurch erſpart geweſen, dies für manche Leſer herzuſetzen, und ich hätte nur bemerken dürfen, daß ich unter dieſem Titel eine Reihe hiſtoriſcher Zeit- und Sittenbilder aus dem Leben der Juden aufzuſtellen beabſichtige, wovon das vorliegende Werk die erſte Abtheilung bildet.

Das jüdiſche Leben zerfällt nach und nach, ein Stück nach dem andern löst ſich ab; darum ſcheint mir, daß es an der Zeit iſt, Poeſie und Geſchichte und beide vereint ſeine Bewegungen im Bilde feſthalten zu laſſen. Man könnte vielleicht im Allgemeinen unſere Zeit als die Zeit der poetiſchen Gerechtigkeit bezeichnen; was das vorige Jahrhundert und die Aufklärungsperiode als Aberglaube und Unverſtand mit Spott geißeln, und mit Hohn brandmarken und lächerlich machen mußte, das erſcheint uns in ehrfurchtgebietender Würde, und ſelbſt in ſeinen Verzerrungen anerkennen wir die innere Folgerichtigkeit eines in ſich verſchloſſenen Gemüths, denn die traurigen Folgen für das Leben liegen uns ferne. Wehmuth ergreift uns, wenn wir dieſe Vergangenheit betrachten, wir haben das alte Innige verloren und nur ſtückweiſe ein Neues gewonnen. So wenig ich nun dieſe Bilder unmittelbar für den Zweck der religiöſen oder moraliſchen Aufklärung aufzuſtellen gemeint ſeyn kann, ſo wenig habe ich hiebei den einzigen und höchſten Lebenszweck der für den Fortſchritt arbeitenden Juden, die Emancipation, im Auge. Poeſie iſt ſich höchſter und einziger Selbſtzweck.

Unſere belletriſtiſche Literatur iſt überreich an jüdiſchen Romanen. Ich will hier ein Schema derſelben geben und verſuchen, ob ich vielleicht auch in der beliebten Weiſe mich hätte breit machen können.

Recipe: Zuerſt einen ſteinreichen aber auch ſteinharten alten Vater; in allem andern iſt er ein Unmenſch, nur ſeine Rahel (denn ſo und nicht anders, vielleicht höchſtens Judith darf ſie heißen) ſeine Rahel die liebt er noch mehr als ſeine Dukaten, oder doch faſt eben ſo ſehr. O, ſie iſt ſchön wie eine morgenländiſche Gazelle, und gebildet, ſo gebildet, daß ihr das Gold des Abendroths viel lieber iſt als alle die blinkenden Dukaten in den Goldkiſten ihres Vaters. Ach! und ſie ſpricht ſo ſchön, ſo ſchön wie die Bibel; o! und ihr zartfühlendes Herz.—ſie kann keinen ſchmutzigen Juden lieben! Seht her, da ſitzt ſie am Freitag Abend; Thüren und Fenſter ſind verſchloſſen, die Lichter brennen hell, und Rahel, die Prinzeſſin im Mährchen kommt ihr nicht gleich an Schönheit und reichem Schmucke. Will nun der Dichter recht gewiſſenhaft ſeyn, ſo ſchickt er zu ſeinem Univerſitätsbekannten, dem Vikarius, oder zu ſeiner Hauswirthin und läßt ſich ein A. T. holen, da ſteht's im hohen Liede, wie Rahel ausſieht. „Ihre Augen ſind wie Taubenaugen zwiſchen ihren Zöpfen, ihr Haar wie die Ziegenheerden, die beſchoren ſind auf dem Berge Gilead. Ihre Zähne ſind wie die Schaafe mit geſchorner Wolle, die aus der Schwemme kommen, die allzumal Zwillinge tragen und iſt keines unter ihnen unfruchtbar. Ihre Lippen ſind wie eine roſinfarbne Schnur, und ihre Rede iſt lieblich. Ihre Wangen ſind wie ein aufgeſchnittener Granatapfel zwiſchen den Zöpfen; ihr Hals iſt wie der Thurm Davids mit Bruſtwehr gebaut, daran tauſend Schilde hangen und allerlei Waffen der Starken. Ihre zwo Brüſte ſind wie zwei junge Rehzwillinge, die unter den Roſen weiden.“ Iſt nun Rahel nicht ſchön? ach! und der Unhold, ihr Vater ſtreichelt die Wangen, die ſo zart „wie Roſenduft in Lilienſchnee gewoben.“ Warum ſeufzet deine Bruſt und trübet ſich dein Antlitz, du Stern meines Himmels? ſo fragt Vater Abraham (NB. das Verbum iſt ſtets vorzuſetzen). „Sieh das Halsgeſchmeide,“ ſagt er, „das dir dein Chuſen (Bräutigam) geſchenkt hat, iſt unſer unter Brüdern 2000 fl. C. M. werth.“ Ach! er wußte nicht, wie dieſe Worte das weiche Herz ſeiner Tochter zerfleiſchten. Immer banger ſeufzte ſie. o! wie unglücklich war ſie, ihr Herz gehörte dem Ritter Hugo von Horſtenthal; gewiß, es war die reinſte Liebe, die ſie zu ihm hinzog, ſie war nicht lüſtern, Clauren und Heine hatten noch kein Publikum gefunden. Jetzt iſt es Zeit, daß man eine Judenverfolgung anſtellt, Ritter Hugo rettet Rahel, ſie geſteht ihm ihre Liebe. Rahel hat eine vertraute Amme, Ritter Hugo einen treuen Konrad; iſt es auch anachroniſtiſch, denn Rahel kann weder deutſch ſchreiben, noch Ritter Hugo die Feder führen, die poetiſche Licenz hat keine Polizei zu fürchten, die Liebenden ſchrieben ſich doch; ich ſage euch, im Werther ſind keine zarteren Philomelentöne als in dieſen Briefchen. Ein keuſches Rendez-vous in einer verſchwiegenen Jasminlaube findet ſtatt, eine Flucht wird verabredet, Rahel flieht und ſtiehlt ihrem Vater viel Gold und Juwelen. Ritter Hugo wird der ſchönen Jüdin bald überdrüſſig: eines Morgens ſieht ſie ſich verlaſſen, Ritter Hugo iſt mit den Kreuzfahrern nach dem gelobten Lande gezogen. Rahel wandert barfuß nach Haus in die Judengaſſe, ihr Vater iſt vor Gram geſtorben, jeder ſtößt ſie von der Thüre. Weinet, weinet mit mir, ihr zartfühlenden Griſetten, Friederiken, Emilien, Katharinen, wo ſoll ich meine Rahel unterbringen? Ich kann ſie als Buhldirne in der Welt umherziehen, die Schaar der Chriſtenheit vergiften, und dann ſich ſelber ermorden laſſen; aber ihr wendet euch von mir, ich habe euch eure Sonntagslektüre verdorben, ich werde für ein franzöſiſches Kraftgenie erklärt, und Herr Menzel ſchleudert ſeinen Blitz gegen mich, drum bleibt nur da, ich habe noch einen beſſern Ausweg. Rahel geht in's Kloſter, ach!

das liebe junge Blut, wie es weint in ſtiller Nacht ob ſeines Kummers. Verſchleiert pflegt ſie viele kranke Ritter; einſt wird ein verwundeter ſtattlicher Mann hergetragen, Rahel, die jetzt Urſula heißt, verbindet ihn; Hilfe! Hilfe! herbei mit Eau de Cologne, ſie wird ohnmächtig, ſie hat ihn ſo gut erkannt als wir, es iſt Ritter Hugo. Soll ich ſie in dieſer Ohnmacht ſterben laſſen? Nein, das griffe die Nerven zu ſehr an; er weckt die Himmelsbraut mit ſeinen Küſſen. Wollen wir ſie nun mit Ritter Hugo entführen? Nein, ſie entſagen gegenſeitig, ach! ſie ſprechen ſo ſchön, daß man weinen muß. Rahel ſtirbt bald am gebrochenen Herzen. Als Ritter Hugo ſeine Braut in die Kirche führt, hört er das Glöckchen von dem Kloſter läuten. Rahel wird zu Grabe gebracht.

So, hab' ich es nun recht gemacht? Darf ich nicht ſtolz darauf ſeyn, daß mich der alte Hofrath Th. Hell neben Wachsmann rangirt, und Menzel mir freundlich auf die Achſel klopft, und mich nur vor den Entſagungsromanen der Frau Thereſe Huber warnt? Nun werdet ihr auch die Güte haben, ihr zarten Griſetten, und werdet mich weiter empfehlen, und im nächſten Jahre bin ich unter den Freiern der Penelope und bringe euch ſchöne, ſchöne Bilderchen mit.

Auf dieſe Weiſe könnte ich mir vielleicht einen leidlichen Namen in der Literatur machen, aber alle dieſe Machwerke ſind Lügen, Lügen von A—Z. Die Judenmädchen waren gewiß zu allen Zeiten ſo ordonnanzmäßigen Herzens wie eure blonden Hofrathstöchter, ſie glichen, mit Anrechnung der verſchiedenen Verhältniſſe, zu allen Zeiten unſern ſchönen Banquierstöchtern zu Wien, Frankfurt und Berlin; ſie verlieben ſich in der Regel nicht einmal in einen Juden, etwa in einen äſthetiſch gebildeten Commis, ſie lieben den, bei dem es der Vater erlaubt oder befiehlt. Man macht die Judenmädchen gar zu intereſſant. Wo findet ihr hiſtoriſch im Mittelalter die Judenmädchen, die ſich zu Dutzenden in chriſtliche Ritter verlieben?

Ich will von dem faſt durchweg falſchen Colorit aller dieſer Romane nicht ſprechen: man wird mir es nicht als Anmaßung auslegen, wenn ich behaupte, daß es für einen Chriſten unendlich ſchwierig iſt, ſich ganz in die Innerlichkeit und die Details des jüdiſchen Lebens zu verſetzen. Vieles kann nur durch Erziehung, Gewohnheit und Tradition erfahren werden. Wir, die wir aus demſelben hervorgegangen ſind, haben den Beruf es der Welt darzulegen. Ein reicher Schatz von Sagen, Wundergeſchichten ꝛc. findet ſich im Munde des Volkes, wir wollen davon retten, was zu retten iſt.

Gerne hätte ich den vorliegenden Roman an das Ende meines Ghetto geſtellt, da dieſes im höheren Sinne mit Spinoza aufhört; aber ich muß geſtehen, ich konnte dem Drange der Idee, nachdem ſie mich erfaßt, nicht widerſtehen. Sodann dauert ja das Ghetto noch fort bis auf heute, es wird verſchwinden mit noch manchem Andern. —

Es ſey mir erlaubt, hier noch einige Bemerkungen über das vorliegende Werk rhapſodiſch anzureihen.

Hätte es nicht zu emphatiſch geklungen, ich würde dieſen Roman einen pſychologiſch-hiſtoriſchen genannt haben; denn der pſychologiſche Standpunkt iſt es, von welchem aus ich denſelben beurtheilt wünſchen möchte. Ich würde bedauern, wenn man dieſen Roman mit der gäng und gäben Bezeichnung eines philoſophiſchen belegte; mein Zweck war durchaus kein dogmatiſcher, ſondern ein rein poetiſcher.

Ich habe es verſucht, mich jener urſprünglichen Form der Erzählung zu nähern, die nichts hat als das Wort; ich habe mich nicht einmal vorleſend gedacht, und daher manche Zwiſchenfragen der Zuhörer eingeſchoben.

Jene durch die Franzoſen bei uns eingeriſſene Erzählungsart, wo es ausſieht, als ob man, Hut und Stock in der Hand, nur noch ſchnell Etwas erzählen müſſe, und Alles „rapid“ vor ſich gehen ſoll, habe ich zu vermeiden geſucht. Ich wollte ein jüdiſch-holländiſches Gemälde zeichnen.

Manchen ebräiſchen Ausdruck habe ich durch deutſche Provinzialismen wiedergegeben, weil mir das Hochdeutſche nichts vollkommen Entſprechendes bot.

Noch vieles hätte ich zu bemerken, denn ich geſtehe, daß ich nicht ohne Zagen dieſes Werk, das ſeit geraumer Zeit mich ganz erfüllte, hinausgebe in die Welt. Ich hoffe indeß, daß man die Nachſicht, die man einem Erſtlingswerke dieſer Art angedeihen läßt, auch auf dieſes ausdehnen wird, und will nun durch Selbſtgeſtändniſſe ſeiner Mängel der Kritik nicht vorgreifen.

Die Beilagen habe ich hauptſächlich deshalb angefügt, weil wir noch keine vollſtändige und kritiſch geordnete Biographie Spinoza's beſitzen *). Es konnte meine Abſicht nicht ſeyn, hier eine vollſtändige Darſtellung des Spinoziſtiſchen Syſtems zu geben, es war mir nur um die Geneſis deſſelben zu thun und hiebei gab mir ſeine wenig beachtete Schrift: de intellectus emendatione manchfachen Aufſchluß. Ich bin in der Darſtellung ſeiner Lehre blos ſeinen eigenen Schriften gefolgt und habe die vielen Compendien darüber gar nicht berückſichtigt; habe ich in der Auffaſſung gefehlt, ſo fällt der Feh-

---

*) Nur ein Beiſpiel ſey hier angeführt: In dem Briefe an Albert Burgh (Ep. 74) worin Spinoza den Beweis widerlegt, daß die vielen Märtyrer die Wahrheit der katholiſchen Religion bekunden, ſagt er: „Ich ſelbſt habe unter andern einen ſogenannten rechtgläubigen Juden gekannt, der mitten in den Flammen, da man ihn längſt todt glaubte, den Pſalm „„In deine Hand befehl' ich meinen Geiſt““ anſtimmte und im Geſange ſeinen Geiſt aufgab.“ Ich habe nicht ermitteln können, auf welches hiſtoriſche Factum ſich dieß bezieht, und es wäre von Intereſſe, wenn ein Geſchichtsforſcher dieſes nachwieſe.

ler mir ſelbſt zu. — Die Beilagen habe ich deshalb an den Schluß geſetzt, weil ich mich nicht daran gewöhnen konnte, den Leſer bei der Arbeit über die Achſel ſehen zu laſſen.

Eben ſo wenig war ich darüber beſorgt, daß mir eine literariſche Polizei Gedanken in die Seele hineinſpionire. Ich halte es für Pflicht eines jeden Schriftſtellers, dem die Ehre der deutſchen Literatur am Herzen liegt, ſich offen und unumwunden über das Treiben des Hrn. Menzel auszuſprechen. Ich weiche weder vor ſeinen joviſchen Blitzen, noch vor ſeinen meuchelmörderiſchen Stößen. Hr. Menzel hat nie offen und ehrlich wie ein Mann geantwortet, weder Börne, der ihm die wahre Geſtalt ſeiner Geſinnung, noch Strauß, der ihm das Weſen ſeiner Ignoranz darlegte. Ich darf mir nicht ſchmeicheln, daß Hr. M. mir antworten wird; ich will wahrlich nicht zum Ritter an Hrn. M. werden, denn es iſt keine Ritterehre mehr an ihm zu holen. Hr. M. mag mich zum nachgebornen jungen Deutſchland rechnen oder mich unter eine Rubrik der jüdiſchen Schriftſteller ſetzen, es iſt mir gleichgiltig. Will Hr. M. mein Glaubensbekenntniß? Ich glaube, daß Göthe unſer größter Dichter iſt, obgleich er ein Judenfeind war, und daß M. ein ſchlechter Critiker iſt, obgleich er ſich für einen Judenfreund ausgiebt. Paulus in Heidelberg haßt die Juden, weil die Alten zu ſimpel an Moſes glauben und die Jungen zu viel Poeſie haben, um ſeiner Meinung beizupflichten, daß Moſes und Chriſtus die Taſchenſpieler Jantjen und Philadelphia übertroffen hätten. Hr. M. wirft den Juden den Bettel vor die Thüre, weil ſie nicht an ſeinen äſthetiſchen Catechismus glauben, deſſen erſtes Gebot iſt: „Ich M. von Cotta's Gnaden, bin der Herr dein Critiker, der dich erlöſt hat aus den ägyptiſchen Fatalitäten Müllner's; du ſollſt keinen andern Critiker neben mir haben.“ Hr. Menzel möge merken, man kann Paulus verachten, und ſeinen Feind, den kleinen Wolfgang, obendrein.

Den 7ten April 1742 erließ der Pandurenführer Menzel von Ried aus folgendes Dekret*): „Dafern ſich die ſogenannten Landfähnler unterſtehen würden, auf zu ſeyn und wider mich zu offenſive agiren, ſo erkenne ſelbe für keine Miliz, wird auch nach der raison de guerre mit ihnen keiner Geſtalt verfahren werden, maßen ſelbe in lauter Lumpengeſindel, nichtswürdigen und odieuſen Leuten beſtehen, und alſo ſelbe von mir mit keinem andern Tractament oder Pardon gewürdigt werden ſollen, als daß Einer dem Andern Naſen und Ohren abſchneiden und, wenn ſolches geſchehen, der civilen Juſtiz zum Aufhenken ſollen übergeben werden.“ Hat Hr. Wolfgang Menzel dieſes Dekret des Vetter Pandurenführers nicht buchſtäblich befolgt? Es iſt zu bedauern, daß beide zufällig eine ſchlechte Sache zu bekämpfen hatten. Nur der eine Unterſchied findet ſtatt: der Pandurenführer Menzel hat keine vergifteten Waffen geführt, Hr. Wolfgang Menzel trug ſie, und die Lüge als Panier.

Ich bitte meine Leſer um Entſchuldigung, daß ich ſie ſo lange in der Geſellſchaft des Hrn. Menzel aufhielt; ich mußte mich über ihn ausſprechen, und konnte keinen ſchicklicheren Ort finden; ich mußte mich vorn herein dagegen verwahren, bei der Polizei verleumdet zu werden. Schließlich ſehe ich mich in Bezug auf dieſes Buch noch veranlaßt, die Worte meines großen Helden herzuſetzen: Scio, me hominem esse, et errare posse; ne autem errarem sedulo curavi, et apprime, ut quidquid scriberem, legibus patriae, pietati, bonisque moribus omnino responderet.

Stuttgart, den 28. Sept. 1837.

W. A.

---

*) S. Schleſſer's Geſchichte des 18ten Jahrhunderts, erſte Ausgabe S. 143.

* * *

Das Ghetto.

I.

Spinoza,

ein hiſtoriſcher Roman.

1. Akoſta.

'Sie haben mich geſchmähet, mißhandelt und verbannt,
Wär' ihnen Macht gegeben, ſie hätten mich verbrannt.
Chamiſſo.

So lang dieß Herz auf Erden ſchlug,
Hab ich erlebt, genug, genug,
Um ein Vergehen, ein Verſchwinden,
Ein Loos, der Sehnſucht werth zu finden.
Lenau.

Es war am Freitag Abende den 26. April 1647 als in einem ganz abgelegenen Winkel des jüdiſchen Friedhofes zu Amſterdam emſig geſchaufelt wurde, um eine eben eingeſenkte Bahre zu verſchütten. Kein Klagender ſtand dabei. Die Anweſenden zertheilten ſich in verſchiedene Gruppen, wo man theils von den Begebenheiten des Tages, theils von dem Leben und Sterben deſſen, der hier der Erde übergeben wurde, ſich unterhielt, und die am Grabe ſelber beſchäftigt waren, ſputeten ſich ſchweigend und mit gleichgiltigen Mienen, denn ſchon mahnte die Sonne, die ſich gen Weſten neigte, daß es bald Zeit ſey „das Antlitz des Sabbaths zu begrüßen.“ Nur zu Häupten des Grabes ſtand ein blaſſer Jüngling, der nachdenklichen Blickes die braunen Schollen in die Grube hinabwälzen ſah. Mit ſeiner Linken zerpflückte er, ohne es zu wiſſen, die Knospen, die an dem glattgeſchornen Buchenzaune hervorkeimten, und die es noch kaum gewagt hatten ihr Auge den warmen Blicken der wetterwendiſchen Aprilſonne zu öffnen. „Junger Freund“, redete in ſpaniſcher Sprache ein Fremder den Jüngling an, „ihr ſeyd wohl der einzige Anverwandte deſſen, der da unten ruht, ich ſeh's euch an, ihr kanntet ihn gut, und könnt mir wohl am beſten ſagen, wer es denn iſt, der hier wie ein Verpeſteter eingeſcharrt wird, ohne Trauerwort, ohne Klage, ohne Seufzer. Ich bin fremd —“ „Ich bin nicht mehr mit ihm verwandt als ihr“ — ſprach der Jüngling nach einigem Zaudern — „wofern ihr, wie ich vermuthe, von Israels Stamm ſeyd. Wohl müßt ihr fremd und von fernen Landen herbeigekommen ſeyn, da ihr das Schickſal dieſes Unglücklichen, Gottverlaſſenen nicht kennt; o! er war groß und herrlich und wie iſt er in die Grube geſunken" — „Ich bitt' euch", unterbrach der Fremde, „macht es nicht wie die andern die ich ſchon befragte, als ich von der Straße aus hierher einlenkte, erzählt." — „Kennt ihr das Geſchlecht der da Coſta aus Oporto?" fragte der Jüngling. „Wer hätte in Spanien gelebt, zu dem der Ruhm dieſes Geſchlechtes nicht gedrungen wäre? die angeſehenſten Ritter trugen dieſen Namen, Miguel da Coſta, nach deſſen Tode ſeine ganze Familie aus Oporto verſchwand, war einer der ſtattlichſten Ritter, die ich auf dem Turniere zu Lisboa geſehen; er war einſt ein eifriger Anhänger unſerer heimlichen Gemeinde geweſen" — „Der nun dort endlich ſeine Ruhe gefunden", begann der Jüngling, „das war ſein Sohn, und wie mir mein Vater oft ſagte, in Geſtalt und Haltung das vollkommene Ebenbild ſeines Vaters. Gabriel, ſo hieß er, war in allen ritterlichen Künſten geübt, in allen Wiſſenſchaften erfahren, beſonders in der Jurisprudenz. Obgleich ſchon frühe von Religionszweifeln gemartert, hatte er dennoch in ſeinem 25ſten Jahre das Amt eines Schatzmeiſters bei der Stiftskirche übernommen; da erwachte endlich ſein Eifer für die angeſtammte Religion, und er verließ mit Mutter und Brüdern das Land, wo die Gebeine ſo vieler ob unſeres Glaubens Erſchlagenen ruhen, wo Juden ohne Zahl vor Bildern knien und ſie küſſen die ſie" — Hier hielt der Jüngling plötzlich inne, und horchte auf das Geſpräch zweier die am Grabe ſchaufelten. „Gott verzeih mir meine Sünden", ſprach der eine, „aber ich bleib doch dabei, der Böſewicht hätt' es nicht verdient, daß er noch am Freitag Abend begraben wird, ſo iſt er nun, weil der Sabbath eintritt, der Qualen der erſten Verweſung überhoben. Jetzt, wenn er hinüberkommt, kömmt er zum gedeckten Tiſch, er braucht auch nicht alsbald in das Gehinom (die Hölle) einſpazieren, denn am Sabbath dürfen ja alle Böſewichter von ihren Qualen ruhen; ich hab's ja geſagt, man ſoll ihn liegen laſſen bis Sonntag Morgen, wär' immer noch Zeit genug für die Beſcheerung die er bekommt, und am Ende verleitet er uns noch in ſeinem Tode, ein Loch in den Sabbath hinein zu arbeiten. Drum mach, daß wir fertig werden.“ „Ja, ja“, entgegnete der andere, „der wird ſich wundern wenn er hinüberkömmt, und ihn die Würgengel mit feurigen Ruthen peitſchen; da wird er's doch wohl glauben, daß die Seele unſterblich iſt und daß es noch eine andere Welt giebt, was er ſein Lebtag nicht einſehen wollte. Meinſt du nicht auch?“ „Ich bitt' euch, erzählt mir weiter,“ ſprach der Fremde. „Ihr habt's gehört, was die da ſagten,“ erwiederte der Jüngling, „und der Kleine dort mit dem hohen Rücken, der jetzt ſo über ihn ſchimpft, hat viel Gutes von ihm genoſſen, denn ſeine Mildthätigkeit war ohne Grenzen. Doch, ich will euch ſchnell noch weiter erzählen. Er kam hierher nach Amſterdam, unterwarf ſich allen Vorſchriften und trat in unſern Glauben ein. Er führte von nun an den Namen Uriel Akoſta. Er befolgte eifrig was geſchrieben ſteht: „Du ſollſt darin forſchen Tag und Nacht.“ Man hat mir oft erzählt, es war rührend mit anzuſehen, wie der ſtattliche Mann es nicht verſchmähte, ſelbſt von einem kleinen Jungen ſich belehren zu laſſen, nur um die heilige Schrift in ihrer Urſprache leſen zu können. Aber bald iſt ein unheiliger Geiſt in ihn gefahren, und er begann zu ſpotten über unſere frommen Rabbinen. Ihr habt's von denen dort gehört, welche Grundlehren er geleugnet, er hat die Sünden ſeines Herzens in Schriften niedergelegt und ſie noch durch das götliche Wort begründen wollen. Rabbi Salomon de Silva, unſer berühmter Arzt, hat ſeine Lügenlehren gründlich widerlegt. Akoſta ward in den Bann gethan, er befreite ſich davon durch Widerruf. Aber der Widerſpruchsgeiſt in ihm ruhte nicht; er widerſetzte ſich nicht nur unſerer heiligen Religion, indem er, wie ſein eigener Neffe von ihm ausſagte, den Sabbath entweihte und verbotene Speiſen genoß, zweien Chriſten, die zum Judenthum übertreten wollten, ſolches aufs höchſte widerrieth, ſondern er ſprach ſich auch noch öffentlich gegen alle Religion als ein wahrer Gottesleugner aus. Sieben Jahre lang weigerte er ſich, den Vorſchriften unſerer Religion nachzuleben, und ſich der Strafe, die ihm dafür auferlegt würde, zu unterziehen. Von Tag zu Tag glaubte man er würde zurückkehren; doch als es nicht geſchah, ſollte er in den großen Bann gethan und auf ewig aus unſerer Gemeinde ausgeſtoßen werden. Auf Zureden ſeines ehemaligen Freundes, des frommen Rabbi Naphthali Pereira, unterwarf er ſich dem Ausſpruche des Sanhedrin und trug ſtandhaft alle die harten Strafen, die man über ihn verhängte. Mein Vater hat es oft geſagt, hätte Akoſta für unſere Religion in die Schlacht ziehen dürfen, er wäre freudigen Muthes für ſie in den Tod gegangen, aber für ſie leben konnte er nicht. Häusliche Zerwürfniſſe, die rückgängig gewordene Heirath mit einer Tochter des Joſua de Leon zerrütteten ſeinen Geiſt vollends. Er hat als Teſtament eine Beſchreibung ſeines Lebens hinterlaſſen, worin er ſich zu vertheidigen ſucht; wenn ihr aber in Amſterdam verweilt, könnt ihr noch manches Andere über ihn vernehmen. Schon ſeit langer Zeit ſprach er ganz gegen ſeine frühere Weiſe faſt mit Niemanden mehr ein Wort; man hielt es für

Reue, aber er brütete auf eine neue Unthat. Den R. Naphthali Pereira, mit dem er einſt ſo vertrauten Umgang gepflogen, den mied er jetzt ſtets, denn er hielt ihn für den Urheber ſeiner Leiden und ſeines Mißgeſchicks. Geſtern früh, als er aus der Synagoge kömmt und an Akoſta's Haus vorübergeht, ſchießt der Abtrünnige mit einer Piſtole nach dem frommen Manne. Er war ſonſt ein guter Schütze und ſoll in ſeiner Vaterſtadt deshalb berühmt geweſen ſeyn, aber ein Engel vom Himmel muß ſeinen Arm geleitet haben, denn es iſt wunderbar, daß er den frommen Mann nicht beſchädigte! Er muß auf alles vorbereitet geweſen ſeyn, denn gleich darauf ergriff er eine zweite geladene Piſtole und ſchoß ſich in den Mund, daß ſein Gehirn bis an die Decke hinauf geſpritzt ſeyn ſoll. Drum wird er nun ſo ehrlos —" „Baruch!" unterbrach hier den Jüngling eine lange Geſtalt die ſich ihm näherte, „Baruch, komm, es iſt Alles fertig, wir wollen mit unſerm Lehrer heimgehen." „Ich komme, Chisdai", erwiederte Baruch, verbeugte ſich vor dem Fremden und ging zu der Stelle, wo die verſammelten Anweſenden das in aramäiſcher Sprache verfaßte Gebet für die Auferſtehung der Todten und den Wiederaufbau Jeruſalems ſprachen. Beim Herausgehen raufte ein Jeder dreimal Gras aus dem Boden, warf es über dem Kopfe hinweg hinter ſich und ſprach hiebei die ebräiſchen Worte: „Sie ſproſſen aus der Stadt wie das Gras des Feldes“ (Pſ. 72, 16.). Vor dem Friedhofe wuſch man ſich mit bereit gehaltenem Waſſer dreimal die Hände, um ſich von der Berührung der Dämone, die auf dem Todesacker hauſen, zu reinigen. Dabei mußte man den Vers (Jeſ. 25, 8.): „den Tod verſchlingt er auf ewig ꝛc.“ ſprechen. Jetzt erſt machte man ſich auf den Weg nach Hauſe; aber auch beim Gehen mußten noch dreimal die Verſe von Pſ. 90, 15. und Pſ. 91 geſprochen werden. Dem Ritus gemäß mußte man ſich jedesmal beim Beginn der Verſe auf einen Stein oder auf einen Raſen ſetzen, bis der erſte Vers geſprochen war, dann förderte man wieder betend ſeine Schritte. So gingen Baruch und Chisdai, ihr Lehrer R. Saul Morteira in der Mitte.

„So mögen alle deine Feinde zu Grunde gehen, Herr!“ (B. d. Richt. 5, 31.), ſprach Chisdai endlich, „an dieſem ſtolzen Uriel hat ſich das Strafgericht Gottes doch wieder in aller ſeiner Herrlichkeit geoffenbart. Ich ſehe ihn noch vor mir, wie er im weißen Sterbehemde öffentlich in der Synagoge ſein Sündenbekenntniß ablas, das war nicht ſeine gebieteriſche Stimme von ſonſt, er trug ſeine Stirne nicht mehr ſo übermüthig hoch; aber was nützte es, daß er, wie der Prophet Jeſaias ſagt, ſein Haupt wie Schilf beugte? und wie er dann in die Ecke geführt wurde, wie man ſeine Simſonsarme an die Säule feſtband, wie man ſeinen breiten Rücken entblößte, das Alles ſeh' ich noch ſo deutlich vor mir, als ob es jetzt vor meinen Augen geſchehe. Der Chacham ſtand neben dem Küſter und ſprach den Vers (Pſ. 78, 38): „Der Allbarmherzige vergiebt Sünden, ſchonend wendet den Zorn er, dämpft ſeinen Grimm er.“ Dreimal ſprach er die 13 Worte und bei jedem Worte gab der Küſter dem Uriel einen Schlag auf den bloßen Rücken. Nicht den geringſten

Schmerzenslaut ließ er vernehmen, und als er die Zahl längſt erhalten hatte, lag er noch immer regungslos da, ſein Mund küßte den Boden, den ſein Fuß ſtets zu betreten ſich geweigert hatte. Endlich wurde er wieder angekleidet und an den Ausgang der Synagoge geführt; dort unter der Thüre mußte er hinknieen, der Küſter hielt ihm den Kopf, und ein jeder, der aus der Synagoge ging, ſetzte einen Fuß auf ſeinen mit Schwielen beſäten Rücken und ſchritt über ihn weg; ich machte mich ſchwerer als ich auf ihm ſtand, daß er meinen Tritt auch fühlte. Ich ſage dir, es iſt ſchade, daß dein Vater gerade jenen Tag mit dir verreiſt iſt; ich ſah ihn dann, wie er, da Alles fort war, ſich aufraffte, nochmals in die Synagoge zurückging, die heilige Lade ſtürmiſch aufriß und lange hinſtarrte auf die Geſetzesrollen, bis ihn der Küſter ans Weggehen mahnte. „Sind mir die Himmels-Thore jetzt wieder offen?" fragte er, und mir war's, als ob er ein gellendes Gelächter dabei ausſtieße. Er hüllte ſich in ſeinen Mantel und ſchlich ſich nach Hauſe. Gottes Wege ſind gerecht, er iſt in die Grube gefallen, die er andern gegraben. So müſſen ſie alle zu Grunde gehen. Er iſt verloren hier und dort." Chisdai ſchielte nach ſeinem Lehrer, um aus ſeinen Mienen den beifälligen Lohn ſeines heiligen Eifers zu leſen; dieſer aber ſchüttelte nachdenklich den Kopf und ſprach noch leiſe das Gebet vor ſich hin. Baruch hatte ſchon zweimal den Mund geöffnet um ſeinem Mitſchüler zu antworten; doch in der Furcht, er könnte aus Mitleid mit ſeinem Schickſale den Sünder zu warm vertheidigen, hatte er geſchwiegen. Als er aber jetzt das Mißfallen ſeines Lehrers ſah, ſprach er ermuthigt: „Du ſcheinſt das Beiſpiel Hillels nicht befolgen zu wollen, der in dem Verſe (Pſ. 104, 35.): „O daß die Sünder von der Erde vergingen, auf daß die Gottloſen vernichtet wären," das Wort „Sünder" in „Sünden" verwandelte; denn wo giebt es einen Gerechten auf Erden, der nur Gutes thue und nicht ſündige? (Pred. 7, 20.) Du weißt, auch ich verabſcheue jene Lehren, die den wirren Uriel verleiteten, daß er noch mit einer Sünde ſich den Einlaß ins Jenſeits erbrach. Da er noch lebte, haben ihn die Menſchen gerichtet wie es ſich gebührte; nun er todt iſt, darf nur Gott ihn richten.“ Der Rabbi nickte Baruch freundlich zu, noch immer ohne ein Wort zu ſprechen, da er noch immer mit dem Pſalm beſchäftigt war; vielleicht aber dehnte er abſichtlich ſeine Lippenbewegungen ſo in die Länge, um dem Kampfe ſeiner Schüler noch länger auf erhöhtem Standpunkte zuzuſchauen. „Es ſteht ja aber auch geſchrieben, ſprach Chisdai trotzig (Spr. 10, 7.): „Der Name der Gottloſen ſoll verfaulen.“ Lautlos gingen die drei noch einige Minuten neben einander, ein jeder eigenthümliche Gedankenverbindungen im Sinne hegend. Endlich brach der Lehrer ſein trappiſtenartiges Schweigen. Er verwies Chisdai ſeinen Fanatismus, ſtimmte aber auch Baruch nicht vollkommen bei, indem die Thalmudiſten unter gewiſſen Beſchränkungen allerdings ein Urtheil über die Todten geſtatten; er machte hiebei einen ſubtilen Unterſchied zwiſchen Sündern und Gottloſen, um die Widerſprüche zwiſchen mehreren Stellen zu löſen.

„Iſt der Selbſtmord in der heiligen Schrift verboten?“ fragte Baruch nach einer Pauſe.

„Was das wieder für eine Frage iſt,“ antwortete der Rabbi mürriſch, „kennſt du denn das ſechſte Gebot nicht?“ „Ihr habt mir aber einſt geſagt, daß die Zehngebote nur Pflichten gegen Gott und Nebenmenſchen, die Pflichten gegen ſich ſelber aber nicht enthalten.“ „Die nächſten Anverwandten,“ ſagte Chisdai, „dürfen ja für einen Selbſtmörder die Trauergebräuche nicht halten, alſo iſt der Selbſtmord gewiß verboten.“ „Das iſt ein unhaltbarer Schluß rückwärts für den, der die Wirkung in Frage ſtellt“, ſagte Baruch, aber nur in ſeinem Innern, denn auszuſprechen wagte er es nicht. „Du mußt heut' etwas ganz beſonderes haben,“ ſagte der Rabbi, „daß du wieder auf ſolche Querfragen verfällſt.“ „Ich muß geſtehen,“ erwiederte Baruch, „als ich da draußen ſtand unter den Grabhügeln, überkam mich wieder eine Erinnerung jenes Wehmuthsgefühles, das mir einſt, da ich als Knabe von ſieben Jahren dieſe Stätte zum erſtenmale beſuchte, lange und vielen Kummer bereitet hatte. Sie hatten damals meinen Oheim begraben. Von der Zeit meines erſten Denkens erinnere ich mich ſtets des Oheims; da er meiſt krank war, war er viel zu Haus und gab ſich am meiſten mit uns Kindern ab. Als nun alle Leute den Friedhof verließen, der eine in die Schule, der andere nach dem Hafen oder auf die Burſa, ein dritter in ſeine Werkſtätte oder in ſeinen Kaufladen ging, konnte ich gar nicht begreifen, wie das Alles ſo fortgehen könne, da ja der Oheim nicht zu Haus iſt. Ich weinte den ganzen Tag und ſchalt über die Leute, die den kranken Mann da draußen einſam liegen ließen, ſich gar nichts um ihn bekümmern und thun als ob man von gar keinen Oheim was wüßte. Meine Mutter — ihr Andenken ſey geſegnet — hatte unſägliche Mühe mir meine Angſt auszureden, es wollte ihr nicht gelingen. Oheim Immanuel, ſagte ſie immer, ſey nicht allein und nicht mehr krank, er ſey geſund und munter droben bei Gott mit allen ſeinen Vorfahren und allen guten Menſchen. Ich ſchrie immer: ja, du haſt's nicht geſehen, aber ich; ſie haben ihn hineingelegt in eine tiefe Grube, und haben viel große Erdſchollen auf den Kaſten geworfen, worin er geſchlafen hat; du hätteſt nur hören ſollen, wie das gepraſſelt hat, er iſt gewiß aufgewacht und jetzt kann er nicht mehr heraus. Meine Mutter hatte große Noth mit mir, ſie ſuchte mir auf alle mögliche Weiſe zu erklären, daß das nur der Körper des Oheims ſey, der da draußen verſchüttet liege, er ſelbſt, d. h. ſeine Seele, ſey bei Gott. Ich konnte das nicht begreifen, ich ſah, wie weh es meiner Mutter that, mich nicht ganz befriedigen zu können; mein Vater hätte mich damals mit ſolchen Fragen barſch abgewieſen. Aus Liebe zu meiner Mutter und von kindlichen Zerſtreuungen darin unterſtützt, vergaß ich endlich den Oheim Immanuel und die Angſt um ihn, ohne daß ich wußte wie. — Als ich nun ſo eben am Grabe Uriels ſtand und mir ſeine Schickſale und ſeine Geſinnungen vergegenwärtigte, ſchoß jene Erinnerung plötzlich wieder in mir auf; ich war mit Gottes gnädiger Hilfe ſeitdem ein anderer geworden; aber den Unglücklichen, dachte ich, hat ſein ganzes Lebenlang jenes Schmerzgefühl nicht verlaſſen, das das Herz ewig erzittern macht. Da konnte ich wahrlich nur Mitleid mit ihm haben; wunderbar iſt es aber doch, daß oft Kinder gerade an denſelben Gegenſtänden ſich ſtoßen, wie Ungläubige und Zweifler.“ „Weil nur, wer das Leben begreift, auch den Tod zu faſſen vermag,“ fiel der Rabbi ſchnell ein, und ſpendete ſich im Stillen ein Lob über ſeine lakoniſche Antwort. „Du weißt, Baruch,“ fuhr er dann fort, „ich erkenne deine Gaben, mit denen dich Gott geſegnet hat, aber du läſſeſt dich auf Abwege verleiten, du grübelſt viel zu ſehr über Dinge, die nun einmal unergründlich ſind, klügle nicht zu ſehr, warum willſt du verderben? ſagt der König Salomo (Pred. 7, 17.).“

Unter ſolchen Geſprächen war man endlich am Hauſe des Rabbi angelangt. Baruch hatte bei ſich den ernſtlichen Vorſatz gefaßt, den erhaltenen Rath zu befolgen. Der Rabbi erinnerte mit bedeutungsvoller Miene ſeine Schüler, daß morgen der 6. Ijar ſey. Man trennte ſich, ein jeder begab ſich nach Hauſe um noch ſchnell die Kleider zu wechſeln, und dann in die Synagoge zu eilen.

* * *

2. Ein Freitagabend.

Der Sabbath iſt ein Abglanz aus dem jenſeitigen Leben.

Aus dem Thalmud.

Und er ſah die Ruhe, daß ſie gut iſt, und das Land, daß es luſtig iſt.

1. B. M. 49, 15.

In dem Eckzimmer des hohen Hauſes mit den großen Bogenfenſtern und der reichen Stukkaturarbeit, das auf dem Burgwall ohnweit der Synagoge ſtand, herrſchte heute Abend eine ſeltene Pracht und Lichtfülle. Die ſilberne in der Mitte des Zimmers hängende Lampe, deren ſeltſame Arabesken ſonſt von einer Florwolke eingehüllt waren, glitzerte hell im Widerſchein der ſieben Lichter, die kreisförmig an ihr brannten. Sie hatten der Herrlichkeiten noch gar viele zu beleuchten: die Polſter der kunſtreich geſchnitzten Seſſel hatten ihre werkeltägigen grauen Ueberzüge abgeſtreift und boten die Farbenpracht ihrer gold- und ſeidengeſtickten Blumen und Vögel dem Auge des Beſchauers, ſo daß man dem bunten Teppiche, der auf dem Boden ausgebreitet lag, kaum einen Blick widmen mochte. Die glänzenden Trinkſchalen und Gläſer, die auf den Schränken ſymmetriſch geordnet ſtanden, ſpiegelten das Licht in manchfachen Strahlenbrechungen zurück. Vom Ofen her durchwürzte ein leiſer Duft von Sandelholz die Atmoſphäre des ziemlich geräumigen Zimmers, in deſſen Mitte, gerade unter der Lampe, ein runder Tiſch ſtand. Er war mit röthlich damascirten Linnen bedeckt, die ſilbernen Becher und Krüge ſchienen einer kleinen aber heitern Geſellſchaft zu harren. An der Wand gegen Oſten hing ein auf vergilbtem Pergament gezeichnetes Bild, und drüber ſtanden mit goldenen Buchſtaben die ebräiſchen Worte: Von dieſer Seite weht der Hauch des Lebens. Ein vom Alter gebräunter Rahmen umſchloß die halbverwiſchten Conturen, aus denen jedoch das Bild einer alten

Stadt noch leicht erkenntlich war; drunter ſtand mit ebräiſchen Buchſtaben: Und die übrigen Völker um euch her ſollen erfahren, daß ich der Herr bin, der da bauet was zerſtöret, und pflanzet was verheeret war. Ich der Herr ſage es und thue es auch. (Heſ. 36, 36). Es war die alte Gottesſtadt Jeruſalem, und wohl manches Auge, das ſchon längſt vermodert im dunkeln Schooß der Erde, blickte durch Thränen der Trauer oder mit dem Freudenblitze der Sehnſucht auf dies vergilbte Pergament. — Sonſt war kein Bild zu ſchauen innerhalb der vier Wände, die mit reichen Tapeten geſchmückt waren. Es hätte einer minder ſcharfen Beleuchtung bedurft, um die auf der Ottomanne ausgeſtreckte Mädchengeſtalt für eine zwar verhüllte aber doch lebensgetreue Kopie des Magdalenenbildes von Correggio zu halten, und doch erinnerte ſie unwillkürlich an das Bild des lombardiſchen Meiſters. Das runde Köpfchen nachläſſig auf die zarte Rechte geſtützt, deren Finger ſich in den kunſtlos herabwallenden ſchwarzen Locken verloren, lag ſie unbeweglich da; auch vor ihr lag das Gebetbuch aufgeſchlagen, auch ihr

Auge ſchweifte über daſſelbe hinweg und ſtarrte hinein in die Umgebung; alle Gegenſtände verſchwanden und verſchwammen vor ihr, nur ein Gedanke war's, auf dem der Glutblick dieſes in Kryſtallglanz ſchwimmenden blauen Auges haftete. War's Andacht, war's der Gedanke an Gott, in dem ihre Seele ruhte? war's eine holdſchimmernde Erinnerung, die vor ihr auftauchte, oder ſind's traumhafte Bilder der Zukunft, die ſie umgaukeln und jenes engelhafte Verlangen um die Roſenlippen legen und den Pulsſchlag des Herzens verdoppeln? Oder iſt es jenes unbewußt ſelige Traumwachen, welches das Mädchen, das zur Jungfrau reift, ſo oft überraſcht und namen- und gegenſtandloſes Verlangen in ihm erregt? — Eine ſabbathliche Stille ruhte auf der ganzen mährchenhaft geſtalteten Umgebung. — „Ich gläub's daß du müd biſt, Miriam, es iſt gar kein Wunder,“ ließ ſich eine näſelnde Stimme vernehmen, indem ſich die Thüre öffnete. Es war als ob ein ſchmutziger Stallbeſen plötzlich in eine kryſtallene Phantasmagorie flöge. Miriam ſprang haſtig auf, ſtrich ſich die Haare aus der Stirne, küßte inbrünſtig das Gebetbuch, legte es auf das Fenſtergeſims, und lockerte ſchnell die Ottomanne wieder auf. „Nun? was iſt das für ein Schreck? meint einer es käm' eine Hex. Es iſt wahr, man kann an mir erſchrecken wie ich ausſeh, ich hab noch nicht Zeit gehabt meine Schmutzkleider auszuziehen, das heißt aber auch einmal geſchafft;“ ſo ſprach die alte Chaje, und in der That, ihr ganzer Aufzug konnte zu dem Prädikate, das ſie ſich ſelber beilegte, auffordern. Eine in Rauch gebräunte Haube bedeckte ihre grauen Haare genugſam; nur einzelne lockere ſpannen ſich vorwitzig wie Herbſtfäden über das runzlige Geſicht herab; ein Kohlenſtreif auf der linken Wange bis über die Hälfte der Naſe war von Miriam bemerkt worden, und die Chaje war eben vor dem Spiegel beſchäftigt, um denſelben mit ihren ſpeichelbenetzten Fingern abzuwiſchen. „Du haſt ganz recht gethan,“ fuhr ſie fort, während ſie ſich mit ihrer Küchenſchürze abtrocknete, „du haſt ganz recht, daß du dich ein bischen niedergelegt haſt, für was ſteht das Ding das ganze Jahr da und wird nicht gebraucht? Ich wollt', ich könnt' mich jetzt gerad in's Bett legen, ich wollt' gar nichts zu Nacht eſſen, ſo müd bin ich; wenn man bald achtzehn Jahr in einem Dienſt iſt, ſpürt man die Strapazen, ſie ſetzen ſich nicht in die Kleider. Du wirſt auch müd ſeyn, zehn mal rauf und runter, alles ſelbſt ausräumen, dem Fremden ſein Bett zurecht gemacht, es iſt keine Kleinigkeit, es iſt aber jetzt auch alles proper, er wird ſich verwundern. Wie gut iſt es, daß du den Fiſch noch gekauft haſt. Wein, Fiſch und Fleiſch, das hat der Arme unter den Armen jeden Sabbath, ohne Fiſch iſt kein rechter Sabbath, es ſteht ja auch in der Thorah. Du biſt ſo eine gute Haushälterin, daß du bald heirathen darfſt; du ladſt mich doch auch zur Hochzeit? Mach nur, daß du keinen ſolchen kleinen Schlemiehl bekommſt wie deine Rebekka. — Haſt du geſehen, wie der Baruch heut wieder ausſieht? wie wenn er ſchon zehn Jahr unter dem Boden gelegen hätt'. Ich fürcht', ich fürcht', das viele Lernen kann ihm, Gott bewahre! an ſeiner Geſundheit ſchaden. Tag und Nacht nichts als Lernen und Lernen, wo ſoll das hinaus? Mein Bruder Abraham hat einen Sohn gehabt, der war ſo geſcheidt wie Riſtotles, der hat auch zu viel gelernt, bis er ſich am Ende ganz hinterſinnt hat. Doch ſtill, ich glaub' die Synagog iſt ſchon aus, ich muß gehen, ich darf mich vor keinem ehrenhaften Judenkind ſehen laſſen wie ich daherkomme, ſie kommen ſchon die Stieg herauf" — und hiemit wiſchte ſie zur Thür hinaus. Miriam war froh, die leidige Schwätzerin los zu werden. Ihr Vater, der Fremde, den wir auf dem Friedhofe mit Baruch im Geſpräche gefunden hatten, und Baruch ſelbſt trat ein. Miriam ging ihrem Vater entgegen, neigte ſich vor ihm und dieſer legte beide Hände auf das Haupt ſeiner Tochter und ſegnete ſie leiſe mit den Worten: „Der Herr mache dich gleich den Erzmüttern Sarah, Rebekka, Rahel und Lea." Auch Baruch ſegnete er und ſprach dabei leiſe: „Der Herr mache dich gleich Ephraim und Menaſſe." (Gen. 18, 20) Der Vater und Baruch ſangen ein kleines Gebet, worin ſie die Schaar der Engel begrüßten, die jedesmal am Sabbath in's Haus des Juden einziehen. Der Fremde betrachtete das an der Wand hängende Bild. „Kennſt du es noch, Rodrigo?" ſagte der Vater, nachdem er ſein Gebet geendet, „es iſt ein altes Erbſtück und hing einſt in unſerer Kellerſynagoge zu Guadalajara, ich habe es mit vieler Gefahr gerettet." Während die Beiden nun von ihren ehemaligen Zuſammenkünften ſprachen, ſtanden Baruch und Miriam am andern Ende des Zimmers. „Du machſt ja heute wieder ein furchtbar finſteres Geſicht," ſagte Miriam und ſtrich ihrem Bruder mit ihrer lieblich weißen Hand die Haare aus der Stirne; „da komm an den Spiegel, ſieh die alte Runzel, die ſo ein ſchönes Thal auf deiner Stirnfläche bildet; nicht wahr, dein Schönheitsſinn würde durch eine allzugroße Ebene beleidigt?" „Laß mich," ſagte Baruch unwillig, „ich habe nicht Zeit wie du, den ganzen Tag in den Spiegel zu gucken, ſey zufrieden, wenn du dir gefällſt, ich bin nun einmal ſo und kann mich nicht ändern." Das Mädchen zog ſich verſchüchtert zurück, heimlich grollend und auf das Geſpräch der Männer horchend. „Das iſt eine Fügung Gottes, wofür ich ihm ewig danke, daß ich dich ſogleich beim Vorübergehen erkannte," ſagte der Vater zu dem Fremden; „alſo du kennſt meinen Baruch ſchon? ſiehſt du, das dort iſt meine jüngſte Tochter, wie alt biſt du jetzt, Miriam?" „Nur ein Jahr jünger als der Baruch," ſagte das Mädchen hocherröthend, indem ſie dadurch das herriſche Weſen ihres Bruders zu ſtrafen gedachte. „Närriſche Antwort," ſagte der Vater. „Sie iſt, glaub' ich, vierzehn Jahr alt. Ich habe noch eine ältere Tochter, Rebekka, die hier verheirathet iſt." „Nun meine Lieben, auch ich habe zwei Kinder," ſprach der Fremde, „meine Iſabella iſt ungefähr ſo alt als du, Miriam, mein Sohn wird jetzt zwanzig Jahre alt, ich hoffe, wenn meine Kinder hieher kommen, ihr nehmet euch ihrer an, beſonders was unſere heilige Religion betrifft, denn darin ſind ſie noch unerfahren. Aber hör einmal," fuhr der Fremde fort, indem er ſich mit verſchränkten Armen vor Baruch hinſtellte, „es iſt mir unbegreiflich, daß ich deinen Baruch nicht augenblicklich auf dem Friedhofe erkannte, wenn ich ihn ſo jetzt betrachte: dieſe eigenthümliche Bräunlichkeit der Geſichtsfarbe, dieſe langen, etwas finſter hereingezogenen ſchwarzen Brauen, ganz wie du in deinen jungen Jahren, wenn du auf einen abentheuerlichen Staatsſtreich ſanneſt, auch dieſe Falte auf der unebnen Stirne, das biſt ganz du, dagegen die gekrausten ſchwarzen Haare, die etwas hervorſtehenden Backenknochen, die fein geſchnittenen Lippen mit den ſanften Anlagerungen um die Mundwinkel, weißt du wie himmliſch ſüß Manuela mit dieſen Lippen lächelte? das vollkommen runde Kinn, alles das giebt ihm ein etwas moriskiſches Anſehen, das hat er von ſeiner Mutter; ach, wenn die noch lebte, was hätte die für eine Freude, mich jetzt hier zu ſehen.“ Baruch hörte ſein Signalement faſt zitternd mit an, und als er nun gar von ſeiner halb moriskiſchen Abſtammung hörte, erinnerte er ſich wieder, daß Chisdai ihn in der Schule damit geneckt habe, und zürnte ſeinem Vater, der ihm noch nie etwas davon entdeckt hatte. Dieſer merkte die Verlegenheit ſeines Sohnes und ſagte zu dem Fremden: „Du kannſt es nicht verbergen, Rodrigo, daß du ein Schüler von Silva Velasquez biſt und am Hofe Philipps den Damen die Schönheiten und Häßlichkeiten anderer anatomiren halfſt. Baruch, du mußt morgen deine Zeichnungen dem Herrn zeigen; ſey nur nicht ſo bange, es iſt dir ja nichts geſchehen.“ „Nein, nein,“ ſagte der Fremde, indem er dem Jüngling die Wangen ſtrich, „ich hoffe wir werden gute Freunde; haſt du meinen Vetter, den gelehrten Jakob Carceres, nicht gekannt?“ „Ihn ſelbſt nicht,“ ſagte Baruch, „aber ſein Buch: die ſieben Tage der Woche bei der Weltſchöpfung kenne ich.“

Man hatte ſich endlich zu Tiſche geſetzt, den Segen über Wein und Brod geſprochen und den Sabbath eingeweiht. „Es iſt doch ſonderbar,“ ſagte der Hausvater nach dem Schlußgebete, „ſonſt, kaum hab' ich den letzten Biſſen hinunter, kann ich nicht erwarten, bis ich die brennende Cigarre im Mund habe, aber am Sabbath, es iſt gerade, als ob alle unſere Neigungen andere geworden wären, da fällt mir's gar nicht ein zu rauchen und es koſtet mich gar keine Mühe, das Verbot nicht zu übertreten.“ Der Fremde erwiederte nichts darauf. „Lieber Gott, jetzt bemerk' ich's erſt,“ fuhr der Vater fort, „du haſt noch die vaterländiſche Sitte, den Wein mit Waſſer zu vermiſchen. Bleib nur bei uns im nebligen Norden, wo die Hälfte des Jahrs die Erde erſtarrt, und des Himmels blau Gezelt ſtets von Wolken umlagert iſt, wo du ſtatt einer von Wohlgerüchen durchwürzten Luft mit Feuchtigkeit und Dünſten getränkte einathmeſt: glaub' mir, du gewöhnſt dich auch an die Sitte, unter dein träges und alterndes Blut lauteres Traubenblut zu gießen und es raſcher rollen zu laſſen; o! es iſt ein liebliches und prächtiges Land, das Spanien, ein Eden und von Teufeln bewohnt; jetzt, da ich bald mein müdes Haupt in den Schooß der Erde legen muß, jetzt erſt fühle ich, daß es nicht der heimiſche Boden iſt, der mich aufnimmt.“ „Du wirſt ungerecht,“ entgegnete der Fremde, „jetzt, da du hier ſorglos an deinem Tiſche ſitzeſt und nicht fürchten darfſt, dein Freund oder gar dein eigenes Kind könnte morgen mit reuigem Gemüthe beichten, daß du insgeheim den Gott Iſraels verehreſt, und dann die Gluth des Scheiterhaufens ſtatt wie jetzt des köſtlich perlenden Weines deine alten Glieder erwärmen könnte, jetzt denkſt du nur noch der Freuden des Vaterlandes, und vergiſſeſt des jammervollen Gräueltodes, der uns überall anſtarrte; uns ſollten die prächtigen Kaſtanienwälder mit ihren dunkeln Schatten nicht zur Ruhe und die reichen Forſte nicht zur freudigen Jagd einladen, morgen konnten jene Bäume unſre Scheiterhaufen, morgen konnten wir das gejagte Wild ſeyn. Wahrlich, wenn ich dich ſo reden höre, könnte ich jenen Eiferern faſt beiſtimmen, wenn ſie die Schuld all der Qualen, die uns erreicht, dem allein beimeſſen, weil wir unſer Vaterland zu ſehr geliebt, und zu vergnüglich und ſtolz in dem dort erlangten Anſehen uns gefielen." „Ja, ja, du haſt recht," entgegnete der Vater, „aber laß uns die Freude des Wiederſehens nicht durch trübe Betrachtungen vernichten, komm trink; doch nein, Miriam hol die venetianiſchen Gläſer dort her, laß dir von der Brigitte in den Keller leuchten, und bring dann die zwei Flaſchen, die mir de Caſtro ohnlängſt geſchickt hat." „Herrlich," ſagte der Fremde, als er das Glas des neuen Weines an den Mund gebracht hatte, das iſt ja echter **Val de Pennas**, wo haſt du den her?"

„Wie ich dir ſagte, Ramiro de Caſtro hat mir ihn von Hamburg aus geſchickt, der Wein hat mit uns geblüht; er iſt aber mit der Zeit feuriger geworden, und wir —?“ „Nun wir haben auch gelebt; ſey zufrieden, ſiehſt du, der Wein weckt die alten längſt verrauchten Geiſter wieder in mir; weißt du noch? gerade ſolchen Wein tranken wir jenen Abend in der Poſada neben dem Hauſe der Donna Ines, die dich ſchon ſeit zwei Abenden vergebens harren ließ; du ſchlugſt auf den Tiſch und ſchworſt ſie nie wieder zu ſehen, und den andern Abend hieß es in der verſchwiegenen Laube: lieber Alfonſo und liebe Ines, ha! ha! ha!“ Der Vater ermahnte ſeinen Gaſtfreund leiſe, doch Rückſicht auf die Kinder zu nehmen; der Fremde aber achtete nicht viel darauf und ergötzte ſich an dem vaterländiſchen Weine. „Denkſt du noch jener himmliſchen Sommerabende,“ fuhr er dann fort, „als wir auf der Almeda in Guadalajara umherſchlenderten, ich ſeh' dich noch, wenn um neun Uhr das Glöckchen läutete und Alles wie verzaubert ſtill ſtand, um ein Pater noster zu beten; ich ſeh' dich noch vor mir ſtehen, wie du deinen Hut in der Hand zuſammenknitterſt, deine Augen ſprühen Feuer, als wollteſt du die ganze Welt in Flammen ſetzen, und nicht nur Donna Ines allein, du warſt ſtets ein gefährlicher Caballero. Gott im Himmel!“ fuhr der Fremde fort, nachdem er noch einen guten Zug Weines genommen, „mir ſteht noch der Angſtſchweiß auf der Stirne, wenn ich daran denke, wie wir einſt in Toledo vor der Kirche Unſerer Frau del Transito ſtanden: ſiehſt du, ſagteſt du zähneknirſchend, das prachtvolle Gebäude, das war einſt eine Synagoge unſerer Vorfahren. Samuel Levi, der ſie erbaut hat, iſt am Galgen verfault, und jetzt — es iſt ein wahres Wunder, daß wir bei deinem übermüthigen Geiſte ſo immer mit heiler Haut davon gekommen ſind.“ So ergingen ſich die beiden Freunde in ihren Jugenderinnerungen; in einer Stunde lebten ſie noch einmal ein Leben voll Liebesluſt und Jugendmuth. „Ich kann nicht begreifen,“ ſagte Baruch einmal, „wie man nur eine Minute glücklich ſeyn kann in einem Lande, wo man ſtets nur Verrath und Schmach und Tod

m ſich her ſieht.“ „Darum biſt du eben noch zu
ng,“ ſagte der Fremde, „glaub' mir, und belauſcht
an jeden deiner Athemzüge, es giebt Stunden, ja
age, wo du fröhlich ſeyn und Alles vergeſſen kannſt;
nd ſtößt man dich in Schmach, und wirſt man dich
nd die Deinigen in den Koth: ein Allerheiligſtes
ebt's, wohin keine Erdenmacht reicht: es iſt das
gene Bewußtſeyn und der trauliche Kreis der Unſri-
n; der Himmel, der ſich uns dort erſchließt, den
nn uns Niemand rauben, ſelbſt das ewige
chreckbild des Todes nicht. Alle dieſe Schre-
n ſind über uns gekommen, und doch waren
r glücklich.“ „Aber das geſpaltene Bewußt-
n? Chriſt im Angeſicht und Jude im Herzen?“
Das war unſer Unglück, das ſah ich an dei-
n Oheim Geronimo.“ „Warum verläßt der
ht ſeine finſtere Klauſe und kömmt zu uns her-
er?“ fragte Baruch. „Er hat ſeine Klauſe
laſſen und wir kommen zu ihm. Er iſt todt.
nge, die Leidensgeſchichte dieſes Todes hätteſt
mit erleben ſollen, es käme dir gut für's
ze Leben.“ Baruch hatte ſich von ſeinem
ße erhoben und leiſe den bei einer Todeskunde

vorgeſchriebenen Spruch geſagt: Gelobt ſeyſt du Herr unſer Gott, König der Welt, der wahrhaftige Richter. „O erzählt, ich bitt' euch," ſprach er dann; auch Miriam rückte näher an den Tiſch und vereinigte ſich in ſo weit mit ihrem Bruder, daß ſie die gleiche Bitte ſtellte. „Es iſt heute Sabbath und ich ſollte nicht," ſagte der Fremde; doch weil ihr ſo ſehr bittet, ſo ſey es." Er nahm noch einen guten Zug aus ſeinem langen Glaſe und erzählte:

* * *

3. Die jüdiſche Dominikaner.

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt,
Die eine will ſich von der andern trennen.
Göthe.

„Es werden jetzt ungefähr acht Monate ſeyn, als ich durch Philipp Capſoli einen Brief aus Sevilla erhielt; ich erſchrack ſchon als ich die Aufſchrift: „An Daniel Carceres in Guadalajara“ las. Das konnte wieder nur ein unvorſichtiger Jude ſeyn, der mich bei meinem jüdiſchen Namen nannte; wie erſchrack ich aber erſt, als ich den Brief las: „Daniel, Mann des Gefallens, hieß es darin, der Tag der Rache und des Todes iſt da, ich will ſterben mit den Philiſtern; hei! ſie ſollen ſpüren wie's thut, wenn man bratet; komm zu mir; ich bin zu ſehr bewacht; bei dem Namen des allerheiligſten Gottes, bei der Aſche unſerer gemordeten Brüder und Schweſtern beſchwöre ich dich, komm zu deinem ſterbenden Geronimo de Eſpinoſa.“ — Es war kein Zweifel, Geronimo ſelbſt hatte den Brief geſchrieben; der feine wagrechte Strich, das Zeichen der Verehrung des einzigen Gottes unter ſeiner Namensunterſchrift, zeigte mir das vollkommen, wenn ich gleich die zitternde Handſchrift nicht als die ſeinige erkannte. Ich eröffnete meinen Kindern den gegründeten Entſchluß, nach Sevilla zu reiſen; ich war ſo ſchwach, mich durch ihre Bitten und Thränen von der Ausführung abhalten zu laſſen. Ich hatte den armen Geronimo faſt ganz vergeſſen. Da erinnerte mich einſt ein ſchaudervoller Traum an ihn, und des andern Tages war ich auf der Reiſe. Ich hatte mich mit beklommenem Herzen von meinen Kindern getrennt, denen ich geſagt hatte, ich zöge hin gen Cordova zu meiner Schweſter. Ich zog durch Cordova und ſchlich mich unbemerkt an dem Hauſe meiner Schweſter vorüber; nirgends konnte ich weder ruhen noch raſten, es war als ob eine unſichtbare Hand mich unaufhaltſam fortdrängte. Ich kam nach Sevilla. Eben läutete das Glöcklein zur Hora als ich den Trianenberg hinanſtieg. Dort weilſt du, glühender Geronimo, ſprach es in mir, und förderſt deine Schritte zur Kapelle, haſt Gebet auf den Lippen und Fluch im Herzen. Hieß es nicht Gott verſuchen, da du im Innern ein Jude, dich hineinwagteſt mitten in den Rath der Inquiſition, um ſo deinen Brüdern zu helfen? — Ich trat in die Kapelle und kniete nieder bis die Meſſe geendet war. Ich richtete mich auf und betrachtete all' die fetten und abgehärmten Kloſterbrüder genau; nirgends erkannte ich Geronimo. Ich fragte einen Familiaren nach ihm, er ſagte, ſchon ſeit Wochen läge er zwiſchen Leben und Tod und ſpräche ſtets mit Daniel in der Löwengrube. Er führte mich in ſeine Zelle. Mit abgekehrtem Geſichte ſchlummerte der Kranke, nichts als ein kahler Schädel war zu ſchauen; ein Cruzifix hing über ſeinem Bette und neben ihm ſaß ein betender Kloſterbruder, der mir leiſe aufzutreten winkte. Nur das mühſame Athemholen des Kranken und ein leiſes Geflüſter des Betenden zeigte von Leben in dieſer Grabesſtille.

Endlich richtete ſich der Kranke auf; ich erkannte ihn nicht; dieſe tiefliegenden Augen und hohlen Wangen, dieſe blaſſen Lippen vom lang herabwallenden weißen Bart umfloſſen, ſo konnte ſich Geronimo nicht verändert haben; er erkannte mich aber alsbald, und leiſe, kaum die Lippen bewegend, ſprach er: „biſt du noch da, Daniel? das iſt ſchön, daß du mich nicht verläſſeſt; brauchſt dich nicht zu fürchten, biſt auch in der Löwengrube, aber Gott hilft dir heraus wie unſerm Propheten zu Babel; nur mir haben ſie Blut und Mark ausgeſaugt, ich kann nicht hinaus; nicht wahr, du gehſt nicht von mir?“ Ich hatte gefürchtet, der Augenblick des Wiederſehens könnte ſeinen Tod beſchleunigen, und konnte kaum begreifen, wie er that, als ob wir längſt beiſammen, ja als ob wir nie getrennt geweſen. Er winkte dem betenden Bruder neben ihm und dieſer nahm ſein Buch unter den Arm und ging. Beim Hinausgehen ſagte er mir aber noch leiſe ins Ohr, daß ich, wenn es zu arg würde, dort an der Klingel läuten könnte. „Iſt er fort?“ ſagte nun Geronimo, „komm, gib mir ſchnell die Pechkränze, die du unter deinem Mantel haſt, ich will ſie hier verbergen in meinem Bett; heute Nacht, wenn ſie alle ſchlafen, zünden wir Ihnen das Neſt über dem Kopfe an; das wird eine luſtige Opferflamme ſeyn, die Engel im Himmel ſollen drob lachen; ich bin gebunden, ich kann nicht hinaus, an allen vier Enden muß man's zugleich anzünden; wir müſſen eilen, ſonſt ſteigt der Quadalquivir von ſelbſt aus ſeinem Bette und löſcht die Flamme auf der Burg, ſie haben ihn im Solde; hilf mir, das Waſſer reicht an's Leben. Herr Gott! ich habe geſündigt, ich habe deinen heiligen Namen verleugnet; du haſt ja ſonſt dich gezeigt in Wundern, ſende deinen Blitz, daß er ſie vertilge, mich auch, mich zuerſt, ich habe geſündigt, vertilge mich.“ So ſprach er ſchnell, und dabei ſchlug er ſich mit ſeinen knöchernen Fäuſten auf die Bruſt, daß es dröhnte; ich konnte ihm nicht wehren, er ſank faſt athemlos zurück; ich fürchtete, daß er jetzt verſcheide, und wollte eben an der Klingel läuten, da richtete er ſich plötzlich wieder auf und weinend ſprach er: „komm, gieb mir deine Hand, ſie iſt rein,

rein vom Blute deiner Brüder; es war des Satans Eingebung, daß ich Wurm den Rieſenbaum zu zernagen trachtete. Ich büße für meinen Stolz, ich habe meinen Gott verleugnet, ich ſterbe nutzlos, wie ich nutzlos lebte. Siehſt du nicht meinen Vater dort? er kömmt auch uns zu helfen; ſo, du haſt Pechkränze genug, Vater. Hörſt du die Gefangenen drunten Halleluja ſingen? ah, das iſt ein ſchöner Geſang, Halleluja Hallelu ,El. Nicht wahr, wir befreien euch, ihr dürſt ſterben; ſeht mich nicht ſo grinſend an, ich bin nicht ſchuld!" — Er ſank wieder zurück und ſtierte mich mit unheimlich gläſernem Blicke an. Ich bat ihn um Gottes und unſerer ſelbſt willen, ruhig zu ſeyn; ich erzählte ihm, wie ich hergekommen, da er mir vor zwei Monaten geſchrieben habe; er ſolle ruhig ſeyn, er habe viel Menſchenleben gerettet, und Gott ſey auch gnädig und verlange nur das Herz. Mit vollem Bewußtſeyn redete er ſodann mit mir, er ſprach von ſeinem nahen Tode, und wie er ſich deſſen freue; ein gewaltiger Thränenſtrom entlud ſeine Seele der ſchweren Pein, die auf ihr laſtete;

doch plötzlich riß wieder Alles in furchtbarer Zerrüttung durch einander; er verlangte nach dem geweihten Waſſer, das lindere ſeine Schmerzen; hier in der Herzgrube, da brenne es wie glühendes Eiſen; „trink auch“, ſagte er zu mir, „der heilige Vater hat es geweiht; ſegne mich, mein Vater, es iſt Sabbath; wo iſt die Mutter? noch drunten im Keller in der Synagoge; Mutter, mach auf, ich bin's, dein Moſes.“ — So ſprach er und mir ſchwindelte vor dem entſetzlichen Abgrunde, an dem ich ſtand. Bis gegen Abend blieb ich bei Geronimo an ſeinem Bette; er hatte zuletzt geglaubt, er ſey auf die Folter geſpannt, und mit faſt erſterbender Stimme rief er ſtets: „ich bin kein Jude, ich weiß nicht wo verborgene Juden ſind, Daniel verlaß mich nicht, verlaß mich nicht, Daniel!“ bis er endlich wieder einſchlummerte. Es war Nacht geworden, das volle Antlitz des Mondes blickte durch das Fenſter und goß ſein ſilbernes Licht über den Kranken. Ich war zum Tode bereit, denn jedes Wort, das aus unſerem Geſpräche vernommen worden wäre, hätte mir denſelben gewißlich gebracht; zu gutem

Glücke war aber faſt der ganze Orden heute bei der Unterſuchung über die Lutheraner in der Stadt beſchäftigt. Ich betete zu Gott, daß er ſich Geronimo's erbarmen und ihm den Tod ſenden möge. Kinder, es iſt gräßlich, um den Tod eines Menſchen zu beten, und noch dazu um den eines Jugendfreundes. Warum ſollte aber dieſe Seele noch länger gemartert werden? Es war aber anders beſchloſſen, ich ſollte noch anderes erfahren. Ich ſaß in trüben Gedanken verſunken da, als ein Familiare eintrat und mir befahl, zu dem Inquiſitor zu kommen. Mein Herz pochte laut, als ich zu ihm eintrat; ich warf mich vor ihm auf die Knie und bat um ſeinen Segen. Er ertheilte ihn mir und ſprach alsdann: „Du biſt ein Freund Geronimo's, woſern du ein guter Chriſt biſt — und hiebei richtete er einen durchbohrenden Blick auf mich — ſo mach, daß Geronimo von ſeiner Hartnäckigkeit läßt und noch vor ſeinem Tode das heilige Abendmahl nimmt; verſuch's und berichte mir ſogleich, ſo darf er nicht ſterben." Ich ging wieder in die Zelle des Kranken, er ſchlummerte noch; ich neigte mich leiſe über ihn, er wachte auf. „Komm“, ſprach er haſtig ſich aufrichtend, „jetzt iſt's Zeit; ſiehſt du? Gideon mit ſeinen dreihundert Mann kömmt auch, ſie tragen die feuergefüllten Schläuche ins Lager der Midianiten; ſtill — leiſe — blaſt noch nicht in die Poſaunen, laßt uns das Hochamt halten.“ Er faltete ſeine Hände und bekreuzte ſich darauf das Geſicht dreimal. Ich bat, ich beſchwor ihn, ich weinte vor innerer Angſt, und redete ihm zu, ruhig zu ſeyn; ich erzählte ihm von den Tagen unſerer Kindheit und wie er nun mich ſelber morde, wenn er nicht das heilige Abendmahl nehme. „Warum giebt man mir's nicht“, ſprach er ruhig, „ich bin ja Prieſter; komm, waſch meine Hände, ich bin unrein, dann will ich's nehmen.“ Ich ging zum Inquiſitor und ſagte ihm, daß Geronimo zwar noch immer wirr ſey, daß er aber ſelbſt nach dem heil. Abendmahl verlange. Der Inquiſitor verſammelte den ganzen Orden, und als ſie den langen Gang heranzogen mit den Weihegefäßen und dem ſchauerlichen Todtengeſang, der in der hohen Halle lange nachtönte, ſang Geronimo laut mit, und noch als der Geſang verklungen war, ſang er de profundis clamavi mit lang anhaltendem Tone, wobei er die Hände ſtets gefaltet hielt; dann riß er ſeine Hände ſchnell auseinander, bedeckte damit ſeinen Kopf und ſang die ebräiſchen Worte: Heilig! Heilig! Jehovah, Gott der Heerſchaaren! Ave Maria gratia plena, ſprach er in derſelben Lage faſt mechaniſch vor ſich hin. Der Inquiſitor benutzte dieſen Augenblick und reichte ihm die Hoſtie; er verſchlang ſie wie mit Heißhunger; „den Kelch! den Kelch!“ rief er, „ich bin Prieſter.“ Der Inquiſitor reichte ihm den Kelch, er ſchlang ſeine beiden Hände krampfhaft um denſelben und begann den jüdiſchen Sabbathſegen darüber zu ſprechen; dann richtete er ſich mit Macht im Bette auf, er ſtand da in ſeiner ganzen ſchauererregenden Geſtalt und ſchrie: „Auf Gideon! Feuer! Feuer!“ ſetzte den Kelch an die Lippen, warf ihn an die Wand daß die Scheiben klirrten, ſank um und — war todt.“ —

Der Fremde ſtand auf und bedeckte ſeine Augen mit der Hand, als er dieſe Worte geſprochen hatte. Niemand wagte ein Wort zu ſprechen, denn wo war eines, das all' die namenloſen Erſchütterungen der Seele in ſich zu faſſen vermochte? Jeder fürchtete nur durch einen Laut, durch einen Seufzer, die tiefe Bewegung des andern zu ſtören. Es war eine Todtenſtille. Nur draußen klopfte es wie mit geſpenſtiſchen Fingern an die Scheiben; Alle zuckten zuſammen, der Fremde öffnete das Fenſter, es war nichts zu ſehen. Er ſetzte ſich wieder an den Tiſch und fuhr fort: „Ich war halb beſinnungslos am Bette Geronimo's niedergeſunken, der Kelch mit dem verſchütteten Weine lag neben mir am Boden. Ich wagte nicht, mich aufzurichten, aus Furcht, daß mein Blick zuerſt meinem Henker begegnen müſſe. „Steh auf“, ſprach eine rauhe Stimme zu mir. Ich richtete mich auf, der Inquiſitor ſtand vor mir, keiner der Mönche war mehr zugegen. „Wie heißt du?“ fragte er mich barſch. Ich war im fürchterlichſten Zweifel, ſollte ich meinen wahren Namen angeben, ſollte ich nicht? aber vielleicht hatte er ihn ſchon erſpäht und eine Lüge brachte mir den zwiefach gewiſſen

Tod. Ich ſagte die Wahrheit; er frug nach einem Zeugen. „Hier kennt mich Niemand“, antwortete ich, „aber mein Schwager, Don Juan Malvenda in Cordova kann mir bezeugen, daß jener Carceres, in deſſen Hauſe zu Segovia die erſte Sitzung der Inquiſition gehalten wurde, mein Ahnherr iſt.“ Ich muß mich noch jetzt über den Muth wundern, mit dem ich in dieſem entſcheidenden Augenblicke zu dem Inquiſitor redete. „Schwöre mir“, ſagte er nach einer peinlich langen Pauſe, „nein, ſchwöre mir nicht, aber wofern du nur eine Sylbe von dem, was du hier geſehen, über deine Lippen bringſt, ſo ſtirbſt du und deine beiden Kinder des Feuertodes. Mein Netz iſt über dich ausgeſpannt, du kannſt es nicht zerreißen.“ Er befahl hierauf einem Familiaren, mich aus dem Caſtell zu entlaſſen. — Wenn wir die Geſchichte des Propheten Jonah buchſtäblich nehmen dürfen, ſo muß es ihm zu Muthe geweſen ſeyn, als er vom Seeungeheuer ausgeſpieen wurde. Ich glaubte noch immer den ſchauerlichen Grabgeſang zu hören, und doch war Alles um mich her todtenſtill. Alles that ſo heimlich, ſo warnungsvoll; jeder Buſch, der im Mondlichte ſchwankte, ſchien mir Eile zuzuwinken. Ich war vor Ermattung und Angſt kaum mehr eines Gedankens mächtig, und nirgends in der weiten Umgebung eine Seele, an der ich mich aufrichten konnte. Da blickte ich hinauf in das zahlloſe Heer der Sterne, ihr himmliſch Licht glänzte wohlthuend in mein Inneres: Gott, der Gott der Heerſchaaren, wachte über mir; meine ganze Seele war ein Gebet, er vernahm's. — Mit gefeſtetem Muthe gelangte ich in meine Herberge, ſattelte mein Pferd, und ritt wie auf Sturmesflügeln davon. Der Mond war hinabgegangen, und nur der Sterne matter Schein beleuchtete meinen einſamen Weg. Das Pferd ſelbſt ſchien wie von unſichtbaren Geißeln getrieben, es ſtürmte unaufhaltſam fort über Berg und Thal, und ſchnaubte und ſchäumte fürchterlich. Vielleicht, dachte ich, iſt die Seele eines grimmigen Judenfeindes, vielleicht gar die Seele des verſtorbenen Großinquiſitors, in dieſes Thier gefahren, und iſt nun verdammt, mich durch die Nacht dahinzutragen zur Rettung vor meinen Feinden.

Oft, wenn es ſeinen Kopf nach mir zurückwendete, und mich mit ſeinen feurigen Augen ſo anſah, ſchien mir's als ob es zu mir ſpräche: leide ich nicht genug für mein früheres Leben? Es überlief mich eiskalt bei dieſem Gedanken; ich drückte die ſcharfen Sporen mächtiger in ſeine Rippen, hurrah! das war ein luſtiges Reiten, und doch fürchtete ich mich faſt vor meinem eigenen Schatten, der raſtlos über Felſen und Geſtrüppe dahinhüpfte. Ermattet kam ich in Cordova bei meiner Schweſter an; erſt an ihrem treuen Herzen verſcheuchte ich die Angſt, die mich kaum frei athmen ließ. Als ich des andern Morgens in den Stall kam, um mich nach meinem Pferde umzuſehen, lag es todt da; ſeine großen Augen blickten noch ſo unheimlich wie am geſtrigen Abend. Mit einem friſchen andaluſiſchen Renner meines Schwagers ſetzte ich meine Reiſe fort. Ich nahm von meiner Schweſter Abſchied; ich durfte ihr nicht ſagen, daß ich ſie zum letztenmale ſah. — Als ich zu Hauſe ankam, ſchien mir die alte Ruhe und Sicherheit aus meinem Hauſe verſchwunden. In jedem Freunde, der mich herzlich willkommen hieß, in jedem Fremden, der mich auf der Straße anſah, glaubte ich einen Abgeſandten jener Mörderbande, die ſich ein Gericht nennt, zu erblicken, jeder, meinte ich, müßte den Mantel zurückſchlagen, und mir das blutrothe I auf ſeiner Bruſt zeigen. Die alte Sorgloſigkeit war weg, ich kannte nur noch Mißtrauen und Furcht. Dazu kam noch, daß wachend und ſchlafend mir das Bild Geronimo's vorſchwebte; auch du, auch du, ſprach es, kannſt eines ſolchen Todes ſterben, verlaſſen von jedem beſtimmten Glauben, der ein Spielzeug deiner Feigheit war, haltlos herumgezerrt zwiſchen Wahrheit und Heuchelei. Ich verkaufte all meine Güter, und machte mich nicht ohne viele Gefahr — denn ihr wißt, daß Niemand ohne beſondere Erlaubniß des Königs Spanien verlaſſen darf — davon. Ich ſchickte meine Kinder auf beſonderen Umwegen hieher, ſie ſind aber in Leyden gelandet. Wenn Gott mir das Leben erhält, bring ich ſie nächſte Woche hieher. Wollt' ich noch Alles erzählen, was ich ausgeſtanden, bis ich hieher gekommen, es währte bis zum nächſten Morgen, und ich hätte noch nicht den zehnten Theil berichtet; aber es iſt ſchon ſpät und wir bleiben ja, will's Gott, länger bei einander." „Ja die Lichter ſind auch ſchon ganz herabgebrannt, und morgen iſt der 6. Ijar, da müſſen wir ſo früh heraus, darum wollen wir in Gottes Namen in's Bett gehen." So ſprach der Vater, und Alles ſchied, ein jeder mit mächtig erſchütterter Seele, deren aufgeregte Saiten noch lange auszuklingen hatten.

Die alte Chaje ſchlief ſchon lange, und träumte eben von der Hochzeit Miriams und wie ſie ſelbſt eine ſo wichtige Rolle dabei ſpielte, als ihre Stubengenoſſin Miriam eintrat, und ſie durch Schreien und Rütteln weckte. „Was iſt? was iſt?" fuhr Chaje auf, ſich die Augen reibend: „Du ſchnarchſt ſo arg und ſchwatzeſt ſo aus dem Schlaf, daß ich ſchrecklich Angſt bekommen habe," antwortete Miriam; im Grunde aber war es noch eine andere Furcht, die ſie zur Ruheſtörerin machte: hier im undurchdringlichen Dunkel (denn es war Sabbath und ſie durfte kein Licht berühren) glaubte ſie jeden Augenblick das Geſpenſt ihres Oheims zu ſich heranſchleichen zu ſehen, und ſie wollte durch Reden ihre Angſt verſcheuchen. Die Chaje erzählte nun ihren Traum, und wie es ſchade ſey, daß ſie geweckt wurde, der Mund wäſſere ihr noch von den vielen guten Speiſen, die ſie bei der Hochzeit genoſſen, ſie ſey oben an geſeſſen neben dem Bräutigam mit ihrer goldenen Kette, und mit ihrem rothſeidenen Kleid: „ja lach' nur,“ ſagte ſie, „was Einem an Freitagnacht träumt, wird ſo gewiß bald wahr, ſo gewiß, als jetzt Sabbath über der ganzen Welt iſt.“ Miriam war froh, die Chaje ſo redſelig zu finden, und ſchon begann ihre Geſpenſterfurcht zu weichen: „Wie hat denn mein Bräutigam ausgeſehen?“ fragte ſie, als ſie ſich eben entkleidet hatte, und ſich in den Kiſſen zuſammenhuſchte. Das wußte Chaje leider nicht mehr, aber was für Kleider er anhatte, und was er mit ihr ſprach, und was alle Gäſte geſprochen hatten, das erzählte ſie Alles haarklein. Sie ſprach noch lange, als Miriam ſchon längſt ſchlief; ſie mußte nicht von Geſpenſtern geträumt haben, denn als ſie am andern Morgen erwachte, zog ſie ſchnell die Bettdecke über ihren entblößten Buſen, ſchloß die Augen nochmals und verſuchte es, weiter zu träumen.— Nicht ſo heiter war Baruch erwacht. Auch er war mit lautpochendem Herzen in ſein finſteres Schlafzimmer gegangen, er geſtand ſich's nicht, daß etwas von Geſpenſterfurcht ſich in ihm rege, mit lauter Stimme und aus der Tiefe ſeiner Seele ſprach er das Nachtgebet, einen beſonderen Nachdruck legte er auf die Beſchwörungsformel, die er dreimal ſprach: Im Namen Jehovah's, des Gottes Iſraels, mir zur Rechten Michael, mir zur Linken Gabriel, vor mir Uriel, hinter mir Raphael und mir zu Häupten Schechinath-El *). — Er verbarg ſein Angeſicht in den Kiſſen, drückte die Augen feſt zu, aber kein Schlaf wollte ſie feſſeln; zu mächtig wogte es noch in ſeinem Innern, er wälzte ſich lange im Bette herum. Er war erſt wenige Stunden entſchlafen, als ihn ſein Vater aus einem fieberhaften Traume weckte, denn es war Zeit, in die Synagoge zu gehen.

---

*) der heilige Geiſt Gottes.

4. Die Synagoge.

> Die Kirche iſt eine Verſammlung eines ſolchen Volks, das da hanget an Dingen, ſo nicht erſcheinen, noch mit Sinnen begriffen werden können, nämlich allein am Wort; dem glaubet ſolch Völklein, was es ſaget, ohne allen Zuſatz, giebt Gott die Ehre, daß wahr ſey, was uns darin vorgetragen wird.
>
> Luther.

Noch lag ein leichter Nebel über den Straßen Amſterdams, die goldenen Buchſtaben der Worte בית יעקב (Jakobshaus) über dem Portale der Synagoge auf dem Burgwall glänzten nur matt von wenig Sonnenſtrahlen berührt, aber ſchon drängte ſich eine große Anzahl Männer und Frauen durch die ſieben Säulen, welche die Vorhalle der Synagoge bildeten. Auch Baruch, ſein Vater und der Fremde waren dort. Ein jeder ſtellte ſich am innern Eingange vor eines der zwei großen

Marmorbecken, die neben den beiden Thürpfoſten waren, drehte den meſſingnen Hahnen des Brunnens und wuſch ſich die Hände; Baruch beobachtete hiebei die Vorſchrift des Thalmuds, daß er die rechte Hand zuerſt wuſch. Darauf ſtieg man drei Treppen hinab, denn eine jede Synagoge muß in der Tiefe ſeyn, damit erfüllt werde, was geſchrieben ſteht: Aus der Tiefe ruf' ich zu dir Jehovah (Pſ. 130, 1.). Jeder der Anweſenden legte dann ein großes weißes Wolltuch, deſſen Enden drei blaue Streifen durchliefen, und an deſſen vier Ecken Schaufäden herabhingen über ſeine Schultern, die Frommen, und unter dieſen auch Baruch, bedeckten noch den Hut damit, ſo daß ſie anzuſehen waren, wie das verſchleierte Bild der ägyptiſchen Wahrheit. „Wie ſchön ſind deine Gezelte, Jakob, deine Wohnungen, Iſrael! (B. M. 25, 5.) ſang ein gut eingeübter Knabenchor, und hier wurden dieſe Worte nicht zur Ironie, denn das einfach erhabene Innere des Gebäudes war prachtvoll geziert. Am obern Ende auf der Seite gegen Oſten, wo einſt die heilige Stadt Jeruſalem ſtand, und wohin der

Jude beim Gebete ſein Angeſicht kehrt, dort wurden von zwei ſteinernen Löwen die Tafeln gehalten, auf denen die Zehn-Gebote eingegraben ſind. Sie ſtanden über der heiligen Lade, die mit einer goldgeſtickten Purpurdecke überhangen war, und rings umher in einem Halbkreiſe waren blühende Mandel- und Citronenbäume in buntgemalten Töpfen aufgeſtellt; denn alljährlich, ſeitdem ſie vertrieben waren aus ihrem ſpaniſchen Vaterlande, ſendeten ſie hinüber nach der katholiſchen Halbinſel und holten ſich Bäume mit dem vaterländiſchen Erdreich, in dem ſie aufgeſproßt waren, und ſchmückten damit ihre Synagoge; ſie mochten ſich dann auf einige Stunden zurückträumen in die heimiſchen Gefilde. Das lange Frühgebet, das der Vorſänger allein laut ſprach, bot Muße genug zu allerlei Betrachtungen; doch als er endlich das Schema Iſrael (5. B. M. 6, 5.) begann, fiel die ganze Gemeinde mit lauter Stimme ein; es war kein harmoniſch gebundener Geſang, das ganze Gebäude erdröhnte wie von wildem Schlachtenruf, denn das war ja ihr Panier, mit dem ſie das Leben und den Tod tauſendfach beſiegten:

Höre Iſrael, Jehovah unſer Gott iſt ein einiger Gott! Der Geiſt Aller wollte ſich mit Macht hineindrängen in den unerforſchlichen Urgrund des Gottesdaſeyns. Auch Baruch drückte ſeine zitternden Augenlieder feſt zu, ſeine Hände ballten ſich krampfhaft, alle Nerven durchzuckte ein heiliger Schreck, das ganze Bewußtſeyn mit ſeinen tauſend nach außen ſtrebenden und von außen gefeſſelten Radien wurde zurückgedrängt in den Einen Brennpunkt, wo es ſich findet in Gott. Mit himmelwärts gekehrtem Antlitze ſprach er den Vers, indem er nach der Vorſchrift der alten Weiſen ſich dabei alle die Todesgefahren und Qualen vor das innere Seelenauge führte, die er für den Glauben an die Einheit Gottes freudig zu ertragen ſich bereit wußte. Wie mit friſchem Himmelsthau getränkt fühlte er ſeine ganze Seele durch dieſe Erhebung. — Das Frühgebet war zu Ende, die beiden Flügelthüren der heiligen Lade wurden geöffnet, eine ſchimmernde Reihe von Geſetzesrollen, die in Goldbrokat gehüllt und mit Goldblech und Edelſteinen behangen waren, zog die Blicke der Verſammlung nach der heiligen Stätte, wo von den drei angeſehenſten Männern der Gemeinde wechſelsweiſe die Namen der Städte und Länder genannt wurden, in denen glaubensſtarke Juden dem Opfertode geweiht wurden; die vorzüglichſten unter dieſen Märtyrern wurden aufgezählt, und zum Schluß das Todtenregiſter des letzten Jahres verleſen. Rahel Spinoza war mit unter den erſten derſelben, ihr Name wurde mit Segen genannt und der reichen Stiftung erwähnt, die ſie für die Thalmudſchule „Geſetzes-Licht" hinterlaſſen hatte. Mit wehmuthsvollem Blicke ſah Baruch ſeinen Vater an, denn in das heilige Andenken an ſeine Mutter miſchte ſich die räthſelhafte Erwähnung ihrer moriskiſchen Abſtammung. — Die heilige Lade wurde wiederum geſchloſſen und R. Iſaak Aboab trat vor den in der Mitte der Synagoge ſtehenden Altar. Es war ein ſchmächtiges, blatternarbiges Männchen mit hoher Stirne und weit herausliegenden grauen Augen, ein rother Bart umfaßte die Wangen und das Kinn: „Und wandl' ich auch im Todesſchatten-Thale, ich fürchte kein Ungemach, dein Stab und deine Stütze, die halten mich aufrecht" (Pſ. 23, 3.) ſprach er mit ſchnarrender Stimme. Ein Doppeltext aus dem Talmud wurde noch hinzugefügt und im Verlaufe der Rede fand der prägnante Ausdruck „dein Stab und deine Stütze“ die ſinnreiche Erklärung, daß unter „Stab“ das geſchriebene und unter „Stütze“ das mündliche Geſetz verſtanden werden müſſe. Er ſtieg dann mit ſeinen Zuhörern hinab zu dem, „der lebendig eingeſargt im Kerker ſein Leben verwimmert; die verwilderten Haare ſeines Hauptes ſind ſein einziges Ruhekiſſen, ob es Tag iſt oder Nacht, ob es frühlingt oder ob der Herbſtwind die gelben Blätter von den Bäumen pflückt, er weiß es nicht; Moder und Nacht umgiebt ihn, aber innen im Herzen iſt lichter, wonniger Tag, denn Gott wohnet drinn. In ſeiner Einſamkeit umſchwebt ihn ein zahllos Heer von Engeln, die ihn hinwegtragen aus den ſtarren Kerkermauern, weit weg über alle Welten, bis zu dem Throne Gottes, wo er anbetend ruht.“ Alle Grade der Folter ſchilderte er ſeinen Zuhörern bis zu jenem höchſten Grade, wo durch das Tropfen auf den Wirbel der Kern der Seele ſelber angegriffen wird. „Wehe!“ rief er,

„unſere Augen haben noch all das unnennbare Leid geſehen, das der Herr über uns verhängt, nein, nicht Wehe laßt uns ausrufen, ſondern Preis und Dank Ihm, der ſie Alle erhoben hat, ſich zu weiden im Glanze ſeiner Majeſtät.“ Der Verf. der „Himmelspforte“ ſchilderte hier die Wonnen der ewigen Glückſeligkeit in all ihrer Ueberſchwänglichkeit und prieß jene Lehre, vor der die Engel ſich beugen, und das Weltall zittert, welcher dem, der in ihren myſtiſchen Kern gedrungen, hienieden ſchon mit himmliſcher Glückſeligkeit begabt, und ihm die Kraft zu ſchaffen, und zu zerſtören verleiht. Mit dem üblichen Schluſſe, daß Gott bald ſeinen Meſſias ſenden und Iſrael wieder in ſein Erbtheil einſetzen möge, ſchloß er ſeine Rede.

R. Saul Morteira, deſſen hohe, wohlbeleibte Geſtalt uns ſchon geſtern begegnet iſt, trat nach ihm vor den Altar. „Er verſchlingt den Tod auf ewig, und Gott der Herr wiſcht die Thränen von jeglichem Angeſichte und die Schmach ſeines Volkes wird er abthun von der ganzen Erde“ (Jeſ. 25, 8.), begann er mit leiſer Stimme: „Ich ſehe mich um in dieſer Gemeinde, und wieder hat ein Jahr ihre Reihen gelichtet, wieder wird ein Jahr kommen, und mit ihm dieſer Tag der Trauer und der Freude, und mancher von uns iſt von ſeiner Stätte gewichen, vielleicht auch ich! auch ich! Herr, hier bin ich, antworte ich, ſo du mir rufeſt.“ Bei dieſen Worten ſchlug ſich der Rabbi mit beiden Händen auf die Bruſt, daß die Töne in ſeinem Munde erzitterten. Er ſprach noch lange von der Urplötzlichkeit des Todes und dem Kummer der Ueberbleibenden, ſchwer verhaltenes Schluchzen ward von der vergitterten Gallerie der Frauen vernommen, und auch hier und dort aus der Verſammlung der Männer; nur Wenige, die eine Trauerrede am Sabbath gegen das Geſetz fanden, blieben ungerührt; auch Baruch ſtanden die hellen Thränen in den Augen, es waren Thränen der Sehnſucht, er fühlte ſich ſeinem Gotte ſo nahe, ſo innewohnend, daß er zu ſterben wünſchte, um nie wieder von ihm losgeriſſen zu werden. „Dränget die Seufzer zurück, die eurer Bruſt entſteigen wollen, denn Gott der Herr wiſcht die Thränen von jeglichem Angeſicht,“ rief der Rabbi. Von der

Anwendung ſeines Textes auf das Schickſal Einzelner ging er auf das von ganz Iſrael über; „denn der Herr wird abthun die Schmach ſeines Volkes von der ganzen Erde; aber nur die, ſo das reine göttliche Wort im Herzen wahren, dürfen ſeiner Verheißungen harren.“ Er knüpfte eine feine, aber ziemlich unumwundene und ſcharfe Polemik gegen das Chriſtenthum an dieſe Worte; mit bitterer Heftigkeit eiferte er aber gegen den klügelnden Menſchenverſtand, der ſich vermeſſe, ſelbſt das Unerforſchliche zu ergründen. „Im Thalmud Tractat Chulin wird erzählt: Ein König verlangte einſt von Rabbi Jehudah, er ſolle ihm den Unerſchaffnen zeigen, ſonſt müſſe er all ſeine Lehre und ſeinen Glauben für nichtig halten. Es war ein heißer Sommertag, da führte der Rabbi den König hinaus ins Freie: ſieh hinauf dort in die Sonne, ſprach er zu dem Könige. Ich kann nicht, erwiederte der König, es blendet mein Auge. „Sohn des Staubes ſprach der Rabbi, den Strahl eines einzigen Geſchöpfes kannſt du nicht ertragen, und du willſt den Schöpfer ſchauen?“ So erzählte der Redner, und er knüpfte mitunter auch eine höchſt ergötzliche Anekdote daran, die den Zuhörern ein unwillkürliches Lächeln abnöthigte. Die Kirche und ihre Diener ſtanden damals noch nicht in jenem froſtigen orakulöſen Verhältniſſe zu ihren Angehörigen, beſonders aber die jüdiſche Kirche, die Alles bieten wollte und mußte, durfte ſich auch dem göttlichen Spaß nicht entziehen. Eine heitere Behaglichkeit ſprach aus den Mienen Aller, als der Rabbi geendet hatte; hier und dort wendete ſich einer zu ſeinem Nachbar, und gab durch Geberden oder kurze Apoſtrophen ſeinen Beifall kund. Es ſind Juden, die ſelten in lenkſamer Empfänglichkeit ſich ihres Selbſt entäußern, ſondern Alles, ſelbſt das Wort ihrer Lehrer mit dem Maßſtabe des geoffenbarten Geſetzes und ihrer eigenen Vernunft meſſen. Darum ſahen ſie es auch ungerne, nun noch eine Predigt hören zu müſſen, denn ſchon hatte ein Mann mit gedrungener Figur und feiner weltmänniſcher Geſichtsbildung die von R. Saul Morteira verlaſſene Stelle eingenommen.

Es war der Mann mit der beiſpielloſen Frühreiſe und Univerſalität ſeines Geiſtes, der ſchon in ſeinem 18. Jahre als angeſehener Rabbi auftrat, der, Arzt und Staatsmann, mit Hugo Grotius über die Schönheiten der Theocrit'ſchen Idyllenpoeſie und mit R. Iſaak Aboab über die Miſchung der Metalle bei der Bildſäule Nebukadnezars controverſirte. Es war R. Menaſſe ben Iſrael, deſſen Frau eine Enkelin des hochberühmten Don Iſaak Abrabanel's war, und ihre Abſtammung in gerader Linie bis auf David, König in Iſrael zurückführte. — Mit ſeiner linken Hand drückte R. Menaſſe einige Sekunden lang die Augen zu, dann begann er mit klangvoller Stimme, die mächtig aus allen Ecken der Synagoge wiedertönte: „Haus Jakobs, kommt und laßt uns wandeln im Lichte des Herrn. (Jeſ. 2, 5.) Es erneuert ſich heute der Tag, an dem wir dieſes Haus einweihten, das wir dem Herrn erbaut, da er uns hier eine Ruheſtätte finden ließ vor der Hand unſerer Dränger; aber nicht durch die Kraft unſerer Hände haben wir dieſes Alles erreicht. Wenn Gott das Haus nicht bauet, vergebens iſt die Mühe der Bauführer. Wir haben dem Herrn hier ein Haus erbaut; aber, o daß ſich dieſe Wände ausdehnten und hinausrückten, ſo weit das Himmelszelt über die Erde ausgeſpannt iſt, und daß meine Stimme hindränge in alle Welten, daß ich mit Donnersgewalt die Echo's wecken und ihnen dieſe Worte in den Mund legen könnte, daß ein Echo es dem andern zuriefe: Haus Jakobs, kommt und laßt uns wandeln im Lichte des Herrn. — Ich ſelbſt, ihr wißt es Alle, ich hatte einen erlauchten Vater, er wurde endlos gemartert, und rettete nichts als das nackte Leben aus den Händen derer, die die reine Chriſtuslehre verkehrten und ſchnöde mißbrauchten; aber ſchauet nicht mehr zurück in die finſteren Kerker, ſondern blicket auf zum Lichte, das uns aller Orten entgegenſtrahlt." Der Verf. des Buches, „die Rettung Iſraels" fuhr in begeiſterter Rede, wenn gleich oft in ſchwankenden und gewählten Ausdrücken fort, die Nothwendigkeit der Anſchließung der Juden an die allgemeine Zeitbildung und deren Beſtrebungen darzuthun. Unter dem „Lichte des Herrn" begriff er den Claſſicismus nicht minder als die Lehre Moſis. Er eiferte gegen die Polen und Aſchkenaſim *), deren verdüſterte Sitten und niedrige Stellung er hauptſächlich ihrem Mangel an wahrer Wiſſenſchaftlichkeit zuſchrieb, und endlich erfreute er die ſattſam angepredigte Gemeinde mit dem Amen.

Eine Geſetzesrolle wurde nun unter Freudengeſängen aus der heiligen Lade genommen; als ſie an Baruch vorübergetragen wurde, faßte er den Saum des Goldbrokats, in den ſie eingehüllt war, und drückte ihn inbrünſtig an ſeine Lippen. Die Thorah wurde auf dem Altar auseinandergerollt, und zu jedem Abſchnitte, den der Vorbeter las, war jedesmal einer der drei Prediger aufgerufen worden, um den Segen darüber zu ſprechen. Beim vierten Abſchnitte erhob der Vorbeter ſeine Stimme laut und rief: „Es erhebe ſich unſer großer Lehrer Rabbi Baruch ben Binjamin Spinoza!“ Baruch ward feuerroth, er verließ ſeinen Synagogenſtuhl und begab ſich auf

---

*) Juden in Skandinavien und dem deutſchen Reiche.

den Altar, wo er mit zitternder Stimme den Segen ſprach. Ein jeder in der Synagoge verwunderte ſich über die Beiſpielloſigkeit, daß ſolche Ehre einem Jüngling von 15 Jahren wiederfuhr; nur wenige waren, die ſolches für unerhörten Mißbrauch hielten, denn Baruch war geliebt von Allen, die ihn kannten. — Nachdem das lange „Zugabegebet“ und noch einige Penſa gebetet waren, wurde endlich der Gottesdienſt geſchloſſen. — An der Thüre war ein großes Gedränge. Alles gratulirte Baruch und ſeinem Vater zu der Ehre, die ihnen heute wiederfahren war. — „Es iſt gewiß,“ ſagte der Vater zu ſeinem Sohne, „die Predigten haben heute lange gedauert, und die Prediger ſollten doch darauf Rückſicht nehmen, daß ſie vor lauter leeren Magen predigen, da man vor dem Frühgebet ja keine Speiſe genießen darf. Laß dir das zur Warnung ſeyn, daß du einmal nicht ſo lange predigſt. Freuſt du dich darauf?“— „O! ich möchte weinen vor Freude,“ ſagte Baruch, „daß es auch mir einſt gegeben ſeyn ſoll, ein Verkündiger des göttlichen Wortes zu ſeyn;

was kann es Höheres geben, als mit einem Hauch des Mundes all die Seelen derer, die uns umgeben, mit unſerer Seele zu einen? was himmliſcher als das Bewußtſeyn, das, was noch vor einer Stunde in unſerer Bruſt tief verſchloſſen lag, lebt nun in tauſend Herzen als Keim neuer Gefühle und Thaten, iſt mit ihnen in Trauer und Jubel, in Schmach und Luſt? Eine brennende Begierde flammt in mir, mein ganzes Inneres mit all ſeinen geheimen Wonnen von Gedanken, Hoffnungen und Gottesbewußtſeyn aufzuſchließen, alle ſeine leiſeſten Zuckungen wollt' ich vor ihnen aufdecken, um ihnen allen die Früchte jener Seligkeit der Menſchenliebe und Gottesfurcht, die mir Gott in's Herz gepflanzt hat, mitzutheilen." „Der Herr ſegne dein frommes Wünſchen, mein Sohn!" ſagte der Vater, und legte ſeine Hände auf ſein Haupt. Miriam harrte unter der Hausthüre, und übergab Baruch ein Pergament, das R. Saul Morteira geſchickt: es war das rabbiniſche Diplom. — Der Vater ſchloß ſogleich ſeinen Silberſchrank auf, und wählte den ſchwerſten vergoldeten Becher, um ihn des andern Tages dem Lehrer zu ſenden.

Baruch durfte von nun an ſeinem Namen den Titel Rabbi vorſetzen.

* * *

5. Zwei Wünſche.

Verflucht ſey, wer ſeinen Sohn die griechiſche Wiſſenſchaft lernen läßt.

Aus dem Thalmud.

Das Prieſterkleid und mein Gemüth für Gott
Nenn ich allein jetzt mein.

Shakeſpeare.

Baruch war mit ſeinem Vater hinausgegangen auf den Polder. Viele Juden, die ihren Sabbath feierten, luſtwandelten dort. Es war einer jener Frühlingstage, wo die Natur mit ihren tauſend und aber tauſend verſchloſſenen Knoſpen und Blüthen wie leiſe aufhorchend dem warmen Gruß der Sonne entgegenharrt, der ſie zu neuem Leben erwecken ſoll. Baruch verglich es mit jener ſtummen Pauſe am Schluſſe einer zerknirſchenden Bußpredigt, wo die Gemeinde, den Athem an ſich haltend, kaum wagt, die Augen aufzuſchlagen. Der Vater lächelte verſtohlen ob dieſer ſeltſamen Vergleichung ſeines Sohnes und ohne ſie beendigen zu laſſen fragte er: „Haſt du keinen Wunſch, Baruch? ſprich ihn aus, ich möchte dich gerne belohnen für die himmliſche Freude, mit der du heute mein Herz erquickteſt.“ „Du kennſt meinen Wunſch,“ antwortete dieſer, „laß mich doch endlich die Sprache aller profanen Wiſſenſchaften, die lateiniſche erlernen. Soll ich weniger ſeyn als meine Mitſchüler, Iſaak Pinhero, Ahron de Silva und die anderen?“

„Ja, ja, ich will dir deine Bitte gewähren, Gott, der Allgütige, der dich bisher geleitet, wird dich auch ferner davor bewahren, daß du aus ſolchen Schriften kein Gift einſaugeſt; ſonſt wünſcheſt du alſo nichts? und koſtet es mein halbes Vermögen, ich gewähre es, darum ſprich frei.“ Der Jüngling ſchwieg. „Iſt es wahr,“ ſagte er endlich, und blickte ſchüchtern zur Erde, „iſt es wahr, was Rodrigo Carceres geſtern Abend von der meriskiſchen Abſtammung meiner Mutter (ihr Andenken ſey geſegnet) geſagt hat? that ich Schidai Aſtruk Unrecht, als ich ihm vor einem Jahr ins Geſicht ſchlug, weil er mich damit neckte?" Des Vaters Blicke verfinſterten ſich bei dieſen Worten; er wand an der goldgewirkten Trottel, die ſeinen Mantelkragen oben zuſammenhielt, ſo heftig, daß es ſchien, als wollte er ſie abreißen. „Es ſey," ſagte er dann, und ſein wieder erheiterter Blick ruhte mit Freude auf dem Antlitze ſeines Sohnes, deſſen Hand er ergriff. „Ja, du biſt ganz wie ſie, auch dein Angeſicht iſt ein ungetrübter Spiegel deiner Seelenbilder, ich that Unrecht, daß ich deinem Wunſche nicht zuvorkam, ja, du verdienſt es, daß ich dir Alles erzähle. Aber ſo unendlich vieles taucht hiebei in meiner Erinnerung wieder auf, laß uns hier weggehen, die vielen Vorübergehenden ſtören mich." Sie ſtanden auf und gingen in einen abgelegenen Seitenweg; kein Laut ward von ihnen vernommen, nur das Raſcheln ihrer Schritte in den halbverfaulten Blättern, die der Wind in dem Wege verſammelt hatte, war hörbar. Als ſie ſich endlich auf eine Bank niedergelaſſen hatten, begann der Vater:

„Bis zum nächſten Laubhüttenfeſte werden's 42 Jahre, daß ich nach Sevilla gereiſt war, um meinen Bruder Moſes (genannt Geronimo) in ſeiner Klauſe zu beſuchen. Ich war damals kaum 5 Jahre älter, als du jetzt biſt, kannte aber die Menſchen und ihre Ränke ſchon mehr, als du ſie vielleicht je in deinem ganzen Leben kennen lernen wirſt. Unglück und Verſtellung macht vor der Zeit alt und erfahren. Ich zog alſo nach Sevilla. Mein Bruder empfieng mich mit grauſamer Kälte, und reichte mir kaum die Hand durch das Gitter des Sprechzimmers: „Erdenſohn, ich habe nichts mit dir gemein, was willſt du von mir?" ſo rief er. Du kannſt dir denken, daß ein ſolcher Empfang mich nicht ferner zu ihm hinlockte. Ich hatte ein Geſchäft von mehreren Wochen in der Stadt und der Umgegend zu beſorgen. Acht Tage blieb ich darauf in Sevilla, ohne meinen Bruder wieder zu ſehen. In der Geſellſchaft der in Sevilla ſo häufigen Lindo's und Majo's verlebte ich manche glückliche Stunde des heiterſten Allvergeſſens, aber auch der trübe Ernſt der Erinnerung an die Blüthe unſeres

Glaubens in Sevilla blieb nicht aus. Einſam beſuchte ich den kaum erſt ſeit 25 Jahren zerſtörten Leichenacker vor dem Thore von Minjoar, dort hatten einſt die Gebeine der Großen aus Iſrael geruht, dort ſtand einſt das herrliche Denkmal für unſern Ahnherrn, den großen Rabbi Baruch de Eſpinoſa, deſſen Namen du trägſt, aber nichts war mehr zu ſchauen, nicht einmal eine verwitterte Inſchrift bezeichnete die Stätte, wo die Edeln der Erde ihren Tribut gezollt; im Grabe ſelber hatten die Spanier ihnen die Ruhe nicht gegönnt, und dort noch nach Gold und Silber und gottloſen Büchern bei ihnen geſahndet. Doch — was erzähle ich dir Dinge, die nicht hieher gehören.

Eines Tages überkam mich ein unbezwingbarer Drang, (nach dem, was in Folge deſſen vorgefallen iſt, möchte ich es eine Ahnung nennen) meinen entmenſchten und verpfafften Bruder heute wieder zu beſuchen. Als ſtiege ich, den heiligen Berg Zion hinan, wo einſt die Herrlichkeit Gottes gethront, mit ſolcher Freude wandelte ich nach dem Trianen-Kaſtell, wo Pfaffen in ſeinem Namen regierten. Ich konnte mir von meiner Freude keine Rechenſchaft geben, und doch ſie auch nicht bezwingen. Als ich in's Sprechzimmer trat, begegnete mir ein ſchluchzendes Mädchen mit verhülltem Angeſichte, welches aus demſelben kam. „Sennora,“ ſagte ich, „bedürft ihr eines Beſchützers, und darf ich“ — ich konnte nicht ausreden, das Mädchen richtete ſein glutvolles, ſchwarzes Auge zu mir empor, eine Thräne perlte von den langen Wimpern, leiſe den Kopf ſchüttelnd verneigte es ſich und ging. Ich ward von einem Familiaren in die Zelle meines Bruders geleitet. Krampfhaft erfaßte er meine Hand, und als der Familiare die Zelle verlaſſen, fiel er mir weinend um den Hals: „Benjamin, mein Bruder, da biſt du, ja, ich bin kein Joſeph, ich habe mich ſelber verkauft. Doch, nein, nein, ich will ruhig ſeyn, ſiehſt du, es iſt noch gerade wie zu Hauſe, du biſt der jüngere, und du haſt doch alle Macht über mich, „„o wie ſchön und lieblich iſt's, wenn Brüder beiſammen ſind,““ — ſo ſprach er. Er ſah mir's an, wie der ſchneidende Gegenſatz mit ſeinem erſten Empfange mich befremdete, er zog mich zu ſich auf ſein Bett nieder, bat mich, ihm zu verzeihen, er habe nicht anders gekonnt, er habe es erſt erfahren, daß das Sprechzimmer ſo eingerichtet iſt, daß auch das leiſeſte Wort von dem Prior, deſſen Zelle gerade über demſelben iſt, vernommen werden kann. Man mißtraue ihm immer noch halb, und er habe zeigen wollen, daß er nöthigenfalls alle Bande der Natur zerreißen, die Prieſter allein als ſeine Brüder und die Kirche allein als ſeine wahre Mutter betrachten könne. Er ſchilderte mir nun ſeine ganze Lebensweiſe, und wie er im Verborgenen den Gott der Väter anbete; die ſchlaueſten Ränke, die gräßlichſten Mordgeſchichten, Alles erzählte er mit unbeweglicher, frommernſter Miene, nur ſelten zuckte ein leiſes Lächeln um ſeine Mundwinkel. Ich gab ihm meine Verwunderung über dieſe fiſchartige Ausdrucksloſigkeit ſeiner Mienen zu erkennen. „Das verrätheriſche Angeſicht,“ ſagte er, „das iſt unſer größter Feind. Wie willſt du Großes in der Seele bergen, wenn die im Innern verborgenen Taſten auf den Saiten deiner Geſichtsmuskeln ihre Melodien hinaus klingen laſſen? drum habe ich mit Gottes Hilfe das

Alles ſtumpf und lahm gemacht. Drinnen mag's toben, und ſich zanken nach Gefallen, aber auf der Oberfläche, da muß Ruhe ſeyn, ſiehſt du, das iſt die gebenedeite ewige Ruhe der Heiligen.“ Wieder flog wie fernes Wetterleuchten jenes kluge Lächeln über ſeine Lippen. Wir ſprachen noch lange mit einander, ich erinnerte mich des Elaſar, genannt Conſtantin Monteſiore, deſſen Ahnherrn aus Italien eingewandert waren, und der in gleicher Abſicht wie Moſes, in den Dominikaner-Orden eingetreten war. „Siehſt du,“ ſagte Geronimo, „der ward gefangen in jenen unentdeckbaren Schlingen, die in der Luft des Sprechzimmers ſchweben. Sein Vater hatte ihn beſucht, ſie waren unvorſichtig genug, ihr Geheimniß den plauderhaften Wänden anzuvertrauen; kaum eine Stunde darauf wurden ſie in's Gefängniß geſchleudert. Conſtantin (ich will ihn nicht ſchelten, er iſt jetzt todt) konnte das Bewußtſeyn nicht ertragen, an den Qualen und an dem Tode ſeines Vaters Schuld zu ſeyn: mit einem kleinen Scherben zerbrochenen Glaſes öffnete er ſich die Pulsadern und verblutete ſo ſein junges Leben. Der alte Monteſiore, der ſchon halb Leiche war, wurde zwei Tage darauf mit der Leiche ſeines Sohnes in feierlichem Auto da fe verbrannt.“ So erzählte Geronimo, ich bot nun Alles auf, ihn, dem Wunſche unſeres Vaters gemäß, zur Flucht zu bewegen, er aber ſchwur hoch und heilig, nimmer lebendig ſeine Klauſe zu verlaſſen. Ich kehrte nach der Stadt zurück, der unerklärliche Starrſinn meines Bruders mit ſeiner nach außen hin abgetödteten Lebenskraft erſchütterte mein ganzes Weſen; aber all' meine Gedanken verſchwanden wie nichtige Schattenbilder, als ich das Mädchen, welches mir in dem Sprechzimmer begegnet war, auf einem Stein am Wege ſitzen ſah. Es beachtete mich nicht, und ich ging an ihm vorbei; kaum aber war ich drei Schritte von ihm entfernt, als es mich wie mit magiſchen Banden wieder zu ihm hinzog. „Sennora,“ ſagte ich, „ich habe kein Recht darauf, in das Geheimniß eurer Seele einzudringen, aber ich habe ein Recht darauf, wenn ihr der Hilfe bedürftig ſeyd, euch ſolche anzubieten, und ihr, ſie von mir zu fordern.“ Sie geſtand mir ſpäter, daß der weiche und bewegte Ton meiner Stimme ihr mehr Vertrauen zu mir eingeflößt habe, als die ritterliche Entſchloſſenheit, die meine Worte bekunden ſollten. „Laßt mich, gütiger Caballero, mein Retter iſt nur der Tod,“ ſagte ſie, mit einer Stimme, in der der Ausdruck ſchmerzvollen Entſagens und beſcheidenen Hilferufs ſich zur ſchönſten Harmonie verſöhnt hatten. O, es lag ein unbeſchreiblicher Reiz in dieſer ganzen Erſcheinung, ich fühlte es, und doch hatte ich in der Abenddämmerung, der ſie noch durch ſorgfältiges Einhüllen in die Mantilla zu Hilfe kam, faſt nichts von ihr geſehen als ihr leuchtendes Augenpaar. Ein unnennbarer Schauer durchrieſelte mein ganzes Weſen, als ich ſo vor ihr ſtand, ich war feſt gebannt in ihre Nähe. Das war mehr als bloßes Mitleid, mehr als bloße Theilnahme an fremdem Kummer, was mich hier feſthielt, ich wußte es nicht, das war— die Liebe, die ſich offenbart, wenn wir uns dem Weſen nahen, das der Herr für uns geſchaffen.“— Hier hielt der Vater plötzlich inne, und ſtemmte die heiße Stirne auf die Hand. Der Erinnerung ſchimmernde Bilder hatten ihn verlockt, er entſann ſich jetzt, daß es ſein 15jähriger Sohn war, dem er dieſes Alles erzählte, und dem er hiedurch vielleicht allzufrüh eine Neigung in der Seele erwecken mochte, die die herrliche Entwicklung ſeines Geiſtes hemmen, ja wohl gar vernichten könnte. Doch, er iſt verſtändig wie ein Mann, dachte er, und ſaßte dabei den Entſchluß, fortan in ſeiner Erzählung behutſamer zu ſeyn; kaum aber hatte er wieder begonnen, als der Erinnerung Zaubermacht ſeinen Vorſatz ſpurlos verſchwinden ließ.

6. Manuela.

Er iſt gekommen
In Sturm und Regen,
Er hat genommen
Mein Herz verwegen.
Nahm er das meine?
Nahm ich das ſeine?
Die beiden kamen ſich entgegen.

Rückert.

Nach einer beträchtlichen Pauſe fuhr er fort: „Ich redete noch lange mit dem Mädchen, oder, wie es eigentlich hieß, Manuela; ſie bat mich um Verzeihung, weil ſie meine Hilfe von ſich gewieſen, ich ſolle nicht Arges von ihr denken, Unglück und Schmerz hätten ſie den Menſchen mißtrauen gelehrt. Thränen erſtickten ihre Stimme; du kannſt dir meinen Seelenzuſtand denken, nein, du kannſt dir ihn nicht denken, wie ich hundert Leben in mir erwachen fühlte, da mir der Tiefblick in eine Seele eröffnet war, zu der es mich unwiderſtehlich hinzog, und die gleich mir den Schmerz zum Genoſſen ihrer Kinderſpiele hatte. O! die Unglücklichen verſtehen ſich bald. Sie erzählte mir, daß dort in dem Schloſſe ihr Vater ſchon ſeit drei Monaten eingekerkert ſey. Sie wolle hier warten, bis der Inquiſitor aus der Stadt zurückkehre, ſie wiſſe wohl, ihr eigenes Leben ſtehe in Gefahr, weil das Geſetz es jeglichem verbietet, und ſey es auch das eigene Kind, für den um Gnade zu bitten, der der Ketzerei angeklagt iſt, ſie aber wolle ſterben mit ihrem Vater und doch fürchte ſie die jetzt wieder einbrechende Nacht. „Ich ſehe ſchon,“ ſagte ſie, „es ſoll ſo ſeyn, ich ſoll abermals in Thränen und Jammern den Tag heranharren.“ Sie raffte ſich auf, und entfernte ſich ſchnell. Ich ſtand wie eingewurzelt da, und als ſie an einer Biegung des Weges meinen Augen entſchwand, übermannte mich's, wie unendliches Heimweh, ich ſtürmte ihr nach. Am Abhange des Hügels, wo man die prachtvolle Brücke über den Quadalquivir überſchauen kann, bemerkte ich, wie drei in faltige weiße Mäntel gehüllte Geſtalten gemeſſenen Schrittes einherkamen; Manuela warf ſich den Voranſchreitenden zu Füßen; ein Herz durchbohrender Jammerſchrei drang zu mir hierüber, Manuela wurde zur Seite geſchleudert. Ich ſprang aus allen Kräften, die Männer ſetzten ruhig ihren Gang fort, ſie kamen an mir vorüber; ich hielt in meinem raſchen Laufe inne, zog meinen Hut ab und verbeugte mich, es war der Inquiſitor von zwei Dominikanern begleitet, die von ihrer Seelen-Treibjagd in ihr Trianen-Schloß zurückkehrten. Die Minute, die ich hier in demüthig bebender Stellung, tauſend Flüche für den Schändlichen und tauſend Sorgen für Manuela im Herzen, harren mußte, ward mir zur Höllenpein. Wie ein vom Bogen geſchnellter Pfeil eilte ich davon, und holte Manuela ein, die mühſamen Schrittes dem Thore zuwankte. Sie erkannte mich und blieb ſtehen. Ich konnte nicht ſprechen vor raſchem Athemholen, und ergriff nur ihre Hand. „Laßt mich, ich bitt' euch," ſagte ſie, jedoch ohne meine Hand zurückzuweiſen. Ich ſchwor ihr, o! damals fühlte ich's lebhaft, wie gräßlich es iſt, das Heiligſte, bei dem man ſchwören kann, nicht nennen zu dürfen; ich meinte, meine Zunge müßte mir erlahmen, als ich hier, wo ich die höchſte Gewißheit geben wollte, bei San Jago ſchwören mußte. Ich konnte nicht reden, ſo durchwühlt war mein ganzes Inneres. Manuela ſchloß meine Hand in ihre beiden; ihre feuchten Augen, die wie Diamanten in der mondhellen Nacht glänzten, blickten vertrauensvoll zu mir auf. „Ja,“ ſagte ſie, „ich folge der innern Stimme, unglücklicher als ich bin, kann ich doch nicht werden; kommt mit, ihr ſollt Alles hören.“ Ich bot ihr meinen Arm, und mit Zögern legte ſie ihre zitternde Hand an meine Bruſt. „So haben mich dieſe Straßen noch nie geſehen,“ ſagte ſie leiſe, als wir gleich am Thore in eine Seitenſtraße einlenkten. Ich ſuchte ſie zu beruhigen, ſie ſchwieg, und hüllte ſich noch tiefer in ihre Mantilla ein. Ohne ein Wort zu reden, gingen wir nebeneinander, bis wir in einer engen Straße, ohnweit der Kirche Unſerer Frau von Pfeiler, in ein unſcheinbares Häuschen eintraten. „Kommſt du endlich Manuela,“ ertönte ein ziemlich ſtarker Diskant, und eine runde Geſtalt mit einem Lichte wälzte ſich wie ein Wollſack die Stiege herab. „Ich habe ſchon dreizehnmal Ave Maria gebetet, und San Jago eine dreipfündige Wachskerze gelobt, wenn du glücklich nach Haus kommſt. Ei, mein ſüßes Täubchen, wen haſt du denn da bei dir? gelobt ſey die heilige Jungfrau, iſt das nicht Don Alfonſo Sajavedra aus Valencia? Verzeih' Uſted, meine alten Augen“ — „du haſt wirklich falſch geſehen, Laura, es iſt nicht der Vetter, ſondern ein Fremder, ein Freund wollt' ich ſagen, der uns helfen will,“ ſagte Manuela. „Ich habe doch recht,“ fuhr die Alte fort, „habe ich dir's nicht ſchon längſt geſagt, wenn du gehſt, wird uns geholfen? ich, wo ich hingekommen bin, haben ſie mich weggeworfen wie eine ausgedrückte Orangenſchale, ja lacht nur,“ fuhr ſie kreiſchend fort, „es iſt doch, wie das Sprichwort ſagt: ein friſch geprägter Real mit des Königs Bildniß (Gott ſchütze ihn) iſt beſſer, als ein abgegriffener. Dürft euch viel darauf einbilden, edler Ritter, daß mein ſchüchternes Täubchen bei euch eine Ausnahme gemacht hat.“ Die Alte hörte nicht auf, die Tugend Manuela’s zu preiſen, und ſagte, das könne nur durch ein Wunder geſchehen ſeyn, daß ich ſo Großes über ſie vermocht hätte. Manuela hatte viele Mühe, ſie zum Schweigen zu bringen. Nachdem mich die Alte ſattſam gemuſtert, war ſie hinausgegangen. Manuela hatte ihre Mantilla abgelegt. Ich war nicht überraſcht von der ſüßen Anmuth ihres Körpers, von der ſanft angehauchten Röthe ihrer Wangen und ihres runden Kinns, nicht von der Fülle der gekrausten ſchwarzen Locken, die den höchſten Gegenſatz der Farben mit ihrem Halſe darboten; alles das überraſchte mich nicht, ſo mußte das Mädchen ſeyn, zu dem mich ein namenloſer Zauber hinzog, ſo und nicht anders. Wir ſaßen lautlos neben einander, ich ſog mit trunkenen Blicken den unendlichen Liebreiz ein, der über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen war, ſie ſchlug verſchämt die Augen nieder. „Sennor,“ ſprach ſie, und ergriff mit Haſt meine Hand. „Sennor, was denkt ihr von mir?“ „Daß wir uns lieben,“ antwortete ich, und in einem brennenden Kuſſe, den ich auf ihre friſchen, noch unberührten Lippen drückte, flogen unſere Seelen in einander. „Ja, wir lieben uns,“ ſagte ſie, ſich aus meiner heftigen Umarmung los wendend, „Gott im Himmel weiß es, wir lieben uns; o Mutter! Mutter! warum mußteſt du ſterben, ehe du das unendliche Glück deines Kindes geſehen?“

Thräne auf Thräne rann bei dieſen Worten über ihre heißen Wangen. Wie ſoll ich noch all' die Worte wiſſen, die ich ihr von den Lippen küßte? „und darf ich euch lieben, Sennor,“ fragte ſie leiſe, und bedeckte mit beiden Händen ihre Augen und Wangen; „kennt ihr denn mich? kenn' ich denn euch?“ „Wir kennen uns,“ erwiederte ich, „in demſelben Augenblicke hat Gott den Zündfunken der Liebe in uns angefacht; wir lieben uns, giebt es ein gewiſſeres Kennen?“ O! es iſt nur ein ſchwacher Nachhall von der unendlichen Macht jenes Liebesbewußtſeyns, das ich aus der Vergangenheit wieder auferwecken kann; aber noch jetzt, da ich dem Grabe entgegen gehe, noch jetzt durchzuckt es mich, wie ein urplötzlicher Blitz, wenn ich daran denke, wie damals, unbewußt und ungekannt, auf einmal der Liebe Allmacht mich erhob. Das war Gottes Fügung, ſolches kann Menſchlichem nimmer entſpringen. Dieſes ſich Finden und Erfaſſen, ohne ſich geſucht oder erſtrebt zu haben, das konnte nur durch den Willen des Herrn ſo ſich fügen. Damals zwar, ich geſtehe es, fühlte ich das noch nicht; umfluthet von dem unendlichen Meere nie gekannter Seligkeiten, erkannte ich die unſichtbare Hand, die alles ſo fügte, noch nicht ſo ganz, wie ſie ſich jetzt mir gezeigt. Mitten in der Freude einer ſich ewußten Liebe erwachte in Manuela wieder das Andenken an die freudloſen Stunden ihres eingekerkerten Vaters. Ich tröſtete ſie, verſprach die Hilfe meines Bruders, ſie aber vertraute nur wenig.

Die Alte kam mit dem Eſſen und bat mich, indem ſie meine Hand küßte, vorlieb zu nehmen mit dem Wenigen, ſie hätte ſolch hohen Gaſt nicht erwartet. „Wie heißt denn der edle Caballero?“ fragte ſie Manuela leiſe; ich ſah die Verwirrung des Mädchens, das ſich zum erſtenmal ſeiner Leichtfertigkeit wegen ſchämte. „Sagt nur meinen Namen laut, Sennora," fiel ich raſch ein, „er hat ja guten Klang hier im Lande und das gute Mütterchen hat ja ohnedieß die eine Hälfte prophetiſch errathen; ich heiße Alfonſo de Eſpinoſa." Wir ſaßen gemüthlich bei Tiſche; die Alte betrachtete mich immer und forderte Manuela auf, zu geſtehen, ob ſie nicht recht habe, daß ich dieſem oder jenem auf's Haar ähnlich ſehe. „Bei Gottes Blut," ſagte ſie, „wie froh bin ich, daß auch wieder ein Sombrero (Männerhut) dort am Nagel hängt, ſo zwei Weibsbilder ganz allein ſind doch gar zu verlaſſene Geſchöpfe, und wer weiß wie es mit dem alten Valor ausgeht." Dieſer Name machte mich ſtutzig, ich drang heftig in Manuela, mir die Geſchichte ihres Vaters zu erzählen; ſie ſchlug die Augen nieder und begann nach kurzem Beſinnen: „Ihr wißt, daß mehrere Frauen aus Grenada gerade in Cardia waren, als das Edikt verleſen wurde, daß es den Moriskinnen künftighin nimmer erlaubt ſey, wie es ihre angeſtammte Sitte mit ſich brachte, verſchleiert auszugehen. Unter den Frauen, denen ſodann die Soldaten auf dem Marktplatze zu Cardia die Schleier zerriſſen, war auch die meines Oheims, die ſtrahlende Mirzah genannt. Ihre Schönheit war ſo groß, daß man glauben mochte, eine Heilige ſey aus dem Paradies herabgeſendet worden, um den Tapferſten aller Nachkommen der ehemaligen Herren Spaniens zu beglücken. Noch nie hatte eines fremden Mannes Blick alle dieſe Reize berührt, und jetzt ſo dem gaffenden Pöbel preisgegeben zu werden! Die Kunde von dem Schrecklichen, was geſchehen war, eilte den jammernd rückkehrenden Frauen voraus; wie durch einen heftigen Erdſtoß ward dadurch der ganze Aljaniz erſchüttert, denn die Abſicht, die letzte Sitte der ehemaligen Mauren zu vernichten, war unverkennbar.—Ich weiß gar nicht, wie ich eigentlich zu dieſer Erzählung hier komme; ich habe Mirzah, die von ihrem Manne grauſam verſtoßen wurde, nie gekannt, und ihr Schickſal hängt mit dem unſrigen eigentlich gar nicht zuſammen. Verzeiht, wenn ich nicht weiß, wo ich anfangen ſoll, ich habe mir die Sachen nie ſo zurecht gelegt, weil ich nie glauben konnte, einſt davon Rechenſchaft geben zu dürfen. Mein Vater wohnte damals wie die übrigen mauriſchen Chriſten im Aljaniz von Grenada. Ach! ich kann heute nicht erzählen, und ſtünde alles darauf," ſo ſchloß Manuela und erhob ſich raſch. „Nun, ſo bin ich da," ſagte die Duenna, „weiß ich's denn nicht alles ſo gut als ihr? war ich nicht dabei, wie es eure Mutter, Gott hab' ſie ſelig! erzählte? Mir zittern noch die Glieder bis zum Herzen, wenn ich daran denke wie's damals zugegangen ſeyn muß." Unter vielen Zwiſchenfragen und Einreden erfuhr ich endlich, daß der Vater Manuela's, Don Antonio de Valor, bei den Mauren Aben Hamed genannt, ein Geſchwiſterkind Aben Humega's iſt. Don Antonio, der dem Mauren-Aufſtand abgeneigt, in dem chriſtlichen Glauben beharrt war, und Grenada nicht verlaſſen hatte, litt von ſeinen Stammesgenoſſen nicht minder als von den eingebornen Spaniern viele Unbilden. Sogar die beiden Söhne Don Antonio's waren heftig gegen ihren Vater ergrimmt, und als der beabſichtigte Sturm auf dem Alhambra mißglückt war, flohen ſie zu dem ſogenannten Alpujarrenkönig (Aben Humega) in die Sierra Newada und fielen mit

Ruhm bedeckt in dem beiſpiellos muthig geführten Vertilgungskriege. „Ja, früher hättet ihr zu uns kommen ſollen,“ ſagte die Duenna unter anderm, „da hättet ihr euch umgeſehen, da war es anders als jetzt hier: flämiſche Teppiche auf dem Boden, aus Gold und Seide gewirkte Tapeten an den Wänden, goldene und ſilberne Becher auf den Tiſchen, daß man meinte ſie müßten brechen“.— Wir hatten viele Mühe die Alte zum Schweigen zu bringen, und Manuela erzählte: „Der Aufſtand war unterdrückt, die Mauren theils in die Ferne zerſprengt, gefallen oder eingekerkert. So lange der menſchenfreundliche Marques von Mondejar in Grenada befehligte, lebte mein Vater ungeſtört in der Selbſtbeſchränkung, zu der ihn ſein Wille und die Zerſtörung ſeiner Güter beſtimmte; als aber der edle Marques abberufen wurde, ward mein Vater als heimlicher Anhänger des Islam verhaftet. Der Halbbruder des Königs, Don Juan von Oeſterreich, der hierauf den Oberbefehl erhielt, befreite ihn jedoch aus ſeiner Gefangenſchaft. Mein Vater zog hieher, um fern von den Reſten ſeiner ehemaligen Verbindungen in Ruhe zu leben. Zehn Jahre blieb ihm dieſe unverkümmert; mein Vater beſuchte alltäglich die Kirche, ſonſt aber verließ er das Haus nie und verbrachte ſeine ganze Zeit mit dem Studium weiſer Schriften und mit meinem Unterrichte.

Da raffte vor anderthalb Jahren ein hitziges Fieber in wenigen Tagen meine Mutter dahin, faſt Niemand hatte ſich ihrem Todtenbette nahen dürfen als mein Vater, ſie verſchied in ſeinen Armen. Von dem Tage, da meine Mutter begraben wurde, kam mein Vater nicht mehr über die Schwelle unſeres Hauſes; ich ſelbſt, die ich ſonſt alles über ihn vermocht hatte, konnte ihn nicht einmal zu einem Gange in die nahe Kirche bewegen. Vorgeſtern Nacht waren es zwölf Wochen, o Gott! ich vergeſſe die Stunde nie, da verlangten zwei Familiaren im Namen der Inquiſition Einlaß in unſer Haus; Laura hatte den Muth aufzuſchließen, ich konnte mich nicht von der Stelle bewegen. Sie drangen ein und ſchleppten meinen Vater nach dem Trianenſchloſſe, wo er ſich wegen ſeines vermeintlichen Ketzerthums vertheidigen ſollte.

Eine Stunde darauf wurde Alles im ganzen Hauſe durchſucht und verſiegelt; ich mußte es ſelbſt mit anſehen, wie ſie jenes Bild meiner Mutter dort herunter riſſen, weil ſie Schätze dahinter verborgen glaubten, und, wie ſie ſich ausdrückten, das verführeriſche Heidengeſicht Geld geſchluckt haben könne.“ Hier hielt Manuela plötzlich inne. „Ich habe euch Alles erzählt,“ fuhr ſie dann in zuverſichtlichem Tone fort; „ich habe weder Mißbrauch zu fürchten, noch leider auch erfolgreichen Gebrauch zu hoffen.“ — Ich bot Alles auf, um Manuela zu beruhigen; geſpenſterhaft erſchien mir aber die Alte, die während der letzten Erzählung mit gefalteten Händen und ſtieren Blicken daſaß, ihre Lippen bewegten ſich mechaniſch wie zu einem leiſen Gebete. Manuela merkte nicht darauf, ſie war wieder nur Liebe, denn es war mir gelungen, ihren Geiſt von den traurigen Bildern der Vergangenheit auf den Hochgenuß des Augenblicks zurückzuwenden. Mitternacht war vorüber als ich in meiner Poſada ankam. Als ich des andern Morgens erwachte, ſchien mir alles ein Traum.

7. Don Antonio.

Er darf an Gottes Sonne nicht erwärmen,
Die Nacht allein, das ſchwarze Ungeheuer,
Hat man mit eingeſperrt zu dieſem Armen.
In ſeinem Herzen brennt ein wildes Feuer
Von Rache, Schmerz und unverdienter Schande,
Von Sehnſucht nach ſo Manchem, was ihm theuer.
Lenau.

Ich beſuchte Manuela und glaubte wirklichen Grund zu haben, alles für ein Gebilde meiner erhitzten Phantaſie zu halten. Reue über das verletzte gewöhnliche Herkommen, Unruhe und Verzweiflung wegen des Schickſals ihres Vaters ſprach aus ihrem ganzen Weſen. Sie erſchien mir ſo ganz verändert: ſtatt der kühn aufſtrebenden Schnellkraft ihres Geiſtes war es heute ein geknickter Wille mit ſklaviſcher Ergebung, den ſie mir offenbarte, und der mich von ihr entfernte.

Ich Thor, der ich glaubte jenes engelgleiche Hochgefühl, das mit einem Ruck uns frei über all die Schranken und Hemmniſſe des gewöhnlichen Lebens hinweghebt, könne in gleicher Macht endlos ſo fortbeſtehen. Aergerlich, daß mir nun abermals das Hohe von der Alltäglichkeit zerrann, verließ ich Manuela, und nur noch aus Mitleid und der einmal übernommenen Pflicht zu gehorchen, ging ich zu Geronimo und erzählte ihm alles. Sein Scharfblick erkannte die Geſtalt der Dinge leicht: „Das Mädchen iſt entweder ein Engel oder ein Teufel,“ ſagte er; „gewöhnlicher Verſtellung wie gewöhnlicher Tugend iſt ſo Außerordentliches nicht möglich. Die rein paſſive Ergebung in den höheren Willen, die dich heute ſo irr machte, iſt nichts anderes als der erſte Artikel im Credo des großen Propheten. Doch ſey nur ruhig, ich glaube es einleiten zu können, daß der alte Valor bald frei gegeben wird, ob er gleich ſo wenig Chriſt iſt als du und ich — man hat nur wenig Geld bei ihm gefunden.“ Ich wollte Manuela erſt wenn ihr Vater befreit war, wieder beſuchen, um ihre Verzweiflung ſo am beſten zu widerlegen. Ich ging des Abends noch in die Geſellſchaft meiner Freunde. Mit lautem ola amigo! wurde ich von den Verſammelten begrüßt, jeder wollte den Grund meines Ausbleibens ſeit zwei Tagen wiſſen, und jeder erklärte ſich's nach ſeiner Denk- und Handlungsweiſe. Ich war luſtig und guter Dinge. — Tags darauf nach der Frühmette beſuchte ich wieder meinen Bruder. Es war wirklich wunderbar, wie ſchnell Don Antonio freigegeben wurde. Denn kaum hatte Geronimo die Sache bei dem Inquiſitor berührt, als er ihm ſchon willfahrte. Ich durfte jetzt Don Antonio nach Hauſe geleiten. Am Eingange in die unterirdiſchen Kerker mußte ich warten, bis er heraufkam, denn Niemand außer den Beklagten durfte jene finſteren Stätten betreten. Endlich kam der Befreite herauf und wurde mir übergeben; ſeine Kniee hatten kaum noch die Kraft ihn zu tragen, ſeine Augen, dem ungewohnten Lichtſtrome ausgeſetzt, thränten unaufhörlich; um dieß zu verhindern mußte er ſie ſchließen; ſo auf meine Schultern gelehnt trug ich ihn mehr denn als ich ihn führte. Ich erzählte ihm

Alles, was mir ſeit den letzten Tagen begegnet war; ſeine abgebleichten Lippen verzogen ſich zu einem Lächeln, denn er mochte aus meiner Schilderung die Liebe zu Manuela erkennen. „Und weiß mein Kind von meiner Rettung?“ fragte er und riß dabei ſeine Augen auf, ſo daß ſeine wilden Blicke mir bis in's Herz drangen. Ich geſtand, daß ich Manuela für ihre Zweifel beſtrafen und ſie nur erſt an ſeiner Seite hätte wieder ſehen wollen. Er antwortete nicht, und indem er den Kopf ſchüttelte, murmelte er einige unverſtändliche Worte vor ſich hin. Mir ward unheimlich in ſeiner Nähe. —

Wir kamen endlich vor Don Antonios Haus. Niemand aus demſelben bemerkte uns. Nur mit Mühe und auf jeder Stufe friſch Athem holend ſtieg Don Antonio die Treppe hinan. Wir traten in die Stube, ermattet ſank er in den Lehnſeſſel, der ſchon ſeit Jahren den Kummervollen zu tragen gewöhnt war. Noch immer nahm Niemand Kunde von unſerer Anweſenheit; ich öffnete die Kammerthüre: dort ſah ich Laura neben einem Bette ſtehen, auf welchem Manuela ſchlummerte. Als mich die Alte bemerkte, drohte ſie mit ihrer ſchwammigen Rechten, und zeigte dann mit ſchlauer und vorwurfsvoller Miene auf die ſchlummernde Manuela. Auch Don Antonio ſchlich mühſam herbei, und als die Duenna dieſen bemerkte, rief ſie in furchtbar gellendem Tone: „o Jeſus Maria! der Herr!“ Manuela erwachte, ſtarr blickte ſie uns eine Weile an, und als träume ſie, und wollte ſie die Trugbilder verſcheuchen, fuhr ſie ſich haſtig über die Stirne. „Manuela! mein Kind!“ rief Don Antonio. Da ſchnellte ſie plötzlich empor: „Vater!“ rief ſie, und ſie lag ſchluchzend an ſeinem Halſe. Es war eine ſtumme Minute des höchſten Entzückens, wo das unvermögende Wort zurücktritt, und die Seelen ſich unmittelbar berühren. „Laß' mich, mein Kind, laß mich,“ ſagte Don Antonio, und diesmal waren's wirklich Thränen, Thränen, die ihm die Freude erpreßt, welche über ſeine hohlen Wangen rannen; „ich vermag es nicht, zu ertragen dieſe unendlichen Liebkoſungen, komm' zu dir, Manuela, ſieh' dort unſern Freund, unſern Retter, Don Alfonſo, dem danke, er ward auserkoren zum Werkzeuge Gottes in unſerer Noth.“ Manuela ließ ab von ihrem Vater, und ihr ſeelenvolles Auge blickte wieder ſo bittend und ſtrafend zugleich, wie damals, als ich ſie zum erſtenmale ſah, mich an; ſie warf ſich vor mir auf die Kniee, erfaßte meine Hand, und bedeckte ſie mit Thränen und Küſſen. „Verzeiht mir, hoher Herr,“ bat ſie, „ich habe eure Macht und Größe nicht gekannt, verzeiht einer armen, unvernünftigen Magd, und entzieht ihr eure Gewogenheit nicht.“ „Steh' auf, Manuela, ſteh' auf, ich befehle dir's, ſo war's nicht gemeint, ſo dankt man nicht,“ ſprach Don Antonio. Manuela gehorchte. —

So gewiß, als ich jetzt jeden Tag Thephillin*) anlege, eben ſo regelmäßig beſuchte ich damals täglich Manuela's Haus. Ihr Vater war ſchwer krank. Die von der Folter halbgelähmte Spannkraft der Muskeln hoffte der Arzt wieder bald herzuſtellen, nur die volle Sehkraft glaubte er ſchwerlich retten zu können. Man hatte Don Antonio ſchwören müſſen, ihm nichts von ſeinem Zuſtande zu verhehlen, und eine namenloſe Wuth kochte in ſeinem Innern, während er äußerlich ruhig dalag. „Der Menſch,“ ſagte er einmal, „iſt das verworfenſte Geſchöpf der Erde; wo iſt ein Raubthier, das, ich will nicht ſagen gegen Thiere ſeiner eigenen Gattung, nein! gegen ſolche als deren Herr es geboren iſt, ſo grauſam verfährt, wie ein Menſch mit dem andern? Der hungernde Tiger, der reißende Wolf ſaugt ſeiner Beute das Blut aus, aber das iſt noch barmherzig gegen die Menſchen, die mit tauſendfachem Tode tödten. Sie haben herrliche Gaben, kühnen Erfindungsgeiſt, und ſie erfinden Gräber, wo ſie ihre Mitmenſchen lebendig verfaulen laſſen. O wenn ich nur vor —“ er unterbrach ſich und knirſchte mit den Zähnen, ſeine Fäuſte ballten ſich unwillkürlich. Manuela kannte dieſen Zuſtand ihres Vaters, ſie wagte es nicht, ihn durch Einreden zu beruhigen, und ſie bot alle Rührigkeit ihres Geiſtes auf, um den trüben Ernſt aus ſeinem Innern zu verſcheuchen. Die unzähligen kleinen Aufmerkſamkeiten, die ſie mit ſo anſpruchloſer Miene erzeigte, der Reichthum von kleinen Geſchichtchen und Lieblingserinnerungen ihres Vaters, von denen ihr Mund überſprudelte, die bunten Lieder, die ſie ſo jugendlich friſch zur Guitarre ſang, dieſes Alles, und auf dieſe Weiſe, konnte nur von einem überreichen Herzen geboten werden; du kennſt ja die Romanze vom Abſchied des Boabdil, letzten Königs von Grenada, die Miriam bisweilen ſingt; die Strophe:

---

*) Geſetzes-Amulette um Hand und Kopf, Stellen aus der heiligen Schrift enthaltend.

Schwer getroffner Boabdil,
Schmach iſt über dich gekommen,
Da Grenada du verlaſſen
Und den Tod nicht vorgezogen.
Daß du dort dich ſelbſt erdroſſelt,
Möcht' ich wünſchen dir zum Frommen,
Statt Verbannung hätt' ein Grab
Als Gewinn ſich dir geboten

die ſang ſie auf den Wunſch ihres Vaters gewiß mehr denn hundertmal, ohne auch nur die leiſeſte Spur von Widerwillen in Ton und Miene zu zeigen. Ich that Manuela vielleicht Unrecht, aber meine Eitelkeit ſchmeichelte ſich deſſen doch, daß an dieſem freudigen Herauskehren ihres innern Lebens nicht blos kindliche Liebe allein, ſondern auch meine Anweſenheit einigermaßen ſchuld ſey. Wir liebten uns nur noch inniger, bewußter.

Don Antonio geſundete von Tag zu Tag immer mehr; ein leiſer Schimmer ſeines Auges, wobei ihm die Umriſſe aller Gegenſtände wie mit einem dunkeln Flor überworfen waren, war gerettet worden. „Manuela,“ ſagte ich eines Tages zu ihr, als ich mit ihr allein war und Don Antonio noch ſeine Sieſta hielt, „Manuela, darf ich endlich ernſte Schritte zu unſerer künftigen Verbindung thun?“ „Ich bitt' euch,“ antwortete ſie, „redet nicht mit mir von ſo ernſten Dingen, ich bin noch zu jung um darüber nachzudenken.“ „Ich aber habe euch ſchon einmal geſagt, daß ich meine Liebe nicht einem Kinde, ſondern einer Jungfrau mit ſelbſtändiger Willenskraft zugewendet habe.“ „Und wer iſt denn die Glückliche?“ lächelte Manuela, „ich habe vergeſſen darnach zu fragen.“ Ich ſchwor ihr, daß ich mich nicht länger durch leichten Scherz gängeln ließe, ſie müſſe mir geſtehen, ob ſie den Willen ihres Vaters kenne. „Nein,“ war ihre einſylbige Antwort. „Und was ſeyd ihr zu thun geſonnen, wenn mich euer Vater, was Gott verhüte, zurückweiſ't?“ In entſchloſſenem Tone antwortete ſie: „Kindespflicht geht über Alles, aber ich werde —“ ſie konnte nicht ausreden, denn Don Antonio rief aus der Kammer: „Was iſt das für ein Lärm? warum habt ihr Händel?“ Manuela antwortete: „Don Alfonſo will mir's nicht zugeben, daß ich vor einem Monat erſt fünfzehn Jahre alt geworden bin.“ „Schon, mein Kind, ſage lieber ſchon, denn je älter man wird, deſto ſchlimmer geht's einem auf dieſem vermaledeiten Boden.“ „Manuela hat Unrecht,“ ſagte ich zu Don Antonio, als er zu uns herauskam, „ſie hat euch falſch berichtet, ſie wollte mir's nicht glauben, daß ich morgen abreiſen will.“ „Das thut mir in der Seele leid,“ ſagte der Alte, „möcht' euch gerne immer um mich ſehen, man gewöhnt ſich in meinem Alter ſehr ſchwer an einen neuen Freund, zumal an einen von eueren Jahren, aber bei euch, ich muß es geſtehen, ich möchte, was ich ſonſt nie wünſchte, wieder jung werden, blos um ganz euer Freund ſeyn zu können.“ „Wollt ihr nicht lieber mein Vater ſeyn?“ ich fühlte wie alles Blut mir in's Geſicht drang, ich ſah, wie heftig Manuela erröthete, als ich dieſe Worte mühſam hervorgepreßt hatte. „Geh Kind,“ ſagte Don Antonio gleichgültig, „geh zu unſerm Nachbar und hole mir das Buch, das er ſchon ſo lang von mir hat.“ Manuela ging. „Ich bin euch ſehr zu Dank verpflichtet,“ redete hierauf Don Antonio mich an, „aber es iſt nicht Männerart, den Dienſt und den Dank in ſüße Worte einzukleiden; auch ſollte man ja nach den Lehren unſerer Religion keinen Dank verlangen und keinen bieten dürfen, da wir in all unſerm Thun und Laſſen nur Werkzeuge in der Hand Gottes ſind; ich weiß nicht, ob deßhalb der Undank in der Welt ſo groß iſt, aber verlangt nur von mir was ich geben kann, ihr ſollt es haben, nur mein Kind, meine Manuela! die kann ich nicht miſſen, ſie iſt meinem Leben ſo nothwendig wie die Luft, die ich athme, und ſo lange ich athme ſoll ſie keines Mannes Weib werden. Dringt nicht weiter in mich, erſpart euch und mir die unnöthigen Worte; ich kann's nicht gewähren.“ Ich war wie erſtarrt, ich konnte nichts mehr reden, die Thränen ſtanden mir in den Augen, ich nahm meinen Hut und ging. Don Antonio rief mir nach, ich ſolle bleiben, ich kehrte mich nicht daran. Manuela begegnete mir auf der Treppe und fragte ſorglich warum ich ſchon ginge und was es denn gebe? „Nichts, Kinderpflichten,“ das waren die Worte, die ich hervorknirſchte; ich ſah ſie nicht an, und als müßte ich einer verpeſteten Luft entfliehen, eilte ich davon.

Ich ging zu Geronimo und erklärte ihm meinen Entſchluß abzureiſen und den Grund deſſelben. „Nicht Manuela,“ ſagte er, „willſt du fliehen, vor dir ſelbſt, vor der eigenen Neigung deines Herzens möchteſt du davon laufen, aber ſie wird dir folgen wie dein Schatten, nicht verſchwinden wird ſie dir durch die Entfernung, nein, immer reizender, immer lockender wird ſie dir erſcheinen, und in Sehnſucht und widerſtrebenden Hoffnungen dich aufreibend wirſt du innerlich verkohlt, an einem geiſtigen Siechthum hinkränkeln. Der Herr behüte dich doppelt und dreifach vor dem andern Wege. Glaub' mir, du weißt, auch ich habe einſt geliebt, und da drinnen im Herzen lebt meine todte Iſabella, bis es einſt zu ſchlagen aufhört. Drum rette deine erſte Liebe, oder ſieh zu, daß du die Gewißheit deiner Täuſchung mit dir nimmſt. Ermanne dich, und geh nochmals zu Manuela." Ich folgte gerne ſeinem Rath.

* * *

8. Der Abſchied.

So ſoll ich nun dich meiden,
Du meines Lebens Licht!
Du küſſeſt mich zum Scheiden,
Ich drücke dich an die Bruſt.
Ach Liebchen! heißt das meiden,
Wenn man ſich herzt und küßt?
Ach Liebchen! heißt das Scheiden,
Wenn man ſich feſt umſchließt?
Uhland.

Abends wollte ich noch von dem fröhlichen Kreiſe der Freunde Abſchied nehmen. Alle glückwünſchten mir zu der ſchönen Braut; einer meinte, ich ſey doch herablaſſend, daß ich der Freunde noch gedenke, während ich im Begriffe ſtünde, mich mit einem Nachkömmling der Chalifen von Cordova zu verbinden. „Das Geſchlecht iſt ſo edel als das der Ponce di Leon, und wer mir's läugnet, dem will ich die Spitze meines Degens als Stammbaum in's Herz pflanzen," erwiederte ich und war bereit meinen Worten ſchnell die That folgen zu laſſen. Alle ſprangen auf und beſchwichtigten den Streit. Meine Heiterkeit war aber durch dieſen Vorfall geſtört, ich ſuchte deshalb ſo bald als thunlich nach Haus zu kommen.

Ich reichte dieſem und jenem die Hand zum Abſchied; aber alle riefen: „Nein, ſo laſſen wir dich nicht, du ſollſt ſehen wie ſehr wir dir geneigt ſind, wir ziehen mit dir vor Liebchens Haus und ſchicken auf der Töne Leiter deine Gefühle zu ihr hinauf in's ſtille Kämmerlein, wo ſie von dir träumt." Die Wände der Poſada waren ſchnell der Guitarren und anderen Inſtrumente entleert, ihre Harmonie durch einzelne Griffe erprobt, die Kehlen wurden noch durch einen guten Zug mit Waſſer vermiſchtem Mancha-Weines angefriſcht. Ich dankte, ich ſträubte mich aus allen Kräften gegen ihr Beginnen, es half nichts. „Und gehſt du nicht mit," riefen alle durcheinander, „ſo ziehen wir allein hin, und du wirſt dann morgen von Wundern hören, welch' himmelſtürmende

Liebesboten wir nach ihr ausgeſendet.“ Um ihre Ausgelaſſenheit zu verhindern, zog ich ſtillklopfenden Herzens mit durch die einſamen Straßen, in denen nur der Tritt und das muthwillige Lachen unſerer luſtigen Genoſſenſchaft wiederhallte. Kaum war das erſte Abſchiedslied geſungen, als in den benachbarten Häuſern neugierige Schönen im leichten Nachtüberwurfe an den Fenſtern erſchienen; nur im Hauſe Manuela's blieb alles ſtill und öde. Die Freunde zogen ſich zurück, ich blieb allein und ſang abermals jenes wehmüthige Abſchiedslied, aber noch immer erſchien niemand; unwillig ſchlich ich mich in meine Wohnung zurück. — Mit bewegter Seele und erzwungener Stärke ging ich des andern Morgens früh in Manuela's Haus. Als ſie mich in ihrem leichten Morgenanzuge erblickte, ſchrie ſie laut auf, und faſt ohne meinen Gruß zu erwiedern, verſchwand ſie mit rieſenhaften Sprüngen hinter der Kammerthür, die ſie ſchnell verſchloß. „Guten Morgen flüchtiger Ritter von Obenaus! hat euer Trotzkopf den Mißmuth in der Nachtmütze ſtecken laſſen?“ ſo rief ſie lachend zu mir heraus, „nun, wer hat recht, Vater?“ begann ſie wieder, „nicht wahr, ich habe auch Menſchenkenntniß? hab ich's nicht geſagt, Don Alfonſo kommt wieder, ich weiß es gewiß? Nun mein Herr Ritter, weil ihr mir einen Sieg über meinen Vater errungen habt, erlaube ich euch kraft meiner Macht zu binden und zu löſen, noch drei Tage in Sevilla zu bleiben, wenn ihr euch die Buße auferlegt, jeden Tag zur heiligen Manuela zu wallfahrten, eine Stunde lang vor ihr zu knieen und ſie anzubeten; oder wollt ihr eine andere Gnade?“ „Ja,“antwortete ich, „die, daß ihr die uns zugemeſſenen Minuten nicht unnöthigerweiſe auf euren Putz verwendet und ſobald als möglich herauskommt.“ Sie antwortete nicht, ſondern ſang das Abſchiedslied von geſtern Abend mit bebender Stimme. Sie hatte kaum die erſte Strophe geendet, als ſie, die übereinandergeſchlagenen Arme unter einem grauen Kragen verſteckt, heraustrat. „Stürmiſcher,“ ſagte ſie, „ihr ſeyd ja unendlich karg mit den Augenblicken, und laßt einem nicht einmal Zeit zum ordentlichen Ankleiden; da bin ich kindiſches Ding aus Furcht, ihr möchtet wieder wie geſtern davon rennen, ſchnell in einen alten Mantel meiner ſeligen Mutter hineingefahren; es iſt aber das ungeſchickteſte altväteriſche Ding, ich halt' es nicht lange darin aus, darum macht nur, daß ihr bald fort kommt oder entlaßt mich auf eine kleine Weile.“ „Will euch nicht lange mehr Unbequemlichkeiten verurſachen, Sennora,“ antwortete ich, durch den Schlußſatz ihrer Rede gereizt. Sie merkte es, und lief unwillig den Blick zur Erde geheftet auf und ab. „Wenn es denn ſeyn ſoll, daß wir uns trennen,“ ſagte ſie, „ſo iſt mir's am liebſten es geſchieht jetzt; ich ſehe ſchon, durch dieſe fortdauernden Gereiztheiten werden die Erinnerungen, die uns für eine dunkle Zukunft hell leuchten ſollten, farblos und zerfahren. Mein Vater weiß es, ich habe deſſen vor ihm kein Hehl, wie ſehr ich euch liebe; der Himmel gebe, daß eure Liebe gleich ſey der meinen, mehr wünſche ich nicht, ich weiß aber auch zu gehorchen.“ Don Antonio ſaß ſchweigſam in ſeinen Schlafmantel gehüllt, die Hände zwiſchen den Knieen zuſammengepreßt und den Oberleib herniederbeugend in ſeinem Lehnſeſſel. „Welche Feuerprobe des

Ungemachs hat eure beiderſeitige Liebe denn ſchon beſtanden?“ murmelte er mit unheimlicher Stimme, ohne ſich im mindeſten aus ſeiner zuſammengekauerten Stellung zu erheben. „Sie iſt in Ungemach geboren,“ antwortete ich, „aber freilich, das vergißt man gerne und ſchnell.“ „Was wollt ihr?“ rief er und erhob ſich mit Zittern von ſeinem Sitz, „was wollt ihr von mir? weil ihr das Schickſal hattet bei der Rettung meines Lebens behilflich zu ſeyn, ſucht ihr mir nun mein Leben doppelt und dreifach zu rauben, da ihr meines Kindes Liebe und Gehorſam mir rauben wollt? Ich hab’ euch Alles gegeben, ihr ſtolzen Spanier, ihr habt meines Stammes Macht und Kraft mir tropfenweiſe abgezapft, ich bin nur noch ein abgedorrtes Reis; aber ſo wahr das Blut der alten Valor in meinen Adern kreiſt, mein Kind, mein Leben ſollt ihr mir nicht rauben, ſo lange dieſe Hand noch Kraft genug hat, den Dolch in eines ſchwachen Mädchens Bruſt zu bohren. Geht, ich alter Thor ließ mich wieder hintergehen und hielt euch für beſſer als andere, geht, ihr ſeyd auch ſo habſüchtig und tückiſc wie alle.“ Seine Stimme erſcholl wie Schlachtenruf, ſeine ſchäumenden Lippen zitterten vor Wuth, kraftlos ſank er wieder in ſeinen Seſſel zurück. Manuela war zu ihm geeilt, ſie ſtreckte die nackten Arme nach ihm aus und bat ihn weinend ſich zu beruhigen. „Gott! wo ſoll ich mich hinwenden?“ rief ſie; ich erkannte meinen Fehler, bot Don Antonio meine Hand und bat ihn ſeine eben geſprochenen Worte zu vergeſſen, wie ich ſie ſelbſt vergeſſen wolle, damit wir in Frieden ſcheiden. Er faßte mit Innigkeit meine Hand. „Ihr habt mich zu hämiſch gereizt,“ ſagte er, „Don Antonio de Valor war leider nie undankbar, und nie hat er ſich ſolche Reden ungeahndet in's Geſicht ſagen laſſen. Mein Kind iſt mein, mein eigen wie meine rechte Hand, ſoll ich ſie zum Dank für euch abhauen und euch ſchenken? ich bin nicht mehr zornig, gewiß nicht; geduldet euch, es iſt ja nur noch eine kurze Spanne Zeit, die ich zu durchlaufen habe, ich mache euch die Zeit nicht mehr lange.“ Er hielt inne und ſtrengte all ſeine Sehkraft an, um den Eindruck dieſer Worte in unſern Mienen zu leſen; er muß Beruhigendes darin gefunden haben, denn mit ſeltener Weichheit der Stimme fuhr er fort: „Ich hatt' es ſo gut mit euch vor: wenn der Frühling kommt und mein alter Seelenkaſten wieder ſo weit ausgebeſſert iſt, daß er transportirt werden kann, wer weiß ob ich nicht nach Guadalajara gezogen wäre, um mit Hilfe eures weiſen Vaters das Licht meines leiblichen und geiſtigen Auges mir zu ſchärfen.“ „O, das wäre herrlich,“ jauchzte Manuela, „gewiß, ich will euch pflegen, daß ihr ganz jung werden ſollt Bis wohin kommt ihr uns entgegen, Don Alfonſo?“ Das Geſpräch nahm jetzt eine heitere Wendung. „Das hätt' ich nie gedacht, daß Alles noch ſo ſchön enden wird; es iſt gut, daß meines Vaters langer Degen drinnen an der Wand in die Scheide eingeroſtet iſt, ſonſt wäre vielleicht noch unſere Stube zum blutigen Kampfplatze geworden;“ ſo ſprach Manuela und ihre Munterkeit ergoß ſich wieder in reichen Strömen. Don Antonio ſprach keine Sylbe; aber mitten unter Scherzen, heitern Erinnerungen an die Vergangenheit und Planen für die Zukunft fühlte ich, daß jetzt der Augenblick der Trennung ſeyn müßte, denn aus dieſer heitern Umgebung wollte ich mich los reißen. Ich reichte Don Antonio die Hand zum Abſchied. „Ziehet hin im Frieden,“ ſagte er, „in Frieden mit euch und mit uns; gedenket meiner bei eurem würdigen Vater.“ „Und ſehen wir uns bald wieder?“ fragte ich; er drückte mir die Hand und nickte mir bejahend zu. Manuela ſtand regungslos da. Die Arme unter dem Mantelkragen übereinandergeſchlagen ſah ſie ſtarr auf mich, unſere Blicke begegneten ſich, es war als ob jedes von uns nochmals das getreue Bild des andern in bewußter Anſchauung ſich einprägen wolle, in jedem von uns rang der Schmerz über eine prüfungsvolle Trennung mit dem Willen ihn zu beſiegen. „Manuela, lebt wohl!“ ſprach ich, mich der Geliebten nähernd; „lebt wohl!“ antwortete ſie mit feſter Stimme, „ich weiß gewiß, ihr vergeßt meiner nie, und iſt es unſere Beſtimmung, daß wir uns einſt ganz angehören ſollen, ſo finden wir uns wieder, und riſſe man uns bis an der Erde Pole auseinander; iſt es anders verhängt, was nützt Jammern und Widerſtreit?

Gehorſam iſt unſere Pflicht. Seyd dann glücklich mit einer andern, die euch gewiß nicht mehr lieben kann als ich; doch daran ſoll keine Macht der Erde und des Himmels mich hindern, euch zu lieben bis zum Tode und noch nach ihm, lebt wohl!“ Ich reichte ihr die Hand. Sie ſchlug die blendend weißen Arme auseinander, ſchlang ſie mit fieberhafter Innigkeit um meinen Hals, und in einem langen brennendheißen Kuſſe hing ſie an meinen Lippen. „Lebt wohl!“ rief ſie, nachdem ſie ſich losgewunden und ſprang wieder in die Kammer; ich umarmte den Vater nochmals heftig, o! ich glaube ich hätte den Großinquiſitor ſelbſt damals an mein Herz gedrückt. — Aber ſchon als ich unten an der Hausthüre den Ruf hörte: „wohin ſo raſch, Don Alfonſo?“ und als ich hierauf die Duenna die Stiege herabwatſcheln ſah, ward mein aus allen Fugen geriſſenes Gedankenleben wieder in’s Geleiſe der Alltäglichkeit eingerenkt.

Es ärgert uns oft, iſt aber doch weiſe ſo eingerichtet, daß neben der Nachtigall auch immer ein Guckuk oder ſonſt ein proſaiſcher Alltagsvogel ſich einniſtet, oder ein Froſch im Sumpfe quackt. „So geht's in der Welt," begann die Alte, indem ſie den Saum meines Mantels küßte, „die Laura, die's mit der ganzen Welt am beſten meint, die wird überall vergeſſen. Ihr müßt nicht glauben, daß ich euch nachgelaufen bin, damit ihr mir danken ſollt, wüßt' eigentlich auch gar nicht für was? ihr ſeyd ja immer ſo ſtolz, daß ihr kaum guten Tag Laura ſagtet, und doch hab' ich ſchon viel euretwegen ausgeſtanden, drum hätt' ich's wenigſtens auch verdient, daß euer Gnaden bei mir Abſchied nimmt; es könnte mich kränken, wenn ich Undank nicht ſchon längſt gewohnt wäre bei der ganzen Welt. Ach heilige Maria, Mutter Gottes, ſteh' mir bei! ich arme Sünderin könnte wünſchen, daß man mir jetzt gerade die letzte Oelung brächte und mir ein Häuschen von ſechs Brettern mitgäbe, unſer guter, lieber Don Alfonſo geht fort, jetzt haben wir wieder das ganze Jahr Aſchermittwoch; ſo wahr mir San Jago gnädig ſey, ihr dürft mir glauben, wenn ich die Manuela nicht ſo gern hätt', bei dem alten Krittler wär' ich keine vierundzwanzig Stunden geblieben, der macht Jahr aus Jahr ein

ein Geſicht wie ein Judas, und das gute Kind, ach! was ſteht das bei ihm aus, das weiß gar keiner als ich. O! es geſchieht euch ganz recht, wenn nur ich nicht darunter leiden müßte; ſo Alles unter ſich ausgemacht, unſer einem kein Sterbenswörtchen davon geſagt, da ſieht man, was dabei herauskommt, wenn man nicht auch alte erfahrene Leute, die in der Welt auch ſchon was mitgemacht haben, zu Rathe zieht. Bei meiner vorigen Herrſchaft da hab' ich ein Pärchen zuſammengebracht, der Alte hat noch viel ungerner anbeißen wollen als unſer Murrkopf da droben, aber die ſind auch nicht ſo ſtolz geweſen, daß ſie vor lauter Schnäbeln und Herzen ihre beſten Freunde vor der Naſe überſehen haben; es iſt wahr, ſie haben mir zuletzt auch mit Undank gelohnt, aber was thut das? gibſt du heute, ſo biſt du morgen vergeſſen, ſagt das Sprichwort, und ein Sprichwort iſt ein wahr Wort. Wenn ihr mir nur einen Wink davon gegeben hättet, ich hätt' das Ding ganz anders eingefädelt; ihr könnt gut und brav ſeyn, aber (nehmt mir's nicht übel, Uſted, es iſt, ſo wahr ich eine Sünderin bin, gut gemeint) aber geſcheidt ſeyd ihr nicht. Sechs Wochen lang lauft ihr drum herum wie die Katz um den heißen Brei, gleich den andern Tag, gleich die andre Stunde, wo ihr den Alten heimgebracht, hättet ihr um mein ſüß Täubchen freien ſollen; geſteht's nur ſelbſt, hätt' er's euch abſchlagen können? drückt die Limone aus, bevor ſie verfault, ſagt das Sprichwort; nach ſechs Wochen, San Jago! was vergißt der Menſch nicht in ſechs Wochen! da wundert's mich gar nicht, daß er ſich das Maul gewiſcht und euch mit einem magern **Gratias** abgefertigt hat. Den kennt noch gar keiner, der hat einen Stolz wie ein Ritter vom Berge, er iſt aber auch, ich glaub's noch immer, ein halber Heid — ich blieb' nicht im Haus, wenn nicht wegen des guten Kindes, das ich ſo gern hab', als ob ich's unter meinem Herzen getragen hätte. Ich ſag' euch, ich hab' ſchon viel Verliebte geſehen, ich ſelbſt, ſeht mich nur an wie ihr wollt, ich bin auch einmal jung geweſen und ſauber, ich hab' mich dürfen ſehen laſſen, ich hab' meinen erſten Mann gern, recht gern gehabt, aber daß man ſo verliebt ſeyn kann wie die Manuela, das hätt' ich mein Lebtag nicht geblaubt. Was liegt dem Alten daran: ſeinetwegen kann ſie graue Haare bekommen und ihr ſüßes Fleiſch verdorren, der hat ein zähes Leben, der ſtirbt nicht ſo bald; er gönnt ſie gar keinem andern, Gott verzeih mir meine Sünden, ich glaub' er möcht' ſie ſelbſt gern heirathen, wenn das nicht gegen die Natur wär'. O! es dreht mir das Herz im Leib herum, wenn ich dran denke, wie ſich das Alles ſo ſchön hätt' einrichten laſſen, dann ſtünd' es jetzt ganz anders und die alte Laura hätt' noch die Freude gehabt, ſo eine junge rothwangige Manuelita oder einen Alfonſito auf ihren Armen zu wiegen. Nun das ſind jetzt lauter Reden in den Wind und ich halt' euch nur damit auf; nichts für ungut, edler Herr, macht, daß ihr bald wieder kommt, dann laßt nur die Laura ſorgen, ihr ſollt ſehen wie Alles ſo gut geht.“ — Ich hatte der Alten faſt willenlos, als ob ich dazu verpflichtet wäre, zugehört, und reichte ihr nun einige Doblonen zum Abſchied; ſie wollte ſie nicht annehmen, da ſie nicht wiſſe für was, ſie hätte ſie ja nicht verdient; nach einigem Zureden nahm ſie es, und mit ſchalkhaft dankbarer Miene ſagte ſie: „Ihr hättet früher einſehen ſollen, daß das Sprichwort ſagt: Geſchenke ſprengen Felſen. Habt ihr keinen Auftrag mehr an Manuela?“ Ich wußte keinen; ſie küßte mir die Hand, und unter Schelten und Murren über den heidniſchen Kahlkopf ging ſie davon. Nach einer Stunde, in der ich noch Geronimo beſuchte, hatte ich Sevilla verlaſſen. Ich fühlte es klar, hier hatte ſich ein Wendepunkt in meinem Leben geſtaltet, den ich nie aus den Augen zu laſſen mir vorſetzte.

Aber was ſind des Menſchen Vorſätze und Entſchlüſſe? ein Hauch, ein Schatten berührt ſie, und ſie ſind nicht mehr.

* * *

9. Verrätherei.

Wehe! wer nicht ſpielend im Schooß der Kirche
Als ihr Kind ruht, denn jeden Tag droht
Prieſtermund ihm, Prieſtergemüth ihm
Stete Verdammniß.

Platen.

Ein Jahr und darüber war verfloſſen; ich hatte zweimal an Manuela und ihren Vater geſchrieben, aber keine Antwort erhalten. Da trat allmälig ihr holdes Bild in den Hintergrund der Seele zurück; die Verſchloſſenheit und Selbſtgenügſamkeit, in die ich mich eingepuppt hatte, verſchwand nach und nach. — Der Austritt unſers Oheims zu Madrid mit ſeiner ganzen Familie aus unſerer heimlichen Gemeinde, ſein reuiges Eingeſtändniß und ſeine Bußfertigkeit für die ſeitherige Halbheit ſeines Glaubens erfüllte uns mit

Trauer und Angſt. Die mächtigen Eſpinoſa's in dem heutigen Spanien ſind die Kinder dieſes Oheims. Nicht durch ein einziges Geſtändniß ſeiner Mitſchuldigen ſuchte er ſich jedoch von den harten Bußen, die ihm auferlegt wurden, zu befreien. Wir erfuhren aber durch unſern Geronimo, daß durch ein neues Edikt der Inquiſition nicht, wie man bisher geglaubt hatte, nur die mauriſchen Chriſten, ſondern auch die Judenchriſten nach Afrika deportirt werden ſollten. In der Sorge um das eigene Schickſal und um das der Angehörigen, erſtand in mir auch wieder das Andenken an Manuela mit allem Zauber ihres engelgleichen Weſens. Ich ſah es daher als ein Fingerzeig Gottes an, als ein Freund, der des andern Tages nach Sevilla reiste, mir die Beſorgung jeglichen Auftrags anbot. Ohne irgend einer Bedenklichkeit Raum zu geben, offenbarte ich Manuela in einem Briefe unſer ganzes Geheimniß; ich ſchilderte ihr lebhaft all die Schrecken, die uns bedrohen, und beſchwor ſie, mit ihrem Vater ſchleunigſt zu uns zu kommen, damit wir vereint die Zukunft ertragen. Faſt ohne Erfolg zu hoffen, und nur um meiner letzten Liebespflicht zu genügen, ſendete ich den Brief ab.

Die Bruſt von tauſend Sorgen und Ahnungen bewegt, den Vätern grollend, die uns ein alltäglich wiederkehrendes ruhmloſes Märtyrthum und das Doppelgeſicht des Glaubens als leidiges Erbe hinterlaſſen, war ich eines Tages der Landſtraße entlang gewandert. Da bemerkte ich einen Wagen, der langſamen Schrittes den Weg herkam; ich trat näher, ein Blick, ein Schrei und — Manuela lag in meinen Armen. Wie von innerer magiſcher Kraft getrieben, hatte ſie ſich behende über die Brüſtung des Wagens herausgeſchwungen, und vergeſſen aller Rückſichten und herkömmlichen Formen pochte ihr Herz wieder vernehmlich an dem meinen wie an jenem erſten Abende zu Sevilla. Ich ſetzte mich ſchnell wieder mit ihr in den Wagen, zog die Gardinen vor und fuhr dem Thore zu. Don Antonio ſaß in eine große wollene Decke gehüllt neben Manuela; auch er freute ſich der glücklichen Schickung, daß wir uns hier ſo bald getroffen. „Wenn's noch lange ſo fortgegangen wäre über Berg und

Thal," ſagte er, „hätte Manuela mich als Leiche zu euch gebracht; das Fahren rüttelt mir alle Glieder ſo auseinander, daß ich meine ich wäre wieder auf der Folter." Manuela hatte ihren weichen Arm wieder als Polſter um das wankende Haupt ihres Vaters gelegt, wir baten ihn, jetzt allen Trübſinn zu verſcheuchen und fröhlich zu ſeyn mit den Fröhlichen. „Nicht wahr, Manuela," ſagte er, „nun haſt du dein Höchſtes erreicht, da du mich alten Thor zu der weiten Reiſe überredet haſt? ja, ja, nun iſt an meinem Leben nichts mehr gelegen, jetzt wär's am beſten, wenn ich bald ſterbe, nicht wahr? ſeyd nur ruhig, es dauert nicht mehr ſo lang." Mit einem höhniſchen Lächeln grinſte er uns an und ſchob Manuela's Arm weg. War mir ſeine unerklärliche Weigerung ehedem wie dämoniſche Habgier erſchienen, ſo erregte dieſe teufliſche Art ſeines eigenen Kindes Freuden zu vergiften, den höchſten Grad von Verachtung in mir. Manuela merkte es, wie ich um ihretwillen den Ausbruch derſelben niederkämpfte und ſie verſtand es, durch unzählige kleine Fragen und Erinnerungen meinen Aerger zu zerſtreuen. Es gelang ihr leicht, denn wie unendlich vieles hatten wir uns zu ſagen; aber ſonderbar, während hundert gewichtige Fragen ſich unſerm Sinne drängen, iſt es oft gerade die unbedeutendſte, die am erſten zu Wort kömmt: „Was macht die alte Laura?“ fragte ich. „Sie iſt todt, die falſche Schlange; hört nur, wie es uns mit dieſer erging. Es werden jetzt ungefähr ſieben Monate ſeyn, mein Vater lag ſchwer krank darnieder (wie er überhaupt ſeit eurer Abweſenheit nicht einen Monat lang ununterbrochen geſund war), da erkrankte auch die Laura; ſie wurde in das Hoſpital des San Lorenzo gebracht, welches ſie dafür zum Erben ihrer ganzen Habe eingeſetzt hat. Ihre Krankheit entwickelte ſich ſchnell, ſie war unheilbar. Nachdem ſie ſchon die Sterbeſakramente empfangen, äußerte ſie als ihren letzten Wunſch, man möchte mich zu ihr bringen, ſie könne nicht eher ruhig ſterben, bis ſie mich noch einmal allein geſprochen hätte. Auch mein Vater rieth mir hinzugehen, und mit kaum bezwingbarem Widerwillen ließ ich mich nach dem Hoſpital geleiten. Ich hätte die Laura nicht wieder erkannt, ſo abgemagert war ſie in den wenigen Wochen; ſie aber erkannte mich alsbald und ſtreckte weinend ihre knöchernen Hände nach mir aus. Ihre ehemalige Beredtſamkeit war noch nicht verſchwunden; nur mit halber Stimme und von Stöhnen und Aechzen unterbrochen, geſtand ſie mir, daß ſie es war, die auf Zureden ihres Beichtvaters bekannt habe, daß mein Vater die Kirche nicht beſuche und den Heidengott im Stillen verehre. Der Beichtvater habe ſie zwar ſchon damals für dieſe Gott gefällige Handlung von allen ihren Sünden freigeſprochen, aber jetzt ſey es ihr, als ob ſie nicht ſterben könne, bevor auch ich ihr das viele Ungemach, das dadurch über mich gekommen wäre, verziehen hätte; ich ſolle bedenken, daß ſie damals ihr eigen Seelenheil dafür verbürgt habe, daß ich ein gutes Chriſtenkind ſey, darum ſey ich auch immer frei ausgegangen; ich ſolle bedenken, ſagte ſie — und der alte Schalk guckte noch aus ihrem halbgebrochenen Auge hervor — daß ich nur ſo den guten lieben Don Alfonſo kennen gelernt, und ſie verſprach mir bald im Himmel für unſere

Vereinigung zu beten. Ich dankte ihr für ihre gütige Verwendung, mochte ihr aber doch ihre Todesſtunde nicht verbittern und verzieh ihr, wie ich geſtehen muß, nicht ſo von ganzer Seele. — Das möchte ich aber doch auch wiſſen, warum ihr ſo viel Stein im Brett bei ihr hattet.“ Ich erzählte von ihrer letzten Standrede, und unter ſolchen Geſprächen waren wir am Hauſe meines Vaters angelangt. Die Ankömmlinge waren meinem Vater hochwillkommen. Der alte Valor wurde die Treppe hinauf getragen, das geringe Gepäcke war bald an Ort und Stelle. Meine Schweſter, die einige Jahre älter als Manuela war, war bald ihre vertrauteſte Freundin, ſo daß ſie ſich bei uns heimiſcher als zu Haus fühlte. Wir bereiteten im Stillen die Abreiſe vor, aber der kränkliche Zuſtand Don Antonio’s, in welchem er nie etwas von einer Abreiſe hören wollte, machte uns bange; mein Vater, der als der erfahrenſte Arzt in ganz Neu-Caſtilien galt, fürchtete bei ihm ein langes Hinſiechen. Wie waren wir daher erſtaunt, als man ihn eines Morgens mit ſchrecklich aufgedunſenem Geſichte im Bette todt fand. Nur dies einzige Mal, als Manuela das ſchrecklich entſtellte Angeſicht ihres Vaters zuerſt erblickte, ſank ihr Körper unter der Wucht des Schmerzes ohnmächtig zuſammen, ſonſt hatte ſie alle Wechſelfälle des Lebens kräftig ausgedauert. Mein Vater behauptete, das ſey nicht das Ausſehen eines natürlichen Todes; wirklich fand man auch, als man die Leiche ſpäter entkleidete, das Amulet, das Don Antonio ſeit ſeiner letzten Verhaftung auf dem Herzen getragen hatte, aufgeriſſen und leer, nirgends war aber ein Ueberreſt eines Giftes zu entdecken. — Nie hat Manuela von dieſem Umſtande etwas erfahren.

10. Erklärung.

Ich Sennora, eu'r Geliebter,
Bin der Sohn des vielbelobten
Großen Schriftgelehrten Rabbi
Iſrael von Saragoſſa.

Heine.

Da nun der alte Valor todt war, glaubte mein Vater mit der Abreiſe nicht länger zögern zu dürfen. Der Verſtorbene hatte keine Kunde von ſeinem letzten Willen hinterlaſſen: was war natürlicher, als daß Manuela mit uns reiſ'te? mein Vater trug mir auf, ſie an die baldigſte Beſorgung ihrer etwa unerledigten Angelegenheiten zu gemahnen. Ich ging zu ihr, fand ſie allein weinend und nachdenklich. „Wir alle ehren dieſe Zeichen kindlich frommen Sinnes,“ ſagte ich, „aber wozu noch länger düſtern Gedanken euch hingeben? mein Vater will auch euch Vater ſeyn, und ich — nun ihr wißt, was ich euch ſeyn möchte.“ „Nein, nie!“ antwortete ſie; „habt Erbarmen mit mir armen Waiſe und laßt mich hinziehen zu meinem Oheim nach Valencia, gewiß er wird den Haß meines Vaters an mir nicht rächen, er wird das Kind ſeiner Schweſter nicht verſtoßen. Wie gerne blieb ich bei euch, aber ich ſeh' es zu ſpät, eine eiſerne Scheidewand trennt uns auf ewig.“ „So wißt ihr denn ſchon?“ fragte ich mit Ungeduld, „hat meine Schweſter es euch anvertraut? Glaubt mir, ſchon lange klang es in meiner Seele wie feiger Meineid, daß ich nicht längſt euch Alles geſtanden, ihr hättet mich nie verrathen. Ja, ich bin ein Jude, und will meinem zertretenen Glauben angehören, ſo lange noch ein Lebenshauch in mir wohnt, und könnt ihr mich jetzt verlaſſen, nun wohlan, ſo habt ihr mich nie geliebt; ziehet hin zu eurem Oheim, Niemand wird euch hindern.“ Manuela blickte mich ſtarr und mit verzweifelten Blicken an. „Ihr ſeyd grauſam, Senner,“ ſagte ſie, „das hätt' ich nimmer von euch gedacht; wer hat euch dieſe Macht über mich gegeben, ſo freveln Hohn mit mir zu treiben, und daß ich euch dennoch lieben muß? Glaubt ihr ich ſey verzagt, ſchäme mich meines Glaubens, und ihr müßt mir einen falſchen Köder hinwerfen, um meiner Seele Geheimniß mir zu entlocken? ſagt's nur frei, ich weiß du hängſt dem Islam an, wie dein todter Vater es that — und ich will eure Kniee umfaſſen und euch um Verzeihung bitten, aber verhöhnt mich nicht, was hab' ich euch denn gethan?“ Ein heftiger Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme, ſie wandte ſich ſchluchzend von mir ab. „O Vater! Vater!“ rief ſie, „ſo verfährt man mit deinem Kinde, warum haſt du mich nicht mit dir in's Grab genommen?“ Ich beſchwor alle Flüche des Himmels auf mich herab, wenn ich nicht Wahrheit geſprochen hätte. Sie blickte mich wieder freundlich an, und das ſtille Schwimmen ihres Auges verrieth den unendlichen Schmerz über das Unrecht, das ſie mir gethan, und über den entſetzlichen Abgrund, der ſich vor unſern Augen aufſchloß. „So nah und doch ſo unendlich fern!“ ſagte ſie, mir die Hand zur Verſöhnung reichend; ich beſtürmte ſie mit all ihrer frühern Liebesmacht: „Gott iſt der Gott der Liebe, wo ihr ihn auch verehret, ſey es in Kirchen, Moskeen oder Synagogen; und wär' es nicht der Wille Gottes, hätten wir uns ſo gefunden und wieder gefunden?“ In feuriger Rede ſtellte ich ihr all die verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe ſo dar, wie ſie es für Liebende ſind; ich kümmerte mich wenig um das, was in den Büchern geſchrieben ſteht und was die Prieſter lehren, Gott verzeih mir's! ich möchte heute nicht Alles verantworten. Manuela hörte mir nur halb zu; in träumeriſch lispelnden Tönen ſang ſie vor ſich hin:

Rathnaja ſtand im Garten,
Die Blumen nickten fein:
„Läß'ſt lange auf dich warten,
„Du Heißgeliebter mein!“

Eine Hexe ſtand am Pförtchen,
Die hat gar klugen Sinn,
Sie hörte jedes Wörtchen,
Trat zu dem Fräulein hin:

„Laß ab von deiner Klage,
„Haſt lange genug geharrt,
„Dort unter dem Roſenhage
„Dort hat man ihn eingeſcharrt.

„Da iſt dein Hochzeitbette,
„Da herzt dich Liebchen dann;
„Drum ſäume nicht und rette
„Dir deinen treuen Mann.“

Die Blumen ſind zerriſſen,
Das Grab geöffnet ſchnell,
Und von den Händchen fließen
Blutstropfen purpurhell:

„Da liegſt du, mein Don Coſtet,
„Mein trautes Eh'gemahl,
„Im treuen Herzen roſtet
„Des Vaters Mörderſtahl.

„Das iſt ja ſein Vermächtniß,
„Komm! laß es theilen, komm!
„Es bleibt ihm im Gedächtniß
„Vor Allah war er fromm.“ —

Zum weichen Buſen ſchmieget
Das Eiſen ſich geſchwind,
Und bei Don Coſtet lieget
Das gottloſ' Heidenkind.

„Es hat ein garſtig Ende, das Lied,“ ſagte Manuela, ohne mir etwas zu antworten und wie im überſpannten Aerger im Zimmer umherſtürmend, „aber der Anfang paßt doch ganz auf mich. Herr! Gott! vernichte mich nicht, weil ich noch zweifle. Was hab' ich verbrochen, daß du ſo Unendliches mir auferlegt? kann ich der Kindheit Glauben aus der Seele tilgen und doch noch leben? warum denn gerade mir, gerade mir einem ſchwachen Mädchen, das grauſame Geſchick Moslemin zu ſeyn im Herzen und Chriſtin im Angeſichte, und zuletzt beides Lügen zu ſtrafen? giebt's keine Tempel mehr, daß man mich hindurchjage und mein armes Herz zerfleiſche? O! es iſt zum Raſendwerden, zum Lachen aber auch, ja wahrhaftig auch zum Lachen, ha, ha, ha, ha! Mein Vater hatte doch unrecht, als er vor drei Jahren eine alte Zigeunerin die Treppe hinab warf, daß ich meinte ſie könne nicht mehr aufſtehen, weil ſie mir prophezeiht hatte, ich würde nicht in meinem jetzigen Glauben ſterben und ich ſey zu großen Dingen geboren; ich möcht' nur wiſſen, was das für große Dinge ſeyn werden.

Wenn jetzt die alte Hexe wiederkäme, wie würde ſie ſtaunen ob ihrer eigenen Weisheit!" — Ein Schrei des Entſetzens unterbrach Manuela's Rede, „das iſt die ſchwarze Kunſt, die hier ihr Spiel treibt," rief ſie und ſchmiegte ſich furchtſam an mich. Ich blickte nach der Thüre, dort ſtand ein altes Zigeunermütterchen auf ſeinen Stab geſtützt und bat mit klugem Lächeln um ein Almoſen. Ich beruhigte Manuela, die am ganzen Leibe zitterte, ſich jetzt aber Zwang anthat und beherzt vor die Bettlerin hintretend fragte: „Kennt ihr mich?" „Ei warum denn nicht?" antwortete die Alte und erhob ihr grinſendes Geſicht, „da ſeht, hab' ja ein gutes Denkzeichen, die Narbe da über meinem linken Aug' die hab' ich aus eurem Hauſe in Sevilla davon getragen; nun wie ſteht's mit meiner Prophezeihung, iſt ſie nicht eingetroffen?" „Ich weiß nicht," antwortete Manuela. „Ihr wißt nicht? ei, ei, aber ich weiß." „Danke ſchönſtens für eure Weisheit," antwortete Manuela, ihr eine Gabe reichend. „Nur einen Augenblick laßt mir noch dies Sammethändchen, ich weiß noch viel mehr Dinge." Manuela ſträubte ſich nur halb. Die Alte kicherte ſo heftig, als ſie eine Weile die Handfläche betrachtet hatte, daß der Stock ihrer Hand entfiel. „Das geht über alle Maaßen,“ rief ſie, „nun ſeht einmal her, dieſe feingeſchliffene Lebenslinie iſt mir nur einmal vorgekommen; ein ſchmucker Ritter kommt und holt euch über's Meer, dürft euch darauf verlaſſen, es iſt ſo gewiß wahr, ſo gewiß, als ich noch ſo jung und ſchön ſeyn möcht' wie ihr; ſeht ihr die kleinen Schnittchen, die da drüber weg gehen? das bedeutet viel Kummer und Herzeleid; aber halt, das müßt ihr noch hören: da ſteht ein prächtiger Junge, den ihr bekommen werdet, braucht nicht ſo roth zu werden, es giebt einen tüchtigen vielgerühmten Ritter, mit dem keiner in die Schranken treten mag, er führt ſeine Streiche mit ſolcher Sicherheit und Ruhe, daß er alle ſeine Gegner in den Sand ſtreckt; der Ring da abwärts, das bedeutet eine Krone, die er ausſchlägt.“ Solche und andere Narrenspoſſen ſprach die geſchwätzige Wahrſagerin noch viel, und ich wundere mich nur über mich ſelbſt, daß ich die Geſchichten noch alle im Kopf behalten habe. Manuela ſchien, ſo ſehr ſie es auch verbergen wollte, doch mehr daran zu glauben als ich, ich habe nie auf derlei Dinge etwas gehalten, und wir haben ja jetzt den augenſcheinlichſten Beweis, was daraus geworden iſt. Auch mir wollte ſie noch weiſſagen, ich hatte aber ganz andere Dinge zu thun und zu denken, gab ihr daher ein Geſchenk und hieß ſie nun ihres Weges gehen.

Durch dieſen ſonderbaren Zwiſchenfall, über den wir noch eine Weile herzlich lachten, war die tiefe Aufgeregtheit Manuela's, die mich ſchaudern machte, glücklich abgeleitet worden. Ich ſtellte ihr nun nochmals alles mit Ruhe vor; auch ſie war ruhig; ich mußte ihr verſprechen ſie vor dem andern Morgen mit keinem Worte mehr zu beſtürmen. „Ich werde Alles treu und gewiſſenhaft überlegen,“ ſagte ſie, „Niemand kann, Niemand darf mir hier rathen.“

Des andern Tages, als ich erwachte, war mein erſter Gedanke: heute entſcheidet ſich deines Lebens künftige Geſtalt. Es iſt uns in ſolchen Stimmungen nicht möglich irgend einen Gedanken feſtzuhalten, eine peinliche Ungeduld verzehrt uns. Ich eilte hinaus auf die Almeda, ich jagte mein Roß, als ob ich mit ſeinen raſchen Schritten auch die träge Zeit zwänge, daß ſie ihren Lauf beſchleunige, damit ich endlich zu Manuela gehen könne. — „Gott allein weiß, wie ich gerungen,“ ſagte ſie als ich zu ihr kam; „ihr habt geſiegt; aber ich bitt' euch, macht daß wir fortkommen, hier halt' ich's nicht länger aus.“ — Ich erzählte meinem Vater Alles. „Du haſt nicht wohl gethan, mein Sohn,“ ſagte er, „ſo ungleiche Gewichte in die Wagſchaale zu legen; mir iſt Alles was du mir hier ſagſt nichts Neues, doch ſo mit gebrochener Seele darf das Mädchen unſerm Glauben und unſrer Familie nicht gewonnen werden; ich werde ihr unverhohlen all' die ſchweren Pflichten, die unſer Glaube zu üben befiehlt, all' die Leiden, die er zu tragen verdammt iſt, auseinanderſetzen; beharrt ſie dann noch auf ihrem Vorſatze, nun denn, ſo gebe Gott ſeinen Segen dazu, daß ſie die Stammmutter einer frommen Nachkommenſchaft werde.“ Manuela blieb ſtandhaft.

11. Die Auswanderer.

O pilgernde Schaaren, bepackt mit des Kummers Laſt,
Wo fliehet ihr hin, wo findet ihr eure Raſt?
Waldtaube hat ihr Neſt, der Fuchs ſeine Schluft
Die Heimath ein jeder — Iſrael nur die Gruft.

Byron.

Kein Hinderniß ſtand unſerer Abreiſe mehr im Wege. Nachdem wir mit vieler Mühe faſt all' unſere Habe in beweglichen Werth umgeſetzt hatten, reiste mein Bruder mit meiner Schweſter und Manuela voraus, denn wir mußten möglichſt dafür ſorgen, kein Aufſehen zu erregen. In der Nacht darauf folgte ich mit meinem Vater denſelben. Ich konnte mich der Thränen kaum erwehren, als wir uns von den traulichen Straßen wie Diebe, von Nacht und Furcht umgeben, wegſchlichen. O wir liebten unſer Stiefvaterland von ganzer Seele, das fühl' ich noch jetzt. Mein Vater ſprach keine Sylbe. Erſt als die Morgenröthe aufging, befahl er mir hier die Sonne zum Zeugen zu nehmen, und bei Gott dem Allerhöchſten zu ſchwören, daß ich Manuela ſo lange nicht als die Meine betrachten wolle, bis ſie in unſern Glauben aufgenommen und durch den Bund der Ehe mir zugegeben ſey. Wir holten die Vorausgegangenen ein und kamen nach manchen Beſchwerden in Oporto an. Dort wohnten wir bei dem Vater dieſes Uriel da Coſta, der geſtern ſein trauriges Ende erreicht hat, bis zum Tage der Abfahrt. Auch Mendez Henrico aus Madrid trafen wir hier; er verließ ein hohes Amt am Hofe und eine heißgeliebte Braut, um mit ſeinen Brüdern in fernem Lande ſeinen Glauben offen zu bekennen. Es war ein wortkarger Reiſegefährte. Einen gräßlichen Fluch, wie ihn noch nie eines Menſchen Zunge ausgeſprochen, beſchwor er über das unglückliche Spanien herab als wir vom Land abſtießen; dabei rollten ſeine Augen wie die eines Raſenden, er knirſchte mit den Zähnen und ſtrampfte mit den Füßen, daß mir vor dieſer Höhe der Wuth ſchwindelte und ich ihn beſänftigen wollte. Ohne mir zu antworten oder nur nach mir umzublicken, ging er an das andere Ende des Schiffes, rückte ſich in einer einſamen Ecke ein Gewinde vorräthiger Tauſeile zurecht, und kauerte ſich dort zuſammen. Ich hatte genug zu thun mit den eigenen Angehörigen, und ließ Henrico nach ſeiner Weiſe gewähren. Die Fahrt war Anfangs glücklich; das neue Schauſpiel erweckte Manuela's Heiterkeit wieder. Aber ſchon am erſten Abend erkrankte mein Vater. Er ſuchte wieder wie ſonſt durch ſtarke Arzneimittel entgegen zu wirken, es half nichts, ſein Zuſtand verſchlimmerte ſich von Stunde zu Stunde. „Es iſt ſonderbar,“ ſagte er einmal zu mir, als ich an ſeinem Bette ſaß, „da liege ich altes Kind wieder in einer großen Wiege, die mich aus dem Leben hinausſchaukeln wird. Werft meinen Leib nur nicht hinaus in die kalte Fluth; wie Joſeph einſt ſeine Brüder, ſo beſchwöre ich euch, meine Kinder, nehmt meine Gebeine mit und begrabt ſie in dem Lande, wohin der Herr euch führen wird; ich fühl's, mein Auge ſoll's nicht mehr ſchauen.“ Ich ſuchte ihm ſolche Gedanken auszureden, er aber ſagte: „Ich weiß, meine Stunden ſind gezählt, ich habe viel Freud' und Leid genoſſen auf dieſer Welt; Preis und Dank ſey Gott dem Herrn für beides. Komm, rufe mir meine Kinder, auch Manuela, auch ſie iſt mein Kind, du wirſt glücklich mit ihr ſeyn.“ — „Weinet nicht,“ ſprach er dann zu den Eintretenden, „ich kann ruhig in die Grube ſinken, da ich weiß ihr werdet fortan ungehindert und in Frieden eurem Gotte leben dürfen; und ſollte abermals eines Drängers Hand euch verſtoßen, verzaget nicht, denn das Geſetz Gott Iſraels wird einſt glorreich erkannt werden von allen Völkern.“ — Ich wiederhole dir das nicht, mein Baruch, damit du durch die Worte deines Großvaters, die aus der Vergangenheit zu dir herübertönen, dich im Glauben befeſtigeſt. Gelobt ſey Gott zu jeder Stunde, du biſt auf den Weg der Lehre gerathen, von wannen du nicht mehr ſo leicht verirren kannſt, wir aber bedurften ſolcher Ermahnungen wohl. Ich ſage dir, das Leben und der Tod dieſes Uriel da Coſta ging mir ſehr nahe, weil ich mir die erſten Monate meiner Ankunft dahier zurückdenken kann. Ich hatte mir das Judenthum in der gemeinſamen Ausübung einer freien Genoſſenſchaft auch ganz anders gedacht; es wollte mir nicht behagen mit der bloſen Freiheit ein Leben von tauſend religiöſen Obſervanzen eingehegt leben zu dürfen. Nun zwar ſehe ich, daß die Rabbinen recht haben und ich nichts davon verſtehe, aber den großherzigen Uriel hätt' ich gerne gerettet, ich hab' ihm oft zugeredet, doch — ich komme ganz von meinem Gegenſtande ab. Mein Vater ſprach noch viel über die Einrichtung unſeres künftigen Lebens; es war als ob ſein naher Tod ihm das Fernſehen in unbekannte Verhältniſſe geſtattet hätte. Er ſegnete noch jeden einzeln, und nach wenigen Stunden verſchied er mit gebetähnlicher Lippenbewegung. Ich habe ſeitdem vieler Menſchen Geiſt ſich losringen ſehen vom Körper, aber nie ſah ich ſolch himmliſch verklärtes Antlitz wieder; unſere Thränen floſſen reichlich; am heftigſten aber weinte Manuela, ſie war zum zweitenmale verwaist. Als keine Rückkehr des Lebens in den Leichnam mehr zu hoffen war, leerten wir in der Stille eine große Kiſte aus und zogen der Leiche das Sterbegewand, das noch meine Mutter bereitet hatte, an. Ein Säckchen mit Erde aus dem gelobten Lande, das mein Vater für ſchweres Geld hatte kommen laſſen, lag bei den Sterbegewändern. Du weißt, daß, wer auf dieſem heiligen Erdreiche ruht, von vielen Qualen der Verweſung, (da der Todte noch eben ſo Empfindung hat wie der Lebende), erlöst iſt, und einſt, wenn der Allmächtige alle Todten auferweckt und ganz Iſrael in Paläſtina aufersteht, ein ſolcher nicht erſt durch die Tiefen der Erde nach dem gelobten Lande ſich hindurchwälzen darf. Wir legten ihm dieſe heilige Erde unter das Haupt und ſtellten den Sarg in die unterſte Kajüte, wo mein Bruder dabei wachte. Es war ein neblichter Morgen als wir weiter fuhren. Gegen Mittag erhob ſich ein fürchterlicher Sturm mit all den Schrecken, die ich bisher nur aus den Erzählungen von den vielfachen Reiſeabentheuern meines Vaters gekannt hatte; ich dankte Gott, daß er ihn dieſer neuen Qual überhoben hatte und ſuchte durch dieſen Gedanken die zitternden Mädchen zu beruhigen. Da trat der Schiffshauptmann zu uns und befahl mir in kurzen Worten, ihm augenblicklich die Kiſte anzugeben, worin die Leiche verborgen ſey, damit er nicht nöthig habe alles zu durchwühlen und viel Zeit zu verlieren, es ſey eine bewährte Regel, daß das Meer ſich nicht eher beruhige, als bis ihm die Leiche, die ein Schiff mit ſich führe, zum Opfer gebracht worden ſey. Ich ſuchte ihn zu beruhigen, war aber dabei ſo unvorſichtig ihm das Lächerliche ſeines Aberglaubens begreiflich machen zu wollen. Er hätte mich für dieſe Belehrung faſt niedergeſtochen, wenn nicht Manuela ihm in den Arm gefallen wäre. Ich wollte nur mit dem Tode den Willen meines Vaters hintangeſetzt ſehen und ſetzte mich zur Gegenwehr; die Mädchen jammerten und weinten; die ganze Schiffsmannſchaft kam hinzu, ich mußte mich fügen. Nachdem wir noch ſchnell den Sarg mit Ballaſt beſchwert hatten, damit er ſogleich unterſinke, trat ich mit hinaus in die Wuth der Elemente und mit blutendem Herzen ſah ich, wie die hochaufbrauſenden

Wellen ihren Rachen über der dargebotenen Beute ſchloſſen. Auf lange Zeit war meine Ruhe dort mit verſenkt worden. — Alles auf dem Schiffe war in gräßlicher Bewegung, nur einer ſtand regungslos da inmitten dieſes Aufruhrs, es war Mendez Henrico. Den geſpannten Hahnen einer Piſtole in der einen Hand, mit der andern ſich aus aller Kraft an ein Tauſeil anklammernd, ſtand er auf dem Verdeck. „Was wollt ihr? ſeyd ihr wahnſinnig?“ rief ich ihm zu; er lächelte mitleidig: „Seht ihr das Meer da?“ ſagte er, „ſeht ihr das Meer da? das iſt ein großes Taufbecken, da ſollen wir nun auch noch nach griechiſchem Ritus getauft werden, mich aber ſollen ſie bei lebendigem Leibe nicht dazu zwingen, ſie, denen die Elemente ſelbſt ſklaviſch heucheln. Bricht der dort (hier deutete er auf den Maſt), ſo brennt dieſe Kugel in meinem Herzen, ich will nicht“— In dieſem Augenblicke krachte der Maſt, ein Schuß knallte und Henrico ſtürzte kopfüber aus dem Schiff. Ich war ſelbſt wie zerſchmettert von allem dem was mich umgab; wir waren ein Spielball in den Händen des Sturmes, die Kanonen waren alle gelöst, die ganze Schiffsmannſchaft lag auf den Knieen: da auf einmal jubelte es: Tierra! Tierra! Amſterdam lag vor uns; ein Schiff eilte uns entgegen, nahm uns und faſt all' unſere Habe an Bord; unſer Schiff verſank bald darauf in den Grund.

Dreißig Tage trauerte ich, wie es das Geſetz vorſchreibt, um meinen Vater; noch lange erregte es mir tiefe Gewiſſensbiſſe, ſeinen letzten Willen nicht erfüllt zu haben. Manuela war unterdeß in die jüdiſche Gemeinde aufgenommen worden, und an ihrer Seite fand ich die Ruhe und das Glück, für das ich Gott ewig danke. — Siehſt du, Baruch, ſo hab' ich deine Mutter heimgeführt; ſie ſchlummert im Grabe; ſchämſt du dich nun ihrer moriskiſchen Abſtammung?" —

Der Vater ſtand auf und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne. Baruch ſah mit tiefer Rührung auf ihn. „Komm, laß uns gehen," ſagte jener, „es iſt Zeit zu Mincha (Veſper), ich hab' mich wieder ſo hineingeſchwatzt, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf ſteht und wo ich bin; komm." — Nochmals zog ein Aerger darüber, daß er einem Sohne von dieſen Jahren doch wohl zu viel geſagt, über ſein Angeſicht. Baruch ging ſchweigend neben ihm; hundert Gedanken drängten ſich in ſeinem Sinne, er konnte ſie nicht entwirren, hundert Fragen ſchwebten auf ſeinen Lippen, er wagte es nicht ſie auszuſprechen. Jetzt erſt ward es ihm klar, warum ſeine Mutter damals ſo bitter lächelte, als er geſagt hatte: er ſey ſtolz darauf, vom auserwählten Volke Gottes abzuſtammen. Vieles andere aber ward ihm unklar und er ſann darüber nach. Er antwortete denen, die ihm am Eingange der Synagoge zu der erlangten rabbiniſchen Würde Glück wünſchten, nur zerſtreut und halb. Die Leute hielten ihn für ſtolz.

* * *

12. Thalmud und Latein.

Der lehrt, wie ſich aus einer Flüſſigkeit
Ein Würfel ſchneiden läßt, gleich lang und breit,
Und wie aus längſt verwelkten Trauben
Noch prometheiſch Feuer ſey zu rauben.

Gutzkow.

Welches Menſchen Leben wäre ſo bar aller Höhepunkte, daß er nicht an ſich ſelber die Erfahrung gemacht hätte, wie ſchwer es wird, nach einem Tage, an welchem äußere Umſtände oder innere Reflexionen uns weit hinweggetragen über die platten Alltäglichkeiten, wie unendlich ſchwer es wird, das Tretrad des Lebenseinerlei von neuem zu treiben? ach! es iſt ein ſchöner Traum, von einer neuen Idee, von einem friſchen Vorſatze zum zweitenmal geboren, ein neues Leben mit Bewußtſeyn beginnen zu wollen! Aber das neue entſteht nicht mit einem Zauberſchlage, das alte kehrt wieder und man muß den Faden da fortſpinnen, wo man ihn fallen ließ.

Eine dunkle Vorſtellung dieſes Gedankens war es auch wohl, die Baruchs Gemüth mit Unbehaglichkeit umlagerte, als er des Sonntag Morgens nach dem Frühgottesdienſte ſeinen mit Blech beſchlagenen Folianten unter den Arm nahm und den Weg nach der Schule „Geſetzeskrone“ einſchlug, den er nun ſchon ſeit neun Jahren Tag für Tag mit kindlich heiterm Sinne machte. Rabbi Saul Morteira wies ihm den Platz zu ſeiner Linken an, den zur Rechten hielt Chisdai durch das Recht der Verjährung inne. Die übrigen Schüler ſaßen nach Alter und Kenntniſſen geordnet an dem langen Tiſche „zu den Füßen des Rabbi.“ Der Lehrer befahl Baruch, den am Freitag unterbrochenen Abſchnitt bis zum Ende laut vorzuleſen. Es war die Stelle Thalmud Tractat Kiduſchin Fol. 22. Baruch las: „Geſchrieben ſteht 5. B. M. 21, 10. Wenn du auszieheſt zum Kriege wider deine Feinde und der Herr giebt ihn in deine Hand, daß du ihn in Gefangenſchaft führeſt, und du ſiehſt unter den Gefangenen ein Weib von ſchöner Geſtalt und du haſt Luſt zu ihr und nimmſt ſie dir zur Frau ꝛc., dieſe Indulgenz iſt deswegen geſtattet, weil ſich die Iſraeliten doch nicht hätten davon abhalten laſſen und es beſſer iſt, ſie thun etwas das erlaubt iſt, als daß ſie etwas thäten was nicht erlaubt iſt.“ Kaum hatte Baruch zehn Minuten geleſen, als ſich ein heftiger Streit zwiſchen ihm und Chisdai entſpann. Der große Scholiaſt R. Samuel Edels hatte hier ein Problem aufgeſtellt und es mit den Worten geſchloſſen: „hiefür läßt ſich eine Auflöſung finden —“ Chisdai glaubte ſie gefunden zu haben, aber einer der jüngſten Schüler, der unten am Tiſche ſaß, gab ihn mit zwei Worten dem allgemeinen Gelächter preis. Nun ſprang Chisdai auf und wollte den Frechen mit einem Worte niederdonnern; aber auch Baruch erhob ſich und ſchlug ſich auf die Seite des Kleinen. Chisdai wendete ſich nun zu dem Gegner, den er für ebenbürtig hielt, er bog die Ellbogen zurück und reckte ſeine auseinandergeſpreizten Finger empor, daß ſie daſtanden wie eine Palliſade von Ausru=

fungszeichen, mitleidig lächelnd und mit ironiſcher Verwunderung ſchüttelte er ſein gelehrtes Haupt ob der ſchwachen Gründe, die man gegen ihn aufbot; aber Baruch ſetzte ihm immer heftiger zu, da endlich fuhr Chisdai kollernd auf ſeinen Gegner los, er packte ihn an ſeinem Mantel und wollte ihn nicht mehr zu Wort kommen laſſen, er ſchlug auf den Tiſch, wendete ſich behende nach allen Seiten an dieſen und jenen, es nützte nichts. Baruch hatte ihn durch ſeine Ruhe in ein Dilemma gelockt, aus dem er ſich nicht retten konnte. Er ſetzte ſich nieder und kaute an den Nägeln. Baruch löste das Problem ganz einfach. „Ich finde es ſonderbar,“ ſagte er dann, „daß man hier etwas geſtattet, weil man es ſonſt doch thun würde, das könnte man bei jedem andern Dinge eben ſo gut anwenden.“ „Die Strafe derer, die eine Nichtjüdin heirathen, folgt gleich darauf —“ ſagte Chisdai mit frohlockender Miene, die Niemand zu deuten wußte als Baruch und er — „denn der Thalmud ſagt: faſt unmittelbar auf dieſe Verſe folgen die von dem abtrünnigen Sohne, weil aus ſolcher Ehe nur Gottloſe hervorgehen.“

Baruch antwortete nichts und knirſchte nur leiſe mit den Zähnen. „Bleibt nun als Reſultat," fragte er den Rabbi, „daß eine Ehe mit einer Nichtjüdin keine Sünde iſt?" „Du ſiehſt es ja," antwortete der Rabbi, „aber nur zu Zeiten des Krieges." „Kann aber Gott ein Geſetz für den Krieg und ein anderes für den Frieden geben?" „Warum nicht? es giebt ja auch viele Geſetze, die blos für Paläſtina gegeben ſind; bleib nur bei dem Worte, hier iſt allein vom Krieg und nicht vom Frieden die Rede." „Verzeiht," erwiederte Baruch, „ich muß noch etwas fragen: hier gleich nach dieſem Verſe ſteht: Wenn ein Mann zwei Frauen hat, die eine liebt er, die andere aber nicht; die Erlaubniß, mehrere Frauen zu heirathen, galt doch für Krieg und Frieden, für Paläſtina und die anderen Länder, warum gilt ſie jetzt nicht mehr?" „Du weißt ja, daß R. Gerſchon „das Licht des Exils" auf alle Zeiten denjenigen mit dem Bann belegt hat, der mehr als eine Frau heirathet." „Wie durfte er aber das, da es ja in der heiligen Schrift nirgends verboten iſt, und nach dem Thalmud es

König David blos verboten war, mehr als achtzehn Frauen zu heirathen?“ „Ich glaube gar,“ antwortete der Rabbi, „du meinſt das hätte das Sanhedrin von Mainz nicht ſo gut gewußt als du; ich kann dir jetzt nicht Alles auseinanderſetzen, du biſt nicht allein da; wenn du vorwitzige Fragen ſtellſt, kann ich die andern damit nicht aufhalten. Chisdai ſag weiter.“ Chisdai that wie ihm befohlen. Die ganze Vorleſung geſchah in einem Tone, den man ſeines allgemeinen Gebrauchs wegen für Tradition hält; der halb wehklagend ſingende, halb litaneimäßig recitirende Ton ließe ſich eben ſo wenig auf Regeln der Deklamation oder Muſik zurückführen, als aus dem babyloniſchen Sprachgemengſel des Thalmuds eine Grammatik abſtrahirt werden kann. Ein jeder der Schüler bemühte ſich aus den vielen kunſtreich gewebten Fragen des Textes und der zahlreichen Commentatoren neue Fragen zu combiniren, die dann wieder durch frappante Syllogismen ꝛc. gelöst wurden. Trotz der ungebundenen Geiſtesrührigkeit, die ſich von allen Seiten offenbarte, war doch eine gewiſſe regulirte Ordnung nicht zu verkennen. Der Rabbi hörte die Fragen eines jeden genau und forderte dann, je nachdem er deren Löſung ſchwierig oder leicht fand, dieſen oder jenen dazu auf. Chisdai, der dem Throne des Rabbi zunächſt ſaß, winkte den jüngeren, die die erſten Anſätze ihrer Dialektik zaghaft machten, freundlich und mit herablaſſender Aufmunterung zu. Er lächelte wie ein Feldherr, der, im Bewußtſeyn bald Größeres auszuführen, einem Subaltern, der ein kleines Scharmützel glücklich ausgeführt, wohlwollend auf die Schulter klopft. Als eine Pauſe eintrat, führte er zwei ſich offenbar bekämpfende Anſichten des großen Maimonides in die Schlachtlinien, indem er gegen die hier dargelegte Anſicht eine widerſprechende aus dem Traktat Chetuboth auf vielen Umwegen und mit vieler Liſt auf den Wahlplatz führte. Alles ſchwieg. „Nun Baruch, was ſagſt du dazu?“ fragte der Rabbi. Baruch fuhr wie aus einem Traume auf, denn er hatte ſich in ein ganz anderes Gebiet des Denkens begeben. „Nun Baruch, was ſagſt du zu dem, was Chisdai hier ſagt?“ fragte der Rabbi wiederholt.

„Er hat vollkommen recht,“ antwortete er raſch. Ein ſchallendes Gelächter, das Chisdai zuerſt begann, bewegte ſich von dem einen Ende des Tiſches bis zu dem andern. „Wo ſind deine Gedanken jetzt wieder?“ fragte der Rabbi beſänftigend, „nicht nur ſeinen Worten, auch ſeinen Gedanken muß man einen Zaum anlegen. Nun, wer weiß mir Antwort auf Chisdai's Frage?“ Niemand antwortete; da brachte Chisdai mit triumphirender Miene eine feingeknöpfte Kette von Autoritäten, Argumenten und Schlüſſen hervor, mit welchen er die unwiderleglich ſcheinende Frage auf's Glänzendſte ausglich. Baruch ſuchte ſeine abſchweifenden Gedanken mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Willensmacht zurückzulenken, mit peinigender Emſigkeit ſprach er die Textesworte vor ſich hin, es fruchtete nichts; ſein Geiſt ſchwebte über den Worten unaufhaltſam nach andern Richtungen. Von der Anwendung, den die ganze Erörterung auf das Schickſal ſeiner Mutter an die Hand gab, war er bald zurückgekommen; der Zweifel über die ewige Gültigkeit und Unabänderlichkeit des Geſetzes richtete ſich in ihm auf, er glaubte ihn in ſeinem Entſtehen zerdrückt zu haben, indem er ſich überredete, daß ſein Lehrer entweder nicht die Tiefe der Kenntniſſe habe, um auf ſolche Fragen zu antworten, oder daß er ihn noch für unwürdig halte, ihm vom Baume der Erkenntniß mitzutheilen. Vieles was in ſeiner Erinnerung faſt erloſchen, tauchte in friſcher Lebensgeſtalt wieder in ihm auf, und er war froh als er ſeine Mitſchüler die großen Folianten zuſchlagen und den Rabbi mit einem ſchweren Seufzer aufſtehen hörte.

Zu Hauſe ſetzte er ſich mißmuthig und mit einem Widerwillen gegen alles ſchweigend zu Tiſche. Sein Vater war das längſt an ihm gewohnt und ließ ihn gewähren. Miriam war des Vorgangs vom Freitag Abend noch zu ſehr eingedenk, als daß ſie einen neuen Verſuch hätte wagen ſollen. Man ſprach von der ſo eben erfolgten Abreiſe des Rodrigo Carceres und den Annehmlichkeiten des künftigen Zuſammenlebens beider Familien. „Was iſt denn heute mit dir, Baruch?“ fragte der Vater, nachdem abgeſpeiſt worden war. „Du haſt doch ſonſt immer daran gedacht, daß „die Väter“ ſagen: drei, die an einem

Tiſche eſſen und nicht vom göttlichen Worte ſprechen, iſt es als ob ſie von einem Todtenmahl genöſſen. Muß ich dich daran gemahnen, vor dem Tiſchgebete einen Abſchnitt aus der Miſchnah zu leſen?“ Baruch ſtand auf, holte den ſaubern Quartband und ſprach einige Paragraphe vor ſich hin. Heute zum erſtenmale fand er es läſtig, daß man, den Biſſen noch faſt zwiſchen den Zähnen, abermals die alten Geſetze wiederkauen müßte. „Ich war auch heute ſchon für dich beſorgt,“ ſagte der Vater, „ich hab' einen Lateinlehrer für dich gefunden; doch, mach' nur ruhig weiter, ich will dir's nachher erzählen.“ Schneller als ſonſt las Baruch die vorgeſchriebene Zahl der Paragraphe; um jedoch durch deren ſchnelle Beendigung ſeinem Vater das Intereſſe nicht zu verrathen, das der angeregte Gegenſtand für ihn hatte, las er noch zwei Paragraphe mehr, aber nirgends folgten ſeine Gedanken den Zeilen, die Aug und Mund ablas. Er maß die Schuld hievon den Reden ſeines Vaters bei, denn er wollte ſich's noch immer nicht geſtehen oder wußte er es in der That nicht, welch eine unabſehbare Veränderung in ihm begonnen hatte. Er ſchlug das Buch zu und blickte erwartungsvoll auf ſeinen Vater, der ihm befahl das lange ebräiſche Tiſchgebet vorzuſagen. Glückliche Macht der Gewohnheit! hätte Baruch nicht, ſeitdem er ſprechen konnte, dieſes Gebet täglich dreimal verrichtet, er hätte mehr denn einmal geſtockt, denn während er Gott für die leibliche Nahrung dankte und um die Wiederaufbauung Jeruſalems bat, ſchweifte ſein Geiſt zu den Göttern nach Rom und Athen und freute ſich der geiſtigen Nahrung, die ihm von Ariſtoteles und den römiſchen Hiſtorikern geboten werden ſollte. Nach dem Amen ſtand der Vater auf, zündete ſich eine Cigarre an und ſprach: „Wenn ich ausgeraucht habe, Baruch, ſo gehen wir miteinander zu Salomon de Silva. Ich hab' Anfangs ungern in den ſauren Apfel gebiſſen, aber das macht ſich Alles ſo von ſelbſt, daß ich meinen Widerwillen dagegen ganz verloren habe. Ich begleite heute Morgen Rodrigo Carceres hinaus an den Hafen, wo er mit dem Eburtſchyppen nach Leyden abfährt, und wie ich zurückkehre, begegnet mir unſer lieber Doktor; ich weiß nicht, die Leute machen viel zu viel Aufhebens von deiner geſtrigen rabbiniſchen Erhöhung; laß dich nur nicht ſtolz machen von ſolchen Reden.“ „Gewiß nicht,“ antwortete Baruch, ohne aufzublicken. „Man muß immer noch weiter kommen, das iſt die Hauptſache,“ fuhr der Vater fort. „Eben als ich nun mit dem Doktor da rede, fällt mir mein Verſprechen ein, und Silva ſagt, er könne mir einen Latein-Lehrer empfehlen, wie kein zweiter mehr inhalb Europa zu finden iſt.“

Baruch und ſein Vater gingen miteinander zu dem Arzt. „Ich warte ſchon lange auf euch,“ ſagte dieſer, „es iſt weit bis in die Kalwerſtraat, und Magiſter Nigritius hat mich gewiß ſchon heute Morgen erwartet.“ Das Lob, das Baruch nun perſönlich von dem Arzt erhielt, ward ihm doppelt peinlich, weil er durch die Vorgänge von heute Morgen ſich deſſen unwürdig dünkte. „Ich habe ſtets einen Widerwillen dagegen gehabt,“ ſprach der Vater, während die drei miteinander gingen, „meinen Sohn Latein und noch dazu bei einem Chriſten lernen zu laſſen; dem Akoſta hat nichts anderes den Kopf verrückt: hätt' er ſein

Lebtag keinen lateiniſchen Buchſtaben geſehen, ich möcht' darauf ſchwören er lebte jetzt noch unter uns in Ruh' und Frieden, in Ehre und Glück.“

„Euer Wort in Ehren, lieber Benjamin,“ ſagte der Arzt, „ihr ſeyd ein geſchickter Kaufmann, wißt wie und wann man Roſenholz und Zimmt, das ihr durch die oſtindiſche Kompagnie bezieht, am beſten abſetzt, aber davon verſteht ihr nichts. Es thut mir leid, daß ihr auch einer von denen ſeyd, die ihre Jugend ganz vergeſſen und gern die polniſche Verfinſterung bei uns einführen möchten. Das Anſehen und die Ehre, die wir genießen (hiebei erhob ſich der Blick des Doktors bis zum Stolze), das verdanken wir dem allein, daß wir in den weltlichen Wiſſenſchaften auch ein Wort mitſprechen können. Ein anderes iſt wegen des Lernens bei einem Chriſten; unſere Jugend, und beſonders ja euer Baruch, iſt aber ſo feſt in der Bibel und im Thalmud, daß ſie gegen einen Beweis, den man ihnen aus der Bibel für das Meſſiasthum Jeſus aufſtellt, leicht zehn Gegenbeweiſe findet; auch ſind die frommen Chriſten gewöhnlich die, die Jeden gerne in ſeinem

Glauben laſſen; weit mehr ſind die Freigeiſter unter den Chriſten zu fürchten, die könnten unſere Jugend verderben, denn wenn einer einmal auf gar keine Religion mehr etwas hält, ſo legt er auch ſeine Religion ab und nimmt eine andere an, wie man einen Mantel aus- und anzieht.“ Der gelehrte Arzt erläuterte dieſes Thema noch ausführlich, denn nicht nur zeigte er ſeine für einen Arzt in der That ſeltenen theologiſchen und philoſophiſchen Kenntniſſe gerne, ſondern er wollte auch hiedurch den barſchen Anfang ſeiner Rede vergeſſen machen. Er hatte noch nicht geendet, als er in das Haus des Magiſter Nigritius eintrat, und während er mit ziemlichem Geräuſch die fünf Treppen voraufſtieg, gab er ſeinen Begleitern Verhaltungsregeln gegen den jetzt zu Beſuchenden. Man war endlich oben auf einem reichlich mit Spalten verſehenen Boden angelangt. Der Doktor öffnete die Thüre: ein kleines Männchen mit einem grüngelben Geſichte und einem gleichfarbigen tintenfleckſigen Schlafrocke ſprang ihm entgegen und ſtolperte über einige Folianten, die auf dem Boden lagen. „heureca carissime amice!“ *) rief der Magiſter, „Marsi und nicht Mauri darf man leſen. Sehen Sie, hier will Horaz die Abkunft Auguſts vom Kriegsgott ableiten und ſagt:

> Quem juvat clamor, galeaeque leves,
> Acer et Mauri peditis cruentum
> Voltus in hostem. **)

Nun aber ſind die Mauren weder kriegeriſch noch tapfer. Hier iſt eine Stelle im Hirtius über den afrikaniſchen Krieg, wo weniger als dreißig Gallier zweitauſend mauriſche Reiter aus ihrer Stellung vertrieben, auch hatten die Mauren gar keine Fußgänger. Sodann waren die Mauren ja ſtets Feinde, und der erlegte Feind, über den ſich Mars freut, wäre ein Römer — wie ungeſchickt und unpatriotiſch; darum leſe ich Marsi und die Marſiſchen Fußgänger waren die tapferſten unter den italiſchen Stämmen, wie mehrere Belegſtellen aus Strabo, Appian und Virgil, ja ſogar zwei Stellen aus Horaz ſelber beweiſen. Seht, mit dieſer einzigen Conjektur will ich dem Prahlhans Kaſpar Barläus ſein groß Maul ſtopfen, daß er auf Lebzeiten genug haben ſoll. Ach, lieber Doktor, wie froh bin ich, daß ich auch einen Mann hab', dem ich das Alles erzählen kann und der einen ſolchen Fund zu ſchätzen weiß. Schon ſeit heute Morgen wart' ich mit Schmerzen auf euch. Ich kann's jetzt gar nicht mehr begreifen, wie man dem feinſten Römer ſo lange zumuthen konnte, die dummen Mauren gelobt zu haben. Setzt euch, lieber Doktor.“ Der Magiſter legte einige aufgeſchlagene Bücher, die auf einem hölzernen Stuhl lagen, ſanft auf den Boden. Erſt jetzt berückſichtigte er die beiden Fremden, die er bisher nicht zu bemerken ſchien. Baruch ſtand wie auf Kohlen da während der langen Demonſtration des Magiſters; er kniff nachdenklich die Lippen übereinander, denn es däuchte ihm, daß ſich heute die ganze Welt gegen ihn verſchworen habe, um ihn auf allen Schritten an die Abſtammung ſeiner Mutter zu erinnern. „Was will man von mir?“ fragte der Magiſter ärgerlich. Der Arzt beſchwichtigte ihn und ſagte, ſie hätten eine Bitte. „Setzt euch hier,“ ſagte der Magiſter zu dem Vater, und rückte ihm ſeinen mit braunem Leder überzogenen Lehnſeſſel zurecht, „ihr, junger Mann, ſetzt euch zu mir auf's Bett.“ „Seyd ihr mit der Medicin zur Neige und wie geht's mit dem Huſten?“ fragte der Arzt. „Optime, geſtern Nacht mußte ich noch lange im Bett huſten, und wie ich mein Oellämpchen ausgelöſcht habe, ſchweben mir die Buchſtaben noch immer vor den Augen, und ich mein' ich müßt's finden; da auf einmal fällt mir's ein, daß man **Marsi** leſen muß, ich ſpring' vor Freude laut auf und mein' ich müßt' mir Ohrfeigen geben, daß ich das nicht bälder gefunden hab'; in meiner Angſt, ich möcht' den herrlichen Fund im Schlaf wieder verlieren, ſpring' ich aus dem Bett, wenn ich mich aber todt geſucht hätte, ich hätte mein Feuerzeug nicht gefunden; ſeht, dort ſteht's noch auf dem Boden, beim Mondſchein hab' ich es mit Kreide dort hingeſchrieben, bin dann ruhig eingeſchlafen und als ich heut früh im Schweiß aufwache, iſt der Huſten wie weggeblaſen.“ „Ihr müßt eure bisherige Lebensart aufgeben,“ ſagte der Arzt, „und bei herannahendem Frühling fleißig eure Klauſe verlaſſen, ſonſt ſtehe ich euch nicht dafür, daß, wenn der Bruſthuſten wieder kömmt, das Freudenfieber über eine glückliche Conjektur ihn wegſchwitzen wird.“ Der Magiſter lächelte mit gutmüthigem Unglauben. Nun rückte der Arzt mit der Bitte heraus und Nigritius willfahrte mit der Clauſel, daß Silva es verantworten müßte, wenn er zu ungeſchickt dazu ſey. „Wie alt iſt man?“ fragte er Baruch. „Fünfzehn Jahr.“ „Und man kann noch nicht dekliniren?“ „Nein.“ „Hm, hm,“ ſagte der Magiſter, „**Ars longa vita brevis**, ſagt Hippokrates; zu fünfzehn Jahren da hatte Hugo Grotius ſchon die gelehrte Ausgabe des Martianus Capella gemacht, Stevini Seefahrerkunſt in's Lateiniſche überſetzt, die Phänomene des Aratus ſo ergänzt, daß man nicht wußte, wer ſchöner Latein ſchrieb, Cicero oder er; ich ſelbſt, **ut ad minora redeam**, habe da ich ſo alt war, ſchon ein Carmen gemacht, Virgil ſelbſt hätte mir keinen Germanismus oder gar eine falſche Cäſur nachweiſen können. Fünfzehn Jahr, nun wir wollen ſehen; diligentia est mater studiorum d. h. man muß fleißig ſeyn.“ Baruch verſprach's. „Man kann täglich ſo um dieſe Zeit zu mir kommen, mich aber nicht wecken, wenn ich ſchlaf. Man braucht keine Bücher mitzubringen, ich habe ſie alle.“ Nachdem der Arzt nochmals ſeine Glückwünſche über die Conjektur wiederholt, verließ er mit Baruch und ſeinem Vater den Magiſter.

---

*) Ich hab's gefunden, werther Freund.

**) Den Kriegeslärm und das Blinken des Helmes ergötzt, und des mauriſchen Fußgängers grimmiger Blick auf den blutenden Feind.

„Ihr wißt, ich laß meine Kinder Alles lernen, daran ſpar' ich nie; aber ich mach' mich nicht größer als ich bin, ich bin kein reicher Mann, und möcht' doch auch wiſſen, was der Magiſter fordert; zu viel kann ich für den Baruch allein nicht ausgeben, ja, wenn ich meinen Prozeß gewinne, kann ich ſchon etwas mehr darauf verwenden, aber ſo, ich muß bedenken, ich hab noch zwei Kinder.“ So ſprach der Vater und der Arzt brach in ein lautes Gelächter aus. „Nun, was iſt da zu lachen?“ fragte jener ärgerlich.

„Nichts, als daß ihr den Magiſter als Kaufmann anſeht; und wenn er morgen nichts zu eſſen hätt', er würde eher verhungern, als daß er nur einen Deut Unterrichtslohn anſprechen würde. Wie der Rabbine es als ein heiliges Werk anſieht, einen in Bibel und Thalmud zu unterrichten, ſo geht es ihm mit Griechiſch und Latein. So menſchenſcheu er iſt, ſo hat er doch alle Menſchen ohne Unterſchied von Herzen gern, und ſo ſchüchtern er ausſieht, wenn Leute bei ihm ſind, ſo muthig ja übermüthig iſt er gegen ſie, wenn er die Feder in der Hand und ſeine allzeit ſchlagfertigen Bundesgenoſſen, ſeine Bücher, zur Seite hat. Durch ſein außerordentliches Gedächtniß kann er jeden Augenblick ein ganzes Heer von Beweisſtellen ausheben. Der Nigritius iſt ein ganz merkwürdiger Menſch." „Es iſt doch ein trauriges Leben ſo ganz allein, keine Menſchenſeele um ſich und nichts als Bücher und Bücher; ich möcht' nicht ſo leben," ſagte Baruch. „Das glaub' ich dir, Junge," verſetzte der Arzt; „ſiehſt du, das iſt auch wieder ein verborgener aber unberechenbarer Vorzug unſerer Religion, daß es gar nicht möglich iſt, daß ſolche Einſiedlersnaturen in ihr aufkommen. Wenn ſich nicht einer losgeſagt hat von allen ihren heiligen Gebräuchen, was Gottlob bis jetzt noch nicht vorgekommen iſt, und was auch nicht ſtattfinden darf, wie will's einer machen, daß er ſo allein lebt? Dreimal täglich in einer Verſammlung von wenigſtens zehn Glaubensgenoſſen zu beten, an jedem Sabbath und Feiertage gewiß die Synagoge zu beſuchen, das ſind lauter Vorſchriften, die ein einſiedleriſches Abſchließen unmöglich machen. Auch ſolche eigentlich pedantiſche Naturen mit ihrer minutiöſen Haarſpalterei und kleinlichen ſogenannten Ordnungsliebe, wie man ſie hier zu Lande ſo häufig findet, triffſt du unter den Juden nicht, das kömmt vom ſüdlichen raſchen Blut." — Der theologiſirende Arzt hätte dieſe eben erſt gefundene Idee noch gerne näher ausgeführt, aber die Neugierde des Vaters unterbrach ihn mit der Frage: „Woher iſt der Magiſter und wovon lebt er?" — „Er iſt aus Heidelberg, einer deutſchen Stadt am Rheine, er heißt eigentlich Schwarz, hat aber wie alle jetzigen Gelehrten, ſeinen Namen latiniſirt. Er ſpricht nicht gern von ſeinem früheren Leben, nur in einer traulichen Stunde hab' ich einſt von ihm erfahren, daß in dem jetzt bald dreißig Jahre dauernden Kriege ſeine Vaterſtadt von den Kaiſerlichen geplündert und eingeäſchert wurde. Er war ſo glücklich, ſich und die ihm gehörigen Manuſkripte aus der nach Rom gebrachten Univerſitätsbibliothek zu retten; mit dieſen ſtand er jetzt verlaſſen da. Nicht zweimal in ſeinem Leben war er über das Weichbild ſeiner Vaterſtadt hinausgekommen, in Attika und Latium da kannte er jedes Haus und jeden Weg, aber hier wußte er nicht wo aus noch ein. Er ſchloß ſich einer Geſellſchaft Auswanderer an und kam hieher, wo er nun ſchon ſeit 26 Jahren lebt. Die Heidelberger Bibliothek hat ihm ſeine Manuſkripte, die er mit ſehr reichen Gloſſen verſehen hatte, wieder abgekauft. Außerdem beſorgte er für ſeinen Landsmann Gerhard Voſſius u. a. die Correkturen; die beſten Emendationen in den alten Claſſikern ſind von ihm, und Niemand weiß es, daran liegt ihm aber nichts. — Es gränzt an's Unglaubliche, wie wenig der Menſch braucht, er mag ſtudiren ſo viel er will, er bleibt einen Tag wie den andern, immer heiter und vergnügt, aber von der Welt weiß er nichts; er iſt doch jetzt ſchon tief in den Sechzigen, aber er iſt noch ſo unerfahren wie ein Kind von zehn Jahren; er weiß euch genau anzugeben, wie viel Seſtertien Craſſus im Vermögen gehabt hat, wenn er aber zwanzig Stüber hat und ſie zählen ſoll, weiß er ſich nicht zu helfen und nicht zu rathen. Es iſt gut, daß er ſo brave Hausleute hat, der Klaas Ufmſand und ſeine Frau die gute Gertrud, die ſorgen in Allem für ihn. Laß dir das Alles auch geſagt ſeyn, Baruch, damit du dich nie über ihn luſtig machſt, wenn er etwas linkiſch iſt, Spott kann er nicht ertragen. Wenn er auch manchmal leeres Stroh driſcht, iſt er doch ſo grundgelehrt, und du kannſt ſo viel bei ihm lernen, daß du ihm ſtets mit Ehrerbietung begegnen mußt.“ „Ja, ja,“ ſagte der Vater, „wenn du bei dem nicht Latein lernſt, iſt's aus damit, ich geh keinen Schritt mehr zu lieb.“

Von nun an ging Baruch täglich zu dem Magiſter, zwar fühlte er bald, daß dies nicht der Mann dazu ſey, um ihn in die geprieſenen Tempel klaſſiſcher Weisheit einzuführen, aber eingedenk der Drohung ſeines Vaters äußerte er ſeine getäuſchte Erwartung nicht. An der dürren Schaale der Grammatik des Donat mußte er nagen, während ihn ſo ſehr nach dem nährſamen Kerne gelüſtete. Nicht einmal jene Geiſtesgymnaſtik des Thalmudſtudiums ward ihm bei dieſen inhaltsloſen Formen, die bloß dem Gedächtniſſe eingeprägt werden ſollten; er war aber über das Stadium der bloßen Empfänglichkeit längſt hinaus, und nur was er in ſich verarbeiten konnte, faßte er wahrhaft. Sein Lehrer ſuchte ſeine Ungeduld ſtets mit der Verſicherung zu beſchwichtigen, daß „nur dann, wenn man alle Formen im Kopfe habe, man inoffenso pede im Gebiete des Claſſicismus umherwandern könne.“ Er gewann ſeinen Schüler ſtets lieber, und freute ſich täglich mehr ein theilnehmendes Weſen um ſich zu ſehen. Er verſprach ſeinem Schüler, er wolle ihm, wenn er einſt ſterbe, ſeinen Cicero „über das höchſte Gut und das höchſte Uebel,“ den er mit reichen Randbemerkungen verſehen habe, als Erbſtück hinterlaſſen. — Eines Tages, als Baruch zu ſeinem Lehrer kam, empfing ihn dieſer mit ungewöhnlicher Freude und erzählte ihm, daß er heute eine der ſchwierigſten Stellen im Cicero gerettet habe, die Scholiaſten und die ſpäteren Philologen hätten die leichtere Lesart immer vorgezogen, das ſey natürlich bequemer, aber es ſey heilige Pflicht jedes ächten Philologen, gerade die ſchwierige Lesart, weil ſie ſchwieriger ſey und nicht ſo mir nichts dir nichts von Jedermann begriffen werde, als die richtige und urſprüngliche anzuſehen. „Das iſt ſonderbar,“ ſagte Baruch, „das kömmt mir gerade vor, als ob ich, wenn ich über ein Gerſtenfeld gehe und einige Garben dort liegen ſehe, ich ſagen muß: ei, das ſind gewiß Hafergarben, die man von einem andern Felde hergetragen hat, denn Gerſtengarben zu vermuthen das iſt ja keine Kunſt.“ — Magiſter Nigritius ſtutzte; dieſes Uebertragen thalmudiſtiſcher Sophiſtik auf ein entferntes, wenn gleich nicht unverwandtes Gebiet frappirte ihn ſehr, und von dieſer Stunde an wendete er ſeine Gunſt von dem Schüler, den er für vorwitzig hielt. Die geſteigerte Bruſtkrankheit des Magiſters, und die zwiſchen ihm und Baruch herrſchende geheime Unluſt machte den Unterricht fortan zu einem unregelmäßigen und wenig Frucht bringenden.

Eines Mittags, als Baruch den Magiſter zur gewöhnlichen Stunde beſuchen wollte, erfuhr er von den Hausleuten, daß derſelbe heute Morgen in ſeinem Lehnſeſſel todt gefunden wurde, ſeine Lampe hatte noch gebrannt und — Cicero de finibus bonorum et malorum lag vor ihm aufgeſchlagen. —

Um dieſe Zeit begann Rabbi Saul mit ſeinen Schülern den Traktat Erubin, und um die Löſung der dort gegebenen geometriſchen Probleme zu erleichtern, trug er einen vollſtändigen Curſus der Mathematik nach der ebräiſchen Ueberſetzung des Euklid vor. Der unruhige Geiſt Baruchs fand hierin genugſame Beſchäftigung; auch gab er ſich wieder mit ungetheiltem Eifer dem Studium des Thalmuds hin, er hoffte in ihm ſeine alte Ruhe wieder zu finden. Er täuſchte ſich; die unmittelbare Luſt an dieſem Studium war von ihm gewichen. Sein geiſtiger Organismus war der Skepſis geöffnet, ſie durchſtrömte ſeine Adern alle. Er hüllte ſich in dumpfes und verſchloſſenes Hinbrüten.

13. Der Friedens-Traktat.

Wehe! ſchrieb euch denn der Herr nicht
Auf des Herzens klare Tafel
Seine heiligen Geſetze?
Und ihr leſ't mit trüben Augen
Mühſam ſie aus dunkeln Büchern,
Spähet nach dem dürft'gen Irrlicht,
Und die Sonne ſteht am Himmel!

Michael Beer.

Der rechtſchaffene Mynheer, Dodimus van Vries, trug das Datum vom 24. Oktober 1648 mit gewiſſenhafter Frakturſchrift in ſein Hauptbuch ein und ſchrieb darunter, wie viel Wolle und Safran und Ingwer heute angekommen, und wie viel Käſe und Zucker und Thee man heute abgeſendet. Der Thee Nachmittags war köſtlich und Mynheer van Vries ſagte ſeiner Frau Eheliebſten, daß er von dieſer Sorte noch $7\frac{1}{2}$ Centner auf dem Lager habe, die jeden Tag mehr werth werden, denn der berühmte Dr. Beverocius habe eine Schrift geſchrieben, worin er deutlich zeige, daß der Thee ein Heilmittel gegen alle Krankheiten ſey und die oſtindiſche Compagnie ließe dieſe Schrift auf ihre Koſten drucken und verbreiten. Hierauf entſchlief er ſanft und lächelte wie ein Kind im Traume, und doch wußte er nichts von der zarten Ueberraſchung, die ihm Myfrow van Vries bereitete: aus Tulpenzwiebeln von der herrlichſten Sorte und der verſchiedenſten Größe und Gattung, die ſie aus ihrem Garten eingeheimst hatte, baute ſie eine Pyramide, dem ſchlafenden Endymion gerade gegenüber auf dem Schreibpulte, und als der Glückliche erwachte, traf ſein erſter Blick das ſinnreiche Gebäude; er drückte ſeine dicke Ehehälfte an ſein hocherfreutes Herz und ging heiter und wohlgemuth in das Comptoir. Es war ein glücklicher Tag, ein Tag wie alle anderen, nur mit der Extrafreude der Tulpenzwiebel-Pyramide. Aber des andern Tages gegen Mittag jagten drei prächtig gekleidete Herolde in raſchem Trab und mit ſchmetternden Trompeten durch die Straßen Amſterdams unaufhaltſam dem Rathhauſe zu. Der Hammer ruhte plötzlich in der Schmiede, das Weberſchiffchen hing am Webſtuhl, der Commis ſpritzte ſeine Feder aus, der Wechsler rückte ſich die Brille auf der Naſe zurecht, verſchloß ſeine ſchwarze Kiſte ſchnell und zog noch zweimal am Hängſchloſſe, um zu probiren, ob es auch recht ſchließe; unſer Mynheer van Vries legte bedächtiglich das Löſchpapier auf das, was er ſo eben eingetragen, ſchlug das Hauptbuch zu und verſchloß es in den Pult; dann brachte ihm Myfrow Perücke und Stock: „Schatz, haſt du mir's nicht geſtern angeſehen, mir hat's den ganzen Tag geahnt, daß was Wichtiges in der Welt vorgehen muß,“ ſo ſprach Mynheer van Vries und er nahm ſeinen Sohn Simon an die Hand und ging nach dem Rathhauſe, um zu erfahren was ihm geahnt hatte. Nicht ſo ruhig ging es in dem Hauſe der Rathsmänner her, da mußte Alles Hände und Füße in Bewegung ſetzen, um den Rathsherrnornat herbeizuholen und die ſtattliche Perſon des Hausherrn damit zu bekleiden; nichts wollte in der Eile recht paſſen und der geſtrenge Rathsherr ſchalt über die Unordnung der Hausfrau und ſuchte noch auf dem Wege alles ſo viel als thunlich ſeinem Anſtand gemäß zurecht zu legen. Er bedurfte ſeines ganzen Anſehens, um durch die Menge, die ſich dort verſammelt hatte, den Weg nach dem Eingange des Rathhauſes zu finden. Handwerker, die Schürze noch umgebunden und die nervigten nackten Arme übereinandergeſchlagen, Comptoiriſten, die Feder hinterm Ohr und Tinte an den Fingern, Laſtträger, die ihre Laſt neben ſich gelegt und ſich darauf geſetzt, Soldaten, Müſſiggänger, Weiber und Kinder, Alles ſtand bunt durcheinander und theilte ſich ſeine Muthmaßungen über die Ankömmlinge mit. Ein vornehmer Pflaſtertreter lobte den leichten Trab der Pferde und die feine Arbeit an den Wämſern der Herolde: die ſäßen wie angegeſſen und ſeyen gewiß in Madrid oder Paris gemacht, hier zu Lande ſey die Kultur noch weit zurück, kein Amſterdamer Schneider verſtünde einem Wamms ſo einen genialen Schnitt zu geben; ein Höckerweib bewunderte mit ihrer Nachbarin an den Herolden die reiche

Goldſtickerei und die Breite und Farbenpracht der Bänder, und ein Kaufmannslehrling bemerkte ſeinem Kameraden, das ſeyen ſo Utrechter Bänder, wovon ſie viel auf dem Lager hätten und die ſie mit 25 Procent Nutzen zu 4½ Stüber die Elle verkauften. An der rechten Ecke des Rathhauſes hatte ſich eine lange hagere Geſtalt aufgepflanzt, die Beine nachläſſig übereinander geſchlagen, ein Liedchen vor ſich hinpfeifend. „Gut daß du da biſt, Flyns,“ riefen mehrere zerlumpte Laſtträger, „du kannſt uns doch gewiß Auskunft darüber geben, was die goldenen Vögel, die da hereingeflogen ſind, im Schnabel ſtecken haben, du haſt doch heut gewiß ſchon mehr als zehn Rathsherrnköpfen das Kinn geputzt, du mußt doch wiſſen was in den vereinigten Staaten vorgeht; haben wir wieder eine Silberflotte gerapſt, oder giebt's ſonſt was? ei der Teufel, du machſt ja ein Geſicht wie ein Mynheer draußen am Hafen, wenn er hört, daß ihm ein Schiff verſoffen iſt.“ So riefen alle durcheinander, und der Bartkünſtler wollte ſich aufmachen, um mit ſtolzer Miene ihrer Zudringlichkeit zu entgehen. „Holla, halt, ſo gehts nicht,“ riefen alle; „gelt, draußen in der Feuerkugel beim vollen Glas Genever, da weißt du immer alles ſo gut und noch beſſer als der Großpenſionarius ſelber, da kannſt du uns gut Alles vorſchwatzen; jetzt, Bruder, jetzt zeig's wenn du was weißt, und wer dann noch einmal ſagt: du lügſt, dem wollen wir ſein Fell gerben, daß ihm Hören und Sehen vergehen ſoll.“ Ihre geballten Fäuſte zeigten, daß ſie wirklich geſonnen waren ihren Worten Kraft zu geben. Flyns aber antwortete noch immer nicht und ſuchte aus der ihm öffentlich nicht genehmen Umgebung herauszukommen. „Laßt ihn gehen,“ ſagte einer, „der Bartkratzer hat uns alle immer über den Löffel barbiert, warum wär' er denn da, wenn er etwas mehr wüßt' als wir? er muß eben auch warten, bis uns von da droben herunter was zugeworfen wird.“ „Etſch, etſch,“ riefen Alle, „gelt, du weißt auch nichts, du mußt auch warten.“ „Ich warte nur,“ ſagte Flyns, „um mich daran zu gaudiren, wie ihr mit Wind in den Ohren abziehen könnt; ihr Häringsſeelen meint, man wird euch brühwarm die Neuigkeiten um eure Schandmäuler ſtreichen? ja, proſit die Mahlzeit, das ſind keine Sachen für euch Strohlümmel; geht, wenn ich nicht meinen eigenen Werth kennte, müßt' ich mich ſelbſt verachten, daß ich mich mit euch ſo gemein gemacht hab'; das kömmt dabei raus, wenn man zu gut iſt und das Anſehen ſeines Standes nicht immer vor Augen hat, ihr habt mich geſehen.“ „Nein, nein, ſo war's nicht gemeint, du darfſt nicht bös von uns gehen,“ riefen Alle, „und wenn der kleine Rattenfänger da noch ein Wort gegen dich ſagt, ſo wollen wir ihm ſeine Schnauz verklopfen, daß ſie aufſchwillt wie ein Wollſack, dem man den Reif abnimmt. Sey jetzt nicht bös und erzähl' uns, du weißt's gewiß.“ Der Gefeierte nahm wieder ſeine vorherige nachläſſige Stellung ein, und begann: „Wißt ihr noch, was ich geſagt hab', als wir geſtern Abend beim Nachhauſegehen weit gegen Oſten feurige Kriegsſchaaren am Himmel fechten ſahen? nun ihr werdet bald ſehen, was darauf erfolgt. Mir iſt die Sache nicht aus dem Sinn gekommen. Als ich heut früh zu dem reichen van Kampen, der bei der Oude Kerke wohnt, komme, um ihn zu bedienen, macht der ein Geſicht wie die Katz wenn's donnert; der iſt aber immer zäh und iſt nichts von ihm herauszukriegen, ich leg' aber mein' Sach' fein an und erfahr von ihm, ohne daß er's weiß, daß der Krieg jetzt erſt recht angeht. Mit dem Spanier, mit dem ſind wir längſt fertig, der kann nicht mehr mukſen; aber Brüder! ihr werdet die Augen aufreißen vor Staunen, man wird mit Menſchenköpfen ein ganzes Land pflaſtern können. Der Türk', hab' ich's nicht ſchon lang geſagt, der ruht nicht, der möcht' Oeſtreich gern eine Schlappe beibringen? Aber ſeht einmal an, dort hat ſich der pausbackige Seilerobermeiſter Reuwerz auf ein Faß geſtellt und plappert den Maulaffen, die umher ſtehen, wieder was vor; - es iſt nicht mehr zum Aushalten mit dem Pack; ſeitdem der Seilersgeſelle Michel Ruyter ſich zum Viceadmiral hinauf gedreht hat, glaubt jeder, der aus Werg ein Tauſeil zuſammentrotteln kann, in ihm ſteck' auch ſo etwas von einem Admiral; jeder Lehrpurſch, der am Haſpel dreht, meint, die hundert Kriegsſchiffe und die hundert Kauffahrteiſchiffe, die wir täglich können in die See gehen laſſen, verdanken wir nur ihm allein, und ſo ein Kerlchen, das noch nicht trocken hinter den Ohren iſt, gackſt auch ſchon von Freiheit und Recht. Aber es müßt' kein Gott im Himmel ſeyn, wenn es nicht wieder einmal auch anders ginge, dann gelten Leute von Stand und Bildung auch wieder was; mein Vater war erſter Kammerdiener" — „Ei, wärmſt du wieder die alte Geſchichte auf, die haben wir ſchon hundertmal gehört und haben dir immer geſagt, wir wollen nichts wiſſen von den Oraniern, bei denen könnten wir verhungern, und jetzt haben wir vollauf zu eſſen, wenn wir nur die Hände nicht in den Schooß legen." So ſprach Maeſſen Blutzauſer, der das Wort für ſeine Kameraden führte, und ehe ſich's der Bartkünſtler verſah, war er von ſeiner Zuhörerſchaft verlaſſen. „Es leben die vereinigten Staaten!" rief einer aus der Menge, und wie von einem elektriſchen Schlage berührt, riefen alle Verſammelten unaufhörlich: „Es leben die vereinigten Staaten!" und die Scheiben an den Häuſern klirrten von dem mächtigen Rufe. Als die Stille wieder eingetreten war, drängte ſich Alles um den ſprechenden Seilerobermeiſter. „Brüder!“ rief er, „Gehorſam iſt' die erſte Pflicht des braven Bürgers, Gehorſam gegen das Geſetz und Achtung und Vertrauen gegen die Obrigkeit, die wir nicht mehr von fremden Tyrannen erhalten, ſondern die wir aus unſerer Mitte wählen. Ich habe Viele von euch darüber murren hören, daß man freie Bürger der Republik hier unten warten läßt, während ſie droben bei verſchloſſenen Thüren die Staatsgeheimniſſe, die uns Alle, einen ſo gut wie den andern angehen, für ſich behalten. Ihr alle wißt, Brüder, ich liebe die Freiheit ſo gut als einer; ich würde meinem eigenen Sohn ohne Bedenken meinen beſten Strick um den Hals hängen, wenn ich erführe, daß er ein Verräther an der Freiheit geworden iſt oder werden will; ich haſſe das Herrengeſchmeiß, das beſſer ſeyn möchte als wir, wie ich den Gottſeybeiuns haſſe, drum dürft ihr mir's glauben, daß ich's ehrlich meine, wenn ich euch ermahne ruhig zu ſeyn. Es kann Fälle geben, wo die Väter der Republik es für beſſer erachten, die Nachrichten nicht gleich in alle Winde auszupoſaunen; geſteht ſelbſt, können nicht auch Verräther unter uns ſeyn?“ „Nieder mit den Verräthern! hoch lebe die Freiheit!“ brauste der begeiſterte Ruf über die ganze Menge hin. „Drum Brüder,“ fuhr der Redner fort, „mag kommen was da will, Krieg oder Friede, zu Waſſer oder zu Land, wir haben das Heft in Händen, und wollen's uns nicht entwinden laſſen, wir haben uns die Freiheit erkämpft, wir können ſie auch ſchirmen.“ — „Hoch lebe Hooft! hoch leben die Generalſtaaten!“ unterbrach den Redner, denn oben auf dem Balkone des Rathhauſes erſchien der alte Droſt Hooft und der Rathsherren ſo viele der Balkon faſſen konnte. Eine andächtige Stille herrſchte als der Droſt gedankt hatte und darauf begann: „Brüder, ein kleiner Zufall hat es verhindert, euch alsbald die Nachricht mitzutheilen, die eines Jeden Herz mit Freude und Dank gegen Gott erfüllen muß. Geſtern endlich iſt den dreißigjährigen Kriegsſchrecken und den ſiebenjährigen Friedensunterhandlungen ein Ziel geſetzt worden. Ehrenvolle und gedeihliche Punkte für die vereinigten Staaten ſind in den Traktat, den alle Mächte Europa's beſchworen haben, aufgenommen worden. Vor allem hat Spanien mit der Bekräftigung von ganz Europa die vollkommene Unabhängigkeit unſerer Republik anerkannt. Es iſt das ein Ehrenpunkt und weiter nichts, denn wir haben nicht gewartet bis man uns die Freiheit geſchenkt hat, wir haben ſie uns errungen mit Hilfe Gottes und unſerer guten Sache. Unſere rechtmäßigen Eroberungen in Brabant, Flandern und dem Limburgiſchen, das Recht, die Schelde nach unſerm Gutdünken zu ſchließen, und noch andere Vortheile ſind uns verblieben. Freuet euch und danket Gott, denn er iſt's, der die Menſchen beſtimmte, endlich das Schwert in der Scheide ruhen zu laſſen, daß Friede ſey zwiſchen Chriſt und Chriſt; betet zu ihm, daß er den Frieden erhalte, liebet Gott, ſchirmet die Freiheit." „Hoch lebe die Freiheit!" ertönte unaufhörlich der Ruf der ſich zerſtreuenden Menge durch alle Straßen, bis er endlich durch das Geläute der Glocken, welche die Friedensbotſchaft in alle Lüfte verkünden ſollten, abgelöst und übertönt wurde. Es war ein herrlicher, herzerhebender Anblick, das Leben eines Volkes zu betrachten, wie es nur aus dem Bewußtſeyn einer glücklich errungenen und freudig genoſſenen Freiheit emporkeimen konnte. Zwar konnte ſich manches Gemüth noch lange nicht an den Gedanken gewöhnen, daß endlich Friede ſey, wie der lange von einer Laſt Gedrückte noch immer ihre Schwere auf ſich ruhen glaubt, auch wenn er längſt davon befreit iſt. Die Frommgläubigen waren die erſten, die ſich dem neuen Stand der Dinge mit Zuverſicht hingaben, denn ſie hatten's ja deutlich gefunden in den Weiſſagungen Daniels und in der Offenbarung Johannis, daß dieſes Jahr ſeyn werde ein Jahr des Friedens und der Gottſeligkeit, und ſie gingen heim und riefen ihre Kinder und ihr Hausgeſinde und ſprachen: „Betet und thuet Buße, denn das tauſendjährige Reich, das Reich des Herrn iſt gekommen, und in Erfüllung gehen alle die Verheißungen, und einziehen wird der Herr in ſeiner Pracht.“ Die aber nicht ſo gläubigen Sinnes waren, vertrauten auf die ſieben Siegel und die Unterſchriften der europäiſchen Mächte und waren damit zufrieden. Als Mynheer van Vries nach Haus ging, ſagte er zu ſeinem Sohne Simon: „Haſt du recht Acht gegeben? ſo Etwas wirſt du, will's Gott, in deinem Leben nicht mehr erfahren, denn die Leute werden doch endlich einſehen, daß das Kriegführen nichts nützt und nur Handel und Gewerbe ruinirt,“ und zu Hauſe ſank er freudetrunken an die Bruſt ſeiner Eheliebſten. „Siehſt du, Schätzchen,“ ſagte er, auf die Tulpenzwiebeln deutend, „die können in friedlichem Boden wachſen, und mein Thee iſt um ein Drittel im Preis geſtiegen, denn die Soldaten, die jetzt heimkehren, haben lange keinen Thee getrunken, und werden's jetzt hereinbringen.“ Still und ruhig ſetzte er ſich an den Tiſch und ſuchte die außerordentliche Emotion, die ihn heute überraſcht hatte, dadurch auszugleichen, daß er ein halbes Glas über ſein regelmäßiges Quantum trank, bei Tiſche kein Wort ſprach, und noch ehe der Thee kam, ſanft einſchlief. Es iſt gut, daß das Haus des van Vries weit weg von der Schenke „zur Feuerkugel“ iſt. Das Schreien und Jubeln, das von dorther ertönte, hätte den Guten gewiß aus ſeinem Schlummer geweckt. Dort ſaß der ganze Troß von Laſtträgern und that ſich gütlich beim Genever. Das liebliche „Het daghet uyt den Osten“ hatten ſie bis zum Ende geſungen, und Maeſſen Blutzaufer hatte ſo eben das „Wilhelmus van Nassawe“ angeſtimmt, als er durch ein furchtbares Gebrülle unterbrochen wurde. „Holla! da kömmt Judas der Erzſchelm, der falſche Prophet, ſteiniget ihn, kreuziget ihn, erſäuft ihn!“ ſo riefen Alle durcheinander, denn eben trat Flyns ein. „Jetzt gieb Antwort, warum haſt du uns heute Morgen ſo angelogen?“ rief einer. Flyns ſtand ruhig da und lächelte vornehm. Sein Vater war nicht umſonſt erſter Kammerdiener des Prinzen Moriz von Naſſau geweſen, er hatte diplomatiſches Geſchick genug auf ihn vererbt. Er ließ die Illuminirten austoben, „ſeyd ihr fertig?“ fragte er dann ruhig, „ihr verſteht doch gar keinen Spaß, ich wollt' euch nur auch einmal blau anlaufen laſſen.“ „Aber das iſt niederträchtig und hundsföttiſch von dir,“ rief der Kleine. „Couche dich, du Rattenfänger,“ erwiederte Flyns; „bellſt du noch ein einzigesmal, ſo zerreib' ich dir deine krummen Knochen zu Mehl und verkaufe ſie als Rattengift." „Still, ſtill, keine Händel, es muß überall Friede ſeyn, reicht euch die Hände," ſo riefen Alle und Flyns ſetzte ſich zu ſeinen Freunden. „So, jetzt da bleiben wir ſitzen," ſagte Maeſſen Blutzauſer; „zehn Pferd' ſollen mich nicht vom Platz bringen, und wenn der Kaiſer von Japan käm, angethan wie der drinnen im Oſtindienhaus, und thät ſagen: da trag mir das Goldkiſtchen zwei Häuſer weit, du kriegſt tauſend Stüber von mir; ich thät ſagen: Kaiſer! thu mir Beſcheid, aber heut' kann ich dir nicht dienen, ſetz' dich her zu uns, wir ſind auch Kaiſer, grad ſo gut als du. Und wenn der Großpenſionarius ſelber ſchickt, ſo darfſt du heut nicht mehr vom Fleck, Flyns, es ſoll keinem Bart heut mehr was zu leid geſchehen, auch die Bärt' ſollen Friede haben." „Ihr freut euch jetzt alle mit dem Frieden," ſagte Flyns, „und wißt nicht einmal was das Kind für einen Namen hat." „Nun, wie heißt es denn?" „Der ewige Friede." „Vivat, es lebe der ewige Friede!" ſo riefen Alle und leerten dann ihre Gläſer bis auf den Grund. Die luſtige Geſellſchaft zechte bis ſpät in die Nacht und taumelte dann unter Geſang und Jauchzen nach Haus.

Ueberall war Freude und Jubel, in Kirchen und Tavernen wie im traulichen Kreiſe der Familien, denn Friede war über der ganzen Chriſtenheit, Friede in den Religionen, Friede im Himmel und auf Erden.

Nur auf dem Burgwall trauerte eine Seele um den entſchwundenen Frieden, der ihr durch keinen Traktat irdiſcher Mächte mehr zugeſichert werden konnte, denn der himmliſche Bund, das Geſetz Moſis, lag vor ihr zerriſſen. Dort im Bibliothekzimmer der Schule „Geſetzeskrone" ſaß Baruch Spinoza einſam und vor ihm aufgeſchlagen war Ebn Eſra's Commentar, deſſen Studium ihm ſein Lehrer der Dunkelheit und Schwierigkeit wegen mißrathen hatte. Zwei Stellen waren es, deren Enträthſelung ihn lange beſchäftigte. Bei der Geſchichte vom „Haderwaſſer," (4. B. M. 20.) das aus einem Felſen hervorbeſchworen wurde, war angemerkt: „Die mir richtig ſcheinende Erklärung will ich hier nur andeuten. Wiſſe, daß wenn der Theil das All kennt, er daſſelbe umfaßt und in ihm Wunder thun kann.“ Die Schriftſtelle 4. B. M. 18.: „Ich kann nicht übergehen das Wort des Herrn“ hatte er erklärt: „Das Geſchöpf kann das Werk des Schöpfers oder ſein Geſetz nicht ändern; das Myſterium iſt: ein Theil kann den andern Theil nicht ändern, ſondern nur das Geſetz des Alls kann das des Theils ändern. Ich kann dieſes Myſterium nicht weiter enthüllen, denn es iſt tief; allerdings hat die Eſelin geſprochen. Wenn du das Geheimniß von den Engeln Abrahams und Jakobs begriffen haſt, wirſt du auch hier die Wahrheit einſehen.“ Die Stelle, wo es heißt: „wenn du verſteheſt das Geheimniß der zwölf ꝛc.“ verſtand er leichter. Es war ihm klar darin dargethan, daß die heilige Schrift nicht nach ihrem ganzen Inhalte von gottbeſeelten Männern geſchrieben war, die Glorie war ihm verſchwunden, das Ganze war Menſchenwerk — wie konnten ſonſt ſpätere profane Hände in die heiligen Schriftzüge Gottes hineinklekken? Er las die Commentarſtelle zu 1.

B. M. 12,6, die der kluge Spanier mit den Worten ſchließt: „Und wer hier das Myſterium eingeſehen hat, der ſchweige." „Ja, ich will ſchweigen," ſagte Baruch, ſchlug ſchnell das Buch zu und blätterte in einem andern, denn er hörte Tritte ſich dem Bibliothekzimmer nahen. Chisdai Aſtruk und Ephraim Cardoſo traten ein. Chisdai reichte Baruch freundlich die ſtets ſchweißelnde krebsrothe Hand und ſchielte dabei in das Buch, um zu ſehen was er treibe. Vielleicht kömmt uns im Verlaufe dieſer Geſchichte dieſe Geſtalt noch mehr in den Weg, wir wollen ſie daher näher betrachten. Chisdai hatte eine ziemlich lange Figur mit einer etwas gebückten Haltung; ſeine langen ſchwarzen Augbrauen, deren Enden weit in die Stirne hineinliefen, zog er ſtets zuſammen, ſo daß ſich die Haare borſtenartig emporſträubten; die nicht unſchöne gewölbte Stirne war faſt ganz von den unordentlich herabhängenden kohlſchwarzen Haaren bedeckt, der Ausdruck der ſchwarzen Augen war wegen der zwei großen runden Brillengläſer nicht erkennbar. Dieſe Brille hatte ihre beſondere Bedeutung, denn die jüdiſchen wie die chriſtlichen

Orthodoxen verpönten das Tragen derſelben als unſtatthafte Neuerungsſucht; welchen Grund die chriſtlichen hiebei hatten, können wir nicht angeben, die jüdiſchen hatten wahrſcheinlich keinen andern als: weil Joſua und Caleb keine Brillen getragen und doch Alles genau geſehen hatten. Während ſich nun Chisdai bei den Orthodoxen ſtets mit ſeiner Kurzſichtigkeit entſchuldigte, war es ihm dennoch lieb, durch die Annahme dieſer Neuerung von den Aufgeklärteren, deren Zahl in der Amſterdamer Gemeinde nicht gering war, als junger Mann von zeitgemäßer Bildung angeſehen zu werden. In der Hitze des Geſprächs war er ſtets bemüht, dieſes bedeutſame Inſtrument in ſeiner rechten Stelle zu erhalten, denn ſeine Naſe ſchien in der That nicht für dieſes occidentaliſche Kunſtprodukt geſchaffen; es rückte immer bis zu dem Höcker herab, von wo ſich die Naſe bis zur Spitze ſchnabelförmig abbog. Der ziemlich breite Mund lächelte ſtets nur halb, denn Chisdai war immer eingedenk, daß die Thalmudiſten verordnen: kein frommer Jude dürfe aus voller Seele lachen, ſo lange die heilige Stadt

Jeruſalem verwüſtet liegt, damit erfüllt werde, was geſchrieben ſteht (Pſ. 126, 1. 2) „— Wenn der Herr die Gefangenen Zion's zurückführt. Dann erfüllt Lachen unſern Mund.“ Einen ſonderbaren Contraſt mit dem übrigen Geſichte Chisdais bildete das wirklich ſchöngeformte runde Kinn, deſſen lange Haare ſich zu färben begannen, denn Chisdai war vier Jahre älter als Baruch. Er ließ ſich den Bart nie ſcheeren. Außer den gewöhnlichen Faſttagen faſtete er noch jeden Montag und Donnerſtag, und tauchte ſich jeden Freitag Mittag neunmal in friſchem Quellwaſſer unter, was jedoch ſeinem unreinlichen Aufzuge keinen Abtrag that. Wo er ging oder ſtand ſummte er unaufhörlich einen Abſchnitt aus der Miſchnah oder eine Synagogenmelodie vor ſich hin, und wenn er ſaß, bewegte er ſeine übereinandergeſchlagenen Beine wie mit gichterhaftem Zucken. — So war Chisdai, der, als er ſich geſetzt hatte, zu Baruch ſagte: „Gerade recht, daß wir dich treffen, du ſollſt Schiedsrichter ſeyn zwiſchen mir und Ephraim, aber verſprich, daß du nicht wie ſonſt halbe Antworten geben und ſo verſchloſſen ſeyn willſt, ich weiß auch gar nicht, was du dabei haſt. Sind wir nicht Brüder?“ „Was verſchließe ich denn?“ fragte Baruch. „Ich will das jetzt nicht ausmachen, ſparen wir's auf ein andermal; damit du ganz unparteiiſch biſt, will ich dir nicht ſagen, wer von uns dieſer oder jener Anſicht iſt. Alſo frei heraus: glaubſt du an das Daſeyn von Engeln?“ „Das iſt wieder eine ſonderbare Frage,“ antwortete Baruch. „Nun meinetwegen anders,“ fuhr jener fort, „müſſen wir an das Daſeyn von Engeln glauben?“ „Das iſt wieder faſt ſo gefragt, aber ſind wir nicht Juden? und müſſen wir nicht Alles glauben, was hier ſteht in der Bibel und in der ſchönen Reihe von Büchern dort hinter den Drahtgittern?“ „Was ſteht denn aber in der Bibel von den Engeln?“ „Das weißt du ſo gut als ich,“ antwortete Baruch. „Was iſt denn aber nach der Bibel das Weſen der Engel? Sind ſie körperlich oder unkörperlich?“ „Da haſt du eine Muſterkarte von Anſichten,“ antwortete Baruch, „und kannſt nach Belieben auswählen: Abraham, Hagar und Loth, Iſaak, Abimelech und Jakob ſind Engel erſchienen; der erſte hat ihnen ein friſchgeſchlachtetes Kalb und friſchen Kuchen vorgeſetzt, mit Jakob hat einer die ganze Nacht hindurch einen Zweikampf gehabt und ihm zuletzt den rechten Schenkel verrenkt, und deshalb dürfen wir ja noch heut zu Tage das Hintertheil von einem geſchlachteten Thiere nicht eſſen. Haſt du da nicht Engel genug? Verlangſt du noch körperlichere, geh weiter: Bileam iſt ein Engel erſchienen und die Eſelin hat ihn zuerſt geſehen, Joſua erſchien ein Engel mit gezücktem Schwerte, Simſon's Mutter iſt zweimal ein Engel erſchienen, worauf ſie das gottloſe Rieſenkind gebar. Samuel, David, Salomo überall erſchienen Engel. Willſt du einen ganzen Hofſtaat von Engeln? gleich im erſten Kapitel des Heſekiel iſt große Parade. Ich hörte einmal den verſtorbenen Akoſta ſagen, die Hofengel ſeyen weit glücklicher geweſen als alle jetzigen Hofcavaliere, denn ſie hätten in der That vier Flügel und vier Hände, und was noch das beſte iſt, auch vier Geſichter gehabt: ein Menſchen-, ein Löwen-, ein Ochſen- und ein Adlergeſicht, und wo ſie hingingen gingen ſie grad aus, wenn ſie einem beliebigen Geſichte folgten. Willſt du unkörperliche Engel? Es ſteht ja auch geſchrieben (Pſ. 104. 4) Er macht die Winde zu ſeinen Engeln.“ „Glaubſt du auch nicht an böſe Engel?“ fragte Chisdai. „Glaubſt du, und wieder glaubſt du, was ſteht geſchrieben, mußt du fragen, und ſo viel ich von unſerer Bibel weiß, ſteht von einem Satan oder einem Teufel, wie ihn die Chriſten haben, nichts darin. Die Geſchichte mit Hiob iſt auch nach dem Thalmud blos Dichtung. Vor Gott iſt Alles gut, nur uns Menſchen erſcheint manches böſe; darum heißt es auch bei dem herrlichen Jeſaias (45, 6, 7) Ich der Herr bin, und nichts iſt außer mir, ich bilde das Licht und ſchaffe die Finſterniß, mache Frieden und ſchaffe das Böſe.“ „Könnte es aber nicht doch böſe Engel geben?“ „Nein, das unterſcheidende Merkmal eines Engels iſt ja, daß er bloßes Werkzeug Gottes ohne freien Willen iſt, Satan ſoll nun ein gefallener Engel ſeyn, der ſich gegen Gott empört hat, das konnte er aber ja nie, wenn ſich nicht Gott gegen ſich ſelber empörte.“ „Im Midraſch findet ſich die Entſtehung der böſen Engel auf eine ſchöne Weiſe erklärt," ſagte Ephraim, der bisher ſtill zugehört hatte: „Jedesmal, wenn ein Engel auf der Erde ſichtbar erſcheinen will, muß er irgend eine Elementarkraft an ſich ſaugen, und keiner darf länger als ſieben Tage auf der Erde bleiben. Einſt überſchritten mehrere dieſe Friſt, und ſie hatten durch ihren längeren Aufenthalt ſo viel Elementarkraft an ſich geſaugt, daß ſie, hiedurch beſchwert, ſich nicht mehr zum Himmel aufſchwingen konnten, und ſo entſtanden die Teufel, wie auch 1. B. M. 6, 2 angedeutet iſt." „Das mag recht ſchön ſeyn," ſagte Baruch, „aber wahr? das iſt eine andere Frage." „Alſo glaubſt du nicht an das Daſeyn von böſen Engeln?" fiel Chisdai ein. „Kömmſt du wieder mit deinem: glaubſt du," antwortete Baruch jähzornig, „ich weiß ſo gut als du, daß das tägliche Kadiſchgebet in der Synagoge deshalb in aramäiſcher Sprache gebetet wird, weil die böſen Engel dieſes Idiom nicht verſtehen und alſo bei Gott keine Gegenſprache wider daſſelbe einlegen können; ich weiß ſo gut als du, daß durch das Schepharblaſen am Neujahrstage der Satan wirre gemacht und dadurch ein gutes Jahr für Iſrael erreicht werden ſoll. Ich bin ein Narr, daß ich dir ſo viel Antwort gebe, du meinſt es doch nicht gut mit mir, laß mir meine Gedanken, ich habe mich dir ja nie aufgedrängt.“ Baruch verließ zornig das Zimmer. Er verwünſchte im Weitergehen ſeine Unbeſonnenheit, und ſchwor ſich hoch und heilig, ſich nie mehr zu ſolchen Reden verleiten zu laſſen. „Da geht er hin,“ ſagte Chisdai zu Ephraim, „der will ein zweiter Akoſta werden; wart' nur, dir will ich ſchon einen Riegel vorſchieben.“ „Du haſt's auch ſo ſpitzig darauf angelegt, ihn zu böſen Reden zu verleiten,“ entgegnete Ephraim, „laß ihn machen, es muß Jeder ſeine Haut ſelber zu Markt tragen.“ „Nein,“ ſagte Chisdai, und kraute ſich ſelbſtgefällig in ſeinem jungen Barte, „in Religionsſachen iſt ganz Iſrael einer Bürge für den andern, ſteht im Thalmud. Auf mir, auf dir und auf uns Allen liegt die Schuld der Sünden, die der begeht,“ und er verließ ſummend das Zimmer.

* * *

14. Der Kabbaliſt.

Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen
Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt todt!
Auf, bade, Schüler, unverdroſſen
Die ird'ſche Bruſt im Morgenroth.
Göthe.

Es war in der Abenddämmerung, Baruch und Miriam ſaßen nebeneinander, die alte Chaje erzählte eine wunderſame Geſchichte. „Wißt ihr auch ſchon, unſere Schabbesmagd, die alte Brigitte, hat heute Nacht einen gräulichen Tod genommen? mir wird's grün und gelb vor den Augen, wenn ich dran denke, was die uns hätt' anthun können, und ich bin Stunden lang draußen am Heerd bei ihr geſeſſen. Vor Zeiten, ja, da hat man noch Wunder gehört, meine Mutter hat mir oft erzählt, es hat in Warſchau in der Synagoge einmal gebrannt und das Feuer hat ſchon zu den Fenſtern herausgeſchlagen, aber der Rabbiner, der war ein großer Baal-Schem *), der hat ein Pergament, worauf er verborgene Namen geſchrieben hatte, hineingeworfen und die Flamme war aus wie man ein Licht ausbläst. Nun Gott ſey Dank, daß auch in unſern Tagen noch fromme Männer aufſtehen, die die Schedim **) bändigen können." „Du erzählſt wieder ſo, daß kein Menſch weiß was du willſt," ſagte Miriam, und die Chaje erwiederte: „Ich hab' die ganze Geſchichte in der Metzge von der ſchwarzen Gudul gehört, ihre Schweſter iſt ja bei dem frommen Rabbi Gedalja Serago in Dienſt. Des Rabbi Gedalja's Sara, was war das ein liebes Kind! ich hab' immer Angſt gehabt, ſie möcht' einmal beſchrien werden; jetzt wird's bald ein Jahr, da bekömmt ſie plötzlich ein Geſicht, kohlſchwarz, und ſtatt daß man ſonſt lauter goldene Reden von ihr gehört hat, hat ſie von da an ſtets geſchrieen und Reden ausgeſtoßen, wie man ſie, ſo lang die Welt ſteht, von keinem 15jährigen Mädchen gehört hat; dabei hat ſie immer mit den Händen geſchlägelt wie eins das die Gichter hat. Es hat's Jeder geſagt, die iſt beſchrieen worden und es iſt ein Sched in ſie gefahren. Da hat kein Doktor und kein Apotheker helfen können. Rabbi Gedalja hat ganze Nächte hindurch gebetet und geweint, daß ſich der Stein in der Wand hätt' erbarmen mögen. Seitdem ihm das Unglück widerfahren iſt, hat er von einem Sabbath bis zum andern gefaſtet, und nur jede Nacht hat er eine Supp' und ein paar Feigen gegeſſen. Geſtern Nacht zwiſchen Licht iſt er in das Mikwe *) gegangen und hat ſich neunmal untergetaucht, und als er heimgekommen iſt, hat er ſein Sargniß (Sterbehemd) angezogen, hat ſich den Beſchneidungsſtuhl aus der Synagoge holen laſſen und hat ſeine Tochter hineingeſetzt,

---

*) Exorciſt.

**) Dämone.

---

*) Reinigungsbad.

vier Mann haben ſie heraustragen und in den Stuhl hineinbinden müſſen, ſo hat ſich der Sched dagegen gewehrt. Als alle Leute fort waren, hat er an allen Thüren und Fenſtern im ganzen Haus den Pſalm 130 angeheftet und hat jedem im Hauſe eingeſchärft, daß heut die ganze Nacht kein Menſch in's Haus hereingelaſſen werden darf, es mag einer bitten und betteln wie er will, es ſoll ſich Niemand unterſtehen eine Thüre oder ein Fenſter aufzumachen, wenn er nicht, Gott bewahre! gleich todt ſeyn will. Darauf hat er lauter heilige Bücher rings um den Stuhl angehäuft ſo hoch als die Sara war, dann hat er ein blankes ſchartenloſes Schlachtmeſſer genommen und hat die Sara neunmal damit bekreißt, der Sara, die ganz laut geröchelt hat, legte er ein mit heiligen Zeichen beſchriebenes Pergament auf die Herzgrube, und an die linke Seite des Stuhls hat er das Schlachtmeſſer geſtellt. Als dies Alles geſchehen war, öffnete er die in der Ecke ſtehende heilige Lade, nahm die Thora in den linken Arm und öffnete mit der andern Hand ein Fenſter. Dann legte er ſchnell die Thora auf den Tiſch, auf dem ſechs ſchwarze Wachskerzen gebrannt haben, und wie er die Thorah auseinanderrollte, beugte er ſich darüber hin, warf ſich auf die Kniee und rief den Namen Gottes und aller Engel an, daß es Alle, die es gehört haben, am ganzen Körper eiskalt überlaufen hat. Kaum hat's zwölf Uhr geſchlagen, da klopft's an die Thür, als ob hundert Mann Hellebardiere mit Kolben daran ſchlügen. „Macht — macht auf, ich bitt' euch, macht auf — ſeyd barmherzig, ich muß ſterben — macht auf, ich bin's, die Brigitte iſt's — macht auf.“ So rief es draußen mit kläglicher Stimme und der Sched in der Sara fing wieder an zu ſchreien, daß man es zehn Häuſer weit hat hören können. Niemand hat's gewagt aufzumachen. R. Gedalja hat immer fort gebetet und geſchrieen, Gott und alle Engel angerufen, daß ihm ſchier die Stimme ausgegangen iſt. Endlich iſt es draußen ſtill geworden, auch die Sara war ſtill, und als man nach ihr ſieht, lauft ihr kohlſchwarze Brüh wie Tinte aus dem rechten Ohr heraus und auf dem Schlachtmeſſer, das früher ganz rein war, war ein Blutstropfen mitten drin. „Gott ſey gelobt!“ ſagt R. Gedalja, „mein Kind iſt gerettet.“ Man bringt die Sara zu Bett und heute Morgen ſteht ſie auf friſch und geſund und ſo ſchön wie noch nie; ſie weiß gar nichts von Allem, ſondern meint, ſie habe lang, lang geſchlafen. Die Brigitte iſt geſtern Nacht um zwölf Uhr mit Schaum vor dem Mund nach Haus gekommen und wie ſie die Klinke ihrer Stubenthüre in die Hand nimmt, fällt ſie todt nieder. — Ihr dürft mir Alles glauben, die Schweſter der ſchwarzen Gudul hat durch das Schlüſſelloch dem R. Gedalja Alles zugeſehen. Gott iſt groß, daß er auch noch ſolche Männer unter uns aufſtehen läßt; aber ſagt nur Kinder, wer hätt's von der Brigitte je geglaubt, daß ſie ſo eine verfluchte Hexe iſt? Wer weiß wie viel Kinder ſie umgebracht hat; und der Undank noch dazu: ſie hätt' ja verhungern müſſen, wenn ſie nicht ein paar Stüber bei den Juden als Schabbesmagd verdient hätt'; wie manchen guten Biſſen habe ich ihr zugeſchanzt. Ich fürcht' mich, wenn ich nur zwei Minuten allein in der Küche bin, ich mein' immer die Brigitte müſſe als ſchwarze

Katz das Kamin herunterkriechen, oder gar als Hex mit feurigen Augen und Schlangen auf dem Kopf und einen Beſenſtiel in ihrer magern Hand, brr! ich blieb todt.“ — Plötzlich that es einen fürchterlichen Plumps oben an der Decke des Zimmers, ſo daß das ganze Haus erzitterte, ein Jammern und fernes Wehklagen ward vernommen; die Alte ſchrie: „Schma Iſrael!“ Miriam faßte bebend die Hand ihres Bruders, Alle waren ſtill und horchten auf das ferne Wehklagen. „Kommt, zündet ein Licht an,“ ſagte Baruch aufſtehend, „wir müſſen ſehen was das war.“ Die Chaje ſteckte mit zitternder Hand ein Licht in die Laterne und Baruch mußte auf ihr dringendes Verlangen ſeine Thephillin in die Hand nehmen, damit kein Böſer Gewalt über ſie hätte. Miriam ging auch mit, denn ſie fürchtete ſich in der Stube allein zu bleiben, und ſelbſt Baruch konnte ſich eines leiſen Grauens nicht erwehren, als er die Treppe nach dem Speicher mit hinanſtieg. Oben angekommen, ſah man einen Kaſten, der ſchon lange auf drei Füßen balancirte, daliegen. „Alſo das war's?“ ſagte Baruch lachend, da hinkte eine ſchwarze Katze hinter dem Kaſten hervor und wiſchte raſch zum Dachfenſter hinaus: „O über unſre Sünden! die Brigitte!" rief die Chaje und ließ vor Schreck die Laterne fallen. Die drei ſtanden im Finſtern und machten ſich ſchnell von dem Orte, wo es nicht geheuer war; Chaje und Miriam hielten ſich an dem Rockzipfel Baruchs und ſo ſtolperten ſie die Treppe hinab. — Baruch ſah den geringfügigen Vorfall in ſeinem Hauſe für das an was er war, aber die räthſelhafte Geiſterbannung R. Gedalja's befeſtigte in ihm den Vorſatz, Alles aufzubieten, um in die Geheimlehre einzudringen. Er hoffte darin vielleicht ein Heilmittel gegen alle Zweifel und Fragen, die ihn beunruhigten,* zu finden.

Des andern Mittags, es war am Donnerſtag, ging er zu R. Gedalja. Es war ein Mann in den ſogenannten beſten Jahren, von hoher und umfangreicher Geſtalt. Das viele Faſten hatte ihm wenig zugeſetzt, denn er ſah wohlgenährt aus; das runde Geſicht mit den vollen rothen Wangen und dem ſchwarzen bis auf die Bruſt herabfallenden Barte war wirklich ſchön zu nennen, und war nur durch eine große Warze über dem linken Auge, die, wenn er redete, besonders aber wenn er lachte, luſtig hüpfte, entſtellt. Er empfing Baruch freundlich, doch als er ſeinen Wunſch vernahm, ſagte der Rabbi rundweg: „Nein, das geht nicht; weißt du nicht, daß R. Salomo ben Adereth es bei Androhung des Banns verboten hat, Jemanden vor dem 25. Jahre in die Kabbala einzuführen?“ Baruch bat dringend. „Weißt du auch,“ fuhr jener fort, „daß, wenn du, Gott bewahre! nur die leiſeſte weltliche Abſicht bei dem Studium der Kabbala haſt, wenn nur je ein fremder Gedanke ſich dabei in dir regt, dein eignes Leben und das Leben all der Deinigen in namenloſer Gefahr ſchwebt? Kannſt du dir's getrauen, dich ſolchem auszuſetzen? Willſt du?“ „Ich will,“ antwortete Baruch mit feſter Stimme. Ohne ein Wort zu reden erfaßte der Rabbi die linke Hand Baruchs und folgte mit genauen Blicken all den feinen Lineamenten derſelben, dann rückte er ihm den Hut aus der Stirne und betrachtete eine Weile die Züge ſeines Geſichts. Nachdenklich durchſchritt er dann mehrmals das

Zimmer; Strenge und Milde, Alles wendete er an, um Baruch von ſeinem Vorhaben abzubringen. Baruch war faſt zu Thränen gerührt, aber wenn auch mit zitternder Stimme, wiederholte er doch ſeinen feſten Vorſatz ohne zu wanken. „Nun, es ſey!“ ſagte der Rabbi endlich, „ich fürchte, du begiebſt dich allein in die Gefahr und kommſt darin um, drum will ich dein Führer ſeyn. Gott wird mich leiten auf dem Wege der Wahrheit; komm heut nach dem Nachtgebete zu mir.“

Der Synagogendiener Elaſar Merimen konnte ſeine Verwunderung nicht unterdrücken, als er den Jüngling mit dem Rabbi nach dem Mikwe kommen ſah. „Schalem Alechem,*) Rabbi Baruch,“ ſagte er und grinſte dabei neugierig. Der Rabbi befahl ihm, Niemanden etwas von der Anweſenheit Baruchs zu ſagen und ſich nur jetzt zu entfernen, da er heute ſeiner nicht bedürfe. Er nahm ihm Schlüſſel und Laterne ab und öffnete das thurmähnliche Gebäude. Der matte

---

*) Friede mit euch.

Schein der Laterne erhellte die ſchwärzlich kahlen Wände und die hölzernen Bänke rings an denſelben nur ſpärlich; in der Mitte des runden Gemaches war ein brunnenartiges tiefes Loch, das war das Bad. Der Rabbi murmelte leiſe ein Gebet vor ſich hin und entkleidete ſich ſorgfältig, indem er die Vorſchriften, die das „Buch der Schamhaftigkeit" hierüber aufſtellt, genau beobachtete. Er hatte ſich noch nicht völlig entkleidet, als er die Laterne ergriff und mit ſchnellen Schritten die dreißig ſteinernen Stufen des Bades hinabſprang: „Aus der Enge ruf ich zu Gott, er erhört mich in der Weite, Gott!" ſo rief er aus voller Kraft und ſeine Stimme dröhnte geiſterhaft aus dem Brunnen. Baruch ſchauerte zuſammen, da er hörte wie hier in ſtiller Nacht aus den Tiefen der Erde eine Seele um Erlöſung und Erhebung zu Gott flehte. Der Rabbi ſtellte die Laterne auf die unterſte Stufe des Bades und ſtürzte ſich plätſchernd in das Waſſer. Auf dieſes Zeichen legte ſich Baruch über die Brüſtung des Brunnens, und neunmal, ſo oft der Rabbi ſein Haupt aus dem Waſſer emporreckte und ſich wieder ganz untertauchte, rief er ſein „koſcher" (rein) hinab in das erleuchtete Gewölbe. Der Rabbi kam halb angekleidet und mit bedecktem Haupte wieder herauf; ſein langer Bart trieſte noch, die zuſammengeballten Haare gaben dem ſonſt ſo freundlichen Geſichte ein wildes Ausſehen. Er gab Baruch ein kleines Buch, worin ein Gebet ſtand; bei Todesgefahr durften die vielen Namen der Engel, die darin vorkamen, nicht mit Mund und Zunge ausgeſprochen, ſondern nur im Geiſte gedacht werden. Baruch zitterte vor Angſt, als er in die dunkle Grube hinabſtieg, ſeine Kniee wankten, aber er faßte Muth und ſtürzte ſich behende in das Waſſer. Der Rabbi verſah nun den gleichen Dienſt, den er ſo eben gehabt hatte. Faſt ohne ein Wort zu reden verließen ſie das Mikwe, doch als ſie auf die Straße kamen, die von der hellen Scheibe des Mondes erleuchtet war, blieb R. Gedalja plötzlich ſtehen, ſchüttelte wiederholt den Kopf und blickte ſtets nach dem langen Schatten, der ihm ſeine Bewegungen nachahmte. Dann ſprach er mit himmelwärts gekehrtem Blicke den ſonſt nur beim Erwachen üblichen Spruch: „Ich danke dir, lebendiger und ewiger König, daß du durch deine wahrhafte und große Gnade mir meine Seele wiedergegeben.“ Baruch wagte es nicht, nach dem Grunde dieſer Vorgänge zu fragen, und wahrſcheinlich hätte ihm auch R. Gedalja noch nicht geſagt, daß die Kabbala lehrt: Wer in der „Nacht des Zeichens“*) ſeinen vollen Schatten im Mondſchein ſieht, der ſtirbt in dieſem Jahre nicht. R. Iſaak Loria hatte in dieſer Nacht ſeinen kopfloſen Schatten geſehen, und er ſtarb den Tag vorher, ehe das Jahr um war. — R. Gedalja war ſehr heiterer Laune als Baruch mit ihm zu Nacht ſpeiſte. Der Novize hütete ſich, auch nur mit einem Blicke nach der ſchönen Sara zu ſehen, aus welcher der böſe Geiſt ausgetrieben war, und die nun, während ſie die Speiſen auftrug, mit ſchüchtern ſehnſüchtigen Blicken nach dem blaſſen Jüngling ſchielte, deſſen Ruhm in der ganzen Gemeinde ſo groß war.

R. Gedalja tafelte ſehr lange, und erſt ſpät in der Nacht ging er mit Baruch in ſein Studierzimmer, nahm die Thorah aus der heiligen Lade und rollte die Stelle auf, wo die zehn Gebote ſtanden. Baruch mußte die rechte Hand darauf legen und alſo ſprechen: „Ich rufe dich an, Gott, Allmächtiger, Verborgener, der du die Geheimniſſe deines Weſens gegeben haſt an Adam, Henoch, Abraham und Moſes, die ſie überlieferten bis auf heute. Laß über mich kommen deinen heiligen Geiſt und leite mich, daß ich nicht ſtrauchle auf dem Wege, den ich wandeln will; und wenn ich je frevelte und ſündigte gegen deine Geheimniſſe, ſo mögen mich überfallen alle die Schrecken, daß ich erbebe vor meinem eignen Schatten, meine Zunge möge verdorren, meine Eingeweide vertrocknen, mein Augenlicht erlöſchen, mein Athem ſey Gift, daß er tödte alle meine Lieben, denen ich mich nahe, Gras wachſe vor der Thüre meines väterlichen Hauſes, weil ſie Niemand mehr betritt, und wie ich verloren bin hier, ſo mögen über mich kommen alle Qualen des Gehinom dort in der Unendlichkeit. Drum, o Herr! leite mich, daß ich ruhe unter dem Schatten deiner Flügel und mich weide an dem Glanze deiner Herrlichkeit. Amen! Amen!“ Ein endloſer Schauder durchſtrömte ſein ganzes Weſen, ſeine Lippen erbleichten, als er dieſe Worte geſprochen hatte, und noch während er ſie ſprach erhob ſich in ihm eine Stimme, die ihm zurief: „Wehe! du haſt gefrevelt, da du es wagteſt hier einzubringen, kehr um.“ Es gab hier aber keine Umkehr mehr, das Furchtbarſte war geſchehen, und der Rabbi war von dieſem Augenblicke an zutraulicher gegen ſeinen Schüler. — Sie ſetzten ſich an den Tiſch und nun begann die Lehre: der myſtiſche Grund, warum die heilige Schrift mit dem Buchſtaben Beth beginne, ward enthüllt; jeder Buchſtabe und jeder Punkt, jede Stellung und jede Verſetzung derſelben enthielt eine tiefe Bedeutung. Die Erörterung, ob der Baum der Erkenntniß ein Nußbaum, ein Feigenbaum oder ein Weinſtock war (viele Thalmudiſten entſcheiden ſich für letzteres), hatte kaum begonnen, als der Vielklang des Glockenſpiels von der Oude Kerke die anbrechende Mitternachtsſtunde verkündete. Der Rabbi ſtand auf, zog ſeine Schuhe aus, ſtreute ſich Aſche auf das Haupt und ſetzte ſich an dem

---

*) 27. September.

Thürpfoſten (dort, wo in einer kleinen Niſche ein Pergament mit dem Schema ſteht) auf den Boden; er verhüllte ſein Angeſicht und unter Thränen ſprach er das alphabetiſche Sündenbekenntniß, mit wehklagender Stimme ſang er den Pſalm 137: „An den Bächen Babylons, dort ſaßen wir und weinten, da wir Zions gedachten. — Wenn ich dich vergeſſe, Jeruſalem, ſo mög' ich meiner rechten Hand vergeſſen. Meine Zunge klebe mir am Gaumen, ſo ich nicht dein gedenke, ſo ich nicht Jeruſalem auf das Haupt meiner Freude ſetze." Die Klagelieder Jeremiä ſprach er in derſelben Lage; hierauf richtete er ſich empor mit den Worten: „Erhebe dich aus dem Staube, auf! Gefangene Jeruſalem, ſchüttle von dir die Feſſeln deines Halſes, gefangene Tochter Zions. (Jeſ. 52, 2) Auf deine Mauern, o Jeruſalem, ſtell' ich Wächter, den ganzen Tag und die ganze Nacht, nie ſollen ſie raſten, die des Herrn gedenken; ihr ſollt nicht ſtille ſeyn. Ihr ſollt ihm nicht Stille laſſen, bis er gründet und bis er ſetzet Jeruſalem zum Ruhme der Erden." (Jeſ. 62, 6)

Baruch that dem Rabbi Alles nach, nur

kannte er noch nicht die geheime Bedeutung, die ein jedes dieſer Worte, jede Betonung und jede Miene hatte. Sie ſetzten ſich wieder an den Tiſch, zogen die Schuhe an und ſtudirten bis zum andern Morgen, da es Zeit war in die Synagoge zu gehen. So pflegten ſie jeden Donnerſtag die Nacht zu durchwachen. — Baruch durchforſchte das Buch „Geheimniſſe Gottes,“ deſſen Verfaſſer Adam, und das „Buch der Schöpfung,“ deſſen Verfaſſer der Erzvater Abraham war. Nicht nur ſeine ganze Seele, auch ſeinen ganzen Körper erregte es bei dieſem Studium; unaufhörlich ſchaukelte und bäumte er ſich, denn die Kabbala lehrt: wie es überhaupt nichts in der höhern Welt giebt, deſſen Abbild nicht in der niedern Welt iſt, ſo entſpricht den 248 Geboten der jüdiſchen Religion eine gleiche Anzahl von Nervenäſten im menſchlichen Körper, und alle dieſe müſſen geweiht und thätig ſeyn bei dem heiligen Studium. Baruch kannte die Namen und die Thätigkeiten aller Engel und wußte die Formeln, welche ſie dem Menſchen dienſtbar machen; aber alles dies ſo wie die Löſung der chemiſchen und magiſchen Probleme hatte weniger Intereſſe für ihn. Das „Verborgene alles Verborgenen" war es, über das er unaufhörlich nachſann, und hier fand er: daß Gott als das En-Soph (das Uranfängliche) an ſich unbegreiflich wäre ohne die Schöpfung, die ſeine Offenbarung iſt. Die erſte „Häutung" der Gottheit d. i. was er zuerſt aus ſeinem Urgrunde losſchälte, iſt der Adam Kadmon (der Urtypus der Menſchheit), der ſelbſt noch in Gott iſt, von welchem zehn Ausſtrömungen ausgingen, die den „Baum" bilden, welcher ſich im All verzweigt. Alles, was iſt, iſt göttlich-geiſtiger Natur, und je näher es der Wurzel des En-Soph ſteht, deſto höher iſt der Grad ſeiner Geiſtigkeit und Göttlichkeit, deſto geringer iſt der Grad ſeiner ungöttlichen Materie. — Hier endlich boten ſich ſeinem Geiſte höhere Handhaben, an denen er ſich aufſchwingen konnte. Er beſtrebte ſich ſtets den innern Kern von den poſſierlichen und abentheuerlich geſtalteten Aeußerlichkeiten zu trennen; aber leider mußte er finden, daß gerade dieſe den Haupttheil bildeten, ja daß jene allgemeinen Ideen ſelbſt, wo es gilt herabzuſteigen in die wirkliche Welt und die Räthſel der Nationen- und Menſchenſchickſale zu löſen, daß jene Ideen hier nicht mehr ausreichen, und man hier zu den abentheuerlichen Annahmen von Seelenwanderung und Dämonenherrſchaft greifen muß, wodurch die Natur und ihre Geſetze ſich in Unvernunft und Anarchie auflöſen.—Der Rabbi hatte ſeine Freude an dem eifrigen Schüler, nur bemerkte er ihm oft, daß, wenn man in die wahren Tiefen der praktiſchen Kabbala eindringen wolle, man alle ſinnlichen Gelüſte niederſchlagen müſſe. „Im achtzehnten Jahr zur Hochzeit, ſagen die Thalmudiſten,“ ſetzte er dann hinzu, „ihr habt jetzt gerade dieſes Alter erreicht.“ Es unterliegt keinem Zweifel, die Abſichten und das Streben des Rabbi waren über alles Irdiſche erhaben; dies mochte ihn gleichwohl nicht verhindern, an eine Verbindung Baruchs mit ſeiner Sara zu denken. Der junge Kabbaliſt merkte aber nichts, ſelbſt da nicht, als ihn der Rabbi einſt abſichtlich mit der ſchönen Sara allein ließ.

Das Studium der Kabbala ward Baruch immer läſtiger, weil er darin keine Antwort auf die Fragen, die ihn beunruhigten, finden konnte. Er ſehnte ſich danach, von dem neuen Joche, das er ſich durch den pflichtmäßigen Beſuch bei dem Rabbi auferlegt hatte, befreit zu werden. Es geſchah ohne ſein Zuthun.

Rabbi Gedalja war eines Abends in der Dämmerung ausgegangen. Er hatte die Vorſchrift des Thalmuds, nach welcher ein Schriftgelehrter nie ohne Begleiter ausgehen ſoll, hintangeſetzt. Er ging allein und gerieth in eine abgelegene Straße; die Nacht überraſchte ihn, er wußte es nicht. Da ſtürzten plötzlich zwei weibliche Geſtalten auf ihn zu. „Wir wollen auch einmal einen rechtſchaffenen Mann küſſen,“ riefen ſie, und mit bacchantiſchem Jubel rankten ſie ſich an ihm hinauf, küßten ſeinen heiligen Mund und krauten in ſeinem ehrwürdigen Barte. „Hebet euch weg von mir, ihr unreinen Geiſter! über mich ſollt ihr keine Macht haben!“ rief der Rabbi und fügte noch manche geheime Beſchwörungsformel hinzu, indem er die Angreifenden von ſich abzuwehren ſuchte. Die unreinen Geiſter umklammerten ihn aber von Neuem und jauchzten und küßten. Kalter Todtenſchweiß ſtand dem Rabbi auf der Stirne, denn ach! er fühlte ſich nicht ledig von niedriger Begier, er ſah ſeine letzte Kraft ſchwinden. „Michael, Gabriel, Metatron, rettet mich aus der Hand dieſer Schedim, die euer Feind, der Verderber Samael über mich geſendet.“ Es half nichts, die unreinen Geiſter hafteten nur feſter an ihm; er raffte ſeine letzte Kraft zuſammen und ſchleuderte ſie von ſich, daß ſie weithin taumelten und ſtürmte davon. Aber wieder jagten ſie ihm nach wie mit wahnſinnigem Gelüſt, ſein Ohr vernahm die ſchmutzigſten Lieder, und ſchon hatten ſie ihn wieder eingeholt, da befreite ihn endlich die Polizei der Erde, die er nicht angerufen hatte. Die Dirnen wurden verhaftet und der Rabbi halb todt nach Hauſe gebracht. Dort angekommen warf er ſich mit dem Angeſichte auf den Boden, raufte ſich die Haare aus, zerriß ſeine Kleider und weinte und ſchrie. Dreißig Tage faſtete er von dieſem Tage an, und nur mit Sonnenuntergang nahm er Speiſe zu ſich. Nie verzog ſich ſeitdem ſein Mund zu einem freundlichen Lächeln. Er beharrte feſt dabei, daß es böſe Geiſter geweſen wären, die ihn angefallen hätten. „Menſchen von Fleiſch und Blut,“ ſagte er, „haben nicht ſolche dämoniſche Gewalt.“ Er war froh, nur dieſe kleine Strafe erhalten zu haben, weil er einen Jüngling von achtzehn Jahren die Kabbala gelehrt hatte; wenn ſich die Sonne zum Untergange neigte, blieb er von nun an wohlweiſe zu Hauſe. Der Unterricht mit Baruch wurde auf immer abgebrochen. Als bald darauf eine jüdiſche Kolonie nach Batavia abging, ſchloß ſich Rabbi Gedalja ſammt ſeinem Freunde R. Iſaak Aboab derſelben an.

Auf dem Meere ſammelten ſich die Delphine und die Seeungeheuer alle um das Schiff, in welchem Rabbi Gedalja war. Alles war in Todesangſt, ſelbſt Rabbi Aboab wußte ſich keinen Rath; nur R. Gedalja blieb ruhig. „Seht ihr, wie ſie zu mir aufſchauen, dieſe Seeungethüme?“ ſprach er, „in dieſe ſind die Seelen der Gottloſen gefahren.“ „Seyd ruhig!“ rief er mit mächtiger Stimme hinaus in die Fluthen, „geduldet euch, noch müßt ihr harren, denn noch iſt die Zeit nicht gekommen, wo ich euch erlöſen kann.“ Er warf ein Pergament hinab in das Waſſer, und alsbald verſchwanden die Ungethüme.

Die ſchöne Sara hatte dieſes große Wunder ihres Vaters, das die Sage weithin verbreitete, nicht mehr erlebt. Sie hatte viel Thränen vergoſſen, als ſie von Baruch Abſchied nahm; ſie liebte ihn gar ſehr. Sie ſtarb auf der Ueberfahrt; ihr ſchöner jungfräulicher Leib wurde von bataviſchen Würmern verzehrt.

15. Der Lucianiſt.

Nun komm du heran, Epikuräer! Wer hat Luſt zu ihm? Er iſt ein Schüler des Lachers dort und jenes Betrunkenen; ... aber das hat er vor ihnen voraus, daß er noch um etwas gottloſer iſt. Uebrigens iſt er ein angenehmer Geſelle, der gerne was Gutes ißt.

Lucian.
(Verſteigerung des philoſ. Orden.)

Baruch hatte am letzten Verſöhnungstage mit zerknirſchter Seele gebetet: „Herr! Gott! laß mich ſterben, ehe ich werde der Sünder oder Gottloſen einer.“ Er blieb aber am Leben und verlor noch dazu ſeinen treueſten Freund, der ihm in jeder Fahr und Noth beigeſtanden hatte. — Dreimal des Tages in der Synagoge, und außer derſelben, wenn er ein Glas Waſſer trank, einen Apfel oder ein Brod genoß, wenn er ſein Studium begann oder endete, kurz, bei jedem Genuß und jedem Ereigniß, ſtets hatte er das hiebei vorgeſchriebene Gebet verrichtet; und des Nachts, wenn er einſam im Bette lag, ſprach er das alphabetiſch eingerichtete Sündenregiſter und ſchlug ſich bei jedem Worte reuvoll auf die Bruſt, drauf ſchlief er ruhig und heiter bis zum andern Morgen. Hier aber, in nächtiger Stille, ſchlich der Zweifel auf leiſen Socken zu ihm heran und raunte ihm in's Ohr: was zerhämmerſt du deine Bruſt ob der Dinge, die du nie begangen? haſt du je geraubt, geſtohlen, muthwillig geſündigt, gefliſſentlich Jemanden falſchen Rath ertheilt, wie es hier in dem Küchenzettel der Hölle geſchrieben ſteht? Er that Einſprache: dies Gebet iſt nicht für mich allein, ich bete für ganz Iſrael, ja, für die ganze Menſchheit um Vergebung ihrer Sünden. — „Was andere durch die That verbrochen, willſt du durch dein Wort gut machen?“ entgegnete es ihm, er brach mitten im Gebete ab und entſchlief ruhig. „Wenn du beteſt ſo zweifle nicht,“ ſagt der weiſe Jeſus Sirach; wie aber gebietet man den Zweifeln? und als Baruch in der Synagoge ſtand und vor ihm aufgeſchlagen war das tägliche Frühgebet, da trat der Verſucher abermals zu ihm und ſprach: Haſt du dich wieder mit dem Glockenſchlage eingefunden? Wie magſt du nur die von David oder andern Männern in ihrer Bedrängniß ausgeſtoßenen Worte dir in den Mund legen laſſen? glaubſt du auf ein fremdes Commandowort die ganze Garniſon deiner religiöſen Gefühle mit klingendem Spiele aufmarſchiren laſſen zu können? Er faßte den Entſchluß, fortan nur in ſelbſtgewählter Form und wenn ein unbezwingbarer Drang ihn dazu nöthigte, zu beten. Das geſchah lange nicht, und als es geſchah, fand er, daß er durch die lange Unterbrechung außer Rapport mit ſeinem Schöpfer geſetzt ſey; er fand ihn nicht ſo bald wie ſonſt. Was braucht es der Worte, ſprach er dann zu ſich, der Gedanke muß genügen, wenn Gott allwiſſend iſt . . . wenn er iſt — Wehe! er konnte nicht mehr beten.

Das fühlte er jetzt, als er an dem Krankenbette ſeines ächzenden Vaters ſaß; ſchwere Seufzer entſtiegen ſeiner beklommenen Bruſt, Thränen brannten in ſeinen Augen, er konnte nicht weinen. „Beruhige dich, mein Sohn,“ ſagte der Vater, „vertrau auf den Allgütigen, er wird helfen;“ er wußte nicht, daß dieſe Worte gleich zweiſchneidigen Dolchen das Herz ſeines Sohnes durchwühlten. Keines Gedankens mehr fähig, ſaß er kalt und ſtumm da. Der politiſche Chirurgus Flyns pfiff im Nebenzimmer die Melodie des Liedes: Wilhelmus van Naſſawe, und ſtrich Pflaſter dabei; der Vater hielt die kalte Hand ſeines Sohnes und ächzte unaufhörlich. Der Oranier draußen ſchwieg plötzlich, Miriam öffnete die Thüre, und Salomon de Silva von noch einem Manne geleitet, trat ein; der Chirurgus folgte ihnen mit Pflaſter und Etui. „Ich kann die Sache nicht allein über mich nehmen,“ begann Silva, „und habe daher meinen geehrten Collegen hier, den Dr. van den Ende gebeten mit mir gemeinſam die Operation vorzunehmen. Fühlt ihr euch im Augenblicke ſtark genug dazu und ſeyd ihr bereit?“ „Ich bin's,“ ſagte der Kranke, „mein Leben liegt in Gottes Hand.“ Ein flüchtiges Zucken bewegte bei dieſen Worten die Mundwinkel des neu angekommenen Arztes. Baruch hatte ihn mit aufmerkſamen Blicken betrachtet, und glaubte in dieſem Lächeln die ſichere Kunde von ſeines Vaters Tode zu leſen. Er täuſchte ſich. Van den Ende beugte ſich über das Bett und betrachtete den Kranken genauer: „Furuncula in optima forma,“ ſagte er zu ſeinem Collegen. Er fragte ſodann auf Lateiniſch, ob er ſich vor dem anweſenden Sohne in dieſer Sprache unterreden dürfe. Silva bejahte, denn Baruch verſtünde nur wenig Latein. Die beiden Aerzte unterredeten ſich nun geraume Zeit, der lange Flyns ſtand mit geſpannten Mienen aufhorchend dabei, und nickte dieſem und jenem in ſeiner ausgeſprochenen Anſicht mit beifälligem Lächeln zu, als ob er Alles verſtünde, in der That aber verſtand er kein Wort davon; auch Baruch erging es faſt ſo, nur hie und da fiel ein Wort wie ein vom Windzuge hergetragener Ton an ſein Ohr, aber nichts deſto minder heftete auch er ſeinen aufmerkſamen Blick auf den fremden Arzt. Aus dem ganzen Weſen und der Haltung dieſes kleinen Mannes ſprach eine ſo ſeltene Heiterkeit und Ruhe, die Baruch in ſeiner jetzigen Lage beſonders anziehen mußte. Die beiden Hände, die faſt bis an die Knöchel von weißen gekrauſten Manſchetten bedeckt waren, hatte er auf dem vergoldeten Knauf ſeines Meerrohrs übereinander gelegt, der Oberkörper ruhte behaglich auf der gepolſterten Rücklehne ſeines Stuhles; das runde Bäuchlein ſchien faſt etwas zu weit hervorzuragen für das kurze niedliche Fußgeſtell, an welchem Schnallen und bunte Bänder zur aufmerkſamen Beachtung reizten; aber bald mußte man ſeinen Blick erheben zu dem Haupte: aus den fein gekräuſelten Wellen der Perücke, die bis auf die Schulter herabfloſſen, guckte das runde Antlitz wohlgemuth in die Welt hinein, und wohl Niemand hätte geahnt, daß es ſchon mehr als fünfzig Winter geſehen, wenn nicht einige Falten, die ſich beim Lächeln durch daſſelbe zogen, ſo wie das dunkle Roth auf der Naſe und den ihr zunächſt liegenden Theilen ein vorgerücktes Alter angedeutet hätten; die kleinen grauen Augen bewegten ſich unaufhörlich; ſonſt ſtach die äußere Ruhe des kleinen Mannes vortheilhaft ab gegen die heftigen Geſtikulationen Silva's, der ſeinen Collegen bald am Mantel faßte und ihm, ohne es zu wiſſen, bald auf den Arm und bald auf den Schenkel ſchlug, um ſeinen Worten die gehörige Aufmerkſamkeit zu erregen. Baruch hatte den Fremden genau betrachtet, er beneidete ihn um den lateiniſchen Redefluß, der ſo ungehindert über ſeine Lippen ſtrömte, und doch machte er ſich im Stillen wieder Vorwürfe, daß er hier am Krankenbette ſeines Vaters an ſich und ſeine Studien denken könne. — Die Operation ging über alle Erwartung glücklich vorüber, van den Ende beſuchte den Geneſenden faſt täglich und unterhielt ſich dabei am meiſten mit Baruch; ſeinem Scharfblicke blieb die innere Unruhe des Jünglings, ſo wie deſſen rühriger Geiſt nicht lange verborgen. — Der dankbare Vater willfahrte ihm gerne in dem Wunſche, Baruch in der lateiniſchen Sprache unterrichten zu dürfen.

Baruch ging nun mit dem Arzte in ſeine Wohnung, die am Ende der Krautgaſſe war, unweit der St. Olaikirche und der Kapelle, die nach dem Modell des Tempels zu Jeruſalem gebaut iſt. Baruch war einſt mit Chisdai hier vorübergegangen, Chisdai hatte dreimal ausgeſpuckt, Baruch hatte nur bemerkt, daß die Baumeiſter ſehr gegen das Original verſtoßen hätten, es ſey dies aber auch nicht anders möglich, denn ſelbſt wer den Thalmud verſtehe, könne ſich noch keinen vollſtändigen Begriff von der äußern und innern Geſtalt des Tempels zu Jeruſalem machen, da das wahre Urbild deſſelben nur im Himmel iſt. Jetzt aber kümmerte er ſich wenig mehr um die Architektur des Tempels im Himmel oder auf der Erde, als er in das Haus des Arztes eintrat. Es war eine ganz neue Athmosphäre, in der er ſich hier bewegte: jubelnde Triller einer Mädchenſtimme und Orgelklang drangen ihm ſchon auf der Hausflur entgegen. Der Arzt führte ſeinen Schüler durch mehrere Zimmer; herrliche Bilder ſchauten von allen Seiten auf die Vorübergehenden nieder und buhlten und wetteiferten um ihr Augenmerk: hier eine Leda im Bade, ein Oelgemälde mit friſchen lockenden Farben; dort eine Venus, wie ſie in aller Herrlichkeit und Vollendung aus dem Schaume geboren wird, neben ihr eine Semele in ſehnſüchtigem Gelüſte; an den andern Wänden idylliſche Familienbilder mit ihrer unerreichten Farbentreue und Naturwahrheit, kleine Büſten von weißem und röthlichem Marmor auf den feingebohnten Schränken; Kanarienvögel ſtimmten in ihren vergoldeten Käfigen die wohleinſtudirten Lieder an, und zwiſchen drein ſchmetterten ſie wieder den mächtigen Schwall ihres Naturgeſangs. Roſen, Tulpen, Nelken, Lilien und Anemonen, die in zierlichen Töpfen unter den Fenſtern blühten, zogen den Blick dorthin. Baruch hatte nicht Zeit, in dieſem Wettſtreit von Farbe Duft und Geſang ſich zu entſcheiden; denn der Arzt führte ihn in ein großes Zimmer, deſſen Verzierung ihn noch weit mehr ſtutzig machte. Die Wände waren über und über mit anatomiſchen Tafeln behangen; gläſerne Käſtchen, in denen Käfer und Schmetterlinge in bunter Ordnung angeſpießt waren, hingen dazwiſchen; ausgeſtopfte Vögel ſaßen auf kleinen geſchnitzten Bäumen, die auf den Bücherſchränken angebracht waren. An dem einen Ende des Zimmers ſtanden mehrere Maſchinen, in der andern Ecke lag ein großer Stoß grauen Papiers, an welchem ein Stiel oder ein Blatt der ausgetrockneten Pflanzen hervorguckte; auch ein großes Skelett, dem ein goldpapiernes Scepter zwiſchen die Fingerknochen geſteckt war, ſtand dort. Ueber dem grünen Schreibpulte ſtand eine Marmorbüſte, ein dürrer Lorbeerkranz war um die Stirne dieſes griechiſchen Schalksgeſichtes gewunden. Baruch betrachtete aufmerkſam dieſe ganze Umgebung, in der trotz der überladenen Manchfaltigkeit eine behagliche Ordnung herrſchte: das Leben läßt ſich noch mit andern Dingen als mit Bibelſtellen, Commentaren und Religionsgebräuchen ausfüllen; hier iſt eine ganz andere Welt — ſo ſprach es in ihm und der Arzt ſtörte ihn nicht in ſeinen Gedanken, denn er ſuchte in den Schränken nach einem Buche. Er nahm endlich Cicero de officiis und ließ Baruch daraus überſetzen. Der Lehrer ſchüttelte oft bedenklich den Kopf; nicht weil Baruch gar kein Latein verſtanden hätte, das konnte man nicht ſo unbedingt ſagen; er war dadurch, daß er mit der Schnellkraft ſeines Geiſtes die grammatiſchen Formen ſprengen wollte, in ein ſonderbares Verhältniß zu dem Autor, den er las, gerathen; waren ihm nur einzelne Worte, die den ungefähren Gang oder einen Zielpunkt des Gedankens bezeichneten, klar, ſo ſetzte er leicht und oft ganz richtig den Sinn deſſelben zuſammen; weit häufiger aber war es noch, daß er, den Ideenkreis des Autors überſpringend, ſeinen eigenen weiter gehenden Combinationen folgte. Van den Ende ſah, daß hier eine ganz eigene Unterrichtsweiſe befolgt werden müſſe; es war ein ausgewachſener Baum, der ſchon manches Jahres Blüthe und Frucht fallen ſah, und nun verſetzt werden ſollte in ein anderes Erdreich.

Die Fortſchritte erfolgten indeß nicht ſo ſchnell als man glauben ſollte, denn der Unterricht ward beinahe immer durch Erörterungen über andere Gegenſtände unterbrochen. Baruch hatte das unbedingteſte Vertrauen zu ſeinem Lehrer gefaßt und erzählte ihm einſt in treuherzigem Tone den Verlauf, wie er das Gebet verloren. Der Arzt lachte ſo heftig, daß er ſich den Bauch halten mußte; er ſah indeß, wie ſehr das ſeinen Schüler verdroß. „Müßt mir verzeihen,“ ſagte er, „ich lach' nicht über euch, ha, ha, ha! wir hatten im Narrenhauſe zu Mailand ein Prachtexemplar von einem theologiſch-philoſophiſchen Narciſſus. Er hing ein Tuch über ſein Angeſicht, lag den ganzen Tag auf den Knieen und betete: heiliger Chriſtoph, ſteh mir bei und vergieb mir meine Sünden — ha, ha, ha! und wenn man ihn fragte: wo und wer iſt denn der heilige Chriſtoph? dann ſtand er auf, lüftete das Tuch vor ſeinem Angeſichte und mit majeſtätiſchem Tone rief er: ſeht her, ſeht ihr die Glorie um meiner Stirne? kniet nieder und betet, Ich bin der heilige Chriſtoph, ha, ha, ha! Wenn man es aber recht bedenkt, lag viel Methode in dieſem Wahnſinn. Was ſoll am Ende das Gebet? auf Gott einwirken? das geſtehen auch die Halbvernünftigen, daß es widerſinnig wäre, wenn ſich Gott von uns etwas einflüſtern ließe; ſodann ſagt auch ſchon das Sprichwort: ora et labora; alſo das Ganze iſt, um unſere von Schmerz und Kummer zerknickte Seele wieder aufzurichten; kann ich das durch eine Anekdote, durch ein Kapitel aus der Logik oder Phyſik, ſo iſt es gerad ſo gut; darum betrübt euch nicht, daß ihr ſelbſtändig geworden ſeyd, laßt den Kopf nicht hängen und ſeyd luſtig und guter Dinge, ich bin es auch und habe ſeit mehr als zwanzig Jahren nicht an das Beten gedacht.“ So ſprach der Arzt und ſeine kleinen Augen ſchoſſen zahlreiche Blitze auf Baruch, der in Nachdenken verſunken daſaß. Er konnte den Worten ſeines Lehrers nichts entgegenſtellen, aber von dieſer Stunde an wurde er rückhaltender gegen ihn; er ſtudirte die naturwiſſenſchaftlichen und mathematiſchen Werke, die er von ihm erhalten, fleißig, fragte ihn über einzelne Schwierigkeiten, die Darlegung ſeiner eigenen Seelenzuſtände behielt er aber für ſich.

Der Arzt verſtand es indeß durch Zutraulichkeit wiederum Vertrauen zu erwecken. „Ich war auch einſt ſo in verworrenen Zweifeln gefangen wie ihr,“ ſagte er einmal zu Baruch; „ich war als frommer Katholik auf die Univerſität nach Leyden gezogen; einſt, es war am Himmelfahrtsabend, ich hatte lange ſtudirt, bis mein Licht abgebrannt war; als ich ſodann ruhig im Bette lag, da fuhr mir wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele: wo iſt ſie nun hin dieſe Kraft der Erleuchtung? das Feuer hat die Nahrungsſtoffe verzehrt und iſt in's All zerfloſſen, wie? wenn es mit unſerer Seele auch alſo wäre? Meine Lehrer beſtärkten mich in der ſonſt auch vielverbreiteten Anſicht, daß das Leben ein Verbrennungsprozeß ſey. Jetzt aber erklär' ich mir die Sache viel einfacher, da oben im Hirnkaſten da iſt unſer Seelenmagen, lacht nur nicht, es iſt mir Ernſt: alle unſere Gedanken, Vorſtellungen und Gefühle haben eine blos materielle Grundlage; wir haben hier oben keinen ſo ſichtbaren und chemiſch zerſetzbaren Magenbrei, aber er iſt auch da, der eine verdaut ſchwerer, der andere leichter, der mit Luſt, jener mit Unluſt." „Und was wäre dann unſer Vorzug vor den Thieren?" „Wer ſagt euch, daß wir einen ſolchen haben müſſen? aber wir haben ihn wirklich, und zwar wieder nur, weil wir reichlicher mit den feineren Stoffen begabt ſind. Das Gehirn des Menſchen übertrifft oft den 50. Theil vom Gewichte ſeines ganzen Körpers, und darum hat er auch am meiſten von dem, was man Vernunft und Geiſt heißt; bei'm Ochſen z. B. betrifft das Gehirn kaum den 800. Theil ſeines Gewichts, und darum iſt er dumm, der Elephant iſt ſchwerfällig, aber klug, weil er verhältnißmäßig ein ſehr großes Gehirn hat. Verletzt man euch euer Gehirn, ſo ſeyd ihr ein Simpel, was faſelt ihr nun immer von eurem Jenſeits und eurer ewigen Fortdauer.“ „Unſre Beſtimmung wäre alſo, dem obern und untern Magen möglichſt viel Annehmliches zu verdauen zu geben?“ „Allerdings.“ „Ich hätt' euch nicht für ſo egoiſtiſch gehalten“, entgegnete Baruch. „Ich bin es nicht“, erwiederte der Arzt, „freudig ſchlag' ich Gut und Blut in die Schanze für das Gemeinbeſte, für den Staat, aber für Religion und Glauben ließe ich mir nicht ein Haar aus meiner Perücke krümmen; für das Staatswohl zu ſorgen, das iſt die Beſtimmung des Menſchen, in allem übrigen ſteigt man von einer Nebelwolke in die andere.“ „Eure Beſtrebungen für Vaterland und Menſchheit wären ja am Ende wieder nichts anderes, als daß es Dieſem und Jenem, oder wenn man ſagen will, der Geſammtheit möglich werde, beſſer und bequemer zu eſſen und zu trinken und ſeinen Lüſten nachzugehen; in ihrer Ausdehnung werden ſie ſomit nichts Höheres, ſondern nur etwas Allgemeineres.“ „Ich will offen mit euch ſprechen“, ſagte der Arzt, und rückte vertraulich ſeinem Schüler näher, ein ſeltener Ernſt ſprach aus ſeinen Mienen; „es muß ein jeder dieſe Kriſis durchmachen, in der ihr jetzt ſeyd; auch ich ſchwärmte einſt, da ich in eurem Alter war, für die ſogenannten höheren oder geiſtigen Intereſſen der Menſchheit und glaubte ſie dürften nie getrennt werden von den Beſtrebungen für das Staatswohl; ich war in dieſer Beziehung ein eifriger Katholik, aber auch nur in dieſer Beziehung. Es war die Zeit, da

Gomar und Armin mit Toben und Schnauben
Stritten um den rechten Glauben.

Ich ſah den Advokaten das Schaffot beſteigen, weil er ſich gegen den alten Judenglauben wehrte, mit dem man nun die Chriſten durch die Gnadenwahl zur auserwählten Leibgarde Gottes mahen wollte; da ſtand er, auf ſeinen Stab geſtützt, der 72jährige Oldenbarnevelt auf dem Blutgerüſte, „o Gott“ rief er, „was wird aus dem Menſchen!“ und um und um ſtand die zahoſe Menge, Kopf an Kopf, glotzte drein und jauchzte, als das edle Haupt vom Rumpfe getrennt ward. Damals lernte ich das Volk verachten, damals gewann ich die Einſicht, daß es vor Allem noth iſt, ſich jeglicher Einwirkung auf das, was bei dem Volke Religion heißt, zu enthalten. Der Aberglaube iſt ein hohler Zahn; oft läßt er lange in Ruh, aber ein harter Biſſen, ein Luftzug macht daß man faſt raſend wird. Verſucht ihr es ihn auszureißen, ſo ſchlägt euch der Patient in's Geſicht, und laßt ihr einen Splitter ſtecken, ſo kriegt ihr den nicht heraus, außer mit Gefahr das Zahnfleiſch mitzureißen, oder einen Kopfnerv zu verletzen; wer denn aber doch helfen will, der ſucht dem Patienten ohne daß er's weiß, die Zange in den Rachen zu bringen, und dann Ruck! raus damit; am beſten iſt's aber, man hilft dem nicht, der nicht den Muth hat, ſich helfen zu laſſen.“ „Ihr erklärt ſomit das Streben nach dem Beſitz und der Vermehrung der idealen Errungenſchaft der Menſchheit für einen Geiſtesluxus?“ „Ja, wenn es nicht reelle Zwecke hat; euch Juden verarg ich es aber nicht, wenn ihr euch gerne ein Himmelreich aufbaut, euch fehlt das Erdenreich. Warum lacht ihr? hab' ich nicht recht?" „Im Thalmud heißt es: der beſte unter den Aerzten kommt in die Hölle, die Heilkünſtler hatten gewiß auch ſchon damals ſolche Ideen, wie ihr jetzt." „Was geht mich euer Thalmud an, euer Moſes das war ein großer Politikus; aber der weiſe Salomo das iſt mein Mann, der hat das Leben verſtanden, drum hat er auch geſagt: Ich lobe mir die Luſtigkeit, es giebt nichts Beſſeres für den Menſchen unter der Sonne, als daß er eſſe und trinke und fröhlich ſey (*Pred.* 8, 15.)." „Da erfüllten die Thiere am nächſten ihre Beſtimmung, und die Mollusken, die nur aus einem Magen beſtehen, wären die vollkommenſten Geſchöpfe." „Nein, ich will euch zugeben, daß das Thier auch fröhlich ſeyn kann, aber der Menſch hat doch einen beſondern Vorzug, nicht den, daß er aufrecht geht, ſchreiben und leſen kann, damit er weiß was vor ihm geſchah, und berichtet was mit ihm geſchah; nein, *der Menſch allein kann lachen.* Demokrit und Lucian das waren die zwei geſcheidtſten Männer Griechenlands, die anderen alle haben meiſt nur nach Wind geſchnappt. Ich bin ein alter Praktikus, glaubt mir, kein Genuß auf der Welt iſt ſo unvergänglich als das Lachen, und dabei verdaut man ganz normal und bleibt friſch und geſund. Wenn ich nur auch wieder einmal ſo einen köſtlichen Spaß hörte, wie der von dem Geiſterfürſten R. Gedalja war, ich muß noch lachen wenn ich daran denke.“ „Ich weiß jetzt nichts ſo zu erzählen, aber merkwürdig iſt's, daß ihr wieder mit dem Thalmud übereinſtimmt, denn auch dort heißt es: Das Lachen iſt ein Vorzug des Menſchen.“ „Wahrhaftig? da ſteht doch auch einmal was Geſcheidtes in den dicken Büchern; aber ich gehe noch weiter, und ſage: es iſt auch ein Vorzug des Menſchen vor den Göttern, denn wen nichts überraſcht, der kann auch nicht lachen.“ „Bleiben wir bei den Menſchen,“ fiel Baruch ein, „was ſollen nach eurer Anſicht die Armen, die ihre Brodrinde mit Thränen befeuchten, die Alten, Kranken und Traurigen, die nichts zu genießen und nichts zu lachen haben, wo iſt Troſt und Freude für ſie?“ „Die ſollen glauben und fröhlich ſeyn in der Gottſeligkeit.“ „Wenn ſie aber zur Erkenntniß kommen, und Alles zu unterſt zu oberſt kehren?“ „Iſt nicht zu fürchten, dahin wird es nie kommen; es wird zu allen Zeiten nur wenig Einſichtige geben, der Pöbel wird ſtets glauben, und das muß auch ſeyn, weil ihm die Bildung und die Urtheilskraft fehlt, und er anders nicht im Zaum zu halten wäre.“ — Das alſo ſind die, welche ſich die Freien nennen, auch der Unglaube hat ſeine auserkorne Schaar, — ſolches und noch manches andere hegte Baruch in ſeinem Sinne als er weggi ig.

Wieder einmal lagen die Bücher vor ihnen aufgeſchlagen, und Lehrer und Schüler ſprachen über ganz andere Dinge, als da geſchrieben ſtanden. „Glaubt mir“ ſagte der Arzt, und er blinzelte mit ſeinen grauen Aeuglein wie einer der in die tiefſten Geheimniſſe eingeweiht iſt, „glaubt mir, ich lugte ſchon oft hinter die Gardinen; ich kenne die Ehegeſchichte von dem, was man Materie und Geiſt nennt und durch einen Religionsact einſegnet und zuſammenkuppelt, gar gut.“ „Jeder verlangt doch, daß man ihm glauben ſoll“, antwortete der Schüler: „hätt' ich aber das gewollt, wär' ich drüben geblieben bei meinen Rabbinen, vielleicht wäre mir's gelungen, noch ein Stockwerk auf den babyloniſchen Thalmudbau zu zimmern, der mit dem Ende in den Himmel hineinragen ſoll; ich aber will Erkenntniß, will Gewißheit.“ „Die findet ihr nur in der Materie, von allem andern kann ich euch eben ſo gut beweiſen, daß es wirklich exiſtirt, als daß es nicht exiſtirt.“ „In der Zuſammenſetzung meiner ſelbſt aus einer ununterbrochenen Reihe von Eindrücken, Gefühlen und Gedanken, weiß ich mich doch als geiſtige Einheit, die ſelbſtändig und unabhängig vom Körper iſt. Der Selbſtmord, ſo verabſcheuungswürdig er auch iſt, zeugt er nicht von einer Herrſchaft des menſchlichen Geiſtes über den Körper, die ſich ſogar bis zur Vernichtung dieſes letztern erſtreckt?“ „Der Menſchenſtolz“ entgegnete der Arzt, „das iſt doch die Erbſünde, die Allen anklebt. Was ihr da ſagt, kann eben ſo gut Folge eines phyſiſchen Triebes ſeyh, wie man das bei den ſogenannten unvernünftigen Thieren als ausgemacht annimmt. Man hat Beiſpiele, daß ein Merder oder eine Ratte, die mit einem Fuß in der Falle gefangen waren, ſich mit den eigenen Zähnen den Fuß abbiſſen und davon liefen. Mir fällt noch ein deutlicheres Beiſpiel ein: auf meinen Reiſen in Unteritalien ſah ich oft wie ſich die Bauern das grauſame Vergnügen machten, daß ſie in die Mitte eines ziemlich großen Kreiſes von glühenden Kohlen einen Skorpion warfen. Das arme Thier wollte fliehen und ſchoß haſtig nach allen Seiten umher, aber überall war es von dem brennenden Ringe gefangen; wie um Gnade flehend richtete es ſeinen Kopf zu den Umherſtehenden empor, aber alle lachten und jauchzten, und Niemand öffnete ihm einen Ausweg, da ſchoß es wüthend im Kreiſe umher, Angſt und Verzweiflung jagte es, es wagte es mit ſeinen Scheeren die glühenden Kohlen zu berühren, aber ſchnell zuckte es zurück und ſchüttelte ſeinen ganzen Körper. Als es keinen Ausweg mehr ſah, kroch es langſam bis in die Mitte des Kreiſes, weit weg von der Gluth. Ohne Bewegung wie todt lag es da, aber plötzlich hob es den Stachel an ſeinem Schweiſe empor, es bäumte ſich aus aller Macht, durchbohrte ſich ſelber und war todt. Sagt mir nun einmal, fühlte ſich der Skorpion auch als unabhängige geiſtige Einheit?" Baruch wollte dieß gerade zugeſtehen, und ſomit in allen Kreiſen der Natur eine Herrſchaft des Geiſtes ſtatuiren; aber er fühlte es, daß er die bloſe Kraſt ſeines eigenen Nachdenkens nicht in die Wagſchale legen konnte, gegen einen reichen Schatz von Erfahrungen, wo ihm ſtets Ungewohntes vor die Augen geführt wurde, das er im Augenblick nicht überwinden konnte. Eine innere Stimme widerſprach der ihm hier gebotenen Anſchauungsweiſe, aber er vermochte es nicht dieſe Stimme nach außen zu bekräftigen. Er ſchwieg. Der Lehrer zweifelte nicht, hier einen Proſelyten gewonnen zu haben, und bedeutete Baruch des andern Abends zu ihm zu kommen, er wolle ihm die Geheimniſſe einer Lehre offenbaren, die ihm Staunen und Bewunderung abnöthigen würden.

Baruch fand ſich zur beſtimmten Stunde ein. Van den Ende führte ihn in ſein Studierzimmer, verriegelte die Thüre ſorgfältig hinter ſich, zog die Fenſtergardinen herunter und lauſchte ob ſich Niemand dem Zimmer nahe. Baruch mußte faſt lachen über die komiſch ernſte Miene des Arztes, der, ein brennendes Licht zwiſchen die Fingerknochen des Skelettes ſteckte. „Kennt ihr die Legende von dem Prior bei St. Dominicus zu Tiel?“ fragte der Arzt während er in einem Schranke nach Etwas ſuchte. „Nein!“ antwortete Baruch. „Hört“ fuhr jener fort, „der fromme Prior wurde einſt vom Teufel heimgeſucht, während er gerade mit dem Leſen eines heiligen Buches beſchäftigt war. Der Teufel wollte den Frommen von ſeinem heiligen Geſchäfte abbringen, ſprang auf den Tiſch und machte allerlei Schnörkel vor ihm; aber der Prior zwang den Teufel ihm die Kerze zu halten, bis ſie abgebrannt war, worauf er ihn dann gnädig entließ. Seht, der Domine dort, der ſoll uns jetzt leuchten, während wir des Teufels Teſtament leſen. So, da iſt der Schlüſſel; betrachtet einmal das Beinhaus da genauer: das ganze Gebälk war einſt mit Fett ausgefüllt, da war ein Wanſt, der viele Leckerbiſſen von der Tafel des Prinzen Moritz von Oranien beherbergt hat, jene Backen- und Stirnknochen hatten einen karſunkelrothen Ueberzug, dort in den Höhlen ſaßen gehorſame Augen, die den menſchlichen Vorzug ſich himmelwärts zu kehren oft in Anwendung brachten, über jenen Zähnen war ein Lippenpaar das viel gegen die Remonſtranten geiferte, und bei'm Schlürfen köſtlichen Rheinweines ſich in der Enthaltſamkeit übte; das war ehedem der dicke Domine, der am meiſten gegen den edlen Oldenbarnevelt wüthete und ihn auf's Schaffot geleitete. Er war prädeſtinirt, daß er einſt als Leiche von mir geſtohlen werden ſollte; ich habe Todesgefahr bei dem Unternehmen ausgeſtanden, es iſt das eine ſchöne Geſchichte, ich will ſie euch ein andermal erzählen. Heiliger Laurentius! hier iſt nun wieder ein Jünger, der zu euch wallfahret, um aus eurem weiſen Haupte Lehre zu empfahen. Freut euch, denn bald iſt die Schaar gleich dem Sand am Meere und den Sternen am Himmelszelt." Bei dieſen letzten Worten kreuzte der Arzt ſeine Arme auf der Bruſt über einander, und verbeugte ſich dreimal vor dem Skelett; „ha ha ha!" unterbrach er ſich „es iſt zum Todtlachen, ich werde ja noch ganz bibliſch, aber ich will euch weiter keinen Hokus Pokus vormachen.“ Er ſtieg nun auf einen Stuhl, öffnete mit dem Schlüſſelchen die obere Schale des Schädels, nahm eine Schrift heraus, und ſagte im Herunterſteigen: „So lang der da gelebt hat, iſt nichts ſo geſcheidtes dort beherbergt worden, als ich ihm jetzt zum Aufbewahren gebe; ſchwört mir, daß ihr es Niemanden verrathen wollt, daß ihr das Buch bei mir geſehen, meine bürgerliche Stellung wäre dadurch gefährdet.“ „Wie ſoll ich ſchwören?“ fragte Baruch, indem er den Vorſatz faßte, lieber Nichts zu erfahren, als nochmals einen ſo gräßlichen Eid zu leiſten, wie bei dem Rabbi. Der Arzt verſtand es anders. „Ihr habt recht,“ ſagte er, „könntet ihr ſchwören, ſo dürftet ihr das nicht vernehmen. Seht dieſe runden gemächlich gezeichneten Schriftzüge, ſo ſchön ſchreibt man in des Teufels Canzellei; das Buch iſt ein Erbſtück von einem Frater Dominikaner, der es aus Augsburg mitgebracht hat, ein deutſcher Kaiſer, Friedrich II., iſt der Verfaſſer; den Titel werdet ihr wohl verſtehen, er heißt: **De tribus impostoribus**, es ſind nur 29 Paragraphe, da ſetzt euch her, ich will's euch holländiſch vorleſen. — Baruch ſchauderte vor der verzweifelten Gottverlaſſenheit und kaltblütigen Section alles Glaubens, die hier vor ſeinem Geiſtesauge vorging, und als er die Stelle des 21. §. hörte, wo es heißt: **Quid enim Deus sit, in revelatione qualicunque obscurius longe est quam antea**, war's ihm als ob man mit giftigen Zangen den Kern alles religiöſen Bewußtſeyn's ausreißen wollte. „Junger Freund, wenn ihr das Leben näher kennen gelernt haben werdet", ſagte der Arzt als er aufſtand, „werdet ihr einſehen, daß die Moral, die ſich auf dem Markt des Lebens umhertummelt, eigentlich nicht aus Tintenfäſſern geſchöpft wird. Euer Judenthum und unſer Judenthum taugt nichts mehr, euer Judenthum iſt längſt nur eine Mumie, die bei einem Luftzuge in Staub zerfällt; das unſrige war bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts eitel Barbarei, es hat den Geiſt des Claſſicismus in ſich aufgenommen, und dieſer Geiſt wird es auseinanderſprengen. Tretet nur ein in die luftigen lichten Hallen claſſiſcher Weisheit, ihr werdet genießen, ſpotten und ſchweigen lernen.“

„Gräßliches Labyrinth!“ ſprach Baruch im Herzen als er wegging, „aber ich fühl's, ein Ausweg muß gefunden werden.“

16. Benedictus sit.

— — Meint ſie, auch zum Scherz
Könn' ich eben anders keinen
Namen ſchreiben, als den einen,
Den ich ewig ſchreib in's Herz?

Rückert.

Es ſoll't eine Jungfrau früh aufſteh'n,
Und ihren Liebſten ſuchen geh'n;
Sie ſucht ihn unter den Linden
Und konnt' ihren Liebſten nicht finden.

So ſang Olympia van den Ende, und ſie jagte die langathmenden Töne ihrer kleinen Orgel mit mächtigem Gebrauſe durcheinander, als ihr Vater zu ihr in's Zimmer trat. „Du haſt dich ja heute wieder ganz in deinen Liederhimmel verſtiegen," ſagte er: „und weißt gar nichts von dem, was unten auf der unmuſikaliſchen Welt vorgeht; ſchon vor einer Stunde ſind wir an deinem Zimmer vorübergegangen. Siehſt du, da hab' ich endlich den vielbeſprochenen Herrn von Spinoza mitgebracht; hiemit ſtelle ich euch meine Tochter vor, ſie iſt mein beſtändiger Miniſtrant bei meinem heiligen Lehramte, ihr müßt euch in gutes Vernehmen mit ihr ſetzen.“ „Mein Vater hat mir, ſo oft er aus eurem Hauſe kam, von euch erzählt“, ſagte Olympia, „und ich freue mich endlich meinen Wunſch erfüllt zu ſehen; ſo viel ich aber auch von euch gehört habe, ſehe ich doch jetzt, daß ich mir wieder eine falſche Vorſtellung von eurer perſönlichen Erſcheinung gemacht hatte, ich möchte das als einen Beweis annehmen, daß alle unſere Vorſtellungen von Dingen und Perſonen die über unſere unmittelbare Sphäre hinausliegen, unrichtig ſind, und hätten wir auch die beſtimmteſten Nachrichten oder Ahnungen von ihnen.“ Baruch ſchlug die Augen nieder, er glaubte das Forſchen ihrer Blicke in ſeinen Geſichtszügen zu verſpüren; er machte eine ſtumme Verbeugung, er wußte nicht was er antworten ſollte. „An meiner Tochter findet ihr eine halbe Philoſophin, mit der ihr viel diſputiren könnt,“ ſagte der Arzt, um Baruch aus der Verlegenheit zu bringen; er aber wurde es nicht gewahr. „Da hat mir Oldenburg heute ein anmuthiges Lied geſchickt,“ ſagte Olympia zu ihrem Vater, „ſind Sie auch muſikaliſch, Herr von Spinoza?“ „Nein!“ „Aber ſie ſingen doch gewiß die Pſalmen, Sie müſſen mir einmal einen ebräiſchen Pſalm ſingen, ich möchte doch auch hören wie das lautet. Hat man noch die Melodieen von König David?“ „Wir haben noch viel ältere, denn faſt alle unſere Synagogen-Melodieen ſtammen nach der Tradition vom Berge Sinai; obgleich die Gebete erſt viel ſpäter abgefaßt wurden, ſo gingen die Melodieen einſtweilen ſo von Mund zu Munde.“ „Das iſt poſſierlich, das wäre ja gerade, wie wenn Kleider ohne Leib ſpazieren gehen, oder ein Arſenal ohne Soldaten eine Schlacht liefern wollte.“ „Ich ſprach blos von der herkömmlichen Annahme,“ antwortete Baruch. „O es iſt doch eine ſchöne Tradition, das muß herrlich geweſen ſeyn,“ fuhr Olympia fort, „das Rollen des Donners und das Schmettern der zahlloſen Poſaunen waren ein grandioſes Accompagnement, bedeutend furioso, aber ſo mußte es ſeyn; o ſingen Sie mir doch etwas aus dem Sinai-Oratorium, wenn's meine chriſtlichen Ohren hören dürfen.“ Baruch entſchuldigte ſich, da er nicht ſingen könne; aber Olympia ward immer dringender, ſie bat ſo innig, daß Baruch vor Verlegenheit ſich nicht zu helfen und zu rathen wußte. „Das iſt ein muſikaliſcher Fanatismus“, ſagte van den Ende, „ſo warte doch, bis Herr von Spinoza von ſelbſt dir die Scala ſeines Glaubens angiebt, du bringſt ja durch deine ſonderbaren Launen jeden, der dich nicht kennt, in die unangenehmſte Verlegenheit.“ Olympia bat Baruch um Entſchuldigung wegen ihres Ungeſtüms, ſie ſey eben gerade in aufgeregter Stimmung, er ſolle nicht ungünſtig von ihr urtheilen. — Baruch ging nach kurzem Verweilen in nie gekannter Beklommenheit weg, er glaubte Olympia habe ihn verſpottet, weil er ein Jude ſey.

Dieß war das erſte Zuſammentreffen mit Olympia, an jenem Tage, an welchem ihn van den Ende zuerſt in ſein Haus gebracht hatte. Seitdem war er ihr noch oft begegnet, hatte flüchtige Worte mit ihr gewechſelt, ſonſt aber kümmerte er ſich wenig um ſie; er konnte mit Hiob ſagen: Ich hatte einen Bund geſchloſſen mit meinen Augen, auf daß ich nicht achtete auf eine Jungfrau (Hiob 31, 1.). Nun aber war die Zeit gekommen, wo er achten mußte auf eine Jungfrau, und wo er mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf jedes ihrer Worte lauſchte. Der Arzt war verreiſt, und hatte die Fortſetzung des Unterrichts ſeiner Tochter übergeben, auch Baruch ward ihr Schüler.

Gleich ihrer Namensſchweſter Olympia Morata, die im vergangenen Jahrhunderte an der Univerſität zu Heidelberg docirt hatte, hätte auch Olympia van den Ende es leicht erreichen können, von einer hochweiſen philoſophiſchen Facultät mit dem Doctorhute gekrönt zu werden; aber ſie wußte, daß das ſchwarze Sammethäubchen mit den feinen Brüſſeler Spitzen eingerändert, zu der Fülle ihrer blonden Locken und der Lilienweiße ihrer Haut weit beſſer kleidete, als der rothſammetne ſpitze Doctorhut. Tullia, Cicero's eigne Tochter, hätte die Briefe, die ihr ſchönredender Vater an ſie gerichtet, nicht in eleganterem Latein beantwortet, als die Tochter des Amſterdamer Arztes; darum bekleckſte ſie auch ihre zarte weiße Hand, die ihre ſchönſte Zierde war, ſehr häufig mit gelehrter Tinte, denn ſie übte bei ihren Schülern ein ſehr ſcharfes Cenſoren-Amt gegen jegliche Ausdrucksweiſe, die ſich nicht die vollen Rechte der römiſchen Civität erworben hatte; darum zog ſich ihre ſchneeweiße glatte Stirne in Falten, wenn ihr Barbarismen vorkamen, ihr helles blaues Auge leuchtete freundlich, und ihr Mund, der durch das Hervorragen des Unterkiefers ihrem Geſichte einen gewiſſen Ausdruck der Herbheit gab, lächelte ſo mild und einnehmend, wenn ſie bemerkte, daß ihre Schüler in den lateiniſchen Verſen keine Maſche hatten fallen laſſen.

Was Tauſende faſt ohne daß ſie es wiſſen und wollen, ſich aneignen, zu dem mußte Baruch ſo mühſam, und endlich erſt an der Hand eines Mädchens gelangen.

Mißmuthig ſaß er die erſten Stunden vor ſeiner Lehrerin, die an dem Periodenbau des Curtius in ſeiner Geſchichte Alexanders die Feinheiten der lateiniſchen Syntax demonſtrirte. Olympia ärgerte ſich über den linkiſchen Juden, der mit der augenſcheinlichſten Befangenheit auf jede ihrer Fragen antwortete; ſie ſtand auf und ging nachdenklich das Zimmer auf und ab. Baruch betrachtete die hohe ſchlanke Geſtalt mit dem majeſtätiſchen Gange, und ſtatt den Kriegszügen Alexanders zu folgen, forſchte er in den Zügen Olympia's, deren Syntax von ſchwärmeriſcher Gutmüthigkeit und herber Schärfe des Verſtandes er eben ſo wenig entziffern konnte, als die verſchlungenen Perioden des Curtius. Der Unterricht war hier faſt wieder eben ſo unerquicklich, wie bei dem alten Magiſter Nigritius, denn Baruch hatte ſich ſeit ſeinem erſten Zuſammentreffen nur mit innerem Mißbehagen Olympien genähert. Dieſe aber verſtand es bald, Beziehungen zwiſchen ihrer beiderſeitigen ſo verſchiedenen Geiſtesrichtung aufzufinden, die Baruch ihren Umgang immer angenehmer machten. Er war wieder ſo glücklich, daß von Allem mehr, als von lateiniſcher Grammatik die Rede war. Er ſprach mit Olympia über den in der Geſchichte waltenden Weltgeiſt, über Menſchen- und Staatenſchickſale; ſie fand die Ideen Baruchs hierüber höchſt originell, ja oft barock, denn er war gewohnt, Alles gewiſſermaßen vom Standpunkte der jüdiſchen Geſchichte aus zu betrachten, und nach ſeinen Beziehungen zu dieſer zu beurtheilen; hieraus ergab ſich für Olympia oft die ergötzlichſte Wendung, aber Alles was Baruch mit ihr ſprach, war ſo ungewöhnlich, es zeugte von einer ſo tiefen innerlichen Rührigkeit, daß Olympia ſich die Pflichtvergeſſenheit zu ſchulden kommen ließ, den Unterricht mehr als billig hintanzuſetzen. Bis zu den entfernteſten Zonen und Zeiten ſtieg der Geiſt beider hinan, und dort fanden ſie ſich wieder, denn beide beſeelte der gleiche Drang bis zum Quellſprung des Weltgeſchicks und des Weltdaſeyns hinanzudringen. — Mit Sehnſucht harrte Baruch von nun an jedesmal der Unterrichtsſtunde, und er machte ſich ſchon lange vor dem Glockenſchlage auf den Weg;

es war nicht ſelten, daß dann gerade Olympia aus dem Fenſter ſah, und ihn ſchon von ferne freundlich grüßte. Sie hatten eines Tages im achten Kap. des ſiebenten Buches jene bekannte Rede der ſcythiſchen Geſandten an Alexander geleſen. Olympia ſagte: „Es iſt charakteriſtiſch, daß Valerius Maximus erzählt: Ariſtarchus habe einſt zu dem Könige geſagt, es gebe nach Demokrit zahlloſe Welten. Wehe! rief er aus, ich Unglücklicher habe noch nicht einmal eine erobert.“ „Im Thalmud finden ſich auch die abentheuerlichſten Legenden über den „macedoniſchen Alexander,“ dem die Welt zu enge war,“ entgegnete Baruch. „O erzählen Sie, erzählen Sie,“ bat Olympia, „ſolche Blumen, die in der heißen Gluth des Orients üppig aufgeſchoſſen ſind, die liebe ich ſehr.“ Es klopfte an, Olympia rief: „herein!“ ein großer ſtattlicher Mann mit einem feingeſchnittenen Profil trat ein. Mit ruhigem Anſtand näherte er ſich Olympien, hob ihre Hand auf, und drückte ſie an ſeine Lippen. „Ich freue mich,“ ſagte er, „dieſe Hand küſſen zu dürfen, die das Plectrum wie den Griffel der Geſchichte mit gleicher Kunſt führt, und ſchon ſo Manchem den Weg nach Attika's und Latium's herrlichen Gefilden gezeigt hat." „Es wäre ſchade, wenn Sie nicht in die diplomatiſche Laufbahn gerathen wären," entgegnete Olympia. „Sonſt könnte ich auch nicht das Vergnügen haben, Ihnen zu ſagen, daß heute die Nachricht einging, daß Ihr Günſtling, der fromme General Oliver Crommwell, von der Armee zum Landprotektor Englands ernannt werden iſt. Er hat das Parlament nicht umſonſt mit der redneriſchen Form: „Ihr Trunkenbolde" auseinander gejagt." „Lachen Sie immerhin über ſein Rednertalent, er iſt kein Demoſthenes," ſagte Olympia, „aber ein ſtarker Charakter mit tiefdringendem Scharfblick; es freut mich, daß er ſo hoch geſtiegen iſt. Doch, wie ſieht's bei uns aus? Können Sie mir nicht ſagen, ob jetzt die beſtimmten Nachrichten eingegangen ſind, wie viele Menſchen bei dem letzten Sturme verunglückt ſind?" „Nein! aber da hat ſich wieder der Humor in's Tragiſche gemiſcht. In meiner frommen Vaterſtadt hätte man's nie geduldet, daß die Kinder

Abrahams ein Schiff ausrüſten, um es mit dem Namen „der Jude“ in die See ſtechen zu laſſen; iſt die Nordſee nicht ein chriſtliches Meer? Darum hat die See auch den Juden zuerſt verſchluckt. Ich habe heute Morgen von meinem Fenſter aus zugehört, wie ein alter Matroſe ſeinem Kameraden das ganze Unglück aus der Gemeinſchaft mit dem Juden ableitete.“ Baruch war, ſobald der Fremde eingetreten war, aufgeſtanden, er hatte ſein Buch unter den Arm genommen, und wollte ſich bei Olympia verabſchieden; ſchon zweimal hatte er den Anſatz zu einer Verbeugung gemacht, aber immer war er durch den Fremden nicht bemerkt worden, er trat jetzt vor, aber der Fremde ſtellte ſich wieder zwiſchen ihn und Olympien. Baruch glühte vor Aerger, er glaubte ſich von dem Fremden verhöhnt, zurückgeſetzt, von Olympien nicht für würdig geachtet, ihm vorgeſtellt zu werden, er wußte ſich nicht aus dieſer peinlichen Lage zu retten. „Ich muß Ihnen doch auch noch erklären“, fuhr der Fremde fort, „warum ich ſo zur ungewöhnlichen Stunde zu Ihnen komme. Sie gehen doch gewiß heute

Abend in die Rhederjecken Kammer; *) ich wollte Sie darauf aufmerkſam machen, vorher in den Garten des Droſt's Hooft zu gehen, Sie ſehen dort, was Sie gewiß noch nie geſehen haben: einen blühenden Palmbaum; es ſind Blumen daran ſo groß, daß zehn ganze Elfenfamilien bequem darin wohnen könnten. Darf ich Sie dort ankündigen?“ Hier trat wieder eine Pauſe ein, und endlich gelang es Baruch, eine etwas täppiſche Verbeugung vor Olympien zu machen, und einige Worte herauszuſtottern. „Sie dürfen noch nicht gehen, Herr v. Spinoza,“ ſagte dieſe, „Sie müſſen mir noch die Legende erzählen, und wenn ich dann die Lilien des Südens beaugenſcheinige, kann ich ihnen auch etwas von ihrem Heimathlande erzählen.“ „Der Matroſenglaube könnte der richtige ſeyn, ich will mich daher lieber entfernen,“ ſagte Baruch, mit einem Seitenblicke auf den Fremden. „Ach!“ ſagte dieſer aufſtehend, „mein alter Freund Caſpar Barläus hatte doch recht, er hatte viel Umgang mit

---

*) Redekammer, zugleich auch eine Art von Theater.

Juden gehabt und war eher vorurtheilsvoll für ſie eingenommen, weil er ſie alle für geiſtreich hielt; aber über einen ihrer Fehler hat er ſich oft beklagt, es iſt die Empfindlichkeit; der unſchuldigſte Blick, der harmloſeſte Scherz wird von ihnen als Spott mißdeutet. Ich kann Ihnen die Verſicherung geben, daß es nicht im Entfernteſten meine Abſicht war, zu beleidigen, und Jufrow Olympia kann mir meine unchriſtlichen Geſinnungen in Bezug auf die Juden bezeugen." „Ja," ſagte dieſe, „und ich bin eigentlich ſchuld an der ganzen Verwirrung, da ich Sie nicht vorgeſtellt habe; Herrn v. Spinoza kennen Sie nun, und das iſt Herr Oldenburg, ſo ein Stück von der Bremer Geſandtſchaft. Ich bitte, erzählen Sie nun die Legende, ſonſt ſehe ich mich als die Urſache eines Mißverhältniſſes an, was mich ſehr betrüben würde." Baruch ſträubte ſich. „Ich will Ihnen eine Lehre geben," ſagte Oldenburg, „prägen Sie ſich ein, daß Jufrow Olympia täglich betet: Mein Wille geſchehe, wie im Himmel, alſo auch auf Erden. Drum erzählen Sie nur friſchweg, Sie müßten am Ende doch." Baruch erzählte nun die bekannte Legende, wie Alexander bis zum Eingange des Edens mit ſeinem Heere vorgedrungen war; Oldenburg erzählte dann aus den alten Gedichten Lamberts und Ulrich von Eſchenbachs jene herrlichen Sagen, mit denen der deutſche Dichtergeiſt die Großthaten Alexanders verklärt hat. Im Meinungsaustauſch über den größten Helden des Alterthums, der zwar keinen Homer gefunden, dem aber der Dichtergenius aller Völker im Orient und Occident die herrlichſten Blüthen geboten, ſchwand den Dreien eine ſchöne Stunde dahin.

Theils auf den Antrieb Olympia's, theils auch um das unverſchuldete Mißverſtändniß der erſten Begegnung zu löſen, war Oldenburg mehr als gewöhnlich zuvorkommend gegen Baruch; er kam nun öfter, wenn er wußte, daß er bei Olympia zu treffen war, und dieſe freute ſich, da ſie ſah, wie ſich die beiden jungen Männer täglich näher befreundeten. Sie fand einen gerechten Stolz darin, die Mittlerin zwiſchen ſo ungleichartigen Perſönlichkeiten zu ſeyn, und ſie verſtand es ſtets, die frappanteſten Beziehungen zwiſchen der reichen Welterfahrung und Beleſenheit Oldenburgs einerſeits, und dem tiefen Forſchergeiſte Baruchs andererſeits zu Tage zu fördern. Neben allen einnehmenden Eigenſchaften eines feinen Weltmannes beſaß Oldenburg noch einen Vorzug, der zwar ſelten beachtet wird, der aber, ohne daß wir es wiſſen, häufig den bedeutungsvollen Eindruck des erſten Bekanntwerdens beſtimmt, es iſt dieß: eine klangvolle, aller Modulationen fähige Stimme. Alles, was Oldenburg ſprach, gewann durch dieſen Wohllaut eine Fülle und Rundung, die unmittelbar und unwillkürlich für ihn einnehmen mußte. Baruch und Oldenburg waren Freunde, ohne daß ſie es einander ſagten.

„Sie haben nun bald den lateiniſchen Curſus abſolvirt,“ ſagte eines Tages Olympia zu Baruch, „wie wär's, wenn Sie zum Erſatz mich in der ebräiſchen Sprache unterrichteten?“ „Ich empfehle Ihnen dann die Polyglotte des Kirchenvaters Origenes,“ ſagte Oldenburg lachend, „da können Sie herüber und hinüber ſpringen von einer Sprache in die andere, wie's ihrem unruhigen Geiſte beliebt. Wenden Sie ſich an mich, ich verſchaffe Ihnen dann den Lehrſtuhl des Caſaubonus oder des Skaliger; ich ſehe ſchon, wie die Studioſi in's Colleg ſtrömen, denn die hochgelahrte Olympia van den Ende exegeſirt das Hohe-Lied in der Urſprache.“ „Bedenken Sie,“ ſetzte Baruch hinzu, „es iſt die heilige Sprache, die Sie lernen wollen.“ „Sind denn Sie ein Heiliger?“ entgegnete die Gereizte; „Sie haben ja gewiß einen ebräiſchen Namen, wie heißt er?“ „Baruch.“ „Bahruch!“ wiederholte Olympia, die ſich vor Lachen kaum halten konnte, „Bahruhch, hu! es wird mir ganz angſt und bange, das klingt ja wie Geiſterruf; der Name paßte nur für das lugubre in der Muſik, ich würde ihn immer aus f moll accompagniren, hören Sie ſo.“ Sie ging an ihre Orgel und ſang immer Bahruhch! und begleitete ihren Geſang mit den düſterſten Tönen. „Um's Himmels willen, den Namen müſſen Sie aufgeben, ſonſt kann's Ihnen ſchlimm gehen,“ fuhr ſie fort. „Ich hatt' eine gute Freundin, deren Geliebter Balthaſar Prompronius hieß, die war ſehr unglücklich. Lieber Balthaſar! nein, das geht nicht, das kann kein fühlendes Weſen ſagen, das will ja gar nicht aus dem Mund heraus und zerreißt ja das Ohr; meine Freundin war ſehr unglücklich, ſie ſagte immer nur: Lieber! und meinte am Ende einen Andern damit. Der verfluchte Name, der war viel an ihrem Unglück ſchuld, das iſt mein feſter Glaube.“ „Sie ſind alſo doch nicht ſo ungläubig, wie Sie ſich geben,“ ſagte Baruch. „Bahruhch,“ wiederholte Olympia immer, und ſie ſammelte den ganzen Umfang ihrer tiefſten Töne in ihrem Munde, um alles Unheimliche in den Namen zu legen. „Bahruhch! nein, das geht nicht, es iſt mir um Ihre künftige Frau, geben Sie acht, daß es ihr nicht geht, wie meiner armen Mathilde; drum folgen Sie meinem Rath und nehmen Sie einen andern Namen an, hat denn das Uhugekrächz eine Bedeutung?“ „O ja, es bedeutet: Geſegneter.“ „Bravo! herrlich!“ jauchzte Olympia und ſchlug freudig die Hände zuſammen, „alſo Benediktus? das iſt ja ein herrlicher Name, wenn Sie Papſt werden, ſo ſind Sie jetzt gerade der XIV., 75 Jahre nach Ihrem Tode werden Sie kanoniſirt und man wallfahrtet zum wunderthätigen Grabe des St. Benediktus; „„lieber Benedikt,““ hören Sie nur, wie weich und innig das klingt, aber Baruch, brrr! geben Sie mir Ihre Hand, und verſprechet Sie mir, fortan den Namen Benediktus zu führen. Sie ſind ja ein Gelehrter, darum müſſen Sie auch einen lateiniſchen Namen haben; Sie werden einſt großen Ruhm erwerben, und dann hab' ich doch auch einen Namen auf die Nachwelt gebracht. Man muß auch ſeinen Gegnern nicht alle Gelegenheit zum Witz abſchneiden, ich ſehe ſchon, wie ein Anathema gegen Sie damit beginnt: **Benedictus est Spinoza, quem rectius maledictum dixeris** *). Die Römer haben aus der Stadt Malevent in Unteritalien Benevent gemacht, und der wohlwiſe Magiſter, der Sie auf dieſe Weiſe ſo witzig umtauft, hat gewiſſermaßen nur ein Plagiat begangen; ich ſehe ihn aber doch vor mir, wie er ſich das Kinn ſtreichelt, das ſchwarze Käppchen aus der gelahrten Stirne rückt und zufrieden darüber ſchmunzelt, daß er Sie mit Einem Worte gebrandmarkt. Ach! und das große Verdienſt wird nicht anerkannt, ich bin die Urheberin ſolcher ſublimen Einfälle, ohne mich hießen Sie ewig Baruch, darüber könnte Ariſtophanes ſelber nur lachen, aber keinen Witz machen.“ So ſprach Olympia, alle Gegengründe und alle Einſprüche Baruchs blieben fruchtlos. „Wenn Sie nicht gutwillig meinem Rathe folgen,“ fuhr Olympia fort, „ſo nenne ich Sie von dieſer Stunde an nie mehr anders, als Rabbi Bahruhch, und aller Welt will ich's bekannt machen, daß Sie keinen Gran Schönheitsſinn haben; ja, ich kaufe mir einen Papagei, dem will ich die Worte: Rabbi Bahruhch, ſo oft verſagen, bis er ſie ganz geläufig nachſpricht, ich hänge ihn unter das Fenſter, und wenn Sie gegen das Haus kommen, ſoll er Ihnen immer zurufen: Rabbi Bahruhch! Rabbi Bahruhch! ich ſehe ſchon, wie die Leute vor dem Haus ſtehen bleiben und ſehen wollen, wie denn das Individuum ausſieht, das einen Namen hat, der wie Rabengekrächze lautet. Ich frage Sie nun zum letzten Male, wollen Sie meinem Rathe folgen?" „Sagte ich es Ihnen nicht gleich an dem erſten Tage, als wir uns ſahen," ſprach Oldenburg, „Jufrow Olympia iſt der incarnirte Eigenſinn? Gehorchen Sie nur ohne Zögern, Sie werden ſich doch nicht ſolchen raffinirten Qualen ausſetzen." Baruch willigte ein, und reichte Olympia die Hand; ſie drückte ſie warm. „Setzen Sie ſich," ſagte ſie, „und Sie, Herr Oldenburg, treten Sie hieher, Sie ſollen Taufzeuge ſeyn." Sie legte nun ihre beiden Hände auf das Haupt Baruchs und ſprach: „Im Namen des Ariſtoteles, Bacon und Carteſius gebe ich euch den Namen Benediktus; auf daß der Name groß werde und daure für und für, und ſtets, wenn Du Deinen Namen ſchreibeſt, ſo gedenke derer, von welcher das Wort ausging. Benedicte! In saecula saeculorum Amen!" Die Schlußworte ſang ſie mit feiererlichem Kirchentone. „Hab' ich's recht gemacht?" fragte ſie dann, indem ſie ihre Hände aufhob, und wie unwillkürlich mit ihrer Rechten über die Wange Benedikts ſtreifte! „So brav," ſagte Oldenburg, „daß, wenn Sie meinen Namen Heinrich — oder Hendrik, wie er hier zu Lande heißt — unmuſikaliſch finden ſollten, ich mir auch noch einen andern von Ihnen geben laſſe, ohne zu fürchten, daß man uns der Blasphemie beſchuldigen wird. Ich möchte gar zu gerne erfahren, wie es einem zu Muthe iſt unter Ihrer ſegnenden Hand.“ Olympia erröthete, fuhr ſich aber mit der Hand über die Stirne, um ihre Betroffenheit zu verbergen.

---

*) Der Gebenedeite wird Spinoza genannt, er ſollte richtiger der Vermaledeite heißen.

Spinoza.

Ein hiſtoriſcher Roman

von

Berthold Auerbach.

Zweiter Theil.

H [illegible]

Stuttgart,
J. Scheible's Buchhandlung.
1837.

17. Die Kehrſeite.

Die Wirklichkeit mit ihren Schranken
Umlagert den gebundnen Geiſt.
Sie ſtürzt die Schöpfung der Gedanken.
Schiller.

Aus der lichten freundlichen Sphäre, wo er Benediktus genannt wurde, mußte er wieder hinüber in die düſtere und ernſte Umgebung, wo er Baruch hieß, und als ſolcher handeln und denken ſollte. Nach zwei Seiten hin wurde er geriſſen. Hier wie dort hängte ſich der Zweifel mit bleiernen Gewichten an ihn, es bedurfte einer ſtarken Seele, um nicht allen Halt zu verlieren.

Unmittelbar von dem Hauſe Olympia's ging er in die Schule „Geſetzeskrone.“ Es däuchte ihm wie Ironie, hier in dieſer Niedergedrücktheit noch mit Kronen prunken zu wollen, Alles erſchien ihm ſo freudlos und trübe, weit mehr, als es eigentlich war. Noch klangen die munteren Scherze und die zarte Stimme Olympia's in ſeiner Erinnerung wieder, die Litanei der hier zerſtreut an den Tiſchen ſitzenden Schüler zerriß wie ſchrillender Mißlaut ſein Ohr. Er hatte ſich in einen Winkel geſetzt, um ungeſtört über einem offenen Buche ſeinen Gedanken nachzuhängen, als Chisdai zu ihm kam, und ihn über den Sinn einer ſchwierigen Thalmudſtelle befragte. Baruch hatte nicht nöthig ſich lange darüber zu beſinnen. „Ich hab's ſchon längſt geſagt,“ begann Chisdai, „du wirſt ein zweiter Simſon an Geiſt und Kenntniſſen; wenn man dich irgendwo nicht hineinlaſſen will, nimmſt du das Thor ſammt Schloß und Riegel auf den Rücken, und trägſt es fort — aber ich bitte dich um Gottes und ſeiner Barmherzigkeit willen, laß' dich nicht kirren durch die Delila, zu der du jetzt wandelſt; ich ſelber hab' ſie nie geſehen, Gott bewahre, aber wie ich von den Leuten höre, iſt ſie nicht mehr jung und ſie ſoll auch nicht ſchön ſeyn.“

„Ich weiß nicht was du willſt, laß mich,“ ſagte Baruch unmuthig. „Was ich will?“ entgegnete jener, „wie du dich doch verſtellen kannſt, die Tochter des Arztes mein' ich, nun, wie heißt ſie doch? ja, Olympia van den Ende, die ſoll ja ſo geſchickt ſeyn, daß ſie ſieben Sprachen ſpricht, ich bitt' dich, folge mir: wenn die drüben recht meinen, ſie haben dich ganz und gar, mach's wie Simſon, fang' die Füchſe, bind' ihnen die Schwänze zuſammen, zünd' ſie an und jag' ſie unter die reifen Kornfelder der Philiſter. Du verſtehſt mich doch, wie ich's mein'? aber ich fürcht', ich fürcht', ſie ſtechen dir — Gott bewahre — die Augen aus, nehmen dir deine Kraft und machen dich zum Geſpötte.“ „Es iſt ſchade,“ antwortete Baruch, „daß du dieſe neue Anwendung der Geſchichte Simſons auf Religionsſtreitigkeiten nicht auf deine morgige Predigt verſpart haſt. Um es aber zu Ende zu führen, will ich dir doch ſagen, daß, wenn ſie das, was du meinſt, könnten oder wollten, ich auch den Muth hätte, wie Simſon auszurufen: Meine Seele ſterbe mit den Philiſtern! und auch darnach zu handeln.“ Es war ihm ein peinliches Gefühl, denn es däuchte ihm wie Entweihung, den Namen Olympia's hier von Chisdai's Mund ausgeſprochen und ihre holdſelige Geſtalt in dieſe trübe Umgebung hereingezerrt zu ſehen. Seine Abneigung gegen Chisdai ſteigerte ſich immer mehr, denn er ſah es deutlich, wie er allen Bewegungen ſeines Geiſtes nachzuſpüren und ihre Wirkungen zu belauern trachtete; er mußte beſondere Abſichten dabei haben, da er ihn ſelbſt durch die ausgeſuchteſte Schroffheit ſeines Benehmens nicht von ſich ferne halten konnte.

Chisdai hatte am Sabbath darauf die erſte öffentliche Probe ſeines Rednertalents abgelegt. Der Verſuch mißlang völlig. „Ich war den Bewerbungen Chisdai's um deine Schweſter Miriam nicht abgeneigt,“ ſagte der Vater zu Baruch, als ſie aus der Synagoge gingen, „Chisdai hat ein ſchönes Vermögen und bekömmt noch einſt ein ſchönes dazu, er iſt auch nicht ſo häßlich, und ich begreife nicht, was die Miriam damit will, daß ſie ſagt, ſie habe einen unüberwindlichen Ekel vor ihm. Wie ich aber jetzt ſehe, wird er der bedeutende Mann nicht, den man in ihm erwartet hat, und ſoll ich nun einmal nicht die Freud' erleben, daß meine Tochter einen berühmten Schriftgelehrten zum Mann hat, ſo geb' ich ſie lieber dem Samuel Carceres, hab' ich nicht recht?" Baruch bejahte. „Ich glaub', es iſt nun Zeit," fuhr der Vater fort, „daß du dich endlich auch hören läßſt; unſerer ganzen Familie wird es einen Glanz geben, ich möcht' doch auch mit meinen alten Augen noch ſehen, wie du da oben ſtehſt, wer weiß, wie lang ich noch die Freude haben kann." Baruch antwortete nicht, ein gräßlicher Schwindel, glaubte er, müſſe ihn packen, wenn er da oben ſtehen müßte, wie die anderen, die mit ſo entſchiedener Zuverſicht ſprechen, als ob ſie dem lieben Herrgott in die Karten geſchaut hätten und genau wüßten, warum er dieſen oder jenen Trumpf ausgeſpielt, und was er künftig ausſpielen werde oder müſſe. „Was biſt du ſo nachdenklich?" begann der Vater wieder, „ich glaube gar, du biſt ſchüchtern, ſchäme dich, du warſt doch ſonſt ſo muthig, denkſt du noch daran, wie du es als die höchſte Glückſeligkeit geprieſen haſt, da oben zu ſtehen, und im lebendigen Worte den Geiſt Gottes auszugießen über die ganze Gemeinde?“ „Ich bin krank, ich habe unaufhörlich Herzklopfen, du weißt ja, daß ich ohnlängſt Blut geſpieen habe.“ „Pah, pah, das ſind Ausflüchte; ich habe ſchon mit unſerm Chacham Aboab geſprochen, er will dir's gern erlauben, von heut über vierzehn Tagen zu predigen; ich will auch mit Silva unſerm Arzt ſprechen, wenn er's erlaubt mußt du mir meinen Wunſch erfüllen, oder ich verzeih dir's auf meinem Todtenbette nicht.“

Was war hierauf zu erwiedern? — Silva erlaubte es, und Baruch mußte ſich auf ſeine Predigt vorbereiten. — Wer vermag all den widerſtreitenden Gefühlen nachzuſpüren, die ihn bei der Abfaſſung dieſes Sermons beſchlichen? wer möchte all die neckiſchen Gedanken zählen, die ihm folgten, wenn er zu Olympia ging und mit ihr die Darſtellung von dem heitern Lebensgenuſſe der Heiden las, wenn er ſich an Oldenburgs lebemänniſcher Laune ergötzte, und dann wieder an die Ausarbeitung ſeiner Predigt ging?

Der anberaumte Sabbath kam. Eine erwartungsvolle Stille herrſchte in der ganzen Synagoge, als Baruch die Stufen des Altars hinanſtieg. Welche teufliſche Macht zauberte ihm gerade jetzt das Bild Olympia's vor die Seele, daß er ſie mit neckiſchem Tone: Rabbi Baruch! Rabbi Baruch! ſpotten hörte? Die äußerſte Kraft ſeines Willens ſtrengte er an, um dieſes Bild jetzt, an dieſer Stelle, ſpurlos wegzutilgen. Leichenblaß ſtand er jetzt oben, er trocknete ſich den kalten Schweiß von der Stirne, aller Augen waren auf ihn gerichtet, er begann mit bebender Stimme: „Der Herr iſt nahe Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn in Wahrheit anrufen.“ (Pſ. 145,18.) Er ſchilderte mit grellen Farben all' die Qualen des Zweiflers, der keinen Gott im Himmel, keinen auf Erden, und keinen im Herzen hat. Er war zum zweiten Theile ſeiner Predigt übergegangen, wo er die Seligkeiten des allen Menſchen eingebornen Glaubens pries; ſeine Rede ward feuriger, ſeine Stimme erſcholl mächtig, da fühlte er plötzlich eine heftige Beklemmung, er hielt inne und Blut floß aus ſeinem Munde in das ſchweißdurchnäßte Taſchentuch. Die Stille eines Friedhofes herrſchte in der ganzen Verſammlung, die Leute ſahen ſich einander an und ſchauten wieder mitleidsvoll auf den kranken Jüngling. Der Vater hatte ſchon den Mund geöffnet, um ſeinen Sohn zu bitten herabzuſteigen, als ſich Baruch wieder aufrichtete und mit einem kleinen Gebete ſchloß. Wie aus Einem Munde rief die ganze Gemeinde: „Jejaſcher Coach!“ (der Herr ſtärke deine Kraft), welches das in den Synagogen übliche Bravo iſt. Baruch und ſein Vater verließen alsbald die Synagoge; als ſie vor dem Stuhle Chisdai's vorüberkamen, fragte dieſer freundlich, ob er ſie begleiten dürfe. Baruch dankte. Aller Orten war der Unfall Baruchs das Thema des Sabbathgeſprächs; alte Weiber und Superkluge wollten Gräßliches daraus prophezeihen. Nur Chisdai, der ſonſt nicht lange auf ſein Urtheil warten ließ, zuckte die Achſeln, wenn man ihn darüber fragte. Er hatte Urſache ſich nicht beſtimmt auszuſprechen.

Baruch durfte ſchon nach drei Tagen wieder das Bett verlaſſen. Er wollte zu Olympia gehen. „Ich geb' es nicht mehr zu, daß du mir in dieſes Haus gehſt,“ ſagte der Vater, „das ſind ſchöne Geſchichten, die ich von dem kleinen Doktor gehört habe, das ſoll ja der leibhaftige Satan ſeyn. Der Sohn des Indigohändlers Grönhof, der vor acht Tagen geſtorben iſt, der hat noch vor ſeinem Tode gebeichtet: daß er bis jetzt gar keinen Glauben gehabt habe, der Doktor habe ihn dazu gebracht, er ſtifte eine ganze Sekte, ich hab' den Namen gewußt, ei wie heißt es doch? nun, kurz und gut, du darfſt mir ſeine Schwelle nicht mehr betreten.“ Baruch ſuchte ſeinen Vater auf andere Anſichten zu bringen, dieſer aber fuhr fort: „So arg iſt der Vater nicht, ſo arg ſoll ſeine Tochter ſeyn, die ſoll in allen Sprachen von der Welt dem Teufel ein Ohr wegſchwatzen. Der Sekretär von der Bremer Geſandtſchaft, Oldenburg heißt er, der kommt auch oft in's Haus, man munkelt allerlei warum. Den Menſchen kann ich aber für meinen Tod nicht ausſtehen. Ich hab' da eine kleine Forderung an das Haus P. A. Terſten in Bremen. Gott gebe, daß Niemand in der Welt mehr Unrechtes verlangen würde als ich, ich komme nun ohnlängſt zu dem Sekretär, erzähle ihm den Hergang der Sache und bitte ihn mir zu meinem Gelde zu verhelfen. „Schon recht,“ ſagt er, kehrt mir den Rücken und ſchreibt an einem Briefe weiter. Wenn ich daran denke, das hätte mir einer in meiner Jugend thun ſollen, ich hätt' ihn augenblicklich vor die Klinge gefordert. Ich hab' hier zu Lande meine aufbrauſende Jugend vergeſſen, habe dulden und ſchweigen gelernt. Wir wohnen hier ruhig und ſicher, aber wir ſind doch nur wie Heimathloſe in das Haus aufgenommen worden, und man erwartet, daß wir uns auch etwas gefallen laſſen. Seitdem ich auch durch die vielen Unglücksfälle um einen großen Theil meines Vermögens gekommen bin, habe ich gar allen Muth verloren. Ich ging alſo ohne ein Wort zu ſagen fort, und ſchlug nur die Thüre heftig zu. Wenn der ſtolze Oldenburg aber einmal in mein Haus käme, ſo werf ich ihn die Treppe hinab, daß er es erſpart zum zweitenmale zu kommen; der Menſch iſt keine Geſellſchaft für dich. R. Saul Morteira hat mir's auch geklagt, daß du ihn außer den Unterrichtsſtunden faſt gar nie beſuchſt. Kurz und gut, du kömmſt mir nicht mehr in das Haus des kleinen Doktors. Ich weiß auch gar nicht, du biſt doch ſonſt nicht vor den Kopf gefallen, warum dauert denn das Latein-Lernen ſo lang?“ „Herein!“ unterbrach ſich der Vater und Oldenburg trat ein, noch ein Fremder folgte ihm. Oldenburg ging auf Baruch zu und reichte ihm die Hand. „Das iſt brav,“ ſagte er, „daß Sie ſich noch nicht als Candidat der Unterwelt einſchreiben ließen; wir waren ſehr beſorgt, weil Sie gar nichts von ſich hören ließen. Jufrow Olympia läßt Sie herzlich grüßen, ſie behauptet es ſchon ſeit längerer Zeit an Ihnen bemerkt zu haben, daß Sie unwohl ſind. Erſt auf ihre Bitten war ich ſo frei Sie zu beſuchen, und weil wir glaubten Sie ſeyen todtkrank, habe ich hier meinen Freund, den Dr. Ludwig Meyer, der es ohnedieß ſchon längſt wünſchte Ihre Bekanntſchaft zu machen“ „Ja, ich hatte große Angſt um meinen Sohn,“ ſagte der Vater, und Oldenburg verneigte ſich gegen den Sprechenden. „Alſo Sie ſind der Vater unſeres jungen Philoſophen? waren Sie nicht vor kurzer Zeit bei mir wegen einer Anforderung an das Haus Troſten?" „Ja." „Verzeihen Sie mir doch, daß ich damals ſo einſylbig war, ich hatte gerade eine dringende Arbeit vor mir. Es that mir von Herzen leid, Ihnen das nicht geſagt zu haben. Ihre Sache blieb indeß nicht vergeſſen, ich habe deshalb nach Bremen geſchrieben und darauf angetragen, daß, wenn Sie nicht binnen vier Wochen bezahlt werden, Exekution eingelegt werden müſſe. Sie verzeihen mir alſo?" „Hat gar nichts zu ſagen," war die Antwort, „ich danke Ihnen für Ihre gütige Bemühung und für die Ehre, die Sie meinem Hauſe durch Ihren Beſuch ſchenken." Oldenburg unterredete ſich noch lange mit dem Vater, während der Doktor Meyer ſich mit Baruch über ſeinen Unfall vom letzten Sabbath unterhielt. „Sie hätten es unſerm grobkörnigen und braven Doktor Luther nachthun ſollen," ſagte der junge Arzt mit dem dunkelbraunen Geſichte und den feurigen ſchwarzen Augen. „Wie machte es denn der?" fragte Baruch. „Er ſagte einſt: wenn ich auf den Predigerſtuhl ſteige, ſo ſehe ich keinen

Menſchen an, ſondern denke, es ſeyen eitel Klötze, die da vor mir ſtehen, und rede Gottes Wort dahin. In gewiſſer Beziehung, wie er es aber nicht gemeint hat, bin ich vollkommen mit ihm einverſtanden; Sie müſſen den Mann ſtudieren, er hat eine ziemliche Portion Glauben, die mir fehlt, iſt aber eine grundehrliche Haut; ich beſchäftige mich viel mit ihm." „Das freut mich, daß Sie auch Theologica treiben." „Ich führe eigentlich ein Amphibienleben zwiſchen der Theologie und der Medicin." „Ja, Herr v. Spinoza," ſagte Oldenburg, ſich in das Geſpräch miſchend, „Meyer hat die Medicin zur Frau und die Theologie zur Geliebten, mit dem können Sie ſich oft ſtreiten, der kennt die Bibel auswendig." — Der Vater begleitete Oldenburg und Meyer als ſie weggingen, bis unter die Hausthüre, und auch dort hielt er ſie noch durch manche Fragen auf, denn er wollte den Vorübergehenden auch zeigen, welchen vornehmen Beſuch er hatte. „Der Herr Oldenburg hält viel auf dich," ſagte er dann zu ſeinem Sohne als er zurück kam, „das iſt ein lieber Mann, ich nehme meine Worte gern zurück, die Bekanntſchaft kann dir auch noch v großem Nutzen ſeyn.“

Spinoza ſetzte ſeine Beſuche bei Olympia u gehindert fort. Mit Oldenburg befreundete er ſ täglich näher, während er mit Meyer in eine g ſtige Wahlverwandtſchaft trat, die bei Oldenbur Verhältniſſen und ſeiner Stellung weniger entſch den hervortreten konnte.

* * *

18. Carteſianer.

Wir meinen ſelbſt nur ſelten, was wir meinen.
Seume.

Spinoza, Oldenburg und Meyer ſtanden vor einer großen Schüſſel Waſſers, in welcher ein gläſernes Männchen luſtig herumtanzte; Meyer ließ es durch einen Druck auf den Kopf die zierlichſten Verbeugungen machen. „Wie gefällt dir das Carteſianiſche Teufelchen?“ fragte er Spinoza; „vor zweitauſend Jahren hätte der Schöpfer eines ſolchen Wunders ein Religionsſtifter werden können, und im verborgenſten Winkel der Erde würden ihm noch heute Loblieder geſungen und ſeine Hilfe angerufen.“ „Das gebe ich nicht zu,“ war die Antwort; „ohne eine neue Welt-bewegende Idee hat kein ſogenannter Wundermann ſich im Andenken erhalten; das Carteſianiſche Teufelchen iſt winzig gegen die Wunder, die jüdiſche Kabbaliſten verrichtet haben ſollen.“ „Erzähle doch,“ bat Meyer, und Oldenburg machte ein ſaures Geſicht als Spinoza begann. „In meines Vaters Hauſe iſt eine alte Magd, die heißt Chaje, die hat mir einſt erklärt, warum man zu Prag das Gebet am Freitag Abend, worin Iſrael eine myſtiſche Ehe mit dem Sabbath ſchließt, zweimal ſagt. Es lebte vor Zeiten daſelbſt ein großer Kabbaliſt, der hohe Rabbi Löw genannt, dieſer formte ſich aus Lehm eine menſchliche Geſtalt, hinten am kleinen Gehirn ließ er eine Oeffnung, in welche er ein Pergament legte, worauf der unausſprechliche Name Gottes geſchrieben war. Sogleich erhob ſich der Kloß und ward ein Menſch; er verrichtete ſeinem Schöpfer alle Dienſte eines Knechtes, er holte Waſſer, ſpaltete Holz ꝛc. man kannte ihn in der ganzen Judengaſſe unter dem Namen: der Golem des hohen Rabbi Löw. Jedesmal am Freitag Abend nahm ihm ſein Herr das Pergament aus dem Kopfe, dann war er wieder Lehm bis Sonntag Morgens. Einſt hatte der Rabbi dieſe Verrichtung vergeſſen, Alles war in der Synagoge, man hatte ſo eben das ſabbathliche Minnelied begonnen, da ſtürzten Frauen und Kinder in die Verſammlung und ſchrien: der Golem, der Golem zerſtört Alles. Sogleich befahl der Rabbi dem Vorſänger, mit dem Schluſſe des Gebetes inne zu halten, jetzt ſey noch Rettung möglich, ſpäter aber könne er nicht wehren, daß die ganze Welt zerſtört würde. Er eilte nach Hauſe und ſah wie der Golem eben die Pfoſten ſeines Hauſes erfaßt hatte, um das ganze Gebäude einzureißen; er ſprang hinzu, nahm ihm das Pergament und todter Lehm lag wieder vor ſeinen Füßen. Von dieſer Zeit an betet man in Prag das ſabbathliche Brautlied ſtets zweimal. Der hohe Rabbi Löw hat gewiß nicht an Carteſius gedacht, und doch hatte ſein Golem ſo viel Leben als alle Menſchen, wenn man ſich mit der neuen Anſicht vereinigt, daß der Zuſammenhang zwiſchen Seele und Körper ſo locker iſt, daß er jeden Augenblick aufgehoben und wieder hergeſtellt werden könne.“ Oldenburg war während dieſer Erzählung aufgeſtanden, er hatte die polemiſche Schlußanwendung überhört, oder mochte er nicht darauf antworten. „Du mußt mir verzeihen,“ ſagte er jetzt, „du weißt, ich kenne das Vorurtheil nicht, aber in dieſer Geſchichte iſt doch wieder nichts als purer jüdiſcher Aberwitz.“ „Verzeihen und immer verzeihen,“ ſagte Spinoza, „du kannſt doch nie vergeſſen, daß dich gleich nach deiner Geburt das Chriſtenthum und mich das Judenthum in Beſchlag genommen hat; deine diplomatiſchen Klauſeln ſtellſt du überall voran, iſt das Freundes Art, ſeine entgegengeſetzte Anſicht mit baumwollenen Phraſen zu umwickeln?“ „Sey ruhig,“ ſagte Meyer, „wenn ich nächſtens einen neu aufgefundenen Apocryphen herausgebe, ſoll dein Golem einen Ehrenplatz darin haben.“ „Der Meyer macht Jagd auf ſeltſame Geſchichten, die er dann wie ſeine Schmetterlinge, Käfer und Fröſche anſpießt und ſyſtematiſch ordnet, dem iſt Alles recht. Meine Anſicht war nur, daß das ſo echt jüdiſch iſt, in der Judengaſſe einen von der Kabbala geſchaffenen Weltzerſtörer auftreten zu laſſen; hätte man ihn noch eine Liebſchaft mit einem Mädchen anknüpfen laſſen, die am Sabbath vergebens ſeiner harrt, oder hätte man ihn zum Großvezier oder zu einem andern Miniſter avanciren laſſen, den ſein Meiſter buchſtäblich jeden Augenblick in Staub verwandeln und wieder zum großen Herrn erheben kann, da wäre doch auch noch Poeſie oder Ironie bei der Sache; ſo aber gefällt mir der Golem unſers Herrn und Meiſters dort viel beſſer, ſieh nur, ſeine Complimente ſind ſo graziös, daß ihn keine Dame am Hofe des XIV. Ludwig darin übertrifft.“ „Herr und Meiſter,“ wiederholte Spinoza, „das iſt zu viel, ich bin weder ſein Knecht noch ſein Lehrjunge.“ „Was muß ich hören?“ fragte Meyer verwundert, „wie lange iſt es her, daß du mit mir begonnen haſt ſein Syſtem zu erforſchen, und du willſt ſchon darüber hinaus, während ich noch froh bin ihn zu verſtehen?“ „Mir wird's bange um unſre Freundſchaft,“ ſetzte Oldenburg hinzu, „du haſt ja oft geſagt, zwiſchen Freunden müſſe eine Gleichheit der geiſtigen Mittel vorhanden ſeyn, und ich konnte es noch nicht einmal dahin bringen, das Syſtem ganz zu faſſen.“ „Du biſt und bleibſt doch ein Hofmann,“ ſagte Spinoza, „du ſtellſt dich niederer als du biſt, um mich zutraulicher zu machen.“ „Wir ſind quitt,“ ſagte dieſer, „du vergißſt den Diplomaten noch weit weniger als ich den Juden, aber auf Cavaliersehre — da du mich doch ſtets für einen Ritter erklärſt — es iſt traurige Wahrheit, was ich da ſage. Ich will dir Alles geſtehen. Hauptſächlich waren es die poſſierlichen Aeußerlichkeiten, die mich zu der neuen Lehre des Carteſius hinzogen; ich forſchte gerne mit ihm in den Eingeweiden eines Kalbes, die er ſeine Bibliothek nannte, es gab da allerlei intereſſante Erſcheinungen; aber bis zum Lebenspunkt ſeines philoſophiſchen Syſtems konnte ich nie hinandringen. Ich verriegelte meine Thüre, ich verhing meine Fenſter, ich ſetzte mich in einen einſamen Winkel und bannte meinen Geiſt auf das Buch; durch zwei drei Sätze, eine halbe Stunde, ja auch eine Stunde folgte ich ihm ganz, da hüpfte, ohne daß ich es wußte, ein fremder Gedanke zwiſchen den Zeilen herum, ein früheres Erlebniß, ein Wunſch, beſonders aber die Erinnerung an ein Mädchen, das ich damals heiß und innig liebte, hatte ſich zwiſchen die Propoſitionen, Axiome und Corollarien hineinverirrt, und ich merkte erſt ſpät, daß ich den letzten Grund der Dinge hatte erforſchen wollen, und nicht von den Alltäglichkeiten weg konnte. Ich legte dann das Buch weg, griff nach einem andern oder ging fort und zerſtreute meinen Aerger und meine Grillen.“ „Wie kömmt es aber, daß du für einen ſo enthuſiaſtiſchen Anhänger des Carteſius giltſt, und mitunter auch ein ſolcher biſt?“ „Da muß ich etwas weit ausholen. Eigentlich bin ich dadurch am meiſten Carteſianer, daß ich faſt denſelben Wirrwar durchgemacht habe, wie der Stifter dieſer Schule ſelbſt. Mein Vater war Paſtor in meinem Geburtsorte; von meiner Kindheit an ſaß ich in ſeiner Bibliothek und las alles durcheinander, Hexengeſchichten, wirkliche Hiſtorien, anatomiſche, alchymiſtiſche und theologiſche Werke, es war mir Alles gleich, wenn ich nur etwas zu leſen hatte. Als ich älter wurde, gerieth das durcheinandergeſchüttete Wiſſen in eine furchtbare Gährung, die Religionszweifel kamen dazu, ich hatte an keinem Dinge und an keiner Beſchäftigung mehr ein wahres Behagen. Nach meines Vaters Tode führte ich einige Zeit, zum großen Aerger der ehrſamen Bürger meiner Vaterſtadt, ein ziemlich lockeres Leben, aber auch das gefiel mir nicht mehr; ich ſchnürte meinen Bündel und ging als Freiwilliger unter die Fahne Guſtav Adolphs. Bei der Contribution, die das ſchwediſche Heer von meiner Vaterſtadt eintreiben wollte, ward ich als Vermittler gebraucht, und erlangte hiedurch ein ziemliches Anſehen bei meinen Mitbürgern. Das Kriegshandwerk — denn ſonſt war es nichts — entleidete mir auch bald, mitten im Lager, wie auf dem Marſche überraſchte mich wieder der Zweifel an allem Glauben, für deſſen Unterſchiede man hier ſo blutig kämpfte; ich ſtrebte nach der Löſung der ewigen Fragen und hielt mich fortan mit Falſtaff geſprochen, „für Kanonenfutter zu gut.“ Das war ein ewiges Morden, man wußte zuletzt gar nicht mehr für was; „man ſah,“ wie H. Grotius ſagt, „Städte und Länder als Leichen, auf daß man ſich nicht mehr über den Tod eines Einzelnen grämen ſollte.“ Ich zweifelte lange, ob ich recht daran thäte, ein geringfügiger Umſtand entſchied endlich; ich nahm meinen Abſchied und ging auf die Univerſität nach Uytrecht. Studenten und Profeſſoren waren damals in zwei Heereshaufen getheilt; du kannſt dir denken, daß ich nicht lange ſchwankte und mich gegen den frommen Pfaffen Bötius für die Partei des Regius entſchied. Dieſer lehrte die neue Philoſophie des Carteſius. Ich war damals erſt 21 Jahre alt, voll Uebermuth und abenteuerlichen Sinnes, da ich auch als ehemaliger Offizier eine ziemlich gute Klinge führte, gewann ich bald unter den Studenten eine gewiſſe Autorität.“ „Ja, ich darf wohl ſagen,“ fiel hier Meyer ein, „ich habe Oldenburg getreulich darin ſekundirt, den Bötianern den Glauben beizubringen, daß ſie prädeſtinirt ſeyen, ſich von uns Circumflexe und allerlei andere Kainszeichen in's Geſicht ſchreiben zu laſſen.“ „Wie hattet ihr doch eine weit lebendigere Jugend als ich,“ ſchaltete Spinoza mit einem Seufzer ein; „das iſt die Frage,“ erwiederte Meyer und Oldenburg fuhr in ſeiner Erzählung fort: „Als Regius ſtets bitterer von Bötius Vater und Sohn ohne Geiſt verfolgt wurde, zogen wir eines Abends vor das Haus ſeiner Magnificenz und führten dort eine Katzenmuſik auf. Ich wurde als einer der Rädelsführer relegirt, Meyer ſchlüpfte mit heiler Haut durch, und ſo war ich nun der Märtyrer einer Lehre, die, wie ich ſpäter einſah, Regius ſelber nicht recht verſtanden hatte. Ich trieb mich noch einige Zeit in Holland herum, hielt mich mehrere Monate bei Carteſius ſelber auf, aber, daß ich wieder auf meinen Ausgangspunkt zurückkomme, ich kenne faſt alle einzelnen Sätze ſeiner Lehre, aber die erforderliche innere Beſchaulichkeit, um das Keimen dieſes an den Gittern der Mathematik ſich hinaufrankenden Getriebes zu belauſchen, die konnte ich mir nie ſo recht aneignen.“ „Mir ging es auch oft ſo,“ ſagte Meyer, „daß ich von meiner philoſophiſchen Kreuzfahrt, auf welcher ich das heilige Grab hatte erobern wollen, unverrichteter Sache, oder wie das Sprichwort ſagt, mit dem Strumpf auf dem Kopfe zurückkam.“ „Oldenburg hat das Streben beſſer als ein Streben nach Beſchaulichkeit bezeichnet,“ entgegnete Spinoza. „Blick' umher, bald hier bald dort erkennſt du Täuſchung, Wahn und Irrthum; was bürgt dir dafür, daß nicht Alles, was ſich dir darſtellt, was du mit freiem Bewußtſeyn in dich aufgenommen, und was deine Seele von jeher erfüllt, nichts als Wahn und Täuſchung iſt? Was iſt ſo feſt und tief eingeſenkt, das nicht der Zweifel auflockern könnte? Drum ſchließe die Augen, ſage dich los von Allem, was um und an dir iſt, und jetzt, ſo zurückverſenkt in dein bloſes eigenes Selbſt, die ganze Welt von Erſcheinungen in's Nichts zurückgeſchleudert, biſt du vielleicht ſelber auch ein Nichts? woher weißt du, daß du wirklich exiſtirſt? Hier biſt du an dem äußerſten Endpunkt des Zweifels und hier ruft dir eine innere Stimme zu: ich, ich bin, denn ich denke, ich bezweifle mein Seyn, ich, das Denkende, das Bezweifelnde in mir, ich bin — und wenn Alles um mich her in Wahn und Schatten zerfließt. Haſt du mit dem Zweifel begonnen, ſo darfſt du an keinem willkürlichen Ruhepunkt innehalten; warum denn nur an den höheren geiſtigen Dingen zweifeln, giebt dir die Körperwelt eine feſtere Gewißheit, weil ſie ſich deinen Sinnen darſtellt?

Sind denn die Sinnentäuſchungen nicht noch zahlreicher als die Täuſchungen unſeres Herzens und unſerer Phantaſie? kannſt du dich nicht als ein rein geiſtiges körperloſes Weſen denken, kannſt du nicht Alles, was dir vorher Gewißheit war, wie z. B. daß dein Körper wirklich exiſtire, als Vorurtheil ablegen, ſo wirſt du vergebens nach unumſtößlicher Wahrheit ringen. Kannſt du es aber, und haſt du ſo den Mittelpunkt deines Selbſtbewußtſeyns erfaßt, nun wohlan! ſo öffne die Augen, laß ſie herantreten all die Dinge, die ſich ehedem in deinen Gedanken befeſtigt hatten, nichts laß ungeprüft beharren, du haſt einen Maßſtab für die Wahrheit und Exiſtenz eines jeglichen derſelben: was ſich dir ſo unumſtößlich herausſtellt wie das Bewußtſeyn deines eigenen Selbſt, das allein iſt Wahrheit.“ „Wenn aber einer in fortgeſetztem Zweifel ſpräche,“ fiel hier Oldenburg ein, „noch habe ich keine vollkommene Gewißheit von jener Grundwahrheit, die mir als Norm dienen ſoll?“ „Der ſpräche entweder gegen ſein eigenes Bewußtſeyn, oder wir müſſen annehmen, daß es Menſchen gäbe, die innerlich von Geburt oder durch Vorurtheil d. h. alſo durch irgend einen äußern Grund geiſtig erblindet ſind. Denn dieſe denken ſich ſelber nicht; bejahen oder bezweifeln ſie etwas, ſo wiſſen ſie nicht, daß ſie dies thun, ſie ſagen ſie wüßten nichts, und das ſelbſt, daß ſie nichts wüßten, wüßten ſie wiederum nicht; ſie ſagen das nicht ſo abſolut, denn ſie fürchten zu bekennen, daß ſie, ſo lange ſie nichts wiſſen, exiſtiren, ſo daß ſie am Ende ſchweigen müſſen, wenn ſie nicht etwas anerkennen wollen, das nach Wahrheit riecht. Kurz, mit ſolchen kann man von der Wiſſenſchaft nicht reden, denn im täglichen Leben und Verkehre zwingt ſie die Nothwendigkeit anzuerkennen, daß ſie ſind, daß ſie ihren Vortheil ſuchen, und ſogar eidlich das eine anerkennen und das andere nicht. Beweist man ihnen aber ſonſt etwas, ſo wiſſen ſie nicht, ob der Beweis da iſt, verneinen, bejahen oder ſtreiten ſie, ſo wiſſen ſie von alle dem nichts, ſie ſind alſo nichts als ſeelenloſe Automaten.“ „Du wirſt ja ganz eifrig,“ ſagte Meyer, „Lucian hat das Ganze mit einem Scherze abgemacht, indem er einen radikalen Zweifler als Sklave verkauft werden läßt und dieſer noch unter der Peitſche ſeine Sklaverei bezweifelt.“ „Wozu aber bei Carteſius,“ fragte Oldenburg wieder, „dieſes unerquickliche Würfeln mit Vierecken, Dreiecken und allen Teufelsecken?“ „Nur die mathematiſche Beweisführung,“ entgegnete Meyer, „iſt die einzig richtige. Die Definitionen ſind die genauen Darlegungen deſſen, was mit dem Namen und den Eigenſchaften eines Gegenſtandes bezeichnet wird; die Poſtulate und Axiome, mit denen der Beweis geführt wird, ſind ſolche Gemeinbegriffe, daß, wer nur das A B C weiß, übereinſtimmen muß.“ „Die mathematiſchen Wahrheiten,“ ergänzte Spinoza, „dieſe allein haben dieſelbe innere Nothwendigkeit und äußere Evidenz wie das Bewußtſeyn unſrer ſelbſt. Auf dieſelbe Weiſe, wie ich beſtimmt weiß, daß ich bin, weiß ich auch, daß die drei Winkel eines Dreiecks gleich ſeyen zweien rechten. Das Verwickelte der höheren mathematiſchen Beweiſe ändert an der Sache nichts, da ſie alle auf denſelben einfachen und unumſtößlichen Prinzipien beruhen, und jedes Mittelglied ihres nothwendigen Fortſchritts ſo unumſtößlich iſt als das Prinzip an ſich.“ „Du verdankſt doch Carteſius viel, und dürfteſt ihn wohl Herr und Meiſter nennen.“ „Ich verdanke ihm, daß er mich von dem Schmerze befreite, nicht all die Gebiete früherer Denker nach allen ihren Dimenſionen durchforſcht zu haben. Ich hatte in den verſchiedenen Disciplinen der Juden keine Ruhe gefunden, ich hätte ſie in denen der Chriſten und Heiden auch nicht gefunden. Er lehrte mich, daß wir in den tiefſten Schacht des eigenen Geiſtes hinabſteigen müſſen, um dort den Stein der Weiſen zu heben.“ — „In dir iſt Carteſius zum zweitenmal Renatus *),“ ſchaltete hier Meyer ein, „bei ihm findeſt du doch Ruhe?“ „Noch nicht, denn auch er hat den wahren Zwieſpalt noch nicht aufgelöst, ſondern nur zuſammengelöthet.“ „Ich bitte dich,“ ſchloß Meyer, „ſage das Niemanden, du ladeſt dir ſonſt die ganze Schaar der refor-

---

*) „Wiedergeboren.“ Es iſt dies ein Wortſpiel mit dem Vornamen des Carteſius, welcher Renatus hieß, das ſich in einem Gedichte vor dem erſten Werke Spinoza's findet.

mirten Geiſtlichen auf den Hals, die endlich eingeſehen haben, daß der Carteſianismus die beſte Deduktion von der Lehre Calvins iſt.“

In ſolchem Austauſch der Ideen befeſtigte ſich die Anhänglichkeit zwiſchen Spinoza und ſeinen Freunden; dieſen hatte ſich die Form und jenem der Geiſt der neuen Lehre leicht erſchloſſen.

Meyer verſuchte es auf alle Weiſe, das Geiſtesgetriebe Spinoza's ſich zu zerlegen, er kam deshalb oft mit ihm auf ſeinen Studiengang zu ſprechen. „Ich habe über das nachgedacht,“ ſagte er eines Tages zu ihm, „was du mir ohnlängſt über das Studium des Thalmuds geſagt haſt und glaube darin den Grund zu finden, warum ihr Juden, wie z. B. du, ſo leicht jedwelche Begriffsleiter hinauf- und hinabklettern könnt, überſpringt ihr auch zwei oder drei Sproſſen, ihr tretet doch nie fehl; das kömmt gewiß vom Thalmudſtudium, das euch ſchon früh an ungebundene Geiſtesgymnaſtik gewöhnt. Wir aber, ich darf nur mich zum Beiſpiel nehmen, wir werden ganz anders tractirt, ſoll ein in uns liegender Gedanke zur Welt gebracht werden, da kommen die katechetiſchen Hebammen, legen die Zangen an und nach den eingelernten Künſten und Handgriffen wird der Embryo zu Tage gefördert, darauf legt man ihn in Baumwolle und bindet ihn in ein Kiſſen, damit er ja nicht erfriere, und wenn er größer wird, lernt er am Laufbande gehen."

„Ich kenne eure Unterrichtsweiſe zu wenig," entgegnete Spinoza, „und kann auch nicht recht begreifen, wie eine Religion mit dogmatiſch-hiſtoriſcher Baſis auf ſokratiſche Weiſe entwickelt werden kann; in dem, was du aber von den Juden ſagſt, liegt ein gewiſſes Moment der Wahrheit. Es iſt ihnen ſchon oft gelungen, gleich David mit einem aus freier Hand geworfenen Schleuderſtein einen gepanzerten und im regelrechten Fechten geübten Kämpen niederzuſtrecken; aber dieſer Mangel an Disciplin ertödtete auch meiſt alle wahre ſtreng geordnete Wiſſenſchaftlichkeit unter den Juden; mein Beſtreben iſt, mich von jenem vagabundariſchen Geiſtesleben zurückzuziehen und den Bau einer Wiſſenſchaft von Punkt zu Punkt zu verfolgen. Carteſius iſt hiebei mein verläſſiger Geleitsmann."

Ludwig Meyer, der ſchon als in ſich abgeſchloſſene Perſönlichkeit daſtand, förderte die Selbſterkenntniß Spinoza's ſehr, während Oldenburg, gleich ihm noch mehr im Werden begriffen, unmittelbarer in ſeine neuen Ideen mit verſchlungen wurde. Er fand in beiden gleich treue Freunde.

19. Der neue Alliirte.

— — Man wiegte vor nicht langer Zeit
Die Kinder mit coa-coaliſirt
In ſanften Schlaf. Das junge Fräulein
Fragte die gnädige Mamma: „Was machen jetzt
Die gnäd'gen Tanten, die coaliſirten
Puiſſancen wohl?“

Herder.

Olympia ſah zum Fenſter hinaus, ein junger Menſch in den angehenden zwanziger Jahren ſtand neben ihr. Er war von mittlerer Größe, ſein längliches Geſicht, das, beſonders im Profil betrachtet, ſchön genannt werden konnte, hatte eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem Olympia's, nur war in ſeinem Auge nichts von jener unruhigen Flamme zu entdecken, die aus den Augen Olympia's leuchtete. Die linke Hand war auf den vergoldeten Griff ſeines Galanteriedegens geſtützt und mit der Rechten ſtreichelte er ſeinen blonden Stutzbart; bisweilen drückte er auch ſeine Augenwimpern zuſammen und muſterte ſeinen Anzug nach allen Seiten, es war nichts daran zu tadeln: die feine weiße Halskrauſe war in der erforderlichen Lage, der ſchwarze Mantel von dem feinſten venetianiſchen Sammet warf majeſtätiſche Falten und die aus Mattgold gewirkte Trottel ſpielte bei jeder Bewegung anmuthig auf der Bruſt, die bauſchigen atlaſſenen Beinkleider waren an den Knieen kunſtreich geknüpft, die ſeidenen Strümpfe, die Schuhe mit goldenen Schnallen, alles war untadelhaft. „Sehen Sie,“ ſagte Olympia und der Schöngekleidete blickte freundlich auf, „ſehen Sie den jungen Mann dort, der ſo nachdenklich die Straße heraufkömmt?“ Schnell hatte der Angeredete ein rothſaffianenes Futteral aus der Taſche, aus dem er ein mit Brillanten eingelegtes Perſpektiv nahm. „Meinen Sie den dort?“ ſagte er dann, „er iſt ſo von mittlerer Statur und hat einen bräunlichen Teint, iſt das nicht ein Jude?“ „Allerdings,“ erwiederte Olympia, „er ſtammt aus einem vornehmen ſpaniſchen Geſchlechte. Mein Vater hält große Stücke auf ihn, und ich — ich liebe ihn als einen meiner beſten Freunde. Ich darf ſchon ſo offenherzig ſprechen, Sie werden nichts weiteres dahinter vermuthen, er iſt ja ein Jude.“ „Was ſagen Sie aber zu meiner phyſiognomiſchen Routine?“ fuhr der Fremde fort, indem er ſeinen Knebelbart um den Zeigefinger wickelte und mit wohlgefälligem Blicke über die Fenſterſcheibe ſtreifte, die ihm ſein Bild zurückſtrahlte. „Sie müſſen nicht glauben, daß ich die Juden verachte oder haſſe, o nein! ein Mann von Bildung läßt ſolche Ehre nur einem ebenbürtigen Gegenſtande zukommen; im Gegentheil, ich finde die Juden recht intereſſant, ſie ſind ſo eine Art hiſtoriſcher Reliquie und den Sinn für das Hiſtoriſche verdanke ich Ihnen. Ich betrachte die Juden als Splitter eines aſiatiſchen Stammes, die uns durch ihre ſeltſamen Manieren bisweilen unterhalten können.“ „Hatten Sie in Hamburg viel Umgang mit Juden?“ fragte Olympia. „Sie ſcherzen,“ war die Antwort, „aber ich kenne ſie doch aus dem Grunde. En detail mag es manchen ehrlichen Mann unter ihnen geben. Ich hatte in meiner Vaterſtadt einen alten Schmul, dem ich meine nicht mehr moderne Garderobe verkaufte; ich hatte manchen Spaß mit ihm, er ließ ſich Alles gefallen, wenn er nur einen guten Maſſematten machte, aber ſo geldgierig er auch war, ſo habe ich doch verſchiedene Beweiſe ſeiner Ehrlichkeit; en gros betrachtet ſind aber alle Juden Beutelſchneider und eine ſchmutzige, widerliche Raçe, die leider, mein ſeliger Vater hat es oft geſagt, auch den Handel unſerer Stadt an ſich reißen wird. Denken Sie nur, ich hatte zu Hauſe einen Freund, der die noble Neigung hatte, in ein Judenmädchen verliebt zu ſeyn; er war ſo tief geſunken, daß er an eine wirkliche Verbindung mit ſeiner ſchönen Rahel dachte. Es iſt mir noch jetzt unbegreiflich, wie ein Menſch von guter Familie nur den Gedanken ertragen kann, den Mauſche und den Itzig zum Schwager zu haben, die alle nach Knoblauch riechen, daß man ſie ſich gerne drei Schritte vom Leibe hält. Es iſt wahr, mein Freund hatte gewiſſe Pflichten gegen das Mädchen, aber du mein Gott! das war nicht ſeine Schuld allein, und war nun einmal nicht zu ändern. Eines Morgens war mein Freund draußen in Cuxhaven, man zog einen Leichnam aus dem Meere, er erkannte ihn, es war Rahel; man mußte ihn mit Gewalt zurückhalten, daß er nicht augenblicklich ſein hoffnungsvolles Leben in den Wellen endete. Ich hatte inniges Mitleid mit dem Schmerze meines Freundes, er ſchwur hoch und heilig, nie einer andern anzugehören, aber man kennt ja dieſe Schwüre: er war bälder geheilt als man vermuthete; nach einem Jahre war er glücklicher Gatte der Tochter eines Senators, und wenn man ihn an ſeine frühere Schwärmerei erinnert, lächelt er nur ſtill. — Gewiß, Jufrow Olympia ſcherzt oder gefällt ſich in der Paradoxie, wenn ſie einen Juden mit dem beneidenswerthen Titel ihres beſten Freundes beehrt. Sie beleidigen Ihre früheren Verehrer damit, bedenken Sie, was wir ſind und was ein Jude iſt — Ich mit einem Juden in freundſchaftlichem Verhältniß, die ganze gute Geſellſchaft meiner Vaterſtadt hätte das Recht ſich mit Abſcheu von mir zu wenden.“ Olympia hatte ſich während dieſer Rede an ihre Orgel geſtellt und leiſe darauf präludirt, ſie blickte ruhig nach dem Fremden um, der jedes ſeiner Worte nachdrucksvoll betonte und dabei mit dem Zeigefinger und Daumen, die er in einen Ring geſchloſſen hatte, gemeſſen tactirte. „Sie haben ja große Lebenserfahrung geſammelt,“ ſagte ſie endlich, „aber Sie vergeſſen, daß Sie in Holland ſind, wo man die Religionen nicht in herrſchende und beherrſchte eintheilt. Ich glaube, Amſterdam dürfte ſich's zum Ruhm anrechnen, die einzige Stadt in der Welt zu ſeyn, welche die Religionsfreiheit ſo weit ausdehnt, daß ſie auch den Uebertritt vom Chriſtenthum zum Judenthum geſtattet. Sie müſſen den Herrn von Spinoza kennen lernen, glauben Sie mir, es iſt ein merkwürdiger Menſch. Sie haben doch ſonſt kein böſes Herz, begegnen Sie ihm freundlich, mir zu liebe; doch ſtill, er kömmt.“ Spinoza trat ein. „Da iſt nun endlich der Herr Kerkering,“ ſagte Olympia, „von dem ich Ihnen ſchon geſagt habe, daß er vor Jahren mein Schüler war und durch den Tod ſeines Vaters bis jetzt abgehalten wurde, zu uns zurück zu kehren.“ „Sie werden gewiß meinen Entſchluß vollkommen billigen, Herr v. Spinoza,“ fiel Kerkering ein, „daß ich mich wieder zu Jufrow Olympia gewendet habe, um von ihren Honiglippen die Weisheit des Alterthums zu hören.“ „Das iſt eine mißrathene Artigkeit,“ entgegnete Olympia, „Sie ſagen ich hätte gelbe Lippen und rücken mir mein Alter vor.“ Kerkering ſtutzte, Spinoza half ihm aus der Verlegenheit, indem er ihm ſagte: „Sie haben wahrſcheinlich vergeſſen, Herr Kerkering, daß Jufrow Olympia verlangt, man ſolle ſich kein Bild von ihr machen von Allem was im Himmel und auf der Erde iſt.“ „O Sie Ketzer!“ ſagte Olympia und ihr feuriges Auge ſchien es in der That auf ein Auto da fe abgeſehen zu haben. „Sie werden wohl geſtatten,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „daß Herr Kerkering an unſern lateiniſchen Unterhaltungen, Unterricht mag ich es kaum mehr nennen, Theil nimmt?“ Spinoza bejahte, und während er ſprach, trat Oldenburg ein. Er muſterte Kerkering, den ihm Olympia vorſtellte, mit einem flüchtigen Blicke. „Ich hätte mir’s denken ſollen,“ ſagte er zu Spinoza gewendet, „daß ich dich hier treffe, und hätte mir den Weg nach deinem Hauſe erſparen können.“ „Du?“ fragte

Olympia, „o das herzige Du, wie glücklich ſind doch die Männer, daß ſie die, denen ſie zugethan ſind, ohne Umſtände mit dem traulichen Worte benennen dürfen. Die Römer wußten gar nicht, welchen Vorzug ſie beſaßen, daß ſie ſich einander nur mit du anreden konnten. Ich bin ſtolz darauf, daß Sie beide ſich ſo bald und ſo innig befreundet haben, denn ich war ja die Mittlerin.“ „Zwei Größen, die einer dritten gleichen, gleichen ſich untereinander,“ ſagte Spinoza. „Einer vierten nicht auch?“ fragte Olympia. „Wir ſind hier als die Repräſentanten von den vier großen Mächten, wir wollen eine Quadrupel-Allianz ſchließen. Sie Herr von Spinoza müſſen den Moſes vertreten, Sie Herr Oldenburg Ihren Calvin, Herr Kerkering muß für ſeinen Luther einſtehen und ich — ich will den Papſt repräſentiren; er kann's nicht zurückweiſen, denn ich heiße ja Olympia Maria Honoria. Herr Kerkering, geben Sie den beiden Herren die Hand, wir unter uns haben uns ſchon längſt geeint; wir Vier wollen den Kreis bilden, der alle Religionsunterſchiede in ſich aufnimmt und verſöhnt.“ „Ich fürchte, das iſt das umgekehrte Problem von der Quadratur des Kreiſes," ſagte Spinoza und Oldenburg ſetzte hinzu: „Sie gehen ja noch weiter als Hugo Grotius, der auch von einem ewigen Frieden der Religionen träumte, und nur die Juden bei ſeiner projektirten Union vergeſſen hatte." — Es war als ob ſich eine wandelnde Orangerie zu ihnen hin bewegte, ſo von Salben duftete Kerkering, der zu den beiden Freunden trat, einem jeden die mit Brillantringen beſetzte Hand reichte und hierauf eine zierliche Verbeugung machte. Die beiden Freunde hatten das gleiche Mißbehagen an dieſem Vorgange.

„Ewige Extravaganzen," ſagte Oldenburg zu Spinoza, als ſie miteinander weggingen, „das Mädchen verzehrt ſich noch in lauter abenteuerlichen Spielen, die alle denſelben Augenblick in's Werk geſetzt werden müſſen. Da bringt ſie uns auch noch mit dem Gecken zuſammen, den ſie wie einen Automaten behandelt." „Du mußt nicht ſo böſe auf ihn ſeyn," entgegnete Spinoza, „denn an ihm hätte ja dein Herr und Meiſter Carteſius wieder ein Beiſpiel, daß ohne unaufhörliche äußere Vermittlung eines höheren Dritten keine wirkliche Exiſtenz gedacht werden kann und Alles in ſich zerfallen müßte."

20. Die Handthierung.

Iſſeſt du von deiner Hände Arbeit, Heil dir, du haſt es gut.

Pſ. 128, 2.

Während Spinoza über die wirkliche Exiſtenz der Dinge, über den in ihnen ſelbſt ruhenden Grund ihres Daſeyns, über ihre nothwendigen und zufälligen Beſtimmungen ſich in tiefes Nachdenken verſenkte, und die hierauf bezüglichen mathematiſchen Beweisführungen des Carteſius genau revidirte, hatte auch ſein Vater über den zureichenden Grund der wirklichen Exiſtenz nachgedacht und ſeine Demonſtrationen waren nicht minder auf Ziffer und Zahlen gebaut als die des Philoſophen. „Beharrſt du noch immer dabei,“

ſagte er eines Tages zu ſeinem Sohne, „nicht Rabbine werden zu wollen? haſt du es bedacht, was du mir und dir dadurch thuſt? Ich ſehe leider meine höchſte Freude vor mir in's Grab dahin ſinken.“ „In den Sprüchen der Väter heißt es,“ entgegnete Baruch mit gepreßter Stimme, „R. Zadok ſagt: mache aus deiner Kenntniß vom heiligen Geſetze keine Krone, um damit groß zu thun, und keinen Spaten, um damit zu ackern.“ „Gut, ich bin ganz damit einverſtanden, wie aber, wenn man keinen andern Spaten hat? ſieh, ich rede ſtets offen mit dir, die Miriam iſt jetzt Braut mit dem Samuel Carceres; meine Töchter wären nun mit Gottes Hilfe verſorgt, nur du allein biſt noch da. Soll ich dir's verhehlen? mein Prozeß ſteht ſchlecht, und was ich dir nach meinem Tode hinterlaſſen kann, iſt ſo blutwenig, daß du davon nicht leben kannſt, Gott ſoll aber mich und meine Kinder und Kindeskinder davor bewahren, daß ſie nicht ohne Trauer im täglichen Gebete ſollen ſagen können: Herr, laß uns doch nicht bedürftig werden der Gaben derer, die aus Fleiſch und Blut geſchaffen ſind. Drum ſage, was iſt zu thun?“ „Soll ich ein Handelsmann werden?“ „Nein, das würde ich ſelber nicht zugeben, du haſt von Kindheit auf keinen Handelsgeiſt gehabt. Zwar giebt es jetzt wieder neue Wege für den Handel, und wir brauchen nicht mehr alle ſo auf einem Klumpen zu hocken wie da in Holland, wo einer dem andern den Vortheil vor der Naſe wegſchnappt. Nach Batavia zu gehen, das iſt nichts, denn die dort ſind, denen geht es herzlich ſchlecht und viele wollen wieder zurückkehren, aber es iſt Nachricht eingegangen, daß Rabbi Menaſſe ben Iſrael, der mit dem Lordprotektor unterhandelt, es wahrſcheinlich dahin bringen wird, daß die Juden wieder nach England ziehen dürfen.“ „Ich habe davon gehört,“ erwiederte Baruch, „R. Menaſſe ſoll dadurch am meiſten Stimmen für ſich gewonnen haben, daß er ſagte, die wahre Erſcheinung des Meſſias könne nicht vor ſich gehen, wenn nicht vorher die Verheißung in Erfüllung gegangen wäre, daß Iſrael in alle Lande zerſtreut ſeyn würde. Das war eine unredliche Spitzfindigkeit.“ „Laß das gut ſeyn,“ ſagte der Vater, „ein großer Theil des Volks thut's nicht anders als er muß betrogen ſeyn, und da thut man ihm den Gefallen; aber das ſind Dinge, die uns jetzt nichts angehen, bedenke du jetzt, womit du künftig deine Exiſtenz ſichern willſt.“ „R. Gamaliel ſagt: ſchön iſt das Studium des Geſetzes verbunden mit einem bürgerlichen Gewerbe, beiden obzuliegen macht des Laſters vergeſſen; das Studium ohne Arbeit iſt am Ende ein müſſiges und verleitet zu Sünden.“ Baruch führte noch mehrere Beiſpiele an, daß die größten Väter der Synagoge Handwerker waren, und er ſchloß mit den Worten: „Ich möchte ein Handwerk lernen.“ „Du brauchſt nicht ſo viele Stellen aus dem Thalmud als Hebel anzuwenden, ich habe gar nichts dagegen, wenn du ein ehrbares Handwerk lernen willſt.“ Spinoza war froh, daß ſein Vater nicht durch die angeführten Beiſpiele allein bewogen wurde, in ſein Vorhaben einzuwilligen, denn er hatte ſich gewiſſermaßen des vielbekannten „frommen Betrugs“ hiebei bedient. Er war feſt entſchloſſen nie und nimmer in den gewöhnlichen Schlendrian einzutreten, und Wiſſen und Gewiſſen für das tägliche Brod zu verkaufen; konnte er mit dem Werke ſeiner Hände ſich ſeinen Lebensunterhalt verſchaffen, ſo blieb ihm ſeine Ueberzeugung frei, und er durfte ſie in keiner Weiſe den Erforderniſſen und Bedürfniſſen der Alltäglichkeit anbequemen. — Oder findet ſich auch bei den Geiſtern erſten Ranges jene unbefriedigte Leere, die uns ſo oft überkommt, wenn wir immer und immer nur die Feder zu führen, das todte Wort zu beleben, neue Gedanken und Gefühle auszugraben und zu meißeln angewieſen ſind? Erfaßt auch ſie jene unbezwingbare Sehnſucht nach einer materiellen Beſchäftigung, welche gewiſſermaßen auch das durch einſeitige Seelenthätigkeit geſtörte Gleichgewicht wieder herſtellen ſoll?

Des andern Tages erklärte Spinoza ſeinem Vater, daß er die Kunſt optiſche Gläſer zu ſchleiſſen, erlernen wolle. „Aber das iſt ja ein Handwerk, das nur kümmerlich einen Menſchen ernährt,“ entgegnete der Vater, „wie willſt du einſt mit einer ganzen Familie davon leben? du wirſt mir doch, Gott bewahre, nicht die traurige Ausſicht eröffnen wollen, meinen Namen einſt von der Erde ausgelöſcht zu ſehen!“ Spinoza antwortete nicht, er hoffte und ahnte vielleicht auf eine andere Weiſe dieſem Namen ewige Dauer zu verſchaffen. „Nun,“ hob der Vater wieder an, „meinetwegen, wenn ich alle Gewerbe durchgehe, ich finde nirgends etwas beſſeres, wenn man kein großes Capital einſetzen kann. Vielleicht thuſt du einmal eine reiche Heirath, und kannſt das Geſchäft in's Große treiben.“ Er ging mit ſeinem Sohne zu einem Meiſter. — Spinoza fragte dieſen im Verlaufe der Rede: da er die Geſetze der Optik ſchon kenne, und auch ziemlich mathematiſche Kenntniſſe habe, ob er vielleicht in einem halben Jahre das Handwerk erlernen könne. Der Meiſter, der alle Anträge bis jetzt ruhig angehört hatte, ſprang bei dieſen Worten ſo entrüſtet auf, daß ihm ſeine Brille bis auf die Naſenſpitze herabfiel. „Daß dich der — —, da möcht' man katholiſch werden, was die Jugend jetzt für Knirps im Kopf hat,“ rief er, „ich bin jetzt 47 Jahre bei dem Geſchäft, ich darf ſagen, daß ich's verſteh', und daß ich's auch Jemand lehren kann, und doch hab' ich drüben in der Werkſtatt Geſellen, die ſchon fünf und ſieben Jahr dabei ſind, ich will das Mikroſkop da auseinander legen, ich will's, wie es da iſt, auffreſſen, wenn mir's einer wieder zuſammenlegen kann, wie ſich's gehört. Da meinen ſie nur, aus den Büchern, da könnt' man Alles lernen, ich geb' keinen Pfifferling für all' die Geſchichten; das Papier iſt geduldig, das läßt drauf drucken, was man will. Ich hab' auch einmal ein Mikroſkop gemacht nach der Vorſchrift, wie es in einem Buch geſtanden iſt, aber es war gerad' für nichts. Wer nicht ſelber bei dem Geſchäft iſt, der kann ſein Lebtag nicht wiſſen, wie man nur die rechte Blende in's Glas hineinbringt, bleibt mir vom Leib mit euren gelehrten Geſchichten." Auch die Frau Meiſterin trat hinzu, ſie hatte den Naſenklemmer von ihrem linſenbeſäten Geruchsorgan abgenommen, und agirte nun heftig mit dem Inſtrumente. „Ja" rief ſie, „wenn man das Ding nur ſo mir nichts dir nichts lernen könnte, möchte jeder Weißnicht was herkommen, und will nur auch ſchnell Optikus werden." Nur mit Mühe wurden die guten Leute wieder beruhigt. „Ich bin ein Menſch wie ein Lamm," ſagte dann der Meiſter, „wer mit mir nicht auskömmt, kann mit Niemand in der Welt auskommen.“ „Ja, er iſt nur zu gut gegen alle Welt,“ fiel die Frau Meiſterin ein, „und was er dann bei andern verſchüttet hat, will er mit mir wieder einbringen.“ „Laß gut ſeyn,“ ſagte der Meiſter, „du läßſt dir nichts geſchehen; aber ich will ehrlich und offen mit euch reden, ihr ſollt nicht hinten drein ſagen können, das hätt' ich euch vorher ſagen ſollen. Erſtens, es iſt ein ungeſundes Geſchäft; ſeht mich an, wie ich da bin hab' ich ſchon mehr als drei Centner Glas geſchluckt; ich weiß wohl, ich treib's nicht mehr lang, nun in Gottes Namen.“ — „Verſündige dich nicht, Anton,“ fiel die Frau Meiſterin ein, „wenn's mit den Sechzigen ſo ſtark bergab geht, und man in drei Jahren dem Doktor und dem Apotheker keinen Deut gegeben hat, mein' ich, dürft' man Gott danken. Ihr müßt nicht Alles ſo genau nehmen, was er ſagt.“ „Jetzt laß Mich reden, ich weiß, was ich red',“ entgegnete der Meiſter, und ſuchte ſich ein Anſehen zu geben, er bog nun nächſt dem kleinen Finger auch den Ringfinger an der linken Hand ein und ſprach: „zweitens, iſt es ein ſchlechtes Geſchäft, es kommt nichts dabei heraus.“ „Ja, da hat er recht,“ commentirte die Meiſterin, „als wir angefangen haben, da waren wir und der verſtorbene Greenwond, der bei dem abgebrannten Rathhauſe gewohnt hat, die zwei einzigen, und jetzt ſind es dreiundzwanzig in der Stadt; man verdient kaum mehr das Waſſer zu der Suppe, und Ehr' und Schande halber kann man doch das Geſchäft nicht aufgeben. Wir ſind zwei alte Leute, wir brauchen wenig, und mit Sparen und Hauſen ſchlagen wir uns ſo durch, daß, wenn das Jahr herum iſt, man mit knapper Noth ſein bischen Sach noch bei einander hat; ich weiß nicht, wie's die Leute machen, die einen Haufen Kinder bei einander haben, und von dem kleinen Verdienſt leben.“ — Der Vater wollte durch ſolche Vorſtellungen ſich bewegen laſſen, ſeine Einwilligung zurückzunehmen, aber Spinoza blieb ſtandhaft, und ſo kam man mit dem Meiſter überein, daß Spinoza gegen eine mäßige Entſchädigung ſo lange lernen dürfe, als es ihm behage.

Es war nun abermals eine neue Athmosphäre, und zwar eine von Glasſtaub geſchwängerte, in welche Spinoza eintrat. Einen großen Theil des Tages brachte er fortan in der Werkſtätte zu. Er lernte den ſcharfen Diamanten handhaben, um aus den unförmlichen, dicken und undurchſichtigen Scheiben Stücke von beliebiger Größe herauszuſchneiden, aber noch nahmen dieſe Stücke beim Bruche willkürlich kryſtalliſirte Formationen an. Spinoza trat nun in den erſten Grad der edeln Schleifkunſt ein. Mit der rechten Hand drehte er ein Rad, um welches ein Riemen geſpannt war, der in eine Walze eingriff, worauf ein ganz flacher bleierner Teller aufgeſetzt war; der Teller drehte ſich, und mit der linken Hand wurde der Glasſcherben darauf gedrückt, der ſo lange Kreiſe auf demſelben beſchrieb, bis das Glas die beabſichtigte Form erhalten hatte. Stets mußte naſſer Flugſand aufgeſchüttet werden, um die Entzündung der ſich reibenden harten Stoffe zu verhüten, und die Rauhheit des Blei's zu vermehren. Das erſte Stadium war hiemit beendigt. Spinoza mochte ſich wohl das Handwerk reinlicher und weniger mühſam gedacht haben; aber es iſt nicht die Art eines feſten Charakters, ein mit Bewußtſeyn erwähltes Geſchäft der Unannehmlichkeiten wegen fahren zu laſſen. — Im zweiten Stadium entſchied ſich's nun, ob das flache Glas eine hohle oder erhabene Form erhalten ſollte, und je nachdem wurde eine hohle oder erhabene meſſingne Platte auf die Walze geſetzt; mit Pech wurde wechſelsweiſe auf der einen Seite des Glaſes eine Schraube aufgeklebt, und dieſe in der Mutter vermittelſt eines Stiftes auf der meſſingnen Platte herumgedreht, dieſelbe Bewegung, wie im erſten Stadium begann. Zwiſchen drein mußte immer inne gehalten werden, um aus dem daneben ſtehenden zinnernen Becher einen Schluck Waſſer zu nehmen, und auf die Platte zu ſpritzen. Nachdem beide Seiten des Glaſes ſo zugerichtet waren, ging es an das dritte Stadium. Ein mit Leder überzogenes und mit flüſſig gemachtem Blutſteine beſtrichenes kleines Kiſſen wurde aufgeſetzt, die Anfeuchtung durch Beſpritzen ging wieder vor ſich, und hier endlich erlangte das Glas jene Politur, die es zum Reflectiren des Lichts eignet machte. Konnte man das Fenſterbild, das die flamändiſchen Maler mit ſo unſäglicher Kunſt und Naturtreue in dem Strahlenpunkt des Auges wiedergeben, auch hier im Glaſe deutlich ſehen, ſo war es fertig. Spinoza hatte die techniſchen Schwierigkeiten bald überwunden. Die Zuſammenſetzung der Gläſer begriff er ſchneller, als der Meiſter vermuthet hatte. Die Bücher mußten doch nicht lauter Unnützes enthalten haben. — Während Spinoza hier ein Glas ſchliff, um den Kurz- und Schwachſichtigen das Ferne nah und das Nahe näher zu bringen, arbeitete er im Geiſte die feinſten Ocularien aus, um die Geiſtespupillen der Mit- und Nachwelt zu unterſtützen und zu ſchärfen. — Er freute ſich, daß das immerwährende Geraſpel keine gegenſeitigen Beſprechungen unter ſeinen Nebengeſellen zuließ. Er konnte ſo ungeſtört ſeinen Gedanken folgen.

In der Werkſtätte war es ein luſtiger Geſelle, mit einer zarten und edlen Geſichtsbildung und kunſtlos herabfallenden braunen Locken; mit Singen und Jubeln ſtelzte er jedesmal zur Thüre herein, denn er ging an Krücken, da er krumme und rückwärts gewachſene Füße hatte. So lange er ſeine Krücken neben ſich hinſtellte, und ſeine Werkbank in Ordnung brachte, gab er faſt regelmäßig eine Volksrede zum Beſten. Einſt ſagte er: „Bin ich nicht viel beſſer daran als der König Nebukadnezar? der hat, glaub' ich, irdene Füße gehabt, und hätte nicht über unſer ſchlechtes Pflaſter holpern können. Ich hab' doch noch einem Baum ſeine Aerme ausgeriſſen, und hab' mir Füße daraus gemacht, der nächſte beſte Adler, der mir zwiſchen die Beine kömmt, dem rupf' ich ſeine Flügel aus, und näh' mir ſie an; ich kann's von unſerm Herrgott ſchon verlangen, daß er mir Flügel giebt, warum hat er mir Füße gegeben, die ich nicht brauchen kann? Brüder! dann iſt's aus, dann könnt' ihr fünf Tage in der Woche blauen Montag halten; man braucht keine Fernröhre mehr. Will ſo ein gelehrter Herr wiſſen, wie einer von den Sternen ausſieht, da bin ich, der Peter Blyning, da, für ein gutes Trinkgeld flieg ich hinauf und ſpionir' Alles aus, vielleicht bleib ich aber auch droben, und komm' gar nicht mehr herunter; wenn mich ſo ein ſchönes Mondmädchen heirathen will, ich bin gleich dabei, da unten muß ich doch ledig ſterben.“ Ein ſchallendes Gelächter lohnte ſtatt des Bravo ſtets ſeine Rede, und er ergriff jede Gelegenheit, um ſeine Redekunſt weiter zu üben. „Eigentlich ſind wir Alle, wie wir da ſind,“ ſagte er ein andermal, „wir ſind lauter Krückenfabrikanten, was unſer Herrgott verpfuſcht hat, müſſen wir wieder gut machen; hätt' er der Welt beſſere Augen in's Geſicht geſteckt, braucht' man keine Fernröhre und keine Brillen. Gott verzeih' mir's, aber ich bin manchmal martialiſch bös auf ihn, was hab' ich ihm gethan, daß er mich halb fertig in die Welt geſchickt hat? Wenn er mir drüben keine beſſere Füß' giebt, ſo kann er ſein ewiges Leben für ſich behalten, ich nehm's nicht.“ Alle glotzten ihn mit ihren blöden Geſichtern an, wenn er ſo ſprach, nur Spinoza ſuchte ihn zu überzeugen, daß körperlicher Schmerz und Mangel kein wirklicher ſey, und daß es der höchſte Beruf des Menſchen wäre, den ihm von Gott zugetheilten Beſtimmungen gemäß zu leben, und nicht nach einer Kraft zu ſtreben, die uns von der Natur verweigert iſt, ſonſt kämen wir nie zur wahren Befriedigung. „Ja, ihr habt gut reden,“ ſagte Peter, und ſeine Stimme hatte einen wehmüthig zitternden Klang, „ihr habt gut reden, verlang' ich denn etwas mehr, als was mir als Menſch gehört? ſeht, nur ein einzigesmal in meinem Leben möcht' ich tanzen, ich ſchwör' euch, ich würde mich gleich darauf gerne in's Grab legen. Wenn ich Tanzmuſik höre, ja in dieſem Augenblicke, wo ich nur dran denke, mein' ich, ich müßt' vor Zorn aus der Haut fahren; ich möcht' mir die Augen auskratzen, ſo ſchäm' ich mich oft, ich hab' mir ſchon mehr als einen Rauſch getrunken, blos weil ich gefürchtet hab', ich würde vor aller Welt weinen.“ Spinoza ſuchte beſänftigend auf Peter einzuwirken, er gewann ihn dadurch beſonders für ſich, daß er ſich bisweilen Handgriffe von ihm zeigen ließ, aber unſer Philoſoph wurde bei ſeinen Einreden oft gewahr, wie unendlich ſchwer es iſt, von der Nebelhöhe des allgemeinen Idealismus herunter zu ſteigen bis zu den alltäglichen Bedürfniſſen und Fragen der gewöhnlichen Menſchen. — Alle Geſellen hatten eine gewiſſe, wie von ſelbſt verabredete Hochachtung vor Spinoza, auch das meiſterliche Ehepaar liebte den beſcheidenen und ſtillen jungen Mann ſehr. Spinoza war heiter und zufrieden.

Nicht ſo ganz zufrieden war Olympia, als er ihr ſeine begonnene Lebensweiſe erzählte: „Es freut mich zwar, daß wir auch hierin übereinſtimmen“, ſagte ſie, „den ganzen lieben langen Tag blos eigenen oder fremden Gedanken nachhängen, iſt zu viel oder zu wenig Arbeit; ich komme dann meiſt ſo weit, daß mir's peinlich wird und ich froh bin, wieder die Stiche zählen zu müſſen. Wenn ich ſticke, da hab' ich meine beſten Gedanken. Sehen Sie die Roſenguirlande dort? Geſchichten, toller und umfangreicher als die **Gesta Romanorum** ſind dort unter den Nähten gefangen — ach! wie froh war ich damals, daß ich eine Handarbeit kannte.“ „Ich arbeite aber nicht blos, um meinen Händen etwas zu thun, ſondern auch um meinen Zähnen etwas zu kauen geben zu können.“ „Ich merk' es ſeit geraumer Zeit,“ erwiederte Olympia, „die Lectüre des Tacitus bewirkt einen ganz beſondern Humor bei Ihnen.“ „Daß ich nicht wüßte, es iſt mein völliger Ernſt, ich will hiedurch künftig für meine Nahrung ſorgen.“ „Wozu hätten Sie denn aber ſo viele Kenntniſſe geſammelt? Ich will nicht hoffen, daß es bloſer Egoismus war; mein Vater will ſein Inſtitut erweitern und da ſollen Sie ein Hauptlehrer werden, wollen Sie nicht mein Collega ſeyn?“ „Ich muß leider Nein ſagen. Schelten Sie es immerhin Egoismus, ich habe die nächſten Pflichten gegen mich, und muß erſt mit mir im Reinen ſeyn; kann ich dann Etwas lehren, was den Menſchen nützlich iſt, werde ich's bedenken, aber nie und nimmer werde ich die kleinſte Ueberzeugung für ein vergängliches Gut verhandeln.“ „Sie erſcheinen doch ſtets wie der Deus ex machina“, ſagte Olympia zu dem eintretenden Oldenburg, „wiſſen Sie ſchon, Ihr Taufpathe hier will ſich vorbereiten, um Sultan werden zu können.“ „Oder Apoſtel,“ fügte Oldenburg hinzu. „Wär's noch eine Beſchäftigung,“ fuhr Olympia fort, „wie ſie die großen Weiſen und Staatsmänner des Alterthums hatten, der Feldbau, das ließe ich mir noch zur Noth gefallen; es liegt etwas Großes darin, ſo die Extreme zu vereinigen und mit dem gebildetſten Geiſte die Arbeit des rohen Naturmenſchen zu verrichten, ſelbſt die des Fiſchers und Zimmermanns hat noch etwas Poetiſches, aber in einem Winkelzimmer Gläſer zu ſchleifen, da verdumpft und verſumpft Leib und Seele. Die Hand eines Philoſophen, die das Rad einer Maſchine dreht, das iſt ein widerwärtiger Gedanke.“ „Ich bin kein Poet,“ entgegnete Spinoza, „und muß mir's gefallen laſſen, daß Sie über mein Handwerk losziehen; aber ich will Ihnen alle Künſte der Dialektik an meinen Brillengläſern vordemonſtriren: zwei hohlgeſchliffene Gläſer auf einander gelegt, zeigen einen durch ſie betrachteten Gegenſtand verkehrt, das Reflexionsglas dazwiſchen bringt ihn in ſeiner wahren Geſtalt näher —“ „Wann biſt du geboren?“ unterbrach ihn Oldenburg, „Eine ſonderbare Frage, Herr Gevatter,“ erwiederte Spinoza, „wenn du's doch nicht weißt, im November des Jahrs 32.“ „Das paßt vortrefflich“, fuhr Oldenburg fort, „du haſt wohl nie etwas von dem Görlitzer Apoſtel gehört, der ewig in apokalyptiſcher Ekſtaſe faſelte? Im November 24 hat er das Zeitliche geſegnet; er war ſeines Handwerks ein ehrſamer Schuſter, und ich werde nun aus der Apokalypſe beweiſen, daß 7 Jahre nach ſeinem Tode ein neuer Philoſoph geboren werden mußte, der auch ein Handwerker iſt. Sparen wir unſere Worte, Jufrow Olympia, es ſteht ſo in den Sternen geſchrieben, wir können nicht dagegen ſtreiten.“ „Ihr Beiſpiel hinkt,“ ſagte Olympia, „denn Ihr Jakob Böhme war ein Schuſter und wurde als ſolcher ein Philoſoph, während unſer Maledictus vom Philoſophen zum Handwerker wurde.“ „Verzeihen Sie,“ ſagte Spinoza, „der Witz hinkt nicht, ſondern er hat ein Ueberbein, denn es ſind 8 Jahre von 24 bis 32.“ „Thut Nichts,“ entgegnete Oldenburg, „ſo ein Jahr wird doch amputirt werden können. Aber ernſtlich, du beleidigſt deine Freunde durch den Zweck, den du mit deiner Lebensart erſtreben willſt; müſſen Freunde nicht Alles unter ſich theilen? ſind wir ſo ätheriſch, daß wir uns blos klingende Worte und Gefühle und nicht au[illegible]ſer klingendes Geld einander mittheilen dü[illegible]?“ „Es iſt das brav von dir gedacht,“ ent[illegible]gnete Spinoza, „aber ich habe dir ſchon geſagt, daß ich nie ein Geſchenk von einem Freunde annehme, ſo lange ich von meiner Hände Arbeit leben kann."

Spinoza ließ ſich durch Nichts abhalten, ſein Handwerk emſig zu betreiben.

21. Das Unausgeſprochene.

O Hoffnung, nicht Verlangen!
O Sehnſucht nicht Begier!
Ein Beten und ein Bangen
Scheu vor der Himmelsthür.
Schwab.

Iſt das Wort der Lipp' entflohen, du ergreifſt es nimmermehr,
Fährt die Reu' auch mit vier Pferden augenblicklich hinterher.
W. Müller.

„Wie gefällt Ihnen Kerkering?“ fragte eines Tages Olympia, als dieſer nicht zu dem Unterricht gekommen war. „Wie Ihnen,“ antwortete Spinoza. „Sie bauen vielleicht doch zu viel darauf, daß wir uns ſo oft gegenſeitig das Wort vom Mund wegnehmen,“ antwortete Olympia; „was haben Sie an ihm zu tadeln?“ Spinoza ward feuerroth, da er hierauf ſo direct Antwort geben ſollte; denn theils hatte er im Stillen den gleichen Tadel ſchon auf Olympia ausgedehnt, theils fürchtete er auch, daß Olympia ſeine Worte als Eiferſucht mißdeuten könnte. In einem Nu waren dieſe widerſprechenden Gedanken gekommen und gegangen, und ſchnell antwortete er: „Kerkering hat mir Veranlaſſung zu einer neuen Hypotheſe gegeben, der Sitz der Seele kann, wie ich jetzt ſehe, auch auf der Zunge ſeyn.“ „Es freut mich, daß wir auch hier wieder harmonieren“, ſagte Olympia, „aber ich muß geſtehen, Kerkering gefällt mir doch ziemlich wohl. Er hat ein von Grund aus gutes Herz. Dieſe Redſeligkeit iſt ein Naionalfehler der deutſchen Hanſeſtädter“. „Nun ſehe ich doch,“ entgegnete, Spinoza, „daß die Juden nicht allein das Schickſal haben, daß man von dem erſten beſten, der einem in den Wurf kommt, auf ihre Geſammtheit urtheilt; aber beachten Sie doch nur die hermetiſch verſchloſſene Innerlichkeit unſeres Oldenburg, über welche Sie ſchon oft klagten, warum machen Sie die nicht zum Typus der deutſchen Hanſeſtädter?“ „Sie haben Recht,“ entgegnete Olympia, „aber Sie bringen mich noch ſo weit, daß ich mir gar kein Urtheil mehr erlauben werde; ich laſſe mich ſtets zu ſehr von den nächſten Gegenſtänden afficiren, und Sie faſſen überall das Allgemeine ſo ſcharf. Darin wären wir alſo doch einig: wir lieben das prahleriſche Klimpern mit allzeit fertigen Gedankenmünzen nicht; läßt man dieſe Rechenpfennige allſtündlich curſiren, ſo werden ſie abgegriffen, ſie verlieren alles friſche Gepräge und behalten nur noch den einmal beſtimmten nominellen Werth. So geht's dem Kerkering, an wahrem innerem Reichthum fehlt es ihm.“ „Es iſt Alles gut ausgeglichen“, ſagte Spinoza, „er hat deſto mehr von klingender Materie.“ „Was geht das uns an? Ich ſage nur, wer nicht bei jedem reinen Korne, das er zu Tage fördert, hinabſteigen muß in den tiefſten Grund ſeiner Seele, wo ihm eine freundliche Stimme oder das eigene Bewußſeyn Glück auf! zuruft, der hat keinen eigentlichen innern Schatz.“ „Sie werden ja ganz bergmänniſch.“ „Ich bitte, laſſen Sie doch das ewige proſaiſche Critiſiren. Ich wollte Ihnen nur noch auseinander ſetzen, daß dies auch der Grund iſt, weshalb ich Ihnen ohnängſt ſagte, daß ich die Dichter und Philoſophen nicht minder verehre als bemitleide, weil ſie das Tiefinnerlichſte ihrer ganzen Perſönlichkeit vor den Augen der ganzen Welt darlegen können und müſſen. Ich meine, wenn ich mein Eigenſtes, das, was den Kern meines Weſens bildet, hinausgegeben hätte an die Welt, ſo hätte ich mich nicht mehr: die Welt hat mich, ich bleibe nur ein Schatten deſſen, was ich hergegeben, und ich müßte dann urplötzlich vergehen. Da waren die Dichter des Alterthums doch viel glücklicher und weiſer; nie haben ſie ihr eigenſtes Gemüth zum Gegenſtand ihrer Poeſie gemacht, und die Philoſophen hatten eine eſoteriſche Lehre, die nur in Symbolen, nie in Worten heraustrat. Ich möchte es als ſymboliſches Zeichen betrachten, daß die Dichter des Alterthums ſtets nur mit dem Plectrum oder dem Barbyton über die ſtraffen Saiten der Lyra griffen, darum blieben ſie auch froh und heiter; die neueren aber, nehmen Sie nur Petrarca, mit ihren eigenen Fingern rühren ſie die Lyra und laſſen nicht nach, bis entweder ihr Blut in die Saiten fließt oder ein fühlloſer Callus ſich um die Fingerſpitzen legt.“ „Die Poeten ſpielen ſtets nur mit der Schaale der Wahrheit, ob ſie eigene oder fremde Gedanken in Verſe bringen.“ Olympia zwickte unwillig mit den Augen über dieſe nüchterne Bemerkung Spinoza's. Dieſer merkte es und fuhr fort: „Mit der Idee, von der Sie ausgingen, bin ich ziemlich einverſtanden; wär' ich Theolog, ſo könnt' ich hier eine Allegorie daraus machen, daß der Hoheprieſter im Tempel zu Jeruſalem nur ein Mal des Jahrs mit Gefahr ſeines Lebens das Allerheiligſte betrat, von dort den unausſprechlichen Namen Jehovah's ausſprach, daß alles Volk, das draußen ſtand, auf das Antlitz niederfiel. Durch einen kleinen „frommen Betrug“ könnte man der Sache die Idee unterſchieben, die Sie in anderer Weiſe ſo eben ausgeſprochen.“ „Nehmen Sie doch die Sachen nicht ſo barbariſch genau, das iſt herrlich ausgedrückt: Nur ein Mal, wenn die Gottheit ſich mit der Menſchheit eint, darf das Allerheiligſte des Herzenstempels geöffnet werden und das Unausſprechliche im Worte ſich verkörpern. Ja, es gilt auch als Symbol für manche gewöhnliche Lebensverhältniſſe: im alltäglichen Umgange ſollen die, die uns nahe ſtehen, an einzelnen Ritzen, die ſich öffnen, ahnen, was drinnen im Herzen verſchloſſen ruht, und nicht ausgeſprochen werden mag.“ „Ahnung, auch die zuverſichtlichſte, iſt halbe Täuſchung.“ „Nein, hier nicht, hier gewiß nicht; o! es iſt ein ſeliges Bewußtſeyn, das Wort verſchmähen zu können, und dennoch mit untrüglicher Gewißheit zu wiſſen, daß alle Wurzeln unſerer Seele tief, wo kein Auge hindringt, freundlich verſchlungen ſind mit einer andern; was iſt höher, als ſich bei den tauſend Begegniſſen des Lebens ſo ſtill in's Auge ſehen zu können, und zu wiſſen: da drinnen lebt Alles in gleicher Kraft und unzerſtörbarer Harmonie wie in dir ſelber?“ Es war ein Blick, in dem ein unendliches reines Verlangen ſeine Strahlenarme ausſendete, mit welchem Olympia auf Spinoza ſah; ein dunkles Roth durchſchoß ihre Wangen, ihre Lippen brannten fieberhaft, ihr ganzes Weſen war nichts als Hingebung. — Spinoza blickte ſie gleichgiltig und mit ruhiger Miene an. Sollte der Mann, der ein ſo feines Gefühl beſaß, um die leiſeſten Pulsſchläge des Weltgeiſtes zu belauſchen, ſollte er nicht einſehen, wie hier eine Seele nach bewußter Einigung mit ihm rang? Fühlte er Nichts für ſie, oder kämpfte er mit ſtarkem Willen eine Neigung nieder, die ihm und Olympien nur Kummer und Unglück bringen konnte? — „Das Unausgeſprochene, von dem Sie reden," ſagte er nach einer peinlichen Pauſe, „muß, wie ich täglich mehr einſehe, bei dem, was wir über Gott und Natur denken, am eheſten ein ſolches bleiben; man wird meiſt nur halb verſtanden oder mißverſtanden." Es iſt klar, er hatte Olympia durchſchaut, und wollte ihre Gedanken nur auf einen andern Gegenſtand lenken. Olympia ſah ſich verſchmäht, der tiefe Gram, der ihr Inneres durchwühlte, war unergründlich. „Ich werde morgen nicht zu Ihnen kommen können," fuhr Spinoza fort, „meine Schweſter Miriam verheirathet ſich morgen mit dem jungen Carceres; wenn ſie nur recht glücklich wird, ſie verſteht mich noch am meiſten, wir plauderten oft halbe Nächte lang mit einander." Dieſe Diverſion hatte den beabſichtigten Erfolg nicht. „Sie ſind doch um Vieles glücklicher als ich," entgegnete Olympia, „ich ſtehe ſo ganz allein. Meine Mutter habe ich leider nie gekannt. Sie können nicht ermeſſen, was das für ein Mädchen heißt: ſeine Mutter nie gekannt zu haben; ich habe ſchon oft darüber nachgedacht, gewiß, es wäre was ganz Anderes aus mir geworden, wenn ich nicht unter Männern aufgewachſen und nur von meinem Vater erzogen worden wäre. Der gräßliche Krieg hat mir meinen einzigen Bruder geraubt; meine Couſine Cäcilie, die ſeit meines Vaters Abreiſe bei uns im Hauſe iſt, war ſeine Braut — ach! Sie hätten ſich mit meinem Cornelius gewiß innig befreundet, vielleicht mehr als mit mir —" „Das gewiß nicht — aber es iſt merkwürdig, daß Sie Alle ſo heidniſche Namen haben." — Wollte Olympia auf dieſe Worte nicht eingehen oder überhörte ſie dieſelben wirklich? genug, ſie fuhr in gleichem Tone fort: „Ich habe ſchon oft darüber nachgedacht, wenn doch Eines von uns ſterben mußte, wär's nicht beſſer geweſen, ich wäre geſtorben? der Cornelius hätte der Welt nützen und ſie genießen können, aber ich, wozu ſoll ich leben?" „Um zu erleuchten und zu entzücken durch Ihren Geiſt und Ihre anmuthsvolle Geſtalt," antwortete Spinoza, und er ſchalt ſich in ſeinem Innern, denn er glaubte einen Frevel begangen zu haben mit dieſer Rede. „Sie ſcherzen,“ erwiederte Olympia mit Bitterkeit, „einſt, ich geſtehe es, war ich auch ſo eitel, das zu glauben, aber ich lernte einſehen, daß mich die Natur mit einem andern Lärvchen hätte ausſtatten und zu einer andern Zeit hätte in die Welt ſchicken müſſen —“ „Ich bitte,“ unterbrach ſie Spinoza, „ſündigen Sie nicht gegen ſich ſelber; ich weiß gewiß, Sie denken beſſer von der Welt und von Ihnen ſelbſt. Ich darf Sie nicht loben, Sie ſagen ja immer, ich hätte keinen Schönheitsſinn.“ Cäcilie trat hier zu dem rechten Zeitpunkte ein und befreite die Beiden von einer peinlichen Unterredung. Spinoza verabſchiedete ſich bald darauf.

Ruhig und heitern Gemüthes ging er nach Hauſe, denn er glaubte mit männlicher Kraft die erſten Keime der ſonderbaren Neigung Olympien's erſtickt zu haben; eines gewiſſen heimlichen Triumphs, ſich von einem ſolchen Mädchen ohne ſein Zuthun geliebt zu ſehen, konnte er ſich jedoch nicht erwehren. Olympia war den ganzen Abend verſtimmt, und als ſie ſich zu Bette legte, benetzte ſie ihr Kiſſen mit vielen Thränen. „So weit iſt es mit dir gekommen,“ ſprach ſie zu ſich, „daß du dich Einem an den Hals wirfſt, und er die Arme ſchlaff ſinken läßt!“ Sie ſeufzte tief, Cäcilie fragte ſie ſtets, was ihr denn fehle; ſie gab keine Antwort und that, als ob ſie nicht mehr wach wäre, in der That konnte ſie aber noch lange keine Ruhe finden. „Er iſt ein herzloſer, eigenſüchtiger Menſch mit froſtigem Verſtande,“ ſprach es in ihr; „iſt es nicht daſſelbe, ob man mit behutſamer Kleinlichkeit Gedanken und Gefühle oder Dukaten auf der Goldwage wiegt? Es iſt ein ſchmutziger Jude —“ Nein, das konnte ſie doch nicht, ſo konnte ſie ihn nicht denken; ſeine göttliche Beſcheidenheit, ſeine über Alles gehende Wahrheitsliebe, und vor Allem die unauslöſchlichen Zeugniſſe des Wohlwollens und der Menſchenliebe in ſeinen Zügen, das ſanfte Lächeln ſeines lieblichen Mundes, die unergründliche Glut ſeiner ſchwarzen Augen! — nein, ſie konnte ihn nicht zum Zerrbilde machen. — Singend und trillernd ſtand ſie des andern Morgens auf, und als ſie an den Spiegel trat, ſprach es aus ihren

Mienen: „Nein, ſo weit iſt es noch nicht, und wär' er ein Gott, und dünkte er ſich erhaben über alle menſchlichen Leidenſchaften, es gilt meine Ehre und meine Selbſtſchätzung, er ſoll vor mir knien, und hab' ich ihn dann gewonnen, nun denn, ſo will ich ſehen, was ich mit ihm beginne." Mit vergnüglicher Selbſtgefälligkeit machte ſie ihre Toilette.

Nicht ſo heiter legte Miriam v. Spinoza ihre Hochzeitgewänder an, denn das religiöſe Herkommen hat ſich hiebei in gar wunderlichen und ſtark aufgetragenen Contraſten gefallen. Unter den ſchimmernden Hochzeitskleidern muß die Braut das Hemde tragen, mit dem ſie einſt in den Schoos der Erde gelegt wird — das Sterbehemd; die ſchönen Locken Miriam's mußten von dieſem Tage an unter einer Wolkenhaube begraben liegen, das große Gebet des Verſöhnungstages mit dem langen Sündenregiſter mußte ſie beten, weder Speiſe noch Trank durfte über ihre Lippen kommen, bis nach der Trauung der Gatte ihr das Hochzeitsglas reichte, ſie daraus trinken ließ und dann das Glas an der Wand zerſchellte.

Die Thränen Miriam's verſiegten erſt beim Hochzeitsmahle, denn dabei herrſchte Munterkeit und Freude. Die Juden hatten auch eine Art von Rhapſoden, die bei ihren außerordentlichen Gaſtmahlen erſchienen; ſie trugen zwar keine beſtimmten Gedichte vor, waren aber deſto fruchtbarer in der Stegreif-Dichtung. Es iſt zu bedauern, daß Benjamin v. Spinoza einen ſo feinen äſthetiſchen Sinn hatte, daß er ein ſehr taugliches Subject dieſer Art, das ſich eben angemeldet hatte, mit einem Geſchenke in die Küche wies, wo man ihm Etwas zu eſſen geben ſolle; er wollte dieſe Art von Unterhaltung, die nicht ſelten an Gemeinheit und Schlüpfrigkeit ſtreifte, in ſeinem Hauſe nicht dulden, wie denn überhaupt die Vornehmen der ſog. „portugieſiſchen Juden" gerne den Anſtand und die vaterländiſche Grandezza in allen Dingen beobachteten. Der Improviſator konnte noch viele Künſte, er konnte allerlei Vögel und andere Thiere nachahmen; als er zur Thüre hinausging, grunzte er mit täuſchender Aehnlichkeit wie ein Ferkel, und erregte dadurch das Lachen aller Anweſenden. Den Vater kam diesmal ſein äſthetiſcher Sinn theuer zu ſtehen; plötzlich hörte man vor dem Hauſe den Ruf: Feuer! Feuer! Alles ſprang an's Fenſter oder hinab auf die Straße, Niemand war zu ſehen und Niemand in der Nachbarſchaft wußte von Etwas, und doch hörte man ſtets den Ruf; da entdeckte endlich Baruch, daß der Improviſator in der Küche ganz ruhig daſaß, er ſah, das war ein objectiver Künſtler durch und durch, denn er war auch Bauchredner. Benjamin ließ ſich nicht abhalten, ihn die Treppe hinabzuwerfen. — Man ſaß wieder wohlgemuth bei Tiſche und lachte nur noch über den verwegenen Spaßvogel. Die Väter des jungen Ehepaars ſetzten dem Rheinwein weidlich zu, ja ſie wurden ſo munter, daß ſie ſpaniſche Romanzen ſangen, in denen Daniel Carceres die Rolle der Donna Ines übernahm, und ſich gar verliebt dabei geberdete. Baruch war neben Iſabelle zu ſitzen gekommen. „Wer weiß,“ ſagte der Vater der ſchönen Jungfrau zu Benjamin „wir kennen den Aberglauben von dem Unhei einer doppelten Verſchwägerung nicht, vielleich feiern wir bald noch einmal ſo ein Feſt — dieſ

Zwei dort, ſieh', wie ſie mit einander lachen: das gäb' ein prächtiges Paar!" Die beiden Väter drückten ſich die Hände und redeten heimlich mit einander.

Die Mahlzeit war vorüber, die Cigarren dampften luſtig, die Geſellſchaft gruppirte ſich nach Gutdünken. Baruch war am Tiſche ſitzen geblieben, ſein Angeſicht war glühend roth, denn auch er hatte nicht minder als die Andern wacker von dem „ſüßen Feuer" getrunken; ſtillträumend ſchaute er in den Grund ſeines Bechers. — Wollte er vielleicht auch hier dem letzten Grund der Dinge nachforſchen? Chisdai hätte ihm nicht Zeit dazu gelaſſen, denn er rückte mit Ephraim Cardoſo ihm näher. „Der Wein erfreut des Menſchen Herz!" (Pſ. 104, 15) recitirte er, mit luſtigem Pathos den Becher ſchwingend. „Darum wollen die Thalmudiſten wahrſcheinlich auch," erwiederte Baruch, „daß man keinen lebendigen Wein genieße, ſondern ihn vorher ſchlachte durch das Hinzugießen von Waſſer." Baruch ſprach dieſe Worte in ſeinen Becher hinein, Chisdai mußte ſie überhört haben. „Ja," ſagte Ephraim und trank

Baruch zu, „unſere Vorfahren haben auch zu leben verſtanden. Ich war einmal dabei, als der verſtorbene Profeſſor Barläus zu N. Menaſſe ben Iſrael ſagte: nur die Griechen allein, nicht einmal die Römer, hätten wahrhaft gewußt, wie man angenehm lebt; die Juden hätten ſich nur ewig damit beſchäftigt, zu ergründen, was Gott ſey, wie er ſey und wie man ihm dienen müſſe; das hätten ſie auch in ihrer Art ſo ziemlich herausgebracht, die wahre volle Luſt des irdiſchen Lebensgenuſſes ſey aber dabei zu Grund gegangen. Jetzt ſollt' er einmal herkommen und ſehen, ob wir nicht auch luſtig und guter Dinge ſeyn können in aller Gottesfurcht." „Du meinſt es gut, Ephraim," ſagte Baruch und trank ihm freundlich zu. „Und wenn's auch wahr wäre, was der Chriſt geſagt hat," ſagte Chisdai und ſchlug dabei auf den Tiſch, „darf man nicht alle Annehmlichkeiten, ja das Leben ſelbſt hingeben für den Preis, daß wir allein das Geheimniß von dem wahren Weſen Gottes beſitzen? wir allein ſind frei von jeglichem Wahn und Trug." „Ho! ho!" ſagte Baruch, „du nimmſt den Mund zu voll. Weißt du denn nicht, daß im Tractat Sabbath fol. 32 von dem Thalmudiſten R. Samuel erzählt wird, er ſey nie über eine Brücke gegangen, wenn nicht Jemand von einem andern Glauben mitging, weil gegen zwei Religionen zumal der Satan keine Gewalt haben könne? Der traute der jüdiſchen Religion alſo doch nicht ſo unbedingt.“ „Du ſcheinſt den Spaß zu lieben,“ ſagte Chisdai, „aber die Sache iſt dir doch nicht Ernſt; oder ſage mir, findet ſich im Judenthum nicht Alles und noch weit mehr, als alle Wiſſenſchaften aller Völker je ergründen konnten?“ „Betrachte die Sache recht,“ antwortete Baruch, „ſo ſteht in der Bibel eben ſo wenig oder eben ſo viel von der lauteren Wahrheit, als in allen anderen Büchern; betracht' es unparteiiſch, und nicht von jüdiſchem Stolze befangen: iſt nach allen Stellen der Bibel Gott ein unkörperliches Weſen? Ich weiß wohl, die Bibel ſoll den Leuten die Sache mundgerecht gemacht haben, aber bedenke nur: Gott wird im Raume gedacht, denn er läßt ſich in Wolken und Feuer gehüllt auf den Sinai nieder; in der Viſion, wo Moſes ihn ſah, war ſein Fußgeſtell wie weiſſer Saphir, und das iſt die höchſte Wahrheitsidee von Gott? Es finden ſich mitunter erhabene und reine Ideen von Gott in der Bibel, aber wie er in den Dingen und über ihnen iſt, wie er ſie ſchafft und erhält, das finde ich ſtets nur als vorweg angenommen, nie aber erwieſen. Ja ſelbſt von dem Weſen der menſchlichen Seele finde ich nirgends eine richtige Anſicht, bald iſt ſie im Blute, bald im Odem ſteckend, gedacht.“ Chisdai ballte die Fauſt unter dem Tiſche. „Und die Propheten,“ fragte er, „die haben alſo Alle nichts Rechtes gewußt?“ „Die Propheten,“ antwortete Spinoza, „das waren große und rechtſchaffene Männer, theilweiſe mit einem Geiſte, der die Unendlichkeit und das All zu umfaſſen ſtrebte; es waren Männer, denen zwar zunächſt das Schickſal Iſraels, aber auch das der ganzen Welt am Herzen lag, wie Jeſaias (16. 9.) „um Jäſer weinte“; dabei waren es aber Menſchen wie wir, ja ſogar in manchen Dingen noch unwiſſender als wir, denn ſie kannten oft die erſten Grundſätze der Naturkunde nicht; wenn der Geiſt Gottes ſtets unmittelbar aus ihnen geſprochen hätte, wie konnten ihnen ſo einfache Dinge verborgen bleiben?“ Er ſprach noch weitläufig über dieſen Gegenſtand, und in den Einzelheiten, die er anführte, wurde er immer heftiger, immer ſarkaſtiſcher. Chisdai blieb ruhig und kalt, nur bisweilen knirſchte er die Zähne übereinander; als er endlich genug gehört hatte, entfernte er ſich mit Ephraim, ohne ein Wort zu reden. Spinoza blieb nun allein am Tiſche, er mochte nicht aufſtehen, ſo unbehaglich und zuwider war ihm Alles. Eben hatte er einen Becher Weins hinuntergeſtürzt, um ſeine Gedanken zu verſcheuchen, als ſeine Schweſter Miriam zu ihm trat: „Was haſt du gemacht?“ ſagte ſie, „der widerwärtige Chisdai ſpeit ja Feuer und Flamme gegen dich. Ich ſtand eben draußen bei der Chaje in der Küche, und erinnerte ſie daran, wie ſie einſt von meiner Hochzeit geträumt hatte, da hörte ich, wie Chisdai rief: „Verflucht ſey die Luft, die dieſer Schändliche einathmet, du haſt es gehört Ephraim, wie der Baruch Gott und die Propheten geſchmäht hat; o! daß keine Hand vom Himmel herabreichte, und ihm ſeine Läſterzunge aus dem Rachen riß! aber ich will mein Haupt nicht ruhig wiederlegen, bis er vertilgt iſt von der Erde.“ Ephraim ſuchte ihn zu beruhigen. „Es iſt gut, daß du dabei warſt,“ fuhr Chisdai fort: „Ein Zeuge iſt nicht beglaubigt, du mußt mit mir vor das Sanhedrin, wir wollen ihn anklagen, er muß in den großen Bann, ich ſetze noch meinen Fuß auf ſeinen Nacken.“ Ephraim ſagte: er trete nicht gegen dich auf, er habe nichts gehört. „So?“ rief Chisdai, und packte ihn bei'm Arm, „du willſt nicht? ſo mußt du ſchwören, daß du Nichts gehört haſt, und thuſt du's, dann kannſt du mit ihm zum Satan gehen.“ „Er hat zu viel getrunken,“ ſagte Ephraim. „Der Rauſch erfindet nichts, er ſchwatzt nur aus,“ ſagte Chisdai und ging die Treppe hinab. — Ich hab' Alles gehört, ſie haben mich nicht bemerkt. Aber lieber Bruder, du bringſt ja das fürchterlichſte Unglück über uns, eher möcht' ich heut' an meinem Hochzeitstage ſterben, als daß ich ſo etwas erleben ſollte.“ Spinoza beruhigte ſeine Schweſter, ſich ſelber aber konnte er nicht beruhigen. „Wie groß dünkteſt du dich geſtern,“ ſprach er zu ſich, „als du zu Olympia ſagteſt: die Anſicht von den höchſten Dingen muß unausgeſprochen in der Seele ruhen. Nun haſt du dich erprobt.“ Er war den ganzen Tag in tiefes Leid verſunken.

Chisdai's Bemühungen hatten den gehofften Erfolg nicht. Ueberall nahm man Rückſicht auf den Vater Spinoza's, und ſeinen einflußreichen Anhang; auch ſtanden nur Worte keine Thatſachen gegen Baruch da. Chisdai mußte ſein Unternehmen auf gelegenere Zeit verſchieben; er konnte dieſe leicht erwarten, denn Baruchs Vater lag bald nach der Hochzeit Miriams wieder ſchwer krank darnieder. Niemand wollte dem kranken Manne das Gerede, das über ſeinen Sohn herrſchte, hinterbringen.

22. Pantheismus.

Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und iſt,
Nie Seine Kraft, Nie Seinen Geiſt vermißt.

Göthe.

Wer nicht in der Welt wie in einem Tempel umhergeht, der wird in ihr keinen finden.

Rahel.

Olympia entfaltete von Tag zu Tag mit ſtets zunehmender Hingebung den ganzen Reichthum ihres Gedanken- und Gemüthslebens vor Spinoza. Sie geſtand ſich's nicht, wie ſehr ihr ſolches zum Bedürfniß geworden war, ſondern ſie überredete ſich, es geſchehe nur, um ihn deſto unzweifelhafter zu beſiegen; ſie war ſich der Schönheit und Macht ihres Geiſtes zu ſehr bewußt, um noch zweifeln zu können, daß irgend einer, dem die völlige Anſchauung deſſelben gegeben wäre, ihr hätte widerſtehen können. Spinoza fühlte ſich auf's Erfreulichſte angeregt von der Elaſticität und Lebendigkeit ihres geiſtigen Weſens, das er täglich in neuem Reichthume prangen ſah; jeder Gedanke, der fortan ihn ihm aufſtieg, nahm eine Beziehung zu Olympia an, denn er gedachte ihr ſolchen mitzutheilen; er glaubte, ihr beiderſeitiges Verhältniß zu einander ſey jetzt auf den richtigen Standpunkt der bloſen geiſtigen Wahlverwandtſchaft zurückgeführt, und war fortan rückhaltsloſer in der Darlegung alles deſſen, was ſein Inneres bewegte.—War ſolches Vertrautſeyn nicht ſchon halbe Liebe, oder ſogar mehr als dies? Er wußte ſich frei von jedem Verlangen nach ihrem Beſitze, er hatte ja ſo manches an ihr zu tadeln, und kann die Liebe an dem Gegenſtande ihrer Verehrung einen Tadel finden? Er durfte es aber doch mit Recht tadelnswerth finden, daß Olympia ſo oft auf den Reichthum und den Hochgenuß ihrer früheren Erlebniſſe mit unverwüſtlicher Naivetät zurückdeutete; hätte mit ſeiner Erſcheinung ein neues Leben für ſie begonnen, wozu dann die Auferweckung des Todten? mußte nicht alles Vergangene ſpurlos verſchwinden vor der beglückenden Gegenwart? Olympia hatte ſonderbarer Weiſe geglaubt, durch ihr hiſtoriſches Recht das ihr jetzt theilweiſe abgehende Naturrecht zu verſtärken, aber gerade daß Spinoza hierauf ſeinen Tadel kehrte, konnte als Beweis dienen, daß er nicht ſo ganz frei war von jedem Verlangen nach ihrem Beſitze, weil er nach Alleinherrſchaft bei ihr ſtrebte.

Spinoza und Oldenburg waren eines Tages bei Olympia. „Der Himmel ſcheint uns heute nicht günſtig,“ ſagte Oldenburg, „denn er ſchneidet ſo ein weinerliches Geſicht, daß wir wohl darauf verzichten müſſen, heute einen frohen Tag auf Ihrem freundlichen Landhauſe zu verleben.“ „Der Himmel,“ wiederholte Olympia ſcherzend, „das war eine ſchöne Erfindung; ſehen Sie, der Wetterprophet dort (ſie deutete auf den Barometer) der gilt jetzt. Der Himmel kann nicht mehr thun, was er will, der Toricelli hat ihm den Meiſter gezeigt.“ „In der Nothwendigkeit der äußern Wechſelwirkung,“ antwortete Spinoza, „iſt die Freiheit noch nicht aufgehoben, ſie liegt in dem Ausgange des Anfangsgrundes, der doch ſtets ein Akt der Freiheit iſt.“ „O ihr Götter, was ſind das wieder für ſublime Redensarten,“ rief Olympia, ſich die Ohren zuhaltend, „Sie haben eine viel zu hohe Meinung von mir, wenn Sie glauben, ich verſtände das Alles. Sagen Sie mir lieber, iſt es nicht zum Verzweifeln, daß wir keinen Himmel und keine Hölle mehr haben? Kopernikus und Galiläi, die haben uns demonſtrirt, daß Alles das nur Aether iſt, die Sterne ſind in der Nähe gerade ſo ſchmutzig als die Erde, und die Erde in der Ferne ſo leuchtend als die blinkenden Sternelein; der ſternbeſäte Fußteppich iſt weg, wo iſt nun der Thron Gottes aufgeſtellt? Die Hölle haben wir auch nicht mehr, da meinte man immer, drunten weit drunten, dort braten und ſieden die Gottloſen, bis der Columbus immer nach Norden ſteuerte, und jetzt wiſſen wir, daß da unten auch Leute ſind, die gerade ſo leben wie wir, wo bringen wir nun unſere Frommen und unſere Gottloſen unter?“ „Jufrow Olympia geht im Lernen nicht mit gutem Beiſpiel voran," antwortete Spinoza, „waren Sie nicht am lezten Freitag ganz mit mir einverſtanden, als ich Ihnen erklärte, daß die Aeußerlichkeiten dieſer Dinge mit Recht gefallen ſind, und das wahre Moment der Idee, das ſich aus Jeglichem losſchälen läßt, uns verblieben iſt? Jene Erhebung des Geiſtes, wo er aus der Harmonie ſeiner ſelbſt übergeht und eingreift in die allgemeine Harmonie, in das Weſen Gottes, wenn Sie den Ausdruck ſo ſehr lieben, nennen Sie es meinetwegen den Himmel und ſeine Seligkeiten; jenes Hinausgeriſſen-Seyn aus ſich ſelbſt, nirgends in ſich einen Halt und nirgends nach außen eine Handhabe, bald zur Sonne emporgetragen, bald in den Abgrund der Nacht geſchleudert, im Widerſpruche mit den Geſetzen ſeiner naturgemäßen Beſtimmung, von den kleinſten Schwankungen erſchüttert, ohne jenes Bewußtſeyn eins zu ſeyn mit dem All, giebt's eine ſchreckensvollere Hölle?" „Wohl," ſagte Olympia, „aber meine früheren Begriffe waren mir doch lieber." „Das glaub' ich," ſagte Oldenburg, „wenn man ſich ſolchen metaphyſiſchen Begriffen ſo wie gewöhnlich an den Hals werfen will, zerfließen ſie in Nichts, daran iſt aber Freund Spinoza nicht ſchuld.“ Oldenburg hatte keinen Doppelſinn in ſeine Worte legen wollen, und doch machten ſie faſt einen ſolchen Eindruck. Olympia erröthete; eine kurze Pauſe trat ein, doch ſchnell ſuchte die Betreffene den Faden des Geſprächs wieder aufzuheben. „Sie glauben kaum,“ begann ſie, „wie namenlos unglücklich ich war, da ich als Kind von zehn Jahren — ich verbitte mir, daß Sie nachrechnen, wie lange das her iſt — zum erſten Male erfuhr, daß es keinen Himmel gebe, und daß ſich die Erde ſtets im endloſen All herumdrehe; es war mir, als ob ich mein Leben auf den Händen trüge, und es jeden Augenblick könnte fallen laſſen. Ueber die Bewegung der Erde beruhigte mich mein Vater bald, aber den Himmel kann ich noch nicht verſchmerzen.“ Spinoza gedachte bei ſich jenes Schmerzes nach dem Tode ſeines Oheims Immanuel; es war ein eigenes wohlthuendes Gefühl für ihn, daß Olympia in ihrer Weiſe faſt die gleichen Kämpfe hatte beſtehen müſſen wie er. Oldenburg übernahm es für ihm zu antworten: „Ich bedaure herzlich,“ ſagte er, „daß Sie der reizenden Hoffnung beraubt ſind, einſt Ihre metallvolle Stimme im Chore der Engel ertönen zu laſſen, und mit Flügelein auf dem Rücken, die in allen Farben des Regenbogens ſchillern, zur Kurzweil den lieben langen Tag Hoſianna und Halleluja zu ſingen.“ „Die Miniſter des Himmels bedienen ſich doch keiner ſolchen verbrauchten Schmeicheleien, wie die Geſandten der Hanſeſtädte,“ erwiederte Olympia raſch, und zu Spinoza gewendet fuhr ſie fort: „Sehen Sie, ich kann Ihnen aus der Nähe ein Beiſpiel anführen, welch eine gute Herberge ſo ein Himmel iſt. Meine Couſine Cäcilie — die heute ungewöhnlich lange in der Meſſe bleibt — war die Braut meines Bruders Cornelius, nun er todt iſt, ſieht ſie mit Freuden alle ihre Reize wegſterben, denn ihr tägliches Gebet iſt, daß es Gott gefallen möge, ſie bald im Himmel mit ihrem Bräutigam zu einen. An ſeinem Geburtstage ſchreibt ſie jedesmal an ihn, erzählt ihm genau ihre Schickſale vom letzten Jahre, und freut ſich, daß nun wieder ein Jahr um iſt an der langen Friſt, bis zu ihrer endlichen Vereinigung. Es iſt mir oft unheimlich, mit ihr umzugehen, es iſt mir dann, als ob ich eine Schlafwandlerin vor mir hätte, die durch einen unvorſichtigen Ruf von mir plötzlich von ihrer ſichern Höhe herabſtürzen könnte.“ Cäcilie trat ein, in tiefe Trauer gehüllt, die ſie ſeit dem Tode des Cornelius nicht abgelegt hatte; aus dem ſchwarzen Schleier, der oben auf dem Scheitel befeſtigt, bis über den ganzen Körper herabhing, blickte ein blaſſes edel geformtes Geſicht hervor, auf welchem Kummer und Schmerz längſt ihre Ruheſtätte gefunden hatten, ihre müden Augenlieder ſenkten ſich ſtets über die blauen Augen, deren Feuer halb erloſchen war. Jener peinliche Schreck, der ſich einer Geſellſchaft bemächtigt, wenn eine Perſon, von der gerade geſprochen wurde, plötzlich in dieſelbe tritt, ſteigerte ſich hier noch durch die Eigenthümlichkeit der Erſcheinung Cäciliens, die mit dem Roſenkranze in der Hand und der frommen Duldersmiene in ihrem Angeſichte einer halbverklärten Büßerin ähnlich ſah. Olympia ärgerte ſich im Stillen — was die beiden Freunde bei ſich ſchon getadelt hatten — daß ſie die Geheimniſſe einer gebrochenen Seele hier ſo unverhohlen preis gegeben hatte. Niemand konnte das Wort finden, mit dem man das Geſpräch ſchnell wieder auffaſſen konnte; ſelbſt Oldenburg, ſonſt der abgeſagteſte Feind und Spötter aller „Schwindſüchtigkeiten“ konnte ſich eines gewiſſen Schauers nicht erwehren, während er Cäcilie betrachtete. „Stör' ich?“ fragte dieſe mit ſanfter Stimme. „Ihre liebliche Gegenwart kann nie ſtörend wirken,“ nahm Oldenburg das Wort. „Cäcilie, danke dem galanten Herrn, weil er dich für waffenlos erklärt,“ ſagte Olympia. „Könnten Sie Ihre Couſine nicht auch ein wenig bekehren?“ fragte Oldenburg. Cäcilie lächelte wie mit reſignirtem Mitleid. Das Geſpräch gerieth oft in Stockung, Cäcilie fühlte, daß ſie die Urſache war, und entfernte ſich bald mit der Entſchuldigung, einen Beſuch vergeſſen zu haben. „Ich beneide Cäcilie oft um die Seligkeit ihres Glaubens,“ ſagte Olympia. „Die könnten Sie ſich auch aneignen,“ erwiederte Spinoza. „Nein, ich kann nicht,“ entgegnete Olympia heftig, „ich klage mein Unglück einſt meinem Oheim Bonifacius, der hier Prieſter bei St. Johann war, er rieth mir die Bibel zu leſen, ich that's, und es half nichts. Er ſagte mir ſtets, ich müßte ſie mit gläubigem Sinne leſen, aber den ſuchte ich ja erſt in ihr, und wenn ich ihn ſchon hätte, brauchte ich die Bibel gar nicht. Es iſt mir oft höllenangſt, wenn ich mir bewußt werde, wie ich den Zuſammenhang und Gang der Welt ſo gar nicht begreifen kann." „Ich glaube, Carteſius könnte Sie von Ihren Zweifeln erlöſen." „Oldenburg du wirſt ja ein eifriger Freiwerber für deinen philoſophiſchen Kriegsmann," ſagte Spinoza, „meinſt du, Jufrow Olympia könnte ſich mit der Anſicht vereinigen, daß Seele und Körper jedes ein ſelbſtändiges Weſen iſt, die einander nicht folgen würden, wenn nicht der unaufhörliche Beiſtand Gottes ſie zuſammenkoppelte, und zum gegenſeitigen Gehorſam zwänge?" „Das wäre ja ein zuſammengejochtes Paar, wie die Frau Gertrui Ufmſand die unfreiwilligen Ehen nennt, die haſſ' ich für den Tod." „Weißt du das ewige Problem auf eine andere Weiſe zu löſen?" fragte Oldenburg. „Ich glaube es gefunden zu haben. Der Zuſammenhang, in welchen Carteſius ſeine beiden Subſtanzen durch eine verbindende dritte gebracht hat, iſt nur ein äußerlicher; es kann aber nicht zwei vollkommen ſelbſtändige und unabhängige Weſen neben einander geben, denn wo das Eine aufhört, fängt das Andere an, ſie treten in ein Verhältniß, in das beſtimmte Verhältniß der Begrenzung und Negation zu einander, eines hebt ſomit die abſolute Selbſtändigkeit des andern auf. Es kann aber auch nicht zwei gleich vollkommene Weſen neben einander geben, denn: ſind ſie total oder theilweiſe ungleich, ſo iſt keines derſelben vollkommen, weil jedem Einzelnen gewiſſe Vollkommenheiten des Andern abgehen, ſind ſie total gleich, ſo ſind ſie eines. Somit können wir als vollkommen und abſolut ſelbſtändige Subſtanz nur Eine denken, und die iſt: Gott — Geiſt und Materie, Denken und Ausdehnung im All ſind nur zwei beſondere Aeußerungsarten des einen und ſelben Weſens.“ „Iſt alſo Gott?“ fragte Olympia. „Nur Gott iſt, der Begriff Gottes ſchließt das Seyn eben ſo nothwendig in ſich, als der Begriff eines Dreiecks in ſich ſchließt, daß die drei Winkel gleich ſeyen zweien rechten.“ „Können wir alſo von Gott einen eben ſo klaren Begriff haben, als von einem Dreieck?“ „Fragen Sie, ob wir von Gott einen ſo klaren Begriff haben können, als von einem Dreieck, ſo antwortete ich mit Ja; fragen Sie, ob wir ein ſo klares Bild von ihm haben können, ſo antwortete ich mit Nein. Er iſt die Unendlichkeit aller Eigenſchaften als eines gedacht, wir erkennen ihn aber nur aus einzelnen Manifeſtationen, die wir auf ihn als den Mittelpunkt zurückführen; dieſen Mittelpunkt ſelber aber als ſolchen können wir nicht erfaſſen, und ihn nicht durch eine Vorſtellung vollkommen erſchöpfend bezeichnen. Die Worte: einer und einzig, mit denen man Gott als die allein beſtehende Subſtanz bezeichnen könnte, ſind immer noch aus menſchlichen Vorſtellungsarten genommen. Gott iſt eine incommenſurable Größe, die keine Beziehung zu einer andern haben kann, weil nichts außer ihr iſt; „einer“ und „einzig“ wenn auch blos in ihrer Ausſchließlichkeit gefaßt, ſetzen doch noch immer ein Verhältniß zu einem andern voraus.“ „Steht alſo Gott auch in keinem Verhältniß zu Natur und Geſchichte?“ „Nichts iſt, was nicht in ihm und aus ihm iſt, Alles was geſchieht, thut er, alles was iſt, iſt er; es wandelt nur die Form, das Ewige, Unendliche iſt ſtets allüberall daſſelbe.“ „O das iſt herrlich,“ rief Olympia, „das freut mich unendlich, daß ſie nicht ewig Alles in mathematiſchen Netzen einfangen. Das iſt eine unendlich beglückende und poetiſch große Idee. Die reine kindliche Freude an der Natur mit ihren verſteckten lachenden Gottheiten, die die Alten hatten, vermählt ſich hierin ſo ſchön mit jenem Schauerlichen, Kniebeugenden, das Juden und Chriſten bei ihrer Naturbetrachtung haben; in uns ſelbſt wohnt Gott, von den Purpurlippen der Roſe, aus den beſcheidenen Augen des Veilchens, in den ſchmelzenden Tönen der Nachtigall ſpricht derſelbe Geiſt, der auch in mir wohnt, ſie kennen und ſehen und hören mich, wie ich ſie ſehe, wir ſind eins.“ „Sie ſpringen mir immer zu ſehr ab,“ ſagte Spinoza, „die Phantaſie bewegt ſich ſtets auf der niedern Stufe der Erkenntniß. Obwohl wir uns eins fühlen mit dem All, ſind die Stufen des Bewußtſeyn's von der innewohnenden göttlichen Kraft, doch unendlich verſchieden. Vor Allem müſſen wir aber jenen Menſchenſtolz ablegen, der Alles um ſich her als Mittel und ſich allein als Selbſtzweck anſehen will, der Allem nur ſo viel Geltung beimißt, als er Beziehungen zu ihm, dem vermeintlichen Mittelpunkte, daran entdeckt. Alles in der Welt iſt Mittel und Selbſtzweck zugleich.“ „Ich aber bleibe bei der Fahne meines Generaliſſimus,“ unterbrach ihn Oldenburg, „und frage dich, iſt das nicht blos ein verfeinerter Materialismus, zu dem du zurückkehrſt?“ „Wäre er vernunftgemäß, ſo wäre er gerechtfertigt; aber ich komme zu ganz anderem. Die allein und ausſchließlich beſtehende Subſtanz, die mir als allein vernünftig denkbar bleibt, iſt nicht der rohe Klumpen, der allerdings auch nicht aus ihr ausgeſtoßen iſt, ich materialiſire den Geiſt nicht, ich vergeiſtige nur die Materie.“ „Wie erklärſt du aber mit dieſer ewig einen Subſtanz einen Uranfang des Weltdaſeyns?“ „Der Begriff von Urſache und Wirkung iſt der uns unmittelbar inwohnende und der mit äußrer Evidenz erkannte; geh' nun in der Reihe von Wirkungen in's Unendliche zurück, ſo mußt du am Ende bei einer erſten Halt machen, dieſe erſte kann nicht Folge einer andern ſeyn, ſie trägt den Grund ihres Daſeyns in ſich, ſie iſt Urſache und Wirkung in der urſprünglichſten Unmittelbarkeit, ſie iſt Gott in ſeiner Offenbarung als Welt. Der Anfang der Welt iſt zugleich der Anfang Gottes ſelbſt, das eine iſt ohne das andere nicht denkbar, die Welt iſt die einzige Aeußerungsart des Gottesdaſeyns. Hat Gott die Kraft in ſich, die Welt zu ſchaffen, ſo muß er ſie ſchaffen, denn in ihm wohnt keine Kraft, die nicht unmittelbar heraustrete als That; eine in ſich verſchloſſen ruhende Kraft wäre eine Unvollkommenheit, die wir Gott als dem Inbegriff aller Vollkommenheiten nicht zuſprechen können. Es kann weder ein zufällig oder willkürlich äußerer, noch auch ein derartiger innerer Beweggrund ſeyn, der dieſe Kraft in die Wirkung überſetzte; ein äußerer nicht, denn Gott, als der Complex aller Vollkommenkeiten, muß abſolut unabhängig und einer äußern Anregung nicht blosgeſtellt ſeyn, es kann aber auch kein innerer, kein Act der bloſen Willkür ſeyn, denn könnte Gott etwas ſo oder anders wollen, ſo könnte er ja auch etwas Unvollkommenes wollen, was ſeinem Weſen widerſpricht; er kann nur das Vollkommene wollen, und ſein Wille iſt die That, ſomit iſt Alles in ihm ein nothwendiges. Gott hat die Welt in ſich und iſt in ihr, Gott und Welt ſind gleich ewig. Freilich, die ſich Gott als etwas über der Welt, im leeren Raume (den es gar nicht giebt) Schwebendes gedacht haben, denen war Gott vor der Welt, er ſchuf ſie aus dem Nichts und ſchwebt noch über ihr im Himmel; aber das ſah man längſt ein, daß aus dem Nichts nicht ein Etwas werden kann, und man mußte ſogar ſeine Zuflucht zu den abenteuerlichſten Emanationstheorien nehmen; da bleibt aber die Welt ſtets nur Etwas, das Gott von ſich losgeſchält hat, das er überwacht und in das er von Zeit zu Zeit von Oben hereingreift, und ſo werden nach dieſer Vorſtellungsweiſe die Wunder, als Thaten, in denen Gott den einmal feſtgeſetzten

Gang der Natur aufhob, ſeine eigentlichen Manifeſtationen; Wunder gab es aber nur, ſo lange man daran glaubte, unſere Zeit hat keine mehr, und ſo wären wir denn von Gott verlaſſen? Das wären wir allerdings, wenn dieſe Anſicht die richtige wäre, ſie iſt es aber nicht, denn Gott iſt nicht die äußerliche, ſondern die der Welt ſelbſt inwohnende Urſache des Weltdaſeyns, in ihm iſt Alles ein Act der freien Nothwendigkeit, All's" „Sehen Sie, ach ſehen Sie, da fliegt ein weißer Rabe!" rief Olympia an's Fenſter ſpringend, auch Oldenburg ſtand auf, um zu ſehen, was ſie zu dieſem unzeitigen Scherze veranlaßt hatte, nur Spinoza blieb ſitzen, er lächelte ruhig, Olympia aber konnte ſich vor Lachen kaum halten. „O Staatsweisheit," ſagte Spinoza, „die nicht merkt, daß ich hier einer Mißheirath zwiſchen zwei königlichen Begriffsfamilien angeſchuldigt werde; aber ſetz' dich nur wieder, ich will dich rächen an der Spötterin. Ich habe jenen Ausdruck mit Bedacht gewählt; ſagen Sie mir: was iſt nothwendig?" „Ich habe die Firmelung ſchon längſt erhalten, und ſollte alſo nicht ſo direct mir meinen Catechismus abfragen laſſen; doch, nothwendig iſt Alles, was ſeyn muß.“ „Nur halb gefaßt; Alles, was ohne innern Widerſpruch mit ſeiner eigenen Natur nicht anders als ſeyn muß, das iſt nothwendig; daß in Gott keine ſchlummernde Kraft gedacht werden kann, habe ich Ihnen ſo eben gezeigt, und Alles, was er thut und iſt, thut und iſt er aus innerer Nothwendigkeit, aber auch frei, denn frei iſt: aus ſich ſelbſt heraus, von keinem Dinge außer oder neben ihm, beſtimmt zu werden; Gott aber, außer dem Nichts iſt und der nur ſtets aus ſich ſelbſt heraus will, handelt ſtets nach vollkommener Freiheit; ja ſelbſt die Menſchen ſind nicht (wie man gewöhnlich glaubt) dann frei, wenn ſie gegen die Geſetze ihrer Natur handeln, denn hier iſt es immer nur ein Aeußeres und nicht ihre eigenſte Natur, der ſie gehorchen; nur dann ſind ſie wahrhaft frei, wenn ſie der Nothwendigkeit, oder nennen Sie es lieber den Geſetzen ihrer Natur, folgen, denn da ſind es wieder nur ſie ſelber, denen ſie gehorchen.“

„Noch ſtellt ſich mir hier eine Frage auf,“ erwiederte Olympia, „Gott, der ſeine Geſetze oder ſeine Nothwendigkeit aus ſich ſelber hat, der iſt in all' ſeinem Handeln frei, aber die Menſchen, die den Grund und die Geſetze ihres Handelns von Gott erhalten haben, die handeln nach dem allgemeinen Willen und wären alſo nicht frei?" „Das einzelne Wollen iſt von dem allgemeinen Willen eben ſo verſchieden, wie der Peter und der Paul von der Menſchheit: ſie beſtehen und handeln für ſich im Einzelnen frei, obgleich ſie im Allgemeinen unter den Begriff und die Geſetze der Menſchheit fallen, von denen ſie ſich nicht anmaßen können, daß ſie in ihnen vollkommen repräſentirt werden. Wer es ſo weit gebracht hat, daß ſein einzles Wollen unmittelbar mit dem allgemeinen Vernunftgeſetze eins iſt, ſo daß er ſich ſelber dazu beſtimmt, zu was ihn ſeine Natur und ein nur ſcheinbar äußerliches Geſetz beſtimmt hat, der lebt in Gott und iſt der höchſten Glückſeligkeit theilhaftig." „Dadurch, daß aber Alles innerhalb der Grenzen und nach den Geſetzen des allgemeinen oder göttlichen Willens geſchieht, wäre ja das Böſe eben ſo nothwendig als das Gute, und die es üben, nicht zurechnungsfähig, alle müßten daher glückſelig werden. Es iſt alſo eine Lüge, wenn es in der Schrift heißt, Gott beſtrafe die Böſen? Das Böſe iſt ſomit ja auch nothwendig, und warum ſchuf es Gott?“ „Wenn es in der Schrift alſo heißt, ſo iſt es, weil ſie die Menſchen keine Philoſophie, ſondern nur Gehorſam und rechtſchaffenen Lebenswandel lehren will, und ſich daher der gewöhnlichen Ausdrucksweiſe anbequemt. Gott ſchuf aber das, was wir nach unſeren gewöhnlichen Begriffen Unvollkommenheiten nennen, weil er, mit einem Worte, den Stoff hatte, Alles zu ſchaffen, von der höchſten bis zur niedrigſten Stufe der Vollkommenheit, oder eigentlicher geſprochen, weil die Geſetze ſeiner Natur ſo umfaſſend ſind, daß ſie zur Schöpfung alles deſſen, was nur von einem unendlichen Verſtande begriffen werden kann, ausreichten. Die Menſchen können wegen ihrer Thaten entſchuldigt werden, und deshalb doch der Glückſeligkeit ermangeln und mit vielem Kreuz und Elend heimgeſucht werden. Ich antworte mit Paulus,“ fuhr er mit herbem Tone fort, „Sie handeln ihrer Natur nach wie die Schlangen und müſſen dennoch ausgerottet werden wie die Schlangen. Wer durch einen Hundsbiß wüthend geworden iſt — iſt er nicht zu entſchuldigen? und doch thut man recht daran, wenn man ihn brennt; wer ſeine Begierden nicht bezähmen und aus Achtung vor dem Geſetze bezwingen kann, iſt wegen ſeiner Schwäche zu entſchuldigen, und doch kann er jener Seelenruhe, jener Erkenntniß und Liebe Gottes — die allein die wahrhaften Güter ſind — ſich nicht erfreuen, es liegt in der Nothwendigkeit, daß er zu Grunde gehe." „Du ſprichſt von der Liebe Gottes," fiel hier Oldenburg ein, „von der, die wir zu ihm haben, und von der, die er uns angedeihen läßt, wenn, wie du gezeigt haſt, Gott Alles aus Nothwendigkeit thut, ſo thut er nichts aus Liebe, und weil er Alles thun muß, wenn er nicht ſein eignes Seyn aufgeben will, kann er unſere Liebe nicht anſprechen und wir ſie ihm nicht bieten." „Das iſt ein ſchöner Einwurf," entgegnete Spinoza, „muß denn die Liebe etwas der Natur Widerſprechendes oder Willkürliches ſeyn, um ſelbſt als ſolche gelten und Gegenliebe ernten zu können? War das keine Liebe, die dein Vater gegen dich hegte, und liebteſt du ihn weniger, weil er dich ſeiner innerſten Natur nach lieben mußte? Was man im gewöhnlichen Leben die Wunder der Liebe nennt, entſpringt nicht aus bloſer willkürlich äußerer Berechnung, es iſt hervorgegangen aus jenem unbezwingbaren Drange, aus jener höchſten Nothwendigkeit, die in unſere Natur geſetzt iſt, und das iſt die wahre Liebe mit dem unauslöſchlichen Stempel der Göttlichkeit. Du mußt dich losſagen von jener trivialen Weiſe, wo man nur dem, was man in kindiſcher Willkürlichkeit aushäkeln kann, den Adelsbrief der Freiheit und der Verehrung ertheilen, die nothwendigen Geſetze der innern und alleinigen Freiheit aber als Störungsmittel und der Verehrung verluſtig erklären will."

Olympia war den beiden Freunden nur äuſſerſt mühſam und ungerne bis zu jenen Eisregionen der metaphyſiſchen Betrachtung gefolgt, wo keine Blume mehr ſproßt und kein Vogel mehr ſingt, und Alles drunten in den Nebel der Allgemeinheit gehüllt iſt; ſie bewunderte und verehrte die Geiſtesmacht Spinoza's, der ſie bis hieher trug, und ſie einen Blick in die Unendlichkeit thun ließ, aber es war ihr doch unheimlich hier über den

Wolken, denn der Weg bis zu ihrer Orgel, ihren ſchöngereihten Büchern und ihren muntern Kanarienvögeln lag ſo weit fernab; da trafen ſie dieſe Worte Spinoza's wie ein Gruß aus freundlicher ſeliger Heimath, und die ſtillen Wünſche ihrer Bruſt ſendeten ihn in tauſendfachem Echo zurück. Jetzt bangte ihr nicht mehr vor dieſem himmelſtürmenden Heldengeiſte, denn wer ſolche Worte ſpricht, der kennt die Liebe; aber liebt er vielleicht eine andere? ihre Wangen glühten, ihr leuchtendes Auge blickte ſtarr vor ſich hin, ihre ganze Seele war tief erregt. Die beiden Freunde merkten es nicht, denn ſie ſtritten ſich über den ununterbrochenen und unauflößlichen Zuſammenhang im ganzen All; endlich ſah Spinoza auf Olympia, auch ſie ſah auf, ihre Blicke begegneten ſich. „Wo waren Sie jetzt wieder," fragte Spinoza mit mildem Verweiſe. „Ach! überall," antwortete Olympia wie erwachend, mit einem tiefen Seufzer. „Aber nur nicht bei uns," ſagte Spinoza; er ahnte nicht, wie ſehr dieſe Worte Olympia verwundeten. „Hier haſt du wieder einen deutlichen Beweis," ſagte Oldenburg, „daß

Körper und Seele zwei vollkommen ſelbſtändige Weſen ſind, Ihre Seele ſchweifte weit weg in entlegene Welten und vergaß ganz, daß Sie eigentlich hier bei uns ſind.“ „Wenn Sie alle Ereigniſſe des Moments ſo ſchnell für ihr Intereſſe einfangen, ſo gratulire ich den Einwohnern der guten Stadt Bremen zu ihrem Geſandten.“ „Beruhigen Sie ſich,“ ſagte Spinoza, „er wollte ſich nur für den weißen Raben rächen, es iſt ihm nicht Ernſt.“ „Allerdings iſt mir's Ernſt, ſolche aus der nächſten Umgebung gegriffene Beiſpiele wahren am beſten gegen jegliche vage Spekulation.“ „Du wirſt ja ganz übermüthig und thuſt als ob dir die höchſten Wahrheiten aus der hohlen Hand wachſen. Ich habe nur geſagt, daß Geiſt und Körper inſofern unzertrennlich und gegen einander unſelbſtändig ſind, daß ſie beide nur als verſchiedene Ausdrucksweiſen des einen und ſelben Weſens angeſehen werden können; der Geiſt wird weder durch den Körper noch dieſer durch jenen begrenzt. Noch Niemand hat erforſcht, was der Körper allein ohne den Geiſt vermöchte und durch welche Mittel der Geiſt den Körper in Bewegung ſetzt, ja es giebt eine große Anzahl von Ideen, von denen wir beſtimmt wiſſen, daß eine gewiſſe Anlage des Körpers dazu erforderlich iſt. Reden und Schweigen ſelbſt, die man als das Privilegium des Geiſtes anſehen und daraus ſeine unmittelbare Alleinherrſchaft beweiſen will, beweiſen nichts, denn im Schlafe und im Rauſche redet man ohne freie Willensbeſtimmung durch den Geiſt; ein freies Denken, weit über unſere bloſe körperliche Sphäre hinaus, findet immer ſtatt, ohne daß dadurch eine ſelbſtändige Trennung vom Körper eintrete.“ „Eigentlich ſollte ich mich nicht ſo gegen deine Anſicht ſtemmen,“ ſagte Oldenburg, „dieſe gleiche Berechtigung, und ſo zu ſagen gleiche Göttlichkeit von Seele und Körper, trifft mit einer Lieblingsidee von mir zuſammen; es war mir ſtets zuwider, wenn ich die Phraſen hören mußte: das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt ꝛc. Dieſer Helotenſtand unſeres Körpers mit der gottgefälligen Abtödtung der Satansnatur unſeres Leibes, kann, conſequent durchgeführt, wie bei den Hindu's, den Selbſtmord nicht nur entſchuldigen, ſondern ſogar als höchſte Moralpflicht darſtellen.“ „Paradox, ſehr paradox,“ ſagte Spineza; „der Selbſtmörder bleibt aber unter allen Umſtänden ein Geiſtesſchwächling, da er ſich von äußerlichen Dingen, die ſich mit ſeiner Natur in Widerſpruch geſetzt haben, ſo ganz und gar darniederdrücken läßt. Von der unterſten Stufe des natürlichen Daſeyns bis höher hinauf iſt das Grundbeſtreben eines jeglichen Weſens, ſein Seyn zu erhalten, und dieß auf vernunftgemäße Weiſe, d. h. wie es uns die Natur angewieſen, zu thun, das iſt die Tugend. Es iſt dies kein egoiſtiſches Prinzip, denn jenes Selbſterhalten iſt nicht möglich ohne die gegenſeitige Erhaltung anderer. Was von außen unſerer Natur und dem Selbſterhaltungstriebe entſpricht, iſt gut, um ſo mehr was in unſerer Natur ſelbſt liegt; man muß natürlich hiebei ſtets ſtreng im Auge behalten, daß nur die wahre Erkenntniß Gottes und unſerer Natur das wahre Gut iſt, und daß wir hierauf unſern Lebenszweck richten müſſen. Gut und böſe an ſich betrachtet iſt nichts Poſitives an den Dingen (was ja auch gewiſſermaßen die Parole deines Generals iſt) es ſind nur verſchiedene Arten des Denkens, oder der Begriffe, die ſich daraus bilden, weil wir die Dinge untereinander vergleichen. Ihre Lieblingsbeſchäftigung z. B. Jufrow Olympia, die Muſik, iſt für einen Melancholiſchen gut, für den Traurigen böſe, für den Tauben weder gut noch böſe.“ Olympia wollte widerſprechen, aber Spinoza ließ ſich nicht ſtören und fuhr fort: „Wir wollen aber bei dem Ideale des Menſchen, das wir uns denken, den Ausdruck gut dennoch beibehalten für alles das, wovon wir gewiß wiſſen, daß es uns jenem Urbilde der menſchlichen Natur nähere, und böſe, von dem wir gewiß wiſſen, daß es von demſelben entferne. Kein Menſch, der Dieb, der Mörder, der Wollüſtling, Niemand will das Böſe, weil es böſe iſt, ſondern in dem Momente, als er dieſe Miſſethat begeht, hält er's als gut für die Mehrung und Verbeſſerung ſeines eignen Wohls, und iſt in dieſer Verirrung, da er ſeinen Leidenſchaften folgt, den Geſetzen ſeiner Natur untreu geworden. Der freie Menſch, d. h. der, wie er unmittelbar aus der Hand Gottes oder der Natur hervorgegangen iſt, kennt die Begriffe von gut und böſe noch nicht; er handelt in Allem nach der unmittelbarſten Eingebung ſeines Naturgeſeſtes; erſt dann, wenn der Zwieſpalt zwiſchen ſeinen Wünſchen und Bedürfniſſen mit den Forderungen ſeiner Natur eintritt, und wenn er durch den Hinzutritt anderer über dieſe hinaus will, tritt die Erkenntniß zwiſchen gut und böſe und das Böſe ſelber ein. Der Zwieſpalt iſt da, da er durch ein anderes, ihm von außen entgegengeſtelltes Weſen ſich beſtimmen läßt, und nicht mehr allwege in der Freiheit ſeiner eignen Geſetze handelt; der Zwieſpalt liegt auch darin, daß er zur Erfüllung ſeiner Naturgeſetze einer Einigung mit dem äußern Gegenſtande bedarf. Dies wollte auch Moſes mit der Geſchichte vom Sündenfall und der ſogenannten Erbſünde bezeichnen. Der freie, unabhängige Menſch als der uranfängliche, kennt den Unterſchied von gut und böſe nicht, er handelt ſtets nach innerer Einheit und Freiheit; mit der Geſellſchaft trat der Zwieſpalt, die Sünde und die Geſchichte ein. Unſer höchſtes Ziel muß es bleiben, uns wieder rückwärts dieſer Freiheit und Selbſtändigkeit einzuverleiben, ohne die einmal daſeyende Geſellſchaft aufzuheben; im Gegentheil nicht in der Einſamkeit, ſondern im Staate, wo man nach gemeinſamer Uebereinkunft lebt, ſind wir mehr frei. Wir müſſen uns wieder auf jenen Standpunkt der innern Freiheit zurückführen, wo es uns gegeben iſt, die Geſetze Gottes d. h. unſerer Natur zu kennen und aus innerer Nothwendigkeit ihnen zu folgen; das war auch das erhabene Streben Jeſu Chriſti, die Menſchheit wieder zurückzuführen zu der urſprünglichen Freiheit ihrer Geſetze.“ Spinoza hatte abſichtlich alle Einzelheiten vermieden, die zu einer Diverſion Veranlaſſung geben könnten, und doch griff ihm Oldenburg wieder eine einzelne Idee heraus, indem er ſagte: „Was du den freien Menſchen nennſt, davon würde Meyer ſagen: ſo lange das Kind nur eine und die ihm natürlichſte Nahrung, die Milch genießt, kennt es die Geſchmacksunterſchiede von ſauer und ſüß, bitter und herb noch nicht; erſt wenn dieſe und ihre künſtlichen Vermiſchungen hinzutreten, beginnt jene Kenntniß der Geſchmacksunterſchiede, und es mißkennt oft und meiſt, was ſeiner Natur das Zuträglichſte iſt. Es iſt ſchade, daß er nicht da iſt, du hätteſt ihn beſonders durch deine Idee über die Erbſünde (die er die ergiebigſte, Domäne der Pfaffen nennt) ſehr ergötzt. Meyer hat ſchon den vollſtändigen Plan zu einem Buche ausgearbeitet, dem er den Titel geben will: Briefwechſel zwiſchen Adam und Eva. Die Sage von der Lila, die Adams erſte Frau war und ihm davon lief, iſt für die Intriguen verwendet. Als Gott rief: Adam wo biſt du? iſt er gerade damit beſchäftigt, ſein Teſtament über die Vertheilung ſeiner Errungenſchaft id est der Erbſünde aufzuſetzen; das Teſtament iſt ganz im alten Styl und von einer Schlangenſynode unterzeichnet; rathen Sie einmal, wem er das Beßthaupt zuerkannte?" „Das kann ich nicht wiſſen," erwiederte Olympia, „aber ich bitte Sie, ermuntern Sie ihn doch, daß er dieſe Idee ausführt, Sie brauchen meinen Namen dabei nicht zu nennen. Das gäbe ja einen köſtlichen Spaß." „Spaß?" wiederholte Spinoza, „Spaß mit einer ſo heilig ernſten Sache? Ich habe die feſte Ueberzeugung, daß Sie nicht bedacht haben, welch eine ungeheure Brut von Dämonen mit dieſem einzigen Worte zu gräßlich verwirrender Ausgelaſſenheit aufgerüttelt wird. Wer nicht mit andächtiger Scheu hintritt zu dem, was Menſchen je heilig war, keinem Launenkitzel fröhnend und keiner Zerſtörungsſucht unterthan, ſondern nur allein der eiſernen Nothwendigkeit der Vernunftgeſetze gehorſam, wer nicht jeden andern Hebel verſchmähen und nur allein mit den ewig reinen und ſchartenloſen Waffen der geſunden Vernunft kämpfen kann, wer das nicht kann, der huldige ſeinem Ergötzen, aber nimmer darf er mit bauen helfen an dem ſtrahlenden Diamantentempel Gottes, der aller Orten auf ewigen Säulen ruht.“ Olympia und Oldenburg ſahen verwundert auf Spinoza, deſſen gewöhnliche ruhig heitere Miene ſich bis zum Ausdrucke des höchſten leidenſchaftlichen Mißbehagens geſteigert hatte. Eine Pauſe trat ein; Spinoza ſtand auf. „Ich wollte Niemand beleidigen,“ ſagte er, indem er ſich zum Gehen anſchickte, „und wenn in der Aufregung meine Ausdrücke zu hart waren, ſo bitte ich von Herzen um Verzeihung.“ „Wer denkt an Beleidigungen?“ erwiederte Olympia; „kennen wir uns nicht beſſer, um ſo etwas nur zu ahnen? Sie dürfen jetzt nicht gehen, da Sie mir noch Vieles beantworten müſten.“ „Ich geſtehe Ihnen, daß es noch Vieles giebt, was ich mir ſelber nicht beantworten kann, aber fragen Sie immerhin, Sie ſind meine Lehrerin, ich möchte nicht undankbar ſeyn.“ „Nun, ſo ſagen Sie mir,“ fuhr Olympia fort, „wie erklären Sie nach Ihrer Anſicht das Daſeyn des phyſiſchen Uebels? das iſt doch etwas Poſitives? Sie haben mir von dem luſtigen Glasſchleifer Peter Blyning erzählt, was hat der gute Menſch verſchuldet, daß er Klumpfüße nachſchleppen muß?“ „Sie mengen die Fragen ſo untereinander, daß ich mir erlauben muß, ſie zu trennen. Welchen Troſt hat denn die gewöhnliche Anſicht für den Blyning? etwa: wen Gott liebt, den züchtigt er, oder, wir ſind hier nur Candidaten einer höhern Laufbahn — die Frage bleibt: warum gerade ſeine Candidatur ſo ſehr erſchwert wird? drüben werde ihm Alles erſetzt, ſagt man, bekäme er aber drüben auch gerade Füße, hier hatte er ſie nicht und hier war der Schmerz um ihren Mangel. Die leichteſte Art ſich dieſe Fragen vom Halſe zu ſchaffen, iſt zu ſagen: Gottes Wege ſind unerforſchlich. Aber die Löſung dieſer Fragen liegt auf einem ganz andern Gebiete: alle die Begriffe von Vollkommenheit und Unvollkommenheit, von Schönheit und Häßlichkeit ſind wie die Zweckbegriffe, die wir der Natur unterſchieben, nicht unmittelbar in derſelben vorhanden, ſondern nur von uns auf ſie übertragen, da wir den Dingen Beziehungen geben, die ſie an ſich nicht haben. Alle dieſe Begriffe entſtehen nur dadurch, daß wir Dinge von derſelben Form und Gattung miteinander vergleichen, und dann Mängel und Fehler entdecken, wo nirgends ſolche ſind; Alles iſt vollkommen, denn jedes Ding darf nur mit ſich ſelber verglichen werden. Was nicht unmittelbar aus der nothwendigen Natur der wirkenden Urſache folgt, das kömmt der Natur eines Dinges nicht zu, und Alles, was aus der nothwendigen Natur dieſer wirkenden Urſache folgt, das muß es nothwendig ſeyn. Darüber hinaus kann und darf es nicht verlangen, es hat weiter keine Berechtigung und keine Verpflichtung, und auch wir können keinen höhern Maaßſtab an daſſelbe anlegen. Dieſer Peter Blyning iſt, an ſich betrachtet, eben ſo vollkommen als der prächtigſte Adonis. Er kann eben ſo wenig verlangen andere Füße zu haben, als er Flügel anſprechen kann, denn der zureichende Grund ſeines Daſeyns gilt blos für dieſe Erſcheinung und für keine andere. Finden Sie es unvollkommen, daß der Ochſe ein Ochſe und kein Adler geworden iſt? Auf jeder Stufe des Daſeyns iſt es gegeben ſich zu fühlen und zu finden in dem All und heiter von ihm getragen und gehoben zu werden, und je nach der Stufe der erlangten Vollkommenheit, nach Ablegung dieſer Erſcheinung in eine höhere einzugehen.“ „Sie ſtreifen gewiſſermaßen nahe an der Stoa vorbei,“ ſagte Olympia, „warum greifen Sie mit Ihren Rieſenarmen nicht auch hinüber nach Aegypten, und holen ſich von dort die Seelenwanderung? denken Sie ſich, in dem Blyning ſteckt die Seele eines ehemaligen übermüthigen Tänzers mit Beinen wie Queckſilber, der ſich brüſtete über ein Kornfeld weglaufen zu können, ohne einen Halm zu biegen, etwa ſo eines Hiſtrio vom Hofe Kaligula's, der nun zur Strafe für ſeine früheren Sünden in Amſterdam an einer Schleifbank ſitzen muß mit Klumpfüßen, und wenn er Muſik hört, erwachen alle früheren Teufel in ihm. Denken Sie ſich die Seele eines Pfaffen, der ewig dieſelben Worte wiederkaute, nun aus einem Kuckuk ewig Kuckuk ſchreien. Ich bitte, zürnen Sie nicht, ließe ſich dieß nicht mit Ihrer Anſicht vereinigen?“ „Ich ſehe ſchon,“ ſagte Spinoza, „Sie lieben die luſtigen Verwicklungen und ſpinnen meine Ideen in ſonderbarer Weiſe aus. Wenn ich ſage, einer geht von geringerer zu größerer Vollkommenheit über und umgekehrt, ſo verſtehe ich nicht darunter, daß er aus einem Weſen oder von einer Form in eine andere verwandelt wird, (denn ein Pferd z. B. wird eben ſo zerſtört, wenn es in einen Menſchen als wenn es in ein Inſekt verwandelt wird) ſondern ich meine, daß wir einſehen, ſeine Thatkraft, ſofern wir ſie aus ſeiner eigenen Natur erkennen, wird vermehrt oder vermindert. Fragen Sie Ihr Gewiſſen —“ „Das Gewiſſen iſt ein Strumpf, der ſich nach dem Fuß zieht; der Wilde ſchlägt ſeinen Vater todt, wenn er alt und gebrechlich iſt und hält das für Gewiſſenspflicht; den Juden klagt ſein Gewiſſen an, wenn er Schweinefleiſch ißt, und der Katholik ſchlägt ſich auf die Bruſt, wenn er die Meſſe verſäumt hat, beißt ihr euch wieder mit Geſchichten herum, die zuſammen keinen Deut werth ſind?“ ſo ſprach der alte van den Ende, der hier plötzlich eintrat. Spinoza antwortete mit Ruhe, daß man ein Gewiſſen nicht wegräſonniren könne; jenes unvermittelte, im bloſen Gefühl ruhende Gewiſſen, das man mit allerlei Aeußerlichkeiten überkleidet habe, müſſe oft Täuſchung zulaſſen, aber jene innere, zum Bewußtſeyn herausgetretene Stimme, die uns deutlich erkennen läßt, wenn wir den Geſetzen unſerer Natur und denen des allgemeinen Zuſammenhangs entgegengehandelt haben, ſey ſo unläugbar und zuverläſſig als das Bewußtſeyn unſers Daſeyns ſelber. „Ja, lieber Vater,“ ſagte Olympia, „ich werde Herrn v. Spinoza ewig dankbar ſeyn für die vielen und großen Ideen, die er uns ſo eben mitgetheilt hat.“ Sie erklärte nun ihrem Vater die Grundzüge des oben Beſprochenen; Spinoza hatte hin und wieder einiges zu ergänzen, im Allgemeinen aber empfand er eine unnennbare Freude, als er ſah, wie Olympia ſo ganz in das Grundweſen ſeiner Anſchauungsweiſe eingegangen war; dieſe Freude blieb ihm jedoch nicht lange ungetrübt, denn das Lachen des alten van den Ende verdroß ihn ſehr. „Erinnert ihr euch noch des heil. Chriſteph im Narrentempel zu Mailand, von dem ich euch einſt erzählte?“ ſagte er, „der paßt ganz gut zu euch, das war auch ſo ein Stück Gott; ha, ha, ha! das iſt doch auch wieder einmal etwas Prächtiges zum Lachen.“ Spinoza's ganze Seele empörte ſich bei dieſen Worten. Spott iſt die giftigſte Natter, welche die Lebenskeime eines werdenden Charakters oder einer werdenden Idee tödten kann, und es bedarf einer herkuliſchen Kraft, um ſie in der Wiege ſchon zu zerdrücken; unſer Philoſoph war aber ſchon genugſam erſtarkt, um mit leichter Mühe alle die ſpitzen Sarkasmen, die van den Ende gegen ſeine neuen Anſchauungen losdrückte, ſpurlos von ſich abgleiten zu laſſen. Als der Spötter ihm indeß immer heftiger zuſetzte, brach er endlich in die Worte aus: „Einige alte Philoſophen haben die Welt für ein großes Thier erklärt; merket auf, Herr Dr. van den Ende wird eine weit glänzendere Hypotheſe aufſtellen, er wird ſagen: die Welt iſt nur eine große Pflanze, und die Menſchen die Blattläuſe darauf — iſt das nicht auch etwas Prächtiges zum Lachen?“

„Der Jude läßt ſich nicht verbergen, trotz dem Scharfſinn und dem Forſchergeiſte, den er hat, bleibt er eben doch ein unanſtändiger Jude,“ ſo ſagte van den Ende zu ſeiner Tochter, als er mit ihr allein war. „Sie haben doch ſonſt ſtets ſeinen freien und edeln Geiſt und den angeborenen Adel ſeines Benehmens gerühmt,“ erwiederte dieſe kleinlaut; ſie war den ganzen Abend in ſchwermüthige Gedanken verſunken und grollte ihrem Vater.

Die beiden Freunde verließen ſchweigend das Haus; vor demſelben begegnete ihnen Cäcilie. „Viele ſind auserwählt, aber nur Wenige ſind berufen,“ ſagte Oldenburg; Spinoza drückte ihm die Hand und trennte ſich von ihm. Er mußte in die Synagoge gehen.

23. Proſelyten.

Kannſt du einen Panzer ſchmieden, daß des Hohnes Pfeil nicht trifft?
Kannſt du ſtillen ganz der Reue ſchleichendes geheimes Gift?
Selber durch der Liebe Schätze wird der Friede nicht verbürgt,
Denn der Stolz, ein Mörder, lauert, bis er Freud' und Liebe würgt.

G. Pfitzer.

Endlich treffen wir unſere bekannte Geſellſchaft auch einmal im Freien, draußen in der Villa van den Ende's, mit ihren dunkeln Schattengängen, ihren murmelnden Springbrunnen und ihren im Gebüſche verſteckten olympiſchen Göttern. Werden nun hier endlich die beiden Liebenden, die trotz alles Widerſtreits einander angehören, ſich in die Arme ſinken, und im Austauſche ihrer Liebesfreude die geſuchte Harmonie des All's erkennen? Kerkering und van den Ende entfernten ſich in eifrigem heimlichem Geſpräche in einen abgelegenen Gang, die beiden Freunde gingen neben Olympia und Cäcilie. Olympia bat Spinoza, nun alle Sorgen zu verſcheuchen, die Krankheit ſeines Vaters ſey ja gewiß unbedeutend, er ſolle ſich nun auch einmal dem freudigen Naturgenuſſe hingeben und nicht ewig lauern um das Gras wachſen zu hören. Spinoza lächelte verwundert, aber Olympia wußte ſchon wie ſie ihn anfaſſen mußte, um ihn in ihren Gedankengang mit hineinzureißen. „Ihr König Salomo,“ ſagte ſie, „muß doch recht glücklich geweſen ſeyn, der verſtand ja der Sage nach die Sprache aller Vögel und aller anderen Thiere, der muß in der Natur wohl zu Hauſe geweſen ſeyn.“ „Vielleicht war er darin zu viel zu Hauſe, und darum ſagte er: Alles iſt eitel,“ fiel Oldenburg ein. „Ich vermiſſe jenes Talent Salomo's beim Naturgenuſſe nicht,“ ſagte Spinoza, „mir wäre die Natur zuwider, wenn ſie mir ewig all ihr Thun und Laſſen vorplauderte und mich nicht auch mir ſelber überließe.“ Er hatte dieſen Worten durchaus keine entfernter liegende Beziehung geben wollen, und doch ſahen ſich Oldenburg und Cäcilie verlegen an, als ſie dieſelben hörten, denn Olympia hatte in der That etwas von dem Cathedermäßigen der meiſten Docirenden, die ewig gewohnt ſind, Lernende in ſtummer Aufmerkſamkeit vor ſich zu haben und daher das Expliciren ꝛc. auch auf die Converſation übertragen; Olympia dachte aber nicht im Entfernteſten an eine Nebenbeziehung jener Worte, ihr war die Befangenheit Spinoza's ſeit ihrer letzten einſamen Unterredung nicht entgangen, ſie zweifelte nicht, ihr die richtige Deutung gegeben zu haben. „Ich kann es nicht ertragen,“ ſagte ſie, „die Natur allein zu genießen; wenn ich oft im höchſten Genuſſe der reinen Anſchauung mich über alle Welten hinweggetragen fühlte, griff ich oft unwillkürlich nach der Seite, um eine befreundete Hand in ſtummer Vergeſſenheit warm zu drücken.“ Keine Antwort erfolgte, ein jeder heftete den Blick zu Boden. Oldenburg hatte ebenfalls ſeit einiger Zeit das ſonderbare Verhältniß, das ſich zwiſchen Olympia und Spinoza geſtaltete, aus einzelnen Blicken und Geſprächswendungen dechiffrirt; er war Diplomat genug, um zu glauben, dieſe aufgefangenen geheimen Botſchaften noch vor der offenen Erklärung zu einer gütlichen Ausgleichung benützen zu können. „Was ſagen Sie dazu,“ fragte er, „daß die Königin Chriſtine Krone und Scepter ihrem Vetter geſchenkt hat, nicht um, wie man glaubte, blos mit dem Dichterlorbeer allein, ſondern auch bald mit dem Brautkränzchen von Myrthen ihre Stirne zu zieren?“ „Was?“ fragte Olympia, „will die Königin Chriſtine heirathen?“ „Es ſind geſtern Handelsbriefe aus Rom eingegangen, worin auf's Beſtimmteſte verſichert wird,„die Tochter Guſtav Adolphs werde in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche zurückkehren, um ihren erſten Kämmerer Monaldeschi heirathen zu können.“ „Gewiß, die Königin Chriſtine hat den irdiſchen Tand nur von ſich geworfen, um frei und ungehindert der Seligkeit unſers Glaubens theilhaftig zu werden,“ ſagte Cäcilie mit ſanfter Stimme, Niemand wollte ihr widerſprechen. „Hat Guſtav Adolphs Tochter dieſen Schritt gethan,“ hob Olympia nach einer Pauſe an, „um dem Manne ihrer Wahl vollkommen anzugehören, ſo iſt ihre Handlung über jeden Tadel erhaben, die Liebe iſt das

Band, das alle früheren löſen muß; wie herrlich iſt das ſchon in der Bibel ausgedrückt, wenn es heißt: ihrethalb verläßt man Vater und Mutter. Die Frage iſt hier nur: geht der Gehorſam des unterdrückten Geſchlechtes ſo weit, auch hierin ſeine angebornen Rechte aufzugeben? Sie hatte gewiß genug gethan, da ſie es für nichts achtete ihre hohe Stellung aufzugeben und zu ihm hernieder zu ſteigen; war es nicht vielmehr Pflicht des Mannes, ſtatt ſeiner Geliebten dieſen unangenehmen Schritt zu thun? Wollte er aber das nicht, ſo war er ihrer Liebe unwürdig und verluſtig, und ihr Schritt iſt verdammenswürdig." „Wenn aber ein ſolcher Schritt gegen ſeine innerſte Ueberzeugung war?" Olympia antwortete nicht, ſie ſchlug den Blick zur Erde. Spinoza überlegte bei ſich, ob er ſich in die Debatte miſchen ſollte, denn er hatt gewiſſermaßen die Abſichten Oldenburgs durchſchaut; als ihn aber jetzt Olympia wie mit forſchendem und Hilfe rufendem Blicke anſah, erwiederte er: „War dieſer Monaldeschi die Urſache ihrer Kronentſagung und wußte er das, ſo hatte er dadurch Pflichten gegen dieſelbe eingegangen, und nichts durfte ihn mehr abhalten in Allem ihrem Wunſche zu willfahren; gab es für ihn unüberwindliche Rückſichten, ſo hätte er als Mann von Ehre gleich von Anfang ein Verhältniß von ſich weiſen müſſen, deſſen nothwendige Bedingungen er nicht erfüllen wollte oder konnte." „Iſt nicht die katholiſche Religion die Mutterreligion? und hat ſie nicht Anſpruch darauf, daß man ſich in ihre Formen füge?" fragte Olympia. „Sag's nur heraus," ſagte Oldenburg zu Spinoza, „ich ſehe dir's an dem Zucken deiner Mundwinkel an, du wollteſt ſagen: wenn die katholiſche die Mutter-, wäre die jüdiſche die Großmutter-Religion und könnte eben ſo verlangen, daß man ſich nach ihrer Tracht kleide. Nehmen wir aber ein anderes Beiſpiel. Türenne iſt eine zu entſchiedene Feldherrennatur, er will allein, den Stern des eignen Glaubens auf der Bruſt, vor der Fronte ſtehen und ſich nicht in Reih und Glied des Katholicismus wie ein gewöhnlicher Soldat ſtellen, thut er nicht recht daran?" Spinoza merkte dieſe veränderte Diverſion wohl; er wollte eben Oldenburg ſeine Minen aufdecken, als van den Ende, der mit Kerkering hinzugetreten war, einfiel: „Türenne iſt ein Soldat, und die Soldaten, die ſtündlich das Leben einſetzen, legen nicht gerne die einmal gewohnte Rüſtung ab; ſie meinen, dieſer oder jener Aberglaube habe ſie kugelfeſt gemacht; iſt einmal Friede, wird's auch nicht ſchwer halten, Türenne zum Katholiken zu machen.“ „Iſt er fähig ein Mädchen heiß und innig zu lieben,“ ſetzte Kerkering hinzu, „wird er bald nach dem allein-ſeligmachenden Glauben ihres Beſitzes ringen; es wäre Feigheit, hier, wo es das Größte gilt, nicht ein altes Vorurtheil aus der Kinderſtube beſiegen zu können. Wer wahrhaft liebt, der darf nur an ſeine Geliebte glauben: ihr Herz iſt ſeine Kirche, ihre Augen ſind ſeine Sonnen, deren mildes Licht ihm ewig und unwandelbar die Seele erwärmt und erleuchtet, ihre Worte ſind ſeine einzigen Offenbarungen, ihr allein gilt ſeine Verehrung, und nichts iſt außer ihr. Das iſt die wahrhafte Wiedergeburt, die wir in der Liebe eines Mädchens erlangen, daß wir unzertrennlich eins ſind mit ihr; wer darf da noch der Schranken gedenken, welche die Menſchen willkürlich gegeneinander geſtellt? Feſt umſchlungen ſchweben die Liebenden himmelan, und unter ihnen ſchwinden die Spitzen der Kirchthürme wie winzige Bandſtecknadeln.“ Bei dieſem letzten Worte, bei welchem Kerkering vom Himmel bis hinter ſeinen Ladentiſch herabgeplumpſt war, entſtand ein allgemeines ſchwer verhaltenes Gelächter; van den Ende hatte Kerkering während ſeiner Rede immer mit den Augen gewinkt, war aber nicht bemerkt worden, ja er hatte ihn ſogar zweimal mit dem Fuße geſtoßen, aber es half nichts. „Herr Kerkering, lieben Sie eine Jüdin?“ fragte Olympia ſpöttiſch. Kerkering trat ihr näher, er achtete nicht ſeiner ſchönen Beinkleider, ließ ſich auf das linke Knie nieder und ſuchte die Hand Olympia’s zu erfaſſen. „Um Gottes, nein, um Ihrer Liebe willen,“ ſagte dieſe, „ſtehen Sie auf, das iſt ja ganz undramatiſch, eine Liebeserklärung vor ſo vielen Augenzeugen; ich muß geſtehen, Sie haben ſehr viel Geſchick zu theatraliſchen Improviſationen, aber merken Sie ſich, ſolche Scenen dürfen nur unter zwei Augen — denn die Dame muß ſie niederſchlagen — vor ſich gehen; überraſchen Sie mich einmal einſam in einer Laube, und ich will Ihnen gerne behülflich ſeyn, die Rolle, die Sie bei Ihrer ſchönen Judith ſpielen wollen, einzuſtudiren; ſehen Sie, Sie müſſen Ihre Augen erſt zur Erde ſchlagen, dann erſt erheben, ſo, ſehen Sie, dann hebe ich Sie ſo auf. Nun für heute genug, am nächſten Sonntag üben wir uns nochmals, dann tragen Sie unfehlbar ihre ſchöne Judith über die Thurm-Bandſtecknadeln weg.“ Für alle Anweſenden war dieſe Scene höchſt peinlich, am wenigſten jedoch für Kerkering, den ſie eigentlich betraf; er glaubte nur in Ort und Zeit, nicht aber im Gegenſtande ſich vergriffen zu haben. — „Wir ſollten wahrlich heute nicht ſo übermüthigen Scherz treiben, denn der edle Geiſt einer Dichtermatrone liegt im Todeskampfe,“ ſagte Olympia. „Wer denn?“ fragte Oldenburg. „Die Geliebte Ihres ehemaligen Freundes, die Dichterin Maria Teſſelſchade wird den morgenden Tag wohl ſchwerlich mehr begrüßen. Haben Sie den Caſpar Barläus auch gekannt, Herr von Spinoza?“ „Nein, Jufrow Olympia, aber mein alter Magiſter Nigritius, der einmal von ihm verhöhnt worden war, hat oft genug über ihn geſchimpft.“ „Es ſind jetzt ſieben Jahre,“ fuhr Olympia fort, „ich erinnere mich noch wohl, es war nicht lange nach dem Neujahr von 1648, da fand man ihn in dem Brunnen bei der Waage todt; er war noch Abends vorher bei ſeiner Geliebten geweſen, der Brunnen war auf dem Wege nach ſeiner Wohnung.“ „Hat er ſich ſelber hineingeſtürzt?“ Olympia nickte bejahend, ſie wollte aus Schonung nicht in Worten bejahen. „Er hat ſich gewiß entleibt,“ ſetzte Oldenburg hinzu; „aber das iſt mir unbegreiflich, wie er Jahre lang mit ſo reiner Liebe an Teſſelſchade hing, und erſt ſpät, als ſie beide ſchon alt geworden waren, jenen verzweifelten Schritt that, weil er ſie nicht heirathen konnte.“ „Warum that er das nicht?“ „Sie war katholiſch und er Proteſtant, ja, er hatte ſogar früher als eifriger Remonſtrant viel Ungemach erduldet; alle ſeine Gedanken waren der Griechen- und Römerwelt entlehnt, und doch konnte er ſich nicht entſchließen, aus Liebe zu ſeiner Teſſelſchade ſeine Glaubensform zu ändern.“ „Es iſt poſſierlich,“

fuhr van den Ende fort, die Rede ſeiner Tochter ergänzend, „all die Geſchichten des alten und neuen Teſtaments hat er mit griechiſcher und römiſcher Mythologie und arkadiſcher Schäferpoeſie beſungen; er konnte nichts ſagen ohne den ganzen Olymp aufmarſchiren zu laſſen, ja ſeine eigne Liebe hat er in die Horaziſche Sprache überſetzt.“

„Ich bin der Anſicht, lieber Vater,“ ſagte Olympia, „daß Barläus zuerſt alles in Gedanken in das Latein überſetzen mußte, um es richtig zu verſtehen. Herr von Spinoza, leſen Sie ſeine Gedichte, eine Seele, ganz erfüllt von Menſchenliebe liegt darin; er hat eine eigne Rubrik, **Tessalica**, worin er ſeine Geliebte beſingt, wie ſie zu Pferde ſaß und wie ſie zur Harfe ſang, ihre Halskrauſe, ihre Perlſchnur, Alles in der Welt vermochte ihn dichteriſch zu begeiſtern. Er ſingt einmal:

Tessela quae soelo potes deducere lunam,
Et tetricos cantu demeruisse Deos *)

---

*) Teſſela, du kannſt mit deinem Geſange den Mond vom Himmel herabziehen, und die finſteren Götter zum Danke verbinden.

Verſtehen Sie das Wortſpiel, warum er den Namen Teſſelſchade in Teſſela verwandelt hat?" „Nein." „In der zweiten Idylle des Theocrit iſt Thessala ein unwiderſtehlicher Liebeszauber; ich forſche ſchon lange darnach, um herauszubringen, mit welchen Eſſenzen dieſer Zaubertrank bereitet wurde." „Sie werden immer und ewig meine Lehrerin bleiben," ſagte Spinoza dankend. „Wollen Sie uns nicht, wenn Sie das Mittel gefunden haben, auch in der Zauberei unterrichten?" fragte Kerkering. „Sie ſind ja ſchon ein verzauberter Prinz," entgegnete Olympia. „Herr von Spinoza, glauben Sie auch an Zauberei?" „An die Ihrige," erwiederte er raſch; Oldenburg ſchüttelte mißbehaglich den Kopf. „Sie haben einen Hauptpunkt in der Liebesgeſchichte des Barläus vergeſſen," ſagte er, „erinnern Sie ſich, daß er in der Dedikations-Epiſtel zu ſeinen Gedichten der drei L wegen die Ehe für unbequem hält, ‚Libri, Liberi, Libertas *), die vertragen ſich nicht wohl

---

*) Vielleicht im Deutſchen durch drei W. wiederzugeben: Wiſſenſchaft, Windeln und Weiberregiment.

mit einander. Der Arme, er hatte der ganzen Welt Hochzeitsgedichte gemacht und er ſelbſt konnte nie Hochzeit machen.“ „Er hat auch ein ſchönes Carmen auf die Hochzeit meines Oheims Overbeck in Hamburg gedichtet,“ ſchaltete Kerkering ein, und Oldenburg fuhr fort. „Hätte in dieſem Barläus eine wahrhaft göttliche durch und durch poetiſche Seele gewohnt, und hätte ſich nicht aus allen Ecken und Enden die Magiſtersnatur hervorgedrängt, der verſagte Beſitz ſeiner Teſſelſchade und die reine Liebe zu ihr allein hätte für ihn ein Blüthengarten der duftigſten und mit himmliſchem Schmelz übergoſſenen Dichtungen werden müſſen. Hätte Dante ſeine Beatrix umarmt, hätte Laura ihrem Petrarca eine Brodſuppe gekocht, nimmer hätte jener durch ſeine unſterblichen Canzonen ſich zum Homer der chriſtlichen Weltbildung emporgeſchwungen, und der ewige Wohllaut der Sonette Petrarca’s wäre vor leidigem Kindergeſchrei verſtummt. Die Poeſie iſt nicht der Geier der Fabel, der ewig am Leben zehrt, ſie iſt die Flamme, aus welcher der Phönix neu verjüngt und mit unverſehrten Fittigen ſich himmelan ſchwingt;

für den einzelnen Menſchen wie für die ſtrebende Menſchheit wäre der höchſte Beſitz Eckel und Tod oder ein glücklicher Wahnſinn.“ „Wie? ſind Sie der Herr Oldenburg?“ fragte Olympia verwundert, „das iſt ſehr originell; alſo Mönche und Nonnen ſind in ihrer Abſtinenz die auserwählte Poetenſchaar?“ „Sie fangen einem Jeden ſeine Ideen hinweg, ehe ſie recht flügge geworden,“ antwortete Oldenburg, „aber ich laſſe mich auch nicht irre machen, ich behaupte nur: jeder Mann mit einer wahrhaft großen Seele darf ſich nicht mit all ſeinen Lebensfaſern an irgend eine willkürlich idealiſirte Perſönlichkeit anklammern; thut er das, ſo iſt er vom Gott zum Menſchen geworden und er ſtirbt den Tod der Menſchen, denn er wird eingeſargt zwiſchen den dürren Brettern der alltäglichen Rückſichten und Bedürfniſſe, ja, könnte er ſein frei und aus ſich ſelbſt geſchaffenes Ideal vor ſich verwirklicht finden, er müßte es fliehen.“ „Ich bin auch Ihrer Anſicht,“ ſagte der alte van den Ende, „die Götter haben Pygmalion nicht härter ſtrafen können, als da ſie ihm ſeine Bitte gewährten: dieſe Ehe mußte unfruchtbar ſeyn.“

„Es giebt keine Ideale auf Erden und es kann keine geben,“ fuhr Oldenburg in begeiſtertem Tone fort; „thöricht iſt, wer ſie ſucht, und noch thörichter, wer ſie gefunden zu haben glaubt; in uns leben und über uns ſchweben mögen ſie in verklärter Erinnerung; wie unendlich groß iſt Dante, wenn er von ſeiner reinen und geläuterten Liebe ſingt.“ „Es gab doch eine Zeit, wo Sie anders dachten,“ ſagte Olympia. „Ich denke noch ſo, ich ſelber habe keinen Anſpruch auf die höchſte Krone der Menſchheit; wie Ich bin, ſo leben noch Tauſende in der großen Maſſe, ich muß mich gefangen geben. Sähe ich aber einen Freund, der mit hohem weltbezwingendem Geiſte begabt ſich einfangen ließ, in den vier Pfählen der Alltäglichkeit, der ſeinen hohen Geiſt beugte, um einem ſelbſtgeſchaffenen Götzen zu dienen, ich würde ihn von mir ſtoßen, denn er iſt zum Verräther geworden an der Hoheit und Majeſtät ſeines Berufes; kann er aber das Ideal, das die Gegenwart immer Lügen ſtrafen wird, ſich hoch und rein erhalten, ſo preiſe ich ihn glücklich.“ „Das iſt ein trauriges Märtyrthum, das Sie den hohen Geiſtern aufnöthigen wollen," ſagte Olympia. — Das Dunkel brach herein, man trennte ſich.

Spinoza begleitete Olympia nach Hauſe, ſie hing an ſeinem Arme, er wußte nicht, wie er zu dem Muth und zu dem Glücke ſo naher Berührung gekommen war. Oldenburg hatte ſich mißmuthig verabſchiedet und Kerkering ging nach Hauſe; er glaubte Olympia bevorzuge abſichtlich Spinoza, nur um ihn damit zu necken, er wollte ihr den Triumph nicht gönnen, daß ihr dieſer Scherz ferner gelinge. Der alte van den Ende führte Cäcilie, Olympia und Spinoza gingen ſchweigend voraus. Als ſie an das Waaghaus kamen, ſagte Olympia: „Sehen Sie, dort iſt der Brunnen, in dem der gutmüthig-ſchwache Barläus den Tod getrunken; wär' es nicht klüger und männlicher geweſen, den Glauben aufzugeben als das Leben?" „Weder den Glauben noch das Leben haben wir uns ſelber gegeben," antwortete Spinoza, „der Selbſtmord an dieſem wie an jenem iſt Feigheit und Schwäche, die Stärke liegt darin, dieſes wie jenen ertragen und in ihnen entſagen zu lernen." Olympia ſchwieg.

„Ich haſſe dieſes ſich aufdrängende diplomatiſche Vermitteln,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „das Oldenburg heute ſo kunſtreich in's Werk zu ſetzen glaubte; ein dritter, der ein zartes Verhältniß nur mit einem Worte berührt, erzeugt Zerwürfniſſe und Mißverſtändniſſe, die ohne ihn nie entſtanden oder doch ſchneller ausgeglichen worden wären.“ „Es freut mich, daß ich Sie ſo finde,“ ſagte Spinoza und kniff im heftigen Seelenkampfe die Lippen übereinander. „Liebe Olympia,“ fuhr er fort, „ich habe mit aller Macht gerungen, aber ich bin ſo ſtark nicht, wie Sie wohl meinen; ich unterliege, wenn Sie mir nicht Ihre Hand dazu bieten oder vielmehr Sie mir entziehen. Ich mag das Wort nicht nennen, das aus meiner Seele zu Ihnen ſpricht, aber ich bitte Sie, ſtoßen Sie mich von ſich, nie, nie dürfen wir uns angehören.“ Olympia drückte ſeinen Arm näher an ihre Bruſt, ihr Athem zitterte, ihre Hände faßten ſich. „Wie?“ fragte ſie, „und warum denn nicht? Haben Wir Chriſtus an's Kreuz geſchlagen? Was kümmert uns, was vor tauſend Jahren ein fanatiſcher Pöbel that? Haben Sie umſonſt dieſe

Höhe des Denkens erſtiegen, um zurück zu ſchrecken vor einer Form, in die die Menſchen ſich gezwängt haben? Haben Sie mir nicht hundertmal geſagt, Sie liebten und verehrten Chriſtus als den Welterlöſer dem Geiſte nach? Wollte Gott, das Verhältniß wäre umgekehrt, freudig folgte ich Ihnen vor den Altar; wo Liebe iſt, kann Meineid nicht herrſchen, oder ſoll ich hineilen in die Synagoge und mich taufen laſſen von den Rabbinen?" „Liebe Olympia, kennten Sie die Tiefe des Schmerzes, der mein Herz ſpaltet, Sie würden gewiß nicht ſo in mich dringen. Es iſt Meineid, nichts anderes, den ich ſchwöre, wenn ich einen andern Glauben mit Bewußtſeyn annehme; der Glaube, in dem ich geboren bin, den darf ich ausbauen und ausbilden, wie es die Stufe meines Denkens verlangt, Niemand kann, Niemand darf mich daran hindern, ſo lange ich die Kraft meines Denkens mein nenne; Dank ſey es der fortſchreitenden Geſchichte, ich darf mich von ſeinen Formen losſagen und darf mir eine Anſicht von den höheren Dingen aufbauen, wie ſie mir die Natur meiner Denkkraft an die Hand giebt. Darf ich aber an den Baum meines Denkens mit feingeſponnenen Fäden fremde Früchte anknüpfen und mich und die Welt bereden, ſie ſeyen die naturgemäßen Erzeugniſſe deſſelben? — Ich kenne die Sophismen wohl, die uns zuraunen: du fügſt dich blos der Form, dein Denken bleibt dir frei, aber es iſt und bleibt Meineid, und dürfte ich, Meineidiger, je das Wort Wahrheit in den Mund nehmen ohne zu erröthen? Ich gebe Ihnen die Frage zurück: haben wir deshalb die Höhe des Denkens erklommen, um von einer Neigung, die der Quell unendlichen Kummers für uns werden muß, uns beſiegen zu laſſen? Ich kämpfte lange, aber ich mußte endlich frei und ehrlich mit Ihnen ſprechen; von dieſer Stunde an ſey vergeſſen und ausgetilgt, was wir uns waren und werden wollten. Noch iſt es Zeit: Trennung und ein ſtarker Wille werden uns unſere alte Ruhe wieder finden laſſen; wir haben uns geliebt, das iſt uns genug, ſuchen Sie in einem Andern das Glück, das ich Ihnen nicht bieten darf, nicht bieten kann.“ Seine Zunge verſagte ihm den Dienſt, er mußte inne halten, Olympia's Hand zitterte in der ſeinigen. „Ich ſchäme mich nicht, es zu geſtehen, ich habe darüber nachgedacht,“ ſagte ſie, „Sie können ohne irgend einer Ueberzeugung zu widerſprechen, Chriſt werden, ich habe ſogar deshalb die Stelle nachgeſchlagen; wiſſen Sie, die Keimpunkte Ihrer neuen Anſchauung liegen ja in den Worten Johannis (4,14): „„Daran erkennen wir, daß wir in Gott bleiben, und Gott in uns iſt, weil er uns von ſeinem Geiſte gegeben hat.““ Ja ohne Inconſequenz müſſen Sie Chriſt werden!“ „Warum ſcheuen Sie ſich,“ entgegnete Spinoza, „auch den vorhergehenden Vers anzuführen, der ſo ſehr auf unſre Lage paßte? „„So wir uns unter einander lieben, ſo bleibet Gott in uns, und ſeine Liebe iſt völlig in uns.““ Aber bedenken Sie, fallen auch einzelne Reſultate meines Denkens mit der Weltanſchauung des Chriſtenthums zuſammen, muß ich deshalb den Kirchenglauben beſchwören? Vielleicht wäre das die Conſequenz, die Juſtus Lipſius beobachtete, der, wie Sie wiſſen, ein Buch de constantia (über die Beſtändigkeit) geſchrieben und alle paar Jahre ſeinen Glauben gewechſelt hat.“ „O Jammer!“ ſeufzte Olympia, „welche unſelige Geſpenſter beſchwören Sie herauf, um uns zu trennen; ach! Sie denken nur immer an ſich, und mich vergeſſen Sie. Ich dachte Sie wären ſelbſtändiger, aber ich ſehe, Oldenburg hat Sie auch bekehrt; Sie ſtreben nach der Glorie Dante's, aber ich bin keine Beatrice, will keine ſeyn. O es iſt groß! Sie werden ſich hineinſtürzen in's bewegte Leben, ach, vergißt ſich da eine Jugendliebe nicht bald? Sie ſpotten vielleicht gar darüber, und ich? was iſt daran gelegen, wenn ich in Kummer untergehe?“ „Liebe Olympia,“ hob Spinoza an, „Ihr eignes Herz muß Sie wegen ſolcher Reden anklagen; aber bedenken Sie, was könnte ich Ihnen bieten? nichts als ein ärmliches, entſagungsreiches Leben; wenn ich auch den Glauben der Väter abſchwören wollte, wenn ich nur ganz Ihnen leben möchte, ganz der Ihrige ſeyn —“ „Schalom Alechem Rabbi Baruch, brauchſt dich nicht zu eilen, Maariph*) iſt ſchon zu Ende,“ unterbrach hier den Redenden eine ſchnarrende Stimme; Spinoza ſah ſich um, es war Chisdai, der, ohne einen Gegengruß abzuwarten, kopfſchüttelnd weiter ging. „Hat der Menſch wohl meine Worte gehört?“ fragte Spinoza ängſtlich. „Ich glaube nicht,“ antwortete Olympia, „aber es iſt gräßlich, ſolche Meduſengeſichter dürfen freundlich grinſend Sie mit dem traulichen Du anreden? Nun iſt's entſchieden, eine höhere Pflicht kömmt dazu, ich laſſe Sie nicht; Niemand kann ſich ſelber am Schopfe nehmen und aus dem Waſſer ziehen, heißt es in der Schrift, nun wohlan! ſo will ich Ihnen die Hand reichen und ſie emporheben, und wenn nicht aus Liebe, ſo ſollen Sie dann aus Dank mein ſeyn.“ — Man war endlich an dem Hauſe van den Ende's angekommen, Spinoza wollte ſich verabſchieden. „Sie müſſen noch mit hinaufgehen,“ ſagte Olympia, „Sie glauben es kaum, wie unheimlich es mir iſt, wenn ich draußen eine mächtige Seelenerſchütterung erlebt habe, und nun heimkomme, wo mich die alten Wände verwundert und fremd anſehen; es iſt mir dann Alles zur Laſt, ich meine ich müßte vergehen vor

---

*) Das Nachtgebet in der Synagoge.

Unruhe; ich ſpiele dann gewöhnlich ſo lange Orgel, bis ich mich vollkommen betäubt zu Bette lege. Ich bitte, gehen Sie mit.“

21. Küſſen und Sterben.

Wehmuth und Wolluſt, Tod und Leben
Sind hier in innigſter Sympathie.
Wer ſich der höchſten Lieb' ergeben,
Geneſt von ihren Wunden nie.
Novalis.

Cäcilie betete im offenen Nebenzimmer vor ihrem Crucifix, Spinoza ſaß ſchweigend bei Olympia, ihre Hand ruhte neben ihm, er wagte es nicht ſie zu erfaſſen; ſtill träumend und nachdenklich ſahen die beiden Liebenden einander an. „Wenn ich ſo oft bis zu den heiterſten himmliſchen Seelengenüſſen mich erhebe,“ ſagte Olympia, „ſo kenne ich nichts mehr als den einzigen Gedanken der Sehnſucht nach dem Tode; jetzt, ſo hinweggetragen über alle kleinen Mühſeligkeiten, jetzt möchte ich ſterben, dem Höchſten nahe und innewohnend möchte ich in ihm aufgelöst werden.“ „Ehedem, als ich der religiöſen Verzückungen noch fähig war, beſchlich mich auch oft eine ſolche Sehnſucht nach dem Tode,“ erwiederte Spinoza. „Es liegt eine tiefe Bedeutung in der thalmudiſchen Sage, daß Moſes durch einen Kuß geſtorben ſey, indem ihm Gott der Herr durch einen Kuß ſeine Seele ausſaugte.“ Olympia war betroffen von dieſer ſonderbaren Wendung, ſie täuſchte ſich aber ſehr, da ſie glaubte, Spinoza habe ſo hoch hinaufgegriffen, um mit der Profanation der erhabenſten Legende einen momentanen Wunſch zu maskiren; ſie konnte es nicht glauben, daß Spinoza's Geiſt noch ſo ganz von jüdiſch-theologiſchen Erinnerungen und philoſophiſchen Forſchungen erfüllt war, daß er auch hier noch der Liebe nur nebenbei huldigte, während ſie nichts wußte und wollte als die Liebe allein. Sonſt war der Austauſch ihrer Gedanken und Anſichten immer ſo ununterbrochen und leicht von ſtatten gegangen, jetzt ſaßen ſie ſtumm da und wußten ſich einander nichts zu ſagen. Olympia ſang noch, auf den Wunſch Spinoza's, jenes Volkslied, bei welchem er ſie zum erſtenmale überraſcht hatte; den Schlußreim:

Ihr ſeyd meine rechte Frauen.
Mit keiner andern laß ich mich trauen

ſang ſie mit ſo ſchmelzender Innigkeit, ſie ließ die Töne der Orgel, mit denen ſie ihren Geſang begleitete, ſo ſanft ausklingend verhauchen, daß Spinoza die Ruhe, die ſonſt durch ihren Geſang über ſein gährendes Innere gekommen war, ſchmerzlich vermißte; es ward ihm ſchwer, ſich auf ſeinem Stuhle zu halten und nicht an ihren Buſen zu ſinken und den ſangesreichen Quell ihrer Lieder mit einem Kuſſe zu verſiegeln. Er mochte ſich ſelber nicht länger trauen, nahm ſeinen Hut und ging. Olympia nahm das Licht in die linke Hand und leuchtete ihm voran die Treppe hinab, ſie ſprachen keine Sylbe; drunten reichte ihr Spinoza die Hand, ſie legte ihren Lockenkopf ſanft an ſeine Bruſt, er umſchlang ſie mit ſeinem linken Arme, ihr Herz pochte vernehmlich an ſeiner Hand. „Liebe Olympia,“ ſagte er, „ich beſchwöre Sie bei Allem was Ihnen heilig iſt, lieben Sie mich nicht, ich bin es nicht werth." „Ich muß dich lieben," ſagte ſie; „gebiete meinem Herzen, daß es zu ſchlagen aufhört; ich kann dich nicht laſſen —" ihre Stimme zitterte, er drückte ſie inniger an ſeine Bruſt, in einem ewig langen Kuſſe hielten ſie ſich feſt umſchlungen. Er riß ſich los aus ihrer Umarmung und ſtürmte fort; Olympia ſprang ſingend und trillernd die Treppe hinan und rief in munterm Tone: „Gute Nacht, Herr von Spinoza."

Da ſtand er nun vor dem Hauſe, die Thüre war hinter ihm zugeſchloſſen; in träger Langweile wandelten ſorgenvolle Ehepaare, die den Feierabend in freier Luft genießen wollten, mit ihren Kindern an ihm vorüber, Liebende luſtwandelten in raſchem Schritt und unter muntern Scherzen, Matroſen ſchlenderten mit ihren Dirnen heran und johlten und riefen: „Juchhe! morgen geht's in die See, heut' muß Alles verputzt ſeyn, und wenn man mich morgen auf den Kopf ſtellt, ſoll, ſtraf mich Gott! kein Deut herausfallen." Es war ein buntes Menſchengewühl, er achtete nicht darauf. „Weiberherzen, ihr ſeyd unergründlich!" ſprach er zu ſich, „fühlte ſie die unendliche Tiefe des Augenblickes nicht, oder war es ihr nur darum zu thun, mit dieſer ſcheinbaren Gleichgiltigkeit Alles, was vorgegangen war, ſo ſchnell vor Cäcilie zu verbergen; wie war ihr aber das möglich?" Mit ſo aufgeregtem Geiſte konnte er nicht nach Hauſe gehen, er ging auf die andere Seite der Straße und ſetzte ſich auf die Treppe am Eingange der St. Olai-Kapelle. Er ſchaute hinauf nach den erleuchteten Fenſtern Olympia's, oft bemerkte er ihren Schatten vorüberſchweben, bis endlich das Licht gelöſcht wurde. Er ſchämte ſich faſt, hier wie ein verzauberter Ritter träumeriſch nach dem Fenſter der Geliebten zu ſchauen, und mußte innerlich lächeln, als ihm die Theſſala einfielen. „Ich kann dich nicht laſſen," ſagteſt du, „ich will, ich darf dich nicht laſſen, erwiedere ich dir; hab' ich nicht deine keuſchen reinen Lippen an meinen Mund gedrückt? du biſt mein, mein auf immer. — War nicht auch meine Mutter eine Moslemin und wendete ſich zu unſerm Glauben, müßte ich ein Mosleme bleiben, wenn ich in dem andern Falle als ſolcher geboren wäre? — Aber dein Vater und deine Mutter liebten ſich aus höherer Nothwendigkeit gleich vom erſten Anſchauen, und du, findeſt du Olympia tadelfrei? haſt du nicht, durch ihre bizarre Laune geſchmeichelt, dich in ein Verhältniß hineinräſonnirt, das dir anfänglich ſo durch und durch widerwärtig war? — Die Liebe, die den Zweifel überwinden muß, iſt größer und dauernder als jene andere, die wie vom Himmel herabgefallen, es iſt die intellectuelle Liebe. — Du wollteſt dir ein Leben voll Entſagungen aufbauen, weg damit, ſie liebt dich und an ihrer Seite findeſt du Ruhm und Glück, Ehre und Genuß. Was giebt mir jene Genüſſe zurück, die ich alle von mir lostrenne um der Wahrheit willen? — Die Wahrheit. — Aber muß ich ihr Sklave ſeyn?, ich allein von ſo vielen Tauſenden mich dazu verdammen, die mir eingebornen Anrechte auf die heiteren Lebensgenüſſe aufzugeben? Ich will die Wahrheit mit dem Feigenblatte der Legitimität bedecken, will doppelzüngige Worte wählen und die bittere Pille ihnen überzuckern, diene ich ſo der Wahrheit nicht noch mehr? — Du dienſt ihr durch die Lüge. — Nein, ich werde nie gegen meine

Ueberzeugung ſprechen, ſondern dieſe nur in der Bruſt verſchließen. — Und das katholiſche Glaubensbekenntniß? — Olympia liebt mich, muß ich ſie nicht retten? einſt, in glücklicheren Zeiten, ja, da mag es anders ſeyn, aber jetzt, ich muß der Zeit gehorchen. — Und dein Vater? und Geronimo? — Sie waren gläubige Juden, aber du?“

Solche Gedanken ſchlängelten ſich wie ein verworrener Knäuel in ſeinem Innern durcheinander. — Er mußte lange hier geſeſſen haben, denn als gegen Mitternacht Maeſſen Blutzaufer und Flyns Arm in Arm, als zwei Mächte die ſich das Gleichgewicht halten, nach Hauſe taumelten, ſpotteten ſie über den armen Sünder, der, ſtatt zum Liebchen in's warme Bett zu ſchlüpfen, hier in kühler Nacht auf hartem Steine hocke. Spinoza merkte nichts von Allem, was um ihn her vorging; endlich ſtand er auf, und als er den Ort betrachtete, wo er ſo lange geweilt hatte, mußte er unwillkürlich lächeln, es war die Kirche, die nach dem Modell des Tempels zu Jeruſalem gebaut war. „Schlafe ſanft,“ ſprach es in ihm, als er zu Olympia's Fenſter heraufblickte,

„ich habe für dich gewacht, du ſollſt auf ewig an meiner Seite ruhen.“ — —

Die Glocken ſummten tief, brauſender Orgelklang durchwogte das ganze Gebäude, eine zahlloſe Menſchenmenge ſtrömte nach der katholiſchen Hauptkirche. Spinoza ſtand vor dem Altare, in der Mitte zwiſchen dem Dr. van den Ende und ſeiner Tochter Olympia in bräutlichem Schmucke. Droben auf dem Empor ſtand der Vater Spinoza's und zerriß ſich ſeine Kleider, raufte ſich die Haare aus und ſchlug ſeine Stirne auf die Bruſtwehr. Das Hochamt begann, Cäcilie und Olympia knieten nieder, Spinoza und van den Ende thaten desgleichen. Chisdai und das Skelett des dicken Domine waren als Miniſtranten eingekleidet, Chisdai ſchwang den Weihrauchkeſſel, und ſo oft er das Zeichen des Kreuzes über ſeinem Geſichte machte, ſtolperten ſeine Finger über dem Höcker ſeiner Naſe, und zweimal als das Skelett dieſe Bewegung machte, verfingen ſich ſeine fleiſchloſen Fingerknochen in der Höhle, wo einſt eine Naſe geſeſſen hatte, und als es die Klingel läutete, klapperte ſein dürres Gerippe wie leere Mohnköpfe, vom Winde zuſammengeſchlagen. Das Hochamt war zu Ende. Spinoza trat allein vor, und kniete auf die Stufen des Presbyteriums vor dem Prieſter nieder. Er verfluchte die Mutter, aus deren Schooß er hervorgegangen, und den Vater, der ihn erzeugt hatte, weil ſie ihn nicht von Geburt an in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche geführt hatten; ein Schmerzensſchrei ward vom Empor vernommen, man trug einen Entſeelten weg. Spinoza ſprach das Glaubensbekenntniß mit leiſer nur dem Prieſter vernehmbarer Stimme, der Prieſter legte beide Hände auf das Haupt des Täuflings, ſegnete ihn leiſe und beſprengte darauf ſeine Stirne dreimal mit Weihwaſſer; in jubelndem Tone fiel die Orgel ein — — „Baruch! Baruch! ſteht auf!“ rief es jetzt; dem Himmel Dank, es war nur ein Traum, Spinoza lag in ſeinem Bette, die alte Chaje ſtand mit einem Lichte vor ihm. Er griff ſich über die Stirne, von welcher kalter Schweiß rann. „Was giebt's?“ fragte er; „Euer Vater liegt — dem Stein ſey's geſagt — im Verſcheiden, die Mannen aus der Nachbarſchaft ſind alle ſchon unten.“ Baruch ſprang haſtig aus dem Bette, kleidete ſich nothdürftig an und rannte die Treppe hinab; es mußte ſchon weit ſeyn mit ſeinem Vater, denn er hörte die Männer in lautem Chore unaufhörlich rufen: Höre Iſrael! der Ewige unſer Gott iſt ein einiger Gott. Als er in das Zimmer trat, ſprach eben ſein Vater den Schluß des Gebetes, wo es heißt: „— — und ſomit lege ich das Geſtändniß vor eurem Angeſichte ab, daß jedes Wort und jeder Gedanke, den ich gegen Gott hatte, nichtig und vernichtet ſeyn möge, wie ein zerbrochener Scherben, daß mein Wort, mein Gedanke und meine Ahnung haltlos ſeyn möge, denn ich glaube an Deinen erhabenen Namen, daß Du der wahrhafte, Moſes Dein Diener der wahrhafte und ſeine Thorah die wahrhafte iſt. Du biſt einzig und geeint, es giebt keine Einheit in keinerlei Weiſe wie Du, der da war, iſt und wird ſeyn. Gott iſt König, Gott regiert und wird regieren in alle Ewigkeit, und einſt an jenem Tage wird Gott der einige und ſein Name der einige ſeyn; nichts iſt Dir gleich, im Himmel oben und auf Erden unten iſt keiner außer Dir, gelobt ſey er und gelobt ſein Name in Ewigkeit, gelobt ſey der Name ſeiner hohen Majeſtät für und für.“ Die Verſammelten antworteten in einem großen Gebete, das mit den Worten ſchloß: „deine Frömmigkeit möge vor dir hergehen, die Herrlichkeit Gottes dich einſammeln, und du in Frieden auf deinem Lager ruhen. Amen! Amen!“ Baruch ſetzte ſich an das Bett ſeines Vaters, der immer mühſamer Athem holte; er faßte die Hand ſeines Sohnes, deren Fiebergluth durch die kalte Todtenhand nicht gelöſcht werden konnte. „Vater!“ rief Baruch, mehr konnte er nicht ſprechen. „Bete für mich, mein Sohn,“ ſagte der Vater leiſe; immer lauter röchelte er, jetzt und jetzt meinte man, müſſe ihm der Athem ausgehen, alle Verſammelten riefen unaufhörlich das: „Höre Iſrael ꝛc.,“ der Kranke betete mit, er richtete ſein Auge gen Himmel und mit dem Worte „einig“ hauchte er ſeinen Athem aus; ſeine Lippen preßten ſich noch zuſammen und öffneten ſich wie zu einem Kuſſe — er war todt. R. Saul Morteira öffnete ein Fenſter und alle Anweſenden ſprachen: „Gelobt ſey der wahrhaftige Richter.“ Baruch ſank am Bette ſeines Vaters auf den Boden nieder, er hielt die todte Hand an ſeiner heißen Stirne; von drüben aus dem andern Zimmer tönten die halb unterdrückten Klagen Miriam's und Rebekka's herüber; die Anweſenden unterredeten ſich mit leiſem Geflüſter und wollten eben weggehen. Da hörte man Jemand mit ſtarkem Gepolter die Treppe heraufſpringen, die Thüre wurde aufgeriſſen. „Iſt er todt?“ fragte er; „ſt! ſtill R. Chisdai,“ antworteten die Anweſenden. „Wehe! dreimal Wehe über dieſes Haus!“ rief Chisdai, „er allein hätte ſeinen Ben ſorer umoreh *) noch retten können; ich hab's mit meinen eigenen Ohren gehört, er will Chriſt werden und eine Chriſtin heirathen.“ „Wenn ihr nicht augenblicklich geht,“ antwortete Samuel Carceres, „und noch ſo ein Wort gegen meinen Schwager ſagt, werd' ich euch den Weg weiſen, es hat euch Niemand gerufen.“ „Ihr werdet mich rufen und ich werde nicht kommen,“ antwortete Chisdai, als er von den andern mit fortgeſchleppt wurde.

Benjamin von Spinoza hatte in ſeinem Te-

---

*) Abtrünnigen und widerſpenſtigen Sohn. (5. B. M. 21. 18.)

ſtamente verordnet, daß man ihm ſeinen alten ſpaniſchen Degen zerbrochen mit in's Grab lege; die Rabbinen nahmen lange Anſtand, dieſer Verordnung, deren Bedeutung nur Wenige erriethen, Folge zu leiſten. Spinoza mußte viele thalmudiſche Autoritäten citiren, um den Willen ſeines Vaters erfüllt zu ſehen. Draußen auf dem Friedhofe mußte er, der alten jüdiſchen Sitte gemäß, zu den Füßen ſeines Vaters niederknieen, Gott und ſeinen Vater für Alles, was er gegen ſie geſündigt, um Verzeihung bitten; darauf mußte er oben am Kragen auf der linken Seite ſeinen Mantel, ſeine Weſte und ſein Unterwamms zerreißen, und als die Bahre eingeſenkt war, mußte der Sohn zuerſt hintreten und eine Hand voll Erde auf dieſelbe werfen. Er that dies mit ſchwankenden Schritten, und Chisdai ſprang hilfreich hinzu, um ihn zu unterſtützen. —

Sieben Tage lang mußte Spinoza mit dem zerriſſenen Kleide barfuß auf dem Boden ſitzen, und dreißig Tage durfte er ſeinen Bart nicht ſcheeren laſſen, aber ſein Aeußeres war dennoch nicht ſo wild und zerriſſen als ſein Inneres. Wie oft, wenn er die Arme auf die Kniee geſtemmt, ſein Angeſicht mit den Händen bedeckte, wie oft gedachte er da Olympia's, ſein Entſchluß ſie zu heirathen ward ſchwankend. Ein Beſuch Oldenburgs und Meyers, die gerade kamen, als er mit ſeinen beiden Schweſtern auf dem Boden ſaß und die Rabbinen vor der verſammelten Gemeinde eine Art von Seelenmeſſe für den Verſtorbenen nach ihrer Litanei vortrugen, ward ihm zur höchſten Pein.

Er dachte viel darüber nach, wie er ein freies und unabhängiges Leben ſich aufbauen wollte; die ganze bisherige Geſtalt deſſelben hatte in lauter Gegenſätzen geſpielt, er wollte Einheit in dieſelbe bringen, ob er ſie in der Zweiheit finden ſollte, das. ließ er noch dahingeſtellt.

* * *

25. Stillleben.

> Das Glück des Lebens beſteht, wie der Tag, nicht in einzelnen Blitzen, ſondern in einer ſteten milden Heiterkeit; . . . dieſe kann nur blos der Geiſt beſcheeren, nicht das Glück, das nur ſtoßweiſe giebt wie raubt.
>
> Jean Paul.

Spinoza ging nachdenklich durch die Kalwerſtraat; „ei, ei, wie ſtolz,“ ſagte Jemand, Spinoza kehrte ſich um, es war Frau Geertrui Uſmſand, die zu ihrem Parterrefenſter herausſah. „Wie geht's?“ fragte ſie, „ihr macht ja ein eſſigſaures Geſicht. Seit der gute Magiſter Nigritius todt iſt, hab' ich euch nur ein einzigesmal in dieſer Straße geſehen; vor ein paar Wochen, ihr ſeyd mit des van den Ende Olympia vorbeigegangen, ich hab' zweimal guten Abend geſagt, aber ihr müßt auch keine Seide miteinander ſpinnen, keines von euch hat mich gehört oder geſehen. Nicht wahr, es waren doch auch ſchöne Zeiten, als ihr alle Tage zu unſerm Magiſter gekommen ſeyd? aber mehr als um zwanzig Jahre ſeyd ihr in der kurzen Zeit älter geworden. Ach! mit unſerm Stübchen haben wir unterdeſſen viel ausgeſtanden: zuerſt haben wir einen Maler gehabt, der hat ſich ſeinen Abendſegen in der Kirche geholt, wo man mit Gläſern zuſammenläutet, dann iſt er heimgekommen, toll und voll, und hat uns aus dem beſten Schlaf aufgeweckt; nach dieſem haben wir eine Wittfrau gehabt, die hat das Holz geſpart und iſt uns den ganzen Tag auf dem Hals geſeſſen, man hat nicht vor ihr ſchnaufen können. Mein Mann, der iſt gar wunderlich, ich hab' ihr nichts in den Weg gelegt, ich hab's auch meinem Klaas geſagt, es iſt eine Wittfrau, man kann ſich verſündigen, er hat ihr aufgekündigt; ſeit einem halben Jahre ſteht jetzt das ſchöne Stübchen leer und wir haben's erſt friſch anmalen laſſen, es iſt Alles friſch geputzt und ſieht aus wie in einem Kirchlein. Ich geh' nicht gern die Treppe hinauf" „Geert, ſey ſo gut und mach das Fenſter zu, die Spän' fliegen einem alle in die Augen; wenn du mit dem Herrn plaudern willſt, geh 'naus oder laß ihn 'rein kommen," rief eine breiige Stimme aus dem Zimmer. „Kommt ein wenig herein," ſagte Gertrui, das Fenſter ſchließend. Spinoza ging hinein, er ſagte er wolle das Zimmer miethen; die Leute glaubten anfangs er ſcherze und waren hoch erfreut, als ſie ſahen daß es Ernſt war. Gertrui zeigte ihm das Stübchen. „Seht," ſagte ſie, „das iſt noch der Lehnſtuhl von unſerm Magiſter, ich hab' Alles waſchen und ausklopfen laſſen, es iſt kein Stäubchen mehr d'rin. Ich kann euch Alles geben, nur kein Bett, die Betten brauch ich für meine Geſellen; ſeht, da hat der Magiſter ſeine Bücher gehabt, da könnt ihr auch eure Bücher hinſtellen. Habt ihr auch ſo die üble Gewohnheit, auf Tiſch, Bank und Stuhl, ja ſogar auf dem Boden, alle Bücher auf's Geſicht zu legen wie der ſelige Herr Magiſter, und daß man keines anrühren darf, wenn es nicht ein Donnerwetter geben ſoll? Ei, habt ihr nirgends die ſchöne weiße Amaryllis geſehen, die der ſelige Magiſter ſo gerne gehabt hat? von ſeinem Todestag an iſt ſie plötzlich verſchwunden; ich gäb' viel darum, wenn ich ſie wieder bekäme, es thät' mir in der Seele weh, wenn ſie es nicht gut hätte.“ Spinoza hatte zu ſeinem Bedauern die Katze nirgends bemerkt. —

Wir ſind hier leider wiederum unter die Dachtraufe einer alten Frau gerathen, wir dürfen uns indeß ihre Redſeligkeit ſchon ein wenig gefallen laſſen, da ſie unſern Philoſopen mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt pflegt und hegt. Spinoza ging nach Hauſe, er hatte ſeine beiden Schwäger, die ſich in ihren hohen Erwartungen getäuſcht fanden, gerichtlich zur gleichmäßigen Vertheilung der Verlaſſenſchaft ſeines Vaters anhalten müſſen; als ihm nun ſein Recht geworden war, verzichtete er freiwillig auf ſeinen Erbtheil, und nahm ſich nichts als ein einziges wohlgefülltes Bett mit dem dazu gehörigen Vorhange, das er nebſt ſeiner Werkbank und ſeinen wenigen Büchern und Kleidern in das Haus des Klaas Uſmſand bringen ließ.

Hier endlich war es ihm vergönnt, ſein äuſſeres Leben in vollkommene Uebereinſtimmung mit den Erforderniſſen ſeines geiſtigen Naturells zu bringen. — Jener in der Ueberzeugung gefeſtete Gleichmuth, der den mächtigen Stürmen auf den Gipfelpunkten des Lebens die gleiche Ruhe entgegenſtellt, wie den aus winzigen Atomen ſich zuſammenſetzenden Schauern in den Niederungen; jene Selbſtgenügſamkeit, die ſich gebar aus einer heitern Verzichtleiſtung auf die rauſchenden Vergnügungen der gewöhnlichen Welt mit ihrer hintennachkommenden Leere und Magenſäure, die die Bedürfniſſe und Mittel miteinander verſöhnt, alle übergreiſenden Wünſche von ſich abgelöst hat, ſich vergnüglich und vollauf beglückt fühlt in dem Reichthum der eignen Bruſt; jener Seelenfriede, der errungen wurde im heißen Kampfe und nun wohlgemuth hineinſchaut in die Welt um ſich und in die Welt in ſich, deren Räthſel gelöst und deren ewige Geſetze gefunden ſind — das waren die Güter, die er immer bewußter, immer reichlicher hier in trauter Einſamkeit ſich aneignete.

Vom frühen Morgen an ſaß er an ſeiner Werkbank und arbeitete. Wundert euch nicht über die handhabloſe Sprödigkeit und nackte Herbheit, mit der er ſeine Ideen vor euch hinſtellte, er war kein Denker mit der Feder in der Hand, der alle Geburten des Moments euch bietet, er war kein Philoſoph mit Druckbogen-Honorar, der alle abgefallenen Schnitzel von ſeiner Arbeit und ſeine eigenen Paſſionen mit in den Kauf giebt, oder euch ſeine Ideen unmittelbar für das Büreau, die Kanzel, den Salon oder die Waſchküche zurichtet; er wollte kein anderes Honorar, als die Wahrheit, kein Intereſſe, als das für die ewigen Geſetze erwerben. Wenn er mit dem ſcharfen Diamante aus der großen Glasſcheibe ein Stück herausſchnitt, ſo brach er ſich zugleich auch aus dem großen Syſteme, das ganz, aber roh und unausgearbeitet, in ihm lag, eine Idee los; wenn er die bleierne Platte aufſchraubte und dem Glaſe eine beſtimmte Geſtalt gab, ſo gewann auch die Idee in ihm eine beſtimmte Geſtalt, und ſo durch alle Stadien hindurch, immer beſtimmter wurde die Form, immer durchſichtiger der Stoff; mancher Splitter mußte abfallen, manche Ritze ausgeſchliffen werden, bis endlich beide das Spiegelbild der Wahrheit in ſich reflectirten. Wenn er ſich dann mit der Hände Arbeit ſein Brod verdient hatte, nahm er in nächtlicher Stille beim einſamen Lämpchen ſeine feingeſchliffenen Ideen wieder vor, ſammelte den Staub wieder, der von ihnen abgefallen war, und ſtreute ihn darauf, damit er ſie undurchſichtig machte, dann wiſchte er ihn mit leichter Hand wieder ab, und zeigte, daß er nicht nothwendig dazu gehöre, und daß er die Klarheit nur verdeckt, nicht aufgehoben habe. Wohl fand er dann oft nicht mehr allen Staub, denn mancher hatte ſich verflüchtigt, aber ihr könnet ihn finden und wiederum ablöſen, wenn es auch möglich iſt, ſich ganz in ſeinen Ideengang zu verſenken. — So arbeitete, ſo philoſophirte Benedikt von Spinoza.

Nicht lange nach ſeinem Zurückziehen aus der bewegten Welt mußte er indeß auch am Tage einige Stunden von ſeiner Handarbeit abbrechen, um einen jungen Geiſt in das Gebiet der Philoſophie einzuführen. Meyer brachte ihm eines Tages den jungen Simon van Vries, welcher, ſeitdem wir ihn flüchtig geſehen, der glückliche Erbe von den reichen Reſultaten der Theeſpeculationen ſeines Vaters geworden war, und ſich nun ganz anderen Speculationen ergab. Spinoza trug ihm einen Curſus über die Principien der Carteſianiſchen Philoſophie vor. Auf demſelben Zimmer, wo er einſt Mensa decliniren gelernt hatte, in demſelben Stuhle, wo einſt der Magiſter ihm ſeine Schnitzer korrigirt hatte, ſaß er nun und lehrte die Carteſiſche Philoſophie, und baute ſich dieſelbe aus, wie es die Nothwendigkeit des Gedankens erforderte. Der rechtſchaffene Dodimus van Vries, der einſt die verwickeltſten Rechenexempel ſo ſchnell im Kopfe löste, hatte nicht nur ſeine zahlreichen vollwichtigen Dukaten, ſondern auch ſeine Fertigkeit im Rechnen auf ſeinen geliebten Sohn Simon vererbt; Spinoza hatte viele Freude an dem jungen mathematiſchen Talent.

Zwei, drei Tage, und oft noch länger, kam er nicht aus ſeinem Zimmer; er trennte ſich nicht gerne von der traulichen Stille, in der er ſich ſo wohlig fühlte, wo Stunden und Tage wie ſanfte Wellen, über denen der heitere Geiſt Gottes ſchwebte, ſchmeichelnd und koſend an ihm vorüberfloſſen. Die gute Gertrui war ſehr unzufrieden mit ihrem neuen Miethsherrn. „Ich weiß nicht," ſagte ſie, „entweder wollt' ihr euch das Eſſen ganz abgewöhnen, oder die Raben vom Himmel kommen und ſpeiſen euch, wie den Propheten in der Wüſte; von dem, was ihr von mir verlangt, könnt ihr unmöglich ſatt werden. Geſtern habt ihr den ganzen Tag nichts gehabt, als eine Milchſuppe, etwas Butter und einen kleinen Trunk Bier, welches zuſammen 4½ Stüber ausmacht, und heute habt ihr wieder den ganzen Tag an der Hafergritze mit Roſinen und Butter genug gehabt, die wieder gerade ſo viel koſtet. Ich hab's zuſammengerechnet, in einem ganzen Monat habt ihr im höthſten Fall zwei halbe Pinten Wein getrunken, das iſt nicht zum Leben und nicht zum Sterben." Spinoza ſuchte der guten Frau begreiflich zu machen, daß ſein Einkommen keinen größern Aufwand geſtatte, daß er ſich aber ganz wohl fühle bei dieſer Lebensweiſe. „Ja," ſagte ſie, „man muß ſich ſtrecken nach der Decken, das iſt ehrlich und rechtſchaffen gedacht, aber wenn man die Decke länger machen kann, wär' man nicht geſcheidt, wenn man da läg wie ein zugeſchnapptes Taſchenmeſſer. Die vielen großen und reichen Herren, die täglich bei euch aus- und eingehen, ich weiß gewiß, ſie würden ſich ein Vergnügen daraus machen, euch Geld zu geben; es wär' nicht einmal etwas Geſchenktes dabei, ſie ſtören euch ſo oft an eurem Geſchäft, daß ſie es wohl vergüten dürften. Der Bediente des reichen Simon van Vries iſt jetzt ſchon dreimal da geweſen, und hat euch zum Eſſen eingeladen; ſtatt hinzugehen und das Mark von friſchen Meerſpinnen zu eſſen, das auf der Zunge wie Butter zerlauft, ſeyd ihr zu Haus geblieben bei eurer magern Milchſuppe. Es iſt euch doch ſonſt nichts verborgen, und man kann über Alles mit euch ſprechen, ich kann nicht begreifen, was ihr dabei habt, euch ſo einzuſchränken." Die gute Frau wollte ſich durch keine Gegengründe überzeugen laſſen. „Die Gelehrten haben doch Alle beſondere Mucken im Kopf", ſagte ſie, als ſie die Treppe hinabging, und erzählte Oldenburg, der ihr auf der Treppe begegnete, nochmals ihren Diſput mit allerlei Variationen.

Oldenburg mißbilligte dieſes freiwillige Abſchließen in eine Klauſe ebenfalls auf's Höchſte. Hätte er Spinoza nicht ſo ganz und gar frei gewußt von allen egoiſtiſchen Zwecken, er wäre der Verſuchung nicht widerſtanden, ihm ſolche unterzuſchieben. Er fürchtete nur, daß ſolches Abſchließen in einen genau abgemarkten Kreis von Meinungen, Anſchauungen und Lebenserfahrungen eine eigenwillige Einſeitigkeit und Reizbarkeit zur Folge haben könnte, die durch jede von außen hereinragende ungekannte oder ferne gehaltene Störung unüberwindliche Disharmonie, oder ein mimoſenartiges Zuklappen des geiſtigen Blüthenkelches zur Folge haben müſſe. Er wußte nicht, daß ſolche Krankheiten in ſich verſchloſſener zarter Seelen dem ſtarken und großen Geiſte ferne ſind, daß er Einſeitigkeit nicht kennt, weil er die Welt im Buſen trägt, daß er durch die Widerſprüche der Außenwelt nicht überraſcht und verletzt wird, weil er ſie alle durchdrungen und in ſich zur Harmonie aufgelöſt hat. Noch andere Gründe machten aber dem beſorgten Freunde eine Veränderung der Lebensweiſe Spinoza's wünſchenswerth, unter dieſen ſtand die Befürchtung oben an, daß die Liebe Spinoza's zu Olympia — die er ſo richtig errathen hatte — in dieſer Einſamkeit ſeiner Seele ſo tief einwurzeln könne, daß ſie unvertilgbar wäre. Er wähnte noch immer, durch kluge Vermittlung in den Lebensgang eines ſelbſtändigen Geiſtes eingreifen und denſelben berichtigen zu können. „Unſere Zeit“, ſagte er einmal zu Spinoza, „die Zeit der aus dem Claſſicismus wiedergebornen Humanität und der ſich ſelbſt offenbarenden Vernunft, hat ihre Apoſtel, die in alle Lande reiſten und dort ihre neuen Ideen verkündeten, ſo gut wie alle anderen. Zur Zeit, als das Chriſtenthum entſtand und ſich noch nirgends wohnlich niedergelaſſen hatte, zogen jene frommen Männer hin und predigten aller Orten, ſelbſt mit Gefahr ihres Lebens; wir ſahen in unſerer Zeit ebenfalls begeiſterte Männer von Stadt zu Stadt, von Land zu Land wandern, und aller Orten das an ſie ergangene Wort verkünden. Denke nur an Jordanus Brunus, er hat faſt die ganze civiliſirte Welt bereiſt, um ſeine Anſichten allenthalben zu verfechten; leider hat er den unbegreiflichen Irrthum begangen, nochmals nach Italien zurückzukehren, um auf dem Scheiterhaufen den philoſophiſchen Märtyrertod zu ſterben. Dieſe Art aber, die Welt, und was ſie zuſammenhält und bewegt, aus eigner Anſchauung kennen zu lernen, und es ihr im lebendigen Worte vor das Bewußtſeyn zu führen, nicht aber vom einſamen Dachſtübchen aus ſie ergründen und meiſtern zu wollen, das iſt die einzig richtige Art des wahren Denkers. Du mußt auch reiſen, und willſt du die Welt auch nicht lehren, ſo mußt du ſie wenigſtens wahrhaft kennen lernen; an Geld ſoll dir's nie fehlen, van Vries und ich wollen dir Alles, was du brauchſt, gerne bieten, du darfſt es nicht von dir weiſen, es iſt kein Geſchenk, das wir dem Freunde bieten, der Wiſſenſchaft und der Menſchheit geben wir dieſen Tribut, du thuſt mehr als wir, du widmeſt ihr dein Leben." „Ich bitte dich," antwortete Spinoza mit mildem Tone, „wenn es nicht deine Abſicht iſt, mich einmal erzürnt zu ſehen, laß dies das letzte Mal ſeyn, daß du mir Geldanerbietungen machſt; ich habe dir und Vries längſt erklärt, daß ich nie darauf eingehe, drum laß mich in Frieden. Ueberdieß kann ich dieſe neue Art der peripathetiſchen Philoſophie, welche du ſo ſehr empfiehlſt, für meine Perſon wenigſtens durchaus nicht zuträglich finden. Was könnte es mir z. B. nützen, wenn ich durch alle Lande zöge und dann genau ſähe, wie man in den verſchiedenen Ländern ackert und pflügt, welche Geſtalt die Kirchen und Rathhäuſer der Städte haben, und wie man in dieſen und jenen Dinge befiehlt, die man ſelbſt nur ſelten zu beobachten gewillt iſt? Du ſtehſt auch mitunter noch auf der breiten Heerſtraße bei den Erfahrungsmännern, welche glauben: die höchſte und einzig wahre Philoſophie laſſe ſich von den Pflaſterſteinen ableſen; den Staaten ihre gegenſeitige Handelsbilanz ſtellen, die Mängel und Vorzüge ihrer Geſetzgebung und Verwaltung zu kennen, das ſey der einzige Weg zur wahren Erkenntniß. Es mag das Alles gut ſeyn für andere Zwecke, aber um die Pulſe der in der Weltgeſchichte und in unſerm eigenen Geiſte ſich offenbarende Gottheit und ihre ewigen Geſetze zu finden, dazu dient es nicht; hiezu frommt es im Buche der Geſchichte und in den Tiefen der eignen Bruſt zu forſchen, alle Aeußerlichkeiten abzulöſen, und nur an dem Ewigen in ihr zu haften. Wenn ich ſo zwiſchen Feldern, Flüſſen, Städten und Ländern hinflöge, ich meine ich wäre aus meinem Centrum gefallen; drum lobe ich mir meine vier heimlichen Wände, da finde ich mich jederzeit und beſtrebe mich, um mich her all die Geiſter der Wahrheit zu ſammeln; glaube mir, es iſt eine gute und zahlreiche Geſellſchaft, und und ich bin nie allein oder verlaſſen."

Oldenburg verzweifelte faſt an ſeinem diplomatiſchen Geſchick, denn es konnte ihm in keiner Weiſe gelingen, auf Spinoza's Lebens- und Denkweiſe einen Einfluß zu gewinnen; er faßte nun endlich den Entſchluß ihn gewähren zu laſſen, komme was da wolle. Spinoza fühlte ſich immer heimiſcher in der umfriedeten Stille ſeines Lebens, deſſen gleichmäßiges Glück nicht anders als Seligkeit genannt werden kann.

Und Olympia? Mit ſchweren Vorwürfen überraſchte Spinoza oft der Gedanke, daß es nun ſchon wieder drei, vier Tage waren, ſeit er ſie geſehn, ja ſogar ſeit er ihrer gedacht, und doch liebte er ſie von ganzer Seele; es war nicht jene ſtürmiſch aufbrauſende Liebe mit ihren überwallenden Gefühlen, es war die ſtillkeimende Neigung, deren Wurzeln in der Ueberzeugung und in der klarbewußten Anſchauung von der Nothwendigkeit des gegenſeitigen Verhältniſſes ruhte. Dieſe intellektuelle Liebe hatte aber der Wunderlichkeiten und räthſelhaften Selbſtquälereien ſo viele, als jede andere im Sturme der Leidenſchaften ſich bewegende. Mit lautpochendem von Liebeswonne geſchwelltem Herzen ging er jedesmal zu dem Hauſe Olympia's, und nicht ſelten verließ er daſſelbe mit verſtörtem Geiſte, und es ward ihm erſt wieder wohl in ſeiner trauten Einſamkeit. — Wollte er wirklich die Liebe Olympia's unterdrücken, oder wollte er nur eine Probe damit anſtellen? Er ſprach mehr als gewöhnlich von ſeinem Judenthum, ja er ſuchte auch noch auf andere Weiſe ſich ſelber in dem unvortheilhafteſten Lichte zu zeigen, und doch kränkte es ihn wieder, wenn er ſeinen Zweck erreicht zu haben ſchien, und Olympia — ſey es aus Koketterie oder um eine Repreſſalie zu gebrauchen — dem blonden Kerkering allerlei kleine Gunſtbezeugungen zuwandte, wodurch dieſer ſich hochbeglückt fühlte, und in ſeiner Meinung, daß Spinoza nur der Strohmann ſey, mit dem man ihn necken wolle, immer mehr beſtärkt wurde. — Seit jenem entſcheidungsvollen Abende hatten ſich die beiden Liebenden nicht mehr allein geſprochen, ſolches hätte alle dieſe Mißververſtändniſſe und Irrungen leicht gelößt; aber auch ſo, den Augen uneingeweihter Zuſchauer bloßgeſtellt, genoſſen ſie der Wonnen jenes unerſchöpflichen Liebesglücks. Oft ſprach ihr Mund die gleichgiltigſten Dinge, aber ihre Augen ſagten ſich all die Gefühle, die ſie tief verſchloſſen im Buſen für einander hegten. Olympia war mehr als Spinoza Meiſter in der Kunſt, „das Wort zu verſchmähen;“ auf der planen Straße des alltäglichen Umgangs ſchuf ſie Höhepunkte, wo ſie die Signale ihrer Liebe, die nur Spinoza ſichtbar ſeyn konnten, aufpflanzte.

26. Confeſſionen.

Ein Jude iſt's, ein Aſt vom Wunderſtamme
Gefällt, zerſchmettert längſt, doch nicht verdorrt!
Des Markes Kern verſengt von Blitzesflamme,
Des Wipfels Zweige grünend fort und fort.
Anaſtaſius Grün.

Man liebt nur Einmal, wie man nur Einmal geboren wird.
Leiſewitz.

„Die Juden wollen Allarm gegen dich ſchlagen, ſie betrachten dich als Deſerteur und wollen, daß du wieder zur Fahne zurückkehrſt,“ ſo ſagte Oldenburg zu Spinoza, als er mit Meyer in deſſen Zimmer trat. „Fürchte nichts,“ ſagte Meyer, „du haſt dich ſo hoch hinaufgebettet, daß ihnen der Athem ausgeht, bis ſie zu dir hinaufkommen.“ „Du verläugneſt doch nie, daß du ein doppelt graduirter Kopf biſt,“ entgegnete Spinoza dem letztern. „Wie wär's,“ fragte Oldenburg wieder, „wenn du dich, während ſie nach dir fahnden, unter eine andere Fahne begeben, und dich in eine andere Uniform geſteckt hätteſt?“ „Du haſt doch einſt den Türenne ſo ſehr gelobt,“ entgegnete Spinoza, „weil er das nicht that; ich wüßte nicht, welche Uniform mir paßte.“ „Du haſt recht,“ ſagte Meyer, „müßte ich dir eine Uniform zuſchneiden, ich würde die ganze Himmelsdecke dazu verbrauchen, und Sonne und Mond dir als Ordenszeichen an die Bruſt hängen.“ Ein allgemeines Gelächter entſtand und Oldenburg begann wieder: „Wozu dieſe Plänkeleien? wir müſſen der Sache zu Leibe rücken; Meyer behauptet immer, das Streben aller Vernünftigen müſſe dahin gehen, allen poſitiven Glauben und vornehmlich alle Autorität der Bibel auszurotten. Luther, ſagt er, habe den Traditionsglauben geſtürzt, er habe uns aber auf den unfruchtbaren Sand des bloſen Bibelwortes geſetzt, er beruft ſich ſogar auf dich, und ſagt: du hielteſt nichts auf die Propheten und die heiligen Geſchichten.“ „Wenn er das thut, ſo hat er Unrecht, ich glaube: die Prophetie kann vermöge ihrer innern Anſchauung oder Phantaſie, die wir als die unmittelbare göttliche Gabe bezeichnen können, das Wahre oft eben ſo richtig erkennen als die ſich immer klar bewußte Vernunft; nur weil jene ſich noch auf der niedern Stufe der Erkenntniß hält, iſt ſie dem Irrthum auch mehr blosgeſtellt als die reine Vernunft. Theologie und Philoſophie ſind ſich nicht feindlich einander entgegengeſetzt, ſie beruhen blos auf ganz anderen Grundlagen. Ich bin von dem ewigen und unerſchöpflichen Nutzen vieler der ſogenannten heiligen Geſchichten für das gemeine Volk überzeugt. Wer an dieſelben glaubt und ſein Leben darnach einrichtet, hat hiemit unmittelbar und von außen ſich eine große Summe von erfahrungsmäßigen Wahrheiten angeeignet, zu welchen eine geringe Anzahl von Menſchen, die nicht an dieſelbe glauben mag, nur mittelbar durch ihre Denkkraft und ſomit aus ſich ſelber heraus gelangen können. Jene wie dieſe ſind ſelig, dieſe aber noch ſeliger, weil ſie aus ſich ſelber die Geſammtheit ihrer von der Natur gegebenen Geſetze erforſchen; die Bibel kann den Anſpruch auf dieſe für Alles ausreichende Geſammtheit nicht machen und hat ihn auch nie gemacht, es iſt ein nach und nach entſtandenes Werk mit mancherlei Aeußerlichkeiten, die weder eine Wahrheit noch eine Lebensregel enthalten, und darum iſt es gut, daß wir einſehen, daß wir Alles eben ſo gut und noch beſſer aus der eingebornen Denkkraft ſchöpfen können." „Siehſt du, da hab' ich wieder meine Erbſünde," fiel Meyer ein; „zuerſt ſagte man: die menſchliche Natur iſt von Grund aus und urſprünglich ſchlecht, ſie kann das Höhere gar nicht erfaſſen, und dann ſagte man: deshalb muß ſie eine übernatürliche Offenbarung aus dieſem Zuſtande erlöſen. Man ſchlug der Menſchheit ein Bein ab, und ſagte: ſeht ihr's? ſie kann nicht allein ſtehen, drum muß man ihr einen Stelzfuß anſchnallen und alle Sonntage nach dem Riemenwerk ſehen, damit die Menſchheit wieder acht Tage laufen kann." „Meyer, laß doch deine Erbſünde in Ruhe," ſagte Oldenburg; „Spinoza antworte mir lieber: biſt du denn nicht überzeugt von der Abgelebtheit und einengenden Beſchränktheit des Judenthums?" „Das iſt viel gefragt, aber ich muß dir vorerſt wiederholen, daß kein Glaube uns jene wahre Seligkeit bietet, die allein aus der Erkenntniß der innern Nothwendigkeit unſerer Naturgeſetze entſpringt; ſchon längſt iſt es ſo weit gekommen, daß man faſt Niemanden mehr, wer er ſey, ob Chriſt, Türke, Jude oder Heide als ſolchen erkennt, ſondern nur nach den äußern Sitten und Gebräuchen, oder weil er dieſe oder jene Kirche beſucht, dieſer oder jener Meinung anhängt und auf die Worte irgend eines Meiſters zu ſchwören pflegt. Was nun das Judenthum betrifft, ſo erkennt dieſes ſelber einen gottſeligen Lebenswandel unabhängig von jener beſtimmten Offenbarung als Geſetz an; Noah, Abraham, Iſaak und Jakob werden als gottſelig geprieſen, obgleich ſie lange vor der Offenbarung auf Sinai lebten. Moſes, vermöge ſeiner eminenten göttlichen Eigenſchaften gab dem Volke das Geſetz als Recht, als Staatsverfaſſung, dieſe iſt zertrümmert, das Urrecht aus ſeiner eigenen Erkenntniß ſich die göttlichen Geſetze zu begründen, tritt mehr als je auch im Judenthume mit allgemeiner Anforderung ein.“

„Mir waren die Juden ſtets ein merkwürdiges Phänomen der Geſchichte,“ ſagte Meyer, „dieſe wunderbare Zähigkeit, mit der ſie alle fürchterlichen Schläge des Geſchicks überdauert haben, muß den Beweis in ſich tragen, daß ihre Miſſion noch nicht erfüllt iſt, und daß ſie im Verlaufe der Geſchichte noch einmal einen mächtigen Hebel bilden können."

„Dir gefallen ſolche Abnormitäten, weil du allerlei wunderliche Grillen daraus anatomiren kannſt," ſagte Oldenburg und Spinoza erwiederte: „Es giebt keine Abnormitäten, Alles hat ſeinen beſtimmten Grund, aus dem es nothwendig und folgerecht in ſolcher Ordnung hervorgehen muß. Wenn nicht die Einrichtungen ihrer Religion ſie ihrer Männlichkeit berauben würde, ſo würde ich unbedingt annehmen, daß die Juden, wie das bei dem Wechſel der menſchlichen Dinge wohl möglich iſt, einſt, wenn ſich die Gelegenheit giebt, ihr Reich wieder errichten und ſie Gott von Neuem erwählen könnte. Wir haben hievon ein Beiſpiel an den Chineſen, die ihr Reich wieder erlangt haben. Aber die Miſſion der Juden iſt wohl erfüllt, es iſt bei ihrer Erhaltung durchaus nichts Wunderbares; nur der Haß der Nationen hat ſie erhalten, und ſie ſelber haben ſich dann durch ihre Gebräuche und vornehmlich durch die Beſchneidung von allen Völkern abgeſondert. Dieſes letztere kann fallen wie alle übrigen Ceremonial-Geſetze, die nur lokale Geltung hatten, und der Haß der Nationen kann ſich in Liebe verwandeln.“ „Ich wäre ſtolz darauf ein Jude zu ſeyn,“ ſagte Meyer, „man iſt in entſchiedener Oppoſition gegen allen Schlendrian geboren, und ſtellt in ſich den Riß, der durch das Herz der jetzigen Menſchheit geht, unmittelbar dar. Habe ich deine früheren Aeußerungen recht verſtanden ſo biſt du ſelber auch der Anſicht, daß von der Zerſtörung des jüdiſchen Staates an ſich der Zwieſpalt in der Menſchheit, den man das romantiſche Element nennen kann, datirt. Im Alterthum lebte der Menſch in vollkommener Einheit; die Religion war Staatsverfaſſung und die Staatsverfaſſung Religion, beide erzeugten und hielten ſich einander. So war es in Rom und Athen, in Aegypten und China, und am vollkommenſten im Lande der ſtrengen Einheit, in Paläſtina. Mit der Zerſtörung des jüdiſchen Staates und mit dem Auftreten des Chriſtenthums gab es erſt eine Religion als ſolche, denn jetzt erſt wurde ſie losgeſchält vom Staate. Zwei Faktoren waren es fortan, die den Menſchen in Beſchlag nahmen und ihm ſeine Einheit raubten: Staat und Kirche. Das Chriſtenthum hat im Papismus bis jetzt gerungen, beide wieder zu vereinigen; die Macht des Papismus iſt gebrochen, die alte Zweiheit iſt wieder da, und das Chriſtenthum giebt keine Staatsverfaſſung.“ „Ich glaube wir haben die Rollen gewechſelt,“ erwiederte Spinoza, „das Chriſtenthum hat ſich nicht an Nationen und Staaten, ſondern an die Menſchheit, an den Menſchen gewendet, um ihn innerlich frei zu machen, nie wollte es äußeres Geſetz ſeyn. Vermöge der Erkenntniß unſerer inneren Geſetze können und müſſen wir Staat und Kirche einrichten, in beiden aber dem Forſchergeiſte, der Alles in Frage ſtellen darf, freien Spielraum laſſen, ſonſt legen wir wieder durch äußere Geſetze unſere innere Freiheit in Banden. Die zeitlichen religiöſen und politiſchen Beigaben der Chriſtuslehre ſind eben nur zeitliche. Wenn Chriſtus ſagt: „Schlägt man dich auf den rechten Backen, ſo reiche auch den andern dar,“ (welche Verhaltungsregel auch Jeremias in ſeinen Klagliedern giebt) ſo kann das nur zu einer Zeit der Unterdrückung und Rechtsloſigkeit gelten; ſonſt aber iſt es pflicht- und vernunftgemäßer, dem, der dir einen Schlag giebt, zwei dagegen zu geben, oder ihn, wo das Recht herrſcht, vor Gericht zu belangen, damit die Laſterhaften nicht gewonnen Spiel haben mit ihrer Laſterhaftigkeit.“ „Mit allen dieſen Anſichten,“ ſagte Oldenburg, „würde ich nicht lange anſtehen, mich zur chriſtlichen Religion zu bekennen; du brauchſt es nicht aus Ueberzeugung für das Poſitive derſelben thun, ich ſchlöſſe mich an deiner Stelle dadurch nur der größeren und bildungsreicheren Menge an, die auch den bedeutendſten Einfluß auf die Geſchichte der Zeit zu üben vermag. Ich muß dir offen geſtehen, es iſt nicht Vorurtheil, aber es iſt doch ein gewiſſes Etwas, das mir, wenn ich dir ſo von Herzen zugethan bin, ſtets zuraunt: wenn du doch nur ein Chriſt wäreſt und ganz uns angehörteſt. Ich habe mir ſchon oft Vorwürfe darüber gemacht, aber dieſer Wunſch kommt nicht aus egoiſtiſchen Rückſichten, es iſt mir um der Welt willen, welcher du für die Anerkennung, die dir wird, dieſes kleine Opfer wohl bringen kannſt.“ „Und ich,“ ſagte Meyer, „ich würde dich von dieſem Tage an nicht mehr ſo ſchätzen und achten können, du wäreſt dir ſelber abtrünnig geworden.“ „Du betrachteſt mich ſtets wie ein Buch,“ erwiederte Spinoza dem letztern, „du willſt nur, daß die hundertſte Seite der zehnten nicht widerſpreche; aber glaubſt du, daß ich nicht auch oft Luſt zu einem erweiterten Wirken und Genießen habe? Frohlocke nur nicht, Oldenburg, denn wenn ich Chriſt würde, ich würde wohl ſchwerlich prädeſtinirter.“ „Freilich, du minneſt die heilige Olympia,“ erwiederte Oldenburg. „Was?“ fragte Meyer, „hat ſie dich auch Amo gelehrt? Nun das iſt doch ein univerſelles Mädchen, zuerſt hat ſie einen Katholiken, dann einen Reformirten zum Geliebten gehabt; jetzt hat ſie einen Juden und, wie ich glaube, in dem Kerkering einen Lutheraner als Kebsgeliebten daneben, iſt ſie mit euch beiden fertig, verſchreibe ich ihr einen Türken.“ „Spotten und Witzeln iſt deine Erbſünde,“ entgegnete Spinoza, „aber ich verlange, daß du mit unbedingter Ehrerbietung von Olympia ſprichſt, wenn ich nicht auch andere Wafſen gegen dich ergreifen ſoll. Hat Olympia ſchon einmal geliebt?“ „Sie kann Amo im Präteritum vollkommen conjugiren; doch, ich muß ja ernſthaft ſeyn. Zuerſt war ein Maler, der hier in dieſem Zimmer ein paar Monate gewohnt hat, von ihr bezaubert. Es war ein blutjunger Menſch, mit ausgezeichnetem Talente und überſprudelnder Gemüthsfülle; ich kam damals ſelber häufig in das Haus des van den Ende, und geſtehe, daß ich nicht wenig dazu beitrug, daß van der Spyck ſich nicht ein bleiernes Gewicht an ſeine jungen Flügel hing. Das Verhältniß wurde aufgelöst. Hätte ich aber vorher gewußt, was daraus erfolgt, ich hätte meine Hand nicht dazu geboten; denn van der Spyck ergab ſich von da an dem Trunke, ſank von Stufe zu Stufe immer niederer, bis er es endlich hier nicht mehr aushielt und nun irrt er unſtet und flüchtig in der Welt umher. Sowohl van der Spyck als Olympia wendeten ihren Groll gegen mich; ich kam ſeitdem nicht mehr in das Haus meines Collegen. Der zweite Geliebte Olympia's war ihr Muſiklehrer, der ſchwamm ewig in lauter Muſik, er war nie zu ſehen ohne ein Muſikheft unter dem Arm, und wo er ging oder ſtand bewegten ſich ſeine Finger wie zum Orgelſpiel; ich glaube daß er mit einem Notenblatt unter dem Arm auf die Welt gekommen iſt, und daß er ſchon ſeinen erſten Schrei aus d dur that, ach! der ſchwärmte mit Olympia im Reich der Töne —“ „Laß doch deine Spöttereien,“ fuhr Spinoza auf. „Nur ruhig, er hat ſich nicht geheirathet,“ erwiederte Meyer, „es war ihm allerdings Ernſt, denn obgleich er Reformirter war, warb er doch bei ihrem Vater förmlich um ihre Hand; dieſer aber verweigerte ſie ihm ein für allemal und wies ihm die Thüre. Denke dir nun aber die fürchterliche Proſa: der Menſch hätte doch wenigſtens mit einem Piſtolenſchuß ſich das Finale machen ſollen, aber grauſam! nicht volle acht Tage darauf hat der Muſikſchlüſſel ſchon ein anderes Schloß aufgemacht, er iſt Bräutigam mit der Tochter des Aufſehers bei dem Huys te Sinneluſt *); er erhält das Amt ſeines Schwieger-

---

*) Eine Art Conzertſaal mit verſchiedenen ſeltenen muſikaliſchen Inſtrumenten.

vaters und lebt nun ein bürgerliches Andante mit ſeiner muſikaliſchen Ehehälfte. Ich will nur ſehen, wie es mit euch ſchließen wird." Spinoza ging nachdenklich und ärgerlich das Zimmer auf und ab; es war ihm faſt wieder ſo wie damals, als Chisdai das lichte Bild Olympia's mit ſeinem Zelotismus begeiſterte. „Ich begreiſe dich nicht," ſagte Oldenburg, „du täuſcheſt dich gewiß, wenn du glaubſt, du liebſt ſie; dieſe Gemüthsruhe, dieſes Verſenken in Gedanken, die zu der Liebe in keinem Bezuge ſtehen, wäre nicht möglich, wenn das wahre Liebesfeuer dir durch die Adern flöſſe." „Kennſt du denn alle Beſonderheiten der Liebe in den verſchiedenen Individuen, um das ſo beſtimmt und unbedingt auszuſprechen?" fragte Spinoza. „Ich kenne die Liebe, denn ich ſelber liebte, und war ich auch ſtürmiſcher als mancher andere, ſo kenne ich doch ihren ewigen Urquell, der bei allen derſelbe ſeyn muß. Meine Bekanntſchaft mit Olympia datirt ſich von meiner Liebe her; Maria war die Freundin Olympia's. Inniger als ich liebte, hat wohl nie ein Menſch geliebt; mit Mitleiden und Hohn ſah ich auf die Alltags-

Menſchen herab, die den Tag über an ganz andere Dinge denken und irgend ein beliebiges Geſchäft treiben, Phyſik ſtudieren, Staatsacte ausfertigen, Handelsbriefe ſchreiben können, und dann, wenn das Tagewerk vollendet iſt, oder ein Sonntag im Kalender ſteht, mit dem Liebchen einen Spatziergang machen. Die trefflich eingeſchulten Herzen, wie eng und kalt waren ſie mir, der ich keinen andern Gedanken kannte, kein anderes Gefühl wollte, als die Liebe allein. Ich hatte eine neue Seele gewonnen mit einer unzerſtörbaren Einheit, denn der eine und ewige Gedanke war nur ſie, und ſie allein. Wenn ich den ſüßen Athem Maria's einſog, oder wenn ich in der fernen Heimath einſam wanderte, immer war ihre Seele bei mir; überall dachte ich, bald iſt ſie hier mit dir, du nennſt ſie dein — ich ſchauderte oft vor der unendlichen Ueberſchwänglichkeit dieſes Glücks, es war zu groß, ich hätte es nicht ertragen können. Ich wurde ſchmählich um die Geliebte, und um den beſten Theil meiner Gefühle betrogen. Eine andere Liebe? ich mag ich darf ſie nicht wünſchen, war mir's verſagt, in jenem erſten Feuer der Liebe meine Seele aufgehen zu laſſen, ich verachte jene bürgerlich wohlerzogene Liebe, ich bin froh, daß ich zu alt bin, um noch einmal einer Verſuchung ausgeſetzt zu werden; ich habe einen Wirkungskreis und finde Beruhigung in ihm, aber das wiederhole ich: eher möchte ich mich in dem ſchmutzigſten Pfuhl der Sinnlichkeit wälzen, als mich in jenen philiſterhaften Schlendrian einfangen zu laſſen —" „Die Ehe iſt ein heiliges und ewiges Naturgeſetz," erwiederte Spinoza, „ſie iſt des Menſchen ſchönſte Zierde, wenn ſie aus reiner ſich vernünftig bewußter Neigung geſchloſſen wird." „Ich will die Ehe nicht angreifen," entgegnete Oldenburg, „aber das iſt ein Fluch, der auf der Menſchheit laſtet, je weiter ſie voranſchreitet, daß es immer unmöglicher wird, dann ihres Genuſſes theilhaftig zu werden, wenn die Natur es erheiſcht; was ſollen Kunſt und Wiſſenſchaft und Induſtrie? mögen ſie alle zu Grunde gehen, wenn nicht der Menſch —" „Der kann," unterbrach ihn Spinoza, „naturgemäß leben, wenn er früh gelernt hat ſeiner Leidenſchaften Herr zu ſeyn und den ewigen Vernunftgeſetzen gemäß zu leben. Freilich, dazu iſt nöthig, daß dieſe nicht als äußere uns aufgedrungene erſcheinen, denn ſonſt wird die äußere Macht der Leidenſchaften ſie oft im Kampfe beſiegen; haben wir aber, vermöge unſerer inneren Vernunftgeſetze, die Nichtigkeit aller Macht und alles Genuſſes der Leidenſchaften erkannt, ſo führen wir ein Leben, wie es unſere wahre Natur erheiſcht.“ „Es iſt nicht Allen gegeben,“ entgegnete Oldenburg, „gleich dir der Welt den Rücken zu kehren, oder vielmehr in den Himmel ſeines eigenen Selbſtbewußtſeyns ſich über ihr zu wiegen; es giebt ſtürmiſche, drangvolle Geiſter, die nur ein glücklicher Leichtſinn in dieſer Welt voll nichtiger Wichtigkeiten, voll nothwendiger Willkür lebensfroh erhalten, und vor Wahnſinn und Verzweiflung wahren kann.“ „Der Oldenburg iſt und bleibt mir immer ein Räthſel,“ ſagte Meyer. „Weil du mich ewig in einer Temperaments-Kategorie unterbringen willſt,“ antwortete dieſer. „Laßt jetzt dieſen Streit,“ fiel Spinoza ein, „ich muß dir nur noch bemerken, daß jene ſtürmiſchen und drangvollen Geiſter, von denen du ſprachſt, eben noch weit entfernt ſind von dem Ideale des wahrhaft vernünftigen d. h. des natürlichen Menſchen. Ich werde es leider auch nie erreichen, aber ich kehre der Welt den Rücken nicht, wie du glaubſt; ich genieße ſie in meiner Weiſe vollauf.“ „Und betrügſt dich, wenn du glaubſt ſie mit Olympia noch mehr zu genießen.“ „Oldenburg, du haſt zu hoch geſpannte Anſichten von der Ehe,“ bemerkte Meyer; „glaube du mir, ich habe jetzt die zweite Frau, und lebte ſtets zufrieden: man wird in der Ehe weder ſo glücklich als die Schwärmerei hofft, noch ſo unglücklich als ſie fürchtet. Meine jetzige Frau kannte ich vor der Hochzeit nur wenig, wir lernten uns nach und nach kennen und aneinander gewöhnen; was man von Seelenharmonie träumt, iſt gar nichts Weſentliches, meine Frau z. B. iſt ächt frommgläubig, und doch leben wir einig, ja es wäre mir ſogar nicht lieb, wenn ſie nicht ſo wäre; dieſer ſtille Glaube giebt den Frauen einen beſondern Reiz. Ich habe zwei geſunde muntere Jungen, habe ein geordnetes Hausweſen, und darf ſagen: ich lebe glücklich. Unter jedem andern Verhältniß würde ich dir unbedingt dazu rathen, dich zu verehelichen.“ „Du weißt, ich achte und verehre Olympia von Herzen,“ ſagte Oldenburg, „aber eine Verbindung mit ihr muß ich dir widerrathen. Es iſt die erſte Liebe nicht, mit der ſie dir zugethan iſt; der friſche Himmelsthau iſt weg, dieſe Lippen haben ſchon einen andern geküßt, dieſes Herz hat ſchon für einen andern geſchlagen, und — du darfſt mir's nicht verargen, daß ich es ſage — es iſt die wahre Liebe nicht, die du gegen ſie hegſt, ſonſt könnteſt du unmöglich in dieſem ruhigen Gleichmuth dich bewegen.“ „Ich muß dir abermals wiederholen,“ entgegnete Spinoza, „daß es nichts wahrhaft Wünſchenswerthes giebt, was die vernünftige Ueberlegung nicht eben ſo tief und noch weit dauernder erfaſſen könnte, als die ungeſtüme Leidenſchaft.“ „Mir fällt etwas anderes ein,“ ſagte Meyer, „wäre es, poſitiv rechtlich gefaßt, nicht geſtattet, daß Juden und Chriſten einander heiratheten?“ „Kein Rabbiner auf Erden könnte ein poſitives Hinderniß dagegen aufbringen. Die Chriſten ſind, vom jüdiſchen Standpunkte aus betrachtet, nur eine jüdiſche Sekte; daß ihre Zahl, im Verlaufe der Geſchichte die größere wurde, verändert an dem Sachverhältniß nichts. Wir haben unter den Juden Sekten, ja ſogar unter den Thalmudiſten Einzelne, die den Meſſias als ſchon erſchienen betrachten, und nirgends kann eine gegenſeitige Verſchwägerung verboten werden.“ „So lange dieſe Wechſelheirathen nicht ſtattfinden werden,“ begann Meyer wieder, „wird der Schimpf, der bei dem Namen „Jude“ gedacht wird, nicht unter allen Verhältniſſen ausgerottet werden können. Nun wäre ich doch für dieſe Verbindung, es wäre großartig, wenn du auch hierin der jüdiſche Erlöſer werden könnteſt.“ „Solche Plane müſſen wohl fernen Jahrhunderten aufbehalten bleiben,“ ſagte Spinoza. Er war froh als ſich die beiden Freunde endlich entfernten.

Vieles hatte dieſes Geſpräch wieder in ihm aufgeregt, aber ſo gerne er ſich auch Alles zum Bewußtſeyn führte und von allen Seiten betrachtete, ſo war es ihm doch unangenehm, ſolches ſich durch einen Dritten vermitteln zu laſſen; denn er erkannte wohl, wie unbarmherzig jede fremde

Hand den ſanften Schmelz der reinen Innerlichkeit verwiſche. „Wohl iſt's die erſte Liebe, mit der ſie mich erfaßt," ſprach er zu ſich, „denn jetzt erſt iſt es die vernünftige und wahre, wie der Glaube der wahre und ewige iſt, der die Täuſchung überwunden und in der Ueberzeugung ſich gefeſtet hat, ſo die Liebe."

Seine Liebe zu Olympia blieb unerſchüttert, nur über den unumgänglichen Schritt, der zu ihrem Beſitze führte, überlegte er noch vielfach mit ſich. Mit gedoppeltem ſehnſüchtigem Verlangen forſchte er nach dem ewigen Geiſte Gottes in den Religionen; die Liebe war ſein Ziel, die Wahrheit ſeine Führerin.

27. Mikrokosmus.

Je höher du wirſt aufwärts gehn,
Dein Blick wird immer allgemeiner;
Stets einen größern Theil wirſt du vom Ganzen ſeh'n,
Doch alles Einzle immer kleiner.

Rückert.

Es ſcheint im Charakter der philoſophiſchen Liebe zu liegen, daß ſie allen plötzlich aufſchnellenden Entwicklungsmomenten fremd iſt. — Wir können unſern Helden indeß nicht beim luſtigen Schalle des Hüfthorns hinaus geleiten über Berge und Klüfte, bis er dem ergrimmten Eber das Jagdmeſſer in den Rachen ſtößt; wir können nicht mit ihm dahin gehen, wo die Trompeten ſchmettern und die Schlacht ſtürmt, und den tapfern Kämpfer im Siegesgepränge zurückführen an's bange Herz der Geliebten. Still folgen wir ihm in den Frieden ſeiner Zelle und niſten uns ein in der kleinen Welt, die ſich um ihn her aufgebaut hat.

Es iſt am beſten, wir treffen unſern Philoſophen allein, da ſind wir am ungeſtörteſten. Seht, dort ſitzt er, er hat heute ſchon wieder, wie Frau Gertrui ſagt, dem Morgen in die Augen gegriffen, denn ſeit es kaum tagt, ſitzt er an der Werkbank und ſchleift und denkt. Ob er wohl das Handwerk aufgeben wird, wenn er Olympia bald heirathet? Es wäre ſchade, denn er ſieht gar wohlgemuth und zufrieden dabei aus, und lächelt jedesmal ſtill, wenn er ein feinpolirtes Glas weglegt. So bleibt er nun ſitzen, bis es Mittagszeit iſt und Frau Gertrui das Eſſen bringt. Wir wollen nicht zu Gaſt bleiben, ſonſt blieb' ihm doch gar zu wenig, und müſſen wir auch auf die Stadtneuigkeiten verzichten, die Frau Gertrui als Sauce und Schmalz dazu giebt. Aber nach Tiſche ſtellen wir uns wieder ein: da ſitzt er ja in dem Magiſterſtuhl, hat ein Thonpfeifchen im Mund, und ſchmaucht ganz behaglich einen guten holländiſchen Knaſter. Ihr lieben zarten Damen, die ihr das nicht ertragen könnt, entfernt euch doch, ich kann's ihm nicht wehren, und jetzt thut er gar noch etwas weit Grimmigeres: da ſpringt er im Zimmer umher und verjagt die armen Fliegen, die ihr Mittagsſchläfchen halten. Er wohnt doch nicht ſo einſam als wir vermutheten, am unbemerkten Orte hat er eine Stubengenoſſin in einer ſelbſtgebauten Zelle, für deren tägliches Brod er ebenfalls zu ſorgen hat; ſeht, da hat er eine Fliege erhaſcht, nun holt er ſein Mikroſkop, geht nach dem Fenſter und wirft das unſchuldige Thier in das Spinngewebe. Wir wollen auch durch das Mikroſkop gucken, und zugleich horchen, was ſein Inhaber bei den damit angeſtellten Betrachtungen denkt. „Hurrah! da ſieh, wie ſie aus ihrem Verſtecke hervorſpringt, die Gierige, wie ſie ſich behende auf die zappelnde Beute wirft, ſie mit ihren langen haarigen Armen umklammert, ſie herzt und ſie mit ihrem mächtigen Rüſſel abküßt. So recht, wehr' dich, das iſt brav, aber das Netz, das Netz, huſch! ſie iſt durch; jetzt ſchlägt ſie die Hinterfüße auf dem Rücken übereinander und rüſtet ſich zur Flucht, o weh! der linke Flügel iſt zerriſſen, ſie kann nicht fort und da verfolgt ſie ſchon die Heißhungrige; jetzt packt ſie ſie auf, und ſchleppt ſie zurück in ihre Behauſung; nun iſt's aus, jetzt knickt ſie ihr die Füße ab und umſpinnt ſie mit ihrem feinen Gewebe, da hat ſie den Kopf vom Rumpfe getrennt und ſaugt nun durſtig die Eingeweide aus, welche behagliche Ruhe im Genuſſe! wie ſie ſich labt, bald eine Pauſe macht, und dann wieder friſch drauf los nagt; ob ſie wohl weiß, daß es Anfangs eine höhere vorſorgende Macht war, die ihr die gebratene Taube in den Mund fliegen ließ? Ha, ha, ha! gewiß, die Spinne denkt jetzt, das ganze Fliegengeſchlecht ſey ihretwegen erſchaffen, und Alles iſt nur inſofern gut, als es von der Fliegennatur an ſich hat und den Bauch der Spinnen füllen kann. Jetzt ſieht ſie auf mich, ob ſie mich wohl anbetet, oder ob der Wind ihr Götze iſt, weil ſie erfahren hat, daß er ihr Gehäuſe zertrümmern kann? So, jetzt iſt ſie fertig, da liegt nur noch das leere Skelett, und nun kriecht ſie tiefer in ihr Verſteck zurück, ihre Arbeit iſt zu Ende, denn ſie hat ſich geſättigt." Er legte nun das Mikroſkop weg, griff nach der vor ihm liegenden Bibel, ſchlug das

30. Kapitel der Sprüche Salomonis auf und las: „Zweierlei verlange ich von dir, die wolleſt du mir nicht weigern ehe denn ich ſterbe; Trug und Lüge laß ferne von mir ſeyn; Armuth und Reichthum gieb mir nicht, gieb mir nur das nöthige Brod.“ „Vier ſind klein auf Erden, und ſind doch gar klug. Die Ameiſen, ein Volk ohne Stärke, bereiten ſich im Sommer ihre Speiſe. Die Kaninchen, ein Volk ohne Macht, ſetzen in Felſen ihr Haus. König hat der Heuſchreck nicht, und alleſammt ziehen ſie in Haufen aus. Die Spinne webt mit ihren Händen und wohnt in den Palläſten der Könige.“

Freuen wir uns, daß wir gerade heute ſo glücklich waren, Spinoza ungeſtört in dem Vergnügen zu treffen, das er ſich durch die Speiſung der Hungrigen und durch die dabei angeſtellten Betrachtungen machte; denn geſtern hatte er einen gar ſchweren Kampf deshalb zu beſtehen. Frau Gertrui kam gerade mit einem Kehrbeſen zur Thüre herein, als er eben über den Kampf einer fetten Schmeißfliege, die er in einem Schächtelchen ſchon ſeit drei Tagen für ſeine Spinne aufgeſpart hatte, lautauf lachte. „Haben die Juden auch den Glauben, daß die Spinnen Glück bringen?“ fragte ſie. „Ihr ſeyd doch ſonſt ſo ſäuberlich, und darin das gerade Gegenſtück von dem ſeligen Herrn Magiſter, daß ich meine wahre Freude daran hab'. Ich will die Spinnen ja nicht umbringen, Gott bewahre, nur vertreiben will ich ſie. Ich muß mich ja ſchämen vor den vornehmen Herren, die zu euch kommen, was werden die denken? das muß eine ſchöne Hauswirthin ſeyn, die ſcheuert ja nicht einmal die Spinngewebe weg.“ Nur ſehr ungern ließ die Frau ihrem Scheuereifer Grenzen ſetzen, und ſie war ſelbſt da noch nicht beruhigt, als Spinoza ſie verſicherte, er wolle allen ſeinen Beſuchern erklären, daß er der Erhalter der Spinngewebe ſey. — Sehen wir indeß, wie er den heutigen Tag beſchließt. Bis es Nacht iſt arbeitet er, und dann bannt er ſeine ausgearbeiteten Gedanken auf das Papier. Kopf und Hände hat er heute ſehr angeſtrengt, er fühlt das Bedürfniß der Zerſtreuung, er nimmt die Lampe in die Hand und geht hinab zu ſeinen Hausleuten. Als er in die Stube tritt, ſitzen Klaas und Gertrui mit gefalteten Händen hinter dem Tiſche, ihr Enkel Albert Burgh lieſt aus der Hauspoſtille den Abendſegen vor. Spinoza ſetzte ſich in eine Ecke bis das Gebet zu Ende war, dann rückte er auch an den Tiſch, und ſprach mit ſeinen Hausleuten über dies und das. Klaas klagte, daß die neuen Moden Alles verderben, die Knopfformmacher verlören auch nach und nach das Brod, weil man immer weniger und immer kleinere Knöpfe trägt. Spinoza hatte für Alles einen Troſt, und die Leute fühlten ſich gar behaglich bei ſeinen Reden. „Sagt mir doch einmal,“ ſagte Klaas, „wie kommt's, ihr ſeyd doch noch nicht ſo bei Jahren, und ſeyd auch noch wenig in der Welt herumgekommen, wie kommt's, daß ihr ſo bald und ſo gut wißt, wie's dem gemeinen Mann um's Herz iſt? ich bin gleich in den erſten acht Tagen ſo mit euch geweſen, als ob wir ſchon einen Scheffel Salz mit einander gegeſſen hätten.“ Spinoza erklärte, daß das menſchliche Herz unter allen Verhältniſſen daſſelbe ſey, und daß, wer nur ſich ſelber wahrhaft kenne, auch die Regungen des Herzens in andern und unter andern Verhältniſſen richtig auffaſſen und beurtheilen könne. „Wenn ihr ſo redet,“ ſagte dann Frau Gertrui, „iſt mir's ſo ſonntäglich zu Muthe, wie wenn ich eine Predigt hörte; gerade ſo wie ihr hat der ſelige Domine Plancius in der oude Kerke gepredigt. Nicht wahr Klaas, ich hab's ſchon oft geſagt: unſer lieber Herr v. Spinoza hat ſo ein chriſtliches Gemüth, der hat auch gar nichts von einem Juden an ſich, er iſt gar nicht wie die anderen Juden und er iſt auch kein Jud.“ „Geert, wenn dein Maul in Gang kommt, da raſpelt's fort, kommt's geſcheidt oder dumm,“ ſagte Klaas, „ihr müßt's ihr nicht übel nehmen, es iſt nicht ſo bös gemeint.“ „Ihr wißt ſchon wie ich's mein', ich ſag nur, ihr ſeyd nicht wie die Juden ſind, ſo — ſo — nun, ihr wißt ſchon wie ich's mein'.“ „Ja wohl, und ich bin auch nicht im Entfernteſten bös.“ „Jeder bleibt bei ſeinem Glauben,“ ſagte Klaas, „und wer rechtſchaffen und brav iſt, kann in jedem Glauben ſelig werden, alle Menſchen ſind Gottes Kinder.“ „Aber du biſt des Teufels Kind,“ ſagte der kleine Albert, der bis jetzt ruhig zugehört hatte, zu Spinoza, „du haſt ja unſern Heiland gekreuzigt und kömmſt in die Höll'.“ Klaas langte über den Tiſch herüber und wollte dem Knaben eine Ohrfeige geben, Frau Gertrui und Spinoza hielten ihn davon ab. „Dummes Kind,“ ſagte die erſtere, „das hat dieſer Herr nicht gethan, das haben andere gethan, die ihren Lohn ſchon lang erhalten haben.“ Spinoza nahm nun den Jungen, der ſich anfangs ſehr dagegen ſträubte, auf den Schooß, und erklärte ihm: daß das kein Verbrechen ſey, ein Jude zu ſeyn, da ja Chriſtus ſelber und die Apoſtel Juden geweſen wären; allerdings hätten die Juden nicht recht daran gethan Chriſtum an's Kreuz zu ſchlagen, es ſey ihnen auch übel genug ergangen, und man müſſe nicht ewig für frühere Fehler büßen. „Mit Verlaub,“ ſagte Klaas, „ihr habt nicht ganz die richtige Anſicht; unſer Heiland mußte den Kreuzestod ſterben, weil er ihm ſo vorherbeſtimmt war von Gott dem Vater, und er nur ſo der Erlöſer für uns werden konnte.“ „Selbſt nach dieſer calviniſtiſchen Anſicht,“ entgegnete Spinoza, „wären die Juden doppelt unſchuldig; du mußt nie glauben, lieber Albert, daß Gott einen Menſchen auf ewig verdammt —“ Auch über dieſe letzte Aeußerung hatte er noch eine Controverſe mit Klaas zu beſtehen, die ſich aber wiederum gütlich ausglich. „Warum haſt du denn keinen großen Bart?“ fragte Albert, Spinoza furchtſam das Kinn ſtreichelnd, „in deiner Heimath haben ja alle Männer lange Bärte.“ „In meiner Heimath? woher glaubſt du denn, daß ich gebürtig bin?“ „Aus Jeruſalem, oder biſt du vielleicht gar aus Nazareth? o erzähle mir doch auch Etwas davon, ach! da muß ſchön ſeyn.“ „Ich bin nicht aus Kanaan, lieber Junge, ich bin hier in Amſterdam geboren wie du.“ „Du lügſt, du biſt ja ein Jud; nicht wahr Großvater, die Juden kommen alle aus Kanaan?“ „Schon lange nicht mehr; ſie ſind ſeit unfürdenklichen Zeiten bei uns, und wenn der Heiland wieder erſcheint und das tauſendjährige Reich gründet, führt er ſie alle wieder nach Paläſtina.“ „Dann möcht' ich auch ein Jud' ſeyn, ich möcht' auch mit.“ „Sey du froh, lieber Junge, daß du keiner biſt,“ ſagte Spinoza; „das tauſendjährige Reich läßt ſchon lange auf ſich warten.“ „Wie hat dein Vater geheißen?“ „Benjamin.“ „Aber doch nicht Jakobs jüngſter Sohn? Das war ein ſchöner Mann der Jakob, ich würde mich ſchämen ihn zum Urahn zu haben; der hat ja ſeinen Bruder Eſau und ſeinen Schwiegervater Laban betrogen, und ſeine Nachkommen haben den Aegyptern ihr Gold und Silber geſtohlen.“ „Seyd doch ſo gut und gebt dem Jungen, auf meine Gefahr, ein paar tüchtige Maulſchellen,“ ſagte Klaas. „Mit nichten,“ entgegnete Spinoza, „das iſt ein kleiner Bibelheld, aber vergiß nicht, mein Kind, weder von dem ägyptiſchen Golde noch von der Kreuzigung Chriſti haben die Juden mehr Etwas; du mußt immer auch bedenken, daß die Apoſtel auch Juden waren—“ „Geert, mach' daß der Junge jetzt in's Bett kömmt, ſonſt wird man heute nicht fertig mit ihm.“ Das war einmal eine höchſt vernünftige Rede von Klaas Ufmſand; Spinoza erhielt nur noch mit knapper Noth eine Hand von dem kleinen Albert, küſſen durfte er ihn aber um Alles in der Welt nicht. Spinoza pflog noch lange ein trauliches Geſpräch mit Meiſter

Klaas, bis dieſer immer häufiger und unverhohlener gähnte, und man ſich endlich zu Bette legte.—

„Du kömmſt heute gerade zu einer Capital-Execution“ ſagte Spinoza eines Mittags zu dem eintretenden Oldenburg, „ſiehſt du, da in dem Schächtelchen hab' ich eine Folioausgabe von einer Kreidſpinne ſchon ſeit mehreren Tagen ausgehungert, und dort hab' ich eine andere mit leerem Magen; ich habe auch diplomatiſches Talent, ich will einen Vertilgungskrieg zwiſchen ihnen anfachen.“ Er füllte nun eine Schüſſel halb mit Waſſer, ſchraubte einen flachen Teller von der Werkbank, ſtellte ihn in die Schüſſel und ſetzte die beiden Spinnen auf die bleierne Inſel. Ein jeder der Zuſchauer bewaffnete ſich mit einem Mikroſkop. „Siehſt du,“ ſagte Spinoza, „wenn es einen von der Welt unabhängigen, über ihr ſchwebenden oder äußerlichen Weltgeiſt gäbe, ebenſo wie wir hier müßte er den Kämpfen auf der Erde zuſchauen.“ „Wir müſſen den beiden Parteien Namen geben,“ ſagte Oldenburg, „die Kreidſpinne heißt Alexander und die andere Darius; ſieh', Alexander ſendet ſeine Vorpoſten weithin aus; Darius flieht, aber es geht nicht, das Meer ſchließt ihn ein. Jetzt ruhen ſie beide, aber Alexander erhebt ſich, er dringt vor; ſieh, wie er ſeine Arme gleich Zederſtämmen um ſeinen Gegner ſchlingt, aber er wehrt ſich wacker; jetzt heben ſie ſich einander empor, wie ſie ſich faſſen und drücken, wie ſie die Rüſſel an einander haken; wenn ich nur die Augen recht ſehen könnte; brav! Alexander liegt unten, aber ſeine langen Arme ſtoßen gewaltig gegen die ſchuppigte Bruſt ſeines Gegners, nun hat er ſich aufgerafft, ſieh, wie er ihn mit friſchem Muthe würgt; das Unterliegen war wohl nur ſcythiſche Kriegsliſt, nun gilt's; o weh! es iſt aus, ſie laſſen ja einander gehen.“ „Sey ruhig,“ ſagte Spinoza, „das iſt nur ein Friedensſchluß, und wär' er auch bei allen Göttern beſchworen, ſie brechen ihn wie die Menſchen, ſobald ſie die Kraft zu neuem Kampfe wieder geſammelt zu haben glauben. Hab' ich nun nicht recht, wenn ich behaupte, Alles käme nur auf den Standpunkt und auf die Unterſtützung der Pupille an? Wenn die Büffelheerde ſich den grimmen Tiger ſo lange auf ihren Hörnern gegenſeitig zuſchleudert, bis er zermalmt vor ihr liegt, ſo iſt es nichts größeres als dieſer Kampf hier; nichts iſt an ſich groß und nichts iſt an ſich klein, nur weil es uns ſo erſcheint, wollen wir's dazu machen. Wären die Menſchen nicht von einer höhern Vernunft gezügelt, und ließen ſie ſich von ihren leiblichen Leidenſchaften allein beherrſchen, ſie vertilgten einander ebenſo wie dieſe Thiere hier.“

„Wahrlich! dieſe Kämpfe ſind ſo groß als die der Menſchen: wenn im Kriege tauſend Feuerſchlünde brüllend den Tod ausſenden, wenn der Boden dröhnt und die Schwerter blitzend in einander ſchneiden, oder ſich im Menſchenblute berauſchen, da fühlt man ſich ſo groß in der Todesverachtung, ſo allmächtig in dem Aufgebot der Kräfte, man glaubt die Welt aus ihren Angeln heben zu können: und was iſt's? ein kleiner Ameiſenhaufen ſtreitet ſich zwiſchen Grashalmen —“

„Der ewige Friede hat ſchon ſein menſchliches Ende gefunden,“ unterbrach ihn Spinoza, „ſieh, jetzt wetzen ſie die Waffen, nun muthig drauf los!“ Die beiden Freunde ſahen nun ohne ein

Wort zu reden der Kataſtrophe des Kampfes zu; Oldenburg hatte den Parteien nicht die rechten Namen gegeben, denn die Kreidſpinne wurde nach geringem Widerſtande von der andern mit Haut und Haar aufgefreſſen. Darius wurde im Triumphe auf der bleiernen Inſel in ſein Königszelt, das er ſich aus dem eigenen Leibe geſponnen, zurück getragen. „Das gewöhnliche Leben hat doch gar manchen gäng und gäben Ausdruck von tiefer Bedeutung," ſagte Oldenburg, „von zweien, die ſich mit unerbittlichem Haſſe verfolgen, ſagt man, ſie ſeyen ſich ſpinnenfeind." „Dein Herr und Meiſter Carteſius," ſagte Spinoza, „hätte von dieſer Spinne auch manches lernen können, dann hätte er wahrſcheinlich auch keine unrichtigen Beweiſe für eine an ſich wahre Sache beigebracht. Er will die Exiſtenz Gottes auch daraus beweiſen: weil wir, die wir eine Idee von ihm haben, doch wirklich exiſtiren. Er nimmt hiezu zwei Axiome. Erſtens: was das Größere und Schwierigere bewirken kann, kann auch das minder Große und Schwierige bewirken; zweitens: es iſt größer die Subſtanz zu ſchaffen und zu erhalten, als die Attribute oder die Eigenſchaften der Subſtanz. — Ich weiß nicht, was er damit ſagen will; was nennt er denn leicht und was ſchwierig? nichts kann abſolut an ſich, ſondern nur in Betracht ſeiner Urſache leicht oder ſchwierig genannt werden. Wir brauchen kein anderes Beiſpiel, nimm nur dieſe Spinne hier; mit leichter Mühe ſpinnt ſie ein Gewebe, das die Menſchen nur mit der größten Mühe weben könnten: die Menſchen dagegen können gar Vieles auf die leichteſte Art machen, was vielleicht den Engeln unmöglich iſt. Was läßt ſich alſo unbedingt leicht oder ſchwierig nennen? Es wäre alſo nach dieſer Weiſe wohl denkbar, daß der Menſch Exiſtenz habe, ohne daß dieſe Gott nothwendig zugeſprochen werden müßte. Die Exiſtenz Gottes läßt ſich aber, wie wir ſchon einmal beſprochen haben, aus der innerſten Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit ſeiner Idee beweiſen." Spinoza hatte noch eine weitläufige Erörterung mit Oldenburg hierüber. Wir haben uns indeß ſchon lange genug in dem Hauſe des Klaas Ufmſand verweilt, und warten lieber, bis wir unſern Benediktus zu Olympia begleiten können. Da geht's gleich aus einem ganz andern Tone.

28. Beſonderheiten.

— ſind wir nicht ein ſeltſames Geſpann,
Nach Sinn und Neigung ganz verſchieden?
Uhland.

Kerkering hatte die Hand Olympia's erfaßt und bat Cäcilien in ſcherzendem Tone, ihm zu Gevatter zu ſtehen, wenn er katholiſch werde; er ließ die Hand nicht los, ſo ſehr ſich auch Olympia ſträubte, als Spinoza eintrat. Der Eintretende ſah ganz verwundert drein. Olympia erröthete; ſie putzte indeß ſchnell das Licht und faßte ſich während der kleinen Dunkelheit wieder ganz. Olympia ſtand auf und näherte ſich Spinoza. „Man ſieht es Ihnen an,“ ſagte ſie,

„daß Sie die Curvenlehre ſtudiren; da kommen Sie einmal an den Spiegel und ſehen Sie die Gedankenſtriche auf ihrer Stirne. Kömmt denn nicht auf die Differential-Rechnung die Analyſis*)? Ich bitte, wenden Sie ſie doch auch bei ſich ſelber an.“ „Ich bin ſo eben damit beſchäftigt, ſie zur Ausgleichung einer andern Differenz zu Hilfe zu rufen.“ Olympia ging auf dieſe Empfindlichkeit Spinoza's nicht ein, ſie hielt ihm eine derbe Strafpredigt über ſein langes Ausbleiben, und vor den warmen Sonnenblicken, mit denen ſie ihn dabei anſah, verſchwand ſein Aerger wie ein leichter Nebel. „Es iſt mir unbegreiflich,“ ſagte ſie, „wie ein Mann in Ihren Jahren ſich ſo in ſeiner Zelle einmauern mag. Die Gertrui hat mir erzählt, daß Sie in den letzten zehen Tagen nicht die Treppe herabgekommen ſeyen, und daß Sie anderthalb Pfund Oel bei Ihren nächtlichen Studien verbraucht hätten. Sie könnten ohne Entſagung Kloſterbruder oder Einſiedler werden; es iſt ſchade, daß Sie nicht katholiſch ſind.“

---

*) Auflöſung.

„Ich bedaure es ebenfalls ſehr häufig; den alten Menſchen ausziehen, das geht leicht, aber den altneuen anziehen, das iſt gar ſchwer.“ Olympia ſchwieg, Kerkering ſah verdutzt darein; er ſtrengte alle ſeine Geiſteskräfte an, und konnte doch nicht recht begreifen, was hinter den Worten ſtecke. „Es iſt doch ein Jammer und ein Elend,“ begann Olympia wieder, „daß wir Frauenzimmer ewig in den Laufbändern ſtecken, und nie frei handthieren dürfen. Ich kann die Luſt gar nicht unterdrücken, einmal das Zimmer zu ſehen, das Ihnen die ganze Welt entbehrlich macht; nehmen Sie ſich in Acht, ich hab’s mit der Gertrui ſchon abgekartet: nächſtens, wenn Sie einmal nicht zu Hauſe ſind, komm’ ich und durchſtöbere Alles, ich muß doch das Arkanum finden, das Sie ſo in ſich abſchließt. Sie müſſen etwas Beſonderes haben; Tag für Tag Glas ſchleifen und ſtudiren, ſtudiren und Glas ſchleifen immer allein, und nicht einmal eine Orgel oder eine Laute bei ſich, das hält kein Menſch aus; aber ich komme ſchon hinter das Geheimniß.“ „Dießmal iſt die Reihe an mir,“ erwiederte

Spinoza, „Ihnen einen ſechſten Sinn abzuſprechen. Wenn Sie auch Alles durchſuchen, einen Genoſſen überſehen Sie gewiß, deſſen Inneres für mich erglüht, dem ich täglich mehr denn hundert Küſſe auf ſeinen ſchönen Mund gebe, und ſeinen warmen Athem mit Wolluſt einſauge. Leider iſt dieſer treue Genoſſe eben auch hinfällig und zerbrechlich, wie alles Irdiſche.“ „O Sie emphatiſcher gottloſer Raucher; an Ihrer Stelle würde ich mir aber doch das Rauchen abgewöhnen, es iſt ja offenbar ein nur künſtlich dazu gemachtes, ein imaginäres Vergnügen.“ „Sie lernen das Kritiſiren doch auch, aber Sie können über das Rauchen eben ſo wenig ein beſtimmtes Urtheil fällen, als ich über die Muſik. Nächſt der Muſik kann nichts unſern ermüdeten Geiſt wieder ſo erfriſchen, als ein Pfeifchen echt amerikaniſchen Krautes; wie in der Muſik die Tonwellen, ſo ſind es hier die Rauchwellen, die uns umfluthen und all' das Zerknitterte in uns wieder ausglätten. Wenn ich ſo leicht und geräuſchlos einen vollen Zug aus der Pfeife thue, das ätheriſche Getränke eine Weile im Munde wiege, und es dann wieder in einem leiſen Strahl ausſtrömen laſſe — das ſchmeichelt und koſt mit Gaumen und Lippen, wie eine ſanfte Melodie mit dem Ohre. Sie kennen gewiß auch den leidigen Einfluß jenes naßkalten, grau in grau ſich malenden Wetters; jenes, ich möchte ſagen, hornhautige Gefühl der Unbehaglichkeit, das ſich dann über unſer ganzes Weſen lagert, verſcheuche ich am beſten dadurch, daß ich mich in Tabakswolken hülle. Ich mache mich unabhängig vom Einfluſſe des Wetters, und wenn ich dem flüchtigen Spiele der Rauchſtreifchen zuſehe, gewinnt mein Geiſt an Expanſiv-Kraft, ich fühle mich ſo wonnig ruhig und abgeklärt." „Herrlich, göttlich!" rief Olympia, „nun ſehe ich Sie doch auch einmal enthuſiasmirt." „Ich muß es werden, um Ihnen den Werth eines Dinges begreiflich zu machen, das Sie doch nicht ſelber erproben können." „Es iſt Jammerſchade, daß Sie meinen Oheim Bonifacius nicht gekannt haben." „Laß doch die Todten in Ruhe," ſagte Cäcilie, die am Fenſter ſitzend in einem Buche las, „was willſt du immer von dem ſeligen Oheim?" „Es ſchadet nichts, wenn man ihn im andern Leben ein bischen Unruhe macht, er hat in dieſem Leben zu viel Ruhe gehabt, und war deshalb immer unwohl.“ Cäcilie antwortete nichts, aber im weiteren Verlaufe des Geſprächs entfernte ſie ſich unbemerkt in das Nebenzimmer. „War Ihr Herr Oheim auch ein Prieſter des veſtaliſchen Tabaksfeuers?“ fragte Spinoza. „Ich erinnere mich noch ganz genau einer Predigt, die er vor fünf Jahren in der Kirche zu St. Johann gehalten hat. Er war ein feuriger Eiferer gegen den Tabak in beiderlei Form: Sie haben Naſen und riechen nicht — rief er mit dem Pſalmiſten von der Kanzel herab — ſie haben Mäuler und ſchmecken nicht“ „Reden nicht, ſagt David,“ berichtigte Spinoza, aber Olympia fuhr ungeſtört fort: „Sie opfern ihren Leib dem Moloch und dem Baal: da räuchert ein Jeder vom frühen Morgen an ſeine Kalbs- und Ochſen- und Schafszunge, und aus ſeinem Maulſchlot ſteigt der Dampf empor gleich wie der Duft eines Götzenopfers. Drum iſt ihre Zunge lahm, wenn ſie ein Ave Maria beten ſollen. Allſtündlich kauen ſie die Blätter von der Sündenpflanze, als ob es Himmelsmanna wäre, die da ſchmeckt wie Koriander in Honigſeim; und über eine Weile pöckeln ſie ihre Naſen mit dem verruchten Kraut, das Beelzebub geſäet hat, drum können ſie nicht mehr den lieblichen Weihrauchduft der Kirchen koſten. Wehe! Wehe! über das Babel, über das Sodom und Gomorrha; aber einſt werden ſie ihren gerechten Lohn finden, ſie ſelber werden ſeyn eine Beute der Flamme und werden luſtig dampfen in der Hölle, dann wird ſeyn Heulen und Zähneklappern; und die ihre Naſen gepöckelt, werden eingeſalzen zu dem Leviathan und den anderen Ungethieren in der Tiefe des Abgrunds. Der Herr bewahre euch vor ſolcher Strafe, Amen!" „Brav!" rief Spinoza, „der Pathos ſteht Ihnen vortrefflich; ei, Sie ſind ja eine lebendige Bibelconcordanz." „Danke ſchönſtens, aber mit dem Kritiſiren wären wir quitt," ſagte Olympia. „Sind Sie auch mit mir der Anſicht, daß die Prieſter deshalb ſo gegen das Tabakſchnupfen eifern, weil ſie Ancyra fürchten?" „Nicht ganz, denn ich glaube, daß man noch lange lange dieſelben Dinge von den Kanzeln herab predigen wird, während die Domine's ſelber, zwiſchen jeder ihrer ſalbungsvollen Phraſen, eine Priſe Tabak aus der goldenen Doſe nehmen, die auf der Bruſtwehr der Kanzel neben ihnen ſteht. Mein Peter Blyning ſagte immer, wenn er Morgens nüchtern eine Priſe nahm, das ſey ſein geiſtliches Frühſtück." „Mir fällt Etwas ein," ſagte Olympia, „kennen Sie die horrible Schrift des weiſen Königs Salomo?" „Ich kenne die Schriften Salomo's alle, ich will doch aber nicht hoffen, daß Sie den „Prediger" oder gar „das hohe Lied" horribel nennen, und es wie die guten Alten gerne aus dem Kanon ſtreichen wollten?" „O nein, ich meine etwas ganz anderes; meinen Salomo laſſen die Presbyterianer jetzt gewiß zur Strafe für ſeinen prophetiſchen Eifer in der Hölle rauchen und braten, der wird Geſichter ſchneiden. Ich bin im Augenblicke wieder bei Ihnen, meine Herren," ſie nahm das Licht vom Tiſche und ging trillernd fort. „Ein wunderbar räthſelhaftes Mädchen," ſagte Kerkering als er im Finſtern mit Spinoza ſaß, „ſie iſt ſo gelehrt, daß ſie zehn Profeſſoren in die Taſche ſteckt. Wenn ich ſie ſo reden höre, komme ich mir ſo — ſo — ich weiß nicht wie vor; ich ſchweige dann lieber ganz ſtill, und möcht' nur, daß ſie immer fort ſpräche. Ich kann ihr die Stränge nicht halten, Sie ſind der Mann für ſie." „Sind Sie auch der Anſicht?" entgegnete Spinoza, und hier im Dunkeln ging dem Kerkering ein Licht auf. „Das Volk, das im Finſtern wandelt, ſahe ein großes Licht; wie ſteht mir der Pathos, Herr v. Spinoza?" ſagte Olympia mit einem großen Buche unter dem Arm eintretend. „Ich bitte um Entſchuldigung, ich bemerkte nicht, daß Cäcilie weggegangen war, ſonſt hätte ich Sie nicht im Dunkeln gelaſſen." „Mit Ihnen erſcheint uns ein doppeltes Licht," ſagte Kerkering, vielleicht wollte er hiemit auch Spinoza ſeinen eben erhaltenen Aufſchluß andeuten. Olympia dankte, und, das Buch aufſchlagend, ſagte ſie, „Ich bilde mir Etwas darauf ein, doch noch Ihre Lehrerin ſeyn zu können. So wiſſen Sie denn, daß König Jakob I. von England der weiſe Salomo genannt wurde; hier iſt ſeine horrible kanoniſche

Schrift: De peccato mortali fumandi Nigotianam.*) Sind Sie zum Tode bereit, Herr v. Spinoza?“ Sie laſen nun einige Stellen in dem Buche. „Wenn das der fromme König geahnt hätte,“ ſagte Olympia, „daß heute ein Mann Namens Oliver Crommwell über England herrſchen wird, der die Bibel im Degenkorb trägt und doch den ganzen Tag die Todſünde des Cigarrenrauchens begeht. Es iſt mir indeß angenehm, daß ich doch endlich auch Ihre Liebhaberei erfahren habe.“ „Die kennen Sie ſchon länger,“ erwiederte Spinoza, und Kerkering nickte, die Lippen aufeinander preſſend, ſeinen Vermuthungen Beifall zu. „Mit der Muſik läßt ſich doch kein irdiſcher Genuß vergleichen, das fühlte auch Ihr Carteſius, deſſen Buch de Musica mir viele Freude machte,“ ſagte Olympia. „Muſik iſt eine lebendig gewordene Mathematik,“ bemerkte Spinoza. „Ach wie froſtig klingt das, warum ſind Sie denn nur für das Rauchen enthuſiasmirt? Faſſen Sie in einer Harmonie die Darſtellung einer endloſen Reihe verbundener und ſich bekämpfender Seelen auf, die eine klagt, ſeufzt und grollt, die andere jubelt, jauchzt, ſchmachtet und ſtürmt; bald vereinigen ſie ſich, und in unendlicher Manchfaltigkeit ſprechen ſie Alle denſelben Gedanken aus, dann verſtummen ſie, die eine erwacht wieder, erhebt ſich und ſtirbt leiſe und ſelig, eine Rotte macht ſich wieder zuſammen, tobt und braust, die anderen eilen herbei, die todte wird auferweckt, bis endlich der Friede über alle kömmt.“ „Es thut mir leid, dies ſagen zu müſſen, aber Sie predigen faſt tauben Ohren,“ bemerkte Spinoza. „Ich kann mich darüber ärgern,“ fuhr Olympia fort, „man hat in Ihrer Kunſt ſo außerordentliche Fortſchritte gemacht, man kann die Sterne dem Geſichtsſinn ganz nahe bringen; warum hat man nicht auch Inſtrumente zur Verſtärkung unſeres Gehörſinns? Wie herrlich wäre es, wenn wir den himmliſchen Sphärenklang, den Dante ſo göttlich ſchön beſchreibt, vernehmen könnten.“ „Wenn man auch annimmt, daß ſich die Sterne in rhythmiſchem Tone bewegen, ſo könnte es unſerer Erkenntniß doch wenig nützen, ſie zu hören.“ „Erkenntniß, zielt denn Alles dahin, iſt das Vergnügen an ſich nicht auch wünſchenswerth? Sie müſſen mir zugeſtehen, daß es keine Bewegung giebt ohne rhythmiſchen Ton; ich bin dadurch zu gar barocken Anſichten gekommen, die ich Ihnen mittheilen will, wenn Sie mir verſprechen, mich nicht auslachen zu wollen.“ „Ich verſpreche das, denn ich bin begierig, zu hören, was Ihnen ſo gar barock vorkommt.“ „Vor einem halben Jahre hat mir mein Vater erzählt, daß ein engliſcher Arzt, Namens William Harvey, den Kreislauf des Blutes entdeckt und ſeine Geſetze beſtimmt habe; ich bin nun überzeugt, daß, ſo wie die Bewegung unſeres Herzens einen Ton von ſich giebt, den wir vernehmen können, ſo auch das Blut, das durch unſere Adern rollt, einen Ton von ſich giebt, den wir aber nur höchſt ſelten vernehmen. In geſunden Tagen ſind wir buchſtäblich eine vollkommene Harmonie, in kranken eine geſtörte, verletzte. Ich ſagte meinem Vater, daß, wenn uns die Ohren gellen, das gewiß ein Ton ſey, der ſich verſtärkt losgeriſſen habe aus der ſich bewegenden Harmonie, mein Vater behauptet, das ſey akuſtiſche Täuſchung, wenn wir ſo Etwas zu hören glauben, aber ich kann mich nicht mit der Anſicht vereinigen. Sehen Sie, es liegt auch eine tiefe Wahrheit darin, wenn man ſagt, daß man das Gras wolle wachſen hören; auch in der anorgiſchen Natur iſt eine geſetzmäßige Säftebewegung, und überall wo Bewegung, iſt Ton und Klang. In den Sternen, im Innern der Erde und auf der Oberfläche iſt ein ewiges Brauſen, Tönen und Klingen. Muſik iſt die Seele des All's, Muſik iſt unſere Seele; Alles iſt eine millionenſtimmige Harmonie, und das dem Menſchen gegebene Wort iſt ihre göttlichſte Offenbarung.“ Spinoza ſah mit freudiger Miene auf Olympia, und als ſie geendet hatte, ſagte er: „Sie ſehen, ich lache nicht, es freut mich, daß Sie die Anſichten Ihres Vaters, an welche Sie ſo nahe ſtreiften, glücklich umgangen haben. Ich will mir indeß nicht ſo ſchnell ein Urtheil über Ihre Anſichten erlauben.“ „Warum müſſen denn der Menſchen Neigungen zu den Dingen ſo verſchieden ſeyn, daß wir uns ſo ſchwer verſtändigen können?“ fragte Olympia, und Spinoza erwiederte: „Gerade in dieſer verſchiedenartigen Parteiung und manchfaltigen Wahl der Mittel und Wege liegt die Bürgſchaft für die ewige Geſetzmäßigkeit des Ganzen, liegt die Nothwendigkeit der Unterordnung unter daſſelbe; nichts ſtellt für ſich allein die vollkommene Wahrheit dar. Es wäre dem Einzelnen nicht möglich und nicht förderlich, Alles in ſich zu faſſen, und aus der Gegenſeitigkeit der Einzelheiten ergänzt ſich das All.“ Das war eine genugſame Abkühlung für Olympia. — Es war ſchon ſpät, Cäcilie war im Nebenzimmer auf ihrem Gebetbuche eingeſchlummert, Kerkering und Spinoza entfernten ſich.

---

*) Ueber die Todſünde des Tabackrauchens.

„Das war ein himmliſcher Abend,“ ſagte Kerkering, als ſie auf der Straße waren, „ich hätte da ſitzen bleiben können bis morgen Früh, mir wär kein Schlaf in die Augen gekommen. Wenn Olympia meine Frau werden wollte, ſo müßten Sie mir verſprechen, jede Woche einmal bei mir zu Nacht zu eſſen, ſo eine Unterhaltung iſt mir ſo lieb, als das ſchönſte Theater. Wenn ich mit ihr nach Hamburg käme, alle Frauenzimmer müßten ſich ja verkriechen, wenn ſie nur den Mund aufthäte. Ach Gott! warum hab' ich in meiner früheren Jugend nicht mehr gelernt. Nun, wollen Sie jede Woche einmal bei mir eſſen? Ganz en famille, Sie bleiben mein Hausfreund.“ Spinoza fragte, ob Olympia ſeine Bewerbung kenne, und Kerkering ſagte, er habe ihn darum bitten wollen, ſolche für ihn gelegentlich vorzubringen, Spinoza dankte. Kerkering rieb ſich die Hände, als er von Spinoza Abſchied nahm, er hatte des Juden Liebe entdeckt, er hoffte, daß es ihm ein Leichtes würde, ihn zu überflügeln.

29. Miſſionäre.

— Halte feſt an deinem Glauben!
Schnöder Abfall könnte dir
Deines Gottes Ablaß rauben.
Müllner.

Die heilige jüdiſche Kirche durfte es nicht gleichgiltigen Auges mit anſehen, daß einer, der durch Geburt und Ceremonie ihr angehörte, ſich willkürlich von ihr lostrennte; ſie erkannte wohl, daß wenn es dem Einzelnen geſtattet würde, ſich abzuſondern und nach dem Verlangen ſeines Herzens zu leben, der uralte Bau der jüdiſchen Stiftshütte in kommenden Zeiten verlaſſen daſtehen könnte, und ſich Niemand mehr finde, der ſie auf ſeine Schultern nehme, ſie von

Land zu Land trage und ihre Pfoſten in alle Erdreiche einramme. Wo es dem Menſchen geſtattet iſt, blos Menſch zu ſeyn, ſtürzt ein Stein nach dem andern an dem Rieſenbau der Kirche in Trümmer. Das erkannten die Herren des chriſtlichen wie des jüdiſchen Glaubensbekenntniſſes, die ſich ſeine Diener nennen, in gleicher Einſicht. Die Juden hatten keinen Staat, was blieb ihnen noch, wenn ſie keine Kirche, keine Synagoge hatten?

Schon dreimal war der Synagogendiener Elaſar Merimen bei Spinoza geweſen, und hatte ihn im Namen des Beth-Din *) aufgefordert, zurück zu kehren in die Gemeinde, und in Speiſe und Trank wie im Beſuche der Synagoge den Vorſchriften der jüdiſchen Religion nachzuleben; er hatte ſolchem Anſinnen zu gehorchen verweigert, und der kleine Bann war über ihn verhängt worden, wodurch er auf drei Monate von der jüdiſchen Kirche ausgeſchloſſen war. Obgleich er ſich hiezu ſchon von ſelbſt verdammt hatte, ſo

---

*) kirchlichen Gerichts.

proteſtirte er doch gegen dieſes Verfahren, weil ſeine Lebensweiſe den Principien des Judenthums nicht widerſprach, und er die Ungiltigkeit der Cermonie darthun zu können ſich anheiſchig machte. Seine Proteſtation blieb indeß fruchtlos, und er dachte gar nicht mehr daran, denn er wußte nur von dem Banne, der ihn in der Nähe Olympia's feſthielt. Jetzt kamen aber ſeine beiden Schwäger und erinnerten ihn, daß er in den Schooß der Kirche zurückkehren müſſe. Er wies ſie mit lächelnder Ruhe zurück; ſie aber wurden immer heftiger, ſchimpften und verfluchten ihn und drohten, ihn in Stücke zu zerreißen, wenn er die Schande ſeiner Lebensweiſe nicht von ihrer Verwandtſchaft abwälze. „Kommt her," rief er aufſpringend, „hier bin ich, ich habe keine Mordwaffe zur Wehre, wage es einer, Hand an mich zu legen;" das ſpaniſche Blut kochte in ihm, ſein Auge ſchoß feurige Blicke. Die beiden ſtanden muthlos da. „Muß ich euch daran erinnern," ſagte er, „wie geſchmeidig und liebevoll ihr wart, als ich euch mein väterliches Vermögen abtrat? ſeyd zufrieden damit, an meine Perſen habt ihr kein Recht.“ — Die beiden verließen unmuthig das Zimmer; aber wenige Tage darauf, es war am Sabbath, wurde Spinoza abermals mit einem Beſuche überraſcht: eine Frau, die einen kaum einjährigen Knaben auf dem Arm trug, und ein kleines Mädchen an der andern Hand führte, trat ein. Spinoza ging ihr freundlich entgegen: „Das freut mich, liebe Miriam,“ ſagte er, „daß du zu mir kömmſt, aber wie biſt du gealtert; biſt du krank oder geht dir's ſchlimm?“ „Ich bin Gottlob geſund,“ antwortete Miriam ſeufzend, „und ich könnte auch ſonſt nicht klagen; ja lieber Bruder, der Eheſtand iſt ein Weheſtand, zwei ſchwere Geburten, daß man dreizehn Wochen nicht aus dem Bette kann, und daß das ganze Hausweſen dabei zu Grunde geht; bei den Kindern nicht einmal die Nachtruhe, und ſonſt das ganze Jahr Kummer und Sorgen — du würdeſt jetzt nicht mehr über mich ſpotten, daß ich zu viel in den Spiegel ſehe, ich komme oft von einem Sabbath bis zum andern nicht dazu.“ „Laß jetzt die Sorgen,“ ſagte Spinoza, „es wird ſchon beſſer kommen; du glaubſt es kaum, wie unendlich wohlthuend es für mich iſt, dich wieder einmal ſo bei mir zu haben; Blutsverwandte ſind doch die beſten Freunde. Weißt du das Sprichwort von der alten Chaje? Bind' mir Hände und Füße und wirf mich unter die Meinigen — das bleibt ewig wahr." „Ja, du willſt ſchön unter die Deinigen geworfen werden; ach lieber Gott, du machſt ja, daß man ſich nicht mehr ſehen laſſen kann, ohne roth zu werden. Weißt du was heute geſchieht? heut' wirſt du zum zweiten Male in der Synagoge ausgerufen, vielleicht gerade in dem Augenblick, wo wir da mit einander ſprechen. Heut' vor acht Tagen bin ich in der Synagoge, ich weiß nicht, es iſt mir ſo ſchwer auf dem Herzen als ob ein Centnerſtein darauf läge. Nachdem man eingehoben*) hat, ſteigt R. Iſaak Aboab (der ſich, ſeitdem er aus Batavia zurückgekehrt iſt, gar ein großes Anſehen giebt) in den Altar; Alles iſt ſtill und horcht was es giebt, da ruft er deinen Namen aus, und befiehlt dir zurückzukehren, wenn nicht des Himmels Blitz dich zerſchmettern und die Erde dich verſchlingen ſoll. Lieber Bruder! ich habe gerade geglaubt, man reißt mir das Herz aus dem Leib heraus; bald war mir's eiskalt, und dann ſind mir wieder die Flammen aus dem Geſicht geſchlagen, ich habe gemeint, ich müßt' in den Boden verſinken, ich mußte mich am Gitter halten, es iſt mir einmal über das andere eine Ohnmacht gekommen. Ich weiß noch nicht, woher ich die Kraft gehabt habe, heim zu gehen; die Eſther di Leon, die neben mir ſteht, hat mich heimbegleitet. Du weißt, es iſt ſo ein ſchadenfrohes, ſpöttiſches Ding, und die dürfte doch ſtill ſeyn, ſie war ja früher die Braut von dem Akoſta, und ſo weit iſt es doch, Gottlob! mit dir noch nicht." „Nein, und wird auch nie ſo weit kommen." „Aber es iſt ſchon weit genug," begann Miriam wieder, „heut wirſt du zum zweiten, und über acht Tagen zum dritten Mal ausgerufen, und dann — ich überlebte die Schande nicht. Mein Mann will, ich ſoll ganz vergeſſen, daß du mein Bruder geweſen biſt, wie kann ich aber das? Tag und Nacht gehſt du mir nicht aus dem Sinn, und wenn mein Sohn einſt ſeinen Geſchwiſtern ſolchen Kummer machen ſollte, wünſchte ich lieber, daß er ſtirbt, eh' er reden lernt.“ „Du mußt nicht ſo reden, liebe Schweſter, ich hoffe, daß noch Alles gut geht. Weiß dein Mann denn auch nicht, daß du bei mir biſt?“ „Der dürfte kein Wort davon wiſſen, denk' nur, heute Morgen will er, ich ſoll in die Synagoge gehen; eh' wäre ich aber, Gott verzeih' mir's, unter den Galgen gegangen als dahin, die Weiber hätten mich angeſehen und zuſammen geziſchelt und gezwitſchert. Ich habe geſagt, ich müßte bei meinem Kind bleiben, und bin zu dir hergegangen; die Rebekka iſt auch zu Haus geblieben, ſie hat's aber nicht gewagt, mitzugehen, ihr Mann iſt gar ſtreng, du mußt tüchtig Händel mit unſern Männern gehabt haben. Ich ſeh' aber gar nicht ein, warum du nicht zurückkehren willſt; du weißt, ich bin ſelber nicht ſo auf die Kleinigkeiten erpicht, und verdamme dich nicht ſo, wie die anderen, aber daſſelbe Leben, das du jetzt haſt, kannſt du auch haben, wenn du lebſt, wie alle anderen Juden. Willſt du nicht täglich dreimal in die Synagoge gehen, ſo gehſt du nur Einmal, das kann doch nicht ſo beſchwerlich ſeyn; ſiehſt du, du haſt ja ein Leben, wenn du, Gott bewahre, im Kloſter zu St. Clara*) eingeſperrt wäreſt, hätteſt du es nicht ärger. Keinen Sabbath, keinen Feiertag, für was lebſt du denn? Ich bitt' dich, kehr' um, laß' du Andere dafür ſorgen, welche Dinge ſie für Religion halten wollen. Gott! wenn du wieder bei uns wäreſt, wir ſtünden wieder da in einem Glanz und Ruhm, wie irgend je; ich will dir thun, was ich dir nur an den Augen abſehen kann, ich will dir die Hände unter die Füße legen, ich bitt' dich mit aufgehobenen Händen, komm' zu uns." Spinoza hatte Mühe, ſeiner innern Bewegung Herr zu werden, er erklärte ſeiner Schweſter: daß er nun feſt entſchloſſen ſey, ſich gegen die Rabbinen zu vertheidigen, damit es ihnen nicht gelingen ſolle, weder ihn noch ſeine Familie zu beſchimpfen; unter keiner Bedingung kehre er aber in das alte jüdiſche

---

*) Die Thorah in die heil. Lade zurückgebracht.

---

*) Zuchthaus.

Leben zurück, und unterwerfe er ſich den tauſend kleinlichen Obſervanzen. „Iſt es wahr, daß du eine Chriſtin heirathen willſt?“ fragte Miriam weinend, Spinoza war in der peinlichſten Verlegenheit über dieſe Frage; Lüge war ihm ſo fern, wie die Nacht dem Tage, und doch wollte und konnte er hier die Wahrheit unmöglich ſagen. Es war daher ein glückliches Ereigniß, daß hier plötzlich die beiden Kinder, die ihre Mutter weinen ſahen, ebenfalls zu weinen und zu ſchreien anfingen, ſo daß Miriam über der Beruhigung ihrer Kinder die Frage ganz vergaß. „Du haſt noch nicht einmal gefragt, wie meine Kinder heißen“, ſagte ſie, „du biſt ein ſchöner Oheim; der Kleine heißt Benjamin, er hat den Namen unſeres ſeligen Vaters, der würde auch ſchreien und weinen, wenn er dich ſähe, er kann im Grabe ſeine Ruhe nicht finden, wenn er hört, was aus dir geworden iſt.“ Spinoza nahm den Knaben auf ſeinen Arm und herzte und küßte ihn. „So wenig mich dieſes Kind verdammt, ſo wenig verdammt mich unſer Vater in der Ewigkeit,“ ſagte er, auch die kleine Sara ſpielte mit der Hand ihres Oheims und bat ihn, auf Geheiß ihrer Mutter, mit ihnen zu gehen. Spinoza wiederholte ſeine frühere Aeußerung, und Miriam nahm ihre Kinder und entfernte ſich mit ſchwerem Herzen.

Noch einmal mußte er heute einen Kampf wegen ſeines Entſchluſſes beſtehen. Daniel Carceres kam gegen Abend zu ihm. „Du haſt keinen Vater mehr,“ ſagte er, „ich darf ſeine Stelle vertreten. Denkſt du noch der Stunde, wo ich dich zum erſten Male ſah? So wirſt du eingeſcharrt werden, wie ein räudiger Hund, gleich jenem Abtrünnigen. Denkſt du noch jenes Abends, als ich dir den grauenvollen Tod deines Oheims Geronimo erzählte? So wirſt du ſterben, nur noch gottverlaſſener und von Teufeln zerriſſen; denn du haſt muthwillig den Glauben deiner Väter mit Füßen getreten. Dein Vater, ich und wir Alle, wozu haben wir allſtündlich das Leben eingeſetzt? blos um des heiligen Glaubens unſerer Väter willen; warum haben wir unſer ſchönes Vaterland verlaſſen, und ſind in entlegene Länder gewandert? blos um offen unſerm Glauben dienen zu können, und Du ſtößt ihn freiwillig von dir! Ich warne dich, da es noch Zeit iſt, du biſt noch jung, aber einſt, wenn du dem Tode entgegen gehſt, wird der Verrath dich verfolgen wenn du wachſt, und deinen Schlaf morden.“ Spinoza ſchonte das Alter des Mannes, und ſetzte ihm mit Ruhe ſeinen feſten Entſchluß und ſeine Unſchuld auseinander.

Acht Tage lang blieb er von da an verſchont von Bekehrungsverſuchen, er hatte in dieſer Zeit viel darüber nachſtudirt, wie er gegen die Rabbinen auftreten wolle. Es war wieder am Sabbath, er ſaß bei Tiſche und genoß ſein einfaches Mittagsmahl, als er Jemand mühſam die Treppe heranſteigen hörte, die Thüre ging auf, und die alte Chaje trat in's Zimmer. Spinoza rückte ihr einen Stuhl an den Tiſch und fragte ſie: „Haben ſie euch auch ausgeſchickt, um das verlorene Schaf zur Heerde zurückzubringen?“ „Nein, ſo wahr als ich wünſche, daß mich Gott noch Freude an ihm ſoll erleben laſſen, ſo gewiß iſt es, daß ich von mir ſelber herkomme; ich hab' gemeint, meine alten Füße wollten mir brechen, ehe ich die Treppe herauf komme. Ich hab's nicht geglaubt, ich muß mit meinen eigenen Ohren hören, ob es wahr iſt, daß er unſere heilige Religion umſtoßen will, er war doch ſonſt ſo ein braves, frommes Judenkind.“ Spinoza bemerkte hier im Stillen den Einfluß, den das über ihn verbreitete Gerücht haben mußte, da die alte Chaje, welche ihn, ſeitdem er die rabbiniſche Würde erlangt hatte, mit „Ihr“ anredete, ihn nun mit dem imperſonellen „Er“ tractirte. „Wer weiß denn das?“ fragte Spinoza. „Wer's weiß? ein ſchönes Geheimniß, die Kinder auf der Straße erzählen ſich's einander; ach lieber Herre Gott! wie oft hab' ich ihn auf meinen Armen getragen, wer hätt' es damals geglaubt, daß ſo einer aus ihm werden kann? Was wahr iſt, iſt wahr, die Schweſter der ſchwarzen Gudul, die bei R. Gedalja gedient hat, hat's ſchon lang geſagt: der Baruch iſt ein Duckmäuſer, wo der Rabbiner wird, läßt ſich die Gemeinde taufen. — Ich hab' mir immer gedacht, wenn ich über hundert Jahren einſt ein Aug' zuthue, ich hab' — dem Stein ſey's geſagt — kein Kind und kein Rind auf der Welt, ich hätt' ihm, meinem Baruch, mein bischen Vermögen, das ich mir erſpart habe, hinterlaſſen, und er hätt' ein Schiur für mich gelernt *), daß ich auch einen ſilbernen Stuhl im Gan-Eden **) bekommen hätte, ach! wie ſind meine Hoffnungen zu Waſſer geworden." Chaje weinte bitterlich, Spinoza ſuchte ſie zu tröſten. „Er verleitet mich auch noch zu der Sünde, daß ich am heiligen Sabbath weine, ach! das iſt ein Nagel zu meinem Sarge," klagte ſie. „Ich möcht' nur wiſſen, was ihm einfällt. So viel' tauſend Jahr' iſt die jüdiſche Religion recht geweſen, jetzt auf einmal wirft man ſie nur ſo weg, wie einen zerbrochenen Hafen? Ich glaube immer, es iſt ein Sched in ihn gefahren, warum hätt' er ſonſt gegen die Juden und die jüdiſche Religion geſchimpft? Schind't man ſein' Naſ' aus, ſchänd't man ſein Angeſicht, ſagt das Sprichwort. Er thut's mir zu lieb und wird wieder fromm und brav wie ſonſt, nicht wahr? Er wird mir's gewiß auf ſeinem Todtenbett danken," wenn er mir folgt. Es war ein Jugendſtreich, und den vergißt man bald; bis in einem Jahr iſt Gras darüber gewachſen, und dann kann er wählen unter den Töchtern der reichſten Männer in Amſterdam.“ Spinoza ward faſt unwillig über die Reden der Chaje, denen er durch Erklärungen keinen Einhalt thun konnte, ſie wollte nicht eher weggehen, bis er ihr verſprochen habe, daß er wieder fromm und brav ſeyn wolle; er mußte ihr endlich deutlich zu verſtehen geben, daß ſie ſich nun entfernen müſſe.

---

*) Eine Seelenmeſſe geleſen.

**) Paradies.

Olympia hatte recht prophezeiht, daß man einſt zu Spinoza wallfahrten werde; aber die Wallfahrt ging vorerſt noch zu Maledictus. Am andern Tage, nachdem Spinoza ſich die Chaje vom Halſe geſchafft hatte, kam Salomon de Silva zu ihm. Er machte zuerſt einige ärztliche Einleitungen und bemerkte Spinoza, daß er durch ſeine jetzige Lebensweiſe ſeine Geſundheit ruinire; dieſer aber erwiederte, daß er zwei Aerzte zu Freunden habe, und ſich durch beobachtete Diät immer wohl befinde. Silva legte die Sonde tiefer ein. „Ich geſtehe,“ ſagte er, „das Judenthum hat vielerlei Mißbräuche und abnorme Auswüchſe, die hinweggeſchafft werden müſſen; als ich in deinen Jahren war, war mir das auch ſehr läſtig, die ungeſtüme Jugend möchte da nur immer ſchnell zuſchneiden, aber das geht nicht. Man muß ſich erſt Vertrauen zu erwerben ſuchen, und die Leute nicht vor den Kopf ſtoßen, dann darf man ſich ſpäter auch Etwas erlauben, und kann ſeine Plane ſo nach und nach durchführen. Die erſte Regel iſt aber: wer auf irgend eine Genoſſenſchaft und ihre zeit- und vernunftgemäße Umbildung einwirken will, der darf ſich nun und nimmer außerhalb derſelben ſtellen. Drum rathe ich dir, kehre zurück, bedenke: es giebt noch mehr Leute, denen das Licht der Vernunft aufgegangen iſt, und die doch die alten Obſervanzen nicht auf einmal über den Haufen werfen; es iſt in der letzten Zeit viel geſchehen, wer das vor fünfzig Jahren geſagt hätte, wäre geſteinigt worden, und ſo wird es immer fortſchreiten. Wenn du zurückkehrſt, kannſt du mit den vielen hellen Köpfen, ja, vielleicht an ihrer Spitze das Judenthum reformiren helfen.“ „Wer ſagt euch denn, daß ich das will? vielleicht entſpricht mir ſogar ein geſäubertes Judenthum nicht, vielleicht kann ich mich mit ſeinen Grundanſchauungen nicht vereinigen? Ueberhaupt, iſt denn das Judenthum Alles auf der Welt und bin ich ſein Leibeigner? Ich will vorerſt nichts als mir die Unabhängigkeit meines Lebens bewahren, und daran ſoll mich keine Macht der Rabbinen hindern.“ „Haſt du denn vergeſſen,“ fragte Silva, „was du zu mir ſagteſt, als dein ſeliger Vater und wir beide dieſes Zimmer zum erſten Male beſucht hatten? Es kann die Zeit wieder kommen, wo du deine Verlaſſenheit von Allen, die durch die Bande der Religion und des Blutes dir angehören, fühlſt; dann wirſt du deine Hand nach ihnen ausſtrecken und nichts als die leere Luft erfaſſen. Ich weiß zu gut wie weit du voran biſt im Denken, ich glaube nicht, daß du Chriſt werden willſt. Traue meiner Erfahrung: ſtellſt du dich auch auf den höchſten Standpunkt des freien Gedankens, haſt du alle Vorurtheile und religiöſe Beſonderheiten von dir abgelöst, immer biſt und bleibſt du ihnen der Jude, ſie werden dich ewig als Fremden betrachten; ſie haben den Haß und die Geringſchätzung gegen die Juden mit der Muttermilch eingeſogen, du vergeudeſt deine Liebe an ihnen; was ſie Gutes an dir entdecken, werden ſie ſtets nur als eine Ausnahme ſtatuiren; ſtrebſt du nach Geld und Ehre, werden ſie ſagen: das iſt ſein jüdiſcher Geld- und Ehrgeiz, ſchätzeſt du beide gering, ſo werden ſie ſagen: er hat doch Etwas von der chriſtlichen Beſcheidenheit und Verachtung der irdiſchen Güter. Sie finden dich entzückend und unvergleichlich, wenn du der Juden Albernheiten verhöhnſt, berührſt du aber eines ihrer Vorurtheile, und hätten ſie ſelber längſt ihren Spott darüber ausgegoſſen, du darfſt es nicht, und thuſt du es, ſo biſt du ihnen der vorwitzige ekelhafte Jude. Es iſt hier gerade ſo wie ſonſt im Leben: wir geſtehen uns unſere Fehler und ſchelten uns oft darum, thut's aber ein anderer, ſo ſind wir ihm gram. Eher wird der Himmel die Erde küſſen, Feuer und Waſſer ſich brüderlich vereinen, als daß ein Jude und ein Chriſt in wahrer, inniger allvergeſſender Liebe und Eintracht ſich umſchlungen hielten. Ja, und nimmſt du auch die Taufe, das erſte Mißfällige, das ſie an dir entdecken, iſt der alte jüdiſche Adam in dir. Drum kehre zurück zu denen, die dich wahrhaft lieben, deren Nacken das gleiche Joch eingeprägt iſt wie dir, ſie werden dich brüderlich aufnehmen und deinen Fehltritt vergeſſen.“ „Nein,“ ſagte Spinoza, „es iſt eine ſchwere Sünde, die ihr gegen Gott und die heilige Natur des Menſchen begangen habt mit euren Worten; es wäre gräßlich, wenn ſie Wahrheit enthielten, aber es iſt nicht. Wohl iſt es möglich, daß der Menſch dem Menſchen angehöre, Liebe und Erkenntniß ſind dauernder als Haß und Vorurtheil; iſt der menſchliche Geiſt urſprünglich Jude oder Chriſt? wohlan! ich möcht' es verſuchen, ob ihr Wahrheit geredet.“ „Thu' es nicht, warum willſt du zu Grunde gehen? Wer ſich reinigen will, dem kömmt man zu Hilfe, wer ſich beſchmutzen will, den läßt man gewähren, ſagt der Thalmud. Ich will dir einen Vorſchlag zur Güte machen. Die Gemeinde läßt dir eine Stelle beim Beth-Din anbieten; du kannſt dabei ungeſtört deinen Studien obliegen, da du nur wenig zu thun haſt.“ „Ich werde nie ein

Amt annehmen.“ „So will dir die Gemeinde einen Ruhgehalt von tauſend Gulden zuſichern, unter der Bedingung, daß du dich auf dein Ehrenwort verpflichteſt, nie ein Wort gegen das Judenthum zu ſchreiben.“ „Das Sprichwort ſagt: will man das Volk zum Schweigen bringen, ſo muß man ihm das Maul mit Brei voll ſtopfen,“ entgegnete Spinoza. „Es iſt das ein brauchbares politiſches Mittel, aber bei mir nicht anwendbar. Lieber Herr Doktor, ich möchte nicht, daß ihr euch über mich erzürnt, aber was ſollen ſolche Anträge? dieſe werden mich nie beſtimmen, das hundertfältige Joch über mich zu nehmen, und mir den Mund mit einem goldenen Schloſſe verſchließen zu laſſen.“ „Wäre es nichts,“ begann Silva wieder, „als das Andenken an die zahlloſe Schaar der für unſern Glauben Gemordeten, dieſes allein müßte uns feſthalten in der Mitte ſeines Heiligthumes. Eine Religion, welche die Freuden des Lebens verachten, und den gräuelvollſten Tod lieben lehrt um ihretwillen, muß ſie nicht den höchſten Quell der Wahrheit in ſich ſchließen? wer wird ihn mit frecher Hand verſtopfen wollen, weil er im Laufe der Zeit trübe fließt? Das Blut deiner in der Vergangenheit gemordeten Brüder und Schweſtern ſchreit um Rache wider dich zum Himmel, denn du ſchändeſt ihre heiligen Gräber, da du auf ihren Leichenſtein ſetzen willſt, ſie hätten ſich nur dem Wahn und Irrthum geopfert.“ „Ich will das nicht, es iſt ſchändliche Verleumdung, wenn man mir ſolches andichtet; ewig groß und heilig ſind mir die jüdiſchen Geſetze, in ihnen hat ſich die Gottheit für die damalige Zeit am lauterſten geoffenbart; ſelig ſind, die ſie erkennen und ihnen nachleben; aber hat die Gottheit ſeitdem aufgehört in den Herzen der Menſchen zu wohnen? ſind alle nachgebornen Geſchlechter dazu verdammt, da zu verharren wo die früheren ſtanden, und ſich mit den alten Formen zu ſchleppen? die Form verweſt, der Geiſt bleibt ewig und verjüngt ſich und wächſt fort und fort.“ „Wehe! du biſt verloren, ich kann nur zu Gott beten, daß er es Tag werden laſſe in dir, damit das Irrlicht verſchwinden möge, das dich in Sümpfe und Abgründe verlockt.“ Thränen ſtanden Silva im Auge, als er ſo ſprach und gleich darauf weg ging. Spinoza war tief erſchüttert von ſeinen Reden, es that ihm in der Seele weh, dem alten ehrwürdigen Manne ſolchen Schmerz bereitet zu haben und ihm nicht folgen zu können; aber wie konnte, wie durfte er anders handeln?

Weit leichter ward es Spinoza, noch den letzten Verſucher von ſich abzuweiſen. Nachmittags kam Chisdai, und ſobald er zur Thüre eingetreten war, warf er ſich auf den Boden und ſetzte ſich dort trauernd nieder. „Was ſoll das?“ fragte Spinoza. „Wehe!“ rief Chisdai, ohne ſein Haupt zu erheben dumpf in den Boden hineinmurmelnd, „hat der Geiſt des Schmutzes in dir dich ſchon Alles vergeſſen machen? kennſt du die Geſchichte von R. Elieſer ben Hyrkanos nicht mehr?“ „Ja wohl, er hat ſeine Anſicht von dem erlaubten Gebrauche eines Backofens durch verübte Wunder geltend machen wollen, wurde deshalb in den Bann gethan; Niemand wollte ihm das Urtheil ankündigen, bis R. Akiba es ſo that wie du hier. Nicht wahr, ich bin noch ein guter Thalmudiſt? aber ſteh nur auf, ich kann weder dem Baume befehlen, daß er ſich an einen andern Platz ſtelle, noch dem Waſſer, daß es rückwärts laufe, auch nicht der Wand, daß ſie ſich einbiege, ſie gehorchen mir alle nicht.“ „So?“ rief Chisdai aufſpringend, indem er grimmig die Fäuſte ballte, die Zähne übereinander knirſchte und aus ſeinen weit aufgeſperrten Naſenlöchern ſchnaubte, „ſo? du ſpotteſt auch noch über den Thalmud? ſieh', ich bin friedlich hergekommen: ich wollte dich zur Gottesfurcht ermahnen und dir zeigen, daß ich nicht aus Eiferſucht oder ſonſtiger niedriger Leidenſchaft gegen dich auftrete; aber an dir iſt jedes Wort verloren. So fahre denn hin! die Raben am Bache werden dir die Augen aushacken, und die jungen Adler ſie freſſen.“ „Du kannſt die Bibelworte auf gut thalmudiſch verdrehen, die Schrift droht jenes nur denen, die Vater und Mutter verſpotten und verachten.“ „Das haſt du ſiebenzigmal ſieben gethan, du Ruchloſer! aber deine Strafe wird nicht ausbleiben, noch im Tode wirſt du geſteinigt werden, und man wird einen Steinhaufen auf dein Aas wälzen zum Schreckbilde für alle nachkommenden Geſchlechter.

Nimm dich in Acht, krieg' ich dich unter meine Hände, ſo lange du mit deinem Athem die Luft verpeſteſt, ich zerreiße dich wie man einen Fiſch zerreißt." „Wieder ein thalmudiſcher Ausdruck," erwiederte Spinoza lächelnd, „aber bedenke, daß der Thalmud auch ſagt: es iſt gut, daß der Eſel keine Hörner hat." Chisdai ſchäumte vor Wuth, da er aber Jemand die Treppe heraufkommen hörte, ging er fort.

„Was iſt denn das für ein federloſer Zweifüßler, der da von dir ging?" ſagte Meyer eintretend, „der ſieht ja aus wie die ausgebälgte Erbſünde." Spinoza mußte herzlich lachen über dieſe Bezeichnung. „Dießmal biſt du auf deinem Steckenpferde am rechten Ziel angekommen," ſagte er, „aber dieſe Erbſünde wollte mich in's jüdiſche Paradies zurückführen." Meyer ermahnte ihn nun, mit der gewohnten Kraft und Standhaftigkeit gegen die jüdiſchen Päpſte aufzutreten, und als er ſich bald darauf entfernte, machte ſich auch Spinoza auf den Weg.

Jetzt zum erſten Male fühlte er ſich unheimlich zwiſchen ſeinen einſamen vier Wänden; es war ihm nicht möglich, wie ſonſt, ſeine Gedanken in der Erforſchung einer beſtimmten Wahrheit zu fixiren; er bedurfte einer befreundeten heitern Seele, an der er ſich aufrichten und die Stürme des heutigen Tages vergeſſen konnte, wo ſollte er ſolche anders ſuchen als in Olympia? Er ging zu ihr, und fand ſie in traulichem Geſpräche mit Kerkering. Er glaubte in beiden eine ſeltſame Ueberraſchung zu bemerken als er eintrat; er vermuthete richtig, daß er der Gegenſtand ihrer Unterredung geweſen war. Olympia verſtand es indeß wie immer, ſchnell ihre Gemüthsbewegungen zu meiſtern. „Sie ſind mir in der letzten Nacht im Traume erſchienen, Herr v. Spinoza,“ ſagte ſie im Verlaufe des Geſpräches. „Sie müſſen rathen unter welcher Geſtalt.“ „Sie glauben weder an Teufel noch an Engel, haben Sie mich vielleicht als Kloſterbruder geſehen?“ „Nein, weiter gerathen.“ „Als Kaiſer?“ „Nein.“ „Als Rabbi?“ „Nein.“ „Als Papſt?“ „Nein, nun Sie errathen es nicht wie ich merke: als Maſaniello ſah ich Sie, mit dem Fiſchernetze auf dem Rücken, die rothe gewirkte Mütze mit der langen Trottel kleidete gar ſchmuck zu dem pechſchwarzen Haare, die Hembärmel waren bis über die Ellbogen aufgeſtreift; ſo ſah ich Sie von einer zahlloſen Menge Juden durch die Straßen tragen, bis vor das neuerbaute Stadthaus, dort ſtiegen Sie auf den oberſten Balkon und riefen: „Ihr glaubt die Fiſche ſeyen ſtumm? es iſt nicht wahr, da hab' ich eine Legion vom Meeresgrund heraufgefangen, die reden alle gar weiſe Dinge;“ dann nahmen Sie Ihr Netz vom Rücken, es war leer, Sie kehrten es um, und eine unendliche Zahl von Fiſchen fiel heraus, ſie glitzerten wunderlieblich im Sonnenſchein, die Floßfedern wurden zu Flügel und ſie flogen mit großem Geſchrei davon. Sie aber blieben noch ſtehen, und hielten eine Philippika gegen das Volksmährchen: daß an dem Tage, an welchem die Geſandten der ſieben vereinigten Staaten durch die ſieben Thore des vollendeten Stadthauſes gehen würden, das Glück einer jeden Provinz hinter ihnen herausgehen und nimmer wiederkehren werde. Das Volk ſchrie: er iſt ein Zauberer, er iſt des Teufels Sohn! und riß das Stadthaus ein; ich erwachte. — Wenn Sie nur auch Etwas von der Kunſt Daniels verſtünden.“ Spinoza fragte, ob ſie in den letzten Tagen Frau Gertrui nicht geſprochen habe; Olympia betheuerte, ſie ſeit mehreren Wochen nicht geſehen zu haben. Es war in der That ein faſt wunderbares Zuſammentreffen, denn Spinoza hatte aus einer ſonderbaren Laune ſeit zwei Tagen begonnen, ſich ſelber in dem Koſtüme Maſaniello's zu zeichnen. Er ſagte indeß Olympia nichts davon, denn er wußte, wie ſie, trotz ihrer Freigeiſterei, ſich gerne eine ſonderbare Ahnungstheorie aufbaute. Es ward ihm heute wiederum nicht freudig zu Muthe in ihrer Nähe; war die Anweſenheit Kerkerings daran ſchuld, oder war es, weil er mit übervollem Herzen hergekommen war, und nun zu ſpät ſah, daß er hier keinen Anklang finden konnte für ſeinen ſchmerzlichen Kampf? Eine düſtere Ungewißheit und Zweifelſucht lagerte ſich nach und nach über ſein Verhältniß zu Olympia; er ſah Kerkering mit immer zuthunlicherer Freundlichkeit ſich Olympia nähern, und dieſe hielt ihn nicht mehr wie ſonſt mit leichtem Scherze ferneſchen ihnen darin zu entdecken. Wär's möglich, daß er in dem Verlangen, das er ſtill und innig mit ſeinem Herzblute nährte, nur nach einem Truggebilde gehaſcht hätte? Sollte ſeine Liebe, um deretwillen er ſo manchen heißen Seelenkampf gefochten hatte, ſollte ſie in Wahn und Täuſchung enden? Er ſchalt ſich, daß er dem Erbübel, der Eiferſucht, Gehör geben konnte; hatte nicht Olympia den gutmüthigen Kerkering ſo oft verſpottet und verlacht? Wenn ſeine Befürchtungen aber doch gegründet wären? Es blieb ihm vorerſt keine Zeit dieſe Wirren zu löſen.

30. Der Bann.

Ich will der Freiheit eine Gaſſe machen.
Worte Arnold's von Winkelried.

Eine zahlloſe Menſchenmenge lagerte ſich an den Straßen, faltete die Hände und betete zum Herrn, daß er beſchützen möge den Zug ihres Erlöſers. Voraus zog der kaiſerliche Herold mit dem Reichsadler, ihm folgte der Kämpfer für Gottes Wort, geleitet von Reiſigen im blinkenden Stahle und ſchmucker Waffenzier. Und als er hinzog in die Reichsverſammlung, da kletterten ſeine Verehrer auf die Dächer, füllten die Straßen und die Gänge, denn glücklich pries ſich der, deſſen Auge ihn geſchaut; und als er wurde er im Triumphe nach Hauſe getragen, eine Stimme ward vernommen, die da rief: „Selig ſind die Hände, die dich getragen.“ So zog im Jahre 1521 Martin Luther gen Worms: der tapfere Kämpfer für die Freiheit des göttlichen Worts. Im Jahre 1657 wanderte Benedict v. Spinoza einſam nach der Synagoge „Jakobshaus“ zu Amſterdam, von Niemanden geleitet, von Niemanden begrüßt; ſcheu wich das Volk zurück das ihn kannte, ihn, den ſtandhafteſten Kämpfer für die Freiheit des göttlichen Gedankens. In der Synagoge ſaßen die 10 Richter auf ihren Stühlen, den Vorſitz hatte Rabbi Iſaak Aboab, neben ihm ſaß Rabbi Saul Morteira. Spinoza mußte vier Schritte weit von ihnen wegſtehen. R. Iſaak Aboab erhob ſich und ſprach: „Mit der Hülfe Gottes! Wir ſind hier verſammelt, um über dich, Baruch ben Benjamin Spinoza, Urthel und Recht zu ſprechen; ſchwör' uns im Namen des allmächtigen Gottes, daß du uns nichts längnen noch verhehlen willſt, und daß du dich fügen willſt dem Ausſpruche, den

„Trug kenne ich nicht und Lüge iſt mir ferne," erwiederte Spinoza, „ich werde mich eurem Urtheile fügen, wenn ihr über mich erkennet nach dem göttlichen Worte, und nicht nach den Eingebungen eueres Herzens, und nach den willkürlichen Satzungen aberwitziger Rabbinen." Ein Gemurmel entſtand unter dem Synedrium, man konnte den faſt allgemeinen Ausſpruch unterſcheiden, daß er durch dieſe Weigerung, ihre Gerichtsbarkeit unbedingt anzuerkennen, ohne weitere Procedur mit dem höchſten Grade des Bannes belegt werden ſollte. R. Saul Morteira bat um Stille: „Laßt ſehen," ſagte er, „wie weit die Verruchtheit ſeines Herzens geht: ſag' an, Frecher, haſt du nicht durch den Genuß verbotener Speiſen und Getränke gegen Gott geſündigt, haſt du nicht durch Arbeit den Sabbath entweiht?" „Ihr wollet Gott mit dem Magen dienen," antwortete Spinoza, „und die erſte verbotene Speiſe iſt euch die Frucht vom Baume der Erkenntniß, die ihr nicht verdauen mögt. Ich hätte den Sabbath entweiht? Hat man nicht im Tempel zu

Feuer angezündet? Glaubt ihr, Opfer wären Gott angenehmer als eine nützliche und rechtſchaffene Arbeit? Ruht Gott denn ſelber am Sabbath, und läßt er nicht Sonne und Mond aufgehen und die Sterne ihren Kreislauf vollenden? läßt er nicht das Gras wachſen und die Blumen ſproſſen, Regen und Thau auf ſie herniederſenken? Befehlet Gott, befehlet der Natur, daß ſie ſtille ſtehen am Sabbath. Wohl iſt's dem gedrückten Menſchen förderlich, daß er von ſieben einen Tag ſich zur Ruhe ſetze; wer giebt euch aber das Recht ihn zu ſtrafen wegen der Sünde, die er gegen ſich ſelber begeht?" Die Verſammelten erhoben ſich alle von ihren Stühlen und riefen durcheinander, man dürfe ſolche Gotteslästerungen nicht länger mit anhören, aber R. Iſaak Aboab ſprach: „Laßt ihn reden. Aus jedem Worte, das er ſpricht, ringelt ſich ein Sched empor, die ſich alle an ſeine Seele klammern werden in ſeiner leiblichen Noth, und wenn er den Tod des Sünders ſtirbt, werden ſie ſich mit bleiernen Gewichten an ihn hängen und ihn hinab zerren in den Pfuhl der Hölle. Wir ſind verpflichtet ſeine ganze Schuld zu hören. Tretet vor und redet ihr Zeugen.“ Chisdai und Ephraim traten vor, jener ſtolz den Blick erhebend, dieſer ſcheu zur Erde blickend. „Er hat vor unſeren Ohren Gott und die Propheten geläſtert, die Engel geläugnet und die Wunder verſpottet, daß er alſo gethan ſchwöre ich vor dem Angeſichte des ewigen Gottes.“ „Auch ich beſchwöre, daß Chisdai die Wahrheit geſprochen,“ ſagte Ephraim mit leiſer Stimme. „Was antworteſt du darauf?“ fragte Morteira, und Spinoza erwiederte: „Ich merke an Chisdai, daß der Eſel zwar nicht mit Hörnern, wohl aber mit Ohren begabt iſt. Ich habe die Propheten nicht geläſtert, ja ich verehre ſie mehr als die, welche die falſche Glorie der Unfehlbarkeit um ihre Häupter ſammeln, ſie der göttlichen Majeſtät ihrer menſchlichen Größe berauben, und ſie zu Götzen erniedrigen. Gehet hinaus und ſehet: ſtand die Sonne ſtill in Gibeon? Ich hätte die Engel geläugnet. Hat nicht ſchon R. Joſeph Albo öffentlich ausgeſprochen, daß der Glaube an das Daſeyn der Engel unweſentlich und unnöthig ſey? Ich hätte die Wunder verſpottet. Was klagt ihr mich an? ſchlaget die Stelle auf, wo Bileams Eſelin ſpricht, und ſehet was Ebn Eſra dort ſagt. Ich hätte Gott geläſtert — ich habe Mitleid mit dir, der du mir ſolche Unthat aufbürdeſt und ſeinen heiligen Namen zu einer Lüge anrufſt." „Haſt du nicht geſagt," fuhr Chisdai auf, „weh mir! daß ich es nachſprechen muß. Haſt du nicht geſagt, daß in der heiligen Schrift viele unvollkommene und falſche Ideen von dem Weſen Gottes ſich finden?" „Ich habe das geſagt, und glaube Gott mehr damit zu verehren, als ihr. Wird Gott in der Bibel nicht „groß" genannt, und giebt's eine Größe ohne begrenzte Ausdehnung im Raume? Wahr iſt's, die Bibel kann nur aus ſich ſelber erklärt werden, ſie trägt den Grund ihrer Wahrheiten nur in ſich, in der zeitlichen Geſtaltung und Färbung ihrer Ideen; die Vernunft, die uns von Gott gegeben und ſomit nicht minder eine göttliche iſt, kann und muß die Idee Gottes aus ſich ſelber ſchöpfen, und in ſich ſelber finden, was zur Erlangung eines gottſeligen Lebenswandels gehört. Die Bibel ſelber erkennt dieſes heilige Recht unſerer Vernunft an, indem es von der ewigen Wahrheit, die in der Geſetzgebung Moſes als zeitliche Erſcheinung heraustrat, heißt: „Sie iſt nicht im Himmel, daß man ſagen könnte, wer will für uns in den Himmel ſteigen, ſie holen und uns verkünden, auf daß wir danach handeln. Sie iſt nicht über dem Meere, daß man ſagen könnte: wer will uns über das Meer fahren, ſie holen und uns verkünden, auf daß wir danach handeln. Denn das Wort liegt dir ſehr nahe: in deinem Munde und in deinem Herzen, auf daß du danach handelſt. (5. B. M. 30, 12.) In unſerer Vernunft, auf der Höhe des reinen göttlichen Gedankens, hier iſt Sinai. Ich will euch offen und getreu meine Anſichten über die höheren Dinge auseinanderſetzen, widerleget ihr mich aus der Vernunft, ſo will ich mich vor euch beugen.“

„Du haſt dich auf die heilige Schrift berufen,“ rief Morteira, „Wehe! daß deine Zunge nicht zu Aſche verbrannte, da du es wagteſt, ihre heiligen Worte auf ſie zu laden, was willſt du mit deinem Baal der Vernunft?“ „So gerſchmettert ihn, wenn ihr könnt," erwiederte Spinoza. R. Jſaak Aboab hatte bis jetzt ruhig der Discuſſion zwiſchen dem Lehrer und ſeinem Schüler zugehört; er hatte die Enden eines Haarbüſchels aus ſeinem rothen Baarte in den Mund genommen. Als er jetzt ſo die ſtandhafte Herausforderung Spinoza's hörte, fuhr er plötzlich auf, und da er die Zähne über einander knirſchte, biß er ſich die Enden der Haare ab; er mußte lange ſpucken und ſich räuſpern, bis er zu Worte kommen konnte. Endlich ſprach er: „das Maaß iſt voll, ihr alle ſeyd mit mir einverſtanden, daß dieſer Epikuräer die höchſten Strafen des Gehinom's verdient hat." Alle Anweſenden antworteten mit einem vernehmlichen „Ja" und nickten dabei mit dem Kopfe. „Nun ſo frage ich dich, Baruch ben Benjamin Spinoza: willſt du deine gottesläſterlichen Reden widerrufen, und willſt du dich der Buße unterwerfen, die deshalb über dich verhängt werden wird, oder willſt du, daß der höchſte Fluch des Bannes über dich herabbeſchworen werde?" „Widerleget mich aus der Vernunft und ich widerrufe. Wiſſet aber, daß ich zu den letzten gehöre, über deren Haupt ihr eure Blitze, die nicht zünden, herabſchleudern könnt. Ein neuer Tag wird anbrechen" — „Lügenprophet, verſtumme!" donnerte R. Aboab, „ich frage dich zum zweiten, ich frage dich zum dritten Male: willſt du widerrufen?" Eine Sekunde herrſchte Todtenſtille in der Halle; da erhob Spinoza ſeinen Blick, und mit feſter Stimme antwortete er: „Ich kann nicht." R. Iſaak Aboab zerriß ſeinen Mantel, und R. Saul nahm das Schophar *) das verhüllt vor ihm lag, ſtieß dreimal in daſſelbe, daß der Schall noch lange von allen Enden des Gewölbes nachtönte; die heilige Lade wurde geöffnet, alle Anweſenden erhoben ſich und R. Iſaak Aboab las aus einem Pergamente:

„In des Herrn der Herren Namen,
Seyſt du, Baruch, Sohn Benjamins,
In den großen Bann gethan.
Seyſt im Bann der beiden Rechte,
Himmliſcher wie irdiſcher;

---

*) Eine Art krummer hörnener Poſaune.

Seyſt im Bann der Heil'gen droben,
Seyſt im Bann der Seraphim,
Seyſt im Bann der Ophanim.
Ausgeſchloſſen von Gemeinden,
Von den großen und den kleinen.
Auf dich große ſchwere Plagen,
Krankheit ſchmerz- und gräuelvoll;
Drachen-Höhle ſey dein Haus,
Und dein Stern erlöſche droben.
Aerger ſey und Gräu'l den Menſchen,
Und dein Aas der Schlangen Futter;
Feind' und Haſſern ſey ein Labſal.
Und die Hab', die du beſitzeſt,
Fremden werde ſie zu Theil.
Vor den Thüren deiner Feinde
Müſſen deine Kinder winſeln,
Und ob deines Lebens Martern
Späte Enkel ſich entſetzen.
Sey verflucht von allen Geiſtern

. . . .

Michael und Gabriel.
Raphael und Meſcharthel.
Sey verflucht vom großen Gotte!
Von den ſiebzig Geiſternamen

Unterthan dem großen König
Mit dem großen Siegel Zartok.
Fahr zur Höll' wie Korah's Rotte,
Und mit Zittern und mit Beben
Gehe dir die Seele aus.
Gottes Grimm ertödte dich,
Hingewürgt wie Achithophel
In der Schlinge deiner Plane.
Gechſi's Ausſatz ſey der deine,
Und vom Fall erheb' dich nimmer.
Wo Iſraels Gräber liegen
Werde dir kein Grab gegraben.
Hingegeben an die Fremden
Sey dein Weib; in deiner Todesſtunde
Mögen Andre ſie entweih'n.
Dieſer Bann und dieſe Flüche
Ueber Baruch, Sohn Benjamin's.
Ueber mir und ganz Iſrael
Aber ruhe Gottes Frieden
Und ſein Segen ewiglich."

Hierauf nahm der Rabbi die Thorah aus der heiligen Lade, rollte ſie auf, und las (5. B. M. 30, 19 ꝛc.): „Und wer die Worte dieſes Fluches höret und ſegnet ſich in ſeinem Herzen und ſpräche, Friede wird mit mir ſeyn, denn ich wandle nach dem Gutdünken meines Herzens, auf daß der Trunkene mit dem Durſtigen dahinfahre. Da wird der Herr dem nicht gnädig ſeyn; ſondern dann wird entbrennen der Zorn Gottes und ſein Eifer über ſolchen Mann, und es wird auf ihm ruhen all' der Fluch, der in dieſem Buche geſchrieben iſt und der Herr wird ſeinen Namen austilgen unter dem Himmel.“ Die Thorah wurde in die heilige Lade zurückgebracht, abermals wurde das Schophar geblaſen, und alle Anweſende ſprachen gegen Spinoza gewendet: „Verflucht ſey dein Eingang und verflucht ſey dein Ausgang.“ Alle wichen vier Schritte von ihm zurück, als er ſich in ungebeugter Haltung aus der Synagoge begab. — Welch ein Heer von Gedanken mochte da durch ſeine Seele ziehen, als er dieſen Ort verließ?

Draußen traf er Oldenburg, van den Ende, Meyer und van Vries, die ſeiner harrten; ſie hatten von dem Vorgange gehört und warteten hier, um ihn gegen jede Mißhandlung von den Rabbinen zu ſchützen. Als er vor ſeinem elterlichen Hauſe vorüberging, hörte er das Wehklagen ſeiner Schweſtern; er wußte, daß ſie ihn jetzt beweinten mehr denn als einen Geſtorbenen.

Nur ſchwer fand er in ſeiner begrenzten Stille den alten Frieden wieder. Jetzt, da er ſich nicht mehr freiwillig deſſen begab, ſondern da es ihm entriſſen wurde, jetzt fühlte er doppelt was es heißt, eine Jugend mit all' dem Trauten und Heimiſchen was ſie in ſich birgt, all' die tauſend Fäden der Erinnerung plötzlich abzuſchneiden und Alles hinter ſich in's Meer der Vergeſſenheit zu verſenken. Aber bald richtete ſich ſeine Seele mit friſcher Kraft wieder empor: war es nicht Haß und Unverſtand die ihn verſtießen, ihn in Schmach und Elend ſtürzen wollten, und winkte nicht drüben die Liebe, die Ehre und der Ruhm? Hätte noch ein Zweifel ſeinen Entſchluß wankend machen können, jetzt war er beſiegt; Olympia mußte die ſeine werden.

31. Die Freier.

O wer nur einmal irrte! Zu ſchön, zu tief,
Zu wahr iſt doch die Täuſchung, zu herb und leer
Die Wahrheit; und in Well' und Nebel
Bildet den Bogen die ſanfte Iris.

Waiblinger.

Olympia lag wegen eines kleinen Uebelbefindens im Bette. Es war der Namenstag der Honoria, den ihr Vater jedesmal feſtlich beging und ſeine Tochter mit Geſchenken überraſchte. Auch Spinoza hatte ein Geſchenk geſendet, es war ſein Bild im Coſtüme Maſaniello's, das er ſelber gezeichnet hatte. Das Bild lag vor ihr auf dem Bette; ſie betrachtete es nachdenklich: „Du liebſt mich nicht,“ ſprach es in ihr, „wie hätteſt du ſonſt ſo lange zögern können, dich und mich zu erlöſen? Warum zögerſt du, dir eine Stellung im Leben zu erwerben, wie ſie dir werden muß, und die es allein möglich macht, daß wir einander angehören? Oder iſt es vielleicht ein höherer Wille, der uns aus einander reißt und uns deshalb ſchon ſo frühe in feindlichen Lagern geboren werden ließ?“ Sie fühlte es, ſie war dem Abfalle von ihrem beſſern Selbſt nahe, denn erweckte ſie nicht längſt entſchlummerte, längſt getödtete Zweifel? Immer jüdiſch gedrückter erſchienen ihr ſeine Züge, immer mißbehaglicher ward ihr ihre Liebe; ſie legte das Bild weg, ſchloß die Augen und ſehnte ſich in verwurfsvoller Reue darnach, daß er jetzt kommen möge, damit ſie ihre Sünde beichten und Verzeihung von ihm erlangen könne. Da trat ihr Vater zu ihr in das Zimmer, er ſetzte ſich an das Bett und nach einigen einleitenden Redensarten begann er: „Liebes Kind, ich trete eine große und beſchwerliche Reiſe nach einem fernen Lande an.“ „Darf ich denn durchaus nicht wiſſen wohin und wozu? warum habe ich denn Ihr Vertrauen verloren?“ fragte Olympia. „Beruhige dich,“ erwiederte ihr Vater, „ich habe Nichts auf dem großen Erdenrunde, als dich allein, die ich mit

Freuden mein nenne; aber ich möchte nicht, daß du dich unnöthig ängſtigſt und abhärmſt; iſt es vollbracht und kehr' ich glücklich wieder, ſo ſollſt du Alles erfahren, du vor Allen. Nun aber laß uns von andern Dingen reden: ich habe nie in dich gedrungen, dich zu verehlichen, nun aber biſt du in dem Alter, da es hohe Zeit iſt, und es bietet ſich dir eine glänzende Gelegenheit." Olympia richtete ſich im Bette auf, ſie faßte zitternd die Hand ihres Vaters. „Ich habe es ſchon lange mit ſtillem Vergnügen bemerkt," fuhr dieſer mit kaltblütiger Ruhe fort, „wie ſich in unſerm jungen Hausfreunde eine feſte Neigung zu dir entwickelte. Ich weiß auch, du achteſt und liebſt ihn, wenn du ihn gleich oft mit muthwilligem Scherze neckeſt. Er hat mir oft ſtotternd ſeine Liebe bekennen wollen, aber Schaam und Furcht vor Zurückweiſung hielten ihn immer davon ab; wie hocherfreut war ich daher, als er heute in aller Frühe zu mir kam und mir ſchwor, daß er den heutigen Tag unabänderlich zur Entſcheidung über Leben und Tod feſtgeſetzt habe. Dieſe koſtbare Perlſchnur, den Brautſchmuck ſeiner Mutter, ſendet er dir als Gruß: Mehr als Perlen im Meeresgrunde ruhen, habe er Thränen der Sehnſucht um dich geweint; er ſprach ſo verwirrt und überſchwänglich, wie nur der Liebe Leidenſchaft ſprechen kann.“ „Hat er geweint?“ fragte Olympia, „ich hätte nie geglaubt, daß er das thäte. Gewiß, es geſchah, weil er ſeinen väterlichen Glauben abſchwören, und einen neuen annehmen ſoll.“ „Er geſtand mir's ſelber, es hat ihn manchen Kampf gekoſtet —“ „Aber warum kömmt er nicht ſelber?“ fragte Olympia. „Hier iſt er,“ erwiederte der Vater, indem er die Seitenthüre öffnete, und herein trat, hochzeitlich geſchmückt — Kerkering. „Der?“ rief Olympia mit einem entſetzlichen Schrei, warf die Perlſchnur weg, die van den Ende noch glücklich auffing, und hüllte ſich ſchluchzend in ihr Kiſſen. Kerkering ſtand leichenblaß und unbeweglich da. Olympia winkte mit der Hand, welche van den Ende erfaßte und zu Kerkering ſagte: „Sie hat Fieber, laſſen Sie uns einen Augenblick allein.“ Kerkering entfernte ſich. „Was iſt dir? was haſt du für Sachen?“ fragte der

Vater. Olympia antwortete nicht, ſie ſchluchzte und weinte unaufhörlich, und wollte ihr Angeſicht nicht ſehen laſſen. Ihr Vater bat, beſchwor ſie, ihm doch zu ſagen, was ſie ſo erſchreckt habe, ſie antwortete immer nicht, da rief er endlich zornig: „Ich befehle dir, daß du mir antworteſt, oder ich betrachte dich fortan nicht mehr als mein Kind.“ „Warum haben Sie Komödie mit mir geſpielt,“ antwortete Olympia mit einer von Thränen halb erſtickten Stimme aus dem Kiſſen heraus, „warum haben Sie mir ſeinen Namen nicht genannt?“ „Hab' ich das nicht? aber wen konnteſt du anderſt vermuthen?“ „O! daß ich nur geboren bin, um unglücklich zu ſeyn und unglücklich zu machen,“ rief Olympia, und ſich erhebend fuhr ſie fort: „So wiſſen Sie denn, ich liebe dieſen.“ Sie gab ihrem Vater das Bild. „Mädchen, ich glaube in der That, du biſt im Delirium; was willſt du von dem Unglücklichen, der ſchon vor zehn Jahren verfault iſt?“ „Kennen Sie dieſe Geſichtszüge nicht?“ fragte Olympia, ſich wiederum das Geſicht verhüllend. „Nein.“ „So muß ich es denn ausſprechen?

ja, es iſt Spinoza, ihn liebe ich und von ihm werde ich geliebt mit all der göttlichen Hoheit ſeines Geiſtes, wie noch nie ein Mädchen geliebt wurde —" Van den Ende ſchlug ſich mit der geballten Fauſt an die Stirne, das Bild entfiel ſeiner Hand. Lange ging er nachdenklich im Zimmer auf und ab, dann ſetzte er ſich wieder vor das Bett ſeiner Tochter. „Liebe Olympia," ſagte er, „ſey offenherzig gegen mich, habt ihr euch eure Liebe ſchon geſtanden?" „Ja." „Und hoffteſt du auf meine Zuſtimmung?". „Zuverſichtlich, denn eher will ich ewig ledig bleiben als einem andern angehören." „Nur ruhig, laß uns die Sache vernünftig überlegen. Womit wolltet ihr euch denn ernähren?" „Spinoza würde einen Lehrſtuhl der Philoſophie und Mathematik an irgend einer Univerſität annehmen." „Das geht nicht ſo bald, er iſt von den Juden als Ungläubiger verſtoßen, und die Pfaffen aller Confeſſionen reichen ſich die Hände, wo es den gemeinſamen Feind zu unterdrücken gilt. Er könnte einſtweilen Gläſer ſchleifen und du mit dem Orgelſpiel oder ſonſtigem Unterricht Etwas erwerben, es könnte ſchon hinreichen, um euch vor dem Hungertod zu wahren, und habt ihr blos das leere Waſſer, ſo brockt ihr eure Philoſophie ein, das iſt auch eine nahrhafte Speiſe; aber eure Kinder werden ſich leider nicht damit zufrieden ſtellen laſſen. Eure Liebe iſt nichts als ein falſcher Syllogismus —" „Vater, Sie ſind ſehr hart." „Ich bin es nicht; freilich auf eurer Geiſterhöhe, wo ihr euch von lauter Genien umflattern laßt, die weder Mark noch Knochen haben, da muß euch jemand, wie ich, als ein Barbar erſcheinen. Ihr habt die ewigen Probleme vom Schickſal der Menſchheit und dem Weltdaſeyn enträthſelt, was kümmert's euch, wenn euer Schickſal und die Friſtung eures Daſeyns euch Tag für Tag ein neues Problem aufzuknacken giebt? Eure Seelen lieben ſich, und die lieben Seelen, ach, das ſind gar bildſame gute Geſchöpfe, denen keine Entbehrung zu hart iſt." „Iſt das die Ruhe, mit der Sie zu mir reden wollten? Verdienen die Entſagungen, die ich freudig über mich nehme, ſolchen Spott?" fragte Olympia. „Du haſt recht," erwiederte der Vater, „du magſt ihn heirathen, ich will dir's nicht wehren: des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich, das iſt auch mein Wahlſpruch. Aber das eine bedenke noch: wie wirſt du es ertragen, wenn deine Freundinnen und Bekannte die Naſe rümpfen und kichern, wenn ſie dich mit ihm über die Straße gehen ſehen; ſeht, da geht ſie, werden ſie ſagen, ſie wäre ſitzen geblieben, wenn ſie nicht der arme Jude, den ſeine Sippſchaft ſelber verſtoßen hat, über ſie erbarmt hätte. Wie war ſie ſonſt ſo ſtolz und hat auf uns herabgeſehen, die iſt nun glücklich, ſie braucht nicht einmal einen Kleiderſchrank, das abgetragene Kleid, das ſie ſchon vor zehn Jahren hatte, iſt nun mit der Zeit ihre ganze Garderobe geworden, wir haben von Herzen Mitleid mit ihr. — Ich weiß wohl, ſolche Dinge können und dürfen deinen Entſchluß nicht wankend machen, ich ſage dir es auch nur, damit du dich darauf gefaßt hältſt. Ich will Spinoza auch in gar keinen Vergleich ſetzen mit Kerkering; ſein Geiſt iſt groß, und eine Minute, wo in ſeliger Harmonie eure Seelen in einander klingen, wiegt Jahre lange Entbehrungen, wiegt allen Genuß der irdiſchen Freuden auf; du liebſt und verehrſt ihn, du bewunderſt die Majeſtät ſeines Geiſtes, ich glaube nicht, daß er dieſe Herrſchaft über dich mißbrauchen wird; ſolche Fälle mögen nur ſelten vorkommen. Was iſt dagegen Kerkering? Er liebt dich, er betet dich an, alle deine Worte ſind ihm Orakel, ja der leiſeſte Wunſch deines Herzens iſt ihm Befehl, den er mit Freuden erfüllt; aber du haſt Recht, du willſt keinen Mann, den du beherrſchen darfſt, des Weibes ſchönſte Zierde iſt Gehorſam, Gehorſam, und reichte er auch an despotiſche Unterdrückung. Was kann dir Kerkering bieten? nichts als ein gutes treues Herz, das nur für dich allein ſchlägt; er kann dir ein Leben voll Glanz, Ehre und Genuß bereiten, du wirſt der Gegenſtand des Neides bei allen deinen Freundinnen ſeyn. Was iſt aber dieſes Alles gegen den Hochgenuß der überſchwänglichen Geiſtesharmonie? Gewiß, ſie iſt ewig, und ihre Ewigkeit überdauert ein Jahr, vielleicht auch zwei, iſt das nicht genug?“ Van den Ende ſchwieg, Olympia ſchluchzte und weinte nicht mehr, ſtillträumend ſpielte ſie mit der Perlſchnur, die vor ihr lag. „Darf ich das Bett verlaſſen?" fragte Olympia endlich. „Ja wohl," ſagte der Vater und ſchmunzelte zufrieden vor ſich hin, als er das Zimmer verließ. — Olympia ſtand auf und kleidete ſich an. „Ich habe meinem Vater meine Liebe ſtärker gezeigt, als ſie iſt," ſagte ſie zu ſich, „ich habe mich in ſelbſtgeſchaffenen Netzen gefangen, wie rette ich mich? War es nicht Anfangs blos verletzte Eigenliebe und die Luſt, keinen Unbeſiegten zu kennen, die dich ihm in die Arme führte? — Nein, du liebteſt ihn ehedem und liebſt ihn noch." Sie nahm die Perlſchnur, hing ſie um den Hals und betrachtete ſich wohlgefällig in dem Spiegel. „Ich hätte keinen andern Mann bekommen, werden ſie ſagen, was kümmert's mich? ſagt mir doch mein Bewußtſeyn: dieſe Perlſchnur und mit ihr des Lebens ſchimmernde Genüſſe waren in meiner Hand, und ich verſchmähte ſie. Aber thue ich recht? Er iſt eine geborene Einſiedlers-Natur, die Wiſſenſchaft iſt ſeine Göttin, ich befreie ihn nur, ich gebe ihn ſich ſelber zurück, wenn ich ihm meine Hand verweigere. Nein, dieſer Flitter blendet mein Auge durch Sophismen." Sie legte die Perlſchnur weg und ging nachdenklich das Zimmer auf und ab. Sie trat zufällig auf das am Boden liegende Bild, ſie hob es auf, wiſchte den Staub ab, betrachtete es lange, küßte es und verſchloß es in einen Schrank. Sie trat wieder vor den Spiegel, hielt ſich die Perlſchnur um den Hals: „Wohl hat mein Vater recht, ich kann nicht Alles entbehren, nichts als geſchliffene Gläſer könnte er mir um den Hals hängen.“ Hundert Gedanken ſtürmten verwirrend auf ſie ein, ſie ſtarrte bewußtlos in den Spiegel, ſie ſah ſich abgehärmt, zerriſſen, beſpöttelt und verlacht durch die Straßen gehen, ſie verſcheuchte dieſe wahnſinnige Verwirrung nur durch einen lauten Triller. Als ihr Vater ſie ſo munter hörte, trat er zu ihr in's Zimmer. „Kerkering,“ ſagte er, „wartet draußen, er will nicht von der Stelle weichen, bis er ein entſchiedenes Ja oder Nein erhalten hat; ich glaube deine Gedanken zu kennen, ich will dich zu keinem Entſchluſſe nöthigen, aber zu Hilfe kommen darf ich dir, komm mit.“ Olympia ließ ſich faſt willenlos in das andere Zimmer führen, Kerkering ſtand mit niedergeſchlagenen Augen da. „Hier bringe ich Ihnen Ihre Braut,“ ſagte van den Ende; Kerkering erfaßte die Hand Olympia’s und bedeckte ſie mit Küſſen; ſie ſtand an ihren Vater gelehnt regungslos da. „Darf ich denn nicht von ihren eigenen Roſenlippen die Himmelsbotſchaft vernehmen, iſt’s Wahrheit, was ich höre?“ fragte Kerkering. „Mein Vater hat’s geſagt,“ erwiederte Olympia, „ich bin ſeine Tochter —“ Kerkering nahm einen Brillantring von ſeiner Hand und ſteckte ihn an die Hand Olympia’s. „Mein auf ewig,“ ſagte er, und drückte einen herzhaften Kuß auf den Mund Olympia’s.

Kerkering und Olympia ſaßen dann in traulichem Geſpräche neben einander, van den Ende rieb ſich die Hände und ging heiter lächelnd das Zimmer auf und ab. Olympia fühlte ſich immer befriedigter, immer ſeliger in der Nähe Kerkerings, ja ſie fand ihn jetzt ſo liebenswürdig, daß ſie ſich darüber ſchalt, ihm nicht ſchon längſt ihr Herz geſchenkt zu haben. Kerkering erzählte ihr, daß er ein wohldreſſirtes Reitpferd mit einem ſilberbelegten Zaum für ſie gekauft habe, und daß ſie wieder wie vor Jahren majeſtätiſch zu Pferde ſitzen und mit ihm durch die Straßen fliegen müſſe. Ein glänzendes, genußreiches Leben breitete er mit den lockendſten Farben vor ihr aus, Olympia's Wangen durchſchoß ein glühend Roth, ihr Herz pochte laut, Kerkering hielt ſie umſchlungen. Da trat zur ungewohnten Stunde und mit ungewohntem feierlichem Ernſte Spinoza ein. Olympia riß ſich aus der Umarmung Kerkerings los; eine Sekunde lang drückte ſie mit der Hand ihre Augen zu, ſie ſtand auf und ging Spinoza entgegen. „Ich weiß, Sie lieben keine aufgeregten Scenen, wie ich ſelber nicht,“ ſagte ſie mit zitternder Stimme, „ich habe vor meinem Vater und vor Kerkering kein Hehl: wir liebten uns. Erinnern Sie ſich jener feierlichen Stunde, da Sie mich beſchworen, zu vergeſſen, was wir uns waren und werden wollten? Jetzt iſt die Zeit gekommen, Herr Kerkering iſt — mein Bräutigam.“ Sie mußte ſich an ihrer Orgel halten, Spinoza ſtand wie feſtgebannt ſprachlos vor ihr; ſtarr blickte er ſie an mit einem Glutblicke, der ihr Alles ſagen mußte, was ſeiner Seele Innerſtes bewegte. Es war eine grauenvolle Pauſe.

„Ich bitte," begann Olympia wieder, „entziehen Sie mir Ihre Achtung nicht." „Ich wünſche, daß Herr Kerkering Ihnen das Glück bereiten möge, das ich ſelber einſt in glücklichen Stunden Ihnen zu bieten gehofft hatte. Mögen Sie ſtets Herrin Ihres Gedächtniſſes ſeyn. Die Scene iſt zu Ende," erwiederte Spinoza; er gratulirte hierauf Kerkering und van den Ende mit munterm Scherze. Er blieb noch lange, ſprach von den gleichgiltigſten Dingen und mit dem luſtigſten Humor, den man gar nicht an ihm gekannt hatte. So ferne ihm auch ſonſt die Täuſchung war, hier hatte er ſich in einer zwiefachen gefangen; er glaubte Olympia durch dieſe Heiterkeit ihren Schritt zu erleichtern, und erſchwerte ihn nur damit, er glaubte ſeiner Manneswürde ſchuldig zu ſeyn, länger zu weilen, um in gleichgiltiger Ruhe zu ſcheiden, im Grunde war es doch auch, weil er nur ſchmerzvoll von dieſer holden Umgebung, wo das höchſte Liebesglück ihm geblüht hatte, ſich losreißen konnte. Nur eine Bitte hatte er noch an Olympia, ſie mußte ihm verſprechen ſie augenblicklich zu erfüllen; ſie that's und beſchwor es ihm. Er bat ſie, ihm nur noch zum letzten Male das Lied von der bewährten Treue zu ſingen. Sie ſagte, eher wolle ſie ihr Leben lang keinen Laut mehr ſingen und ihre Orgel in Stücke zerſchlagen, ehe ſie das thäte; er aber ward immer heftiger, immer ſtürmiſcher, er rief ihren Vater und Kerkering zu Zeugen, daß ſie ihm ſeinen Wunſch zu erfüllen verſprochen habe; krampfhaft faßte er ſie an der Hand und bat ſie ihm zu willfahren; noch nie hatte ſie ſein Auge ſo wild rollen, noch nie ihn ſo gräßlich erregt geſehen; er ließ ihre Hand nicht los, ſie ſetzte ſich faſt willenlos an die Orgel und ſang:

Es ſollt' eine Jungfrau früh aufſtehn,
Und ihren Liebſten ſuchen gehn;
Sie ſucht' ihn unter der Linden,
Und konnt' ihren Liebſten nicht finden.

Mit einem Mal kam ein Herr daher.
„Was thut Ihr hier allein?“ fragt er,
„Zählt Ihr die grünen Bäume,
Oder die gelben goldnen Roſen?“

„„Ich zähle die grünen Bäume nicht
Und pflück' auch die goldnen Roſen nicht.

Ich hab' meinen Liebſten verloren,
Keine Nachricht kommt mir zu Ohren.""

„Habt Ihr Euren Liebſten verloren?
Keine Nachricht kommt Euch zu Ohren?
Er iſt auf Zeelands Auen,
Und verkehrt mit andern ſchönen Frauen."

„„Iſt er auf Zeelands Auen,
Verkehrt mit andern ſchönen Frauen,
So möge der Himmel ſein Führer ſeyn
Mit allen den hübſchen Jungfräulein.""

Was zog er aus ſeinem Aermel hold?
Eine Kette von rothem Gold.
„Die will ich Euch, ſchönes Kind, ſchenken,
Wollt nicht an den Liebſten mehr denken."

„„Und wäre die Kette noch einmal ſo lang,
Und hinge vom Himmel zur Erde entlang,
Viel lieber mag ſie mir fehlen,
Als daß ich einen Andern thät wählen.""

Das aber rührte dem Herrn ſein Blut.
Er ſprach: „Schönes Kind, ſeht Euch vor, was
Ihr thut,
Ihr ſeyd meine rechte Frauen,
Mit keiner Andern laß ich mich trauen."

Noch hatten die letzten Töne nicht ausgeklungen, als Spinoza ſeinen Hut nahm und ging. Olympia ſtand auf, zerriß das Lied, ſchlug den Deckel ihrer Orgel zu, daß die Pfeifen wirr ineinander brausten; Wochen und Monate lang ſchliefen dann die Töne darin, Olympia weckte ſie nicht. Nie berührte ſie dieſe Orgel mehr. Kerkering kaufte ihr eine ſchönere. Spinoza ging verſtört und verarmt nach Hauſe, er verwünſchte ſein heißes Blut, das ihn verleitet hatte, ſolche Rache an Olympia zu nehmen. „Zur höchſten Sünde hat ſie dich ſchon verleitet, denn du haſt im Geiſte den Meineid ſchon geſchworen, und nun auch noch dies!“ So ſprach es in ihm, und wieder mußte er im heißen Kampfe nach der verlornen Ruhe ringen. Er erlangte ſie wieder.

Wohl hätte er ſich glücklich preiſen mögen, daß er nun nicht mehr genöthigt war, ſeinen männlich ſtarken Geiſt vor einer ihm nicht genehmen Form beugen, und in des Tages Laſt und Mühe Ueberzeugungen verſchweigen, Ueberzeugungen bemänteln zu lernen; wohl hätte er ſich freuen mögen, daß eine Liebe vernichtet war, in deren Keime ſchon der Wurm geſeſſen, aber das iſt der

Liebe ewiges Räthſel, daß ſie ſich ſehnt nach dem verlornen Schmerze, nach der verlornen Sehnſucht. Nichts war ihm auf dieſer weiten Erde geblieben, was er ganz ſein nennen konnte, Alles war ihm untreu geworden; nur er ſelber war ſich treu geblieben und in ſich richtete er ſich kräftig wieder auf; Schwermuth und Verzweiflung konnten nicht Wurzel in ihm faſſen, denn ein höherer Geiſt beſeelte ihn, geübt in der Selbſtbeherrſchung, erſtarkt im Entſagen, gefeſtet im Gleichmuth.

Sein Leben hatte nun auch äußerlich den Gipfelpunkt der Freiheit erreicht: dort hatte ihn verknöcherter Unverſtand von ſich geſtoßen, hier hatte ihn die Liebe betrogen — ihm blieb nichts als die göttliche Wahrheit in der Bruſt des freien Menſchen, er ward ihr treuer Prophete.

Oldenburg drückte ſeine Freude gegen ihn aus, daß nun endlich die Bande zerſchnitten ſeyen, die ihn ewig in den Kreis der alltäglichen Rückſichten und Accommodationen hätten herabziehen können; auch Meyer freute ſich, daß ſich ſeine univerſaliſtiſche Anſicht von Olympia bewahrheitet hatte. Die immer mehr treu befundene Freundſchaft dieſer Männer ſo wie des jungen van Vries, der mit kindlicher Verehrung an Spinoza hing, ward ihm bald ein genugſamer Erſatz für die verlorne Liebe Olympia's. Heiter und ruhig wie ſonſt floſſen ihm die Tage in Arbeit und Studium dahin.

32. Das Attentat.

Der Tag iſt heiß, die Capulets ſind draußen
Und treffen wir's, ſo giebt es Zank;
Denn von der Hitze tobt das tolle Blut.
Shakeſpeare.

Spinoza, Meyer und van Vries begleiteten Oldenburg an den Hafen. Er ſchiffte ſich als Conſul des Niederſächſiſchen Kreiſes nach England ein. Mit ſchwerem Herzen riß ſich Spinoza aus den Armen ſeines Freundes und wehmüthig ſah er ihm nach, als er von den Wellen dahingetragen wurde. Meyer und van Vries blieben ihm noch; aber dieſer war zu jung, um ganz ſein Freund ſeyn zu können, Alter und Erfahrung waren zu ungleich; jener war verheirathet, hundert Beziehungen und Begegniſſe machen es dem Gatten und Vater unmöglich, ſich dem

Freunde ſtets mit gleicher ungetheilter Hingebung zu widmen; in Oldenburg hatte er ſeinen treueſten Freund verloren. Als er nun allein über die Amſtelbrücke zurückging, begegnete ihm ein Leichenbegängniß; unter den Leidtragenden erkannte er ſeinen ehemaligen Meiſter und ſeine Nebengeſellen; einer derſelben winkte ihm mitzugehen, er ſchloß ſich dem Zuge an und erfuhr: daß man hier den Peter Blyning zu Grabe trage. Am letzten Jakobifeiertage war er mit ſeinen Kameraden draußen in Scheveningen bei'm Tanze geweſen; ſeine Kameraden machten ſich den Spaß, daß ſie alle ihre Mädchen an ihn ſchickten, und ihn zum Tanze auffordern ließen; er konnte ſich kaum halten vor Wuth und Aerger, ſtürzte Wein und Genever durcheinander ein Glas nach dem andern hinunter. Er weinte bitterlich, nahm ſeine Krücken und ging; auf einmal hörte man einen fürchterlichen Schrey, Alles eilte hinaus: Peter war die Treppe hinabgeſtürzt, hatte ſich die Hirnſchaale zerſchmettert und lag in den letzten Zuckungen da. Spinoza folgte mit tiefbewegter Seele dem Zuge; unterwegs begegnete ihm Chisdai. Als er ihm nahe kam, bemerkte er, wie er dreimal ausſpuckte und dabei die ebräiſchen Worte ſprach: du ſollſt einen Ekel und Abſcheu vor ihm haben, denn er iſt verbannt (5. B. M. 7, 26.). Spinoza kehrte ſich nicht daran; er ärgerte ſich nicht minder über die Worte eines Nebengeſellen, welcher ſagte: dem Peter ſey ja doch noch ſein Wille geſchehen, er habe ja noch vor ſeinem Tode auf dem Kopfe tanzen gelernt, als auch über die ſalbungsvollen Phraſen des Prieſters am Grabe, der ihn in den tiefſten Abgrund der Hölle verdammte, weil er ſeit drei Jahren keine Kirche beſucht habe. Schwere Gedanken über Menſchen-Geſchick und Gottes Regierung im Buſen hegend, kehrte er nach Hauſe. In der friedlichen Ruhe ſeines Stilllebens erhob er ſich zur höchſten Gotteserkenntniß, löſte er die Räthſel des Menſchengeſchickes.

Wieder einmal hatte er eines Abends ſeine Klauſe verlaſſen, und wanderte, von Niemanden erſehen, von Niemanden erwartet, ziellos durch die Straßen. Bei jeder Frauengeſtalt, die er von ferne bemerkte, verdoppelten ſich die Schläge ſeines Herzens, denn er fürchtete Olympia zu begegnen, und wie konnte, wie mochte er ihr Angeſicht wieder ſehen. Die Nacht brach herein; überall ſchimmerten Lichter durch die Fenſter, hinter denen in traulicher Vereinigung ſich ſammelnde Familien wohnten; ihnen allen lachte das Glück, die Hoffnung und die Freude, durch Thränen der Trauer oder des heitern Genuſſes. Was waren ihm nun all' die hohen göttlichen Gedanken, die zu Hauſe im Leichentuche des Papieres eingehüllt lagen, und erſt in kommenden Zeiten, vielleicht nie auferſtehen durften? was war das hohe Bewußtſeyn, das All mit ſeinen Gedanken erfaßt und es an ſein laut pochendes Herz gedrückt zu haben? überall wandelte er hier zwiſchen den Gräbern ſeiner Liebe, keine Seele war ihm treu und eigen verblieben; er ſehnte ſich weg von dem Orte ſeiner erſtorbenen Jugend. Nicht Schwäche war's, die ihn aus ſeiner himmliſchen Höhe ſo herniederdrückte, nein, es war das Bewußtſeyn und der männliche Wille, nur dem Gott in ihm zu folgen und nur auf ihn zu hören: nichts um ihn her, was mit der gebieteriſchen Miene alter Verehrung ihn zur

Rückſichtsnahme auffordern könnte, wollte er dulden, Alles mußte er von ſich ablöſen; er ſehnte ſich hinweg von dem Orte ſeiner verkümmerten Vergangenheit. Da ſah er Chisdai den Weg herankommen, der Anblick war ihm zuwider; er bog in eine Seitengaſſe ein, das Theater ſtand offen, er ging hinein. Wunderbar! das tragiſche Ende Maſaniello's wurde dargeſtellt; er ſah den muthigen großherzig ſchlichten Fiſcher in dem leichten, luſtigen Koſtüme auf der Bühne; Olympia's Traum, ſein Bild, der Namenstag der Honoria, Alles erwachte wieder in ihm; er ſah nicht was auf der Scene vorging, er wandte ſein Auge, da bemerkte er Olympia: ſie ſaß neben Kerkering, und mit dem koſtbaren Perſpektiv ihres Gatten blickte ſie unverwandten Auges nach dem Geliebten; als ſie ſah, daß ſie von Spinoza bemerkt wurde, nahm ſie das Perſpektiv ab, drückte die Augen zu, und er glaubte einen Seufzer an ihr bemerkt zu haben. Alles ſchmerzlich Bezwungene und ſchwer Vergeſſene erwachte wieder in ihm, er verließ das Theater. In ſich verſenkt, die Arme über einander geſchlagen, den

Blick zur Erde geheftet ging er durch die Straße. Als er um die Ecke bog, ſtürzte Jemand auf ihn los, packte ihn beim Arme und mit dem Rufe: „der Eſel hat Hörner!“ ſtieß er ihm den Dolch nach der Bruſt, und entwich in ſchnellen Schritten. Spinoza war dem Stiche glücklich ausgewichen, nur ſein Mantel war durchſtochen worden; er glaubte den Thäter erkannt zu haben, es war Chisdai. Trauernd, und in der tiefſten Seele erregt, ging er nach Hauſe. Den durchlöcherten Mantel bewahrte er ſich zum ewigen Andenken auf

* * *

33. Die Erlöſung.

Das Kreuz von Stein, ſie ſtellen's auf im Garten,
Ein räthſelhaft, ehrwürdig Alterthum,
Dran Roſen rings und Blumen aller Arten
Empor ſich ranken, kletternd um und um.
So ſteht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsſchwer:
Verdeckt iſt's ganz von ſeiner Roſen Hülle,
Längſt ſieht vor Roſen man das Kreuz nicht mehr.
Anaſtaſius Grün.

Es war in derſelbigen Nacht, da ſah er eine große Erſcheinung; ein Mann trat vor ihn hin, der war wunderbar und fremd anzuſchauen. Sein Haupt war bedecket mit einem breiten Hute, deſſen Farbe war gelb wie die Farbe der Gerſte unter der Sichel, und die Haare ſeines Hauptes waren weiß und bedeckten ſeine Schultern; auf ſeiner Stirne war ein Zeichen von Blut, geſchrieben mit dem Finger Gottes; ſeine Augen lagen verborgen in ihren Höhlen, umwachſen von ſtruppigten Haaren, zwei Furchen zogen ſich von dort bis an die Enden des Mundes, und in ihnen ſtrömten vordem ſeine Thränen, nun aber waren ſie leer, denn ihr Quell war verſieget; ſeine bleichen Lippen waren umwachſen von Haaren wie die Haare ſeines Hauptes und reichten bis an den Gürtel; ein hären Hemde ſchlotterte um den magern Leib, und ſeine Füße waren nackt und zerfetzt; an der rechten Seite hing eine Taſche, dort war auch ſein Kleid bedecket mit einem Fleck von der Farbe ſeines Hutes; auf dem Herzen trug er in einer eiſernen Kapſel eine kleine Rolle, befeſtigt an einer Schnur, die um ſeinen Hals hing, und einen tiefen Einſchnitt in ſein Fleiſch machte, und der Rechten hielt er einen Stock, der weit bis über ſeinen Kopf hinausreichte.

Und der Mann beugte ſich nieder über ihn, küßte ihn auf die Stirne und ſprach: „Kennſt du mich wohl, du mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen finde? Schon mehr denn ſechzehnhundert Mal ſah ich die Sonne ihren Kreislauf vollenden, ſeit dem Tage, da das Wehe über mein Haupt gekommen iſt. Ich ſtand unter meiner Thüre, und hatte mein Kind auf dem Arme, da brachten ſie den Jeſus, Sohn des Joſeph und der Maria aus Nazareth, der ſich unſern Meſſias nannte; ich haßte ihn, denn wir liebten den Boden und er wies uns an ſeinen Himmel, wir wollten ein Schwert und er lehrte uns das fremde Joch lieben, er war unſer Meſſias nicht. Als er nun an der Schwelle meines Hauſes ausruhen wollte, da trat ich ihn mit meinem Fuße und ſtieß ihn weg, er aber ſprach: komm mit mir, dein Fuß der mich getreten, ſoll keine Ruhe finden bis zu dem Tage, da ich wiederkehren und mein Reich auf Erden gründen werde. Das Kind entfiel meinen Händen, ich folgte ihm, ich ſah ihn den Kreuzestod ſterben; ich ſah mein Haus, ſah meine Kinder nicht mehr, ſie wurden zerſtreut wie der Spreu von dem Winde oder wurden von dem Schwerte gefreſſen. Unſtet und flüchtig wie Kain wanderte ich durch Wald und Feld, über Ströme und Berge; die Blume verſchloß ihren Kelch vor meinem Auge, das Gras ſeufzte und wehklagte wenn mein Fuß ſich ihm nahte; die Vögel verſtummten in den Lüften, und der ausgehungerte Löwe, der brüllend herbeikam, wich ſcheu zurück wenn er mich erblickte. Doch die wilden Thiere ſie waren noch barmherzig und liebevoll ſo ich die anſah, die meines Geſchlechtes ſind. Ich wanderte durch Städte und Länder: ſie tränkten mich mit Wermuth und ſättigten mich mit Galle, ſie goſſen Gift in meine Wunden und betteten mich auf Dornen, und wenn ich mein Haupt ruhig niederlegen wollte, machten ſie den Boden unter mir erzittern, und wenn ich meine Klagen erheben wollte, verſtopften ſie mir den Mund mit feurigen Kohlen. An jedem Orte, dahin ich meine Schritte förderte, faßten ſie mich bei den Haaren, ſammelten Holz auf einen Haufen und ſchleuderten mich in die Flamme; aber Jehovah, der Gott Iſraels, deſſen ewiges Geſetz ich auf dem Herzen trage, ſendete ſeinen Engel, und ob auch die Flammen ihre gierigen Zungen nach mir ausſtreckten, Er errettete mich, und ob ſie auch in Strömen mein Blut vergoſſen, Er erhob mich und belebte mich neu, und ob ſie auch in dunkle Nacht mich hüllten, ſein Licht leuchtete und Helle ward um mich her, und ob ſie auch in Grabes Duft und Moder mich verſenkten, ſein Odem wehete und neues Leben haucht' er mir ein. Oft frug ich ihn:

wann wird es enden, o Herr! wann wirſt du dich mein erbarmen, wann mich wieder freundlich aufnehmen vor deinem Angeſichte? Wann wirſt du Balſam gießen in meine Wunden, wann lindern meine Qualen, wann mich Ruhe finden laſſen? Wann wirſt du Haß in Liebe wandeln, daß ich aufhöre zu ſeyn ein Gräuel und das Ziel des Spottes allen Nationen? Was ſoll mir ein ewiges Sterben ohne Tod, ein ewiger Tod ohne Leben? Siehe, Geſchlecht auf Geſchlecht ſah ich aufgehen und verwelken wie das Gras des Feldes, Königreiche ſah ich erſtehen und in Staub zerfliegen vor dem Hauche deines Mundes. Alles verwest und gebiert ſich neu, nur ich allein hänge wie der Tropfen am Eimer, der in dem Winde zittert und doch nicht fallen mag. Wo des Eiſes Bande die Erde ewig gefeſſelt halten, dort ſtand ich, und Arabiens heißer Sand brannte mir an der Sohle, und nirgends, nirgends ein Land, wo ich ſäen und ernten oder ein Grab finden kann; Jeruſalem, die herrliche, liegt in Trümmern, wann wirſt du ſie auferbauen? wann uns zurückführen? Siehe, ich ſpreche zum Morgen: o daß es Abend, und zum Abend o daß es Morgen würde, ſiehe, der Kummer iſt mein Genoſſe, Schmach und Elend ſind meine Geſpielen, ich habe ſie lieb gewonnen; gieb mir Thränen, Thränen gieb mir, daß ich weinen kann ob meines Drangſals; willſt du es nicht, zieh' deine Hand ab von mir, laß meine Feinde treffen das Herz meiner Seele, laß mich ſterben, ſterben laß mich; ſiehe, ich habe mich in Haß gehüllet, laß mich Rache erleben an meinen Feinden, zehnfach wälze auf ihr Haupt, was ſie über mich geſendet; ſprich zu dem Donner, daß er ſie erzittern mache, befiehl dem Blitze, daß er ihr Mark freſſe, oder gieb mir ein Schwert, ein Schwert gieb mir, daß ich mich bade in ihrem Blute — —

Oder ſoll ſie kommen die Zeit, da Lieb' und Treue ſich begegnen, Gerechtigkeit und Fried' ſich küſſen, Wahrheit aus der Erde ſproßt, Gerechtigkeit vom Himmel ſchaut?

Siehe mein Sohn, das war meine Klage, das war mein Verzweifeln, das war meine Hoffnung. Du biſt gekommen zu werden ein Erlöſer der Menſchheit, auch mich wirſt du erlöſen.

Die deines Stammes ſind, ſie haben dich verſtoßen, ſie haben dir nach dem Leben getrachtet, die nicht deines Stammes ſind, ſie haben dich betrogen, ſie haben dir deine ſüßeſten Gefühle vergällt, du kenneſt keinen Groll, du lohneſt ihnen mit der Wahrheit. Muthig! Gott mit dir!“

Die Erſcheinung beugte ſich nochmals über den Schlafenden und küßte ihn; es war ein Kuß des ſterbenden Ahasverus, der das Schickſal Iſraels auf ſich trug, welches Jeſus Chriſtus an das Kreuz geſchlagen.

Meiſter Klaas und Frau Gertrui weinten ſehr, als Spinoza von ihnen Abſchied nahm, der kleine Albert freute ſich, daß der verdammte Jude fort war.

Er aber zog hin nach Rhynsburg und von da nach Voorburg und dem Haag, und ſchrieb den **theologiſch-politiſchen Traktat** und die **Ethik**.

Beilagen.

Zu Cap. 1.

Ich bin hier, ſo weit als thunlich, getreu der Selbſtbiographie Akoſta's: Exemplar humanae vitae (im Anhange zu Limborchii amica collatio cum erudito Judaeo abgedruckt) gefolgt. Den Todestag Akoſta's beſtimmt Wolff: bibliotheca hebr. s. v. „mense Aprili anno 1647."

Cap. 2.

S. 22. „Ses parens demeuroient sur le Burgwal dans une assez belle maison, près de la vieille Synagogue Portugaise." (Coler.)

S. 28 Z. 1. Es iſt bemerkenswerth, in welchem hohen Anſehen Ariſtoteles bei den Juden ſtand, da ſie im alltäglichen Leben noch heute dieſe Bezeichnung gebrauchen.

S. 31. Il étoit de moyenne taille, il avoit les traits du visage bien proportionnés, la peau un peu noire, les cheveux frisés et noirs et les sourcils longs et de même couleur, de sorte qu'à sa mine on le reconnoissoit aisément pour être descendu de Juifs Portugais. (Coler.)

Durch die Vermittlung eines hieſigen befreundeten Gelehrten habe ich das Manuſcript „**La Vie et l'Esprit de Mr. B. d. S.**“ zur Benützung erhalten, dort heißt es: **Il étoit d'une taille mediocre, il avoit les traits du visage bien proportionnés, le peau fort brune, les cheveux noirs et frisés, les sourcils de la même couleur, les yeux petits, noirs et vifs, une physionomie assez agréable et l'air Portugais.** Verf. dieſes Manuſcripts iſt Lucas, ein enthuſiaſtiſcher Verehrer Spinoza's, der aber vor lauter Panegyrismen ſelten dazu kömmt, die einfache Größe Spinoza's darzuſtellen, wie dieſe ſo ſchön aus der Biographie, die der Feind geſchrieben, ſich herausſtellt.

Cap. 3.

Daß ſelbſt geheime Juden bei dem Inquiſitionsgerichte waren ſ. Llorente Hptſtck. X. und Schudt, Jüdiſche Merkwürdigkeiten S. 148. Vgl. auch Joſt Geſch. d. Iſr. Bd. 7. S. 100.

S. 56. iſt aus dem noch heute gebräuchlichen Nachtgebete.

Cap. 4.

Am 6. Ijar (5431. ſ. Erſch. d. W.) war der Grundſtein zur Synagoge in Amſterdam gelegt worden. Vergl. das in jüdiſch-deutſchem Jargon geſchriebene Buch: „Ueberbleibſel Iſraels“ C. 33. — Ueber R. Aboab, Morteira und Menaſſe ben Iſrael. S. **Wolff s. v.**

S. 59. Ueber die Sitte, mit vaterländiſchen Bäumen die Synagoge zu zieren, vgl. **Buxtorf. Synag.** S. 212.

S. 69. De Murr in Annot. Sp. p. 30: Praeceptor Sp. in L. hebr. fuit R. Moses*) Morteira etc. Joſt berichtet nach de Rossi s. v. Morteira, daß Sp. in ſeinem 15ten Jahre öffentlich belobt wurde, ich glaubte dieß nach Vorliegendem wiedergeben zu dürfen.

Cap. 5.

Die faſt allgemein verbreitete Sage, daß Spinoza mütterlicherſeits von ſpaniſch-chriſtlicher oder mauriſch-heidniſcher Abkunft ſey, habe ich — obgleich ich keinen hiſtoriſchen Grund dafür finden kann — dennoch in meiner Weiſe benützen zu müſſen geglaubt. — Daß Spinoza überall ein portugieſiſcher Jude genannt wird, macht es doch nicht unwahrſcheinlich, daß er aus Spanien ſtammte, wie ſich auch nach Nic. Ant. Bibl. hisp. s. v. dieſe Familie in Spanien häufig findet. „Portugieſiſche Juden" war die Collektivbezeichnung für alle aus der pyrenäiſchen Halbinſel Ausgewanderten.

Cap. 7.

S. 105 iſt aus Depping's ſpaniſchen Romanzen.

Cap. 12.

In der Darſtellung der Schuleinrichtung zu Amſterdam bin ich der Schilderung in der Einleitung zu der ebräiſchen Bibliographie „Lippen der Alten" gefolgt.

---

*) Sollte heißen R. Saul, wie auch Joſt s. 249 bemerkt.

S. 167. Spinoza lernte zuerſt bei einem Deutſchen Latein:

> „Comme il avoit beaucoup d'envie de bien apprendre la Langue Latine, on lui donna d'abord pour Maitre un Allemand." (Coler.)

S. 168. hat M. Nigritius eine Conjectur Benteli's anticipirt.

Cap. 13.

S. 198 ff. bitte ich, das Verhältniß Spinoza's zu Ebn Eſre im Auge zu behalten; vielleicht werde ich Gelegenheit nehmen, dieſes wiſſenſchaftlich näher zu erörtern.

Ich will hier auch ein für allemal die Verfahrungsweiſe rechtfertigen, daß ich mir erlaube, ſpäter erſt niedergeſchriebene Ideen Spinoza's, beſonders über die heil. Geſch. ꝛc., ſchon mit ſeinem Jugendleben ſo beſtimmt zu verweben. Indem er im 9. Cap. des Tractatus ſeine exeget. Grundſätze darlegt, und dabei bemerkt: Rabini namque plane delirant, fährt er von ſeiner eigenen Verfahrungsweiſe fort: Nam fateor, quamvis diu quaesiverim, me nihil tamen unquam simile invenire potuisse. *Quin addo me nihil hic scribere, quod non dudum et diu meditatum habuerim, et quamquam a pueritia opinionibus de Scriptura communibus imbutus fuerim, non tamen potui tandem haec non admittere.*

Daß zuerſt zwei Mitſchüler Spinoza auf dieſe Weiſe auszuforſchen ſuchten, wird in La Vie et L'Esprit de Monsieur Benoit de Spinoza erzählt, woraus es Boullainvilliers (ed. Gfrörer p. 22. sqq.)

entnommen hat. Die Stelle iſt zu groß, um hier hergeſetzt zu werden.

Cap. 14.

Ich habe hier aus leicht erſichtlichen Gründen keine hiſtoriſche Perſon gewählt. Zu meinem Bedauern habe ich die Schrift: Cabbala et Pantheismus von Dr. Freystadt nicht zur Hand gehabt.

S. 222. iſt treu nach der Anordnung in den cabbaliſt. Gebetbüchlein „Zionsthore."

Cap. 15.

Pour se perfectionner ensuite dans la Langue Latine, il se servit du fameux François Van den Ende qui la montroit alors à Amsterdam, et y exerçoit en même temps la profession de Médecin. Cet homme enseignoit avec beaucoup de succès et de reputation; de sorte que les plus riches Marchands de la Ville lui confièrent l'instruction de leurs enfans, avant qu'on eût reconnu qu'il montroit à ses Disciples autre chose que le Latin. Car on découvrit enfin qu'il répandoit dans l'esprit de ces jeunes gens les prèmieres sémences de l'Athéïsme. C'est un fait que je pourrois prouver s'il en etoit besoin, par le témoignage de plusieurs gens d'honneur qui vivent encore, et dont quelques-uns ont rempli la charge d'Ancien dans notre Eglise d'Amsterdam, et en ont fait les fontions avec édification. Ces bonnes âmes ne se lassent point de bénir la memoire des leurs parens, qui les ont arrachés encore à temps de l'école de Satan, en les tirant des mains d'un Maitre si pernicieux et si impie. (Coler.)

S. auch S. 11 im zweiten Theile dieſes Buches.
S. 245 iſt ein Vers aus Vondel.

Cap. 16.

S. 275. hat Olympia an dem Eingang zu dem Buche de tribus impostoribus von Cortholt ein Plagiat begangen.

Zweiter Theil.

Cap. 17.

S. 9. — ratione enim intellectus et virtutis, hoc est, ratione beatitudinis Deus, uti jam diximus, et ipsa ratione ostendimus, omnibus aeque propitius est, quod quidem ex ipsa Scriptura satis etiam constat, ait enim Psaltes. Psal. 145. v. 18. propinquus est Deus omnibus etc. eod. Ps. v. 9. Benignus est Deus omnibus.

Coler erzählt: „Spinoza etoit d'une constitution très foible, mal sain, maigre et attaqué de Phthisie depuis plus de vingt ans; ce qui l'obligeoit à vivre de regime, et à être extremement sobre en son boir et à son manger.“ Obgleich dieſen Berichten nicht unbedingt zu trauen iſt, da Coler mit aller Wahrheitsliebe doch ein Gegner Spinoza's iſt, und Lucas in der erwähnten Vie etc. blos die Schwäche ſeiner Conſtitution erwähnt, habe ich doch die Nachricht hier benützt.

Cap. 18.

S. 28. vergl. den Eingang zu den Princ. phil. cartes.

S. 29. iſt wörtlich nach dem: Si postea forte quis Scepticus et de ipsa prima veritate dubitet etc. (de intellectus emendatione ed. Gfr. pag. 505.).

S. 30. iſt aus der Vorrede L. Meyer's zu den Pr. phil. cart.

Cap. 20.

Il apprit donc à faire des verres pour les Lunettes d'approche et pour d'autres usages, et il y réussit si parfaitement, qu'on s'adressoit de tous côtés à lui pour en acheter; ce qui lui fournit suffisamment de quoi vivre et s'entretenir (Coler).

Cap. 21.

S. 76. Samuel Carceris Juif Portugais epousa la plus jeune des ses deux soeurs. L'ainée s'apelloit Rebecca, et la cadette Miriam de Spinoza (Coler) bezieht ſich auch Cap. 2. S. 29. ff.

S. 80 — quia Deus in coelis habitare credebatur, tanquam a coelo supra montem descendens, revelabatur . . .

Israelitae de Deo nihil fere rorunt, tametsi ipsis revelatus est etc. (Tr. theol. pol p. 207).

S. 81. — revelatio variabat in unoquoqe Propheta pro dispositione temperamenti corporis, imaginationis, et pro ratione opinionum, quas antea amplexus fuerat. (l. c. p. 101.).

Esaias non tantum Judaeorum calamitates lamentatur, et praedicit, eorumque restaurationem canit, sed etiam aliorum gentium; ait enim c. 16. v. 9: ideo fletu deplorabo Jaezerem (l. c. p. 114).

Cap. 22.

Ich kann hier nur einzelne charakteriſtiſche Stellen herſetzen.

S. 96. Ad quaestionem tuam, an de Deo tam claram, quam de triangulo habeam ideam, respondeo affirmando. Si me vero interroges, utrum tam claram de Deo habeam imaginem, respondebo negando. Deum enim non imaginari, sed quidem intelligere possumus. Hic quoque notandum est, quod non dico, me Deum omnino cognoscere; sed me quaedam ejus attributa, non autem omnia, neque maximam intelligere partem, et certum est, plurimorum ignorantiam, quorundam eorum habere notitiam, non impedire. Quum Euclidis elementa addiscerem, primo tres trianguli angulos duobus rectis aequari intelligebam, hancque trianguli proprietatem clare percipiebam,licet multarum aliarum ignarus essem. (Ep.LX).

— — patet, nullam rem unam aut unicam nominari, nisi postquam alia res concepta fuit, quae (ut dictum est) cum ea convenit. Quoniam vero Dei existentia ipsius sit essentia, deque ejus essentia universalem non possimus formare ideam; certum est, eum, qui Deum unum, vel unicum nuncupat, nullam de Deo veram habere ideam, vel improprie de eo loqui . . . Determinatio ad rem juxta suum esse non pertinet: sed econtra est ejus non esse . . . determinatio negatio est (Ep. L.).

S. 97 und 98. Dei potentia nihil est, praeterquam Dei actuosa essentia; adeoque tam nobis impossibile est concipere, Deum non agere, quam Deum non esse (Eth. p. II. prop. III. schol.). Hieher gehört hauptſächlich auch Eth. p. I. pr. XXII. schol. I. et II.

Quidquid est, in Deo est, et nihil sine Deo esse et concipi potest, Deus omnium rerum est causa immanens, non autem transiens. Eth. p. I. prop. XV. et XVIII.

S. 98. Præjudicia pendent ab hoc uno, quod scilicet communiter supponant homines, omnes res naturales, ut ipsos, propter finem agere; imo. Deum omnia ad certum aliquem finem dirigere, pro certe statuant: dicunt enim, Deum omnia propter hominem fecisse, hominem autem, ut ipsum coleret. (Eth. p. I. app.)

Mit dieſen einzelnen Nachweiſungen will ich nur andeuten, daß ich in dieſem Cap. Alles, was ſeine Philoſophie betrifft, Spinoza mit ſeinen eigenen Worten reden ließ.

Cap. 24.

S. 151. Ich will hier auch als Beleg für andere Stellen bemerken, daß Sp. in dem tr. de int. emandatione (p. 498) ſelber ſeinen Kampf geſteht: Nam quamvis haec mente adeo clare perciperem, non poteram tamen ideo omnem avaritiam, libidinem atque gloriam deponere.

S. 151. iſt wörtlich nach dem Gebete in dem oben bezeichneten Büchlein.

Cap. 25.

S. 163. On peut encore juger du désintéressement de Spinosa, par ce qui se passa après la mort de son Père. Il s'agissoit de partager sa succession entre ses Soeurs et lui, à quoi il les avoit fait condamner par Justice, quoi qu'elles eussent mis tout en pratique pour l'en exclure. Cependant, quand il fut question de faire le partage, il leur abandonna tout, et ne réserva pour son usage qu'un seul lit, qui étoit à la vérité fort bon, et le tour de lit qui en dépendoit.

Lucas erwähnt auch, daß ihm ſein Vater mehrere Proceſſe hinterlaſſen.

S. 166. In der Vorrede zu den pr. phil. cart. erwähnt Meyer, daß Spinoza einem jungen Manne Vorleſungen gehalten habe; es iſt mir wahrſcheinlich, daß dieſer junge Mann Vries war, wie auch Spinoza ſeine Briefe an ihn „Doctissimo juveni" überſchreibt.

S. 168. Ce que j'avance de sa sobriété et de son économie, se peut justifier par différens petits comptes, qui se sont rencontrés parmi les papiers qu'il a laissés. On y trouve qu'il a vécu un jour entier d'une soupe au lait accommodée avec du beurre, ce qui lui revenoit à trois sous, et d'un pot de bière d'un sou et demi; un autre jour il n'a mangé que du gruau apprêté avec des raisins et du beurre, et ce plat lui avoit couté quatre sous et demi. Dans ces mêmes comptes il n'est fait mention que de deux demi-pintes de vin tout au plus par mois. Et quoi qu'on l'invitât souvent à manger, il aimoit pourtant mieux vivre de ce qu'il avoit chez lui, quelque peu de chose que ce fût, que de se trouver à une bonne table aux dépens d'un autre.

S. 172. Die öfteren Beweiſe von der Uneigennützigkeit Spinoza's ſind zu bekannt und zu häufig, als daß hier Belege angeführt werden dürften.

Cap. 26.

Hier muß ich mich wieder überhaupt auf den ganzen Charakter des theol. pol. Tractats berufen. Nur zu Seite 182. will ich hier die Stelle herſetzen: Quod enim (Judaei) tot annos dispersi absque imperio perstiterint, id minime mirum, postquam se ab omnibus nationibus ita separaverunt, ut omnium odium in se converterint, idque non tantum ritibus externis, ritibus caeterarum nationum contrariis, sed etiam signo circumcisionis, quod religiosissime servant. Quod autem Nationum odium eos admodum conservet, id jam experientia docuit . . . . . . nisi fundamenta religionis eorum animos effoeminarent, absolute crederem, eos aliquando, data occasione, ut sunt res humanae mutabiles, suum imperium iterum erecturos, Deumque eos de novo electurum. Cujus etiam rei exemplum praeclarum habemus in Chinensibus. (Tr. th. p. c. 3. s. f.)

Cap. 27. u. 28.

Pendant qu'il restoit au logis, il n'étoit incommode à personne; il y passoit la meilleure partie de son temps tranquillement dans sa chambre. Lors qu'il lui arrivoit de se trouver fatigué pour s'être trop attaché à ses méditations Philosophiques, il descendoit pour se délasser, et parloit à ceux du logis de tout ce qui pouvoit servir de matière à un entretien ordinaire, même de bagatelles. Il se di-

vertissoit aussi quelquefois à fumer une pipe de tabac; ou bien, lors qu'il vouloit se relâcher l'esprit un peu plus long temps, il cherchoit des araignées qu'il faisoit battre ensemble, ou des mouches qu'il jettoit dans la toile d'araignée, et regardoit ensuite cette bataille avec tant de plaisir, qu'il éclatoit quelquefois de rire. Il observoit aussi avec le Microscope les différentes parties des plus petits insectes, d'où il tiroit après les conséquences qui lui sembloient le mieux convenir à ses découvertes.

Il étoit d'ailleurs fort affable et d'un commerce aisé, parloit souvent à son Hôtesse particulièrement dans le temps de ses couches . . . Il avertissoit les enfans d'assister souvent à l'eglise au Service Divin etc. (Coler.)

Cap. 29.

S. 247. Le Sieur François Halma, dans la Vie de Spinosa qu'il a traduite en Flamand rapporte page 6. 7. 8. que les Juifs lui offrirent une Pension peu de temps avant sa desertion pour l'engager à rester parmi eux, sans discontinuer de se faire voir de temps en temps dans leurs Synagogues. C'est aussi ce que Spinosa lui même a souvent affirmé au Sieur van der Spyck son Hôte, aussi-bien qu'à d'autres, ajoutant que les Rabins avoient fixé la Pension qu'ils lui destinoient à 1000 florins; mais il protestoit ensuite que quand ils lui eussent offert dix fois autant, il n'eût pas accepté leurs offres, ni fréquenté leur Assemblées par un semblable motif; parce qu'il n'étoit pas hypocrite, et qu'il ne recherchoit que la Vérité.

S. 254. Coler erzählt, daß Spinoza viele Portraits in ein Buch gezeichnet habe. **Parmi ces portraits je trouve à la 4. feuille un Pêcheur dessiné en chemise, avec un filet sur l'épaule droite, tout à fait semblable pour l'attitude au fameux Chef des rebelles de Naples Massaniello, comme il est représenté dans l'Histoire et en Taille-douce. A l'occasion de ce dessein je ne doi pas omettre, que le Sr. van der Spyck chez qui Spinosa logeoit lorsqu'il est mort, m'a assuré que ce crayon, ou portrait, ressembloit parfaitement bien à Spinosa, et que s'étoit assurément d'apres lui même qu'il l'avoit tiré.**

Cap. 20.

Die Thatſachen ſind hier allgemein bekannt. Lucas erzählt den Bann mit Umſtänden und ſarkaſtiſchen Aeußerungen Spinoza's, die nicht wahrſcheinlich ſind; doch habe ich im Allgemeinen ſo viel daraus entnommen, daß Spinoza bei der Verhandlung gegenwärtig war und nicht, wie Coler und Bayle berichten, blos ſchriftlich proteſtirte. — Die eigentliche Procedur bei dem Banne habe ich in keinem jüdiſchen Ritual genau finden können. Die S. 264 u. 265 gegebene Bannformel iſt wortgetreu überſetzt nach der von Buxtorf in ſeinem **Lex. chald. thalm. (s. v. Cherem)** aufbewahrten Formel, ich habe mir nur erlaubt, von den vielen kabbaliſtiſchen Engelnamen mehrere wegzulaſſen.

Cap. 21.

Ich will hier die ganze Stelle herſetzen, die den Kern des hiſtoriſchen Romans bildet. **Van den Endo avoit une Fille unique qui possédoit elle-même la**

Langue Latine si parfaitement, aussi bien que la Musique, qu'elle étoit capable d'instruire les Ecoliers de son pére en son absence, et de leur donner leçon. Comme Spinosa avoit occasion de la voir et de de lui parler très-souvent, il en devint amoureux; et il a souvent avoué qu'il avoit eu dessein de l'épouser. Ce n'est pas qu'elle fût des plus belles, ni des mieux faites; mais elle avoit beaucoup d'esprit, de capacité, et d'enjouëment; ce qui avoit touché le coeur de Spinosa, aussi bien que d'un autre Disciple de Van den Ende, nommé Kerkering natif de Hambourg. Celui-ci s'aperçut bien-tot qu'il avoit un Rival, et ne manqua pas d'en devenir jaloux. Ce qui l'obligea à redoubler ses soins, et ses assiduités auprés de sa Maitresse. Il le fit avec succes; quoique le présent qu'il avoit fait auparavant à cette fille d'un collier de perles de la valeur de deux ou trois cens pistoles contribuât sans doute à gagner ses bonnes graces. Elle les lui accorda donc, et lui promit de l'épouser; ce qu'elle exécuta fidellement après que le Sieur Kerkering eût abjuré la Religion Luthérienne dont il faisoit profession, et embrassé la Catholique.
C.

Das Lied S. 283 iſt nach O. L. Wolffs Proben altholländiſcher Volkslieder. S. 295 Z. 4 v. o. iſt die ſtatt und zu leſen.

Cap. 32.

S. 293 Monsieur Bayle rapporte en outre, qu'il lui arriva un jour d'être attaqué par un Juif au sortir de la Comèdie, qu'il en reçût un coup de couteau au visage, et quoique la playe ne fût pas dangereuse,

Spinosa voyoit pourtant que le dessein de Juif avoit été de le tuer. Mais l'Hôte de Spinosa aussi-bien que sa femme, qui tous deux vivent encore, m'ont rapporté ce fait tout autrement. Ils le tiennent de la bouche de Spinosa même, qui leur a souvent raconté qu'un soir sortant de la vieille Synagogue Portugaise, il vit quelqu'un auprès de lui le poignard à la main, ce qui l'ayant obligé à se tenir sur ses gardes et à s'écarter, il évita le coup qui porta seulement dans ses habits. Il gardoit encore alors le justaucorps percé du coup, en mémoire de cet événement. C.

Ich bin indeß der Angabe Bayle's gefolgt, auch aus der hiſtoriſchen Rückſicht, weil jenes Ereigniß wohl ſchwerlich vor dem Banne vorfiel, und nach demſelben Spinoza gewiß die Synagoge nicht mehr beſuchte. — Es iſt mir wahrſcheinlich, daß Spinoza (nicht wie Coler berichtet, erſt 1664), ſondern vor dem Jahre 1661 Amſterdam verlaſſen habe, denn Oldenburg, der ihn wahrſcheinlich von England aus wieder beſucht hatte, ſchreibt in einem Briefe an ihn d. d. Londini 10. August 1661: Tam aegre nuper, cum tibi in *secessu tuo Rhenoburgi adessem*, a latere tuo divellebar, ut quam primum in Angliam sum *redux*, tecum rursus uniri, quantum fieri potest, commercio saltem epistolico annitar.“

* * *

Schwarzwälder
Dorfgeſchichten.

Von

Berthold Auerbach.

Zt. 1913.278

Erſter Theil.

Mannheim,
Verlag von Friedrich B[illegible]
1843.

Leihbib[illegible]
Louis [illegible]

Kgl.Univ.Bibl.
Berlin

Inhalt des erſten Theils.

Seite
I. Der Tolpatſch 1
II. Die Kriegspfeife 32
III. Des Schloßbauers Vefele 50
IV. Tonele mit der gebiſſenen Wange 88
V. Befehlerles 112
+ VI. Die feindlichen Brüder 137
+ VII. Ivo, der Hairle 150

I.

Der Tolpatſch.

Ich ſehe Dich vor mir, guter Tolpatſch, in Deiner leibhaftigen Geſtalt, mit Deinen kurzgeſchorenen blonden Haaren, die nur im Nacken eine lange Schichte übrig hatten, Du ſiehſt mich an mit Deinem breiten Geſichte, mit Deinen großen blauen Glotzaugen und dem allweg halb offenen Munde. Damals, als Du mir in der Hohlgaſſe, wo jetzt die neuen Häuſer ſtehen, einen Lindenzweig abſchnittſt, um mir eine Pfeife daraus zu machen, damals dachten wir nicht daran, daß ich einſt der Welt etwas von Dir vorpfeifen würde, wenn wir ſo weit weit auseinander ſein werden. Ich erinnere mich noch wohl Deiner ganzen Kleidung, freilich iſt ſie leicht zu behalten, denn Hemd, rother Hoſenträger, und für alle Gefahren ſchwarzgefärbte leinene Hoſen war ja Alles; am Sonntag, ja da war es anders, da hatteſt Du Deine Pudelkappe, * Dein blaues Wamms mit den breiten

---

* Pelzverbrämte Mütze ohne Schild mit einer Troddel von Golddraht in der Mitte.

Knöpfen, die ſcharlachrothe Weſte, die kurzen gelben Lederhoſen, die weißen Strümpfe und die klapſenden Schuhe ſo gut wie ein Anderer,-ja ſogar meiſt noch eine friſch gepflückte Blutnelke hinter'm Ohr ſtecken; aber es war Dir nie recht wohl in dieſer Pracht, drum bleib ich bei Dir in Deinem Alltagskleide. —

Jetzt aber, nimm mir's nicht übel lieber Tolpatſch, und mach Dich wieder fort, ich kann Dir Deine Geſchichte nicht ſo in's Geſicht hinein erzählen; ſei ruhig, ich werde Dir nichts Böſes nachſagen, wenn ich auch per „Er" von Dir ſpreche."

Der Tolpatſch trägt ein ganzes Geſchlechtsregiſter in ſeinem Namen, denn er heißt eigentlich „des Bartels Baſche's* Bua" und ſein Taufname iſt Aloys; wir thun ihm den Gefallen und bleiben bei ſeinem rechten Namen, das freut ihn, da außer ſeiner Mutter Marei und uns wenigen Kindern ihn faſt Niemand ſo nannte, jeder hatte die Frechheit, Tolpatſch zu ſagen. Darum ging auch unſer Aloys, obgleich er ſchon ſiebzehn Jahre alt war, am liebſten mit uns Kindern um; an verſteckten Orten ſpielte er Häuſchens mit uns, oder rannte mit uns im Felde umher, und wenn der Tolpatſch, oder beſſer, der Aloys bei uns war, waren wir geborgen gegen jeden Angriff der Kinder von der Leimgrube; denn die ganze Dorfjugend war faſt immer in zwei feindliche Parteien getheilt, die ſich auf allen Wegen und Stegen ſcharf befehdeten.

Die Altersgenoſſen unſeres Aloys begannen aber ſchon eine Rolle im Dorfe zu ſpielen, ſie rotteten ſich allabendlich zuſammen und zogen, gleich den großen Burſchen, ſingend und pfeifend durch das Dorf, oder ſtanden ſchäkernd vor dem Wirthshauſe zum Adler an der großen Holzbeige, und neckten die vorüber-

---

* Bartholomäus, Sebaſtian.

ſtehenden Mädchen. Das vornehmſte Kennzeichen eines großg
wordenen Burſchen iſt aber die Tabakspfeife, da ſtanden ſie dan
mit ihren ſilberbeſchlagenen und mit ſilbernen Kettchen behängte
Ulmer Maſerköpfen; ſie hatten ſie kalt im Munde, manchma
aber wagte es einer bei des Bäckers Magd in der Küche ein
glühende Kohle zu holen, und dann machten ſie fröhliche Geſichte
zu ihrem Rauchen, wenn ihnen auch noch ſo übel davon wurde.

Auch unſer Aloys hatte ſchon zu rauchen angefangen, aber nur ganz im Verborgenen. Eines Sonntag Abends wagte er es, die Pfeifenſpitze aus ſeiner Bruſttaſche herausgucken zu laſſen und ſich ſo zu ſeinen Altersgenoſſen zu geſellen; einer von ihnen zog ihm mit Halloh die Pfeife aus der Taſche, Aloys forderte ſie zurück, ſie wanderte aber unter Jubel und Lachen von Hand zu Hand, und als ſie Aloys mit immer größerem Ungeſtüm forderte, da war ſie verſchwunden, keiner wollte ſie mehr haben. Aloys zerrte nun an Allen herum und forderte mit Weinen ſeine Pfeife, aber Alles lachte, da packte er die Mütze des erſten, der ihm die Pfeife genommen, und rannte damit davon in des Schmied Jakoben Haus; der Mützenloſe brachte nun die Pfeife, die in der Holzbeige verſteckt war, zu Aloys hinauf.

Das Haus des Schmied Jakob Bomüller, das war der „Ausgang“ des Aloys, hier war er nämlich immer, wenn er nicht zu Haus war, und er blieb nie zu Haus, ſobald er ſeine Arbeit darin fertig hatte; die Frau des Schmied Jakob war ſeine Baſe, und außer ſeiner Mutter und uns wenigen Kindern nannte ihn auch noch die Frau Applon (Apollonia) und ihre älteſte Tochter Marannele bei ſeinem rechten Namen: Aloys. Des Morgens ſtand der Aloys früh auf, und wenn er ſeine zwei Kühe und ſeine Kalbin gefüttert und getränkt hatte, ging er nach des

Jakoben Haus, klopfte, bis ihm das Marannele aufmachte, und nach einem einfachen „guten Tag“ ging er durch den Stall in die Scheune; die Thiere kannten ihn, ſie brummten jedesmal freundlich und wendeten die Köpfe nach ihm, er aber ließ ſich dadurch nicht lange aufhalten, ſondern ging in die Scheune und ſteckte den beiden Ochſen und den beiden Kühen (Futter) auf. Beſonders freundlich ſtand Aloys mit der Bleßkuh, er hatte ſie vom Kalb an auferzogen, und wenn er ſo bei ihr ſtand und ihrem Freſſen mit Behagen zuſah, dann leckte ſie ihm oft die Hände, was ſeiner Morgentoilette zu gute kam. Wenn er dann die Thüre des Stalles öffnete, und die Sauberkeit darin wieder herſtellte, pflog er manches trauliche Wort mit den Thieren, indem er ſie bald rechts bald links ſtellte; kein Dünger im ganzen Dorfe war ſo breit und ſo ſchön viereckig geſchichtet, wie der an des Schmied Jakoben Haus, denn das bildet eine Hauptzierde eines ächten Bauernhauſes. Dann wuſch und ſtriegelte er die Ochſen und Kühe, daß man ſich darin ſpiegeln konnte, drauf lief er hinaus an den Brunnen vor dem Hauſe und pumpte den Trog voll; er ließ dann die Thiere hinausſpringen, und während ſie draußen ſoffen, machte er ihnen friſche Streue. Wenn nun das Marannele in den Stall kam, um die Kühe zu melken, war alles ſauber und aufgeräumt. Oft, wenn eine Kuh „ſtreitig“ war, d. h. ausſchlug, und ſich nicht melken laſſen wollte, ſtellte ſich Aloys zu ihr und hielt ſeine Hand auf das Rückgrath der Kuh gelegt, damit das Marannele beſſer melken konnte; meiſt aber machte er ſich ſonſt noch etwas zu ſchaffen, und wenn dann das Marannele ſagte: „Aloys, Du biſcht e braver Bua,“ da ſchaute er nicht auf nach ihr, ſondern er kehrte mit dem Stallbeſen ſo heftig, als wollte er die Pflaſterſteine aus dem Boden kehren. Drauf ſchnitt er in der Scheune Futter für den ganzen Tag, und wenn er die niedere Arbeit vollendet hatte, ſtieg er die Treppe hinauf, holte Waſſer für die Küche, hackte klein Holz und ging endlich in die Stube. Das Marannele brachte die Suppenſchüſſel, ſtellte ſie auf den Tiſch, faltete die Hände, ein Jeder that desgleichen, und nun betete ſie vor; nachdem man darauf das Zeichen des Kreuzes gemacht, ſetzte man ſich mit einem „G'ſegn' es Gott“ zu Tiſche. Alles aß aus einer Schüſſel, und Aloys holte ſich oft einen Löffelvoll von dem Platze, wo das Marannele ſich ſchöpfte. Still und ernſt, wie bei einer heiligen Handlung, ſaß man bei Tiſche, nur äußerſt ſelten wurde ein Wort geſprochen; als abgegeſſen und abermals gebetet war, trollte ſich Aloys nach Hauſe.

So lebte unſer Aloys bis in ſein neunzehntes Jahr, und als ihm zu Neujahr das Marannele ein Hemd ſchenkte, zu dem es den Hanf ſelber gebrochen, das es ſelber geſponnen, gebleicht und genäht hatte, da war er ganz ſelig; es that ihm wehe, daß er nicht „hemdärmelig“ über die Straße gehen konnte, es hätte ihn trotz der grimmen Kälte gewiß nicht gefroren, aber die Leute hätten ihn ausgelacht, und Aloys wurde immer empfindlicher gegen den Spott der Leute.

Daran war beſonders des alten Schultheißen Knecht ſchuld, der ſeit der Erndte in das Dorf gekommen war; es war ein ſchöner ſchlanker Burſch, mit einem trotzigen Geſichte, das durch den röthlichen Schnurrbart noch eine beſondere Auszeichnung hatte. Jörgli, ſo hieß der Knecht, war Kavalleriſt, und trug faſt immer ſeine Soldatenmütze. Wenn er Sonntags in ſeiner geraden kecken Haltung, die Füße auswärts ſetzend und die Sporen klingen laſſend, die Soldatenmütze auf dem Kopfe, mit den lederbeſetzten Reithoſen angethan, das Dorf hinausging, da ſagte ſein ganzes

Weſen: „ich weiß, daß alle Mädle ſich in mich vergucken;“ oder wenn er ſeine Pferde zur Tränke an des Jakoben Brunnen ritt, da wollt' dem guten Aloys faſt das Herz ſpringen, wenn er ſah, wie das Marannele jedesmal zum Fenſter herauslugte, er wünſchte, daß es gar keine Milch und Butter auf der Welt gebe, damit er auch Pferdsbauer wäre.

So unerfahren auch unſer Aloys war, ſo waren ihm doch die Unterſchiede der drei Stände wohl bekannt; da ſtanden zu unterſt die Kühbauern, die von ihren Zugthieren auch noch Milch und Kälber ziehen müſſen, dann kamen die Ochſenbauern, deren Zugthiere man doch noch mäſten und ſchlachten kann. Zuoberſt aber ſtanden die Pferdsbauern, deren Zugthiere weder Milch noch Fleiſch geben, und die doch das beſte Futter freſſen und oft am meiſten gelten.

Ich glaube nicht, daß Aloys hiebei an den Nähr-, Lehr- und Wehr-Stand dachte.

Heute am Neujahrstage zeigte ſich ein Vorſprung, den der Jörgli als Pferdsbauer hatte. Er führte nach der Morgenkirche des Schultheißen Tochter und ihr „Geſpiel“ das Marannele im Schlitten nach Empfingen ſpazieren, und ſo ſehr auch unſerm Aloys darüber das Herz im Leibe zitterte, ſo folgte er doch dem Wunſche des Jörgli und half ihm die Pferde einſtweilen im Schlitten einprobiren; er fuhr mit ihm im Dorfe umher und dachte nicht daran, welch eine ſchlechte Figur er neben dem ſtattlichen Soldaten ausmachte. Als die Mädchen eingeſtiegen waren, führte Aloys die Pferde noch einige Schritte bis ſie recht angezogen hatten, und rannte ſo neben den Pferden her, er ließ ſie dann los, und als drauf der Jörgli unter Peitſchenknallen und Rollengeklingel und dem Zuſchauen der halben Gemeinde mit den beiden Mädchen dahin fuhr, da ſchaute ihnen Aloys noch lange nach als man ſie längſt nicht mehr ſehen konnte, er ſchalt dann den dummen Schnee, der ihm das Waſſer aus den Augen trieb und ging traurig nach Hauſe; es war ihm, als ob das ganze Dorf ausgeſtorben wäre, da das Marannele den ganzen Tag darin nicht zu finden ſein ſollte.

Ueberhaupt war Aloys ſchon ſeit dem Beginne dieſes Winters oft ſehr betrübt. Im Hauſe ſeiner Mutter kamen die Mädchen oft in die Karz, oder wie man es hier nennt, „zu Licht.“ Die Mädchen wählen zu dieſen abendlichen Zuſammenkünften immer am liebſten eine jung verheirathete Geſpielin oder eine freundliche Wittwe, die älteren Hausherren ſtören das harmloſe Treiben doch zu ſehr. So kamen die Mädchen auch oft zur Mutter Marei, und die Bauernburſchen kamen wie immer uneingeladen dazu. Früher hatte ſich Aloys gar nicht daran gekehrt, wenn man ſich nicht um ihn kümmerte, er ſaß in einer Ecke und — that gar nichts; jetzt ſagte er ſich immer im Gedanken: „Aloys! beim Teufel, Du biſt doch jetzt neunzehn Jahre vorbei, Du mußt Dich jetzt auch vornhin ſtellen,“ und dann ſagte er wieder: „wenn nur der Teufel den Jörgli lothweiſe holen thät.“ Der Jörgli war das Endziel ſeines Unmuthes, denn er hatte bald, ohnerachtet er ein Knecht war (wie das überhaupt hier wenig Unterſchied macht) die Oberhand über alle Burſchen des ganzen Dorfes gewonnen, und ſie mußten alle nach ſeiner Pfeife tanzen, und wie prächtig konnte er ihnen pfeifen und ſingen und jodeln und Geſchichten erzählen wie ein Hexenmeiſter; er lehrte die Burſchen und Mädchen neue Lieder, und beſonders das Reiterlied: „Morgenroth ꝛc.“

Als er zum Erſtenmal den Vers ſang:

„Thuſt Du ſtolz mit Deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,“

da ſtand der Aloys plötzlich hoch auf, er ſchien größer wie ſonſt, er ballte die beiden Fäuſte und biß die Zähne vor innerer Freude knarrend auf einander; es war, als ob er das Marannele mit ſeinen Blicken an ſich zöge, als ob er ſie erſt jetzt recht ſehe, denn gradeſo wie es im Liede ſtand, ſah ſie ja aus.

Die Mädchen ſaßen im Kreiſe, ein Jedes hatte ſeine Kunkel* mit dem Goldſchaum bedeckten Knaufe vor ſich ſtehen, an der der Hanf mit einem farbigen Bande befeſtigt war; ſie netzten den Faden aus ihrem Munde und ſpannen mit der Spindel, die ſich luſtig auf dem Boden drehte. Es war dem Aloys immer wohl, wenn er „etwas zum Annetzen", eine Schüſſel voll Aepfel oder Birnen für die Mädchen auf den Tiſch ſtellen konnte, und er ſtellte die Schüſſel immer nahe zu Marannele, damit ſie auch tapfer zugreifen konnte.

Anfangs Winter that Aloys den erſten muthigen Schritt ſeiner Großjährigkeit. Das Marannele hatte eine neue mit Zinn eingelegte ſchöne Kunkel bekommen, als es nun zum erſtenmale damit in die Spinnſtube kam und ſich zum Spinnen geſetzt hatte, trat Aloys vor, erfaßte die Kunkel oben und ſagte den alten Spruch:

„Jungfer derf i eu' bitte
Lent** mi Euere Engele ſchüttle,
Die kleine wie die große
Auf dere Jungfere Schooße.
Jungfer, warum ſeind Ihr ſo ſtolz?
Eure Kunkel iſcht doch nau von Holz,
Wenn ſie wär' mit Silber b'ſchlage
No wett'*** i eu' was andres ſage."

---

* Spinnrocken. ** Laſſet. *** Nachher wollt.

Mit einer ungewohnten Feſtigkeit, wenn auch mitunter mit Zittern, hatte Aloys den Spruch vorgebracht, das Marannele ſchlug zuerſt die Blicke in den Schooß aus Scham und aus Angſt, der Aloys möchte in ſeiner Rede ſtecken bleiben, jetzt aber ſah es ihn mit glitzernden Augen an; nach alter Sitte ließ es drauf Spindel und Wirtel auf den Boden fallen, der Aloys hob beide Gegenſtände auf, und das Marannele mußte ihm für die Spindel ein Knöpfle* und für den Wirtel** ein Faſtnachtküchle verſprechen. Das Beſte aber kam zuletzt, Aloys gab die Kunkel frei, und als Abloſung gab ihm das Marannele einen rechtſchaffenen Kuß; der Aloys ſchmatzte ſo laut, daß man ihn in der ganzen Stube hörte, und die andern Burſchen ihn darum beneideten, er aber ſetzte ſich wieder in eine Ecke, rieb ſich die Hände und war mit ſich und der Welt zufrieden. Das dauerte aber nicht lange, denn der Jörgli war ſein Störefried.

Eines Abends bat der Jörgli das Marannele — das die erſte Vorſängerin in der Kirche war — das Lied vom „ſchwarzbraunen Mädichen" zu ſingen; es begann ohne langes Zaudern, und der Jörgli ſang die zweite Stimme mit ſo kräftigem Wohllaute, daß alle Anderen, die Anfangs mitgeſungen hatten, nach einander ſtille wurden und den Beiden zuhörten, die ſo ſchön ſangen. Marannele, das ſich von den Gefährtinnen verlaſſen ſah, ſang Anfangs mit zitternder Stimme und ſtieß die andern neben an, doch mit weiter zu ſingen, als ihm aber Niemand folgte, ſang es keck weiter als könne es gar nicht aufhören, und es war, als ob die Stimme Jörgli's es frei und feſt emporhielte wie gewaltige Arme; ſie ſangen:

---

* Schwäbiſche Mehlſpeiſe.

** Ein Ring von beinhartem Holz oder Stein, den man in das Ende der Spindel ſteckt, damit man ſie ſo beſchwert beſſer drehen kann.

Morgens früh müſſen wir marſchiren
Wohl zum obern Thörle 'naus;
O Du wunderſchöns ſchwarzbrauns Mädichen,
Wohl zum obern Thörle 'naus.

Geh' ich 'naus auf fremde Straßen,
Schönſter Schatz vergiß nicht mein;
Und wann Du trinkſt ein Gläslein Weine
Zur Geſundheit mein und Deine,
Weil ich von Dir ſcheiden muß.

Jetzt lad' ich meine zwei Piſtolen
Thur vor Freuden einen Schuß,
Meinem Schätzelein zum Gefallen,
Weil es mich geliebet hat,
Vor allen meinen Feinden zum Verdruß.

Es ſind zwei Sternlein am blauen Himmel
Glänzen heller als der Mond;
Einer ſcheint auf's ſchwarzbrauns Mädichen,
Einer ſcheint auf grünen Grund.

Kauf ich ein Bündelein an meinen Degen
Und ein Sträußelein auf meinen Hut,
Und ein Tüchelein in meine Taſchen,
Meine Aeugelein abzuwaſchen,
Weil ich von Dir ſcheiden muß.

Gib ich meinem Pferd die Sporen
Reit ich zu dem Thor hinaus,
Gib ich Acht auf's ſchwarzbrauns Mädichen
Weil ich von ihm ſcheiden muß.

Als ein jedes der Mädchen ſeine vier bis fünf Spindeln voll geſponnen hatte, wurde der Tiſch in die Ecke gerückt und auf dem freien Raume von kaum drei bis vier Schritten, den man dadurch gewonnen, begann nun eines nach dem andern zu tanzen; die Sitzenden ſangen den Andern dazu. Als der Jörgli mit dem Marannele tanzte, ſang er ſelber einen Ländler und tanzte dabei wie eine Spindel; ja er brauchte faſt nicht viel mehr Raum als eine Spindel, denn er behauptete: darin zeige ſich ein ächter Tänzer, daß man ſich auf einem Teller gewandt und flink drehen könne; als er nun endlich mit dem Marannele einhielt, und es dabei nochmals ſo heftig ſchwenkte, daß der faltige Rock hoch aufwallte, da ließ ihn das Marannelle ſchnell ſtehen, wie wenn es ſich vor ihm flüchtete, es ſprang in die Ecke, wo der Aloys trübſelig zuſchaute und ſeine Hand faſſend, ſagte es:

„Komm Aloys, Du mußt auch tanzen."

„Laß mich, Du weißt ja, daß ich nicht tanzen kann, Du willſt mich nur foppen."

„Du Tol —" ſagte Marannele, es wollte Du Tolpatſch ſagen, aber es hielt ſchnell inne, denn es ſah ſein Geſicht, auf dem die Wehmuth ausgegoſſen war, daß ihm das Weinen näher ſtand als das Lachen, es ſagte daher freundlicher: „nein, g'wiß nicht, ich will Dich nicht foppen; komm, und wenn Du auch nicht tanzen kannſt, ſo mußt Du's lernen, und ich tanz' ſo gern mit Dir als wie mit einem."

Sie tanzte nun mit ihm herum, aber Aloys ſchlenkerte ſeine Füße, wie wenn er Holzſchuhe anhätte, ſo daß die Anderen vor Lachen nicht mehr ſingen konnten. —

„Ich lern Dir's ganz allein, Aloys," ſagte das Marannele, ihn beruhigend.

Die Mädchen zündeten nun ihre Laternen an und wanderten nach Haus. Aloys ließ es ſich nicht nehmen, ſie noch zu begleiten, er hätte um Alles in der Welt das Marannele nicht allein mit den Anderen gehen laſſen, wenn der Jörgli dabei war.

In der ſtillen ſchneeweichen Nacht ſchallte das Schäckern und Spaßen der Mädchen und Burſchen weit hin durch das Dorf. Das Marannele aber war ſtill und wich dem Jörgli ſichtbar aus.

Als die Burſchen die Mädchen alle nach Hauſe begleitet hatten, ſagte der Jörgli zu Aloys: „Tolpatſch, Du hätteſt heute Nacht bei dem Marannele bleiben ſollen."

„Hallunk!" ſagte Aloys ſchnell, und lief davon. Die Andern aber lachten ihm nach, der Jörgli jodelte allein noch durch die Gaſſen bis nach Hauſe, daß es einem Jeden, außer den Schlafenden und Kranken, das Herz im Leibe erfreuen mußte.

Des Andern Morgens, als Marannele die Kühe melkte, ſagte Aloys zu ihm:

„Guck, ich könnt' den Jörgli grad' vergiften, und Du mußt ihn auch in Grundsboden 'nein verfluchen, wenn Du brav ſein willſt."

Das Marannele gab ihm Recht, ſuchte ihn aber auch zu überzeugen, daß er ſich Mühe geben müſſe, auch ſo ein flinker Burſch zu werden, wie der Jörgli. Da ſtieg in Aloys ein großer Gedanke auf, er lachte vor ſich hin, er warf den ſteifen alten Stallbeſen fort und ſteckte einen neuen biegſamen an den Stiel, dann ſagte er laut: „Ja, ja, Du wirſt Maul und Augen aufſperren, gib nau Acht.“ Er mußte nun ſogar dem Marannele verſprechen, „gut Freund“ mit dem Jörgli zu bleiben, und er verſprach es endlich nach langem Widerſtreben, aber er mußte ja immer thun, was ſie wollte.

Darum hatte Aloys heute dem Jörgli mit dem Schlitten geholfen, darum trieb ihm der Schnee das Waſſer aus den Augen, als er den Wegrollenden nachſah.

Abends, ſo „zwiſchen Licht,“ trieb der Aloys ſeine Kühe zur Tränke an des Jakoben Brunnen; ein Rädchen junger Burſche, darunter auch der Jörgli und ſein alter Freund, ein Jude, des langen Herzles Kobbel* genannt, der mit dem Jörgli in gleichem Regimente diente, hatte ſich dort zuſammengeſellt; das Marannele lugte zum Fenſter heraus. — Der Aloys machte den Gang des Jörgli nach, er ging ganz ſteif, wie wenn er einen Ladſtock geſchluckt hätte und hielt die Arme ſtrack am Leibe herunter, wie wenn ſie von Holz wären.

„Tolpatſch,“ ſagte der Kobbel, „was krieg' ich Schmusgeld** wenn ich mach', daß Dich das Marannele heirathet?“

„Eine tüchtige Trachtel auf Dein Maul,“ ſagte der Aloys, und trieb ſeine Kühe heim; das Marannele ſchob das Fenſter zu, und die Burſchen lachten aus vollem Halſe, die Stimme Jörgli's tönte aus allen vor.

Aloys wiſchte ſich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirne, ſo viel Anſtrengung hatte ihn die Aeußerung ſeines Un-

---

[*] Jakob.

[**] Maklerlohn.

muthes gekoſtet. — Auf dem Futtertrog in ſeinem Stalle ſaß er dann noch lange, und ſein Plan reifte unwiderruflich in ihm. — —

Aloys war in das zwanzigſte Jahr getreten und kam zur Rekrutirung; am Tage, als er mit den anderen Burſchen nach der Oberamtsſtadt Horb gehen ſollte, kam er in ſeinem Sonntagsſtaate nochmals in Maranneles Haus und fragte, ob er nichts aus der Stadt mitbringen ſolle. Als er fortging, ging ihm das Marannele nach, und auf der Hausflur wendete es ſich ein wenig ab, zog ein blaues Papierchen aus der Bruſt, wickelte einen Kreuzer heraus und gab dieſen dem Aloys; „da, nimm ihn," ſagte es: „das iſt ein Glückskreuzer, ſieh, es ſind drei Kreuz' darauf; weißt Du, wenn als Nachts ſo Sternfunken vom Himmel fallen, da fällt allemal ein ſilbern Schüſſele auf den Boden, und aus denen Schüſſelen hat man die Kreuzer gemacht, und wenn man ſo einen Kreuzer im Sack hat, hat man Glück; nimm ihn zu Dir, und Du ſpielſt Dich frei."

Aloys nahm den Kreuzer, als er aber über die Neckarbrücke ging, langte er in ſeine Taſche, drückte die Augen zu und warf den Kreuzer hinab in den Neckar: „Ich will nicht frei ſeyn, ich will Soldat ſein, wart' nur Jörgli!" ſo ſagte er vor ſich hin, ſeine Fauſt ballte ſich und er warf ſich keck in die Bruſt.

Im Wirthshauſe zum Engel wartete der Schultheiß auf ſeine Ortskinder, und als ſie alle beiſammen waren, ging er mit ihnen nach dem Oberamt. Der Schultheiß war ein eben ſo dummer als anmaßender Bauer; er war früher Unteroffizier geweſen, und bildete ſich große Stücke auf ſeine „Charge" ein; er behandelte gern alle Bauern, ältere und jüngere, wie Rekruten; auf dem Wege ſagte er zu Aloys: „Tolpatſch, Du ziehſt gewiß das größte Loos, und wenn Du auch No. 1 ziehſt, Du brauchſt nicht bang zu ſein, Dich kann man nicht zum Soldaten brauchen."

„Wer weiß?" ſagte Aloys keck, „ich kann noch ſo gut Unteroffizier werden, wie Einer; ich kann ſo gut leſen und ſchreiben und rechnen wie Einer, und die alten Unteroffizier' haben auch nicht allen Verſtand gefreſſen."

Der Schultheiß ſah ihn grimmig an.

Als Aloys vor das Rad hin ging, war ſeine Haltung faſt herausfordernd keck, mehrere Looſe kamen ihm in die Hand, als er in das Rad griff, er drückte die Augen feſt zu, gleich als wolle er nicht ſehen, was er nehme, und zog eines heraus; zitternd reichte er es hin, denn er fürchtete, daß es eine hohe Nummer ſein könne, als er aber den Ausrufer „No. 17" rufen hörte, da johlte er ſo laut auf, daß man ihn zur Ruhe verweiſen mußte.

Die Burſchen kauften ſich nun Sträuße aus gemachten Blumen mit rothen Bändern daran, und nachdem ſie noch einen tüchtigen Trunk genommen, zogen ſie heimwärts; unſer Aloys johlte und ſang am lauteſten.

Oben an der Steige harrten die Mütter und viele Mädchen der Ankömmlinge, auch Marannele war darunter. Aloys, mehr vom Lärmen als vom Weine betrunken, ging etwas unſicher Arm in Arm mit den Andern; dieſe Zutraulichkeit war noch nie vorgekommen, aber heute waren ſie Alle gleich. Als die Mutter die Nummer 17 an der Mütze ihres Aloys ſtecken ſah, da weinte ſie und rief einmal über das anderemal: „daß Gott erbarm, daß Gott erbarm!" — Das Marannele fragte den Aloys bei Seite: „Wo haſt Du denn meinen Kreuzer?" — „Ich hab ihn verloren," ſagte Aloys, aber trotz ſeiner halben Unbewußtheit ſchnitt ihm dieſe Lüge doch tief in die Seele.

Die Burſchen zogen nun ſingend in das Dorf, und die Mütter und Mädchen der muthmaßlich „Gezogenen“ gingen weinend hinterdrein und trockneten ſich mit den Schürzen die Thränen. — —

Es waren noch ſechs Wochen bis zur Viſitation, und darauf kam ja eigentlich Alles an. Mutter Marei nahm einen großen Ballen Butter und einen Korb voll Eier und ging zu der Frau Doktorin; die Butter ſchmierte ſich trotz des kalten Winters doch recht gut, Mutter Marei erhielt die Verſicherung, daß ihr Aloys frei werden ſolle; „denn,“ ſagte der gewiſſenhafte Arzt: „der Aloys iſt ja ohnehin untauglich, er ſieht ja nicht gut in die Ferne, und darum iſt er ja manchmal ſo tappig.“

Der Aloys aber kümmerte ſich gar nicht um all dieſe Geſchichten, er war ganz verändert, ſchwenkte ſich und pfiff immer, wenn er das Dorf hinaufging.

Der Tag der Viſitation kam, die Burſchen gingen diesmal etwas ſtiller nach der Stadt.

Als Aloys in das Viſitationszimmer gerufen wurde und er ſich entkleiden mußte, da ſagte er keck: „Kusperet mich nur aus, ihr werdet kein Unthätele an mir finden; ich hab' keinen Fehler, ich kann Soldat ſein.“ Er mußte ſich unter das Maaß ſtellen, und als er es vollauf hatte, wurde er als Soldat eingetragen; der Arzt vergaß Kurzſichtigkeit, Butter und Eier bei der kecken Rede des Aloys.

Jetzt, als es Ernſt geworden und er unwiderruflich Soldat war, jetzt wurde es dem Aloys ſo bang, daß er hätte weinen mögen. Als er aber vom Oberamte herabkam, und ſeine Mutter ſich weinend von den ſteinernen Stufen erhob, da richtete ſich ſein Stolz wieder auf und er ſagte: „Mutter, das iſt nicht recht, Ihr müſſet nicht greinen; bis in einem Jahr bin ich wieder da, und unſer Xaver kann ſchon einſtweilen das Sach' im Feld ſchaffen."

Nach der erlangten Gewißheit ihres Soldatenſtandes brachten die Burſchen mit Trinken, Singen und Johlen ein, was ſie vorher zu wenig gethan zu haben glaubten.

Als der Aloys heim kam, gab ihm das Marannele weinend einen Rosmarinſtrauß mit rothen Bändern d'ran und nähte ihm denſelben auf ſeine Mütze; Aloys aber zog ſeine Pfeife heraus, rauchte flott durch das ganze Dorf hinauf und zechte mit ſeinen Kameraden bis tief in die Nacht.

Noch ein dritter ſchmerzlicher Tag war zu überwinden, es war der Tag, wo die Rekruten nach Stuttgart einrücken mußten. Aloys ging früh in des Jakoben Haus, das Marannele war im Stall, es mußte jetzt ſelber alle Arbeit verrichten; Aloys ſagte: „Marannele, gib mir Deine Hand;" ſie gab ſie ihm, und er ſagte wieder: „verſprich mir, daß Du nicht heiratheſt, bis ich wieder komm'." — „Gewiß nicht," betheuerte ſie, und er ſagte: „So, jetzt bin ich fertig, aber halt — komm, gib mir auch einen Kuß." Marannele küßte ihn, und die Kühe und Ochſen ſahen verwundert zu, als wüßten ſie, was vorging.

Aloys klopfte nun noch jeder Kuh und jedem Ochſen auf den Bug, und nahm ſo auch Abſchied von ihnen, ſie brummten vor ſich hin.

Der Jörgli hatte ſeine Pferde an den Wagen geſpannt, um die Rekruten einige Stunden weit zu führen, und ſo fuhren ſie nun ſingend durch das Dorf; des Bäckers Konrad, der die Klarinette blies, ſaß mit auf dem Leiterwagen und begleitete die Lieiſen. Man fuhr im Schritt, von allen Seiten drängten ſich noch die Freunde herbei und reichten eine Hand oder auch einen Abſchiedstrunk.

Das Marannele ſchaute zum Fenſter heraus und grüßte noch freundlich. Man näherte ſich dem Ende des Dorfes, und nun wurde nochmals „das Geſätz" geſungen:

'Naus, 'naus, 'naus und 'naus,
Zum Nordſtetter Thörle 'naus ꝛc.

Als man aber das Dorf verlaſſen hatte, wurde der Aloys plötzlich mäuschenſtille, er ſchaute mit naſſen Augen überall umher: hier neben auf der Heide, „Hochbur" genannt, hatte das Marannele das Tuch gebleicht, von dem er das Hemd anhatte; es war ihm, als ob alle Fäden brennten, ſo heiß war es ihm, er ſagte allen Bäumen an der Straße und allen Feldern wehmüthig Ade; drüben im Schießmauernfeld, dort liegt ſein beſter Acker, er hat ihn ſo oft „umgezackert," daß er jedes Steinchen kennt, dort neben hatte er noch vorigen Sommer mit dem Marannele Gerſte geſchnitten, weiter unten im „Hennebühl" liegt ſein Kleeacker, er hatte ihn geſäet, er ſollte ihn nicht wachſen ſehen; ſo ſchaute er lange umher, und als man die Steige hinabfuhr, blickte Aloys vor ſich hin und ſprach kein Sterbenswörtchen. Als man über die Brücke fuhr, ſtarrte er hinab in den Fluß; wer weiß, ob er jetzt noch ſo keck ſeinen Glückskreuzer hinabgeworfen hätte? —

Durch die Stadt ging zwar das Singen und Johlen wieder von Neuem an, aber erſt als man jenſeits auf der Spitze der Bildechinger Steige angekommen war, da athmete Aloys wieder frei auf; vor ihm ſtand ja ſein liebes Nordſtetten, man meinte, man könnte hinüberrufen, ſo gleichauf lag es mit dem Berge, obgleich es faſt eine Stunde fern war; er ſah das gelb angeſtrichene Haus des Schmieds Jörgli mit den grünen Läden, und zwei Häuſer davon wohnte das Marannele, er ſchwenkte ſeine Mütze und begann nochmals:

'Naus, 'naus, 'naus und 'naus ꝛc.

Der Jörgli führte die Rekruten bis Herrenberg, von dort an gingen ſie zu Fuß. Beim Abſchied fragte Jörgli den Aloys: „Soll ich nichts ausrichten an's Marannele?“ — Aloys ſchoß alles Blut in den Kopf, der Jörgli war ihm gerade der unrechteſte Botenmann, und doch hatte er eben den Mund geöffnet, um einen Gruß zu ſagen, unwillkürlich aber brach er in die Worte aus: „Du brauchſt gar nichts mit ihm ſchwätzen, es kann Dich auch für den Tod nicht ausſtehen.“

Der Jörgli fuhr lachend davon.

Unterwegs hatten die Rekruten noch ein bemerkenswerthes Abenteuer: ſie zwangen nämlich im Böblinger Wald einen Holzbauern, ſie den zwei Stunden langen Wald zu fahren; Aloys war der Aergſte dabei, er hatte den Jörgli ſo oft von verwegenen Soldatenſtreichen erzählen hören, und er wollte auch ſo ſein; er war aber auch der erſte, der am Ende des Waldes ſeinen ledernen Beutel öffnete, und dem wieder umkehrenden Bauern etwas gab.

Vor dem Tübinger Thore wurden die Ankömmlinge von einem Feldwebel in Empfang genommen. Mehre Nordſtetter Soldaten waren ihren Landsleuten entgegen gegangen, der Aloys biß die Zähne übereinander, als ſie Alle: „Grüß Gott, Tolpatſch!“ ſagten. Das Johlen und Singen hatte nun ein Ende, ſtill wie eine Heerde Schaafe wurden die Rekruten in die Legionskaſerne geführt. Aloys ſagte ſeinen Landsleuten, daß er als Freiwilliger zur Kavallerie gehen wolle (denn er wollte es dem Jörgli nachmachen); als er aber hörte, daß er dann wieder nach Hauſe müſſe, da das Exerzitium der Kavallerie erſt im Herbſte beginne, da dachte er: „Nein, das geht nicht, ich muß als ein ganz anderer Kerl heimkommen, dann ſoll mir noch einer Tolpatſch ſagen, ich will Euch ſchon tolpatſchen.“

Aloys wurde nun in das fünfte Infanterieregiment eingereiht, er war gegen alle Erwartung anſtellig und gelehrig. Leider hatte er auch hier ein Mißgeſchick, denn er bekam einen Zigeuner als ſeinen „Schlaf.“* Der Zigeuner hatte einen abſonderlichen Widerwillen vor dem Waſſer, Aloys mußte ihn auf Befehl des Rottenmeiſters jeden Morgen an den Brunnen hinabführen und ihn tüchtig waſchen. Anfangs machte das dem Aloys Spaß, nach und nach wurde es ihm aber ſehr zur Laſt; er hätte lieber ſechs Ochſen die Schwänze, als dem Zigeuner das Geſicht gewaſchen.

In der Kompagnie unſeres Aloys war auch ein verlorener Maler, er ſpürte bei Aloys manchen Mutterpfennig, und nun begann er ihn zu malen, in ganzer Uniform mit Ober- und Untergewehr, und der Fahne neben ihm; das war aber auch Alles was man erkennen konnte, denn das Geſicht war eben ein Geſicht und weiter nichts; darunter ſtand jedoch mit ſchönen lateiniſchen Buchſtaben: Aloys Schorer, Soldat im fünften Infanterieregiment.

Aloys ließ das Bild unter Glas und Rahmen bringen und ſchickte es mit dem Beten ſeiner Mutter; in dem Briefe, der dabei war, ſchrieb er: „Mutter, hänget das Bild in der Stube auf, zeiget es auch dem Marannele, hänget es über dem Tiſch auf, aber nicht zu nah am Turteltaubenkäfig, und wenn das Marannele das Bild haben will, ſo ſchenket es ihm, und mein Kamerad, der es gemacht hat, ſagt, Ihr ſolltet mir auch ein Bällele Butter und ein paar Ellen reiſten Tuch * für meinem Feldwebel ſeine Frau, wir heißen ſie nur die Feldwebelina, ſchicken. Ich hab' auch von meinem Kameraden tanzen gelernt, ich gehe Sonntags zum erſtenmal nach Heßlach zum Tanz; brauchſt nicht maulen, Marannele, ich will mich nur probiren. Und das Marannele ſoll auch ſchreiben. Hat der Jakob ſeine Ochſen noch und hat die Bleßkuh noch nicht gekalbt? Es iſt doch kein recht Geſchäft das Soldatenleben, man wird hundsrackermüd' und hat doch nichts geſchafft."

---

* Schlafkameraden, da ſtets zwei Soldaten auf einer Pritſche ſchlafen.

Die Butter kam, und dießmal half ſie beſſer; der Zigeuner wurde einem andern zugewieſen. Bei der Butter war aber auch ein Brief, den der Schullehrer geſchrieben, darin hieß es:

„Unſer Mathes hat aus Amerika fünfzig Gulden geſchickt, er hat auch geſchrieben, wenn Du nicht Soldat wärſt, könnteſt Du jetzt zu ihm, er wollte Dir dreißig Morgen Ackers ſchenken; halt' Dich nur brav und laß Dich nicht verführen, der Menſch iſt gar leicht verführt; das Marannele trutzt ſo halb und halb mit mir, ich weiß nicht warum; als es dein Bild geſehen hat, hat es geſagt, das wärſt Du gar nicht." — Bei dieſen Worten ſchmunzelte der Aloys, denn er dachte: „So iſt's recht, ja ich bin auch jetzt ein ganz anderer Kerl; hab' ich Dir's nicht geſagt, Marannele? gelt Du?" —

Monate waren vorüber, der Aloys wußte, daß nächſten Sonntag Kirchweih in Nordſtetten ſei; er erhielt durch ſeinen Feldwebel auf vier Tag Urlaub, er durfte in ganzer Uniform, mit Säbel und Tſchako nach Haus.

O Du Glücklicher! wie ſelig warſt Du, als Du Samſtag

---

* hänfenes Linnen.

Morgens Dein Putzzeug in den Tſchako legteſt und mit einem „Bhüt's Gott“ bei Deinem Feldwebel Abſchied nahmſt! So eilig aber auch unſer Aloys war, ſo ſprach er doch noch mit der Wache am Kaſernenthor und mit der Wache am Tübinger Thor; er mußte es Allen ſagen, daß er heim ging, ſie ſollten ſich mit ihm freuen, und ihn dauerten die Kameraden, die ſo mir nichts dir nichts auf einem kleinen Fleck zwei Stunden lang umherwandeln mußten, während er in dieſer Zeit ſchon ſeiner Heimath um Vieles, Vieles näher war.

Erſt vor Böblingen machte er Halt und trank auf der Waldburg einen Schoppen, er konnte aber nicht ruhig auf dem Stuhle ſitzen, ſondern ging alsbald wieder fürbaß.

In Nufringen begegnete ihm der Kobbel wieder, der ihn einſt ſo geneckt hatte, ſie reichten ſich freundlich die Hand; Aloys hörte viel von der Heimath, aber kein Wort von Marannele und er ſcheute ſich darnach zu fragen.

In Bondorf endlich zwang er ſich zur Raſt, er hätte ſich ſonſt noch den „Herzbengel“ eingerennt, wenn er ſo fortgelaufen wäre; er ſtreckte ſich auf eine Bank hin und überdachte, wie Alles aufgucken werde, wenn er heim komme, dann ſtellte er ſich wieder vor den Spiegel, ſetzte den Tſchako etwas nach dem linken Ohre, drehte die Locke auf der rechten Seite und nickte ſich Beifall zu.

Es war Abend geworden, als er wieder auf der Anhöhe vor Bildechingen ſtand, ihm gegenüber ſeine liebe Heimath; er johlte nicht mehr, er ſtand ruhig und feſt und machte ſeinem Geburtsorte den militäriſchen Gruß, indem er die Hand an den Tſchako legte.

Immer langſamer ging Aloys, er wollte abſichtlich bei Nacht nach Hauſe kommen, um dann des andern Morgens Alle zu überraſchen. Sein Haus war eines der erſten im Dorfe, es war Licht in der Stube, er klopfte an das Fenſter und ſagte: „Iſt der Aloys nicht da?“

„Jeſus Maria Joſeph, ein Gendarm!“ rief die Mutter.

„Nein, ich bin's, Mutter,“ ſagte Aloys, und nachdem er wegen der niedrigen Thüre den Tſchako abgenommen, ging er hinein und reichte der Mutter die Hand.

Bald nach den erſten Begrüßungen äußerte die Mutter ihre Bekümmerniß, daß nichts mehr zu eſſen da ſei, ſie ging aber hinaus in die Küche und ſchlug ihm ein Paar Eier ein; Aloys ſtand bei ihr am Heerde, und nun erzählte er Alles, er fragte nach Marannele und warum ſein Bild noch draußen hänge; die Mutter erwiederte: „Ich bitt' Dich, ich bitt' Dich, ſchlag' Dir das Marannele aus dem Sinn, das iſt ein keinnütziges Ding.“

„Mutter, redet mir nimmer davon, ich weiß, was ich weiß,“ ſagte der Aloys, ſein vom Feuer auf dem Heerde roth überſchienenes Antlitz hatte einen gewaltigen trotzigen Ausdruck. Die Mutter ſchwieg, und in die Stube zurückgekehrt, ſah ſie mit Herzensfreude, was ihr Aloys für ein prächtiger Burſch geworden war. Jeden Biſſen, den er ſchluckte, ſchmeckte ſie ihm in ihrem leeren Munde nach, den Tſchako aufhebend, jammerte ſie über ſeine grauſame Schwere.

Des andern Morgens ſtand der Aloys früh auf, fummelte ſeinen Tſchako, putzte das Behäng am Säbel und die Knöpfe, mehr als wenn er zur Ordonanz gemußt hätte; als es zum Erſtenmale zur Kirche läutete, ſtand er fix und fertig da, als es zum Zweitenmale zuſammen läutete, ging er das Dorf hinein.

Auf dem Wege hörte er zwei Buben mit einander reden,

„Iſt das nicht der Tolpatſch?“ ſagte der Eine.

„Nein, er iſt's nicht.“

„Ja er iſt's,“ ſagte der Erſte wieder. Aloys ſchaute die Buben grimmig an, und ſie rannten mit ihren Geſangbüchern davon. Aloys ſchritt, von allen Kirchgängern freundlich begrüßt, der Kirche zu; er kam vor dem Hauſe Marannele's vorbei, Niemand ſchaute heraus, er ging den Berg hinan, oft zurückſchauend, und trat, als es eben zum Drittenmale läutete, in die Kirche. Er zog ſeine weißledernen Handſchuhe aus und beſprengte ſich mit Weihwaſſer; er blickte überall in der Kirche umher, er ſah nirgends das Marannele, er blieb an der Thüre ſtehen, auch unter den Ankömmlingen war es nicht. Der Geſang begann, die Stimme Marannele's war nicht darunter, er hätte ſie ja aus tauſenden heraus erkannt. Was nützte ihm nun das Staunen Aller, es ſah ihn ja nicht, für es allein war er den weiten Weg gerannt und ſtand er da, ſo feſt und ſtramm wie gegoſſen. Als aber nach der Predigt der Pfarrer die Marianne Brauner von hier und den Georg Melzer von Wieſenſtetten als Brautpaar verkündete, da ſtand der Aloys nicht mehr da wie gegoſſen, da zitterten ſeine Knie und ſeine Zähne klapperten. Aloys war der erſte aus der Kirche, er rannte über Hals und Kopf nach Haus, warf Säbel und Tſchako auf den Stubenboden und verſteckte ſich im Heu und weinte; einmal über das andere kam ihm der Gedanke ſich zu erhängen, aber er konnte nicht aufſtehen vor Wehmuth und Weinen, alle ſeine Glieder waren ihm wie zerſchlagen, und dann dachte er auch wieder an ſeine Mutter und dann weinte er wieder und ſchluchzte laut.

Die Mutter kam endlich und fand ihn im Heu, ſie tröſtete ihn und weinte mit; er erfuhr nun, daß der Jörgli das

Marannele verführt hatte, und daß es hohe Zeit ſei, daß ſie zuſammen gegeben würden. Er weinte von Neuem, dann aber folgte er ſeiner Mutter wie ein Lamm in die Stube. Als er hier ſein Bild anſichtig wurde, riß er es von der Wand und ſchmetterte es auf den Boden. Lange ſaß Aloys dann hinter dem Tiſche und hielt ſich das Geſicht mit beiden Händen bedeckt, endlich ſtand er auf, pfiff ein luſtiges Lied und ließ ſich zu eſſen geben; er konnte aber nicht eſſen, er zog ſich an und ging in das Dorf. Die Nachmittagskirche war vorüber, aus dem Adler tönte die Muſik zu ihm herab; die Augen niederſchlagend, gleich als müßte er ſich ſchämen, ging er an des Jakoben Haus vorbei; als er aber vorüber war, hob er ſeinen Blick ſtolz empor. Nachdem er beim Schultheiß ſeinen Urlaubspaß abgegeben, ging er nach dem Tanzboden; er ſchaute überall umher, ob Marannele nicht da wäre, und doch wäre ihm nichts unlieber geweſen als das. Der Jörgli aber war da; er trat auf Aloys zu, reichte ihm die Hand und ſagte: „Grüß' Gott Kamerad!“ Der Aloys ſah ihn an, als ob er ihn mit ſeinen Blicken vergiften wollte, dann drehte er ſich um, ohne ihm eine Hand oder Antwort zu geben; er dachte jetzt, daß es eigentlich geſcheiter geweſen wäre, wenn er geſagt hätte: „Was Kamerad! der Teufel iſt Dein Kamerad, aber ich nicht;“ es war indeß zu ſpät zu dieſer Antwort. — Von den Tiſchen brachten es nun alle Buben und Mädchen unſerem Aloys zu, er mußte aus jedem Glas trinken, aber es ſchmeckte ihm Alles wie Galle ſo bitter; er ſetzte ſich dann auch an den Tiſch und ließ ſich eine „Bouteille vom Beſten“ geben, und obgleich es ihm nicht ſchmeckte, trank er doch ein Glas nach dem andern. Die Mechtilde, die Tochter ſeinds Vetters, des Mathes vom Berg, ſtand nicht weit von ihm, er brachte [illegible] zu; das Mädchen that ihm herzlich Beſcheid und blieb bei ihm ſtehen, denn es kümmerte ſich Niemand um ſie, ſie hatte keinen Schatz und darum heute noch keine Tour getanzt, da Jeder faſt fort und fort mit ſeinem Schatze tanzte oder mit der Geſpielin des Schatzes und dem Schatz eines andern wechſelte. Aloys fragte:

„Mechtilde, möchteſt Du nicht auch tanzen?“

„Ja, komm’, wir wollen einmal.“ Sie faßte Aloys bei der Hand, er ſtand auf, zog ſeine Handſchuhe an, ſchaute ſich nochmals um, als ſuche er etwas, und tanzte dann ſo flink, daß Alle ſtaunten. Aus Höflichkeit bot Aloys nach dem Tanze der Mechtilde Platz neben ſich an, er lud ſich damit eine Laſt auf, denn ſie blieb nun den ganzen Abend bei ihm ſitzen; er kümmerte ſich indeß wenig um ihre Unterhaltung, er ſchob ihr nur bisweilen das Glas hin, daß ſie trinken ſolle. Die Zornesblicke des Aloys waren faſt immer auf den Jörgli geheftet, der ſich nicht weit von ihm geſetzt hatte; als man denſelben fragte wo das Marannele ſei, ſagte er, es ſei „unpaß,“ und lachte dabei. Aloys biß ſo mächtig auf ſeine Pfeife, daß ihm ein Gelenk der Spitze im Munde blieb, er ſpie es mit Pfui! aus, der Jörgli ſah in wüthend an, denn er glaubte, das Pfui gelte ihm; als aber Aloys ruhig blieb, zuckte Jörgli nur verächtlich mit den Achſeln und begann allerlei Schelmenlieder zu ſingen, ſie hatten meiſt einerlei Melodie und faſt alle nur eine Strophe wie:

Und a luſtiger Bua
Verreißt allbot* e Paar Schua;

---

* Oftmals.

Und e trauriger Narr
Der hot lang am e Paar.

Es war ſchon bald Mitternacht, als Aloys wiederum ſeinen Säbel von der Wand nahm und nach Hauſe gehen wollte, da ſang der Jörgli mit ſeinen Kameraden das Fopplied, ſie ſchlugen dabei mit den Fäuſten auf den Tiſch:

Hoan,* hoan, hoan gang i net,
Wer will ſchaun hoame gaun**
Der muß koan Geld mei haun,***
Hoan! hoan! hoan gang i net.

Aloys kehrte nochmals mit einigen ſeiner Kameraden um, und ließ ſich noch zwei Flaſchen Wein geben. Sie ſangen nun andere Lieder drein, während Jörgli mit ſeinen Kameraden ſang, Jörgli ſtand auf und rief: „Halt's Maul, Tolpatſch," da ergriff dieſer eine volle Flaſche und warf ſie dem Jörgli in's Geſicht, drauf ſprang er über den Tiſch und packte ihn an der Gurgel, die Tiſche fielen um, die Gläſer klirrten auf dem Boden, die Muſik hielt ein, eine Weile war Alles ſtill, es war, als wollten ſich die beiden Kämpfenden ſtill erwürgen; dann aber entſtand wieder ein allgemeines Halloh, Pfeifen, Schreien und Toben unter einander; die Freunde wehrten ab, indeß nach einer alten Bauerntaktik hielten ſie beim Abwehren nur den Gegner ihres Freundes feſt, damit dieſer um ſo tüchtiger drauf klopfen konnte. Die Mechtilde aber riß den Jörgli ſo wacker am Kopf, daß ſie ihm ein ganzes Büſchel Haare ausraufte. Stuhlbeine wurden nun abgeknickt, die Parteien, die ſich um die beiden Kämpfenden gebildet hatten, zerbläuten einander nach Herzensluſt. Aloys und Jörgli aber hielten ſich, wie wenn ſie ſich in einander verbiſſen hätten; endlich nach langem Ringen hob ſich Aloys in die Höhe und warf den Jörgli auf den Boden, daß man meinte, er hätte das Genick gebrochen, dann kniete er auf ihn nieder, und es war, als ob er ihn erdroſſeln wollte. Der Dorfſchütz trat ein und machte dem Lärmen ein Ende, die Muſik mußte nun für heute aufhören, die beiden Hauptkämpfer mußten in das Gefängniß des Rathhauſes wandern. —

---

* Heim. ** Gehen. *** Mehr haben.

Mit einem zerrauſten blaumäligen Geſichte, bleich und abgehärmt, verließ Aloys des andern Tags das Dorf; ſein Urlaub war erſt Morgen zu Ende, aber was ſollte er noch zu Hauſe? er ging ſo gern wieder fort ins Soldatenleben, er wäre am liebſten in den Krieg gezogen. Der Schultheiß hatte ihm die Rauferei in den Paß geſchrieben, Aloys ging einer harten Strafe entgegen; er ſchaute ſich nicht mehr um, er ging fort, ohne es zu wiſſen, und wünſchte nie mehr wieder zu kehren. Als er in Horb den Wegweiſer nach Freudenſtadt ſah, von wo man nach Straßburg geht, hielt er eine Weile ſtill, er gedachte nach Frankreich zu deſertiren; da grüßte ihn unverſehens Mechtilde und fragte: „Ei Aloys, gehſt Du ſchon wieder nach Stuttgart?“

„Ja,“ antwortete dieſer, und ſchlug den Weg dahin ein; die Mechtilde war wie ein Wegweiſer vom Himmel erſchienen, mit einem freundlichen „Bhüt' Gott“ ſchied er von ihr.

Auf dem Wege ſummte ihm immer das Lied im Kopfe, das der Jörgli einſt zuerſt geſungen hatte, jetzt konnte es der Aloys auch ſingen, und jetzt paßte es erſt ganz auf das Maraunele; er ſummte immer, ohne daß er es wußte, vor ſich hin:

Ach wie bald, ach wie bald
Schwindet Schönheit und Geſtalt.
Thuſt Du ſtolz mit Deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Ach die Roſen welken all.

In Stuttgart angelangt, ſprach er nicht mehr mit der Wache am Tübinger Thor und der an der Kaſerne, er ſchaute wie ein Verbrecher kaum auf. Acht Tage mußte er im „dritten Grad", in einem finſtern Gefängniſſe, ſeine Rauferei abbüßen; oft war er ſo ungeduldig und wild, daß er ſich an der Wand den Kopf entzwei rennen wollte, dann aber lag er wieder faſt Tag und Nacht im halben Schlaf.

Als er aus dem Gefängniſſe kam und auf ſechs Wochen in die Strafklaſſe eingetheilt wurde, die ſich keine Stunde von der Kaſerne entfernen darf, ſondern immer zum Appell bereit ſein muß; da verfluchte er ſeinen Vorſatz, daß er zum Militär gegangen war und er ſich ſo noch auf ſechs Jahre an die Heimath gebunden hatte, er wäre gern fort, fort, ſo weit als es ging.

Da kam eines Tags Mutter Marei mit einem Briefe von ihrem Mathes aus Amerika, er hatte vierhundert Gulden geſchickt, damit ſich der Aloys einen Acker kaufe, oder, wenn er zu ihm wolle, ſich mit dem Gelde vom Militär losmache.

Der Aloys, der Mathes vom Berg mit ſeiner Frau und ſeinen acht Kindern, darunter auch die Mechtilde, wanderten noch dieſen Herbſt gemeinſchaftlich nach Amerika aus.

Als Aloys auf der See war, da ſummte er oft die Strophe des allbekannten Liedes vor ſich hin, er verſtand ſie erſt jetzt recht:

„Das, das, das und das,
Das Schifflein hat den Lauf;

Der, der, der und der,
Der Schiffmann ſteht ſchon drauf.
Spür' ich einen rechten Sturmwind weh'n
Als wollt' das Schiff zu Grunde geh'n,
Da ſtehen meine Gedanken
Zu wanken."

In ſeinem letzten Briefe, vom Ohio, ſchreibt der Aloys an ſeine Mutter:

„Es druckt mir oft ſchier das Herz ab, daß ich all' das viele Gut ſo allein genießen ſoll, ich wünſch mir oft ganz Nordſtetten herbei; den alten Zahn, das blinde Conradle, das Schakkerle von der Steingrub, den Soges, den Sauerbrunnenbaſche und das Maurizele vom Hungerbrunnen, die ſollten ſich alle bei mir ſatt eſſen, bis ſie nimmer weiter können; was hab' ich davon, wenn ich ſo allein da bin? Da könntet ihr dann auch ſehen, wie der Tolpatſch jetzt ſeine vier Roß im Stall und zehn Fohlen im Felde hat. Wenn's dem Marannele nicht gut geht, ſchreibet mir's auch, ich will ihm 'was ſchicken; es darf aber nichts davon erfahren, von wem es iſt, es dauert mich in's Herz hinein. Der Mathes vom Berg wohnt eine Stund' von mir, die Mechtilde iſt eine tüchtige Schafferin, aber ſie iſt doch kein Marannele; wenn es ihm nur auch gut geht, hat es ſchon Kinder? Auf der Ueberfahrt iſt auch ein geſtudirter Landsmann, der Doktor Stäberle von Ulm bei uns geweſen, der hat mir an einer Weltkugel gezeigt, daß wenn in Amerika Tag, es in Nordſtetten Nacht iſt, und ſo umgekehrt; ich hab' nicht mehr dran gedacht, aber jetzt, wenn ich als im Feld bin und ſo denk: was machen ſie denn jetzt in Nordſtetten? da fällt mir's ein: Potz Blitz, die ſchlafen ja jetzt, und des Schackerle's Hannes, der

Nachtwächter, ruft ſein: „B'hüt' uns Gott und Maria." Am Sonntag iſt mir's am ärgſten, daß in Nordſtetten jetzt Samſtag zu Nacht iſt, das ſollt' nicht ſein, es ſollt' Alles Einen Tag haben. Am letzten Sonntag haben wir aber doch beim Mathes auf dem Berg getanzt, da war ja Kirchweih in Nordſtetten, ich vergeß' das nie und wenn ich hundert Jahr alt werde. Ich möcht' nur auch einmal wieder eine Stund' in Nordſtetten ſein, da wollt ich auch dem Schultheiß zeigen, was ein freier Bürger von Amerika iſt."

II.

Die Kriegspfeife.

Das iſt eine ganz abſonderliche Geſchichte, die aber doch mit der neuern Weltgeſchichte, oder was faſt einerlei iſt, mit der Geſchichte Napoleon's, ganz genau zuſammenhängt. Damals war eine außerordentliche Zeit, jeder Bauer konnte aus der Königsloge ſeines eigenen Hauſes die ganze Weltgeſchichte vorbei defiliren und agiren ſehen, Könige und Kaiſer ſpielten darin mit, und erſchienen bald ſo, bald ſo angezogen; und dieſes ganze großartige Schauſpiel koſtete den Bauer oft weiter nichts als Haus und Hof und etwa noch ſein Leben. So arg ging's aber meinem Nachbar Hansjörg nicht, doch — ich will die Geſchichte von vorn erzählen.

Es war im Jahr 1796. Wir in unſerer mäuschenſtillen Zeit, wir Kinder des unbefriedigten Friedens, können uns kaum einen Begriff von der damaligen Unruhe machen; es war als ob die Leute gar nirgends mehr feſt zu Hauſe wären, als ob das ganze Menſchengeſchlecht ſich auf die Beine gemacht hätte, um einer den andern da und dorthin zu treiben. Ueber den Schwarz bald die Oeſterreicher mit ihren weißen Wämmſern, bald die Franzoſen mit ihren rothen Hoſen, dann wieder die Ruſſen mit ihren langen Bärten, und zwiſchen drin ſteckten die Baiern, Würtemberger, Heſſen, in allerlei Geſtalt; der Schwarzwald war das allzeit offene Thor für die Franzoſen, und jetzt eben iſt man endlich dran, einen Riegel vorzuſchieben.

Es war alſo oftmals ein Marſchiren, Retiriren und Vordringen, ein Schießen und Donnern, daß man nicht wußte, wo einem der Kopf ſtand; wirklich blieb er manchmal auch nicht ſtehen, ſondern purzelte unverſehens um. Nicht weit von Baiſingen iſt mitten auf dem ebenen Felde eine Anhöhe, ſo hoch wie ein Haus, und drunter ſollen lauter todte Soldaten liegen, Franzoſen und Deutſche bei einander.

Mein Nachbar Hansjörg war aber davor behütet, Soldat werden zu brauchen, obſchon er ein ſchmucker und handfeſter Burſch war, der ſich überall ſehen laſſen durfte, und er eben in das neunzehnte Jahr trat. Das kam nämlich davon. Am Tage vor des Maurers Wendel Hochzeit, der eine Frau von Empfingen hat, ritt der Hansjörg mit den Andern hinter dem Wagen drein, auf dem die Braut mit dem Hausrath auf dem blauangeſtrichenen Kaſten neben der Kunkel und der nagelneuen Wiege ſaß. Der Hansjörg ſchoß immer am teufelmäßigſten, er that immer eine doppelte Ladung in die Piſtole. Als nun der Zug bei der Leimengrube ankam, wo rechts der Weiher und links die Ziegelhütte iſt, aus der das Katherle herausſah, da ſchoß der Hansjörg wieder; aber faſt noch ehe man den Knall hörte, hörte man den Hansjörg gotterbärmlich ſchreien, die Piſtole entfiel ſeiner Hand, er ſelbſt wäre vom Pferde gefallen, wenn ihn ſein Kamerad, der Vitell, nicht gehalten hätte. Jetzt ſah man, was geſchehen war: der Hansjörg hatte ſich am mittlern Gelenk den Zeigefinger der rechten Hand abgeſchoſſen; er wurde nun vom Pferde heruntergehoben, Alles ſprang mitleidig herzu, und auch das Kätherle aus der Ziegelhütte kam herbei und wurde faſt ohnmächtig, als es ſah, wie der Finger des Hansjörg nur noch an der Haut hing, der Hansjörg aber biß vor Schmerz die Zähne über einander und blickte ſtarr auf das Kätherle; er wurde nun in das Haus des Zieglers gebracht. Der alte Jockel vom Scheubuß, der das Blut ſtillen konnte, wurde ſchnell herbeigerufen, ein Anderer lief nach der Stadt zu dem Erath, einem vielgeliebten Chirurgus. — Als der alte Jockel ins Zimmer trat, war Alles plötzlich ſtill und wich vor ihm zurück, ſo daß alle Anweſenden zu beiden Seiten eine Fronte bildeten, durch welche er zu dem Verwundeten ſchritt, der hinter dem Tiſche auf der Bank lag. Nur das Kätherle trat vor und rief: „Um Gotteswillen Jockel, helfet dem Hansjörg;“ dieſer ſchlug die Augen auf und wendete den Kopf nach der Redenden, und als nun der Jockel vor ihm ſtand und leiſe murmelnd die Hand berührte, da hörte das Blut ſchon auf zu rinnen.

Das war aber diesmal nicht durch die Sympathie Jockel's geſchehen, ſondern durch eine andere Sympathie, nämlich durch die zwiſchen dem Kätherle und dem Hansjörg; denn als dieſer die Worte Kätherle's hörte, fühlte er, wie ihm alles Blut nach dem Herzen drang, und dadurch hörte das Bluten des Fingers auf.

Der Erath kam und dem Hansjörg wurde nun der Finger abgenommen; er hielt ſich bei dem grauſamen Schmerze wie ein Held. Als er ſchon einige Stunden darauf im Wundfieber lag, war es ihm, als ob ein Engel zu ihm heranſchwebte, und ihm Kühlung zuwehte; (er wußte es nicht, daß das Kätherle ihm die Fliegen abwehrte und dabei oft ganz nahe an ſeinem Geſichte auf- und abfuhr; es kann eine ſolche Nähe, wenn auch nicht eigentliche Berührung, einer liebenden Hand eine magiſche Wirkung in dem Andern hervorrufen, und dieſe kann ſich wohl in unſerm Hansjörg als eine ſolche Traumgeſtalt gebildet haben). Dann erſchien dem Hansjörg im Traume wieder eine ganz verhüllte Geſtalt; er konnte ſich nachher nicht mehr recht erinnern, wie ſie ausſah, und — ſo ſonderbar ſind die Träume — die Geſtalt hatte einen loſen Finger im Munde und ſchmauchte damit Tabak, als ob es eine Pfeife wäre, ſo daß die blauen Wölkchen ſich aus duftigen Ringen ausbreiteten.

Kätherle bemerkte, daß die geſchloſſenen Lippen Hansjörg's ſich im Schlafe mehrfach auf und nieder bewegten; als er erwachte, war das erſte, was er verlangte: ſeine Pfeife. Hansjörg hatte die ſchönſte Pfeife im ganzen Dorfe und wir müſſen ſie näher betrachten, denn ſie iſt ein Hauptſtück in unſerer Geſchichte. Es war ein ulmer Maſerkopf, deſſen braune Marmorirungen die wunderlichſten Figuren machten, ſo daß man ſich allerlei hineindenken konnte; der ſilberne Deckel war wie ein Helm geformt, und ſo blank, daß man ſich drein ſpiegeln konnte und noch den Vortheil hatte, daß man ſein Geſicht doppelt und zwar zu unterſt und zu oberſt darin ſah; auch an der untern Kante, ſo wie am Stiefel war der Pfeifenkopf mit Silber beſchlagen, ein doppeltes ſilbernes Kettchen mit einem Sprungringe diente ſtatt der Schnur und hielt das kurze Rohr mit der langen vielgelenken krummen Mundſpitze.

War dieſe Pfeife nicht ſchön, und hatte Hansjörg nicht recht, daß er ſie liebte wie ein Held des Alterthums ſeinen Schild?

Das erſte, was nun Hansjörg bei dem Verluſte ſeines Fingers ärgerte, war das, daß er ſich nun ſchwer mehr werde eine Pfeife ſtopfen können. Das Kätherle lachte und ſchalt ihn aus über ſeine Liebhaberei, aber es ſtopfte ihm doch eine Pfeife, holte eine Kohle und that ſogar ſelbſt ein Paar Züge; es ſchüttelte ſich aber und machte ein Geſicht, als ob es ſich furchtbar davor ekle. Dem Hansjörg hatte aber noch nie eine Pfeife ſo gut geſchmeckt als die, welche das Kätherle vorher im Munde gehabt hatte.

Trotzdem es heißer Sommer war, durfte der Hansjörg mit ſeiner Wunde nicht nach Hauſe gebracht werden, er mußte alſo bei dem Ziegler bleiben; das war unſerm Patienten ſehr recht, und obwohl ſeine Eltern kamen, um ihn zu verpflegen, wußte er doch, daß ſchon Zeiten kommen würden, wo er mit dem Kätherle allein ſein würde.

Andern Tages war des Maurer Wendel's Hochzeit, und als es zur Kirche läutete, pfiff der Hansjörg den unabänderlich wiederkehrenden Hochzeitsmarſch, der jetzt drinnen im Dorfe geſpielt wurde, auf ſeinem Bette nach.

Nach der Kirche zog die Muſik im Dorfe umher und ſpielte vor den Häuſern, in denen die ſchönſten Mädchen waren, oder ſolche, die Schätze hatten; die Burſchen und Mädchen ſchloſſen ſich dann dem Zuge an, der, je weiter er kam, ſich immer mehr vergrößerte; ſie kamen auch vor des Zieglers Haus. Der Viteli kam, als „Geſpiele“ Hansjörg's, mit ſeinem Schatze herauf, um ſtatt des Verwundeten das Kätherle mit zum Tanze zu nehmen; dieſes aber dankte, ſchützte Arbeit vor und blieb daheim. Der Hansjörg war hierüber hoch erfreut, und als ſie allein waren, ſagte er:

„Kätherle, gräm' Dich nicht, es gibt bald wieder eine

Hochzeit, und da wollen wir Zwei rechtſchaffen mit einander tanzen.“

„Eine Hochzeit?“ fragte das Kätherle betrübt, „ich wüßt' nicht von wem?“

„Komm' mal her,“ ſagte Hansjörg lächelnd, das Kätherle trat näher, und er fuhr fort: „Ich will Dir's nur geſtehen, ich hab' mir den Finger mit Fleiß abgeſchoſſen, damit ich kein Solda zu werden brauch'.“

Das Kätherle fuhr zurück, ſchrie laut auf und bedeckte ſich mit der Schürze das Angeſicht.

„Warum ſchreiſt Du?“ fragte Hansjörg, „iſt Dir's denn nicht recht? Es muß Dir recht ſein, denn Du biſt daran ſchuld.“

„Jeſus, Maria, Joſeph! nein, gewiß nicht, ich bin daran unſchuldig, o, Du lieber Heiland, was haſt Du für eine Sünd' gethan, Hansjörg; Du hätteſt Dich ja auch todt ſchießen können, nein, Du biſt ein wilder Menſch, mit Dir möcht' ich nicht hauſen, ich hab' Angſt vor Dir.“

Kätherle wollte ihm entfliehen, aber Hansjörg hielt es noch mit der linken Hand feſt, es ſtand da, riß unwillig, wendete ihm den Rücken zu und kaute an einem Ende der Schürze; der Hansjörg hätte alles in der Welt drum gegegeben, wenn es ihn nur einmal angeſehen hätte, aber all' ſein Bitten und Flehen war umſonſt, er ließ nun los und wartete eine Weile, ob es ſich nicht umkehre, als es aber immer ſtumm und abgekehrt blieb, da ſagte er mit zitternder Stimme: „Willſt Du nicht ſo gut ſein und meinen Vater holen? ich will heim.“

„Nein, das darfſt Du nicht, Du könnteſt ja den Hundskrampf kriegen, hat der Crath geſagt,“ erwiederte das Kätherle noch immer abgekehrt.

„Wenn Du Niemand holſt, ſo geh' ich allein," ſagte Hansjörg.

Das Kätherle kehrte ſich um und ſah ihn an mit thränenden Augen, aus denen alle Bitten und alle Mächte der liebenden Beſorgniß hell leuchteten; Hansjörg faßte Kätherle's Hand, ſie war fieberheiß, und er ſchaute lange in das Antlitz ſeines Mädchens. Es war nicht ſo was man eigentlich ſchön nennt, es war derb und kräftig; das Antlitz, ſo wie der ganze Kopf hatte eine faſt kugelrunde Bildung, die Stirn war hochgewölbt, beinahe wie ein Halbkreis, die Augen lagen tief in der Biegung, die kleine Stumpfnaſe, die etwas Neckiſches und Uebermüthiges ausſprach, die runden vollen Wangen, Alles verrieth geſundes, friſches Leben. Hansjörg betrachtete die Hocherglühende, wie wenn ſie die allerſchönſte geweſen wäre.

So hielten ſie ſich lange und ſprachen kein Wort, endlich ſagte Kätherle: „Soll ich Dir ein' Pfeif' ſtopfen?"

„Ja," ſagte Hansjörg und ließ ſie los.

In dem Anerbieten Kätherle's lag der beſte Ausſpruch der Verſöhnung; das fühlten Beide, ſie redeten darum kein Wort mehr von ihrem Streit.

Gegen Abend kamen viele Burſchen und Mädchen mit hochglühenden Wangen und freudeſtrahlenden Augen, um das Kätherle zum Tanze abzuholen, es aber wollte durchaus nicht mitgehen, der Hansjörg lächelte vor ſich hin; als er aber das Kätherle bat, ihm doch den Gefallen zu thun und mitzugehen, hüpfte es freudig fort und kam bald darauf ſchön geputzt wieder.

Nun war aber ein neuer Uebelſtand. Trotz ihrer Gutmüthigkeit wollte doch keines von Allen vom Tanze weg und beim Hansjörg bleiben; da kam zu gutem Glück der alte Jockel, und für einen guten Schoppen, den man ihm vom Wirthshauſe ſchicken wollte, verſprach er, wenn's nöthig wäre, die ganze Nacht dazubleiben. —

Der Hansjörg hatte ſich von dem Erath ſeinen Finger in einem mit Spiritus gefüllten Glaſe aufbewahren laſſen, er wollte dies dem Kätherle ſchenken; aber trotz ſeiner ſonſtigen Derbheit fürchtete ſich das Mädchen davor wie vor einem Geſpenſte, es wagte kaum das Glas anzurühren, und als der Hansjörg zum erſten Male das Haus verlaſſen durfte, gingen ſie mit einander in den Garten vor dem Hauſe und begruben den Finger. Hansjörg ſtand ſinnend dabei, als das Kätherle das Loch wieder zuſchaufelte. Die Sünde gegen das Vaterland, die er durch ſeine Selbſtverſtümmelung begangen hatte, kam ihm nicht in den Sinn; dagegen trat ihm der Gedanke vor die Seele, daß hier ein Theil der ihm von Gott verliehenen Lebenskraft eingeſcharrt werde, für die er Rechenſchaft ablegen müſſe. Er ſtand ſo zu ſagen bei lebendigem Leibe bei ſeinem eigenen Begräbniß, und der Vorſatz ſtieg in ihm auf, alle ihm noch gebliebenen Kräfte nach Pflicht und Gewiſſen treulich zu üben und anzuwenden; ein Todesgedanke überſchauerte ihn, und mit Wehmuth und Freude ſchaute er auf, ſah ſich lebend und neben ihm ſein geliebtes Mädchen. Solche Gedanken bewegten ſich halb klar in ſeiner Seele, und er ſagte: „Kätherle, ich ſeh's wohl ein, ich hab' mich ſchwer verſündigt und ich muß beichten; ich muß es bald vom Herzen haben, ich will gern jede Buße thun.“

Kätherle umarmte und küßte ihn, und er genoß im voraus die ſeligſte Abſolution, wie ſie eigentlich das wahrhaft reuige Gemüth, mit feſtem Vorſatze ausgerüſtet, ſchon allein für ſich empfinden muß.

Sonntags darauf ging Hansjörg zur Beichte, man hat nie erfahren, welche Buße ihm auferlegt wurde.

Man ſollte meinen, ein Menſch müſſe einen beſondern geheimen Zug nach der Stelle hin haben, wo ein Stück ſeines lebendigen Daſeyns ruht. Wie uns das Vaterland doppelt heil'g iſt, weil die Gebeine unſerer Lieben darin ruhen, wie uns die ganze Erde erſt recht heilig wird, wenn wir bedenken, wie ſich die Körper unſerer Freunde und Mitmenſchen mit ihrem Staube vermiſchen, ſo muß ein Menſch, von deſſen eigenem unzertrennlichen Körper ein lebendiger Theil ſchon Erde geworden, ſich von der unendlichen Macht der irdiſchen Heiligkeit angezogen fühlen, und ſich oft nach einem Theil ſeiner Ruheſtätte hinwenden.

Solche Gedanken, wenn auch eine dunkle Ahnung von irgend etwas davon in unſerm Freunde aufſtieg, konnten doch, wie natürlich bei einem Menſchen, wie unſer Hansjörg war, nicht lange haften. Er ging tagtäglich nach des Zieglers Haus, nicht weil ein Todtes, ſondern weil ihn das Leben, d. h. die Liebe zu Kätherle, hinzog. Manchmal aber ging er auch recht betrübt von dort weg, denn das Kätherle ſchien es darauf angelegt zu haben, ihn zu ärgern und zu meiſtern. Das erſte, was das Kätherle immer und immer von ihm verlangte, war: daß er das Rauchen aufgeben ſolle, er durfte es nie küſſen, wenn er geraucht hatte, und ehe er zu ihm ging, mußte er faſt immer ſeine liebe Pfeife verſtecken; in des Zieglers Stube aber durfte er nie und nimmer rauchen, und ſo gern er auch dort war, machte er ſich doch immer nach einer Weile wieder fort. Kätherle hatte wohl recht, wenn es ihn oft damit neckte.

Hansjörg ärgerte ſich gewaltig über den Eigenſinn Kätherle's, und er ſteifte ſich immer mehr auf ſeine Liebhaberei; er meinte, es ſei unmännlich, ſich von einem Weibe etwas verſchreiben zu laſſen, das Weib müſſe nachgeben, dachte er, und dann muß man auch bekennen: es war ihm rein unmöglich, ſeine Gewohnheit aufzugeben. Er probirte es einmal während der Heuernte zwei Tage lang, aber es war ihm immer, als ob er faſte, es fehlte ihm überall etwas, und er holte ſich ſeine Pfeife wieder, und indem er ſie vergnüglich zwiſchen den Zähnen feſthielt und dabei Feuer ſchlug, ſagte er vor ſich hin: „Eh' mag das Kätherle und mit ihm alle Weibsleut' zum Teufel gehen, eh' ich das Rauchen aufgäb!“ Er ſchlug ſich dabei auf die Finger, und die heftig ſchmerzende Hand ſchüttelnd dachte er: das iſt Sündenſchuld, denn das iſt eigentlich doch nicht wahr.

Endlich kam der Herbſt herbei, Hansjörg wurde richtig für untauglich zum Militärdienſt erklärt. Noch einige andere Bauernburſchen hatten ihm ſeine Liſt nachgeahmt, ſie hatten ſich nämlich die Schaufelzähne ausgeriſſen, damit ſie keine Patronen beißen konnten; aber die Militärcommiſſion ſah dies als abſichtliche Verſtümmelung an, während die des Hansjörg, ihrer Gefährlichkeit wegen, als Unglück betrachtet wurde. Die Zahnlückigen wurden zum Fuhrweſen genommen und mußten nun doch mit in den Krieg ziehen; mit einer verſtümmelten Zahnreihe mußten ſie die oft mageren Biſſen der Kriegskoſt beißen, und am Ende mußten ſie gar ins Gras beißen, wozu ſie eigentlich gar keine Zähne mehr brauchten.

In den erſten Tagen des Octobers hielt der franzöſiſche General Moreau ſeinen berühmten Rückzug über den Schwarzwald. Eine Abtheilung des Zuges kam auch durch Nordſtetten; man hörte mehrere Tage vorher davon. Es war eine Furcht und Angſt im Dorfe, daß man ſich nicht zu helfen und zu rathen wußte; in allen Kellern wurde gegraben und geſchaufelt, und alles, was man von Geld und Koſtbarkeiten hatte, hineingelegt. Die Mädchen brachten ihre Granatenſchnüre mit der daran hängenden ſilbernen Münze (dem ſogenannten Anhänger), ſie zogen ihre ſilbernen Ringe vom Finger und legten ſie in die Grube, Alles ging ſchmucklos umher wie bei einer großen Trauer; das Vieh wurde bei Egelsthal in eine unwegſame Schlucht getrieben. Die Mädchen und Burſchen ſahen ſich betrübt an, wenn man von dem herannahenden Feinde ſprach; mancher Burſch faßte dann nach ſeinem Meſſergriffe, der aus der Hoſentaſche hervorſah.

Am übelſten waren aber die Juden dran. Wenn man dem Bauer auch Alles nimmt, ſeinen Acker und ſeinen Pflug kann man ihm doch nicht forttragen; die Juden aber hatten all ihr Vermögen in beweglicher Habe, in Geld und Waaren, ſie zitterten daher doppelt und dreifach. Der jüdiſche Kirchenvorſteher, ein geſcheiter und gewandter Mann, fand einen pfiffigen Ausweg. Er ließ ein großes Faß mit rothem Wein, der tüchtig mit Branntwein vergeiſtigt war, vor ſeinem Hauſe aufſtellen, auf einen Tiſch gefüllte Flaſchen ſetzen, um damit die ungebetenen Gäſte zu regaliren. Die Liſt gelang, weil die Franzoſen ohnedieß Eile hatten, weiter zu kommen.

Der Tag des Durchmarſches kam und ging beſſer vorüber, als man je gehofft hatte. Die Leute im Dorfe ſtanden haufenweiſe bei einander und betrachteten die Vorüberziehenden; zuerſt kam die Reiterei, dann kam ein gewaltiger Trupp Infanterie.

Hansjörg war mit ſeinen Kameraden Viteli und Xaver hinausgegangen nach der Ziegelhütte, er wollte für alle Fälle dort ſein, damit dem Kätherle nichts geſchehe; er ging mit ſeinen

Kameraden in den Garten vor dem Hauſe, und über den Zaun gelehnt, ſchmauchte er behaglich ſeine Pfeife. Das Kätherle ſchaute zum Fenſter heraus und ſagte: „Wenn Du nicht rauchen willſt, Hansjörg, kannſt Du mit Deinen Kameraden 'raufkommen.“

„Wir ſind ſchon gut da,“ erwiederte der Hansjörg, drei Qualme ſchnell nach einander ausſtoßend und die Pfeife feſter faſſend.

Nun kam die Reiterei, Alle ritten ungeordnet einher, ſie ſchienen kaum zuſammen zu gehören, ein Jeder kümmerte ſich faſt nur um ſich, und doch ſah man's wieder, daß ſie zuſammenhielten. Einige warfen keck lachend und winkend dem Kätherle am Fenſter Kußhändchen zu, der Hansjörg fuhr raſch mit der Hand nach ſeinem Seitenmeſſer; das Kätherle ſchob das Fenſter zu und ſchaute nur noch verſtohlen hinter den Scheiben hervor. Nach der Infanterie kamen Fouragewagen und die Wagen mit den Verwundeten. Das war ein erbärmlicher Anblick. Einer der Verwundeten ſtreckte eine Hand heraus, an der auch nur vier Finger waren; das fuhr dem Hansjörg durch Mark und Bein, es war ihm plötzlich, als ob er ſelber da droben läge. Der Verwundete hatte nichts als ein Tuch um den Kopf gebunden und es ſchien ihn zu frieren, der Hansjörg ſprang ſchnell über den Zaun, nahm die Pudelkappe vom Kopfe und ſetzte ſie dem Armen auf, dann gab er ihm noch ſein Geld mit ſammt dem ledernen Beutel. Der Verwundete machte mehrere Zeichen mit dem Munde und deutete damit an, daß er gern rauchen möchte, er ſah dabei den Hansjörg bittend und bettelnd an und deutete immer auf ſeine Pfeife, der Hansjörg aber ſchüttelte Nein. Das Kätherle brachte Brod und Hemden herbei und legte ſie auf den

Wagen des Verwundeten, die kranken Krieger ſahen vergnügt auf das friſche Mädchen, und einige machten ein militäriſches Begrüßungszeichen und welſchten unter einander; ſie fuhren dann immer freundlich winkend davon. Da dachte Niemand mehr, ob dieß Feinde oder Freunde wären, es waren unglückliche, hülfsbedürftige Menſchen, und Jeder mußte ihnen helfen.

Ein großer Trupp Reiter beſchloß den Zug. Das Kätherle ſtand wieder am Fenſter, Hansjörg mit ſeinen Kameraden wieder auf ihrem Poſten; da ſagte der Viteli: „Guck, da kommen Marodeurs.“

Zwei zerlumpte Kerle in halber Uniform, ohne Sattel und Bügel ſprengten heran; eine Strecke, ehe ſie bei Hansjörg waren, hielten ſie ein und ſprachen etwas mit einander, man hörte den Einen lachen, ſie ritten dann langſam und der Eine ganz nahe an dem Zaune hin, und ratſch! riß er dem Hansjörg die Pfeife aus dem Munde, und dann im geſtreckten Galopp auf und davon; der Marodeur ſteckte ſich die noch brennende Pfeife in den Mund und dampfte luſtig wie zum Hohne.

Der Hansjörg hielt ſich den Mund, es war ihm, als ob ihm alle Zähne aus dem Kiefer herausgeriſſen wären; das Kätherle aber lachte aus vollem Halſe und rief: „So, jetzt hol' Dir Dein' Pfeif'.“

„Ja, ich hol' ſie,“ ſagte Hansjörg und knackte vor Wuth eine Latte am Zaun zuſammen, „kommet, Viteli, Xaver, wir thun unſere Gäul' 'raus und reiten nach, und wenn wir darüber zu Grund gehen, den Hallunken laß ich mein Pfeif' nicht.“

Die beiden Kameraden gingen davon und holten ſchnell die Pferde aus dem Stall, das Kätherle aber kam herabgeſprungen, rief den Hansjörg in den Hausgang; unwillig ging er zu ihm, denn er war bös, daß es ihn ſo ausgelacht hatte, das Kätherle aber faßte zitternd ſeine Hand und ſagte: „Um Gotteswillen, Hansjörg, laß die Pfeif', guck, ich will Dir auch Alles zu Gefallen thun, folg' mir nur jetzt; willſt Du Dich denn wegen ſo eines nichtsnutzigen Dinges umbringen laſſen? Ich bitt' Dich, bleib' da."

„Ich mag nicht, mir iſt's recht, wenn mir einer eine Kugel durch den Kopf ſchießt, was ſoll ich da thun? Du kannſt doch nur nichts als foppen."

„Nein, nein!" rief das Kätherle und fiel ihm um den Hals, „ich laß Dich nicht gehen, Du mußt da bleiben."

Den Hansjörg durchzuckte es wunderbar, aber er fragte keck: „willſt Du denn mein Weib ſein?"

„Ja, ja, ich will ja!"

Die Beiden umarmten ſich ſelig, dann rief Hansjörg: „Mein Lebtag kommt mir kein' Pfeif' mehr in den Mund, guck, mich ſoll ein heiligkreuz —"

„Nein, ſchwör' nicht, Du mußt's auch ſo halten können, das iſt viel beſſer; gelt, Du bleibſt jetzt aber auch da? Laß die Pfeif' beim Franzos und beim Teufel."

Unterdeſſen kamen die Kameraden zu Pferd, ſie hatten ſich mit Heugabeln bewaffnet und riefen: „Tapfer, Hansjörg, komm!"

„Ich geh' nicht mit," ſagte der Hansjörg, das Kätherle im Arm haltend.

„Was kriegen wir denn, wenn wir Dein Pfeif' wiederbringen?" fragte Viteli.

„Sie iſt Euer."

Die Beiden ritten wie im Sturme davon den Weg nach Empfingen, Hansjörg und Kätherle ſchauten ihnen nach. Dort, an der kleinen Anhöhe, wo die Lehmgrube für die Ziegelhütte iſt, hatten ſie die Marodeurs faſt eingeholt; als dieſe ſich aber verfolgt ſahen, machten ſie keck kehrtum, ſchwenkten ihre Säbel und der eine zielte noch mit einer Piſtole. Als der Viteli und der Xaver das ſahen, machten ſie ebenfalls hurtig kehrtum und waren ſchneller wieder da, als ſie dort geweſen waren. —

Von dieſem Tage an that der Hansjörg keinen Zug mehr aus einer Pfeife, vier Wochen ſpäter wurde er von der Kanzel herab mit dem Kätherle verkündet. —

Eines Tages ging Hansjörg nach der Ziegelhütte, er war hinter dem Hauſe hergekommen, Niemand hatte ihn geſehen; da hörte er drinnen das Kätherle mit Jemanden ſprechen: „Alſo Du kennſt ſie ganz genau?“ fragte das Kätherle.

„Warum ſoll ich ſie nicht kennen?“ erwiederte der Angeredete, Hansjörg erkannte an der Stimme das rothe Maierle, einen Handelsjuden, „ich hab' ihn ja oft genug mit ihr geſehen; er hat ſie ſo gern gehabt, wie er Dich hat, und wenn es gegangen wär', ich glaub', er hätt' ſie geheirathet.“

„Weißt Du,“ ſagte Kätherle, „ich will nur ſehen, wie er die Augen ſperrangelweit aufreißen wird, wenn er ſie an ſeiner Hochzeit wiederſieht; ich kann mich alſo ganz gewiß darauf verlaſſen?“

„So gewiß ſoll' ich hundert tauſend Gulden reich werden, ſie muß da ſein.“

„Aber der Hansjörg darf nichts von ihr erfahren.“

„Stumm wie ein Fiſch!“ erwiederte das rothe Maierle und ging davon.

Hansjörg kam ſchüchtern zu Kätherle, er ſchämte ſich zu geſtehen, daß er gehorcht habe; als ſie aber traulich bei einander ſaßen, ſagte er: „Ich will Dir's nur ſagen, laß Dir nichts vor ſchwätzen, es iſt nicht wahr; man hat mir einmal nachgeſagt, ich hätt' Bekanntſchaft mit der Adlerwirthsmagd, die jetzt in Rottweil dient, glaub' Du mir, es iſt nicht wahr, ich bin ja damals noch in die Chriſtenlehr' gegangen, es war nichts als Kinderei.“

Das Kätherle that, als ob es ein gar großes Gewicht auf dieſen Umſtand lege, und der Hansjörg hatte viel zu thun, ſich zu rechtfertigen. Er gab ſich noch am Abend alle Mühe, das rothe Maierle auszuhorchen, aber das war „ſtumm wie ein Fiſch.“

Hansjörg hatte noch viele Rügen auszuſtehen und gewiſſermaßen durch das ganze Dorf Spitzruthen zu laufen. Das war nämlich ſo. Am Sonntage vor der Hochzeit ging nach alter Sitte der Hansjörg und ſein „Geſpiel“, der Viteli, Jeder mit einem rothen Bande um den Arm und einer rothen Schleife an dem dreieckigen Hute, von Haus zu Haus im ganzen Dorfe, und der „Hochzeiter“ ſagte folgenden Spruch: „Ihr ſollet höflich eing'lade ſein zur Hanzich am Zinſtig (Hochzeit am Dienſtag) im Adler. Wemmers (wenn wir's) wieder verdäue (vergelten) könnet welle mer's au thoan (wollen wir's auch thun). Kommet au g'wiß. Vergeſſet's ét. Kommet au g'wiß.“ Darauf öffnete in jedem Hauſe die Frau die Schublade am Tiſch, that Brod und Meſſer heraus und reichte es mit den Worten: „Schneidet au Brod.“ Der Hochzeiter mußte nun ein Schnitzel Brod abſchneiden und daſſelbe mitnehmen. Hansjörg machte das Brodſchneiden mit ſeinen vier Fingern etwas ungeſchickt, und es that ihm wehe, wenn man in vielen Häuſern mit gutmüthigem Spott zu ihm ſagte: „Du dürfteſt eigentlich nicht heirathen, Hansjörg, denn Du kannſt mit Deinem Stumpffinger doch nicht gut Brod ſchneiden.“

Der Hansjörg war hochfroh, als dieſe Einladungen vorbei waren.

Mit Singen und Jubeln wurde die Hochzeit gefeiert, nur durfte dabei nicht geſchoſſen werden, denn ſeit dem Unglücke oder dem Muthwillen Hansjörg's war das ſtrenge verboten.

Am Hochzeitstiſche ging Alles luſtig her. Gleich nach Tiſche ging Kätherle hinaus in die Küche, es kam aber ſchnell wieder und hatte die uns wohlbekannte Pfeife im Munde — man konnte wirklich nicht unterſcheiden, ob es die alte oder eine aufs Pünktchen hin ähnliche ſei — das Kätherle that nun mit verzerrten Mienen wieder einige Züge aus der Pfeife und reichte ſie dann dem Hansjörg mit den Worten:

„Da, nimm, Du haſt Dich wacker gehalten, Du kannſt Dir ſchon was verſagen; meinetwegen magſt Du wohl rauchen, ich hab' kein bisle dagegen."

Hansjörg wurde feuerroth, er ſchüttelte aber Nein und ſagte: „Was ich einmal geſagt hab', da beißt kein' Maus keinen Faden davon, mein Lebtag thu' ich keinen Zug mehr." Er ſtand auf und ſagte wieder: „Gelt, Kätherle, aber dich darf ich doch küſſen, wenn Du geraucht haſt?"

Die beiden Glücklichen lagen ſich ſelig in den Armen. Darauf geſtand Hansjörg; daß er gehorcht habe, als ſich das Kätherle mit dem rothen Maierle beſprach, und daß er gemeint habe, es ſei von der Adlerwirthsmagd die Rede.

Man lachte herzlich über den Spaß.

Die Pfeife wurde als ewiges Andenken über dem Himmelbette des jungen Ehepaares aufgehängt, und Hansjörg deutet oft darauf hin, wenn er beweiſen will, daß man ſich mit feſtem Vorſatz und durch Liebe Alles abgewöhnen könne.

Zwei Worte rücken uns plötzlich weit hinaus, Hansjörg und Kätherle ſind betagte Großeltern, im Kreiſe der Ihrigen glücklich, friſch und munter. Die Pfeife gilt als ein ehrwürdiges Familienſtück bei den fünf Söhnen Hansjörg's, keiner von ihnen und von ihren Kindern hat ſich bis heute das Rauchen angewöhnt.

* * *

III.

Des Schloßbauers Vefele.

1.

Wenige werden errathen, wie der obenſtehende Name eigentlich im Kalender heißt, und doch iſt er allbekannt, und erinnert das Schickſal deren, die ihn trug, leider nur zu ſehr an das ihrer Patronin Genovefa.

Das vornehmſte Haus des ganzen Dorfes, das eine ſo breite Fronte nach der Straße zu macht, daß alle Handwerksburſchen, die durch das Dorf wandern, hineingehen und um einen Zehrpfennig bitten, das gehörte einſt dem Vater des Vefele; die beiden rechts und links ſtehenden Häuſer, das waren ſeine Scheunen. Der Vater iſt todt, die Mutter iſt todt, die Kinder ſind todt; in dem großen Hauſe iſt eine Leinweberei, die Scheunen ſind zu Häuſern verbaut, und das Vefele iſt ſpurlos verſchwunden.

Nur das Eine ſteht noch feſt, und wird es wohl immer bleiben, im ganzen Dorfe heißt das große Haus noch immer „des Schloßbauern Haus;“ denn der alte Zahn, der Vater Vefeles, wurde der Schloßbauer genannt. Er war nicht aus dem Dorfe gebürtig, ſondern aus dem zwei Stunden entfernten

Baiſingen herübergezogen. Baiſingen gehört zu dem kornreichen ſogenannten „Strohgäu“, und die Baiſinger werden ſpottweiſe „die Strohgänger“ genannt, weil im ganzen Dorfe faſt alle Gaſſen mit Stroh beſtreut ſind; dies dient ſowohl dazu, um der Mühe der Straßenreinigung überhoben zu ſein, als auch, um auf dieſe Weiſe in dem zertretenen Stroh neuen Dünger zu gewinnen, denn die Baiſinger haben ſo viele Aecker, daß ſie deſſen nicht genug habhaft werden können. Dreißig Jahre wohnte der Schloßbauer im Dorfe, aber ſo oft er einen Streit hatte, wurde er der baiſinger Strohgänger und ſeine Frau die krumme Baiſingerin geſchimpft. Die Frau Zahn war aber keineswegs krumm, ſie war noch in ihrem Alter eine ſchöne ſchlanke Frau mit gerader Haltung; nur war ihr linker Fuß etwas zu kurz, und daher kam's, daß ſie beim Gehen hinkte. Dieſer Körperfehler war aber auch mit die Urſache ihres ungewöhnlichen Reichthums: ihr Vater, Staufer mit Namen, ſagte einmal öffentlich im Wirthshauſe, daß der kurze Fuß ſeiner Tochter nichts ſchade, er ſtelle als Heirathsgut ein geſtrichenes Simri Kronenthaler darunter, und da wolle er ſehen, ob das nicht gerade mache.

Der alte Staufer hielt Wort, und als der Zahn deſſen Tochter heirathete, ließ er ihn ein Simri mit Kronenthalern füllen und ſo viel hineinthun, als hineinging; drauf ſtrich er mit dem Streichbengel drüber und ſagte: „So, was drin iſt, iſt Dein!“ Seine Tochter mußte zum Spaß ihren linken Fuß darauf ſtellen, und das mit dem Gelde gefüllte Kornmaß prangte als ſchöne Schüſſel auf dem Hochzeitstiſche.

Der Zahn kaufte ſich bald darauf mit dem Gelde das gräflich ſchleitheimiſche Schloßgut, er baute ſich das ſchöne große Haus, und darum hieß er der Schloßbauer; von neun Kindern, die ihm geboren wurden, blieben fünf am Leben, drei Söhne und zwei Töchter. Das jüngſte Kind war Vefele, es war ſo ſchön und zart gebaut, daß man es, halb ſpöttiſch halb anerkennend, das „Fräle“ hieß; halb aus Mitleid, halb aus Schadenfreude, bemerkte faſt Jeder, wenn von ihm die Rede war, es ſei eben doch eine „Gezeichnete“, denn es hatte den kurzen Fuß von der Mutter geerbt. Mit dem Ausdruck „Gezeichnet“ verbindet ſich ein ſchlimmer Nebenbegriff, man nennt die Rothen, Buckligen, Einäugigen, Hinkenden ſo, und will damit ſagen, daß Gott ſie gezeichnet habe, weil ſie gewöhnlich gefährliche und ungutmüthige Menſchen ſeien. Weil man nun ſolche Unglückliche ſpöttiſch und argwöhniſch behandelt, werden ſie meiſt ſchalkhaft, bitter und hinterliſtig; das anfänglich ungerechte Vorurtheil ruft die Folgen hervor, die es dann als Beſtätigung für das Vorurthel annimmt.

Das Vefele that zwar Niemanden etwas zu Leide, ja es war gut und freundlich gegen alle Menſchen; aber der Haß des ganzen Dorfes gegen den Schloßbauer wurde auch auf alle ſeine Kinder ausgedehnt.

Der Schloßbauer prozeßte ſchon ſeit achtzehn Jahren mit der ganzen Gemeinde, er machte auf die patronatsherrlichen Rechte Anſpruch, er bezog den Rauchhafer, Hühnerhafer, Weghafer, und wie alle die grundherrlichen Abgaben heißen; auch hatte er fünfzig Stimmen bei der Schultheißenwahl. Nur mit dem tiefſten Aerger, mit Schelten und Schimpfen entrichteten die Bauern dieſe ihre gewohnten Abgaben. So ſind die Menſchen! Einem Grafen, Baron oder Freiherrn hätten ſie ohne Widerrede Alles entrichtet; aber jetzt verfluchten ſie jedes Körnchen, das ſie an einen ihres Gleichen abgeben mußten. Sie wußten ſich nicht anders zu rächen, als daß ſie dem Schloßbauer Nachts ſeine Kornfelder niedermähten, wenn das Korn noch grün war. Das gereichte aber zu ihrem doppelten Nachtheil, denn der Schloßbauer brachte es durch Klagen beim Syndikatsamte dahin, daß der ihm zugefügte Schaden, da die Thäter nicht entdeckt wurden, auf den Gemeindeſchaden geſtellt und er aus der Gemeindekaſſe entſchädigt wurde; auch hielt er ſich fortan einen eigenen Flurſchützen, den das Dorf zur Hälfte beſolden mußte.

Die Reibereien zwiſchen den Dorfbauern und dem Schloßbauer dauerten aber doch immer fort.

Da ließ ſich ein neuer Advokat in dem Städtchen Sulz nieder, und nun begann der Prozeß der Gemeinde mit dem Schloßbauer, bei dem ſo viel Papier verſchrieben wurde, daß man einen ganzen Morgen Ackers damit zudecken konnte.

Das Dorf gehörte damals noch, wie ein großer Theil des Schwarzwaldes, zu Vorderöſterreich, der Landvogt hatte ſeinen Sitz in Rottenburg, das Appellationsgericht in Freiburg im Breisgau, ein größerer Prozeß konnte aber noch weiter getrieben werden; bei der entfernten und verwickelten obern Gerichtsbarkeit war es daher ein Leichtes, den Prozeß bis zum jüngſten Gericht in gehöriger Verwirrung zu erhalten.

Die Streitigkeit zwiſchen dem Schloßbauer und ſeinen Ortsbewohnern geſtaltete ſich mit der Zeit zur Feindſeligkeit zwiſchen den Baiſingern und Nordſtettern; die Baiſinger foppten und neckten auf Märkten oder in der Stadt, wo ſie mit den Nordſtettern zuſammenkamen, dieſelben, ſie nannten ſie ſpottweiſe ihre Unterthanen und Grundholden, weil ein baiſinger Bauer über ſie herrſchte. Die Nordſtetter, unter dem Namen der Spitzmäuligen oder der Spöttler bekannt, blieben keine Antwort ſchuldig; ein Wort gab das andere, man lachte, man ſcherzte, immer noch als „gut Freund“, aber die Anzüglichkeiten wurden immer derber, und ehe man ſich's verſah, war der Krieg auf irgend einer Seite ausgebrochen und es ſetzte die ergiebigſten Prügel. Das war zum erſten Male auf dem Ergenzinger Markt, als dies geſchah, und nun konnten Nordſtetter und Baiſinger nie mehr beiſammen ſein, ohne ſich zu prügeln. Stundenweit gingen namentlich die jungen Burſchen beider Orte zu einem Tanze oder zu einer Hochzeit, ſie tranken und tanzten zuerſt ruhig mit einander, und am Ende brach das Hauptfeſt, eine tüchtige Prügelei, los.

Der Schloßbauer lebte aber mitten im Dorfe wie auf einer Einöde, kein Menſch bot ihm die Zeit, kein Menſch beſuchte ihn; wenn er ins Wirthshaus kam, war alles plötzlich ſtill, es war ihm immer, als ob ſie gerade von ihm geſprochen hätten; er legte ſeinen mit gutem Tabak gefüllten Beutel neben ſich auf den Tiſch, aber eher hätte einer ſeinen Mund auf einen Stein aufgeſchlagen, ehe er den Schloßbauer um eine Pfeife Tabak gebeten hätte. Anfangs gab er ſich alle Mühe, um die wie verabredete Feindſeligkeit Aller durch Freundlichkeit und Güte zu zerſtreuen, denn er war von Natur ein guter und nur etwas ſtrenger Mann; als er aber ſah, daß es nichts fruchtete, verachtete er Alle insgeſammt, er ſcherte ſich wenig mehr um ſie, und ſetzte nun erſt recht ſeinen Kopf darauf, ſein Recht zu behaupten; er ſchloß ſich nun ſelber von Allen ab, nahm Taglöhner aus Ahldorf zu ſeinen Feldarbeiten, und gleichſam um auch nicht einmal Gott mit ſeinen Dorfgenoſſen zu dienen, ging er Sonntag Morgens jedesmal nach Horb in die Kirche. Er ſah ſtattlich aus, wenn er ſo dahinſchritt, er ſchien kleiner, als er war, denn er war gedrungen und breitſchulterig; er hatte ſeinen dreieckigen Hut etwas muthig nach der linken Seite zu geſetzt und den breiten Theil nach vorn gekehrt, durch den Schatten, der dadurch auf ſein Antlitz fiel, ward dieſes noch finſterer und ernſter, als es eigentlich war; wenn er dann ſo feſt einherſchritt, klingelten die breiten, ganz nah an einander gereihten ſilbernen Knöpfe an ſeinem blauen Rocke ohne Kragen und die runden ſilbernen Knöpfe an ſeiner rothen Weſte hell wie ein Glockenſpiel aufeinander.

Die Mutter und ihre Kinder, namentlich aber ihre beiden Töchter Agathle und Befele, litten am meiſten bei dieſer Trennung von der Gemeinde; ſie ſaßen oft bei einander und klagten über ihr Loos und weinten, während der Vater in der Stadt mit ſeinem Advokaten beim Schoppen ſaß und erſt ſpät heimkehrte. So weit war der Haß gegangen, daß ſelbſt die Armen, aus Furcht vor den Anderen, keine Gabe aus des Schloßbauern Hauſe nehmen durften; in doppelter Heimlichkeit, ſowohl vor dem Vater als vor den anderen Dorfbewohnern, übten die Mutter und ihre Töchter ihre fromme Wohlthätigkeit, gleich als ob es Diebſtähle wären, trugen ſie Kartoffeln, Korn und Mehl in den Schloßgarten, wo die Armen ihrer warteten.

Die Mutter hielt Alles das nicht mehr aus, ſie ging zu ihrem Vater und klagte ihm ihre Noth. Der alte Staufer war ein beſonnener, ruhiger Mann, er wollte ſichern Weges gehen; er ſchickte daher zuerſt ſeinen Hofjuden Marem nach Nordſtetten, damit er ins Geheim auskundſchafte, wer denn eigentlich die Rädelsführer bei dem Prozeſſe ſeien, und ob ſich nicht ein Vergleich machen ließe. Der Marem war aber geſcheidter als der alte Staufer, trotzdem dieſer ſchon funfzehn Jahre Schultheiß war; er ließ durch einen Bekannten in Nordſtetten das Gerücht ausſprengen, der Schloßbauer habe es dahin gebracht, daß eine kaiſerliche Commiſſion auf Unrechts Koſten nach Nordſtetten kommen, die Sache unterſuchen und dort bleiben werde, bis ſie entſchieden ſei. Dann kam er ſelber und ging unmittelbar zu den Hauptleuten, ſagte ihnen, daß er gegen eine beſtimmte Vergütung einen Vergleich zu Stande bringen wolle, obgleich es ſehr hart halten werde; er ſicherte ſich ſo auf beiden Seiten einen Vortheil.

Was helfen aber alle noch ſo feinen Finten bei Menſchen, die bärenmäßig drein ſchlagen und alle Berechnungen und Kunſtſtücke zu Schande machen?

Der alte Staufer kam, mit ihm Marem; ſie gingen in Begleitung des Schloßbauern nach dem Wirthshauſe, wo ſich die Wortführer verſammelt hatten.

„Guten Tag, Herr Schultheiß,“ ſagten die Verſammelten zu den Eintretenden, ſie thaten, als ob ſonſt Niemand als der Gegrüßte eingetreten wäre; der alte Staufer fuhr zuſammen, ließ aber doch alsbald zwei Flaſchen Wein bringen, ſchenkte ein und ſein Glas ergreifend ſtieß er die anderen Gläſer an und trank den Verſammelten zu. Da ſagte aber der Schloſſer Ludwig: „Wir nehmen's für genoſſen an, wir trinken aber nicht. Allen Reſpect vor Euch, Herr Schultheiß, aber bei uns iſt der Brauch, daß man erſt nach dem Handel den Weinkauf trinkt. Wie's die reichen Herrenbauern in Baiſingen machen, das wiſſen wir nicht.“

Der Schultheiß ſetzte ohne zu trinken ſein Glas wieder ab und ſeufzte tief; er begann darauf mit ziemlicher Ruhe die Verhandlung und ſetzte auseinander, daß man ſein ſauer erworbenes Gut nicht an „die Blutſauger, die Advokaten,“ wegwerfen ſolle, daß jeder Prozeß mit aus der Schüſſel eſſe und das Fett oben 'runter ſchöpfe, und er ſchloß damit, daß ein Schritt hüben und ein Schritt drüben zum Frieden führe.

Es wurde nun von beiden Seiten eine weit auseinander liegende Vergleichsſumme ausgeworfen, der Marem gab ſich alle Mühe, ſie einander näher zu bringen; er nahm bald Dieſen bald Jenen bei Seite, flüſterte ihm etwas in's Ohr, er nahm endlich ſogar, trotz beiderſeitiger Einrede, eine Vergleichsſumme auf ſeine eigene Verantwortung, er zerrte an Allen umher und ſuchte die Hände der beiden Parteien mit Gewalt in einander zu legen.

Da ſagte endlich der Schloßbauer: „Nein, eh' ich ſo einen Bettel nehm', ſchenk' ich's Euch lieber ganz, Ihr Hungerleider.“

„Was Du!“ ſagte darauf der Schloſſer Ludwig, „mit Dir ſchwätzt man ja gar nicht, Du Strohgänger.“

„Gebt nur Acht,“ erwiederte der Schloßbauer, „Ihr werdet keine Strohgänger, ich will Euch ſchon betten, daß Ihr kein Stroh mehr unter'm Kopf habt zum Drauſliegen. Und wenn Ich und Weib und Kind drüber zu Grund gehen ſoll, und wenn mir kein Handbreit Ackers übrig bleibt, keinen rothen Heller laſſ' ich Euch jetzt mehr nach; ich muß mein Recht haben, und wenn ich an den Kaiſer ſelber gehen muß. Wartet nur!“ Er ſtand zähneknirſchend auf, der Vergleich war durch keinerlei Bemühungen mehr zu Stande zu bringen; er fing ſogar zuletzt noch mit ſeinem Schwäher Händel an und ging fort, indem er die Thür laut hinter ſich zuſchlug.

Zu Hauſe weinte die Mutter mit ihren Töchtern ſo laut, als ob Jemand geſtorben wäre, ſo daß alle Vorübergehenden eine

Weile vor dem Hauſe ſtehen blieben; aber alle Bitten der Mutter und der Kinder halfen nichts, der Schloßbauer blieb bei ſeinem Vorſatze. Der alte Staufer reiſte wieder nach Hauſe, ohne nochmals zu ſeiner Tochter zu kommen, er ließ ihr nur durch den Marem Adjes ſagen.

Der alte Zuſtand dauerte fort, der Schloßbauer und ſeine Frau lebten oft in Unfrieden, aber das Veſele wußte immer Alles gut zu machen. Der Vater hatte eine gewiſſe heilige Ehrfurcht vor dem Kinde, denn „das Kind“ hieß das Veſele im ganzen Hauſe; es hatte ein ſo engelmildes Antlitz und eine ſo bezaubernde Stimme, es durfte nur ſeine Hand nehmen, ihn mit den treuen blauen Augen anſchauen und ſagen: „Aber lieber Aetti,“ und er war ſtill und gut; der ſtarke, trotzige Mann ließ ſich von ſeinem Kinde beſänftigen, wie wenn es ein höheres Weſen wäre, nie redete er ein hartes Wort, wenn das Veſele zugegen war, er that ihm Alles, was es wollte, zu Gefallen, nur nicht die Verſöhnung mit ſeinen Feinden.

In dieſer letzteren Beziehung war der Schloßbauer, trotzdem er nach außen ſo feſt und beſtimmt auftrat, doch innerlich in einem gewaltigen Zwieſpalte; er hätte gern ſeinen Feinden gutwillig die Hand gereicht, aber er ſchämte ſich, ſo ſchwach zu ſein, wie er es nannte, und er glaubte auch, er habe es ſchon zu weit kommen laſſen, ſeine Ehre hänge davon ab, es durchzuſetzen. Dann, wenn er an die Ehre dachte, erhob ſich wieder ſein Stolz und er hielt ſich für etwas Beſſeres, als alle die anderen Bauern. In letzterm Gedanken beſtärkten ihn die ſchmarotzenden Schreiber in dem nahen Städtchen und der Kronenwirth, ſie redeten ihm viel vor von ſeinem ungewöhnlichen Verſtande und von ſeinem Baronenvermögen, er glaubte es zwar nicht, es that ihm aber doch wohl, es zu hören; nach und nach, als er merkte, daß die Stadtleute wirklich nicht geſcheidter waren, als er, hielt er ſich in der That für beſſer als alle anderen Bauern. Es war ihm zwar nie recht wohl in der Geſellſchaft dieſer Leute, die ſich gern einen guten Schoppen von ihm bezahlen ließen; aber, dachte er, wieder, man muß doch Geſellſchaft haben, und es iſt doch beſſer, als Bauerngeſchwätz. Ohne daß er ſich's recht geſtand, ging er gern in dieſe Geſellſchaft, weil ſie auf alle Art ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte.

So geht's, der Schloßbauer lebte in Unfrieden mit ſich, mit ſeinem Weibe, mit ſeinen Mitbürgern, mit Allen, blos weil er ſich nicht demüthigen wollte, weil er nichts von den alten Herrenrechten, oder beſſer Unrechten, nachlaſſen wollte, während er doch ſonſt noch vollauf zu leben hatte; ſein Herz und ſeine Gedanken kamen immer mehr in Verwirrung, und er richtete ſich und die Seinigen zu Grunde, während es ihnen doch hätte ſo wohl ſein können.

Nach und nach kamen einige alte Bauern, die zu Hauſe keinen warmen Ofen hatten, oder die ihren ſcheltenden Weibern davon gegangen waren, in den Winterabenden zu dem Schloßbauer; er aber war mürriſch und barſch gegen ſie, es verdroß ihn, daß nur dieſe und nicht auch die Angeſeheneren kamen; die Beſuchenden blieben wieder weg.

Die Mutter war mit ihren beiden Töchtern oft mehrere Tage bei ihrem Vater in Baiſingen, der Schloßbauer aber ſchmollte mit ſeinem Schwäher, er ſah ihn nicht mehr, bis er auf der Bahre lag.

Das Leben im Dorfe ward immer unangenehmer. Es iſt ein traurig Ding, wenn man ins Feld geht, und Niemand einem die Zeit bietet; der Schloßbauer unterhielt ſich dann immer mit ſeinem großen Hunde, dem Sultan, das iſt und bleibt aber doch immer eine traurige Unterhaltung für einen Menſchen.

Die ſchweren Zeiten, die durch Napoleon über Europa kamen, verſchonten auch nicht das einſamſte Bauernhaus im Schwarzwald; Straßburg war nicht weit, und Leute, die beſonders gute Ohren hatten, wollten auf der Hochbur die in Straßburg abgefeuerten Siegesſchüſſe gehört haben, das ſollte große kommende Noth anzeigen; freilich war damals leicht prophezeihen, daß Alles drunter und drüber zugehen werde.

Der Feldzug nach Rußland wurde mit aller Macht gerüſtet, auch der Philipp und der Caſpar, die beiden älteſten Söhne des Schloßbauern, mußten mit in den Krieg; ihr Vater wäre lieber ſelber mitgezogen, denn ihm war Alles verleidet, er ſah ſeine beiden Söhne mit einem Stumpfſinn und einer Gleichgültigkeit ſcheiden, wie wenn einer ſagt: Mir iſt alles eins, komm' was da wolle.

Der Philipp und der Caſpar ſind wahrſcheinlich im ruſſiſchen Schnee begraben, man hat nie mehr etwas von ihnen gehört; nur das Eine hat der General Hügel oft erzählt: Auf dem Rückzuge von Moskau aus ſah er einen Soldaten, der etwas abſeits ging und dem die Kälte oder die Noth und das Heimweh, oder vielleicht Alles zuſammen, die Thränen ſtromweiſe über die Backen herunterrinnen machte, der General ritt auf ihn zu und fragte ihn freundlich: „Woher?“

„J bin des Schloßbauern Bua vom Schwarzwald do obe 'ra!“ erwiederte der Soldat nach der Seite zu deutend, als ob ſeines Vaters Haus nur einen Büchſenſchuß weit dort um die Ecke läge. Der General mußte über die Antwort des Soldaten der in Gedanken ſo nahe zu Hauſe war, ſo herzlich lachen, daß auch ihm Thränen über die Backen liefen, die aber in ſeinem langen Schnurrbart als Eistropfen hängen blieben.

Das iſt alles, was die Geſchichte über das Leben und Ende der beiden Söhne des Schloßbauern berichtet.

Unterdeſſen war zu Hauſe Freud- und Leid gemiſcht. Wenn ein Unglück oder ein trauriger Zuſtand lange dauert, richtet man ſich zwiſchen Thür und Angel wohnlich ein; ein Menſch, wenn er geſund iſt, kann nicht lange dem Schmerze nachhängen, die alte Luſt des Lebens blitzt bald wieder in ihm auf. So wurden zu Hauſe Kirchweihen und Hochzeiten gefeiert, während draußen in fernen Landen Hunderte der nächſten Angehörigen vom Tode in ſein kaltes Bett gelegt wurden.

Agathle, die älteſte Tochter des Schloßbauern, war die Braut des Rößlewirths in Eutingen geworden; der Schloßbauer, der mit dem ganzen Dorfe verfeindet war, mußte ſeine Kinder außerhalb des Ortes verheirathen.

Beſele ſah am Hochzeitstage ſeiner Schweſter gar prächtig aus. Die Schweſtern hatten im Dorfe keinen weitern Umgang, und ſo war Beſele die einzige „Geſpiele“ der Braut, und ganz ſo wie ſie gekleidet. Es hatte die „Schappel“ — eine Krone von flimmernden Silberflittern — auf dem Haupte, in die beiden den Rücken hinabhängenden Zöpfe waren handbreite, ziegelrothe Seidenbänder eingeflochten, die faſt bis auf den Boden herabreichten; das iſt die beſondere Zierde einer Jungfrau, denn nur eine ſolche darf rothe Bänder im Haare tragen, ein Mädchen, „das ſich verfehlt hat“, muß weiße leinene Bänder tragen. Um den Hals hatte Beſele die vielreihige Granatenſchnur, deren dunkle Farbe die auffallende Zartheit der Haut noch mehr hervorhob, über dem weißen

Spitzen-Koller ragte ein friſcher Blumenſtrauß aus dem ſcharlachrothen Mieder hervor, das zu beiden Seiten von ſilbernen Agraffen, durch die ſich Silberkettchen ſchlangen, gehalten war; der um und um weitfaltige blaue „Wieflingrock", der bis an die Kniee reichte, war zur Hälfte von der weißen Schürze bedeckt; überall, an den Schultern wie an den Enden der kurzen Hemdermel flatterten rothe Bänder, die „Stöckleſchuhe" mit den hohen hölzernen Abſätzen in der Mitte, gaben dem ohnedies ſchwankenden Gange Vefele's noch etwas Unſichereres. Dennoch, als es unter dem Klange der Muſik und dem Abfeuern der Piſtolen neben ſeiner Schweſter zur Kirche ging, erſchien Vefele ſo liebreizend, daß Jeder es gerne als die Braut angeſehen hätte. —

Wer weiß, wo die beiden Söhne des Schloßbauern waren, während dieſer mit den Seinen fröhlich beim Hochzeitſchmauſe ſaß! Niemand gedachte ihrer, nur Vefele ſchaute einmal lange unverrückt drein, es war, als ob es nichts von alle dem ſehe, was um es her vorging; es war, als ob ſein Blick durch die Wände dränge und ſuchend hinausſchweifte ins Unendliche — es gedachte ſeiner fernen Brüder. —

Kaum zwei Monate ſpäter feierte auch Melchior, der dritte Sohn des Schloßbauern, ſeine Hochzeit; er hatte auf des Agathle's Hochzeit ſeine Braut, die einzige Tochter des Engelwirths von Ergeuzingen, kennen gelernt und ſich mit ihr verſprochen. Obgleich Melchior noch ſehr jung und kaum ein Jahr älter war als Vefele, beſchleunigte man doch die Hochzeit, denn man fürchtete, er müſſe ſonſt auch mit in den Krieg. Melchior zog nun auch fort aus dem Dorfe und Vefele blieb allein im Hauſe. Die Mutter kränkelte, ein ſtiller Gram zehrte an ihrem Leben, [illegible] wollte ihren Mann immer dazu bringen, daß er Alles ver[illegible] und aus dem Dorfe weg zu einem ſeiner Kinder zöge; der Schloßbauer aber gab ihr ſo heftige Antworten, daß ſie nicht mehr davon reden durfte. Da hatte das Veſele traurige Zeiten, denn es hatte immer zu vertuſchen und zu begütigen. Die Kränklichkeit der Mutter machte ſie noch immer gereizter und unnachgiebiger, und ſie ſagte oft: wenn ihr Vater noch lebte, würde ſie ihrem Manne auf und davon gehen. — Dieſe Leute ſahen doch ſchon bald das zweite Geſchlecht aus ihrer Ehe hervorgehen, und noch konnten ſie ſich nicht in einander finden; ja, je älter ſie wurden, um ſo mehr ſchien ſich eine Uebelnehmerei, eine heftige Bitterkeit zwiſchen ihnen kund zu geben. Das Veſele wußte zwar immer wieder den Frieden herzuſtellen, es war dann vergnügt und munter, aber im Stillen weinte es oft bitterlich über das traurige Schickſal ſeiner Eltern und über ſein eigenes, und dann gelobte es ſich heilig, nie zu heirathen; es kannte ja ohnedies Niemanden, dem es ſein Leben hätte widmen mögen, und dann ſah es wohl ein, wie nöthig es im elterlichen Hauſe ſei, wenn nicht das Feuer zum Dache herausſchlagen ſolle. Geſchrieben ſteht: Gott ahndet die Sünden der Väter an den Kindern. Das gilt am meiſten von einer böſen Ehe, in dem Herzen ohne Kindesliebe nimmt gar leicht Trübſeligkeit oder Verirrung anderer Art Platz.

Der Tod brachte die Mutter Veſele's bald zu ihrem Vater, und jetzt, nachdem ſeine Frau todt war, fühlte der Schloßbauer erſt, wie viel ihm fehlte, wie lieb er doch im Grunde ſeines [illegible] ſeine Frau gehabt hatte; er grämte ſich, daß er ſie nicht [illegible]iger behandelt, und daß er ihre Kränklichkeit ſo oft für [illegible]g angeſehen hatte, jedes harte Wort, das er ihr gege[illegible]itt ihm tief durch die Seele, er hätte gern ſein Leben drum gegeben, wenn er es wieder hätte zurückrufen können. So geht's, ſtatt im Leben freundlich und friedfertig einander zu tragen und zu erfreuen, grämen ſich die meiſten Menſchen, wenn es zu ſpät iſt, wenn der Tod die traulichen Lebensgefährten von unſerer Seite geriſſen hat; darum ſoll man ſich lieben, ſo lange man noch lebt, denn jede Stunde, die man in Unliebe verbringt, hat man ſich und dem Andern unwiederbringlich vom Leben geraubt.

Der Schloßbauer ging fortan des Sonntags nicht mehr nach der Stadt, ſondern in die Kirche des Dorfes, denn neben der Kirche lag ja ſeine Frau begraben; er machte jedesmal den Umweg und ging über den Gottesacker. Es war, als ob er das Grab ſeiner Frau durch dieſen ſonntäglichen Beſuch verſöhnen wollte.

Im Hauſe war Alles ſtill, man hörte kein lautes Wort mehr, und das Vefele waltete ſtill wie ein Friedensengel; der Friede war da, aber die Freude fehlte doch, es war immer im Hauſe, wie wenn man Jemanden ſchmerzlich vermißte oder erwartete.

Nach und nach fühlte ſich der Schloßbauer durch das freundliche Walten Vefele's ſo wohl, daß er wieder neu auflebte; er that gar nichts ohne die Zuſtimmung „des Kindes“, er ließ es ſogar meiſt allein über Alles verfügen, und wenn Jemand etwas von ihm haben wollte, ſagte er immer ruhig: „Da müſſet Ihr eben mein Vefele fragen.“

So lebten ſie viele Jahre. Vefele hatte die erſte Hälfte der zwanziger Jahre überſchritten, viele Freier ſtellten ſich ein [illegible] hielten um ſeine Hand an, aber es ſagte immer, daß e[illegible] heirathen wolle; der Vater gab ihm recht, dann ſa[illegible] wieder: „Vefele, Du biſt zu fein für einen Bauersmann, wenn ich meinen Prozeß gewinn', ziehen wir in die Stadt und ich geb' Dir auch ein Simri voll Kronenthaler zum Heirathsgut, und dann kannſt Du unter den Herren-Leuten wählen.“ Das Vefele lachte zwar, aber innerlich gab es ſeinem Vater doch darin recht, daß, wenn es auch heirathe, es doch nie und nimmer einen Bauern heirathen wolle; es hatte ihre Leidenſchaftlichkeit und Unverſöhnlichkeit zu lange mit erduldet und hatte nun ein tiefes Vorurtheil gegen ſie, es wähnte, in der Stadt, wo die Leute geſitteter und feiner wären, müßten ſie auch beſſer und braver ſein; die vielen Kränkungen hatte es nur dadurch ertragen, daß es die Leute für zu roh und ſich ſelber für etwas Beſſeres hielt, und indem es ſo immer mehr über das Bauernleben nachdachte, hielt es ſich ſelber nicht nur für beſſer als die Andern, ſondern auch für höherſtehend und vornehmer; das war ſein großes Unglück.

2.

Man irrt ſich gar gewaltig, wenn man glaubt, auf dem Lande da könne man ganz ungeſtört allein für ſich leben; das kann man nur in einer großen Stadt, wo die Menſchen ſich nicht um einander bekümmern, wo einer an dem Andern täglich vorübergeht, ohne zu wiſſen, wer er iſt, was er thut und treibt, wo man ohne Gruß, ja faſt ohne Blick vor einem Menſchen vorbeirennt, als ob er ein Stein und nicht als ob er ein Menſch wäre; auf dem Lande, in einem Dorfe aber, wo die kleine Anzahl der Einwohner ſich kennt, muß man gewiſſermaßen von ſeinem Thun und Treiben einem Jeden Rechenſchaft geben, man kann ſich nicht ſelbſtgenügſam abſchließen. — Im Schwarzwalde ändert ſich der Gruß je nach dem öffentlichen Thun: gehſt Du den Berg hinab, ſo ſagt Dir der Begegnende: „Weant (wollt) Ihr au do 'na?" Den Berg hinauf: „Weant Ihr au do 'nuf?" Ladeſt Du etwas auf den Wagen, ſo heißt es: „Ueberladet et;" oder: „Ueberſchaffet Eu et." Sitzeſt Du ausruhend vor Deinem Hauſe oder auf einem Feldraine: „Weant Ihr aug'ruawe (ruhen)?" oder: „Hent (habt) Ihr Feierobed?" Plauderſt Du mit Anderen, ſo ſagt der Vorübergehende: „Heut Ihr gute Noth?" u. ſ. w.

In dieſer ausgeſprochenen Theilnahme an dem Thun und Laſſen des Andern liegt eine gewiſſe ſinnige Gemeinſchaft des Lebens, die ſich über Alles ausbreitet; aber auch hier fehlen die Schattenſeiten nicht: will Einer aus beſonderen Gründen ſein Leben ſo einrichten, daß es gegen die allgemeinen Sitten und Gewohnheiten verſtößt, ſo iſt er dem Widerſtreben und dem Spotte Aller ausgeſetzt; namentlich iſt ein alter Junggeſelle oder eine alte Jungfer die Zielſcheibe des Straßenwitzes, gleichviel, ob ſie aus Armuth oder aus irgend einem andern Grunde im ledigen Stande verharren.

Je mehr ſich nun Vefele der trübſeligen Altjungferzeit näherte, um ſo mehr erlaubte man ſich, das „Schloßfräle" zu necken und zu verhöhnen. Einmal, an einem Sonntage, ging Vefele durch das Dorf, vor dem Rathhauſe ſtand ein „Rädchen" junger Burſche, der Tralle, ein halbſtummer Dorftölpel, ſtand nicht weit davon; als ſie nun das Vefele bemerkten, da rief Einer: „Tralle, da kommt Dein' Hochzeiterin!" Der Tralle grinſte fröhlich; ſie ermuthigten, hetzten und ſtießen ihn nun, er ſolle ſeine Braut am Arme nehmen, das Vefele hörte es und glaubte, es müſſe vor Scham und Aerger in den Boden ſinken, ſchon ſtolperte der Tralle zu ihm her und faßte es mit grinſenden verzerrten Mienen am Arme, Veſele erhob ſeinen Blick ſo jammernd und vorwurfsvoll nach den Burſchen, daß wirklich einer derſelben verſucht war, ihm beizuſtehen, man hörte nicht, was es ſprach, denn die Burſchen lachten überlaut; da kam dem Veſele unverſehens Hülfe, der Hund, das Mohrle, der ihm gefolgt war, ſprang plötzlich auf den Rücken des Tralle, faßte ihn am Kragen und riß ihn zu Boden. Veſele hatte nur zu thun, den Hund wieder von ſeiner Beute loszumachen, und dann ging es ſchnell ſeines Weges fort. Das Mohrle war fortan eine gefürchtete Macht im Dorfe. Dieſer Vorfall betrübte das Veſele ſehr, und die Abneigung gegen das Bauernweſen beſtärkte ſich immer mehr in ihm.

Veſele war auf einige Wochen zum Beſuche bei Melchior in Ergenzingen; auch hier war es oft betrübt, denn der Melchior hatte eine hartherzige, geizige Frau, bei der er kaum ſatt zu eſſen bekam.

Der Schultheiß von Ergenzingen, ein Wittwer mit drei Kindern, kam oft zum Melchior, und eines Tages freite er um Veſele. Veſele war faſt entſchloſſen, dem Antrage zu willfahren; es hatte zwar keine Neigung zu dem Schultheißen, aber das einſame Leben war ihm verleidet, und dann erfreute es ſich in dem Gedanken, den mutterloſen Kindern eine freundlich liebende Mutter zu ſein. Da kam der Schloßbauer und ſtellte ſeinem Kinde vor, daß der Schultheiß ein Grobian ſei, der ſeine erſte Frau hart gehalten habe, und dann ſagte er wieder, daß für Veſele nur ein feiner Mann paſſe. Der Schultheiß erhielt eine abſchlägige Antwort, ſein Antrag war aber im Flecken bekannt geworden; die jungen Burſchen, die dem ſtrengen Mann gern einen Streich ſpielten, ſtreuten ihm des Nachts Spreu von ſeinem

Hauſe bis zu dem Hauſe Melchior's. Der Schultheiß faßte fortan einen beſondern Haß gegen Melchior und Veſele, dieſes aber zog mit ſeinem Vater wieder nach Haus in die Einſamkeit.

Hätte nur Veſele ſeiner eigenen Eingebung gefolgt und den Schultheißen geheirathet! Aber es war beſtimmt, es ſollte ſein trauriges Schickſal erfüllen.

Das Leben des Schloßbauern ſchien früher enden zu wollen als ſein Prozeß. Der einſt ſo ſtarke Mann kränkelte und ſiechte, der lange verhaltene Gram und Aerger hatten wie ein Wurm ſeinen Lebenskern angefreſſen; oft halbe Tage ſaß er in ſeinem großen Lehnſtuhle und redete kein Wort, nur bisweilen murmelte er ein paar unverſtändliche Worte mit ſeinem Hunde Mohrle, der, den Kopf auf ſeines Herrn Schooß gelegt, mit treuen Augen nach ihm aufſchaute.

Veſele konnte nicht immer um den Vater ſein, und jetzt in ſeiner Krankheit fühlte er doppelt und dreifach, wie vereinſamt und abgeſchnitten er von aller Welt war. Gerade wie es vielen Menſchen ergeht, die, ſo lange ſie geſund und glücklich ſind, oft von Gott verlaſſen ſo in den Tag hineinleben, wenn aber Krankheit und Unglück über ſie kommen, um ſo ſchmerzlicher nach Gott, ja ſogar oft nach dem falſchen Gott des Aberglaubens ringen; ſo erging es in anderer Weiſe dem Schloßbauer, er hatte, ſo lange er geſund war, von den Menſchen verlaſſen gelebt, und ſich wenig darum bekümmert, jetzt wäre es ihm überaus lieb geweſen, wenn irgend einer, wer es auch ſei, mit ihm ſeine warme Stube getheilt hätte, und wenn ſie ſich gegenſeitig nur hätten eine Priſe Tabak bieten können. Der Schloßbauer legte ſich in das Fenſter und ſchaute hinaus, er huſtete wenn einer vorüberging, aber Niemand grüßte, Niemand kam; er machte dann immer wieder mißmuthig das Fenſter zu.

Es war zwei Tage vor Neujahr, Vefele war mit der Magd am Rathhausbrunnen, um Waſſer zu holen; es zwang ſich abſichtlich zu dieſer groben Arbeit, weil es gehört hatte, daß die Leute im Dorfe ſagten, es ſchäme ſich einer ſolchen. Eben hatte es ſeinen Kübel voll gepumpt, da ſagte die Magd: „Guck', der Herr mit den doppelten Augen, des iſt g'wiß der neu' Feldſcherer." Ein modiſch gekleideter Herr kam das Dorf herab, er trug eine Brille auf der Naſe; eben als er an den beiden Mädchen vorüber ging, nahm Vefele das Waſſer auf den Kopf, aber durch einen unglücklichen Tritt glitt es auf dem Glatteiſe aus, fiel auf dem Boden und ward ganz durchnäßt. Als ſich Vefele wieder aufrichtete, ſtand der fremde Herr bei ihm, er reichte ihm die Hand und hob es auf, dann fragte er theilnehmend, ob es ſich keinen Schaden gethan, es wäre gar gefährlich gefallen. Es lag ſo was Gutes in dem Ton ſeiner Worte, daß dem Vefele plötzlich gar wunderlich zu Muthe wurde, es dankte herzlich und ſagte, daß es ſich nichts gethan; es ging weiter, der Fremde ging neben ihm. „Ei, Sie hinken ja!" ſagte der Fremde wieder, „haben Sie ſich den Fuß verrenkt?"

„Nein, ich hab' einen kurzen Fuß," ſagte Vefele, und trotz dem, daß es an allen Gliedern fror, ſchoß ihm das Blut doch ſiedendheiß ins Geſicht; es bedeckte ſich mit der Schürze das Geſicht und that als ob es ſich abtrocknen wollte, und doch war die Schürze ganz durchnäßt. Der Fremde bemerkte nun, daß es kaum merklich hinke; Vefele lächelte halb ungläubig, halb geſchmeichelt darüber. Es war Vefele ganz eigen zu Muthe, daß der Fremde immer ſo neben ihm herging durch das ganze

Dorf bis zu ſeinem Hauſe; aber auch dort trat er mit einigen Entſchuldigungsworten ein, ohne eine Antwort darauf abzuwarten. Das Mohrle aber ſprang plötzlich auf den Fremden los und hätte ihn gewiß niedergeriſſen, wenn nicht der herbeigekommene Schloßbauer und das Veſele mit aller Macht abgewehrt hätten. Der Fremde verordnete nun für Veſele mancherlei Vorkehrungen gegen Erkältung, es mußte ſich ins Bett legen, Thee trinken ꝛc. Mittlerweile ſaß nun der Fremde, oder wie er eigentlich hieß, Eduard Brönner, bei dem Schloßbauer und plauderte behaglich mit ihm; kaum eine Stunde war vorüber, ſo hatte er die ganze Geſchichte des Schloßbauern erfahren. Dieſer gewann den Herrn Chirurgus Brönner ſchnell lieb, er ſprach aber ſo viel von der Brille, und fragte mehrmals, ob er dieſe immer nöthig habe, daß Brönner wohl merkte, dieſes Gelehrteninſtrument war ihm unangenehm; er nahm daher die Brille ab und der Schloßbauer nickte ihm dafür freundlich zu, indem er zugleich bemerkte, daß er viel offener mit einem ſprechen könne, der ſein Augenlicht nicht in einer Laterne ſtecken habe. Nun klagte er auch ſein körperliches Leid, und Brönner machte eine gar wichtige Miene, ſagte: er wäre bis jetzt durchaus falſch behandelt worden, und verſchrieb ein unfehlbares Mittel.

Brönner kam von dieſer Zeit an faſt jeden Tag in des Schloßbauern Haus, Jedes freute ſich, wenn er kam, nur das Mohrle behielt ſeine Abneigung; es gab keinen Worten mehr Gehör, ſondern mußte jedesmal angebunden werden, wenn Brönner da war. Eines Tages als Brönner wegging, warf er unverſehens dem Hunde ein Stück Brod hin, aber der Hund ließ das Brod liegen und ſprang nach dem Geber, als ob er ihn zerreißen wollte, und das Sprüchwort, daß kein Hund ein

Stück Brod von ihm nahm, bewährte ſich an Brönnern buchſtäblich.

Beſele aber nahm um ſo mehr die Schmeicheleien und ſchönen Reden Brönner's an, es zankte gar gewaltig mit der Magd, welche behauptete, der Brönner habe nur Einen Rock, denn er käme Sonntags und Werktags in demſelben; es ſchalt das Mädchen dumm und erklärte, daß das bei den Herren-Leuten ſo wäre. Beſele ſaß oft dabei, wenn Brönner mit dem Vater über Allerlei ſprach, und es freute ſich jedesmal, wenn dem Vater die Anſichten Brönners gefielen und er ſie geſcheidt nannte, wie wenn es ſelber das geſagt hätte. Der Schloßbauer fühlte ſich auf das von Brönner verordnete Mittel zufällig etwas beſſer, und nun ſprach dieſer oft davon, daß er eigentlich ein „beſſerer Doctor ſei als der Phyſikus, daß aber das Geſetz ihm die Ausübung verbiete; er ſchalt dann auf die Herren, die da meinen, nur einer, der viel Bücher im Kopfe habe, wäre geſcheidt, die „Praxi" (wie er es nannte) mache den Meiſter; ein Bauer, der die Welt kennt, verſtände oft mehr von der Regierung, als alle Miniſter und Landvögte, und ſo ſei es auch meiſtens bei der Medizin, die „Praxi" mache den Meiſter. Indem er nun ſo, zufällig oder abſichtlich, Wahres oder Falſches unter einander miſchte, gewann er die Neigung des Schloßbauern immer mehr, der ſich in ſeinen Lieblingsanſichten immer mehr beſtärkt ſah. — Auch des Prozeſſes nahm ſich Brönner an, er beſtärkte den Schloßbauer in ſeinem Vorſatze, nun endlich auch wie ſeine Gegenpartei zur Beſtechung ſeine Zuflucht zu nehmen; Brönner hatte den geſcheidten Gedanken, daß man ſeine Gegenpartei übertreffen und Geld geben ſolle.

Damals in der „guten alten Zeit" konnte kein Rechtshandel ohne „Schmierale" fertig werden, und die Beamten nahmen dieß ohne Scheu an.

Als Brönner eines Abends aus des Schloßbauern Haus wegging, gab ihm Vefele das Geleite bis unter die Thür, da ſtanden ſie noch eine Weile bei einander; Brönner faßte die Hand Vefele's und ſagte: „Parole d'honneur, Vefele, Sie ſind ein liebes Mädchen und gar nicht wie ein Bauernmädchen. Sie ſind auch viel zu fein für ein Bauernmädchen, parole d'honneur, und haben ſo viel Verſtand, wie irgend eine in der Stadt."

Vefele ſagte zwar, er wolle es nur foppen, aber innerlich gab es ihm doch recht; er küßte dann die Hand Vefele's und nahm Abſchied, indem er höflich ſeinen Hut vor ihm abzog. Vefele ſtand noch lange unter der Thür und blickte gedankenvoll drein, ein heiteres Lächeln ſchwebte auf ſeinem Antlitze, die höfliche und doch ſo gutherzige Art Brönner's hatte ihm gar wohl gefallen; dann ging es ſingend die Treppe hinauf, und als es die große Suppenſchüſſel fallen ließ, lachte es überlaut, es kam ihm heute Abend alles ſo luſtig vor, daß es keine trübe Miene machen konnte, es ging noch ſpät in den Keller und holte den Knechten heimlich eine Flaſche Obſtwein, ſie ſollten auch einmal mitten in der Woche vergnügt ſein.

Das Verhältniß zwiſchen Brönner und Vefele ging nun in Rieſenſchritten vorwärts.

Ein neues, durch das lange Harren faſt unerwartetes Ereigniß, brachte friſche Luſt und Freude in des Schloßbauern Haus; die Nachricht war angekommen, er hatte endlich ſeinen Prozeß gewonnen. Die Gegenpartei war in Rottenburg geweſen; und der Landvogt hatte ihnen offen und doch verblümt geſagt: „Des Schloßbauers Füchsle haben Eure Schimmele überritten." Trotz dem der Schloßbauer nicht ausgehen konnte, zog er doch ſein Sonntagskleid an und ſaß vergnügt in ſeinem Stuhle und ſchüttete dem Mohrle einen ganzen Hafen Milch in ſeine Morgenſuppe; er ſchickte ſogleich Boten nach Melchior und Agathle, ſie ſollten kommen und ſich mit ihm freuen, man ſagte ihm nicht, daß Agathle todtkrank darniederläge, auch nach Brönner wurde geſchickt, und dieſer war der Einzige, der zum Schmauſe kam. Der Schloßbauer ſaß bis tief in die Nacht hinein und trank und lachte und ſcherzte, manchmal aber wurde er auch trüb, er wünſchte ſich nur, daß ſeine „Alte“ das auch noch mit erlebt hätte, und er trank ein volles Glas zu ihrem Andenken. Man mußte den Ueberfröhlichen, der ſchon auf dem Stuhle halb eingeſchlafen war, endlich zu Bette bringen. Es war ſchon ſpät, als auch Brönner ſich zum Fortgehen anſchickte, Beſele leuchtete ihm hinab, ſie waren beide hocherregt und küßten ſich heftig; auf ſein Bitten und Betteln ſagte nun Beſele ganz laut: „gut Nacht;“ Brönner that desgleichen, er nahm den Hausſchlüſſel, ſchloß die Thür auf, ſchlug ſie heftig zu und verſchloß wieder, aber er war nicht hinausgegangen, ſondern er ſchlich ſich hinauf in das Kämmerlein Beſele's. Niemand im Hauſe merkte etwas davon, nur das Mohrle, das im Hofe angebunden war, bellte unaufhörlich die ganze Nacht, wie wenn ein Dieb ins Haus gedrungen wäre.

In derſelben Nacht theilte ſich der Engel des Lebens und der Engel des Todes in die Herrſchaft des einen Hauſes; am andern Morgen fand man den Schloßbauer vom Schlage gerührt todt in ſeinem Bette.

Niemand ahnte, warum das Beſele bei der Leiche ſeines Vaters wie wahnſinnig raſte und ſich gar nicht wollte beruhigen laſſen; es war ſonſt immer ſo verſtändig und beſonnen, und jetzt wollte es gar keine Vernunft annehmen.

Das Schloßgut wurde nun wieder von einem Barone angekauft, und die Bauern bezahlten nach wie vor ohne Widerrede die alten Herrenabgaben.

3.

Vefele zog nun zu ſeinem Bruder Melchior nach Ergenzingen, nichts war ihm aus dem Dorfe gefolgt als das Mohrle. Die Schweſter Agathle ſtarb bald nach dem Tode des Vaters, und die Leute munkelten, Vefele werde nun ihren Schwager heirathen; das konnte aber nie und nimmer geſchehen. Brönner kam jede Woche mehrmals nach Ergenzingen, er mußte irgendwo Geld aufgetrieben haben, denn er war überaus prächtig gekleidet, auch benahm er ſich gegen Vefele und die Anderen ganz ſicher, ja faſt vornehm; er gab zu verſtehen, daß man ihn künftighin „Herr Doctor" heißen ſolle. Vefele wußte nicht recht, was das ſein ſollte, es ließ ſich aber Alles gefallen, denn es hatte ihm ſeinen Stand eröffnet. — Im Hauſe Melchior's war ein Knecht, Wendel mit Namen, ein baumſtarker und arbeitſamer Burſch, der theilte gleiche Freundſchaft und Feindſchaft mit dem Mohrle; er liebte den Hund, weil er wie er den Brönner haßte, und er liebte ihn doppelt, weil er ebenfalls dem Vefele ſo gut war. Brönner hatte einmal per „Er" mit dem Wendel geſprochen, und dieſer, der ſchon lange gern einen Grund gehabt hätte, um Brönner zu haſſen, faßte von dem an eine Todfeindſchaft auf den „Bartkratzer." Dennoch aber ließ er ſich mehr als zwanzigmal und oft ſpät in der Nacht zu ihm nach der Stadt ſchicken, wenn Vefele ſagte: „Wendel, willſt Du nicht ſo gut ſeyn." Da wanderte er dann hin und das Mohrle ſprang mit und ſie brachten einen Brief von Veſele an den „Doctor." Oft auch wenn der Wendel den ganzen Tag geackert hatte und müder war als ſeine Gäule, brauchte das Veſele nur ein gut Wort zu ſagen, und er ſpannte nochmals ein und führte den Brönner durch Nacht und Wetter heim.

Eines Samſtags Abends ſagte Veſele im Hofe zum Wendel: „Morgen früh mußt Du ſo gut ſein und ganz früh nach Horb fahren und den Brönner holen."

„Iſt's denn wahr?" fragte Wendel, „daß Ihr Euch mit einander verſprechen wollt?"

„Ja."

„Wenn ich Euch rathen ſoll, ſo thut's nicht, es gibt noch rechtſchaffene Bauersleut' genug."

Veſele erwiederte: „Du kannſt's eben dem Brönner nicht vergeſſen, daß er einmal Er zu Dir geſagt hat." Es wollte noch mehr hinzuſetzen, aber es bedachte ſich, denn es wollte den Wendel nicht beleidigen; innerlich aber ſagte es ſich: „es iſt doch gräßlich, wie dumm und hartnäckig ſo ein Bauer iſt", und es freute ſich, darüber hinausgekommen zu ſeyn. — Trotz ſeiner Widerrede war Wendel doch ſchon lange ehe es tagte mit dem Wägelchen auf der Straße, um den Brönner abzuholen.

Veſele und Brönner verlobten ſich nun öffentlich mit einander, und die Leute ſprachen allerlei davon, ja ſie ſagten ſogar heimlich, der Brönner habe dem Schloßbauer einen Trank gegeben, woran er geſtorben ſey, weil er die Heirath mit ſeiner Tochter nicht habe zugeben wollen. — So ſchießen die Leute in ihren überklugen Vermuthungen meiſt über das Ziel hinaus.

Die erſte Veränderung, der ſich nun Vefele unterwerfen mußte, war eine ſehr traurige; der Brönner ſchickte ihm eines Tages eine Näherin aus der Stadt und ließ ihm Kleider anmeſſen. Vefele kam ſich vor wie ein Rekrut, der nicht mehr Herr über ſich iſt und ſich in jede beliebige Uniform ſtecken laſſen muß, weil ihn das Loos ſo getroffen; es ließ Alles ohne Widerrede aus ſich machen. Als es nun am Sonntage darauf die neuen Kleider anziehen mußte, ſtand es weinend bei der Näherin in der Kammer, es nahm von jedem einzelnen Stückchen wehmüthig Abſchied, es war ihm, als ob es ſeinem ganzen bisherigen Leben damit entſagte; mit beſonderer Wehmuth betrachtete es den feinen Wiſlingrock, ſeine Mutter hatte ihn ihm gegeben, als es gefirmt wurde, es war darin zum erſten Male zur Beichte und zu Gottes Tiſch gegangen, und die Mutter hatte ihm geſagt, es ſolle einſt damit zum Traualtare gehen. Auch das iſt eine Unannehmlichkeit der Stadtkleider und bezeichnet ſchon das Herrenweſen, daß man ſich damit nicht allein anziehen kann und Jemand zum Zuhaften braucht; Vefele ſchauderte immer zuſammen, wenn die Näherin ſo an ihm herum poſſelte. Die Haare waren in einen Zopf geflochten und mit einem Kamme aufgeſteckt, und als nun das Vefele endlich fix und fertig da ſtand und ſich im Spiegel betrachtete, mußte es über ſich lachen, und es verbeugte ſich höflich vor ſich ſelber.

Brönner war hocherfreut, als das Vefele ſchüchtern in die Stube trat, er bemerkte, daß es zehnmal hübſcher ausſehe. Als aber Vefele ſagte: daß die Stadtkleider doch nichts ſeien, und daß ein einziges Bauernkleid mehr werth ſei und auch mehr koſte, als ſechs ſolcher Stadtfahnen, da machte der Brönner ein böſes Geſicht und ſagte, das wäre „dummes Bauerngeſchwätz;“

das Vefele preßte die Lippen zuſammen und die Thränen ſtanden ihm in den Augen, es ging hinaus und weinte.

Das Vefele ging faſt gar nicht aus dem Hauſe, denn es ſchämte ſich, ſo „vermaskirt“ zu ſein; es meinte, Jedermann müſſe es drum anſehen. Nur ein einziges Mädchen im Dorfe, das bei der alten Urſule aufgezogen ward, hatte auch Stadtkleider an, und man wußte nicht recht, woher es war.

Das Vefele hatte ſchwere Zeiten in dem Hauſe Melchior's, deſſen Frau ein böſer Drache war und immer todte Kinder gebar, ſo daß die Leute ſagten, ihr Giſt tödte die Kinder im Leibe.

Oft ſaßen Melchior und Vefele in der Scheune, und ſie thaten, als ob ſie ſich zum Spaß Rüben ſchälten, in der That aber aßen ſie ſie mit gutem Appetit; Vefele gab ſich alle Mühe, ſeinen Bruder zu ſtetr Nachgiebigkeit zu ermahnen, es hatte erfahren, was Unfriede in einem Hauſe war, und es drang nun darauf, daß bei allen Entbehrungen Friede ſein ſolle; der gute Melchior willigte gern in Alles. Doppelt und dreifach drang aber Vefele bei Brönner auf baldige Verheirathung, da trat dieſer mit einem neuen Plane hervor: er wolle nach Amerika auswandern, er könne ſo gut doctern wie der Amtsphyſikus, hier zu Lande aber dürfe er das nicht, und darum wolle und müſſe er fort. Das Vefele rang die Hände, warf ſich auf die Kniee und bat, daß er von dieſem Plane abſtehe, ſie hätten ja Vermögen genug, um auch ohne Doctorei zu leben; der Brönner aber blieb unerſchütterlich und nannte das Vefele ein „dummes Dorfkind, das nicht wiſſe, daß hinter'm Berge auch noch Leute wohnen.“ Da ſank das Vefele in ſich zuſammen, es lag mit dem Angeſichte auf dem Boden, und ein furchtbarer Gedanke ging ihm durch die

Seele, der Gedanke, daß es mißachtet und auf ewig unglücklich ſein werde. Brönner mochte das ahnen, er kam zu ihm, hob es freundlich auf, küßte es und redete gar fein und höflich, ſo daß das Veſele Alles vergaß und in Alles willigte; es wollte mit ihm nach Amerika auswandern, es wäre ihm in die Hölle gefolgt, ſo hatte er ſein Herz und ſeine Sinne beſtrickt.

Brönner hatte ſchon Alles vorbereitet, das Vermögen Veſele's wurde zu Geld gemacht, und um zur Reiſe bequemer zu ſein, in lauter Gold eingewechſelt. Veſele hob es bei ſeiner Ausſteuer auf.

Veſele und Brönner ſollten in der Kirche verkündet werden, aber die Papiere Brönner's, der aus dem Hohenlohiſchen gebürtig war, blieben immer aus. Da kam dieſer eines Tages, Veſele ſtand in der Küche am Waſchzuber, und er ſagte: „Veſele, weißt Du was? ich muß heim und die Papiere ſelber holen, unten iſt ein guter Freund mit einer Chaiſe, ich habe gerade Gelegenheit nach Tübingen zu fahren; dann laſſ' ich auch für uns den Paß von den Geſandten unterſchreiben und dann gehen wir noch den Herbſt fort."

„Lieber heut als Morgen," ſagte das Veſele.

„Apropos," ſagte Brönner wieder, „ich habe jetzt gerade kein Geld, kannſt Du mir nicht was geben?"

„Da haſt Du den Schlüſſel," ſagte Veſele, „hol' Dir droben, Du weißt ja, wo's liegt, links bei den neuen Hemden, die mit dem blauen Bändele zuſammen gebunden ſind."

Brönner ging hinauf und kam nach einer Weile wieder, Veſele trocknete an der Schürze die Hand und reichte ihm dieſelbe, Brönner's Hand zitterte. Veſele wollte ihm ein Stück Weges „ausfolgen," er aber bat es, da zu bleiben, und er rannte ſchnell die Treppe hinab. Es war Vefele traurig zu Muthe, daß Brönner ſich nicht einmal bis unter die Hausthür begleiten ließ, es glaubte, er ſchäme ſich ſeiner vor ſeinem Freunde; es dachte darüber nach, wie das einſt werden ſolle, und bittere Thränen tröpfelten in den Waſchzuber. Dennoch ging es hinauf in ſeine Dachkammer und ſchaute zum Dachfenſter hinaus, um die Kutſche noch mit den Blicken begleiten zu können; wie erſtaunte es aber, als es ſah, daß die Kutſche nicht nach Tübingen, ſondern den Weg nach Herrenberg fuhr; es hatte ſchon den Mund geöffnet, es war ihm, als müßte oder könnte es ihnen zurufen, ſie ſeien auf falſchem Weg, da beſann es ſich, daß es ſich wohl verhört, oder der Brönner ſich verſprochen haben möge. — —

Acht, vierzehn Tage waren vorüber, weder Brönner ſelber noch Nachricht von ihm kam, Vefele war oft betrübt in dem Gedanken, daß es ſein ganzes Leben lang einem Manne hingegeben ſein ſolle, der keinen rechten Reſpect vor ihm hatte; es war nicht ſtolz, aber es dachte doch daran, wie Jeder, und ſogar der Schultheiß im Orte, ſich hochgeehrt gefühlt hätte durch ſeine Hand. Oft aber dachte es wieder mit dem innigſten Entzücken an Brönner, und es bat ihn in Gedanken um Verzeihung für alle die herben Vorwürfe, die es ihm in ſeiner Seele gemacht hatte; es ſtellte ſich ihn ganz vor, wie er war, und da erſchien er ſo herrlich und lieb, es ſah gar keinen Fehler mehr an ihm; denn ſo iſt es immer: wenn wir von Menſchen entfernt ſind, die wir gern haben, ſehen wir gar keinen Fehler und nur Tugenden an ihnen. — Hätte der Brönner nur Eine Tugend gehabt!

Melchior fragte Vefele über das lange Ausbleiben Brönner's, und es that, als wüßte es den Grund und wäre es darüber beruhigt.

Eines Tages ſaß Veſele in trüben Gedanken in ſeiner Kammer, es hatte lange zum Dachfenſter hinausgeſchaut, ob Brönner nicht komme, aber es ſah nichts; es wollte ſich eine Freude machen und öffnete den Schrank, um die ſchöne Ausſteuer zu betrachten, aber, o Himmel! da war Alles ſo zerzauſt, als ob Hexen darüber geweſen wären, es griff unwillkürlich nach dem [illegible], aber. — das war fort, es ſchrie laut auf, und plötzlich, wie feurige Pfeile ſo ſchnell, flogen ihm die Gedanken durch die Seele: der falſche Weg, den Brönner gefahren, das Zittern ſeiner Hand, daß es ihm nicht ausfolgen durfte, ſein langes Ausbleiben — — mit raſchen Schritten ſprang Veſele an das Dachfenſter und wollte ſich hinausſtürzen, da faßte es eine Hand von hinten, es war Melchior, der auf den Schmerzensſchrei herbeigeeilt war. Veſele warf ſich auf die Kniee und erzählte händeringend ſeinem Bruder Alles. Melchior raſte und wüthete, er wollte fort, alle Gerichte zu Hülfe rufen, da fiel Veſele auf das Angeſicht und erzählte ihm ſeine Schande; Melchior ſank zu ihm nieder auf den Boden und weinte mit. Lange ſaßen die beiden Geſchwiſter ſo auf dem Boden hart an einander gelehnt, laut ſchluchzend, ohne ein Wort zu reden, ja Beide ſcheuten ſich faſt, ſich anzuſehen. —

Wer die Menſchen kennt und die Eigenthümlichkeiten der Bauern insbeſondere, der wird es wohl zu ſchätzen wiſſen, daß Melchior ſeiner Schweſter Veſele nie den geringſten Vorwurf über ihren Fall machte; ja, er ſuchte, ſo viel er konnte, ihren niedergedrückten Lebensgeiſt wieder aufzurichten. Die meiſten Menſchen machen ſich für ihre Theilnahme bei einem Mißgeſchick oder einem Fehltritt gleich dadurch bezahlt, daß ſie ihrem freundſchaftlichen Aerger und ihren weiſen Ermahnungen Luft machen; das mag bei Kindern oder überhaupt bei ſolchen Menſchen am Platze ſein, die nicht wiſſen, was ihnen geſchehen oder was ſie gethan, bei Menſchen aber, die den Pfeil wohl fühlen, der in ihre Bruſt gedrungen, iſt es unvernünftig, wenn nicht grauſam, den Pfeil noch um und um zu wühlen, ſtatt ihn ſogleich behutſam und zart herauszuziehen.

Melchior berathſchlagte nun mit Vefele, was zu thun ſei, und ſie kamen überein, daß man vorerſt keinen Lärm machen und Alles im Geheimen zu Ende führen müſſe. Mit einer Entſchiedenheit, als wäre er ein ganz anderer Menſch geworden, forderte Melchior ſeiner Frau Geld ab, und wenige Stunden darauf reiſte er in ſeinem Wägelchen dem Brönner nach; Vefele wollte mit, es wollte faſt verzweifeln, daß es zu Hauſe bleiben und nichts thun ſolle, als harren und weinen, aber Melchior redete ihm die Mitreiſe aufs liebevollſte aus.

Tage und Wochen ſchmerzlichen Hinbrütens vergingen, wer das Vefele früher gekannt hatte, wäre jetzt furchtbar erſchrocken über die Veränderung ſeines ganzen Weſens; es ließ ſich aber vor Niemanden ſehen, es lebte ein Leben ohne Willen, das kein eigentliches Leben war, es aß und trank, ſchlief und ſtand auf, aber es wußte und wollte von alle dem nichts, es blickte immer drein wie eine Wahnſinnige, auch weinen konnte es nicht mehr, all ſein Denken, ſeine tiefſte Seele war wie ſcheintodt, wie lebendig begraben, es hörte die Welt draußen handiren, es verſtand ſie wohl, aber ſich ſelber konnte es nicht verſtändigen.

Als Melchior zurückkam, ohne eine Spur von Brönner entdeckt zu haben, hörte Vefele Alles mit einem herzzerreißenden

Stumpfſinn an, es ſchien auf Alles gefaßt. Still, faſt ohne ein Wort zu reden, lebte es dahin, nur als es vernahm, daß Brönner mit Steckbriefen verfolgt wurde, jammerte es laut auf; es war ihm, als ob Millionen Zungen durch die Welt hin ſeinen Schmerz und ſeine Schande verkündeten, und doch — ſo weit geht die Liebe — weinte es faſt mehr um Brönner als um ſich ſelber.

Bei alle dem hatte das traurige Schickſal Veſele's noch nicht ſeine höchſte Höhe erreicht. Als ſeine Schwägerin ſeinen Stand inne ward, ſteigerte ſich ihre Hartherzigkeit zum empörendſten Grade, ſie verfolgte und mißhandelte Veſele auf jede Weiſe, es aber duldete ſtill, es ſah ſich auserkoren, das größte Kreuz über ſich zu nehmen, und es gehorchte ohne Murren; das Doppelleben in ihm ſchien es mit einer geiſtigen und körperlichen Kraft auszurüſten, die über jedes Ungemach unverſehrt hinwegſchritt. Als aber Veſele hörte, wie die Schwägerin dem Melchior Vorwürfe machte, und wie ſie den Tag verwünſche, an dem ſie in eine Familie eingetreten war, die einen ſolchen Schandfleck habe, da blutete das Herz der Unglücklichen tief, die Engelsmilde, ſie, ſollte die Schande ihrer Familie ſein! Alles ertrug ſie leicht, nur das, daß ſie die Schuld an dem Unglück und der Schande ihres Bruders ſein ſolle, das war zu viel!

Es iſt jammervoll, daß faſt lauter böſe, in die Tracht ſchwarzer Leidenſchaften gehüllte Menſchen am Lebenswege Veſele's ſich wie eine feſtgeſchloſſene Reihe aufgeſtellt hatten; das verhinderte es auch, die guten in den Lichtglanz des Edelſinns gehüllten Menſchen zu erkennen, die ſich nicht ſo leicht hindurchdrängen, weil es ihre ſtille Tugend ſo mit ſich bringt, und weil ſie auch erwarten dürfen, daß man ſie doch herausfinde.

Vefele ſaß eines Tages weinend in der Küche auf dem Heerde, da trat der Wendel ein, er ſagte:

„Müſſet nicht greinen, ich hab's Euch ja damals geſagt, es gibt noch rechtſchaffene Bauersleut' genug, wenn ſie auch keine ſolche Katzenbuckel machen können.“

Vefele ſah mit thränenden Augen auf, über dieſe Rede befremdet; es antwortete aber nichts, und Wendel fuhr nach einer Weile fort:

„Ja, gucket mich nur an; was ich ſag', iſt ſo wahr, wie wenn's der Pfarrer von der Kanzel ſagt.“ Er näherte ſich Vefele und faßte deſſen Hand, indem er weiter ſagte: „Drum kurz und gut, ich weiß, wie's mit Euch ſteht, aber Ihr ſeid doch bräver als hundert Andere, und wenn Ihr Ja ſaget, iſt über vierzehn Tag' unſere Hochzeit und Euer Kind iſt mein Kind.“

Vefele entzog ihm raſch die Hand und bedeckte ſich damit die Augen, dann ſtand es auf und ſagte glühenden Antlitzes: „Weißt Du denn auch, daß ich bettelarm bin? Gelt, das haſt Du nicht gewußt?“

Wendel ſtand eine Weile ſtill, Zorn und Mitleid kämpften in ſeinem Herzen wie auf ſeinem Angeſichte, er ſchämte ſich für das Vefele und für ſich ſelber über dieſe Rede; endlich ſagte er: „Ja, ich weiß Alles; wenn Du noch reich wärſt, hätt' ich mein Lebtag nichts geſagt; meine Mutter hat ein klein's Gütle und ich hab' mir auch ein Geldle geſpart, und wir können ja ſchaffen und uns in Ehren durchbringen.“

Vefele faltete die Hände, hob die Blicke himmelwärts und ſagte dann: „Verzeih' mir's Wendel, aber ich hab's nicht ſo ſchlecht gemeint, ich bin nicht ſo ſchlecht, aber die ganze Welt kommt mir ſo vor; verzeih mir's Wendel.“

„Nun, ſagſt Du Ja?“ fragte dieſer.

Veſele ſchüttelte den Kopf verneinend und Wendel ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden: „Warum denn nicht?“ fragte er.

„Ich kann nicht viel reden,“ ſagte Veſele ſchwer athmend, „aber verzeih mir's, ich kann nicht, Gott wird Dir Dein Herz gewiß noch belohnen, aber gelt, jetzt reden wir weiter kein Wort mehr davon?“

Der Wendel ging weg und ſagte noch in derſelben Stunde dem Melchior auf Martini den Dienſt auf.

Endlich kam das äußerſte Unglück über Veſele. Der Schultheiß des Ortes hatte ihren Stand erfahren, und der hartherzige Mann ließ nun ſeinen alten verhaltenen Grimm aus; er ließ Veſele durch den Dorfſchützen ſagen, es müſſe das Dorf verlaſſen und nach ſeinem Geburtsorte zurückkehren, da ſonſt das Kind, wenn es hier geboren würde, Heimathsrechte anſprechen könnte.

Veſele duldete es nicht, daß man Schritte gegen dieſe Grauſamkeit that, und in einer ſtürmiſchen Herbſtnacht beſtieg es mit Wendel das Wägelchen und fuhr nach Seedorf. Wendel ſuchte es auf dem Wege zu tröſten, ſo gut er konnte; er ſagte, daß er ſich jeden Tag darüber gräme, daß er nicht, wie er oft vorgehabt habe, den Brönner einmal die bildechinger Steige hinabgeworfen habe, damit er Hals und Beine breche. Veſele ſchien faſt froh, als es in Seedorf kein Unterkommen fand, Wendel bat und beſchwor es, mit ihm zu ſeiner Mutter nach Bohndorf zu gehen; es aber gab auf alle ſeine Bitten kein Gehör, ſchickte ihn des andern Morgens nach Hauſe und wanderte zu Fuße fort, wie es ſagte, nach Tübingen. Das Mohrle war auch mit geweſen, es wollte ſich von Veſele nicht trennen laſſen, und der Wendel mußte den Hund mit einem Seile unter dem Wägelchen anbinden.

Der Wind jagte den Regen, der Boden war ſo ſchlüpfrig, daß man bei jedem Schritte ausglitt, als Vefele den Weg nach Rottenburg einſchlug; es war ſtädtiſch gekleidet, und hatte ein hellrothes Halstuch um, unter dem Arme trug es ein kleines Bündel. Ein altes Lied, das es faſt ganz vergeſſen hatte, tauchte plötzlich in ſeiner Erinnerung auf, es war das Lied von der betrogenen Grafentochter; ohne den Mund zu öffnen, wiederholte es oft innerlich den Vers:

Weinſt Du um dein Vatergut,
Oder weinſt Du um dein' ſtolzen Muth?
Oder weinſt Du um dein junges Blut?
Oder weinſt um deine Ehr'?
Ja Ehr'?
Die find'ſt Du nimmermehr.

Kaum einige hundert Schritte war Vefele von Seedorf entfernt, als plötzlich etwas an ihm heraufſprang; es fuhr erſchreckt zuſammen, aber ſein Antlitz war ſchnell wieder freundlich, es war Mohrle; der Hund trug einen Seilſtumpf, den er abgebiſſen hatte, am Halſe, er geberdete ſich ganz wie ſelig und wollte ſich gar nicht beruhigen laſſen.

Der Sturm war ſo heftig, daß es war, wie wenn man ganz hart an dem Ohre zwei Steine auf einander ſchlüge, und als ob um und um unfaßbare rauſchende Gewänder einen umſtrickten und zu erſticken trachteten. Vefele ging mühſam weiter und plötzlich — ohne daß es wußte warum oder wie — kam ihm der Gedanke, daß Brönner jetzt auf dem Meere ſei; es hatte in ſeinem Leben nur einmal eine bildliche Darſtellung des Sturmes im Evangelium geſehen, aber jetzt ſah es ihn leibhaftig vor ſich, es ſelbſt war mitten drin; es ſah die häuſerhohen dunkeln Wellen, ſah das Schiff, wie es auf und nieder geſchnellt wurde, und oben ſtand der Brönner und ſtreckte jammernd die Arme empor. Da! wehe! Veſele ſtreckte ebenfalls die Arme empor, ſein Mund öffnete ſich, aber der Schrei erſtarb auf der Zunge, es ſah den Brönner hinabſtürzen in das Meer und eine Welle begrub ihn. Veſele ließ die Arme ſinken, ſein Haupt neigte ſich, ſeine Händ falteten ſich und es betete für die arme Seele des Verlorenen. So ſtand es eine Weile, in ſeinem Innerſten ſah es, Brönne war in dieſer Minute geſtorben; dann richtete es ſeufzend da Haupt wieder empor, es hob das Bündel auf, das ihm entfallen war, und ſchritt durch Sturm und Regen wieder fürbaß.

Auf der Anhöhe, wo der Weg umbiegt und das Städtchen Rottenburg vor den Blicken liegt, ſteht eine Kapelle. Veſele trat hinein und betete lange und inbrünſtig vor der Mutter Gottes. Als es wieder aus der Kapelle trat, ſah es die lange Ebene vor ſich faſt wie einen See; der Neckar war übergetreten. Veſele ging außen an der Stadt herum, Hirſau zu, hier traf es plötzlich einen alten Bekannten, den auch uns noch wohl erinnerlichen Marem; er trug einen Querſack über dem Rücken und führte eine Kuh am Seile, er ging ebenfalls nach Hirſau. Wer ſollte es glauben, daß Marem ein Mitgefühl mit dem Schickſale Veſele's hatte, daß es ihm Thränen auspreßte? Und doch war es ſo. Nehmt einen Dorfjuden und einen Bauer von gleicher Bildungsſtufe, ihr werdet jenen verſchmitzter, auf ſeinen Vortheil bedachter und ſcheinbar kälter finden; aber bei jedem reinmenſchlichen Elend werdet ihr meiſt eine Wärme und Zartheit des Mitgefühls in ihm entdecken, die ihn weit über ſein ſonſtiges Sein hinaushebt; ſein Schickſal hat ihn für manche andere Welt ziehungen abgeſtumpft, aber ihn auch zum theilnehmenden Bruder jedes rein menſchlichen Schmerzes gemacht.

Marem bot Alles auf, um Veſele von ſeinem Wege zurückzubringen, er bot ihm ſein eigenes Haus als Unterkommen an, ja er wollte ihm ſogar Geld aufdringen. Veſele lehnte aber Alles ab. In Hirſau kehrten die Beiden ein. Marem ließ dem Veſele eine gute Suppe kochen, aber es ſtand gleich, nachdem es den erſten Löffel voll genommen, wieder auf, um weiter zu gehen. Marem wollte den Hund bei ſich behalten, aber Veſele ließ das treue Thier nicht, es ſchied mit einem: „Vergelt's Euch Gott!“ —

Eine Stunde ſpäter ging Marem, nachdem er ſeine Kuh verkauft hatte, ebenfalls nach Tübingen. Nicht weit von Hirſau ſprang ihm das Mohrle entgegen, es trug ein rothes Halstuch im Munde. Marem wurde blaß vor Schrecken, das Mohrle ſprang ihm nun voraus und er nach; ſie kamen an eine Stelle, wo das Waſſer über die Straße getreten war, der Hund ſprang hinein, er ſchwamm immer weiter, immer weiter, bis er endlich aus den Augen verſchwand. — —

* * *

Das vornehmſte Haus des ganzen Dorfes, das gehörte einſt dem Vater des Veſele; der Vater iſt todt, die Mutter iſt todt, die fünf Kinder ſind todt, und das Veſele iſt ſpurlos verſchwunden.

IV.

Tonele mit der gebiſſenen Wange.

Auf dem Feldraine, da wo der Weg ſich ſcheidet und der eine nach Mühringen, der andere nach Ahldorf führt, im ſogenannten „Kirſchenbuſch“, dort ſaßen an einem Sonntag Nachmittage drei Mädchen unter einem blühenden Kirſchenbaume. Rings umher war Alles ſtille, kein Pflug regte ſich, kein Wagen raſſelte; ſo weit das Auge ſchauen konnte, überall ſonntägige Ruhe. Von der Anhöhe gegenüber, vom Daberwaſen, wo noch die Kirche eines alten Kloſters ſteht, tönte die Glocke, die wie mit lautem Gruße die Betenden heim geleitete; in dem kleinen Thälchen, „im Grunde“ genannt, blühte der gelbe Reps zwiſchen den grünen Kornfeldern, und rechts auf der Anhöhe ſah man von dem jüdiſchen Gottesacker nur die vier Trauerweiden, die an den vier Ecken des großen Hügels ſtehen, unter welchem die Großmutter, die Mutter und ihre fünf Kinder ruhen, die alle in einem Hauſe verbrannt ſind. — Weiter unten ſtand mitten unter den blühenden Bäumen ein hohes, ziegelroth und weiß angeſtrichenes, hölzernes Cruzifix. Sonſt war rings umher lauter ſtill treibendes Leben. Der einzige Laubwald in der ganzen Gegend, das ſogenannte „Buchwäldle“, ſtand in voller Blätterpracht, und auf der andern Seite des Weges zog ſich der [illegible] Fichtenwald mit ſeinen ſtolzen und geraden Stämmen in lichter unbewegter Ruhe dahin, kein Lüftchen wehte, hoch zu den Wolken hinan ſchmetterte die Lerche ihren Geſang und tief in den Furchen verſteckt ſchlug die Wachtel. Es war, als ob die Aecker nur für ſich ſelber grünten, als ob die Bäume nur für ſich ſelber blühten, denn nirgends war ein Menſch zu ſehen, der mit Hacke und Schaufel andeutete, daß die Erde ihm unterthan ſei. Hie und da kam ein Bauer quer über's Feld, bisweilen einer, bisweilen aber auch mehrere, die ſich unter traulichem Geſpräche nach dem Gedeihen ihrer Saat umſchauten; in ihrem Sonntagsſtaate kamen ſie und ſahen vergnügt das ſtille Walten und Wirken der Natur in ihrer Sonntagspracht.

Die drei Mädchen ſaßen ruhig da, die Hände auf ihre weißen Schürzen gelegt, und ſtimmten ihre Lieder an; Bärbele ſang die erſte Stimme, das Tonele (Antonie) und das Brigittle begleiteten es mit natürlichem Takte; andächtig und wehmüthig ſchallten die langgezogenen Töne über die Flur dahin, und ſo oft die Mädchen ſangen, pfiff ein Diſtelfink, der in den Zweigen des Kirſchenbaumes ſaß, mit doppelter Luſt, und ſo oft die Mädchen nach Beendigung einer Strophe innehielten oder leiſe mit einander plauderten, verſtummte der Diſtelfink faſt plötzlich; die Mädchen ſangen:

„Schön's Schätzle, um was i di bitte thur,
Bleib nur noch e Jährle bei mir.
Und Alles, was Du verzehre thuſt,
Das will ich bezahle vor Dir.“

„Und wenn Du gleich Alles bezahle thuſt,
Geſchieden muß es jetzt ſein.
Wir reiſen in fremdeſte Länder hinein,
Schön's Schätzle, vergiß Du nit mehr."

Und als ich in fremde Land hinein kam,
Schön's Schätzle ſteht unter der Thür,
Es thät mich ſo freundlich nit grüßen:
„Schön's Schätzle, was machſt Du allhier?"

Es iſt kein Apfel am Baum ſo roth,
Schwarz Kerne ſind es darin.
Es iſt kein Mädle im ganz Oeſtreich,
So führt es ein falſchen Sinn.

Paff! fiel ein Schuß, die Mädchen ſchreckten zuſammen, der Diſtelfink flog vom Kirſchenbaum fort. Da ſahen die Mädchen den Jäger von Mühringen in ein Repsfeld ſpringen, ſein Hund ihm voran, der Jäger hob einen Reiher in die Höhe, raufte eine Feder aus, ſteckte ſie auf den Hut, ſchob den Vogel in die Jagdtaſche und hing ſich ſeine Flinte wieder um; es war ein ſchöner Mann, wie er ſo aus dem grünen Felde daher kam.

Das Tonele ſagte: „er hätt' doch das Thier am Sonntag leben laſſen können."

„Ja," ſagte Bärbele, „die Jäger ſind Alle keine rechten Chriſtenmenſchen, ſie können nichts als die armen Bauern wegen Holzfrevel in den Thurm und die unſchuldigen Thiere um's Leben bringen; der grün' Teufelsknecht hat noch vergangen * des

---

* Vor Kurzem.

Bläſis Käther auf vier Wochen ins Spinnhaus gebracht; ich' möcht' keinen Jäger heiren * und wenn er [illegible] nicht was verſprechen thät'."

„Die alt' Urſel hat mir einmal erzählt," ſagte Brigittle, das jüngſte von den dreien, „daß ein Jäger jeden Tag ein lebiges Weſen todt machen muß."

„Das kann er genug haben," lachte Bärbele, und wies ihn an das Ungeziefer.

Unterdeſſen kam der Jäger näher, wie auf eine Verabredung begannen alle drei Mädchen zu ſingen; ſie wollten thun, als ob ſie den Jäger nicht bemerkten, und doch ſangen ſie in ihrer Befangenheit nur mit halber Stimme und ſummten nur ſo vor ſich hin den letzten Vers des Liedes:

Ein falſchen Sinn, ein hohen Muth,
Drei Federn trag' ich auf meinem Hut;
Und weil ich mein Schätzle verloren hab',
So reiſ' ich gleich wiederum ab.

„Guten Tag, ihr Jungfern, warum ſo leis?" fragte der Jäger ſtehenbleibend.

Die drei Mädchen fingen an zu kichern und hielten ſich ihre Schürzen vor den Mund; Bärbele aber gewann am ſchnellſten das Wort wieder und es ſagte: „Schön Dank, Herr Jäger, wir ſingen halt nur für uns und wir hören's ſchon, wenn wir auch noch ſo leis ſingen, wir ſingen nicht für Andere."

„Brr!" ſagte der Jäger, „das Mäule ſchneidt ja wie geſchliffen."

---

* Heirathen.

„Geſchliffen oder ungeſchliffen, das iſt gehupft wie geſprungen, wem's nicht gefällt, der kann's ja beſſer machen, wenn er's kann," ſagte das Bärbele; das Tonele ſtieß es an und ſagte halblaut: „Du biſt aber auch grob wie Bohnenſtroh."

„Ich kann ſchon einen Spaß vertragen," ſagte der Jäger, zu dem böſen Spiele gute Miene machend.

Die Mädchen waren bei alle dem doch verlegen, und ſie wählten wohl gerade das unrechteſte Mittel, der Verlegenheit auszuweichen; ſie ſtanden auf, faßten ſich unter dem Arme, um nach Hauſe zu gehen.

„Darf ich den Jungfern Geſellſchaft leiſten?" ſagte der Jäger wieder.

„Das iſt Landſtraße und die Straß' iſt breit," ſagte Bärbele,

Der Jäger dachte daran, ſich von dem groben Mädchen fortzumachen, aber er beſann ſich ſchnell, wie lächerlich es wäre, ſich verblüffen zu laſſen; er fühlte es wohl, er ſollte auch in dem gleichen Tone antworten, aber er konnte nicht: das Tonele, an deſſen Seite er ging, hatte ihm ſo in die Augen geſtochen, daß er gar keinen tüchtigen Spaß machen konnte, und er war doch ſonſt gar nicht ſo blöde; er ließ daher dem Mädchen ſeine Freude und ging mit, ohne ein Wort zu reden.

Um doch Einiges wieder gut zu machen, fragte das Tonele: „Wohin wollet ihr denn am Sonntag?"

„Ge'Horb," ſagte der Jäger, „und wenn mich die Jungfern begleiten thäten, es käm' mir auf den beſten Schoppen nicht an."

„Wir bleiben daheim," ſagte das Tonele, und wurde über und über roth.

„Wir löſchen lieber den Durſt mit Gäns[illegible] den kriegen wir auch geſchenkt,“ ſagte das Bärbele.

Man war dem Dorfe näher gekommen, da ſagte das Bärbele abermals, auf einen Fußweg deutend: „Herr Jäger, da könnet ihr hinten 'rum kommen, da geht der nächſte Weg nach Horb.“

Dem Jäger wurde es endlich zu viel, und er hatte ein höchſt derbes Wortſpiel im Munde; aber er unterdrückte es und ſagte nur: „Ich ſeh' gern ehrlichen Leuten und einem ehrlichen Dorf in's Geſicht;“ er konnte ſich aber nicht enthalten, dem Bärbele dabei den Rücken zuzukehren.

So geht's, weil der Jäger keinen Spaß machen konnte, wurde er grob, und ſo geht's oft.

Als die vier in das Dorf hineingingen, fragte der Jäger das Tonele, wie es heiße; aber noch ehe es antworten konnte, ſagte Bärbele: „Wie man's getauft hat.“

Und als nun der Jäger zum Bärbele ſagte: „Ihr ſeid ja wundergeſcheit, wie alt ſeid Ihr denn?“ erhielt er die gewöhnliche Antwort: „So alt wie mein kleiner Finger.“

Das Tonele aber ſagte halb leiſe: „Ich heiß Tonele, warum fraget Ihr denn?“

„Weil mir's lieb iſt, es zu wiſſen.“

Man ging den Berg hinan, an dem ſich die beiden Häuſerreihen hinaufziehen; oben, an des Sauerbrunnenbaſche's Haus ſteckten die drei Mädchen ſtillſtehend die Köpfe zuſammen, und huſch! ſtoben ſie wie verſcheuchte Tauben auseinander und ließen den Jäger allein ſtehen; dieſer pfiff ſeinem Hunde, der den Mädchen nachgeſprungen war, ſteckte die linke Hand in den Gewehrriemen und ging ebenfalls davon.

An der Steingrube erholten und ſammelten ſich die Mädchen wied[illegible]

„Du biſt aber auch gar zu grob," ſagte Tonele zu Bärbele.

„Jo weger," * betheuerte Brigittle.

„Er hat Dir ja nichts gethan," fuhr Tonele fort, „und Du biſt auf ihn losgefahren wie ein Kettenhund."

„Ich hab' ihm auch nichts gethan," ſagte Bärbele; „ich hab ihn nur gefoppt, warum hat der Tralle mir nicht 'rausgegeben? und wahr bleibt wahr, ich mag ihn nicht, wie kommt der Grünrock dazu? meint er, weil er beim Baron Münch Jäger ſei, dürft' er nur ſo mit uns laufen durch das ganze Dorf durch, daß alle Leute meinen, wir wollen 'was von ihm? Und was müßt' der Sepper ** und der Kaspar davon denken? Nein, nein, ich bin kein ſo Tättele *** wie Du, ich laſſ' mir nichts gefallen, von keinem Grafen und von keinem Baronen."

Das Geſpräch wurde unterbrochen, denn der Sepper und der Kaspar kamen; ſie hatten ihre Schätze im Kirſchenbuſch geſucht und nicht gefunden. Bärbele erzählte nun die ganze Geſchichte, es konnte Niemand außer ihm zu Worte kommen, und da ihm noch viel ſpitzere Redensarten einfielen, nahm es das nicht ſo genau und erzählte auch dieſe; denn das findet ſich überall und bei gar vielen Menſchen, daß, wenn ſie etwas von ſich erzählen, ſie es noch ſchöner herausputzen, ſie berichten dann, daß ſie dieß und das geſagt und gethan, wozu ſie zur Zeit den Muth nicht gehabt hatten, oder was ihnen erſt ſpäter einfiel.

---

* Wahrlich.

** Joſeph.

*** Schüchternes Mädchen.

Der Sepper gab dem Bärbele vollkommen recht und ſagte: „das Herrenpack muß man gleich von vornherein abtacheln!“ *

Der Jäger, der doch nichts weniger als ein „Herr“ war, wurde immer mehr zu einem ſolchen geſtempelt, damit man deſto beſſer auf ihn losziehen konnte.

Sepper nahm ſeinen Schatz, das Tonele, an den einen Arm, an den andern hing ſich das Brigittle, der Kaspar und das Bärbele gingen neben ihnen, und ſo wanderten ſie durch die Hohlgaſſe nach der Hochbur ſpazieren.

Der Sepper und das Tonele waren ein herrliches Paar, beide faſt gleich groß und ſchlank, und beide doppelt ſchön, wenn ſie mit einander gingen; jedes für ſich allein war ſchon ſchön, aber bei einander waren ſie es erſt recht, unter tauſenden heraus hätte man ſagen müſſen: dieſe zwei gehören zuſammen. Der Sepper ging halb bäueriſch, halb ſoldatiſch gekleidet, das kurze, ſchlotterige Bauernwamms hob das ſchöne Ebenmaaß der Glieder unter den eng zugeſchnürten Beinkleidern noch ſchärfer hervor; der Sepper ſah aus wie ein Offizier, der ſich's commod' gemacht hat, ſo ſchlank und ſtraff und doch wieder ſo frei und ungezwungen war ſein ganzes Weſen.

Auf der Hochbur angelangt, ſahen ſie nicht weit davon den Jäger beim Nordſtetter Waldſchützen ſtehen; der Sepper bemerkte ſogar, daß der Jäger nach ihnen hindeutete, und er räusperte ſich, als ob er dem „Herrn“ ſogleich eine tüchtige Antwort zu geben hätte, obgleich ſie noch mehr als zweihundert Schritte von einander entfernt waren; dann faßte er das Tonele um den

---

* Wahrſcheinlich abtackeln, herunterreißen.

Hals und gab ihm einen herzhaften Kuß, gleichſam auch als weit hin erkennbare Sprache; darauf ſchritt er luſtig pfeifend dahin und ſchwenkte ſich gar keck und muthig.

Hätte er gehört, was der Jäger mit dem Waldſchützen ſprach, er wäre noch ſchärfer aufgetreten, denn der Jäger ſagte: „Gucket, da kommt es gerad', es iſt ein Mädle wie von Wachs, gerad' wie die Mutter Gottes in der Kirche, ſo lang ich mir denken mag, hab' ich noch keines ſo geſehen.“

„Ja, ja, wie ich unbeſehen geſagt hab',“ erwiederte der Waldſchütz, „das iſt des Pudelkopfs Tonele; man heißt ihren Vater den Pudelkopf, weil er ein Haar hat wie ein Schaaf, das Tonele hat auch ſo weißes gerölltes Haar; man heißt's auch im ganzen Dorf das Vorsdorfer Aepfele, weil es ſo rothe Bäckle hat; der alte Pfarrer, der war nicht verſteckt,* der hat's zur Köchin haben wollen, aber proſt Mahlzeit, der Pudelkopf hat mit einem ſchönen Dank das Maul gewiſcht, das Tonele kriegt einmal ſeine fünf Jauchert Ackers in einer Zelg** und das kleckt† noch nicht.“

Der Jäger reichte dem Waldſchützen die Hand, und noch ehe ihn die Spazierenden erreicht hatten, ging er raſch die Steige hinab.

Auf einem Feldraine ſitzend, wurde von unſern Bekannten unter Singen und Küſſen der Nachmittag verbracht. Am übelſten war das Brigittle dran, ſein Schatz war in Heilbronn bei den Soldaten; wer weiß, wo er jetzt war, während ſein Mädchen glühenden Antlitzes abſeits von den Anderen, mit einer Blume ſpielend, ſeiner gedachte? Als es Abend zu werden begann, machte Brigittle die anderen Mädchen wieder zurecht, ſeine eigene Halskrauſe war in der beſten Ordnung geblieben, während die Haare und Halskrauſen der Andern „verſtrobelt und verzobelt“ waren, wie es gutmüthig ſcheltend ſagte.

---

* Dumm.

** Fünf Morgen Ackers in jeder Gemarkung gilt als der Beſitzſtand eines wohlhabenden Bauern.

† Iſt noch nicht Alles.

Man ging wiederum auf der Straße ſpazieren, alle Mädchen und Burſchen ſammelten ſich dort, und nun ſchieden ſich die Geſchlechter.

Im Weſten, wie man bei uns ſagt, „über dem Rheine“ ging die Sonne blutigroth unter und prophezeihte für morgen einen guten Tag.

Die Burſchen gingen in langen Reihen, aber ein Jeder für ſich, ſingend oder im Chore vierſtimmig pfeifend das Dorf hinein; etwa dreißig Schritte hinter ihnen gingen die Mädchen Arm in Arm, ebenfalls in langen Reihen, die die ganze Breite der Straße einnahmen, ſie ſangen unaufhörlich: immer wieder fing ein Mädchen ein neues Lied an, und die Anderen ſtimmten ohne langes Beſinnen und Hin- und Herreden ein.

Das Tonele ging an der linken Flanke und an ſeinem rechten Arme hing das Blätſchle's Marann', die Flambomarann' genannt; das war ein unglückliches Mädchen, denn die ganze linke Hälfte ſeines Geſichts, von der Stirne bis zum Kinn, war blau, wie von geronnenem Blute unterlaufen. Bei dem großen Brande vor achtzehn Jahren, wobei die ſieben Menſchen verbrannten, war die Mutter Marann's, die damals ſchwanger war, ſchnell herzugeeilt, und da ſie die Flamme ſah, fuhr ſie ſich erſchreckt mit der Hand über das Geſicht; als nun das Kind zur Welt kam, hatte es auf der einen Seite ein blitzblaues

Geſicht. Das Tonele hatte immer einen unüberwindlichen „Grauſel“ vor der Marann', aber es hatte nicht Muth genug, vor ihr zurückzuweichen, als ſie ſeinen Arm faßte; ſo ging es nun neben ihr, innerlich zitternd, aber es ſang um ſo lauter, um dadurch gerade über ſich Meiſter zu werden.

Bei des Schloßbauern Haus holte der Jäger, von Horb kommend, die Mädchen ein; als er das Tonele anſichtig wurde, ward er feuerroth, er hob ſein Gewehr etwas von der Schulter, hing es aber ſogleich wieder über; und er ſagte zu Tonele gewendet: „Guten Abend, ihr Jungfern.“ „Schön Dank,“ erwiederten Einige, und der Jäger fuhr leiſer zu Tonele fort:

„Iſt's jetzt eher erlaubt, daß man mitgeht?“

„Nein, das ſchickt ſich nicht, daß Ihr mit uns durch das Dorf gehet, thut mir den Gefallen und gehet voraus zu den Buben,“ erwiederte das Tonele ebenfalls ganz leiſe.

Der Jäger war hierüber hoch erfreut und ging höflich grüßend voraus.

Beim Adler machte Alles Halt, die Abendglocke läutete, die Burſchen zogen ihre Mützen ab und ſprachen ein leiſes Vaterunſer; auch die Mädchen ſprachen daſſelbe leiſe, darauf machte ein Jedes das Zeichen des Kreuzes.

Kaum war aber dieß vorbei, ſo ging das Scherzen und Schäkern wieder los. Der Jäger ſagte: „Gut Nacht beiſammen“ und ging ſeines Weges. Die Mädchen foppten das Tonele mit dem Jäger, und daß es etwas leiſe mit ihm gemunkelt habe; der Sepper, der das hörte, ſtand plötzlich ſtarr und hielt die Pfeife, die er eben zum Munde führen wollte, krampfhaft vor ſich hin, ſeine linke Fauſt ballte ſich, er ſprach kein Wort, aber aus ſeinem Auge, das ſtier auf Tonele gerichtet war, blitzten furchtbare Gedanken; dann aber wiegte er ſich wieder ſtolz auf den Knien und warf nur einmal den Kopf rückwärts.

Als ſich Alles zerſtreute, begleitete der Sepper das Tonele; er ging eine Weile ſtill neben ihm her, dann ſagte er:

„Was haſt Du mit dem Jäger?“

„Nichts.“

„Was haſt Du mit ihm gered't?“

„Was man eben ſo red't.“

„Ich will aber, Du ſollſt kein Wörtle zu ihm ſagen.“

„Und ich laſſ' mir von Dir nicht befehlen, mit wem ich reden ſoll.“

„Du biſt eben ein hoffärtiges, falſches Ding.“

„Wenn Du's glaubſt, iſt mir's auch recht.“

Die beiden gingen noch eine Strecke mit einander und redeten kein Wort; ſie kamen vor dem Hauſe Tonele's an, es ſagte gute Nacht, aber der Sepper gab ihm keine Antwort und das Tonele ging in's Haus. Den ganzen Abend blieb noch der Sepper vor dem Hauſe ſtehen, er pfiff und ſang allerlei Weiſen, er glaubte, das Tonele müſſe noch zu ihm herauskommen; aber es kam nicht, und er ging in heftigem Zorne davon.

Während der ganzen Woche ſprach der Sepper kein Wort mit dem Tonele, ja er wich ihm ſogar aus, wo er ihm begegnete.

Am Samſtag Nachmittag holte der Sepper mit ſeinen Gäulen im Würmlesthäle Klee für den Sonntag, auf der Heimfahrt ſah er das Bärbele mit einem ſchweren Kleebündel auf dem Kopfe aus dem Weigele'sthäle kommen; er hielt an, rief dem Bärbele, es mußte ſeinen Klee auf den Wagen legen und ſich dann zu ihm hinauf ſetzen. Hier oben kam es nun zu einer grundmäßigen Erklärung. Das Bärbele machte dem Sepper wegen ſeiner dummen Eiferſucht ſo tüchtig den Marſch, daß er noch an demſelben Abend beim Rathhausbrunnen wartete, bis das Tonele kam, um Waſſer zu holen; er ſprang ſchnell herzu, hob ihm den Kübel auf den Kopf, dann ging er neben ihm her und ſagte:

„Wie haſt Du denn die Woch' gelebt? ich hab' ſündlich viel zu ſchaffen."

„Und machſt Dir noch mehr zu ſchaffen, für nichts und wieder nichts; Du biſt ein recht unbändiger Menſch. Siehſt Du jetzt ein, daß Du unrecht gehabt haſt?"

„Mit dem Jäger darfſt Du halt kein Wort mehr reden."

„So oft ich will, red' ich," ſagte Tonele; „ich bin kein Kind, ich weiß ſchon, was ich zu thun hab'."

„Aber wenn Du doch nicht mußt, brauchſt Du doch nicht mit ihm zu reden?"

„Nein, das brauch' ich nicht, aber ich laſſ' mich nicht ſo kurz am Leitſeil halten."

Der Friede war wieder hergeſtellt, keine Störung trat ein, denn auch der Jäger kam lange nicht mehr nach Nordſtetten.

Tonele ſaß am Sonntage oft mit ſeinen Kamerädinnen oder auch mit dem Sepper im Kirſchenbuſch und ſang und ſcherzte; die Waldkirſchen (denn andere gibt es bei uns nicht) waren längſt reif, der Reps wurde eingeheimſt, Roggen und Gerſte geſchnitten, in dem ſtillen friedlichen Leben unſerer Bekannten war Alles beim Alten geblieben, die Liebe Tonele's und Seppers hatte, wenn es möglich war, noch an Heftigkeit zugenommen; nur noch dieſen Herbſt hatte der Sepper das letzte Manöver beim Militär mitzumachen, dann bekam er ſeinen Abſchied und dann — gab es Hochzeit.

Seit jenem Sonntage im Frühjahre hatte das Tonele den Jäger mit keinem Auge mehr geſehen, erſt als es mit dem Sepper gemeinſchaftlich in der Molde * Hafer ſchnitt, ging der Jäger vorüber und ſagte: „ſchneidet's gut?“ Das Tonele ſchreckte unwillkürlich zuſammen, es antwortete nicht, ſondern bückte ſich und ſchnitt emſig, der Sepper aber ſagte: „Groß Dank“ und auf eine Garbe knieend, drehte er dieſelbe recht feſt zu, als ob er dem Jäger damit den Hals zudrehe; der Jäger ging fürbaß.

Es war gut, daß der Sepper erſt drei Tage nach des Bärbele's Hochzeit mit dem Kaſpar zum Manöver einrücken mußte; er nahm ſich deßhalb vor, ſich dabei noch recht wohl ſein zu laſſen, und er hielt getreulich Wort.

Faſt in allen Häuſern, wo der Sepper mit dem Kaſpar die Einladungen zur Hochzeit machte, ſagten die Leute: „Nun, Sepper, jetzt kommt's bald an Dich,“ und er ſchmunzelte bejahend.

Am Hochzeitstage war es dem Sepper ſo wohl wie einem Vogel im Hanfſaamen, er genoß die Vorfreude ſeines künftigen baldigen Glücks; als es zum Tanze ging, ſtieg er zu den Muſikanten auf die Erhöhung und beſtellte ſie, ſammt noch zwei Trompetern mehr, zu ſeiner Hochzeit, er wollte als Gardiſt recht viel Trompeten haben.

Abends machte aber eine neue Erſcheinung dem Sepper einen Strich durch die Rechnung; der Jäger kam nämlich auch zum

---

* Name einer Gemarkung.

Tanze und die erſte, die er engagirte, war Tonele. „Iſt ſchon engagirt,“ antwortete Sepper ſtatt des Tonele.

„Die Jungfer wird wohl ſelber reden können,“ erwiederte der Jäger.

„Den nächſten Hopſer wollen wir mit einander tanzen,“ ſagte das Tonele und nahm den Sepper bei der Hand; es wendete ſich aber nochmals nach dem Jäger um, ehe es zu tanzen begann. Als nun das Tonele mit dem Jäger den Hopſer tanzte, ſetzte ſich der Sepper an den Tiſch, und er nahm ſich vor, heute Abend keinen Fuß mehr zu rühren, und daß das Tonele auch nicht mehr tanzen dürfe. Da kam Bärbele, von ſeiner „Geſpiele“ geſchickt, und forderte den Mürriſchen auf; der Hochzeiterin darf nie einer einen Tanz ausſchlagen, und ſo folgte der Sepper dem ihn nachziehenden Bärbele, das ihm alsdann beim Aushalten tüchtig die Leviten las: „Ich weiß gar nicht,“ ſagte es, „Du kommſt mir ganz närriſch vor mit dem Jäger; Du biſt dran ſchuld, wenn ihn das Tonele gern kriegt, es thät ſchon lang mit keinem Gedanken mehr nach ihm umgucken, wenn Du es aber fort und fort ſo mit ihm quälſt, da muß es ja immer wieder an ihn denken, und da denkt es darüber nach, ob es wirklich wahr iſt, daß der Jäger es gern hat, und da kann es ihn eben auch gern kriegen, denn guck, er kann halt doch noch beſſer tanzen, als Du, ſo links ’rum kannſt Du doch nicht hopſen.“

Der Sepper lachte, aber innerlich mußte er dem ſchalkhaft geſcheiten Weibchen recht geben, und als er dann mit ſeinem Schatze am Tiſche ſaß, brachte er es dem Jäger zu (ihm Beſcheid zu thun), er winkte dabei dem Tonele und ſagte: „ſtoß mit ihm an;“ der Jäger trank, eine höfliche Verbeugung machend, auf die Geſundheit Tonele’s, dem Sepper nickte er kaum zu;

dieſer aber nahm ſich vor, heute nicht mehr böſe zu ſein, ſondern er freute ſich vielmehr über ſein kluges Benehmen gegen den Jäger, und hielt dann das Tonele ſelig im Arme. Da wurde er zu dem Hauptſpaße einer Hochzeit abgerufen.

Die geſammte ledige Mannſchaft hatte nämlich nach alter Sitte die Hochzeiterin geſtohlen, ſie hielten das Bärbele in einen großen Kreis eingeſchloſſen, und Kaspar, der Hochzeiter, mußte es nun unter vielen poſſirlichen Hin- und Herreden von den Unholden loskaufen; ſechs Flaſchen Wein befreiten die Gefangene, und die Beiden, die ſich wieder gefunden, marſchirten nach Hauſe; die Muſikanten ſtiegen von der Anhöhe an die offenen Fenſter und ſpielten ihnen den üblichen Marſch auf und manches Hoch! ſchallte noch hinterdrein.

Das Tonele ſtand träumeriſch am Fenſter, als das Bärbele ſchon längſt fort war und Alles wieder tanzte.

Es war ſchon ſpät in der Nacht, oder eigentlich früh am Morgen, als der Sepper das Tonele nach Hauſe begleitete; ſie waren noch lange allein und das Tonele ſchmiegte ſich mit wilder Gluth an ſeine Wangen und faßte ihn mit gewaltigen Armen feſt. Auch der Sepper war hoch erregt, aber er konnte es doch nicht unterdrücken, noch einmal von dem Jäger zu ſprechen; das Tonele aber ſagte: „Laß jetzt den Jäger, guck, es gibt jetzt gar nichts auf der Welt als Du.“ — Der Sepper hob das Tonele hoch in die Lüfte, dann umfaßte er es wieder und den Mund an ſeine Wange preſſend ſagte er: „guck, ich möcht' Dir g'rad 'neinbeißen.

„Beiß,“ ſagte Tonele.

Wehe! der Sepper hatte wirklich gebiſſen, das Blut rann Tonele von der Wange und floß hinab bis an den Hals;

erſchreckt fuhr es mit der Hand nach ſeiner Wange, es fühlte die offenen Spuren der Zähne, da ſtieß es den Sepper von ſich, daß er rücklings hinſtürzte, dann ſchrie und heulte es laut auf, daß Alles im Hauſe erwachte; der Sepper richtete ſich auf, um es zu tröſten, aber jämmerlich wehklagend ſtieß es ihn abermals von ſich. Da man Geräuſch im Hauſe vernahm, ſchlich ſich der Sepper fort, denn er dachte: die Sache iſt nicht ſo arg; auch wollte er ſich und Tonele jede Verlegenheit erſparen, und er hoffte, es würde ſchnell eine Ausrede vorbringen, wenn die Leute herbeikämen.

Der Vater und die Mutter kamen mit Licht und ſie ſchlugen die Hände zuſammen, als ſie ihr bluttriefendes Kind ſahen. Schnell wurde die alte Urſel, die viel Hausmittelchen kannte, herbeigeholt, die alte Frau ſagte ganz offen: „das kann den Krebs geben, oder der das gethan hat, muß die Wunde mit ſeiner Zunge reinigen.“ — Das Tonele ſchwur hoch und heilig, lieber zu ſterben, als daß der Sepper es nur noch einmal berühren dürfte.

Es wurden nun allerlei Heilmittel angewendet und das Tonele ſtöhnte wie eine Sterbende.

Andern Tages war die Geſchichte im ganzen Dorfe bekannt und man ſagte, der Sepper habe dem Tonele ein ganzes Stück Fleich aus dem Backen herausgebiſſen; Alles kam, um das Tonele zu tröſten, aber auch um ſeine Neugierde zu befriedigen. Auch der Sepper kam, aber das Tonele ſchrie wie eine Beſeſſene, er ſolle augenblicklich aus dem Hauſe und nie mehr kommen; keine Bitten, keine Klagen, nichts half, das Tonele that wie wahnſinnig und der Sepper mußte fort; er ging zum Bärbele und bat es, doch für ihn ein gutes Wort einzulegen. Das Bärbele war gerade damit beſchäftigt, die Hochzeitsgeſchenke zu ordnen; Küchengeſchirr und allerlei Hausrath lag zerſtreut um es her, es ſchimpfte nun zwar den Sepper tüchtig aus, ließ aber doch augenblicklich Alles ſtehen und liegen und ging zum Tonele. Dieſes ſchrie laut auf am Halſe ſeiner Geſpielin: „Ich bin verſchänd't für mein Lebtag." Auf vieles Zureden ſtand es endlich doch auf aus dem Bette, und als es nun zum erſtenmale vor den Spiegel trat und die gräßliche Verwüſtung ſah, rief es: „Jeſus, Maria, Joſeph, ich bin ja gerad' wie die Flambomarann'; lieber Gott, ich hab' mich g'wiß an ihr verſündigt, ich bin jetzt geſtraft genug."

Unter keiner Bedingung wollte das Tonele mehr den Sepper ſehen, und dieſer ging endlich zwei Tage darauf, ein kleines weißleinenes Ränzchen auf dem Rücken, nach Stuttgart.

Erſt nach vierzehn Tagen ging Tonele aus dem Hauſe, aber immer mit verbundenem Geſichte. Merkwürdig! faſt der erſte, der ihm begegnete, als es mit der Hacke auf der Schulter zum Kartoffelgraben in's Feld ging, war der Jäger.

„Wie geht's, ſchönes Tonele?" fragte er gutmüthig die Verbundene.

Das Tonele wollte vor Scham in den Boden ſinken, es war ihm ſo eigen, daß er es bei ſeinem Namen nannte und noch dazu „ſchönes" ſagte, es fühlte jetzt doppelt, wie gräßlich entſtellt es war; als es daher ſchweigend ſeufzte, ſagte der Jäger: „Ich hab' ſchon gehört, was Euch geſchehen iſt, darf man's nicht ſehen?" — Das Tonele ſchob ſchüchtern das Tuch weg und der Jäger ſchlug unwillkürlich die Hände zuſammen, dann aber ſagte er: „Das iſt unverzeihlich, unmenſchlich, ſo mit ſo einem herrlichen Mädchen umzugehen wie Ihr ſeid; das iſt einmal wieder eine echte Bauernrohheit, verzeihet mir's, ich mein' Euch gewiß nicht mit, aber die Menſchen ſind oft halb Vieh. Laſſet's Euch aber nicht zu ſehr grämen."

Das Tonele hörte aus allem dieſem nur die Theilnahme des Jägers heraus, und ſagte: „Nicht wahr, ich bin recht verſchändt?"

„Bei mir thät' das nichts," ſagte der Jäger, „und wenn Ihr nur einen Backen hättet, Ihr thätet mir doch beſſer gefallen als alle Mädle von Nordſtetten bis Paris."

„Das iſt nicht recht, einen ſo zu foppen," ſagte das Tonele wehmüthig lächelnd.

„Nein, ich fopp' nicht," ſagte der Jäger, die Hand des Mädchens faſſend und fuhr fort: „gucket, ich thät' Euch gleich heirathen, ſo wahr mir Gott das Leben gibt."

„Das iſt ſündlich geſprochen," ſagte Tonele.

„Ich ſeh' keine Sünd' d'ran, wenn wir uns heirathen thäten," ſagte der Jäger.

„Wenn wir gut Freund bleiben wollen, ſo redet mir davon kein Wörtle mehr," ſagte Tonele und ging quer über's Feld.

Der Jäger war ſchon zufrieden, daß er „gut Freund" mit dem Tonele ſein durfte, und er machte ſich das wohl zu nutze; denn er kam jetzt faſt jede Woche ein paar Mal nach Nordſtetten, er unterhandelte zuerſt mit dem Pudelkopf, Tonele's Vater, wegen der Holzfuhren, die es jetzt im Herbſte gab; dadurch bekam er immer mehr Gelegenheit, mit dem Tonele zu ſprechen, er ſagte nichts mehr vom Heirathen, aber man hätte ein Narr ſein müſſen, wenn man's nicht gemerkt hätte, daß er darauf herum redete.

Einen ſchweren Stand hatte der Jäger bei dem Bärbele, ohne das beim Tonele nichts auszurichten war. Zuerſt verſuchte er es mit Güte und Spaß, aber das Bärbele verſtand gar keinen Spaß mehr; es redete immer und immer vom Sepper, ſo oft der Jäger da war.

Da begab ſich für den Jäger ein Ereigniß, wie er ſichs nicht beſſer wünſchen konnte. Das Tonele hatte eine reiche Baſe in Mühringen, deren Hochzeit in wenigen Tagen ſein ſollte, und das Tonele kam für den drei Tage lang dauernden Tanz nach Mühringen. Die Schweſter des Jägers ſchloß ſchnell Freundſchaft mit dem Tonele, und die beiden Mädchen ſpazierten mit einander über Wieſ' und Feld und hielten ſich beim Tanze zuſammen. Das Tonele erſchien hier zum erſten Male mit unverbundenem Geſichte, und man kann faſt ſagen, es war ſchöner ſeit dem Biſſe.

Manche wilde und abergläubiſche Völker verſtümmeln etwas vollkommen Schönes, damit der böſe Blick keine Macht über daſſelbe habe, und der Teufel, der nichts Vollkommenes duldet, darüber beruhigt ſei. Der Biß in der Wange Tonele's war nur ſo viel, daß der Neidteufel, der nie etwas ganz und durchaus loben mag, ſo ſein Aber dabei anbringen konnte.

Der Jäger hielt ſich beim Tanze immer zum Tonele und am Abend machte er ihm noch eine Freude, wie ſie noch kein Bauernmädchen von ganz Nordſtetten gehabt hatte.

Der alte Baron Münch, ein wohllebig dicker Mann, ſo geizig er auch war, und ſo ſehr er auch einem Bauer, der ein Bündel dürres Holz im Walde holte, nachjagte, war doch ſehr ſplendid für ein kleines Theater, das er ſich auf dem Schloſſe hielt, und wozu er die Honorationen der Gegend einlud. Der

Jäger erhielt die Erlaubniß, das Tonele mit zum Theater zu bringen.

Das Tonele zitterte, daß ihm die Zähne klapperten, als es mit dem Jäger den Berg hinanging, auf dem das Schloß in alterthümlicher Weiſe mit Zugbrücke, Wall und Graben ſteht. Still, ganz in ſich zuſammengeſchauert, auf den Zehen gehend, trat es in den Saal, wo die Herrſchaften ſchon waren; es erhielt einen Platz nicht weit hinter der Muſik, die Obervogtin richtete ihre Lorgnette lange nach ihm, und das Tonele ſaß da, ſchlug die Augen nieder und wagte kaum zu athmen, die Narbe an der Wange brannte, es war als ob der Blick der Obervogtin die Wunde wieder aufgeriſſen hätte. Da rauſchte nach der Muſik der Vorhang auf, Tonele hörte mit angehaltenem Athem zu; es weinte bittere Thränen über das Schickſal des armen, herzensguten Lorenz Kindlein (denn dieſes Stück wurde geſpielt), es hätte gewiß nicht ſo lange gewartet, wenn es die Tochter geweſen wäre, und erſt als der Vorhang wieder fiel, entlud ſich ein gewaltiger Seufzer ſeiner Bruſt.

Auf dem Rückwege faßte der Jäger das Tonele um den Hals und es ſchmiegte ſich traulich an ihn, es war ganz aufgelöſt von der mächtigen Aufregung; es war ihm, als ob der Jäger ihm alles das geſchenkt hätte, als ob er das Alles ſelber gemacht hätte, und doch wäre es wieder gar zu gern noch einmal zu dem guten alten Manne und ſeiner lieben Tochter gegangen, die jetzt ſo glückſelig bei einander waren.

Aber auch der Jäger war glückſelig, denn er erhielt das Verſprechen, daß das Tonele am Sonntage nach der Mittagskirche im Buchwäldle mit ihm zuſammenkommen wolle.

Und ſo war der Jäger bei ſeinem Manöver viel glücklicher als der Sepper zu Roſſe bei dem Manöver auf der Ebene von Ludwigsburg, und noch ehe er den Abſchied vom Militär erhielt, hatte ihm das Tonele den Abſchied gegeben.

Bei ſeiner Heimkunſt war der erſte Ausgang des Seppers zu dem Tonele, er traf es an der Kunkel in der Stube bei ſeinen Eltern, aber es redete kein Wort mit ihm und blickte ihn nur manchmal ſtier an; er zeigte ſeinen ehrenvollen Abſchied und breitete ihn, nachdem er alle Stäubchen weggeblaſen, auf dem Tiſche aus, aber das Tonele kam nicht einmal her, um hineinzublicken; er wickelte den Abſchied wieder in ein doppeltes Papier und ging, das Document behutſam in der Hand haltend, fort zu dem Bärbele. Hier hörte er nun Alles, und daß die beiden Geſpielen ſich wegen des Jägers verfeindet hätten; der Sepper zerknitterte den Abſchied mit beiden Händen zu einem Ballen zuſammen und ging dann fort.

Es war in der Dämmerung, da ſaß der Sepper unter demſelben Baume im Kirſchenbuſch, wo wir das Tonele zuerſt geſehen haben; der Baum war entblättert, der Wind pfiff über die Stoppelfelder und der Fichtenwald rauſchte und brauſte wie ein Strom, vom Daberwaſen her tönte das Nachtglöckchen, und ein verſpäteter Rabe flog krächzend dem Walde zu; der Sepper aber ſah und hörte nichts, er ſaß da, die Ellbogen auf die Kniee geſtemmt und hielt ſich mit den Händen die Augen zu. So ſaß er lange. Da hörte er das Bellen eines Hundes und herannahende Schritte, er ſprang raſch auf; der Jäger kam aus dem Dorfe. Sepper ſah das Glitzern des Gewehres, er ſah aber auch eine weiße Schürze, und er vermuthete mit Recht, daß das Tonele den Jäger begleitet hatte; ſie blieben eine Weile ſtehen, dann kehrte das Tonele um.

Als ihm der Jäger nahe war, ſagte der Sepper in trotzigem Tone: „Guten Abend!“

„Schön Dank,“ erwiederte der Jäger.

„Ich hab' mit Euch ein Hühnle zu rupfen,“ ſagter der erſte wieder.

„Ah, der Sepper,“ ſagte der Jäger, „ſeit wann ſeid Ihr wieder da?“

„Für Dich zu früh, Du — wir wollen nicht lang machen, da, wir wollen Hälmle ziehen, wer von uns beiden vom Tonele laſſen muß; und wenn ich's verlier', ſo muß ich das Gewehr für mich haben.“

„Ich zieh' kein Hälmle.“

„Dann zieh' ich Dir Dein Seel' aus dem Leib, Du grüner Spitzbub',“ ſchrie der Sepper, das Gewehr des Jägers mit der einen Hand, mit der andern ſeine Gurgel packend.

„Waldmann faß,“ ſchrie der Jäger noch mit halber Stimme, der Sepper aber gab dem Hunde einen tüchtigen Tritt, dadurch wurde indeß der Jäger etwas freier; mit aller Macht riſſen ſich nun die beiden um das Gewehr und hielten ſich an der Gurgel, da, plötzlich ging das Gewehr los und der Jäger ſtürzte rücklings in den Graben, er ſtöhnte nur noch einmal, und der Sepper beugte ſich über ihn, um zu hören, ob er noch athme. Da kam das Tonele herbeigeſprungen, der Schuß in finſterer Nacht hatte es herbeigelockt, es ahnte nichts Gutes.

„Da, da,“ rief der Sepper, „da liegt Dein Jäger, jetzt heirath' ihn.“

Das Tonele ſtand erſtarrt und konnte ſich nicht regen, endlich ſagte es: „Sepper, Sepper, Du haſt Dich und mich unglücklich gemacht.“

„Was geh' ich Dich an, ich will von der ganzen Welt nichts mehr," rief der Sepper und floh nach dem Fichtenwalde zu. — Man hat nie mehr etwas von ihm gehört. — —

Auf dem Wege nach Mühringen im Kirſchenbuſch ſteht an dem Feldraine ein ſteinernes Kreuz zu ewigem Andenken, daß hier der Jäger von Mühringen erſchlagen wurde.

Das Tonele aber iſt erſt nach vielen Jahren einſamen Kummers vom Leben erlöſt worden.

V.

Befehlerles.

Am erſten Maimorgen prangte an des Wagner Michel's Haus ein ſtattlicher Maibaum, es war eine ſchöne ſchlanke Tanne, welcher man die Aeſte abgehauen und nur die Krone gelaſſen hatte; weit über alle Häuſer hinaus ragte ſie, und ſtände der Kirchthurm nicht auf dem Berge, die Tanne hätte darüber hinausgeſchaut. Sonſt war kein Maibaum im ganzen Dorfe, und alle Mädchen beneideten das Aivle,* des Wagner Michels älteſte Tochter, weil es allein einen Maien hatte.

Die Kinder kamen das Dorf herauf, in ihrer Mitte bewegte ſich eine grüne Hütte; eine zuckerhutförmige, aus Reifen gebundene und mit Laub bedeckte Hütte war über einen Knaben geſtülpt, der ſich nun ſo von Hausthür zu Hausthür bewegte und eine Weile dort Halt machte; neben ihm gingen zwei andere Knaben, einen mit Spreu und Eiern gefüllten Korb an den Henkeln tragend, ein großer Schwarm von Knaben, grüne Zweige in den Händen haltend, zog hintendrein, ſie ſangen vor jedem Hauſe:

---

* Eva.

Ho! ho! ho!
Der Maiemann iſcht do,
Geant auns ſchnell d'Eier 'raus,
Suſt kommt der Marder ins Heanerhaus,
Geant auns Eier, wia mer's wella,
Suſt ſtreue mer Spreuer auf dia Schwelle,
Ho! ho! ho! u. ſ. w.

Wo ſie nun keine Eier erhielten, vollführten ſie ihre Drohung und ſtreuten mit Jubel und Lachen eine Handvoll Spreu auf die Schwelle; faſt überall aber wurde ihnen willfahrt und ſie gingen von Haus zu Haus, nur an des Schloßbauern Haus gingen ſie ohne anzuhalten vorbei. Die Aufmerkſamkeit des Dorfes war aber diesmal nicht auf den Maiemann gerichtet, denn Alles ſtand vor des Wagner Michel's Haus und betrachtete den Maibaum; zur Herbeiſchaffung eines ſolchen mußten wenigſtens ſechs Mann und zwei Pferde geholfen haben. Es war faſt wunderbar, wie das ſo „hehlings“ geſchehen konnte; denn das Maiſetzen war ſtreng verboten und wurde als großer Waldfrevel mit drei Monaten Ludwigsburg, d. h. Arbeitshaus beſtraft. Darum hatte es keiner der jungen Burſchen gewagt, nach alter Sitte ſeinem Schatz dieſen gewaltigen Strauß vors Haus zu ſtecken; nur des Wendels Mathes, der, „zu dem Aivle geht,“ hatte dies trotz des Verbotes ausgeführt. Man konnte nicht herausbringen, wer ihm dabei geholfen hatte; man ſagte, daß ihm

Burſchen aus dem eine Viertelſtunde entfernten Dettenſee, das zum „ſigmaringer Ländle“ gehört, beigeſtanden hätten.

Viele Bauern, die mit Egge und Pflug ins Feld gehen wollten, Andere mit der Hacke auf der Schulter, machten Halt und betrachteten eine Zeit lang den Maibaum; auch des Wendel's Mathes war unter den Verſammelten, und er lachte immer in ſich hinein und winkte dem Aivle, das vergnügt zum Fenſter herausſah, mit den Augen zu — dieſe Augen ſagten gar viel. Auf die oft ſchelmiſch wiederholte Frage, wer wohl den Maibaum geſetzt, antwortete das Aivle ſtets nur mit einem ſchelmiſchen Achſelzucken.

Eben waren die Maikinder am Hauſe des Wagner Michel's angelangt und begannen ihren Spruch, als der Dorfſchütz mit dem Bannert* herzutrat und laut rief: „Sind ſtill, Ihr Krotten!“ Die Kinder ſchwiegen plötzlich; darauf ging der Geſtrenge gerade auf den Mathes zu, faßte ihn am Arme und ſagte: „Komm mit zum Sch[illegible]es!“

Der Mathes ſchleuderte die breite Hand der Polizei von ſich weg und ſagte: „Warum?“

„Das wirſt Du ſchon erfahren; jetzt komm mit, oder es geht Dir ſchlecht.“

Der Mathes ſchaute ſich rechts und links um, als wiſſe er nicht, was er thun ſolle, oder als müſſe ihm von irgend einer Seite her Hülfe und Rath werden. Da bewegte ſich plötzlich die Maihütte gerade auf den Schütz zu und ſtieß ihm ins Geſicht, der Bub verließ ſich wohl darauf, daß er als Mai eine geheiligte Perſon und unverletzlich ſei; der Schütz aber kannte keine andere unverletzliche Perſon als ſich ſelber und zerfetzte mit Einem Riſſe dem Knaben ſein ganzes Laubhaus: der Chriſtle, der jüngſte Bruder des Mathes, ſprang daraus hervor und der Maienmann hatte nun ein Ende. —

---

* Bannwart, Waldſchütz.

Unterdeſſen war das Aivle vom Hauſe herabgekommen, es erfaßte den Mathes beim Arme, als wollte es ihn retten; dieſer aber rückte auch ſeine Hand eben ſo barſch von ſich ab, und der Dorfſchütz ſagte zum Aivle: „Du wirſt noch warten können, bis man Dich holt.“

„Ich geh' ſchon mit,“ ſagte Mathes, dem Aivle einen vielſagenden Blick zuwerfend, dieſes aber ſah nichts mehr, denn die hellen Thränen ſtanden ihm im Auge, und die Schürze vor das Geſicht haltend, ging es ſchnell zurück ins Haus.

Die Bauern gingen nun aufs Feld, der Mathes mit den beiden Schützen hinein in das Dorf, die Kinder mit Halloh hinterdrein. Als der Schütz den Nachruf nicht mehr hören konnte, riefen einige verwegene Knaben: „Soges! Soges!“ Dies war der Schimpfname des Schützen und brachte ihn jedesmal gewaltig auf: er hatte nämlich noch in den letzten Jahren der öſterreichiſchen Herrſchaft ſein jetziges Amt verſehen, in ſeiner Dienſtbefliſſenheit glaubte er auch, den öſterreichiſchen Dialekt ſprechen zu müſſen, und er ſagte einmal: „i ſog es;“ ſeitdem ſchimpfte man ihn den „Soges.“

Hinter der geheimnißvollen braunen Hausthüre des Schultheißen verſchwand Soges, Mathes und Bannert. Der Schultheiß ſchalt den Angeklagten wegen ſeines Verbrechens ſogleich tüchtig aus.

Mathes ſtand ruhig da, er ſpielte nur leiſe mit dem Fuße nach einer Melodie, die er innerlich ſang; endlich ſagte er:

„Sind Ihr bald fertig, Herr Schultheiß? Das geht mich Alles nichts an, ich habe keinen Maien geſetzt; jetzt machet nur weiter, ich kann ſchon noch eine Weil' zuhören.“ Der Schultheiß fuhr auf, er wollte gerade auf Mathes los, aber der Soges ſagte ihm etwas ganz leiſe und ſeine geballte Fauſt ſenkte ſich; er befahl nun dem Soges, den Verbrecher wegen groben Läugnens 24 Stunden einzuſperren.

„Ich bin ein Kind aus dem Ort, man weiß, wo ich zu finden bin, ich verlauf' wegen ſo einem Bettel nicht; man kann mich nicht einſtecken,“ ſagte Mathes mit Recht.

„Man kann nicht?“ rief der Schultheiß zornglühend, „das wollen wir doch ſehen, Du —“

„Oha! es iſt genug geſchimpft, ich geh' ſchon,“ ſagte Mathes, „aber mit einem Bürgersſohne ſollt' man nicht ſo verfahren. Wenn mein Vetter, der Buchmaier, daheim wär', dürft' das nicht geſchehen.“

Noch auf dem Wege zum Gefängniſſe begegnete Mathes dem Aivle, aber er verſuchte es nicht einmal mit ihm zu ſprechen; Aivle konnte ſich das nicht erklären, es ſchaute Mathes lange nach, und von der Schande und dem Kummer niedergedrückt, ging es geſenkten Blickes in des Schultheißen Haus. Die Frau Schultheißin war die Firmgode Aivle's, dieſes wollte nun nicht eher vom Platze gehen, bis der Mathes frei wäre, aber diesmal half die ſo einflußreiche Verwendung nichts; der Schultheiß hatte mit Nächſtem das Ruggericht zu erwarten, und er wollte ſich durch unnachſichtige Strenge beim Oberamtmann beliebt machen.

Im Verein mit dem Soges, ſeinem getreuen und weiſen Miniſter, ſetzte der Schultheiß einen Bericht auf, und am andern

Morgen in aller Frühe ward Mathes nach Horb transportirt. Es war gut, daß der Weg nach der andern Seite des Dorfes zuging und das Aivle den Mathes nicht ſah, denn es war ein erbärmlicher Anblick, wie der ſonſt ſo muthige, ſäuberliche Burſche, jetzt ſo geknickt und verwahrloſt ausſah; eine einzige Nacht im Gefängniſſe hatte ihn ſo zugerichtet. Von allen Hecken, an denen Mathes vorüberkam, riß er ſich im Zorne einen Zweig ab, warf ihn aber ſtets bald wieder weg, und als er durch den Tannenwald auf der Steige geführt wurde, riß er ſich ein Tannenreis ab und hielt es zwiſchen den Zähnen feſt; auf dem ganzen Wege ſprach er kein Wort, es war, als ob dieſes Tannenreis ihm das ſichtbare Sinnbild ſeines Schweigens über den Maibaum wäre, als ob dieſes Reislein ſeine Zunge wie mit einem Zauber feſt binden ſollte. Vor dem Oberamte nahm er ſchnell das Tannenreis heraus, räuſperte ſich, und faſt ohne es zu wiſſen, ſteckte er das Sinnbild ſeiner Auklage in die Taſche.

Wer nie in den Händen des Gerichts war, weiß nicht, welch' ein ſchreckliches Loos es iſt, ſo auf einmal nicht mehr Herr über ſich zu ſein, es iſt, als ob einem der eigene Körper genommen wäre; von Hand zu Hand geſchubt, muß man freiwillig ſeine Füße aufheben, um doch nur dahin zu gehen, wohin Andere wollen. Das fühlte Mathes, denn er war in ſeinem ganzen Leben jetzt zum erſten Male vor Gericht; es war ihm ſo ſchwer und ſo bange zu Muthe, als ob er ein recht großer Verbrecher wäre, als ob er einen Menſchen ums Leben gebracht hätte; er meinte, die Kniee müßten ihm zuſammenbrechen, als er die vielen Treppen den Berg hinaufgeführt wurde. Er wurde nun in den Thurm geſperrt, der ſo zudringlich hoch auf dem Berge ſteht, wie eine Zwingburg, wie ein großer ſteinerner

Zeigefinger, der der ganzen Umgegend zuwinkt: „Hütet Euch!“

Die Zeit wurde dem Mathes ſterbenslang, er war ſo lange er denken konnte, nie eine Stunde allein ohne Arbeit geweſen, was ſollt' er nun thun? Er lugte eine Weile durch das doppelt vergitterte Fenſter in der ſechs Schuh dicken Mauer hinaus, aber er ſah nichts als ein Stückchen blauen Himmel. Auf der Pritſche liegend, ſpielte er lange mit dem Tannenreis, das er in ſeiner Taſche fand, das war noch ein Ueberreſt aus der grünenden Welt draußen; er ſteckte es zwiſchen eine Brettſpalte und dachte ſich es als den großen Maibaum, der an des Aivle's Haus ſtand, es kam ihm vor, als ob es ſchon hundert Jahre wäre, ſeit er dieſen geſehen hatte. Seufzend fuhr er auf, er ſchaute wirr umher und ſtampfte mit den Füßen, er fürchtete närriſch zu werden in dem Gefängniſſe; er fing nun an, pfeifend die Nadeln an dem Tannenreis zu zählen, mitten drin aber hörte er auf und betrachtete das Reis genauer, er ſah jetzt zum erſten Male, wie ſchön ſo ein Reis iſt: unten waren die Nadeln dunkelgrün und hart, nach der Spitze zu aber waren ſie noch ſo ſanft und hellfarbig, ſo weich wie der Flaum eines Vogels, der noch nicht flügge iſt, und ganz oben war der kleine Keim mit ſeinen zierlich übereinandergelegten Schuppen — das ſollte ein Tannzapfen werden. Beſſer als Lavendel und Rosmarin roch der friſche Harzduft des Zweiges, Mathes fuhr ſich mit demſelben leiſe und ſanft über das ganze Geſicht und über die geſchloſſenen Augen; den Zweig in der Hand haltend, ſchlief er endlich ein. — Im Traume war es ihm, als ob er auf einer ſchwankenden Tanne feſtgebannt wäre, ſo daß er kein Glied rühren konnte, er hörte die Stimme Aivle's, das den böſen Geiſt bat, daß es zu ihm herauf dürfe, um ihn zu erlöſen; er erwachte und hörte wirklich die Stimme Aivle's und die ſeines kleinen Bruders Chriſtle, ſie hatten ihm das Mittagseſſen gebracht und baten den Gefängnißwärter, ihn in ſeinem Beiſein beſuchen zu dürfen, aber es wurde nicht geſtattet.

Erſt gegen Abend wurde Mathes in das Verhör gebracht; der Oberamtmann redete ihn ſogleich mit Du an und ſchimpfte ihn auf Hochdeutſch eben ſo, wie geſtern der Schultheiß auf Bauerndeutſch. So lange die Gerichtsverhandlungen nicht öffentlich ſind, wie ſie es zu alten Zeiten in Deutſchland überall waren, ſo lange wird ein Beamter immer mit einem Angeklagten machen können, was er will; darf er ihn auch nicht mehr auf die Folter ſpannen oder prügeln laſſen, es gibt noch viele andere oft härtere Mißhandlungen.

Sporenklirrend im Zimmer auf- und niederſchreitend, ein kleines Papierchen ſtets raſch zwiſchen den Fingern drehend, ſtellte der Oberamtmann ſeine Fragen:

„Wo haſt Du den Baum geſtohlen?"

„Ich weiß von nichts, Herr Oberamtmann."

„Vermaledeiter Spitzbub, Du lügſt," ſagte der Amtmann raſch, indem er nah auf Mathes zutrat und den Zipfel ſeines „Bruſttuches" * faßte.

Mathes zuckte rückwärts zuſammen, ſeine Hand ballte ſich unwillkürlich zur Fauſt.

„Ich bin kein Spitzbub," ſagte er endlich, „und Ihr müſſet das, was Ihr da geſagt habt, ins Protokoll 'neinſchreiben; ich

---

* Bruſttuch, ſo viel als Jacke.

will ſehen, ob ich ein Spitzbub bin. Mein Vetter, der Buchmaier, kommt ſchon wieder heim."

Auf dieſe Rede kehrte ſich der Amtmann um und kniff die Lippen übereinander.

Wäre die Sache des Mathes nur eine beſſere geweſen, es hätte dem Amtmann ſchlecht ergehen können; wohlweislich aber ließ er ſeine Rede nicht ins Protokoll ſetzen, er klingelte und ließ den Soges hereinkommen.

„Was habt Ihr für Beweiſe, daß der da den Maien geſetzt hat?"

„Jed' Kind im Dorf, die Ziegel auf dem Dach wiſſen's, daß der Mathes zu dem Aivle geht; nichts für ungut, aber ich mein', das Kürzeſte wär', man läßt das Aivle kommen, da wird er's nimmer läugnen, er kann keinen auf die Gabel nehmen,* daß es nicht wahr iſt."

Als der Mathes das hörte, ſperrte er die Augen weit auf und ſeine Lippen zuckten, aber er ſchwieg. Der Amtmann war eine Zeit lang ſtutzig, er erkannte das Ungehörige eines ſolchen Beweismittels wohl; aber er wollte „ein Exempel ſtatuiren", wie er ſich in der Gerichtsſprache ausdrückte. Nachdem Mathes, der Soges, nebſt den herkömmlichen zwei Gerichtsſchöppen — oder wie man ſie bei uns heißt, Gerichtsbeiſchläfer — das Protokoll unterſchrieben hatten, war das Verhör geſchloſſen; Mathes hatte den Muth nicht, ſeine frühere Forderung in Betreff der Schimpfreden des Oberamtmanns zu wiederholen, er wurde abermals in das Gefängniß abgeführt.

---

* Einen auf die Gabel nehmen, ſo viel als einen Eid ſchwören; von dem Bilde der erhobenen drei Finger genommen.

Es war ſchon ſpät gegen Abend, da ſaß das Aivle oben an der Steige und ſchaute hinüber nach dem Thurme auf dem Berge jenſeits; es meinte, der Mathes müſſe doch endlich kommen, es ſaß hinter einer Hecke, um von den Leuten nicht geſehen und befragt zu werden; da ſah es den Soges die Bergwieſe heraufkommen, es ging nach der Straße, der Soges winkte ihm zu, es ſprang ihm ſchnell entgegen.

„Thur ſtet*, Aivle," rief der Soges, „ich hab' Dir nur ſagen wollen, Du ſparſt mir einen Gang, Du mußt morgen früh um acht Uhr vor Oberamt."

Das Aivle ſtand leichenblaß da und ſchaute wie verwirrt drein, dann rannte es ſchnell den Berg hinab und hielt erſt unten am Neckar inne; es blickte ſich verwundert um, es war ihm geweſen, als würde es jetzt gleich eingeſperrt und als müſſe es auf und davon laufen. Still weinend und geſenkten Hauptes kehrte es heim.

Faſt die ganze Nacht that Aivle kein Auge zu, denn morgen ſollt' es ja zum erſten Male vor Gericht; allerlei Schreckbilder von ſchwarzbehangenen Gemächern ſtanden vor ſeiner Seele, und hätte ſich nicht ſein Geſpiel, des Schneiderles Agath, erboten bei ihm zu ſchlafen, es wäre geſtorben vor Angſt.

Als kaum der Morgen graute, ging Aivle nach dem Schranke, holte ſeine Sonntagshäs **, und die Agath mußte es ankleiden, es konnte vor Zittern keinen Bändel knüpfen; wehmüthig betrachtete es ſich in ſeinem zerbrochenen Spiegel: es war ihm, als müßte es in ſeinen Sonntagskleidern zu einem Leichenbegängniſſe.

---

* Geh langſam.

** Häs, Kleider.

Der Wagner Michel begleitete ſeine Tochter, er konnte das Kind ja nicht allein gehen laſſen. In der Oberamtei zog er ſeinen Hut ab, ſtrich ſich die kurzgeſchornen Haare glatt und machte ſchon jetzt ein demüthig freundliches Geſicht, als er mit den Füßen ſcharrend vor der Stubenthür des Oberamtmanns ſtand; er ſtellte ſeinen Schlehbornſtock an die Wand und den dreieckigen Hut mit der linken Hand vor die Bruſt haltend, den Kopf demüthig vorgebeugt, klopfte er an. Die Thüre öffnete ſich: „Was will Er?" fragte eine rauhe Stimme.

„Ich bin der Wagner Michel und das da iſt mein' Tochter, das Aivle, und das fürcht't ſich ſo, da hab' ich fragen wollen, ob ich nicht mit 'nein darf vor Gericht."

„Nein," war die rauhe Antwort und die Thür wurde ihm vor der Naſe zugeſchlagen, daß der Wagner Michel zurücktaumelte; er konnte ſeine weitere Begründung, daß eigentlich er und nicht ſeine Tochter vor Gericht gehöre, da der Maien vor ſeinem Hauſe ſtand, nicht mehr anbringen.

Die beiden Hände auf den Schlehdörn gelegt und das Kinn auf die Hände geſtemmt, ſo ſaß der Wagner Michel neben ſeiner Tochter auf der Hausflur und heftete ſeinen Blick auf die Steine des Fußbodens, die ſo kalt und theilnahmlos waren wie das Antlitz des Beamten; dann brummte er vor ſich hin: „Wenn der Buchmaier da wär', müßt' er andre Saiten aufziehen." Das Aivle konnte kein Wort reden, es hatte die Hände gefaltet und huſtete nur manchmal ganz leiſe in ſein ſchön gebügeltes Sacktuch hinein.

Endlich wurde es in die Gerichtsſtube gerufen, es ſtand raſch auf, Vater und Tochter ſahen ſich ſtumm an, und das Aivle verſchwand hinter der Thüre; es blieb hinter der Thüre ſtehen, der Oberamtmann war nicht da, aber dort ſaß der Schreiber und ſpielte mit der Feder in der Hand, neben ihm die beiden Gerichtsſchöppen, ſie pisperten leiſe miteinander. Aivle zitterte und bebte an allen Gliedern; die Stille dauerte faſt zehn Minuten, für Aivle eine halbe Ewigkeit. Endlich hörte man Sporenklingen, der Oberamtmann kam; Aivle ſchien ihm ſehr zu gefallen, denn er faßte es am Kinn, ſtreichelte ihm dann die heißen rothen Wangen und ſagte: „Setz' Dich nur." Aivle gehorchte, ſich zaghaft auf den Rand des Seſſels niederlaſſend.

Nachdem es mit niedergeſchlagenen Augen auf die Fragen: Name, Stand, Alter u. ſ. w. angegeben, fragte der Oberamtmann: „Nun, wer hat Dir den Maibaum geſetzt?"

„J kahn's et wiſſe, Herr Oberamtmann."

„Haſt Du nicht das Seil zum Anbinden an dem Dachfenſter hergegeben?"

„Noan, Herr Oberamtmann."

„Weißt Du auch nicht, wer Dein Schatz iſt?"

Aivle fing laut an zu weinen, es war ihm ſchrecklich, daß es hier läugnen ſollte, und doch konnte es auch nicht eingeſtehen. Der Amtmann half ihm, denn er ſagte:

„Nun, was iſt denn da zu läugnen? Der Mathes iſt Dein Schatz, Ihr wollt Euch ja bald heirathen."

Aivle dachte daran, daß ſie über vier Wochen ſich beim Amte die Heirathserlaubniß holen wollten; es glaubte, wenn es jetzt läugne, bekäme es die „Papiere" und die „Annahme" nicht; auch durfte es nicht nein ſagen, das war gegen ſein Gewiſſen. Sein Herz klopfte raſch, ein gewiſſes Gefühl des Stolzes erhob ſich in ihm, ein Bewußtſein, das über alle Gefahren hinausragte, belebte ſein ganzes Weſen; es dachte plötzlich nicht mehr an die Papiere, nicht mehr an den Oberamtmann, nicht mehr, wo es war, es dachte nur an den Mathes, die letzte Thräne fiel von ſeinen Wimpern, ſein Auge leuchtete hell, es erhob ſich raſch, ſchaute wie ſiegverklärt umher und ſagte: „Jo, koan andre uf der Welt nähm i.“

„Der Mathes hat Dir alſo den Maien geſetzt?“

„'s kahn wol ſein, aber me derf jo et dabei ſein, und i bin dieſell Nacht —“ es konnte wiedrum vor Weinen nicht weiter reden.

Es war gut, daß Aivle die Augen zuhielt und das Lächeln der Gerichtsmänner nicht ſah.

„Geſteh's nur, kein Andrer hat dir den Maien geſetzt?“

„Was kahn i wiſſe?“

Durch allerlei Querfragen und durch die freundliche Verſicherung, daß die Strafe nur gering ſei, brachte der Oberamtmann endlich das Geſtändniß Aivle's heraus; nun wurde ihm das Protokoll vorgeleſen, das in hochdeutſche Sprache überſetzt und in zuſammenhängende Rede gebracht war, von all' dem Weinen und den Qualen des Mädchens ſtand kein Wort darin. Aivle erſtaunte über alles das, was es da geſagt hatte; aber es unterſchrieb doch und war ſeelenfroh, als es wieder fort durfte. Als die Thüre hinter ihm wieder zu war und die Klinke ins Schloß fiel, ſtand es plötzlich wie feſtgebannt da und faltete die Hände; ein ſchwerer Seufzer entlud ſich ſeiner Bruſt, es meinte, der Boden müſſe unter ihm zuſammenſinken, denn es überdachte jetzt erſt recht, was es ſeinem Mathes gethan haben konnte; ſich an dem Treppengeländer haltend, ging es furchtſam die ſteinernen

Stufen hinab und ſuchte ſeinen Vater, der im Lamm einen Schoppen zur Herzſtärkung trank; ohne ein Wort zu reden und ohne einen Tropfen über die Lippen zu bringen, ſaß Aivle neben ihm.

Unterdeß kam auch der Mathes abermals zum Verhör, und als er das Geſtändniß Aivle's hörte, ſtampfte er mit dem Fuße auf den Boden und knirſchte die Zähne. Dieſe Aeußerungen wurden ſogleich als Grundlage des Geſtändniſſes genommen, und müdegehetzt gab ſich Mathes gefangen; aber er geberdete ſich noch wie ein Wild, das im Netze ſteckt, ſich nach allen Seiten hin und her windet, um ſich loszumachen, aber immer tiefer ſich hineinwirrt.

Auf die Frage, wo er den Baum geholt, ſagte Matthes zuerſt, daß er ihn aus dem bettenſeer Walde (aus dem Sigmaringiſchen) genommen; als man hierauf eine neue Unterſuchung einleiten und an das Amt Haigerloch berichten wollte, geſtand er endlich, daß er den Baum aus ſeinem eigenen Walde, im „Weiherle“ gelegen, genommen, und daß es ein ſolcher ſei, der nächſter Tage vom Förſter ausgezeichnet worden wäre.

In Betracht dieſer mildernden Umſtände wurde Mathes um zehn Reichsthaler geſtraft, weil er vor der Auszeichnung einen Baum aus ſeinem eigenen Walde geholt hatte.

Oben an der Steige, dort wo der Mathes Tages zuvor einen Zweig abgeriſſen, traf er mit dem Aivle und ihrem Vater zuſammen, die den Wieſenweg herauf kamen; Mathes wollte ohne Gruß weiter gehen, da ſprang das Aivle auf ihn zu, faßte ſeine Hand und rief ſchwer athmend: „Mathes, trutz et, guck, do hoſcht Du mein Anhenker und au meine Granate, wenn Du

Strof zahle muſcht. Dank aunſerm Heiland, daß Du nimmch eing'ſperrt biſcht.“

Nach einigem Hin- und Herreden gab Mathes nach, Hand in Hand ging er dann mit ſeinem Aivle das Dorf hinein und wurde von Allen freundlich bewillkommt. —

Das iſt die Geſchichte von dem Maibaum an des Wagner-Michel's Haus; am Hochzeitstage der beiden Liebenden ward er mit rothen Bändern geſchmückt. Der Himmel ſchien mehr Wohlgefallen an dem Baum zu haben als die löbliche Polizei, denn auf eine faſt wunderbare Weiſe grünte der Baum und ſchlug neue Wurzeln; noch heutigen Tages prangt er als ewiges Liebeszeichen an dem Hauſe der Glücklichen.

2.

Mit dieſer Geſchichte hängt aber noch eine andere von allgemeinerer Bedeutung zuſammen. — Das Maiſetzen, ſo wie noch andere nach dieſer Zeit vorgekommene Waldfrevel veranlaßten den Oberamtmann, eine Verordnung zu erlaſſen, die ihm ſchon lange in der Feder ſchwebte. — Seit alten Zeiten iſt es nämlich ein Recht und eine Sitte der ſchwarzwälder Bauern, bei einem Gange über Feld, d. h. von einem Orte zum andern, eine kleine Handaxt am linken Arme zu tragen; nur die „Mannen,“ d. h. die verheiratheten Männer, tragen dieſes Wahrzeichen, die „Buben,“ die ledigen Burſche aber nicht. Es mag wohl ſein, daß dies, wie die Sage geht, noch ein Ueberreſt von der allgemeinen Wehrhaftigkeit iſt

Am erſten Pfingſttage war in allen Dörfern des Oberamtes am ſchwarzen Brette des Rathhauſes folgende Verordnung zu leſen:

„Da man in Erfahrung gebracht, daß viele Waldfrevel von dem unbefugten Tragen der Aexte herrühren, ſo wird anmit zur öffentlichen Kunde gebracht: Von heute an ſoll Jeder, der ſich auf der Straße oder im Walde mit einer Axt umhertreibt, dem ihn betreffenden Landjäger, Flur- oder Waldſchützen genaue Auskunft darüber geben, wozu und warum er die Axt bei ſich hat; ſofern er hierüber nicht genügenden Ausweis geben kann, verfällt er beim erſtmaligen Betreffen in die Strafe von 1 Rthlr., bei Wiederholung in die von 3 Rthlrn. und beim abermaligen Zuwiderhandeln in eine Gefängnißſtrafe von acht Tagen bis vier Wochen.

Der Oberamtmann **Rellings**."

Viele Bauern ſtanden nach der Nachmittagskirche am Rathhauſe, der Mathes, der nun auch zu den Mannen gehörte, las die Verordnung laut vor, Alle ſchüttelten die Köpfe und murmelten Verwünſchungen und Flüche vor ſich hin; der alte Schultheiß aber ſagte laut: „Des wär' vor Alters et g'ſchea, des ſind aunſre G'rechtſame."

Da ſah man den Buchmaier mit der Axt am Arme vom obern Dorfe herabkommen, Alles ſchaute nach ihm hin, wie er ſo daher ſchritt: es war ein behäbiger kräftiger Mann in ſeinen beſten Jahren, nicht groß, aber breitſchulterig und dick, aus den kurzen ledernen Beinkleidern hatte ſich um die Hüften das Hemd etwas aufgeſtaucht, aus der offenen rothen Weſte ſah das breite Querband der an Neſteln* aufgehaften Hoſenträger hervor, das buntgewoben und in der Ferne wie ein Piſtolengurt ausſah; der dreieckige Hut ſaß auf einem faſt unverhältnißmäßig kleinen Kopfe, deſſen milde Geſichtszüge beſonders um Mund und Kinn etwas weiblich Zartes ausdrückten; die weitgeſchlitzten hellglänzenden blauen Augen mit den emporſtehenden dunkeln Augenbrauen verkündeten Klarheit und männlichen Trotz.

---

* Wegen dieſer Neſteln ſtatt der Knöpfe gehören die Schwarzwälder zu den Neſtelſchwaben.

Mathes ſprang dem Buchmaier entgegen, meldete ihm die Verordnung und ſagte: „Vetter, Ihr ſeid Alle keine rechten Gemeinderäthe, wenn Ihr Euch das gefallen laſſet.“

Der Buchmaier wandelte in ſeinem gemeſſenen Gange fort, ohne auch nur einen Schritt zu beſchleunigen; er ging geradeswegs auf das Brett zu. Alles wich zurück, damit er bequem leſen könnte; er rückte ſeinen Hut etwas in die Höhe, erwartungsvolle Stille herrſchte ringsum. Als der Buchmaier leiſe zu Ende geleſen hatte, ſchlug er ſich mit der flachen Hand auf die Rundung ſeines Hutes, ihn feſter ſetzend, das deutete etwas Unternehmendes an. — Drauf nahm er ruhig ſeine Axt vom linken Arm und mit einem „Da!“ hieb er ſie in das ſchwarze Brett mitten durch die Verordnung; dann wendete er ſich zu den Umſtehenden und ſagte: „Wir ſind Bürger und Gemeinderäthe, ohne Amtsverſammlung, ohne Beiſtimmung von allen Gemeinderäthen kann man keine ſolche Verordnung erlaſſen; ich will einmal ſehen, ob die Schreiber Alles ſind und ob wir denn gar nichts mehr gelten, und wenn es bis an den König geht, wir dürfen das nicht leiden. Wer mit mir einig iſt, der nehme meine Axt da heraus und hau' ſie noch einmal ins Brett.“

Der Mathes war der erſte, der zugriff, der Buchmaier aber hielt ihm den Arm und ſagte: „Laß die älteren Leute zuerſt dran.“

Dieſes Wort wirkte auf die Verzagten und Zweifelnden, die über die Handlungsweiſe des Buchmaiers betroffen waren und nicht wußten, was ſie thun ſollten; der alte Schultheiß führte zuerſt ſeinen Hieb mit zitternder Hand, dann griffen alle tapfer zu, von allen Umſtehenden ſchloß ſich keiner aus, und beſonders der Name des Oberamtmanns wurde kreuz und quer zerhackt. — Nach und nach kam das ganze Dorf herbei: Alle wurden zu gleicher ſinnbildlicher Handlung ermuntert und unter Lachen und Jubeln that Jeder ſeinen Hieb.

Der Schultheiß, von dem, was geſchehen war, benachrichtigt, wollte Landjäger von Horb kommen laſſen; ſein weiſer Miniſter aber rieth ihm von dieſem Aufgebot ab, da das doch nichts helfe; auch dachte der kluge Soges bei ſich: „Gut, laß ſie nur Alle freveln, das gibt eine ganze Ernte Vorladungen, und für jede Vorladung einen Batzen; hauet nur wacker zu, es geht Euch ins Fleiſch, und das iſt mein Batzenfleiſch.“ Mit fröhlicher Miene berechnete Soges bei einem Schoppen im Adler ſeinen Gewinn aus den Dorfhändeln.

So blieb endlich außer dem Soges und dem Schultheißen Keiner im ganzen Dorfe an dem Erzeſſe unſchuldig.

Am Dienſtage gingen auf Veranlaſſung des alten Schultheißen die Gemeinderäthe ſelber vor Amt und machten die Anzeige von dem, was ſie gethan hatten. Der Oberamtmann wüthete und fluchte in der Stube umher, er hieß nicht umſonſt Rellings, er ſah wirklich aus, wie ein geſchorner Kater *, dem man eine Brille aufſetzt und Sporen an die Füße heftet; er wollte die Verbrecher ſogleich einſtecken laſſen, der Buchmaier aber trat ſcharf vor ihn und ſagte: „Iſt das Eure ganze Kunſt? Einſperren? Da hat's

---

* Man nennt im Schwarzwalde einen Kater Relling.

noch gute Weil. Wir ſind da, um Gegenſprach einzulegen, wir bekennen frei, was wir gethan haben, und da kann von keinem vorläufigen Einſperren die Rede ſein; ich bin kein Landläufer, Ihr wiſſet, wo ich wohn', ich bin der Buchmaier, das da iſt der Bäck, das da der Schmiedhannes, und das da des Michel's Baſche, wir ſind auf unſerm eigenen Grund und Boden zu finden. Ohne Urtel kann man uns nicht einſperren, und dann gibt's noch einen Ausweg weiter 'naus, Reutlingen zu und nach Stuttgart, wenn's ſein muß.“

Der Oberamtmann lenkte wieder ein und lud die Männer auf Morgen um neun Uhr zum Verhöre vor.

Dieſes Letzte war wenigſtens inſofern gut, daß der Soges dadurch um ſeine wohlgezählten Batzen geprellt wurde. — So betrügen ſich oft die großen und kleinen Herren in ihren Berechnungen.

Es ſah faſt kriegeriſch aus, als des andern Tages mehr als hundert Bauern, die Handäxte am Arme, durch das Dorf hinauswanderten; ſie hielten oft vor einem Hauſe und riefen einen Verſpäteten an, der ſich in der Eile noch auf der Straße ſeinen Rock anzog; manche Scherze und Witzreden wurden nicht weiter geſponnen, wenn man den Buchmaier anſah, der die Augenbrauen tief hereinzog. Kein Tropfen wurde getrunken, ehe man vor Amt ging: „Erſt Rothes und nachher Brotes*,“ war der Wahlſpruch der Bauern.

Der Oberamtmann ſah im Schlafrock mit der langen Pfeife im Munde zum Fenſter heraus, als er nun den bewaffneten

---

* Erſt Rathen, nachher Braten.

Zug ſo daher kommen ſah, machte er ſchnell das Fenſter zu und ſprang nach der Klingel, weil er aber ſtets Sporen an den Stiefeln hatte, verfing er ſich in dem Vorhange und ſtürzte der ganzen Körperlänge nach auf den Boden, die lange Pfeife lag wie ſeine Waffe neben ihm; er erhob ſich indeß ſchnell wieder, klingelte nach dem Amtsdiener, ſchickte ihn zum Stationscommandanten, zum Wachtmeiſter der Landjäger, befahl, daß ſie alle mit ſcharfgeladenen Gewehren herkommen ſollten. Leider aber waren nur noch vier Mann im Orte, er befahl nun, daß ſie ſich unten in der Amtsdienerſtube halten und jeden Augenblick bereit ſein ſollten. In der Amtsſtube befahl er ſodann, daß von den Bauern einer nach dem andern hereinkommen und ſogleich immer wieder geſchloſſen werden ſolle. Als nun der Buchmaier zuerſt hereingerufen wurde, ſagte er, die Thür in der Hand haltend: „Guten Morgen, Herr Oberamtmann," und ſich ſogleich umkehrend, ſagte er zu den Drausſtehenden: „Kommet 'rein, ihr Mannen, wir haben gemeinſchaftliche Sach', ich red' nicht für mich allein." Ehe ſich's der Oberamtmann verſah, war die ganze Stube mit den Bauern gefüllt, die ihre Axte im linken Arme trugen. Der Buchmaier trat vor auf den Schreiber, und ſeine Hand ausſtreckend, ſagte er: „Schreibet's auf, Wort für Wort, was ich ſag', ſie ſollen's bei der Kreisregierung auch wiſſen." Er fuhr ſich ſodann zweimal mit der rechten Hand durch dem Hemdkragen, ſtemmte ſeine Fauſt auf den grünen Tiſch und begann:

„Allen Reſpekt vor Euch, Herr Oberamtmann, der König hat Euch geſchickt und wir müſſen Euch gehorchen, wie das Geſetz will; der König iſt ein braver, rechtſchaffener Mann, er will gewiß nicht, daß man die Bauern wie das Vieh hudeln oder wie die Kinder mit Döble * einſchulen ſoll. Die kleinen Herrle, die von oben bis 'runter ſtehen, die haben Freud an dem Befehlerles-Spielen; zuletzt ſchreiben ſie's noch nach Noten vor, wie die Henn' gackern muß, wenn ſie ein Ei legt. Ich will Euch einmal das Deckele vom Häfele ** thun, ich will Euch den klaren Wein einſchenken; ich weiß wohl, es nutzt jetzt nichts, geſagt muß es aber ſein, ich muß den Putzen einmal 'rausthun, er würgt mich ſchon lang. Die Gemeind' ſoll jetzt gar nichts mehr gelten, Alles ſoll in den Beamtenſtuben abgethan werden; ei ſo pflüget und ſäet und erntet auch in den Beamtenſtuben. So ein verzwängtes Schreiberle cujonirt ein ganzes Rathhaus voll Bauern, und eh' man ſich's verlugt, wird ein Schreiberſchultheiß nach dem andern aufs Dorf geſetzt; da iſt hernach Alles in der beſten Schreibersordnung. Wahr iſt wahr, Ordnung muß ſein, aber zuerſt muß man ſehen, ob's nicht ohne Schreiber beſſer geht; und dann, wir ſind g'rad auch nicht auf den Kopf gefallen, und iſt's auch nicht im Amtsſtyl, wir können's doch auch. Es muß g'ſtudirte Leut' geben, die über Alles eine Aufſicht haben; aber zuerſt müſſen die Bürger ſelber ihr Sach' in Ordnung bringen."

„Zur Sache, zur Sache!" drängte der Amtmann.

„Das gehört zur Sach'. Mit Eurem Schreiberweſen wiſſet Ihr nichts mehr zu befehlen und Ihr kommet aus Verhüten, Vorſorgen und Verhindern, ja Verhindern, ich hätt' ſchier geſagt — Zuletzt ſtellet Ihr noch an jeden Baum einen Polizeidiener, damit er keine Händel kriegt mit dem Wind und nicht zuviel trinkt, wenn's regnet; wenn das mit dem Befehlerles ſo fortgeht, möcht' man ja auf der Kuh fortreiten. * Alles, Alles wollt Ihr uns nehmen, jetzt iſt eins da, um das laſſen wir uns nicht bringen;“ er hob die Axt hoch auf und fuhr dabei zähneknirſchend fort: „Und wenn ich mit der Axt da die Thüren bis zum König aufbrechen muß, ich' geb' ſie nicht aus der Hand. Von alten Zeiten her iſt es unſer Recht, daß wir Aexte tragen, und wenn man ſie uns nehmen will, ſo muß es die Amtsverſammlung oder der Landtag thun, und da haben wir auch ein Wort mit zu reden. Aber warum wollet Ihr ſie uns nehmen? Damit kein Waldfrevel geſchieht? Dafür ſind Waldſchützen und Strafen und Geſetze da, und die gelten gleich für Edelmann und Bettelmann. Wie viel Zähn' braucht ein armer Bauer, um Grundbirnen ** zu eſſen? Reißet ihm die andern 'raus, damit er nicht in Verſuchung kommt, Fleiſch zu ſtehlen. Und warum laſſet Ihr denn die Hund' 'rumlaufen mit ihren Fangzähnen? Wenn ein Bub' acht, neun Jahre alt iſt, hat er ſein Meſſer im Sack, und wenn er ſich in den Finger ſchneid't, iſt er eben ſelber dran ſchuld; thut er einem Andern 'was damit, klopft man ihm auf die Finger. Wer ſagt denn Euch, daß wir noch ärger als kleine Kinder ſind, und Ihr unſere Lehrer und Vormünder? Ihr Herren thut gerad', als wäret Ihr d'ran ſchuld, daß ich jetzt nicht zum Fenſter 'nausſpring'; in der Hauptſach' vom Leben muß ja doch Jeder für ſich und jede Gemeinde für ſich ſorgen und nicht Ihr Herren. Was ſag' ich da? Herren! Unſere Diener ſeid Ihr, und wir ſind die Herren. Ihr meinet immer, wir ſind euretwegen da, damit Ihr was zu befehlen habt; wir bezahlen Euch, damit Ordnung im Land' iſt, und nicht, um uns cujoniren zu laſſen. Staatsdiener ſeid Ihr, und der Staat, das ſind wir, die Bürger. Wenn uns kein Recht wird, ſo gehen wir nicht mehr zum Brünnele, ſondern zum Brunnen; und eh' leg' ich meinen Kopf auf den Block und laß mir ihn mit der Axt da vom Henker abhacken, eh' ich mir ſie von einem Beamten ohne meinen Willen nehmen laſſ'. So iſt's, ich bin fertig."

---

* Tatzen, Schlag auf die Hand.

** Topf.

---

* Sprüchwörtlich, ſo viel als: das äußerſte Fluchtmittel ergreifen.

** Kartoffeln.

Andächtige Stille herrſchte ringsum, ein Jeder ſah den Andern an, blinzelte mit den Augen, die gleichſam ſagten: „Der hat ſeine Sach', jetzt kann er's ſieden oder braten." Der Baſche aber ſagte ganz leiſe zum Bäck: „Da paßt das Sprüchwort recht: dem iſt's gut von der Haue gefallen." — „Ja, der hat das Maul nicht in der Taſch'!" erwiederte der Bäck.

Der Oberamtmann ließ den Eindruck dieſer Rede nicht lange andauern, ein Papierchen zwiſchen den Fingern drehend, begann er mit ruhigem Tone die Schwere des geſchehenen Verbrechens darzuſtellen; mancher ſcharfe Seitenhieb auf den Buchmaier fiel, dieſer aber ſchüttelte immer nur leiſe den Kopf, als ob er Fliegen abwehre. Zuletzt ſprach der Oberamtmann von Prozeßkrämern und Aufrührern, von eingebildeten Herrenbauern, die einmal mit einem Advokaten einen Schoppen getrunken, die läuten hörten und nicht wüßten wo? Von dieſer allgemeinen Abſchweifung ging er ſodann wieder auf das Vorliegende über, er nannte einzelne Anweſende bei Namen, lobte ſie als ruhige verſtändige Bürger, die zu einer ſolchen That unfähig ſeien; er ſprach ſeine tiefe Ueberzeugung aus, daß ſie ſich von dem Buchmaier hatten verleiten laſſen, er beſchwor ſie bei ihrem Gewiſſen, bei ihrem Gehorſam gegen König und Geſetz, bei ihrer Liebe zu Frau und Kindern, die ſchwere Schuld nicht auf ſich zu laden, offen und frei die Verführung zu bekennen, und ihre Strafe werde mild ſein.

Wiederum herrſchte Stille, einige ſahen einander an und blickten dann verlegen zur Erde; der Buchmaier erhob ſein Antlitz hoch und kühn, er ſchaute Allen frei ins Angeſicht, ſeine Bruſt hob ſich, erwartungsvoll hielt er den Athem an. Der Mathes hatte ſchon den Mund geöffnet, um zu ſprechen, da hielt ihm der Schmiedhannes den Mund zu, denn eben erhob ſich der alte Schultheiß, der von allen Anweſenden allein auf einem Stuhle geſeſſen hatte; mit ſchweren Tritten, die Füße kaum erhebend, ging er vor an den grünen Tiſch, Anfangs keuchend und oft Athem holend, dann aber in fließender Rede ſagte er: „Groß Dank für die gute Nachred, die Ihr mir und Andern gehalten habt, Herr Oberamtmann; aber was der Buchmaier geſagt hat, unterſchreib' ich auf's Tüpfele* hin. Wenn's noch einen Beweis bräucht', daß uns die Herren wie kleine Kinder, wie Unmündige anſehen, ſo hättet Ihr ihn geliefert, Herr Oberamtmann; nein, ich bin 76 Jahr' alt und bin zwanzig Jahre lang Schultheiß geweſen, wir ſind keine Kinder, die ſich zu ſo etwas wie zu einem Bubenſtreich verführen laſſen; die Art bleibt bei mir, bis man mir ſechs Bretter mitgibt. Wer als ein Kind da ſteht, der ſoll's nur bekennen, ich bin ein Mann, der weiß, was er thut, wenn's zur Straf' kommt, bin ich auch dabei.“

„Wir auch!“ riefen alle Bauern wie aus Einem Munde, die Stimme des Mathes tönte vor.

Das Antlitz des Buchmaiers war wie mit Licht übergoſſen, er faßte noch mit der rechten Hand ſeine Art und drückte ſie innig ans Herz.

---

* Pünktchen.

Nachdem die herkömmlichen Förmlichkeiten beendet, das Protokoll unterſchrieben und der Buchmaier ſich eine Abſchrift davon erbeten hatte, verließen die Bauern ſtill die Oberamtei. —

Noch mehrere andere Gemeinden thaten Einſprache gegen die neue Verordnung, die Sache kam bis vor die Kreisregierung; diejenigen, welche auf eine ſo ungebührliche Weiſe mit den Aexten ſelber Einſprache gethan hatten, wurden um eine namhafte Summe beſtraft; indeß wurde nach einiger Zeit der Oberamtmann Rellings verſetzt, die Verordnung aber nicht mehr erneuert.

Nach wie vor tragen die Mannen ihre Axt am linken Arme.

Ich erzähle wohl ein ander Mal noch Weiteres vom Buchmaier.

VI.

Die feindlichen Brüder.

In der ſpärlich bewohnten kalten Gaſſe, „der Kniebis“ genannt, ſteht ein kleines Häuschen, das außer einem Stall und einem Schuppen nur drei zum Theil mit Papier zugeklebte Fenſter hat; oben am Dachfenſter hängt ein Laden nur noch an einer Angel und droht jeden Augenblick herunter zu fallen, neben dem Hauſe iſt ein kleines Gärtchen, das noch durch einen der Länge nach hindurchlaufenden Zaun von dürren Dornen in zwei Hälften geſchieden iſt. In dem Hauſe wohnten zwei Brüder ſchon ſeit vierzehn Jahren in unabänderlicher Feindſchaft. Wie im Garten ſo war auch im Hauſe Alles getheilt, von der Dachkammer bis hinab in den kleinen Keller; die Fallthüre war offen, aber drunten hatte jeder ſeinen durch Latten abgetheilten verſchloſſenen Raum, auch ſonſt waren an allen Thüren noch Hängeſchlöſſer befeſtigt, als ob man ſtündlich den Ueberfall von Dieben fürchte, der Stall gehörte dem einen, der Schuppen dem andern

Bruder; kein Wort wurde im Hauſe vernommen, wenn nicht bisweilen einer laut vor ſich hin fluchte.

Michel und Koanradle, ſo hießen die beiden Brüder, waren beide ſchon ſehr bei Jahren und beide unbeweibt, dem Koanradle war ſeine Frau früh geſtorben, und er lebte nun ſo für ſich allein, der Michel war nie verheirathet geweſen.

Eine blauangeſtrichene lange ſogenannte Bankkiſte, war die erſte Urſache des Bruderhaſſes.

Nach dem Tode der Mutter ſollte Alles getheilt werden, die im Dorfe verheirathete Schweſter hatte ſchon ihr Pflichttheil bekommen. Der Koanradle behauptete, er habe die Kiſte aus ſeinem eignen Gelde gekauft, das er ſich als Wegknecht durch Steinſchlagen auf der Straße verdient, er habe ſie nur der Mutter geliehen und ſie ſei ſein eigen; der Michel aber behauptete, er habe der Mutter Brod gegeſſen und habe ſomit kein eigenes Vermögen. Nach einem perſönlich heftigen Streite kam die Sache vor den Schultheiß und ſodann vor das Gericht, und es wurde entſchieden, daß, da die Brüder nicht übereinkommen können, Alles im Hauſe ſammt der Kiſte verkauft und der Erlös getheilt werden ſolle. Ja das Haus ſelber wurde verſteigert, da ſich aber kein Käufer dafür fand, mußten es in Gottes Namen die Brüder behalten.

Die Brüder mußten nun ihre eigenen Sachen, ihr Bett und anderes öffentlich wieder kaufen; das machte dem Koanradle manchen Kummer, denn er hatte etwas mehr Empfindung als gewöhnlich. — Es gibt in jedem Hauſe mancherlei Dinge, die keinem Fremden für Geld zu haben ſind, ſie ſind viel mehr werth als man eigentlich dafür bezahlen kann, denn es haften Gedanken und Lebenserinnerungen daran, die für keinen andern in der Welt Werth haben.

Solche Sachen müſſen ſich ſtill von Geſchlecht zu Geſchlecht forterben, dadurch bleibt ihr ſteter innerer Werth unangetaſtet; muß man ſie aber erſt wieder aus den Händen Anderer reißen und für Geld mit Fremden darum ringen, ſo iſt ein großer Theil ihrer urſprünglichen Weihe dahin, ſie ſind in ihrem Geldeswerthe errungen und nicht ſtill, man möchte ſagen, wie ein Heiligthum ererbt. Solcherlei Gedanken waren es, worüber der Koanradle oft den Kopf ſchüttelte, wenn ihm ein altes Hausgeräthe zugeſchlagen wurde, und als das in ſchwarzen Sammt eingebundene Geſangbuch der Mutter mit den ſilbernen Spangen und den ſilbernen Buckeln zum Verkaufe kam, und ein Trödler das Silber in der Hand wog um das Gewicht zu ſchätzen, ſchoß ihm alles Blut in den Kopf, er ſteigte das Geſangbuch um hohen Preis. Endlich kam die Kiſte an die Reihe. Der Michel räuſperte ſich laut und betrachtete mit einem herausfordernden Blicke ſeinen Bruder, er ſetzte ſogleich eine nahmhafte Summe darauf, der Koanradle bot ſchnell einen Gulden mehr, ohne dabei aufzuſchauen, und er zählte die Knöpfe an ſeinem Wamms, der Michel aber bot, ſich keck umſchauend, höher; kein Fremder ſteigte mit, und von den Brüdern wollte zum Hohne keiner dem andern die Streitſache laſſen, ein jeder dachte auch bei ſich: du brauchſt ja nur die Hälfte zu bezahlen, und ſo gingen ſie immer höher und höher, und endlich wurde die Kiſte für mehr als das fünffache ihres Werthes, für acht and zwanzig Gulden, dem Koanradle zugeſchlagen.

Jetzt erſt ſchaute er auf und ſein Geſicht war ganz verändert, Hohn und Spott ſprachen aus den weitaufgeriſſenen Augen, dem offenen Munde und dem ganzen vorgebeugten Antlitze: „Wenn Du ſtirbſt, ſo ſchenk ich Dir die Kiſt', daß man Dich drein 'neinlegt," ſagte er zitternd vor Wuth zum Michel, und das waren die letzten Worte, die er ſeit vierzehn Jahren zu ihm geſprochen hat.

Im ganzen Dorfe wurde die Kiſtengeſchichte zu allerlei Spaß und Luſtbarkeit benutzt und wo einer den Koanradle ſah, bemerkte er, wie ſchändlich der Michel gehandelt habe, und der Koanradle redete ſich immer mehr in Wuth gegen ſeinen Bruder hinein.

Auch ſonſt waren die beiden Brüder ganz verſchiedener Sinnesart und gingen auch ihre verſchiedenen Wege.

Der Koanradle hielt ſich eine Kuh, die er mit der Kuh ſeines Nachbarn Chriſtian zur Feldarbeit zuſammenſpannte; in der übrigen Zeit ſchlug er für fünfzehn Kreuzer des Tages Stein auf der Straße. Auch war der Koanradle ſehr beiſichtig, er trat unſicher auf, und wenn er ſich Feuer ſchlug, brachte er den Zunder immer nahe zur Naſe, um dadurch gewiß zu ſein, daß er brenne, er hieß im ganzen Dorfe der „blind' Koanradle," das le wurde ihm gegeben, weil er eine kurze unterſetzte Geſtalt hatte.

Der Michel hingegen war das gerade Gegenſpiel, er war lang und hager und ſchritt ganz ſicher einher, er trug ſich vollkommen bäuriſch, nicht weil er ein beſonderer Bauer war, denn er war eigentlich gar keiner, ſondern weil ihm das zu ſeinem Handel ſehr förderlich war; er handelte nämlich mit alten Pferden, und die Leute haben weit mehr Zutrauen zu einem Pferde, das ſie von einem bäuriſch gekleideten Manne kaufen. Der Michel war ein verdorbener Hufſchmied, er verpachtete und verkaufte zum Theil ſeine Aecker, legte ſich ganz auf den Pferdehandel und führte dabei ein Herrenleben. Er war eine wichtige Perſon in der ganzen Gegend, er kannte auf ſechs acht Stunden im Umkreis, im Würtembergiſchen, im ganzen Sigmaringer und im Hechinger „Ländle“ und bis ins Badiſche hinein den Zuſtand und das Contingent der Ställe ſo gut wie ein großer Staatsmann die ſtatiſtiſche Berichte fremder Staaten, und die Stellung der Kabinette; und wie dieſer in die Zeitungen, ſo ſondirte Michel die Stimmung des Volkes in den Wirthshäuſern. Er hatte auch in jedem Orte einen Thunichtgut als Reſidenten, mit denen er manche geheime Conferenzen hielt, und die im Nothfalle eine Eſtafette zum Michel ſandten, nämlich ſich ſelber, für die ſie weiter nichts verlangten, als ein gutes Trinkgeld im buchſtäblichen Sinne des Wortes; dann aber hatte auch Michel geheime Agenten, die die Leute zu Revolutionen in ihren Ställen verleiteten, und ſo kam es, daß er in ſeinem Schuppen, der als Stall diente, faſt immer ein Marode-Gaul war, den er für einen neuen Feldzug, für die Oeffentlichkeit, d. h. für den Verkauf auf dem Markte zuſtutzte; er färbte die Haare über den Augen, er feilte die Zähne, und wenn das arme Thier auch nichts mehr als Kleien freſſen konnte und beim andern Futter verhungern mußte, ihn kümmerte das wenig, denn er ſchlug es auf dem nächſten Markte unfehlbar wieder los. Dabei hatte er ſeine beſonderen Kunſtſtückchen: er ſtellte z. B. einen Helfershelfer auf, der zum Scheine einen Tauſch mit ihm machen wollte, ſie lärmten dabei ganz ungeheuer, dann rief aber der Michel ganz laut: „Ich kann nicht tauſchen, ich hab' kein Futter und keinen Platz, und wenn ich den Gaul für eine Karolin' weggeben muß, fort muß er!“ — Oder er machte es noch geſcheiter: er ſtellte für ein Paar Kreuzer ein dummes Bäuerchen hin, gab ihm den Gaul, ließ ſich ihn vorreiten und ſagte: „wenn ein rechter Bauer das Thier hätt', da könnt man einen ſchönen Gaul hinfüttern, das Geſtell iſt überaus, die Knochen ſind engliſch, dem fehlt nichts als Fleiſch und da iſt er ſeine zwanzig Karolin werth;" dann brachte er einen Käufer, bedingte ſich noch ein Unterhändlersgeld und erhielt beim Verkaufe ſeines eigenen Pferdes noch einen Nebenprofit. Am meiſten war Michel den gerichtlichen Urkunden feind, in denen man gegen die Hauptfehler garantiren mußte, er ließ, wenn es drauf und dran kam, lieber noch ein Paar Gulden nach, ehe er ſolche Verbindlichkeiten einging; dabei hatte er aber doch manchen Prozeß, der den Gaul ſammt dem Profit auffraß, aber es liegt in dieſer Art von Leben, von freiem, arbeitsloſem Herumſtreifen etwas ſo Verführeriſches, und der Michel rechnete immer auch wieder eins ins andere, daß er vom Pferdehandel nicht laſſen konnte. Sein Grundſatz war: „ich geh nicht vom Markt, gepatſcht muß ſein." Damit meinte er, ein Handel muß abgeſchloſſen ſein, wobei man die Hände ſchallend zuſammenſchlägt. Die Handelsjuden auf den Märkten waren ihm auch vielfach behilflich und er ſpielte wieder mit ihnen unter der Decke.

Wenn der Michel ſo zu Markte ritt, oder vom Markte heimfuhr und der Koanradle an der Straße Stein ſchlug, da ſah er ſeinen Bruder halb mitleidig halb höhniſch an, denn er dachte: „O du armer Schelm, ſchlägſt Stein von Morgens bis Abends um fünfzehn Kreuzer, und ich verdiene, wenn's nur ein Biſle gut geht, fünfzehn Gulden." —

Der Koanradle, der das mit ſeinen blöden Augen doch bemerkte, ſchlug dann auf die Steine, daß die Splitter weit umherſpritzten. —

Wir wollen aber ſehen, wer es weiter bringt, der Michel oder das Koanradle.

Der Michel war einer der beliebteſten Unterhaltungsmenſchen im ganzen Dorfe, denn er konnte Tag und Nacht immerfort erzählen, ſo viel Schliche und Streiche wußte er, und er kannte auch Gott und die Welt. Freilich, Gott kannte er wenig, obgleich er manchmal in die Kirche ging, denn davon kann ſich auf dem Lande keiner ganz ausſchließen; aber er ging eben in die Kirche, wie gar viele, ohne etwas dabei zu denken, und ſein Leben darnach einzurichten.

Der Koanradle hatte auch ſeine Untugenden, und dazu gehörte beſonders ſein Haß gegen ſeinen Bruder und die Art, wie er denſelben äußerte; wenn man ihn fragte: „Wie geht's deinem Michel?" antwortete er immer: „dem geht's noch ſo," dabei machte er unter dem Kinn mit beiden Händen, als ob er einen Knoten ſchlinge, dann fuhr er nach beiden Seiten aus, und ſtreckte die Zunge heraus, er wollte, wie leicht erkenntlich, damit ſagen: der wird noch gehenkt.

Natürlich ſparten die Leute dieſe Frage nicht ſehr, und es war immer ein beſonderes Halloh, wenn man den Koanradle zu ſeiner feſtſtehenden Antwort brachte.

Auch ſonſt ſchürten die Leute den Haß der Brüder, nicht gerade immer aus Bosheit, ſondern weil es ihnen Spaß machte; der Michel aber zuckte nur verächtlich die Achſeln, wenn man von dem „armen Schelm" ſprach.

Nie blieben die Brüder in Einer Stube; wenn ſie ſich nun in dem Wirthshauſe oder bei ihrer Schweſter trafen, ging immer ſchnell einer von ihnen fort.

Niemand dachte mehr daran, ſie zu verſöhnen, und wenn zwei Leute in Feindſchaft miteinander waren, hieß es ſprüchwörtlich: „Die leben wie der Michel und der Koanradle.“

Zu Hauſe redeten die beiden kein Wort, wenn ſie ſich begegneten, ja ſie ſahen ſich nicht einmal an. Dennoch, wenn einer merkte, daß der andere unwohl im Bette lag, ging er den weiten Weg zu der Schweſter, die in der Froſchgaſſe wohnte und ſagte: „Gang 'nuf, i glaub es iſcht ihm ät reacht;“ und dann arbeitete ein jeder von den Brüdern gewiß leiſe und ohne Geräuſch, um den andern nicht zu ſtören.

Außer dem Hauſe aber und unter den Leuten lebten ſie in gleichmäßiger Feindſchaft, und Niemand dachte daran, daß noch ein Funke von Liebe in ihnen ſei.

Das dauerte nun in das vierzehnte Jahr. Dem Michel war unter dem vielen Hin- und Herhandeln das Geld von ſeinen verkauften zwei Aeckern durch die Finger gefallen, er wußte nicht wie; der Koanradle aber hatte ſich von einem Auswanderer noch einen neuen Acker gekauft und faſt ganz bezahlt. Der Michel gab ſich nun meiſt damit ab, anderen Leuten beim Handel behilflich zu ſein, und er dachte daran durch den Verkauf eines neuen Ackers ſich wieder flott und ſelbſthandelnd zu machen.

„Und es kam ein neuer König in Aegypten,“ dieſen Vers im zweiten Buch Moſes, Kap. 1 V. 9, konnten die Leute im Dorf auf eine eigene Weiſe auf ſich anwenden. Der alte Pfarrer war geſtorben, er war ein guter Mann, aber er ließ alles gehen wie es ging; der neue Pfarrer, der in das Dorf gekommen war, war ein eifriger junger Mann, er wollte Alles in Ordnung bringen, und er brachte auch Vieles zu Stande, bis er endlich in ein offenbares Verhältniß zu dem Schäpfleswirths Lisle kam, worauf er ſich eben auch nicht mehr in die Privatangelegenheiten der Leute miſchte, denn man konnte ſagen: kehr' du vor deiner Thür! Jetzt aber war noch Alles im friſchen Schwunge.

Es war an einem Sonntage nach der Mittagskirche, da ſaßen die Leute bei einander auf dem Bauholz für das neue Feuerſpritzenhaus neben dem Rathhausbrunnen; auch der Michel war mit darunter, er ſaß gebückt da und kaute ſpielend an einem Strohhalm. Da ging der Peter, der fünfjährige Bub des Schackerle's Hannes vorbei, einer rief das Kind herbei und ſagte in die Taſche greifend: „guck Peter, du kriegſt ein Häufle* Nuß, wenn du dem Koanradle nachmachſt; wie macht der Koanradle?“ Der Bub ſchüttelte nein und wollte gehen, denn er war geſcheit und fürchtete den anweſenden Michel, aber er wurde feſtgehalten und faſt gezwungen, und endlich machte er das Knotenſchlingen, das Ausziehen und das Zungausſtrecken; es war ein Gelächter, daß man's durch das halbe Dorf hörte. Als nun der Bub die Nüſſe wollte, zeigte ſich's, daß der Verſprecher keine hatte, und neues Gelächter entſtand als der Knabe mit Füßen nach dem Betrüger ausſchlug.

Der neue Pfarrer war indeß den kleinen Hügel am Rathhauſe herabgekommen, er war ſtehen geblieben und hatte dem ganzen Handel zugeſehen; als nun der Knabe für ſeine dringende Forderung noch geprügelt werden ſollte, da trat der Pfarrer ſchnell herzu und riß das Kind weg, alle Bauern ſtanden ſchnell auf und riſſen die Mützen vom Kopfe. Der Pfarrer nahm den Heiligenpfleger, der mit darunter geweſen war, mit durch das Dorf und ließ ſich von ihm Alles erzählen; er erfuhr nun die Feindſchaft der Brüder und Alles was wir bisher erfahren.

---

* vier.

Am Samſtag darauf wurde der Koanradle, als er mitten im Dorfe Stein ſchlug, auf morgen früh nach der Kirche zum Pfarrer vorgeladen; er glotzte verwundert drein, die Pfeife ging ihm aus, und faſt zwei Secunden lang blieb der Stein unter ſeinem mit einem Brette beſohlten Fuße unzerſpalten, er konnte ſich gar nicht denken, was es im Pfarrhauſe gebe, er wäre gerne lieber gleich hingegangen.

Den Michel traf die Vorladung, als er gerade einem alten Gaul „ſeine Sonntagsſtiefel ſchmierte," ſo hieß er nämlich das Aufputzen der Hufe; er pfiff dann die Melodie eines unzüchtigen Liedes, hörte aber doch mitten drin auf, denn er wußte wohl, was es morgen geben würde. Er war froh, daß er ſich auch noch auf eine tüchtig geſalzene Gegenpredigt vorbereiten konnte, ein paar Brocken davon murmelte er ſchon jetzt leiſe vor ſich hin.

Am Sonntag Morgen hielt der Pfarrer eine Predigt über den Text Pſalm 129, „Siehe, wie gut und wie lieblich iſt's, wenn Brüder beiſammen ſitzen." Er zeigte, wie alles Glück und alle Freude auf Erden halb und nichtig iſt, wenn wir es nicht mit denen genießen und theilen, die unter demſelben Mutterherzen wie wir geruht; er zeigte, wie die Eltern dieſſeits nicht glücklich und jenſeits nicht ſelig werden können, deren Kinder Haß, Neid und Bosheit trennt, er wies auf das Beiſpiel von Kain und Abel hin und zeigte wie der Brudermord die erſte giftige Frucht des Sündenfalls war. Alles dieß und noch viel mehr ſprach der Pfarrer mit klangvoller donnernder Stimme, ſo daß die Bauern von ihr ſagten: „ſie druckt die Wänd' auseinander;" aber freilich iſt es oft faſt noch leichter, die Wände auseinander zu drücken, als die verhärtete verſchloſſene Bruſt der Menſchen zu öffnen. Die Bärbel weinte bittere Thränen über die Hartherzigkeit ihrer Brüder, und obgleich der Pfarrer zehnmal wiederholte, er meine nicht dieſen oder jenen, ſondern jeder möge die Hand auf's Herz legen und ſich fragen, ob er die echte Liebe gegen die ſeinigen habe, ſo dachte eben doch jeder nur: „das geht auf den Michel und den Koanradle, das iſt bloß für die gemünzt.“ —

Dieſe beiden ſtanden nicht weit von einander, der Michel kaute an ſeiner Mütze, die er zwiſchen den Zähnen hielt, der Koanradle aber hörte mit offenem Munde zu, und als ſich einmal die Blicke beider begegneten, fiel dem Michel die Mütze aus der Hand und er bückte ſich ſchnell.

Das Lied machte einen ſanften beruhigenden Schluß; aber noch ehe die letzten Töne verklungen waren, war der Michel aus der Kirche und ſtand vor der Thüre des Pfarrhauſes, ſie war noch geſchloſſen er ging in den Garten, lange ſtand er hier an den Bienenſtöcken und ſah dem emſigen Treiben der Thierchen zu:

„Die wiſſen's nit, daß Sunntig iſch,“

und er dachte: „Du haſt auch keinen Sonntag bei deinem Handel, denn du haſt auch keinen rechten Werktag,“ und er dachte wieder: wie viel hundert Geſchwiſter in ſo einem Bienenſtock bei einander wohnen, und alle arbeiten, wie die Alten; aber er blieb nicht lange bei derlei Gedanken, ſondern er nahm ſich vor, ſich von dem Pfarrer keine Trenſe aufſetzen zu laſſen, und als er nach dem Gottesacker drüben ſah, dachte er an die letzten Worte Koanradles und ſeine Fäuſte ballten ſich.

Im Pfarrhauſe traf der Michel den Pfarrer und den Koanradle ſchon in eifrigem Geſpräche beiſammen; der Pfarrer ſtand auf, er ſchien den Ankömmling nicht mehr erwartet zu haben, er bot Michel einen Stuhl an, auf ſeinen Bruder deutend, erwiederte aber Michel:

„Herr Pfarrer, allen Reſpect vor Euch, aber ich ſetz mich nicht nieder, wo der da iſt; Herr Pfarrer, Ihr ſeid erſt kurz im Dorf, Ihr wiſſet nicht, was der für ein Lugenbeutel iſt, das iſt ein ſcheinheiliger Duckmäuſer, der hat's aber fauſtdick hinter den Ohren. Alle Kinder machen ihm nach,“ fuhr er zähneknirſchend fort, „wie gehts deinem Michel?“ er machte nun ebenfalls die uns ſattſam bekannten Manieren, dann ſagte er wieder zitternd vor Wuth: „Herr Pfarrer, der da iſt an meinem Unglück ſchuldig, er hat mir den Frieden im Haus verſcheucht, und ich hab' mich dem Teufel mit ſeinem Roßhandel ergeben, du haſt mir's prophezeiht du,“ ſagte er auf ſeinen Bruder losfahrend, „ich häng' mich noch an einem Roßhalfter auf, aber zuerſt mußt du d'ran.“

Der Pfarrer ließ die beiden Brüder austoben, er gebrauchte ſeine Würde nur in ſo weit, um von Thätlichkeiten zurückzuhalten; er wußte wohl, daß, wenn der lang verhaltene Ingrimm ausgeſchüttet, auch die Liebe zum Vorſchein kommen müſſe, aber er täuſchte ſich doch noch halb.

Endlich ſaßen die beiden Brüder wortlos und nur noch laut athmend da, keiner regte ſich; da ſprach der Pfarrer zuerſt mit ſanften Worten, er öffnete alle verborgenen Falten des Herzens: es half nichts, die beiden ſahen zur Erde — Der Pfarrer ſchilderte ihnen die Qualen ihrer Eltern im Jenſeits, der Koanrable ſeufzte, aber er ſah nicht auf; da faßte der Pfarrer alle ſeine Kraft zuſammen, ſeine Stimme dröhnte wie die eines ſtrafenden Propheten, er ſchilderte ihnen, wie ſie nach ihrem Tode vor den Richterſtuhl des Herrn kommen und der Herr ruft: „Wehe!

Wehe! Wehe! ihr habt verſtockten Herzens in Haß gelebt, ihr habt die Bruderhand einander entzogen, gehet hin aneinander geſchmiedet verſchmachtet ewig in der Hölle."

Alles war ſtille, der Koanradle wiſchte ſich mit ſeinem Aermel die Thränen ab, dann ſtand er auf und ſagte: „Michel!"

Der Angeredete hatte ſeit ſo vielen Jahren dieſen Ton nicht gehört, daß er plötzlich aufſchaute, und der Koanradle trat näher und ſagte: „Michel, verzeih!" — Die Hände der Brüder lagen feſt ineinander, die Hand des Pfarrers wie ſegnend darauf.

Alles im Dorfe ſchaute auf und freute ſich, als man den Michel und den Koanradle Hand in Hand den kleinen Hügel am Rathhauſe herunterkommen ſah.

Bis nach Hauſe ließen ſie ihre Hand nicht los, es war, als ob ſie die lange Entbehrung einbringen mußten; zu Hauſe aber riſſen ſie ſchnell die Hängeſchlöſſer ab, dann gingen ſie in den Garten und ſtürzten den Zaun um, ſo viel Kohl auch dabei zu Grunde ging, dieß Zeichen der Zwietracht mußte fort.

Dann gingen ſie zu ihrer Schweſter und aßen an einem Tiſch neben einander.

Nachmittags ſaßen die beiden Brüder in der Kirche und ein jeder hielt eine Seite von dem Geſangbuche der Mutter in der Hand.

Ihr ganzes Leben ward fortan wiederum ein einiges.

VII.

Ivo, der Hairle.

1.

Die Primiz.

An einem Samſtag Nachmittage wurde auf der Hochbur emſig gezimmert und gehämmert, der Zimmermeiſter Valentin ſchlug mit ſeinen beiden Söhnen ein Gerüſte auf, das nichts weniger war, als ein Altar und eine Kanzel; des Schneider Chriſtle's Gregor ſollte hier morgen ſeine Primiz * halten, ſo nennt man nämlich die Feier des erſten Meßopfers und die erſte Predigt eines neugeweihten Geiſtlichen.

Ivo, der kleinſte Sohn Valentin's, ein blonder Knabe von ſechs Jahren, half ſeinem Vater mit wichtiger Miene bei der

---

* Primitiae, latein. Anfang.

Arbeit; barhaupt und barfuß kletterte er behend wie ein Eichhorn auf dem Gebälke umher, bei jeder Hebung eines Balkens ſchrie er gleichfalls: Holz her! ſtemmte ſich an und ſchnaufte, als ob er das Meiſte dabei vollbringe. Valentin gab dem kleinen Ivo auch ſonſt immer „etwas zu ſchaffen,“ er mußte den Bindfaden auf die Spule wickeln, das (Handwerks-) „Geſchirr“ zuſammentragen, oder die Späne auf einen Haufen ſammeln; mit einem Ernſt und emſigen Geberden, als ob er das größte Werk vollführe, befolgte Ivo ſeinen Auftrag, und als er einmal als Beſchwerungslaſt auf die Spitze eines ſchwanken Balkens ſitzen mußte, zitterten ihm die Bewegungen der Säge ſo durch alle Glieder, daß er beſtändig laut auflachen mußte und er faſt herunterfiel, er hielt ſich aber feſt und bemühte ſich, ſein gewichtiges Amt ſtill zu vollziehen.

Das Gerüſte war endlich fertig, der Sattler Ludwig war bereit, die Teppiche anzunageln, Ivo wollte ihm gleichfalls dabei helfen; aber der barſche Mann jagte ihn fort und Ivo ſetzte ſich ſtill auf die zuſammengeleſenen Späne und ſchaute hinaus nach den jenſeitigen Bergen, über denen die Sonne glühendroth unterging; da hörte er den Pfiff ſeines Vaters, er ſprang auf und eilte zu ihm.

„Vater,“ ſagte Ivo, „wenn ich nur einmal in Hochdorf wär'.“

„Warum?“

„Gucket, das iſt ganz nah beim Himmel, und da möcht' ich einmal 'naufſteigen.“

„Du dummes Kind, das iſt nur ſo, wie wenn dort der Himmel aufſtehen thät; hinter Hochdorf iſt noch weit bis Stuttgart, und von da iſt auch noch weit bis in den Himmel.“

„Wie weit?"

„Man kann eben nicht hinkommen, bis man todt iſt."

Seinen kleinen Sohn an der rechten Hand führend und am linken Arme das Handwerkzeug tragend, ging Valentin durch das Dorf; überall wurde geſcheuert und gewaſchen, die Stühle und Tiſche ſtanden vor den Häuſern, denn jedes erwartete zu der heiligen Handlung auf morgen einen Beſuch aus einem nahen oder entfernten Dorfe.

Als Valentin an des Schneider Chriſtle's Haus vorüber ging, langte er an ſeine Mütze, bereit ſie abzuziehen, wenn Jemand herausſähe; aber es ſah Niemand heraus, das ganze Haus war ſo ſtill wie ein Kloſter. Einige Bauernweiber gingen mit Schüſſeln unter den Schürzen in das Haus, andere kamen mit leeren Schüſſeln unterm Arme heraus, ſie begrüßten ſich ſtill; ſie hatten die Hochzeitsgeſchenke für den jungen Pfarrer ins Haus gebracht, der ja morgen öffentlich getraut wurde mit ſeiner heiligen Braut der Kirche.

Die Abendglocke läutete, Valentin ließ die Hand ſeines Sohnes los, der ſchnell ſeine Händchen faltete, auch Valentin legte über dem ſchweren Handwerkszeuge die Hände übereinander und betete ein Ave. — —

Andern Morgens ſchaute ein heller Tag auf das Dorf herab. Ivo wurde ſchon früh von ſeiner Mutter ſchön angekleidet, mit einem neuen Janker von geſtreiftem Mancheſter und, wie ihm ſchien, ſilbernen Knöpfen und friſch gewaſchenen kurzen ledernen Beinkleidern; er ſollte das Kruzifix tragen. Gretle, die älteſte Schweſter Ivo's, nahm dieſen bei der Hand und führte ihn auf die Gaſſe, damit es „Platz im Hauſe gebe," ſie ſchärfte ihm ein, daß er ja nicht mehr zurückkehren ſolle; dann eilte ſie geſchäftig in's Haus zurück. Ivo ging das Dorf hinein, überall ſtanden die Männer und Burſchen in Rädchen auf der Straße, ſie waren nur in halbem Putze, ohne Jacke oder Rock, die weißen Hemdermel zur Schau tragend; hier und dort ſprangen Frauen und Mädchen, ebenfalls ohne Mieder, mit halb aufgelöſten Haaren und das flatternde rothe Wickelband in der Hand tragend, von einem Hauſe in's andere. Es erſchien Ivo als eine grauſame Tyrannei ſeiner Schweſter, daß er ſo aus dem Hauſe verſtoßen war, er wäre auch gar zu gerne wie die großen Leute zuerſt in Negligee, und dann unter dem Geläute der Glocken in voller Pracht erſchienen; aber er wagte es nicht wieder zurückzukehren noch irgendwo ſich nieder zu laſſen, aus Furcht ſeine Kleider zu verderben. Behutſam ging er ſo durch das Dorf. Wagen an Wagen brachte fremde Bauern und Bäuerinnen, aus den Häuſern wurden ihnen Stühle zum Abſteigen entgegengetragen und ſie freundlich bewillkommt; alle Leute ſahen heute ſo in ſich vergnügt, ſo erhaben aus, wie eine Einwohnerſchaft, die einen ſieggekrönten Helden aus ihrer Mitte im Triumphe empfängt. Von der Kirche bis zur Hochbur war die Straße mit Gras und Blumen beſtreut, die einen würzigen Duft emporſteigen ließen. Der Schultheiß kam aus des Schneider Chriſtle's Haus und ſetzte erſt auf der Straße ſeinen Hut wieder auf; der Soges hatte ein friſch lakirtes Bandelier an ſeinem Säbel.

Bald darauf kam auch die Frau Schultheißin, ihr ſechsjähriges Töchterchen, Bäbele, an der Hand führend, Bäbele war geſchmückt juſt wie eine Braut, es hatte die Schappel ſammt dem Kränzchen auf dem Kopfe und war überaus prächtig gekleidet; in der That ſtellte auch Bäbele als reine Jungfrau die Braut des jungen Geiſtlichen vor.

Es läutete zum erſtenmale, und wie durch einen Zauberruf zerſtreuten ſich plötzlich die Gruppen der hemdermligen Leute; ſie gingen in die Häuſer um ſich würdig anzukleiden, Ivo ging nach der Kirche.

Unter dem Geläute aller Glocken bewegte ſich endlich der Zug aus der Kirche hervor, die Fahnen flatterten, die Stadtmuſik, die von Horb herbeigekommen war, ſchallte drein, und mitten drinne hörte man wieder die Gebete der Männer und Frauen. Ivo ging voraus neben dem Lehrer mit dem Kruzifix. Auf der Hochbur war der Altar ſchön geſchmückt, die Kelche und Lampen, die Flitterkleider der Heiligen glitzerten im Sonnenlichte, und unabſehbar über die ganze Haide und über die Felder war die Menge der Andächtigen ausgebreitet. Ivo wagte es kaum den Hairle* anzuſchauen, der in golddurchwirktem Gewande, entblößten nur mit dem goldenen Kranze geſchmückten Hauptes und bleichen frommen Antlitzes unter dem Schalle der Muſik ſich ſtets tief verbeugend, die kleinen weißen Hände auf der Bruſt übereinanderlegend die Stufen des Altars hinaufſtieg; ihm voraus war des Schultheißen Bäbele gegangen, das als ſeine Braut eine mit Rosmarin umwundene brennende Kerze in der Hand trug, es ſtellte ſich zur Seite des Altars auf. Das Hochamt begann, und als die Klingel läutete, ſtürzte Alles auf das Antlitz nieder, kein Laut war weit umher vernehmbar; nur ein Flug Tauben flog gerade über den Altar weg und man hörte das Flattern und Zwitſchern dieſer Thiere, das man ſtets bei ihrem Fluge vernimmt. Um Alles in der Welt hätte Ivo nicht aufgeſchaut, denn er wußte wohl, daß jetzt der heilige Geiſt herniederſteigt, um die geheimnißvolle Wandlung des Weines in Blut und des Brodes in Fleiſch vorzunehmen, und daß kein ſterbliches Auge ſich zu ihm erheben darf ohne zu erblinden.

---

* Herrlein, Pfarrer.

Der Kaplan von Horb beſtieg nun die Kanzel und redete den Primizianden feierlich an.

Hierauf beſtieg der Hairle die Kanzel, Ivo ſaß nicht weit davon auf einem Schemel, den rechten Arm auf das Knie geſtemmt und das Kinn auf die Hand gelehnt horchte er eifrig zu; er verſtand wenig von Allem, aber ſein Blick hing an den Lippen und den Mienen des Predigers, die ſo treuherzig ſprachen, und ſein Sinn war kindlich und liebend bei Gott und dem guten Hairle.

Als darauf unter abermaligem Geläute der Glocken und den Siegestönen der rauſchenden Muſik der Zug ſich wieder heim nach der Kirche bewegte, da faßte Ivo das Kruzifix mit beiden Händen feſt, es war als ob er mit erneuter Kraft ſeinen Herrgott vor ſich hintragen wollte.

Unter der Menge, die ſich nun zerſtreute, ſprach Alles mit Entzücken von dem Hairle, und wie glücklich die Eltern eines ſolchen Sohnes zu preiſen wären. Der Schneider Chriſtle und ſeine Frau gingen von ſeliger Luſt getragen die überdachte Treppe an dem Kirchberg herab, man achtete doch ſonſt wenig auf dieſe Leute, heute aber drängte ſich Alles mit ausnehmender Verehrung zu ihnen, um ihnen Glück zu wünſchen; die Mutter des jungen Pfarrers dankte mit thränenverklärten Blicken, ſie konnte vor ſeligem Weinen nicht reden. — Ivo hörte von ſeiner Baſe aus Neringen, die zu der heiligen Handlung herübergekommen war, daß die Eltern Gregors dieſen nun mit Sie anreden mußten.

„Iſt das wahr Mutter?“ fragte er.

„G'wiß, der iſt jetzt mehr als alle andere Menſchen,“ lautete die Antwort.

Bei allem Entzücken blieb auch der wirkliche Vortheil des Schneider Chriſtle's nicht unbeſprochen, man ſagte, der habe nun ausgeſorgt für ſein ganzes Leben; das Cordele, des Gregors Schweſter, werde „Hauſere“* und der Gregor ſei ein Glück für die ganze Familie und eine Ehre für das ganze Dorf.

Zwiſchen ſeinen Eltern, von beiden an der Hand geführt, ging Ivo nach Haus.

„Vater,“ ſagte er, „der Gregor ſollt' hier Pfarrer ſein.“

„Das geht nicht, man macht nie einen zum Pfarrer, wo er geboren iſt.“

„Warum?“

„Mit deinem ewigen dummen warum? weils eben ſo iſt,“ entgegnete Valentin, die Mutter aber ſagte: „er hätt' ſonſt zu viel Anhang im Dorf und wär nicht unparteiiſch;“ entweder wußte ſie es nicht oder konnte ſie dem Kinde nicht erklären, daß bei einem Ortsangehörigen die Heiligkeit des Amtes und die Ehrfurcht vor der Perſon des Prieſters beeinträchtigt würde, da man ſeinen menſchlichen Urſprung und ſein Wachsthum kennt. Valentin aber ſagte nach einer Weile:

„Das beſt' Leben hat doch ſo ein Pfarrer, er kriegt keine Schwiele in die Hand vom Pflügen und kein Rückenweh vom Schneiden, und die Pfarrſcheuer iſt doch voll Frucht; er legt ſich auf's Kanapee hin und denkt ſich ſein' Predigt aus, und macht ſeine ganze Familie glücklich. Ivo, wenn du brav biſt, kannſt du auch Hairle werden; möchteſt du gern?“

---

* Hauſerin, Haushälterin.

„Ja," ſagte Ivo mit voller Stimme und ſchaute mit weit aufgeriſſenen Augen nach ſeinem Vater auf: „aber ihr dürfet nicht Sie zu mir ſagen," ſetzte er dann hinzu. „Das hat noch gute Weil'," erwiederte Valentin lächelnd.

Nach dem Mittageſſen ſtellte ſich Ivo hinter dem Tiſch auf die Bank, dort in die Ecke unter dem Kruzifix, wo der Vater geſeſſen; zuerſt bewegten ſich ſeine Lippen leiſe, dann hielt er mit lauter Stimme eine Predigt. Mit der ernſteſten Miene ſprach er das kunterbunteſte Zeug, er wollte gar nicht aufhören, bis ihm Valentin freundlich mit der Hand über den Kopf fuhr und ſagte: „So, jetzt iſt's genug."

Die Mutter aber nahm den Ivo herab auf ihren Schooß, herzte und küßte ihn, und ſagte faſt weinend: „O liebe Mutter Gottes, ich möcht' nicht länger leben als daß mich unſer Herrgott den Tag ſehen ließ, an dem du dein Primiz hältſt;" dann ſetzte ſie kopfſchüttelnd und leiſe hinzu, „verzeih mir Gott meine Sünden, ich denk' ſchon wieder zu viel an mich," ſie ſtellte ihren Sohn nieder und hielt ihre Hand auf ſeinem Kopfe.

„Gelt," ſagte Ivo „und unſer Gretle wird mein' Hauſerin und ich laß ihm auch ſo Stadtkleider machen, wie die Pfarrköchin hat."

Die gute Baſe Magdalena von Neringen ſchenkte dem Ivo einen Kreuzer für ſeine Predigt, ſchnell ſprang er dann zu dem Knechte, der vor dem Hauſe unter dem Nußbaum ſaß und erzählte ihm, daß er Hairle werde. Nazi ſchüttelte nur mit dem Kopfe und drückte den überquillenden brennenden Tabak in ſeiner Pfeiſe nieder.

Die Mittagskirche war nicht ſo feierlich und ſo beſucht wie ſonſt, die Andacht hatte ſich heute Morgen erſchöpft.

Gegen Abend ging der junge Pfarrer mit dem Kaplan von Horb und mehreren anderen Geiſtlichen durch das Dorf; alle Leute, die vor den Häuſern ſaßen, ſtanden auf und grüßten freundlich, die älteren Frauen lächelten dem jungen Pfarrer zu, wie wenn ſie ſagen wollten: wir kennen dich und haben dich gern, denkt dir's noch wie ich dir ein' Birn geſchenkt hab? und ich hab's ja ſchon lang geſagt, der Gregor wird ein großer Mann. Die jungen Burſchen zogen die Pfeifen aus dem Munde und die Mützen ab, und die Mädchen flüchteten ſich unter ein Haus und ſtießen einander und blickten verſtohlen heraus; die Kinder aber kamen herbei, gaben dem Gregor die Hand und küßten die ſeinige.

Auch Ivo kam herbei. Der junge Geiſtliche mochte vielleicht das Zittern des Knaben und ſeinen andächtig frommen Kuß herausfühlen, er hielt ſeine Hand noch länger, ſtrich ihm mit der andern Hand über die Wange und ſagte:

„Wie heißt du liebes Kind?"

„Ivo."

„Und dein Vater?"

„Der Zimmermann Valentin."

„Sag einen ſchönen Gruß von mir an deinen Vater und deine Mutter, und ſei recht fromm und brav."

Ivo ſtand noch lange wie feſtgezaubert da, als die Männer ſchon längſt fort waren, es war ihm als ob ihm ein Heiliger erſchienen wäre und mit ihm geredet hätte; er blickte lange ſtaunend zur Erde, dann eilte er in großen Sätzen jubelnd nach Hauſe und erzählte Alles.

Die ganze Familie ſaß auf dem Bauholze unter dem Nußbaume, der Nazi nicht weit davon auf einem Steine an der

Hausthüre. Ivo ging zu ihm und berichtete auch ihm ſeine Begegnung, der Knecht aber war heute mürriſch, und Ivo ſetzte ſich zu Füßen ſeines Vaters nieder.

Es war Nacht geworden, man ſprach wenig, nur der Schreiner Koch ſagte noch:

„Ich will ſehen, wo ihr Geld krieget unter fünf Prozent.“ Niemand antwortete.

Ivo blickte einmal zu ſeinem Vater auf, aus ſeinem Auge leuchtete eine ſtille Verklärung, Niemand konnte ahnen, was die junge Seele bewegte.

„Vater,“ ſagte Ivo, „ſchlaft denn des Schneider Chriſtle's Hairle auch wie andere Menſchen?“

„Ja, aber nicht ſo lang wie du, wenn man Hairle werden will, muß man früh aufſtehen und beten und lernen; gang jetzt, marſch in's Bett.“

Die Mutter begleitete Ivo ins Haus und in ſein Nachtgebet, das er ihr vorſagte, ſchloß er freiwillig neben den namhaft gemachten Verwandten auch den Hairle ein. —

Die Primiz hatte die unmittelbarſten Folgen. Gleich andern Tages ging der Hansjörg, den wir noch von der Kriegspfeife her kennen, mit ſeinem Sohne Peter nach Horb zum Kaplan, auch der reiche Johannesle von der Bruck, der den Beinamen der Schmutzige hatte, brachte ſeinen Conſtantin, einen aufgeweckten geſcheiten Buben, zum Kaplan; die beiden Knaben ſollten fortan die lateiniſche Schule beſuchen, Ivo war hiefür noch zu jung. —

Wir treffen die beiden anderen Knaben wohl ſpäter wieder, jetzt bleiben wir beim Ivo und wollen ſein ganzes Jugendleben möglichſt genau beobachten.

2.

Der Lehrer.

Der Lehrer im Dorfe war ein heller Kopf, dabei aber heftig, ſeine Neigung und ſein Haupttalent war die Muſik; er hatte wenig Einfluß auf Ivo, wie dieß ein einzelner Mann bei hundertzwanzig Kindern auch ſonſt nicht wohl haben konnte. Der beſte Lehrer Ivo's, wer ſollte es denken, war der Nazi, der nicht ſchreiben und kaum leſen konnte.

Man nennt bei uns die Dienſtboten „Ehhalten,“ was ihre Bedeutung gar ſchön bezeichnet, und wie man ſie ſchon in der Stadt das Unterſchickſal des Familienlebens nennen kann, ſo ſind ſie das noch weit mehr im Dorfe, wo das ganze Leben des Hauſes ein in Arbeit und Genuß gemeinſames iſt; weil nun in einer guten Haushaltung die Eltern und das Geſinde friedlich zuſammen leben, kann man um ſo gefahrloſer die Kinder den Einflüſſen des Geſindes überlaſſen, da man ſie genau kennt.

Bei dem Nazi aber war gewiß nichts zu gefährden. Auf der Krippe und im Heuſchober errichtete Nazi ſeinen Lehrſtuhl, antwortete auf die eifrigen Fragen ſeines Zöglings oder erzählte ihm wunderbare Geſchichten.

Nazi war am liebſten mit den Thieren zuſammen, und wenn er auch mit ihnen reden konnte, und wenn beſonders das Falb Menſchenverſtand hatte, man konnte doch keine rechte Antwort bekommen, ſo viel man auch redete; der Ivo aber konnte doch wenigſtens einmal die Hände zuſammenſchlagen und „Ei Herr Jerem“ rufen. So hatte Nazi den Knaben gerne bei ſich. Wie ein Füllen neben dem im Wagen eingeſpannten Pferde los und ledig einherrennt und allerlei Sprünge macht, ſo ſprang Ivo immer neben dem Nazi einher, wo er auch hingehen wollte.

Wenn dann wieder die beiden auf dem Stroh ſaßen und Nazi die Geſchichte vom Mockle-* Peter, vom Wachholdermännchen, oder von dem verwunſchenen Fräulein von Iſenburg erzählte, da bildeten die dumpfen Töne der freſſenden Thiere eine ſchauerliche Begleitung zu der Rede Nazi's; beſonders die Geſchichte von Mocklepeter, der den jungen Tannen, die noch bluteten, muthwillig die Kronen abriß, und der als Baummörder in der Egelsthaler Halde geiſtet,** ſo wie die Geſchichte vom Wachholdermännchen, das ein graues und ein ſchwarzes Aug hat, die jedes Jahr mit ihrer Farbe abwechſeln, dieſe Geſchichten mußte Nazi oft erzählen; denn die Kinder ſind noch nicht ſo verwöhnt, daß ſie immer was Neues haben wollen.

Bei dieſen Wiederholungen hatte indeß Nazi einen ſchweren Stand, denn ſobald er etwas nicht mehr genau wußte oder anders erzählen wollte, fiel Ivo ein: „ei das iſt ja nicht ſo;“ dann hob ihn Nazi auf den Schooß und ſagte: „du haſt recht, ich kann mich nicht mehr ſo recht darauf beſinnen, Narrle, es gehen mir noch viel andere Sachen im Kopf herum,“ und dann erzählte Ivo mit großem Eifer den weitern Verlauf, ſo daß Nazi von der Gelehrigkeit ſeines Zöglings entzückt war.

Oft aber ſprachen auch die beiden über allerlei Lebensverhältniſſe, von denen die Stadtkinder erſt ſpät Einſicht und Kunde erhalten: von Reichthum und Armuth, Treue und Falſchheit,

---

* Tannzapfen.

** Als Geiſt umgeht.

Handel und Wandel u. dgl.; denn das Leben im Dorfe iſt ſtets ein offenkundiges, das Innere des Hauſes iſt Allen bekannt, Groß und Klein.

Einſt ging Ivo mit ſeinem Vater vom Zimmerplatze nach Hauſe.

„Vater,“ ſagte er, „warum hat denn unſer Heiland die Bäum' nicht viereckig gemacht, da bräucht man's ja auch nicht zu behauen?“

„Warum? dummer Jung', da bräucht' man ja auch keine Zimmerleut', und hätt' auch keine Spän'.“

Ivo war ſtill und der Vater dachte darüber nach, daß der Bub doch eigentlich gar „gut gekopft“ ſei, und daß es Unrecht ſei, ihn ſo barſch anzufahren; er ſagte daher nach einer Weile:

„Ivo, ſolche Sachen fragt man in der Schul' den Lehrer oder den Herr Pfarrer, merk' dir das.“

Das war brav von Valentin, nur wenige Eltern ſind ſo gewiſſenhaft und ſo klug, dieſen allein richtigen Ausweg aus ihrer etwaigen Unwiſſenheit zu ergreifen.

Ivo fragte aber nicht den Schullehrer und nicht den Pfarrer, er ging zu Nazi und ſagte: „Weißt du auch ſchon, warum unſer Heiland die Bäum' nicht viereckig gerade recht zum Bauholz gemacht hat?“

„Weil man die Bäum' zu noch viel mehr Sachen als zum Bauen braucht.“

Ivo ſtand verwundert da, das war noch eine andere Antwort.

Dadurch, daß Ivo ſich ſo innig an Nazi anſchloß, hatte er unter ſeinen Altersgenoſſen eigentlich keinen Kameraden; dafür betrachtete ihn aber auch Nazi wie ſeinen Vertrauten, und wenn er ihn liebkoſte, ſagte er: „du gute alte Seele!“ In beſonders gemüthlichen Stunden erzählte er ihm dann auch viel von ſeinem Hellauf, dem Hunde, den er früher als Schäfer gehabt hatte, und der „geſcheiter war als zehn Doctor." „Ich ſag dir's," betheuerte dann Nazi, „der Hellauf hat meine verborgenſten Gedanken errathen; wenn er mich nume angeſehen hat, hat er gleich gewußt was ich will. Haſt du ſchon einmal ſo einen Hund genau betrachtet? die haben oft ein Geſicht, auf dem der Kummer ausgeſchüttet liegt, grad wie wenn es ſagen thät: ich möcht' flennen, weil ich nicht mit dir ſchwätzen kann. Wenn ich meinen Hellauf ſo angeſehen hab', da hat er gebellt und geheult, und hat dabei die Augen zugedrückt, daß es mir durch die Seel' gegangen iſt; wenn ich ihm nume ein bös Wörtle gegeben hab, hat er den ganzen Tag keinen Biſſen gefreſſen, es war ein Thier, er war zu gut für dieſe Welt."

„Kommen die Hund' auch in Himmel?" fragte Ivo.

„Ich weiß nicht, es ſteht nichts davon geſchrieben," erwiederte Nazi.

Beſondere Freude machte es dann Nazi, daß auch Ivo eine ſo innige Liebe zu den Thieren hatte; denn ganz alte einſame Leute oder Kinder, die beide mit ihrer Liebe nicht recht wiſſen wohin, wenden ihre Neigung den Thieren zu. Dieſe machen keine Anſprüche, man hat wenig Pflichten für ſie, und beſonders erfährt man von ihnen nie Widerſpruch, welchen ſowohl die alten als die jungen Kinder nicht leiden mögen.

„So eine Sau iſt doch ein arm's Thierle," ſagte Ivo einmal, „die iſt doch nur auf der Welt um gemetzget zu werden; die anderen Thiere kann man doch auch noch lebig gebrauchen." Nazi nickte vergnügt mit dem Kopfe, nach einer Weile ſagte er: „Es kann wohl ſein, daß deſſenthalben auch ſo eine Sau am ärgſten ſchreit und heult, wenn man's metzget.“

Durch mancherlei Fragen, Bemerkungen und Reden galt Ivo im ganzen Dorfe als ein „unterhaltſamer, aufgeweckter Bub,“ Niemand ahnte ſeinen Wecker; der Schullehrer aber war unzufrieden mit ihm, weil er nie, wie es die Schulordnung verlangt, ruhig nach Hauſe ging, ſondern ſtets tollte und ſchrie wie beſeſſen. Die armen Kinder! ſie müſſen Stunden lang in ſich zuſammengepreßt ſitzen, wenn es dann endlich fort geht, können ſie nicht anders, ſie müſſen ſich aufrütteln und frei in die Luft hinein jubeln; darum iſt es oft um eilf Uhr als ob das wilde Heer käme.

Niemand zweifelte, daß der Ivo einſt ein tüchtiger Pfarrer würde, [illegible] war ſonſt fromm und geſittet; der Valentin berühmte ſich einſt im Adler, ſein Ivo werde des Hansjörgs Peter und des Johannesle's Conſtantin noch weit überholen.

Dazu hatte es indeß noch Zeit.

3.

Kinderliebe.

Neben Valentin wohnte des Schackerle's Michel, ein armer Mann, der blos an Kindern reich war; wovon das jüngſte Emmerenz hieß; die Zimmermännin war deſſen Pathin, und die Emmerenz war nun faſt den ganzen Tag bei ihr im Hauſe, ſie aß und trank dort und ſchlief nur bei ihren Eltern. Emmerenz war faſt gerade ſo alt als Ivo, und die beiden Kinder waren unzertrennlich. Obgleich Ivo deshalb von ſeinen ungalanten

Schulkameraden „Mädleſchmecker“ geſchimpft wurde, ließ er doch nicht von der Emmerenz; ſie hatten ſogar gemeinſchaftlich einen Maunkel, ſo nennt man nämlich einen Schatz geſammelten Obſtes, den man mit dem größten Geheimniß im Heu verſteckt, und der dem Speicher eines Kornhamſters nicht unähnlich ſieht. Da ſaßen denn die Kinder mit heimlich ſtillem Entzücken bei ihrem Schatze, Ivo zeigte ſich ſchon darin als Mann, daß er bis hundert zählen konnte, er zählte die Aepfel, Birnen und Zwetſchen; Emmerenz hörte ihm andächtig zu und ſprach leiſe die Zahlen nach; die anbrüchigen Stücke und die von ungerader Zahl wurden zu gleichen Theilen verzehrt; oft aber gab es auch Händel, und das Vereinsgut wurde alsbald getheilt.

Dieſe Trennung dauerte aber nie länger als einen Tag, denn die beiden hätten ja ſonſt nicht mehr mit einander von ihrem Reichthum ſprechen können.

Große Veränderungen gingen aber bald mit den beiden Kindern vor, Ivo bekam vom Nazi eine Peitſche und Emmerenz lernte ſtricken.

In der Stadt bekommen die Kinder eine Trommel oder einen kleinen Kaufladen, ſie ſpielen dann Soldaterles oder Handelns bis es ernſt mit dem Leben wird; auf dem Dorfe beginnt mit der Peitſche das Bauernſpiel.

Ivo ſtand nun oft auf dem leeren Wagen vor dem Hauſe, knallte nach der leeren Deichſel hinab und ſchrie: Hio! Hiſt und Hott. Sobald er aus der Schule kam, wurde Schiefertafel und Lineal auf den Tritt hinter den Ofen geſtellt, die Peitſche knallend erhoben, und die Hühner und Gänſe damit auf der Straße herumgejagt. So tollte er eines Mittags umher, da ſah er die Emmerenz, die mit ihrem Strickzeuge unter dem Nußbaume ſaß, nicht weit davon lag ihr kleines ſchwarzes Kätzchen, Minzchen genannt, in der Sonne und puſtete und putzte ſich emſig; das runde blondhaarige Mädchen knüpfte mit einem Eifer die Maſchen, daß es nicht aufzuſchauen wagte, ein ſo ungewöhnlicher Ernſt ſchwebte um die zuſammengepreßten Lippen, als gälte es dem bergeshohen Schneemann, dem Winter, eine wollene Jacke zu ſtricken.

Ivo ſtand eine Weile ruhig neben Emmerenz und ſchaute ihr zu, dann ſagte er: „ſtrickſt du Strümpf' für dein' Katz?“ Emmerenz gab keine Antwort und ſtrickte ohne Unterlaß fort, da kitzelte Ivo der Muthwille, er zog raſch die Nadeln aus dem Strickzeug und ſprang davon.

Emmerenz ſtand ſchnell auf, warf ihm einen Stein nach, da ſie ihn aber, nach Art der Mädchen, nicht über die Schulter erhob, ſondern nur gerade vor ſich hin ſchleuderte, fiel er kaum drei Schritte vor ihr nieder; nachdem ſie die Nadeln zuſammengeleſen, ging ſie weinend nach Haus.

Nachmittags machte Ivo ſeine Grauſamkeit ſchnell vergeſſen, er brachte der Emmerenz ein Stück blaues Glas von einer zerbrochenen Flaſche; eines nach dem andern betrachtete nun die Sonne durch das Glas und rief: „Ujadele wie ſchön.“ Ivo wickelte das Kleinod in ein Papierchen und ſchenkte es der Emmerenz.

Einſt kam ein Mann in das Dorf, der, wie weiland der kühne Rattenfänger alle Kinder hinter ſich dreinzog; dieß war nämlich der „Holgen-* Mann,“ der für zerbrochenes Glaswerk den Kindern die gemalten Bilder verhandelte. Ivo lief im ganzen

---

* Heiligenbild.

Hauſe umher, bis er ſich die blinkende Münze erobert, und dann brachte er den Preis der Emmerenz.

Aber nicht nur beim Sonnenſchein, auch beim Regen treffen wir die Kinder bei einander.

Der alte Valentin ſah ſtill vergnügt zum Fenſter hinaus, denn man kann gar leicht ohne etwas Beſtimmtes zu denken und zu haben, doch ſtill begnügt einem Regen zuſehen; da wird Körper und Seele wie mit einem erquicklichen leichten feinen Nebel angehaucht, und wie man träumeriſch dem Wellenſpiele eines Stromes zuſieht, ſo ſieht man nun von den Dächern überall die Tropfen rinnen, Alles was uns umgibt, die ſtill fließende Luft ſelber, hat Stimme und Gehalt gewonnen.

Ivo und Emmerenz hatten ſich unter die offene Scheune geflüchtet, auch der kleine Jakobele, des Schultheißen dreijähriger Knabe war dabei, die Hühner hatten auch gleiche Zuflucht geſucht, ſie ſtanden neben den Kindern, ließen ihre Schwänze hängen und ſchüttelten ſich oft; das ſchwarze Kätzchen kam gleichfalls ganz hart am Hauſe hergeſchlichen, es ging ſo leiſe, trat ſo behutſam auf und ſchüttelte nach jedem Auftreten die Pfote, daß man ſein Herbeikommen gar nicht merkte bis die Hühner aufgackerten, es verſchwand aber ſchnell in dem offenen Stallfenſterchen.

Anfangs rieſelte es ſo zart, daß man nur an der Dunkelheit des offenen Dachfenſters gegenüber merkte, daß Tropfen herunter fielen; bald aber plätſcherte es gewaltig und Ivo ſagte: „Ah! das thut meinen Nägele * im Garten gut.“ „Garten gut,“ wiederholte der kleine Jakobele, dann ſagte Ivo wieder: Ah, das gibt einen großen Bach.“ „Großen Bach,“ wiederholte Jakobele

---

* Nelken.

abermals, Ivo ſah ihn grimmig an, dann ſang er, auf Emmerenz ſchlagend:

Es regnet regnet Tropfe,
Die Mädle muß mer klopfe,
Die Buben muß mer Kutſche fahre,
Die Mädle muß mer in Neckar trage.

Emmerenz machte ſich los und ſang auf Ivo ſchlagend:

Es regnet regnet Tropfe,
Die Buben muß mer klopfe,
Die Mädle legt mer in ein golden Bett,
Die Buben in ein Dornenheck.

Bauern fuhren mit leeren Säcken auf dem Kopfe ſchreiend vorbei, um dem ſchweren Wetter zu entfliehen; die Kinder lachten ſie aus und ſchrieen ebenfalls Hio! Emmerenz ſtand da, den Kopf auf die linke Seite geneigt und die Händchen unter der Schürze übereinander gehalten; als es aber gerade am ärgſten regnete, ſtieß ſie Ivo hinaus unter die Dachtraufe, der Jakobele ſprang von ſelbſt hinaus, gleichſam den Regen herausfordernd, er duckte aber doch blinzend ſeinen Kopf unter, als wollte er nicht zu ſchwer von dem Regen getroffen werden. Mit der Schürze über dem Kopfe gab ſich nun Emmerenz alle Mühe wieder unter Dach zu kommen, aber Ivo hielt ſtrenge Wacht, und erſt als ſie weinte, ließ er ſie herein.

Der Regen hörte endlich auf, die Sonne ſchien hell, und mit unnennbarer Luſt ſprangen die Kinder umher; es war als ob die erfriſchte Luft auch dieſe jungen Menſchenpflänzchen neu belebte. Braune Ströme hatten ſich neben der Straße gebildet, die Kinder ließen Späne als Flöße darauf ſchwimmen und wateten mit Luſt in dem Waſſer, nach Eiſen darin ſuchend. Ivo, der immer weitere Pläne hatte, wollte ein Mühlrad bauen, aber lange ehe das Rad fertig war, war das Waſſer verfloſſen.

Wie oft geht das ſo, daß wir Gewerke herrichten für den Strom unſerer Lebenstage, und ehe das Gewerk nur halb fertig, iſt Alles verſiegt und trocken.

So neckiſch auch Ivo manchmal gegen Emmerenz war, ſo ließ er ihr doch von Niemanden ein Leid geſchehen. Einſt ging er aus der Schule nach Haus, da ſah er, wie die Emmerenz von zwei Unholden, zwei alten grauen Gänſen verfolgt wurde; ſchreiend und wehklagend floh das Mädchen mit rückwärts gekehrtem Kopfe, ſchon hatte eine der Unholde ihr Kleid gefaßt und zerrte daran, da ſprang Ivo gerüſtet wie er war, mit ſeinem Schilde, der Schiefertafel, und ſeinem Schwerte, dem Lineal, auf die Verfolger los und trieb ſie nach ſchwerem aber muthigem Kampfe in die Flucht; mit heldenmüthigem Selbſtgefühl hob er dann Emmerenz, die auf den Boden gefallen war, auf, und ſchritt triumphirend in ſeinem Waffenſchmucke neben ihr her.

Nazi hatte ihm von Rittern erzählt, die die wehrloſen Fräulein von Drachen erretteten; er erſchien ſich jetzt als ein ſolcher Ritter und war gar zufrieden und vergnügt.

4.

Muckele und Wuſele.

Das Haus Valentins wurde um ein Glied vermehrt, auf das die Blicke Aller gerichtet waren; Valentin brachte nämlich vom Oberndorfer Markt eine ſchöne Kuhkalbin mit. Ehe das Thier in's Haus gebracht wurde, muſterten und ſchätzten es die Nachbarn und alle Vorübergehenden, die Mutter, Ivo und Nazi gingen dem Ankömmling bis vor die Thür entgegen; hier erhielt Ivo ein hölzernes Pferd, dann übergab Valentin, vergnügt um ſich ſchauend, das Seil an Nazi, herausfordernd betrachtete er die Nachbarn und wiederum das ausbuntige Thier, das er mit einem Schlage in den Stall entließ. Das Thier war ſchön und ſtattlich, mit einem Worte ſo was man eine „rechtſchaffene ſtolze Kuh“ nennt.

Als die offene Stelle im Stalle nun wieder beſetzt war, eilte Ivo, ſein hölzernes Pferd auf der Bruſt tragend, mit Nazi in den Schoppen, ſie brachten „kurz Futter“ für die Fremde, aber das Thier öffnete den Mund nicht und brummte nur ſo vor ſich hin; Ivo ſtrich ihm ſanft mit der Hand über die zarten Haare, es wendete den Kopf nach dem Knaben und ſchaute ihn lange an.

Ivo tummelte dann ſein hölzernes Pferd, das that gar nicht fremd, es war überall zu Hauſe und trug den Kopf mit der Hahnenfeder immer ſtolz.

Nachts erwachte Ivo plötzlich von ſeinem Schlafe, er hörte ein Jammern, das ihm durch die Seele ſchütterte; die Klagen der Algäuer Kalbin erſchollen immer tiefer und tiefer aus dem Innerſten heraus, und es war, als ob ſie ihr ganzes Leben damit ausklagen müßte.

Ivo hörte lange zu, wie das Schreien durch die Stille der Nacht ſo wehvoll und ſchauerlich klang; ſo oft das Thier eine Pauſe machte, horchte er mit angehaltenem Athem, er glaubte jetzt und jetzt müſſe doch das Klagen aufhören, aber es kam immer wieder. Ivo weckte endlich ſeinen Vater.

„Was gibts?"

„Die fremd' Kalbin ſchreit."

„Laß ſie ſchreien, ſchlaf du dummer Bub, die Kalbin hat eben Jammer * und da iſt's nicht anders.

Ivo verhüllte ſich die Ohren mit den Kiſſen und ſchlief wieder ein.

Faſt drei Tage lang fraß die Kalbin keinen Biſſen, endlich aber gewöhnte ſie ſich an das andere Vieh im Stalle und ſie war ſtill und fraß wie die anderen; zu neuem Jammer gingen ihr aber die Klauen an den Vorderfüßen ab, ſie war nur gewohnt, auf weicher Weide, nicht aber einen ſo weiten Weg auf harter Straße zu gehen.

Ivo half nun oft dem Nazi der Kalbin die Füße verbinden, ſeine Demuth und ſein Mitleid, das er der Fremden bezeigte, war gar groß; ſie erwiederte aber auch ſo weit ſie vermochte ſeine Theilnahme, und Nazi, der ſich gar wohl auf die Thiere verſtand, ſagte: „Der Hirtenbub von der Algäuerin hat dir ähnlich geſehen Ivo, das merk' ich wohl."

So viel Freude nun Ivo an der Algäuerin gewonnen, eben ſo viel Schmerz erlebte er an ſeinem hölzernen Pferde. Dieſes war durch den Lauf der Zeit unſauber geworden, ganz in aller Stille lief er daher eines Morgens nach der Schwemme, wuſch und putzte es tüchtig, aber laut wehklagend kehrte er heim, denn alle Farben waren abgegangen.

So erfuhr Ivo ſchon frühe, wie wenig den gemachten

---

* Heimweh.

Spielzeugen zu trauen iſt; das Schickſal gab ihm aber reichlichen Erſatz für ſeinen Verluſt.

Es war wiederum einmal ſpät in der Nacht, da war Alles im Hauſe wegen der Kalbin auf den Beinen, ſie gebar ein Junges.

Ivo durfte nicht in den Stall, er hörte nur von ferne ein jämmerlich dumpfes Wehklagen, denn auch die Hausthiere hat der Fluch getroffen, daß ſie „mit Schmerzen gebären.“

Als es kaum Tag war, eilte Ivo in den Stall, er ſah das ſchöne Kälbchen zu Füßen der Mutter, es war ein Stromel * die Mutter küßte und leckte es mit ihrer Zunge; Niemand durfte ſich ihm nahen,denn die Kuh war dann wie wüthend, nur als Ivo hinzukam und das Kälbchen ſchüchtern berührte, war die Algäuerin ruhig; ihr Erſtgebornes war ein Sohn, und Ivo ließ bei ſeinem Vater nicht nach, bis er ihm das Verſprechen gab, daß ſie das Kälbchen „anbinden,“ das heißt großziehen wollten.

Von nun an war Ivo jedesmal in der Küche dabei, wenn der Wöchnerin warme Tränke bereitet wurde, und Niemand als er durfte ihr den Kübel hinhalten.

Faſt nie bleibt eine Freude ungeſtört, das erfuhr auch Ivo.

Eines Tages kehrte er aus der Schule heim, da ſah er einen großen Hund auf der Hausſchwelle ſtehen, ſorgſam ging er an ihm vorbei nach dem Stalle; dort erblickte er einen Mann mit einem blauen Ueberhemde, ein roth und gelb gewürfeltes Halstuch hing loſe geknüpft an ſeinem Halſe und in der Hand hielt

---

* Schwarzgeſtriemt.

er den von Meſſing-Draht umwundenen Griff eines Schlehdorn-Stockes.

Ivo ſah wohl, daß das ein Metzger war, der Vater ſtand bei ihm und ſagte:

„Um acht Gulden geb ich's, es iſt aber ſchad, wenn es gemetzget wird, es hat ſo mächtige Stotzen.“ *

„Sieben Gulden geb' ich!“

Der Vater ſchüttelte den Kopf.

„Nu meinetwegen noch ein Kopfſtück.“ **

Ivo hatte dies kaum vernommen, da wurde ihm Alles klar, er ſtellte ſein Schulzeug ſchnell an die Wand, ſprang in den Stall, fiel dem Kälbchen um den Hals, und es mit ſeinen Armen feſt umklammernd, rief er: „Nein, gut's Muckele, ſie dürfen dir nicht in dein' lieben Hals 'nein ſtechen,“ er weinte laut und konnte kaum noch die Worte hervorbringen: „Vater, Vater! ihr habt mir's ja verſprochen.“

Das Kälbchen ſchrie laut, gleich als ahnte es was vorging, und die Kuh wendete den Kopf und brummte ohne den Mund zu öffnen.

Valentin nahm in Verlegenheit ſeine Mütze ab, ſchaute hinein und ſetzte ſie wieder auf; mit einem lächelnden Blicke auf Ivo ſagte er endlich: „Nun, es ſoll ſo bleiben, ich mag's dem Kind nicht zu leid thun; Ivo, du kannſt es aufziehen, aber du mußt ihm auch Futter ſchaffen.“ Der Metzger ging fort, ſein Hund bellte ihm voraus, gleich als wollte er den innern Zorn ſeines Herrn laut werden laſſen; er fuhr dann unter die Hühner und Gänſe Valentins und jagte ſie auseinander, gerade wie ein Bedienter an den Untergebenen von ſeines Herrn Feinden ſeinen Muthwillen ausläßt.

---

* Füße.

** 15 Kreuzer.

Ivo war nun glückſelig mit dem Kälbchen, er hatte es vom Tode gerettet, aber es ſchnitt ihm doch tief durch die junge Seele, daß ſein Vater ihm ſein Verſprechen hatte brechen wollen; er vergaß dieß indeß bald wieder, und mit großer Freude führte er bald in ſeinen Freiſtunden das Muckele hinaus an einen Rain und ließ es waiden.

Eines Nachmittags ſtand Ivo neben ſeinem Muckele an dem Wieſenrain in der Hohlgaſſe, er hielt das Seil und ließ das Kälbchen freſſen; mit heller Stimme ſang er ein Lied, das ihn der Nazi gelehrt, die Töne klangen wie von Sehnſucht und Heimweh durchzittert, er ſang:

Dort oben, dort oben
An der himmliſchen Thür,
Und da ſteht eine arme Seele
Schaut traurig herfür.

Arme Seele mein, arme Seele mein,
Komm zu mir herein;
Und da werden deine Kleider
Ja alle ſo rein.

So rein und ſo weiß und
So weiß als wie der Schnee,
Und ſo wollen wir miteinander
In das Himmelreich eingehn.

In das Himmelreich, in das Himmelreich,
In das himmliſche Paradies,
Wo Gott Vater, wo Gott Sohne,
Wo Gott heiliger Geiſt iſt.

Kaum hatte er dies Lied geendet, da ſah er die Emmerenz von der Leimengrube herkommen, ſie trieb mit einem dürren Tannenzweige junge Entchen vor ſich her, bei Ivo hielt ſie an und ließ die Entchen ſich im Graben tummeln.

„Ich komm' von der Leimgrub," erzählte ſie, „ich hab viel Praſt gehabt bis ich meine ſechs Wuſele *, guck da, vier graue und zwei weiße, aus dem Waſſer 'rausgelockt hab; jetzt ſind ſie acht Tag' alt; denk' einmal, mein' Mutter hat die Eier einer Henn untergelegt, und jetzt will ſie die Henn nicht annehmen, ſie läßt ſie laufen und kümmert ſich gar nichts um ſie.

„Das ſind jetzt Waiſenkinder, und da mußt du ihr Mutter ſein," ſagte Ivo.

„Ach und wie barmherzig können die einen anſehen, weißt du, nur ſo von der Seite." Emmerenz ahmte die Thierchen nach, den Kopf auf die Seite legend und von unten aufſchauend blickte ſie Ivo gar lieblich an, der wiederum ſagte:

„Guck, die Thierle können doch kein Augenblick ruhig ſein, das pſludert und pſladert in einem fort, ich thät den Schwindel kriegen, wenn ich ſo wär."

„Ich komm nicht draus," ſagte Emmerenz mit ſinnendem Blicke," woher denn die Geitle wiſſen, daß ſie ins Waſſer können;

---

* Eigentlich nennt man blos junge Gänſe ſo, junge Entchen aber heißen Geitle, Emmerenz gebrauchte aber wechſelweiſe beide Ausdrücke.

wenn ſie noch ein' Geit ausgebrütet hätt', die thät's ihnen weiſen, aber die Henn hat ſie ja laufen laſſen, und wie ſie nur haben fortkratteln können, patſchen ſie wick wack, von einem Fuß auf den andern, 'naus in die Leimgrub."

Hier ſtanden die Gedanken zweier jungen Seelen vor der geheimen Thüre der Natur, eine Weile herrſchte Stille, dann aber ſagte Ivo:

„Die Geitle halten alle zuſammen und gehen nicht von einander; mein' Mutter hat geſagt, ſo müſſen's auch die Menſchen machen, Geſchwiſter gehören zuſammen, und wenn die Gluck ruft, kommen alle Bibele * geſprungen."

„Ja, die garſtigen Bibele, die großen Dinger ſchämen ſich nicht und freſſen meine Geitle Alles weg, wenn ich ihnen was bring. Wenn's nur auch einmal wieder rechtſchaffen regnen thät, daß meine Geitle auch wachſen thäten. Nachts, da thu ich ſie allemal in einen Kratten **, man darf ſie nicht recht anrühren, ſo weich ſind ſie, und da hutſchen ſie in ihrem Bettle zuſammen, wie ich zu meiner Ahne ***; und mein Ahne hat geſagt, wenn ſie einmal groß ſind, da rupft ſie ſie, und macht mir ein Kiſſen daraus."

So plauderte Emmerenz. Ivo fing aber plötzlich an zu ſingen:

Do droben auf'm Bergle,
Do ſteht e weißer Schimmel,
Und die brave Büebl?
Kommet alle in Himmel.

---

* Hühner.

** Korb.

*** Großmutter.

Emmerenz ſang dagegen:

Und die brave Büeble
Kommet et allein drein,
Und die brave Mädle
Müſſet au dabei ſein.

Jvo ſang wieder:

Do droben auf'm Bergle
Do ſteht e ſchwarzer Mann,
Er hot mi wolle freſſe,
Hot's Maul aufgethan.

Bald begann nun eines bald das andere der Kinder, und ſie ſangen:

Schätzle ſchau ſchau
Jetzt kommt der Wauwau,
Hot e Ränzle auf'm Buckel
Und e Pfeifle im Maul.

Hörſt et wie's Vögele ſingt
Hörſt et wie's pfeift,
In dem Wald aus dem Wald:
Schätzle wo bleibſt?

Fahr mer et über mein Aeckerle
Fahr mer et über mein Wieſ',
Oder i prügel di wägerle *
Oder i prügel di g'wiß.

---

* wahrlich.

O Apelle von Kappele
Was machen deine Gänſ'?
Sie pfluderet, ſie pfladeret
Mit ihre kurze Schwänz'.

So ſangen die Kinder noch mancherlei, eines ſchien das andere an Liederreichthum überbieten zu wollen; endlich ſagte Ivo: „Treib du jetzt deine Geitle heim, i gang au bald;“ ein gewiſſes Schamgefühl hielt ihn ab mit Emmerenz zugleich durch das Dorf heimzukehren, er war ſich blos der Scheu vor ſeinen neckenden Kameraden bewußt.

Nachdem Emmerenz eine Weile fort war, machte ſich auch Ivo mit ſeinem Muckele auf den Heimweg.

Ivo, der mit einer beſonders feinen Empfindung begabt, auf Alles ſein Gefühl übertrug, ſah mit Schmerz, daß die Algäuerin, ſeitdem ihr junges abgewöhnt war, ſich gar nicht mehr um daſſelbe bekümmerte; er hatte noch nicht gewußt, daß die Thiere nur ſo lange mit liebender Sorgfalt an ihren Jungen hängen, als dieſe in unmittelbarer Abhängigkeit und in natürlichem Zuſammenhange mit ihnen ſtehen; nur ſo lange die jungen Vögel noch nicht recht fliegen und ſich ihre Nahrung holen können, nur ſo lange ein Junges an der Mutter ſaugt, dauert das elterliche Verhältniß. Aus dem natürlichen Zuſammenhange, beſonders bei den Hausthieren, herausgeriſſen, oder ihnen entwachſen, kennen die Eltern die Jungen nicht mehr. Der Menſch allein, der zu ſeinem Kinde nicht blos in leiblichem, ſondern auch in geiſtigem Zuſammenhange ſteht, nur der Menſch erhält ſeine Liebe ewig für ſeine Sprößlinge.

5.

Feldleben.

Nicht nur zu Hauſe bei Menſch und Vieh, ſondern auch draußen bei der ſtillwachſenden Saat und unter den rauſchenden Bäumen hatte Ivo ein reich angeregtes Leben; die ganze Welt mit ihren Herrlichkeiten und ſtillen Freuden zog in die offenen Paradieſespforten dieſer jungen Seele ein.

Wenn wir durch das ganze Leben ſo fortfahren könnten an Wachsthum und Fülle zuzunehmen wie in der Kindheit, ein himmliſch geſegnetes Daſein wäre unſer Loos; aber das All dringt plötzlich in uns ein und wir haben unſer ganzes Leben lang nur damit zu thun, es zu zerlegen, zu enträthſeln und zu erklären.

Während der großen Vakanz, zur Zeit der Ernte und der Heberet *, war Ivo faſt immer mit Nazi im Felde; da draußen lebte er erſt recht und doppelt auf, und wenn er den Blick aufwärts richtete, ſo war das Blau ſeiner Augen wie ein Tropfen aus der Himmelsbläue droben, die ſich ſo ſtill und klar über die Erde und die emſigen Menſchen ausbreitete, und es war, als ob dieſes leibhaftige Stückchen in einen Menſchen verſenkten Himmels, wieder aufſtrebe zu ſeinem unendlichen Urquell.

So etwas wenigſtens dachte einſt Nazi, als er den aufſchauenden Ivo am Kinn faßte und ihn inbrünſtig auf die Augen küßte; gleich darauf aber ſchämte er ſich dieſer Zärtlichkeit, und er neckte und ſchlug im Scherze den Ivo.

Wenn die Kühe angeſpannt wurden, war Ivo immer zur

---

* des Pflügens.

Hand, er leg[illegible]erin, die nun auch zum Felddienſte angehalten w[illegible]lſter zwiſchen die Hörner; es freute ihn, daß das [illegible]joch doch nicht gerade ſo hart auf dem Kopf der Thiere liege. Dann ſtand er im Felde bei den Thieren und wehrte ihnen mit einem Baumzweige die Bremſen ab, zu dieſer Sorgfalt für die halb wehrlos Angejochten hielt ihn Nazi mit weiſen Ermahnungen an.

Ivo und Emmerenz ſtellten ſich auch oft ſchon lange ehe die Kühe oder der Falb angeſpannt wurde, auf den Wagen und tanzten auf dem Brette; dann fuhren ſie ſelig hinaus ins Feld, tummelten ſich auf der Wieſe, ſammelten das Heu auf Schochen * und ſtießen einander muthwillig hinein.

So oft der Nazi ins Feld fuhr, ſtand Ivo bei ihm auf dem Wagen oder er ſaß auch allein oben, die Hände in den Schooß gelegt, und wie ſein Leib erzitterte von dem Rütteln des Wagens, ſo hüpfte ihm das Herz im Leibe, er ſah träumeriſch hinaus in die Gefilde. Wer mag ermeſſen, welches lautloſe Naturleben die Bruſt eines ſolchen Kindes bewegt?

Auch fromme Wohlthätigkeit übte Ivo ſchon frühe.

Emmerenz mußte als Kind armer Eltern die abgefallenen Aehren auf dem Felde zuſammenleſen; Ivo ließ ſich nun von ſeiner Mutter ein Säckchen nähen, hing es an einem Bändel um den Hals und ſammelte für die Emmerenz die Aehren. Die Mutter warnte ihn nur, während ſie ihm das Säckchen umhing, er ſolle Acht geben, daß der Vater ihn nicht ſehe, denn er würde zanken, da es ſich für ein Kind vermögender Eltern nicht ſchicke, Aehren zu leſen. Ivo ſah verwundert nach ſeiner Mutter, eine

---

* Haufen, nur beim Heu gebräuchlich.

tiefe Betrübniß blickte aus ſeinem [illegible] das haftete nicht lange.

Mit himmliſcher Freude, wie er ſie [illegible] empfunden, ging er barfuß über die ſcharfen Stoppeln, und ſammelte für Emmerenz einen ganzen Sack voll Gerſte; er war dann dabei als Emmerenz mit einem Theile davon die jungen Entchen fütterte, er ahmte die Thierchen nach, wie ſie ſo haſtig hin und herſpringend die Körner aufſchnabelten.

Einſt ging Ivo mit Nazi ins Feld, der Falb, ein wohlbeleibtes Pferd mit tief eingeſchnittenem Kreuze und weißen Mähnen, die bis auf die Bruſt hinabreichten, war an die Egge geſpannt; an des Schloßbauern Haus trieb ein Wirbelwind eine Staubſäule in die Höhe.

„Meine Mutter hat geſagt,“ erzählte Ivo, „daß in ſo einem Wirbelwind böſe Geiſter einander würgen, und wenn man dazwiſchen kommt, verwürgen ſie einen.“

„Wir kriegen heut noch bös Wetter,“ erwiederte Nazi, „bleib du daheim.“

„Nein, laß mich mit,“ erwiederte Ivo, die rauhe Hand Nazi's faſſend.

Nazi hatte recht prophezeit, ſie waren kaum eine Stunde im Felde als ſie von einem furchtbaren Hagelwetter überfallen wurden, ſchnell wurde das Pferd von der Egge abgeſpannt, Nazi ſchwang ſich mit Ivo hinauf, und im Gallopp ging es der Heimath zu. Es war ſo dunkel geworden, als ob die Nacht hereinbreche, Ivo ſchmiegte ſich furchtſam an Nazi: „Gelt,“ ſagte er, „das Wetter haben die böſen Geiſter vom Wirbelwind gebracht?“

„Es gibt keine böſe Geiſter, es gibt nur böſe Menſchen,“ erwiederte Nazi.

Sonderbar, Ivo fing vor Furcht an laut zu lachen, ſo daß es dem Nazi angſt und bange wurde; Schrecken und Freude ſind ſo nahe verwandt, daß Ivo in dem Zittern ſeiner Seele ſo zu ſagen ein kitzelndes Wohlgefühl empfand.

Leichenblaß und zähneklappernd kam Ivo nach Haus, ſeine Mutter brachte ihn ſchnell zu Bette, beſonders auch um ihn vor dem Vater zu verbergen, der es ſchon lange nicht leiden wollte, daß das zarte zum Pfarrer beſtimmte Kind mit ins Feld ging. Ivo war kaum einige Minuten im Bette, da kam der Nazi mit einem Apothekerglas, gab ihm einige Tropfen daraus zu trinken, worauf er in einen ſanften Schlaf verfiel, und ſchon nach einer Stunde ſo geſund war wie zuvor. —

Die unvergleichlichſte Freude genoß einſt Ivo, als er einen ganzen Tag lang, ohne nach Hauſe zu kommen, mit ins Feld durfte. Morgens in aller Frühe ſchon vor der Frühmeſſe ging er mit Nazi und dem Falben, der an den Pflug geſpannt war, hinaus in's Feld, nach dem größten und entfernteſten Acker Valentins, der an der Iſenburger Gemarkung im Würmle'sthäle lag.

Es war ein ſchöner heller Auguſtmorgen, es hatte heut Nacht gewittert, ein friſcher Lebensathem wehte von den Bäumen und Feldern; die Kleeblumen, das einzig Blühende im Felde, ſchauten wie mit glitzernden Augen auf zur Sonne, die man noch nicht ſehen konnte, obgleich es längſt heller Tag war, ſie war jenſeits hinter dem Hohenzollern aufgegangen.

Der Pflug griff wacker ein, ein erquicklicher Brodem ſtieg aus der braunen regengeſättigten Erde auf, der Falb ſchien ſich faſt gar nicht anzuſtrengen, und Nazi lenkte den Pflug ſo leicht wie ein Fährmann das Ruder eines mit dem Strome ſchwimmenden Kahnes. Weit rings um war Alles ſo hell, und bald da bald dort ſah man Menſchen und Vieh fröhlich für ihre Nahrung arbeiten.

Als es in Horb zur Frühmeſſe läutete, hielt Ivo an, das Pferd ſtand ſtill, der Pflug ruhte in der Furche, Ivo und Nazi falteteten die Hände, es war faſt als ob der Falb auch mit betete, denn er ſchwenkte den Kopf mehrmals auf und nieder; darauf zogen ſie noch die Furche bis ans Ende, ſetzten ſich an den Rain und verzehrten ein Stück Brod.

„Wenn wir nur heut einen Schatz finden thäten,“ ſagte Ivo, „weißt du wie ſelber Bauer, von dem der Emmerenz ihr Mutter erzählt hat, dem ein ganzer Hafen voll goldene Karlin beim Pflügen unterm Fuß gelegen iſt; da thät ich der Emmerenz ein neu Kleid kaufen und ihrem Vater die Schuld von ſeinem Häusle bezahlen, und was thätſt du?“

„Nichts,“ ſagte Nazi, „ich brauch kein Geld.“

Nun ging es wieder tapfer zur Arbeit, die heute ſo leicht war, daß Nazi zu ſingen begann, aber nichts vom Pflügen und nichts vom Säen, und überhaupt nichts von der Feldarbeit, er ſang:

Wir ſind der Geſchwiſter drei,
Die Lieſe, die Käthe, die Mei,
Die jüngſte die ließ den Knaben herein.

Sie ſtellt ihn wohl hinter die Thür,
Bis Vater und Mutter im Bette war —
Da zog ſie ihn wieder herfür.

Sie führt ihn wohl oben ins Haus
Sie führt ihn wohl in ein Zimmer hinein
Und warf ihn zum Fenſter hinaus.

Er fiel wohl auf einen Stein,
Er brach ſich das Herz im Leibe entzwei,
Dazu auch ein Achſelbein.

Er raſſte ſich wiederum heim;
Ach Mutter! ich bin es gefallen
Auf einen harten Stein.

Mein Sohne und das geſchieht dir recht,
Wärſt du es bei Tage nach Hauſe,
Wie ein anderer Bauernknecht.

Er legt ſich wohl oben auf's Bett,
Und als das Glöcklein zwölfe ſchlägt,
Da hat ihn der Tod geſtreckt.

Jetzt ſchlug Nazi ein Schnippchen, ſetzte den Hut feſter und ſang, wohl in Erinnerung an eine Vergangenheit:

Ei liedricher Knecht!
Und zum Saufen biſt recht,
Und zum Tanzen biſt g'macht,
Und kein Geld haſt im Sack.

Wenn i au kein Geld han
Was geht's andere Leut an?
D' Frau Wirthin ſchenkt ein
Wenn i austrunken han.

Und wenn i's net zahl,
So ſchreibt ſe's an d' Thür
Daß e jeder kann ſehen
Daß i liederich bin.

Jo liederich bin i
Kein Menſch und der mag mi
Han kein Haus und kein Feld
Und kein Theil an der Welt.

Plötzlich hielt Nazi inne und ſchrie dem Pferde zu: Hio! man konnte nicht wiſſen, ob er vergeſſen, daß Ivo bei ihm war, oder ob er ſeiner nicht achtete; ſo viel aber iſt gewiß, daß derartige Lieder auf ein Dorfkind nicht wie man glauben ſollte, einen verderblichen Einfluß ausüben.

In früheſter Jugend hörte Ivo beſonders in Liedern allerlei Dinge bei ihren naivſten Benennungen, aber die Reinheit ſeines Gemüths ward dadurch keineswegs befleckt, vielmehr machte gerade das Offene und Unverhüllte derſelben ſie ſpurlos abgleiten. In Nazi ſchienen heute allerlei Erinnerungen aufzuſteigen und nach einer längeren Pauſe ſang er halb laut:

Ich leb ſchon vierzig Jahre,
Hab auch ſchon graue Haare,
Und wenn ich halt kein Weib bekomm
Iſt Feuer auf dem Dach;
Und wenn ich halt kein Weib bekomm,
Da ſpring ich in den Bach.

Gleich darauf ſang er wieder:

Ach Schatz, ach Schatz,
Wo fehlt es dir?
Daß du nicht red'ſt mit mir?

Haſt du einen anderweiten,
Der dir thut die Zeit vertreiben,
Der dir ja lieber iſt?

Und wenn er dir ja lieber iſt
So reiſ' ich weg von dir,
So reiſ' ich weg von hier.

Reiſ' ich auf fremde Straßen,
Thu mein Schatz einem andern laſſen,
Und ſchreib ihm einen Brief:
Du mußt wiſſen,
Laß dich grüßen
Daß ich ein Reiter bin.

Thu ich reiſen fremde Straßen
Thu mein Schatz einem andern laſſen,
O wie hart iſt das
Wenn man ein ſchön Schätzchen hat.

O wie leicht iſt das
Wenn man kein Schatz nicht hat
Kann man ſchlafen ohne Sorgen
Von dem Abend bis zum Morgen.
O wie leicht iſt das
Wenn man kein Schatz nicht hat.

Es hätt' auch wohl ſchöne Städt',
Die ich gewandret hätt',
In dem ſpaniſchen Niederland,
Und wo ich auch wandern thät

Durch all' die ſchöne Städt'
Ich nirgends mein Schätzchen fand.

Wer hat das Liedlein gemacht und erdacht?
Es hat's gemacht, es hat's erdacht
Ein ſchöner junger Knab',
Seiner Herzlieben zu guter Nacht.

Wie Sehnſuchtsblicke, die in endloſe Ferne ſchweifen, ſo zogen die Töne dahin, weit über das Feld, und ſie verklangen, ohne daß ſie wohl zu dem Ohre gelangten, dem ſie gegolten.

Sollte der alte Knecht noch eine ſo tiefe Liebe in der Seele nähren?

Es läutete eilf Uhr, und nun wurde wiederum angehalten und gebetet, das Pferd wurde vom Pfluge geſpannt und ihm ein Bündel Klee vorgeworfen. Ivo und Nazi ſetzten ſich auf den Rain neben dem Kleeacker, und harrten auf das Gretle, das das Eſſen bringen ſollte; es ließ auch nicht lange auf ſich warten. Aus einer Schüſſel aßen nun die beiden und es ſchmeckte ihnen wohl, denn ſie hatten tüchtig gearbeitet, ſie aßen ſo rein aus, daß das Gretle ſagte:

„Es gibt morgen gut Wetter, ihr machet ſauber G'ſchirr."

„Ja," ſagte Nazi, die Schüſſel umkehrend, „da verſauft kein' Wanz mehr drein."

Nach dem Eſſen legten ſich die beiden ein wenig nieder, denn:

Es iſt kein'm Thierle zu vergeſſen
Es ruht ein Stündle nach dem Eſſen.

Ivo lag an dem Raine ausgeſtreckt und auf das tauſendſtimmige Zirpen im Kleeacker hinhorchend, ſagte er, indem er die Augen ſchloß:

„Es iſt juſt, wie wenn der ganz' Kleeacker leben und die Blumen ſingen thäten .... und droben die Lerch' ..... und die Grasmück“ — er beendete ſeine Rede nicht, denn er war eingeſchlafen; Nazi betrachtete ihn lange mit Wohlgefallen, dann holte er einige Stäbe herbei, ſteckte ſie behutſam in den Boden, breitete das Grastuch, in welches der Klee eingebunden war, darüber aus, ſo daß der Knabe im Schatten ſchlief; leiſe ſtand er dann auf, ſchirrte das Pferd wieder an und fuhr lautlos in ſeiner Arbeit fort.

Man wußte nicht, ob er die Lieder von ſeinem Munde zurückdrängte oder ob ein tiefer Ernſt ihn ſo ſtille machte; der Falb war ſehr folgſam, er zog von ſelbſt die Furchen ganz ſchnurgerade und es bedurfte nur eines leiſen Rucks am Zügel und keines lauten Worts, um ihn ſtets in gleichmäßiger Richtung zu erhalten.

Die Sonne war ſchon im Hinabſteigen, als Ivo erwachte, er riß das über ihm aufgebaute Zelt ſchnell ein und ſah ſich verwundert um, er wußte eine Zeit lang nicht, wo er war; als er den Nazi erblickte, ſprang er mit Freudenjubel auf ihn zu. Er half nun die Arbeit vollenden und es that ihm faſt wehe, daß der Nazi auch ohne ihn hatte pflügen können, denn er that ſich was darauf zu gut bei der Arbeit helfen zu müſſen.

Es war Abend geworden, als man den Pflug abſpannte, um mit dem ledigen Pferde heimzukehren, Nazi hob den Ivo auf das Pferd und folgte hinterdrein den Berg hinan; plötzlich erinnerte er ſich, daß er ſein Meſſer bei dem Pfluge hatte liegen laſſen, er kehrte um und nun ſtand er unten und ſchaute hinauf nach der ſcheidenden Sonne, die zwiſchen den zwei von ſchwarzen Tannen bekränzten Bergen unterging. Wie ein aus lauter Licht und fließendem Gold erbauter Chor einer Kirche ſah der Himmel und die Erde aus, es war, als ob die ganze Ewigkeit ihre Heiligthümer aufgeſchloſſen hätte; lange Glutſtreifen flatterten ringsum vom dunkelſten Flammenpurpur bis zum weichſten kaum angehauchten Roth, die kleinen Wölkchen glichen lichten Engelsköpfen und mitten drinne ſtand eine große Wolke in feierlicher Stille, gleich einem großen Altar, das Fußgeſtelle war blau, und drüber brannte eine Flammendecke, es war, als müßte man ſich plötzlich da hinaufſchwingen und verzehren, verglühen, und es war wiederum, als müßte jetzt plötzlich dieſe Wolke ſich zertheilen und heraustreten der Herr in ſeiner Glorie und das tauſendjährige Reich des Heils und des Friedens verkünden.

Droben am Bergesrande ritt Ivo auf dem Pferde, und es war, als ob das Thier, das an die Erde gebannt, heute ihre Furchen aufwühlte, jetzt plötzlich hinweggehoben von der Scholle in der Luft ſchwebte und mit dem Kinde hinaufgezogen würde in den Himmel; man ſah die Füße nur ſich ſanft in der Luft heben, Ivo ſtreckte die Arme aus, als winkte ihm ein Engel. Zwei Tauben flogen hoch in den Lüften der Heimath zu, ſie flogen hoch, ſie flogen weit, was iſt hier weit und was iſt hoch? ihre Flügel regten ſich nicht, ſie ſchwebten dahin wie von einer unendlichen Macht gezogen und verſchwanden in den Gluthen.

Wer verkündet all die Himmelspracht, wo das Herz durchglüht vom heiligen Geiſte des Alls, ſich ausdehnt bis dahin, wo keine Schranke mehr, wo man aufgegangen ins Unendliche, doch beſeligt, befriedigt, in ſich, in Gott, die klopfende Bruſt hält!

So ſtand Nazi da, alle Erdenpein und alle Begierde war von ihm genommen. In die Seele dieſes armen einfältigen Knechtes fiel ein Strahl aus der unerſchöpflichen Glorie Gottes, und er ſtand höher als alle die Großen auf den Thronen des Geiſtes und der Macht, die Majeſtät Gottes hatte ſich auf ihn herniedergeſenkt. —

Unvergeßlich blieb dieſer Tag für Nazi und Ivo.

6.

Die lateiniſche Schule.

Eine Lebensveränderung trennte Ivo bald von ſeinem Jugendfreunde.

Die Zeit war herangenaht, in der Ivo ſeinen erſten Schritt aus dem elterlichen Hauſe und zu ſeinem Berufe thun mußte, auch äußerlich ging zu dieſem Zwecke eine Aenderung mit ihm vor; ſtatt der kurzen Jacke hatte man ihm einen langen blauen Rock machen laſſen, und da man wohl vorausſehen konnte, daß er ihn verwachſen würde, war er nach allen Richtungen überflüſſig weit.

Als nun Ivo ſo ſtandesmäßig gekleidet mit ſeiner Mutter nach Horb ging, ſchlotterte der ſonſt ſo behende Knabe in den großen Stiefeln mühſelig einher, und er hob ſtets ſeine Hände empor, um auch ſeinen abſtehenden Rock mitzunehmen.

Valentin nahm ſich wenig mehr um die Beſtimmung ſeines Sohnes an, er hatte den Pfarrersgedanken ſchon genugſam ausgekoſtet, es war ihm jetzt faſt gleich, ob ſein Sohn Pfarrer oder Bauer würde; überhaupt war ihm, wo es drauf und dran kam, etwas Außergewöhnliches zu thun, jede Mühe zu viel.

Die Mutter Chriſtine aber war eine fromme und entſchloſſene Frau, ſie ließ einen einmal gefaßten Gedanken nicht mehr ſo leicht wieder los.

Der Kaplan wohnte neben der Stadtkirche. Mutter und Sohn gingen nun zuerſt in die Kirche, knieten vor dem Altare nieder und beteten inbrünſtig drei Vater-Unſer. Mit ähnlichen Gefühlen, wie einſt Channah ihren Sohn Samuel dem Hohenprieſter im Tempel zu Jeruſalem brachte, war die Seele der Mutter Chriſtine erfüllt; ſie hatte zwar das alte Teſtament nie geleſen, und kannte die Geſchichte von Samuel nicht, aber in ihrem Geiſte lebten jene alten Empfindungen rein und neu wieder auf. Mit einem von Wehmuth und Liebe ſtrahlenden Blicke ſchaute ſie auf zur heiligen Mutter Gottes, die ſo hochbegnadigt war, den unter dem Herzen zu tragen, der da iſt das Heil der Welt, und ſie bat ſie, ihren Sohn zu beſchützen und ihn anzunehmen als Diener der heiligen Kirche. Die Hände feſt auf ihren Buſen drückend, betrachtete Chriſtine ihren Sohn, als ſie mit ihm die Kirche verließ.

In der Kaplanei ſtellte ſie ihr Körbchen in die Küche und gab der Köchin Eier und Butter; darauf wurde ſie gemeldet und mit kleinen Schritten, nach jedem Tritte ſich verbeugend, ging ſie in die geöffnete Stube des Kaplans. Dieſer war ein guthmüthiger Mann, der ſeine fleiſchigen Hände ſtets in und aus einander wi[illegible] mit ſalbungsvollen Reden und Geberden die Ankömmlinge traktirte; die Mutter horchte ſo aufmerkſam zu, wie bei einer Predigt, und als nun Ivo ermahnt wurde, recht fleißig zu ſein, weinte er laut auf, er wußte nicht warum, aber ſein Herz war ſo voll, er konnte nicht anders; der gute Mann tröſtete und ſtreichelte ihn, und ſtill beruhigt verließen die beiden das Haus.

Nun ging es zu einer alten Wittfrau, die neben dem Geiſelnkäck wohnte; im Vorbeigehen erhielt Ivo eine Faſtenpreßel, und am Ofen ſitzend den Leckerbiſſen verzehrend, hörte Ivo die Unterhandlung mit der Frau Hanklerin. Benannte Frau war eine Butter- und Eierhändlerin, die in alter Geſchäftsverbindung mit der Frau Chriſtine ſtand; es wurde nun ausgemacht, daß ſich Ivo künftig hier im Hauſe über Mittag aufhalten ſollte, daß ihm die Frau Hanklerin etwas kochen, und dafür ein Gewiſſes an Eiern, Butter und Mehl erhalten ſolle.

Zu Hauſe angekommen, warf Ivo ſchnell den weiten Rock ab, ſchlenkerte die Stiefeln von den Füßen, eilte in den Stall zu dem Nazi; dieſer fuhr ſich mit der Hand über die Augen als er hörte, daß Ivo nun Student ſei.

Andern Tages war es unſerm jungen Freunde ſchwer zu Muthe, als er zum Erſtenmale in die lateiniſche Schule ſollte; er wurde früh aufgeweckt, mußte ſich ſchön anziehen, und damit ihm der Abſchied nicht zu ſchwer ſei, begleitete ihn die Mutter bis vor das Dorf auf die Hochbur. Dort gab ſie ihm noch ein Stückchen in Papier gewickeltes gebraten Fleiſch, und ſagte ihm, das ſolle er heut Mittag verzehren, dann gab ſie ihm noch zwei Kreuzer, für alle Gefahren, damit er ſich etwas kaufen könne.

Die Leſer kennen längſt den Weg nach Horb, da ſie ihn ſchon oft gegangen; aber neben dem kaum halbſtündigen Schlangenweg, der ſich am ſteilen Berge hinanzieht, gibt es noch einen näheren Fußſteig von der Hochbur aus links durch den Wald; dieſen ſchlug Ivo ein, und in wenigen Minuten ſprang er denn man kann hier nicht gehen, sondern blos springen — bis hinab zur Horber Ziegelhütte, ſein Herz pochte ſchnell und ſeine Thränen floſſen reichlich, denn er empfand es wohl, daß er ein neues Leben beginne.

An der Ziegelhütte machte er Halt, trocknete ſeine Thränen und ſchaute nach dem Braten, er roch daran und genoß einen angenehmen Duft; er wickelte das Papier aus einander, das Fleiſch lachte ihn an, es war zum Küſſen, er ſpielte Verſucherle's, und kurz, nach einer Weile hatte er nichts mehr als das leere Papier; geſtärkt und ganz wohlgemuth ging er nach der lateiniſchen Schule.

Hier muſterten die Knaben den neuen Ankömmling ganz unverhohlen, ſie machten ſich beſonders über ſeine weiten Kleider luſtig.

„Wie heißt du?“ fragte einer.

„Ivo Bock.“

„Das iſt der Ivo Bock
Mit dem Familienrock,“

ſagte ein Kn[illegible] mit einem ſchönen geſtickten Hemdkragen. In [illegible] [illegible] ſich jenes Zucken, das dem Weinen vorausgeht; als un[illegible] mehrere auf ihn zukamen und ihn zerren wollten, [illegible] er mit wüthender Kraft mit beiden Fäuſten um ſich. Der [illegible]ſchmied aber mit dem geſtickten Kragen kam auf ihn zu [illegible]: „ſei zufrieden, es darf dir Niemand 'was thun, ich hel[illegible]

„[illegible] das [illegible] Ernſt, oder willſt mich noch mehr foppen?“ fragte Ivo mit [illegible] Stimme, indem er noch immer ſeine Fäuſte ball[illegible]

„Mein voller Ernſt, da haſt du meine Hand drauf.“

„Meinetwegen,“ ſagte Ivo, und ſeine Fauſt löste ſich zu friedlichem Händedrucke auf.

Es iſt wohl möglich, daß das Stadtkind unſern Ivo Anfangs noch weiter zu necken oder ihn mit hoher Gönnerſchaft zu ſchützen gedachte; die ſichere Haltung Ivo's mochte aber allem dieſem eine andere Wendung geben.

Die Ankunft des Kaplans brachte plötzlich Stille unter die Verſammelten. Der Unterricht war der gewöhnliche, wenn man mensa zu dekliniren beginnt, und als die Schule zu Ende war, begleitete der Knabe mit dem geſtickten Kragen nebſt ſeinem jüngern Bruder, unſern Ivo bis zur Frau Hanklerin; es waren des Oberamtmanns Söhne, deren Geſellſchaft er hatte. Wir können nun ſchon beruhigter ſeinem Schickſale in der Stadt entgegenſehen.

Bei der Frau Hanklerin waren alle Thüren verſchloſſen, Ivo ſetzte ſich auf die Hausſchwelle, der Ankommenden harrend; trübe Gedanken ſtiegen in ſeiner Seele auf, ſie waren zunächſt nur alltäglichen Urſprungs, ihn hungerte; er gedachte, wie ſie jetzt zu Hauſe ſich alle um den Tiſch ſetzen, und er allein hier hungernd und verlaſſen draußen in der Welt ſtehe, kein Menſch ſich um ihn kümmere; da liefen die Leute Alle ſo raſch vorbei, und keiner ſchaute nach ihm um, Alle gingen zu dampfenden Schüſſeln, die ihrer harrten, nur er ſaß da als ob er vom Himmel gefallen wäre und keine Heimath hätte. „Jedem Stück Vieh,“ ſagte er, „ſteckt man zur Zeit ſein Futter auf, und um mich bekümmert ſich Niemand; zwar hab ich zwei Kreuzer im Sack, aber ich darf das Geld doch nicht jetzt ſchon angreifen.“ Immer ſchrecklicher ward es ihm, ſo da draußen in der fremden Welt zu ſein, ein unnennbares Heimweh hob ſeine Bruſt; raſch [illegible]tete er ſich auf, und in großen Sätzen ſprang er auf und davon, der Heimath zu. Als er um die Ecke bog, begegnete ihm die Frau Hanklerin, ſie entſchuldigte ſich viel tauſendmal, ſie habe ihn vergeſſen und ſei aufgehalten worden. „Komm mit,“ war der tröſtliche Schluß ihrer Rede, „ich koch' dir ein Rübeleſſüpple und ſchmälz dir's recht gut, deiner Mutter zu lieb; dein' Mutter iſt eine brave Frau, und wenn du einmal Hairle biſt und ich geſtorben bin, mußt du auch eine Meſſ für mich leſen, gelt, das thuſt du?“

Ivo war ganz glückſelig, daß Jemand von ſeiner Mutter ſprach; es war ihm, als wäre er tauſend Stunden weit, und ſchon zehn Jahre von Hauſe weg: das Latein, der Familienrock, die Händel, der Braten, der neue Kamerad, die Flucht, er hatte heut' ſchon ſo viel erlebt, mehr als ſonſt in einem halben Jahre. Er ließ ſich nun das Eſſen gut ſchmecken, aber es war ihm doch nicht recht wohl bei der fremden Frau; ein ſtilles Gefühl dämmerte in ihm, daß er dem Boden ſeines Daſeins, dem elterlichen Hauſe, entrückt war. Ein junger Waldbaum, der ſchützenden Genoſſenſchaft, dem ſtill ruhenden feſten Erdreich entzogen, auf raſſelndem Wagen dahingerollt, um auf ferner Anhöhe einſam zu wurzeln, wenn er reden könnte, er müßte herzdurchbohrende Jammertöne ausſtoßen. Ivo fühlte ein ſchweres Drücken auf ſeiner Herzgrube.

Der Nachmittagsunterricht ging leichte, da kam deutſch vor, da konnte Ivo auch ein Wort mitſprechen. Auf dem Heimwege geſellte er ſich zu ſeinen zwei Ortskindern, zu des Johannesle's Conſtantin und zu des Hansjörg's Peter; Conſtantin ſagte, der jüngſte der Studenten müſſe den älteren immer die Bücher tragen, und Ivo ließ ſich die ſchwere Bürde ohne Widerrede aufladen.

Oben an der Steige aber ſahen ſie die Mutter Chriſtine, die ihrem Sohne entgegen gegangen war, die Bücher wurden ihm nun abgenommen; Ivo ſprang jubelnd ſeiner Mutter entgegen, aber mitten drinne hielt er ein, er ſchämte ſich vor den großen Burſchen ſeiner Mutter um den Hals zu fallen, und duldete ſelbſt ihre Liebkoſungen nur ungern.

Die Mützen auf die Seite gerückt, mit ihren Büchern unterm Arme ſtölzirend, gingen die beiden größeren Studenten durch das Dorf.

Ivo hatte nun ſeiner Mutter und zu Hauſe dem Nazi gar viel zu erzählen, als ob er über dem Meere geweſen wäre; er kam ſich auch als was rechtes vor, da man für ihn beſonders gekocht hatte, und ihm beſonders auftrug; ſelbſt das Gretle, das ihm faſt nie ein gutes Wort gab, war jetzt freundlicher gegen ihn, er kam ja aus der Fremde.

So wanderte nun Ivo von Tag zu Tag in die lateiniſche Schule.

Um dieſelbe Zeit war auch mit dem Muckele eine große Veränderung vorgegangen, es ſtand nicht mehr ſo fröhlich im Stalle, denn es war zum Zugthiere gezähmt worden; Ivo glaubte, das Thierchen leide durch ſeine Entfernung von Hauſe, und er war ſehr betrübt.

In der lateiniſchen Schule aber ging Alles vortrefflich.

Wie Ivo ſchnell in den zu weit angemeſſenen Rock hineinwuchs, ſo erfüllte er auch bald alle ſeine neuen Verhältniſſe, und fühlte ſich behaglich darin.

Die innige Beziehung zu Nazi litt ſehr, denn ſie konnten nicht mehr ſo Alles mit einander theilen; die genauen Berichte hörten auch nach und nach auf, es gab ſelten etwas Wichtiges zu erzählen, und Ivo ſetzte ſich, wenn er nach Hauſe kam, meiſt ſtill hinter ſeine Bücher. Dagegen trat die Frau Hanklerin in ein freundſchaftliches Verhältniß, ſie ſagte immer: „man könne ſich mit Ivo ausſchwatzen wie mit einem Alten;“ ſie erzählte ihm viel von ihrem verſtorbenen Mann, und Ivo half ihr ſorgen und rathen, wenn der vierteljährige Hauszins zu bezahlen war.

Mit des Oberamtmanns Kindern ſtand Ivo in beneideter Freundſchaft. Und Emmerenz? ſie war jetzt neun Jahr alt, ging in die Schule, und diente in den Freiſtunden als Kindsmagd bei dem Schullehrer.

Zu einem Lebensalter, in welchem ſonſt die Kinder nur mit einer Puppe ſpielen, hatte Emmerenz eine lebendige anſpruchsvolle Puppe zu verſorgen; aber ſie that es meiſt mit kindlicher Luſt und Spielerei. Nur wenn Valentin nicht zu Hauſe war, durfte ſie mit ihrem Kind bei ihm „auſe laufen,“ d. h. Beſuch machen, ſonſt war ſie „unwerth;“* der Zimmermann konnte das Kindergeſchrei nicht leiden; er ward überhaupt immer krittlicher und unzufriedener. Ivo ſah nun zwar die Emmerenz hin und wieder, aber die beiden Kinder hatten eine gewiſſe Scheu vor einander, beſonders Ivo bedachte ernſtlich, daß es ſich für ihn, als künftigen Geiſtlichen, nicht ſchicke, ſo vertraut mit einem Mädchen zu ſein; er ging oft mit ſeinen Büchern an Emmerenz vorbei, ohne ſie zu grüßen.

Auch ſonſt ſah ſich Ivo vielfach von ſeinen alten Lieblingsſachen hinweggedrängt. Wenn er zu Hauſe war, und nach alter

---

* unwillkommen.

Gewohnheit in den Stall ging, um dem Nazi zu helfen, den Stier, die Algäuerin und den Falb zu füttern; da jagte ihn oft ſein Vater hinaus, mit den Worten: „fort, du haſt nichts im Stall zu ſchaffen, gang du zu deinen Büchern und lern was rechts, du mußt Hairle werden; meinſt eh, man gibt das Heidengeld umſonſt aus? marſchir dich.“

Mit ſchwerem Herzen ſah Ivo, wie die anderen Knaben die Pferde zur Schwemme ritten, oder ſtolz auf dem Sattelgaul an einem garbenvollen Wagen ſaßen; mancher ſchwere Seufzer entſtieg ſeiner Bruſt, während er die Heldenthaten des Miltiades überſetzte, ihm wäre es draußen im Schießmauernfeld beim „Zackern“ viel wohler geweſen, als auf dem Schlachtfeld bei Marathon; er ſprang oft vom Stuhle auf und ſchlug um ſich, gleich als erfüllte er damit ſein innerſtes Streben.

Auch das entfremdete Ivo vom elterlichen Hauſe, daß er hier mitten unter den Seinigen ſeinen Geiſt mit Dingen erfüllte, um die ſich ſonſt Niemand bekummerte; er konnte mit keinem davon ſprechen, auch mit dem Nazi nicht. So war er mitten in ſeinem Hauſe ein fremder Menſch, mit ganz anderen Gedanken als die übrigen.

Der Nazi aber dachte darüber nach, wie er dem ſo oft betrübten Knaben eine rechte Freude machen könne; Ivo hatte ihm oft mit Entzücken erzählt, welch einen ſchönen Taubenſchlag des Oberamtmanns Buben hätten, und nun zimmerte Nazi in ſeinen Feierſtunden den verfallenen Taubenſchlag zurecht, kaufte für ſein eigen Geld fünf paar Tauben und Wicken zum Futter. Ivo fiel dem Knechte um den Hals, als er ihm eines Morgens, ohne ein Wort zu reden, auf die „Bühne“ * führte und ihm alles Vorbereitete ſchenkte.

Man mußte nun Ivo ſehen, wie er des Sonntag-Morgens hemdermelig unter dem Nußbaum ſtand, die Arme auf der Bruſt übereinandergeſchlagen, mit ſeliger Spannung hinaufſchauend nach den lieben Thierchen auf dem Dache, die ihre Morgengeſpräche hielten, ihre Verbeugungen machten, und endlich luſtig aufflatterten hinaus in's Feld. Von den Beſitzthümern, die er faſſen konnte, die mit ihm auf der Erde wandelten, war er nun an ſolche gekommen, die er nur noch mit liebenden Blicken begleiten durfte; nur durch den unſichtbaren Gedanken beſaß er ſie, faſſen und liebkoſen durfte er ſie nicht, ſie flatterten dahin frei in die Luft, und nur mit den Banden des ſeeliſchen Vertrauens hielt er ſie feſt.

Kann man dieß nicht als ein Sinnbild der Lebenswendung anſehen, die das Schickſal Ivo's genommen?

Da ſtand er dann in dem ſonnenhellen Morgen unter dem Nußbaume, den Blick liebend nach oben gewandt, er pfiff den Thierchen auf dem Dache, ſie kamen zu ihm hernieder, tänzelten vor ſeinen Füßen und pickten das Futter auf, das er ihnen hinwarf; aber er durfte ſich nicht rühren um ſeine Freude auszudrüken, ſtill mußte er ſie in ſeiner Seele hegen, wenn er nicht Alle plötzlich aufſcheuchen wollte, und ſo ſummte er an den Baum gelehnt oft das Lied, das ihn Nazi gelehrt:

Alles, was auf Erden ſchwebet
Gleichet keiner Taube nicht,

---

* Speicher.

Taube iſt ein ſchönes Thier,
Tauben die gefallen mir,
Tauben die gefallen mir.

Morgens fruh um halber achte,
Steig ich vor mein Bett heraus,
Schau was meine Tauben machen,
Ob ſie ſchlafen oder wachen,
Ob ſie noch bei Leben ſein.

Morgens fruh um halber neune,
Fliegen ſie nach Nahrung aus,
Da wird mir's ganz angſt und wehe
Weil ich keine Tauben ſehe,
Keine in dem Schlag mehr ſeh.

Abends ſpat kommen ſie wieder,
Fremde haben ſie mitgebracht;
Da fliegen ſie ſo ſanft hinein,
Ob ſie möchten ſicher ſein,
Vor dem Marder in der Nacht.

Wenn Ivo dann in die Kirche kam, war ſeine Seele ſo voll Liebe und kindlichen Zutrauens, daß er faſt immer: „guten Morgen Gott!“ ſagte; mit einem heimiſchen Wohlgefühle ging er dann in die Sakriſtei, kleidete ſich als Miniſtrant an, und verrichtete beim Hochamte ſeine Funktionen.

Eine tiefſinnige Gottesfurcht, getragen von einer gluthvollen Liebe zur Mutter Gottes, und beſonders zu dem lieben herzigen Chriſtkindchen, wohnte in der Seele Ivos; mit beſonderer Freude dachte er daran, daß auch der Heiland eines Zimmermanns Sohn geweſen und ſich auf den Balken ſeines Vaters ſonnte.

Von allen heiligen Tagen war Ivo der Palmſonntag der liebſte, er machte faſt noch mehr Eindruck auf ihn als der Charfreitag; da trug man große mannshohe Sträuße, in denen beſonders viel wilder Salwei und die ſogenannte Königskerze war, in die Kirche, die Sträuße wurden mit Weihwaſſer beſprengt und dann im Stalle aufgehängt, damit den Thieren kein Schaden geſchehen konnte. Zu Hauſe war den ganzen Tag Alles ſo ernſt und feierlich, man hörte kein lautes Wort, ſelbſt vom Vater nicht; ein Jedes behandelte das andere freundlich und liebreich, ſo daß Ivo ganz glückſelig war.

Schon frühe machte ſich indeß auch in religiöſen Dingen ein gewiſſer Geiſt des Nachdenkens bei ihm geltend. Der Kaplan erklärte einſt, daß der heilige Petrus deßhalb die Schlüſſel trage, weil er den Seligen die Himmelsthüre öffne.

„Ei wie denn?“ fragte Ivo, „wo ſitzt denn der?“

„Am Himmelsthor.“

„Ei da kommt ja der gar nicht in den Himmel, wenn der da ſitzen muß, um den Anderen aufzumachen?“

Der Kaplan ſah Ivo betroffen an und ſchwieg eine Weile, dann aber ſagte er mit vergnüglichem Lächeln: „Der findet eben ſeine himmliſche Seligkeit darin, Anderen die Thore des ewigen Heils aufzumachen; das iſt die höchſte Tugend, ſich an der Glückſeligkeit Anderer zu freuen und für ſie zu arbeiten; das iſt der hohe Beruf des heiligen Vaters zu Rom, der die Schlüſſel Petri auf Erden hat, ſowie aller derer, die von ihm und ſeinen Biſchöfen geweiht ſind.“

Ivo war das ſchon recht, doch begriff er es nicht ganz, und es that ihm bei alle dem leid, daß der gute Petrus ſo immer an der Thüre ſtehen muß.

Eine ſchwere Sorge lud der Kaplan unſerm Ivo auf, als er einſt den Kindern einſchärfte, man müſſe ſich jeden Tag fragen: was haſt du heute gelernt oder Gutes gethan?

Ivo nahm das buchſtäblich genau und er war oft ſehr übel daran, wenn er nichts rechtes auffinden konnte; er wälzte ſich dann verzweiflungsvoll in ſeinem Bette umher.

Es geht mit dem Wachsthume des Geiſtes, wie mit jedem natürlichen Wachsthume: ein Thier, eine Pflanze wächſt, ohne daß man es eigentlich im wahren Sinne des Wortes ſieht; man ſieht ſtets nur das Gewachſene, nie das Wachſen.

Wir werden ſehen, daß Ivo an Geiſt zunahm, obgleich er ſich keine rechte Rechenſchaft davon geben konnte.

Dagegen hatte der Kaplan eine weiſe und nachahmungswerthe Einrichtung in ſeiner Schule; er ſetzte die Knaben nicht nach ihren Talenten und Geſchicklichkeiten, ſondern nach ihrem Fleiße und ihrer Pünktlichkeit; erſt nach dieſen ſollten jene den Ausſchlag geben, „denn,“ ſagte er „Fleiß und Ordnung kann ſich jeder angewöhnen, das Angeeignete iſt die höhere Tugend, Talent und Geſchick aber ſind nur überkommene Naturgaben.“ So zwang er die Talentvollen zur Emſigkeit, und verlieh den minder Begabten Muth und Zuverſicht.

Ivo, der mit entſchiedenem Talente eine große Gewiſſenhaftigkeit vereinigte, war bald einer der erſten, und der Oberamtmann ſah es gerne, daß ſeine Knaben ihn ins Haus zogen.

Wir kennen den Oberamtmann Reſſings noch von dem Befehlerles her.

Ivo hatte zu Hauſe auch oft von ſeiner Härte erzählen gehört, wie erſtaunte er nun, daß er einen freundlichen, gütigen

Mann in ihm fand, der mit ſeinen Kindern ſpielte und ihnen allerlei Freuden bereitete.

So iſt es eben. Man wird hunderte von Menſchen treffen, die in Bezug auf das Allgemeine die freiſinnigſten Anſichten verfolgen: daß alle Menſchen gleich ſeien u. ſ. w., zu Hauſe aber quälen ſie ihr Geſinde, ja ſogar Frau und Kinder, wie echte eigenwillige Tyrannen; dagegen wird man andere, beſonders Beamte finden, die jeden Menſchen, der kein Beamter iſt, wie einen Sklaven und Landläufer anſehen und danach behandeln, in ihren vier Wänden aber die beſten Haushämmel ſind.

So wohl ſich nun Ivo in der Stadt fühlte, ſo empfand er doch jeden Sonntag Abend, wenn es zu Nacht läutete, einen ſtillen Schmerz; dieſe Töne verkündeten ihm: morgen iſt Montag, und da geht's wieder fort aus dem elterlichen Hauſe, von der Mutter, vom Nazi und den Tauben. Nach und nach lernte er auch aus ſeinem täglichen Gange die darin liegenden Freuden ziehen, er ging ſtets allein, denn er wich gerne dem Conſtantin aus, der ihn auf alle Weiſe neckte.

Im Sommer ging er ſtets ſingend ſeinen Weg, im Herbſte hatte er ſtets die beſondere Freude, daß ſeine Mutter und Schweſter einige Tage in des Staffelnbäcks Mühle mahlten; er ging dann Mittags nicht zur Frau Hänklerin, ſondern aß mit den ſeinigen in der dröhnenden Mühlſtube zu Mittag. Der Winter bot ihm die meiſten Freuden; Nazi, der allerlei Handwerke verſtand, hatte ihm mit einem alten Reiſe den Bergſchlitten mit Eiſen beſchlagen. Auf der Hochbur ſetzte ſich dann Ivo auf ſein leichtes Fahrzeug, und wie ein Pfeil fuhr er die Straße hinab bis vor die Neckarbrücke; zähneklappernd ſagte er oft im Fahren ſeinen Spruch oder ſeine Regel aus der Syntax her.

Freilich mußte dann Ivo auch des Abends ſeinen Schlitten wieder an einem Seile den Berg hinauf ziehen, aber er that das gerne, und meiſt fand ſich auch ein Wagen, an den er ſein kleines Fuhrwerk anhängen durfte; nur äußerſt ſelten widerſtand ein zäher Fuhrmann ſeinen freundlichen Bitten.

Ivo verſah auch Botendienſte für das halbe Dorf; für den einen trug er Garn in die Farbe, für den andern einen Brief auf die Poſt, für einen Dritten frug er nach, ob kein Brief für ihn da ſei. Beim Nachhauſegehen hatte er oft einige Stränge Seide, Bruſtthee, Blutegel in einem Glaſe, auch Hoffmannstropfen und allerlei, was ihm die Leute aufgetragen, in ſeinen Schulranzen; daher war er im ganzen Dorfe ſehr beliebt, während Peter und Conſtantin ſolche Botendienſte ſtolz abwieſen.

Großes Aufſehen erregte es im ganzen Dorfe, als des Sonntags Nachmittags im Herbſte die beiden Söhne des Oberamtmanns mit ihren rothen Mützen den Ivo beſuchten. Die Mutter Chriſtine ſah zum Fenſter hinaus und hörte wie die Knaben den blinden Koanradle nach Ivo's Haus frugten, und obgleich Alles im Zimmer wohl aufgeräumt war, war ſie doch in großer Angſt; in ihrer Haſt legte ſie den Schemel auf das Bett, und ſtellte ein paar Stiefel, die im Winkel ſtanden, gerade vorn unter den Tiſch; ſie hörte den Beſuch die Treppe heraufpoltern und machte gar verlegen, aber doch mit ſichtbarer Freude den „jungen Herren“ die Thüre auf, hieß ſie willkommen; dann rief ſie der Emmerenz zum Fenſter hinaus, ſie ſolle den Ivo aufſuchen und auch den Vater, ſie ſollen ſchnell heim kommen, es ſei Beſuch da.

Abermals wiſchte ſie mit ihrer weißen Sonntagsſchürze beide Stühle ab, und nöthigte die Knaben zum Sitzen, ſie entſchuldigte ſich, daß Alles ſo unordentlich ausſehe; „ſo iſt es halt bei Bauersleuten," ſchloß ſie und heftete beſchämt den Blick auf den Boden, der doch ſo rein gewaſchen war, daß die Rippen aus den Brettern herausſahen.

Der blinde Koanradle machte eben die Thüre auf, um zu ſehen, was es gebe, und dafür, daß er den Knaben das Haus gezeigt, an der Aufwartung, etwa an einem guten „Schäle" Kaffee Theil zu nehmen; die Mutter Chriſtine ſchob ihn aber, ohne viel Umſtände zu machen, wieder zur Thüre hinaus und ſagte: „komm ein andermal."

Gute Frau, du warſt ſonſt ſo groß in deiner religiöſen Kraft, und vor dieſen Setzlingen der Herren der Erde biſt du ſo klein und demüthig. Freilich biſt du in der Furcht des Herrn und faſt noch mehr in der Furcht der „Herren" auferzogen und alt geworden.

Der älteſte der Oberamtmanns-Söhne hatte ſich unterdeſſen mit vieler Zuverſicht in der Stube umgeſehen, auf die Stubenthüre deutend fragte er nun: „Warum iſt denn das Hufeiſen da angenagelt?"

Ernſt die Hände zuſammenlegend und den Kopf nieder beugend ſagte die Mutter: „Das wiſſet ihr nicht? das iſt von deßwegen:

„Wenn man Mittags zwiſchen eilf und zwölf ein Hufeiſen findet, es unbeſchrieen einſteckt und an die Thür nagelt, kann kein böſer Geiſt, kein Teufel und kein' Hex' herein." — Die Knaben ſchauten verwundert drein.

Jvo kam und bald nach ihm der Vater, er zog die Mütze ab und hieß die „jungen Herren" willkommen; dann ſagte er, ſich die Hände reibend: „Wie? Weib, hoſt denn gar nix im Haus? hol' au 'was zum Aufwarte.“

Die Mutter hatte nur darauf geharrt, bis ſie abkommen konnte, ſie ging nun, das ſchönſte und beſte zuſammen zu ſuchen; die Emmerenz war ſo geſcheit geweſen und hatte ſich in der Küche eingeſtellt, da man vielleicht noch ihrer bedürfe, denn das Gretle war mit ſeinem Schatze ſpazieren; auch hatte wohl Emmerenz noch den geheimen Grund, die vornehmen Kameraden des Ivo noch einmal zu ſehen, denn auch ihr that es wohl, daß er ſo hoch in Ehren ſtand.

Noch viele Nachbarfrauen hatten ſich von dem Beſuche angelockt in der Küche eingeſtellt, die Mutter verließ ſie mit freundlichen Entſchuldigungen, und trug eine große Schüſſel voll rothbackiger Aepfel „Breitlinge“ genannt, in die Stube; die Emmerenz trug auf einem blanken Zinnteller zwei Gläschen voll Kirſchenwaſſer.

Die Knaben mußten eſſen und ſogar von dem Branntwein trinken, dann ſtopfte ihnen die Mutter noch alle Taſchen voll Obſt; zuletzt gab ſie dem Kleinen noch beſonders einen ſchönen Apfel zum „Gruß an die Frau Mutter, und ſie ſolle ihn auf den Kommod ſtellen.“

Die Knaben gingen endlich fort, Valentin nickte freundlich, als ſie ihn baten, daß der Ivo mit dürfe, die Mutter rückte ihm noch den Hemdkragen zurecht und putzte ihm alle Fiſerchen von ſeinem blauen Rocke weg; Ivo hörte zu ſeiner Freude, daß er bald einen neuen bekäme.

Mit den Frauen, die hinter der halb vorgezogenen Küchenthüre gewartet hatten, ging nun Chriſtine auf die Straße und ſah vergnügt den dreien nach, die Valentin noch bis zum Adler begleitete. Die Schultheißin ſah zum Fenſter heraus und Chriſtine rief ihr hinauf: „Das ſind des Oberamtmanns Buben, ſie holen meinen Jvo 'naus zu ihrem Vater in das Schäpfle, * er ſieht's gern, daß ſie Kameradſchaft mit ihm haben, er iſt gar geſcheit und beliebt.“

Es darf auch nicht verſchwiegen werden, daß ſogar Jvo mit einem gewiſſen Stolze Hand in Hand mit den Knaben durch das Dorf ging; er freute ſich, daß alle Leute zu den Fenſtern herausſahen und er ſagte Allen mit großer Selbſtzufriedenheit: Guten Tag.

Wer wird ihm das verdenken in einem Lande, wo des Kindes Seele ſchon von der Allmacht der Beamten fabelt, wo ihr Daſein und ihre Wirkſamkeit in ein majeſtätiſches Dunkel gehüllt iſt, wo Groß und Klein jeden Landreiter und Schreiber demüthig grüßt, weil man weiß, wie man in ihre Hand gegeben, wenn die Thüre des geheimen Gerichtes hinter einem in die Klinke fällt!

Der Schäpfle'swirth grüßte Jvo ebenfalls ſehr freundlich, und rieb dabei nach ſeiner Gewohnheit die Hände, als ob es ihn friere; Jvo durfte nun in das „Herrenſtüble“ an den durch einen Bretterverſchlag abgeſonderten Tiſch, wo der Cameralverwalter und der Oberamtmann ſaßen.

Zwei Kaufleute aus Horb ſtanden etwas zaghaft unter dem Eingange in die Pairskammer, endlich ſagte der eine: „Nun, Herr Stadtrath, was wollen wir denn trinken?“

---

* Name eines Wirthshauſes; Schapf nennt man ein Gefäß, mit dem man Waſſer ſchöpft.

„Was Sie wollen, Herr Stadtrath,“ erwiederte der Angeredete.

Jetzt war's heraus, die beiden Männer waren geſtern zu dieſer Würde gewählt worden; ſie gehörten nun auch an den Herrentiſch und nahmen mit tiefen Bücklingen Platz. Der Oberamtmann ſah ſeinen Collegen an und lächelte höhniſch.

Ivo war ſeelenvergnügt in dieſer Geſellſchaft, aber er ſollte bald eine Züchtigung für ſeine Eitelkeit erfahren. Die Kinder erzählten, was ſie von Ivo's Mutter über die Wirkſamkeit des Hufeiſens gehört hatten; der Oberamtmann, der ſich gerne in religiöſen Dingen als freidenkend zeigte, weil das nicht gegen ein ausdrückliches Verbot des Geſetzes war, ſondern ſogar zur Bildung gehörte, ſagte: „Was! dummes Zeug, das iſt ein hirnloſer Aberglaube, laßt euch von einem einfältigen Bauernweib nichts aufbinden; ich hab's euch ſchon oft geſagt, es gibt keinen Teufel und keine Heilige, oder Heilige, die will ich noch hingehen laſſen.“

Ivo zitterte auf ſeinem Stuhle, es ſchnitt ihm tief durch die Seele, wie man hier von ſeiner Mutter ſprach, und noch dazu ſo gottlos; er wünſchte ſich, daß nie ſolche Kameraden zu ihm gekommen wären, gegen den Oberamtmann aber faßte er einen gründlichen Haß, er ſah ihn grimmig an. Dieſer ſchien nichts davon zu verſpüren, er war ſehr herablaſſend und freundlich gegen die zwei neuen Stadträthe, und dieſe, ganz entzückt von ſo viel Güte, konnten, wie man ſagt, den Mund nicht zubringen.

Unſerm Ivo aber ward es erſt wieder leicht, als alle die „Herrenleute“ weggingen; und ſo bös war er, daß er ſich damit freute, daß er dem Oberamtmann keine gute Nacht gewünſcht hatte.

7.

Das Kloſter.

Jahre gingen vorüber ohne daß man es kaum merkte. Conſtantin und Peter hatten im Herbſte ihre Prüfung beſtanden, und waren nun beſtimmt in das Kloſter zu Rottweil einzutreten; ein Ereigniß aber, von dem man noch lange redete, hielt den Peter im Dorfe feſt.

Das zweite Gras war im Schloßgarten abgemäht, die Zeitloſe, bei uns Dirnenblume genannt, weil ſie ſo ſchamlos ohne alle Blätterverhüllung erſcheint, ſtand einſam unter dem bereiften Graſe; die Kühe weideten jetzt hier frei, und die Kinder tummelten ſich überall und machten auf vereinzelte, an den Bäumen ſtehen gebliebene Aepfel und Birnen Jagd, gegen die ſie mit Stöcken und Steinen auszogen.

Peter ſaß auf dem Nadelbirnbaum an der Schloßmauer, nicht weit von dem Eckthurme, eine goldgelbe Birne, war das Ziel ſeines hohen Strebens, der muthwillige Conſtantin aber wollte ihm die Beute wegſchnappen, und warf mit einem Steine darnach; da ſchrie Peter: „mein Aug, mein Aug!“ und ſtürzte ſammt dem Aſte, auf dem er geſeſſen, vom Baume; das Blut quoll ihm aus dem Auge, Conſtantin ſtand neben ihm, weinte und ſchrie aus vollem Halſe um Hülfe.

Das Mauritzele, das die Kühe hütete, kam herbei, es ſah den blutenden Knaben, nahm ihn ſchnell auf die Schulter, und trug ihn nach Haus; Conſtantin ging hintendrein, alle andere Kinder geſellten ſich dazu. Der Zug vergrößerte ſich ſtets, bis men vor Hansjörgs Haus kam; dieſer richtete eben einen Wagen her, und als er ſein Kind ſo blutend fand und ohnmächtig ſah, ſchlug er die Hände über dem Kopfe zuſammen. Peter ſchloß das eine Auge auf, das andere aber blutete immer ſtärker. „Wer hat dir das gethan?“ fragte Hansjörg mit geballter Fauſt, bald ſein jammerndes Kind, bald den zitternden Conſtantin betrachtend.

„Ich bin vom Baum gefallen,“ ſagte Peter, auch das geſunde Auge zudrückend, „ach Gott, ach Gott, mein Aug lauft aus.“

Kaum hatte Conſtantin das gehört, ſprang er ſchnell fort nach Horb zu dem jungen Erath, der jezt das Amt ſeines verſtorbenen Vaters bekleidete. Mit namenloſer Angſt lief Conſtantin vor dem Hauſe des Chirurgen einher, der über Feld gegangen war; er hielt ſich immer mit der Hand ein Auge zu, um ſich das Unglück Peters recht zu vergegenwärtigen. Weinend und ſtöhnend biß er ſich die Lippen blutend, er wollte als ein Miſſethäter in die weite Welt entfliehen, und doch wollte er ausharren, um zu retten was zu retten war; ſchnell entlehnte er ein geſatteltes Pferd, und endlich kam der Erſehnte, er ritt ſchnell davon, aber Conſtantin lief noch ſchneller ohne auszuſchnaufen den Berg hinan. Der Chirurgus erklärte das Auge für unrettbar verloren. Conſtantin ſchloß ſeine beiden Augen, es war ihm, als ob plözlich Nacht und Blindheit über ihn hereinbreche; Hansjörg aber ſah mit thränenſchweren Blicken vor ſich hin und hielt krampfhaft den Stumpfſinger an ſeiner rechten Hand, er ſah es als eine ſchwere Strafe Gottes an, der dafür, weil er einſt muthwillig ſich ſelber verlezt, jezt ſeinem Kinde das Auge nahm. Mild und liebreich behandelte er den unſchuldi gen Peter, der für ihn ſo Hartes erdulden mußte. Die Mutter aber, das uns wohlbekannte Kätherle, war nicht ſo demuthvoll, ſie ſagte ganz offen, daß das gewiß der vermaledeite Conſtantin gethan habe; ſie jagte ihn aus dem Hauſe und ſchwur, daß ſie ihm das Genick breche, wenn er noch einmal über die Schwelle käme.

Peter beharrte bei ſeiner Ausſage, und Conſtantin verlebte die qualvollſten Tage; er rannte immer im Feld umher, wie von einem böſen Geiſte getrieben, und wo er einen Stein ſah, da erzitterte ſein Herz. „Kain! Kain!“ rief er oft, und er wünſchte, daß er auch in die Wüſte entfliehen könnte, aber er kehrte immer wieder nach Hauſe zurück.

Nach drei Tagen endlich wagte er es, ſeinen Kamraden zu beſuchen, er duckte ſich und war bereit die härteſten Schläge auszuhalten, aber der Zorn der Mutter hatte ſich gelegt, es geſchah ihm nichts.

Ivo ſaß am Bette des Kranken, deſſen Hand haltend; Conſtantin ſchob den Ivo bei Seite und faßte die Hand Peters ohne ein Wort zu reden, ſein Athem zitterte, endlich ſagte er:

„Geh du fort Ivo, ich bleib' da, wir haben miteinander zu reden.“

„Nein, laß ihn da, der Ivo darf Alles wiſſen,“ ſagte der Halbgeblendete.

„Peter,“ ſagte Conſtantin, „in der unterſten Höll' kann man nicht mehr ausſtehen, als ich ausgeſtanden hab'; ich hab' unſern Herrgott oft darum gebeten, er ſoll mir ein Aug nehmen und das Deinige erhalten; ich hab' mir, wo ich allein geweſen bin, immer ein Aug zugehalten, ich will nicht mehr haben als du, gelt, lieber, guter, herziger Peter du verzeihſt mir?“

Conſtantin weinte bitterlich, und der Kranke beſchwor ihn doch ja ſtille zu ſein, ſonſt würden es ſeine Eltern merken, auch Ivo tröſtete den Unglücklichen; ſchnell aber erhob ſich in dieſem ſeine alte Natur, und er ſagte:

„Ich wollt', es thät mir einer ein Aug ausſtechen, dann bräucht' ich auch kein Pfarrer zu werden: hinter die Bücher hocken und ein Katzengeſicht machen, wenn die anderen Leute fröhlich ſind; ſei froh, daß du nur ein Aug haſt, du brauchſt nicht Pfarrer zu werden. Aber wart nur, der letzt' hat noch nicht gepfiffen.“

Ivo faltete die Hände und ſah den wilden Knaben kummervoll an.

In der That konnte nun auch Peter nicht mehr Geiſtlicher werden, denn geſchrieben ſteht: „Wenn du dem Herrn ein Ganzopfer darbringſt, ſo ſoll es vollſtändig ſein, es darf keinen Fehler haben.“

Ein Geiſtlicher darf keinen Leibesfehler haben.

Noch in der letzten Stunde, als ſchon der Wagen vor dem Hauſe [illegible], und Conſtantin bei Peter Abſchied nahm, ſagte er: „Ich [illegible], daß der Wagen umſtürzen und ich einen Fuß brechen thät, b'hüt di Gott Peter, und gräm dich nicht zu arg über dein verlorenes Aug.“

Auf Ivo hatten die Worte Conſtantins, die ſein innerſtes Widerſtreben gegen den geiſtlichen Stand bekundeten, einen tiefen Eindruck gemacht; oft, wenn er ſo einſam ſeines Weges nach der der Schule ging, ſagte er leiſe vor ſich hin: „ſei froh, daß du nur ein Aug haſt, du brauchſt nicht Pfarrer zu werden,“ und er hielt wechſelweiſe ein Auge zu, um ſich zu verſichern, daß er nicht in dem Fall ſei; den Conſtantin konnte er gar nicht begreifen, und doch betete er eine Zeit lang für ihn in der Kirche.

Indeß war auch die Zeit herangenaht, da Ivo nach erſtandener Prüfung in das Kloſter zu Ehingen abreiſen ſollte.

Im elterlichen Hauſe wurde die Ausſteuer herbeigeſchafft, als ob er verheirathet würde; ein Weile freute ſich Ivo mit den neuen Kleidern, aber bald überwog das Gefühl des Abſchiedes, und eine unnennbare Bangigkeit breitete ſich über ſein ganzes Weſen aus; doch war er froh, daß ſeine Mutter mit Nazi und dem Falben ihn noch begleiten wollten. Nachdem er von dem Kaplan, von den Kameraden in Horb und von der Frau Hanklerin Abſchied genommen, begann er ſchon drei Tage vor der Abreiſe ſeinen Rundgang durch das Dorf; Alles wünſchte ihm von Herzen Glück, denn jedes wollte ihm wohl, und pries die Eltern eines ſo trefflichen und ſchönen Knaben glücklich. Hier und dort erhielt er auch ein Geſchenk, ein Sacktuch, ein paar Hoſenträger, einen Beutel und ſogar etwas Geld; letzteres ſcheute ſich zwar Ivo anzunehmen, denn als Kind reicher Eltern ſchien es ihm faſt beleidigend, aber er dachte wieder: die Geiſtlichen müſſen Geſchenke annehmen, und freute ſich kindiſch mit den neuen Sechskreuzer-Stücken. Der Rundgang durch das Dorf war ſchneller beendigt als Ivo gedacht hatte, er ließ ſich nun vor den Häuſern, in denen er bereits Abſchied genommen, nicht mehr ſehen; denn es liegt eine unangenehme Empfindung darin, Leuten, denen man bereits feierlich und auf lange Lebewohl geſagt, wieder ſo bald als derſelbe unter die Augen zu treten; es iſt als ob ein tiefes Gefühl dadurch verwiſcht würde, und als ob man eine eingegangene Schuld noch nicht gelöſt habe. Ivo blieb daher faſt wie ein Gefangener zu Hauſe, verweilte bei ſeinen

Tauben, nahm von ihnen und von all den ſtillen Plätzen feierlichen Abſchied.

Am Abende vor der Abreiſe ging er in das Haus der Emmerenz um Adjes zu ſagen. Emmerenz brachte ihm etwas in ein Papier gewickeltes und ſagte: „Da nimm's, es iſt ein's von meinen Geitle," obgleich Ivo keinen Widerſpruch machte, ſagte ſie doch: „Nein, du mußt's nehmen, weißt noch wie ich's von der Hohlgaſſe 'reingetrieben hab? da ſind ſie klein wunzig geweſen, und du haſt ja auch Futter für's geſammelt; nein, nimm's nur, das könnet ihr morgen auf dem Weg verzehren."

In der einen Hand hielt Ivo die gebratene Ente, die andere reichte er Emmerenz und ihren Eltern zum Abſchiede; mit ſchwerem Herzen ging er dann nach Hauſe. Hier war Alles in großer Geſchäftigkeit, man wollte heut' Nacht um ein Uhr fort, damit man noch „zeitlich" nach Ehingen käme; auf der Ofenbank ſaß ein Waiſenknabe aus Ahldorf, der ebenfalls in das Kloſter eintreten ſollte, neben ihm lag in einem blauen Kiſſenüberzuge ſein Bündel. Ivo vergaß ſeinen eigenen Schmerz über dem Mitleid mit dem Waiſenknaben, den Niemand begleitete, der allein und verlaſſen auf gute Leute bauen mußte; da er keinen andern Troſt bei der Hand hatte, hielt er ihm die Ente unter die Naſe und ſagte: „guck, das eſſen wir morgen mit einander, gelt, du iſſt doch auch gern ein gut's Schlägele oder ein Stückle von der Bruſt?" er ſah hiebei ganz fröhlich aus, und um dem Fremden die volle Gewißheit ſeines Antheils zu geben, ſagte er: „Da haſt's, kannſt's in deinen Bündel thun." Die Mutter wehrte dieß ab, weil ſonſt die Kleider beſchmutzt würden.

Man ging früh zu Bette. Der Waiſenknabe, Bartholomä mit Namen, ſchlief in Nazi's Bett, da dieſer aufbleiben mußte, um den Gaul zu füttern und dafür zu ſorgen, daß man nicht verſchlafe.

Als Ivo ſchon zu Bette lag, kam die Mutter nochmals leiſen Schrittes, ſie hielt die Hand vor das Licht an der Oellampe, die ſie trug, um den etwa Schlafenden nicht zu ſtören; Ivo aber wachte noch, und die Mutter ſagte, indem ſie behutſam die Decke unter ſeinem Kinn feſtlegte, und dann mit der Hand über ſeinen Kopf fuhr: „Bet' auch recht, dann ſchlafſt du gut, gut Nacht.“

Ivo weinte bitterlich als ſeine Mutter fort war, wie eine Lichtgeſtalt war ſie verſchwunden, und er lag wieder in dunkler Finſterniß; es war ihm, als wäre er ſchon fern in ödem fremden Haus, dann dachte er wieder, daß morgen ſeine Mutter nicht mehr ſo zu ihm käme, und er ſchluchzte in die Kiſſen hinein; er dachte an Emmerenz und an alle Leute im Dorfe, er hatte ſie alle ſo lieb, er konnte ſich gar nicht vorſtellen, wie ſie es denn machen würden, wenn er nicht zu Hauſe wäre, ob denn noch Alles gerade ſo fortginge wie geſtern; er meinte, alle Leute müßten ihn ſo entbehren, wie er ſich nach ihnen ſehnte, in das Leben Aller müßte ſein Weggehen ſo tief eingreifen, wie in das ſeinige, er weinte um ſich und um die anderen, und ſeine Thränen floſſen unaufhaltſam. Endlich raffte er ſich auf, faltete die Hände und betete laut, mit einer Inbrunſt, als ob er Gott und alle Heiligen leibhaftig an ſein Herz drücke, dann ſchlief er ſanft ein.

Blinzelnd ſchlug Ivo um ſich als Nazi mit dem Lichte kam, er wollte nichts vom Aufſtehen wiſſen, Nazi aber ſagte mit betrübter Miene: „Ich kann dir nicht helfen, ſteh' auf, du mußt jetzt lernen aufſtehen, wie's die Leut' befehlen.“

Noch in der Stube taumelte Ivo wie ſchlaftrunken umher, erſt der erweckende Kaffee brachte ihn zur vollen Beſinnung.

Alles im Hauſe war auf den Beinen, Ivo nahm von allen ſeinen Geſchwiſtern weinend Abſchied. Der Bartel ſaß ſchon bei Nazi auf dem vordern mit dem Haferſack gepolſterten Brette, die Mutter war ſchon auf den Wagen geſtiegen, Joſeph, der älteſte Bruder, hielt den Falben am Zügel; da hob Valentin ſeinen Sohn in die Höhe und küßte ihn, es war das erſtemal in ſeinem Leben, daß er ihm dieſes Liebeszeichen gab, Ivo umſchlang ihn laut wehklagend, Valentin war ſichtbar gerührt, aber er war noch Manns genug, und hob Ivo auf das Wägelchen, reichte ihm die Hand und ſagte mit ſtockender Stimme: „B'hüt di Gott Ivo, ſei brav.“

Die Mutter hüllte Ivo zu ſich in den Mantel ihres Mannes, der Falb zog an, und fort ging es durch das Dorf, das ſtill und dunkel war; nur hier und dort brannte ein traurig Licht bei einem Kranken, und ſchwebten trübe Schatten der Wartenden an den Fenſtern vorüber. Kein Lebewohl ſagten die trauten Menſchen, die hinter all den ſtillen Mauern wohnten; nur der Nachtwächter hielt an der Leimengrube mitten in ſeinem Rufe inne, und ſagte: „Glück auf den Weg.“

Faſt eine Stunde lang fuhren die vier ſo fort, man hörte nichts als den Hufſchlag des Pferdes und das Raſſeln des Wagens, Ivo lag an dem Herzen ſeiner Mutter, und er hielt ſie feſt umſchlungen.

Jetzt wickelte er ſich plötzlich aus der warmen Verhüllung und ſagte: „Bartel, haſt du auch einen Mantel?“

„Ja, der Nazi hat mir die Roßdecke gegeben.“

Ivo legte ſich wieder ſtill an das warme Herz ſeiner

Mutter und von Trauer und Müdigkeit überwältigt, ſchlief er ein.

Seliges Loos der Kindheit, deren Wehe noch die ſtille Nacht des Schlummers in Vergeſſenheit einwiegt!

Der Weg ging faſt immer durch den Wald, zuerſt bis Mühringen, dann durch das liebliche Eiachthälchen und den Badeort Imnau; Ivo ſah von allem dem nichts, erſt als man die Haigerlocher Steige hinanfuhr, erwachte er und ſchreckte wahrhaft zuſammen, als er da unten die Stadt von dem ſenkrecht ſteilen Bergen umdrängt ſah, es kam ihm Alles wie ein Wunder vor.

Es tagte, und die Kälte wurde eine Weile empfindlicher, denn es iſt, wie wenn beim Aufgang der Sonne die kalte Nacht ſich von der Erde erhöbe und mit verſtärkter letzter Kraft die irdiſchen Geſchöpfe anhauche. In Hechingen im Rößle kehrte man ein, ein junges Mädchen ſtand unter der Thüre des Wirthshauſes.

Ivo mochte an Emmerenz denken, denn er ſagte: „Mutter eſſen wir jetzt das Geitle?“

„Nein, in Gamerdingen machen wir Mittag und da laſſen wir uns auch ein Süpple dazu kochen.“

Der ſonnenhelle Tag im ſchönen Killerthale, die wechſelnden Gegenſtände, das fremde Leben der rauhen Alb heiterten Ivo auf, und als er eine große Rinderheerde auf der Weide ſah, ſagte er zu Näzi: „Verſorg nur auch meinen Stromel gut.“

„Da iſt nicht mehr viel zu verſorgen, dein Vater hat ihn an den Buchmaier verkauft, der wird ihn dieſer Tage holen und ins Joch eingewöhnen.“

Ivo kannte die Lebensſtufen im Schickſale der Thiere zu gut, um hierüber eine Betrübniß zu empfinden, er ſagte daher nur: „Beim Buchmaier hat er's gut, der iſt rechtſchaffen gegen Menſch und Vieh, der wird ihm nicht zu viel zumuthen; und der ſpannt ja auch die Ochſen nicht ins Doppeljoch, da hat jeder ſein beſonderes, das plagt ſie nicht ſo arg, da können ſie ſich doch regen."

Die Sonne neigte ſich ſchon zum Untergehen, als man in das Donauthal kam; Nazi ſchien beſonders aufgeräumt, er erzählte mit zurückgebogenem Kopfe allerlei drollige Streiche von dem nahe gelegenen Munderkingen, dem man das Gleiche nacherzählt, was man ſonſt den Schildbürgern aufbürdet; Ivo lachte aus voller Seele und er ſagte einmal: „Ich wollt' wir könnten ein ganz Jahr lang miteinander in der Welt herumfahren." Das hatte aber jetzt ein Ende, denn man war vor Ehingen angelangt.

Ivo fuhr zuſammen und faßte die Hand ſeiner Mutter feſt.

Man ſtellte in der Traube, nicht weit von dem Kloſter, ein.

Kaum hatten ſich unſere Reiſenden an einen Tiſch geſetzt, als es zur Veſper läutete, die Mutter ſtand auf, winkte den beiden Knaben, ſie gingen mit ihr zur Kirche.

Es liegt eine tiefe Macht in der allverbreiteten Sichtbarkeit der katholiſchen Religion: wohin du wanderſt und wo du dich niederläßt, überall ſtehen hohe Tempel, offen für deinen Glauben, deine Hoffnung, deinen Gott, überall knieet die Gemeinde andächtig nach denſelben Heiligthümern aufſchauend, dieſelben Worte im Munde, dieſelben Zeichen führend; überall biſt du unter Brüdern und Kindern des einen heiligen ſichtbaren Vaters zu Rom.

Der katholiſche Glaube, in ſeiner ſtrengen ungetheilten Einheit und Allverbreitung, zeigt dir überall Säulen und Hallen, getragen von Namen deines Herrn, und im Hauſe deines Gottes findeſt du überall dein Heimathhaus und den gleichen Eingang zu deiner ewigen Urſtänd.

So lag die Mutter Chriſtine mit den beiden Knaben im andächtigem Gebete vor dem Altar, ſie wußten nicht mehr, daß ihre Heimath weit weg, die Hand des Herrn hatte den Kommenden eine ſelige Heimath auferbaut.

Feſt und innig, gottvertrauend nahm die Mutter ihren Sohn an die eine, den Waiſenknaben an die andere Hand, und ging mit ihnen zum Kloſter.

Hier war überall ein buntes Hin- und Herrennen, Trachten aus allen katholiſchen Gegenden des Landes waren hier zu ſchauen.

Nachdem der Famulus am Eingange des Kloſters die Zeugniſſe eingeſehen und wieder zurückgegeben, wurden die drei zum Director geführt; dieſer war ein alter grämlich ausſehender Mann, er ſagte auf alle die Reden der Mutter Chriſtine nur: „gut, gut, ſchon recht;“ er hatte heute ſchon ſo gar viel anhören müſſen, daß man es ihm nicht verübeln konnte, wenn er wortkarg war.

Ivo zupfte ſeine Mutter am Rocke und ſie bat nun, daß der „Herr Hochwürden“ erlauben möchten, daß ihr Sohn noch heute Nacht mit ihr im Wirthshauſe ſchlafe.

Nach einer Weile ſagte der Mann: „Meinetwegen, aber morgen früh vor der Kirche muß er da ſein.“

Bartel nahm einen ſehr wortreichen Abſchied von der Frau Chriſtine, der arme Knabe war es gewohnt, oft guten Leuten zu danken, und er konnte es ſo meiſtermäßig wie eine Litanei; er folgte willig dem Famulus in ſein Zimmer.

Ivo ſprang und hüpfte fröhlich, da er nun noch bei ſeiner Mutter bleiben durfte, und er plauderte mit ihr noch lange in die Nacht hinein.

Ein klarer Sonntag im eigentlichen Sinn des Wortes leuchtete des andern Morgens. Schon eine Stunde vor der Kirche ging Ivo an der Hand ſeiner Mutter nach dem Kloſter, der Nazi ging hinter drein mit dem Gepäcke und dem Bündel für Bartholomä.

Die Mutter half Ivo nun ſeine Sachen in den bereitſtehenden Schrank einräumen und zählte ihm Alles vor, oft blickte ſie aber traurig umher, da ſie ſah, daß zwölf Knaben hier in einer Stube hauſen mußten.

Es läutete auf der Kloſterkirche, Mutter und Sohn trennten ſich, denn dieſer mußte ſich zu ſeinen Kameraden geſellen.

Nach der Kirche ging die Mutter zur Frau Speiſemeiſterin, das war doch eine Frau, mit der konnte man doch eher reden; ſie bat ſie, ihrem Ivo doch mitunter etwas zwiſchen der Zeit zu geben, der Bub vergeſſe ſonſt daran, ſie wolle ja gerne Alles doppelt vergelten.

Ivo durfte noch eine Weile vor dem Eſſen zu ſeiner Mutter ins Wirthshaus, auch der Frau Traubenwirthin legte die ſorgſame Mutter ihren Sohn ans Herz, ſie ſolle ihm immer geben, was er wolle, Alles pünktlich aufſchreiben, und es werde richtig bezahlt werden. Die geſchäftige Wirthin verſprach Alles, obgleich ſie wohl wußte, daß ſie nichts für ihn thun konnte.

Bei Tiſche aß Ivo mit gutem Appetit, er wußte ja, d ſeine Mutter bei ihm war; nach dem Eſſen aber ging er betri zur Traube zurück, denn jetzt kam der ſchwerſte Abſchied; er gi in den Stall zu Nazi, der eben den Falb aufſchirrte.

„Gelt, Nazi," ſagte er, „du bleibſt mir auch ein gu Freund."

„Kannſt darauf ſchwören, wie auf's Evangelium," wiederte dieſer, dem Pferde das Kummet über den Kopf ſch bend, er kehrte ſich nicht um, denn er wollte ſeine Rührun verbergen.

„Und du grüßſt mir auch alle Leut' die nach mir fragen."

„Ja, ja, g'wiß, gräm dich nur nicht ſo, daß du jetzt nin mehr daheim biſt; das iſt noch ein fröhlich Abſchiednehmen, wen man ſo zurückdenken kann, daß daheim Leut ſind, die einen vo Herzen gern haben und denen man nichts Leids gethan hat" – die Stimme Nazi's ſtockte, die Kehle war ihm wie vertrockn und es drückte ihn im Halſe; Ivo merkte von alle dem nicht denn er fragte:

„Und die Tauben, gelt, die gibſt nicht weg, bis ich wiede komm'?"

„Kein Federle kommt weg, geh' jetzt aber 'nein zu deine Mutter, wir müſſen fort, ſonſt iſt morgen der Tag auch hin ſei nur fröhlich und laß dich's nicht zu arg keien *, das Ehinge iſt ja auch nicht aus der Welt. Huuf Falb;" er führte das Pfer an das Wägelchen und Ivo ging zu ſeiner Mutter.

Als er ſie ſo jämmerlich weinen ſah, unterdrückte er ſeinen Schmerz und ſagte:

---

* keien, ſo viel als verdrießen.

„Müſſet nicht ſo jammern, das Ehingen iſt ja nicht aus der Welt und bis Oſtern komm ich wieder, da wollen wir aber luſtig ſein, hui!"

Schmerzlich preßte die Mutter ihre Lippen zwiſchen die Zähne, dann beugte ſie ſich zu Ivo nieder, umfaßte ihn und küßte ihn und „bleib fromm und gut," das waren die letzten Worte, die ſie hervorſchluchzte; dann ſtieg ſie auf den Wagen, der Falb zog an, das Thier ſchaute ſich nochmals um, als wollte es auch von Ivo Abſchied nehmen, der Näzi winkte noch einmal mit dem Kopfe, und fort raſſelten ſie.

Ivo ſtand da, die Hände in einander gelegt, geſenkten Hauptes; als er den thränenſchweren Blick emporrichtete und nichts von ſeinen Lieben mehr ſah, da trieb es ihn mit zauberiſcher Gewalt, er rannte dem Wägelchen nach durch die Stadt, da ſah er es von ferne auf der weißen Straße dahineilen, er blieb ſtehen, er kehrte in die Stadt zurück, da waren alle Menſchen ſo froh und zu Hauſe, nur er war fremd und traurig. Draußen aber auf dem Wägelchen nahm die Mutter ihr „Nuſter" * in die Hand und betete: „Liebe heilige Mutter Gottes, du weißt was Mutterliebe iſt, du haſt es in Schmerzen und Freuden empfunden, beſchütze mein Kind, es iſt mein Herzblättchen, und wenn ich eine Sünde damit thue, daß ich ihn ſo lieb hab', laß die Schuld mich entgelten und nicht ihn." — —

Als Ivo in das Kloſter zurückkam, mußte er ſogleich wieder in die Mittagskirche, aber er konnte dießmal keine Andacht finden, er war zu abgemattet, ſein Herz zitterte zu ſehr; er war zum erſtenmale in der Kirche ohne zu wiſſen, daß er darinnen

---

* Von pater noster, ſo viel als Roſenkranz.

ſei: gedankenlos ſang, gedankenlos hörte er. Schon in dieſem einzigen Umſtande liegt ein Ergebniß der nunmehr eintretenden Lebensweiſe, die eigene Willensbeſtimmung trat zurück, der Befehl und das Geſetz herrſchte.

So ward nun das Leben unſeres Ivo ein geſetzmäßiges ſtrenges Einerlei, und wenn wir den Verlauf eines Tages kennen, kennen wir die anderen alle.

Die Knaben ſchliefen in großen Sälen unter Aufſicht eines Repetenten.

Morgens halb ſechs Uhr wurde geläutet, der Famulus kam, zündete die an der Decke hängende Laterne an, und nun mußte Alles in die Kirche zum Gebet; dann ging es zum gemeinſamen Frühſtück, worauf die Privatarbeit begann, bis um acht Uhr, da der Unterricht ſeinen Anfang nahm; von dieſem ging es zum gemeinſamen Tiſche, nach welchem man eine Stunde „Recreation“ hatte, d. h. unter Aufſicht ſpazieren ging. Nach dem hierauf fortgeſetzten mehrſtündigen Unterrichte durften die Knaben eine Weile im Hofe ſpielen, aber auch hier fehlte das offene Auge des Aufſehers nicht; wie ſchon der beſchränkte Raum die Unfreiheit anzeigte, ſo war dieſe auch inmitten des „freien“ Spiels: nirgends eine ſelbſtgeſchaffene ungebundene Freude, und vor Allem nie ein ſtill in ſich gehegtes Alleinſein.

Zu Hauſe war Ivo wie das Kleinod der Familie gehalten worden: wenn er in der Stube bei ſeinen Büchern ſaß, ſorgte die Mutter behutſam, daß ſich kein Lärm und kein Geräuſch in ſeiner Nähe finde, faſt Niemand durfte die Stube betreten, und es war, als ob drinnen ein Heiliger geheimnißvolle Wunder vollführe; hier aber, wenn es nach dem Nachteſſen nochmals zur Privatarbeit ging, regte ſich bald da bald dort einer und piſperte wenn auch nur leiſe, Ivo konnte ſich nicht enthalten darauf hinzuhorchen und er arbeitete läſſig.

Wer es weiß, welch' eine unergründliche Macht oft die Seele durchdringt, die einſam mit ſich in ihren eigenen Gedanken ſich ſpiegelt, oder fremde Gedanken in ſich aufnimmt, wer jenen lautloſen Geiſtesverkehr kennt, der ſich ſtill ausbreitet, wie die Blume ſich geräuſchlos entfaltet, der wird den Schmerz Ivo's mit empfinden, daß er nun gar nicht mehr allein war: er gehörte nicht mehr ſich ſelber, er gehörte unaufhörlich einer Genoſſenſchaft an.

Um neun Uhr läutete es wieder zum allgemeinen Gebet, worauf Alles ſich zur Ruhe begeben mußte.

Erſt jetzt wurde Ivo ſich ſelber wieder gegeben, und er flüchtete ſich in Gedanken zu den ſeinigen, bis der Schlaf Alles zudeckte.

So kam ſich Ivo in den erſten Tagen wie verkauft vor, denn nirgends war mehr freier Wille, Alles Verordnung und Gebot; eine grauſame Erfahrung ſtand vor ſeiner Seele: die Unerbittlichkeit des Geſetzes.

Es iſt eine folgerechte Anordnung jeglichen äußerlich feſtbeſtimmten Kirchenthumes, daß es ſchon frühe ſeinen Zöglingen die Fruchtbarkeit des freien Willens ausſchneidet, und all ihr Thun und Denken in die unbeugſamen Geſetze einjocht. —

Die höchſte Aufgabe der Bildung iſt aber die Erziehung zur Pflicht, zur Erfüllung des Geſetzes, das wir in der Erkenntniß finden.

Voll Trübſal ging Ivo umher, und es bedurfte nur eines harten Wortes, um die Thränen aus ſeinen Augen hervorzulocken; das merkten ſich einige loſe Kameraden und ſie neckten ihn auf allerlei Weiſe, es waren mitunter rohe häßliche Geſellen, die, aus einem niedrigen Hausweſen gekommen, ſich bei der guten Koſt und der Fürſorge für Alles behaglich fühlten; ſie merkten, daß Ivo eckel ſei und ſprachen bei Tiſche allerlei eckelerregende Dinge, ſo daß Ivo oft ohne einen Biſſen zu eſſen aufſtand.

Die Vorſorge der Mutter bei der Speiſemeiſterin kam ihm jetzt ſehr zu ſtatten.

Das Vielregieren erzeugt überall ein Umgehen des Geſetzes, das die Wächter ohne ſtrenge Ahndung hingehen laſſen müſſen, und ſo hatten mehrere Knaben außer dem, was ſich wie durch eine geheime Ueberlieferung forterbte, bald allerlei Schliche und Winkelzüge zu größerer Freiheit erſonnen; Ivo aber nahm keinen Antheil daran, eben ſo wenig als an den geheimen Poſſen, die man mitunter den Lehrern und Aufſehern ſpielte, er war ſtill und allein. —

Der Brief an ſeine Eltern mag uns ſeine Lage zeigen, er lautet:

„Liebe Eltern und Geſchwiſter! —

„Ich wollte nicht eher ſchreiben, als bis ich mich hier eingewöhnt hatte, ach! ich habe in dieſen drei Wochen ſo viel erlebt, daß ich wähnte, ich würde ſterben; wahrlich! wenn ich mich nicht geſchämt hätte, wäre ich wahrhaftig wieder heim gelaufen. Ich dachte oft daran: es ging mir, wie unſerer Algäuerin, die fraß auch nichts, bis ſie ſich an das andere Vieh gewöhnt hatte. Wir haben hier gutes Eſſen, jeden Tag, außer Freitag, Fleiſch, und am Sonntag auch Wein. Die Frau Speiſemeiſterin that mir viel Gutes; zu der Traubenwirthin darf ich nicht hingehen, da der Beſuch von Wirthshäuſern uns unerlaubt iſt. Ach! wir ſind überhaupt ſehr ſtreng gehalten — — wir dürfen nicht einmal allein

„ſpazieren gehen, Mittags eine halbe Stunde; o! wenn ich nur
„auch als Flügel hätte, daß ich zu euch hinfliehen könnte. Am
„liebſten iſt mir's, wenn wir auf den Weg ſpazieren gehen, wo
„wir hereingefahren ſind, da denke ich an die grüne Zukunft — —
„wo ich auch dieſen Weg in die Vakanz gehe. Es iſt hier auch*
„ſehr kalt, ſchicke mir doch ein wollenes Unterwamms, liebe
„Mutter, vorn auf der Bruſt grün ausgeſchlagen. Es friert
„mich hier viel mehr, als da ich nach Horb ging, da konnte ich
„machen, was ich wollte; hier bin ich gar nicht mein eigen, ach!
„mir iſt der Kopf oft ſo ſchwer von Weinen, daß ich wähne,
„ich würde krank werden. Liebe Mutter, betrübe dich aber
„nicht zu ſehr, es wird ſchon beſſer gehen, und ich befinde
„mich auch ſonſt recht wohl; ich muß aber doch mein Herz vor
„dir ausſchütten. Ich will gewiß recht fleißig ſein, da wird mit
„Gottes Hülfe Alles gut gehen; ich vertraue auf ihn, auf unſern
„Heiland, auf die heilige Mutter Gottes und auf alle Heiligen,
„es hielten es ja auch ſchon Andere vor mir aus. Seid alſo
„recht vergnügt, habt einander recht lieb! denn wenn man fort
„iſt, da fühlt man's, wie lieb man ſich haben ſoll, während man
„bei einander iſt; ich wäre jetzt gewiß nie ſtreitig oder unzufrieden,
„und das liebe Gretle würde mich nicht mehr zanken.
„Lebet wohl, grüßet mir alle gute Freunde, ich bin euer lieber
„Sohn. Ivo Bock."

Postscriptum. „Liebe Mutter, es kam auch ein neuer Repetent
„an, nämlich des Schneider Michels Gregor, er hat aber
„nicht ſeine Schweſter, ſondern eine fremde Perſon bei ſich;

---

* Hier war frigor ad durchgeſtrichen.

„macht, daß der Schneider Michel an ihn ſchreibe, er ſolle ſich „um mich annehmen."

„Lieber Nazi, ich grüße dich von Herzen, ich denke auch recht „oft an dich. Man ſieht hier faſt lauter blaues Algäuer Vieh, „und wenn ich einen Bauer auf dem Felde arbeiten ſehe, möchte „ich immer gerade hinſpringen und ihm helfen. Der Speiſe„meiſter hat auch Tauben, aber er thut ſie alle ab auf den „Winter! — Der Bartel wohnt nicht mit mir auf einer Stube, „er iſt ſehr zufrieden, er hat es nie beſſer gehabt; er hat keine „ſo liebe gute Mutter und auch keinen ſo Vater, wie ich. „Wenn ich nur einen rechtſchaffenen Kameraden hier hätte! —

„Man darf hier auch Beſuche Abends in Familien machen, „es gehen Viele dahin, aber ich kenne Niemand hier, ach Gott! „wenn ich in Nordſtetten wäre — — —

„Verzeihet mein ſchlechtes Schreiben, ach Gott! wenn ich „bei euch wäre, es liegt mir noch vieles auf dem Herzen, ich „will aber jetzt ſchließen, es läutet zum Schlafengehen, denket „auch recht oft an mich!"

Dieſer Brief machte einen gewaltigen Eindruck im elterlichen Hauſe, die Mutter ſteckte ihn in ihre Taſche und las ihn ſo oft, bis er in Stücke zerfiel; immer aber wenn ſie an Worte kam, wie: „ich dachte, ich that, ich konnte", ſchaute ſie ein wenig vom Blatte auf, ihr Kind war ihr hierin ſo fremd, dann aber beſann ſie ſich wieder, daß der Brief eben von einem „G'ſtudirten" ſei, und daß der Pfarrer in der Predigt ja auch ſo ſpreche; ein beſonderes Kreuz waren dann noch die vielen Gedankenſtriche, die konnten ſo gar Vieles enthalten.

Der Nazi erbot ſich alsbald, eine ganze Nacht hindurch nach

Ehingen zu laufen, um dem Ivo die gewünſchten Sachen und Nachricht zu bringen.

Das Walpurgle, die ſchöne Näherin, wurde nun in's Haus genommen, die Mutter gab ihr das Beſte zu eſſen und zu trinken; es war ihr, als ob das dem Wämmschen zu gute käme, und dann ſagte ſie oft: „ſpar nur nichts, es iſt für meinen Ivo.“

Weihnachten war nicht fern, und ſo wurde für Ivo Hutzelbrod gebacken, das mit Kirſchwaſſer geknetet und mit Hutzeln * und Nüſſen angefüllt war; dieſes, nebſt vielem Obſt, einigem Geld und andern Sachen wurde in einen Sack gepackt, und ſpät am Abend ging Nazi damit durch das Dorf hinaus.

Ivo wollte ſeinen Augen kaum trauen, als er auf dem Mittagsſpaziergange den Nazi mit einem Zwerchſacke daher kommen ſah; als aber Nazi winkte, ſprang er ihm entgegen und fiel ihm um den Hals, viele Knaben kamen herbei und ſtanden verwundert umher.

„Bock,“ fragte einer „iſt das dein Bruder?“

Ivo nickte bejahend, er wollte nicht ſagen, daß der Nazi nur Knecht ſei.

„Da muß dein Vater ein ſteinalter Bock ſein,“ ſagte ein anderer Knabe, Alle lachten; der Clemens Bauer aber, ein Knabe aus dem Hohenlohiſchen, ſagte: „pfui, ſchämt euch, ihr Neidhämmel, ihr ſolltet euch mit freuen, daß der ſo eine Freud' hat;“ er lief nun ſchnell zu dem Repetenten, der als Aufſeher mitging, und Ivo erhielt durch ihn die Erlaubniß, allein mit Nazi heimzukehren.

---

* Gedörrte Birnen und Aepfelſchnitten.

Ein ſeliges Entzücken leuchtete aus dem Antlitze unſeres Ivo, das war ein rechtſchaffener Bub; der Gedanke dämmerte durch ſeine Seele, daß er durch ſeinen Nazi auch zu einem Freunde kommen werde.

An der Hand des alten Freundes ging er nun zurück, ſeines Redens und ſeiner Freude war kein Ende; als nun gar noch die Sachen ausgepackt wurden, jauchzte er hochauf; er legte ſogleich einiges zurück für den guten Clemens, aber auch einem jeden ſeiner Stubenkameraden theilte er bei ihrer Rückkehr etwas mit.

Nazi hatte auch einen Brief an des Schneider Chriſtles Gregor mitgebracht, Ivo trug ihn ſogleich hin und Gregor bat ihn, öfter zu kommen, und ihm alle ſeine Anliegen mitzutheilen.

Abends durfte Ivo zu Nazi in's Wirthshaus, ſie konnten gar nicht fertig werden mit Reden und Fragen; als es zum Gebet läutete, ging Nazi noch mit bis an das Kloſter.

Wie von einer freundlichen Hand getragen, faſt ſchwebend ging Ivo die Kloſtertreppe hinauf, er fühlte ſich jetzt weit mehr hier zu Hauſe, da ſein ganzes Nordſtetten zu ihm hergekommen war, indem es ihm ſeinen liebſten Geſandten geſchickt hatte; auch hatte er jetzt einen Gönner und einen Freund, Alles das durch den guten lieben Nazi.

Von nun an war das Leben unſers Ivo ein durch Fleiß, Heiterkeit und Freundſchaft gehobenes; ſeine Mutter ließ, wie man ſagt, keinen Vogel vorbeifliegen, ohne ihm etwas an ihren Sohn mitzugeben, und wie es dieſem in ſeinem Schranke faſt nie an etwas beſonderem fehlte, ſo hatte er auch ſtets in ſeinem Herzensſchreine irgend eine heimliche Freude. Alles um ihn her gewann ein ſchöneres Leben, wozu beſonders auch die Ermunterung des Clemens viel beitrug, dennoch ſchloſſen ſich die beiden nicht ſo raſch einander an, wie man hätte vermuthen ſollen; es bedurfte hiezu eines außerordentlichen Ereigniſſes. Die anderen Knaben aber, da ſie ſahen, daß Ivo bei dem Repetenten Haible, ſo hieß Gregor, viel galt, ließen ihn fortan ungekränkt, und bewarben ſich ſogar um ſeine Gunſt.

Eine beſondere Freude gewann auch Ivo durch die Erlernung der Muſik.

Man richtete ein möglichſt vollſtändiges Orcheſter für die Kirchenfeierlichkeiten ein, Ivo wählte das Waldhorn, und gelangte bald zu einer ziemlichen Fertigkeit.

Der Direktor wollte einſt den Knaben, die ein bloſes Kaſernenleben führten, wieder etwas Familien-Häuslichkeit zu koſten geben; er lud daher in der Religionsſtunde die zwölf erſten, wozu auch Ivo gehörte, auf einen Abend zu ſich ein. Dieſe Eröffnung wurde als Befehl angeſehen, und nach der Reihenfolge ihrer Plätze in der Klaſſe traten die Knaben, ein jeder ſich vielmal verbeugend, Abends ein.

Der Direktor lebte mit ſeiner alten Schweſter zuſammen; es wurde nun Thee bereitet, und die Scholaren griffen ſchüchtern zu.

Dem guten alten Manne ſelber war das Familienlebe ſchon längſt abhanden gekommen, ſtatt daher die Knaben nach ihrer Heimath und dergleichen zu fragen, ſprach er mit ihnen von den Büchern und dem Studium; nur einmal, als er einen luſtigen Spaß aus ſeiner Jugend erzählte, wie nämlich zwei Blätter in ſeiner Bibel zuſammengeklebt waren, und er ſich nicht zu helfen wußte, lief ein halblautes Kichern durch die Reihe der Knaben;

der Direktor aber knüpfte ſogleich die Lehre daran, daß, wenn man etwas in der Bibel nicht recht verſtehe, einem noch irgendwo ein Blatt zugeklebt ſei.

Als es neun Uhr läutete, ſagte er: „So, jetzt zum Nachtgebet;“ alles ſtand auf und betete, dann ſagte er: „Gute Nacht“ und die Knaben trollten ſich fort; ſie hatten wenig Familienleben bei dem Direktor gehabt.

So verging für Ivo der Winter. Oft war er auch ſehr betrübt, wenn er die Knaben aus der Stadt Schlitten fahren oder Schneeballen werfen ſah; als aber draußen der Schnee ſchmolz und die erſten Triebe ſich in der Natur regten, da zitterte ſein Herz mit den Pulſen, die draußen die Erde belebten; es drängte auch ihn hinaus in die freie ſonnige Heimath.

8.

Die Vacanz.

Schon mehrere Wochen vor der Oſtervakanz hatte kein Knabe mehr ſeine Gedanken recht bei dem Lernen; alles hüpfte und ſprang, wenn es an's Nachhauſegehen dachte.

Ivo und Clemens gingen auf Spaziergängen oft Hand in Hand, und erzählten einander viel von der Heimath.

Clemens war der Sohn eines Schreibers, er hatte keine heimiſche Kindheit gehabt, da ſein Vater ſchon zum drittenmale in eine fremde Stadt verſetzt worden war.

Am Abend vor der Vakanz war großes Packen auf allen Stuben, wie vor einem Manöver; am Morgen aber mußten noch alle Knaben in die Kirche, und ſo laut ſie auch ſangen, ſo war ihr Denken und ihre Sehnſucht doch mehr nach ihrer irdiſchen Heimath gerichtet, als nach ihrer himmliſchen.

Ivo nahm herzlichen Abſchied von Clemens, und nach der Fuhrmannsregel hielt er zuerſt kurzen Schritt, obgleich es ihn zur höchſten Eile drängte. Bartel begleitete ihn, er ging zu einer Baſe; er war ein läſtiger Gefährte, denn wo unſer Herrgott einen Arm herausſtreckte, wollte er einkehren, Ivo willfahrte ihm erſt in Untermarchthal, wo ſich ihr Weg ſchied. Glücklicherweiſe traf hier Ivo jüdiſche Pferdehändler aus Nordſtetten, ſie hatten eine große Freude mit ihm, die er von ganzem Herzen erwiederte, ſie waren eben zur Abreiſe bereit und Ivo konnte mehrere Stunden mit ihnen fahren; er fragte nun nach Allem, was im Dorfe vorgegangen war, und er hörte von Geburt, Heirath und Tod; Ivo dachte, daß dieſe drei die Parzen des Lebens ſeien, und ohne an dem überzähligen Fuß zu ſtraucheln, zitirte er ſtill vor ſich hin.

Clotho colum retinet et Lachesis net, et Atropos occat.*

Als es bergan ging, zogen die reiſenden Handelsleute ihre Gebetriemen aus einem Beutelchen und legten ſie um Stirne und Arm, aus kleinen Büchern verrichteten ſie ſodann ihr langes Morgengebet; Ivo verglich die Athemwolken, die ihrem ſchnell bewegten Munde entſtrömten, mit dem Rauchopfer in der Bibel, denn er achtete jedes Glaubensbekenntniß, und beſonders das jüdiſche als das uralt ehrwürdige; er blickte auch in das offene Gebetbuch ſeines Nebenmannes und freute ſich, daß er auch ebräiſch leſen konnte, der Betende nickte ihm ſtill aber freundlich zu.

---

* Clotho hält nur den Rocken, und Lacheſis ſpinnet und
Atropos ſchneid't ab.

Ivo bewunderte die Fertigkeit, mit der dieſe Leute das Ebräiſche ſo ſchnell weg laſen, ſchneller als der Direktor ſelber.

Als Ivo herzlich dankend vom Wägelchen abſtieg, um ſeinen Weg zu Fuße weiter zu gehen, mußte er ſeinen Landsleuten verſprechen, heute nicht mehr ganz nach Hauſe zu gehen, damit er nicht krank werde; ſtill ſeine Schritte fördernd, lobte Ivo innerlich ſein liebes Nordſtetten, in dem alle Menſchen ſo gut waren, Chriſt und Jud, Alles Gleich.

So ſehr auch die Gedanken Ivo's immer zu Hauſe waren, ſo merkte er doch auf Alles, und machte ſogar manche allgemeine Betrachtung; mehrmals, als er von ferne die Thurmſpitze eines Dorfes erblickte, dachte er: „Es iſt doch ſchön, daß man von jedem Dorfe die Kirche zuerſt ſieht; da weiß man gleich, da ſind Chriſtenmenſchen bei einander, und ihr ſchönſtes und beſtes Haus gehört Gott.“

Ein andermal bemerkte er: „Wie prächtig iſt's, daß die Obſtbäume ſo rings um jedes Dorf ſtehen, ſie ſind die beſten Freunde von den Menſchen: zuerſt kommt der Menſch, dann das Vieh, dann die Obſtbäume, die brauchen den Menſchen auch noch, er muß ſie äugeln, pfropfen und raupen. Es iſt doch wunderbar, da rings herum iſt Alles Gras und klein Gewächs, und da auf einmal geht ein großer Stamm weit in die Luft hinein, und da hangt Alles voll Blueſt.“ *

---

* Blüthe.

O wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth darauf ein Menſch zu ſein,
Drum will ich bis ich Aſche werde,
Mich ſeiner ſchönen Schöpfung freu'n."

Ivo ſtand ſtille, die heilige Offenbarung von der Größe und Allmacht Gottes hatte ſich vor ihm aufgethan.

Wenn nun auch die Seele unſers Ivo ſo in ſich begnügt war, ſo ſchloß er ſich doch manchem Reiſenden an, der mit ihm des Weges ging; die Leute gewannen Alle ſchnell Zutrauen zu ihm, ſein freundliches Gemüth lag auf ſeinem Antlitze, und er war ganz glückſelig, daß überall lauter gute freundliche Menſchen waren.

Es war Nacht als unſer Reiſender in Hechingen anlangte, und ſo nur noch fünf Stunden von Hauſe entfernt war; er fühlte ſich zwar nicht ſehr müde, ja er hätte noch die ganze Nacht durch laufen können, aber er dachte an ſein Verſprechen, dann wollte er auch bei hellem Tage nach Hauſe kommen. „Dunkel war's, als ich wegging," ſagte er als er in der Herberge hinter dem Tiſche ſaß, „hell iſt's, wenn ich wieder komme;" er war ſogar ſo eitel, daß er wünſchte, ſein elterliches Haus läge am andern Ende des Dorfes, damit er mit ſeinem grünen Studentenränzchen durch das ganze Dorf hätte gehen und Aufſehen erregen können.

Die Sonne leuchtete längſt in vollem Glanze als Ivo erwachte, das war ein fröhlicheres Erwachen als bei der Kloſterlaterne; es war ein ſchöner Tag, ein echter Jubeltag für die Vögel in der Luft und die Blüthen auf den Bäumen.

Ivo wünſchte ſich nur auch Flügel zu haben, und er ließ wenigſtens ſeine Kappe in die Luft fliegen; raſch ſchritt er des Weges dahin, plötzlich aber hielt er inne, ſetzte ſich an einen Rain, und die Worte aus 2. Buch Moſes C. V. ſprechend: ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, auf dem du ſteheſt, iſt heiliger Boden," entkleidete er ſeine Füße; hurtig, wie ein unbeſchlagenes Füllen, ſprang er dahin, es ging ja jetzt erſt recht der Heimath zu; bald aber merkte er, daß er im Kloſter das Barfußgehen verlernt hatte, die Lippen vor Schmerz zuſammenpreſſend und ſeine Füße wieder bekleidend, dachte er an den ſchönen Vers in Pſ., der Herr wird ſeine Engel vor dir herſenden, damit dein Fuß an keinen Stein ſtoße.

In Haigerloch kaufte Ivo zwei röſche* Faſtenbretzeln, die eine für ſeine Mutter, und die andere für — Emmerenz; „ſie hat dir ja auch das Geitle geſchenkt," entſchuldigte er ſich bei ſeinem geiſtlichem Gewiſſen; er machte gerne den Umweg und ging der Landſtraße nach, denn er fürchtete in ſeiner Herzensfreude zu verirren, er wollte ganz ſicher ſein; auch hatte er ſo eine größere Strecke durch das Dorf zu gehen, als wenn er von Mühringen kam.

Je näher es nun der Heimath zuging, um ſo lichter wurde es für Ivo, um ſo mehr hob er in ſtillem Jubel die Arme empor; manchmal aber fürchtete er auch, es wäre gar nicht möglich, daß er heim käme, die Freude wäre zu groß, er müſſe vor irgend einem Unglücke oder dem Uebermaße des Entzückens auf dem Wege erliegen; dann ſetzte er ſich oft nieder, um neue Kraft zu ſammeln.

---

* röſch, ſo viel als hartgebacken.

Die Leute hatten Unrecht, daß ſie von Haigerloch aus nur zwei Stunden rechneten, „den Weg hat der Fuchs gemeſſen, und hat den Schwanz dazu gegeben, das ſind ja mehr als acht Stunden,“ dachte Ivo.

Als er nun endlich aus dem Empfinger Wäldle heraustrat und ganz Nordſtetten vor ihm lag, da ſtand er eine Weile ſtill, die Hand an das Kinn gelegt.

O Heimath! du heiliger trauter Ort, da klopfen die Pulſe, da zittert das Herz: da iſt der Boden, da ſind die Wurzeln des Daſeins, zauberiſcher Athem haucht ringsum, durch die Gaſſen hin zieht die entſchwundene Kindheit, und Augen, längſt geſchloſſen, ſchauen freundlich zu dir nieder; ſei geſegnet! ſei geſegnet du ſtille Heimath!

Nicht weit vom Buchhofe ſah Ivo ſeinen Stromel an einem Pfluge ackern, er ſprang ſchnell herzu, fragte den Knecht, ob der Stromel gut ſei, und freute ſich ſeines Lobes; das Thier aber ſchien ihn nicht mehr zu kennen, es beugte ſeinen Kopf unter dem Joche erdwärts. Gern hätte ihm Ivo etwas gegeben, und er war nahe daran, ihm eine Bretzel vor die Schnauze zu halten, aber er ſchämte ſich und ging furbaß.

An der Ziegelhütte begegnete ihm des Hansjörgs Peter, der Einäugige, er reichte ihm traurig die Hand und ſagte: „Der Conſtantin iſt ſchon geſtern kommen.“

Von allen Leuten bewillkommt ging Ivo weiter, Alles heimelte ihn an, was da lebte und was in ſtiller Ruhe ſtand, jeder Zaun, jede Holzbeige ſchaute ihn traulich an und erzählte ihm vergangene Geſchichten; als er ſein elterliches Haus anſichtig wurde, zitterte es vor ihm, denn die Freudenthränen ſtanden ihm im Auge.

Die Emmerenz ſaß mit des Schullehrers Kind unter dem Nußbaume; als ſie ihn erblickte, ging ſie ihm nicht entgegen, ſondern ſprang in das Haus und rief laut: „der Ivo kommt, der Ivo kommt!“

Die Mutter ſtand am Waſchzuber, ſie eilte ſchnell die Treppe hinab, trocknete ihre Hände an der Schürze und umarmte ihren lieben Sohn; auch der Vater, das Gretle, die Brüder, Alles kam fröhlich herbei, und die Mutter hielt ihren Arm um den Nacken ihres Sohnes und trug ihn faſt ins Haus.

Nun kam auch die Emmerenz herbei und ſagte: „Ich hab's gewußt, daß du heut' kommſt, der Conſtantin iſt ja ſchon geſtern kommen; geltet Bas, ich hab ihn doch zuerſt geſehen,“ ſetzte ſie vergnügt, zu der Mutter gewandt, hinzu.

Nun kam auch endlich der Naz̃i, und nach herzlichem „Grüß Gott,“ zog er Ivo die Schuhe aus und brachte ihm ein Paar Pantoffeln.

Unſerm Fremden kam die elterliche Stube ſo nieder vor, er war an die hohen Kloſterzimmer gewöhnt; ſich gewaltig reckend, wollte er mit ſeinen Armen nach der Decke hinaufgreifen, das war doch noch zu viel, obgleich er erſtaunlich gewachſen war.

Die Mutter bereitete nun ſchnell für Ivo eine Suppe und einen Pfarrersbraten, ſo nennt man nämlich einen Pfannkuchen, weil dieß die gewöhnliche Koſt iſt, die man den Gäſten in den Pfarrhäuſern ſchnell vorſetzt.

Ivo gab ſeiner Mutter die Bretzel und ging dann zum Nazi in den Stall, die Thiere erkannten ihn wieder: beſonders die Algäuerin drehte ihm die Stirne zu, und ließ ſich gar gerne von ihm zwiſchen den Hörnern krauen.

„Hoſt mir denn gar nichts gekrohmt *?" fragte Nazi lächelnd, Ivo langte in die Taſche und gab ihm ſtill die noch übrige Bretzel; er ward hiedurch auch von den Zweifeln befreit, ob er nicht Unrecht thäte, wenn er der Emmerenz etwas mitbringe; als er aber wieder in die Küche zurückkam, hörte er wie die Emmerenz ſagte:

„Nu Bas, was krieg i denn für e Bäckebrod **?"

„Nimm die Bretzel, die er mit gebracht hat, du wirſt nichts dagegen haben Ivo, ich nehm's für genoſſen an, aber ich kanns nimmeh gut beißen."

Gerne willigte Ivo ein, die Emmerenz hatte nun doch 'was von ihm; es verdroß ihn aber ſehr, daß ſie alsbald dem ſchreienden Kinde die Hälfte davon abgeben mußte. Ueberhaupt nahm er viel Aergerniß an dem Kinde, das ſchon ſo groß war, und das Emmerenz noch immer herumſchleppen mußte, ſo daß es oft ausſah, als müßte ſie das Uebergewicht erhalten und umſtürzen; er ſagte daher mit gewichtigem Ernſt:

„Du thuſt eine Sünd Emmerenz, an dir und an dem Kleinen, wenn du's auf den Arm nimmſt; das Kind hat ſtarke Füß', es kann laufen und muß es lernen, und du ſchleppſt dich krumm."

Emmerenz ſetzte ſogleich das Kind nieder, und nahm es, trotz des Schreiens, nicht mehr auf den Arm; der Ivo war ja jetzt ein junger Pfarrer, und er hatte ja geſagt, es ſei eine Sünd.

Dieſe Zurechtweiſung im Dienſtverhältniß war faſt die einzige

---

* Ein Mitbring von der Reiſe heißt „Krohm," Kram.

** Botenlohn für Verkündigung einer guten Botſchaft.

Theilnahme, die Ivo während der ganzen Vakanz an Emmerenz bezeigte; er glaubte, ſie vor ſeinem Gewiſſen wohl verantworten zu können, mehr aber nicht. Das Mädchen ſah ihn oft fragend an, wenn er ſich ſo gar nichts um es kümmerte; nur einmal in einer guten Stunde fragte er noch:

„Wo haſt denn dein' Katz?"

„Narr, denk nur, der Pfannenflicker, der Hundskaspar, der hat ſie geſtohlen, hat ihr die ſchöne ſchwarze Haut abgezogen, und das gut Minzchen gefreſſen."

Nachmittags genoß Ivo die volle Ehre des Willkomms bei einem großen Theile des Dorfes, er hielt ſich bei allen Leuten gerne auf; es that ihm wohl, daß er nun ein ſo weit gereiſter Menſch war, daß Alle auf ihn zukamen, ihm die Hand gaben und ſein gutes Ausſehen bewunderten; aber nicht blos Eitelkeit verklärte ſein Antlitz, noch ein höheres Gefühl ſtrahlte darauf: er empfand den höchſten Genuß darin, daß die Leute alle ſo eine recht innige Freude mit ihm hatten, das innerſte Streben ſeines Herzens fand eine wohlige Befriedigung.

Wie „heimlich" war es dann Ivo Abends wieder, als er zu Hauſe lag, als ſeine Mutter zu ihm kam und ihn ſorgfältig zudeckte.

Weiße Weihnachten, grüne Oſtern, das war dieſes Jahr eingetroffen. Andern Tages war Oſterſonntag, Alles ſchien doppelt hell und grün, Ivo ſtand wieder wie vordem unter dem Nußbaume, an dem die bräunlich zarten Blätter noch ſcheu in ſich zuſammengehüllt waren; er betrachtete wieder mit alter Luſt ſeine Tauben, aber er ſang nicht mehr, das ſchickte ſich nicht für ihn.

Nach der Mittagskirche machte ſich Ivo auf den Weg, um nach Horb zu gehen. Draußen im Scheubüß, an des Paule's Garten, ſaßen mehre Frauen auf dem Brückenmäuerchen bei den Trauerweide, deren Aeſte in allerlei Bogen verwachſen ſind; ſie ſtanden Alle ehrerbietig auf, als Ivo freundlich grüßte, eine aber trat auf ihn zu, und nachdem ſie ihre Hand mehrmals an der Schürze abgerieben hatte, reichte ſie ihm dieſelbe; wir kennen ſie noch wohl, obgleich ſie ſehr gealtert iſt, es iſt die Mutter Marei.

„Grüß Gott Ivo,“ ſagte ſie, „du biſt recht gewachſen, ich ihrze dich nicht, bis du einmal im Seminar zu Rottenburg biſt.“

„Ihr dürfet allfort du ſagen, Bas.“

„Nein, nein, das geht nicht.“

Die anderen Frauen kamen auch herbei und betrachteten den jungen Hairle, aber keine redete ein Wort, ſo ſcheu waren ſie vor ihm.

„Wie geht's dem Mathes und dem Aloys in Amerika?“ fragte Ivo.

„Guck, das iſt brav, daß du an ſie denkſt; mein Aloys hat mir erſt wieder geſchrieben: du weißt, er iſt ſchon lang geheirath't mit der Mechtild', du kennſt ſie wohl, da des Matheſen vom Berg; ſie haben auch ſchon zwei Kinder, ich möcht' ſie nur ein gotzig's * mal ſehen. Man iſt doch wie halb geſtorben, wenn man ſo verdammt weit von einander iſt; ich muß meinem Mathes und meinem Aloys ſeine Kinder ſehen, und die Söhnerin **, die Amerikanerin, die kenn' ich ja noch gar nicht. Meine Buben ſchreiben mir allfort, ich ſoll kommen und kommen; ja, wenn's nur nicht ſo grauſam weit wär' nach dem Amerika; ſie wollen mich in Havre de grace abholen, und wenn's Gottes Wille iſt, geh ich nach Pfingſten mit Auswanderern von Rexingen fort. Wenn mich unſer Herrgott zu ſich nehmen will, weiß er mich ſchon zu finden, wo ich bin, gelt, ich hab recht?"

---

* einziges, von Gott, dem einzigen.

** Schwiegertochter.

Ivo nickte bejahend, und Marei, ein ſorgfältig eingewickeltes Papier aus der Taſche holend, ſagte: „Guck, das iſt der neu' Brief, du thätſt einen Gottslohn, komm mit 'rein, lies mir ihn noch einmal vor; ich kann nicht Geſchriebenes leſen, unſer Schullehrer, dem iſt's überleid, und der Judenſchullehrer hat mir ihn auch ſchon dreimal vorgeleſen; es iſt aber ein Wort darin, das können ſie all' beide nicht 'rausbuchſtabiren, du biſt g'ſtudirt, du kannſt's g'wiß."

Ivo ging mit Marei in ihr Haus, die anderen Frauen folgten erſt ſchüchtern, dann aber herzhaft nach, und ſetzten ſich ſtill horchend.

Ivo las, und es wird wohl manchem alten Freunde des Tolpatſch lieb ſein, mit zuzuhören:

Nordſtetten in Amerika am Ohiofluſſe
den 18. October 18—

„Liebe Mutter. Da ihr nicht wiſſet wie mir's geht, ſo will ich's euch ſchreiben. Ich hab's euch von Anfang als gar nicht geſchrieben, wie hart mir's gegangen iſt; das iſt jetzund mit Gottes Hulf vorbei. Ich hab' als gedenkt: was braucht ſich dein Mütterle auch noch zu grämen, ſie kann dir doch nicht helfen, und da hab ich Alles in mich 'nein verſchluckt, und hab' gepfiffen und dabei recht geſchafft." —

Hier hielt Ivo einen Augenblick inne, er ſchien ſich das zur

Lehre zu nehmen, dann fuhr er fort: „Nun, jetzt iſt Alles im Stand, es iſt kein' Kleinigkeit, wenn man ſich ſo ein Haus bauen und alle Aecker zum erſtenmal umzackern muß, und neane* kein Hulf und kein Rath von keinem Menſchen; jetzt ſieht's aber bei mir aus, ſchöner als beim Buchmaier. Es hat Armſchmalz gekoſtet, wir ſind aber doch geſund, und das iſt das Beſt'. Viele von unſeren Landsleuten ſind hier und haben's ärger als drüben, und müſſen an der Straß ſchanzen; es gibt hier gar viel Verführer, wenn man ans Land kommt, die einem, was nicht was, vorſchwätzen, bis man keinen rothen Heller mehr im Sack hat, und darnach: haſt mich geſehen, fort ſind ſie. Es gibt recht ſcheinheilige Menſchen, hüben und drüben; die Ueberfahrt, die putzt nur den Magen aus aber die Seel' nicht. Wir haben aber von dem Dampfſchiffmann in Mainz ein' gute Anweiſung gehabt an eine Geſellſchaft von braven Männern, von lauter Deutſchen, die einem umſonſt Weg und Steg zeigen, und Alles auf's beſt rathen; von uns iſt keiner verunglückt. Saget das doch allen denen, wo noch 'rüber wollen, ſie ſollen keinem trauen als dem Mann und der Anweiſung. Von Anfang, wie ich als ein bisle von meinem Führer weggangen bin, allein in Neuyork 'rum, bis der Mathes kommen iſt, da iſt mir's oft g'rad geweſen, wie wenn ich unter lauter Vieh wär'; verzeih mir's Gott, das waren ja auch Menſchen, ſie haben aber ſo mit einander gewelſcht, wie der Franzoſenſimpel, der Sepple von der Froſchgaſſ', der ſchwätzt auch Holderdipolderle, es iſt aber engliſch geweſen, was ſie mit einander ſchwätzen; ich kann jetzt auch ein bisle, es iſt oft grad wie deutſch, man muß nur ein Maul dazu machen, wie wenn man an einem unzeitigen Apfel die Zähn' verſchlagen hätt'. Es ſind noch viel mit uns geweſen, aber der ein' iſt da der ander dort hin; das iſt nichts, wir Deutſchen ſollten auch ſo zuſammenhalten. Ich hab ſonſt immer als nur die Württemberger für meine Landsleut' gehalten, aber hier heißt man uns Alle Deutſchen, und wenn jetzt einer aus dem Sachſenland kommt, da iſt er mir g'rad', wie wenn er vom Unterland wär. Geltet, ich ſchreib da Sachen, die ihr nicht möget? aber mir gehen die Gedanken ſo oft im Kopf 'rum, daß ſie, eh ich mich verguck', 'rausplotzen.

---

* nirgend.

Nun muß ich euch was anders ſagen. Habt ihr nicht ſchon aufgemerkt, daß ich da oben Nordſtetten hingeſchrieben hab? Ja, ſo iſt's und ſo bleibts; ich hab einen Stock, nicht weit von meinem Haus, hingeſteckt, mit einer Tafel, und darauf hab ich mit großen Buchſtaben hingeſchrieben: Nordſtetten. Es wird ſchon kommen, daß noch mehr Leut' ſich hier anbauen, und da bleibt der Nam'; da bauen wir dann ein' Kirch, grad wie die daheim, ich hab ſchon das Bergle dazu da, grad 'rüber von meiner Scheuer, wir heißen's ſchon jetzt das Kirchbergle. Da laſſen wir hernach einen Pfarrer von drüben kommen, und meine Aecker, die haben auch alle Namen von daheim. Ich und mein Mechtild wir ſchwätzen oft Abends davon, wie das einmal ausſehen wird; wenn wir's auch nicht mehr verleben, nachher verleben's unſere Kinder und Kindskinder, und ich bin nachher halt doch die Urſach davon. Wenn nur einer von denen Nordſtetter G'ſtudenten dann 'rüber käm' als Pfarrer, er hätt's hier gut, aber im Feld ſchaffen müßt' er auch. Wir wählen uns hier ſelber den Pfarrer, wir nehmen den, der uns am beſten gefällt, wir laſſen uns keinen vom Conſiſtore aufbinden; da ſpielen die Pfarrer auch nicht die Herren gegen uns, hier iſt Alles gleich, ſie ſind halt grad wie wir auch, nur daß ſie eben geſtudirt haben und geweiht ſind; wir haben drei Stund' von hier einen, der iſt von Rangendingen gebürtig. An meinem Haus haben ſich auch gleich Schwalben angebaut, ich hab vergangenen Herbſt einer ein Zettele angehängt, und hab darauf geſchrieben: „Grüß Gott an alle drüben," und meinen Namen darunter; ich dummer Kerl hab gemeint, ſie käm nach Nordſtetten, und da iſt ſie wieder kommen, da iſt auf einem Zettel geſtanden Χαῖρε, ich hab' noch Niemand fragen können, was das heißt, es iſt grad wie wenns Kalbe * hieß, das wär doch ſchändlich."" —

„Weißt du vielleicht, Ivo, wie's heißt?" fragte Marei.

„Ja wohl, Chaire, es iſt griechiſch und bedeutet: ſei gegrüßt."

Die Frauen ſchlugen die Hände zuſammen vor Erſtaunen über die große Gelehrſamkeit Ivo's.

„Wo hat denn die Schwalb' überwintert?" fragte Marei wieder.

„Wahrſcheinlich bei den Feuerländern," erwiederte Ivo, und las nach einer Pauſe weiter:

„„Ich hab daheim gar nicht gewußt, daß die Lerchen ſo ſchön ſingen, denket nur einmal: hier zu Land gibts gar keine, und auch keine Nachtigallen; aber andere viel ſchöne Vögel, auch hat's ſchöne Fichten und Eichbäum' und noch andere prächtige Bäum', die geben ein Staatsholz.

Liebe Mutter. Ich hab das da ſchon vor acht Tag geſchrieben, und wie ichs ſo überlug, ſag ich: ei du ſchreibſt Lariſari, aber

---

* Kalb, ſo viel als Lump, Schuft.

mir iſt's alleweil, als wie wenn ich bei euch ſitzen thät vor des Schmied Jakoben Hans, am Brunnen, und da gehen die Leut vorbei und ſagen: „heut ihr gute Roth?“ und da iſt mir das Herz ſo voll, und ich weiß nicht was ich zuerſt ſagen ſoll. Wir ſind Gottlob alle recht geſund, das Eſſen und Trinken ſchmeckt uns wohl und ſchlägt gut an; wir haben alle unſere Kleider von drüben weiter machen müſſen, es iſt gut, daß die Mechtild das Nähen gelernt hat.

Wenn ich als einen guten Biſſen eſſ', denk' ich: wenn nur auch dein Mütterle da wär, da thät ich das Beſt' neben 'nauslegen und thät ſagen: da Müttele, da müßtet ihr 'reinlangen, da liegt ein herzig's Bröckele, und es thät [illegible] gewiß weidlich bei mir ſchmecken.

Unſer Baſche, der gerathet prächtig, es hat ihm noch kein Bröſele gefehlt; ach Gott! wenn das klein Mareile noch leben thät, das wär bis nächſte Michaeli ein Jahr alt, das iſt ein gar lieb Engele geweſen; es war doch erſt drei Wochen alt, aber wenn man's gerufen hat, da hat's einen ſo geſcheit angeſehen, und hat einem nach den Augen gegriffen. Auf Allerſeelen laſſen wir ihm ein eiſern Kreuz ſetzen, ach du lieber Heiland! das Kind iſt jetzt im Himmel, und das iſt doch erſt das recht' Amerika.

Ich muß euch noch mehr von meinem Hausweſen ſchreiben, ich darf nicht ſo viel an das Kind denken, es geht mir ſo zu Herzen; ich ſag, wie der Pfarrer geſagt hat: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt.

Wenn uns nur Gott jetzt Alles geſund bei einander erhält. Unſer Herrgott hat mich auch noch immer mit dem Vieh glücklich erhalten, es iſt uns noch keines gefallen, Alles kerngeſund, un das iſt mir eine beſondere Freud', daß das Vieh hier allewe genug zu freſſen hat. Ich werd's mein Lebtag nicht vergeſſe was die Futterklemme ein Kreuz und ein Elend geweſen iſ gerad ſelben Sommer eh ich zum Militär kommen bin, wo faſt kein Hälmle Futter geben hat; wiſſet ihr noch, wie's einem da um's Herz geweſen iſt, wenn man Morgens aufgeſtanden iſt, und hat dem Vieh nur viertelsſatt zu freſſen geben können, und hat zuſehen können wie ihm das Fleiſch abgefallen iſt? Ich hätt oft vor Waitag * verlaufen mögen, ſo ein Thierle iſt anbunden, und kann nicht ſchwätzen und deuten, und muß ſich Alles gefallen laſſen; hier geht das Vieh faſt das ganze Jahr auf die Weid und hat alleweil vollauf, und es iſt mir noch nicht vorgekommen, daß ich hab eins ſtechen müſſen, weil es zu viel gefreſſen hat. Drüben, weil ſie das ganze Jahr im Stall ſtehen, freſſen ſie bis ihnen der Bauch aufſpringt, wenn ſie einmal an einen Kleeacker kommen; und wie's beim Vieh geht, ſo geht's auch bei den Menſchen: die müſſen drüben auch im Stall ſtehen, vom Schultheiß und dene Amtleut anbunden, bis ſie ellenlange Klauen kriegen, daß ſie nimmeh laufen können, und wenn ſie einmal ausreißen oder man's 'nausläßt, werden ſie toll und voll. Das hat einer in einer Volksverſammlung ganz ſchön ſo ausgelegt. Mutter! das iſt was ſchön's, ſo ein' Vokllsverſammlung, das iſt grad wie wenn man in der Kirch wär; aber nein, es iſt doch nicht ſo, denn da red't ein Jeder, wer nur kann und mag, da gilt Alles gleich. Gucket, ich will's euch verzählen, wie das iſt, aber ich kanns doch nicht recht; ich muß euch nur noch ſagen,

---

* Wehe.

daß unſer Mathes ein Hauptſprecher iſt, dem gebts vom Maul weg, wie dem beſten Pfarrer; ſie haben ihn auch ſchon in die Abtheilung gewählt, er gilt viel, und der Nam' Mathias Schorer, das iſt ein Wort, vor dem Alle Reſpeckt haben. Ich hab aber auch ſchon einmal vor alle Leut' geſprochen, ich weiß gar nicht: von Anfang hat mir ein biſle das Herz pupppert, nachher iſt mir's aber grad geweſen, wie wenn ich zu euch reden thät, ſo frank von der Leber weg; ſie haben ſich da drum geſtritten, es 'iſt ein Deutſcher, ein Württemberger, oder wie man's hier heißt, ein Schwab ankommen, er iſt Offizier geweſen, und der König hat ihn begnadigt; er hat ein' Verſchwörung angeſtif't gehabt unterm Militär, und hat nachher alle ſeine Kameraden verrathen, hier hat er ſich für ein Freiheitsmann ausgeben, da iſt aber ein Brief von drüben 'rüber gekommen, daß er dem Teufel vom Karren gefallen und für den Galgen zu ſchlecht ſei; da haben ſie lang geſtritten, ob er bei uns hier Offizier werden kann, da hab ich endlich geſagt: Zu der Haue kann man einen Stil finden, er ſoll einen Brief beibringen von ſeinen Kameraden, daß er den Braven an ihnen gemacht hat; ich kann's nicht glauben, daß ein Württemberger ſo ſchlecht iſt, daß er zuerſt den König, und nachher noch einmal ſeine Kameraden verrath't; und das iſt auch d'ſchloſſen worden wie ichs geſagt hab. Wie ich aber den Mann mit ſeinem Geſicht wieder angeſehen hab, da hab ich denkt: das letzt' hättſt können bleiben laſſen, der ſieht ja aus wie wenn er die Geis geſtohlen hätt'.

Ich bin auch Offizier bei der Nazenalmiliz, ſo was man bei uns Leutnant heißt; weil ich beim Militär geweſen bin und die Sach gut verſteh, haben ſie mich dazu gewählt. Wir wählen uns hier ſelber die Offizier, hier iſt Alles frei. Der Schultheiß von Nordſtetten iſt doch nur Feldwebel geweſen; wenn ich heim kommen thät, nein, ich thät mich doch nicht als Offizier anziehen, ich bin ein freier Bürger, und das iſt mehr als Offizier und General, ich tauſch mit keinem König. Mutter! es iſt ein prächtig Land das Amerika, ſchaffen muß man, und das recht tüchtig, aber darnach weiß man auch warum; die Zehnten und Steuern nehmen nicht den Rahm oben 'runter. Ich leb' hier auf meinem Hof, da hat mir kein Kaiſer und kein König was zu befehlen, und vom Preſſer weiß man hier gar nichts; du lieber Gott! wenn ich dran denk, wie der mit einem langen Zettel in der Hand, mit ſammt dem Schütz durch's Dorf gangen iſt, und die Leut in den Häuſern haben geheult und geſchrieen und die Thieren zugeſchlagen, und da hat der Preſſer einen zinnernen Teller, einen Kupferhafen, eine Pfann und eine Schabeslamp von einem armen Juden zum Schultheiß tragen. Es iſt ein Kreuz, daß das Elend bei uns ſo iſt, ich mein', das könnt' und müßt anders ſein. Ich möcht' aber doch keinen dazu aufſtiften, 'rüber zu kommen; es iſt kein' Kleinigkeit, ſo weit weg von daheim zu ſein, wenn man's auch noch ſo gut hat. Allbot überkommt mich ein Jammer, daß ich mich vor mir ſelber ſchäm', da möcht' ich grad Alles aufpacken und fort nach Deutſchland; einmal muß ich's noch ſehen, ſo lang mir ein Aug offen ſteht, ich kanns nicht ſagen wie mir's iſt, aber ich verzwazel * oft ſchier, und möcht' oft grad heulen wie ein Schloßhund. Ich weiß wohl, das ſchickt ſich nicht für einen Mann, aber ich kann nicht anders, und vor euch brauch ich mich ja nichts ſchämen; ich glaub als, es iſt eigentlich nur der Jammer

---

* verzwazeln, ſo viel als verzweifeln, ſpöttiſch gebraucht.

nach euch, ſchon mehr als tauſendmal hab ich ſo vor mich hin geſagt: wenn nur auch mein Mütterle da wär, mein gut, gut Mütterle, wenn ſie nur einmal dort auf der Bank geſeſſen hätt, da thätet ihr euch freuen mit denen großen Milchhäfen, und o du lieber Heiland! mit meinem Baſche, und mit dem, wo jetzt auf dem Weg iſt. Wenn ich euch was leid's than hab, verzeihet mir's, es hat euch g'wiß kein Menſch auf der Welt lieber als ich.

Ich hab ein bisle ausſchnaufen müſſen, und ſchreib jetzt weiter; es iſt doch ein' ſchöne Sach, daß wir ordentlich ſchreiben und leſen gelernt haben, ich dank's euch tauſendmal, daß ihr uns recht dazu angehalten. Ihr müſſet aber nicht denken, daß ich traurig bin, freilich bin ich nimmeh alleweil ſo luſtig wie vor Zeiten, ich bin halt auch älter und hab viel erfahren; aber manchmal bin ich doch ſo froh, und hab Alles ſo gern auf der ganzen Welt, daß ich pfeifen, ſingen und tanzen kann. Manchmal thut mir's als noch ein bisle weh, wenn ich an etwas denk, aber ich mach' Brrr! und ſchüttel mich wie ein Gaul, und fort muß es; ich und mein' Mechtild wir leben wie zwei Kinder, und unſer Baſche, der hat Knochen ſo feſt und ſtark, wie ein jung's Kalb, und Fleiſch wie ein Nußkern.

Am Sonntag, wenn wir zur Kirch' fahren, da nehmen wir uns Salz mit und was man ſonſt noch braucht, und mein Mechtild hat geſagt, Wir holen uns auch himmliſch Salz, aus der Meſſ' und der Predigt, und damit ſalzen wir unſer' Seel; die Mechtild macht oft gar ſchöne Rathſel und Gſpäß. Wir haben uns auch ein Ritterbuch gekauft, von dem Rinaldo Rinaldini, das iſt ein gar grauſelige Räuberg'ſchicht, und das haben wir ſchon mehr als zehnmal geleſen, und wie ich vorlängſt verſchlafen bin, iſt die Mechtild kommen, und hat das Lied geſungen, und hat mich g'weckt. Weil ich grad von Lieder red', hätt' ich eine Bitt', ihr müſſet mich aber nicht auslachen.

Gucket, wenn man ſo in der weiten Welt draußen iſt, und allein für ſich ſingen ſoll, da merkt man erſt, wie man von ſo viel Lieder blos den Anfang kennt und das andere hat man eben blos ſo denen anderen im Tralatel nachg'ſungen, und da möcht' man ſich ſchier den Kopf 'runter reißen, weil einem das Ding nicht einfallen will, aber man kriegts halt nicht 'raus; es geht einem mit vielen Dingen ſo, man meint, man kenn's, bis es einmal heißt: jetzt Alterle, jetzt mach's allein.

Nun hätt' ich die Bitt', aber dürfet mich nicht auslachen, laſſet euch alle Nordſtetter Lieder vom alten Schullehrer aufſchreiben, ich wills ihm gern gut bezahlen; geltet, ihr vergeſſet's aber nicht und ſchicket mir's oder bringet's mit, wenn ihr kommet.

Ich muß euch auch noch was erzählen. Denket nur einmal Mutter, ich ſitz am Dienſtag vor drei Wochen an meinem Wagen und mach' die Deichſel zurecht — man kann hier nicht all' Ritt zum Wagner ſpringen, da muß man Alles ſelber machen — wie ich nun ſo da ſitz', da hör ich auf einmal: „Biſt fleißig, Aloys?“ ich guck auf, wer ſteht da? des langen Herzle's Kobbel * der bei der Gard' geweſen iſt; wir ſind ſonſt nicht die beſten Freund' geweſen, aber ich hab nicht dran denkt und bin ihm um den Hals gefallen, und hab ihn ſchier verdruckt, ich glaub, wenn der Jörgli käm, ich thät ihm auch die Hand geben, er käm' ja von Nordſtetten.

---

* Jakob.

Ich hab Alles im Haus zuſammen gerufen und hab einem welſchen Hahn den Kragen abgeſchnitten; der Kobbel hat mit mir gegeſſen, wie ein anderer Menſch auch, die Geſetz' von denen Eſſensſpeiſen, die ſind für die alt Welt und nicht mehr für die neu.

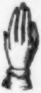
Der Kobbel iſt acht Tag bei mir blieben und hat mir helfen ſchaffen im Feld, er kann's ſo gut wie ein Chriſt; das hat mir rechtſchaffen gefallen, daß er einſieht: für einen Soldaten, der Ehr im Leib hat, ſchickt ſich's nicht mehr mit dem Zwerchſack 'rumzulaufen; er will ſich hier herum Aecker kaufen, ich bin ihm dazu behülflich, ich muß auch meine lieben Juden von Nordſtetten hier haben, ſonſt iſt es gar kein rechts Nordſtetten; darnach wird er auch zur Nazenalmiliz gehen, er kann mit der Zeit auch Offizier werden, hier fragt man keinen nach ſeinem Glauben, wenn der Menſch nur brav und geſund iſt. Abends ſind wir als zuſammen geſeſſen, ich, mein' Mechtild, mein Schwäher und mein' Schwieger und ihre Buben und Mädle und der Kobbel, und da haben wir Lieder von daheim geſungen; es iſt mir g'rad g'weſen, wie damals, wo das Marannele mit ſeiner neuen Kunkel kommen iſt; ihr müſſet aber nicht meinen, daß ich oft an das Marannele denk, ich hab mein Mechtild rechtſchaffen gern und ſie mich auch, ich wünſch', daß alle Leut' einander ſo gern hätten und ſo gut hauſen thäten.

Nun von wegen eurem Kommen, ich mag nicht zu arg bitten, der Mathes wird euch Alles da drüber ſchreiben; aber wenn's möglich wär, nein, ich will ja nicht bitten. Der Kobbel ſagt mir, daß unſer Xaver zu des Zimmermann Valentins Gretle geht; das wird ſich auch nicht vor der Ueberfahrt fürchten und wird mit ihm gehen; es iſt jetzt eins, Nordſtetten hüben oder Nordſtetten drüben.

Schreibet auch bald Antwort, ſchicket den Brief nur wieder an den Mathes, der kommt öfter nach der Stadt.

Nun wünſch' ich von Herzen wohl zu leben, denket auch als einmal an mich; mein Mechtild und mein Baſche und meine Schwiegereltern grüßen auch von Herzen. Mein Schwieger hat mein'n Baſche gelernt, wenn man ihn fragt: wo iſt denn deine andere Ahne? hernach ſagt er: drüben auf dem Schwarzwald. Ich verbleibe euer getreuer Sohn

Aloys Schorer."



Ich reich' euch meine kleine Hand
Hinüber in das ferne Land.

Das iſt die Hand von meinem Baſche, ich hab ſie abzeichnet, liebe Mutter, grad wie er ſie auf's Papier gelegt hat, weil noch Platz da geweſen iſt." "

Ivo ſollte nun auch noch den Brief vom Mathes leſen, aber er verſprach dies auf ein andermal, und von der dankenden Mutter, die ihre Thränen trocknete, bis an die Thüre geleitet, machte er ſich auf den Weg.

Draußen vor dem Dorfe ſah er ſeine Schweſter Gretle mit dem Xaver nach der Wieſe gehen, er wußte jetzt warum ſeine Schweſter immer ſo ſtreitſüchtig und mißmuthig war: der Vater wollte ihre Bekanntſchaft mit dem „Amerikaner," wie er Xaver betittelte, nicht dulden.

Mit einem Hops hoch in die Luft ſpringend, ſchüttelte Ivo die ganze Laſt der Standeswürde von ſich ab; er ſprang und ſang wie ehedem, immer über die Steinhaufen am Rande der Straße hinweghüpfend.

Der Brief des Aloys hatte einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht, er ſah hier ein durch tüchtige Arbeit und Selbſtändigkeit beglücktes, ein rechtſchaffenes Leben in der eigentlichen Bedeutung des Worts; zum erſtenmal wurde es ihm recht klar: wie bei dem Studiren die Körperkraft ſo brach liegt und darum oft ſo eine prickelnde Unruhe in allen Glieder ſitzt, wie die Müdigkeit da kein ſo angenehmes Gefühl bietet, als nach körperlicher Anſtrengung; er dachte daran, daß er Pfarrer und zugleich Bauer in Amerika ſein wolle, und er dachte weiter, wie er ſeine Schweſter beſuche, von Hof zu Hof wandere, die Kinder lehre und in allen Häuſern ein gottſeliges Aufſchauen nach oben erwecke.

So kam er unter mancherlei Gedanken nach Horb, die Stadt erſchien ihm bei weitem nicht mehr ſo ſchön, als früher, die Häuſer nicht mehr ſo groß, er hatte jetzt ſchönere geſehen.

Der Kaplan war hocherfreut mit ſeinem Zögling, und die Frau Hanklerin, die krank im Bette lag, ſagte: das macht mich ganz geſund, daß du wieder da biſt; die Oberamtmanns-Söhne waren nicht mehr in der Stadt, denn wir erinnern uns, daß ihr Vater von der Vertegeſchichte her verſetzt worden iſt.

Es war ſchon Nacht geworden, als Ivo heimkehrte, im Dorfe traf er den Conſtantin, der, den einäugigen Peter an der Hand führend, mit den halbgewachſenen Burſchen ſingend durch die Straße zog; er lehrte ſie neue Lieder, und erzählte unter großem Gelächter allerlei Schliche und Schabernack, die er ſeinen Lehrern im Kloſter angethan hatte. Ivo ging eine Weile ſtill mit, vor ſeinem Hauſe aber ſagte er: „gut Nacht" und ging hinein.

Während der ganzen Vakanz war Iwo viel allein, er ſpazierte entweder einſam durch das Feld, oder übte ſich zu Hauſe auf dem Waldhorn, das er ſich von des Bäcken Konrad entlehnt hatte; die Mutter Chriſtine aber drängte ihn immer, er ſolle auch aus dem Haus gehen und nicht ſo immer daheim hinhocken; bisweilen ging er nun auch mit dem neuen Schullehrer über Feld, an Conſtantin ſchloß er ſich nur an, wenn er ihm nicht ausweichen konnte.

Ein großer Schmerz durchwühlte das junge Herz unſers Iwo, er ſah die nur halb verdeckte Zwietracht zwiſchen ſeinen Eltern; früher hatte er nichts davon bemerkt, er war ſtets inmitten aller dieſer Verhältniſſe aufgewachſen, er kannte ihre Mängel nicht, im Kloſter hatte er ſich ſodann das Leben zu Hauſe als ein paradieſiſches in ewigem Frieden hinfließendes, vor die Seele gezaubert; alles Herbe und Schroffe, wenn je etwas davon in ſeiner Seele gehaftet hatte, war vergeſſen. So, mit neuem Bewußtſein, mit einem gewiſſen Bilde der Vollkommenheit in ſein elterliches Haus zurückgekehrt, erſchien ihm Vieles darin verzerrt und zerriſſen, vielleicht ärger, als es war; er kam aus einem Hauſe, wo ſich Alles nach ſteten äußerlich feſtgeſtellten Geſetzen bewegte, da ging alles ohne Ueberlegung und Widerrede nach der Regel, wie ein Uhrwerk, und wenn ihn auch der Kloſterzwang ſehr bedrückte, ſo verſtand er es doch nicht, wie in einem freien Familienverbande, wo jedes nach eigener Beſtimmung für das Ganze handelt, manches Diſputiren und manche laute Zurechtſetzung ſtattfinden muß. War ihm daher das ganze laute Treiben des Hauſes, ja ſogar das ſtark betonte

Sprechen fremd, und ſah er die Leute verwundert an, ſo ſchüttelte er über die Art und Weiſe ſeines Vaters oft den Kopf. Wenn die Mutter zu den Planen Valentins von neuen Häuſer-[illegible]ten „auf den Verkauf" ſchwieg, ſchrie er: „da haben wir's wieder, du gibſt halt nie etwas auf das, was ich ſag, ob ein Hund bellt, oder ob ich ſchwätz, das iſt dir all' eins." Widerſprach ſie ihm, dann ſagte er ſchmerzlich: „Das iſt der alt' Tanz, was ich halt vorhab', iſt bei dir nicht recht." Behandelte ihn dann die Mutter ſanft, wie einen Gemüthskranken, und er merkte das, ſo fluchte er; war ſie dagegen ſtandhaft und feſt und ließ ſich nichts von ihm gefallen, ſo ſagte er: „Das iſt Gott bekannt, du lebſt eben nicht für mich, du lebſt für deine Kinder; gelt, es wär' dir recht, wenn ich ſterben thät?" und dann ſetzte er ſich hin, aß nicht und trank nicht und redete kein Wort, oder er ging ins Wirthshaus; er ließ ſich aber dort nichts zu eſſen geben, denn er wußte, daß das ſeine Frau kränke, weil die Leute darüber reden würden, er ging dann lieber hungrig zu Bette.

Mit unbeſchreiblichem Schmerze blickte Chriſtine bei derlei Vorkommniſſen auf ihren Ivo, ſie ſah alle die Qualen, die ihre Marterzüge auf ſeinem Antlitze ausbreiteten und ſie gab ſich noch mehr Mühe, Alles zu verhehlen und zu vertuſchen; die anderen Kinder waren ſolche Szenen mehr gewöhnt, es ging ihnen nicht mehr nahe.

Chriſtine ſah wohl, daß ſie ſich mit ihrem jüngſten Sohne beſprechen müſſe; ſie ſetzte ſich daher eines Abends vor ſein Bette und ſagte ihm: „guck, dein Vater iſt der rechtſchaffenſte Mann, den man finden kann, aber er hat eine unglückliche Natur, er iſt mit ſich ſelber unzufrieden, weil er halt manches verunſchickt* und nicht Alles nach ſeinem Kopfe geht; und da möcht' er dann grad, daß Andere allfort mit ihm zufrieden ſein ſollten. Wenn er ſieht, daß das nicht iſt, und das kann ja nicht ſein, da regt ſich ſein guter Geiſt noch mehr in ihm, und ich bins doch meinen Kindern ſchuldig, ich darf's nicht zugeben, daß Alles hinter ſich geht; ich für mein' Theil wollt' gern mein Leben lang trocken Brod eſſen, aber für meine Kinder darf ich's nicht zugeben, daß wir in fünf Jahren an Bettelſtab kommen und ſie unter fremden Leuten herumgeſtoßen werden. Guck, er hat keinen Menſchen auf der Welt lieber als mich, er gäb' gleich den letzten Tropfen Blut für mich hin, ich für ihn auch; aber er will eine Hypothek auf's Haus und die Güter machen und will mit dem Schreiner Koch Häuſer auf den Verkauf bauen, und das thu' ich nicht, da bringen mich keine zehn Gäul dazu, das iſt meine Kinder ihr Sach', ich muß als Mutter an ihnen handeln; wir ſind ſchon die reichen Leut nimmeh, und die Armen dürfen ja auch nicht drunter leiden, daß es nimmeh ſo bei uns iſt, die müſſen ihr Schenlaſche haben, und wenn ich mir's am Maul abſparen muß. Ja, lieber Ivo, laß dir das von deiner Mutter geſagt ſein: wie dirs auch geht, vergiß nur nie der Armen, das Korn auf der Bühne wächſt noch, wenn man davon hergibt, und unſer Herrgott geſegnet das Brod in der Schublade, daß es beſſer ſättigt. Gelt guter Ivo, du haſt dein'n Vater auch recht gern? er iſt der beſt' Menſch von der Welt, gelt, du hälſt ihn in Ehren? du biſt ſein Stolz, wenn er dir's auch nicht ſagt, er kann das nicht; wenn er vom Adler heim kommt, wo dich alle Leut ſo überaus loben, weil des Schneider Chriſtle's Gregor ſo gut von dir ſchreibt, da kann man ihn um einen Finger wickeln; nimm dir's nur recht vor, daß du dich gar nicht irr machen laſſen willſt, und ſei nicht betrübt. Was man ſich recht vornimmt, das kann man auch, glaub mir's.“

---

* vernachläſſigt, falſch macht.

Ivo nickte bejahend und küßte die Hand ſeiner Mutter, aber eine tiefe Schwermuth lagerte ſich auf ſeine Seele, das Paradies ſeines elterlichen Hauſes war vor ihm eingeſunken, nur ſeine Mutter ſchwebte noch wie ein Lichtengel darüber und einmal ſagte er ſich ganz leiſe: „ſie heißt nicht umſonſt Chriſtine, ſie iſt grad wie der Heiland, ſie nimmt mit Lächeln das ſchwerſte Kreuz auf ſich, will gar nichts für ſich, und Alles für Andere.“

So kam es, daß Ivo dem Ende der Vakanz mit weniger Schmerz entgegen ſah, als er bei der Heimkunft gedacht hatte.

9.

Die Freunde.

In der erſten Zeit als Ivo ins Kloſter zurückgekehrt war, überfiel ihn wieder das alte Heimweh; er machte ſich Vorwürfe, daß er die Vakanz nicht recht genoſſen habe, daß er ſich von Dingen verſtimmen ließ, die nicht einmal ſo arg waren, wie ſie erſchienen; aber er hatte ſich vorgenommen, es dem Aloys nachzuthun und ſeine Mutter nicht mit kläglichen Briefen noch mehr zu betrüben.

Dadurch, daß Ivo früher in Gedanken immer zu Haus war, hatte er ſich gar nicht in ſeine neuen Verhältniſſe und in das Zuſammenſein mit ſeinen Kameraden eingelebt; das ſollte jetzt anders werden.

„Man kann Alles, wenn man nur recht will,“ hat meine Mutter geſagt, „das ſoll mein Wahlſpruch ſein.“

Ivo und Clemens hatten ſich herzlich bewillkommt, die anderen Kameraden waren dabei, ein jeder hatte viel zu erzählen; Mittags auf dem Spaziergange blieben Ivo und Clemens wie auf eine geheime Verabredung zurück, und hinter einer blühenden Schlehdornhecke, wo es Niemand ſah, fielen ſie ohne ein Wort zu reden, ſich um den Hals und küßten und herzten ſich inniglich; die Lerchen jubelten hoch in den Lüften und die Schlehblüthen bewegten ſich von einem ſanften Winde. Freudverklärten Antlitzes, ein jeder ſeinen Arm um den Nacken des Andern geſchlungen, ſo kehrten ſie wieder auf die Straße zu den vorausgegangenen Kameraden zurück; Ivo ſagte nur aus einer langen innerlichen Rede heraus laut die Worte: „ſtill und heilig“ und ſchaute dabei in das hellleuchtende Auge ſeines Clemens, ſie reichten ſich ſchweigend die Rechte und hielten ſie feſt; dann ſchlug Clemens den Ivo und ſprang von ihm fort zu den Andern. Ivo verſtand wohl, daß ſie ihren geheimen Liebesbund ja recht ſicher vor den Anderen verbergen ſollten, ſie gingen dann mit den Anderen, aber bald ſuchten ſie ſich wieder und ſchlugen ſich neckend, nun ſuchte der eine dem andern zu entrinnen, dieſer ihn wieder einzuholen, ſo waren ſie wieder eine Weile allein und in ſcheinbarem Ringen drückten ſie einander innig ans Herz und „lieber Ivo,“ „lieber Clemens“ hieß es immer.

So erfinderiſch war ſchon dieſe junge plötzlich wie eine Knoſpe aufgebrochene Freundſchaft.

In dem Herzen der beiden Knaben war von nun an ein neues wonneſeliges Leben; Ivo hatte noch nie einen „Herzensbruder“ aus ſeinem Alter gehabt, Clemens hatte ſich bei den vielen Wanderungen ſeiner Familie, nur an ſeine ältere Schweſter angeſchloſſen.

Jetzt, wenn Ivo erwachte, ſchaute er freudig um ſich und ſagte: „guten Morgen, Clemens,“ obgleich dieſer in einem andern Zimmer lag; er war in der Fremde nicht mehr fremd, das Kloſter war kein Ort des Zwanges und des unerbittlichen Geſetzes mehr, er that Alles willig, denn ſein Clemens war ja bei ihm; nun brauchte er ſich nicht mehr vorzunehmen, fröhliche Briefe nach Hauſe zu ſchreiben, ſein ganzes Leben war nur ein hochgeſtimmter Freudenklang und die Mutter Chriſtine ſchüttelte oft den Kopf, wenn ſie ſeine hohen Redensarten las. Clemens, der zu Hauſe eine große Menge Ritterbücher und Mährchen geleſen hatte, eröffnete unſerm Freunde einen ganzen Zaubergarten voll Wunder; er machte ſich und Ivo zu zwei verwünſchten Prinzen, den Direktor zu dem Rieſen Goggolo, und eine Zeit lang redeten ſich die beiden Freunde immer in ihren Rollen an.

Die Welt der Wunder und der Mährchen, die das Räthſel des Daſeins durch neue ſelbſtgeſchaffene Abentheuerlichkeiten zu überbieten, und ſo gewiſſermaaßen die alltägliche Welt zu erklären ſtrebt, der ganze ſelbſtvergeſſene Taumel einer kindlich ſpielenden Phantaſie, war Ivo bisher fern geblieben; das, was ihm Nazi erzählt hatte, lehnte ſich noch zu ſehr an das rohe Feld- und Waldleben, wußte nichts von unterirdiſchen Schlöſſern aus lauter Gold und Edelſteinen; die Wundergeſchichten der Religion hatte Ivo mit kindlich gläubigem Gemüthe hingenommen, ſie waren ſchlicht und ernſt, nun aber eröffnete ihm ſein Freund die goldenen Thore der Phantaſie, und ſie luſtwandelten behaglich in den Zaubergärten und in den Städten unter dem Meere.

Die Schlehdornhecke ward von unſern Freunden als der heilige Freundſchaftsbaum betrachtet, nie gingen ſie vorüber, ohne ſich anzuſehen und dann nach der Hecke zu ſchauen; Ivo, den wir ſchon als bibelfeſt kennen, ſagte einmal: „Uns iſt es gerad gegangen, wie dem Moſes, dem iſt Jehovah im Dornbuſch erſchienen, der hat gebrannt und iſt doch nicht verbrannt. Jehovah, weißt du auch noch, was Jehovah heißt? Ich bin der ich ſein werde, das iſt das Futurum von Hava, gelt! auch im Futurum werden wir Freunde ſein, wie wir ſind?“

„Ich will dir einmal 'was erzählen,“ erwiederte Clemens; „es iſt einmal eine Prinzeſſin auf einer Inſel geweſen, die hat aber nicht wie die alte Bas in der Bibel Lea geheißen, ſondern Schleha, die hat auch keine rothe Augen gehabt, wie dieſell, ſondern ganz ſchöne dunkel dunkelblaue, die hat aber gar kein'n Dorn leiden können, das kleinſt' Dörnle war ihr ein Dorn im Aug, und wenn ſie ein's geſehen hat, da hat ſie gleich gottsjämmerlich geſchrieen: „o weh! das ſticht mich, ich ſpür's ſchon in meinen ſchönen dunkel dunkelblauen Augen;“ und da hat man auf der ganzen Inſel, Alles was Dornen gehabt hat, plutt abſchneiden und bis aufs kleinſt' Würzele 'naus ausgraben müſſen, und wie die Prinzeſſin geſtorben iſt, da hat man ſie begraben und zur Straf, weil ſie hat keine Dornen leiden können, ſind aus ihren zwei Augen 'raus zwei Dornhecken gewachſen, die tragen aber auch ganz ſchöne dunkel dunkelblaue Augen, wie die Prinzeſſin gehabt hat, und man heißt's auch Schleha.“

So beendigte Clemens mit triumphirendem Lächeln ſeine Erzählung.

Ivo betrachtete ihn mit heiterer Miene, ach! es war gar zu ſchön, was Clemens erzählte, wie eine glänzende Perlſchnur reihten ſich ſeine lieben Worte an einander; Alles, was doch der Clemens that und ſagte, war ſo ſchön, wie ſonſt gar nichts auf der weiten Welt.

Auf Veranlaſſung Ivo's hatten ſich's die Freunde gelobt, recht große Männer zu werden, und ſie eiferten ſich nun gegenſeitig zu dem ausdauerndſten Fleiße an, Alles wurde ihnen leicht, da ein jedes dem andern zu lieb handelte. Ivo ward ſogar von dieſer Zeit an über ein Jahr lang Primus, mit Clemens aber ging oft ſeine Phantaſie durch, Alles, was er ſah, regte ihn an, er vergaß dann das Nächſte, von den Lehrern gefragt, erwachte er oft wie aus einem Traume und gab zerſtreute Antworten.

Der geheime Bund konnte indeß den anderen Mitſchülern nicht lange verborgen bleiben; denn wie Liebende ſich oft lange für unbemerkt halten, während ſie ſich die offenkundigſten Zeichen der Zuneigung geben, ſo erging es auch unſern Freunden. Die hohe Stellung Ivo's machte, daß die hieraus entſtehenden Spöttereien und Neckereien nicht lange dauerten, ja es drängten ſich alsbald noch mehrere in den Freundſchaftsbund; aber die Pforten waren ſtreng geſchloſſen, beſonders Clemens wachte ſorgſam, und die Fremden zogen ſich bald zurück. Nur als Bartel ſich mit großer Unterthänigkeit zu den beiden geſellte und ſie offen um ihre Freundſchaft bat, da nahm ihn Ivo auf, er durfte ſich nun auf den Spaziergängen zu ihnen halten, ſo wie auch im Hofe und im Garten bei ihnen ſein. Der Bartel war, wenn er vollauf gegeſſen hatte, ein gar eifriger und wißbegieriger Knabe, er that gern Alles, um nur auch recht geſchickt zu werden und auch oben an zu ſitzen; ſo lieb er daher Ivo und Clemens hatte, ſo war ihre hohe Stellung doch auch mit ein Grund ſeiner Annäherung; in das innerſte Heiligthum ihrer Freundſchaft, das hatte ſich Clemens vorausbedungen, wurde jedoch Bartel nicht zugelaſſen.

Von ihren phantaſtiſchen Spielereien gelangten unſere Freunde auf ein anderes Gebiet, das ſich mehr der Wirklichkeit näherte, in dem hohen Schwunge ihres Strebens ſuchten ſie ſich nämlich erhabene Vorbilder, Ideale.

Man hatte einſt einen größern Spaziergang Blaubeuren zu unternommen, dort auf einem hohen Berge auf einem Felſenvorſprung, wo man das liebliche Thal der Blau überſchaut und ferne das Ulmer Münſter und die Donau erblickt, dort hatte Clemens angeordnet, wollten ſie ſich ihren Fund offenbaren.

Auf dem Vorſprunge des Berges ſaßen nun die drei Knaben und ſchauten hinaus in die endloſe Ferne.

„Wer iſt dein Ideal, Ivo?" fragte Clemens.

„Sixtus. Meine gute Mutter, die ſagt immer: man kann Alles erreichen, wenn man rechtſchaffen will, das hat der Sixtus auch gezeigt."

„Du willſt alſo auch Pabſt werden?"

„Wenn's geht, warum nicht? Ich will jetzt einmal."

„Und ich," ſagte Clemens, „ich hab mir einen viel unheiligern gewählt, mein Ideal iſt Alexander der Große;" er erklärte nicht in wiefern er ihm nacheifern wolle, denn Bartel fragte in weinerlichem Tone:

„Wen ſoll ich mir denn zum Ideal nehmen?"

„Frag den Direktor," erwiederte Clemens ernſthaft, Ivo Schweigen zuwinkend.

Bartel merkte ſich die Rede des Clemens und als man heimgekehrt war, ging er zum Direktor, klopfte an und auf das „Herrein" trat er in die Stube und ſagte zitternd und ſtockend:

„Herr Direktor, verzeihen Euer Hochwürden, ich hab Sie bitten wollen, ich möcht' mir gern ein Ideal wählen, ich weiß nicht, wen ſoll ich mir denn nehmen?“

„Der Direktor ſtand eine Weile ſtill, dann ſagte er, den Finger nach oben erhebend: „Gott.“

„Ich dank vielmal Herr Direktor,“ ſagte Bartel ſich verbeugend und die Stube verlaſſend, er ſprang ſchnell zu ſeinen Freunden und rief frohlockend: „Ich hab' eins, ich hab jetzt auch ein Ideal.“

„Wen denn?“

„Gott,“ ſagte Bartel, ebenfalls den Finger nach oben erhebend.

„Wer hat dir denn das verrathen?“ fragte Clemens neckiſch und zupfte dabei den Ivo.

„Der Direktor.“

Ivo kehrte ſich aber nicht an die ſtille Ermahnung ſeines Freundes, ſondern ſetzte dem Bartel auseinander, wie man nur figürlich ſich Gott zum Ideal nehmen könne, da man ja nie allmächtig oder allwiſſend werde; freilich bleibe Gott das höchſte Endziel, aber dazwiſchen ſeien die Heiligen da, die ſtünden uns näher, bei denen könnten wir leichter mit unſerm Gebet ankommen, und wenn's geht, könnten wir auch werden wie ſie.

„Heiliger Ivo, ich will nichts von dir,“ ſagte Clemens und ging zornig davon; ihn ärgerte, daß Ivo jeden Spaß verdarb, und er redete den ganzen Abend und den andern Morgen kein Wort mit ihm.

Auch ſonſt war der Bartel vielfache Veranlaſſung zu Zerwürfniſſen zwiſchen den Freunden. Clemens hatte ſich in den Kopf geſetzt, die ganze volle Freundſchaft ſeines Ivo ſei ihm durch den Eindringling geſchmälert; er nahm nun allerlei Gelegenheiten gewahr, um ſeiner Eiferſucht Nahrung zu geben. Einſt ſprach er deshalb mit Ivo acht Tage lang kein Wort, nur ſeine Blicke verfolgten ihn überall, wie mit einer wahnſinnigen Leidenſchaft; am letzten Abende warf er Ivo ein Zettelchen auf ſein Buch, worauf die Worte ſtanden: „Heute Nacht, Schlag zwölf Uhr, kommſt du auf den Kirchthurm, oder wir ſind auf ewig geſchieden.“

Von den grauſamſten Qualen gemartert, wälzte ſich Ivo auf ſeinem Lager, er fürchtete die Friſt zu verſchlafen und zählte jede langſame Viertelſtunde; als der erſte Schlag von Zwölf ertönte, huſchte er aus ſeinem Zimmer, aus dem andern, worin Clemens war, kam dieſer ebenfalls; ſchweigend gingen ſie mit einander den Thurm hinan, der letzte Ton hatte ausgeklungen, da begann Clemens:

„Gib mir deine Hand darauf, daß du von dem Bartel ganz laſſen willſt, wo nicht, ſo ſtürz' ich mich da grad hinab.“

Ivo ſtand ſchaudernd und faßte die Hand ſeines Freundes.

„Kein Wort, Ja oder Nein,“ knirſchte Clemens.

„Nun ja, ja, der arm' Kerl dauert mich aber, du biſt ganz verwildert in den acht Tagen.“

Clemens umarmte und küßte Ivo, dann ſtieg er ſchweigend die Treppe hinab und verſchwand in ſeinem Zimmer.

Andern Tages war Clemens wie zuvor, heiter und innig; Ivo durfte beim Tageslicht nie von jenem nächtlichen Begebniß ſprechen, der Bartel tröſtete ſich auch bald über ſeine Verabſchiedung.

Während der unruhige Geiſt des Clemens in allerlei Seltſamkeiten abentheuerte, fühlte Ivo eine andere Unruhe; das

Wachsthum ſeines Körpers war faſt noch raſcher vorgeſchritten, als das ſeines Geiſtes, er war lang und breitſchulterig; aber wenn er ſo an dem Pulte vor den Büchern ſaß, da raſte alles Blut wild in ihm, und er ſtand oft auf, ſich gewaltſam bäumend und reckend; er hätte gerne irgend eine gewaltige Laſt ſchwebend in der Höhe getragen, aber es bot ſich ihm nichts als eine ſchwere Periode irgend eines klaſſiſchen Autors; an dem Turnen, das nur ſehr mangelhaft betrieben wurde, hatte Ivo keine rechte Freude, er wollte etwas thun, eine wirkliche Arbeit vollbringen. Wenn er dann mit ſeinem Freunde draußen ſpazieren ging, klagte er oft, daß er nicht pflügen und nicht ſchneiden dürfe; er war von Kindheit auf an Körperthätigkeit gewöhnt, ſpäter hatte der Gang nach der lateiniſchen Schule die Thätigkeit der Arme erſetzt, jetzt aber, war es ihm wie einem Rieſen, dem man ſtatt der Keule eine Nähnadel in die Hand gegeben.

Einſt ſagte er zu Clemens: „guck, das iſt mir ſo arg, daß ich mit der Bibel nicht recht einig bin, da iſt die höchſte Straf für die Erbſünd': „daß der Menſch im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod eſſen ſoll;“ daß man recht ſchaffen muß, das iſt ja grad das gröſt' Vergnügen.“

„O du,“ erwiederte Clemens, „was geht dich das alte Teſtament an? das iſt für die Juden, und für die paßt's, denen iſt Schaffen das ärgſte Kreuz.“

Eſt iſt wunderbar, wie Clemens dieſen bekannten Kniff der Theologen, wenn ſie ſich mit dem alten Teſtament nicht mehr helfen können, aus ſich ſelber fand; Clemens blieb aber nicht bei derlei Erörterungen, er vertraute vielmehr auch ſeinerſeits ſeinem Freunde, wie es ihn dränge, mit Gefahren zu kämpfen, fremde Länder und Gebiete zu durchſtreifen. Die beiden

Freunde redeten ſogar viel von einer Flucht aus dem Kloſter; ſie malten ſich's gar ſchön aus, wie ſie auf einer unbewohnten Inſel ankämen, wie ſie mit wilden Thieren kämpften, und den Boden zum erſtenmal umpflügten. Es blieb indeß bei dieſer Gedankenflucht, die Geſetze des Kloſters und die Familienbande hielten ſie in der Heimath feſt.

Die Innigkeit der beiden Freunde nahm faſt mit jedem Tage zu, und ſo verſchieden auch ihre Charaktere waren, ſie fanden ſich doch einig in der Liebe.

Ivo ließ es ohne Trübſal geſchehen, daß er ſeinen erſten Platz verlor, und ſogar ſo weit hinunterrückte, daß der Bartel über ihn kam; dieſe äußerliche Hintanſetzung freute ihn faſt, ſie bekundete ſeine Unluſt an dem Studium, das Bewußtſein, daß er mehr war als es ſchien, that ihm wohl, es gab ihm eine gewiſſe Selbſtändigkeit, eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit der Außenwelt gegenüber. Mit den unterſten Dienern des Kloſters, mit den Holzhackern, ſchloß Ivo einen geheimen Bund; mit einem Eifer, als gälte es die ganze Erdkugel zu zerſpalten, führte er im Geheimen die Axt, bis endlich ein Profeſſor dieſe „Ausſchweifung“ gewahr wurde, und Ivo dafür im Carzer büßen mußte.

So war Ivo, von dem erſten und fleißigſten der Schüler, zu einem der letzten und widerſpenſtigſten herabgeſunken.

Wenn die Vakanz kam, trennten ſich die beiden Freunde oft mit fieberhafter Wehmuth, ſie tröſteten ſich mit dem Wiederſehen, und wünſchten doch nie mehr in das Kloſter zurückzukehren; auf dem Wege erſchien dann Ivo die Welt nicht mehr ſo ſchön, die Leute nicht mehr ſo gut, denn die Welt in ihm hatte eine andere Geſtalt angenommen.

Zu Hauſe zog ſich Ivo nicht mehr ſo ſtreng vom Conſtantin zurück, das Leben in ſeinem elterlichen Hauſe erſchien ihm nicht mehr ſo gedrückt; er ſah, daß faſt kein Menſch auf Erden, für ſich allein betrachtet, ganz glücklich iſt, daß alſo eine Gemeinſchaft des Lebens in der Ehe, in der Familie, auch manches Unvollkommne und Unglückliche haben muß.

Die Welt der Ideale war ihm eingeſunken, nur manchmal erhob er ſich noch im innigen Gebete über alle Mißlichkeiten und Herbheiten des irdiſchen Daſeins; aber, auch ſelbſt in die himmliſchen Heiligthümer verfolgte ihn bisweilen der Gedanke der Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit — er war ſehr unglücklich. Die Leute hielten ſein verſtörtes Ausſehen für eine Folge des Studiums, es ſchnitt ihm tief durch die Seele, wenn ihn ſeine Mutter bat, ſich nicht ſo übermäßig beim Studiren anzuſtrengen; er konnte der guten Frau nicht klar machen, was ihn bedrückte, war es ja ihm ſelber nicht klar.

So, in der Fülle der Lebenskraft ſtehend, fühlte er ſich doch erdenmatt und lebensmüde; er hatte das Räthſel des Daſeins noch nicht beſiegt, und glaubte, daß nur der Tod es löſe.

In der vorletzten Vakanz, vor dem Abgange nach Tübingen, erfuhr Ivo einen herben Verluſt, er traf ſeinen Nazi nicht mehr im Hauſe. Das Gretle hatte ſich mit Xaver verheirathet, der Widerſpruch des Vaters war endlich beſiegt worden, und ſie war mit nach Amerika gezogen; jetzt fehlte es an weiblicher Hülfe im Hauſe, die Söhne Valentins konnten das Feldgeſchäft ſchon allein beſorgen, und ſo wurde der Nazi verabſchiedet; er war fortgegangen, ohne zu ſagen wohin? der Taubenſchlag war leer, und die Thiere im Stalle ſchienen mit Ivo um den fernen Freund zu trauern.

Freilich war Emmerenz dafür als Magd in's Haus gekommen: ſie war ein ſtarkes, munteres Mädchen geworden, etwas kurz und unterſetzt, ſo was man „mockig" nennt, man konnte ſie wohl zu den hübſcheren im Dorfe zählen; aber Ivo widmete ihr längſt keine Aufmerkſamkeit mehr, die Liebe zu ſeinem Clemens hatte ſein ganzes Herz erfüllt, es waren Vakanzen vorübergegangen, in denen er ſie nicht einmal angeſprochen. Jetzt betrachtete er ſie bisweilen verſtohlen, ſchnell aber wendete er dann, wenn er dieß inne wurde, den Blick; nur einmal, als er ſie im Stalle ſo freundlich handiren ſah, ſagte er: „das iſt brav Emmerenz, daß du das Vieh gut verſorgſt, gib nur auf den Falb und die Algäuerin recht acht."

„Ich weiß wohl," erwiederte die Angeredete, „das ſind deine alten Lieblinge, guck, das gefällt mir jetzt, daß du die noch gern haſt," und gleichſam um einen alten Klang aus ſeiner Kindheit in ihm zu wecken, ſang ſie, während ſie der Algäuerin Futter aufſteckte:

Da droben auf'm Bergle,
Da ſteht e weißer Schimmel,
Und die brave Büble,
Kommet alle in Himmel.

Und die brave Büble,
Kommet et allein drein,
Und die brave Mädle,
Müſſet au dabei ſein.

Ivo ging ſtill davon hinaus in das Veigeleſthäle, wo er einſt einen ganzen Tag mit dem Nazi gezackert hatte; er meinte, er müßte hier eine Kunde von ihm finden; er beneidete ſeine Brüder, die hier arbeiteten, die am elterlichen Tiſche mit den Ihrigen Freud und Leid theilten, und die Niemanden als ihren natürlichen Obern zu gehorſamen hatten.

Mit erneuter Innigkeit ſchloß ſich Ivo bei der Rückkehr ins Kloſter an ſeinen Clemens an, er mußte ihm jetzt auch den verlornen Nazi erſetzen.

Der letzte Sommer, der nun in Ehingen zu verleben war, brachte auch manchfache Abwechſelung. Clemens war aus einer großentheils proteſtantiſchen Stadt, er kannte daher mehrere von den Klöſterlingen in Blaubeuren, die etwas mehr Freiheit hatten; ſie kamen nun bisweilen nach Ehingen, gingen zum Direktor, einer ſagte, daß er ein Landsmann von Clemens, der andere, daß er desgleichen von Ivo ſei, und ſo andere von anderen; die Landsleute erhielten nun einen Mittag frei, und im nahen Dorfe, unter fröhlichen Liedern, mit dem vollen Glaſe in der Hand, ſchloß Ivo manches Smollis mit den proteſtantiſchen Kloſterlingen, ſie waren beiderſeits nicht frei, wenn auch die Blaubeurer einzelne Conzeſſionen mehr hatten.

Die Studentenzeit ſtand wie ein lichtglänzender, von Süßigkeiten behangener Weihnachtsbaum vor der Seele aller dieſer Jünglinge, und ſie rüttelten gewaltſam an den Pforten der künftigen Beſcheerung; ſie genoſſen im Voraus die Freude des Burſchenlebens, die ihnen doch nicht vollauf werden ſollte.

So kam endlich der Herbſt. Am Abend vor dem Abſchiede gingen Ivo und Clemens nach der Freundſchaftshecke, ein jeder brach ſich einen Zweig und ſteckte ihn auf die Mütze, dann reichten ſie ſich die Hände und ſchwuren ſich nochmals ewige Freundſchaft; Ivo verſprach noch, ſeinen Clemens während der Vakanz in Crailsheim zu beſuchen.

Das Verlaſſen eines Ortes, ſo wenig glücklich man auch in demſelben gelebt hat, erregt doch ſtets eine Wehmuth; die Hülle der Vergangenheit fällt ab, man kehrt nie mehr als derſelbe zu ihr zurück: dieſe Häuſer, dieſe Gärten und Straßen, ſind die Geburtsſtätten eines ganzen Schickſals. Hier hatten ſich die Freunde gefunden, hier hatte ſich ihr Geiſt zu ungeahnter Höhe entfaltet, und mit tiefem Schmerze trennten ſich die Freunde von dem Kloſter und der Stadt; ſie gelobten, einſt in altersgrauen Tagen, wieder mit einander dahin zu wallfahren, und die ſtillen Spielplätze ihrer jugendlichen Gedanken als Männer aufzuſuchen.

10.

Neues Zuſammentreffen.

Nachdem Ivo nur wenige Tage zu Hauſe geblieben war, machte er ſich auf den Weg zu ſeinem Freunde, deſſen Wohnort am andern Ende Württembergs, nach Franken hin, lag. Als er nun zum erſtenmale auf der jenſeitigen Anhöhe ſtand, gedachte er jenes Abends vor der Primiz Gregor's, da er geglaubt hatte, hier könne man in den Himmel hineinſteigen; jetzt wußte er, daß es keine irdiſche Stelle gibt, von wannen ſich der Eingang in den Himmel öffnet; ja dieſer ſelbſt ſtand ihm nicht mehr vor dem Auge, und er fragte nach dem Wo? er ſuchte das Himmelreich auf Erden, und wußte es nicht zu faſſen.

Mit ſtillen Betrachtungen durchwanderte er die Städte und Dörfer, mit fragendem Blicke betrachtete er das Treiben der Menſchen, das Räthſel des Daſeins verwirrte ſich ſtets mehr vor ſeinen Augen; der traubenreiche Herbſt jubelte durch das Unterland, Lieder ſchallten, Piſtolen knallten von den Geländern, aber Ivo fragte: ſammelt ihr den Wein, der ſich in Blut verwandelt?

Es war am dritten Abend, Ivo wanderte der guten Stadt Schwäbiſch-Hall zu, die Sonne ging feierlich unter, es war wie an jenem Abende, da er mit Nazi im Weigele'sthäle geweſen; er ſtand ſtill, und gedachte mit Wehmuth des armen Freundes, den er auf immer verloren; da ſah er einen Schäfer, er ſtand mit dem Rücken gegen die Straße gewendet, auf ſeinen Stab gelehnt, und ſchaute hinein in die Abendgluthen; er ſang das Lied:

Da droben, da droben
An der himmliſchen Thür,
Und da ſteht eine arme Seele,
Schaut traurig herfür.

Ivo durchzuckte es wie eine Ahnung, er ſprang ſchnell feldein, er wollte den Schäfer fragen, wie weit er noch nach Hall habe, da bellte der Hund, der Schäfer rief, ſich umwendend: „Still Bleß," und mit dem Rufe: „biſt Du's?" lag Ivo ſeinem Nazi am Halſe.

Nun war des Fragens kein Ende. Die Nacht war hereingebrochen, und Ivo ſagte:

„Ach Gott, ich muß jetzt ſchon fort, ich muß ſehen, daß ich eine Herberge krieg'."

„Warum?“ erwiederte Nazi, auf die rothe Schäferhütte deutend, „gefällt dir der Gaſthof zum rothen Haus nicht? bleib du nur bei mir, ich duck mich in eine Eck', du ſollſt gut ſchlafen, oder ich mach mir nichts daraus, und bleib ganz auf, heut Nacht um zwei Uhr kommt ein Hauptſtern.“

Ivo willigte gerne ein mit Nazi in der Hütte zu ſchlafen.

„Haſt Hunger?“ fragte Nazi, „da unterm Dach iſt mein Keller;“ er holte Brod und Milch herbei, machte ein kleines Feuer und wärmte für Ivo die Milch; dann hob er die hölzerne Gabel weg, auf der der Hintertheil der Hütte während des Tages aufgerichtet war, und ſagte: „Sodele *, da können wir gut ſchlafen, das Geſicht muß gegen Sonnenaufgang liegen.“

Wie das ſo oft geſchieht, daß man, wenn man ſo viel zu ſagen hat, gerade das Unbedeutendſte zuerſt vorbringt, ſo fragte auch Ivo: „Was bedeuten denn die wunderlichen Zeichen von Meſſingnägeln auf dem Riemen da?“

„Das ſind die drei Haupthimmelszeichen, die ſchützen das Vieh gegen böſe Geiſter, weiter kann ich dir nichts ſagen.“

Wieder wie in den Tagen ſeiner Kindheit ſaß Ivo neben Nazi auf dem Feldraine und verzehrte ein einfaches Mahl; aber es war Nacht, ſie waren in fremder Gegend, und Vieles hatten ſie ſeitdem erlebt.

„Was macht denn die Emmerenz?“ fragte Nazi.

„Die iſt jetzt Magd bei uns.“

„Wenn du nicht Pfarrer würdeſt, bigott **, die hätteſt du heirathen müſſen.“

---

* ſo-chen.

** bei Gott.

„Das hätt' ich auch," ſagte Ivo mit feſter Stimme, die Nacht verdeckte die dunkle Röthe, die in ſeinem Antlitze aufſtieg.

Nun fragte Ivo nach den Lebensſchickſalen Nazi's, und dieſer begann:

„Du biſt jetzt in dem Alter, daß ich dir Alles erzählen kann, wer weiß, ob wir uns je wieder ſehen, und du ſollſt Alles von mir wiſſen, du biſt mein Herzbruder. Ich bin nicht aus deiner Gegend gebürtig, ich bin von der andern Seite, vom Schwarzwald gegen den Rhein zu; wenn man von Freiburg aus durch's Himmelreich und das Höllenthal geht, und die Höllſteig oben iſt, da ſieht man rechts im Thal, wo die Treiſam fließt und viel viel Hammerwerke, Sägmühlen und Mahlmühlen ſind, und wenn man auf der andern Seite den Berg 'naufgeht, man heißt's das Windeck, da ſieht man ein groß „Buurehus," das iſt des Beſtebuuren, und das war mein Vater. Du kannſt dir denken, was das für ein Gut iſt, es halt' ſeine ſechzig auch ſiebzig Stückle Vieh, und man braucht kein Hämpfele* Heu kaufen; dort iſt es nicht wie da hier 'rum und bei euch, da wohnt ein jeder Buur für ſich, mitten auf ſeinem Grund und Boden; das Haus iſt ganz von Holz, nur die Grundmauern ſind von Stein, die Fenſter ſind alle hart neben einander gegen die Morgenſeite hin, um's ganze Haus herum geht eine Altane, und das Dach geht weit vor und iſt von Stroh, das vor Alter grau geworden iſt, da iſt's wärmer wie im ſchönſten Schloß. Ach Gott! wenn du einmal kannſt, mußt du einmal hingehen wo dein Nazi aufgewachſen iſt, thu's mir zu lieb. Unſere Aecker die gehen weit auf den Feldberg 'nauf, und 'nab bis zur Treiſam, und zwei hundert

---

[*] Hampfel = Handvoll.

Morgen-Waldung, man kann des Jahres ganz leicht für zehn tauſend Gulden Holz ſchlagen. Es iſt ein' Pracht, wo man hinguckt, iſt Alles eigen und Alles in gutem Stand. Wir waren drei Kinder, wie das gewöhnlich iſt, ich war der älteſte, und nach mir noch ein Bruder und eine Schweſter, und muß ich dir noch ſagen, daß beim Abſterben vom Vater, oder wenn er sein Sach abgibt, der Hof nicht getheilt wird, der älteſte Sohn kriegt Alles, und der Vater macht den Anſchlag, was er ſeinen Geſchwiſtern an Geld 'rausbezahlen muß; wenn aber ein's von den Kindern klagt, nachher theilt die Regierung den Hof, das iſt aber nur ein paar mal vorgekommen und iſt nie gut ausgegangen. Nun hat vierhundert Schritt von uns, auf einem ganzen kleinen Schnipfele Feld, eine Wittfrau ihr einzecht ſtehend Häusle gehabt, und darin hat ſie gelebt mit ihrer einzechten Tochter, ſie waren im dritten Glied Nachkommen von einem jüngern Kind und waren blutarm, aber lieb und gut wie die Engel, ſo ſind ſie mir wenigſtens vorgekommen; die Mutter, weißt du, das war eine von den langen Weibern, die immer ſo freundlich thun können, das Lisle, nein, in dem war keine falſche Ader, das muß ich noch heut ſagen. Die Mutter und Tochter haben ſich davon ernährt, daß ſie Strohhüt genäht haben, denn drüben über'm Berg, im Glotterthal, da tragen die Weibsleut runde, hellgelbe Strohhüt, grad ſo wie in der Stadt die Herren, und die Mannen tragen ſchwarze Strohhüt; ein Hut vom Windecker Lisle hat immer drei Groſchen * mehr gegolten, und wenn eine noch ſo Wüſte ** einen Hut von ihm aufgehabt hat, war ſie ſchön.

---

* Man zählt im obern Schwarzwald noch nach Groſchen.

** wüſt = häßlich.

Das Lisle hat Händ' gehabt, ſo zart und ſo weiß wie eine Heilige, es hätt' aber doch auch recht im Feld ſchaffen können; wenn es ſo am Fenſter geſeſſen iſt und hat genäht, bin ich oft draußen hingeſtanden und hab ihm zugeguckt; wenn es ſich einmal in den Finger geſtochen hat, iſt mir's durch Mark und Bein gegangen. Mein Vater hat's bald gemerkt, wie's mit mir und dem Lisle ſteht, und er hat's nicht leiden wollen, aber ich hätt' eher vom Leben gelaſſen als von ihm; und da hat mich mein Vater vom Hof weg auf die Sägmühle gethan, die gehört eigentlich nicht zu unſerm Erblehen, die hat mein Vater nur ſo angekauft, und da hab ich die ganze Woch' keinen Menſchen geſehen, als das Kind, das mir das Eſſen gebracht, und die Leut, die die Stämme her und die Bretter fortgeführt haben; Nachts bin ich aber als auf und davon, um nume * noch ein Wörtle mit dem Lisle zu reden. Da iſt plötzlich mein Vater geſtorben und hat das Gut meinem Bruder vermacht, und für mich zehn tauſend Gulden und auch ſo viel für meine Schweſter, das iſt ein Bettel, das iſt das Holz von einem Jahr; meine Schweſter hat ſich nach der Neuſtadt an einen Uhrmacher verheirathet; ich war ganz rabiat und hab geſagt, ich geh nicht aus dem Haus, ich laß' es auf einen Prozeß ankommen. Da geh' ich einmal Abends 'nüber zum Lisle, und wie ich zum Fenſter 'neinguck, wer meinſt daß darin ſitzt und das Lisle küßt und herzt? mein Bruder, und die alt Hex ſteht dabei und lacht, daß ihr Geſicht doppelt ſo lang geweſen iſt; ich 'nein in's Haus, das Meſſer ziehen, meinem Bruder in den Leib ſtechen, das war all eins."

---

* nume, ſo viel als nur, im obern Schwarzwald, gegen den Rheinabhang hin, gebräuchlich.

Hier ſeufzte Nazi tief, ſchwieg eine geraume Zeit, dann fuhr er fort: „Mein Bruder iſt auf dem Boden gelegen und hat ſich nicht geregt, das Liöle iſt ſeiner Mutter um den Hals gefallen und hat geſchrien: „Mutter, an dem Tod ſeid ihr ſchuld, geh fort Nazi, ich kann dich nicht mehr ſehen.“

Ich bin davon, wie wenn mich der Teufel am Bändel hätt' und hinten nach ſchleifen thät, und einmal über's andere bin ich wieder ſtehen geblieben und hab mich an einen Baum aufhängen wollen, da trifft mich der Schmiedjörg, und ich geh mit ihm und verſteck mich bei ihm bis den andern Tag. Tauſendmal hab ich gebetet, daß Gott mein Leben von mir nehmen und mir die ſchwere Schuld des Brudermords nicht aufladen ſoll; ich hab die Hand auf's Herz gelegt und hab heilig geſchworen, von da an ein bußfertig Leben zu führen, und unſer Herrgott hat mich erhört; am andern Morgen, ganz früh, kommt der Schmiedjörg zu mir in die Scheuer, wo ich im Heu gelegen hab, und hat geſagt: „Dein Bruder lebt, und er kann davon kommen.“

Da bin ich fort über Berg und Thal, hab meinem Bruder Alles gelaſſen und hab mich zum Buchmaier als Schäfer verdingt; ich hab nimmer unter Menſchen ſein mögen, ich war froh, ſo allein auf dem Feld. Mein Hellauf, der war mein einziger Freund, du erinnerſt dich wohl, ich hab dir ja oft von ihm erzählt, ich bin ſchändlich drum gekommen.“

Hier hielt Nazi wiederum ein, ſein neuer Hund ſchmiegte ſich an ihn und ſah traurig zu ihm auf, gleich als gräme es ihn, den alten Verluſt nicht erſetzen zu können.

„Wie ich ſo allein auf dem Feld geweſen bin,“ fuhr Nazi fort: „hab ich mir viel Kräuter gemerkt, hab ſie geſammelt und Tränkle daraus gemacht; einmal im Winter kriegt ein Nebenknecht von mir das Fieber, daß es ihn ſchier zum Bett herausgeworfen hat, ich helf ihm ſchnell, und von der Zeit an ſind alle Leut' aus der Umgegend zu mir gekommen, wenn einem etwas gefehlt hat, und ich hab ihnen ſo ein Tränkle geben müſſen. Weißt du noch, wie du einmal ſo krank vom Feld heimgekommen biſt? da hab ich dir auch geholfen, das war ſeitdem das erſtemal, daß ich Jemand was gegeben; damals hat das der Doctor erfahren und hat mich bei Amt angezeigt, es iſt mir nun bei hoher Straf das Quackſalbern verboten worden. Ich hab nun keinem Bitten und keinem Betteln mehr nachgegeben.

Da iſt ein' Geſchicht' paſſirt, du kannſt dich nicht erinnern, du warſt noch zu klein: Der Dick, draußen in den Hinterhäuſern, hat zwei Söhn' gehabt, der eine war ein Menſch wie ein Graf, er war bei der Gard' in Stuttgart und war auf Urlaub; ſein beſter Freund war ſein kleiner Bruder, ſo ein halbgewachſener wilder Bub, der hat Johann geheißen. Der Gardiſt iſt zu dem ſchönen Walpurgle zu der Näherin gegangen, du kennſt ſie wohl, die mit dem feinen Geſicht, die allfort ſo in Pantöffele 'rumläuft; die hat aber auch noch einen andern Liebhaber gehabt von Betra. Des Dicken Buben, die beiden Brüder, die haben dem einmal aufgepaßt um ihn tüchtig durch zu karbatſchen, der Betramer wehrt ſich aber tapfer, da zieht der kleine Jochem das Meſſer und ſticht nach ihm und ſticht ſeinen Bruder gerad' in den Leib.

Ich lieg in meinem Schäferhäuschen und hör auf einmal ſchreien und rufen und heulen, ich ſteh auf und da ſind viel Männer und auch der Jochem, und ſie erzählen mir Alles und bitten mich, ich ſoll dem Erſtochenen 'was geben; da iſt mir ſelbe Nacht von daheim in den Sinn gekommen, das Walpurgle und das Lisle ſind auch einander gleich geweſen, kurzum, ich hab meine Schaf' dem Schakerle übergeben und bin mit. Wie der Gardiſt faſt ganz todt da gelegen iſt, und ich hab ihn angeſehen, hat mir's als ein Herzſchütterer nach dem anderen gegeben, ich hab geweint wie ein Kind, und die Leut' haben mein Mitleid gelobt, ſie haben nicht gewußt, wie mir's iſt und ich hab's ihnen nicht ſagen können; ich hab' ihm ein Tränkle eingegoſſen, daß er den Brand nicht kriegen ſoll, und da ſind hernach die Doktor gekommen und er iſt doch geſtorben. Kurz und gut, ſie haben mich ins Gefängniß geſperrt und ein Jahr ins Zuchthaus. Der Jochem iſt auch ins Zuchthaus gekommen, der war ſchlecht, er hat lang Alles geläugnet und die Schuld auf den Betramer geſchoben, bis ſich's bewieſen hat, daß er's gethan hat. Bruderherz!" ſagte Nazi, die Hand Ivo's faſſend, „was ich im Zuchthaus ausgeſtanden hab, das iſt nicht zu vermelden; in der Höll' kann man bei keinem ſchlechteren Geſindel ſein, ich hab' aber Alles gern ertragen und hab's als Sündenſchuld für mein vergangen Leben angeſehen.

Einmal hab' ich auch dem Pfarrer gebeichtet und hab ihm Alles erzählt, er hat geſagt: ich hätt' neues Unrecht gethan, ich hätt' mein Vermögen der Kirch' vermachen müſſen; ſeitdem ließ ich mich eher verreißen, eh' ich an einen Beichtſtuhl geh! Wie ich 'nausgekommen bin, war mein erſtes, daß ich den Hellauf wieder aufgeſucht hab, der Dick hat ihn zu ſich genommen, aber ſie haben geſagt, der Hund ſei, wie ich fort geweſen bin, toll geworden, und da haben ſie ihm auf den Kopf geſchlagen. Des Dicken hätten mich gerne bei ſich behalten, aber ihr Haus war ganz verruinirt, die Mutter iſt ein Jahr lang nicht an's Tageslicht gegangen, nur Nachts nimmt ſie ein Laternle und geht auf das Grab von ihrem Hannesle und betet dort, du wirſt dich noch wohl erinnern, ſie geht ihr Lebtag ſchwarz gekleidet. Wie ich nun ſo das Dorf hinausgeh, allein und nicht einmal mein Hund mehr bei mir, da vorkommt * mir dein Mutter; ſie hat wohl gewußt, daß ich nicht ſchlecht bin, wenn ich auch ein Sträfling war, und da bin ich halt zu deinem Vater in Dienſt gekommen, ich hab'n immer mögen Schäfer ſein, ich hab' wieder unter Menſchen leben müſſen. Wie mir's nachher gegangen iſt, weißt du, ich hab' jetzt wieder einen guten Dienſt, da auf dem Deurershof; aber es iſt mir doch als, als müßt' ich zu meinem Bruder, und wär' mein Demuth erſt die recht', wenn ich bei ihm dien'."

Nazi hielt inne und drückte ſich mit der Hand die Augen zu, da ſagte Ivo: „Du hätteſt eigentlich ſollen in ein Kloſter gehen und Mönch werden, das paßt für dich."

„Pfaff?" ſagte Nazi mit ungewöhnlich ſcharfem Tone, „da ließ ich mir lieber die Händ' abhacken, vom Frommſein leben das iſt nichts nutz; nimm mir's nicht übel, verzeih mein einfältig Geſchwätz, ich bin ein dummer Kerl, du wirſt Pfarrer und du thuſt recht daran, du haſt ein rein Gemüth, aber komm" ſagte er dann nach den Sternen aufſchauend, „es iſt ſchon bald elf Uhr, wir wollen ſchlafen."

Mit tief bewegter Seele ſchlüpfte Ivo mit Nazi in den Karren.

„Sag mir einmal, du biſt doch g'ſtudirt," begann Nazi, „wie kommt's, daß die Lieb' das meiſte Unglück über die Menſchen bringt? wär's nicht beſſer, ſie wär gar nicht da?"

---

* begegnet.

Jvo war verlegen, er hatte darüber noch nicht nachgedacht, mit ſchläfriger Stimme antwortete er indeß: „Das kommt vom Sündenfall, von der Erbſünde . . . ich will aber darüber nachdenken, gut Nacht.“

Die müde Seele und der ermattete Körper Jvo's wurden von den weichen Armen des Schlafes eingenommen. Als er andern Morgens erwachte, war ihm Alles wie ein Traum, er fand den Nazi nicht mehr an ſeiner Seite und als er den Kopf zum Häuschen herausſtreckte, ſtand der Schäfer ſchon pfeifend bei ſeinen Thieren.

Nach einem einfachen Morgenimbiß trennten ſich die beiden Freunde, und noch als Jvo fort war, rief ihm Nazi abermals nach: „Wenn du einmal nach Freiburg gehſt, komm zum Beſtebuur, da bin ich.“ — —

Mit Clemens verlebte Jvo fröhliche Tage, nur einmal ſchüttelte er den Kopf über ſeinen Jugendgenoſſen, er erzählte ihm nämlich ſein Zuſammentreffen mit Nazi und deſſen Geſchichte, da ſagte Clemens: „Donner und Doria! das iſt ein prächtiges Abentheuer, du biſt ein Glückskind, ich beneide dich faſt darum; die Geſchichte von dem Knecht iſt ganz ſchön ſchauerlich, nur fehlt noch ein Geiſt oder ein Geſpenſt darin.“

Jvo verſtand den Clemens nicht, er begriff es nicht, wie man die herben Schickſale der Menſchen als Phantaſiegebilde des müßigen Weltgeiſtes betrachten könne.

11.

Das Convict.

Allein, ohne ein Geleite von Familienangehörigen, zog Ivo nach ſeinem neuen Beſtimmungsort; er war den Familienbeziehungen entwachſen, und ſelbſtändig ging er nun ſeinen Weg. Freundlich und hell lachte ihn die gute Stadt Tübingen an, er träumte von den Wonnen, die ſich ihm hier erſchließen ſollten, obſchon er wohl wußte, daß noch immer Kloſterzwang, wenn gleich ein etwas milderer, ſeiner harrte.

Das Leben der freien Wiſſenſchaft war nun unſerm Ivo geboten; er beſuchte mehrere philoſophiſche Vorleſungen außerhalb des Kloſters, in dem tiefſten Grunde ſeiner Seele aber hatte Alles eine theologiſche oder eigentlich eine katholiſche Beziehung. Die ſchläfrigen Vorträge alter Lehrer, die die dürren Begriffsformeln aufpflanzten, an welchen nirgends friſches Leben grünte, waren nicht geeignet Ivo auf die Höhe der freien Wiſſenſchaft zu heben, von wo aus die Theologie in ihrer abgeſchiedenen und begrenzten Stellung ſich erweiſt.

Feſt ſchloß ſich Ivo an ſeinen Clemens an, mit dem er nun doch eine Stunde im Freien ohne Aufſicht ſich ergehen durfte; aber auch andere Bekannte traf er hier: vorerſt die Söhne des Oberamtmanns, ſie thaten jetzt ſehr vornehm, ihr Vater war zum Regierungsrath befördert, und hatte den Verdienſtorden erhalten, er ſchrieb ſich jetzt von Rellings; obgleich nun die

Söhne dadurch noch nicht geadelt waren, ſchloſſen ſie ſich an den Adel und beſonders an den anweſenden Sohn eines mediatiſirten Fürſten an.

Ivo begegnete ihnen eines Tages, als ſie in ihrer vornehmen Geſellſchaft ausritten, er ſprang auf ſie zu und reichte ihnen die Hand, ſie hatten aber Peitſche und Zügel zu halten und er erhielt nur einen Finger; mit herablaſſendem Zunicken ſagte der älteſte:

„Ah, jetzt auch hier? das iſt ſchön,“ und ihren Pferden die Sporen gebend, ritten ſie davon.

Ivo gedachte jenes Tages, da er einſt ſtolzirend mit ihnen durch das Dorf gegangen war, er ſah dieſe Behandlung als eine gerechte Strafe für ſeinen damaligen Hochmuth an: die Rellingſe hatten jetzt Höhere gefunden und ſie thaten in deren Begleitung eben ſo herablaſſend gegen ihn, wie er einſt in ihrem Geleite den grüßenden Bauern gedankt hatte.

So erfuhr Ivo das ſeltene Unglück, daß Standesunterſchiede der Eltern auch in das Zwiſchenreich des Studentenlebens hineinragen; denn dieſes iſt gerade ſonſt noch der einzige Punkt, auf welchem die gewöhnlichen Lebenstrennungen nicht vorhanden ſind, wo die jungen Geiſter ſich auf dem ungeſpaltenen Boden der Gleichheit bewegen.

Ein anderer Bekannter, den Ivo im Kloſter traf, ſchloß ſich mit beſonderer Vorliebe an ihn an, dies war Conſtantin; er wußte alle Schliche und Auswege, wie man die Stunden ſchwänzen und dafür ins Wirthshaus ſitzen, wie man ſich Abends frei machen und einem flotten Burſchenkommers beiwohnen konnte; er gab ſich viele Mühe, den „craſſen Fuchſen“ ſeinen Landsmann Ivo ebenfalls zu einem „forſchen Studio“ herzurichten; ſo wenig ihm dies indeß bei Ivo gelang, um ſo gelehriger war Clemens, ſein abentheuerlicher Sinn fand in dem Studentenleben eine entſprechende Nahrung: Nachts, an zuſammengeknüpften Tüchern aus dem Convicte zu entfliehen, in den Kneipen zu ſingen, zu jubiliren, dann durch die Straßen zu randaliren und wieder mit doppelter Gefahr in das Kloſter zurückkehren, das war eine Freude nach ſeinem Herzen; die Luſt des brauſenden Jugendgemuthes reizte Clemens faſt noch mehr, als die Freude, das Geſetz verhöhnen zu können.

Obgleich nun Ivo mehrmals ſeinen Clemens ermahnte, mehr an die Zukunft zu denken, ließ er ſich doch einſt ſelber dazu verleiten, in dunkler Nacht dem Kloſtergefängniß zu entrinnen; ſie waren nach Conſtantins Ausdrucke „kreuzfidel,“ ſetzten in der Kneipe bunte Mützen auf und Ivo war der luſtigſte von allen; aber gerade diesmal wurden ſie bei der Heimkehr ertappt und Ivo mußte mehrere Tage im Carzer ſeine Schuld abbüßen.

Conſtantin war hoch erfreut, daß ſein Landsmann nun die Studentenweihe erhalten habe, er ſagte oft: „ich werde kein Pfarrer, die Scheer' wird nicht geſchliffen, die mir die Haare abſchneidet, ich muß nur vorher 'was abwarten;“ dann ſagte er ein andermal: „wenn ein recht Leben unter euch wär', thäten wir uns Alle verbinden, daß wir ſammt und ſonders aus dem Kloſter austreten, nachher ſoll einmal unſer Herrgott allein die Welt regieren, er ſoll ſehen wie er fertig wird.“

„Was möchteſt du denn werden?“ fragte Ivo, dem dieſe gottloſen Reden das Blut in die Wangen trieben.

„Ein Nordſtetter Bauer und weiter nichts.“

„Aufrichtig geſtanden, das möcht' ich auch, aber das iſt einmal meine Beſtimmung nicht.“

„Ich will mich ſchon beſtimmen, gib nur Acht," ſagte Conſtantin.

Viele Convictoren bekamen auch von ihren Eltern Beſuch, es waren meiſt Bauern, in ihre übliche Landestracht oft ärmlich gekleidet; es that Ivo ſehr wehe, daß die „Herren Studenten" ſich ihrer Eltern ſchämten und ungerne mit ihnen ausgingen; als ihn daher einſt ſeine Mutter beſuchte, ging er ſtets Hand in Hand mit ihr durch die Stadt und verließ ſie den ganzen Tag nicht.

Es war im Februar, da kam Conſtantin zu Ivo auf ſeine Stube, die den altherkömmlichen Beinamen „Zion" hatte; er zog einen Strauß von gemachten Blumen mit rothen Bändern daran aus der Taſche, und ſagte: „Guck, das hat mir das Hannele von der Hauſſei geſchickt, ich bin Rekrut, ich bin dieß Jahr beim Zug und hab mich frei geſpielt, juchhe! jetzt komm' ich aus dem Kloſter."

„Wie ſo?"

„O du Böcklein weiß wie Schnee ging einſtens auf die Weide! ich will dir ſagen, wie das geht, aber auf dein Cerevis, daß du's bei dir behällſt. Wenn ich freiwillig aus dem Kloſter treten thät, müßt ich den Genuß, den ich darin gehabt, 'rausbezahlen, und müßt' Soldat werden, vom letztern bin ich jetzt frei, und wenn ich mach', daß ſie mich aus der Wallachei da 'nausmaaßregeln, nachher brauch' ich nichts zu bezahlen, dem Direktor, dem ſpendir ich noch ein beſonderes Trinkgeld."

Conſtantin ſteckte den rothbebänderten Strauß auf ſeine Mütze und ging keck damit über den Kloſterhof; er kam den ganzen Tag nicht mehr zurück und zog mit den anderen Studenten, die ebenfalls dieſes Jahr im Zuge und daher Rekruten waren, Arm in Arm über den Markt und durch die ganze Stadt, ſang und trank' und randalirte; erſt ſpät Abend kehrte er heim und wurde ſogleich auf den ſogenannten „Herrentritt" zu dem Direktor beſchieden.

Der Direktor war allein, Conſtantin blieb an der Thüre, ſich mit beiden Händen rückwärts an derſelben feſthaltend, da trat der Direktor mit grimmiger Rede auf ihn zu, Conſtantin lachte, ſtolperte vorwärts und trat den Direktor ſo hart auf die Füße, daß er laut aufſchrie und noch härtere Reden vorbrachte; aber Conſtantin rückte abermals vor und machte den Herrentritt zur buchſtäblichen Wahrheit. Der arme Direktor nahm den einzigen Stuhl, der im Zimmer war und hielt ihn vor ſich, aber Conſtantin drang ſtets ſchärfer auf ihn, jagte ihn von einer Seite zur andern und ſchrie wie die engliſchen Reiter, wenn ſie ein Pferd im Kreiſe treiben, ha hupp! und ſchnalzte mit der Zunge; endlich gelang es dem grauſam Verfolgten, die Klingel zu erreichen, der Famulus kam und Conſtantin wurde in das finſterſte Carzer geſperrt.

Vier Wochen lang mußte er hier ſeinen ſchnöden Muthwillen abbüßen, und als ihn Ivo einmal beſuchte, gab er ihm recht, daß es ſündhaft war, den Unmuth gegen das Geſetz an dem unſchuldigen Vollſtrecker deſſelben auszulaſſen, Ivo ſagte mit Recht:

„Es iſt doppelt ſündlich: die Alten ſind wohl die Kerkermeiſter, die uns bewachen, aber ſie müſſen ja auch grad wie wir im Gefängniß wohnen und haben's nicht viel beſſer; der Schlüſſel, der ihnen ſelber aufſchließen könnt', iſt gar nicht einmal hier."

„Ja," lachte Conſtantin, „weißt, wie es als im Abzählen beim Spielen geheißen hat?

Das Engelland iſt zugeſchloſſen
Und der Schlüſſel abgebrochen.
Da hab ich halt eine Riegelwand eingeſtoßen."

Conſtantin wurde mit Schimpf aus dem Kloſter entlaſſen.

Als Ivo in der Oſtervakanz nach Hauſe kam, reichte ihm Conſtantin ſeine Hand, an der drei Finger verbunden waren; er hatte ſich nämlich bei einer Rauferei, zwiſchen den Nordſtettern und Baiſingern, von der Schloßbauernfeindſchaft her, gewaltig ausgezeichnet, wobei ihm eine Flaſche auf ſeiner Hand in Splitter geſchlagen wurde. Ueberhaupt gehörte bereits der Studentle — ſo hieß fortan Conſtantin — zu den meiſterloſeſten * Burſchen im Dorfe; er hatte ſich ganz bäueriſch gekleidet und gefiel ſich darin, recht toll zu ſein, und jedes höhere Bildungselement, das noch an ihm haftete, abzuſtreifen; mit ſeinen beiden Kameraden, des Hansjörgs Peter und des Metzgerle's Florian, dem Sohne eines verkommenen Schlächters, führte er allerlei loſe Streiche aus; die drei hielten feſt zuſammen, und ließen keinen andern in ihre Kameradſchaft. Höchſt eigenthümlich war das Verhältniß Conſtantin's zu Peter; liebender wacht ein Mutterauge nicht über das Wohl ihres kranken Kindes, nachgiebiger iſt ein ſanftes Weib nicht gegen ihren verſtörten

---

* meiſterlos, ſo viel als unbändig, den Niemand bemeiſtern kann.

Gatten, als Conſtantin gegen Peter war; ja, er unterdrückte ſogar die Neigung zu des Jörgs Magdalene, weil er merkte, daß Peter ſich um ihre Liebe bewarb, er verhalf ihm hiezu ſo viel er konnte. Wenn Conſtantin ganz wild war, ſo daß kein Menſch mit ihm auskommen konnte und er Alles kurz und klein ſchlagen wollte, durfte Peter nur ſagen: „thu's mir zu lieb Conſtantin und gib Frieden,“ ſo war er zahm und folgſam wie ein Lamm.

Ivo hatte viel Mühe, ſich von Conſtantin loszumachen, aber es gelang ihm doch; er war ſtill und ernſt, ſelbſt bei den luſtigen Reden und Spässen Conſtantins verzog er keine Miene, und dieſer ließ den „Betbruder“ endlich gewähren.

Als Ivo wieder in das Kloſter zurückgekehrt war, traf er ſeinen Freund Clemens in einer großen Umwandlung.

Clemens war als junger lebenskecker Student in nähere Beziehung zu der Tochter ſeines Amtmanns gekommen, ſein ganzes Weſen loderte nun in Einer Flamme für ſie; er wollte aus dem Kloſter austreten und die Rechte ſtudiren, er verhöhnte das geiſtliche Amt mit den bitterſten Reden, er verhöhnte ſich ſelber und ſein Geſchick, das ihn arm und hülflos an einen verhaßten Beruf kettete; mit dem ganzen Ungeſtüm ſeines Geiſtes rüttelte er ſtets an den Feſſeln, die ihn einengten, er ſah überall nichts als Sklaverei, bleichen Antlitzes und oft zähneknirſchend ging er einher. Ivo bot die ganze Macht ſeiner Liebe auf, um ſeinen Freund zu retten; aber er erkannte bald, daß hier eine höhere Macht waltete, und er trauerte mit ſeinem armen Freunde, obgleich er ſeinen wilden Ungeſtüm nicht recht faſſen konnte.

Clemens ſaß in den Hörſälen, und während die Anderen mit eifriger Haſt die flüchtigen Worte des Lehrers nachſchreiben, ſchrieb er nur bisweilen den Namen Cornelie und verkritzelte ihn dann wieder zur Unkenntlichkeit.

Der Funke der Unzufriedenheit, der in Ivo geſchlummert hatte, drohte zur Flamme zu werden, aber noch hielten ihn die feſten Mauern des Gehorſams, die gewohnte Unterordnung unter das Schickſal, in ſtiller Lohe.

Eine Verſchiedenheit in dem Weſen der beiden Freunde, zeigte ſich beſonders auch darin, daß Clemens in ſeinem Mißmuthe ſtets durch Zerſtreuungen, lärmende Geſellſchaften u. dgl. Selbſtvergeſſenheit ſuchte, während Ivo in ſeinen Verſtimmungen ſich immer mehr in ſich verſenkte, gehalten und leiſe ſeinen Schmerz aufzuklären und in der Selbſterkenntniß zu löſen trachtete.

Dieß gelang ihm aber nur ſchwer und ein trüber Flor lagerte ſich auf ſeine Seele; auch er liebte das Leben weniger als ſonſt, es war ihm eine Bürde, er ſagte oft: daß er gerne ſterben oder ewig ſchlafen möchte.

„Das beſte auf der Welt," ſagte er einmal Nachts zu ſeinem neben ihm liegenden Clemens; „iſt doch ein Bett: ein Vogel im Käfig, der iſt übel dran, wenn er auch ſchläft, er ruht dabei doch nicht recht aus, er ſitzt auf dem Stängele und muß ſich noch mit ſeinen Krallen feſthalten, das iſt noch immer eine Thätigkeit, das iſt keine vollkommene Ruhe; ſo auch der Menſch wenn er ſitzt, ruht nicht recht aus, er muß ſich dabei noch immer halten, erſt wenn man ſich niederlegt, alle Glieder ſich auflöſen läßt und gar keine Muskel mehr anſpannt, erſt das iſt die wahre Ruhe; darum iſt es dem Vogel im Neſt und dem Menſch im Bett ſo wohl.

Plato hat den Menſchen einen federloſen Zweifüßler geheißen: was ſchadet's? er ſteckt ſich in fremde Federn. Der Nazi hat mir einmal geſagt: wenn man einen Raubvogel zahm machen will, hängt man ihn in eine Mühle, damit er nicht ſchlafen kann, und da wird er ſo geſchlacht wie eine Taube; das iſt gerade wie von dem Tyrannen, wo wir einmal in Ehingen geleſen haben, der ſeine Gefangenen alle Stund hat wecken laſſen; wenn's an's Plagen geht, da ſind die Menſchen gar erfinderiſch, mit dem Erfreuen, da ſind ſie nicht ſo bei der Hand. Das größte Wunder ſind mir doch immer die Säulenheiligen, die allfort geſtanden ſind, das iſt die größte Selbſtüberwindung; denk' nur einmal, wenn man ſo ſein Lebenlang immer daſtehen müßt', daß einem die Füße ganz pelzig werden; ahdele! * ich dank unſerm Herrgott für das Bett, ein gut's Müh'le geht über ein gut's Brüh'le, ſagt man bei uns daheim."

So philoſophirte Ivo, Clemens aber gab ihm keine Antwort und ſeufzte nur einmal leiſe „Cornelie." Ivo ſchlief ruhig ein.

Der Weltgeiſt, der Geiſt der Natur, wenn er allnächtlich auf die Klöſter herabſah, verhüllte klagend ſein Antlitz.

Clemens hielt ſich gewaltſam wach, und als es eilf Uhr geſchlagen, ſchlich er leiſe in den Kloſterhof; es war eine linde Sommernacht, es hatte gewittert, zerriſſene Wolken ließen das Licht des Vollmondes bald hell erglänzen, bald überdeckten ſie es mit ihrem Schatten; Clemens kniete nieder, und die Hände ringend rief er zitternd: „Teufel, Beelzebub! du Herrſcher der

---

* ah-chen.

Hölle erſcheine mir, gib mir von deinen Schätzen, und meine Seele ſei dein, erſcheine, erſcheine!“

Clemens horchte mit angehaltenem Athem, Alles war ſtille, nichts regte ſich, nur von ferne vernahm man das Bellen eines Hundes; in ſich zuſammengekauert lag Clemens lange ſo, und als noch immer nichts erſchien, kehrte er fröſtelnd in ſein Bett zurück.

Andern Tages ſaß Clemens blaß und abgehärmt an ſeinem Pulte, das Buch war vor ihm aufgeſchlagen, aber er las nicht. Wie Schlangenwindungen krochen die ſchwarzen Zeichen vor ſeinem Auge in einander, da brachte ihm der Briefträger einen Brief; er hatte ihn kaum überleſen, als er ohnmächtig vom Stuhle herabfiel, ſeiner krampfhaft geballten Hand enfiel ein lithographirtes Billet, darauf ſtand: „Cornelie Müller und Hermann Adam, Verlobte.“ Alles eilte ſchnell herbei, Clemens wurde zu Bette gebracht, Ivo harrte zitternd und weinend bis der Athem ſeines Freundes wieder zurückkehrte; nun aber verfiel Clemens in ein heftiges Fieber, ſeine Zähne klapperten, und er zuckte ſtets zuſammen, daß man ihn halten mußte. Drei Tage lang lag der Unglückliche im Delirium, er ſprach bisweilen von dem Teufel und bellte wie ein Hund, nur einmal ſagte er ſanft die Augen zulegend: „gute Nacht Cornelie.“ Ivo durchlas den Brief ſeines Freundes, er hatte dieß Recht ſtets gehabt, und nun fand er einigermaßen den Zuſammenhang; der Brief enthielt die Nachricht, daß ein reicher Oheim von Clemens Mutter geſtorben ſei und ſie zur Geſammterbin eingeſetzt habe; die freudigſten Ausſichten für die Zukunft waren hieran geknüpft. Ivo wich nicht von dem Bette ſeines Freundes, und wenn er fort mußte, löſte ihn meiſt Bartel ab.

Das Krankenlager des Clemens war ein tief ſchmerzliches, meiſt düſterte er ſo hin mit offenen Augen, aber wie es ſchien, ohne etwas zu ſehen; Ivo mußte die Hand auf ſeine brennend heiße Stirne legen, und dann ſagte er manchmal, die Augen ſchließend: Ah! Es war wie wenn bei der Berührung der geweihten Freundeshand böſe Martergeiſter aus der engen Behauſung des Gehirnes auszögen. Hin und wieder brauste auch Clemens in gewaltigem Ingrimm auf und verfluchte die ganze Welt und ihre Liebloſigkeit; wenn ihn dann Ivo zu begütigen ſuchte, kehrte ſich der Zorn des Gereizten gerade gegen ihn, mit krampfhaft zitternden Händen um ſich ſchlagend rief er: „O du herzloſer Wicht, gelt, mich kannſt du quälen?"

Mit frommer Duldung, Thränen in den Augen, nahm Ivo dieſe rauhe Behandlung hin, ja er empfand bisweilen ſogar eine gewiſſe innere Freude und Genugthuung darin, für ſeinen Freund auch dieſes über ſich nehmen zu dürfen.

Am vierten Tage, als Clemens erwachte, war es ihm, als ob ſich vor ihm in der Unendlichkeit, aber doch wieder ganz nahe, ſo daß er es greifen konnte, in der blauen Luft eine Niſche aufthäte, die von lauter Licht erfüllt war; um ihn und aus ihm rief es: „Clemens!" er hatte ſich wieder gefunden. Noch oft erzählte er, daß es ihm in dieſem Augenblicke war, als ob Gott in ſeiner Strahlenglorie ihn erhellt und ihn zurückführte, zu ihm und zu ſich ſelber. Als er nun endlich wieder zu ruhiger Beſinnung gelangt war, ſagte er, die Hände hocherhebend: „Mich hungert nach Gottes Tiſch," er verlangte nach dem Beichtiger, und ſagte dieſem nun Alles: daß er den Teufel beſchworen, daß dieſer ihm geholfen und ihn zu Grunde gerichtet habe, er bat zerknirſcht um eine ſchwere Buße und Abſolution. Der Beichtiger auferlegte ihm eine leichte Buße, und bedeutete ihm eindringlich, daß ihm das Vergangene dazu dienen müſſe, alle weltlichen Gelüſte von ſich abzulöſen, wie Gott ihn wunderbar gerettet, und wie er fortan nur ihm angehören müſſe.

Wer in das Antlitz des Clemens hätte ſchauen können, als er mit gläubig geſchloſſenen Augen da lag, und der Beichtiger, den Segen über ihn ausſprechend, als Sinnbild der Verſöhnung das Zeichen des Kreuzes auf dem Angeſichte des Kranken vollführte, wer die Spannung der Muskeln und das Pulſiren der Wangen hätte beobachten können, der hätte es Clemens nachfühlen mögen, welch eine heilige Wandlung mit ihm vorging; es war ihm wirklich und wahrhaft, als ob die ätheriſche Hand Gottes ihn berührte, leicht und lind all die Schwere aus ihm hervorleitete und ihn von Neuem durchhauchte. —

Der wieder erſtandene Clemens war ein ganz anderer als ehedem; er ſchlich leiſe umher, ſich oft umſchauend, als fürchte er etwas, dann ſtand er wieder plötzlich ſtille; Ivo vermochte es nicht, ihn aufzurichten, denn ſelbſt ihm hatte Clemens den ganzen Verlauf ſeiner Sündhaftigkeit nicht zu bekennen gewagt. —

Wiederum nach der Vakanz war Clemens ganz verwandelt, er ſah wohl blühend aus wie zuvor, aber aus ſeinem Auge leuchteten geheimnißvolle Flammen.

Einſt zog er im Burgholz, in dem nahen Walde, ſeinen Freund an ſeine Bruſt und ſagte: „Ivo, danke Gott mit mir, er hat mir die Gnade wieder gegeben; unſere Schuld iſt's, wenn der Herr nicht Wunder an uns thut, weil wir uns nicht reinigen zu Gefäßen ſeines unerforſchlichen Willens. Ich habe gelobt Miſſionär zu werden, und den Wilden das Heil der Welt zu verkünden; ich habe ſie wieder geſehen, die meine Seele dem Herrn geſtohlen hatte, aber mitten in ihrem Anſchauen verſchwand die Welt vor meinen Augen, der Allbarmherzige legte ſeine Hand auf mich und rettete mich; es zog mich hinauf auf den Berg, dort ſaß ich bis die Sonne verglühte und die Nacht hereinbrach, Alles umher ſtill und todt, da hör' ich plötzlich jenſeits im Walde die Stimme eines Knaben, das waren nicht irdiſche Töne, es ſang:

„Wohl nach dem heißen Afrika,

ich kniete nieder, und der Herr vernahm mein Gelöbniß.

Mein Herz war mir aus dem Leibe genommen, ich hielt es in der Hand, ich küßte den Fels unter mir und den Baum neben mir, und ich habe den Geiſt Gottes aus ihnen in mich eingeſogen; ich hörte die Bäume ſchauern und die Felſen in verhaltenem Harme klagen, ſie weinen und ſie trauern und harren des Tags, da das Kreuz geworden iſt, der Lebensbaum, aufgerichtet zwiſchen Himmel und Erde, da der Herr, Herr wieder erſcheint, und die Welt erlöſt iſt, da werden die Felſen freudig hüpfen, und die Ströme freudig jauchzen."

Clemens kniete nieder und fuhr dann fort: „Herr! Herr! begnade mich, lege deine Worte auf meine Zunge, würdige mich der ſeraphiſchen Liebe, gieße deine Gnade aus über meinen Herzbruder, zerbrich ihn, daß er mitfühle die Schwerter, die durch deine Bruſt gegangen, und die das Herz der Welt zerſchneiden. Ich danke dir, o Herr! daß du mich mit der heiligen Armuth vermählt; ja, ich will mich ganz weihen der glückſeligen Thorheit und will mich ſchmähen und ſchänden laſſen, bis die Hütte meines Leibes wieder abgebrochen wird, bis ich die Verweſung dieſes Lebens vollendet habe. Herr! du haſt mich reich gemacht, damit ich werde einer der Armen deiner, ſelig ſind die Armen, ſelig ſind die Kranken!"

Clemens küßte die Füße ſeines Freundes; lag dann noch eine Weile, das Haupt auf den Boden gedrückt, dann ſtand er auf, und die beiden gingen ſtille heimwärts.

In der Seele Ivo's bebte eine namenloſe Furcht, wohl fühlte er die Macht des Opfermuthes, die über Clemens gekommen war, aber er ſah auch ihre ſchrecklichen Verirrungen — er fühlte ein Schwert durch ſein Herz fahren.

Willig folgte er ſeinem Freunde in die Nachtgebiete menſchlichen Lebens und Wiſſens, es war ihm, als müſſe er ihn ſtets begleiten, um zur Hülfe bereit zu ſein.

Das Leben der Heiligen war es, was ſie vor Allem durchforſchten. Ivo ſagte einmal: „Ich freue mich der Erkenntniß, daß die Offenbarung fort und fort durch die Menſchheit geht, Heilige erſtehen, denen ſich der Herr geoffenbart und ihnen die Wunderkraft verliehen, und wer ſich recht heiligt, dem kann es durch die Gnade werden; jetzt hat wiederum jede Stadt und jedes Land ſeinen wahren Heiligen, wie einſt die Griechen die falſchen Götter. Gott iſt überall leibhaftig nahe.“ Clemens küßte ohne zu antworten die Stirne Ivo's. Nach einer Weile aber ſprach er mit feuriger Zunge von den Helden, die mit leerer Hand die Welt erobert und bewältigt.

Das Leben des heiligen Franz von Aſſiſi nahmen ſie mit beſonderer Innigkeit in ſich auf, ſeine Bekehrung vom brauſenden Weltleben und die Art, wie er zuerſt einen Ausſätzigen durch ſeinen Kuß geheilt, zog Clemens beſonders an; Ivo aber erquickte ſich an der kindlichen Einheit der Heiligen, mit der Natur und ſeiner Wundermacht über ſie; wie er einſt den Vögeln gepredigt, daß ſie das Lob Gottes ſingen ſollen, wie ſie ſtille horchten, bis er das Zeichen des Kreuzes über ſie gemacht und ſie geſegnet, und ſie dann ein ſchmetternd Lied erſchallen ließen; wie er mit einer Nachtigall einen Wett- und Wechſelgeſang zum Lobe Gottes, bis zum Abende fortſang, wie er dann ermüdet war, ſo daß der Vogel auf ſeine Hand geflogen kam, damit er ihn ſegnete. Bei der Erzählung von dem Lamme, das der Heilige von der Schlachtbank gerettet, und das jedesmal im Chore beim Geſange niederkniete, dachte Ivo mit Freude an ſein Muckele.

Bei der Erzählung, daß der Heilige ſo hochbegnadigt war, die Wundermale Chriſti, die durchſtochenen Hände und Füße und die Lanzenwunde im Herzen an ſeinem eigenen Leibe auf wunderbare Weiſe zu empfangen, fing Clemens an laut zu weinen.

Er wiederholte dann ſeinen Vorſatz, Franziskaner-Mönch zu werden, und forderte auch Ivo zu Gleichem auf, damit ſie nach der Ordensregel zu zweit durch alle Welt wandelten, Qualen aufſuchten, arm und hülflos nur von Almoſen lebten.

Mit unerſättlicher Gier verſenkte ſich dann auch Clemens in die Tiefen der Myſtik und riß ſeinen Freund mit ſich fort.

12.

Der Studentle.

In der Vakanz wurde Ivo wiederum mächtig in das Leben hereingezogen, da konnte man das Treiben und Wirken der Außenwelt nicht ſo leicht von ſich weiſen und ſich in eine Welt willkürlicher Gedanken verſenken; ſolche Ueberhebungen ſind meiſt nur möglich, ſo lange man außerhalb der Familie, alſo außerhalb des eigentlichen wirklichen Lebens ſteht; ins Dorf zurückgekehrt, ſchlangen ſich um Ivo wiederum die Familienbande und die vielfach verſchlungene Lebensgeſchichte der Dorfbewohner drang auf ihn ein, er kannte ja das innere Gebaren in all dieſen Häuſern, hinter all dieſen Mauern, er fand ſich wie nach einem Erwachen wieder.

Eines Abends traf Ivo den Conſtantin vor ſeinem Hauſe, er kaute an einem Strohhalm und ſah verdrießlich drein.

„Wo fehlt's?“ fragte Ivo.

„Was? du kannſt mir doch nicht helfen.“

„Nun, ſo ſag's doch.“

„Du haſt keinen Sinn für die Welt, du kannſt dir nicht denken was das iſt: jetzt iſt bald Pfingſten, und da iſt der Hammeltanz und — ich hab keinen Schatz; ich könnte einen haben, aber ich hab mich zu patzig benommen, und doch mag ich halt keinen andern, und es thät mich gottſträflich verzürnen, wenn ſie mit einem andern ging'; das gibt einen Hammeltanz, daß Gott erbarm.“

„Wer iſt denn die Stolze?“

„Du kennſt's wohl, die Emmerenz.“

Ivo erſchrack unwillkürlich, er fragte aber doch ſchnell:

„Haſt du ſchon lang Bekanntſchaft mit ihr?“

„Sie will ja nichts von mir, das iſt eben die Sach', die thut ſo heilig und zimperlich wie die keuſche Diana.“

„Meinſt du's denn auch ehrlich mit ihr, und willſt du ſie heirathen?“

„Was? ehrlich? g'wiß, was denn anders? aber vom Heirathen iſt jetzt noch keine Red'; kennſt du noch das alte Burſchenlied:

Lieben, lieben will ich dich,
Ich will dich lieben,
Aber heirathen nicht.“ —

„Da muß ich der Emmerenz Recht geben."

„Was? sans touche, das kapirſt du nicht recht: ſo ein Mädle muß content ſein, wenn es einen Schatz kriegt wie ich bin, des Schulzen Bäbele thät mit allen zehn Fingern nach mir langen, wenn ich nur bſt! machen thät; aber die könnt' jetzt auch nicht mehr die keuſche Kirche vorſtellen, wie bei des Gregers Primiz, ich mag ſie nicht."

Während Ivo und Conſtantin ſo mit einander ſprachen, kam auch der Peter und der Florian hinzu.

„Ah!" ſagte der letztere, „läßt ſich der Herr Student auch einmal ſehen? ich hab gemeint, unſer eins wär ihm zu gering, daß er ihm nur ein Wörtle gunnen thät'."

„Ja," ergänzte Peter, „alle Buben im Ort ſagen: ſo wär' noch keiner geweſen wie du Ivo, du thuſt ja als ob du von Stuttgart wärſt und nicht von Nordſtetten."

„Um Gotteswillen," ſagte der von allen Seiten angegriffene Ivo, „es iſt mir nie eingefallen, ſtolz zu ſein, kommet, wir gehen mit einander ins Wirthshaus."

„Das iſt recht," ſagte Florian, „wir feiern heut' Abend meinen Abſchied, Morgen geh' ich in die Fremd'."

Die Leute im Dorfe wunderten ſich, als ſie den Ivo mit dem Kleeblatt dahingehen ſahen, das war ein ſeltener vierblättriger Klee.

„Haben wir auch einmal die Ehr'?" ſagte die Adlerwirthin, als Ivo mit den anderen in die Wirthsſtube trat; „ich will gleich ein Licht in's Verſchlägle ſtellen; mit was kann man aufwarten? ſoll ich ein Schöpple guten Ueberrheiner bringen?"

„Wir bleiben für jetzt noch bei Württemberg," ſagte

Conſtantin „und der Ivo trinkt mit uns, er iſt ein Nordſtetter Bub, grad wie wir auch.“

„Wie du nicht, das wär' ſchad,“ entgegnete die Wirthin.

„Ich will dir einmal was aufzurathen geben, du Schnepperle: worin ſind die Weiber und die Gänſ' einander ganz gleich?“ ſagte Conſtantin.

„Daß ſo Saustreiber wie du ſie regieren wollen,“ erwiderte die Wirthin.

„Bärbele, ſei froh: wenn man am Dummſein ſchwer tragen thät, du könnteſt ſchon lang nimmeh laufen; ich will dir's ſagen, worin ſie gleich ſind: an den Gänſ' und an den Weibern iſt alles gut, bis auf den Schnabel, jetzt gang' und hol' ein Maas ſechſer.“

„Du biſt kein Batzen werth,“ ſagte Bärbele lächelnd, indem es fortging, um das Befohlene zu bringen.

Wir haben es wohl wieder erkannt, es iſt das Bärbele, deſſen wir uns noch vom Jäger von Mühringen her erinnern; der Kaſpar hatte den Adler gekauft und Bärbele war eine tüchtige Wirthin; es konnte Jedermann gut unterhalten, und blieb, wie wohl bekannt, Niemanden eine Antwort ſchuldig, ſo daß ſogar die Horber „Herren“ nicht mehr blos in das Schäpfle gingen, ſondern auch den Adler mit ihrem Beſuche beehrten.

Nachdem eingeſchenkt und angeſtoßen war, begann Florian das Lied: „Es geht ein Pudelmann * um unſern Tiſch herum 'rum, 'rum.“ Dann wurde „Saſſa geſchmauſet“ geſungen, und die Worte „edite bibite“ waren in „hebet ſie, leget ſie,“ übertragen; dieſe Einbringung fremder Cultur war das Werk

---

* Burſchcomment.

Conſtantins, die Burſchen waren nicht wenig ſtolz auf ihre neuen Lieder; Ivo ſang mit lächelndem Munde ſogar mit, denn er wollte nicht herriſch erſcheinen.

Die drei Kameraden waren trefflich eingeübt: Peter ſang die erſte Stimme, und obgleich er ein klangvolles Organ hatte, überbot er es doch durch übermäßiges Schreien, denn die ſingenden Bauern und die predigenden Pfarrer halten meiſt die ins Unnatürliche getriebene Stimme für ſchöner und weihevoller; Conſtantin bewegte ſich beim Singen ſtets auf und nieder, er ballte die beiden Fäuſte und ſchlug damit in kurzen Sätzen in die Luft, Florian aber lag ruhig mit beiden Armen auf den Tiſch geſtemmt und drückte wie zu innerer Andacht die Augen zu.

Die Maas war bald getrunken, da rief der Studentle: „Bärbele, noch einmal ſo, auf einem Fuß lauft man nicht“ und dann ſang er:

Wein her! Wein her!
Oder i fall' um und um,
Umfallen thur i net
Lutheriſch wur i net.
Wein her! Wein her!
Oder i fall um.

Gleich darauf aber ſang er wieder:

Und die ni gar et mag,
Die ſieh ni alle Tag
Und die ni gerne hätt',
Die iſt ſo weit aweg;

Kein' Schöne krieg i net,
Kein' Wüſte mag i net,
Und ledig bleib i net:
Was fang i au?

„Iſt's wahr, Conſtantin?" fragte Bärbele, „kannſt du ſo gut polniſch betteln gehen? hat dich die Emmerenz mit einem Helf dir Gott * um ein Haus weiter geſchickt?"

„Ich parir drei Maaß vom Beſten, ſie geht mit mir zum Hammeltanz und mit keinem andern."

Florian ſang:

„Wegen ein'm Schätzle trauern,
Däs wär' mir e Schand,
Und i kehr mi glei um,
Geb er andre die Hand.

Peter erwiederte:

Wenn i ſchaun kein' Schatz haun,
I leb ohne Sorgo;
Es wurd alle Tag Obed
Und wieder morgo.

Conſtantin ſang:

Wenn's ſchneit, ſo ſchneit's weiß,
Und wenn's g'friert, ſo g'friert's Eis;
Und was die Leut keit,
Däs thur i mit Fleiß.

---

* Abweiſung eines Bettlers.

Florian dagegen:

Heut iſt es grad acht Tag,
Hot mir mein Schatz aufg'ſagt;
Es hat ſo bitter g'weint,
Und i haun g'lacht.

Und:

Drei Wochen vor Oſtern,
Da geht der Schnee weg,
Da heiret mein Schätzle,
No haun i den Dreck.

„Nicht ſo, man muß den Stiel umkehren, ſo muß es heißen," ſagte Conſtantin und ſang:

Drei Wochen vor Oſtern,
Da geht a weg Schnee,
Da heiret mein' Wüſte
No haun i e ſchön.

Ein ſchallendes Gelächter und allſeitiger Lobpreis aus allen Ecken der Stube lohnte das neue Geſätz.

Der Peter ſang:

Schätzle du närrt's,
Du liegſt mir im Herz
Und du kommſt mir et draus,
Bis das Leben iſt aus.

Und:

Wenn i nu wüßt',
Wo mein Schätzele wär,

Und da wär mein Herz
Nit halb a ſo ſchwer.

Florian ſang wieder:

Und wenn man will recht fröhlich ſein
Und leben ohne Kummer,
Muß mer heiren wie die Vögelein:
Nur auf ein einzigen Sommer.

Conſtantin:

Zu dir bin i gange,
Zu dir hat's mi g'freut,
Zu dir gang i nimmeh,
Der Weg iſt mir z'weit.

Er wär mir et z'weit,
Und er wär' mir ſchon recht
Und du kannſt dir's wohl denken,
Du biſt mir viel z'ſchlecht.

Ivo ſaß mit unruhigem Sinnen hinter dem Tiſche, er dachte darüber nach, wie er um dieſe Stunde bei der einſamen Lampe die Geheimniſſe der Weltſchöpfung und Erlöſung zu enträthſeln trachtete, wie da all das Treiben der Menſchen, alle die Wünſche des Einzellebens fernab von ihm lagen, und nun ſtellte er allem dieſem das Leben ſeiner Altersgenoſſen entgegen: der Mittelpunkt ihres Denkens und Treibens war die Liebe, im derben Spott wie in zarten Sehnſuchtshauchen klang das einzige Gefühl doch überall durch, das ganze Daſein fiel ihm wiederum wie von ſcharfem Stahl zerſchnitten in zwei Hälften auseinander, in Geiſtlich und Weltlich. Bärbele hatte ihn genau beobachtet, es hatte das mißbehagliche Zucken in ſeinem Antlitze wohl entdeckt, es ging daher auf die Singenden zu und ſagte:

„Ei wie? ſchämet ihr euch et? könnet ihr denn nicht auch ein ordentlich Lied ſingen?"

Conſtantin erwiederte:

Ei g'fällt's euch halt et?
So gefällt es halt mir;
Ei könnet ihr's beſſer,
So ſinget jetzt ihr.

„Ja, wir wollen, wenn du mit ſingſt," ſagte Florian.

„Meinetwegen."

„Nun, was denn?" fragte Peter.

„Ehrlich und fromm."

„Iſt mein Reichthum, nein, das mag ich nicht," ſagte Conſtantin.

„Nun, das: Morgens fruh beim kühlen Thauen."

„Ja."

Bärbele begann herzhaft und die anderen ſangen mit:

Morgens fruh beim kühlen Thauen,
Wann das Gras am längſten iſt,
Werd ich mein ſchön Schätzlein ſchauen,
Eh und bevor es Niemand ſieht.

Fuchs und Haſen ſoll man ſchießen,
Eh ſie laufen in den Wald;

Junge Mädchen ſoll man lieben,
Eh und bevor ſie werden alt.

Bis daß der Mühlſtein trägt die Reben
Und herausfließt rother Wein;
So lang der Tod mir ſchenkt das Leben,
So lang ſollſt du mein eigen ſein.

Ivo dankte dem Bärbele herzlich für das ſchöne Lied, Conſtantin aber ſetzte ſogleich darauf:

Aus iſt's mit mir
Und mein Haus hat kein Thür,
Und mein Thür hat kein Schloß
Und vom Schatz bin i los.

Aus iſt's mit mir
In dem ganzen Revier,
Und wann die Donau austrocknet,
No heirathen wir.

Und ſie trocknet net aus
Und iſt allweil naß,
Jetzt muß ich gehn ſchauen
Um ein anderen Schatz.

„Wollen wir jetzt das: Es ging ein Knab ſpazieren?" fragte Bärbele.

„Laß du ihn nur daheim," entgegnete Conſtantin.

„O du! wärſt du daheim blieben, hätt' man dich nicht heimgeſchickt wie das Hundle von Bretten."

„Sang ein's an," ſagte Florian, und ſie ſangen nun:

Froh will ich ſein:
Wann's nur dir wohl geht,
Wann ſchon mein jung friſch Leben
In Trauerheit ſteht.

Alle Wäſſerlein auf Erden,
Die haben ihren Lauf,
Kein Menſch iſt ſchier auf Erden,
Der mir mein Herz macht auf.

Die Sonn' und der Mond
Das ganze Firmament,
Soll Alles für mich trauern,
Bis an mein ſelig End.

Ivo ſaß unruhig auf ſeinem Stuhle, in dieſem Liede war ſein Schickſal ausgeſprochen.

„Bleib nur da," ſagte Conſtantin, der die Unruhe Ivo's bemerkte.

„Bärbele, [illegible] dir geht's nicht wie bei dem Wirth zu Emaus, du gibſt zuerſt den guten und dann den ſchlechten, du haſt da lutheriſch und katholiſch unter einander gebracht, der Wein iſt eine gemiſchte Ehe."

„Wenn die Mäuſ' ſatt ſind, nachher ſchmeckt das Mehl bitter," erwiederte die Wirthin.

„Wiſſet ihr was?" rief Conſtantin, „jetzt trinken wir warm[illegible]ein.„

„Du haſt g'nug für heut," ſagte Bärbele.

„Was wir nicht trinken, ſchütten wir in die Schuh, heut wollen wir einmal einen Commers halten, du biſt doch auch dabei, und du, und du.“

Alles nickte bejahend und Florian ſang:

Bruder trink einmal,
Wir ſeind ja noch jung,
Im Alter iſt es immer
Für Sorgen Zeit genung.

Denn der gute Weine
Iſt für gute Leute
Bruder laß uns heute
Froh und fröhlich ſein.

Als der warme Wein kam, ſang Conſtantin mit den Füßen ſtampfend und mit den Fäuſten auf den Tiſch ſchlagend:

I und mein altes Weib,
Können ſchon tanzen!
Sie nimmt den Bettelſack
I nehm' den Ranzen.
Schenk mir einmal bairiſch ein;
Bairiſch wollen wir luſtig ſein:
Bairiſch, bairiſch wollen wir ſein.

Sie ging wohl in die Stadt,
I bleib da draußen;
Was ſie erbettelt hat,
Thut i verſaufen.
Schenk mir einmal bairiſch ein u. ſ. w.

Es war ſchon ſpät, ein Bub hatte Ivo den Hausſchlüſſel gebracht, der Schütz war gekommen um „abzubieten,“ aber Conſtantin beſchwichtigte ihn durch ein Glas Wein; Gleiches gelang auch bei dem bald eintreffenden Nachtwächter. Conſtantin begann die Profeſſoren nachzuahmen und von ſeinen Studentenſtreichen zu erzählen; ſich entſchuldigend ſtand Ivo auf, um nach Hauſe zu gehen, die anderen wollten ihn halten, Conſtantin aber machte ihm Platz; beſonders weil er ſich ſcheute, im Beiſein Ivo's manche fremde Heldenthat ſich ſelber anzueignen, er ſagte daher nur noch:

„Trink aus, du könnteſt ſonſt über den Stumpen fallen.“

Ivo leerte noch das Glas glühenden Weines und ſagte gute Nacht.

„Nimm die Stubenthür zu dir ins Bett,“ rief ihm noch Conſtantin nach; Ivo hörte es nicht mehr.

Eine linde Vollmondsnacht legte ſich über die Erde, es war, als ob das ſanfte Licht überallhin Stille und Ruhe ausbreitete; Ivo hielt oft an und legte die Hand auf die hochklopfende Bruſt, er zog die Mütze ab, um ſein Haupt um und um von den ſanften Lüften anfächeln zu laſſen. Als er ſich zu Hauſe entkleiden wollte, fühlte er doppelt, wie all ſein Blut in ihm wogte, wie die ſchnellen Takte ſeiner Pulſe ſich jagten, er verließ daher nochmals das Haus, um draußen in dem Frieden der Nacht Ruhe zu finden; auf der Landſtraße und durch die Felder ſchritt er hin, er war ſo froh und ſelig, er fragte nicht warum, er hätte ewig ſo fortwandeln mögen, ſo mit freudig hüpfender Bruſt: der Geiſt des Lebens war wiederum in ihm auferſtanden und trug ihn ſchwebend auf der ſchönen friedlichen Erde. Als er endlich wieder heimgekehrt war, ſah er die Thüre an der

Ehren-* Kammer halb offen, ohne daß er es wußte oder wollte, ging er hinein und ſtand wie feſtgezaubert: da lag Emmerenz, der Mond beſchien ihr Antlitz, ihr Haupt lag unter ihrem rechten Arme, und die linke Hand ruhte an dem Geländer; die Bruſt Ivo's hob ſich, ſein ganzes Weſen erzitterte, er wußte nicht wie ihm geſchah, aber er beugte ſich über Emmerenz und küßte ſie ſo leiſe und zart wie der Mondſtrahl auf ihre Wangen; Emmerenz ſchien es doch zu fühlen, denn, ſich auf die andere Seite legend, ſagte ſie nur halb laut: „ein' Katz, Katz, Katz.“ Ivo ſtand noch eine Weile ſtill mit emporgeſtreckten Armen lauſchend, ob ſie nicht erwacht ſei, als ſie aber ungeſtört fortſchlief, ward Ivo von der Heiligkeit dieſer Ruhe bewältigt, er ſchlug ſich zähneknirſchend mit geballter Fauſt vor die Stirne und verließ das Gemach; in ſeinem Zimmer warf er ſich dann auf den Boden und ſeine tiefſte Seele marternd rief er: „Herr, Gott, vergib, laß mich ſterben, denn ich habe geſündigt, ich bin ein Verworfener, Nichtswürdiger, Herr, Gott, ſtrecke deine Hand aus und zermalme mich. — —“

Von Kälte geſchüttelt erwachte Ivo, es war Tag, er legte ſich zu Bette. Die Mutter brachte ihm den Kaffee vor das Bett, ſie fand ihn ſehr übel ausſehend, ſie wollte es nicht zugeben, daß er aufſtände; Ivo aber ließ ſich nicht davon abhalten, denn er wollte und mußte zur Kirche gehen.

Als Ivo vor dem Stalle vorüberging, hörte er die Emmerenz drinnen ſingen:

I haun koan Haus
Und haun koan Hof,

---

* Ehren-Hausflur.

I hann koan Feld
Und hann koan Geld,
Und ſo e Mädle
Wie ni bin
Hot koan Freud auf der Welt.

„Warum ſo traurig?“ konnte ſich Ivo nicht enthalten zu fragen, „haſt du ſchlecht geſchlafen?“

„Vom ſchlecht Schlafen weiß ich nichts, ich bin müd wenn ich ins Bett komm, und da fallen mir die Augen zu; das Lied iſt mir halt grad ſo eingefallen.“

„Brauchſt nichts zu verhehlen, gelt, du hätteſt eben doch gern den Conſtantin zum Schatz?“

„Den? lieber den Franzoſenſimpel, oder den blinden Koanradle, ich hab kein Geluſt, das halb Dutzend bei ihm voll zu machen. Ich brauch kein'n Schatz, ich bleib ledig.“

„So ſprechen alle Mädchen.“

„Du wirſt ſchon ſehen, daß mirs ernſt iſt.“

„Wenn du einen braven Mann kriegen kannſt, mußt du nicht zu heikel ſein.“

„Was könnt ich kriegen? ſo einen alten Wittwer, der ſchon ein paar Weiber unter die Erd geliefert hat; nein, wenn ich einmal nimmeh bei euch bleiben kann, bin ich kurz reſolvirt, ich hab dem Gretle verſprochen, ich komm zu ihm nach Amerika. Es macht mir aber rechtſchaffen Freud, daß du dich auch noch um mich kümmerſt; ſo iſt's ja net, daß, wenn man geiſtlich wird, man gar nicht nach ſeine alte Freund ummer gucken darf?“

„Ich wünſche von Herzen, daß ich dir zu deinem Glück verhelfen könnte.“

Emmerenz ſah ihn freudeſtrahlend an, dann ſagte ſie: „das hab ich mir immer denkt, du biſt allfort gut geweſen, ich hab's nie glaubt, daß du ſtolz ſeiſt, frag nur dein' Mutter, wir reden oft von dir, ſpürſt als nichts in deinem rechten Ohr?“

Die beiden plauderten noch eine Weile ſo mit einander; Emmerenz erzählte, daß ſie der Mutter die Briefe vorleſe und daß ſie ſie faſt ganz auswendig wiſſe. Ivo hielt es für ſeine Pflicht, ſie darauf aufmerkſam zu machen, daß er auch ihrer nicht vergeſſen habe und daß ſie nur ſtets recht brav ſein ſolle; er ſagte dieß Alles mit großer Selbſtbeherrſchung, denn das treuherzige Weſen des Mädchens hatte einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht.

Es läutete, und an einigen mit ihren Gebetbüchern heimkehrenden alten Frauen merkte Ivo, daß er die Frühmeſſe verſäumt hatte.

„Wo ſchaffſt du denn heute im Feld?“ fragte er noch.

„Draußen im Weiherle.“

Mit einem „B'hüt di Gott“ ging Ivo auch hinaus ins Feld, aber gerade nach der entgegengeſetzten Seite hin; es zog ihn oft dahin, wo er wußte, daß Emmerenz war, dann ging er aber um ſo ſchneller um der Verſuchung ſeines Herzens Trotz zu bieten; endlich kehrte er nach Haus und nahm ein Buch vor um zu ſtudieren, aber er konnte ſeine Gedanken nicht zuſammenbringen, er nahm Papier und begann einen Brief an ſeinen Clemens, er wollte ihm ſein ganzes Inneres aufdecken, bald aber zerriß er den angefangenen Brief wieder und tröſtete ſich damit, daß er ſeinen Freund ja bald wiederſehe.

Gegen alle frühere Gewohnheit war nun Ivo ſelten zu Hauſe, er brachte oft halbe Tage in des Jakoben Schmiede zu;

die Schmieden ſind Aufenthaltsplätze für allerlei Nichtsthuer, für alte Leute und Faullenzer: da kommen fremde Fuhrleute, da kommen Einheimiſche, die die Pferde beſchlagen laſſen oder ſchadhaftes Feldgeräthe bringen; wie der Blasbalg immer neu das Feuer anſchürt, ſo ſtrömt auch ſtets neue Unterhaltung herzu. Ivo dachte viel darüber nach, wie es geworden wäre, wenn der Wunſch ſeiner Kindheit in Erfüllung gegangen und er das Schmiedehandwerk erlernt hätte; er nahm ſich vor, einſt, wenn er Pfarrer ſei, dieſe Orte oft zu beſuchen und hier gelegentlich manches gute Wort anzubringen, und wenn er daran dachte, daß er vielleicht nie zum geiſtlichen Berufe gelange, ſagte er ſich innerlich: „Immerhin, aber nur nicht ſo werden wie der Studentle.“

15.

Der Zwieſpalt.

Als Ivo wieder in das Kloſter zurückgekehrt war, ließ er mehrere Tage vorübergehen, ehe er die Bewegung ſeines Innern ſeinem bleich gewordenen Freunde Clemens mittheilte; er ſchauderte mit Recht vor dieſer Eröffnung. Als ſie wiederum im Burgholz waren, faßte Clemens die Hand Ivo's und ſagte: „Ich habe es im Traume geſehen, wie Satan ſein Netz über dich ausſpannte.“ Ivo geſtand ſeine Liebe zu Emmerenz. „Wehe!“ rief Clemens „Wehe! auch über dich iſt der Verſucher gekommen, ärgert dich dein Auge, ſo reiß' es aus, du mußt dieſe Höllenflamme in dir zertreten und ſterbe auch dein Leben mit.“

Ivo mußte nun alsbald zur Beichte gehen, auch von ihm erfuhr man nie, welche Buße ihm auferlegt wurde, nur willigte er gerne in den Vorſchlag des Clemens, daß ſie fortan auf der Erde ſchliefen und ſich auch ſonſt auf allerlei Weiſe kaſteiten.

Clemens ſchlief faſt immer auf der Erde ſitzend, mit ausgebreiteten Armen in der Form des Kreuzes.

Mit aller Macht ſeines Willens wendete Ivo ſeine Seele von den Weltgedanken ab und es gelang ihm wiederum ſich ganz in die Gottesgelahrtheit zu verſenken; bald aber verfolgte ihn auch in dieſe heiligen Gebiete ein fremder Dämon, er wagte es nicht, dieß Clemens mitzutheilen; denn dieſer hätte von Neuem kläglich Zeter gerufen.

So war der Zerfall der beiden Freunde ſchon vorbereitet, der endlich ganz unerwartet zum Durchbruche kam.

Clemens ſprach einſt von der Gottheit Chriſti, der den martervollen Kreuzestod über ſich genommen und wie ihn das erſt als Gott und Heiland der Welt offenbare.

„Ich ſehe an dem Kreuzestod nichts ſo übermenſchliches,“ ſagte Ivo ganz ruhig, „es iſt heilig aber nicht übermenſchlich als Unſchuldiger für ein erhabenes Streben zu ſterben; nicht der gekreuzigte Chriſtus, ſondern der lebende und lehrende, der ſo alliebend war wie noch keiner vor ihm, der iſt mein Heiland, er wäre mir derſelbe, wenn er die Treue ſeiner göttlichen Sendung auch nicht mit dem Martertode beſiegelt, wenn die verblendeten Juden ihn anerkannt und ihn leben gelaſſen hätten; nicht der gekreuzigte, ſondern der lebendige Chriſtus, ſein göttliches Leben und ſeine götttliche Lehre iſt mein Heiland, mein Erlöſer.“

Clemens ſtand da und zitterte am ganzen Körper, ſeine Lippen quollen auf, ſein Auge rollte wild und mit gewaltiger Fauſt ſchlug er Ivo ins Geſicht, daß dieſem die Funken aus den Augen ſprühten und die Wange brannte.

Ivo ſtand ruhig da, Clemens aber fiel vor ihm nieder, faßte ſeine Hand und ſchrie: „Wirf dich mit mir in den Staub, Elender! wahrlich, die ſchwerſte Züchtigung, die für deine Gottloſigkeit dir werden konnte, hat der Herr durch meine Hand an dir vollführt, ich wollte es nicht, aber der Herr hat meinen Arm gegen dich geſchleudert; du biſt mein Herzbruder und durch mich mußteſt du gezüchtigt werden, daß du es fühleſt, wie zweiſchneidige Schwerter durch dein Gebein fahren.

Wirſt du mich von dir ſtoßen, ſo iſt das die härteſte Strafe, die der Herr über dich verhängte; er will dir deinen beßten Freund nehmen, thue wie dir dein Geiſt befiehlt, verſtoße mich, dann biſt du zwiefach elend. In tiefe Nacht muß dich der Herr tauchen, damit du zum Licht kommſt, mit Wehmuth muß er dich tränken, mit Galle dich ſättigen, bis der Lügengeiſt aus dir ausfahre und der Sündenſchlamm von dir abfällt. Herr! laß dir dieß Opfer wohlgefallen, ich opfere dir ein Stück meines Herzens, meinen Freund; Du biſt mein Freund, o Herr! vergib mir, daß meine Seele noch an ihm hing, der da iſt ein Fraß der Würmer. Begnadige mich, o Herr! reiche mir den vollen Becher des Schmerzes, führ mich den Dornenweg, zu dir, zu dir!“

Wehmüthig ſtand Ivo da und blickte auf ſeinen Freund, deſſen überquillende Heftigkeit er wohl kannte, er wollte ihn aufrichten, Clemens aber wehrte es ab und Ivo erkannte bald den vollen Gedankenlauf dieſer Verzückung; mit unbeſchreiblichem Schmerze ſah er dann hier in ſeinem lebendigen Freunde deſſen Leiche vor ſich, und wiederum war es ihm, als ſtünde ſein eigener Geiſt vor ſeinem eigenen entſeelten Körper und ſähe ihn zum letztenmale zuſammenzucken; ihn ſchwindelte, er verſuchte es nochmals Clemens aufzuheben, dieſer aber richtete ſich ſtraff auf und fragte Ivo gebieteriſch:

„Willſt du Buße thun? willſt du mit den Thränen der Reue den Roſt deiner Seele abwaſchen?"

„Nein."

„So fahre zur Hölle!" rief Clemens, Ivo abermals packend, dieſer aber wehrte kräftig ab, und der Wilde ſagte bittend: „ſchlage mich, tritt mich, ich will Alles gern über mich nehmen, aber retten muß ich dich, das will der Herr."

Ivo kehrte ſich ab und verließ lautlos ſeinen Freund.

Still und gedankenvoll ging Ivo lange Tage umher, die volltönendſte Saite ſeiner Seele war in ſchrillem Mißklange zerriſſen; er hatte eine ſchöne Liebe begraben, ſeine Trauer war tief und namenlos. — Jetzt auch, da er ein Extrem der Glaubensſchwärmerei vor ſich geſehen hatte, regten ſich viele halbſchlummernde Zweifel und Bedenken lebhafter, er war „zwiefach elend," wie Clemens verheißen, aber er konnte ſich nicht retten.

Der Horber Kaplan war als Profeſſor nach Tübingen gekommen, er hatte noch immer eine gewiſſe Vorliebe für Ivo, dieſer ſchloß ſich ihm inniger an und eröffnete ihm die Marter ſeiner Seele.

Sonderbar! gerade über die Jungfrau Maria wagte Ivo die meiſten Bedenken, er fragte zuerſt, ob ſie „eine Heilige, auch allgegenwärtig ſei," da man doch überall zu ihr bete. Der Profeſſor ſah ihn etwas betroffen an, dann ſagte er: „Der Begriff der Gegenwart iſt ein bloß menſchlicher, den körperlichen Dingen entnommen, eigentlich nur für ſie geltend; indem wir das Wörtchen „all" zu „gegenwärtig" hinzuſetzen, wollen wir nur die Geſammtheit des Daſeins zuſammenfaſſen, wir glauben nun dadurch einen neuen Begriff zu gewinnen, in der That aber haben wir keinen; wie wir überhaupt nichts Ueberirdiſches, als ſolches, in Begriffe faſſen können, iſt alſo das Daſein eines Geiſtes durch den Begriff der Gegenwart gar nicht meßbar. Wir faſſen überhaupt alles Ueberirdiſche nicht durch den Begriff, ſondern durch den Glauben.“

Ivo befriedigte ſich vollkommen bei dieſer Antwort, ſchüchtern wagte er noch die Frage: wie man von der Jungfrau Maria ſprechen könne, da doch in der Bibel Brüder Chriſti erwähnt würden.

Der Profeſſor erwiederte: „das griechiſche Wort αδελφος * iſt nicht wörtlich zu nehmen, das iſt ein orientaliſcher Ausdruck aus dem Ebräiſchen genommen, und heißt ſo viel als: Verwandter, Freund.“

„So wäre alſo der Ausdruck υιος θεου ** auch nicht wörtlich zu nehmen, und wäre auch blos orientaliſcher Ausdruck?“

„Keineswegs, hiefür ſprechen ausdrücklich die meſſianiſchen Stellen des alten Teſtaments, die Evangelien und die Satzungen der Kirche, und dann“ ſetzte er hinzu, indem er die Mienen Ivo's ſcharf beobachtete, „iſt die ganze Menſchwerdung Gottes nur dazu, um dem menſchlichen Begriff einen Halt zu geben, da, wie ich vorhin geſagt, wir das Ueberirdiſche nicht begreifen können, das Weſen desſelben iſt und bleibt aber ein Myſterium, das wir nur glauben können, und der Glaube wird in dir wohnen, wofern du dich nur recht befleißeſt, deine Seele rein und kindlich zu erhalten.“

„Ja, das iſt nicht ſo leicht,“ ſagte Ivo zaghaft.

„Ich will dir einen bewährten Rath geben,“ ſagte der Profeſſor, die Hand auf die Schulter Ivo's legend: „ſo oft ein

---

* Bruder.

** Gottes Sohn.

Gedanke in dir aufſteigt, der dich vom Glauben entfernt, ſuche ihn augenblicklich zu bannen durch Gebet und Studium, laß ihn nie länger in dir walten. Es geht uns mit unſerm Gotte wie mit einem Freunde, haben wir uns länger innerlich von ihm entfernt, ſo finden wir leicht den rechten Weg zu ſeinem Herzen nicht mehr.“ Dieſe Lehre und dieſes Gleichniß traf Ivo gewaltig, aber es war zu ſpät.

Man ſollte vermuthen, ſolcherlei Forſchungen hätten Ivo über die Kirche hinaus bis an die äußerſten Grenzen des Denkens treiben müſſen, aber er war und blieb ein gläubiges Gemüth; er war vom Vorhandenſein der Wunder lebendig überzeugt, und nur eine Seele, die noch auf dem Zauberboden der Wunder ſteht, weilt noch auf dem Gebiete des wahrhaften Kirchenglaubens: der Glaube iſt die Hingabe an ein Unerklärbares oder Unerklärtes, an ein Wunder.

Das Widerſtreben Ivo's gegen das geiſtliche Studium hatte noch ganz andere Grundlagen, die ihm jetzt immer deutlicher wurden: die alte Luſt nach einem thätigen Leben regte ſich in ihm.

Eine frühere Gedankenreihe, die ſchon im Kloſter zu Ehingen begonnen aber wieder abgebrochen ward, ſetzte ſich jetzt in Ivo fort. „Nicht die ſchweißvolle Arbeit der Hände,“ ſagte er zu ſich, „iſt die Strafe für die erſte Sünde, ſondern weil die Menſchen vom Baume der Erkenntniß einmal gegeſſen, müſſen ſie nun ewig darnach ſtreben, ohne ſich ganz daran erſättigen zu können; im Schweiße ihres Angeſichts ſuchen ſie das Brod ihres Geiſtes, die flatternden dürren Papiere ſind die Blätter am Baume der Erkenntniß, zwiſchen welchen die Frucht verſteckt ſein ſoll. Glückſelig! wem der heilige Chriſtbaum, mit ſeinen von höherer Hand angezündeten Lichtern, der volle Baum der Erkenntniß geworden.

Arbeit! Arbeit! nur das Thier lebt und arbeitet nicht, es gehet aus um ſeine Nahrung zu ſuchen und bereitet ſie nicht, der Menſch aber greift ein in die ewig ſchaffende Kraft der Erde, frei mitwirkend, in der Thätigkeit des Alls, kömmt der Segen der That, Ruhe und Friede über ihn. Ihr verblendeten Römer, euer Wahlſpruch war: Leben, heißt Kriegführen, und ihr ginget hin eure Brüder zu unterjochen, um im ſtolzen Triumphe in die Roma einzuziehen. Nein! Leben heißt arbeiten. Wohl iſt das auch ein Kampf mit den ſtillen Mächten der Natur, aber ein Kampf des freien Lebens, der Liebe, der die Welt umgeſtaltet; des Steines Härte weicht des Meißels Kraft und füget ſich zum ſchönen Bau, und vor Allem ſei du mir geprieſen Ackerbau! In der Erde Furchenwunden ſtreuſt du ſiebenfältig Leben, da hebt ſich das Herz, da wächſt der Geiſt, und wie wir die Erde bebauen, ſie uns unterthan machen, ſo lernen wir auch unſere Erdennatur, die wir mit uns herumtragen, beherrſchen und lenken; und wie wir des Regens und des Sonnenſcheins von oben harren, der unſer Werk aufgehen und reifen macht, ſo iſt es dein Wille o Herr! die Gnade über uns auszugießen, auf daß die Saat unſeres Geiſtes gedeihe und unſern Leib heilige. Gib mir, o Herr! einen kleinen Fleck Erde, und ich will ihn ſiebenfältig umarbeiten, auf daß die verborgenen Säfte aufſchießen in Halme, die ſich vor dem Hauche deines Mundes anbetend neigen, ich will meine ſchwieligen Hände lobpreiſend zu dir erheben, bis du mich hinaufziehſt in das Reich deiner Glorie!“ — —

„Ich möcht' wohl Pfarrer ſein,“ ſagte er ein andermal vor ſich hin, „aber nur des Sonntags; ſo die ganz' Woch mit nichts als mit unſerm Herrgott und von dem leben was man von ihm weiß, in der Kirche ſo daheim ſein wie in ſeiner Stub', da

hat man gar keine Kirche und keinen rechten Sonntag
ach, lieber Himmel! wie ſchön war mir's, wenn ich des
tags in die Kirche gekommen bin und hab „guten Morgen
geſagt, die Sonne hat ganz anders geſchienen, die Häuſer
anders ausgeſehen, und die Welt war ganz anders wie an
Werktag.“ Jvo mochte an Emmerenz gedacht haben, d
ſagte weiter: „das lutheriſch Pfarrleben gefällt mir auch
von dem Predigen eine Frau und einen Haufen voll Kin
nähren, nein! nein!“ Dann kamen wieder leiſe die th
ſchen Bedenken, und er ſagte einmal: „Die Theologie v
die Religion, was braucht's da viel? Liebe Gott, liebe
Nächſten. Punktum.“

So erzitterte und erbebte das ganze Weſen Jvo's; d
danke an Emmerenz jagte ihm oft Fiebergluthen in das
und dann überrieſelte ihn wieder Eiſeskälte, wenn er a
Schickſal dachte.

Jvo dachte nun viel darüber nach, wie er ſeinen
ſeinen unabänderlichen Entſchluß, aus dem Kloſter zu
mittheilen wolle; es war ſchwer, ihnen klar zu machen,
keinen rechten Beruf zum Geiſtlichen und auch den vollen
ben nicht in ſich fühle. Da kam plötzlich ein Bote aus
ſtetten mit einem Briefe vom Schultheiß an den Direktor
den Wunſch enthielt, Jvo auf einige Tage nach Hauſe z
laſſen, da ſeine Mutter eine ſchwere chirurgiſche Operation
in ſeinem Beiſein beſtehen wolle.

Von Angſt gejagt eilte Jvo mit dem Boten nach
er erfuhr, daß ſeine Mutter ſchon vor längerer Zeit, beim
von der Treppe, einen Arm gebrochen, daß ſie aber nicht
geachtet, und nun, als es ſchlimmer geworden ſei, der

noch einmal gebrochen und wieder eingerichtet werden müſſe, ſonſt müßte ſie ſterben; nur ihrer Kinder wegen, für die ſie ſich erhalten müſſe, wollte ſie ſich der ſchmerzlichen Operation unterziehen.

Es durchſchnitt Ivo die Seele, daß der Bote immer von der Mutter ſprach wie wenn ſie ſchon geſtorben wäre, oder ſicherlich „nicht mehr davon käme;“ „es war die rechtſchaffenſte Frau ſo weit man kocht,“ war der ſtete Schluß ſeiner Reden.

Das Wiederſehen von Mutter und Sohn war herzergreifend, und die Mutter ſagte: „So, jetzt kann ich Alles beſſer aushalten, wenn du da biſt.“

Andern Tages kam der Chirurgus, er wollte, daß man der Frau die Augen verbinde, ſie aber ſagte: „Nein, rucket das Bett in die Mitte des Zimmers, ſo daß ich den Heiland ſehen kann, und ihr werdets erfahren, ich werd' nicht zucken und keinen Laut geben.“ — Nach vielem Einreden und Widerſtreben wurde ihr willfahrt; in der einen Hand, an ihrem kranken Arme, hielt ſie den Roſenkranz, mit der andern hielt ſie die Hand ihres Sohnes feſt, ihr Auge war ſtarr nach dem Cruzifix gerichtet, und ſie ſagte: „lieber Heiland, du haſt die höchſten Schmerzen mit göttlichem Lächeln ertragen, lieber Heiland, gib mir Kraft, halte mich feſt wenn ich zittern will, und wenn die Schwerter mir durch die Seele fahren, will ich dein gedenken o heilige Mutter Gottes! und ſtille dulden; bete mit mir lieber Ivo.“

Ohne einen Laut von ſich zu geben ließ ſie die Operation vollziehen, und als das Bein unter gewaltigem Drucke knackte, als Alles ringsum weinte und ſtöhnte, als der Vater halb ohnmächtig in die Kammer geführt wurde, und hinter der verſchloſſenen Thüre ſein halb unterdrücktes Schluchzen laut wurde, da war die Mutter Chriſtine ſtill und regungslos, nur ihre Lippen bewegten ſich, ihr Auge war feſt auf den Heiland gerichtet, und ein heiliger Glanz leuchtete daraus hervor.

Als nun Alles vollendet war, und ſelbſt der Chirurgus nicht umhin konnte die Heldenkraft der Kranken zu preiſen, da ſank Chriſtine in die Kiſſen zurück, ihr Auge ſchloß ſich, aber eine lichte Glorie ſchwebte auf ihrem Antlitze, alle Anweſenden ſtanden in ſtummer Bewunderung. Der Vater war wieder eingetreten, er beugte ſich über ſeine Frau, als er ihren Athem fühlte, blickte er mit einem ſchweren Seufzer und dem Rufe: „Gelobt ſei Gott,“ nach oben; Ivo kniete an dem Bette nieder, er blickte zu ſeiner Mutter auf und betete die Verklärte an, Alles faltete ſtill die Hände, Niemand wagte einen Laut, und es war wie wenn der lebendige Geiſt Gottes durch alle Herzen zöge.

Als die Mutter Chriſtine erwachte und „Valentin!“ rief, eilte dieſer auf ſie zu, faßte ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz und weinte.

„Gelt,“ ſagte er endlich: „du verzeihſt mir? du ſollſt g'wiß kein unſchön Wörtle mehr von mir kriegen; ich bin dich nicht werth, das ſeh ich erſt jetzt doppelt ein, und wenn unſer Herrgott dich mir genommen hätt', ich wär toll geworden.“

„Sei nur ruhig Valentin, ich hab' dir nichts zu verzeihen, ich weiß wohl, du biſt gut, wenn du auch manchmal nicht ſo biſt wie du biſt; gräm' dich nur jetzt nicht Valentin, es geht wieder Alles gut, unſer Herrgott hat uns nur verſuchen wollen.“ — —

Die Mutter Chriſtine genas wunderbar ſchnell, Valentin hielt getreulich Wort, er wachte um ſeine Frau wie um ein höheres Leben, der leiſeſte Wink ihres Auges war ihm ein fröhliches Gebet; man mußte ihn zwingen, ſich nur einige Nachtruhe zu gönnen.

Emmerenz und Ivo wechſelten oft ab um bei der Mutter zu wachen, und dieſe ſagte manchmal: „Ihr ſeid liebe brave Kinder, unſer Herrgott wird's euch g'wiß gut gehen laſſen.“

Oft auch wenn die Mutter ſchlief und das eine kam, um das andere abzulöſen, redeten ſie noch lange mit einander; Ivo offenbarte der Emmerenz den tiefſten Wunſch ſeiner Seele nach einer anſtrengenden Arbeit, und ſie ſagte: „Ja, ich kann mir's denken, ich könnt' nicht leben, wenn ich nicht recht tüchtig zu ſchaffen hätt'; ich will mich nichts berühmen, aber im Schaffen nehm ich's mit einer jeden im Dorf auf.“

„Und wenn du erſt ein eigen Hausweſen hätteſt, gelt, da thäteſt du erſt rechtſchaffen arbeiten?“

„Ja,“ ſagte Emmerenz und ſtreifte ihre kurzen Hemdärmel noch beſſer hinauf und ſtraffte ihre kräftigen Arme gleich als müſſe ſie jetzt augenblicklich zugreifen, „ja, wenn das wär', aber es iſt mir auch ſo kein' Arbeit zu viel.“

„Nun,“ ſagte Ivo, „denkſt du denn auch als etwas bei der Arbeit?“

„Ja g'wiß.“

„Was denn?“

„Was einem eben ſo in den Sinn kommt, ich hab mich noch nie darum beſonnen.“

„Nun ſag mir's zum Beiſpiel.“

„Ja, da weiß ich nichts.“

Das ſonſt ſo zuverſichtliche Mädchen wußte ſich vor Verlegenheit gar nicht zu helfen.

„Schämſt du dich, mir's zu ſagen?“

„Kein Bröſele, aber ich weiß halt nichts."

„Nun, was haſt du heut Morgen beim Dinkel= * ſchneiden gedacht? was für Gedanken ſind dir durch den Kopf gegangen?"

„Ja, da muß ich mich beſinnen, du darfſt mich aber nicht auslachen."

„Nein."

„Zuerſt hab ich, glaub ich an gar nichts gedenkt, du könnteſt mich drauf rädern, es fällt mir nichts ein, ja, doch, ich hab dacht, wie lang wir da zu ſchneiden haben, hernach bin ich auf ein Wachtelneſt geſtoßen, da ſind ganz junge Vögele drin geweſen, jetzt hab ich's auf die Seite than, daß es die Buben nicht kriegen, jetzt hätt' ich gar zu gern die Alten geſehen, wie die ſich wundern, wenn auf einmal ihr Haus an einem andern Fleck ſteht, jetzt iſt mir das Lied vom Nazi eingefallen, du kannſt's ja auch ſo ſchön ſingen, das von der armen Seele; jetzt hab ich ſo dacht: wo mag auch der Nazi ſein, jetzt, ja, jetzt hab ich dacht: es iſt gut, daß bald Mittag iſt, denn ich hab einen wetterlichen Hunger gehabt. So, das iſt Alles, gelt, das iſt nicht viel?" Scheu zupfte das Mädchen an ſeinen Kleidern und wollte den Blick gar nicht erheben; Ivo fragte nun wieder:

„Denkſt du denn nicht auch als daran, wie wunderbar es iſt, daß Gott das Samenkorn, das der Menſch geſät, ſiebenfältig aufſchießen läßt? daß die Saat unter dem Schnee ſchläft, bis die Frühlingsſonne ſie weckt? wie viel Millionen Menſchen ſich ſchon von dem Safte der Erde genährt und ihn doch nie erſchöpfen?"

---

* Dinkel, Roggen.

„Ja wohl, das hab ich auch ſchon denkt, aber von ihm ſelber wär ich nicht drauf kommen, der Pfarrer hat das auch oft in der Predigt und in der Chriſtenlehr geſagt; guck, wenn man ſelbſt ſo viel mit dem Sach zu ſchaffen hat, da kommt man auf keine ſolche Gedanken, da denkt man halt: iſt's bald zeitig und gibts viel aus? die Pfarrer, die nicht im Feld ſchaffen, die kein Dung 'nausführen und nicht dreſchen, die kommen eher auf ſolche Gedanken."

„Du mußt ſie auch öfter aufſuchen dann findeſt du ſie von ſelber, thu das Emmerenz."

„Ja wohl, das will ich, du haſt recht, es iſt immer gut wenn man einen dermahnt; wenn du mich wieder fragſt, wirſt ſehen, kann ich dir mehr ſagen, ich bin nicht ſo dumm."

„Und recht lieb" ſagte Ivo, er wollte ihre Hand faſſen hielt aber ſchnell wieder an ſich; das aber konnte er ſich nicht verwehren, daß er das kernhafte Weſen des Mädchens immer mehr liebte. — —

Mit tief erſchütterter Seele kehrte Ivo wieder in das Kloſter zurück, er bewunderte die Heldenkraft ſeiner Mutter und gelobte ſich ihr nachzuſtreben; aber noch anderes bewegte ſeine Bruſt: das Paradies ſeines elterlichen Hauſes war aus Schmerz und Qual vor ſeinen Augen wieder erſtanden, er erkannte, welch eine unverſiegbare Seligkeit es iſt, wenn zwei liebende Herzen feſt an einander halten und im ewigen Wechſel des Lebens ſich traut an einander ſchmiegen; der mächtig zurückgehaltene ewige Schmerz trat hervor, er dachte [illegible] Emmerenz — und im dunkeln Tannenwalde ſaß er und weinte. Drunten im Thale ſchrillten die grellen Töne einer Sägmühle, Ivo wünſchte, daß dieß die Bretter zu ſeinem Sarge ſein möchten, die man dort bereite. — —

In der nächſten Vakanz war Ivo wiederum faſt immer zu Hauſe; hier war jetzt ein ſeliges Leben, Valentin war wie ausgewechſelt, kein lautes Wort wurde vernommen, ein jedes behandelte das andere liebreich und zart, es war wie ein ſteter Palmſonntag aus der Kinderzeit. Aber alle dieſe Ruhe erregte auch in Ivo eine Unruhe, alle dieſe Freude erweckte ihm auch Schmerz und Unfriede, er erkannte deutlich ſeine einſam verkümmerte Zukunft, ihm war kein ſo ſeliges Leben beſchieden.

Zwei gewichtige Ereigniſſe erhöhten noch das Leben dieſer Vakanz: der Johannesle hatte für ſeinen Conſtantin ein Haus bauen laſſen, Valentin hatte es mit ſeinen Söhnen aufgerichtet und Joſeph, der in dieſen Tagen Meiſter wurde, hielt den Bauſpruch.

Das ganze Dorf war vor dem Hauſe verſammelt, Meiſter und Geſellen ſtanden hoch oben und ſteckten die junge Tanne, mit den Bändern aller Art geſchmückt, auf die Spitze des Giebels, Alles war geſpannt auf den erſten Spruch Joſephs. Nach einem einfachen Gruße ſagte er:

Allhier bin ich aufgeſtiegen und geſchritten,
Hätt' ich ein Pferd gehabt, ſo wär' ich heraufgeritten;
Weil ich aber hab kein Pferd,
So iſt es nicht viel Sagenswerth.
Das höchſte Haupt, der Kaiſer gut,
Den Gott erhalt' auf ſeiner Hut,
Ja alle Fürſten, Grafen und Herren
Das ehrbar Zimmerhandwerk nicht können entbehren;
Ein Zimmergeſelle bin ich genannt,
Ich reiſe Fürſten und Herren durch's Land,
Daſſelbe mit Fleiß zu beſehen,
Daß ich einmal möchte beſtehen.

Wann ich hätte aller Jungfrauen Gunſt,
Und aller Meiſter ihre Kunſt,
Und aller Künſtler ihren Witz,
So wollt' ich ein Haus bauen auf eine Nadelſpitz;
Weil ich aber daſſelbe nicht thun kann,
So muß ich bauen nach einem guten Plan;
Wer da will bauen auf Gaſſen und Straßen
Der muß einen jeden können reden laſſen.
Ich lieb was fein iſt
Wann's gleich nicht mein iſt,
Wann mir's gleich nicht werden kann,
Hab ich doch Luſt und Freud daran.
Drauf trinket ein Gläſelein Wein:
Kamerad! ſchenk mir drauf eins ein,
Bauherr! ich brings euch aus Lieb und Freud,
Nicht aus Haß oder großem Neid,
Sondern aus Lieb und Freundlichkeit;
Auf unſers Kaiſers ſeine Tapferkeit!
Auf ſeines Feindes Verderblichkeit,
Auf hieſiger Herren Geſundheit
Und aller guten Freunde insgemein,
Die hier unten verſammelt ſein.
Jetzt trink ich über euch allen,
Gebt acht! das Glück wird hinunterfallen,
Hinunter iſt gar gefährlich
Und euch herauf beſchwerlich,
Ich will mich jetzt eins bedenken
Und das Glas hinunter ſchwenken.

Joſeph trank, das Glas fiel hinab und ein hunderſtimmiges Hoch erſchallte, dann ſprach er wieder:

Durch Gottes Hülfe und ſeine Macht
Haben wir dieſen Bau zu Stande gebracht,

Drum thun wir dem lieben Gott danken,
Daß er keinen hat laſſen wanken;
Daß keiner iſt in Unglück kommen,
Und daß keiner kein Schaden genommen,
Auch thun wir den lieben Gott noch bitten:
Er wolle uns ferner in Gnaden behüten;
Nun befehl' ich dieſen Bau in Gottes Hand,
Dazu auch das ganze Vaterland.
Auch wünſch ich daneben unſerm Bauherrn im neuen Haus
Gut Nahrung von denen, die gehen ein und aus;
Und ſo wünſch ich allen insgeſammt
Glück, Segen und Heil zu allem Stand.
Ich hätt mich bald hoch vermeſſen,
Und der viel ehr- und tugendſamen Jungfrauen vergeſſen,
Die uns dieſen Kranz haben formirt
Und mit ſchöner Lieberei geziert;
Ich dank für alle dieſe Liebereien gut,
Die werden uns hübſch ſtehen auf'm Hut.

Mit dem Rosmarinſtrauße auf dem Hut und dem unverſchnittenen Felle angethan kam Joſeph herab und wurde von Allen beglückwünſcht und geprieſen, ſelig aber faßte ſeine Braut des Hansjörgs Mareile ſeine beiden Hände, ſah ihm freudverklärt in das Antlitz und blickte dann ſiegesfroh nach den Umſtehenden.

Ivo ſtand daneben, und Joſeph ſagte: „Gelt Ivo ich kann auch predigen wenn's ſein muß? das iſt mein' Primiz."

Ivo ſeufzte tief, da er an die Primiz erinnert wurde.

Als Alles theils nach Hauſe theils zum Schmauſe ging, ließ ſich Ivo durch kein Zureden Conſtantins zu letzterem bewegen, er ſtand noch eine Weile allein vor dem luſtigen Gebälke und dachte darüber nach wie glücklich der Conſtantin bald ſein werde, der nun ſchon ein Haus ſein eigen nannte. „So ein Pfarrhaus“ ſagte er dann vor ſich hin, „iſt wie ein Schilderhaus, das gehört Niemanden, keiner hinterläßt eine ächte Spur ſeines Daſeins, da zieht eine andere einſame Wache auf bis wieder eine andere kommt und ablöst; doch, ich will nicht ſelbſtiſch ſein, wird mir auch das Glück des Familien-Lebens nicht, ich will für andere arbeiten und an den Spruch denken:

Ich lieb' was fein iſt
Wann's gleich nicht mein iſt,
Wann mir's gleich nicht werden kann,
Hab' ich doch Luſt und Freud daran.

Acht Tage ſpäter war nun auch die Hochzeit Joſeph's, da ging es luſtig her, die Mutter Chriſtine ſaß oben an neben ihrem Sohne Ivo, dieſer war und blieb der Stolz der Familie. Ivo tanzte dann auch einmal mit ſeiner Schwägerin, hierauf aber auch mit Emmerenz, ſie war ganz ſelig und ſagte: „So, jetzt haben wir doch auch einmal mit einander getanzt, wer weiß, ob wir noch im Leben dazu kommen.“

Nun brachte der zweitälteſte Bruder Ivo's ihm ſeinen Schatz und ſagte: „tanzet mit einander,“ Ivo willfahrte gerne; als er geendet kam die Mutter Chriſtine auf ihn zu und ſagte: „du tanzſt ja prächtig, wo haſt's denn gelernt?“

„Das kann ich noch von meiner Jugend her, wiſſet ihr, die Spinnerin hat mich's als zwiſchen Licht gelehrt.“

„Wollen wir's auch einmal probiren?"

„Ja Mutter."

Alles hielt aus während Ivo mit ſeiner Mutter tanzte.

Jetzt erhob ſich Valentin, ſchnalzte mit den Fingern und rief:

„Spielleut'! einen Vortanz für mich, es gibt ein Beuteill', komm Alte;" er nahm ſeine Frau am Arm, hüpfte und ſprang, dann tanzte er den alten Nationaltanz: er ſchnalzte mit der Zunge, ſchlug ſich auf Bruſt und Schenkel, wiegte ſich bald auf den Zehen bald auf den Ferſen und führte allerlei Figuren auf, bald faßte er ſeine Tänzerin bald ließ er ſie wieder los und trippelte mit geneigtem Kopfe und ausgeſtreckten Armen ganz verliebt um ſie herum; Chriſtine ſah mit züchtiger Andacht aber doch freudvoll zur Erde, drehte ſich oft und oft faſt ohne ſich von der Stelle zu bewegen, ſie hielt ein Ende ihrer Schürze anmuthig in der Hand und ſchlüpfte bald unter dem rechten, bald unter dem linken Arme ihres Mannes durch, bald drehten und wendeten ſich beide unter ihren erhobenen Armen hinweg; mit einem Hops von dem der ganze Boden zitterte beſchloß Valentin den Tanz.

So war dieſe Vakanz voll Freude im Hauſe und außer demſelben.

14.

Der Zerfall.

Von allen dieſen Freuden weg mußte Ivo aber- und abermals in das Kloſter, er traf Clemens nicht mehr, dieſer hatte die Erlaubniß erhalten ein Jahr früher auszutreten, um ſich in ein königlich bairiſches Kloſter zu begeben.

Einen neuen Schmerz erfuhr Ivo in dem Schickſal Bartels, den wir mit ihm ſeit einiger Zeit aus den Augen verloren haben; der gutmüthige Jüngling hatte ſich ſeit lange im Voraus einem geheimen Laſter ergeben, das ſeine ganze Körperkraft unterwühlte: er kaute immer an den Nägeln und dann rieb er ſich wieder die Hände als ob es ihn friere, ſein Gang war ſchwankend und unſtet, die Farbe ſeines Geſicht's war weislichgrün, eingefallene Wangen, eine rothe Naſe und ein ſtets weit aufgeriſſener Mund machten den lang aufgeſchoſſenen lendenſchwachen Jüngling zu einer Schreckgeſtalt, er war dem Blödſinne nahe und wurde nun im Lazarethe untergebracht, man wollte noch den Verſuch ſeiner Herſtellung machen und ihn andernfalls aus dem Kloſter entlaſſen. Ivo ſchauderte als er ihn beſuchte, denn die einzelnen kräftigen Erhebungen Bartels waren nur dazu, um ſein eigenes Thun mit den heftigſten Gewiſſensbiſſen anzuklagen.

Immer mächtiger drängte ſich Alles auf Ivo heran, die Luft um ihn her ſchien ihm verpeſtet, er ſchrieb endlich einen Brief an ſeine Eltern, worin er ihnen ſeinen unabänderlichen Entſchluß eröffnete, aus dem Kloſter auszutreten, denn er könne nicht Geiſtlicher werden; weiter ließ er ſich auf keine Erörterung der Gründe ein, denn er wußte wohl, daß dieſe doch nichts verſchlagen würden, auch hätte man ihn gottlos geſcholten wenn er ſie darlegte, und das hätte doppelten Schmerz gebracht. Mit feſter Hand ſchrieb er den Brief, mit zitternder aber warf er ihn im Abenddunkel in die Brieflade; als er das Papier den Schieber hinabgleiten hörte war es ihm als ob ſein vergangenes

Leben damit ins Grab hinabſinke, und jedes Leben, ſei es auch noch ſo ſchmerzlich und verloren, krümmt ſich im Tode; entſchloſſen richtete er ſich dann wieder auf, der Zukunft entgegenſchauend.

Einige Tage ſpäter erhielt Ivo einen Beſuch von ſeinen Eltern, ſie nahmen ihn mit in das Wirthshaus zum Lamm, dort ließ ſich Valentin ein Zimmer anweiſen und als ſie alle darin waren verriegelte er die Thüre.

„Was geht mit dir vor?“ fragte er Ivo ſtreng.

„Ich kann nicht Geiſtlich werden, lieber Vater, ſehet mich nicht ſo grimmig an, ihr ſeid doch auch einmal jung geweſen.“

„So? da ſteckt der Putzen? du vermaledeiter Bub, warum haſt du denn das nicht vor acht Jahren geſagt?“

„Ich hab's damals nicht ſo verſtanden und hätt' auch die Kuraſche nicht gehabt.“

„Wart ich will dich kuraſchen, mit dir mach' ich kurzen Handel, du wirſt Pfarrer und damit Baſta!“

„Eh' ſpring ich ins Waſſer.“

„Iſt nicht nöthig, du kommſt nicht lebendig aus der Stub wenn du mir nicht in die Hand hinein verſprichſt Geiſtlich zu werden.“

„Das thu ich nicht.“

„Was? das thuſt du nicht?“ ſchrie Valentin Ivo an der Gurgel packend.

„Vater!“ ſchrie Ivo, „um Gotteswillen Vater laſſet mich los, machet nicht daß ich mich wehren muß, ich bin kein Kind mehr.“ —

Chriſtine hing ſich an ihren Mann: „Valentin!“ klagte ſie,

„Ich ſchrei Feuerjo zum Fenſter 'naus wenn du nicht gleich los läßſt;" Valentin ließ ab und Chriſtine fuhr fort: „Iſt das die Sanftmuth, die du mir verſprochen haſt? Ivo, verzeih ihm, er iſt nicht ſo bös, er iſt ja dein Vater, Gott hat ihm die Macht über dich gegeben, Valentin, wenn du noch ein laut Wörtle redſt haſt du mich geſehen, ich lauf auf und davon, Ivo, thu's mir zu lieb und gib ihm die Hand."

Ivo ſtand da und preßte die Lippen zuſammen und weinte große Tropfen; „Vater" ſchluchzte er, „ich hab mich ja nicht ſelber zum Geiſtlichen beſtimmt, und ihr ſeid auch unſchuldig, ihr habt nicht wiſſen können daß ich nicht dazu taug'; wir wollen einander keine Vorwürf' machen;" er ging auf Valentin zu und wollte ſeine Hand faſſen, dieſer aber ſagte: „Schon recht, was will denn der hoffärtig Herr werden?"

„Laſſet mich noch ein halb Jahr die Thierarzneiſchul' beſuchen, und dann will ich mich als Thierarzt und Bauer ſchon irgendwo niederlaſſen."

„Haſts gut vor, und ich ſoll dem Kloſter 'rausbezahlen? für jed Jahr 200 fl.? da kann man mir mein Haus ausſchellen, das wird ſchön klingen, und da wirds heißen: ja, der Ivo wird ein Katzendoktor, da kann man das Häusle ſchon dafür ſpringen laſſen, und von was willſt du denn ſtudiren? willſt du auf den alten Kaiſer 'nein leben, oder meinſt gar ich geb dir Geld? du kannſt einen Prozeß mit mir anfangen, kannſt dein Mütterliches verlangen; ich will dir aber hernach ſchon eine Rechnung machen was du mich koſteſt."

„Ich werde es beim Miniſterium dahin bringen, daß man die Vergütung an das Kloſter auf mein einſtiges Vermögen überträgt." —

„Wir haben mit einander ausgered't, brauchſt mir nichts mehr zu ſagen," unterbrach ihn Valentin; „wenn du nicht folgſt, denk nur nicht daß du noch einen Vater auf der Welt haſt, du biſt mein Stolz geweſen, jetzt darf ich keinem Menſchen mehr unter die Augen treten, ich muß froh ſein wenn die Leut ſo gut ſind und nicht von dir reden;" dem harten Manne quollen Thränen aus den Augen, das Geſicht in beide Hände drückend fuhr er fort: „wenn mich nur ein ſiedig Donnerwetter in Boden 'nein verſchlagen hätt', eh ich den Tag erleb" — er legte den Kopf auf das Fenſtergeſims kehrte ſich nicht mehr um und ſtampfte mächtig gegen die Wand.

Da ſieht man's wieder wie's die Menſchen machen: ſeinen Haß und ſeinen Zorn ganz offen an ſeinem Sohne auszulaſſen trug Valentin keine Scheu, ſeine Liebe und Zufriedenheit aber ſchämte er ſich ſtets zu offenbaren und verſchloß ſie in ſich. Machen's nicht die meiſten gebildeten und ungebildeten Menſchen ſo?

Die Mutter Chriſtine hatte bis jetzt nur immer mit beiden erhobenen Händen Stille und Begütigung zugewinkt, nun ſagte ſie mit feſterer Stimme als man ihrem Antlitze nach hätte vermuthen ſollen: „Ivo, lieber Ivo, du biſt doch allfort brav und gottesfürchtig geweſen, es iſt ja kein bös Aederle in dir, ich will nichts davon ſagen, daß ich mir denkt hab wie mir das ein Staffel im Himmel iſt wenn du Geiſtlich wirſt, davon iſt jetzt kein' Red, es iſt mir um deinetwegen; um Jeſu Chriſti Blut willen geh in dich, ſei gut, bet' rechtſchaffen, und unſer Herrgott wird dir helfen und dein Herz von allem was nicht 'nein gehört reinigen; ach! du haſt ja immer ſo einen frommen Sinn gehabt, guck, ich kann nicht viel reden, es ſtoßt mir ſchier das

Herz ab: ſei wieder ſo fromm und gut wie du geweſen biſt, ſei wieder der lieb Ivo," — ſie fiel an ſeinen Hals und weinte; Ivo umarmte ſie und ſagte:

„Mutter lieb, Mutter lieb, ich kann nicht Geiſtlich werden, glaubet ihr denn ich hätt' euch den Kummer gemacht wenn ich anders könnt'? Ich kann nicht."

„Sag nicht: ich kann nicht, das iſt nicht fromm, will du nur recht, nimm dich recht feſt zuſammen und ſchüttel all das böſe Gelüſt von dir, es muß gehen; der Allbarmherzige wird dir helfen, und du biſt wieder unſer Glanz und unſer Freud und biſt ein fromm Kind vor Gott und den Menſchen."

„Ich bin nicht ſchlecht liebe Mutter, aber ich kann nicht Geiſtlich werden; zerreißet mir das Herz nicht ſo, ach! ich möcht' euch ja ſo gern folgen, aber ich kann nicht."

„Laß ihn zum Teufel gehen den Hallunk," ſagte der Vater, Chriſtinen von ihrem Sohne wegreißend, „kannſt du denn dein Mutter ſo bitten und betteln ſehen?"

„Zerreißet mich!" rief Ivo, „aber Geiſtlich kann ich nicht werden."

„'Naus, fort, 'naus oder ich vergreif' mich an deinem Leben," rief Valentin, der Schaum ſtand ihm vor dem Munde, er riegelte die Thüre auf und ſchob Ivo hinaus. —

„Es iſt vorbei," ſagte Ivo tief aufathmend und ſchwankte die Treppe hinab; von droben vernahm man ein Poltern, die Thüre wurde aufgeriſſen und die Mutter kam herab; Hand in Hand ging ſie mit ihrem Sohne bis vor das Kloſter, ſie redete kein Wort, nur als ſie jetzt Abſchied nahm ſagte ſie:

„Gib mir dein' Hand drauf, daß du's noch überlegen willſt, und daß du dir kein Leid an deinem Leben anthuſt."

Ivo verſprach's und ging ſtill in ſeine Klauſe, der Boden wankte unter ihm, aber in dem tiefſten Kern ſeiner Seele ſtand der Gedanke feſt und aufrecht, ſich durch keinerlei kindliche Bewegungen zu einem Lebensberufe hindrängen zu laſſen. „Ich habe Pflichten gegen mich ſelber und muß ſelber für mich einſtehen,“ ſagte er zu ſich; „in den Tod könnte ich gehen um meiner Mutter zu willfahren, aber ein Leben deſſen tiefſte Wurzel der innere Beruf ſein muß, kann und darf ich nicht über mich nehmen.“

In der Nacht aber erwachte Ivo plötzlich, es war ihm als ob er durch einen Schrei ſeiner Mutter aufgeweckt worden wäre; er richtete ſich in ſeinem Bette auf, und jetzt gedachte er welch einen hohen heiligen Beruf er zu verlaſſen gedenke, die ganze Herrlichkeit des geiſtlichen Amtes ſtand vor ſeiner Seele: ein liebender, tröſtender, hülfreicher Freund der Armen und Bedrängten, ein Vater der Waiſen und Verlaſſenen, ein Spender des Lichts und des Heils in allen Seelen; er ſah über alle die theologiſchen Satzungen weg, ja er gedachte mitzukämpfen den heiligen Kampf der Befreiung von Aberwitz und Menſchenſatzung und den kommenden Geſchlechtern das reine Licht des Himmels zu ſichern, er kämpfte alle Erdenluſt und alle Selbſtſucht in ſich nieder, er wollte leben für Andere und für die andere Welt, kein Tag ſollte vorübergehen an dem er nicht eine Seele erquickt, ein Herz erfreut.

„Wo ein armes Erdenkind in trübem Harme weint, da will ich ſein Wehe in mein Herz aufnehmen und es darin auskämpfen laſſen, ich will die Thränen der Trauernden trocknen, und du o Herr! trockne die Thränen von meinem Antlitze wenn mein

Geiſt erlahmt und ich nächtlich weine über mein armes verlaſſenes Leben!“

So ſprach Ivo vor ſich hin, und ihm war ſo leicht und frei, es war ihm als ob er aller irdiſchen Schwere entbunden ſich jetzt hinaufſchwingen müſſe zum Urquell der Seligkeit; und dann fühlte er ſich wieder ſo ſiegesmuthig, ſo kraftdurchſtrömt, als müſſe er ſich plötzlich in das heißeſte Gewühl der Schlachten ſtürzen, entzückt dachte er an den Jubel, den ſeine Rückkehr zu ſeinem Berufe im elterlichen Hauſe erwecke — aus ſeligem Entzücken wurde er wieder hinübergetragen in das Reich des Traumes.

Andern Morgens ſchrieb Ivo einen Brief nach Hauſe, worin er mit tiefem Ernſte und ſiegesfroher Zerknirſchung die Rückkehr zu ſeinem Berufe verkündete und die Hohheit ſeines Wirkens pries; was er aus Nachgiebigkeit gegen ſeine Eltern nicht thun konnte, das hatte er jetzt aus freier Selbſtbeſtimmung vollführt. Als er wiederum an dem Briefſchalter ſtand und das Schreiben durch den Schieber hinabrauſchte, da däuchte ihm dieß wie der ſcharfe Schnitt eines Richtſchwertes, er hatte ſich ſelbſt das Urtheil geſchrieben und vollzogen; kopfſchüttelnd ging er nach dem Kloſter zurück, die Kraft ſeines Weſens war zerbrochen und klaffte in Zwieſpalte aus einander; mit allem Aufgebot ſeiner Willenskraft gab er ſich nun wiederum dem Studium hin, es gelang ihm für einige Zeit Friede und Beruhigung darin zu finden.

Zu Hauſe erregte der Brief das höchſte Entzücken; kaum aber war die erſte Freude der Botſchaft vorüber, da lächelte die Mutter oft ſchmerzlich vor ſich hin, ſie ging gedankenvoll im Hauſe umher und redete wenig; oft ließ ſie ſich Abends wenn ihr die Augen übergingen den Brief von Emmerenz vorleſen, und wenn ſie an die Stelle kam: „Ich will mein Leben Gott opfern, der mir es gegeben, ich will euch meine liebe Mutter die höchſte Freude eures Lebens gewähren,“ da ſeufzte Chriſtine ſchwer.

Einſt am Samſtag Abend ſaßen Chriſtine und Emmerenz bei einander und ſchälten Kartoffeln auf morgen, Emmerenz hatte den Brief wieder vorgeleſen, und ſie ſagte nun:

„Bas, es iſt mir immer, als ob ihr euch nicht grundmäßig freuen könntet, daß der Ivo geiſtlich wird; ſaget's nur frei von der Leber weg, ich merk's wohl, vor mir brauchet ihr ja kein Hehling haben.“

„Du haſt recht, guck, ich will dir's nur ſagen, vor Ihm“ (ſie meinte hiemit ihren Mann) „dürft' ich davon nicht ſchnaufen, da wär gleich Feuer auf dem Dach; guck, mir iſt es halt immer wie wenn ich ein' ſchwere Sünd' begangen hätt', guck, ich hab ihm ſein Herz ſo ſchwer gemacht, und er iſt gar ein gut Kind, es iſt kein bös Blutströpfle in ihm, und da wird er mir zu lieb geiſtlich und ſein Herz hangt doch an der Welt, und das iſt ein' ſchwere Sünd'.“

„Da iſt ja ganz erſchrecklich, da hätt' ich kein ruhige Stund', da müßt mir geholfen ſein.“

„Ja, aber wie? guck, ich möcht' ihm das gern zu'wiſſen thun, und hinter Ihm“ (ſie meinte hiemit wieder ihren Mann) „mag ich mich doch dem Schullehrer nicht anvertrauen, und ich kann doch ſelber nicht mehr ſchreiben.“

„Da iſt leicht geholfen, da ſchreib' halt ich, ich kann's ganz gut, und ihr ſaget mir Alles vor.“

„Ja, das iſt ja wahr, daran hab' ich gar nicht dacht, du biſt ein lieb Kind, komm, wir wollen gleich.“

Nun war aber ein großer Jammer, denn nirgends war eine geſchnittene Feder zu finden, ſo klein dieß auch erſcheinen mag, ſo war dieß doch ein großer Mangel; Emmerenz wollte zum Schullehrer gehen und ſich eine ſchneiden laſſen, ſie wollte der fragenden Frau Schulmeiſterin ſchon was vorlügen, aber Chriſtine duldete das nicht; „wir dürfen nicht mit einer Sünd anfangen,“ ſagte ſie. Die gleiche Antwort gab ſie auch als Emmerenz ſagte, ſie wiſſe wo der Schullehrer ſeine Federn liegen habe, ſie wolle eine ſtehlen und dafür ein Dutzend ungeſchnittene Eckfedern hinlegen; endlich rief Emmerenz ſich erhebend: „ich krieg eine, meiner Schweſter ihr Bub, der Karle, geht ja in die Schul', der muß mir eine geben,“ ſie ſprang fort und kehrte jubelnd, eine Feder in der Hand, zurück.

Nun ſetzte ſie ſich an den Tiſch, zog mit einer Kluf * den Docht an der Lampe beſſer heraus, legte Alles zurecht und ſagte:

„So, jetzt machet mir die Diktate.“

Die Mutter ſaß hinter dem Tiſche in der Ecke unter dem Kruzifix und verſuchte es noch eine Kartoffel zu ſchälen, ſie ſagte:

„Schreib: „„lieber Ivo,““ haſt das?“

„Ja.“

„„Ich denk alleweil an dich, es vergeht kein' Stund im Tag, und Nachts wenn ich im Bett lieg und wach ſind meine Gedanken bei dir, herzlieber Ivo.““

„Nicht ſo ſchnell, ſonſt komm' ich nicht nach,“ jammerte

---

* Kluf = Stecknadel.

Emmerenz; ſie erhob ihr hocherröthend Antlitz, blickte in das Licht und kaute eine Weile an der Feder, gerade ſo hätte ſie ja auch für ſich ſelber an den Ivo geſchrieben, ihr Angeſicht faſt ganz auf das Papier legend ſchrieb ſie dann und ſagte endlich: „herzlieber Ivo — weiter.“

„Nein, lies mir zuerſt vor was du geſchrieben haſt.“

Emmerenz las.

„So iſt's recht, jetzt ſchreib weiter: „„es iſt mir nicht recht wohl dabei, daß du dich wieder ſo ſchnell anders reſolvirt haſt,““ — halt, das ſchreib noch nicht ... ſo darf man nicht anfangen.“

Emmerenz ſtützte das Kinn auf die Hand und blickte harrend drein, die Mutter aber ſagte:

„Du haſt jetzt ſchon gehört wie mir's ums Herz iſt, ſchreib du jetzt Alles, ſo macht's der Schullehrer auch.“

„Ich will euch was ſagen,“ begann Emmerenz ſich erhebend, „ſo ein Brief kann in unrechte Händ' kommen, er kann verloren gehen, und wir können's ja doch nicht ſo recht aufſetzen das beſt' wird ſein, ich geh zu Ivo und ſag ihm Alles; morgen iſt Sonntag, da verſäum' ich nichts, Kurzfutter hab ich geſchnitten, ich will dem Vieh noch ſchnell über Nacht geben und den einzigen Tag kann's mein' Schweſter ſchon verſorgen; die Grundbirnen ſind geſchält, ich richt's hin, daß ihr blos das Fleiſch ans Feuer zu ſtellen braucht, dem Thal nach ſind es ja nur ſieben Stund' bis Tübingen, und ich will laufen wie ein Feuerreiter, ſo ein Sonntag iſt lang und morgen Abend bin ich wieder zeitlich da.“

„So ganz allein willſt fort? und in der Nacht?“

„Allein? unſer Herrgott iſt überall, und der hält ſeine Hand über ein armes Mädchen,“ faſt unwillig ſetzte Emmerenz hinzu; „in der Nacht muß ich ja fort, ſonſt käm ich ja morgen nicht wieder heim und Er thät balgen*.“

„Ich kann nicht Nein ſagen, es iſt mir als müßt' das ſo ſein, geh in Gottes Namen; da, nimm mein Nuſter mit, da iſt ein Stückle Zedernholz vom Berg Libanon drin, das ſtammt von meiner Urahne, das wird dich beſchützen.“ Sie nahm den Roſenkranz, der an der Pfoſte der Stubenthüre über dem Weihkeſſelchen hing, reichte ihn Emmerenz und fuhr fort:

„Ueberlauf dich nicht, wenn du müd biſt komm erſt übermorgen, es iſt noch Zeit, ich hab auch noch einen Sechsbätzner, den will ich dir geben, und da nimm das Brod mit, Brod aus der Schublade bringt Segen; aber was ſag ich denn den Leut' wenn ſie nach dir fragen? ich darf doch nicht lügen?“

„Ihr ſaget halt ich hätt was Nothwendiges zu ſchaffen, die Leut brauchen ja nicht Alles zu wiſſen, ich will nur machen, daß ich fort bin eh Er heimkommt.“

Mit wunderbarer Behendigkeit ſprang Emmerenz treppauf und treppab und beſorgte Alles wie ſie geſagt, dann ging ſie in ihr Kammer um ſich ſonntagsmäßig anzukleiden; die Mutter half ihr, und als das Mädchen ſein ſchönſtes Koller aus der Kiſte hervorzog, fiel etwas in ein Papier gewickeltes klingend auf den Boden.

„Was iſt das?“ fragte die Mutter.

„Das iſt ein Stückle Glas, das hat mir der Ivo einmal geſchenkt wie wir noch ganz kleine Kinder geweſen ſind,“ ſagte das Mädchen mit Haſt die Kleinod wieder verbergend.

---

* balgen, ſo viel als ſcharf zanken.

Als Emmerenz endlich angekleidet war, ſagte die Mutter, ihr Schürzenband auf und wieder zuknüpfend: „Ich weiß nicht, du ſollteſt eben doch da bleiben.“

„Da bleiben? Mich halten keine zehn Gäul' mehr, bosget nur nicht, ihr habt mir's einmal verſprochen daß ich gehen ſoll', das wär das erſtemal daß ihr euer Wort nicht halten thätet.“

Nachdem Emmerenz nochmals in die Stube gegangen und ſich aus dem Weihkeſſelchen an der Thüre im Zeichen des Kreuzes beſprengt hatte, machte ſie ſich auf den Weg.

Noch unter der Hausthüre ſuchte Chriſtine die Emmerenz zurückzuhalten, dieſe aber ſchritt ſchnell mit einem „B'hüt' euch Gott“ davon; Chriſtine ſah ihr mit frommen Segenswünſchen nach wie ſie durch den Garten in das Feld ging.

Emmerenz wählte dieſen Weg, damit Niemand im Dorfe ihr begegne; als ſie nun durch das Schießmauernfeld ſo dahin ſchritt war der Mond von einer großen Wolke bedeckt, ſie betrat den dunkeln Bergwald um nach dem Neckar hinabzugehen, ihr ſchauderte ein wenig, ringsum war Alles ſo ſtill und ſo „finſter wie in einer Kuh;“ ſie ſchaute ſich um, es war ihr als ſchritte etwas hinter ihr drein, aber es war nur ihr eigner Schritt den ſie vernommen; muthig hüpfte ſie ohne zu ſtraucheln über die Wurzeln weg, die ſich über den ſchmalen Waldweg ſchlängeln. Emmerenz war gut geſchult, ſie glaubte nicht mehr an Geiſter und Geſpenſter, aber an den Mocklepeter glaubte ſie ſteif und feſt, hatten ihn ja ſchon ſo viele Leute hockeln müſſen; ſie hob oft ihre Schultern, um ſich zu vergewiſſern, daß der

Geiſt nicht auf ihr ſitze, auch an das Nickesle glaubte ſie, das ſich oft den Leuten wie eine wilde Katze oder wie ein Holzblock vor die Füße rollt, ſo daß, wenn man ſich darauf ſetzen will, man in feuchten Schlamm verſinkt; ſie hielt den Roſenkranz feſt um ihre Hand gewunden.

An der Lichtung des Waldes wo die ſchöne Buche ſteht, an deren glattem Stamm ein Muttergottesbild befeſtigt iſt, dort kniete Emmerenz nieder, faßte den Roſenkranz zwiſchen ihre gefalteten Hände und betete inbrünſtig; der Mond trat wie man ſagt mit vollen Backen aus den Wolken hervor und überglänzte wie mit Wohlgefallen die Betende, die ſich dann geſtärkt erhob und ihres Weges fortſchritt.

Längs des Neckars zog ſich nun die Straße hin, zu beiden Seiten ſtanden die ſchwarzen Tannenwälder bis zum Bergesgipfel hinan, das Thal war meiſt ſo eng, daß es nur für ſchmale Wieſen, für den Fluß und die Straße Raum bot. Alles lag in ſtiller Ruhe, nur bisweilen zirpte ein Vogel wie aus dem Schlafe als wollte er ſagen: „abbele, da iſt's recht gut im Neſt;" die Hunde ſchlugen an wenn Emmerenz an den einſamen Gehöften vorüber ſchritt, die immer wiederkehrenden Mühlen klapperten und pochten emſig, aber das Herz des Mädchens pochte noch viel ſchneller.

Emmerenz war noch nie weiter als zwei Stunden von ihrem Geburtsorte fort gekommen, viele Gedanken bewegten nun ihre Seele; zuerſt lobte ſie ihre liebe Heimath, „da iſt's doch anders, das liegt auf dem Berg und hat Felder mit Boden wie Speck," Emmerenz wünſchte nur, daß der Neckar über den Berg fließen möchte, damit der Waſſermangel nicht ſo groß ſei.

Die Sterne glitzerten hell, Emmerenz blickte hinauf und ſagte: „es iſt doch goldig wie viel Millionen Stern' da oben ſind, das iſt grad wie wenn an einer ruſigen Pfann ſo viel tauſend Lichtle fünkeln, aber viel vielmal ſchöner und heiliger, und da droben ſitzt unſer Herrgott und hält Wacht, man verſchlaft doch das ganze Jahr recht viel Schönes, und wenn man nicht recht um ſich guckt merkt man's auch nicht wenn man die Augen offen hat; er hat recht gehabt, ich merk' jetzt viel beſſer auf Alles auf und es macht mir auch viel Freud." Da fiel eine Sternſchnuppe, Emmerenz hob die Hände empor und rief: „Ivo!" ſie ſtand ſtill und blickte ſchamhaft zur Erde, ſie hatte den tiefſten Wunſch ihres Herzens geoffenbart, denn es iſt wohlbekannt, daß das, was man beim Fallen einer Sternſchnuppe wünſcht, in Erfüllung geht.

Raſch ihres Weges fortgehend dachte Emmerenz wieder: „Ach Gott, wenn ich nur ſo ein Mühl' hätt', da wollt' ich ſchaffen wie ein Gaul; ach lieber Heiland! es muß doch prächtig ſein wenn man ſo ein Gütle anguckt und ſagen kann: das iſt mein. Ich möcht' nur wiſſen, wen er heirathen thät wenn er kein Geiſtlich wird? unſer Herrgott iſt mein Zeug', ich lauf grad ſo gern für ihn wenn er auch eine andere nähm; grad ſo gern? nein, das doch nicht, aber doch rechtſchaffen gern; er hat recht daß er kein Geiſtlich wird, ſo Niemand auf der Welt haben und Niemanden ſein * das iſt doch ein ſchwer Kreuz; wenn unſer Herrgott gewollt hätt, daß man kein Weib nehmen ſollt', hätt' er lauter Mannsleut gemacht und ließ er die Menſchen auf den Bäumen wachſen, ei das ſind doch recht gottloſe Gedanken," — ſchloß Emmerenz ihr Selbſtgeſpräch und lief ſchneller als wollte

---

* angehören.

ſie ihren eigenen Gedanken entfliehen; ſie richtete mit Gewalt ihr Sinnen auf die Außenwelt und auf das Rauſchen des Fluſſes horchend, gleich ihm unaufhaltſam fortſchreitend, dachte ſie: „es iſt doch gar ein wunderiges Ding ſo ein Wäſſerle, das lauft und lauft immer fort, gelt, du möchſt nur ſo für paſſletahn dein's Wegs fort und nichts ſchaffen? aber Mulle blas Geriſe, das geht nicht, guck, du mußt halt auch die Floß tragen und da mußt du die Mählene treiben, ſchaffen muß Alles auf der Welt und das iſt auch recht, das iſt ja auch ſein * Kreuz, er möcht' auch ſchaffen und nicht blos predigen und Meß verrichten und in denen Büchern leſen, da hat man ja noch nichts geſchafft; ich will ihm ſchon Alles ſagen, aber von mir darf er nichts merken."

Es tagte, und nun erſt wurde es Emmerenz recht leicht, ſie ſtrich ſich ihre Kleider glatt, ging hinab an den Fluß, wuſch ſich die Augen hell und glättete ihr Haar; träumeriſch ſtand ſie eine Weile da und ſchaute nach ihrem Bilde, das der Fluß widerſpiegelte, ihre Augen waren ſtarr auf die Wellen gerichtet, aber ſie ſah nichts, ſie hatte was man ſo ſagt „den Glotzer," wo es iſt als ob ein Gedanke den leiblichen Blick von der nächſten Umgebung entführt, um ihn auf einen Gegenſtand zu lenken, der vor der Seele ſchwebt, auf daß man ihn lebendiger anſchaue. Weiter ſchreitend ſchaute ſich Emmerenz oft verwundert in der Gegend um, es war ihr ganz eigen zu Muthe, ſo allein beim erſten Sonnenſtrahl auf fremdem Boden zu ſtehen, wo Niemand ſie kennt, Niemand etwas von ihr weiß; trotzdem ſie den Gang

---

* ſie meinte Jvo.

wohl fühlte, war es ihr doch wie wenn ſie urplötzlich dahergezaubert wäre.

Es war ein ſchöner heller Auguſtmorgen, die Lerchen jubelten froh in den Lüften, im Walde zwitſcherten die Amſeln; alles das machte keinen Eindruck auf Emmerenz, ſie war das gewohnt, und im Weitergehen ſang ſie:

Die hohen hohen Berge,
Das tiefe tiefe Thal!
Jetzt ſeh ich mein ſchön Schätzele
Zum allerletztenmal.

In Rottenburg machte ſie eine Weile Raſt, dann ging ſie wieder neugeſtärkt weiter; erſt als ſie Tübingen ſah, fiel es ihr ſchwer auf's Herz wie ſie es anfangen ſollte, den Ivo im Kloſter zu ſehen; ſie erinnerte ſich indeß, daß des Chriſtians Lisbeth beim Prokurator dient, die Magd eines Prokurators dachte ſie wird ſchon leicht Rath wiſſen, lauft ja Alles zu ihrem Herrn wann es nicht mehr weiß wo aus noch ein. Nach vielem Umherfragen fand Emmerenz die Lisbeth, dieſe wußte aber keinen Rath und trug den ſchwierigen Fall dem Knechte vor; der Knecht, ſchnell überrechnend, daß ein Mädchen, das einen katholiſchen Geiſtlich enheimlich ſprechen wollte, nicht heikel ſein möge, ſagte: „komm ſie mit, ich will's ihr zeigen;" er verſuchte es ſeinen Arm um den Hals der Emmerenz zu ſchlingen, Emmerenz ſchlug ihm aber auf die Bruſt, daß es laut wieder dröhnte; etwas von „helzigen Schwarzwäldern" brummend ging der Knecht von dannen.

„Weißt du was?" ſagte nun Lisbeth, die geſcheite Advokatenmagd, „bleib ein' Stund da bis es zuſamenläutet und man in die Kirch' geht, in der Kirch ſetzſt du dich links vorn hin und da ſiehſt du den Ivo oben auf dem Empor, dann giebſt ihm ein Zeichen, daß er nach der Kirch zu dir 'rauskommen ſoll."

„In der Kirch?" ſagte Emmerenz laut die Hände zuſammenſchlagend, „Jeſus, Maria, Joſeph, du biſt aber recht verdorben in der Stadt, lieber thät' ich unverrichteter Sach wieder heimgehen."

„Nu ſo hilf dir anders du Scheinheilige."

„Das will ich auch" ſagte Emmerenz fortgehend, ſie begab ſich nun geradewegs in das Kloſter, ließ ſich beim Direktor melden und ſagte aufrichtig, ſie habe was mit dem Ivo zu ſprechen.

„Biſt du ſeine Schweſter?" fragte der Direktor.

„Nein, ich bin nur die Magd im Haus."

Der Direktor ſah Emmerenz ſtarr in das Geſicht, ſie blickte ihn treuherzig an, keine Miene zuckte, der Direktor befahl dem Famulus ſie zu Ivo zu führen.

In einer Fenſtervertiefung auf der langen gewölbten Hausflur wartete Emmerenz bis Ivo herauskam, er ſchreckte unverkennbar zuſammen als er ſie erblickte.

„Grüß Gott Emmerenz, was machſt du hier? es iſt doch Alles wohl daheim?" fragte Ivo nichts Gutes ahnend.

„Alles wohl auf, ich bin von der Mutter geſchickt, viel tauſend herzliche Grüß und ich ſoll ſagen, der Ivo braucht nicht geiſtlich zu werden wenn er's nicht von Herzen gern thut. Die Mutter kann nicht ruhen und raſten, ſie meint, ſie häb' ihm das Gemüth zu ſchwer gemacht und er thäts ihr zu lieb, und das bräucht er nicht, und er wär doch ihr lieber Sohn wenn er auch nicht geiſtlich wird, und . . . . ja das iſt Alles."

„Sei nur nicht ſo erſchrocken, ſprich herzhaft mit mir, gib mir deine Hand,“ ſagte Ivo als eben einer ſeiner neugierigen Kameraden vorbeigehuſcht war, „ich bin dir ja nicht ſo fremd, wir ſind ja alte gute Freund’, gelt?“

Nun erzählte Emmerenz mit wunderbarer Geläufigkeit wie ſie den Brief habe ſchreiben wollen und wie ſie die Nacht durch zu ihm hergewandert ſei; ſie blickte manchmal zur Erde und drehte den Kopf als ſuche ſie etwas, die Augen Ivo’s ruhten mit tiefer Innigkeit auf ihr und wenn ihre Blicke ſich begegneten erglühten die Wangen beider, aber ein jedes ſcheute ſich vor dem andern, ſie ſagten ſich nichts von dem was ihre Seele bewegte; als Emmerenz ihre Erzählung geendet ſagte Ivo: „Ich dank’ dir von Grund des Herzens, es kann wohl einmal die Zeit kommen wo ich dir deine Gutthat vergelten kann.“

„Das iſt ja nicht der Red werth, wenn’s zu deinem Beſten wär und du thätſt ſagen: lauf jetzt gleich für mich nach Stuttgart zum König, ich thät mich nicht lang beſinnen und ging eben grad, es iſt mir jetzt ſo . . . ſo wie . . . .“

„Nun wie denn?“ fragte Ivo das ſtockende Mädchen.

„Wie . . . . wie wenn mir jetzt grad halt Alles gut ausgehen müßt.“

Ohne ein Wort zu reden ſtanden die beiden eine Weile einander gegenüber, im Innerſten aber wechſelten ſie die trauteſten Reden; endlich ſagte Ivo, ſich mit einem ſchweren Seufzer erhebend:

„Sag meiner Mutter ich müſſ’ mir das Alles noch überlegen, ſie ſoll ruhig ſein, ſchlecht werde ich nicht, ſorg recht für ſie und laß ſie mit ihrem kranken Arm nicht zu viel ſchaffen; nächſt meiner Mutter biſt du und der Nazi mir die liebſten

Menſchen auf der Welt." Sowohl Ivo als Emmerenz blickten zur Erde bei dieſen Worten, jener aber fuhr fort: „haſt nichts vom Nazi gehört?"

„Nein."

Ohne daß es die beiden merkten war die ihnen zugemeſſene Zeit vorübergegangen, es läutete: „du gehſt doch auch in die Kirch?" fragte Ivo.

„Ja, aber hernach muß ich tapfer machen daß ich wieder heimkomm'."

„Wenn ich's machen kann ſeh ich dich noch einmal nach der Kirch, drunten in der Neckarhalde, wo man nach Hirſau geht, wenn's aber nicht ſein kann ſo ſag' ich dir Adjeu! B'hüt dich Gott, lauf nicht zu arg und .... und .... bleib rechtſchaffen."

Sie trennten ſich. Trotzdem Emmerenz vor einer Stunde ſo ſcharf über die Lisbeth losgezogen hatte, ſetzte ſie ſich in der Kirche doch links und freute ſich daß ihr der Ivo ſo mit den Augen zuwinkte.

Faſt eine Stunde wartete Emmerenz nach der Kirche in der Neckarhalde, aber Niemand kam, ſie ging nun ihres Weges, indem ſie noch oft zurückſchaute; endlich gelobte ſie ſich dieß nicht mehr zu thun, „es iſt beſſer ſo," ſagte ſie, „ich mein' zwar immer, ich hätt ihm die Sach nicht recht geſagt, aber es iſt doch beſſer ſo," ſie ſchaute ſich nun zwar nicht mehr um, ſetzte ſich aber, ihr Brod verzehrend, auf eine Anhöhe, von wo ſie den ganzen Weg bis zur Stadt überſehen konnte; die Broſamen von ihrem Kleide abſchüttelnd ſtand ſie endlich raſch auf und verfolgte ihren Weg.

Wir können ſie nicht begleiten und können nur ſo viel berichten, daß ſie wohlbehalten und munter nach Hauſe gelangte; wir bleiben beim Ivo, der in ſchweren Gedanken umherwandelte: er hatte ſich wieder in ſeinem angewieſenen Berufe zurecht gefunden, nun aber hatten die Ermahnungen der Mutter den feſten Grund ſeines Willens wieder ganz aufgelockert und ihn an ſich ſelber unſicher gemacht; die Erſcheinung des Mädchens, dem ſich ſein Herz zuwendete, hatte einen ſchweren Kampf in ihm erregt, er hätte wohl noch nach der Kirche in die Neckarhalde kommen können, aber er fürchtete ſich vor ſich ſelber, vor Anderen, und blieb weg.

Der reine friſche Willensbeſchluß, den Ivo früher gegen ſeine Eltern durchgeführt hatte, war durch ſeine nachmalige freie Umkehr jetzt anbrüchig und morſch, er hatte kein rechtes Vertrauen zu ſeiner eigenſten Kraft mehr. — Es iſt immer ſchwer, wenn man ſich etwas feſt vorgeſetzt und wieder davon abgelaſſen, abermals dazu zurückzukehren; es fehlt dann das friſche Mark, die rechte Erquickung, es iſt wie das Nachgras, das wird wohl feiner und zärter, gibt aber keine feſte Nahrung mehr.

15.

Erlöſung.

Ein ſchauervolles Ereigniß ließ Ivo aus Schmerz und Qual wieder neu erſtehen.

Bartel war an ſeinem Namenstage, am Tage des heiligen Bartholomäus, den Wächtern im Lazarethe entronnen, von Gewiſſensbiſſen gefoltert ſtürzte er ſich zum Fenſter hinaus und zerſchmetterte ſich das Hirn. Um zum Frommen des Kloſters dieſe That zu verhehlen, ſo wie auch aus Rückſicht der Geiſteskrankheit Bartels, ließ man ihm ein ehrliches Begräbniß angedeihen. Die Klöſterlinge zogen nun Alle mit Floren behangen unter der klagenden Trauermuſik hinter der Leiche drein; Ivo blies das Horn, ſeine Töne flatterten wie jach zerriſſene Bänder in den Lüften. Auf dem Kirchhof trat Ivo vor und hielt ſeinem verlornen Kameraden eine herzergreifende Denkrede. Anfangs ſtockte er ein wenig, alle ſeine Pulſe zitterten, zum erſtenmale hatte ihm der wirkliche Tod eine Leiche vor die Füße gerollt und ihm zugerufen: „lerne das Leben begreifen und den Tod!“ Wie er einſt Clemens vor ſeinen Füßen als todt erblickt hatte, ſo lag jetzt in Wahrheit die entſeelte Hülle eines Jugendgenoſſen vor ihm, mit dem er ſo lange gelebt; er pries zuerſt das Leben, das freie ſelige Athmen, und wollte den Tod weit weg bannen aus der Mitte der Menſchen, dann aber ward ſeine Rede feuriger, wie ein lebendiger Springquell ſtrömten die Worte dahin, mit ſchmerzloſer Innigkeit pries er das Loos des Entſchlummerten, der, ein verlornes Waiſenkind, endlich heimgekehrt ſei zu ſeinem Vater im Himmel; die Weihe kam über Ivo noch bevor ihn die Hand eines Prieſters berührt, er ſchwang ſich hinauf zum Thron des Allvaters, kniete nieder und bat um Gnade für ſeinen Freund, in kurzen abgeſtoßenen Sätzen bat er dann um Gnade für ſich, um ſein eigenes ſeliges Ende, um das aller Menſchen und ſprach endlich das Amen.

Mit jubelndem Marſche zogen die Klöſterlinge wiederum heim, [illegible], das ſtehende Heer des Himmels, ſollten gleich dem ſtehenden Heere der Erde auch ſich nie lange dem Schmerze hingeben, ſondern alsbald wieder lebensmuthig die Schritte fördern, obgleich die

Todesbetrachtung zu ihren vornehmſten Exerzitien gehörte; auch Ivo fühlte wieder neue Lebensluſt in ſich aufknospen, die beiden die ihm am nächſten geſtanden hatte das Geſchick von ihm geriſſen, den einen durch geiſtigen, den andern durch leiblichen Selbſtmord, er fühlte ſich allein und ſtark. Als nun die anderen Kameraden, die das Leben, ihr Geſchick und den Tod leichter nahmen, allſammt in ein Wirthshaus gingen, um nach altem Brauch dem Verſtorbenen hundert und einen Schoppen Bieres, jeden Schoppen in einem Zug, ins Grab zu trinken, da ging Ivo einſam, ſein Waldhorn unter dem Arm, hinaus über die Brücke, immer weiter und weiter. Die Sonne begann zu ſinken, noch zitterten ihre letzten hellen Strahlen auf der Erde, aber ſchon ſtand der Mond hoch oben am wolkenloſen Himmel als wollte er den Erdenkindern ſagen: zaget nicht, ich wache über euch und leuchte euren nächtlich ſtillen Bahnen, bis eine neue Sonne glänzend heraufſteigt. Ivo ſagte ſich innerlich: „So zagen und jammern die Menſchen wenn eine neue Lehre untergeht oder eine Lebensleuchte verſinkt, nicht immer iſt alsbald ein neues Licht ihnen aufgeſtiegen und doch naht es ſich ihnen unvermerkt, ſie aber fürchten die ewige Nacht, weil ſie es noch nicht erblicken, weil ſie nicht vertrauen dem ewigen Licht.“ Es wurde Nacht, Ivo ſtand ſtill, aber mit dem Rufe: „fort, fort, nie mehr zurück!“ ging er ſtets raſcher. Er ſchlug nun ein andern Weg ein, er wollte ſeine Heimath vermeiden, wohl gedachte er des Schmerzes ſeiner Mutter, aber er wollte ihr von Straßburg aus ſchreiben, dorthin wendete er ſich; er gedachte ſich einſtweilen mit der Muſik zu ernähren, oder als Bauernknecht zu dienen, bis er ſo viel Geld habe um nach Amerika auszuwandern. Es war ihm, als ob er nie hinter den Büchern geſeſſen, er wußte nichts mehr von all den theologiſchen Satzungen und Syſtemen, er kam ſich wie neugeboren vor, und nichts als die Erinnerungen ſeiner früheſten Jugend ſpielten vor ſeiner Seele; ſo lief er die ganze Nacht durch ohne zu raſten, und als er ſich beim erſten Morgenſtrahl in einem fremden Thale fand, da ſtand er ſtille und betete inbrünſtig zu Gott um ſeine Hülfe; er kniete nicht nieder, aber ſeine Seele lag anbetend vor dem Herrn; im Weitergehen ſummte er ein Lied vor ſich hin, das er in ſeiner Kindheit oft gehört.

Nun adjes herzlieber Vater,
Nun adjes jetzt lebet wohl,
Wollt ihr mich noch einmal ſehen,
Steigt hinauf auf Bergeshöhen,
Schaut hinab ins tiefe Thal,
Seht ihr mich zum letztenmal.

Nun adjes herzliebe Mutter,
Nun adjes jetzt lebet wohl,
Habt ihr mich in Schmerz geboren,
Für die Kirche * auferzogen,
Seht ihr mich zum letztenmal,
Nun adjes jetzt lebet wohl.

Auf einem Steine ſitzend überlegte dann Ivo ſein Schickſal, er war doch unbeſonnen fortgegangen, er hatte nichts Klingendes

---

* Ivo ſetzte hier willkürlich für die Kirche, ſtatt für den Kaiſer.

bei ſich als die Klänge ſeines Waldhorns, er gedachte, wie er nun gute Leute anſprechen müſſe um fortzukommen. Auch bei dem reinſten Herzen iſt es doch immer etwas tief Einſchneidendes, betteln zu müſſen; Ivo erröthete im Voraus bei dem Gedanken. Wir dürfen auch nicht vergeſſen, daß er als reicher Leute Kind an die Fülle zu Hauſe dachte, und aus ſeiner tiefſten Seele löste ſich ein abgeriſſener Klang eines alten Liedes, mit ſchmerzlichem Lächeln ſang er:

Han kein Haus und han kein Geld,
Und kein Theil an der Welt.

Da ſah er eine Schaar Ochſen des Weges daher kommen, voraus ging ein Paar Stromel; Ivo geſellte ſich zu den Ochſentreibern und fragte wohin ſie gingen, er erfuhr, daß ſie die fetten Thiere einem Metzger in Straßburg brächten, auch erfuhr er, daß ſie gerade auf dem Wege nach Freiburg ſeien, Ivo war um viele Stunden umgegangen, war aber doch noch auf dem rechten Wege; er bat nun die Männer ſie begleiten zu dürfen, er wolle ihnen helfen und ſie ſollten die Zehrung für ihn bezahlen; die Männer ſahen den ſonderbaren Menſchen in den ſchwarzen Kleidern mit dem Horn unterm Arm von oben herunter an, ſie munkelten etwas mit einander.

„In der Fremdenlegion, mit dem nach Algier gehen iſt's nichts,“ ſagte der eine.

„Es iſt beſſer,“ ſagte der andere, „man ſitzt ſeine paar Jahr Straf daheim ab, es koſtet den Kopf nicht,“ er lächelte ſo zuverſichtlich, daß Ivo wohl merkte, er habe dieſe Erfahrung ſelbſt gemacht; Ivo erkannte nun, daß er für einen Verbrecher gehalten wurde, er wagte es indeß nicht, dieſe Meinung zu entfernen, er wollte das Mitleid der Leute für ſich wach erhalten, ſie ſagten ihm aber ſie könnten ihm nichts verſprechen, in Neuſtadt träfen ſie ihren Herrn, er ſolle mit dem reden.

Still ging nun Ivo hinter den Thieren drein, der Zuchthauserfahrne trat ihm gnädig ſein Szepter ab, und Ivo regierte mild und ſicher mit demſelben die Unterthanen.

„Woher iſt das Paar Sromel?“ fragte Ivo.

„Nicht wahr?“ ſagte der Algierfeind „denen ſieht man's an daß ſie aus einem guten Stall kommen? die ſind auf dem Hornberger Markt vom Buchmaier gekauft worden.“

Ivo ſprang zu den Thieren und erkannte ſeinen Stromel alsbald an den aufgeſträubten Haaren mitten auf der Stirne, es war ihm als habe er gleiches Schickſal mit dem Thiere und ginge er gleich ihm dem Tode entgegen, aber er konnte und wollte nicht mehr zurück.

Wie erſtaunte aber Ivo, als zu Neuſtadt angelangt die Treiber ihren Herrn begrüßten der zum Fenſter des Wirthshauſes herausſchaute und Ivo den Florian in ihm erkannte; er wollte ſeinen Augen kaum trauen, bis Florian auf ihn zukam und mit unbändigem Gelächter den ſonderbaren Ochſentreiber bewillkommte.

Ivo erzählte nun Alles und Florian ſchrie auf den Tiſch ſchlagend: „Noch eine Bouteill', brav, das iſt recht, ich helf dir durch, du haſt mein Parole, Narr, ohne Paß kommſt du nicht auf Straßburg, da,“ er ſchlüpfte behend aus ſeinem blauen Ueberhemde, „zieh das an, da wird dich jeder für einen Straßburger Metzger halten und“ ſetzte der Schelm hinzu, ſeine ſchwere

Geldkatze aufhebend „die tragſt du auf der Achſel, die macht dich ferm zu einem von uns.“

Ivo ließ ſich Alles gern gefallen und zog nachdem er ſich ſattſam geſtärkt hatte wohlgemuth mit Florian weiter; Florian war ſeinerſeits froh, viel von ſeinem angeſehenen Leben erzählen und den Nordſtettern einen Schnack ſpielen zu können, dabei half er aber auch dem Ivo von Herzen gerne.

Es war ein heißer Tag, oben an der Höllſteig wurde Mittag gemacht, Florian ſetzte dem Ivo mit Trinken ſehr zu, ſo daß dieſer ſich eine Weile von ihm loszumachen ſuchte; er ging in die Schmiede neben dem Wirthshauſe, und unterhielt ſich mit dem Meiſter, es heimelte ihn hier wiederum ſo an, wie ehedem zu Hauſe. Plötzlich gedachte Ivo, daß hier der Ort und dieß der Mann ſei, bei dem ſich einſt ſein Nazi verborgen, eben wollte er nach ihm fragen als der Schmied zu ſeinem Jungen ſagte:

„Da, trag die zwei Pflugeiſen 'nüber zum Beſtebuur.“

„Wie weit iſt das?“ fragte Ivo.

„Eine gute Viertelſtund'.“

„Ich geh mit“ ſagte Ivo, ſprang in das Wirthshaus, ſagte Florian, daß er bald wiederkäme, und er würde ihn ſchon wieder einholen, dann legte er das Ueberhemd ab und nahm ſein Waldhorn unter den Arm.

In Begleitung des Jungen ging es nun über die Wieſe, den Waldſteig hinab, drunten rauſchte der Bach und klapperten die Mühlen, Ivo war's als müßte hinter jedem Baume ſein Nazi hervortreten, er fragte den Jungen:

„Iſt der Beſtebuur ein braver Mann?“

„Ja, bräver weder ſein Bruder wo geſtorben iſt.“

„Wie heißt denn der jetzige Beſtebuur mit ſeinem Taufnamen?“

„Das weiß ich nicht, er heißt halt der Beſtebuur, er iſt in vielen fremden Ländern geweſen als Knecht und als Doktor.“

Ivo jauchzte hoch auf, hieher hatte ihn der Finger Gottes geführt.

„Seit wann iſt denn der Beſtebuur da?“ fragte er wieder.

„Seit zwei Jahren, er hat ein Jahr lang als Knecht bei ſeinem Bruder gedient und da iſt der geſtorben, man ſagt er hab's ihm anthun, er iſt ein halber Hexenmeiſter, er hat ihn auch ſchon vor vielen Jahren einmal umbringen wollen, und weil keine Kinder da geweſen ſind iſt der Hof an ihn gefallen, er iſt aber ſonſt ein braver Mann.“

Mit tiefer Trauer erfuhr Ivo, daß nun ſein guter Naxi doch als Brudermörder gelten ſollte, weil er einſt die Sünde zu vollziehen getrachtet hatte, aber Ivo tröſtete ſich bald wieder mit Recht, daß dieß nur ein Geſchwätz neidiſcher Leute oder alter Weiber ſein könne.

Sie kamen an der Sägmühle vorbei, in der Naxi einen großen Theil ſeiner Jugend verlebt. Ivo freute ſich beſonders, daß auch hier von der Bergwand geſchützt ein ſchöner Nußbaum ſtand, gerade wie zu Hauſe vor der Wohnung ſeiner Eltern.

Nun ging es raſch den andern Berg hinan, Ivo wußte zwar wohl was eine nachbarliche Bauernviertelſtunde zu bedeuten habe, aber daß es mehr als eine Stunde ſei hatte er doch nicht gedacht; da er ſehr eilte, nahm er dem jungen die ſchweren Eiſen ab, damit er gleichen Schritt mit ihm halte. Der Harzgeruch der ſonnenbeſchienenen Tannen erweckte in Ivo die Jugenderinnerungen immer lebendiger: er ſah ſich auf der Krippe neben ſeinem Nazi ſitzen, er war draußen im Veigelesthäle, ſingend und jubelnd tanzten und ſprangen alle die Bilder der Kindheit vor ihm her. Auf der Windeck angelangt ſah Ivo das ihm wohlbekannte kleine Haus, ein bleiches Frauenbild ſah aus dem Fenſter, es war das Windecker Lisle, das hier wieder einſam wohnte.

Ivo dachte darüber nach, wie auffallend es ſei, daß die Kirche es wagte, ein ausdrückliches Gebot der Bibel in ein Verbot umzuwandeln. Nach dem alten Teſtamente mußte der Bruder die kinderloſe Wittwe ſeines Bruders heirathen, das kanoniſche Recht aber verbot dieß geradezu. Nazi und Lisle durften ſich nie ehelichen. Ivo fuhr ſich mit der Hand über die Stirne, als wollte er die letzte theologiſche Erinnerung aus ſeinem Kopfe verbannen.

Man näherte ſich dem Hofe des Beßtebuuren, die Wege waren gut und ſauber; endlich wurde man das ſtattliche Haus anſichtig als man faſt vor ihm ſtand. Ivo ſah den Nazi, der Heu rechte, mehrere Mägde und Knechte um ihn her, aber Ivo eilte nicht auf ihn zu, ſondern ſetzte das Horn an den Mund und blies die Weiſe des Liedes:

Da droben, da droben
An der himmliſchen Thür,
Und da ſteht eine arme Seele,
Schaut traurig herfür.

Dann rief er Nazi! und die beiden ſich Erkennenden lagen einander ſelig in den Armen.

* * *

Wie nach banger pfadloſer Irre können wir jetzt auf gebahntem Wege dem Ende unſerer Erzählung zueilen. Ivo blieb bei Nazi, der ihn wie ſeinen Bruder behandelte; als einer der reichſten Bauern konnte er in Allem für ihn ſorgen, er reiſte für ihn als Brautwerber in die Heimath und holte die Emmerenz, die ſich vor Freude gar nicht zu faſſen wußte. Alle Leute im Dorfe und ſogar die Eltern verſöhnten ſich mit der Lebenswendung Ivo's, denn wenn es einem Menſchen gut ergeht, beruhigen ſich die Leute gerne bei einer Aenderung, die ihnen ſonſt verdammlich erſchiene.

Nazi ſchenkte dem Ivo die Sägmühle, mit freudiger Luſt arbeitet er nun dort unverdroſſen im Verein mit ſeiner Emmerenz. Oft ſitzt er Abends unter ſeinem Nußbaum und bläſt auf ſeinem Waldhorn, daß es weithin erſchallt; weit umher vor den einzelnen Gehöften ſtehen in ſtillen Mondnächten die Burſchen und Mädchen und lauſchen den fernen Klängen; Emmerenz ſagte das einſt Ivo und dieſer erwiederte: „Guck, in der Muſik haben wir ein Gleichniß vom rechten Menſchenleben: ich mach' jetzt die Muſik doch eigentlich nur für uns, aber wenn ich weiß, daß die Töne weit hinausfliegen und noch anderer Menſchen Herzen erfreuen, da iſt mir's noch viel lieber, ich bin noch viel fröhlicher und beſſer; wenn nur jeder für ſich ſelber ſein' Sach recht macht, ſo hilft er auch anderen und macht ihnen Freud'; ich bin nicht uneigennützig genug geweſen, blos für andere Leut Muſik zu machen, ich tanz auch gern ſelber mit."

„Ja," ſagte Emmerenz, „du biſt doch ſtudirt und ich verſteh' dich doch; wenn als die Buben beim Mockleſammeln in der Neckarhalde ſo luſtig geſungen und gejodelt haben, da hab ich als denkt: guck', die ſingen für ſich und mich freut's doch auch und einen jeden der die Ohren bei ihm hat, und die Vögel ſingen auch für ſich und es gefällt den Menſchen doch wohl, und wenn ein Jedes in der Kirch recht für ſich allein ſingt, nachher paſt Alles gut zuſammen und iſt Alles ſchön.“ Ivo umarmte innig ſeine Emmerenz.

„Wenn's nur nie Winter werden thät, es iſt doch gar einödig da,“ ſagte Emmerenz.

„Da wohnet ihr eben bei mir,“ ſagte eine Stimme, es war die des guten Nazi.

Schwarzwälder
Dorfgeſchichten.

Von

Berthold Auerbach.

Zweiter Theil.

Mannheim,
Verlag von Friedrich Baſſerm
1843.

Leihbibliothek
bei
Louis Friedmann.

Kgl Univ Bibl
Berlin

Inhalt des zweiten Theils.

Seite.
VIII. Florian und Creszenz 361
IX. Der Lauterbacher 444

VIII.

Florian und Creszenz.

1.

Mädchen am Brunnen.

Am Samſtag Abend hörte man im Hauſe des rothen Schneiderle's von Stube zu Stube ſingen und trällern, Thüren wurden auf- und zugeſchlagen, Fenſter aufgeſperrt, Stühle und Bänke gerückt, man hörte den Kehrbeſen walten; aber aus Allem hervor tönte der Geſang einer klangvollen Mädchenſtimme, Trepp auf und Trepp ab. Kaum war ein Lied geendigt, begann ein anderes, luſtig und traurig, Alles durch einander. Endlich kam die Sängerin zum Vorſchein, es war ein ſtämmiges aber mit dem ſchönſten Ebenmaaß gebautes Mädchen, das grauwollene geſtrickte Wämschen ließ enganliegend die runden vollen Formen, die ſanften Wölbungen des Buſens beſtimmt und zart hervortreten, die Schürze war halb zurückgeſteckt und bildete einen ſpitzen Winkel; mit dem Melkkübel in der Hand ging es in den Stall. Jetzt konnte man eines der Lieder genau vernehmen, es lautete:

Steig i auf de Kirſchebaum,
De Kirſche g'wege net,
Haun g'moant i wott mein Schätzle ſeh'n,
I gſieh 'nes aber et.

Es hot emol g'regnet,
Die Bäumle tröpflet no,
I haun emol e Schätzle ghätt,
I wott i hätt es no.

Jetzt iſt es aber g'wandret,
Dem Unterländle zua,
Jetzt haun i wieder en andre —
's iſt au e braver Bua.

Mit einem Waſſerkübel unter dem Arme kam das Mädchen wieder zum Vorſchein, es verſchloß das Haus und legte den Schlüſſel unter die daneben ſtehende Reisbeige. Der Rathhausbrunnen war ausgeſchöpft und verſchloſſen, auch der obere Brunnen war verſchloſſen und wurde nur vom Soges Morgens und Abends geöffnet und je nach der Kopfzahl der Familien das Waſſer vertheilt. Dieſer Waſſermangel iſt ein großer Uebelſtand, beſonders im hohen Sommer. Unterwegs rief des Anſchels Beßle.

„Creſzenz, wart' ich geh mit."

„Komm' mach tapfer, bis wann kommt denn dein Chuſen * wieder?" entgegnete Creſzenz.

„Bis auf unſere Pfingſten, heut' über vierzehn Tag."

„Bis wann machet ihr denn Chaſne ** ?"

„Bis nach Sückes ***; du mußt bei meinem Leben auch den ganzen Tag beim Tanz ſein, da wollen wir uns auch noch einmal recht luſtig machen, wir ſind doch immer gut Freund geweſen."

„Beßle, du hätteſt ſollen hier bleiben, du hätteſt ſollen den Seligmann heirathen, was man daheim hat, weiß man; ſo weit in's Elſaß hinein, wie weiter wie g'heiter ſagt man als, wer weiß wie es dort iſt."

„Wie kannſt du nur ſo reden?" erwiederte Beßle, „hab' ich denn mit meinen 400 Gulden das Ausleſen? und drüben ſind das faſt 1000 Frank, das iſt ſchon eher ein Wort. Und du? bleibſt denn du im Dorf? Wenn dein Geometer einmal eine Anſtellung kriegt, mußt du nicht auch fort?

Ei hab' ich dir denn auch ſchon geſagt, mein Chuſen iſt vorlängſt von Straßburg aus mit dem Florian auf den Schramberger Markt gegangen, der Florian hat, was weiß ich wie viel? gewiß dreihundert Karlin in ſeinem Beigürtel gehabt, um Ochſen einzukaufen; er führt ſich wie ein Prinz, und ſein Herr vertraut ihm ſein ganz Vermögen an, man ſagt, er gibt ihm ſein' Tochter."

„Ich wünſch ihm Glück und Segen dazu."

---

* ebräiſch = Bräutigam.

** Hochzeit.

*** Laubhüttenfeſt.

„Nu, nu, ſtell dich nur nicht ſo, du haſt doch den kleinen Finger vom Florian lieber gehabt als den ganzen Geometer.“

„Und wenn auch, er hat nichts und ich hab' nichts, und zweimal nichts gibt gar nichts ſagt der alt' Schmiedjörgli.“

Die beiden Mädchen waren zum Brunnen gelangt, viele ſtanden ſchon hier und harrten der hohen Obrigkeit.

„Weißt auch ſchon Creszenz,“ rief des Chriſtians Dorle, „vor einer Stund' iſt der Florian wieder kommen, jetzt haſt's gut, jetzt kannſt zweiſpännig fahren.“

„Du haſt's nöthig aufzubegehren,“ erwiederte Creszenz, „du brenndürrer Bohnenſtecken du, du darfſt dein Kammerlädle noch ſo weit aufſperren, es kommt doch Keiner.“

„So iſt's recht,“ ſagte eine keck ausſehende Perſon, die Leichkäther genannt, weil ſie alle Todten im Dorfe einkleidet, ſie fuhr ſich vergnügt mit der Hand über den Mund und ſagte dann weiter: „wechſel's ihr nur Creszenz, man weiß wohl, in eurem Haus wird Alles gleich baar ausbezahlt;“ ſie machte eine leicht verſtändliche Handbewegung.

„Gelt, dir pfupfert's, weil man dir nichts borgt,“ erwiederte die Bedrängte, „du haſt's gut angefangen Dorle, der da die Zung zu heben.“

„Was brauchſt denn aber auch gleich mit dem Dorle ſo zu balgen?“ ſagte des Melchiors Lenorle, „es hat's ja nicht ſo bös gemeint, man darf ja auch einen Spaß machen.“

„Iſt denn der Florian im Ernſt gekommen?“ fragte Creszenz leiſe.

„G'wiß!“ rief die Leichkäther laut, „gib nur Acht du Hanfkrott, du wirſt deinen Kopf nimmehr ſo hoch tragen wie ein Schlittengaul; der Florian wird deinem Geometer ſchon das Land vermeſſen.“

Der Soges erſchien, ein zweiter Moſes, der den Töchtern Jethro's den Brunnen öffnete; er ſchien aber um keine zu freien, denn er war nicht beſonders freundlich.

„Gib der Creszenz den Rahm vom Waſſer, die muß heut' noch ihrem Geometer ſeinen ſteifen Kragen waſchen,“ ſchrie die Käther.

„Laß ſie ſchwätzen,“ ſagte das Lenorle, „man kann ihr nicht weher thun, als wenn man ſie allein belfern läßt; ſie macht's grad wie die Hund', die bellen einen an, und wenn man ſeines Weges fortgeht und nichts mit ihnen macht, kehren ſie wieder heim und bellen einen andern an, der vorbei geht. Narr, die möcht' gern ein Jedes ſo ſchlecht machen wie ſie iſt, aber vor dem Florian mußt dich jetzt in Acht nehmen, ſonſt gibt's böſe Sachen.“

„Ja,“ ſagte ein anderes Mädchen, „er hat viel Geld heimbracht und hat ſeinem Vater gleich eine goldne Karlin geben, das Geld wird ſich umguckt haben wie es da in der Stube geweſen iſt, der Alt' iſt ja ſo arm, daß die Mäuſ' von ihm verlaufen ſind.“

„Der Florian kann ſich fünfmal aus und ankleiden, ſo viel ſchöne Kleider hat er bei ſich,“ ſagte ein drittes Mädchen.

„Und er ſpricht faſt lauter franzöſiſch.“

„Und er hat eine Uhr mit einem Behäng wo ſein ganz Handwerkszeug von Silber dran iſt.“

„Und ein ſchwarz Schnauzbärtle hat er zum Küſſen.“

Ein Lärm unterbrach die ſchnellen Berichte.

„Was ſtoßſt mich ſo“ ſagte Käther zu des Kilians Annele, „Narr, ich bin kein reicher Burſch.“

„Sei ſtill du, du biſt ja ſchon zweimal im Spinnhaus geweſen und das drittemal ſteht dir ſchon auf der Stirn.“

„Wart ich will dir's auf die Stirn ſchreiben,“ ſchrie die Käther und ſtieß mit ihrem Kübel nach dem Annele, dieſes aber hatte den Schlag abgewehrt und gab dafür einen andern zurück; nun gings an ein gewaltiges Ringen, die Kübel wurden auf die Erde geworfen, die beiden Kämpfenden faßten ſich mit den Händen, eine Weile ſahen die Anderen müßig zu, dann aber wehrte Alles ab, und beſonders der Soges ſchlug hüben und drüben drein. Wie zwei Streithähne, die von einander gejagt wurden, blickten ſich die Feinde noch grimmig an, indem ſie ihre Kübel zur Hand nahmen, das Annele ſtrich ſich weinend die Haare aus dem Geſicht, es klagte, daß Niemand vor der Käther Ruh habe und daß die ganze Bürgerſchaft dafür ſorgen ſollte, daß ſie ewig ins Spinnhaus käme.

Die Reihe war endlich an Creszenz gekommen; ſie trug nun den ſchweren Kübel auf dem Kopfe aber noch ſchwerer war's ihr im Herzen; große Thränen kugelten über ihre Wangen, aber ſie that als ob der Kübel tropfe und fuhr immer mit der rechten Hand und mit der Schürze über deſſen untern Rand; ſie ahnte wohl, welche Verwirrung die nächſten Tage bringen konnten, hatte ja dieſe ſchon in ihrem Herzen begonnen.

Zu Hauſe vollzog ſie die Arbeit ohne mehr einen Ton zu ſingen.

Man wird ſich vielleicht wundern, wie auf einmal ein ſo vornehmer Mann und eine ſo betitelte Perſon wie ein Geometer iſt, im Dorfe eine ſo entſchiedene Rolle ſpielt; man erinnere ſich aber, daß dieſe Geſchichte zur Zeit der Landesvermeſſung vor ſich geht: wie dadurch das ganze Land endlich genau abgezirkelt zu Papier gebracht und auch nicht das verborgenſte Winkelchen in Wald und Feld vergeſſen wurde, ſo ward auch allen Orten in das Leben des Volkes ein neues Element [illegible].

Da kamen auf eine Zeit lang [illegible] [illegible] das Dorf, ſie waren nicht Schullehrer und nicht Pfarrer, es waren meiſt lebensluſtige junge Leute, und welche Bedeutung ſie in der Mädchenwelt gewonnen, haben wir bereits erſehen.

Die Vollzieher des in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht gewiß ſehr zweckmäßigen Unternehmens hießen Geometer; auf dem Dorfe hießen die Feldmeſſer eben Feldmeſſer, zur Erhöhung der Amtswürde ſowohl als auch zur Verbreitung griechiſcher Bildung unter den Bauern hießen die neuen Herren: Geometer. Die Geſpiele der Creszenz hatte einen Obergeometer (oder wie er eigentlich folgerecht heißen ſollte, Hypergeometer) geheirathet und wohnte in Biberach; dadurch hatte Creszenz Bekanntſchaft mit dem Kameraden bekommen und die Eltern förderten ſie auf alle Weiſe, denn das war eine herrliche Verſorgung; der rothe Schneiderle ſah ſchon im Geiſte ſeine Tochter als Frau Obergeometerin.

2.

Dreiviertel auf Mordjo.

Es war Nacht geworden, Creszenz ſtand in der Küche am Feuer, da kam der Studentle laut dahergeſchritten und ſagte:

„Guten Abend Creszenz, ich will mir ein Päckle Sternentubak holen, habt ihr noch davon?“

„Ja, geh 'nein, mein Mutter wird dir geben.“

„Ich verheb' dir dein Supp nicht wenn ich ein bisle bei dir bleib,“ ſagte er laut, ganz leiſe aber ſetzte er hinzu: „der Florian iſt da, komm nachher ein bisle 'naus, du wirſt uns ſchon hören.“

Ohne die Antwort abzuwarten ging er hinein in die Stube, als er wieder herauskam war Creszenz nicht mehr in der Küche.

Später hörte man vor dem Hauſe des rothen Schneiderle's ſingen und pfeifen und lachen, es waren die drei Kameraden, deren ſeit drei Jahren fehlende Stimme, nämlich die des Florian, jetzt um ſo eindringlicher erſcholl; ſie blieben lange, es wollte aber nichts fruchten, da ſchrie der Peter zum Fenſter hinauf:

„Creszenz, da lauft ein' Gans 'rum, iſt die nicht dein?“

Der Studentle ſtand hinter der Reisbeige und quackte wie eine Gans.

Das Fenſter öffnete ſich, aber nicht Creszenz ſondern die Schneiderin ſah heraus und ſagte:

„Treibet eure Späß vor einem andern Haus.“

Mit ſchallendem Gelächter ging der Studentle wieder auf die Straße.

Drinnen im Hauſe aber ſaß die Creszenz bei dem Geometer und gab auf alle ſeine freundlichen Reden nur halbe Antworten; endlich ſagte ſie, ſie ſei unwohl und ging zu Bette.

Als die Burſchen auf der Straße lange vergebens geharrt hatten, gingen ſie nach dem Wirthshauſe; auf dem Wege begegnete ihnen Sepple der Franzoſenſimpel, der Studentle faßte ihn an der Bruſt und rief:

Qui vive, la bourse ou la vie."

Der Angegriffene antwortete unerſchrocken:

„Paridadoin mullien," was in der Sprache des Sepple ſo viel hieß als: was willſt du?

„Das gibt einen Hauptſpaß," jubelte der Studentle, „wir nehmen den Sepple mit, der muß den Geometer ſpielen; komm wir zahlen dir eine Halbe (Maas) Bier."

„Mein paroula goin" antwortete der Sepple, was ſo viel hieß als: ich wills thun; ſeine Worte waren überhaupt nur das Zufällige, er antworte dabei auf Alles mit Winken oder auch mit grinſendem Lachen.

Der Sepple war eigentlich kein ganzer Simpel ſondern nur ein halber, aber dieſes Halbe wurde von allen luſtigen Leuten im Dorfe zum Ganzen ausgebildet.

Wenn einer auf dem Dorfe ein Häkchen hat, ſo kann man ſicher ſein, daß es zum Sparren ausgeſchmiedet wird; ſo ging's auch beim Sepple, er ließ ſich das gerne gefallen, denn es warf immer einen guten Trunk ab.

Man wußte nicht recht, woher beim Sepple der Gedanke gekommen war, daß er alle lebenden Sprachen verſtünde; einige behaupteten weil er ſo lange Kindsmagd geweſen und mit den kleinen Kindern in der Allerweltſprache geplaudert habe, habe er etwas davon übrig behalten; die Wahrheit zu geſtehen kümmerte ſich Niemand um den Grund dieſer Sonderbarkeit, genug, man mochte den Sepple anreden wie man wollte, in einer wirklichen oder gemachten Sprache, er gab immer friſchweg Antwort; dabei verrichtete er aber das Feldgeſchäft ſo gut wie ein anderer, verſtand er auch nicht die Sprache der Thiere, ſo verſtanden die Thiere ſeine Sprache und folgten ihm willig; in der Kirche war Sepple der einzige, der zu den lateiniſchen Worten der Meſſe nickte als ob ihm das Alles ganz ſonnenklar wäre.

Dieſes vierte Mitglied hatte unſere ſonſt ſo ſtreng geſchloſſene Dreibubengeſellſchaft für heute Abend aufgenommen.

„Bon soir“ ſagte Florian als er mit den Anderen in die Wirthsſtube trat, Alles grüßte ihn freundlich, beſchaute ihn um und um und einer nickte dem Andern zu, mit einem Blicke der vollauf ſagte: „es iſt doch ein Staatsmenſch der Florian, ja wer nicht 'naus kommt, kommt nicht heim.“

Einer der auf der Ofenbank ſaß, ſagte zu ſeinem Nachbar: „ja, das iſt ein ander Heimkommen als wie der Schlunkel, der iſt jetzt ſchon zweimal eingeſtanden — im Zuchthaus und heut Abend iſt er heimkommen; wenn wir ihn nur ſchon wieder los wären.“

Florian ließ nun eine gute Flaſche Wein für ſich und ſeine Kameraden bringen, dem Sepple, der ſich an einen andern Tiſch geſetzt hatte, ließ er eine halbe Bier geben.

Als Bärbele das Getränke brachte, ſagte er etwas leiſe, aber doch ſo daß es Alle hören konnten: „comme elle est jolly, bien jolly.“

„Oui“ erwiederte der Studentle. Alle Leute in der Stube ſtießen einander an und piſperten, wie die zwei ſo gut franzöſiſch parliren konnten.

Florian brachte es nun allen Leuten zu, denn dieſe ſaßen meiſt trocken im Wirthshauſe; der gute Trunk that ihnen wohl, und dieſe freundliche Empfindung ging auch auf den Florian über; er ſchien ſein franzöſiſch ziemlich ausgeſpielt zu haben, denn: puh das chandelle, iſt doch nur halb.

Der Spaß war den luſtigen Kameraden verdorben, der Geometer, der im Adler wohnte, war nicht zu Hauſe.

„Bleibſt du wieder bei uns, Florian?“ fragte Bärbele.

„Nous verrons, wir wollen ſehen.“

„Verzähl' uns auch 'was“ ſagte Caſpar, der als Wirth auch ſeine Gäſte zu unterhalten ſuchte, „biſt du denn auch z' Paris g'weſen?“

„Freilich,“ erwiederte Florian in einem Tone, aus dem ein ſcharfer Aufmerker wohl die Unwahrheit heraushören konnte „aber es hat mir nicht gefallen; am ſchönſten iſt's in Nanzo, da ſind Wirthshäuſer, die ſind ringsherum mit Spiegeln ausgetäfelt, die Tiſch' die ſind alle von Marmelſtein und man ißt und trinkt aus lauter Silber, da ſollteſt du einmal ſein, du thäteſt Maul und Augen aufreißen.“

Dieſe Zeichen der höchſten Aufmerkſamkeit waren je[illegible] Florian, denn der Geometer trat mit ſeinen beiden Kollegen in die Stube; ſie gingen nach dem Verſchlägle, wo der Tiſch für ſie gedeckt war.

Florian ergriff ſein Glas ſtieß mit ſeinen beiden Freunden an und ſagte: à votre santé.

Der Kaſpar, der ſo aufmerkſam zugehört hatte, war ſchnell den Eintretenden entgegen gegangen und trug ihnen nun ein Licht voraus; Florian zwirbelte ſeinen Schnurrbart und fragte dabei den Conſtantin leiſe:

„Welcher iſt's?“

„Der ſchäg, mit denen langen Haar', wo zuerſt 'reinkommen iſt.“

Eine Weile herrſchte Stille in der ganzen Stube, man hörte nichts als das Klappern der Meſſer und Gabeln hinter dem Verſchlägle.

Conſtantin begann aber alsbald zu ſingen:

Der Herr Geometer
Der hat krumme Bein!
Sie ſind halt net gräder,
Gezirkelt muß ſein.

Ein ſchallendes Gelächter erfüllte plötzlich die Stube, dann aber trat wieder Stille ein, auch drinnen im Verſchlägle hörte man keinen Laut.

Florian ſtand auf und ſagte zum Sepple: „comment vous portez vous monsieur Geometer?“

„Quadutta loing“ erwiederte der Sepple der unter erneuer[illegible] Gelächter in einem fort kauderwelſchte.

„Ich gratulir' zu deinem neuen Amt,“ ſagte Conſtantin, indem er den Pinſel vom Schwenkkübel herbeibrachte, „da vermiß mir einmal den Tiſch, man braucht keinen Verſtand dazu, ſonſt könnten's gewiſſe Leute nicht.“

Unter immer erneutem Gelächter vollzog der Sepple die Tiſchvermeſſung, das Bärbele aber kam herbei und ſagte:

„Laſſet die Poſſen, machet eure Späſſ' an einem andern Ort, ſei ruhig Sepple oder marſchir' dich.“

Der Sepple ſchlug auf den Tiſch und welſchte ganz grimmig. Unter der Thüre des Verſchlages erſchien der Steinhäuſer, der zu der Creszenz ging, ſeine zwei Kameraden hielten ihn, denn er wollte gerade auf die Burſchen los; auch Kaspar ſuchte ihn zu befriedigen, und als es ihm einigermaßen gelungen war, trat er auf die drei zu und ſagte mit größerer Entſchloſſenheit als man vermuthen mochte:

„Ich will euch 'was ſagen: in meinem Haus dürfen ſo Sachen nicht ausgeführt werden, trinket ruhig was ihr habt, oder ich weiſ' euch daß vor der Thür' Draußen iſt. Ich laſſ' keine Gäſt' beleidigen, jetzt habt ihr's gehört, in meinen vier Wänden bin ich Meiſter; es iſt mir Jeder lieb und werth, aber Ordnung muß ſein."

„Juste, ſchon recht" ſagte Florian „ich werd' die Leut ſchon an einem andern Ort treffen, hörſt du's da drüben du krummer Bub, wenn du noch einen Tritt zur Creszenz thuſt, ſchlag ich dir deine krummen Spazierhölzer lahm, nachher kannſt dein Meßſtang als Krück nehmen."

„Er elender Geſell" ſchimpfte Steinhäuſer, vor den ſich Kaſpar als Schild geſtellt hatte, Florian wollte auf ihn los und fluchte: „Kotzblueſtkreuzmalafiz foudre de Dieu" der Kaſpar aber ſchleuderte ihn zurück, Conſtantin war klug genug und wehrte ab.

So verließen nun die drei das Haus, der Sepple folgte ihnen bald nach.

Auf der Straße ſchwuren die drei Kameraden nie mehr in den Adler zu gehen, der Florian wollte alsbald noch einmal hinein; er ſei dem Adlerwirth noch was ſchuldig geblieben, er müſſe ihm 'raus bezahlen.

„Kreuz Sack am Bändel, * da bleibſt," ſagte Conſtantin, „bei dir iſt noch allfort gleich drei Viertel auf Mordjo, gib jetzt

---

* beſchönigender Ausruf für: Sakrament.

Frieden, wir wollen den Geometer ſchon hinlegen, daß er nimmehr an die Auferſtehung der Beine glauben ſoll.“

Man beruhigte ſich, und zum Spaſſe, da heute nichts mehr anzufangen war, bellte der Studentle noch wie ein geſchlagener Hund durch das ganze Dorf und machte dadurch, wie er es nannte, alle Hunde in den Häuſern rebelliſch.

3.

Ein Alltagsleben am Sonntag.

Andern Tages kleidete ſich Creszenz nicht ſonntäglich an um nach der Kirche zu gehen, ſie klagte über Unwohlſein und blieb zu Hauſe.

Als der Schneiderle aus der Kirche zurück kam und den Aufzug ſeiner Tochter ſah, ſagte er:

„Was iſt das? Still ſag ich, einmal und millionenmal“ fuhr er fort, ehe noch Creszenz antworten wollte „gelt, dir iſt nicht recht juſt, weil der Florian wieder da iſt und da willſt du nicht auf die Straß? Ich hab' ſchon gehört, was er Nächt * mit dem Geometer gehabt hat; jetzt mußt du heut zum Trotz mit dem Geometer in's Horber Bad. Das ſag ich, Ein Wort wie Tauſend.“

„Ich bin krank.“

---

* geſtern Abend.

„Nutzt nichts, geh' 'nauf und zieh dich an, oder ich meſſ' dir mit der Ell' da die Kleider an.“

„Laß ihn ſchwätzen,“ ſagte die Schneiderin, die unterdeſſen eingetreten war „das iſt grad den Mäuſ' pfiffen was er ſagt; Creszenz, wenn dir nicht gut iſt bleib du daheim. Von dem was er erhauſet, hättet ihr kein Fädele auf dem Leib, der Freßſack kann nichts als alle Tag dreimal die Füß unter'n Tiſch ſtellen und ſich füttern laſſen wie eine Einquartirung.“

Der Schneiderle wollte auf Creszenz los, ſeine Frau aber ſtellte ſich vor ihn hin, ballte die Fäuſte und der geſtrenge Mann kroch ſcheu in eine Ecke.

Dieſe Leute kamen eben aus der Kirche, wo ſie die Worte: Liebe, Friede und Seligkeit geſungen und gebetet hatten; noch hatten ſie das Geſangbuch nicht aus der Hand gelegt und ſchon war die häßlichſte Zwietracht zwiſchen ihnen entbrannt.

Ueberhaupt ſind wir in ein ſonderbares Haus eingetreten. Die Mutter war früher Pfarrköchinn geweſen und hatte den Schneiderle etwas ſchnell geheirathet, Creszenz war ihr älteſtes Kind; außerdem hatte ſie noch einen Sohn und eine Tochter. Die Schneiderin ging noch immer ſtädtiſch gekleidet und trug blos die ſchwarze Bauernhaube; denn bei allem Verſchwinden der Bauerntrachten wird es doch ſchwer dahin kommen, daß die koſtſpielige Florhaube in Aufnahme kommt.

In der erſten Zeit als die beiden Leute mit einander verheirathet waren, lebten ſie gut; denn wo Alles vollauf im Hauſe iſt, müſſen es gar unverträgliche Menſchen ſein, wenn ſie mit einander keifen ſollten.

Das nennt man dann, in gebildeten wie in ungebildeten Ständen, die glücklichen, die friedlichen Ehen.

Der Schneider arbeitete auf ſeinem Handwerke und die Frau errichtete ein Kramlädchen, worin Spezereien und andere Waaren verkauft wurden.

Was iſt aber der Mode mehr unterworfen als die Herrſcher der Mode, die Schneider? Der Balthes arbeitete nur für die Herren und für die Juden, die ſich auch ſtädtiſch tragen; Bauernkleider zu machen war ihm ein Gräuel, denn er war „in Berlin drein geweſt.“

Neue junge Concurrenten hatten ſich in dem Dorfe und der Umgegend niedergelaſſen; Balthes konnte nun oft ganze Tage umherlaufen ohne Arbeit zu finden.

Da verfiel er auf einen ſpekulativen Gedanken, in deſſen zeitweiliger Ausführung wir ihn noch begriffen finden; im Verein mit dem Anſchel Maier, dem Vater des Beßle, reiſte er nach Stuttgart, kaufte dort alte Kleider und richtete ſie neu her; beſonders aber war er auf die abgetragenen rothen Frackröcke der Hofbedienten aus, wozu ihm Anſchel verhalf, der aus den Lieferantenzeiten her hohe Bekanntſchaften hatte; die Livreeröcke wurden dann zerſchnitten und rothe Bauernweſten daraus gemacht, die im Schwarzwalde noch überall getragen werden; auch Uniformen der Offiziere wurden gekauft, und aus dem rothen Unterfutter des Wehrſtandes Kleider für den Nährſtand gemacht.

Man ſagt aber, der Anſchel habe feſt allen Profit an ſich zu ziehen und ſich noch ein Nebenverdienſtchen bei den hohen Verkäufern zu machen gewußt.

Von der Zeit an, als Balthes aus der Mode gekommen und Ebbe im Hauſe eingetreten war, gaben ſich die beiden Eheleute kein gutes Wort mehr; dem Balthes ward, wie man ſagt, der Löffel aus der Hand genommen, ehe er genug gegeſſen hatte, er war über nichts mehr Meiſter, er durfte am Sonntag nicht einmal ein Stück Speck zerſchneiden und hieß doch der Schneidermeiſter; wo er ſtand oder ſaß war er ſeiner Frau zu viel, ſie hatte vollkommen das Heft in Händen, denn ſie verreiſte jeden Herbſt, und nach ihrer Zurückkunft war immer wieder Alles flott im Hauſe.

Die Kinder hielten natürlich zur Mutter, denn Balthes war auch mehr in fremden Häuſern als in dem ſeinigen; er kam faſt nur zum Eſſen und Schlafen, jenes ward ihm mit tüchtigen Reden gut geſalzen und dieſes durch einen wohlgeſetzten Abendſegen verſüßt.

Creszenz blickte nun ihren Vater verächtlich an. Da trat der Geometer ein, Vater und Mutter machten freundliche Geſichter und thaten als ob ſie die Liebe ſelber wären, nur Creszenz ſah betrübt aus, ihre Lippen zitterten.

„Gang, mach Creszenz, zieh dich hurtig an," ſagte die Mutter, „Herr Geometer, wollen Sie's heut Mittag mit uns halten? das thät mich recht freuen. Es iſt eben ein gewöhnlich Eſſen, Sauerkraut, Knöpfle und ein Speck, es wird Ihnen aber doch ſchmecken, die Creszenz hat gekocht." Ein ſchätterndes Kichern begleitete faſt jedes ihrer Worte, wobei ſie ſich immer ein bischen an der Naſenſpitze zupfte.

Mit aller Kraft ſeiner Rede, faſt mit Zwang beſtimmte Balthes den Geometer zur Einwilligung, er nahm ihm den Hut ab und gab ihm ſolchen nicht mehr, denn er wußte wohl, daß wenn der Geometer da war, es nicht nur bei Tiſch ohne Zank abging, ſondern auch wahrſcheinlich eine Halbe Bier geholt würde. In der That wurde auch Cordele, die kleine Tochter, in den

Adler geſchickt und kam mit einer Flaſche unter der Schürze zurück; denn auf dem Lande, wo Alles offenkundig iſt und man den Leuten ſo zu ſagen in den Mund guckt, ſucht man auch Alles zu verbergen.

Creszenz trug ſchön geputzt aber mit verweinten Augen das Eſſen auf, ſie klagte über den Rauch in der Küche. So war Alles Lüge bei Tiſche. Kaum hatte der Geometer halb aufgegeſſen, legte ihm die Mutter ſchnell wieder ein gutes Stück auf den Teller, er dankte ſehr für dieſe Freundlichkeit, denn er merkte nicht daß die Frau den verlangenden Augen ihres Mannes folgend, demſelben ſchnell den erſehnten Biſſen vor der Naſe wegraubte; auch ſchenkte ſie dem Geometer oft ein, weil ſie mit Recht fürchtete, ihr Mann würde ſonſt nicht blöde zugreifen. Nur die Frau und der Geometer führten das Wort bei Tiſche; als dieſer von der Händelſüchtigkeit des Florian erzählte, erröthete Creszenz, ſie holte aber ſchnell den Katzenteller unter der Ofenbank vor.

Als abgegeſſen war ſagte Balthes: „Nun Frau mach' auch einen Kaffee.“

„Ich für meine Perſon muß danken,“ ſagte der Geometer.

Die Schneiderin nahm das gerne an, denn ſie gönnte ihrem Manne keinen Antheil an dem Leckerbiſſen; ſie küchelte dann ſpäter einen für ſich allein und bröſelte etwas dazu.

Nach der Mittagskirche ging nun Creszenz mit dem Geometer ſpazieren; ſie wußte es zu veranſtalten, daß ſie nicht durch das Dorf, ſondern durch die Gärten gingen. Als ſie gegen des Jörgli's Kegelbahn kamen, ſchreckte Creszenz plötzlich zuſammen, denn ſie ſah Florian wie er hemdermelig mit dem Rücken nach dem Wege gekehrt dort ſtand; ſie hörte wie er ein Stück Geld auf den Boden werfend rief: „Es gilt ſechs Batzen ich treff' fünf.“ Unter dem Vorwande, daß ſie etwas vergeſſen habe, kehrte Creszenz ſchnell um, der Geometer folgte ihr kopfſchüttelnd; zu Hauſe überraſchten ſie die Mutter unangenehm beim Kaffee, ſie gingen nun durch das Dorf.

Florian begnügte ſich für dieſen Sonntag damit, Aufſehen im Dorfe zu erregen; das gelang ihm in vollem Maaße. Alle Leute redeten nur von ihm, von ſeiner ſchwarzen Sammtjacke mit den ſilbernen Knöpfen, von ſeiner roth- und ſchwarzgeſtreiften Freiſchützenweſte und von allen Herrlichkeiten der Art; denn die Leute im Dorfe wie in der Stadt haben meiſtens nichts zu ſprechen und ſind froh wenn ſich ihnen ein Gegenſtand darbietet.

Der alte Metzgerle, der Vater des Florian, ſammelte den Ruhm ſeines Sohnes von Mund zu Munde und that das ſeine, ihn noch zu ſteigern.

Er konnte immer noch als ein ſchöner Mann gelten, wie er daher ſchritt, groß, mit gerötheтem Antlitze und luſtigen grauen Augen; er ging hemdermelig und hatte das Sacktuch in das Armloch der Weſte geſteckt, was ihm etwas Eigenthümliches gab; ſo oft er nun Jemanden begegnete zog er ſeine Doſe heraus, ließ eine Priſe echten Doppelmops nehmen, indem er ſtets dabei bemerkte: „den hat mir mein Florian bracht, gelt, es iſt ein Staatskerle? ſo iſt keiner auf zwanzig Stund Wegs; ſein Meiſter thät ihm auch gleich ſeine einzige Tochter geben, der Heidenbub mag aber nicht; ſein Meiſter löst mehr für Klauen als drei Horber Metzger für Fleiſch, er metzget alle Tag ſeine acht Kälber und auch zwei oder drei Ochſen; was meinſt?“ ſetzte er dann gewöhnlich hinzu, indem er ſeine Blätſchle's * Kappe dabei ab- und wieder aufſetzte, „wie wär's wenn ich nach Straßburg ging' und das Mädle heirathen thät? Wenn es einmal partou einen Großmann will, iſt's eins, der jung' oder der alt', ich nehm's noch mit Jedem auf."

Bei dem alten Schmiedjörgli, einem kinderloſen Greiſen von mehr als achtzig Jahren, der immer vor ſeinem Hauſe an der Straße ſaß und ſich von den Leuten Alles erzählen ließ, hielt ſich der alte Metzgerle beſonders lange auf. Der alte Schmiedjörgli und die alte Maurita auf der Bruck, das waren die zwei Leute durch die man etwas im ganzen Dorfe bekannt machen konnte; der Schmiedjörgli erzählte Gutes und Schlimmes weiter, um Andere damit zu necken und um zu zeigen daß er Alles wiſſe, die Maurita aber erzählte das Freudige, damit ſich Andere mit freuen, und das Traurige, damit andere mit trauern. Der Schmiedjörgli war der beſte Abnehmer für die Prahlereien des Metzgerle.

So ging der Sonntag vorüber, und als Creszenz, nachdem es ſchon längſt Nacht geworden war, mit dem Geometer heimkehrte, dankte ſie Gott daß die gefürchteten Händel nicht eingetroffen waren.

---

* Ein rundes ledernes Käppchen ohne Schild wie ein Krautblatt geformt, daher Blätſchle, ſo viel als Blättchen.

4.

Wie Florian und Creszenz ſich zum erſten- und zum andernmal wieder ſehen.

Schon eine Stunde vor Tag ſtand Creszenz andern Morgens auf, fütterte ihr Vieh und verrichtete ſtill die Hausarbeit; ſie blickte einmal ſchmerzlich auf, als ſie inne ward daß ſie nicht mehr ſang; ſie ging hinaus ins Feld.

Mit einem Bündel Frühklee auf dem Kopfe kam Creszenz von der Halde herauf, ſie ſah herrlich aus, die geſchmeidigen Formen ihres Körpers hoben ſich ſtraff hervor; mit der rechten Hand hielt ſie den Kleebündel mit der linken den Rechen, der, über die Schulter gelegt, auch als Stütze der Laſt diente, ſie ging ſtill und ruhig, die rothen Blumen ſchauten in ihr rothes Antlitz. Nicht weit von des Jakoben Kreuz hörte ſie plötzlich die Stimme Florians, der „Grüß Gott Creszenz" ſagte, ſie ſtand wie feſtgebannt. „Komm," fuhr Florian fort, „ich will dir ablupfen."

„Ich bitt' dich Florian, ich darf mich jetzt da nicht aufhalten, da ſehen uns alle Leut'; guck, du ſiehſt ich kann mich jetzt nicht wehren, ich kann dir nicht davon ſpringen; aber wenn du nicht willſt, daß ich mein Lebtag kein Sterbenswörtle mehr mit dir red', ſo geh jetzt fort, heut Abend nach dem Nachtläuten komm zu des Melchiors Lenorle, da will ich dir Alles ſagen."

„Gib mir nur auch eine Hand."

Creszenz ſchlug den Arm über den Rechen und reichte die linke Hand, indem ſie tiefathmend ſagte:

„B'hüt di Gott! bis heut Abend.“

Jetzt erſt im Weitergehen empfand Creszenz wie ſchwer die Laſt auf ihrem Kopfe war, ſie ſtöhnte im Weitergehen als ob ſich der Mocklepeter am hellen Tage als ein erdrückender Geiſt an ſie angeklammert hätte; an dem Kreuze legte ſie die Laſt auf die dort ſtehende hohe Bank, die zum Auf- und Abladen ſchwerer Traglaſten hier aufgerichtet iſt. Bei dem Sinnbilde des Glaubens ſteht dieſer ſtumme Diener allzeit hülfreich bereit; zu Füßen deſſen, der die ſchwerſte Laſt auf ſich genommen, die, die Menſchen frei und liebend zu machen, legen die Menſchen eine Weile ihre Tagesbürde nieder, um dann ausgeruht weiter zu ſchreiten.

Creszenz blickte lange nach dem Cruzifix, ſie wußte aber nicht daß ſie es that, denn in ihr bebte nur die Furcht vor dem Florian, nach dem ſie ſich nicht umſchauen wollte; endlich aber that ſie es doch und ihr Antlitz erheiterte ſich ſichtbar, als ſie den flinken Burſchen ſo durch das Feld dahin wandeln ſah.

Den ganzen Tag über war Creszenz ernſt und wortkarg, noch ehe es Nacht war, nahm ſie ein Koller, um es, wie ſie ſagte, dem Walpurgle zum Waſchen zu bringen; ſie ging aber nicht zu dem Walpurgle, ſondern zu dem Lenorle; dieſes kam ihr entgegen und ſagte:

„Geh nur durch die Scheuer, hinten im Garten iſt er.“

„Geh mit,“ bat Creszenz.

„Ich komm ſchon, geh' nur dieweil.“

Als Creszenz unhörbar durch die Scheuer in den Garten trat, ſah ſie den Florian wie er auf einem Blocke gebückt da ſaß und mit einem ſtiletartigen Meſſer etwas in das Holz grub, ſeine langen ſchön geſcheitelten braunen Haare hingen weit über ſeine Stirne vor.

„Florian, was treibſt?“ fragte Creszenz.

Der Angeredete warf das Meſſer weg, ſchüttelte ſich die Haare zurecht und faßte Creszenz, küßte und herzte ſie; ſie widerſtand nicht. Endlich aber ſagte ſie:

„Nun, jetzt iſt genug, du biſt halt grad noch wie du geweſen biſt.“

„Ja, aber du nicht.“

„Kein Bröſele anders, gelt du bosgeſt weil ich mit dem Geometer geh'? Wir hätten uns ja doch nie heirathen können, in Dienſt laſſen mich meine Leut' nicht, und bei ihnen bleiben mag ich auch nicht bis ich graue Haar krieg'.“

„Wenn das ſo iſt, wenn du den Geometer magſt, hab' ich nichts mehr mit dir zu reden; das hätteſt du mir heut' Morgen ſagen können. Ich weiß eine Zeit, da hätt' der König kommen können, dem das ganze Land gehört und der's nicht blos vermeſſen hilft, und du hätteſt geſagt: Groß Dank, mein Florian iſt mir lieber, und wenn er nichts hat als was er auf dem Leib trägt.“

„Ei, wie ſchwätzſt du jetzt, was nutzt das? wir können uns ja nicht heirathen.“

„Ja ja, da hört man's, das iſt das erzig * roth' Schneiderle; wenn ich dich nur mein Lebtag mit keinem Aug mehr geſehen hätt', wenn ich nur all' beid' Füß' brochen hätt' eh' ich wieder heim kommen wär'.“

---

* erzig, ſo viel als urſprünglich, durchaus gleich damit.

„Ei mach' jetzt keine ſo Sachen, gelt, du lugſt mich doch auch als noch freundlich an und lachſt ein bisle mit mir wenn du mir verkommſt *?"

Mit einem Blicke voll heiterer Liebesluſt ſah Creszenz Florian an, ſie lächelte, aber das Weinen ſtand ihr näher als das Lachen. Florian hob ſein Meſſer auf, ſteckte es ein und wollte fortgehen, da faßte Creszenz ſeine Hand und ſagte:

„Trutz mir nicht Florian, geh, mach', red auch; lug', ich hab ja doch den Geometer noch nicht geheirathet, aber laufen laſſen kann ich ihn jetzt nicht; meine Leut' thäten mich im Schlaf erwürgen wenn ich von ihm ließ, es dauert aber noch wenigſtens zwei drei Jahr' bis was draus wird, wer weiß wie's noch geht, kann ſein ich ſterb vorher, das wär' mir das liebſt'."

Die Stimme der Creszenz ſtockte.

Plötzlich erwachte in Florian ein ganz anderes Leben, die unerklärbare Schlaffheit verſchwand; er ſtand da wie neuerwacht und freudetrunken blickten ſich die beiden an.

„Lug," ſagte er, „wie ich da geſeſſen bin und auf dich gewartet hab', iſt mir's grad geweſen, wie wenn mir einer alle Glieder zerſchlagen hätt'.

Ich hab' ſo darüber nachdenkt wie elend wir dran ſind, und einmal über's andere iſt mir's geweſen, wie wenn ich mir mein Meſſer ins Herz ſtoßen müßt, wenn mir einer unter die Hand kommen wär', ich weiß nicht, und fort mag ich auch nicht und hier bleiben muß ich und dich muß ich haben."

„Ja, das wär' ſchon recht, wir können doch aber nicht auf

---

* verkommen, ſo viel als begegnen.

den alten Kaiſer 'nein leben; ich wüßt' wohl einen, der uns helfen könnt', er müßt' es mir thun."

„Red mir nicht von ihm, er darf dich nichts angehen, ich will's nicht, und er geht dich nichts an; du biſt deines Vaters Kind und wer anders ſagt, den ſtech' ich wie ein achttägig Kalb. Guck, mein Vater hat mich ſchon halb ausgebeutelt, ich hab' aber wohl noch ein Geld, ich bleib jetzt vor der Hand hier und arbeit' auf meines Vaters Meiſterrecht; ich will einmal denen Nordſtettern zeigen was der Florian kann, ſie ſollen Reſpekt vor mir haben."

„Du biſt ein ſchöner," ſagte Creszenz, „haſt mir denn gar nichts mitbracht?"

„Ja doch, da."

Florian langte in die Taſche und gab Creszenz einen breiten ſilbernen Ring und ein gemaltes flammendes Herz, darein ein Spruch ſtand.

Nach dem erſten Jubel des Entzückens wollte Creszenz den Reim leſen, Florian aber ſagte: „das kannſt du wenn ich auch nicht dabei bin, jetzt wollen wir ſchwätzen."

„Ja, erzähl' mir einmal; iſt es wahr, haſt du Bekanntſchaft mit deines Meiſters Tochter in Straßburg?"

„Kein Gedanke, ich thät ja ſonſt nicht hier bleiben und hier bleib ich, alle Nordſtetter müſſen ſagen: der Florian iſt ein Kerle wie's keinen mehr gibt."

Noch lange blieben die beiden zuſammen. Als Creszenz wieder nach Hauſe kam, traf ſie den Geometer und mußte freundlich und liebreich gegen ihn ſein; mit ſchwerem Herzen las ſie noch ſpät in ihrem Kämmerlein den Spruch auf dem gemalten Herzen:

Beſſer Stein zur Mauer graben,
Als lieben und doch nicht haben.

Weinend legte ſie das Blättchen in ihr Geſangbuch.

Da haben wir nun eines jener Verhältniſſe, wie ſie zu tauſenden in Stadt und Land ſich finden, nur nicht ſo grell, die Farben ſind mehr in einander vertuſcht. Creszenz hatte den Florian gern und wollte doch die Verſorgung durch den Geometer nicht drangeben, dort hielt ſie die Liebe, hier der Verſtand; es müßte ſonderbar zugehen, wenn daraus nicht ſchweres Unglück hervorginge.

6.

Was Florian im Dorfe trieb und wie er Haare laſſen muß.

Florian blieb nun im Dorfe und ſchlachtete, von dem Meiſterrechte ſeines Vaters Gebrauch machend, ein Rind und bald wieder eines. So gut es auch in der erſten Zeit zu gehen ſchien, ſo hatte doch die Herrlichkeit bald ein Ende; der alte Metzgerle ging mit dem liegen gebliebenen Fleiſche hauſiren, er verthat aber oft nicht nur den Profit ſondern auch das Kapital. Die Concurrenz der bereits anſäſſigen jüdiſchen Metzger war trotz der Geſchicklichkeit Florians nicht zu beſiegen, denn die Juden verkaufen das Fleiſch von den Hintertheilen billiger, da ſie nach einer hochweiſen Anordnung der Bibel nur das Fleiſch der Vordertheile eſſen dürfen.

Ueberhaupt aber iſt es auf dem Dorfe faſt nicht möglich, von einem Handwerke allein ohne Ackerbau zu leben; zum Ackerbau hatte Florian keine Gelegenheit und noch viel weniger Luſt. Er ſchlachtete nun eine Zeit lang in Gemeinſchaft mit einem jüdiſchen Metzger, aber auch dieß hörte bald auf.

Nun half Florian den Straßburger Metzgern Ochſen einkaufen, er verdiente dabei manches ſchöne Stück Geld und machte auch ſeinen Vater zu einem ganz glückſeligen Menſchen; der alte Metzgerle konnte wieder Ochſen ausgreifen und ſchätzen wie in alten Zeiten, er verjüngte ſich wieder. Florian war einer der erſten Burſchen im Dorfe. Ungeſchickterweiſe verdarb er es aber mit dem Schultheißen, dieſer ließ, als die Fremden Händler da waren, den Florian zu ſich kommen und wollte ſeine Ochſen verkaufen „ſie wiegen gut vierzehn Zentner,“ betheuerte der Schultheiß. „Was ſie mehr als eilf wiegen, will ich roh freſſen,“ erwiederte Florian und das war dumm; denn von dieſem Augenblick an war ihm der Schultheiß ſpinnenfeind.

Deß kümmerte ſich aber Florian wenig, er ſpielte jeden Sonntag den Baronen, kegelte immer am höchſten, und ließ, wie man ſagt, das Garn auf den Boden laufen.

Es iſt ein eigen Ding um die Fremdenehre, ſie iſt gar bald aufgezehrt; ein Anſehen, das man ſich errungen hat, weil man eine ungewöhnliche Erſcheinung war, hört auf, ſobald man an die Erſcheinung gewohnt iſt; ſagt man ja: wenn der Regenbogen lang ſtünde, würde man ſich nicht mehr nach ihm umſehen.

So erregte auch Florian kein Aufſehen im Dorfe mehr, erſt ein unerwartetes Ereigniß zog wieder die Blicke Aller auf ihn.

Eines Abends ſtand er mit ſeinen Kameraden nicht weit vom Adler, der Schultheiß ſaß mit dem Geometer auf der Bank vor dem Hauſe; Florian bemerkte, wie ſie nach ihm hinſchielten, wie der Schultheiß mehrmals mit der Hand über die Oberlippe fuhr, der Geometer unbändig lachte und dabei das Wort Samſon ausſprach; Florian wußte nicht was das zu bedeuten habe, es ſollte ihm aber bald klar werden.

Andern Tages wurde er vor den Schultheiß geladen, von dem wir uns erinnern, daß er einſt Unteroffizier geweſen war; er befahl nun dem Florian ohne Widerrede ſeinen „Schnurrwichs" herunter zu machen, da er nie Soldat geweſen und es nur den Soldaten erlaubt ſei, Schnurrbärte zu tragen. Florian lachte den Schultheiß aus, worauf dieſer gewaltig ſchimpfte, es kam zur Gegenrede, wofür Florian in das Gefängniß wandern mußte.

Es iſt ein gefährlich Ding, einen Menſchen, der eigentlich unſchuldig iſt, ins Gefängniß zu ſperren; das ſtumpft ſein Gefühl und ſeine Scheu ab, für Zeiten wo er vielleicht ſchuldig iſt.

Als Florian herauskam, mußte er dem geſtrengen Befehle Folge leiſten. Mit einer Wehmuth ohne Gleichen ſtand er vor dem Spiegel und preßte ſeine der Haarzier beraubten Lippen zuſammen, ſeine Zähne knarrten und ein harter Schwur ſetzte ſich in ſeiner Seele feſt.

Im ganzen Dorfe ſprach man von nichts als von dem abgemähten Schnurrbarte Florians, und jetzt, ſeitdem er nicht mehr war, lobte ein Jeglicher ſeine Vorzüge.

Dem Florian war es als ob ſeine Haut geſchält wäre, und als er durch das Dorf ging beredete ihn ein Jeder über ſein verändertes Ausſehen.

So weit war es aber ſchon mit Florian, daß er ſich ſogar über dieſes Aufſehen freute; wenn nur die Leute etwas Beſonderes an ihm zu bemerken hatten, das war ihm ſchon genug.

Vor dem Hauſe der Creszenz ließ er ſich am Tage nicht ſehen, und als er Abends mit ihr zuſammenkam und ſie ihn auslachte, ſchwur er, daß der Geometer ihm jedes Haar bezahlen ſolle. Creszenz ſuchte ihn zu begütigen, er ſchwieg.

Wenige Tage darauf wurde der Geometer auf dem Heimwege von Horb des Nachts von drei Burſchen überfallen, ſie ſchleppten ihn in den Wald und mit dem Rufe: „Auf ihn, er iſt von Ulm“ prügelten ſie ihn ſo durch, daß er kaum mehr heimgehen konnte. Einer rief ihm zum Schluſſe zu: „dießmal war's glimpflich, wenn du binnen acht Tagen nicht aus dem Dorf biſt, wird dir das Nachteſſen noch einmal gewärmt.“ Der Geometer glaubte die Stimme Florians zu erkennen, er ſuchte nun eine Klage anhängig zu machen; aber die Wahlbewegungen im Dorfe ließen dieſe zu keinem richtigen Fortgange kommen.

Es wurde ein neuer Schultheiß gewählt, die Bartſcheerung Florians war die letzte Amtshandlung des unteroffizierlichen Schultheißen; der Buchmaier, der die Leute ungeſchoren ließ, und unter deſſen Regierung auch der Schnurrbart Florians wieder zu erneuter Herrlichkeit aufwachſen durfte, wurde faſt einſtimmig „gekurt.“

Der Geometer verließ mit ſeinen Kameraden das Dorf und ſiedelte ſich in Mühl an, der rothe Schneiderle und der Adlerwirth boten Alles gegen dieſe Auswanderung auf, aber vergebens.

Mit Florian war indeß auch eine große Veränderung vorgegangen, er ſchien ſich mit den Straßburgern überworfen zu haben, denn er war nicht mehr ihr Unterhändler; auch der alte Metzgerle blieb faſt immer zu Hauſe, er hatte eine neue Erwerbsquelle gefunden, die reichlich floß. Auf ſeinen Reiſen als Ochſentreiber hatte er mit den Schmugglern im Badiſchen Bekanntſchaft gemacht, Baden gehörte damals noch nicht zum Zollvereine; er verkaufte nun die eingeſchmuggelten Sachen, beſonders Zucker und Kaffee, und ſtand ſich gut dabei. Der rothe Schneiderle ſah ſeinen Kramladen durch den geheimen Zwiſchenhandel vernichtet, und doch war wegen ihrer Kinder Feindſchaft und Continentalſperre zwiſchen ihm und dem Metzgerle; die Frau aber fand einen glücklichen Ausweg, das Haus der Leichkäther ward der neutrale Boden, auf dem man unterhandelte; die Leichkäther mußte die fremden Waaren von dem Feinde für ſie aufkaufen.

So war auch zwiſchen den Großmächten ein geheimes Spiel angezettelt.

Faſt jeden Sonntag wurde Creszenz mit argen Mißhandlungen gezwungen, ihrem Vater zu folgen und in Mühl oder halbwegs in Egelsthal mit dem Geometer zuſammenkommen; ſie war dann wider ihren Willen froh und munter, und wenn ſie lange genug geheuchelt hatte, wurde ſie beim Weine wirklich aufgeheitert, ſo daß der Geometer glaubte, ſie hänge noch immer an ihm.

Abends aber ging ſie immer wieder heimlich mit dem Florian, und wenn ſie nach Hauſe kam warteten ihrer neue Mißhandlungen.

So lebte Creszenz ein qualvolles Leben, deſſen tiefſte Getheiltheit ſie aber zu ihrem Glücke nicht erkannte; ſie hatte ihr Lebenlang nichts als Unwahrheit und Halbheit vor ſich geſehen.

6.

Florian in Floribus.

Florian ſuchte im Orte etwas zu verdienen, es gelang ihm aber ſelten; er wollte nämlich blos auf ſeinem Handwerke oder ſonſt in einem angeſehenen Geſchäft arbeiten, die Feldarbeit hielt er unter ſeiner Würde, lieber wäre er Hungers geſtorben, ehe er wie andere vermögensloſe Menſchen Stein auf der Straße geſchlagen.

Florian wollte nur das thun was er gerne that, und das können doch die wenigſten Menſchen durchführen.

Es ergab ſich indeß bald eine Gelegenheit, wobei Florian Geld und nach ſeiner Art hohe Ehre gewann.

Der Hammeltanz war nahe, große Vorbereitungen wurden dafür getroffen. Der Adlerwirth hatte ſich mit Florian und ſeinen Kameraden wieder ausgeſöhnt, denn als Wirth war er Diplomat genug, um den einmal erlittenen Verluſt durch den Auszug der Geometer nicht noch durch Ortsfeindſchaften zu verdoppeln.

Florian ſchlachtete nun für Kaspar ein Rind und ein Schwein; letzteres auf der Straße, ſo daß alle Leute bei ihm ſtehen blieben und dem flinken Burſchen zuſahen, der in ſeiner Handwerksthätigkeit in der That ganz herrlich anzuſchauen war: die Muskeln an ſeinen bloßen Armen waren ſo ſtraff und ſchön, daß man ſagen konnte, die Herrſchaft über das Leben der Thiere ſtrotzte darin, er wetzte das Meſſer mit drei Streichen auf dem Stahl ſo ſcharf, daß er ein flatterndes Haar damit durchſchneiden konnte, beſonders aber als es an das Würſtehäckeln ging, ſtand immer ein großer Kreis von Gaffern um ihn her. Florian häckelte mit zwei Beilen, die er ſo leicht handhabte wie ein Trommler ſeine Schlägel; auch pfiff er dabei die ſchönſten Ländler und ſchlug den Takt dazu, manchmal machte er ſich noch einen beſonden Spaß: er warf eines der Beile hoch in die Luft, häckelte mit dem andern ununterbrochen fort, ſchnalzte mit der leeren Hand, fing das Beil am Stile wieder auf und häckelte dann im Takte weiter; Alles ſchlug die Hände voll Verwunderung zuſammen.

Der alte Metzgerle ſammelte ſich den Ruhm ſeines Sohnes als Nachtiſch zu dem Keſſelfleiſch das er genoſſen; bei dem Schmiedjörgli hielt er ſich wieder beſonders lang auf: „Ich bin doch ein geſchlagener Mann,“ ſagte dieſer, „daß meine Unterthanen mir nicht mehr folgen; da muß ich jetzt hocken und muß ſehen, wie Alles zu dem Florian hinaufrennt und ihm zuguckt, ich gäb' einen Dreibätzner drum, wenn er da neben mir ſchlachten thät.“

„Ja,“ ergänzte der alte Metzgerle und rieb ſich die Hände, „der Hofmetzger in Stuttgart kann's nicht wie mein Florian; er hat einmal in Straßburg mit ſeinen Kameraden gewettet, er woll' vier Kälber und zwei Säu ganz herrichten, ohne das kleinſte Möſle* an ſeine Kleider zu bringen — und richtig, er hats fertig bracht, und ſein' Schurz' und ſein Hemd war noch grad wie der gefallene Schnee.“

---

* Mos, ſo viel als Flecken.

Florian hatte nun bei allen Leuten ſo viel zu thun, daß er Tag und Nacht nicht zur Ruhe kam und am Sonntag des Hammeltanzes die Morgenkirche verſchlief.

Creszenz hatte dem Geometer eine Zuſammenkunft in Egelsthal verſprochen, es gelang aber Florian leicht ſie davon abwendig zu machen.

Nach der Mittagskirche war Jubel im ganzen Dorfe. Auf dem Schloßhofe waren Pfähle in einem Kreiſe aufgeſteckt, um die ein Seil gebunden war; in der Mitte des Kreiſes ſtand ein ſchöner Hammel mit einem rothen Bande geziert, auf einem Tiſche daneben ſtand eine blinkende zinnerne Schüſſel. Die Muſik ging voraus, ein jeder der Burſchen, ſein Mädchen an der Hand, hintendrein.

An dem Schloßthor war eine Schlaguhr angebracht, und zwar ſo, daß man ſie nicht ſehen konnte; Punkt zwei begann der „Freitanz.“ Die Muſik ſpielte einen Marſch, die Paare gingen in ſtrenger Ordnung um das im Kreiſe ausgeſpannte Seil; ein alterthümlicher Säbel war in einen Pfoſten gehackt, einer der Burſchen nach dem andern zog ihn heraus und hackte ihn in den nächſtfolgenden Pfoſten. Als Florian mit Creszenz an den Säbel gelangte, ſtellte er die Waffe aufrecht auf ſeine unteren Zähne und ſchritt ſo ohne zu wanken bis zur nächſten Station. Ein allgemeines „Gucket au“ lohnte dieſe Keckheit, die Leichkäther prophezeihte daß dieſer den Hammel gewinne. So wandelte nun Alles im Kreiſe, jubelnd und lachend. Als Florian den Säbel wieder in der Hand hielt, ſchlug es plötzlich drei. Ein allgemeines „Hoch!“ erſcholl, das Seil wurde eingeriſſen und dem Florian der Hammel, das Band und die Schlüſſel gebracht. Die Mädchen kamen herbei, glückwünſchten der Creszenz und flochten ihr das neue Band in das Haar. „Jetzt iſt es g'wiß, ihr krieget euch dieß Jahr," ſagte des Melchiors Lenorle; Creszenz aber ſah ihren Vater, der mit geballter Fauſt vor ihr ſtand, ſie weinte.

Mit Muſik zog man nun in das Wirthshaus, Florian begann mit Creszenz den erſten Tanz.

Der Buchmaier hatte als Schultheiß eine alte Sitte wieder erneuert, er beorderte weder den Schützen noch einen Landjäger als Ordnungshalter zum Tanze; am Vorabende hatte er alle Burſchen, die das achtzehnte Jahr zurückgelegt hatten, zuſammenkommen und ſie zwei ſogenannte „Tanzburſchen" wählen laſſen; Conſtantin und des Zimmermanns Valentins Xaver erhielten die meiſten „Kuren" *; der dritte ſollte der ſein, der den Hammel gewänne, der Schultheiß hatte ſich nur vorbehalten, falls einer der Gewählten der Glückliche wäre, noch einen aus eigener Machtvollkommenheit zu ernennen. Nun war Florian der dritte Tanzburſche, der, wie die anderen, ein weißes Band um den linken Arm erhielt. Die drei mußten für die Aufrechthaltung der Ordnung bürgen, jede Störung kam ihnen zur Laſt; es kam aber keine vor, denn die Leute laſſen ſich am liebſten von denen aus ihrer Mitte regieren.

Creszenz war ganz glückſelig, ſie vergaß vollends den Geometer: ſo ſchön konnte keiner tanzen, ſelbſt der Jörgli nicht, als der Florian; er ſchlug immer im Takte die Füße zuſammen, ſo daß aller Blicke auf ſeine ſchöngewichſten Stöckleſtiefel gerichtet waren, dann rief er manchmal mitten aus dem Tanze heraus: Hellauf! ſein ganzes Weſen hob und bewegte ſich nach dem Tone

---

* Kuren, ſo viel als Wahlſtimmen, noch immer gebräuchlich.

der Muſik; er war ein ganzer Tänzer. Er wollte keine Minute ruhen, und als die Muſik eine Weile aushielt, trat er zu dem Klarinettiſten und ſagte: „Laß' dein dürr Holz rappeln," worauf der Muſikant erwiederte: „Laß' was einſchenken, daß es quillt." Florian warf einen Sechsbätzner auf den Tiſch.

Spät in der Nacht wurde der „Balbiererstanz" ausgeführt, bei dem Florian in ſeinem vollen Glanze erſchien. Es wurde nämlich ein Menſch hereingebracht, der ſchneeweiß ausſah, vorn und hinten einen Höcker hatte und überall mit weißen Tüchern verbunden war; man konnte den Studentle gar nicht mehr erkennen. Die Muſik ſpielte die Weiſe zu dem Lied:

Hol mir den Balbiererskneacht,
'ſ iſt mir jo gar et reacht.

Ein Stuhl wurde in die Mitte des Saales geſtellt und der Kranke darauf geſetzt; der erſehnte Arzt kam herbei, um und um mit Meſſern behangen, eine große Klammerbrille auf der Naſe und eine Perücke von Werg auf dem Kopfe. Ein ſchallendes Gelächter begrüßte den Eintretenden, es war Florian.

Mit poſſirlichen Sprüngen tanzte er um den Kranken herum, fühlte ihm den Puls, öffnete den Verband am Arme, ließ zur Ader und ſteckte endlich ein Meſſer in den Höcker und ließ es darin; der Kranke fiel todt zu Boden, die Muſik ertönte in dumpfen Klagen. Der Arzt ſprang verzweifelnd in der Stube umher, raufte ſich ganze Ballen ſeiner Perücke aus und warf ſie den Leuten ins Geſicht, die Muſik veſtummte; endlich, die Hand an die Stirne legend, beſann ſich der Gequälte und rief: „Muſik!" Wiederum Klagetöne. Er kniete zu dem Kranken nieder, riß ihm den Mund auf und zog unaufhörlich weiße Bändel heraus, aber immer noch lag der Kranke leblos; jetzt nahm der Arzt ein großes Schoppenglas, füllte es bis an den Rand mit Wein, ſtellte es auf ſeine Stirne und legte ſich nach dem Takte der Muſik neben den Kranken rücklings auf den Boden, Alles hielt den Athem an ob dieſes ſchweren Kunſtſtückes, aber es gelang; nun wurde dem Patienten das volle Glas bis auf die Neige eingegoſſen, er ſchlug um ſich, warf die Vermummung ab, Florian that desgleichen, die Muſik ſpielte wieder einen Hopſer, des alten Schultheißen Bäbele kam herbeigeſprungen und tanzte mit Conſtantin, Crescenz mit Florian; Alles war wieder munter und wohlauf.

Man hatte mitten in der Luſt mit dem Uebel und der Trauer geſpielt, in erneutem Freudenjauchzen lebte man wieder auf.

Als man ſich eine Weile zum Tiſche ſetzte, trank und ſang, gab Florian ein neues Lied zum Beſten, das er aus der Fremde mitgebracht hatte; es lautete:

Zu Straßburg auf der Schanze,
Hatte mich ein Mädchen lieb,
Es bracht' mir alle Morgen,
Einen Kaffee und einen Brief.

Den Brief hab ich erhalten,
Den Kaffee aber nicht,
Darinnen ſtand geſchrieben:
Der Winter iſt vor der Thür.

Der Winter und der iſt kommen,
Die Meiſter werden ſtolz,

Sie ſprechen zu den Geſellen:
Geh 'naus und ſpalt mir's Holz.

Spalt es mir nicht zu grob,
Spalt es mir nicht zu rein,
So kannſt du dieſen Winter
Mein treu Geſelle ſein.

Der Winter und der iſt ume,
Die Geſellen werden friſch,
Sie nehmen Stock und Degen
Und treten vor Meiſters Tiſch.

„Ach Meiſter, wir wollens rechnen,
Es iſt die ſchönſte Zeit,
Du haſt uns dieſen Winter,
Mit Sauerkraut geſpeist."

„Iſt dir das Brod zu ſchwarze,
Ich laß es backen weiß,
Iſt dir dein Bett zu harte —

Hier kamen Verſe, über die leider weder Creszenz noch ſonſt eines der Mädchen erröthete, vielmehr jubelte Alles von Neuem.

Wer mag nun zweifeln, daß Florian der erſte Burſch im Dorfe war? Als aber Creszenz nach Hauſe kam mußte ſie ſchwer dafür büßen, daß ſie heute die erſte Rolle geſpielt hatte; die Mutter war krank und der Vater beſaß nun alle Macht im Hauſe. Creszenz duldete ohne Murren, ſie wußte jetzt ſicher, daß ſie mit Florian vereinigt würde; hatten ſie ja gemeinſam den Preis gewonnen.

7.

Es geht ſcharf bergab.

Als die Zeit der Luſtbarkeiten vorüber war, hatte auch die Herrlichkeit des Florian ein Ende, er wurde in die Ecke geſtellt wie eine gebrauchte Baßgeige; Alles ging wieder ruhig an ſein Geſchäft und ſah ſich wenig mehr nach den Spaßmachern um. Nur Florian hatte kein rechtes Geſchäft und wollte auch keines haben, er lotterte in den Wirthshäuſern umher und war auch da bald unwerth.

Auf dem Lande, wo jedes die häuslichen Verhältniſſe des Andern kennt, iſt es nicht leicht eine große Rolle zu ſpielen, wenn man es nicht aufzuwenden hat. Baden war dem Zollvereine beigetreten und ſo war auch zu Hauſe Schmalhans Koch. Bei alle dem ging aber Florian noch immer aufrechten Ganges, ſtolz und ſchön geputzt wie in ſeinen beſten Tagen; nie ging er unſauber einher, und ſelbſt als ſeine Stiefel faſt keine Sohlen mehr hatten, waren ſie doch noch immer ſchön gewichſt.

„Man ſieht einem auf den Leib aber nicht in den Magen," war ſein Wahlſpruch, und oft ſang er das Lied:

Jetzt hab' ich noch drei Kreuzer,
Iſt all mein baares Geld,

Dafür laſſ' ich mir waſchen
Meine Hoſen und Gamaſchen,
Kauf mir Wichſ' dazu,
Kauf mir Wichſ' dazu,
Für meine Stiefel und Schuh.

Die Uhre mit dem ſilbernen Behäng hatte Florian nur noch am Sonntag, das hatte er ſich ausbedungen als er ſie bei der alten Gudel verſetzte.

Der Horber Markt kam, und nun gab es wieder ein Feſt für das halbe Dorf.

Der alte Metzgerle ſtand ſchon ſeit dem frühen Morgen an des Jakoben Brunnen, alle Bauern, die ihre Ochſen zu Markt trieben, ließen ſie von ihm ſchätzen, und mit großem Wohlbehagen verrichtete er dieß Geſchäft; es war ihm wieder als könne er das Alles kaufen, auch hoffte er es würde ihn ein Bauer mitgehen heißen, aber keiner that es. Der arme Mann hatte heute ſchon ſo viel geſundes Fleiſch unter Händen gehabt, aber ſeit vierzehn Tagen keinen Biſſen Fleiſch über den Mund gebracht; als nun alle ſeine Mühe vergebens war, wiſchte er ſich ſeufzend den Schweiß von der Stirne, ging nach Haus, nahm ſeinen alten Knotenſtock und ging auf gut Glück zu Markte, um dort als Unterhändler ein paar Kreuzer zu verdienen.

Florian lief im Dorfe umher und war ganz außer ſich, er begegnete der Creszenz, die mit ihrem Vater ebenfalls zu Markte ging, aber er lief ſchnell an ihnen vorüber; er hatte keinen Heller Geld in der Taſche. Wo er einen Burſchen ſah, gedachte er ihn um ein Darlehen anzuſprechen, aber bald ſagte er ſich wieder: „der gibt dir doch nichts und der hat ſelber nicht viel, und dann haſt du nichts als die Schand.“ So ließ er einen nach dem andern von ſeinen Bekannten an ſich vorüber gehen, er dachte: „ei du brauchſt ja nicht zu Markte gehen, du haſt ja nichts dort verloren; es gehen ja noch viel Leut' nicht. Ja, aber die wollen nicht und ich kann nicht.“ Nun ward es ihm als verliere er eine unerſetzliche Freude wenn er zu Hauſe bliebe; es ward ihm als müßte er gehen, als ſtünde Alles dabei auf dem Spiel. Mit glühenden Wangen und forſchenden Blickes ging er durch das Dorf, immer im Selbſtgeſpräch: „Da wohnt der Schmied Jakob, dem haſt du's beim Hammeltanz oft zugebracht, ja, aber er gibt dir doch nichts; dort wohnt der Schreiner Koch, er war auch in der Fremd', zu dem gehſt du, es iſt eigentlich zum erſtenmal daß du ſo vertraut mit ihm biſt, aber du mußt es doch thun.“

Der Schreiner Koch band eben ein Rind von der Krippe los, über Geldmangel klagend, Florian ſchwieg mit ſeinem Verlangen. Der Studentle war nicht mehr zu Hauſe, Florian war ſchnell entſchloſſen, er ging zum Adlerwirth, ſagte: der Studentle ſchicke ihn, er ſolle demſelben ſechs Kronenthaler leihen; Florian wollte nicht um ein Bagatell bitten. Der Adlerwirth erwiederte: „Ich borg nichts, das macht die beſte Freund' zu Feind'.“ „Du haſt recht, ich habs auch geſagt,“ erwiederte Florian grimmig lachend und ging davon. Mit einem ſchrecklichen Gefühle der Verlaſſenheit wandelte er umher und dachte: „Wenn man kein Geld hat, iſt man doch auch daheim nicht recht daheim.“ Schweißtriefend lief er durch alle Gaſſen, es war ihm als ob jede Minute die er verſäume, Unwiederbringliches an ihm vorübergehen laſſe. Er gedachte nun, wie die großen Herren, Geld bei einem Juden zu leihen, auch ihn ſtörten ihre Blicke nicht bei ſeinen Verſchwendungen oder Großthuereien. „Judenſchulden ſind kein' Schand," ſagte er ſich und ſprach des Mendle's Meierle, das mit einer vollen Geldgurte zu Markte ging, offen um ein Darleihen von einigen Karolin auf hohe Zinſen an, er erhielt eine abſchlägige Antwort.

Endlich kam er auf den geſcheiten Gedanken, nur geradeswegs nach Horb zu gehen und dort zu thun als ob er ſein Geld vergeſſen oder verloren habe; er ärgerte ſich jetzt, daß er den Gedanken nicht früher gehabt und ging fürbaß. Als er an dem Hauſe des Schmiedjörgli vorüberging, ſaß dieſer wie gewohnt auf der Bank; er war heute beſonders gut aufgelegt, da er durch die Marktgänger Unterhaltung in Fülle hatte.

„Wohin ſo ſchnell Florian? du ſiehſt ja aus, wie wenn dir die ganz' Welt feil wär!"

Florian ſtutzte und blieb ſtehen, er vergaß, daß es eine beſondere Freude des Schmiedjörgli war, Leute die eine ſchwere Laſt, einen Sack voll Korn oder einen Kleebundel trugen, eine Weile durch Fragen zu ſtellen, manche gingen in die Falle und der Alte freute ſich dann doppelt, daß er ſo los und ledig daſaß, während die Anderen keuchten; auch wenn Jemand eine ſchwere Schmerzenslaſt im Herzen trug, ſuchte ihn der Schmiedjörgli bei ſich aufzuhalten, das war ja die beſte Zeit um Etwas zu erfahren. Florian dachte an alles das nicht mehr, denn er fragte:

„Wie könnet ihr denn das wiſſen?"

„Man ſiehts dem Strumpf an wenn das Bein ab iſt, ich weiß wohl, gelt, grad iſt die Creszenz mit ihrer Mutter-Mann da vorbei, er bringt ſie auch zu Markt."

„Ich hab kein Sorgen."

„Ich weiß wohl, man ſagt du ſeiſt tüchtig mit ihr verbandelt.“

Florian ſchmunzelte und ging weiter, es war ihm lieb, daß man das Rechte nicht ahnte.

An der Hohlgaſſ’ ſah Florian den Schlunkel, einen „verwogenen“ Kerl, der ſchon zweimal im Zuchthauſe geweſen war, am Raine ſitzen und Geld zählen; ſonſt hätte er ſich nicht herabgelaſſen, dieſen Menſchen nur zu grüßen, jetzt ſagte er zuerſt halb ſpaßhaft: „ſoll ich dir helfen zählen?“ Der Angeredete ſah auf und antwortete nicht.

Florian ſetzte ſich zu ihm und bat ihn endlich um einen Gulden, der Schlunkel grinſte ihn an, ſchnürte ſeinen Lederbeutel feſt zu, fuhr ſich mit dem Zeigefinger über den Mund und pfiff dabei; Florian aber hielt ſeinen Arm krampfhaft feſt.

„Du wirſt doch mir das Geld nicht nehmen wollen?“ fragte Schlunkel, „zu was brauchſt denn ſo viel Geld?“

„Ich muß mir was kaufen.“

„Meinetwegen, komm, ich geh mit nach Horb.“

Florian zitterte, lieber wäre er in die Hölle gegangen als am helllichten Tag mit dem Schlunkel nur zehn Schritte, er ſagte daher:

„Gib mir nur einen Sechsbätzner, in einer Stund treff ich dich im Ritter, da haſt’s wieder.“

Der Schlunkel gab das Geld und Florian jagte wie der Blitz davon. Unterwegs aber langte er nochmals in ſeine Taſche, er wußte gar wohl wie viel er darin hatte, aber er wollte ſich deſſen nochmals vergewiſſern; er drückte die vier Sechſer einen nach dem andern durch die Finger, als wollte er mit aller Gewalt aus Jedem noch einen zweiten herausdrücken.

Pfeifend ging dann Florian über den Viehmarkt hinweg nach dem Krämermarkt in der obern Stadt.

8.

Florian verſpielt ſich und gewinnt die Creszenz.

Plötzlich blieb Florian ſtehen, ein Tiſch mit Würfeln ſtand vor ihm, er ging vorbei und betrachtete ſich die Pfeifen an der nächſten Bude; bald aber kehrte er wieder um und ſtellte ſich an den Tiſch, mit dem Vorſatze, nur den Anderen zuzuſehen wie ſie ſpielten. Einer war beſonders glücklich auf No. 8, Florian langte in die Taſche und ſetzte auf die gleiche Nummer drei Kreuzer, er verlor; ſchnell ſetzte er abermals, er verlor wieder, er kneifte ſich auf die Lippen daß ihm das Blut in den Mund rann, ſchnell aber ſah er ſich lächelnd um, damit Niemand es merke, er ſetzte abermals und verlor bis auf ſechs Kreuzer; er ſpürte es in den Knien wie alle Kraft daraus wich, ſeine Eingeweide kochten, mit zitternder fieberheißer Hand warf er ſeinen letzten Sechſer hin und ſchaute nach der andern Seite, er gewann ſein ganzes Geld wieder; ſchnell raffte er es ein und dachte innerlich: „ſo, jetzt haſt du mich geſehen, hab' ich doch mein Sach' wieder;“ dennoch blieb er ſtehen, es war als ob er feſtgebannt wäre, auch wollte er den Schein vermeiden, ſo ſchnell mit ſeinem Wiedererworbenen davon zu gehen.

Wiederum dachte er: „Ich muß doch dem Schlunkel das Geld wieder geben und woher nehmen? Einen Sechſer will ich wagen, das andere Geld thu ich in die recht' Taſch', da herein greif ich gar nicht.“

Er ſetzte, und nach einer Weile griff er doch in die rechte Taſche und wankte endlich ganz ausgebeutelt vom Tiſche fort.

Mit einer Wehmuth und Selbſtanklage ohne Gleichen lief er nun auf dem Markte umher, da waren tauſenderlei Sachen ausgeſtellt, die für Geld zu haben waren, er aber konnte nach keiner ſeine Hand ausſtrecken.

Ein furchtbarer Fluch gegen die Welt trat zuerſt über ſeine Lippen, er wünſchte ſich, daß er Alles zu unterſt zu oberſt kehren könnte.

Wenn man ſo darüber nachdenkt, möchte man fragen: ei warum wettert und flucht denn ſo ein Menſch wie der Florian? die Welt hat ihm nichts gethan, er iſt ſelber Schuld an ſeinem Unglück.

Aber die meiſten Menſchen denken eben nichts, ſowohl die Leichtfertigen, welche Handſchuhe anhaben, als die welche keine anhaben; wenns ihnen ſchlecht geht, ſind ſie eben grimmig.

Nur ein Troſt blieb Florian, er gelobte ſich, in ſeinem Leben keinen Würfel mehr anzurühen.

„Freilich,“ ſagte er ſich wieder, „du haſt jetzt gut ſchwören, wenn die Kuh draußen iſt macht man den Stall zu.“ Dennoch fand er einen Troſt in dieſem Vorſatze.

Da begegnete ihm ſein Vater, er ſah fröhlich aus, Florian eilte auf ihn zu und ſagte: „Vater, habt ihr kein Geld?“

„Ich hab da drei Sechsbätzner bei einem Ochſenhandel verdient, guck.“

„Gebt mir zwei davon.“

Noch ehe der alte Metzgerle Ja oder Nein ſagen konnte, war Florian mit dem Gelde im Gedränge verſchwunden.

Wohlgemuth ging er nun zwiſchen den Buden einher, er war von dem ſichern Bewußtſein des Beſitzes getragen und plauderte bald mit dieſem bald mit jenem; die Spieltiſche würdigte er kaum mehr eines Blickes.

Bald aber dachte er wieder: „du haſt dein Sach blitzdumm angefangen, biſt 'rumgetappt von einer Nummer auf die andere, da hat's nicht fehlen können, du haſt dein Geld verlieren müſſen, ſoll ich's denn dem Krattenmachergeſindel laſſen? Ja, du haſt ja geſchworen, keinen Würfel mehr anzurühren. Ich halt meinen Schwur, ich geh dort an den Tiſch wo der Spielhalter den Würfel durch die Schlang rollen läßt, da rühr' ich's nicht an."

Er ging abermals an einen Tiſch und ſpielte zuerſt wie die anderen um Kreuzer, er ſpielte erſt überlegt und wich nicht von ſeinem Plane, behielt die Nummern im Auge, die oft herausgekommen waren und ſetzte auf die anderen, ſo ſpielte er eine Weile ohne etwas zu gewinnen oder zu verlieren; nun ward ihm dieß langweilig, er ſetzte höher und auf mehrere Nummern und gewann, er winkte noch andere Bekannte herbei, ſie ſollten mitthun.

Bald aber wendete ſich das Glück und Florian verlor, jetzt taumelte er auf dem Brette umher, fuhr unſchlüſſig mit dem Gelde über alle Zahlen und ſetzte endlich, rückte aber noch ehe der Wurf geſchah oft wieder weg; wenn es ſich dann ereignete, daß gerade die verlaſſene Nummer gewann, lachte er laut auf; das Glück ward ihm immer ungünſtiger, er blieb nun wieder wie von Anfang auf beſtimmten Nummern; endlich hatte er wieder den letzten Groſchen in der Hand und ſetzte ihn mit ſolchem Nachdrucke auf den Tiſch, daß Alles wankte — abermals verloren.

Florian ſah ſtill drein, er athmete kaum hörbar, aber in ſeinem Innern ſtürmte und tobte es gewaltig; er blieb noch eine Zeit lang am Tiſche ſtehen, um ſeinen Bekannten nicht zu verrathen daß er kein Geld mehr habe, und ſchlich ſich endlich leiſe fort. Jetzt fluchte und gelobte er nicht mehr, kein guter und kein böſer Vorſatz ſtieg in ihm mehr auf, er ging umher wie ein Körper ohne Seele, ohne Gedanken und Willen, dumpf, ausgebrannt und hohl.

Die Muſik, die jetzt zum Ohre Florians drang, erweckte ihn erſt wieder zum Leben, er ſtand vor dem Wirthshauſe zur Roſe. Unter der Hausthüre ſtand der Franzoſenſimpel, der auf einen Freihalter wartete. **Drenda marioin** rief er Florian entgegen, das Zeichen des Trinkens machend, Florian aber ſchob ihn bei Seite und ging hinauf zum Tanze.

Von allen Seiten wurde es ihm zugebracht, er nippte nur am Glaſe und wollte es wieder hinſtellen. „Es iſt in guter Hand“ rief man ihm zu, was ſo viel hieß als: du mußt austrinken. „Hinten hoch! ſagen ſie drunten am Rhein,“ erwiederte dann Florian, auf Einem Zuge das Glas über dem Kopfe leerend.

Durch dieſe oft wiederholte Ladung fühlte er wieder neues Leben in ſich, die verſchiedenen Weine regten ihn auf und er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Endlich ſah er den Peter, der auf ihn zukommend ſagte: „Haſt du die Crescenz geſehen? drüben im Ritter ſitzt ſie bei dem Geometer.“

Florian leerte ſchnell noch das Glas ſeines Freundes und eilte fort, er freute ſich, nun doch etwas zu haben, an dem er ſeinen Grimm auslaſſen konnte; er wollte ein Verbrecher ſein, ſich und Alles zu Grunde richten.

Auf Nebenwegen, an der alten Apotheke vorbei, wo kein Marktgedränge war, eilte Florian zum Ritter, er rannte die Staffeln hinan und nahm immer drei auf einmal.

Wenn nur die Menſchen zum Guten auch ſo rennten wie zum Böſen! Wie oft gehen ſie durch Wind und Wetter, über Stock und Stein ihren niederen Gelüſten nach; gilt es aber die Pflicht oder ſonſt etwas Gutes zu thun, iſt ihnen jedes Windchen zu rauh und jedes Steinchen eine unüberſteigliche Mauer.

Tiefathmend kam Florian im Ritter an.

Als Creszenz ihn ſah, eilte ſie freudeſtrahlend auf ihn zu, faßte mit beiden Händen ſeine zitternde Rechte und ſagte:

„Gott Lob und Dank daß ich dich wieder hab', jetzt bin ich wieder ganz dein, grad hab' ich dem Geometer ein für allemal aufgeſagt; es hat ſchon lang in mir kocht, jetzt iſt's übergelaufen. Guck, ich bin ſo froh, ich weiß mir gar nicht zu helfen, jetzt weiß ich doch wieder wem ich bin, und dein bin ich, mag daraus werden was will; warum machſt du denn ſo ein Geſicht? biſt du denn nicht auch froh daß das Lugenleben ein End' hat?"

Sie rückte ihm das Kappenſchild, das ihm in der Aufregung auf die Seite gekommen war, wieder zurecht in die Mitte der Stirne. Florian ließ Alles an ſich hinreden und mit ſich geſchehen, es war ihm zu Muthe wie einem, der von Laſtern und blutigen Gräueln geträumt und ſich nun plötzlich an der Seite der Liebe und des ſeligen Friedens erwacht ſieht; er ſchreckte faſt zuſammen vor dieſer innigen Liebe, die ihn mitten in ſeiner Verworfenheit begrüßte; nichts nannte er jetzt mehr ſein als ſein armes Leben, das er gern von ſich geſchleudert hätte; nun ward es ihm wieder etwas werth, da ein anderes Leben es ſo warm umfing, er lächelte ſchmerzlich froh und ſagte endlich:

„Komm Creszenz, wir wollen fort.“

Creszenz willfahrte ihm gerne, ſie ſchaute aber nochmals lächelnd und fragend auf als eben ein friſcher Walzer geſpielt wurde; ſie hätte trotz ihrer innigen Freudigkeit doch auch noch gerne getanzt, ſie wollte es aber nicht ausſprechen, nicht ſowohl aus Furcht vor Mißverſtändniß, als weil ſie eigentlich froh war ganz nach dem Willen Florians leben zu können.

Nicht weit von der Thüre ſaß der Schlunkel einſam bei ſeinen Schoppen, er hatte keinen Kameraden; er brachte es nun dem Florian vertraulich zu, der zu der betroffenen Creszenz ſagte:

„Geh einſtweilen voraus, ich komm gleich nach.“

Betrübt ging Creszenz weiter und harrte auf der Treppe, drinnen aber ſagte der Schlunkel:

„Nun, gib mir jetzt mein Geld.“

„Ich kann nicht, ich kann mir's ja nicht aus den Rippen ſchneiden.“

„So gib mir das Meſſer, das du da ſtecken haſt, zum Pfand.“

„Ich bitt dich, wart nur noch bis Morgen Abend; wenn du's da nicht haſt, bezahl ich dir's doppelt.“

„Du haſt gut doppelt verſprechen, aber wer gibt mir's?“

„Ich.“

„Willſt du morgen Abend zu mir kommen?“ —

„Ja.“

„Nun ſo meinetwegen.

Florian ging ſchnell weg, als ihn aber Creszenz fragte: „Was haſt du mit dem ſchlechten Menſchen?“ ward er ſo roth wie ein Feuerdieb und erwiederte:

„Nichts, er hat mir mein Meſſer abhandeln wollen.“

„Haſt recht daß du's ihm nicht geben haſt, der hätt' einen Mord mit begangen.“

Florian ſchauderte zuſammen, es that ihm tief wehe, daß Creszenz ihm ſo treuherzig glaubte.

9.

Wie ein Thunichtgut und wie ein liebendes Mädchen werden kann.

Der zehnte Menſch weiß nicht wie der eilfte lebt. So konnten ſich die Leute auch gar nicht denken wovon der Florian zu eſſen und zu trinken hatte, er hatte aber auch in der That wenig und bat nun den Studentle um ein Darleihen an.

„Ja,“ ſagte dieſer, „Florian du ſollteſt eben anders leben; das iſt kein' Art, ſo kann das nicht gehen, du mußt dich ändern.“

„Das iſt jetzt nicht am Ort,“ erwiederte Florian, „ſag mir das ein andermal, wenn ich nicht in Noth bin, da gehts eher an; jetzt hilf mir und mach mir keine Vorwürf'.“

Die zur Unzeit gemachten Ermahnungen prallten ab und verurſachten gerade die entgegengeſetzte Wirkung, Florian erſchien ſich dadurch mehr bemitleidens- als ſcheltenswerth, mehr unglücklich als ungerecht; mit einem gewiſſen Stolze des Verzeihens wiederholte er ſeine Bitte, worauf der Studentle erwiederte:

„Das geht nicht, wenn man ſich bald verheirathet iſt's aus mit dem Geldverzetteln, du mußt halt allein ſehen wie du's machſt.“

Der Studentle war nämlich mit des alten Schultheißen Bäbele Bräutigam geworden, obgleich wir uns noch aus der Geſchichte des Ivo her erinnern, daß er nicht gar hoch vom Bäbele dachte.

Er hatte um des Buchmaiers Agnes gefreit und, wie voraus zu ſehen war, einen Korb bekommen; er erzählte nun dieß offenkundig, „denn,“ berechnete er, „du mußt bei den Leuten ja als ein Hauptkerl gelten, weil du die Kuraſche gehabt haſt um das erſte Mädle anzuhalten; drum ſollen ſie's Alle wiſſen, da werden die reichſten geſprungen kommen.“ Sie kamen aber nicht und er begnügte ſich mit dem Bäbele.

Bei dem Studentle ging es nun wie bei gar vielen verſchwenderiſchen Menſchen, wenn ſie auf eigene Strümpfe kommen werden ſie geizig und hart.

Es war für Florian allerdings ein Unglück, daß gerade der Studentle ſein Hauptkamerad war; er ſagte ſich nun oft: „der iſt doch kein bisle beſſer als du, und warum geht's ihm beſſer?“ er grollte dann immer mehr mit dem Schickſal, ward unglücklich und ſchlaff.

Creszenz aber war indeſſen ganz glückſelig, ſo ſehr ſie auch ihr Vater mißhandelte weil ſie den Geometer aufgegeben, war ſie doch durch letzteres eben gerade recht glücklich; ihr Weſen war nicht mehr getheilt, ſie gehörte ganz dem an, den ſie ſtets im

Herzen getragen. Die traurige Lage Florians blieb Creszenz nicht verborgen, ſie ſah kein Verbrechen darin ihm auf allerlei Weiſe Hülfe zu verſchaffen; ſie entwendete Taback und andere Sachen aus dem Laden und drang es heimlich dem Florian auf. Anfangs ſchämte er ſich zwar es anzunehmen, nach und nach aber lehrte er ſie wie ſie ihm immer mehr verſchaffen ſollte, denn er hatte durch den Schlunkel Abſatzwege gefunden. Creszenz gehorchte ihm in Allem; es war ihr oft als hätte ihr Florian über die ganze Welt und Alles was darauf und darin ſei zu gebieten, als müßte ihm ein jedes unterthan ſein; es war ihr als ginge er nur einſtweilen ſo machtentblöſt einher, als würde er bald Allen zeigen, was es zu bedeuten habe; ſie hoffte daß der Augenblick bald kommen würde, da er in ſeinem vollen Glanze daſtände, ſie hoffte das ſo zuverſichtlich und vertrauensvoll wie den morgenden Tag, und doch wußte ſie nicht auf was ſie hoffte. — Bald aber wurde ſie wieder aus ihren Träumen geweckt. Der Schneiderle kam hinter die Entwendungen ſeiner Tochter und in einer ſtürmiſchen Nacht, als der Wind den Regen jagte, verſtieß er ſie aus dem Hauſe, ihr drohend, ſie den Gerichten zu übergeben wenn ſie wieder käme. Die Mutter lag todtkrank darnieder und konnte nicht abwehren.

Creszenz wußte ſich nicht zu helfen, ſie eilte zum Florian, er war nicht zu Hauſe; ſie weinte laut als ſie hörte mit welchem nächtlichen Kameraden er weggegangen war.

Sie zog vor dem platzenden Regen den obern Rock über den Kopf, ſie hätte ſich gerne in ſich ſelbſt verkrochen, und nachdem ſie lange umhergelaufen ohne es zu wagen in ein Haus zu gehen, ſuchte und fand ſie endlich bei des Melchiors Lenorle Unterkunft.

Alle Verſuche wieder nach Hauſe zurückkehren zu dürfen, waren vergebens; Creszenz ſtrickte und taglöhnerte nun für fremde Leute, auch Florian brachte ihr hin und wieder etwas, er war wieder bei Geld, der Creszenz aber ſchauderte es vor jeder Münze, die er ihr gab, als ob Blut daran hinge; ſie meinte aus jedem Geſichte der geprägten Herrſcher ſähe der Schlunkel heraus.

Das Lenorle erlauſchte immer die Zeit wann der Schneiderle mit ſeinem Zwerchſack nach Horb ging, dann durfte Creszenz nach Hauſe ſchleichen und ſich mit allerlei verſehen.

Auch Florian war oft auf der Lauer um zu erſchauen wann Niemand in der Nähe war, ſo daß er, ſeiner Ehre unbeſchadet, zu dem Schlunkel ſchleichen konnte. Ein unvermutheter Widerſtand zerriß aber bald dieſe trübſelige Kameradſchaft.

Der Schlunkel hatte dem Papierer von Egelsthal zwei Hämmel geſtohlen. Als nun Florian eines Tages bei ihm war, verlangte er von ihm daß er die Thiere ſchlachten und herrichten ſolle. Sein Stolz, ſeine Krone war für Florian bisher ſein Handwerk geweſen, dieſe Zumuthung beleidigte ihn im tiefſten, er ſagte daher:

„Eher ſchneid' ich dir und mir die Gurgel ab, ehe ich geſtohlene Hämmel im Geheimen ſchlacht'.“

„O du Trallewatſch,“ ſagte Schlunkel, mit einem gewandten Griffe dem Florian ſein Meſſer aus der Taſche ziehend, „du kommſt nicht lebendig aus der Stube, wenn du nicht die Hämmel metzgeſt oder mir meine zwei Kronthaler bezahlſt.“

„Wart ich will dir,“ knirſchte Florian den Schlunkel umfaſſend und ſuchte ihm das Meſſer zu entreißen, die beiden rangen aus aller Macht mit einander, aber keiner wollte unterliegen; da hörte man Geräuſch, Florian ließ los und ſprang ſchnell zum Fenſter hinaus.

Betrübt kam er zu Creszenz und geſtand ihr Alles.

Ohne ein Wort zu reden nahm ſie ihre Granatenſchnur ſammt dem Anhenker vom Halſe, zog ihren ſilbernen Ring von der Hand und reichte es hin.

„Was ſoll ich damit?“ fragte Florian.

„Du ſollſt's verſetzen * oder verkaufen und den ſchlechten Menſchen bezahlen.“

Florian umarmte und küßte ſie und ſagte dann:

„Thu du's und bezahl ihn dann, verſetz es nur, kannſt dich darauf verlaſſen ich ſchaff' dirs wieder.

Creszenz that wie ihr befohlen und brachte das Meſſer wieder. Florian unterſuchte es genau und fand, daß kein Blut daran geweſen war, er freute ſich innerlich daß ſein Ehrenſchmuck nicht mißbraucht worden war.

10.

Florian ſucht Hülfe und nimmt die nicht, die er findet.

„Hör' mal,“ ſagte Florian eines Tages zu Creszenz, „das Ding muß ein End' nehmen; in die Fremd gehen kann ich nimmehr, deinetwegen nicht und auch meine Ehr' ſteht darauf, ich

---

* verſetzen = verpfänden.

muß es n'ausführen; wie meinſt, wenn ich zu dem Pfarrer ging'? er muß uns ein paar hundert Gulden geben, nachher können wir uns heirathen."

„Du haſt ja ſonſt nichts von ihm wiſſen wollen."

„Noth frißt Hobelſpän," erwiederte Florian, „willſt du mir ein Briefle an ihn mitgeben und es auch von deiner Mutter unterſchreiben laſſen?"

„Wie du willſt, du mußt am beſten wiſſen was zu thun iſt, ich thu was du ſagſt."

Andern Tages war Florian auf dem Wege zu dem Pfarrer, trübe Gedanken gingen ihm durch den Kopf, wenn er ſich beſann wohin er ginge; die Friſche der Bewegung erhellte aber ſeinen Sinn bald wieder. Er war nun ſeit vielen Wochen faſt nicht mehr aus dem Dorfe gekommen, die trübſeligen engen Verhältniſſe und der Kampf mit ihnen hatten ihn ſtets umſchlungen, jetzt durchzog ihn wieder die freie Wanderluſt, er fand wieder einen größeren Maßſtab des Lebens und ſagte ſich: „man kann auch anderswo leben, es muß nicht gerade zu Hauſe im Dorfe ſein, ich kann mit meiner Creszenz glücklich ſein, wenn auch der Schmiedjörgli und der Adlerwirth nichts davon wiſſen; aber Reſpekt müſſen ſie vor mir haben, nachher geh' ich; von dem Gang da darf aber keine Sterbensſeel' was erfahren."

Es war gegen Abend als Florian an ſeinem Ziele anlangte, er ging alsbald nach dem Pfarrhauſe, traf aber Niemanden als die Haushälterin, eine wohlgenährte ſtolze Perſon; ſie ſuchte ihn auf allerlei Weiſe auszufragen, er aber ſagte immer: er müſſe mit dem Pfarrer ſelber reden. Endlich kam dieſer, ſeine zwei weißen halbgeſchorenen Spitzhunde mit Gebell voraus; ſie wollten ſich nun an Florian machen, er aber blickte ſie nur an und ſie krochen in eine Ecke. Nicht umſonſt ſagten die Leute, daß Florian die Hunde bannen könnte; die wildeſten, wenn er ſie nur ſcharf anſah, wurden zahm und ſcheu.

Jetzt aber ſchlug Florian die Augen nieder, da er den Pfarrer geſehen; es war ein unterſetzter kräftiger Mann, der eine weiße und eine ſchwarze Halsbinde trug, ſelbſt bis auf die Sommerflecken glich ihm Creszenz. Dem Pfarrer kam der ſcheue Blick Florians verdächtig vor, er fragte daher nach ſeinem Begehr.

„Ich muß allein mit euch reden,“ erwiederte Florian.

Der Pfarrer hieß ihn in ſeine Studirſtube folgen.

Florian übergab den Brief, der Pfarrer las, Florian verfolgte mit ſcharfem Blicke ſeine Züge.

„Von wem iſt der Brief?“ fragte der Pfarrer, „ich kenne die Perſon nicht.“

„Ihr kennet doch die roth' Schneiderin? da hat ſie drunter geſchrieben und das obere iſt von ihrer älteſten Tochter; die roth' Schneiderin liegt auf dem Todtenbett, ſie wird nimmehr aufkommen.“

„Thut mir leid, ſagt den Leuten einen ſchönen Gruß, und wenn ich was für ſie thun kann wird's ſchon geſchehen.“

„Und für die Creszenz wollet ihr jetzt nicht ein Beſonderes thun?“

„Ich ſehe nicht ein warum?“

„Aber ich ſeh's ein, Herr Pfarrer, es ſoll kein Menſch was davon erfahren, ich will einen Eid ſchwören und das Abendmahl drauf nehmen, aber helfen müſſet ihr uns, ihr müſſet, oder ich weiß nicht was aus uns beiden werden ſoll.“

Der Pfarrer ſuchte in der Taſche nach ſeinen Schlüſſeln, er hatte den rechten gefunden, in der Hand damit ſpielend ſagte er:

„Ich helfe armen Leuten gerne, aber ich kann jetzt nur wenig thun.“

„So gebet mir für's andere ein Schriftliches.“

Bei dieſen Worten ſchaute der Pfarrer verwirrt um ſich, es war ihm als hätte er ſich verrathen, da man eine ſolche Zumuthung an ihn zu ſtellen wagte; er ſagte daher mit ſichtbar erzwungener Härte:

„Einmal für allemal, die Leut' gehen mich nichts an, und da habt ihr was für eure Zehrung.“

Er wollte Florian etwas Geld geben, dieſer aber warf es ihm vor die Füße und rief:

„Ich frag zum letztenmal: wollt ihr euch um euer Kind, das euch aus dem Geſicht geſchnitten iſt, annehmen oder nicht? Ja oder Nein? Ihr ſeid der Vater von meiner Creszenz, ich darf euch nichts thun, ich will euch nichts thun, aber Herr Gott! ich weiß nicht was ich thu;“ er langte mit der einen Hand nach dem Meſſer in der Seitentaſche, ſchnappte mit der andern ſchnell das Schloß an der Thüre ab und fuhr dann fort: „Ich hab' noch kein unrechtes Stückle Vieh mit dem Meſſer abthan, aber“ — er ſchäumte und zitterte vor Wuth.

„Unverſchämter Menſch!“ ſchrie der Pfarrer ſich nach dem Fenſter flüchtend und es aufreißend.

Da ging plötzlich die Wand auseinander, durch die Tapetenthüre trat die Haushälterin ein und ſagte:

„Die Gemeinderäthe und der Schulz ſind drüben, ihr ſollet gleich 'nüber kommen Herr Pfarrer.“

Florian entſank faſt das Meſſer, der Pfarrer hatte ſich hinter die offene Tapetenthüre geflüchtet.

„Was iſt euer letztes Wort?“ fragte Florian nochmals.

„Fort aus meinem Haus, oder ich laſſ' ihn einſtecken, wenn er nicht gleich gutwillig geht.“

Florian öffnete ſtill die Thüre und ging zaudernd und ſchwankenden Schrittes davon, der letzte Aſt am Baume ſeiner Hoffnung war gebrochen.

Einſam wandelte er dahin durch die Nacht, aber ſchreckliche Gedanken begleiteten ihn; zu den Sternen aufſchauend ſagte er einmal:

„Herr Gott im Himmel! haſt du denn das gewollt, daß es Menſchen geben ſoll, die ihre Kinder verleugnen müſſen, damit ſie ins Elend kommen? . . . . es geſchieht mir aber recht, warum bin ich nicht bei meinem erſten Gedanken geblieben; er hätt' uns nichts angehen dürfen . . . .“

Traurig und verwirrt war Florian erſt am dritten Tage wieder ins Dorf zurückgekehrt, es war ihm auf dem Wege ſo bange zu Muthe als ginge er einer ſchweren Strafe entgegen, als müſſe er dort für etwas büßen, und doch war er ſich keines Vergehens bewußt.

Als ihm aber zu Hauſe einige Zwiſchenträger berichteten, daß man während ſeiner Abweſenheit geſagt hatte, er ſei entflohen, da kochte Alles in ihm vor Wuth; er hatte Alles daran geſetzt, um ſeine Ehre im Dorfe zu erhalten, und nun ſah er ſeinen ganzen Ruf ſo wenig ſtichhaltig, daß man ihn ſolches beſchuldigen konnte.

Eine tiefe Verachtung gegen die Menſchen begann in ſeiner Seele Wurzel zu ſchlagen.

Am Sonntage, als Florian mit mehreren anderen vor dem Adler ſtand, kam der Buchmaier das Dorf herauf und ſagte:

„Florian auf ein Wort, geh ein bisle mit mir, ich hab' dich um einen Rath zu fragen.“

„Mit allem Willen, was denn?“ fragte Florian mitgehend.

„Ich hab nur vor den Leuten ſo geſagt, ich thät gern einmal mit dir reden, aber offenherzig: wo biſt du vergangene Woch' geweſen?“

„Das kann ich nicht ſagen.“

„„Nun wie du willſt.“

„Hör 'mal Florian, du biſt ein geſcheiter Kerl, biſt ein geſchickter Kerl, verſtehſt dein Handwerk aus dem ff.“

„Nun dahinter muß was ſtecken, ſaget's nur frei heraus.“

„Ich möcht' halt, daß du's auch zu was rechtem bringen thätſt.“

„Es wird ſchon kommen.“

„Hör' mich jetzt ruhig an, ich red jetzt nicht als Schultheiß mit dir, ich red mit dir, weil ich's gut mit dir mein. Wenn du ſo fort hier bleibſt, gehſt du zu Grund, auf was warteſt du denn hier?“

Florian ſchwieg betroffen, der Buchmaier fuhr nach einer ziemlichen Pauſe fort:

„Ich weiß wohl wie es iſt, es iſt grad wie wenn man aus dem Bett aufſtehen ſoll, wenn man auch noch ſo hart liegt, man thuts halt nicht gern; wenn man aber nachher auf den Beinen iſt, freut man ſich doch. Drum folg mir, geh wieder fort.

Guck, wenn Krieg wär', thät ich ſagen: Florian laß dir zweierlei Tuch anmeſſen, du bringſt's zu was; du kannſt's aber auch ſo zu was bringen, du brauchſt nicht Menſchenmetzger zu werden; aber hier iſt deines Bleibens nicht. Fort mußt du.“

„Ich kann aber nicht und will aber nicht, ich will ſehen, wer mich fortbringt.“

„Davon iſt kein Red', du brauchſt gegen mich nicht ſtolz thun und nicht aufbegehren; ich weiß wohl, du haſt Bekanntſchaft mit der Creszenz, ſuch' dir dein Glück, wenn dir's gut geht, kannſt ſie ja holen. Hier aber lebſt du in Unehr.“

„Wer ſagt das? Wenn ihr's nicht wäret, Schultheiß, wenn mir das ein anderer ſagen thät, ich wollt' ihm weiſen; wer kann mir was an meiner Ehr anhaben?“

„Kein Menſch, drum mach' daß du fortkommſt.“

„Ich kann nicht und will nicht.“

„Wenn du kein Geld haſt, ich will machen daß man dir aus der Gemeindekaſſe Reiſegeld gibt.“

„Gucket, lieber beſtehl' ich den Heiligen; lieber leg ich meine Hand da auf den Block und hack mir ſie ſelber ab, eh' ich einen Bettel aus der Gemeindekaſſ' in die Hand nehm.“

„Du ſteckſt ſchon arg darin, du willſt zehn Kegel ſchieben und ſind doch nur neun aufgeſetzt; Florian, Florian, bedenk', es gibt nicht nur ein Hiſt und Hott, es gibt auch ein Weg gradaus. Wenn du nicht zu viel verlangſt, will ich dir das Reiſegeld geben, ich ſchenk dirs nicht, ich leih dirs nur; an einem jungen Lumpen iſt nur die Hälft' verloren ſagt man als, nimm mir's nicht übel.“

Florian knirſchte die Zähne über einander und ſagte dann:

„Ich hab' euch um nichts angeſprochen und ich thu jetzt was ich will, es hat mich keiner zu ſchimpfen."

„Meinetwegen, ich bin fertig, ich hab dir nichts mehr zu ſagen; wenn dich's aber gereut, darfſt morgen noch einmal zu mir kommen. B'hüt di Gott."

Er ging weg und ließ Florian ſtehen, der ſich in ſeinem Tiefinnerſten angegriffen fühlt; ein luſtig Lied pfeifend ging er dann hinab durch das Dorf, einem Jeden ins Antlitz ſchauend, als wollte er ihn fragen, ob er nicht allen Reſpekt vor ihm habe.

Creszenz erfuhr nie etwas von der Unterredung mit dem Buchmaier, Florian ſelber ſuchte ſich die Erinnerung aus dem Sinne zu ſchlagen.

11.

Florian hilft ſich ſelber.

Der Herbſt war gekommen, das jüdiſche Laubhüttenfeſt war vorüber, die Hochzeit des Beßle brachte wieder Muſik und Luſtigkeit in das Dorf.

Auf offener Straße vor dem Schloſſe unter einem ausgeſpannten Baldachin wurde die jüdiſche Trauung vollzogen; die Bauern, die ſich gerne eine müßige Weile gönnten, ſtanden gaffend umher, auch Florian und der Schlunkel waren zu ſehen. Der letzte zupfte ſeinen ehemaligen Kameraden am Wamms ihm zuraunend, er habe ihm etwas Wichtiges zu ſagen; und als die Trauung vorüber war, ſchlich er hinter das Schloß in die offene dunkle Brunnenſtube; nach einer Weile folgte ihm Florian, er wußte ſelber nicht warum.

Der Schlunkel eilte auf ihn zu, reichte die Hand hin und ſagte:

„Schlag ein, heut' werden wir reiche Leut'." Florian reichte willenlos die Hand und fragte:

„Wie ſo?"

„Grad ſo," erwiederte der Schlunkel einen Hops machend „heut Morgen iſt des Mendle's Meierle vom Vaihinger Markt heimkommen, wo er alle ſeine Gäul' verkauft hat; er muß wenigſtens ſieben bis acht hundert Gulden heimbracht haben, ich hab die Leibgurt geſehen, die war ſo voll wie eine Leberwurſt. Du weißt doch mit Würſten umzugehen? heut Abend wollen wir die verſchnabeliren.

Vor acht Tagen iſt dem Meierle vom Feuergericht ſein Backofen weggeſprochen worden, weil er da im Winkel ſteht; es hat ihn abreißen und das Loch mit Backſteinen zumauern laſſen. Ich hab' ſelber dabei geholfen und hab' einen Backſtein ſo gelegt, daß man ihn leicht herausnehmen kann, huidá! heut Abend, wenn Alles bei der Chasne iſt, ſchlupfen wir 'nein und holen uns die Judenwurſt."

„Ich nicht," erwiederte Florian.

„Mir auch recht, du kannſt dir vom Gemeinderath Geld geben laſſen, ſie haben dir's ja anbieten laſſen; du kannſt ſchon ſehen, wie weit du mit ſpringſt."

„Woher weißt du das?"

„Ich hab ein Vögele, das erzählt mir Alles; Narr, die Spatzen auf dem Dach ſchwätzen ja davon.“

Florian ſtampfte auf den Boden und biß auf ſeinen Schnurrbart, wenn er das ganze Dorf hätte anzünden können, er hätte es in dieſem Augenblicke gethan; er ſah ſich von Allen verhöhnt, verlacht, bemitleidet, ſein höchſtes Strebeziel, vor Allen in Anſehen dazuſtehen, war ſchrecklich in den Staub geſunken, nun da er dieß verloren, war er zu Allem fähig; er gedachte nicht im Entfernteſten an die Schwere des Verbrechens in das er ſich einlaſſen wollte, er wollte beutebeladen fortziehen, da er der Ehre beraubt war; wie erwachend ſagte er;

„Ich bin dabei, bis wann?“

„So gegen acht denk ich.“

Florian reichte dem Schlunkel die Hand und ging ſchnell davon.

Als er aus der dunkeln Brunnenſtube wieder in das helle Tageslicht kam, taumelte er wie ein Betrunkener, er mußte ſich eine Weile an der Wand halten.

Singend und pfeifend ging er den ganzen Tag durch das Dorf, er wagte es aber nicht zur Creszenz zu gehen, er fürchtete ſich vor ihr.

Oft war es ihm auch, als ob er ſchon geſtohlen hätte, er ſah alle Leute darum an, ob ſie ihm ſein Verbrechen anſähen; dann dachte er wieder: es iſt eins, ſie halten doch nichts auf dich, — dennoch freute er ſich, wenn er ſich wieder beſann, daß die That noch nicht geſchehen ſei. Einmal, als er den Buchmaier ſah, war es ihm, als müßte er entfliehen, er ſchämte ſich aber ſeiner Feigheit, wie er es nannte, und ſchwur, die That zu vollbringen.

Als es Feierabend geworden war, kamen die Bauernburſchen und Mädchen auch auf den Tanz und brachten mitunter Hochzeitsgeſchenke; nach dem gegenſeitigen Herkommen erhielten ſie drei Vortänze.

Auch Florian war unter den Angekommenen, die Braut eilte auf ihn zu und ſagte:

„Biſt du auch da? Wo iſt denn die Creszenz? Ich kann mir's denken, daß es ihr nicht recht tänzerig iſt; mach nur den Ehrlichen an ihr Florian, komm, wir wollen zu guter letzt noch einmal mit einander tanzen.“

Florian, der gefeiertſte Tänzer, mußte bald wieder inne halten, ſeine Kniee ſchlotterten; mit ſolchen Gedanken im Herzen, wie er hatte, und mit zerriſſenen Sohlen an den Füßen tanzt es ſich nicht gut.

„Was iſt dir? du haſt doch ſonſt getanzt wie ein Trenderle?“ * ſagte die Braut, „nun, wir wollens ſein laſſen. Es thut mir wahrhaftig in der Seel leid, daß ich die Creszenz nicht mehr ſehen kann, wir ſind immer gut Freund geweſen; wir fahren aber ſchon morgen ganz früh ab.

Komm mit, ich will dir ein Stück Hochzeitkuchen für ſie geben, bring's ihr und ſag ihr Adjes von mir.“

Florian folgte ihr in die innere Stube, er erhielt dort den Kuchen und ein Glas warmen Wein, das er auf einen Zug leerte, er fühlte wieder neue Kraft durch ſeine Adern ſtrömen; ſobald er konnte, ſchlich er ſich fort, kehrte bald wieder und ging dann nochmals weg.

Der Schlunkel harrte ſchon mit einer kleinen Leiter hinter

---

* Kreiſel.

dem Hauſe Meierle's, es war kein Licht darin, Alles war auf der Hochzeit.

Schnell war das Mäuerchen eingebrochen und die beiden ſchlüpften hinein, ſie erbrachen die Küchen- und Stubenthüre und den Schrank, fanden das Geld, mehrere ſilberne Löffel und Becher, und ſteckten es ſchnell zu ſich.

Florian war der erſte, der wieder im Hofe war, der Schlunkel zerrte noch an einem Bettſtücke, das durch die kleine Oeffnung nicht heraus wollte. Da kam der Hausherr die Treppe herauf, er ſah die Stuben- und Küchenthüre offen, in die Küche tretend ſah er das ſich bewegende Bett; er zerrte nun innen an demſelben und ſchrie um Hülfe, der Schlunkel ließ ſchnell los, ſtürzte auf den Boden und brach ein Bein. Florian ſuchte ihn zu retten, aber er hörte Leute, er flüſterte ihm nur noch ſchnell zu: „verrath mich nicht, du kriegſt die Hälft“ und entſprang ſchnell.

Der gefänglich eingezogene Schlunkel beharrte bei ſeiner Ausſage, daß er keinen Mithelfer gehabt. Man hatte in dem Hofe ein Stück von dem Hochzeitkuchen gefunden, die Ausſagen des Gefangenen widerſprachen ſich, indem er Anfangs nichts davon wiſſen wollte, ſpäter aber ſich beſann, daß der Kuchen bei den geſtohlenen Sachen gelegen ſei.

Niemand wagte zu ahnen, daß Florian bei der Sache betheiligt ſein konnte, auch war er um dieſelbe Zeit beim Tanze geſehen worden.

15.

Neue Stiefeln die gewaltig drücken.

Florian gedachte mit dem Gelde zu entfliehen und Creszenz nachkommen zu laſſen, aber ſeine Stiefeln hielten keine Reiſe mehr aus; er ging daher nach der Stadt und kaufte ſich ein Paar neue.

Wie wohl war es nun Florian, nachdem er lange in zerriſſenen Stiefeln umhergegangen, mit niedergekehrtem Blicke jeder kleinen Pfütze ausgewichen war, jetzt wieder einmal aufrecht und trocknen Fußes die ſchlüpfrigſten Straßen zu wandeln; ein unnennbares behagliches Wohlgefühl durchwärmte ihn als er ſcharf auftretend heimkehrte.

Nicht lange aber ſollte er ſo ſicher auf freiem Fuße einherwandeln, er hatte zufälligerweiſe einen durchlöcherten Kronthaler bei dem Kaufe ausgegeben, ein ſolcher war von dem Beſtohlenen bezeichnet worden, und gegen Abend kam der Schultheiß mit dem Schützen und einem Landreiter, um Florian zu verhaften.

Der Buchmaier willfahrte ihm, daß man ihn hinten durch die Gärten führte.

Auf dem Wege beklagte er ſich über ſein Unglück und betheuerte ſeine Unſchuld.

Die meiſten Verhafteten, Schuldige wie Unſchuldige, klagen den Polizeiverordneten ihr Leid und betheuern ihre Schuldloſigkeit; es iſt ſo natürlich, das Menſchengefühl derer anzurufen, die wie wandelnde Mauern den Gefangenen umſchließen, bis er ſich zwiſchen feſtſtehenden Mauern von Stein eingeſchloſſen ſieht; wenn dann der Bedrängte ſich ausgewinſelt hat, lautet gewöhnlich die Antwort: das wird ſich Alles zeigen, das geht uns nichts an.

Mit Schmerz ſieht der Unglückliche, daß er den von fremder Kraft bewegten Stein gefragt: warum ſchlägſt du mich? daß er das Netz gebeten: Hab Erbarmen und laß mich los.

Florian hatte zuerſt im reinen Naturdrange geſprochen, nach und nach ward er darauf aufmerkſam, daß er das Gleiche auch vor dem Richter vorbringen wolle, er ſprach daher ſehr ausführlich; denn eine Lüge die man einmal ausgeſprochen, bringt man zum zweiten Male um ſo fertiger und ſicherer vor.

Man hatte bei Florian blos ohngefähr fünfzig Gulden an Geld gefunden, er wollte dieß auf dem Horber Markt im Spiele gewonnen haben.

Nächſt dem verausgabten durchlöcherten Thaler bildete das im Hofe des Beſtohlenen gefundene Stück Hochzeitkuchen die Grundlage der Anſchuldigung Florians; mehrere Mädchen hatten zugeſehen, als die Braut ihm den Leckerbiſſen gab.

Florian läugnete Alles, denn: „Läugnen gilt bei Württemberg," in dieſem allbekannten Satze beſtand ſeine ganze Rechtskunde.

Viele Leute im Dorfe, die früher nicht gewagt hätten, etwas Böſes von Florian zu denken, berühmten ſich jetzt, es ſchon vor zehn Jahren geſagt zu haben, daß er ein Nichtsnutz ſei, und wärmten allerlei Jugendſtreiche auf.

Florian dachte indeß im Gefängniſſe auf ſeine Flucht; in einer Nacht brach er den Ofen ab und ſchlüpfte durch das Ofenloch hinaus.

Auf dieſelbe Weiſe wie er das Verbrechen begangen, ſollte er gerettet werden.

Jetzt ſtand er auf dem Gange, er wär verſchloſſen und es war lebensgefährlich, ſo hoch aus dem Fenſter zu ſpringen; er gewahrte einen Beſen der an der Wand ſtand, ſchnell entſchloſſen öffnete er das Fenſter, drückte den Beſen in die Ecke, wo der Thurm mit dem Nebenhauſe zuſammengebaut war, ſchwang ſich auf den Stiel und rutſchte ſo hinab.

Der Nachtwächter hatte ihn wohl bemerkt, aber er bekreuzte ſich dreimal und flüchtete die Staffeln hinauf, denn er hatte den leibhaftigen Teufel auf einem Beſen durch die Luft reiten geſehen.

Florian war nun frei, er rannte die Straße hinauf, kroch in ein Gewölbe, das zum Abfluſſe des jenſeitigen Bergwaſſers dient, grub mit den Händen den Boden auf, fand das Geld und eilte damit durch den Wald.

Während der Gefangenſchaft Florians war die Mutter der Creszenz geſtorben; alle Leute beſtürmten nun den Schneiderle, bis er ſeine Tochter wieder ins Haus aufnahm.

In derſelben Nacht als Florian aus dem Gefängniſſe entflohen, erwachte Creszenz in plötzlicher Angſt aus dem Schlafe; ſie hatte geträumt, Florian rufe ſie zum Tanze und ſie konnte doch ihren Strumpf nicht anziehen, ſo ſehr ſie ſich auch abmühte.

Weinend ſaß ſie nun in ihrem Bette und ſprach das Gebet für die armen Seelen im Fegfeuer; es ſchlug vier Uhr, ſie ſtand auf und verrichtete alle Hausgeſchäfte, als es kaum tagte, ging ſie hinaus in den Wald um Holz zu ſammeln. Seit ihrem Unglücke war überhaupt ihre Thätigkeit übermäßig, es war, als wollte ſie das müßiggängeriſche Leben Florians hereinbringen; ſie hatte für all ihr Arbeiten keinen Dank, und doch war faſt kein leeres Plätzchen mehr im Hauſe, ſo fleißig hatte ſie Holz und Tannzapfen geſammelt.

Als ſie nun zum Walde kam, fand ſie am Saum deſſelben einen weißen Knopf, ſie erkannte ihn, daß er von dem Wammſe Florians war, ſie verbarg ihn ſtill in ihrem Buſen; hinausſchauend über die Berge und das Thal ſagte ſie ſo vor ſich hin: „Mein Kreuz iſt groß, und wenn ich auf den höchſten Berg ſteig' ich kanns nicht überſehen.“

Ohne Holz geſammelt zu haben kehrte ſie wieder heim, ſie weinte und freute ſich als ſie Florians Flucht vernahm; ſie weinte, denn ſie wußte nun, daß er ein Verbrecher war, und ſie freute ſich, daß er nun doch gerettet ſei.

13.

Die ärgſten Spießruthen und die Linderung.

Florian war indeſſen immer weiter geeilt, und als es Nacht wurde, machte er ſich aus den Zehntgarben auf dem Felde eine Hütte und ſchlief darunter.

In einer Schenke hatte er ein Meſſer geſtohlen, dafür aber heimlich zwölf Kreuzer in das Salzfäßchen auf dem Tiſch verſteckt; mit dieſer Waffe machte er ſich nun in einer Schlucht ſeinen Schnurrbart herunter.

Nichts deſto minder wurde er aber als er die badiſche Grenze betreten wollte, verhaftet; jetzt klagte er dem Landjäger ſein Unglück nicht mehr, er wehrte ſich mit aller Macht und ſuchte ſich frei zu machen, er ward aber niedergeworfen und gefeſſelt.

Die Steckbriefe waren angekommen, und nun wurde er von Amt zu Amt den bewaffneten Landjägern übergeben. Stille, ohne ein Wort zu reden, ſchritt er dahin, ſeine rechte Hand und ſein rechter Fuß waren zuſammen gefeſſelt; er kam ſich ſelber vor wie ein Thier, das zur Schlachtbank getrieben wird. Als er aber von Sulz kommend aus dem Empfinger Wäldle trat, ſein Heimathsort vor ihm ſtand und er nun merkte, daß er in Feſſeln mitten durch daſſelbe geführt werden ſollte, da warf er ſich vor dem Landjäger auf die Knie und bat ihn weinend, er möchte ihn doch um Gottes Willen hinten am Dorfe vorbei nach der Stadt führen.

Der Landjäger aber ſagte: „Nein!“ und Florian ſchlug ſich mit der linken Hand auf die Augen als ob er ſich dieſelben ausſchlagen wolle, damit er ſeine Schmach nicht ſehe; ſeine Rechte klirrte machtlos mit der Kette. Florian, der einſt ſo Vielbewunderte, der ſich freute, daß die Blicke Aller auf ihn gerichtet waren, ſollte nun in ſo traurigem Geleite mit ſo ſchmählichem Schmucke durch das Dorf wandeln; jetzt wünſchte er, daß kein Menſch ein Auge für ihn haben möchte. Als er an des rothen Schneiderle's Haus vorbeikam, ſtand Creszenz an der Reisbeige und hackte Holz, das Beil entfiel ihrer Hand, eine Minute ſtand ſie erſtarrt, dann flog ſie mit ausgebreiteten Armen auf Florian zu und lag an ſeinem Halſe; der Landjäger machte ſie ſanft los. „Ich geh neben dir durch das Dorf," ſagte Creszenz ohne zu weinen; „du ſollſt dich nicht allein ſchämen, thut dir das Eiſen weh? gräm' dich nur nicht zu arg."

Florian konnte nicht reden, er winkte nur mit der linken Hand der Creszenz, ſie ſolle umkehren; ſie aber ging nebenher als wäre ſie mit unſichtbarer Kette an Florian gebunden. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Nachricht durch das Dorf. Am Adler ſtand Caſpar und Bärbele vor dem Hauſe, jener hielt eine Halbe Bier in der Hand und brachte es dem Florian zum Trinken; der Landjäger duldete das nicht. Florian bat nur, man ſolle die Creszenz zurückhalten und Bärbele ließ nicht nach, bis ſie bei ihm blieb. Alles weinte.

Weiter ging es nun allein durch die wohlbekannten Gaſſen. Der Schmiedjörgli, der des kalten Wetters wegen nicht mehr vor ſeinem Hauſe ſaß, ſah zum Fenſter heraus und lupfte vor Verlegenheit ſeine Zipfelkappe. An des Schloßbauern Haus ſtand der Franzoſenſimpel und ſagte auf ſeine Oberlippe deutend: **Mus à loin ringo**; unwillkürlich zuckte ein ſchmerzliches Lächeln in den Mienen Florians.

Als nun endlich das letzte Haus hinter ihm war, gelobte er ſich, nie mehr in ſeinen Heimathsort zurück zu kehren. —

Die Gefangenſchaft Florians war nun ſchwerer, er ſaß wohl wieder auf demſelben Thurme am Neckarthore, aber in der beſtvermauerten Zelle.

Oft lugte er durch das Gitter hinaus, wenn er aber einen Nordſtetter bemerkte, prallte er wie von einer Kugel getroffen zurück.

Nach und nach ließ der Schmerz über ſein Loos in Florian nach und er ſuchte ſich allerlei Kurzweil zu machen; er ſtellte ſich einen Strohhalm auf die Stirne und ging eine Weile umher, dann legte er nach und nach mehrere Halme darauf, bis er eine vollſtändige Hütte aufbauen und wieder abbrechen konnte; er lernte mit vieler Mühe, ſich an den Eiſenſtäben ſenkrecht in die Luft zu halten, er lernte ſogar ſeine beiden Kniee über den Nacken zu legen.

Eines Tages als Florian durch das Gitter hinausſah, bemerkte er Creszenz, die nach der Stadt ging; heiße Thränen fielen auf die Eiſenſtäbe, er konnte ſie nicht ſprechen, ihr kaum ein Zeichen geben.

Als es Nacht geworden war, hörte er mehrmals vor dem Fenſter huſten, er erkannte Creszenz und antwortete mit gleichem Zeichen.

Creszenz flocht das rothe Band, das ſie am Hammeltanze mit ihm gewonnen, aus ihren Haaren, knüpfte ein Steinchen und einen Brief hinein und warf das flatternde Band zu Florian hinauf, der es geſchickt faßte, dann ging ſie eilig davon. Aus der Ferne aber vernahm Florian den Endreim des Liedes:

Das Feuer kann man löſchen,
Die Liebe nicht vergeſſen,
Das Feuer brennt ſo ſehr,
Die Liebe noch viel mehr.

Die ganze Nacht konnte Florian kein Auge zuthun, er hatte Nachricht von ſeiner Creszenz in der Hand und konnte ſie doch nicht leſen.

Beim erſten Morgenſtrahle ſtand er am Gitter und las:

„Ich weiß nicht, ob der Brief in deine Hand kommt und unterſchreib' mich deßwegen nicht. Ich bin in der Stadt geweſen und hab mir meinen Heimathſchein geholt, das Beßle hat mir im Elſaß einen Dienſt verſchafft; ich geh übermorgen fort. Ich hab mir auch ein langes Kleid machen laſſen. Mein Mutter iſt geſtorben und mein Vater heirathet das Näher Walpurgle. Ich brauch dir nicht zu ſagen, daß ich nie von dir laſſ' und wenn du auch weiß nicht was gethan hättſt; wenn du auch einmal ſchlecht geweſen biſt, du biſt doch nicht ſchlecht, das weiß ich. Sei nur fromm und geduldig und trag dein Schickſal, unſer Herrgott iſt mein Zeug, ich thät dirs gern abnehmen. Ich hab' mir auch von deimem Vater dein Meſſer geben laſſen, das du immer ſo gern gehabt haſt, ich hoff wills Gott dich noch einmal in Ehren mit ſchaffen zu ſehen; gib nur du auch die Hoffnung nicht auf, denn ſonſt iſt man ganz verloren. Mach dir keine unnöthige Vorwürf' über das was du gethan haſt, das nutzt jetzt nichts mehr, und ſei brav. Von dem erſten Lohn den ich krieg, löſ' ich mir wieder deinen Ring und meinen Anhenker aus. O! ich hätte dir noch ſo viel zu ſagen, zehn Schreiber könnten's nicht ſchreiben. Ich will ſchließen und verbleibe deine Getreue bis in den Tod."

Florian fühlte ein nie gekanntes Entzücken, er konnte ſelig weinen, er ſah erſt jetzt recht, was er an der Creszenz beſaß, und in allem dem freute er ſich auch wieder, daß ihm ſein Meſſer erhalten war.

14.

Ein elendes und ein luſtiges Leben.

Auf ſechs Jahre kam Florian in das Zuchthaus, er war faſt froh als man ihm die Sammtjacke auszog und die graue Sträflingsjacke dafür gab, dadurch wurde doch auch ſein Lieblingsgewand geſchont; er wollte einſt wiederum in demſelben vor Creszenz erſcheinen.

Ueberhaupt kam es Florian vor, als ob er nur acht Tage hier zu bleiben habe, ſein Herz war ſo voll froher zuverſichtlicher Hoffnung, ſo daß er über die Jahre wie über eine kurze Spanne Zeit wegſah.

Man mag ſagen was man will, es iſt und bleibt doch wahr: in Dingen; die weder die Minderung der Steuern noch der Beamtenmacht betreffen, ſind ſehr viele Regierungen in der That auf das Wohl ihrer Unterthanen bedacht; darum ſind auch die Zuchthäuſer in unſeren Tagen meiſt ganz gut beſtellt; darum, wer nur einmal eine Zeit lang ins Zuchthaus gekommen iſt, kann ganz ruhig ſein, für ihn iſt geſorgt.

Schade, daß nicht alle Staatsangehörigen, die Beamten ausgenemmen, Sträflinge ſind, wie mild und vorſorglich erſchienen da viele jetzige Regierungen.

Dennoch fühlte Florian bald die Länge der Zeit, er lernte das Bürſtenbinderhandwerk, und nachdem endlich und endlich ſeine Strafzeit um war, eilte er zu Creszenz. Er wurde mit offenen Armen empfangen. Creszenz hatte ſich etwas Geld erſpart, und nun zogen die beiden als Bürſtenverkäufer im Lande umher. Bald aber ward Florian dieſes Lebens überdrüſſig, ſein Lebenswandel zog wiederum das Aufſehen Aller an ſich, denn er beſuchte als Seiltänzer und Kunſtſtückmacher Meſſen, Märkte und Kirchweihen. Beſonders geſchickt war er in dem Säbelſpiel, da er drei Säbel im Kreiſe um ſich her warf und ſie immer wieder am Griffe auffing, er hatte ja dieß ſchon frühe beim Wurſthäckeln geübt. — Creszenz hielt ſtets getreulich an ihm, und als er einſt vom Seile fiel und ein Bein brach, wartete ſie ihn mit der liebendſten Sorgfalt.

Nun zog Florian mit einem Würfeltiſche auf den Märkten und Kirchweihen benachbarter deutſcher Länder umher, denn in ſein Heimathland mochte er nicht, auch war dort das öffentliche Würfelſpiel verboten worden.

Deutſchland hat das beſondere Glück, daß was in dem einen Lande verboten in dem andern erlaubt iſt; das iſt ja das glückliche Ergebniß der vielerlei Regierungen, daß ſie auch vielerlei anordnen können; was wollte Florian anfangen, wenn Deutſchland nicht dieſes hohen Vorzugs genöſſe?

Das, womit ſein Unglück begonnen hatte, war nun ſein Gewerbe. Wenn ihn ein ſolcher Gedanke überfiel, rief er lauter und ſchärfer als wollte er ſich ſelbſt zum Spiele auffordern; ſein bischen Franzöſiſch kam ihm dabei ſehr zu ſtatten, denn das hat immer was Lockendes und Vornehmeres für viele Leute. Dann rief er:

„Messieurs faites votre jeu, immer 'ran immer 'ran! ſpielen Sie hier meine Herren Messieurs, acht Kreuzer für einen

Kreuzer, ein Kreuzer hat acht Jungen, la fortune, la fortune, la fortune, ein Kreuzer iſt gar kein Geld, aus nichts hat Gott die Welt erſchaffen, aus gar kein Geld wird Geld. Immer 'ran, Messieurs faites votre jeu.“

Oft wenn Florian an den Kirchweihen Abends beim Tanze allerlei Kunſtſtücke machte und er dann die Burſchen ſo fröhlich tanzen und jubeln ſah, fuhr es ihm wie zweiſchneidige Schwerter durch die Seele: ſo war er einſt ſelbſt geweſen, er ſelber war der flotteſte Burſche und jetzt nichts als ein verachteter Spaßmacher für Andere; wenn er auf ſolche Gedanken kam, machte er immer um ſo tollere Späße und überredete ſich eine Zeit lang, er mache ſie zu ſeinem eigenen Vergnügen.

Von vier Kindern, die Creszenz geboren, waren nur zwei am Leben geblieben, der älteſte Knabe und ein kleines Töchterchen; nie duldete Florian, daß eines derſelben ſeine Späße oder ſein Gewerbe mit anſah, ſie mußten immer den Tag über bei den Habſeligkeiten in einer Scheune oder in einer Bauernſtube bleiben.

Creszenz wagte es einſt den Vorſchlag zu machen, daß ſie um der Kinder willen nach Hauſe zurückkehren und ſich dort als Taglöhner ernähren wollten.

„Red mir nicht da davon,“ erwiederte Florian zähneknirſchend, „keine zehn Gäul' bringen mich die Horber Steig 'nauf; ich hab daheim meine Ehr verloren und nie — nie ſeh ich mehr den Nordſtetter Kirchthurm.“

15.

Ein verlorenes Kind und ein wiedergefundener Vater.

Zu Braunsbach am Kocher, gerade gegenüber von des Märrle's Haus ſteht eine Linde, dorthin ſah man an einem Sommernachmittage eine wandernde Familie ziehen. Der Vater, ein kräftiger Mann mit einem blauen Ueberhemde und einem vielfach eingedrückten Hute, zog an einem Karren, auf dem eine Scheerenſchleiſerbank und einiges Hausgeräthe lag, ein brauner magerer Hund von ziemlicher Größe war neben ihm eingeſpannt; die Frau half ebenfalls den Karren den Berg hinaufſchieben; die zwei Kinder folgten hintendrein und trugen zuſammengeleſenes Holz in ihren Armen. Als man endlich unter der Linde angelangt war, zog der Mann die um ſeinen Oberleib geſchlungene Gurte ab, warf den Hut auf den Boden, fuhr ſich mit der Hand über die ſchweißtriefende Stirne und ſetzte ſich mit dem Rücken gegen die Linde gelehnt auf den Boden. Wir erkennen ihn, trotzdem er ſich gewaltig verändert hat, es iſt Florian mit ſeiner Familie.

Der Hund hatte ſich neben ihm niedergelaſſen, den Kopf auf beide Vorderfüße gelegt, der Knabe ſtreichelte ihn.

„Laß jetzt den Schlunſel, Friederle,“ ſagte Florian, „mach', hilf deiner Mutter.“

Der Knabe ging ſchnell zu ſeiner Mutter, er wußte, der

Vater war böſe da er den Hund Schlunkel nannte; denn Florian kam immer wenn er übler Laune war zu dieſer Selbſtpeinigung, daß er den neben ihm im Joche Eingeſpannten mit dem Namen deſſen benannte, der ihn in [illegible]glück geſtürzt hatte.

Die Mutter hatte ind[illegible]n Dreifuß und den Keſſel vom Wagen genommen, mit dem mitgebrachten Holze Feuer angemacht und Waſſer übergeſtellt.

„Gang, ſieh daß du Grundbirnen kriegſt,“ ſagte ſie zu Friederle; dieſer nahm einen Topf und ging auf das weiter oben ſtehende Haus mit dem roth angeſtrichenen Gebälke zu.

Ein bejahrter Mann ſah gähnend zum Fenſter heraus.

„Wollet ihr nicht ſo gut ſein,“ bat Friederle, „und uns Grundbirnen ſchenken? dur [*] Gotts Willo.“

„Woher biſt?“ fragte der Mann, der ziemlich ſatt ſchien.

„Mein Vater ſagt allemal, von dem Land, wo die Leut' auch hungrig ſind.“

„Iſt der da drunten dein Vater?“

„Ja, machet aber nicht ſo lang wenn ihr mir was geben wollet, unſer Holz verbrennt ſonſt.“

Der Mann kam herab und öffnete die Thüre, die Nachbarn wunderten ſich gar ſehr, daß der Petermichel einem Bettelkinde ſein Haus öffnete.

Friederle kam aber alsbald wieder heraus mit dem Topf voll Kartoffeln und etwas Butterſchmalz in einem Schüſſelchen.

Nun wurde ſtatt bloſer Kartoffeln ein Brei gemacht, und nachdem alles gegeſſen hatte bekam der Hund das Geſchirr um das Uebriggelaſſene aufzuſchlecken.

---

[*] durch.

Florian erhob ſich und ging durch das Dorf mit dem ſteten Rufe: „Scherrrre ſchleife aus Parrrrris,“ Friederle aber ging von Haus zu Haus um Arbeit zu holen, er verſprach den beſten Pariſer Schliff. In der That w[illegible]uch Florian ein Meiſter in ſeinem neuen Geſchäfte.

Den ganzen Nachmittag ſtand der Petermichel bei der Scheerenſchleiferfamilie, er ſah dem gewandten Manne, der ſo ſchöne Stückchen pfiff, gerne zu und unterhielt ſich auch mit der Frau und den Kindern. Als es Abend wurde bot er ihnen ſo gar an, daß ſie in ſeiner Scheune übernachten könnten. Im ganzen Dorfe ſagte man: „das jüngſte Gericht kommt, der geizig' Petermichel iſt brav geworden;“ und doch wußten die Leute noch nicht Alles. Petermichel ſetzte ſich nämlich zu den Leuten in die Scheune und ſagte: „Gebet mir euren Buben da, er ſoll's gut bei mir haben, wie meinet ihr?“ Die Eltern ſahen einander an und antworteten nicht, er aber fuhr fort, „ſchlafet einmal drüber, ihr könnet euch bis morgen drauf beſinnen.“

Florian und Creszenz ſprachen viel hin und her in der Nacht und kamen doch zu keinem rechten Entſchluſſe; die Mutter wollte, ſo wehe es ihr auch that, doch das Kind weggeben, damit es was Rechtes vor ſich ſehe, ordentlich in die Schule gehen und was lernen könne.

Florian antwortete wenig und betrachtete ſein Kind, das vom Monde überſchienen ſorglos ſchlief und gar lieblich anzuſehen war.

„Der wird ein Hauptkerl,“ ſagte er zuletzt, legte ſich auf die andere Seite und ſchlief ebenfalls.

Es mag vielleicht wunderbar erſcheinen, daß Petermichel, der für ſo geizig gilt, auf einmal ſo gut wird, daß er ein Landſtreicher-Kind annehmen will; es war indeß nicht Alles pure Güte an dem Petermichel, er war allein und kinderlos, hatte ſeine Aecker verpachtet und lebte von ſeinem Geld, nun hatten ihn aber die Kinder ſeines Bruders, ſeine einzigen Erben, beleidigt, und er wollte ihnen durch die Annahme eines fremden Kindes eine Brille auf die Naſe ſetzen; außerdem aber hatte er eine unerklärliche Zuneigung zu dem muntern Knaben mit den friſchen blauen Augen bekommen.

Kaum war der Tag angebrochen, da ſtand Petermichel oben auf der Scheune und ſchaute hinab ob die Fremden wach ſeien; er rief dann:

„Höret Mann, kommet mit eurem Weib ein biſle 'rauf in mein' Stube, wir wollen jetzt mit einander reden.“

Florian und Creszenz kamen.

„Nun wie iſt's? habt ihr euch entſchloſſen?“ fragte Michel.

„Ja,“ ſagte Florian, „ich wills deutſch heraus ſagen, wir thäten den Buben gern weggeben, heißt das, weil er bei euch gut aufgehoben wär und auch was lernen könnt', aber es geht nicht, gelt Creszenz es gehe nicht.“

„Ja warum denn?“

„Weil uns der Bub in unſerm Geſchäft ſo nützlich iſt, und wir müſſen doch auch leben und unſer Mädle auch.“

„Hört eimal,“ ſagte Petermichel, „ich will euch zeigen daß ichs gut mein', ich geb euch hundert Gulden, es iſt nicht für den Buben, es iſt damit ihr ein anderes Geſchäft anfangen könnet, ein Geſchirrhandel oder ſo was, hundert Gulden iſt ein Wort, nun wie iſts?“

Die beiden Eltern ſahen einander betrübt an.

„Schwätz du, ich ſag gar nichts, was du thuſt Creszenz iſt mir recht.“

„Ja, der Bub wird halt nicht wollen, er iſt ſo an uns gewöhnt, ihr meinet’s gut, das iſt kein’ Frag, aber der Bub kann doch vor Jammer und Heimweh ſterben.“

„Ich frag ihn,“ ſagte Petermichel, ließ die verblüfften Eltern ſtehen und ging eilends hinab zu dem Kinde.

Ohne ein Wort zu reden blieben Florian und Creszenz bei einander, ſie bangten vor jeder Antwort.

Da kam Petermichel mit dem Knaben an der Hand, er winkte den Eltern mit den Augen zu und Friederle rief:

„Ja, ich bleib da bei unſerm Vetter, er gibt mir ein Geißel und ein Hottogäule.“

Creszenz weinte, Florian aber ſagte:

„Nun, ſo wollen wir fort, was einmal ſein muß, muß ſchnell ſein.“

Er ging hinab, packte die Sachen zuſammen und ſpannte den Hund an. Der Petermichel brachte ihm das Geld.

Als Alles zur Abreiſe bereit war, küßte Creszenz nochmals weinend ihren Sohn und ſagte: „ſei brav und folg dem Vetter, geh fleißig in die Schul; kann ſein bis den Winter kommen wir wieder.“

Florian kehrte ſich ab als ſein Sohn ſeine Hand nahm und zog ſcharf an, Friederle aber umhalſte noch einmal den Hund und nahm zuletzt noch von ihm Abſchied.

Bis nach Kocherſteinsfeld waren die beiden Eltern mit einander gegangen ohne ein Wort zu reden, ein jedes machte ſich und dem andern Vorwürfe, daß es nicht mehr abgeredet und das Kind ſo leicht weggegeben habe. Hier wurde nun Halt gemacht und Florian ließ ſich zur Aufheiterung einen Schoppen Wein bringen; nachdem er getrunken ſchob er Creszenz das Glas hin und ſagte: „trink auch,“ ſie ſetzte das Glas an den Mund, ſtellte es aber laut aufweinend nieder und ſagte: „Ich kann nicht trinken, es iſt mir grad wie wenn ich das Blut von meinem Friederle trinken müßt!“

„Laß jetzt das Weibergeheul, hättſt das früher geſagt, wir wollen einmal drüber ſchlafen, bis morgen wird's anders ſein.“

Gleich als wollten ſie ſich ſchnell recht weit von Friederle entfernen, eilten ſie nun ohne anzuhalten bis Künzelsau; unterwegs wurde ausgemacht, was man mit dem Geld anfangen wollte, der Rath Petermichels ward zum Beſchluß erhoben.

Andern Tages zog man weiter gen Oehringen, plötzlich aber hielt Florian an und ſagte:

„Was meinſt Creszenz, wenn wir wieder umkehren thäten und den Friederle holen?“

„Ja, ja, ja, komm.“

Schnell war der Karren gewendet und der Hund ſprang an Florian hinauf als wüßte er wohin es wieder ginge. Nun aber ſagte Creszenz:

„Ach Jeſus im ſiebenten Himmel, er wird ihn uns nimmehr geben, es fehlt ein ganzer Gulden an dem Geld, das Nachtlager — und ich hab' dem Lisbethle ein Kleidle gekauft.“

„Weiber! Weiber mit eurem Putz,“ knirſchte Florian, „nun, wir wollens einmal probiren, fort, zurück, ich hol meinen Friederle.“

Der Hund bellte vor Freude.

Wieder war Mittag als unſere Karawane bei' der Linde anlangte.

Friederle ſprang ihnen entgegen und rief: „Iſt ſchon Winter?“

Die Mutter ging hinauf zu Petermichel, legte das Geld auf den Tiſch, bat um Verzeihung, daß ein Gulden fehle und verlangte ihr Kind wieder.

Der Pfarrer ſaß eben bei Petermichel und hatte es faſt dahin gebracht, daß er ſich mit ſeinen Bruderskindern ausſöhnte und dem angenommenen Kinde nur einen kleinen Theil ſeiner Habe verſchreiben wollte.

Als er nun die Frau anſichtig wurde, ſtand er plötzlich auf und ſtreckte beide Hände empor, er wußte nicht wie ihm war, aber ihm war ganz fremd zu Muthe; er ſuchte die Frau zu bereden, ihr Kind doch hier zu laſſen, und als er nun auf ihre Stimme aufmerkte, war es ihm als ob er einen Klang aus alter Zeit vernehme.

Petermichel hatte unterdeſſen den Florian heraufgerufen, als dieſer eintrat und den Pfarrer erblickte, eilte er auf ihn zu, packte ihn an der Gurgel und rief: „Kerl! ich bin froh, daß ich dich wieder hab.“ Creszenz und Petermichel wehrten ab, der Pfarrer bat mit ſtockender Stimme den letzteren, daß er weggehe, er habe mit den Leuten was zu reden. Petermichel ging.

„Heißt du Creszenz?“ fragte der Pfarrer die Frau.

„Ja.“

„Mein Kind, mein Kind!“ ſprach der Pfarrer mit erſtickter Stimme und warf ſich an ihren Hals.

Eine Zeit lang war Stille in der Stube, die Männer und die Frau weinten. Der Pfarrer fuhr Creszenz immer mit der Hand über das Geſicht, dann ließ er die beiden ſchwören, daß ſie nie ſagen wollten in welchem Verhältniſſe ſie zu ihm ſtünden, er wollte für ſie ſorgen, ihnen ein Hausweſen einrichten; Creszenz ſollte nur ſeiner Schweſter Kind ſein.

So blieben nun die Landſtreicher im Dorfe, Florian handhabt mit großem Fleiß ſein ihm treugebliebenes Meſſer.

Die Frau des evangeliſchen Pfarrers, eine tugendſtolze Pietiſtin, will zwar herausgebracht haben, Creszenz ſei die Tochter und nicht das Schweſterkind des Pfarrers, die Leute aber wollen's nicht glauben.

Der Hund, ein guter Metzgerhund, heißt nicht mehr Schlunkel, ſondern führt ſeinen ehrlichen Namen Bleß. Alle trüben Erinnerungen an die Vergangenheit ſind ausgelöſcht.

IX.

Der Lauterbacher.

Die Glocke läutete hell, ihre Töne zerfloſſen ſanft in dem lichten Mittag, die Menſchen kehrten von ihrer Arbeit heim; die Männer gingen mit der Mütze in der Hand von den Feldern auf die Straße, die Stimme Gottes hatte ſie gerufen das harte Feldgeräthe aus der Hand zu legen, heimzukehren und ſich zu ſtärken am Gebete und an irdiſcher Speiſe. Ein junger ſchlank gewachſener Mann war die Straße von der Stadt heraufgekommen, er war ſtädtiſch gekleidet und trug einen braun marmorirten Ziegenhainer Stock, in den viele Namen eingeſchnitten waren, in der Hand; als er nun das Dorf ſo vor ſich ausgebreitet ſah, blieb er ſtehen, horchte hin nach dem Geläute und ſchaute umher in den Wald der blühenden Obſtbäume, die das Dorf umdrängten; er grüßte die Leute die vom Felde herüber kamen mit einer beſondern Freundlichkeit, ja, als ob er ſie kenne; die Leute dankten herzlich und ſchauten ſich Alle nochmals nach ihm um, ſie meinten das müſſe einer aus dem Dorfe ſein, der aus der Fremde heimkehre, er hatte ſie ja ſo durchdringend angeſchaut, und doch kannten ſie ihn nicht.

Als die letzten Töne der Glocke verklungen waren, als Alles auf dem Felde ſtille, kein Menſch mehr zu ſehen war und nur die Lerchen hoch in der Luft jubelten, da ſetzte ſich der Fremdling an den Wegrain, ſchaute noch lange hinüber nach dem Dorfe, zog endlich eine Brieftaſche heraus und oft wieder um ſich blickend ſchrieb er hinein:

„Griechen und Römer! wie hoch ſchallten eure Triumphe, wie ſchmetterten eure Kriegstrompeten, aber nur das Chriſtenthum grub das Erz aus den dunkeln Schachten der Erde, ließ es hoch in den Lüften ſchweben und weithin ſeinen Klang ausgießen, zur Anbetung, zur Freude und zur Trauer. Wie herrlich mögen die Harfen und Pauken im Tempel zu Jeruſalem geklungen haben, aber nicht mehr Ein Tempel ſteht auf der Erde, Tauſende hieß das Chriſtenthum erſtehen aller Orten.... Mir war's vorhin als ob die Glocken erſchallten zu dieſem meinem Einzuge in meinen neuen Beſtimmungsort, als ob die Stimme Gottes mir Willkommen zuriefe; wohl ſaht ihr euch verwundert nach mir um ihr guten Menſchen, ihr wußtet nicht was wir einander werden ſollen. O! könnt' ich die Seelen dieſer Menſchen ganz in meine Gewalt bekommen, ich wollte ſie frei machen von ihrem trägen Aberwitze und ſie koſten laſſen die reinen Freuden des Geiſtes — da wandeln ſie aber hin, und gleich dem Thiere das vor ihnen hergeht, ſehnen ſie ſich nach nichts als nach dem Futter für ihren Mund .... Das alſo iſt der Ort wo mein neues Leben beginnt, dieſe Schluchten und Ackerflächen, mit welchen Gedanken wird mein Auge auf ihnen weilen! O! die Erde iſt überall ſchön und freudeſpendend, wo es Blumen gibt. Und wenn die Menſchen mich nicht verſtehen, verſtehſt du mich doch o ewige Natur und lächelſt mir freundlich zu, wenn ich deinen ſtillen Offenbarungen lauſche . . . . Da ſtehen die Bäume in ihrer Blüthenpracht und drinnen im Dorfe hör' ich das Jauchzen der Kinder, in deren Herzen ich den Lichtſtrahl der Bildung werfen ſoll . . . . .“

Der Schreibende hielt inne, ſeinen Stock betrachtend ſagte er leiſe vor ſich hin: „Nach allen Gauen hin ſeid ihr zerſtreut ihr Genoſſen meiner Jugend, nichts als eure Namen hier ſind mir geblieben, und mit ihnen betrete ich die Schwelle meines neuen Lebens, ihr Alle begleitet mich im Geiſte; ich ſende euch einen Herzensgruß hinaus in den Frühling, möge er euch wiedertönen aus dem Munde der Vögel in den Lüften und eure Seele erquicken!“

Raſch ſtand er auf und ſchritt in das Dorf.

Wir wiſſen nun, daß wir den neuen Schullehrer in dem jungen Manne kennen gelernt; er fragte nach dem Schultheiß, man wies ihn in das Haus des Buchmaiers.

Der Buchmaier ſaß mit ſeinem zahlreichen Hausgeſinde bei Tiſche als der Fremde eintrat; nach herzlichem Willkomm wurde er eingeladen ſich zu Tiſche zu ſetzen, der Lehrer dankte.

„Ei was?“ ſagte der Buchmaier, der ſich alsbald wieder geſetzt hatte, da er ſich beim Eſſen durchaus nicht ſtören ließ, „rucket ein bisle zuſammen ihr da, hurtig Agnes, hol' einen Teller, da ſetzet euch her Herr Lehrer, bei uns gehts nicht wie bei den Horbern, die ſagen immer: wäret ihr bälder kommen;

wer bei uns zur Eſſenszeit kommt, muß mithalten; wo ihr jetzt hinkommet krieget ihr doch nichts mehr, und da iſt gekocht, ihr müſſet halt fürlieb nehmen mit dem, was da iſt, ihr kommet grad' zu einem rechten Schwarzwäldereſſen, gerührte Knöpfle und Hutzeln."

Agnes hatte einen Teller gebracht und der Lehrer, um nicht grob zu erſcheinen, ſich zu Tiſche geſetzt.

„Da mein' Agnes," ſagte der Buchmaier, nachdem er einen gehauften Teller voll herausgeſchöpft, „die krieget ihr in die Sonntagsſchul."

„O, Sie werden wenig mehr zu lernen haben," ſagte der Lehrer, um doch etwas vorzubringen; das Mädchen heftete den Blick ſcheu auf den Teller.

„Wie! Agnes red' auch, du haſt ja ſonſt dein Maul bei dir, ſag, kannſt du Alles?"

„Jo, mit deam Leaſe do käm' ich ſchaun no furt, herrentgege mit em Schreiba, do wills halt nimmei reacht gaun, d' Fingere weant oam härt, wemmer d' gahnz Woch ſo ſchaffe muaß."

All' die Schönheit des Mädchens verſchwand plötzlich vor den Augen des Lehrers, da er dieſe harte in groben Lauten vorgebrachte Rede hörte.

Nachdem abgeſpeist und gebetet war, ſtellte ſich einer der Knechte, der bei Tiſche nicht weit vom Buchmaier geſeſſen hatte, vor ſeinen Herrn hin, und indem er ſein Meſſer einſteckte, ſagte er:

„J will gaun mit de Gäul' naun alloan 'naus?"

„Ja, ich komm bald nach, nimm einen Buben mit, der dir den Fuchs führt, der will ſich nicht recht eingewöhnen."

„Schätz' wol i krieg ihn ſchaun z'reacht," ſagte der Knecht und ging mit ſchweren Schritten von dannen. Der Lehrer ſchüttelte den Kopf.

Agnes deckte ſchnell ab, denn ſie eilte um in der Küche ihre Bemerkungen über den Ankömmling mit den Mägden auszutauſchen.

„Ein nett's Bürſchle," ſagte die Legat, die älteſte Magd und Vertraute der Agnes, „er hat dich angeguckt, ich hab nicht recht gewußt will er dir ein Tätzle oder ein Schmützle geben; was meinſt, wär das nicht ein Mann für dich? er iſt noch ledig."

„Lieber möcht' ich ledig bleiben bis die Kuh einen Batzen gilt, eh ich den nähm'."

„Haſt recht," ſagte eine andere Magd, „der thät dich auch mit zwei Händ' ins Maul ſtecken; haſt nicht geſehen, der hat ja das Meſſer in die recht und die Gabel in die link Hand genommen und mit zwei Händ' gegeſſen, das hat man ſein Lebtag von keinem ehrlichen Menſchen geſehen."

„Ja," ſagte eine dritte, „der iſt auch noch nicht über ſeines Vaters Miſte 'nauskommen, der hat ja die Knöpfle mit dem Meſſer verſchnitten, ſtatt daß man's verreißt, da ſind ſie ganz talkig worden, o du Talk, geſchieht dir recht daß du haſt ſo dran würgen müſſen."

Während draußen beim Spülen die Mädchen den Lehrer auch nicht ungewaſchen ließen, nicht ſowohl aus Bosheit als weil man einmal ſo begonnen hatte, war drinnen in der Stube die Unterredung des Buchmaiers auch keine ſehr erfreuliche.

„Der Sprach nach," begann er, „ſcheinet ihr aus dem Unterland gebürtig."

„Eigentlich nicht, ich bin aus dem Taubergrund."

„Nu wir nehmen das nicht ſo genau, was halt unter Böblingen iſt heißen wir das Unterland; wie heißt denn der Ort?"

Der Lehrer ſtockte ein wenig, legte beide Hände auf die Bruſt und ſagte endlich ſich verbeugend: „Lauterbach."

Der Buchmaier ſtieß ein ſchallendes Gelächter aus, der Lehrer ſah ernſt drein; endlich ſagte erſterer:

„Nichts für ungut, Lauterbach weiß ja jed Kind, das iſt ja in dem Lied, warum habt ihr denn nicht recht mit 'raus wollen? das iſt ja kein' Schand; nu, ihr könnet mir jetzt g'wiß die Wahrheit ſagen, warum iſt jetzt grad Lauterbach in dem Lied?"

„Wer kann das wiſſen? es hat wahrſcheinlich gar keinen Grund, ſolche dumme Lieder werden von einfältigen Menſchen gemacht, die dieſen und jenen Ort nehmen weil er ihnen gerade in das Metrum, ich wollte ſagen in das Versmaas paßt."

„Ei, das Lied iſt gar nicht ſo dumm und es hat ein' recht luſtige Weiſung, ich hör's rechtſchaffen gern ſingen."

„Sie erlauben, daß ich entgegengeſetzter Anſicht bin."

„Was iſt da viel zu erlauben? wenn ichs auch nicht erlauben thät, wäret ihr's doch, nur frei heraus und ſaget mir einmal: warum?"

„Ich meine, welcher Gedanke, ja nur welcher Sinn liegt in dem Lied:

Zu Lauterbach hab ich mein Strumpf verloren,
Ohne Strumpf geh ich nicht heim,
Jetzt geh ich halt wieder gen Lauterbach,
Kauf mir ein' Strumpf zu mein eim.

Das iſt nichts als baarer Unſinn und das nennen Sie luſtig? wie kann ein Lied luſtig ſein, wenn gar kein Gedanke darin iſt? Iſt die Gedankenloſigkeit Luſtigkeit?"

„Ja, es mag jetzt ſein wie es will, luſtig iſt es doch; es paßt halt ſo grad, wenn man" — der Buchmaier konnte ſich hier nicht mehr recht ausdrücken, er ſchnalzte nur mit den beiden Händen, dann fuhr er fort: „ich will ſagen, wenn man ſo recht drüber 'naus iſt.

Wir haben hier einen, den Jörgli, von dem müſſet ihr's einmal hören, dann ſaget ihr auch: es gibt nichts Luſtigeres. Ein Spaßvogel hat mir einmal berichtet, es müſſ' nicht „Strumpf" es müſſ' „Schuh" heißen, und deßwegen ſei von Lauterbach die Red, weil dort auf allen Gaſſen Schlappen 'rumliegen. Aber was geht uns jetzt das Lied an? Wir wollen was anders reden. Habt ihr hier herum auch Bekannte?"

„Keinen Menſchen."

„Nun ihr werdet ſchon gute Freund' bei uns finden, die Leut ſind zwar hier herum ein bisle grob, es iſt nicht ſo aber es ſieht ſo aus; ein bisle ſpöttiſch, das iſt wahr, das ſind ſie, es iſt aber nicht bös gemeint, man muß nur tüchtig heimzahlen, und wenn man mit ihnen umzugehen weiß, kann man's um einen Finger wickeln."

„Ich werde gewiß allen Menſchen mit Liebe entgegenkommen."

„Ja, was ich hab ſagen wollen, nun müſſet ihr auch die Gemeinderäthe und den Bürgerausſchuß begrüßen, ihr müſſet ſie beſuchen, und noch eins, gehet auch zum alten Schullehrer, der jetzt ſchon 25 Jahr in Ruhſtand verſetzt iſt, er iſt ein braver Mann und es thut ihm wohl. Er iſt noch von der alten Welt, aber auch grundgut, ich bin auch noch bei ihm in die Schul' gegangen, freilich weiß ich auch wenig genug; der letzte Schullehrer hat's mit ihm verdorben weil er ihn nicht beſucht hat, und wenn ihr ihm einen beſondern Gefallen thun wollet, laſſet ihn als einmal am Sonntags Orgel ſpielen. Jetzt will ich euch euer' Wohnung zeigen, eure Sachen ſind ſchon geſtern angekommen."

Mißvergnügten Antlitzes ging der Lehrer neben dem Buchmaier durch das Dorf, er war mit ſo hohen überſchwänglichen Gedanken hier angekommen und war auf eine ſo rauhe harte Wirklichkeit geſtoßen. Oft hörte er hinter ſich ſagen: das iſt g'wiß der neu' Schullehrer. Bei der Krone begegnete den beiden der uns wohlbekannte Mathes, er war nun im Bürgerausſchuß; der Buchmaier ſtellte ihm den neuen Lehrer vor, einige hatten dieß gehört und nun verbreitete ſich die Nachricht wie ein Lauffeuer. Mathes ſchloß ſich den beiden an.

So groß war die hinneigende Liebe der Kinder, in deren Herzen der Lehrer einzudringen gedachte, daß ſie davon liefen als ſie ihn von ferne ſahen; hie und da blieb aber auch einer der beherzteren Knaben ſtehen und nickte freundlich ohne die Kappe abzuziehen, aus dem einfachen Grunde weil er keine aufhatte.

Nicht weit von dem Schulhauſe ſtand ein hübſcher Knabe von ſechs bis ſieben Jahren: „Komm her Hannesle," rief Mathes, „gucket Herr Lehrer der iſt mein, nehmet ihn nur recht dazwiſchen, er kann lernen aber er mag oft nicht; gib dem Herrn eine Hand, der iſt jetzt dein Herr Lehrer, den mußt du gern haben. Wie ſagt man zu einem Fremden?"

„Grüß Gott," ſagte der Knabe, herzhaft die Hand reichend.

Das Antlitz des Lehrers war wie verklärt, dieſer Gruß aus

Kindes Munde that ihm gar wohl; er war jetzt wieder in ſeinem Paradieſe, das unſchuldvolle Gemüth eines Kindes wendete ſich ihm zu, er beugte ſich zu dem Knaben nieder und küßte ihn.

„Willſt du mich lieb haben?“ fragte er dann, Hannesle ſah ſeinen Vater an.

„Willſt du den Herr Lehrer gern haben?“ fragte der Mathes.

Der Knabe ſchüttelte bejahend den Kopf, er konnte nicht mehr reden, denn die Thränen ſtanden ihm in den Augen.

Die drei Männer gingen fort, der Knabe ſprang eilends, ohne ſich umzuſehen, nach Hauſe.

Der Buchmaier und Mathes zeigten nun dem Lehrer ſeine Wohnung.

„Da gehört bald ein Weib 'rein,“ ſagte Mathes, „ein Schullehrer muß eine Frau haben; wir haben jetzt zum erſtenmal einen Ledigen, nun wir haben hier Staatsmädle, ihr müſſet euch einmal umgucken. Das beſt' iſt, ihr nehmet eine aus dem Ort, wenn man nicht aus dem Ort iſt und nicht 'rein heirathet, bleibt man halt wildfremd. Hab' ich recht oder nicht Vetter?“

„Vielleicht hat der Herr Lehrer ſchon eine ausgeſucht,“ entgegnete der Buchmaier, „und ſie mag her ſein wo ſie will, ſie ſoll bei uns gut aufgehoben ſein.“

„Ja, wir halten ihr einen Gegenritt,“ ſagte Mathes, indem er dachte: der Buchmaier iſt doch geſcheiter als du; der Lehrer aber ſagte:

„Ich bin noch durchaus ledig, ich kann ſchon noch eine geraume Zeit zuſehen,“ innerlich dachte er: lieber eine Aeffinn als ſo eine vierſchrötige Bäuerinn zur Frau.

„Jetzt müſſet ihr mich verexkuſiren,“ ſagte der Buchmaier,

„ich muß ins Feld, ich hab' da einen Gaul im Handel und muß ſehen, wie der im Zug iſt; nun, wir ſehen uns ja heut' Abend. B'hüt's Gott dieweil. Gehſt mit Mathes?"

„Ja, b'hüt's Gott Herr Lehrer, und wenn euch die Zeit zu lang wird, ſo nehmet's doppelt."

Der Lehrer verſtand dieſe nicht ſehr geſchickte Redensart des Mathes, die von dem Bilde eines zu langen Fadens genommen iſt, nicht ganz.

Nachdem hinter den Fortgegangenen die Thüre ſchon zu war, drückte der Lehrer nochmals an derſelben, gleichſam um ſich zu vergewiſſern, daß er jetzt allein ſei; er fühlte ſich ſehr beklommen und konnte ſich doch nicht recht ſagen: warum. Endlich fiel ihm die Lauterbacher Geſchichte wieder ein, er ſah darin eine grobe und rohe Begegnung, alle ihm ſonſt erwieſene Freundlichkeit haftete nicht an ihm.

So ſind die Menſchen: wenn ſie ſich in gereizter Stimmung befinden, behalten ſie immer nur das eine im Sinne, was ſie verletzte, und überſehen alles andere noch ſo Liebreiche.

Erſt ſaß der Lehrer lange ſtille, dann erhob er ſich, ſeine Sachen auszupacken; es heimelte ihn wiederum da, da die gewohnten Gegenſtände um ihn her lagen; bald verſank er indeß abermals in ſtilles Brüten, und er dachte bei ſich: da biſt du nun wie in eine Wildniß verſetzt, was dich erfreut und betrübt iſt für dieſe Menſchen gar nicht vorhanden; dein Schultheiß iſt eben nichts als ein Bauernſchulz, noch ſtolz auf ſeine Rohheit. Wohl mag auch der Geiſt in dieſen Menſchen ſchlummern, aber er iſt verſchüttet; ich will alle meine Kraft zuſammenhalten, um mich gegen das Verbauern zu wahren; tagtäglich will ich mein ganzes Sein aufwühlen, ich will frei bleiben von dem Einfluſſe meiner Umgebung.

Ich habe Lehrer geſehen, die mit dem freien Geiſte der Zeit erfüllt in ihr Amt traten, und nach einigen Jahren verſanken ſie ganz in den Schlendrian, ſie waren zu Bauern geworden, ſelbſt ihr Aeußeres war nachläßig und ſchlapp — er ſchrieb auf ein Zettelchen: **Memento** und ſteckte es an den Spiegel.

Endlich raffte er ſich auf und ging hinaus auf das Feld, den Weg, den er hereingekommen war; die Bauern, die hier auf den Aeckern an der Straße arbeiteten ſagten: „Nun wie geht's Herr Lehrer? ſchon eingewöhnt?“ Der Lehrer gab kurze aber freundliche Antworten, dieſe Zuthunlichkeit kam ihm fremd vor und beleidigte ihn faſt; er wußte nicht, daß die Leute ein Anrecht zu derſelben zu haben glaubten, weil ſie ihn zuerſt geſehen hatten, zuerſt von ihm begrüßt worden waren.

Nach langem Umherſchweifen in den Feldern fand er „im Grunde“ einen einſam ſtehenden Holzbirnenbaum von ſchönem Schlage, er umwandelte ihn von allen Seiten, bis er den rechten Punkt gefunden hatte; nun ſetzte er ſich auf einen breiten Markſtein und zeichnete.

Viele Bauern kamen neugierig herbei und ſchauten zu, ſchnell verbreitete ſich von Mund zu Munde das Gerücht: der neu' Lehrer ſchreibt die Bäum' ab.

Der Lehrer zeichnete noch den Hügel gegenüber mit dem Haſelbuſch und der Brombeerenhecke, die ſich über einen Felſen wand, auch das Feldhäuschen, in dem man das Feldgeſchirr aufbewahrt oder bei Unwetter Schutz ſucht; zuletzt zeichnete er einen Bauern mit Pferd und Pflug als Staffage.

Es neigte ſich gegen Abend. Mit beruhigter Seele kehrte der Lehrer heimwärts, unterwegs ſchloſſen ſich ihm mehrere Bauern an; ohne viel Umſtände zu machen, hielten ſie gleichen Schritt mit ihm und hatten gar viel zu fragen. So unbequem dieß dem Fremdling war, ſo ließ er ſichs doch gefallen, ſehr ungeſchickt aber war es, daß er auf die Frage: nicht wahr, es iſt eine ſchöne Gegend hier herum? die Antwort gab: „So, ſo, es geht an,“ er dachte, daß ſich hier nicht viel Maleriſches zu finden ſcheine und konnte das doch nicht ſagen. Da ihm die Plumpheit der Kirchthurmſpitze aufgefallen war, fragte er: „wer hat die Kirche gebaut?“

Die Leute ſahen ihn mit großen Augen an, ſie konnten ſich gar nicht denken, daß es einmal anders geweſen, daß es eine Zeit gegeben haben kann, da die Kirche noch nicht da war.

Zu Hauſe harrte der Lehrer auf den Buchmaier, der ihn ſeiner Erwartung nach abholen würde; es dämmerte, auf der Straße regte ſich lebendiges Treiben, nur der Lehrer ſaß ſtill am offenen Fenſter, er gedachte jetzt lebhafter als je, wie nothwendig ihm eine Lebensgefährtin ſei, die ihn verſtünde, damit er nicht mehr „unter ſo viel Larven die einzig fühlende Bruſt“ ſei.

Es war Freitag Abend, die jungen jüdiſchen Burſchen zogen nach ihrer Gewohnheit ſingend durch das Dorf; einſt war eine Stimme darunter, die jetzt nicht mehr ſo hell klingt. Man ſang mehr Lieder aus den Büchern. Als man an der Wohnung des Lehrers vorüberkam, wurde eben das ſchöne Lied begonnen:

Herz mein Herz, warum ſo traurig?
Und was ſoll das Ach und Weh?
’s iſt ja ſo ſchön in fremden Landen!
Herz mein Herz was fehlt dir denn?

Nach und nach verklang das Lied nach dem obern Dorfe zu. Der Lehrer fühlte ſich in tiefſter Seele bewegt, er griff nach ſeiner Geige und ſpielte den Sehnſuchtswalzer; das waren im Dorfe nie gehörte Klänge, bald vernahm er, daß ſich viele Menſchen vor dem Hauſe geſammelt hatten; ſich ſelbſt und die Anderen zur Luſt aufrufend ſpielte er dann noch einen neuen muntern Walzer, Jauchzen und Lachen auf der Straße lohnte ihm.

Endlich ward es dem Lehrer doch zu lange, er verließ das Haus und fragte den ihm begegnenden Mathes nach dem Buchmaier.

„Kommet mit,“ ſagte Mathes „im Adler iſt er, und am Freitag Abend beſonders gern.“

Der Lehrer fand es zwar nicht recht, daß der Schultheiß ſo bei den Anderen im Wirthshaus ſaß, er ging indeß doch mit.

Im Adler traf er große Geſellſchaft und eifriges Geſpräch; die Juden, die großen Theils die ganze Woche nicht zu Hauſe ſind, ſaßen hier unter ihren chriſtlichen Mitbürgern und tranken; nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß ſie weil Sabbath war, nicht dabei rauchten.

Eine Weile herrſchte Stille als der Lehrer in die Stube trat, bald nach dem Willkomm und nachdem der Buchmaier neben ſich Platz gemacht, fuhr dieſer fort:

„Wie geſagt, der Thiers hat mit einem fetten Stück Deutſchland Frankreich ſchmälzen wollen; proſ't Alter, dir hat man die Supp verſalzen, du wirſt nimmehr ſo ſchleckig ſein. Was meinet ihr Herr Lehrer?“

„Sie haben ganz recht, nur ſollten wir auch das Elſaß wieder haben.“

„Ja mornemorgen *, aber die Elſäßer wollen nicht; wie ich das leztmal in Straßburg geweſen bin, hab ich mich in die Seel' 'neingeſchämt wie ſie mich gefoppt haben, ob wir nicht wieder bald falſch Geld haben, das kein' Heimath hat? Ein rechtſchaffener Mann hat mir geſagt, die Beamten von drüben die wären lieber deutſch, bei uns ſind ſie am beßten bezahlt, ſind verſorgt auf Kinder und Kindskinder und haben Ruh', aber drüben iſt das anders; die Beamten machen das nicht aus. Und wenn's deutſch würd', wer ſolls kriegen? ein Sohn von dem falſchen Sechſer? es iſt, glaub ich, noch einer da? oder ein verlegtes hannöveriſch Zehnguldenſtück? Man thäts aber nicht einem geben, man thäts verſchnipſeln; ſie haben ja den Ueberrhein in drei Theil' verſchnitzelt, damit man's auch recht weiß, daß er deutſch iſt.“

Der Lehrer ſaß in ſtummem Erſtaunen nach dieſer Rede des Buchmaiers, da begann ein ſtarker wohlbeleibter Mann, deſſen ſtädtiſche Kleidung und eigenthümliche Redeweiſe den Juden nicht verkennen ließ:

„Ja, und die vielen Juden im Elſaß ließen ſich eher maſſakriren, ehe ſie deutſch werden thäten; drüben ſind ſie vollkommen gleich mit den chriſtlichen Bürgern, wir, wir bezahlen alle Steuern gleich, werden Soldaten wie die Chriſten und haben doch nur die halben Rechte.“

„Haſt recht Mendle, kriegſt aber nicht recht,“ erwiederte der Buchmaier.

---

* morgenfrüh, morn heißt immer ſo viel als am andern Tag.

Eine Pauſe entſtand, nach welcher der Buchmaier wiederum begann:

„Herr Lehrer, was haltet ihr von den Thierquälervereinen? kann man mir befehlen wie ich mit meinem Eigenthum umzugehen hab', darf man mich dafür ſtrafen?"

Der Lehrer ſah hierin wiederum nichts als die Rohheit dieſer Menſchen, mit großem Eifer vertheidigte er daher die Polizeimaßregeln wegen Mißhandlung der Thiere; der Buchmaier aber entgegnete:

„In der Stadt da kanns meinetwegen nöthig ſein, daß man die Leut' ermahnt das Vieh zu ſchonen, aber ſtrafen kann man's nicht; ſo ein Kutſcher oder Kutſchersknecht, oder ſo ein Livreebeamter, ich will ſagen Livreebedienter, der hat kein' rechte Lieb' zum Vieh, es iſt oft gar nicht einmal ſein eigen, und davon daß er's aufgezogen hat iſt gar nicht zu reden; bei uns aber, ich hab' ſchon geſehen, daß die Leut mehr heulen wenn ihnen ein Rind draufgeht, als wenn ihnen ein Kind ſtirbt."

„Die Herren ſollten zuerſt die Bauern beſſer behandeln," ſagte Mathes, „der alt Amtmann, der hat ſeinem Hund die beßten Wörtle geben und die Bauern nur ſo angeſchnauzt; ſie ſollten zuerſt einen Verein ſtiften, daß keiner mehr Er zu einem Bauern ſagt."

„Ja," ſagte der Buchmaier, „die Hauptſach' iſt, die Amtsleut wollen jetzt gern auch über das Vieh regieren. Ihr werdet ſehen, wenn's ſo fortgeht wird man über zehn Jahr' einem befehlen was er auf ſeinem Acker ſäen darf und wann er ihn brach legen muß; man kann ja auch ſeine Aecker quälen und kann ihnen zu viel zumuthen."

„Wenn die Menſchen nicht ſo vernünftig ſind," ſagte der

Lehrer, „das gehörige Maaß in allen Dingen zu halten, ſo iſt der Staat verpflichtet das Gute durch Strafen einzuführen.“

„Nein und neun und neunzigmal nein!“ rief der Buchmaier, hielt aber plötzlich inne, ſei es, daß er ſeiner Heftigkeit den Zügel halten wollte, oder daß er in der That nichts vorzubringen wußte; er trank in langſamen Zügen, während deſſen ein Mann mit gerollten weißen und ſchwarzen Haaren, ſo was man Kümmel und Salz nennt, auf hochdeutſch ſagte:

„Man kann die Menſchen dafür ſtrafen, wenn ſie ſchlecht handeln, aber man kann ſie nicht zwingen gut zu ſein; eine durch's Geſetz erzwungene Güte iſt auch keine Güte mehr.“

„Hat Recht,“ ſagte der Buchmaier auf die Worte des Mannes, deſſen Rede trotz des Hochdeutſchen in dem ſingenden Tone des jüdiſchen Dialekts geſprochen war; der Lehrer aber ging nicht darauf ein. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er wie die gelehrten Herren auf die Gegenrede eines Juden that als ob ſie gar nicht vorgebracht worden wäre; vielmehr betrachtete er nur den Buchmaier als ſeinen Gegner, er fragte dieſen:

„Glauben Sie, daß der Staat ein Recht hat, die Leute durch Strafen zu zwingen ihre Kinder in die Schule zu ſchicken?“

„Freilich, freilich.“

“Ja warum denn?“

„Weil das in der Ordnung iſt.“

„Ja man hat doch aber kein Recht die Leute zu zwingen, daß ſie gut ſeien.“

„Man kann's aber ſtrafen wenn ſie ſchlecht ſind, und wer ſein Kind nicht in die Schul' ſchickt, der handelt ſchlecht, iſt's nicht ſo?“ ſchloß der Buchmaier zu dem gewendet, der vorhin das Wort für ihn ergriffen hatte.

„Gewiß,“ erwiederte dieſer, „der Staat iſt der Vormund derer, die nicht ſelber für ſich ſorgen und ſich nicht wehren können; wie er die Pflicht hat, ſich um ein Kind anzunehmen wenn ihm die Eltern ſterben, und ſo durch den Tod nicht mehr für es ſorgen können, ſo muß er auch ſolche, die durch Dummheit oder Schlechtigkeit ihre Kinder vernachläßigen, durch Strafen zu ihrer Pflicht zwingen.“

„Hat recht, hat rechtſchaffen recht,“ ſagte der Buchmaier triumphirend.

Ohne ſich an den wie ihm ſchien unberufenen Redner zu wenden, doch auch ohne ihn zu vermeiden, ſagte der Lehrer:

„Wenn der Staat der Vormund der Unmündigen iſt, derer, die ſich nicht ſelber helfen und wehren können, ſo hat er auch die Herrſchaft über das Vieh, das in gleichem Falle iſt wie die Kinder.“

„Aepfelſtiel und Birenſchnitz, wie kommen die Rüben in den Sack? das iſt gar kein Vergleich,“ ſagte der Buchmaier lachend: „Herr Lehrer, nichts für ungut, aber da habt ihr euch vergaloppirt; ich hab zu Haus ein Waiſenrind, das arm Thierle hat kein Vater und kein Mutter mehr, ich muß bigott morgen den Gemeinderath zuſammenkommen laſſen, man ſoll ihm einen Vormund ſetzen.“

Ein ſchallendes Gelächter erdröhnte in der ganzen Stube. Der Lehrer gab ſich alle Mühe ſeine Anſicht näher zu begründen, aber er konnte nicht mehr zu einer ordentlichen Auseinanderſetzung kommen; die ganze Verſammlung war ſeelenfroh, daß das zu ernſte Geſpräch endlich eine luſtige Wendung genommen hatte; nur ſo viel vermochte er darzulegen, daß er weit entfernt ſei, die Kinder und das Vieh in eine Reihe zu ſtellen.

„Davon iſt kein' Red'," ſagte der Buchmaier, „ihr habt ja da des Matheſen Hanneſle einen Kuß gegeben, das thut man keinem Vieh. Aber jetzt iſt mirs wie wenn ich eine dreifache Verſicherung hätt', daß das mit den Thierquälervereinen nichts iſt als den Hühnern die Schwänz' 'naufbinden, ſie tragen's ſchon allein oben."

Die Heiterkeit ſteigerte ſich nun immer mehr, überall öffneten ſich die Schleußen eines nicht immer ſehr wähleriſchen Witzes; der Lehrer war nicht dazu aufgelegt ſich davon fortreißen zu laſſen, vielmehr ward er im Tiefinnerſten verſtimmt.

Mit jenem quälenden Gefühle, vor Mehreren ſeine Anſicht ausgeſprochen zu haben, ohne ſie ganz dargelegt zu haben und ohne ganz gehört worden zu ſein, verließ der Lehrer nun bald das Wirthshaus; er ſah es wohl ein, wie ſchwer es iſt eine Verſammlung von Erwachſenen in der gründlichen Erforſchung eines Gedankens zu leiten und ihn durchzukatecheſiren; bald aber verließ er dieſe Betrachtung wieder und ward überzeugt, daß er hier die Rohheit getroffen, die nicht in der eckigen und derben Natürlichkeit, ſondern in der ſelbſtgefälligen Mißachtung der Bildung und der verfeinerten Anſichten beſteht — er war ſehr betrübt. Der Vorſatz: ſich nur der bildſamen Kindheit und der reinen Natur hinzugeben, brfeſtigte ſich ſtets mehr in ihm.

Andern Tages, es war Samſtag, machte der Lehrer die Beſuche bei den Gemeinderäthen, er traf aber keinen zu Hauſe; er ging nun zuletzt zu dem alten Schullehrer. Man wies ihn nach einem Garten am Wege, hier waren die Beete nach der Schnur ſchön geordnet und mit Bux eingefaßt; der üppige Buchenzaun, der das Ganze einhegte, war ſchön geſchoren und nach genau abgemeſſenen Zwiſchenräumen erhob ein Stämmchen nach dem andern ſeine gerundeten Zweige über den Haag. In der Mitte war ein Rondell, um welches ein mehrere Schuh hoher Bux einen natürlichen Kübel bildete, Blumen aller Art knospeten und blühten; man vernahm hinten am Garten, in der Nähe der Laube, ein Geſpräch, der Lehrer trat auf die beiden Männer zu und ſeinen Hut abziehend ſagte er:

„Kann ich den Herrn Schullehrer ſprechen?“

„Wir ſind zwei für einen, he he,“ ſagte der alte Mann, der hemdermelig die Hacke in der Hand hielt.

„Ich meine den alten Herrn Lehrer.“

„Das bin ich und das da iſt der Judenlehrer he he,“ erwiederte der Mann mit der Hacke, auf ſeinen ſabbathlich geputzten Nebenmann deutend.

„Das iſt mir lieb, daß ich Sie auch hier treffe, haben wir uns nicht geſtern geſprochen?“

„Als Sie mit dem Schultheißen ſprachen.“

Der alte Mann warf die Hacke weg, that die Pfeife aus dem Munde, griff ſchnell nach ſeinem Rocke und wollte ihn anziehen; unſer Freund aber verhinderte dieß.

„Wir brauchen vor einander keine Umſtände zu machen,“ ſagte er, „wir ſind ja Collegen, ich bin der neue Lehrer; gehört der Garten Ihnen eigen?“

„He he, wem denn? ja,“ erwiederte der Alte; alle ſeine Reden waren mit einem aus tiefer Bruſt geholten Lachen begleitet, „Grüß Gott in Nordſtetten,“ ſetzte er hinzu und reichte dem Angekommenen die Hand; dieſem war es als ob er die eiſerne Hand Berlichingens faſſe, ſo hart war ſie anzufühlen.

Der jüdiſche Lehrer ſtand in Verlegenheit da, ſeine gefalteten Hände auf einander reibend, er wußte nicht ſollte er dem Angekommenen die Hand reichen oder nicht; er fürchtete zudringlich zu erſcheinen, da man ihn nicht aufgeſucht hatte, ſodann fühlte er ſich auch durch dieſe Nichtbeachtung beleidigt, er glaubte ſich durch Zuvorkommenheit etwas zu vergeben.

Die beiden Gefühle, Furcht vor Zudringlichkeit und Mißachtung auf der einen, und vor zu weit getriebener Empfindlichkeit auf der andern Seite, das ſind die beiden Schächer zwiſchen denen der Jude im geſellſchaftlichen Leben gekreuzigt iſt; ſie bleiben es ſo lange, als ſeine Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft keine geſicherte und vor Mißdeutungen geſchützte iſt.

Wie alle gebildeten Juden aus der älteren Generation hatte der jüdiſche Lehrer die Sätze der Schrift genau inne, er gedachte an die Bibelſtelle: „Liebet den Fremden, denn ihr waret ſelbſt Fremde im Lande Aegypten,“ und „betrübe den Fremden nicht, denn du weißt wie es ihm zu Muthe iſt;“ er gedachte der Freude, die ihm vor Jahren ein freundliches Entgegenkommen bereitet hatte; ſo ſtand er nun da, ſeine Lippen bewegten ſich ſtill, alle ſeine Geſichtsmuskeln zuckten, er trat endlich auf den Angekommenen zu, reichte ihm die Hand und hieß ihn mit beſonderer Herzlichkeit willkommen. Der Fremde ſagte:

„Sie können mir gewiß viel Anleitung geben, meine Herren, über mein Verhalten dahier, ich bin hier ſo ganz fremd.“

„Ich kann mir das noch recht gut denken,“ nahm der jüdiſche Lehrer das Wort, „ich war auch blos auf Verfügung des Conſiſtoriums hieher gekommen und kannte keinen Menſchen, ich wünſchte mir oft, ich hätte eine Zeit lang incognito da bleiben können, um die Charaktere der Eltern genau zu beobachten, und ohne die Eltern, wiſſen Sie wohl, iſt auch bei den Kindern nichts auszuführen; bei mir war noch der beſondere Umſtand, daß ich vor fünf und zwanzig Jahren zum erſtenmale eine geordnete Schule einzurichten hatte, was die Juden damals noch gar nicht kannten, ich kam mir in der erſten Zeit vor als wär' ich in eine fremde Welt verzaubert.“

„Nun, du haſt dich bald verzaubern laſſen und haſt das ſchönſt' Mädle aus dem Ort geheirathet, he he, und das war auch recht,“ erwiederte der alte Mann; zu unſerm Freunde gewendet fuhr er fort, „ihr müſſet halt auch ein Mädle aus dem Ort heirathen.“

Unſer Freund fuhr ſo beſtürzt zurück, daß er in ein wohlgeglättetes Beet trat, es war ihm als hätte ſich Alles gegen ihn verſchworen um ihn zu verkuppeln; nachdem er ſich über die angerichtete Zerſtörung entſchuldigt, ſagte er:

„Ich meine nur über mein Verhältniß zu den Eltern und den Kindern.“

„Nur recht ſtreng,“ ſagte der Alte, die zertretene Stelle wieder aufhäckelnd, „von dem neuen Schulweſen verſteh ich nichts, da fragt man die Kinder: wer hat den Stuhl gemacht? als wenn man das nicht ſchon von ſelber wüßt; da lautiren ſie h. l. l. m. wie die Stummen, es gibt gar kein ABC mehr.“

„Sie meinen alſo recht ſtreng?“ erwiederte ablenkend unſer Freund.

„Ja, wie die Mannen im Dorf 'rumlaufen iſt keiner da der es nicht aus dem Salz von mir kriegt hat, und ſag du ob ſie nicht noch heutigen Tags allen Reſpekt vor mir haben?“

„Ganz gewiß,“ ſagte der jüdiſche Lehrer lächelnd, der Alte fuhr fort:

„Und wenn eine Luſtbarkeit im Dorf iſt, da darf man nicht den vornehmen Herrn ſpielen, der ſich's eine Weile ſo anguckt, wie das dumme Volk doch auch luſtig ſein kann; nein, da muß man auch mitthun; Kreuz Himmel! ich hab die tollſten Streich' mitgemacht, den Balbiererstanz, den haben ſie von mir gelernt, und den Siebenſprung, den hab ich mit meiner Gret immer vorgetanzt, es juckt mir noch in den Beinen wenn ich daran denk."

„Sie waren aus der Gegend, Sie konnten ſchon eher ſo etwas mitmachen."

„Ich bin nicht aus der Gegend, Anno fünf iſt hier erſt Württembergiſch geworden, damals war Alles vorderöſterreichiſch, ich bin bei Freiburg daheim."

„Sie haben wohl viel erlebt?"

„Das will ich meinen. Die Leut', die jetzt dreißig Jahr alt ſind, die wiſſen gar nichts von der Welt, da geht Alles glattweg, wie auf der Kegelbahn; ſo ein Lehrer, ich mein euch nicht mit, aber was weiß denn jetzt ſo einer? wo iſt er in der Welt geweſen? In den Büchern iſt er geſteckt. Das geht jetzt Alles ſeinen geweiſten Weg, eins zwei drei, Schüler Seminariſt Lehrer. Ich war Soldat, ich war Muſikant, ich war Schreiber auf dem Amt in viererlei Herren Länder; ich hab' Ruſſen und Franzoſen und Sachſen und alles Teufelszeug mitdurchgemacht; ich hab' hier im Ort ein Buch angefangen gehabt mit der ſchönſten Fraktur, und denket nur einmal, grad wie ich beim F bin, kommen die Teufelsfranzoſen; da war's aus, die haben Fraktur mit einem geſprochen."

Nun erzählte der Alte, auf die Haue geſtützt, ſeine zwei Hauptgeſchichten; wie er nämlich einen Topf mit zweihundert Gulden im Keller vergraben hatte, den die Franzoſen doch fanden, wie er im grimmkalten Winter den Pfarrer nach Egelsthal begleitete, um einer alten Frau die letzte Oelung zu geben, unterweges ihnen ein Koſake begegnete und dem Lehrer die fuchspelzenen Handſchuhe auszog; er war eben an einer ausführlichen Beſchreibung der Handſchuhe, als es eilf Uhr läutete, man verließ den Garten.

Unſer Freund ging noch im Geleite ſeines jüdiſchen Amtsgenoſſen bis zum Adler, dort hatte er ſich zur Koſt eingedungen.

Am andern Morgen erwarb ſich der Lehrer viel Lob durch ſein Orgelſpiel, aus einzelnen Gruppen, die ſich nach der Kirche gebildet hatten, hörte er mehrmals den Ausſpruch: „er kann's faſt gar wie der alt' Lehrer;" er ging nun zu dieſem und bot ihm das Orgelſpiel für die Mittagskirche an.

Der alte Mann lachte ganz überſelig und ſagte endlich, wie immer in ſchnell abgeſtoßenen Sätzen ſprechend: „Ja, ſie können was lernen die jungen Leut' wenn ſie wollen; ich war dritthalb Jahr Unterorganiſt im Münſter in Freiburg, he he; ja, der früher' hochmüthig' Profeſſor hat mich aus der Kirch vertrieben, ich bin ein ganz Jahr nicht 'neingegangen, ich hab dem ſein Gequicks nicht hören können, und ſpäter bin ich nur zum Amt und zur Predigt, beim Singen hab' ich davon laufen müſſen."

Der alte Lehrer ſpielte nun Mittags die Orgel, aber er machte mit dem heiligen Inſtrumente ſo luſtige Sprünge, daß der junge Mann oft den Kopf ſchüttelte; auf dem Antlitze aller anderen Anweſenden aber leuchtete zufriedene Heiterkeit.

Die Freundlichkeit gegen den alten Lehrer erregte dem neuen vieles Lob, darüber aber, daß er die Gemeinderäthe am Werktage beſucht hatte, da ſie doch nicht zu Hauſe waren, ward ihm eben ſo vieler Tadel; von beidem kam ihm nichts zu Ohren.

Montags begann die Schule. Der Pfarrer, ein freundlicher und edeldenkender Mann, führte den neuen Lehrer mit einer gehaltvollen Rede, im Beiſein des ganzen Gemeinderaths und Bürgerausſchuſſes, in ſeinen Wirkungskreis ein.

Von dem Tage an da die Schule begonnen hatte, aß der Lehrer nicht mehr im Wirthshauſe; das laute Leben und die Geſpräche dort ſtörten ihn, er wollte nachdem er die Schaar der Kinder entlaſſen, ganz allein ſein. Ueberhaupt zog er ſich ganz in ſich zurück, er verrichtete ſein Amt gewiſſenhaft, pflog aber mit Niemanden Umgang; nur bisweilen ging er mit dem jüdiſchen Lehrer oder mit dem alten ſpazieren. Ueber den Charakter des letzteren war er bald einig, der Geiſtesrichtung des erſteren aber, in der die ſtaatlichen und ſittlichen Angelegenheiten ſeiner Glaubensverwandten im Vordergrunde ſtanden, konnte er keine entſprechende Theilnahme widmen. Mit den übrigen Leuten im Orte, ſelbſt mit dem Buchmaier, ſtand der Lehrer noch ſo fremd wie am Tage ſeiner Ankunft, er ging nie ins Wirthshaus und geſellte ſich nie zu den abendlichen Kreiſen, die ſich vor den Häuſern bildeten; waren die Schulſtunden zu Ende, ſchweifte er einſam durch Wald und Feld, zeichnete oder ſchrieb in ſein Taſchenbuch, und wenn es Nacht war muſizirte oder las er.

Da wir die Zeichnungen nicht vorlegen und die Muſik nicht wieder aufſpielen können, ſo mögen hier die Taſchenbuchbemerkungen eine Stelle finden, unter dem Titel, den ihnen der Lehrer ſelbſt gab:

Feldweisheit

von

Adolph Lederer.

(Im Graſe liegend.) Bei allen Wiederbelebungen, in allem neuen Daſein ſind Rückſtändigkeiten mitten darunter gemiſcht; wenn man das Wieſengrün des Frühlings genau betrachtet, liegt viel verdorrtes überjähriges Gras zwiſchen und unter dem grünenden, es muß verfaulen und zum Dünger für das neue Leben werden; da ſchreien dann die Thoren: es iſt kein Frühling, es kann auch keiner kommen, ſeht hier die dürren Halme! Iſt es nicht auch im ganzen Leben des Geiſtes ſo? .... iſt der alte Schullehrer nicht auch ſo ein Stück dürres Gras? .....

Mir iſt die ganze Natur ein Sinnbild des Geiſtes, ich meine immer ſie ſei nur die Larve hinter der das Geiſtesantlitz ſteckt; die armen Bauern! ſie leben mitten in der freieſten Natur wie in einem todten Hauſe, ſie ſehen in all den Feldern und Wäldern nur den Ertrag, die Zahl der Garben, die Säcke Kartoffeln, die Klafter Holz; ich aber ſchlürfe den Geiſtesduft der Schönheit, der darüber ſchwebt. Ich will hinwegſehen über die Menſchen, die da mitten unter dieſem glanzvollen Leben lichtlos einherwandeln, ich will mich erheben über all das niedere klägliche Treiben, und wie die Biene hier aus der unanfaßbaren

Diſtel Honig ſaugt, die dem Eſel blos zum derben Futter wird, ſo will ich den Honigſeim des Geiſtes aus Allem ziehen; ſteh mir bei du ewiger Geiſt und laß mich nicht denen gleich werden, die an der Scholle haften bis die Scholle über ihren Sarg rollt; und ihr! ihr großen Geiſter meiner Nation, deren Werke mich hieher begleitet, ſtärket mich und laßt mich ſtets zu euren Füßen ſitzen.

Jeder Acker hat ſeine Geſchichte, wüßte man die Wandlungen die ihn aus der einen Hand in die andere gebracht, die Schickſale und Gefühle derer, die ihn bearbeitet, es wäre die Geſchichte des Menſchengeſchlechts, ſowie ſeine geologiſche Bildung, tief hinab bis zum Mittelpunkt der Erde aufgedeckt, die Geſchichte des Erdballs aufzeigte.

Alles auf der Welt wird zur Nahrung oder zum ſonſtigen Verbrauch und Genuß für ein Anderes; nur der Menſch eignet ſich Alles an, er ſelber aber ſteht frei über der Erde, bis ſie ihren Mund aufthut und ſeinen Leichnam verſchlingt. Ich bin da auf eigene Weiſe zu dem trivialen Gedanken gelangt, daß der Menſch der Herr der Erde iſt; aber nur das iſt Wahrheit, eigene Erkenntniß, was wir auf eigenthümliche Weiſe wiederfinden.

Ich habe einmal gehört oder geleſen, daß nur da, wo die Anzahl der nützlichen Hausthiere die der Menſchen überſteige, ein behaglicher und glücklicher Zuſtand des allgemeinen Beſitzthumes ſei.

Iſt das wohl auch eine geiſtige Lehre, daß die Zahl der
Unvernünftigen die der Vernünftigen überſteigen müſſe?

Es wäre ſchrecklich, wenn es ſo wäre, und doch.....

Es iſt entſchieden, daß die Bildung der Menſchheit erſt mit
em Ackerbau und durch denſelben begonnen hat. So lange die
Menſchen ihre Nahrung nur ſuchten, ſei es durch Jagen, Fiſchen
nd dergleichen, ſtanden ſie noch faſt den Thieren gleich; erſt als
e begannen, ſich die Nahrung vorzubereiten, indem ſie das na-
rliche Wachsthum beobachteten und lenkten, pflanzten und
flegten, hielten ſie an einem beſtimmten Boden feſt, mußten
e die Geſetze der Natur erforſchen und entdecken, Ein-
uß auf das Leben der Außenwelt und ihrer Innenwelt ge-
innen.

Der Ackerbau iſt die Wurzel aller Bildung in der Welt,
er die Ackerbauer ſelber haben die wenigſte Frucht davon.
Muß das ſo ſein?

Auf der ſchwankenden Blume, die vom Winde geſchüttelt
ird, klammert ſich die Biene feſt und ſaugt emſig den Honig;
auch genießet der Menſch das ſchwankende Erdenleben, und
r Boden zittert unter ihm.

(Am Buchſee.) Ein Himmelstropfen, der in einen See
llt, bildet eine Weile ein Bläschen, dann zerplatzt er und ver-
engt ſich mit dem Sumpfe; in den lebenden Strom gefallen
ird er ſelbſt ein Theil der lebendigen Welle. Iſt mein Daſein
n ſolcher Tropfen? Ich will, daß ich in einen lebendigen Strom
fgehe, es muß ſo ſein....

Alle Vögel fliehen den Regen, nur die Schwalben flattern luſtig darin.

Es erregt mir oft ein ſonderbares Gefühl, daß, wenn ich hinausgehe in das Feld um mir körperlich erquickliche Ermüdung zu holen, die Leute von der Arbeit ermüdet heimkehren; es iſt mir da oft faſt als müßt ich mich ſchämen, daß ich jetzt ſpazieren gehe.

Nur am Abend und am Morgen bemerkt man den ſchnellen Wechſel des Lichts, dieſer iſt aber den ganzen Tag, aufſteigend bis zum Mittag und von da abſteigend ebenſo.

Iſt nicht bei der Entwicklung des Menſchengeiſtes der gleiche Fall?

So oft ich auch ſchon den Sonnenuntergang betrachtete, nie war er gleich; das iſt die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur, darum iſt ſie auch ewig ſchön und neu.

Beim Sonnenuntergang glaubt man immer, von der Stelle wo man ſteht bis nach Weſten hin reicht das Abendroth, da iſt noch Licht, rückwärts gekehrt erſcheint Alles dunkel; diejenigen aber, die weiter hinten ſtehen, glauben es reiche nur noch bis zu ihnen. So bemißt jedes den Horizont nach ſeinem Standpunkte, und wer das untergehende Licht betrachtet, glaubt es reiche nur noch bis zu ihm.

Warum iſt ein Sonnenuntergang für die meiſten Menſchen anſprechender als ein Sonnenaufgang?

Iſt es, weil dieſen die Wenigſten oft ſehen, oder weil das Verſchwindende, das Sterbende, näher zu uns ſpricht? Ich glaube nicht. Beim Sonnenuntergang erhält das Schauſpiel einen zart geheimnißvollen Abſchluß in der Nacht und der darauf folgenden Ruhe; der Sonnenaufgang aber hat keinen Abſchluß, ihm folgt das helle Licht, die Unruhe und das lärmende Gewühl des Tages. Schön iſt das Sterben! o ich ſehne mich......

(Hinter'm Schloßhag.) Wenn man einen Pfoſten in die Erde rammt, muß man die einzugrabende Spitze brennen, damit ſie nicht faule; wen die Flamme des Geiſtes berührt, der kann nicht ſterben.

Aus der Haut des einen Thieres ſchneidet man das Riemenwerk für Zaum und Zügel und die Einjochung des Andern. Die Anwendung iſt leicht.

Wenn man einem einen Weg zu kurz angibt, ermüdet er doppelt; dieß kömmt wohl von der ſtets geſpannten Erwartung, am Ziele zu ſein.

Ich habe mir den Weg zu meinem Lebensziele auch zu kurz gedacht.

Beim Mähen darf man nur kleine Schritte machen und geradaus, je dünner der Klee ſteht, um ſo müder wird man beim Mähen; da fährt man mit der Senſe auf dem harten Boden herum und in die Luft hinaus und hat am Ende nichts erſchafft. Wie vieldeutig iſt das!!

Vom Futter und Allem was man grün heimthut, entrichtet man keinen Zehnten.

Beim Kornſchneiden muß man die abgeſchnittene Frucht ſtets hinter ſich legen, da iſt Raum dafür, vorwärts ſtehen die neuen Halme, die zu ſchneiden ſind; ſo muß es auch mit unſern fertigen Thaten ſein, wir müſſen ſie aus unſerm Geſichtskreiſe legen und das vor uns ſtehende Neue in Angriff nehmen.

Wenn ich von Ferne die bald ſich erhebenden bald ſich niederbeugenden Schnitter anſehe, iſt es mir oft als ob ſie ein zerimoniöſes Gebet verrichteten.

Da wird der neue Zaun am Schloßgarten mit grüner Oelfarbe angeſtrichen, dürres Holz fault in Wind und Wetter wenn man es nicht mit Farbe bekleidet; die Natur hat über alle ihre Geſchöpfe eine ſchützende Oberhaut ausgebreitet, die Menſchen aber reißen die natürlichen Rinden und Glaſuren ab, dann müſſen ſie eine künſtliche auftragen.

Iſt die Bildung vielleicht nichts als eine Oelfarbe, die den natürlichen Schmelz erſetzt? Nein, ſie iſt erhöhte, ſie iſt die wahre Natur; dieſe Menſchen, wie ſie hier ſind.....

Der alte Zimmermann Valentin iſt ſo vergeßlich, er geht mit der Peitſche über der Schulter ſeinen Weg und ſagt immer vor ſich hin: Hio! ohne zu merken, daß ſeine Kühe ſchon dreißig Schritte hinter ihm einen andern Weg gegangen ſind. Ergeht es nicht auch manchen Herrſchern gerade ſo?

In einem Garten an der Straße ſteht eine Trauerweide, deren Aeſte in allerlei Ellipſen, Zirkel, ſchiefe und rechte Winkel zuſammengebunden wurden und nun ſo in einander verwachſen ſind.

Ja, die Aeſte des Trauerbaumes, die Zweige des Schmerzens ſind am leichteſten zu biegen, da laſſen ſich die Menſchen gar wunderlich verſchnörkeln; aber die zähe Naturkraft macht die herben Krümmungen von Neuem ausſchlagen. Warum nur die Bauern die verſchnörkelte Natur ſo lieben? warum ſie die Trauerweide, den ſchönſten aller Bäume ſo mißhandeln? Vielleicht liegt es tief in der menſchlichen Natur, mit dem was das ganze Jahr die ernſteſte Beſchäftigung darbeut, auch einmal zu ſpielen.....

(Am Kreuz im Schießmauernfeld.) Ich habe früher nie über Juden nachgedacht, obgleich in meinem Geburtsorte auch Juden wohnten; ich erinnere mich nur, daß ich als kleines Kind auch die Judenknaben meines Alters verhöhnte und wenn ich konnte ſchlug.

Es kömmt uns nicht ein, über unſer Verhältniß zu den Juden nachzudenken, ſo wenig wir über unſer Verhältniß zu den Pferden nachdenken; im Gegentheil, durch die Bibel bekömmt jedes Chriſtenkind die Empfindung, daß ihm jeder einzelne Jude etwas Böſes gethan, ein geheimnißvoller Abſcheu ſetzt ſich dann in der Seele des Kindes feſt, ich dachte mir immer alle Juden räudig; ein Kind kann ein Thier liebkoſen, nie aber einen Juden.

Hier habe ich Gelegenheit, oft mit Juden zu verkehren, der jüdiſche Lehrer iſt ein vorurtheilsfreier Mann von Bildung wie ich noch ſelten einen getroffen, er weiß mehr von der Theologie als von den Naturwiſſenſchaften; iſt das bei allen Juden ſo? In ſeinem Unterrichte iſt mehr Geiſtreiches, weniger Methode und Stetigkeit; das iſt für minder begabte Kinder nicht gut. Als ich zum erſtenmale die Synagoge beſuchte, war es mir ganz eigen zu Muthe: hier, in die ſchwarzen deutſchen Tannenwälder haben ſich dieſe ebräiſchen Worte vom Libanon verloren, und doch, iſt nicht auch unſere Religion von dort her? Noch mehr, das alte Rom konnte die Deutſchen nicht beſiegen, ſie nicht römiſch reden lehren, das neue vollbrachte es; hier auf den fernen Bergen ertönt allſonntäglich in der Kirche die römiſche Sprache.

Meinem Hauſe gegenüber iſt der ſogenannte Brandplatz, dort ſtand das Haus in dem eine ganze jüdiſche Familie, Großmutter, Schwiegertochter und fünf Enkel verbrannt ſind; jetzt ſpielen die Kinder am liebſten auf dieſer Stätte, eine ſolche Ruine bietet ſonſt ſeltene Verſtecke. An den ſchwarzen Wänden klettern die rothwangigen Buben umher und tollen und jubeln; ſo baut ſich überall ſchnell neues Leben auf, wo die Flammen einſt gewüthet, tummelt ſich ſorglos das junge Geſchlecht, es iſt auch in der Weltgeſchichte ſo.

Drinnen im Dorfe haben ſie heute den Hammeltanz aufgeführt.

Solche Dinge paſſen nicht mehr in unſere Zeit, ſie gehören in das Mittelalter; da ſah wohl der Gutsherr vom Schloßerker herab der Fröhlichkeit ſeiner Leibeigenen zu, er hatte ihnen den Hammel und die Schnur geſchenkt und ſteuerte wohl auch das gewinnende Paar mit einem kleinen Leben aus; jetzt hat alles das keine Bedeutung mehr, man ſollte es abſchaffen.

Manchmal verliert ſich von der Tanzmuſik drinnen im Dorfe ein Klang zu mir heraus in das Feld, nur die ſchmetternden Töne der großen Trompete ſind es, die ich abgeriſſen vernehme; ſo auch ſtehen dieſe Bauern fern von der großen Harmonie der Geiſteswelt, nur wenn die große Trompete erſchallt, oder die große Trommel gerührt wird, dringt ein abgeriſſener Klang zu ihnen und ſie ſchreiten eine Weile im Marſchtakte der Zeit, von dem lieblichen Adagio, von dem friedlichen Zuſammenklingen wiſſen und hören ſie nichts.

Es iſt gut, daß immer noch Plätzchen auf der Welt ſind, die Niemanden gehören, wo die Armen ihr Gras ſammeln können, das ſind die Raine, Anwände oder wie man ſie nennen mag; wo aber der Fuß des Menſchen kaum mehr einen Halt findet, da klettert noch die Ziege, die Genoſſin der Armen, umher um ſich ein friſches Kraut oder ein ſchmackhaftes Läublein zu holen.

An den Holztagen dürfen die Armen von den grünenden Bäumen ſich die dürren Aeſte aneignen, ich habe einmal die ſchöne Deutung geleſen, daß die gütige Natur dieſes Gewohnheitsrecht aufſtellte und von ihrem reichen Tiſche den Armen abgibt. Die Armen und das dürre Holz — —

Auch das Unkraut in den Kornfeldern gehört Niemanden, das jäten die Armen aus und es iſt nahrhaftes Futter; fragſt du nun noch: wozu das Unkraut? Vielleicht iſt es auch mit vielem andern ſo . . . . .

Dieſer Blätter ſind die Ausbeute von dreien Monaten, während welcher der Lehrer in den Feldern umherſchweifte; ſie hatten ihm manche üble Nachrede zugezogen, denn die Leute konnten gar nicht begreifen, was er immer einzubuchen habe, und ſie erſchöpften ſich in allerlei Vermuthungen. Man wird bemerkt haben, daß er auch manche gewöhnliche Erkundigung einzog, die ihm noch neu war; die Leute ſahen ihn groß an und ſchüttelten die Köpfe, ſie konnten gar nicht begreifen, wie man ſo etwas nicht nicht wiſſen könne.

Es iſt gewiß ſchon Vielen begegnet, daß wenn ſie einen Bauern um den Weg nach dem nächſten Orte befragten, der Angeredete ſtutzte, weil er glaubte man necke ihn, dann aber eine Erklärung gab, die auf der Vorausſetzung beruhte, daß man die Oertlichkeiten kenne; es geht aber auch vielen Gebildeten ſo, weil ihnen ihr gewohnter Geſichts- und Ideenkreis klar iſt, meinen ſie das begriffe jeder und ſie verſtändigen ſich nur halb.

Der Lehrer war im Dorfe noch ſo unbekannt, daß Niemand ſeinen Namen wußte; eines aber hatte Jeder erfahren, nämlich, daß der Lehrer aus Lauterbach ſei, an dieſes heftete ſich nun die Spottſucht, man wollte es ihn entgelten laſſen, daß er ſo ſtolz und zurückgezogen war. Abends, wenn die Burſchen wußten daß der Lehrer zu Hauſe war, rotteten ſie ſich vor ſeinen Fenſtern zuſammen und ſangen unaufhörlich den Lauterbacher; weil man auch wußte, daß er ein ſtrenger Vertheidiger des Vereins gegen Thierquälerei war, wurde ein gewöhnliches Lied zum Dreufſetzen oft geſungen, es lautete:

Jetzt iſcht des Liadle aus,
Jetzt ſpeir i do e Maus:
Such i 'rum und find ſe,
Nehm i e Meſſer und ſchind ſe,
Stich ihr d' Augen aus
No hann i e blinde Maus.

Dieſe „Gemeinheit“ ärgerte den Lehrer, er wußte aber noch immer nicht, was alles das zu bedeuten habe, bis ſich endlich der Studentle zu den Burſchen geſellte; obgleich er verheirathet war, ſtand er doch bei jedem muthwilligen Streiche obenan, er brachte nun einen neuen Vers, der oft wiederholt wurde:

Z' Lauterbach bin ich ſo ſtolz gebor'n,
Stolz das iſt meine Manier;
Ei wär' ich doch wieder in Lauterbach,
Da wär' ich in meinem Revier.

Jetzt merkte der Lehrer, was dieſe Zuſammenrottungen zu bedeuten hatten; in ſeiner tiefſten Seele trauerte er, daß dieſe Menſchen, denen er doch nur wohlwollte, ihn ſo mißhandelten. Drinnen trauerte der Lehrer, draußen aber wurde das Gejubel immer lauter; da raffte er ſich auf, er wollte an das Fenſter treten und ein Wort der Verſtändigung ſprechen, glücklicherweiſe fiel aber ſein Blick auf die Geige, er nahm ſie von der Wand und ſpielte friſchweg die Melodie des ihn verfolgenden Liedes. Drunten horchte man ſtill auf, nur verhaltenes Kichern ließ ſich vernehmen; aber der Geſang begann bald wieder und der Lehrer begleitete ihn mit der Geige, ſo oft man auch wieder anfing.

Endlich trat er an das Fenſter und ſagte hinaus:

„So, hab' ichs recht gemacht?“

„Ja,“ erſcholl die allgemeine Antwort, und von dieſem Abende an blieb der Lehrer von dem Liede verſchont, denn man wußte, daß es ihn nicht mehr ärgere.

Von dieſer Zeit an nahm ſich indeß der Lehrer vor, freundlicher und geſprächſamer gegen die Leute zu ſein; er erkannte, daß er nicht nur in der Schule, ſondern auch außer derſelben Pflichten gegen die Menſchen habe, mit denen er gemeinſam lebte.

Die Ausführung dieſes Vorſatzes wurde ihm bald treulich belohnt.

Eines Sonntags nach der Mittagskirche ging er durch die am Hügel gelegene Straße „Bruck“ genannt, da ſah er eine alte Frau vor einem Hauſe ſitzen, ſie hatte die Hände in einander gelegt und ihr Kopf wackelte; er ſagte freundlich:

„Guten Tag, nicht wahr, der Sonnenſchein thut Ihnen gut?“

„Dank ſchön, lieber Menſch,“ erwiederte die Alte, oft mit dem Kopfe nickend.

Der Lehrer blieb ſtehen.

„Sie haben ſchon manchen Sommer erlebt,“ ſagte er.

„Acht und ſiebenzig, es iſt ein' ſchöne Zeit, ſiebzig Jahr ein Menſchenleben heißt es in der Schrift; es iſt mir oft, wie wenn mich der Tod vergeſſen hätt', nun, unſer lieber Herrgott wird mich ſchon holen wenn's Zeit iſt, er weiß wohl ich verlauf ihm nicht.“

„Sie können aber doch noch immer gut fort?“

„Nimmeh recht — der Krampf — aber das thut gut,“ ſie zeigte auf die grauen Fädchen, die ſie um die beiden Arme gebunden hatte, an denen die Venen geſchwollen waren.

„Was iſt denn das?“

„Ei, das hat eine reine Jungfrau geſponnen, des Morgens nüchtern mit ihrem Munde und hat drei Vaterunſer dabei gebetet; wenn man das unbeſchrieen um den Arm thut und dabei neunmal das Gebet in unſers Herrgotts heilige drei Nägel ſagt, ſo ſtillt's den Krampf, ich muß ſo viel huſten,“ ſagte ſie wie zur Entſchuldigung ihrer oft unterbrochenen Rede auf ihre Bruſt deutend.

„Wer hat denn die Fäden geſponnen?“ fragte der Lehrer.

„Ei mein' Hedwig, mein Enkele, kennet ihr denn die nicht? wer ſind ihr denn?“

„Ich bin der neue Lehrer.“

„Und da kennet ihr mein Hedwig nicht? ſie iſt ja eine von den Kirchenſängerinnen; ſag mir nur auch ein Menſch, was das für eine Welt iſt, da kennt der Lehrer die Kirchenſängerinnen nicht mehr.“

Ich bin auch Kirchenſängerin geweſen; man hört mir's jetzt nimmeh an mit meinem Huſten; ich bin ein ſauber's Mädle geweſen, ja, ich hab mich dürfen ſehen laſſen, und alle Jahr war das Jahreſſen, da war der Pfarrer und der Schulmeiſter dabei;

o! wie ſind da g'ſpäſſige Lieder geſungen worden, der bairiſche Himmel und ſo Sächen, das iſt jetzt auch nimmeh, ja die alt' Welt iſt eben aus und vorbei."

„Sie haben wohl ihr Enkelchen ſehr lieb?"

„Es iſt ja das jüngſt', o! mein' Hedwig die iſt noch Eine von der alten Welt, die hebt mich und legt mich und da iſt kein unſchön Wörtle; ich wollt's ihr gunnen, daß ich bald ſterben thät, ſie muß ſo viel daheim bleiben wegen meiner, und wenn ich geſtorben bin will ich auch recht für ſie beten im Himmel."

„Sie beten wohl recht viel."

„Ja, was kann ich beſſeres thun? Mit dem Schaffen iſt es aus.

Ich kann auch ein Gebet, das die Seelen vom Mond gerad in den Himmel bringt und daß die Seelen gar nicht ins Fegfeuer brauchen. Die heilig Mutter Gottes hat einmal zu Gott Vater geſagt: Lieber Mann, ich kann das nimmeh hören, wie die armen Seelen im Fegfeuer ſchreien und heulen, es geht mir durch Mark und Bein, und da hat er geſagt: Nu meinetwegen, du darfſt ihnen helfen. Und da iſt in dem Tyrol einem Mann der acht Kinder gehabt hat ſein' Frau geſtorben, und da hat der eben ganz ſchrecklich gejammert wie man ſie auf den Kirchhof tragen hat, und da iſt alle Morgen die Mutter Gottes kommen, hat die Kinder geſtrehlt und gewäſchen und die Betten gemacht, und da hat der Mann lang nicht recht gemerkt, wer das thut, und da iſt er endlich zum Pfarrer gangen, und da iſt der ganz früh mit dem Heilig kommen, und da hat der geſehen wie die Mutter Gottes zum Fenſter 'naus iſt, ſchneeweiß, und da iſt das Gebet auf der Simſe gelegen, und da hat man da ein' Kirch hingebaut."

„Dieſes Gebet kennen Sie?“ ſagte der Lehrer ſich neben der Alten auf die Bank ſetzend.

„Ihr müſſet nicht ſo Sie ſagen“, begann die Alte vertraulicher werdend, „das iſt nicht der Brauch.“

„Habt ihr noch mehr Enkel?“ fragte der Lehrer.

„Noch fünf und auch vierzehn Urenkel, und von meinem Conſtantin krieg' ich auch bald eins, kennet ihr meinen Conſtantin nicht? der hat auch geſtudirt, er iſt ein Wilder, aber ich hab' nichts über ihn zu klagen, gegen mich iſt er alleweil gut.“

Plötzlich kam hinter dem Hauſe hervor ein Mädchen, dem ein ſchneeweißes Huhn auf dem Fuße folgte; „Hent ihr guate Naoth Ahne?“ fragte das Mädchen im Vorübergehen, es ſchaute kaum eine Weile auf; der Lehrer war ſo betroffen, daß er unwillkürlich aufſtand und nach der Mütze griff.

„Iſt dieß euer Enkelchen?“ fragte er endlich.

„Freilich.“

„Das iſt ja prächtig,“ ſagte der Lehrer.

„Nicht wahr, es iſt ein ſauber's Mädle? der alt' Schmiedjörgli ſagt ihm immer, wenn es das Dorf hineinkommt, es wär' grad wie ſein' Ahne. Der Schmiedjörgli iſt noch der einzig von denen jungen Burſch, mit denen ich getanzt hab'; jetzt iſt es grad wie wenn wir hundert Stund von einander wären, er ſitzt drinnen im Dorf und kann nicht zu mir kommen und ich nicht zu ihm; wir müſſen halt warten bis wir halbwegs auf dem Kirchhof zuſammen kommen, und da treff' ich die ganz' alt' Welt, und im Himmel da gehts erſt recht an, mein guter Hansadam muß lang warten bis ich zu ihm komm', die Zeit wird ihm lang werden.“

„Euch haben gewiß alle Leute im Dorfe gern," ſagte der Lehrer.

„Wie's in den Wald 'neinhallt, hallt's 'raus, wenn man jung iſt möcht' man gern alle Leut' auffreſſen, die einen aus Lieb und die anderen aus Aerger; wenn man alt iſt, da laßt man einem jeden ſein Sach. Ihr glaubet's gar nicht, was die Leut' hier ſo gut ſind, ihr werdet's auch noch erfahren, ſeid ihr denn auch ſchon viel in der Welt 'rumkommen?"

„Faſt gar nicht. Mein Vater war auch Schullehrer, er ſtarb als ich kaum ſechs Jahre alt war, bald darauf ſtarb auch meine Mutter; ich wurde nun in das Waiſenhaus gebracht, blieb dort, zuerſt als Zögling dann als Inzipient und Hülfslehrer, bis ich dieſen Frühling hieher verſetzt wurde. Ja, liebe gute Frau, es iſt ein hartes Loos, wenn man ſich kaum mehr erinnert, daß einen die Hand der Mutter berührt hat."

Die Hand der alten Frau ſtreifte ihm plötzlich über das Geſicht, es war dem Lehrer in der That als ob ihn eine höhere Macht berührte, er ſaß da mit geſchloſſenen Augen und die Augäpfel zitterten und bebten, die Wangen glühten; wie erwachend faßte der die Hand der Alten und ſagte:

„Nicht wahr, ich darf euch auch Großmutter heißen?"

„Rechtſchaffen gern du guter lieber Menſch, es kommt mir auf ein Enkele mehr oder weniger nicht an, und ich will's probiren und will dir deine Strümpf' ſtricken, bring mir auch die zerriſſenen."

Mit einem erhabenen Wohlgefühl ſaß nun der Lehrer bei der alten Frau, er wollte gar nicht weggehen; die Vorübergehenden ſtaunten, daß der ſtolze Menſch ſich ſo vertraulich mit der alten Maurita unterhielt.

Endlich kam ein Mann aus dem Hauſe, die Augen reibend, ſich reckend und ſtreckend.

„Haſt ausg'ſchlafen Johannesle?“ fragte die Alte.

„Ja, aber mein Kreuz thut mir noch ſträflich weh von dem Schneiden.“

„Es wird ſchon wieder gut, unſer Herrgott läßt einem vom Schaffen keinen Schaden zukommen,“ erwiederte die Mutter.

Der Lehrer dachte daran, wie ihm das Bücken der Leute als zerimoniöſes Gebet vorgekommen war. Nach gegenſeitigen Begrüßungen begleitete er nun den Johannesle hinaus in das Feld.

Johannesle liebte eine Unterhaltung, bei der man nichts zu trinken brauchte und die auf dieſe Weiſe nichts koſtete; er war daher entzückt von der Liebenswürdigkeit und Geſcheitheit des Lehrers, denn dieſer hörte ihm aufmerkſam zu: die Darlegung ſeines Hausweſens, die Geſchichte des Conſtantin und noch vieles Andere.

Am Abend erzählte Johannesle allen Leuten, der Lehrer ſei gar nicht ſo ohne, er könne nur nicht recht mit der Sprache heraus, er könne den Rank * nicht kriegen.

Der Lehrer aber ſchrieb als er nach Hauſe kam in ſein Taſchenbuch: „Die Frömmigkeit allein erhält den Menſchen auch noch im Alter liebenswürdig, ja ſie macht heilig und anbetungswerth, die Frömmigkeit iſt die Kindheit der Seele; wenn faſt wieder das Kindiſchwerden hervortritt, verbreitet ſie eine anmuthige glorienhafte Milde über das ganze Weſen. Wie hart, herb

---

* Mit einem Fuhrwerk geſchickt um eine Ecke biegen nennt man: den Rank kriegen.

und häßlich ſind genußſüchtige ſelbſtſüchtige Menſchen im Alter, wie erhaben war dieſe Frau, ſelbſt in ihrem Aberglauben!“

Noch etwas Anderes ſchrieb der Lehrer in ſein Taſchenbuch, aber er ſtrich es alsbald wieder aus. In herber Selbſtanklage ſaß er lange einſam, endlich ging er hinaus auf die Straße, ſein Herz war ſo voll, er mußte unter Menſchen ſein; der Geſang der Burſchen, der weithin ſchallte, durchzitterte ſeine Bruſt und er ſagte: „Wohl mir, es iſt gekommen, daß der Geſang der Menſchen mich noch tiefer faßt als der Geſang der Vögel; ich höre den brüderlichen Ruf, o Gott! ich liebe euch Alle!“

So wandelte er noch lange durch das Dorf, im Herzen traulich zu Allen ſprechend, aber kein Wort kam über ſeine Lippen; ohne zu wiſſen, wie es gekommen war, ſtand er plötzlich vor dem Hauſe Johannesle's in der Bruck: Alles ſtille ringsum, nur aus der untern Stube, wo die Leibgeding-Wohnung der Großmutter war, vernahm man eintöniges Murmeln des Gebetes.

Erſt ſpät in der Nacht kehrte der Lehrer heim, Alles war ſtille, nur hier und dort vernahm man das leiſe Wiſpern zweier Liebenden; als er endlich in ſeine Stube eintrat, wo Niemand war, der ihm auf ſeine Reden eine Antwort gab, der nach ihm aufſchaute und ihm gleichſam ſagte: freue dich, du lebſt und ich lebe mit Dir — da betete er laut zu Gott: „Herr! laß mich das Herz finden, das mein Herz verſteht.“

Am andern Tage wußten die Kinder gar nicht, warum der Lehrer heute ſo überaus fröhlich dreinſah; in der Zwiſchenſtunde ſchickte er des Matheſen Hannesle in den Adler und ließ ſagen, man brauche ihm das Eſſen nicht zu ſchicken, er wolle ſelbſt hinkommen.

Es war mißlich, daß der Lehrer ſich mit ſo hochfliegenden Gedanken dem Leben um ihn her näherte; er konnte ſich wohl zurückhalten, ſeine eigenen Empfindungen den Anderen mitzutheilen, dem aber konnte er nicht ſteuern, daß ihm manches Häßliche und Widrige vor die Augen gerückt wurde.

In der Wirthsſtube traf er das Bärbele, das in der Schenke ſtand, in eifrigem Geſpräch mit einer andern Frau.

„Gelt," ſagte Bärbele, „ſie haben dir geſtern Abend den deinen wüſt heimbracht, er hat ſtark auf ein' Seite geladen gehabt; wenn ich's geſehen hätt', daß ſie ihm Branntwein ins Bier ſchütten, ich hätt' ſcharf ausgefegt."

„Ja," ſagte die Frau, „er war ganz erbärmlich zugerichtet, er war grad wie ein voller Sack."

„Ja, und du ſollſt dich noch ſo ſchön bedankt haben, was haſt denn geſagt? ſie haben ſo gelacht, es hat gar kein End' nehmen wollen."

„Ich hab halt geſagt ſag ich: Ich dank ſchön ihr Mannen, vergelt's Gott; da haben ſie mich gefragt: für was denn? da hab' ich geſagt ſag ich: Bedankt man ſich ja wenn man einem ein' Wurſt bringt, warum wird man ſich nicht für ein' ganze Sau bedanken?"

Der Lehrer legte die Gabel weg als er dieſe Rohheit vernahm, bald aber aß er wieder weiter, indem er lächelnd darüber nachdachte wie das Unglück und die Leidenſchaft ſo oft witzig mache.

Bei allen Gefühlsverletzungen, die der Lehrer durch die Art und Weiſe der Bauern empfand, wendete er ſich aber nicht mehr an die Mutter Natur, ſondern an die Großmutter Maurita, die ihm über die Art, wie die Menſchen hier lebten, manchen

Aufſchluß gab. Viele Leute ſagten daher, die alte Frau hätte den Lehrer behert, dem war aber nicht ſo; ſo gerne er ſich auch an ihrem liebevollen Herzen erlabte, konnte man doch eher ſagen: die Hedwig hatte es ihm angethan, obgleich er ſie nur einmal geſehen und noch kein Wort mit ihr geſprochen hatte. „Hent ihr guate Raoth Ahne?“ Dieſe Worte wiederholte er ſich oft, ſie klangen ihm ſo innig, ſo melodiſch, trotzdem ſie in dem derben Dialekte geſprochen waren, ja dieſer ſelber hatte eine gewiſſe Milderung und Anmuth dadurch erhalten.

Mit aller Macht ſeiner früheren Vorſätze ſtemmte ſich unſer Freund gegen die Hinneigung zu einem Bauernmädchen, aber wie es immer geht, die Liebe findet Auswege genug; ſo ſagte ſich auch der Lehrer: „Gewiß iſt ſie das wiedergeborene Ebenbild der guten Großmutter, nur friſcher, von der Sonne der neuen Zeit durchleuchtet. Hent ihr guate Raoth Ahne?“

Eines Abends ſaß der Lehrer wiederum bei der Alten, da kam das Mädchen hochgerötheten Antlitzes mit der Sichel in der Hand vom Felde heim, ſeine Schürze hielt es behutſam aufgeſchlagen, es trat nun zur Großmutter und reichte ihr aus der Schürze die in Haſelblätter eingehüllten Brombeeren.

„Du weißt doch was der Brauch iſt Hedwig, zuerſt wartet man den Fremden auf,“ ſagte die Großmutter.

„Langet naun zua Herr Lehrer,“ ſagte das Mädchen frei aufſchauend; der Lehrer nahm erröthend eine Brombeere.

„Iß auch mit,“ ſagte die Großmutter.

„I dank, eſſet's naun ihr mit einander, 's ſoll euch wohl bekommen.“

„Wo haſt's denn brochen?“ fragte die Großmutter.

„Neabe unſerm Acker im Grund, ihr könnet jo die Heck,“ ſagte das Mädchen und ging in das Haus.

Es war dem Lehrer ganz eigen zu Muthe, daß von der Hecke, die er am erſten Mittage ſeines Hierſeins gezeichnet, ihm Hedwig jetzt die reife Frucht brachte.

Hedwig kam bald wieder aus dem Hauſe, die weiße Henne folgte ihr auf dem Fuße.

„Wohin ſo ſchnell wieder Jungfer Hedwig,“ fragte der Lehrer, „wollet ihr euch nicht ein wenig zu uns ſetzen?“

„Ich dank ſchön, ich will noch bis zum Nachteſſen ein biſle 'nüber zum alten Lehrer *.“

„Wenn's erlaubt iſt begleit' ich euch,“ ſagte unſer Freund, und ohne eine Antwort abzuwarten ging er mit.

„Kommet ihr oft zum alten Lehrer?“

„Freilich, er iſt ja mein Vetter, ſein Weib iſt die Schweſter von meiner Ahne geweſen.“

„So? das freut mich herzlich.“

„Warum? habt ihr mein' Baſ' gekannt?“

„Nein, ich mein nur ſo.“

Man war an dem Garten des alten Lehrers angelangt, Hedwig ſchloß ſchnell die Gartenthüre hinter ſich und ließ die Henne draußen, die wie eine Schildwache hier harrte.

„Wie kommt's,“ fragte der Lehrer, „daß euch das Huhn ſo nachläuft, das iſt ja etwas ganz Seltenes.“

Hedwig ſtand verlegen da und zupfte an ihren Kleidern.

„Dürfet ihr mir's nicht ſagen?“ fragte der Lehrer wieder.

---

* Hedwig ſprach zwar immer ganz im Dialekt, zum beſſern Verſtändniß geben wir es aber möglichſt hochdeutſch wieder.

„Ja, ich darf, ich kann, aber — ihr dürfet mich nicht auslachen und müſſet mir verſprechen, daß ihr's nicht weiter ſaget, ſie thäten mich ſonſt feppen."

Der Lehrer faßte ſchnell die Hand des Mädchens und ſagte: „Ich verſprech's euch hoch und heilig;" er ließ die Hand nicht mehr los, und verlegen zur Erde ſchauend ſagte das Mädchen:

„Ich, ich hab', ich hab' das Hühnle ausgebrütet; die Gluckhenn' iſt verſcheucht worden und da hat ſie die Eier liegen laſſen, und wie ich das einzig Eile gegen das Licht gehoben hab', hab ich geſehen daß ſchon ein Köpfle drin iſt, und da hab ichs halt zu mir genommen . . . . ihr müſſet mich nicht auslachen, aber wie das Hühnle 'rauskommen iſt, da hab ich mich vor Freud gar nicht zu halten gewußt; ich hab ihm ein Federbettle gemacht, hab ihm Brod gekaut und hab's geäzt, und es iſt ſchon am andern Tag auf dem Tiſch 'rumgelaufen, es weiß Niemand was davon als mein' Ahne; da iſt mir jetzt das Hühnle ſo treu, wenn ich ins Feld geh' muß ich's einſperren, daß es mir nicht nachlauft. Geltet, ihr lachet mich nicht aus?"

„Gewiß nicht," ſagte der Lehrer, und ging noch eine Strecke Hand in Hand mit Hedwig, dann aber verwünſchte er die Ordnungsliebe und Sparſamkeit des alten Lehrers, der den weitern Weg ſo eng gemacht hatte, daß man nicht neben einander gehen konnte.

Unſer Freund war ſehr erzürnt, als der alte Schullehrer mit ungewöhnlich ſchnellem Lachen den beiden Ankommenden zurief:

„Kennet ihr ſchon einander? hab' ich dir's nicht ſchon lang geſagt Hedwig, du mußt einen Schullehrer kriegen?"

Dieſes unzeitige Anfaſſen einer kaum knospenden Blüthe that unſerm Freunde in tiefſter Seele weh, doch er bemeiſterte ſeine Empfindlichkeit und ſchwieg; er ſtaunte aber, daß Hedwig, als ob nichts geſagt worden wäre, begann:

„Vetter, ihr müſſet morgen eure Sommergerſte in den Holzſchlägeläckern ſchneiden, ſie iſt überzeitig und fällt ſonſt ganz um.“

Es wurde wenig geſprochen, Hedwig ſchien ſehr müde, ſie ſetzte ſich auf die Bank vor einem Baume; die beiden Lehrer ſprachen nun mit einander, aber unſer junger Freund ſah das Mädchen dabei immer ſo durchdringend an, daß es ſich mehrmals mit der Schürze über das Geſicht fuhr, es meinte, es müſſe in der Küche, als es die Kartoffeln ans Feuer geſtellt hatte, ſich rußig gemacht haben. Unſer Freund hatte aber ganz andere Dinge zu bemerken, es fiel ihm jetzt zum erſtenmale auf, daß Hedwig mit dem linken Auge ein wenig ſchielte; dieß war aber keineswegs unangenehm, vielmehr gab es dem Ausdrucke etwas Weiches und Scheues, was zu der übrigen Bildung des Geſichtes wohl paßte: die feine ſchlanke Naſe, der überaus kleine Mund mit den kirſchrothen Lippen, die runden zartrothen Wangen — die Blicke des jungen Mannes ſchweiften mit Wohlgefallen darauf umher; endlich, da er ſeinem Collegen mehrere verkehrte Antworten gegeben hatte, merkte er daß es Zeit zum Gehen ſei, er verabſchiedete ſich daher und Hedwig ſagte:

„Gut Nacht Herr Lehrer.“

„Erhalte ich nicht auch noch eine Gutnachthand?“

Hedwig verſteckte ſchnell ihre beiden Hände auf dem Rücken.

„Bei uns fragt man nicht, bei uns nimmt man ſich die Hand, he he,“ ſagte der alte Lehrer.

Unſer Freund ließ ſich dieſe Weiſung nicht zweimal geben, er ſprang hinter den Baum um die Hand Hedwigs zu faſſen, dieſe aber wendete ihre Hände ſchnell nach vornen.

Der Lehrer getraute ſich nicht mit ihr zu ringen, und ſo ſprang er noch mehrmals vor- und rückwärts, bis er zuletzt ſtolperte und vor Hedwig niederfiel; ſein Haupt lag in ihrem Schooße auf ihrer Hand, ſchnell beſonnen drückte er einen heißen Kuß auf dieſe Hand und nannte ſie im Geiſte ſein; ſo blieb er eine Weile ohne ſich zu erheben, bis endlich Hedwig mit beiden Händen ſeine Wangen bedeckend ihn emporhob; verworren um ſich ſchauend ſagte ſie:

„Stehet auf, ihr habt euch doch nichts gethan? gucket, das kommt von denen Späſſ', ihr müſſet euch nur von meinem Vetter da nichts anlernen laſſen.“

Der Lehrer ſtand auf und Hedwig bückte ſich ſchnell nieder, um ihm mit der innern Seite ihrer Schürze die beſchmutzten Kniee zu reinigen; der Lehrer aber duldete das nicht, ſein Herz pochte ſchnell da er dieſe demuthvolle Beſcheidenheit ſah. Bald ſtand er wieder geſäubert da und ſagte Hedwig abermals gute Nacht, ſie blickte zur Erde, weigerte ihm aber ihre Hand nicht mehr.

Schwebenden Ganges ging der Lehrer dahin, es war als ob er den Boden kaum berührte, als ob eine höhere Macht ihn trüge; ein unnennbares Kraftgefühl durchſtrömte ſein innerſtes Mark, ihm war ſo leicht und frei, alle Leute ſchauten ihn verwundert an, denn er lächelte ihnen ganz offen zu. —

So ſchnellem Wechſel iſt aber ein Menſchengemtüh hingegeben, daß bald nach dem erſten Jubel der Lehrer in trüber Selbſtanklage zu Hauſe ſaß: „Du haſt dich von einer Leidenſchaft zu ſchnell hinreißen laſſen,“ ſagte er ſich, „iſt das die Feſtigkeit?

an ein ungebildetes Bauernmädchen haſt du dich hingegeben, weggeworfen — Nein, nein, aus dieſem Antlitze ſpricht die Majeſtät einer zarten ſanften Seele." Noch mancherlei Gedanken ſtiegen in ihm auf, er kannte jetzt das Bauernleben, und noch ſpät ſchrieb er in ſein Taſchenbuch: „Das ſilberne Kreuz auf ihrem Buſen iſt mir ein ſchönes Sinnbild der Heiligkeit, Unnahbarkeit und Unberührtheit."

Hedwig aber hatte zu Hauſe keinen Biſſen zu Nacht gegeſſen, ihre Leute zankten ſie, ſie habe zu viel geſchafft, ſie habe gewiß noch dem Lehrer in der Gartenarbeit geholfen; ſie verneinte und machte ſich bald zu ihrer Großmutter, mit der ſie in Einem Zimmer ſchlief.

Noch lange nach dem Nachtgebet ſagte ſie, als ſie die Großmutter huſten hörte und nun wußte daß ſie auch noch wach ſei:

„Ahne, was hat denn das zu bedeuten, ein Kuß auf die Hand?"

„Daß man die Hand gern hat."

„Weiter nichts?"

„Nein."

Wieder nach einer Weile ſagte Hedwig: „Ahne."

„Wasele * ?"

„Ich hab' was fragen wollen, ich weiß aber nimmehr."

„Nun ſo ſchlaf jetzt, du biſt müd, wenn's was Gut's iſt wird's morgen früh auch nicht zu ſpät ſein, es wird dir ſchon einfallen."

Hedwig wälzte ſich aber ſchlaflos im Bett umher, ſie überredete ſich, daß ſie nicht ſchlafen könne, weil ſie den Hunger

---

* Was und le.

übergangen habe; ſie würgte nun mit aller Gewalt ein Stück Brod hinab, das ſie für alle Gefahren bereit gehalten hatte.

Der Lehrer war indeß auch mit ſich in's Reine gekommen. Anfangs hatte er ſich vorgenommen ſich ſelber und ſeine Neigung zu prüfen, eine Zeit lang Hedwig gar nicht mehr zu ſehen; endlich aber gelangte er doch zu dem weiſeren und erfreulicheren Entſchluſſe, Hedwig im Gegentheile recht oft zu ſehen und ihre Geiſtesbildung auf allerlei Weiſe zu prüfen.

Andern Tages ging er nun zu ſeinem alten Collegen und forderte ihn zum Spaziergange auf; er ſah es wohl, ſchon um Hedwigs willen mußte er hier in ein näheres Verhältniß treten. Der alte Mann ging eigentlich nie ſpazieren, die Gartenarbeit verſchaffte ihm Bewegung genug; die Einladung unſeres Freundes erſchien ihm jedoch als Ehrenbezeugung und er ging mit.

Es war auffallend, wie wenig Geſprächsſtoffe bei dem alten Manne Feuer fingen, ſie waren immer wieder eben ſo ſchnell aus als ſeine Pfeife, für die er alle fünf Minuten Feuer ſchlug. Von Hedwig wollte der junge Mann nicht unmittelbar ſprechen, aus den Beſtrebungen des Alten ſelber wollte er ſchon Manches ſchließen.

„Leſet ihr auch bisweilen noch Etwas?" fragte er daher.

„Nein, faſt gar nichts, es kommt mir auch doch nichts dabei heraus, wenn ich auch alle Bücher auswendig könnte, was hätt ich davon? ich bin penſionirt."

„Ja," erwiederte der junge Mann, „man vervollkommnet ſeinen Geiſt doch nicht blos um des äußern Nutzens willen, den man daraus ziehen mag, ſondern um ein erhöhtes inneres Leben zu gewinnen, um immer tiefer und klarer zu ſchauen; Alles auf Erden und zumal das höhere Geiſtesleben muß zuerſt Zweck für ſich —"

Der Alte ſchlug ſich mit großer Gemüthsruhe Feuer, unſer Freund hielt mitten in einer Auseinanderſetzung inne, die ihm erſt ſeit kurzem aufgegangen war; eine Weile ſchritten die beiden wortlos neben einander, dann fragte der Jüngere wieder:

„Nicht wahr, aber Muſik macht ihr immer gern?"

„Das will ich meinen, da ſitz' ich oft halbe Nächt' und feile, da brauch ich kein Licht, verderb mir die Augen nicht, hab' Unterhaltung und brauch keinen Menſchen dazu."

„Und ihr vervollkommnet euch darin ſo weit ihr könnt?"

„Warum nicht? gewiß."

„Ihr habt doch aber auch keinen Nutzen davon," ſagte der junge Mann, der Alte ſchaute ihn verwundert an, jener aber fuhr fort: „Wie euch die Muſik und eure Ausbildung darin Freude bereitet, ohne daß ihr einen Nutzen davon wollt, ſo könnte und ſollte es wohl auch mit dem Leſen und der Geiſtesbildung ſein; aber es geht hiemit oft gerade ſo wie vielen Leuten, die ſich nicht mehr mit der gehörigen Sorgfalt kleiden, weil ſie Niemanden haben auf deſſen Gefallen ſie ein beſonderes Gewicht legen. Ich hörte vorgeſtern wie ein junger Burſche einer jungen Frau über ihren nachläßigen Anzug Vorwürfe machte, „ei," ſagte ſie, „was liegt jetzt da dran? ich bin jetzt ſchon verkauft, der mein' muß mich halt haben wie ich bin." Als ob man ſich eines äußern Zweckes, nur Anderer wegen ſorgfältig kleide, und nicht weil es die eigene Natur, die Selbſtachtung verlangt; ſo geht es auch Vielen mit der Geiſtesbildung, weil ſie ſie blos des äußern Zweckes wegen betrieben, laſſen ſie davon ab, ſobald der Zweck erreicht oder nicht mehr da iſt.

Wer aber ſeine geiſtige Natur, ſeinen geiſtigen Leib wenn ich ſo ſagen kann, achtet und ſchätzt, wird ihn immer ſchön und rein erhalten und ihm ſtets mehr Kraft zu geben ſuchen.“

Der junge Mann erkannte erſt jetzt, daß er eigentlich ein lautes Selbſtgeſpräch gehalten hatte, er fürchtete indeß nicht den Alten beleidigt zu haben, denn er ſah deſſen vollkommene Gleichgültigkeit; mit ſchwerem Herzen erkannte er von Neuem, wie mühevoll es ſei, die höheren allgemeinen Gedanken und Anſchauungen an Mann für Mann zu verzapfen. „Wenn der alte Lehrer ſo harthäutig iſt, wie wird es dir erſt bei den Bauern gehen,“ dachte er; ſo ſchritten ſie eine ſtille Weile dahin, bis der jüngere wieder begann:

„Meinet ihr nicht auch, daß man in unſerer Zeit viel frommer, oder wenigſtens grad ſo fromm iſt als in der alten Zeit.“

„Frommer? In's Teufels Namen, man war in der alten Zeit auch nicht letz *, aber man hat nicht ſo viel Aufhebens, ſo viel Geſchmus ** davon gemacht; z'litzel und z'viel verdirbt alle Spiel' he he.“

Wieder war Stille.

Endlich fand der junge Mann den rechten Gegenſtand, indem er fragte:

„Wie war's denn in früheren Zeiten mit der Muſik?“

Da lebte der Alte ganz auf, er hielt Zunder und Stahl in der Hand ohne ſich Feuer zu ſchlagen, denn er ſagte:

„Das iſt heutigen Tages nur noch ein Gedudel. Ich war dritthalb Jahr' Unterorganiſt im Münſter zu Freiburg. Herr! das iſt eine Orgel, ich hab den Abt Vogler drauf gehört, im Himmel kann's nicht ſchöner ſein als der geſpielt hat.

---

* verkehrt.

** Geſchmus, von den Juden entlehnter Ausdruck, ſo viel als unnöthige Redensart.

Hernach hab' ich auch auf mancher Kirchweih aufgeſpielt. Früher hat man meiſt Geigen gehabt, auch eine Harf' und ein Hackbrett, jetzt haben ſie nichts als Blasinſtrumente, große Trompeten, kleine Trompeten, Klappentrompeten, Alles nichts als Wind und viel Geſchrei. Und was verdient jetzt ſo ein Muſikant bei einer Kirchweih? Vor Zeiten waren drei Mann vollauf, jetzt müſſens ſechs ſieben ſein; ſonſt waren kleine Stuben, kleiner Baß und groß Geld, jetzt — große Stuben, großer Baß und klein Geld.

Ich bin einmal mit zwei Kameraden im Schabacherthal 'rumzogen, da ſind uns die Federnthaler von allen Seiten zugeflogen; einmal haben ſich zwei Orte ſchier todtgeſchlagen, weil mich ein Jedes hat zur Kirchweih haben wollen."

Nun erzählte der Alte eine ſeiner Hauptgeſchichten, wie ihn nämlich ein Ort wegen ſeines guten Geigenſpiels als Lehrer angenommen, die Regierung aber einen andern mit Dragonern einſetzen wollte, wie ſich das ganze Dorf revoltirte, ſo daß es am Ende doch bei ſeiner Beſtallung blieb.

„Hat denn euer Anſehen als Lehrer nicht darunter gelitten, wenn ihr auf den Kirchweihen ſpieltet?" fragte der junge Mann.

„Im Gegentheil, ich hab' hier im Ort mehr als fünfzigmal geſpielt und ihr werdet keinen ſehen, der nicht die Kapp vor mir lupft."

Der Redefluß des Alten war in ununterbrochenem Gange bis man wieder in den Garten zurückgekehrt war; unſer Freund harrte aber hier umſonſt auf die Ankunft Hedwigs, ſie kam nicht.

So ward doch der anfängliche Vorſatz erfüllt, er ſah Hedwig eine lange lange Zeit nicht, nämlich einen ganzen Tag.

Andern Tages ging unſer Freund wieder allein in das Feld, er ſah den Buchmaier, der auf einem großen breiten Acker mit einem Pferde, das vor eine Art Walze geſpannt war, arbeitete.

„Fleißig Herr Schultheiß?“ ſagte der Lehrer, er hatte ſich nun ſchon die bräuchlichen Anreden gemerkt.

„So ein bisle,“ erwiederte der Buchmaier und trieb ſeinen Gaul noch bis ans Ende des Feldes nach dem Wege zu, dann hielt er an.

„Iſt das der Fuchs,“ fragte der Lehrer, „den ihr ſelben Tag als ich angekommen bin, eingewöhnt habt?“

„Ja der iſt's, das freut mich daß ihr auch daran denket; ich hab gemeint, ihr denket allfort blos an eure Geſchriften.

Gucket, mit dem Gaul iſt mir's ganz beſonders gangen: ich hab' meinem Oberknecht ſeinen Willen gelaſſen und hab' ihn gleich Anfangs zweiſpännig eingewöhnen wollen, aber es iſt nicht gangen; ſo ein Füllen, das ſein Lebtag noch kein Geſchirr auf dem Leib geſpürt hat, das ſchafft ſich ab und zieht und thut und bringt doch nichts rechts zuweg, wenn es ſcharf anzieht und mit den Sträng' ein bisle vor iſt, ſo macht es den Nebengaul nur irr, daß er gar nichts mehr thut und nur ſo neben her lottert; wenn man's allein hat, ſo lernt es ſtet thun und zappelt ſich nicht ſo für nichts ab, wenn ein Gaul einmal allein gut iſt, nachher geht er auch ſelbander gut, und man kann ſchon eher 'rauskriegen wie ſtark der Nebengaul ſein muß.“

Aus mancherlei Anwendungen, die der Lehrer von dieſer Rede machte, ſagte er nur dieſe laut:

„Es geht auch bei den Menſchen ſo: zuerſt muß man für ſich allein etwas geweſen ſein, ehe man in Gemeinſchaft gut arbeitet und tüchtig iſt.“

„Daran hab' ich noch nicht dacht, aber es iſt wahr.“

„Iſt das die neue Säemaſchine, die ihr da habt? was ſäet ihr denn?“

„Reps.“

„Findet ihr es nun mit der Maſchine nützlicher als mit der früheren Art zu ſäen?“

„Wohl, es wird gleicher, iſt aber nur für große Aecker; Bauern, die nur ein klein Schnipfele haben, das man wohl mit einer Handvoll überlangen kann, die ſäen beſſer mit der Hand.“

„Ich muß geſtehen, für mich hat das Säen mit der Hand etwas Anſprechendes; es liegt eine ſinnige Deutung darin, daß das Samenkorn zuerſt unmittelbar in der Hand des Menſchen ruht, dann hingeſchleudert eine Weile frei in der Luft ſchwebt, bis es von der Erde angezogen in den Boden fällt um zu verweſen und neu aufzugehen; findet ihr das nicht auch?“

„Es kann ſein, ich merk' aber eben erſt, daß man den Säeſpruch nicht mehr gut ſagen kann mit der Maſchine; nun, man kann's doch dabei denken.“

„Welchen Säeſpruch?“

„Früher hat man bei jeder Handvoll, die man ausgeſtreut hat, geſagt:

Ich ſäe dieſen Samen,
Hier in Gottes Namen,
Für mich und die Armen.“

„Dieſer Spruch ſollte nicht aufhören.“

„Ja, wie geſagt, man kann's ja auch ſo denken oder auch ſagen; es iſt eben nützlicher mit der Maſchine.“

„Finden ſolche neue Erfindungen hier leicht Eingang?“

„Nein. Wie ich zum erſtenmal' meine Ochſen jeden in ein beſonder' Joch geſpannt hab', iſt das ganze Dorf nachgelaufen; wie ich nun gar das Ding da vom landwirthſchaftlichen Feſt heimbracht hab und zum erſtenmal' mit 'naus bin, da haben mich die Leut' für närriſch gehalten.“

„Es iſt doch traurig, daß die Verbeſſerungen ſo ſchwer bei dem gewöhnlichen Volke Eingang finden.“

„Oh Fuchs, Oha!“ ſchrie der Buchmaier ſeinem unruhig ſcharrenden Pferde zu, dann es feſter haltend fuhr er fort: „Das iſt gar nicht traurig Herr Lehrer, im Gegentheil, das iſt recht gut; glaubet mir, wenn die Bauersleut' nicht ſo halsſtarrig wären und jedes Jahr das Verſucherles machen thäten, das die ſtudierten Herren aushecken, wir hätten ſchon manches Jahr hungern müſſen; Oha Fuchs! ihr müſſet euch in der Landwirthſchaft ein bisle umſehen, ich will euch ein paar Bücher geben.“

„Ich will zu euch kommen, ich ſehe, das Pferd will nicht mehr ſtillhalten; ich wünſch geſegnete Arbeit.“

„B'hüt's Gott,“ ſagte der Buchmaier über den letzten Gruß lächelnd.

Der Lehrer ging ſeines Weges, der Buchmaier fuhr in ſeiner Arbeit fort; kaum war aber erſterer einige Schritte weiter als er den Buchmaier den Lauterbacher pfeifen hörte, er ſchreckte ein wenig zuſammen, denn er war noch nicht frei von Empfindlichkeit und war geneigt, dieß für Spott zu halten, bald aber ſagte er ſich wieder: der Mann denkt gewiß nichts Arges dabei — und darin hatte er recht, denn der Buchmaier dachte nicht nur nichts Arges, ſondern gar nichts dabei, die luſtige Weiſe war ihm eben ſo in den Mund gekommen.

In einer Feldſchlucht, wo er ſich zuerſt umgeſehen, damit ihn Niemand bemerkte, ſchieb der Lehrer in ſein Taſchenbuch:

„Die ſtetige und faſt unbewegliche Macht des Volksthums, des Volksgeiſtes, iſt eine heilige Naturmacht; ſie bildet den Schwerpunkt des Erdenlebens, und ich möchte wiederum ſagen die vis inertiae im Leben der Menſchheit.

Welchen unglückſeligen Schwankungen wäre die Menſchheit hingegeben, wenn alsbald jede ſittliche, religiöſe und wirhſchaftliche Bewegung die der Geſammtheit würde! Erſt was die Schwankung verloren, erſt was Stetigkeit, ich will ſagen was ruhige Bewegung geworden, kann hier einmünden; hier iſt das große Weltmeer, das ſich in ſich bewegt . . . .

Ich will das Leben und die Denkweiſen dieſer Menſchen heilig achten, aber ich will es verſuchen . . . . . .“

Was der Lehrer verſuchen wollte, war hier nicht ausgedrückt, aber er hatte auf glückliche Weiſe an manchen Enden des Dorflebens angeknüpft.

Hedwig ſprach er mehrere Tage nicht, er ſah ſie wohl einigemal als er bei der Großmutter war, aber ſie ſchien ſehr beſchäftigt und huſchte nur immer mit kurzen Reden vorbei, ja, ſie ſchien ihm faſt auszuweichen, er wartete in Geduld eine Zeit der Ruhe ab.

Wohl bewegte die Liebe zu dem Mädchen mächtig ſein Herz, aber auch die ganze Welt des Volksthums, die ſich ihm aufſchloß, ſchwellte ihm die Bruſt; er ging oft wie traumwandelnd umher, und doch war er noch nie ſo ſicher und feſt im Leben geſtanden als eben jetzt.

Manche Trübſal und Störung erfuhr auch der Lehrer durch den Studentle. Dieſer war begierig zu erfahren, was der Lehrer mit ſeiner Großmutter zu „baſen" habe; er geſellte ſich daher mehrmals zu den beiden.

Wenn ein tieferer Gemüthston angeſchlagen wurde, fuhr er mit luſtigen Spöttereien drein.

Als der Lehrer fragte: „Großmutter, gehet ihr gar nie in die Kirche?" erwiederte der Studendtle ſchnell: „Ja Großmutter, euch gedenkts vielleicht noch wer die Kirch' gebaut hat; der Herr Lehrer möcht's gern wiſſen, er will aber doch die Kirch im Dorf laſſen."

„Sei ſtill du," erwiederte die Großmutter, „wenn du was nutz wärſt wärſt du jetzt Meiſter in der Kirch und wärſt Pfarrer;" zu dem Lehrer gewendet fuhr ſie fort: „ſchon ſeit fünf Jahren bin ich nicht in der Kirch geweſen, aber am Sonntags merk' ich ſchon daheim am Läuten wann das Heilig gezeigt wird und wann die Wandlung iſt, da ſag ich dann die Litanei allein; alle Jahr zweimal kommt der Pfarrer und gibt mir das Abendmahl, er iſt gar ein herziger Mann unſer Pfarrer, er kommt auch ſonſt zu mir."

„Meinet ihr nicht Herr Lehrer" begann der Studentle, „daß meine Großmutter eine Aebtiſſinn comme il faut wäre?"

Die Großmutter ſchaute den beiden verwundert ins Geſicht da ſie ſo fremde Worte über ſich hörte, ſie wußte nicht was das zu bedeuten habe.

„Allerdings“ ſagte der Lehrer „aber ich glaube, daß ſie auch ſo eben ſo fromm ſein und eben ſo ſelig werden kann.“

„Gucket ihr's Ahne,“ ſagte der Studentle frohlockend, „der Herr Lehrer ſagt's auch, daß die Pfarrer kein Bröſele mehr ſind als andere Menſchen.“

„Iſt das wahr?“ fragte die Alte betrübt.

„Ich meine ſo,“ begann der Lehrer, „es können ja alle Menſchen ſelig werden, aber ein echter Geiſtlicher, der fromm und gut iſt und eifrig für das Seelenheil ſeiner Nebenmenſchen ſorgt, der hat eine höhere Stufe.“

„Das mein' ich auch,“ ſagte die Alte, dem Lehrer ſtand der Angſtſchweiß auf der Stirne, der Studentle aber fragte wieder:

„Sind ihr nicht auch der Meinung Herr Lehrer, daß die Geiſtlichen heirathen ſollten?“

„Es iſt Kirchengeſetz, daß ſie nicht heirathen dürfen, und wer bei vollem Bewußtſein Geiſtlicher geworden iſt, muß ſein Geſetz halten.“

„Das mein' ich auch,“ ſagte die Alte mit großer Heftigkeit, „die wo heirathen wollen, das ſind Fleiſchteufel, und man heißt's Geiſtlich und nicht Fleiſchlich; ich will euch was ſagen, gebet dem da kein' Antwort mehr, laſſet euch euer gut Gemüth nicht verderben, der hat heut' wieder ſeinen gottloſen Tag, er iſt aber nicht ſo ſchlecht wie er ſich ſtellt.“

Der Studentle ſah, daß bei ſeiner Großmutter nichts auszurichten war und ging mißmuthig davon, auch der Lehrer entfernte ſich bald; wieder war ihm ein ſchönes zartes Verhältniß hart angefaßt worden, erſt zu Hauſe gelangte er zur Ruhe und ſtählte ſich gegen die unvermeidlichen Eingriffe von Außen.

Am Sonntag gelang es unſerm Freunde endlich wieder, Hedwig in Ruhe zu ſprechen; er traf ſie bei dem alten Lehrer im Garten, ſie ſaß mit ihm auf der Bank, die beiden ſchienen nichts geſprochen zu haben.

Nach einigen gewöhnlichen Redeweiſen begann der Lehrer: „Es iſt doch eine hohe erhabene Sache, daß der ſiebente Tag durch die Religion geheiligt und aller Arbeit entledigt iſt; wenn wir uns vorſtellen, daß das nicht ſo wäre, die Leute würden vor übermäßiger Anſtrengung ſterben.

Wenn man in dieſer hohen Erntezeit z. B. Tag für Tag ohne Unterlaß arbeiten würde, bis Alles vollbracht wäre, Niemand könnte es aushalten.“

Hedwig und der alte Mann ſahen zuerſt über dieſe Rede verwundert drein, dann aber ſagte Hedwig:

„Ihr ſind wohl ſchon hier geweſen, wie's der Pfarrer in der Heuet erlaubt hat, daß man am Sonntag das Heu wenden darf, weil es ſo lang geregnet hat und Alles erſtickt wär'; ich bin auch mit 'naus ins Feld, aber es iſt mir geweſen, wie wenn jede Gabel voll Heu doppelt ſo ſchwer ſei, es iſt mir grad geweſen, wie wenn mich einer am Arm halten thät', und den andern Tag und die ganz' Woch war mir's wie wenn die ganz Welt verkehrt wär' und ſchon ein Jahr lang kein Sonntag mehr geweſen ſei.“

Freudeſtrahlend blickte der Lehrer Hedwig an, ja, das war die Großmutter; zu dem alten Manne gewendet ſagte er aber:

„Ihr müſſet euch noch der Zeit erinnern als man in Frankreich die Dekaden einführte.“

„Dukaten? die kommen ja aus Italien.“

„Ich meine Dekaden, man verordnete nämlich, daß nur alle zehn Tage ein Ruhetag ſein ſolle, da wurden ebenfalls alle Menſchen krank; die Zahl Sieben wiederholt ſich auf eine geheimnißvolle Weiſe in der ganzen Natur und darf nicht verrückt werden.“

„Das war ja verrückt, alle zehn Tage einen Sonntag, he he,“ ſagte der alte Mann.

„Wiſſet ihr auch die Geſchicht' von dem Herrn, wo in der hieſig' Kirch in Stein gehauen iſt, mit dem Hund?“ fragte Hedwig.

„Nein, erzählet ſie.“

„Das war auch ſo einer, der den Sonntag nicht heilig gehalten hat. Es war ein Herr —“

„Der Herr von Iſenburg und Nordſtetten,“ ergänzte der Alte.

„Ja,“ fuhr Hedwig fort, „man ſieht in Iſenburg nur noch ein paar Mauern von ſeinem Schloß; der hat nun auch nichts auf keinen Sonntag und keinen Feiertag gehalten, und hat Nichts auf der Welt lieb gehabt als ſeinen Hund, der war ſo groß und bös wie ein Wolf. Am Sonntag und Feiertag hat er die Leut' gezwungen, daß ſie haben Alles ſchaffen müſſen, und wenn ſie nicht gutwillig gegangen ſind, iſt der Hund von ihm ſelber auf ſie geſprungen und hat ſie ſchier verriſſen, und da hat er, der Herr, gelacht und hat dem Hund den Namen Sonntag gegeben. Er iſt nie in die Kirch gegangen als ein einzigmal, wie man ſein' einzig' Tochter kopulirt hat; er hat den Hund, wo Sonntag geheißen hat, mit in die Kirch nehmen wollen, er iſt aber nicht dazu zu bringen geweſen, und er hat ſich vor der Kirch auf die Schwell hingelegt bis ſein Herr wieder 'rauskommen iſt. Wie nun der 'rausgeht, ſtolpert er über den Hund, fällt hin und iſt maustodt, und da iſt auch ſein' Tochter geſtorben, und die ſind jetzt beide mit ſammt dem Hund in der Kirch in Stein gehauen. Man ſagt der Hund ſei der Teufel geweſen, und ſein Herr hab' ſich ihm verſchrieben gehabt."

Der Lehrer ſuchte zu beweiſen, daß dieſe Sage ſich erſt durch das Vorhandenſein des Denkmals gebildet habe, daß die Adeligen ſich gerne mit Wappenthieren abbilden laſſen u. ſ. w.; er fand aber wenig Anklang und ſchwieg.

Niemand war geneigt das Geſpräch weiter fortzuſetzen, Hedwig machte mit ihrem Fuße ein Grübchen in den Sand, der Lehrer nahm hier zum erſtenmale Gelegenheit die Kleinheit ihres Fußes zu bemerken.

„Leſet ihr nicht auch mitunter am Sonntag?" begann er ſo vor ſich hin, Niemand antwortete, er blickte Hedwig beſtimmt an, worauf ſie erwiederte:

„Nein, wir machen uns ſo Kurzweil."

„Ja womit denn?"

„Ei, wie ihr nur ſo fragen könnet; wir ſchwätzen, wir ſingen und hernach gehen wir ſpazieren."

„Nun, was ſprechet ihr denn?"

Das Mädchen lachte laut und ſagte dann: „das hätt' ich mein Lebtag nicht denkt, daß man mich das fragt; geltet Vetter, wir beſinnen uns nicht lang drauf? Jetzt wird bald mein' Geſpiel', des Buchmaiers Agnes, kommen, da werdet ihr nimmehr fragen was man ſchwätzt, die weiß eine Kuhhaut voll."

„Habt ihr denn noch gar keine Bücher geleſen?"

„Ja freilich, das G'ſangbuch und d' bibliſch' Geſchicht'."

„Sonſt nichts?"

„Und das Blumenkörble und die Roſa von Tannenburg."

„Und noch?“

„Und den Rinaldo Rinaldini, jetzt wiſſet ihr Alles,“ ſagte das Mädchen mit beiden Händen über die Schürze ſtreifend, als hätte es ſein geſammtes Wiſſen jetzt vor dem Lehrer ausgeſchüttet; dieſer aber fragte wieder:

„Was hat euch denn am beſten gefallen?“

„Der Rinaldo Rinaldini, ’s iſt jammerſchad daß das ein Räuber geweſen iſt.“

„Ich will euch auch Bücher bringen, da ſind viel ſchönere Geſchichten darin.“

„Erzählet uns lieber eine, aber auch ſo eine recht grauſelige; oder wartet lieber bis die Agnes auch da iſt, die hört’s für ihr Leben gern.“

Da kam ein Knabe und ſagte dem alten Lehrer, er ſolle ſogleich zum Bäck kommen und ſeine Geige mitbringen, des Bäcken Konrad habe einen neuen Walzer bekommen; ſchnell erhob ſich der Alte, ſagte: „Wünſch’ gute Unterhaltung,“ und ging von dannen.

Als nun der Lehrer mit Hedwig allein war, erzitterte ſein Herz, er wagte es nicht aufzuſchauen, endlich ſagte er ſo vor ſich hin:

„Es iſt doch ein recht guter alter Mann.“

„Ja,“ ſagte Hedwig, „und ihr müſſet ihn erſt recht kennen; ihr müſſet es ihm nicht übel nehmen, er iſt gegen alle Lehrer ein bisle bös und brummig, er kann’s noch nicht verſchmerzen, daß er abgeſetzt worden iſt, und da meint er ein Jeder der jetzt als Lehrer hieher kommt, der ſei jetzt grad dran ſchuld, und der kann doch nichts dafür, das Conſiſtore ſchickt ihn ja; es iſt eben ein alter Mann, man muß Geduld mit den alten Leuten haben.“

Der Lehrer faßte die Hand des Mädchens und blickte es innig an, dieſes liebende Verſtändniß fremden Schickſals belebte ſeine ganze Seele; plötzlich fiel ein todter Vogel vor den beiden nieder, ſie ſchreckten zuſammen, Hedwig bückte ſich aber alsbald und hob den Vogel auf.

„Er iſt noch ganz warm,“ ſagte ſie, „du arm's Thierle, biſt krank geweſen und hat dir Niemand helfen können; es iſt nur eine Lerch', aber es iſt doch ein lebig's Weſen.“

„Man möchte ſich gerne denken,“ ſagte der Lehrer, „ein ſolcher Vogel, der ſingend himmelan ſteigt, müßte beim Sterben gleich in den Himmel fallen; er ſchwebt ſo frei über der Erde, und nun berührt ihn der Tod, und von der Schwerkraft der Erde angezogen fällt Alles

immer wieder
zur Erd' hernieder.“

Hedwig ſah ihn groß an, dieſe Worte gefielen ihr obgleich ſie dieſelben nicht recht begriff, ſie ſagte nach einer Pauſe:

„'s iſt doch arg, daß ſich ſeine Verwandten, ſeine Frau oder Kinder gar nichts um ihn kümmern und ihn nur ſo 'rabfallen und liegen laſſen; es kann aber auch ſein, ſie wiſſen noch gar nicht daß er geſtorben iſt.“

„Die Thiere,“ ſagte der Lehrer, „wie die Kinder verſtehen den Tod nicht, weil ſie nicht über das Leben nachdenken, ſie leben blos und wiſſen nichts davon.“

„Iſt das auch g'wiß ſo?“ fragte Hedwig.

„Ich meine,“ erwiederte der Lehrer; Hedwig erörterte die Sache nicht weiter, wie ſie überhaupt nicht gewohnt war, anhaltend etwas zu ergründen; der Lehrer aber dachte: hier ſind die Elemente einer großen Bildungsfähigkeit, hier iſt ſchon der Stamm eines ſelbſtändigen Geiſtes; den Vogel aus des Mädchens Hand nehmend ſagte er dann:

„Ich möchte dieſen Bewohner der freien Lüfte nicht in die dunkle Erde verſenken, hier an dieſen Baum möchte ich ihn heften, damit er im Tode in einzelne Stucke verfliege.“

„Nein, das gefällt mir nicht; an des Buchmaiers Scheuer iſt eine Eul' angenagelt, und ich möcht's allemal wenn ich verbeigeh 'runter nehmen.“

Stille begruben nun die beiden den Vogel. Der Lehrer, der heute ſo glücklich in ſeinen Entdeckungen war, ging ſchnell einen Schritt weiter, er wollte erproben wie weit ſich Hedwig einer feineren Bildung fügen würde.

„Ihr ſagt ſo geſcheite Sachen,“ begann er, „daß es jammerſchad' iſt, daß ihr das holperige Bauerndeutſch ſprecht; ihr könnet es ſicherlich auch anders, und das würde euch viel beſſer anſtehen.“

„Ich thät mich in die Seel' 'nein ſchämen wenn ich anders reden thät, und es verſteht mich ja auch ein Jedes.“

„Allerdings, aber gut iſt gut und beſſer iſt beſſer; in welcher Sprache betet ihr denn?“

„Ei, wie's geſchrieben ſteht, das iſt ganz 'was anders.“

„Keineswegs, wie man mit Gott redet, ſollte man auch mit den Menſchen reden.“

„Das kann ich halt nicht und das will ich auch nicht. Gucket Herr Lehrer, ich wüßt' ja gar nichts mehr zu ſchwätzen, wenn ich mich allemal beſinnen müßt' wie ich ſchwätzen ſoll; ich thät mich vor mir ſelber ſchämen. Nein Herr Lehrer, euer Wort auf ein ſeiden Kiſſen gelegt, aber das iſt nichts.“

„Saget doch nicht immer Herr Lehrer, ſaget auch meinen Namen.“

„Das kann wieder nicht ſein, das geht nicht.“

„Ja warum denn?“

„Es geht halt nicht.“

„Es muß doch einen Grund haben warum?“

„Ei ich weiß ja euern Namen nicht.“

„So? Ich heiße Adolph Lederer.“

„Alſo Herr Lederer, das iſt faſt gleich, Herr Lederer oder Herr Lehrer.“

„Nein, heißet mich Adolph.“

„Ach, machet jetzt keine ſo Sachen, was thäten denn die Leut' ſagen?“

„Daß wir uns gern hätten,“ ſagte der Lehrer die Hand des Mädchens an ſein Herz drückend, „habt ihr mich denn nicht auch lieb?“

Hedwig bückte ſich und brach eine Nelke, da öffnete ſich die Gartenthüre.

„Gott ſei's getrommelt und gepfiffen, daß ich erlöst bin,“ rief des Buchmaiers Agnes, „guten Tag Herr Lehrer; Hedwig ſei froh daß du nimmehr in die Chriſtenlehr' brauchſt. Herr Lehrer, das ſollet ihr machen, daß ſo große Mädle nimmehr drein müſſen; freilich mich nutzt's wenig mehr, ich komm' ſchon nächſten Herbſt draus.“

„Schenkt mir doch die Nelke,“ ſagte der Lehrer mit zart bittendem Tone zu Hedwig; ſie gab ihm mit erröthendem Antlitze die Blume, und er drückte ſie, als Zeichen der Erwiederung ſeiner Liebe, inbrünſtig an ſeine Lippen.

„Du würdeſt ſchön ankommen,“ ſagte Agnes, „wenn der alte Hebe ſehen thät, daß du eine Blum' abbrochen haſt; 's iſt gut, drinnen ſitzt er beim Bäck und ſpielt den neuen Walzer. Den wollen wir aber auch rechtſchaffen tanzen an der Kirchweih, ihr tanzet doch auch Herr Lehrer?“

„Ein wenig, aber ich hab' mich ſchon lange nicht geübt.“

„Probiren geht über Studiren lalalalala,“ trällerte Agnes im Garten umherhüpfend, „was machſt du für ein Geſicht Hedwig? komm!“ ſie riß Hedwig, die ihrer Gewalt nicht widerſtehen konnte, ebenfalls mit ſich fort; ſie waren aber ſo ungeſchickt, daß ſie in ein Bett traten, Agnes lockerte ſingend den Boden wieder auf und ſagte dann:

„Jetzt komm', mach' fort, wir wollen aus dem Garten 'naus wo man ſich nicht regen kann; die anderen Mädle ſind alle ſchon draußen im Kirſchenbuſch und Er wartet gewiß ſchon lang auf uns.“

„Wer?“ fragte der Lehrer.

„Ei er,“ erwiederte Agnes, „wenn ihr mit wollet könnet ihr ihn umſonſt ſehen; wir werden euch doch nicht zu gering ſein, daß ihr mit uns gehet?“

Der Lehrer faßte die Hand der Agnes, und ſie feſthaltend, gleich als hielte er die der Hedwig, ging er mit den beiden in das Feld.

Draußen, wo der Weg nach dem Daberwaſen geht, an der Hanfdarre ſaß ein kräftiger wie eine Tanne grad und ſchlank gewachſener Mann; der Lehrer erkannte in ihm den Oberknecht des Buchmaiers, der, als er die drei ſo daher kommen ſah, aufſprang und wie feſtgebannt ſtehen blieb, Trotz und Wehmuth ſprach aus ſeinem ganzen Weſen; ſein Antlitz erheiterte, ſeine Fauſt entballte ſich aber als Agnes fröhlich auf ihn zuſchritt. Der Lehrer grüßte den Thaddä, ſo hieß der Oberknecht, mit beſonderer Freundlichkeit; ſo ſchritten nun die beiden Paare vergnügt neben einander.

Um dem Thaddä ſeine Vertraulichkeit zu bezeigen ſprach der Lehrer viel von dem Fuchſe und wie er ſich in den Zug eingewöhnte.

So war nun gekommen was der Lehrer nie vermuthen mochte, er hatte ein Bauernmädchen zur Geliebten und einen Bauernknecht zum Kameraden.

Bald ging Thaddä mit Agnes voraus und der Lehrer mit Hedwig Hand in Hand hintendrein.

Unter traulichen Geſprächen ſchritt man des Weges dahin. Tief erfuhr es nun der Lehrer, daß man wohl viel mit einander ſprechen kann ohne gerade Bücher geleſen zu haben.

Nicht weit von dem Katzenbrunnen, aus dem der Sage nach die Hebammen gewöhnlich die Kinder holen, ſetzte man ſich an einen Rain, und nun wurde geſungen. Der Lehrer erfreute ſich inniglich an der ſchönen Altſtimme Hedwigs, Thaddä begleitete den Geſang trefflich, und der Lehrer empfand es zu ſeiner großen Betrübniß, daß er ſo wenig von den Volksliedern kannte; bei ſeiner muſikaliſchen Bildung faßte er indeß die einfachen Weiſen ſchnell und begleitete ſie in tiefem Baß. Mit ſtrahlendem Antlitze nickte ihm Hedwig Beifall zu, oft aber mußte er auch bei einer unerwarteten Wendung der Melodie, die dazu diente den ſchroffen Gedankenſprung der Worte auszugleichen, innehalten; dann ermunterte ihn Hedwig mit ihren Blicken, die ſo viel ſagten als:

ſing nur mit, wenn's auch nicht ganz gut geht — ſo vereinigte der Lehrer ſeine Stimme mit denen der dörflichen Sänger.

Jetzt war es ſo weit gekommen, daß er nur den Ton und die Bauern das Wort und den Gedanken hatten.

Man ſang:

Bald graſ' ich am Neckar
Bald graſ' ich am Rhein,
Bald hab' ich ein Schätzle
Bald bin ich allein.

Was hilft mich das Graſen
Wenn d' Sichel nicht ſchneid't?
Was hilft mich ein Schätzle
Wenn's nicht bei mir bleibt?

Und ſoll ich denn graſen
Am Neckar, am Rhein,
So werf ich mein ſchönes
Goldringlein hinein.

Es fließet im Neckar,
Und fließet im Rhein;
Soll ſchwimmen hinunter
Ins tiefe Meer 'nein.

Und ſchwimmt das Goldringlein,
So frißt es ein Fiſch,
Das Fiſchlein ſoll kommen
Auf König's ſein Tiſch.

Der König thut fragen,
Wem's Ringlein ſoll ſein;
Da thut mein Schatz ſagen:
Das Ringlein g'hört mein.

Mein Schätzlein thut ſpringen
Bergauf und bergein,
Thut mir wieder bringen
Mein Goldringelein.

Kannſt graſen am Neckar
Kannſt graſen am Rhein,
Wirf du mir nur immer
Das Ringlein hinein.

Nach einer Weile drückte Thaddä Agnes näher an ſich und ſie ſangen:

Mädle ruck, ruck, ruck
An meine rechte Seite,
J hab dich gar zu gern
J kann di leide.
Wenn die Leut' et wär'n,
No müſchtſt mein Schätzle wer'n,
Wär'n die Leut et g'weſt,
No wärſt mein Weible jetzt
Mädle ruck u. ſ. w.

Mädle guck, guck, guck
Jn meine ſchwarze Auge,

Du kannſt dein lieble
Bildle drin erſchaue;
Ja, guck du nur 'nein
Du muſcht drinne ſein,
Du muſcht bei mir bleibe
Muſcht mir d' Zeit vertreibe.
Mädle guck u. ſ. w.

Mädle du, du, du
Muſcht mir den Trauring gebe,
Suſcht liegt mir wahrlich
Nix mehr an mei'm Lebe.
Wann i di net krieg,
No zieh mi fort in Krieg;
Wann ich di net hab
No würd mir d' Welt zum Grab.
Mädle du u. ſ. w.

Noch gar viel andere meiſt traurig. Lieder wurden geſungen, obgleich die Sänger heiter und frohen Muthes waren; wie der Brunnen zu ihren Füßen fortquell und leiſe durch die Felder dahinrieſelte, ſo ſchien auch der Liederquell unerſchöpflich.

Der Lehrer war wie in eine neue Welt verſetzt. Wohl hatte er ſchon früher die kindlich zarte Empfindungs- und Denkweiſe des Volksliedes kennen gelernt, aber er hatte ſie nur gekoſtet, wie man an reich beſetzten Tafeln die Walderdbeeren ihres eigenthümlichen Duftes wegen den künſtlich gehegten und gepfropften vorzieht, ſie aber doch mit Zucker und Wein verzehrt; hier aber war er ſelbſt in den Erdbeerenſchlag gekommen, und nicht in Haufen genoſſen, ſondern einzeln friſch vom Strauche gepflückt, ſchmeckte die Frucht noch ganz anders.

Die tiefe Urkraft des Volksliedes erſchloß ſich unſerm Freunde in ihrer ganzen Herrlichkeit, er ſah ſich liebend umfangen von der edeln majeſtätiſchen Herrlichkeit des deutſchen Volksgemüths, und die liebliche Vertreterin deſſelben ſaß in trauter Zuneigung an ſeiner Seite; er gelobte ſich, ein Prieſter dieſes heiligen Volksgeiſtes zu werden.

Als er Abends mit Hedwig heimkehrte und ſie vor der Großmutter ſtanden, faßte er ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz und ſagte:

„Nicht zu mühſeliger Arbeit ſollt ihr für mich eure Hände erheben, ſondern für das was ihnen gebührt, zum Segnen.“

Mehr konnte er nicht ſprechen, und er ging raſch von dannen.

Im ganzen Dorfe ſprach man am Abend von nichts als davon, daß der Lehrer mit des Johannesle's Hedwig Bekanntſchaft habe.

Unſer Freund, der früher immer ſo gerne und faſt ausſchließlich allein geweſen war, konnte jetzt, wenn er ſeine Schul'ſtunden beendet hatte, faſt keine Viertelſtunde mehr allein ausdauern, in ſeinem Hauſe oder außer demſelben; von allen den Büchern, die er bei ſich hatte, paßte ihm keines zu ſeiner Stimmung, und wollte er etwas in ſein Taſchenbuch ſchreiben, erſchien es ihm ſo nackt und nichtig, daß er es alsbald wieder durchſtrich.

Im Felde konnte er es zu keinem Gedanken und zu keiner Zeichnung mehr bringen, er ſprach mit Jedem der ihm begegnete oder am Wege arbeitete; die Leute waren freundlich gegen ihn, denn ſeine offene Seele war auf ſein Antlitz herausgetreten. Oft aber ſtand er auch bei den Leuten und ſah träumeriſch lächelnd vor ſich hin, ohne ein Wort weiter zu ſprechen, es war als könnte er nicht weggehen, als fürchte er ſich, wieder in ſeine trübe Verlaſſenheit und Vereinſamung hinausgeſtoßen zu werden, als müſſe er ſich an Jeden, wer er auch ſei, feſt anklammen.

Einſt ſah er Hedwig auf dem Felde ſchneiden, er eilte zu ihr, machte ſich aber alsbald wieder fort; es war ihm eine unüberwindlich mißliche Empfindung, ſo allein arbeitslos unter den Emſigen dazuſtehen, und doch verſtand er nichts von der Feldarbeit und wußte er wie ungeſchickt er ſich dabei anſtellen würde. Die Hoheit Hedwigs erſchien ihm nicht erniedrigt, vielmehr erhöhter durch ihre Arbeit; im Weggehen ſagte er vor ſich hin: „Nur Hoſtien, nur Himmelsbrod ſollte man aus der Frucht bereiten, deren Halme ſie geſchnitten.“

Bei der Großmutter ſaß er oft in Zerſtreuung, und nur wenn ſie von ihren Eltern und Großeltern erzählte, gewann ſie ſeine volle Aufmerkſamkeit; es that ihm ſo wohl, an dieſem Familienbaume hinaufzuklettern in die Geſchichte der Vorzeit. Der Großvater der Alten hatte den Türkenkrieg unter Prinz Eugen mitgefochten, und ſie wußte noch gar viel von ihm zu erzählen; manchmal auch ſagte die Alte, jedoch ohne Klage, ſie ſpüre es wohl, ſie würde dieſen Winter alle ihre Vorfahren wiederſehen; er ſuchte ihr ſolche Gedanken auszureden, was ihm nicht ſchwer fiel. Er ſuchte ſie dann dahin zu bringen, daß ſie von der Kindheit Hedwig's erzählte; wie ſie in einem Glückshäutchen geboren ward, ihre Mutter aber bald darauf ſtarb, wie Hedwig ſich ſchon als kleines Kind grämte, daß ihre Puppe mit offenen Augen ſchlafen mußte und ſie daher Nachts ihr mit Papierchen die Augen zuklebte; wenn ſie ſo ſprach, da erleuchtete das Auge des jungen Mannes und das der Alten von derſelben Glorie wie zwei nachbarliche Wellen von demſelben Mondſtrahle durchglitzert.

Ueber Hedwig finden wir wie geſagt nichts in dem Taſchenbuche, aber durch die Erinnerungen der Alten und andere Erfahrungen angeregt ſind wohl folgende Worte:

„Man denkt ſich wohl gerne, man könnte mit einem Katechismus der geſunden Vernunft hinaustreten unter das Volk und es alsbald belehren; hier aber iſt überall heiliger Boden der Geſchichte, wir müſſen die Fußſtapfen der Vergangenheit aufſuchen; traurig! daß unſere Geſchichte zerriſſen und zerſtückt iſt..... wo anknüpfen?....“

Bei dem Buchmaier war der Lehrer von nun an auch oft, er ſtudirte eifrig die Landwirthſchaft und erfreute ſich an den kernigen Anſichten des Buchmaiers, trotz ihrer Derbheit; je heimiſcher er aber im Hauſe des Buchmaiers wurde, um ſo fremder ſchien er in dem Hauſe Johannesle's zu werden, er ſelber war noch wie zuvor, aber Hedwig wich ihm ſichtbar aus und grüßte ihn im Vorbeigehen immer ſcheu und zaghaft.

Eines Abends kam Hedwig weinend zu Agnes und ſagte:

„Denk nur, mein Wilder will's nicht leiden.“

„Was denn?“

„Nun, daß der Lehrer zu mir geht; mein Conſtantin hat geſagt, wenn ich mich noch einmal mit dem Lauterbacher ſehen ließ', nachher ſchlag' er mich und ihn krumm und lahm; du weißt ja, er bosget, weil er mit deinem Vater ſo gut iſt.“

„Das iſt ein Kreuz, was iſt denn jetzt da zu machen?“

„Sag dem Lehrer wenn er kommt, er ſoll nicht bös ſein und ſoll doch weniger in unſer Haus kommen, ich könnt' nicht anders, ich darf nicht mit ihm ſprechen; ich thät mir nicht viel draus machen wenn mein Bruder auch grob' wär', aber wenn er ihn beleidigen thät, und er iſt's wohl im Stand daß er ihm vor allen Leuten einen Disreſpekt anthut, ich thät mich in den Tod 'nein grämen."

„Laß jetzt das Trauern," erwiederte Agnes, „ich ſag' ihm doch von allem dem kein Wörtle."

„Warum?"

„Darum, o! du verliebte Dock, meinſt ich bericht' ihm das, daß er nachher meint, man dürf' den Nordſtetter Mädle nur ſo pfeifen, nachher kommen ſie einem nur ſo nachgeſprungen?"

„Das glaubt er gewiß nicht."

„Ich laß es aber nicht darauf ankommen, jetzt ich bleib dabei, ich ſag ihm gar nichts von dir; er muß mit mir davon anfangen, laß mich nur machen, ich krieg ihn ſchon dran. Huididl juh!

Und wenn's dann ſo recht bei ihm pfupfert, will ich ſagen: es kann ſein, es läßt ſich vielleicht möglich machen, ich will die Hedwig dazu überreden, daß ihr vielleicht am Sonntag bei mir zuſammen kommet; ich will dann ſchon ſehen, ob man die Biren ſchütteln kann und wie man mit ihm dran iſt."

„Ja, du kannſt's machen wie du willſt, ich kann dich nicht zwingen, aber das bitt ich mir aus, plagen darfſt ihn nicht; Narr, er iſt einer von denen Menſchen, die ſich über Alles ſo viel Gedanken machen, ich hab' das ſchon gemerkt, und da könnt' er betrübt ſein und könnt nicht ſchlafen."

„Das weißt du ſchon Alles? woher denn?"

„Woher?" ſagte Hedwig, „ich denk' halt ſo, er macht ſich ſo allerlei Gedanken, es geht mir auch oft ſo."

„O du guter Hammel, ſei nur ruhig, ich thu ihm nichts an Leib und Leben; ſo ein Lehrer hat ſo viel Prüfungen ſein ganz Leben, jetzt will ich auch einmal eine mit ihm halten, ich will ſehen, ob er geſcheit iſt.“

„Das iſt er.“

„Wenn er gut beſteht darf ich ihm einen Kuß geben?“

„Meinetwegen.“

„Mach jetzt kein' ſo Geſicht, ein' fröhliche Lieb' muß man haben und kein maunderige. Denk nur, am Sonntag hat der Pfarrer gefragt: wie muß man Gott lieben? und da hab ich friſchweg geſagt: luſtig, und da hat er geſchmunzelt und hat ein' Priſ' genommen und hat geſagt: das iſt recht — du weißt ja wie er's macht, er ſagt zu Allem, wenn's nicht ganz blitzdumm iſt, das iſt recht, aber nachher erklärt er's einem, und da kommt was ganz anders 'raus — da hat er eben geſagt: man muß Gott wie ſeinen Vater lieben, mit Ehrfurcht, und da hab' ich geſagt: man kann ſeinen Vater ja auch luſtig lieben, da hat er wetterlich gelacht und hat ſein' Doſ' verkehrt aufgemacht, daß aller Tabak auf den Boden gefallen iſt, und da haben wir alle zuſammengelacht;

Alleweil e bisle luſtig
Und alleweil e bisle froh“

ſo ſchloß Agnes ſingend und zog Hedwig hinaus in den Garten, wo ſie die ausgebreiteten Linnen in große Falten zuſammenzog um ſie ins Haus zu tragen, indem ſie dabei erklärte, daß das zu ihrer Ausſteuer ſei.

Am andern Abend, um die Zeit da der Lehrer gewöhnlich kam, harrte Agnes vor dem Hauſe; aber alle ihre Plane von luſtigen Neckereien verflogen, als ſie bei der Erwähnung Hedwigs das ſchmerzliche Zucken in dem Antlitze des Lehrers ſah und er ihr ſeinen Kummer dann treuherzig erzählte; ſie erklärte ihm nun die Parteiungen in der Gemeinde: der Studentle als Schwiegerſohn des ehemaligen unteroffizierlichen Schultheißen gehörte natürlich zu deſſen Partei, die jeden mit dem Buchmaier Vertrauten als offenen Feind anſah; dazu kam, daß der Studentle voll Gift und Galle war, weil auf Betreiben des Buchmaiers der Mathes ſtatt ſeiner in den Bürgerausſchuß gekommen war.

„Es iſt ein Kreuz,“ ſchloß Agnes die Auseinanderſetzung der Dorfpolitik, „ich hab mir's ſo ſchön ausdenkt daß wir bei der Kirchweih mit einander auf den Tanz gehen; wartet aber nur, der Studentle iſt mir nicht ſtudirt genug, und der Thaddä muß auch mit helfen und rathen.“

Der Lehrer verbat ſich dieß, Agnes ſah ihn groß an, verſprach ihm aber doch er ſolle Sonntags Hedwig bei ihr ſehen; ſie wolle ſich krank ſtellen und ihnen zu Gefallen beim ſchönſten Wetter nicht ausgehen.

In ſein Taſchenbuch ſchrieb der Lehrer noch ſpät am Abend: „Wie leicht iſt es, ſich rein im Gebiete des Geiſtes zu halten, ſich da eine Welt und einen Himmel aufzubauen; kaum aber nähert man ſich dem wirklichen Leben, wird man hineingeriſſen in den Strudel der Tageszwiſte, der grellenden widerſtrebenden Strömungen. Ich wollte mich hineinbegeben in das einige Leben dieſes Dorfes, nun ſtehe ich mitten in der Partheiung, meine tiefſten Herzensneigungen werden mit hineinverſchlungen.“ —

Agnes hielt Wort. Die geheime Zuſammenkunft der beiden

Liebenden erſchloß ihre Herzen um ſo ſchneller und rückhaltsloſer, da war an kein Widerſtreben mehr zu denken, man hatte ſich ja verborgen geſucht und gefunden.

Nach dem erſten Austauſch der beiderſeitigen Betrübniß erwachte in Hedwig der friſche Lebensmuth wieder ſchneller als in dem Lehrer.

„Iſt es denn wahr,“ fragte ſie, „daß ihr von Lauterbach ſeid?“

„Allerdings.“

„Ja warum habt ihr's denn verleugnen wollen? das iſt ja kein' Schand?“

„Ich hab' es nie verleugnet.“

„Es iſt doch grauſam wie die Leut' lügen können; da haben ſie hier ausgeſprengt, ihr wäret deßwegen ſo allein wie ein verſcheucht Hühnle 'rumgelaufen, weil ihr gemeint hättet man foppt euch, weil ihr von Lauterbach ſeid. Und wenn ihr auch von Trippstrill wäret, ihr wäret doch —“

„Nun? was wäre ich?“

„Ein lieber Menſch,“ ſagte Hedwig ihm die Augen zuhaltend, er aber umfaßte, küßte und herzte ſie und ſagte dann endlich:

„Sei nur ruhig du Liebe, Gute, es wird ſchon Alles noch gut gehen.“

Ohne ſich aus ſeinen Armen zu erheben ſagte Hedwig doch:

„Ihr müßet nicht ſo ſein.“

Der Lehrer aber küßte und herzte ſie von Neuem und ſie ſagte wieder:

„Nun, jetzt ſchwätzet auch, erzählet mir 'was, wie iſt's euch denn gangen? ihr ſchwätzet ja gar nichts."

Der Lehrer nahm ihre Hand und drückte ſie an ſeinen Mund, gleich als wollte er jedes Wort darin verſiegeln, Hedwig deutete es wenigſtens ſo, denn ſie begann abermals:

„Nein, ihr müßet ſchwätzen, ich hör' euch ſo gern zu, und mein' Ahne ſagt's auch als, er hat ſo herzige Worte; mein' Ahne hat euch rechtſchaffen gern."

„Sag doch du," das waren die einzigen Worte, die der Lehrer hervorſtammeln konnte.

„Du, du, du, du, du," ſagte Hedwig ſich niederbeugend und den Kopf ſchüttelnd, als ob ſie mit einem Kinde ſpielte; der Lehrer blickte ſie mit Freudenthränen an, und als ſie das bemerkte ſagte ſie:

„Warum greinen? Es iſt noch nichts verloren, und mein Conſtantin ſoll nur aufpaſſen, ja, was meint der? Ich will ſchon ſehen wer Meiſter wird, ich bin kein Kind mehr." —

Ungeachtet ſie ſo ſehr gegen das Weinen geſprochen hatte fielen doch auch ihr die Thränen aus den Augen, ſie trocknete ſie aber ſchnell und fuhr fort:

„Komm, jetzt wollen wir Alles vergeſſen und was iſt denn auch? Wenn's Gott's Willen iſt kriegen wir einander doch, es iſt mir immer, wie wenn Alles zu ſchön g'weſen wär', wenn Alles ſo den geraden Lauf gehabt hätt'; ich weiß nicht wie's kommen iſt, aber wie ich ſelben Sonntag, wo man bei meiner Ahne geſeſſen iſt, um's Hauseck 'rumkommen bin, da iſt mir's grad g'weſen wie wenn mir einer mit einer feurigen Hand in's Geſicht langen thät, nein, noch ganz anders, ich kanns gar nicht ſagen wie."

„Ja von jenem Augenblicke an liebte ich dich."

„Nichts davon ſchwätzen," ſagte Hedwig mit ſtrahlendem Auge in's Antlitz ihres Geliebten ſchauend, es war als ſcheute ſie jedes Wort, da ſie nach Art der Bauernmädchen weniger das Wort Liebe ausſprach je mehr ſie liebte; „von was anderm," ergänzte ſie, ſie war es aber auch zufrieden als ſie ſo ſchweigend neben einander ſaßen und kein Laut in der Stube vernommen wurde als das Girren der Turteltauben im Käfig und der eintönige Pendelſchlag der Schwarzwälder Uhre.

Endlich trat Agnes, die wohlweislich weggegangen war, wieder ein, Hedwig ſagte aufſtehend:

„Mach du daß er red't, da ſitzt er und guckt mich nur an."

Als im Vorbeigehen ihr Blick in den Spiegel ſtreifte, wendete ſie ſich ſchnell ab, ſie kam ſich ganz wie eine andere Perſon vor, ſo fremd war ihr Ausſehen.

Der Lehrer ſaß unbewegt da, wie wenn er mit offenen Augen träumte.

Agnes ſang in der Stube umherhüpfend und mit den Fingern ſchnalzend:

Und i woaß et wie's kommen thut,
Wann's Schätzle i ſeh,
Und da möcht i gern ſchwätze
Und 's will halt et gehn.
Noan, noan und — jo jo —
Und — i moan, und — i woaß
Iſt oft unſer ganzer verliebter Diſcurs.

Auf den Lehrer zutretend und ihn am Arme ſchüttelnd ſagte ſie:

„Wie? Was? Holz her! aufg'richt't. Z' Lauterbach hab ich mein'n Strumpf verlor'n," tanzend zog ſie ihn nun in der Stube umher.

Nun war wieder Alles Leben und Freude, Thaddä kam dazu, im großen Rathe wurde der ſtaatskluge Beſchluß gefaßt: daß, wenn bis zur Kirchweih die Conſtantiniſchen Wirren noch nicht ausgeglichen wären, Thaddä mit Hedwig und der Lehrer mit Agnes zum Tanze gehen ſollte.

Noch lange ſaß man traulich beiſammen, die Vorfreuden der Zukunft koſtend; endlich forderte Agnes den Lehrer auf, ihr zum Lohne eine Geſchichte zu erzählen, die Bitten Aller vereinigten ſich mit der ihrigen. Dem Lehrer aber ſtand der Kopf nicht dazu, er wollte nach Hauſe gehen und ein Buch holen; das wurde aber nicht geduldet, er ſollte nur von ſelber friſchweg erzählen.

Gewaltſam ſeine Gedanken ſammelnd begann er endlich die Geſchichte der ſchönen Magellone, anfangs ſprach er die Worte tonlos, faſt ohne zu wiſſen daß er ſie ſprach, er hielt die Hand Hedwigs in der ſeinen; nach und nach ſchloß er die Augen wieder und redete ſich ganz in das Zauberland hinein, die Zuhörer hingen mit ſtrahlendem Blicke an ſeinem Munde und Hedwig jauchzte innerlich.

Als der Lehrer geendet, faßte ihn Agnes mit beiden Händen am Kopfe, ſchüttelte ihn und ſagte:

„Es iſt doch ein ganzer Burſch," ſich umwendend fragte ſie dann, „darf ich ihm jetzt den Kuß geben Hedwig?"

„Rechtſchaffen."

Agnes machte ſchnell Gebrauch von der Erlaubniß, und der Lehrer ſagte dann:

„Wir wollen Freunde ſein," und reichte dem Thaddä die Hand.

Als er fortging begleitete ihn Thaddä und ſagte auf der Treppe:

„Herr Lehrer, ich hab ein' Bitt, ich will euch auch einen Gefallen thun; ich kann gut leſen, wollet ihr mir nicht auch ſo ein Geſchichtenbuch leihen?"

„Recht gern," ſagte der Lehrer, die Hand ſeines Freundes zum Abſchiede drückend. —

Nächſt der Umwandlung ſeines Herzens oder vielmehr der glücklichen Entfaltung deſſelben hatte die Liebe Hedwigs noch einen beſondern Einfluß auf den Lehrerberuf unſeres Freundes, denn Alles in ihm rang ſtets nach Einheit.

Er hatte die ſüßen Worte Hedwigs ſo freudig aufgenommen, daß er ſogar die Form derſelben liebgewann, er gedachte nun den Dialekt zu ſtudiren und ihn beim Unterrichte als Grundlage der Denk- und Sprechweiſe zu benützen; er wendete ſich deshalb an den alten Lehrer um Schriften im oberſchwäbiſchen Dialekte, dieſer holte ihm ſein Lieblingsbuch, ja faſt ſein einziges, und band es ihm auf die Seele, es waren die „Dichtungen Sebaſtian Sailers."

Jetzt erſt lernte der Lehrer manche Beſonderheit des hieländiſchen Bauernlebens recht verſtehen, er erkannte die Derbheit und die Begierde ſich ſogar mit dem Heiligſten und Unnahbaren luſtig zu machen.

Die Rolle eines vierſchrötigen Dorfſchultheißen, die hier ein geiſtlicher Dichter Gott Vater ſpielen ließ, befremdete ihn ſehr;

der alte Lehrer aber erklärte ihm, daß das der Heiligkeit der Religion nichts geſchadet habe: „Früher," ſagte er, „wo man noch fromm geweſen iſt und nicht blos maulfromm, da hat man ſich ſchon eher einen Spaß mit Gott erlauben dürfen, jetzt aber verträgt's kein Schnauferle mehr, ſonſt geht ihnen gleich das Licht aus, drum müſſen ſie jetzt ſo heilig thun; ich hab als in der Kirch' die luſtigſte Muſik gemacht, wie mir's nur eingefallen iſt." —

Unſer Freund war indeß doch der Anſicht, daß ſich auch Religionsſpötterei aus dem vorigen Jahrhundert in dieſe Dichtungen gemiſcht habe, er behielt das aber für ſich und ließ ſich von dem Alten erklären wie dieſe Stücke früher zur Faſtnacht aufgeführt wurden; beſonders ausführlich mußte er ſich von dem Alten den Anzug beſchreiben laſſen, den er einſt als Luzifer gehabt hatte.

„Die neue Bildung hat dem Volke viel, unendlich viel genommen, was hat ſie ihm von wirklichen Freuden dafür gegeben? — — Kann ihm ein Erſatz werden? und wie? . . . ."

Dieſe Worte finden ſich aus der eben genannten Zeit in dem Taſchenbuche unſeres Freundes, eine mächtige Bewegung hatte ſein ganzes Weſen ergriffen.

Eines Tages kam der Buchmaier zu ihm und forderte ihn auf bald Ortsbürger zu werden, indem ihm dann die Stelle des verſtorbenen Gemeindeſchreibers ſicher ſei. Der Lehrer faßte freudig die breite Hand des Buchmaiers:

„Jetzt," ſagte er, „jetzt könnet ihr im ganzen Dorf Frieden ſtiften, ihr müßet meinem Schwa — ich will ſagen dem Studentle zu dieſer Stelle verhelfen, er kann ſie vollkommen verſehen."

Der Buchmaier lächelte, wollte aber doch nicht darauf eingehen; auf die eindringlichen Reden des Lehrers aber verſprach er endlich, ſich aller Einwirkung bei der Wahl zu enthalten.

Der Lehrer eilte den Stand der Dinge dem Studentle bekannt zu machen, dieſer aber that ſtolz und ſagte: er wiſſe noch nicht ob er eine ſolche Stelle annehme, indeß dankte er dem Lehrer für ſeine Freundlichkeit, und ſo waren gewiſſermaßen die Vorbedingungen eines Friedens zwiſchen den beiden feſtgeſtellt.

Die Kirchweihe war gekommen, die beiden Liebespaare gingen verabredetermaaßen zum Tanze.

Jetzt ſtand der Lehrer nicht mehr draußen im Felde während drinnen im Dorfe Alles jubelte und tanzte, er ſelber war mitten unter dem tollen Lärm; noch aber war er nicht ganz dabei.

Die beiden Tage der Kirchweihe war er faſt immer auf dem „Tanzboden," nur manchmal ging er mit Hedwig und Agnes hinaus ins Feld um dann neugeſtärkt wieder zurückzukehren; oft durchzuckte ihn auch ein tiefer Schmerz wenn er eines der unreinen Lieder vernehmen mußte, er hätte dann gerne ſich und Hedwig die Ohren verſtopft. Der Gedanke befeſtigte ſich in ihm, auf die Lieder vor Allem ſeine Wirkſamkeit und ſeinen Einfluß zu üben; er hatte ſich die Gunſt der jungen Burſchen durch die Theilnahme an ihrer Luſtbarkeit gewonnen, hieran wollte er nun anknüpfen.

Bis zum Kehraus hatte er zwei Nächte lang ausgehalten, am dritten Tage aber als die Kirchweih feierlich begraben wurde, konnte er ſich nicht dazu bringen auch dieß mitzumachen; er ſtand vor ſeinem Hauſe und ſah wie die Burſchen dahinzogen, die Muſik mit einem Trauermarſche voraus, dazwiſchen ſang man halb weinerlich:

O Kirwe bleib au no mai do,
O Kirwe laß nimmermai no,
Drunten im Flecke,
Will d' Kirwe verrecke;
O Kirwe bleib au no mai do,
O Kirwe laß nimmermai no.

Ein Schragen, auf dem zerbrochene Flaſchen, Gläſer, Stuhlbeine lagen, wurde feierlich geleitet und draußen auf der Hochbur wurden dieſe Zeichen der Vergänglichkeit in ein Grab geſcharrt und Trauerreden dabei gehalten. —

Trauer und Freude wechſelten bald nach der Kirchweihe im Hauſe Johannesle's, Conſtantin war zum Gemeindeſchreiber erwählt worden, der Lehrer hatte offen um Stimmen für ihn geworben; nun war der Frieden zwiſchen den zwei Parteien hergeſtellt und der Studentle näherte ſich dem Lehrer mit Freundſchaft; dieſer ging in ſeiner Herzensfreude ſo weit, daß er dem Studentle das „Du“ anbot, der neuernannte Gemeindeſchreiber ließ nicht nach, man mußte ſogleich ins Wirthshaus und nach echter Studentenweiſe, das Glas in der Hand und die Arme verſchlungen, „Smollis“ trinken.

Der Studentle war es aber dann auch, der im Familienrathe das Wort für den Lehrer nahm und ſeine Bewerbung um Hedwig nachdrücklich unterſtützte.

Der „Verſpruch“ der beiden Liebenden wurde nun gefeiert: vor den Augen des Vaters und des Bruders, des alten Schultheißen und des Buchmaiers, den der Lehrer von ſeiner Seite geladen, reichten ſie ſich die Hand.

Hedwig ging bald mit ihrem Bräutigam aus der Stube, auf der Hausflur umarmte ſie ihn und nun zum erſtenmal ſagte ſie:

„Ich hab' dich rechtſchaffen lieb.“

Dann gingen ſie hinab zur Großmutter die krank im Bette lag, ſie knieten an ihrem Bette nieder.

„Er iſt jetzt für ewig mein,“ ſagte Hedwig, mehr konnte ſie nicht vorbringen, die Großmutter breitete ihre Hände über die beiden Liebenden aus und murmelte leiſe ein Gebet, dann ſagte ſie:

„Stehet auf, das iſt nichts ſo knien, man darf vor Niemand knien als vor Gott; ich ſag's ja, ich bin der Bot, der im Himmel anzeigen muß, daß ihr euch habt. Lehrer, wie heißt denn dein' Mutter? Ich will gleich zu ihr wenn ich 'naufkomm und auch zu deinem Vater, und da nehm ich meinen Hansadam, meine Geſchwiſter und meine Eltern mit und auch meine drei Enkele wo geſtorben ſind, und da ſetzen wir uns zuſammen hin und ſchwätzen von euch und beten für euch, und da muß es euch gut gehen. Hedwig, ich vermach' dir meinen Andenker, drinnen im Schränkle wirſt ihn finden, und da iſt auch noch mein Kränzle von meiner Hochzeit dabei, heb's auf, es wird dir Segen bringen und laß deine Kinder nach der Tauf' dran riechen; und wenn ihr auch bald nach meinem Tod Hochzeit machet, da müſſet ihr doch Muſik haben. Höret ihr's? ihr ſollet nicht ſo lang um mich trauern und den Siebenſprung den tanzet ihr für mich, ich will auf euch 'runtergucken mit Freuden, und droben feiert die ganz' Familie auch die Hochzeit.“

Die Brautleute ſuchten ihr die Todesnähe auszureden, ſie aber erwiederte:

„Es iſt mir allfort wie wenn mich ebber * am Arm zupfen und ſagen thät: jetzt komm, es iſt Zeit; es iſt aber noch nicht ſtark genug, es muß noch ſtärker kommen. Müſſet nicht greinen, das iſt nichts, warum denn? ich bin gut aufgehoben. Ich dank' unſerm Heiland daß er mich's hat erleben laſſen, daß mein' Hedwig einen braven Mann kriegt; haltet euch nur in Ehren.

Hedwig, er iſt ein G'ſtudirter, die haben oft Mucken im Kopf, ich weiß das von meiner Schweſter her, du mußt Geduld mit ihm haben, denen G'ſtudirten gehen oft ganz andere Sachen im Kopf 'rum und da laſſen ſie's am Unrechten 'naus; Lehrer, und du mußt mein' Hedwig, mein' lieb' Hedwig —" ſie konnte nicht weiter reden, das Mädchen lag weinend an ihrem Halſe.

Die Großmutter hatte ganz geläufig geſprochen, ihr Huſten war vollkommen verſchwunden, jetzt aber ſank ſie ermattet in die Kiſſen zurück, die Brautleute ſtanden traurigen Antlitzes vor ihr; endlich erhob ſie ſich wieder und ſagte:

„Hedwig, hol mir des Valentins Chriſtine, ſie ſoll bei mir bleiben, ich ſterb heut' noch nicht; du darfſt heut' den ganzen Tag nicht mehr zu mir kommen, gehet fort mit einander und ſeid recht luſtig, verſprechet mir's daß ihr recht luſtig ſein wollet."

Der Lehrer ließ Hedwig zurück und holte die uns wohlbekannte Chriſtine, und nun mußten ſich die beiden entfernen; aber ihr Herz erzitterte noch immer in Wehmuth bis ſie bei des

---

* ebber, ſo viel als Jemand.

Buchmaiers Agnes geweſen waren, die durch allerlei Munterkeiten ihre Seele erheiterte.

Dann gingen ſie hinaus in das Feld, das weiße Huhn folgte ihren Fußſtapfen, es war jetzt Herbſt, man brauchte es nicht mehr einſperren. Vom friſchen belebenden Hauche der Natur angeweht erwachte in den beiden eine hohe himmliche Freude, um ſie her pflückte der Herbſt die gelben Blätter, in ihnen aber lebte ein neuer nie geſchauter Frühling.

Andern Tages verlangte die Großmutter nach der letzten Oelung, der Lehrer nahm dem Meßner ſeinen Dienſt ab und ging mit der Laterne in der Hand dem Pfarrer voraus; ein großer Theil der Gemeinde blieb an der Thüre ſtehen und betete, während drinnen Maurita „verſehen“ wurde. Der einzige Gedanke, der den Lehrer bei dieſer Handlung beherrſchte, war: möchten doch die Freidenkenden eben ſo zuverſichtlich hinübergehen in den Tod. — Mit offenen glänzenden Augen empfing Maurita das Abendmahl, dann kehrte ſie ſich nach der Wand zu, ſie ſprach nicht mehr, und als man nach einer Weile nach ihr umſchaute, war ſie todt.

Mit ſtiller andächtiger Wehmuth, ohne lautes Weinen und Wehklagen wurde Maurita begraben; alles im Dorfe trauerte, ſelbſt der alte Schmiedjörgli ſagte mit ungewohntem Ernſte: „Es thut mir von Herzen weh daß ſie todt iſt, nun, jetzt kommt's an mich.“

Als der Lehrer von dem Begräbniſſe nach Hauſe, d. h. zu Hedwig kam, umfaßte ihn dieſe weinend und ſagte: „Jetzt biſt du mir doppelt nöthig, ich hab kein Ahne nicht mehr.“

Dem Lehrer ward das Dorf von nun an doppelt werth und eigen, er hatte ein neues Leben darin gefunden und einen lieben Todten darin begraben. —

So hätten wir denn die gute Maurita bis zum andern Leben und den Lehrer bis zu einem neuen Leben begleitet, wir können der guten Großmutter nicht in den Himmel nachfolgen und wollen noch eine Weile zuſehen, welch ein Leben der Lehrer auf Erden führt.

Im ganzen Dorfe hatte ſeine Verlobung Jubel und Freude erregt, ſelbſt unter den Kindern die auf dem Brandplatze ſpielten gab es lebhafte Verhandlung, da das eine und das andere ſeine Verwandtſchaft mit Hedwig und hiedurch mit dem Lehrer darthun wollte. Der Johanneſle hatte ſonſt wenig Freunde im Dorfe, aber über das neue Ereigniß freute ſich Alles; jeder kam dem Lehrer entgegen, gab ihm die Hand und ſagte: Ich wünſch' Glück und Segen; jeder wußte etwas Liebes und Gutes von Hedwig zu erzählen. Männer und Frauen, die ſonſt vielleicht im Leben nicht dazu gekommen wären ſo zutraulich mit dem Lehrer zu ſprechen, ſtanden jetzt bei ihm wie alte Bekannte. Der Mathes kam zu ihm ins Haus, ſchüttelte ihm wacker die Hand und ſagte:

„Ich war halt doch der wo's prophezeit hat daß es ſo gehen wird, wiſſet ihr noch? ihr hättet mir, weiß nicht was, ſchenken mögen, ihr hättet mir kein' größere Freud' machen können. Wenn der alt Lehrer ſtirbt krieget ihr auch die zwei Aecker, die er in Nutznießung hat es ſind gute Aecker und ihr dürfet mir's nur ſagen, ich ſchaff' auch gern ein paar Tag drauf.“

Dem Lehrer that dieſe Zuthunlichkeit der Leute doppelt wohl, er erkannte ihr gutes Herz daraus und fühlte auch wohl wie er jetzt weit ſichereren Boden gewonnen habe, um in das Leben aller dieſer Menſchen einzugreifen.

Die Menſchen ſind es nicht mehr gewohnt, daß man aus allgemeiner Liebe ſich ihnen naht, ihnen frei und froh ins Auge ſchaut, ſie zu erquicken, zu erfreuen, zu erheben trachtet; ſie wurden ſchon oft betrogen und getäuſcht und meinen nun immer: man müſſe etwas beſonderes dabei haben, dahinter müſſe etwas ſtecken; ja ſie erlauben einem nur ungeſcheut ſie zu lieben, wenn man mit ihnen blutsverwandt oder verſchwägert iſt.

Der Winter kam mit ſtarken Schritten in das Dorf, die Menſchen blieben zu Hauſe und genoſſen die Früchte ihres Fleißes, die ſie bei ſich eingeſammelt hatten; Dreſchen und bisweilen Dünger hinausführen war noch das einzige Geſchäft. Als abgedroſchen war herrſchte Stille im ganzen Dorfe, nur hie und da hörte man einen fremden Hauſirer durch die Gaſſen rufen: „Spindlo, Weiber Spindlo!“ Der Schnee wirbelte, Niemand verließ gerne die warme Stube. Da ſchlich am hellen Tage ein böſer Geiſt auf leiſen Sohlen durch das Dorf, es war: die Langeweile, und wen der Geiſt anſah, der mußte gähnen oder zanken und Händel ſuchen; die Zeit der Ruhe war keine Zeit der Erholung, denn die Leute wußten nicht wie ſie das läſtige Ungeheuer, die Zeit todtſchlagen ſollten. Junge Männer und ledige Burſchen ſaßen oft ganze Tage im Wirthshauſe und kartelten, man ſchien aber doch an der überlangen Zeit noch nicht genug zu haben, denn man harrte bis zur letzten Minute der

Polizeiſtunde aus; Andere gingen frühe zu Bette und verſchliefen ihr Leben, wieder Andere wandelten ſchlechte Wege.

Man ſagt: Müßiggang iſt aller Laſter Anfang, das erſte was daraus hervorgeht iſt Langeweile, da weiß man nicht wo man ſich hinthun ſoll. Nur arbeitſame Menſchen ſind aus ſich heraus fröhlich, friedfertig und gut, Müßiggänger aber werden zur Trunk- und Spielſucht geneigt, werden ärgerlich, zänkiſch, ränkeſüchtig und ſchlecht. Darum allein und nur aus dieſem Grunde hauſen in vielen vornehmen Ständen Laſter aller Art.

Während nun der größte Theil der Leute im Dorfe nur ein halbes Leben führte, war dem Lehrer ein doppeltes Daſein aufgegangen.

Man hat ſchon oft geſehen, daß ein Menſch aus einem heftigen Fieber auch körperlich um einige Zoll größer aufſtand, ſo war in unſerm Freunde, während er mit fliegenden Pulſen das Leben Hedwigs in ſich aufnahm, auch die Erkenntniß des Volksthums ſchnell ja faſt wunderbar gereift. Wie er einſt den „Geiſtesduft der Schönheit ſchlürfte," der über die äußere Natur ausgeſtrömt iſt, und die rohe Benützung den Anderen überließ, ſo erkannte er jetzt in einem Jeden ein höheres Daſein, er war ihm ein Vertreter des heiligen und ewigen Volksgeiſtes; höher als er ſich ſelbſt erſchien erſchaute er nun jeden Einzelnen, denn er ſuchte, erkannte und liebte die höhere Kraft und Weihe in ihm: er ſtellte einen Jeden höher als er ſich ſelbſt achtete, denn er achtete das höhere Selbſt in ihm.

Er ſtand da als ein Mann der das innerſte Weſen Aller um ihn her verſtand, mit muthigem Entſchluſſe ging er nun dran, ſie die „Freuden des Geiſtes koſten zu laſſen;“ er war jetzt gereift genug durch die äußerliche Schaale hindurchzudringen.

So ſaß er nun oft Abends im Wirthshauſe und las die Zeitung vor, er hatte viel zu berichtigen, denn der Studentle, an den man ſich früher gewendet hatte, liebte es den Leuten die verkehrteſten Dinge aufzubinden.

Ein kleiner Kreis hatte ſich um den Lehrer geſammelt, Andere ſaßen an den Tiſchen und ſpielten, oft aber horchten ſie auch hin nach dem was der Lehrer vortrug und mancher Rams ging dabei verloren, mancher legte die Kreide nicht an den bezeichneten Ort und erhielt einen Strich.

Die Männer gewannen nach und nach Zutrauen zu dem Lehrer und ſprachen ſich unverhohlener aus.

Trotz ſeiner innigen Liebe ward es unſerm Freunde doch ſchwer, ſich ganz in die Weiſe dieſer Menſchen zu verſetzen.

Es iſt leicht geſagt: Ich liebe das Volk! aber jederzeit perſönlich bereit ſein auf allerlei Seltſamkeiten einzugehen ohne ſich an oft häßliche Angewohnheiten und verhärtete Sitten zu ſtoßen, bald als Freund in beliebige Abſchweifungen eingehen, bald als liebende Mutter ſich ſelber keine Ruhe gönnen und mit Wonnelächeln jedem neuen Worte zu lauſchen, dazu gehört eine Selbſtentäußerung, ein Hinausgeben der eigenen Perſönlichkeit, die nur der echten Liebe möglich iſt. Dank der geſunden Erkenntniß, ſie war in unſerm Freunde.

Eines Abends begann Mathes: „Herr Lehrer, ich muß jetzt dumm fragen, aber warum heißt denn auch die Zeitung: Schwäbiſcher Merkur und nicht Schwäbiſcher Merker, ſo ſolls doch heißen, weil er auf Alles aufmerkt, oder heißt's auf hochdeutſch Merkur?“

„Du haſt den Alten auf dem Neſt gefangen," ſagte der Studentle, „du haſt ganz recht Mathes, die in Stuttgart verſtehen nichts; Narr, ich thät an deiner Stelle 'nabgehen und thät's ihnen ſagen, du kriegſt gewiß das Präme."

Der Lehrer aber erklärte, daß Merkur der Götterbote und der Gott des Handels im alten Griechenland geweſen ſei.

„Ja, wie kommt denn der aber jetzt dazu ſchwäbiſch zu heißen?" fragte Mathes wieder.

„Das hat man eben ſo gemacht," erwiederte der Lehrer, er hatte ſelber noch nie ſich darüber beſonnen.

„Ich muß jetzt auch noch was fragen," begann Hansjörg, „haben denn die Griechenländer an mehr als an einen Gott geglaubt?"

„Freilich," erwiederte der Studentle, „der ein' hat gemiſtet und der ander' geſät, der ein' hat geregnet und der ander' donnert, für ein' jed' Sach' einen beſondern Gott oder eine Göttin, die Griechen haben ſogar ihren Göttern erlaubt, daß ſie heirathen."

„Es werden halt Heilige oder Engel geweſen ſein," ſagte der Maurer Wendel, „oder ſo Schutzpatronen, ſie müſſen doch einen Oberherrn gehabt haben, ſonſt wär's ja eine Gaukelfuhre zum Kranklachen ſo dumm."

„Du haſt den Thurm von Babylon auch nicht mitgebaut, Maurer," bemerkte der Studentle, „freilich haben ſie einen Oberherrn gehabt, einen Staatskerl, er hat nur ein eiferſüchtig Weib gehabt, die hat ihm viel zu ſchaffen gemacht. Jetzt ſag du Lehrer ob's wahr iſt oder nicht, ſie glauben mir ſonſt wieder nichts."

Der Lehrer ſah zu ſeinem großen Leidweſen, daß er durch das Du ſeinem Schwager eine Stellung ihm gegenüber eingeräumt hatte, die manches Nachtheilige brachte; er faßte ſich indeß ſchnell wieder und gab den Bauern eine Ueberſicht der griechiſchen Götterlehre, er erzählte dabei einige Wundergeſchichten, die viel Aufmerkſamkeit erregten; es kam ihm ſelber ſonderbar vor, daß er hier in einer von Tabaksrauch erfüllten Schwarzwälder Dorfſchenke die griechiſche Götterſchaar herbeizog. Alles das hatte der Schwäbiſche Merkur gethan.

Viele Mühe koſtete es, den Bauern auszureden, daß die Griechen doch „blitzdumm“ geweſen ſeien; er erzählte ihnen von dem frommen und weiſen Sokrates und ſeinem Martertode.

„Dem iſt's ja grad gangen wie unſerm Heiland,“ ſagte Kilian von der Froſchgaſſe.

„Allerdings,“ erwiederte der Lehrer, „wer eine neue heilbringende Wahrheit 'gradaus an Mann bringen will, der muß dafür ein Kreuz auf ſich nehmen.“ Der Lehrer ſeufzte hiebei, er hatte dieſe Worte nicht ohne einige Nebenbeziehung geſagt, denn er fühlte wohl, wie ſchwer ihm die Aufgabe würde die er ſich geſtellt.

Als die Männer weggingen, ſagte einer zum andern: „Das war doch einmal ein ſchöner Abend, da lernt' man doch was dabei und die Zeit geht 'rum man weiß nicht wie.“

Der Lehrer hatte ſich vorgenommen, den Bauern etwas aus der griechiſchen Göttergeſchichte vorzuleſen, glücklicherweiſe kam ihm aber am folgenden Abend ein ganz anderes Buch, nämlich eine deutſche Sprüchwörterſammlung in die Hand. Als er nun in die Wirthsſtube trat, zog er das Buch aus der Taſche und ſagte: „Da will ich euch einmal 'was vorleſen.“ Die Leute machten unwillige Geſichter, ſie hatten einen tiefen Widerwillen gegen Bücher; der Mathes gewann am erſten das Wort und ſagte:

„Erzählet's uns lieber Herr Lehrer.“

„Ja ja, erzählen, nicht leſen,“ hieß es allgemein.

„Höret nur einmal ein wenig zu,“ ſagte der Lehrer, „wenns nicht gefällt könnt ihr ohne Scheu ſagen ich ſoll aufhören.“

Immer Pauſen machend begann nun der Lehrer die Sprüchwörter zu leſen.

„Ei, das ſagt ja der Schmiedjörgli, und das iſt ja des Brunnenbaſche's Red, das hat die alt' Maurita immer geſagt und das iſt dein Wort Andres, Michel Kaſpar,“ ſo hieß es von allen Seiten; die Spieler hatten ihre Karten weggelegt und ſich den Zuhörern beigeſellt, denn manchmal erſcholl auch ein lautes Gelächter wenn ein derber Kernſpruch vorkam.

Der Lehrer konnte ſich den Triumph nicht verſagen die Frage zu ſtellen:

„Soll ich weiter leſen?“

„Ja, ja bis mornemorgen,“ hieß es von allen Seiten und der Kilian von der Froſchgaſſ' ſagte:

„Das muß ein grundgeſcheiter Mann geweſen ſein der das Buch gemacht hat, der hat Alles gewußt, das war gewiß einer von den alten Weiſen.“

„Ja, das ſind deine Leut' Kilian,“ hieß es aus einer Ecke.

„Seid jetzt ſtill,“ hieß es von andern Seiten, „Herr Lehrer, leſet weiter.“

So geſchah. Manchmal kamen auch Berichtigungen und Zuſätze vor, und es that dem Lehrer leid daß er ſie nicht aufſchreiben durfte, er ſcheute dieß, denn er fürchtete mit Recht, dadurch der Offenherzigkeit die Leute befangen zu machen. Ein wucheriges Leben war unter allen, eine nie empfundene Freude, hier ihre ganze Weisheit auf einem Haufen wieder zu finden; auch Streit über die richtige Deutung und die Wahrheit des einen und andern Sprüchworts entſpann ſich unter Einzelnen, in welchen ſich der Lehrer wohlweislich nicht miſchte. Einige bedrängten dann die Streitenden, ſie ſollten jetzt nur aufhören, Andere den Lehrer, er ſolle nur weiter leſen; ſo waren alle voll Feuer und unſer Freund fand eine wohlige Genugthuung darin, es entzündet zu haben.

Als er am andern Abend wieder kam, waren mehr Bauern als gewöhnlich verſammelt, ſie fürchteten ſich nicht mehr vor einem Buche, ſondern umdrängten ihn Alle und fragten:

„Habt ihr wieder ſo was ſchön's wie geſtern?“

„Ja,“ ſagte der Lehrer und zog ein Buch heraus; aber dießmal ging es nicht ſo leicht ab, es war Unkraut unter den Waizen, der Studentle hatte ihn geſäet, denn er hatte einen Widerwillen gegen allen aufkommenden Ernſt. Mit einigen jungen Burſchen, die er gewonnen, ſaß er an einem Tiſche und ſie begannen laut zu ſingen; der Lehrer wußte ſich nicht zu helfen, da ſagte der Mathes:

„Hör einmal Conſtantin, ſchämſt du dich nicht, du biſt jetzt Gemeindeſchreiber, daß du ſo Sachen machſt?“

„Ich bin für mein Geld da und thu' was ich will,“ erwiderte der Studentle, „und Vorleſen gehört nicht ins Wirthshaus.“

Ein Murren entſtand.

„Still,“ rief Mathes, „keine Händel, da iſt leicht geholfen; Adlerwirth, ich ſpring ſchnell heim und hol' Holz, und da machen wir Feuer in die obere Stub', wer zuhören will, der geht mit 'rauf und wer nicht will kann da bleiben."

„Ich hol' ſchon," ſagte Thaddä, der dieſen Abend auch gekommen war und machte ſich raſch auf den Weg.

In der obern Stube glühte der Ofen bald, denn Thaddä wollte durch Nachſchüren um kein Wort kommen; der Mathes ſetzte ſich neben den Lehrer und putzte ihm das Licht. Der Lehrer las das Goldmacherdorf von Zſchokke.

Trotz ſeines edeln Gehaltes hatte das Buch doch nicht die Wirkung, die der Lehrer wohl mit Recht erwartet hatte; es griff ſo unmittelbar an das Bauernleben, daß ein Jeder ungeſcheut ſeinen Maßſtab an die getroffenen Einrichtungen anlegte.

Es würde zu weit führen, wenn hier alle ausgeſprochenen Urtheile wiederholt werden ſollten; allemal wenn der Ausdruck vorkam: „Oswald öffnete ſeinen Mund und ſprach", lächelte der Buchmaier, denn dieſer Bibelton mißfiel ihm ſehr. Manche Rede ging ſpurlos vorüber, manche traf aber auch den Nagel auf den Kopf, ſo daß die Leute einander anſahen und nickten.

Sonderbar! als zu Ende geleſen war ſtellte ſich heraus, daß die meiſten Leute für das Dorf gegen den Oswald Partei ergriffen hatten; der Mathes traf zuerſt den Grund dieſes Widerſpruchs indem er ſagte:

„Mir gefällt's nicht, daß der Oswald ſo allein Alles gut machen will und muß."

„Und ich möcht' ſagen," begann Thaddä, „ich möcht' ihm ſeinen Federbuſch und ſeinen Stern 'runterreißen, er iſt ein braver Kerl, er braucht das nicht."

„Haſt recht," ſagte der Buchmaier, „er ſpielt überhaupt zuviel den Herrn, und ſein Erbprinz da, zu was braucht man den?

aber ich bin dir grad in die Red gefallen Andres, du haſt was ſagen wollen, 'raus mit den wilden Katzen."

„Ich mein', der Oswald wär' ein Häfelesgucker, daß er ſo viel vom Kochen verſteht hat mir nicht gefallen."

„Und ich mein'," ſagte Kilian, „die Bauersleut' ſeien viel zu dumm hingeſtellt, ſo arg iſt's nicht."

„Ja du biſt doch auch ein Schriftgelehrter," ſagte Hansjörg. Alles lachte.

„Jetzt mein' Meinung iſt," ſagte der Maurer Wendel, „das Dorf iſt zuerſt viel zu ſchlecht und nachher viel zu gut; ich kann's nicht recht glauben, daß es an einem Ort ſo iſt."

„Mich verdrießt am meiſten," ſagte der Buchmaier, „daß zuletzt auch noch ausgemacht wird was man für Kleider tragen darf, das iſt grad wie mit dem Thierquäler-Verein, das muß man einem Jeden ſelber überlaſſen; und einmal hab' ich das Lachen kaum mehr verhalten können, wie der Oswald in ſeiner Uniform und mit dem Federhut all' die zwei und dreißig Mann einen nach dem andern umarmt, potz Blitz, das iſt ein Geſchäft."

Der Lehrer zeigte nun, daß das Buch ſchon vor vielen Jahren geſchrieben ſei und alte Zuſtände behandle, daß es ein edles Buch ſei, das viele beherzigenswerthen Lehren enthalte; er bewies, daß der Verfaſſer wohlweislich ein durch und durch verwahrloſtes Dorf darſtellte, indem dann bei der Heilung aller einzelnen Uebelſtände für jedes Dorf eine Lehre abfiele, da hier das dort jenes fehle; er bewies, wie ſehr nöthig noch oft das äußere Anſehen, Geld, Uniform u. dgl. ſei, um ſeinen guten Abſichten Eingang zu verſchaffen, und ſchloß, daß man Unrecht thue wegen einzelner Kleinigkeiten ſo hart über das Ganze herzufahren.

„Davon iſt kein Red," ſagte der Buchmaier, „wenn ich den

Mann, der das Buch geſchrieben hat, einmal ſehen thät, ich thät den Hut vor ihm ab, lieber als vor dem größten Herrn, und ich thät ſagen: Du biſt ein rechtſchaffener Herzensmenſch, du meinſt's recht gut mit uns, ſo iſt's."

Als man ſich endlich zum Fortgehen anſchickte, ſtieß Thaddä den Mathes an und ſagte leiſe:

„Sag's nur jetzt, ſonſt lauft wieder Alles auseinander."

„Wie meinet ihr, ihr Mannen," begann Mathes, „wie wär's, wenn der Herr Lehrer ſo gut ſein wollt' und uns jed' Woch' ein paar Abend ſo vorleſen thät?"

„Ja, das wär' prächtig," riefen Alle.

„Ich bin gern bereit," ſagte der Lehrer.

„Nun, ſo wollen wir ausmachen, an welchen Abenden und wo; und wer dazu gehört, ſoll ſich unterſchreiben und ich mein' alle Woch einen Batzen geben."

„Ich denke," ſagte der Lehrer, „wir wollen morgen Mittag zuſammenkommen, etwa im Schulzimmer; unterdeſſen kann ſich Jeder über den Verein beſinnen und Vorſchläge machen."

„Ja, ſo iſt's recht," hieß es allgemein und man trennte ſich mit großem Behagen.

Andern Tages wurde die Verſammlung gehalten, ſie war ſtürmiſch. Der Lehrer hatte mit dem Buchmaier einen Entwurf der Vereinsordnung aufgeſetzt, ein Punkt nach dem andern wurde verleſen und jedesmal eine Weile innegehalten; da entſtand dann allgemeines Zwiegeſpräch, man meinte die Leute hätten Alle etwas zu bemerken, aber aufgefordert ihre Anſichten mitzutheilen ſchwiegen ſie; nur Mathes, Hansjörg, Kilian und Wendel ergriffen laut das Wort. Ein allgemeiner furchtbarer Sturm entſtand aber als verleſen wurde:

„So lange die Leſeabende dauern, darf während derſelben nicht geraucht werden."

Das allgemeine Murren wollte gar nicht aufhören bis endlich der Buchmaier das Wort ergriff, indem er dem Lehrer dabei zuwinkte, wie wenn er ſagen wollte: „Hab ich dir's nicht prophezeiht? ich kenn meine Leut';" er begann laut:

„Ich mein', man ſtreicht das Geſetz vom Rauchen ganz weg."

„Ja, ja," erſcholl es allgemein wie aus Einem Munde; der Buchmaier aber fuhr fort:

„Wer alſo das Rauchen nicht laſſen kann, der ſoll in Gottes Namen rauchen, es wird aber dem Lehrer ſchwer werden in dem Dampf zu leſen, und wenn er eben aufhören muß ſo hört er auf, es kann's ihm keiner verübeln. Aber das wollen wir doch feſtſtellen: wer zu rauchen angefangen hat und die Pfeif' geht ihm aus der darf ſie nimmehr anzünden bis das Leſen aus iſt, er kann dieweil ſchlafen wenn er die Augen nicht aufhalten kann, aber ſchnarchen darf keiner."

Ein ſchallendes Gelächter entſtand, nach welchem der Buchmaier fortfuhr:

„Vom Rauchen thun wir alſo gar kein Wörtle ins Geſetz, und auch das wollen wir nur ſo mündlich ausmachen: wenn das Leſen vorbei iſt, ſoll einem jeden ein beſonder Licht aufgehen, er ſoll ſich mit einem Papierle ſein' Pfeif' anſtecken. Iſt's ſo recht oder nicht?"

„Ja, ſo iſt's recht."

„Und wer ſchwätzen will muß die Pfeif 'raus thun," rief eine Stimme, man wußte nicht vom wem ſie kam, der beſcheidene Redner hat ſich bis heute nicht entdeckt.

Eine fernere Beſchlußnahme machte noch viel Hin- und

Herredens, nämlich über den Ort der Zuſammenkunft. Da faſt ſämmtliche Gemeinderäthe anweſend waren, wurde das große Vorzimmer im Rathhauſe dazu beſtimmt, denn der Lehrer hatte aus richtigem Takte gegen die Erwählung des Schulzimmers Einſprache gethan.

Auf den Vorſchlag Hansjörgs wurde feſtgeſetzt: daß jeder, wer wolle, ſeinen Schoppen Bier vor ſich haben dürfe, aber nicht mehr. Dieſer Vorſchlag gewann dem Hansjörg ſo viel Gunſt, daß er nebſt Kilian und Mathes in den Ausſchuß des Leſevereins gewählt wurde.

Noch gar viele Schwierigkeiten waren zu überwinden bis der Verein im regelmäßigen Gange war, aber eine kleine Schaar Begeiſterter hatte ſich um den Lehrer gebildet, die ihm in allem beiſtand, wozu beſonders Mathes und Thaddä gehörten; es war dem Thaddä nur leid, daß er nicht eine recht ſchwere Arbeit für den Lehrer thun konnte, er wäre gern für ihn in's Feuer gelaufen. — Dagegen hatte der Verein auch zwei heftige Feinde an dem Adlerwirth und dem Studentle, jener ſah ſeine Wirthſchaft beeinträchtigt und ſchimpfte ſehr auf den Lehrer, der, ſeitdem er Bräutigam geworden, auch nicht mehr bei ihm, ſondern bei ſeinem Schwiegervater in Koſt war; der Studentle aber witterte in Allem Frömmelei, er ſagte offen: ſein Schwager ſei ein Betbruder, er wolle die Leute nur kirren, man werde ſchon ſehen wo das hinausgehe.

Gleichwie oft eine Staatsregierung die Demagogen zu Beamten macht und ſo für ſich gewinnt, ſo machte der Lehrer den Studentle zum abwechſelnden Vorleſer; nun, da er eine Rolle ſpielte die ſeinem Stolze ſchmeichelte, ward er zum eifrigſten Anhänger des Vereins.

So lernte der Lehrer nach und nach die Menſchen verſtehen und lenken.

Den alten Lehrer und den jüdiſchen Lehrer ſuchte unſer Freund ebenfalls für den Verein zu gewinnen, erſterer aber war nicht dazu geneigt, um ſo eifriger und ſelbſtthätiger aber der letztere; auch mehrere Juden, die als Ackerbautreibende und Handwerker ſtets zu Hauſe waren, nahmen lebhaften Antheil.

Die Auswahl der Bücher war ſchwierig. Unſer Freund merkte bald, daß das Belehrende oder unmittelbar ſittliche Zwecke Verfolgende nicht ausſchließlich vorherrſchen dürfe; ohne daher die Sache zur bloſen Unterhaltung zu erniedrigen, wurden Abſchnitte aus der Limpurger Chronik, Gedichte von Gleim, das Leben Schubarts, Moſer's, Franklin's ꝛc. vorgeleſen; beſonders viel Freude machte auch die Geſchichte von Paul und Virgine und Wallenſteins Lager, dem einige Abſchnitte aus dem Simpliziſſimus beigefügt wurden. Am meiſten aber horchte Alles auf, als der Lehrer, der Studentle und der jüdiſche Lehrer „Hedwig die Banditenbraut von Körner“ laſen; das Abentheuerliche, Salbungsvolle griff tief ein. Als das Stück zu Ende geleſen war, fragte Mathes: „Wie iſt es denn mit den Räubern im Keller gegangen? ſind ſie verbrannt oder hat man ſie gerichtet?“

Der Lehrer mußte über dieſe theilnehmende Frage lachen, er wußte aber keine Antwort; vielleicht iſt einer der Leſer ſo gut und läßt ihm eine zukommen.

Mitunter wurden auch die alten Volksbücher geleſen und beſonders die Schildburger erregten großen Jubel.

Allgemeine Bemerkungen in ſein Taſchenbuch einzutragen, dazu hatte der Lehrer nur ſelten Zeit und Stimmung; was er dachte, gab er ſogleich den Männern preis, und was er dachte und fühlte, offenbarte er Hedwig und es war ihm genug es ſo ausgeſprochen zu haben; dennoch finden wir einige Bemerkungen in den früher angezogenen Blättern:

„Wenn ich dieſe Blätter anſehe, iſt es mir oft als war ich früher ein ſonderbarer Egoiſt; ich habe die Welt nur in mich aufzunehmen, nicht mich an ſie hinauszugeben getrachtet. Was iſt all' die eigenſüchtige Verfeinerung der Gefühle gegen einen einzigen Gedankenfunken in eine fremde Seele geworfen? Das iſt tauſendmal mehr werth als alle noch ſo ſinnreich ſchwelgeriſchen Betrachtungen. Es iſt gut und war wohl nöthig, daß ich dieſe hinter mir habe....."

„Wie gar leicht iſt es, groß, vornehm und gelehrt zu erſcheinen, wenn man ſich vom Volke zurückzieht, ſich einen beſondern Pallaſt des Wiſſens und Denkens auferbaut, eine Burg auf hoher Bergesſpitze, fern von den Thalbewohnern. Steigt man aber herab zu den Menſchen in den Niederungen, lebt man mit ihnen und für ſie, da erfährt man's oft, wie man bisweilen die einfachſten Dinge nicht weiß, die beſten Gedanken nicht ahnt. Ich habe einmal geleſen, daß es Fürſten gibt, die ſich dem Volke nie oder ſelten zeigen, da iſt es freilich leicht ſich mit Majeſtät zu umhüllen."

„Es iſt tief bezeichnend und wohl ſinnbildlich, daß die Schriftſprache Wort und Begriff Bauer noch nicht beſtimmt zu decliniren weiß: Der Bauer, des Bauern und — des Bauers."

„Wie der Athem der Erde und des Meeres aus den höheren Regionen wieder als erfriſchender und befruchtender Regen herniederträufelt, ſo kann und muß auch der Volksgeiſt, ſein Denken und Fühlen aus der höheren Region des Schriftenthums wieder herabgelenkt werden in ſeinen Urſprung, das Volksgemüth.“

„Gewiß war mancher der berühmten griechiſchen Helden nicht gebildeter, ſo was man eigentlich gebildeter nennt, als mein Hansjörg, Kilian, Mathes, Thaddä, Wendel u. v. a., von dem Buchmaier gar nicht zu reden; aber durch die öffentlichen Staats- und Rechtsverhältniſſe, durch das öffentliche Kunſtleben, durch den Gottesdienſt, der aus dem innerſten Kern des Volkslebens hervorgegangen, waren eine Maſſe von Gedanken, Gefühlen, Anſchauungen und zarten Regungen in der Luft; die Leute lernten und hörten nicht immer blos bibliſche Geſchichten, Erzählungen von Menſchen die in ganz anderen Verhältniſſen gelebt und keinen unmittelbaren Vergleich zulaſſen, ſie hörten von Vorfahren die ähnlich gelebt wie ſie ſelber, ſo und ſo gehandelt, ſo und ſo gedacht, einzelne Ausſprüche und Anekdoten erbten ſich fort von Geſchlecht zu Geſchlecht; alles das ging ihnen nahe, und wo es drauf und dran kam waren die Nachkommen Helden und großſinnige Menſchen wie ihre Vorfahren. Uns aber iſt die Geſchichte eines fremden verlornen Volkes, des jüdiſchen, die heilige geworden, nicht die Geſchichte unſerer Nation . . . . Die Griechen kannten ihren Homer auswendig, das gab ihnen Sprüche und Bilder die auf ihr Leben paßten; wir Deutſchen haben noch keinen, der uns ganz das wäre, Schiller iſt nicht für die ganze Nation in allen Bildungsſchichten; wir haben aber eine Nationalweisheit in den Sprüchwörtern, die ſich unabhängig vom alten und neuen Teſtament gebildet hat, wir haben das Nationalgemüth in ſchönſter Faſſung im Volksliede, das hatten die Griechen nicht.“ — —

Bald nach der Stiftung des Leſevereins hatte der Lehrer auch einen Geſangverein aufgebracht, hiezu hatten ſich außer einigen jungen Männern faſt alle ledigen Burſchen geſammelt; der Adlerwirth ward hiedurch verſöhnt, denn der Geſangverein wurde in ſeine obere Stube verlegt. Obgleich unſer Freund das Ganze im Stillen leitete, überließ er doch die ſichtbare Regierung dem alten Lehrer, der zu dieſem Zwecke trefflich zu verwenden war. Klugerweiſe wurden hauptſächlich Volkslieder eingeübt, die Leute freuten ſich gar ſehr, ihr Eigenthum hier verſchönert in ſeiner Vollſtändigkeit wieder zu erlangen, denn faſt Niemand im Dorfe kannte mehr von einem Liede alle „Geſätze.“ Nach und nach wurden auch einige neue Lieder gelernt, ſehr behutſam aber nichts deſto minder nachdrücklich, Ton- und Taktübungen gehalten und ſogar die Noten einſtudirt.

Wie bei dem Leſeverein der Gegenkampf des Studentle ſo war hier die Anmaßung des Jörgli zu überwinden, denn dieſer wollte als berühmter Sänger ſich geltend machen und die Hauptperſon ſpielen, dabei aber verhöhnte er jede taktmäßige Einübung. Es gelang nicht den Jörgli ganz zu gewinnen, er ſchied aus und der Verein drohte zu zerfallen; die guten Folgen deſſelben hatten ſich ſchon offenbar kund gegeben, viele gemeine unzüchtige Lieder wurden von den beſſeren verdrängt, wenn auch vorerſt nicht weil ſie beſſer, ſondern weil ſie neu waren, ſo gewannen doch Worte und Klänge aus reineren Regionen Raum und weckten manchen zarten Wiederhall in den Gemüthern.

Nun aber ſprengte der Jörgli überall aus, der Lehrer wolle den großen Leuten Kinderlieder einlernen, es ſei eine Schande für einen erwachſenen Menſchen ſolche zu ſingen; er gewann bald ziemlichen Anhang, und wenn auch noch einige dem Vereine treu blieben, ſo waren das doch nur Wenige. Der Thaddä wollte den Jörgli tüchtig durchprügeln, der Buchmaier aber fand ein gelinderes Mittel zur Aufrechthaltung des Vereins; er lud nämlich den Pfarrer und alle bisherigen Mitglieder des Vereins außer dem Jörgli zum Nachteſſen am Sylveſterabend bei ſich ein, dadurch gewann Alles wieder neues Leben.

Der Pfarrer hatte den Lehrer in ſeinen Beſtrebungen ganz gewähren laſſen, denn er war keiner von jenen, die Alles in ihrer Hand haben und von ſich ausgehen laſſen wollen.

Am Sylveſterabend war nun großer Jubel beim Buchmaier, man trank, ſang und ſcherzte.

„Herr Lehrer,“ ſagte der Buchmaier einmal, „wenn ihr geheirathet habt, müſſet ihr auch einen Mädchengeſangverein ſtiften.“

„Junge Weiber dürfen aber auch dabei ſein,“ rief Agnes.

„Ja, die müſſet ihr aber in einem Trumm fort ſingen laſſen, ſonſt ſchwätzen ſie dem Teufel ein Ohr weg.“

Manches Hoch wurde ausgebracht, ſonſt ganz blöde Burſchen wagten es hier vor Pfarrer, Lehrer und Schultheiß ein öffentliches Wort zuſprechen.

Zuletzt ergriff Thaddä das Glas und rief:

„Unſer Herr Lehrer ſoll leben,
Und ſein Hedwig daneben!“

Hoch! und abermals Hoch ertönte, es wollte faſt gar nicht enden.

Mit Hedwig lebte der Lehrer im innigſten Verſtändniſſe, ſie leiſtete ſeinen Bildungsbeſtrebungen willig Folge, da er es nicht mehr darauf abgeſehen hatte ihre Natur umzumodeln, ſondern nur ſie frei zu entwickeln. Anfangs erging es dem Lehrer bei Hedwig ſonderbar. Wenn er ihre Seele auf allgemeine Gedanken und Anſichten hinlenken wollte, machte er bei allem große Vorreden und Einleitungen, er ſagte: ſo und ſo meine er es, und ſie ſolle ihn recht verſtehen; da ſagte einſt Hedwig: „Hör' 'mal, wenn du mir was zu denken gibſt oder ſonſt 'was anbringen willſt, ſag's doch grad 'raus, mach kein' ſo Schmierale drum 'rum, ich will dir nachher ſchon ſagen ob ichs verſteh oder ob ichs nicht mag.“ Der Lehrer that dieſes letzte Bruchſtück ſeines vereinſamten blos innerlichen Lebens ab und lebte froh und gemeinſam mit Hedwig.

Selbſt auf die Schule verbreitete ſich bald der neuerwachte Geiſt des Lehrers, er knüpfte ſeine Erzählungen und Beiſpiele geſchickt an die nächſte Umgebung an; emſig ſammelt er an einer Geſchichte des Dorfes um ſie künftig zum Anknüpfungspunkt und zur Veranſchaulichung der Geſchichte des Vaterlandes zu benutzen.

Manche kluge Leute wollen zwar behaupten, der Eifer des Lehrers werde bald erlahmen, wir aber dürfen vertrauensvoll das beſte hoffen.

Der Frühling nahte, die Glocken wanderten nach Rom um dort die Geſchichte des Dorfes zu berichten, es iſt gewiß, daß ſie von dem vergangenen Winter weniger Sünden zu berichten hatten.

Oſtern war vorüber, und nun war der Tag der Hochzeit da, er war auf den Jahrestag feſtgeſetzt, an welchem der Lehrer zuerſt in das Dorf gekommen war. Am Vorabende ging Hedwig zu dem alten Lehrer und bat ihn morgen auch ein recht ſchönes Vorſpiel zu machen, da er die Orgel in der Kirche zu ſpielen hatte. Der alte Mann lachte in ſich hinein und ſagte:

„Ja, du wirſt dich freuen.“

Am andern Tage ging es mit Muſik zur Kirche, Hedwig gleichgeſchmückt mit ihrer Geſpiele, der Agnes, der Lehrer ebenſo mit einem Strauße geziert wie ſein Geſpiele, der Thaddä; der Buchmaier, der Johannesle und der jüdiſche Lehrer hinter ihnen. — Als Alles verſammelt war begann der alte Lehrer das Vorſpiel, auf dem Antlitze eines Jeden ſchwebte ein Lächeln, denn der alte Spaßvogel hatte den Lauterbacher Hopſer ſehr geſchickt in das Vorſpiel verwebt; gleich darauf begann der Geſangverein in würdiger Haltung das ſchöne Lied:

„Heilig iſt der Herr ꝛc.“

Mit freudigem Ernſte wurde das Ehebündniß geſchloſſen — Es ſei geſegnet!

Mannheim.
Buchdruckerei des kathol. Bürgerhospitals.

Im Verlage von Friedrich Baſſermann ſind ferner erſchienen:

Die Entſtehungsgeſchichte des Jeſuitenordens, nebſt einem Schlußwort über die neuen Jeſuiten. Nach den Quellen dargeſtellt von **Dr. Fr. Kortüm, Profeſſor** der Geſchichte in Heidelberg. 16 gG. (1 fl.)

1793. Beitrag zur geheimen Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, mit beſonderer Rückſicht auf Danton und Challier, zugleich als Berichtigung der in den Werken von Thiers und Mignet enthaltenen Schilderungen. Von Fr. Funck. 1 Thlr. 16 gG. (2 fl. 42 kr.)

Darſtellung der geologiſchen Verhältniſſe der am Nordrande des Schwarzwaldes hervortretenden Mineralquellen u. ſ. w., mit einem topographiſchen Plane und einer Zeichnung. Von Fr. A. Walchner, großh. bad. Bergrathe und Profeſſor an der polytechniſchen Schule in Karlsruhe. 16 gG. (1 fl. 12 kr.)

Sagen des Neckarthals, der Bergſtraße und des Odenwaldes. Aus dem Munde des Volkes und der Dichter geſammelt von Friedrich Baader. Cartonirt 1 Thlr. 22 gG. (3 fl. 18 kr.), brochirt 1 Thlr. 18 gG. (3 fl.)

Dorfgeſchichten

von

Berthold Auerbach.

Dritter Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Baſſermann.
1853.

Schwarzwälder

Dorfgeſchichten

von

Berthold Auerbach.

Dritter Band.

H. 1612. 2. 3

Mannheim.
Verlag von Friedrich Baſſermann.

1853.

Kgl. [illegible] Bibl.
Berlin

Inhalt.

I. Seite

Die Geſchichte des Diethelm von Buchenberg . . . 1

II.

Broſi und Moni 301

I.

Die Geſchichte
des
Diethelm von Buchenberg.

Erſtes Kapitel.

In dem freundlichen Städtchen G. war lebhaftes Marktgewühle und mitten durch das auf und abwogende Menſchengedränge bewegte ſich, von zwei fetten, tief eingekreuzten Rappen gezogen, ein Bernerwägelein, auf deſſen niedergelaſſener Halbkutſche ein breitſchulteriger Mann ſaß; der breitkrempige ſchwarze Hut mit handhoher Silberſchnalle im Sammtbande, der kragenloſe einreihige ſchwarze Sammtrock mit den nahe zuſammengerückten flachen ſilbernen Knöpfen, die rothe Scharlachweſte mit den kugelförmigen ſilbernen Knöpfen zeigten den reichen oberländiſchen Bauern. Er hielt mit beiden Händen die Pferde ſtraff im Zügel, die Peitſche ſteckte neben ihm und er rief nur manchmal den zögernd Ausweichenden ein Aufg'ſchaut! oder das einfache Hobo! zu. Die Pferde trugen die Köpfe mit dem meſſingbeſchlagenen Riemenzeug ſo ſtolz, als wüßten ſie, welch' ein Aufſehen ſie erregten. Neben dem Manne ſaß ein junges Mädchen, ebenfalls in oberländiſcher Tracht, die ſich aber mehr im Schnitte als im Stoffe zeigte, denn der braune Spenzer und die ſchwarze Schürze war von Seide, nur die Haube war noch in der üblichen Weiſe und aus den ſchwarzen am Kinn geknüpften Bändern ſah ein blaſſes längliches Geſicht mit dunkeln Augen. Die Leute im Gedränge gafften Alle nach dem Gefährte und den überaus ſtattlichen Inſaſſen. Manche vergaßen darüber auszuweichen und mußten von Nachbarn angerufen werden, und bald da bald dort gab es ein heftigeres Gedränge, aber die Rappen ſtanden jedesmal auf einen Pfiff ihres Herrn ſtille. Oftmals auch grüßte dieſer einen Bekannten und rief ihm zu: „Weißt ſchon im Hirſch.“ In dem Marktgewühle ſtachen beſonders die Schäfer hervor in ihren weißen rothausgeſchlagenen und mit rothen Einnähten verſehenen Zwillichröcken, auf denen noch über die rechte Schulter gelegt ſchärpenartig der lederne Gurt mit glänzenden Meſſingringen prangte, ihre Hunde liefen hart neben ihnen, denn ſie hatten ſie an die vielgelenkige Kette angekoppelt. Ueber das bartloſe runde Antlitz des Fahrenden zuckte oft ein Lächeln, denn er hörte die Staunenden am Wege fragen: „Wer iſt das?“ worauf die Antwortenden immer ihre Verwunderung ausdrückten, daß man den nicht kenne: „Das iſt der Diethelm von Buchenberg,“ hieß es dann, „der hat mehr Kronthaler, als die zwei Gäul' ziehen können,“ und ein anderer ſagte wieder: „Ich wollt', du und ich, wir hätten das mit einander im Vermögen, was der heut für Woll' und Schafe einnimmt.“ „Wenn der Diethelm da iſt, geht der Markt erſt an,“ ſagte ein Dritter, „die Engelländer warten Alle auf ihn,“ rief ein Vierter. Ein Mann, der mit mehreren anderen eine gute Strecke neben dem Wagen herging, berichtete: „Ich bin von Letzweiler und der Diethelm iſt auch von da gebürtig. Er hat einen grauſam mächtigen Familienanhang. Vor zwanzig Jahren ſind das lauter Krattenmacher *) und Bettelleut geweſen, und der Diethelm hat ſie hingeſtellt, daß ſie capitelfeſt ſind. So ein Mann in der Freundſchaft und ſie iſt glücklich.“

Der Fahrende ſtieß manchmal die neben ihm Sitzende an, daß ſie auch hinhorche auf das, was man ſage, die üble Nachrede im eigentlichſten Sinne des Wortes ſchien der Fahrende nicht zu vernehmen, denn es gab auch Manche, die über die Ungebühr ſchimpften, mit Roß und Wagen mitten durch das Menſchengedränge zu fahren, Andere machten darob Witze und einige gehobene Heldenſeelen fluchten hinter dem Wagen drein und ſchalten auf die Polizei, die ſo etwas dulde. Ein Bretzelverkäufer, der ſeinen Kram auf einem langen Stocke aufgereiht trug, ſagte geradezu, es ſei' nichts ſchlimmer, als wenn der Bauer auf den Gaul käme, der mache es ärger als die Herren.

Der Vielberufene fuhr aber ſtrahlenden Antlitzes wie ein Triumphirender dahin, und endlich war man beim Wirthshaus zum Hirſch angelangt, das eine ganze Wagenburg umſtellte. Eine mächtige Glocke erſchallte im Hausflur, die Frau Hirſchwirthin oder wie ſie lieber genannt war, die Frau Poſtmeiſterin erſchien ſelber, reichte Diethelm die Hand, hieß die „Jungfer Tochter,“ die als ſchlanke, biegſame Geſtalt auf dem Wagen ſtand, willkommen, half ihr abſteigen und nahm ihr eine

---

*) Kratten = Korb.

bunt geſtickte Reiſetaſche ab, der Hausknecht, der heute ſeinen großen Tag hatte, war doch bei der Hand, und während er die Aufhaltketten der Pferde löſte, half ihm ein Schäfer dieſelben ausſträngen.

„Iſt Alles in Ordnung, Medard?“ fragte Diethelm den Schäfer, indem er ſich neben die Pferde ſtellte, der Schäfer bejahte und eilte dem Mädchen nach und raunte ihm ſchnell zu:

„Mein Munde (Raimund) iſt auf Urlaub auch hier.“

Das Mädchen erröthete und antwortete nichts, es band ſich die Haube feſter, indem es in das Wirthshaus trat.

Der Schäfer Medard eilte zu ſeinem Herrn zurück und ſagte, daß er ſchon beim Einfahren von einem Händler angehalten worden ſei, wie theuer er verkaufe.

„Wie ich dir geſagt habe,“ erwiederte Diethelm ruhig, „ſiebzehn Gulden das Paar und keinen rothen Heller weniger. Sag nur, dein Herr ſei der Diethelm und der laß' nicht mit ſich handeln. Wir nehmen unſer Vieh wieder heim, es iſt mir ſo lieb wie baar Geld.“ Der Schäfer nickte, in ſeinem gerötheten Antlitze, das von einem langen zottigen Backenbarte eingefaßt war, zuckte es; er ging davon, wobei man ein Hinken am rechten Fuße bemerkte.

Diethelm ſtreichelte die Rappen und lobte ſie, daß ihnen trotz des ſcharfen Fahrens kein Haar krumm geworden ſei, er ließ ſie deshalb nicht ſogleich nach dem Stalle bringen, ſondern hielt ſie noch auf, bis ſich immer mehr Bekannte ſammelten, die ſein „Baronen-Fuhrwerk“ lobten und theils geradezu, theils auf Umwegen ſeinen Reichthum hervorhoben. Diethelm hielt die Hand auf den Sattelgaul gelegt, er war im Stehen kleiner als er auf dem Wagen erſchienen war, er maß kaum etwas mehr als ſechszehn Fauſt, wie die Rappen, und war auch ſo wohlgenährt und breit wie ſie. Er vernahm nun, wie das immer geht, von ſchlechten Marktausſichten, das Ausgebot ſei groß und die Nachfrage gering, da Händler und Fabrikanten den Preis ſehr drückten und überhaupt baar Geld knapp ſei, da Alles auf Zeit kaufen wolle.

„Dann verkauf' ich gar nicht, und kauf' ſelber,“ erwiederte Diethelm und ſchlug ſich dabei auf den Bauch, um den er eine umfangreiche leere Geldgurt geſchnallt hatte. Mehrere boten ihm nun ſogleich Wolle und Schafe an, aber er lehnte für jetzt noch ab und als man ihn aufforderte mit in die Stube zu gehen, ſchien er ſich ſchwer von ſeinem Gefährte zu trennen und aus ſeinen Mienen ſprach nur halb der ihn bewegende Gedanke: „So wie man geht und ſteht herumlaufen, das hat kein Anſehen, da iſt man wie jeder Hergelaufene, ich wollt' ich könnt' mit meinen Rappen und meinem Kütſchle in den Stuben herum fahren, da zeigt ſich doch auch gleich wer man iſt.“ Es war ein ſeltſames Lächeln mit dem endlich Diethelm die Rappen in den Stall ſchickte. Die ſtattliche Rotte, die ihn umgab, konnte er mit Fug als ſein Geleite betrachten und waren auch verkommene Leute darunter, ehemalige Schafhalter, die jetzt als Unterhändler dienten, Schmarotzer, deren ganzes Marktgeſchäft im Erhaſchen eines Freitrunkes beſtand, bah! große Männer haben immer auch ſolche in ihrem Geleite und Diethelm ſchritt an der Spitze ſeines Troſſes breitſpurig einher.

Der Reppenberger, ein hagerer Bauer im zertragenen blauen Kittel, mit einem ſchmutzigen Wochenbarte auf dem liſtigen Geſichte, war ehemals ſelbſt wohlhabend geweſen, hatte ſich im Schafhandel „verſpekulirt" und war jetzt der gewandteſte Unterhändler, dieſer wollte ſich an die Seite Diethelms drängen; er bot ihm eine Priſe aus ſeiner großen birkenrindenen Doſe und wollte ihm allerlei mittheilen, aber Diethelm vertröſtete ihn mit herriſcher Miene auf ſpäter und zog den Schultheiß von Rettinghauſen, einen mehr ebenbürtigen Genoſſen an ſich und ſo trat er in die Wirthsſtube, wo jetzt im halben Morgen ſchon voller Mittag gehalten wurde, denn an langer Tafel und an Seitentiſchen ſaßen Männer und Frauen und erlabten ſich an Sauerkraut und Speck und gedeihlichem Unterländer Wein, und was ſie nicht aufſpeiſten, wickelten ſie in ein daneben gelegtes Papier und ſteckten es zu ſich. Da und dort war auch der Tiſch zu einer Rechentafel geworden und mit Kreide wurde der Erlös zuſammengerechnet, denn es war ſchon Mehreres verkauft. Mancher vollgeſtopfte Mund nickte Diethelm zu und manche Hand legte die Gabel weg und ſtreckte ſich ihm entgegen.

„Je ſpäter der Markt, je ſchöner die Leut," rief ein Weißkopf Diethelm zu.

„Kommſt ſpät."

„Biſt alleine oder haſt die Frau bei dir?“

„Iſt das zimpfere Mädle dein' Fränz?“ *)

Solche und viele andere Anreden beſtürmten Diethelm von allen Seiten und manche Gabel deutete nach ihm und mancher Kopf drehte ſich um, denn die, die ihn kannten, zeigten ihn den Fremden und eine Weile war alle Aufmerkſamkeit nach ihm gerichtet. Erregte der Duft der Speiſen einen ungeahnten Hunger, ſo gab dieſes allgemeine Anſehen eine andere Sättigung. Eine Kellnerin fragte Diethelm nach altem Brauche, was er befehle, aber die Wirthin, die eben durch die Stube ging, ſchnitt ihr das Wort ab, und ſagte:

„Der Herr Diethelm ſitzt in die Herrenſtube, der Advokat Rothmann ſind auch ſchon drüben und unterhalten ſich mit der Fränz.“

„Die Fränz ſoll da herein kommen,“ entgegnete Diethelm und ſo laut, daß es Alle hören konnten, „wenn der Advokat Rothmann was von mir will, kann er zu mir kommen, ich lauf ihm nicht nach, ich hab' Gottlob nichts mit ihm. Ich bleib da unter Meinesgleichen.“

Man ſprach davon, daß es einen harten Wahlkampf geben werde, wenn Diethelm gegen den Rothmann als Mitwerber um die Abgeordnetenſtelle auftrete; Diethelm lehnte mit halber Miene jede Bewerbung ab, und ſtimmte ſelber in das Lob Rothmanns ein, der als „fadengrader“ Ehrenmann geprieſen und oft bei ſeinem Beinamen „der Schweizertell“ genannt wurde,

---

*) Fränz = Franziska.

denn er hatte nicht nur zweimal auf dem eidgenöſſiſchen Freiſchießen den Preis gewonnen, ſondern ſtand überhaupt in vielfachem Verkehr mit dem benachbarten Freiſtaate und war ſelber ein Charakter als wäre er in der Republik aufgewachſen, ſchlicht, derb und unverbogen bei aller gelehrten Bildung.

Als er jetzt in die äußere Stube trat und ſeine hagere hohe Figur Alle überragte, ging ihm Diethelm zuerſt entgegen und reichte ihm die Hand, worauf faſt alle Anweſenden nacheinander ihm zutranken.

Der Reppenberger kam haſtig, klopfte Diethelm auf die Schulter und ſagte ihm in's Ohr, man rede ſchon überall davon, daß der Diethelm einkaufen wolle und juſt heute ließe ſich ein gutes Geſchäft machen, der Krebsſteinbauer da hinten aus dem Lenninger Thal, der dort an der Ecke ſitze, den müſſe man zuerſt einfangen, er mache die andern kopfſcheu und ſprenge aus, der Diethelm thäte nur ſo als wenn er einkaufen wolle, der habe gewiß ſchon verkauft und ſtecke mit den Händlern unter Einer Decke, und man könne überhaupt nicht wiſſen was der vorhabe; der Steinbauer werde aber ſchon einen geringeren Preis angeben als man ihm abgekauft habe, wenn er nur baar Geld kriege, dafür wolle er ſchon als Unterhändler ſorgen.

Diethelm ſah dem Reppenberger ſteif in's Geſicht, als müßte er herausgraben, was er von ihm denke, ſchnell ſagte er aber ganz laut:

„Es iſt nur Spaß, daß ich einkaufen will, das Futter iſt klein und ich brauch Geld, ich hab's nicht in Säcken ſtehen wie ihr meint.“

Alles widerſprach und ſchalt zutraulich auf ihn, daß ſo ein Mann ſage, er brauche Geld, man wiſſe ja, daß er Kapitale ausſtehen habe mehr als ſeinen Schuldnern lieb ſei.

Zweites Kapitel.

Diethelm ging lächelnd die Stube auf und ab, ſein Kleinthun hatte mehr genützt als alle Prahlerei, er blieb bei dem Steinbauer ſtehen, gab ihm einen derben Schlag auf den Buckel und ſagte:

„Wie, Steinbauer, kennſt mich noch?"

„Freilich, Grüß Gott. Ich hab nur warten wollen, bis ich geſſen hab."

„Ruck ein bisle zuſammen, ich will mich zu dir ſetzen. Fränz, da komm her."

„Iſt das die Tochter?" fragte der Steinbauer, etwas verwirrt an die Seite rückend, er erinnerte ſich nicht, daß er ſich mit Diethelm duzte.

„Wenn du nicht ſo altbacken wärſt, könnteſt ſie heirathen," entgegnete Diethelm. Der Krebsſteinbauer grinste nun gar ſeltſam und ſchwieg, er war überhaupt kein Freund vom vielen Reden und vorab beim Eſſen. Nur einmal wendete er ſich um und auf das Haupt Diethelms deutend, ſagte er: „Auch grau geworden ſeit dem letzten Jahr."

„Ja, der Eſel kommt heraus," ſagte Diethelm lächelnd, aber der Steinbauer ließ ſich nicht zu der doch rechtmäßig erwarteten höflichen Entgegnung herbei, er aß ruhig weiter als hätte er nichts geſagt und nichts gehört.

Diethelm kannte die hinterhältige und ſelbſt mit Worten karge Weiſe dieſes Mannes wohl und doch klammerte er ſich an ihn und that gar zutraulich. Der Steinbauer ließ ſich das gefallen aber mit einer Miene, in der die Worte lagen: Mein Geldbeutel iſt feſt zu, mir ſchwätzt Keiner einen Kreuzer heraus, wenn ich nicht mag. Als Diethelm ſich einen Schoppen Batzenwein beſtellte, ſchaute der Steinbauer nur flüchtig nach ihm um, aber er ſprach kein Wort der Verwunderung und des Lobes über die Sparſamkeit Diethelms und dieſem erſchien ſolch ein Benehmen noch ſaurer als der ungewohnte Halskratzer. Dieſe in ſich vermauerte Natur des Steinbauern, der über Thun und Laſſen Anderer kein Wort verlor und ſelber that was ihm gutdünkte, ohne umzuſchauen, was man dazu denke oder ſage, dieſe verſchloſſene Sicherheit, die ihr Benehmen nicht änderte und von hundert Augen bemerkt dieſelbe blieb wie daheim auf dem einödigen Hofe, — Alles das erkannte Diethelm als Gegenſatz und reizte nothwendig ſein herausforderndes Gebaren zum Kampfe; er mochte aber den Steinbauern anzapfen wie er wollte, höchſtens ein Freilich, ein Jawohl oder ein kopfſchüttelndes Verneinen war aus ihm heraus zu bringen. Als Diethelm fragte, ob er auf des Steinbauern Stimme zählen könne, wenn er ſich um die Abgeordnetenſtelle bewerbe, ließ ſich der Steinbauer endlich zu den vielen Worten herbei: „Ich wüßt' nicht warum nicht.“ Nun lachte Diethelm über das ausgeſprengte Gerücht, daß er Landſtand werden wolle, er denke nicht daran, bei dieſen ſchlechten Zeiten könne man ein großes Anweſen nicht verlaſſen, da müſſe man jede Stunde und jeden Kreuzer ſparen, wenn man der rechte Mann bleiben wolle, es mögen andere Leute den Staat regieren, das gehe ihn nichts an.

Der Steinbauer wickelte gelaſſen das übrig gebliebene Fleiſch in ein Papier und ſteckte es zu ſich, er hob und ſenkte nun mehrmals ſeine geſchloſſenen Lippen, ſei es zum Nachkoſten des Genoſſenen oder dem Gehörten beiſtimmend.

Diethelm ſetzte nun noch weiter auseinander, daß er ſich nichts um die öffentlichen Angelegenheiten kümmern möge, und das gilt jetzt wieder unter vielen Menſchen beſonders aber bei den Bauern als großer Ruhm. Als er aber darauf hinwies, daß er in ſeinem Hausweſen vielerlei zu ſorgen habe, ſagte der Schultheiß von Rettinghauſen: „Die Kläger haben kein' Noth und die Prahler kein Brod.“

Der Steinbauer erhielt ſich noch immer in ſeiner unerſchütterlichen Theilnahmloſigkeit, methodiſch und langſam ſtopfte er ſeine Pfeife, ſchlug Feuer, öffnete den Deckel und verſchloß den Zündſchwamm und wollte nun aufſtehen. Diethelm aber hielt ihn noch feſt und fragte zuerſt, ob er nicht ſeinen Hof verkaufen wolle, ſein Schwager, der Schäuflerdavid ſuche einen ſo herrenmäßig gelegenen für einen Ausländer. Der Steinbauer ſagte, daß er zwar nicht verkaufen wolle, aber wenn er ein rechtes Anbot bekäme, ließe ſich davon reden. Nun hatte ihn Diethelm doch flüſſiger, und indem er noch mehrmals von ſeinem Schwager, dem Schäuflerdavid und ihren gemeinſamen Geſchäften ſprach, kam er endlich an's Ziel zu erklären, daß er allerdings Willens ſei, wenn die fremden Händler nicht höher hinaufgehen, ſelber einzukaufen. Der Steinbauer, dem es erſichtlich Mühe machte, ſein ſaures Dreinſehen aufzugeben, ward plötzlich freundlicher, nahm ohne Widerrede das Glas an, das ihm Diethelm einſchenkte, und erklärte nun mit erſtaunlicher Redſeligkeit, welch einen Ausbund von Wolle und Schafen er habe, wie die alle ſo wolltreu ſeien, ein Haar dem andern gleiche und der Stapel vom beſten Fluß und gleich rund ſei, wie „viel Leib“ ſeine Schafe hätten, daß er aber doch um einen annehmbaren Preis Alles verkaufe, weil er kein Glück in der Schafhalterei habe, er legte das Zeugniß ſeines Schultheißen vor, darin nach einem Formular beurkundet war, wo ſeine Schafe geweidet und daß keine Krankheit dort und auch keine kranken darunter waren, und ſchloß endlich:

„Neun und neunzig Schäfer hundert Betrüger ſagt man im Sprüchwort und es iſt noch mehr als wahr. Drum will ich nichts mehr davon.“

Die Umſitzenden ſtimmten auch in die Klagen über die Schäfer ein und Jeder hatte zu erzählen, wie man ſeit des Erzvaters Jakobs Zeiten um ihrer ſicher zu ſein, ihnen einige Schafe als Eigenthum bei der Heerde halten muß, wie ſie dieſe aber zu gewöhnen wiſſen, daß ſie den anderen ſtets das beſte Futter wegfreſſen, wie ſie den Hund abrichten, daß er nie ein Schäferſchaf beißt, wie ſie immer die beſten und ſchönſten Lämmer haben und den Mutterſchafen ihre nichtsnutzigen unterſchieben, kommt dann der Herr dazu, ſo heißt es, wie das auch bei der natürlichen Mutter ſein kann: es will noch nicht recht annehmen. Allerlei Schelmenſtreiche von Schäfern wurden erzählt und das Geſpräch ſchien ſich faſt ganz hierin zu verlieren, bis es Diethelm wieder auf den Handel brachte, aber er zuckte zuſammen, als der Steinbauer, nachdem er das eingeſchenkte Glas ausgetrunken hatte, ruhig ſagte, er handle nur um baar Geld.

„Bin ich dir nicht gut?“ fragte Diethelm trotzig.

„Du biſt mir gut, und daß du mir's bleibſt, iſt baar Geld das beſte,“ ſagte der Steinbauer und ſchob ſeine Tabakspfeife in den linken Mundwinkel, während er aus dem rechten den Rauch blies. Er ſah dabei nochmal ſo liſtig aus.

„Iſt dir mein Schwager, der Schäuflerdavid auch nicht gut?“ fragte Diethelm.

„Der Schäuflerdavid? freilich, der iſt auch gut; wenn er ſich verbürgt, kann ich bis Faſtnacht mit dem Geld warten.“

Diethelm hob haſtig beide Achſeln, wie wenn er etwas abſchütteln müſſe, dann lachte er laut und ſagte:

„Komm jetzt, wir wollen 'naus auf den Markt.“

Der Steinbauer zog einen ledernen Geldbeutel, der dreifach verknüpft war, bezahlte, nahm ſeinen hohen Schwarzdornſtock, der in der Ecke lehnte und ging mit Diethelm.

Auf dem Schafmarkte ſtand in einer Doppelreihe

Hurde an Hurde darin die Schafe eng zuſammengedrängt, theils lagen, theils ſtanden und wiederkauten, Alle aber waren lautlos und das allezeit blöde Dreinſehen der Schafe hatte faſt noch etwas Geſteigertes. Knaben mit flüſſigem Zinnober in offenen Schüſſeln liefen umher und geſellten ſich zu Gruppen, wo mit lautem Geſchrei und heftigen Geberden gehandelt wurde. Händler ſtiegen in die Hurden, zogen den Schafen die Augenlider auf und ſchauten nach den Zähnen, Andere bezeichneten mit einer in Zinnober eingetauchten Schablone die Eingekauften und zählten dabei, dort ſprang eine Heerde luſtig aus der geöffneten Hurde, ſich in der wiedergewonnenen Freiheit überſtürzend, überall war buntes lebendiges Treiben. Der Schäfer Medard kam Diethelm entgegen und ſagte, daß er noch nicht verkauft, aber ſichere Hoffnung habe. Nun einigte ſich Diethelm ſchnell mit dem Steinbauer und kaufte ihm ſeine Zeithämmel (jährige) ab und nahm auch die Bracken dazu.

Er eilte mit dem Steinbauer in das Kaufhaus, ihnen vorauf lief das Gerücht, daß Diethelm bereits Schafe eingekauft habe und auch für die Wolle die beſten Preiſe bezahle. Diethelm war aber noch nicht zum Wolleinkauf entſchloſſen, er hatte dieſen Gedanken nur ſo in leichtfertiger Prahlerei hingeworfen um zu verdecken, wie ſehr es ihn zum Verkaufen auf den Nägeln brenne; jetzt wurde ihm das Vorhaben immer genehmer und mit ſeltſamem Blicke betrachtete er ſeinen Genoſſen mit dem mehr als mannsgroßen Stocke, mit dem ſchlichten Anzuge und der ſelbſtzufriedenen Miene;

der wünſchte wohl nicht, wie er, mit Wagen und Pferd in den Stuben umherzufahren, wie weit zurück lag ihm jetzt die Zeit, wo auch er ſo ſtolz ſein konnte, ſtatt daß er jetzt, um ſich nicht zu verrathen, ſtolz thun mußte.

„Haſt kein Fuhrwerk bei dir?“ fragte Diethelm, worauf der Steinbauer erwiderte:

„Nein, ich bin noch gut zuweg, mit dem Fahren hat's Zeit bis ich alt bin.“

Im Kaufhauſe ſah Diethelm, daß die verpflichteten Wollſetzer ſeine Schepper (Vließe) gut aufgeſetzt hatten, ſie ſtanden an guter Stelle, nicht zu hell und nicht zu dunkel, ſeine ſpaniſche und ſeine Baſtardwolle durfte ſich ſehen laſſen. Sein nächſter Nachbar war der Steinbauer, der ſich darüber beklagte, daß er einen ſchlechten Platz habe, gerade neben der Feuerſpritze und dem großen Waſſerfaſſe, die unter der Treppe ſtanden. Diethelm ſtand mit übereinandergeſchlagenen Armen ruhig neben ſeiner Lammwolle, als haſtigen Schrittes der Reppenberger kam. Alles Blut ſchoß Diethelm zu Kopfe, indem er gedachte, daß er vielleicht einſt auch als Unterhändler hier ſich tummeln, ſich abweiſen und anfahren laſſen müſſe, während Alles jetzt ſeine Nähe ſuchte und um ſeine Freundſchaft buhlte. Diethelm war entſchloſſen, mindeſtens vom Steinbauern noch die Wolle einzukaufen. Zwar hatte er die Bürgſchaft des Schwagers zu leichtfertig verſprochen, aber der Steinbauer muß ihm vor der Hand glauben, und dann will er noch heute all das Mitgebrachte und das Erkaufte in der Stille verſilbern, es ſind dann drei Monate Zeit gewonnen, es gilt Luck auf und

Luck zu zu machen, bis man den rechten Schick trifft, und der kann doch nicht ewig ausbleiben. Diethelm wurde auch hier ſchnell handelseins mit dem Steinbauer und als nun Andere ſahen, daß dieſer ihm das Seinige übergab, beſtürmten ſie ihn ebenfalls mit Anerbietungen; er wehrte Anfangs ab, er wollte nicht weiter gehen, aber vielleicht läßt ſich gerade jetzt der rechte Schick machen, man darf ihn nicht aus der Hand laſſen, mit ſo viel Waare läßt ſich was Großes verſuchen — die Hand Diethelms wurde brennend von dem öfteren Handſchlag, er wußte faſt gar nicht mehr, wie viel er eingekauft hatte und der Peppenberger brachte neue und immer beſſere Gelegenheiten mit Zahlungsterminen auf Oſtern und noch weiter hinaus. Wie berauſcht ging Diethelm von Stapel zu Stapel und wiederum hinaus auf den Schafmarkt von Hurde zu Hurde, ihm war's, als hätte alles Beſitzthum der Welt geſagt: ich will dein ſein, du mußt mich nehmen.

Das Lärmen und Rennen um ihn her, das ferne verworrene Brauſen des ſtädtiſchen Marktgewühls, aus dem bisweilen einzelne Accorde der Muſik, die jetzt zum Tanze aufſpielte, wie aus dem Stimmengedränge heraus ſchlüpften, Alles das machte einen ſinnverwirrenden Eindruck auf Diethelm; bald lächelte er jedem und ſein Antlitz war hochgeröthet, bald wurde es ſchlaff und verdroſſen und alles Blut wich daraus zurück. Auf einem Wollſacke nicht weit von der großen Feuerſpritze, die im Hofe ſtand, ſaß er mit entblößtem Haupte und gekreuzten Beinen und ſein Auge ſtarrte hinein in die rothe Schreibtafel, in die er ſich ſeine Einkäufe nach Sorte u. ſ. w. eingezeichnet hatte, um ihn her lagen in verſchiedenen Papieren Wollproben. Diethelm fuhr ſich mit der Hand über das Haupt und er meinte, er ſpüre es, wie ihm die Haare jetzt plötzlich grauer werden. Eben kam der Reppenberger wieder und brachte einen Mann, der eine überaus feine und haartreue Wolle habe, da ſei jedes Härchen von unten bis oben gleich und Alles im Vließ gewaſchen. Diethelm nebelte es vor den Augen und er erſuchte den Reppenberger, vor Allem einen guten Trunk Wein herbeizuſchaffen, er fühlte ſich ſo matt, daß er auf keinem Beine mehr ſtehen konnte, und beſonders in den Knieen ſpürte er eine unerhörte Müdigkeit. Er gab den Umſtehenden wenig Beſcheid und ſtarrte hinein in ſeine Schreibtafel und ſprach mit den Lippen lautlos die Zahlen vor ſich hin. Vom Hauptthurm der Stadtkirche blieſen eben die Stadtzinkeniſten den althergebrachten Mittagschoral, ſie ſtanden eben auf der Weſtſeite der Thurmgallerie und dieſe Poſaunen und Trompeten ſtrömten ihre langgezogenen Töne gerade zu Häupten Diethelms nieder, er zuckte zuſammen und ſchaute auf, als hörte er die Poſaune des jüngſten Gerichtes vom Himmel herab; er fuhr ſich mit der breiten Hand langſam über das ganze Geſicht, dann ſchaute er hell auf, denn Reppenberger rief ihm. Der herbeigebrachte Wein richtete ihn bald wieder auf und nun galt es die begonnene Rolle muthig fortzuſetzen. Die Stadtzinkeniſten blieſen eben nach einer andern Himmelsgegend und die Klänge ſchwebten wie verloren über dem lauten Marktgewühle.

Einmal ſprach er eifrig und ganz allein mit einem fremden Händler und es verbreitete ſich raſch die Sage, daß er im Auftrage dieſes, der noch gar nichts eingekauft hatte, die Händel abſchließe. Diethelm merkte bald, daß ſein Auftreten dem Markte eine ganz andere Wendung gegeben hatte, es kamen ſchon Unterhändler, die ſich im Auftrage Ungenannter nach dem Wiederverkaufe erkundigten, eine Weile ſtockte er und gedachte mit mäßigem Gewinn darauf einzugehen, aber der Reppenberger hatte Recht, jetzt im hohen Verkehr, wo Alles im Trab geht, kann man nicht hufen und rückwärts fahren, wenn Alles vorbei iſt, dann läßt ſich ein guter Treffer machen, dann hat man die ganze Geſchichte allein in der Hand, drum jetzt nur muthig vorwärts. Und immer neue Zahlen ſtellten ſich in die Schreibtafel Diethelms, er hatte ſchon dreimal die Schreibtafel in die Taſche geſteckt und die Hand darauf gelegt mit der Verſicherung, daß er ſie nicht mehr herausthue, und wenn er die Sachen halb geſchenkt bekäme, er gehe nicht weiter in's Waſſer, als er Boden habe; aber Alles ſchrie über ſeine Beſcheidenheit, ſo ein Mann, wie er, könne dreimal den Markt auskaufen und dieſer Ruhm ſtachelte ihn immer wieder auf's Neue, denn er ſah, wie ſeine prahleriſche Beſcheidenheit ihm immer mehr Vertrauen an den Hals warf. Der Gedanke, wie ſehr er dieſes Zutrauen täuſche und vielleicht ganz betrüge, zuckte ihm wieder durch die Seele, aber jetzt fand er eine raſche Aushülfe: Da iſt der Steinbauer, der ſo heilig thut, wie ein friſch vom Himmel geflogener Engel, und ohne Widerrede gibt er einen geringeren Preis an, als er bekommt und betrügt damit alle Anderen. Aller Handel und Wandel iſt auf Lug und Trug geſtellt, ein bischen mehr, ein bischen weniger, und es kann ja wohl ſein, es iſt ſo viel als ſicher, daß kein Menſch einen Heller verliert. Die Leute zeigten einander, wie zuverſichtlich und froh der Diethelm dreinſah und beneideten ihn um den Haupttreffer, den er heute mache.

Drittes Kapitel.

Wieder kehrte Diethelm mit großem Geleite in das Wirthshaus zurück. Es waren nun wirklich ſeine Vaſallen, denn ihn umgaben Alle die, denen er abgekauft hatte.

Unter dem Thore begegnete er ſeiner Tochter, die mit einigen Mädchen dort ſeiner harrte, ſie fragte ihn, ob er nun mitgehe, ihr, wie verſprochen, einen Marktkram zu kaufen. Diethelm ſagte, er habe keine Zeit und gab ihr zwei Kronenthaler, daß ſie ſich ſelber etwas kaufe.

Mit dem Steinbauer mußte nun vor Allem glatte Rechnung gemacht werden. Diethelm nahm ihn zuerſt allein vor, aber er mochte reden, was er wollte, der Steinbauer blieb bei ſeiner Ausſage, er verlangte ein Viertheil des Kaufpreiſes als Anzahlung und binnen acht Tagen die Unterſchrift des Schäuflerdavid als Bürge. Diethelm ſuchte das Ungerechte dieſer Bedingungen, die gar nicht feſtgeſtellt waren, darzuthun, der Steinbauer verzog keine Miene und blieb dabei, ſelbſt als Diethelm laut lachte und die Sache in's Scherzhafte ziehen wollte, blieb ſein Widerpart ohne Theilnahme und war, was man ſo nennt, ein beſtandener Bauer, der ſich nicht ſo leicht aus ſeinem Schritt bringen ließ.

Schnell in Zorn überſpringend, ſchalt ihn Diethelm einen Betrüger, da er einen geringeren Kaufpreis angegeben habe, um die Anderen zu hintergehen. Der Steinbauer läugnete dieß und behauptete, er habe zur Angabe Diethelms nur geſchwiegen, er könne aber jetzt auch reden und vielleicht mehr als lieb ſei.

„Was meinſt? was?“ fragte Diethelm haſtig.

„Ich mein' gar nichts, ich will mein Geld und da bleibt ein Jeder wer er iſt.“

„Hältſt mich für ein Schuldenbauerle?“ fragte Diethelm halbzornig.

„Nein, b'hüt Gott, ich könnt' mit dir tauſchen, wenn's drauf ankäm', aber weißt, zahlen mit baar Geld, das zwingt die Welt. Du brauchſt ja nur pfeifen, da haſt's, und wenn ich mein Sach wieder an mich zieh, und das thu' ich, wenn du mich nicht baar bezahlſt, ich ließ es aber nicht dabei, ich müßt' vor's Amt damit, ſo hart es mich ankommt.“

Diethelm fühlte, was es heißt, ſich in ſchwankender oder gar in verzweifelter Lage zu befinden, da muß man ſich ſo zu ſagen über's Ohr hauen laſſen und thun als ob nichts geſchehen wäre, nur um Aufſehen und genauere Nachforſchung zu vermeiden.

„In einer Stunde haſt all dein Geld,“ rief Diethelm den ungerecht Bedrängenden überbietend.

„So recht,“ ſagte der Steinbauer „wie viel Uhr iſt jetzt? Drei? Um viere bin ich wieder da. B'hüt dich Gott und zürn' nicht.“

Die Uebrigen, die den zähen Steinbauer ſo zufrieden davon gehen ſahen, waren ſchnell befriedigt, und Diethelm drang ſelber drauf, daß ſie „wegen Leben und Sterben“ eine Handſchrift von ihm nehmen mußten. Nun eilte er zu dem Advokat Rothmann und verlangte von ihm ein Darleihen für den Steinbauer; der Advokat beglückwünſchte Diethelm zu ſeinen guten Einkäufen und ſchloß eine eiſerne Geldkiſte, indem er ſagte: „Das ſind Pfleggelder, ihr ſeid ja ſelber Waiſenpfleger und wißt, daß ich ſolches Geld nicht ohne gerichtliche Bürgſchaft verleihen darf.“ Diethelm ging um die Kiſte herum wie die Katze um einen Wurſthäfler und ſah mit Schmerzen das Alles verſchließen, ohne Miau zu machen; er blieb noch eine Weile harmlos plaudernd bei dem Advokaten und that als ob er nie ein Anliegen gehabt hätte, mit dem er abgewieſen war. Er verſicherte Rothmann, daß er weit davon entfernt ſei, ihn aus der Abgeordnetenſtelle verdrängen zu wollen; der Advokat entgegnete, daß er Diethelm Glück wünſche, wenn er als Candidat der ſich ſo nennenden Conſervativ-Liberalen durchdringe, die Herren möchten dann einmal ihre ſogenannte Möglichkeitspolitik verſuchen, um zu erfahren, daß das Schlechte leichter möglich ſei als das einfach Rechte.

Diethelm zeigte ſich eifrig in Darlegung ſeiner Geſinnungen und doch dachte er jetzt an nichts weniger als an dieß.

Offen und verſteckt laufen überall und allzeit die verſchiedenſten Intereſſen durcheinander.

Als Diethelm das Haus verließ, traf er glücklich den Reppenberger vor demſelben; durch dieſen ließ er nun ein gut Theil des Eingekauften unter der Hand zu baar Geld machen, mit der Bedingung, daß nicht hier unter den Augen der Marktaufſeher, ſondern morgen auf dem eine Stunde entlegenen Dorfe oder noch beſſer in ſeiner eigenen Heimath abgeliefert werde. Bis dieſes Geſchäft abgemacht war, wollte ſich Dietbelm verborgen halten und dazu gab es kein beſſeres Verſteck als der Tanzboden im Stern, wo eben die Muſik aufſpielte, dort würde ihn gewiß Niemand ſuchen und dorthin ſollte Reppenberger mit dem fremden Händler kommen.

Es war, als ob doch etwas von dem Wunſche Dietbelms, mit ſeinen zwei Rappen in den Stuben herum zu kutſchiren, erfüllt wäre; denn kaum war er auf dem Tanzboden, wo ſich eben in lärmender Pauſe die erhitzten Paare verließen, als Alles ehrerbietig vor ihm auswich und da und dort hörte er ſeinen Namen piſpern. Einige ältere Leute, die ihm zutranken und ſtolz darauf ſchienen, daß er das Glas annahm, fragte er nach dem Reppenberger, den er zu ſuchen vorgab; ſogleich erboten ſich mehrere Trinkgelds-Bedürftige den Reppenberger aufzuſuchen. Dietbelm hatte abzuwehren ſo gut er konnte, und glücklicherweiſe erlöste ihn ein junger, modiſch gekleideter Mann, der mit vielen Bücklingen auf ihn zukam, ſich als älteſten Sohn des Sternwirths vorſtellte und Dietbelm bat in die Herrenſtube zu kommen.

Die Welt duldete es gar nicht mehr, auch wenn er es ſelbſt gewollt hätte, daß er in niederem Bereiche verweilte. Dietbelm betrachtete ſich ſelbſt, um zu erkunden, was denn an ihm ſei, daß ihm Jeder ungefragt eine höhere Stufe anwies. Er folgte dem jungen Manne, der äußerſt ehrerbietig war, die Treppe hinab und als er eben die Klinke zur Herrenſtube in der Hand hatte, hörte er einen Soldaten unter der Hausthüre ſagen: „komm nur.“ Diethelm drehte ſich um, die Stimme war ihm bekannt, und der Soldat fuhr fort:

„Tanz' du nur einmal, während der Zeit wird dein Vater um ein paar tauſend Gulden reicher und ich krieg' dich immer weniger.“

„Ich weiß nicht, ob's recht' iſt,“ ſagte eine Mädchenſtimme und halb gezogen erſchien Fränz auf der Schwelle mit hochglühendem Antlitze.

„Soll ich euch aufſpielen?“ rief Diethelm, ſich umwendend. Der Soldat und Fränz ließen vor Schreck die Hände los.

Der Soldat faßte ſich ſchnell wieder und grüßte Diethelm, dieſer aber ſagte:

„Du biſt's? wie kommſt du daher, Munde?“

„Ich hab' Urlaub genommen und es freut mich, daß ich auch meinen alten Herrn ſeh'.“

„So? Willſt eine Halbe trinken?“

„Freilich.“

„Sieh, da haſt' Geld, trink eine,“ und Diethelm reichte mit dieſen Worten dem über und über erröthenden Soldaten einen Sechsbätzner. Der Soldat, der nicht anders erwartet zu haben ſchien, als Diethelm würde ihn mit zum Wein nehmen, wußte nicht, ſollte er die Hand zum Fauſtſchlag ballen oder zum Empfang der Gabe darreichen. Beides ſchien gleich mißlich, offene Feindſeligkeit wie die beabſichtigte Demüthigung vor den

Augen der Geliebten, es fand ſich aber noch ein Ausweg und lächelnd ſagte der Soldat:

„Dank gehorſamſt, ich will warten, bis ich einmal ein' Halbe mit euch trink, vor der Hand hab ich ſchon noch, um von meinem Geld ein Glas auf euer Wohlſein zu trinken.“

Mit einem Gemiſch ſeltſamer Empfindungen reichte Diethelm dem Soldaten die Hand und ſtand von dem Vorhaben ab, dem Burſchen auf ſtrenge Weiſe zu zeigen, an welchen Platz er gehöre; dieſe geſchickte, höfliche Wendung und der Stolz, der darin lag, gefiel ihm. Das geſtand ſich Diethelm, nicht aber, daß er ſich in dieſem Augenblicke ſelber zu ſehr gedemüthigt fühlte, um die Unterwürfigkeit Anderer herauszufordern. Er ſagte daher nichts weiter, winkte dem Soldaten einen Abſchied zu und verſchwand mit Fränz hinter der Thüre der Herrenſtube. Der Soldat ging im Hausflur auf und ab wie ein Wachpoſten und ſeine Gedanken gingen mit ihm hin und her: ſollte er auch hinein in die Herrenſtube und ſich auftiſchen laſſen? Aber wer weiß, wozu das führt? Es ſind viele Fälle möglich. Der Schluß blieb jenes letzte Mittel, das Gelehrten und Ungelehrten gleich genehm iſt, nämlich: vor Allem und vor der Hand nichts thun, da macht man nichts gut und nichts böſe und kann getroſten Muthes und ruhigen Gewiſſens die kommenden Ereigniſſe abwarten.

Viertes Kapitel.

Der Soldat ging nach dem Schafmarkt. Viele Hurden waren bereits leer, die noch zurückgebliebenen Schäfer hatten ihre allzeit bei ſich behaltenen Mäntel bereits loſe zuſammengerollt auf der Schulter hängen. Das Marktgewühl brauste und toste in der Ferne, hier aber war Alles ſo ſtill wie auf einſamer Höhe, an deren Fuß ein wildrauſchender Bach über Felſen braust; nur bisweilen hörte man das klagende Blöcken eines Schafes, dem ein Metzger durch einen Schnitt in's Ohr das Kennzeichen ſeines Eigenthums gab. Die alſo bezeichneten Schafe duckten die Köpfe und ſahen traurig und dumpf nieder, als wüßten ſie, daß die Tage ihres Weidganges gezählt ſind. Von einer Heerde führte ein Metzger eben einen Hammel weg, und das ſonſt ſo geduldige Thier war ſtörrig und mußte mehr gezogen und geſchoben werden als daß es ging, es kümmerte ſich wenig um Bellen und Beißen des Hundes und blöckte nur kläglich. Der Soldat ſchaute dem Allem mit dumpfer Verwunderung zu, er war ſelber Schäfer geweſen und doch war ihm Alles das wieder neu und faſt ſeltſam. Er ſah die Hurde ſeines Bruders, des Schäfers Medard, den wir ſchon beim Ausſpannen geſehen haben, und ſchon von ferne zerrte der falbe Hund an der Kette, die am Gurte ſeines Herrn befeſtigt war und weckte dieſen aus ſtillem Niederſchauen, ſo daß er aufblickend rief:

„Haſt ſie gefunden?“

Der Soldat nickte mit dem Kopfe und erſt als er bei ſeinem Bruder war und den Hund geſtreichelt hatte, erzählte er, wie er die Fränz allein auf dem Markte getroffen, wie ſie miteinander umhergeſchlendert und eben zum Tanze gehen wollten, als Diethelm dazwiſchen kam und ihn ſo ſonderbar davon ſchickte.

Der Schäfer dagegen berichtete, wie es ihm ſei, als ob die ganze Welt aus dem Leim ginge, daheim habe der Meiſter ſo nöthlich gethan, wie wenn Alles bei ihm auf Spitz und Knopf ſtehe und kaum auf den Markt gekommen, kaufe er wie beſeſſen ein und thue, wie wenn er fragen möchte, was koſtet das Schwabenländle da? Er habe die Hämmel verkauft und könne den Herrn nirgends finden, um ihm das Geld zu geben. Ueberhaupt erzählte er, ſei der Meiſter ſeit faſt einem Jahr zweierlei Menſchen, bald ſtreichle er einen wie mit Sammtpfoten, bald ſei er ein borſtiger Igel, bald lobe er Alles, bald mache man ihm gar nichts recht. Die Brüder beſprachen ſich noch lange über das ſeltſame Weſen des Meiſters, denn auch der Soldat hatte ehemals bei Diethelm als Schäfer gedient.

Als der Schäfer äußerte, daß der Diethelm vielleicht um ſo größer thue, je kleiner er geworden ſei und vielleicht noch einen tüchtigen Raps mache, ſo lang man ihm traue, fuhr der Soldat dagegen los, als ob er ſelber beleidigt wäre, und es war noch mehr als das, denn da gilt ja gar nichts mehr, wenn man gegen ſolch' einen Mann nur ſo was denken darf, worauf der Andere lächelnd erwiederte:

„Büble, Büble, du wirſt dein Lebtag nicht geſcheit, du glaubſt den Leuten, was ſie dir vormachen.“

„Laß ſehen, was du für Tubak haſt,“ ſchloß er und nahm dem Soldaten die Pfeife aus dem Mund und rauchte ſie weiter; der Soldat ſagte kein Wort dazu.

Es war ein ſeltſames Brüderpaar, das da bei einander ſaß. Medard hätte dem Alter nach der Vater Munde's ſein können, aber ähnlich ſahen ſich die Brüder nicht. Medard hatte ein langes dürres Geſicht, das durch den zottigen Backenbart und die aufgeſträubten röthlichen Augenbrauen Aehnlichkeit mit dem Schäferhunde hatte, während Munde kugelrund ausſah und Angeſicht und Hals von dunkelbrauner Farbe war, er hatte kohlſchwarzes Haar und kleine in fetten Augenlidern verſteckte braune Augen, aus denen ein ſtilles ſanftes Gemüth ſprach. Medard ſah aus, als könnte er nie lachen, und Munde ſah noch jetzt in ſeiner Betrübniß aus, als könnte Schmerz und Zorn keine Heimath in ſeinem Geſichtsausdrucke finden.

Medard war gerade um fünf und zwanzig Jahre älter als ſein Bruder, und dieſe beiden und noch eine Schweſter, die dem alten Vater in Buchenberg Haus hielt, waren von neun Kindern am Leben geblieben. Als der kleine Munde ſo verſpätet und plötzlich geboren wurde, verließ Medard unter Verwünſchungen das väterliche Haus und betrat ſechs volle Jahre deſſen Schwelle nicht mehr, es war nicht Aerger wegen des Erbes, da war ja nichts zu theilen, aber Medard ſchämte und ärgerte ſich über den nachgebornen Sohn, daß er von ſeinen Eltern gar nichts mehr wiſſen wollte; er verdingte ſich weit weg und kam erſt nach ſechs Jahren wieder, als er aus dem Zuchthauſe entlaſſen wurde, wo er wegen einer Rauferei, in der er einen Nebenbuhler erſchlagen hatte, fünf Jahre gebüßt hatte. Es war ihm nun doch nichts übrig geblieben, als in das elterliche Haus zurück zu kehren. Als er zum erſten Male wieder in des Vaters Stube trat, die Mutter war ſchon ſeit ſechs Jahren geſtorben, und wie der Vater ſagte, an den Folgen der Verheimlichung ihrer Schwangerſchaft, die ſie vor dem erwachſenen Sohne verbergen wollte, da war's, als ob der kleine Munde es dem Bruder wie mit Zauber angethan hätte, er umklammerte gleich beim Eintreten ſeine Füße und Medard ließ den ſchon ziemlich großen Bengel oft Stunden lang nicht vom Arm herunter und tollte mit ihm umher wie närriſch, die ganze verhaltene Bruderliebe ſchien auf Einmal ſich zu entfalten und eine Sühne für ein dem Geſetze nicht erreichbares Verbrechen zu Tage zu fördern.

Diethelm that gerade um dieſe Zeit eine großartige Schäferei auf und auf die Bitten des alten Schäferle und die Zureden ſeiner Frau nahm er den Medard in Dienſt, der nun von Georgi bis Michaeli im freien Felde war und ſtets den Munde bei ſich hatte und ihn mit einer Sorgfalt ohne Grenzen wartete und pflegte. Der alte Schäferle überließ ihm gerne das Kind; er war mit Allem zufrieden, wenn er nur hinlänglich Tabak hatte, um ſeine Holzpfeiſe in beſtändigem Brand zu erhalten. Medard verſorgte ihn jetzt mit Tabak, während er ſonſt oft hatte dürre Nußblätter rauchen müſſen.

Wenn Medard manchmal dachte, daß ihm das Kind ſterben könnte, fühlte er alle Haare zu Berg ſtehen. Stundenlang konnte er in das braune Antlitz und in die dunkeln Augen des Knaben ſchauen und ſich nur ärgern, daß dieſer ihn gewiß nicht ſo lieb habe, wie er ihn, es wenigſtens nicht darthun konnte; dann konnte er aber auch Stundenlang vor ſich hin lächeln über eine einfaltige oder kluge Bemerkung des Munde. Auf den falben Schäferhund, den Paßauf, war Medard oft eiferſüchtig, denn der Knabe war mit dem Hunde ſo zutraulich und verſchwendete ſo viel Liebe an ihn, die doch ihm gebührte. An Einer Sache hatte aber Medard ſtets ſeine ungetrübte Freude. Munde war nämlich äußerſt gelehrig in der Muſik. Vielleicht iſt es noch ein Ueberbleibſel aus den verklungenen Schalmeienzeiten, daß die Schäfer in der Regel kunſtfertige Pfeifer ſind, und Medard war hierin noch ein beſonderer Meiſter. Er verſtand nicht nur den nothwendigen Signalpfiff, der dem Paßauf als Commando galt, er konnte auch alle Vögel des Waldes nachahmen und hatte noch dazu eine unerſchöpfliche Quelle von Lieder- und Tanzweiſen, in denen er trillern konnte wie ein Kanarienvogel. Er lehrte nun den Munde dieſe Fertigkeit, und wenn der Knabe dann vor ihm ſtand und den Mund ſpitzte und hellauf pfiff, umfaßte Medard mit beiden Händen ſeine Schäferſchippe und bohrte ſie tief in den Boden vor Freude. Im Herbſte lockte Medard andere Knaben zu ſich auf's Feld, damit ſie mit dem Munde ſpielen, denn dieſer kam ihm manchmal ſo traurig und nachſinnend vor, ſo verlaſſen wie ein Schäfchen, das von der Heerde genommen iſt, und das einſam in ſich hinein jammert. Da däuchte es dann Medard, als ob ſein Munde über Alle herrſche, ſie beugten ſich ihm ungeheißen, und alte Sagen kamen ihm in den Sinn, wie ein Schäferknabe plötzlich zu einem König geworden und eine ſchöne Prinzeſſin im diamantenen Palaſte zum Ehegemahl erhielt. Er lächelte wohl über dieſe Sagen, er wußte ja, daß daran kein wahres Wort ſei, aber Munde war gewiß zu etwas Großem geboren, wenn auch juſt nicht zu einem König, und dann wollte ſich Medard in ſeinen alten Tagen das Gnadenbrod bei ihm ausbitten und unter der Stallthür ſtehend glücklich ſein, wenn ſein Bruder in der Kutſche dahinfuhr oder auf einem ſchönen Apfelſchimmel daherritt. Was läßt ſich nicht Alles ausdenken draußen bei den ſtill weidenden Thieren! Medard erſchien ſich oft ganze Wochen wie verzaubert, Alles, was er that, kam ihm ſo vor, als wäre das nur für einſtweilen, nur noch jetzt, in einer Stunde wird's anders, da kommt auf ein Mal ein groß Glück, und manchmal konnte er es gar nicht faſſen, daß der Munde noch ſo klein und jung ſei und noch ſo lange zu wachſen habe, bis er ein großer Mann, mindeſtens ein reicher Graf ſei. Natürlich fehlte es auch nicht an Zeiten, wo ſich Medard vor die Stirne ſchlug und ſich ſelber auslachte über all die Narretheien, die er im Kopfe herumtrage, er war dann froh, daß Niemand davon wußte und ſchlug ſich Alles aus dem Sinn, aber innerlich verborgen konnte er doch eine gewiſſe Hoffnung des Unerwarteten nicht ertödten, er wußte nicht was und wie, aber doch blieb's.

Als Diethelm ſeine Franz geboren wurde, hatte Medard dieſer ſchon einen Ehemann beſtimmt, lange bevor ſie ein Wort ſprechen konnte.

Munde war acht Jahre alt geworden. Es war im hohen Sommer, im Thale war abgeweidet und der Pferch begann noch nicht, Medard hatte ſeinen ſämmtlichen Schafen Schellen umgehängt, und es ging nun auf den Trieb in's hohe Waldgebirge. Das Schellengeläute währte unaufhörlich vom Morgen bis zum Abend, denn die Schafe auf der Weide freſſen beſtändig im Gehen und ſtehen meiſt kaum ſo lange ſtill, um das Gras auszurauſen; Medard war immer in wunderſamer Aufregung, und er dachte mit ſchweren Sinnen, daß dieſes der letzte Sommer ſei, wo er den Munde bei ſich hatte, zu Oſtern mußte dieſer bei Strafe endlich in die Schule. „Es iſt vorher gegangen, es muß nachher auch gehen,“ tröſtete ſich Medard, wenn er überlegte, wie er dieſe Trennung ertragen werde. An einem Mittag, an dem die Nebel nicht von Berg und Thal wichen, ſaß Medard am Waldrande, an dem ein ſchmaler Holzweg ſich hinzog, und vor ihm, den jähen Berghang hinab, weideten die

Schafe; Munde ſtand weiter unten, juſt in der Biegung des Weges in einer Brombeerhecke und erlabte ſich an der ſaftigen Frucht. Vom Walde oben vernahm man Hacken und Knacken der Holzhauer, und das Schellengeläute war ſo ſummend, daß Medard faſt in Schlaf verſinken wollte, da hörte er über ſich etwas poltern, er ſchaute rückwärts — hat ſich ein Felſen aus ſeiner uralten Ruhe losgelöst? Da kommt es den Weg herab, ein in Schuß gerathener lediger zweirädriger Karren, Medard iſt ganz erſtarrt, er ſchaut auf und ſchaut hinab und ruft ſchnell: Munde, geh' bei Seite, Munde, um Gottes Willen lug' auf! Aber das Kind hörte nicht, und der Wagen iſt ſchon ſo nahe, kommt er bei Munde an, ſtürzt er die Halde hinab und zerſchmettert das Kind, es iſt kein Stein am Wege, nichts, damit man einhalten kann. All' dies Denken, Schauen, Rufen, war das Werk eines Augenblickes, ſchon iſt das zermalmende Rad nahe, Medard kann ſich retten, aber das Kind! Schnell ſtreckt Medard halb träumend, halb wiſſend, was er thut, den rechten Fuß weit vor, es knackt, der Karren ſteht ſtill... Die Leute, denen der Karren entronnen war, kamen mit Geſchrei hinterdrein, ſie fanden Medard mit zerknicktem Fuße leblos, ſie warfen ſchnell das Holz ab und luden Medard auf den Karren, führten ihn nach dem Dorfe, wo er Monate lang eingeſchindelt lag, um ſo luſtiger aber ſprang Munde um ihn her, und das erquickte den Leidenden mehr, als all' die guten Tränkchen, die der alte Schäfer bereitete, und als die ſorgſame Abwartung der Meiſtersfrau.

Medard war nicht ſo großmüthig, ſeinem Bruder nie zu ſagen, was er ihm für ein Opfer gebracht; das Kind verſtand deſſen Bedeutung noch nicht, und als ſpäter der Knabe und der Jüngling ſolches erkannte, war die That eine längſt gewohnte, wenig beherzigte, wenn gleich Munde dem ältern Bruder mit kindlicher Hingebung zugethan war, und es ihm nie in den Sinn kam, eine Einſprache dagegen zu erheben, daß ihn Medard ſtets „Büble“ hieß. Medard konnte, wenn auch mit einem lahmen Fuße, ſeinem Geſchäfte nachgehen, die Ruhe, die es mit ſich brachte, war ihm nun beſonders genehm, Munde war in der Schule und Medard blickte auf die Tage, da es ihm das Kind wie mit einem Zauber angethan hatte, mit verwundertem Lächeln zurück und doch war etwas eingetroffen, und wer wußte, was noch daraus wird. Munde lebte, wie von ſelbſt verſtehend, im Hauſe Diethelms, wie das eigene Kind, und es war nicht anders zu vermuthen, als Diethelm würde dem Munde gerne ſeine Fränz zur Frau geben, denn Diethelm war wegen ſeiner Gutherzigkeit berühmt, die er allerdings zunächſt nur auf ſeine Freundſchaft (Verwandtſchaft) anwendete. Munde war und blieb eben der Schäferprinz, wie ihn Medard oft im Stillen nannte. Bei all' ſeiner Zärtlichkeit für das kleine Brüderchen und deſſen große Hoffnungen, verſäumte indeſſen Medard doch ſeinen einſtweiligen Vortheil nicht, er wollte für alle Fälle geborgen ſein, er verſtand es, wie man hier erſt recht ſagen kann, ſein Schäfchen in's Trockene zu bringen und zwar mit ſo verſchlagener Liſt, daß Diethelm das unbedingteſte Vertrauen in ihn ſetzte, obgleich er es ihm noch manchmal vorrückte, daß er ein Sträfling ſei. Medard machte ſich nicht im Entfernteſten ein Gewiſſen daraus, das Vertrauen Diethelms zu mißbrauchen, denn das iſt das Unergründliche in des Menſchen Bruſt, daß oft Betrügerei neben Treuherzigkeit, Verſtocktheit neben Zartſinn friedlich zu wohnen vermag. Als Munde confirmirt war, wurde er Schäfer, aber der ältere Bruder gab ſeine Hoffnung noch nicht auf, Munde mußte einſt die Fränz heirathen, und je mehr das Mädchen heranwuchs, um ſo größer wurde auch ſeine Liebe zu dem jungen Schäfer, immer hütete Medard ſeinen Bruder wie ſeinen Augapfel und diente ihm, als wäre er ſein angeborener Herr. Erſt als Munde Soldat werden mußte und der Diethelm ihn nicht loskaufte, faßte Medard einen tiefen Haß gegen ſeinen Meiſter; es genügte ihm nicht mehr an den gewohnten kleinen Veruntreuungen, er wünſchte ſich eine gewaltige That, um Zorn und Rache loszulaſſen; nur die Meiſterin that ihm leid dabei, und wenn ſie nicht wäre, ſagte er oft, hätte er den Meiſter ſchon im Stall erwürgt.

Als Medard jetzt den Bericht ſeines Bruders hörte, ſagte er nichts, ſondern ſtieß nur den Rauch der Pfeiſe immer raſcher heraus.

„Ich wollt',“ ſchloß der Soldat, „der Diethelm würde über Nacht ein armer Mann, nachher könnt' ich die Fränz heirathen ungefragt.“

„Büble, du biſt ein Narr,“ rief Medard, „du mußt ſie haben mitſammt ihrem Geld, und mag ſie noch ſo hoffärtig ſein und ein Nickel iſt und bleibt ſie, aber freilich da drüber darf man mit dir nicht reden. Wenn ich nur wüßt' wie's mit dem Meiſter ſteht, ſauber iſt's nicht, das glaub' mir."

Und nun beſprachen die Brüder das Leben des Meiſters. Diethelm war ehedem ein wohlhabiger, ſtill arbeitſamer Bauer geweſen, er war als Knecht nach Buchenberg gekommen und hatte die reiche Wittwe, die Schweſter des Schäuflerdavids gegen den Willen ihres Bruders und ihrer ganzen Familie geheirathet. Stolz war er von je, und ſelbſt ſeine vorherrſchende Tugend, die ihm einen großen Namen machte, ſchien davon nicht frei. Damals, als Diethelm die reiche Wittwe heirathete, lebten ſeine Eltern noch, aber ſie wie ihre anderen ſechs Kinder, die theils dienten, theils ſelber Familien gegründet hatten, lebten in äußerſter Dürftigkeit. Das nahm nun ſchnell ein Ende, denn mit reicher Hand ſetzte Diethelm alle ſeine Angehörigen in Wohlhabenheit und Alles was Diethelmiſch hieß, ſtand plötzlich in Ehre und Anſehen. Hatte Diethelm im Allgemeinen eine freigebige Hand, ſo war dieſes noch beſonders für einen auffälligen Zweck. Er kleidete nämlich gerne die Armen und es war ſeine beſondere Luſt, daß Alles ſtattlich daher käme, und wurde er auch oft von ſolchen mißbraucht, die fremder Gabe gar nicht bedurften, immer wieder fand ihn Jeder bereitwillig und hülfreich. Wenn unſer Meiſter nach Letzweiler kam, ſtand Alles ſtill, als erſchiene ein höheres Weſen und die Lippen bewegten ſich wie zu Segensſprüchen, denn ſolch einen Wohlthäter hatte man noch nie geſehen und Diethelm hatte nur abzuwehren, daß ihm nicht Kinder und Greiſe die Hände küßten. Seine hülfreiche Mildthätigkeit war aber auch ohne Grenzen und man fabelte allerlei über ſeine unermeßlichen Reichthümer: er habe ein großes Loos in einer fremden Lotterie gewonnen, er habe einen Schatz gefunden und dergleichen mehr, und Diethelm gefiel ſich in dem Ruhm ſeines Reichthums und ſeiner Wohlthätigkeit. In den beſten, manneskräftigen Jahren, als er Schultheiß geworden war, fiel es ihm auf einmal ein, daß er genug gearbeitet habe, er verpachtete daher ſeine Aecker und lief müßig und mit eingebildeten Krankheiten im Dorf umher, aber auch dieß Leben verleidete ihm nach wenigen Jahren, zumal er mit den Pachtbeſtändern vielerlei Quengeleien hatte. Er wollte ändern, mochte aber nicht mehr zurück, verkaufte nun trotz heftigſten Widerſpruchs ſeiner Frau alle ſeine Aecker, nur die Wieſen behielt er und lebte von Zinſen. Bald aber fing er einen kleinen Kornhandel an, der nicht ohne Gewinn war und nun ging er Tag und Nacht auf ſogenannte Spekulationen aus, die ihm auch meiſt glückten. Dieſes Verwenden der ganzen Lebensarbeit ſeiner Dorfbewohner als bloſen Werthgegenſtandes hatte ſchon in ſich etwas Herausforderndes, Feindſeliges. Der ewige Kampf zwiſchen den Hervorbringenden und denen, die ſolches mühſame Händewerk mit Reden und Schreiben zu eigenem Vortheil verwenden, iſt auf dem Lande naturgemäß ein Widerſtreit gegen die Kornhändler, der ſich je nach den Zeitläufen zu ausgeſprochenem Haſſe entwickelt. Das Verhalten des Gedankens von dem großen Weltverkehre und daß die Thätigkeitsergebniſſe der ganzen Menſchheit einander angehören, will bei dem, deſſen Auge auf der beſchränkten Stätte ſeiner Arbeit haften muß, nicht Eingang finden; in dieſer wie in andern Beziehungen arbeitet die Zeit noch überall an der Erhebung zum Gedanken der großen Weltgehörigkeit. Auch Diethelm erfuhr in ſeinem Thun mancherlei Haß und ſtatt ihn zu verſöhnen, reizte er ihn noch, indem er oft laut ſagte: „ihr arbeitet euch krumm und lahm und ich ſchau zum Fenſter hinaus und hab' meine grünen Saffian-Pantöffele an, und verdien' dabei in einer Stunde mehr, als ihr in drei Monaten.“ Das war aber nicht immer der Fall und in demſelben Jahre, als Diethelm in ſeinem Handel eine große Schlappe erlitt, wurde er auch nicht mehr zum Schultheiß gewählt und er begann nun das Schafhalten und den Wollhandel. Die Umgegend von Buchenberg eignete ſich allerdings dazu, die Schafe ihre ſieben Monate auf dem Weidgange zu erhalten, aber auch Seuchen blieben nicht aus, die empfindliche Verluſte mit ſich führten.

Medard war gegen ſeinen Herrn voll Zorn und Haß, und wiederum voll ergebener Abhängigkeit. Wenn er nun auch ſchon ſo viele Jahre bei ihm diente, ließ es ihn Diethelm gelegentlich doch noch immer fühlen, daß er ihn als Sträfling zu ſich genommen und behandelte ihn oft mit tyranniſcher Willkür, gegen die auch nicht der leiſeſte Widerſpruch ſich erheben durfte. In der Seele des Schäfers ſetzte ſich daher eine

Bitterkeit feſt, die ihn wünſchen ließ, daß ſein Herr einmal zu Falle kommen oder in ſeine Hand gerathen möge.

Munde dagegen war voll aufrichtiger Liebe gegen Diethelm, der ihm dafür auch mit beſonderer Freundlichkeit zugethan war.

Fünftes Kapitel.

Während die beiden Brüder draußen vor dem Thore ſich über das Leben ihres Meiſters beſprachen, ſaß dieſer drinnen beim Sternenwirth im hintern Stübchen vor einer Flaſche vom Beſten, die der Sternenwirth zu Ehren ſeines Gaſtes auftiſchte und dabei ſeine Familienverhältniſſe darlegte.

Halb klagend, halb ruhmredig erzählte er, wie ſich die Zeiten ändern, er ſelber ſei noch Metzger geweſen und habe dabei gewirthet, jetzt aber müſſe ein Wirth alle Sprachen kennen und ein Handwerk daneben treiben ſei gar nicht denkbar, ſein Wilhelm ſei aber auch in Genf und „auf der Univerſität von allen Kellnern, im Schwan in Frankfurt geweſen."

Diethelm zeigte ſich dieſen Mittheilungen beſonders theilnehmend und aufmerkſam, denn es iſt dem bangenden Herzen oft nichts erwünſchter als durch Aufnahme fremden Schickſals ſeines ſelbſt zu vergeſſen. Während der Sternwirth erzählte, hatte ſich eine von deſſen Töchtern und der Sohn angelegentlich mit Fränz beſchäftigt und waren oft in lauten Scherz ausgebrochen; der Sternwirth rückte nun, von der Theilnahme ſeines Zuhörers ermuthigt, weiter heraus, wie glücklich ein vermögliches Mädchen mit ſeinem Wilhelm werden könne, er wolle den Engel in der obern Stadt kaufen und ausbauen und ſei ohne Rühmens der geſchickteſte Wirth. Diethelm nickte einverſtändlich und bemerkte nur, daß der Wilhelm noch jung ſei und wohl noch ein paar Jährchen warten müſſe, und der Wirth ſtieß eben mit ihm an, als der Reppenberger eintrat. Diethelm nahm ihn bei Seite und vernahm, daß nichts zu verkaufen ſei und höchſtens um's halbe Geld.

„Sag nur, ich behalt' den Poſten auch noch," rief Diethelm plötzlich laut und ſagte dann, daß es Alle hören konnten leichthin zu dem Wirth:

„Kannſt mir nicht auf eine Stunde fünf hundert Gulden geben?"

„Auf eine Stunde kann's ſchon ſein," erwiederte der Wirth, „es hat mir ein Händler tauſend Gulden aufzubewahren gegeben. Nicht wahr, du bringſt mir's gleich wieder? Von wegen, wenn's mein wär' könnteſt's behalten ſo lang du willſt, wär' mir ſicherer als im Kaſten. Es iſt halb Silber und halb Papier. Was willſt?"

„Die Thaler, der Steinbauer hört das Geld gern klappern, er traut ihm eher."

Diethelm empfing ein graues Säckchen mit den Geldrollen, er übergab die kleine Laſt dem Reppenberger zum Tragen, befahl der Fränz ihn hier zu erwarten und ging mit ſeinem Geleite ſtolz durch das Marktgewühl. In der Poſt brach er alle Rollen auf und zählte und klimperte lange mit dem Gelde, das er dem Steinbauer einhändigte; das graue Säckchen betrachtete er dann eine Weile ſtill und ſteckte es endlich zu ſich, wobei er es an Spottreden auf den Steinbauer nicht fehlen ließ; dieſer aber zählte aber und abermals die Häufchen ab und hörte auf Nichts.

Vor dem Hauſe athmete Diethelm tief auf und ſagte dem Reppenberger, daß er tauſend Gulden haben müſſe, und wenn er ſie aus dem Heiligenkaſten ſtehlen ſolle.

„In dem Neſt muß Geld ſein, hilf's holen," ermahnte er den Reppenberger. Dieſer wußte auch Rath, der Kaſtenverwalter hatte einen großen Poſten bereit, aber nur auf Hypothek oder Wechſel. Von erſterer konnte bei Diethelm keine Rede mehr ſein, er hatte nichts Unbewegliches als ſein Haus und die Wieſen, und das war die letzte Sicherheit der Frau; und hätte er auch dieſe, wie er wohl wußte, zu einer Unterſchrift bewegen können, er durfte es für ſich ſelbſt nicht thun, denn mit Aufnahme einer Hypotheke wäre all' ſein Anſehen vernichtet; vor dem Wechſel aber hatte Diethelm eine Höllenſcheu, der Reppenberger mochte das einen albernen Bauernaberglauben ſchelten und darüber ſpötteln wie er wollte. Vor der Thüre des Kaſtenverwalters ſtand Diethelm mit Reppenberger wie angewurzelt, er lachte zwar, wenn Reppenberger das „Haus Diethelm" aufforderte, zu verfahren wie ihm zukam, aber innerlich bebte ihm das Herz; endlich mußte doch ein Entſchluß gefaßt werden, und weil denn einmal das Unvermeidliche zu vollziehen war, entlehnte

Diethelm gleich noch ein zweites Tauſend. Dennoch erhielt er nur mit großer Mühe ſechshundert Gulden baar, das Uebrige mußte er in fremden Staatspapieren zu hohen Tagespreiſen übernehmen. Noch nie zitterte die Hand Diethelms ſo ſehr, als da er den Wechſel unterſchrieb. Auf der Straße war's ihm, als ſähe es ihm Jedermann an, daß er ſich dazu verpflichtet hatte, nach drei Monaten in ſchmähliche Gefangenſchaft zu gehen; aber die Leute waren ſo ehrerbietig wie je und im Stern fand man es nicht im Entfernteſten verwunderlich, daß Diethelm auf die Minute ſein Wort hielt, und als dieſer dem Wirthe die Staatspapiere aufzubewahren gab, kam ein neuer Stolz über ihn: „Tauſende handeln ja nur mit Credit, warum ſoll ich es nicht auch? Ich kann auch mit einem Federſtrich Summen hin- und herſchieben.“

Die Furcht vor einer Wechſelſchuld war ihm in der That nur ein Aberglaube, und der Wein erfriſchte ihm jetzt das Herz wie noch nie. Auf die Bitten der Wirthsleute und der Fränz verſprach er, über Nacht zu bleiben und den Honoratioren-Ball zu beſuchen. „Das Haus Diethelm bleibt,“ ſagte er halb ſelbſtſpöttiſch, es wußte Niemand was er damit meinte. Er ging nun hinaus vor das Thor, um ſeinen Schäfern Beſcheid zu ſagen und der Mutter Nachricht zu geben.

So traf Diethelm die beiden Brüder mitten im Geſpräche über ihn; er war voll guter Laune, als ihm Medard das Geld für die verkauften ſiebzig Paar Hämmel übergab, händigte ihm ein namhaftes Trinkgeld ein und befahl ihm ein Fuhrwerk zu nehmen und raſch nach Buchenberg zu fahren, dort der Meiſterin Beſcheid zu geben und Alles herzurichten zur Aufnahme der neuen Waaren und Schafe. Bald fuhr Medard mit ſeinem Bruder in die linde Nacht hinein, Buchenberg zu.

Sechstes Kapitel.

Diethelm wollte nun ſogleich von dem Kaſtenverwalter den Wechſel auslöſen, aber er überlegte, daß er dann ohne baar Geld ſei und noch nie hatte er ſolche Freude an dieſem gehabt wie heute.

Das Marktgewühl verlief ſich allmälig, die groſſen Leiterwagen mit luſtigen Bauern und Bäuerinnen voll beſetzt, konnten ſchon in ungehemmtem Schritte durch die Straßen heimwärts fahren, in den Krämerbuden wurde bereits eingepackt und gehämmert und die Pferde der Uebernachtenden wurden zur Abendtränke an den Marktbrunnen geführt. Es war Diethelm, der Allem in Gedanken verloren zuſchaute, als bliebe er zum erſtenmal in ſeinem Leben in einem fremden Orte über Nacht und als ſei er fern in der weiten Welt und dieſe Stadt nicht ihm wohlbekannt und heimiſch. Er wartete noch bis auch ſeine Rappen zur Tränke geführt wurden, dann ging er abermals nach dem Kaufhauſe, um die Beförderung der eingekauften Vorräthe nach ſeinem Heimathsorte anzuordnen. Als begänne das eben am Himmel aufflammende Abendroth zu tönen, ſo war's als jetzt die Stadtzinkeniſten den feierlichen

Abendchoral vom Thurme erſchallen ließen. Diethelm achtete nicht lange darauf und die Oedigkeit und Kühle, die jetzt in dem vor Stunden ſo menſchenvollen Kaufhauſe herrſchte, machte ihn eine Weile fröſteln, aber er ließ es dennoch nicht an Umſicht fehlen und der Reppenberger verſah ſein Aufſeheramt meiſterlich. Fünf große Wagen fuhren nach Buchenberg als Diethelm wieder in den Stern zu ſeiner Fränz zurückkehrte, und zu neuem Aufſehen eine weitere Summe zum Aufbewahren übergab. Das Innere des Hauſes hatte in wenigen Stunden ein ganz anderes Anſehen gewonnen und ein Mädchen lachte in der Stube Diethelm aus, weil er es lange anſtarrte, und nicht erkennen wollte; es war Fränz, die in dem weißen Kleide der Wirthstochter mit veränderter Haartracht in der That ganz unkenntlich war. Diethelm ſchalt offen über dieſe Vermummung, denn theils regte ſich ſein Bauernſtolz in ihm, theils fühlte er auch wohl wie ungemäß dieſe Erſcheinungsart für die Fränz war. Der Wirth ſuchte ihn zu beſchwichtigen, aber eine Stimme aus der Ecke rief:

„Der Herr Diethelm hat ganz recht, die gewohnte Tracht ziert den Bauersmann am beſten, und iſt auch die nützlichſte, weil ſie nicht aus der Mode kommt."

Zu ſeinem Schrecken erkannte Diethelm den Kaſtenverwalter und doch that er raſch freundlich zu ihm und rühmte ſich beim Glaſe ſehr viel, wie ſtolz er darauf halte, ein echter Bauersmann zu ſein.

„Dreieckiger Hut, dreifache Verſicherung, hat ehemals bei uns gegolten," ſagte ein hagerer Stammgaſt mit langer Pfeiſe, der neben dem Kaſtenverwalter ſaß und ſich als den Kaufmann Gäbler aus der Stadt zu erkennen gab. Und wo drei im Vaterlande heutigen Tages beiſammen ſitzen, ſprechen ſie über die fortſchreitende Noth und Verarmung des mittlern Bürger- und Bauernſtandes. So auch ging es hier.

Leicht aber nehmen ſolche Geſpräche eine ſelbſtiſche Wendung, die mehr oder minder ausdrücklich darauf hinausläuft, ſich am eigenen Wohlgefühle zu erquicken. Diethelm verſtand es dabei meiſterlich, eine beſcheidene Großthuerei an den Tag zu legen und als der Kaſtenverwalter die ſicheren Hypotheken lobte, gab Diethelm zu verſtehen, daß er deren auch manche habe, daß er ſie aber für den Handel nicht angreiſe, „das wäre ja,“ ſagte er, „wie wenn man einen Balken aus dem Haus nähme, um damit Feuer auf dem Heerd zu machen.“ Der Kaſtenverwalter fand das klug und lobte das Haus Diethelm und dieſer fand ein eigenes Wohlgefühl darin, mit Prahlereien um ſich zu werfen und es dünkte ihn bald nichts als pure Wahrheit, denn es iſt ja gleich, was man beſitzen mag, wenn nur die Menſchen daran glauben, der Glaube macht ſelig und der Glaube macht reich. Endlich rückte der Kaufmann Gäbler mit ſeinem eigentlichen Vorſatz heraus, er war Agent einer Brandverſicherungs-Geſellſchaft und Diethelm ſollte die eingekaufte Waare und all ſeinen Hausrath verſichern. Mit überlautem Widerſpruche verneinte Diethelm dieſe Anmuthung und hatte dafür allerlei unhaltbare Gründe vorzubringen, die der Kaſtenverwalter mit Siegesſtolz widerlegte, wobei er mit beſonderm Nachdrucke wiederholte, daß nicht der Bauer Diethelm, ſondern das Handlungshaus Diethelm verſichern müſſe. Als endlich auch der Sternwirth beiſtimmte gab Diethelm nach, aber unweigerlich beharrte er gegen den neuen Vorſchlag auch ſein Leben zu verſichern, ja er wäre vielleicht darob zu einem heftigen Streite mit dem Kaſtenverwalter gekommen, wenn nicht plötzlich ein Zwiſchenfall eingetreten wäre, der Diethelm im hellſten Glanze ſtrahlen machte. Ein junger Mann trat ein und fragte nach Diethelm, dieſer ging auf ihn zu und begrüßte ihn mit hoher Freude und zwang ihn mit an den Herrentiſch zu ſitzen. Nach vielem Widerſtreben willfahrte der junge Mann, der ein Zeugweber aus der Stadt war und ſo viel auch Diethelm abwehrte, bald ſprach Alles am Tiſche nur Lob und Preis über ihn, denn der junge Handwerker, Kübler mit Namen, war Bräutigam mit der Brudertochter Diethelms aus Letzweiler, und Diethelm war es allein der das Mädchen ausſtattete, ſo daß zu Neujahr die Hochzeit ſein ſollte. Diethelm nickte bejahend als der Kaufmann Gäbler ſagte: „wenn der Vetter Diethelm für euch gut ſagt, Kübler, könnt' ihr bei mir holen, was ihr wollt.“ Immer auf's Neue erhob ſich das Lob Diethelms, der mit fürſtlicher Freigebigkeit ſeinen Verwandten aufhelf' und der Sternwirth nannte ihn ſogar einen Napoleon. Anfangs war Diethelm dieſer Ruhm im Beiſein ſeines Gläubigers peinlich geweſen, als aber auch der Kaſtenverwalter einſtimmte, war es ihm, als wachſe er immer und als endlich der Beginn des Honoratioren-Balls in der Poſt angekündigt war, trat Diethelm ſo breit in den Saal, daß die beiden Flügelthüren nicht vergebens aufgemacht waren.

Diethelm fühlte ſich bei all ſeinem Stolze doch bald nicht recht wohl bei dieſer Luſtbarkeit und ſo genehm es ihm auch war, mit Beamteten an Einem Tiſch zu ſitzen, er machte ſich doch bald zu dem alten Sternwirth, der daheim in der unteren Stube geblieben war und hier ging ihm eine neue Hoffnung auf. Der Sternwirth ſagte offen, daß er und Diethelm keine Unterhändler brauchten und erklärte geradezu, daß ſein Wilhelm und die Fränz wohl für einander paßten, er verbreitete ſich ſehr über die wirthliche Tüchtigkeit eines klugen Bauernmädchens und wie wohl angelegt hier eine reiche Mitgift ſei. Diethelm gab nur abgebrochene Antworten und hielt dabei immer der Art inne, daß der Sternwirth etwas einſchieben mußte. Immer wohlgemutheter und zutraulicher wurden die beiden Genoſſen, denn der Sternwirth bewährte heute an ſich ſeine alte wirthliche Ermahnung: „Der Wein hängt an einander.“ Mit dieſem Worte brachte er immer wieder volle Flaſchen auf den Tiſch.

Spät in der Nacht, als die Gäſte ſich bereits entfernt hatten, ſaß Diethelm und Fränz noch bei den Wirthsleuten und es war ihnen allen ſo vertraut zu Muthe, daß man ſich gar nicht trennen mochte und doch ſprach man nichts von der neuen Familieneinigung, aber dieſe ſchien allen in der Seele zu leben.

Um dieſelbe Zeit ſaß in Buchenberg noch die Frau Diethelms harrend bei der einſamen Lampe. Es war eine Frau von großer hagerer Geſtalt und feinem faſt vogelartigem Geſichte, ſie war erſichtlich älter als Diethelm, und wie ſie jetzt tief Athem holend vom Spinnen aufſchaute und in die Lampe hinein ſtarrte, ſah man, daß ein ſchwerer Kummer ſich in dieſem Antlitze heimiſch angeſiedelt hatte. Sie hatte heute alle heimkehrenden Marktgänger nach ihrem Manne ausgefragt, die einen gaben nur halben Beſcheid, die anderen verkündeten Dinge die unglaublich waren. Freilich hielt Diethelm ſtrenge darauf, daß ſie keine volle Einſicht in ſeine Handelſchaft hatte, ſo viel aber wußte ſie doch, daß er jetzt baar Geld brauchte, er konnte alſo unmöglich eingekauft haben. Mit den heimkehrenden Marktgängern, ihren mitgebrachten Lederſpangen, Gewandſtoffen, Kinderpfeifen und Kindertrompeten, mit der Muſterung der eingekauften Pferde und Kühe, vor Allem aber mit der lärmenden Laune der Angetrunkenen war etwas von dem geräuſchvollen Marktgewühle in das ſtille Dorf gedrungen und die Heimgebliebenen ſahen dem verwunderlich zu; vor Allen aber betrachtete die Grobbäuerin — wie Martha Diethelm noch immer nach ihrem verſtorbenen Manne genannt wurde — das Alles als wäre es etwas Unerhörtes. Da zeigten die einen die neuen Schuhe und Stiefel, die ſie in der Hand trugen und ließen um den Preis rathen, oder ſie übergaben den Kindern die für ſie eingekauften, die damit davon rannten; andere ließen ihre neuen Hüte muſtern, die ſie auf dem Kopfe trugen, während ſie die alten in der Hand hielten und mancher Spaßvogel ſtülpte den neuen Hut über den alten auf den Kopf. Der Schmied hatte ſeinen Weißdornſtock quer über den Rücken gelegt und die Arme als Haken darüber geſchlungen, Martha wußte nicht, war es die Weinlaune oder Ernſt als er ihr berichtete, der Diethelm käme zehnmal ſo reich wieder heim. Als es wiederum ſtille im Dorfe wurde, in den Häuſern die Lichter erflammten und ein Jedes im Kreiſe der Seinen erzählte, was ihm an dem heutigen wichtigen Tage begegnet war, ſaß Martha noch immer im Dunkeln in ihrer Stube; ihr war ſo bang, ſie war wie feſtgezaubert, daß ſie nicht der Magd nach Licht rufen konnte, und als dieſe endlich von ſelbſt damit kam, heiterte ſie ſich wieder auf, es war ja nichts geſchehen, worüber ſie zu bangen ein Recht hatte, und ſie ließ ſich gerne von der Magd berichten, welche neue Kleider u. dgl. in das Dorf gekommen waren. Als endlich Schlafenszeit und noch immer kein Diethelm und keine ausdrückliche Nachricht von ihm kommen wollte, ſchickte ſie die Magd zu Bette und ſetzte ſich an ihren Spinnrocken, um ſich wach zu halten. Die Wanduhr ſchlug neun, die an Ketten hängenden Gewichte raſſelten nieder und pochten an den Uhrenkaſten. Martha erhob ſich und zog die Uhr auf, ſie erinnerte ſich, wie in der erſten Zeit ihrer Ehe, als Diethelm noch „häuslich" war, er jeden Abend ſelbſt zur beſtimmten Stunde die Uhr aufgezogen; ſie betrachtete das Zifferblatt, da ſtand mit großer Schrift ihr Name und der Diethelms, ſo wie die Jahreszahl ihrer Hochzeit in einem Blumenkranze; damals als die Uhr zum Erſtenmal hier hing, war große Freude und wie viel ſchwere Stunden hat ſie ſeitdem geſchlagen und wie iſt ſie ſelbſt ein Erinnerungszeichen des Zerfalls geworden, denn dieſe einfache Uhr koſtet dreitauſend Gulden; Diethelm hatte für ſeinen Schwager, der ſich mit dem Uhrenhandel beſchäftigte, um dieſe Summe Bürgſchaft geleiſtet, der Schwager war in der Fremde geblieben, und man konnte noch von Glück ſagen, daß er ſeine Familie nachkommen ließ, nachdem man ſie mehrere Jahre ernähren mußte.

Ach! An Alles knüpften ſich traurige Erinnerungen.

Es war ſtille ringsum, denn das Haus Diethelms lag weitab vom Dorfe auf einer Anhöhe. Martha öffnete das Fenſter, horchte hinab und ſchaute hinein in die ſternglitzernde Nacht, dann ſetzte ſie ſich wieder zur wachhaltenden Arbeit und ihr ganzes Leben zog an ihrem Sinnen vorüber. Jung verheirathet an einen grämlichen, bis zum Hungerleiden geizigen Mann, der nicht umſonſt der Grobbauer hieß, hatte ſie ein ſchweres Loos, ſie gebar drei Kinder, von denen ſie zwei begrub und nur das älteſte, eine Tochter war ihr geblieben als auch ihr Mann ſtarb. Sie verfeindete ſich mit ihrer ganzen Familie, beſonders aber mit ihrem Bruder, dem Schäuflerdavid, als ſie ihren überaus ſchmucken Knecht, den Diethelm heirathete. Die Leute ſagten, der Diethelm habe um die Tochter Marthas gefreit, die Mutter aber habe ihn für ſich behalten. Bald nachdem die Tochter auf den Kohlenhof, zwei Stunden von Buchenberg, verheirathet war, feierte Martha ihre Hochzeit mit Diethelm. Dieſer, obgleich zwölf Jahr jünger, ſchien überaus glücklich mit ſeiner rüſtigen wohlhäbigen Frau, er ehrte und erfreute ſie, wo er es nur immer vermochte und ſchien ſich noch immer faſt als

Knecht zu betrachten, denn er verfügte über nichts in Haus und Feld, ohne vorher die Frau darum zu befragen.

Buchenberg gehört noch zu jenen Dörfern, wo Alles mit einander verwandt iſt, weil die großen Bauern nur unter ſich beirathen. Um ſo glücklicher durfte ſich Diethelm ſchätzen, vom fremden Knechte zum reich angeſeſſenen Hofbauern erhoben zu ſein. Er ſchien das auch zu erkennen. Bald aber erhielt Martha die Kunde, wie er hinter ihrem Rücken über Großes verfügte und eine namhafte Summe ſeinen Verwandten ſchenkte. In ſeltſamer und doch ſo häufig vorkommender Verkehrtheit ging ſie Tage ja Wochen lang mit tiefem, immer ſich ſteigerndem Zorn in der Seele umher, und unverſehens bei den geringſten Anläſſen brach ſie in Verwünſchungen, in Schelten und Weinen aus, daß Alles zu Grunde gerichtet werde, und die Erwartung, daß Diethelm endlich ſelber ſeine geheime Schuld bekennen würde, konnte immer ſchwerer in Erfüllung gehen, denn Diethelm ſah nun auf Einmal in ſeiner Frau ein verändertes zänkiſches Weſen, ſah ſich für ſein ganzes Leben an's Unglück geſchmiedet und freute ſich im Stillen doppelt, daß er in der Aufhülfe ſeiner Familie doch noch eine Freude habe, während ihm ſonſt nur Leid bevorſtand; er wußte doch jetzt, wofür er ſolches zu erdulden habe. Dem allzeit keifenden Weſen ſeiner Frau ſetzte er unverbrüchliches Stillſchweigen gegenüber, und als er dies endlich brach, da die Frau ihn im Beiſein des Metzgers über den eigenmächtigen Verkauf eines Kälbchens hart anließ, erfuhr er endlich die lange verhaltene Urſache vom Zorne ſeiner Frau.

Jetzt aber war in ihm der gerechte Grund ihres Unwillens längſt vernichtet und abgebüßt und mit ſchneidendem Spott erklärte er ſeiner Frau, daß er nicht, wie ſie, kein Herz für ſeine Familie habe.

So verkehrt es auch war, daß Diethelm ſeiner Frau ein Verhältniß zum Vorwurf machte, das doch nur um ſeinetwillen eingetreten war, ſo wirkte dies doch ſo erbitternd auf Martha, daß ſie, ohne ein Wort zu ſagen, mit hervorgequollenen Augen, mit knirſchenden Zähnen und zitternd gekrallten Fingern auf Diethelm eindrang, als wollte ſie ihn in Stücke zerreißen. Diethelm ſtand ſtarr und regungslos bei dieſem Anblicke. So hatte er ſich nie gedacht, daß ſeine Frau werden könne. Als ſie nun ihm ganz nahe war, verzerrten ſich ihre Mienen zur grimmigſten Fratze, aber ſie legte nicht Hand an ihn, ſondern ſtieß nur einen unartikulirten Schrei höchſter Verachtung aus und verließ die Stube.

Von jenem Tage an und gerade aus dem Ausbruch von ſo mächtigen Zorn- und Haßgedanken war eine ſeltſame und doch wieder ſo leicht erklärliche Einkehr in den Gemüthern der beiden Ehegatten vorgegangen. Diethelm erkannte und ſprach es aus, daß er ſeiner Frau unrecht gethan, da ſie vollberechtigt ſei, in der Verwendung ihres Beſitzthums darein zu reden und erklärte nun die Hülfloſigkeit ſeiner Angehörigen, und wie er ſich ſchämen müßte, ſelber im Ueberfluſſe zu leben, während ſeine Nächſten darbten. Auch Martha erkannte dies und daß ſie ungerecht gegen ihren Mann geweſen, aber ausdrücklich bekennen konnte ſie das nicht, obgleich ſie oftmals auf Diethelm's Gutherzigkeit zu ſprechen kam und dabei das zum Verzweifeln karge Weſen ihres verſtorbenen Mannes erwähnte. Sie ſchickte nun ſelbſt, ſo oft ſich Gelegenheit gab, Allerlei nach Letzweiler und Diethelm, nun vollkommen gedeckt, wollte allen ſeinen Angehörigen gründlich aufhelfen. Ein wirklich ungewöhnlich mächtiger Familienſinn, dabei aber auch die Luſt, frei und offen über ein großes Beſitzthum zu verfügen und vor Allem die Ehre und der Ruhm, der ihm dadurch ward, ließen ihn faſt keine Grenzen mehr kennen.

Das Haus des Grobbauern, das ehedem von den Bettlern gemieden war, zeigte ſich ſeit Diethelm's Zeiten als die reichſte Quelle der Wohlthaten, und es wurde viel gerühmt, daß Martha nie einem Armen eine abgerahmte Milch gab.

Eine Eigenſchaft zeigte ſich bei Diethelm in Allem, es war eine unerſättliche Ehrbegierde, er hätte lieber das tiefſte häusliche Elend ertragen, ehe er davon etwas in der Welt verlauten und ſo ſeine Ehre blosſtellen ließ. Als nun nach fünf Jahren kinderloſer Ehe die kleine Fränz geboren wurde, war er voll ſteten Jubels und an dem Kinde ſchien immerwährend ſein ganzes Leben zu hängen. Aus dem Geſpräche der beiden Schäfer iſt uns noch erinnerlich, welch' eine ſeltſame Lebenswendung Diethelm einſchlug und wie bald keine Spur mehr davon übrig war, daß er einſt das Beſitzthum ſeiner Frau wie ein Dienſtbote betrachtet hatte. Er ſchien fortan keine Ruhe mehr in ſeinem Hauſe und in ſeinem ganzen Leben zu haben; es kam hierüber zu heftigen Erörterungen, und Diethelm behauptete ein für allemal, er habe es verſäumt, ſeine jungen Jahre zu genießen und müſſe das jetzt nachholen. Von jener Zeit an ſah Martha, welch' ein Leben ihr geworden war, ſie ließ Alles ohne Widerrede geſchehen, den Güterverkauf, den Fruchthandel, die Schafhalterei; ſie hatte einen Mann, der ſie des Reichthums wegen geheirathet, und der nun, deſſen gewohnt, ihrer kaum mehr achtete und ſeine Freude außer dem Hauſe ſuchte. Das war aber nicht immer der Fall, denn Diethelm hatte Zeiten, da er voll Ehrerbietung gegen ſeine Frau war und ſie ſcherzweiſe Meiſterin nannte, und die Frau hatte bei all' ihrem vergrämten Weſen doch oft Mitleiden mit dem Mann, der vielleicht mit einer jungen minder beguterten Frau glücklicher geworden wäre. So lebten dieſe Leute ſchon zwei und zwanzig Jahre in der Ehe und hatten noch ihre Einigung nicht gefunden, und doch ſtrebte eigentlich im Innerſten ein Jedes dem andern zu Gefallen zu leben und war auch viel Streit und Zank zwiſchen ihnen, war das eine vom andern entfernt, gedachten ſie mit inniger Sehnſucht einander und die Frau beſonders war dann beſtrebt, gegen Jedermann ihren Diethelm zu preiſen. An Fränz, wenn ſie zu Haus war und nicht nach ihrer Gewohnheit den Vater überall geleitete, hatte ſie keine Stütze, denn das Mädchen hatte das hoffärtige Weſen ihres Vaters geerbt, Großthun, die Welt in Neid von ſich reden machen, war ihr ewiges Dichten und Trachten, und ſie ſchalt wie Diethelm die Grämlichkeit und das Schwarzſehen der Mutter eine Alterskrankheit, die ſie höchſtens bemitleidete.

Martha ſaß jetzt allein, rückwärts ſchauend in die Vergangenheit und vorwärts nach ihrer einzigen Sehnſucht, dem Tod. Da hörte ſie einen Wagen die Straße daherfahren, eine Männerſtimme rufen, und mit der Freude eines Mädchens, das den Bräutigam erwartet, rief ſie zum Fenſter hinaus in die Nacht: Willkommen Diethelm! Es antwortete Niemand, ſie ſteckte ſchnell die Ampel in die Laterne, eilte hinab und als ſie die Ankommenden ſah, ſchrie ſie jammernd laut auf.

„Was habt ihr Meiſterin?“ fragte der Schäfer, dem ſein Bruder voraufgegangen war.

„Was will der Landjäger?“ fragte die Frau.

„Das iſt kein Landjäger, das iſt ja mein Munde,“ antwortete der Schäfer, und Munde faßte die Hand der Frau, die zitternd und kalt war.

Als Medard in der Stube die Vorgänge in der Stadt erzählte, preßte die Frau die Lippen und ihre vogelartige Naſe wurde kreideweiß, ſie ſprach kein Wort und ſchüttelte nur mehrmals mit dem Kopfe. Als ſie endlich in ihrer Kammer allein war, warf ſie ſich auf die Kiſſen und weinte hinein und ſchrie die Worte: „Ausborger! Vergantet! Letzweiler Lump.“ Dann richtete ſie ſich wieder ſchnell auf, riß die Kiſſen vom Bette und ſchrie wie raſend: „Das Alles wird verſteigert, Alles. Auf's Stroh, auf's Stroh bringſt du mich.“ Und ſie warf ſich auf das Stroh, weinte lange, bis ſie endlich entſchlummerte.

Siebentes Kapitel.

Von Trompeten- und Poſaunenſchall erweckt ſchlug Diethelm am Morgen die Augen auf, es ſchien ihm faſt, als ob es die Stadtzinkeniſten gerade auf ihn abgeſehen hätten und ihm war jetzt ſo ſchwer, als ob die ganze Laſt des Erkauften leibhaftig auf ihm läge; er überſchaute jetzt nochmals die Zahlen in ſeiner rothen Schreibtafel und erkannte, daß er mehr eingethan als in's Mäß will. Jetzt galt es aber muthig einzuſtehen. Fränz war ſehr mißlauniſch, ſie hatte ſich in den vornehmen Kleidern doch ausnehmend gefallen und kam ſich wie erniedrigt vor in der gewohnten Tracht. Sie mußte nun den Vater zu dem Kaufmann Gäbler begleiten, wo man feines blaues Tuch zu einem Mantel für die Mutter einkaufte, und von den Zureden Gäblers unterſtützt ließ ſie nicht ab, bis auch für ſie mehrere ſtädtiſche Kleider eingekauft wurden. Gäbler war überaus freundlich und ſagte, daß Diethelm mit Recht den Ruhm habe, daß gut mit ihm handeln ſei und er etwas an ſich verdienen laſſe. Als Diethelm die Waare bezahlen wollte, lehnte dieſes Gäbler mit dem höflichen Beiſatze ab, ſolche Kunden müſſe man feſthalten, denen ſtelle man Jahresrechnung und Diethelm lächelte in ſich hinein; ſo klein auch dieſe Summe war, es zeigte ſich doch wieder, wie die ganze Welt ihm ihr Beſitzthum aufdrang und Vertrauen in ihn hatte. Warum ſollte er das ſelbſt nicht haben? Gäbler rief Diethelm noch auf der Straße nach, daß er in den nächſten Tagen mit dem Brandſchätzungs-Commiſſär nach Buchenberg käme, um Alles aufzunehmen und zu verſichern und er hoffe, daß das Beiſpiel Diethelms ihm mehr Kunden im Oberlande verſchaffen ſolle. Diethelm hatte das eingekaufte Manteltuch im Arm, jetzt ließ er es plötzlich fallen und als er ſich darnach bückte, fiel er nach der ganzen Körperlänge auf den Boden. Fränz und der herzugeeilte Gäbler hoben ihn raſch auf und Diethelm behauptete mit ſchmerzverbiſſenem Antlitze, daß er über einen Pflaſterſtein geſtrauchelt ſei. Der Abſchied von den Wirthsleuten im Stern hatte etwas erzwungen Heiteres, der Sternwirth ſagte noch bei der letzten Handreichung: „es bleibt alſo wie wir abgeredet.“ Diethelm nickte bejahend. Mit einem beſondern Behagen legte er dann das Manteltuch in die Kutſchentruhe, er konnte ſeiner Frau damit doch beweiſen, wie er ihrer gedacht, und erſt als er ſchon fuhrfertig oben ſaß, kam Fränz mit hochglühenden Wangen und verweinten Augen. Die beiden Wegfahrenden ſprachen kein Wort mit einander, und Diethelm ſchaute immer rechts und links nach den Häuſern, ſein Blick haftete beſonders auf jenen Täfelchen, darauf im ſchwarzen Felde zwei rothe Hände in einander verſchlungen waren. Erſt vor der

Stadt nahm Diethelm die Peitſche auf und ſchlug fluchend und im heftigen Zorn auf die beiden Rappen, daß ſie im wilden Trab dahin rannten. Es war ein ſchöner heller Auguſtmorgen, die Leute am Wege arbeiteten als wäre nicht geſtern Markttag geweſen und mancher ſchwere Garbenwagen, der langſam des Weges daherkam, hatte kaum Zeit dem pfeilſchnellen Gefährte auszuweichen, und Mancher im Felde drohte mit dem Garbenknebel, mancher Bauer fluchte mit geballter Fauſt hinter Diethelm drein, denn er war beim raſchen Ausweichen in einen aufgeſchichteten Steinhaufen am Wege oder gar in den Weggraben gefahren und konnte nun lange nicht mehr vom Fleck, während Diethelm raſch aus den Augen verſchwand. An der erſten Anhöhe begegnete Diethelm einem leeren Wagen, er hielt an, und erfuhr auf die Frage: woher? daß dieß der Knecht des Steinbauern war, der ihm Wolle zugeführt hatte.

„Haſt ein Trinkgeld bekommen?“ fragte Diethelm.

„Wüßt' nicht von wem. Die Frau hat ſich gar nicht ſehen laſſen, ein Schäfer und ein Soldat haben die Ballen abgenommen.

In einem Gemiſch von Demuth und Stolz ſagte Diethelm, in die Taſche greifend: „Ich bin der Diethelm, bin ſelber Knecht geweſen und weiß, was ein Trinkgeld iſt. Mein' Frau iſt krank. Säh,“ und er warf buchſtäblich das Geld auf die Straße und fuhr davon.

Diethelm ſchimpfte gegen Fränz über die Mutter, die ihn gewiß wieder „mit ihrem Gruchzen in der ganzen Welt verbrüllt habe" und Fränz hatte darauf nichts zu erwidern, als daß das Verbleiben in der Stadt ja ſo ſchön geweſen ſei. Trotz der Erwähnung dieſes Säumniſſes dachte keiner von beiden daran, wie es Pflicht geweſen wäre, alsbald ſelbſt heim zu eilen und die Uebernahme und Einräumung ſelbſt anzuordnen, ſtatt ſie der Mutter über den Hals zu ſchicken. Fränz und Diethelm waren wie zwei Menſchen, die, ohne es ſich offen zu geſtehen, daß ſie ein Unrecht begangen und doch deſſen bewußt, gegen den losfahren, deſſen Leiden ihnen den Spiegel ihres Thuns vorhält. Diethelm ſchwur, daß er nun der Mutter das Manteltuch gar nicht gebe, ſie habe es nicht verdient, und nur hierin beſchwichtigte Fränz und deutete auf die Kränklichkeit und daraus folgendes grämliches Weſen der Mutter hin. Nun waren ſie wieder beide wohlgemuth, denn ſie konnten jeden kommenden Vorwurf mit mitleidigem Achſelzucken von ſich weiſen.

Am Waldrande in der Mitte des Weges erhob ſich eine Staubwolke und als die Fahrenden näher kamen, zeigte ſich eine große Heerde Schafe. Der Schäfer kannte Diethelm und ſagte, daß er am Abend in Buchenberg ſein werde und lobte überaus die eingekaufte Heerde. Diethelm empfahl ihm ruhigen Trieb zu halten und warf auch ihm ein Stück Geld zu.

„Das iſt Alles unſer," ſagte Diethelm dann mit triumphirender Miene zu Fränz und mit Stolz wies er weiter hinaus, wo wieder eine Heerde in einer Staubwolke ſich zeigte, und es war ihm, als ob nirgends Raum genug wäre und auf allen Wegen ſich ſein Reichthum ausbreitete, mit dem er Hohes, Unüberſehbares erobern wollte. Mit Behagen erzählte er zum hundertſten Male der Fränz, wie er vor dreißig Jahren mit dem Stab in der Hand und neun Kreuzer in der Taſche nach Buchenberg gekommen ſei und wie er jetzt auftrete, und noch höher hinaus müſſe „und Alles nur für dich und für die Meinigen in Letzweiler“ ſchloß er und redete nun Fränz in's Gewiſſen, daß ſie den Schäfer Munde, der jetzt daheim gewiß auf ſie warte, ein- für allemal aufgeben müſſe. Fränz erklärte ſich hiezu bereitwillig, ſie ſpottete über die Liebſchaft mit Munde als über ein Kinderſpiel, nannte ihn ein an Pfennigwirthſchaft gewöhntes Schäferle und ſagte geradezu, daß ſie nur noch in reichen Verhältniſſen leben und ſich nicht abplagen möge, wie eine Viehmagd.

An der ſogenannten kalten Herberge auf der Anhöhe ſtanden noch drei beladene Wollwagen. Diethelm ſtieg ab und hörte, daß dieſe Fuhren für ihn ſeien; er ließ nun den Fuhrleuten auftiſchen nach Herzensluſt, beſchenkte die Armen und Wanderburſchen, die ſich wie gerufen eingeſtellt hatten und geberdete ſich überhaupt, als ob er einen großen Schatz gefunden und Geld für ihn gar keinen Werth habe. Er freute ſich des dankenden Lobes von den Fuhrleuten und horchte aus dem Verſchlage hinaus nach der großen Stube, denn er wußte wohl, daß die Leute dort den Ruf im Lande machen. Es war aber nicht allein dieſer Ruhm, der ihn erfreute, er hatte ſeine Luſt an der Freigebigkeit ſelbſt; dieſes Aufleben der Beſchenkten durch die Gabe, dieſes Erleuchten des Antlitzes gleich dem glänzenden

Aufſproſſen einer Pflanze nach erfriſchendem Regen, das that ihm im Innerſten wohl.

Sinnliche Naturen, d. h. ſolche, die mit mächtigen Trieben ausgeſtattet ſind, neigen auch leicht zu Freigebigkeit und Wohlthätigkeit, das Mitgefühl iſt raſch erregbar und jener dunkle Zuſammenhang mit der Außenwelt offenbart ſich in Leid und Luſt. Was man die Gutherzigkeit nennt und mit Recht hoch hält, iſt durch ſolchen Urſprung nicht aufgelöst, die Sonne freier Erkenntniß färbt die Frucht, der aus dunklem Grunde der Saft zuſtrömt.

Diethelm empfand eine wahre Glückſeligkeit in der Anſchauung und in dem Gedanken, wie Viele er labte und erquickte.

Der Wein mundete vortrefflich, und da einmal aus Verſehen ausgeſpannt war und die Frau zu Hauſe gewiß kein Eſſen bereitet hatte, ließ ſich Diethelm ſolches, trotzdem es noch ſo früh am Tage war, trefflich ſchmecken; zankte nun die Frau daheim, ſo hatte er doch vorgeſorgt und der Wein gab Muth zu Allem. Der Wirth äußerte in redſeliger Weiſe ſeine Freude über die Einkehr Diethelms und erzählte, wie es ihn ſchon lang verdroſſen habe, daß er immer ohne anzukehren vorübergefahren ſei. „Freilich,“ ſetzte er hinzu, „früher hat das Haus kein Anſehen gehabt, aber jetzt, ſeit ich neu gebaut habe, beſuchen mich die Herrſchaften aus der Stadt.“

„Haſt deswegen neugebaut?“

„Nein, ich hab' müſſen, ich bin ja abgebrannt.“

„So?“ ſagte Diethelm und ſtürzte ein volles Glas hinab. „Biſt verſichert geweſen?“

„Darüber könnt' ich nicht klagen, der Kaufmann Gäbler auf dem Markte hat mir den Schemel unterm Tiſch vergütet."

Diethelm ſchwieg während der weitläufigen Erzählung von dem Brande und dem Neubau. Er hörte mißtrauiſch die ganze Darlegung von der Anklage auf Brandſtiftung und der vollkommenen Freiſprechung von derſelben, und ſo heiter er in das Wirthshaus eingetreten war, eben ſo mißmuthig verließ er dasſelbe, der Mann und alle ſeine Habe, alle die Tiſche, Stuhle, Thüren erſchienen ihm ſo verbrecheriſch, das ganze Haus ſo unheimlich, als ſpräche aus jedem Stein und Balken das Verbrechen, das es gegründet haben ſollte.

Als flöhe er vor einer verzauberten Behauſung, die ihn feſtbannen wolle, machte ſich Diethelm davon und die Leute ſchauten ihm verwundert nach, als er in geſtrecktem Galopp über die Hochebene davon jagte.

Als es wieder bergab ging, hemmte Diethelm kein Rad und die Rappen ſtemmten ſich rechts und links und Diethelm fuhr immer hin und her, um dadurch eine Schlängelung des Wagens zu gewinnen, da krachte es plötzlich, der Sattelgaul ſtürzte und riß Diethelm mit ſich vom Wagen herab, daß Fränz laut aufſchrie. Herbeieilende Wegknechte halfen bald wieder auf, Diethelm hatte ſich nicht beſchädigt, nur hinkte er am linken Fuße, die zerbrochene Deichſel wurde zuſammengebunden und die wild gewordenen Pferde an der Hand führend, ging Diethelm mit der Fränz neben ihnen her. Eine gute Strecke gingen ſie lautlos dahin, jetzt hielt Diethelm an, nahm ſeufzend den Hut ab, ſeine Haare ſchienen in der That ſeit zwei Tagen ſehr gebleicht zu haben und an das ſtaubbedeckte Pferd gelehnt, ſagte er mit zitternder Stimme: „Fränz, ich thät ſterben, ich thät mir ſelber den Tod an, wenn ich auf meine alten Tage in Noth käm'; wenn ich laufen müßt' und nicht mehr fahren könnt', guck, ich mein', ich geh knietief im Boden, ſo ſchwer wird mir's. Wenn ich ſo weit 'runterkäme, nein, es darf nicht ſein. Ich bin nicht allein, ein ganzes Dorf ſtürzt mit mir. Wenn ich Niemand mehr was ſchenken könnt' — lieber möcht' ich geſtorben ſein."

Fränz tröſtete ſo gut ſie konnte und nannte dieſe Schwermuth nur eine Folge des Schreckens. In Unterthailfingen, kaum noch eine Stunde von Buchenberg, war Diethelm eigentlich ſchon zu Hauſe, denn hier hatte er einen Weidgang für vierhundert Schafe gepachtet. An der Schmiede wurde nun die zerbrochene Deichſel wieder feſtgenietet und der Wein im Wirthshauſe feſtigte faſt ebenſo das geknickte Gemüth Diethelms, ja er fühlte ſich ſo friſch geſtimmt, als ginge es zu einer beſondern Feſtlichkeit und in ſeltſamer Laune ſchickte er nach dem Bader und ließ ſich von ihm mitten in der Woche die Bartſtoppeln abnehmen.

Achtes Kapitel.

Mit aufſehenerregendem Wagengeraſſel fuhr Diethelm in Buchenberg ein, aber es ſchaute Niemand nach ihm, denn eben läutete die große Glocke, die ſogenannte alte Kathrin', die nur bei Sterbfällen und in Feuersgefahr allein angezogen wurde. Diethelm fühlte wie dieſer Klang ihm den Athem ſtellte. Wär's möglich, daß ſeine Frau ſich ein Leid angethan? Er mußte die Leute auf der Straße für die arme Seele beten laſſen und konnte nicht fragen. „Wer iſt geſtorben?" fragte er beim Wirthshauſe zum Waldhorn anhaltend und erhielt zur Antwort, daß man dem alten Küfermichel zum Verſcheiden läute. Diethelm knallte mit der Peitſche. Es war nicht der Mühe werth, um den alten Mann ſo viel Aufhebens zu machen. Heitern Sinnes fuhr er das Dorf hinaus nach ſeinem Gehöfte. Im hellen Mittagsglanze lag Haus und Scheuer und Ställe ſtattlich da. Das Haus, mit der Giebelſeite nach der Straße gekehrt, von den Grundmauern bis zum Dache um und um mit graugewordenen Schindeln vertäfelt, die als Wetterpanzer dienten, öffnete ſo zu ſagen jetzt ſeinen Mund und erhielt große

Brocken, denn in dem Vorbaue am Dache ſtanden zwei Männer und zogen an der Radwinde die Wollballen herein, die von unten hinaufgeſchrotet wurden. Aus dem Schornſtein ſtieg kein mittäglicher Rauch auf und es war nun doppelt gut, daß in der kalten Herberge vorgeſorgt war. Während er den kleinen Hügel hinanfuhr, überlegte Diethelm, wie er dem keiſenden Weſen der Frau begegnen ſolle und es blieb ſchließlich dabei, daß er zu Allem lächeln und geheimnißvoll thun müſſe, als ob er einen großen Gewinn in der Taſche und noch einen größeren in Ausſicht habe. Als er anhielt und abſtieg, ließ ſich Niemand ſehen. Diethelm führte ſelbſt die Pferde in den Stall und ſchickte mit der Fränz das Manteltuch der Mutter, dann ging er an der Stubenthür vorbei, drinnen er laut weinen hörte, hinauf auf den Speicher, und als er hier mit Medard zankte, weil er die verſchiedenen Sorten unter einander gelegt, erwiderte dieſer trotzig, daß das ganze Geſchäft eigentlich nicht ſeine Sache ſei, er ſei Schäfer und nicht Kaufmannsdiener. Zu jeder andern Zeit hätte Diethelm auf ſolche trotzige Art tapfer ausgeſchirrt, heute aber brummte er nur vor ſich hin „wart nur krummer Spitzbub" und ſprach kein lautes Wort. Er wollte es vor Allem vermeiden, vor den vielen ein- und ausgehenden Fremden im Hauſe irgend Zank laut werden zu laſſen, denn es konnte dabei Manches zu Tage kommen, was beſſer verborgen blieb, auch wußte er wie große Stücke ſeine Frau auf den Schäfer und ſeine ganze Sippſchaft hielt. Als er wieder die Stiege herab kam, ſtand die Frau am

Heerde und zündete ein Feuer an. Er reichte ihr die Hand und fragte:

„Warum haſt denn bis jetzt kein Feuer angemacht?"

„Ich hab' warten wollen, bis du's ſelber anzündeſt," erwiderte die Frau in ſchmollendem Tone. Diethelm ſtand erſtarrt und biß auf die Lippen. Was meinte die Frau mit dieſen Worten? Wie konnte ſie ahnen, daß heute ſchon zum zweitenmale ein ſolcher Gedanke ihm wie ein brennender Funke in die Seele fiel? Die Frau aber ſchien dieſe Worte nur unbedacht als ſcharfe Widerrede geſprochen zu haben, denn ohne weiter darauf einzugehen, ſchalt ſie die Fränz:

„Was läufſt ſo 'rum wie ein Schlittengaul? Zieh deine Sonntagskleider aus. Es iſt ja Sünd' und Schad. Wirſt doch nicht ſo daheim 'rumlaufen wollen? Bei rechtſchaffenen Bauersleuten iſt's immer ſo geweſen, wenn man heim kommt, zieht man ſeine Werktagskleider an und legt die guten ordentlich in den Schrank. Aus dem Weg! Darfſt mir nichts anrühren. Fahr in der Welt herum oder zum Teufel, wohin du magſt."

Der Zorn gegen den Vater ging wie ſchon ſo oft an dem Kinde aus, denn einerſeits hatte Martha nicht den vollen Muth gegen ihren Mann, andrerſeits wußte ſie, daß eine Kränkung der Fränz ihm doppelt wehe thue. Fränz wollte laut aufweinen, aber Diethelm beſchwichtigte ſie und ſagte:

„Die Mutter hat recht, ganz recht hat ſie, aber heut iſt eine Ausnahme, heut kommen noch viele Leut' und da darf man nicht ſo verbudelt 'rumlaufen."

„Und ich? ich kann das Aſchenputtel ſein?“ frug die Mutter.

„Du mußt dich auch beſſer anthun. Wie gefällt dir das Manteltuch? Frau, du wirſt dein Freud haben an dem Marktgang,“ ſagte Diethelm mit zutraulicher Stimme, während er klein Holz häkelte, eine Aufmerkſamkeit, die er ſeit den erſten Jahren der Ehe nicht mehr gehabt hatte.

Der Hausfriede war nun nothdürftig hergeſtellt, und Diethelm mußte bei Tiſche thun, als ob er noch nirgends geſpeist habe; er würgte jeden Biſſen mit Mühe hinab und ſein ganzes Heimweſen erſchien ihm auf einmal ſo düſter. Wie war's draußen in der Welt ſo hell und freundlich und Alles ſo zuvorkommend, und hier mußte er immer thun, als ob er das Gnadenbrod eſſe; die freie Stimmung, die er aus der Ferne mitbrachte, war plötzlich gefängnißdumpf, und als er wieder hinabkam und ſeine Halbkutſche ſah, meinte er, er müſſe gleich wieder anſpannen und fort, immer weiter, auf der kalten Herberge, im Stern, in der Poſt, überall war's viel beſſer, ſonniger und luſtiger.

Wagen an Wagen kamen angefahren, Heerden hielten unten am Wege und blöckten ſo kläglich, und Diethelm war's wieder, als ob ihn all das neue Beſitzthum erdrückte, er hatte außer Medard noch zwei Schäfer in Dienſt genommen, und noch hatte jeder mehr als die gewohnte Zahl Vierhundert zu hüten. Aber er that freundlich und wohlgemuth, er half ſelber die Ballen oben in der Luke einziehen und einmal

ie Alles laut auf, denn Diethelm hatte ſich zu weit
usgewagt, er hing frei in der Luft am Seile, es
ihm, als ſchwebte er über dem Abgrunde, er
ſte nicht, ſollte er feſthalten oder freiwillig hinab-
gen, daß er zerſchmettere und Alles auf ein Mal
ſei; aber unwillkürlich hielt er feſt, und beſonders
Geiſtesgegenwart und dem entſchiedenen Commando
Schäferſoldaten Munde war es zu danken, daß
lauter Staunen über den möglichen Unfall ver-
e nicht in der That eintraf. Die Männer unten
en leiſe die Laſt wieder herabgleiten, und Diethelm
d ſchwankend auf dem Boden, und er fühlte, wie
aus Noth und Tod plötzlich wieder in's Leben ge-
t war. Die Gefahr, in der Diethelm geſchwebt,
e plötzlich wieder all' die Liebe Martha's zu ihm
eckt, ſie umhalſte ihn laut weinend und dankte
t für ſeine Rettung. Vor einer Stunde noch voll
zorn. und giftiger Verwünſchungen, verfiel ſie jetzt
ie ganz entgegengeſetzte Stimmung, daß ſie ihren
helm „verkindelte,“ ſo daß dieſer einſt von ſolcher
ütterlichen Behandlungsart geſagt hatte: „es fehle
er nichts, als daß ihm ſeine Frau noch Kindchens-
koche.“ Martha duldete es nicht mehr, daß
helm irgend Hand anlege, ſie beſorgte ſelber die
fangnahme alles Eingekauften, Diethelm mußte
er Stube ſitzen, und wie er draußen lärmen und
hörte, kam er ſich vor, als wäre er im Fieber
ngen und Alles ſtürmte auf ihn ein, und er konnte
nicht wehren und mußte ſtill Alles mit ſich ge-
en laſſen.

Endlich waren die leeren Wagen abgefahren, die Heerden in den weitläufigen an das Haus angebauten Ställen untergebracht, es war Abend und Diethelm fühlte ſich ſo wohl daheim, daß ihm die vergangenen Tage und das Hinausſehnen wie ein Traum erſchien. Hier allein war Friede und Glückſeligkeit. Er ließ den Munde in die Stube rufen, dankte ihm für ſeine entſchiedene Hülfe und ſchenkte ihm einen Kronthaler. Munde nahm zaghaft das dargebotene Geld, aber er nahm es doch, und faſt ſtolperte er über Fränz, die am Spinnrocken ſaß und verließ ohne ein Wort die Stube. Diethelm war ſo hingegeben, daß er faſt geneigt war, ſeiner Frau die ganze Lage ſeiner Verhältniſſe zu offenbaren, aber er hielt noch zeitig genug an ſich und erklärte ihr nur, daß er entſchloſſen ſei, nur noch diesmal die Handelſchaft zu treiben, dann wolle er wiederum hier oder anderswo ſich Aecker kaufen und ruhig bauern, wie ehedem. Dieſe tröſtliche Ausſicht, die das Antlitz der Frau faſt verjüngte, erfüllte Diethelm ſelbſt mit einer heitern Gemüthsruhe, und in ihm ſprach's: Es muß Alles wieder gut werden, Gott darf eine ſo ſchöne Zukunft nicht zu Schanden werden laſſen. Eine andächtige Stille herrſchte in der Stube, und Diethelm zog die Uhr auf, das war das Zeichen, daß es Zeit zum Schlafengehen ſei.

Neuntes Kapitel.

Fränz allein war voll Unruhe und Widerſtreit. Es war ein ſeltſam geartetes Kind, wie es in einer Ehe, die ſo oft von Zwietracht zerſtört war, kaum anders erwachſen konnte. In der Kinderzeit ſcheuten ſich Anfangs die Eltern, noch irgend einen Zerfall vor dem Kinde laut werden zu laſſen, nach und nach aber verlor ſich dieſe Zurückhaltung, ja die häſſigen Reden des einen und des andern wurden immer an das Kind gerichtet, da hieß es oft: „Das Vermögen kommt Alles von deinem Vater her, darum darf er's verlumpen" und andererſeits, „dein' Mutter kann in ihren jungen Tagen nichts als pruchzen und flennen." Es fielen aber auch noch unumwundene und viel derbere Reden, und das Kind ſtand dazwiſchen, wie wenn wilde Vögel ihm um's Haupt ſchwirrten und wußte nicht, wie ihm geſchah. Wenn der Zwieſpalt auf's Aeußerſte gediehen war, und doch wieder ein Jedes innerlich fühlte, wie ſehr es an das andere gebunden war und nur den Weg zu dieſer Aeußerung nicht finden konnte, dann haſchte ein Jedes nach dem Kinde und ſchwur auf ſein Haupt: „Wenn du nicht wärſt, dann wäre ich ſchon lange in's Waſſer geſprungen, oder ich hätte mich an einen Baum gehängt" u. dgl. Bei dieſen Reden ſtand das Kind wie ein Opferlamm da, und wie es die großen braunen Augen aufſchlug, ſprachen Worte und Gedanken daraus, die Niemand verſtehen konnte und wollte, bisweilen wurde auch Fränz zum Friedensboten gemacht und wurde von der Mutter nach dem Wirthshaus zum Waldhorn oder in den Stall geſchickt, dem Vater leiſe zu ſagen, wenn er Alles wolle aus ſein laſſen, möge er zum Eſſen kommen; oder auch umgekehrt, der Vater ſchickte Fränz nach der Mutter, die ſich in der Regel in das Haus des alten Schäferle, zum Vater von Medard und Munde flüchtete. Natürlich konnte hierbei von einer Kinderzucht gar keine Rede ſein, und es war nur dem guten Naturell des Mädchens zu danken, daß es nicht widerſpenſtig und böhniſch gegen die Eltern war. Die Kameradſchaft mit Munde, der ein aufgeweckter und äußerſt zartſinniger Knabe war, trug viel dazu bei, eine gewiſſe Milde in das herriſche und heftige Weſen des Mädchens zu bringen. Als Fränz zur Jungfrau zu reifen begann, war ſie oft unbegreiflich ſchwermüthig und ſtill. In jener Zeit begann aber der Fruchthandel und bald darauf die Schafhalterei Diethelms; er nahm nun das Kind ſo oft als möglich mit auf ſeine Fahrten, und von da an lernte Fränz das Leben außer dem Hauſe als das allein ſchöne kennen und wurde Meiſterin einer weltläufigen Verſtellungskunſt, denn wenn man den Diethelm erinnerte, zu welcher Stellung er, der frühere Knecht, gekommen war, verfehlte er nicht, ſein häusliches Glück zu preiſen. Schon mit ihrem fünfzehnten Jahre merkte Fränz die bald offenen, bald verſteckteren Werbungen um ſie, und ſie verſtand es, ſolche hinzuhalten, während ſie daheim den getreuen Munde am Bändel führte und ihn in der That von Herzen lieb hatte. Denn Fränz war bei alle dem doch kein durchaus verdorbenes Weſen, ſie war gutherzig und arbeitſam, nach Laune oft bis zum Uebermaaß, ſie hatte die Luſt zu ſchenken, wie ihr Vater, nur erſchien ihr das, was man als Liebe pries, oft wie ein Poſſenſpiel, ſie ſah es ja vor ſich bei ihren Eltern; ſie glaubte nicht an einen Frieden, und Alles war nur der Welt wegen, damit die draußen nichts merken. Wenn Zank und Hader zwiſchen den Eltern war, erging es ihr faſt noch am beſten, da wurde ſie von Jedem gehätſchelt und durfte thun, was ſie wollte, und wenn dann eine Verſöhnung ſtattgefunden hatte, in der ſich jedes beſtrebte, dem andern beſonders liebreich zu ſein, hätte ſie gerne vor Verachtung die Zunge gegen beide herausgeſtreckt; ſie wußte ja wohl, daß keine Friedſamkeit von Dauer war. Fränz war in der That, wie ſie ſchon Medard auf dem Markte genannt hatte, ein Nückel. Ein Oberdeutſcher weiß gleich, was es heißen will, und es wird ihm doch ſchwer, dies zu erklären, denn damit, daß es ein Weſen voll Tücken und Nücken bezeichnet, iſt noch nicht Alles erſchöpft, iſt ja damit noch nicht dargethan, daß man dem Nückel auch gut ſein muß, man mag wollen oder nicht; der Nückel kann bis zu einem gewiſſen Grade aufrichtig treuherzig ſein, er kann es manchen Menſchen anthun, daß ſie ihm zu Willen leben müſſen, und wenn ſie ſich tauſendmal darüber ärgern, und dann hat der Nückel ſeine beſondere Freude mit den Menſchen zu ſpielen, ſie gegen einander zu hetzen, und wenn die Händel ausgebrochen ſind, daneben zu ſtehen, als ob man kein Wäſſerlein trüben könne. Das einzige Beſtreben der Fränz war nur, recht bald aus dem Hauſe zu kommen und in recht ſchöne reiche Verhältniſſe hinein. Von den ländlichen Bewerbern, die ſie ehedem kaum angeſehen hatte, zeigte ſich auffallenderweiſe ſeit einem Jahre keiner mehr und Fränz, die vielgewanderte, ſagte ſich auch, daß ſie keine Luſt hätte, auf einem einſamen Bauernhofe ihr Leben zu verbringen, wo man froh iſt, wenn eine Samenhändlerin kommt und einem von der Welt berichtet. „Engelwirthin! das iſt das rechte, aber nur bald, nur fort aus dem Hauſe,“ ſagte ſich Fränz, während ſie ſtill ſpann.

So verließ auch jetzt Fränz wieder die Stube und ohne ſich deutlich zu machen, was ſie wollte, ging ſie vor das Haus, um vielleicht noch Munde zu ſehen, der faſt über ſie geſtolpert war, als er den Kronthaler empfing. Die Liebe des ſchönen jungen Burſchen, der ſie mit den Augen verſchlingen wollte, that ihr wohl, ſie zeigte doch, was ſie noch vermöchte, und wie ſie, wenn ſie nur wollte, an jedem Finger einen nach ſich ziehen könnte. Am Stalle hörte ſie drinnen ſprechen, das war die Stimme Munde's, der in Verwünſchungen ſeinem Bruder klagte, daß er nicht den Muth gehabt habe, dem Meiſter das Geldgeſchenk vor die Füße zu werfen; er betrachte ihn noch immer als Meiſter und wolle es auch nicht mit ihm verderben wegen der Fränz. Medard tröſtete ſo gut er konnte und ſchalt über die Meiſtersleute, die zu Grund gehen müßten, und eben zog er über Fränz los und ſagte, daß in ihr keine getreue Ader ſei, als Fränz unter die Stallthüre trat und als hätte ſie nichts gehört, dem Munde ſagte, ſie wolle ihm noch „bhüts Gott“ ſagen, weil er wohl morgen früh abreiſe. Raſch trat Munde heraus und hielt zitternd die Hand der Fränz in ſeinen beiden Händen, er wollte eben ſprechen als man vom Hauſe her Schritte vernahm und halb widerwillig zog er die Fränz mit ſich fort in den Grasgarten hinter den Schafſtall. Richtig kam nochmals Diethelm und ſchärfte dem Medard ein, ja niemals bei Licht Heu vom Boden herabzuholen, es läge jetzt ein ganzes Vermögen auf dem erſten Speicher. Medard mußte ihm noch die Laternen zeigen, damit er wiſſe, daß keine beſchädigt ſei, und er befahl ihm, ſie morgenden Tages mit Drahtgitter überziehen zu laſſen, dann kehrte Diethelm wieder in's Haus zurück. Unterdeſſen war Munde in ſeliger Liebe bei Fränz, ſie neckte ihn damit, daß ſie wahrſcheinlich Engelwirthin in G. werde, aber Munde ſchalt ſie über dieſe Neckerei und glaubte nicht daran. Als ſie ihm ſagte, daß ſie ganz gewiß nach der Hauptſtadt käme, um dort das Kochen und Nähen zu lernen, war Munde voll Jubels und gab Fränz genau an, wo ſie ihm Nachricht geben könne und Fränz neckte ihn nicht mehr mit der Engelwirthin. Als ſie ihm endlich den letzten Kuß gab und verſchwand, rief ihr noch Munde nach „aber nur für heut.“

Fränz kehrte wohlgemuth in's Haus zurück. Wenn alle Stränge brechen, bleibt ihr noch der Munde, deſſen war ſie gewiß.

Als Munde neben ſeinem Bruder in der Stallkammer lag, ſagte dieſer: „Und ich wette meinen Kopf, der Diethelm will das Haus anſtecken um wieder reich zu werden, drum iſt er ſo ein Laternenviſitator, aber mich betrügt er nicht.“

„Sei ſtill, das darfſt nicht reden, oder ich muß dir auf's Maul ſchlagen,“ rief Munde in größter Heftigkeit.

„Du mir, Büble, wer biſt denn du?“ rief Medard und paff! hatte der Bruder einen Schlag weg, aber er ſteckte ihn ruhig ein und ohne ein Wort zu ſagen, ſtand er auf und machte ſich mitten in der Nacht auf den Weg nach der Garniſon.

Zehntes Kapitel.

Eine feſte Friedſamkeit lag in dem Weſen Diethelms, als er am andern Morgen in ſeinen berühmten grünen Saffianpantoffeln im ſonnigen Hofraum umherſpazierte. Die Nacht, vor der es ihm ſo ſeltſam bange war, iſt glücklich vorüber und ſo wird auch alles Sorgen und Zagen ein heiteres Ende nehmen, es gilt nur ruhig Stillhalten und die günſtige Gelegenheit erfaſſen. Ein bedeutungsvolles Anzeichen kündigte ſich eben jetzt an. Der Metzger, mit dem Diethelm vorgeſtern nicht handelseins werden konnte, kam gerade den Hügel heran, hatte allerlei Ausreden, wie er zufällig daher komme und begann nochmals einen geringeren Kaufpreis feſtzuſtellen, aber Diethelm war klug genug, die Kaufluſt des Metzgers zu erſehen und ſagte ſtolz und feſt: wenn nichts mehr geredet werde, halte er ſein Wort, und bleibe es bei dem auf dem Markte Beſprochenen, wo nicht, wenn er nicht bevor die Heerde den Berg hinab iſt in die Hand einſchlage, verlange er für jeden Hammel einen Gulden mehr. Der Metzger ſchlug ein und Diethelm hatte ſchon am frühen Morgen dreihundert Hämmel verkauft und dabei eine namhafte

Summe gewonnen. Diethelm ging mit dem Metzger in's Feld und übergab ihm die geſondert gehaltene Heerde, die ſogleich nach der Hauptſtadt getrieben wurde, und eben als er noch im Wirthshaus ſaß und dort die baare Bezahlung empfing, kam ein Wagen angefahren und in die Stube trat bald darauf der Kaufmann Gäbler mit noch zwei Männern, die Diethelm als die Oberfeuerſchau vorgeſtellt wurden. Diethelm war ſichtlich betroffen, aber ſchnell ſagte er mit Entſchiedenheit, daß er es mit dem Verſichern nicht ſo ernſt gemeint habe, ſein Haus läge ſo einödig und er könne ſchon ſelber jede Feuersgefahr abwenden und ſei überhaupt entſchloſſen, die erworbenen Vorräthe bald wieder loszuſchlagen. Der Kaufmann Gäbler widerſprach heftig und die Feuerſchaumänner, der Metzger und ſelbſt der Waldhornwirth redeten Diethelm zu, er möge doch verſichern, da ſei man für alle Gefahren geborgen und der Zins ſei ſo gering. Gäbler faßte ſchnell den Waldhornwirth beim Wort und hatte ihn bald gewonnen. Während nun die Fahrniß im Wirthshaus aufgenommen wurde, eilte Diethelm heim um ſeine Frau gütlich vorzubereiten. Er übergab ihr zuerſt das eingenommene Geld für die Hämmel und zeigte ihr zum Erſtenmal in ſeiner rothen Schreibtafel den Einkaufspreis und ließ ſie den Gewinnſt ſelber ausrechnen. Die Frau nickte zufrieden und verſchloß eben das Geld in ihren Schrank, als Diethelm von der bald ankommenden Feuerſchau und der Fahrnißverſicherung ſprach. Wie gewaltſam gepackt kehrte ſich Martha um und ſah ihrem Manne, der am Fenſter ſtand, ſtarr in's Geſicht, dann ſetzte ſie ſich raſch auf einen Stuhl, legte die Hände gefaltet in den Schooß und jammerte vor ſich nieder: „Iſt's ſo weit?"

„Was meinſt? Was haſt?" fragte Diethelm.

„Mußt du anzünden?" fragte Martha ohne aufzuſchauen, und wild auffahrend erwiderte Diethelm:

„Weib, daß du mich für ſo ſchlecht hältſt, hätt' ich doch nie geglaubt. Guck, aber nein, du trauſt mir ja nicht auf's Wort. Guck, mich ſoll die Sonn', wie ſie jetzt am Himmel ſteht, nie mehr beſcheinen, nie mehr warm machen, wenn ich nur einen Gedanken an ſo was hab'."

Und plötzlich fühlte Diethelm, wie es ihm froſtig den Rücken hinablief, als wären die Sonnenſtrahlen auf Einmal eiskalt, er ſchaute ſich um und verſchloß lächelnd das Fenſter, das er in der Heftigkeit aufgeſtoßen hatte, ſo daß durch die offen ſtehende Thüre ein Luftzug ſtrömte.

„Verzeih' mir, was ich geſagt hab und glaub mir, ich hab's nie gedacht," ſagte die Frau aufſtehend, „ich will nur ein biſle Ordnung machen, daß nicht Alles ſo unters über ſich ausſieht, wenn die Herren kommen."

Raſch veränderte ſich der leidmüthige Ausdruck ihres Geſichts und es war leicht zu erkennen, daß ſie mit Stolz daran dachte, welche Augen die fremden Herren machen würden, wenn ſie über Kiſten und Kaſten kämen. Feſten Schrittes verließ Martha die Stube.

Diethelm ſtand wie gebannt an das Fenſterſims gelehnt, er rieb ſich die plötzlich ſo trocken und kalt gewordenen Hände, und fühlte mit Behagen, wie die

Sonne ihm den Rücken durchwärmte. Durch ſeinen Sinn zog die gräßliche Anmuthung, die ihn auf dem Marktplatze in G. zum Erſtenmale getroffen und niedergeworfen hatte, dann auf der kalten Herberge ſo verlockend und doch widerlich und jetzt daheim ſo vorwurfsvoll an ihn gekommen war. Wie kann nur ein Menſch daran denken und gar ihm ſolches zumuthen? Und doch, drängt ihn nicht Alles mit Gewalt dazu und iſt das nicht die letzte Rettung, wenn er ſich in ſeinen Ausſichten betrogen und die Waare ihm auf dem Halſe liegen bleibt? Diethelm war's, als ob die Mauer, daran er ſich lehnte, plötzlich morſch würde und zurückwiche und ein Schwindel erfaßte ihn wie geſtern, als er oben in freier Luft zwiſchen Himmel und Erde ſchwebte. Diethelm ſchob die Urſache hievon auf die brennenden Sonnenſtrahlen, die wie zu Zeugen angerufen ihm heiß auf Haupt und Rücken brannten. Wie mit traulichem Gruß an alle ſeine Habe ging er durch Stube und Kammern, durch Ställe und Scheunen; er gedachte der Zeiten, wie er als armer Burſch hiehergekommen war und nichts ſein nannte, als was er auf dem Leibe trug, und wie er ſo glücklich war, als das ganze Haus mit allem was darin ſein Beſitzthum genannt wurde; jedes Meſſer, jede Senſe, jedes Feldgeräth bewillkommte er damals mit freudigem Blicke, das war jetzt Alles ſein eigen. Das iſt doch ein ander Leben, in der Welt zu Haus zu ſein, Theil zu haben an ihr. Es war ihm damals, als hätte er an dem Hauſe und dem, was es erfüllte, einen neuen Leib gewonnen. Wer darf daran denken, das Alles in Staub zu verwandeln? Iſt das nicht wie ein Selbſtmord? Freilich ſind das nur lebloſe Dinge, die man neu viel ſchöner und beſſer haben kann, aber es ſind doch nicht die alten treu gewohnten . . . Und wenn man ſich nicht anders helfen kann und Alles verbrennen muß, dann iſt's noch Zeit genug daran zu denken, dann drückt man die Augen zu und thuts — aber jetzt, jetzt darf man nicht daran denken.

So ging Diethelm in Gedanken hin und her und mußte gerufen werden, denn er hatte nichts davon gemerkt, daß die Feuerbeſchau ſchon in der Wohnſtube verſammelt war. Nochmals lehnte er die Verſicherung ab und ſagte, auch ſeine Frau wünſche ſie nicht; aber Martha widerſprach und nun ging's im Geleite nochmals treppauf und treppab und Alles wurde aufgezeichnet und gewerthet. Diethelm that oft Einſprache, daß man ihn zu hoch einſchätze und ließ ſich nur von dem Waldhornwirth beſchwichtigen, der ihm die Nützlichkeit hievon immer mehr darlegte; Diethelm ſah ſchnell, daß die Unbefangenheit, mit der er Einſprache erhoben, ihm für jetzt und ſpäter ſehr zu ſtatten käme, und als es nun endlich an die Wollvorräthe und die Zahl der Heerde kam, gab er ſelbſt einen hohen Werth an, der in Betracht ſeines früheren Widerſtrebens ohne Einſprache angenommen wurde. Die Verſicherungsſumme belief ſich gegen zwanzig tauſend Gulden und Diethelm ſchmunzelte als die Feuerbeſchauer rühmend ſagten: man ſehe es einem beſcheidenen Bauernhaus gar nicht an, was darin ſtecke, beſonders die Ausſteuer der Fränz dürfe ſich ſehen laſſen. Staunend gab man

Diethelm verneinende Antwort, als er zuletzt einen großen Pack Papiere holte, mehrere davon vorzeigte und die prahleriſche Frage ſtellte, ob man auch Staatspapiere und Unterpfandsſcheine nach dem vollen Werthe verſichere. Für ſo reich hatte den Diethelm doch Niemand gehalten.

Scherzhaft fragte er noch zuletzt: „Wie hoch habt ihr die Wanduhr dort angeſchlagen? die koſtet mich keinen Heller mehr und keinen weniger, als acht tauſend Gulden.“

Er erzählte nun unter Lachen wie ihn ſein Schwager betrogen, und da er die Summe faſt um das Dreifache zu hoch angegeben, vermied er es, dem Blicke ſeiner Frau zu begegnen, der, wie er zu ſpüren glaubte, zurechtweiſend auf ihm ruhte.

In Ermangelung eines Fenſterladens wurde endlich das Täfelchen mit den zwei rothen Händen auf die Hausthüre genagelt. Martha ſaß daneben auf der ſteinernen Hausbank. Diethelm ſtand bei ihr. Als der erſte Hammerſchlag geführt wurde, ſagte ſie leiſe vor ſich hin:

„Mir iſt's, wie wenn ich den Nagel in meinen Sarg ſchlagen hörte.“ Diethelm blickte ſie nur ſcharf an und ob dieſer Rede erzürnt, blieb er nicht zu Hauſe und ging mit den Männern hinab in das Waldhorn und blieb dort den ganzen Tag bis tief in die Nacht. Als die feinwolligen Schafe, die man nicht im Pferch übernachten ließ, am Abend heimkamen, ſchauten ſie, den Blicken ihres Führers folgend, verwundert nach dem hellfarbigen Täfelchen über der Hausthüre. Heute kam Diethelm nicht zur Laternenviſitation und noch ſpät in der Nacht trug Medard ſeine geringe Habe zu ſeinem Vater in das Dorf und übergab ihm noch ein Päcklein Tabak und einen Theil des Trinkgeldes, das er auf dem Kirchheimer Wollmarkt erhalten hatte. Der alte Schäferle, ein ſchweigſames, dürres Männchen nickte froh, er bedurfte zu ſeinem Lebensunterhalte faſt nichts als ein paar Kreuzer zu Tabak und ein Trinkgeld ließ er nicht gern altbacken werden. Vom Waldhorn herab tönte durch das ſtille Dorf Lachen und lautes Hin- und Herreden. Als der alte Schäferle in die Wirthsſtube trat, wurde er mit großem Halloh empfangen, und Diethelm ließ ihm ſogleich einen Schoppen einſchenken, denn Alles um ihn her ſollte luſtig ſein, wie er's ſelber war. Er hatte heute wieder ſeinen Hauptſpaß, er gab dem Lehrer und vielen andern ſchwere Rechnungsexempel auf, Räthſelrechnungen, die Niemand herausbrachte, und wenn Alles ringsum ihn lobte und ihm huldigte, rühmte er den alten Kopfrechner in Letzweiler, von dem er das gelernt, und die Bewunderung und die Schmeichelreden Aller gingen Diethelm mit dem Weine leicht ein. Als man ſpät in der Nacht nicht eben ſicher auf den Beinen aufſtand, machte ein Witzwort des alten Schäferle noch auf der Straße viel Gelächter, denn er hatte geſagt: „Diethelm dir ſchadet ein Brand (Rauſch) nichts, du biſt ja in der Brandverſicherung.“

Diethelm lachte laut und wurde auf Einmal nüchtern, und auf dem ganzen Heimwege verließ ihn das Wort nicht.

Es war nun ſo hellgemuth daheim, daß Diethelm nur mit Schmerz daran dachte, auf Geſchäftsreiſen in der Ferne ſich tummeln zu müſſen. In der That kamen jetzt auch von Reppenberger und Anderen angewieſen mehrere Händler, beſahen die Vorräthe Diethelms, konnten aber nicht handelseins mit ihm werden und die Mahnung, wie ſehr die Wolle durch langes Lagern an Ausſehen und Gewicht verliere, wies Diethelm leicht von ſich, es war ihm zur Gewißheit geworden, daß der gute Schick, auf den er harrte und hoffte, nicht ausbleibe, er glaubte an ihn wie an eine Verheißung und faſt noch mehr als an eine ſolche; es fiel ihm dabei gar nicht ein, rückwärts dem Urgrunde dieſer Zuverſicht nachzuſpüren und mit einem allgemeinen Troſte beſchwichtigte er das Grübeln, wenn er ſich ausdenken wollte, in welcher Weiſe denn ſein zukünftiges Glück eintreten ſolle. Diethelm war jetzt auffallend weichmüthig und gutherzig gegen Jedermann und faßte auch immer beſſere Vorſätze für kommende Tage; und ſolch ein Mann, ſagte er ſich dann oft, ſolch ein Mann darf nicht untergehen, wenn noch Gerechtigkeit bei Gott und im Himmel iſt. Ohne es auffällig zu machen, ging Diethelm öfters in die Kirche und im Wirthshaus zum Waldhorn unterhielt er ſich viel mit dem Pfarrer, und dieſer ſagte oft zu den Wirthsleuten und zu Anderen, er habe den Diethelm gar nicht ſo gekannt, unter ſeinem ſtarkthueriſchen Gebaren ruhe ein demuthvolles und gläubiges Gemüth, und dabei ſei er ein guter politiſcher Kopf. Diethelm war kein Liberaler, er war zu ſehr monarchiſcher Natur und dünkte ſich zu erhaben über alle unter ihm, als daß er eine Gleichberechtigung anerkannt hätte, nur in Sachen der Wahlen wich er davon ab, die Ehre von ſo Vielen erwählt zu werden dünkte ihn faſt noch größer als von der hohen Regierung ernannt zu werden. Manche ſchalten jetzt ſogar auf Martha, die mit ihrem zänkiſchen und ſchwermüthigen Weſen den braven Mann oft aus dem Hauſe treibe; es muß aber zur Ehre Diethelms geſagt werden, daß er immer entſchiedene Einſprache that, wenn er Derartiges merkte; er hielt es für eine Verſündigung, durch Ungerechtigkeit gegen Andere erhoben zu werden, aber ſo ſehr war er bereits in inneren Wirrwarr gerathen, daß er dieſe einfache Ehrlichkeit für ein beſonderes Opfer hielt, wofür ihm der Gotteslohn nicht ausbleiben dürfe. Diethelm hielt ſich überhaupt viel im Waldhorn auf und kartelte. Hier war gewiſſermaßen ſein zweites Heimweſen und ein noch viel willfährigeres als das eigentliche. Diethelm hatte eine Hypothek auf das Wirthshaus und der ohnedieß geſchmeidige und ſchmeichleriſche Wirth war ſein Neffe, dem er zum Ankauf dieſes Hauſes verholfen hatte; wie natürlich, daß Diethelm hier eine unbedingte Botmäßigkeit fand, wie ſonſt nirgends und er ließ ſich dieſe gerne gefallen. Im Waldhorn wartete er nun jedesmal den Poſtboten ab, die Quittung für eine drängende Schuld, die er mit der erworbenen baaren Summe getilgt hatte, blieb nicht aus, aber auch andere Briefe kamen, in die er nur kurze Blicke warf und auf dem Heimwege in kleinen Stückchen verzettelte, die der Herbſtwind luſtig davon trug.

Ganz buchſtäblich ſchlug er alle Sorgen in den Wind, und wenn die Frau, die wohl tiefer ſah, mit ihm Alles beſprechen wollte, hatte er hunderterlei Ausreden und verſicherte Martha, ſie ſolle nur auf ihre Sache ſehen, er werde die ſeinige ſchon auseinander haspeln. Martha war wie alle Frauen vornehmlich auf's Erhalten bedacht und dieſe durch die kleinlichen Handthierungen des Lebens bedingte Tugend erſchien Diethelm in ſeinen weit ausgreifenden erobernden Planen als engherzig. Martha war ſchon zufrieden, daß er ihrem Drängen nachgab, ſich nicht zum Abgeordneten wählen zu laſſen, was er eigentlich nie recht im Sinne hatte und nur jetzt that, als ob er damit ſeinen liebſten Wunſch opfere.

Fränz beſtürmte den Vater, ſie, wie er verſprochen, nach der Stadt zu bringen, die Mutter aber widerſetzte ſich unnachgiebig dieſem Vorhaben. Fränz ſchwieg und that als ob ſie nicht mehr daran dächte, je mehr es aber Herbſt wurde, im Dorfe die Dreſchzeit begann und die Wege ſo grundlos wurden, daß man oft ganze Wochen kaum in's Dorf hinab kam, um ſo mächtiger wurde die Sehnſucht der Fränz nach dem Stadtleben; ſie war wie ein Wandervogel, der gewaltſam zurückgehalten wird vom Zuge. Trotz des Widerſpruchs der Mutter wußte ſie es dahin zu bringen, daß ſie den Vater auf einer Fahrt nach der Amtsſtadt begleiten durfte, und als Diethelm hier nicht, wie er gehofft hatte, Kaufluſtige für ſeine Vorräthe fand, ward es ihr nicht ſchwer, ihn zu beſtimmen, mit ihr nach der Hauptſtadt zu fahren. Wie ein Vogel, der angſtvoll von Zweig zu Zweig hüpft, bald ausſchaut, bald ruft, ſo wanderte Diethelm hier hin und her und verſtand ſich endlich zu dem ſchweren Entſchluſſe, ſelber Anerbietungen zu machen und durch Zwiſchenhändler verbreiten zu laſſen. Der Erfolg war aber ein geringer. Diethelm brachte nichts mit nach Hauſe als Ausſichten auf den Verkauf der Staatspapiere, die er zu einem ſehr niedrigen Tagespreiſe abgeben ſollte; Fränz aber brachte er nicht wieder, denn ſie blieb im Rautenkranze, in dem Wirthshauſe, wo Diethelm ſtets ſeine Einkehr hatte, um hier die Koch- und größere Wirthſchaftskunſt zu erlernen.

In Buchenberg ging es nun gar ſtille her, wenn nicht hie und da Fuhren mit Heu ankamen, von dem immer neue Vorräthe zur Ueberwinterung der Schafe gekauft werden mußten. Diethelm hatte eine wahre Kaufwuth; wo nur irgend etwas zu haben war, eignete er ſich's an, bezahlte Anfangs baar, gerieth aber auch nach und nach in's Borgen und behaftete ſich mit einer Anzahl ſogenannter kleiner Klettenſchulden, ſo daß das einſame Haus von Drängern aller Art überlaufen wurde, die beſonders die bekümmerte Frau peinigten, denn Diethelm blieb jetzt mehr als je und ganz ohne Grund tagelang aus dem Hauſe, nur um der Anſchauung ſeines hereinbrechenden großen Unglücks und den kleinen Bedrängniſſen zu entgehen. Er ärgerte ſich jetzt über viele Menſchen und ſah erſt jetzt, wie er es hatte geſchehen laſſen, daß er von Jedem ausgeraubt wurde, der etwas an ihn zu fordern hatte. Menſchen, die ihm ſonſt brav und rechtſchaffen erſchienen waren, erkannte er nun in ihrer offenkundigen Schlechtigkeit und hatte vielerlei Streit und Gerichtsgänge. Noch böſer hatte es Martha daheim. Leute, die ſie ſonſt nicht lange bei ſich geduldet hätte, ſaßen jetzt oft tagelang auf der Ofenbank, denn ſie ließen ſich nicht damit abweiſen, daß Diethelm nicht zu Hauſe ſei, ſie wollten ſeine Rückkunft abwarten und Martha, die vor Zorn und Kummer faſt vergehen wollte, mußte noch freundlich thun, mußte dieſen Leuten zu eſſen und zu trinken geben und ſich faſt entſchuldigen, wenn ſie etwas für ſich bereitete, denn ſie ſah nicht undeutlich die höhniſch frechen Blicke, als ob ſie vom Eigenthum fremder Menſchen lebte. Sie fürchtete ſich, die Stube zu verlaſſen, denn ſie wußte, wie hinter ihrem Rücken über den Verfall dieſes Hauſes geſprochen wurde und wie bald die Kunde hievon landauf und landab ſich ausbreiten würde. Oft war es Martha als ſollte ſie das ganze Haus mit Allem was darin iſt verlaſſen und davon rennen; es war ja himmelſchreiend, wie ihr einziges Kind ſie ſo heimtückiſch verlaſſen hatte und wie ihr Mann ſie dem Elende und der Schande preisgab, während er luſtig lebte. Dennoch war ſie wie feſtgebannt an das Haus und endlich griff ſie ihren letzten Hort an, es war dieß eine nicht unbeträchtliche Summe, die ſie verborgen hatte und die man erſt nach ihrem Tode finden ſollte. Mit dieſer erledigte ſie ſich nun der Klettenſchulden und Diethelm war bei ſeiner Heimkehr überaus wohlgemuth, als er ſolches vernahm. Als ſie ihm den Reſt übergab, ſagte ſie:

„Nur um Gotteswillen keine Schulden. Schau, wenn ſo Gläubiger über einen kommen, iſt's grad wie beim Dreſchen. Anfangs, wenn die Dreſchflegel auf die volle Spreite fallen, da geht's langſam, und man hört's nur wenig, je leerer aber das Korn wird, da geht's immer lauter und ſchneller. Verſtehſt mich?“

„Wohl, du biſt geſcheit. Aber haſt nicht noch mehr ſo geheime Bündel?“

Martha verneinte, Diethelm aber glaubte es ihr nicht und war wieder voll Liebe gegen ſie, wie in der erſten Zeit ihrer Ehe, ſo daß ſie gar nicht dazu kam, gegen ihn den Gram und Zorn über ſeine Fahrlaſſigkeit auszulaſſen. Er vertröſtete ſie auf den großen Schick, der unfehlbar nächſtens eintreffe und half nun ſelber für die laufenden Ausgaben Leinwandballen verkaufen, von denen Martha ſchon mehrere aus Zorn gegen Fränz verſilbert hatte.

Einſt kehrte Diethelm wieder nach einer vergeblichen Umfahrt von mehreren Tagen heimwärts, da ſah er am Wege im Walde an einem ausgehauenen Baumſtumpf eine große Schichte von Kienholz. Raſch, ohne ſich klar zu machen was er wollte, hielt er an, ſprang ab, raffte einen Arm voll auf, riß den Sitz ab, öffnete das Kutſchentruckle, verſchloß das Kienholz in dasſelbe und fuhr raſch davon; aber bald ſtieg er wieder ab und wuſch ſich die harzigen Hände im Schnee.

Seltſam! Als er heute heimkam, fragte ihn Martha:

„Haſt nichts im Kutſchentruckle?“

„Warum fragſt?“ erwiderte Diethelm erſchreckt.

„Ich weiß nicht warum, ich mein nur ſo.“

„Es iſt nichts darin,“ ſchloß Diethelm feſt.

Spät in der Nacht, als Alles im Hauſe ſchlief, ſchlich Diethelm noch einmal hinab, lauſchte, ob Medard in ſeiner Stallkammer ſchlief, ging dann nach der Scheune, öffnete den Kutſchenſitz, nahm das Kienholz heraus, trug es die Leiter hinauf nach dem Heuboden und verſteckte es unter einem Dachſtuhlbalken; aber kaum war er wieder die Hälfte der Leiter herab, als ihm gerade dieſes Verſteck beſonders gefährlich erſchien, er kehrte wieder um und fand am Ende nichts beſſeres, als das Kienholz wieder in den Kutſchenſitz zu verſchließen, er faßte dabei den Vorſatz, bei der nächſten Ausfahrt dieſes willfährige Brennmaterial wieder auf die Straße zu ſchleudern. Er ſchauderte vor ſich ſelber, indem er dachte, was ihm durch den Sinn gegangen war und die Hand auf das Kienholz gelegt, ſchwur er vor ſich in ſtiller verborgener Nacht, jede Verſuchung von ſich abzuthun, und wie aus einem wüſten Traume erwacht, froh, daß es nur ein Traum war, ſchlief er ruhig und feſt.

Am andern Tage, es lag ein leichter Schnee auf dem Felde, fuhr Diethelm in Angelegenheiten ſeines Waiſenpflegeramtes wieder nach der Stadt. Er wollte unterwegs das Kienholz wieder wegwerfen, und zweimal hielt er an und öffnete den Kutſchenſitz, als jedesmal Leute daher kamen, ſo daß er in ſeinem ſeltſamen Thun geſtört wurde und wieder davon fuhr. Es war ihm, als ob er auf lauter Feuer ſitze, aber bald lachte er über dieſe alberne Furcht und wollte ſich nun gerade zwingen ſie zu überwinden, und heiteren Blickes fuhr er in die Stadt ein. Am Stern wußte er nicht, ſollte er beſondere Achtſamkeit empfehlen da er etwas im Kutſchenſitze habe, aber das konnte aufmerkſam machen, er müßte Red und Antwort darüber geben, darum war's beſſer er ſchwieg ganz und ſo blieb's dabei. Als er auf dem Waiſenamte war, fühlte er mitten in den Verhandlungen plötzlich einen jähen heißen Schreck, er glaubte, er habe den Kutſchenſitz nicht recht verſchloſſen, es war ihm faſt ſicher, daß er offen war; wenn nun Jemand darüber kam und den wunderlichen Schatz fand, was konnte das für Gerede geben, welche Ahnungen mußten in den Menſchen aufſteigen. Ohne nachzuſehen unterſchrieb Diethelm Alles was man ihm vorlegte und eilte nach dem Wirthshaus; ſeine Vermuthung hatte ihn betrogen, der Kutſchenſitz war wohl verſchloſſen, aber er wagte es nicht ihn jetzt zu öffnen und nach dem verrätheriſchen Inhalte zu ſchauen.

Als Diethelm hierauf an dem Kaufladen Gäblers vorüberkam, rief ihm dieſer zu und übergab ihm mit einigen halb höflichen Worten die Rechnung für die eigenen Einkäufe und für die des Zeugwebers Kübler. Diethelm verſprach zu Neujahr zu bezahlen und Gäbler ſagte, er verlaſſe ſich darauf. Ueberhaupt ſchien es Diethelm, als ob alle Menſchen ein verändertes Benehmen gegen ihn hätten, ſelbſt der Sternwirth war wortkarg und ging ſeinem Geſchäfte nach, während er ſonſt unzertrennlich bei Diethelm ſaß und mit ihm über Allerlei in Gegenwart und Zukunft plauderte. Was hatten denn die Menſchen, daß ſie auf Einmal ſo ganz anders waren? War denn Diethelm nicht noch immer derſelbe, der er von je geweſen? Damals am Markttage erglänzte ihm jedes Angeſicht und ſtreckte ſich ihm jede Hand entgegen. Was ging denn jetzt vor? Der Zeugweber Kübler, der „den Herrn Vetter und Familienfürſten“ aufſuchte und ſich ihm zu Beſorgungen erbot, konnte nicht begreifen, warum Diethelm über die ganze Welt fluchte und immer ſagte, der ſei ein Narr, der nur eine Stunde einem Menſchen glaube. Woher es kam, das wußte Diethelm nicht, aber offenbar ſchien es ihm, daß man Schlimmes von ihm dachte und ſeine Ehre angegriffen ſei, daß etwas wie eine Verſchwörung aller Menſchen gegen ihn in der Luft ſchwebe. Das von Zweifel und Bangen gepeinigte Herz verlangt beſonders huldreiche Zuneigung der Welt, und gerade da bleibt ſie aus, und das düſter blickende Auge des Bedrängten ſah Unfreundlichkeit der Menſchen, wo ſonſt gar nichts geſehen wurde. Diethelm beauftragte dann Kübler, eine geweihte Kerze, ein vier und zwanzig Stunden haltiges ſogenanntes Taglicht zu kaufen für den verſtorbenen Vater des Waiſenkindes, in deſſen Angelegenheiten er eben in der Stadt war. Kaum war Kübler weggegangen, als ein Briefchen vom Kaſtenverwalter kam, der Diethelm daran erinnerte, daß er das Geld, das in ſechs Wochen fällig war, bereits anderweit verſagt hätte. „Der hat auch was,“ knirſchte Diethelm, den Brief in die Taſche ſteckend, und hätte er in dieſem Augenblicke ein Verbrechen an der ganzen Welt begehen können, es wäre ihm eine

Luſt geweſen. Er hielt noch die Hand auf dem Briefe des Kaſtenverwalters als Kübler kam, aber er brachte ſtatt Einer Kerze ein Gebund, das vier ſolcher enthielt.

„Ich hab' nur Eine gewollt, aber es iſt ſo auch recht," ſagte Diethelm und hielt in zitternder Hand die Kerzen. Es war ihm, als müßte er damit ſengen und brennen.

Elftes Kapitel.

Der Schnee wirbelte um ihn her und Diethelm fuhr durch die Nacht dahin heimwärts, ſeine Wangen glühten und die Schneeflocken, die darauf fielen, konnten die Gluth nicht löſchen. Am erſten Berge hielt er an, öffnete den Kutſchenſitz, aber nicht um ſeinen Inhalt, verborgen vor jedem Späherauge, zu zerſtreuen; er legte drei der geweihten Kerzen noch zu dem Kienholz. Er fühlte einen Stich durch's Herz, und doch bewegte ihn ein freudiger erfindungsreicher Gedanke: Dieſe Kerzen brennen eine volle Tag- und Nachtlänge, mit ihnen läßt ſich verdachtlos etwas bewirken.

Im Schritt den Berg hinanfahrend überdachte Diethelm ſein ganzes vergangenes Leben. Er ſpürte ein Jucken in den Augen, als er der unſäglich vielen Freuden gedachte, die er ſeinen Eltern und allen ſeinen Angehörigen bereitet hatte, und plötzlich ſtand es vor ihm, daß ſein Bruderskind in Elend verkomme, wenn er nicht dem Kübler zur Anſäſſigmachung verhelfe. Alles, was er thue, ſei ja zum Guten. Und jetzt war es, als ſähe er ſeine Fränz, wie ſie unter den Menſchen herumgeſtoßen würde, die kein Erbarmen haben und ſich ſelber ſah er ſterbenskrank und in Noth und verlaſſen. Es muß ſein. . .

Heute kehrte Diethelm freiwillig auf der kalten Herberge ein. Es war ihm hier nicht mehr wie in einem verzauberten Hauſe zu Muthe, Alles hatte einen freundlichen Anſchein und das behäbige und wohlgemuthe Weſen des Wirthes ſprach es deutlich aus, daß man nach einer ſolchen That wieder friſchauf leben kann. Diethelm ſuchte ſich immer mehr einzureden, daß der böſe Leumund die Wahrheit verkünde und dieſer Wirth ein Brandſtifter ſei. So ſaß Diethelm in ſich gekehrt und mit glänzenden Augen umſchauend, als ein alter Bekannter, der Reppenberger, eintrat und ſeinen Glücksſtern pries, der ihm einen Weg erſparte, den er eben zu Diethelm machen wollte. Er berichtete, wie er endlich einen willigen Käufer gefunden, der den geſammten Wollvorrath zu einem Preiſe übernehme, bei dem für Diethelm noch ein mäßiger Gewinn ſich ergab. Reppenberger hatte ein ſo lebendiges Mundſtück und wußte es durch Weinzufuhr immer neu zu beleben, daß er gar nicht merkte, wie zerſtreut und ſtotternd Diethelm ſtets antwortete, wenn er nicht lautlos darein ſtarrte, als hätte er gar nichts gehört. Denn Diethelm war es in der That, als treibe der Teufel ſein Spiel mit ihm. Kaum gibt er ihm die Kerzen in die Hand und erregt in ihm die erfindungsreichen Gedanken, da kommt die Verſuchung und will Alles zum leeren Poſſenſpiel und zu nichte machen. Iſt darum alles Bedenken und alles innere Zagen überwunden, damit Alles ein eitles Spiel um nichts ſei? Das Herz, das einmal den feſten Willen zur böſen That gefaßt, ſieht leicht dieſe ſchon als in ſich vollbracht an und wie mit dämoniſcher Gewalt wird es immer wieder dazu gedrängt und alle Ablenkungen erſcheinen nicht als das was ſie ſind, ſondern als Hinderniſſe, die überſprungen und beſiegt werden müſſen. Denn das iſt das unergründliche Dunkel, daß das innere Sinnen, ſei es gut oder böſe, alle Vorkommniſſe wie eine leibliche Speiſe verwandelt und ſich gleich macht. Was vor Kurzem noch in Kämpfen und Bedenken als freier Entſchluß ſich darſtellte, verkehrt ſich in unabänderliche Nothwendigkeit und wie in einen Zauberkreis gebannt, aus dem nichts mehr zu wecken vermag, erfüllt ſich das Geſchick.

Darum muthete dieſe ſonſt frohe Kunde Diethelm jetzt mit Betrübniß an und er knirſchte innerlich vor Zorn, wie ihm die Rechtfertigung vor ſich genommen war, daß ſonſt kein anderer Ausweg blieb. Wie zum Hohne öffnete ihm jetzt die ſchlechte Welt einen Ausweg, den er doch nicht mehr einſchlagen konnte. Einen großen Schick wollte er machen und was ſoll jetzt ein kleiner Gewinn? Der ſpielte ihm die Möglichkeit einer völligen Rettung aus der Hand und überließ ihn fort und fort den tauſend kleinen Plackereien, deren Ende gar nicht abzuſehen war. Darum muß geſchehen was beſchloſſen iſt . . .

Als erriethe er Diethelm's Gedanken, ſagte der Reppenberger jetzt:

„Guck einmal den Wirth an, ſitzt er nicht da ſo unſchuldig und fromm wie der heilig Feierabend, und doch weiß er, was er gethan hat und hat ſein Haus angezündet und beim Brandlöſchen ſich einen naſſen Finger gemacht und Alles abgewiſcht was angekreidet geweſen iſt. Jetzt hat er ein neues Haus und baar Geld ſtatt Schulden."

„Wer weiß, wie es ihm zu Muth iſt," ſagte Dietbelm ſich mit der Hand hin und her durch das Halstuch ſtreifend, als wollten die Worte nicht heraus.

Der Reppenberger lachte laut und ſagte:

„Hab ſchon gehört, daß du fromm geworden ſeiſt, aber glaub mir, wenn alle Leute, die was Ungrades gethan haben, krumm gingen, da könnt' ſich ein Aufrechter um's Geld ſehen laſſen."

„Ich will nichts mehr davon hören," ſagte Dietbelm ſtreng verweiſend und ſprach nun von dem Verkauf, zu dem er ſich willfährig zeigte. Er wußte nicht recht warum er das that, aber ſo viel war ihm klar, er mußte ſcheinbar darauf eingehen, um nicht Verdacht auf ſich zu lenken. Auf dieſe Rückſicht wollte er fortan alle Klugheit verwenden und er war im Innern ſtolz darauf, wie weit er es bereits in der Verſtellungskunſt gebracht hatte. Dietbelm nahm den Reppenberger mit nach Buchenberg, und da der abgehauste Mann keinen Mantel hatte, gab er ihm eine Pferdedecke, in die ſich derſelbe behaglich wickelte. Dietbelm aber fröſtelte es bei dem Gedanken, daß auch er einſt wie dieſer einer geliehenen Pferdedecke ſich freuen könne, und wie er Peitſche und Leitſeil in die Hand nahm, ſprach es in ihm: Darum muß geholfen werden ſo lang ich das noch feſthalte.

Der Reppenberger entſchlief bald, aber Diethelm wurde von mühſamen Gedanken wach gehalten. Zum Scheine verkaufen und vor den Leuten ſich höchlich darob freuen, aber vor der Ablieferung noch Alles in die Luft ſprengen, und mit der hohen Verſicherungsſumme ſich wieder friſch flott machen — das war die Beſtimmung, die endlich ſo feſt ſtand, als wäre ſie gar nicht die Geburt ſeines eigenen Entſchluſſes, und ſo ruhig ward er dabei, daß er die Peitſche neben ſich ſteckte und die des Weges gewohnten Pferde laufen ließ und in Schlaf verſank wie ein Kind nach dem Nachtgebete. In Unterthailfingen vor dem Wirthshauſe hielten die Pferde an und Diethelm erwachte, taumelnd ſchaute er auf und mußte ſich beſinnen wo er war, und im erſten Augenblicke erſchien die weißverhüllte Geſtalt neben ihm wie ein Geſpenſt. Im Dorfe ſchlief Alles und Niemand bemerkte das Anhalten eines Fuhrwerks, nur Reppenberger erwachte, als Diethelm mit einem plötzlichen Ruck im geſtreckten Trab davonfuhr.

„Wenn ich nur ſo ein Kütſchle hätt' wie du," ſagte der Reppenberger, „wenn ich meine ſiebzig Jahre da hüben ſo 'rumfahren könnt', könnten ſie meinetwegen in der andern Welt mit mir machen was ſie wollen." Und wie nun Diethelm immer weiter ſein Glück preiſen hörte und wie der Reppenberger erzählte, welch ein elendes Leben er führe, empfand Diethelm immer mehr ein Wohlgefühl, daß er den Muth und den rechten Weg gefunden habe, ſich eine heitere ſorgenfreie Zukunft zu ſichern. Als der Reppenberger ſeine Pfeiſe geſtopft hatte und jetzt Feuer ſchlug, fiel Diethelm im Anſchauen der ſpringenden Funken der Traum ein, den er ſo eben gehabt: er ging über eine große weite Haide und es regnete Funken, ſie flogen ihm in's Geſicht und auf den blauen Mantel, aber ſie zündeten nicht und er ging darunter hinweg als wären es Schneeflocken, und weiter hinaus in der Ebene ſtanden Funkenſäulen und ſtrömten auf und nieder, und plötzlich ſtand ſein Vater vor ihm und ſagte lächelnd: es regnet Gold — da hielten die Pferde an, dahin war das Traumgeſicht.

Träume gelten zwar nichts, ſagte ſich Diethelm, aber dieſer hat doch eine gute Vorbedeutung.

Am Waldhorn in Buchenberg ſtieg der Reppenberger ab und luſtig knallend fuhr Diethelm nach ſeinem Hauſe und erzählte der Frau, daß der gute Schick nun in dieſen Tagen eintrete und alle Wolle ſo viel als verkauft ſei.

„Gott Lob und Dank!“ rief die Frau, die Hände in einander ſchlagend, „ich hab' dir's nicht ſagen wollen, daß mir's immer geweſen iſt, wie wenn die Deck und Alles was darauf iſt mir auf dem Kopf liege.“

„Mir auch,“ ſagte Diethelm zutraulich und ſchnell dachte er jetzt in dieſer heitern, argloſen Stimmung Vorſorge zu treffen und er fuhr fort: „Ich hab' immer Bangen gehabt, es geht einmal ein Feuer aus und der Teufel hat doch ſein Spiel und wenn auch das Sach verſichert iſt, was nutzt das wenn eins von uns umkäm, und da hab' ich mir ſchon oft gedacht, da zu dem Fenſter 'nausſpringen thut man ſich keinen Schaden, weil der Dunghaufen da iſt.

„Red' ſo was nicht; das heißt Gott verſuchen," wehrte die Frau ab und Diethelm erklärte, daß das nur ein vorübergehender Gedanke war, innerlich aber fühlte er ſich erleichtert, ſeiner Frau den Weg gezeigt zu haben, wenn er ſie nicht vorher aus dem Hauſe bringen konnte, denn allein, von keiner andern Menſchenſeele gekannt, ſollte die That geſchehen.

Heute machte Diethelm keinen Verſuch mehr den Inhalt des Kutſchenſitzes zu zerſtreuen, er freute ſich des fallenden Schnees, der die Halbkutſche in der Scheune ließ und den Schlitten zur Verwendung brachte.

Am Morgen fühlte Diethelm noch einmal ein Bangen über ſeinen Vorſatz, und doch war's ihm, als hätte er Jemanden das Verſprechen gegeben, ihn zu vollführen. Eben wollte er die geweihte Kerze in das Pfarrhaus ſchicken, als ſeine Bruderstochter aus Letzweiler ankam. Noch bevor ſie ein Wort reden konnte, weinte ſie laut und erklärte endlich, daß man in G. ſage, Diethelm werde ihr keine Ausſteuer geben, die Hochzeit nicht ſtattfinden und ſie im Elende bleiben. Man konnte nicht herausbringen woher das Gerücht gekommen war und das Mädchen, das immer auf der Bank ſitzen blieb und nicht aufſtand, ſchwur, daß ſie ſich ein Leid anthue, wenn das Gerücht wahr ſei. Diethelm ſtand lange ſtill vor dem Mädchen, betrachtete es ſcharf, ſo daß es die Augen niederſchlug und ſich auf die Bruſt ſchlagend, daß es dröhnte, ſchwur Diethelm: „Guck, mir ſoll die Kerze da auf der Seele verbrennen, wenn du nicht Alles von mir bekommſt, wie ich's verſprochen habe."

Er ging mehrmals mit ſchweren Schritten die Stube auf und ab und ſtand wieder vor dem Mädchen ſtill und ſagte:

„Warum haſt denn ein ſo ſchlechtes Kleid an? Haſt keine beſſeren?“

„Freilich, ich hab' ja die zwei, die ihr mir geſchenkt habt, aber ich will ſie ſparen.“

„Du weißt ja,“ fuhr Diethelm auf, ich kann nicht leiden, wenn eines von den meinigen ſo verlumpt daher kommt. Mein' Frau muß dir von der Fränz ein anderes Kleid geben. So darfſt du nicht durch das Dorf. Ich will der Welt zeigen wer ich bin.“

Wuth gegen die Welt, die ſeinen Ehrennamen ſo grundlos angriff und ein freudiger Hohn, daß er es in der Gewalt habe, Rache zu nehmen, alle böſen Nachreden zu Schanden zu machen, kochten in ſeinem Herzen. Er ſtand gerechtfertigt vor ſich da, das Schlechteſte zu thun; muthete man ihm ja das Schlechteſte zu, und Niemand hatte ein Recht oder einen Grund dafür. Das Mädchen, das ſich wohl auf einen ſcharfen Zank gefaßt gemacht hatte, ſchaute mit gefalteten Händen wie anbetend zu Diethelm auf, der ihm liebreich die Wangen ſtreichelte, denn ein freudiger Gedanke erhob ihn; ſichtbarlich zeigte es ſich ihm, er mußte die That thun, um die Stütze ſeiner Familie zu retten. Die ganze Macht ſeiner Familienliebe erwachte in ihm, nicht für ſich, für alle ſeine Angehörigen mußte er der bleiben, der er war, alles Verdammungswürdige in ſeiner That war nur verkannte Tugend.

Medard kam in die Stube und berichtete die Zahl der Lämmer, die in dieſen Tagen ſich zahlreich eingeſtellt hatten, indem er dabei bemerkte, der Meiſter möge doch auch wieder einmal in den Stall kommen und nachſchauen. Diethelm wies den Medard mit ſtrengem Blick ab und ſagte, er habe jetzt anderes zu thun; als er aber dem ſtechenden Blick Medards begegnete, ſagte er: ich komme gleich. Er überdachte ſchnell, daß er nichts auf ſich kommen laſſen dürfe, was als Fahrläſſigkeit gegen ſein Eigenthum erſcheinen könne. Sonſt hatte er im Winter immer ſeine beſondere Freude an den Schafen gehabt; im Sommer ſind ſie auf der Weide, dem Auge entrückt, im Winter aber gibt es oft täglich Junge, und Stundenlang war Diethelm im warmen Schafſtalle geſeſſen. Als er jetzt dahin kam, drängten ſich alle Schafe auf ihn zu, ſo daß ihm ganz ängſtlich zu Muthe wurde, er zählte die Lämmer kaum und machte ſich wieder davon.

Zwölftes Kapitel.

Auch im Schickſal der Menſchen gibt es veränderliches Aprilwetter, wenn neue Keime aufgehen. Ein Brief des von Reppenberger beſtellten Käufers meldete einen Verſchub ſeiner Ankunft auf mehrere Wochen und erſuchte Diethelm, wenn er bälder verkaufen wolle, mit Proben nach der Hauptſtadt zu kommen. Diethelm ließ ſich aber dadurch nicht abhalten, im Waldhorn prahleriſch ſeine günſtigen Ausſichten zu verkünden. Er lief dann hin und her und hatte für Alles die genaueſte Fürſorge, und doch war ihm jedes Thun nur wie ein Nebengeſchäft, wie ein gewaltſamer Zeitvertreib, bis es an die einzige und wirkliche That ging. Als ihn der Waldhornwirth aufforderte, mit auf die Jagd zu gehen, verneinte er, und doch war ſein Antlitz froh geſpannt, denn er erinnerte ſich des bedeutenden Pulvervorrathes, den er im Hauſe hatte, und der ſich nun auch zu ſchicklicher Verwendung eignete. Als Diethelm beim Nachhauſegehen in der Nacht an der Kirche vorüberkam, erſchrack er plötzlich, da er hellen Schein durch die hohen Kirchenfenſter blinken ſah. Hat das eine Vorbedeutung, daß die

Kirche brennt? Schon wollte Diethelm laut rufen, als es ihm einfiel, daß das ja die Weihekerze war, die er ſelber aus der Stadt mitgebracht; auf die Minute hin iſt berechnet, wie lange dieſes Licht brennt, und iſt es nieder-und findet keine Nahrung ſeiner Flamme mehr, dann erliſcht es, findet es aber neue weithinziehende, dann ... Als Diethelm ſich endlich von den Knieen aufrichtete, ſah er wie verwirrt an ſich herab, er konnte ſich nicht erinnern, wie er niedergekniet war, es mußte das gegen ſeinen Willen geſchehen ſein. Haſtig verſcharrte er die Spuren ſeiner Kniee im Schnee, und wie er weiter ſchritt, verſcharrte er jede Fußtapfe zur Unkenntlichkeit, und doch wagte er es nicht, geradenweges heimzugehen, bald ängſtigte ihn der Gedanke, daß er entdeckt und verrathen ſei, bald hatte er eine Angſt vor ſeinem eigenen Hauſe, als ob die todten Wände wüßten, daß er ſie in Aſche verwandeln wolle und vorzeitig zuſammenſtürzen und ihn unter ihrem Schutte begraben. Eine ruheloſe Gewalt trieb Diethelm immer weiter, als müßte er entfliehen und hinter ſich laſſen Alles was ihn kennt und nennt, die Verwandten werden ſich ſchon der Martha und der Fränz annehmen, wenn nur er nicht mehr da war, nur wehe that es ihm, daß er ihnen nicht Lebewohl geſagt, und Thränen traten ihm in die Augen über ſeinen eigenen ſo jähen Tod, den er doch ſuchen mußte.

In dieſer Nacht kämpfte zum letztenmal der gute Geiſt Diethelms mit ſeinen ſchlimmen Vorſätzen in gewaltigem Ringen und eine überraſchende Wendung ſeines Denkens löste auf Einmal allen Hader: Dir bleibt nichts als dich ſelbſt umbringen, das iſt eine ſchwere Sünde — oder Brandſtiften, das iſt auch ein Verbrechen, aber minder, und du haſt ſchon genug gelitten für das, was du thun wollteſt, du haſt deine Strafe vorweg empfangen, jetzt mußt du's auch thun, und du retteſt dich und all die Deinen.

An der Gemarkung von Unterthailfingen kehrte Dietbelm um und kam, man kann faſt ſagen, als hartgefrorner Miſſethäter heim.

Drei Tage ging Dietbelm einſam und in ſich gekehrt umher; er verſtopfte jede Luke und jeden Spalt auf dem Speicher und ſagte ſich innerlich Wort für Wort Alles vor, was er zur gefahrloſen Vollbringung zu thun habe, denn er gewahrte, wie ſein Athem ſchneller ging bei dem Gedanken an die endliche Ausführung, er wollte ſich vor ſich ſelbſt ſicher ſtellen, um mit Umſicht und ohne Leidenſchaft und Haſt, die leicht das Wichtigſte überſieht, zu Werke zu gehen.

Am dritten Abend kam ein Bote vom Kohlenhof mit der Nachricht, daß die Kohlenhof-Bäuerin, die Tochter Martha's erſter Ehe, krank ſei und nach der Mutter verlange. Dietbelm erfaßte dieß ſchnell als eine erwünſchte Wendung und drang in ſeine Frau, daß ſie ſogleich abreiſe; er wußte aber allerlei Ausreden, daß er ſie nicht ſelbſt führte, er wollte dem Medard den Schlitten mit den beiden Rappen übergeben, aber dieſer klagte über Schmerzen in ſeinem zerbrochenen Beine und der Waldhornwirth war gerne bereit die Baſe zu führen. Dietbelm empfahl ihm, bald zurück zu kehren, da er morgen auch verreiſen müſſe.

Als das Fuhrwerk mit Schellengeklingel davonrollte, hob Diethelm die Arme hoch empor und reckte ſich wie zum Ausholen für eine ſchwere Arbeit.

Spät in der Nacht als Alles ſchlief, ging Diethelm ohne Licht hinab in die Scheune, öffnete den Kutſchenſitz, nahm die Kerzen ſorgfältig heraus, that das Kienholz in einen Sack, den er ſich über den Rücken band, und ſtieg auf der Scheunenleiter hinauf nach dem Speicher. In der Mitte der gradaufſtehenden Leiter, die er doch tauſendmal auf- und abgeſtiegen war, überkam ihn plötzlich ein Schwindel, daß er nicht vor- und nicht rückwärts konnte; er hing wieder wie über einem Abgrunde zwiſchen Leben und Tod und faſt ſchrie er laut auf nach Hülfe, aber noch hatte er Beſinnung genug zu überlegen, daß er ſich damit in's Elend ſtürze und mit letzter Kraft in ſich hinein fluchend ſtemmte er ſich an und kletterte bebende von Sproſſe zu Sproſſe und ſtand endlich keuchend auf dem obern Boden. Er legte jetzt Alles nieder, wo er ſtand, ja ſelbſt die Pulverſäckchen that er aus der Taſche. Er öffnete einen Laden, um das Mondlicht hereinbringen zu laſſen und ſaß lange ausruhend auf einem Wollballen. Endlich vertheilte er das Kienholz in einzelne Schichten, die er zwiſchen die Ballen legte, dabei ſprach er faſt laut vor ſich hin: „Dorthin die eine, dort die andere Kerze und die dritte zwiſchen die aufgehobenen Bretter, daß kein Licht nach außen ſcheint. Ich muß ſie kürzen, ſie dürfen nur zwölf Stunden brennen.“ — Jetzt hatte er Kienholz zwiſchen zwei Ballen geworfen, aber es fiel ſo dumpf, er griff hinab und ein Schrei des Entſetzens ertönte, Diethelm hatte einen haarigen Kopf erfaßt, er zitterte, daß die Bretter unter ihm dröhnten, eine krallige Hand faßte nach ſeinem Munde: „Der Teufel! der Teufel!“ ſchrie Diethelm und ſank lautlos zu Boden.

„Meiſter, Meiſter, ich bin's,“ rief jetzt eine Stimme, und Diethelm ſetzte ſich auf. War das nicht die Stimme des Schäfers Medard? Wunderbar ſchnell war Diethelm gefaßt.

„Was thuſt du da? du haſt ſtehlen wollen, du Zuchthäusler?“ rief Diethelm.

„Und wenn auch, was darnach?“ erwiderte Medard ſpöttiſch, „die Brandkaſſe bezahlts doch.“

Raſch ſchnellte Diethelm empor, und mit den Worten: „Ich erwürge dich, du krummer Hallunk,“ warf er ſich auf Medard, ſchleuderte ihn nieder und kniete ihm auf die Bruſt.

„Ich will ja nichts ſagen, laſſet nur los,“ rief Medard mit halberſtickter Stimme und Diethelm gewahrte plötzlich, daß er zum Mörder werden wolle und ließ ab. Wie anders war plötzlich Alles geworden, er hatte einen Mitwiſſer ſeiner That und war alle Zeit in der Hand eines Fremden.

„Gut,“ ſagte er, und ihn ſelber ſchauderte vor dem, was er ſagte, „ich bin einmal ſo weit, zurück kann ich nicht mehr, aber ich kann weiter gehen, ich muß es, wenn du mir nicht eine Sicherheit giebſt, daß du nie — nie was redeſt.“

„Es giebt nur Eine Sicherheit, nur eine einzige,“ erwiderte Medard, „und die iſt feſter als tauſend Eide.“

„Heraus, Heraus, was iſt's?“ ſagte Diethelm die Hände des am Boden Liegenden feſthaltend, und dieſer erwiderte:

„Der Munde heirathet eure Fränz, und wenn mein Bruder all' das Sach kriegt, da iſt die beſte Sicherheit, daß ich nie was red.“

Diethelm preßte vor Zorn die Hände des Medard zuſammen, daß dieſer laut aufſchrie, aber allmälig ließ er doch lockerer, und er ſagte endlich:

„Meinetwegen, ja, ja, es ſoll ſo ſein, aber du mußt mitthun und du mußt anzünden, wenn ich nicht da bin.“

„Das nicht,“ erwiderte Medard, „aber mit thu ich und wir ſchaffen noch ein gut Theil fort eh' es losgeht.“

„Haſt denn geſtohlen?“

„Was fraget ihr jetzt darnach? das iſt jetzt Alles lauter Schwefelhölzle und ich weiß noch was, was ihr vergeſſen habt, ich komm morgen in's Spritzenhäusle, ich will helfen die Spritze vom Rädergeſtell auf den Schlitten bringen, und da will ich nur zwei Schrauben an der Spritze losmachen, dann mag man löſchen.“

„Du biſt nicht dumm, du biſt geſcheit,“ ſagte Diethelm und mit dieſen Worten war der Friede zwiſchen den beiden geſchloſſen. Diethelm führte den Knecht, den ſein kranker Fuß von dem Falle in der That ſehr ſchmerzte, ſorglich die Treppe hinab und gab ihm Branntwein zum Einreiben.

Medard ſprach viel davon, wie albern es wäre, wenn man nicht noch ſo viel als möglich bei Seite ſchaffe, aber Diethelm wehrte ſtrenge ab, er hatte das Wort auf der Zunge, aber er ſchämte ſich es zu bekennen, daß er nicht auch noch zum gemeinen Diebe werden wolle, er fühlte voraus den höhniſchen Spott ſeines Genoſſen und wies nur auf die Gefahr hin, die ſolches Beiſeiteſchleppen, ohne daß man's ahne, mit ſich führe. Medard hatte wohl zu vertheidigende Einwände und Diethelm fühlte ſich geneigt ſtrenge zu befehlen, daß Alles nach ſeiner wohlbedachten Anordnung ausgeführt werde, aber indem er den Befehl ausſprach, verwandelte er ihn in eine Bitte, und es klang faſt wehmüthig, wie er den Medard bat, um ſeiner Beruhigung willen nichts hinterrücks zu thun und alle ſeine Anordnungen auszuführen.

Medard hatte ſich während deſſen gemächlich Knie und Wade eingerieben, und als jetzt Diethelm ſchloß: „Wir ſind doch eigentlich ganz gleich, ich thu' Alles wegen meinen Verwandten und du thuſt Alles wegen deinem Bruder, da ſchaute Medard grinſend auf und ſagte:

„Aber mein Bruder iſt jetzt euer einziger und nächſter Verwandter, eure Letzweiler Krattenmacher haben ſchon genug gekriegt und für den Munde thun wir Alles und ihm muß Alles bleiben.“

Diethelm biß ſich die Lippe blutig über dieſe freche Rede, die ihm in's innerſte Herz griff, aber er ſchwieg; er ſah, wie der kecke Burſche ihn jetzt ſchon zu meiſtern begann und ſchaute mit Grauen in die Zukunft. Er faßte einen tödlichen Haß gegen den Geſellen und ſtampfte auf den Boden vor Zorn und Reue, daß er ihn nicht erdroſſelt hatte. Jetzt war das nicht mehr möglich, von der Stube aus hörten die Dienſtleute im Nebenbau den Hülferuf. Welch ein ausgeſpitzter Böſewicht war es, an den er zeitlebens gefeſſelt war, auch nicht einen Augenblick hatte er ſich beſonnen, die That zu vollführen, während er ſelbſt doch ſo gräßlich mit ſich gerungen hatte. Diethelm knirſchte in ſich hinein, da er die Unterthänigkeit gewahr wurde, in die ſein immer noch weichmüthiges Naturell gegenüber dieſem verſteiften, hartgeſottenen Böſewicht gerieth, äußerlich aber war er freundlich und zuthunlich, und nickte zu dem Vorſchlage, da Medard ſagte, man müſſe vom obern und zweiten Boden Bretter ausheben, daß die Flamme raſch einen Durchzug fände, bevor ſie hinausſchlage.

Schwer iſt oft die Verzweiflung, die einen Menſchen heimſucht, der einſam den Weg des Verbrechens wandelt, aber einen Genoſſen haben iſt höhere Pein, man kann den eigenen Mund hüten, daß er nicht rede, die eigenen Mienen, daß ſie nicht zucken und es kann Tage geben, wo man Alles vergißt und ſich ausredet was geſchehen iſt; in einem Genoſſen aber ſpricht bei ſeiner Begegnung die That ſich aus, ohne Wort, ohne Wink, und weilt er ferne, wer behütet den Mund, wer wahrt die Mienen, daß ſie nicht den Ahnungsloſen in's Verderben reißen?

Das erkannte Diethelm als er wieder allein war und es ihm vorkam, als kniſtere es ſchon in den Wänden. Als der Hahn krähte erwachte Diethelm und ballte die Fäuſte, der Gedanke ſchnellte ihn empor, daß nichts übrig bleibe als den verrätheriſchen Genoſſen, der ihn gewiß ſchon ſeit Jahren betrogen und mit zu ſeinem Elende verholfen, aus dem Wege zu ſchaffen; aber er bezwang ſich und ſo ſeltſam geartet iſt das Menſchenherz, daß Diethelm aus dieſer Selbſtbeherrſchung einen friedlichen Troſt ſchöpfte, die That, die er begehen wollte, erſchien unſchuldvoll, faſt ein Kinderſpiel, da er das ſchwere Verbrechen, den Mord von ſich wies.

Mit ruhigem Gewiſſen entſchlief Diethelm abermals.

Dreizehntes Kapitel.

Es läßt ſich kaum ſagen, was in dem beiderſeitigen Blicke lag, als ſich Diethelm und Medard am Morgen zum Erſtenmale im Tageslicht begegneten, nur mit Blitzesſchnelle ſtreiften ſich ihre Blicke, dann ſchaute Jeder vor ſich nieder. Medard aber war wieder ſchnell gefaßt, griff in die Taſche und ſagte: „Da," wobei er Meſſingſchrauben zeigte, indem er mit triumphirender Miene hinzuſetzte: „Die hab' ich heut' ſchon geholt."

„Vergrab' ſie," ſagte Diethelm und winkte dem Medard nach dem Stalle und fuhr hier fort: „Du ſagſt doch deinem Vater nichts?"

„Nein, das iſt nichts für einen Sympathiedoctor. Der Ofen muß aber heut' geheizt werden, denn brennt's an einem andern Ort, da merken ſie, daß die Schrauben und Kloben fehlen. Das Flugfeuer kann nicht zünden, die Dächer ſind mit Schnee bedeckt. Aber Meiſter," fuhr Medard fort, das Wort ging ihm ſchwer heraus, „wie iſt's denn? wollen wir die Schaf' nicht an einen Ort thun? Ihr wiſſet ja wohl, die ſind blitzdumm und können das Funkeln nicht leiden und laufen grad' drein 'nein!"

„Das geht nicht, das könnt' den Leuten verdächtig vorkommen, es muß Alles bleiben, wie es iſt. Ich ſag' dir's noch einmal, es muß Alles bleiben, wie es iſt."

So ſchloß Diethelm und ging nach dem Hauſe. Hinter ihm drein aber ſtreckte Medard die Zunge heraus und fluchte vor ſich hin: „Du verdammter Scheinheiliger, wart' Waiſenpflegerle, popple du nur die ganze Welt an und thu', wie wenn du kein Thierle beleidigen könnteſt, dich hab' ich, ich halt' dich am Strick um den Hals, du ſollſt mir's theuer bezahlen, daß du die unſchuldigen Schafe verbrennſt, du ſollſt mir nimmer Mäh machen und nicht mukſen, wenn ich dich anguck." In der Seele dieſes Menſchen, bereit zum Verbrechen, empörte ſich noch das Mitgefühl für die Thiere, die er jahraus jahrein hütete, und dieſes Mitgefühl verwandelte ſich in giftigen Haß gegen Diethelm, und dieſer war ihm ſo erlabend, daß er ſich auf die Vollführung der That wie auf eine Luſtbarkeit freute.

Diethelm aber, der nach dem Hauſe ging, lächelte vor ſich hin; die Meſſingſchrauben wurden zu ſichern Handhaben gegen Medard. Die Zerſtörung der Feuerſpritze, das war eine That, mit der er Medard gefangen halten konnte, er ſelber konnte jede Betheiligung leugnen, er konnte mindeſtens damit drohen, und wenn die Sache heraus kam, ſo wälzte dieſer Vorgang allen Verdacht auf Medard. Es galt nun behutſam in dem Wiſſen des Waldhornwirths und vielleicht bei einem andern feſtzuſtellen, daß und wie Medard beim Ueberheben der Spritze auf den Schlitten geholfen habe, und dann mußte Diethelm unter der Hand merken laſſen, daß er mit Medard unzufrieden ſei und ihn aus dem Hauſe thun wolle. Aber Alles nur fein behutſam.

„Du meinſt, du haſt mich, und ich hab' dich im Sack,“ ſprach Diethelm in ſich hinein und freute ſich ſeiner klugen Benützung der Umſtände. So hegten dieſe beiden Menſchen, die ſo einig ſchienen, im Innerſten den tiefſten Haß gegen einander, und während ſie noch gemeinſam die That zu vollbringen hatten und noch nicht der Beute habhaft waren, dachte ein Jeder ſchon daran, wie er dem andern den Genuß verkümmere und ihn gefangen halte.

Unter der Thüre traf Diethelm einen Boten vom Koblenhof mit der Nachricht von Martha, daß ihr noch Mancherlei geſchickt werden ſolle, da ſie die Kranke noch mehrere Tage nicht verlaſſen könne. Der Bote ſah verwundert auf Diethelm, dem die Krankheit ſeiner Stieftochter gar nicht zu Herzen zu gehen ſchien, ja in ſeinem Geſichte drückte ſich ſogar eine Freude aus und der Bote, ein armer alter Häusler, dachte darüber nach, wie hart der Reichthum die Menſchen mache, denn die Freude in dem Geſichte Diethelms konnte gewiß nur von der Ausſicht auf die Erbſchaft herrühren. Diethelm aber dachte an nichts weniger als an eine Erbſchaft, er war froh, daß ſeine Frau noch länger wegblieb; in der nächſten Nacht mußte die unterbrochene Vorbereitung vollführt und Alles raſch zu Ende gebracht werden. Er ließ daher ſeiner Frau ſagen, ſie möge nur ruhig bei ihrer Tochter bleiben, da er ohnedieß morgen verreiſe.

Im Waldhorn war heute Diethelm beſonders aufgeräumt, und als der Wirth ſein Geſchick lobte, das ihn immer mit unverhofftem und neuem Glück überhäufe, nickte Diethelm ſtill. Er freute ſich, daß man an den großen Gewinn glaubte, den er aus dem Verkauf ſeiner Vorräthe mache. Das ließ gewiß nie einen Verdacht aufkommen, geſchehe was da wolle. Dennoch erzitterte Diethelm innerlich, als der Vetter Waldhornwirth erzählte: „Denk' nur, was heut' geſchehen iſt. Wie wir heute die Spritze abheben, iſt ein Rudel Schulbuben drum 'rum, der Schmied jagt ſie fort, aber die ſind wieder da wie Bienen auf einem blühenden Repsfeld. Und wie jetzt der Schmied eine Peitſch nimmt und unter die Buben einhauen will, da ruft der alt Schäferle: Laß' ſein, bei ſo etwas darf man ſich nicht verſündigen und die Kinder können nichts dafür, ſie hören immer davon und ſehen das ganze Jahr die Spritze nicht, und da ſind ſie gewunderig froh, wenn ſie das einmal am hellen Tag und in der Ruhe ſehen." Könnet euch denken Vetter, was auf die Red für ein Geſchnatter und Getrappel iſt, und wo man hinguckt, hängt ſo ein junger Malefizbub, und mit Müh' und Noth werden wir fertig, ohne ſo einem die Finger abzutreten. Wie wir eben fortwollen und der Schmied das Thor in der Hand hat, um zuzuſchließen, da hören wir wie die Spritze von ſelber zweimal pumpt, grad', als ob man's hüben und drüben heben thät. Da ruft der alt Schäferle: „Höret ihr? Eh' drei Tage vergehen, brennt's im Ort. Der Schmied iſt ſo bös, daß er die Thüre zuſchlägt und faſt den alten Schäferle dazwiſchen klemmt. Dem Knecht, des Schäferle's Medard hat ſich geſchämt, daß ſein alter Vater ſo dummes Zeug ſchwätzt und iſt davon, und die Schulbuben rennen durch's Dorf und ſchreien überall: „In drei Tagen brennt's.“ Dem alten Schäferle ſollte man ſeine dummen Prophezeihungen verbieten, aber hier fürchtet ſich Alles vor ihm und — ſollt' man's meinen, wo man hört, glauben die Leut' alle an die Prophezeihung, und da ſind die Leut' hier noch ſtolz auf ihren Ort. Bei uns daheim in Letzweiler fände man keine zwei alten Weiber, die ſo was glauben thäten, und der Ort liegt doch nicht an der Landſtraß' wie Buchenberg.“

Diethelm griff aus dieſer langen Mittheilung gerne den letztangeregten Gegenſtand auf; der alte Wettkampf, der in Spott und Neckerei überall zwiſchen einem Dorf und dem andern iſt, hatte ihn ſchon viel erluſtigt, aber keiner der anweſenden Buchenberger ging heute darauf ein und Diethelm ſchien es faſt, als ob er Mißtrauen errege, weil er von dem Schreckgeſpenſt gar nicht rede, er ſagte daher überlenkend:

„Der alt Schäferle hat nichts beſonderes prophezeiht. Jedesmal, wenn man was an der Spritze zu thun hat, hält man das für ein Wahrzeichen, daß eine Feuersbrunſt auskommt, und da iſt's am geſcheiteſten, man macht den Aberglauben zu Schanden und giebt doppelt Acht, daß kein Unglück auskommt.“

Alles ſchwieg. Nur ein fremder Mann, der auf der Ofenbank ſaß, ſagte halblaut vor ſich hin:

„Abbrennen iſt nicht immer ein Unglück, im Gegentheil —"

„Wer iſt der Lump?" fragte Diethelm ſeinen Vetter und dieſer erwiderte:

„Ein fremder Spindelnhändler. Ich hätt' gute Luſt und thät den Kerl die Stiege 'nabwerfen."

„Thu's nicht," beſchwichtigte Diethelm, „das giebt ein unnöthiges Geſchrei in der Welt." Er beredete nun ſeinen Vetter, am morgenden Tage mit ihm nach der Hauptſtadt zu reiſen, wohin er mit Proben ſeiner Wollvorräthe gehen, und dann ſeine Fränz abholen wolle, die ihm geſchrieben habe, daß ſie nicht mehr in der Stadt bleibe. Gerade der Waldhornwirth war ihm ſtets der liebſte Genoſſe, er war halb Kamerad, halb abhängiger Untergebener, und draußen, wo man dieſes letzte Verhältniß nicht kannte, war Diethelm immer beſonders hoch angeſehen, wenn der ſtattliche Waldhornwirth ihn überall mit unterwürfiger Ehrerbietung behandelte und hinter ſeinem Rücken ſein Lob verkündete. Der Waldhornwirth war ſchlau genug, dieſe unausgeſprochene Vaſallenſchaft zu erkennen; er that oft, als ob er ſich davon losmachen wolle, um den Vetter zu allerlei Nachgiebigkeiten und Vortheilen zu bewegen. Dieß gelang ihm auch heute, denn Diethelm verſprach eine Entſchädigung für jegliche Verſäumniß.

In neuer verzweiflungsvoller Pein ging Diethelm wieder heimwärts. War es denn nicht, als ob plötzlich ſeine innerſten geheim gehaltenen Gedanken ſich von unſichtbarem Munde verbreitet hätten, ſo daß jetzt Alles im Dorfe von einer Feuerbrunſt ſprach, an die man ſonſt das ganze Jahr nicht dachte? Wäre es nicht das Beſte, Alles zu verſchieben und zu hintertreiben, bis die Prophezeihung vergeſſen iſt? Aber wer weiß, wann die Frau wieder aus dem Hauſe ſein wird?

Im Stalle traf Diethelm den Medard, der ein großes Seil mit Karrenſalbe einſchmierte und auf ſeine verwunderte Frage erhielt er die Antwort, daß dieſes das Seil aus der Radwinde ſei, das mit Fett getränkt als Lunte dienen müſſe, um das Feuer blitzſchnell in den Nebenbau auf den Heuboden zu leiten. Diethelm konnte nicht umhin, auch dieſe erfinderiſche Klugheit zu loben, dennoch ſprach er davon, die Sache noch zu verſchieben, da man an die dumme Prophezeihung glaube, Medard aber erwiderte:

„Juſt deßwegen müſſen wir gleich losſchießen. Weil Alle davon ſchwätzen iſt jeder vorſorglich und glaubt Niemand dran, und geſchieht jetzt was, da heißt's: das hat ſein müſſen, das hat kein Menſch gethan, es hat ſein müſſen, weil's prophezeit geweſen iſt.“

Wie doch Alles auch ſeine Kehrſeite hat, das erfuhr jetzt Diethelm; die Wendung, die Medard der Sache gab, war doch überaus ſinnreich und fein berechnet, und doch war Diethelm ſchwer beklommen, ſchwerer als je, ihm war's, als wäre die That nicht mehr ſein, ſie war in fremde Hand gegeben und mußte geſchehen, ſei er nun willfährig oder nicht.

Faſt die ganze Nacht hindurch war Diethelm mit Medard beſchäftigt Alles herzurichten. Die Mäuſe liefen ohne Scheu wie toll hin und her, als ahnten ſie den Untergang des Hauſes. Diethelm zitterten oft die Hände, aber Medard war voll heiterer Laune, und wenn es Diethelm verſäumte, lobte er ſich ſelbſt über hundert kleine Erfindungen, die er noch machte und kneifte ſich ſelbſt in die Wangen. Diethelm ſchauderte als Medard über die geweihten Kerzen im Kirchentone einen wild närriſchen Feuerſegen ſprach.

Als der Morgen graute und ein luſtiger Wind pfiff wurden die Kerzen entzündet und Alles ſorgfältig verſchloſſen, daß kein Lichtſchein nach außen dringe. Diethelm ſagte nun, daß er verreiſe.

„Bis wann kommſt du wieder?“ fragte Medard. Betroffen ſah Diethelm drein, daß ihn ſein Knecht duzte, aber er hielt an ſich und erwiderte:

„Bis gegen Abend.“

„Drum,“ erwiderte Medard, „wenn du nicht auch da biſt, wenn es losgeht, zeig' ich dich an, ſo wahr die Lichter da brennen, oder nimm mich mit, ich will nicht allein da ſein, daß Alles auf mich kommt.“

Diethelm bebte vor Wuth, er ſah, in welche Hände er gegeben war, er griff ſich hin und her am Hals, denn er fühlte, wie es ihm die Kehle zuſchnürte, endlich brachte er unter Zähneklappern die Worte hervor:

„Kannſt dich drauf verlaſſen, daß ich Abends wieder da bin, da, da haſt mein Hand drauf.“

Kaum hatte Diethelm die Hand Medards gefaßt, als er ihm einen Stoß vor die Bruſt gab, daß er niederfiel, und jetzt kniete er auf ihn, band ihm mit dem Halstuch die Hände zuſammen, aber Medard biß ihm in den Arm, ſchnell raufte Diethelm eine Hand voll Wolle aus einem benachbarten Sacke, ſtopfte ſie Medard in den Mund, band ihm die Füße mit Stricken zuſammen, betrachtete ihn einen Augenblick mit gehobenem Fuße, als wollte er ihn zertreten und eilte hinab, Alles ſorgfältig hinter ſich verſchließend.

Vor dem Hauſe rief er abſichtlich laut nach Medard, aber die Magd kam und half ihm die Pferde eingeſchirren und ſo ſchnell als der Wind, der den Schnee aufwirbelte, jagte Diethelm davon.

Vierzehntes Kapitel.

Im Rautenkranz in der Hauptſtadt lebte indeß Fränz auch nicht ſo vergnügt, wie ſie es gehofft hatte. Das Wirthshaus war faſt wie eine kleine Stadt für ſich; der gepflaſterte Hof war ſo groß wie der Marktplatz eines kleinen Städtchens, bequem konnten zwei Frachtfuhren darin wenden und in den Scheunen und Ställen war allzeit ein reges Leben; Frachtfuhren, Stellwagen, Botenwagen, Reiter und Fußgänger von allen Gegenden des Landes gingen hier ab und zu und Jeder wußte ſo vollkommen Beſcheid im Hauſe, daß das rührig bunte Treiben ſich doch wieder wie eine ſtille Regelmäßigkeit darſtellte. Wären nicht Gasröhren durch das Haus geleitet geweſen, man hätte in ihm nicht geglaubt, daß man ſich mitten in der Hauptſtadt befinde; die weite, offen ſtehende Küche mit ihrem zahlreichen glänzenden Kupfergeſchirre an den Wänden und dem übermäßig breiten Heerde in der Mitte, die ſteinernen Treppen mit ausgelaufenen Geleiſen zeigten, daß hier Alles von altem Beſtande war und gleicherweiſe zeigte ſich's in der weitläufigen Wirthsſtube, wo nicht weit von dem mächtigen Kachelofen an der großen, mit neubackenem Brod überſchütteten Anrichte die Herrin des Hauſes, eine ſtattliche Wittwe, ſaß, nähte und ſich von den Ankommenden erzählen ließ und ihnen Beſcheid gab, ohne ſich zu irgend Jemand zu drängen. Es gab vielleicht keinen zweiten Menſchen im Lande, der die innerſten Verhältniſſe deſſelben ſo genau kannte, als die Frau Rautenwirthin, ſie machte aber von ihrer Wiſſenſchaft keinen Gebrauch, außer in ſeltenen Fällen, wenn ſie von alten Hausfreunden um eine Nachricht angegangen wurde; ſie wendete vielmehr ihre ganze Macht auf die Regierung ihres Hauſes und dieſe gelang ihr vollkommen, denn ſie herrſchte unbedingt. Von ihren drei Töchtern hatte die eine die Aufſicht in der Küche, während zwei die Gäſte bedienten, die beiden Söhne verſahen die Bäckerei und Metzgerei und Alle gehorchten der Mutter mit unbedingter Unterwürfigkeit, ja die Söhne bekamen Sonntags von der Mutter ein Taſchengeld ausbezahlt und fanden dieſe Abhängigkeit vollkommen in der Ordnung, und wenn die Rautenwirthin zwei, dreimal des Tages durch das Haus ging, konnte man ſich darauf verlaſſen, daß Alles vom Morgen bis zum Abend in feſter Ordnung ſich hielt, denn die Knechte und Mägde, durch das Beiſpiel der Kinder belehrt, waren ebenfalls voll Gehorſam und Pflichterfüllung, und wer aus dem Rautenkranze ſich anders wohin verdingte, konnte bei gutem Lohe zehn Dienſte in einer Stunde haben. Nie hörte man einen Zank im Hauſe, willfährig geſchah die Handreichung von einem zum andern, der Pflichtenkreis eines Jeden war feſt abgemeſſen, es konnte Niemand aus ſeiner

Bahn abirren; auch wenn noch ſo viel Gäſte da waren, bemerkte man nie eine Haſt, nie aber auch war Unthätigkeit.

Fränz hätte wohl kein beſſeres Haus finden können, um die Wirthſchaftlichkeit im größeren Maßſtabe zu erlernen, und ſo erſchien es ihr auch Anfangs; der gediegene Halt und die ſtetige Ordnung des Hauſes nöthigte ihr Anfangs eine hohe Achtung und willfährige Unterordnung ab, ja ſie griff um ſo freudiger zu, wenn ſie daran dachte, wie daheim bei den wenigen Menſchen Alles ſo kunterbunt durcheinander ging, daß man oft nicht wußte, wann Mittag und wann Abend iſt. Nach und nach fühlte ſich aber Fränz wiederum beängſtigt und gefeſſelt von dieſer Hausordnung; ſpät ſchlafen gehen und früh aufſtehen, den ganzen Tag arbeiten und nie eine Luſtbarkeit, ja kaum vor die Thüre kommen, dazu war ſie nicht nach der Stadt gegangen; ſie lebte ja hier faſt wie eine Magd. Sie verſuchte es, die Töchter und die Mägde zur Widerſpenſtigkeit aufzuhetzen, aber ſie fand kein Gehör und die Rautenwirthin hatte ein ſcharfes Auge auf ſie. Fränz hatte dem Sohne des Sternwirths von G. bald zu wiſſen gethan, daß ſie hier ſei, er kam auch mehrmals in der Dämmerung als im Erbprinzen abgeſpeiſt war, aber mit Schrecken und Ingrimm ſah Fränz, daß er faſt nur Augen für die älteſte Tochter der Rautenwirthin hatte, und ſich oft ſtundenlang zu der Mutter ſetzte, die großen Gefallen an ihm zu haben ſchien. Nun behandelte ihn Fränz mit auffälliger Mißachtung und verſtand es bald mit dem älteſten Hausſohn, dem

Metzger, einen kleinen Liebeshandel anzuzetteln. Das dauerte aber auch nicht lange und mit Einemmal war aller Verkehr abgebrochen und Fränz erfuhr von einer vertrauten Magd, die gelauſcht hatte, daß die Wirthin ihrem Sohne jede Hinneigung zu Fränz ernſtlich verboten, und dieſer habe faſt ohne Widerſpruch nachgegeben. Fränz ſah von da an in dem Hauſe nur noch ein Sklavenhaus und verwünſchte Alles was darin war, den Sohn, der ſich von dem Herrſchteufel, der Mutter, befehlen laſſe und vor Allem dieſe ſelbſt; wenn ſie ſie hatte vergiften können, es wäre ihr erwünſcht geweſen. Nun aber blieb ihr nichts, als wo ſie konnte Unordnung und Unfriede im Hauſe ſtiften, und alle ihre Obliegenheiten zu vernachläſſigen. Als die Wirthin ſie über Letzteres zur Rede ſtellte, erklärte Franz voll Heftigkeit, ſie ſei keine Magd und noch viel weniger ein Sklav, ſie thue was ſie wolle, dafür bezahle ihr Vater Koſtgeld. Ohne ein lautes Wort von ſich zu geben, ordnete die Wirthin, daß Fränz nichts mehr im Hauſe zu thun habe, und daß ſie nur noch eine Koſtgängerin ſei, bis ihr Vater ſie abhole und das je eher, je lieber. Darum ſchrieb Fränz den Brief an ihren Vater und wollte nun nach Laune frei und ledig in der Stadt umherlaufen, die Wirthin aber erklärte, daß das nicht angehe, ſo lange ſie bei ihr im Hauſe ſei; ſei ihr Vater da, könne ſie machen, was ſie wolle.

Munde hatte, ohne daß es ihm Fränz zu wiſſen that, doch bald erfahren, wo ſie war; er kam nun auch oft in den Rautenkranz und blieb übermäßig lange bei ſeinem Schoppen ſitzen, meiſt ſchweigſam und wenig theilnehmend an den Geſprächen um ihn her, nur ſeine Blicke folgten Fränz, wenn ſie durch die Stube ging, und er trommelte mit den Fingern auf dem Tiſch, wenn ſie mit einem Gaſte freundlich that. Fränz aber lächelte ihm nur manchmal ſchelmiſch zu, und wenn er ſie heimlich auf einen ſogenannten „Ständerling" vor dem Hauſe beſtellte oder gar mit ihr zum Tanzen gehen wollte, wehrte ſie ſtrenge ab, da die Wirthin ſie bei dergleichen mit Schimpf und Schande aus dem Hauſe jagen würde. Während ſie auf Habhaftwerbung des Sternwirthſohnes und dann des Hausſohnes ausging, verſtand ſie es, Munde doch ſo hinzuhalten, daß er treulich wiederkam und dieſe ausdauernde Liebe that ihr einerſeits wohl, andererſeits hoffte ſie dadurch beſonders bei dem Hausſohne eine Eiferſucht und eine raſchere entſchiedene Entſchließung herbeizuführen. In der Küche und bei dem Wirthsſohne ſcherzte ſie oft über Munde, den ſie ſtets ihren Knecht nannte und über ſeine närriſche Verliebtheit.

Schon ſeit mehreren Tagen erwartete Fränz ihren Vater, und als ſie von allen ankommenden Fuhrleuten vernahm, welch eine unerhörte Kälte draußen ſei, beklagte ſie, daß ihr Vater dadurch abgehalten werden könne, ſie zu holen. Gegen Abend kam Munde mit noch einem Soldaten und einem Bauer aus Unterthailfingen, der dieſen letzten, ſeinen Sohn, beſucht hatte. Fränz that heute beſonders freundlich gegen Munde, bat ihn um Aufträge an die Seinigen, da ſie bald die Stadt verlaſſe.

„Und du wirſt jetzt noch einmal ſo reich," ſagte Munde.

„Wie ſo? Haſt was gehört, hat mein Vater verkauft?"

„Das auch, aber dein' Stiefſchweſter, die Kohlenhofbäuerin, liegt im Sterben und da kriegſt du Alles."

„Woher weißt das?" fragte Fränz.

„Da der Peter von Unterthailfingen erzählt's, dein' Schweſter wird ſchon geſtorben ſein."

Während Fränz ſich noch mit der Schürze die Augen abrieb, trat ein Poſtſchaffner vor Kälte heftig trappend ein. Es war ein ehemaliger Unteroffizier, den Munde kannte, er bot ihm nun das Glas zum Trinken an und der Schaffner ſagte, ſich den Bart wiſchend:

„Weißt auch ſchon, daß Diethelms Haus in Buchenberg abgebrannt?"

„Herr Gott, unſer Haus?" ſchrie Fränz in lauter Wehklage, und ſtieß im Umſichſchlagen die Flaſche vom Tiſche, die klirrend auf den Boden fiel, ſo daß Alles im Zimmer ſich nach ihr wendete. Munde ſprang ſchnell auf und ſetzte die zitternde Fränz auf ſeinen Stuhl. Der Schaffner bedauerte ſeine Unvorſichtigkeit, da er nicht gewußt habe, daß das Diethelms Tochter ſei. Fränz aber, leichenblaß und mit ſtierem Blicke, wollte Näheres wiſſen. Der Schaffner aber hatte dies nur von einem andern gehört, der am Morgen durch Buchenberg gefahren war und wußte weiter nichts, als daß kein Menſch dabei verunglückt ſei, nur einen Knecht, der das Haus angezündet habe, ſuche man noch vergebens. Alles verſammelte ſich nun um Fränz und tröſtete ſie, ja man wollte ihr ſogar die ganze Sache ausreden, es ſei vielleicht gar nicht wahr u. dgl. m. Fränz aber war raſch entſchloſſen, ſie wollte augenblicklich heim; ſie faßte beide Hände des Munde und bat ihn, ihr zu helfen, daß ſie fortkäme, ſie jammerte um ihren Vater und ihre Mutter und klagte ſich ſelber an, daß ſie von ihnen fortgegangen ſei, es ſeien gewiß Alle verbrannt, und man ſage es ihr nicht. Die Wirthin wollte ſie beruhigen und ihr ſolch' wildes Raſen ausreden, aber Fränz ſtieß ſie heftig von ſich.

„Munde, du biſt dein Lebtag gut zu mir geweſen, ich bitt' dich Munde, guter Munde, hilf' mir, daß ich fortkomm'," rief ſie immer laut weinend, und Munde ſelber weinte mit und verſprach Alles zu thun. Der Schaffner ſah auf eine Uhr und ſagte, durch Buchenberg gehe erſt morgen wieder ein Eilwagen, in einer Stunde aber gehe ein anderer nach G. ab, und von dort aus könne Fränz leicht nach Buchenberg kommen. Fränz eilte ſchnell auf ihre Kammer, holte ihre Kleider, und trotz aller Einrede, daß ſie doch den Abgang des Wagens im Hauſe abwarten möge, blieb ſie nicht und ging, von Munde allein gefolgt, nach dem Poſthofe.

Wie träge ſchlug hier die Uhr, Fränz wollte faſt vergehen vor Haſt und Verzweiflung und Munde, der ſie gar nicht beruhigen konnte, ſagte faſt unwillkürlich:

„Wenn ich nur den böſen Gedanken aus dem Kopf bringen könnt!"

„Was? Was haſt?" fragte Fränz, ihn am Arme faſſend. Munde ſagte, daß es nichts ſei, und er könne es nicht ſagen, es ſei ſchlecht und ſie ſolle es ja nicht glauben, aber er ſag's ihr nicht.

Nun drang Fränz immer heftiger in ihn und ſchwur; ihr Leben lang ihn nicht mehr anzuſehen, wenn er nicht mittheile, was er im Sinne habe. Da ſagte Munde:

„Es iſt einfältig, es wäre beſſer geweſen, ich hätt' dir gar nicht geſagt, daß ich was weiß. Aber ich ſeh' ſchon, ich komm' ſo nicht mehr los.

„Schwörſt du mir, es nicht zu glauben und keinen Haß auf mich zu werfen und mich gern zu haben, wenn ich dir's ſag? Nein, nein, ich kann auch ſo nicht, ich bring's nicht auf die Zung', nie.“

„Ich ſchwör dir Alles, ich bitt' dich, lieber lieber Munde, ich hab' dich ſo lieb, ich bitt' dich, ſag mir's, was iſt? Was weißt?“

„Es iſt eigentlich dumm, und du könnteſt meinen wunder, was es wär', d'rum will ich's ſagen, aber du darfſt's nicht glauben.“

„Nein, aber ſag's.“

„Mein Medard hat einmal im Rauſch geſagt, dein Vater woll' das Haus anzünden. Das iſt Alles. Nicht wahr, du glaubſt's nicht? Ich bitt' dich nur, gieb' mir gleich Nachricht, wie es den Meinigen geht. Wenn ich Urlaub bekomm', komm' ich morgen nach. Was haſt? Warum redeſt denn nicht? Steh' doch auf.“

„Ja, ja,“ ſagte Fränz wie träumend und erhob ſich von der eisbedeckten Staffel, auf die ſie ſich geſetzt hatte. „So, jetzt kommen die Pferde, aber wie langſam die machen. Gott im Himmel! Ich ſterb', wenn das nicht ſchneller geht. Munde, was hab' ich ſagen wollen? Ich weiß nicht mehr. Ja, ſei mir nicht bös. Wenn nur meine Eltern noch leben, dann iſt Alles gut. Ich hätt's nie glaubt, daß ich ſo aus der Stadt weggeh', und da Munde, da haſt du auch noch Geld, das, was du geſagt haſt, iſt nicht geſagt und wird nie mehr geſagt. So, Gottlob, nun ade," ſchloß Fränz, als der Schaffner „Eingeſetzt" rief.

Der Poſtillon blies luſtig, der Wagen fuhr ab und Munde ſchlug ſich davongehend auf die Stirne, es kränkte ihn, daß er ſo unbeſonnen herausgeredet und den Schmerz des Mädchens noch grauſam vermehrt hatte, und jetzt merkte er erſt, wie er ſo unbewußt Geld angenommen. Er kehrte in den Rautenkranz zurück, um noch Einiges zu beſorgen, das Fränz in der Eile vergeſſen hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Unter klingendem Schlittenſchellen fuhr Diethelm nach dem Dorfe hinab, er athmete tief auf in der ſcharfen Morgenkälte und ſtarrte faſt bewußtlos vor ſich hin, beobachtend wie die Rappen ſo raſch und gleichmäßig die Füße hoben, und wie ſie ſo muthig die ſchellenumwundenen Köpfe warfen.

Während im Herzen ein jäher Schreck ausklingt oder wilder Schmerz raſt, iſt oft der äußere Sinn verloren und gefangen in der Betrachtung eines Farbenſpiels, eines alltäglichen Ereigniſſes und verfolgt ſeine Wandlungen mit einer Stetigkeit und geſammelten Kraft, als wäre ſonſt nichts auf der Welt und müßte gerade dieſer Vorgang in ſeinem innerſten Weſen erforſcht werden. Erwacht dann das innere Bewußtſein aus ſolcher träumeriſchen Verſenkung, ſo fährt der Gedanke des betroffenen Unheils wie mit tauſend ſchneidenden Waffen auf's Neue durch alle Lebensnerven, durchzuckt das ganze Weſen und ein lauter Aufſchrei ſpricht es aus, was über das ſelbſtvergeſſene Menſchenherz gekommen.

Diethelm fuhr ſo heftig auf, daß er mit dem Leitſeile die Rappen herumriß, ſo daß ſie ſich nur mühſam auf den Beinen hielten, während der Schlitten in den Graben abrutſchte. Diethelm ſprang heraus und es gelang ihm bald, das Fuhrwerk wieder flott zu machen; er ſtieg aber nicht mehr ein, ſondern ging heftig trappend neben den Pferden her bis zur Schmiede im Dorfe, wo er die Pferde friſch griffen ließ, während er nach dem Waldhorn ging. Der Waldhornwirth war noch nicht zuweg, und als er kam, war er überaus übellauniſch über die heutige Ausfahrt.

„Wir ſollten heut' lieber daheim bleiben," ſagte er, „alle Wege ſind verſchneit, der Wind treibt allen Schnee auf den Straßen zuſammen und es iſt heute ſo ſträflich kalt, daß der Hungerbrunnen zugefroren iſt; das erinnern ſich die älteſten Leute nicht."

Diethelm ſah den Vetter ſtarr an, preßte die Lippen und ſagte endlich:

„Wir müſſen fort, da iſt nichts mehr zu reden."

Der Waldhornwirth holte ſich eine große Schale Kaffee aus der Ofenröhre, und während er auf das Erkalten wartete, dem Diethelm mit ſchnaubender Ungeduld zuſah, ſagte er:

„Wenn heute das Unglück wollte, daß ein Feuer auskäme, man hätt' keinen Tropfen Waſſer zum Löſchen, das ganze Dorf wär' verloren."

Diethelm kam es vor, daß der Vetter ihn bei dieſen Worten ſo ſeltſam anſtierte und er verfiel plötzlich in ein grinſendes Lächeln, er überlegte raſch, ob er auf das Gehörte antworten ſollte, aber ein Schweigen konnte Mißtrauen erregen; darum ſagte er aufſtehend:

„Glaubſt du auch an die Prophezeihung?"

„Nein, aber möglich könnt' es doch ſein."

Das Zaudern und Trödeln des Waldhornwirths machte Diethelm alle Eingeweide kochen, er hielt es in der Stube nicht mehr aus, ſagte, er wolle nach der Schmiede gehen und bis er zurück käme, müſſe der Vetter reiſefertig ſein. Diethelm war entſchloſſen, wenn das Zögern noch länger dauerte, lieber allein abzureiſen, ohnehin war ja der Zweck erreicht, daß das ganze Dorf ſeine Abreiſe wußte. Als er aber vor die Thüre kam, wo ihm ein Wind ſo ſtark entgegen wehte, daß es ihm den Athem benahm und er ſich umwenden mußte, ſpürte er plötzlich einen heftigen Schmerz im Oberarm von dem Biſſe Medards, den er faſt ganz vergeſſen hatte. Mit Mühe arbeitete er ſich ſturmentgegen nach der Schmiede, und als er dort ankam, rief er dem Schmied zu:

„Nimm dich in Acht vor dem zuderhändigen Rappen, der beißt. Weißt kein Mittel gegen einen Pferdebiß?"

„Laß einmal ſehen," erwiderte der Schmied.

„Es iſt jetzt ſchon heil," beſchwichtigte Diethelm in Furcht ſich zu verrathen, „aber für's Zukünftige könnteſt du mir ein Mittel geben."

„Da wendeſt du dich am Beſten an den alten Schäferle, der hilft dir, daß es in einer Stunde vorbei iſt."

Diethelm verſprach dieß vorkommenden Falles zu thun. Während er am Feuer ſtehend den Schmerz verbiß, kam ein Trupp Männer und Burſchen wild lärmend nach der Schmiede, ſo daß Diethelm erbebte.

„Komm Schmied," hieß es nun, „es iſt Befehl vom Amt da, daß wir mit dem Bahnſchlitten 'naus müſſen, der Poſtwagen kann nicht durch. Sollen wir gleich die Rappen da einſpannen?"

Diethelm wehrte ab und es gelang ihm, ſeine halb gegriffen Pferde zu behalten. Der Trupp eilte nach dem Spritzenhäuschen, wo der Bahnſchlitten ſtand.

Im ganzen Dorfe war jetzt eine wunderliche Aufregung. Die Nachricht, daß man von aller Welt abgeſchnitten ſei, durchdrang alle Häuſer und die Menſchen, die ſonſt nie daran dachten, daß anderswo auch noch Leute wohnen, thaten auf Einmal, als ob ſie allſtündliche Verbindung nach außen hätten und gar nicht leben könnten, ohne deren Erfüllung. Ueberall in den verſchneiten Gaſſen ſah man mit dem Winde kämpfende Menſchen hin- und herrennen, Weiber grillten, wie ſie unverſehens in eine tiefe Schneewehe traten, Kinder jauchzten, Männer ſchrieen; man lief nach den Nachbarhäuſern zu Vettern und Verwandten, als müßte man ſich vergewiſſern, daß der Weg dahin noch offen ſei und Vorſorgliche eilten zu dem Krämer, um ſich Salz zu holen, denn es hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß der Salzvorrath bald erſchöpft ſei, und man lange keines von außen bekäme. Vor allen Häuſern wurde geſchaufelt und Eis gehackt und mancher Scherz dabei verübt und die Kinder thaten überall mit, denn in der allgemeinen Aufregung war ein glücklicher ſchulfreier Tag. In das verſchloſſene lautloſe Winterleben des Dorfes war plötzlich ein buntes lärmendes Straßentreiben gekommen, in dem das damit verbundene Ungemach faſt vergeſſen ſchien, der Wirrwarr hatte ſeinen eigenen Reiz und die Erwachſenen ſind auch oft wie die Kinder, denen nichts lieber iſt, als eine tummelfreie Umkehr der gewohnten Ordnung.

Das meiſte Leben war bei dem Bahnſchlitten. Dieſes noch aus dem Urzuſtande herſtammende Werkzeug aus ſtarken in einen ſpitzen Winkel gefugten Borden beſtehend, einem in der Mitte zertheilten Schiffe gleichend, deſſen Kiel mit Eiſen beſchlagen, wurde mit ſechs Pferden beſpannt, und mindeſtens dreißig Mann ſtellten ſich als Beſchwerungslaſt auf denſelben, johlten und ſchrieen.

Diethelm ſah all' dem Treiben mit unnennbarer Seelenangſt zu. Das Herz im Leibe drückte ihn wie ein Stein, bald ſchlug es ihm wie Flammen zum Geſicht heraus, bald überrieſelte es ihn eiskalt; den Schmerz am Arme ſpürte er kaum mehr. Am Bahnſchlitten hörte er mehrmals den Namen Medards nennen, der ſonſt immer bei dieſer Ausfuhr geweſen war und ſich heute nicht ſehen ließ. Diethelm ſagte, der Medard müſſe daheim bleiben, da er verreiſe. Endlich fuhr das ſchwere Gefährt das Dorf hinaus, und es trat eine Weile Stille ein. Diethelm kehrte in das Waldhorn zurück. Der Vetter war froh, daß ſich die Reiſe noch verzögerte, während Diethelm vor Verzweiflung faſt vergehen wollte. Er ſtellte die Rappen im Waldhorn ein und wollte bis zur Abreiſe nur die Rückkunſt des Bahnſchlittens abwarten, einſtweilen ging er wieder nach Hauſe. Es ſchauderte ihn innerlich, da er dieſes Wort ausſprach, er hatte ja kein Haus mehr, es ſollte nicht mehr ſein. Dennoch ging er den Weg dahin, aber an der Anhöhe hielt er an und konnte ſich nicht dazu bringen hinauf zu ſteigen. Es kam ihm der Gedanke, Medard zu befreien, und wie von einem Banne erlöst, rannte er mehrere Schritte hinan; aber plötzlich hielt er wieder inne: wenn er nun Medard befreite, muß dieſer ihn nicht auf den Tod haſſen und in's Elend bringen? ... Diethelm kehrte raſch wieder um. Aber noch einmal und noch einmal ſtieg er faſt dieſelbe Höhe des Berges hinan, und wieder ſtand er ſtill und fuhr ſich mit todtenkalter Hand über die heiße Stirne, denn er dachte: Medard iſt ſchon erſtickt, er muß ſchon erſtickt ſein. Was willſt du dir noch den grauſenvollen Anblick machen, der dich nie verlaſſen wird, ſo lang dir ein Aug' offen ſteht? ... Der Wind im Rücken half Diethelm raſch den Berg hinabſpringen, und er kam eben in's Dorf, als der Eilwagen glücklich durchfuhr. Nun war die Bahn offen, und es galt, keine Zeit mehr zu verſäumen. Mit erheitertem Antlitze kam Diethelm in's Waldhorn zurück, aber er mußte doch noch dem Vetter nachgeben, daß man daheim Mittag machte, und Diethelm trank zwei Flaſchen von ſeinem Leibwein und war überaus wohlgemuth, als man über alle Hinderniſſe hinweg endlich davonfuhr. Der alte Schäferle mit ſeiner dampfenden Pfeife ſtand am Wege, nickte Diethelm und ſeinem Trompeter zu und winkte mit der Hand, zeigend, daß er nach Diethelms Haus zu ſeinem Medard gehen wolle. Diethelm wollte dies abwehren, aber die Pferde waren ſo raſch im Zuge, daß man unverſehens weit vom Schäferle weg war, und als Diethelm den Vetter zwang, anzuhalten und ſich umwendete, war der Schäferle verſchwunden. Diethelm ließ ihm nun durch ein Kind am Wege ſagen, daß er den Medard über Feld geſchickt habe; er hatte nicht mehr Zeit, dies bereuend und eingedenk ſeiner widerſprechenden Ausſage beim Bahnſchlitten, zu widerrufen, denn der Vetter fuhr heute im tollen Trabe. Dieſer Widerſpruch iſt auch gewiß ganz bedeutungslos, ſagte ſich Diethelm und nahm ſich nur vor, fortan recht genau auf Alles zu achten, was er ſage. Noch einmal wendete ſich Diethelm nach ſeinem Hauſe um, es tanzte ihm vor den Augen, als käme das Haus den Berg herab. Er nahm dem Vetter die Peitſche ab und hieb ſelber auf die Pferde ein, daß ſie in geſtrecktem Gallopp davonrannten.

Man begegnete vor Unterthailfingen dem Bahnſchlitten und der darauf ſtehende Trupp, der ſich im Nachbardorfe erluſtigt hatte, brachte Diethelm in wildem Schreien ein Hoch aus. Dem Trompeter ſchien heute ſein Mundſtück eingefroren, er redete kein Wort; die Kälte war aber auch zu ſchneidend, wie ſcharfe Meſſer fuhr ſie in's Geſicht und ſchlupfte unter dicken Schafpelzen durch, auf alles Eiſenwerk am Schlitten und Geſchirr ſetzte ſich immer ein haarigkrauſer Schneereif. Die Sonne war heute gar nicht erſchienen. Schneewolken jagten ſich am Himmel, aber es war zu kalt, als daß ſie niederfielen. An der kalten Herberge öffnete endlich der Vetter ſeinen Mund und ſprach von Einkehr, auch die Pferde ſchienen mit dem Vetter einverſtanden und wendeten ſich ab des Weges, aber Diethelm peitſchte ſie ingrimmig durch und jagte vorbei, es war ihm unmöglich, jetzt in dieſes Haus einzutreten, ja ſchon deſſen Anblick ſträubte ihm die Haare empor. Der Vetter ward nun noch verſchloſſener und letzte ſich nur bisweilen an dem mitgenommenen Kirſchengeiſt. Es war ſchon lange Nacht geworden, als man ſteif und ſtarr in G. im Stern angekommen war. Mit gekrümmten Fingern griff ſich Diethelm in die Taſche, um nach ſeinen Papieren zu ſehen. Plötzlich ſchrie er laut auf und ſchlug ſich auf die Stirne, er hatte die Staatspapiere vergeſſen, die er in der Hauptſtadt zu Geld machen wollte. Der Vetter, ſeines Amtes eingedenk, tröſtete ihn in ſeiner unfaßlichen Verzweiflung.

„Die Staatspapiere verſchimmeln euch ja nicht und ihr habt ja noch Geld genug.“

Diethelm konnte es ſonſt nie leiden, daß der Trompeter ſolche Reden an ihn allein verſchwendete, ohne daß ſie ſonſt Jemand hörte; heute aber nickte er ihm ſchnell gefaßt zu, denn er überlegte raſch, daß das Aufgeben dieſer Werthpapiere, deren Beſitz er nachweiſen konnte, bei etwaiger Unterſuchung entſchieden zu ſeinen Gunſten ſprechen müſſe. Er rieb ſich gewaltig die Hände und ſetzte ſich behaglich an den Tiſch.

„Ihr habt's gut,“ ſagte der Vetter, deſſen Regiſter einmal aufgezogen war, „euch fliegt der Reichthum nur zu, wo man gar nicht d'ran denkt.“

Diethelm beſtätigte den Gewinnſt, den er durch

Verkauf der Wolle mache und erholte ſich immer mehr an dem Zutrauen, das ſeine Verkehrungen einflößten.

„Das mein' ich ja gar nicht, ihr machet ja die große Erbſchaft,“ entgegnete der Vetter.

„Red nicht ſo. Von wem ſoll ich erben? Von den Unſrigen in Letzweiler?“

„Stellet euch nur nicht ſo. Ihr wiſſet's wohl und ich weiß nicht, warum ihr ſo thut als ob ihr's nicht wüßtet, eure Stieftochter auf dem Kohlenhof, die kommt nicht mehr auf, ſie ſagen ja, ſie ſei ſchon todt; Kinder hat ſie nicht und da fällt wieder Alles an die Mutter zurück.“

Gläſernen Blickes, mit offenem Munde und ausgeſpreizten Händen hörte Diethelm dieſe Worte.

„Dann iſt ja Alles umſonſt!“ ſchrie er laut auf und faßte den Vetter an der Bruſt und ſchüttelte ihn, als wollte er ihn erdroſſeln. Der Vetter wehrte ab und ſagte:

„Was habt ihr denn? Ihr thut ja wie von Sinnen.“

„Ich bin's, komm, komm da fort,“ ſtöhnte Diethelm, „nein, ich bin nicht närriſch, aber komm, einſpannen, ſchnell, heim, in mein Haus, mein Haus...“ Er richtete ſich auf, ſank aber wieder zurück auf den Stuhl und ſchlägelte mit den Händen, als hätte ihn der Schlag gerührt. Der Vetter ſchüttete ihm ſchnell Wein hinab und Diethelm erholte ſich bald wieder, dann bat er mit weinender Stimme, daß ſie ſchnell wieder heimkehren ſollten, er müſſe zu ſeiner Frau. Der Vetter war gerührt, daß Diethelm der Tod ſeiner

Stieftochter ſo nahe ging, er verſprach Alles zu beſorgen und eilte hinaus. Diethelm faltete die Hände vor dem Mund und ſprach etwas wie ein Gebet, und ſo zutraulich auch heute wieder der Sternwirth war, er gab ihm keine Antwort und eilte hinaus in den Stall und weinte dort ſo laut, daß man meinte, es müſſe ihm das Herz abſtoßen, er hatte den Arm auf den Hals des Handpferdes gelegt und weinte ſo heftig auf die Mähne und ſprach unverſtändliche und doch flehend klingende Worte, als wollte er die Pferde bitten, ihn mit ſchnellſter Macht heim zu bringen.

Er hatte Verbrechen auf Verbrechen gehäuft um ſeine Ehre zu retten, und nun war Alles unnöthig, die Erbſchaft von ſeiner Stieftochter ſtellte ihn ja hin glänzender als je. Er zitterte am ganzen Leibe und nur ein Gedanke hielt ihn noch feſt, daß daheim die grauſe That noch gut zu machen ſei und er faßte die beſten Vorſätze, die ſollten das Schickſal zwingen, daß die böſe That ungeſchehen ſei. Gewaltſam ballte er die Fäuſte und preßte die Lippen, um ſich nicht zu verrathen, wenn es doch zu ſpät ſei, aber nein, das darf nicht ſein, das kann nicht ſein. —

Jede Minute, die mit Feſtſchnallen eines Riemens, mit Anlegen eines Stranges verging, däuchte Diethelm eine Ewigkeit, er wollte Vorſpann, er wollte friſche Pferde nehmen um mit Windesſchnelle heim zu eilen, aber er fürchtete wieder, daß ihn jedes Wort verrathe und wagte nicht einmal mehr die Einſpannenden zur Eile zu drängen. Als der Vetter vorſorglich eine Laterne mitnahm und ſogar nach einem zweiten Lichte als

Erſatz ſchickte, erſchrak Diethelm, aber er hatte gelernt zu ſchweigen. Er mußte vor dem Vetter Alles verbergen, er hatte ihn ja mitgenommen, um ihn zum Zeugen ſeiner Unſchuld zu gebrauchen.

Man fuhr wieder heimwärts und Diethelm mußte davon ſprechen, daß er ſeine Frau in dem Schmerz um den Tod ihres Kindes nicht allein laſſen wolle.

„Warum haſt mir denn nicht früher geſagt,“ fragte er, „daß es ſo mit der Kohlenhofbäuerin ſteht?“

„Ich hab' gemeint, ihr wiſſet's und wollet nicht davon reden; ich hab euch ja oft darauf angeſpielt, daß ihr wieder doppelt reich werdet.“

„Ja wohl, ja wohl, fahr nur ſchärſer, noch ſchärſer, und wenn die Gäul morgen auch hin ſind,“ drängte Diethelm.

In dem Bannkreis des Verbrechens, in den er eingeſchloſſen war, hatte er nichts gemerkt von dem, was vielleicht alle Leute wußten und einander ſagten, mit ihm ſprach Niemand davon und mitten in der Qual, die ihm die Bruſt zuſammen preßte, dachte er immer wieder, wie ſchlecht die Menſchen ſind, ſie gönnten ihm ſein unverhofftes Glück nicht und redeten darum kein beſtimmtes Wort davon.

Der Wind hatte ſich gelegt, die Schneewolken entluden ſich und Diethelm ſah nach den halbverſchneiten Bäumen am Wege und ſtreckte den Arm aus nach Jedem, an dem man vorüber war, als ſchiebe er ihn damit zurück, war man ja der Heimath immer wieder um eine Strecke näher, aber es dauerte doch lang und ein tiefer Froſt ſchlich Diethelm durch Mark und Bein; er glaubte, das Herz im Leibe gefriere ihm zu Eis, während der Vetter doch ſagte, die Kälte ſei gebrochen. Diethelm dachte ſich die Pein Medards aus, der gefeſſelt am Boden liegt, die Flamme immer näher kniſtern, die Schafe in der Ferne blöken hört, und wie die Flamme immer näher heranſchleicht, von allen Seiten nach ihm züngelt und ihn ſtill umfängt; wenn ſie zuerſt ſeine Bande verſengt — er hebt die gefeſſelten Hände den Flammen entgegen, er macht ſich frei . . .

„Du lebſt,“ ſchrie er einmal unwillkürlich laut auf, und der Vetter wunderte ſich wieder über die ſo innige Liebe Diethelms zu ſeiner Stieftochter; er hieß nicht umſonſt der Familienfürſt.

„Wir kriegen wieder kalt, der Mond geht heute roth auf,“ ſagte der Vetter, als man auf der kalten Herberge angekommen war „ſiehſt, dort, Buchenberg zu.“

Diethelm ſpie das Blut aus, das er ſich aus den Lippen gebiſſen.

„Was iſt denn das?“ fuhr der Vetter nach einer Weile fort, „ich höre die alt' Kathrin brummen, und es riecht in der Luft ſo gräulich.“

Diethelm erwiderte nichts.

Als man Buchenberg nahe war, ſchrie der Vetter: „Herr im Himmel, euer Haus brennt,“ aber Diethelm hörte es nicht und mit Mühe erweckte ihn der Vetter mit Schneereiben aus dem Schlage, der ihn getroffen zu haben ſchien.

Sechszehntes Kapitel.

Lautlos und regungslos weiß überſchneit ſtand die Menſchenmaſſe am Berge verſammelt und wie ſie vom rothen Gluthſchein übergoſſen war, erſchien ſie wie von einem Zauber feſtgebannt. Keine Menſchenſtimme ward hörbar, nur vom Thurm dröhnte die Sturm- und Sterbeglocke, die ſogenannte alte Kathrin, und aus der Flamme, die breit und ſtill von keinem Winde bewegt, hochauf ſchlug, tönte ein tauſendſtimmiges Wehklagen, ſo dumpf und tief und wiederum ſo gräßlich röchelnd, als hätten die auflodernden Flammenzungen markerſchütternde Stimmen gewonnen, und über der Flamme glitzerte der fallende Schnee und verdampfte in ſeltſame Luftgebilde.

„Zu Hülfe! Rettet! Rettet!“ ſchrie Diethelm vom Schlitten ſpringend, „was ſteht ihr ſo müßig da? Rettet!“

Wie aus dem Zauberbann erlöst, wendeten ſich Alle plötzlich nach ihm und umringten ihn.

„Es iſt nichts zu helfen,“ ſagte der Schmied, „dein Haus iſt an allen vier Ecken angegangen, eh' man's gewußt hat, und kein Menſch als dein Medard hat die Kloben aus der Spritze da 'rausgenommen. Wir können nichts machen.“

„Wo iſt der Medard?“ fragte Diethelm.

„Das weiß kein Menſch, er hat ſich heut vor Niemand ſehen laſſen, der hat gewiß angezündet und iſt vielleicht im Haus verbrannt; die wo zuerſt kommen ſind, ſagen, ſie hatten ihn ſchreien gehört.“

„Rettet! Rettet!“ ſchrie Diethelm und eilte nach dem Hauſe, aber von dorther kam eine Rachegeſtalt mit weißen Locken und zerfetzten Kleidern und warf ſich auf Diethelm und wollte ihn erdroſſeln.

„Mordbrenner! Mordbrenner!“ kreiſchte der alte Schäferle mit ſchäumendem Munde, „wo haſt du mein Kind? Wo? Gieb mir mein Kind. Mordbrenner! Mein Kind! Mein gutes, braves Kind!“

Mit Gewalt wurde der raſende alte Mann von Diethelm losgeriſſen, er hatte mehr als jugendliche Manneskraft und hielt Diethelm wie mit eiſernen Banden umklammert, und Diethelm ächzte laut auf, denn der Schäferle hatte ihn gerade an der Armwunde gefaßt, und als fräßen ſich tauſend ſchneidende Spitzen durch Mark und Knochen ein, ſo ſchmerzte bei der Berührung der Vaterhand der vom Sohne eingepreßte Biß. Das Blut rannte Diethelm von der Hand herab, als er losgemacht war, er taumelte halb beſinnungslos umher, aber der Vetter ſtand ihm getreulich bei. Jetzt hörte man deutlich, woher das Wehklagen kam; die Schafe im Stalle, deſſen Eingangswand bereits in Flammen ſtand, blökten ſo ſchmerzvoll klagend, daß es das Herz im Leibe erſchütterte, es war nicht anzuhören. Diethelm brachte es mit dem Vetter und dem Schmiede dahin, daß ſie eine Feuerwand einbrachen um durch die Oeffnung die Schafe zu retten, und ſo viel auch die Umſtehenden abwehrten, Diethelm konnte es nicht ertragen, daß auf Einmal ſo viel Leben und ſei es auch nur das der Thiere, draufging; er drang ſelber durch die eingeriſſene Wand ein, wie in einen Knollen zuſammengepreßt ſtanden die Thiere und von denen, die der Flamme nahe waren, ſprang bald eines, bald das andere wie aufgeſchnellt mitten in die Flamme hinein, that noch einen jämmerlichen Schrei und die Unverſehrten blökten vor ſich nieder. Mit Gewalt drängte ſich Diethelm in die Mitte der Thiere und ſuchte ſie hinauszutreiben, aber ſie preßten ſich immer wieder zuſammen und plötzlich fiel er nieder, und die Thiere ſtanden auf ihm und um ihn und mit halb erſticktem Schrei konnte er nur noch um Hülfe rufen. Es gelang dem Vetter ihn zu retten und bewußtlos, aus unſichtbaren Wunden blutend wurde Diethelm nach dem Dorfe in das Waldhorn getragen, während gerade das Haus zuſammenkrachte und der Dachſtuhl in die Umfaſſungsmauern ſtürzte. Ein unerträglicher Geruch benahm allen Menſchen faſt den Athem, ſo daß keiner ein Wort ſprach. Nur der alte Schäferle rief dem Davongetragenen nach: „Mordbrenner! du darfſt nicht ſterben. Du mußt doch am Galgen verfaulen."

Er wurde erſt ruhiger, als eben Frau Martha kam.

Es war Tag, als Diethelm erwachte, und vor ihm ſtand ſeine Frau und hob die gefalteten Hände zum Himmel, als er die Augen aufſchlug.

„Du da?“ frug Dietbelm, „iſt ſie todt?“

„Ach Gott, ja, und ſie hat noch im Sterben das Unglück geſehen.“

„Wer hat mir meinen Arm verbunden? Biſt du ſchon lang da? Hab' ich im Schlaf' was geredet?“ frug Dietbelm wieder in faſt zornigem Tone.

„Der Doctor iſt mit mir herüber vom Kohlenhof, und der hat dir deinen Arm verbunden. Du biſt von einem Schaf gebiſſen, ich bin grad' kommen, wie ſie dich fortgetragen haben. Du haſt nichts im Schlaf geredet, als ein paarmal Medard gerufen.“

„Weiß man nichts vom Medard?“

„Ach lieber Gott, nein, der iſt gewiß verbrannt.“

Dietbelm ſchloß noch einmal die Augen und ſchärfte ſtill die Lippen, dann begehrte er aufzuſtehen, er ſei wohl und müſſe nach dem Schutthaufen ſehen. Die Frau ſuchte ihm einzureden, daß er noch krank ſei, und als er dies ſtrenge abwehrte, erklärte ſie ihm, daß er dann vielleicht verhaftet und nach der Stadt abgeführt würde.

„Iſt mir recht,“ ſagte Dietbelm trotzig, „dann nimmt die Geſchichte bald ein Ende. Sie können mir nichts thun. Wer klagt mich an?“

„Der alt' Schäferle.“

„Da hilft kein' Sympathie.“

„Wie ich hör',“ ſagte die Frau zögernd, „will auch die Brandverſicherung dich anklagen.“

„Ho ho!“ lachte Dietbelm, „denen will ich's ſchon zeigen, die müſſen mir blechen. Ich ſteh' auf, ich bin hechtgeſund.“

Trotz aller Widerrede vollführte Diethelm ſeinen Ausſpruch und zankte mit ſeiner Frau, daß ſie ſo eine herzbrechende Miene mache. Erſt als ſie mit halbunterdrücktem Weinen ſagte, ſie habe ja auch geſtern ihr Kind verloren, erwiderte er:

„Ja ja, das iſt wahr, zum Teufel, daß ich das auch immer vergeß'. Ich will gleich einen Boten an die Fränz ſchicken, ſie muß heimkommen.“

Martha ſtand am Fenſter und weinte in den ſchneeigen Tag hinaus. Erſt als Diethelm leiſe vor ſich hinpfiff, wendete ſie ſich um und ſagte:

„Um Gotteswillen Diethelm, was machſt? Wie kannſt du nur auch ſo ſein? Was müſſen die Menſchen von dir denken, wenn du nach ſo einem Fall jetzt gar noch luſtig thuſt?“

„Haſt recht, haſt recht, red' weiter nichts, haſt recht,“ ſagte Diethelm haſtig. Er erkannte ſchnell, daß ſeine Frau ihn auf das Entſprechende hinwies; allzuviel Gleichmuth war wiederum verdächtig.

Eine gewaltige Veränderung war in Diethelm vorgegangen. Nun die That geſchehen war, mit all' ihrem Schrecken, galt es mit gefeſtetem Muthe ihr Stand zu halten. Er verbannte alle Weichherzigkeit und als er vor dem kleinen Spiegel ſtand und ſein flockſeidenes Halstuch umthat, hielt er die Zipfel desſelben eine Weile ruhig in der Hand und betrachtete die ſtolzſichere Miene, die er allen Vorkommniſſen gegenüber bewahren wollte.

In der Wirthsſtube, wo der junge Amtsverweſer mit ſeinem Actuar und zwei Landjägern und noch viele aus dem Dorfe ſich befanden, ſchaute Alles verwundert auf, als Diethelm freundlich grüßend und mit dem Ausſpruche eines ſchmerzlichen Bedauerns eintrat. Diethelm wollte dem Amtmann, mit dem er am Markttage an Einem Tiſche geſeſſen, die Hand reichen, aber der Amtmann wußte gewandt ſeine Hände mit einem großen vor ihm liegenden Bogen zu beſchäftigen, und Diethelm zuckte mit den Achſeln, als er die dargebotene Hand leer wieder zurückziehen mußte.

„Ihr ſeid gekommen,“ nahm Diethelm das Wort, „um mein Unglück in gerichtlichen Augenſchein zu nehmen. Helfet nur auch unterſuchen, wie das Feuer ausgekommen. Es iſt leider nichts gerettet.“

Der Amtmann erklärte, daß Alles das ſpäteren Verhandlungen vorbehalten bleibe; er ſchickte einen Landjäger nach dem alten Schäferle und erſuchte die Anweſenden, außer dem Schultheißen, das Zimmer zu verlaſſen.

„Ich hätt' eine Bitt', die ihr mir wohl willfahren könnet, wenn's nicht gegen das Recht iſt,“ ſagte Diethelm mit ruhiger und doch weicher Stimme, „ich möcht', daß meine Mitbürger mit anhören dürften, worauf ich angeklagt bin. Das öffentliche Gericht, das uns verſprochen worden, iſt noch nicht eingeſetzt, d'rum möcht' ich bitten, wenn's möglich wär', daß Alle da bleiben.“

Der Amtmann willfahrte mit der Bemerkung, daß nur ein vorläufiges Protokoll aufgenommen werde. Ein Jeder ſuchte ſich nun einen guten Platz, und Mancher ſagte leiſe zu ſeinem Nachbarn, wie der und jener ſich ärgern werde, daß er nicht auch dabei ſei und das mit anhören könne.

Der alte Schäferle trat ein, bleich mit weißen Haaren und eingefallenen Wangen, eine bejammernswerthe Geſtalt. Alle Blicke waren auf Diethelm gerichtet, und dieſer wußte, daß dies geſchah; mit ruhigem Auge betrachtete er den Mann, in der Wunde am Arme zuckten Pulſe, als ſpürten ſie die Nähe des Rächers; in dem Geſichte Diethelms wollte ſich's regen, aber er beherrſchte ſeine Züge, er ſah gewaltſam ſtarr d'rein und kein Nerv bebte.

„Sagt, was ihr habt?“ ließ ſich Diethelm nach einer lautloſen Pauſe vernehmen, in der man nichts als das Winſeln von Medard's Schäferhund vor der Thüre vernahm.

„Das iſt meine Sache,“ fiel der Amtmann ein und oft von Weinen und Schluchzen unterbrochen, erklärte der alte Schäferle, wie ſein Medard ihm ſchon im Herbſt geſagt habe, der Diethelm habe nur eingekauft und verſichert um anzuzünden, er habe ſichere Anzeichen davon, und wie der alte Mann jetzt klagte, daß er nicht einmal die Leiche ſeines Sohnes habe, um ſie zu beſtatten, fuhr ſich Mancher mit der Hand über das Geſicht; auch Diethelm wiſchte ſich die Augen. Als aber der alte Schäferle ſchloß:

„Wenn der Hund da draußen reden könnte, der wüßte mehr was vorgegangen iſt,“ da ſpielte ein Lächeln auf dem Antlitze Diethelms. Wirder entſtand eine Pauſe, in der man nichts als das Federkritzeln des Protokollanten und das Winſeln des Hundes hörte.

„Soll ich was drauf antworten?“ fragte Dietbelm in höflich ſtolzer Weiſe den Amtmann und dieſer erklärte, daß er vorerſt gar nichts zu ſagen habe. Der Schäferle erwähnte nun noch, daß ihm Dietbelm beim Wegfahren einen Knaben geſchickt habe, mit der Weiſung, er habe Medard über Feld geſchickt und der Vater möge ihn nicht beſuchen, während Dietbelm doch beim Bahnſchlitten geſagt habe, Medard müſſe zu Hauſe bleiben.

Alle Zuhörer in der Stube nickten einander zu und deuteten ſich mit den Fingern wie wichtig das ſei.

„Soll ich darauf auch nichts ſagen?“ fragte Dietbelm, den Kopf zurückwerfend, „man ſoll den Buben holen laſſen, er ſoll ſagen, was ich ihm aufgetragen hab', und da mein Vetter war bei mir im Schlitten, der hat Alles gehört.“

„Ich hab' nichts gehört,“ platzte der Vetter heraus.

„Ruhe!“ gebot der Amtmann, „ich weiß ſchon ſelbſt, wen ich zu verhören habe.“

Er verkündete nun Dietbelm, daß er verhaftet ſei und nach der Stadt abgeführt werde.

„Gut,“ ſagte Dietbelm aufſtehend, „darf ich in meinem Fuhrwerk fahren? Ich hab' einen böſen Arm.“

Der Amtmann bewilligte dieſes und jetzt trat Martha vor, die Allem ſtill zugehört hatte und ſagte:

„Ich weiß von Allem ſo gut wie mein Mann, ich will mit in den Thurm, ich bleib bei dir Dietbelm. Wir ſind von Gott zuſammen gegeben, kein Menſch kann dich von mir trennen.“

Jetzt erſt ſah Dietbelm tief traurig drein wie ſeine

Frau ſeine Hand faßte. Eine tiefe Bewegung bemächtigte ſich Aller, und der Amtmann erklärte, daß Martha nicht bei ihrem Manne bleiben, daß ſie aber mit ihm nachfahren könne, da man ihrer nur als Zeugin bedürfe.

Als Diethelm von dem Landjäger abgeführt wurde, legte er an der Thüre die Hand auf die Schulter des Schäferle, ſah ihn durchbohrend an und ſagte:

„Du biſt ein Vater, ich nehm dir's nicht übel was du thuſt, aber du wirſt's bereuen, was du an mir gethan. Wenn ich mit meinem halben Leben deinen Medard wieder aufwecken könnte, ich thät's, und da ſchwör' ich's vor allen Leuten, ich laß dir's nicht entgelten, ich will dir helfen wo ich kann, du haſt ja deinen Sohn verloren und du könnteſt ja mein Vater ſein, ich will mich dünken laſſen, mein Vater lebt noch einmal.“

„Friedle, was haſt du an uns than?“ klagte die Frau, und der Schäferle weinte, und man ſah es ihm an, wie weh es ihm that, ob dem was er angerichtet, zumal um den Schmerz der Frau Martha.

Selbſt der Landjäger behandelte Diethelm mit Freundlichkeit und redete ihm Troſt zu, daß Alles bald wieder aus ſei.

Als Diethelm an dem Berge vorüberfuhr, auf dem nur noch ein Schutthaufen rauchte, ſtieß er einen Schmerzensſchrei aus, dann ſchloß er die Augen wie zum Schlafe, aber ſeine Lippen bewegten ſich ſtets als ſpräche er; in der That ſtand er auch in Gedanken dem Unterſuchungsrichter Red und Antwort und manchmal zuckte etwas wie ein Lächeln um ſeine Mundwinkel, wenn ihm eines der Beweismittel einfiel, das jeden Verdacht abwälzen mußte. Der Landjäger ſchaute oft verwundert in das Antlitz des Schlafenden, der nach ſo grauenvollen Ereigniſſen unter peinlicher Anklage ſo ruhig träumte. Als man der Stadt nahe war, ſchlug der Landjäger den Mantelkragen Diethelms höher hinauf, ſetzte ihm die Pelzmütze tiefer in's Geſicht und Diethelm dankte herzlich für die gutmüthige Vorſorge des gegen Mitleid abgehärteten Landjägers. Erſt am Gefängnißthore öffnete er die Augen, und jetzt erſt merkte er, daß der Paßauf, Medard's Schäferhund, ihm gefolgt war; der Landjäger ſcheuchte den Hund zurück, der Diethelm in die Stube des Gefangenwärters folgen wollte.

Zwei Stunden nach ihm fuhr der Amtmann mit Martha im verſchloſſenen Wagen nach der Amtsſtadt.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Sage vom Löwen und der Maus ſchien ſich wieder zu erneuen; das erſte fremde Menſchenbild, das Diethelm ſah, war der Zeugmacher Kübler und jetzt erinnerte er ſich, daß dieſer ja der Sohn des Amtsdieners ſei. Mit welch hochmüthiger Gönnerſchaft hatte Diethelm immer dieſen armen Teufel betrachtet, und jetzt überdachte er ſchnell, daß er ihm Alles verdanken könnte, und wenn alle Mittel zu Schanden werden — die Flucht. Daran aber war noch lange nicht zu denken. Diethelm hob den Mantel von den Schultern in die Höhe, und wartete ruhig bis der dienſtbefliſſene junge Kübler ihm denſelben ehrerbietig abnahm; er ſtreckte nun dem Amtsdiener die Hand entgegen und ſagte mit heller Stimme in herablaſſender Höflichkeit:

„Guten Morgen, lieber Amtsdiener. Wollt ihr einen abgebrannten armen Verwandten nicht ein paar Tage bei euch wohnen laſſen? Habt ihr kein Zimmer frei? Ich nehme mit einem kleinen vorlieb.“

Diethelm glaubte zu bemerken, daß dieſe Anrede den verkehrten Eindruck machte, Alles was mit dem

Criminalgericht zuſammenhängt ſchien keinen Spaß zu verſtehen.

Wie ein gefangener Ritter empfahl nun Diethelm ſeine Roſſe der ſorgſamen Wartung. Waffen hatte er nicht abzuliefern, aber gewiß konnte Diethelm beſſer ſchreiben und leſen und war mindeſtens ſo verſchlagen und ehrgeizig als je ein Mann, der im Harniſch raſſelte; daß man aber in anderen Zeiten war, zeigte beſonders der Ofen, der war ſo winzig und windig und ein Ritter, wenn er von einem Raubzuge in eine Herberge kam, fand einen Baumſtamm im breiten Ofen praſſeln. Wäre nicht eine abgeſtumpfte Sandſteinkugel auf dem Ofen gelegen, Diethelm hätte ſich nicht einmal die Hände wärmen können, und doch fühlte er von innen heraus eine unbezwingliche Kälte, als ob nicht Blut, ſondern Eiswaſſer ihm durch die Adern rinne. Er bat nun mit einer gewiſſen Demuth in der Stube bleiben zu dürfen, bis ſeine Zelle geheizt war. Der alte Gefangenwärter ging weg und ließ Diethelm mit dem Landjäger und ſeinem Sohne allein. Dieſem empfahl nun Diethelm nochmals ſeine Pferde und trug ihm auf nach dem Waldhornwirth in Buchenberg zu ſchicken, damit er Roß und Schlitten abhole und gut in Stand halte.

„Soll ich den Hund hier behalten?“ fragte der junge Kübler den abgewendet Sprechenden.

Diethelm ſchüttelte den Kopf verneinend, dann wendete er ſich um und ſagte in heiterm Tone:

„Dein' Braut iſt vor ein paar Tagen noch bei mir geweſen, ihr könnt euch drauf verlaſſen, daß ich euch auf den Tag hin wie's verſprochen iſt, Hochzeit mache und Gevatter bin ich auch; dann wollen wir luſtig ſein, daß die Stern am Himmel zittern; der Vergeltstag bleibt nicht lang aus."

Der Landjäger verbat eben Dietbelm jedes weitere Reden, als der Gefangenwärter eintrat, mit der Kunde, daß Alles bereit ſei. Dietbelm erzitterte jetzt vor Wuth, als man ihm Alles aus den Taſchen nahm, als man ihm das Halstuch abnahm, und ſogar die Hoſenträger abneſtelte; dieſes letzte geſchah aus dem doppelten Grunde, damit der Gefangene nichts habe um ſich daran zu erhängen und bei einem etwaigen Fluchtverſuche durch die Nöthigung, die Hoſen in der Hand aufzuhalten, gehindert ſei. Eine Minute lächelte Dietbelm über dieſe Vorkehrungen, bald aber ward er des grauſamen Ernſtes bewußt und mühſam ſchleppte er ſich die Treppe hinan nach ſeiner Zelle, der junge Kübler trug ihm noch mitleidig ſeinen Mantel nach. Erſt als ihn der Landjäger verließ, ſagte er:

„Ihr kennt mich wol nicht. Ich bin von Grubenau bei Letzweiler gebürtig. Meinen Vater hat man den Schreierhannesle geheißen, er iſt ein guter Freund von eurem Vater geweſen. Ich hab viel von euch gehört, wie ich noch klein geweſen bin. Nun b'hüt Gott. Ich wünſch alles Gute."

Dieſe Mittheilung des Landjägers machte einen eigenen Eindruck auf Diethelm; daß der Menſch ſich gedrungen fühlte, ſich ihm zu erkennen zu geben, und daß er von ſeinem Ruhme ſprach, wie traf das jetzt das Herz des Gefangenen.

Diethelm war nun allein. Er hatte ſich vor Niemanden mehr zu verſtellen. Auf dem Stuhle vor dem Ofen ſaß er, und es war ihm, als müßte ſein Körper in Stücke zerfallen. In dem Ofen brummte das Feuer, manchmal knallte ein Fichtenaſt und ziſchte langſam ein grünes Scheit. Diethelm fühlte, wie ihm alles Blut im Herzen zuſammen gerann, aber Wärme verſpürte er nicht, kalt, unendlich kalt war es ihm; er hüllte ſich in ſeinen Mantel und wickelte ſich in die wollene Decke, die auf der Pritſche lag, immer war es ihm, als ob er in der ſo wohl verſchloſſenen Zelle mitten in einem Luftzuge ſtehe und plötzlich fuhr er, wie emporgeſchnellt auf, die Wände dröhnten und ſchmetterten, zitternder Drommetenklang umrauſchte ihn von allen Seiten. Erſt nach geraumer Weile beſann er ſich, daß die Stadtzinkeniſten den Abendchoral blieſen, die Trompeten und Poſaunen ſchienen gerade nach ſeiner Zelle gerichtet, ſo unmittelbar, ſo geradeaus ſtrömten die Töne in dieſelbe und vor Allem ſtand jener Tag wieder vor Diethelm, an dem er ſich zum unmäßigen Einkauf verleiten ließ.

Was war ſeitdem aus ihm geworden? Ein Mordbrenner! Diethelm hielt ſich die zitternde Hand vor den ſchnell athmenden Mund, daß er das Wort nicht laut ausrufe. Er warf ſich auf die Kniee und ein heftiger Thränenſtrom entlud ſich aus ſeinen Augen und er fühlte ſeine Wangen glühen und plötzlich wurde es ihm warm. Mit dem Antlitze auf dem Boden liegend, ſprach es in ihm, daß er Alles bekennen müſſe, und er ſtreckte ſich weit aus, bereit, den Todesſtreich zu empfangen, zu ſterben... Er weinte auf's Neue um ſein verlorenes Leben und über ihm tönte der wehklagende Grabgeſang und ein ſchriller Drommetenton verwandelte ſich in die Klageſtimme ſeiner Martha und ein anderer in die ſeiner Franz... Und die ſind verloren auf ewig, und du wirſt nicht gleich getödtet, du mußt Wochen und Monate lang, ja vielleicht deine ganze Lebenszeit auf deinen ſchandvollen Tod warten. Mußt du das ertragen in Gefangenſchaft und Elend, warum kannſt du es nicht auch in Freiheit und Ehre?... Diethelm richtete ſich auf und als jetzt von einer anderen Thurmſeite der Choral erſcholl, ſang er die Töne laut mit und ſeine Stimme tönte ſo voll, faſt wie Poſaunenſchall. Er ſang ſo laut am Fenſter, daß er nicht hörte, wie das Schloß hinter ihm knarrte, die Thür ſich öffnete und der Gefangenwärter eintrat, ihn zum Verhör abzuholen.

Um dieſelbe Zeit war Martha in der Stadt angekommen, ſie ging mit feſt zuſammengepreßtem Munde und thränenloſem Auge umher, das Schickſal ihres Mannes, der Tod ihrer Tochter, der ſie nun nicht einmal eine eiſige Scholle auf die Bahre werfen konnte, der gräßliche Tod des ſo treuen Knechtes, das Verbrennen des Hauſes, in dem ſie ſo viele Jahre Freud und Leid verlebt, Alles das beſtürmte ihr Herz und machte ſie ſo dumpf und verwirrt. Ihrer Bitte, auch eingeſperrt zu werden, hatte man nicht willfahrt, und ſie lief wie ein verirrtes verſtoßenes Bettelkind in den Straßen umher, als müßte ſie Jemand finden, der ihr den Weg aus dem Wirrwarr heimwärts zeigte. Es dämmerte, in den Häuſern wurden da und dort Lichter entzündet. Ach! Da wohnen überall Menſchen, die daheim ſind und wiſſen wen ſie haben. Martha fuhr vor Schreck zuſammen, denn es ſprang etwas an ihr herauf, und ſie erkannte bald den vor Freude bellenden Paßauf.

„Ach du biſt's," ſagte ſie, den Hund ſtreichelnd, „gelt armes Thierle, es geht dir auch wie mir, du weißt auch nimmehr wo du hin gehörſt. Bleib nur bei mir, komm' mit, wir gehen zum Meiſter."

Eben als Martha an der Poſt vorüberging, kam der Eilwagen unter hellem Poſthorntönen angefahren. Was hat nur der Hund, daß er eine ausſteigende verhüllte Geſtalt anſpringt und dann mit Freudenbellen zwiſchen der Geſtalt und Martha hin und wider rennt? Wäre dort vielleicht der todtgeglaubte Medard, der von ſeiner Flucht zurückkehrt? Martha fühlte, wie ihr die Haare ſich emporſträubten und wie ihr die Kniee faſt brechen wollten. Mit wankenden Schritten ging ſie auf den Poſthof zu, ſie hörte den Schaffner ſagen: „Ich will Ihnen gleich ein Fuhrwerk nach Buchenberg verſchaffen," ſie näherte ſich der verhüllten Geſtalt.

„Mutter!" rief es ihr entgegen. „Du biſt's, Fränz?" Und mit wehklagendem und doch freudigem Schmerzensausruf lagen ſich Mutter und Tochter in den Armen. Jetzt erſt konnte Martha weinen. Fränz erholte ſich raſch wieder und wenn auch ſchmerzvollen Klanges, ſagte ſie doch mit feſter Stimme:

„Mutter! Gottlob, Gottlob und Dank, daß ich euch hab'. Mutter, ich mögt euch Abbitte thun für

Alles, ich hab' erfahren, was fremde Menſchen ſind, und da ſchwör' ich's unter freiem Himmel, nie, nie, ſo lang euch ein Aug offen ſteht, verlaſſ' ich euch. Jetzt laſſet mich nur euer' Hand küſſen. Ich kann Alles wieder gut machen an euch und am Vater. Ach Gott, wie geht's ihm denn?"

Martha ſchwieg.

„Iſt er verbrannt?" ſchrie Fränz ſo grell, daß ſelbſt ein losgeſpanntes Pferd, das an ihr vorbei wollte, rückwärts wich.

Martha ſchüttelte den Kopf, und erſt mit ſchwerem Athem konnte ſie die Worte hervorbringen:

„Er ſitzt im Criminal."

Die Poſtmeiſterin, die Fränz noch vom Markte her kannte, zog dieſelbe in das Haus und hier erfuhr ſie nun Alles. Fränz küßte aber- und abermals die Hände der Mutter, dann legte ſie ihre heiße Wange an die eingefallene kalte Wange der Mutter und ſagte:

„Ach Gott, wenn ich nur mein warmes junges Blut da in euch hinübergießen könnt'. Kommet nur jetzt gleich, wir müſſen ſehen, daß wir den Vater ſprechen können."

Martha erklärte, daß ſie nicht mehr gehen könne, ihr ſeien die Beine wie abgehackt, vom Todtenbette des Kindes weg in ſolch' ein Elend hinein, das ſei zu viel. Fränz befahl ſchnell einen warmen Wein für die Mutter, ſie lief in raſchen Schritten im Zimmer hin und her, das dauerte ihr viel zu lange, bis das Befohlene kam, ſie wollte ſelber hinab und das Angeordnete bereiten, ſie verſtünden das hier nicht; aber die Mutter bat, ſie nicht zu verlaſſen, ſie könne nicht mehr allein ſein. Plötzlich kniete Fränz vor der Mutter nieder und ſah nach, ob ſie warme Füße habe, ſie ſprang raſch auf, als ſie fühlte, wie dieſelben eisſtarr waren, ſie klingelte nach Branntwein, „aber raſch, raſch" befahl ſie, und es war ihr eine freudige Buße, als ſie nun der Mutter die Füße wuſch und rieb. Die Mutter ließ Alles mit ſich geſchehen wie ein Kind; ſie ſchlürfte dann den warmen Wein, den ihr Fränz an den Mund hielt, und mit ſchmerzlichem Lächeln ſagte ſie nach jedem Schluck: „Ah, das thut gut. Verſuch's nur auch Fränz," Fränz nippte, und die Mutter ſagte wie halb träumend:

„Du biſt ſo ſchön geworden, Fränz, und ſiehſt mich ſo getreu an, ſo, ſo, ſo hab' ich dich lieb. Wenn nur der Vater auch ſo was Gutes hätt', und wenn er dich nur auch ſehen könnt'. Sein Herz hängt an dir, ach, und du biſt jetzt auch mein einzig Kind. Komm', leg' deinen Backen wieder an meinen Backen. So. Jetzt ſag', wie kommſt denn du daher? Wie iſt dir's denn gangen?"

Fränz ſchluckte die Thränen hinab, da ſie die Mutter ſo beruhigt ſah und dieſelbe nicht wieder neu aufregen wollte. Sie erzählte mit möglichſter Umgehung alles Erſchütternden, wie ſie das Brandunglück erfahren und ſagte zuletzt:

„Den heutigen Tag, Mutter, den werde ich nie vergeſſen. Was ich da Alles gedenkt und erfahren hab'. O Mutter! und die Menſchen ſind ſo gut, wenn ſie einen im Unglück ſehen; Alle, wo mit gefahren ſind und in allen Wirthshäuſern ſind ſie mir beigeſtanden und haben mich getröſtet und hätten mir in Allem geholfen. Kommet, legt euch ein bisle aufs Bett, ich will euch erzählen."

Fränz trug in ſtarken Armen die Mutter auf das Bette, dann ſetzte ſie ſich daneben und ihre Hand haltend, begann ſie zu erzählen, aber bald merkte ſie, daß die Mutter ſchlief. Sie hielt noch lange ſtill die Hand der Schlafenden und wagte es nicht, ſich zu bewegen, endlich legte ſie die Hand auf das Kiſſen und leiſe auf den Zehen ſchleichend, hatte ſie ſich der Thüre genähert, als die Mutter rief:

„Kind, wohin willſt?"

„Zum Vater."

„Da muß ich auch mit, ich bin ganz wohlauf."

Es half kein Abwehren, und nachdem Fränz die Mutter wohl eingemummt, verließ ſie mit ihr die Poſt.

Achtzehntes Kapitel.

Die Wintertage waren ſo kurz und der junge Amtsverweſer, der bald ſeinen Fehler erkannte, daß er die erſte Anklage gegen Diethelm in deſſen Beiſein vernommen, wollte ihm nicht Zeit laſſen, ſich ein Gewebe von Ausſagen zu knüpfen, er nahm den Gefangenen daher noch am Abend in's Verhör und Diethelm war es allerdings ſchauerlich, als er durch matterleuchtete ſchallende Gänge nach der Verhörſtube geführt wurde. Hier war es noch leer. Diethelm erhielt vom Landjäger den Befehl, ſich auf einen Stuhl an der Wand zu ſetzen, wo gerade hüben und drüben Wandleuchter mit brennenden Kerzen ihren Lichtſchein ihm in's Geſicht warfen; er wollte wegrücken, erhielt aber die Weiſung, juſt hier ſitzen zu bleiben. In der Stube waren nur noch zwei Lichter, die am Sitze des Actuars hinter dem Actengeſtelle, an dem langen grünen Tiſche ſtanden, und der Schatten des Geſtelles breitete ſich weithin in die Stube. Diethelm wollte dem Landjäger neben ihm ſagen, daß er ſeinen Vater wohl gekannt habe, aber der Landjäger wendete ſich ab und winkte ihm ſtill mit der Hand, nichts zu reden. So ſaß denn der Angeklagte, die Hände gefaltet, ſtumm vor ſich niederſchauend. Endlich näherten ſich Schritte aus der Nebenſtube, der Amtsverweſer und der Actuar traten ein, ihnen folgten die beiden Gerichtsſchöppen und dieſe waren Niemand anders als der alte Sternwirth und der penſionirte Kaſtenverwalter. Diethelm war aufgeſtanden und ſagte, mit dem Kopfe nickend: „Guten Abend,“ er erhielt keine Antwort, krampfhaft faßte er die Stuhllehne und ſeine Zähne klapperten, aber er biß ſie aufeinander und als der Amtsverweſer ihm mit den Worten zuwinkte: „Setzt euch,“ that er dieſes, räuſperte ſich und rieb ſich haſtig die Hände. Nun begann ein kluges Verhör von Kreuz- und Querfragen und Diethelm war es, als umgäben ihn von allen Seiten ſcharfe Schwertſpitzen, aber er hielt ſich ruhig, er antwortete ohne Haſt aber auch ohne Zögern, es war faſt als ob er dem ſchreibenden Actuar Zeit laſſen wolle, genau ſeine Worte aufzuzeichnen. Auf manche Fragen antwortete er ſogar mit ſpaßigem und herausforderndem Lächeln und die Anweſenheit des Kaſtenverwalters gab ihm den glücklichſten unvorhergeſehenen Entlaſtungsbeweis an die Hand. Alles was er ſo klug vorher bedacht hatte, war minder durchſchlagend als das, was ihm eine unbedachte Vergeßlichkeit in die Hand ſpielte; der Kaſtenverwalter mußte ihm bezeugen, daß er Diethelm für ſechshundert Gulden inländiſche Staatspapiere geliehen habe, dieſe nun nebſt einer Hypotheke auf das Wirthshaus zum Waldhorn waren verbrannt.

„Ich weiß wohl,“ ſchloß Diethelm, „daß das

Verbrennen der Hypotheke nichts ſchadet, ſie iſt im Hypothekenbuche eingetragen, aber die Staatspapiere ſind verloren und dieſe hätte ich doch gewiß leicht gerettet, wenn ich den ſchlechten Gedanken an Anzünden nur eine Minute gehabt hätte.“

Als der Amtsverweſer erklärte, daß man die Nummern der Staatspapiere, die der Kaſtenverwalter noch in ſeinem Buche verzeichnet hatte, in den Zeitungen bekannt machen und die etwaigen Beſitzer bei Vermeidung der Amortiſation auffordern werde, da ſagte Diethelm:

„Was das iſt, ich weiß es nicht, ich frag auch nicht darnach, es wird ſich Alles zeigen; wie es ſcheint, glaubt man mir ja nicht mehr.“ Und das, daß man ihm das Wahrhafte an ſeinen Angaben bezweifelte, gab Diethelm immer mehr den Muth mit kecker, herausfordernder Zuverſicht aufzutreten. Zuletzt faßte er ſeine Ausſagen dahin zuſammen, daß er mindeſtens zehn Stunden abweſend war, als der Brand ausbrach, daß er gerade jetzt in der beſten Lage war, da er nicht nur einen ſchicklichen Verkauf machen konnte, ſondern auch durch den Tod ſeiner Stieftochter ihm eine reiche Erbſchaft in's Haus kam, er habe daher nach der Hauptſtadt reiſen wollen, um den Handel abzuſchließen, und ſeine Fränz heimzubringen, damit die Mutter in ihrem Schmerze doch auch ein Kind um ſich habe. Dem Verhalten, daß er über den Aufenthalt Medards widerſprechende Ausſagen gemacht, und wohl mit ihm im Einverſtande geweſen ſei, ſetzte Diethelm die Betheuerung entgegen, daß er im Gegentheile dem Knaben geſagt habe, der alt' Schäferle möge zu ſeinem Sohne hinaufgehen, da er daheim bleiben müſſe und an ſeinem Beinbruche leide. An dieſer letzten neuen Zuthat fand der Richter eine Handhabe, um Diethelm noch eine geraume Weile hin und her zu zerren, aber Diethelm riß ſich endlich gewaltſam los und ſagte aufſtehend mit mächtiger Zornesſtimme:

„Ein Ehrenmann wie ich, braucht ſich eigentlich gar nicht vertheidigen. Ich bin ſeit fünfzehn Jahren Waiſenpfleger und habe für die Waiſen geſorgt wie ein Vater und nie auf meinen Vortheil geſehen.“

Diethelm hielt plötzlich mit einem Schrei inne, denn von der Höhe ſenkte ſich eine Flamme und brannte ihm in's Geſicht.

„Was macht ihr?“ ſchrie er plötzlich laut und fuhr weit zurück ſank auf den Boden und ſtarrte drein als ſähe er ein Geſpenſt.

„Was macht ihr?“ ſchrie Diethelm nochmals.

Der Richter ſprang ſchnell von ſeinem Stuhle auf, faßte Diethelm an der Schulter und fragte mit gebieteriſchem Tone:

„Habt ihr mit ſolch' einer Kerze das Haus angezündet?“

„Ich weiß nicht, was ihr wollt? Iſt das erlaubt? Ich will das zu Protokoll genommen. Darf man mich brennen?“ ſchrie Diethelm ſich aufrichtend.

Der Richter befahl dem Kanzleidiener die Kerze, die Diethelm beim raſchen Aufſtehen von dem Wandleuchter geſtoßen wieder aufzuſtecken und gebot Diethelm ruhig auf ſeinem Stuhle zu bleiben, und ſein Handfuchteln zu laſſen.

Sich am Stuhle aufrichtend ſetzte ſich Diethelm auf denſelben und athmete laut.

„Warum ſeit ihr wegen der Kerze ſo erſchrocken," fragte der Richter nochmals raſch und nahe auf Diethelm zutretend und die Hand gegen ihn ausſtreckend.

„Nur gemach, nur gemach," wehrte Diethelm ab, „ſind Sie vielleicht feuerfeſt, Herr Amtsverweſer? Thuts Ihnen nicht weh, wenn Ihnen ein Licht in's Geſicht brennt und noch dazu den Tag, nachdem ſo ein Unglück über Sie kommen iſt, und man jedem Licht bös iſt, weil es ſo was anrichten kann? Sie können, nein, beim Teufel, Sie müſſen mich frei ſprechen, Herr Amtsverweſer, aber die Schande, daß ich eingeſperrt geweſen bin, ich, der Diethelm von Buchenberg, und die Qualen, die man mir anthut, die könnet Ihr mir nicht wieder gut machen. Mich tröſtet nur eins; ich bin zu ſtolz geweſen, ich hab mir auf meinen Ehrennamen vielleicht zu viel eingebildet, ich hab gedemüthigt werden müſſen, aber ſo viel weiß ich, ſo gut gegen die Menſchen bin ich nicht mehr, wie ich geweſen bin. Fraget in Letzweiler nach mir, fraget überall nach mir, und man wird euch ſagen, wer der Diethelm iſt. Ich ſoll geholfen haben anzünden? Ja, das Beſte vergeſſ' ich ja. Der Kaſtenverwalter da, und der Sonnenwirth und der Kaufmann Gabler, die können mir Alle bezeugen, daß ſie mich überredet haben zu verſichern, ich hab' nicht gewollt. Thut das ein Brandſtifter? Thut das ein Mordbrenner?"

„Sprecht nur leiſer," ermahnte der Richter und Diethelm fuhr fort:

„Sie haben recht, ja, aber ich möcht' laut ſchreien, daß es die ganze Welt hört, was man an mir thut. Jetzt will ich aber nicht mehr reden. Fragen Sie noch, was Sie zu fragen haben."

Der Richter ſtellte faſt nur noch der Form wegen einige Nachforſchungen an, dann fragte er Diethelm zuletzt, ob er in Bezug auf ſeinen Verhaft noch etwas zu wünſchen oder zu klagen habe. Diethelm erwiderte, ob er den Advokat Rothmann ſich zum Rechtsbeiſtande nehmen dürfe. Als der Richter hierauf erwiderte, daß dieſer im Auftrage der Fahrniß-Verſicherung ſein Ankläger ſei, ſchloß Diethelm:

„Dann will ich gar keinen Advokaten. Ich hab' aber noch eine Bitt, ich ſchäm' mich faſt ſie zu ſagen; man hat mir die Hoſenträger genommen, damit ich mich nicht dran aufhänge, und ohne die Hoſenträger iſt mir's immer, als ob mir der Leib aus einander fallen thät."

Der Richter klingelte dem Amtsdiener und befahl ihm, das Gewünſchte Diethelm wieder zurück zu geben. Der Amtsdiener meldete leiſe etwas, und der Richter ſagte:

„Diethelm, ihr könnt eure Frau und eure Tochter ſehen, wenn ihr verſprecht, nichts von eurer Anklage mit ihnen zu reden."

Diethelm verſprach und blieb auf dem Stuhle ſitzen. Mit ſcheuen Bücklingen trat Martha ein, Fränz aber drang ihr vorauf und ſtreckte dem Vater beide Hände entgegen. Diethelm ſchüttelte ſie wacker und reichte dann die andere Hand ſeiner Frau, die er aber bald zurückzog, um ſich eine Thräne abzutrocknen. Fränz berichtete, daß ſie mit der Mutter in der Poſt wohne. Der Richter befahl, daß Diethelm abgeführt werde. Er ſprach kein Wort mit den Seinigen und ging von dannen.

Der Richter ſagte nun Martha, daß er ſie auch gleich verhören wolle, da ſie nun da ſei, er bot ihr den Stuhl an, den Diethelm ſo eben verlaſſen, ſie ſetzte ſich und legte die Hände in einander. Sie bat, ob nicht ihre Fränz bei ihr bleiben dürfe, der Richter verneinte dies mit Bedauern, Fränz könne indeß im Vorzimmer warten.

Martha preßte die gefalteten Hände wie zu einem Dankgebet zuſammen, als ihr der Amtmann die ſchönmenſchliche Geſetzesbeſtimmung erklärte, daß ein Angehöriger keinen Zeugeneid zu leiſten habe, und es überhaupt ſeinem Belieben anheimgeſtellt ſei, Zeugniß abzulegen oder zu verweigern. Martha erklärte ſich für erſteres, theils in der Hoffnung, ihrem Manne zu nützen, theils auch, weil ſie den Muth nicht hatte, ohne Red und Antwort das beſtellte Gericht zu verlaſſen.

Martha war ſo offenbar ein Bild des aufrichtigen Jammers, daß der Richter ſie nicht mit verwickelten Fragen quälen zu wollen ſchien. Sie konnte mit Fug betheuern, daß ſie von der Handelſchaft ihres Mannes faſt gar keine Einſicht hatte, und als von ihren Ehezwiſten wegen der Großthuerei und Verſchwendung Diethelms die Rede kam, glaubte ſie, daß Gott es ihr verzeihen müſſe, wenn ſie das nicht unter die Welt kommen laſſe, ſie beſtritt daher jeden ehelichen Zwiſt und lobte ihren Mann aus Herzensgrund. Der Richter ging bald hievon ab und fragte:

„Iſt nie zwiſchen euch und eurem Manne davon die Rede geweſen, daß er brandſtiften will.“

Martha war's, als ſchlügen ihr Flammen in's Geſicht. Was ſollte ſie darauf antworten? Zwar hatte damals am Verſicherungstage Diethelm die Sonne zum Zeugen angerufen, daß ſie ihn nie mehr erwärmen ſolle, wenn er einen ſolchen Gedanken habe, aber wenn ſie das bekannte, wer weiß, ob ſie ihn nicht damit in's Elend ſtürzte, wer weiß, was daraus gemacht wird? Aber ſie hat doch verſprochen, die Wahrheit zu bekennen. Zweimal ließ ſich Martha die Frage wiederholen, und ſchon ſtand ihr das Bekenntniß auf der Zunge, aber ſie ſchluckte die Worte hinab und matt die Hände in den Schooß ſinken laſſend, ſagte ſie:

„Nein, nie, niemals.“

Ueber Medard befragt, erklärte ſie, daß er ihrem Manne ſchon lange gram war, weil er ihm manchmal im Zorn das Zuchthaus vorgeworfen, und der Medard ſei ohnedies aufſätzig gegen den Meiſter geweſen, weil er ſeinen Bruder, den er lieb hatte wie ſein eigen Kind, nicht vom Militär losgekauft habe, gegen ſie aber ſei er immer gut geweſen, er habe zwar manchmal Veruntreuungen gemacht, aber die könnten einmal die Schäfer nicht laſſen. Martha unterſchrieb das Protokoll und wankte hinaus zu ihrer Tochter. Im Amthauſe ſprach ſie kein Wort mehr, auf der Straße aber ſagte ſie:

„Das ſind Seelenverderber die Amtleute, da droben haben ſie mir das Herz ausgeſchnitten.“

Fränz ſuchte die ungemein erregte Mutter zu beruhigen, ſo gut ſie konnte, aber noch im Schlafe ſchrie Martha oft wild auf und warf ſich im Bette hin und her. —

Diethelm war indeß mit triumphirendem Stolze in ſein Gefängniß zurückgekehrt. Von aller Unthat war keine Erinnerung in ihm, er gedachte nur ſeines Sieges, wie es ihm gelungen war, ſich ſo hinzuſtellen, daß der Richter ihm faſt Abbitte thun mußte. Seine Vertheidigung war nun feſtgegründet, dort ſtand ſie verzeichnet und konnte nicht mehr ausgelöſcht werden. Diethelm freute ſich über ſich ſelbſt, er hatte gar nicht gewußt und erſt jetzt erfahren, welch' eine Macht ihm innewohnte. Du wärſt ein großer Mann geworden, ſagte er ſich, wenn du auf dem rechten Platze ſtündeſt, es haben Andere ſchon viel Aergeres gethan und ſind doch ruhmvoll durch die Welt gegangen. Jetzt fang' ich das Leben von vorn an. Ich will ihnen zeigen, wer der Diethelm iſt.

Der Amtsdiener, der das Gewünſchte Diethelm übergab, freute ſich ob ſeines Frohmuthes und erklärte ſchlau:

„Ich hab' euch nur wie einen gemeinen Verbrecher behandelt, damit man kein Mißtrauen in mich haben ſoll, weil wir ſo nah verwandt werden. Ich hab's wohl gewußt, daß ihr ein unſchuldiger Ehrenmann ſeid, auf den wir ſtolz ſein können. Im Geſicht vom Amtsrichter iſt deutlich geſchrieben geſtanden: der iſt freigeſprochen. Es kann noch ein paar Tag dauern, aber gewiß iſt's, da verlaßt euch drauf. Ich verſich' das."

Wie nach einer vollbrachten Großthat ſtreckte ſich Diethelm auf die Pritſche, er befahl noch tüchtig einzuheizen, denn es fror ihn noch immer ſo mörderlich und wollte ihm auch manchmal ein Gedanke deſſen kommen, was er gethan, er verſcheuchte ihn und entſchlief ruhig.

Tief in der Nacht aber wurde er aufgeweckt und im Scheine einer Blendlaterne ſtanden zwei Männer vor ihm.

Neunzehntes Kapitel.

Diethelm hatte dem jungen Kübler geſagt, er möge den Vetter Waldhornwirth nach der Stadt entbieten, damit er die Pferde hole. Das konnte offenbar nichts als ein verſteckter Auftrag ſein, der eigentlich hieß: mach', daß ich den Vetter ſo bald als möglich hier habe und ſpreche. Mit fröhlicher Eilfertigkeit, denn es liegt im Hülfebringen für einen Leidenden oft eine Fröhlichkeit, eilte der junge Kübler ſelbſt nach Buchenberg, und unterwegs lächelte er oft vor ſich hin, indem er überdachte, wie klug er doch ſei, daß er ſolche vermummte Gedanken erkenne, und wie ihn Diethelm darob loben müſſe. Natürlich vergaß er dabei auch nicht, wie vielen Dank ihm Diethelm dadurch ſchuldig werde, und das war ein Kapital, das gute Zinſen trägt. In Buchenberg war ſchon Alles zur Ruhe gegangen, nur bei der Brandſtätte, von der noch immer ein zum Erſticken übelriechender Rauch aufſtieg, wandelten einige Wachhaltende hin und her. Der Vetter Waldhornwirth mußte aus dem Schlaf geweckt werden, und unter Verwünſchungen machte er ſich endlich bereit, mit Kübler nach der Stadt zu fahren. Erſt draußen vor dem Dorfe hängten ſie dem Pferde das Rollengeſchirr um und fuhren dann mühſelig und verdroſſen nach der Stadt, wo ſie erſt gegen Morgen ankamen. Der junge Kübler zog ſeinem Vater die Gefängnißſchlüſſel unter dem Kopfkiſſen weg, führte den Waldhornwirth die Treppe hinauf, öffnete die Zelle Diethelms, und jetzt ſtanden beide vor dem grimmig Fluchenden, der ſie nicht alsbald erkannte. Als ſie ſich zu erkennen gaben, und Kübler triumphirend berichtete, daß er nach den Andeutungen Diethelm's den Vetter geholt habe, rieb ſich Diethelm mehrmals die Stirne und fuhr dann zornig auf:

„Verfluchtes blitzdummes Gethue! Kübler, was habt ihr gemacht? Ihr bringt mich nur in neue Ungelegenheit. Ich bin freigeſprochen, Alles liegt ſonnenklar am Tag und jetzt wenn's heraus kommt, und es kommt gewiß heraus, daß ihr meinen Vetter zu mir gebracht habt, wird das wieder einen Verdacht auf mich werfen und es geht neu an's Protokolliren und ich kann noch Tage und Wochen da hocken müſſen und euer Vater kann ſeinen Dienſt verlieren. Aber mich geht's nichts an und wenn's darauf ankommt, ich kann's nicht anders machen, ich kann's beſchwören und ich thu's, daß ich euch das nicht angelernt und nichts davon gewollt hab.“

Der junge Kübler ſtand wie vom Blitz getroffen, er hatte mit Klugheit Dank und Lohn zu erwerben geglaubt und mußte ſich nun ausſchelten laſſen und faſt noch bitten, daß man ihn nicht verrathe.

Diethelm rieb ſich vergnügt die Hände, er war ſtolz auf ſich, mitten aus dem Schlaf geweckt hatte er ſeine Beſinnung behalten und gegen zwei Menſchen, deren er bedurfte, ſich ſo geſtellt, daß ſie ihm dienen mußten, ohne ihn dafür irgendwie in der Hand zu haben. Es durfte Niemand geben, der nicht an ſeine Unſchuld glaubte, oder gar Grund und Beweis gegen ihn habe, dürfte das ſein, ſo wäre ja Alles mit Medard umſonſt … Einlenkend reichte er nun dem Vetter die Hand und ſagte:

„Thut mir leid, daß du dir ſo viel unnöthigen Braſt machſt, und ihr habt's auch gut gemeint, Kübler, das weiß ich wohl und bin auch erkenntlich dafür, wenn ich's auch nicht brauch. Ich mein' Vetter, es wär' am beſten wir reden gar nichts, ich hab dir ja nichts zu ſagen und du kannſt ruhig vor Gericht auslegen was du weißt.“

Der junge Kübler betheuerte wiederholt ſeine Wohlmeinenheit und der Vetter ſagte:

„Ja, ich kann mich mit Teufels Gewalt aber nicht mehr beſinnen, was ihr zu dem Buben geſagt habt.“

„Kann mir's denken“ lachte Diethelm, „wenn du von deinem Uhlbacher ferndigen trinkſt, vergißt du leicht, daß du Frau und Kinder daheim haſt, geſchweige was anderes, und dann haſt noch Kirſchengeiſt darauf geſetzt, das thut nie gut. Laß mir aber von deinem Uhlbacher noch was übrig bis ich heimkomm und da der Kübler muß in Buchenberg Hochzeit machen, ich zahl Alles und da trinken wir das Faß voll aus. Ja, was hab ich ſagen wollen? Ich hab's ganz vergeſſen.“

„Von wegen dem Buben,“ bedeutete der Vetter.

„Richtig“ nahm Diethelm unbefangen auf, „beſinn dich nur, du mußt noch wiſſen, daß ich dem Buben deutlich geſagt hab, der alt' Schäferle ſoll zu ſeinem Medard 'naufgehen, er müſſ' daheim bleiben und leide an ſeinem Beinbruch."

„Vom Beinbruch, ja, das erinner' ich mich, das hab ich deutlich gehört, guck, das fällt mir jetzt ein, das iſt das Wahrzeichen," frohlockte der Vetter und rieb ſich immer die linke Seite der Stirne als weckte er ein Organ der Erinnerung.

Diethelm lächelte in ſich hinein, daß der Vetter gerade deſſen ſich erinnerte, was er erſt vor Gericht zu ſeinem eigenen Schrecken noch hinzuſetzte, er fuhr aber leichthin fort:

„Dann wirſt dich auch an alles Andere erinnern und daß ich mein' Fränz hab holen wollen, damit mein' Frau nicht ſo allein iſt, wenn ihre Stieftochter ſtirbt, aber ich brauch dir ja nichts ſagen, du weißt Alles allein und ſag du's nur frei."

So fuhr Diethelm fort und wußte nach und nach in der harmloſeſten Weiſe dem Trompeter ſein Stücklein auf Noten zu ſetzen, daß es eine Art hatte.

Der junge Kübler drängte zur Trennung, da es Tag zu werden begann. Diethelm reichte Beiden wohlgemuth die Hand und der Vetter entſchuldigte ſich noch, daß er ſich nicht gleich auf Alles beſonnen habe; der Schrecken beim Brand habe ihm Alles weggeſcheucht, aber jetzt wiſſe er jedes Wort. Diethelm ſah dem Vetter ſcharf in's Geſicht, um zu erkunden, ob ihn der ausgefeimte Schelm nicht verhöhne, aber der Vetter ſah in der That mitleidig und treuherzig drein. Als die Beiden fort waren, ſtreckte Diethelm die Zunge hinter ihnen heraus und ſprach dann in ſich hinein: Neun Zehntel der Menſchen ſind nichts als Hunde und Papageien, ſie reden und thun wie man ſie's anlernt und ſchwören dann Stein und Bein, daß das aus ihnen ſelber käm'. Alle die oben dran ſind und über Andere herrſchen, verſtehen nur die Kunſt, die Menſchen glauben zu machen was ihnen gut dünkt und je mehr das einer vermag, um ſo größer iſt er und führt die Welt am Narrenſeil herum.

Mit einem erhabenen Heldengefühle legte ſich Diethelm abermals zum Morgenſchlafe nieder. Als die Stadtzinkeniſten wieder blieſen, ſuchte er ſich zu bereden, daß das eine Muſik zu ſeiner Unterhaltung ſei und pfiff unausgeſetzt ihre Melodien nach.

Diethelm glaubte ſchon am heutigen Tage freigelaſſen zu werden, aber vergebens. Er wurde Nachmittags noch einmal zum Verhöre geführt, der Trompeter hatte richtig ſein Stücklein getreu abgeſpielt, aber es war doch ein Ton darin, der Diethelm noch viel zu ſchaffen machte, nämlich die Kunde von ſeinem heftigen Weinen bei der Nachricht von dem Tode der Stieftochter und ſeine raſche, unmotivirte Umkehr. Diethelm hatte hieran wohl gedacht und hätte dem Vetter gerne Weiſung gegeben, aber er wußte nicht wie er das verdachtlos bewerkſtelligen ſollte und hoffte auch, daß davon gar keine Rede ſein würde. Anfangs ſchwankend, dann aber immer ſicherer erklärte Diethelm, daß er den Tod ſeiner Stieftochter nicht ſo bald erwartet habe und nun heimgeeilt ſei um ſeine Frau nicht ganz allein zu laſſen und die Fränz ſpäter holen zu laſſen. Befragt, warum er dann nicht nach dem Kohlenhof gefahren ſei, erklärte er zuerſt, er habe ſich das nicht ſo klar gemacht, er ſei vom Schreck zu ſehr ergriffen geweſen, dann aber ſetzte er hinzu, er habe erwartet, ſeine Frau ſei gleich nach dem Tode heimgekehrt und er habe ſie dort tröſten wollen. Weiter befragt, wie es komme, daß der Tod ſeiner Stieftochter ihn ſo furchtbar ergreife, ſah er eine Weile ſcheu vor ſich nieder, dann erhob er ſein Antlitz und ſagte:

„Ich hätt' nicht geglaubt, daß man mich das fragen darf, aber ich ſeh ſchon, wer einmal, und ſei er noch ſo unſchuldig, in Verdacht ſteht, muß auf Alles antworten. Nun denn ſo ſei's,“ er athmete tief und fuhr dann fort: „So wiſſet denn, ich hab vor zwei und zwanzig Jahren meine Stieftochter gern gehabt und hab ſie heirathen wollen, aber mein' Frau hat's nicht zugeben und hat mich lieber ſelbſt genommen.“

Eine Pauſe entſtand, der Actuar ſchrieb und der Richter, betroffen von dem ſchmerzvollen Tone Diethelms, hielt eine Weile mit Fragen inne. Diethelm aber fühlte einen innern Schreck, als ob man ihm ein Stück aus dem Herzen reiße, es däuchte ihn als ſchände er ſeine Hausehre und alle Schamhaftigkeit, da er auch dieß dem Protokolle anvertraute, er hatte ſo ſorglich ſeine Hausehre gewahrt und jetzt hatte er ſie preis gegeben und noch dazu mit einer gräßlichen Lüge, denn die Kohlenbäuerin war ſchon ſeit Jahren nicht mehr für ihn auf der Welt. Diethelm fühlte jetzt zum Erſtenmale, wie das Verbrechen keinen reinen

Fleck an dem Menſchen läßt, wie es Alles mit ſich hinabzerrt; er erhob den Blick lange nicht, es war ihm, als ſtände ſeine Frau vor ihm und er könnte ſie nicht anſchauen. Hätte er erſt gewußt, daß er ſie auf demſelben Stuhle verrieth, auf dem ſie ihm zu Liebe ihr Gewiſſen opferte!

„Das thut mir am weheſten, daß ich das hab ſagen müſſen,“ rief er endlich mit tiefſchmerzlichem Tone. Der Richter beruhigte ihn, daß das Niemand erführe, er war aber Inquirent genug, die weiche Stimmung Diethelms zu benützen und mit veränderten Fragen noch einmal das ganze Verhör von vorn zu beginnen und Schlag auf Schlag gingen die Fragen. Der alte Schäferle war dieſen Vormittag auch wieder im Verhör geweſen und im Schmerze um den Tod ſeines Sohnes, den er rächen zu müſſen glaubte, machte er ſich kein Gewiſſen daraus, ſeinen Ausſagen eine noch entſchiedenere Faſſung zu geben, und daß Medard geradezu die Woche bezeichnet, die Diethelm ausdrücklich zur Brandſtiftung feſtgeſetzt habe, wenn es ihm gelänge, ſeine Frau aus dem Hauſe zu bringen. Der alte Schäferle hoffte, daß es vielleicht gelingen werde, Diethelm zu einem Geſtändniſſe zu überrumpeln, wenn man ihm beſtimmte Thatſachen vorhielt und Gleiches erwartete auch der Richter. Diethelm merkte bald was vorging und war wiederum ſchnell gewaffnet und berief ſich in den meiſten Antworten einfach auf ſeine geſtrigen Ausſagen.

Nicht mehr ſtolz, innerlich geknickt, ſaß Diethelm in ſeinem Gefängniſſe, er merkte wohl, daß ſich ein

Punkt aufgethan, von dem er in den Grund geſtürzt werden konnte. Jetzt bat er den jungen Kübler, der in der Wartung der Gefangenen ſeinem Vater beiſtand, ihm noch eine Unterredung mit dem Waldhornwirth zu verſchaffen, aber der junge Kübler war eingedenk, wie Diethelm ihn mit Undank angefahren und ſogar gedroht hatte, ihn zu verrathen, er blieb allen Schmeichelworten unerbittlich und Diethelm, deſſen Furcht vor einem Mitwiſſer noch größer war als die vor dem Gerichte, fand ſich endlich drein, Alles geſchehen zu laſſen wie es ſich von ſelbſt machte, ja es gab Zeiten, in denen er ſo zerknirſcht war, daß er die Entdeckung wünſchte, nur um dieſer ſchwebenden Qual enthoben zu werden. So zerknirſcht er aber auch in der Einſamkeit des Gefängniſſes war, ſo kampfgerüſtet und feſt erſchien er jedesmal vor dem Richter, ſchon die Stimme desſelben erweckte ihn zu Muth und Trotz und bald zeigte ſich, daß die urſächlichen Verbindungen zwiſchen allem Geſchehenen nur ihm klar waren, den Anderen zerfiel Alles zuſammenhanglos.

Dieß ſtellte ſich beſonders heraus, als der Amtsverweſer die Fortführung der Unterſuchung dem neu beſtallten Richter übergab. Man hatte geglaubt, daß ein neuer in Criminalſachen gewiegter Mann Diethelm verblüffen und verwirren würde, aber gerade das Gegentheil war eingetreten; dem fremden Manne gegenüber, der ihn nie weich geſehen hatte, fühlte ſich Diethelm doppelt ſtark und bei manchen Fragen zeigte Diethelm ſein Uebergewicht, indem er ſagte: das hab ich im Protokoll von dem und dem Datum ſchon angegeben; ſeine Gewandtheit im Kopfrechnen kam ihm jetzt in anderer Weiſe zu ſtatten. Diethelm dachte gar nichts mehr als ſein Verhör, er wendete es nach allen Seiten, und wenn er antwortete, ſprudelte er die Worte ſo ſicher hervor, als ſtünden ſie vor ihm geſchrieben.

Zwanzigſtes Kapitel.

In der Poſt lebte Fränz mit ihrer Mutter ſtill und einſam. Früh Morgens gingen ſie täglich nach der Kirche, wo die Mutter immer ſo zerknirſcht betete, dann ging es jedesmal hinaus nach dem Gefängniſſe, um von dem alten Kübler zu erfahren, wie ſich der Vater befinde; er gab in der Regel einförmig guten Beſcheid, nahm bißweilen auch Geſchenke an, ließ ſich aber nicht herbei, Diethelm irgend eine Nachricht zu bringen, und ſo waren Mutter und Tochter von ihm wie durch Meere geſchieden. Von dem einzigen Ausgange abgeſehen, lebten ſie ſelber wie in Gefangenſchaft, die Mutter ſaß in der Mitte der Stube und ſpann, obgleich ſie immer klagte, daß ihre Spinnfinger wie abgeſtorben ſeien; ſie hatte nicht Luſt bei der Arbeit manchmal hinaus zu ſehen nach den Vorübergehenden, ſie kannte Niemand und wollte Niemand kennen, und oft wenn ſie eine Spindel abſtellte, klagte ſie über die ſchöne Ausſteuer der Fränz und über die tauſende von ſelbſtgeſponnenen Spindeln, die da mit verbrannt ſeien. Fränz ſaß am Fenſter und ſtickte für den Vater ſehr bunte Pantoffeln, ſie hatte das in der Hauptſtadt trefflich gelernt, oft ſchaute ſie aber auch hinaus auf die Straße und machte allerlei Bemerkungen über die Vorübergehenden. Die Mutter verwies ihr das immer mit ſteter Wiederholung:

„Wir haben gar nichts zu ſpötteln über andere Menſchen, wir müſſen froh ſein, wenn man nicht mit Fingern auf uns weiſt.“ Nun verſchwieg Fränz meiſtens ihre Bemerkungen, ſie hatte, wie ſie glaubte, die unſäglichſte Geduld mit ihrer Mutter, die gar keine Zerſtreuung wollte und ſo gewiß als das Tiſchgebet jedesmal, wenn man ſich zum Eſſen ſetzte, ſagte:

„Ach Gott! Jetzt muß der Vater allein eſſen, ich weiß daß ihm kein Biſſen ſchmeckt, er hat nie was allein eſſen mögen ohne dabei zu reden, und wenn er heim kommen iſt und ich ihm Eſſen hingeſtellt hab, hab ich mich immer zu ihm ſetzen müſſen und beim Tiſch hab ich nie aufſtehen dürfen wenn was gefehlt hat, er hat immer geſagt: lieber kein Salz auf dem Tiſch, als daß du mir fehlſt. Ach Gott! Wir haben doch ſo gut mit einander gelebt und wenn's auch manchmal ein bisle uneben gangen iſt, es giebt doch kein' beſſere Ehe auf der Welt und alle Adern hätt' ſich eins für's andere aufſchneiden laſſen.“

Fränz hörte das immer geduldig an und ermahnte nur die Mutter, das Eſſen nicht kalt werden zu laſſen.

Fränz trauerte auch aufrichtig um das Schickſal des Vaters, aber ſie konnte dieſe immerwährende Trauer nicht aushalten und ſehnte ſich nach Zerſtreuung, ſie wollte von keinem Zweifel mehr wiſſen, daß dem Vater etwas geſchehen könne und ſprach oft davon, daß ſie gar nicht mehr in das Dorf zurückkehren wollten; wenn der Vater frei ſei, müſſe er mit ihnen in der Stadt bleiben. Martha wollte nichts davon hören und Fränz ſuchte ihr alle Schauer zu erregen, die man erleben müſſe, wenn man in einem Hauſe wohne, wo früher ein Menſch verbrannt ſei.

„Wo nur der Paßauf hin iſt?" fragte Martha ablenkend und Fränz erwiderte:

„Ihr könnet euch darauf verlaſſen, der iſt mit dem alten Schäferle, wie er zum Verhör in der Stadt geweſen iſt."

„Haſt du den Munde in der Hauptſtadt nicht geſehen?" fragte die Mutter wieder.

„Freilich," erzählte Fränz, „er iſt, wenn er nicht auf die Wacht gemußt hat, jeden Tag und jeden Tag in den Rautenkranz kommen, er thut noch immer ſo narret mit mir."

Martha erzählte nun, daß der Vater ihr den Munde zum Mann beſtimmt habe, aber Fränz wehrte ſich dagegen, daß ſie das „Opferlamm" ſein ſolle; wenn ſie einen Mann nehme, ſo nehme ſie ihn für ſich und für Niemand anders. Sie ließ ſich nicht dazu herbei, zu erklären, was ſie mit dem Opferlamm gemeint habe, ſie behauptete, das ſei nur Redensart, in ihr aber erwachte wieder der Gedanke, den ſie auf der ganzen Herreiſe gehabt, daß ihr Vater doch ſchuldig ſei und daß es nur gelte ſich hinaus zu reden. An jenem letzten Tage in der Stadt hatte die Eröffnung Munde's, obgleich er ſie ſo klug zu verhüllen trachtete, einen gewaltigen Eindruck auf Fränz gemacht. Sie kannte durch ihre öſtere Begleitung die Verhältniſſe des Vaters beſſer als irgend Jemand, ſie wußte daß er tief in Verlegenheiten ſteckte, auch klagte ihr der Vater öfters; ſie gedachte während der Fahrt jenes Augenblickes, da der Vater auf dem Markte niedergefallen war als ihm der Kaufmann Gäbler ſagte, daß er mit der Feuerſchau käme, ſie hatte den Vater dann auf der kalten Herberge beobachtet, wie er mehrmals die Farbe wechſelte und dann wie beſeſſen davon ſagte, und jetzt war es ihr deutlich warum der Vater ſo klagend davon ſprach, daß er Armuth nicht überleben würde als die Deichſel gebrochen war; und als der Vater ſie zum Letztenmale in der Hauptſtadt beſuchte, war er wieder voll Jammer und Klage. Darum glaubte Fränz ſchon auf dem Wege an die Schuld des Vaters und als ſie nachträglich erfuhr, daß er ihr den Munde zum Manne beſtimmt hatte, kam kein Zweifel mehr auf. An einen vom Vater begangenen Mord dachte ſie nicht, wohl aber, daß er mit Medard gemeinſam Feuer angelegt und daß Medard dabei verunglückt war.

Von allen Menſchen auf Erden glaubte Diethelms einziges Kind allein feſt an ſeine Schuld und erklärte ſich ihren Zuſammenhang, und Fränz allein war als durchaus unbetheiligt nie verhört worden.

Auf jener Nacht und Tag währenden Heimfahrt war eine große Wandlung mit Fränz vorgegangen, ſie ſah ſich ſchon verſtoßen und verhöhnt von aller Welt und war tief traurig und voll Demuth gegen Jedermann, und empfing darum überall eine Behandlung voll Theilnahme und Rückſicht, die ſie wiederum mild ſtimmte. Als ſie die Mutter ſah, warf ſie ſich ihr mit Inbrunſt entgegen, das war das einzige Herz auf der Welt, das ſie nicht von ſich ſtieß und die in Trotz und Rechthaberei verhüllte Kindesliebe brach gleichzeitig mit der demüthigen Milde gegen alle Menſchen auf, zwei Lilien gleich, in einer Wetternacht aufgebrochen.

Als ſie nun aber hörte, daß der Vater für unſchuldig galt und daß es nur darauf ankam, dieſe Geltung aufrecht zu erhalten, verwelkten die in Schmerz erblühten Blumenkelche wieder. Wer weiß, in Schmach und Noth wäre vielleicht Fränz eine Heldin an Duldung geworden, jetzt war ſie wieder in der Welt voll Lug und Trug, wo Alles darauf ankam, ſich in ſeiner Rolle zu behaupten und Fränz wurde wieder die hoffährtige, alle Welt verhöhnende Tochter Diethelms; nur eine gewiſſe Umflorung, die aus dem Kummer um das noch nicht entſchiedene Schickſal des Vaters entſprang und eine Nachwirkung von jener immer mehr verklingenden Trauerſtimmung verhinderte, daß nicht mit einem Worte der leibhafte Rückel wieder da war.

Fränz ertrug den Schmerz um die ſich in die Länge ziehende Gefangenſchaft des Vaters leichter als die Mutter, weil ſie ihn für ſchuldig hielt, von einem Morde an Medard ahnte ſie nichts, und für einen Brandſtifter gehalten worden zu ſein iſt am Ende keine Schande, wenn man nur freigeſprochen iſt.

Seit mehreren Tagen hatte Fränz jedesmal um Mittag geſagt: „Jetzt iſt halb eins“ und wenn die Mutter fragte: „Warum?“ antwortete ſie lächelnd: „Weil der Amtsverweſer da über den Markt herkommt, er iſt ein ſaubers Bürſchle, er ſpeist unten an der Tafel.“ Die Mutter ermahnte ſie vom Fenſter wegzugehen, ſie müſſe ſich ja ſchämen, wenn er ſie ſähe, Fränz aber behauptete, daß das gar nicht der Fall ſei und bald bemerkte der Amtsverweſer, welche Augen nach ihm ausſchauten und es entſtand ein regelmäßiges und immer entſchiedeneres Grüßen herauf und herab am Mittag. Die Mutter ward auch bald neugierig, den Mann zu ſehen, den ſie ſeit jenem ſchrecklichen Abende nicht mehr erblickt hatte und von da an hatte Fränz gewonnen Spiel; ſie ließ nicht ab und hatte dabei willfährige Hülfe an der Frau Poſtmeiſterin, bis die Mutter ſich entſchloß mit ihr an der Tafel zu ſpeiſen. Martha gab nun endlich nach, beſonders als ihr Fränz immer eindringlicher machte, wie gut das für den Vater wäre, wenn man mit dem Amtsverweſer bekannt ſei und wie man auch geſprächlich manches von ihm erfahren könne über den Stand der Unterſuchung. Das leuchtete ein. Anfangs ſtand Martha oft viele Tage mit trockenem Munde auf, ſie konnte keinen Biſſen hinabbringen, wenn ſie den „Herrn“ anſah, der ihr ſo ſchweres Herzeleid angethan und der ihren Mann auf Zeitlebens in's Zuchthaus bringen konnte. Es war ihr immer, als ſäße ſie mit einem Henker am Tiſche und ſie begriff gar nicht, wie er ſo ruhig Speiſe und Trank zum Munde führte, während er auf die Fragen ſeiner Tiſchnachbarn erzählte, daß heute der und jener eingebracht worden ſei oder daß dieſer oder jener in's Zuchthaus abgeführt wurde. Martha ſah dann oft nach ſeinen Händen, ob die nicht vom Blute rauchten und nach ſolchen Tagen hatte Fränz immer einen ſchweren Stand, denn die Mutter wollte durchaus nicht mehr an die öffentliche Tafel. Nun aber hieß es, das könnte dem Vater ſchaden, wenn man jetzt zeige, daß man ſich ſchäme, die Mutter verſtand ſich mit ſchwerem Herzen dazu und Fränz hatte oft aufrichtiges Mitleid mit ihr, wenn ihr der Gang zu Tiſche ſo peinvoll wurde, aber Fränz beredete ſich, daß es nöthig ſei, daß ſich die Mutter wieder an die Menſchen gewöhne und ſie vermochte die Poſtmeiſterin mit an den Tiſch zu ſitzen und die Mutter beſtändig im Geſpräch zu erhalten. Der Amtsverweſer lehnte auch fortan jede bezügliche Frage ſeiner Nachbarn ab, und man war faſt heiter. Die Mutter lebte ſichtlich wieder auf. Fränz war in der Wohnſtube der Poſtmeiſterin bald mit dem Amtsverweſer bekannt geworden und dieſer theilte ihr freiwillig, aber unter dem Siegel der Verſchwiegenheit frohe Kunde über ihren Vater mit. Martha fand ihn nun gar nicht mehr henkergleich, ſondern grundmäßig gut, man ſähe es ihm ja an den Augen an, und ſie ſegnete ihm jeden Biſſen und jeden Trunk, den er zum Munde führte. Von nun an kam der Amtsverweſer jeden Tag ſpäter als gewöhnlich in die Kanzlei, denn er trank ſeinen Kaffee und rauchte ſeine Cigarre in der Wohnſtube der Poſtmeiſterin und unterhielt ſich eifrig mit Fränz, die redegewandt und ſchelmiſch war und der die verhüllende Trauer noch einen beſondern Reiz verlieh. Dennoch kam es nicht weiter als zu einer gewiſſen gefallſamen Annäherung zwiſchen Fränz und dem Amtsverweſer, denn beide hüteten ſich in

Betracht der Umſtände vor jeder ausgeſprochenen Zuneigung. Was Wunder, daß unter ſolchen Verhältniſſen die Unterſuchung gegen Diethelm nur mangelhaft geführt wurde, zumal keine rechten Beweiſe vorlagen. Der Verweis, den der Amtsverweſer darob von dem beſtallten Richter erhielt, nützte nicht mehr viel und der Richter verſuchte nun ſelbſt den rechten Haken zu finden.

In der Wohnſtube der Poſtmeiſterin war große Trauer als der Amtsverweſer ſeine Verſetzung nach einem viel beſuchten Badeorte ankündigte, und als er bald Abſchied nahm reichte ihm Fränz mit einem vielſagenden Blicke die Hand, der Amtsverweſer bot nun auch Martha die Abſchiedshand, ſie reichte ſie und ſpürte dabei mächtig ein Zucken in der Hand über das ſie ſeit Wochen ſchon oft geklagt hatte.

Fränz war nun ſelbſt damit einverſtanden, daß man von der Gaſttafel wegblieb, ſie war ungewöhnlich viel ſtill und ſinnend; ſie ſang oft ſtill vor ſich hin, und unterbrach ſich dann plötzlich, wenn ſie dachte, in welcher Lage ſie war. Die Mutter ermahnte ſie nun ſelbſt oft, zur Wirthin hinabzugehen, während ſie einſam ſpann.

Eines Tages kam Fränz athemlos in das Zimmer geſtürzt.

„Mutter," ſchrie ſie, „Mutter, er iſt da!"

„Wer? Um Gotteswillen der Vater?"

„Ja, der Vater," keuchte Fränz und wollte ſich eben wieder umwenden, um dem Kommenden entgegen zu gehen, als die Mutter mit einem Schrei vom Stuhle auf den Boden fiel. Sie beugte ſich über ſie, als Diethelm eintrat, und kaum hatte er mit ſeiner klangvollen Stimme die Worte geſprochen: „Was iſt der Mutter?“ als die Ohnmächtige die Augen aufſchlug und in ein krampfhaftes Weinen und Lachen ausbrach, daß Diethelm mit zitternden Händen daſtand und gar nicht wußte, was er thun ſollte; er fuhr ſeiner Frau mit der Hand über das Geſicht und ſie faßte ſeine Hand und hielt ſie feſt an den Mund und konnte noch immer nicht ſprechen.

„Martha, ich bin frei,“ ſagte Diethelm, ſie aufrichtend, „nimm' dich zuſammen und ſei froh. Es iſt ja Alles wieder gut.“

Martha hielt immer noch ſeine Hand feſt und das erſte Wort, das ſie ſprach, war:

Alles, was ich auf dem Leib trage, ſchenke ich einer armen Frau und meinen Mantel auch, und ich will Gutes thun an der ganzen Welt. Komm' Diethelm, komm', weißt was wir thun wollen? Wir wollen jetzt gleich in die Kirch' gehen, komm' Fränz, komm.“

„Du biſt jetzt ſo ſchwach, laß' es auf ein andermal.“

„Nein, nein, jetzt gleich, ich bin nicht ſchwach, es hat mich nur ſo angewandelt. Ich bitt' dich, folg' mir jetzt, ich will dir auch in Allem folgen, was du willſt.“

Diethelm mußte willfahren und mit ſeiner Frau in die Kirche gehen. Es ſchauerte ihn und durchfuhr ihn eiskalt, als er in die hohe Halle eintrat, er warf ſich mit ſeiner Frau vor dem Altare nieder und bat Gott, ihn auf dieſer Welt um ſeiner Frau und ſeines Kindes willen zu verſchonen.

Als ſie aus der Kirche traten, wo ſich viele Menſchen verſammelt hatten, ſchenkte Martha ſogleich einer armen alten Frau ihren Mantel und gab nicht nach, daß ſie den Mantel nur noch bis zur Poſt behalten möge. Dieſe Schenkung, ſowie der auffallende Kirchgang überhaupt, verbreitete ſich ſchnell, und Diethelm hörte ſchon auf ſeinem Heimwege davon reden; viele Menſchen, die er ſtarr anſah, zogen vor ihm den Hut ab, und er ſah, daß er neue Ehre gewonnen habe und war entſchloſſen, ſie zu behaupten.

Als ſie aus der Kirche zurückgekehrt waren und die Glückwünſchenden ſich entfernt hatten, ſaß Diethelm lange am Tiſche, auf den er die Arme geſtemmt und den Kopf in die Hände gedrückt hatte, und als ihn Martha bei der Hand faßte, ſchaute er zu ihr auf und große Thränen rollten über ſeine Backen. Zum Erſtenmal in ihrem Leben ſah Martha ihren Diethelm weinen, und ſie ſchrie laut auf, er aber beruhigte ſie, und es war die volle Wahrheit, als er ihr ſagte, daß dieſe Thränen ihn erfriſcht und ihm hellen Muth gegeben hätten.

Martha drängte, daß man noch heute heim nach Buchenberg zurückkehre; Diethelm ſah ſie traurig an, da ſie vom Heimkehren ſprach, wo waren ſie daheim? Er fragte nach ſeinen Rappen, und als er hörte, daß ſie in Buchenberg ſtünden, blieb er feſt dabei, erſt morgen abzureiſen, er ſchickte ſogleich einen Boten nach ſeinen Pferden, das war das Einzige, was ihm lebendig von ſeiner früheren Habe verblieben war und mit ihnen wollte er ſtolz in Buchenberg einziehen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Nahezu zwei Monate war Diethelm im Gefängniſſe geſeſſen, es hatte mehrmals gethaut, aber auch immer wieder friſchen Schnee gelegt und heute war ein heller, mäßig kalter, echter Schlittentag. Diethelm hatte ſich gewundert, daß nicht der Vetter ſelber das Fuhrwerk gebracht, ſondern einen Knecht mit demſelben geſchickt hatte. Die Rappen ſchienen ihren Herrn nicht mehr zu kennen, ſie ſenkten die Köpfe, ſo ſehr auch Diethelm ſie klatſchte, mit ihnen ſprach und ihnen ſalzbeſtreutes Brod vorhielt, ſie hatten eben jenen gejagten Brandabend noch nicht vergeſſen, und ſpürten ihn noch immer. Diethelm dachte, daß alle Welt verändert ſei und gewiß waren alle Häuſer verſchloſſen und Niemand drängte ſich zu ihm und reichte ihm die Hand, nicht einmal der Vetter war gekommen ihn abzuholen. Die Menſchen ſind alle falſch wie Galgenholz, ſie klagen und krächzen um einen Todten, und wenn er plötzlich wiederkäme, ſie wären voll Zorn auf ihn, weil er ſie um ihr Mitleid betrogen. So dachte Diethelm als er mit der Wolfsſchur angethan auf dem Vorderſitze ſaß und die Pferde lenkte, hinter ihm ſaß die Mutter und Fränz. Diethelm nahm ſich vor, nur noch Einmal nach Buchenberg zurückzukehren, Allen ſeine Verachtung zu zeigen und ſie dadurch zu züchtigen, daß er den Ort auf ewig verließ, ſie waren es nicht werth einen Bürger zu haben wie er und er überlegte plötzlich, daß eigentlich Niemand in Buchenberg ſei, bei dem es ihm der Mühe werth war, was er von ihm denke; ſie ſollten aber einſehen, wer er war, wenn er nicht mehr in ihrer Mitte ſei, es that ihm nur leid, daß er nicht eine wirkliche Rache an ihnen nehmen könne, der Vetter vor Allem aber ſollte es büßen, ſeine Hypothek war aufgekündigt.

Während er aber noch den Rachegedanken nachging, erhob ſich in ihm plötzlich der Zweifel, ob er ihnen Folge leiſten dürfe. Wohl war die ganze Welt ſein Feind, aber er durfte ihr nicht zeigen, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen ſei, und wenn Alles ſtechende Blicke auf ihn richtete, ſo war es doch klüger zu thun, als ob man das nicht bemerke, falſch ſein gegen die falſchen Menſchen das iſt das beßte, um unverſehens ihnen die Gurgel zuzudrücken, aber auch das muß vorſichtig und ſchlau geſchehen.

Hin und her warf es Diethelm in Gedanken, denn ſo argwöhniſch gegen ſich und gegen die Welt iſt ein Herz, das Arges in ſich verborgen hegt.

Eine Strecke ab von der kalten Herberge, Unterthailfingen zu, ſagte Fränz:

„Vater, ich hör' Muſik den Berg herauf, und horchet, ſie kommt näher, was iſt das?“

Auch Diethelm hörte es, und das Leitſeil ſchwankte hin und her ſo zitterten ſeine Hände, er faßte es ſtraff.

„Ich mein' immer," ſagte die Mutter mit verklärtem Antlitze, „es ſei Alles nur ein Traum geweſen. O das wär doch prächtig, wenn unſer Haus noch ſtünde und Alles wär nicht wahr."

„Weibergeſchwätz, es iſt Alles wahr, ſtill!" ſagte Diethelm zornig; die Kälte, die er immer innerlich ſpürte, faſt wie einen gefrornen Punkt, ſo ſehr er ſich äußerlich erwärmte, rann ihm jetzt wieder durch Mark und Bein. Er hielt an und trank einen mächtigen Zug Heidelbeergeiſt. Die Muſik kam immer näher. Man ſah jetzt einen großen Trupp Reiter und einer ritt im Galopp vorauf nach Diethelm zu, kehrte aber bald wieder um und ordnete die Zurückgebliebenen hüben und drüben an der Straße zu Spalier.

Was ſollte das ſein? Sollte Diethelm wieder gefangen genommen werden? Aber wozu war dann die Muſik? Die Rappen, von den Klängen erweckt hoben die Köpfe hoch und rannten wiehernd davon.

Fränz hatte das beſte weitſichtige Auge, ſie erkannte bald den Vetter Waldhornwirth, der nun ein wirklicher Trompeter war, auch andere Buchenberger erkannte ſie und Diethelm übergoß es wieder abwechſelnd flammend heiß und ſchauerlich kalt.

Dort, genau an der Stelle, wo im Sommer die Deichſel gebrochen war, dort ſcholl Diethelm ein Trompetentuſch und hundertſtimmiges Hoch entgegen. Alles was in Buchenberg beritten war und eine große Anzahl von Unterthailfingen, die ſich dazu geſellt hatten, hielt

Diethelm einen feierlichen ſogenannten Gegenritt und holte ihn im Triumphe ein. Diethelm fand nicht Worte ſeiner Empfindung Luſt zu machen, es bedurfte deſſen aber auch nicht, denn unter beſtändigem Hochrufen und Trompetenblaſen und Peitſchenknallen ſetzte ſich der Zug alsbald in Bewegung. Die Mutter weinte und Fränz ſah mit frohlockenden Augen drein, während Diethelm mit beſonderer Sorgfalt die Rappen lenkte; es war ſein einziges Denken, daß in dem Wirrwarr kein Unglück geſchehe, das alle Freude in Leid verkehre.

Wie war Diethelm ſo plötzlich verändert, er, der noch vor wenigen Stunden bittern Groll und Haß gegen ſeine Mitbürger in ſich erweckte.

In Unterthailfingen ſtanden alle Leute am Fenſter und auf den Straßen und grüßten. An der Gemarkung von Buchenberg hielt neben einem Schlitten der Gemeinderath und Bürgerausſchuß und begrüßte Diethelm.

„Wo iſt der Schultheiß?“ fragte Diethelm. Der Obmann des Bürgerausſchuſſes erwiderte, daß der Schultheiß ſchon vor vier Wochen geſtorben ſei.

Der Gemeinderathsſchlitten fuhr hinter dem Diethelms drein. An der Anhöhe, wo einſt Diethelms Haus geſtanden und jetzt nur noch verſchneite Trümmer ſich zeigten, bogen die Rappen plötzlich um und Diethelm wurde an den ſtraffen Zügeln faſt vom Schlitten geriſſen, aber der Vetter hatte dieß wohl vorausgeſehen und war zur Seite der Rappen geritten und drängte ſie auf den Dorfweg.

Nun erſt im Dorfe ging das Hochrufen von Neuem an, die Kinder ſchrieen mit und die Weiber ſchlugen vor Freude weinend die Hände zuſammen. Am Hauſe des alten Schäferle wurde plötzlich der Schlitten Diethelms geſtellt, der Paßauf war wie wüthend an die Köpfe der Pferde hinaufgeſprungen und ließ ſie nicht vom Platze, bis ihm ein Reiter mit der Peitſche eines überhieb, daß er winſelnd davonjagte. Drinnen in der niedern Stube, die Stirne an die Fenſterſcheiben gedrückt, ſtand der alte Schäferle und aus ſeinem zerfallenen Antlitze ſprach Kummer und Klage, daß man einen Mann wie Diethelm wie einen alles beglückenden Helden einholte. Diethelm ſah nur einen Augenblick unwillkürlich hinüber und Martha grüßte den ſo ſchwer betroffenen Trauernden, dieſer aber blieb ſtarr und bewegungslos. Weiter ging der Zug und ordnete ſich noch einmal unter Trompeten- und Jubelſchall.

Als Diethelm abſteigen wollte, ſtellte ſich der Waldhornwirth neben ihn und hielt ihn auf dem Schlitten. Er hatte als dienſteifriger Marſchall dieſe Huldigungen angeordnet und verlangte nun auch deren richtigen Verlauf.

„Ihr müſſet ein paar Worte reden,“ liſpelte er Diethelm zu und rief dann laut: „Ruhe! Stille! der Herr Diethelm will reden.“

„Lieben Freunde und Mitbürger!“ begann Diethelm und nochmals wurde Ruhe geboten, worauf er wiederholte: „Lieben Freunde und Mitbürger! Ich danke euch von ganzem Herzen für die Ehre und Liebe, die ihr mir erweist, ich werde ſie euch nie vergeſſen, ob zwar ich ſie nicht verdiene. Was hab ich denn Großes gethan? Ich bin kein Brandſtifter, kein Mordbrenner, das iſt Alles. Mein Ehrenname ſteht wieder rein da. Ich will hoffen, daß ihr mich einſtmals eben ſo mit Ehren hinaustraget, wenn man mir ein eigen Haus anmißt. Haltet feſt."

Dieſer Gedanke ſchien Diethelm ſo zu übermannen, daß ſeine Stimme zitterte, der Vetter aber neben ihm brummte: „Wie kommen die Rüben in den Sack?" und Diethelm ſetzte noch hinzu:

„Ich dank euch, ich dank euch viel tauſendmal."

Diethelm hielt inne, aber der Vetter drängte wieder:

„Noch was, ſo kann's nicht aus ſein, ſaget noch was," und Diethelm fuhr fort:

„Viele von euch haben gehört, was man mich angeklagt hat, aber meine Freiſprechung iſt hinter verſchloſſenen Thüren vor ſich gegangen. Freut euch, daß das bald ein Ende hat, wir bekommen das Schwurgericht, wo wir ſelber richten und Alles öffentlich."

Diethelm hielt wieder inne und wollte abſteigen, aber der Vetter ließ ihn nicht vom Platze und drängte: „Das iſt nicht genug, ladet ſie wenigſtens zu einem Trunk ein." Diethelm fühlte, daß er jetzt keine Schmauſerei halten konnte, es war ſchon zu erdrückend viel an dem Geſchehenen, er ſchloß daher: „In vier Wochen halt ich meiner Bruderstochter hier Hochzeit, ich lad euch heute Alle dazu ein auf meine Koſten. Nochmals ſage ich euch meinen herzlichen Dank."

Diethelm drängte den Vetter faſt zu Boden, als er abſtieg.

Unter den Reitern zeigte ſich aber eine offenbare Mißſtimmung. Es geht im Großen wie im Kleinen ſo, ein verſprochener Zukunftstrunk macht eher verdroſſen als luſtig, wer weiß, was dann iſt wenn die verſprochene Zeit kommt; man will eben trinken, wenn Gemüth und Zunge einmal dazu vorbereitet ſind, heute, eben jetzt, und da hilft eine noch ſo ſichere Vertröſtung auf kommende Tage nichts.

Der Vetter ſah ſchon, daß er etwas auf ſeine Kappe nehmen mußte, er war der nachträglichen Beſtätigung ſicher; er ſagte daher jedem Einzelnen, daß es bei der Hochzeitseinladung verbleibe, daß aber heute Jeder ein Halbmaaß Wein auf Diethelms Koſten trinken könne, er habe das nur nicht laut ſagen wollen, weil er glaube, es ſchickt ſich nicht.

Nun war doch eine mäßige Beruhigung hergeſtellt und im Waldhorn ging's doch her in Schmauſen und Unterredungen. Die eine Halbmaaß zog Kameraden nach und der Vetter hätte nichts dabei verloren, wenn er die Schenkung wirklich auf ſeine Kappe genommen hätte. Diethelm ſaß indeſſen in der obern Stube und hielt beide Hände vor's Geſicht, die Augen brannten ihm, aber weinen konnte er nicht. Mitten unter dem Ehrenjubel, der ihn neu in's Leben zurückführte, konnte er den Gedanken nicht los werden, daß das ein Leichenbegängniß wäre, ſein eigenes, er war ſcheintodt und er konnte nicht aufſchreien: ihr begrabt einen Mann der lebt, nein, ihr begrüßt unter den Lebenden einen Todten. Hirnverwirrend drang es auf ihn ein und er meinte, er ſei wahnſinnig, er hätte gerne geſprochen, um vor ſich ſelber ſicher zu werden, wie er ſei, aber der Lärm war ſo groß und Fahren und Reiten ſo wild. Darum freute er ſich Anfangs, als er ſeine eigene Rede vernahm, die ſo klug war, aber mitten in dieſelbe ſprang ihm unverſehens der Todesgedanke, und wie ein feſter Stern, der aus der Irre führt, erſchien plötzlich die Anrufung des Schwurgerichtes. Und doch war Diethelm eigentlich froh, daß dieß noch nicht eingerichtet war.

Jetzt zum Erſtenmale fühlte Diethelm ganz deutlich, wie ein Scheinleben gewiß nicht minder gräßlich iſt, als ein Scheintod, aber er war entſchloſſen, ihm mit ſtarkem Willensmuthe zu trotzen.

Die ganze Gemeindevertretung trat bald bei ihm ein und der Obmann frug Diethelm geradezu, ob es wahr ſei, daß er, wie der Waldhornwirth geſagt, vom Dorfe wegziehen wolle.

Diethelm gab ausweichenden Beſcheid, denn er erkannte plötzlich, daß die Ehrenbezeigung nicht pure Huldigung war; man wollte ihn mit ſeinem Vermögen im Dorfe feſſeln. Der Obmann erklärte, daß man mit der Schultheißenwahl auf ihn gewartet habe, er werde einſtimmig gewählt wenn er willfahre. Diethelm machte noch einige ſcheinbare Widerſprüche, daß er jetzt zuviel mit Ordnung ſeiner Angelegenheiten zu thun habe u. dgl.; auf vieles Zureden gab er indeß nach, er fühlte doch erſt im Dorfe und ſo zu ſagen in den niedern Stuben recht deutlich das Maß ſeiner Größe, und ihn erquickte der Gedanke, nun ein feſtes Ehrenamt zu bekleiden, bei deſſen jedesmaliger Benennung ihm ſtets klar vor Augen liegen mußte, in welchem Anſehen er ſtand und wie kein Makel an ihm hafte. Er bedurfte deſſen jetzt doppelt, denn ſeitdem er wieder in's Dorf zurückgekehrt war, fühlte er ſich ſo bang, als ob ein Geſpenſt ihm auf dem Nacken ſitze und ihn bei allen Ehrenbezeigungen auslache und heimlich zwicke und quäle. Und doch wollte er erſt, wenn Alles vergeſſen war, und ſeine Fränz ſich verheirathet hatte, das Dorf verlaſſen, vorher erſchien es ihm verdächtig.

Ein großer Haufe Geld, wie ihn baar das Dorf noch nie geſehen hatte, kam andern Tages an, es war die volle Verſicherungsſumme für die Fahrniß, und der überbringende Kaufmann Gäbler war voll Unterwürfigkeit gegen Diethelm und empfahl ſich ihm zu jeglicher Vermittelung. Nun ging es an ein Abwickeln der Schulden und zwiſchen hinein an Uebernahme der Erbſchaft vom Kohlenhof, und im Waldhorn war allzeit ein reges Leben. Das Haus ſelbſt, das in der Staats-Brandkaſſe verſichert war, wurde erſt nach deſſen Wiederaufbau bezahlt, und Diethelm ließ ſchon im Winter Steine brechen und fahren, und verſchaffte dem Dorfe und der ganzen Umgegend geſegneten Verdienſt in einer ſonſt kahlen Zeit; aber weder er ſelbſt, noch Martha beſuchten je die Brandſtätte, nur Fränz war mehrmals dort geweſen. Es ſchien Alles wohl zu gehen, nur Martha klagte viel über das Leiden in ihrer rechten Hand, und die Mittel des oft herbeigerufenen Arztes verſchlugen nicht, der Daumen, Zeige- und Mittelfinger waren wie abgeſtorben, leichenhaften Anſehens. Der Arzt behauptete, dieſe Finger ſeien durch zu eifriges Spinnen mit der Spindel abgetödtet, und Diethelm beſtätigte, daß ihm ſeine Mutter oft erzählt habe, Spindeln ſeien giftig, aber ſeine Frau habe nie nachgegeben und am Rädchen ſpinnen lernen wollen; er klagte nun auch, nachdem er Frau und Tochter fortgeſchickt, ſein eigen Leid, wie es ihm ſtets mitten im Körper ſo kalt ſei, und es ihn innerlich ſtets friere, wenn er am Ofen ſitze und faſt verbrate. Der Arzt bedeutete, daß das vielleicht ein innerlicher Rheumatismus ſei, und daß es ſich gerade ſchicke, Frau Martha müſſe im nächſten Sommer nach einem warmen Bade und der Herr Diethelm auch.

Als Diethelm dieſe Botſchaft ſeiner Frau verkündete, ſagte ſie:

„Der Doctor verſteht mein Uebel nicht, aber ich verſteh's, ſei nur nicht bös, ich muß es aber doch zu einem Menſchen ſagen, guck, mir ſind juſt die drei Finger abgeſtorben, mit denen ich einen falſchen Eid geſchworen hätt', wenn ich hätt' ſchwören müſſen."

„Du? Wo denn?"

„Ich hätt' vor Gericht geſchworen, daß nie vom Anzünden zwiſchen uns die Rede geweſen iſt, ich hab' gemeint, ich bring' dich damit in Ungelegenheiten, wenn ich's ſag."

„Dummes Zeug, das hätt'ſt du wohl auch mit einem Eid ſagen können, ich hab' noch ganz andere Sachen zu Boden geſchlagen," polterte Diethelm, als er aber das ſchmerzzuckende Antlitz ſeiner Frau ſah, ſetzte er begütigend hinzu: „Red' dir nur nichts ein von einem falſchen Eid, du haſt ja gar nicht geſchworen, und hätteſt du auch, wär's auch nicht falſch geweſen, du haſt ja blos etwas verſchwiegen, und wenn alle Menſchen, die falſche Eide geſchworen haben, todte Finger bekämen, es gäb' wenige, die eine Priſe nehmen könnten."

Martha ſchwieg, und ein ſchwerer Gedanke ſtieg in ihr auf, den ſie aber mit aller Macht bannte. Wie verwildert, wie jähzornig und bald wieder ſo viel allein redend war ihr Mann!

Mehr als je ſtanden dieſe Menſchen in Reichthum und Ueberfluß, aber Kummer und Schmerz verließ ſie nie, Martha konnte nichts mehr arbeiten und wurde immer trübſinniger, Tagelang ſaß ſie in ſich zuſammengekauert und betrachtete ſtieren Blickes die todten Finger an ihrer rechten Hand, nur Fränz war glücklich, zumal da ſie hörte, daß man im Sommer nach dem Bade reiste, und zwar gerade nach dem Orte, wohin der Amtsverweſer verſetzt war.

Martha hatte insgeheim und durch dritte Hand dem alten Schäferle manche Gabe zukommen laſſen, aber er wies Alles zurück, er war den ganzen Tag beim Abräumen des Schuttes und ſuchte nach den Gebeinen ſeines Sohnes, von denen er nichts fand, als den halbverbrannten Schädel und ein Stück des Oberarmes.

Martha wagte es eines Abends, den verlaſſenen Mann aufzuſuchen.

„Ich will nichts von euch," rief der alte Schäferle der Eintretenden entgegen.

„Aber ich will was von dir," entgegnete Martha, „da ſieh', was ich für todte Finger hab'. Du mußt mir helfen."

Der alte Schäferle, deſſen geheime Kunſt aufgefordert war, die er ſeinem Vater an Freund und Feind zu üben verſprochen hatte, näherte ſich, wenn auch langſam, betrachtete ſie lange, hauchte dreimal darauf und murmelte dabei unverſtändliche Worte. Martha bewegte ſchon die Finger beſſer auf und zu, und der Schäferle ſagte:

„Der Hund da, der Paßauf, kann euch helfen. Laſſet ihn nur bei euch im Bett ſchlafen.“

Martha wehrte ſich gegen dieſes Mittel, gerade der Hund des verbrannten Medard war ihr ein Schrecken, und ſie dachte nicht, daß ein anderer kurzhaariger eben ſo dienlich geweſen wäre; ſie verſtand ſich eher zu den anderen Mitteln, die darin beſtanden, Turteltauben im Zimmer zu halten und im Neumond drei Blutstropfen aus den drei Fingern auf Baumwolle aufzufangen und ſolche in eine junge ab dem Wege ſtehende Weide einzuſpunden.

In der That wurde Martha von nun an viel belebter und heiterer, und ſie rieth oft ihrem Manne, wegen ſeines Fröſtelns den alten Schäferle zu befragen, ja ſie befragte dieſen von ſelbſt über den Fall, aber der alte Schäferle, der wußte, wem es galt, behauptete, nicht helfen zu können, bevor der Mann ſelber zu ihm käme. Diethelm aber wollte ſich nicht dazu verſtehen, und wenn ihn ſeine Frau über ſeine unruhigen Nächte ausfragte, redete er ihr ein, das viele Geld im Hauſe mache ihm bange, er durfte ihr ja nicht ſagen, wie nicht die Sicherung ſeines Geldes, ſondern die Wahrung ſeines Geheimniſſes ihn oft in der Nacht aufſchreckte, und wie es ihm oft war, als hörte er Peitſchenknallen, Wagenraſſeln, und als kämen plötzlich die Häſcher, um ihn auf's Neue einzufangen. Jedesmal in der Nacht, wenn der Eilwagen durch das Dorf fuhr, erwachte er; er hoffte wieder Ruhe zu finden, wenn er aus dem lärmenden Dorfe weg ſei und wieder auf ſeinem ſtillen Berge wohnte.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

An der Hochzeit des jungen Kübler mit Diethelms Bruderstochter, die Diethelm reichlich ausſtattete, zeigte ſich was die berittene Mannſchaft zweier Dörfer verpraſſen kann und noch dazu, wenn es auf fremde Koſten geht; dem Diethelm war nichts zu viel und er ermunterte noch Jeglichen zu Eſſen und Trinken. Das Faß Uhlbacher wurde richtig ausgetrunken und Diethelm, dem der Arzt ſeinen Leibwein verboten hatte, machte heute eine Ausnahme und half wacker mit, denn er verband mit dieſem Tage noch ein zweites Feſt.

Seit acht Tagen war Munde vom Militär heimgekehrt, er war frei und hatte nur noch durch drei Jahre die gewöhnlichen Herbſtübungen mit zu machen. Da Diethelm Schultheiß geworden war, mußte ihm Munde ſeinen Urlaubspaß übergeben, er wartete ab, bis Diethelm mit dem Gemeinderathe auf dem Rathhauſe war und übergab dort das Schriftliche ohne aufzuſchauen und nannte ihn ſtets „Herr Schultheiß." Diethelm hielt gerade ein Anſchreiben vom Amte in der Hand als Munde eintrat und ſprach. Von heftigem Schreck erfaßt, ſtarrte er eine Weile hinein in das

Papier, auf dem die Buchſtaben ſeltſam in einander krochen. Der Klang der Bruderſtimme hatte Diethelm mächtig erſchüttert. Die Einbildungskraft kann ſich zu Leid und Freud das ganze Weſen und Gehaben eines Verſtorbenen in die lebendige Erinnerung ſtellen, eines aber vermag ſie nicht aus ſich zu erwecken, es iſt der Klang der Stimme des Abgeſchiedenen, nur ein Ton von außen ruft ihn wach. Und wie jetzt Diethelm die Bruderſtimme hörte, drang ſie ihm in's Herz, ſo daß plötzlich alles Verborgene und gewaltſam Zurückgedrängte vor ihm ſtand.

Diethelm faßte ſich und ſagte endlich das Papier niederlegend und ſich zurücklehnend:

„Was willſt du jetzt anfangen Munde?"

„Ich werd' ſchon ſehen" antwortete Munde und grüßte ſoldatenmäßig. Diethelm aber rief ihm noch nach:

„Komm zu mir in's Waldhorn, Munde, ich hab' dir was Gutes zu ſagen."

„Das Geſcheiteſte wär', du gäbſt ihm dein Fränz," ſagte der Schmied hinter dem Weggegangenen „ſie haben ſich von je gern gehabt und es ſchickt ſich g'rad für dich einem der nichts hat deine Tochter zu geben, und einen bräveren und ſchöneren Tochtermann kannſt du nicht kriegen."

Diethelm ſchwieg und nahm die Gemeindeverhandlungen wieder auf. Am Mittage erzählte er ſeiner Frau, daß er den Munde herbeſtellt habe und es ſei wohl möglich, daß er ſeinen Vorſatz ausführe und ihm die Fränz gebe. Martha war glückſelig mit dieſem

Vorhaben und ſagte, daß dann gewiß wieder Alles gut werde und daß auch die Seele des verſtorbenen Medard Ruhe haben werde, wenn ſein liebſter Wunſch erfüllt ſei. Diethelm nickte zufrieden, aber drei Tage lang ließ ſich Munde nicht ſehen und Diethelm war voll Zorn gegen ihn und verbot Frau und Tochter ein Wort „mit dem Bettelbuben" zu reden. In ſich aber überdachte er, daß es wohl klüger ſei, dem Munde die Fränz nicht zu geben, dieſe Großmuth konnte leicht verdächtig erſcheinen und als Gewiſſensangſt gedeutet werden und doch muthete ihn der Gedanke einer Sühne in Erfüllung des Verſprechens gegen den Todten tröſtlich an. „Dann iſt ja nichts geſchehen — ſagte er ſich — als ein paar Jahre verkürzt und das hätte ſich der Medard gerne gefallen laſſen für das was ſeinem Bruder zukommt, er hat ihn ja immer ſo gern gehabt." Und dann war es Diethelm unerträglich, daß noch irgend ein Menſch außer dem altersſchwachen Manne an ſeine Schuld glaubte. So lange noch ein ſolcher Menſch auf der Welt lebte, meinte er keine Ruhe zu finden.

Munde hatte ſeinem Vater erzählt, wie zutraulich Diethelm gegen ihn auf dem Rathhauſe war.

„Ich weiß was er vorhat," ſagte der alte Schäferle, „er will dir ſeine Fränz geben."

„Vater, was machet ihr?" rief Munde hochentflammt.

„Kannſt dich drauf verlaſſen" fuhr der alte Schäferle gelaſſen fort, „er will ſich loskaufen."

Munde mußte aber und abermals hören, wie unerſchüttert der Vater an die Schuld Diethelm's glaubte, er wehrte ſich mit aller Macht dagegen, aber der Vater blieb ſtandhaft und ſagte:

„Ob er Blutſchuld auf ſich hat, weiß ich nicht gewiß, aber ſo gewiß als der Himmel über uns iſt und nichts auf der Welt verborgen bleibt, hat er mit angezündet. In alten Zeiten hat ein Bruder nicht geruht, bis er für das Blut ſeines Bruders Rache genommen hat. Kannſt du hingehen und die Tochter von dem heirathen? Nein. Weißt was, komm her“ ſagte der alte Schäferle aufſtehend und holte einen Rock aus dem Schranke, von jenen Kleidern, die ihm Medard zur Herbſtzeit in der erſten Furcht übergeben hatte „da, komm her, zieh den Rock an und ſetz den Hut auf und geh hin zum Diethelm und betracht' dir ihn genau was er macht. Du ſiehſt dem Medard gleich wie er vor Jahren ausgeſehen hat, geh, mach's.“

Munde ließ ſich nicht dazu bewegen, er faßte den weißen rothausgeſchlagenen Rock des Bruders und weinte bittere Thränen darauf, indem er dem Vater erzählte, daß auch gegen ihn Medard den Verdacht ausgeſprochen und daß er mit einem Schlag in's Geſicht von ihm geſchieden ſei. Dieſes letzte beſonders that ihm ſo weh, daß er ſo grimm zornig von ſeinem Bruder auf ewig geſchieden ſei. Munde hatte ſein weiches ſanftes Gemüth bewahrt und er ſtreichelte den Rock als deckte er noch den, der ihn einſt trug. Drei Tage kämpfte Munde einen ſchweren Kampf mit ſich und mit dem Vater. Der Gedanke, Fränz zu beſitzen, entflammte ihn und wenn er wieder dachte, daß er ewig um den Mann ſein und ihn Vater nennen ſolle, der vielleicht am Tode ſeines Bruders ſchuld war — die Aſche des Bruders lag auf all' dem großen Beſitzthum. Aber was kann Fränz dafür? Es iſt nur eine alte Dorfgewohnheit, daß das Kind die Schande erdulden muß, die auf dem Vater ruht und iſt nicht Diethelm freigeſprochen und doch geehrt?

Am dritten Abend als Munde das Dorf hinausging, begegnete er Fränz, ſie reichte ihm froh und innig die Willkommshand, aber es mochte ſeine ganze Gemüthsverfaſſung zeigen, daß das erſte was Munde ſprach, dahin lautete: daß er ihr das Geld wieder geben müſſe, das er ohne zu wiſſen bei ihrer Abreiſe aus der Hauptſtadt von ihr genommen habe. Er überreichte ihr das Geld, das er in einem Papiere wohl verwahrt hatte, ſie empfing es mit den Worten: „Sonſt haſt du gar nichts zu ſagen?“

Die trotz aller Tändeleien und Anknüpfungen nie völlig erſtorbene Liebe zu Munde erwachte in ihr und dabei die Erinnerung an jenen Schreckensabend und etwas von der Milde und Demuth die damals in ihr aufgeſproßt war. Nach einer ſtummen Pauſe ſetzte ſie daher hinzu:

„Kannſt dir denken, wie hart es uns Allen zu Herzen geht, daß dein Medard dabei verunglückt iſt. Wir ſind ja alle zu ihm geweſen als wenn er das Kind vom Haus wär' und dein Vater hat ſchweres Herzeleid über uns gebracht.“

„Mein Medard hat ihm das Gleiche geſagt, wie mir. Weißt wohl?“

„Und du denkſt noch daran?“ ſagte Fränz ſchaudernd. In ihrem Wiſſen um das Geſchehene fühlte ſie, daß noch nicht Alles geſühnt war und auch in ihrem Herzen kämpfte nun Liebe zu Munde und Furcht vor ihm; ſie ſetzte aber ſchnell hinzu:

„Mein Vater iſt freigeſprochen und es darf Niemand mehr ſo was reden und denken. Sag das deinem Vater. Es ſteht Zuchthaus drauf.“

„Auch auf's Denken?“ fragte Munde und Fränz erwiderte unwillig:

„Ich hab nichts mehr mit dir zu reden, wenn du ſo biſt. Ich glaub' an keinen Menſchen mehr, weil auch du ſchlechte Gedanken haſt. O Munde, ich könnt' mir die Augen ausweinen über dich. Ich hab dich ſo gern gehabt. Jetzt darf ich's ſagen, es iſt ja vorbei.“

„Nein, es iſt nicht vorbei,“ rief Munde aufflammend, „ja du haſt recht, es iſt ſchlecht, ſo was zu denken. Gieb mir dein' Hand, komm, wir gehen zu deinem Vater, er hat mich kommen heißen. Fränz, haſt mich denn wirklich noch ſo gern?“

„Es kommt drauf an, wie du biſt. Allem Anſchein nach haſt du dich verändert. Du haſt doch immer ſo ein gutes Gemüth gehabt.“

„Und ich hab's noch wenn du mich lieb haſt, komm Fränz, komm.“

Hand in Hand gingen beide in das Waldhorn zu Diethelm. Jede andere Empfindung wurde bei Fränz von dem Triumphe überragt, daß ſie den Munde hinter ſich drein ziehen könne, wohin ſie wolle.

„Haſt dich beſonnen?“ fragte Diethelm nach den erſten Begrüßungen.

„Auf was?“ erwiderte Munde ſtotternd, indem er ſchnell umherſchaute und vor ſich niederblickte. Diethelm ertrug jetzt ſeine Stimme ſchon gleichmüthiger und ſagte daher achſelzuckend:

„Das iſt dein' Sach. Ich will dir nur ſagen, daß dein ... dein Medard noch vierzig Gulden Lohn bei mir ſtehen hat. Kannſt ſie jeden Tag holen, wenn du was damit anfangen willſt.“

„Damit kann ich nicht weit ſpringen. Der Herr Schultheiß hat mir ja aber auf dem Rathhaus geſagt, daß er mir was Gutes mitzutheilen hat.“

„Nun? Iſt denn vierzig Gulden nichts? Und zwei Jahr Zins iſt auch dabei. Ich will dir's aber nur ſagen, ich hab was anderes mit dir vorgehabt, aber du haſt dich drei Tage beſonnen, bis du zu mir kommen biſt, und dieweil ſich der Geſcheite beſinnt, beſinnt ſich der Narr auch.“

Munde ſah wohl, daß ihn Diethelm ſchrauben wollte; daran, daß er ihn tief zu demüthigen ſuchte, um ihn dann vielleicht großmüthig zu ſich zu erheben, dachte er nicht, er ſagte daher:

„Ihr wiſſet, was ich denk', ihr kennet mich ja.“

„Ich kenn' dich nimmehr. Du biſt zwei Jahre Soldat geweſen, da wird der Menſch ein anderer.“

„Wen ich damals gern gehabt, hab' ich noch gern.“

„Das iſt brav. Du haſt immer ein gut Herz gehabt. Jetzt muß ich aber da Schreibereien machen. Komm morgen wieder, Munde.“

Schon beim Eintritte Munde's hatte ſich Fränz entfernt, und als dieſer jetzt auch wegging, begleitete ihn die Mutter und ſagte ihm noch auf der Treppe:

„Munde, ſei nur heiter. Ich darf nichts ſagen, aber glaub mir, er hat's gut mit dir vor. Komm nur morgen wieder. Es fällt kein Baum auf Einen Schlag. Grüß mir deinen Vater und ſag' ihm, es ging mir viel beſſer, aber ſpinnen kann ich noch nicht. Und ſieh, daß du von deinem Vater ein Mittel kriegſt gegen böſe Träume und gegen das Frieren, darfſt aber nicht ſagen, für wen es iſt."

„Für wen iſt's denn?"

„Es iſt beſſer, wenn du's nicht weißt, dann brauchſt du es nicht zu ſagen."

Munde wußte es aber jetzt und die Anfangs tröſtliche Zuſicherung der Frau Martha hatte einen bittern Nachgeſchmack. Diethelm hatte böſe Träume und frei, er war doch ſchuldig; aber er durfte es jetzt nicht mehr ſein, gewiß aber nicht am Tode Medards. Munde hatte Luſt jeden zu Boden zu ſchlagen, der ſo etwas dachte und protzte mit ſeinem Vater, der immer darauf zurück kam. Der alte Schäferle hatte bald heraus, wo ſein Munde trotz des Verbotes geweſen war und blieb dabei, daß Diethelm ihm die Fränz geben wolle, und ihn nur zappeln laſſe um jeden Anſchein von ſich zu entfernen. Als Munde wie zufällig um ein Mittel gegen böſe Träume und Froſt fragte, frohlockte der alte Schäferle:

„So? Hat er auch böſe Träume? So iſt er doch noch nicht los, wenn er auch freigeſprochen iſt;" der Stolz auf ſeine ſympathetiſche Heilkunſt verleitete ihn aber doch zu dem Zuſatze: „Gegen böſe Träume gibt es ein altes untrügliches Mittel: man muß auf einem Schaffell ſchlafen und vor Schlafengehen Thee von Brenneſſelwurzel trinken und gegen Froſt giebt es nichts beſſeres als Morgens vor Tag ſich in Waſſer waſchen, das man vom Menſchenblut abgenommen hat und dann drei Stunden vor die Sonne im Mittag ſtehn, und drei Stunden nachher ohne Ausſchnaufen Erlenholz ſägen, das man im Vollmond geſchlagen hat.“

Diethelm war andern Tages viel zuthätiger und herablaſſender gegen Munde, er ſaß in ſeine Wolfsſchur gehüllt am Ofen und fror heftiger als je. Er hatte mit Fränz geſprochen und in der Art wie ſie einwilligte, den Munde zu heirathen, und dabei das unerhörte Verlangen ſtellte, daß der Vater bei Lebzeiten ſein Beſitzthum ihr abtreten müſſe, erkannte er nicht undeutlich, daß ſie an ſeine Schuld glaubte. Er that als ob er das nicht merkte und doch fraß es ihm das Herz ab, daß ſein einziges Kind das Schlimmſte von ihm dachte. Beim Eintritte Munde's war er raſch aufgeſtanden und ſchritt ſtolz die Stube auf und ab, dann hieß er Munde ſich neben ihn ſetzen und fragte ihn, wie er ein großes Vermögen umwenden und zuſammen halten wolle. Munde gab fröhlichen und zufriedenſtellenden Beſcheid. Als Diethelm jetzt plötzlich wieder fror, gab er ihm das Mittel an, das er vom Vater erfahren, Diethelm aber fuhr ſtolz auf:

„Ich bin der Diethelm, ich hab' mein Bauerngeſchäft nicht aufgegeben, um Holzhacker zu werden. Ich brauch kein Mittel.“

Munde beging den Unſchick, mindeſtens die Anwendung des Mittels gegen böſe Träume anzurathen, aber kaum hatte er das Wort Schaffell geſagt als Diethelm laut aufſchrie:

„Ein Hund und ein Fuchs iſt dein Vater, rathet der mir das, weil er weiß, daß mir ſo viel hundert Schafe jämmerlich verbrannt ſind. Aber wer hat dir geſagt, daß ich bös träume?“

„Niemand, ich hab nur ſo davon geſprochen, weil das beim Frieren iſt.“

„Bei mir nicht. Ich ſchlaf' wie ein neugeborenes Kind. Aber Munde, ich will dir auch gut betten, ſag's frei was du willſt,“ wendete Diethelm, um alles Andere vergeſſen zu machen.

Munde brachte nun im glückſeligen Ueberſtrömen ſeine Bitte um Fränz vor. Diethelm ſolle freier Herr bleiben ſo lang er lebe, er wolle nur die Fränz. Diethelm nickte zufrieden, aber plötzlich ſagte er:

„Ich nehm' gar nichts an, du haſt nichts geſagt, es muß beim alten Brauch bleiben; dein Vater muß für dich freiwerben, eher geb ich kein Jawort. Verlaß dich drauf.“

Das war nun aber ein ſchwer Stück Arbeit den alten Schäferle zu dieſem Gange zu bewegen, er ließ ſich nicht erbitten, weder durch Munde noch als Frau Martha ihn ſelber darum anging; er wiederholte ſtets, Munde könne thun was er wolle, er ſelber aber bleibe davon, er thue dem zu lieb nicht die Pfeife aus dem Maul und gehe auch nicht mit zur Hochzeit.

So kam in betrübter Unentſchiedenheit die Hochzeit des jungen Kübler heran, aber mitten im Schmauſen und Lärmen faßte Diethelm einen andern Gedanken, er überrumpelte Fränz mit ihrem unkindlichen Verlangen nach Güterabtretung und Munde war ihm nicht nur eine Sühne für das Vergangene, ſondern auch der bequemſte willfährige Tochtermann, der ihn frei ſchalten ließ. Er verkündete daher plötzlich die Verlobung von Fränz und Munde und Alles war voll Jubel und Lobpreis über Diethelm. Darum half er heute trotz ärztlichen Verbotes den Uhlbacher ferndigen rein austrinken.

Als man davon ſprach, daß Munde noch drei Jahre Soldat ſein müſſe, beklagte Diethelm, daß er nicht Landtagsabgeordneter geworden ſei, er hätte nicht geruht, bis die verdammte allgemeine Wehrpflicht wieder aufgehoben und das Einſteherweſen hergeſtellt ſei. Wer nichts habe, ſolle Soldat ſein. Die fetten Bauern ſtimmten mit ein, ſchimpften und klagten, wie ſehr ſie ihre Söhne vermißten und mitten unter Schmauſen und Zechen wurde eine Eingabe an die verſammelten Stände um Wiederherſtellung des Einſteherweſens aufgeſetzt und unterzeichnet.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Diethelm hatte auf den Abend die Stadtzinkeniſten zur Tanzmuſik beſtellt. Dieſe Menſchen mit ihren Trompeten und Poſaunen hatten ihn ſo oft erſchüttert und nun ſah er, daß es keine Engel vom Himmel, ſondern nur arme Schlucker mit langgeſtrecktem und gewundenem Meſſingblech waren. Wußte er das auch ſchon vordem, ſo that es ihm doch wohl, es ſo deutlich vor ſich zu haben und die Zinkeniſten nach ſeinem Geluſt aufſpielen zu laſſen was er ihnen angab und manchmal ſogar verpfiff. Mitten zwiſchen den Tänzen mußten ſie ihm ſogar einmal einen Choral blaſen, worüber viele Leute den Kopf ſchüttelten und ſich entſetzten, Diethelm aber ließ an den Schlußton ſchnell einen Tanz heften und tanzte mit ſeiner Martha den Siebenſprung wie ein junger Burſch. Es war ſpät in der Nacht und Diethelm ließ allen Gäſten warmen Gewürzwein auftiſchen, er ſelber aber ſtand bald auf, es fehlte ihm noch Jemand und der mußte herbei; alle Welt ſollte ſeiner Ehre voll ſein, keiner ausgenommen.

Es war mondhell. In ſeine Wolfsſchur gehüllt, ging Diethelm das Dorf hinaus nach dem Hauſe des alten Schäferle. Vom Waldhorn herab, das glänzend in die Nacht hineinſchimmerte, klangen bisweilen noch verlorene Töne, hier war Alles einſam und dunkel. Das Haus des alten Schäferle ſtand am Ende der ſogenannten Luftgaſſe, die heute mit doppeltem Rechte ſo hieß, denn der Wirbelwind tanzte gar luſtig mit dem Schnee und machte ſich ſelbſt Muſik dazu. Die Hausthüre war offen, Diethelm ſchritt durch den Hausflur, der zugleich Küche war, in die Stube, auch hier öffnete ſich die Thüre, aber Niemand regte ſich, nur der Paßauf kam ſtill herangeſchlichen und Diethelm fühlte erſchreckt die kalte Schnauze an ſeiner Hand.

„Iſt Niemand daheim?“ rief Diethelm jetzt laut.

„Ja freilich,“ ertönte eine dumpfe Stimme. Der alte Schäferle auf der Bank hinter dem Tiſche rauchte einſam und die Pfeife im Mund haltend fuhr er fort:

„Ich weiß, warum der Diethelm kommt, aber er kann unverrichteter Sache wieder fort gehen.“

Diethelm ſetzte ſich auf die Bank und redete dem alten Manne zu, ſeinen einfältigen Haß fahren zu laſſen und glücklich zu ſein mit den Glücklichen.

Der alte Schäferle antwortete nichts, legte die Pfeife auf den Tiſch, ging nach dem Schranke, brachte einen weiß eingebundenen Pack und legte ihn auf den Tiſch, auf den ein ſchrager Mondſtreif fiel.

„Wenn du das nimmſt, geh ich mit,“ ſagte er.

„Was iſt's denn?“ fragte Diethelm.

„Mach's auf.“

Diethelm öffnete und ſchrie laut auf, daß der

Hund bellte. Er hatte einen Schädel mit halbverbrannten Haaren gefaßt. Der alte Schäferle packte ihn am Arme und rief:

„Da, da leg deine Hand drauf, das iſt mein Medard, da leg deine Hand drauf und ſchwör, daß du unſchuldig biſt an ſeinem Tode. Schwöre, ſchwöre, ſo wahr dir Gott in deiner letzten Stunde beiſtehen mag. Schwöre, und ich will dir Abbitte thun. Red'! Jede Minute, die du ſchweigſt, ſchreit, daß du doch ein Mordbrenner biſt. Medard, ſprich, ſprich du, da iſt dein Mund. Schwöre, Diethelm, ſchwöre!“

Diethelm war's, als ob alle Höllengeiſter ihn umzingelten, ſeine Hand war wie gelähmt, er konnte ſie nicht zurückziehen von dem Todtenſchädel des Ermordeten, aber plötzlich ſtieß er auf, daß der Schädel die Stube hinabkollerte.

„Du biſt ein liederlicher Lump. Mich verhexeſt du nicht,“ ſchrie er und ſeine ganze Kraft kehrte wieder.

„Woher haſt du dieſe Sachen? Die Ueberreſte Medards müſſen ehrlich begraben werden.“

„Nimm ſie mit, nimm ſie mit, wenn du kannſt,“ knirſchte der alte Schäferle. Diethelm ſtand auf und ſagte mit feſter Stimme:

„Ich hab dir ſchon einmal geſagt, ich verzeihe dir, du haſt deinen älteſten Sohn verloren, ich mache deinen jüngſten glücklich. Ich verzeihe dir. Morgen ordne ich an, daß Alles begraben wird, gib Acht, daß ſich Alles wiederfindet, oder du ſellſt ſpüren, wer ich bin.“

Stark auftretend ſchritt er hinaus auf die Straße, und als er ſich mit der Hand über das Geſicht fuhr, merkte er einen tödtlichen Geruch. Er wuſch ſich die Hände lange im Schnee.

Im Waldhorn wunderten ſich die Leute, wie blaß Diethelm ausſah, und wie er große Gläſer warmen Weines hinabſtürzte, als wäre es kühles Quellwaſſer.

Freude und Trauer folgten ſich auf dem Fuße. Am andern Tage ließ Diethelm die Ueberreſte des Entſeelten, die der Vater willig hergab; feierlich begraben, und die Menſchen, die Diethelm immer als harten Mann gekannt hatten, lobten ihn ſehr, weil er bei dem Begräbniſſe ſo heftig weinte.

Die volle Kraft war wieder über Diethelm gekommen, er beſuchte die Brandſtatte und ordnete den Bau und fuhr oft mit ſeinen Rappen über Land. Draußen fühlte er ſich erſt recht wohl. Zwar blieb es eine Widrigkeit, daß er von jedem neu Begegnenden eine Beileidsbezeugung anhören und darauf mit einer ſchmerzvollen Miene oder auch mit einem Ausruf der Trauer dankend erwidern mußte; war aber dieß vorüber, hatte man hin und her den Heuchlertribut bezahlt, dann überließ man ſich ohne Scheu der Freude und dem Glückwunſche. Dieſe immer wiederkehrende Wahrnehmung, wie lügneriſch die ganze Welt ſei, da man Mitleid darlegte wo man keines hatte und im Gegentheil faſt Neid empfand, da man Klagen auspreßte wo man Freude vermuthen mußte, dieſes ganze jämmerliche Poſſenſpiel war für Diethelm faſt ein Labſal. Es war ihm recht, daß die ganze Welt ſchlecht war und es keinen ehrlichen Menſchen giebt.

Die ganze Welt verachten, das iſt im Bauernrock wie in der Gallauniform das beſte Mittel, um nicht zur richtigen Schätzung ſeines eigenen Werthes zu gelangen.

Diethelm gewöhnte ſich an das Bewußtſein ſeines Verbrechens, wie man ſich an ein untilgbares körperliches Leiden gewöhnt; Anfangs will ſich die geſunde Kraft nicht drein fügen immerdar eine Behinderung zu finden, nach und nach aber ſetzt ſie ſich damit zurecht. Wir ſind allzumal gebrechlich und ſündhaft; das lernt der Stolz der übermüthigen Kraft einſehen und es fragt ſich nur noch um das Maaß des nothwendigen Mangels.

Während Diethelm ſich draußen tummelte, war Munde daheim viel beſchäftigt und viel bewegt. Er war gerade in entgegengeſetzter und doch nicht unähnlicher Lage wie Diethelm. Jedermann glückwünſchte ihm zu ſeiner ſo überaus günſtigen Lebenswendung und er wollte dieſe gutherzige Freude der Menſchen nicht dadurch ſtören, daß er ihnen ſagte, wie tief er den gräßlichen Tod ſeines Bruders betraure und daß ein ſo ſchwarzer Fleck auf ſeinem Andenken ruhe; er glaubte, das nicht ausſprechen zu dürfen, da er, wie der Vater ihm täglich vorhielt, aus der Aſche ſeines Bruders ſich ſein Glück erbaue. Munde war ein ſeltſamer Bräutigam, es freute ihn, daß Diethelm wieder von Auswanderern ein ſtattliches Bauerngut zuſammen kaufte, aber wenn er Diethelm dann ſo im Gelde wühlen ſah, war es ihm oft als müſſe er aus einer Verzauberung über alle Berge entfliehen und ihm ſchauderte vor jedem Kreuzer, den er davon in die Hand nahm, als könnte er ſich plötzlich in brennende Kohle verwandeln. Er half den Bau leiten. Im Frühlingsthauen, das jetzt begann, wurden die Grundmauern gegraben und es ſchien in der That, daß Diethelm nicht prahlte, wenn er ſagte, daß er ein kleines Schloß baue.

Wenn Diethelm über Land fuhr, ſpannte ihm Munde ein, hielt ihm oft eine Stunde lang die Pferde vor dem Hauſe und benahm ſich überhaupt wie ein Knecht, nicht aber wie der Sohn des Hauſes. Darüber hatte er viel bei Fränz auszuſtehen, die überhaupt jetzt die ganze Schärfe ihres Weſens offenbarte; ſie verlangte, daß er ſich gegen den Vater ganz anders ſtelle, der müſſe unterducken und dürfe nicht mehr den Herrn ſpielen, das Sach gehöre jetzt den jungen Leuten und nicht mehr den alten; wenn Munde nicht den Muth und das Geſchick habe, ſolch ein großes Anweſen in die Hand zu bekommen, hätte er davon bleiben ſollen. Es gab oft die ärgerlichſten Auftritte zwiſchen Munde und Fränz, und wenn dann Munde das Waſſer in den Augen ſtand, lachte ihn Fränz ſchelmiſch aus, faßte ihn am Kopfe, küßte ihn wacker ab und ſagte: „Munde, du hätteſt ſollen ein Kloſterfräulein werden, du biſt ſo windelweich, fluch einmal recht wetterlich, ich glaub's gar nicht daß du's kannſt. Sei froh, daß du nicht in Krieg kommen biſt, du hätteſt keinen erſchoſſen. Mach, fluch einmal ſo recht mörderlich. Ich hab dich nachher noch einmal ſo lieb." In ſolcher Weiſe zerrte Fränz ihren Munde hin und her und machte aus ihm was ſie wollte. Diethelm war oft jähzornig gegen ihn, weil er die Arbeitsleute beim Baue nicht ſcharf genug anhielt; nur die Mutter war ſtets liebreich und mild gegen ihn und erfreute ihn oft durch Vorzeigung der ſchönen Ausſteuer, die ſie für ihn und Fränz bereiten ließ.

Fränz hatte nicht nachgelaſſen, bis Munde einmal das Fuhrwerk für ſich nahm und mit ihr eine Luſtfahrt nach der Stadt machte.

Munde hatte ſich nie dazu verſtehen wollen. Jetzt aber ergab ſich eine beſondere Veranlaſſung; nicht Diethelm ſondern das junge Brautpaar ſtand Gevatter bei dem Erſtgeborenen des Zeugmachers Kübler in G. Es war ein linder Morgen des erſten Frühlings als Munde mit ſeiner Braut dahinfuhr, er hatte an die ſchwanke Spitze der Peitſche und die Meſſingroſen der Pferdezäume rothe Bänder geheftet als beſcheidene und doch kenntliche Fahnen ihres bräutlichen Glückes. An ſeinem väterlichen Hauſe wollte ihm der Paßauf folgen, aber der alte Schäferle pfiff ihm zornig und er kehrte zu ihm zurück. Munde wußte, daß ſein Vater Niemand mehr um ſich haben wollte als den Hund des verſtorbenen Medard, mit dem er oft ſtundenlang ſprach. Munde kümmerte ſich deß nicht mehr und fuhr wohlgemuth hinaus in den frühlingsjungen Tag. Die Sonne ſtand nicht am Himmel, nebelhaft verſchwemmene Wolken umzogen ihn und ein leiſer Duft wob über den kaum ergrünenden Feldern, draus ſich einzelne Lerchen noch zaghaft zwitſchernd emporhoben, um bald wieder nieder zu ſinken.

„Fränz, ich freu mich doch, aber lach mich nicht aus" ſagte Munde.

„Warum?"

„Guck, ich kann mir's gar nicht denken, daß das Fuhrwerk mein eigen ſein ſoll und daheim noch ſo viel, ich mein' immer, es ſei nur geliehen, ich bin bei euch zu Gaſt und ihr könnet mich Morgen fort ſchicken."

„Du biſt ein ſchrecklich guter aber auch zum Verzweifeln weichmüthiger Menſch. Du biſt ein gutes Schaf, aber du mußt anders werden. Wir zwei haben unſern Alten am Bändel, er merkt wohl, was wir zwei von ihm wiſſen."

„Meinſt du, er hab's wirklich than?"

„Es iſt brav von dir, daß du mir's jetzt ausreden willſt, ſagte Fränz, aber ich weiß es nicht von dir allein. Ich könnt' auftreten wenn ich wollt! Das weiß er. Und ſo wirſt du doch nicht auf den Kopf gefallen ſein, daß du nicht merkſt, er hätt' uns nicht zuſammen geben, wenn ihm nicht das Gewiſſen ſchlagen thät. Wir zwei ſind unſchuldig. Uns geht's nichts an. Drum mußt du dabei bleiben, daß er vor der Hochzeit alles Vermögen an uns abtreten muß. Es ſoll ihm nichts abgehen, er iſt ja der Vater, aber wir ſind die Meiſterleut, ſo muß es ſein. Kinder haben nichts darnach zu fragen, woher die Eltern das Sach haben, in zweiter Hand iſt es redlich Gut und es muß ihm auch recht ſein, daß er nichts mehr damit zu thun hat."

Die Raben, die im erſten Frühling immer ſo laut krächzen, flogen über den Weg hin und her, und Munde war's plötzlich, als ſchrien ſie Rache und wäre die ganze Welt um ihn verkehrt. Er faßte ſich aber und ſagte endlich, nachdem er Fränz lange an ſich hatte hinreden laſſen:

„Du willſt mir nur die Zunge heben. Es kann nicht ſein, daß du das glaubſt."

„Ich erkenn' deine Gutheit wohl," erwiderte Fränz, „aber wir zwei brauchen uns nichts vor einander verhehlen. Es hat ſchon Mancher Aergeres gethan als mein Vater, und daß dein Medard verunglückt iſt; dafür kann er nicht. Aber dabei bleiben mußt, daß wir die Meiſterleut' ſind, er iſt mit ſeinem Großthun im Stand und ladet den Wagen noch einmal zu hoch, daß er umſchmeißen muß."

Munde hieb gewaltig auf die Pferde ein, als müßten ſie ihn ſchnell an dem Abgrunde vorüber führen, in den er plötzlich hinein ſah. So hatte der alte Schäferle recht, und war vielleicht das Gräßlichſte wahr?

Hätten ſie nicht zu Gevatter ſtehen müſſen, Munde wäre vielleicht gleich umgekehrt. Aus allem dem nahm ſeine Gemüthsart eine unberechenbare Wendung.

Die Scheidekünſtler wiſſen zu beſtimmen, welche Wirkung ein Stoff auf den andern hervorbringt, welche Wirkung aber ein Wort in fremdem Gemüthe verurſacht, iſt nicht ſo leicht in ein Geſetz zu faſſen.

„Das freut mich, du biſt nicht ſo ſtolz wie ich glaubt hab'," ſagte Munde endlich.

„Warum? Wie meinſt?" fragte Fränz verwundert.

„Wenn du ſtolz wärſt, hätteſt du mir das nicht geſagt und hätteſt mich auf dem Glauben geſeſſen, daß mir eine beſondere Gnade damit geſchieht, des Diethelms Tochtermann zu werden. Aber jetzt iſt mir's faſt lieb, daß du mir's geſagt haſt. Ich ſeh', ich geh' dir über Vater und Mutter, und du haſt mich an mir ſelber gern und willſt nichts vor mir voraus.“

Fränz rieb ſich Anfangs betroffen die Stirne. Sie hatte mit ihrem loſen Herausplaudern, ſtatt dem Vater einen Fallſtrick zu legen, ſich ſelber gefeſſelt. Sie hatte nicht den Muth, zu thun, als ob ſie Alles nur im Spaß geredet, und als ſie zuletzt hörte, wie gut der Munde ihre Rede auslegte, bewältigte ſie dieſe Macht der harmloſen Treuherzigkeit. Der Munde war doch ſo ohne Falſch und ſo ſeelengut, daß ſie ihn in dieſem Augenblicke mehr liebte als je, und ſie gab ihm von ſelber einen Kuß.

Munde war ein finſterer Gevatter von gar nicht bräutlicher Laune, und als ihn der Geiſtliche um den Namen des Täuflings fragte, gab er nicht, wie verabredet, den Diethelms an, ſondern rief zitternd: Medard! Er bebte in der Kirche, denn er dachte, daß einſt ſeine eigenen Kinder einen Großvater liebkoſen ſollten, der ſo Arges gethan. Beim Taufſchmauſe ſchnitt es ihm Anfangs in die Seele, da man ihn als glücklichen Schwiegerſohn Diethelms laut pries und der junge Kübler ihm ein Hoch ausbrachte, daß er ebenfalls ein Familienfürſt werden möge, wie ſein Schwäher. Nach und nach — die Huldigung hat allezeit ihren verführeriſchen Reiz — beſchwichtigte

Munde die Gewiſſensſchreie in ihm, zumal er Fränz ſo überaus glücklich ſah. Fränz war es gewohnt, ſich in den Familien der von ihrem Vater Beglückten preiſen und erheben zu laſſen, und wie ſie Geſchenke ausbreitete und Alles voll Dank und Lob war, zeigte ſie wirklich eine hohe Freude und Gutherzigkeit, ſie ſuchte an ſich herum, ob ſie nichts mehr zum Verſchenken habe und löste ihre Korallenſchnur ab. Unter all' dem verworrenen Geſtrüppe blühte doch in ihr die Blume wirklicher Milde und Freigebigkeit.

Im Nachhauſefahren umarmte Munde ſeine Fränz voll Glückſeligkeit, da ſie ſagte, wie gut ſie es doch hätten, da ſie ſo vielen Menſchen Gutes thun könnten. Das war jetzt auch für Munde ein Troſt, in dem er zu vergeſſen ſuchte, wie ſchreckenvoll Alles um ihn ſei.

Es ſollte ihm aber nicht ganz gelingen.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Die Landſtände hatten glücklich das alte Einſteherweſen wieder hergeſtellt. Zum großen Pferdemarkte, der alljährlich in der Hauptſtadt abgehalten wurde, ſchnallte ſich Diethelm eine vollgeſtopfte Geldgurte um, er wollte ſich ein neues Geſpann und eine modiſche ſogenannte Charabank kaufen und dann ſeinen Schwiegerſohn vom Militär losmachen. Munde verließ nur ungerne jetzt ſeinen Vater, der faſt nicht mehr vom Bette herunter kam und zuſehends abfiel; der alte Schäferle wollte aber nichts von ihm wiſſen und ſagte immer: „laß du uns beide — er meinte ſich und den Paßauf — nur allein, geh du deiner Wege, ſei glücklich ſo gut du's kannſt. Du biſt jung, bei dir verlohnt ſich's noch der Diebshehler zu ſein, ich bin ſchon zu alt, ich wär' ein Narr, wenn ich erſt ſo ſpät anfangen thät!" Martha verſprach des kranken Mannes zu warten, Fränz ließ ſich nicht davon abbringen, mit nach der Hauptſtadt zu reiſen; was ſie einmal wollte, das mußte auch geſchehen.

Am Morgen als Munde kam, ſchickte ſie ihn noch einmal nach Hauſe, er mußte die neuen Kleider anziehen, die ſie nach ſtädtiſcher Tracht für ihn beſtellt hatte. Als er wieder kam, knüpfte ſie ihm das Halstuch nochmals anders und ſagte dann frohlockend, ſich vor ihn hinſtellend:

„So, ſiehſt du? ſo, jetzt biſt ein Mann, der ſich ſehen laſſen darf.“

Schon beim Einſteigen gab es Streit. Fränz behauptete, ein Brautpaar gehöre zuſammen und der Vater ſolle auf den Vorderſitz und kutſchiren, aber Munde willfahrte ihr nicht und Fränz beruhigte ſich erſt, als ihr Munde ſagte, daß die Herren in der Stadt oft ſelbſt fahren. Draußen vor dem Dorfe gab es abermals Händel. Diethelm wollte, daß Munde die Geldgurte umſchnalle und ſetzte ſelbſtverrätheriſch hinzu: „In der Stadt kannſt mir ſie wieder geben.“

„Das leid ich nicht,“ ſchrie Fränz, „entweder — oder, entweder behaltet ihr die ganze Zeit die Geldgurte oder mein Munde behält ſie; er iſt nicht euer Knecht, er iſt wenigſtens grad ſo viel wie ihr. Ihr könnet ja das Geld in's Kutſchentruckle thun.“

Das wollte aber Diethelm nicht, ſei es, daß er das Kutſchentruckle noch ſcheute, oder daß er ſein Geld auch zeigen wollte.

Wo man einkehrte, hatte Fränz bei der Ankunft und bei der Abfahrt noch manchen Zank mit dem Vater und mit Munde. Sie wollte es nicht dulden, daß dieſer ſich als Knecht benahm, ja ſie weinte vor Zorn als Munde ihr nicht nachgab und ſprach oft Stunden lang kein Wort mit ihm.

Im Oberlande war es noch ziemlich rauh und kalt, je mehr man aber nach dem Unterlande kam, zeigte ſich der wonnige Frühling; man fuhr durch Buchenwälder, die in dem erſten ſo zarten knoſpenfeuchten Grün prangten, und bald fuhr man zwiſchen blühenden Obſtbäumen, die hüben und drüben am Wege ſtanden; aber in den Herzen der drei Menſchen, die da hinfuhren, war Widerſtreit und Trübſinn mancher Art. Dazu kam noch, daß es Diethelm nicht laſſen konnte, Munde über die Art, wie er die Pferde führte, zurecht zu weiſen, und es giebt vielleicht nichts, was leichter zu Zorn aufreizt, als ein Dreinſprechen beim Pferdelenken. Wenn es einen kleinen „Stich" hinabging, rief Diethelm jedesmal: „Sperr die Mick*) und fahr Trab, dreh noch beſſer." Munde ließ es an heftiger Widerrede nicht fehlen, peitſchte oft gefliſſentlich die Pferde und fuhr im Zorne in der That ungeſchickt, beſonders beim Ausweichen, ſo daß es mehrmals ein Unglück gegeben hätte, wenn ihm Diethelm nicht in die Zügel gefahren wäre. Fränz wartete immer darauf, daß Munde einmal tapfer aufbegehren und die ganze Geſchichte hinwerfen werde; als es aber immer nicht geſchah, biß ſie ſich auf die Lippen und murmelte ſtill vor ſich hin Schimpfworte auf Munde, die ſie hinter ſeinem Rücken ſprach.

---

*) Mick nennt man den neuen Erſatz des Radſchuh's, wo man vermittelſt einer zugedrehten Walze die Räder hemmt. Es iſt erfreulich, daß das Volk die durch das Maſchinenweſen eingeſchleppten Benennungen ſich erfinderiſch mundgerecht macht. Das Wort Mick iſt eine Zuſammenziehung von Mechanique. Wäre es aus der Analogie von Bremſe entſtanden, müßte es im Oberdeutſchen wenigſtens Muck heißen.

Man kehrte in der Hauptſtadt im Rautenkranz ein und Fränz war wenigſtens einigermaßen zufrieden geſtellt, als Munde beim Abſteigen ſagte:

„So, jetzt beim Heimfahren könnet ihr kutſchiren, Schwäher, nicht um ein Königreich fahr' ich noch einmal ſo. Komm Fränz, wir zwei wollen zuſammen halten. Weißt noch, wie oft ich da bei dir geweſen bin? Ich freu mich, grad hier zu zeigen, daß wir doch noch ein Paar geworden ſind."

„Siehſt jetzt, daß ich recht hab?" entgegnete Fränz, als ſie mit ihrem Bräutigam allein war, „mit meinem Vater kommt kein Tochtermann aus, der ihm nicht den Meiſter zeigt."

Sie blieb ſtets bei dieſem Gedanken.

Im Rautenkranz war ſchon heute ein buntes Gedränge von Menſchen in Trachten aus allen Landesgegenden, und dazwiſchen ſah man Soldaten von allen Waffengattungen, die ſich hier bei Angehörigen und Bekannten gütlich thaten; aber mitten im Gewoge beharrte die ſtattliche Rautenwirthin an der Anrichte, wie ein Fels im Strome, und je lärmender und unruhiger es um ſie her wurde, um ſo bedachtſamer und gemeſſener ertheilte ſie ihre Befehle und zählte Alles genau nach, was aufgetragen wurde. Dazwiſchen fand ſie immer noch Zeit, auf Nachfragen der Gäſte bündigen Beſcheid zu geben. Als ſich Fränz mit Munde zu ihr hindurchgedrängt hatte, wurde erſtere mit beſonderer Freundlichkeit bewillkommt. Die Rautenwirthin ſagte, daß der Schaffner, mit dem ſie damals gefahren ſei, Fränz nicht genug habe rühmen können, und wie man ihr überhaupt viel Gutes nachſage, daß ſie Vater und Mutter ſo getreulich pflege. Fränz war ſtolz und hochfahrend, und doch war ihr das Lob der Frau Rautenwirthin, als ſetzte man ihr eine Krone auf. Dieſe Frau hatte es durch Schweigſamkeit und Zurückhaltung dahin gebracht, daß ſchon eine freie Anrede, um wie viel mehr ein Lob von ihr als Ehrenſchmuck galt, und ſammelte ſich hier gute Nachrede, ſo war man deren im ganzen Lande gewiß. Mit ſeltſamer Befangenheit ſagte nun Fränz, daß ſie mit Munde verlobt ſei. Die Rautenwirthin zog nur ein wenig die Brauen ein und ſagte: „Das iſt ſchnell gangen. Ich wünſch Glück.“ Dann wendete ſie ſich um und gab anderen Gäſten Beſcheid.

Munde ſaß verdroſſen bei Fränz, die Eiferſucht hat einen raſchen Scharfblick, er behauptete Fränz ſchäme ſich ſeiner und durch dieſen offenen Ausſpruch wurde die noch halb ſchlummernde Empfindung der Fränz plötzlich geweckt.

„Und wenn's wär'“ ſagte ſie aufbegehrend „wenn ich ein Mann wär, ich thät mir eher die Zung abbeißen ehe ich einem Mädle ſagen thät, es kann ſich meiner ſchämen. Aber du, freilich, du biſt dageſtanden wie der Bub, der die Milch verſchüttet hat. Ich ſag dir's noch einmal, du mußt ganz anders werden oder du bringſt's dahin, daß ich mich deiner ſchäm', ja, dahin bringſt's, ja, daß du's nur weißt.“

Munde behielt nur die erſten Worte der Fränz und er fühlte, daß ſie recht habe. Die gereizte Seelenſtimmung hat aber etwas wahrhaft Anſteckendes. Munde war von Fränz gedemüthigt worden und nun mußte er ihr Gleiches entgelten; mit faſt ſchadenfroher Miene ſagte er: „Mir hat's für dich einen Stich in's Herz geben, wie die Rautenwirthin dich gelobt hat, daß du ſo ein gutes Kind gegen deinen Vater biſt. Wenn die Leute wüßten, wie's eigentlich iſt...“

Fränz knirſchte die Zähne über einander und ſah Munde mit einem zermalmenden Blicke an; hätte ſie ihn damit in Stücke zerreißen können, ſie hätte es gethan. Sie wollte aufſtehen, aber Munde hielt ſie feſt und ſagte begütigend: „Die Fahrt mit dem ewigen Gezerr hat uns Alle mit einander dumm gemacht. Wir wollen gar nichts mehr reden. Ich geh jetzt noch vor dem Appell ein bisle in die Kaſern' zu meinen Kameraden. Vergiß Alles und denk gut an mich. Gieb mir ein' Hand. So, b'hüt dich Gott.“

Munde ging nach der Kaſerne. Er war jetzt ein ganz anderer Menſch als vor wenigen Monaten, da er dieſen Weg ſo oft abgeſchritten. Zuerſt als ihm der Vater das Erbe der Rache aufdrängen wollte und dann als er von Diethelm das Erbe des Verbrechens überkam, war in ſein träumeriſches ſtill umfriedetes Weſen eine gewaltige Gährung gekommen, er war zaghafter und kraftloſer als je, er war überhaupt nicht geſchaffen, ſich mit feſter Hand ein Schickſal zu bereiten, von Kindheit auf war Medard ſein Führer und Rathgeber in Allem, als Hirte führte er ein faſt gedankenloſes Leben, pfeifend und rauchend, und als er Soldat wurde, brachte auch dieß keine bedeutſame Wandlung in ihm vor, er war anſtellig und pünktlich, als ſtiller, allzeit wohlgemuther Burſch beliebt, aber ohne ſich irgend eine beſondere Geltung zu verſchaffen; nur mit ſeiner Kunſtfertigkeit im Pfeifen hatte er ſich bei der Compagnie beliebt gemacht und daher den Beinamen Pfifferling erhalten. Jetzt, ſo plötzlich in die Erfüllung ſeines einzigen und höchſten Wunſches eingeſetzt, ging er oft wie traumwandleriſch umher und nur der Gedanke an das geſchehene noch ſo dunkle Verbrechen ſchreckte ihn oft auf. Er freute ſich, daß er Fränz gewonnen und all' das große Gut dazu, er wäre aber am liebſten Hirte geweſen, träumend wie in alten Tagen bei ſeiner Heerde. Das viele Gut und die tauſend Thätigkeiten dafür, die er übernehmen ſollte, erdrückten ihn faſt. Darum konnte er dem Wunſche der Fränz nicht nachgeben, ihm war es ja lieb, wenn Diethelm ſo lange als möglich Alles unter ſeiner Obhut behielt.

Jetzt auf dem Wege nach der Kaſerne ſagte er ſich, daß Fränz doch recht habe, er müſſe anders auftreten, kecker und umſichtiger. Nicht nur ſeine Liebe zu Fränz ſtieg auf's Neue in ihm auf, er empfand auch eine große Hochachtung vor ihrem energiſchen Weſen, das allzeit geweckt, den Dingen ſcharf in's Auge ſah und ſie frei beherrſchte. So kam er zu den Kameraden und erzählte ihnen, daß er ſich andern Tages vom Militär loskaufe, und was aus ihm geworden ſei; er wußte ſeine zukünftige Thätigkeit bereits ſo lebendig als wirkliche darzuſtellen, daß Alle ſtaunten, wie ſich der Pfifferling, der ſtille Munde, dem man das gar nicht zugetraut habe, verändert hatte. Als er zuletzt ſagte, daß er morgen auf dem

Markte vier Pferde einkaufe, beſchloß unter Jubel der Feldwebel und einige Kameraden, auch auf den Markt zu kommen, um zu ſehen, wie der Pfifferling das mache.

Stolz aufgerichtet mit geſpanntem Selbſtgefühle kehrte Munde in den Rautenkranz zurück, er wollte ſeiner Fränz Abbitte thun, daß er ſo bös gegen ſie geweſen ſei und ihr ſagen, wie er ſich nun wacker in's Geſchirr legen wolle, daß es ihm landauf landab keiner voraus thun könne.

Als er in den Rautenkranz trat, hörte in der Küche die Stimme der Fränz, ſie ſagte:

„Das iſt ja prächtig, daß Sie Kellner im Wildbad geworden ſind. Ich komme dieſen Sommer mit meinen Eltern auch dahin.“

„Aber Sie ſind Braut,“ ſagte eine Männerſtimme.

„Ja, mit mir,“ ſagte Munde eintretend, er ſah einen Mann — es war der älteſte Hausſohn aus dem Rautenkranz — der die Hand der Fränz hielt.

„Ich gratulire,“ ſagte der Nebenbuhler ſchnell die Hand loslaſſend, und Munde erwiderte:

„Dank ſchön. Komm' mit Fränz in die Stube.“ Er faßte ſie nicht eben zart am Arme, und Fränz machte große Augen, als er ihr allein ſagte, daß das Scharmuziren ein Ende habe, und ob ſie mit den Eltern in's Wildbad gehe, darein habe er auch noch ein Wort zu reden. Fränz widerſprach heftig, und Munde erklärte, daß er von dieſer Stunde zu regieren anfange über Alles, was ihm gehört, und das ſei vor Allem ſeine Frau, es müſſe ja Fränz recht ſein, daß er ſich als Mann zeige.

„Zeig's zuerſt beim Vater. Bei mir brauchſt nicht anfangen," ſtachelte Fränz, der dieſe Wendung gar nicht lieb war. Munde ſprach wiederholt und in verſtärkter Weiſe ſeinen Herrſcherplan aus, und der Abend dieſes unruhvollen verhetzten Tages ſchien doch noch erwünſcht auszuklingen.

Schon am frühen Morgen hatte Munde einen gewaltigen Zank mit ſeinem Schwäher, er wollte ſich die Geldgurte umſchnallen, Diethelm aber lachte ihm in's Geſicht.

„Dann reiß' ich ſie euch auf öffentlichem Markt vom Leib herunter, wenn ihr mich ſo gehen laſſet, und ich euch damit ſeh'," drohte Munde und ging hinab in die Wirthsſtube.

Diethelm ſchaute hoch verwundert dem ſo plötzlich Veränderten nach und Fränz ſah mit Schrecken die böſe Saat aufgehen, die ſie geſäet; ſie wußte aber den Vater noch dahin zu beſchwichtigen, kein Geld mit auf den Markt zu nehmen, die Leute könnten es für Prahlerei anſehen und das müſſe man vermeiden nach ſo einem Unglück. In der Wirthsſtube übergab hierauf Diethelm der Rautenwirthin die Geldgurte zum Aufbewahren und Munde lächelte vergnügt zu ſeinem Siege. Diethelm traf hier viele Bekannte, unter denſelben auch den noch uns erinnerlichen Reppenberger und den Steinbauer. Reppenberger war eben ſo zuthätig und redſelig, als der Steinbauer unachtſam und maulfaul; er erzählte, daß er einen umfangreichen Branntweinhandel betreibe, er hatte den Vertrieb übernommen, und fuhr mit ſeinem Einſpänner im Lande umher, während ſein Geſchäftsgenoſſe das Brennen aus dem Grunde verſtehe.

Munde trat auf Diethelm zu, wiederholte in entſchiedener Weiſe einen früher gemachten Vorſchlag, daß man die Rappen gegen gute Ackerpferde vertauſche, ſie brauchten ja keine Kutſchenpferde mehr.

Diethelm widerſprach heftig und der Steinbauer, der ſich ſonſt nicht in fremder Leute Sachen miſchte, ließ ſich doch zu den Worten herbei:

„Dein Tochtermann hat Recht, Gäule, die gewohnt ſind, in der Kutſch zu laufen, gehen zu Grund, wenn ſie wieder Zacker fahren müſſen.“

Der Steinbauer ſagte das mit ſo ſchelmiſch zwinkernden Augen, daß eine Bezüglichkeit ſeiner Worte auf die Lebensweiſe Diethelms kaum zu verkennen war. Diethelm merkte das auch, aber er that, als ob er's nicht verſtände, ihm war das verſeſſene Weſen des Steinbauern in der Seele zuwider, aber er vermied doch jede offene Feindſchaft mit ihm. Diethelm ſchüttelte lächelnd den Kopf und gab lange keine Antwort, bis er endlich zu Munde gewendet ſagte:

„Das iſt mein' Sach', Punktum.“

Der große Umzug der Marktpferde, der eben an dem Rautenkranz vorüberkam und Alles an die Fenſter und auf die Straße lockte, unterbrach den Streit. Munde folgte ſeinem Schwäher auf den Markt. Mitten im Gewühle wurde er von ſeinem Feldwebel und mehreren Kameraden angehalten, die wie verſprochen gekommen waren, und nun auf's Neue ihr Verlangen ausſprachen, den Pfifferling einkaufen zu ſehen.

„Iſt der bärenmäßige Bauer dein Schwäher?“ fragte der Feldwebel.

„Ja, der iſt er.“ Aber Diethelm war verſchwunden. Munde ſuchte ihn mit ſeinem Geleite hin und her, ohne ihn finden zu können und mußte manchen Spott darüber hören, daß er ſich nicht getraue, einen Pferdeſchwanz allein einzukaufen.

Munde ließ ſich dieſe Neckereien gefallen und ſchwieg, er wollte nicht weiter gehen als ihm eigentlich zuſtand und etwas von der alten Zaghaftigkeit ſeines Weſens kam wieder über ihn. Er verwünſchte es, daß er ſich im Uebermuth Wächter ſeiner Ehrenſtellung zugeſellt hatte und hoffte ſie in guter Weiſe wieder los zu werden. Der Feldwebel war ein Pferdeverſtändiger und that ſich was darauf zu gute, er ſuchte ein Viergeſpann gleichgezeichneter Braunen aus, und Munde ließ ſie ſich hin und her vorführen, holte die Rappen aus dem Rautenkranz zum Vertauſchen und war eben daran unter Bedrängen des Feldwebels und der Kameraden in die dargebotene Hand einzuſchlagen, als Diethelm herzutrat. Munde hielt ein und rief ihm zu:

„Schwäher, ich hab' einen Handel gemacht.“

„Du? Haſt ein' Geis gekauft?“

Munde ſchoß alles Blut zu Kopfe und Diethelm fragte wieder:

„Wie kommen die Rappen daher?“

„Ich hab' unſere Rappen vertauſcht,“ berichtete Munde.

„Unſere?“ lachte Diethelm. „Vor der Hand ſind ſie noch mein und iſt kein Red' von unſeren, was haſt du von unſeren zu ſagen?“

„Schwäher, was machet ihr? Jeder Knecht ſagt zu ſeines Herrn Sach unſer, und ich bin kein Knecht. Sehet nur das Viergeſpann an. Ich bin ſo viel als handelseins.“

„Du? Was nimmſt denn du dir 'raus? Wenn man dich auf den Kopf ſtellt und es fällt dir ein Guldenſtückle 'raus, ſoll man mir die Augen mit ausſtechen. Und du willſt vier Roß kaufen?“

„Schwäher, das geht über den Spaß, redet nicht ſo. Ich hol gleich unſere Geldgurt aus dem Rautenkranz. Beſehet euch nur die vier Roß.“

„Daß ich ein Narr wär'. Wenn du kein Meiſter biſt, ſo bezahl's auch.“

„Schwäher, ich weiß nimmehr was ich thu, wenn ihr ſo fort machet.“

„Das glaub' ich. Du haſt keinen Groſchen zum Einkaufen. Ich will dir zeigen, wer die Geißel in der Hand hat.“

„Schwäher,“ kreiſchte Munde heiſer vor Wuth und ballte beide Fäuſte, „Schwäher, redet anders oder ich ...“

„Weg da, führ die Rappen in den Stall und red kein Wort mehr.“

„Ich will nichts von deinem Brandgeld, nichts von deinen Sachen, du biſt unter'm Galgen weggelaufen, aber du bleibſt doch noch einmal dran hängen. Laſſet mich los,“ ſchrie Munde, den ſeine Kameraden feſthielten, daß er nicht auf Diethelm eindrang.

Eine große Menge Menſchen hatte ſich um die Streitenden verſammelt, Diethelm hatte ſich raſch entfernt und Munde riß ſich von ſeinen Kameraden los und mit geballten Fäuſten und ſchäumendem Munde eilte er nach dem Rautenkranz. Fränz mußte ihm Genugthuung verſchaffen für die unerhörte Schmach, die ihm der Vater angethan, und dann mußte ſie noch zur Strafe ihren Vater verlaſſen, Nichts von ſeinem Sündengute annehmen, und er wollte Tag und Nacht arbeiten, um ſein Brod in Ehren zu verdienen. Als er in die Wirthsſtube trat, ſah er Fränz, die Hand in Hand neben dem Rautenwirthsſohne am Tiſche ſaß. Sie heftig ſchüttelnd, fuhr er auf:

„Lumpenpack! Hundebagage ſeid ihr Alle. Da ſitzſt du bei einem andern, dieweil dein Vater mich vor aller Welt beſchimpft.“ Der Zorn gab ihm plötzlich hölliſche Gedanken ein und er fuhr fort: „Du haſt mich aufgeſtiftet, ich ſoll deinem Brandſtifter-Vater Widerpart thun und ihn haſt du aufgeſtiftet, daß er mich beſchimpfen ſoll, damit du mich los wirſt. Du haſt ſchon einen andern. Jetzt ſeh ich, du biſt das ſchlechteſte, ich kann's gar nicht ſagen was. Aber warte nur, du haſt mir ſelber geſagt, was du von deinem Vater weißt, verflucht iſt dein ganzes Haus. Ich will nur ſo lang leben, bis du mit deinen Kindern vor meiner Thüre um Brod bettelſt. Ich bin froh, daß ich nimmer ſo ſchlecht bin und von eurem Sündengut was mag. Freſſet's allein und erſticket dran.“

Fränz ſtieß den Munde weit von ſich und er ſtürmte fort die Stadt hinaus der Heimath zu. —

So unverhofft als die Verlobung geknüpft war, ebenſo ſollte ſie auch zerriſſen werden.

Mit dem Abſchiede vom Militär hatte Munde heimkehren wollen, jetzt rannte er dahin wie aus der Welt verſtoßen, er wußte gar nicht, wohin er ſich wenden ſollte. Die blüthenduftigen Bäume ſtanden ſo ſtill ſelig im Sonnenſchein und ließen die Bienen in ihren Blüthenkelchen ſich erlaben, die Vögel ſangen ſo wonnig und Alles freute ſich des Daſeins, nur ſein Herz war zum Tode betrübt. Stundenlang war er unaufhaltſam gerannt, immer vor ſich hin fluchend und Alles verwünſchend; als er jetzt durch das Dorf Breitlingen ſchritt, ſtand er vor dem Wirthshauſe ſtill, ſuchte in allen Taſchen nach Geld und fand in der That keinen Heller; mit einem ſelbſtverachtenden Lachen ſchritt er weiter und legte ſich draußen vor dem Dorfe unter einen blühenden Birnbaum am Wegrain. Beim Niederlegen gedachte er der ſchönen Kleider die er anhatte und er ſchämte ſich derſelben, ſie waren von Diethelm's Geld und Fränz hatte ſie ihm gegeben. Er wollte nur noch heim, den Brandſtiftern die Kleider mitſammt der Trau*) ſchicken und dann fort, weit fort.

Die Bienen ſummten und ſchwirrten im Baume und Munde ſpielte mit dem Brautringe, den er vom Finger gezogen und ein abgeriſſener Klang aus dem alten Liede vom Teufel, der die untreue Braut holt, zog Munde durch den Sinn:

---

*) Verlobungsgeſchenk.

So komm nur her, du ſchöne Braut
Du haſt deinen Himmel in die Hölle gebaut.

Er nahm ſie bei der linken Hand
Und führte ſie in den feurigen Tanz.

Bald aber hörte Munde weder eine Stimme im Innern noch etwas um ſich her.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Die beiden Rappen waren los und ledig zu großer Verwirrung auf dem Markte umhergelaufen, der Schmied von Buchenberg, der ein Pferd eingekauft hatte und eben davon reiten wollte fing ſie ein und brachte ſie dem Diethelm, der darob ganz verwundert ſchien, er übergab dem Reppenberger die Pferde um ſie nachzubringen und eilte voraus durch Nebengäßchen und Durchhäuſer nach dem Rautenkranz. Als er hier von Fränz hörte, was geſchehen war, erſchrack er Anfangs, ſo weit hatte er's mit Munde nicht treiben, er hatte ihm nur den Daumen auf's Aug halten wollen. Bald aber ſagte er: „es hat ſein müſſen, drum iſt's beſſer heut als morgen.“ Fränz war nicht ſo leicht zu beruhigen, ſie nahm den Vater aus der Wirthsſtube fort nach dem ſtillen Zimmer und ſagte hier, daß man nicht wiſſen könne, was Munde vorhabe, er wiſſe Alles, Medard habe ihm das Gleiche geſagt wie dem alten Schäferle.

„Das iſt vorbei“ beruhigte Diethelm, „davon bin ich freigeſprochen; was gemäht iſt, iſt gemäht. Red' mir heut nichts mehr von der Geſchichte.“

„Ja Vater, aber er wird mich deswegen vor Gericht fordern.“

„Dich? Warum? Was haſt denn du dabei?“

„Ich hab ihm Alles geſagt,“ erwiderte Fränz mit niedergeſchlagenem Blicke.

„Was? Was haſt ihm geſagt? Was weißt denn du? Ich verſteh den blauen Teufel von all' deinem Geſchwätz.“

„Vater, ich hab gemeint, er ſei mein Mann und ihm darf ich Alles ſagen und da hab ich ihm erzählt, wie ihr damals auf der kalten Herberge die Farb gewechſelt habt wie der Wirth erzählt hat, und wie ihr mir hier in dieſem Zimmer vier Wochen vor dem Brand geſagt habt ihr wiſſet nicht mehr wo aus noch ein. Vater, ich hab's ja nicht bös gemeint, ich hab ja nie daran denken können, daß uns der Munde verrathen könnt.“

Diethelm ſchnaubte wild vor Zorn und Schreck, er ballte die Fauſt als wollte er Fränz zu Boden ſchlagen, ſein eigen Kind wußte um ſeine Schuld und hatte ſie preis gegeben, aber ſchnell entballte er ſeine Fauſt wieder, ſpielte in der Luft mit den Fingern wie auf Claviertaſten und ſagte bitter lächelnd:

„So? Alſo du biſt ſo geſcheit und willſt deinem Vater was zuſammen zwirnen? Aber du biſt zu dumm, daß dich die Gänſ' beißen. Ich ſollt' eigentlich kein Wort mehr mit dir reden und dir die Peitſche anmeſſen. So denkſt du von deinem Vater? Du biſt's nicht werth daß ich dir einen Groſchen hinterlaſſe. Geh nur vor Gericht. Kannſt Alles ſagen, Alles. Aber gedenken will ich dir's was du gethan haſt. Jetzt weiß ich, warum der Lump ſo frech gegen mich geweſen iſt. Mein eigen Kind, mein einzig Kind hat's ihm eingegeben. Ich will hinaus und will die ganze Welt fragen ob das noch einmal vorkommt, ſo weit der Himmel über der Erde ſteht."

„Vater, verzeiht mir. Ich denk's ja gewiß nicht mehr," bat Fränz weinend.

„Schlecht genug, daß du's Einmal gedacht haſt. Wenn du von heut an, hör zu was ich ſag und guck nicht unter ſich, ſieh mir in's Geſicht ſag ich," knirſchte Diethelm ſeine Tochter ſchüttelnd, „wenn du von heut an nicht demüthig und gehorſam biſt, wie's einem Kind zukommt, nein, ich will dir nicht ſagen was ich thu', ich behalt's bei mir, aber vergeſſen werd' ich's nicht, verlaß dich drauf. Jetzt komm, hinter mir drein gehſt und machſt ein heiter Geſicht, das ſag ich dir, und red' mir kein Wort mehr davon."

Diethelm war es gelungen, den ſchlimmen Sinn ſeiner Tochter zu bezwingen, ſie ging hinter ihm drein wie ein Lamm und erſchrack bei jedem ſeiner Blicke, wenn er ſich umwendete. Was war aber damit gewonnen? Handhaben für erneute Anklagen waren in fremde Gewalt gegeben und noch dazu in die eines auf's äußerſte Erbitterten. Soll denn die That nie ruhen? Brennt das Feuer immer wieder auf? Nur Eines tröſtete Diethelm, und dieß war der weichmüthige Charakter Munde's. Aber hatte er ſich nicht ſeit geſtern ſo auffallend verändert? Nein, er iſt noch derſelbe, ſonſt wäre er ja nicht davon gelaufen, ſtatt Diethelm und Fränz ſogleich den Gerichten zu überliefern. Dennoch ſchickte er ſogleich den Reppenberger nach Buchenberg, theilte ihm oberflächlich mit was geſchehen war und gab ihm den dringenden Auftrag zu erforſchen, was Munde vorhabe und es ihm durch einen Eilboten nach der Stadt mitzutheilen. Der Reppenberger verſtand den Vorgang wenn auch nur halb und ſagte:

„Ich hab's bald gemerkt, das thut kein gut. Man kann ein Roß und ein Schaf nicht zuſammen ſpannen." Diethelm lachte über dieſen Vergleich und gab dem Reppenberger ein gutes Zehrgeld mit auf den Weg.

Beim Namen angerufen erwachte Munde unter dem Birnbaum bei Breitlingen, der Schmied von Buchenberg hielt mit ſeinem Pferde neben ihm und hieß ihn aufſitzen, wenn er müd ſei. Munde nahm das gerne an. Der Schmied wußte nur von Händeln, die Munde mit ſeinem Schwäher gehabt, und Munde war nicht geneigt, viel zu ſprechen. Nur als der Schmied ſein Glück rühmte und ihm anrieth, klug zu ſein, die paar Jahre noch den Diethelm den Herrn ſpielen zu laſſen, ſagte er:

„Ich bin nicht klug und will nicht reich ſein."

Die ganze Nacht hindurch raſtete man nicht, und bald ſaß der eine bald der andere zu Pferde.

Es war bald Mittag, als man ſich Buchenberg näherte. Es hatte hier im Oberlande geregnet, und Blüthen und Blätter waren an den Bäumen hervorgebrochen, ſo plötzlich, wie ein bereit gehaltenes Feuerwerk, das nur des zündenden Funkens wartet.

Munde war ganz ausgehungert, denn er hatte ſich geſchämt, dem Schmied zu bekennen, daß er keinen Heller Geld bei ſich habe.

Als er in die väterliche Stube eintrat, rief ihm der alte Schäferle, die Pfeiſe im Mund haltend, vom Bette herab zu:

„Grüß' Gott Munde, ich weiß wie's dir gangen iſt. Komm' her, gieb' mir die Hand.“

So zutraulich war der Vater ſeit lange nicht geweſen und die Hand reichend ſagte Munde:

„Was wiſſet ihr? Von wem? Sind ſchon Marktleute vor uns angekommen?“

„Kein Menſch. Ich weiß es von mir. Du haſt mit dem Mordbrenner Händel gehabt. Ich weiß das ſo gewiß, als wenn ich dabei geweſen wär.“

Munde ſtarrte drein vor dieſer prophetiſchen Sehergabe des Vaters und dieſer fuhr fort:

„Ich hab's ſchon lang kommen ſehen. Es iſt mir aber lieb, daß ich's noch erlebt hab'. Ich treib's nimmer lang. Von heut in ſieben Tagen ſeh' ich meinen Medard, und der muß mir ſagen, wie er ſo ſchnell von der Welt kommen iſt, und wenn ich dir's berichten kann, thu ich's. Setz dich zu mir auf's Bett. Jetzt biſt du wieder mein? Gelt, jetzt biſt' wieder mein? Gehſt' nicht mehr zu dem Mordbrenner? Ich kann dir auch was geben, daß du nicht mehr an die Fränz denkſt. Und ich ſag' dir all' meine Mittel. Ich hab' dem Medard ſchon viele geſagt gehabt, und ihm gehören ſie auch, aber du biſt jetzt mein Einziger.“

Munde weinte laut und erzählte dann Alles, wie es ihm ergangen. Der alte Schäferle richtete ſich auf, nahm die Pfeife in die linke Hand, hob die Rechte in die Höhe und rief:

„Ich ſchwöre, ſo wahr ich bald vor Gott komm', der Diethelm iſt nicht unſchuldig an dem Tod deines Bruders, wie, das weiß ich nicht, das weiß Gott allein. Munde, leg' deine Hand auf meine Herzgrube, dir vererb ich's, daß du nicht ruhſt, bis der Diethelm ſeine Strafe hat. Willſt du mir ſchwören nicht zu ruhen und nicht zu raſten, bis der Tod deines Bruders gerächt iſt?"

„Ich kann's nicht, Vater, ich kann's nicht, ich thät euch ja Alles ſo gern," rief Munde, dem plötzlich davor graute, dieſe ſchwere Laſt auf ſich zu nehmen, „aber das ſag' ich, ich will dem Diethelm, ſo lang ich lebe, zeigen, daß ich ihn für einen ſchlechten Menſchen halte."

„Gut, das iſt mir genug, du haſt ein weiches Herz, du kannſt nicht mehr."

Der alte Schäferle begann nun, Munde alle ſeine ſympathetiſchen Mittel zu ſagen, wie er ſie vom Vater ererbt, er wollte es Anfangs nicht dulden, daß Munde ſie aufſchrieb, das ſei gegen das Herkommen und tödte vielleicht ihre geheime Kraft, aber Munde behauptete, nicht Alles ſo ſchnell behalten zu können, das Zaubermittel gegen angethane Liebe ſchrieb Munde nicht auf, und er ſaß nun bei ſeinem Vater, wie in einem Zauberberg, umgeben von geheimnißvollen Mächten und wußte nichts mehr von der Welt, bis Martha mit dem Reppenberger kam.

Munde that es wehe, auch gegen die Meiſterin feindſelig zu ſein, der Reppenberger ſprach von einer Abſtandsſumme, die Diethelm dem Munde bezahlen wolle, wenn er ſich zur Auswanderung entſchließe, aber Munde wies alle Anerbietungen von ſich, und der alte Schäferle war glücklich, als er hörte, daß ſein Sohn die erledigte Stelle als Gemeindeſchäfer in Unterthailfingen annehmen wolle.

Auf den Tag hin, wie er es vorausgeſagt, ſtarb der alte Schäferle. Als ihm Munde noch am Morgen die geſtopfte Pfeife übergeben wollte, ſchüttelte er den Kopf verneinend und ſagte: „Es iſt vorbei.“

Munde überließ Alles ſeiner Schweſter und nahm ſich nur die Kleider des Medard.

Er ſaß am Wege und hütete die Schafe, als Diethelm vierſpännig mit ſeiner neuen Kaleſche daherfuhr, er ſchaute auf, und blitzſchnell durchzuckte ihn der Gedanke, welch' ein großes Leben er hätte führen können, aber er drückte den Hut in's Geſicht und pfiff dem Paßauf, während Diethelm und Fränz raſch vorbeirollten.

Nicht ohne Befriedigung hörte Diethelm, daß der alte Schäferle geſtorben und begraben ſei, und daß der Geiſtliche an deſſen Grabe ſagte, Gott möge ihm vergeben, wie ihm der vergeben habe, dem er ſo ſchweres Leid angethan. Den Munde fürchtete Diethelm nicht mehr, weil er nicht im erſten Zorn gehandelt hatte, in dieſem war er des Schlimmſten von ihm gewärtig, jetzt in Ruhe wird die Schafſeele es nie dazu bringen, als Ankläger aufzutreten. So fühlte ſich Diethelm von dieſer Seite gedeckt, aber der Geiſt der Widerſpenſtigkeit und Aufſätzigkeit, den er in Fränz niedergerungen hatte, ſchien in Martha jetzt neu zu erwachen, wenn gleich gemildert von ihrem an Ergebung gewohnten Weſen. Mit Ruhe ertrug es Diethelm, daß ſie ihm heftige Vorwürfe machte, weil er mit Fränz in der Welt umherfuhr und ſeine Frau daheim vergaß, „wie ein im Stall angebundenes Stückle Vieh.“ Er verſprach, ſie nie mehr allein zu laſſen.

Eines Tages ging er mit ihr nach dem Baue, der ſtaunenswerth raſch vorrückte, die Sonne brannte ſtechend und gewitterverkündend nieder, und Diethelm ſagte:

„Ich weiß nicht, wie mir's iſt, ſeitdem ich im Gefängniß geweſen, bring' ich eine Kellerkälte nicht aus mir heraus, es iſt mir, wie wenn ich einen Eisklumpen im Herzen hätt'. Ich hab' gemeint, im Sommer wird's beſſer, aber es iſt nicht. Du ſagſt jetzt, dir ſei heiß, und ich werde die Gänshaut nicht los.“

„Herr Gott! das ſind meine todten Schwurfinger,“ ſchrie Martha gellend und ſtreckte die leichenhaften Finger Diethelm in's Geſicht.

„Was haſt? Was machſt?“ fragte Diethelm erſchrocken und Martha erklärte, indem ſie ſich auf einen Steinhaufen am Wege ſetzte:

„Diethelm, was haſt du gemacht? Weißt du's denn nicht mehr? Du haſt ja geſchworen, die Sonne ſoll dich nicht mehr erwärmen, wenn du an's Brandſtiften denkſt, dort am Fenſterſims haſt's geſchworen und jetzt iſt's ja wahr geworden, die Sonne wärmt dich nicht und ich hab einen falſchen Eid auf mich nehmen wollen und meine Finger ſterben mir ab. O gerechter Gott, was machſt du aus uns? Gerechter Gott, was ſoll aus uns werden?“

Diethelm ſuchte zu tröſten ſo viel als er vermochte, er wollte jetzt leugnen, daß ihn friere und behauptete, die Wunde an ſeinem Arme ſei noch nicht völlig geheilt, da faßte ihn Martha gerade an der wunden Stelle, daß er laut aufſchrie, ſie aber ſagte:

„Geſteh ehrlich, beichte, nur mir ſag's, nur mir, woher du das haſt. Der Doctor hat immer geſagt, das ſäh aus wie ein Biß von einem Menſchen. Wer hat dich gebiſſen?“

Diethelm hatte Geiſtesgegenwart genug, ſeine Frau tapfer auszuzanken mit dem Zuſatz, daß wenn ſie noch ein einzig Mal von todten Schwurfingern rede, er ſie auf immer verlaſſe, möge daraus werden was da wolle.

Martha ſchwieg, aber ihre ſchweigend trauervollen Mienen, ihr ſtilles ſtundenlanges Betrachten der abgeſtorbenen Finger ſagte Diethelm was ſie für ſich ſinne und was ſie von ihm denken möge.

Als das Haus gerichtet war und der bänderverzierte Tannenbaum vom Giebel prangte, machte ſich Diethelm mit den Seinen auf nach dem Wildbad, die warme Quelle ſollte Diethelm von ſeinem Froſt und der Wunde heilen, und ſollte die todte Hand Martha's neu beleben. Am hoffnungsreichſten aber war Fränz, ſie bedurfte der warmen Quelle nicht, ihrer harrte dort der Rautenkranzſohn und, nicht zu vergeſſen, auch der Amtsverweſer.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Der ſtattliche reiche Bauer von Buchenberg mit ſeiner Familie und ſeinem eigenen Gefährte war wochenlang eine der bemerkteſten Erſcheinungen im Wildbade. Schon der frappante Gegenſatz, den man ſich von ihm erzählte, daß er ſich beim Brande eine ſchwer zu heilende Erkältung zugezogen, machte ihn zum Gegenſtand des Geſpräches; dazu ſein gemeſſenes Benehmen, weder zudringlich noch ſchüchtern, machte ihn zu einem Urbild jenes ſtolzen ſelbſtbewußten Bauernthums, das man ſogar in der ſogenannten guten Geſellſchaft anziehend findet, ſo lange es in äſthetiſcher Buchferne verharrt und der eigenen Ueberhebung nicht zu nahe tritt. Martha und Fränz waren weniger bemerkt. Martha hielt ſich vorzugsweiſe zu einigen alten Frauen die im Armenbade eine Freiſtelle genoſſen und ließ ſich von ihnen ihre Leiden und ihre Schickſale erzählen, Fränz aber war ſeltſam verſcheucht und zurückgezogen. Wir werden bald erfahren warum. Wir müſſen nur noch erzählen, daß Diethelm die Spitze ſeines Ruhmes erreichte, als eine regierende Fürſtin in der Allee durch den erſten Kammerherrn ſich ihn vorſtellen ließ. Diethelm war beſeligt durch dieſe Auszeichnung, er gab auf alle Fragen beſcheidene und wie es ſchien genehme Antworten, er widerſprach nicht als man ihn für einen großen Hofbeſitzer hielt und nahm ſich nur vor, dieſe Vorausſetzung zu einer Wahrheit zu machen; dabei ſchaute er oft wie verlegen um, er wollte ſehen, ob Niemand bemerke, welche Ehre ihm zu Theil wurde. Es gingen aber Menſchen vorüber, die ihn nicht kannten. Dennoch ſah er wohl, daß ſie in der Ferne ſtehen blieben. Als er entlaſſen wurde ging er aufgerichtet durch die Alleen heimwärts, die Bäume waren noch einmal ſo grün, der Himmel noch einmal ſo blau und die Vögel ſangen ſo luſtig wie noch nie und zum Erſtenmale ſpürte er die Wirkung des Bades, eine wohlthätige Wärme überſtrömte ſein ganzes Weſen und als er zu Frau und Tochter kam, war er glückſelig und wiederholte immer und immer, daß dieſer Tag ſein höchſtes Glück ſei. Er mußte ſich niederſetzen, ſo hatte ihm die Freude faſt wie ein Schreck die Kniee angegriffen, dieſe Ehre ſchien zu ſchwer für ihn und als jetzt ein erwünſchter Beſuch, der Vetter Waldhornwirth eintrat, blieb Diethelm auf ſeinem Stuhle ſitzen und ſagte mit verklärtem Lächeln:

„Wärſt du nur um eine Stunde früher gekommen, da hätteſt du ſehen können, wie die Fürſtin von ** mit mir geſprochen hat, grad ſo wie ich jetzt mit dir, ſo freundſchaftlich, ſo herztreu. Ich hätt' einen Finger von der Hand drum geben, wenn ich ganz Buchenberg hätt' daneben ſtellen können. Aber erzählen mußt's. Sie müſſen's Alle wiſſen.“

Der Vetter verſprach zu erzählen, andern Tages aber wurde er auch von der Wahrheit überführt, denn vor dem Kurhauſe, vor allen Leuten winkte die Fürſtin den Diethelm zu ſich und unterhielt ſich lange mit ihm; ſie fragte nach ſeiner Unterſuchungshaft und Diethelm, der Anfangs erſchrack, richtete ſich an einer alten Erinnerung auf und betheuerte, wie er ein treuer Unterthan ſei und nichts von den Grundrechten wolle, aber das Schwurgericht, das ſei doch gut, da werde man auch öffentlich freigeſprochen. Mit einem freundlichen Lächeln entließ ihn die Fürſtin und der Vetter Trompeter, der von Ferne zugeſehen, faßte ſeine Hand als er zu ihm trat und rief:

„Was meinet ihr Vetter, wenn das euer Vater geſehen hätt', der Krattenmacher von Letzweiler?" Diethelm ſchien dieſe Erinnerung nicht genehm, denn er erwiderte:

„Was redeſt du wie ein Mann ohne Kopf?" Der Vetter verſtand und fuhr fort:

„Ich hab's nicht allein geſehen, dort ſteht der Kaſtenverwalter von G. Gucket, er kommt ſchon her und will euch Glück wünſchen."

In der That geſchah dieß auch und nicht nur der abgeſtellte Kaſtenverwalter, viele andere hohe und niedere Beamte, ja ſogar Adelige behandelten Diethelm mit Auszeichnung und zum drauffolgenden Ball im Kurhauſe erhielt Diethelm mit ſeiner Familie eine Einladung. Martha ſagte ſogleich, daß ſie daheim bleibe, ſie ſei krank und nicht zum Tanzen da, Fränz aber hüpfte vor Freude als hörte ſie ſchon die luſtigen Tanzweiſen.

Fränz war wie geſagt, während des Badeaufenthaltes noch nie zu rechter Freude gekommen, ſie fühlte ſich nicht recht heimiſch in dieſen Umgebungen, ſie hatte zwar die Bauernhaube abgelegt, die kaum zu bewältigenden Haarflechten aufgeneſtelt und ſich einen farbenſchillernden Sonnenſchirm angeſchafft, aber erſt durch einen Geiſtlichen erhielt ſie eine geſellſchaftliche Firmelung. Ein junger Miſſionär aus der Schweiz, der in einem zierlichen Rollwagen umhergeführt wurde, war bald der Schützling aller Frauen und Mädchen, auch Fränz wurde durch eine prieſterlich zuvorkommende Anſprache in ſeinen Kreis gezogen und verlor bald jede äußere Schüchternheit, indem ſie gleich den Uebrigen, dem Kranken, der noch dazu ein geweihter Prieſter war, ſich dienſtgefällig erwies. Die Hülfloſigkeit des Kranken ließ jede Scheu verſchwinden, man durfte ihm die Hand reichen und gefällig ſein wie einem Kinde. Der junge Mann, ein wirklich eifervoller Prieſter mit ſeinem blaſſen Antlitze, das durch die beſtändige weiße Halsbinde noch gehoben wurde, war eine anziehende Erſcheinung und ſein brennendes Auge, das er wunderſam zu heben und zu ſenken verſtand, zeugte von innerem Feuer, das auch hervorbrach, wenn er an ſtillen ſchattigen Plätzen dem Frauenkreiſe vorlas. Er hatte eine wohltönende in's Herz dringende Stimme. Fränz hatte in der Stadt die Kunſt gelernt, Pantöffelein zu brodiren und ſie ſaß nun mit den anderen Frauen mit ihrer Arbeit um den heiligen Mann und hörte die ergreifenden Vorleſungen und eifervollen Vorträge, ſie verſtand es wie die anderen mitunter aufzuſchauen, einen verſtändnißreichen Blick zu thun, bedeutſam mit dem Kopfe zu nicken oder gar die Hände in einander zu legen und unverwandt auf den Redner zu ſchauen. Mitunter war ſie auch wirklich ergriffen und der Spruch: Rette deine Seele! ſchauerte ihr durch Mark und Bein, ſie erkannte mit Schrecken, wie ſie ihr Seelenheil bisher verwahrloſt und war geneigt, dem Jungfrauenbunde, für den ſchließlich geworben wurde, beizutreten, aber ein äußerlicher Grund half ihr, ſich von den ſchweren Opfern zu befreien. Sie glaubte zu bemerken, daß einige und zwar die Vornehmſten und Manierlichſten von dem weihevollen Manne vorgezogen wurden, die Eitelkeit regte ſich und gewohnt, daß Alles in der Welt nur zum Scheine geſchehe, forſchte ſie auch hier den Täuſchungen nach und glaubte ſolche immer mehr zu finden. Dennoch war ſie bereits ſo ſehr im Bannkreiſe des jungen Prieſters, daß ſie ihm reuig und zerknirſcht dieſe ihre Sünde offen beichtete, aber die Mahnung ihre Eitelkeit zu beſiegen machte ſie ſtumm und im Innerſten widerſpenſtig, zumal dieſe Aufforderung gerade mit der Ehre zuſammen traf, die ihrem Vater durch die Fürſtin von ** geworden war.

Die Leichtigkeit mit der ſich ein Verhältniß im Badeleben knüpft, zeigt ſich auch im Löſen desſelben. Fränz hatte immer mehr Abhaltungen im Schatten der wilden Kaſtanien unter dem andächtigen Zuhörerkreiſe des Miſſionärs zu erſcheinen. Wenn ſie dorthin ging, hatte ſie den ſtillen beſcheidenen Gang und den niedergeſchlagenen Blick, wenn ſie aber bei den Muſiken im Freien erſchien, hatte ſie, man kann faſt ſagen etwas ſchäckernd hüpfendes wobei ſie den Kopf in den Nacken warf.

Und dieſe letzte Haltung gewann die Oberhand als der Prieſter bald geheilt im blumenbekränzten Wagen abreiste.

Fränz wollte, rund heraus geſagt, ſich hier einen Mann erobern.

Den Munde bei ſeinen Schafen hatte ſie längſt vergeſſen, ja ſie ſah jetzt, daß er nie zu ihr gepaßt habe, aber hier that ihr die Wahl weh zwiſchen dem Rautenkranzſohne, der hier Kellner war, und dem Amtsverweſer. Der Kellner war eine gutartige und heitere Erſcheinung, aber es hatte doch etwas Abſtoßendes, daß er hier Jedermann bediente und gegen alle Welt freundlich und unterwürfig ſein mußte. Das behagte dem hoffährtigen Weſen der Fränz durchaus nicht. Wenn er ihr bei Tafel eine Schüſſel reichte und dabei einige freundliche Worte ſprach, ſchämte ſie ſich faſt ihm zu antworten; zwar erinnerte ſie ſich wieder, was er daheim zu bedeuten habe, und wie er mehr ſei, als Viele, die er hier bediente, aber eben dieſes Bedienen gefiel ihr nicht, und dann konnte der Kellner nie einen Spaziergang, wie viel weniger eine Ausfahrt mitmachen, er mußte froh ſein, wenn er eine Stunde von fünf bis ſechs Nachmittags erübrigte, um an den Hauspfoſten gelehnt eine Zigarre zu rauchen, die er ſchnell verbarg, wenn ein Gaſt kam. Dennoch hatte Fränz nicht recht den Muth, ſich von ihm abzuwenden, ja ſie dachte ſich aus, wie Alles ſchon anders würde, wenn ſie einmal ein eigenes Wirthshaus hätten. Der

Amtsverweſer war äußerſt zurückhaltend, obgleich er mit an derſelben Tafel ſpeiste, er ſchien mehreren Damen den Hof zu machen, die er oft auf Spaziergängen begleitete. Glücklicherweiſe aber, man konnte nun nicht ſagen, daß die Anſprache der Fürſtin von ** daran ſchuld ſei, hatte der Amtsverweſer ſie und den Vater juſt den Tag vorher begleitet und viel mit Fränz gelacht; er ſetzte nun dieſe Annäherung mit großer Beſtändigkeit fort, überbrachte ſelbſt die Einladung zum Kurhausballe und ſchickte am Abende deſſelben den erleſenſten Blumenſtrauß, mit welcher Aufmerkſamkeit ihm jedoch der Rautenfranzſohn zuvorgekommen war. Es waren beide wohl zu beachtende Bewerber. Der Rautenfranzſohn war jünger und farbiger, in ſeinem vollen wohlgekämmten braunen Haare ſah man ſtets die friſchen Furchen der Bürſte und den weißen Scheitel, der Amtsverweſer war blaſſer und mit einer avancirenden Glatze verſehen. Fränz hielt die beiden Sträuße der Bewerber in der Hand und betrachtete ſie lange, ſie überlegte, welchem Strauß und welchem Geber ſie den Vorzug gönnen ſolle, ihre Wangen glühten, ſie war nicht dem Zufall ergeben genug, um eine Blume mit Liebt mich und Liebt mich nicht zu zerzupfen, ſie überlegte, daß der Rautenfranzſohn allerdings ſeine Vorzüge hatte, er ſtand ihr näher, ſie kannte ſeinen Lebenskreis genau und konnte ſich frei darin bewegen, auch war er gut geartet und leicht zu beherrſchen, nicht ſo ſehr wie Munde, aber doch noch lenkſam genug und ſie hatte ſich's ja einſt als ſchönſtes Ziel gedacht, Frau Rautenwirthin zu werden; aber Frau Amtmännin und in Zukunft Frau Regierungsräthin — das iſt doch ſchöner und ein Narr iſt, wer das Höhere erreichen kann und ſich mit Geringerem begnügt. Fränz war entſchloſſen, den Blumenſtrauß des Amtsverweſers zu nehmen; aber während des langen Beſinnens hatte ſie vergeſſen, ob der in der Rechten oder der in der Linken von ihm kam, ſie waren ſo ähnlich. Jetzt erinnerte ſie ſich, daß der in der Rechten der gültige war, aber in der Verwirrung hatte ſie die Sträuße niedergelegt und dieſes Merkmal zerſtört. Wenn aber kein rechtes Kennzeichen war, ſo konnte ja der Amtsverweſer nichts merken? Wer weiß indeß, ob er nicht doch ein geheimes Kennzeichen hat. Fränz war ganz berauſcht von der blumenduftigen Werbung, ſie eilte die Treppe hinab und wollte den Kellner fragen, welcher Strauß von ihm ſei, aber nicht der Gedanke, welch' eine tückiſche Harte hierin lag, hielt ſie plötzlich feſt, ſondern die Erinnerung, daß ſie ja dann eine offenbare Entſcheidung machen müſſe und einen Freier aus der Hand gebe, bevor ſie des andern gewiß ſei und jetzt that ſich ein neuer und glücklicher Ausweg auf, ſie wollte gar keine Blumen mitnehmen und dem Amtsverweſer ſagen, ſie habe deren ſo viele von unbekannten Verehrern bekommen, daß ſie Alle daheim ließ. Das wird ihn kirren und raſch zugreifen machen, und dann iſt die Entſcheidung da.

Und ſo geſchah es auch.

Wieder unter rauſchender Muſik wurde Fränz zum Zweitenmale verlobt. Der Amtsverweſer hatte in unerklärlicher Zaghaftigkeit gewünſcht, daß die Verlobung noch einige Zeit geheim gehalten werde, mindeſtens bis er ſeine täglich erwartete Beſtallung als vertretender Staatsanwalt erhalten habe, aber Diethelm war nicht gewillt, nur einen Tag der Ehre verluſtig zu gehen, die ihm aus dieſer Verlobung ſeiner Tochter entſprang; er faßte den Einwand ſeines Schwiegerſohnes, daß er wegen des neu zu übernehmenden Amtes vor kommendem Frühling nicht heirathen könne, dahin feſt, daß Fränz während dieſer Zeit noch in ein Erziehungs-Inſtitut, eine „Schnellbleiche," wie er es ſpöttiſch bezeichnete, gethan werde, um ihrer neuen Stellung gerecht zu ſein. Bis dahin wollte er auch ſein neues Anweſen in Buchenberg verkaufen, und wie er doch ſchon lange vorhatte, nach der Kreisſtadt ziehen.

Die warme Quelle hatte weder Diethelm von ſeinem Froſte, noch ſeine Frau von der Abgeſtorbenheit ihrer Finger befreit, man getröſtete ſie der Nachwirkung.

Nur Fränz hatte erreicht, was ſie wollte, und die Eltern erfreuten ſich bei der Heimfahrt im Sprechen über das Glück ihres Kindes und vergaßen darüber alle Körperleiden und alles Leid in der Seele.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Wie ein Menſch aus höheren Regionen, der ſich beſcheidentlich herabläßt, mit niederen Erdgeborenen zu verkehren, ſo ging Diethelm durch Buchenberg; er hatte mit fürſtlichen Perſonen, mit hohen Staatsmännern verkehrt und ein Staatsanwalt — denn ſolches war er geworden — war ſein Schwiegerſohn! Es dünkte ihn wie ein Traum, daß er ſein einziges Kind einſt einem armen Schäfer hatte geben wollen. Wenn er ſeiner That gedachte, war ſie ihm wie längſt abgethan und die Gunſt der Großen, denen er ſo nahe geſtanden, erſchien ihm als Schild und Schirm, daß nie mehr auch der leiſeſte Verdacht ſich gegen ihn erheben dürfte. Wenn der Eilwagen durch das Dorf fuhr und bald darauf Briefe kamen, ſah Diethelm immer, ob keiner mit einem großen Siegel darunter ſei, der ihm einen Orden zubrachte oder irgend eine andere unverhoffte Auszeichnung. Es kamen aber meiſt Bettelbriefe von allen Orten, von den entfernteſten Verwandten, von Schulmeiſtern geſchrieben, die in hochtrabendem Tone den hochverehrten Herrn Vetter um Gaben und Darleihen baten. Diethelm glaubte genug gethan zu haben und ließ ſie unbeantwortet. Am erfreulichſten waren noch die Briefe von Franz; zwar waren ſie in ſteifer ungelenker Redeweiſe, aber dieſe erſchien Diethelm grade recht ſchön und erbaulich, und von Brief zu Brief war die Schrift zierlicher und geläufiger, und Diethelm konnte nicht umhin, manche davon, beſonders aber die Briefe des Staatsanwalts, durch den Vetter im Waldhorn vorleſen zu laſſen.

Die Verehrung im Dorfe ſchien ihm indeß doch minder bedeutend, als die in der Stadt ſich darthat. Mit Martha, die er nun nicht mehr allein ließ, fuhr er oft dahin, um allerlei Hausrath zu kaufen. Er richtete ſich nur nothdürftig ein, da er ja bald wieder verkaufen wollte.

Alles ließ ſich zu größter Beruhigung an, nur Martha war nicht aus ihrer beſtändigen Trauer und Kümmerniß zu reißen, und wenn Diethelm ſie damit abwies, ſagte ſie klagend:

„Ich hab' ja ſonſt Niemand, dem ich mein Herz ausſchütten kann, und mir bangt vor dem neuen Hauſe, wo der Medard verbrannt iſt.“

Diethelm hörte ſie geduldig an, aber dieſes ewige Klagen machten ihn ſtumpf gegen die Vorherſagung der Frau, daß ſie den Einzug in's Haus nicht erleben werde.

„Nur nicht prophezeihen,“ war ſeine beſtändige Rede, „das iſt das ſchlechteſte was man thun kann. Ich hab dir verſprochen, daß ich dich nie mehr allein laſſe, aber du treibſt mich aus dem Haus, wenn du ſo fort machſt.“

Martha hatte in der That falſch prophezeiht, der Sommer ging zur Rüſte und im Herbſte zog ſie, abgeſehen von ihrem beſtändigen Leid, wohlbehalten in das wochenlang durchheizte neue Haus ein und nachdem das erſte Mißbehagen überwunden, ſchien ſie ſich deſſen zu freuen, zumal da Diethelm die junge Frau Kübler mit ihrem Kinde während der Abweſenheit der Fränz zu ſich in's Haus genommen hatte.

Nun erlaubte er ſich auch allmälig ſeinem Verſprechen untreu zu werden und buchſtäblich hielt er es doch, wenn er wieder Tage und Nächte über Land blieb, Martha war ja nicht allein, die junge Frau mit dem Kinde war bei ihr. Wenn Martha ihn dennoch an ſein Verſprechen gemahnte, war er ungehalten und voll Jähzorn über dieſe unerträgliche Sklaverei und über dieſes ewige Erinnern an ein Verſprechen, das er ſchon von ſelbſt halte und viel lieber, wenn er nicht daran gemahnt werde. Er blieb nun mehr als gewöhnlich zu Hauſe und jetzt erkannte er deutlich eine ſchon oft flüchtig wahrgenommene Beobachtung: wenn er im lebhaften Verkehr mit Menſchen, und zwar mit recht vielen war, wich das Fröſteln von ihm, in der Einſamkeit aber war es immer wieder da, unabwendbar. Diethelm knirſchte über die neue Gefangenſchaft in der er ſich befand, und jetzt fiel ihm das Mittel des alten Schäferle ein. Er kaufte Erlenholz und ſägte Tage lang, als müßte er ſein Brod damit verdienen. Der ſtolze, in grünen Saffianpantoffeln ſtolzirende und alle ſchwere Arbeit verhöhnende Diethelm war in das Loos eines armen Tagelöhners verfallen, aber er war dabei doch froh, denn er fühlte in der That eine lange nicht empfundene Wärme und das Holz, das haufenweiſe in den Ofen geſteckt, ihn nicht von ſeinem Fröſteln befreit hätte, erwärmte ihn jetzt bei deſſen Verarbeitung. Vom Morgen bis zum Abend arbeitete er in dem Schuppen und lauſchte dann oft ſelbſtvergeſſen den wunderlichen Tönen der Säge; wie das klingt und ſchrillt beim erſten Einſchnitt und dann zum Kern des Scheites gelangend ſo dumpf tönt und wieder in's Schrille, Kurzathmige übergeht beim Ende des Durchſchnittes. Mochte es aber klingen wie es wollte, wohlige Wärme durchſtrömte den Körper. Die Leute ſagten, der Dietheln ſei geizig geworden, ſeitdem ſein Reichthum geſtiegen ſei, er ließ ſich dieſe Nachrede, die ihm wieder zukam, gerne gefallen, denn auch im Geiz liegt ein gewiſſer Ruhm, da der Reichthum unbezweifelt iſt.

Wenn er manchmal einen Tag in ſeiner mühſeligen Arbeit ausſetzen wollte, kam wiederum das Fröſteln über ihn, als wollte ſich alles Zurückgedrängte auf Einmal geltend machen und er mußte auf's Neue wider Willen an die unſcheinbare und doch ſo mühſelige Arbeit, als hatte ein Zauber ihn darin feſtgebannt. Es half nichts anderes.

Da kam ein neues Ereigniß, das ihn von dieſer Arbeit und ſeiner häuslichen Gefangenſchaft befreite, ohne daß Martha zu einer Einſprache berechtigt war.

Das Schwurgericht, das man in ſtürmiſchen Zeiten verheißen hatte, wurde jetzt nach Herſtellung der nöthigen Bauten in der That eingeſetzt. Der veränderten Zeitrichtung zufolge wurden aber die Geſchwornen nicht nach allgemeinem Wahlrechte frei gewählt, ſondern die Amtsverſammlung, beſtehend aus den meiſtens gefügigen Schultheißen und einem Theil der Obmänner wählte einen ſogenannten Siebenerausſchuß und dieſer ernannte die Geſchwornen aus der Zahl der Höchſtbeſteuerten und Nichtdemokraten. Eines Tages kam der Vetter Waldhornwirth haſtig mit der Landeszeitung in der Hand und ſagte zu Diethelm:

„Da kommet ihr in der Zeitung, Vetter.“

„Ich? Wie?“ erwiderte Diethelm ſich verfärbend, und nahm mit Zittern das Blatt in die Hand. Er las die Liſte der Geſchworenen und als Dritter ſtand ſein Name. Lange ſtarrte er darauf hin und rieb ſich mehrmals die Stirne, er wollte den Schrecken vergeſſen, den er gehabt hatte, und jetzt war es ihm doch eine Freude, ſich gedruckt zu leſen; er äußerte dieß aber nicht, ſondern ſagte nur, daß er um Dispenſation bitte, da er in ſeinem Anweſen noch viel zu thun habe, und daß er auch ſeine Frau nicht verlaſſen dürfe. Martha entgegnete raſch:

„Meinetwegen kannſt du's ſchon annehmen, im Gegentheil, mir iſt's lieb, wenn du auf ein paar Wochen fortgehſt, lieber als wenn du ſo all' Ritt verſchwindeſt, wie in den Boden geſunken.“

Der Vetter ſagte, daß Diethelm gar nicht ablehnen dürfe; man wiſſe nicht, was die Menſchen denken könnten, wenn er ſich davon losangle; das ginge ihn zwar nichts an, aber er dürfe es auch ohnedieß nicht, er habe das Schwurgericht zu allen Zeiten geprieſen, und jetzt müſſe er auch dabei ſein.

Diethelm ſchäumte innerlich vor Wuth. So hatte ſeine Freiſprechung, alle die hohen Ehren, die er genoſſen, nichts genützt; die Menſchen, die ſo unterwürfig waren, hegten noch immer einen Verdacht gegen ihn, der allzeit bereit war loszubrechen. Der erſtickte Argwohn in den Gemüthern glich der Flamme in einem niedergebrannten Hauſe, die immer wieder aufſchlägt, ſobald man einen Balken weghebt. Diethelm verfluchte die ganze Welt und zankte mit dem Vetter, als dieſer entſchuldigend ſagte, er habe noch nichts gehört, von Niemand, er habe nur ſo gemeint.

„Was haſt du vorzudenken, was andere Leute denken können, oder biſt du ſchlecht genug und blaſeſt den Leuten ſelber ein, daß ſie mich verunehren?“

„Ihr wiſſet ja, wie ich zu euch bin,“ ſagte der Vetter mit ſchelmiſch bedeutungsvollem Blicke. Diethelm ſah das und wieder kam ihm die Vermuthung, daß der, den er ſich am nächſten glaubte, ſchlimmen Verdacht gegen ihn hegte; aber das klügſte war doch, immer zu thun als ob er das nicht glaube; er ſagte daher:

„Wenn's nicht anders iſt, nehm ich's an. Haſt recht Vetter, es kann mir eins ſein, was die Leut' denken und ich freu' mich auch bei meinem Schwiegerſohn zu ſein. Weißt was Frau? Geh mit.“

Martha verneinte und Diethelm wiederholte ſeinen Vorſchlag nicht. Denn wie Alles in der Welt ſeine vielfachen Gründe hat, ſo ging es auch hier. Diethelm wollte nicht nur zeigen, daß er keinen Gerichtshof ſcheue, er wurde auch der Oede im Hauſe und der ewigen Klagen ſeiner Frau erledigt, wenn er ſich davon machte.

Diethelm hatte bei der bald darauf folgenden Amtsverſammlung die Genugthuung vom Amtmann Niagara, der ſo genannt wurde weil er im Geſpräche immer ein mächtig ſchätterndes Gelächter erhob, mit beſonderm Ruhme erwähnt zu werden, während den anderen mit Recht vorgehalten wurde, daß ſie gerne freie Staatseinrichtungen hätten, aber dafür keinen Tag aufwenden wollten, ja daß ihnen ſchon jedes Wählen zu viel Mühe ſei.

Diethelm ſah ſtolz und ſelbſtbewußt drein und bei dem gemeinſamen Mahle, das nach der Amtsverſammlung gehalten wurde, erhielt Diethelm den Ehrenplatz neben dem Amtmann Niagara und half ihm tapfer lachen. Es gab beſonders viele Witzreden über Diejenigen, die da gehofft hatten, daß den Geſchworenen reiche Taggelder aus der Staatskaſſe ausgeſetzt würden, der Steinbauer vor Allem mußte ſich viele Neckereien gefallen laſſen, weil er auf ſein Dispenſationsgeſuch einen abſchlägigen Beſcheid erhalten hatte. Der Angegriffene wagte es nicht, den Späßen des freundlichen Amtmanns entſprechenden Widerſtand zu leiſten und ohne ſich auf eine nähere Erklärung einzulaſſen, behauptete er, daß er doch noch frei werde.

Noch nie kam Diethelm frohgemuther nach Hauſe als von der heutigen Amtsverſammlung und er wünſchte ſich, daß die Gerichtsſitzungen nur bald beginnen möchten. Die Ehrenbezeugungen von den Beamten thaten ihm gar wohl.

Als der Tag der Abreiſe kam, wollte es Diethelm wiederum bange werden, es erſchien ihm als ein gefährliches Spiel, das er mit ſich treibe. Er nahm ſein eigen Gefährte nur bis G. mit, dort geſellten ſich im Eilwagen die anderen Geſchworenen zu ihm, der Sternwirth und der Steinbauer waren auch dabei.

Es war das erſte Schwurgerichtstagen ſeit undenklichen Zeiten und alle Mitwirkenden waren in feierlich gehobener Stimmung, der der Vorſitzende des Gerichtshofes und der Staatsanwalt wie der Altmeiſter der Rechtsanwälte beredte Worten gaben. Beſonders ein Wort des Vorſitzenden drang Diethelm in's Herz, denn er hatte geſagt: Ein Verbrechen, das ungeſühnt in der Seele ruht, gleicht dem Brande in einem Kohlenbergwerke. Man ſtopft es zu und will das Feuer erſticken, aber es brennt weiter, unterirdiſch, ungeſehen, und eine Oeffnung die ſich aufthut laßt die Flamme emporſchlagen.

Diethelm fühlte bei dieſen Worten, wie es wirklich in ſeinen Eingeweiden brannte, und er hätte laut aufſchreien mögen vor Schmerz, aber er bezwang ſich, und als jetzt die Rechtsgelehrten der verſchiedenen Stellungen geſprochen hatten, trat eine Pauſe ein. Man erwartete eine Anſprache aus der Mitte der Geſchworenen. Einer ſtieß den andern an, er möge reden, und doch hätte jeder gerne ſelbſt geſprochen, die Pauſe dauerte peinlich lange, da erhob ſich Diethelm, er glaubte gerade beſonders zeigen zu müſſen, wie ſehr er die Bedeutſamkeit der neuen Einrichtung erkenne, die Worte des Amtmanns bei der Wahlverſammlung kamen ihm wohl zu ſtatten, und hatte er ſich vordem nicht geſcheut, mit fremdem Geld und Gut groß zu thun, ſo hatte es mit einem fremden Gedanken gewiß viel weniger auf ſich. Anfangs bebend, dann aber mit feſter Stimme wiederholte er, in ſeine Weiſe übertragen, jene Worte, und Alle ſtanden auf, als er plötzlich ſtotternd abbrach und die Hände faltend mit gehaltenem Tone das Vaterunſer ſprach.

Bevor die Namen der Geſchworenen verleſen wurden, ließ der Vorſitzende durch den Gerichtsſchreiber ein ärztliches Zeugniß vortragen, das der Steinbauer beigebracht hatte und ihn befreien ſollte. Nach kurzer leiſer Berathung erklärte der Schwurgerichtshof, daß die Befreiungsgründe nicht zureichend ſeien. Diethelm ſchaute mit triumphirendem Lächeln auf den Steinbauer, der aber keine Miene zuckte.

Nun ging es an das Verleſen der Namen, und der Vorſitzende nahm bald rechts bald links die Zettel auf, die ihm die beiden Schwurrichter reichten und warf ſie in die Urne. Dieſes Aufraffen, Ausrufen und Verſenken der Namen hatte für Diethelm etwas eigenthümliches bang Räthſelvolles, es war ihm, als wäre er wie ſein Name in fremde Gewalt gegeben.

Als jetzt die Namen aus der Urne gezogen wurden, ballte Diethelm bei jedem, der ausgerufen wurde, die Fäuſte, um keinen Schreck zu zeigen, wenn er den Seinigen hörte, aber er kam nicht. Beim Namen des Steinbauern ſprachen Staatsanwalt und Vertheidiger zugleich: Abgelehnt! worüber ein Lächeln in der Verſammlung entſtand, und der Vertheidiger mit höflicher Handbewegung die Ablehnung dem Staatsanwalt überließ. Der Steinbauer ſchaute herausfordernd auf

Diethelm, ſeine Mienen ſagten: ich hab's gewußt, daß ich frei werde.

Die zwölf Männer waren ernannt, und Diethelm war nicht unter ihnen; er athmete frei auf. Nun aber erklärte der Vorſitzende, daß er noch zwei Erſatzgeſchworene auslooſe, und der erſte Name, der jetzt erſchien, war der Diethelms. Als er mit ſchweren Schritten nach der Geſchworenenbank an dem dichtgefüllten Zuhörerraume vorüberging, hörte er dort ſagen: Schade, daß der nur Erſatzgeſchworener iſt, das wäre ein tüchtiger Obmann geworden. Diethelm ſchloß die Augen, als er in ſeinem Armſtuhl ſaß, der Ehrenzuruf aus den Zuhörern hatte ihm ſein faſt ſtille ſtehendes Herz freudig bewegt. Durch ein Geräuſch wurde Diethelm aus ſeiner inneren Verſunkenheit erweckt, die Stühle rutſchten und brummten, die ganze Ruhe der Verſammlung kam plötzlich in Bewegung, dort auf der Erhöhung, wo das Gericht ſaß, war es dunkel geworden, denn der ganze Gerichtshof, in deſſen Rücken die Fenſter waren, hatte ſich erhoben, und nun ſprach der Vorſitzende den Geſchworenen mit feierlicher Stimme ihren Eid vor, und einer nach dem andern erhob die Hand und ſprach: „Ich ſchwör' es, ſo wahr mir Gott helfe.“ Es waren ruhige überzeugungsfeſte Stimmen und jeder, der es hörte, wie hier die innere Wahrhaftigkeit ſich laut betheuerte, mußte ergriffen und erſchüttert werden; es war eine rechtſprechende Gemeinde, darin ein Jeder aus Herzensgrund ſein Bekenntniß ausſprach, und über der ganzen Verſammlung ruhte eine ernſte Gehobenheit, denn die Heiligkeit des

Beginnens, der Geiſt der Wahrhaftigkeit ſchwebte darüber.

Diethelm ſprach den Eid, und wie er die Hand emporhob, fühlte er's, wie wenn eine unſichtbare Macht ſeine Hand faßte, er ſenkte ſie nicht, bis er ſich niederſetzte und jetzt erſt eine Müdigkeit fühlte, als wären ihm die Kniee zerbrochen.

Auf der Angeklagtenbank ſaßen zwei junge Männer des Complott-Diebſtahls beſchuldigt. Der verleſenen Anklage gemäß erſchien dennoch der eine mehr als Verführter. Der Staatsanwalt begründete in ſcharfſinniger Weiſe die Anklage, ſeine Stimme hatte etwas zitternd melancholiſches und dieſes ſowohl wie ſeine Beweisführungen hatten ſo viel Beſtimmendes, daß der Nachbar Diethelms, der Schultheiß von Rettinghauſen, ihm zuraunte: Die ſind ſchuldig. Diethelm antwortete nicht. Mit eingekniffenen Lippen und weit aufgeſperrten Augen betrachtete er die Angeklagten, dieſe finſter blickenden Augen, die nur bisweilen zuckten, dieſe ſtarren Züge, dieſe in einander gelegten Hände, dieſe Geſtalten mit ihrem ganzen Leben ſind in fremde Gewalt gegeben. Dort hinter den Angeklagten ſitzt der Landjäger, das gezückte Schwert erhoben. Wie es ſo gierig blinkt! Das iſt das Schwert der Gerechtigkeit über den Angeklagten ſchwebend. Immer und immer mußte Diethelm denken, wie es dieſen Menſchen zu Muthe iſt, wie die Blicke der Anweſenden ſie treffen müſſen wie ſcharfe Schwerter, er konnte dieſe Gedanken nicht los werden, bis er endlich die Hände zuſammen preßte, ein Schauer durchrieſelte ihn und zum Erſtenmale betete er in innerſter Seele voll Reue über das Geſchehene. Vor ſeinen dreinſtarrenden Augen verſchwammen die Menſchengeſtalten, nur das blanke Schwert dort an der Wand blinkte und die Stimme des Staatsanwalts tönte. Da erklärte der Vorſitzende die Verhandlung für dieſen Morgen als geſchloſſen und beraumte eine zweite Sitzung auf Nachmittag.

Als jetzt Alles ſich erhob, rieb Dietbelm lange die Stirne und wie taumelnd verließ er den Saal und drängte ſich dann hinaus als würde er feſtgehalten. Erſt in freier Luft fand er ſich ſelber wieder, er trat feſt auf und ſchaute zurück nach dem Gerichtsſaal wie ein Angelandeter dem ſchwankenden Schiffe nachſchaut, das er eben verlaſſen.

Die Geſchworenen hatten ſich einen gemeinſamen Mittagstiſch in einem ihnen genehmen Wirthshauſe angeordnet und wie von ſelbſt war Dietbelm hier der Vorſitzende, zumal da die wenigen „Herren“ unter den Geſchworenen ſich in einen vornehmeren Gaſthof begeben hatten. Dietbelm fühlte ſich ganz wohlgemuth, er war feſt überzeugt, daß er heute alles Peinliche ſeiner Lage überwunden habe und daß nichts mehr über ihn kommen könne.

Es waren hier die gewichtigſten Bauern eines ganzen Kreiſes verſammelt, die ſich zum Theil noch nicht perſönlich kannten, ſie fanden aber ſchnell eine Einigung und ſogar ein allgemeines Geſpräch; denn nichts vereinigt die Menſchen ſo leicht als eine Anhänglichkeit oder ein Widerſpruch gegen eine Perſönlichkeit. Gegen den Steinbauern, der ſich bald nach ſeiner

Erledigung heim gemacht hatte, brannte wie beim Scheibenſchießen ein Jeder ſeine Kugel los. Man erzählte ſich, daß der Steinbauer das Gerücht verbreitet habe, er werde jeden unbedingt für ſchuldig erklären und darum werde er ſtets abgelehnt werden und könne daheim ausdreſchen. Diethelm fand in dem Schultheiß von Rettinghauſen und in einem jungen Manne zierlichen Angeſichtes, es war der Gemeindeſchreiber von Reindorf, fertige Beihülfe, die mit ihm die Gewiſſenloſigkeit und Niedrigkeit eines ſolchen Gebarens brandmarkten und ſchon jetzt zeigte ſich die unverwüſtliche Ehrenhaftigkeit des Volkscharakters, die nur der rechten Erweckung bedarf, ein Jeder betheuerte mit aufrichtigen Worten, daß er ſich nicht um Vieles von einer ſo ſchönen Ehrenſache losmachen möchte und wenn nur die Schwurgerichte beſonders zur Winterszeit wären, möchten ſie immer dabei ſein.

Das Geſpräch verlief ſich nach allen Seiten, und Diethelm ärgerte ſich, daß von ſeiner Rede bei Eröffnung des Schwurgerichtes gar keine Erwähnung geſchah; er war nicht der Mann, der eine glorreich vollbrachte That gerne unbeachtet ſah. Nach Tiſche hatte er indeß die Genugthuung, daß ſein Schwiegerſohn, der als Aſſeſſor bei dem Gerichtshofe war, zu ihm kam und ſich zu ihm ſetzte und bald drängte ſich eine große Menſchenmenge aus allen Gegenden zu ihm, theils alte Bekannte, theils neue, die ihn wegen ſeiner ergreifenden Rede kennen lernen wollten. Diethelm klagte indeß ſeinem Schwiegerſohne, daß ihn die Sache doch mehr angreiſe als er erwartet habe, und beſonders das lange ruhige Sitzen werde ihm peinlich, der Aſſeſſor getröſtete ihn aus eigener Erfahrung, daß er ſich ſchon daran gewöhnen werde und Diethelm lächelte, als er hörte, daß er als Erſatzgeſchworener nicht mit zu urtheilen habe.

„So bin ich nur Vorſpann für die Gefahr,“ ſagte Diethelm und dieſes Wort ſetzte ſich feſt und ſeit jener Zeit nennen die Geſchworenen die Erſatzgeſchworenen „den Vorſpann.“

Als man am Nachmittage wieder in den Gerichtsſaal kam, war die Weihe des erſten Eindruckes zwar verſchwunden, aber der Ernſt des Unternehmens blieb, und Diethelm fühlte ſich noch beſonders beruhigt, da er nicht zu urtheilen hatte, er lehnte ſich bequem in ſeinem Stuhle zurück, er betrachtete ſich den Saal, der ſich in einem alten Deutſchmeiſterhauſe befand, aber aus den übereinanderpurzelnden Genien und halbnackten Kriegern an dem Deckengemälde, ſowie aus den Stuckarbeiten an den Wänden konnte man nicht klug werden. So oft ein neuer Zeuge beeidigt wurde, ſchreckte Diethelm zuſammen, dieſes plötzliche geräuſchvolle Sicherheben der ganzen Verſammlung machte immer von Neuem einen gewaltigen Eindruck, über die Zeugen aber war Diethelm meiſt ſehr ungehalten; das war ein unbehülfliches Hinſtellen und ein Stottern, als ob ſie nicht drei Worte zuſammenhängend ſprechen könnten. Diethelm fühlte, daß er mit Recht eine bevorzugte Stellung in Anſpruch nahm. Hätte der Vorſitzende nicht mit Milde und Klugheit und unverwüſtlicher Geduld, ſowie beſonders durch Erfragen unverfänglicher Gegenſtände, die Zeugen zum Sprechen und zur Sicherheit des Sprechens gebracht, man hätte kaum etwas erfahren.

Dem Benehmen der Angeklagten widmete Diethelm dabei eine beſondere Aufmerkſamkeit, bald der eine, bald der andere vergaß ſich und ſchaute ſorglos und keck darein, bis er ſich oft plötzlich beſann und ſich faßte, und während des Zeugenverhörs ſchärfte ſich oft der Hauptangeklagte die Lippen, indem er mit der Zunge dazwiſchen hin und her fuhr, ſtemmte die Hand in die Seite, raffte ſich zuſammen und richtete ſich auf.

Was geht in dieſen Menſchen vor?

Mitten durch's Herz fühlte Diethelm einen Stich, als er hörte, wie die beiden Angeklagten, die doch Brüder in der That waren, jetzt vor Gericht als die bitterſten Feinde einander gegenüber ſtanden und ſich wechſelſeitig anklagten.

So wären Diethelm und Medard einander gegenüber geſtanden. Diethelm zuckte zuſammen und fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht. Er ſchaute frei umher und dann auf ſeine Mitgeſchworenen, er erinnerte ſich, wo er ſaß.

Drei volle Tage mit doppelten Sitzungen dauerte die erſte Verhandlung und bei aller ehrenhaften Anhänglichkeit an das Gerichtsverfahren klagten die Mitgeſchwornen doch auch manchmal über das fremde Leben in fremder Stadt; ſie fühlten ſich unbehaglich, beſtändig in Sonntagskleidern und der Handarbeit ledig umher zu gehen, dennoch betheuerte Jeder, daß er nicht davon ſein möchte und Diethelm hatte nur gegen die Behauptung Einſprache zu erheben, daß man die Sache zu weitläufig behandle. Der Schultheiß von Nettinghauſen, der gleich Anfangs ſich für ein Schuldig entſchieden hatte, erklärte jetzt, daß dieſes genaue Erörtern doch einem erſt die Augen öffne und jene ſeltſame Seelenſtimmung trat in Vielen zu Tage, wo man bald mit Beſtimmtheit ein Schuldig ausſprechen möchte, bald zweifelvoll iſt und wiederum ein Nichtſchuldig ſich herausſtellen will.

Der Schultheiß erwarb ſich das Lob eines gutherzigen Menſchen, da er darlegte, daß man ſich nicht, um zeitig zu ſeinem Mittageſſen oder zu ſeinem Schoppen zu kommen, verleiten laſſen dürfe, über das ganze Lebensſchickſal eines Menſchen raſch den Stab zu brechen.

Diethelm wurde ſtaunend angeſehen, als er ſagte, ihm gehe es jetzt, wie ihm der Doctor von G. einmal erzählt habe. Als dieſer zum Erſtenmal von der Anatomie kam, ſah er immer nichts als aufgeſchnittene Menſchen vor ſich, und ſo gehe es ihm jetzt auch.

Als endlich am dritten Abende die Verhandlung geſchloſſen wurde und die Geſchworenen ſich mit den Fragen zurückzogen, war Diethelm froh, daß er nur Vorſpann geweſen war und zurückbleiben durfte. Die Geſchworenen kamen bald zurück. Der Schultheiß von Nettinghauſen war Obmann, und erklärte die beiden Angeklagten für ſchuldig.

Als die Verbrecher abgeführt wurden, machte ſich Diethelm raſch davon, aber unverſehens war er an den unrechten Ausgang gekommen, und ſah plötzlich den Landjäger mit bloſem Schwerte hinter ſich. Glücklicherweiſe klopfte ihm ſein Schwiegerſohn auf die Schulter und nahm ihn mit durch die Gerichtsſtube.

Am andern Tage bei einer neuen Verhandlung blieb der Name Diethelm in der Urne und der Steinbauer wurde richtig wiederum abgelehnt.

Diethelm wußte zwar nicht, was er zu Hauſe beginnen ſollte, aber weil er auf mehrere Tage frei war, kehrte er doch heim. Verwundert ſah er auf dem Wege, wie das Leben der Menſchen ſeinen geregelten Gang fortgeht, ſie alle dachten nicht an die drohenden Gerichtsverhandlungen und wie jetzt zwei Männer auf Jahrzehente aus der Mitte der Menſchen geriſſen waren.

Still und in ſich gekehrt weilte Diethelm daheim und nur Abends beim Spiele war er lebendig. Die Leute wunderten ſich, warum er ſo wenig vom Schwurgerichte erzählte, er aber wollte es ſich aus dem Sinne ſchlagen, und kehrte mißmuthig wiederum am zweiten Dienſtag nach der Kreisſtadt zurück.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Der erſte Mann, der Diethelm begegnete, war der Steinbauer, er ſchien ihn nicht mehr zu kennen, und in der That hatte ſich die Erſcheinung Diethelms auffallend verändert. Er trug jetzt einen dunkelblauen Rock mit Kummetkragen, Patten und dunkeln ſeidenbeſponnenen Knöpfen, dazu eine ſchwarze, bis an den Hals geſchloſſene Atlasweſte und lange dunkelblaue Hoſen, nur der Hut war der alte geblieben. Theils um ſelber die kennzeichnende Bauerntracht los zu ſein, theils auch um, wie er hoffte, ſich ſeinem Schwiegerſohne genehmer darzuſtellen, hatte Diethelm ſeine Erſcheinung verändert; überhaupt aber wollte er in jeder Weiſe ein anderer Menſch ſein, er hatte ſich genugſam über die Weichmüthigkeit geärgert, die ihn an dem Schickſal der abgeurtheilten Diebe ſo beſondern Antheil nehmen ließ, daß er noch tagelang dachte, wie ſie auf den Schub gebracht, im Zuchthaus eingekleidet und in ein fremdes Daſein gebracht werden. Er ſuchte gewaltſam ſeinen alten Stolz wieder hervor und ſtellte ſich hoch über „das Lumpenpack, das nichts hat und nichts vermag."

Als er zu ſeinem Schwiegerſohne kam, bedauerte dieſer, daß Diethelm ſeine ihm wohl anſtehende Tracht abgelegt habe. Er ging aber bald davon ab und berichtete mit dem freudigen Bangen, das ein Offizier vor der erſten Schlacht empfinden mag, daß er andern Tages ſtellvertretender Staatsanwalt ſein werde, und zwar in der Angelegenheit Reppenbergers, der erſt vor Kurzem eingebracht, aber noch in dieſer Gerichtsperiode abgeurtheilt werde, ſowohl um ihn nicht noch auf ein Vierteljahr im Salz liegen zu laſſen, als auch um raſch ein abſchreckendes Beiſpiel für das überhand nehmende Verbrechen zu geben.

„Ich kenn' den Reppenberger, was hat er denn? Ich hab noch gar nichts davon gehört," ſagte Diethelm.

„Der Fall iſt eurem gleich," erwiderte der ſtellvertretende Staatsanwalt, „er hat eine Branntweinbrennerei, hat ſie hoch verſichert, angezündet und ſich davon gemacht, er hat aber nicht an den Zugwind gedacht und das Feuer iſt zu früh ausgebrochen, am hellen Tag und man hat gelöſcht und gefunden, daß die Fäſſer, in denen Branntwein ſein ſollte, nichts als Waſſer enthalten. Zwölf Jahr Zuchthaus ſind ihm gewiß. Es iſt Brandſtiftung und Defraudation."

„Das iſt ein ſchöner Spaß."

„Wie ſo Spaß?"

„Ich hätt' nicht glaubt, daß Sie mit mir ſo einen Spaß machen. Das laſſen Sie ſich geſagt ſein, das iſt ein Punkt wo man mich nicht anfaſſen darf, da bin ich kitzlich und hau um mich, ſei es wer es wolle, da verſteh ich keinen Spaß."

Der Schwiegerſohn betheuerte, daß er nur ernſte wirkliche Thatſachen berichtet habe und ſah Diethelm verwundert an, dieſer erkannte ſchnell, daß er ſich anders gebaren müſſe und ſeine geübte Verſtellungskunſt kam ihm zu ſtatten, er that als ob er den Vorgang mit Reppenberger ſchon längſt kenne und nur darüber geſcherzt habe, da der Schwiegerſohn vorausſetzen könne, daß er ſich von dieſer Sache dispenſiren laſſe, da ihn dieſe Verhandlungen überhaupt doch zu ſehr angriffen und zumal beim Reppenberger, der ein alter Bekannter von ihm ſei. Der Schwiegerſohn bemerkte, daß es Aufſehen machen werde, wenn ſich Diethelm gerade hievon dispenſiren laſſe, er ſolle vielmehr ihm zu lieb dabei ſein.

„Warum euch zu lieb? Habt ihr auch noch was im Hinterling gegen mich?“ fragte Diethelm und ſeine Augen rollten.

„Ich meine mir zu lieb, weil ich gerne möcht', daß mein Schwiegervater dabei wär', wenn ich zum Erſtenmal im Feuer ſtehe.“

„Ich kann ja auch als Zuhörer dabei ſein,“ ſchloß Diethelm, brach ab und plauderte mit ſeinem Schwiegerſohne über allerlei voll heiterer Laune.

Am Abend machte ſich Diethelm auf zu dem Rechtsanwalt Rothmann, der der beſtellte Vertheidiger Reppenbergers war, dieſer mußte ihm den Gefallen thun und von ſeinem Rechte Gebrauch machen, die ihm nicht genehmen Geſchworenen abzulehnen und dafür aus der Ueberzahl einen anderen zu nehmen. Erſt im Zimmer Rothmanns fiel ihm ein, daß ſolch' eine Bitte gefährlich und nutzlos ſei. Gerade weil er ein alter Freund Reppenbergers war, mußte deſſen Vertheidiger ihn feſthalten. Er ſprach daher auch mit Rothmann allerlei, aber nichts eigentlich über die Angelegenheit Reppenbergers. Nur beiläufig bemerkte er, daß die Geſchworenen bös geſtimmt werden, wenn man Sachen, die nicht daher gehören, anbringe. Er hoffte, daß ihn Rothmann verſtanden habe und von dem ähnlichen ihn betroffenen Fall nichts erwähnen werde. Rothmann nickte ſtill. Es kam Diethelm der Gedanke, zu dem Vorſitzenden zu gehen und ihm zu ſagen, daß er heim müſſe, ſeine Frau ſei todtkrank, aber er wagte es doch nicht, dies auszuführen, und er ſchlug ſich nach vielem Beſinnen auf die Stirn, da er ſich erinnerte, daß der Vorſitzende ja kein Ablehnungsrecht habe. Er ging noch in das Wirthshaus, wo ſich in der Regel die Geſchworenen verſammelten, und hier kam es endlich zu heftigem Streit zwiſchen ihm und dem Steinbauer, deſſen ſicherer aber auch boshafter und gern verurtheilender Charakter ihm ſtets zuwider geweſen war.

Mit beſonderm Behagen und liſtigem Augenzwinkern ſpielte der Steinbauer wiederholt darauf an, daß ſie morgen einen Schwarzkünſtler (ſo nannte er ſtets ſpöttiſch die Brandſtifter) einthun wollten, damit die Brandſteuer nicht immer wachſe.

Anfangs hörte Diethelm ruhig zu, bis er glaubte, daß Stillſchweigen ihm mißdeutet würde, und bald war er mit dem Steinbauer im heftigſten Streite. Der Steinbauer, der ſtets ſo kaltblütig und wortkarg war, zeigte ſich unbändig wild, wenn er in Zorn gebracht wurde. Es ließ es an gedeckten und doch bitter häſſigen Reden gegen Diethelm nicht fehlen, und nur dem Schultheiß von Rettinghauſen gelang es, Thätlichkeiten zu vermeiden.

Als trüge er noch all' das Lärmen und Schreien im Kopf, ſo wirr kam er endlich in ſeinem Quartiere an und faßte den feſten Vorſatz, noch das Letzte zu thun und ohne ein Zeichen der Betroffenheit den morgenden Verhandlungen beizuwohnen.

Mitten in der Nacht erwachte er, er war an einem Schrei aufgeſchreckt, den er noch wachend zu vernehmen glaubte. Er hatte im Traume ſeine Frau krank geſehen, und ſie rief ihm mit ſo jammervoller Stimme, daß ſein Herz noch laut pochte. Er machte ſich raſch auf, verließ das Haus und die Stadt und eilte heimwärts. Immer feſter glaubte er daran, daß ſeine Frau mit dem Tode ringe und nicht ſterben könne, bis er bei ihr ſei, und daß ſie noch im Tode ihn ſo ſehr liebte, daß ſie ihn wegrief von all' den Schrecken, die ſeiner harrten, und denen er vielleicht doch nicht Trotz bieten könne. Die nie ganz erloſchene Zuneigung zu ſeiner Frau flammte in ihm auf, und weinend wie ein Kind rannte er dahin. Am Herbſthimmel ſchoſſen Sternſchnuppen in weiten Bogen hin und her, und mit vertrauender Innigkeit ſprach Diethelm beim Aufblicke den Wunſch aus, daß ſeine Frau leben bleiben und Alles mit ihnen gut ſein möge.

Kaum eine Stunde war Diethelm gegangen, als er vor einem Berge wie feſtgewurzelt ſtand. Wehe! Von der Bergesſpitze herunter kam wie aus dem Himmel heraus eine Heerde Schafe, die blökten ſo jämmerlich, wie damals in den Flammen. Diethelm ſetzte ſich nieder und wuſch ſich die Augen mit dem Thau, der auf dem Graſe lag, er wollte gewiß ſein, daß er nicht träume. Er ſchlug die Augen auf, aber immer näher, immer näher kam es wie ein Hirt und eine Heerde und aus der Bruſt Diethelms rang ſich der Schrei los:

„Was willſt du?"

Keine Antwort. Im Laub auf dem Wege raſchelten Schritte. Iſt das der Gang des Geiſtes? Es nahte ſich und jetzt ſtand es vor ihm.

„Seid ihr's Diethelm?" ſprach eine Stimme.

„Biſt du's Munde?" rang Diethelm heraus.

„Ja. Wie kommt ihr daher? Was habt ihr? Aber das geht mich nichts an. Eure Frau ſchickt mich zu euch, ihr ſollet gleich heim kommen, ſie liegt ſchwer krank. Jetzt hab' ich's ausgerichtet, und nun red' ich kein Wort mehr mit dem Diethelm, ſo lang er lebt."

„O Himmel! O Himmel! Ich hab's geahnt, daß meine Frau todtkrank iſt," ſchrie Diethelm. „Hilf' mir auf Munde, ich kann ja nicht aufſtehen."

„Meinetwegen. So," ſagte Munde, ihn aufrichtend, „ihr ſeid mein Feind, aber ich will's doch thun."

„Ich bin nicht dein Feind, gewiß nicht, gewiß nicht Munde, glaub' mir. Meine Frau weiß das auch. Warum hat ſie juſt dich geſchickt?"

„Sie hat mich grad' in der Stunde, wo ich zum Manöver fortgewollt hab, rufen laſſen und hat mich noch gebeten, euch gut Freund zu ſein. Ich hab's ihr aber nicht verſprechen können. Nie, nie werde ich euch gut Freund, ſo gerne ich auch eurer Frau noch was Gutes gethan hätt'. Ich muß meinem Vater vor Allem Wort halten und lügen kann ich nicht, auch nicht zu einem, der ſtirbt. Ich hab' eurer Frau verſprochen, euch gleich zu melden, daß ihr heimkommen ſollet. Ich hab' mein Verſprechen gehalten und will nicht darnach forſchen, warum ihr in einſamer Nacht da umherlauft. Daneben leg' ich euch nichts in den Weg, vor mir kann der Diethelm ruhig ſein, wenn er's vor ſich auch kann.“

Schnell eilte Munde davon und hörte nicht darauf, daß ihm noch Diethelm nachrief er möge ihn begleiten.

Wie traumwandelnd ging Diethelm in die Stadt zurück. Im Umſchauen gewahrte er wieder die zerſtreuten weißen Punkte auf dem Berge und jetzt erinnerte er ſich, daß das ja nur Kreidefelſen waren, die hier zu Lande auf den Bergen liegen gelaſſen werden, um die Dammerde vor Abſchwemmung zu wahren. Im Wirthshauſe ſchrieb er einen Brief an den Vorſitzenden und ſchickte ihn doch nicht ab, er wartete mit Ungeduld auf den Morgen und eilte in aller Frühe zu dem Vorſitzenden, ihm ankündigend, welche Botſchaft ihm ein Soldat gebracht, den er genau bezeichnete. Der Vorſitzende entließ ihn und Diethelm hörte kaum, daß heute ohnedieß keine Sitzung ſei. Noch einen Augenblick ſah er ſeinen Schwiegerſohn und bat ihn, Fränz von dem Geſchehenen zu benachrichtigen, dann fuhr er mit Extrapoſt heimwärts, er fand aber ſeine Frau nicht mehr am Leben und hörte nur von der Frau Kübler wie innig ſie ſeiner gedacht und immer gerufen habe: „Du biſt unſchuldig. Du biſt mein braver Diethelm.“

In ſeinem aufrichtigen Schmerze tröſtete ihn der Gedanke, daß ſie mit dieſem Bewußtſein geſtorben war. Er machte eine namhafte Stiftung zu ihrem Andenken und war überaus mild und freigebig.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Von Fränz war ein Brief aus der Kreisſtadt gekommen, ſie hielt ſich dort bei den Eltern ihres Bräutigams auf und hatte die Todesnachricht erfahren, und fragte ob ſie nun dennoch heimkommen ſolle und wenn dieß der Vater wünſche, möge er ihr Jemand zum Geleite ſchicken, da es nicht mehr für ſie paſſe allein zu reiſen. Dieſer Brief war für Diethelm voll Betrübniß, er ſah darin auf's Neue die Herzloſigkeit ſeines Kindes, das nicht über Alles hinweg zu ihm eilte, um ihn nicht allein ſeinem Schmerze zu überlaſſen und am Grabe der Mutter mit zu weinen. Ja, Diethelm fühlte, daß er in ſeiner Frau nicht nur eine treue Ehegenoſſin, ſondern auch eine mütterliche Sorgfalt verloren, die allzeit feſt und unbeirrt ihm ſich zuwendete. Er ging im Dorfe mitten unter den Menſchen umher wie ein in Waldesdunkel verirrtes Kind, ſo verlaſſen, ſo hülflos erſchien er ſich. Was nützte ihm all' die Ehrerbietung und zuthunliche Theilnahme der Menſchen? Das waren doch nur Bettelpfennige, die man dem Hülfloſen am Wege zuwirft und ein Jedes ging ſchließlich doch ſeinem eigenen Lebenskreiſe und ſeiner

Luſtbarkeit nach und ließ ihn mit ſich allein. Mit der jungen Frau Kübler zankte Dietbelm ſtets, ſie machte ihm nichts recht, das war Alles anders geweſen zu Lebzeiten der Meiſterin.

Der Vetter Waldhornwirth hatte ihn gar noch gekränkt, denn als ihm Diethelm über das herzloſe Weſen der Fränz Klage führte, hatte er geſagt:

„Ich wüßt' was ich thät', das hoffährtige Mädchen bekäme mir eine junge Mutter. Ihr ſeid ein Mann in den beſten Jahren und ich will für euch freiwerben, ich weiß, wo ich anklopfe wird mir aufgemacht. Ein neues Haus und eine neue Frau.“

Diethelm ſchrieb der Fränz, ſie ſolle an einem beſtimmten Tag in der Kreisſtadt ſeiner warten und er bereitete nun Alles vor, um Buchenberg auf ewig zu verlaſſen, einſtweilen, bis er einen ſchicklichen Käufer gefunden, übergab er dem Vetter Waldhornwirth Alles zur Ueberwachung, es gingen aber doch noch Tage darauf bevor er fortkam, da waren noch hunderterlei Sachen abzuwickeln und dieſe Tage wurden zur höchſten Pein; der Geiſt, der aller gewohnten Umgebung bereits Ade geſagt und doch noch mitten in ihr ſteht, erſchien wie ein ruheloſes Geſpenſt, das noch umwandeln muß. Endlich am zehnten Tage nach ſeiner Rückkehr fuhr Diethelm allein mit ſeinen Rappen davon. Er drückte den Hut tief in die Stirne und ſchaute nicht rechts und nicht links und erſt als er die kalte Herberge hinter ſich hatte, athmete er frei auf.

Das Reiſen im friſchen Herbſttage, das Fahren im eigenen Gefährte belebte ihn wieder neu und am zweiten

Mittags kam er wohl gekräftigt in der Kreisſtadt an. Fränz, die er bei den Schwiegereltern traf, klagte und weinte viel und doch ſchien es Diethelm als ob ſie Manches nur erkünſtle, um vor den Schwiegereltern als gute Tochter zu erſcheinen, ſie ging ſo ſtraff und aufrecht umher, ihre Trauerkleidung war ſo wohlgeordnet, ſie erſchien darin ſchöner als je und trug gekräuſelte Scheitelhaare. Diethelm betrachtete ſie oft ſtill forſchend als wäre ſie gar nicht ſeine Tochter und in der That war Fränz eine zierlich ſchlanke Dame geworden, nur die breiten Hände, die ſich noch durch Flormanſchetten beſonders hervorhoben, zeigten die ehemalige Bäuerin. Als ſie einen Augenblick mit dem Vater allein war, ſagte ſie ſchnell:

„Der Munde iſt auch in der Stadt, er iſt beim Manöver, ich hab ihn geſehen.“

„Was geht dich der Munde an?“ entgegnete Diethelm zornig und noch ehe etwas erwidert werden konnte, trat der Schwiegerſohn ein, er trug einen Flor um den Hut und ſprach aufrichtige Worte des Mitgefühls um den Tod der Schwiegermutter.

Diethelm ſchwieg und lange redete keines der Anweſenden ein Wort. Der Staatsanwalt hielt ſtill die Hand der Fränz, die auf dem Tritt am Fenſter ſaß. Diethelm fragte endlich nach den Gerichtsverhandlungen, von denen er gar nichts mehr gehört und wie die Sache Reppenbergers ausgegangen ſei.

„Die iſt noch nicht aus,“ erhielt er zur Antwort ſie iſt die letzte Tagesordnung für morgen. Der Schelm hat ſich krank gemacht, er hat den Kalk von ſeinen

Gefängnißwänden abgefreſſen, ſo daß er ganz ſchwarz wurde, es iſt möglich, daß er ſich tödten wollte, es kann aber auch ſein, daß er nur ſeine Unterſuchungshaft noch um ein Vierteljahr hinaus zu ziehen hoffte, aber wir haben ihn ſo hergeſtellt, daß er morgen vor die Bank der Zwölf Männer kommt, und Sie müſſen dabei ſein Schwäher, Sie müſſen."

Diethelm preßte die Lippen feſt zuſammen und träppelte mit den Füßen raſch auf den Boden. Hatte denn der Teufel ſein Spiel mit ihm, daß er ihm dieſe Geſchichte aufbewahrte und ſie ihm wie einen Fallſtrick abermals vor die Füße warf?

„Ich muß? Warum muß ich? Wer kann mich zwingen? Ich bin dispenſirt. Wer will mich zwingen?" ſagte er endlich und bebte in allen Gliedern.

Der Staatsanwalt erwiderte, es ſei gut, daß das Niemand anders gehört als er, er ließ die Hand der Fränz los und fuhr fort zu berichten, daß der Advokat Rothmann, der Vertheidiger Reppenbergers darauf beſtehen werde, Diethelm auf der Schwurbank zu ſehen, laſſe er es darauf ankommen, daß der Gerichtshof darüber entſcheide, ſo mache das großes Aufſehen und rühre Altes, Eingeſchlummertes wieder auf, das ohnehin ſich ſchon wieder geregt habe, drum ſei es am Beſten Diethelm melde ſich freiwillig.

„Das thu ich aber nicht," ſagte Diethelm aufſtehend, „ich nehm' meine Fränz mit und reiſe noch in dieſer Stunde nach Buchenberg. Was redet man von mir? Saget's frei heraus."

Mit der größten Behutſamkeit erzählte der Staatsanwalt, daß ſchon, als Diethelm ſo raſch abreiste, ſich von Böswilligen ein verdächtiges Gerede über ihn kundgegeben habe, für deſſen erſten Urheber er den Steinbauer halte. Als ſich nun herausgeſtellt, daß die Schwiegermutter wirklich geſtorben ſei, habe Alles geſchwiegen. Wenn er aber jetzt abreiſe, gerade bevor man die Thüre zu dieſer Verhandlung öffne, werde ſich der Verdacht wieder regen und er ſei es ſich und ſeinen Kindern ſchuldig, gerade zu zeigen, daß er jeder Oeffentlichkeit ſich mit freier Stirne bloßſtellen könne. Diethelm weigerte ſich noch immer, und Fränz ſtellte ſich auf ſeine Seite, indem ſie zu ihrem Bräutigam ſagte:

„Guſtav, du biſt ſonſt ſo lieb und gut und biſt ein Herzenkenner, aber du kannſt nicht ermeſſen, wie ſchwer das Gericht halten dem Vater ankommt. Du biſt es das ganze Jahr gewöhnt.“

„Ja, ihr ſeid Menſchenmetzger und habt kein Mitleid mehr,“ fuhr Diethelm auf.

Der Staatsanwalt ſchluckte den Aerger über dieſen Vorwurf hinab, und ſagte die Hand Diethelms faſſend:

„Jetzt ſag ich wirklich, thun Sie es mir zu lieb, ich kann es um Ihrer und meiner Ehre willen nicht dulden, daß nur ein Augenblinzeln meiner Collegen den beleidige, den ich Vater nenne. Thun Sie es, ſo hart es Sie auch ankommt, um unſerer Ehre willen. Ich bitte dringend.“

„Brauchen nicht ſo bitten,“ ſagte Diethelm mit gepreßter Stimme, denn es wollte ihn bedünken, daß ſein Schwiegerſohn auch nicht frei von Verdacht war, „brauchet nicht ſo bitten. Ich thu's, ich thu's.“

Der Staatsanwalt wollte ihn umarmen, aber Diethelm wehrte ab.

Alles war nun ſo heiter, als es die Trauerpflicht zuließ, und ohne noch irgend ein Bedenken in ſich aufkommen zu laſſen, ging Diethelm zu dem Vorſitzenden und meldete ſich freiwillig. Es wird ja noch immer geloost und kann frei ſein und iſt es nicht, ſo wollte er ſich als Mann zeigen, beſchwichtigte er ſich. Seine ganze trotzige Kraft war wieder in ihn zurückgekehrt.

Am Morgen, als die Gerichtsverhandlungen begannen, wurde Diethelm von ſeinen Schwurgenoſſen herzlich bewillkommt, nur der Steinbauer blickte vor ſich nieder und Diethelm heftete ſeinen Blick ſo lange auf ihn, bis er aufſchaute und dann wie getroffen das Haupt wieder ſenkte. Das war ein Triumph, der ſchon viele Beſchwerden aufwog. Auch der Rechtsanwalt Rothmann bewillkommte Diethelm herzlich und lobte ihn wegen ſeines Wiederkommens. Bei jedem Namen, der aus der Urne gezogen wurde, war Diethelm voll Spannung und er hatte die wirkliche Freude, daß ſchon die Zahl elf voll und er noch nicht unter den Gezogenen war; aber nun machte Rothmann von ſeinem Ablehnungsrechte Gebrauch und verwarf ſechs der Ausgelooſten bis Diethelm endlich als Letzter doch noch unter die Zahl der Geſchwornen kam. Er nickte ruhig und ſetzte ſich auf ſeinen Platz.

Im Gerichtsſaale war der Zuhörerraum, der nur durch ein Gitter abgeſchieden war, gedrängt voll und in der Loge der Schwurbank gegenüber ſaß ein Mädchen in Trauerkleidern, es war Fränz, die mit doppelt bangen Gefühlen Vater und Bräutigam in öffentlicher Wirkſamkeit ſah.

Sie hatte ſich kindiſch gefreut, als dieſer am Morgen bei ihr eingetreten war in der ſchönen Uniform, ſie hatte den blauen Militärfrack mit amaranthrothem Kragen, das Bandelier mit dem goldgefäßigen Degen und den Treſſenhut mit wahrem Jubel bewundert.

Die Anklageſchrift wurde verleſen und der Staatsanwalt ſchilderte mit hinreißender Beredtſamkeit die Verruchtheit eines Verbrechens, das immer mehr überhand zu nehmen drohe, Eigenthum, öffentliches Vertrauen und öffentliche Moral tödte, und beſchwor die zwölf Männer aus dem Volke durch ihr Schuldig dieſer Alles verheerenden Ruchloſigkeit einen Damm zu ſetzen. Fränz beugte ſich weit heraus, die glänzende Rede ihres Bräutigams, ſowie ſeine Erſcheinung mußten ihr ſehr gefallen. Reppenberger benahm ſich klug und gewandt mitten in allem Kreuzverhör und wußte Alles auf die unſchuldigſte Weiſe zu erklären, ja er verſtand es ſogar mehrere Zeugen durch Fragen, die er an ſie ſtellte, zu verblüffen. Die Defraudation ſchob er auf ſeinen Geſchäfsgenoſſen, der vor Kurzem entflohen, ihn betrogen habe und nun hätten ſchlechte Menſchen ihm Feuer angelegt. Gegen Diethelm und die Geſchworenen überhaupt ſchaute der Reppenberger kaum auf, er hielt den Blick faſt ausſchließlich auf die Richter gewendet, und nur manchmal beugte er ſich hinter die Brüſtung nieder und nahm eine Priſe aus ſeiner bekannten birkenrindenen Doſe. Eine große Zahl von Belaſtungs- und Entlaſtungszeugen wurde verhört und Diethelm ſtellte an dieſe ſogar ſelbſt einige ſachgemäße und entſcheidende Fragen.

Mittag war längſt vorüber, als das ſogenannte Plädoyer begann. Rothmann ſchilderte in ergreifender Rede das Loos des Angeklagten, der ſich redlich wieder emporgearbeitet habe, und nun, weil er einmal im Elend verſunken geweſen war, dem lauernden Verdachte und der boshaften Schadenfreude nicht entgehe. So eifrig auch Rothmann ſeinen Schützling vertheidigte, er ließ ſich doch nie zu jener heilloſen, alle Sittlichkeit verkehrenden Weiſe verleiten, wo es immer heißt: „Es iſt meine heiligſte innigſte Ueberzeugung,“ während dieß keineswegs immer der Fall iſt. Er verhielt ſich ganz gegenſtändlich und ſuchte nur die Möglichkeit eines andern als verbrecheriſchen Vorganges in's Licht zu ſetzen. Es war nicht minder klug als ehrenhaft, daß er die überhand nehmende allgemeine Entſittlichung durch die muthwilligen Brandlegungen ſchilderte, wie der erſte Gedanke beim Vernehmen der Sturmglocke nicht mehr Mitleid, ſondern im beſten Falle Zorn ſei, in der Regel aber ein teufliſches Frohlocken, daß es gelinge den Staat zu Gunſten eines Schurken zu betrügen, wie da Alles müßig umherſtehe und oft die Zimmerleute noch in Hoffnung auf Verdienſt durch den Neubau und den Dank des Abgebrannten dem Feuer Luſt machen.

Vom aufrichtigen Beklagen dieſer Entſittlichung ging er auf die Unſchuld ſeines Schützlings über, und jetzt wendete er ſich an die Schwurbank und rief „den Ehrenmann“ dort, der ſelbſt unter ſo nichtiger Anklage geſtanden, auf, bei ſeinen Mitgeſchwornen auf eine leidenſchaftsloſe Prüfung der vorliegenden Umſtände hinzuwirken.'

Der Staatsanwalt unterbrach den Vertheidiger und verlangte von dem Gerichtshofe ſolche unangemeſſene Anrufung als unerlaubt zurückzuweiſen und dem Vertheidiger eine Rüge zu ertheilen. Rothmann widerſprach, und der Gerichtshof zog ſich zurück, es entſtand eine Pauſe, in der Diethelm ſtarr dreinſchaute, keine Miene zuckte. Der Gerichtshof trat bald wieder ein und erklärte, daß dem Vertheidiger für das Geſagte keine Rüge zukäme, daß er aber ſolche perſönliche Anrufung fortan unterlaſſen müſſe. Rothmann fuhr nun fort, mit großem Geſchick die Schuld von dem Angeklagten zurückzuweiſen. Der Staatsanwalt entgegnete mit geſteigertem Eifer, und beſonders eine Hinweiſung machte Diethelm den Kopf ſchütteln, da der Staatsanwalt ſagte: Der Angeklagte hat gleichſam als Sühne für ſein Verbrechen an einer Menſchenwohnung ſich aus den Kerkerwänden den Tod geben wollen. Der Vorſitzende faßte endlich Alles klar und überſichtlich zuſammen, worauf er die Fragen ſtellte. Rothmann griff die Faſſung derſelben an, und es begann bereits zu dämmern, als die zwölf Männer ſich in ihr Berathungszimmer zurückzogen. Einſtimmig und vom Steinbauer zuerſt vorgeſchlagen, wurde Diethelm zum Obmann gewählt. Er widerſprach und verlangte, daß ein anderer für ihn einſtehe, da er ſelbſt in die Verhandlung gezogen ſei, aber der Steinbauer widerſprach mit lauernd frohlockendem Blicke.

Diethelm wollte den Gerichtshof entſcheiden laſſen, er wollte hinaus, er hatte vergeſſen, daß die Thüre hinter ihnen geſchloſſen blieb, wenn ſie nicht über die Frageſtellung ſich eine Erklärung holen wollten, bis ſie den Wahrſpruch gefällt hatten. Plötzlich war es ihm, als wäre er mit wilden Thieren eingeſperrt, die ihn zerfleiſchen wollten. Er verlangte nach einem Schluck Wein, nach einem Biſſen Brod, aber dies war den Schwurrichtern verſagt, bevor ſie ihr Amt vollendet. Diethelm fühlte ſeine Wangen brennen, ein Hungerfieber machte ihn zittern. Sich aufrichtend und mit gewaltiger Stimme las er die aufliegenden Anweiſungen für die Geſchworenen vor und leitete die Verhandlung. Auf dem Tiſche lagen die Akten des Verweiſungserkenntniſſes. Der Steinbauer ſagte, man möge doch wenigſtens die Aktenſchnur aufmachen, damit es nicht den Anſchein habe, als ob man ſich gar nichts um die Akten gekümmert habe. Es war Diethelm gelegen, dieſe kindiſch heuchleriſche Anforderung zu züchtigen, er erklärte, daß man nur nach dem zu urtheilen habe, was man ſelbſt gehört. Die Verhandlung war bald geendet, und Diethelm ſammelte die Stimmen, er ſelber ſprach: Schuldig.

Nach einer gräßlichen halben Stunde trat er an der Spitze der Geſchworenen in den Gerichtsſaal. Er war erleuchtet und Alles ſah doppelt feierlich aus, ein Ziſcheln ging durch die Zuhörer, der Gerichtshof trat von der anderen Seite ein und der Angeklagte wurde wieder vorgeführt, hinter ihm blitzte das blanke Schwert. Todtenſtille herrſchte, Diethelm ſtand, die rechte Hand auf das Herz gelegt und wollte eben ſprechen. Da drängte ſich ein Schäfer im weißen roth ausgeſchlagenen Zwillichrock an das Gitter der Zuhörer; er erhob den Arm weit hinüber über das Gitter und auf Diethelm deutend, hörte man ihn laut ſagen:

„Ich will ſehen, wie der Diethelm einen Brandſtifter verurtheilt.“

Mit einem Schrei des Entſetzens rief Diethelm: „Du da? Du da? Medard? Ja, ja, Ich;“ er ſchlug ſich auf die Bruſt, daß es dröhnte. „Ich, ich, ich bin ſchuldig, hab' dich verbrannt, Alles verbrannt. Ich, ich, ich bin ſchuldig.“

Er brach in die Kniee, die Schwurgenoſſen wichen von ihm zurück, von oben hörte man einen Hülfeſchrei, eine Frauengeſtalt in Trauerkleidern wurde ohnmächtig weggetragen.

Die Schwurbank wurde zur Bank der Angeklagten.

Der Vorſitzende erklärte die Verhandlung aufgelöst, und zwei Angeklagte wurden abgeführt, es war der Reppenberger und Diethelm.

Dreißigſtes Kapitel.

Das Herbſtmanöver war zu Ende, und Munde hatte ſeinen Schäferrock angezogen, ohne daran zu denken, daß ihm ſein Vater einſt befohlen in dieſen Kleidern des ermordeten Bruders vor Diethelm hinzutreten und ihm das Geſtändniß abzupreſſen. Er hatte gehört, daß eben die letzte Gerichtsverhandlung ſtattfinde und ſich zu derſelben gedrängt. Faſt unwillkürlich hatte ſich ſein lang verhaltenes feindliches Grollen in jenen Worten Luſt gemacht, die Diethelm ſo plötzlich zum Geſtändniſſe ſeiner Schuld brachten. Er mußte nun in der Stadt bleiben, um bei der erneuerten Unterſuchung gegen Diethelm als Zeuge zu dienen, er machte nur die Angabe von dem, was ihm ſein verſtorbener Bruder geſagt, von den Mittheilungen der Fränz ſchwieg er, denn er hatte trotz des ſympathetiſchen Gegenmittels noch Liebe genug zu ihr, um nicht auch ſie in's Elend zu ſtürzen und ſie zu zwingen, gegen den Vater Zeugniß abzulegen.

Fränz erhielt noch am Abende einen Beſuch von ihrer Schwiegermutter, ihr Bräutigam ließ ihr auf die ſchonendſte Weiſe, die aber doch nicht minder ſchmerzte, Lebewohl ſagen. Der in Diethelm ertödtete Haß gegen die Welt ſetzte ſich nun in Fränz feſt.

Diethelm geſtand im erſten Verhöre ſeine ganze That mit allen ihren wechſelnden Stimmungen bis in die Einzelumſtände hinein, aber manchmal ſprach er doch verworrene Worte, über die er jedoch bald wieder himwegkam. Er klagte jämmerlich über die unvertilgbare Kellerkälte, die ihn ſo ſehr plage und verlangte den rothausgeſchlagenen Rock Medard's, der ihm allein warm machen könne und in dem er zum Richtplatze gehen wolle.

Die ſcheinbare Geiſtesverwirrung Diethelms löste ſich wieder. Er verzichtete ausdrücklich auf die Verhandlung vor dem Schwurgerichte, wurde aber, da dieſer Theil der Grundrechte noch beſtand, nicht zum Tode ſondern zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt.

Im Zuchthauſe zu M. ſaß drei Jahre ein zuſammen geſchnurrtes Männchen dürr und gebeugt, das immer fror und ſich die Hände rieb und mit den Zähnen klapperte; es war ſchwer in dieſem Männchen den einſtigen ſtattlichen Diethelm wieder zu erkennen. Dumpf und lautlos verhielt ſich der Sträfling und nur manchmal bat er mit aufgehobenen Händen um die Gnade, Holz hacken zu dürfen, da dieſe Arbeit allein ihn vom Froſte erlöſe. Erſt nach drei Jahren des Wohlverhaltens wurde ihm dieſe Gnade gewährt und nachdem er die erſten Splitter von den zähen Baumſtümpfen gelöst und die Keile eingetrieben hatte, fuhr er ſich mit der Hand über die Stirne und betrachtete frohlockend die Schweißtropfen, die er abgewiſcht hatte. Auf's Neue erhob er mit Macht die Axt und die zuſammengeſchrumpfte Geſtalt wurde bei jedem Schlage größer und gewaltiger. Das war wieder der Dietheln von Buchenberg. Plötzlich ſchrie er laut auf: „Heraus, heraus will ich!“ und zerſchmetterte ſich mit dem Beile das Hirn.

Eine Leiche ſank unter die Splitter der Baumſtümpfe.

Der anfängliche Wahnſinn Diethelms gab dem Advokat Rothmann Gelegenheit die Anſprüche der Brandverſicherung in Frage zu ſtellen und ein langwieriger Rechtshandel ſchien ſich daran zu knüpfen, den Fränz mit eiſerner Unbeugſamkeit und mit Dranſetzen eines großen Theils ihres Muttergutes fortführte.

Sie wohnte allein mit einer Magd in dem großen neuen Hauſe in Buchenberg, kleidete ſich wieder in Landestracht und that luſtig, ſie behielt die Rappen ihres Vaters und fuhr oft damit nach der Stadt zur Betreibung ihres Rechtshandels.

Rothmann brachte noch vor der Wiederherſtellung Diethelms einen Vergleich zu Stande, der Fränz noch immer zu einer der reichſten Erbinnen im Oberlande machte. Man ſagte, daß ſie doch noch den Munde heirathe. Dieß trat aber nicht ein.

Die Miſſionen kamen in das Oberland und wühlten alle Herzen auf. Ergreifend vor Allen wirkte jener Miſſionär, den Fränz im Wildbade kennen gelernt hatte. Fränz ward die Stifterin eines Jungfrauenbundes in Buchenberg und die erſte Schweſter deſſelben.

Auf den Bahnhof in Friedrichshafen am Bodenſee kam eines Tages ein großer Zug von jungen Burſchen und Mädchen, ſie weinten Alle beim Abſchiede von einer abgehärmten Mädchengeſtalt, die eine Nonne geleitete und ſchauten ihr noch lange traurig nach als ſie mit dem Dampfſchiff nach der Schweiz fuhr.

Das ſchöne Haus in Buchenberg gehört jetzt dem Kloſter Einſiedeln in der Schweiz. Wer weiß, welche Beſtimmung es haben ſoll.

II.

Broſi und Moni.

Vroſi und Moni.

Wie Geigen- und Klarinettenton klingt es in der ganzen Umgegend von Haldenbrunn, wenn man dieſe Namen nennt und allerorten heißt es: So giebt es keine Menſchen mehr, ſo luſtig und ſo gut und ſo glücklich.

Es iſt eine Freude, ſolche Menſchen gekannt zu haben und eine höhere Freude, ſie Anderen bekannt zu machen und ihnen damit eine reine Erquickung zu ſchenken. Aber freilich, das geht ſchwer. Wer nicht ein Auge mitbringt, in dem die Menſchenliebe leuchtet, und wer nicht ſeine Luſt hat an unverwüſtlichem Lebensmuthe — der wird am Ende weiter nichts ſehen als zwei alte knochendürre Geſtalten.

Wir gehen ab der Landſtraße einen ziemlich ſchroffen Berg hinan, der Weg iſt mehr mit Schlitten als mit Wagen befahren und hüben und drüben ſtehen dunkle Tannenwälder, drin der Kukuk ruft und die Holzaxt ſchallt; in Klaftern aufgeſchichtetes Brennholz verbreitet in der Mittagsſonne einen eigenthümlichen Harzduft und jetzt haben wir das Dorf erreicht und ſehen, daß wir nur einen Vorhügel erſtiegen, denn hinter ihm dehnen ſich faſt unüberſehbar weit hinaus hohe Waldberge. O wie erquicklich iſt es, im heißen Mittag über den Berg kommend und aus dem Wald heraustretend, ein Dorf in grünen Obſtbäumen vor ſich zu ſehen; da lernt man verſtehen, was es heißt, ſich nach dem kühlen Wein zu ſehnen. Es iſt Niemand auf der Straße, den wir nach dem beſten Wirthshaus fragen können, iſt aber auch nicht nöthig; dort gegenüber dem Röhrbrunnen jenes helle Haus mit dem Ziegeldache hat ſeinen Wegweiſer, der Auerhahn mit ausgeſpreiztem blechernem Schweif, den es im Schilde trägt, ſchaut vergnüglich auf euch nieder. Er iſt Alleinherrſcher und kein anderer neben ihm. Es iſt ganz am Platze, daß man dem einzigen Wirthshauſe im Walddorfe den Auerhahn zum Schilde gegeben, der hier noch lebendig niſtet und noch dazu gehört jetzt das Wirthshaus dem Revierförſter, der es erheirathete und ſeitdem die Beamtung aufgegeben und ſich dem einträglichern Holzhandel widmet. Wir treten in die geräumige getäfelte Stube, an deren oberem Ende ein Stück Brett in die Decke neu eingeſetzt iſt. Wir werden ſchon ſpäter erfahren, warum. Es iſt Niemand daheim als das wohl kaum fünfzehnjährige Wirthstöchterlein, das emſig aus einem Buche abſchreibt. Flink eilt es auf unſer Geheiß in den Keller.

Die Welt iſt doch ſchön eingerichtet, für den der Geld im Sack hat. Hier oben, wo kaum die Holzäpfel reif werden, beherbergen die guten Menſchen kräftigen Unterländer Wein, der nur auf den Ruf aus lechzender Kehle wartet.

Wollt ihr wiſſen, was das junge Wirthstöchterlein im heißen Mittag einſam ſchreibt? Lächelt nur, es ſind franzöſiſche Vokabeln. Der Herr Revierförſter (denn ein Titel ſtirbt nicht aus) laſſen jede Woche zweimal den geſchickten Lehrer von Endringen kommen, der muß das Töchterlein vorbereiten bis er es nach dem nahen Straßburg auf ein Jahr in ein Penſionat thut.

Die geſchminkte Vornehmigkeit und der deutſche Bedientengeiſt findet ſeinen Weg in die entlegenſten Walddörfer.

Es hat aber damit doch noch keine Gefahr. Fragt den Mann, der jetzt mit ſeinem ſchindelnbeladenen Gefährte vor dem Wirthshaus hält und die Peitſche im Schooß einen Schoppen Moſt trinkt, fragt ihn nach dem Broſi, und er wird euch ſagen, „das war ein alter Deutſcher,“ und darunter verſteht man doch noch immer einen ſchlichten, gerechten Mann von Treu und Glauben.

Hier in der Wirthsſtube hat der Broſi viele ſchöne Stunden verbracht, die gerippten Gläſer, die dort auf dem Brette auf den Kopf geſtellt ſind, hingen gewiß alle ſchon an ſeinen Lippen.

Es iſt hier gerade der rechte Platz, ſeine Lebensgeſchichte zu erzählen.

Erſtes Kapitel.

Seht dort den weißen Kirchthurm mit geſtaffeltem Giebel, juſt ſo lang als der im Dorfe ſteht iſt der Broſi auch da; ſie ſtammen auch beide aus Einem Orte, denn die großen Quader ſind in Endringen an's Tageslicht gebracht und der Broſi auch; und der Broſi hat geholfen dieſe Steine einfugen, und als man zum Erſtenmale vom Thurme läutete, ging der Broſi mit ſeiner Moni in die Kirche und wurde als Ambroſius Heller mit Monika Kreitter feierlich getraut.

Damals war der Broſi noch ein friſcher Burſch und hatte Backen faſt ſo roth als wie die Purpurnellen in ſeinem Hochzeitſtrauße und er that einen Schwur, ſo lange er ein Bein heben könne auf jeder Hochzeit und jeder Kirchweih im Dorfe zu tanzen und er hat dieſen Schwur ein gutes halbes Jahrhundert treulich gehalten.

Der Broſi erzählte immer gerne, wie er zu ſeiner Frau gekommen und ſagte dabei immer, er habe ſie ſich „ermauert.“

Endringen liegt eine gute Stunde entfernt an der jenſeitigen Abdachung des zweiten Vorberges. Von vorher kam der Broſi jeden Morgen ſobald der Tag graute, und wenn er über den Steg des Forlenbaches ging, der an Haldenbrunn vorbei thalwärts rollt, es iſt ungewiß, ob der Bach ſeinen Namen von den Forellen oder den Forlen an ſeinen Ufern hat, — da ſchaute Broſi jedesmal nach einem kleinen ärmlichen Häuschen, das dort neben einem kleinen dicht mit Zwetſchgenbäumen beſetzten und mit fuchſig gewordenen Tannenzweigen umzäunten Grasgarten ſteht. In dem Häuschen war immer ſchon ſo früh am Tage Jemand wach, die offene Stallthür zeigte, daß das erſte Geſchäft des Tages, das Reinigen des Stalles, vorgenommen wurde, und ſei es, daß die Arbeit bereits ſo weit gediehen, oder daß das Auftreten des ſchlanken jungen Maurergeſellen auf dem dröhnenden Stege dazu gemahnte, in der Regel erſchien eine junge Mädchengeſtalt mit einem Beſen unter der Thüre und vom Steg aus wurde ein heller „Guten Morgen“ gerufen und von der Thür aus mit einem regelmäßigen „Schön Dank“ erwidert. „Auch ſchon fleißig?“ ſetzte dann der Maurergeſelle noch hinzu, „Ein bisle,“ lautete die Antwort. Der Maurergeſelle ging vorüber und ſchwenkte das bunte Tuch, das er in der Hand trug und in das er ſeinen Topf und ſein Brod gewickelt hatte, noch ſchneller hin und her.

Noch nach Jahrzehenten konnte Broſi ſeine Frau damit necken, daß er eben nicht ſehr zart ſagte: „Ich hab' dich zuerſt als Hexe mit dem Beſen und auf dem Miſt gefunden.“

Mit dem Morgengruße in der Seele ging Broſi an die Arbeit und war allzeit wohlgemuth, obgleich er ſich lange nichts dabei dachte, ja, als dies geſchah, redete er ſich's aus, denn er war ja eben ſo luſtig, wenn ihn die alte Frau mit kahlem Scheitel aus dem Schiebfenſterchen zuerſt begrüßte.

Endringen iſt nicht ſo weit von Haldenbrunn entfernt, daß der Broſi nicht die Verhältniſſe dieſes Hauſes genau kannte. Es waren gerade zwölf Jahre, Broſi war damals ſiebzehn Jahre alt, und vom Speisbuben zum Maurer emporgeſtiegen, als der Maurermichele von Haldenbrunn in Nellingen vom Dache ſtürzte und auf dem Platze todt blieb. Die Wittwe, Roſine mit ihrem Taufnamen, die ehedem in der Apotheke der drei Stunden entfernten Amtsſtadt als Magd gedient hatte, und darum das Apothekerrösle genannt wurde, nährte ſich nun davon, daß ſie im Walde und auf den Wieſen allerlei Kräuter und Wurzeln für die Apotheke ſammelte; daneben trieb ſie einen Butter- und Eierhandel und die Bauernfrauen gaben mit innerm Widerſtreben aber äußerlich freundlich ihr die verkäuflichen Vorräthe, weil ſie fürchten mußten, daß das Apothekerrösle ihnen die Kühe und Hühner verhexe; die Männer dagegen, die ſich auf ihre Aufklärung was zu gute thaten, behaupteten, das Apothekerrösle ſei deshalb allzeit ſo aufgeweckt und habe noch in alten Tagen ſo flimmerige Augen, weil es bei ſeinen Stadtgängen tief in's Glas gucke. Ausgemacht war aber jedenfalls, daß das Apothekerrösle eine ſcharfe aufgeweckte Frau war, die auf jedes Verkommniß eine Auskunft bereit hatte, ſo ſicher als der Apotheker ſeine Mittel in Gläſern und Kolben geordnet und leicht zu finden hat. Die beiden älteren Töchter des Apothekerrösle dienten in der Schweiz, wohin ſchon damals des größeren Lohnes wegen der Zug der Dienſtboten ſich lenkte, die jüngſte Tochter war daheim und konnte jetzt nicht mehr in die Fremde, da die Mutter plötzlich lahm geworden war. Die Rede ging, in Kronweiler habe ein Bauer in der Nacht einer ſchwarzen Katze, die im Stalle einen Rappen ritt, daß er ſchäumte, den Fuß abgeſchlagen, und das ſei das Apothekerrösle geweſen. Wenn das Apothekerrösle, deren Vorderhaupt vom jahrelangen Korbtragen auf dem Kopfe ganz kahl geworden war, Jemanden zum Fenſter heraus grüßte, dankte man ſchnell mit einem frommen Gruße, damit man kein Leid erfahre.

Broſi war nicht frei vom Hexenglauben, ſo gerne er ſich das auch einredete, jetzt aber empfand er gar keinen Schreck, wenn ihn das Apothekerrösle am frühen Morgen grüßte, im Gegentheil, es muthete ihn heiter an, und er war oft verſucht, das der Alten zu ſagen, die gewiß um die üble Nachrede, die ſie verfolgte, bekümmert war; aber es war doch beſſer, ſich hier gar nicht einzulaſſen, denn Broſi fühlte, daß er nichts von der Mutter zu gefährden habe, vor der er doch noch eine Scheu hatte, die Tochter mit der hellen Stimme und dem argloſen und doch wiederum ſchelmiſchen Blicke konnte es ihm weit eher anthun. Broſi aber wollte noch höher hinaus. Zunächſt war er noch jung und gedachte über die Berge zu wandern und in der Fremde ſein Glück zu ſuchen; ließ er ſich aber von einem Geſchick daheim halten, ſo mußte es etwas anderes ſein, als ein armes Mädchen mit der Dreingabe einer Hexenſchwieger. Broſi war ein ehrliches Gemüth, und eben darum hatte er eine Höllenangſt vor dem Verlieben; er war früh verwaist, und darum früh auf den Ernſt und darauf hingewieſen, auf ſich ſelbſt Bedacht zu nehmen. Er lebte in Endringen bei einer Baſe, die an einen Holzknecht verheirathet, mit einem Haufen voll Kinder in Armuth lebte und noch beſonders zänkiſch mit dem Broſi war, weil er nicht ſeinen ſämmtlichen Erwerb in ihr Hausweſen einbrockte.

Broſi war ſchon lange damit umgegangen, ſich in der Gegend eine andere Unterkunft zu ſuchen, aber es wollte ſich nicht ſchicken, und jetzt ſtand ſein Vorhaben feſt, in die weite Welt zu ziehen.

So oft er aber am Hauſe des Apothekerrösle vorüberging, war es ihm, als zöge ihn etwas da hinein, und er hätte gewiß an einen Zauber geglaubt, wenn er nicht gewußt hätte, daß ein Anderes dabei waltete.

Schon drei-, viermal hatte er eine Hinneigung zu dem allzeit rüſtigen Mädchen in ſich gewähren laſſen und wieder bekämpft, noch bevor er, wie man ſagt, ein übriges Wort mit dem Mädchen geſprochen hatte; ja den nöthigen Morgengruß auf dem Stege ſprach er oft verdroſſen und faſt zornig, aber immer wurde ihm mit gleicher Freundlichkeit erwidert.

Als der Bauer von der langen Furche, der nachmals ein ſo ſchweres Geſchick hatte, das wir ein andermal berichten müſſen, mit des Vogt's Tochter in Endringen Hochzeit hielt und drei Tage lang das Tanzen und Praſſen nicht ausging, machte ſich der Broſi auch einen arbeitsledigen Tag und war voll übermüthiger Luſtigkeit.

Er tanzte mit der Braut den Siebenſprung und mit der erſten Brautjungfer, der Schweſter des Furchenbauer, den Hoppelvogel (wobei man nach beſtimmter Weiſung wie ein Vogel hüpft und nach Futter ſcharrt) ſo meiſterlich, daß ſelbſt die Alten auf ihn zukamen und ihm als höchſtes Lob die Verſicherung gaben, daß ſie zu ihrer Zeit nicht beſſer hätten tanzen können. Und immer luſtiger ward der Broſi und jeder Burſche, der den Muſikanten ein Lied vorſang, daß ſie es als Tanzweiſe ſpielen ſollten und der damit nicht vom Fleck kam, fand im Broſi eine allzeit bereite Hülfe; er kannte alle Lieder und alle Weiſen und hatte eine helle, Alle übertönende nie heiſernde Stimme. Die Monika, die Tochter des Apothekerrösle von Haldenbrunn, war auch auf dem Tanze. Sie durfte ſich wohl ſehen laſſen, ſie war nett und ſauber gekleidet und trug einen Rosmarinſtrauß im Buſen; von Geſtalt unterſetzt mit einem apfelrunden Geſichte von wenigem Ausdrucke, zeigte ſich doch um die feſtgeſchloſſenen feinen Lippen, zu welcher Lebendigkeit dieſes Mädchen gebracht werden könnte, wenn der Rechte ſich einfand. Broſi bedachte, daß die Monika gewiß nur wegen ſeiner gekommen ſei, aber er ſah ſich kaum nach ihr um und hatte noch im Stillen die Schadenfreude, ihr einen Plan zu Schanden zu machen; ſie hatte ihn gewiß ſeit Monaten allmorgendlich nur ſo freundlich gegrüßt, um einen ſichern Tänzer für den heutigen Tag zu haben, jetzt hatte ſie das Zuſehen. Broſi tanzte immer nur mit den fürnehmſten Bauerntöchtern, beſonders mit der Schweſter des Furchenbauern, die er ſich endlich juſt im Angeſichte der Monika auf den Schooß ſetzte und dabei ſang und trank, als ob die ganze Welt nur ihm gehörte, und im Tanzen hielt er's, als ob jeder Reigen der erſte wäre, aufſtampfend, ſingend, mit den Händen ſchnalzend that er, als könne er von Müdigkeit und Sättigung der Luſt gar nichts wiſſen.

Einmal ſaß er, die erſte Brautjungfer im Schooße, in einer Pauſe am Tiſche, mit dem Geſichte nach dem Tanzraume gekehrt, da rief er:

„Heut tanz ich meinen Kehraus in der hieſigen Gegend. Wenn die Schwalben davon ziehen, gehe ich in die weite Welt. Wer mich haben will, muß es heut ſagen und heut noch Hochzeit machen.“

Ein ganzer Schwarm Mädchen kam auf ihn zu und umringte ihn neckend und ſpottend und wiederum bittend, er möge doch ja nicht fortgehen. Als er aber immer darauf beſtand, rief die Brautjungfer: „Dann binden wir dich an. Kommet nur Alle.“

Im Nu hatten ſich Alle nach dem Beiſpiele der erſten Brautjungfer ihre doppelten Zöpfe mit den fliegenden langen rothen Bändern auf die Bruſt gelegt und neſtelten nun die Bänder an Broſi feſt. Er ließ es geſchehen und mit einem ſchrillen Juchhe ſprang er auf, ſtampfte auf den Boden und ſang:

Spielleut ſpielet auf und auf
Und ſeid nicht ſo verzagt,
I han noch ein Vögeles-
Groſchen im Sack.

Die Muſikanten ließen die Weiſung ertönen und Broſi ſprang an die Decke mit jauchzendem Juchhe und machte allerlei Figuren während die Mädchen mit den rothen Zopfbändern an ihm geheftet ihn umtanzten. Plötzlich warf er ſich auf den Boden und ſang:

Weil Scheiden bitter iſt
Und s'lieben ſüß,
Jetzt leg i mim alten Schatz
D' Händ' unter d' Füß.

Die Bänder mußten losgemacht werden, die Brautjungfer mußte ſich auf ſeine Hände ſtellen und er tanzte eine Weile ſo mit ihr bis er ſie in den Armen auffing und ſingend mit ihr den Reigen beſchloß.

Von dieſer Zeit her ſtammt der Bändelestanz, man nennt ihn auch noch den Broſitanz und Niemand konnte ihn meiſterlicher ausführen als der Urheber.

„Mein Mann iſcht koaner!“ *) rief der Broſi oft und oft und von jenem Abend an hatte er dieſe Redensart und wendete ſie bei vielen Gelegenheiten an.

Die Monika wäre ohne einen Fuß zum Tanz geſetzt zu haben nach Hauſe gegangen, wenn ſich nicht die Schneiderin von Haldenbrunn über ſie erbarmt hätte und einmal mit ihr herumtanzte, wobei ſie viel geſtoßen und gedrückt wurde, denn die Burſchen haben es darauf abgeſehen, Mädchen die allein tanzen, anzurennen. Als Monika über den Bachſteg ihrem Hauſe zuging, nahm ſie den Rosmarinſtrauß aus dem Buſen und warf ihn hinab in den Bach; es hatte kein Burſch

---

*) Iſt keiner. Mit mir kann ſich Niemand vergleichen.

darnach verlangt und der von dem ſie es gewünſcht hätte, war ſchlecht und ſtolz und gab ſich doch zum Hansnarren her.

Das dachte aber Broſi nicht, er hätte gerne immer aufgeſchrien vor Luſt, aber ſeine ſonſt unangreifbare Kehle ſchien nicht mehr mitthun zu wollen, ſo ſehr er ihr auch mit kaltem und warmem Wein zuſprach; er ballte jetzt oft ſtill die Fauſt vor innerer Seligkeit.

Es war tief in der Nacht, da ſagte Broſi, daß er am Morgen wieder an die Arbeit gehe und ſich mit dem Hammer einen Hopſer und mit der Kelle einen Schleifer ſpiele, da trat der Hochzeiter auf ihn zu und ſagte:

„Was haſt denn Taglohn?"

„Zehn Kreuzer" erwiderte Broſi, denn ſo nieder ſtand zu ſelbigen Zeiten noch der Taglohn.

„Ich geb dir das Doppelte" rief der Hochzeiter „da nimm, du mußt da bleiben und die Luſtbarkeit erhalten. Da nimm."

Die Mädchen kamen wieder und beſtimmten Broſi doch einzuwilligen, da ſprang er auf und rollte die Augen ſo wild, daß die Mädchen ſcheu vor ihm zurückwichen, er nahm einen ſauer verdienten Kronthaler aus dem Beutel warf ihn den Muſikanten zu und rief:

„Aufgeſpielt! Die Schmalzbauern meinen, ſie könnten die Luſtigkeit auch kaufen, ſie geben einen guten Taglohn für einen Luſtigmacher. Dreidutzend Juchhe um einen Groſchen," ſchrie Broſi mit plötzlich wieder hell gewordener Stimme, „Aufgeſpielt! hellauf! Weg da, Hochzeiter, weg, oder dein' Hochzeit iſt dein Tod."

Und wieder begann er zu tanzen und zu ſingen und zu trinken, aber Alles in Ingrimm und um zu zeigen, daß er ſich um die angethane Schmach nichts kümmere, er zerſchlug nach einander drei Gläſer aus denen er getrunken und als es dem Morgen immer näher kam, die Muſikanten aufhören wollten und die Mädchen ſich nach einander fortſchlichen, ließ ſich Broſi noch allein aufſpielen und ohne ſein Sonntagsgewand auszuziehen ging er im Morgengrauen nach Haldenbrunn an die Arbeit.

Zweites Kapitel.

Auf dem Stege ſchaute Broſi hin und her aber Niemand grüßte ihn und hadernd mit ſich ſelber und übernächtig von der tollen Luſt that er ſeine Arbeit, voll Reue, daß er ſich dazu hatte verleiten laſſen, ſein mühſam Erworbenes im Trotze zu verſchleudern, darüber ihn die fetten Bauern gewiß noch hinterdrein auslachten.

Viele Tage ſah Broſi nichts an dem Hauſe des Apothekerrösle und nur das war ihm erwünſcht, daß er an jenem Abende nichts mit Monika angeheftelt hatte, er konnte nun um ſo freier in die Welt ziehen, aber ſparen mußte er, mehr als je, denn die Hochzeit hatte den größten Theil des Reiſegeldes aufgezehrt.

Wenn Broſi gut aufgeräumt war, freuten ſich deß beſonders die Speisbuben, die den Mörtel auf das hohe Geſtelle zu tragen hatten, denn wenn Broſi's Kübel leer war, trommelte er immer ſo luſtig in die Höhlung, daß es gar nicht wie eine harte Mahnung klang und faſt tanzend kletterten die Speisbuben die hohen Leitern hinan und verwechſelten den leeren Kübel mit einem vollen. Seit mehreren Tagen aber klopfte der Broſi ſo wild und ſo melodienlos in ſeinen Kübel und zankte noch mit den läſſigen Speisbuben.

Das Wetter hatte ſich gewendet und es goß beſtändig in Strömen herab, ſo daß die Arbeit noch überdieß eine wenig freudige war. Durchnäßt, frierend und huſtend (denn ſeit der Hochzeitnacht fühlte er ſtets einen ſtechenden Schmerz auf der Bruſt) ging Broſi am Morgen und am Abend ungegrüßt über den Steg. Der Forlenbach, der ſonſt in den hohen Sommermonaten oft ſo trocken war, daß eine Katz hinüberlaufen konnte, ſchwell durch den anhaltenden Regen immer mehr an und wälzte ſeine braunen Wellen wildrauſchend über die Felſen. Broſi ſtand einſt auf dem ſchon ſchwankenden Stege ſtill und wünſchte ſich, daß die Wellen den Steg jetzt fortriſſen und ihn ſelbſt mit verſchlingen möchten. Es kamen Tage, in denen der Regen nachließ, aber weiter im obern Gebirge mußte er noch anhaltend ſich ergießen, denn der Bach wurde immer höher und brachte ganze Baumſtämme mit, die von den Uferbewohnern mit Hakenſtangen, ſogenannten Geisfüßen, als gute Beute eingezogen wurden. Eines Morgens kam Broſi an den Steg und ſchaute verwundert um ſich, er kannte die Gegend kaum mehr, da war keine Spur des Steges und weit hinein in die Wieſen floß das Waſſer und ſchwemmte das in Schochen zuſammengerechte Grummet mit ſich fort. Während Broſi noch umſchauend daſtand, ſah er am jenſeitigen Ufer im Grasgarten des Apothekerröſle die Monika, er öffnete den Mund, aber noch ehe er ein Wort hervorbrachte, rief ihm die Monika ſo laut zu, daß er es trotz der rauſchenden Wellen hören konnte:

„Droben an der Bömle's-Sägmühle kann man noch 'rüber."

Betroffen von dieſem Zurufe und mit höchſter Anſtrengung rief der Broſi hinüber:

„Wir haben in Luſtbarkeit nicht zuſammen kommen ſollen, es ſcheint, daß es in Traurigkeit ſein ſoll."

„Wir brauchen gar nicht zuſammen kommen, gar nicht," lautete die ſchnippiſche Antwort der Monika und ſie verſchwand.

Den ganzen Tag mußte Broſi bei der Arbeit darüber nachdenken, wie ſo eigen die Monika ihm doch zugerufen und ihn dann ſo barſch abgewieſen hatte. In der mittäglichen Feierſtunde ging er nach dem Hauſe des Apothekerrösle, er huſtete mehrmals und wagte es nicht hinein zu gehen. Endlich fand ſich eine ſchickliche Ausrede; ſich eine Kohle vom Heerde holen, um die Pfeife anzuzünden, iſt eine unverfängliche Sache.

Broſi ging nach der Küche, Monika ſtand ſcheuernd in derſelben.

„Iſt's erlaubt, eine Pfeife anzuzünden?" fragte Broſi und Monika erwiderte:

„Das kann man Niemand wehren."

Broſi nahm die Kohle und war eben im Begriffe zu gehen, als er mächtig huſten mußte, da klopfte es dreimal dumpf an die Küchenwand und die Mutter rief aus der Stube, wer draußen ſei ſolle zu ihr herein kommen, Broſi trat in die Stube, und erſchrack heftig, da die Frau ihm aus dem Bette mit gellender Stimme entgegen rief:

„Gleich thuſt die Pfeif 'raus, gleich. Jeder Zug, den du draus thuſt, nimmt dir ein Stück Leben.“

Nun fing vor Allem das Apothekerrösle an, ihn tüchtig auszuzanken, daß er mit der Monika nicht getanzt habe, ſie habe gar nicht zum Tanze gehen wollen, und habe nur auf ihr Zureden nachgegeben, weil ihre Mütter ſo gut Freund geweſen ſeien. Hierauf ging es an ein Klagen, wie ſchlecht jetzt die Welt ſei, vor Zeiten hätten verlaſſene Menſchen zuſammen gehalten und keines einem andern eine Unehre geſchehen laſſen, jetzt aber hofire Alles den Holzbauern, die groß damit thun, daß ſie das Geld von ihren Wäldern verpraſſen können, die von ſelbſt wachſen. Die Pfeiſe in der Hand, mit offenem Munde mußte Broſi zuhören, wie er immer mehr abgekanzelt wurde; und dazu hörte er oft kaum die Worte, denn er ſah jezt das Apothekerrösle zum Erſtenmale ganz in der Nähe, ſie hatte ein Geſicht, das ſie mit nie geſehener Behendigkeit bewegte, als wäre gar kein Knochen darin, den Unterkiefer bewegte ſie mit ſolcher Gelenkigkeit, daß man meinte, ſie könne ihn über die Naſe hinaufheben, dazu bildete bei beſonders höhniſchen Reden und wenn ſie lachen wollte, der linke Mundwinkel ein Pfännchen, mit dem ſie ſchlürfte als ob ſie eine Süßigkeit koſtete, die Augen waren allerdings noch flimmerig, aber ſchrecklich anzuſehen war der kahle Scheitel. Man konnte den Leuten nicht unrecht geben, daß ſie hier eine Hexe zu ſehen glaubten.

Als das Apothekerrösle ſich ſattſam ausgelaſſen hatte, ſchloß es damit:

„Ich kann dir deinen Huſten heilen, der dich unter den Boden liefert, wenn du nicht dazu thuſt. Deine Mutter iſt auch ſchwach auf der Bruſt geweſen. O ſie war ein' gute Seel und hätt's beſſer verdient. Steig einmal hinauf und hol mir den Sack vom Himmelbett herunter.“

Broſi that, wie ihm befohlen, und das Apothekerrösle übergab ihm eine Hand voll Thee von ſeltſamer Miſchung mit der genauen Anweiſung des Gebrauchs und entwickelte dabei ſolch' eine mütterliche Sorgfalt untermiſcht mit liebevollen Erinnerungen an die Verſtorbene, daß Broſi ein Brennen in den Augen verſpürte.

„Ich rauch' nicht mehr. Ich laſſ' mein' Pfeif' gleich da,“ das war Alles, was er hervorbrachte, und mehr ſtolpernd als gehend verließ er die Stube und das Haus, aber ſchon am Abend kam er wieder und ſagte geradezu, wie er ſich's ausgedacht hatte, daß er eigentlich in Endringen keine Heimath habe, er ſei dort bei ſeiner Mutterſchweſter und könne beſſer hier ſein und erſpare noch den Weg hin und her, wenn daher die Baſe (in der Gegend von Haldenbrunn nennt ſich Alles, was ſich kennt, Vetter und Baſe) nichts dagegen habe, wolle er, ſo lang der Kirchenbau noch daure, in ihrem Hauſe bleiben und für das Kochen einer warmen Suppe und die Unterkunft einen billigen Entgelt leiſten.

„Mein' Moni ſchlaft bei mir, und wir haben ſonſt kein Bett,“ entgegnete das Apothekerrösle, worauf Broſi als des Einverſtändniſſes ſicher auseinanderſetzte, daß er ein paar Tage auf dem Heu ſchlafe und ſobald man mit einem Karren von Endringen herüber könne, hole er ſein eigen Bett, es ſei ihm ohnedies lieb, dies einzige Erbſtück von ſeiner Mutter in guter Hand zu wiſſen, da er nicht ſicher ſei, daß ihm ſeine Hausleute die Federn ſtehlen, während er auf Arbeit ſei.

Es war während dieſer Verhandlung Nacht geworden, und der Regen ſtrömte wieder mächtig herab. Ohne weitere Erörterung klopfte das Apothekerrösle wieder mit der Fauſt dreimal an die Wand und rief der Monika, ſie ſolle gleich Waſſer an's Feuer ſtellen und dem Broſi ſeinen Thee bereiten.

„Und ich will nicht," ſchrie Monika, daß es im ganzen Hauſe gellte.

„Geh 'naus, ſie iſt noch bös," winkte die Mutter dem Broſi und zwinkerte dabei mit den Augen ſo einverſtändlich, daß es Broſi graute vor dem was er begonnen. Er gehorchte zögernd, aber kaum war er in der Küche als Monika ſie verließ, in die Stube eilte und lauten Zank erhob, daß die Mutter den Broſi in's Haus nahm und betheuerte, daß ſie in finſterer Nacht davon gehe, wenn es dabei bleibe. Eine Weile überſchrieen ſich beide Frauen ſo ſehr, daß man kaum die Stimme der einen von der der anderen abſcheiden konnte, dann trat eine Pauſe ein, in der man nur noch ein Weinen vernahm und jetzt ſagte die Mutter:

„Ich hab' den Broſi ſo feſt wie einen Finger an der Hand, der geht nicht mehr aus dem Haus, und Niemand anders als du kriegt ihn, und du wirſt mir's noch danken, wenn ich ſchon lang verfault bin."

„Und ich geh' davon, ſo weit mich meine Füß tragen," rief Monika.

„Und kommſt doch wieder," entgegnete die Mutter ruhig, „ſei froh, daß du bös auf ihn geweſen biſt, eh' du ihn haſt, du erſparſt's für nachher."

Das wollte dem unwillkürlich lauſchenden Broſi doch nicht zu Sinn, er kam ſich doch wieder wie verzaubert vor und hätte er ſich nicht geſchämt, er wäre noch in der Nacht davon gelaufen. Wer weiß auch welch' ein Trank ihm bereitet wird. Eben hatte es aber die Mutter dahin gebracht, daß ihm Monika die gemiſchten Kräuter in die Küche trug. Durch ſolche Hand, deſſen war Broſi gewiß, geht kein Trank, der einem Böſes anthut, und noch als er die ſchwankende Treppe hinaufſtieg, hörte er Monika klagen:

„Mutter, ihr habt's verſchuldet, wenn ich von dieſer Nacht an einen böſen Namen hab', daß ich keinem Menſchen mehr frei in's Geſicht ſehen kann."

Wo ſolch' ein Sinn daheim iſt, hat keine Hexerei eine Gewalt, das war der Gedanke, mit dem ſich Broſi in das duftige Heu niederlegte.

Drittes Kapitel.

Der Speicher war von innen nicht verſchließbar, nur von außen befand ſich ein Holzriegel an der Treppenthüre. Was war aber zu gefährden in ſolch' einem Hauſe? Broſi legte ſich behaglich in das Heu. Kaum aber lag er eine Weile, als er ſich wieder aufrichtete, die Treppenſtufen knarrten, es ſchlich etwas herauf wie eine Katze ſo leiſe, aber nur von einer Menſchenlaſt konnten die Treppen knarren, es mußte Jemand ſein, der barfuß herauf kam.

„Wer iſt da?“ rief Broſi halb in Furcht halb in Zorn.

Niemand antwortete, das Heraufkommende ſtand offenbar ſtille auf ſeinem Platze, eine Weile horchte Broſi hinaus, man hörte nichts als das Rauſchen des Forlenbaches und Zirpen der Grillen in der warmen, wieder regenloſen Sommernacht. Schon glaubte Broſi, daß er ſich getäuſcht habe und wollte ſich ruhig wieder ausſtrecken, da hörte er es mit den Händen taſtend noch einige Treppenſtufen heraufkommen und laut wurde der Holzriegel an der Treppenthüre in den Kloben geſtoßen.

Jetzt war keine Täuſchung mehr möglich und „In's Teufels Namen was iſt das?" rief Broſi auffahrend.

„St! Stille! Ich will dir was ſagen," erwiderte eine leiſe Stimme.

„Wer iſt denn da?"

„Ich bin's, die Monika. Komm' da her an die Thüre, aber thu' leiſe, ich will dir was ſagen."

„Mach die Thür auf, dann kannſt beſſer reden und ich kann ſehen wer es iſt. Mach die Thür auf oder ich ſtampf ſie ein."

„Ich bitt dich, thu leiſe" bat die Stimme draußen wieder „ich mach nicht auf. So kann ich beſſer mit dir reden, und wenn dir dein Leben lieb iſt, hör mir ruhig zu und polter nicht und pockel nicht und ſei ganz ſtill."

„Was willſt denn, wenn du die Monika biſt? Wenn du 'rein willſt mach auf. Was willſt denn vorher ausmachen?"

„Red nicht ſo ſchlecht. Eben deswegen komm ich ja. Was mein' Mutter vorhat, ich weiß nicht und will's nicht wiſſen. Es iſt mein' Mutter, ich darf nicht ſchlecht von ihr denken und thu du's auch nicht. Guck, ich lieg da vor der Thür auf den Knieen und heb meine Hände zu dir auf und bet' wie man zu Gott betet. Broſi, du biſt ein braver Menſch geweſen und ich auch... und wenn dir deine eigene Ehre lieb iſt und die von einem armen Mädchen auch — Broſi, thu mir den einzigen Gefallen und bleib nicht mehr im Haus, kein' Minut, kein' Stund mehr. Ich bitt dich, nimm deine Stiefel in die Hand und geh leiſe herunter, die Hausthür kannſt von innen aufmachen. Broſi, ſei barmherzig und geh."

„Wo ſoll ich denn hin jetzt in ſo ſpäter Nacht und aus dem erſten Schlaf heraus? Ich bin ohnedem krank."

„Geh noch nach Endringen, oder wenn du nicht willſt, drüben beim Jörgtoni ſchlafen noch drei fremde Maurer, da kannſt du auch ſein."

„Morgen will ich's thun. Heute geh ich nimmer fort."

„Wenn du nicht heut gehſt, biſt du verloren auf ewig und ich auch. Broſi, ſei barmherzig. Du wirſt es ſonſt in deiner Todesſtunde bereuen, der Angſtſchweiß auf der Stirne wird dich gemahnen, wie du ein armes Mädchen —"

„Ho ſo! Thu nicht ſo arg. Ich geh ja, aber mach nur auf und komm ein bisle 'rein."

„Biſt du ſchlecht Broſi? Willſt du ſchlecht ſein?"

„Nein, ich hab ja ſchlafen wollen. Ich will ja nichts. Morgen will ich gehen, oder meinetwegen heut du Heilige. Mach nur auf und gieb mir die Hand."

„Schwörſt du gleich zu gehen?"

„Ja ich ſchwöre. Mach nur auf und gieb mir die Hand."

„Schwörſt du ohne Bedingung zu gehen?"

„Ja, ſo wahr mir Gott helfe zu einem rechtſchaffenen Leben und zu einem leichten Tod." —

Broſi drückte an die Thür, ſie war offen, er hatte ſie nicht entriegeln gehört, er vernahm keinen Tritt eines die Treppe Hinabgehenden, kein Oeffnen und Schließen der Stubenthüre, Alles war wie in die Luſt verſchwunden, keine Menſchengeſtalt, keine Stimme, nur der Forlenbach rauſchte, die Heimchen zirpten noch und die einzige Kuh im Stalle brummte wie verſchlafend.

Broſi nahm die Stiefel in die Hand und von Angſt gejagt als fliehe er aus einem brennenden Hauſe, ſtieg er die Treppe herab, öffnete das Haus und ſtand frei athmend draußen in der ſtillen Nacht. Er zog ſeine Stiefel an und eilte nach Endringen.

Den ganzen andern Morgen war Broſi bei der Arbeit immer ſelbſtvergeſſen und träumend, er hielt oft den Hammer unbewegt in der Hand und vergaß den Stein vor ihm zu meißeln und als er ihn einfugte und mit Mörtel befeſtigte, ſchöpfte er mehrmals aus dem leeren Kübel ohne es zu merken. Der Bauführer, der das läſſige Weſen Broſi's ſah, ließ ihn hart darob an und Broſi hörte ihn mit offenem Munde an als gelte das gar nicht ihm. Am Mittag, als Broſi wieder auf dem Boden ſtand, war es ihm als ginge die ganze Welt mit ihm im Kreiſe herum. Er aß ohne Hunger und als er ſich eine Weile niederlegen wollte konnte er keine Ruhe finden, denn er lag wie in ſchaukelnder Wiege. Er ſtand auf und ging zuerſt nach dem Hauſe des Jörgtoni und beſtellte ſich eine Schlafſtelle, und wie unwillkürlich ging er dann nach dem Hauſe des Apothekerrösle.

Mutter und Tochter thaten gleich verwundert über ſein nächtliches Entweichen, nur als Broſi bemerkte, daß er ſich beim Jörgtoni eingemiethet habe, glaubte er ein kaum merkliches Nicken der Monika zu beobachten.

Da ſich Broſi heute nicht arbeitsfähig fühlte, ſchenkte er ſich den noch halben Arbeitstag, holte ſein Bett in

Endringen und war nun erſt ganz in Haldenbrunn daheim.

Das Apothekerröſle hatte ſeinen Namen nicht umſonſt, Broſi fühlte ſich bald wieder hergeſtellt von den Folgen jener tollen Tanznacht.

Broſi kam oft in das Haus des Apothekerröſle, Monika mußte es merken, daß er etwas auf der Zunge hatte, was er ihr mittheilen wollte, aber Mädchen in Miſlingröcken wie in langen Kleidern verſtehen es, einen unkecken Burſchen nicht zu Wort kommen zu laſſen. Kam Broſi in die Stube, verließ Monika dieſelbe mit freundlichem Gruße, vertrat er ihr den Weg im Freien, wußte ſie immer Jemanden anzurufen, der ſich zu ihnen geſellte, und dann hatte ſie immer ſo eilige Beſorgungen, daß ſie ſich keine Minute aufhalten konnte. Wenn Broſi meinte, jetzt hielte er ſie feſt, war ſie ihm immer unverſehens entſchlüpft und ſo ging er in ſeltſamen Selbſtgeſprächen lange einher.

Die wilden Waſſer im Bache hatten ſich raſch wieder verlaufen und nun zeigten ſich die traurigen Folgen der Ueberſchwemmung; ganze Wieſen waren zerriſſen und mit Sand bedeckt und nicht nur der Ertrag des gegenwärtigen Jahres war verloren, auch für lange Zeit war kein Erſatz zu hoffen; das war doppelt betrübend in der Gegend, die keinen andern Feldbau kennt als die Wieſennutzung. Im Hauſe des Apothekerröſle war auch Wehklagens genug, die wilden Waſſer hatten zwar den hochgelegenen Grasgarten nicht zu überſchwemmen vermocht, ſie hatten aber ein gut Stück davon mit fortgeriſſen und eine tiefe Höhlung gemacht, daß noch mehr nachſtürzen mußte und der Bach immer eigenſinniger ſich nach dem linken Ufer drängte, um den Garten der Wittwe zu verſchlingen. Ohne ein Wort von ſeinem Vorhaben zu ſagen, begann Broſi in den abendlichen Feierſtunden Steine aus dem Bett des Baches zu wälzen und zu meißeln und bald zeigte ſich was es werden ſollte; eine durch vorgeſchobene Reiſigbündel geſicherte und in's Halbrund geſetzte Schutzmauer zog ſich längs des Gartens hin und ein ſogenannter Sporn, ein nur dem Kennerauge ſichtbarer Erdaufwurf im Bette des Baches drängte den Strom nach dem jenſeitigen Ufer hin. Broſi ärgerte ſich oft, daß ihm Monika noch immer kein beſonderes freundliches Wort gab; er wußte ja nicht, daß ſie feſt darauf hielt, man dürfe einen Menſchen, der ein gutes Werk thue nicht dabei berufen. Einmal jedoch konnte ſie ſich nicht enthalten, bei ihm ſtehen zu bleiben und ſchnell rief Broſi ſie feſthaltend:

„Jetzt ſag, jetzt ſag einmal, hab ich's nicht brav gemacht?“

„Ja, die Mauer iſt brav.“

„Du weißt wohl, daß ich das nicht mein. Verdien' ich gar keinen Dank, daß ich ſo ſchön gefolgt hab und bin aus eurem Nonnenklöſterle fort, wie du mich geheißen haſt?“

„Ich weiß nicht was du meinſt, ich verſteh kein Wort,“ entgegnete Monika mit ſo treuherzig unwiſſender Miene, daß Broſi ſie anſtarrte und ſie ſetzte hinzu: „red' deutſch, daß man dich auch verſtehen kann. In welchem Kloſter biſt denn geweſen?“

„O ihr Weibsleut" rief Broſi, „ich hab mein Lebtag gehört, ihr könnt euch verſtellen ärger als der beßt' Faſtnachtshanſel, aber ſo arg hätt' ich's doch nicht glaubt. Weißt denn nichts mehr vom Riegelzu und ich lieg auf den Knieen und bet zu dir wie zu unſerm Herrgott? Hab ich darum den Rechtſchaffenen an dir gemacht und allen Reſpekt vor dir gehabt, daß du jetzt thuſt wie der Ich bin nicht dabei geweſen?"

„Ich verſteh von all' deinen Reden vom Simri kein Mäßle" beharrte Monika und hohnlachend entgegnete Broſi:

„Gut, ſo will ich der Narr ſein und will dir Alles nochmals erzählen," und er berichtete genau jenen Abend und alle Worte die er gehört und geſprochen.

Monika hatte die Hände in die zuſammengerollte Schürze verſteckt und ſchaute den Sprechenden mit großen Augen an, endlich ſagte ſie:

„Ich glaub dir, auf's Wort hin glaub ich dir Alles, es iſt gewiß ſo. Aber Broſi, glaub mir auch, du haſt Alles nur geträumt und es iſt einer von den rechten, von den braven Träumen geweſen. Guck, jeder Menſch hat ſeinen guten Engel, der ihm Alles thut und da iſt mein guter Engel zu dir kommen und hat dir Alles berichtet, wie ich dir's ſelber geſagt hätt; aber ich, glaub mir, ich bin nicht aus der Stub' kommen. Wo hätt' ich auch ſo ſchnell hin verſchwinden ſollen? Da haſt das Wahrzeichen, daß ich's nicht geweſen bin und nur meine Schutzheilige, zu der ich dafür beten und danken will. Und mit dem Riegel? Kannſt 'naufgehen und kannſt ſelber ſehen, an der Thüre iſt ſo, wie man's angreift bald iſt ſie zu bald auf, es iſt nur ein Vortheil *) dabei. Ich laſſ' es aber gelten, wie wenn ich's ſelber geweſen wär' und rechne dir's grad ſo an, aber geträumt haſt, das iſt einmal ausgemacht."

Broſi ſtand eine Weile wie verſteinert, dann faßte er ſich ſchnell und machte allerlei Verſuche Monika zum Lachen zu bringen und ihr das Geſtändniß abzuzwingen, daß ſie ihn nur necke, aber keine Miene in ihrem Geſichte zuckte, ſie ſchaute ernſthaft drein und verließ ihn indem ſie ihm noch mehr ſolche gute Träume wünſchte.

Broſi ſchaute mit verdächtigem Blicke auf das Haus des Apothekerröſle, das ganze Haus ſchien ihm nicht geheuer, da man darin ſo lebhafte und wunderliche Träume haben könne, und doch wollte er wieder nicht daran glauben, daß all das Erlebte nur ein Traum geweſen, und wiederum dünkte ihn das doch beſſer; denn wenn Monika jetzt ein falſches Spiel mit ihm triebe, war ſie ja falſch wie Galgenholz, drum muß es doch ein Traum geweſen ſein.

Am andern Tage machte Broſi einen Verſuch an der Treppenthüre und fand die Ausſage der Monika richtig, es bedurfte nur eines geſchickten Griffs an der Thüre, um den Riegel auf- oder zu zumachen. Bei dieſer Gelegenheit entdeckte aber auch Broſi den baufälligen Zuſtand des Hauſes, und als die Gartenmauer vollendet war, machte er ſich an Inſtandſetzung des

---

*) Geſchickter Handgriff.

Innern. Wo er anklopfte, ſtäubte es ihm entgegen. Die Umfaſſungsmauern beſtanden aus aufgeſchichteten Querbalken, die noch ziemlich Stand hielten, aber die Riegelmauern zerbröckelten faſt bei ſtarker Berührung und beſonders die Feuerwand, die nach der Küche ging, und ſo oft von den drei Schlägen erdröhnte, hatte einen wunderſamen Beſtand, die drei Schläge mußten mit beſonderer Kunſt geführt werden, daß die Wand nicht einſtürzte.

Das Apothekerrösle wußte es Broſi wenig Dank, daß er mit Aufopferung all ſeiner freien Zeit und da dieſe nur kurz gemeſſen war, ſehr langſam das Häuschen ſo herſtellte, daß es „bebäb war wie ein Büchschen.“ Das Apothekerrösle hatte nur immer zu klagen, daß es dieſen Staub und dieſes Gehämmer noch erleben müſſe. Deſto dankbarer aber war Monika und als ſie ihm einſt ſagte:

„Broſi du bauſt zwei Kirchen, dort die große und hier eine kleine, die dir Gott lohnen wird,“ da warf Broſi Hammer und Kelle weg und die lange verhaltene Liebe brach in die Worte aus:

„Und ich will dich von Gott zum Lohn und weiter nichts.“

„Ich hab' auch ſonſt nichts, denn das Häusle iſt verſchuldet, und unſere Kuh haben wir nur im Beſtand.“

Der Bund war geſchloſſen, und das Apothekerrösle ſagte, es freue ſich nur, daß es doch Recht behalte, es thue kein Menſch etwas aus Gutheit, der Broſi habe Haus und Garten nur hergerichtet, um

Alles zu haben. Mit Nachdruck ſetzte es dann hinzu, wie gerichtlich feſtgeſtellt werden müſſe, daß die beiden älteren Töchter, die in der Schweiz dienten, ein Heimathsrecht im Hauſe hätten, das ihnen Niemand verkümmern dürfe. Ueberhaupt hob das Apothekerrösle mit ſchmatzendem Munde alle die Mißlichkeiten hervor, die dem neuen Hausſtande drohten, ſo daß Broſi oft zaghaft werden mußte, wenn er nicht bedacht hätte, daß ſeine Schwiegermutter ingrimmig ſei, weil ſie einen Tochtermann bekam, den ſie nicht eingeſtellt und in der Hand hatte. Moni lobte ihn über dieſe Auslegung als tiefen Menſchenkenner und beſtärkte ihn mit heiterm Sinne in froher Zuverſicht.

Als erſtes Geſchenk des nun geſchloſſenen Bundes wollte Broſi von ſeiner Moni wiſſen, ob er an jenem Abend wirklich geträumt habe, aber Moni wich ihm aus, und als er immer dringlicher ward, ſagte ſie ihm, am Hochzeitstage werde Jemand kommen, der ihm Alles erkläre, er dürfe aber nie mehr vorher darnach fragen.

Viertes Kapitel.

Es gibt ein Bekenntniß der Armuth, das ſich unter Allen am ſchwerſten hervorbringen läßt, es iſt die Armuth an Freundſchaft. Nur ein in ungemeſſener Selbſtherrlichkeit ſich erhebendes Weſen vermag dieſes Geſtändniß mit einem gewiſſen heitern Gleichmuthe zu thun, weil ſich darin wiederum die große Thatſache offenbart, daß Niemand ihm gleichkomme, ſei es an wirklichem Gehalte oder auch nur an Verſtändniß ſeiner unerfaßlichen Bedeutſamkeit. Untergeordnete, in ſich oder von der Welt ſich abhängig fühlende Naturen dagegen, erkennen in ihrem Mangel an Freundſchaft nicht nur eine Härte und ſchiefe Stellung des Geſchickes, die oft dabei mitwirkt, ſondern auch an der Aufrichtigkeit vor ſich ſelber einen Fehler in der eigenen Natur, die es nicht vermag, Liebe zu gewinnen und feſtzuhalten.

Mit demuthvoll niedergeſchlagenen Augen und zitternder Stimme ſagte eines Tages Moni zu ihrem Bräutigam:

„Horch Broſi, ich muß dir etwas ſagen, dann bin ich aber auch ganz fertig und kannſt mich aufſchneiden und findeſt keinen verborgenen Gedanken mehr in mir.“

„Was haſt? Sag's nur frei heraus."

„Guck, mein' Mutter iſt gewiß viel daran ſchuld, du weißt ja ſelbſt am Beſten, wie ſie iſt, aber ich bin auch ſchuld, gewiß ich auch."

„Was haſt denn? 'raus mit."

„Guck, ich hab' auf der ganzen weiten Welt keinen Menſchen, den ich zur Hochzeit laden kann, und ich hab' keine Geſpielin, die an unſerm Ehrentag mit mir in die Kirche geht, die Näherliſe, die in Endringen mit mir getanzt hat, wär' die einzige, aber die kann ja jetzt nicht. Ich hab' Niemand auf der Welt, ich bin wie aus dem Stein geſprungen, wenn ich mein' linke Hand in die rechte nehm', hab' ich all' meine gute Freund bei einander. Gelt, ich ſeh' dir's an, das thut dir auch weh', aber red' jetzt und ſag', wie wir's machen."

Moni hatte recht geſehen. Ein gewiſſes bräutliches Bangen, das halb verſchleierte Bewußtſein, nun mit dem ganzen Leben abgeſchloſſen zu haben, hatte ſchon manchmal bei aller Zuverſicht das Herz Broſi's erzittern gemacht, jetzt bei dieſer Kundgebung kam es wieder. Er wollte ſchon losbrechen in der Darlegung ſeiner Bekümmerniß, als er noch zeitig genug an ſich hielt, denn jetzt zum Erſtenmal kam ihm der Gedanke, daß zwei Menſchen, die ſich zu einem vollen Gemeinleben verbunden, wohl in Ehrlichkeit und Offenheit zuſammen ſtehen müſſen, daß es aber die Pflicht des einen ſei, dem andern, das in Leid oder Leidenſchaft verſunken iſt, nicht durch eigene Zuthat ſolches noch zu vermehren, ſondern ihm heraus zu helfen.

Ueber das Antlitz Broſi's zog eine eigenthümliche ſonnige Klärung, er faßte die Hand Moni's und ſagte:

„Red' nicht ſo. Freilich iſt's hart. Sag' aber nicht, wenn deine rechte deine linke Hand faßt, habeſt du alle deine gute Freund. Da haſt meine zwei Händ und ich hab' viele Freunde, und die ſind alle dein, und ich hab' Niemand auf der Welt, der was gegen mich hat, auch der Furchebauer nicht. Ich ſchaff' dir Geſpielinnen ſo viel du magſt und die fürnehmſten aus der ganzen Gegend. Wenn nur wir zwei mit Gottes Hülfe gut Freund ſind, dann wird's die ganze Welt auch ſein."

Moni beugte ihr Haupt nieder und legte ihre brennende Wange auf die Hand Broſi's, dann richtete ſie ſich auf, ſchüttelte ſeine beiden Hände mit mächtiger Kraft und ſagte:

„Broſi, das vergeß' ich dir nie, nie, wie du jetzt gegen mich geweſen biſt. Du wirſt ſehen, was du an mir haſt."

Die Verlobten hielten ihre beiden Hände feſt und ſahen einander tief in die Augen, und dieſer Blick ſprach mehr, als alle Worte auszudrücken vermögen. Ohne Kirche, ohne Prieſter und Zeugen kam die Segnung der ewigen Weihe über die beiden Verbundenen.

Moni war ſo aufgelöst und hingegeben, daß ſie ſchon heute ihrem Verlobten das Räthſel jener Traumnacht löſen wollte, aber Broſi wollte nichts davon hören.

„Du mußt mich dazu anhalten, daß ich bei meinem Wort bleib', und ich will's auch ſo halten," erklärte er, worauf Moni dieſe feſte Männlichkeit hochpries. Broſi ſchmunzelte, dann aber ſagte er mit der Zunge ſchnalzend:

„Jetzt iſt's genug, ſonſt kommen wir ja in ein Geſlenn, wie die Katzen auf dem Dach. Luſtig, und wenn der Sack ſieben Löcher hat.“

Zum Erſtenmal mußte Moni mit ihm in den Auerhahn zum Weine gehen, ſie ſträubte ſich lange dagegen und wollte es auf Sonntag verſchieben, aber Broſi behauptete, heut' ſei Sonntag und gab ſeiner Braut als Probe auf, das augenblicklich zu glauben. Lachend ſagte Moni:

„Haſt recht, heut iſt Sonntag, aber ich muß mir deswegen auch ſchnell meine Sonntagskleider anziehen. Ich bin gleich wieder da.“

Sie erfüllte dieſes Verſprechen mit überraſchender Schnelligkeit und noch nie ſchmeckte Broſi ein Schoppen ſo gut als den er mit ſeiner Moni austrank. Durch die Nacht heimwärts gehend, ſangen ſie in beweglicher Weiſung:

Es giebt kein' größre Freud
Auf dieſer Erden,
Als wenn zwei junge, junge Leut
In Ehſtand treten.
Da giebt es keine Noth,
Kein Kreuz und kein Leiden,
Nichts als der bittre Tod
Der kann ſie ſcheiden.

Noch nie ging Broſi ſo wonneſelig von ſeiner Braut als an dieſem Abend. Als er ihr am andern Morgen begegnete, ſagte ſie:

„Du haſt mich ganz narret gemacht, es will mir gar nicht aus dem Sinn, daß geſtern Sonntag geweſen iſt und die Leut ſagen, heut ſei Freitag.“

„Dieſe Woch hat halt zwei Sonntäg',“ entgegnete Broſi lachend und ein Jedes ging an ſeine Arbeit. —

Am nächſten wirklichen Sonntag machte ſich der Broſi mit ſeinen beiden Hochzeitlädern auf, um in ſeiner Heimath die üblichen Einladungen zu machen; er trug einen Rosmarinſtrauß mit rothen und blauen Bändern auf dem Hut und im Knopfloch, und ebenſo die beiden Geſellen, die noch dazu Säbel an der Seite trugen. Moni ſchaute ihnen noch lange nach von dem wiederaufgerichteten Bachſtege, und von fernher ertönten ihr noch die hellen Juchhe, die die Berge wiederſchallten.

Es war für Broſi eine eigenthümliche Buße, daß das erſte Haus, in das er mit ſeinen Geſellen eintreten mußte, der Hof zur langen Furche war. Hier kam er gerade in große Feſtlichkeiten hinein, denn die Schweſter des Furchenbauern verlobte ſich mit dem Gipsmüller vom untern Thale; da ſtanden Fuhrwerke von ob und nid der Steige wie eine Wagenburg vor dem Hauſe und drinnen in der Stube war Alles geſteckt voll von dicken Verwandten beider Seiten. Broſi überkam ein Bangen und ein ſeltſamer Schreck als er in die übervolle Stube trat. Wie viele Menſchen hatten ſich hier zuſammen gefunden, um den Handſchlag mit zu feiern, wie wirkte das Ereigniß hinaus über Berg und Thal und eine ganze Reihe von gewichtigen Menſchen trat einander nahe; wie armſelig dagegen war ſeine Verlobung geweſen und Moni hatte recht, da ſie ſagte: „ich bin wie aus dem Stein geſprungen.“ Der Furchenbauer, der es wohl bemerkte, wie Broſi ſo verloren um ſich ſchaute, hielt das für eine Verlegenheit von jenem trotzigen Aufbrauſen an ſeinem Hochzeitabende, er trat daher auf Broſi zu, verſicherte ihn herablaſſend ſeiner Gunſt und nun ſprachen die beiden Geſellen den üblichen Einladungsſpruch. Die neue Braut reichte dann nach gewohnter Sitte den Brodlaib um eine Schnitte abzuſchneiden, brachte aber gleich darauf auch ein groß Stück Kuchen zum Gruß an Moni und äußerte die Freude, daß an ihrem Brautmorgen ein ſo fröhliches Ereigniß bei ihr einkehre und verſprach, ſicher zur Hochzeit zu kommen. Broſi brachte ſeinen Wunſch vor, daß ſie die Brautjungfer ſein möge und nachdem ſie ihren Bräutigam geholt, und dieſem das Verlangen vorgetragen hatte, willigte ſie gerne ein. Trotz dieſer Zuſage verließ Broſi mit geſtörtem Gemüthe das Haus; die Verlockungen des Reichthums und das Verlangen, einer großen hochgeltenden Familie anzugehören, war in ſeine Seele gedrungen; er hatte nie darnach getrachtet, ſolch ein Mädchen zu gewinnen, das war ja unmöglich, denn die Standesunterſchiede bei den Bauern ſtehen faſt unerſchütterlich feſt, jetzt aber fühlte er doch etwas wie Neid und Luſt nach geborgenem Vermögensſtande; er dachte auf Einmal wie viel Hammerſchläge er thun müſſe, bis er ſich nur ein Geringes erobert haben werde und nachmals hat er noch oft und oft davon erzählt, wie er damals auf der Schwelle des Furchenbauern erfahren, „wie der Teufel in jedem Menſchen wohne und Meiſter werde, wenn man ihn nicht gleich beim Grips faſſe und erwürge.“ Jetzt hatte Broſi nichts in der Hand als das große Stück Kuchen, und das gab er ſeinen Geſellen und brachte keinen Biſſen davon über die Lippen, für ſich als Zeichen, daß er von den böſen Gewalten nichts annehme.

Broſi hatte am vergangenen Donnerstag die volle Wahrheit geſprochen, überall wohin er kam hatte er nichts als gute Freunde und Niemand, der ihm gram war. Ja, die Freundlichkeit ging ſogar ſo weit, daß man da und dort über ſeine Schwiegermutter ſpöttelte und ihn um dieſe Zuwage bedauerte, Andere machten ihm ſogar freundſchaftliche Vorwürfe, daß er ſo früh heirathe und ſich einen ſo harten Anfang aufbürde; Alle aber verſprachen, ſicher zu kommen, zumal da man ja auch zugleich die Einweihung der Kirche mitmache. Es wurde ihm als ein kluger Streich ausgelegt, daß er ſeine Hochzeit auf dieſen Tag feſtgeſetzt, da es ihm an Zuſpruch und reichlichen Hochzeitgeſchenken nicht fehlen könne. Von Moni ſprach faſt Niemand, es kannten ſie auch nur wenige; deſto mehr aber ſprach Broſi in ſich: „Und ihr wiſſet Alle nicht, daß es mein klugſter Streich iſt, juſt die Moni zu heirathen.“

Als er am Abend auf dem Heimwege wieder an des Furchenbauern Haus vorüber kam und die Stelle ſah, wo ſo böſe Gedanken ihm in der Seele gewaltet hatten, eilte er ſeinen Geſellen voraus und wollte ſchnell heim zu Moni; nur auf das Zureden der

Geſellen, wie es ſich nicht ſchicke, daß er allein heimkehre, hielt er mit ihnen gleichen Schritt.

Moni war hocherfreut als ſie vernahm, welch eine fürnehme Brautjungfer ſie haben werde; als aber Broſi in ſeiner Offenherzigkeit auch erzählte, welche böſe Gedanken ihm in der Seele aufgeſproßt ſeien, wie er ſie aber mit Stumpf und Stil ausgerottet habe, da weinte Moni bitterlich und wollte ſich nicht beruhigen laſſen, ſo ſehr auch Broſi verſicherte, daß Alles wurzweg in ihm ausgejätet ſei. Erſt nach und nach gelang es, ſie zu beruhigen, aber ſo heiter wie die vergangenen Tage war ſie doch nicht.

Auf dem Heimwege nach ſeiner Schlafſtelle fand Broſi mitten in der Nacht eine ſehr dienliche Weisheit. „Man muß den Weibern nicht Alles berichten,“ ſagte er ſich „abſonderlich aber nicht von Dingen, die aus und vorbei ſind; ſie glauben das doch nicht und meinen es ſei immer was übrig. Kannſt dich darauf verlaſſen, Moni, du kriegſt nichts mehr von dem was ich einmal 'nunter gedruckt hab'.“

Fünftes Kapitel.

Man redet ſo lang von der Kirchweih bis ſie endlich da iſt, das iſt eines der unbeſtreitbarſten Sprüchwörter und es bewährte ſich auch in Haldenbrunn.

Im dichten undurchdringlichen Morgennebel, den man nach dem Ausſpruche Vieler faſt mit Löffeln eſſen könnte, krachten die Böllerſchüſſe und ertönten zum erſtenmal die Kirchenglocken von Haldenbrunn alleſammt und ſo hell und wunderſam von unſichtbarer Höhe, daß Alles auf die Straße rannte und eins dem andern zurief, doch auch hinzuhorchen wie ſchön das klinge, ſolch ein Geläute habe keine Gemeinde landauf und landab und eines beſtärkte das andere in der zuverſichtlichen Hoffnung daß der Nebel fallen und ein heller Tag darüber erſcheinen werde.

Broſi ging beim erſten Geläute nach dem Hauſe ſeiner Monika, er hatte unwillkürlich die Hände gefaltet und ſeine Lippen bewegten ſich, denn er ſprach vor ſich:

„Guter Gott, gieb, daß dieſe Glocken uns nur Stunden des Glücks und der Freude ankündigen.“

Als das Geſammtgeläute vorüber war, tönten noch drei einzelne Glockenſchläge nach als ſprächen ſie dreimal Amen.

Moni war nicht in der Stube, ſie war in der Bühnenkammer, die Breſi wohnlich hergerichtet hatte, die Thüre war verſchloſſen und Broſi bat nicht um Einlaß, es wäre gegen allen Brauch geweſen, dieſes Gemach jetzt zu betreten.

„Haſt's auch ſo ſchön läuten gehört?“ fragte Broſi und von innen antwortete es:

„O freilich und ich hab gewußt, daß du kommſt und ich hab zu Gott gebetet, er ſoll uns alle Stunden, die uns die Glock anzieht, in Zufriedenheit erleben laſſen und wenn es Leidmuth giebt, ſoll er helfen, daß wir bald wieder drüber 'nans kommen.“

Das war ja ganz daſſelbe was in Broſi's Herzen aufgeſtiegen war, nur noch bedachtſamer auf Leid und Ungemach. Moni ließ ihn nicht lange hierüber nachdenken, denn ſie rief indem ſie eine Kiſte zuſchlug:

„Wenn ſich nur das Wetter auch aufheitert. Geh' 'nunter, ich komm gleich.“

Das Apothekerrösle war auch heute noch voll grämlichen Klagens und ſagte immer, die ganze Welt ſei darauf zugeſpitzt um es zu ärgern, ihm zum Poſſen müſſe es den Tag noch erleben, wo Alles ſich draußen freut und es müſſe daheim liegen wie eine kranke Katz.

Broſi ſchauderte bei dieſer unzerſtörbaren Giftigkeit und der Erinnerung an die Katze, er bat indeß die Schwiegermutter, doch wenigſtens heute fröhlich zu ſein, er wolle ihr Wein und Braten und Kuchen nach Haus ſchicken oder ſelbſt bringen, ſie ſolle mindeſtens heute freundlich zu den ankommenden Gäſten ſein, ſie habe böſen Namen genug.

„So?“ rief das Apothekerrösle mit gellender Stimme „ich weiß wohl, die Leut' halten mich für eine Hex, aber wenn ich machen könnt', daß mich die Leute für des Teufels Großmutter hielten, ich thät's. Lieber möcht' ich von einem tollen Hund gebiſſen ſein als von den Menſchen gern gehabt. Wenn ſie ſo recht Furcht vor mir haben das iſt mir recht. Wenn ſie nur ſo ſtark Furcht hätten, daß ſie Alle die Gichter kriegten, wenn ich ſie anſeh!“

Moni unterbrach dieſe Herzensergießungen, die noch viel weiter gehen zu wollen ſchienen, ſie brachte ihrem Bräutigam das feine flächſene Hemd, das ſie ſelbſt geſponnen, gebleicht und genäht und das er heute den ganzen Tag tragen mußte. Das Apothekerrösle wollte die Geſchichte vom Neckertsweible erzählen, das ein Hemd aus Brenneſſeln geſponnen habe, aber Moni befahl ihr in ſcharfem Tone davon ſtille zu ſein und klagte über die Brautjungfer, die ſo lange auf ſich warten laſſe und die Mutter äußerte die ſchadenfrohe Gewißheit, daß ſie gar nicht kommen werde; da ertönte das Schellengeläute eines Fuhrwerkes vor dem Hauſe, die Brautjungfer war angekommen, ihr vorauf lud man einen großen Sack ab, es war ein Malter Weißmehl, das als Hochzeitsgeſchenk in den Hausgang geſtellt wurde. Ehe die Brautjungfer in die Stube ging, ließ ſie den Sack umdrehen und da war auf demſelben deutlich Ambroſius Heller 1799 in einem Kranze zu leſen. Die Brautjungfer trug einen Roſenkranz um die Hand geſchlungen, offenbar als Schutz gegen die Hexerei des Apothekerrösle; ſie ſchickte ſogleich den

Broſi fort, da es gegen alles Herkommen war, daß er ſich jetzt im Hauſe befand.

Zum Zweitenmale knallten die Böllerſchüſſe, die Glocken läuteten und Alles jauchzte da die Sonne hell hervorbrach. Moni war beſonders glücklich, da ſie juſt in dem Augenblicke ſo hell erglänzte als ihr die Brautjungfer die Flitterkrone, die ſogenannte Schappel, aufſetzte. Die Sonne hatte aber in Haldenbrunn noch gar viel andere Herrlichkeiten zu beſcheinen; vom Thurme flatterten Fahnen und an den Häuſern hingen überall Kränze von grünen Tannenreiſern und Stechpalmen aus denen in Ermanglung von Blumen aufgereihte Hagebutten und Zweige von Pfaffenhütchen und Vogelbeerbüſchel hervorſchauten. Der Auerhahnwirth hatte von ſeinem Hauſe nach dem gegenüberſtehenden Kirſchenbaume am Röhrbrunnen einen mit vielen Bändern verzierten Kranz gezogen und auf den Straßen lagen überall Tannenreiſer, Ginſter und ſogenanntes Schaſterheu; der Wald hatte ſeinen Gruß geſendet zum Danke dafür, daß ihn nun Glockenſchall durchhallte.

Die Burſchen von Endringen kamen alle insgeſammt unter Piſtolenknallen und mit bänderverzierten Rosmarinſträußen auf dem Hute, ſie holten Broſi ab um ihm das Geleite nach der Kirche zu geben. Als es zum drittenmal läutete, Böller- und Piſtolenſchüſſe knallten, ertönte die Muſik, die beiden Hochzeitläder gingen mit gezücktem Säbel vor und hinter der Braut und zum erſtenmal ertönte zum feierlichen Gottesdienſte die Orgel in der Kirche und man ſah viele Leute vor Freude und Rührung weinen. Der Geiſtliche, ein Heimathgenoſſe Broſi's, aus Endringen gebürtig, verſtand es die rechten Worte für die Weiheſtimmung zu treffen und als er die Anrede an Broſi hielt, wünſchte er ihm, daß ſein Glück ſo feſt und ohne Wanken ſein möge wie die Steine dieſes Baues, die er zuſammenfügen geholfen.

Beim Ausgange war ein großes Gedränge und abermaliges Läuten, Böllerkrachen und Muſikſchall und jetzt, nachdem der nöthige Ernſt abgethan war, brach die Freude mit verdoppelter Macht hervor.

Die Brautführer geleiteten die Braut und ihre Geſpiele bis in's Wirthshaus, ſtießen dort ihre Säbel in die Stubendecke, genau da, wo Braut und Bräutigam ſitzen müſſen und nun begann der Brauttanz. Es war eine Luſtbarkeit, wie ſie zwiſchen den dunkeln Wäldern noch ſelten gefunden war und Broſi nickte zufrieden als ihm einer der Burſchen mitten aus dem Tanze zurief: „Heut ſind wir Alle lauter Broſi's.“ Er ſelbſt fühlte ſich in ſeiner neuen Würde zu ernſtem Maß halten geſtimmt und hatte auch dafür zu ſorgen, daß er mit Jedem der Gäſte ein freundliches Wort ſprach und daß Jeder für ſein Geld gehörig bedient werde. Auch hatte er Grund genug zu ernſtem Nachdenken. Er hatte ſeiner Schwiegermutter Wein und Eſſen nach Haus gebracht und ſie hatte vor ſeinen Augen den Wein in die Stube geſchüttet und dabei ſo hölliſch gelacht als wäre ihr Wunſch vom Morgen in Erfüllung gegangen und ſie wirklich des Teufels Großmutter. Er ſuchte indeß dieſen Gram zu verwinden und als erſte Anwendung ſeines vor der Hochzeit ſich geſtellten

Verfahrens brachte er es dahin, der Moni gar nichts davon zu ſagen und dieſe ſtrahlte in harmloſer Seligkeit und brachte es eben dadurch auch zu wege, ihn zu erheitern und den Vorſatz in ihm zu befeſtigen, das Apothekerrösle wie einen Narren zu behandeln, mit Geduld und Gleichgültigkeit.

Als es Abend zu werden begann und manche Gäſte ſich zur Heimfahrt anſchickten, ſchrie Alles wie aus Einem Munde:

„Bändelestanz! Broſitanz!“ und Broſi mußte den auf der Hochzeit des Furchenbauern erfundenen Reigen abermals ausführen, heute aber faßte er nur ſeine Moni und ſang dabei:

Weil Schelten bitter iſt
Und s'lieben ſüß,
Jetzt leg i mim rechten Schatz
D' Händ unter d' Füß.

Trotzdem ſchon viele Pferde auf der Straße angeſpannt waren und hell wieherten, verſprachen doch alle Gäſte noch zu bleiben, wenn Broſi auch noch den Hoppetvogel und den Siebenſprung ausführe. Er ließ ſich dazu nicht lange bitten und man konnte nicht ſagen, wer Alles zierlicher und auf den Ton hin genauer ausführe, er oder Moni. Die volle Luſtigkeit brach wieder in Broſi hervor und er jauchzte und ſprang und ſang, daß Alles auf Tiſch und Bänke ſtieg um ihm genau zuzuſehen, und als er geendet hatte, rief er: „Eingehalten! Es kommt was.“ Er trat mit Moni vor die Brüſtung, hinter der die Muſikanten ſaßen, und ſagte: „Moni, das iſt auch ein Altar und jetzt kommt ein neues Verſprechen. Ich nehm euch Alle zum Zeugen, da ſchwör' ich's: So lang mir der oberſte Muſikant da zu allerhöchſt oben Leben und Geſundheit ſchenkt, tanz ich jede Kirchweih. Schwör du das auch Moni, thu's, ich bitt dich drum."

„Ja, ja, ich ſchwör's auch," rief Moni und reichte ihm die Hand und die Muſikanten wirbelten einen Tuſch und hefteten gleich einen luſtigen Hopſer dran. Alle Gäſte, denen Broſi und Moni das Geleite geben mußten, um von ihnen das übliche Geldgeſchenk zu empfangen, betheuerten, noch nie eine ſo luſtige Hochzeit mitgemacht zu haben und der beſte Beweis, daß Alles glücklich und zufrieden war, lag darin, daß Moni im Geheim ihrem Manne in's Ohr ſagte, ſie hätten jetzt neben dem Sack Mehl und anderem ſchon dreißig Gulden baar über die Hochzeitskoſten eingenommen.

„Haſt's gezählt?" fragte Broſi.

„Ja, ich hab' Alles ungeſehen abgezählt, eh ich's in Sack than hab; da rechts hab ich achtzehn und da hab ich ſieben und zwanzig Gulden. Wir kaufen dem Beſtänder unſer Küh'le ab, und es iſt gar ein brav Küh'le, das wird das beſte ſein."

„Ja, ja," ſagte Broſi, und rieb ſich vergnügt die Hände, er ſah ſchon jetzt wieder deutlich, was für eine „hausliche" Frau er hatte.

Nachdem die Braut geſtohlen und dann wieder ausgelöst worden war, ging die Luſtbarkeit von Neuem an. Broſi ſprach im Geheimen vom Heimgehen, aber Monika hatte noch manche Leute im Auge, die noch kein Geſchenk gegeben hatten, deren Weggang mußte abgewartet werden. Endlich nickte Moni ſtill als ihr Broſi wieder winkte, ſie ſchlich ſich fort und bald war Broſi bei ihr auf der Straße, aber ſo verborgen ſie ſich auch glaubten, ſie waren doch entdeckt worden und Muſik und Geſang tönte ihnen von den Fenſtern heraus nach.

Nicht weit von ihrem Hauſe ſprang Moni davon, er ließ ſie gewähren, denn es gilt als Zeichen, daß der die Herrſchaft bekommt, der zuerſt in's Haus tritt und Broſi ſah ſchon, daß er gut dabei ſtand, wenn er ſeine Frau walten ließ. Er ſah ſie in das Haus treten und die Thüre hinter ſich offen ſtehen laſſen, aber ſo ſehr er auch das Haus durchſuchte und ſie rief, er fand ſie nirgends, auch in der Bühnenkammer war ſie nicht und nicht auf dem Heuboden, nicht in Stall und Keller. Endlich rief er: „ſoll ich an meinem Hochzeitstag fluchen? Und das muß ich, wenn du nicht kommſt.“

„Such das Geheimniß,“ rief eine Stimme wie aus der Ferne und auf die Bitten Broſi's, rief es endlich deutlicher: „da bin ich.“ Unter der Treppe war ein Laden, der in die Rauſe nach dem Stalle ging und Moni erklärte, daß ſie hier hin verſchwunden ſei in jener Nacht als ſie ihn aus dem Hauſe bettelte.

Sechstes Kapitel.

Man hatte ſich bisher in Haldenbrunn mit einer zerfallenen Kapelle auf dem Gottesacker begnügen müſſen, und man muß es wiſſen, was es heißt, wenn ein Dorf zum Erſtenmale eine eigene Kirche hat, es iſt als ob der heilige Geiſt ſich leibhaftig unter den Bewohnern anſäſſig gemacht hätte und wiederum als ob Alle gemeinſam ein ſchönes unzerſtörbares Sonntagsgewand bekommen hätten; der wahre heilige Geiſt, das Gefühl der Gemeinſamkeit und Allgehörigkeit, erhebt die Herzen und macht ſie froh in ſich und freundlich eines dem andern. Verſtünde es die Kirche, dieſe Weiheſtimmung, dieſes Gefühl der Brüderlichkeit und Gemeinſamkeit vor Allem in den Herzen wach zu halten, ſie wäre die Heilsanſtalt, deren Beruf ſie ſich zuſchreibt.

Faſt noch mehr aber als an der Kirche, freute ſich Alles an den Kirchenglocken. Wie ſtill und ungezählt waren die Stunden des Lebens vorübergegangen, wie lief man in des Nachbars Haus oder ſchaute nach dem Schatten, um die Tageszeit zu erkunden und jetzt tönt es allezeit vom Thurme und die Berge, ſolchen Klanges ungewohnt, ſprechen ihn nach, und im Walde legt der Holzhauer die Axt nieder und ſpricht: Das iſt unſere Glocke, die elfe ſchlägt — und dieſes unſere thut ſo wohl und würzt das karge Mahl. Ein feierlicher Hauch webte noch tagelang über Haldenbrunn und die Tannenreiſer, die zu feſtlichen Kränzen und Bogen verwendet waren, dufteten ſo würzig; aber der feſtliche Hauch vergeht, und die Tannenreiſer werden bald abgenommen, zu Reiſigbüſcheln für die Heizung zerhackt und gebunden.

Nur bei Broſi war die Feſttagsſonne noch nicht erloſchen. Zwar geſtattete er ſich nur noch Tags darauf im Sonntagsgewande einherzugehen, und wenn ihn die Leute grüßten, meinte er, Alle müßten es ihm anſehen, wie glücklich er ſei und ſeine feierliche Stimmung blieb noch lange Zeit. Er begriff oft gar nicht, daß die Leute ſo thaten als ob das gar nichts wäre, wenn er auf ihre Frage Wohin zur Antwort gab; „ich gehe heim.“ Wußten denn die Leute nicht, daß er zum Erſtenmal in ſeinem Leben eine Heimath gefunden, und daß er jetzt ein doppelter Menſch war, daß er daheim eine wackere nette Frau ſein eigen nannte? Ueber ſeine frohe Stimmung und das volle Erquicken an derſelben vergaß er aber nicht, auf das Erſte und Nothwendigſte bedacht zu ſein, und das war: eine Winterarbeit, einen Verdienſt in der harten Zeit zu finden. Zwar begann man ſchon damals hier und dort Winterwerkſtätten für Steinmetzen herzurichten, und da Broſi Steinmetz und Maurer war, hätte er wohl ein Unterkommen finden können, aber gleich den erſten Winter aus der neu gegründeten Heimath fortzugehen, konnte er ſich nicht zumuthen. Es blieb alſo nur übrig, Arbeit im Orte zu finden, und da gab es nur eine einzige: Holz fällen in den umgränzenden Wäldern, und wenn der Boden gefroren iſt und ſich eine Schneebahn darüber legt, das Gefällte auf Handſchlitten thalwärts führen. Der Revierförſter war gegen den damals üblichen Abzug von dem bedungenen Lohne zu ſeinen eigenen Gunſten nicht abgeneigt, Broſi Arbeit zu geben, und er durfte nicht lange zögern, denn ein junger Ehemann in ſeinen Vermögensverhältniſſen mußte der übelſten Nachrede gewärtig ſein, wenn er nur einen Tag müßig umherging. Die Waldarbeit wurde Broſi unſäglich ſchwer, er war von ſeinem Handwerke an ein ſtetiges und gleichmäßiges Arbeiten gewöhnt, jetzt aber dieſe oft plötzlichen Kraftanſtrengungen ermüdeten ihn mehr als man bei ſeinem ſtarkknochigen Körperbau vermuthen mochte.

Bald aber gelang es ihm, auch dieſem Thun die heitere Seite abzugewinnen. Er nannte den gefrorenen Wald ſeinen überzuckerten Weihnachtsgarten, und wenn er vor Kälte hüpfte und mit den Händen ſchlägelte, ſagte er immer, er führe jetzt den Friertanz auf, er ſprach zu den Bäumen, die er fällte, ſo entſchuldigend freundliche Worte und bat ſie unter allerlei Verbeugungen, doch gnädigſt nicht ſo zäh zu ſein und ſich in ihr Schickſal zu finden, daß alle anderen Holzhauer ſich herzudrängten, um mit ihm gemeinſame Arbeit zu machen. Wenn der Baum ſchwankte und krachend niederfiel, ſtieß Broſi immer einen hellen Juchſchrei aus. Am glückſeligſten war er aber doch, wenn er in ſich hinein dachte, welch' ein „kugelig Weible," wie er es ſtets nannte, er daheim habe, und mänchmal verzehrte er verſtohlen, um den Neckereien der anderen zu entgehen, einen guten Biſſen, den ihm Moni „hehlings" in die Taſche geſteckt hatte. Wenn er dann Abends heim kam und die Axt in einen Küchenwinkel ſtellte, wiſchte er ſich behaglich Reif und Schnee aus dem Bart, ſtellte ſich breitſpurig, die Hände auf dem Rücken, vor ſeine Moni, die am Heerde ſtand und ſchaute ſie ſo lange an, bis ſie lachte, dann ſprach er ganz leiſe mit ihr, damit es die Mutter in der Stube nicht höre, und dieſes Heimlichthun, das doch ſeine traurige Urſache hatte, erſchloß wieder ſeinen beſondern Reiz. Broſi und ſeine Frau waren immer wie zwei Liebende, die ſich vor einem keifenden Vormunde nur verſtohlen und heimlich nähern dürfen, denn das Apothekerrösle fluchte und ſchimpfte immer, wenn Broſi und Moni mit einander ſcherzten und ſagte, ſie wollten es noch vergiften, um ihre Narretheien ungeſehen treiben zu können. Sprachen ſie einmal leiſe mit einander in der Stube, ſo heulte und wehklagte das Apothekerrösle, daß man es zehn Häuſer weit hören konnte, und die Eheleute ihr Alles verſprachen, wenn ſie nur ſtill ſei. Moni hatte der Mutter einen Theil des Bettes nehmen müſſen, und nun klagte ſie ſtets über das hartherzige Kind, das ihr die Kiſſen unter dem Kopfe wegzöge, und das ſie gewiß bald aus der warmen Stube vertreibe, aber ſie gehe nicht fort und werde noch einen Menſchen finden, der für ſie den Vogt hole.

Broſi wollte der Mutter die entnommenen Bettſtücke wieder zurück geben, aber Moni duldete das nicht, man dürfe nicht nachgeben, ſonſt ſei man verloren. Moni ſuchte ihren Mann zu tröſten über die ſchwere Bürde, die er an ihrer Mutter habe, aber dieſer ſagte gleichmüthig:

„Wir wären zu glücklich, drum müſſen wir unſer Kreuz haben, das iſt einmal ſo in der Welt; und ſo ſchwer iſt es nicht, daß wir nicht noch luſtige Sprünge machen können.“

Als ihm aber Moni ein beglückendes Geheimniß mittheilte, ſagte er doch:

„Lieber Gott, mir iſt nur arg, daß das unſchuldige Kind die Belferei von deiner Mutter mit anhören muß.“

Jetzt aber war Moni geſcheiter, denn ſie entgegnete:

„Das ſchadet nichts. Man wird juſt nicht giftig davon, das ſiehſt an mir, und in frühen Jahren zu wiſſen, daß nicht alle Menſchen Lämmer Gottes ſind, hat auch ſein Gutes.“

Ganze Abende ſaß Broſi bei ſeiner Frau und ſang mit ihr, daß die Fenſter zitterten. Weil ſie in Gegenwart der Mutter nicht viel reden durften, begannen ſie in der Regel bald nach dem Nachteſſen, das die Hauptmahlzeit war, Liebeslieder und Schelmenlieder, wie ſie ihnen in den Sinn kamen, und wie geſagt, das häſſige Weſen der Mutter drängte die Eheleute gerade zu um ſo größerer Luſtigkeit, die freilich in ihnen beiden ſteckte. Schien der Liedervorrath erſchöpft oder nicht mehr ergiebig genug, ſo ging es an die wortloſe Muſik, Hopſer und Walzer und beſonders der Siebenſprung wurden ohne Ende zweiſtimmig geſungen, bis der Uribaſche, der Nachtwächter, neun Uhr anrief. Dabei waren aber beide Eheleute nie müßig mit den Händen. Moni hatte von dem Gelde, das nach Ankauf der Kuh übrig geblieben war, Hanf gekauft und ſpann nun denſelben mit nie geſehener Schnelligkeit; ſie war ja überhaupt allzeit lebhaft und fleißig, drehte ſich dreimal herum bis ein anderes nur aufſtand. Broſi hatte auch nie zu den Langſamen und Trägen gehört; er fand aber in den Winterabenden nichts anderes zu thun, als dieſelbe Handthierung, die in der ganzen Gegend heimiſch war, nämlich Schindeln zu machen. Damals war es noch nicht wie heute, wo die Holzhändler alles Stammholz aufkaufen und den Schindelnmachern nichts übrig bleibt, als die aſtvollen Spitzen, die nur im Kerne zu verarbeiten ſind, damals ging man noch hinaus in den Wald und bezeichnete ſich eine Schindeltanne, die man als Spaltholz zum Revierpreis und manchmal auch nur für einen Küchengruß erhielt, denn damals wurde noch nicht jeder Baum in ſieben Bücher eingeſchrieben und verrechnet, da hatte man zartes, das heißt, aſtloſes Holz genug, und wenn man den Stamm in kleine ſchuhlange Blöcke geſägt und in Würfel geſpalten hatte, durfte man nur das Meſſer oben einſetzen, um mit leichtem Handgriffe die Schindel nach der Faſer zu ſchlitzen. Freilich waren ſie damals auch noch billiger, das heißt das Geld war theurer; wenn man heutigen Tages für hundert Stück gern drei Kreuzer bekommt, war man damals froh, ſie für einen los zu werden. Broſi machte noch am Abend ſpielend ſeine zwei bis dreihundert fertig, und das gab doch immer etwas für Salz und Oel, denn auch dieſes brauchte man, da es die Mutter nicht leiden konnte, daß man Lichtſpäne in der Stube brannte. Oft ſtellte Moni mit ihrem Manne den Wettkampf an, daß ſie einen Faden abſpinne, bis er zwei Schindeln geſchlitzt habe, und ſie hielt es richtig inne.

So weit die dunkle Tanne die hohen Berge bedeckt, gab es gewiß kein arbeitſameres und fröhlicheres Haus als das von Broſi und Moni, und noch dazu ſtanden ſie am Vorabende eines glücklichen Ereigniſſes, denn das „brave Küh'le," wie es Moni ſtets nannte, mußte nun bald ein Kalb bringen, aus deſſen Verkauf man ein gut Stück Geld in die Hand bekam, und wenn dann die drei Hühner zu legen aufhören, hat man doch wieder Milch im Hauſe und eine volle reiche Haushaltung.

Bei jedem Begegnenden auf dem Waldgange und in den Geſprächen bei der Arbeit ſelbſt, forſchte Broſi ſtets nach einer andern Tagesbeſchäftigung, aber er konnte und mochte keinen Tag ausſetzen, um nach einer ſolchen umzuſchauen, und das beſonders ſeiner Frau wegen, ſie ſollte nicht merken, wie mühſelig ihm dieſe ungewohnte Arbeit war und erſt davon erfahren, wenn er eine andere ausfindig gemacht. Dieſe Rückſicht war aber nicht lauter Zartheit, ſondern vornehmlich auch Stolz; ein Mann wie er, ſagte ſich Broſi, darf ſich von ſeiner Frau nicht darum anſehen laſſen, daß er ſo wenig Erwerbsquellen hat, und wenn die Frau da mit berathen hilft, iſt aller Reſpekt dahin und dieſen zu erhalten war Broſi allzeit ſehr eifrig bedacht.

Es begann nun die Zeit, wo das Scheitholz zwei Stunden weit nach dem Thale gebracht werden mußte, von wo es im Frühling verflößt oder auf der Achſe befördert wurde. Lange bevor der Tag anbrach, zog die Mannſchaft mit Fakeln hinaus in den Wald, ein jeder trug ſeinen Schlitten mit den raſſelnden Anhebketten den Berg hinauf. Es war ein ſeltſamer Anblick, dieſe Schaar in den Wald ziehen zu ſehen: voraus gingen die Knaben, die nur beim Aufladen helfen mußten und trugen abwechſelnd die Fackeln und drangen vor in die Finſterniß als dränge man ſtets in eine tiefe Grube, dann kamen die Männer, auf den Schultern die Schlitten, deren Geleiſe nach vorn hornartig aufgebogen und geſpitzt emporſtanden, ſo daß die Männer wie ungeheuerliche Rieſen mit ſeltſamen Umzäunungen erſchienen; dazu das Raſſeln der Abhebketten, das Knarren der Tritte im harten Schnee und manchmal ein ſchlaftrunkenes Taumeln auf dem abſchüſſigen Wege oder gar ein Hinſtürzen bei der Unachtſamkeit auf eine tückiſche Baumwurzel. Manchmal geſchah es auch, daß die Fackeln durch unvorſichtiges Halten oder vergeſſenes Schwingen ausgingen, wo alsdann Alle nach einander und oft mehrere gemeinſam die glühenden Kohlen zu heller Flamme anzublaſen ſuchten, und dabei nichts zuwege brachten als pausbackige glühende Geſichter, die während des Blaſens nur bisweilen ſich ſetzten um grimmig zu fluchen. Nachdem man mühſam ein Schwefelholz entzündet und nach einander alle, die man bei ſich hatte, an die Fackel hielt, bis es auf die Nägel brannte, mußte man oft eine Stunde lang auf dem Flecke ſtehen bleiben, wo man eben war; man durfte es nicht wagen in Finſterniß und Schneewehen weiter zu gehen, bis der Morgen anbrach. Iſt ſchon das Warten in jeglicher Lage ein die innerſte Verſtimmung leicht aufreizendes, ſo war es hier noch weit mehr; man zankte und ſtritt ſich über das geſchehene Ungemach, und da man ſich bei dieſem Streite nicht ſah, gab es oft die luſtigſten Stimmenverwechſlungen, und beſonders der Broſi machte oft den Spaß, mit ſich ſelber einen Streit anzufangen oder mitten im Gezänke die Stimme eines Unbetheiligten nachzuahmen und in ſeinem Namen tüchtig zu ſchimpfen. Man träppelte auf dem Platze hin und her, und wo eines einen Knaben unter die Hände kriegte, bekam er einen Knuff als muthmaßlicher Uebelthäter und in das Zanken und Streiten miſchte ſich klägliches Weinen des Knaben und noch lauteres Schelten und Fluchen des betreffenden Vaters. Es war faſt immer ſo finſter, daß man einander in die Augen greifen konnte, und dabei ſtieß man ſich noch gegenſeitig mit den Schlitten auf dem Kopfe, theils muthwillig, theils im Hader, wenn einer ſeinen Schlitten abnehmen, und den andern dadurch von ſeiner ſichern Stelle verdrängen wollte.

Broſi verhielt ſich in ſolchen Fährlichkeiten auch oft ganz ruhig, und wenn Alles durcheinander lärmte und ſchrie, ſchüttelte er ſich nur und machte das Rollenhalſter, das er ſich umgehängt hatte, laut klingen.

Es bedurfte ſeines ganzen unverwüſtlichen Frohſinns, um in dieſen Zänkereien und den darauf folgenden Mühen nicht bis zum Uebermaß verdroſſen zu werden.

Hatte man dann ſeinen Schlitten geladen und die Sperre, die nur aus niederhängenden Scheitern in der Kette beſtand, gehörig gerichtet, ſo galt es, weder der erſte zu ſein, der den Anderen Bahn machte, noch auch einer der letzten, der ſchon zu glatte Geleiſe vorfand. Es gelang Broſi nicht, weder mit Scherz noch mit nachdrücklichem Ernſte eine feſte Reihenfolge herzuſtellen, ja er wurde gehänſelt und mit ſeinen Neuerungen barſch abgewieſen, weil er von Endringen gebürtig, ein Eindringling und einer der jüngſt Eingetretenen war. Broſi war nun meiſt der Bahnmachende, er ſtellte ſich in die Gabel ſeines Schlittens und leitete ihn den Berg hinab, bald anziehend, bald ſperrend, je nachdem es der Weg mit ſich bringt. Oft war es ihm, als müßte das Treiben ihm die Arme ausrenken, und das Ziehen die Bruſt herausſtoßen und noch dazu das allzeit vorſichtige Umſchauen auf den Weg und das Aufmerken auf die Genoſſen, die ſo unverzeihlich hart hinter ihm dreinkamen; aber Broſi war jung und geſund und er freute ſich deſſen doppelt. War er im Thale angekommen, wo er ſich zum Verſchnaufen ein wenig ausſpannte und ſich den Schweiß von der Stirne wiſchte, ſo reckte und bäumte er ſich mit Luſt und fühlte die Kraft durch alle ſeine Glieder ſtrömen, er ſagte dann oft ſcherzend: „Das Ding iſt doch gut, das macht einem Gaulsknochen.“

Das Ziehen im Thale war dann nur noch ein Kinderſpiel, eine halbe Arbeit, und ſo oft er ausſchnaufte, pfiff er einen luſtigen Ländler dabei.

Die rechte Freude kam aber doch immer erſt, wenn er mit ſinkender Nacht heimkehrte und mit ſeiner Moni die gebackenen Schupfnudeln oder gebrägelten Kartoffeln aus der Pfanne aß, und ſeltſamer Weiſe wurde der Sack Mehl, den der Gipsmüller geſchenkt hatte, kaum merklich leerer. Moni mußte einen Hausſegen haben, der ihr dazu verhalf, wenn ſie auch Schwarzmehl oder ſogar Kleie unter das geſchenkte Mehl ſchüttete — die Schupfnudeln waren offenbar dunkel — das Mehl war doch wunderbar ausgiebig. Moni hatte während des Eſſens immerdar ſehr viel zu erzählen und ließ ihren Mann faſt gar nicht zu Wort kommen. Dieſer merkte wohl, daß ſie darum ſo viel ſprach, um ihm Gelegenheit zu geben, den größeren Theil des Eſſens zu verzehren, denn ſie hielt oft die Gabel leer oder gefüllt lange unbewegt vor dem Munde; Broſi hörte ihr ruhig zu und that ihr den Willen ſich ihrer Gutherzigkeit freuend, er nickte meiſt nur mit dem Kopfe, aber wenn er merkte, daß er ſeinen gebührenden Antheil hatte, legte er die Gabel nieder und ſagte:

„So, Gottlob, jetzt iß du voll aus," und da half keine Widerrede mehr; Moni durfte nicht aufſtehen, bis ſie rein aufgegeſſen hatte und unter ſteten Betheuerungen, daß ſie nicht mehr weiter könne und unter vielem Lachen mußte ſie ihm doch willfahren.

Mit dem Schindelnmachen ging es ſeit Beginn der Holzfuhren nur läſſig, denn Broſi war in der That jetzt am Abend „müde wie ein Gaul," er entſchlief meiſt ſchon auf der Bank hinter dem Tiſche, nachdem er ſich die Würfelſcheiter hergerichtet hatte. Wenn ihn dann endlich ſeine Frau weckte, wobei ſie allerlei Scherze verführte, wozu namentlich das Kitzeln mit einem gedrehten Papierchen auf der Naſe und im Geſichte gehörte und er ſtets die Fliege abwehrte, mußte ſie ihn zuletzt noch wach rütteln und rief oft: „guten Morgen Broſi," dieſer aber erhob ſich dann in die Hände klatſchend und dankte Gott, daß er ihm für jeden Tag zwei Nächte zum Schlafen gebe und auf der Treppe nach der Bühnenkammer gab es dann meiſt helles Lachen und Scherzen.

Siebentes Kapitel.

Wochenlang ſah Vroſi während der Werktage kein Haus in Haldenbrunn, ſo lange die Sonne ſchien, denn vor Tag ging es in den Wald und erſt mit ſinkender Sonne wieder heimwärts. Dafür war aber auch der Sonntag ein wahrer Sonnentag und wenn's auch ſchneite, daß man kaum die Augen aufmachen konnte; da hatte jede Stunde, ja jede Minute ihre Ruheſeligkeit. Wie behaglich wurde am Morgen getrödelt und gezögert, Moni hatte noch, bevor ihr Mann die Augen aufſchlug das Sonntagsgewand hergerichtet ſo ordentlich und ſo pünktlich, daß es eine Luſt war, ſie mußte aber oft drei, viermal die Treppe hinaufrufen und ſogar ſelbſt hinaufkommen, um ihn zur Morgenſuppe zu entbieten, und manchmal hatte Vroſi ſchon die Kleider im Arm, er ſetzte ſich aber wieder auf den Stuhl und rief durch die verſchloſſene Thüre: „Laß mich noch ein bisle da ſitzen, es thut gar ſo wohl. Sag der Supp einen ſchönen Gruß und ſie ſoll warm bleiben, ich verſprech ihr auch dafür eine gute Verſorgung.“ Erſt wenn Moni klagte, daß ſie nun ſchon ſo lange mit leerem Magen herumgehe, beeilte er ſich und ſagte dann der Schwiegermutter einen ſo treuherzigen, ſonntagsfreudigen „guten Morgen,“ daß ſelbſt dieſe verboſte Hexe freundlich ſein und mit ihrer Unterlippe ein Pfännchen machen mußte. Hemdermelig wurde die Morgenſuppe verzehrt und ſo gewiß als die Glocke tönt, mußte ihm jedesmal während des dritten Geläutes Moni helfen den langen blauen Rock anziehen und ihm den dreiſpitzigen Hut nebſt Gebetbuch darreichen. Broſi ging in der Regel Morgens in die Kirche und Moni Nachmittags. Nur in ſeltenen Fällen und bei beſonderen Feierlichkeiten gingen ſie mit einander. Broſi ging doppelt gern in die Kirche, weil ein Endringer hier Pfarrer war, und wenn eines den Pfarrer lobte, vergaß er gewiß nie hinzuzuſetzen: „Ja, er iſt eben von Endringen. Wir ſind aus Einem Ort.“ Broſi war ein frommes, gläubiges Gemüth und hatte eben darum wenig damit zu ſchaffen, er that ſeine Pflicht, glaubte was vorgeſchrieben iſt und war ſicher, einſt eine ſelige Urſtänd zu finden. Er ſtand in einem unausgeſprochenen Einverſtändniſſe mit dem Schullehrer, und ſo oft dieſer die Intonation vollendet hatte, ſtimmte Broſi mit mächtiger Stimme den Geſang an; er war in den Kirchenliedern nicht minder bewandert, wie in Liebes- und Schelmenliedern und war im Stande einen ganzen wankenden Chor aufrecht zu erhalten. „Mir nach!“ ſprach dann ſeine aufrechte Haltung wenn er ſich erhob, und die Leute ließen es darob nicht an wirklichem und übertriebenem Lob fehlen, worauf er oft ſeinen Spruch hervorbrachte: „Mein Mann iſcht koanr.“ Mit ſeligen Hoffnungen und Verheißungen geſpeiſt ging Broſi nach Hauſe und blieb bald bei dieſem bald bei jenem ſtehen und ſprach über allerlei. Je näher er aber ſeinem Hauſe kam und den Rauch aus der Luke des Strohdaches aus dem weißen Schnee aufſteigen ſah, um ſo mehr ſchmunzelte er in der Zuverſicht eines beſondern Genuſſes, der auch nie fehlte. So oft er auch ſeine zwei bis drei Dutzend fauſtgroße Leberſpatzen verzehrte, jedesmal rühmte er, daß gewiß ſo weit man kocht, Niemand ſolche Leberſpatzen bereiten könne wie ſeine Moni. Ueberhaupt war es ausgemacht, daß die beiden Ehegatten ſehr viel einander lobten, aber Broſi erhielt auch hier den größern Theil und wer es noch nicht gemerkt hat, dem ſei es jetzt ausdrücklich geſagt, daß Broſi eigentlich von Grund des Herzens eitel und lobſüchtig war, und zwar ſehr eitel und ſehr lobſüchtig.

Während der Mittagskirche ſaß Broſi vor einem durchſchoſſenen Kalender und ſchrieb — er war ja von Endringen und hatte Schreiben, Tafelrechnen und Leſen gelernt und das konnte damals unter zehn kaum einer — mit harter Hand verzeichnete er den Arbeitslohn der Woche, was er davon erhalten und noch gut hatte und wie viel Klafter er überhaupt zu Thal geliefert; daneben wurde der Schindelnverkauf genau berechnet und eine beſondere Ausgabe, wie etwa die Herrichtung einer zerriſſenen Sperrkette verzeichnet. Broſi hätte das Alles wohl im Kopf behalten können, aber erſtlich erſchien er ſich in einer beſondern hausväterlichen Würde bei ſolcher Buchführung — und Moni vergaß es nicht, ihn gebührlich darob zu loben, — und dann war es ihm in der That als ob er eine Laſt abnehme, wenn er dieſe Sachen aus dem Gedächtniß ſchaffte; da auf dem Papier ſtand es ſicher und feſt, und wenn es eintönig aus der Kirche läutete, hing er den Kalender mit beſonderem Behagen an den Nagel.

Junge Männer, die zu einer ſelbſtändigen Wirthſchaftlichkeit gelangen, beginnen leicht eine übermäßig genaue Buchführung, laſſen aber eben ſo leicht bald ganz davon ab, im ſtillen Vertrauen, daß ſie nichts Unnöthiges verausgaben. Wir werden aber im Verfolge unſerer Erzählung ſehen, daß Broſi ſeinem Vorſatze durch länger als ein halbes Jahrhundert getreu blieb und eben dieſe wohlgeordnete Kalenderſammlung, worunter die leider nur wenigen Jahrgänge des unübertrefflichen Rheinländiſchen Hausfreundes ſehr zerleſen ſind, dienten uns vielfach als Stützpunkt zu den Ereigniſſen im Leben Broſi's und erweckten ihn zu ausführlichen Berichten; denn wenn er nur in dieſe Blätter hineinſah, ſtand wieder Alles ſo lebendig vor ihm als wäre es erſt heute geſchehen.

Oft war auch Broſi raſcher fertig mit ſeinen Aufzeichnungen und fand dann noch Zeit bei einem Nachbar einzuſprechen. Das hatte aber Moni nie gerne, ſie ſprach es nur Einmal aus und als das nicht gut wirkte, ſo arbeitete ſie fortan im Geheimen mit allerlei Künſten daran, daß ihr Mann ſich nicht daran gewöhne ſeine Unterhaltung außer dem Hauſe zu ſuchen und kaum den Löffel aus dem Munde fortrenne, ſondern daß er am liebſten daheim bleibe.

Damals war es noch allgemein Sitte auf dem

Walde, daß allſonntäglich nach dem Nachteſſen die Eheleute, wenn ſie gut mit einander lebten, gemeinſam in's Wirthshaus gingen. Es war nicht wie heute, wo der Mann ſich allein einen friſchen Trunk vom Faſſe holt und die Frau mit verſäuertem Gemüthe daheim läßt. In der Regel gingen die Frauen aber, beſonders wenn ſie Kinder und ein großes Hausweſen hatten, wenn ſie vom Glaſe genippt hatten, bald wieder fort und dieſer Wirthshausgang war mehr eine Muſterung über das Eheleben.

So ging auch Broſi das Dorf hinein und ſeine Frau hinter ihm, ſie that das nicht anders, ſie ging nie voraus.

Im Wirthshaus war ſtrenge Rangordnung und Niemand dachte ſie zu durchbrechen. Die Großbauern hatten ihren beſondern Tiſch und bekamen Flaſchen und Gläſer dazu, die Halbbauern ſaßen wieder geſondert und hatten glatte Schoppengläſer, die Häusler, wozu Broſi gehörte, ſaßen ebenfalls für ſich und hatten gerippte Gläſer. Dem Eintretenden brachte es indeß dieſer und jener zu und er mußte aus jedem Glaſe trinken mit einem „Geſundheit“ beim Anſetzen, und „Groß Dank“ beim Abſetzen. Wenn Broſi eintrat, war keiner in der Stube, der es ihm nicht zubrachte, denn er war von Allen wohlgelitten und daran hatte beſonders Moni ihre Freude; ſie ſtrahlte vor Glückſeligkeit, ſie, die Vereinſamte, Verſtoßene, die nun durch ihren Mann in die Gemeinſchaft der Menſchen aufgenommen war, und ſolche, die früher kaum nach ihr umſchauten und kein gutes Wort für ſie hatten, thaten jetzt als ob ſie von je her die beſten Freunde zu ihr geweſen wären und die Großbauern ſprachen mit ihr und ſagten, man ſehe es erſt jetzt, daß ſie eigentlich ein „ſauber Mädle" geweſen ſei. Das Alles verdankte ſie ihrem Broſi, der ſie nicht mit den anderen Frauen fortgehen ließ, ſondern bei ſich behielt, bis ſie ſich unverſehens zu der Wirthin in die Schenke machte, denn ſie war eſt bald die einzige Frau unter den vielen Männern.

Haldenbrunn gehörte zu Vorderöſtreich und der Krieg mit den Franzoſen, in dem viele Söhne aus dem Dorfe ſich befanden, bildete natürlich das erſte Geſpräch; der Sieg Erzherzog Karls bei Stockach, der Rückzug der Ruſſen über den Rhein, Bonapart's Rückkehr nach Frankreich, die Gefangennehmung des Papſtes, nachträgliche Berichte über den Geſandtenmord in Raſtatt, das Alles lief wirr durcheinander mit Vermuthungen über die Zukunft. Bald aber verließ man die hohe Politik, bei der nur die Großbauern das Wort führten, und kam auf Näherliegendes.

Es iſt allezeit wohlgethan, daß geſunde Menſchen die Kraft in ſich erwecken, mitten unter Drangſal und Bangen, einen Scherz zu erhaſchen, daß einem das Waſſer in die Augen tritt. Das dachten die Haldenbrunner nicht, aber ſie thaten es, und das iſt am Ende gleichviel. Der Sohn des Nachtwächters, auch ein jung verheiratheter Mann, des Uribaſche's Kalter genannt, weil er die Eigenheit hatte, daß er nichts Warmes genießen konnte, war das Stichblatt des eben nicht wähleriſchen Scherzes und beſonders am Tiſche der Großbauern gab es darob oft ein Lachen, daß der Tiſch wackelte und Gläſer und Flaſchen an einander klirrten. Broſi war dabei der erfindungsreichſte Urheber neuer Scherze und Neckereien, und unverſehens war er ſelber der Gegenſtand des Hänſelns geworden, er merkte das wohl, aber es erheiterte ihn Andere zu erheitern und er gab ſich ſelber zum Beßten ſo viel man wollte.

An dem Abend, an dem dieß zum Erſtenmale geſchah, ging Moni ſtill hinter ihrem Manne drein nach Hauſe und ſo behutſam ſie auch im ſtillen Kämmerlein ſagte, daß er ſich nicht zum Narren hergeben dürfe, ſonſt könne er künftig allein gehen und ſie wolle dieſe Ehre nicht mehr mit genießen, — Broſi ſchmollte hierüber zum Erſtenmale mit ſeiner Frau und ſagte, daß er nicht in's Ehejoch gegangen ſei, um alle Luſtbarkeit in ſich ertödten und ſich beſchimpfen zu laſſen und er gab ſeiner Frau keine Antwort, als ſie ihm gut Nacht ſagte.

In dieſer Woche ward Broſi die Arbeit doppelt ſchwer, er pfiff keine Ländler beim Ausſchnaufen im Thale. Moni war ſtets gleich freundlich, er wartete indeß ſtets, daß ſie ihn um Verzeihung bitte; ſie aber that es nicht, und Broſi ging immer zu Bette, bevor er ſeinen erſten Schlaf auf der Tiſchbank hielt.

Am Sonntag Morgen, als ihm Moni den Rock anziehen half, ihm Hut und Geſangbuch darreichte, ſagte er endlich:

„Moni, kannſt mich ſo in die Kirch' gehen laſſen? Haſt dich noch nicht beſonnen? Bittſt mich nicht um Verzeihung, daß du mich einen Narren geheißen haſt?“

„Das hab ich dich nicht geheißen, ich ſag bloß, du läß'ſt dich dazu machen.“

„Das iſt gehupft wie geſprungen, das iſt eben ſo viel.“

„Nein, das iſt nicht eben ſo viel, aber geh nur jetzt.“

„Nein, ich geh nicht, und wenn alle Leute fragen, warum ich nicht in die Kirch kommen bin, ich geh nicht,“ rief Broſi und verſuchte den Rock wieder auszuziehen.

„Denk nach, ich hab dir nichts böſes than, geh jetzt,“ bat Moni.

„Denk du nach,“ ſchalt Broſi, „es iſt an dir.“

„Wenn du meinſt, ich hätt' dich beleidigt, bitt ich dich um Verzeihung,“ beſchwichtigte Moni.

„Ich mein's nicht, es iſt ſo, da ſoll man die ganze Welt fragen, ob's nicht ſo iſt.“

„Und ich bin auf dem Glauben, daß ich nichts böſes than hab,“ beharrte Moni.

„Da ſoll doch ein Millionendonnerwetter,“ ſchrie Broſi, und zerrte den Rock vom Leib.

„So iſt's recht. Kommt's jetzt ſchon? Ich hab's gewußt, daß es mit dem Gepätſchel und Getätſchel bald aus ſein wird,“ kicherte eine Stimme aus dem Hintergrunde und wie verſteinert ſtand Broſi und hielt den Rock in der Hand. Das Apothekerröſele lachte noch frohlockend. Moni zog ihren Mann aus der Stube und draußen ſagte ſie:

„Broſi, du biſt ja der bravſte Mann von der Welt und deine Ehr' iſt's ja nur, worauf ich bedacht bin; wenn ich's ungeſchickt gemacht hab, denk ich bin nicht geſcheiter; ich kann nicht lügen, das willſt du gewiß auch nicht. Jetzt geh in die Kirch und bitt Gott, daß er mich geſcheiter macht und dich — und dich laßt, wie du biſt."

Sie half ihm nochmals den Rock anziehen und mit großen Schritten eilte er nach der Kirche, ging aber, um kein Aufſehen zu erregen zu dem Lehrer auf die Orgel. Heute ſang er nicht vor, er betete überhaupt nichts von dem was im Buche ſtand, er betete immerdar inbrünſtig zu Gott, daß dieß der erſte und letzte dumme Streit mit ſeiner Frau geweſen ſein möge. Auf dem Heimwege hielt er ſich bei Niemanden auf, ſondern eilte zu ſeiner Frau in die Küche, und „du haſt Recht, du haſt Recht," ſagte er ſtets, wenn Moni ihm erklärte, daß ſie ja ſeine Luſtigkeit nicht unterdrücken wolle, im Gegentheil, ein Mann, der das ganze Jahr eine Ehrenhaltung bewahre, der dürfe ſchon einmal das Garn auf den Boden laufen laſſen, und ſeine jungen Jahre genießen; wenn man aber allzeit den Luſtigmacher ſpiele, ſei man bald der Garnichts und ſie ſei ſelber auch noch gerne luſtig und hoffe, daß ihr noch lange die Muſikanten die liebſten Handwerksleute ſeien.

„Ich brauch Gott nicht bitten, daß er dich geſcheit macht," ſagte Broſi ſchmunzelnd. Der Friede war geſchloſſen, und wie das immer geht, ein Friedensſchluß zwiſchen Liebenden erweicht die Gemüther gar ſehr, eines will dem andern ſein Gutſein darthun und in beſonders eindringlicher Weiſe wie ſolches der ungeſtörte Fortgang nicht hervorgebracht hätte. Moni lehnte indeß jede Auswägung des Schuldantheils an der Mißhelligkeit klüglich ab, obgleich Broſi auch hier den größeren Theil auf ſich nehmen wollte, ſie ſagte immer: „Das Waſſer iſt den Bach 'nab und vorbei."

Beim Eſſen, wo es wieder munter herging, mußte Moni ihrem Manne viel zureden, aber beim beſten Willen brachte er es heute nicht zu ſeiner geſetzten Zahl Leberſpatzen; der Zank am Morgen hatte ihm doch die Eßluſt etwas verdorben. Moni verſprach den Ueberreſt auf den nachkommenden Hunger aufzubewahren.

Als ſie am Mittag nach der Kirche ging, erſchloß es ſich ihr plötzlich wie eine Offenbarung; ſie konnte bei ihrem Manne Alles zuwege bringen, wenn ſie bei einer Zurechtweiſung ein Lob vorſpannte. Voll Dank und Freude ſaß ſie in der Kirche und ſang laut mit.

Broſi war unterdeß daheim mit der Aufzeichnung ſeiner Wochenarbeit bald fertig, aber noch lange ſaß er über das Blatt gebeugt und hielt die Feder feſt, er wollte ſich's zur Warnung aufzeichnen, daß er eine Woche Fröhlichkeit verloren und heute den erſten unnöthigen Zank mit ſeiner Frau gehabt habe, aber wozu das aufſchreiben? und noch dazu da wo es Jedermann leſen kann? Er konnte es aber nicht unterlaſſen zur Erinnerung drei eingeringelte Kreuze zu machen, und wie geſagt, ſo oft er ſolch ein Blatt wieder ſah, ſtand Alles wieder deutlich vor ihm und bei den drei eingeringelten Kreuzen erzählte er dieſe Geſchichte auf's Genaueſte.

Am Abend als zur Suppe die rückſtändigen Leberſpatzen eingeheimst waren, ging Broſi wiederum mit ſeiner Frau nach dem Auerhahn. Er hatte ihr vorausgeſagt, daß er nicht mit Einemmale abſetze, und hielt es auch ſo, er ließ ſich nur maßhaltend zu Scherzen herbei.

Es giebt Menſchen, die, wenn ſie in Geſellſchaft mit anderen ſind, theils aus Langeweile theils aus Gefälligkeit gerne Lachen erregen, und dabei leicht ihre natürliche Laune überſchrauben und ſich ſelbſt zum Beſten geben, ſie ſpinnen ſich in ein Netz von Späßen, aus dem ſie gar nicht mehr heraus können, auch wenn ſie ſehen, daß die Gutmüthigkeit mißbraucht wird und man dieſe Opferung noch dazu für Eitelkeit hält.

Und noch eins: In vielen Kreiſen der geſelligen Luſt hat man weit eher und länger ſeine Freude an lächerlichen und ſogar an ſpottſüchtigen, als an eigentlich luſtigen Menſchen. Wer über das menſchliche Leben nachdenken mag, wird ſich das leicht erklären, und es hat mehr als einen Grund.

Man findet Beiſpiele hiefür an albumbedeckten Tiſchen, wie in tabaksdampferfüllten Dorfſchenken.

Heute, da ſich Broſi ruhiger verhielt, merkte er, in welcher Gefahr er geſtanden war; denn Einmal in die Rolle des Luſtigmachers gekommen, iſt es unſäglich ſchwer, ſich ihrer wieder zu erledigen.

Jetzt war es noch Zeit, die Vorausſetzung zu zerſtören, daß er ſich zu dem gnädigen Spaß der Großbauern hergebe.

Als er mit ſeiner Frau heimging, lobte er wiederholt ihre Klugheit und es lag ein tiefer Schmerz um die verlorene Harmloſigkeit darin, als er hinzuſetzte: „So geht es einem, wenn man in fremdem Orte iſt, wo man einen nicht von Jugend auf kennt; da ſind die Menſchen wie Räuber auf einen hinein. So getreue Menſchen, wie in Endringen, die giebts nicht mehr in der ganzen Welt.“

Das war das Erſtemal, daß ſich ein ſeltſames Heimweh in Broſi feſtſetzte und dieß behielt er, wie wir ſehen werden, ſein Leben lang.

Achtes Kapitel.

Was iſt aber alle Menſchengeltung und alles Sinnen und Grübeln, wenn's wieder an die Arbeit geht? Dahin wie der Schatten einer fliegenden Wolke. Das iſt der Segen aller Arbeit, zumal der leiblichen Handthierung, daß ſie den Menſchen wieder auf ſich ſtellt und vergeſſen und nicht da geweſen iſt alle kleinliche Verſtimmung, die in der Müßigkeit der Menſch über ſich kommen läßt oder andere ihm einflößen.

Wenn Broſi in ſeine Werktagskleider ſchlüpfte und ſeinen Schlitten auf die Schultern nahm, wußte und wollte er nichts mehr davon, ob man ihn für einen närriſchen Spaßmacher hielt oder nicht; er hatte eine brave Frau, verdiente ſein Brod und noch eine Erſparniß dazu, und nun mögen Andere auch treiben und denken was ſie wollen; er pfiff ſeine Landler ſo luſtig wie je und blieb dabei, daß er ſich ſeinen Frohmuth von Niemand nehmen laſſe.

Es hatte nach einem Thauwetter tüchtig gefroren und mit den Steigeiſen ſich ſcharf einhakend marſchirte der Trupp nach der Spitze des Kappelberges. Broſi mußte wiederum zuerſt auf die Bahn. Er hatte ein halb Klafter auf den Schlitten und die Sperren geladen, aber kaum iſt er damit am Bergeshang, da treibt es ihn ſo gewaltig, daß es ihn vom Boden hebt, und er zappelnd ſich mit beiden Händen noch an der Gabel feſthält und durch einen glücklichen Schwung treibt er den Schlitten ſeitwärts und gewinnt wieder den Boden unter den Füßen, er ſteift ſich mächtig zurück, ſich faſt ganz zurücklegend und ſchaut hin und her, um nirgends anzurennen oder eine Stelle zu erkunden, wo er einen Widerhalt finde, um feſtzuſtehen. Die Kameraden oben ſchreien und pfeifen, aber er verſteht nicht, was ſie ſchreien, und was ſie mit dem Pfeifen meinen; er ſucht aus dem Gurte zu ſchlüpfen, den er über die Bruſt geſpannt hat, und der ihn an den Schlitten heftet, er will dann eine raſche Wendung verſuchen um ſich hinter den Schlitten zu bringen und ihn allein den Berg hinab ſtürzen zu laſſen, aber er kann hüben und drüben keine Hand loslaſſen, der Gurt reicht ihm vom Rücken ſchon bis an's Kinn, aber er kann mit dem Kopfe nicht durchſchlüpfen, und jetzt ſtößt es ihn plötzlich wieder vorwärts, als ob der ganze Berg hinter ihm dreinſchiebe, er ſieht und hört nichts mehr und fortgeſchleudert und mit dem Schlitten über einen Hang hinab durch die Luft fliegend, befiehlt er Gott ſeine Seele, da kracht und poltert es, er liegt zur Seite geſchleudert, er lebt, er hebt den Kopf empor, und dort überſtürzt ſich der Schlitten zwei- dreimal und liegt endlich an einen mächtigen Felſen angerannt. Broſi erhebt ſich auf die Kniee und die zitternden Hände in einander gefaltet betet er ein Vaterunſer und inbrünſtiger wurden dieſe Worte gewiß nie geſprochen als hier in der erſtarrenden Bergſchlucht.

Wäre Broſi nicht auf faſt wunderbare Weiſe aus dem Gurte geſchlüpft, er läge jetzt dort am Felſen zerſchmettert. Das Herz im Leibe zitterte ihm, als er jetzt aufſtehend an Moni und das traurige Geſchick des vor der Geburt Verwaiſten gedachte; er begann nochmals ein Vaterunſer, als er es jenſeits des Felſens krachen und ſplittern hörte, und dann war Alles ſtill, er konnte nicht weiter und ſetzte ſich wie zerſchlagen auf den umgeſtürzten Schlitten, da vernahm er wieder Schreien und Pfeifen, ſie ſuchten ihn gewiß und mit angeſtrengter Kraft rief er laut zwiſchen die beiderſeits vorgehaltenen Hände: Holloh! Von allen Seiten antwortete es ihm, und der Jörgtoni, bei dem Broſi früher als Schlafgänger geweſen war, ſtand zuerſt vor ihm.

„Haſt den Uribaſche nicht geſehen? Er iſt hinter dir drein,“ fragte der Jörgtoni, ohne die glückliche Rettung Broſi's mit einem Worte zu erwähnen.

„Ich weiß von Niemand was, ich dank Gott tauſendmal, daß ich noch von mir weiß,“ antwortete Broſi, und bald ſtanden die Anderen mit leeren Schlitten bei ihm; des Uribaſche's Kalter jammerte kläglich nach ſeinem Vater.

Man umging den Felſen, Broſi ſchlich mühſam hinter drein und der Jörgtoni, der wieder der erſte war, rief laut:

„Daß Gott erbarm, da liegt er todt.“

Alle ſtanden feſtgebannt, lautlos, nur des Uribaſche's Kalter wimmerte und jammerte und die Zähne klapperten ihm.

„Das iſt rack aus geweſen," ſagte der Jörgtoni, der den Zerſchmetterten unterſuchte. Man lud ihn auf zwei zuſammengebundene leere Schlitten, deckte ihm mit dem Kittel, den man ihm auszog, das Geſicht zu, drei Mann ſpannten ſich vor, und auf mühſamen Umwegen auf dem eingefrorenen Bache führte man die Leiche nach dem Dorfe. Der Sohn des Uribaſche ging hinterdrein, in der einen Hand trug er die Mütze des entſeelten Vaters und wiſchte ſich damit die Thränen ab, die alsbald gefroren, in der andern Hand trug er ein groß Stück Brod, das dem Vater aus der Taſche gefallen war; er ſah wehmüthig darauf, man wußte nicht ob aus Kummer, oder weil er nicht wußte, ob er dreinbeißen ſolle.

Broſi folgte ſtill und matt, es fror ihn mächtig, als aber die Ziehenden abwechſelten, ſpannte er ſich ſelbſt auch vor, und die Anſtrengung brachte ihn zu neuer Kraft.

Im ganzen Dorf war Jammer und Wehklage über den ſo jähen Tod des Uribaſche, und ein Jedes wollte ſein beſter Freund geweſen ſein und hatte ſchöne Thaten von ihm zu erzählen, beſonders die Frauen, die ſich auch hier am zahlreichſten einfanden, ſtimmten darin überein, daß man ſolch' einen braven Nachtwächter nie mehr bekomme, dieſe hatte er immer pünktlich geweckt, wenn ſie eine große Wäſche hatte, jener hatte er eine verlaufene Gans heimgebracht und einer andern ein vergeſſenes Stück Tuch von der Bleiche geholt. Auch der Kalte, der ſonſt meiſt nur Spottreden erfuhr, lernte zum Erſtenmale die guten Worte der Menſchen kennen; er ſtand aber noch immer wie vergeſſen da, rührte nicht Hand nicht Mund und hielt die Mütze in der einen und das Stück Brod in der andern Hand. Von der wunderbaren Rettung Broſi's ſprach Niemand eine Silbe. Als er heimwärts ging und ihm Moni entgegeneilte und ihn auf offener Straße umarmte und weinend rief: „Gottlob und Dank, daß du geſund biſt,“ da ſagte er: „Ja, ich dank Gott, daß ich dich hab'; ich hab' doch einen Menſchen, der ſich freut, daß ich noch da bin, die anderen, die thun, wie wenn ich gar kein Menſch wär', weil ich von Endringen bin. Das Neſt iſt's aber nicht werth, daß einer von Endringen hier Burger wird.“

Moni hatte viel zu thun, ihm dieſen Aerger auszureden, ſie verſchluckte den Kummer, daß er immer Endringen wie ein Paradies lobte und ihren Geburtsort ſo herabſetzte; nach echter Frauenart ſagte ſie:

„Dank Gott, daß er uns nicht härter geſtraft hat, weil wir in Unfriede gelebt haben; er hat uns gezeigt, was wir verdienen. Gott Lob und Dank, daß die Warnung ſo an uns vorbeigangen iſt.“

Dem Uribaſche galt das erſte Läuten der Todtenglocke von Haldenbrunn, und ſeitdem heißt dieſe Glocke der Uribaſche. Dieſes Andenken iſt länger geblieben als das andere das ihm errichtet ward; das hölzerne Kreuz draußen am Felſen des Kappelberges, wo er den Tod fand, iſt längſt verſunken und verſchwunden.

Am nächſten Sonntag ſchrieb indeß Broſi in ſeinen Kalender: „Der Herr über Leben und Tod hat mich vor einem frühzeitigen Ende bewahrt; ihm ſei allzeit Preis und Dank. Ulrich Sebaſtian genannt Uribaſche †.“

Des Uribaſches Kalter übernahm die Bedienſtung ſeines Vaters als ein Erbamt; man überließ es ihm ohne Widerrede, ſo lang das Mitgefühl um den Tod des Vaters noch friſch war; gegen Neujahr aber mehrten ſich die Klagen, daß man dem halben Simpel die Bewachung des Dorfes überlaſſe, zumal in ſo gefahrvollen Zeiten und der Bewerber fanden ſich Viele.

Broſi ging ſeiner Arbeit nach, aber auf Allen, die ſie vollzogen, lag eine Bangigkeit, der Tod des Uribaſche machte ſie beklommen und vor der Abfahrt wurde jetzt oft ſtill gebetet.

Moni erzählte ihrem Manne, daß der Kalte nicht mehr lange Nachtwächter bleibe und Broſi ſagte ſcherzend, das wäre ihm für den Winter ein fröhliches Amt und er würde die Holzfuhren dann aufgeben.

Am andern Tage ſah man Moni ungewöhnlich viel im Dorfe umherlaufen, ſie ging bei den Großbauern umher, die im Auerbahn ſo freundlich mit ihr geſprochen hatten.

Als es am Neujahrstage zur Wahl kam, erhielt Broſi die gewichtigſten Stimmen, er that aber noch ein Uebriges, theilte das Amt mit dem Kalten, der auch in den kurzen Sommernächten den Dienſt allein verſehen konnte und im Winter nur die Stunden vor Mitternacht anzurufen hatte, die nach Mitternacht behielt ſich Broſi.

Neuntes Kapitel.

Der Uribaſche hatte den Tod erleiden müſſen, der auch Broſi bedrohte und jetzt erbte dieſer noch gar das Amt des Verſtorbenen und juſt mit dem Jahrhunderte trat Broſi ſein Amt an. Haldenbrunn hatte die ſchönſten Glocken in der Umgegend und den geweckteſten, hellgeſtimmteſten Nachtwächter dazu. Mit einer Andacht und einer Fröhlichkeit, die jedem der es hörte, das Herz erfreuen mußte, ſang Broſi die Stunden an. Es war ihm eine Luſt, in den als Gemeindeeigenthum ererbten Schafpelz und in die Ohrenkappe verſteckt mit der Hellebarde in der Hand oft zum wandelnden Schneemann geworden durch das Dorf zu ſchreiten und mit heller Stimme mahnend und tröſtend die Stunden zu verkünden; da ging er hin in ſtiller Nacht und Niemand hörte ihn als ſein eigen Ohr und der Gott über ihm und er ſang ſo ſchön und aus voller Seele, er ſchenkte ſich keinen Vorſchlagton ſo oft er auch die Weiſung wiederholte und die Töne kehrten wieder in ſeine Seele zurück wie eine Botſchaft vom Himmel und ſein Geiſt wurde größer und allzeit fröhlicher in der einſamen Nacht. Es ſchlafen die Menſchen und Leid und Freud iſt dahin und draußen ſtehen die Sterne und ſchauen glitzernd hernieder und warten bis der Tag erwacht.

Zwölf, das iſt das Ziel der Zeit,
Menſch, bedenk die Ewigkeit,

ſang Breſi und ſchritt dahin, ſo wünſchelos, ſo in ſich geſättigt, als wäre er allein auf der Welt und wiederum ſchon in der Ewigkeit.

Eins darf nicht vergeſſen werden. In einſam ſtiller Nacht legte Breſi einen großen Theil ſeiner Eitelkeit ab, er ſang ſeinen Spruch ſo voll, ſo ganz, mochte ihn ein Menſch hören oder nicht. Fröhlich und fromm, in jedem Tone glückſelige Zuverſicht klang es wenn er den Tag anrief:

Hört ihr Herrn und laßt euch ſagen
Unſre Glock hat vier geſchlagen.
Vierfach iſt das Ackerfeld,
Menſch, wie iſt dein Herz beſtellt?

Alle Sternlein müſſen ſchwinden,
Und der Tag wird ſich einfinden;
Danket Gott, der uns die Nacht
Hat ſo väterlich bewacht.

Und einſt in ſtiller Winternacht hatte ein menſchenfreundlicher geiſtlicher Herr im Dorfe ſeine Herberge genommen, es war ein Mann von wohlwollendem und fröhlichem Herzen, das die Gedanken der Menſchen in ſich trug, die nur dürftige Kunde geben können von dem was ſie bewegt, und der Mann erwachte in dunkler Nacht und hörte den Wächter draußen rufen und ein Heimweh bemächtigte ſich ſeiner nach dem ſchlichten Reden und Denken der Volksgenoſſen unter denen er einſt gelebt und er hieß die Sprache feſtſtehen, die bisher nur die Luft getragen und faßte das klanglos verborgene Leben in melodiſch gebundene Worte.

Der Mann, der nachmals Broſi ſo viel heitere und erquickende Geſchichten erzählte, der Allemanniſche Dichter wurde von ihm in ſtiller Nacht zum Innewerden ſeines Heilthums erweckt.

Der Wächter und der Dichter haben nie von einander den Namen erfahren und doch wurden beide einander zum Heile.

Broſi erfuhr nur von minder bedeutenden Zuhörern das Lob über ſein Taganrufen und er konnte ſich nicht enthalten auf ſolchen Ruhm hinzu zu ſetzen: „Mein Mann iſcht koanr," aber er ſagte dieſen Spruch doch nicht mehr ſo ungemeſſen ſelbſtzufrieden wie ſonſt.

Ein Nachtwächter hat aber nicht immer gottſelige und fromme Gedanken, ſein Gemüth iſt weit weniger allzeit empfänglich als ſeine Kehle und wo nächtige Geſellen beiſammen ſitzen und ſich am kühlen Wein erquicken, da kann man ſich darauf verlaſſen, daß der Nachtwächter unter ſie tritt, nicht als nachgeborener Cherub der Polizei, der die Seligen aus dem Paradieſe vertreibt mit roſtiger Hellebarde, nein, er ſetzt ſich ruhig an den Seitentiſch beim wärmenden Ofen und trügt ſich nicht in der Hoffnung, daß die Seligen gerne ſpenden und auf die Frage, welche Zeit es ſei, hat er die troſtreiche Antwort: „Noch früh am Tag. Erſt Ein Uhr." Wie manchen guten Trunk hätte Broſi verſchlafen, wenn er nicht Nachtwächter geworden wäre, und er hatte oft die Genugthuung, daß ihn luſtige

Zechbrüder zu ſich riefen, wenn er die Stunde anſang. Ein Amt und ſei es auch das geringſte, giebt doch alsbald auch eine Würde, Broſi ließ ſich durch kein Zureden und Verſprechen dazu herbei, ſelber mit zu jubeln und tolle Streiche zu machen; er ſtörte die Luſtbarkeit der andern nicht, aber er ſelber blieb in Amt und Würde.

Oft hatte er noch die beſondere Sendung den Kappelbauer heim zu geleiten. Dieſer zechte und kartelte oft Nächte hindurch mit dem Auerhahnwirth und die leichten Karten ſpielten nach und nach ganze Morgen Hochwald in die Hände des Wirths. Der Kappelbauer war kinderlos, hatte aber dafür eine Frau, die mehr Lärm machen konnte als zehn Kinder in der Abenddämmerung. Wenn nun der Kappelbauer ſeinen richtigen „polniſchen Rauſch“ hatte, wie er es nannte, ſtützte er ſich auf die befreundete Macht Broſi und begann in mehr als liebevoller Hingebung zu klagen, welch eine böſe Frau er habe und wie ſie ihn die wenigen Stunden nicht werde ſchlafen laſſen. Er konnte dabei untereinander fluchen und weinen, bis Broſi einſt ein kluges Mittel fand:

„Weißt was?“ ſagte er, „wenn deine Frau zankt, daß ſchon ſo ſpät ſei, ſagſt, es ſei ja erſt zehne und ich ſteh vor deinem Haus und ruf zehne an.“

Der Kappelbauer weckte ſogar ſeine Frau und als Broſi den Zank losgehen hörte, rief er mit verſtellter Stimme, als ob des Uribaſches Kalter ſänge, zehn Uhr an und nur noch ein lautes Lachen erſcholl, dann ward es ſtille im Hauſe des Kappelbauers.

Einen ganzen Winter lang ging dieſer Betrug vor ſich und außer den beiden Betheiligten wußte Niemand davon als der Auerhahnwirth. Broſi machte ſich nicht im Geringſten ein Gewiſſen daraus, die ganze Wahrhaftigkeit ſeines Berufes zu mißbrauchen und doch war es derſelbe Mann, der zu Zeiten von den heiligſten Gedanken getragen dahin ſchritt, der Uebermuth des Scherzes deckte Alles zu und die Trinkgelder des Kappelbauern waren reichlich. Gemahnte ihn doch bisweilen eine innere Stimme, ſo beſchwichtigte er ſie mit dem Einwande, daß der Kappelbauer auch ohne dieſe Beihülfe ſein Leben nicht ließe, und nur Zank dadurch verhütet werde, daß der Kappelbauer nicht mehr lange lebe und die Wittwe noch immer reich genug bleibe, im nächſten Winter aber, wenn der Kappelbauer doch noch leben ſollte, gelobte er ſich dieſen Betrug nicht mehr mit zu machen.

Auf Diebe hatte Broſi wenig zu achten, denn es gab damals in Haldenbrunn nichts zu ſtehlen als etwas Holz und deſſen konnte man bei Tag genug habhaft werden; aber manchem Burſchen, der aus einem Fenſter ſprang und durch die Schatten an den Häuſern dahin huſchte, winkte er mit der Hellebarde und rief ihm auch einige Spottworte nach. Oft klopfte er auch an ein Haus und weckte die Leute, denn er hörte, daß eine Kuh kalben wollte, ein Pferd ſich losgeriſſen hatte, und das trug immer ein paar Töpfe Milch oder einige Kocheten Kartoffeln ein.

Von den Holzfuhren hatte ſich Broſi nicht losmachen können, denn der Revierförſter, der Anfangs

Winter gethan hatte, als ob er ihm eine überſchwängliche Gnade angedeihen ließe, hielt ihn jetzt aus Mangel an Holzknechten feſt. Broſi war damit zufrieden, er ging immer bei Tag in den Wald und ſah mit unnennbarer Erquickung, daß ſich ſein Beſitzthum täglich vermehrte und Broſi war der luſtigſte Schlittengaul, wie er ſich oft nannte.

Nun kam noch das glückliche längſterſehnte Ereigniß, daß das „brave Küh'le" endlich kalbte und der Sprößling war ſo ſtarkknochig, daß nur zu bedauern war, daß man ſeine fernere Entwicklung nicht mit erleben durfte; dafür legte aber auch ſchon nach acht Tagen der Metzger zwei harte gediegene Kronthaler auf den Tiſch und noch zwölf Kreuzer Trinkgeld für die Moni; dieſe war ſchon ohnedem im gelobten Lande, denn eine neumelkige Kuh im Stalle iſt für eine wirthliche Frau eine Wonnezeit und noch dazu begannen die Hühner ſchon wieder zu legen. Fülle und Reichthum war im Hauſe und baar Geld dazu. Moni ſang wie ein junges Mädchen im Hauſe umher und Broſi ſang mit.

„Jetzt ſind wir reich. Jetzt haben wir zwei friſchmelkige Küh," ſagte er eines Tages und Moni erwiderte:

„Ich dank Gott für die eine."

„Und wir haben doch zwei."

„Ich hoff auch, wir kommen mit Gottes Hülfe noch dazu."

„Nein, wir haben's jetzt ſchon."

„Mach mich nicht zum Narren," ſchalt Moni verdroſſen und ſchelmiſch erwiderte Broſi:

„Wir haben doch zwei friſchmelkige Küh'. Du mußt noch lang wachſen, bis du da 'rauf reichſt," ſagte er auf die Stirne deutend, „dein brav Thierle im Stall iſt die eine und mein Amt iſt die zweite Milchkuh. Jetzt ſag, bin ich ein Narr?"

„Ich wollt', die ganz' Welt wär ſo närriſch wie du."

„Und ich wollt's nicht. Ich will was Apartes haben."

Es giebt eine Fröhlichkeit, eine innere Durchleuchtung, die ſich in gar nichts Beſonderem ja nicht einmal in Worten ausſpricht, und eines der Ehegatten oft ferne von dem andern hat die vergnügteſten Stunden mit ihm, ſei es im Alleinreden oder innerem Gedenken, und wenn ſie ſich begegnen, lachen ſie einander aus und wiſſen nicht warum und wollen es nicht wiſſen. So lebten Broſi und Moni ſeelenvergnügt, während draußen die beginnenden Frühlingsſtürme raſten, und wenn das Apothekerrösle noch immerdar keifen wollte, verſtand es Broſi oft, es lachend zu machen.

Wenn Broſi um zwölf Uhr ſein Amt antrat, ſtand Moni mit ihm auf und ſpann bis der Tag anbrach, ſo ſehr auch das Apothekerrösle ſchalt, daß man ihm auch noch die Nachtruhe raube. Moni hängte einen Rock an das Himmelbett und ſpann hinter demſelben und wenn Broſi in der Zwiſchenzeit des Anrufens nach Hauſe kam, ſprach ſie leiſe mit ihm oder ließ ihn einſchlafen und weckte ihn mit dem Glockenſchlage. Es waren für Broſi jetzt manchmal böſe Zeiten, der Sturm raſte, daß Broſi nur mit höchſter Gewalt ſeine

Hausthüre öffnen konnte, die ihm alsbald wieder aus der Hand geſchlagen wurde, ſo daß das Apothekerrößle in der Stube immer laut aufſchrie und draußen auf der Straße heulte und toste es, als wollte der Wind alle Wälder zuſammenbrechen und die Wohnungen der Menſchen in die Luft davontragen, und daß keine Stimme ertöne als das Sturmesbrauſen, riß er dem Wächter das Wort von den Lippen, daß er es ſelber kaum hörte; drehte ſich Broſi um und ſang nach der andern Seite, ſo kam der Wind auch hier herangeſaust und benahm ihm faſt den Athem. Sturmentgegen wie durch reißende Wogen mußte ſich Broſi fortarbeiten und nur eines war gut, es fiel kein Ziegel von einem Dache, denn alle Häuſer des Dorfes, ausgenommen die Kirche, das Pfarrhaus und der Auerhahn waren mit Stroh gedeckt.

Broſi tröſtete ſeine Frau, die ob ſolchen Unwetters klagte und immer behauptete, ſo ſei es noch nie geweſen; er betheuerte ſtets, er freue ſich dieſes Sturmes, der bringe den Frühling und mit ihm die lohnreiche Bauzeit.

Noch lag tiefer Schnee in den Schluchten, als ſich Broſi auf die Wanderſchaft begab, er wußte noch nicht, wo er Arbeit finden werde. Moni ließ es ſich nicht nehmen, ihm ein gut Stück das Geleite zu geben, ſie nahm aber auch gleich ein Beil und einen Strick mit, um auf dem Heimwege dürres Holz mitzunehmen. Die Wolken ſtanden noch feſt auf dem Berge, über den die beiden Eheleute hinſchritten, ſie ſprachen nichts vom Abſchiede, und Moni ſagte:

„Wenn ich ein geſchickt's Wiesle kaufen kann, thu ich's. Ich mach hundert Ellen Tuch und daraus lös ich ein Ordentliches und etwas Baar haben wir auch noch. Hätt'ſt dir doch noch einen Gulden mitnehmen ſollen."

„Ich komni ſchon fort," beruhigte Broſi, „aber was ich dir noch einmal ſag, verſprich mir, daß du dir nichts abgehen läßſt, das Näherliesle ſoll dir warten und neun Tag bleibſt im Wochenbett."

„Das verſprech ich nicht, aber drei Tag, da haſt mein' Hand drauf." Broſi hielt die Hand feſt und ſtand ſtill indem er ſagte:

„Ich ſchreib wo ich bin und der Lehrer ſoll mir gleich anzeigen was es iſt, ein Bub oder ein Mädle iſt mir gleich, wenn's nur wuſelt. Wenn ich dem Terkel nur auch gleich in die Augen ſehen könnt — aber es iſt ſchon ſo recht, und der Gipsmüller und ſein Frau wollen Gevatter ſein und die Namen weißt auch. Ich hab dir nichts mehr zu ſagen. Jetzt weiter darfſt nicht mit. Ich geh da links 'nauf. Was ich vergeſſen hab, kannſt dir ſelber ſagen. Was du thuſt iſt mir recht, das weißt. Jetzt b'hüt dich Gott, Moni. B'hüt dich Gott alter Schatz und grüß mir den Terkel und laß ihn nur recht ſchreien, daß er auch gut ſingen lernt. Jetzt heul nicht, du thuſt dem Kind Schaden. Es iſt nichts zu heulen. Geh, ſing, ich halt dir zu ſo lang ich dich hör."

Er ſchüttelte Moni die Hand und ſchritt davon. Moni ſetzte ſich an den Wegrain, nach einer Weile aber rief Broſi aus dem Walde:

„Ich bitt dich, ſing'."
Und Moni begann:

> Es wollt ein Steinbauer wandern,
> Auf die Wanderſchaft wollt er gehn.
> Was begegnet ihm auf der Reiſe,
> Ein Mädchen ſchneeweiß bekleidet:
> „Wo 'naus, wo wollt ihr hin?"
> „Ich ſuch ein Schatz auf Erden,
> Oder willſt du mein Schatz werden
> So komm und bleib bei mir."

Broſi ſtand ſtille und begleitete den Geſang, dann ſchrie er Juchhu, daß es vom Berg und Thal widerhallte und weiter ſchritt er ſingend und Moni ging tiefer in den Wald und ſammelte Holz und trug es heim, ſie aber ſang nicht weiter.

Das Haus war ſo leer, beim Eſſen war's ſo einſam, und hätte Broſi nicht gebeten, es dem Kinde zu lieb zu unterlaſſen, ſie hätte viel geweint; ſie bewältigte ſich und trug ihr Garn zum Weber, der aufrichtig betheuerte, kein ſo ſchönes noch auf ſeinem Webſtuhl gehabt zu haben. Moni wünſchte nur, daß ihr Mann auch dies Lob gehört hätte.

Zehntes Kapitel.

Das Erdreich wird aufgegraben und Stein an Stein zur Grundmauer gefügt, langſam ſchreitet der Bau fort, bis ſich die Mauer über die Erde erhebt und in Einem Tage thürmt ſich das Gebälke darüber, prangt die Maientanne auf dem Giebel und läßt die hellen Bänder im Winde flattern. Die Menſchen, die des Weges kamen ſchauten allzeit um nach dem Baue, ſtill ahnend oder hell bewußt, daß wieder ein Fleck Erde der Heimath von Baum und Pflanze entzogen iſt, um der Gemeinſamkeit eines Menſchenlebens Raum zu gönnen. Wenn der Bauſpruch ertönt, ſtehen ſie lauſchend verſammelt, dann aber zieht ein Jedes dahin und hat noch kaum einen Blick dafür, wie ſich der Bau ausfüllt und im Innern vollendet.

Wir haben die Gemeinſamkeit des Lebens von Broſi und Moni ſich erbauen geſehen, wir kennen das Grundweſen deſſelben und müſſen nun ſehen, wie es das Schickſal wendet und wie es die Betreffenden aufnehmen.

Moni war ſo glücklich, noch ihr Heu einzuthun und zwar auch das von der neu erworbenen Wieſe im untern Thale, die ſie von der Wittwe des wirklich verſtorbenen Kappelbauern kaufte, und noch ſtand ein

Handkarren voll in dem Schuppen unabgeladen, als Moni raſch und geſund eines derben Knaben genas, der ſeine Befähigung zum Sänger mit tüchtigem Schreien bekundete.

Die Tage, die Moni wiederum mit der Mutter allein geweſen, waren voll Hader und Verhetzung; die Mutter hatte eine teufliche Luſt daran, der Tochter immer vorzuſagen, daß der Broſi gewiß nicht wieder käme und wußte viele derartige Beiſpiele zu erzählen. Endlich kam ein zufriedener Brief von Broſi, worin er erzählte, daß er nach mühſeligem Suchen zuletzt im Elſaß Arbeit gefunden. Moni hatte nicht das Glück den Brief leſen zu können, aber ſie trug ihn doch ſtets bei ſich und war nicht mehr allein, und als ſie das Kind in den Armen hielt, war ſie eine glückſelige Mutter und Frau.

Unterlieferanten waren in das Dorf gekommen und hatten zur Ausrüſtung des Heeres alles Leinenzeug aufgekauft, Moni erhielt für ihren Vorrath ein ſchön Stück Geld und in dieſem Sommer baute ſie ſelbſt etwas Hanf, ſie hatte einen Theil der neu erworbenen Wieſe verſuchsweiſe dazu verwendet und den Grasgarten am Hauſe zu einem Kartoffel- und Krautacker verwandelt, dabei lebte ſie ſo ſparſam, daß ſie noch Milch verkaufte und die ſchwarze Henne, die immer am ſpäteſten zu legen aufhörte und am früheſten wieder anfing, hatte gebrütet und elf Junge glücklich erzogen, deren Verkauf nun auch eine gute Beiſteuer gab. Der kleine Knabe, den die Mutter immer in einem Korbe mit ſich auf's Feld nahm, gedieh zuſehends.

Der Sommer ging raſch vorüber. Broſi hatte Einmal geſchrieben und nicht wieder, man hatte ihm die Geburt ſeines Sohnes angezeigt und dabei blieb es; bei ſparſamen Landleuten iſt das Poſtgeld das überflüſſigſte von allen. Moni hatte ihr Grummet eingethan und damit das ganze Haus vollgeſtopft, daß es ganz von ſüßem Dufte erfüllt war; ſie hatte ihren Hanf gejätet, gedörrt und gebrochen, die Kartoffeln eingethan und das Kraut eingeſchnitten, ſo ſegenerfüllt, ſo ſpickvoll war das Haus noch nie geweſen. So oft Moni nach dem Walde ging, um Holz zu raffen, hielt ſie ſich möglichſt in der Nähe des Waldweges, ſie hoffte täglich, daß Broſi daherkommen müſſe. Der Nebel ſtand ſchon wieder Tagelang auf den Bergen und endlich ſchneite es ſogar, aber Broſi kam noch nicht und Moni tröſtete ſich, daß drunten im Lande wohl noch heller Herbſt ſei und die Bauarbeit noch fortgehe.

Eines Abends als der kleine Nachtwächter, wie ihn die Großmutter ſtets hieß, mächtig ſchrie, hörte man es vor der Thüre plötzlich quickſen wie von einem jungen Schweine, der kleine Nachtwächter horchte auf dieſen Laut und war einen Augenblick ſtille, da öffnete ſich die Thüre und

„Wart ich will dich,“ rief eine ſtarke Männerſtimme. Der kleine Knabe ſchrie wieder aber noch lauter als er rief Moni:

„Lieber Gott, lieber Gott! Mein Broſi,“ ſie faßte ſeine beiden Hände, er drückte ſie raſch und beugte ſich dann zu dem Knaben nieder, der den fremden Mann mit dem bereiſten Geſichte, der ihn küßte, mit großen Augen anſtarrte, dann aber wieder laut ſchrie.

„Der hat einen guten Bruſtkaſten," ſagte Broſi und reichte nun auch der Schwiegermutter die Hand, die ihm aber kaum die ihrige reichte und ſich nach der Wand umwendete.

„Haſt der Mutter nichts mitgebracht?" fragte Moni leiſe.

„Zuerſt bin Ich da, das iſt die Hauptſach. Mit dem andern hat's Zeit," ſagte Broſi tiefaufathmend ſich auf die Bank ſetzend „Gottlob, daß ich wieder da bin. Es ſieht wüſt aus in der Welt, die Menſchen ſind auf einander, wie wenn eins das andre auffreſſen möcht! Du biſt aber ſchöner geworden Moni, ich hab's gar nicht mehr gewußt, daß ich ſo eine nette Frau hab."

Er ſtrich ihr mit der Hand über die erglühende Wange, dann hob er den Säugling ſehr unbeholfen aus der Wiege und nahm ihn noch ungeſchickter auf den Arm. Moni that ihm das Häubchen ab und zeigte wie viel Haar er ſchon habe, aber das Kind verlangte nach der Mutter und Broſi ging vor die Thüre und ſchleppte einen großen Querſack in die Stube, in dem es wieder quickſte. Er öffnete den Sack und ſagte:

„Ich hab noch was Lebiges in's Haus gebracht," er zeigte ein ſchönes junges Schwein mit vielverſprechenden langen Ohren, da aber der Säugling die Freude der Mutter nicht theilte, ſondern erbärmlich ſchrie, wurde der neue Mitbewohner wieder in ſein vorläufiges Zelt gebracht und aus der andern Seite des Sackes dem jungen Weltbürger ein rothbackiger Apfel gereicht, den er alsbald zum Munde führen wollte, was die Mutter indeß abwehrte und der kleine Schelm verſtand es ſchon, den Apfel auf den Boden fallen zu laſſen und lachte herzlich da die Mutter mit liebkoſendem Schelten ihm ſolchen ſtets wieder aufhob.

„Wie er ſo herzlich lacht,“ jauchzte Broſi und die Mutter behauptete, er könne noch viele Kunſtſtücke, aber ſie brachte ihn nicht dazu, daß er jetzt eines davon preisgab.

Broſi legte der Großmutter ein Täfelchen Schekolade auf das Bett und bemerkte frohlockend, er habe es in Erinnerung behalten, daß ſie einſt dieſes Getränke lobte; aber das Apothekerröſle kehrte ſich nicht um und ſagte nur: „Ich mag keinen, trink du ihn, ich nehm's für genoſſen an.“ Broſi biß auf die Lippen aber Moni winkte ihm beſchwichtigend und ſtaunte nun über das ſchöne Obſt, das er auf dem Tiſche ausſchüttete, wobei ſie nicht vergaß, hinzuzuſetzen, daß ſie ihm die ſchönſten Zwetſchgen aus dem Garten aufgehoben habe und zuletzt gab es noch großen Jubel als Broſi Wollzeug zu einem Sonntagskittel aus einem verſchnürten Papiere auspackte.

„Es wär' nicht nöthig geweſen, aber es freut mich doch und doppelt, und daß du ſo an mich denkſt freut mich,“ äußerte Moni.

Da die Mutter ſich noch immer theilnahmlos abwendete, zeigte ſie die „Mitbring“ dem Kinde und ſagte:

„Guck, das hat dein Vater mitbracht, dein Vater iſt ein braver Mann, werd nur auch ſo. Streichel ihn zum Dank," ſie nahm das Händchen des Kleinen und ſtrich damit Broſi auf die Wangen. Sie mußte ihm das Kind gehörig auf den Arm geben und er tanzte und ſang damit in der Stube umher, während Moni ſchnell das Eſſen bereitete und aus der Küche mitſang.

Moni hatte viel zu erzählen, und wie natürlich Alles kunterbunt durcheinander, ſchließlich aber kamen ſie doch immer wieder beide darauf zurück, daß ſie glückliche Menſchen ſeien, nicht durch die Liebe, davon ſprachen ſie nicht, ſondern durch die Vermehrung ihres Beſitzthums, ſie hatten es in dieſem Jahre weit gebracht, hatten eine faſt ganz bezahlte Wieſe, und Broſi breitete all' ſein erworbenes Geld ein Stück neben dem andern auf dem Tiſche aus und gab dem kleinen Knaben einen nagelneuen Fünfliberthaler als ſein Eigenthum, daß er damit zu hauſen anfange.

War Broſi in Gedanken auch immer daheim geweſen, und ſagte er oft, ein verheiratheter Mann ſollte eigentlich nicht mehr in die Fremde gehen, denn er habe ſich faſt vor ſich ſelbſt geſchämt, welch' ein Heimweh er Anfangs hatte, ſo war ihm doch wiederum jetzt ſein eigenes Leben neu; er empfand das Glück desſelben, aber auch das Ungemach, das ihm beſchieden war und faſt unerträglich erſchien. Das Apothekerrösle ließ nicht ab von ſeiner unbegreiflichen Verbostheit und jedes gute Wort, das man ihm gab, war ebenſo an ihm verſchwendet, wie es am Hochzeitstage den Wein ausgeſchüttet hatte. Broſi war indeß Manns genug, um dieſen Kummer in ſich zu verwinden und das ſchlafende Kind betrachtend, ſagte er zu ſich: Du mußt dir's verdienen, daß deine Kinder auch einmal Geduld mit dir haben, wenn du bettlägerig und krittlich biſt.

Obgleich er von der Reiſe, er war heute zwölf Stunden gelaufen, müde war, wollte er doch noch heute ſein Nachtwächteramt antreten, aber Moni, der ihr kleiner Sohn mehr als die Stunden anrief, ließ ihren Mann ruhig die Zeit verſchlafen, und als dieſer erwachte, war es ihm nur noch gegeben, des Uribaſches Kalten darin abzulöſen, daß er für ihn den Tag anrief. Ungeſehen von ſeinen Mitbürgern und ohne daß ſie wußten, daß er da war, ſchritt er durch die Nacht dahin und ließ den Morgenſang erſchallen, ſo hell, ſo von ganzer Seele, daß ihm ſelber immer froher dadurch zu Muthe ward, und mancher, der in ſtiller Nacht erwachte, dachte vor ſich hin, oder ſprach es laut: „Der Broſi iſt wieder da.“ Zuletzt ſang er noch vor ſeinem eigenen Hauſe, und es war ihm, als tönte jedes Wort wie ein Segen vom Himmel darauf nieder, und Alles iſt geweiht und beſchirmt....

Am Sonntag mußte Broſi im Auerhahn viel erzählen, wie es „draußen in der Welt“ ausſieht, und er verſtand das meiſterlich. Der Zug Bonapartes nach Italien bildete das Hauptgeſpräch, bald aber fand ſich eine näher liegende Verhandlung: Die Jahresfeier der Kirchweihe fiel in ſo unruhige Zeit, daß man ſie lieber ausſetzen wollte. Broſi fand aber mit ſeiner Meinung die Oberhand, daß man gar nicht abſehen könne, wann die Welt wieder ruhig werde, darum müſſe man luſtig ſein, ſo lang es noch tagt.

Zur damaligen Zeit brauchte man noch nicht ein Hin- und Herſchreiben vom Amte, um einen Schweineſtall bauen zu dürfen, Broſi war damit gerade am Abend vor der Kirchweih fertig und konnte am andern Tage ſeinen Gäſten den Neubau und ſeinen Bewohner zeigen. Ueberhaupt war es für Broſi ein großes Feſt, zum Erſtenmal in ſeinem Hauſe Gäſte zu bewirthen und zwar ſo vornehme, wie der Gipsmüller und ſeine Frau, die zur Kirchweih gekommen waren. Moni verſtand es, ihre geringe „Aufwartung,“ den Zwetſchgenkuchen und den Kirſchengeiſt ſo nett auf ein ſchönes weißes Tiſchtuch herzurichten und hatte dabei Alles ſo zur Hand, als ob ein dienender Geiſt ihr Alles darreiche, ſo daß Broſi das Lob der Gevatterleute mit innerſtem Behagen beſtätigte. Dabei war der kleine Kilian, der ſchon aufrecht auf dem Arm der Mutter ſaß, „angethan wie ein Graf.“ Die Gevatterleute lobten ihren Pathen gar ſehr, und wie die Menſchen in der höchſten Freude der Gegenwart immer auch leicht die Zukunft mit herein ziehen und die ganzen beglückenden Folgen des Gegenwärtigen genießen wollen, ſo ſagte Broſi immer: „Und ich freu mich, wie das erſt ſchön ſein wird, wenn ich den Kerl erſt mit in die Fremde nehm', in's Geſchäft. Wenn's nur ſchon gleich morgen wär'.“

Broſi war, wie wir wiſſen, ein Mann von ſtarkem Selbſtgefühl, aber er hatte doch ſeine beſondere Freude daran, an einem ſo angeſehenen Manne, wie der reiche Gipsmüller war, eine Anlehnung zu haben, das konnte ihm und ſeinen Kindern zu gute kommen. Er ging indeß das Anerbieten des Gipsmüllers ein, bei einem geſchickten Häuſertauſche (da das jetzige doch gar zu eng ſchien) ihm beizuſtehen, behielt ſich indeß die Beihülfe des Gevatters für den Ankauf einer neuen Kuh bevor und erklärte ſich ſchließlich gerne bereit, ſtatt der Holzfuhren dem Gevatter dreſchen und in der Gipsmühle zu helfen.

Schön iſt's, im eigenen Hauſe die ganze Fülle ſeines Glücks zu haben, aber ſchöner iſt's, auch draußen hülfreiche und herzgetreue Menſchen zu wiſſen, bei denen man in Leid und Freud eine Heimath findet, und nicht als Einzelner, ſondern Familie zu Familie: die eigene Heimath iſt erweitert und vergrößert und von Haus zu Haus webt ſichtbar und unſichtbar eine belebende Gemeinſchaft.

Mit ſtrahlenden Angeſichtern geleiteten Broſi und Moni ihre Gevatterleute durch das Dorf nach dem Auerhahn. In allen Häuſern hatte man heute Gäſte, die man freundlich bewirthete, aber gewiß war man nirgends glückſeliger und auch ſtolzer mit ſeinem Beſuche, als Broſi und Moni mit dem ihrigen.

Im Auerhahn waren auch viele Endringer, die Broſi zutranken, er freute ſich ihrer und verſprach auch nach Endringen zur Kirchweih zu kommen. Der Kirchweihtag war der einzige, an dem die gewohnte Tiſchordnung aufgehoben war, Broſi und Moni ſaßen vergnügt bei ihren Gevattern, die Gipsmüllerin durfte nur einen Schleifer tanzen, um ſo höher ſprang aber Broſi mit ſeiner Frau, nicht als Erfüllung des gethanen Gelübdes, ſondern in friſcher Erregung des Augenblicks, und doch war ſeine Luſtigkeit eine andere als da er noch ledig war, er war nicht minder voll innerſten Jubels und doch war es anders, es ließ ſich nicht beſtimmen, wie und worin.

Als die Gevatterleute abgereist waren und wiederum einen Sack Mehl zurückgelaſſen hatten, ging Broſi nochmals allein in den Auerhahn, er ſang luſtig mit, machte ſich aber doch frühzeitig heim und ſang mit ſeiner Moni die Tanzweiſen, die man vom Auerhahn herunter vernahm, der kleine Kilian ſchlief dabei ruhig.

Elftes Kapitel.

Mit Dreſchen, Gipsmahlen und dem Nachtwächterrufen ging der Winter vorüber, das glückliche Ereigniß des vorigen Jahres ſtellte ſich wiederum ein und Niemand war deſſen froher als der grunzende Mitbewohner hinter dem Hauſe. Fröhlicher als im vergangenen Jahre trat Broſi wieder ſeine Wanderſchaft an, denn er hatte es nun deutlich erfahren, daß alle Sorge um die Heimath unnöthig und als er im Spätherbſte wieder heimkam, lief ihm der kleine Kilian ſchon entgegen und der Vater lernte deſſen unbeholfene Sprache bald verſtehen. Moni hatte viel zu erzählen, man hatte Einquartirung gehabt von allerlei Nationen, Bayern, Ruſſen, Heſſen und Franzoſen, die aber bisher immer gute Mannszucht gehalten hatten. Dazu kamen noch viele Neuigkeiten aus dem Dorfe und der Umgegend. Die Kirchweih in Haldenbrunn und Endringen wurde regelmäßig mit gefeiert und ſo verging ein zweiter und ein dritter Winter und die getrennten Sommer. Broſi und Moni ſtanden feſt in Glück und Heiterkeit, aber doch empfanden auch ſie das Bangen, das damals alle Menſchen überfallen hatte, die Erſchütterung, die damals ganz Europa ergriffen hatte, wurde in jedem Hauſe des entlegenſten Dorfes verſpürt. Bonaparte war Kaiſer Napoleon geworden und wir müſſen es ſagen, Broſi, der viel im Elſaß arbeitete, hatte eine große Verehrung für ihn; die Gewalt des Kaiſers änderte Vieles, aber die Tiſchordnung im Auerhahn zu Haldenbrunn, die Broſi oft ein Gräuel war, konnte er doch noch nicht umſtürzen.

Broſi hatte ſeine Wieſe vollſtändig bezahlt und acht Tage bevor ihm ſein erſtes Töchterchen geboren ward, noch eine zweite Kuh baar bezahlt, dazu kam noch ein neues Bett, das aber Moni ganz allein aus der Kunkel herausſpann, ein Schwein wurde alljährlich in's Haus geſchlachtet, und es war Alles heiter, nur das Apothekerrösle blieb ſich gleich. Da kam eines Tages, Broſi war gerade in der abgelegenen Gipsmühle, ruſſiſche Einquartirung, die arg in der engen Wohnung hauste. Das Apothekerrösle ſaß immer aufrecht in ſeinem Bette und ſchimpfte und ſchalt, je mehr der Ruſſe mit dem Säbel auf den Tiſch ſchlug und die Kinder heulten dazu. Moni hatte Niemanden, den ſie nach ihrem Manne ſchicken konnte und wußte ſich kaum zu helfen mit der Beſchwichtigung der Mutter, der Kinder und des Ruſſen. Als ſie dieſem das Eſſen brachte, warf er es zum Fenſter hinaus, durchſtöberte das ganze Haus und entdeckte endlich die wohlverſteckten Hühner. Das Apothekerrösle ſchrie jämmerlich, als es draußen die ſo gut legenden Hühner krähen hörte und als der Ruſſe mit den Erwürgten in die Stube kam, hatte ſein Schelten kein Ende. Als ihm der Ruſſe mit dem

Säbel drohend Schweigen gebot, ſpie es ihm den Geifer in's Geſicht, der Ruſſe faßte es mit beiden Händen am Halſe und noch einmal ſchnappte es auf nach Luft und ſank in die Kiſſen zurück. Der Ruſſe, der jetzt ſah, was er gethan hatte, ſchaute wild umher, raffte Alles zuſammen, vergaß aber die Hühner nicht, und entfloh aus dem Hauſe als jagte man mit Peitſchen hinter ihm drein.

Moni kniete noch am Bette der Mutter, da trat Broſi ein und erfuhr ſchaudernd Alles, was geſchehen war. Es war keine Rettung mehr. Broſi eilte ſogleich zu dem Befehlshaber, die Lärmtrommel tönte durch das Dorf, vor dem Auerhahn wurde Muſterung gehalten, aber der Mörder fand ſich nicht und die Leute ſagten, es ſei gar kein Ruſſe geweſen, der Teufel habe das Apothekerröſle erwürgt. Noch am ſelben Abend marſchirte die Einquartirung ab.

Broſi und Moni konnten ſich nicht leugnen, daß der Tod des Apothekerröſle gerade kein Unglück war, aber als hätte wirklich ein böſer Geiſt die Hand dabei im Spiele, mußte noch die Art des Todes den Ueberlebenden ſchweren Kummer bereiten.

Von den ſogenannten Todtenfrauen wollte keine die Leiche des Apothekerröſle einkleiden helfen, Broſi und Moni mußten dieß allein thun. Da fühlte Broſi um den Leib der Entſeelten einen Gürtel, Moni hieß ihn hinaus gehen und nach einer Weile kam ſie und hielt in zitternder Hand einen Gürtel, in den Geld eingenäht war; ſchnell trennte Broſi die Naht und enthülſte nach einander zwanzig Ducaten. Broſi fühlte das Gold ſchwer in der Hand, er legte es auf die Treppe und machte dreimal ein Kreuz darüber, es blinkte hell in der Dunkelheit.

„Sie iſt bei alldem doch eine gute Frau geweſen,“ ſagte Moni, ihr Mann antwortete nichts.

Wäre nicht der Gipsmüller zum Leichenbegängniſſe gekommen, es hätten ſich nur Wenige demſelben angeſchloſſen, man ſah es aber doch allen Menſchen an, wie ſie froh waren, daß das Apothekerrösle nun unter die Erde kam.

Dem Gipsmüller theilte auch Broſi das Geheimniß von dem aufgefundenen Schatze mit und überließ ihm auf Zureden Moni's die Entſcheidung, ob er ſolchen mit den Schwägerinnen in der Schweiz theilen ſolle. Der Gipsmüller entſchied für den Alleinbeſitz Broſi's, da die in der Fremde ja nichts für die Mutter gethan hatten, ſondern die Eheleute ſie allein erhalten mußten. Er übernahm hierauf ohne Scheu das Gold und verſprach Broſi Silbergeld dafür, das gar nichts Unheimliches hatte.

Man vermuthete, daß der Gürtel, der zweimal kürzer genäht war, etwa bei einem Falle im Walde dem Apothekerrösle die Lähmung gebracht habe, Gewiſſes ließ ſich natürlich darüber nicht herausbringen, aber ein Theil von dem trotzigen, aufbegehriſchen Weſen der Verſtorbenen ließ ſich allerdings dadurch erklären, daß ſie ſich im Beſitze eines geheimen Schatzes wußte.

Das Haus war nun in doppelter Beziehung frei, das Apothekerrösle war nicht mehr da und die Schuld, die wie ein Geſpenſt darauf gehaftet hatte, wurde abgetragen, aber ein anderes Geſpenſt zeigte ſich. Breſi machte mehrere Verſuche zu einem Häuſertauſch, aber Niemand wollte ſein Haus übernehmen, in dem das Apothekerrösle nächtig als Geiſt umgehen ſollte.

Noch lange nach ſeinem Tode plagte es die Inſaſſen durch dieſen Aberglauben.

Breſi und Moni fanden ſich aber doch nur wenig davon beunruhigt. Zwar kam Breſi immer früher aus der Gipsmühle nach Hauſe, um ſeine Frau nicht allein zu laſſen, und wenn er die Stunden anrief, begann er vor ſeinem Hauſe den frommen Sang, um es damit zu beſchirmen und bald fanden die beiden Eheleute, daß ſie für ihre ganze Lebenszeit Raum genug im Hauſe hatten, gehörte ihnen ja jetzt erſt die Stube zu eigen, und die wohnliche Bühnenkammer war faſt überflüſſig.

Friedlich aber ſtille war's dieſen Winter im Hauſe. Der Tod des Apothekerrösle brachte doch auch für die ganze Kriegszeit einen Segen über das Haus, es wurde theils aus Aberglaube, theils aus Rückſicht, ferner mit Einquartirung übergangen.

Zwölftes Kapitel.

Napoleons Continentalſperre gegen England brachte dem Broſi reichlichen Verdienſt, nicht als Fabrikant oder Schmuggler, ſondern einfach als Maurer bei den vielen Fabrikgebäuden, die beſonders im Elſaß errichtet wurden. Wir dürfen aber auch nicht vergeſſen, daß Broſi durch ein Weltereigniß ſehr viel Kummer hatte, denn Broſi wurde plötzlich ein Ausländer. Bei der Vertheilung Vorderöſtreichs durch den Reichsdeputationshauptſchluß wurde Endringen badiſch und Haldenbrunn württembergiſch. Dieſer Schnitt ging Broſi in's Herz; er wußte nichts von deutſcher Einheit, er war trotz ſeiner Verehrung für Napoleon doch gut kaiſerlich und kannte nichts von dieſem Widerſpruche, das aber fühlte er doch, was es iſt, Länder zu zerſchneiden, und jedesmal, wenn er an dem Grenzpfahl im Walde vorüber kam, machte er ihm ein grimmiges Geſicht. Beſonders mit ſeinem Gevatter, dem Gipsmüller, der nun auch ein Badiſcher geworden war, ſprach er viel über die verkehrte Welt, und als es im Laufe der Jahre hart gegen Napoleon herging, war ſeine erſte Hoffnung, daß Endringen und Haldenbrunn wieder zu Einem Lande gehören würden.

Es iſt aber wunderbar, wie bald die aufgepfropften Begriffe ſelbſtändig ausſchlagen. Es vergingen kaum einige Jahre, als die Endringer und Haldenbrunner als Badiſche und Württembergiſche einander vielfach neckten.

In dieſer Zeit hatte aber Broſi von der Welt doch alljährlich eine beſondere Freude. Obgleich der Rheinländiſche Hausfreund ein badiſcher Kalender war, brachte ihn doch Broſi jeden Herbſt mit nach Hauſe, aber er las keine Silbe darin, bis das Neujahr wirklich da war und auf manchem Gange in der Nacht ſchmunzelte er vor ſich hin, wenn er an die luſtigen Geſchichten dachte, die er geleſen hatte. Von der ganzen Sammlung ſeiner Kalender waren dieſe die zerleſenſten und in keinem iſt mehr eingetragen. Es geſchahen aber auch zu ihrer Zeit die wichtigſten Ereigniſſe.

Der Kilian hatte noch einen Bruder Namens Franz und außer ſeiner Schweſter Rösle noch eine Namens Mariann erhalten, ein zweites Brüderchen lag neben dem Apothekerrösle auf dem Gottesacker. Es gab keine zweite Mutter in Haldenbrunn, die ihre Kinder mehr in Zucht und zur Schule anhielt als Moni; ja ſie ging ſelber noch in die Schule und zwar bei ihrem Kilian, denn ſie lernte bei dieſem Geſchriebenes leſen und ſelbſt die Feder führen. Spielend und ohne daß die Kinder die Unwiſſenheit der Mutter merkten, lernte dieſe die Schreibkunſt, ſie hatte erfahren, wie nachtheilig ihr deren Mangel gegenüber den Kindern war und freute ſich auch kindiſch darauf, an Broſi ſelber einen Brief ſchreiben zu können. Es war ein ſeltſamer

Anblick, wenn die Mutter mit den Kindern um den Tiſch ſaß und wettete, wer zuerſt mit ſeiner „Gſchrift“ fertig werde. Jener erſte Brief Broſi's aus ihren erſten Ehejahren diente Moni als Vorſchrift; ſie hat dabei freilich nicht orthographiſch ſchreiben gelernt, aber beſſer als Broſi brauchte ſie es auch nicht verſtehen und ihre Fehler waren gerade die, die Broſi auch machte. Dieſer war ganz glückſelig als ihm ſeine Moni ſo unverhofft einen eigenhändigen Brief in die Fremde ſchrieb. Die Kinder durften auch oft Briefe an den Vater ſchreiben, von denen aber natürlich höchſtens einer abgeſchickt wurde. Der wiſſenſchaftliche Betrieb im Hauſe war aber doch weit geringer als der in Wald und Feld. Kilian mußte die Kühe in den Wald zur Weide führen, denn die Grasnutzung im Walde war damals noch allgemein, die anderen mußten Streue einthun, Erdbeeren, Himbeeren, Heidelbeeren und Wachholder ſammeln und theils ſelbſt nach der Stadt zum Verkaufe bringen, theils übernahm dieß die Mutter. Ein beſonderes Handelsgebiet war den Kindern aber auch darin gegeben, daß ſie im Herbſte Lichtſpäne — lange zugeſpitzte dünne Scheiben aus dem Kernholz von Kiefern, die man zur Beleuchtung in der Küche benützt — ſtundenweit in kleinen Körben auf dem Kopfe nach dem Getreidelande tragen mußten, um dafür Mehl, Kleie, Schmalz oder auch Aepfel einzutauſchen und manchmal gab es ſogar baares Geld, das die Kinder getreulich ablieferten. So kam es, daß Moni mit einem Häuflein Kinder nicht mehr brauchte als da ſie noch allein war, und die Kinder wurden gewitzigt und ſelbſtändig und früh auf ein ſparliches Umtreiben hingewieſen.

Wenn Broſi im Frühling auf die Wanderſchaft zog, begleitete ihn die Mutter mit den Kindern, die beiden Eheleute ſangen nicht mehr, aber Broſi rief noch laut in der Ferne die Namen ſeiner Kinder nach einander und das war doch noch herzerfriſchender als aller Geſang.

Jedesmal wenn Broſi von der Wanderſchaft nach Haus kam, kaufte er in der Stadt ein Weißbrod und je mehr Kinder im Hauſe waren, je mehr Theile wurden daraus gemacht.

Das Heimweh Broſi's wurde oft wieder ſtärker, in den letzten Herbſtwochen war er immer ein verdroſſener Arbeiter, ohne rechte Eßluſt und ohne rechten Schlaf. Um ſich zu bezwingen, ſetzte er ſich daher jedesmal noch eine Woche weiter zum Aufenthalte in der Fremde feſt, aber jedesmal wenn dieſe Woche kam, ſchenkte er ſich dieſelbe und eilte heim zu ſeiner Moni und zu ſeinen Kindern.

Broſi hatte noch eine zweite Wieſe von anderthalb Morgen, die ſogenannte Bömleswieſe gekauft, es war dieß der Boden eines abgetriebenen Waldes im untern Forlenthale, da wo der Bach eine ſo ſtarke Biegung macht, daß er die Wieſe mehr als im Halbkreiſe umzieht. Moni hatte auch eine erkleckliche Beiſteuer dazu gegeben, denn trotzdem ſie vier Kinder hatte, gewann ſie immer noch ſo viel Zeit zum Spinnen, daß ſie neben dem Hausbedarf an Leinen fünfzig Ellen jährlich verkaufen konnte und daneben legte ſie noch manches zurück zur künftigen Ausſteuer für ihre Töchter, und dazu hatte noch jedes Kind einen baaren Fünffrankenthaler, denn Broſi hatte Jedem das Gleiche geſchenkt wie ſeinem Erſtgeborenen und ganz allein für ſich hatte Moni nicht nur eine vermehrte Kopfzahl für die im Kriege verlorenen angeſtammten Hühner erobert, ſie vermehrte auch noch ihre Hausmacht durch fünf ſtattliche Gänſe.

So ſchmerzvoll und niederdrückend es iſt, wenn ein Familienvater ſich trotz aller Mühen von Jahr zu Jahr verarmen und verkommen ſieht und noch das ein glückliches Jahr nennen muß, in dem er ſich ſo durchſchlug, daß er nichts einbüßte, eben ſo erquickend iſt das Gefühl, ſich wachſen zu ſehen.

Es kommt ſo ſelten vor, daß Jemand von Grund des Herzens und jahrelang ſagt: ich bin ein glücklicher Menſch. Broſi ſagte dieß und war es auch; dabei pflegte er hinzuzuſetzen: „Ich hab Gottlob in ſiebzehn Jahren dem Apotheker nicht mehr bezahlt als einen Batzen und den — für Rattenpulver.“

Das innere Wohlgefühl Broſi's wurde aber auch zum Wohlwollen für andere Menſchen, nie hörte man ihn ein böſes Wort über Jemand reden und wenn man im Auerhahn oder ſonſtwo über Jemanden loszog, duldete er das nicht und nahm ſich des Beſchimpften in jeglicher Weiſe an. Es konnte nicht fehlen, daß Broſi bei ſeiner immerwährenden Heiterkeit für einen halben Narren galt, aber die Rechtſchaffenheit und Gutmüthigkeit hat doch ſo viel Bewältigendes, daß er in Ehre und Anſehen ſtand und beſonders das, daß er Niemanden Böſes nachredete, machte ihn in vielen Dingen zum Rathgeber und Schiedsrichter und Broſi konnte bei mancher glücklichen Auskunft hinzuſetzen: „Ja der Broſi. Mein Mann iſcht koanr.“

Die Kinder Broſi's wurden mit dieſem Eitelkeitsſpruche ihres Vaters frühzeitig geneckt und wo ſie hinkamen, hieß es oft: „Wie ſagt der Broſi? Mein Mann iſcht koanr.“ Sie klagten das oft der Mutter, aber dieſe wagte es nicht gegen eine Grundeigenſchaft ihres Mannes und deren Ausdruck anzukämpfen; ſie hatte es einmal verſucht und jene Trutzwoche hätte ſich faſt wiederholt, ſie beſchwichtigte nun die Kinder ſo gut ſie konnte und beſonders damit, daß man Jedem was nachſpotten müſſe und ihr Vater dürfe das auch ſchon ſagen, es gäbe auch keinen ſolchen Mann mehr auf der Welt wie er ſei. Das merkte ſich der kleine Kilian und als er wieder damit geneckt wurde ſagte er ſtolz: „Und es iſt erſt noch wahr, ſo wie mein Vater giebt's keinen mehr.“

Als man Broſi dieſe Rede ſeines Erſtgeborenen erzählte, hatte er dieſen, der ohnedieß ſein Liebling war, nochmal ſo gern; er nahm ihn oft des Sonntags mit in den Auerhahn und am Werktag in die Gipsmühle. Der Kilian war überhaupt ein geſcheiter Bub, er hatte einſt das einzige Leidweſen Broſi's in der Frage ausgedrückt: „Vater, biſt du nur im Winter unſer Vater?“ Broſi verſprach, ihn bei der Entlaſſung aus der Schule mitzunehmen, dann habe er auch einen Sommervater.

An der Kirchweih tanzte Broſi allzeit regelmäßig mit ſeiner Moni und die Kinder, die auf dem Hausflur waren, tanzten dort ebenfalls. Mit des Kappelbauern Lisle (die Wittwe hatte ſchon lange wieder geheirathet) tanzte der Kilian den Hoppetvogel und den Siebenſprung gerade wie der Vater mit der Mutter.

In dem Jahre als die Verbündeten in Paris einzogen hatte auch Broſi einen Verbündeten. Er nahm ſeinen Kilian mit auf die Wanderſchaft und ſagte zu ſeiner Moni: „Weißt noch wie ich mir die Zeit herbeigewünſcht hab? Und jetzt iſt ſie da. Es kommt Alles. Drum luſtig ſo lang es tagt.“

In dem Jahr als Württemberg einen neuen König erhielt, wurde Broſi noch ein Sohn geboren und der Revierförſter, der jetzige Auerhahnwirth, der zu Gevatter ſtand, gab ihm den Namen Wilhelm, Broſi aber rief ihn bei ſeinem zweiten Taufnamen Severin. Er hatte ſeine beſondere Freude an dem kleinen Severin und ſagte oft:

„Ich freu mich nur, daß wir auch wieder ein klein Kind haben, wenn ſie nur auch länger ſo klein und lieb bleiben thäten, wenn ſie einmal größer ſind, ſind's keine Kinder mehr und machen einem nur noch die halbe Freude.“

Das erſte Lebensjahr Severins war das ſchwerſte für die ganze Familie, es war das Hungerjahr ſiebzehn. Broſi war vor Allem darauf bedacht, daß die Mutter und das Kind die rechte Nahrung hätten, aber der Unſegen, der damals auf Allem ruhte, daß man ganze Schüſſeln aufeſſen und doch nicht ſatt ſein konnte, ſchien ſich auch auf die Muttermilch zu erſtrecken, der kleine Severin ſchrie immer, mehr als je ein anderes Kind.

Broſi wär' in ſeinem ganzen Hausſtand zurückgekommen, wenn ſich nicht jetzt der Gevatter Gipsmüller bewährt hätte; er verkaufte kein Korn an Broſi, er lieh es ihm nur mit der Bedingung, daß er ihm ſolches im andern Jahre wieder als Korn zurückerſtatten müſſe.

Wenn Broſi den Jahrgang 17 ſeiner Kalender in die Hand nahm, ſagte er, da ſteht gar nichts darin, ich vergeß das Jahr aber doch nie.

Dreizehntes Kapitel.

Je mehr die Kinder heranwachſen, um ſo mehr hören die Eltern auf, für ſich ſelber ein Leben zu haben und auch zu wollen; das Schickſal der Kinder wird immer mehr das der Eltern.

Nicht nur am erſten Tage von des Vaters Ankunft, wie dies immer iſt, waren die Kinder brav, ſie blieben es auch.

Die Kinderzucht im Hauſe war eine muſterhafte, das heißt ſtrenge, es wurde wenig an den Kindern erzogen, aber unbedingter Gehorſam war oberſtes Geſetz. Broſi rühmte ſich deß oft, indem er hinzuſetzte: „Es kann eines meiner Kinder auf dem Dache in Lebensgefahr ſein, ich pfeif ihm nur, huit! und bin ſicher, daß es feſtſteht wie eine Mauer und nicht zuckt, bis ich komm und es herunter hol. Das hat mein' Moni zuweg bracht. O die, die könnt' General ſein.“ In der That war dieſe ſtrenge Zucht das Werk Moni's, denn ihr Mann war ja den größten Theil des Jahres in der Fremde, war er aber daheim, ſo konnte man gewiß ſein, daß nie eines der Eltern dem andern in einer Zurechtweiſung der Kinder widerſprach oder nur durch eine Miene einen Widerſpruch verrieth, wenn es auch mit der Anordnung innerlich nicht übereinſtimmte. Der Vater ſtand vor den Kindern wie ein höheres, faſt unnahbares Weſen, eine Patſchhand von ihm war eine hohe ſeltene Gunſt, und half er gar im Frühling ein Mühlrad in den nahen Bach bauen, ſo war das eine Seligkeit. Nie ſahen oder hörten die Kinder einen Zank zwiſchen den Eltern, gab es eine Zurechtſetzung, ſo wurde ein Alleinſein abgewartet, und Frohſinn und Heiterkeit herrſchten allezeit; nur wollte Moni manchmal der Kinder wegen in der Wahl der Lieder wähleriſch ſein, aber Broſi duldete das nicht und behauptete ſtets, er habe dieſe Lieder ſchon gekannt, ehe er zehn Jahre alt war und ſei doch geworden, der er ſei. Monika war geſcheit und ließ ohne ein Wort zu ſagen, die „Geſätzle“ weg, die ihr nicht gefielen, und Broſi war's auch recht; er nahm's mit dem Inhalte juſt nicht ſo genau, wenn's nur geſungen war und recht luſtig, die Worte konnten ſich legen wie ſie wollten, und wenn Moni fortfuhr und immer wieder anſchlug, konnte er eine Strophe zehnmal ſingen und immer ſo vollauf, als wär's das Erſtemal. Nie ließ eines das andere beim Singen im Stich.

Der kleine Severin zeigte ſich ſchon früh als ein eigenſinniger hartköpfiger Burſche und es war oft nahe daran, daß der Ehefriede ſeinethalb geſtört wurde, wenn nicht Moni ſtets darauf hingewieſen hätte, wie das unſchuldige Kind nichts dafür könne, daß ſein Vater verſtimmt und maßleidig ſei. Broſi war dieß aber oft in hohem Grade, denn von außen war ihm der Friede und die Ruhe ſeines Hauſes geſtört worden. In dem Sommer, als der Severin geboren wurde, hatte der Maurerjochem, dem der Garten an der Fenſterſeite von Broſi's Hauſe gehörte, ſich auf dem jenſeitigen verſandeten Ufer ein Haus gebaut und um einen näheren Weg in's Dorf zu haben ein Stück ſeines diesſeitigen Gartens dazu verwendet und der Fußweg ging hart an den Fenſtern Broſis vorbei. Noch in der erſten Nacht ſeiner Heimkehr zäunte Broſi dieſen Weg zu, aber ſchon am andern Tage mußte er auf ſchultheißenamtlichen Befehl den Zaun ſelbſt wieder abtragen und Broſi wetterte und fluchte in ſeinem Hauſe ſo oft Jemand an ſeinen Fenſtern vorüber ging und die Leute machten ſich den Spaß und gingen des Weges auch ohne Noth. Broſi lief zu Amt und verzettelte viel Zeit und Geld mit dieſem Rechtshandel, der mehrmals entſchieden immer wieder von ihm aufgenommen wurde, ſo daß er volle vier Jahre dauerte. Broſi behauptete, daß vier Schuh Platz rings um das Haus ihm gehören, daß er das oft von ſeiner Schwieger gehört habe und nicht davon laſſe.

Er ſprach oft davon, daß wenn er den Prozeß verliere, ſo wandre er aus nach Endringen, wohin er ohnedieß gehöre und wo er eigentlich am liebſten ſei.

Moni war vollkommen mit ihrem Manne einig, daß man dieſes Gäßchen nicht dulden dürfe, aber endlich mußten ſie ſich doch den Entſcheid gefallen laſſen, daß es blieb, zumal dieſer Weg als Kirchen- und Schulweg von Pfarrer und Schullehrer bezeichnet wurde. Mit dem Auswandern nach Endringen ſchien es nicht recht Ernſt geweſen zu ſein und wäre dieß nun auch ſchwierig geworden, da Endringen jetzt Ausland war. Broſi hatte zu dem Schaden noch den Spott, daß er fortan der Gäßles-Broſi hieß; man hatte ſchon lange nach einem Unnamen für ihn geſucht, jetzt hatte man einen, mit dem man ihn aufziehen konnte. Anfangs that er den Leuten den Gefallen, ſich darob zu ärgern, nach und nach aber lachte er dazu und ſeine alte Luſtigkeit brach auf's Neue hervor. Wer aber ſeine beſondere Gunſt haben wollte, durfte nicht durch das Gäßchen gehen und vor Allem ſeine Kinder durften nie dieſen Weg betreten, wie er und ſeine Monika ihr Lebenlang keinen Fuß darauf ſetzten. Es wurde Broſi nicht verwehrt, eine Art Verbau am Eingange des Gäßchens anzubringen, um auch ſeine Hühner und Gänſe abzuhalten, daß ſie den Weg nicht gingen, Broſi rammte aber ſcharfgeſpitzte Pfähle ein, daß ſich Manche daran verwundeten, und wenn man Kies auf das Gäßchen ſchüttete, um es trocken zu legen, war er am andern Morgen verſchwunden; den größten Theil des Jahres gab es keinen naſſeren Weg, als eben dieſes Gäßchen.

Die Gäßlesgeſchichte war noch lange der geheime Kummer Broſis und er klagte beſonders dem Gevatter Gipsmüller oft, daß dieß das einzige Leid ſei, das er mit ſich herumtrage und empfing den Troſt, zufrieden zu ſein, daß er ſonſt keines habe.

Im Jahre achtzehn erließ die Regierung die folgenreiche Verordnung, die den Beamten jegliche Geſchenkannahme verbot; dieß traf beſonders auch die

Forſtbeamten und der Revierförſter, der ſeinem Pathen den Namen des Königs gegeben, ſchien es doch gerathen zu finden, dem Kuhhirt von Ulm zu folgen und von ſelbſt abzudanken; er widmete ſich fortan dem Holzhandel und macht ſchon damals Broſi den Antrag als Kürer, der die Stämme im Walde ausſuchen hilft und eine Art Aufſicht über die Holzknechte hat, bei ihm einzutreten, Broſi aber lehnte es ab, er wollte bei ſeinem Handwerke bleiben, zumal er dieſes Jahr, wie er ſagte „zweiſpännig ausfuhr," denn er nahm nun auch ſeinen Franz mit in die Fremde. Broſi wäre gerne daheim geblieben und ſah ſich deshalb nach einer Beſchäftigung bei einem nahgelegenen Brückenbau um, aber ſchon jetzt zeigte ſich, daß er ein Württemberger war, die badiſchen Arbeiter erhielten den Vorzug und Broſi wanderte wieder in's Elſaß.

In dem Jahre als Kilian Soldat werden mußte, und der Gäßleshandel ſich entſchied, gab Broſi das Nachtwächteramt auf, er hatte es durch zwanzig Winter verſehen und ſagte, auch im Gefühle ſeines Beſitzthums, daß es genug ſei, wenn er fortan am Tage tüchtig arbeite; es war aber, ohne daß er ſich's geſtand, auch Aerger über die Gäßlesgeſchichte; das Dorf das ihm das angethan hatte, war eines ſolchen treuen und hellen Wächters nicht werth. Dennoch erwachte er noch wochenlang zu jeder Stunde und manchmal ſang er leiſe vor ſich hin.

Der kleine Severin war noch ein Aergerniß und bekam viel Schläge, er war das einzige Kind, das es nicht laſſen wollte, auf dem Gäßchen hin und her zu gehen. Es gehörte in der That eine Selbſtüberwindung dazu, das Gäßchen zu vermeiden, man mußte nicht nur immer einen Umweg machen; wenn man aus der Thüre tritt, führt das Gäßchen gerade links an dem Hauſe vorbei und es iſt eine ſeltſame, unerklärte Eigenheit, daß man beim Austritt aus einem Hauſe ohne zu wiſſen wohin links wendet, wie man beim Ankleiden den linken Stiefel zuerſt anzieht. Broſi ſelber mußte ſich noch oft hemmen, daß er nicht unwillkürlich den verbotenen Weg ging. Der Severin war das einzige Kind, das von dem Vater viel Schläge und wenig gute Worte erhielt und gerade der Severin war, wie ſich ſchon früh zeigte, das ehrgeizigſte ſeiner Kinder und hätte ſich eher todtſchlagen laſſen, als daß er um Erbarmen ſchrie oder um Verzeihung bat. Wenn der neue Lehrer, der ein tüchtiger Mann war, den Severin lobte, zuckte Broſi die Achſeln und ſagte: „es iſt eben ein knützer*) Bub. Wenn ihm meine Frau einmal ein Käsbrod giebt, frißt er den Käs oben 'runter und erſt wenn ich ihm mit Schlägen droh, bitzelt er am Brod, und ich ſollt ihm Hoſen von Eiſen machen laſſen, er hat eine beſondere Kunſt ſeine ledernen zu verreißen. Das beßt' an ihm iſt, daß er ſingen kann wie ein Kanarienvogel, aber wenn man's ihn heißt, da thut er's nicht und wenn ich aus der Haut fahr. Ich will ihn aber ſchon eingeſchirren, wenn ich ihn einmal mit mir nehm' und ihn ferm in meine Finger faſſ'."

Die erwachſenen Söhne und Töchter Broſi's gingen nun auch ſchon zum Tanz, das Röſle, das neben Kilian der Liebling Broſi's war und das er oft „mein ſchön Mädle" nannte, hatte bereits eine entſchiedene Bekanntſchaft mit des Jörgtoni's Kaspar, aber Broſi und Moni waren noch immer regelmäßig auf dem Kirchweihtanze und ſo luſtig wie je und wieder hatte dieſe Luſtigkeit einen andern Charakter, es war nicht mehr wie in ledigen Tagen noch wie in der erſten Ehezeit, man war jetzt mitten unter den erwachſenen Kindern und eine gewiſſe Scheu vor ihnen begrenzte den Uebermuth, andererſeits aber hatten Broſi und Moni ihre Freude an der Luſtbarkeit der Kinder faſt noch mehr als an der eigenen und die Kinder könnten neu aufgekommene Tänze, beſonders den Gallopp, den die Alten nicht mehr verſtanden und hätten ſie das auch, ſich nicht mehr dazu geeignet fühlten. Broſi war aber keiner von denen, die über dieſe Neuerungen ſchimpften, im Gegentheil, er ſagte zu ſeiner Frau:

---

*) knütz = zu böſen Streichen aufgelegt, nichts nutz.

„Die junge Welt hat eben ihre neuen Sprüng'. Wir bleiben bei unſeren alten."

Es war jedesmal eine feierliche Freude, wenn Broſi und Moni ihre Tänze aufführten; ihre eigenen Kinder betrachteten dieſe als eine Art öffentlicher Kundgebung des Hausfriedens, denn glücklicher als Broſi und Moni lebten keine Eheleute, ſie ſtanden noch allzeit zu einander wie Braut und Bräutigam in zuvorkommender Freundlichkeit und heiterm Scherz, und man konnte nicht ſagen, ob Broſi ſeine Moni mehr ehrte und lobte oder ſie ihn.

Broſi war der erſte, der das neue Geſetz mit übertreten half, da vermöge allerhöchſter Fürſorge in den Beſtimmungen des Decrets der Oberregierung vom

17—22 Juni 1811 der Tanz mit dem Schlage zwölf Uhr enden ſollte. Schon die polizeiliche Ueberwachung des Tanzes war Broſi ein Greuel, aber er ſetzte ſich darüber weg und Haldenbrunn lag auch ſo weit an der Grenze, daß die Strenge des Geſetzes dort etwas nachließ. Das Verbot aber, daß die Schulkinder dem Tanze zuſehen und ihn auf dem Hausflur nachahmen durften, wurde unnachſichtlich aufrecht erhalten.

Broſi wollte ſeinen Severin zwingen, mit ihm zu gehen, aber dieſer blieb widerſpenſtig und flüchtete ſich zum Lehrer, der dem, wie er glaubte, mißhandelten Knaben beſonders zugethan war. Severin konnte überhaupt ſchon frühe die Späſſe ſeines Vaters nicht leiden und dieſer ſagte oft: „in dem Buben ſteckt etwas vom Apothekerrösle, aber ich treib's ihm aus, und wenn er mir unter der Hand bleibt.“ Wenn man den Severin mit dem Spruche ſeines Vaters neckte, ſchlug er um ſich und die Mutter hatte viel zu vertuſchen und wiederum ſchien ihm nichts heilig: keines der Kinder hätte eine der oberen Zwetſchgen im Garten angerührt, denn dieſe ließ die Mutter ſtets ſtehen bis ſie runzlig wurden, und bewahrte ſie für den heimkehrenden Vater, der Severin aber war unverſehens auf einem der Bäume und ging oft nicht herunter, bis man mit Steinen nach ihm warf.

Severin brachte immer am wenigſten mit, wenn er mit anderen Kindern in den Wald geſchickt wurde, um Waldbeeren zu ſammeln, denn man hörte, daß er meiſt in den Himmel ſchauend unter einem Baume lag, und ſollte er im Herbſte Lichtſpäne in's Getreideland tragen, mußte man ihn jedesmal mit

Schlägen dazu zwingen und einmal kam er acht Tage lang nicht nach Hauſe und keine Gewalt der Welt hätte aus ihm herausgebracht, wo er geweſen war.

Die Landesvermeſſung kam auch nach Haldenbrunn, der Lehrer empfahl den Geometern den Severin, der noch die Schule beſuchte, aber ſchon ein hochaufgeſchoſſener Knabe war. Broſi wollte es nicht geſtatten, daß Severin mit den Geometern ging, aber Moni ließ nicht nach, bis er es zugab, und als er das Lob ſeines Sohnes hörte, der ſehr anſtellig war, that ihm das wohl, aber freundlicher ward er nicht gegen ihn; er getröſtete ſich der Zeit, wo er ihn ganz allein in ſeine Hand bekommen und ihn ſchon zurecht ſetzen werde.

Hatte man vom Severin vielen Kummer, ſo machten die anderen Kinder um ſo mehr Freude. Der Kilian war auf Urlaub gekommen und arbeitete wieder fleißig mit dem Vater und dem Franz. Das Rösle war Braut mit des Jörgtoni's Kaspar. Broſi und Moni erfuhren nichts davon, daß dieſe Brautwerbung der Mutter einen böſen Ruf gemacht hatte. Der Kaspar hatte nämlich eine Zeitlang das Rösle verlaſſen, und war der reicheren Tochter des Kappelbauers nachgegangen, da wurde des Kappelbauern Tochter plötzlich von einem Blutſturz befallen und ſtarb, der Kaspar kam wieder zu dem Rösle und wurde auch wieder angenommen, die Leute aber ſagten, die Moni habe das Hexen von ihrer Mutter geerbt und habe des Kappelbauern Tochter verhext. Da Broſi und Moni hievon nichts erfuhren, war ihre Freude an der glücklichen Verſorgung der Tochter eine ungetrübte.

Broſi hatte ſich, theils um die Heirath zu ermöglichen, theils aber auch aus Stolz, bei der verſprochenen Ausſteuer über ſeine Kräfte angeſtrengt und arbeitete nun doppelt emſig mit ſeinen beiden Söhnen, um den Ausfall baldigſt wieder einzubringen. Er hatte für zwei Jahre eine glückliche Arbeit gefunden, nur vier Stunden entfernt wurde eine neue Straße mit mehreren Brücken angelegt und dießmal auf württembergiſchem Grunde, und Broſi war nun mit den Seinigen jeden Sonntag zu Haus.

Eine luſtigere Hochzeit als die von Rösle und Kaspar war lange nicht in Haldenbrunn geweſen, Broſi konnte ſich zwar Anfangs nicht damit zufrieden geben, daß die fürſorgliche Regierung den alten Brauch verboten hatte, daß die Hochzeitlader mit gezücktem Säbel die Braut geleiteten und die Säbel in die Decke ſteckten, darunter Braut und Bräutigam ſitzen mußten. Dieſes Eingreifen in die alten Gewohnheiten verbitterten ihm faſt den glückſeligen Tag und er ſprach oft davon und ließ es an derben Schimpfworten nicht fehlen, aber er lernte allmälig, ſich einen Freudentag weder durch einen Regierungserlaß noch durch ein ſonſtiges Ereigniß verderben zu laſſen und Moni verſtand es, ihm darüber hinweg zu helfen. Die Eltern waren die luſtigſten auf dem Tanzboden und Broſi rief oft: „Moni, jetzt ſind wir hier zweimal daheim.“ Er hatte ſich einſt ſo glücklich geſchätzt beim Gipsmüller eine freundliche Stätte zu haben außer dem Hauſe, jetzt ging er zu ſeinem eigenen Kinde und war dort hochgeehrt und geliebt.

Vierzehntes Kapitel.

Als Severin aus der Schule entlaſſen wurde, ſprach er ſeinen Wunſch aus, Geometer zu werden, aber Broſi wies ihn barſch ab, es dürfe keines ſeiner Kinder für ſich allein ſorgen, es müſſe Jedes mit beitragen, den Hausſtand zu erhöhen. Es war ein fröhlicher Tag als Broſi dreiſpännig ausfuhr, der Vorſpanngaul war und blieb aber widerſpenſtig. Broſi ſuchte ſeinen Jüngſten durch gute Worte zu zähmen, aber es ſchien zu ſpät dazu, und wenn der Vater in Geſellſchaft der Genoſſen allerlei Späſſe machte, biß Severin auf die Lippen, während die Anderen lachten.

Im Winter, wenn die Söhne Schindeln ſchlitzten, war Severin verdroſſen dabei, ſeine Hauptfreude war, wenn er die Schindeln im Schuppen zum Trocknen aufbauen durfte. Broſi ſelber lobte ihn über die ſchönen Häuſer, Brücken und Schlöſſer, die er aus den Schindelbüſcheln aufbaute und nannte ihn ſtets ſeinen Boſſler.

Manchmal ſchien ſich ein beſſeres Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn herzuſtellen und beide beſtrebten ſich deſſen ſichtbar. Severin hatte dem Vater ſchon oft darum angelegen, er möge doch die Bömleswieſe verbeſſern, dadurch, daß man dem Bache eine andere Richtung gebe, Vreſi hatte ihn damit abgewieſen, auf immer wiederholtes Drängen aber ihm endlich geſtattet, beim Forſtamte die Erlaubniß dazu nachzuſuchen und die Sache ſelber auszuführen. Nach vielen vergeblichen Gängen erhielt Severin die Genehmigung, und mit theils ſelbſtgefertigtem, theils entlehntem Handwerkszeug ſteckte er die Wieſe ab und leitete den Bach gerade durch, wobei er noch Vorrichtungen zur bequemen Wäſſerung anbrachte, daß die Wieſe um die Hälfte mehr werth war und das Lob Severins im ganzen Dorfe ſich ausbreitete. Dieß ſchien ihm aber nicht zu genügen, er blieb verdroſſen und einſilbig.

An der Kirchweih ging er wohl auch zum Tanze, aber er ſaß ſtill bei ſeinem Schoppen und ſchaute nicht auf, wenn Vater und Mutter zur Bewunderung Aller ihre Tänze ausführten; ja, er ſagte der Mutter, es ſchicke ſich nicht mehr für ſie, die Junge zu ſpielen und Moni, der das ſelber ſchon nicht mehr genehm war, ging das Jahr darauf gerade an dem Tage in die Mühle zum Mahlen. Alt und Jung wollte ſich die gewohnte Freude nicht nehmen laſſen und man entbot eine Geſandtſchaft mit einem vorausgehenden Klarinettiſten als Herold zu Moni in die Mühle, ſie aber wies jede Einladung entſchieden ab und ſagte zuletzt: „Nicht zehn Gäule bringen mich zum Tanz.“ Der Jörgtoni wußte hierauf einen geſcheiten Ausweg, der mit Halloh ausgeführt wurde; man ſpannte elf Gäule an einen Schlitten, und Moni mußte wider Willen lächelnd nachgeben und wurde im Triumphe mit dem ſeltenen Geſpann in den Auerbahn gebracht.

Seitdem iſt das Sprüchwort in Haldenbrunn. Wenn einer ſagt: „Zehn Gäule bringen mich nicht zu dem und dem,“ ſo antwortet man: „aber elf Gäule wie die Moni aus der Mühle zum Tanz“ und Fremde, die das nicht verſtehen, erhalten willfährigen und genauen Bericht über die Entſtehung dieſer Redeweiſe.

Das Jahr darauf klagte Moni über Unwohlſein und Broſi blieb bei ihr daheim. Eine Geſandtſchaft aus dem Auerbahn erhielt einen abſchlägigen Beſcheid. Die Kinder waren Alle auf dem Tanze und ſelbſt Severin war heute mit unter den Jubelnden.

Es war eine helle Herbſtnacht, der Mond ſtand glänzend am Himmel und warf ſein ſchräges Licht vielfach gebrochen in die Stube. Broſi hatte die Ampel gelöſcht und ſaß noch lange ſtille und horchte auf die Muſik, die vom Auerbahn herübertönte, er ſchnupfte viel, denn das hatte er ſich ſeit geraumer Zeit angewöhnt, es wollte ihm gar nicht in den Sinn, daß er zum Erſtenmale nicht zum Kirchweihtanze ſollte; mehrmals ſagte er in ſich hinein: „ſei nicht ſo närriſch, du biſt kein junger Burſch mehr, die Schlappen ſind jetzt deine Tanzſtiefel. Du biſt Großvater;“ aber er konnte ſich das in allen möglichen Wendungen wiederholen, es half nichts, er meinte immer, er müſſe entfliehen. Endlich legte er ſich doch ſtill ſeufzend in das Bette, aber den Schlaf fand er nicht.

Mitternacht war vorüber, da regte ſich Moni und er ſagte leiſe:

„Moni, Moni."

„Was? Was willſt?"

„Ich hab' gemeint, du ſchlafſt."

„Ich hab' nicht geſchlafen. Was willſt denn?"

„Ich kann auch nicht ſchlafen. Hörſt die Muſik?"

„Freilich, die läßt ja einem kein Aug zu thun."

„Jetzt ſpielen ſie den Bändelestanz." Ich möcht nur auch wiſſen, wer den tanzt?"

„Geh 'nauf und ſieh' zu, ich hab' dir ſchon geſagt, geh' du allein. Es iſt mir lieber, wenn du gehſt."

„Ich geh' nicht allein. Aber weißt was? Wir haben doch eigentlich geſchworen, daß wir, wenn wir geſund ſind, jede Kirchweih tanzen wollen."

„Ich bin aber nicht wohl."

„Wird nicht ſo arg ſein. Weißt was? Steh' hurtig auf und zieh dich an. Oder ſag' mir ehrlich, tanzſt du nicht auch gerne?"

„Freilich wohl, rechtſchaffen gern, aber was willſt?"

„Komm', wir tanzen daheim."

Mit einem luſtigen Juchhe ſprang Broſi aus dem Bette, gab Moni ihre Kleider auf daſſelbe und zog ſich raſch an. Vom Auerbahn tönte die Muſik, der Mond ſchaute gerade voll in die Stube, und Broſi und Moni tanzten mit einander, und Broſi jauchzte und ſtampfte auf und ſchnalzte mit den Händen, er warf ſeine Moni in die Luft und fing ſie wieder auf, da öffnete ſich die Stube und die Kinder ſtanden beifallrufend und jauchzend unter der Thür, ſie waren vom Tanze zurückgekehrt und Niemand hatte ihren Eintritt vernommen.

„Wo iſt der Severin?“ fragte Broſi.

„Er iſt mit uns, er iſt grad verſchwunden,“ berichteten die Kinder.

„Wer hat den Bändelestanz ausgeführt?“

„Des Rösle's Kaspar, und prächtig,“ berichtete Mariann, und Franz, der nach Severin ausgeſchaut hatte, ſagte, daß er ſchon oben auf der Bühne in ſeinem Bette liege.

Der Severin war alſo der einzige, der ſich über die Fröhlichkeit ſeiner Eltern nicht gefreut hatte und ſtill davon geſchlichen war. Er war und blieb ein ſeltſamer nicht zu bewältigender Trotzkopf.

Das Ende des vortrefflichen vierunddreißiger Weinjahres brachte unſerm Broſi eine große Freude, er hatte das Glück ſeine zweite Tochter Mariann nach Endringen zu verheirathen und zwar an den Peterſepp, der jahraus jahrein in der Gipsmühle des Gevatters arbeitete und der ein weitläufiger Vetter von des Jörgtoni's Kaspar war. Die Wurzeln eines ausgebreiteten Familienanhangs erſtreckten ſich immer weiter hinaus, aber dieſe, die ſeinen Geburtsort berührte, war für Broſi beſonders nahrungsfriſch.

Am Hochzeitstage war es als ob der Boden ſeiner Heimath ihn verjünge und oft rief er: „Jetzt hab ich wieder einen Ableger in meinem Endringen, und wenn's uns in Haldenbrunn überleidet wird, gehen wir nach Endringen. Nicht wahr Moni?“

„Ja, wo du hingehſt, geh ich mit.“

Manchmal aber war es doch Broſi als ob das nicht mehr das alte Endringen wäre. Die Leute hatten ein anderes Weſen, er konnte nicht recht faſſen, worin das beſtand und glaubte, daß es darin liegen müſſe, daß Endringen badiſch geworden ſei, aber mit alten Kameraden ſang er unaufhörlich Lieder, die nicht badiſch und nicht württembergiſch waren.

Wie die Flüſſe und Ströme auf der Erde ihren Weg ziehen, unbekümmert um die Gränzpfähle an ihrem Ufer, ſo fluthet über der Erde ein unſichtbarer Strom des Geiſtes, der nicht zu faſſen und nicht zu bannen iſt von willkürlichen Scheidungen.

Broſi überſchritt jetzt auch oft die Grenzen vieler deutſchen Länder. Die Eiſenbahnen, deren Vollendung über alle Trennung hinweg eint, hatten ſchon bei ihrer Erbauung die Arbeitskräfte der verſchiedenen Länder vereinigt und den Unterſchied der Fremdheit wenig gelten laſſen. Broſi zog mit ſeinem Dreigeſpann nach dem Niederrhein und brachte reichlichen Verdienſt zurück. Im Auerhahn hatte er dann viel zu erzählen von den fremden Landen und beſonders von einem Dunkelnel, den er auswölben half und der viele Stunden weit durch einen Berg führte. Severin ließ es ſich nie nehmen, den Vater zu berichtigen, daß es Tunnel und nicht Dunkelnel heiße.

Ueberhaupt muß man ſagen, daß Severin nicht dem Beiſpiele Sems des Sohnes Noah folgte; wo ſich ſein Vater eine Blöße gab und etwas falſch erzählte oder unrichtig erklärte, konnte man ſicher ſein, daß Severin einfiel: das iſt ganz anders, das iſt ſo und ſo. Er hatte in der Regel recht und zeichnete mit Kreide Alles zum beſſeren Verſtändniß auf den Tiſch. Broſi kämpfte immer mit ſich, ob er ſtolz darauf ſein ſolle, einen ſo geſcheiten Malefizbuben zu haben, oder wie er berechtigt war, ſich ärgern ſollte, ſo hingeſtellt zu werden. Er wurde nicht darüber einig, aber ſo viel zeigte ſich doch, daß er im Grund des Herzens keinen Haß auf den Severin hatte, denn er ſagte ſtets: „Mein Kilian und mein Franz müſſen aus heirathen und mein Kleiner kriegt des Vaters Gut.“ Seitdem Broſi noch mehr Wieſen und ſogar einen Morgen Wald gekauft hatte, nannte er ſein Beſitzthum ſtets halb ſpöttiſch halb ruhmredig ſein Gut.

In dem Jahre als Franz, der ebenfalls Soldat und zwar Kanonier geworden war, den Abſchied erhielt, mußte Severin zur Looſung und in dieſem Herbſte kam der Vater in voller Entzweiung mit dem jüngſten Sohne nach Hauſe. Keiner von beiden hat je genaue Auskunft darüber gegeben, wie weit ihr Streit gediehen war, ja Severin ſchwieg ganz darüber; nur Broſi erzählte, ſein Sohn habe geſagt, daß er lieber vorher deſertire, wenn er wüßte, daß er Soldat werden müſſe und darauf habe Broſi ihm geſagt und bewieſen, daß er ihn eher erwürge, ehe er ſich durch ihn die Schande anthun laſſe, ſeinen ehrlichen Namen in die Zeitung und ſogar in einen Steckbrief zu bringen.

Broſi geleitete ſeinen Severin ſelber in die Stadt zur Looſung und als dieſer jubelnd berichtete, daß er ſich frei geloost habe, ſchüttelte der Vater den Kopf und ſagte: „Iſt mir nicht recht. Es wär dir geſund geweſen, wenn ſie dich unterm Militär ein bisle gezwiebelt hätten.“

Von nun an hatte Severin keine Ruhe mehr im Hauſe, er konnte nicht mehr auf einem Stuhle ſtille ſitzen, ſondern lief immer aus und ein und wenn er mit dem Vater und den Brüdern beim Gipsmüller dreſchte, traf er oft im Selbſtvergeſſen die Dreſchflegel ſeiner Genoſſen und in dem Hauſe, wo nie ein Zank geweſen war, gab es jetzt täglich einen Lärm, daß die Leute auf dem Gäßchen ſtehen blieben, denn der Broſi ſchalt ſeinen Severin und war doppelt böſe, weil er ihm meiſt gar keine Antwort gab.

Endlich brachte es Moni mit vieler Mühe dahin, daß Severin ſich ein Wanderbuch holen und ein paar Jahr in die Fremde ziehen durfte. Ein neuer Ranzen wurde gekauft und ein dauerhafter Inhalt von Kleidern und Wäſche dafür hergerichtet; der Severin aber gab dem Vater noch immer kein gutes Wort.

Am Sonntagmorgen, als die ganze Familie beiſammen war, die kaum die Stube faſſen konnte, der Kaspar und das Rösle mit drei Kindern, die Mariann und der Peterſepp aus Endringen und Kilian und Franz mit den Eltern, da packte Severin alles Hergerichtete ein, und als er die letzte Schnalle zugezogen hatte und den Stechpalmenſtock, den er ſich auf dem Kappelberge geſchnitten hatte, in die Hand nahm, ſchnupfte Broſi ſchnell eine Priſe, die er zwiſchen den Fingern hatte und ſagte, die Hand auf den Ranzen legend:

„Schad, ſchad um das ſchöne gute Sach. Wie bald wirſt du das verlumpen.“

„Ich will gar nichts von euch, gar nichts!“ ſchrie Severin zornroth und warf dem Vater den Ranzen vor die Füße, „behaltet Alles. B'hüt Gott, Mutter, b'hüt Gott, Geſchwiſter.“

Und hinaus rannte er aus der Stube und über den Steg und nahm nichts mit als den Stechpalmenſtock in der Hand und das Wanderbuch in der Taſche.

Die Mutter und Geſchwiſter ſchauten ihm nach und riefen ihm, aber er kehrte ſich nicht um und Broſi ſtand wie feſtgebannt und ſchaute immer auf den Ranzen vor ſeinen Füßen. Die Mutter wollte den Kilian und den Franz und ihre Schwiegerſöhne dem Flüchtigen nachſchicken, aber Broſi rief mit ſtarker Stimme:

„Da bleibet ihr, Keiner, kein Menſch ſag ich, darf ihm nach. Er muß allein wieder kommen und kommt er nicht, ſo ſoll er zum Teufel gehen, aber er kommt, ſei ruhig, Moni, heul nicht, er kommt ſchon wieder.“

Man harrte ſtille, keines ſprach ein Wort, es läutete zur Mittagskirche, aber Niemand ging dahin und Broſi that als ob er nicht merkte, daß der Peterſepp mit einem verſtändigenden Blicke auf die Mutter ſich davon ſchlich und bald über den Steg rannte.

Die Mittagskirche war ſchon zu Ende, aber weder Peterſepp noch Severin waren gekommen. Broſi zog ſeinen Rock an und ging nach dem Auerhahn, er wollte ſeine Frau walten laſſen und dieſe ſchickte den Kilian und bald nach ihm den Franz fort. Es wurde Nacht als alle Ausgeſandte wieder kamen, aber ohne den Severin, ja, ſie hatten ihn nicht einmal geſehen; nur der Peterſepp brachte die Kunde, die er von einem Endringer erfahren, dieſer hatte den Severin bei der Bömleswieſe getroffen, er ſei ganz heiter geweſen und habe geſagt, er gehe in die Fremde, zuerſt in die Schweiz zu ſeinen Baſen.

Fünfzehntes Kapitel.

Es war nun wieder Ruhe und Stille im Haus, aber der Friede und die Freude wollten lange nicht in daſſelbe einkehren. Moni merkte wohl, daß ihr Mann im Stillen auch traurig über den ſo feindſeligen Weggang ihres jüngſten Sohnes war, und er mußte es um ſo mehr ſein, da er doch eigentlich ſchuld daran war, ſie ſuchte daher nach den erſten jammervollen Tagen ihren lauten Schmerz zu bewältigen; aber den zurückgelaſſenen Ranzen konnte ſie nie ohne Thränen anſehen, da war noch Alles gepackt, und die neuen nägelbeſchlagenen Stiefelſohlen kamen ihr ſo traurig vor, als läge ihr Sohn zu Boden geworfen und ſie ſtand vor ſeinen Füßen.

Am dritten Sonntag, während Broſi in der Morgenkirche war, packte ſie endlich aus und legte es zu oberſt in ihren Kaſten, ſie weinte viel dabei, war aber als dieß abgethan war, wieder heiterer. Sie hatte ſelbſt nach Baſel an ihre Verwandten geſchrieben, aber dieſe antworteten, daß ſie nichts vom Severin geſehen hätten. Im Dorfe hieß es nur im Allgemeinen, der Severin ſei im Zorne von ſeinem Vater davongegangen; die Geſchwiſter und die Tochtermänner hüteten ſich wohl, etwas von der Familienſtreitigkeit unter fremde Leute zu bringen. Man hörte lange nichts von Severin. Erſt als Broſi ſelber wieder in die Fremde zog, ſagte ihm der Revierförſter, der jetzt ſchon Auerhahnwirth war:

„Ich hab' ſechs Wochen, nachdem dein Severin fort geweſen iſt, Briefe von ihm gehabt aus Mainz.“

„So? und was ſchreibt er?“

„Er bittet mich als ſeinen Gevatter, ich ſoll bei dir anhalten, du mögeſt ihm doch was Geld ſchicken.“

„Haſt ihm Antwort geſchrieben?“

„Ja.“

„Ohne mein Wiſſen? Und was denn?“

„Was ich gewollt hab. Ich hab ihm geſchrieben: wenn ein Menſch wie er ſich nicht allein fortbringen kann, ſoll er heimkommen und ſeinem Vater helfen Kartoffeln ſchälen.“

Es nützte nichts, daß Broſi den Gevatter über ſeine eigenmächtige Handlungsweiſe hart anließ, und er getröſtete ſich endlich, daß er ſeinen Sohn gewiß in Mainz oder beim Baue des Dunkelnels finden werde. Er machte ſich ſchon im Voraus ein Verfahren zurecht, das er gegen ihn beobachten wolle, und war nur zweifelhaft, ob er den Ranzen gleich mitnehmen ſolle, aber es war beſſer, dieß zu unterlaſſen, denn man konnte doch einander verfehlen, und Moni war wieder auf's Neue aus ihrem eingeſchlummerten Leidweſen geweckt.

Mit frohem Muthe zog Broſi mit ſeinen beiden

Söhnen aus, er fand in Mainz richtig die Spur ſeines Severin, aber von da an war nichts mehr zu erkunden.

Der Schmerz um den verlorenen Sohn lebte noch in beiden Eltern fort, in Moni allerdings noch ſtärker, aber die Alles heilende Zeit und noch mehr die lebendige Erfüllung der Tagespflicht, ſowie die Sorge um Kinder und Enkel hüllte Alles bald in einen ſanften Dämmer. Am Namenstage des Severin ſagte Moni einſt:

„Es iſt mir wie vorbedeutend, mein Severin iſt das einzige Kind geweſen, das an der Muttermilch nicht genug gehabt hat, ich hab ihm ſchon mit zehn Tagen noch was dazu geben müſſen, und ſo mein' ich wär ſein Wandern auch; er hat eben an der Muttermilch nicht genug gehabt. Aber hart iſt's doch, daß er ſeine alten Eltern ſo in Jammer läßt und uns ſo ganz vergißt. Der Lehrer ſagt auch, er begreiſe das nicht und der hat ihm immer die Stang gehalten."

„Das verſteh ich ſo gut als der Lehrer und als der Pfarrer" erwiderte Broſi. „Es iſt ſchon ſo. Gott hat uns eben eine Anfechtung ſchicken müſſen, daß wir zeigen, ob wir brav und luſtig bleiben; auf ebenem Weg wär' das kein Kunſt geweſen. Drum müſſen wir das haben, weil wir Gottlob ſonſt nichts zu klagen hätten."

Broſi bewies es, daß er nicht nur brav, ſondern auch luſtig geblieben war. Bei der Hochzeit ſeines Erſtgeborenen, der die Großmagd des Furchenbauern von Endringen heirathete, die ſich ein Erkleckliches verdient hatte, tanzte Broſi trotz des nicht vergeſſenen

Kummers um ſeinen Severin wiederum ſo, daß er mit vollem Nachdruck ſagen konnte: „Mein Mann iſcht koanr.“ Und dieß zeigte er nicht nur in der Heiterkeit, ſondern auch in der Arbeit; er zog im härteſten Winter beim Dreſchen nie eine Jacke und Handſchuhe an, und wenn man ihn darob rühmte, konnte er ausrufen: „Ja der Broſi, es iſt nicht wahr, daß ich ſchon hinten in den ſechzig bin, ich bin erſt ſiebzehn Jahr alt und ſei es wie es will, ich bleib dabei, die ſchönſten Jahre ſind die von ſechzig bis neunzig. Ich bin Anno ſiebzig geboren, drüben wie man noch ſiebzehn geſchrieben hat, ich muß es hüben auch ſchreiben, da wird nichts abgehandelt, ich will wenigſtens noch vier Jahr Trinkgeld.“ Wenn er ſo redete, hielt er immer ſeine Doſe feſt in der linken Hand, knickte ein wenig in die Kniee und hob ſich als wollte er in die Höhe ſpringen.

Die Auswanderung nach Amerika, die ſich immer mehr auf dem Schwarzwalde ausbreitete, hatte auch Haldenbrunn ergriffen und keiner ging fort, der nicht einen beſonderen Abſchied bei Broſi und Moni nahm und Broſi trug getreulich alle ihre Namen in ſeinen Kalender ein. Dieſe Auswanderungen, ſo manchen Schmerz ſie auch brachten, waren doch für Broſi und Moni troſtreich, ſie ſagten jedem Davonziehenden, er ſolle ſich nach dem Severin umſchauen und von ihm berichten. In alle Weltgegenden gingen nun lebendige Botſchaften, die doch etwas von dem verlorenen Sohne erkunden mußten, und die beiden Eheleute beſtärkten ſich dann darin, daß ſie ſich bedünken laſſen mußten, ihr Sohn ſei über's Meer gewandert, er lebe noch und ſie wüßten nur nicht wo und wie und dürften hoffen ihn einſt wieder zu ſehen.

„Aber weißt“ ſetzte dann Broſi hinzu „ich möcht' ihn doch noch da auf der Bank ſitzen ſehen, droben auf dem Himmelsſtuhl iſt mir's doch ein bisle zu ſpät, und ich möcht' ihm doch auch noch ſagen, daß ich ganz gut mit ihm bin und er auch mit mir und wir könnten beide ruhiger ſterben.“

Moni ſeufzte ſtill, ſie konnte ihrem Manne nicht ſagen, wie ihr zu Muthe ward, wenn von Severin die Rede kam; daß er noch lebte, ſagte ihr eine innerſte Zuverſicht und ſie zweifelte gar nicht an deren Wahrheit. Die Ausgewanderten ſchrieben in ihren Briefen, daß ſie nichts von dem Severin erfahren hätten, aber jedes ſchrieb einen beſondern Gruß an Broſi und Moni und die Neuverheiratheten ſetzten oft hinzu, daß ſie weiter nichts wünſchen, als ſie möchten auch eine ſo gute Ehe haben wie Broſi und Moni.

„Siehſt“ ſagte dann Broſi „in Amerika reden ſie von uns. Moni, wie meinſt? Wenn wir's erleben, halten wir goldene Hochzeit und laſſen uns noch einmal zuſammen geben, oder willſt mich nimmehr und ſoll ich mir eine andere holen? Darfſt's nur ſagen, du haſt das Jawort.“

Jedem Begegnenden erzählte Broſi, was die Ausgewanderten an ihn geſchrieben hätten und war allezeit wohlgemuth. Wer ihn von ferne ſah, lächelte im Voraus, denn er wußte, daß der Broſi ihm etwas Erheiterndes ſagen würde und verrechnete ſich nie und Broſi ward dadurch ſelber immer heiterer, denn wie das Lied den fremden Hörer erfreut, ſo ſtrömt es auch die Luſt wieder auf den Singenden zurück. Im Erheitern Anderer, in dieſer allzeitigen Gewißheit eines Jeglichen, daß der Broſi nicht anders als luſtig ſein könne, war er es auch und hob ſich ſelber über jeden inneren Verdruß hinweg.

In Folge der Auswanderung hätte Broſi jetzt leicht ein anderes Haus bekommen können, aber er ſagte ſtets: „ich bleib jetzt einmal auf meinem Gut,“ und Moni ſetzte hinzu: „da haben wir zu leben angefangen und da wollen wir's auch beſchließen.“

„Aber noch lang nicht, die ander Welt lauft mir nicht davon“ ſchloß dann Broſi „und das ſag ich dir Moni wenn du mir das anthuſt, daß du vor mir davon gehſt, bin ich dir mein Lebtag bös und wenn ich 'nüber komm red ich nichts mit dir.“

Es gab in der That keine glücklicheren Menſchen als Broſi und Moni und dazu waren ſie allezeit geſund. Wäre der Kummer um Severin nicht geweſen, ſie hätten gar nicht gewußt, was Leid iſt.

Im Jahre 41 vollführte Broſi ſeine letzte Maurerarbeit und zwar am Forlenbache. Dieſer wurde von der Regierung zur ſogenannten Wildflößerei eingerichtet; das Brennholz, das hier auf dem Walde faſt ganz werthlos war und wofür man kaum die Aufbereitungskoſten erlöſte, wurde durch Schwellungen thalwärts geſchwemmt und von dort auf der Achſe nach dem holzarmen Unterlande gebracht. Als der Flußbau vollendet war, erhielt Broſi eine ihm genehme Anſtellung, er wurde beeidigter Holzmeſſer. Der gekerbte Maßſtab, den er nun immer bei ſich führte, war ihm auch als Stock willkommen, denn er hatte ſich immer dagegen gewehrt, ſich einen andern beizulegen.

Die großen Holzbeugen, die wir beim Eingange in das Dorf geſehen haben, ſind noch von Broſi aufgerichtet. Dieſes Aufſchichten des Holzes betrieb er mit einer wahren Kunſtliebhaberei. Wenn er eine lange Gaſſe aufgeſtellt und Thüren und Durchgänge darin gelaſſen, konnte er ſich davor hinſtellen und allein für ſich oder zu Anderen ſagen: „Ja der Broſi, mein Mann iſcht koanr.“ Beim Ausmeſſen in Klafter war er äußerſt gewiſſenhaft und von ſeinem Handwerke her hatte er ein großes Geſchick, die Scheiter ſo zu legen, daß gerade das Rechte herauskam; denn man berechnet ein Klafter auf hundertvierundvierzig Kubikfuß, davon werden vier und vierzig als Zwiſchenraum abgerechnet, ſo daß für die wirkliche Holzmaſſe, das was man Derbraum nennt, geradeaus hundert Kubikfuß verbleiben.

Dieſe Arbeit war Broſi um ſo willkommener, weil er nun auch im Sommer jeden Abend daheim ſein konnte und weil ihm Moni jeden Mittag das Eſſen in den Wald brachte. Wenn er ſie ſo daherkommen ſah, ſo ſtrack aufrecht und in weißen Hemdermeln wie ein junges Mädchen, jauchzte er ihr zu wie ein junger Burſche. Moni hatte nie vorher gegeſſen und wußte im Walde immer einen hübſchen Platz auszufinden, wo ſie ſich mit ihrem Manne niederſetzte, mit ihm gemeinſchaftlich aß und dann das Ruheſtündchen mit ihm verplauderte, das aber immer ſie zuerſt abbrach. Oft ſagte Broſi: „Weible, wir ſollten eigentlich jetzt erſt ſiebzehn Jahr alt ſein. Jetzt ſollten wir erſt anfangen, und wenn ich's recht berechne, hab ich eigentlich nur das halbe Leben mit dir gehabt.“

„Wir können Gott danken für das was wir gehabt haben,“ beſchwichtigte Moni.

„Freilich, freilich,“ beiſtimmte Broſi, „aber weißt, ich kann eben gar nicht genug kriegen.“

„Jetzt iſts aber genug,“ ſchloß Moni aufſtehend und ging heimwärts, aber noch aus der Ferne rief ſie: „überſchaff dich nicht.“

Das that Broſi nicht, er vollführte ſeine Arbeit genau aber auch gemächlich und hielt ſtrenge darauf, daß Alles gut verſcheitert ſei, denn das Heben und öftere Hin- und Herwenden der großen Scheiter war ihm doch beſchwerlich.

Sechszehntes Kapitel.

Im Winter auf 47, in dem Broſi ſechsundſiebenzig Jahr alt wurde, fühlte er ſich zum Erſtenmale in ſeinem Leben nicht geheuer, er behauptete es habe ihn „ein Froſt geſtoßen," er gönnte ſich aber doch keine Ruhe, er war eben was man einen Schaffmann nennt, ſo lange er fort konnte entzog er ſich keiner Arbeit, aber bald ließ er die Doſe ſtehen und ſchnupfte nicht mehr, das war für Moni das ſicherſte Zeichen, daß es etwas Ernſtliches war, er mußte zu Bette und bald zeigte ſich, daß er einen mächtig geſchwollenen Fuß bekam und zum Erſtenmale kam ihm der Arzt über die Schwelle, aber noch jetzt erluſtigte er ſich an ſeiner Krankheit und ſagte oft: „Es iſt nicht mehr als billig, ich muß auf dem Kubikfuß leben, es geſchieht mir recht. Verbind mir meinen Kubikfuß," rief er dann ſeiner Moni.

Alles hatte bei ihm ein heiteres Gepräge und er lachte noch jetzt oft, daß man es die ganze Gaſſe hinab hörte. Er mußte wochenlang liegen, aber ſeine Heiterkeit ſchwand nicht, nur manchmal ſagte er: „Der Severin muß doch auch wiſſen, daß ich jetzt ein guter Siebziger bin; wenn er kommen will, hat er nichts mehr zu verſäumen."

Eine große Freude hatte Broſi durch einen Gruß, den ihm die Gipsmüllerin ſagen ließ, ſie war auch krank und ließ Broſi ſagen, in ſtillen ſchmerzloſen Stunden müſſe ſie immer daran denken, wie luſtig ſie auf der Hochzeit ihres Bruders, des Furchenbauern, den Bändelestanz mit ihm getanzt habe und ſie höre noch immer die Muſik aufſpielen.

Jedem, der ihm einen Krankenbeſuch machte, erzählte Broſi dieſe freudige Botſchaft und als er wieder geſund war, wollte er ſeinen erſten Gang nach der Gipsmühle zu ſeiner Tänzerin machen, aber man hielt ihn davon ab und in's Herz hinein fühlte Broſi die Nachricht, daß ſie bereits geſtorben und begraben ſei. Eine Jugendfreundin und langjährige Genoſſin war ihm plötzlich entrückt, es waren ihm ſchon viele langgewohnte Geſtalten dahingerafft worden, er hatte es leicht verwunden, aber jetzt mit einer gewiſſen Feinfühligkeit des Geneſenden empfand er den Schmerz doppelt, es gemahnte ihn, daß der Tod doch immer näher rücke und ihm ſchon unentbehrlich ſcheinende Stücke aus dem Leben reiße. Er ging tagelang ſtill den Kopf ſchüttelnd umher und als er zum Erſtenmale nach der Gipsmühle kam, weinte er mit dem verlaſſenen Gevatter.

Er hatte die Freude eines andern Hauſes mit genoſſen, er nahm auch deſſen Leid auf ſich.

Aber wieder und wieder erwachte der helle Frohſinn in Broſi, und als er einſt mit ſeiner Moni im Walde zu Mittag aß, ſagte er:

„Du wirſt nichts dagegen haben. Wenn ich 'nüber komm, bitt ich mir's aus, daß mir die Poſaunen-Engel einen Vortanz für mich und die Gipsmüllerin aufſpielen."

Die Luſtigkeit ſchien in Broſi gar nicht abzutödten. Der März 48 brachte dem abgelegenen Haldenbrunn ſeine Revolution ſo gut, wie Berlin und Wien, Schultheiß und Gemeinderath wurde geſtürzt und ein neuer gewählt, Broſi wurde einſtimmig zum Gemeinderath erwählt, er wäre Schultheiß geworden, wenn er dieß nicht abgelehnt und die Stimmen auf ſeinen verſchwägerten Jörgtoni gelenkt hätte. Die verkümmerte Nutzung des Gemeindewaldes, den der Gemeinderath für ſich ausbeutete, war weſentlicher Grund der Revolution und auf Broſi, der allzeit ein gerechter Mann und Niemand zu lieb und Niemand zu leid redete, ſetzten beſonders die armen Häusler ihre Hoffnung. Er war mit Einem Worte der Märzminiſter von Haldenbrunn und hörte es gerne, wenn man ihn „Herr Gemeinderath" anredete. Auch Moni war dieſe neue Würde nicht ungenehm, ſie ging am erſten Sonntage mit ihrem Manne in die Kirche und hatte ſich noch dazu vom Näherlieſle eine neue Jacke machen laſſen, wozu ſie das Zeug längſt bereit hielt, es aber für die Hochzeit ihres Franz aufbewahren wollte. Vor der Kirche grüßte Moni alle Leute doppelt freundlich, und in derſelben ſchaute ſie oft nach den vorderen Bänken, da, wo der Gemeinderath ſitzt, dort ſaß ja ihr Broſi; die arme verſtoßene Tochter des Apothekerrösle hatte einen Mann, der auf der erſten Kirchenbank ſaß. Als man ſich zu Tiſche ſetzte, ſagte Broſi in ſehr verbindlichem Tone, einen Kratzfuß machend:

„Frau Gemeinderäthin, wollen Sie nicht auch gefälligſt Platz nehmen?“ und trieb noch allerlei muthwilligen Scherz mit ihr.

Moni ſagte, ihr Mann müſſe ſich einen neuen Rock machen laſſen, es ſchicke ſich nicht mehr, daß er in dem alten Rock einhergehe, den er ſich ſchon zur Taufe ihres jüngſten Sohnes (ſie vermied, wie es ſchien, mitten in der Freude den Namen Severins) hatte machen laſſen. Broſi ſchüttelte den Kopf und ſagte; „Wenn nur meine Knochen ſo lang halten als der Rock noch hält, und man hat den Broſi im alten Rock gewählt, nicht den im neuen.“

Der noch immer unerklärte blinde Franzoſenlärm brachte auch in Haldenbrunn eine Bürgerwehr zu Stande, die ſich vorerſt mit geſtreckten Senſen bewaffnete, der Revierförſter Auerbahnwirth wurde natürlicherweiſe Leitmann und Broſi's Kilian wurde zum Obmann und Uebungsmeiſter gewählt, er hielt ſeine Uebungen auf der Straße, die nach Endringen führt.

Im Auerbahn war jetzt täglich große Zuſammenkunft, die Tiſchordnung galt hier noch mitten in allen Wirrniſſen, nur ſaß Broſi als Gemeinderath bei den Großbauern. Wenn Manche erſchracken über die wilden Reden, die geführt wurden, beſchwichtigte er mit der klugen Einrede, daß man ja einander kenne und noch immer wiſſe, daß es nicht beim erſten Anbot bleibt, man ließe noch etwas abhandeln. Wenn die jüngeren Leute von deutſcher Einheit ſprachen, ſagte er oft:

„Was wiſſet ihr davon? Da können wir mit reden, Uns gedenkt es noch, daß Endringen und Haldenbrunn zuſammen gehört haben."

Im Gemeinderathe war Broſi ein eifriges und bedachtſames Mitglied, und er war es auch, der ſich dem Andringen Vieler entgegenſtemmte, daß man den Gemeindewald verkaufe und den Erlös vertheile. Er mußte ſich deshalb manche üble Nachrede gefallen laſſen und es hieß, er ſei eben auch wie die anderen, ſeitdem er da oben ſitze; aber er ließ ſich's nicht verdrießen, jedem Einzelnen ſeine Gründe darzulegen und die ſich einer beſſeren Einſicht nicht verſchloſſen — und deren war doch die Mehrzahl — gaben ihm recht.

Broſi vollführte ſeine Arbeit nach wie vor. Er war kein großer Politiker und rühmte ſich auch deſſen nicht, aber er ſagte doch immer: „Von der Freiheit kann man nicht eſſen, man muß arbeiten, ſei die Regierung, welche ſie woll'; das Holz ſpaltet ſich in einer Republik auch nicht allein auf; aber freilich ſchaffen und ſchaffen iſt ein Unterſchied und der rechte Lohn gehört einem Jeden."

Die Revolution im Badiſchen brachte Broſi vielen Kummer, denn die Reibereien zwiſchen den Endringern und Haldenbrunnern gediehen auf's Höchſte, die Haldenbrunner wurden immer „faule Schwaben" geſchimpft. Dazu lebte noch Broſi's Schwiegerſohn, der Peterſepp, bei ſeinem Schwäher verborgen im Walde.

Die Reaction brachte aber Broſi nicht mindern und noch weit tiefer gehenden Kummer, es war nicht der Schmerz um die vereitelten Hoffnungen des Vaterlandes, die ihm zu Herzen gingen, er hatte ſie nie recht begriffen und nur immer gedacht, Haldenbrunn und Endringen ſollten wieder eins werden. Es war ein ganz anderes, was Broſi tief betrübte, die Verordnung, daß am Sonntag nicht mehr auf der Straße geſungen werden durfte, die Einſetzung des Sittengerichtes der Pfarrgemeinderäthe, wozu man ihn auch wählen wollte, was er aber entſchieden ablehnte und vor Allem jene hochweiſe fürſorgliche Verordnung, daß fortan alle Kirchweihen im ganzen Lande auf Einen Sonntag feſtgeſetzt wurden, ſo daß aller nachbarliche Beſuch abgeſchnitten war. Zwar lag Haldenbrunn ſo an der Grenze, daß man meiſt badiſchen Beſuch erwartete und dieſer kam auch reichlich, da jenſeits im glückſeligen Belagerungszuſtande keine Muſik gehalten werden durfte, aber man ſtand doch auch mit Landesangehörigen in Verbindung, und wenn man auch das Verbot umging, daß man doch noch eine ſtille Feier veranſtaltete und der hohen Fürſorge nun eine doppelte Kirchweih verdankte, es war und blieb doch mißlich.

Vom Gemeinderath in Haldenbrunn, in dem Broſi noch ſaß, ging eine Eingabe an die hohe Regierung um Aufhebung der Kirchweihordnung, aber ſie ging nur bis in die Amtsſtadt und iſt dort ſelig entſchlafen.

Siebenzehntes Kapitel.

An der nächſten Kirchweih war Broſi's fünfzigjähriger Hochzeitstag. Man redete ihm viel zu, daß er ſeine goldene Hochzeit feiere, aber beſonders Moni hatte eine Scheu und einen Aberglauben davor und ängſtliche Freundinnen vermehrten dieß noch mit der Erwähnung, daß man nach einem ſolchen Feſte gewöhnlich nicht mehr lange lebe und Broſi, dem eigentlich doch das Herz daran hing, wollte ihr nicht zureden.

So kam der Frühling des vorletzten Jahres heran, die beiden alten Leute hielten immer feſter zuſammen und Moni war oft ganze Tage bei ihrem Manne und kochte dort. Einſt ſagte Broſi zu ihr:

„Wenn unſer Severin käm', ſag, thäteſt du da die goldene Hochzeit feiern?"

„Ja, wenn mein Severin käm', ja, da thu ich's, da hab ich genug gelebt."

„Ich mein' auch" ſagte Broſi wieder „ich mein' ich hab's einmal in einem Lied gehört: mit dem Blumenſtrauß auf der Bruſt darf das Herz zu ſchlagen aufhören. So geht mir's auch. Ich möcht luſtig ſterben."

Und als er das ſagte, war's ihm als hörte er die Stimme ſeines Severin.

Moni ging heim, er ſchaute ihr lange unwillkürlich nach. Da kam ein Landjäger durch den Wald. Oft, wenn der Schultheiß und kein anderer Gemeinderath zu Hauſe war, kamen die Landjäger, die das Dorf paſſirten, zu Broſi um ſich die Stunde ihrer Anweſenheit in ihrem Dienſtbuche beſcheinigen zu laſſen. Broſi war an ihren Anblick gewohnt und doch erſchrack er heute als er den Landjäger von ferne ſah. Als er näher kam, erkannte er den Stationscommandanten, der ihn freundlich grüßte. Broſi ſchrieb ihm mit Bleiſtift die gewünſchte Beſcheinigung ein und ſprach noch über allerlei, da ſagte der Landjäger:

„Habt ihr nicht einen Sohn gehabt der Wilhelm Severin heißt?“

„Ja, ja, warum? was iſt?“

„Im Verordnungsblatt, das ich wegen der Steckbriefe halten muß —“

„Was? was? Was ſteht da?“

„Nichts Böſes, da iſt ein Wilhelm Severin Heller von Haldenbrunn zum Oberbaurath ernannt.“

„Ihr habt mich zum Narren, das iſt nicht recht. Wenn ihr einen Narren wollt, laſſet euch einen drechſeln.“

„Thut mir leid, daß ich das Verordnungsblatt nicht bei mir hab, es ſteht deutlich darin.“

„Aber er wird nicht von Haldenbrunn ſein, es giebt viele mit Namen Heller und es kann noch ein anderer Wilhelm Severin heißen.“

„Auf mein Wort, es ſteht deutlich: von Haldenbrunn. Ich bin nicht der Mann der Spaß macht,“ ſagte der Stationscommandant etwas bitter.

Broſi ſtand da und hielt die leeren Hände vor ſich hingeſtreckt als ob er noch ein Scheit holte, er ſtarrte wie verloren drein und als ihm der Landjäger die Hand auf die Schulter legte, zuckte er zuſammen und fuhr ſich in die weißen Haare, die ſich emporſträubten. Der Landjäger wollte weggehen, aber Broſi bat ihn bei ihm zu bleiben und ihn nach Haus zu geleiten. Als ſie gegen das Dorf kamen, hörten ſie ein lautes Schreien und Broſi ſah, wie ſeine Moni ihm entgegenſprang, aber ihr vorauf eilte ein großer Mann und warf ſich Broſi an den Hals, küßte ihn und weinte und Broſi küßte ihn wieder und weinte mit ihm, es war ſein Severin.

Broſi mußte ſich auf einen Steinhaufen am Wege ſetzen, die Knie wollten ihm brechen, Moni kam langſam des Weges, geführt von einer Dame mit wehendem Schleier:

„Agy, that is my father“ ſagte Severin, und die Dame warf ſich Broſi an den Hals, und es war ihm, als ob ein Engel ihn in die Arme nehme, der ihn ſelig aus der Welt mit fortnehmen wolle. Es kam wirklich eine leichte Ohnmacht über ihn, aber bald erholte er ſich wieder, und er faßte ſeine Moni und ſo breit als die Straße war, ging Moni und Broſi und Severin und ſeine Agnes Hand in Hand das Dorf hinein. Broſi ſchaute immer wie verwirrt umher, wenn die ſchöne Frau ihm und ſeiner Moni die rauhen Hände küßte.

„Gott hat es doch gut gemeint zu mir, daß ich euch noch im Leben finde, wie often habe ich daran gedacht,“ ſagte Severin und überſetzte das ſeiner Frau in's Engliſche, ſeine Eltern bedeutend, daß ſeine Frau faſt gar kein Deutſch verſtehe.

„Wo haſt denn du ihn zuerſt geſehen?“ fragte Broſi ſeine Frau.

„O lieber Gott, denk' nur, wie ich heimkomm', iſt die Hausthür offen, ich geh' in die Stub', da ſitzt er mit dem goldigen Engel da auf der Bank, ich hab nicht gewußt, wo ich bin, ob noch auf dem Boden oder im Himmel, da ruft er: Mutter! Und weiter kann ich dir nichts berichten.“

„Der Severin hätt' uns doch vorher Nachricht geben ſollen,“ ſagte Broſi halb zu ſeiner Frau, halb zu ſeinem Sohne, „ſo ein Ueberfall kann ja einen auf dem Platz tödten.“

Severin erklärte, daß er ſchon vor mehreren Tagen geſchrieben habe, ſich aber, wie er ſehe, im deutſchen Poſtgang verrechnet hatte.

Als man am elterlichen Hauſe angelangt war, ſagte die junge Frau auf das Gäßchen deutend:

„Gassle not go.“

„Haſt ihr das ſchon geſagt?“ ſchmunzelte Broſi und rief mit ſtarker Stimme zu ſeiner Schwiegertochter: „Iſt recht, iſt brav,“ er meinte, wenn er recht ſchreie, müſſe ſie ihn gewiß verſtehen.

Um das Haus verſammelte ſich Alles, was im Dorfe war, und ſelbſt in die Stube und in die Hausflur drangen ſie, und die draußen ſtanden, ſchauten zu den Fenſtern herein und theilten ſich ihre Bemerkungen über Severin und ſeine Frau mit. Das Rösle, das mit ſeinen Kindern laut ſchreiend und weinend daher kam, hatte Mühe, ſich zu dem Bruder hindurch zu arbeiten, um ihm an den Hals zu fallen. Es ſchickte ſogleich ſeinen älteſten Sohn zu dem Vater, der draußen auf der Bömleswieſe mähte, und Moni bat die Verſammelten um einen Boten nach Endringen, um die Mariann und den Peterſepp zu holen. Drei Boten ſtellten einen Wettlauf an. Die junge Engländerin äußerte gegen ihren Mann ihre Freude, daß das ganze Dorf ſo umherſtehe und Alles die Freude des einen Hauſes theile. Severin ſchien aber nicht dieſer Meinung, er bat die Leute zuerſt in freundlichem Tone, ſich zu entfernen und als dieß nicht geſchah, drückte er die Thüre zu und ſchob einige Widerwillige nicht eben ſanft hinaus.

„Mit welcher Gelegenheit ſeid ihr ankommen?“ fragte Broſi, als ob das das Wichtigſte wäre.

„Mit einem Hauderer,“ antwortete Severin kurz.

„Du biſt nicht verſteckt, ſie iſt ſauber,“ ſagte Broſi auf die junge Frau winkend, die die Hand der Mutter nicht losließ, „ihre Haare glänzen ja wie Gold, und was ſie ein paar Augen im Kopf hat und das helle Geſicht, die iſt gewiß gut. Hat ſie auch brav Batzen?“

„Nicht viel, ich bin überhaupt nicht reich, hab' aber mein gutes Auskommen.“

„Wie ſo haſt die Anſtellung kriegt? Du biſt doch der im Blättle?“

„Freilich. Ich hab' einen beſondern Vortheil im Brückenbau erfunden, habe ein Modell in die große Ausſtellung in London gegeben, der anweſende Landescommiſſär erkundigte ſich nach mir, und darauf hin bin ich angeſtellt werden.“

Im Reden mit ſeinem Vater im Dialekte ſprach Severin ganz geläufig, während er im Hochdeutſchen, indem er ſeine erſten Worte anbrachte, etwas Anfremdendes hatte und aus dem Engliſchen übertrug.

Moni holte ſich ihre Sonntagsjacke und mahnte auch ihren Mann, doch einen ordentlichen Rock anzuziehen, als aber Agy das merkte, bat ſie ihren Mann, ſolches zu verhindern; es muthe ſie ſo ſehr an, daß die Eltern in Hemdermeln ſeien. Severin dolmetſchte das lächelnd, und Broſi willfahrte zu bleiben wie er war. Wir dürfen überhaupt nicht verſchweigen, daß er ſich ſeiner vornehmen Schwiegertochter recht freute, aber weniger befangen war und weniger Umſtände machte, ſeitdem er erfahren hatte, daß ſie nicht reich ſei.

„Wie lang bleibet ihr bei uns?“ fragte Broſi.

„Bis nächſten Montag. Ich habe viel zu thun. Ich komme aber zum Herbſt wieder.“

Die Mutter jammerte über dieſe kurze Zeit, aber Broſi ſagte: „Geſchäft geht vor Allem.“

„Du loſchirſt mit deiner Frau im Auerhahn bei deinem Gevatter.“

„Nicht gern. Er hat mir den böſen Brief von euch geſchrieben.“

„Von mir? Ich hab' nichts davon gewußt, kein Sterbenswörtle.“

Und nun ſtellte ſich heraus, daß der Auerhahnwirth die Antwort ſo geſtellt hatte, als ob der Vater dem Severin die harten Worte ſagen ließ und das Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn, das trotz aller Freude des Wiederſehens ein unausgeglichenes war, ebnete ſich erſt jetzt, denn Severin erkannte die Unſchuld ſeines Vaters, und trotzdem Severin noch mehr als ſonſt etwas Gehaltenes und Herbes hatte, ließ er ſich doch herbei, ſeinen Vater förmlich um Verzeihung zu bitten und reichte ihm zuletzt eine ſilberne Doſe, darauf die Worte eingegraben waren: „Mein Mann iſcht koanr.“

Anfangs ſtutzig, freute ſich Broſi dann kindiſch mit dieſer Doſe und ſagte immer: „In England drüben haben ſie mein' Red in Silber gegraben.“

Nun wendete ſich der Zorn von Vater und Sohn gegen den hinterhaltigen Auerhahnwirth. Severin wollte ihm gar nicht mehr über die Schwelle gehen, aber Broſi ſagte:

„Laß aus ſein. Ein Mann wie du, was kann dem am Auerhahnwirth liegen? Aber man kann ſich nicht mit ihm verfeinden, er hat das einzige Wirthshaus im Ort.“

Bald kam auch des Jörgtoni's Kaspar, die Mariann und der Peterſepp, und Moni wollte einen Boten an Kilian und Franz ſchicken, die ſechs Stunden von Haldenbrunn arbeiteten und erſt Sonntags heimkamen, aber Severin verhinderte dieß, man könne nun ſchon warten, da es einmal ſo lange gedauert habe und der Vater habe es ja auch geſagt, „Geſchäft geht vor

Allem. Moni drückte es auf der Bruſt, ihr Severin hatte ſich doch ſehr verändert ſeit den vierzehn Jahren ſeiner Wanderſchaft; er war freundlich und gut, aber er hatte doch etwas Schroffes und als ſie mit ihrem Manne allein war, ſagte ſie:

„Ich mein', der Severin hat ſich doch ganz ausgeartet *), er iſt doch nie Soldat geweſen und er hat ſo was von einem alten Soldaten, weißt? ſo kurz anbunden. Er iſt ſo ſteif wie ſein Hemdkragen, der ihm faſt das Ohrläpple abſägt."

„Das macht ſein großer Titel und du wirſt's nicht übel nehmen, das Stück Apothekerrösle was in ihm iſt, ich hab's ja immer geſagt," bedeutete Broſi.

„Aber ein gar prächtig Weible hat er, die iſt ja wie aus einem Büchsle 'raus. Wenn ſie nur auch recht mit einem reden könnt!"

„Ja das Weible iſt nicht unrecht, 's iſt ein gattigs **) Weible, ſie iſt gewiß viel bräver weder er. Die Kinder von ſeinen Schweſtern hat er ja faſt gar nicht angeſehen. Nun, es iſt mir ein Troſt, daß ich ihn gut verſorgt und in Ehren weiß und weiter brauchen wir einander nicht."

Eine Verfremdung und Bitterkeit, die viele Jahre lang ſich im Gemüthe eingewurzelt hat, ſcheint nicht mit einem Male und plötzlich ausgeſtockt werden zu können; wenigſtens war dieß bei Broſi und Severin der Fall.

---

*) Dieß heißt hier nur: iſt anders geworden.

**) gattig = paſſend.

Achtzehntes Kapitel.

Severin hatte nie die kleinen gemüthlichen Anhänglichkeiten an die Menſchen und Umgebungen ſeiner Heimath in ſich empfunden, er zeigte andern Morgens ſeiner Frau die Bömleswieſe und den Buſch, woraus er ſich den Stechpalmenſtock geſchnitten und gab den Begegnenden nur kurze Antworten. Die junge Frau entwarf ſich ſchnell eine Skizze von dem Waldgrunde bei der Bömleswieſe und nahm ſich vor, dieſelbe in den kommenden Tagen-weiter auszuführen.

Wenn Severin mit ſeiner Frau durch das Dorf ging, liefen oft viele Kinder hinter ihm drein, andere ſtellten ſich in Haufen zuſammen und wenn die beiden vorüber waren riefen ſie kecklich: Grüß Gott! Andere bildeten eine Kette, faßten ſich an der Hand und rannten ihnen vorauf mit jener eigenen barfüßigen Behendigkeit und warteten immer bis ſie in ihrer Nähe waren, um ſolches zu wiederholen. Agy wehrte ihrem Manne ab, der dieſe kindiſche Freudenbezeigung nicht dulden wollte.

Ein Zwiſchenfall, der ſelbſt den Severin lächeln machte, ereignete ſich mit dem Töchterlein des Auerhahnwirths. In langen Kleidern und am Sonntag mit dem aufgeſpannten Sonnendach ging das Mädchen oft im Dorfe umher mit dem ſtolzen Selbſtgefühle einer für dieſe Umgebung zu hoch gebildeten Seele. Der Gevatter Auerhahnwirth hatte ſeinen Pathen gefragt, ob ſeine Frau franzöſiſch kenne und mit der bejahenden Antwort eilte er zu ſeinem Töchterchen und befahl ihm, ſich an die Engländerin anzuſchließen und dem Dorfe zu zeigen was ſie könne. Das Mädchen mochte endlich weinend geſtehen, daß es ja noch gar keine Uebung habe, der Vater ließ nicht ab und ſagte immer, „dann üb' dich, jetzt haſt die beſte Gelegenheit dazu. Du mußt, üb' dich jetzt.“ Zur Verlegenheit Aller zeigte ſich aber, daß das Mädchen weder ein Wort franzöſiſch verſtand noch ſprechen konnte; der Revierförſter fluchte über den Lehrer von Endringen, dem man noch jedesmal wenn er Stunde gab ein Glas Wein einſchenkte, aber das half nichts mehr und Broſi war nicht wenig ſtolz, als er eines ungeahnten Reichthums inne wurde, er kannte vom Elſaß her einige franzöſiſche Brocken und ſeine Söhnerin klatſchte darüber vor Freude in die Hände.

Am Nachmittage war große Gaſterei bei der Schweſter Rösle, es wurde ſehr ſatziger Kaffee aus kleinen Taſſen getrunken und dazu „Sträuble“ *) gegeſſen, das Rösle, das von der Hitze und der Bereitung des Schmalzgebäckes glänzte, ließ ſich nicht bewegen, mit an den Tiſch zu ſeinen Gäſten zu ſitzen, es lief mit ſeiner älteſten Tochter immer ab und zu

---

*) Auch Spritzkrapfen genannt.

und bediente die Eltern mit Kilians Frau, den Bruder und die Schwägerin. Severin hatte ſich bald entfernt, da er einen Bauriß zu vollenden habe und beſtimmte ſeine Frau, nur unter den Angehörigen zu verbleiben. Er verrechnete ſich nicht. Agnes wagte es, wenn Severin nicht dabei war, ihr weniges Deutſch zum Beſten zu geben und lernte noch manches dazu von den Eltern und der Schwägerin, und die Art, wie ſie das bereits Gekannte ausſprach und das Neuerlernte nachbuchſtabirte, und dabei ſo treuherzig vertrauend lächelte und Alles nachmachte, erregte große Heiterkeit und oft lautes Lachen. Mit Beihülfe vieler Pantomimen erklärte ihr Broſi, ſie ſei ihm wie ein kleines liebes Kind, das erſt ſprechen lerne, und das ſei ja die ſchönſte Zeit der Kinder, das ſei die Zeit der Apfelblüthe. Das Letzte verſtand die junge Frau nicht, aber das erſte begriff ſie und mit einer das tiefſte Herz anſprechenden Innigkeit ahmte ſie nun die Weiſe eines kleinen Kindes nach, ſo daß Broſi oft mit beiden Händen auf die Lederhoſen ſchlug und hoch betheuerte:

„Sie iſt mir tauſendmal lieber als der Severin, das iſt ja was herziges, er iſt ſie gar nicht werth.“

Die Hühner Röſle's waren auch zu Gaſte in die Stube gekommen, man wollte ſie ſchnell hinaus ſcheuchen, aber Agy verſtand ihre Bitte deutlich zu machen, daß man ſie da ließe, ihren Zuſatz, daß dieſes Gemeinleben der Menſchen mit den Thieren ſie freue, begriffen die Hörer nicht, aber Broſi hatte eine Ahnung davon, denn er ſagte:

„Sie hat ein gutes Herz, ſie iſt auch gegen die

Thiere gut. Der Severin muß doch das Herz auf dem rechten Fleck haben, daß er ſo ein Frauele genommen hat."

Als ſie ihm zuletzt noch den Rock auszog und theils mit Worten theils mit Zeichen ihm ſagte, es ſei viel ſchöner, wenn er in Hemdermeln ſei und er brauche ſich vor ihr nicht einen Zwang anthun, da rief Broſi:

„Moni, wenn du nicht mit mir goldene Hochzeit machſt, da geh ich nach England und hol mir auch ſo eine." Er ſprang in die Höhe und ſeine Hand, die ſich wie Tannenrinde anfühlte, faßte die Hand der jungen Frau, und mit großer Beſchwerde erklärte er ihr, daß ſie auf ſeine goldene Hochzeit kommen und mit ihm tanzen müſſe. Die junge Frau, die von dieſer bevorſtehenden Feier ſchon wußte, ahmte als Bekundung ihres Verſtändniſſes den Geiſtlichen und den Bräutigam und die Braut und die Muſikanten nach. Broſi ſchnupfte nochmal ſo viel vor Freude, aber putzte ſich die Hand ſchnell ab und faßte immer wieder die Hand ſeiner Söhnerin und ſagte immer zu den Umſtehenden:

„Das Händle iſt wie lauter Seide und Bäumwoll', o wie muß das einen ſtreicheln," er führte ſich die Hand über ſeine Backen und machte die Geberden des höchſten Entzückens.

Am Abend konnte der Broſi ſeinem Severin gar nicht genug erzählen, welch eine liebe Frau er habe und er ſchaute den Sohn viel freundlicher an. In ihrem Hauſe ſang Broſi für ſeine Söhnerin, die um einen Sang gebeten hatte, mit ſeiner Frau, dem Rösle, der Schwiegertochter und dem Kaspar allerlei Lieder. Severin ſaß ſtill dabei und ſpaltete den Mund nicht, die junge Frau aber verſuchte mitzuſingen und Broſi nickte ihr ermunternd zu.

Als man endlich ſpät endigte, ging Agnes auf Broſi zu, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte mit fremdelnder Betonung aber ganz deutlich: „Mein Mann iſcht koanr.“

„Es iſt ein' Blitzher“ rief Broſi und jauchzte hellauf Juhu, daß die junge Frau doch zuſammenſchrack.

Am zweiten Tage ging es nach Endringen zur Gaſterei, denn Kilians Frau wollte die Heimkunft ihres Mannes abwarten. Broſi und Moni fuhren zum Erſtenmal in ihrem Leben in einer Kutſche nach Endringen. Moni ſaß neben ihrer Söhnerin und Broſi ihr gegenüber. Broſi lupfte gnädig den Hut vor allen Begegnenden die die Inſaſſen auf dieſe Art begrüßten und Manche, die es vor Staunen vergaßen, lehrte er ſolches durch zuvorkommenden Gruß.

Als man gegen das Haus des Furchenbauern kam, ſagte Broſi:

„Da drüben in den Garten hinein hab ich immer ein nett's Häusle gewünſcht, das iſt der höchſte Wunſch geweſen, den ich in meinem ganzen Leben gehabt hab.“

Das Auge Broſi's leuchtete bei dieſen Worten und doch ſprach Severin kein Wort und nickte nur ſtill vor ſich hin. Nur Agy ſagte durch den Mund ihres Mannes, daß ihr Endringen noch beſſer gefiele als Haldenbrunn und Broſi war darob überaus glücklich.

Beim Peterſepp und der Mariann war's nicht minder gaſtfreundlich als geſtern beim Röſle. Alle Endringer, die kamen, ließ Broſi eine Priſe nehmen und ſeine Spruchdoſe bewundern.

So lang der Severin da war, machte Agy viel weniger Späße und war ſtiller, aber auch heute ging Severin fort und als man heimkehren wollte, mußte man ihn vom Bürgermeiſter, wie man im Badiſchen den Schultheiß nennt, holen.

Am dritten Tage ging Broſi an ſeine Arbeit, er ſagte, er halte dieſe Gaſtereien nicht aus, er hatte einſt den Ausſpruch gethan, man könne nicht von der Freiheit eſſen und jetzt ſagte er: „Ich kann von der Freud allein nicht leben.“

Agy vollendete ihre Zeichnung vom Bömlesgrund und Broſi arbeitete unweit davon. Severin war allein nach Endringen gegangen.

In den folgenden Tagen vollführte Agy zum Staunen aller Haldenbrunner noch eine weitere Zeichnung, ſie ſaß jenſeits des Baches und nahm das elterliche Haus Severin's auf. Das Haus mit dem Strohdache und den Pflanzen, die ſich darauf feſtgewurzelt hatten, nahm ſich auf dem Papiere ſehr gut aus und als Agy gegen Severin die Einfachheit und Urſprünglichkeit dieſer Bauart lobte, war dieſer ſtrenger Fachmann genug, um ihr zu beweiſen, daß in dieſer Bauart gar kein Stil liege und gar keiner anzuwenden ſei, es ſei eben nichts als die rohe Nothdürftigkeit. Agy biß auf ihren Bleiſtift bei dieſer Darlegung, aber ſie ſchaute bald wieder hell auf, ſie kannte ihren Mann, bei dem die ſtrenge rückſichtsloſe Wahrhaftigkeit Alles beherrſchte und der deshalb keinen lieb gewordenen oder anmuthenden Schein verſchonte.

Von der kleinen vor fünfzig Jahren aufgeführten Ufermauer ſah man wenig mehr. Weiden und Erlen bedeckten das Ufer und bildeten einen anſprechenden Vordergrund mit dem Bachſtege. An der Stelle des ehemaligen Zaunes von fuchſig gewordenen Tannenzweigen, grünte ein lebendiger und kurz gehaltener Buchenhag.

Moni hatte trotz der Abwehr doch ihren Söhnen Kunde von der Ankunft des Bruders zukommen laſſen und dieſe hatten ſolche zu gleicher Zeit auch von anderer Seite erhalten, ſie kamen nun auch ſchon am Samſtag Morgen und Severin ſchüttelte ihnen wacker die Hände und übergab Jedem einen ſilberbeſchlagenen Ulmerkopf, die ſie nur nach vieler Einſprache mit lauem Danke annahmen, denn ſie hatten Größeres erwartet.

Mit Kilian, der ihm immer der liebſte geweſen war, hatte Severin viel zu geheimniſſen und man ſah dieſen oft zufrieden lächeln, während Kilian ſich vor Lachen bog. Einmal indeß hörte man Kilian auch rufen:

„Du wirſt aber ſehen, er thut's nicht. Denk an mich. Es iſt nur ſo gered't. Er kann's nicht, und wenn er auch möcht'.“

Severin winkte ihm hierauf mit Heftigkeit Schweigen zu.

Mit Franz verkehrte Severin nur ſehr wenig.

„Haſt dir ein' Saubere 'rausgeleſen,“ ſagte Franz einmal zu ſeinem Bruder, mit ſeiner neuen Pfeife auf Agy deutend.

„Warum biſt denn du noch ledig?“

„Weiß nicht, ich hab's verſäumt und jetzt iſt's faſt gar zu ſpät. Wenn du mir eine geſchickte Wittfrau wüßteſt, ich ließ mich noch überreden. Aber ich denk' wohl, ich bleib' ledig. Wir haben ſo ein' große Familie, und es ſoll auch einmal was zu erben geben.“

Franz war eine zufriedene ſtille Natur, die ſich mit Denken nicht viel zu plagen hatte. Dabei war er äußerſt karg und hatte ſeine Hauptfreude an baarem Gelde.

Am Sonntag Morgen ſaß Alles ſchön geſchmückt und zum Kirchgange bereit lange vor Beginn deſſelben im elterlichen Hauſe. Broſi ſchnitt von den Stockſcherben, die ein unberührbares Heiligthum waren, die ſchönſten Nelken ab und ſchenkte ſie ſeiner engliſchen Söhnerin. Es läutete zum Erſtenmale zur Kirche, und man wollte ſich auf den Weg machen, um ſich noch vorher gehörig bewundern und begaffen zu laſſen. Broſi freute ſich beſonders darauf, ſeiner Söhnerin auch zu zeigen, daß er in der Gemeinderathsbank ſitze, da ſagte Severin:

„Meine Frau geht nicht mit uns.“

„Warum?“

„Sie iſt evangeliſch.“

Alles zuckte zuſammen und eine Weile war es ſo ſtill in der Stube, daß man nichts hörte, als das Picken der Wanduhr und ein ſchnelles Athmen Broſi's.

Endlich ſagte er aufſtehend und ſich vor Froſt die Hände reibend:

„Kommet in Gottes Namen. So gehen wir allein. Oder haſt du auch deinen Glauben abthan?“

„Nein,“ ſagte Severin und ging mit dem Vater, der nach der Söhnerin, die er ſo ſehr geliebt hatte, nicht mehr umſchaute.

In das ſeligſte Glück riß die Spaltung über Glaubensmeinungen, die der ganzen Menſchheit ſchon ſo viel Unheil bereitet, einen tiefen Riß.

Broſi, der allen Menſchen triumphirend in's Auge hatte ſehen wollen, ging mit niedergeſchlagenem Blicke nach der Kirche. „Nicht katholiſch und nicht einmal reich,“ ſprach es in ihm und er zuckte zuſammen.

In der Kirche ſang er wiederum laut mit, als müßte er ſeinen eigenen Glauben doppelt feſthalten und verkünden, dann ſaß er ſtill niederſchauend und drückte manchmal mit der Hand feſt die Augen zu.

Er mußte aber doch eine Beruhigung gefunden haben, denn als er neben dem nachdenklichen Severin aus der Kirche ging, ſagte er:

„Das haſt nicht recht gemacht, du hätteſt nicht über den Sonntag bei uns bleiben ſollen. Es hätten's nicht alle Leute wiſſen brauchen.“

Als er heim kam, ſah er Agy aus einem ſchwarz eingebundenen Buche leſen, er ſchaute hinein und erblickte ſchöne heilige Bilder. Agy las nur noch wenige Zeilen, dann ſtand ſie auf und machte eine Verbeugung. Broſi reichte ihr die Hand und fühlte den warmen Druck von der Hand ſeiner Söhnerin, ſeine Finger waren kalt und ſie erwärmten ſich.

In dieſer ſtillen Handreichung lag in dieſem Augenblicke eine Verſtändigung und ein Religionsfriede, der der ganzen Welt zu wünſchen wäre.

Am Mittag nahm Broſi alle ſeine Kinder mit nach der Gipsmühle. Er ſtand einmal am Wege und ließ Kinder und Enkel an ſich vorbeiziehen, um zu überſchauen, wie reich ſich ſein Leben ausgezweigt hatte. Wie oft war er dieſen Weg einſam gewandert. Auf den Wunſch Agy's wurden helle Lieder angeſtimmt, die im Walde wiederhallten. Noch fühlte Broſi eine leiſe Bedrückung von dem überwundenen Schmerze, den er heute empfunden, und auch laut nun das Letzte abſchließend, ſagte er:

„Es iſt doch nur Ein Gott, der die Sonne ſcheinen und die Bäume wachſen läßt, und er weiß doch wie es gemeint iſt, ob man ſo oder ſo zu ihm betet.“

Er ſang dann ſo laut mit, daß ſeine Stimme Alle übertönte.

Severin ſah allein bis auf den Grund der mächtigen Bewegung, die in ſeinem Vater vorgegangen war; er freute ſich deſſen, aber ihm ſolches kund zu geben, fand er die rechten Worte nicht und hielt es ſchließlich auch nicht für nöthig.

Der Gipsmüller, der krank in einem großen Armſeſſel ſaß, freute ſich doch über die Ankömmlinge. Severin und Agy mußten ſich zu ihm ſetzen, daß er ſie genau ſehe, denn er litt auch an ſchwachen Augen.

Beim Gipsmüller traf man zufällig „die geſchickte Wittwe,“ die ſich Franz ſchon längſt gewünſcht, die ihm aber einen förmlichen Korb gegeben hatte. War es das eifrige Zureden des Gipsmüllers, oder war es die ſtolze Anwartſchaft, einen Oberbaurath zum Schwager zu haben, die Wittwe, die zwei Kinder hatte und ein ſchönes Vermögen beſaß, gab ihr Jawort und Franz wurde unverſehens ein Bräutigam.

Broſi war darob ganz glückſelig und er ſagte einmal: „Jetzt ſind alle meine Kinder verſorgt, mein Altbackener auch. Gott giebt mir recht, er zeigt mir's, daß ich die rechten Gedanken hab, ſonſt hätt' er mich heut das nicht erleben laſſen.“

Es wurde ausgemacht, daß die Hochzeit des Franz an der Kirchweih ſein ſolle, an welchem Tage auch Broſi ſeinen goldenen Ehrentag feiern wollte. Dabei blieb er, wenn auch Moni noch ſchüchterne Einſprache that, er ſagte ſtets, er habe es ſeiner engliſchen Söhnerin verſprochen und faßte oft deren Hand.

Als man gegen Abend heimkehrte, wartete man nicht die Aufforderung der Agy ab und ſingend zog man in das elterliche Haus.

Im Auerhahn war heute große Verſammlung, Alles erwartete die Ankunft Severins, aber dieſer ſagte, daß er nicht hingehe und wunderbarer Weiſe Broſi gab ihm recht und ſagte, er bleibe auch daheim. Es erſchien indeß nur wunderbar, es hatte Alles ſeinen guten, wenn auch geheimen natürlichen Grund. Broſi wußte, daß die Menſchen, immerdar neidiſch auf ein unantaſtbares Glück, faſt eine Genugthuung darin empfinden werden, daß der andere Glaube der Söhnerin einen Schatten darauf werfe; er wollte ſie das in gemeinſamer Verſammlung auskoſten laſſen und hoffte, daß ſie dann damit fertig ſeien.

Mit den Seinen ſaß er in ſeiner Stube, ſchnupfte vergnüglich und plauderte Allerlei und Severin erzählte viel von ſeinem Leben und wie er ſo ſchnell zu der Berufung und der raſchen Heirath gekommen ſei, daß er nicht vorher ſchreiben konnte. Man holte den ſehr ſteif gewordenen Ranzen, den Severin ehemals ſo trotzig zurückgelaſſen hatte, er beſtimmte ihn jetzt für den älteſten Sohn ſeiner Schweſter Rösle, der als Schuſter in der Lehre ſtand und bald auf die Wanderſchaft ziehen wollte. Der Franz, der ſpäter in den Familienrath nachgekommen war, wollte auch ein Wort dazu thun und ſagte:

„Severin, du biſt jetzt Oberbaurath, was kannſt denn jetzt auch noch werden? Kannſt auch noch höher 'nauf?"

„Freilich, ich kann Oberbaudirektor werden."

„Und dann?"

„Weiter nichts mehr als — Engel" antwortete Broſi und ein ſchallendes Gelächter erfüllte die Stube und Broſi lachte nochmal mit als Severin ſeiner Frau Alles verdolmetſcht hatte und dieſe herzlich lachte.

Franz ließ ſich aber nicht ſo bald von ſeinen Erforſchungen abbringen, ſie waren nicht bloſe Neugier; er bat ſeinen Bruder, ihm auch eine feſte Anſtellung zu verſchaffen, das Amt eines Weginſpektor ſei jetzt frei und das könne er wohl verſehen. Severin erklärte ihm, daß er keine Stellen zu vergeben habe und auch Kilian fragte jetzt:

„Sollen wir denn blos noch die alten Maurer ſein, wenn du unſer Oberbaurath biſt?"

Severin erklärte, daß das nichts ändere, und wie das leicht geht, nach großer, anhaltender Freude thut ſich plötzlich unverſehens eine Verſtimmung auf; ſo geſchah es auch hier. Die Brüder fühlten ſich zurückgeſetzt, aber Broſi verſtand es, ihnen die Sache deutlich zu machen und ſchloß damit:

„Es bleibt ein Jedes was es iſt. Im geraden Weg braucht eines das andere nicht und im ungeraden wird euch der Severin ſchon beiſtehen. Haltet nur getreulich zuſammen, wenn eure Eltern auch nimmehr da ſind.“

Dieſe Mahnung verfehlte ihre Wirkung nicht und wenn auch nicht in heller Freude, ſo doch in ſtiller geſättigter Beruhigung ging man auseinander, zumal da Severin noch kurz verſprach, ſtets der Seinigen eingedenk zu bleiben. Am andern Morgen als Severin und Agy nach der Reſidenz abgereist waren, ſagte Broſi immer:

„Ich weiß nicht wie mir iſt, mir fehlen die Kinder in allen Ecken, ich kann mir's gar nimmehr denken, wie's einmal geweſen iſt, wo wir noch gar nichts von ihnen gewußt haben.“

Jetzt da Severin fort war, hatte Broſi im Gedenken an ihn faſt noch mehr Freude von ihm, als während ſeiner Anweſenheit. Er gab Moni recht als ſie ſagte:

„Er iſt doch ein prächtiger Menſch, er redt nicht viel, aber jedes Wort von ihm iſt wie ein Eid, da kann man Häuſer drauf bauen.“

Neunzehntes Kapitel.

Severin kam während des Sommers mehrmals, aber er hielt ſich meiſt in Endringen auf, wo er, wie er ſagte, mit dem Bürgermeiſter Geſchäfte habe. Als Severin ſeinem Vater eine frohe Hoffnung mittheilte, erwiderte dieſer kein Wort, er wollte lieber nichts wiſſen als daß er durch eine Frage Auskunft darüber erhielt, in welcher Religion die Kinder erzogen werden.

Es verging kein Tag, an dem nicht Broſi ſeine „geſetzte Arbeit," wie er ſie ſelbſt ſcherzweiſe nannte, vollführte. Moni ſchien ſich wahrhaft zu verjüngen, ſeitdem ihr Severin und ihre Agy da geweſen und ſie war es auch, die zu jeder Zeit ſchöne Geſchenke von ihrer Söhnerin, der Oberbaurätbin, erhielt; beſonders ein handfeſter Armſeſſel, der auf Rollen ging, machte großes Aufſehen im Orte und ſchon nach zwei Monaten empfing ſie einen ſaubern, deutſch geſchriebenen Brief von der engliſchen Söhnerin. Wie lohnte ſich's ihr jetzt auf ihre alten Tage, daß ſie ſelber noch ſo ſpät deutſch ſchreiben und leſen gelernt hatte. Die beiden alten Leute, die nie viel über Religion nachgedacht hatten, ſprachen jetzt im Walde viel über die Unterſchiede derſelben, die Nähe des Grabes mochte Einiges dazu beitragen, aber erweckt zu ſolchen Erörterungen wurden ſie doch nur durch Agy; die Agy war ſo lieb und gut, die konnte doch nicht auf ewig verdammt ſein. Moni hatte großes Zutrauen zu dem Geiſtlichen, ſie wünſchte, daß man ſich ſeines Rathes erhole, aber Broſi wehrte das ab, indem er ſagte:

„Was kann er für Auskunft geben? Er iſt geiſtlich und darf ſein Sach nicht verunehren. Und was könnt' am Ende dabei heraus kommen? Daß wir Unfriede machen in unſers Severins guter Ehe? Nein, das will unſer Herrgott nicht und ſeit jenem Sonntag iſt mir's ſo, daß kein Menſch den andern verdammen darf, wenn nur Jeder aufrichtig und wahrhaftig bei dem ſeinigen iſt. Wenn die Agy einmal 'rüber in Himmel zu uns kommt, muß ſie unſer Herrgott zu uns laſſen, ich will's ſchon ſagen und unſer Herrgott weiß es ja auch, daß ſie nichts dafür kann; ſie iſt ſo geboren und erzogen, ſie kann nichts dafür."

„Die Vögel im Wald da pfeift ein Jedes anders und es heißt doch daß Alle Gott lobſingen," beſtätigte Moni.

„Das iſt ein geſcheites Wort, ſo muß des Broſi's Frau reden," ſchloß der Ebeherr. „Das hat ſein Mäß," ſetzte er hinzu und hob die obere Querſtange aus einem geſchichteten Klafter. Es war unklar, ob er die letzten Worte buchſtäblich auf das Holz oder bildlich auf das Religionsgeſpräch bezog.

Die Tage wurden bald immer kürzer und es iſt eine alte Erfahrung, daß man das Abnehmen derſelben viel mehr merkt als das Aufnehmen. Je weiter es dem Herbſte zuging, je mehr empfand Moni ein eigenthümliches bräutliches Bangen, während Broſi mit Jubel ſeiner goldenen Hochzeit entgegenſah. Mehrmals äußerte Moni ihre Beklommenheit, aber ihr Bräutigam, wie ſich Broſi nannte, redete ihr ſolche aus und ſuchte ſie mit ſeiner eigenen Freudigkeit zu erfüllen; ſie gab ſich um Broſi's willen Mühe, Allem heiter entgegen zu ſehen und in dieſer Bemühung ward ſie von ſelbſt freudig.

Endlich waren es nur noch wenige Tage bis zur Kirchweih, da kam Severin und dießmal ging er nicht allein nach Endringen, Vater und Mutter mußten ihn begleiten. Broſi fuhr ſich mehrmals rechts und links über die Augbrauen, als er unweit des Furchenbauern Haus in dem Grasgarten, dort wo er ſich's gewünſcht hatte, ein Haus ſtehen ſah, zierlicher und feiner als er ſich's je wünſchen konnte und als noch gar Severin darauf deutend ſagte:

„Vater das iſt euer. Da ſollet ihr mit der Mutter wohnen, ſo lang euch Gott das Leben erhält und ich wünſch' nur, daß es recht lang ſei. Das ſchenkt euch mein' Agy als Hochzeitſchenk.“

Starr mit offenem Munde betrachtete Broſi bald ſeinen Sohn, bald das Haus und endlich ſagte er mit unvermuthetem Lachen:

„Das Haus da? Das iſt mir viel zu ſchlecht. Nicht geſchenkt nehm' ich's.“

„Ich bitt euch Vater, macht keinen Spaß,“ entgegnete Severin in ſeltſamer Gereiztheit.

„So? Meinſt du, du darfſt allein Spaß machen und noch dazu mit deinem Vater?“

„Ich mache nie Spaß. Ich meine es im völligen Ernſt. Das Haus iſt euer. Mutter, ſaget ihr, wie gefällt's euch?“

„Wohl, ganz wohl, aber das iſt nichts für uns.“

„Ich gebe euch mein Wort. Es iſt für euch. Es iſt auf euern Namen hier beim Bürgermeiſteramt eingetragen.“

Das iſt zu vornehm. Das iſt für dein Weible, für die paßt's.“

„Dafür iſt es allerdings auch hergerichtet. Meine Frau wünſcht nichts ſehnlicher als die Sommermonate hier oben zu wohnen. Sie will bei euch ſein.“

„Wir wollen all' Woch zu ihr auf Beſuch kommen, ſie ſoll nur allein hier wohnen und will's Gott mit dem Kind.“

Der Bürgermeiſter, zu dem Severin geſchickt hatte, kam aus dem Dorfe und übergab Broſi die Schlüſſel und einen neuen Bürgerbrief. Broſi nahm beides unwillkürlich in die Hand, ſchaute nach dem Hauſe und ſchüttelte unwillkürlich den Kopf.

Das Landhaus war ſchön, im Stil der engliſchen Cottages und doch in freier Umbildung nach dem landſchaftlichen Charakter und Bedürfniß.

Nur mit Mühe brachte es Severin und der Bürgermeiſter dahin, daß die Eltern in das Haus eintraten.

Die Räume waren hell und bequem. Broſi fühlte oft an die Wände und nickte, da er ſie trocken gewahrte.

„Du biſt ein Hexenmeiſter,“ ſagte er zu ſeinem

Sohne, als dieſer erzählte, wie er den Bau ſo geheim hatte ausführen laſſen und wie ihm Alle darin beigeſtanden, das Geheimniß zu bewahren.

„Aber für uns iſt's nicht,“ beharrte Broſi.

Faſt zornig erklärte Severin, daß der Vater ihm ſeinen liebſten Lebenswunſch ausgeſprochen habe, daß er als Sohn ihn nach Kräften erfüllte, daß ein Mann von Ehre nicht ſpiele und auch ausführe, was er ſich im Wunſche vorgeſetzt habe. Auch der Bürgermeiſter redete heftig zu, dem Sohne ſeine Freude nicht zu verderben.

„Ich erkenn' die Gutheit, ich erkenn' ſie rechtſchaffen“ ſtotterte Broſi. „Was meinſt Moni? Red auch du, dich geht's ſo viel an wie mich.“

„Ich hab den Wunſch nicht gehabt.“

„So? Alles ſoll auf mir liegen? Und wenn ich nun ſag wir ziehen da her?“

„Dann zieh ich mit dir, das weißt ungefragt.“

„Aber dieſen Winter nicht mehr Severin,“ wendete ſich Broſi an dieſen „den Winter dürfen wir noch in Haldenbrunn in unſerm alten Neſt bleiben?“

„Vater, ich will euch nicht zwingen.“

„Beim Teufel! in ſo ein Schlößle einziehen, braucht man einen nicht zwingen,“ polterte der Bürgermeiſter, „der Herr Oberbaurath haben ſich's eben ausgedacht gehabt, daß ihr auf eure goldene Hochzeit einziehen ſolltet und die Endringer holen euch ein wie ein junges Paar. Das iſt Alles ſchon ausgemacht.“

„So? Nun ja, ja“ ſchloß Broſi und rieb ſich den Mund.“

Er ließ ſich nicht bewegen in Endringen einzukehren, er eilte gleich heim nach Haldenbrunn als entfliehe er einer Gefangenſchaft und zum erſtenmal in ſeinem Leben freute er ſich als er den württembergiſchen Grenzpfahl ſah, und ſchnaufte erſt jetzt aus als er ihn im Rücken hatte.

Das Jahresfeſt der Kirchweih kam und mit ihm die Feier einer Doppelhochzeit, denn auch Franz ſollte heute mit ſeiner geſchickten Wittwe getraut werden. Von allen Ecken und Enden kamen Gäſte und Schauluſtige herbei und manche Landesangehörige ließen ihre eigene Kirchweih, die ja auch durch oberamtliche Bekanntmachung auf denſelben Tag feſtgeſetzt war, dem zu lieb im Stich.

Als es zum Zweitenmale in die Kirche läutete, kam eine große Menſchenmenge mit Muſik herangezogen und holte das alte Brautpaar ab. Broſi trug wiederum wie vor fünfzig Jahren einen Rosmarinſtrauß mit flatternden Bändern auf dem Hute und im Knopfloch und ſchaute frei umher, während Moni ſich unter der Schappel demüthig beugte. Broſi lächelte als er ſah, daß die Hochzeitläder, um das Verbot der Regierung zu umgehen, hölzerne mit Kränzen umwundene Säbel trugen. In langer Reihe gingen ſchön geſchmückt die Kinder und Enkel des alten Paares hinter drein. Hierauf holte man das junge Brautpaar ab und es war eine erhebende Feier als der Geiſtliche das Doppelpaar einſegnete, er konnte nichts Beſſeres thun als den Neuvermählten den Segen der Eltern zu wünſchen.

Im Auerhahn ging es heute hoch her. Broſi bedauerte nur oft, daß ſeine engliſche Söhnerin nicht da ſein könne, das ſei das einzige, was ihm auf der glückſeligen Welt fehle, und er habe ihr verſprochen, mit ihr zu tanzen und ſie ſollte doch auch ſehen, welch' ein junger Burſch er ſei und ſeine Moni ſei erſt ſiebzehn Jahr alt.

Wirklich konnte man das faſt glauben, wenn man nun die beiden alten Leute den Hoppetvogel, den Siebenſprung und den Bändelestanz ausführen ſah. Ja Broſi tanzte noch außerdem mit ſeinen Töchtern und Schwiegertöchtern und zweimal mit der erwachſenen Tochter Rösle's, die auch Monika hieß. Er befahl ihr, recht bald zu heirathen, damit er auch noch Urenkel erlebe, und der jüngſte Sohn des Gipsmüllers ſchien dieſe Mahnung gern zu hören.

Es ging wild her auf dem Tanze, und Severin ſtaunte, als ſein Vater ihm ſagte:

„Jetzt iſt's mir's eigentlich lieb, daß dein Weible nicht hat kommen können, ſo ein engliſch Frauele paßt nicht in das Getrampel und in den Tuback hinein."

Man ſprach auf der Hochzeit viel davon, daß Broſi ſeinem Severin verſprochen habe, morgenden Tages nach Endringen zu ziehen; Broſi that meiſt, als ob er das nicht hörte, und wenn man ihn geradezu darum befragte, ſagte er „Ja ja," aber das in einem Tone, der es unentſchieden ließ, ob er damit ſagen wollte: ich denk nicht daran, oder ob er einfach bejahte.

In Einem merkte es Broſi doch, daß er ſeine fünfzigjährige Hochzeit feierte, er ſchlief mitten unter der Muſik auf der Bank hinter dem Tiſche ein. Er wurde geweckt und die halbe Muſik, denn Viele tanzten noch während deſſen, gab ihm und Moni das Geleite bis an ihr Haus.

Broſi und Moni ſchliefen lange nicht und noch im Bette ſagte Broſi:

„Ich fürcht' mich ſo vor dem neuen Haus, ich kann's gar nicht ſagen."

„Aber wir müſſen's thun, wenn nur auf eine Weile, du haſt's dem Severin verſprochen."

„Ich bin ja gezwungen geweſen, mehr als gezwungen, ich hab' ihm ſein' Freud' nicht verderben wollen. Und lieber Gott, das iſt ja ſo ein kalt's Haus, das iſt nichts für alte Leut'."

„Da haſt Unrecht. Es iſt gut warm und hat prächtige Oefen, da kann man mit einem Schwefelhölzle einheizen."

„Ja, das kann Alles ſein, aber weißt? Es iſt mit Ziegel gedeckt, das hält gar nicht warm, ſo ein Strohdach iſt wie ein' gute Pelzkapp, und die Stubendecken ſind ſo hoch und nach Endringen mag ich auch nicht mehr. Ich ſterb', wenn ich da 'nein muß. Lieber Gott! Man wünſcht' viel, was einem nicht recht wär', wenn's nachher in Erfüllung ging'."

„Ja, was aber machen?" erwiderte Moni dem in die Kiſſen hinein Schluchzenden. „Sag's ihm frei, er wird das nicht wollen, wenn dich's ſo hart ankommt. Du haſt ihm das nie ſo geſagt."

„Weil ich nicht kann; wenn er mich anſieht, bleibt mir's immer im Hals ſtecken. Aber halt! Juchhe! Ich hab' was." Er ſprang aus dem Bette, machte Licht und holte die Nagelſchachtel mit dem Hammer vom Himmelbette.

„Was willſt? Was willſt machen?“ frägte Moni.

„Was ich von dir gelernt hab',“ ſagte Broſi lachend. „Es hat einmal ein Mädle geben, das hat einem jungen Burſchen einen Riegel vorgeſchoben und hat ihn zum Haus 'nausgeſchwätzt. Jetzt wird einem draußen ein Riegel vorgeſchoben und der darf nicht herein.“

Während vom Auerbahn die Muſik herabtönte, erſchollen laute Hammerſchläge im Hauſe Broſi's, denn er nagelte die Hausthüre, die Stallthüre und die Schupppenthüre zu und legte ſich dann fröhlich in's Bette, im Voraus lange ausmalend, was das morgen Früh für ein Spaß ſein werde.

Die Kinder und Enkel, die am Morgen nach dem Hauſe Broſi's kamen, fanden daſſelbe verſchloſſen und auch auf Klopfen wurde nicht geantwortet.

Endlich kam Severin, auch er klopfte, aber Niemand antwortete. Die Endringer kamen mit Schießen und Muſik, um das Brautpaar zu holen. Broſi und Moni hörten, wie draußen viele Leute ſtanden, die auf Allerlei riethen und Einige ſagten ſogar, Broſi und Moni ſeien gewiß an der Freude geſtorben, das käme davon, wenn alte Leute ſolche Feſte mitmachten.

Drinnen drang Moni in ihren Mann, er ſolle doch Antwort geben, das ſei ja ſündlich, die Leute ſo hinzuhalten, Broſi aber ſagte, er möchte gern hören, was die Leute nach ſeinem Tode ihm nachſagten. Moni wollte auf wiederholtes Klopfen ſchreien, da hielt ihr Broſi den Mund zu.

Jetzt hörte man den Schloſſer mit dem Dietrich an den Schlöſſern arbeiten, ſie gingen auf und zu, aber keine Thüre öffnete ſich, und Broſi lachte in ſich hinein. Da rief Severin: „Wenn wir keine Antwort erhalten, ſchlagen wir die Thüre mit dem Beil ein. Vater, hört ihr nicht?

„Ja, ich höre,“ antwortete Broſi, der ſich an die Thüre geſtellt hatte und nun erklärte, daß er nicht aufmache, wenn ihm Severin nicht ſein Wort zurückgebe, und daß er in ſeinem alten Hauſe bleiben dürfe, lieber bliebe er ewig mit ſeiner Moni eingeſchloſſen.

Ein Jubel erſcholl von der Straße, und Broſi öffnete endlich und reichte ſeinem Severin die Hand.

Zwanzigſtes Kapitel.

Mancher Aberglaube iſt nur eine Erfahrungswahrheit, die zu ſicherer Ueberlieferung von Geſchlecht zu Geſchlecht in feſte Form gebunden iſt, und die Furcht regiert viele Gemüther leichter als die Einſicht. Man hält es für gefahrbringend vor den allzeit lauernden böſen Schickſalsmächten, ſolch ein Feſt zu feiern wie Broſi und Moni gethan, das den langen ſtillen Fortgang des Lebens in mächtigem Zuſammenfaſſen ſpannt und höher hebt, und in der That erſchließt ſich leicht hinter ſolch einem Hochpunkte die Kahlheit des Alltagslebens und der unterbrochene ſtille Fortgang verwandelt ſich nun in Oedigkeit und Abſpannung. Es iſt etwas anderes, zur Zeit der aufſtrebenden Kraft einen Jubeltag ſich zu ſetzen als da, wo die Ruhe und das ſtille Walten allein Erquickung bietet. Wie ſich Moni unter der Schappel demüthig gebeugt hatte, ſo war ſie den ganzen Tag in ſich ſtill und ruhig geblieben, Broſi aber hatte im jauchzenden Austoben ſich erluſtigt und ſchon am andern Tage, nachdem Severin abgereist war, ſchlief Broſi nach dem Eſſen unwillkürlich auf der Bank ein.

Das Gäßchen war heute beſonders widerwärtig, denn die Vorübergehenden ſprachen da draußen ſo laut, man hörte jedes Wort, als ob ſie in der Stube wären. Moni wollte hinausgehen und die Leute zur Ruhe gemahnen, aber als ſie ſich erhob, merkte es Broſi und erwachte, ſich verwundernd, daß er am Tage ſchlafe; er fühlte ſich ganz geſtärkt, da er das Verſäumte von geſtern Nacht nachgeholt habe. Broſi war wie immerdar heiter und aufgeräumt, nur als Moni bemerkte, der Franz mit ſeiner Frau ſei da geweſen und habe nachſehen wollen, wie es dem Vater gehe, da ſagte dieſer:

„Jetzt ſind alle unſere Kinder fort, jetzt ſind wir doch wie ein entlaubter Baum," als aber während dieſer Worte des Rösle's Monika eintrat, die nun bei den Großeltern wohnen wollte, ſagte er: „richtig, da kommt ja unſere Wurzelbrut. Weißt Alte? Es giebt Bäum', die wieder an der Wurzel ausſchlagen. Recht ſo, bleib du bei deiner Ahne und gieb Acht, daß du ſo wirſt wie ſie und leid's nicht, daß ſie zu viel ſchafft."

Broſi hatte nun drei eigene Familien im Orte, die er beſuchen konnte und war nun auch mit dem größten Theile des Dorfes verwandt, und wenn ſich hier auf dem Walde Alles Vetter nennt, ſo hatte das bei Broſi noch eine beſondere Berechtigung. Er ließ ſich's aber auch nicht nehmen, noch dieſen Winter regelmäßig zu dreſchen und wenn ihm auch weh dabei geſchah, geſtand er es weder ſich noch ſeinen Genoſſen. Wenn ihm die Leute ſagten, er ſolle ſich doch zur Ruhe ſetzen, er ſei ja vermöglich, habe ſeine Kinder alle verſorgt und wenn er etwas Uebriges brauche, werde ſich der Oberbaurath eine Freude daraus machen, ihm ſolches zu geben, da ſagte er:

„Mein' größte Freud iſt, daß ich's haben könnt' und nicht brauch!“

Um Neujahr zeigte Severin die Geburt eines Töchterchens an und der Winter ging ſtill und heiter vorüber, nur war es eine traurige Botſchaft, daß um Lichtmeß der Gipsmüller ſtarb. Broſi ließ es ſich nicht nehmen, ſeinem Leichenbegängniſſe ſich anzuſchließen, aber er ging, wie er ſagte, des ſchlüpfrigen Weges halber am Stocke über Feld und ſtand oft ſtill und verſchnaufte. Als er von Endringen, wo der Gipsmüller begraben wurde, zurückkam, ſagte er:

„Das Sterben ſollt' nicht ſein, aber es iſt einmal ſo Gottes Ordnung. Aber Moni, unſer Haus da drüben iſt doch ſchön, es müßt ſich doch gut drin wohnen.“

Noch oft kam Broſi auf ſein Gelüſte, in dem ſchönen Hauſe zu wohnen, aber es war doch nie weiter, als eine gewiſſe flüchtige Unbefriedigtheit des Alters, das leicht in allerlei Planen und Wünſchen ſich ergeht und dem es ſchließlich doch am liebſten iſt, wenn es beim Altgewohnten ſein Verbleiben hat.

Im Frühling ging Broſi wieder in den Wald an ſeine Arbeit, des Jörgtoni's Kaspar half ihm und Broſi ſah es gerne, daß dieſer ſich in ſeine Stelle ſetzte, für den Fall, daß er ſie nicht mehr verſehen könne. Beim Ausgehen und bei der Heimkehr verweilte Broſi da und dort bei Altersgenoſſen, die in Leibgedingſtuben wohnten und ließ ſich von ihnen lang und breit ihre Gebreſten erzählen, er ſelber klagte nicht und ſagte nur oft:

„Wenn ich's in meiner Jugend beſſer gehabt hätt' und mich nicht ſo hätt' ſchinden und plagen müſſen, ich wär' hundert Jahr alt geworden.“

Auch daheim kam er oft hierauf zu reden. Das Gehen wurde ihm immer ſchwerer, aber ſo lange er nur fortkriechen konnte, ging er ſeiner Arbeit nach, und man ſah es, wie er ſich gewaltſam aufrecht hielt und für Jeden noch immer eine Scherzrede hatte.

Es war am Tage nach Jakobi — noch geſtern war Broſi im Auerhahn geweſen und hatte viel davon geſprochen, wie leid es ihm thue, daß ſeine Söhnerin in ein Bad gemußt habe und nicht nach Endringen käme, er wäre ihr zu lieb doch dahin gezogen — heute konnte Broſi nicht mehr gehen, ſein Kubikfuß ſtellte ſich wieder ein, er mußte zu Bette bleiben oder in dem großen Armſtuhl ſitzen, den Agy geſchickt hatte.

Die beiden älteren Söhne waren weit in der Fremde, aber Severin kam einmal und beſuchte ſeinen Vater, und zum Erſtenmal hatten ſeine ſtarren Züge etwas lindes. Broſi behauptete, daß es gar keine Gefahr habe und des Rösle's Monika mußte ihm oft ſtundenlang die Geſchichten aus den alten zerleſenen Kalendern vorleſen, durfte aber nicht in die Einzeichnungen von ſeiner Hand ſehen. Die Frau ſaß ſchon jetzt im Sommer an der Kunkel und ſpann und Broſi that einmal die ſeltſame Frage:

„Was ſpinnſt?“

„Tuch zur Ausſteuer für unſere Monika."

„So? Das iſt recht," ſagte Broſi und war lange ſtill, er mußte an ſein Todtenhemd gedacht haben.

Die Hühner kamen jeden Mittag vor den Stuhl Broſi's, und er brockelte ihnen Brod, aber auch viele befreundete Menſchen kamen, ihn aufzuheitern, deſſen bedurfte es aber nicht, denn er war noch immer der luſtigſte von Allen.

Schon als Broſi das Bett nicht mehr verlaſſen konnte, war er noch immer ein ſäuberlicher Kranker. Der Bader mußte jeden Samstag kommen und ihm den Bart abnehmen, und war es ſchon an ſich ſchwer, aus den vielen Falten des eingefallenen Geſichtes die Bartſtoppeln heraus zu kriegen, ſo erſchwerte es noch Broſi durch die vielen Späße, die er machte, ſo daß der Bader oft vor Lachen abſetzen mußte.

Eines Tages ſagte Broſi mitten im Geſpräche zu ſeiner Frau:

„Ja, daß ich's nicht vergeß. Ich dank dir tauſend und tauſendmal für all' die Liebe und Güte, die du mir angethan, und wenn ich jetzt oft krittlich bin, denk' nur, das bin ich nicht, ich kann nicht anders. Es wird ſchon wieder beſſer, wenn ich wieder geſund bin. Und wenn ich ſterb', laß' mich nicht zu lang auf dich warten, aber dießmal nimmt's mich noch nicht. Wart' nur, bis es wieder Winter iſt, ich bin im Winter immer beſonders wohlauf."

Meni ſetzte ſich ſo an die Kunkel, daß es ihr Mann nicht ſehen konnte und die Thränen fielen ihr auf die Hand, und ſie benetzte den Faden damit, den ſie ſpann. Sie ſagte es nicht, aber ſie beſtimmte dieſes Tuch zu ihrem eigenen Todtengewand.

Broſi verlangte ſelbſt nach dem Geiſtlichen und ſeiner letzten Wegzehrung, er konnte es doch nicht laſſen, wegen Agy's zu beichten, aber der Geiſtliche war mild genug, ihn zu tröſten.

Auch den Gemeinderath ließ Broſi zu ſich kommen und befahl, daß man bei ſeinem Begräbniſſe luſtige Tanzmuſik aufſpielen ſolle, er ſei luſtig in der Welt geweſen und wolle auch luſtig hinaus. Man verſprach, nach ſeinem Willen zu thun.

Des Rösle's Monika war eine rüſtige Pflegerin, denn die Großmutter wußte ſich vor Herzbrechen gar nicht zu helfen.

Es kamen Tage, in denen Broſi überaus luſtig war, ſeine Enkelin mußte ſingen und er ſang mit und ermahnte auch Moni dazu.

Einmal in der Nacht als die junge Monika bei ihm wachte, rief er mit ſtarker Stimme:

„O lieber guter Gott! Laß mich doch noch leben. Ich will noch alles Holz meſſen bis an den Rhein, ich will den Kappelberg ganz allein durch und durch graben, laß mich leben, oder wie du willſt, aber nur nicht lang leiden. Mach's kurz.“

Als man in der Ferne den Nachtwächterruf hörte, ſummte er gegen die Wand gekehrt vor ſich hin:

Alle Sternlein müſſen ſchwinden
Und der Tag wird ſich einfinden . . .

Der jungen Monika wurde es ſchwer angſt, aber ſie wagte es nicht, nach Jemanden zu rufen und jetzt den Kranken zu verlaſſen und einmal wendete er ſich wieder um und ſang mit geſchloſſenen Augen:

„Weil Scheiden bitter iſt
Und 's lieben ſüß ....“

Gegen Morgen that er einen mächtigen Schrei, die Frau ſprang von dem Stuhle, auf dem ſie eingeſchlafen war, und in den Armen ſeiner Moni ſtarb Broſi. —

Es war am Freitagmorgen, am Tage Himmelfahrt Mariä, als Broſi ſtarb und als der Uzibaſche die Todtenglocke läutete, betete ein Jedes ſtill im Dorfe, jedes wußte, wer verſchieden war.

Erſt am Montag Morgen wurde Broſi begraben, man hatte nach den Söhnen geſchrieben und ſie kamen und gingen hinter ſeiner Leiche. Auf dem Sarge lag Hammer und Kelle und der Maßſtab, der Broſi als Stütze gedient. Die polizeiliche Ordnung duldete es nicht, daß man den Wunſch des Verſtorbenen erfüllte, und ihm Tanzmuſik zu ſeinem Leichenbegängniſſe aufſpielte, aber weil Broſi Gemeinderath geweſen war, wurden eine Stunde lang in dreimaligen Abſätzen alle Glocken geläutet. Es war ein heller Sommermorgen voll Lerchenſang und Sonnenſchein und ſo weit man die Glocken in den Bergen vernahm, ſtanden die Waldarbeiter ſtill, legten die Aexte hin und beteten für den, den man begrub, ein Vaterunſer, und wer mit Genoſſen arbeitete ſprach mit ihnen davon, wie gerne ein Jedes dem Broſi die letzte Ehre erwieſen hätte, daß man aber keines Taglohnes ermangeln könne.

Nur noch dreimal war Moni in der Kirche als man ihrem Manne die Todtenmeſſen las, ſie lebte ruhig aber faſt wortlos, dazu war ſie noch faſt ſtocktaub geworden; und als das Tuch von der Bleiche kam, das ſie in dieſem Sommer geſponnen, entſchlummerte auch ſie.

Als die erſte Trauer vorüber war, lebten Broſi und Moni in der Erinnerung aller Menſchen wie der Nachhall einer Tanzweiſe, die ſich von ſelber fortſingt, nachdem man den Ort der Luſtbarkeit weit hinter ſich hat.

Das Jahr darauf heirathete der jüngſte Sohn des Gipsmüllers wirklich des Rösle's Monika, und als die ganze Familie im Auerhahn beiſammen war und zum Erſtenmal wieder der Bändelestanz aufgeſpielt wurde, ſtand Alles ſtill und eines ſagte dem Andern: „Ach Gott, das war ſein Leibſtück.“ Aber des Jörgtoni's Kaspar ſprang mit beiden Füßen in die Mitte des Saals und rief: „Jetzt bin ich der Broſi!“ und zeigte ſich als deſſen gelehriger Schüler. Noch lange wenn der Hoppetvogel, der Siebenſprung und der Bändelestanz ausgeführt wird, wird man den Namen Broſi's nennen und: „Mein Mann iſcht koanr ſagt der Broſi“ iſt noch immerdar Sprichwort.

Mannheim.
Schnellpreſſen-Druck von Heinrich Hogrefe.

Schwarzwälder

Dorfgeſchichten.

Von

Berthold Auerbach.

Neue Folge.

[illegible]

Q

Mannheim.
Verlag von Friedrich Baſſermann.
1849.

Inhalt.

Seite.
I. Sträflinge 1
1845.
II. Die Frau Profeſſorin 105
1846.
III. Luzifer 301
1847.

I.

Sträflinge.

Ein Sonntagmorgen.

Wir ſind im Dorfe. Alles iſt ſtill auf der Straße, die Häuſer ſind verſchloſſen, da und dort iſt ein Fenſter offen, es ſchaut aber Niemand heraus. Die Schwalben fliegen nah am Boden und haben Niemanden auszuweichen. Auf dem Brunnentroge am Rathhauſe ſitzen andere Schwalben, trinken und ſchauen ſich klug an und zwitſchern mit einander und halten Rath, als ob das Dorf nur ihnen allein gehöre. Vornehme Bachſtelzen trippeln herzu und ſchwänzeln davon und ſchweigen ſtill, als wollten ſie damit kundgeben, ſie wüßten ſchon Alles und noch viel beſſer. Nur eine Schaar Hühner hat ſich um die Schwalben verſammelt und lauſcht begierig ihren Reden. Sie hören wohl vom freien Wiegen in den Lüften, vom Ziehen über's Meer und nach fernen Landen; denn ſie heben und dehnen oft ihre Flügel und laſſen ſie wieder ſinken und ſchauen trauernd auf, gleich als wüßten ſie nun wieder aufs Neue, daß ſie ſtets am Boden haften und den fremden Schutz der Menſchen ſuchen müßten. Beſonders eine kohlſchwarze Henne mit rothem Kamme hebt und ſenkt ihre Flügel oft und oft. Eine Gluckhenne wandelt das Dorf hinauf, ſich ſtolz pruſtend im Kreiſe ihrer Söhne und Töchter, die ſie durch ſtete Ermahnungen um ſich verſammelt hält und mit ihrem Funde äzt. Sie will nichts vom freien Wiegen in den Lüften, von der Sehnſucht nach der Ferne.

Eine wunderſame Stille liegt auf dem ganzen Dorfe.

Die Menſchen haben die getrennten Wohnungen verlaſſen und ſich in dem einen Hauſe Deſſen eingefunden, der ſie alleſammt eint. Die zerſtreut ſchweifenden Blicke, die nur das eigne ſuchen, heben ſich jetzt vereint zu dem Unſichtbaren, der Alles ſieht und dem Alles eigen iſt.

Da ſteht die Kirche auf dem Berge, der einſt befeſtigt war und um deſſen Mauern jetzt blühende Reben ranken.

Die Kirche war einſt die Burg für alle Noth des Lebens. Kann und wird die frei ſtehende, äußerlich unbefeſtigte Kirche der freie Hort alles neuen Menſchendaſeins werden?

Eben verhallt der letzte Ton der Orgel, treten wir ein in die Kirche. Der Geiſtliche beſteigt die Kanzel. Huſten und Zurechtſetzen in der ganzen Gemeinde, denn Niemand will den Verkünder des höheren Geiſtes im Fluſſe ſeiner Rede ſtören.

Der Geiſtliche iſt kein alter Mann, er ſteht in den beſten Jahren. Nicht blos um graue Locken ſchwebt die Glorie der innern Befreiung von Eigenſucht; die Milde mögt ihr da wol öfter finden, aber mit ihr oft nicht mehr jenen lebendigen Feuereifer für die Menſchheit. Der Glaube an den Himmel hat oft den Glauben an die Erde verdrängt.

Nachdem der Geiſtliche ſtille, in ſich zuſammengeſchauert, verhüllten Antlitzes das leiſe Gebet geſprochen, erhob er freudig ſein Haupt und ſprach den Text: „Die Geſunden bedürfen des Arztes nicht, ſondern die Kranken.“ Lucas 5, 31.

Er zeigte zuerſt, wie die geiſtige Geſundheit das wahre Leben, wie ſie eins iſt mit Tugend und Rechtſchaffenheit; die Sünde und Krankheit dagegen das Leben verunſtaltet. Gleichwie in der Krankheit die natürlichen Kräfte des Menſchen einen falſchen Weg genommen, ſo auch in der Sünde. Denn Sünde iſt Verirrung. Mit beſonderm Nachdrucke hob er dieſes Letztere immer hervor und ermahnte zur milden Betrachtung des Sünders, zur Pflege für ſeine Heilung. Er zeigte, wie leicht die Sünde einen Schlupfwinkel findet in dem verſchlungenen Geäder menſchlichen Herzens, um bald als Leidenſchaft, bald als liſtige Bethörung Alles aus dem Wege des Rechten zu verdrängen. Denn es iſt kein Menſch, der nur Gutes thäte und nicht ſündigte. Er zeigte, wie erquickend es iſt, uns das tröſtliche Bild des reinen Menſchen ohne alle Sünd und Fehle zu vergegenwärtigen, der uns vorſchwebt, um alle Schuld zu tilgen, indem er uns anleitet, ihm nachzufolgen. Er zeigte, wie darum Jeder, der in irgend einer Weiſe ſich von einer Sünde rein fühle, in dieſer theilweiſen Reinheit die Verpflichtung habe, der Erlöſer des Andern, des in Sünde Verſunkenen zu werden. Er muß ſeinen Fehl auf ſich nehmen und zu ſühnen trachten.

„Ihr Alle,“ ſprach er dann, „ihr Alle, die ihr in Freiheit wandelt, die ihr an euerm Tiſche ſitzt und ungehindert hinausſchreitet unter Gottes freien Himmel —

gedenket einen Augenblick des armen Eingekerkerten, auf deſſen Antlitz ſeit Jahren kein Blick der Liebe geruht. Da ſitzt er und ſein Auge ſtarrt hin nach den ſtarren Mauern, ſeine Worte prallen ungehört zurück. Und wenn er hinausgeführt wird unter ſeine Genoſſen, welch eine traurige Geſellſchaft!

Die große menſchliche Geſellſchaft hat ihn einſam ſeiner Noth, ſeiner Verzweiflung, ſeinem Irrthum überlaſſen; keine hülfreiche Hand bot ſich ihm dar, kein liebreiches Wort beſchwichtigte ſeine Seele. Er ſtand vielleicht allein, allein mit ſeinem verworrenen Herzen. Erſt als er der offenkundigen Sünde verfiel, da merkte er's, daß er nicht allein ſei; die menſchliche Geſellſchaft faßte ihn mit gewaltigen Armen und hielt ihn zur Buße feſt.

Und wenn er nun wieder zurückkehrt unter die freien Menſchen, was iſt ſein Loos? Die früher keinen Blick auf ihn richteten, ſehen jetzt mit Verachtung, mit Mistrauen oder unthätigem Mitleid auf ihn herab und verfolgen ihn auf Schritt und Tritt. Was ſoll aus ihm werden?

Du, der du hier in Freiheit ſitzeſt, frage dich, wie oft du nahe daran warſt, ein Verbrecher zu werden, wie nur die höhere Macht, die in dich gepflanzt iſt und über dich herrſcht, dir die Werkzeuge des Verderbens entzog und aus der Hand nahm. Darum hab' Mitleid mit dem Sünder, leide mit ihm, opfere dich für ihn, und es wird dir vergeben."

So und noch vieles Andere ſprach der Pfarrer mit tiefer Erſchütterung. Er wagte einen gefährlichen, aber zur lebendigen Eindringlichkeit doch oft nothwendigen

Verſuch und ſtellte ſich ſelbſt mitten in die Betrachtung, indem er erzählte:

„Ich wurde als armer Schüler eines Mittags im Hauſe eines Reichen geſpeiſt. Sonſt litt ich die bitterſte Noth. Da ſtand ich nun allein in dem Speiſezimmer und wartete bis zur Eſſenszeit. Um mich her glitzerte und ſchimmerte das Silbergeräth, es flimmerte mir vor den Augen, wie wenn ich berauſcht wäre. Plötzlich blitzt mir der Gedanke durch die Seele: nur einige ſolcher Stücke können deiner Noth auf lange abhelfen und — Niemand ſieht dich. Ein unwiderſtehlicher Reiz zog mich zu dem Korbe hin, wo das Silber aufgeſchichtet lag; ich griff hinein, wie wenn Jemand meine Hand hineinſtieße. Da ward mir's aber plötzlich, als könnte ich meine Hand nicht bewegen; ich konnte nicht laſſen und nicht nehmen. Der Angſtſchweiß rann mir von der Stirn und ich ſchrie laut: Hülfe! Hülfe! Ich wollte Menſchen herbeirufen, um durch ſie von der Sünde abgezogen zu werden. Ein alter Diener eilte herzu und ich erzählte ihm weinend Alles. Er tröſtete mich in meiner unbeſchreiblichen Pein und hat in der Folge durch ſich und Andere dafür geſorgt, daß ich keine Noth mehr litt.“

Die Bemerkungen, die der Pfarrer hieran knüpfte, und die Aufforderung, daß Jeder ſich in gleicher Weiſe die Verſuchungen ſeines Lebens vergegenwärtige, gingen unmittelbar ans Herz. Bei der längeren Pauſe, die er jetzt machte, ſah er manche gefaltete Hände zittern, Manchen, der mit vorgehaltenem Hute ſein Antlitz verbarg, manche Hand eine Thräne aus den Augen wiſchen, die dann wieder leichter aufſchauten. Keiner aber ſah auf den Andern, Jeder hatte genug mit ſich zu thun.

Nach dem Schlußgebete erzählte der Pfarrer in ſchlichtem Tone: „Es hat ſich in der Hauptſtadt ein Verein von wohldenkenden Männern gebildet, der ſich die Aufgabe ſtellt, für das Fortkommen und die Beſſerung Derer zu ſorgen, die aus den Straf- und Arbeitshäuſern entlaſſen werden. Das iſt ein heiliges und gottgefälliges Werk. Wer beitreten und mitwirken will, kann nach der Mittagskirche zu mir kommen und das Nähere erfahren. Beſonders aber möchte ich euch bitten, daß Einer oder der Andere einen Knecht oder eine Magd zu ſich ins Haus nehme. Ich brauche euch nicht ermahnen, daß ihr die Gefallenen nicht gar zu zärtlich und weichherzig behandeln ſollt. Wir kennen einander. Ich fürchte nicht, daß ihr allzugroße Sanftmuth habt.“

Ein Lächeln zuckte auf den Angeſichtern der Verſammelten, das aber die Andacht nicht niederdrückte, ſondern eher hob. Der Pfarrer fuhr nach kurzem Innehalten fort:

„Ihr müßt euch aber genau prüfen, ob ihr die Kraft in euch fühlt, dieſe Gefallenen liebevoll zu behandeln; denn ein Unglücklicher bedarf doppelter Liebe, und zwiefach geſegnet iſt, der ſie zu geben vermag. Der Herr erleuchte und erhebe euern Sinn und begnadige uns Alle, daß wir nicht in Sünde verirren. Amen.“

Als die Kirche zu Ende war, drängte ſich Alles mit ungewohnter Haſt heraus. Viele reckten und ſtreckten ſich, als ſie die Thüre hinter ſich hatten; die Predigt hatte ſie ſo gepackt, daß ſie ſich in allen Gliedern wie zerſchlagen fühlten; es war ihnen ſchwül geworden und ſie holten jetzt wieder frei Athem.

Allerlei Gruppen bildeten ſich. Da und dort ſprach man alsbald von anderen Dingen, die Meiſten von der Predigt und dem rechtſchaffenen Pfarrer. Der Webermichel aber behauptete, er predige nicht genug aus Gottes Wort, und der Bäck, der, wenn ſeine Frau nicht dabei war, auch gern etwas drein redete, bemerkte gar pfiffig, er habe bald gemerkt, zu welchem Loch der Pfarrer hinaus wolle. Ein muthwilliger Burſche raubte einem Mädchen den Strauß von Gelbveigelein und Rosmarin aus dem Buſen, ſchrie dabei: „Hülfe! Hülfe!“ und rannte mit der Beute davon.

Sonſt aber hallten in den meiſten Gemüthern noch die vernommenen Worte nach.

Konrad, der Adlerwirth ging ſtill dahin und redete kein Wort; er hielt noch auf dem ganzen Wege den Hut in der Hand, als wäre er noch in der Kirche. Bärbele war ihrem Manne vorausgeeilt, um den Mittagstiſch herzurichten. An einem andern Sonntage wäre es nicht ohne Halloh abgegangen, wenn wie heute das Eſſen nicht gleich nach der Kirche fertig war. Jetzt aber legt Bärbele ohne ein Wort zu ſagen, Geſangbuch und Roſenkranz auf den Fenſterſims (denn man braucht beides heute Mittag nochmals), zieht ſeinen Mutzen (Jacke) aus und hilft der Magd ohne ein „Schelterle“ das Eſſen fertig machen.

Man ſaß endlich wohlgemuth bei Tiſche und es ſchmeckte Allen wohl, denn wenn ein reiner Gedanke durch die Seele gezogen, iſt es, als ob der ganze Menſch wie mit friſchem Leben durchſtrömt wäre; alle Speiſe, die er zum Munde führt, iſt wie geſegnet, man iſt mit Allem froh und zufrieden. Wo ein guter Geiſt mit zu Tiſche ſitzt und in den Menſchen lebt, da verwandelt er das Waſſer des Alltagslebens in duftenden Feſtwein.

In wie viel tauſend Kirchen wird allſonntäglich mit hochgezwängter Stimme gepredigt, aber wie ſelten ertönt ein reinerer Klang, der, aus der Tiefe kommend, in den Tiefen der Herzen nachhallt!

Es iſt aber auch bekannt, wie oft die Menſchen, wenn ſie geſättigt ſind, eine ganz andere Sinnesart haben, als da ſie noch hungrig waren.

Und da es auch gut iſt, daß man nach Tiſche eine Weile ruht, ſo wollen wir die Folgen der Frühpredigt erſt nach einer Pauſe weiter betrachten.

Nachwirkungen der Frühpredigt.

So lind und friſch es auch in den Mittagsſtunden draußen in Wald und Feld iſt, ſo wandeln doch nur wenig „Mannen“ hinaus, und auch dieſe kehren bald zurück, bis endlich Alles in der dampferfüllten niedern Stube zum Adler beiſammen iſt.

Es mag auffallend erſcheinen, daß auf dem Lande ſo ſelten freie Trinkplätze ſind, wo man im Schatten der Bäume oder unter freiem Himmel ſeinen Schoppen in Frieden genießt. Aber erſtlich fühlen ſich Die, welche die ganze Woche draußen ſind, behaglicher unter Dach und Fach, und ſodann vereinzelt das Zuſammentreffen im Freien; der Raum iſt unbeſchränkt, man rückt nicht ſo nahe zuſammen, das Wort des Einzelnen verhallt leicht, weil es nicht von den Wänden eingeſchloſſen zu Allen dringt.

Wir müſſen uns alſo ſchon dazu bequemen, in die Wirthsſtube einzutreten.

Um den runden Tiſch in der Ecke ſitzen Viele. Conſtantin, Mathes und der Buchmaier leſen die Zeitung, von der heute drei Blätter auf einmal angekommen ſind. Sie theilen mit, was ihnen von Belang ſcheint, oder worüber ſie etwas zu ſagen haben. Es ſind oft Bemerkungen, die den Nagel auf den Kopf treffen, oft aber auch Schläge in die Luft. Denn heutigen Tages, wo man es meiſt darauf anlegen muß, den leitenden Grundgedanken zwiſchen den Zeilen herauslesen zu machen, iſt es für den Uneingeweihten faſt unmöglich, das Rechte zu finden.

Das Geſpräch verlor ſich nach allen Seiten hin; es möchte lehrreich ſein, ſolches weiteren Kreiſen mitzutheilen, wir müſſen uns aber an das nahe gerückte Intereſſe des Tages halten. Der Adlerwirth iſt auch dieſer Anſicht; man ſieht ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hat; er ſagt daher bei eingetretener Stille:

„In der Zeitung ſteht auch die Geſchicht' von dem Sträflingsverein.“

„Lies vor!“ hieß es von allen Seiten.

„Lies du!“ ſagte Conſtantin und gab ſeine Zeitung dem Mathes. „Ich will nichts davon. Gegen ganz ſchlechte Menſchen da thun ſie jetzt gar liebreich; da iſt wohlfeil gut ſein. Dabei kann man den Kamm noch recht hoch tragen. Die Heiligenfreſſer und Beamtenſtübler haben da neben einander feil, und wiſſet ihr, was? Gnadenpülverle auf Stempelbogen.“

„Oha, Bruderle, du haſt einen Pudel geſchoben *),“ erwiderte der Buchmaier; „da iſt der Doctor Heiſter auch mit unterſchrieben, und wo der iſt, da darf man mit all' beiden Händen zulangen. Und wenn auch noch Hochmuthsnarren dabei ſind, der Verein iſt gut. Mag einer

---

*) So nennt man's, wenn man beim Kegelſpiel keinen der aufgeſetzten Kegel trifft.

ſonſt thun was er will, wenn er was Rechtſchaffenes thut, ſo iſt das halt rechtſchaffen.“

„Das mein' ich auch,“ ſagte Konrad der Adlerwirth und las vor.

„Da iſt kein Salz und kein Schmalz in der Anzeig',“ bemerkte Matheis; „die ſollten unſern Pfarrer haben, der hätt's anders geben, daß das Ding Händ' und Füß' hätt'. Wenn ich einen Knecht braucht, ich thät gleich einen nehmen.“

„Ich auch,“ riefen Viele.

„Und ich nehm' einen,“ ſagte Konrad.

„Wenn du das nicht geſagt hätt'ſt, wär's geſcheiter geweſen,“ entgegnete der Buchmaier, „da hätt's Niemand gewußt und jetzt ſieht ihn ein Jedes drauf an.“

Konrad kratzte ſich ärgerlich hinter dem Ohre.

Der Schullehrer trat ein und der Buchmaier ſagte zu ihm: „Du kommſt wie gerufen. Kannſt du uns nicht ſagen, was das mit dem penſylvaniſchen Schweigſtumm iſt oder wie man's heißt? Ich bin ganz dumm von dem, was da die Zeitung drüber ſagt.“

„Es gibt zweierlei Straffyſteme oder Strafarten,“ ſagte der Schulmeiſter; „Auburn —“

„Nicht ſo!“ unterbrach ihn der Buchmaier, der heute etwas ärgerlich ſchien; „mach jetzt all deine Bücher zu und ſag's gradaus.“

Jener erklärte nun die Zellengefängniſſe mit ihrer Sprachloſigkeit. Alles eiferte mit großer Heftigkeit gegen das Schweigſtumm, wie ſie es nannten, und der Buchmaier wurde ſo grimmig, daß er ſagte: „Wenn Ich Herrgott wäre, dem Mann, der das einſam ſtumme

Gefängniß erfunden hat, dem ließ' ich nur all' Woch zweimal die Sonn' ſcheinen."

Der Lehrer wollte die Heftigkeit mildern, indem er berichtete, daß viele edle und gelehrte Männer für dieſe Strafart geſtimmt hätten. Er fand aber kein Gehör.

Endlich traten mehrere Schreiber in die Wirthsſtube. Das Geſpräch erhielt eine andere Wendung und leiſe Fortſetzung. Man ging bald auseinander.

Der Armenadvokat und ſein Freund.

In einer Gartenlaube der Reſidenz ſaßen am ſelben Nachmittage zwei Männer von gleichem Alter, der eine aber trug einen Orden im Knopfloche.

Eine Magd brachte Kaffee und Cigarren.

„Wo haſt du denn das ſchöne Dienſtmädchen hingebracht, das vor zwei Jahren in deinem Hauſe diente?“ fragte der Ordensmann ſeinen Gaſtfreund, den Doctor Heiſter; „das war ein friſches Naturkind, immer fröhlich, mit Geſang die Treppe auf und ab. Es kam mir wie ein heller, reiner Thautropfen vor; iſt eau de mille fleurs daraus geworden? Wie hieß es doch?“

„Magdalene. Das iſt eine unglückliche Geſchichte. Ich kann's noch kaum glauben, daß das brave Kind geſtohlen hat, und doch iſt es ſo. Während ich in Angelegenheiten eines Mündels in Berlin war, haben ſie ſie hier ins Zuchthaus gebracht.“

„Alſo du lieferſt auch Rekruten zu deinem Verein? Ich werde nun auch wieder eine ſolche Unſchuld zu Geſicht bekommen, die ich unter den Händen hatte, als ich noch Bezirksrichter war. Es war ein Poſtillion; er hat einen Ehemann, der ihm im Wege ſtand, in den Graben geworfen und ſo traktirt, daß er nach vierzehn Tagen für die Ewigkeit genug daran hatte. Das iſt ein durchtriebener Schlingel. Ich habe ihn aber hinter gebunden, und habe ihm auf hohe Verordnung einige Doſen Contumazialprügel wegen frechen Leugnens appliciren laſſen. Das hat ihn mürbe gemacht. Es iſt nicht anders fertig zu werden mit dem Geſindel. Ich will nur ſehen, was der Verein mit ihm anfangen wird; er hat ſich auch gemeldet."

„Es freut mich innig," erwiderte der Doctor, „daß du die Sache unſers Vereins ſo nachdrücklich gefördert haſt durch das Rundſchreiben an die Bezirksgerichte und Pfarrämter."

Der Regierungsrath, denn ein ſolcher war der Ordensmann, ſah geſchmeichelt mit dem Kopfe nickend auf ſeine ſchönen Sommerſtiefeletten und ſagte: „Der Verein ſoll auch die Vortheile unſerer geregelten Staatsordnung genießen. Während wir hier ſitzen," fuhr er fort, ſich auf dem Stuhle ſchaukelnd, „iſt oder wird von allen Kanzeln des ganzen Landes das Evangelium der armen Sünder verkündet. Hu! wie werden die Thränenbeutel ausgepumpt werden. Das wird den Leuten wohlthun in dieſen warmen Tagen, es iſt auch eine Cur. Aber das mußt du doch geſtehen, daß unſer Staatsleben ineinander greift wie ein Uhrwerk. Wenn ich hier einen Druck an der Staatsmaſchine anbringe, bewegt ſich eine Feder im entlegenſten Dorfe."

„Ob das ein Glück iſt?"

„Du biſt und bleibſt der ewige Opponent. Ihr Leute wollt das Gute nicht ſehen. Was hättet ihr denn gehabt ohne den Amtsweg? Einen Winkel im Zwiſchenreich der Landeszeitung —“

„Laſſen wir das. Du kannſt dich nicht bekehren, ſonſt müßteſt du mit deinem Schickſal unzufrieden ſein und einen großen Theil deiner mühevollen Arbeit für nichtig achten. Drum laſſen wir das. Du verdienſt allen Dank, daß du den Verein ſo raſch zu Stande gebracht. Du mußt ihn gut bevorwortet haben.“

„Gut bevorwortet?“ lachte der Regierungsrath und hielt das eben entbrannte Zündhölzchen ſo lange in der Hand, bis er es an den Fingern ſpürte und wegwarf; „gut bevorwortet? Da ſieht man wieder euch unpraktiſche Weltverbeſſerer. Ihr glaubt, mit Ideen führt man die Sachen durch. Diplomatie, Freund, Diplomatie iſt es, die euch fehlt; ohne dieſe kommt ihr nie zu etwas. Ich für meine Perſon geſtehe, daß ich gar kein Penchant für euern Verein habe. Es iſt jetzt ein weichmüthiger Humanitätsrappel über die Welt gekommen, der das Leben horribel ennuyant macht. Ich habe nun einmal kein Spitalherz und will auch keines haben. Als die Vereinsſache im Collegium vorkam, ich war Referent, zuckte ich mitleidig die Achſeln. Der Präſident iſt gar kein böſer Mann, nur iſt ihm angſt und bang vor allem Neuen; es iſt ihm unheimlich. Es war aber auch gefehlt von euch, daß lauter prononcirte Liberale ſich an die Spitze ſtellten.“

„Warum? Die Sache hat ja nichts mit Politik zu ſchaffen?“

„Allerdings. Glaubt ihr, man wird euch Gelegenheit geben, euch als Wohlthäter der Menſchheit hinzuſtellen und unter den Proletariern Partei zu gewinnen?“

„Nun? Wie ging die Sache denn doch durch?“

„Wie geſagt, ich zuckte die Achſeln und das Finale meines Referats war: Wie werden ſich die Herren die Finger verbrennen! Wie werden ſie einſehen lernen, daß ſich die Welt nicht nach ihren Utopien conſtituiren läßt. Das gäbe eine gute Schule für ſie. Der Präſident lächelte. Nun war die Sache gewonnen. Ich erklärte noch, daß, falls der Verein die Genehmigung erhalte, ich bereit ſei, als Regierungsbevollmächtigter ſolchen zu präſidiren und zu überwachen. So wurde euch die Sache gewährt, um euch einen Poſſen damit zu ſpielen.“

„Welchen Grund hatteſt du aber, ſo feine Intrigue anzulegen für eine Sache, die dich nicht intereſſirt?“

Der Regierungsrath faßte die Hand des Advokaten und ſagte: „Du biſt und bleibſt eine ehrliche Haut, aber auch dir gegenüber mußte ich intriguiren. Seitdem ich von der Kreisregierung hieher verſetzt wurde, thut es mir immer leid, daß unſere beiderſeitige öffentliche Stellung eine vertrautere Socialität faſt nicht zuläßt; die Parteiungen haben Alles zerriſſen. Lache nicht! In der Verbrecher-Colonie finden wir einen Indifferenzpunkt, wo wir uns an einander anſchließen, ohne daß einer ſich bei ſeiner Partei zu compromittiren braucht. Wir haben in Heidelberg den Freundſchaftsbund geſchloſſen, er ſoll aufrecht erhalten werden. Nicht wahr, alter Cherusker, wir bleiben die Alten?“

Die beiden Jugendfreunde drückten ſich die Hände. Dem Advokaten kam dieſe Miſchung von Treuherzigkeit und Schlauheit, die er eben vernommen, doch ſonderbar vor; er wendete ſich indeß immer gern nach der idealen, ſonnebeſchienenen Seite an der Frucht des Lebensbaumes und erwiderte:

„Wir haben noch ſo viele Berührungspunkte, noch ſo viel gemeinſames Streben, daran wollen wir uns halten, das andere bei Seite liegen laſſen.“

„Ja, das wollen wir.“

„Du biſt auch beſſer, als du dich gibſt,“ bemerkte Heiſter.

„Was beſſer? Alle Menſchen ſind Egoiſten. Alles Uneigennützige geſchieht aus Eitelkeit, Langeweile oder Gewohnheit. Freilich, Du biſt eine exceptio idealis, darum verzeihe ich dir deine Demagogie.“

„Nein, ich will kein Privilegium. Ich glaube, daß noch zu keiner Zeit ſo viel Menſchen waren, deren ausdauerndes Streben dem Allgemeinweſen gilt, deren Leid und Freud vornehmlich aus den Zuſtänden des Vaterlandes ſeine Nahrung empfängt. Ein ſeltener Opfermuth bewegt die heutige Welt; leider findet er kaum eine Gelegenheit, ſich anders als im Hoffen und Dulden zu bewähren —“

„Gelegenheit macht Diebe. Wir kommen da an einen Punkt, über den wir uns nie vereinigen werden — transeat.“

Eine Weile herrſchte Stille; beide Männer ſchienen innerlich nach den Einheitspunkten zu forſchen, die ſie ſo bereitwillig vorausſetzten. Es war eine peinliche Pauſe.

So erquickend es für die Seele iſt, wenn zwei Freunde lautlos bei einander ſitzen, ſich und den andern ſtill in der Seele hegen, nach fernen Gedankenwelten ſchweifend doch bei einander ſind, jeder in dem andern ſein ſichtbares Jenſeits erkennt; eben ſo ſchmerzlich iſt das innere Suchen und Stöbern, einander friedlich zu begegnen.

Der Regierungsrath nahm zuerſt wieder das Wort, indem er ſagte: „Auch die Poeſie iſt uns heutigen Tages geraubt. Der ſchöne Gott Apollo iſt zum kranken Lazarus voll Wunden und Beulen geworden. Die Poeten führen uns heute immer in die ſchlechteſte Geſellſchaft. Freigeiſter und Pietiſten blaſen aus Einem Loch und proclamiren dieſe heitere, ſonnige Welt als ein Jammerthal. Du warſt doch auch einmal ein Stück Poet, was ſagſt du dazu?“

„Die Poeſie der modernen Welt iſt ein Kind des Schmerzes, ſelbſt die harmloſe iſt das freie Aufathmen der ehemals gedrückten Bruſt. Ich ſehe einen großen Fortſchritt darin, daß ſelbſt die Poeſie ihre falſche Idealität aufgegeben hat, die die wirkliche Welt ignorirte oder nicht in ſie einzugreifen wagte. Eine Idee muß Wirklichkeit werden können, oder ſie iſt eitle Seifenblaſe. Nun betrachte die Armen und Elenden —“

„Gut, daß Sie kommen!“ rief der Regierungsrath, einer ſtattlichen und ſchönen Frau entgegengehend; „Ihr guter Mann hätte mich ſonſt noch zum Deſſert durch alle Höhlen der Armuth gejagt.“

Das Geſpräch nahm nun eine heiter ſpielende Wendung, denn der Regierungsrath liebte es, die Frauen durch zierliche Redeblumen zu ergötzen; den Ernſt des Lebens entfernte er gern aus ihren Augen. Darin beſtand ſeine Frauenachtung.

Er ſprach ſodann von ſeinem Rococo-Ameublement, das ihm bald mit Frau und Kind nach der Stadt folgen würde, und bemerkte mit ausführlicher Sachkenntniß, wie alles neu Fabricirte das echte Alte weit hinter ſich laſſe, da die Arbeiter die Geduld und Kunſtfertigkeit zu dieſen feinen Schnitzeleien nicht mehr haben. Er hatte ſich Schränke, Stühle und Krüge aus alten Ritterburgen und von den Speichern der Bauernhäuſer um einen Spottpreis zuſammengebracht, und wußte manche luſtige Geſchichte dabei zu erzählen.

Der Advokat ſah bisweilen ſchmerzlich drein, denn er fühlte es tief, daß der Riß zwiſchen ihm und ſeinem Jugendfreunde nur nothdürftig überkleiſtert war.

Man trennte ſich bald. Der Advokat machte ſich noch daran, die Papiere eines Clienten zu ordnen, für den er andern Tages eine Reiſe antreten wollte. Selbſt bei der Arbeit konnte er den Gedanken an ſeinen verlornen Jugendgenoſſen nicht los werden; dabei erkannte er wieder aufs Neue, daß ſelbſt die rein humanen Beſtrebungen keine Einigung zulaſſen, wenn der politiſch-ſittliche Hintergrund ein anderer iſt.

Der Verein und ſeine Zöglinge.

Wenige Tage darauf ſaßen in der Hauptſtadt fünf Männer um einen Tiſch, Actenbündel und mit Siegel verſehene Zeugniſſe vor ihnen.

„Es zeigt ſich noch wenig Eifer für unſer Wirken,“ begann der Vorſitzende. „Auf unſern Aufruf haben ſich nur zwei zur Annahme von Sträflingen erboten, der eine unſer würdiges anweſendes Mitglied, Herr Fabrikant Hahn, der andere ein ſchlichter Wirth vom Walde, wir haben ihn herbeſchieden.“

Er klingelte und der Diener trat mit Konrad ein.

Die Zeugniſſe der aus der Strafanſtalt Entlaſſenen lauteten in Betracht der Umſtände ziemlich günſtig. Wie war ihnen nun aber fortzuhelfen? Beſonders mit einem Schreiber, der wiederholte Namensfälſchungen abgebüßt hatte, wußte man nichts anzufangen. Unter den fünf Sträflingen, die ihre Zukunft dem Vereine anvertraut hatten, wurde auch ein ehemaliger Poſtillion genannt.

„Den will ich nehmen,“ ſagte Konrad.

Während man ihm nun ſeine Obliegenheiten auseinanderſetzt, verfügen wir uns in das andere Zimmer zu denen, die hier harren, was drüben über ſie verfügt wird.

Zwei, in bereits vorgerücktem Alter mit verſchmitzten

Geſichtern, gehen in lebhaftem Geſpräche auf und ab. Ein hagerer Menſch in vertragenem ſchwarzen Fracke ſteht am Fenſter, haucht die Scheiben an, macht mit dem rechten Zeigefinger ſehr künſtlich verſchlungene Namenszüge mit allerlei Schnörkeln und verwiſcht ſie immer ſchnell wieder. — Ein vierter ſitzt in der Ecke und betet, wie es ſcheint, ſehr eifrig aus einem friſch eingebundenen Gebetbuche. Nicht weit davon ſitzt der fünfte, ein ſchlanker und kräftiger junger Mann, und hält das Geſicht mit beiden Händen bedeckt.

„Was willſt du machen, Frieder?“ fragte mit dicker Stimme einer der Wandelnden ſeinen Kameraden.

Dieſer blieb ſtehen, hielt eine Flocke ſeines grauen Bartes, der das ganze Geſicht einrahmte, in der Hand; in ſeinem zerwühlten, faſerigen, wie aus Tannenholz gehauenen Antlitze hoben ſich die Muskeln in raſchen Zuckungen. Er zwinkerte mit den klugen, grauen Augen und erwiderte:

„Ich hab' mein' Reſolution und da beißt kein' Maus keinen Faden davon: eine Anſtellung will ich, und auf lebenslänglich, und mit Penſion; krieg' ich das nicht, ſchmeiß ich ihnen den Bettel vor die Thür. Guck, ich wünſch' mir kein Capital und keine Güter, weiter nichts als eine Anſtellung. Wenn ſo ein Vierteljährle 'rum iſt, kommt der Amtsdiener und legt das Geld auf den Tiſch, lauter blanke harte Thaler. Sei's Sommer oder Winter, Hungerjahr oder wie's will, wenn's Vierteljährle 'rum iſt, hat man ſein Gewiſſes. Man hat ſich nicht zu quälen und nicht zu ſorgen, man geht ſo den Trumm fort, und wenn's Vierteljährle 'rum iſt, brauchſt du nicht einmal pfeifen, da iſt ein Säckle voll Geld da. Der Staat muß für mich ſorgen und das iſt das beſte. — Aber das will ich dir noch ſagen, ich dreh dir den Kragen 'rum, wenn du das vorbringſt, was ich dir jetzt ſag. Ich will allein. Und du verſtehſt's ja auch gar nicht —“

„Brauchſt nicht ſorgen,“ unterbrach ihn der Andere und verzog ſein knolliges Geſicht zum Lachen; „ich will weiter nichts, als daß ſie mir genug zu eſſen geben und auch das Trinken nicht mankirt. Dann will ich meinetwegen ehrlich ſein. Narr, aus Uebermuth ſtiehlt man nicht.“

Frieder trat auf den Betenden zu und ſagte;

„Bitt mir eine Anſtellung aus, du Heiliger. Ich will einen Handel mit dir machen: laß mir's hüben für dich gut gehen, drüben kannſt du mein Theil auch noch haben.“

Der Betende legte ſein Buch nieder und begann mit ſalbungsvoller Stimme:

„Du wirſt von Stufe zu Stufe ſinken und fallen, Frieder, weil du nicht einſiehſt, wie ſehr der Herr uns begnadigte, da er uns ſinken ließ, damit wir uns um ſo höher erheben.“

„Dank für dein' Gnad, ich will ja nicht hoch, ich will ja nur feſt angeſtellt ſein. Richt't euch,“ fuhr er fort, auf den jungen Mann mit verdecktem Angeſichte losgehend und ihn ſchüttelnd; „ſei nicht ſo traurig, du. Da haſt mein' Hand drauf, wenn ich Oberpoſtgaul werde, ich will ſagen Oberpoſt.... oder ſo was, das Geheime ſchenk ich ihnen, da wirſt du mein Leibkutſcher.“

Der Ermunterte regte ſich nicht und antwortete nicht und Frieder bemerkte wieder: „An dem da haben ſie ein Meiſterſtück gemacht. Mir hat einmal die Hebamm' das Züngle gelöſt, ich kann's nimmer binden. Es iſt doch aber ein' ſchöne Sach' um ein Zuchthaus, da iſt Alles gleich, und wenn einer auch ein noch ſo hochnaſiger Schreiber iſt," ſchloß er mit einem Seitenblick.

Der Schreiber kehrte ſich um, auf ſeinen eingefallenen Wangen glühte Zorn und Verachtung.

Der Diener berief die Harrenden vor den Vorſtand.

Der Betende nahm ſein Buch unter den Arm und fixirte ſich die lammfromme Miene im Geſichte, um ſie beizuhalten. Der Schreiber verlöſchte noch ſchnell einige Namenszüge und knöpfte den Rock zu. Der Verdeckte erhob ſich mit ſchwerem Tritte, er ſah bei aller jugendlichen Spannkraft wie geknickt aus und hatte die Unterlippe zwiſchen den Zähnen eingekniffen.

Unter der Thüre verbeugte ſich noch Frieder vor dem Schreiber und ſagte:

„Sie haben den Vortritt, ſpazieren Sie voran, Herr von Federkiel, Graf von Papierhauſen, Fürſt von Tintenheim, König von —"

Der Schreiber ſchritt ſtolz an Frieder vorüber, der aber mit ſeinen Standeserhöhungen nicht endete, als bis ſie an der Thüre des Sitzungszimmer waren.

Vor dem Vereinsausſchuſſe drängte ſich indeß Frieder vor und offenbarte, noch ehe man ihn fragte, ſein Begehr, ohne aber, wie vor wenigen Minuten, die Motive ſo bündig vorbringen zu können. Es ging ihm dabei, wie manchen Rednern, die, nach ausführlicher Vorbereitung und privater Darlegung, wenn's d'rauf und d'ran kommt, ungeſchickt auf's Ziel lostappen, ohne den Weg zu demſelben nochmals zu durchſchreiten. Er kam dadurch in den Nachtheil, daß er blos als anmaßend erſchien. Als man ſeinem Begehr nicht willfahrte, verließ er trotzig die Verſammlung.

Die Vorſtandsmitglieder ſahen ſich nach dieſer erſten Begegnung verwundert an, der Regierungsrath lächelte zu ſeinem Freunde, dem Doctor Heiſter, hinüber.

Konrad unterbrach zuerſt die eingetretene Stille, indem er auf den Schlanken losging, den er ſogleich als den Poſtillion erkannt hatte, und ſagte:

„Willſt du mit mir gehen? das Vieh verſorgen, im Feld ſchaffen und den Fuhrleuten vorſpannen?“

Der Angeredete hielt die Lippen noch immer zuſammengekniffen und ſah Konrad ſtier an. Erſt als man die Frage zum drittenmale wiederholte, antwortete er:

„Ja, wenn ſonſt keiner von denen Kameraden da ins Dorf kommt; allein.“

Schnell ſchlüpfte ſeine Unterlippe wieder zwiſchen die Zähne.

Man ging wie natürlich leicht auf die geſtellte Bedingung ein und war froh, vorerſt einen untergebracht zu haben.

Der Schreiber und der aus Hunger Stehlende traten nach vielem Widerſtreben bis auf Weiteres in Hahn's Fabrik ein. Der Fromme wollte Pfründner in einem Verſorgungshauſe werden, um ganz ſeiner Seele zu leben. Da man ihm dies nicht gewähren konnte, verließ er mit einem Segenswunſche die Verſammelten.

Konrad verließ mit ſeinem Knechte das Haus. Auf der Straße begann er folgendermaßen:

„Wie heißt du?"

„Jakob."

„Brauchſt mir dein' Geſchicht' nicht erzählen, ſei nur jetzt brav. Du haſt geſehen, wo der krumme Weg hinführt."

Jakob antwortete nichts.

„Haſt du ſchon was geſſen?" fragte Konrad wieder.

„Ja," lautete die Antwort aus faſt verſchloſſenem Munde.

Im Wirthshauſe ging Jakob ſchnell in den Stall zu den Pferden. Er ſteichelte und klatſchte ſie in einem fort. Es that ihm gar wohl, wieder mit Thieren zuſammen zu ſein. Seit drei Jahren war er einſam, oder unter Menſchen, die ſeine Vorgeſetzten waren und bei aller Güte doch ſtets vor Allem den Verbrecher in ihm ſahen. Jetzt war es es ihm gar eigen zu Muthe, daß er nun doch wieder bei den Thieren war; etwas von der Unſchuld der Welt ſprach ihn daraus an. Das verlangte auch keine Rede und keine Antwort. Jakob wünſchte, daß er mit gar keinem Menſchen und nur mit den Thieren zu leben hätte.

Wie leuchtete ſein Angeſicht, als er mit ſeinem Herrn raſch dahinfuhr; er, der ſeit Jahren in einen kleinen Raum eingefangen war, rollte jetzt wie im Fluge an Bäumen und Feldern und durch Dörfer dahin.

Auch jetzt noch ſprach Jakob wenig, und nur als ihn Konrad bedeutete, daß der Gelbbraune nicht Fuchs, ſondern Brauner heiße, antwortete er: „Schon recht."

Als man unterwegs einkehrte und Jakob zu eſſen erhielt, nahm er ſich dies mit in den Stall und verzehrte es bei den Thieren.

Jakob im Dorfe.

Es iſt eine ſeltſame Empfindung, wenn man in einen Ort kommt, wo man keinen Menſchen kennt, wo man aber ſelber bereits von Allen gekannt iſt und zwar wie Jakob nicht von der vortheilhafteſten Seite. Berühmte Männer können ſich vom Gegentheile aus eine Vorſtellung davon machen.

Still und emſig vollführte Jakob alle ihm obliegende Arbeit, faſt noch immer mit eingekniffener Unterlippe. Nie ſah man ihn lachen, nie begann er eine Rede. Wenn er ins Feld ging, bot er Niemanden die Zeit, und wenn die Leute ihn grüßten, dankte er kaum hörbar. Nach und nach verbreitete ſich das Gerücht, es ſei im Oberſtüble bei Jakob nicht recht geheuer; doch hatte noch Niemand etwas Närriſches an ihm geſehen. Er verrichtete die Feldarbeit und verſorgte das Vieh pünktlich, ließ kein Löckle Heu und kein Körnle Hafer verloren gehen. Nie geſellte er ſich Abends zu den ſingenden und ſcherzenden Burſchen. Selbſt wenn er allein war, hörte man ihn nicht ſingen und nicht pfeifen, was doch Jeder thut, der nicht einen Kummer im Herzen oder ſchwere Gedanken im Kopfe hat.

Die Frühlingsſonne hatte den im Kerker Gebleichten bald wieder geröthet. Die Mädchen bemerkten im Stillen unter ſich, daß des Adlerwirths Knecht fünf rothe Bäckle habe, zu den gewöhnlichen noch eines auf dem Kinn und zwei an den Stirnbuckeln.

Bei alledem blieb Jakob in ſeiner ſonſtigen Art ſich gleich.

Der Buchmaier, dem das verſchloſſene Weſen des Unglücklichen ſehr zu Herzen ging, geſellte ſich mehrmals zu ihm und ſuchte ihn auf allerlei Weiſe redſelig zu machen. Jakob aber gab nur knappe Antworten und blickte dabei immer wie verſtohlen und zuſammengeſchreckt auf den Buchmaier.

Auch der Pfarrer konnte mit ſeinen liebreichen und eindringlichen Ermahnungen nicht viel aus Jakob herauskriegen. Auf eine lange Rede von Vergebung und Gnade, die der Pfarrer einſt auf ſeiner Stube an ihn gehalten, erwiderte Jakob nichts, ſondern ging an den Tiſch, nahm die Bibel, blätterte darin und hielt endlich den Finger ſtarr auf einer Stelle. Der Pfarrer las, es waren die erſten Worte im Evangelium Johannis: „Im Anfang war das Wort."

Jakob ſchlug ſich auf den Mund und ſah den Pfarrer fragend an, dieſer verſtand: man hatte dem Armen das Wort entzogen, jenes edle Band, das die Menſchen mit einander und mit Gott vereinigt. Jede freie Rede ſeiner Lippen erſchien ihm wie ein Hohn gegen den Armen, und er gedachte zum erſten Male recht lebendig jenes todeswürdigen Verbrechens, da man das Wort bindet und feſſelt.

Jakob wendete ſich ab und that, als ob er ſich mit einem Tuche den Schweiß abtrockne, in der That aber wiſchte er ſich die Thränen ab, die er zu verberge trachtete. Der Pfarrer ſtand vor ihm und betrachtet ihn mit thränenerfüllten Augen, er faßte ſeine Hand un ſprach ihm Muth und Troſt zu.

Jakob geſtand zum erſten Male in Worten, w beklommen ſeine Seele ſei. Das erleichterte ihn. E ging befreiter von dannen und grüßte den Schullehre der ihm auf der Treppe begegnete, aus freien Stücke

Im Adler war Jakob auch oft der Gegenſtand de Geſprächs und der Buchmaier bemerkte:

„Man mag mir ſagen, was man will, man hat kei Recht dazu, einem Menſchen, und wenn er auch da Aergſte gethan hat, das Sprechen zu verbieten. Wei wohl, die Leut' meinen's gut, ſie wollen die Menſche beſſern, aber das heißt man zu Tod kuriren."

„Herr Gott!" rief Mathes, „wenn ich dran den daß mir's ſo gehen könnt, ich thät an Jedem, der m unter die Händ' käm, einen Mord begehen, daß man m den Hals abſchneiden thät; nachher wär's ja ohnedem au mit dem Schwatzen."

Noch viel andere derartige Reden fielen und Jako war lange der Gegenſtand des Geſprächs, bis man ſi auch an ihn gewöhnte und nicht mehr an ihn dachte.

Deſto mehr aber dachte Jakob für ſich, ſo wenig da auch von ehedem ſeine Gewohnheit war. In der erſt Zeit nach ſeiner Befreiung war er ſich wie betäubt vo gekommen; er griff ſich oft nach der Stirn, es war ih wie wenn man ihm einen ſchweren Hammer auf de Kopf geſchlagen hätte. Er träumte wie halb ſchlafen in die Welt hinein.

Jahre lang in einſamer Zelle ſitzen, ohne eine Menſchenſeele, der man die flüchtigen und unſcheinbaren wie die tieferen Regungen der Seele mittheile — das iſt eine Erfindung, würdig einer lendenlahmen Zeit, der das Verbrechen über den Kopf wächſt und die es zu ausgemergelter Frömmelei zu verwandeln trachtet. Drängt die quellende Thatkraft zurück, ſperrt die ſcheußlichen Dämonen ein in der Bruſt eines Menſchen, daß ſie ſich in einander krallen, ſich zerren und raufen; gebt acht, daß ja keiner entkommt und in eure mit Latten umfriedete Welt eindringt, — ſchickt dann euern Pfaffen, ſein Opfer iſt bereit, wenn ihm nicht der gütige Dämon des Wahnſinns zuvoreilt.

Jakob war ein Menſch leichten Sinnes geweſen, ſein Kopf war nie zu eng für ſeine Gedanken, er wußte kaum, daß er ſolche hatte; er ſprach ſie bald aus oder zerſtreute ſie. Jetzt aber ſaß er Jahre lang ſtill in einſamer Zelle, und Geiſter kamen, von denen er nie gewußt, und grüßten ihn wie alte Bekannte und tanzten einen tollen ſinnverwirrenden Reigen. Was nützte es ihm, daß er ſorgfältig die Borſten zählte, die er bei ſeinem neuen Handwerke verarbeitete, daß er die Zahlen laut herſagte, daß er betete, daß er mit dem Hammer aufſchlug? Die flüchtigen Dämonen wichen nicht und waren nirgends zu faſſen. Sie lugten in der Dämmerung fratzenhaft unter dem Stuhle hervor, kollerten auf dem Bette, kletterten an den Wänden hin und ſpielten mit dem Gepeinigten und näherten ſich mit dem Angſtſchweiße auf ſeiner Stirne.

Die geſunde Natur Jakobs hatte den Verderbern Stand gehalten.

Als Jakob aus dem einſamen Gefängniſſe zuerſt wieder in die Geſellſchaft ſeiner Schickſalsgenoſſen gebracht wurde, war er traurig und blöde. Die lebendigen Menſchen erſchienen ihm lange wie Geiſter mit erlogener Lebensgeſtalt. Und als er zu den freien Menſchen zurückkehrte, war ihm die Welt wie aufgelöſt, wie chaotiſch in einander zerfloſſen; er konnte ſich nicht drein finden und lebte einſtweilen ſo in den Tag hinein und arbeitete ohne Unterlaß. Er kam ſich wie ein längſt Verſtorbener vor, der unverſehens wieder in die Mitte der Lebenden verſetzt wird, der ſich die Augen reibt und nicht faſſen kann, wozu die Menſchen rennen und jagen, was ſie zuſammenhält, daß ſie nicht feindſelig auseinanderſtieben. Er hatte ehedem nach Neigung und Luſt und von den Pflichten des Tages gehalten im Zuſammenhange der Welt gelebt; er war durch ein Verbrechen ſchmerzhaft ausgejätet worden, er konnte nirgends mehr recht einwurzeln.

Das Räthſel des Weltzuſammenhanges ſtand hier vor der Seele eines Menſchen, der nie etwas davon geahnt.

Mehrmals kam Jakob der Gedanke des Selbſtmord's, der plötzlich aus all dem Wirrwarr lostrennt; aber ſo oft ihm der Gedanke kam, ballte er beide Fäuſte, knirſchte vor ſich hin und ſagte: „Nein!“

Wohl hatte ihm der Pfarrer den weltbezwingenden Spruch ins Herz gelegt und gedeutet: Gott iſt die Liebe! Er iſt jener geheimnißvolle Punkt, der jedes Weſen zwingt, in ſich feſt zu ſtehen und zu leben, der alle Creaturen in ſich und mit einander zuſammenhält, der mitten in Kampf und Noth die ewige Harmonie zeigt, in die wir einſt Alle aufgehen. — Jakob hörte die ausführliche Deutung beruhigt an, ſie that ihm wohl, aber er konnte ſie nicht auf ſich anwenden, nicht die Welt um ihn her damit beherrſchen und verklären. Wo zeigte ſich ihm dieſe Liebe in den Thaten der Menſchen?

Jakob hatte einſt in ſeiner Kindheit gehört, wie wilde Männer, in Bärenhäute gehüllt, zuerſt in dieſe Gegend gekommen und ſie anbauten. Wenn er jetzt in's Feld ging, war es ihm ſonderbarer Weiſe oft, als ſähe er jenen erſten Wilden mit der Bärenhaut und der unförmlichen Axt in den Wald ſchreiten und die Bäume fällen; er ſah ihn bei hellem lichtem Tage und in ſeinen Träumen. Welch ein tauſendfältiges Leben bewegte ſich jetzt auf dem kleinen Raume, den einſt nur die Thiere des Waldes beherrſcht hatten? Er ſah, wie nach und nach die Söhne und Töchter ſich anſiedelten, Fremde herzukamen, ſie nahmen Steine und ſetzten ſie zwiſchen ihre Felder als Markzeichen; ſie bauten ein großes Haus und ſtellten einen Mann hinein, der mit lauten Worten ihr Gewiſſen wach erhalte, ſie ſetzten einen Andern hin zum Richter über ihren Streit, und dieſe Beiden behielten fortan allein das Wort, — aus dem Ofenloch in das man das unartige Kind ſperrte, ward ein großes Gefängniß.

Jakob war auf einem Umwege in die wirkliche Welt zurückgekehrt, ſie wird ihn bald wieder faſſen und feſthalten.

Wer wird es aber den Leuten verdenken, daß ſie den Kopf über einen Menſchen ſchüttelten, von dem ſie kaum ahnten, wie er in Gedanken weit weg von ihnen Allen war?

Zwei Genoſſen.

Der Adlerwirth und ſeine Leute ſaßen eines Mittags in der Erntezeit bei Tiſche. Es wurde faſt gar nicht geſprochen, denn die Eſſenszeit dient zugleich als Ruhepunkt, und in dieſen Kreiſen iſt das Sprechen eine Arbeit; man wird nicht finden, daß es nur als etwas Beiläufiges einem andern Thun ſich zugeſellt, die Seele wendet ſich ihm ganz zu und die faſt immer begleitenden Bewegungen ziehen den Körper nach.

Bärbele, die Adlerwirthin, ſagte als man eben abräumte:

„Der Bäck hat heut eine neue Magd kriegt, ſie iſt im Zuchthaus geweſen und iſt ihm von dem Verein übergeben worden. Die dauert mich im Grund des Herzens, die kommt vom Prügele an den Prügel, ich mein' —“

Konrad ſtieß ſeine Frau an, ſie ſolle ſtill ſein, und winkte mit den Augen nach Jakob. Durch das plötzliche Abbrechen und die eintretende Stille gewannen die Worte Bärbele's eine erhöhte Bedeutſamkeit; jedes ſprach ſie gewiſſermaßen im Stillen nach. Jakob ſchien indeß wenig davon berührt, er ſchnitt ſich einen tüchtigen „Ranken“ Brod, ſteckte es zu ſich, klappte ſein Taſchenmeſſer zu und verließ ſchon bei den letzten Worten des Schlußgebets das Zimmer. Die Rückſichtnahme durch das plötzliche Verſtummen ärgerte ihn mehr als die vernommenen Worte; er wollte, daß man von ſeinen Schickſalsgenoſſen in ſeinem Beiſein ohne Rückhalt ſpreche. Dieſes Verſtummen bedeutete ihn, daß man ihn noch nicht für gereinigt hielt; er zürnte.

So verletzlich und anſpruchsvoll iſt ein gedrücktes Gemüth.

Kaum war Jakob eine Weile fort, als ſich die Thüre wieder öffnete; ein fremder Mann der einen Querſack über der Schulter trug, zerrte Jakob am Bruſttuche nach.

„Komm mit," rief er, „du mußt ein Bufferle*) mittrinken. Sind wir nicht alte Bekannte? Haben wir nicht drei geſchlagene Jahr' mit einander im Gaſthof zum wilden Mann loſchirt?"

Jakob ſetzte ſich endlich verdroſſen auf die Bank.

Der Fremde iſt uns gleichfalls bekannt, es iſt der wohlgemuthe Frieder. Jakob war auch jetzt noch ſchweigſam, ſein Kamrad erſetzte aber vollauf ſeine Stelle.

„Biſt noch immer der alte Hm! Hm!" ſagte er; „hältſt das Maul wie ein **ſcher Landſtand? Guck, ich hab heut ſchon mehr geſchwätzt als ſieben Weiber und drei Profeſſor. Ich bin aber auch jetzt bei denen, die das große Wort führen. Was meinſt was ich da drin hab? Lauter Purvel" (Pulver). Er öffnete ſeinen Sack und warf eine große Maſſe von — Lumpen heraus: „Lug, da draus macht man Papier, und da drauf exerzieren ganze Regimenter von ſchwarzen Jägern. Ich muß das Lumpenvolk da zuſammentreiben, ſonſt können meine Herren keinen Krieg führen, und Krieg muß ſein, Alles muß unter einander. Es geſchieht ihnen Recht. Warum haben ſie mir kein' Anſtellung geben!“

---

*) Ein Viertelſchoppen.

„Was brauchſt aber ſo viel ſchwätzen bei deinem Lumpenſammeln?“ fragte Bärbele.

„Das iſt das allerſchwerſte Geſchäft,“ erwiderte Frieder; „du glaubſt nicht, wie die Leut' an ihren Lumpen hangen. Wenn Alles noch ſo kreuzweis zerriſſen und zerfetzt iſt, wollen ſie's doch nicht hergeben; ſie meinen immer es wär' noch ein brav's Lümple dabei, das man noch zu was brauchen kann, zum Ausflicken oder Scharpie daraus zu zupfen. Her damit, ſag' ich, wenn auch noch ein gut Lümple dabei iſt, ſchad't nichts, eingeſtampft muß werden. Lumpenbrei. Jetzt hol noch ein Buſſerle und denk dieweil drüber nach, daß du das Taufen vergißt.“

Frieder leerte ſchnell noch auf einen Zug den Reſt; Jakob wollte aber nicht mehr trinken als die zweite Ladung kam.

„Was?“ rief Frieder, „du willſt keinen Schnaps trinken? Ja, du haſt recht, ich ſag's auch: das Beſt' auf der Welt iſt Waſſer und — Geld genug und — Geſundheit. Freilich, das Schnapstrinken iſt eine Sünd', aber ich muß es thun. Guck, jeder Menſch muß ein' Portion Sünden und ein' Portion Schnaps trinken, ſo viel eben auf ſein Theil kommt. Ich trink jetzt aus Frömmigkeit, für meine Mitmenſchen. Ich bin mit meinem Theil fertig, und jetzt trink ich für Andere. Es ſoll dir wohl bekommen, Jakob, das iſt dein Theil!" ſchloß Frieder und nahm einen tüchtigen Zug.

Jakob ſprach noch immer nicht, und jetzt endlich ſagte er aufſtehend, daß er ins Feld müſſe. Frieder machte ſich ſchnell auf, um ihn zu begleiten.

Frieder war im ganzen Dorfe bekannt wie bös Geld; er ſprach Jedermann an und hielt dabei Jakob an der Hand. Dieſem war es gar erſchrecklich zu Muthe, daß er mit einem ſo allbekannten Gauner vor den Leuten erſcheinen mußte; er ſagte ſich aber wieder: du biſt ja ſelber ein Gezüchtigter und wie würd' dir's gefallen, wenn man dich meidet? Er duldete daher die Vertraulichkeit Frieders.

Der Studentle begegnete ihnen und fragte: „Lebſt auch noch alter Sünder?"

„O du!" entgegnete Frieder, „mit deinen Knochen werf ich noch Aepfel vom Baum 'runter."

Conſtantin lachte und fragte wiederum: „Was treibſt denn jetzt?"

„Lumpenſammeln."

„Geht's gut dabei?"

„'s ging' ſchon, aber die verdammten Juden verderben den Handel. Wenn die Regierung was nutz wär', müßt' ſie den Juden das Lumpenſammeln verbieten."

Jakob war während dieſes Geſprächs fortgegangen und Frieder rannte ihm nach.

An dem Bäckenhaus lehnte ſich ein Mädchen aus der Halbthüre, es ward „tißerroth," als es die Beiden ſah. Jakob blickte das Mädchen ſcharf an, ſah aber gleich darauf zur Erde. Frieder pfiff unbekümmert ein Lied vor ſich hin.

Erſt am letzten „einzecht" ſtehenden Hauſe des Dorfes wurde Jakob ſeinen Gefährten los, er ging zu dem hier wohnenden Hennenfangerle. Die alte Frau, die dieſen Beinamen hatte, war zum Theil als Hexe verſchrien, obgleich Niemand mehr recht daran glaubt; ſo viel war gewiß, geſtohlenes Gut, das in ihre Hände kam, war wie weggehext. Jener Name kam allerdings von etwas Dämoniſchem, das der Frau innewohnte; ſie konnte mit ihrem Blicke die Hühner bannen, daß ſie ſich wie vor einem Habicht zuſammenduckten und greifen ließen. Gerupfte Hühner kennt kein Menſch mehr und zu Aſche verbrannte Federn zeigen keine beſonderen Farben. Dieſer Geruch verbrannter Federn mochte auch immer die Hühner erſchrecken, wenn das Hennenfangerle ſich ihnen näherte, ſo daß ſie laut aufgackerten.

Die Leute ließen die alte Frau in Ruhe, denn ſie war ihnen unheimlich, und man ſagte ſie werde deßhalb ſo alt weil ſie ſich nur von Hühnerſuppe nähre. Man traf Vorſorge, verfolgte ſie aber nicht weiter, wenn ſie ſich unverſehens ihren Tribut holte.

Die Luft beengt den Athem hier im Hauſe; laſſen wir Frieder allein bei ſeiner Vertrauten.

Draußen im Felde, wo Jakob den Klee mit ſeinen verdorrten Blumen mäht, da iſt's freier. Wie ſtattlich ſieht Jakob aus bei dieſer Arbeit, wie ſchön ſind ſeine Bewegungen. Von allen Feldarbeiten iſt das Mähen die ſchönſte und kräftigendſte. Da bückt man ſich nicht zum Boden, da ſteht man ſtolz und frei und im weiten Umkreiſe fallen die Halme nieder. Wir können aber Jakob nichts helfen, denn das Mähen will wohl gelernt und geübt ſein und die Schichten müſſen liegen bleiben, wo ſie gefallen ſind, bis ſie ganz verdorren. Könnten wir ihm nur in ſeinen Gedanken helfen! Die Senſe ſcheint heute nicht recht ſcharf und Jakob etwas mismuthig. Das Zuſammentreffen mit Frieder peinigt ihn, aber noch etwas Anderes, er weiß nicht recht was. So oft er den Wetzſtein nimmt und die Senſe ſchärft — und das geſchieht oft — denkt er an das Mädchen, wie es zur Halbthüre herauslehnte und wie es erröthete; er hat herzliches Mitleid mit ihm. Jakob war kein Neuling in der Welt, er wußte wie Unglück und Verbrechen kein Alter und kein Geſchlecht verſchont, aber jetzt war es ihm, als ob er's hier zum erſten Mal erführe. Ein Mädchen mit dem Stempel des Verbrechens auf der Stirne iſt doppelt und ewig unglücklich; was ſoll aus ihm werden? — Jakob mähte, um ſeine Gedanken los zu werden, ſo emſig fort, daß er unvermerkt einen ſcharfen Schnitt in den Stamm eines Bäumchens machte, das mitten im Klee ſtand.

Nun hatte er Grund genug zum Wetzen.

Die luſtige Magd.

Am Sonntag Nachmittag ſaß Jakob bei einem Fuhrmann in der Stube, ſie hatten einen Schoppen Unterländer Wein vor ſich ſtehen. Konrad ſah zum Fenſter hinaus und ſagte jetzt:

„Bäckenmagd, komm 'rein mit deinen Mitſchele."

Das Mädchen trat ein, es trug einen Korb voll „mürben" Brodes auf dem Kopfe. Wie es jetzt den Korb abnahm und frei vor ſich hinhielt, erſchien es in ſeiner gedrungenen Geſtalt gar anmuthig. Das kugelrunde, ruhige Geſicht ſah aus wie die Zufriedenheit ſelber, ſeltſam nahmen ſich dabei die weit offenen, hellblauen Augen mit den dunkeln Wimpern aus; es ſchien eine Doppelnatur in dieſem Geſichte zu hauſen. Ein kleines unbändiges Löckchen, das ſenkrecht mitten auf die Stirne herablief, ſuchte das Mädchen in das braune Haargeflecht zu ſchieben, aber es gelang nicht. Man ſah es wohl, das wilde Löckchen, das ſich nicht einfügen ließ, war ſorgfältig gekräuſelt und zur Zierde geſtaltet; es gab dem ganzen Anblicke des Geſichts etwas Muthwilliges. So erſchien es wenigſtens Jakob, der, als das Mädchen auch zu ihm kam und ihm Brod zum Verkaufe anbot, wie erſchreckt zuſammenfuhr. Er griff nach dem

Glaſe als wollte er es dem Mädchen reichen, ſchüttelte aber ſchnell zornig mit dem Kopfe und — trank ſelber.

Der alte Metzgerle, der auf der Ofenbank ſaß und auf einen Freitrunk harrte, ſuchte ſich einſtweilen die „Langzeit“ zu vertreiben, indem er das Mädchen neckte. Er ſagte, auf die Locke deutend:

„Du haſt einen abgeriſſenen Glockenſtrang im Geſicht, es muß einmal tüchtig Sturm geläutet haben bei dir.“

Das Mädchen ſchwieg und er fragte wieder: „Sind deine Mitſchele auch friſch?“

„Ja, nicht ſo altbacken wie Ihr,“ lautete die Antwort.

Alles lachte, und der Metzgerle begann wieder:

„Wenn du noch dreißig Jahr ſo bleibſt, gibſt du ein ſchön alt Mädchen.“

Raſch erfolgte die Gegenrede: „Und wenn Ihr eine Frau krieget, nachher bekommt der Teufel eine Denkmünz', daß er das Meiſterſtück fertig bracht hat.“

Schallendes Gelächter von allen Seiten unterbrach eine Zeit lang das Reden, und als der Metzgerle wieder zu Wort kommen konnte, ſagte er:

„Man merkt's wohl, du biſt anders als auf's Maul gefallen.“

„Und Euch wär's gut, wenn Euch was in's Maul fallen thät, nachher ließet ihr auch Eure unnützen Reden. Wie? Will Niemand mehr was kaufen? Ich muß um ein Haus weiter.“

Mit dieſen Worten verließ das Mädchen die Wirthsſtube. Jakob ſchaute ihm halb zornig halb mitleidsvoll nach. Er machte ſich jetzt Vorwürfe, daß er von allen Anweſenden die Magd am unwirſcheſten behandelt habe; er hatte kein Sterbenswörtlein mit ihr geſprochen. Dann ſagte er ſich wieder: „Aber ſie geht dich ja nichts an, da haſt ja nichts mit ihr zu theilen, nichts, gar nichts.“

Man ſprach nun viel von der Magd und daß ſie ſo luſtig ſei, als ob ſie ihr Lebtag über kein Strohhälmle geſtrandelt wäre.

Der Metzgerle bemerkte: „Die hat große blaue Glasaugen wie ein mondſichtiger Gaul, die ſieht im Finſtern.“

In Jakob regte ſich eine unerklärbare Theilnahme für das Mädchen. Er überlegte, ob es wirklich ſo grundverderbt ſei, oder nur ſo leichtfertig thue; der Schluß ſeines Nachdenkens hieß aber immer wieder: „Sie geht dich ja nichts an, nichts, gar nichts.“

So oft nun Jakob der Magdalene — ſo hieß das Mädchen — auf der Straße oder im Felde begegnete, wendete er ſeinen Blick nach der andern Seite. —

Der Hammeltanz wurde im Dorfe gefeiert, im Adler ging es hoch her. Jakob verſah die Dienſte eines Kellners, auch Magdalene half bei der Bedienung. Da man nur in den Pauſen beſchäftigt war, ſo hätte Jakob wol einen Tanz mit Magdalene machen können; er forderte ſie aber nie auf und ſie ſchien dieſe Unhöflichkeit kaum zu bemerken. Wenn er nicht umhin konnte etwas mit ihr zu ſprechen, lautete Ton und Wort immer ſo als ob er ſich geſtern mit ihr gezankt, als ob ſie ihm ſchon einmal etwas zu leid gethan hätte. Magdalene blieb dabei immer gleichmäßig froh und guter Dinge.

Aufhelfen.

Eines Tages ging Jakob in's Feld, da ſah er Magdalenen vor einem Kleebündel ſtehen; ſie hielt die Hand vor die Stirne geſtemmt und ſchaute ſich weit um nach Jemanden, der ihr aufhelfe. Jakob war es jetzt plötzlich, als ob ſie einem Menſchen ähnlich ſehe, den er gern aus ſeiner Erinnerung verbannt hatte; er ſchüttelte den Kopf wie verneinend und ging vorbei. Kaum war er aber einige Schritte gegangen, als er ſich wieder umkehrte und fragte:

„Soll ich aufhelfen?“

„Ja, wenn's ſein kann.“

Jakob hob Magdalenen die ſchwere Laſt auf den Kopf, dann reichte er ihr die Senſe. Magdalene dankte nicht, aber ſie blieb wie feſtgebannt ſtehen.

„Du haſt ein' ſchwere „Traget,“ das hätt'ſt du nicht allein aufladen können,“ ſagte Jakob.

„Drum hab ich auch gewartet, bis einer kommt. Dazu iſt es ja, daß mehr als Ein Menſch auf der Welt iſt, daß einer dem andern aufhilft. Man kann doppelt ſo viel tragen, wenn man ſich nicht ſelber aufladen muß.“

„Du biſt geſcheit. Warum biſt denn allfort ſo luſtig und machſt vor den Leuten Poſſen?“ fragte Jakob.

„Narr, das iſt pfui Kuraſche,“ erwiderte Magdalene. „Es kann's kein Menſch auf der Welt ſchlechter haben, als ich: die halb' Nacht am Backofen ſtehen und verbrennen, den Tag über kein' ruhige Minut' und nichts als Zank und Schelten, und wenn ich was nicht recht thu, da heißt's gleich: Du Zuchthäuslerin, du ... Da iſt kein Wort zu ſchlecht, das man nicht hören muß. Es iſt kein' Kleinigkeit, ſo einen Korb voll Brod zum Verkauf herumtragen, und oft kein' Biſſen im Magen haben. Wenn dein' gut' Meiſterin, die Adlerwirthin nicht wär', die mir allbot was zuſchuſtert, die Kleider thäten mir vom Leib abefallen. Ich weiß nicht, ich hab das noch keiner Menſchenſeel ſo geſagt; aber ich mein' als, dir dürft' ich's ſagen, du mußt's wiſſen, wie's einem ums Herz iſt. Ich bin nicht ſo aus dem Häusle, wie ich mich oft ſtell'. Fortlaufen darf ich nicht, ſonſt heißt's gleich, die iſt nichts nutz, und zu todt grämen mag ich mein jung Leben auch nicht, und ... und ... da bin ich halt luſtig. Es gibt einem doch Niemand was dazu, wenn man ſich das Herz abdruckt; es laßt ein Jedes das Andere waten, wie's durchkommen mag. Ich weiß gewiß, es muß mir noch beſſer gehen. Ich bin vom Fegfeuer in die Höll' kommen, es kann nicht ewig währen, ich muß einmal erlöſt werden. Ich weiß nicht, warum mich unſer Herrgott ſo hart ſtraft; was ich than hab', kann dem rechtſchaffenſten Mädle paſſiren. Ich mein' als, ich muß für mein' Mutter büßen, weil ſie meinen Vater genommen hat. —“ So ſchloß Magdalene lächelnd und trocknete ſich große Thränen ab.

Jakob ſagte: „Genug für jetzt. Du haſt ſchwer auf dem Kopf, mach' daß du heim kommſt. Vielleicht ſehen wir uns ein andermal wieder, oder ... heut Abend, oder ... morgen.“

Jakob ging raſch davon, als hätte er etwas Schlimmes begangen. Auch fürchtete er in der That auf freiem Felde mit Magdalenen geſehen zu werden; er kannte die Blicke und Worte der Menſchen in ihrem Tugendſtolze.

Jakob kehrte ſich bald um und ſah Magdalenen nach, bis ſie zwiſchen den Gärten verſchwand und man nur noch den Kleebündel zwiſchen den Hecken ſich fortbewegen ſah.

Bei der Arbeit beunruhigte ihn immer der Gedanke, welch ein Verbrechen wol Magdalene begangen habe; er hätte ſie gerne ganz unſchuldig gewußt, nicht um ſeinetwillen, gewiß nicht, nur um ihretwillen, damit ſie ſo harmlos leben könne wie es für ſie paßte.

Jakob hatte ſich vorgeſetzt, fortan allein und getrennt von aller Welt ſein Leben fortzuführen; er hatte nicht Freunde und nicht Verwandte auf dieſer Welt. Er hatte einſt gewaltſam eingegriffen in die gewohnte Ordnung oder Unordnung der Geſellſchaft, und die Geſellſchaft trennte ihn aus ihrer Mitte und gab ihn der Einſamkeit preis. So ſchmerzhaft auch dieſe Vereinſamung war, ſie ward ihm jetzt faſt eine liebe Gewohnheit. Zurückgekehrt in die Genoſſenſchaft der Menſchen blieb er aus freien Stücken allein und frei, ließ ſich von keinem Bande der Neigung und Vereinigung mehr feſſeln. Jetzt ſchien es unverhofft über ihn zu kommen, er wehrte ſich mit aller Macht dagegen. Er war nicht leichten Sinnes genug, um ſich ſorglos einem Verhältniſſe hinzugeben; er gedachte alsbald des Endes. Das Leben hatte ihn gewitzigt.

Wie ſtürmten jetzt dieſe Gedanken, bald klarer, bald verworrener durch die Seele Jakobs. Das aber iſt der Segen der ſchweren Leibesarbeit, daß ſie die marternden Gedanken alsbald niederkämpft; das aber auch iſt ihr uralter Fluch, daß ſie nicht frei aufſteigen läßt in die Klarheit, um dort den Sieg zu holen. Wie viel tauſend Gedanken ruhen gedrückt und verkrüppelt hinter der Stirne, die jetzt die ſchwielige Hand bedeckt; wie viel peinigende fliehen aber auch, wenn dieſe Hand ſich regt. Jakob empfand beides.

Anfangs wollte Jakob den Entſchluß faſſen, nie mehr irgend ein Wort mit Magdalenen zu reden. Mit ſeiner früheren Bannformel „ſie geht dich nichts an“ wollte er das Wogen ſeines Innern beſchwichtigen; aber dieſe Formel war ſchon längſt nicht mehr wahr, ſchon damals nicht, als er noch kein Wort mit Magdalenen geſprochen hatte. Wendete er den Blick auch ab, wenn er an ihr vorbeiging, er hegte doch eine tiefe Theilnahme für ſie im Innern.

Wie klug iſt aber die ſtille Neigung, die ſich vor ſich ſelbſt verhüllt! Jakob kam endlich mit ſich überein, daß Magdalena ſeiner als Stütze bedürfe; er konnte ſich ihr nicht entziehen. Sie hat ja ſelbſt geſagt: man trägt leicht eine doppelte Laſt, wenn ein Anderer aufhilft.

Jakob gehörte der Welt wieder an. Er ließ ſich freiwillig einfügen, freiwillig und von einer höheren Macht getrieben.

Er fühlte ſich friſch und gekräftigt bej dieſem Entſchluſſe, denn er trat durch denſelben wieder in den Einklang mit ſich und der Welt.

Das jedoch gelobte er ſich hoch und heilig, daß er auf der Hut ſein wolle; vor acht Tagen, mindeſtens aber vor Sonntag, d. h. vor übermorgen, wollte er Magdalenen nicht ſprechen.

Wie leicht aber wirft ein Mann einen Liebesfunken in die Seele eines Mädchens und er geht dann ſorglos hin, ſein ſelbſt und des andern vergeſſend, während es dort weiter glimmt und zur Flamme auflodert.

Magdalene war nach Hauſe gegangen und ihr Angeſicht lächelte. Sie hatte gar keinen Gedanken, es war ihr nur wohl; ſie wußte nichts von der Laſt auf ihrem Kopfe. In der Scheune angekommen, ſtand ſie noch eine Weile ſo ſtille, gleich als wollte ſie die Stimmung noch feſthalten, die jetzt in dieſer Lage in ihr war; dann aber warf ſie den Kleebündel weit vor ſich hin, ſtrich ſich die Haare zurecht und ging an die Küchenarbeit. Das Belfern der Bäckenfrau fand heute gar keinen Widerpart, Magdalene war geduldig wie ein Lamm. Träumeriſch ſah ſie in das lodernde Feuer und dachte an Alles und Nichts. Einmal ſprang ſie plötzlich auf, wie wenn ſie gerufen worden wäre, rannte die Treppe hinauf in ihre Schlafkammer, betrachtete mit Wohlgefallen ihre neue Haube mit dem hohen von ſchwarzem Felbel überzogenen Drath, auch das ſchöne weiße Goller mit den Hohlfalten probirte ſie an, legte Alles ſchnell wieder in die Truhe, ſchaute eine Minute in ſich vergnügt hinaus zum Dachfenſter nach dem blauen Himmel und eilte wieder eben ſo ſchnell als ſie gekommen war zurück an den Heerd.

Wie ſtaunte ſie aber als Jakob am Abend und am andern Tage ohne Gruß an ihr vorbeiging.

Mit Thränen in den Augen zog ſie am Sonntag Nachmittag das ſchöne Goller an und ſetzte die neue Haube auf; ſie wiſchte haſtig den halbblinden kleinen Spiegel ab, der allein die Schuld tragen ſollte, daß man nicht recht ſehen konnte.

Des Kindes Sühne.

Lange ſaß Magdalene angekleidet auf der Truhe, die all ihre Habſeligkeiten verſchloß, dann aber ging ſie hinab; die Treppe knarrte unter ihren ſchweren Tritten. Sie ſetzte ſich auf die Staffel vor dem Hauſe und ließ ihre Gedanken ſpazieren gehen, ſie ſelber wollte ruhen.

Nicht lange dauerte dieſe Ruhe. Jakob kam das Dorf herab, er grüßte ſie und — ging vorüber. Jetzt ließ ſie ihre Gedanken nicht mehr allein ſpazieren gehen, ihr ganzes Weſen folgte ihnen nach und ſie gingen mit Jakob. Dabei ſaß ſie ruhig auf der Staffel. Kaum hörbar und ohne es ſelbſt zu wiſſen ſang ſie das Lied:

Was hab ich denn meinem Feinsliebchen gethan?
Es geht ja vorüber und ſchaut mich nicht an?
Es ſchlägt ſeine Aeugelein wohl unter ſich,
Und hat einen andern viel lieber als mich.

Es paßte wol nicht, wer aber weiß, wie die Regungen und Erinnerungen der Seele ſich in einander verſchlingen? Wie oft läuft ein fremder Gedanke neben her, während das Herz ganz erfüllt iſt von dem Ereigniſſe des Augenblicks.

Beſſer aber paßte ein anderer Vers, der nun auch folgte:

Die ſtillen, ſtillen Waſſer,
Sie haben keinen Grund;
Laß ab von deiner Liebe,
Sie iſt dir nicht geſund.

Der alte Metzgerle kam nun ebenfalls das Dorf herab, Magdalene fürchtete ſich gerade jetzt vor ſeinen Spaßen; ſie ging ſchnell in das Haus und nahm ihren frühern Sitz erſt wieder ein als der Spaßvogel vorbei war.

Was läßt ſich da nicht alles träumen an einem ſonntäglichen Sommernachmittage!

Viele tauſend Jünglinge und Jungfrauen treten zu einander und ihr Schickſal beginnt erſt von dem Augenblicke, da ſich die Strahlen ihrer Augen in einander ſchlingen; ſie haben ſich nichts zu berichten als harmloſe, halbverſchleierte Kindererinnerungen. Ihr Leben beginnt erſt jetzt, es beginnt als ein gemeinſames, und ſelig! wenn es ſo endet.

Wie ganz anders dieſe beiden hier! Ein herbes Geſchick laſtet auf ihnen und ſie tragen ſeine unauslöſchlichen Brandmale. Darum zittern und zagen ſie und ſchleichen bang umher. Die Wunden müſſen noch einmal aufgeriſſen werden vor den Augen des Andern; ſie quälen ſich jetzt zwiefach, da ſie vorahnen wollen, was den andern bedrückt, und doch kein Ziel finden.

Da kommt Jakob wieder denſelben Weg, er muß um das ganze Dorf gegangen ſein. Magdalene ſchaute nieder in den Schoos, aber ſie ſah doch Jakob immer näher kommen, und jetzt ging er langſamer, und jetzt ſagte er halb vor ſich hin:

„Heut Abend nach dem Nachtläuten hinter'm Schloßhag."

Magdalene antwortete nicht; als ſie aufſchaute, war Jakob fort.

Wie glänzte jetzt ihr Angeſicht voll Freude; ſie wußte, daß er ſie auch lieb habe. Bald aber ging das Trauern wieder an. „Was muß er nur von dir denken," ſprach ſie zu ſich, „daß er dir ſo gradaus befiehlt, wie wenn's ſo ſein müßt. Nein, ich laß mir nicht befehlen, und ich bin kein ſo Mädle, das einem nachlauft. Nein, er ſoll rechtſchaffen von mir denken. Du kannſt lang warten, bis ich komm'. Und noch dazu auf den finſtern Platz, wo's einem ganz grauſelt. Und was ſoll ich für eine Ausred nehmen? Ich bin noch nie nach dem Nachtläuten fort. Und er hätt' wohl ein' Weil' dableiben können, daß man's beſſer ausgemacht hätt'. Nein, ich will nicht. Zehn Gäul' bringen mich nicht an den Schloßhag."

„So iſts recht," unterbrach jetzt der Metzgerle das nur in einzelnen Lauten vernehmbare Selbſtgeſpräch, „ſo iſts recht, dein Räffele muß immer gehen; wenn Niemand da iſt ſchwätzſt du mit dir ſelber, da haſt du ſchöne Geſellſchaft."

Bei dieſen Worten ſetzte er ſich hart neben Magdalene, ſie aber gab ihm einen gewaltigen Stoß, daß er faſt von der Staffel fiel. Sie zog den Schlüſſel an der Hausthüre ab und ging auch fort. Sie war heute gar nicht zum Scherze aufgelegt.

Als es Abend zu werden begann, ward es Magdalenen wieder bang zu Muthe; es that ihr doch weh, daß ſie ſo feſt beſchloſſen hatte, nicht nach dem Schloßhag zu gehen. „Er wird gewiß bös ſein, und er hat Recht;

aber ich bin unſchuldig, warum iſt er ſo ungeſchickt und…“ So dachte ſie wieder und ſtellte ſich an die Hausthüre; ſie hatte keine Ruhe mehr zum Sitzen. Als die Abendglocke lautete, ging ſie hinein und ſchaute nach den Hühnern, ob ſie alle da wären. Richtig, die ſchöne ſchwarze Henne, die jeden Tag den Gott gibt ein Ei legt, die fehlt. Es iſt jammerſchad, nein, die muß geſucht werden, die muß wieder bei. Alle Nachbarn werden gefragt, Niemand weiß Auskunft; aber das Hennefangerle haben Viele heut hier vorbei gehen geſehen. Sonſt verſteckten ſich die Leute, die ihr Eigenthum wieder haben wollten, bei ſolchen Gelegenheiten in der Nähe vom Hauſe des Hennefangerle, warteten auf ſeine Heimkunft und nahmen ihm die Beute wieder ab. Magdalene weiß aber auf anderen Plätzen zu ſuchen: beim Rathhauſe oder auf dem Schloßplatze, ja, auf dem Schloßplatze, da iſt ſie gewiß. Nichts kommt auf den Lockruf herbei. Dort unten iſt der Schloßhag und wie im Fluge iſt Magdalene dort. Zehn Gäul bringen ſie nicht an den Schloßhag, und jetzt war ſie der verlornen Spur einer Henne dahin gefolgt!

Niemand iſt da. Magdalene ſteht ruhig am Zaune, ſie hört das Summen und Schwirren in der Luft, das Zirpen des Heimchens in der Schloßmauer und wie es in der Brunnenſtube quillt und quallt. Hinter des Schloßbauern Haus bellt der Hund, in der Ferne ſingen die Burſchen und ein Juchhe ſteigt wie eine Rakete in die Luft. Der Hollunder duftet ſtark, Johanniswürmchen fliegen umher wie verſpätete Sonnenfunken. Jenſeits auf dem Hochdorfer Berge ſteht eine langgeſtreckte, dunkle

Wolke, Blitze zucken daraus hervor; das Wetter kann ſich hier heraufziehen. Endlich — der Zaun geht auseinander, dort wo er mit dürren Dornen ausgeflickt iſt, Jakob kommt hervor.

„Warteſt ſchon lang?“ fragt er.

„Nein ... ich ... ich hab' mein' ſchwarze Henn' geſucht.“

Und nun erklärte Magdalene, wie ſie eigentlich nicht habe kommen wollen, Alles, was ſie ſeit Mittag gedacht hatte, oder doch die Hauptſache wie ſie meinte. Jakob gab ihr Recht und berichtete gleichfalls, wie ihm die Beſtellung faſt unwillkürlich aus dem Munde gekommen ſei; er habe was ſagen wollen und da ſei's ſo geworden.

Magdalene rollte ihre Schürze mit beiden Händen zuſammen und ſagte nach einer Weile:

„Drum wird's auch am geſcheitſten ſein, wir gehen jetzt gleich wieder. Und es iſt auch wegen den Leuten.“

„Das wär' eins,“ erwiderte Jakob, „die Leut' denken doch nichts Gutes, von dir nicht und von mir nicht. Jetzt ſind wir einmal da, jetzt wollen wir auch ein bisle bei einander bleiben.“

Nun wurde beiderſeits erzählt, wie man ſeit vorgeſtern gelebt. — Endlich fragte Jakob, indem er einen Zweig vom Zaune abriß, nach dem Schickſale Magdalenens.

Magdalene fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht, ſtützte dann die Wange auf die Hand und erzählte:

„Von meinen Eltern kann ich dir nicht viel berichten, ſie ſollen früher ein ſchönes Vermögen gehabt haben, von meiner Mutter her, ſie ſind aber zu viel von einem Ort in den andern zogen und auch durch ſonſt Sachen — ſeitdem ich halt denken mag ſind ſie arm geweſen. Mein' Mutter war früher an einen Vetter von meinem Vater verheirathet, und ſie iſt bald geſtorben und ich bin in's Waiſenhaus kommen, weil mein Vater ſich gar nichts um mich kümmert hat. Ich bin zu dem Schullehrer in Hallfeld than worden. Ich kann's nicht anders ſagen, ich hab's gut gehabt; er iſt ein grundguter Mann, ſie iſt ein bisle ſcharf, aber das war mir geſund, ich bin ein Wildfang geweſen. Mein Vater iſt auch all Jahr ein paarmal kommen und der Schullehrer hat ihm zu eſſen geben und hat ihn geehrt, wie wenn's ein Anverwandter wär'. Der Lehrer hat mich allfort ermahnt, ich ſoll meinen Vater ja nicht vergeſſen und ſoll ihm gut ſein, und auf Neujahr hab' ich ihm allemal einen ſchönen Brief ſchreiben müſſen und hab' ihm als ein paar Strümpf geſchickt. Der Lehrer hat die Woll' dazu aus ſeinem Sack bezahlt. Wie ich vierzehn Jahr alt worden bin, hab' ich einen guten Dienſt kriegt in der Stadt als Kindsmädchen; da war ich drei Jahr. Ich hätt' ein ſchön Geld verdient, wenn nicht all paar Wochen mein Vater dageweſen wär', und da hab' ich ihm Alles geben müſſen was ich gehabt hab'. Wenn ich nicht Kleider geſchenkt bekommen hätt', ich hätte mir keine anſchaffen können. Da ſind die zwei jüngſten Kinder an der Ruhr geſtorben und ich war überzählig im Haus. Die Leut haben mich aber gern gehabt und haben mich das Kochen lernen laſſen, und da hab' ich einen prächtigen Dienſt bekommen bei dem Doctor Heiſter. Ich bin doch mein Lebtag unter fremden Leuten geweſen und es iſt mir nichts zu ſchwer, aber da war ich wie im Himmel. Wenn man ſo in ein fremd Haus kommt in Dienſt, man kennt die Leut' nicht, man ſchafft ſich ab und weiß nicht, ob man's recht macht, und wenn man der Herrſchaft was beſonderes thun will kann man grad einen Unſchick machen. Bei dem Heiſter aber da war Alles gut. Es iſt mir oft geweſen, wie wenn Ich das Haus ſo eingerichtet hätt' und Alles war ſo hell und ſo ſchön wie geblaſen, und mein' Küch' wie eine Kapelle. Der Doctor und ſeine Frau waren zwei einzige Leut' und keine Kinder, und da war noch eine Bedienter neben mir und alle Samſtag eine Putzerin und wir haben außer'm Haus gewaſchen."

„Mach's ein biſle kürzer, zu was brauch' ich das Alles wiſſen?" drängte Jakob.

„Ja, das gehört Alles dazu, paß nur auf. Nun iſt mein Vater auch alle paar Wochen wiederkommen, und jetzt hab' ich ihm ſelber können zu eſſen geben bis genug, und mein' Herrſchaft hat ihm als ein Glas Wein 'rausgeſchickt. Der Herr Doctor hat aber bald gemerkt, was mein Vater will und wie's mit ihm ſteht und da hat er mir's einmal vorgehalten und hat geſagt, daß er die Sach' ändern will, und da hab ich geſagt: wie's der Herr Doctor machen wird's gut ſein. Von dem an hab' ich keinen Lohn mehr bekommen und die Trinkgelder hab' ich auch abliefern müſſen, und das iſt Alles auf die Sparkaſſe tragen worden und ich hab das Büchle bekommen, da ſteht Alles d'rin. Nun iſt der Herr Doctor verreiſt, weit bis nach Rußland zu, für ein Waiſenkind, das ſie um ſein Vermögen betrügen wollen. Er iſt ein Vater aller Wittwen und Waiſen. Nun, das hab' ich vergeſſen: der

Bediente, der neben mir war, das war ein wüſter Menſch; der hätt' mich ſchon lang gern fortgedrückt, weil ich nichts von ihm gewollt hab'. Er hat gewiß auch die Geldroll' geſtohlen, die von des Herrn Tiſch wegkommen iſt, mit fünfundſiebzig Gulden d'rin. Nun, wie der Herr fort war, da iſt gleich den andern Tag mein Vater da, wie wenn's ihm ein Vögele pfiffen hätt'. Selben Tag haben wir Fremde gehabt, den Bruder von der Frau und noch andere Gäſte. Ich ſteh nun grad' am Spülſtein und waſch' das Silber, da kommt mein Vater her und ſagt: Gib mir Geld. Ich ſag', ich kann nicht, und da ſeh' ich, wie er zwei Löffel nimmt und will ſie einſtecken; ich halt' ihm ſein' Hand und ring' mit ihm, er iſt ſtärker als ich. Der Bediente kommt eben und bringt das Kaffeegeſchirr, ich will keinen Lärm machen und fort iſt mein Vater. Ich renn' ihm nach bis an die Eck', ich ſeh' ihn noch und jetzt verſchwindet er; ich kann in dem Aufzug, wie ich geh' nicht durch die Straßen, und daheim iſt Alles offen und das Silber ſteht in der Küch'. Ich renn' heim und ſtoß das Blech am Gußſtein 'naus und ſag', da ſind mir zwei Löffel 'nunter und ich will mir ſie am Lohn abziehen laſſen. Der Bediente läßt den Abguß aufbrechen, man findet aber keine Löffel. Ich ſag' ich weiß nicht wo ſie hinkommen ſind, und da, da hat mein Unglück angefangen. Der Bediente hat's ſchnell auf der Polizei anzeigt, er hat ſich rein machen wollen wegen der Geldroll', und nach zwei Tagen ſind die Löffel wiederkommen und der Silberarbeiter hat genau angeben, daß er ſie von meinem Vater kauft hat. Wenn man einmal in's Lügen 'neinkommt, da iſt's grad, wie wenn man einen Berg 'runterſpringt, man kann ſich nicht mehr halten. Der Bediente hat Alles anzettelt gehabt. Die gut' Frau Doctorin hätt' die Sach' gern vertuſcht, aber es iſt nicht mehr angangen; die Sach' hat einmal den Lauf bei den Gerichten. Ich ſteh' in der Küch' und da kommen zwei Polizeidiener, ich muß mit ihnen 'nauf in mein' Kammer und muß mein' Kiſt' aufmachen und da kruſten ſie d'rin 'rum und reißen Alles 'raus und thun, wie wenn's lauter Lumpen wären, und jetzt muß ich mit ihnen in's Criminal. Ich weiß bis auf dieſe Stunde nicht warum ich nicht geſtorben bin vor Kummer und Schand. Geſtern hab' ich wegen meinem Küchenkleid meinem Vater nicht nachſpringen wollen; hätt' ich's nur than, ſo bräucht ich mich jetzt nicht ſo da führen laſſen. Du lieber Gott, wie iſt mir's da geweſen! Ich hab' gemeint, alle Leut', die mich anſehen, hangen ſich an meine Kleider, und es war mir ſo ſchwer und doch bin ich fortkommen, und ich hab' mir das Geſicht zugehalten und doch hab' ich geſehen, wie alle Leute ſtehen bleiben und nach mir umſchauen und dann wieder ruhig fortgehen, und Der und Jener hat gefragt, was hat ſie than. So hab' ich die Menſchen zum letztenmal geſehen, die frei 'rumlaufen dürfen. Was geht ſie viel ein armes Mädchen an, das von Polizeidienern geführt wird? Was ſoll ich dir viel von meinem Gefängniß erzählen? Sie haben von mir wiſſen wollen, wo die fünfundſiebzig Guldenroll' iſt; ich hab' hoch und heilig geſchworen, daß ich nichts davon weiß, aber ſie haben mir nichts glaubt. Die Löffel hab' ich eingeſtanden. Hätt' ich ſollen meinen Vater ins Unglück bringen? Ich hab' ihm ja jed Neujahr geſchrieben, daß ich ihm mein

Leben verdank' und daß ich's ihm auch opfern will, wenn's nöthig iſt. Und ich hab' mir auch Vorwürf' gemacht, daß ich mein Geld auf Zinſen gelegt hab' und mein Vater hat dieweil Noth gelitten. Kurzum, in bin in's Spinnhaus kommen.“

So hatte Magdalene erzählt und die beiden waren lange ſtill, bis Jakob fragte:

„Wo iſt denn jetzt dein Vater?

„Ich weiß es nicht.“

Jakob faßte ihre Hand, ein doppelzackiger Blitz leuchtete von jenſeits und Jakob ſagte:

„Du haſt's gut, Du biſt unſchuldig, aber ich — mein' Geſchicht' iſt ganz anders.“

„Das ſchad't nichts,“ erwiderte Magdalene, „du haſt dafür büßt, und ich ſeh' dir's an den Augen ab, du haſt doch ein gut Gemüth.“

Wiederum leuchtete es hell von jenſeits und hell aus den Augen der Beiden. Das war ein grelles, ſeltſames Licht, mit dem der Blitz über die Angeſichter der Beiden ſtreifte; ſie ſchauten ſich an und ſtanden wie in glührothen Flammen und doch war es im ſelben Augenblicke wieder fahl und grünlichweiß, todtenartig. Sie drückten die Augen zu. Jakob umarmte Magdalene und preßte ſie feſt an ſich.

„Du biſt ein prächtig Madle, wenn nur Ich ein anderer Burſch wär!“ ſtöhnte Jakob.

„Es iſt ſchon ſpät und ich muß gehen,“ ſagte Magdalene, „und ich hab' mein' Henn' doch nicht gefunden.“

„Ja,“ ſagte Jakob, „ſchlaf wohl, und wir ſehen uns ſchon mehr und . . hab' Geduld mit mir. Gut' Nacht.“

Er ſchlüpfte jetzt nicht mehr mühſelig durch die Lücke des Zauns, er ſprang bebend über den ganzen weg. Magdalene ging ſtill ſinnend heimwärts; ſie vergaß, ihrer Henne zu locken.

Am andern Morgen fand ſich die ſchwarze Henne bei den Kühen im Stalle eingeſperrt; es iſt nicht bekannt, wie ſie dahin gekommen und ob Jemand davon gewußt.

Eine erſte Liebe und eine zweite.

Wonnig ſchaute Magdalene andern Morgens zum Fenſter hinaus, der Himmel war ſo ſchön blau, ſie hatte hineinfliegen mögen, ſo leicht war's ihr. Die Luft war friſch und klar, auf dem Nußbaum in des Jakoben Garten glitzerten die Tropfen; es hatte heute Nacht ſtark gewittert. Magdalene hatte den Sturm und das Gewitter verſchlafen. Träumeriſch hörte ſie dem Buchfinken auf dem Dachfirſte gegenüber zu, der auch ſchon ſo früh auf war und ſchon was zu ſingen hatte; ſie wollte ihn nachahmen und necken, verſtand es aber nicht. Sie ging an die Arbeit und ſang beim Holzhereintragen, im Stall und in der Küche, bis die Bäckenfrau durch das Schiebfenſterchen rief, ſie ſolle ſtill ſein, man könne ja nicht ſchlafen. Sie war ſtill, aber innerlich war ſie den ganzen Tag voll Jubel und Seligkeit; es kam ihr immer vor, als ob heut nochmals Sonntag ſein müßte. Auf dem Speicher und in der Küche faltete ſie oft die Hände und drückte ſie feſt aufeinander; ſie ſprach kein Wort, aber ihre ganze Seele war ein Gebet voll Dank und Liebe. Jetzt eilt ſie hinauf in ihre Kammer, aber ſie ſieht nicht mehr nach der ſchönen Haube und dem weißen Goller, ſondern nach ihrem Sparbüchlein und drückt es an's

Herz und lieſt darin: ſie hat mehr als hundert Gulden ausſtehen und das ſchon bald vier Jahre. Sie kann gut kopfrechnen, kann aber doch die Zinſen nicht vollſtändig herausbringen, weil noch etwas am Jahr fehlt und das Geld auch nach und nach eingelegt wurde. Es iſt zwar eine Zinſenrechnung beigedruckt, aber da kann man jetzt nicht draus klug werden. Sie überlegt, ob es nicht beſſer ſei, wenn ſie das Büchlein Jakob zur Aufbewahrung gebe; ein Mann kann eher darauf Acht haben. Es wird ihr auf einmal angſt und bang, das Büchlein könne abhanden kommen; ſie legt es zu unterſt der Truhe und verſchließt ſorgfältig. Sie überlegt, was man mit dem Gelde anfange. Ein Äckerchen zu kaufen, dafür langt's nicht und trägt's nicht genug; ja, das iſt's, ein gutes Pferd und ein Wägelchen, das kriegt man dafür. Jakob kann gut mit dem Fuhrwerk umgehen, er fährt all' Woch' zweimal als Bote nach der Hauptſtadt und hat einen ſchönen Verdienſt. Freilich, das iſt dumm, daß er ſo viel von Haus weg iſt, aber es geht nicht anders, und er kommt ja wieder und die Freud' iſt um ſo größer.

Mit einem Wort, es war Magdalenen „wieſeleswohl.“

Jakob war auch ſchon früh auf, er ſpannte einem Frachtfuhrmann vor. Er war heute auf dem Wege wieder ſehr wortkarg, ging immer neben ſeinem Pferde und wehrte ihm die Bremſen ab. Da lächelte er einmal halb ſchmerzlich vor ſich hin, denn er dachte: „Ich bin auch ſo ein Gaul, der im heißen Sommer den Frachtwagen ziehen muß und an den ſich noch obendrein die Bremſen hängen, ihn ſtechen und plagen und ihm das

Blut ausſaugen. —“ Während er ſo dachte, hatte er vergeſſen, auf das Thier zu achten, das nun von den ſliegenden Quälern wie überſäet war.

Oben an der Steige im Walde wurde Halt gemacht. Jakob ſpannte ſein Pferd ab. Der nächtige Sturm hatte hier tapfer geraſt. Drinnen bei den Menſchenkindern in ihren feſtgezimmerten Behauſungen, da weiß er nichts zu faſſen und er packt nur im Muthwillen einen loſen Fenſterladen und klopft an, die Schläfer gemahnend, daß er wache. Draußen aber da iſt ſein Reich. Er läßt das Korn aufwogen, eilt raſch fort nach dem Walde, weckt die ſchlafenden Bäume, daß ſie rauſchen und brauſen wie das ewige Meer, von dannen er kommt, daß die ſangfertigen Kehlen der Bewohner der Lüfte verſtummen, denen gleich, die in der Tiefe der Wellen hauſen, denn ein einziger vom Unſichtbaren ausgehender Odem beherrſcht Alles.

Das muß ein luſtig Leben hier geweſen ſein! Und wie dann der Sturm entflohen war und die ſegenbringende Wolke alles Leben erquickte! Darum jubiliren auch die Vögel ſo luſtig in den Zweigen und die Lerche ſteigt, auf ſich ſelbſt ruhend, hoch auf gleich einem Gebete.

Dem alten Eichbaum am Wege, deſſen Wurzeln gleich einer mächtig ausgebreiteten Rieſentatze ſich in die Erde graben, iſt ein ſchöner junger Aſt abgeknackt worden. Solch junger Nachwuchs taugt nicht mehr für den knorrigen Alten, das hat ihn der Sturm gelehrt. Auf dem Stumpfe des geknickten ſchlanken Aſtes ſitzt ein Buchfink und ſingt fröhlich in den Morgen hinein; er lockt wol ſeinen Gefährten. Iſt es vielleicht der drinnen im Dorfe auf der Dachfirſte?

Jakob war ſchon ſehr müde, ſitzlings kehrte er auf ſeinem Pferde heimwärts. Im Vorbeireiten riß er ſich aber ein Birkenblatt vom Baume, legte es zwiſchen die Lippen und nun merkte man erſt, wie vielerlei Weiſen, luſtige und traurige, Jakob im Kopfe hatte. Der Ton, den er durch das „Blättlein" hervorbrachte, glich dem von einem ſchrillen Inſtrumente, nur entfernt mit einem hochgezwängten Clarinettenton zu vergleichen; dabei war er aber der leiſeſten und zarteſten Biegungen fähig. Beſonders künſtlich war wie Jakob den Klang des Poſthorns mit ſeinem eigenthümlichen Zittern nachahmte.

Seitdem Jakob in das Dorf gekommen, war dies zum erſten Male, daß er etwas von ſeinem Melodienſchatze preisgab. Im Innern war es ihm aber gar nicht „ſingerig" zu Muthe. Er machte ſich grauſame Vorwürfe über ſein geſtriges Benehmen, er iſt weiter gegangen, als er wollte; er hat ein fremdes Leben an ſich geſchloſſen und doch iſt ihm ſein eigenes zur Laſt. Er ſieht Qual und Kummer von Neuem über ihn kommen. Er gedenkt einer Vergangenheit — das Blatt entfällt ſeinem Munde, er fängt es aber noch glücklich mit der Hand auf und blättelt weiter. Er kam ſich jetzt doppelt verächtlich vor, da er ſo hülflos und verlaſſen ein ſo herrliches Mädchen mit Gewalt von ſich ſtoßen mußte. Und doch muß es ſo ſein — das war der Schluß ſeiner Ueberlegungen.

Als er heimkam bemerkte er, daß er das „Zielſcheit" verloren hatte. Er rannte nun nochmals den Weg hin und zurück, für den er vorhin zum einmaligen Gehen zu müde war; aber vergebens, er fand das Verlorne nicht wieder. Alles, was er heute unternahm, ging ihm „hinterfür,“ und ſelbſt die Thiere waren wie verhext. Er trat den Braunen mit den Fußen, weil er ſich nicht alsbald ſchirrgerecht an die Deichſel geſtellt hatte; heute zum erſten Male wurde er von Konrad tüchtig ausgezankt. Jakob ließ ſich aber nichts gefallen, ſondern erwiderte ſcharf und beſtimmt: der Adlerwirth könne ihn ja auf Michaeli fortſchicken, oder morgen oder gleich heut, es ſei ihm alles eins. Konrad ſchwieg, denn ſo arg hatte er's nicht gemeint.

So ſind aber die Menſchen, ſowohl die, welche man Herren heißt, als auch die, welche wirklich Knechte genannt werden. Wenn ihnen etwas quer gegangen iſt und ſie in Verſtimmung bringt, da zerren und reißen ſie an allen Banden, die ſie mit Anderen verknüpfen; ſie wollen noch unglücklicher, ſie wollen losgetrennt und allein ſein, damit Niemand die Befugniß habe, ſie in's Klare zu bringen, weil ſie nur im Unklaren zu ihrer Verſtimmung berechtigt ſind.

Jakob aber wäre es noch beſonders lieb geweſen, wenn ihn ſein Herr beim Worte genommen hätte; er ſelber wollte nichts dazu thun, aber eine fremde Gewalt ſollte ihn fortdrängen aus allen ſeinen jetzigen Verhältniſſen, aus all' dem Wirrwarr, den er hereinbrechen ſah.

Jakob war ſehr unglücklich. Ein Schauer überkam ihn, voll ſüßer Wehmuth, wenn er an Magdalene dachte; ſie konnte ihm ſein Leben wieder aufhellen und doch war auch ſie gebrandmarkt, vor den Augen der Welt wenigſtens.

Sie waren beide arm — was ſollte daraus werden? Er überlegte nun, daß er eigentlich noch gar keine Verpflichtung gegen Magdalene habe, Alles war noch zu trennen; um dieſes vollends zu bewirken, wollte er ihr berichten wer er ſei.

Mit dieſem Vorſatze ging er den andern Abend zu Magdalene in die Scheune, wo ſie kurz Futter ſchnitt. Sie ſetzten ſich auf einen Kleebündel und Jakob erzählte:

„Ich hab kein' Jugend gehabt, ich kann dir nichts davon erzählen. Noth und Elend macht vor der Zeit alt. Ich bin ein vaterloſes Kind. Weißt du, was man da auszuſtehen hat? Von den alten und von den jungen? Der Schullehrer hat einen ſeinesgleichen aus mir machen wollen, ich will aber nicht. Eine Viertelſtund von meinem Ort da iſt die Poſt, da war ich immer und hab geholfen. Ich hab zu eſſen bekommen und die Reiſenden haben mir auch oft was geben; ich hab aber nie einen angeſprochen. Ich närriſcher Bub hab gemeint, es kommt einmal ein König mit einer goldenen Kron auf und der nimmt mich mit und macht mich glücklich. Ich hab allerlei dumme Geſchichten im Kopf' gehabt und hab auch gemeint, der müſſ' kommen, von dem mein' Mutter nicht gern ſpricht und hab allen Menſchen in die Augen geſehen. — Fort, es iſt jetzt alles vorbei ... Wie ich vierzehn Jahr alt war, hab ich das Poſtkärrele bekommen und was meinſt, wie wohl mir's war, wie ich den gelben Rock hab anziehen dürfen und den Glanzhut aufſetzen? Das war die glücklichſte Zeit, die ich in meinem Leben gehabt hab. Hurrah! Wie bin ich dahin gefahren auf meinem zweirädrigen Kärrele; ich war allein und hab ſelber kutſchirt, jetzt war Ich König. Mein Herr hat mich einmal geſchlagen, weil der Gaul gefallen iſt und hat ſich beide Vorderfüß' aufgeſchürft. Am nächſten Ziel bin ich fort und bin Kutſcher in der Stadt geworden.

Nach zwei Jahren bin ich fort. Warum? das gehört nicht daher. Ich bin nun Poſtillion in R. geworden. Jetzt war mir's erſt wieder wohl. Mein Poſthörnle, das war mein' Freud. Ich hab manches Trinkgeld über die Taxe von den Reiſenden bekommen, weil's ihnen gar wohl gefallen hat. Wenn ich Nachts durch den Wald heimgeritten bin, da war mir's wie wenn die Bäum' ſagen thäten: fang jetzt einmal an, ſpiel einmal eins auf, wir warten ſchon lang. Und da hab ich viel beſſer geblaſen, als ichs eigentlich kann, und die Bäum haben ſich ſelber vor Freude geſchüttelt im Mondlicht, und der Wald hat ſelber zu blaſen angefangen, und ich hab nicht mehr aufhören können, und eins hat das andere nicht ruhen laſſen, und es war mir, wie wenn ich mein Leben lang, hundert Jahr ſo fortreiten ſollt, und mein Gäul' ſind ſo ſtill und fromm dahin gangen, und ich ſelber war fromm und luſtig und Alles war prächtig."

Jakob hielt eine Weile inne, biß ſcharf auf die Lippen, dann fuhr er fort:

„Ich bin jetzt nur noch der halb Kerle, der ich war. Ich darfs jetzt ſchon ſagen, ich bin's ja nicht mehr, ich war ein ganzer Burſch. Die ganz' Welt hat mich lieb gehabt und ich hab ſie wieder lieb gehabt; ich hab nicht gewußt, was Kummer iſt und Alles hat mir freundlich gelacht, wenn ich's angeſehen hab. Es iſt vorbei... Mein Unglück hat in dem Haus ſchräg gegenüber von der

Poſt gewohnt und das war die Frau von dem Kupferſchmied, und dieſe allein hat nicht gelacht und hat die Augen untergeſchlagen, wenn ſie mich geſehen hat. Was iſt da viel zu ſagen? Wir haben einander gern bekommen. Jetzt war ich im Fegfeuer und ich hab Tag und Nacht kein' Ruh mehr gehabt. Guck, wenn unſer Herrgott einen mit der ſiebenten Höll ſtrafen will, da ſoll er ihn nur in eine Ehfrau verliebt machen. Iſt man brav, da möcht man verbrennen; iſt man nicht brav, da hat einen der Teufel und ſein Großmutter am Bändel und läßt einen nicht ruhen und nicht raſten und gunnt einem kein' fröhliche Minut. Wenn ein Burſch eine Ehefrau gern hat, ſollt' er ſich nur gleich einen Stein um den Hals hängen und ſich ins Waſſer ſchmeißen, wo's am tiefſten iſt. Oder ein guter Freund ſoll's ihm thun, wenn er ſelber nicht will. Es gibt kein ander Rettungsmittel. Die Kupferſchmiedin war ſiebzehn Jahr alt wie ſie geheirathet hat. Sie hat damals noch nicht gewußt, was das zu bedeuten hat; ſie hat's zu ſpät erfahren. Der Kupferſchmied war ein ſchlechter Geſell und hat ſein' Freud' dran gehabt ſie zu peinigen. Er iſt faſt den ganzen Tag bei uns in der Wirthsſtub geſeſſen und hat da gelumpt. Einmal hör ich, wie er zum Doctor ſagt: „Doctor, könnet Ihr mir nicht helfen? Mein' Frau liegt mir nicht recht und ſteht mir nicht recht.“ „Warum? wo fehlts?“ fragt der Doctor, und der Schmied ſagt: „Sie ſollt halt auf dem Kirchhof liegen und im Kirchenbuch ſtehen.“ Alles hat gelacht, ich wär gern hin und hätt' ihm den Kragen 'rumgedreht. Er muß mir ſo was angeſehen haben und nimmt einen harten

Thaler aus der Taſch, wirft ihn auf den Tiſch und ſagt: „Jakob, den kriegſt du zum Trinkgeld, wenn du mir mein Weib abnimmſt.“ Ich hab Angſt vor mir ſelber bekommen, ich hab nichts ſagen können und bin 'naus in den Stall und hab mir gewünſcht, wenn ich nur ein Gaul wär oder geſtorben. Ich hab mir heilig vorgenommen, gar nicht mehr nach der Kupferſchmiedin umzuſchauen; aber es iſt nicht gangen. Am Sonntag drauf kommt gegen Abend eine Extrapoſt, ich ſpann an und fahr mit fort. Es waren zwei prächtige Leutle drin, ein junges Ehepaar, und die haben ſich ſo gern gehabt und ſie hat immer gewollt, er ſoll rauchen, und er hat geſagt, es ſei ihm ſo feierlich zu Muth, er könn' jetzt nicht; und da haben ſie die Handſchuh' ausgezogen und haben ſich die Hand geben, und er hat ihre Hand an den Backen gehalten und ſie ſind ſtill geweſen. — Ich hab ſchon ſeit vielen Tagen nicht weiter als das Signal blaſen, und jetzt war mirs, wie wenn mir einer das Poſthorn an den Mund legt und ich hab aufgeſpielt, daß es eine Art gehabt hat, und wie ich abſetz', haben die beiden Eheleutle in die Hand klatſcht und haben ſich nachher küßt. Wie wir den Berg oben ſind und die Sonn iſt drüben ſo ſchön untergangen, da ſagt er wieder, ich ſoll noch ein Stückle blaſen, und ich habs gethan, und hab nicht mehr aufgehört, bis wir auf der Station waren, und da hab ich einen harten Thaler Trinkgeld bekommen. Ich füttre nun und mach mich auf den Heimweg, die beiden Leutle grüßen noch zum Fenſter heraus und Sie iſt noch ſchöner ohne Hut. Ich bin faſt immer die Steig hinauf neben meinen Gäul gangen, aber heut waren mir die Stiefel wie Zentnerſtein' an den Füßen. Es war mir, wie wenn ich im tiefen Waſſer ging'; ich hab mich nicht regen können. Mein Sattelgaul guckt mich verwundert an, wie ich jetzt ſchon aufſteig'. In Steinsfeld iſt Kirchweih. Ich bind meine Gäul am Haus an und geh auch 'nauf zum Tanz. Der Kupferſchmied iſt auch da und thut wie ein lediger Burſch; ich hab mich aber nicht viel um ihn bekümmert und hab mich in eine andere Stub' geſetzt. Heut zum erſten Mal hab ichs geſpürt, daß ich viel geblaſen hab, ein Schoppen langt nicht; ich trink mehr, ich hab ja auch mehr als dreifaches Trinkgeld. Jetzt bin ich grauſam traurig worden. Da ſind die Burſchen alle und jeder hat ſeinen Schatz und jeder darf ihn zeigen, und ich — ich hätt mir gern ins Geſicht geſchlagen. Ich hab mein Schickſal verflucht und hab mir vorgenommen, die Sach zu ändern und wenn ich meinen Dienſt aufgeben muß. Es iſt ſchon gegen zwölfe wie ich heim reit, und die Bäum am Weg haben tanzt und die Stern' haben mich wie zum Spott anblinzelt und ich hab an die beiden Eheleutle dacht und an daheim und an Alles, und der Kopf hat mir geturmelt und mein Horn hat auch der Teufel im Leib und will nimmehr. Wie ich in den Wald komm', da geht der Kupferſchmied am Weg; ich nehm' mein' Peitſch und thu ein Fitzerle nach ihm, nur zum Spaß, er aber ſchimpft was er vermag und geht auf mich los. Ich 'runter, ihn tüchtig durchklopfen und in den Graben ſchmeißen, das war alles eins.

Meine Gäul, die ſonſt ruhig ſtehen bleiben wie die Lämmer, waren davongangen, ich muß ihnen ſchnell nach und hol ſie richtig ein, dort wo's wieder den „Stich" hinaufgeht. Tags darauf hör ich daß der Kupferſchmied krank im Bett liegt, er ſei auf einen Stein gefallen und ſei die ganze Nacht mit den Füßen im Waſſer gelegen. Jetzt iſt mir's doch bang worden und ich hab dacht, das wär nun die beſt' Zeit, um auf und davon zu gehen; aber der Teufel hat mich am Narrenſeil gehabt und hat mir allerlei vorgemacht. Der Schmied hat, ſcheint's, die Sach von Anfang nicht bekennen wollen. Samſtag Morgens hat mich der Schütz und ein Landjäger aus dem Bett geholt und ſie haben mich auf den Thurm geſperrt. Ich ſag nichts davon, wie mir's da geweſen iſt. Der Thorwart hat mir geſagt, der Schmied läg am Sterben. Wie ich nun ſo jeden Tag gehört hab wie's geht, einmal ſchlimmer, einmal beſſer — du kannſt dir nicht vorſtellen wie mir's da ums Herz war. Im Gefängniß hab ich geweint wie ein Kind und vor dem Richter war ich ſtolz und hab Alles geläugnet. Er war gar ſcharf. Ich hab in der Nacht kein Aug zuthun können und wenn ich ja hab ſchlafen wollen, da bin ich wieder aufgewacht; um zwei Uhr da kommt der Poſtwagen grad durch das Thor wo ich drauf ſitz, den hab Ich geführt, und jetzt war mir's allemal wie wenn mir der Wagen über den Leib wegging', ſo hat mich's geſchnitten, und der weiße Spitzhund hinten auf dem Packkaſten hat bellt und hat mich ausgelacht. Nach vier Wochen iſt der Schmied geſtorben, wie ſie ſagen an der ſchleichenden Hirnentzündung. Jetzt hätt ich's gern eingeſtanden, ich kann aber nicht mehr, ich bin ſonſt verloren, und der Richter war fuchsteufelswild. Jetzt kommt das Aergſte —"

ſagte Jakob und ballte beide Fäuſte — „ich hab Prügel bekommen. Was ich da dacht hab, wie ich dagelegen bin und die ganz' Welt hat auf mich losgeſchlagen — unſer Herrgott wird mir's verzeihen, aber die Welt wenn ich hätt anzünden können, ich hätt's than. Und wenn ſie mir das Paradies ſchenken, ich kann nicht mehr froh ſein, ſo lang ich unter Menſchen bin.“ —

Jakob war ſtille, ſein Athem ging raſch; Magdalene ſtrich ihm mit der Hand über die Stirne und er fuhr fort:

„Ich hab Alles eingeſtanden, mehr als ich than hab, ich hab wollen köpft ſein; nur fort, nur ſchnell. Kurzum, weil ich trunken gehabt hab und auch ſonſt noch ich weiß nicht warum, habe ich nur fünf Jahr' Zuchthaus kriegt. Ich bin da Jahre lang allein geſeſſen. Was meinſt, was einem da in Kopf' kommt, wenn man keinen Menſchen ſieht und hört und ſpricht? Ich muß einen feſten Hirnkaſten haben, daß er nicht verſprungen iſt.

Siehſt du, ſo bin ich. Ich hab einen Menſchen aus dem Leben geſchafft, hab kein' Freud mehr an der Welt, hab Niemand mehr gern, mag nicht mehr. Ich bitt dich,“ fuhr er fort, die Hand Magdalenens faſſend, „ich bitt dich, laß du mich auch; wer an mich anrührt, hat Unglück.“

Magdalene ſaß lange ſtille, endlich fragte ſie: „Wie geht's denn der Schmiedin? weißt nicht?“

„Freilich. Sie hat ſchon lang wieder geheirathet, den Bachmüller; ſie war eine Scheinheilige, ich hab böſe Sachen erfahren.“

„Es iſt dir doch recht ſchlecht gangen,“ begann Magdalene wieder, „aber du biſt doch gut, und es wird dir gewiß auch noch gut gehn.“ Sie konnte vor Weinen nicht weiter reden.

Plötzlich ſtand Jakob ſtraff auf. Es war ihm zu Muthe, als ob er eine große Laſt abelegt hätte; er fühlte ſich ſo leicht und frei.

„Und wenn mir's gut geht, ſo mußt du auch dabei ſein,“ ſagte er mit einer ganz andern Stimme als bisher. Er hob Magdalenen in ſeinen Armen empor und trug ſie wie ein Kind umher, endlich gab er ihren Bitten nach und ließ ſie herunter.

Als ſie auf dem Boden ſtand ſagte ſie: „Nein, Ich möcht' dich auf den Händen tragen, damit du Alles vergißeſt; gib nur Acht es wird ſchon.“

Jetzt erſt waren die beiden ſelig.

Von nun an ſcheute ſich auch Jakob nicht mehr, vor Aller Augen mit Magdalenen zu ſprechen und ſie zu beſuchen.

Beſonders oft ſtanden ſie auch hinter dem Hauſe bei dem Backofen. Das Verhältniß der beiden Sträflinge reizte aber die Spottluſt im Dorfe. Als ſie eines Abends ſo beiſammen ſtanden, hörten ſie die Burſchen nicht weit davon ſingen:

Und des Hudelsmann's Tochter
Und des Bettelbuben Jung',
Die tanzen miteinander
Im Holdergäßle 'rum.

Der Hudelmann ſteht daneben
Und lacht überlaut:
Der Herr ſei gelobet,
Meine Tochter iſt Braut.

Das erſte Gefühl Jakobs, als er dieſen Sang hörte, war nicht Zorn, ſondern Trauer über die Menſchen; ſo ſehr hatte er ſich geändert.

Nach wenigen Tagen hatte auch die Spottluſt ihr Genüge, man ließ die beiden Liebenden ungekränkt.

Jakob hätte nun gerne etwas Großes, etwas Gewaltiges gethan, um ſeine Wiedergeburt, ſeine Rechtſchaffenheit zu bethätigen und das Glück zu erringen. Aber wo war ein Raum für ihn? Er arbeitete für zwei Mann, aber was nützte das? Er konnte Jahre lang arbeiten, pünktlich und gewiſſenhaft ſein; ein einziger Fehler zerſtörte wieder Alles, er friſchte das Brandmal wieder auf, das durch eine einzige That ſeinem Leben aufgedrückt und nie zu tilgen war, weder aus ſeinem Gedächtniſſe, noch aus dem der Menſchen.

Er ſtand wieder einmal oben auf dem Berge und ſah den abgeknickten Aſt an der Eiche, er war jetzt verdorrt. Im Innern Jakobs ſprach es: „Wie viele Jahre braucht ſo ein Aſt, um zu wachſen, und einziger Sturmeshauch, ein einziger Axthieb knackt ihn in einem Augenblick ab .... Was thut's! Wenn nur der Stamm geſund bleibt, der Saft ſtrömt der Krone zu.“

Eine unwandelbare Zuverſicht lebte in Jakob. Er trauerte wol noch oft, es waren die Nachſchauer eines langen Gewitters, die Sonne ſtand ſchon hoch und hell am Himmel.

Einen Schmerz aber konnte Jakob nicht verwinden, ohne ihn Magdalenen mitzutheilen. Er fragte ſie nach ihrem Vater, ſie wußte nichts von ihm.

„Guck,“ ſagte er dann, „es iſt jetzt kein' Red' mehr davon, daß wir von einander laſſen; aber tief thut mir's weh, daß wir ſo allein ſtehen, gar keine Familie haben. Ich hab' mir früher als dacht, wenn ich einmal heirath', da möcht' ich in eine große Familie hinein. So ein alter Schwiegervater und eine dicke Schwiegermutter, und recht viel Schwäger und Schwägerinnen, und Vaters Brüder und Schweſtern, und ſo Alles, das muß prächtig ſein. Und wenn's auch arme Leut' ſind, die einem nicht aufhelfen können und einem auf dem Hals liegen, man hat doch recht viel Menſchen, die einem angehören und einem doch beiſtehen können in allen Sachen. So ohne Familie iſt man wie ein Baum auf einem Berg, der ſteht allein und verlaſſen; wenn ein Wind kommt, packt er ihn von allen Seiten und läßt ihm lang' keine Ruh. In einer Familie aber iſt man wie in einem Wald, kommt auch ein Sturm, ſo hälts man mit einander aus und man hält zuſammen. Was meinſt du dazu? Hab' ich Recht?“

„Freilich,“ ſeufzte Magdalene, „aber alle Menſchen ſind ja verwandt mit einander, wenn man's auch nicht ſo heißt, und ... und ... ich weiß nicht, wie ich's ſagen ſoll, die rechte Lieb' iſt doch, die man zu Leut' hat, die nicht verwandt heißen, das iſt viel mehr. Und, glaub' mir, ich hab' mein Lebtag die Gutthaten der Menſchen genoſſen; es gibt Viele, die noch Alle gern haben, mehr als Verwandte; denk' nur an den Schullehrer und an den Doktor Heiſter und Alle, die ſo ſind, und das iſt unſer' Familie und die iſt groß.“ —

Eine Nacht im Freien.

Es geht ein tiefes Wehe durch das Herz der Menſchheit, daß es erzittert in namenloſen Schauern. Es iſt kein Menſch auf Erden, der das Heiligthum ſeines Weſens rein und frei und ganz hinwegtrüge über dieſe kurze Spanne Zeit. Abfall und Schmerz iſt ſein Loos und aus ihnen ſteigt er auf, ringt nach Wiedervereinigung, nach ſeligem Leben. Das Menſchenthum wird aus Schmerzen geboren. Muß das ſein? Sollen wir nicht auf den lichten Höhen der Freude und des Einklangs eingehen in die Ewigkeit, als ganze, volle, reine Menſchen? Die Flammen der Liebe und der Begeiſterung! Sie haben Genien gezeugt und Ungeheuer. Wir Alle, die wir hier ſind und waren, wir ſind ſchon hinabgeſtiegen zur Hölle in der Tiefe unſerer Bruſt und wohl uns, wenn wir wieder entſtanden ſind zum freien, heitern Licht; aber mitten im Anſchauen des Lichtes hüpfen noch oft ſchwarze, nächtige Schlangen vor unſerm Auge — wir können nicht faſſen das volle Licht.

Da ſitzt ein einfältiger Knecht und auf ihn hat ſich die ganze Schwere des Menſchenthums gelagert.

Der Himmelsbogen ſpannt ſich ſo glänzend über die weite reiche Erde, ihr Saft nährt von Geſchlecht zu

Geſchlecht, und da und dort in allen Winkeln ſitzen die Menſchen und trauern und ihre Bruſt hebt ungeſtillte Sehnſucht.

Sehen wir, wie es Jakob ergeht.

Er ſitzt auf dem Steine vor dem Stalle. Er, der ſonſt ſo Ruheloſe, kann jetzt oft Stunden lang hinſitzen und nichts thun und nichts reden; aber es iſt nicht mehr die alte Schwermuth, die träg und eintönig ſeine Seele erfüllt. Alles hüpft in ihm vor Freude und er ſitzt ſtill, wie magnetiſch feſtgebannt und läßt es in ſich walten wie eine ſtille Muſik. Er iſt glücklich. Er hat ſich ſelber wieder, indem er ein anderes Herz gefunden, er lebt in ſich vergnügt, denn er lebt für ein anderes.

Es iſt Samſtag Abend. Der Sommer iſt heiß, das iſt ein Jahr, in dem die Schleben reif werden. Auf dem ganzen Dorfe liegt's wie der heiße Athem eines Ermüdeten. Die Sonne ſtieg purpurn hinab und ſchaute noch einmal in die glührothen Angeſichter der Menſchen; es war als ob auch ſie, müde nach ſechs Tagewerken, ſich des kommenden Tages freue, da ſie allein draußen über Feld und Wald ſtehen und keine undankbaren Klagen von Menſchenſtimmen hören ſolle. Durch die Gaſſen jauchzen und jubeln die Kinder und ſind unbändig. Wenn die Sonne hinabſinkt, verſpürt das junge Erdenkind eine wunderſame Erregung, als ob es mit fühlte den Schauer, der über die Mutter Erde zittert, wenn ſie den letzten Sonnenſtrahl in ſich ſaugt. Männer und Frauen ſitzen vor den Thüren und laſſen die arbeitsſchweren Hände raſten; um ſo behender aber regen ſich die Zungen zu allerlei Gerede, gutem und böſem. Aus den Ställen vernimmt man abgeriſſenes Brummen der Thiere, das iſt ihr Abendgeſpräch.

Neben Jakob ſtreckt der Rappe den Kopf zum Stallfenſterchen heraus, horcht ſtill hinein in die Nacht und bläſt die Nüſtern weit auf. Aus dem obern Dorfe herab hört man das Singen der Burſchen. Sie gehen noch gemeinſam und laſſen noch gemeinſame Worte erſchallen, aber bald zerſtreuen ſie ſich, denn es iſt heute Samſtag Abend, und an manches Fenſterlein wird geklopft und da findet ſchon jedes die Worte, die ihm allein taugen.

Still und immer ſtiller wird es auf den Gaſſen, die Menſchen ſind ſchlafen gegangen. Droben wölbt ſich der ſternglitzernde Himmel und ſtille fließt das Mondlicht von der Blechkuppel des Kirchthurmes. Drunten aber ſitzt ein Menſch und ſein Herz pocht einſam, und um ihn weben Gedanken, die nicht die ſeinen, ſie kommen von fern und weben um ihn, wie der Mond in ſein Antlitz ſtrahlt, ſtill erglänzt auf Stirn und Wangen und wieder abgleitet.

Droben funkeln die Sterne, frei hinausgeſtellt von Gottes Hand, und ſie wandeln unhörbar ihre gemeſſene Bahn. Millionen Augen, längſt geſchloſſen, ſchauten hier hinauf; Millionen werden aufſchauen, und keines dringt in den Grund. Die Erde lebt, die Sterne leben, ihre Worte ſind glitzernde Strahlen, Lichtboten rauſchen durch die Welten. Willſt du ſie faſſen, du lallendes Kind an der Mutterbruſt? Willſt du verſtehen den Blick des Vaters und ſeine ſtrahlenumwundenen Gedanken?

— Laß ab, o Erdenkind, dein Zagen und Bangen, über eine Weile öffnet dir der Tod die Pforten des Wunders.

Jakob ſeufzt tief auf, er geht in den Stall, gibt den Pferden über Nacht und jetzt ſteht er an die Thürpfoſte gelehnt, er findet keine Ruhe.

Leicht beſchwingter Geiſt! Flieg auf und wiege dich frei über Berg und Thal, über Wald und Bach, ſchwimme hin in die Wellen des Mondlichts und ſchau' in die Wipfel der Bäume, wo die Vögel wohlig ruhn, und in den Spiegel des Sees, drin die Sterne ſich beſchauen. Sei ſelig und frei!

O! wie ſchwer haftet die Sohle am Boden!

Mitternacht iſt nahe, Jakob geht durch das Dorf; wohin? er weiß es ſelber nicht, nur ſo viel iſt gewiß, daß er ſich nach nichts ſehnt, er iſt nicht mehr er ſelber, er iſt wie aufgelöst in das All.

Der Mond zieht allwege mit, immer voller, immer tiefer. Wie lautlos ringsum, wie eine Pauſe in dem endloſen Rauſchen der Weltaccorde, drin das Herz aufathmet und ſich ſammelt. Träume ſteigen unhörbar aus und ein über den Hütten. Dort ſtöhnt eine Bruſt von Qual und dort lächelt ein Antlitz von Wonne. Bald ſtöhnt deine Bruſt, bald lächelt dein Antlitz nicht mehr — es kommt der ewige Schlaf.

Jakob ging immer weiter und weiter. Er ſchaute ſich nicht um, er gedachte der Nächte, die er im Kerker verbracht, in denen er eingeſargt, abgeſtorben war in der großen, weiten Welt; er ſtreckte die Arme weit aus, als wollte er taſten, ob nirgends eine Wand wäre; er wandelte jetzt frei umher, und doch zog es ihn faſt willenlos fort. Als fühle er's, daß er jetzt am letzten Hauſe ſei, ſchaute er auf. Oben, zur Dachkammer in des Hennenfangerle's Haus, grinſte ein teufliſches Angeſicht in die Nacht hinein. War das nicht Frieder? Jakob eilte wie von Dämonen gegeißelt weiter.

Dort an dem Weiher ſteht die einſame Pappel, ihr Stamm iſt gebeugt, als wollte ſie ſich niederlegen zur Erde. Welch ſeltſame Zeichen dort im Schatten? Wird ein Geiſt heraustreten und alle Lohe des Herzens löſchen oder hellauf lodern machen? Wo ſeid ihr, wunderſame Geſtalten, die ihr den nächtlichen Reigen tanzt?

Weiter ſchreitet Jakob durch die Wieſen in's Feld. Der Sturm hat das Korn niedergetreten und es dorrt demüthig geduldig, bis der Herr der Erde, der Menſch, die Sichel anlegt und es einheimſt.

Ein röthlicher Schimmer liegt auf den Kornhalmen, gleich als funkelten die eingeſogenen Sonnenſtrahlen fort und fort. Wie nächtig ragen die dunkeln Bäume hinein in den blaugeſchliffenen, glitzernden Kriſtall des Himmels. Die Wolken, vom Monde durchſtrömt, ruhen angeglüht zwiſchen Sonnenaufgang und Niedergang. Wo iſt die Nacht? . . . Dort im dunkeln Walde, dort hat ſie ſich niedergeſenkt und ruht.

Wie ſchlüpfen die Mondſtrahlen durch das Gezweige und ruhen auf den Blättern und gleiten hinab auf den Boden, und ſchlummern auf weichem Mooſe. Tief unten aber gräbt der Baum ſeine Wurzeln hinab und ſaugt den Saft und ſchickt ihn hinauf in die Blätter, drauf die Strahlen ruhen, daß ſie mit einander koſen in lautloſer Verſchwiegenheit, was im Dunkel geſchlummert und was im Lichte herniederſtieg, und jedes Blatt iſt ein Hochzeitsbette.

Jakob legte ſich unter die Buche an der Halde. Er will die Augen ſchließen und es iſt ihm, als läge er tief unten im Meeresgrunde und über ihm rauſchten die Wellen und ſchwämmen Geſchöpfe ohne Zahl.

Welch ein Klingen in den Lüften, Himmel und Erde liegen in ſtiller Umarmung, welch flüſternde Lebensſtille im Aether. — Eine Blume verwelkt, eine andere ſpringt auf, ein Menſch iſt geboren, ein Menſch iſt vergangen.

Jakob richtet ſich auf, rückte raſch ſeine Mütze zurecht, er gedenkt, den Kopf wieder auf die Hand niedergeſenkt, wie einſam er iſt, er will fort, was zögert er? Die Augen gehen auf und zu, die Arme heben ſich und ſinken nieder. . . .

Am Fenſter Magdalenens pocht es leiſe.

„Wer iſt da?"

„St! Jakob."

„Um Gottes willen, was willſt du?"

Er antwortete nicht und ſtieg durch das geöffnete Fenſter, er hatte die Mütze tief in die Stirne gedrückt; er gab Magdalenen keinen Kuß und ſchlich leiſe durch die Kammer die Treppe hinab. Nach geraumer Weile kam er wieder und verließ lautlos die Kammer auf dem Wege, wo er gekommen war.

Magdalene ſchaute hinaus in die Nacht. Ein Wimmern und Weheklagen zog durch die Luft und nach einer Weile ſchlich eine ſchwarze Katze oder ein Marder über die Dachfirſte am Hauſe gegenüber. . . .

Die Lerche hatte ſchon längſt den erſten Sonnenſtrahl gegrüßt und ſich ihm entgegengeſchwungen, die Vögel jubilirten ſchon lange in den Zweigen, die Käfer ſummten, die Bienen und Schmetterlinge flogen umher — endlich erwachte Jakob. Er rieb ſich verwundert die Augen, er konnte ſich nicht entſinnen wo er war, wie er daher gekommen. Nach und nach wurde es ihm klar und ſein Auge glänzte ſo hell wie die Thautropfen auf Blatt und Halm. Jeder Nerv in ihm ſpannte ſich in Frohmuth, etwas von der allbelebenden geheimnißvollen Kraft der Mutter Erde durchſtrömte ihn. Er war wie neugeboren und ſprang muthig hinein in den jungen Tag.

Wenn man nach einer ſolchen Nacht und einem ſolchen Morgen nur etwas Außerordentliches vollbringen könnte, eine That für die Ewigkeit. Wie klein und zerſtückelt iſt da all das gewöhnliche Thun und Treiben!

Jakob eilte mit Herzklopfen nach Hauſe, er wußte nicht welche Stunde am Tage es war. Erſt als er ſich dem Dorfe näherte und die Ziffer an der Thurmuhr erkennen konnte, ging er langſam, ſtill und fromm.

Am erſten Hauſe des Dorfes ſchreckte er zuſammen. „Guten Morgen Jakob, woher ſchon ſo früh?“ rief eine gellende Stimme, es war die des Hennefangerle, das zum Fenſter herausſchaute. Jakob antwortete nicht und ging raſch. Die Hexe hatte ihn zuerſt gegrüßt, das gab einen böſen Tag.

Zu Hauſe traf Jakob große Verwirrung. Ein Fuhrmann wartete ſchon ſeit einer Stunde auf Vorſpann; der Adlerwirth, aus ſeinem Schlaf geſtört, ſchalt mit allem Nachdrucke. Der Rappe hatte ſich über Nacht im Stalle losgeriſſen und hatte den Braunen geſchlagen, neben dem er ſonſt friedlich an der Deichſel ging, hatte den Futterkaſten zertrümmert und allerlei Untereinander angerichtet.

Das war ein ſchöner Morgen nach einer ſolchen Nacht.

Eben als Jakob vorſpannen wollte, kam der Schultheiß und der Schütz und verhaftete ihn. Dem Bäck waren heut Nacht achtzig Gulden aus dem Eckſchrank geſtohlen worden. Der Nachtwächter hatte Jemand zu Magdalenen hineinſteigen geſehen, das Bett Jakobs war unberührt, er war der Dieb.

Anfangs lachte Jakob aus vollem Halſe. Man hatte ihn noch nie lachen gehört, und das klang jetzt wie der teufliſchſte Spott. Bald aber lachte er nicht mehr, ſondern ſchlug mit Rieſenkraft um ſich, als man ihn packen wollte; er hatte die Kraft eines Raſenden. Er faßte den Schütz und den herbeigekommenen Kilian am Halstuche und würgte ſie, daß ſie kirſchbraun ausſahen; er hatte ſie erdroſſelt, wenn nicht neue Hülfe gekommen wäre. Nur mit Mühe gelang es fünf Mann ihn niederzuwerfen und zu binden.

Jetzt war er im Stalle eingeſperrt und gebunden.

Magdalene wußte nichts von alledem. Sie war betrübt aufgeſtanden und wollte eben die Hühner herauslaſſen, keine kam hervor, der Marder hatte ſie alleſammt erwürgt. Sie konnte nicht in's Haus eilen und die Unglücksbotſchaft verkünden, denn auch zu ihr kam der Schultheiß und der Schütz und verhafteten ſie. Sie folgte ſtill der Weiſung.

Das ganze Dorf war in Allarm, Alles ſchimpfte und fluchte über das fremde Geſindel, das nur ein

Ableger einer großen Bande ſein ſollte; wo etwas fehlte ſollten es die beiden entwendet haben.

Jakob und Magdalene wurden von den herbeigeholten Landjägern zur Stadt geführt. Sie waren zehn Schritte von einander getrennt worden, jedes hatte ſeinen beſondern Begleiter. Drinnen im Dorfe läuteten die Glocken zum erſtenmale zur Kirche, ſie klangen ſo hell als ginge es zum Traualtare — das ſind böſe Brautführer zur Seite.

Der rechte Mann.

Magdalene war bald wieder aus dem Gefängniſſe entlaſſen worden, ſie konnte weder für noch gegen Jakob zeugen, ſie hatte den Eingeſtiegenen nicht erkannt, ihre eigene Schuldloſigkeit aber war offenbar. Wie traurig kehrte ſie in das Dorf zurück. Der Bäck wollte ſie nur noch bis zum Ziele behalten, der Pfarrer machte ihr herbe Vorwürfe und ſagte er müſſe die Sache an den Verein berichten, deſſen Stelle er hier vertrat.

Arm und verlaſſen war Magdalene und doch fand ſie einen Troſt darin, Jakob ihr Sparkaſſenbüchlein gegeben zu haben; man mußte das bei ihm gefunden haben, und ſie glaubte er würde eher frei, wenn er das Entwendete damit zurückerſtatte. Sie ſagte das dem Bäck und bat ihn ein gutes Wort einzulegen, der aber bedeutete ſie:

„Die Sache hat ihren Lauf, da iſt nichts mehr zu machen. Du biſt jedenfalls um dein Geld, das freſſen die Prozeßkoſten. Geſchieht dir recht.“

Eine Hoffnung erhob Magdalenen wieder. Bärbele die Adlerwirthin verſprach ihr ſie in Dienſt zu nehmen. Nun hatte ſie doch wieder einen „Unterſchlupf“ für den Winter, aber ſie mußte im Dorfe bleiben und wie gerne wäre ſie fort.

Die ihr euer Leben lang behütet und umſchirmt im Familienkreiſe aufgewachſen, denen eine liebende Hand Alles verſorgte und ſchmückte, vom erſten Kinderhemdchen an bis zur hochſchwellenden erwartungsreichen Ausſteuer, die ihr nie allein und frierend draußen geſtanden in der weiten Welt, und nirgends ein Herz, das bangend und verlangend nach euch ausſchaut — ihr könnet es kaum ermeſſen, was ſich in der Seele eines Mädchens aufthut, dem ſeit dem erſten Gedenken zugerufen ward: Dein Schickſal iſt in deine Hand gegeben, du gehörſt und haſt Niemanden, du biſt allein, alle Liebe und allen Lebensunterhalt mußt du erobern, du kannſt jede Minute ausgeſtoßen werden und biſt fremd; kein unauflösliches Familienband umſchlingt dich über alle Irrungen und Wechſel des Lebens hinweg.

So ohne Anhang und ohne Abhängigkeit zu leben iſt wol auch eine Freiheit, aber dem jugendlichen Herzen, zumal dem eines Mädchens, thut es ſo wohl zu gehorchen, einem fremden Willen die Verantwortlichkeit für die Lebenswendungen anheim zu ſtellen. Darum hatte Magdalene ſich von ihrem Vater ausbeuten laſſen, darum gehorchte ſie dann ſo freudig der Fürſorge Heiſters, und ſie wollte Jakob dienen, ſeine Schwermuth und ſeine Launen ertragen als eine demüthige Magd; hatte ſie doch einen lieben Menſchen, der ihr und dem ſie angehörte.

Jetzt war ſie wieder ganz allein. Sie wendete ſich zum Vater aller Menſchen, ſie wollte mit aller Macht ſeine Hand faſſen, er ſollte ſie führen, ſie wollte ein Zeichen, einen beſtimmten Befehl, was ſie thun ſolle; ſie hatte ja rechtſchaffen gelebt. Sollte ſie alle Gedanken von

Jakob ablöſen? Sie konnte nicht. — Die ſie ſo zerknirſcht in der Kirche liegen ſahen, hatten Mitleid mit ihrer Reumüthigkeit, aber Niemand half ihr, ſelbſt der Pfarrer nicht, der ihr zürnte, weil ſie ihre Unſchuld betheuerte.

Magdalene ging abgehärmt umher, ſie hoffte bald durch den Tod erlöſt zu werden.

Der Herbſtwind ſpielte mit den abfallenden Blättern und ließ ſie erſt im Tode fühlen, wie frei es ſich wiegt in den Lüften. Im Schickſale Jakobs war noch immer nichts entſchieden, nur quälte ihn neben dem Unterſuchungsrichter auch noch der Thorwart mit ſeiner zudringlichen Frömmigkeit. Der Gute! Wir kennen ihn noch von der Szene in dem Vorzimmer des Vereins. Er hatte mit Ruhe und einzig durch ſeine ſalbungsvollen Reden ſein Ziel erreicht. Die ſehr mächtige Partei der Frommen hatte ihm dieſen Poſten verſchafft und er wirkte in ihrem Geiſte, predigte von Entſagung und einziger Hoffnung auf Jenſeits und befand ſich dabei recht wohl und reichlich genährt von ſeiner Beſoldung hienieden.

Jakob konnte um ſo leichter ſeinen Anmahnungen widerſtreben, da er ſich vollkommen ſchuldlos fühlte, und doch kam bisweilen auch über ihn das trübe Herbſtgefühl von draußen. Er wollte Erquickung in den aufgedrängten Traktätchen ſuchen, aber dieſe Blätter waren gleichfalls herbſtlich welk und prieſen den Winter, den Tod aller Natur als das einzige wahre Leben.

Eines Mittags ging Magdalene vor das Dorf hinaus nach der Hanfbreche.

Der Nebel hatte ſich geſenkt und glitzerte auf Gras und Stoppeln, eine erfriſchend feuchte Luft wehte; die wilden Buben hatten da und dort eine Lücke in den Zaun geriſſen, um ſchneller einen vergeſſenen Apfel vom Baume zu werfen; von allen Seiten hörte man das Schellengeläute der weidenden Kühe und das Peitſchenknallen der Hüter; oben an der Halde ſtand ein Knabe mit der Peitſche neben einem Feuer und ſang luſtig in die Welt hinein, von fern her hörte man das Knattern der Hanfbrechen; im Buchwäldle knallte ein Schuß und angſtvoll zwitſchernd flog hier aus der Hecke ein Schwarm feiger Spatzen, die doch Niemand eines Schuſſes werth erachtete.

Bunt ſchwärmte es noch überall draußen, als müßte man ſich tummeln, ehe der geſtrenge Herr, der Winter hier ſeine weiße Decke auflegt und Niemand zu Gaſte kommen darf als ſeine Hauspfaffen die Raben, die jetzt ſchon in großer Schaar dort auf dem Kirſchbaume ſitzen, ſtill über die Zukunft des Reiches Rath halten und den Krähen in ihrer Lakaienlivree und den leichtfertigen Spatzen ihre Gunſt und das Gnadenbrod verheißen. Die klugen und ſicheren Raben! Sie laſſen ſich nicht ſchrecken, ſie wittern die Tragweite eurer Waffen, ſie laſſen euch nahe herankommen und weichen erſt dann ruhig aus, und kaum habt ihr den Rücken gewendet ſind ſie wieder da. Die klugen und edelſinnigen Raben! Sie ſtehlen was blinkt und gleißt und das Menſchenauge erfreut, und tragen es fort in ihre dunkeln Neſter; nicht daß ſie ſich ſelber deſſen erfreuen, ſondern nur daß es die Menſchen entbehren. Die klugen und freien Raben! Sie kennen nicht Vater- und nicht Muttergefühl.

Das wäre nun ſo recht ein Tag zu ſtillen, endloſen Träumereien, Magdalene iſt aber nicht dazu aufgelegt; ſie dachte nur eine Weile darüber nach, warum man von Rabenvater und Rabenmutter ſpricht, und ſchritt dann raſch zur Hanfbreche.

Beim Hanfbrechen hilft immer eine große Anzahl dem, der gerade heute an der Reihe iſt. Der Hanf wird über dem in den Rain gegrabenen Heerd, die Darre, noch ſchnell gedörrt und dann zwiſchen der einfachen Walke aus ſcharfſchneidigem Holze zu Werg verarbeitet. Je toller das Geklapper der vielen Brechen iſt, um ſo mehr fühlt man ſich ermuthigt ſeine Stimme laut zu erheben, zu allerlei Geſpräch. Da wird denn auch manches Verhältniß und mancher Charakter tüchtig zu Werg verarbeitet, daß die Häckſel davon fliegen.

Magdalene hatte ſich mit ihrer Hanfbreche an das äußerſte Ende geſtellt und man ließ ſie in Ruhe, ſie war zu unglücklich für den Spott; auch war des Kilians Lenorle, für die man heute arbeitete, ihre Beſchützerin. Bald aber wurde ſie aus ihrer Ruhe herausgeriſſen. Es iſt ein altes Herkommen der Hanfbrecherinnen, daß jeder, der des Weges daher kommt, ihnen ein Trinkgeld geben muß. Sie gehen dem Ankommenden entgegen, „fangen ihn im Hanf" und ſtreuen ihm Häckerling vor die Füße, und wenn er nichts geben will, ſo wünſchen ſie ihm, daß er nie ruhig im Bett liegen könne, ſondern immer Häckerling ſpüre; die Anderen kommen dann herbei und überſtreuen ihn von allen Seiten mit Häckerling.

Eben ſah man einen Mann des Weges kommen, Alles lachte, es war Frieder. Magdalene, die zuletzt gekommen war, mußte „ihm ſtreuen," wie man's nennt, ſie wollte nicht; nur als das heftige Schelten Aller ausbrach verſtand ſie ſich dazu. Sie ging Frieder weit entgegen, weiter als die Sitte war, und ſagte, mit niedergeſchlagenen Augen den Häckerling wegwerfend:

„Vater, gebt mir was, daß ich Ruh' hab."

Frieder griff in die Taſche und gab ihr einen ganzen Sechsbatzner. Das war nun ein Halloh als das Geld kam. Man ließ es auf einen Stein fallen, es klang wirklich echt; alsbald wurde ein Knabe fortgeſchickt, um Wein zu holen.

Frieder hatte ſich wieder davongemacht und Magdalene arbeitete ſtill fort.

War Frieder wirklich ihr Vater? Leider war er's. Jakob hatte recht, da er damals, als er Magdalenen neben dem Kleebündel im Felde ſtehen ſah, eine Aehnlichkeit zwiſchen ihr und Frieder bemerkte. Seitdem Frieder jene Löffel genommen und Magdalene mit ihm gerungen hatte, ſeitdem hatte ſie kein Wort mit ihm geſprochen. Sie hatte ihn zum erſtenmale wiedergeſehen, als er damals mit Jakob ging; ſie war im Tiefſten erſchrocken und wie durch ein geheimes Einverſtändniß thaten nun die beiden als ob ſie ſich nicht kennten. Einmal am Brunnen hatte er mit den andern Mädchen geſcherzt und redete auch Magdalenen an, ſie aber antwortete nicht und ging davon.

Um nun das Maaß alles Unglücks voll zu machen, war jetzt auch Frieder wiederum in das Dorf gekommen; Magdalene hatte mit ihm geſprochen, ſie konnte ſich ihm nicht mehr entziehen.

Jetzt hatte ſie wiederum Jemanden, der ihr für alle Zeiten angehörte. Magdalene war tief traurig.

Als ſie am Abend Reiſig hackte hinter dem Hauſe, kam Frieder freundlich auf ſie zu und ſagte: „Guten Abend Magdalene.“ Sie ſtand wie feſtgebannt, das Küchenbeil ward ihr plötzlich ſo ſchwer, daß ſie es nicht mehr aufheben konnte. Sie ließ Frieder reden, was er wollte; ſie hörte ihn nicht und ſtierte ihn grauſenhaft an. Regungslos ſtand ſie da. Plötzlich fuhr es ihr wie eine wilde Ahnung durch die Seele, ſie hob das Beil empor und ſtand wie ein Racheengel da und rief:

„Gebt das Geld her! Ihr habt es dem Bäck geſtohlen.“

Sie riß mit der linken Hand dem Frieder die Mütze vom Kopfe; dieſe hatte ſie wieder erkannt, er hatte ſie jenen Abend tief in die Stirne gedrückt. Furchtbar drohnend ſtand ſie da und ihre Lippen bebten.

Frieder grinſte ſie höhniſch an und ſagte: „Probir's nur, hau' zu, hack' mir das Beil in den Kopf, da, mach' ſchnell; du biſt ja in erſter Ehe zur Welt kommen, im Kirchenbuch bin ich ja doch dein Vater nicht.“

Magdalene ließ die Arme ſinken. Sie raffte ſchnell das kleingehackte Reiſig zuſammen und ging in's Haus. Frieder hob die weggeworfene Mütze auf, ballte ſie wie fluchend in der Hand zuſammen und ging gleichfalls davon.

Neue Ueberraſchung! Iſt der innerſte Wunſch Magdalenens Wirklichkeit geworden? Dort kommt der Doctor Heiſter mit dem Buchmaier das Dorf herab; an ihn hatte Magdalene juſt gedacht, er konnte all' die Wirrniß löſen, und jetzt — jetzt floh ſie vor ſeinem Anblicke in das Haus und ſtand in der Küche und hatte keinen Athem, das Feuer anzublaſen; die Thränen brannten in ihren Augen und wollten ſich doch nicht löſen. Sie ſtand da und hielt ſich die Stirne, Alles war ihr wie ein Traum: daß ſie mit ihrem Vater geſprochen, daß Heiſter da war — Eines aber ſtand feſt: Frieder hatte ſie von Neuem in's Unglück gebracht. Das erkannte ſie mit innerſter Zuverſicht. Die Schnalle an der Mütze war ihr ſchon damals in der Nacht aufgefallen. Für ſich ſelber durfte ſie ein fremdes Verbrechen büßen, aber Jakob durfte ſie nicht dulden laſſen.

Was aber anfangen? — Dort der Vater, hier der Geliebte. Kalter Schauer und fliegende Hitze machte ſie erbeben. Sie blies ſo heftig in das Feuer, daß ſie das wilde Löckchen verſengte.

Nach dem Abendeſſen machte ſie ſich eine Ausrede und ging in den Adler in die Küche. Sie mußte Gewißheit haben, ob Heiſter hier ſei; ſie traute ſich nicht recht. Sie ſchaute durch das Schiebfenſterchen in die Stube und — neues Wunder! Sie ſah den Regierungsrath, den freundlich ſtolzen Mann, der früher ſo oft bei Heiſters geweſen war. Bärbele die Adlerwirthin beſtätigte aber auch, daß Heiſter da ſei und ſo eben Pfannkuchen beſtellt habe. Magdalene freute ſich angeben zu können, daß er ſie gerne recht dünn und „röſch“ gebacken eſſe; ſie half ſchnell mit und rührte den Teig noch recht tüchtig durch einander, damit das Gebäck auch „luck“ ſei, und ſie ließ nicht nach, bis man noch zwei Eier dazu that. Als endlich aufgetragen wurde, ſagte ſie Bärbele, es ſolle „dem Herrn“ berichten, daß ſie da ſei und nothwendig mit ihm zu reden habe. Kaum hatte ſie dies vorgebracht, wollte ſie es widerrufen, es war aber zu ſpät; Bärbele ſtand bereits unter der offenen Thüre, durch welche jetzt der Regierungsrath in die Küche kam und um ein Reiſig bat, um ſeine Pfeife auszuräumen; obgleich das eigens hiezu dienende Inſtrument, die ſogenannte Amtspflege, drinnen in der Stube ſtand. Er ſtutzte als er Magdalenen ſah, und ſie am Kinne faſſend, ſagte er:

„Du ſiehſt ja recht übel aus. Nicht wahr, in der Stadt iſt's doch beſſer?“

Magdalene wollte vor Furcht und Scheu in den Boden ſinken, aber Arbeit hilft aus allen Verlegenheiten. Sie nahm ſchnell der Magd die Gabel ab und wendete den Pfannkuchen in dem brodelnden Schmalze, indem ſie dabei ſagte:

„Man muß ſich an Alles gewöhnen Herr Oberamtsrichter.“

Der Regierungsrath, deſſen Beförderung noch nicht bis zu Magdalenen bekannt geworden war, entfernte ſich bald und ſagte noch zum Abſchiede:

„Ich will dem Doctor Heiſter ſagen, daß du da biſt; ich will ihn herausſchicken, oder willſt du hereinkommen?“

„Ach nein, nein.“

Das machte ſich nun allerdings gut, denn Bärbele hatte den Muth nicht, den Auftrag auszurichten; auch fand ſie es unſchicklich.

Nun aber ward es Magdalenen plötzlich höllenangſt. Sie hatte ſich ſo ſehr darauf gefreut, den edeln Mann wieder zu ſehen, Troſt und Hülfe bei ihm zu ſuchen, und jetzt ergriff ſie eine namenloſe Furcht. Sie eilte raſch aus der Küche fort die Treppe hinab und nach Hauſe. Sie hatte allerdings auch vergebens gewartet; denn drinnen in dem Verſchlägle — der Honoratiorenſtube, die durch eine Bretterwand von der großen Wirthsſtube getrennt war — ſagte der Regierungsrath:

„Ich habe ſo eben die luſtige Magd geſehen, die vor einigen Jahren bei dir diente. Es iſt jämmerlich wie ſie ausſieht. Draußen in der Küche ſteht ſie. Sie hat ihrem Herzallerliebſten, dem ſchmucken Poſtillion, zu einem Diebſtahle verholfen. Es gibt allerlei Connexionen in der Welt. Erinnerſt du dich noch des Burſchen? Der wollte, daß kein anderer Sträfling außer ihm ins Dorf komme, der traute den wilden Katzen nicht. Unſer Land wäre aber zu klein, wenn man jeden wilden Schößling in ein beſonderes Terrain verſetzen wollte; wir müßten die Prairien von Südamerika haben.“

„Das wäre nicht nöthig,“ erwiderte Heiſter. „Bis auf die Verbrecher erſtreckt ſich das Uebel, das aus der Zerſtückelung Deutſchlands kommt. In einem großen einheitlichen Lande iſt es einem Menſchen, der einen Fehltritt begangen hat, leichter möglich, fern von dem Schauplatze ſeines Falles und doch innerhalb des Vaterlandes, bewacht und doch ungekannt ein neues Leben zu beginnen.“

„Deliciös!“ rief der Regierungsrath, „du kannſt Aufſehen damit machen, du kannſt ein Patent darauf löſen, dieſen teleologiſchen Beweis von dem nothwendigen Daſein der deutſchen Einheit gefunden zu haben.“

Eine längere Pauſe trat ein. Man merkte es, die beiden Freunde — ſo nannten ſie ſich noch immer — waren verſtimmt, ſich hier gefunden zu haben. Sie verhehlten einander den Zweck ihrer Reiſe und doch wußte jeder den des andern.

„Meine Herbſtfahrt liefert mir prächtige Ausbeute," begann der Regierungsrath wieder. „Ich habe ganz magnifique Cabinetsſtücke aus der Rococozeit gefunden und für einen Spottpreis gekauft. Ich kann jetzt noch ein viertes Zimmer nach dem Geſchmack der Renaiſſance meubliren."

Heiſter lächelte innerlich über die Verſchlagenheit ſeines Freundes, aber er fühlte heute auch die Luſt diplomatiſch mit ihm zu ſpielen, wie die Katze mit der Maus. Er fühlte ſich ſo ſicher in ſeiner wirklichen Sendung und ſchob eine andere in den Vordergrund, indem er vorgab, als Ausſchußmitglied des Vereins für entlaſſene Sträflinge die Gegend zu bereiſen, um nach den Pflegbefohlenen zu ſehen.

So ſpielten die beiden Freunde Verſteckens gegeneinander, daß der Buchmaier, der dabei ſaß, verwundert drein ſah.

„Ah," nahm der Regierungsrath wieder das Wort, „bald hätte ich vergeſſen, dir zu gratuliren, Herr Director; du biſt ja in das Directorium der Eiſenbahn gewählt worden. Da ſieht man eben doch, wo ihr Liberale hinauswollt. Darum habt ihr's dahin gebracht, daß die Eiſenbahn nicht Staatseigenthum wird, damit ihr auch Aemter zu vergeben habt und auch Titel. Nicht wahr, ſo ein Titel ſchmeckt doch gut?"

„Allerdings," erwiderte Heiſter, zwar lächelnd aber doch etwas gereizt, „wir haben es auf den Ruin der Titel abgeſehen, der Nimbus fällt. Und dann: euer allmächtiger Staat ſoll nicht noch neue Macht aufhäufen, um wieder von oben bis herunter durch Aemtchen und Verſorgungen einen ganzen Troß kirre zu machen."

„Da ſieht man wieder euch Kurzſichtige, die ihr euch Liberale nennt," entgegnete der Regierungsrath. „Mag der Staat nicht ſo ſein wie er ſollte — was ich gern in manchen Beziehungen zugebe — ſo verkennt ihr doch alle Prinzipien des Staatslebens, wenn ihr darauf ausgeht, die Staatsmacht zu ſchmälern und zu ſpalten. Bekommt ihr einmal einen Staat wie ihr ihn wollt, ſo habt ihr mit dieſen Grundſätzen ein hölzernes Schwert, das nicht hauen und nicht ſtechen kann. Man kann freiſinniger ſein als ihr, wenn man auch nicht mit euch übereinſtimmt, ja, man muß das; die Staatsmacht iſt das Höchſte."

„Sagen Sie Beamtenmacht," ſchaltete der Buchmaier halb laut ein. Der Regierungsrath ſchien ſich auf keine weiteren Erörterungen einlaſſen zu wollen, er ſtand wie unabſichtlich auf und machte wieder ſeinen Rundgang durch die große Wirthſtube und die Küche.

Heiſter und der Buchmaier ſaßen mißvergnügt bei einander und der Letztere ſagte:

„Der Regierungsrath iſt auch kommen, um ſich von unſerm Bezirk zum Landſtand wählen zu laſſen."

„Weiß wohl," entgegnete Heiſter, „aber weil er vor mir hinter'm Berg hält ſag' ich auch nichts."

„Der Oberamtmann hat auch ſchon viel' Stimmen für den Regierungsrath im Sack," berichtete der Buchmaier; „es ſind diesmal zu viel Schultheißen Wahlmänner geworden. Der Oberamtmann hat die Schultheißen immer in der Hand, die laufen ihm nicht davon; er kann ſie ſchon drücken, wenn er will. Und dann heißt es auch wir bekommen eine Seitenbahn, wenn wir den Regierungsrath wählen.“

„Larifari.“

„Er ſcheint gar nicht dumm,“ bemerkte der Buchmaier wieder; „was er da vorhin geſagt hat, iſt doch gar nicht ſo uneben, wenn ich auch wohl weiß, zu welchem Loch er 'naus will.“

„Zu welchem Loch? Durch das leere Knopfloch zu einem neuen Orden,“ ergänzte Heiſter lachend. „Das arme Knopfloch! ſperrt das Maul auf und iſt ſo hungrig, und es will doch nichts hereinfliegen. Ein Bändeles-Futter wär' ihm zu gunnen.“

Dieſer Ton ſchlug beim Buchmaier an, er lächelte vergnügt und Heiſter fuhr fort:

„Laßt euch doch von ein paar feingedrehten Redensarten nicht am Narrenſeil herumführen. Der Mann hat ſeinen hochrothen Orden aus dem Knopfloch und die hochrothen Redensarten aus dem Munde gethan und thut ganz ſchlicht gegen euch. Ihr habts ja ſelber geſagt: er ſpricht von Staatsmacht und meint Beamtenmacht. Wir wollen auch, daß der Staat ſtark ſei; aber er ſoll's nur dadurch ſein, daß er die Aufſicht über die Macht führt, die in Händen der Bürger liegt.“

Heiſter ſetzte nun noch weitläufig auseinander, welch eine Kraft einem gegliederten Staate inne wohne, der aus ſelbſtändigen Innungen und Vereinen erwachſe.

Wir ſehen, welche Bewegungen im Dorfe vorgehen. Wer wird mitten in den Wahlkämpfen noch des unglücklichen Mädchens und des eingekerkerten Knechtes gedenken? Und doch, ſo wunderbar verſchlingen ſich die Fäden des Lebens, ſollte dadurch die traurige Geſchichte ihr Ende finden.

Der Regierungsrath kam plötzlich wieder in die Herrenſtube und ſagte:

„Da draußen geht's wild her. Der Stellenjäger, der Frieder, führt das große Wort. Ich müßte alle criminaliſtiſche Witterung verloren haben, wenn der nicht friſch geſtohlenes Gut in der Taſche hat.“

Die drei waren ſtill und horchten hin wie Frieder draußen rief:

„Adlerwirth, bring' mir einen Ueberrheiner, der Wein da ſchmeckt ja nach nichts, der ſchmeckt juſt wie wenn man die Zung' zum Fenſter 'naus ſtreckt.“

Als der beſſere Schoppen kam und ſchnell auf einen Zug geleert ward, rief Frieder abermals: „Adlerwirth, haſt kein'n Hund da?“

„Warum?“ fragte Konrad.

„Narr,“ ſchrie Frieder hell auflachend: „Ich hab' ſo viel Kronenthaler, ich möcht' ſie gerad einem Hund zu freſſen geben. Mehlwürmer! Mehlwürmer!“ kreiſchte er taumelnd: „Ich hab' ſie dem Bäck aus der Naſ' zogen.“

Er ſchlug das Glas auf den Tiſch, daß ihm die Scherben in die Hand ſchnitten, er ſtampfte gewaltig auf den Boden, fuhr ſich mit beiden Händen in die Haare und zerrte ſich zähneknirſchend und ſchrie, obgleich ihn

Niemand faſſen wollte: „Weg da, weg da, rühr' mich Keiner an oder ich ſchneid' ihm die Gurgel ab. Himmel heilig, weg! drei Schritt vom Leib ſag' ich!“

Er ſtarrte ſtier drein, dann ließ er die Hände fallen, der Kopf ſank immer tiefer, er legte ihn auf den Tiſch, als wollte er einſchlafen; ſeine Schultern ſchüttelte er noch immer abwehrend als faſſe ihn Jemand.

Der Buchmaier, der Regierungsrath und Heiſter waren in die große Wirthsſtube getreten. Heiſter wurde ſchnell Alles klar. Er kannte Frieder als den Vater Magdalenens. Niemand als dieſer hatte das Geld geſtohlen.

In ſeinem Rauſche wurde Frieder fortgebracht. Er hatte ſich nur gegen die Angreifer in ſeinen Gedanken gewehrt, gegen die wirklichen war er ganz willig, ſo weit in ſeinem Zuſtande von Willen die Rede ſein konnte.

Andern Tages wurde Frieder nach der Stadt geführt. Er verlangte, vorher noch einmal zu Magdalenen gebracht zu werden, er habe ihr Vieles zu ſagen. Magdalene hörte und ſah ihn aber nicht, ſie lag in Fieberphantaſien und rief nur bisweilen aus dem Traume:

„Das Beil weg, das Beil weg . . . Hauet dem Marder in den Kopf . . . der Rab' hat die Löffel . . .“

Heiſter ſtand mit Thränen in den Augen an ihrem Lager. Frieder bekannte ihm auch ſein früheres Verbrechen und daß Magdalene vollkommen ſchuldlos.

Jakob wurde nun frei entlaſſen, Frieder kam an ſeine Stelle.

Wie ein ſiegreicher Held wurde Jakob im Dorfe empfangen. Alles drängte ſich zu im heran, Alles faßte ſeine Hand; man nannte ihn einen braven, wackern

Menſchen und war überaus liebreich. Man lobte ihn faſt noch mehr als man berechtigt war, denn Niemand kannte genau die Tiefe ſeines Weſens; aber Jedes hatte ihm etwas abzubitten und kam ihm nun mit doppelter Liebe entgegen.

Heiſter nahm ſich Jakob's an wie ein Bruder, und dieſer erkannte jetzt ſelber, wie recht Magdalene gehabt hatte, da ſie immer behauptete: es gibt eine Einigung des Menſchen über die Familie hinaus, die freie, rein menſchliche Liebe.

Magdalene erkannte Jakob und Heiſter nur einmal einen Augenblick, dann verfiel ſie wieder in ihre Fieberphantaſien und träumte vom Marder mit der Mütze, vom Kopfſpalten und vom Beil.

In der ganzen Gegend gewann es Heiſter'n alle Herzen, daß er die Unſchuld ſo an's Tageslicht gebracht hatte. Er war Allen bereits als freigeſinnter Mann bekannt, jetzt war er ihnen durch ſein menſchenfreundliches Weſen in den beſchränkteren Lebensverhältniſſen näher getreten. Die politiſche Freiſinnigkeit zeigte ſich Allen in ihrem urſprünglichen Kern, der Humanität. Die Sage verbreitete noch zum Ueberfluſſe, daß Heiſter hauptſächlich zur Befreiung der Unſchuldigen in das Dorf gekommen ſei, da er das Rechte ſchon lange geahnt habe. Mit großer Stimmenmehrheit wurde Heiſter zum Abgeordneten gewählt und er vertritt die Rechte des Volkes mit nachdrücklichem Freimuthe.

Und Frieder? Wir müſſen zu ihm ins Gefängniß dringen, werden aber wenig erkunden; er, der Feind alles Schweigens, regt jetzt kaum die Lippen zu einem Worte.

Es, muß noch ein ſchweres Verbrechen auf ihm laſten, denn bisweilen knirſcht er doch vor ſich hin:

„Pfui, alter Schinderknecht, haſt dir ſelber den Strick um den Hals dreh[illegible] haſt's gelernt, thu's recht. Weinheber, pfui!“

Am zweiten Tage nach der Einkerkerung Frieder's fuhr in aller Frühe ein zweirädriger Karren, dran ein mageres Pferd geſpannt war, durch das Thal der Univerſitätsſtadt zu. Auf dem Karren lag eine lange Kiſte und drinnen war die Leiche Frieder's. Er hatte ſich im Gefängniſſe erhängt. Schwere geheimnißvolle Verbrechen hat er mit hinübergenommen.

Bald hoch in den Lüften, bald nahe geleiteten Raben den Karren. Ihr Krächzen war der einzige Klagelaut, den man vernahm. Das Fuhrwerk ging ihnen zu träge und ſie flogen voraus und ſetzten ſich auf einen vorſpringenden Tannenaſt, ließen das Gefährt einen Vorſprung gewinnen und folgten dann immer mit Krächzen wieder nach. Oder waren es Kameraden, die ſie anrufen mußten und die ablöſten? Der Fuhrmann wenigſtens glaubte ſteif und feſt, es wären dieſelben, die ihm bis zum Thore der Stadt folgten.

Frieder hat geheimnißvolle Verbrechen mit ſich erdroſſelt. Die Gelehrten durchforſchten jede Ader ſeines Körpers, das Geheimniß ſeines Lebens fanden ſie aber nirgends.

Ein freundlicher Genius hatte Magdalenen in Fieberphantaſien verſenkt, ſie verſchlief Leid und Freud der letzten Tage. Als ſie nach mehreren Wochen genas, nahm ſie Heiſter wieder zu ſich in die Stadt. Sie ward wieder das ſelige frohe Kind von ehedem und lebt in der Meinung, Frieder ſei eines natürlichen Todes geſtorben.

Magdalene hatte keine Ruhe, bis Heiſter Jakob eröffnete, in welcher Beziehung ſie zu Frieder geſtanden. Er zuckte ſchmerzlich zuſammen über dieſes letzte grauſame Geſchick, bannte es aber mit ſeltenem Gleichmuthe, zu deſſen Begründung ihm noch neue Ueberraſchung verhalf. Als die Frau Heiſter in die Küche trat, erkannte er augenblicklich in ihr jene junge Frau, die er an jenem Schickſalsabende ſo mit ſeinen Stücklein erfreute; Sie war ihm im Gedächtniß geblieben, Heiſtern hatte er nicht erkannt.

Ein freundliches Erinnerungsband wurde nach gegenſeitiger Mittheilung dadurch wieder feſter geknüpft.

Das Idyll an der Eiſenbahn.

Wie klein und eng iſt oft das Endziel nach großer und weiter Lebensbahn voll harter Kämpfe. So im hochfliegenden, dem Allgemeinen zugewendeten Streben, ſo im niedern, beſchränkten. Und am Ende — zwei Schritte Erde, ein vergeſſener Hügel, der bald wieder der Fläche gleich wird.

Wie friedlich müßten die Menſchen ſich Raum gönnen, wenn ſie des Endes gedächten.

Das aber iſt der Segen, den wir aus dem Irren und Kämpfen ins Weite empfangen, daß wir im winzigſten Raume die Unendlichkeit erfaſſen lernen; über der engſten Spanne wölbt ſich das Himmelszelt, in dem kleinſten Thun ſtehen wir mitten inne in der Thätigkeit des All. Wir lernen ſchon hienieden eingehen in das All, in das wir einſt aufgehen.

Am Saume des Eichenwaldes, dort wo der Blick über die weite Wieſenebene hinausſchweift bis zu den jenſeitigen, waldgekrönten Bergen, von denen eine Burgruine niederſchaut, dort ſteht ein kleines Haus, deſſen Gebälke noch in friſcher, hellbrauner Farbe glänzt; es iſt mit dem Giebel dem Thale zugekehrt, das Dach ragt weit vor, drei Eichenſtämme tragen den Söller mit hölzerner Brüſtung, drauf Nelken und Gelbveigelein blühen.

Das iſt das Haus eines Bahnwärters, denn hier neben ziehen ſich die Schienen in kühngeſchweiften Bogen durch das Thal. Die nüchterne Gewinnſucht hat es Verſchwendung geſcholten, daß man dieſe Häuſer ſo zierlich errichtet, aber der uneigennützige Schönheitsſinn hat geſiegt. Dieſe Häuſer ſind Muſterbilder ländlicher Wohnungen geworden, ſie ſtehen im Einklang mit der Landſchaft als eine Zierde derſelben. Schon finden ſie hier und da Nachahmung in den Dörfern und drängen ſich mitten unter die charakterloſen Wohnungen mit den ſtarren, kahlen Wänden ohne Handhabe, die aus der Stadt ſich herüber ſiedelten.

Die Einwohner der ſchönen Wartehäuschen ſcheinen dieſelben auch in Ehren zu halten, denn nirgends fehlt ein kleiner Blumengarten mit Blüthen aller Art, der dem abſeits ſich hinziehenden Kartoffelfelde abgekargt wurde.

Wenn ihr von der Hauptſtadt aus auf der Eiſenbahn dahinrollt, an den Feldern vorbei, die ſich vor dem ſchnellen Blicke wie ein Fächer zuſammenlegen; wenn ihr ſehet, wie die Pferde auf dem Felde ſich bäumen, ungewiß, ob ſie jauchzen oder zürnen ihrem Nebenbuhler, dem ſchnaubenden Dampfroß; wenn ihr ſehet, wie der Ackersmann eine Weile die Hacke ruhen läßt, euch nachſchaut und dann wieder emſig die Scholle wendet, die ihn feſthält; wenn ihr dann immer raſcher dahinbrauſt und das Dampfroß ſchrillend jauchzt, dann wendet ſchnell einen Blick nach jenem Wartehäuschen am Saume des Waldes.

Dort ſteht ein Mann kerzengerade und hält die zuſammengewickelte Fahne, unter dem Hauſe ſteht eine Frau und hält ein kleines Kind auf dem Arme, das die Hände hinausſtreckt ins Weite — Grüßt ſie! Es iſt Jakob und Magdalene, die ihren erſtgeborenen Sohn, den Pathen Heiſter's, auf dem Arme trägt.

Wenn dann die rollenden Wagen vorbeigeſauſt ſind und man hört ſie nur noch in der Ferne, die haſtig keuchende Welt iſt dahin und endlich Stille ringsum, da ſteckt Jakob die Fahne auf den Poſten, grüßt ſein Weib und lacht mit dem Kinde und arbeitet dann fleißig auf dem Felde.

Das ſelig ſtille Glück ſtirbt nicht, es ſiedelt ſich hart neben den unbeugſam eiſernen Geleiſen der neuen Zeit an.

II.

Die Frau Profeſſorin.

Es kamen zwei fremde Geſellen.

Da ſitzt der Wadeleswirth am Gartenfenſter im Stüble, er hat den Ellbogen auf den Sims geſtemmt und den Kopf in die Hand geſtützt; nach ſeiner Gewohnheit hat er die Füße hinter die vorderen Stuhlbeine geſchlagen, als wollte er da feſtwurzeln; denn wo er einmal ſitzt, da braucht's faſt eine Wagenwinde, um ihn wieder in die Höhe zu ſchroten.

Freilich ſitzt er nicht mehr da, es thut ihm ſchon lang kein Finger mehr weh, ſeiner Zeit aber haben ſeine Finger Manchem weh gethan; die Rede ging, wo der Wadeleswirth einen an den Kopf trifft, da wächſt kein Haar mehr nach, darum verſetzte er auch aus Barmherzigkeit ſeine Schläge ins Genick, da gibt's auch kein Blut und thut doch wacker weh. — War der Wadeleswirth ſo ein Raufbold? Ihr werdet ihn ſchon kennen lernen, daß er ein Menſch war, ſo lammfromm und gutmüthig wie nur einer, das hindert aber nicht, daß man zu guter Stunde einem, der's begehrt, geſalzene Fauſtknöpfle austheilt; kurzum, der Wadeleswirth war, wie man's nimmt, ein abſonderlicher Menſch oder auch nicht. Eigentlich hieß er nicht Wadeleswirth, ſondern Lindenwirth, wozu er durch die Linde vor dem Hauſe und auf dem Schilde das klarſte Recht hatte. Jener Name aber — ja das iſt eine ſchlimme Sache, man redet nicht gern davon, es ſchickt ſich nicht, und doch iſt das worauf er ſich ſtützt nichts Geheimes, man macht dort, wo der Mann her iſt, gar kein Hehl daraus, alſo: vom innern Kniegelenke bis gegen die Knöchel — rund heraus, die Wade war beim Lindenwirth tapfer beſtellt und darum wurde er ſo genannt.

Jetzt können wir uns ſchon ruhiger beim Wadeleswirth niederlaſſen, wir müſſen aber damit eilen, denn es gibt bald großen Halloh im Hauſe und im ganzen Dorfe und Alles durch einen einzigen Menſchen oder zwei.

Der Wadeleswirth ſitzt alſo ſtill da und läßt ſeine Gedanken um ſich her ſchwirren wie die Fliegen, die ſummend die Stube durchſchwärmen. Freilich hat man nicht viel Gedanken, wenn man ſo müde iſt und wie der Wadeleswirth eben vom Felde heimkommt, wo man einen Wagen Heu aufgeladen; da thut's wohl, geruhig zu verſchnaufen und die Gedanken, wenn man deren hat, machen zu laſſen was ſie wollen. Der Katze, die auf dem äußern Fenſterſims hockte und gar viel mit ſich zu thun hatte, nickte er einmal zu, dann kehrte er ſich um und rief:

„Lorle!" Eine Stimme aus der Kammer antwortete: „Was?"

„Ich mein', du machſt's auch wie die Katz, die putzt ſich, wie wenn wir Fremde bekämen."

„Mir iſt's auch ſo," antwortete es von innen.

„Mach dich nur fertig, und wenn du verkühlt biſt, hol' mir einen Trunk (Moſt) aus dem Keller; ich verdurſt' ſchier."

„Gleich, gleich," antwortete es wieder aus der Kammer. Man hörte eine Kiſte zuſchlagen, dann Jemanden die Treppe hinabwandeln und bald wieder heraufkommen, die Thüre öffnete ſich, da . . . da fiel hart am Fenſter ein Schuß, ein gellender Schrei entfuhr aus dem Munde des Mädchens, das Glas mit dem Moſt lag auf dem Boden und die Katze ſprang in die Stube ganz nahe vorbei an dem Geſichte des Wadeleswirths. Dieſer ſtand auf und fluchte und das Mädchen war in der halbgeöffneten Thüre verſchwunden.

Wir aber müſſen dem ſeltſamen Ereigniß nachgehen …

Zwei junge Männer ſchreiten durch den Bergwald, der eine, in grauer Tyrolerjuppe mit grünen Schnüren, groß und breitbruſtig, mit braunrothem, unverſchorenem Barte, einen grauen Spitzhut, breitkrämpig und vielfach zerdrückt auf dem Kopfe; der andere mit beſcheidener Mütze, unter der ein feingeſchnittenes Geſicht mit wohlgezogenem Backenbarte ſichtbar wird, ſeine kleine Geſtalt, etwas nach vorn gebeugt, mit einem zertragenen ſchwarzen Ueberrock bekleidet. Die Beiden wandern wortlos dahin. Ein alter Bauer trägt ihnen zwei Ränzchen, eine Zither, einen Malerſtuhl und eine Flinte nach. Jetzt treten ſie aus dem Walde und im Thale vor ihnen zieht ſich ein langes Dorf hin, wie man ſagt nur auf einer Seite gebacken, denn die Häuſer ſtehen längs des Baches, der murrend und wildrauſchend über und zwiſchen Felſen ſich wegrollt; ein Steg führt über den Bach, wo jenſeits auf einſamem Hügel die Kirche ſteht.

„Da haſt du's, das iſt Weißenbach," ſagte der Große mit klangvoller Bruſtſtimme.

„Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet," ſagte der Kleine, in deſſen ſchwarzem Gewande wir mit Recht einen abgetragenen Schulrock vermuthet haben.

„Laß deinen Horaz," erwiderte der Große, dem wir ohne Scheu den Malerſtuhl zuerkennen dürfen.

„Gerne," verſetzte der Kleine und ſich umſchauend fuhr er lächelnd fort: „Ite missa est, ihr Bücher ſollt mir nicht zwiſchen die Beine laufen in der freien Natur, ſtill! Bruder, das ſollteſt du malen, oder ich will ein Märchen ſchreiben, wie das Steckenpferd des Autors, das in jedem Buche aufgezäumt an die Krippe gebunden iſt, lebendig wird und mit dem Buche davonjagt; es müßte herrlich ſein, wenn ſo ein Rudel Bücher, ſo eine ganze Bibliothek da den Berg hinunterritte, huſſa! huſſa! Ich will das Märchen ſchreiben." —

„Du thuſt's doch nicht, du ſpeiſt dir immer in die Hände und greifſt nie zu."

„Leider haſt du recht, aber hier will ich friſches Leben holen. Sieh, wie das Dorf hier ſo friedlich in Mittagsſchlummer da liegt, als wär's ein großes Waſſerungeheuer, das ſich am Ufer ſonnt, die Strohdächer ſind wie große Schuppen. Sieh dort die Kirche! Ich liebe die Kirchen auf den Bergen, ſie gehören nicht mitten in den Häuſertrödel. Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche erbauen — das iſt ſchön! Auch leiblich ſollen die Menſchen aufſteigen, ſich erheben zur geiſtigen Erhebung. Wie dieſe Kirche hier jenſeits des Steges auf dem Berge ſteht, iſt ſie die wahrhaft transſcendente, ſupranaturaliſtiſche."

Nach einer Pauſe fuhr er fort: „Hörſt du die Hunde bellen und die capotoliniſchen Wächter ſchnattern? Hörſt du die Kinder dort jauchzen? Die guten Kinder! Sie ahnen nicht, daß du kommſt, ihre Jugend im Bilde zu verewigen. Schon Virgil ſagt ſehr ſchön: O fortunatos nimium, sua si bona norint, agricolas. Das Volk iſt doch wie die ſtille Natur, es weiß nichts von der Schönheit ſeines Lebens, es iſt vegetabiliſches Daſein und wir kommen, die Geiſtesfürſten, und verwenden ihre gebundene Welt zu freien Gedanken und Bildern."

„Und wer weiß," erwiderte der Große endlich, „wie der Weltgeiſt uns verwendet, zu welchen Gedanken und Bildern wir ihm dienen."

„Du biſt frommer als du glaubſt, das iſt ein großer Gedanke," erwiderte der Gelehrte und der Maler fuhr auf:

„Numero A 1. Gib doch nicht gleich Allem was man ſagt ein Schulzeugniß."

Die Beiden ſchwiegen. Der Maler, der ſeinen Kameraden doch zu hart angelaſſen zu haben glaubte, faßte ſeine Hand und ſagte: „Hier bleiben wir nun, ſchüttle allen Schulſtaub von dir, wie du dir's vorgenommen, denk nichts und will nichts und du wirſt Alles haben."

Der Kleine erwiederte mit einem unendlich ſanften Blicke den Händedruck und der Maler fuhr fort: „Ich muß dir den Mann ſchildern, bei dem wir bleiben."

„Nein, thu's nicht, laß mich ihn ſelber finden," unterbrach ihn der Kleine.

„Auch gut."

Als ſie ſich jetzt dem Dorfe näherten, ſchlug der Maler den Fußweg ein, der hinter den Häuſern herläuft, der Kleine bemerkte:

„Es liegt ein tiefes Geſetz darin, daß die Naturſtraßen nirgends vollkommen geradlinig ſind, der Bach hat einen undulirenden, einen wellenförmigen Weg und die Straßen von Dorf zu Dorf ziehen ſich ſelbſt durch die Ebene in Schwingungen dahin. Die Philoſophie der Geſchichte kann davon lernen, daß Natur und Menſchheit ſich nicht nach der logiſchen Linie bewegt."

„Bei den Straßen hat das einen einfachen Grund," bemerkte der Maler, „ein Gefährte geht viel leichter, wenn es durch eine Biegung wieder einen Schwung bekommt, bei einem ſchnurgeraden Wege liegt auch das Pferd zu gleichmäßig und ermüdend im Geſchirr. Das iſt Fuhrmannsphiloſophie."

Mit dieſen Worten waren die Beiden in einen Baumgarten getreten, der Maler nahm dem Bauer die Flinte ab und ſchoß damit in die Luft, daß es weithin wiederhallte, dann ſchrie er Juhu! ſprang die Treppe hinauf und hinein in die Stube . . .

Da ſind wir alſo wieder beim Wadeleswirth, in dem Augenblicke, da die Katze ihm am Geſicht vorbeigeſprungen und das Glas Moſt auf den Boden gefallen war. Der Wirth ſteht da, hat beide Fäuſte geballt und flucht:

„Kreuzmillionenheidegugul, was iſt denn das? Was gibt's ins —"

„Ich bin's," rief der Maler, die Hand zum Willkomm ausſtreckend.

Die Fauſt des Wirthes entballte ſich und er rief: „Wa .. Was? Ja, bigott, er iſt's; ei Herr Reinhard, ſind Ihr auch wieder auſe gelaufen? *) Das iſt ein fremder Beſuch, da ſollt' man ja den Ofen einſchlagen **)."

„Weils Sommer iſt, alter Kaſtenverwalter," erwiederte der Begrüßte, indem er derb die Hand des Wadeleswirths ſchüttelte, der jetzt fragte:

„Seid Ihr's geweſen, der im Garten geſchoſſen hat?"

„Nein, nicht ich, da mein Weib," ſagte der Maler die Flinte aufhebend, „kann das Maul nicht halten."

„Ihr ſeid noch allfort der Alte, aber der Mann muß für's Weib bezahlen; es koſtet Straf', wenn man ſchießt."

„Weiß wohl, ich bezahl's gern."

Reinhard ſtellte nun ſeinen Freund, den Bibliothekscollaborator Reihenmaier vor.

„Reihenmaier," ſagte der Wadeleswirth, „ſo haben wir hier auch ein Geſchlecht."

Der Collaborator erwiederte lächelnd:

„Es können weitläufige Verwandte von mir ſein, ich ſtamme auch von Bauern ab."

„Wir ſtammen Alle von Bauern ab," ſagte der Wadeleswirth, „der Erzvater Adam iſt ſeines Zeichens ein Bauer geweſen.“

---

*) Zum Beſuch gekommen, ſonſt nur von ganz nahen Nachbarn gebräuchlich.

**) Eine gewöhnliche Redensart, wenn ein unerwarteter Freund kommt.

„Wo iſt denn Eure Eva, alter Adam?“ fragte Reinhard.

„Sie kommt gleich mit dem Heuwagen, ich bin dieweil voraus. Lorle! Lorle! Wo biſt?“

„Da,“ antwortete eine Stimme von unten.

„Mach hurtig die Scheuer auf, daß ſie mit dem Wagen gleich 'rein können, es wird einen Regen geben und komm hernach 'rauf.“

„Die Grundel? Ich bin begierig die Grundel *) wieder zu ſehen,“ ſagte Reinhard; der Wadeleswirth erwiederte ſchelmiſch lächelnd und mit dem Finger drohend:

„Oha, Mannle! Das iſt kein Grundel mehr, das kann ſich ſehen laſſen, es iſt ein lebfriſches Mädle; bigott aber Ihr könnet Euch nicht ſehen laſſen, man meint Ihr wäret ein alter hauenſteiner Salpeterer, Ihr habt ja einen ganzen Wald im Geſicht, Rothtannen und Blutbuchen, was koſtet das Klafter? Saget einmal, laſſen denn die Keſſelflicker und Scheerenſchleifer in den Kanzleien ſo einen Bart ungerupft und ungeſchoren? Machen ſie's ihm nicht auch wie den Büchern und den Zeitungen —“

„Mann! Um Gottes willen, Mann!“ unterbrach ihn Reinhard, „kommt Ihr jetzt auch mit dieſen Geſchichten an? Hat man denn nirgends mehr Ruhe vor der verdammten Politik?“

„Ja gucket, das geht einmal nimmehr anders, wir

---

*) Grundel, Gründling, kleiner Fiſch.

dummen Bauern ſind jetzt halt auch einmal ſo dumm und fragen darnach, wo unſere Steuern hinkommen, für was unſere Buben ſo lang Soldat ſein müſſen und —"

„Weiß ſchon, weiß ſchon Alles," betheuerte Reinhard.

Der Collaborator aber faßte die Hand des Wirths, klopfte ihm auf die Schulter und ſagte:

„Ihr ſeid ein ganzer Mann, ein Bürger der Zukunft."

Der Wadeleswirth ſchüttelte ſich, hob beide Achſeln, ſchaute den Collaborator mit gerunzelter Stirne an und ſagte dann indem er lächelnd nickte:

„Einen ſchönen Gruß und ich ließ' mich ſchön bedanken."

Der Collaborator wußte nicht, was das bedeuten ſoll. Es gab aber nicht lange Bedenkzeit, man vernahm Peitſchenknallen auf der Straße, der Wadeleswirth ging nach der „Laube," d. i. der bedeckte Söller, der das Haus, ausgenommen die Gartenſeite, umſchloß, die beiden Fremden folgten.

„Fahr beſſer hiſt," rief der Wirth dem jungen Manne zu, der auf dem Sattelgaule an dem Heuwagen ſaß; „noch ſchärfer hiſt, ſonſt kommſt du nicht herein, du lernſt's dein Lebtag nicht; ſo, ſo, jetzt friſchweg, fahr zu!"

Der Wagen war glücklich herein, freier athmend ging man wieder nach der Stube.

Der Collaborator fragte beſcheiden:

„Warum laſſet Ihr denn das Scheunenthor nicht weiter machen, da es doch ſo mühſam iſt hereinzufahren?"

Der Wadeleswirth, der zum Fenſter hinausgeſehen hatte kehrte ſich um, dann ſchaute er wieder in's Freie und ſprach hinaus:

„Das junge Volk braucht's nicht beſſer haben als wir, es ſoll eben auch lernen, die Augen bei ihm haben und geſchickt ſein und wiſſen, was hinter ihm drein kommt. Ich bin mehr als dreißig Jahr da hereingefahren und bin nie ſtecken blieben." Jetzt wendete er ſich nach der Stube und fuhr fort: „Was iſt denn eigentlich Euer Geſchäft, Herr Kohlebrater?"

„Ich bin Bücherverwalter."

Nun kam die Frau, der Sohn, der Knecht und die Magd in die Stube. Alle bewillkommten Reinhard und die Frau bemerkte, auf den Bart deutend:

„Ihr ſeid recht verwildert in den zwei Jahren, wo wir euch nicht geſehen haben."

„Unſer Tamburmajor," ſagte Stephan der Sohn, „hat auch ſo einen gottsjämmerlichen Bart gehabt, er hat ihn aber alle Morgen ſchwarz gewichſt."

„Wenn ich jung wäre, mich dürftet Ihr mit dem Bart nicht küſſen," ſagte Bärbel, eine bejahrte ſtarkknochige Perſon, die als Magd im Hauſe diente, Martin, der Knecht, der hinter ihr ſtand, war ihr Sohn. Dieſer hatte ſeine beſondere Meinung, die er nun auch preisgab:

„Und ich ſag', der Bart paßt ihm ſtaatsmäßig, er ſieht aus wie der heilig' Joſeph in der Kirch!"

„Und du wie der Mohrenprinz," endete der Wadeleswirth; „aber wo ſteckt denn das Lorle? Alte, hol' mir einen Trunk aus dem Keller und gib mir ein Mümpfele*) Käs' und dann richteſt du dem Herrn Reinhard ſein altes

---

*) Mümpfele — Mundvoll.

Zimmer her und der andere fremde Herr kann auf dem Tanzboden ſchlafen."

Der Wadeleswirth bekam nun doch endlich ſeinen Trunk; er ging lieber eine Stunde im brennenden Durſt umher, ehe er die zwei Treppen hinab- und wieder hinaufſtieg. Der Collaborator ſetzte ſich zu ihm.

Reinhard machte einen Gang durch das Dorf, alle Kinder liefen ihm nach und einige muthvolle riefen ſogar aus ſicherm Verſteck:

Rother Fuchs dein Bart brennt an,
Schütt' ein bisle Waſſer dran.

Reinhard ging in das Haus wo der Bader wohnte, die Kinder warteten vor der Thüre bis er wieder geſchält herauskäme; als er aber mit vollem Bartſchmucke wieder erſchien, lachten und jubelten ſie auf's neue.

In dem Hauſe des Baders wohnte noch Jemand, dem Reinhard einen Auftrag gegeben hatte, es war der Dorfſchütz, der jetzt mit der Schelle herauskam. Er klingelte an allen Ecken und ſprach dann laut und deutlich: „Der Maler Reinhard iſt wieder ankommen mit einem großmächtigen rothen Bart. Wer ihn ſehen will, ſoll in die Linde kommen, allda iſt der Schauplatz. Eintrittspreis iſt, daß jeder ein groß Maul machen und ſeine Zähne weiſen muß, wenn er hat. Um halb neun Uhr geht die Fütterung an. Kinder ſind frei."

Ein unaufhörliches Gelächter zog durch das ganze Dorf, die Kinder folgten jubelnd und johlend dem Schütz auf dem Fuße, ſie waren kaum zum Schweigen zu bringen, daß man die Verkündigung hören konnte.

Als es bereits Nacht geworden und der Himmel mit ſchweren Regenwolken überzogen war, ſaß Reinhard auf der Steinbank unter der Linde vor dem Wirthshauſe; er lachte vor ſich hin, der urplötzlichen Heiterkeit gedenkend, mit der er unverſehens die Seelen aller Einwohner erfüllt hatte. Da hörte er ein verhaltenes Schluchzen in ſeiner Nähe, er ſtand auf und ſah ein Mädchen, das nach der Scheune ging.

„Lorle?" ſagte er in fragendem Tone.

„Grüß Gott," antwortete das Mädchen, die dargebotene Hand faſſend, ohne aufzuſchauen und die Schürze vom Geſicht zu nehmen.

„Du haſt ... Ihr habt ja geweint, warum denn?"

„Ich, ich ... hab' nicht geweint," erwiederte das Mädchen und konnte vor ſchnellem Schluchzen kaum reden.

„Warum gunnet Ihr mir denn keinen Blick und ſehet mich nicht an? hab' ich Euch was leids than?"

„Mir? Mir, nein."

„Wem denn?"

„Euch."

„Ja wie ſo?"

„Es gefällt mir nicht, daß Ihr Euch ſo zum G'ſpött vom ganzen Dorf machet, das iſt nichts und uns habt Ihr doch auch zum Narren; das hätten wir nicht von Euch denkt."

„Ihr ſeid recht groß und ſtark geworden, Lorle; kommet 'rein in die Stub', daß ich Euch auch ſehen kann."

„Brauchet nicht jetzt noch mit mir Euern beſondern Poſſen haben," endete das Mädchen, raffte ſich ſchnell zuſammen und ſprang davon durch das Hofthor nach der Straße.

Reinhard ſaß mit zuſammengekniffenen Lippen, vor ſich niederſchauend, wieder auf der Bank. Was ihm vor einem Augenblicke noch wie ein übermüthiger aber harmloſer Scherz vorgekommen war, das hatte jetzt eine ganz andere Geſtalt. Von ſich ſah er bald ab und er dachte: das Kind hat recht, es iſt ein Stück Ariſtokratie in dieſem Scherze; wir wiſſen nicht wie viel von ſchmählichem Hochmuth in jedem von uns ſteckt. Ich habe das ganze Dorf zu meinem Spaß verwendet.

Der Collaborator kam jetzt auch herab und ſagte:

„Ein ſonderbarer Mann unſer Wirth! Ich bin doch ſchon durch alle Examina geſiebt worden, aber der hört gar nicht auf mit Fragen und dabei hat er ſo 'was Mißtrauiſches.“

„Das iſt's nicht,“ ſagte Reinhard, „die Bauern haben eine alte Regel: wenn man mit einem fremden Löffel eſſen will, ſoll man vorher dreimal hineinhauchen, verſtehſt du?“

„Ja wohl, das iſt ein tiefſinniger Gedanke.“

„Einen ſchönen Gruß und ich ließ mich ſchön bedanken, Herr Kohlebrater,“ entgegnete Reinhard lachend.

Viele Männer und Burſchen aus dem Dorfe ſammelten ſich, von Allen ward Reinhard herzlich bewillkommt; die heitere Weiſe, die ſie herbeigelockt, erhielt eine entſprechende Fortſetzung. Man ging nach der Stube und Reinhard wußte den ganzen Abend allerhand ſchnurrige Geſchichten von ſeinen Fahrten in Oberitalien und Tyrol zu erzählen, das Gelächter wollte kein Ende nehmen. Reinhard gab ſich ſelbſt mehr zum Beſten als es eigentlich ſeine Art war, er wollte indeß ein Uebriges thun, weil er ſie alle zum Beſten gehabt hatte, wie er in geſteigerter Selbſtanklage ſich vorwarf. Nach und nach gerieth er aber aus innerer Luſtigkeit auf allerlei tolle Seltſamkeiten, denn er konnte ſich, namentlich in zahlreicher Geſellſchaft, wahrhaft in eine Aufregung hineinarbeiten.

Reinhard war ſo voll Luſtigkeit unter den Menſchen geweſen und allein auf ſeinem Zimmer ward er verſtimmt und düſter; die Welt erſchien ihm doch gar zu nüchtern, wenn er nicht ſelber ſie etwas aufrüttelte.

Lorle war den ganzen Abend nicht in die Stube gekommen.

Tief in der Nacht „ſchlurkte" noch Jemand in Klapppantoffeln durch das ganze Haus und drückte an allen Thüren, es war der Wadeleswirth, der nie zu Bette ging, bevor er Alles von oben bis unten durchgemuſtert hatte.

Das war ein Sonntagsleben.

Am andern Morgen ſtand der Collaborator ganz früh vor dem Bette Reinhard's und ſang mit wohlgebildeter kräftiger Stimme, die man ihm nicht zugemuthet hätte, das Lied aus Precioſa: „Die Sonn' erwacht“ mit Weber's thaufriſcher Melodie. Reinhard ſchlug murrend um ſich.

„Ein Mann wie du,“ ſang der Collaborator recitando, „der das herrliche Bild Sonntagsfrühe abconterfeit, darf einen Morgen nicht verſchlafen, wie der heut, bum, bum.“

Reinhard war ſtille und der Collaborator fuhr ſprechend fort: „Was fangen wir heut' an? Es iſt Sonntagmorgen, es hat heut' Nacht geregnet als ob wir's beſtellt hätten; Alles glitzert und flimmert draußen. Was treiben wir nun? Gibt's keine Kirchweihe in der Nähe? Kein Volksfeſt?“

„Brat' dir ein Volksfeſt,“ entgegnete Reinhard, „trommle dir die Maſſen zuſammen, die du brauchſt, und ſattle dein Geſicht mit einem Operngucker; wirf Geld unter die Kinder, daß ſie ſich raufen und übereinander purzeln, dann haſt du ein Volksfeſt mit ipse fecit.“

„Du warſt geſtern Abend ſo luſtig und biſt heute ſo mürriſch.“

„Ich war nicht luſtig und bin nicht mürriſch; ich bin nur ein Kerl, der eigentlich allein ſein ſollte und verdammterweiſe doch keinen Tag allein ſein kann. Paß auf, wie ich's meine. Es iſt mir lieb, wenn du bei mir biſt; ein Freund wie du, der's ſo treu meint, iſt wie wenn man Geld im Schrank hat, braucht man's auch nicht, es unterſtützt doch, weil man weiß, man kann's holen wenn Noth an Mann geht. Alſo bleib die noch übrigen Tage deiner Ferien da, aber laß mich auch ein bischen mir.“

„Ich begreiſe dich wohl. Hier empfängſt du den Kuß der Muſe und da darf kein fremdes betrachtendes Auge dabei ſein. Ich will dich gewiß ganz dir überlaſſen, ſtets zurücktreten, wo ſich dir irgend ein Motiv zu einem Bilde bieten könnte; da darf man nicht mit Fingern hindeuten, nicht einmal profanen Auges hinſchauen. Die Wurzel, die ſchaffende Triebkraft alles Lebens ruht im Dunkel, wo kein Sonnenblick, wo kein Auge hindringt.“

„Das auch,“ ſagte Reinhard, „und für dich ſelber merke dir: will nicht von jedem Augenblicke etwas, ein Reſultat, einen Gedanken und dergleichen, lebe und du haſt Alles. Wir ſtecken in der Gedankenhetzjagd, die uns gar nicht mehr in Ruhe das Leben genießen läßt, du vor Allen, aber ich kann auch ſagen wie jener Pfarrer in ſeiner Strafpredigt: Meine lieben Zuhörer, ich predige nicht nur für Euch, ich predige auch für mich. — Laß uns leben! leben! Der Hollunder blüht, er blüht und nicht blos damit Ihr Euch einen Thee daraus abbrüht, wenn Ihr Euch erkältet habt."

„Entſchuldige, wenn ich dir ſage," bemerkte der Collaborator in zaghaft rückſichtsvollem Tone, „es ſteckt mehr Romantik in dir als du glaubſt, das war ja auch die blaue Blume der Romantiker: ohne alle Reflexion zu ſein, im vollen Genuß des Nichtwiſſens."

„Bin nicht ganz einverſtanden, aber meinetwegen heiß es Romantik, wenn das Kind einen Namen haben muß."

Reinhard ſtand halb angekleidet am Fenſter und ſog die Morgenluft in vollen Zügen ein, plötzlich prallte er zurück, der Collaborator ſprang ſchnell an das leere Fenſter und ſah hinaus. Das Wirthstöchterlein ging über den Hof, luſtig gekleidet, ohne Jacke und barfuß. Eine Schaar junger Enten umdrängte ſie ſchnatternd.

„Ihr Freſſerle," ſchalt ſie und verzog damit trotzig den Mund, „könnet's nicht verwarten, bis eure Kröpfle vollgeſtopft ſind? Euch ſollt' man alle Viertelſtund anrichten, nicht wahr? Nur ſtet, ich hol's ja, nur Geduld, ihr müſſet halt auch Geduld lernen; aus dem Weg! Ich tret euch ja."

Die jungen Entchen hielten an, als ob ſie die Worte verſtanden, das Mädchen ging nach der Scheune und kam mit Gerſte in der Schürze wieder. „Da," ſagte ſie, eine Handvoll ausſtreuend, „g'ſegn' euch's Gott! Gunnet's euch doch, ihr Neidteufel und purzelt nicht über einander weg, ſcht!" ſcheuchte ſie und warf eine Handvoll Gerſte weiter abſeit, „ihr Hühner, bleibt da drüben."

Der Hahn ſtand auf der Leiter an der Scheune und krähte in die Welt hinein. „Kannſt's noch, accurat wie geſtern," ſagte das Mädchen ſich verbeugend, „komm' jetzt nur 'runter; biſt halt grad wie die Mannsleut', die laſſen immer auf ſich warten, wenn das Eſſen auf dem Tiſch ſteht."

Der Hahn kam auch herabgeflogen und ließ ſich's wohl ſchmecken, plauderte aber viel dabei; wahrſcheinlich hatte er eben etwas Geiſtreiches oder Poſſiges geſagt, denn eine gelbe Henne, die gerade ein Korn aufgepickt hatte, ſchüttelte den Kopf und verlor das Korn. Der Galante ſprang behende herzu, holte das Verlorene und brachte es mit einem Kratzfuße, zu dem er einige verbindliche Worte murmelte.

„Guten Morgen Jungferle," rief jetzt der Collaborator in den Hof hinab, das Mädchen antwortete nicht, ſondern ſprang wie ein Wieſel davon und ins Haus; die jungen Enten und die Hühner ſchauten bedeutſam nach dem Fenſter hinauf, ſie mochten wol ahnen, daß von dorther die Störung gekommen war, die ihnen die fernere Nahrung entzog.

„Das iſt ein Mädchen! ach, das iſt ein Mädchen!" rief der Collaborator in die Stube gewendet und ballte beide Fäuſte zum Himmel; er durchmaß hierauf zweimal ohne zu reden die Stube, ſtellte ſich dann vor Reinhard und begann wieder:

„Da haſt du's, ich kann weiter nichts ſagen als: das iſt ein Mädchen. Kein Epitheton genügt mir, keines. Hier haben wir ein Geſetz der Volkspoeſie, ſie gibt den vollſten Ausdruck, macht die tiefſte Wirkung oft blos durch das einfache Subſtantiv, ohne Epitheton; meiner Sprache ſteht jetzt in ſolcher Entzückung nicht mehr zu Gebote, als der eines Bauernburſchen."

„Was hältſt du davon, wenn wir uns mit dem Epitheton „göttlich" begnügten?"

„Spotte jetzt nicht, das Mädchen mußt du malen, wie es da ſtand, eins mit der Natur, zu ihr redend und von ihr begriffen, die vollendete Harmonie."

„Es wäre allerdings etwas nie Dageweſenes: ein Mädchen im Hühnerhofe."

„Nun, wenn auch nicht ſo, das Mädchen mußt du malen, hier iſt dir ein ſüßes Naturgeheimniß nahegeſtellt, du" —

„In's Teufels Namen, ſo ſchweig doch ſtill wenn ein Geheimniß iſt. Du ſchwatzeſt ſchon am frühen Morgen, daß man nicht mehr weiß wo einem der Kopf ſteht."

Die beiden Freunde ſaßen eine Weile ſtill bei einander, endlich ſagte der Collaborator aufſtehend:

„Du haſt Recht, der Morgen iſt wie die ſtille Jugendzeit, da muß man den Menſchen allein laſſen, für ſich, bis er nach und nach aus ſich erwacht, man ſoll ihn nicht aufrütteln. Ich gehe in den Wald, du gehſt doch nicht mit?"

„Nein."

Der Collaborator ging und Reinhard ſaß lange ſtill, das viele Reden und Rütteln des Collaborators hinterließ ihm die Empfindung, als ob er von einer geräuſchvollen Reiſe käme; die ruhige Spiegelglätte des Morgenlebens war ihm zu haſtigen Wellen aufgehetzt. Reinhard war verſtimmt und nervengereizt, er legte ſich nochmals auf das Bette und verfiel in leiſen Schlummer. Die Glocken des Kirchthurms weckten ihn, es läutete zum erſten Male zur Kirche. Reinhard ging hinab in die Küche, die Bärbel, ſeine alte Gönnerin, die ſonſt ſo freundlich mit ihm geplaudert hatte, war unwirſch, ſie ſagte, er ſolle nur in die Stube gehen, ſie hielte ihm ſchon ſeit drei Stunden den Kaffee bereit und man könne ja das Feuer nicht ausgehen laſſen von ſeinetwegen. Reinhard war eben im Begriff, ihr eine barſche Antwort zu geben, er hatte es genug, ſich über den geſtrigen Scherz hart behandeln zu laſſen, da hörte er die Stimme Lorle's von der Laube:

„Bärbel, komm auſe, guck ob's ſo recht iſt.“

„Komm' du 'rein, iſt grad ſo weit, mach nur fort, es wird ſchon recht ſein.“

Ohne Antwort gegeben zu haben verließ Reinhard die Küche, er ging aber nicht in die Stube, ſondern faſt unhörbar nach der Laube. Ungeſehen von dem Mädchen konnte er daſſelbe eine Weile beobachten; er ſtand betroffen beim erſten Anblicke. Das war ein Antlitz voll ſeligen ungetrübten Friedens, eine ſüße Ruhe war auf den runden Wangen ausgebreitet; dieſe Züge hatte noch nie eine Leidenſchaft durchtobt oder ein wilder Schmerz, ein Reugefühl verzerrt, dieſer feine Mund konnte nichts Heftiges, nichts Niedriges ausſprechen, eine faſt gleichmäßige zarte Röthe durchhauchte Wange, Stirn und Kinn, und wie das Mädchen jetzt mit niedergeſchlagenen Augen das Bügeleiſen ſtill auf der Halskrauſe hielt, war's wie der Anblick eines ſchlafenden Kindes; als es jetzt die Krauſe emporhob, die großen blauen Augen aufſchlug und den Mund ſpitzte, trat Reinhard unwillkürlich mit Geräuſch einen Schritt vor.

„Guten Morgen, oder bald Mittag,“ nickte ihm Lorle zu.

„Schön Dank, ſeid Ihr wieder gut?“

„Ich bin nicht bös geweſen, ich wüßt' nicht warum. Habt Ihr gut geſchlafen?“

„Nicht ſo völlig.“

„Warum? Habt Ihr was träumt? Ihr wiſſet ja, was man in der erſten Nacht in einem fremden Bett träumt, das trifft ein.“

„Aber mein Traum nicht.“

„Nun, was iſt's denn geweſen? Dürfet Ihr's nicht ſagen?“

„Ganz wohl, und Euch beſonders, ich hab' von Euch träumt.“

„Ach. von mir, das kann nicht ſein. Gucket, machet mir keine Flattuſen, es hat mich verdroſſen, wenn Ihr mich früher Grundel geheißen habt, aber es wär' mir noch lieber, wenn Ihr ſo ſaget, als wenn Ihr mir ſo was Gaukliches vormachet.“

„Ich kann ja auch was träumt haben, das gar kein' Flattuſe iſt. Machet aber nur kein Geſicht, es iſt nichts Böſes, es iſt blos dumm. Mir hat's träumt, ich ſei mit Euch auf dem Bernerwägele geſeſſen und Euer Rapp war angeſpannt und hat eine großmächtige Schelle um den Hals gehabt, die hat geläutet wie die Kirchenglock, und der Rapp iſt nur ſo durch die Luft dahingeflogen ſeine Mähne iſt hoch aufgeſtanden und man hat kein Rad gehört und wir ſind doch immer fort und fort. Ich hab' den Rapp halten wollen, er hat mir aber ſchier die Arme aus dem Leib geriſſen und Ihr ſeid immer ganz ohne Angſt neben mir geſeſſen und ſo immer fort, plötzlich legt ſich der Wagen ganz ſanft um und wir ſind auf dem Boden gelegen, da iſt mein Kamerad kommen und hat mich geweckt."

„Das iſt ein wunderlicher Traum, aber in den nächſten vier Wochen fahr ich nicht mit Euch. Was hab ich ſagen wollen, Euer Kamerad iſt ein wunderlicher Heiliger, mein Vater ſagt, er ſei ſtolz und hochmüthig, ich mein' eher, er ſei zimpfer und ungeſchickt."

„Ihr habt ihm doch ſeine Störung verziehen?"

„Ja, ſeid Ihr auch ſchon aufgeweſen?"

„Nicht ganz. Mit meinem Kameraden habt Ihr recht, er iſt nicht ſtolz, im Gegentheil ſcheuch und furchtſam."

„Ja, das hab' ich auch denkt, und grad weil er ſcheuch und furchtſam iſt, da geht er ſo auf die Leut' 'nein und thut wie wenn er ſie zu Boden ſchwätzen wollt. Wie ich vorlängſt bei der Vroni auf der Hohlmühle geweſen bin, Ihr wiſſet ja, ſie iſt mit meinem Stephan verſprochen, ſie heirathen bis zum Herbſt und er übernimmt die Mühle; Ihr ſeid doch auch noch da zur Hochzeit?"

„Kann ſein, aber Ihr habt mir was erzählen wollen?"

„Ja, das iſt recht daß Ihr einen beim Wort behaltet, ich ſchwätz' ſonſt in den Tag 'nein. Nun wie ich drunten in der Hohlmühle bin, da wird's Nacht und da haben ſie mir das Geleit geben wollen, ich hab's aber nicht zugeben und es wär' mir doch recht geweſen. Ich bin halt jetzt allein fort, im Wald da iſt mir's aber katzhimmelmäuslesangſt worden, und weil ich mich ſo gefürcht't hab', da hab' ich allfort pfiffen, wie wenn ich mir aus der ganzen Welt nichts machen thät. Ja, wie komm' ich denn aber jetzt da drauf, daß ich Euch das erzählt'?" ſchloß Lorle, die Lippen zuſammenpreſſend und die Augen nachdenklich einziehend.

„Wir haben von meinem Kameraden geſprochen und" —

„Ja, Ihr bringet mich wieder drauf; der pfeift auch ſo luſtig, weil er Angſt hat, nicht wahr?"

„Vollkommen getroffen. Ihr müßt nun aber recht freundlich gegen ihn ſein, er iſt ein herzguter Menſch, der's verdient, und es wird ihn ganz glücklich machen."

„Was Ich thun kann, das ſoll geſchehen. Iſt er noch ledig?"

„Er iſt noch zu haben, wenn er Euch gefällt" —

„Wenn Ihr noch einmal ſo was ſaget," unterbrach Lorle, das Bügeleiſen aufhebend, „ſo brenn' ich Euch da den Bart ab. Ja, daß ich's nicht vergeß, laſſet Euch Euern Bart nicht abſchwätzen, er ſteht Euch ganz gut."

„Wenn er Euch gefällt, wird er ſich um die ganze Welt nichts ſcheeren."

„Was gefällt? Was iſt da von Gefallen die Red?" ertönte eine kräftige Weiberſtimme, es war die der Bärbel.

„Das Lorle iſt in meinen Kameraden verſchoſſen," ſagte Reinhard.

„Glaub' ihm nichts, er iſt ein Spottvogel," rief das Mädchen und Bärbel entgegnete:

„Herr Reinhard, ganget 'nein und trinket Euern Kaffee; Ich g'wärm ihn Euch nimmehr."

„Geht Euer Goller da in die Kirch?" wendete ſich Reinhard an Lorle und erhielt die Antwort:

„Nein, das gehört der Bärbel, die geht, ich bleib daheim; Ihr gebet doch auch?"

„Ja," ſchloß Reinhard und trat in die Stube. Er hatte eigentlich nicht die Abſicht gehabt, in die Kirche zu gehen, aber er mußte und wollte jetzt; er mußte, weil er's verſprochen, und wollte, weil Lorle allein zu Hauſe blieb. Und wie wir unſern Handlungen gern einen allgemeinen Charakter geben, ſo redete er ſich auch ein, er gewinne durch die Theilnahme an dem Kirchgange auf's Neue die Grundlage zur Gemeinſamkeit des Dorflebens und ein Recht darauf.

Während Reinhard in der Stube ſolches überdachte, ſagte Lorle draußen auf der Laube: „Denk nur, Bärbel, er hat heut Nacht von mir träumt."

„Wer denn?"

„Nu, der Herr Reinhard." Lorle verfehlte nie, auch wenn ſie von dem Abweſenden ſprach, das Wort „Herr" zu ſeinem Namen zu ſetzen.

„Laß dir von dem Fuchsbart nichts aufbinden," entgegnete Bärbel.

„Und der Bart iſt gar nicht fuchſig," ſagte Lorle voll Zorn, „er iſt ganz ſchön käſtenbraun und der Herr Reinhard iſt noch grad ſo herzig wie er geweſen iſt, und du haſt doch früher, wie er nicht dageweſen iſt, immer ſo gut von ihm gered't und du haſt Unrecht, daß du jetzund ſo über ihn losziehſt. Wenn er auch den Spaß mit dem Ausſchellen gemacht hat, er iſt doch nicht ſtolz, er red't ſo gemein und ſo getreu" —

„Ich kann nichts ſagen als: nimm dich vor ihm in Acht und du biſt kein Kind mehr.“

„Ja das mein' ich auch, ich weiß doch auch wie einer iſt, ich“ —

„Gib mir mein Goller, du zerdrückſt's ja wieder,“ ſagte Bärbel und ging davon.

Reinhard wandelte, ſonntäglich gekleidet, mit Stephan und Martin nach der Kirche. Alles nickte ihm freundlich zu, Manche lachten noch über die ſeltſame Bartzier, aber der Träger derſelben war ihnen doch heimiſch, ſie fühlten es dunkel, daß er zu ihnen gehörte, da er nach demſelben Heiligthume, zu derſelben Geiſtestafel mit ihnen wallfahrtete. Auf dem Wege fragte Martin: „Nun, was ſaget ihr aber zu unſerm Lorle? nicht wahr, das iſt ein Mädle?“

„Ja,“ entgegnete Reinhard, „das Lorle iſt grad wie ein feingoldiger Kanarienvogel unter grauen Spatzen.“

„Es iſt ein verfluchter Kerle, aber Recht hat er,“ ſagte Martin lachend zu Stephan.

Reinhard ſaß bei dem Schulmeiſter auf der Orgel, der brauſende Orgelklang that ihm wunderſam wohl, er durchzitterte ſein ganzes Weſen wie ein friſcher Strom. Die Bärbel, die ihn jetzt von unten ſah, dachte in ſich hinein: Er iſt doch brav! Wie ſeine Augen ſo fromm leuchten! Reinhard hörte nur den Anfang der Predigt. An den Text: Laſſet euer Brod über das Meer fahren, wurde eine donnernde Strafrede angeknüpft, weil das ganze Dorf ſich verbunden hatte, nichts für das zu errichtende Kloſter der barmherzigen Schweſtern beizuſteuern. Reinhard verlor ſich bei dem eintönigen und nur oft urplötzlich angeſchwellten Vortrage in allerlei fremde Träumereien. Drunten aber lag die Bärbel auf den Knien, preßte ihre ſtarken Hände inbrünſtig zuſammen und betete für Lorle; ſie konnte nun einmal den Gedanken nicht los werden, daß dem Kinde Gefahr drohe, und ſie betete immer heftiger und heftiger; endlich ſtand ſie auf, fuhr ſich mit der Hand bekreuzend über das Geſicht und wiſchte alle Schmerzenszüge daraus weg.

Der Orgelklang erweckte Reinhard wieder, er verließ mit der Gemeinde die Kirche. Nicht weit von der Kirchenthüre ſtand die Bärbel harrend, indem ſie ihr Geſangbuch hart an die Bruſt drückte, ſagte ſie zu Reinhard: „Grüß Gott!“ Er dankte verwundert, er wußte nicht, daß ſie erſt jetzt ihn willkommen hieß.

Als Reinhard nun noch einen Gang vor das Dorf unternahm, begegnete ihm der Collaborator mit einem geſpießten Schmetterling auf dem Mützenrande.

„Was haſt du da?“ fragte Reinhard.

„Das iſt ein Prachtexemplar von einem papilio Machaon, auch Schwalbenſchwanz genannt, er hat mir viel Mühe gemacht, aber ich mußte ihn haben, mein Oberbibliothekar hat noch keinen in ſeiner Privatſammlung; es waren zwei, die immer in der Luft mit einander koſten, immer zu einander flatterten und wieder davon; ſind glückſelige Dinger, die Schmetterlinge! Ich hätte ſie gern beide gehabt oder bei einander gelaſſen, habe aber nur einen bekommen, und ſchau wie ich ausſehe; in dem Moment wie ich ihn haſchte, bin ich in einen Sumpf gefallen.“

„Und Stecknadeln haſt du immer bei dir?“

„Immer, ſieh hier mein Arſenal,“ er öffnete die innere

Seite ſeines Rockes, dort war ein R aus Stecknadelköpfen geſetzt.

„Aber daß ich's nicht vergeſſe," fuhr er fort, „ich habe das Wort gefunden."

„Welches Wort?"

„Das Epitheton für das Mädchen: wonneſam! Es iſt ein Vorzug unſerer Sprache, daß dieſes Wort tranſitiv und intranſitiv iſt, ſie iſt voll Wonne und ſtrahlt jedem Wonne in die Seele. Aber halt! Eben jetzt indem ich rede finde ich das Urwort, das iſt's: Marienhaft! Was die Menſchheit je Anbetungswürdiges und Wonniges in der Erſcheinung der Jungfrau erkannte, das drängte ſie in dem Worte Maria zuſammen. Das kann keine andere Sprache, ſolch ein nomen proprium allgemein adjektiviſch zu bilden. Marienhaft! das iſt's."

Reinhard war ſtill, nach einer Weile erſt frug er:

„Warſt du die ganze Zeit im Walde?"

„Gewiß, o! es war himmliſch, ich habe einen tiefen Zug Waldeinſamkeit getrunken. Sonſt wenn ich den Wald betrat, war mir's immer, als ob er ſchnell ſein Geheimniß vor mir zuſchlöſſe, als ob ich nicht würdig ſei, durch dieſe heiligen Säulenreihen zu ſchreiten und den ſtillen Chor der ewigen Natur zu vernehmen; mir war's immer, als ob beim letzten Schritte, den ich aus dem Wald thue, jetzt erſt hinter mir das ſüße geheimnißvolle Rauſchen begänne und unerfaßbare Melodien erklängen. Heute aber habe ich den Wald bezwungen. Ich bin emporgedrungen, durch Geſtrüpp und über Felſen bis zum Quellſprung des Baches, wo er zwiſchen großen Baſaltblöcken hervorquillt und ein breites rundes Becken ihn ſogleich aufnimmt, als dürfte er da zu Hauſe bleiben. Du warſt gewiß noch nicht dort, ſonſt müßteſt du's gemalt haben; das muß nun dein erſtes Bild ſein. Die Bäume hangen ſo ſehnſüchtig nieder, als wollten ſie das Heiligthum zudecken, daß kein ſterbliches Auge es ſehe, in jedem Blatte ruht der Friede; der rothe und weiße Fingerhut läßt ſeine Blütenkette zwiſchen jeder Spalte aufſteigen, es iſt eine Giftpflanze, aber ſie iſt entzückend ſchön! Die ſanfte Erika verſteckt ſich lauſchend hinter dem Felſen und wagt ſich nicht hervor an das rauſchende Treiben. Dort lag ich eine Stunde und habe Unendlichkeiten gelebt. Das iſt ein Plätzchen, um ſich in's All zu verſenken. Morgenglocken tönten von da und dort, mir war's wie das Summen der Bienen, die ſich heute bei der Sicherheit des ſchönen Wetters weit weg von Hauſe wagten. Ich war emporgeklommen, hoch hinauf auf Bergeshöhen, die die Kirchthürme weit überragen, ich ſtand über Zion auf den Spitzen des unendlichen Geiſtes; da fühlte ich's wie noch nie, daß ich nicht ſterben kann, daß ich ewig lebe; ich faßte die Erde, die mich einſt decken wird, und mein Geiſt ſchwebte hoch über allen Welten. Mag ich freudlos über die Erde ziehen, klanglos in die Grube fahren, ich habe ewig gelebt und lebe ewig“ . . . .

Reinhard ſetzte ſich auf den Wegrain unter einen Apfelbaum, er zog auch den Freund zu ſich nieder. „Sprich weiter,“ ſagte er dann; der Angeredete blickte ſchmerzlich auf ihn, dann ſchaute er vor ſich nieder und fuhr fort.

„Ich lag lange ſo in ſelig traurigem Entzücken, ich ſah dem unaufhörlich ſich ergießenden Quell zu. Wie ätherklar ſpringt er hervor, aus nächtiger Verborgenheit; wie rein und hell ſchlängelt er ſich die Schlucht hinab, bald aber, noch bevor er den ruhigen Thalweg erreicht, wird er eingefangen; was ficht's ihn an? Er ſpringt keck über das Mühlrad und eilt zu den Blumen am Ufer. In der Stadt aber dämmen ſie ihn ein, da muß er färben, gerben und verderben, er kennt ſich nicht mehr. Es kann auch einem reinen klaren Naturkinde ſo ergehen. Was thut's? Du einzler Quell vom Felſenſprung! ſtröme zu bis hin in das unergründliche, unbezwungene Meer, dort iſt neue, dort iſt ewige Klarheit und unendliches Leben, ein Ruhen und ein Bewegen in ſich.... Bei dem erſten, was ich dachte, war mir's nicht eingefallen, ſolches feſtzuhalten, jetzt aber wollte ich Alles in melodiſche Worte faſſen; ich quälte mich in allen Versarten, hin war meine Ruhe. Da fielſt du mir wieder ein: wozu ein Reſultat? Ich hab's gelebt, was braucht es mehr?" ....

„Ich kenne dein Waldheiligthum ſchon lange," ſagte Reinhard auf dem Heimwege, „ich habe auch genug dort geträumt, aber mit dem Pinſel konnte ich ihm nicht beikommen; ließen ſich deine Gedanken malen, ja dann wär's anders. Ich habe mich von der Landſchaft entfernt und doch, ſo oft ich hieher komme, iſt mir's, als ob hier eine tieſe Offenbarung noch meiner harre, beſonders jetzt; vielleicht iſt's dein Waldheiligthum, vielleicht auch nicht."

„Wo warſt denn du während meines Waldganges?"

„Ich war in der Kirche, du hätteſt eigentlich auch dort ſein ſollen, das einigt mit dem Bauernleben."

„Ja, ja, du haſt Recht, ei, das thut mir leid; nun, ich gehe heut Mittag.“ —

Im Wirthshauſe war eine große Veränderung.

Als der Collaborator neu beſchuht herunterkam, rief ihm Lorle freundlich zu:

„Das iſt ſchön, Herr Kohlebrater daß Ihr nicht auf Euch warten laſſet. Wo ſind Ihr denn geweſen?“

„Im Walde droben. Saget aber nicht Kohlebrater, ich heiße mit meinem ehrlichen Namen Adalbert Reihenmaier.“

„Iſt auch viel ſchöner. Nun erzählet mir auch 'was Herr Reihenmaier.“

„Ich kann nicht viel erzählen.“

„Ja, wir wollen warten bis Mittag, Ihr gehet doch auch mit auf die Hohlmühle? und Ihr könnet ja ſo ſchön ſingen.“

„Ich bin bei Allem, abſonderlich wo Ihr ſeid; ich habe im Walde an Euch gedacht.“

„Müſſet mich nicht ſo zum Poſſen haben, ich bin zu gut dazu und Ihr auch, es ſchickt ſich nicht für ſo einen Herrn wie Ihr ſeid. Hübſch ordelich ſein, das iſt recht. Ihr müſſet aber auch euren Sonntagsrock anziehen. Habt Ihr denn keinen?“

„Mehr als einen, aber nicht hier.“

„Ja, Ihr habt's doch gewußt, daß Ihr am Sonntag bei uns ſeid? Nun, ſchad't jetzt nichts. Ich will Euch den Martin ſchicken, er ſoll Euch ein bisle aufputzen.“

Jubelnd ſprang der Collaborator die Treppe hinauf und holte eine Sammlung Volkslieder (die er zu etwaigen

Ergänzungen und Varianten mitgenommen hatte), aus ſeinem Ränzchen, er warf das Buch an die Zimmerdecke in die Höhe und fing es wieder auf. „Hier,“ rief er, das Buch hätſchelnd als wäre es etwas Lebendiges, „hier ſeid ihr zu Hauſe, nicht in der Bibliothek eingepfercht, heut' ſollt ihr wieder lebendig werden.“

Beim Eſſen herrſchte die alte Gewohnheit nicht mehr, für Reinhard und ſeinen Freund war in dem Verſchlag beſonders gedeckt. Reinhard ſagte dem Wirth, daß er wie ehedem am Familientiſch eſſen wolle. Der Alte aber ſchüttelte den Kopf ohne ein Wort zu erwidern, nahm die weiße Zipfelmütze ab und hielt ſie zwiſchen den gefalteten Händen auf der Bruſt, damit das Gebet beginne.

„Bärbel, traget nur die zwei Gedecke heraus, wir eſſen nicht allein,“ rief Reinhard. Der Wadeleswirth ſetzte ſchnell die Mütze wieder auf, ſchaute, ohne eine Miene zu verziehen, rechts und links und ſagte:

„Nur ſtet *).“ Er machte dann eine ziemliche Pauſe, wie jedesmal wenn er dieſes Wort ſagte, das als Mahnung galt, daß keiner muckſen dürfe bis er weiter redete, endlich und endlich ſetzte er hinzu:

„Drin bleibt's, es iſt kein Platz da für zwei.“ Er hob die Arme bedachtſam auf, ſtrich die Hände wagrecht über die Luft, wie den Streichbengel über ein Kornmaß, was ſo viel hieß als: abgemacht.

Die Freunde ſetzten ſich in den Verſchlag, Lorle trug ihnen auf.

---

*) Langſam, ruhig.

„Kann denn das die Bärbel nicht?" fragte Reinhard, und der Collaborator ergänzte: „Ihr ſolltet uns nicht bedienen."

„O du liebs Herrgöttle," beſchwichtigte Lorle, „was machen die für ein Geſcheuch von dem Auftragen. Ich thu's ja gern und wenn Ihr einmal eine liebe Frau habt, Herr Reihenmaier, und ich komm' zu euch und ihr gunnet mir ein warm' Süpple, da ſoll mich Euer Weible auch bedienen."

„Woher wiſſet Ihr denn, daß ich heirathen möcht'?"

„Da kann man mit der Pelzkappe darnach werfen, ſo groß ſteht's Euch auf die Stirn geſchrieben; ich glaub', daß eine Frau mit Euch rechtſchaffen glücklich wird."

„Woher wiſſet Ihr denn das?"

„Ihr ſeid ſo ordelich mit der Handzwehle *) umgangen."

Alles lachte, und draußen am Tiſche ſagte der Vater: „Es iſt ein Blitzmädle und es hat ſonſt in einem Jahr nicht ſo viel geſchwätzt, wie jetzt ſeit geſtern."

„Ja," ſagte die Mutter, nachdem ſie mit beſonderer Zufriedenheit einen Löffel Suppe verſchluckt, jetzt mit dem Löffel auf den ihres Mannes klopfend, „du wirſt's noch einſehen, was das für ein Mädle iſt, das iſt ſo geſcheit wie der Tag."

„Das hat es von dir und von unſerm Vorroß, von der Bärbel da," ſchloß der Wadeleswirth, den Schlag zurückgebend.

Die beiden Freunde unterhielten ſich vortrefflich mit

---

*) Handtuch.

Lorle, das immer ein Auge auf jegliches Erforderniß hatte, ſeltſamerweiſe aber Alles mit der linken Hand anfaßte; der Collaborator ſah ſie mehrmals ſcharf darob an und Lorle ſagte:

„Nicht wahr, es iſt nicht in der Ordnung, daß ich ſo links bin? Ich hab' mir's ſchon abgewöhnen wollen, aber ich vergeß es immer."

Schnell nahm Reinhard das Wort: „Das ſchadet nichts!" leiſer, daß man es in der Stube draußen nicht hören konnte, ſetzte er hinzu: „Ihr machet Alles prächtig. Wer kann's beweiſen, daß die rechte Hand die geſchicktere iſt? Eure Linke iſt flinker als manche Rechte, und mir gefällt's ſo ganz wohl."

Bei dieſen Worten richtete ſich Lorle gerad auf, eine eigenthümliche Majeſtät lag in ihrem Blicke.

„Sind keine Muſikanten im Dorf?" fragte der Collaborator.

„Freilich, ſie ſind alle bei einander."

„Die ſollten uns heut' Abend einige Tänze ſpielen, ich bezahle gern ein Billiges."

„Ja, das geht nicht, der Schultheiß iſt heut verreiſt und es iſt vom Amt ſtreng verboten, ohne polizeiliche Erlaubniß Muſik zu halten; in Eurer Stub' droben hängt die Verordnung."

„O Romantik! Wo biſt du?" ſagte der Collaborator und Lorle erwiderte: „Das haben wir hier nicht, aber ein Klavier ſteht droben, das darf man —"

Die beiden Freunde brachen in ſchallendes Gelächter aus, ſo daß ſie ſich kaum auf ihren Sitzen halten konnten. Reinhard faßte ſich zuerſt wieder, denn er ſah, wie es plötzlich durch das ſo friedliche Antlitz des Mädchens zuckte und zitterte, Pulſe klopften ſichtbar in den Augenliedern und ein tiefſchmerzlich fragendes Lächeln lag auf den Lippen. Lorle ſtand da mit zitterndem Athem, ſie wand das feſt angezogene Schürzenband um einen Finger, daß es tief einſchnitt; dieſer körperliche Schmerz that ihr wohl, er verdrängte einen Augenblick den ſeeliſchen. Reinhard gebot in barſchem Tone ſeinem Freunde, mit dem „einfältigen Lachen“ endlich aufzuhören. So ſehr ſich nun auch der Collaborator entſchuldigte und ſich Mühe gab, Lorle zu erklären was er gemeint habe, das Mädchen räumte ſchnell ab und blieb verſtimmt, ſo verſtimmt wie das Klavier, das der Collaborator alsdann in ſeiner Stube probirte.

Das war eine grauſam zerſtörte Harmonie, faſt keine Saite hatte mehr den entſprechenden Klang, da mußten viele Menſchen darauf losgetrommelt haben. „Ja,“ dachte der Collaborator, „wenn ein Weſen einmal zur Mißſtimmung gebracht iſt, dann arbeitet Jedes zum Scherze oder muthwillig darauf los, es noch mehr und vollends zu verſtimmen, und haben ſie's vollbracht, dann laſſen ſie es vergeſſen im Winkel ſtehen.“ Der Collaborator ſah darin nur ein Bild ſeines Lebens, er dachte nur an ſich. Von den vielen Wanderungen und Empfindungen ermüdet, verſchlief er dann richtig die Mittagskirche, zu ſeinem und vielleicht auch zu unſerm Frommen. Wer weiß, ob das Waldheiligthum vom Morgen ungeſtört geblieben wäre?

Als Lorle aus der Mittagskirche kam, ging ſie mit ihrem Bruder raſch nach der Hohlmühle. Der Vater, das wußte ſie, war nicht ſo bald los zu eiſen, er verſprach mit der Mutter nachzukommen. Freilich hatte ſich's Lorle heute Morgen ſchön ausgedacht, wenn auch die Fremden mitgingen, es lief auch ein bischen Stolz mit unter. Das war aber nun Alles vorbei. Nach vielem Drängen folgte das alte Ehepaar mit den Freunden zwei Stunden ſpäter. Der Collaborator war wieder ganz aufgeräumt.

„Ihre Uhren hier gehen falſch,“ bemerkte er dem Wirthe, „ich habe die meinige nach dem Meridian auf der Bibliothek geſtellt. Sie könnten ſich hier auch eine Sonnenuhr einrichten, etwa an der neuen Kirche, die jetzt gebaut wird; à propos, warum bauen Sie die neue Kirche nicht mehr drüben auf dem Hügel, das war ja ſo ſchön, daß man ſich erhebt, wenn man zur Kirche geht?“

„Ja, wir wollen jetzt die Kirch' bei der Hand haben, zu allen Gelegenheiten wo man's braucht.“

„Da habt ihr auch recht, die Religion und die Kirche ſollen nicht mehr oberhalb, fern von dem Leben ſtehen, ſondern mitten unter demſelben. Ach! da blüht ſchon vorzeitig die Genziana cruciata,“ unterbrach ſich der Collaborator und ſprang über den Weggraben nach der Blume.

Der Wadelewirth ſchaute ihm lächelnd nach und ſagte zu Reinhard: „Das iſt ein ſonderbarer Menſch! Hat man nicht gemeint, er will mit aller Gewalt die Kirch' wieder auf den Berg ſetzen, und wenn man's ihm anders auslegt, gleich iſt es ihm auch recht; bei dem iſt's wie bei dem Verwalter auf der Saline drunten, der hat einen Schlafrock, den man auf all beiden Seiten anziehen kann. Grauſam gelehrt muß er aber ſein, was hat er denn eigentlich g'ſtudirt?“

„Zuerſt geiſtlich und dann viele Sprachen, jetzt iſt er auf dem Bücherkaſten angeſtellt und da hat er von Allem was wegkriegt. Er hat im Ganzen wohlfeſte Meinungen und grundbrav iſt er, das könnet Ihr mir glauben.“

„Ja, ja, glaub's ſchon.“

Der Collaborator war wieder herbeigekommen. Auf jedem Schritte konnte er ſich nicht enthalten, Reinhard auf die Schönheiten des Weges aufmerkſam zu machen, da war eine Baumgruppe, eine Durchſicht, ein knorriger Aſt, Alles rief er an „und ſieh,“ ſagte er wieder, „wie das Sonnenlicht ſo herrlich in Tropfen durch die Zweige und von den Blättern rinnt!“

„Laß doch dein ewiges Erklären!“ fuhr Reinhard auf; der Collaborator ging ſtill, um ſich wieder eine Blume zu holen, und zerſchnitt ſie mit dem Federmeſſer.

„Ihr müſſet ihn nicht ſo anfahren,“ ſagte der Wadeleswirth, „das iſt ja ein glücklicher Menſch; wo ein Anderes gar nichts mehr hat, hat der noch überall Freude genug, an der Sonn', an einer Blum', an einem Käfer, an Allem. —“

Man war endlich am Mühlgrunde angekommen, dort wandelten zwei Mädchen durch die Thalwieſe Hand in Hand und ſangen. „Lorle!“ rief die Mutter, das Echo hallte es wieder, Vroni blieb ſtehen und Lorle ſprang den Kommenden entgegen. Der Wadeleswirth ſtand da, weitſpurig und die Hände in die Seiten geſtemmt, er nickte nur einmal ſcharf mit dem Kopfe und hier ſprach ſich ſein ganzer Vaterſtolz aus: Zeiget mir noch ſo ein Mädle landaus und landein, ſagten ſeine Mienen.

Reinhard ward auf der Mühle herzlich bewillkommt, auch ſein Freund wurde traulich begrüßt, denn hier, wo Alles in der Sippſchaft lebt, gehören die Freunde wie Familiengenoſſen zu uns. Um den Tiſch unter dem Nußbaum ſaß die Geſellſchaft, der alte Müller zeigte Reinhard, wie ſein Name, den er vor Jahren in die Rinde geſchnitten, groß geworden war.

Der Collaborator wendete keinen Blick von dem alten Manne, für deſſen Antlitz er ſpäter die eigene Bezeichnung erfand, indem er es ein „geſchmerztes Geſicht“ nannte, es war eines jener edeln länglichen Geſichter, hohlwangig, mit breiten Backen- und Stirnknochen und großen blauen Augen, voll Demuth und langen Harmes, darauf die Leidensgeſchichte des deutſchen Volkes geſchrieben iſt.

„Ja,“ ſagte der Alte, Reinhard mit dem Finger drohend, „der Schelm ſoll mich ja, wie ſie ſagen, in einem beſondern Bild gemalt haben. Iſt das auch ehrlich und recht?“

„Das macht der Katz' keinen Buckel,“ lachte der Wadeleswirth, „mich dürft' er meinetwegen malen wie er wollt', ich behielt mich doch.“

„Eingeſchlagen, bleibt dabei,“ rief Reinhard, die Hand hinſtreckend; als er aber keine Hand erhielt, ſetzte er lachend hinzu: „Es war nur Spaß, es gibt gar keine ſo dicken Farben wie Ihr ſeid.“

Unter dem allgemeinen Gelächter fragte dann der

Müller: „Jetzt ſaget's frei, was habt Ihr denn aus mir gemacht?"

„Nichts Unrechtes. Wie ich damals die Mühle abgezeichnet hab', da geh' ich einmal Abends weg, die Sonne iſt grad' im Hinabſinken, da geht Euer Fenſter auf, Ihr gucket 'raus, ziehet die Kapp' vom Kopf, haltet ſie zwiſchen den Händen und betet laut in die untergehende Sonne hinein, da hat mich's heilig angerührt und ich hab' Euch ſo gemalt, nur mit der Aenderung, daß Ihr unter der Halbthüre, ſtatt am Fenſter ſtehet."

„Das iſt nichts Unrechtes, das kann man ſich ſchon gefallen laſſen," ſagte die Wirthin.

Man ſaß ruhig und wohlgemuth beiſammen und Reinhard vertraute unter dem Gelöbniß der Verſchwiegenheit, daß er in die neue Kirche ein Altarbild ſchenken wolle. Der Wadeleswirth bot ihm freie Zehrung in ſeinem Hauſe an, ſo lange er hieran arbeite, und der Müller wollte auch etwas thun, er wußte nur noch nicht was.

Eine Weile herrſchte Stille in dem ganzen Kreiſe, Niemand fand, nachdem man ſo gute und fromme Dinge beſprochen, etwas anderes. Der Collaborator verhalf zu einer andern Stimmung. Die Mädchen waren ab- und zugegangen und hatten Eſſen aufgetragen, die Gläſer waren eingeſchenkt, aber Niemand griff zu, weil die Gedanken Aller in der Kirche waren. Lorle hatte den Collaborator offenbar vermieden. Dieſer fragte nun Vroni:

„Hat man keine Sagen von dem Mühlbache? Baden ſich keine Nixen droben im Quell?"

„Ja, nix badet ſich drin," erwiderte Vroni; Alles kicherte in ſich hinein.

Der Collaborator ließ aber nicht ab und wendete ſich an den Alten: „Erzählt man ſich denn gar nichts von dem Bache?“

„Ach was! Das ſind Sachen für Kinder, das iſt nichts für Euch.“

„Ich bitte, erzählt doch, Ihr thut mir einen Gefallen damit.“

„Nun, man berichtet Allerlei, ſo von dem Waſſerweible und ſo.“

„Ja, davon erzählt, ich bitte.“

„So hat im Schwedenkrieg ein Schwed hier der Tochter vom Haus Gewalt anthun wollen und da iſt ſie auf den Fruchtboden entlaufen und hat die Leiter nachzogen und da hat der Schwed' die Mühle geſtellt und iſt am Rad 'naufgeſtiegen und wie er droben iſt, da iſt das Waſſerweible kommen, hat die Mühle in Gang bracht und patſch! iſt mein Schwed' unten gelegen und iſt verſoffen.“

„Das iſt eine herrliche Sage.“

„Ja, Aberglaube iſt's,“ eiferte der Müller, „der Schwed' hat die Mühle nicht recht ſtellen können und da iſt ſie halt wieder von ſelber in Gang kommen.“

Der Nachmittag ging unter mancherlei Geſprächen vorüber, man wußte nicht wie. Die beiden Mädchen machten ſich über den Collaborator auf alle Weiſe luſtig, ſie hielten ihn für abergläubiſch und erzählten ihm Spuk- und Geiſtergeſchichten, beſonders Lorle war froh, ihm ſeinen gelehrten Hochmuth heimzahlen zu können und machte ihn ſo „gruſeln,“ daß er gewiß in der Nacht nicht ſchlafen könne; ſie ſtellte ſich, als ob ſie an Alles glaube, um ihm rechte Furcht einzujagen. Der Collaborator war ganz glückſelig über dieſe reiche Fundgrube und merkte nichts von der verſteckten Schelmerei.

Auf dem Heimwege ſagte der Wadeleswirth ein gar weiſes Wort zu Reinhard: „Euer Kamerad iſt doch grad wie ein Kind und er iſt doch ſo gelehrt.“

Stephan war auf der Mühle geblieben, Lorle ging neben der Mutter, der Collaborator begleitete ſie und ſagte einmal:

„Da kann man nun Vergangenheit und Zukunft ſehen, ſo wie das Lorle müſſet Ihr einmal ausgeſehen haben, Frau Wirthin, und das Lorle wird auch einmal ſo eine nette alte Frau wie Ihr.“

Die Wirthin ſchmunzelte, es war ihr aber doch unbehaglich, ſo von ſich ſprechen zu hören, denn wenn die Bauern auch noch ſo gerne ein Langes und Breites ſelber von ſich reden, iſt es ihnen doch unlieb, wenn ein Anderer ſie ſich ſchildert oder gar kritiſirt.

Unſer gelehrter Freund aber begann wieder: „Saget doch, woher kommt's, daß man ſo ſelten ſchöne ältere Leute auf dem Dorf ſieht, beſonders wenig ſchöne ältere Frauen?“

„Ja gucket, die meiſten Leut' haben ein kleines Hausweſen und können keinen Dienſtboten halten und da muß oft ſo eine Frau ſchon am vierten, fünften Tag, nachdem ſie geboren hat, an den Waſchzuber ſtehen oder auf's Feld. Wenn man ſich nicht pflegen und warten kann, wird man vor der Zeit alt.“

„Ihr ſolltet einen Verein zur Wartung der Wöchnerinnen ſtiften.“

„Ja wie denn?"

Der Collaborator erklärte nun die Einrichtung eines ſolchen Vereins, die Wirthin aber machte viele Einwendungen, beſonders, daß manche Frauen ſich ungern von Nichtverwandten in ihre unordentliche Haushaltung hineinſehen laſſen, endlich aber ſtimmte ſie doch bei und ſagte: „Ihr ſeid ein recht liebreicher Menſch," und Lorle bemerkte: „Aber die Mädle können auch bei dem Verein ſein?"

„Gewiß, der Verein verpflichtet ſich, jede Wöchnerin mindeſtens vierzehn Tage zu pflegen."

Es war Dämmerung als man im Dorfe anlangte, Reinhard ſchloß ſich einem Trupp Burſchen an und zog mit ihnen ſingend durch das Dorf. Als es längſt Nacht geworden war, kam er heim, ſprang ſchnell die Treppe hinauf und wieder hinab. Der Collaborator ſaß auf ſeiner Stube und notirte ſich einige der heute vernommenen Sagen; als er aber von der Straße herauf Zitherklang hörte, ging er hinab.

Unter der Linde ſaß Reinhard, die Zither auf dem Schooße, die ganze Männerſchaft des Dorfes um ihn verſammelt. Er ſpielte nun zuerſt eine ſanfte Weiſung, er wußte das liebliche Inſtrument ſo zart zu behandeln, daß es, bald ſchmelzend, bald jubelnd, alle Gemüthsregungen verkündete. Die Zuhörerſchaft ſtand ſtill und lauſchend, es gefiel ihnen gar wohl und doch, als er jetzt geendet, fürchteten ſie, er möchte immer blos ſpielen. Martin ſprach daher das allgemeine Verlangen aus, indem er rief: „Ihr könnet doch auch ſingen, gebt was los."

„Ja, ja," ſtimmten Alle ein, „ſinget, ſinget."

Reinhard gab nun viele kurze Lieder preis, die er auf ſeinen Wanderungen aufgehaſcht hatte, hell klang ſeine Stimme hinein in die ſtille Nacht und die Jodeltöne ſprangen wie Leuchtkugeln hinauf zum Sternenhimmel und ſtürzten ſich wieder herab.

Lorle, die ſich eben hatte zu Bette legen wollen, ſchaute zum Fenſter heraus und horchte hinab, die Worte mit den Lippen ſprechend aber nicht der Luft anvertrauend ſagte ſie:

„Es iſt doch ein prächtiger Menſch, ſo gibt's doch gewiß keinen mehr auf der ganzen Welt."

Nun ſang Reinhard das Lied:

Und wann's emol ſchön Abend wird,
Und auf der Alm ſchön grüen,
Die Böckle mit de Geisle führt,
Die Sendrin mit de Küehn;
Die Wälder werd'n grün von Laub,
Die Wieſen grün von Gras,
Und wann i an mein' Sendrin denk,
No g'freut mi halt der G'ſpaß.

Der Collaborator kannte das Lied und begleitete es im Grundbaß, Lorle oben machte aber bei den kommenden Verſen das Fenſterchen zu und legte ſich ſtill zu Bette. Gegen das Ende des äußerſt naiven Stelldicheins, welches im Liede beſungen wurde, konnten ſchon faſt alle Burſchen mitſingen, der eilfte und letzte Vers wurde unter hellem Lachen noch einmal wiederholt:

Der Bue der ſeit, heut kann's nit ſein,
Heut hab i goar koan Freud,
Wann i das nächſtmal wieder kumm,
Heut hab i goar koan Schneid.

Er thut en friſche Juchzer drauf,
Das hallt im ganzen Wald;
Die Sendrin hat ihm nachig'weint,
So lang ſie hört den Schall.

„Und das Lied hat eine Sennerin gemacht!“ ſchrie der Collaborator in vollem Entzücken.

„Ihrem Herzliebſten zur guten Nacht, gut Nacht,“ ſchloß Reinhard und ging in das Haus. Die Burſchen ſangen das neue Lied noch weit hinein durch das Dorf und lachten unbändig.

„Das war ein genußvoller Tag,“ ſagte der Collaborator zu ſeinem Freunde auf der Stube. „Wie ſchön iſt Muſik in der Nacht! Das Licht iſt ein Nebenbuhler des Geſangs, es liebt ihn nicht, die dunkle Nacht aber wiegt ihn ſanft auf ihren weichen Armen. Du verſtehſt's mit dem Volke umzugehen, man ſollte ihm die neuen Offenbarungen im Geſange mittheilen, da iſt Alles wieder eins, die erſte und letzte Bildungsſtufe iſt im Geſange wieder geeint.“

Da Reinhard nicht antwortete, fuhr der Redner fort: „Du haſt mir dieſen Abend ein Geſetz von der Völkerwanderung der Lieder, ich wollte ſagen, von der Wanderung der Volkslieder concret erklärt. Man hat ſo oft Volkslieder von ganz lokaler Färbung an fremden Orten gefunden. Menſchen wie du ſind die Schmetterlinge, die den befruchtenden Blumenſtaub von der einen zur andern Blume bringen. Wir hatten heute Alles: Ein Müllerstöchterlein, ein Wirthstöchterlein, ein Maler und Muſikant, es fehlte nur noch ein Jäger, dann hätten wir die vollſtändige Romantik.“

„Laß die Romantik, du biſt heut ſchon übel damit gefahren.“

„Du ſollteſt unſere heutige Verſammlung unter dem Nußbaum malen.“

„Du haſt mir verſprochen, mich nicht aufmerkſam zu machen.“

„Ja, verzeihe, gut Nacht.“

Reinhard richtete noch bis ſpät in der Nacht ſeine Werkſtätte ein, er hatte etwas im Sinne und wollte am andern Morgen friſch an die Arbeit.

Bergaus und Bergein.

Nachdem der Collaborator am andern Morgen die unterbrochene Aufzeichnung der Sagen vollendet hatte, ſuchte er ſeinen Freund auf und fand denſelben vor einer faſt fertigen Farbenſkizze: Ein Tyroler, der oberſchwäbiſchen Burſchen und Mädchen ein neues Lied vorſingt.

„Da haſt du ja mein Geſetz verbildlicht,“ bemerkte der Collaborator, „das Bild gewinnt eine tiefe Tendenz.“

„Bleib mir vom Hals mit deiner Tendenz,“ entgegnete der Maler, „die Menſchen haben den Teufel zur Welt hinausgejagt, aber den Schwanz haben ſie ihm ausgeriſſen und der heißt Tendenz. Wie in dem Mährchen von Mörike legen ſie ihn als Merkzeichen ins Buch, in Alles. Jch möchte einmal etwas machen, bei dem ſie gar keine Tendenz herausquälen könnten, wo ſie blos ſagen müßten: das Ding iſt ſchön.“

„Du haſt recht, das Symboliſche und Typiſche, was jedes Kunſtwerk in ſich hat, muß ſich auf naturwüchſige Weiſe geſtalten.“

„Naturwüchſig? Ein ſchönes Wort; warum ſagſt du nicht naturwuchſig oder naturwachſig?“

„Spotte nur, meine Behauptung ſteht doch feſt: in jedem Kunſtwerke iſt Symboliſches und Typiſches; die

Situation, das Ereigniß iſt für ſich da, bedarf keiner äußern Ideenſtütze, iſt ſelbſtändig; in der tieferen Betrachtung aber muß ſich ein ſinnbildlicher oder vorbildlicher Gedanke darin offenbaren, das Concrete wird an ſich ein Allgemeines. Das iſt nicht Tendenz, wo man in die magere Milch Butter gießt, um glauben zu machen, die Kuh gebe von ſelbſt Milch mit ſolchen Fettaugen, das Gedankliche iſt vielmehr als Saft und Kraft in jedes Atom vertrieben. Dein Bild hier kann ganz vortrefflich werden, nur iſt die Frage, ob das Muſikaliſche, das punctum saliens gegenſtändlich werden kann für die Malerei. Du mußt Leſſing's Laokoon ſtudiren, dort ſind die Grenzen der Kunſt haarſcharf gezogen. Ich ſehe wohl, daß der Tyroler mit der Zither auf dem Schooße mit der einen Hand die Finger ſchnalzend mit dem geöffneten Munde ein luſtiges Lied ſingt, du haſt in der Gruppe zwiſchen dem Burſchen und dem Mädchen, die ſich hinter dem Rücken des Alten zuwinken und hier zwiſchen den Hand in Hand ſtehenden ſtaunenden beiden Mädchen gezeigt, daß eine Liebesſtrophe geſungen wird, ob aber —"

„Du wollteſt ja heute das Clavier ſtimmen," unterbrach ihn Reinhard.

„Das will ich. An dem Clavier habe ich auch wieder ein Symbol des deutſchen Volksgemüthes: alle Saiten ſind noch da, keine braucht friſch aufgezogen zu werden, aber faſt alle ſind von rohen ungeſchickten Händen verſtimmt, nur einige tiefe Töne ſind noch rein. Auch das iſt bezeichnend, daß ich mir jetzt vom Schulmeiſter den Stimmhammer holen muß. Ich gehe nun."

„Grüß mir den Schulmeiſter,“ ſchloß Reinhard und ſchaute eine Weile nach der hinter dem Störenfried verſchloſſenen Thüre; zur Staffelei gewendet, verſank er in Gedanken; er hatte ſo rüſtig und zuverſichtlich begonnen und jetzt war's ihm doch, als ob das Muſikaliſche nicht wohl zu malen ſei. Er erinnerte ſich nun, daß er ein Bild für die neue Kirche verſprochen, und ging nach dem neuen Bau, um ſich Ort und Größe zu betrachten; einmal aus der Werkſtatt, ging er nicht wieder zurück, ſondern wanderte ins Feld. Als er hier die arbeitenden Bauern betrachtete, zog der Gedanke durch ſeine Seele: Wie glücklich ſind dieſe Menſchen mit der Stetigkeit ihrer Arbeit. Sie wiſſen nichts von Stimmungen und Zwieſpältigkeiten des Berufs, ihre Arbeit iſt ſo feſt und unausgeſetzt, wie das ewige Schaffen der Natur, der ſie dienen. Wär' ich ein Bauer, ich wäre glücklich. — Nun fiel ihm auch eine Bäuerin ein, er ſaß im freien Felde am hellen Mittag auf einem Pfluge, ein Weib kam den Rain herauf, ſie trug das einfache Eſſen im tuchumwickelten Topfe, ihr Antlitz leuchtete als ſie ihren Mann ſah, der die ſchirmende Hand an die braune Stirn gelegt, nach ihr ausſchaute, ſie lächelte und ihr Mund ſchwellte ſich wieder zum Kuſſe. — Wir ſind genußſüchtige Menſchen, dachte Reinhard, aus ſeinen Träumen aufſeufzend, wie glücklich könnte ich leben, vermöchte ich's mich in die Beſchränkung einzufrieden.

Aber — ſo ſonderbar iſt der Menſch in ſeiner Doppelnatur geartet — Reinhard konnte wenige Minuten darauf ſein Traumbild in flüchtigen Umriſſen in ſein Skizzenbuch zeichnen. Wohl that er's nur zur Erinnerung, aber es war doch noch mehr, und daß es auch nur jenes konnte, mußte ihm zeigen, wie weit ab er davon war, ſeinen Künſtlerberuf hinter ſich zu werfen. — Die Züge des Weibes hatten unverkennbare Aehnlichkeit mit einem nicht gar fernen Mädchen. Reinhard ſprang ſich ſelber davon, indem er mit voller Kraft den Bergwald hinaufrannte; er ſchweifte lange umher, da ſah er in einer Schlucht, die zur Triſt abgeholzt war, einen Knaben, der auf ſeinen Stock gelehnt über ſeine weidenden Kühe hinweg nach dem Thal ſchaute. Reinhard ſchlich leiſe an ihn heran, nahm ihm den breiten, ſchwarzen Hut vom Kopfe und machte eine tiefe Verbeugung; der Knabe lachte und dankte vornehm nickend, ein friſches Antlitz, von feuerrothen Lockenkrauſen umwallt, ſchaute zu Reinhard auf.

„Nun? iſt das Alles?“ fragte der Knabe keck; „her mit dem Hut!“

„Nein, ich will dich abzeichnen, willſt du ſtill halten?“

„Ja, wenn Ihr mir einen Groſchen gebt.“

Reinhard war handelseins, der Knabe aber wollte nichts vom Stillehalten wiſſen, bis er den Groſchen in der Taſche habe. Reinhard mußte willfahren. Während der Arbeit erfuhr er nun, daß der Knabe beim Lindenwirth diente und hier deſſen Kühe hütete.

„Wen haſt du denn am liebſten im Hauſe?“

„Da ſitzt er und hat 's Hüetle auf,“ antwortete der Knabe ſchelmiſch, was ſo viel hieß als: man wird dir's nur ſchnell ſagen, ja, wart ein Weilchen.

„Alſo die Bärbel?“ fragte Reinhard.

„Nein, die gewiß nicht, ich kann's Euch meinetwegen auch ſagen, aber wenn Ihr's verrathet, werdet Ihr geſtraft um ſechszehn Ellen Buttermilch."

„Alſo wer iſt's?"

„Verſteht ſich, das Lorle. Du lieber Himmel! Wenn ich nur nicht erſt dreizehn Jahr alt wär', das Lorle müßt' mein Weible ſein; ich hab' aber nur fünf Gulden Lohn im Sommer und ein paar Nägelſchuh' und ein paar Hoſen und zwei Hemden, das gibt kein Heirathgut. Aber das Lorle, das iſt ein Mädle, potz Heidekukuk! Es kommt immer daher, wie wenn es aus dem Glasſchränkle käm und es ſchafft doch ſellig, und da guckt es ſo drein, daß man nicht weiß, darf man mit ihm reden oder nicht, es hat ſo getreue Augen, daß man ſatt davon wird, wenn man's anſieht, und es ſagt nichts und es iſt einem doch, wie wenn es über alle Menſchen zu befehlen hätt', und wenn es was ſagt, muß man ihm durch's Feuer ſpringen, da kann man nimmehr anders."

Reinhard ſah den Knaben ſo verwirrt an, daß dieſer die Hand in die Seite ſtemmte und herausfordernd fragte: „Was gibt's denn? Was wollet Ihr?"

„Nichts, nichts, red nur weiter."

„Ja, was weiter? Da habt Ihr Euern Groſchen wieder, wenn Ihr mich zum Narren habt, und ich red jetzt gar nicht, juſt nicht, gar nicht."

Reinhard beruhigte den Knaben, der ſich in Zorn hineinarbeiten wollte, er ſchenkte ihm noch einen Groſchen; das that gute Wirkung. —

Als die Zeichnung vollendet und Reinhard weggegangen war, jauchzte der Knabe laut auf, daß die Kühe, das abgegraſte Futter im Maul haltend, nach ihm umſchauten. Der Knabe ſetzte ſich ſchnell auf den Boden und betrachtete mit unendlicher Befriedigung Wappen und Schrift an den beiden Groſchen, dann zog er das in ein Knopfloch gebundene Lederbeutelchen vor, darin noch anderthalb Kreuzer waren, legte ſchmunzelnd das neue Geld hinein und ſagte, den Beutel zudrehend: „So, vertraget euch gut und machet Junge.“

Während ſich dies im Walde zutrug, hatte der Collaborator im Dorfe ganz andere Begegniſſe. Er beſuchte den Schullehrer und traf in ihm einen abgehärmten Mann, der ſchwere Klage führte, wie ſein Beruf ſo viel Friſche und Energie erheiſche und wie der bitterſte Mangel ihn niederdrücke, ſo daß er ſich ſelber ſagen müſſe, er genüge ſeinem Amte nicht. Der Collaborator gab ihm zwei Gulden, die er nach Gutdünken verwenden, etwa den Schulkindern eine Freude damit machen ſolle, ausdrücklich aber verbot er, ein Buch dafür zu kaufen. — Der neuen Kirche gegenüber, auf den Bauſteinen, ſaß ein hochbetagter Greis, der jetzt den Collaborator um eine Gabe bat. Auf die Frage nach ſeinen Verhältniſſen erzählte der Alte, daß ihn eigentlich die Gemeinde ernähren müſſe und daß ſie ihm auch Eſſen ins Haus geſchickt habe, er habe es aber nur zweimal angenommen, er könne nicht zuſehen, wie ſeine ſieben Enkel um ihn her hungern, während er ſich ſättige. Die umſtehenden Maurer beſtätigten die Wahrheit dieſer Ausſagen. Der Collaborator begleitete den alten Mann nach Hauſe und das Elend, das er hier ſah, preßte ihm die Seele ſo zuſammen, daß er zu erſticken glaubte, er gab hin, was er noch hatte, er hätte gern ſein Leben hingegeben, um den Armen zu helfen. Lange ſaß er dann zu Hauſe und war zum Tode betrübt, endlich machte er ſich an ſeine Arbeit, das Clavier zu ſtimmen.

Mittag war längſt vorüber, da kam Lorle zu ihm, ſie hatte ſich zwar geſtern vorgenommen, mit dem „Ueberg'ſtudirten“ zu trutzen, aber es ging nicht. Für ein gutes Gemüth gibt es keine ſchwerere Laſt, als erfahrene Unbill oder Kränkung in der Seele nachzutragen. Lorle hatte alles Recht dazu, wieder freundlich zu ſein.

„Da ſehet Ihr's jetzt, wie der Herr Reinhard iſt,“ ſagte ſie, „wenn er einmal vom Haus fort iſt, muß man ihm das Mittageſſen oft bis um viere warm halten. Das muß man ſagen, ſchleckig iſt er nicht, er iſt mit Allem zufrieden, aber es thut einem doch leid, wenn das gut Sach' ſo einkocht und verdorrt, und man kann's doch nicht vom Feuer wegthun. Und Herr Reihenmaier, ich hab' auch viel an Euch denkt; Ihr habt geſtern ſo eine gute Sach' geſagt und ſo ſchön ausgelegt, jetzt laſſet's aber nicht blos geſagt ſein, Ihr müſſet's auch eingeſchirren und an's Werk richten.“

„Was denn?“

„Das mit dem Verein für die Kindbetterinnen, gehet zum Pfarrer, daß der die Sach' in Ordnung bringt.“

„Gut, ich gehe.“

„Ja,“ ſagte Lorle, „jetzt nach Tiſch iſt grad die beſt' Zeit beim Pfarrer, und Euch wird Euer Eſſen noch viel mehr ſchmecken, wenn Ihr ſo was Gutes in Stand bracht habt.“

Der Collaborator traf den Pfarrer im Lehnſtuhl, zur Taſſe Kaffee eine Pfeife rauchend. Nach den herkömmlichen

Begrüßungen wurde das Anliegen vorgetragen, der Pfarrer ſchlürfte ruhig die Taſſe aus und ſetzte dann dem Fremden auseinander, daß der Plan „unpraktiſch“ ſei, die Leute hülfen einander ſchon von ſelbſt. Der Collaborator entgegnete, wie das keineswegs der Fall ſei, daß man deshalb die Wohlthätigkeit organiſiren müſſe, um zugleich friſchen Trieb in die Menſchen zu bringen. Der Pfarrer ſtand auf und ſagte mit einer kurzen Handbewegung: man bedürfe hier der Schwärmereien von Unberufenen nicht. Jetzt gedachte der Collaborator der Armuth und Noth, die er erſt vor wenigen Stunden geſehen, immer heftiger werdend rief er:

„Ich kann nicht begreifen, wie Sie die Kanzel beſteigen und predigen können, indem Sie wiſſen, daß Menſchen aus der Kirche gehen, die hungern werden, während Sie ſich an wohlbeſetzter Tafel niederlaſſen.“

Der Pfarrer kehrte ſich verächtlich um und ſagte: er würdige ſolche demagogiſche Reden — er war noch aus der alten Schule und hatte den Ketzerſtempel communiſtiſch noch nicht — kaum der Verachtung. Er machte eine Abſchiedsverbeugung und rief noch:

„Sagen Sie Ihrem Freunde, er möge ſeine Liederpropaganda unterlaſſen, ſonſt gibt's eine Polizei. Adieu.“

Der Collaborator kam leichenblaß zu Reinhard in das Wirthshaus und aß keinen Biſſen. Als ihn Lorle nach dem Erfolge ſeines Ganges fragte, erwiederte er wie zankend: „Ich bin ein Narr!“ dann preßte er wieder die zuckenden Lippen zuſammen und war ſtill.

Reinhard hielt Lorle ſein Skizzenbuch hin und fragte: „Wer iſt das?“

„Ei der Wendelin, laſſet mir's, ich will's der Bärbel zeigen."

„Nein, das Buch gebe ich nicht aus der Hand."

„Warum? Iſt Jemand darin abzeichnet, das ich nicht ſehen darf?"

„Kann ſein."

Lorle zog ihre Hand von dem Skizzenbuche zurück.

Auf dem Spaziergange, den die Freunde nun gemeinſam machten, ſchüttete der Collaborator ſein ganzes Herz aus, Reinhard verwies ihm ſein Verfahren und er erwiderte:

„Du biſt zu viel Künſtler, um dir die Noth und das Elend vor Augen halten zu können, du ſuchſt und hältſt nur das Schöne."

„Und will's auch ſo halten, bis ich einmal durch ein Wunder auserſehen werde, die kranke Menſchheit zu operiren."

„Ich kann's oft nicht faſſen," fuhr der Collaborator wieder auf, „wie ich nur eine Stunde heiter und glücklich ſein kann, da ich weiß, daß in dieſer Stunde Zahlloſe, berechtigt zum Genuſſe des Daſeins wie ich, ihr Leben verfluchen und bejammern, weil ſie am Erbärmlichſten, an Speiſe und Trank, Noth leiden."

Die Beiden gingen geraume Zeit ſtill den Bergwald hinan, ein alter Mann, der ein Bündel dürres Holz auf dem Rücken trug, begegnete ihnen, der Collaborator ſtand ſtille und ſah ihm nach, dann ſagte er:

„Der Inſtinkt, was wir mit dem Untermenſchlichen gemein haben, das hilft uns noch am meiſten. Wir müßten ohne dies vergehen im Kampfe gegen die Welt, wohlweislich aber iſt's von Gott in alle Weſen und in den Menſchen beſonders geſetzt. Haſt du beobachtet, wie der Alte vorgebeugt ſeine Laſt trug? Er kennt die Organiſation ſeines Körpers nicht, weiß nichts von Schwerpunkt und Schwerlinie, und doch trägt er ſeine Laſt ganz vollkommen mit den Geſetzen der Phyſik übereinſtimmend — vielleicht trägt auch die Menſchheit ihre Laſt auf naturtriebliche Weiſe, die wir noch nicht als Geſetz erkennen."

Auf dieſe Nothbank des Vielleicht ſuchte der Collaborator ſeine quälende Sorge abzuſetzen, es gelang ihm nicht, aber er konnte doch verſchnaufen, doch ſo viel freien Athem ſchöpfen, um neuen Eindrücken offen zu ſein. Reinhard traf das rechte Mittel, um den Freund zu erlöſen, er ſtimmte jetzt mitten im Walde das Weber'ſche „Niraro! der Sommer der iſt do" an, der Collaborator begleitete ihn ſchnell im kräftigen Baß; ſie wiederholten die Strophen mehrmals, und ſo ein Lied thut Wunder auf eine betrübte Seele, die ſich nach Freiheit ſehnt, es leiht dem Geiſte Schwingen, daß er mit den Tönen frei über die Welt hinſchwebt.

„Es gibt doch keinen höhern Halt, keine ſicherere Freude als die Natur," ſagte der Collaborator wiederum, „ſelbſt die Liebe, glaube ich, kann der namenloſen Wonneſeligkeit nicht gleichen, die wir in der Natur empfinden. Der Natur Dank, daß ſie ſtumm und gemeſſen fortlebt, uns nur ſieht und nur zu uns ſpricht, wenn der Geiſt Natur geworden. Denke dir, wir könnten die ganze Natur hineinreißen in den krauſen Wirrwarr unſerer Philoſopheme, Theorien und Zwieſpälte, ſie unterbräche durch denſelben auch ihr Daſein, experimentire mit in unſeren Ideen — wie unglücklich könnten wir werden! Nein, die Natur iſt ſtumm und von ewigen Geſetzen gebunden. Es mag eine tiefe Deutung darin gefunden werden, daß nach der Bibelurkunde Gott die ganze Welt durch das Wort, aber ohne ausgeſprochenen Willen ſchuf; als er den Menſchen formte, ſprach er: wir wollen einen Menſchen ſchaffen, die Natur ſpricht nicht und will nicht, wir aber ſprechen und wollen, wir werden uns ſelbſt zum Gegenſatz und Kampf."

„Luſtig! Und wenn der Bettelſack an der Wand verzweifelt," rief Reinhard endlich dazwiſchen, ſchnalzte mit den Fingern und begann zu ſingen:

„Jetzt kauf i mir fünf Leitern
Bind's an einander auf,
Und wann's mich unt' nimmehr g'freut
Steig i oben hinauf.
Huididah u. ſ. w.

*

Bin kein Unterländer,
Bin kein Oberländer,
Bin ein ledfriſcher Bue
Wo's mi freut, kehr i zue.

*

Drei 'rüber, drei 'nüber,
Drei Federn auf'm Huet;
Sind unſer drei Brüder,
Thut keiner kein guet.

*

Sind unſer drei Brüder
Und i bin der klenſt,
Hat e jeder ein Mädle
Und i han die ſchönſt.

*

E ſchön's Häusle, e ſchön's Häusle,
E ſchön's, e ſchön's Bett,
Und e ſchön's, e ſchön's Bürſchle
Suſt heirath i net.

*

Wenn i nunz ein Haus han
Han i doch e ſchöne Ma'n,
Dreih ihn 'rum und dreih ihn 'num
Schau ihn alleweil an.

*

Mein Schatz, der heißt Peter,
Iſt e luſtiger Bue
Und i bin ſein Schätzle,
Bin au luſti gnue.

Mit ſolchen „G'ſätzle," die Reinhard ſchockweiſe kannte, überſchüttete er ſeinen Freund; ſo oft dieſer zu grübeln beginnen wollte, ſang er ein neues und der Collaborator konnte nicht umhin, die zweite Stimme zu übernehmen. Wohlgemuth kamen ſie zu Hauſe an und merkten nicht, daß die Leute die Köpfe zuſammenſteckten und allerlei munkelten.

Am andern Morgen ſtand Reinhard vor dem Bette des Collaborators und ſagte:

„Friſchauf! du gehſt mit, wir wandern ein paar Tage ins Gebirge, das wird dir das Blut auffriſchen und ich kann doch nichts arbeiten, es gefällt mir nichts." —

Der Aufgeforderte war ohne viel Zögern bereit, er hatte ſich zwar vorgeſetzt, ſo viel als möglich ſich in das Kleinleben des Dorfes zu verſenken; nun ſollte ſich's ändern.

Erkräftigende, ſonnige Wandertage verlebten die beiden Freunde; wie der Himmel in ungetrübter Bläue über ihnen ſtand, ſo breitete ſich auch eine gleiche, einige Seelenſtimmung über ſie. Was der eine that und vorſchlug, war dem andern lieb und erwünſcht, nie wurde hin und her erörtert, und ſo hatte jeder Trunk und jeder Biſſen den man genoß eine neue Würze, jedes Ruheplätzchen doppelte Erquickung. Freilich war der Collaborator noch immer der Nachgiebige, aber er war's nicht aus rückſichtsvoller Behandlung, ſondern unmittelbar in freudiger Liebe. Da ihm nicht leicht eine Bemerkung über einen gegenwärtigen Zuſtand entging, ſagte er einmal: „Wie herrlich iſt's, daß wir vom Morgen bis zum Abend beiſammen ſind. Ich bin oft gern allein der ſtillen Natur gegenüber, iſt aber ein Freund zur Seite, ſo iſt's eine höhere Wonne, unbewußt durchzieht mich die Empfindung, daß ich nicht nur mit der Natur, ſondern auch mit den Menſchen einig und in Frieden bin, ſein möchte.“ —

Reinhard gab auf dieſe Rede ſeinem Freund einen derben Schlag auf die Schulter, er hätte ihn gerne an's Herz gedrückt, aber dieſe Form ſeines Liebesausdruckes war ihm genehmer und dünkte ihn männlicher. —

Sie kamen nun in eine geologiſch höchſt merkwürdige Gegend. Der Collaborator vergaß eine Weile all das menſchliche Elend, was ihn bedrückte, denn er machte in den Steinbrüchen manchen glücklichen Fund; er fand in einem Kalkbruch nicht nur einen Koprolith von ſeltener Vollkommenheit, ſondern auch noch manche andere Seltenheit. Als er einſt mehrere ſehr ſchöne verſteinerte Fiſchzähne gefunden, äußerte er ſeine eigenthümliche Empfindung, hier ein Ueberbleibſel einer alten Welt zu haben, die mindeſtens tauſend Jahre älter iſt als unſere Erde. Reinhard hörte ſolche Auseinanderſetzungen gerne an, denn ihm ward jetzt auf den Wegen die Entſtehungsgeſchichte unſerer Erde eröffnet. Der Collaborater liebte es in komiſchen Darlegungen auseinanderzuſetzen, wie dieſer unſer Erdball mehrmals durch's Examen gefallen, bis er den Doktor, den Menſchen gemacht. Er wiederholte oft, daß die Geologie die einzige Wiſſenſchaft ſei, der er ſich mit voller Luſt widmen möchte, er liebte ſie auch beſonders, weil, wie er ſagte: die Aſtronomie der Altgläubigkeit das Dach über'm Kopfe abgehoben und die Geologie ihr den Boden unter den Füßen weggezogen.

Die Taſchen des Collaborators füllten ſich übermäßig, er mußte manche ſchöne Verſteinerung, deren Fund ihn ganz glücklich gemacht hatte, zurücklaſſen, er entſchädigte ſich aber dafür, indem er ſolche an ungewöhnlichen Orten verſteckte; mit kindiſcher Freude malte er dann aus, wie nachkommende Stümper tiefe Abhandlungen über dieſe ſeltſamen Erſcheinungen ſchreiben würden. Als ihm Reinhard bemerkte, daß er ja hierdurch die Wiſſenſchaft verwirre, ſtand er ſtutzig da und half ſich dann mit einem leichten Scherze darüber weg. Dennoch ließ er jede Verſteinerung, die er nicht mitnehmen konnte, fortan an ihrem Orte liegen. Bei den naturgeſchichtlichen Auseinanderſetzungen hörte Reinhard willig zu; wenn es aber wieder an die Fragen vom Weltübel ging, begann er zu ſingen:

„Collaborator! Collaborator! Ihr Bäume, Vögel, Steine, der Collaborator iſt da und will euch eine Predigt halten. Sieh, ich lehre die Vögel im Walde deinen Titel, wenn du nicht einpackſt.“

Ueber eine Sache jedoch hörte Reinhard mit beſonderm Wohlgefallen zu. Sie ruhten einſt unter einem Nußbaume mitten im Walde, da bemerkte der Collaborator: „Der Volksmund berichtet, einem Raben ſei an ſolcher Stelle die Frucht, die er im Schnabel trug, entfallen und ſie ſei zum Baume aufgewachſen. So ſteht auch oft mitten unter Menſchen mit rauhen Sitten und Seelen ein zartes, hohes Gemüth.“

„Aber ein ſchöner Leib muß auch dabei ſein,“ bemerkte der Maler.

„Gewiß, wie glücklich iſt ein ſchönes Menſchenantlitz, freundlich lacht ihm die Welt entgegen, alle Blicke, die ſich ihm zuwenden, erheitern ſich, ein Wiederſtrahl des Wohlgefallens kehrt aus Allem zu ihm zurück.“

Beide nannten Lorle nicht und doch dachten beide an ſie.

Sie ſprachen einſt von Liebe und Reinhard bemerkte: „Mir iſt's oft, als wäre all das Singen und Sagen von der Liebe eitel Tradition, ich kann mir jenen ſüßen Wahnſinn, da der ganze Menſch in Liebe aufbrennt, nicht denken.“ —

Reinhard ſagte dies ſelber nur als Tradition aus einer vereinſamten Vergangenheit, es hatte keine Wahrheit mehr für ihn und doch wiederholte er's wie aus Gewohnheit; ſein Freund mochte das fühlen, er ſah ihn bedeutſam und traurig an, indem er dann erwiederte:

„Solch ein Mädchen iſt wie ein Lied, das ein ferner Dichter geſchaffen und zu dem ein anderer die Melodie findet, die Alles und hundertfältig mehr daraus offenbart.“

Als Antwort ſtimmte Reinhard das Lied an: „Schön Schätzichen wach auf!“

Der Collaborator fand eine reife Erdbeere an einem Felſen, er hielt ſie vor ſich hin und ſagte: „Wie duftig und voll würziger Kühle iſt dieſe Beere, wie lange bedurfte das Pflänzchen, bis es die Blüthe und die Frucht reifte, und nun ſteht es da zu unſerer Erquickung. War ſein ganzes Daſein nur ein ſtilles Harren auf mich? Hat der Schöpfer es bereit gehalten, bis er mich herführte?“

Reinhard betrachtete ſeinen Freund mit glänzenden Augen und ſagte dann: „Wenn ich dich einſt male, faſſe ich dich ſo: die friſche Frucht zum Genuſſe in der Hand und du ſie betrachtend.“

In den Dörfern, wo man übernachtete, brachte der Collaborator eine ſeltſame Bewegung unter die Bewohner; er ließ ſich in der Nacht vom Küſter die Kirche öffnen und berauſchte ſich im Orgelſpiel, das er meiſterhaft verſtand. Noch viele Tage redete man in den Dörfern von dem wunderlichen nächtigen Orgelſpieler und der Collaborator ſelber ſagte auf dem Heimwege: „Es iſt tief bedeutſam, wie in jedem Dorf ein großes, heiliges Inſtrument aufgerichtet iſt, harrend, wer nur einſt die freien Klänge daraus erwecke. Auch das, ich bin nicht der rechte Mann des Volkes, ich verſtehe nur das höchſte Inſtrument des Dorfes, die Orgel zu ſpielen, und zwar weſentlich zu meiner eignen Erholung.“ — —

Die Wandertage hatten die Freunde auf's Neue an einander geſchloſſen, ſie kehrten Freitag ſpät in der Nacht heim, am andern Mittag mußte der Collaborator nach der Stadt in ſein Amt zurückkehren.

In aller Frühe ſtimmte er noch vollends das Clavier und ſagte mit ſchmerzlichem Lächeln zu dem eintretenden Reinhard: „Unter der Hand wird mir Alles zum Sinnbilde. Ich habe nun das Clavier geſtimmt, werde aber morgen keine luſtigen Tänze darauf ſpielen. Après nous la danse. Nach uns geht der Tanz der Weltgeſchichte an. Dieſe Steine und die paar Schmetterlinge, das iſt Alles, was ich aus dem Dorfe mitnehme.“

Er eilte nochmals zu der armen Familie, um zu ſehen, wie es ihr erginge, die Leute waren unwirſch und er glaubte, ſie wüßten, daß er ihnen nichts mehr geben könne.

Von allen Hausgenoſſen war's Lorle allein, die innigen Abſchied von dem Collaborator nahm. Als er fort war, ſagte ſie zu Reinhard: „Ich kann's nicht glauben, aber die Pfarrköchin hat's im Dorf ausgeſprengt, der Herr Reihenmaier ſei ein gottloſer Heid, er häb beim Pfarrer auf das Predigen geſchimpft und den neuen Kirchenbau verflucht. Er kann aber nicht ſchlecht ſein, nicht wahr? Er hat doch ſo ein gut Herz.“

Reinhard ſah dankend auf Lorle. Der Abſchied vom Freunde that ihm auch wehe, und doch dünkte er ſich jetzt erſt recht friſch und frei, er glaubte jetzt erſt alle ſtörſame Reflexion los zu ſein, da ſie von ſeiner Seite gewichen war ....

In einem geheimen Buche der Reſidenz wurde mehrere Tage hierauf ein neues Conto für einen Kunden eröffnet, darin hieß es: Miniſterium des Kultus. Der Collaborator Adalbert Reihenmaier, nach Denunciation des Pfarrers M . . . zu Weißenbach laut Bericht des Amtes zu G., atheiſtiſch geſinnt, Verſuch zur Aufreizung des Volkes. Reg. VII. b. act. fasc. 14263.

Hoch zum Himmel hinan!

So wohl allein ſich Reinhard jetzt fühlte, ſchaute er am andern Morgen doch oft nach der Thüre, als müſſe der Freund eintreten.

Mit friſcher Luſt wurde nun die Ausführung der Farbenſkizze fortgeſetzt, es wurde noch ein Plätzchen für Wendelin erübrigt, der mit dem Hirtenſtocke in der Hand ſtehen blieb, während die Kühe ſich im Hintergrunde verloren; hiedurch bekam das Abendliche, das über dem Ganzen liegen ſollte, noch ein weiteres Motiv. Einigen Zuhörern im Hintergrunde gab Reinhard noch Laſten auf den Kopf, ſie kehrten eben vom Felde heim und blieben ſtehen; der Collaborator würde ſagen, dachte Reinhard lächelnd: das zeigt ſymboliſch oder typiſch, daß das Volk durch das Lied die bedrückenden ſchweren Laſten vergißt!... Nun ward auch noch der Collaborator in eine Ecke geſtellt, es war offenbar, daß er das neue Lied aufſchrieb.

Reinhard aß fortan wieder am Familientiſche, er war doch erſt jetzt wieder in ſeinen alten Verhältniſſen. Mit Lorle ſprach er oft und viel von dem fernen Freunde und das, daß ſie im ganzen Dorfe einen Menſchen lieb halten, den die Andern vergaßen oder ſchmähten, das gab ihrem Verhältniſſe noch eine geheime Beſonderheit. Es ergab ſich nun, daß ſich der Collaborator allerdings in ſeinem tiefen Aufruhr zu heftigen Aeußerungen eigenthümlicher Art hatte hinreißen laſſen; er hatte im Hauſe des alten Klaus ausgerufen: „man möchte an Gott verzweifeln, daß er die Sonne ſcheinen und die Bäume wachſen läßt, daß er's duldet, daß man ihm eine Kirche erbaut, während die Menſchen ſolches Elend ihrer Brüder ruhig mit anſehen.“ Lorle entſchuldigte ihn immer bis auf's Aeußerſte und beklagte, daß die Leute, denen er doch nur Gutes gethan, ihn dafür jetzt beim Pfarrer verleumdet und angegeben hätten. Sie gönnte ſich jetzt auch faſt keine Ruhe und keinen Genuß mehr, ſie wollte überall im ganzen Dorfe beiſpringen und helfen, wo es deſſen bedurfte.

Reinhard war überaus fleißig und, wie das immer Urſache und Wirkung des ſchöpferiſchen Fleißes, auch überaus luſtig; er war zu Scherz und Schelmerei aller Art aufgelegt, es ſchien als ob das ganze Haus nur ihm gehörte. Man konnte nicht recht ſagen, was er trieb; in den Stunden, in denen er nicht arbeitete, war's eben als ob ein Kobold umherrenne und Alles lachen und ſpringen mache.

Der Wadeleswirth ſagte oft gar bedächtig: „Nur ſtet, laſſet mir nur das Haus über'm Kopf ſtehen;“ zwei Minuten darauf mußte er aber ſelbſt ganz ungewöhnliche Sprünge machen. Reinhard verſtand nämlich zweierlei Künſte beſonders, zuerſt die Bauchrednerei, er brachte einſt den Wadeleswirth in Gang, wie ſich deſſen Beine ſeit Jahren nicht erinnern konnten, denn er ahmte die Stimme

Lorle's nach, die vom Speicher nach Hülfe rief. Ueber ein anderes Kunſtſtück Reinhard's rief Bärbel einmal alle Hausbewohner zuſammen. Die jungen Schweinchen, die man erſt vor kurzem eingethan, waren auf dem oberſten Speicher, und als man hinaufkam, hatte Reinhard blos die Stimmen der beſcheidenen Geſchöpfe nachgeahmt. Man konnte dem übermüthigen Geſellen nicht gram ſein und Lorle ſagte einmal:

„In unſerm Haus dürfet Ihr die Späß machen, aber nur nicht vor anderen Leuten, die haben ſonſt keinen Reſpekt vor Euch.“

Reinhard war von dieſem Augenblick an ruhiger und nur wenn die Gelegenheit gar zu lockend war, vollführte er noch einen Schabernack.

Lorle war viel im Dorfe, aber nicht zu Hauſe, ſondern bei der Mutter Wendelins, die mit ihrem ſechsten Kinde, einem Knaben, niedergekommen war. Reinhard hatte ſein Bild raſch untermalt und wollte ſich nun, ſo lange die Farben trockneten, Ruhe, das heißt freies Umherſchweifen in Wald und Feld gönnen; er putzte ſeine Büchſe, um auf die Jagd zu gehen, aber er kam nicht dazu, denn ſchnell drängte ſich ein anderes Bild auf die Staffelei und mit friſchem Eifer vollendete er die Farbenſkizze zu demſelben, es war das verſprochene Altarbild. Reinhard hatte die Hochzeit zu Kanä dazu gewählt und malte mit faſt immer lächelndem Antlitz, denn er hatte ſich die Figuren aus dem Dorfe genommen, die er gar nicht mit langen Bärten und Talaren verkleiden wollte, es war eine einfache deutſche Bauernhochzeit, unter die der Heiland trat; Stephan war der Bräutigam, die Braut aber ſah nicht Vroni ähnlich, der Wadelewirth und der Hohlmüller nahmen ſich als Schwiegerväter ſtattlich aus. Reinhard pfiff allerlei luſtige Volkslieder während er malte, und als er einmal das Ineinandertönen der Farben aus der Ferne betrachtete, dachte er vor ſich hin: „wie würde ſich der Collaborator freuen, wenn er ſähe, wie ich unſer Bauerleben dem altjüdiſchen als Kukuksei ins Neſt praktizire. Was könnte er da für kulturgeſchichtliche Bemerkungen machen! Wie würde er mir beweiſen, daß auch Shakſpeare dadurch Leben gewonnen, daß er die Römer zu Engländern gemacht.“

Nach Vollendung der Farbenſkizze kam dennoch ein Mißmuth über Reinhard, ihm bangte wie ſo oft vor der Ausführung, er hatte die Freude des Schaffens vollauf bei dem Entwurfe genoſſen.

Es liegt eine tiefe Erfriſchung in dem drängenden Treiben, das die Künſtlerſeele tagtäglich zu neuen Gebilden erweckt, die wahre nachhaltige Erquickung liegt aber nur in der Treue, in der unabläſſigen ſorgſamen Vollendung deſſen, was man in der Stunde der Weihe empfangen; in dieſer Treue erſteht die Schaffensfreude, wiedergeboren durch den Willen, erhöht und verklärt.

Reinhard gelobte ſich Treue in ſeinem Berufe und doch ging er ſtets umher mit bewegtem Herzen, als ſuchte er etwas, als müßte er ein Ungeahntes finden, als ſtünde er auf der Schwelle einer Offenbarung, deren Pforten ſich plötzlich aufthun und Wunder ſchauen laſſen. Er wandelte auf dem Boden der gewohnten Welt wie auf knospenden Geheimniſſen und doch war ihm wiederum ſo wohl in Wald und Flur; Baum und Strauch und Gras, Alles ſtand ihm ſo nah wie noch nie, er lebte ihr Leben mit, er hatte nicht Auge genug für dieſe unendlich reiche Welt, die ſich aufthat als ginge er mit ihr eben aus der Hand des Schöpfers hervor, Alles war ihm wie neu, als ſähe er's zum erſten Male. Er ſtand einſt vor einer Schlehdornhecke und verſank in ihrem Anſchauen in tiefe Betrachtung: Wie das hier aus dem Boden ſteigt, Aeſte treibt, Frucht und Blatt anſetzt, wie ſchön gezackt und glänzend, und der Winter kommt, es ſtirbt und fällt und grünt wieder — Alles, das einfachſte Naturleben war Reinhard ein neues Heiligthum geworden. „Was ſoll aus mir werden?“ ſagte er dann, indem er zu ſich zurückkehrte; „heilige Natur! mache aus mir, was du willſt, laß mich nur kein verpfuſchtes Weſen ſein, irr in ſich — ich will dir gehorchen.“

So ſchwellte ein namenloſes Sehnen die Bruſt Reinhard's und ſelbſt im Hauſe ſaß er oft ſtundenlang wie mit offenen Augen träumend. Die Leute ſchüttelten den Kopf über ihn, ſie kannten ihn gar nicht mehr; aber jedes in der Welt hat zu viel für ſich zu thun, um den Gedanken eines Andern nachgehen zu können, zumal wenn dieſe eben der Art ſind, daß ſie ſich nicht faſſen laſſen. Reinhard machte den Verſuch, ſich aus ſeinen Träumereien herauszureißen, er ging auf die Jagd, das erheiſchte ein zuſammengehaltenes geſchloſſenes Weſen und einen feſten Blick nach außen. Eines Mittags kehrte Reinhard mit der Büchſe auf der Schulter und zwei Birkhühnern in der Taſche nach Hauſe, da ſah er Lorle unter der Linde ſitzen mit den zwei jüngeren Geſchwiſtern Wendelins. Das kaum einjährige Kind ſtand auf dem Schooße des Mädchens aufrecht und Lorle ſchnalzte mit den Fingern und lachte und koſte, um das Kind zu erheitern, der Knabe, der zu Füßen ſtand, ſchaute aber trotzig drein. Lorle nickte dem herzutretenden Reinhard freundlich zu und fuhr dann fort mit dem Kinde zu ſpielen, indem ſie ſang:

Rinele, Ranele,
Wäaele, Stroh,
'ſ Kätzle iſt g'ſtorbe,
'ſ Mäusle iſt froh.

Reinhard ſetzte ſich auf einen Baumſtamm Lorle gegenüber und ſtarrte drein, ſie ließ ihn gewähren, ſie war's gewohnt, daß er ſie oft ſo anſtierte, ſie fragte nur:

„Wird denn der Herr Reihenmaier nicht ſchreiben?“

„Nein,“ ſagte Reinhard.

Das war doch nur ein einfaches Nein, aber in dem Ton der Stimme lag ein Ausdruck, den die liebevollſten Worte nicht erſetzen mochten. Plötzlich fing der Knabe zu Füßen Lorle's an zu weinen und ſchrie: „ich will heim.“

„Bleib,“ beſchwichtigte Lorle, „dein' Mutter ſchlaft und du kannſt nicht heim.“ Auf ein Rothkehlchen deutend, das vor ihnen umherhüpfte, ſagte ſie: „Guck einmal, was der Vogel ein weißes Unterwämschen anhat, paß auf, wenn er auffliegt; ſcht!“ Der Vogel flog auf und man ſah die weißen Federn unter ſeinem Flügel. „Haſt's geſehen?“ ſagte Lorle, der Knabe ließ ſich aber dadurch nicht zerſtreuen, und erſt als er jetzt das Verſprechen erhielt, daß ihm Lorle eine Geſchichte erzähle, ſchluchzte er ſtille. Lorle trocknete ihm das thränennaſſe Geſicht und erzählte nun eine jener eigentlich inhaltloſen Geſchichten, bei denen aber Ton und Geberde eine ganze Seele voll Liebe ausſpricht und erweckt. Es wurde weiter nichts berichtet, als daß ein Knabe eine ſchöne Kirſche hatte, die ihm ein Vogel wegnehmen wollte, die Mutter aber den Vogel verſcheuchte.

Lorle und ihr Zuhörer lachten darüber laut auf, es waren eben Kinder, die ſich über ſich ſelbſt und mit ſich freuten. Der Knabe wollte aber immer wiſſen, wie es weiter ging, und fragte immer: „Und dann?“ Bis Lorle ſagte: „Und dann? dann laſſen wir die Hödel und die Gizle heraus.“ Und ſo geſchah es auch. Die Geis und die Zieglein wurden aus dem Stall geholt, Lorle freute ſich wol ebenſo ſehr an den Sprüngen derſelben, als die Kinder, die ſie hüteten.

Zu Hauſe lehnte Reinhard alle ſeine Bilder und Entwürfe mit dem Geſichte gegen die Wand, er wollte nichts ſehen als ein Bild, das er im Geiſte vor ſich erſchaute.

Am Abend hatte er im Stüble eine lange Unterhandlung mit dem Wadeleswirth und beſonders durch die Erinnerung an das großmüthig zurückgegebene Verſprechen auf der Hohlmühle ward Reinhard willfahrt. Der Vater rief endlich ſeine Tochter herein und ſagte:

„Lorle, da der Herr Reinhard braucht dich zum Abmalen für das Kirchenbild; willſt du?“

„Für die Kirch'?“ fragte Lorle, ſie ſchaute um und auf, als grüßte ſie ein fremdes Weſen hinter ihr und über ihr.

„Was guckſt du ſo?“ fragte der Vater.

„Nichts, ich hab' gemeint, es wär' Jemand hinter mir, ich weiß nicht.“

Der Vater begann wieder: „Die Mutter bleibt von morgen an die ganz' Woch' zu Haus, wir bekommen Dreſcher und da kann die auf ſie Acht geben und auch bei euch ſein. Willſt du?“

„Ja,“ ſagte Lorle mit feſter Stimme; auf ihrer Kammer aber weinte und betete ſie die ganze Nacht, ſie wußte nicht recht warum, es war ihr ſo wohl und ſo weh zu Herzen.

Auch Reinhard war die ganze Nacht voll Unruhe, und als er mit dem erſten Sonnenſtrahl erwachte, ſagte er laut vor ſich hin: „Marienhaft! er hat Recht. —“ Still verließ er dann das Haus, er ſchwang den Hut, um das Haupt in der Morgenluft zu kühlen, und ſtand doch einen Augenblick ſo da, als grüßte er die heilige Frühe. Am Kirchberge begegnete er dem Küſter, der eben hinanging, um zur Frühmette zu läuten, er begleitete ihn und ſtieg den Thurm hinan, ſaß in der Glockenſtube und ſchaute zur Lucke hinaus ins Weite. Drunten im Thale kämpften noch Sonne und Nebel, die Sonne aber ward bald Meiſter. In der Kirche begann die Orgel zu brauſen und zu dröhnen, Reinhard ſaß hoch oben und dachte Unfaßbares.

Als die Kirche zu Ende war, kam der Küſter und bat Reinhard hinabzuſteigen, da er ſchließen müſſe. Still ging Reinhard dahin, da begegnete ihm Lorle, die aus der Kirche kam.

„Ihr ſeid auch in der Kirch' geweſen?“ ſagte ſie halb fragend.

„Ja, oben.“

Die Beiden konnten nicht reden, ſie waren tief erſchüttert, wie von einer überirdiſchen Macht erregt, und doch war es auch ihr eigner Wille.

Lorle ſah blaß aus, die Mutter fürchtete, ſie ſei krank, da ſie auch nichts über die Lippen brachte, Lorle konnte aber kaum eine Antwort geben, es war ihr, als ſollte ſie gar nichts reden.

Nun endlich ſaß ſie bei der Staffelei und Reinhard ſagte: „Wir wollen luſtig ſein, warum denn traurig? Juhu!“

Er ſagte wir wollen und konnte doch nicht, auch ihn ergriff es, wie wenn Jemand ſeine tiefſte Seele gepackt habe und feſthielte.

„Meinet Ihr nicht auch, daß es eine Sünd' iſt?“ fragte Lorle, verſchämt die Augen niederſchlagend.

„Nein,“ antwortete Reinhard wieder mit jenem herzinnigen Tone und Lorle ſah heiter auf, dieſe einfache Betheuerung genügte ihr vollkommen.

Die Mutter ging ab und zu, während Lorle ruhig daſaß. Anfangs war Lorle ſtets in der peinlichſten Verlegenheit, und wenn Reinhard gefliſſentlich Scherze machte, fragte ſie: „Darf ich denn auch lachen? Darf ich denn auch ſchwätzen? Saget's nur, ich will Euch nicht aufhalten.“

Reinhard verſicherte, daß ſie ſich nur ganz natürlich nehmen ſolle, eines aber bat er, ſie möge ſich nicht ſo viel mit der Hand ins Geſicht langen, worauf Lorle bemerkte:

„Ihr habt Recht, ich merk's, ich hab' die üble Gewohnheit, ich will mir's gewiß abgewöhnen, aber es iſt mir, als wenn ich's im Geſicht ſpüren thät, daß ihr mich jetzt da malet und jetzt da. Ich bin dumm, nicht wahr? Ihr dürfet's frei 'raus ſagen, ich nehm' Euch nichts übel.“

Reinhard mußte an ſich halten, Lorle nicht um den Hals zu fallen; die Mutter kam, ſtand von ferne und hielt die Hände hart am Leibe, damit ſie ja nicht vor Erſtaunen das naſſe Bild anrühre, ſie konnte ſich aber nicht genug verwundern, wie man Lorle ſchon ganz gut erkenne. — Es wurde ausgemacht, daß Niemand im Dorfe etwas von der Sache erfahren ſolle bis zur Einweihung der Kirche.

Wie ſtill und friedſam waren nun die Stunden, in denen die beiden bei einander waren. Von ferne aus der Scheune hinter dem Hauſe vernahm man die Taktſchläge der Dreſcher und von der Straße hörte man bisweilen ein Kind ſchreien, einen Wagen rollen, und wieder war Alles ſtill und lautlos.

Lorle ſagte einmal: „Ich mein' ich wär' gar nicht mehr im Dorf oder ich ſchlaf' und hör' das Alles nur ſo, ich weiß nicht wie. Ich weiß nicht, für keinen andern Menſchen auf der Welt thät' ich ſo daſitzen.“

„Gutes Lorle,“ erwiederte Reinhard, „ich weiß, Ihr habt Niemand auf der Welt ſo lieb als mich. Zittere nicht,“ fuhr er fort, ihre Hand faſſend, „ich kenne dein ganzes Leben, du haſt, während ich in der Ferne umherſchweifte, ſtille meiner gedacht, du haſt dich gegrämt, daß ich dich ſo oft geneckt und haſt mich doch lieb gehabt, und als ich wiederkam, haſt du an jenem Abende geweint, weil Jemand auf mich ſchimpfte."

„Um Gottes willen, hat das die Bärbel verrathen?"

„Alſo war's die Bärbel? nein, es hat mir Niemand was geſagt. Mir zu lieb warſt du ſo freundlich gegen den Collaborator und in jener Nacht, als ich unter der Linde das luſtige Lied ſang, haſt du ſtill getrauert in deinem Kämmerlein, weil ich mich ſo heruntergäbe."

„Heiliger Gott! woher könnet Ihr das Alles wiſſen?"

„Weil ich dich lieb hab', weiß ich Alles. Haſt du mich auch recht lieb?"

„Ja, tauſend tauſendmal."

In einem ſeligen Kuſſe umſchlangen ſich die Beiden.

„Jetzt, jetzt," rief endlich Reinhard, „jetzt möcht' ich ſterben und du auch."

„Nein," rief Lorle ſich aufrichtend und Reinhard mit ſtarken Armen faſſend, „nein, erſt recht leben, lang, lang leben." In ihrem Blicke lag eine Heldenkraft, eine ſtolze Spannung, als könne ſie jeden Tod beſiegen.

„Du willſt alſo ewig mein ſein?" fragte Reinhard.

„Ja, ja, in Gottes Namen, Alles, Alles."

Bei dieſem Zuſatze: in Gottes Namen zuckte es fremd in den Mienen Reinhard's, er glaubte Lorle umfaſſe ihn nicht mit ganzer Seele, nicht mit freudigem Jubel; er bedachte nicht, daß auch Lorle mit ſich gekämpfte hatte und daß ſie ſich dieſer Liebe demüthig fügte als einem Gebote Gottes.

„Was iſt? hab' ich was nicht recht gemacht?" fragte ſie.

„Nein, nichts."

„Darf ich jetzt gehen und es meiner Mutter ſagen?"

„Nein, bleib, wir wollen das Geheimniß noch ſtill bewahren; glaub' mir, es iſt beſſer ſo."

„Ja, ja," ſagte Lorle zaghaft, „ich thu' gern Alles; befiehl mir nur recht und immer, was ich thun ſoll, du guter Reinhard."

„Heiß' mich nicht mehr Reinhard, nenne mich bei meinem Vornamen Woldemar."

Lorle lachte laut auf, und auf die verwunderte Frage Reinhard's, was es gebe, ſagte ſie: „Verzeih', Woldemar, das iſt ſo lächerig, Woldemar, das iſt wie wenn man die Treppe herunterfällt, Poldera, ſo macht's grad. Nein, darf ich nicht mehr allfort Reinhard ſagen? Ich hab' dich ſo lieb bekommen, ich bin dich ſo gewohnt, laß mich ſo dabei."

„Auch gut," ſagte Reinhard, halb verdrießlich lächelnd.

Es iſt eine Kleinigkeit, aber doch hat faſt Jeder eine gewiſſe Liebe für ſeinen Vornamen, als wäre er nicht etwas Verliehenes, ſondern ein Stück des eigenſten Weſens; man verträgt's nicht leicht, daß man ihn unſchön findet. Iſt's ja auch dieſer Klang, der uns vor Allem mit den Menſchen verbindet, uns ihnen kenntlich macht, liegen darin ja auch die ſüßeſten Zauber der Kindeserinnerung.

„Du mußt recht gut gegen mich ſein," ſagte Lorle, die Hand auf die Schulter Reinhard's legend, „ſonſt vergeh' ich vor Angſt, ich bin dich ja doch nicht werth, ich bin viel zu gering. Ja, und was ich noch hab' ſagen wollen, du mußt im Dorf nichts von mir reden, gar nichts, du haſt zum Martin geſagt, ich ſei ein Kanarienvögele und jetzt heißen ſie mich im ganzen Dorf ſo; mir liegt nichts dran, wenn ſie mich ausſpotten, aber es iſt mir von wegen deiner, es weiß doch kein's als ich —"

„Was denn?"

„Was du für ein lieber Kerle biſt," ſagte Lorle, die Zähne zuſammenbeißend und Reinhard am Barte zauſend.

Wer kann all das ſüße Koſen und Plaudern wiedergeben, das von dieſem Tage an die ſonſt ſo ſtille Werkſtatt Reinhard's in ſich ſchloß?

In Demuth entfaltete Lorle eine Fülle des Liebesreichthums, daß Reinhard ſtaunend und anbetend vor ihr ſtand, der Schluß ihrer Rede war aber faſt immer: „Ach Gott! ich bin dich nicht werth."

„Nein," rief Reinhard, „du biſt millionenmal beſſer als ich, als alle Männer, als alle Menſchen ich möchte ſieben Mal ſieben Jahre um dich dienen."

„Da könnteſt du alt werden," ſagte Lorle ſtill lächelnd, und Reinhard fuhr ohne Unterbrechung fort:

„Sieh, ich habe ſchon oft die ganze Welt und mich verloren gehabt, in Taumel hineingelebt, mitten in der Reue ein Sünder; doch, du kannſt nicht begreifen wie weit ich untergegangen war."

„Ich kann Alles begreifen, ſag' du mir's nur ordelich."

„O du herzige Liebe! Nimm dich in Acht mit mir, ich habe noch nie einen Herzfreund gehabt, den ich nicht quälte; der Collaborator iſt der Einzige, der mir treu ausharrte. Ich bereite den Menſchen oft Schmerzen, denen ich nur Gutes und Glückliches zufügen möchte. Erſt ſeitdem ich dich ſehe, ſeitdem ich dein bin, ſehe ich auf den alten Woldemar und das iſt ein gar wüſter Geſelle, nicht werth, daß er den Saum deines Kleides berühre. Ich kann dich glücklich machen, wie noch kein Weib auf Erden war, und — unendlich unglücklich.“

Lorle weinte große Thränen, aber ſie trocknete ſie bald und ſagte: „Hab' dich nur lieb, von da ſiehſt du viel beſſer aus.“ Sie deutete dabei auf ihre Augen und ſetzte nun ſchmollend hinzu: „Und ich leid's nicht daß Jemand auf den Reinhard ſchimpft, und du darf'ſt auch nicht. Und jetzt mach' mich nur nicht ſtolz, komm her, wir wollen mit einander gut und brav ſein, Gott wird ſchon helfen.“

„Ja, du machſt mich wieder ganz fromm,“ ſagte Reinhard und ſtand mit gefalteten Händen vor ihr. —

Das Bild wurde rüſtig gefördert, Lorle ermahnte immer zur Arbeit und Reinhard trug ihr noch auf, ihn nicht läſſig werden zu laſſen.

Niemand im Hauſe ahnte etwas von der neuen Wendung der Dinge, nur Vroni ward in's Vertrauen gezogen, man ging nun öfters nach der Mühle. Wie die Kinder jubelten die beiden Liebenden, wenn ſie ſich im Walde haſchten und verſteckten.

„O Welt voll Seligkeit!“ rief einſt Reinhard, als er ſo vor Lorle ſtand, „das hat ſich der Weltgeiſt allein vorbehalten, die Liebe, ſie kommt aus ihm; das läßt ſich nicht machen und nicht bilden. Da ſteht ein Weſen und hält mich zauberiſch gefangen, ſchön iſt Alles, Alles, was du biſt. Und hätte ein Weſen Seraphsflügel und iſt die Liebe nicht, ſpurlos zieht es dahin. Dank dir, ewiger Weltgeiſt, du haſt mir gegeben, was ich nicht ſuchte."

„Ich verſtehe dich nicht recht," ſagte Lorle.

„Ich verſtehe mich ja ſelber nicht. Was braucht's? Komm, ſieh mich an, laß mich ſchauen, ſtumm, welch ein gutes Leben in mir iſt."

Das Bild reifte ſeiner Vollendung entgegen, die beiden Liebenden ſprachen von Allem, nur nicht von der Zukunft; Beiden bangte innerlich davor, Reinhard weil er nicht wußte, wie ſie ſich geſtalten ſolle, und Lorle weil ſie es fühlte, wie ſchmerzlich ſie aus dem elterlichen Hauſe geriſſen würde.

Nun ergab ſich aber auch eine Mißhelligkeit zwiſchen den Liebenden. Lorle, die zu einer Madonna geſeſſen war, ſollte jetzt das Kind, mit dem ſie unter der Linde geſpielt hatte, wieder auf den Schooß nehmen; unter keiner Bedingung wollte ſie ſolches thun: „Es iſt eine Sünd', es iſt eine gräßliche Sünd'!" betheuerte ſie immer, aber Reinhard war unbeugſam und ſie willfahrte endlich, indem ſie ſeufzend ſagte: „Ich muß in Gottes Namen Alles thun, was du willſt." Sie zitterte aber am ganzen Leibe, ſo daß das Kind laut ſchrie, bis Reinhard endlich Beide beſchwichtigte, das Kind mit Süßigkeiten und Lorle mit liebreichen Worten.

Die Gewänder waren nur flüchtig untermalt, und nun ſollte dem Kopf die letzte Zuſammenſtimmung der Farbentöne gegeben werden, das ſagte Reinhard eines Tages und bat Lorle, daß ſie noch dieſe wenigen Stunden ſich Beide recht ſtill verhalten wollten. Lorle nickte ſtill, ſie wagte ſchon jetzt nicht mehr zu reden. Ihr Kopf war nach dem Wunſche Reinhard's aufgerichtet und ſie ſah hinauf nach dem blauen Himmel: weiße Wolkenflocken zogen leicht dahin, ſtill und friedlich war's im weiten Raume, kein Laut vernehmbar; da fließt eine Wolke ſanft hin, ſie nimmt eine kleine mit und verſinkt mit ihr unter den Geſichtskreis, eine andere ſtreckt ſchon ihr Haupt empor, wer weiß wie lang ſie iſt, wie dunkel ihr Grund, wie bald ſie abbricht; nur wer am Himmelsbogen ſteht, kann ſie ermeſſen. Da drunten liegt die Welt, weitab, Alles, Alles zieht vorbei, vorbei, die Erde iſt untergeſunken, ein Geiſt ſchwebt über den Wolken . . .

So hatte Lorle ſich in den Himmel hineingedrängt, Reinhard hatte ſie eine Weile ſtarr betrachtet und dann emſig gemalt.

Stille war's lange, die Beiden wagten kaum zu athmen.

„Was haſt du ſo eben gedacht? Dein Antlitz war verklärt?“ fragte Reinhard.

„Ich bin geſtorben geweſen und allein,“ ſagte Lorle mit geiſterhaftem Blicke, ihre Arme hoben ſich und fielen wie leblos wiederum nieder. Reinhard faßte ihre Hand, er konnte aber nicht reden, er ſchaute ſie an wie eine überirdiſche Erſcheinung.

„Jetzt möcht' ich auch ſterben," ſagte Lorle endlich und Reinhard erwiderte:

„Ich ſag' wie du, nein, erſt recht leben, lang, lang leben."

„Bin ich jetzt fertig?" fragte Lorle aufſtehend.

„Ja."

„So will ich gehen, es wird jetzt ſchon wieder fröhlicher werden."

Reinhard wollte ſie zum Abſchiede küſſen, ſie aber wehrte es ſtrenge ab und ſagte: „Jetzt nicht, nein, mir zu lieb." — —

Reinhard gönnte ſich nun auch wieder einige Erholung, ihm war auch ganz eigen zu Muthe, da er ſeit vielen Tagen in einer ſteten Spannung und Aufregung gelebt hatte. Als er das einſt Lorle erklärte, ſagte ſie:

„Mir iſt auch ſo, wie wenn ich aus der Fremde käm', wie wenn ich gar nicht daheim geweſen wär'." —

Auf ſeinen Wanderungen begegnete Reinhard wiederum Wendelin, der trübſelig ausſah, Reinhard fragte:

„Was haſt? Warum biſt ſo traurig? Weil du ein neues Brüderle bekommen haſt?"

„O nein, von deswegen nicht, mein Vater hat geſagt, wo fünfe halb hungern, kann ein ſechstes auch mitthun."

„Nun was haſt du denn?"

„Ja gucket, mein Scheck da (er wies auf eine ſtattliche Kuh), der iſt vorgeſtern verkauft worden, für 53 Gulden; der Metzger Heuberer von G. (er nannte die Amtsſtadt) hat ihn kauft und läßt ihn noch ſechs Wochen laufen, nachher holt er ihn. Ich krieg einen Sechsbätzner Trinkgeld, aber es macht mir kein' Freud, der Scheck iſt mir doch der liebſt' von allen und jetzt thut mir's ſo weh um den Scheck, der frißt jetzt da fort, wie wenn er ewig leben ſollt, und da kommt der Metzger und ſchlägt ihm auf einmal auf den Kopf und da liegt er, todt iſt er."

Der Knabe ſah Reinhard gedankenvoll an, dann fuhr er fort: „Mich freut's nur, daß der Metzger betrogen iſt."

„Wie ſo denn?"

„Ja gucket, er hat den Scheck viel zu theuer 'kauft, aber er möcht' gern dem Meiſter (Dienſtherrn) das Maul ſüß machen, weil er ſein Lorle heirathen möcht', und da iſt er doch angeführt."

„Warum? Denkſt du nicht mehr ſo gut vom Lorle?"

„O Ihr!" ſagte der Knabe zornig, „wie er mich anguckt, wie ein geſtochener Bock mit ſeinem langen Bart, ja gucket nur zu, ich fürcht' mich nichts, ich bin nicht in Euch vernarrt wie das Lorle."

„Woher weißt du das?"

„Ja, ich bin nicht ſo dumm. Wie vergangenen Sonntag der Martin nach der Stadt iſt, hab' ich für ihn Eure Stiefel 'putzt, und da iſt das Lorle kommen und hat geſagt, ich ſoll's gut machen und hat die Stiefel anguckt, mit ein paar Augen, das waren Augen! Und da hab' ich's gleich gemerkt was es geläutet hat. Und geſtern Nacht, wie ich in der Kammer lieg, da hör' ich, wie mein' Mutter dem Vater erzählt, daß das Lorle in Euch verſchoſſen iſt. Und wenn das Lorle fort iſt und mein Scheck iſt fort, und da geh ich halt auch fort."

Reinhard ſuchte den Knaben zu tröſten, es bedurfte deſſen kaum, denn er ſang und jodelte hinter dem Weggehenden luſtig in die Welt hinein.

Reinhard ſah nun, daß ihr Verhältniß doch ſchon dorfkundig war, er ging nachdenklich das Thal entlang. Es wurde Abend, die Mäher waren emſig das thaunaſſe Oehmdgras zu mähen, die ſterbenden Gräſer hauchten noch würzigen Duft aus, Reinhard breitete oft die Arme aus, als wollte er tauſend Leben an ſeine Bruſt drücken. Jetzt befiel ihn aber ein Trübſinn: raſch, in voller Blüte ihrer friſchen Liebe wollte er Lorle ſein nennen und doch war ſeine Zukunft ſo unſicher; er warf die Sorge von ſich, er wollte den Tag genießen, die fliehende Minute, und was gelingt nicht einem friſchen Herzen im freien Wandern? Reinhard ſah eine Weile ſein ſelbſt vergeſſen den Abendbremſen zu, die zogen erſt jetzt auf Nahrung aus und ſchwebten oft ganz ruhig unbewegt auf einem Flecke in der Luft, wie an einem Abendſtrahl aufgehangen, ihre Flügel drehten ſich wie leichte Wolkenrädchen zur Seite, bis ſie wie angeſtoßen auffuhren, ſie hatten eine kaum ſichtbare Beute erhaſcht und hielten ſich nun wieder ruhig auf ihrer neuen Stelle. Der geräuſchvolle Tag verſtummte immer mehr, ein ſanftes nächtiges Flüſtern hauchte durch Zweig und Gras, Reinhard ſchweifte immer weiter, es zog ein Lied durch ſeinen Sinn, er wußte nicht was, ihm war traurigfroh zu Muthe; da hörte er einen einſamen Burſchen jenſeits des Baches ſingen:

Ihr Sternle am Himmel,
Ihr Tröpfle im Bach,
Verzählet mei'm Schätzle
Mein Weh und mein Ach.

O, die Liebe kann nicht genug Boten finden, ihre unnennbare Seligkeit und ihr Leid zu verkünden. Und der Burſche ſang weiter:

Die Sternle ins Waſſer,
Die Fiſchle in 'n See,
Die Lieb' geht tief abe,
Geht niemals in d' Höh'.

Und jetzt ward noch mit anderer Weiſung der luſtige Schluß angehängt:

Ganget weg, ihr Burgersmädle,
Ganget weg, ihr Patſchele,
Da nehm i mir e Bauernmädle,
Das ſind rechte wackere.

Als Reinhard ſpät Abends nach Hauſe kam, traf er einen Brief aus der Stadt, er war vom Collaborator und lautete:

Kleinreſidenzlingen, an einem der Hundstage.

Oft habe ich im Walde einem Vogel zugehorcht, der mir ſeine Melodie hundert Mal vorſang, als müßte ich ſie verſtehen, und wenn ich mich endlich zum Fortgehen anſchickte, war mir's, als ſänge der luſtige Kauz jetzt erſt recht aus voller Seele, als rieſe er mir nach: Du verſtehſt doch nicht was ich ſinge, und Millionen werden nach dir kommen und werden's auch nicht verſtehen. So geht mir's jetzt auch mit dem Volksgeiſte. Mir iſt's, als ob jetzt, da ich fort bin, es erſt recht zu ſingen und zu klingen begänne. — Dieſe romantiſche Sehnſucht der modernen Menſchheit nach dem, was hinter ihr iſt, verdreht ihr den Kopf; ich habe auch einen krummen Hals.

Es iſt nicht gut, daß dieſer Menſch auf ſich ſtehe, drum will ich ihm eine Anſtellung ſchaffen, ſo ſprach Gott der Herr als er den deutſchen Menſchen gemacht hatte. Die Eichen im Walde werden nächſtens auch angeſtellt und erhalten das allerhöchſte Dekret, das ſie zu einſtweiligen Symbolen und Hütern der deutſchen Kraft und deutſchen Freiheit ernennt; es gibt dann Referendars-, Aſſeſſors-, geheime und wirkliche geheime Eichen mit eigenem Laub. Wir Deutſche ſind die ſolideſte Nation der Welt, es iſt die ſchändlichſte Verleumdung, daß man uns Gemeinſinn abſpricht; wer nur irgend ein gemachter Mann ſein will, ſetzt ſich auf den Beſoldungsſtuhl und ſpeiſt aus der Communſchüſſel. Fichte hat das Weſen des deutſchen Gelehrten zu ſehr aus ſeinem ſubjectiven Idealismus erfaßt, ich mache mir jetzt Excerpte, um in biographiſchen Umriſſen nachzuweiſen, welchen Einfluß die Anſtellungen auf die Geſtaltung des deutſchen Geiſtes gehabt haben.

Ich habe für die vornehme Species der Menſchen einen eigenen Namen gefunden, ſie heißen: die eisfreſſenden Thiere. Heute Morgen war ein Prachtexemplar bei mir, dein Gönner, der dicke, rothe Table d'hotenkopf, der hochwohlduftende Comte de Foulard, er hat ſich ſehr nach dir erkundigt; der Prinz iſt aus Italien zurück, hat dort viel Bilder gekauft, hat dein Lob in Rom gehört, iſt entzückt von deiner Waldmühle, kurz, man will eine Gallerie errichten, will dich feſſeln, d. h. anſtellen. Da haſt du's alſo. Wenn du kommſt, iſt die Sache abgemacht. Ich weiß nicht wie du darüber denkſt, ich habe um meine Stelle auch ſupplicirt, in der geheimen

Hoffnung, daß nichts daraus wird, und nun weide ich ſchon bald ſieben Jahre die geduldige Bücherheerde und ſcheere nur das eine und das andere um ein Excerpt, ſo was im Zaun hängen bleibt. Lieb wär' mir's, wenn du einen Schleiſtrog am Bein hätteſt, daß wir dich hier behielten. Mach aber was du willſt, ich rathe nichts, haſt du Luſt, ſo komm baldigſt.

Ich habe mit meiner Schweſter meine neue Wohnung bezogen, ſie hat endlich ihr Putzgeſchäft aufgegeben und pflegt nun mein Alter. Ich eſſe Mittags und Abends Suppe und kann hundert Jahre alt werden, wenn ich's erlebe.

Grüße mir die Alpenroſe, Gott ſende ihr Thau und Sonnenſchein genug und laſſe ſie gedeihen.

Ich ſchreibe dir dieſen Brief auf dem neuen Katalog, den ich anzufertigen habe, ich bin ganz allein, mein Oberwallfiſch waſcht ſich im Seebade.

Dein

Kohlebrater.

Beiwagen: Die ſieben Gulden, die du mir zur Heimreiſe geliehen, kann ich dir erſt zum Quartal, den 1. October, wenn ich meine Löhnung faſſe, erſtatten. Brauchſt du's früher, will ich's anderweitig entlehnen.

Unſer Schulkamerad R., das ſogenannte durchlöcherte Princip, hat eine Vocation im Departement des Jenſeits bekommen, er iſt Aſſiſtent beim Weltgerichte geworden.

Das Erdbeben, das wir vorgeſtern hatten, hat mich unendlich ergötzt, ach! wie haben ſie hier Alle gezittert! So muß einem Floh zu Muthe ſein, der auf einem fieberkranken Pudel hauſt.“

Nachdem Reinhard dieſen Brief geleſen, verkündete er, daß er am Morgen nach der Hauptſtadt abreiſe und bald wiederkomme. Lorle ſchlief die ganze Nacht nicht, ſie machte ſich allerlei Gedanken über die ſo ſchnelle Abreiſe, Reinhard hätte ſie durch ein einziges Wort beruhigen können und er dachte nicht daran. Am Morgen ſah er Lorle noch einen Augenblick allein und er ſagte ihr ſchnell: „Wenn ich ein Glück bekomme, theilſt du's mit mir?"

„Wenn ich nur Dich ganz krieg'," war die Antwort, vom Theilen ſagte ſie nichts.

Im Hauſe des Wadeleswirths war's nun wieder ſo ſtill und friedſam wie ehedem. Hatte Reinhard in der letzten Zeit auch weniger tolle Streiche losgelaſſen, ſo machte er doch noch immer Lärm genug im Hauſe; jetzt ging Alles wieder ſeinen alten Weg, kaum daß einer mehr des Fernen gedachte. Wie ſchnell ſchließt ſich der Strom des Lebens hinter einem Menſchen, der aus einem Kreiſe tritt! Nur Lorle hegte das Andenken Reinhard's tief im Herzen, Tag und Nacht. War ſie früher ſtets liebreich und gut gegen die Eltern und Alle im Hauſe geweſen, ſo war ſie's jetzt doppelt; ſie wollte immer Alles thun und bereiten für Jedes. Niemand wußte woher das kam, und man kümmerte ſich auch nicht viel darum, Lorle aber that dadurch im Innerſten Abbitte, daß ſie die Ihrigen ſchon verlaſſen hatte und bald ganz von ihnen ſcheiden würde; ſie wollte ihnen noch Gutes erzeigen, ſo viel ſie vermochte.

In der Stadt betrieb Reinhard ſeine Anſtellung mit allem Eifer. Als der Collaborator ſeine Verwunderung darüber äußerte, erwiderte er: „Ich will dir's nur geſtehen, ich bin mit Lorle verlobt."

„Was?" rief der Collaborator gedehnt, Staunen und Kummer ſprach aus ſeinem Antlitze; „wenn ſie Einer heirathen und aus ihrem Boden reißen dürfte, ſo wär' das nur ich, ich allein, ja lache nur, ich verſtehe ſie allein; du biſt viel zu wild, du darfſt eigentlich gar nicht heirathen. Hat dir denn der Vater das Mädchen gegeben?"

„Nein."

„O, ſo iſt noch Hoffnung, daß ſie keiner von uns Beiden bekommt," ſchloß der Collaborator ſchelmiſch.

Reinhard ging nicht vom Flecke, bis er ſein Ernennungsdekret erhalten hatte. Am Morgen, nachdem ſolches ausgefertigt war, ſagte er beim Erwachen zu ſich ſelber: „Guten Morgen Herr Inſpector mit dem Titel Profeſſor, haben Sie wohl geruht? Haſt dir nun auch ein Hundsband umbinden laſſen und war dir doch ſo wohl, als du frei umhergelaufen biſt." Als er vor dem Spiegel ſtand, verbeugte er ſich ganz höflich und ſagte: „Ihr Diener Herr Profeſſor! Gehorſamer Diener ſiebente Rangclaſſe."

Dennoch freute ſich Reinhard in dem Gedanken, wie ganz anders er nun vor den Wadeleswirth hintreten und um deſſen Tochter freien könne und wie glücklich auch Lorle ſein würde.

Schnell packte er ſeine Gliederpuppe und einiges alte Seidenzeug, das er zur Gewandung gekauft hatte, und bald rollte er wieder dem Dorfe zu, wo ſeine Liebe wohnte.

Nur ſtet.

Auf dieſer Fahrt machte einſt ein Gedanke die Wangen Reinhard's von einer fremden Glut entbrennen. Er kam ſo eben aus den Kreiſen der teppichunterbreiteten Exiſtenzen, alsbald überkam ihn ein beſonderes Behagen an dieſer verfeinerten Welt, an dieſer Anmuth heiterer Geiſtesſpiele, voll tändelnder Muſik und ſprühender Witzfunken, fernab von der rauhen Wirklichkeit, ausſchreitend aus der engbürgerlichen Umzäunung; er hatte das Gelüſte raſch niedergekämpft, jetzt kam es in veränderter Geſtalt wieder und zeigte ihm, wie Lorle dieſe Freiheit des Lebens nie verſtehen würde, wie ſie doch ſeinem ganzen künſtleriſchen Denkkreiſe fern ſtände — er war in ſeinem eigenen Hauſe mit ſeinem tiefſten Wollen ein Fremder. Das war ein böſer Blutstropfen in Reinhard und er machte ihm die Wangen glühen.

Den Gedanken, Lorle nach und nach heranzubilden, warf er bald von ſich und er rief faſt laut: „Nein, ſie ſoll das friſche Naturkind bleiben mitten im Trödel der Stadt; ſie bedarf keiner andern Welt, ich bin ihre ganze Welt.“ — Er bat ſie um Verzeihung, daß ſein Sinn nur einen Augenblick ſich von ihr entfernen konnte.

Für ein erregbares Gemüth haben weite Strecken, die von einer Lebenswendung bis zur andern zu durchmeſſen ſind, ihr Gutes und Schlimmes; ſie dämmen oft die berauſchende Seligkeit des Gefühls, beſchwichtigen aber auch die leicht ſich eröffnenden Zwieſpältigkeiten.

Sorglos, als wäre das nicht der entſcheidendſte Lebensgang, fuhr Reinhard dahin, ſelbſt ſeine Sehnſucht war eine abgeklärte, friedſame. In der Amtsſtadt ließ er ſein Gepäcke zurück und eilte auf dem Waldwege dem Dorfe zu. Je näher er kam, loderten die heftigen Flammen der Liebe wieder in ihm auf, mit zitternden Pulſen rannte er dem Hauſe zu. Die Bärbel ſtand unter der Thüre und reichte ihm die ſchwielige Hand: „Ihr kommet bald wieder, ich hätt's nicht glaubt,“ ſagte ſie; Reinhard konnte nicht antworten, zu Lorle wollte er ſein erſtes Wort ſprechen; er eilte die Treppe hinan, Niemand war im Hauſe. Lorle war, wie Bärbel erzählte, mit den Eltern nach der Stadt gefahren, wo Reinhard eben herkam.

Mit der Botſchaft der Lebenserfüllung auf den Lippen ſtundenlang harren, das war eine ſchwere Aufgabe.

Reinhard machte ſich bald wieder auf, den Ankommenden entgegenzugehen, aber als er ſchon eine Stunde den Waldweg gegangen war, beſann er ſich erſt, daß er ſo in Gedanken dahingeſchritten ſei, während doch das Wägelchen mit den Heimkehrenden bereits den Fuhrweg dahingerollt ſein konnte; er kehrte ſtill wieder um, traf aber auch noch jetzt die Erwarteten nicht zu Hauſe. Mit namenloſer Angſt quälte ihn der Gedanke, daß ihm Lorle mit Gewalt entzogen ſein konnte, die Eltern waren ja mit ihr in der Stadt und er mußte ſich ſagen, daß er durch ſeine Zweifel ſolches verſchuldet haben konnte, aber die ganze Treue Lorle's ſtand wieder vor ihm, und als es Nacht wurde, war's ihm, als ob das Bild auf der Staffelei hell leuchte; er zündete Licht an und betrachtete jetzt nach längerer Abweſenheit das Bild wieder, er ſtaunte faſt vor ſich ſelbſt, hier war ihm etwas gelungen, was ein Anderer, ein Mächtigerer geſchaffen hatte.

Reinhard nahm die Zither und wollte ſpielen und ſingen, aber er hörte bald wieder auf, er legte ſich endlich angekleidet auf das Bett, er wollte heute noch die Seinigen ſprechen, keine Stunde ſeines Glückes verſäumen; er verſchlief aber doch die Ankunft der Hausbewohner, die ſpät in der Nacht erfolgte.

Die Mutter war zu Bette gegangen, der Vater ſaß im Stüble und las die mitgebrachten Zeitungen, Lorle machte ſich aber, trotz aller Ermahnungen, noch immer etwas in der Stube zu ſchaffen; endlich kam ſie zaghaft zum Vater in's Stüble und ſagte:

„Aetti, ich hab' ein' Bitt', machet das Licht aus und bleibet da.“

„Nur ſtet, warum denn?“

„Ich bitt', ich hab' Euch was zu ſagen und ich kann's nicht ſo.“

„Närriſches Kind, meinetwegen, nun jetzt iſt das Licht aus, nun jetzt red'.“

Lorle legte die Hand auf die Schulter des Vaters und ſagte ihm mit zitternder Stimme in's Ohr: „Der Herr Reinhard hat mich gern und ich ihn auch, und er will mich und ich will ihn und keinen andern auf der ganzen Welt.“

„So? Und das habt ihr unter euch ausgemacht?"

„Ja."

„Nur ſtet, gang jetzt ſchlafen, morgen iſt auch ein Tag, wir reden ein andermal davon."

Kein Bitten und kein Betteln Lorle's half, ſie erhielt keinen andern Beſcheid.

Als der Wadeleswirth nun noch gewohntermaßen das ganze Haus durchmuſterte, fand er die Thüre Reinhard's halb offen, er drehte von außen den Schlüſſel um; Reinhard war eingeſchloſſen.

Am Morgen ward Lorle vom Vater „zeitlich" geweckt, als ſie herabgekommen war ſagte er: „Du gehſt gleich auf die Hohlmühle und bleibſt da bis ich komm'."

Lorle mußte gehorchen, ſie wußte wohl, da half keine Widerrede; ſie durfte nicht mehr die Treppe hinauf, ſondern mußte ſchnurſtracks ſich aufmachen.

Der Wadeleswirth ging umher und zankte mit Stephan und mit Allen, weil ſie eben keine ſo ſchlafloſe Nacht gehabt hatten wie er; endlich ſaß er im Stüble und las die Fruchtpreiſe auf den verſchiedenen Schrannen, aber trotz der hohen Sätze hatte er die Lippen zuſammengekniffen und trommelte mit dem Fuße unwillig auf dem Boden. Von oben vernahm man jetzt mächtiges Pochen an eine Thüre, da erinnerte ſich der Wirth, daß er Reinhard eingeſchloſſen habe, er befahl der Bärbel, ihm aufzuſchließen; dadurch erſparte er ſich's auch, dem Maler alsbald friſchweg die Meinung zu ſagen. Reinhard kam zum Wirthe und ſtreckte ihm beide Arme entgegen, dieſer aber ſaß ruhig, hielt mit beiden Händen die Blätter und ſo darüber wegſchauend, ſagte er: „Auch wieder hieſig?"

„Und ich hoffe zu Hauſe," ſagte Reinhard.

„Nur ſtet, ich ſag's Euch grad heraus, packet Eure Sachen zuſammen und b'hüt Euch Gott."

„Und das Lorle?" fragte Reinhard zitternd.

„Das will ich ſchon wieder zurecht bringen, das iſt mein' Sach, da hat Niemand nichts drein zu reden."

„Und ich geh' nicht aus dem Hauſe, bis mir das Lorle ſelbſt geſagt hat, daß ich gehen ſoll."

„So? Iſt das der Brauch bei Euch Herren aus der Stadt? Ich kann auch anders ausgeſchirren. Verſtanden?" ſagte der Wadeleswirth aufſtehend.

„Ich hätte den Bauernſtolz nicht bei Euch vermuthet," ſagte Reinhard.

Der Wadeleswirth ſchnaubte grimmig und ballte beide Fäuſte, er ſchaute Reinhard von oben bis unten ſtumm an, wie wenn er ſagen wollte: was glaubſt? bin ich der Mann, mit dem man ſo redet?

Reinhard ſchüttelte den Kopf und ſagte endlich: „Ihr ſeid doch ſonſt ein geſcheiter Mann, warum ſeid Ihr jetzt ſo wild, was hab' ich Euch leids than?"

Dieſe ſanft geſprochenen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht und der Wadeleswirth ſagte mit ſtockender Stimme: „So? Und mein Kind, mein' einzige Tochter wegſtehlen?"

„Lorle ſoll reden. Wo iſt ſie?" fragte Reinhard.

„In der Haut bis über die Ohren, wenn ſie nicht da iſt, iſt ſie verloren. Das Lorle iſt nicht da ſo lang Ihr da ſeid." Nach einer Weile, in der er das ſchmerzdurchwühlte Antlitz Reinhard's betrachtet hatte, fuhr der Wirth fort:

„Ich kann's Euch ſchon ſagen wo das Mädle iſt, es iſt auf der Hohlmühle."

„Ich verſpreche Euch," ſagte Reinhard ſchnell, „kein Wort ohne Euer Wiſſen mit ihr zu reden."

„Glaub's, Ihr ſeid ſonſt allfort ein rechtſchaffener Menſch geweſen, und jetzt muß ich auf's Feld'" ſagte der Wadeleswirth ruhiger.

Er ging fort und Reinhard auf ſein Zimmer. Wie glücklich war dieſer jetzt, daß er nach der Gliederpuppe die Gewänder malen konnte, er war unausgeſetzt fleißig und ließ ſich ſogar das Mittageſſen auf ſein Zimmer bringen.

Die Bärbel, die Alles wußte, tröſtete Reinhard und ſagte, er ſolle nur die Hoffnung nicht fahren laſſen, der Alte ſei zäh, er müſſe ein gut Weilchen am Feuer ſtehen bis er weich werde. Auch die Mutter kam leiſe geſchlichen herauf, ſie redete nichts von der Hauptſache, aber in der Sorglichkeit, die ſie für alle Bedürfniſſe Reinhard's hatte, konnte er wohl merken, daß ſie auf ſeiner Seite war.

Am Abend erzählte Reinhard dem Vater, wie er blos Lorle zu lieb ſich eine Anſtellung geholt habe und wie er ſie ewig glücklich machen wolle. Der Wadeleswirth war ſtill und ſchaute über das Glas weg, das er eben zum Munde führen wollte, Reinhard bedeutſam an.

Als die Bärbel am andern Morgen Reinhard den Kaffee brachte, ſagte ſie:

„Glück und Segen!"

„Wozu?"

„Ihr ſeid ja Profeſſor geworden, der Alte hat geſtern

Nacht ſeiner Frau noch viel davon vorgeſchwatzt, es gefallt ihm doch wohl, das Waſſer fangt ſchon zu ſieden an.“

Der Alte ging immer brummig im Hauſe umher und hatte ſogar, was ſonſt nie geſchah, kleine Häkeleien mit ſeiner Frau, er hätte gar zu gerne gehabt, ſie möchte ihm weidlich mit Reden und Bitten zuſetzen, daß er die Sache doch in's Reine bringen möge; ſie aber that, wie man ſagt, „kein Schnauferle,“ ſie wollte die Verantwortung für ſpätere Tage nicht haben, dann war's ihr doch auch wind und wehe, ihr Kind ſo weit weg unter ganz fremde Verhältniſſe zu geben, ſie war von dem Sorgen und Nachdenken ſo müde, daß ſie bald da bald dort, wo nur ein Plätzchen war, ſich niederſetzte und ausruhte.

Am dritten Tage kam der Wadeleswirth zu Reinhard auf ſein Zimmer, ſetzte ſich und redete lange nichts, endlich begann er:

„Ich hab' mich reſolvirt. Es geht mir ein Stück aus dem Herzen, wenn ich das Kind ſo weit weg geb'; aber was iſt da zu machen? Ich thu' Euch alſo den Vorſchlag, ich will mein Lorle noch auf ein Jahr zu den Kloſterfräulein thun, da ſoll's lernen was man in der Stadt braucht, und ſeid ihr beide dann noch ſo gewillt wie jetzt, nun, ſo in Gottes Namen.“

Reinhard widerſprach und betheuerte, daß Lorle nichts zu lernen habe, grade ſo wie ſie jetzt ſei mache ſie ihn glücklich; der Alte lächelte und ging davon.

Drei Tage und drei Nächte hatte Lorle in ſchweren Gedanken auf der Mühle zugebracht, kein Bote kam, Stephan wußte nichts und oft war's in Wahrheit, als ob ſie in eine andere Welt verſetzt wäre. Am vierten Morgen kam der Wadeleswirth und holte ſeine Tochter, er hatte ein unwirſches Anſehen und Lorle folgte ihm ſtill wie ein Opferlamm. Der Vater zürnte nicht auf das Kind, er zürnte nur mit ſich ſelber, weil er nun doch nachgeben müſſe.

„Haſt du den Reinhard noch gern?“ fragte er einmal, als ſie ſchon eine gute Strecke mit einander gegangen waren.

„Ja, ſo lang' ich leb',“ erwiderte Lorle. Und nun gingen ſie wieder ſtill dahin, keines redete ein Wort. Der Wadeleswirth war durchaus der Mann nicht, der ſorgfältig Ueberraſchungen zu bereiten ſtrebte, das Kind mußte nur ſchweigen, ſo lang er nicht zu reden begann, und er wollte nicht reden, weil's ihm nicht darum war, auch war's ihm zu viel, das, was er zu ſagen hatte, zweimal vorzubringen.

Reinhard hatte indeß von der Bärbel die Mittheilung erhalten, daß Lorle mit dem Vater käme; er eilte den Beiden entgegen und als ſie ſich jetzt zum erſtenmale wieder ſahen, flammte ihre ganze Liebe auf und Reinhard rief: „Vater, gebt mir das Lorle jetzt, hier.“

„Nur ſtet, das iſt nichts ſo, wie Bettelleut' hinter der Heck', wartet bis wir heim kommen.“

In dieſem Schlußſatz lagen vielverheißende Worte, Hand in Hand ſchritten die Liebenden dahin, ſie bedurften keines Austauſches der Rede. Als man gegen das Dorf kam, machte ſich Lorle etwas an ihrem Schurzbändel zu ſchaffen, ſie ließ dadurch die Hand Reinhard's los und faßte ſie nicht wieder.

Im Stüble war endlich die ganze Familie beiſammen, Alles ſtand, nur der Vater ſaß und nach einer sattſamen Pauſe begann er:

„Alte, was meinſt? ſollen wir ſie einander geben?“

„Wie du's machſt, iſt's recht,“ ſagte die Frau.

„Guck Lorle, ſo muß eine Frau ſein, merk' dir das, bis du einmal eine biſt,“ ſagte der Vater und Lorle ward glühendroth, da ihre Zukunft ihr vorgehalten wurde. Der Vater ſagte nun aufſtehend: „Ich mein', wir machen jetzt die Handreichung und wenn die Ernt' vorbei iſt, halten wir Verſpruch, und über's Jahr könnet ihr in Gottes Namen heirathen. Hat mein Bauernſtolz recht?“ fragte er Reinhard derb auf die Schulter klopfend.

„Guter Vater!“ war Alles, was dieſer hervorſtottern konnte.

„Nun, Ihr ſeid auch ein guter Menſch, ich will das nicht läugnen. Jetzt fertig.“

Alles reichte ſich nun die Hand und Reinhard küßte noch die Mutter innig, den Vater konnte er nicht küſſen, ſondern dieſer ſchüttelte ihm nur ſtarr die Hand.

Als die halb unterdrückte Rührungsſcene noch nicht vorüber war, ſtellte ſich der Wadeleswirth wieder breitſpurig vor Reinhard und ſagte:

„Jetzt hab' ich noch ein Wörtle mit Ihm zu reden, du Lump, du liedricher! Und was ich dem Mädle geb', darnach fragt Er gar nicht und thut wie wenn Er ein Bettelmädle bekäm? Und unſer gut' Sach' was wir erhauſet haben, das iſt Ihm ein Pfifferling, das iſt Ihm gar nichts werth? Potz Heidekuk, das iſt ein

Lumpenwirthſchaft. Ja, es iſt mir ernſt, es iſt da nichts zum Lachen, Himmelheide —"

„Um Gottes willen, ſei doch ſtill," rief die Mutter, „wenn's ja ein's hört, ſo meint es, du thäteſt zanken und wir hätten Händel."

„Lorle," erwiederte der Vater, „merk' dir das jetzt auch, das mußt du nicht thun: wenn der Mann red't, muß das Weib ſtill ſein. Jetzt genug, jetzt ganget an's Geſchäft."

Alles entfernte ſich, Lorle wollte mit Reinhard Hand in Hand weggehen, der Vater aber winkte ihr und ſagte: „Bleib du noch ein bisle da." Lorle war allein mit dem Vater im Stüble und dieſer ſagte: „Jetzt biſt doch zufrieden? brauchſt nicht heulen, darfſt luſtig ſein; jetzt paß auf . . . ja, was ich doch ſagen will, ja . . . mach', daß du dein Kränzle am Hochzeitstag mit Ehr' und Gewiſſen tragen kannſt."

Lorle fiel dem Vater nicht um den Hals, ſie verbarg ihr Antlitz nicht, frei und ſtolz ſchaute ſie drein und ſagte feſt: „Aetti, Ihr wiſſet gar nicht, wie brav er iſt."

„Glaub's, iſt mir ſchon recht wenn er brav iſt, verlaß dich aber auf kein' andere Bravheit als auf die deinige, jetzt gang."

Das waren nun glückſelige Tage, die den Verlobten aufgingen. In Reinhard hatte das Offenkundige ihres Verhältniſſes gar nichts geändert, Lorle dagegen fühlte ſich jetzt viel freier; ſie war ſtets voll Entzücken, wenn eines nach dem andern aus dem Dorfe kam und ihr Glück wünſchte. Faſt jedes hatte etwas beſonderes an

Reinhard zu loben und man bedauerte nur, daß Lorle ſo weit weg käme; ſie nahm aber jedem das Verſprechen ab, daß es ſie beſuchen, bei ihr wohnen und eſſen müſſe, wenn es nach der Hauptſtadt käme.

Einige Beſonderheiten Lorle's zeigten ſich ſchon jetzt. Faſt nie ließ ſie ſich von Reinhard am Arme durch das Dorf führen, draußen aber faßte ſie ihn von ſelbſt, hüpfte und ſang voll Freude. Nie war ſie zu bewegen, an einem Werktage Mittags mit Reinhard ſpazieren zu gehen, wenn aber der Feierabend kam, dann war ſie bereit; das war der Dorfſitte gemäß, unter deren Herrſchaft ſie ſtand.

Ein Umſtand verurſachte viele Erörterungen zwiſchen dem Schwiegervater und Reinhard. Dieſer wollte nämlich ſchon zum Frühherbſt heirathen, er konnte nicht lange Bräutigam ſein, ſich nicht Monate und Jahre mit der Sehnſucht nähren, der Schwiegervater wollte aber durchaus nicht, daß man die Sache ſo über's Knie abbreche; das Weibervolk im Hauſe wußte indeß, daß er ſchon nachgeben werde, und die Mutter ließ bei allen Webern in der Umgegend tuchen und bei allen Näherinnen ſchneidern, während die Schweſter des Collaborators nach einem genauen Maße die Stadtkleider für Lorle fertigte.

Lorle wollte durch ihre Brautſchaft keinerlei Arbeit und Verbindlichkeit im Hauſe entledigt ſein, ja ſie war emſiger als je; ſie wollte noch Alles in Stand bringen und in Ordnung verlaſſen, es war ihr wie einem ehrenhaften Dienſtboten, der, bevor er den Dienſt verläßt, freiwillig das ganze Haus von oben bis unten ſcheuert und ſäubert. Reinhard mußte ſie gewähren laſſen, dafür war ſie aber auch auf den Abend-Spaziergängen voll friſchen Lebens.

„Mir iſt allfort," ſagte ſie einmal, „wie wenn heut Samſtag wär' und morgen iſt Sonntag, und da kommt wieder ein Tag und da kommt mir's wieder wie Samſtag vor und ſo fort. Ich bin ſo froh, ſo froh, ich möcht' nur, ich weiß gar nicht was ich möcht'."

Ein andermal als ſie durch den Wald gingen, flogen Lorle gar viele Nachtfalter in's Geſicht, ſie ärgerte ſich darüber und Reinhard bemerkte: „Dein Geſicht iſt ſo lauter Licht, daß ſich die Nachtfalter drin verbrennen wollen; ich bin auch ſo."

Lorle faßte einen Baumzweig, ſchüttelte Reinhard den Nachtthau in's Geſicht und ſagte: „So, da iſt gelöſcht."

Ueber Zittergras und blaue Glockenblumen weinte Lorle die erſten Brautthränen.

Die Verlobten gingen mit einander über die Wieſe da raufte Reinhard jene Pflanzen aus und zeigte Lorle den wunderſam zierlichen Bau des Zittergraſes und die feinen Verhältniſſe der Glockenblume; „das gehört zu dem ſchönſten was man ſehen kann," ſchloß er ſeine lange Erklärung.

„Das iſt eben Gras," erwiederte Lorle und Reinhard ſchrie ſie heftig an:

„Wie du nur ſo was Dummes ſagen kannſt, nachdem ich ſchon eine Viertelſtund in dich hineinrede."

Große Thränen quollen aus den Augen Lorle's hervor, Reinhard ſuchte ſie zu beruhigen, aber innerlich war er doch voll Aerger, denn er vergaß, daß nur wer die

Seltenheit und Pracht der Zierpflanzen lange erſchaut hat, wieder an der einfach ſchönen Bauart des Graſes ſich ergötzen mag.

Dieſer Abend bebte wehmüthig in der Seele Lorle's nach, ſie gab Reinhard keine Schuld, ſondern ward nur faſt irr' an ſich, ſie kam ſich nun wirklich grauſam dumm vor und oft, wenn er ſie um etwas fragte, ſchreckte ſie zuſammen, aber lügen konnte ſie nicht, keine Theilnahme und kein Verſtändniß heucheln. Die Liebe aber überwindet Alles. Lorle nahm ſich vor recht aufzumerken, wenn Reinhard etwas ſagte, denn er war ja viel geſcheiter. So verlor ſich nach und nach die Zaghaftigkeit Lorle's wieder und ſie war das harmloſe Kind von ehedem.

Auch ein Schreckbild ward Reinhard einmal für Lorle. Einſt ſaß er Abends mit dem Vater überaus luſtig beim Glaſe, Lorle ſchnitt Brod ein zur Suppe und war ganz glückſelig, daß die Beiden ſich ſo lieb hatten, ſie ſah immer von einem auf den andern und legte zuletzt die Hände feſt zuſammen, als wären es die Hände der beiden treuen Menſchen, die ſo traut bei einander ſaßen. Reinhard war wieder zu allerlei Schalkhaftigkeiten aufgelegt, er taumelte nun in der Stube umher, ſprach mit lallender Zunge unverſtändliche Worte, ganz wie ein Betrunkener. Lorle wußte doch, daß er nur ſcherze, aber ſie rang die Hände über dem Haupte und rief aus allen Kräften: „Um Gottes willen, Reinhard, Reinhard, laß das bleiben, ſo darfſt du nicht ausſehen.“

Reinhard hörte ſogleich auf, aber Lorle zitterte noch lange über dieſen Scherz; ſie war keineswegs ſo empfindſam, ſie kannte das Leben und ſeine Verunſtaltungen und hatte ſchon manchem Bruder Saufaus tüchtig den Marſch gemacht, aber Reinhard kam ihr durch ſolche Nachahmung ganz verzerrt und entwürdigt vor, ſein hohes Weſen, zu dem ſie ſo demüthig aufſchaute, durfte auch nicht im Scherze ſo erniedrigt werden. Faſt die ganze Nacht konnte ſie das häßliche Bild nicht vergeſſen und erſt als Reinhard ihr am andern Morgen verſprach, nie mehr ſolchen Scherz zu treiben, verſchwand es aus ihrer Seele.

Dieſe beiden Zwiſchenfälle waren die einzigen Störungen in dem Liebeleben, ſonſt ging ſtets Freude vor ihnen her und Entzücken grüßte ſie von jedem Baumblatt und aus jedem Gräschen.

Wer kann erfaſſen wie eine Seele in ſich jauchzt und jubelt, wenn ſie ſtumm aufgeht in ihr Jenſeits? Warum klingt uns allüberall in tauſendfältigen Klängen die Kunde von den Schmerzen und Zwieſpältigkeiten des Lebens entgegen? Iſt's der Schmerz allein, der zum Bewußtſein ruft und darin haftet? Die Freude und das Entzücken iſt das wahre Daſein, da iſt das Einzelbewußtſein untergeſunken, in Liebe aufgelöſt, in ihr geſtorben und lebt doch das wahre, das ſelig ewige Leben....

Die Madonna war vollendet und zur Ausſtellung nach der Stadt geſendet. Zu ſeiner Betrübniß erhielt Reinhard die Nachricht, daß der Collaborator ungeſchickterweiſe verrathen hatte, wer zur Madonna Modell geſeſſen. Ein in Rom katholiſch gewordener Engländer, der ſich eben in der Reſidenz aufhielt, bot eine namhafte Summe für das Bild, Reinhard gab es hin, ſowohl weil er ſeine Frau nicht nach der Stadt bringen wollte, wo das Bild war, als auch aus einem andern Grunde. Die materielle Kehrſeite fehlt keinem Verhältniſſe. Reinhard bedurfte Geld zu ſeiner häuslichen Einrichtung, und ſah er auch mit Wehmuth das was er mit tiefſter Seele geſchaffen in eine verlaſſene Kapelle nach England wandern, um es nie wieder zu ſchauen, er ließ es ziehen.

Der Collaborator miethete für Reinhard eine Wohnung und deſſen Schweſter richtete ſolche ein. Mit dieſer Nachricht wurde nun der Wadeleswirth beſtürmt, um die baldige Hochzeit zu geſtatten.

So voll Selbſtgefühl und freigeſinnt auch der Wadeleswirth war, ſo that es ihm doch beſonders wohl, wenn er bei den Leuten im Dorfe: „Mein Tochtermann, der Profeſſor“ ſagen konnte, auch hatte er Reinhard in der That von Herzen lieb gewonnen. Als nun die Frauen ſich mit den Bitten Reinhards vereinigten, ſagte er:

„Ich ſeh' ſchon, Ihr habt die Sach' mit einander gebeſtelt, ich weiß wohl, ich gelt' nichts im Hauſe, nun meinetwegen.“

Reinhard lief ſogleich zum Pfarrer und bat ihn, Sonntag das erſte Aufgebot zu halten. An dem verſprochenen Kirchenbilde arbeitete er nun mit erſtaunlichem Fleiße, er warf es in derben Zügen für die Ferne hin und nur einzelnen Köpfen widmete er eine gewiſſe Ausführung. Auf den Sonntag vor der Einweihung der neuen Kirche war der Hochzeitstag beſtimmt. Lorle bat, daß ſie doch noch über die Feſtlichkeit bleiben möchten, aber Reinhard hatte keine Luſt mehr, dieſen Jubel mit zu feiern, er ſehnte ſich fort aus dem Dorfe.

Sie ziehen in die weite Welt.

Vroni war von der Mühle hereingekommen und blieb die ganze letzte Woche, ſie ſchlief mit Lorle in einem Bett und die Mädchen verplauderten oft die halben Nächte. Lorle konnte der Vroni nicht genug an's Herz legen, wie ſie die Eltern pflegen ſollte, wenn ſie nicht mehr da ſei.

Am Vorabende der Hochzeit ſtand Lorle bei der Bärbel und weinte bitterlich, daß ſie nun auch dieſe getreue Pflegerin verlaſſen ſollte, ſie klagte, wie ſie ſich in der Stadt werde gar nicht zu helfen wiſſen; da ſagte die Bärbel:

„Ich kann's nicht mehr, ich hab' ihm verſprochen, daß ich nichts ſagen will, aber es geht nicht. Sei ruhig, der Reinhard hat ſo lange an mir bittet und zerrt, daß ich jetzt zu Euch nach der Stadt geh'. Sei heiter, ich bleib' bei dir, ſo lang du mich behältſt.“ —

Lorle eilte zu Reinhard und umhalste ihn mit maßloſer Innigkeit; ſie verſcheuchte ihm dadurch auch den Mißmuth, den er ſo eben durch einen Brief des Collaborators empfunden hatte; er hatte denſelben als ſeinen einzigen Freund zur Hochzeit eingeladen, die abſchlägige

Antwort, die verweigerten Urlaub als Grund angab, war voll grämlicher Bitterkeit, auch gegen Reinhard.

Am Hochzeitmorgen ſah Reinhard Lorle nur einen Augenblick und er ſagte: „Mir iſt ſo ſtolz und hoch zu Muth, wie einem König an ſeinem Krönungstage.“

„Nicht ſo, fromm ſein,“ erwiederte Lorle; das waren die einzigen Worte, die ſie vor der Trauung mit ihm redete.

Lorle ließ ſich noch in ihrer Dorftracht trauen. Als ſie aus der Kirche kam, ging ſie auf ihr Kämmerlein, um die Stadtkleider anzuziehen. Lange lag ſie hier auf den Knien und betete weinend: „Heiliger, guter Gott, ich will gern ſterben, wann du willſt, du haſt mir bisher geholfen; ich will Alles auf mich nehmen, ich hab' das erlebt, du biſt gut und haſt mich das erleben laſſen, hilf mir gut ſein, hilf!“

Sie richtete ſich auf und rief Broni, daß ſie ſie ankleide, ſie zog keines der weit ausgeſchnittenen ſeidenen Kleider an, ſondern ein einfaches weißes, das bis an den Hals geſchloſſen war.

Ein Jedes ſah voll Freude auf Lorle als ſie ſo herabkam, ihr Gang, jede Bewegung ihrer Hand, Alles war ſo feierlich wie ein heiliger Choral.

Bei Tiſche ging's luſtig her, der Wadeleswirth war überaus aufgeräumt und machte allerlei Späße. Lorle war's als wäre ſie verantwortlich für alle Reden ihres Vaters und ſie fand manches nicht am Platze; ſie gäbelte nur immer ſo auf dem Teller herum, aß aber nichts, trotz aller Zureden. „Ich bin ſatt, ganz ſatt,“ war ihre ſtete Entgegnung, die die vollſte Wahrheit enthielt.

„Laſſet's in Fried'," rief endlich der Wadeleswirth, „wenn das Lorle auch nichts ißt, meine Kinder ſind g'fräßig und g'ſüffig, es ſchmeckt Ihnen Alles, ſie kommen aus einem rauhen Stall; von deswegen, Profeſſor, könnet Ihr mit meinem Lorle bis Paris reiſen, es iſt nicht ſchleckig."

Nach dieſer Rede ſchaute er rundum allen Leuten in's Geſicht, ſich den Beifall zu holen, weil er ſo etwas gar Geſcheites geſagt hatte; als aber Niemand Lob zunickte, rief er, vom Weine erregt: „Zur Geſundheit, Herr Pfarrer, auf die neu' Kirch und daß ſie auch von innen . . . ja ich hab' was, aber es wird nicht geſagt, von meinem Tochtermann, aber wird es vorher nichts geſagt."

Die Tafelmuſik ſpielte manche luſtige Weiſe und die Fröhlichkeit hatte noch lange nicht ihren Gipfelpunkt erreicht, als man jetzt in einer Pauſe Peitſchenknallen vor der Thüre vernahm; Reinhard und Lorle ſtanden auf, Alles folgte ihnen. Vor dem Hauſe ſtand das Wägelchen, das Gepäcke war ſorgſam feſtgebunden, der Rapp war angeſpannt und Martin ſtand da und hielt das Leitſeil.

Lorle ſah immer auf den Boden als ſie über den Hof ging, als wäre überall etwas, das ſie aufhielte, über das ſie wegſteigen müſſe. Die Hochzeitgäſte ſtanden alle rings um das Wägelchen, da kam der Wendelin und übergab ſchluchzend Lorle eine Amſel, die er gefangen, in einem ſelbſtverfertigten Käſig, Lorle ſollte ſie mitnehmen; man verſprach ihm, daß die Bärbel ſie mit nach der Stadt bringen ſolle, da ſie nicht für die Reiſe tauge. Der Knabe ging ſtill mit ſeinem Vogel davon. Der

Wadeleswirth hatte die Peitſche vom Wägelchen genommen und hieb dem Rappen eins auf, daß dieſer ſich hoch aufbäumte und ihn Martin kaum halten konnte.

„Paß auf,“ ſagte jetzt der Wadeleswirth zu Reinhard, „wenn man von Haus wegfahrt, muß man dem Gaul ein Fitzerle geben, daß er's auch weiß, daß man die Peitſch bei ihm hat; hernach braucht man ſie oft den ganzen Weg nicht mehr. So iſt's auch mit dem Weib. Man muß ſie gleich von Anfang merken laſſen, wer Meiſter iſt, nachher iſt's gut und man kann die Peitſche ruhig neben ſich hinſtecken, aber das Leitſeil muß man feſthalten, rrr! hu Rapp! o, oha.“

Der Wadeleswirth ſah ſchmunzelnd auf ob ſeiner klugen Rede, er hatte heute Unglück, er konnte noch ſo Geſcheites vorbringen, man hörte nicht recht darauf. Lorle ſtand an die Mutter gelehnt und weinte, es war als wollte ſie zuſammenbrechen vor Schmerz. Die Mutter ſagte: „Alter, du könnteſt auch was Beſſeres reden, zum Abſchied, wenn ein Kind fortgeht, kann ſein auf ewig.“ — Sie preßte die Lippen zuſammen, ſie konnte nicht weiter ſprechen.

Dem Wirth war's plötzlich, wie wenn man ihm einen Kübel Waſſer über den Kopf ſchüttete, er legte die Peitſche auf das Wägelchen und ſagte:

„Nu, nu, nu, nur ſtet. Lorle, ich will dir was ſagen, heul nicht; wenn du Geld brauchſt, was dir fehlt, was es iſt, du weißt, du haſt einen Vater, und wenn's einen Buben gibt, weißt wo du die Gevattersleut' holſt, verſtanden? Jetzt heul nicht, ich kann das Heulen nicht leiden, heul nicht, oder ich laſſ' dich bigott nicht vom

Fleck." — Er ſchlug ſich den Hut tiefer in den Kopf, ballte beide Fäuſte und fuhr fort: „Du biſt mir nicht feil, nicht für ein' Million. Profeſſor, komm her, wenn du noch Reu' haſt, komm her, kannſt mir mein Lorle da laſſen, bleib' daheim Lorle."

Die junge Frau ſchlug lächelnd die Augen auf und reichte dem Vater die Hand, dieſer fuhr fort: „Profeſſor, jetzt hör' noch eins, ich will dir was ſagen, bleib' da, mit ſammt dem Lorle; wirf denen in der Stadt den Bettel vor die Thür, du brauchſt's nicht, du biſt mein Tochtermann und übernimmſt die Wirthſchaft, du kannſt Lindenwirth ſein, ich übergeb' dir Alles, wir ziehen in's Unterſtüble; laß abpacken, bleibet da."

„Und meine Kunſt und mein Geſchäft?" fragte Reinhard.

„Ja, freilich, davon verſteh' ich nichts," antwortete der Vater, er hielt Lorle's Hand in der ſeinen und ſchärfte ſich die Lippen mit den Zähnen, das ſollte die Bewegung, die ſich ſeines Antlitzes bemächtigte, zurückdämmen.

Die Mutter nahm Reinhard bei Seite und ſagte: „Habt nur immer ein getreu Aug auf mein Lorle, ſo gibt's kein Kind mehr, ſo weit der Himmel blau iſt, es hat gar ein lindes Herz und wenn es einen Kummer hat, verdrückt es ihn in ſich hinein, wenn's ihm auch ſchier das Herz abſtößt und ... ſorget dafür, daß es ſich in den Stadtkleidern nicht verkältet, es iſt nicht dran gewöhnt, und laſſet ihm ein Fleiſchſüpple kochen, wo Ihr über Nacht bleibet, es muß ſie eſſen, es muß, es hat heut noch keinen Biſſen über's Herz bracht und ... und denket auch oft an Eure Mutter im Himmel ... und b'hüt Euch Gott."

Mit Lorle ſelbſt ſprach die Mutter faſt gar nichts mehr, ſie ſtreichelte nur immer den ſchönen Mantel, den ſie über hatte, und fragte: „Haſt auch warm? Nimm dich nur in Acht, es wird kühl gegen Abend, beſonders im Fahren."

Lorle nickte bejahend, ſie konnte nichts mehr reden.

Jetzt rief der Wadeleswirth, „Stephan, bring' noch ein Butell Altweiberwein auf den Gaul. Ich bring' dir's, Profeſſor, trink, und Lorle trink auch, du mußt."

„Ja," ſagte die Mutter, „es g'wärmt."

Lorle mußte zuletzt noch trinken, eine Thräne fiel in das Glas.

Nun wurde ſie in das Wägelchen gehoben und als Reinhard eben auch hinaufwollte, gab ihm der Wadeleswirth noch einen derben Schlag und ſagte:

„Mach, daß du fortkommſt, du Lump, du ſchlechter Kerle, du Heidenbub, nimmſt mir mein Mädle mit fort."

Das waren lauter Liebkoſungen und Lorle mußte unter Thränen lachen.

„Jetzt hü! in Gottes Namen, fahr' zu!" rief der Wadeleswirth.

Die Muſikanten, die bisher ſtille zugeſchaut hatten, ſpielten einen luſtigen Marſch und fort rollte das Wägelchen.

Wer je dabei ſtand, wie ihm ein Liebes entführt wurde und die ganze Seele drängt ſich den Entfernenden nach, der mag mitfühlen, wie es den Eltern zu Muthe war, als ihr Kind dahinzog. Die Mutter ſtand da und ihr war's als wankte der Boden unter ihr, als würde ſie ebenfalls fortgezogen und nichts ſtünde mehr feſt; ihr Kind, das ſie unter dem Herzen getragen, über das ihr Auge wachte, ſo manches Jahr, in ſtillen Nächten wie im Lärm des Tages, dahin, dahin — und doch hielt ſie die Hand feſt geſchloſſen, als faßte ſie ihr fernhinziehendes Kind an einem Geiſtesbande. Endlich ſchrie ſie laut auf und fiel ihrem Mann um den Hals. Alles ſah gerührt auf die Beiden. Der Pfarrer bemühte ſich, die Trauernden durch Troſtesworte aufzurichten; die Mutter wendete ihm ihr thränennaſſes Antlitz zu und ſchüttelte den Kopf verneinend, der Wadeleswirth aber ſagte:

„Das iſt jetzt Alles gut, ja, ja, aber da könnet Ihr nicht mitreden Herr Pfarrer, das könnet Ihr nicht wiſſen, was das heißt, ein Kind, ſein Kind weggeben.“

Der Pfarrer ſchwieg.

„Komm 'rein Alte,“ ſagte der Wadeleswirth nun, ſeine Frau unterm Arm faſſend, was er faſt nie that, „komm, jetzt müſſen wir uns halt wieder allein gern haben. Von Anfang wie wir gehauſt haben, haben wir keine Kinder gehabt und jetzt haben wir bald wieder keine daheim, komm, wir wollen noch ein Tänzle machen. Spielleut, hellauf!“

In der Wirthsſtube war der Wadeleswirth froh, ſeinen Gram in Zorn verwandeln zu können, er ſchimpfte auf die neue Mode, daß man alsbald nach dem Hochzeitstiſch wegfahre und den Tanz allein laſſe; „das iſt ja wie ein Kindbett ohne Kind,“ ſagte er immer.

Lorle war indeß mit Reinhard raſch dahingefahren, ohne ſich umzuſchauen, ſie hielt ſich feſt am Wagenſitz, es war ihr, als ob ſie jetzt zum erſten Male in ihrem Leben auf einem Wägelchen ſitze: da ſteigt man auf ein hohes Geſtell und läßt ſich fortrollen und bewegt ſich nicht ſelber. „Wir fahren fort —" ſagte ſie zu Reinhard, er wußte nicht was das zu bedeuten habe.

Vor dem Dorfe ſaß Wendelin mit ſeinem Käfig am Wegraine. Als die Hochzeitsleute ihm nahe kamen, nahm er den Vogel heraus und hielt ihn hoch hinauf den Fahrenden hin. War's freiwillig oder von Ungefähr? Der Vogel entwiſchte der Hand und flog davon, Wendelin kehrte mit dem leeren Käfig heim.

Wortlos fuhr das junge Ehepaar dahin, Lorle hatte ſo viele Gedanken, daß ſie eigentlich keinen hatte. Als man jetzt an der Steige hielt, wo geſperrt wurde, ſagte ſie: „Fahr' nur ſtet Martin. Warum haſt du denn den Rappen eingeſpannt, der geht ja nicht gern in der Lann? Komm Reinhard, wir wollen auch abſteigen."

„Wollen wir nicht lieber ſitzen bleiben? Doch, wie du willſt."

Reinhard ſprang vom Wägelchen, er half nun auch Lorle und hielt ſie eine Weile auf ſeinen beiden Händen frei in der Luft, bis ſie rief: „So laß mich doch auf den Boden."

Im Weitergehen ſagte Reinhard: „Wie ich dich frei in der Luft gehalten, ſo habe ich dich hinweggehoben von deinem Boden, ich allein halte dich, du biſt mein, von allen Menſchen der Welt, vor Allen." —

Lorle wußte nicht recht, was er damit ſagen wollte, ſie meinte nur, er habe geſagt, daß er viel ſtärker als ſie und ihr Herr ſei; ſie ließ ſich das gerne gefallen.

„Denkſt du noch was du träumt haſt?“ fragte ſie jetzt.

Reinhard hatte den Traum von der erſten Nacht im Dorfe völlig vergeſſen, Lorle betheuerte aber bei der Wiedererzählung, daß ſie ſich deßhalb nicht im mindeſten fürchte. „Ich glaub' nicht an Träum',“ verſicherte ſie, „ich hab ſchon mehr als zehn Mal träumt, mein Vater ſei geſtorben und ich bin hinter der Leich' drein gangen und er iſt doch mit Gottes Hülf' noch friſch und geſund, aber es macht mir doch bang, daß er ſo dick wird und nimmehr gern laufen mag; wenn ich nur wüßt', wie es ihm jetzt geht. Es iſt mir wie wenn ich ihn ſchon ewig lang nicht geſehen hätt', aber nein, jetzt ſind ſie daheim am Geſchirraufſpülen; da werden ſie vor zehn in der Nacht nicht fertig und des Wendelins Mutter die hilft, die iſt ſo ungeſchickt und läßt Alles aus der Hand fallen.“

„Laß jetzt die Bärbel am Spülſtein und ſei bei mir,“ entgegnete Reinhard.

„Ja, ja, jetzt ſchwätz aber auch du, ich bring ſonſt lauter dumm Zeug vor.“

„Wir brauchen gar nicht reden, wenn ich dich nur hab'.“

„Iſt mir auch recht.“

Man war in G., der nächſten Stadt, angekommen; Reinhard und Lorle aßen allein auf ihrem Zimmer, er gab ihr die erſten Löffel Suppe zu eſſen wie einem Kinde, ſie ließ ſich's gefallen, dann aber griff ſie ſelber tapfer zu. Als abgegeſſen war, ſtellte Lorle die Teller aufeinander, ſchüttelte das Tiſchtuch zum Fenſter hinaus ab und legte es in die kenntlichen Falten.

„Da ſieht man die Wirthstochter,“ ſagte Reinhard lachend, „das brauchſt du nicht thun, das kann der Kellner.“

„Laß mich nur,“ entgegnete Lorle, „ich kann's nicht leiden, wenn abgegeſſen iſt und das Geſchirr ſteht noch auf dem Tiſch.“

Er ließ ſie gewähren und nannte ſie ſein Hausmütterchen, das ihm jede fremde Wohnung zur Heimat mache. Sie ſaßen nun ruhig an einander gelehnt beiſammen, aber plötzlich fiel Reinhard vor ihr nieder, umfaßte ihre Knie und rief ſchluchzend und weinend:

„Ich bin dich nicht werth, du Reine, Holde.“

Lorle hob ihn auf und tröſtete ihn, dann aber ſagte ſie: „Jetzt hab' ich auch eine Bitt, wir wollen weiter fahren, es iſt ja ſo ſchön mondhell, thu's mir zu lieb, lieber Reinhard.“

Die Beiden fuhren weiter durch die mondbeglänzte Nacht in ſtillem Entzücken.

Lorle gedachte aber auch oft nach Hauſe, ſie hätte gar zu gerne gewußt, ob ſie jetzt wol ſchon ſchlafen gehen oder ob ſie noch tanzen; einmal ſagte ſie zu Reinhard: „Kennſt du noch den ſchönen Dreher, den ſie aufgeſpielt haben, wie wir daheim fortgefahren ſind? Mir iſt's allfort, wie wenn ich Muſik hör'.“ —

Zur ſelben Zeit war zu Hauſe die Mutter hinaufgegangen in Lorle's Kämmerchen, und als ſie hier das Bett des Kindes ſah, konnte ſie ſich erſt recht ausweinen; ſie blickte lange hinein in den Mond und ging dann endlich ſtill hinab.

Der Tanz hatte bald geendet, denn man mußte ſich aufſparen für den nächſten Sonntag, da die Einweihung der Kirche ſtattfinden ſollte.

Martin führte das junge Ehepaar noch drei Tage und Lorle war's immer, als ob das nur eine Spazierfahrt wäre, als ob ſie morgen wieder nach Hauſe kehrten und Alles im alten Gange bliebe.

Hatte die Verlobung auf Lorle einen ſo tiefen Eindruck gemacht, während ſie Reinhard nur wenig berührte, ſo war dies jetzt mit der Trauung umgekehrt. Durch die Verlobung ſah ſich Lorle dem ganzen Dorfe gegenüber als eine ganz neue Perſon und für ſie war ſchon damals der Bund unauflöslich geſchloſſen, Reinhard dagegen, der der weiten Welt angehörte, kam ſich jetzt in ihr wie ein ganz anderer Menſch vor; durch ein unauflösliches Band mit einem Weſen außer ihm verbunden, er, der ſonſt ſo ganz allein war, ihm war's, als ob die Bäume und Berge ihn neu anſchauten, als ob Alles ein anderes Leben gewonnen hätte, weil er ſelber ein anderes begann.

Eine Eigenheit Lorle's, die wol zum Theil noch von dem ſtrengen Regiment ihres Vaters herrührte, weſentlich aber auch aus ihrem Mitgefühl für Menſch und Vieh ſtammte, war die, daß ſie in fieberiſcher Unruhe war, ſobald das Wägelchen vor dem Hauſe angeſpannt ſtand. „Es iſt mir, wie wenn ich ſelber angeſpannt wär'," ſagte ſie auf die Zurechtweiſung Reinhards. Um ihr nun ſolche Haſt und Unruhe abzugewöhnen, zögerte Reinhard nun noch viel bequemer und behaglicher als ſonſt bei der Abfahrt und Lorle entſchuldigte ſich jedesmal bei Martin, daß ſie ihn ſo lang warten ließen.

Am dritten Abend, vom Dreikönig in Baſel aus, machte ſich Martin auf den Heimweg. Tief im Herzen weh that Lorle dieſe letzte Trennung von ihrem eigenen Wägelchen, vom Rapp und beſonders vom Martin und ſie ſagte: „Viel tauſend Grüß' an Alle daheim, ſo viel Grüß' als nur auf den Wagen gehen und der Rapp ziehen kann."

Während Lorle dem Wegfahrenden nachtrauerte, ſagte Reinhard ſie tröſtend: „Sei fröhlich, laß die ganze Welt hinter dir verſinken, ich habe dich herausgetragen aus dem Strom des gewohnten Lebens, wir ſind allein, ganz allein. Denk jetzt nicht mehr heim." —

Heute zum erſten Male ſpeiſten ſie auch an der öffentlichen Wirthstafel, Reinhard wollte Lorle zerſtreuen und doch ward er übellaunig als ihm dies gelang. Lorle's Tiſchnachbar, ein luſtig ausſehender junger Mann, ſagte zu ihr: „Sie ſind gewiß eine fertige Clavierſpielerin, gnädige Frau?"

„Ei warum?"

„Die Clavierſpielerinnen gebrauchen die linke Hand wie die rechte, ſie reichen ſie oft beim Gruße."

„Nein, ich kann nicht Clavier ſpielen, wir haben aber daheim ein eigen Clavier, mein Vater hat gewollt, ich ſell's lernen, ich hab' aber kein' Geduld gehabt und hab mich auch geſchämt, ſo nichts zu thun. Das iſt blos eine üble Angewohnheit von mir mit der linken Hand."

Der junge Mann war äußerſt verbindlich und verwickelte Lorle bei jedem friſchen Gerichte in ein neues Geſpräch, ſo ſehr ſich auch Reinhard Mühe gab, ſelber das Wort zu ergreifen und Lorle an ſich zu ziehen, der

Fremde hatte alsbald wieder Lorle zum Reden gebracht und machte ſie oft laut lachen. Reinhard war feſt überzeugt, daß der Fremde ſich über ſie luſtig mache, obgleich er eigentlich keinen Grund dafür angeben konnte, er war voll Zorn und fand doch keine Gelegenheit ſolchen auszulaſſen. — Auf dem Zimmer bedeutete er dann Lorle, daß es ſich für eine Frau nicht ſchicke, an einer öffentlichen Tafel ſo laut zu lachen und daß es überhaupt nicht paſſe, mit jedem Nachbar zu reden. Gegen letzteres wehrte ſich Lorle, ſie behauptete, wenn man mit Jemanden von Einer Schüſſel eſſe, müſſe man auch mit ihm reden, ſie habe im Gegentheil die Anderen bemitleidet, die für ſich gegeſſen hätten, wie ein Krankes auf ſeinem einſamen Bette. Daß ſie ſich das Linkiſche abgewöhnen ſolle, gab ſie zu, obgleich Reinhard das früher ſo ſchön gefunden hatte.

„Biſt du mir nun bös?“ fragte er zuletzt.

„Ach Gott im Himmel, warum denn? Du biſt ja ſo gut.“

„Du mußt auch Manches an mir ändern, mußt mir nicht nachgeben; wir wollen uns vornehmen, einander zu beſſern.“

„Nichts ſo vornehmen, gradaus ſein,“ entgegnete Lorle. Sie konnte ſich nicht leicht eine Norm und Richtſchnur machen, ſie lebte und handelte aus der Sicherheit ihres Naturells, während Reinhard von den beſten Anflügen erfaßt, ſich das Edelſte vorſetzte, dabei aber doch meiſt, wenn's drauf und dran kam, aus der augenblicklichen Stimmung handelte.

Nun ging's hinein in die Pracht der Alpenwelt.

Beim Alpenglühen rief Lorle einmal aus: „Reinhard, ſag, iſt's denn im Himmel ſchöner?"

„Gutes, herziges Kind, das kann ich auch nicht wiſſen."

„Nicht Kind ſagen," bemerkte Lorle.

„Nun denn, Engel, ja du biſt's, ich weiß nun wie's im Himmel iſt, ich bin bei dir."

Die untergehende Sonne überglühte zwei ſelig Umſchlungene.

Reinhard hatte eine willige Zuhörerin, indem er nun auf den Wanderungen die Schönheiten der Natur und die maleriſchen Geſichtspunkte erklärte; Lorle hörte ihn immer gerne ſprechen, auch wenn ſie ihn nicht ganz begriff. Bisweilen machte ſie auch eine Abſchweifung, indem ſie ihn auf den Stand der Kartoffeln aufmerkſam machte und wie die Ochſen ganz anders eingeſpannt ſeien als daheim. Schnitten ſolche Anmerkungen auch oft eine begeiſterte Auseinanderſetzung entzwei, ſo nahm ſie Reinhard in Geduld wieder auf. Eine Eigenthümlichkeit offenbarte ſich bei dieſen Auseinanderſetzungen: Reinhard hatte bis jetzt durchaus im Dialekt mit Lorle geſprochen, zwar ohne Vorſatz, denn ſolches ergab ſich von ſelbſt und es war ihm wohl und heimiſch dabei, nun aber war's ihm oft, als ob er mit ſeiner Seele eine Faſtnachtsmummerei vorgenommen hätte, es war ihm ein fremdes Kleid für den Werktag, er fühlte, daß die ganze Welt der Reflexion, der Allgemein-Gedanken, keine rechte Heimath im Dialekte hatte; alles Perſönliche konnte er darin kundgeben, aber nichts was darüber hinausging; er bat daher auch Lorle ſich nach und nach mehr an das Hochdeutſche zu gewöhnen und ſie verſprach's willfahrig, ſie ſah immer ſtaunend an ihm hinauf, wenn er ſo Herrliches redete, und ſie ſagte einmal:

„Du hätteſt doch eine geſcheitere oder gar nicht heirathen ſollen, aber nein, es hat dich doch Niemand ſo lieb wie ich, du herziger Menſch.“

Er bat ſie nun, immer recht Theil zu nehmen an dem was er denke und erſtrebe, ſie war voll Demuth zu Allem bereit; ſie wiederholte ſich oft manche Worte, die er geſagt hatte und die gar ſchön geklungen hatten, mehrmals leiſe, um ſie ſicher zu behalten.

Einige wenn auch unſcheinbare Einzelheiten, die ſich jetzt ergaben, ſind dennoch bemerkenswerth. Seitdem Lorle den Modehut aufhatte, plagte ſie die Sonne weit mehr als früher, da ſie noch barhaupt ging, und doch vergaß ſie beim Ausgehen faſt jedesmal ihren Sonnenſchirm, man mußte ſolchen oft nachholen und war er nicht im Gebrauche ließ ſie ihn beiſpiellos oft fallen; es that ihr wehe, wenn Reinhard galanter Weiſe ihn aufhob und ſie band ſich ihn daher feſt um die Hand. — Mit dem großen Uebertuche konnte ſie ſich gar nicht bewegen, eben ſo mit der Echarpe, ſie knüpfte erſteres, ſobald ſie aus der Stadt war, auf dem Rücken zuſammen und letztere band ſie wie eine Ritterſchärpe an der Seite. Nie durfte ihr Reinhard etwas abnehmen, ja ſie wollte ihm bei Wanderungen ſeinen Rock tragen, wie die Bauernmädchen in der Regel die Jacke ihres Burſchen am Arme hängen haben. Noch eins: ſo lange ſie Handſchuhe an hatte, kam ſie ſich ganz fremd vor, ſie konnte nicht ſo gut reden als ſonſt; ſobald ſie nur konnte wurden daher die Handſchuhe abgeſtreift. Dieſe Kleinigkeiten gaben zu vielen heiteren Neckereien Anlaß.

Auf dem Züricherſee weinte Lorle die erſten Frauenthränen, und zwar über die neue Kirche zu Weißenbach.

Schon bei der Abfahrt ſprach Lorle von nichts anderm, als daß jetzt, an dieſem hellen Sonntag, zu Hauſe die Kirche eingeweiht werde; ſie ſah nichts von all der Herrlichkeit rings umher und Reinhard hörte ihr eine Weile ruhig zu, dann bat er ſie doch auch umzuſchauen nach dem, was ſie hier umgebe; ſie ward ſtill, Reinhard ſetzte ſich auf ein einſames Plätzchen auf dem Schiffe. Als nun die Kirchenglocken von nah und fern erklangen, ging er zu Lorle und ſagte: „Horch, wie ſchön!“

„Ja,“ ſagte ſie, „jetzt gehen ſie daheim in die Kirch und die Vroni hat ihre neue Haub auf und der Wendelin hat die neu' Jack an, die ich der Bärbel für ihn geben hab.“

Reinhard ſagte zornig: „Du kannſt doch ewig nicht über dein Dorf hinaus denken, das iſt einfältig!“

Heiße Thränen rollten über die Wangen Lorle's und Reinhard ließ ſie eine Stunde allein ſitzen.

Am Abend ward indeß Lorle ganz glücklich durch die Mittheilung Reinhard's, daß ſie ſich nun auf den Heimweg machen wollten. Reinhard hatte dies beſchloſſen, weil er die Ueberzeugung hatte, daß Lorle erſt in einem eignen Haushalt ſich vollkommen wohl fühlen werde und er ſelbſt ſehnte ſich auch nach ſtiller Häuslichkeit. Seit vielen Jahren hatte er ohne Familie frei ſich in der Welt umhergetummelt, er mochte kaum ahnen, mit welchen zarten und doch ſtarken Wurzeln das Leben ſolch eines Mädchens mit dem Heimatboden verwachſen war; jetzt ſollten ſie beide gemeinſam auf neuem Grunde wachſen.

Vorher aber mußte Reinhard noch dafür zugeſtutzt werden. Auf der letzten Station, wo man Halt machte, nahm er ſich ſeinen ſchönen Bart ab, denn der Oberhofmeiſter hatte ihm bemerkt, daß ſich dieſer mit der Titulatur und Hofſtellung Reinhard's nicht vertrage. Mit Scherz aber doch mit einer gewiſſen Wehmuth gab ſich Reinhard die etikettmäßige Glätte, Lorle jammerte gar ſehr, indem ſie ſagte: „Du biſt gar nimmehr ſo ſchön wie früher, heißt das, mir iſt's gleich, aber es iſt doch ſchad." Sie ſtrich ihm mit der Hand über das kahle Geſicht und beklagte, daß er nun ſo rauh ſei.

„Wenn das dein Vater ſähe würde er lachen, er hat's prophezeiht," ſagte Reinhard. —

Lorle ahnte dunkel, welchen kleinlichen, engbrüſtigen Verhältniſſen ſie entgegengingen, ſie ſuchte aber ſich und Reinhard zu erheitern und es gelang ihr.

Zwiſchen hohen Mauern.

Wie war Lorle voll Freude, als ſie in ihrer Wohnung die Bärbel ſchon fand. Man war in der Nacht angekommen und Lorle durchmuſterte Alles, das war ja nun ihre neue Welt. Mit einer unbeſchreiblichen Seligkeit ordnete ſie noch am Abend faſt ihre ganze Ausſteuer in die Schränke ein, wie viel Unerwartetes hatte die Mutter hinzugeſellt, die gute Mutter! Der Vater hatte ſich's nicht nehmen laſſen, nach altem Brauch eine Wiege zu ſchicken und Lorle ward feuerroth, als ſie ſolche gewahrte; dann war ſie aber wieder voll Freude über die vollen Mehlſchränke, über die umfangreichen Schmalztöpfe und alle Bedürfniſſe einer vollen Haushaltung, die Bärbel mitgebracht hatte; jeden Topf in der Küche wollte ſie beſchauen, als ihr nunmehriges Eigenthum. Reinhard wollte anfangs Einhalt thun, dann aber ging er ſelber mit durch Küche und Kammer und freute ſich an dem Glücke ſeines „lieben Hausmütterchens."

Bis ſpät in die Nacht ſaßen dann die Beiden noch beiſammen auf dem Sopha und Reinhard erzählte, wie er das einzige Kind ſeiner Eltern dieſe ſchon frühe verloren, wie er in einem Inſtitute erzogen, ſpäter im Widerſpruche mit ſeinem Vormunde die Studien aufgegeben und ſich der Kunſt gewidmet, wie er aller Bande los und ledig frei in der Welt umhergeſchweift. „Nie,“ ſchloß er, „hab' ich's empfunden, was ein Heimathherd iſt; meine tiefe Sehnſucht iſt nun erfüllt, freilich mit einem ſchweren Opfer, ich habe mich in Dienſt begeben, aber freudig gebe ich einen Theil meines freien Künſtlerthums hin, um eine Heimath, um ein Neſt zu haben.“

Lorle umhalſte ihn und ſagte: „Du ſollſt gewiß immer gut und gern daheim ſein, du armer Menſch, den ſie ſo in die Welt hinausgeſtoßen haben.“

Am andern Morgen kam der Collaborator mit ſeiner Schweſter zur Bewillkommung; er hatte gleich am Tage nach der Hochzeit alle Thüren der neuen Wohnung mit Kränzen geſchmückt, als aber die Ankunft der Erwarteten ſich verzögerte und die Kränze welk wurden, nahm er ſie ſtill wieder ab.

„Es wird mir auch mit der Zeitgeſchichte ſo ergehen,“ ſagte er, „ich winde meine Kränze zu früh für den Einzug des neuen Lebens, die harrenden Blumen verdorren und am Ende zieht die neue Welt durch ungeſchmückte Thore. Sei's, wenn ſie nur kommt.“

Leopoldine, die Schweſter des Collaborators, ein von Natur liebreiches aber durch Jahre und Schickſale herb gemachtes Gemüth, hatte mit wahrhaft ſchweſterlicher Sorgfalt Allem vorgeſorgt; traf ſolches Anordnen und Einrichten auch mit ihrer Neigung zuſammen, ſo war doch nicht minder wirkliche Güte dabei thätig. Unter dem wiederholten Danke des jungen Ehepaares führte ſie nun Lorle in der Wohnung umher und zeigte ihr den Gebrauch jedes Schränkchens und wie man es in Ordnung halten müſſe, wie man die Schlüſſel umdrehe, die Schiebladen ausziehe, Alles. Lorle war eine willfährige Schülerin, zu Manchem aber bemerkte ſie doch: „Das brauchet Ihr mir nicht ſagen.“ Sie ſprach ſolches in reiner Ehrlichkeit, ſie kannte die Geſellſchaftslüge noch nicht, der zufolge man ſich unwiſſend ſtellen muß, um dem Andern in ſeiner Weisheit angenehm zu erſcheinen; ſie wollte der „guten Perſon“ die unnöthige Mühe erſparen. Leopoldine ſah aber hierin einen bäuriſchen Stolz, der ſich nicht gerne zurechtweiſen ließe; ſie war indeß zu erhaben, um ſich von dem Dorfkinde beleidigen zu laſſen, ſie widmete ihr fortwährend ihre mitleidvolle Gönnerſchaft, zumal ſie wirkliches Bedauern fühlte, daß ſich das Kind mit einem ſo wilden Naturell wie das Reinhard's war, auf ewig verbunden hatte. —

Der Collaborator war in ſeltſamer Stimmung, er ging ſcherzend und ſingend durch alle Zimmer und verſuchte allerlei Schabernak, es hatte den Anſchein, als wollte er eine frühere Weiſe Reinhard's ſich aneignen; er nöthigte Reinhard ſchon am frühen Morgen eine Flaſche Wein mit ihm auszuſtechen, obgleich die Schweſter bemerkte, daß ihm das nie gut bekäme. Als ihr der Bruder dennoch nicht willfahrte, verzerrten ſich ihre Züge auf höchſt unangenehme Weiſe; mit Schrecken bemerkte dies Lorle, Leopoldine aber redete kein Wort mehr.

Nachdem die beiden Junggeſellen ſich verabſchiedet hatten, kam es Lorle vor, als wäre ein fremdes Leben durch ihre Zimmer geſchritten, als ob die Möbel anders ſtünden als früher; erſt nach und nach heimelte ſie's wieder an in ihrer Behauſung.

„Nun, was ſagſt du zu Leopoldine?“ fragte Reinhard. —

„Die iſt Weineſſig, iſt einmal Wein geweſen,“ erwiderte Lorle.

Reinhard bemühte ſich, ihr eine beſſere Anſchauung beizubringen und hier zum erſten Male erfuhr er eine ihm unerklärliche Schärfe des Urtheils bei Lorle, die er der Zartheit ihres liebevollen Gemüthes nie zugetraut hätte. Er bedachte nicht, daß es eine Menſchenliebe gibt, die ſtreng und rückſichtslos urtheilt, die aber, trotz der Erkenntniß der Mängel, in ungeſchwächtem Wohlwollen verharrt; daß ferner ein unverbogenes Naturell, ohne Rückhalt und unbarmherzig, die augenblickliche Empfindung als Urtheil ausſpricht.

Mit Bärbel hatte Lorle an dieſem erſten Morgen auch ſchon einen Kampf, denn die gute Alte deckte den Tiſch nur für zwei Perſonen, keine Ermahnung und keine Bitte, daß ſie doch mit am Tiſch eſſen ſolle, fruchtete, denn ſie behauptete, es ſchicke ſich nicht, ja ſie verbot Lorle, ihren Mann irgend damit zu behelligen, da er ſie ſonſt für gar zu einfältig halten müſſe.

Die Suppe ſtand endlich auf dem Tiſche, Lorle betete ſtill, Reinhard betete nicht und ſie wiederholte das Gebet noch einmal anſtatt ihres Mannes.

Als ſie nun beiſammen ſaßen, fragte Reinhard: „Lorle, ſind die Teller unſer eigen?“

„Ja freilich, wem denn?“

„Juhu! Wenn ich jetzt einen Teller zerbrech, brauch ich dem Wirth nicht zahlen, das iſt mein, Alles mein eigen.“ — Er nahm einen Teller und warf ihn jubelnd auf den Boden.

„Er iſt von einem ganzen Dutzend,“ ſagte Lorle.

„Mein Dutzend hat nur zehn,“ rief Reinhard und warf noch einen entzwei, dann tanzte er ſingend mit Lorle um den Tiſch herum.

„Du biſt ein wilder Kerle,“ ſagte ſie die Scherben zuſammenleſend, „ich will andere Teller holen.“

„Nein, wir eſſen miteinander aus der Schüſſel.“

„Mir auch recht.“

Die Bärbel kam, da ſie das Zerſchmettern vernommen hatte, Lorle aber ſagte: „Brauchſt heut' keine Suppenteller mehr bringen, wir eſſen aus der Schüſſel, da haben wir's g'rad wie daheim.“ —

Reinhard ſtellte ſeine Frau Niemanden vor, ſie bedurfte ja Niemanden außer ihm, er war ihr Alles; er machte ſeine Antrittsbeſuche bei Vorgeſetzten, Gönnern und Bekannten, und wo man ihm zu ſeiner Verheirathung glückwünſchte, dankte er einfach und lenkte das Geſpräch bald ab.

Die Gallerieangelegenheit war noch keineswegs erledigt, wenn auch ſchon ein Beamter dafür angeſtellt war; in dieſem Winter ſollte ein außerordentlicher Landtag, und zwar wie man ſolche am meiſten liebt, ein bloßer Finanzlandtag einberufen werden, um wegen der in Ausſicht ſtehenden Verheirathung die Gelder zum Baue eines Schloſſes für den Thronerben zu bewilligen, auch über die Koſten zum Baue eines Galleriegebäudes ſollte dann mit den Ständen eine Vereinbarung getroffen werden;

eine Geſetzesvorlage über Wieſenberieſelung ſollte den Schein des Gemeinnützigen hergeben.

Während Reinhard ſich durch ſeine Beſuche eine umfaſſende Kenntniß des Staatskalenders verſchaffte, konnte Lorle zu Hauſe ſich noch gar nicht in das Stadtleben finden. Wenn Alles ſo ſehr geſäubert und in Ordnung gebracht war, daß ſich nun durchaus nichts mehr aufbringen ließ, vermochte es Lorle über die Bärbel, daß ſie ſich zu ihr in die Stube ſetzte; es bedurfte hierzu vieler Ueberredung, denn die Bärbel, die nun ſchon ſeit mehr als dreißig Jahre diente, hatte ihre feſten Anſichten, man möchte ſagen ihre Handwerksregeln für das Leben, von denen ſie nicht gern abging, ſie ſagte immer zu Lorle: „Herrſchaft iſt Herrſchaft und Dienſt iſt Dienſt.“ Erſt wenn Alles verſchloſſen war, gab ſie nach und ſetzte ſich zu ihrer „Madam“ in die Stube, aber weit ab vom Fenſter, daß man ſie aus den Häuſern gegenüber nicht ſehen konnte. Kam dann Reinhard, der den Schlüſſel zum Hausgang hatte, unverſehens, wollte ſie ſich raſch auf ihren Poſten zurückziehen, ſie mußte jedesmal dringend erſucht werden, doch ungeſtört zu bleiben. Man durfte ihr hundertmal etwas zugeſtehen was außerhalb ihres Kreiſes war, ſie ſah es dadurch nie als ihr Recht an, ſtets mußte ſie auf's Neue dazu vermocht werden; ſie ſetzte einen gewiſſen Stolz darein, nicht in den vertraulichen Ton einzugehen, ihr Grundſatz war: geb ich dir dein' Ehr', mußt du mir mein' Ehr' geben, kannſt mich nicht das einemal an den Tiſch ſetzen und das andere Mal hinter die Thür ſtellen. — Reinhard aber ſah in dieſer fortgeſetzten Haltung eine bäuriſche Umſtandsmacherei, er verlor wenig Worte mehr mit der Bärbel. In ſeiner Abweſenheit ſaß ſie nun bei Lorle emſig plaudernd. Die Wohnung war, obgleich in einem ganz neuen Stadtviertel, doch im dritten Stock, da unſere weitgreiſende Zeit gleich Anfangs hoch baut.

„Ach Gott!“ klagte Lorle einmal, „es iſt ſo hoch oben, wenn einmal Feuer ausgeht, und du dauerſt mich auch, man muß das Waſſer ſo weit herauf holen; es iſt ſo unheimelich. Da guck einmal 'nab, es ſchwindelt einem und man ſieht den Menſchen nur auf den Hutdeckel. Die Stadtleut' ſind aber doch pfiffig, ſie bauen in die Luft hinein, da koſtet's keinen Platz, da ſpart man das Feld dabei. Ich laſſ' aber nicht nach am Reinhard, bis er ein eigen Haus kauft, wo wir allein ſind und nicht ſo in einer Kaſern'. Da guck, blos da links können wir noch ins Freie ſehen, aber da legen ſie ſchon wieder mächtige Grundmauern, über's Jahr haben wir nichts als Stein vor uns.“

Bärbel, die früher, lange bevor Lorle geboren wurde, ein Halbjahr in der Stadt gedient hatte, konnte die Ausſtellungen ihrer „Madam“ in Manchem berichtigen. — Lorle hätte gar zu gerne gewußt, wer denn die Leute ſeien, die mit ihr unter demſelben Dache wohnen, wie ihre Haushaltung iſt, wovon ſie leben und Alles. Bärbel belehrte ſie, daß das einmal in der Stadt ſo ſei, da habe Jedes ſeinen verſchloſſenen Hausgang und das Andere ginge es nichts an. Lorle konnte ſich aber dabei nicht beruhigen und ſie klagte:

„Ich möcht' jetzt nur wiſſen, wovon der Seiler da drüben lebt, ich hab' nicht geſehen, daß er ſeit geſtern

Morgen was verkauft hat, und wenn ich über die Straß' geh und da ſitzen die Leut' in ſo einem kleinen Lädle und es kauft ihnen Niemand was ab und da möcht' ich wiſſen, wovon die jetzt heut Mittag eſſen und noch ſo viel Menſchen, die ſo herumlaufen und man weiß gar nicht, was ſie thun."

„Gut's Närrle, das kann man nicht wiſſen, daheim da kann man jedem in ſeine Schüſſel gucken, aber hier geht das nicht und du ſiehſt ja, daß die Leut' doch leben; ſo laß ſie machen." So tröſtete Bärbel.

Vom Hauſe gegenüber hörte man ein Mädchen faſt den ganzen Tag Clavier ſpielen und ſingen, nur bisweilen wurde dieſes Thun unterbrochen, indem ein Lockenkopf am Fenſter erſchien, ſtraßauf und ſtraßab ſchaute. „Das muß eine ſchöne Hausfrau geben," bemerkte Lorle einmal, „und die kann ja Sonntags an der Muſik gar kein' Freud haben, wenn ſie's ſo die ganz' Woch' hat, und horch nur, wie ſie ſich gar nichts ſchämt und bei offenen Fenſtern ſingt, daß man's die ganze Straß hinab hört; wie das nur die Eltern zugeben!"

Wenn Reinhard nach Hauſe kam, war er meiſt liebevoll und zart. Je tiefer er in das Getriebe der Staatsmaſchine und des Staatsdienerlebens hineinſchaute, je mehr er die Beengungen erkannte, die ſolches ihm auferlegte und ihm der Kopf brauſte, um ſo mehr erfaßte er den ſtillen Frieden, der in der Luft ſeiner Häuslichkeit ſchwebte, er ſog ihn in vollen Zügen ein und wollte ſich ihn ſtets erhalten; für ihn hatte er ja die Freiheit ſeines Seins geopfert. Wenn er bisweilen gedankenvoll und betrübt drein ſah und ihn Lorle um die Urſache fragte, antwortete er: „Gutes Kind, du ſollſt und wirſt nie erfahren, wie wirr und kraus es in der Welt hergeht. Du mußt mich nicht immer fragen wenn ich ſo in Gedanken bin, es geht mir vielerlei im Kopf herum. Sei jetzt nur heiter, ſei froh, daß du vieles nicht weißt.“

„Was du meinſt, daß ich nicht wiſſen ſoll, das will ich nimmehr fragen,“ entgegnete Lorle.

Auf den Gängen durch die Stadt und vor den Thoren begleitete der Collaborator faſt immer das junge Ehepaar. Lorle taſtete noch immer an der ihr fremden Welt herum und konnte die rechten Handhaben nicht finden.

„Ich weiß nicht,“ ſagte ſie einmal, „mir kommen die Leut' in der Stadt gar nicht ſo luſtig vor wie daheim; wenn's nicht einmal ein Schuſterjung' iſt, ſonſt pfeifen und ſingen die Leut' gar nicht wenn ſie über die Straß' gehen, es iſt Alles ſo ſtill, als wenn ſie ſtumm wären.“

Der Collaborator gab ihr vollkommen recht und ſagte: „Die Leute bilden ſich ein, ſie hätten Gedanken ſtatt Geſang, es iſt aber nicht wahr.“ Reinhard dagegen ſuchte Lorle klar zu machen, daß ſolche Ungezwungenheit in der Stadt nicht möglich ſei; er knüpfte hieran eine weit abgehende Auseinanderſetzung, daß das wahre geſunde Weſen in ſolcher Beſchränkung nicht zu Grunde gehe, ſondern in ſich erkräftige. Der Collaborator durchkreuzte ſolche Darlegungen durch ſchneidende Entgegnungen und hier zeigte ſich ein oft wiederkehrendes Zerwürfniß zwiſchen den beiden Freunden, unter dem zunächſt Lorle leiden mußte. Wollte Reinhard ſeiner Frau eine

Achtung vor der Bildung einflößen, ſie zur Bewunderung und Nacheiferung ſolcher Zuſtände anleiten, von denen ſie bisher keine Ahnung gehabt hatte, ſo ſuchte der Collaborator Alles in die Luft zu ſprengen, denn es entwickelte ſich bei ihm immer mehr die Anſicht, die er in ſeinem Unmuthe auch bisweilen geradezu ausſprach: „Wir haben uns mit unſerer ganzen Civiliſation in eine Sackgaſſe verrannt."

Lorle, die zwiſchen den Streitenden ging, erhielt wenig Frucht aus dieſen Erörterungen.

Als ſie einſt bemerkte: „Ich mein', die Hunde bellen in der Stadt viel weniger als bei uns im Dorf; es iſt wol, weil ſie mehr an die Menſchen gewöhnt ſind," da lachte der Collaborator und ſagte: „Deine Frau hat die tiefſte Symbolik." — Lorle, die nun ſchon Muth hatte und ſich nicht mehr durch ein fremdes Wort verblüffen ließ wie damals zu Hauſe, ſagte jetzt: „Ihr müſſet nicht ſo g'ſtudirt reden wenn es mich angeht." Der Collaborator erklärte nun, wie deutungsreich ihr Ausſpruch war und ſuchte ſeine ganze Verachtung dieſes Lebens nachdrücklich geltend zu machen. Lorle erwiederte nur, ſie hätte nicht geglaubt, daß er ſo grimmig bös ſein könne. —

Als ſie einſt klagte, daß durch die neue Kanzlei ihrem Hauſe gegenüber die Ausſicht ins Freie verbaut würde, wußte der Collaborator auch dies ſinnbildlich zu deuten. Lorle verſtand den Collaborator beſſer als er glaubte, aber ſie war doch ärgerlich, daß er ihr alle Worte im Munde verdrehe und immer etwas anderes daraus mache als ſie gewollt hatte. Als ſie einmal nach mehrtägigem anhaltendem Regen durch die Promenade gingen, ſagte Lorle:

„Es iſt doch viel ſchöner in der Stadt, da braucht man die Wege nicht erſt durch die Hecken treten, da ſind überall Wege ausgehauen und werden ſchnell wieder gangbar.“ —

Der Collaborator behielt diesmal ſeine ſymboliſche Deutungsluſt für ſich. War ſie ihm wol nicht genehm? . . .

Reinhard empfand nun erſt recht die Wonne der Häuslichkeit, indem er wieder rüſtig zu arbeiten begann. Arbeit macht uns ſelbſt einſame fremde Räume zu heimiſch trauten, und wie nun gar die gemeinſam bewohnte eigene Heimat! In dem kleinen Stübchen gegen Norden, das er ſich zur einſtweiligen Werkſtatt eingerichtet hatte, ging er an die Vollendung des Bildes: Das neue Lied, das er ſchon im Dorfe begonnen hatte. Lorle war oft bei ihm, denn er hatte ihr geſagt:

„Ich bitte dich, komm oft zu mir wenn ich arbeite; ich thue Alles beſſer und lieber, wenn du da biſt. Wenn ich auch nichts mit dir rede, wenn ich auch deiner ſcheinbar nicht bedarf, du biſt mir wie angenehme Muſik im Zimmer, es thut ſich Alles beſſer dabei.“

Als er nach vollbrachter Tagesarbeit bei ihr in der Stube ſaß, ſagte er einmal: „Stricke und nähe nicht, arbeite nicht, gar nichts, wenn du bei mir biſt; es iſt mir, als wäreſt du nicht allein, nicht ausſchließlich bei mir, als wäre noch ein Drittes bei uns Zweien, als wäreſt du nur halb bei mir.“

„Hab' dich ſchon verſtanden, brauchſt's nicht ſo um und um wenden," entgegnete Lorle und legte das Strickzeug weg, „aber die Händ' da, die wollen was zu thun haben, und da muß ich dich halt beim Buſch nehmen und zauſen." Sie vollführte dies auch, ſchüttelte ihm den Kopf mit beiden Händen und gab ihm dann auch einen herzhaften Kuß.

Das war ein liebewarmes häusliches Winterleben.

Auch an kleinen Neckereien fehlte es nicht. Lorle hatte die Scheuerſucht der Frauen in ungewöhnlichem Grade, die Stubenböden waren jetzt ihre Aecker, ſie konnten nicht umgepflügt aber doch ſattſam aufgewaſchen werden. Reinhard mahnte oft und oft zur Mäßigung, aber vergebens. Als er einmal unverſehens nach Hauſe kam und richtig in kein trockenes Zimmer konnte, faßte er Lorle am Arm und tanzte mit ihr in der Stube herum, indem er ſang:

„In Schnitzelputzhäuſel, da geht es gar toll,
Da trinken ſich Tiſch' und Bänke voll,
Pantoffeln unter dem Bette."

Auch außer dem Hauſe wollte Reinhard ſeiner Frau das neue Leben eröffnen, er führte ſie in's Conzert. Der Collaborator unterhielt ſie hier ſehr eifrig, ſie kannte ſonſt Niemanden. Nach einer Beethoven'ſchen Symphonie fragte er einmal: „Nun ſagen Sie mir ehrlich, wäre Ihnen ein ſchöner Walzer nicht lieber?"

Lorle antwortete: „Aufrichtig geſtanden, ja."

Der Collaborator kam freudeſtrahlend zu Reinhard und ſagte: „Du haſt eine herrliche, einzige Frau, ſie hat noch den Muth, offen zu geſtehen, daß ſie ſich bei Beethoven langweile."

Reinhard kniff die Lippen zuſammen, zu Hauſe aber ſagte er ruhig zu Lorle: „Du mußt dich vom Collaborator nicht irre machen laſſen, der hat ſich an den Büchern übergeſſen. Du mußt nie über etwas lachen oder aburtheilen, wenn du's noch nicht ganz begreifſt. Es gibt nicht nur eine Muſik, nach der ſich unſere Körper bewegen, es gibt auch eine ſolche, wo wir unſere Seele in Trauer und Luſt emporſteigen und ſinken und ſich wiegen laſſen, über Alles erhoben — die Seele ganz frei und allein. Ich kann dir's nicht erklären, du wirſt's ſchon finden, aber Reſpekt muß man vor Sachen haben, an welche ſo viele große Männer ihr ganzes Leben d'ran geſetzt, hab' du nur die Achtung und du wirſt die Sache auch ſchon bekommen."

Lorle verſprach ſich recht zuſammen zu nehmen.

Im letzten Winterconzerte, als der Collaborator nach einem Muſikſtück fragte, was ſie jetzt gedacht habe, ſagte ſie: „An Alles und ich weiß doch nicht. Wenn ſo die Flöten und Trompeten und Geigen mit einander reden und einander anrufen und nachher Alle zuſammen ſprechen, da iſt's doch, wie wenn Andere als Menſchen reden und da thut's einem ſo wohl, an Alles zu denken, ſo geruhig; es iſt wie wenn die Gedanken auf lauter Muſik ſpazieren gingen, hin und her."

Der Collaborator murrte in ſich hinein: „O wohl die wird nun auch gebildet."

Am Theater, wohin Reinhard ſie in der erſten Zeit einige Mal führte, fand Lorle keine nachhaltige Freude, die luſtigen Stücke kamen ihr gar zu närriſch vor, und bei den kreuzweis gekörperten Intriguenſtücken war's ihr zu Muthe wie in einem Wirbelwind, der von allen Seiten an einem reißt und zerrt, ſo daß man ſich gewaltig zuſammennehmen muß. Von zwei Stücken redete ſie aber noch lang. Das eine war die Stumme von Portici. Es kam ihr grauſam vor, daß die Hauptperſon ſtumm iſt und die Anderen ſingen Alle, auch meinte ſie, es ſei ſchon hart genug, wenn ein Mädchen betrogen wird, es braucht keine Stumme zu ſein. Daß die Fiſcher, nachdem ſie einige Soldaten niedergemacht, unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution niederknieten und beteten, kam ihr recht brav vor, aber ſie hatte gräßliche Angſt, es kommen jetzt andere Soldaten und ſchießen ſie alle nieder. An Schiller's Tell hatte ſie die volle Freude. In der verſteckten Loge, wohin Reinhard ſie immer führte, gab ſie ihm während der ganzen Vorſtellung kaum eine Antwort; ſie ſah ihn oft ſtill an, mit der Hand begütigend, als dürfe man etwas nicht wecken. Auf dem Heimwege ſagte ſie:

„So wie der Tell, ſo wär' mein Vater in ſeinen jungen Jahren gewiß auch geweſen."

Reinhard nahm ihr das Verſprechen ab, über derartige Dinge mit Niemand anderm als mit ihm zu reden.

Lorle nahm die ganze Welt um ſie her keineswegs als eine gegebene hin, gerade weil ihr die Traditionen mangelten, worauf ſich ſo Vieles ſtützte, erſchien ihr Alles als ob es erſt heute und für ſie erſtünde; ſie ſchmälzte und ſalzte nach ihrer eigenen Zunge.

Reinhard unterließ es jedoch [illegible] n die Bil-
dungs- und Kunſtſphären einzuführ [illegible] tte auch nie
eine Sehnſucht darnach; war's [illegible] die Augen

gerückt, war's nicht für ſie da. Reinhard ſah ſich nun ſelbſt mitten im Strudel einer ihm weſentlich neuen Welt, er trat in die vorzugsweiſe ſich ſo nennende „Geſellſchaft," in der Alles was nicht dazu gehört, als zuſammengelaufenes höchſtens erbarmungswürdiges Volk gilt. Bei der eigenen Unfruchtbarkeit der Geſellſchaft an erfriſchenden Elementen ward Reinhard ihr Adoptivkind. Anfangs betrachtete er das Frequentiren des Salons — mit welcher Phraſe ſich die kleine Reſidenz aufputzte — als einen Theil ſeiner Amtspflichten; es kam ihm nicht in den Sinn, wie traurig es ſei, daß Lorle ſo allein zu Hauſe ſitze, da waren ja noch ſo Viele, die ſich mit einer Bürgerlichen und nicht nun gar mit einem Bauernmädchen „mesalliirt" hatten und ſie mußten ſich's gefallen laſſen, hier als ledige Burſchen zu gelten.

Anfänglich war es Reinhard oft, wie wenn man aus freiem Felde in ein dumpfes Gemach tritt, die darinnen waren wiſſen nichts von der gepreßten Luft, aber dem Eintretenden beengt ſie die Bruſt; bald jedoch bewegte er ſich in dieſem Treiben wie in ſeiner eigenen Welt. Zwei Umſtände förderten dies in beſonderer Raſchheit. Der außerordentliche Landtag war einberufen. Der Prinz hatte mit Reinhard oft den Plan durchſprochen, daß man in dem neuen Palais die bel-étage des Mittelbaues mit den ſchönſten Gegenden des Landes zieren müſſe, die Reinhard al fresco malen ſollte; in dem Fries ſollten die eigenthümlichen Volksſitten durch Figuren in den verſchiedenen Volkstrachten dargeſtellt werden. Reinhard war voll Seligkeit, ein ſolches Werk ausführen zu können, das als die Erfüllung eines Lebens gelten durfte;

er ſtellte das Bild „das neue Lied“ zur Seite und machte allerlei Entwürfe, die Vorlegung derſelben gab reichen Unterhaltüngsſtoff und Reinhard ward dadurch vielfach Mittelpunkt der Geſellſchaft. Nun aber ergab ſich, daß die Landſtände mit großer Mehrheit nicht nur die Gelder zum Bau des neuen Palais, ſondern auch für die Gallerie verweigerten, da die Noth des Landes ſo groß ſei, daß ſie keine derartigen Ausgaben geſtatte; mit einer Mehrheit von blos zwei Stimmen wurde hierauf die angeſetzte Summe zur Einrichtung der Zimmer über dem Marſtall für die Gallerie und der Gehalt Reinhard's bewilligt. Dagegen nahm die Regierung Rache und verweigerte eine Aufbeſſerung des Volksſchullehrergehalte, die auf dem vorigen Landtage ſchon beantragt war.

Ein tiefer Mißmuth ſetzte ſich in Folge der erſten Behinderungen in Reinhard feſt, zu dem er noch die Ueberzeugung geſellte, daß das ſtändiſche Weſen alle Kunſt vernichte, dieſe daher nur in dem monarchiſchen Prinzip einen Halt habe. Reinhard hatte bisher ohne politiſche Anſicht gelebt, nun war ſie ihm geworden. Aus dieſen Gründen fühlte er ſich heimiſcher in der Geſellſchaft, aber noch ein bedeutſames Motiv kam dazu.

Die junge Gräſin Mathilde und Felſeneck, eine reizende und vielbeſprochene neue Erſcheinung, ſchloß ſich Reinhard auf beſonders zuvorkommende Weiſe an; ſie trat jetzt zum erſten Male in „die Welt,“ ſie war einſam auf dem vaterlichen Schloſſe aufgewachſen, denn ihr Vater, der die Tochter ſeines Rentamtmanns geheirathet hatte, lebte ſeit zwanzig Jahren fern vom Hofe und ſeinen Standesgenoſſen; erſt jetzt ſeit dem Tode der Mutter ward ihm Verſöhnung, das Kind wurde willig aufgenommen, zumal es eine blühende reiche Erbin war, von der man mit Zuverſicht erwartete, daß ſie den Fehler ihrer Abſtammung durch eine ſtandesgemäße Ehe ausgleichen würde. Gräfin Mathilde, die das Schickſal ihrer Mutter im Herzen trug, betrachtete ſich in dieſem Kreiſe nur als eine Geduldete, als eine Bürgerliche, ſie fühlte ſich zu Reinhard hingezogen, wie man im fernen Lande unter Fremden einen Heimatgenoſſen begrüßt; dazu ward ſie mächtig angeſprochen von dem freien und doch ſo ſichern Benehmen Reinhard's, der keine der Geſellſchaftsformen verletzte, ſie aber doch, nur dem aufmerkſamen Blicke ſichtbar, mit einem gewiſſen leiſen Uebermuthe behandelte, namentlich bemerkte ſie dies dem Comte de Foulard gegenüber, der die Etikette mit einer gewiſſen prieſterlichen Andacht wie ein hochheiliges Myſterium verwaltete. In der That zwang dieſes ausgeprägte und feſtſtehende Formenleben Reinhard nur eine kurze Weile eine gewiſſe Achtung ab, dann überließ er ſich der freien Gebarung ſeines Weſens.

Eines Abends, als man ſich eben an verſchiedenen kleinen Tiſchen niederließ und die Bedientenſchaar mit mährchenhafter Schnelle Alles ordnete und auftrug, ſagte der Comte de Foulard zu Reinhard: „Die Gräfin von Felſeneck hat ſich ſehr geiſtreich über Ihre heute vorgelegten Zeichnungen ausgeſprochen; ſie bemerkte: die Künſtler haben nicht nur in ihrer Schöpferkraft etwas Gottähnliches, indem ſie den vorhandenen Reichthum der Welt vermehren, ſie müſſen auch etwas von der göttlichen Geduld haben, ruhig über ihre Werke Kluges und Unkluges auskramen laſſen.“ Reinhard wendete ſich unwillkürlich nach dem Mädchen um, das an einem andern Tiſche ſaß.

„Wenn Sie meiner Couſine vorgeſtellt ſein wollen, bin ich bereit,“ ſagte ein ſchmucker Gardeoffizier, der neben Reinhard ſaß. Das Erbieten wurde mit Dank angenommen.

Von dieſem Abende an geſtaltete ſich ein eigenthümliches Verhältniß zwiſchen Reinhard und Mathilde. Wenn ſie ſich bei Hofe oder in den Salons trafen, kam eine gewiſſe ruhige Sicherheit über ſie; ſo förmlich auch ihr beiderſeitiger Gruß war, es lag etwas Zutrauliches darin, als hätten ſie ſich ohne Verabredung hier ein Stelldichein gegeben, ſie hatten Beide die Empfindung, als ob das eine mit ſchützender und vorſorgender Hand dem andern dieſe Stunden zu genußreichen bereiten müſſe; jedes hegte gewiſſermaßen die Verantwortlichkeit für einen Mißgriff oder ein Mißgeſchick des andern in ſich. Wenn Reinhard von ſeinem Gönner dem Comte de Foulard mit einem Kunſtgeſpräche in einer Niſche feſtgenagelt wurde, empfand Mathilde die höchſte Langeweile für ihn und merkte kaum auf die Artigkeiten und Aufmerkſamkeiten, die ſie umgaben; wenn dann die Gräfin Mathilde ſingen mußte, bebte Reinhard für ſie, war die Reihenfolge ihrer Lieder eine unpaſſende, ſo machte er ſich ſelber Vorwürfe. Bald waren ſie dann oft, in der gemeſſenſten Haltung einander gegenüberſtehend, in die launigſten Geſpräche verwickelt. Nie lobte Reinhard den ſo ſeelenvollen Geſang Mathildens, er ſprach nur bisweilen über die

Schönheiten der Dichtung und Compoſition; ſie mochte daraus erkennen, wie ſehr ſie ihm zu Herzen geſungen hatte.

Der Vetter Arthur hatte verrathen, daß Mathilde waldfriſche Volkslieder ſingen könne und nun mußte ſie, da der Prinz perſönlich darum bat, eines derſelben vortragen. Sie ſtand eine Weile an dem Piano und hielt ſich krampfhaft an demſelben, um Ruhe zu gewinnen, dann ſtimmte ſie in kecken Tönen ein Jodellied aus den Bergen an, ſo hell und froh wie die Lerche, die mit thaufeuchter Schwinge hineinjauchzt in das Morgenroth. Heute zum erſten Male lobte Reinhard ihren Geſang, Mathilde aber war betrübt, ſie klagte, daß es ihr vorkäme, als ob ſie das heilige Geheimniß ihrer Heimatberge verrathen und profanirt habe, ſie glaube, daß ihr dieſes Lied entweiht ſei, weil ſie es hier unter Kerzenſchimmer und ausgebälgten Uniformen als Curioſität preisgegeben. Reinhard widerſprach ihr und erklärte, daß das wahrhaft Heilige was wir in der Tiefe der Seele hegen, unberührt und unverletzt durch die ganze Welt ſchreite, daß das was geſtört oder gar zerſtört werden kann, in ſich und für uns keine rechte Wahrheit hatte. Mathilde war beruhigter.

Oft wollte ſie auch, daß Reinhard ihr viel von ſeiner Frau erzähle, ſie hegte offenbar den Wunſch, Lorle kennen zu lernen, aber Reinhard war in ſeinen Mittheilungen kurz und lehnte jenes nicht ausgeſprochene Anſinnen, ohne es entſchieden zu bezeichnen, mit Beſtimmtheit ab; er ſah darin doch mehr eine bloße Neugierde und fürchtete zugleich, daß ſich Lorle nicht wie er es wünſchte benehmen möchte.

Auf die Ermahnung ſeiner Tochter lud der Graf Reinhard zu ſich in's Haus und Mathilde, die in Geſellſchaft immer etwas Schmerzliches, Empfindſames hatte, war hier das heiterſte Kind, voll ſprudelnder Jugendluſt; ſie ſang und ſpielte mit Fertigkeit und Geiſt und ihre Zeichnungen verriethen ein ungewöhnliches Talent. Alle Blüthen der edelſten Bildung ſtanden hier in ſchöner Entfaltung und wenn Reinhard etwas derartiges bemerkte, ſah Mathilde mit andächtiger Hoheit auf und ſagte: „Sie hatten meine ſelige Mutter kennen ſollen.“ — Bisweilen ſangen ſie auch gemeinſam ſcherzhafte und ſchwermüthige Volkslieder, von ſolchen wohlgebildeten Stimmen vorgetragen hatten dieſe Töne noch eine ganz beſondere Macht.

Wenn nun Reinhard aus den Begegnungen der Geſellſchaft nach Hauſe kam, regte ſich oft der alte böſe Blutstropfen in ihm, ſeine Häuslichkeit kam ihm ſo eng, ſo kleinbürgerlich vor. Wenn dann Lorle mit kindlichem Stottern ihre Gedanken und Empfindungen ausdrückte, hörte er ſelten darauf und gab ſich noch ſeltener die Mühe, ſolche zu ergänzen und zu berichtigen; er war es müde, das A B C der Bildung vor zu buchſtabiren. Auch fiel ihm jetzt eine eigenthümliche Ungrazie Lorle's auf, die Haſtigkeit und Kraftigkeit ihres Gebarens war nun unſchön; ſie faßte ein Glas, das leichteſte was ſie zu nehmen hatte, nicht mit den Fingern, ſondern mit der ganzen Hand, ihre Bewegungen hatten in den Stadtkleidern eine auffallige Derbheit, ſie trat immer ſtark mit den Ferſen auf und er bat ſie einmal den ſchwebenden und ſich wiegenden Gang auf den Zehen anzunehmen, Lorle entgegnete:

„Juſt Alles brauch' ich nicht erſt lernen, ich hab' ſchon laufen können wie ich noch kein Jahr als geweſen bin."

Zu den übrigen Reſidenzbewohnern hatte Reinhard keine Beziehung und er erfuhr erſt ſpät, daß ihn Viele den Civilcavalier nannten und ſich damit erhaben dünkten, während ſie doch ſelber die fürſtliche Gnadenprobe vielleicht nicht beſſer beſtanden hätten. Zu den wenigen Künſtlern der Stadt war Reinhard in eine ſchiefe Stellung gerathen, er war ſo ohne alle Vorbereitung zu ſeinem Amte gelangt; die Einen glaubten in der That, daß ihm dies nur durch Winkelzüge gelungen ſei, die Anderen verleitete Neid und Bitterkeit zu ungerechter Beurtheilung Reinhard's und ſeiner Leiſtungen.

So hatte er außer der Hofgeſellſchaft nur den Collaborator, aber auch dieſer zürnte ihm, er ſprach offen ſeinen Grundſatz aus:

„Kein Ehrenmann darf von der innerlich angefaulten Societät mit ſich eine Ausnahme machen laſſen, ſo lange nur noch eine Spur von Excluſivem ſich hier findet."

Der Collaborator zürnte mit Reinhard doppelt, weil dieſer mit Lorle, dem friſchen Naturkinde, kunſtgärtnere. Das that ihm wehe, aus perſönlichen wie aus allgemeinen Gründen. Er erkannte leicht im Kleinen und Vereinzelten ein allgemeines, ja ein weltgeſchichtliches Geſetz. Lorle war ihm ein Typus des Urmenſchlichen, des urſprünglich Vollkommenen, an ſich Vollendeten, unberührt von den Zwieſpältigkeiten der Geſchichte und Bildung; es däuchte ihn eine Verſündigung, ſie durch alle die Labyrinthe zu quälen, ohne ſicher zu ſein, daß ſie den jenſeitigen Ausgang finde, der wiederum zur freien Natur führt — ſie ſtand ja von ſelber darin, Anfang und Ende ſind hier eins. Er behauptete, daß die Menſchen zu allen Zeiten das urſprünglich Vollkommene was ihnen in einem Menſchen nahe tritt, martern und kreuzigen und zu Tode quälen, weil das Daſein des abſolut Vollkommenen, des Urmenſchen, der nichts will und nichts hat von dem ganzen Trödel, den die Menſchheit nachſchleppt, dieſer ein Gräuel ſein muß. Und doch muß die Geſchichte von Zeit zu Zeit wiederum von ſolchen erſten Menſchen erfriſcht und begonnen werden, die aus dem Urquell des Lebens vollendet erſtehen.

Der Collaborator wußte wohl, daß Lorle ſolchem höchſten Ideale nicht entſpreche, aber er hatte eine faſt abgöttiſche Verehrung für die Urthümlichkeit ihres Weſens, gegenüber dem Unfertigen, Ringenden und Halben der Civiliſation; ihm hatte der vielverbrauchte Ausdruck, daß ſie ein Kind der Natur ſei, eine tiefere Bedeutung, er erfand dieſe Bezeichnung wiederum für ſie.

Reinhard beſtrebte ſich, Lorle und Leopoldine mit einander zu befreunden, er brachte ſie oft zu dieſer; Lorle war's aber immer unheimlich. Leopoldine hatte die flüſſige Redefertigkeit einer Ladenfrau, ſie konnte Alles was ſie im Sinn hatte ohne Scheu aufzeigen, wie ehedem ihre Haubenmuſter; dabei hatte die Vielgeprüfte etwas Entſchloſſenes, was ſie namentlich ihrem Bruder gegenüber in einer Weiſe geltend machte, daß Lorle in der nunmehrigen Zaghaftigkeit ihres Gemüthes ſolches wie Schärfe und Härte erſchien.

Ueber eine Bemerkung Lorle's freute ſich Reinhard einſt übermäßig; ſie gingen von Leopoldine weg und Lorle ſagte: „Ach, was ſchöne Blumen hat die und ſo im Winter.“

„Du ſollſt auch ſolche haben.“

„Nein, ich mag nicht, ich mein' ich könnt' und ich dürft' mich nicht ſo freuen wenn's wieder Frühjahr wird, weil ich ſo gezwungene Blumen vorher in der Stub' gehabt hab' eh' ſie draußen ſind. Laß mich lieber warten.“

Reinhard war von dieſer Aeußerung ſo entzückt, daß er wieder einen ganzen Tag der Liebevolle von ehedem war.

An den vielen kleinen Sächelchen auf dem Nipptiſche Leopoldinens freute ſich einſt Lorle wie ein Kind, als ihr Reinhard verſprach, auch ſolche Sachen zu kaufen, ſagte ſie:

„Nein, ich möcht' lieber was Lebiges haben, wenn wir einen Stall hätten, möcht' ich eine Geis oder ein paar Schweinchen, oder in meiner Stub' Turteltauben oder einen Vogel.“ —

Am andern Tage nahm Reinhard die Bärbel mit als er ausging und brachte einen Kanarienvogel in einem ſchönen Käfig und Goldfiſchchen in einem Glaſe. Lorle war voll Freude und Reinhard erkannte auf's Neue, wie leicht dieſes anſpruchloſe Weſen zu beglücken war.

Eines Abends, als Reinhard zum Maskenballe beim Miniſter des Auswärtigen geladen war, ging Lorle in die Theeviſite zu Leopoldinen. Auf dem Wege ſagte ſie zur begleitenden Bärbel:

„Ich wollt' ich könnt' bei dir daheim bleiben; ich komm' mir oft vor wie ein Waiſenkind, das unter fremden Leuten herumgeſchubt wird.“ —

Die Bärbel tröſtete ſo gut ſie konnte.

Lorle trat zitternd in die Stube. Die Frau Profeſſorin Reinhard, die Kammerſängerin Büſching, Frau Oberreviſorin Müller, Frau Handſchuhfabrikantin Frank, ſo ſtellte Leopoldine die Anweſenden vor. Die Frau Oberreviſorin warf ſtolz den Kopf zurück, ihr gebührte es vor der penſionirten Kammerſängerin vorgeſtellt zu werden. Die alte Sängerin unterhielt ſich ſchnell mit Lorle und bald war ſie auf ihrem Lieblingskapitel, indem ſie von ihren ehemaligen Triumphen erzählte und daß ſie die erſte hier in der Stadt war, die die Emmeline in der Schweizerfamilie geſungen, ihre Bemerkung gegen Lorle, daß ſie auch Volkslieder ſehr liebe, wurde ſchnell verdeckt, denn nun öffneten ſich die Schleußen der Unterhaltung und Alles auf einmal ſprach vom Theater, d. h. von dem Haushalt der Schauſpieler und Sänger und ihren Liebesbeziehungen. Unverſehens lenkte ſich das Geſpräch auf den heutigen Maskenball. Die Frau Handſchuhfabrikantin (deren ganzes Perſonal, aus dem Ehepaar und einem Lehrling beſtehend, Leopoldine zur Fabrik erhoben hatte) konnte die intimſten Nachrichten davon preisgeben, ſie klagte nur, daß wenn die Fremden die Engländer nicht wären, man wenig Handſchuhe mehr verkaufte; ſonſt habe „ein nobler Herr“ zwei bis drei Paar an einem Abend verbraucht, jetzt zögen ſelbſt die Gardeoffiziere, die doch von Adel ſind, nur bei den erſten Touren friſche Handſchuhe an und erſetzten ſie dann unverſehens durch alte.

Die Frau Oberreviſorin ſagte: „Ich würde mich ſchämen, mich um ſolche Dinge zu bekümmern.“

Nun brach der Zorn der Handſchuhfabrikantin los und ſie bemerkte, es gebe viele Handwerksleute, die mehr verdienten als die Angeſtellten, man wiſſe wohl, da ſei's oft außen fix und innen nix. Leopoldine, die den unverzeihlichen Mißgriff gemacht hatte, eine ſolche gemiſchte Geſellſchaft zu laden, brachte die Sache ſchneller als ſie hoffen konnte wieder in's Geleiſe durch die einfache Frage: Ob wol die Herrſchaft bei dem heutigen Ball ſein werde.

„Was iſt das? die Herrſchaft?“ fragte Lorle, Alles ſah ſie erbarmungsreich an.

„Das iſt der Hof, das iſt die Herrſchaft,“ erklärte man von allen Seiten.

Lorle aber entgegnete: „Warum denn Herrſchaft? Mein' Herrſchaft iſt's nicht, ich bin kein Dienſtbote, ich hab' meine eigene Haushaltung und ihr ja auch.“

Kichernd und lachend erhob ſich Jedes himmelhoch über dieſe furchtbare Einfältigkeit, ſelbſt die Frau Oberreviſorin konnte nicht umhin der ihr vorgezogenen Kammerſängerin etwas in's Ohr zu ziſcheln. Lorle athmete erſt wieder frei auf als der Collaborator aus dem Bierhauſe kam und allerlei Scherze losließ.

„Mein' Lebtag geh' ich nimmehr in ſo eine Geſellſchaft,“ ſagte Lorle auf dem Heimwege zur Bärbel.

Sie fühlte wohl die Erbärmlichkeit eines ſolchen Lebens, wo man, ſtatt an eigener geſunder Koſt ſich zu erfreuen, nach den Broſamen und dem Abhub der vornehmen Welt haſchte.

Während dieſes Abends mußte Reinhard viele ergötzliche Neckereien beſtehen, er wurde ſtets von zwei Masken gehänſelt, die ganz in derſelben Bauerntracht gingen wie einſt Lorle. Anfangs war er erſchrocken, denn beide Masken ſprachen vollkommen den Dialekt; erſt beim Entlarven konnte er die Gräfin Mathilde und ihre Geſellſchafterin, ein armes adeliges Fräulein, unterſcheiden.

Als Lorle ihm am andern Morgen die Ereigniſſe des geſtrigen Abends erzählte, hörte er ſie kaum; ſeine Gedanken tanzten noch auf dem Balle.

Dennoch blieb das Verhältniß zur Gräfin Mathilde ohne Fortſchritt, faſt auf demſelben Punkte auf dem es begonnen hatte, zumal da ſie jetzt nach geſchloſſener Saiſon wieder mit ihrem Vater auf ſeine Güter zurückkehrte.

Fürnehmes Leben, fürſtliches Brod.

Lorle hatte ein vereinſamtes Leben, denn Reinhard war nicht nur die meiſten Abende außer dem Hauſe, ſondern trieb ſich oft Tage lang auf den Hofjagden umher, und jetzt richtete er ſich noch ſeine Werkſtatt in den oberen Zimmern des Marſtalls ein. Lorle war noch nie dort geweſen.

Der Prinz hatte Reinhard beauftragt, eine Erinnerung an die letzte Fuchsjagd zu malen; auf die Entgegnung Reinhard's, daß er ſich nicht auf Jagdſtücke verſtehe, erhielt er die Antwort:

„Malen Sie nur, ganz nach Ihrer Eingebung, ich laſſe der Kunſt gerne die vollſte Freiheit.“

In unglaublich kurzer Zeit vollführte nun Reinhard ein Werk, das er für ſein beſtes hielt; es war eine tiefe Waldeinſamkeit, nur ein Fuchs ſaß auf ſeinem Baue ruhig unter den alten knorrigen Stämmen und ſchaute ſich klug um; es war der Verſtand des Waldes. Triumphirend ließ Reinhard das Bild auf das Schloß tragen es mißfiel allgemein. „Das iſt ja blos eine Landſchaft,“ hieß es, man hatte mindeſtens die Abbilder der Hauptjäger und ihrer Hunde erwartet.

Das alſo war die „vollſte Freiheit“ der Kunſt, und doch ſollte nach Reinhard's Anſicht das monarchiſche Princip ihre einzige Stütze ſein. Verſtört und ingrimmig ging er umher.

Zu Hauſe war auch des Elendes genug und gerade in ſeinem Berufe hatte er die Erlöſung geſucht, er hatte ein gut Theil jener Unabhängigkeit verloren, die in dem eigenen Bewußtſein ſich erhebt; ſeine geſellſchaftliche Stellung verlangte nothwendig die Anerkennung als Künſtler.

Die Bärbel kränkelte und Lorle jammerte viel, daß ſich die Dienſteifrige keine Ruhe gönne. Reinhard bemerkte einmal, die Bärbel ſolle wieder heimkehren, da weinte Lorle ſo bitterlich, daß er nur mit vieler Mühe ſie beruhigen konnte. Er ließ Lorle immer mehr für ſich gewähren und wenn er dann oft plötzlich an ihr ſchulte, ſetzte ſie ihm eine ſtörrige Unnachgiebigkeit entgegen. Sie war ihm demüthig ergeben, ſo lange er ſich ihr vollauf widmete, ihr ganzes Tagewerk war oft nur ein Warten auf ihn, manche Arbeit kam ihr nur wie einſtweilige Unterhaltung bis zu ſeinem Wiederkommen vor; nun aber, weil er ſonſt wortkarg und mürriſch war und faſt nur ſprach wenn er etwas zu tadeln und zu lehren hatte, hörte ſie ſeine Auseinanderſetzungen ohne ein Wort zu erwidern an. Reinhard fühlte ſich oft dadurch im Tiefſten unglücklich.

Die Bärbel erkannte mit ſchwerer Bekümmerniß, wie ſo bald das einige Leben der Eheleute ſich ſchied, ſie ſuchte Lorle auf allerlei Weiſe zu beruhigen und ihr Haupttroſt war: „es wird ſchon Alles beſſer gehen, wenn du einmal ein Kind haſt.“

Da warf ſich Lorle weinend an ihre Bruſt und ſagte:

„Ich fürcht', ich fürcht', das wird nie geſchehen; ich hab' mich verſündigt, ich hab' ein Kind, das den Heiland vorſtellt, auf den Schooß nehmen müſſen, wie er mich damals abgemalt hat. Ich hab's nicht thun wollen, er hat's aber gewollt; Gott wird doch barmherzig ſein und mir mein' Sünd vergeben." —

Die Bärbel ſuchte ihr ſolche ſchwere Gedanken auszureden, ſie glaubte aber mehr daran als die Unglückliche ſelber.

Als Reinhard einmal wieder einen ganzen Tag auf die Jagd gegangen war, machte ſich Lorle die heimliche Freude und half der Bärbel bei der Wäſche; beim Auswinden derſelben drehte Lorle zuerſt einen Ring und die Bärbel verſäumte nicht den alten Waſchweiberglauben anzubringen, daß Lorle ſich eine Wiege drehe; dieſe ſpritzte nun der Bärbel einige Tropfen ins Geſicht und ging in die Stube.

Eine allerhöchſte Laune brachte Lorle unverſehens in Berührung mit dem Geſellſchaftskreiſe Reinhard's. Ungewöhnlich früh kam dieſer Abends nach Hauſe und verkündete, daß der Prinz Lorle zu ſprechen wünſche und daß ſie daher andern Tages mit ihm auf die Gallerie gehen müſſe; daß man begierig war das Urbild der Madonna zu ſehen, verſchwieg er wohlweislich.

„Ich mag aber nicht, ich hab' nichts beim Prinzen zu ſuchen," entgegnete Lorle.

„Ja Kind, das geht nicht, einem fürſtlichen Wunſche muß man gehorchen, ſonſt beleidigt man; da wird man nicht vorher gefragt und ich hab's nun auch einmal verſprochen."

„Wenn er noch eine Frau hätt', aber ſo zu einem ledigen Burſch, weil er's g'rad will."

„Wie einfältig! Es iſt vollkommen ſchicklich, ich geh' ja mit," ſagte Reinhard heftig, Lorle ſah auf und ſchwere Thränen hingen in ihren Wimpern, Reinhard faßte ihre Hand und ſagte: „Sei nicht bös, ſei gut, glaub mir, du verſtehſt das nicht, darum folge mir, du kannſt's immer."

„Ja, ja, ich will's ja thun, aber ich darf doch auch was ſagen. Wenn das ſo fortgeht, weiß ich gar nicht mehr, ob ich nicht närriſch bin, ich . . . ich weiß gar nicht mehr, bin ich denn noch und was ſoll ich denn?"

Als ihr Reinhard Troſt einſprach, entgegnete ſie: „Gib jetzt du nur Fried', es iſt Alles gut, ja, ich bin zufrieden, ſei du's nur auch; aber ich wollt', die ganz' Welt ließ' mich in Ruh, ich will ja auch nichts von ihr."

„Du biſt mir doch nicht mehr bös?"

„Nein und zehnmal nein, ich thu ja was du willſt, aber laß mich nur auch reden."

Reinhard ging nun in das Haus des Collaborators und bat Leopoldine, daß ſie am andern Morgen zu ihm kommen und Lorle für die Audienz vorbereiten möchte, dann ſchloß er ſich dem Collaborator an und ging mit ihm nach ſeinem ſtändigen Bierhauſe, wo in einem kleinen Stübchen mehrere junge Advokaten, Aerzte, Kaufleute und Techniker wohlgemuth beiſammen ſaßen, rauchten, tranken und plauderten. Anfangs war ein ſtummes Erſtaunen, den „Civilcavalier" in der Kneipe zu ſehen, dann aber nahm das Geſpräch ſeinen ungehinderten Verlauf. Die tiefſten Fragen von Welt und Zeit wurden hier mit einer

Schärfe und Eindringlichkeit mit einem Feuer verhandelt, daß Reinhard im Stillen bemerken mußte, wie hier die friſcheſte Lebendigkeit herrſchte, weil Jeder bot was ihn bewegte, weil man überhaupt nicht auf Unterhaltung ausging; es kam ihm vor, daß im glänzendſten Salon in einem Monate nicht ſo viel urſprünglicher Geiſt laut werde, als hier jetzt in dem kleinen ſpärlich erleuchteten Stübchen. Das Laute und die Derbheit mancher Formen war ihm wieder neu und fremd, denn er kam aus den Kreiſen, wo man flüſtert und lächelt und nicht ſtreitet und lacht. An einem monarchiſchen Mittelpunkte fehlte es indeß auch hier nicht und ſeltſam genug war dies der Collaborator; ſeine machtvolle Stimme und ſein ausgebreitetes Wiſſen ſicherten ihm dieſe Würde ohne alle Etikette. Reinhard blieb länger als er gewollt hatte, er war wie in einer fremden Stadt; dort war ein Menſchenkreis voll wirklicher und eingebildeter Intereſſen, der nie aus ſich heraustrat und ſich geberdete als ob er allein die Welt ſei und ſo das Geringfügigſte, ein Anreden oder Ignoriren, ein halbes oder ganzes Lächeln eine Bedeutung gewinnen ließ und hier — hundert Schritte davon lebten Menſchen aus einem andern Jahrhundert, die ſich im Kampfe erhitzten, als ob ſie vom Forum, aus der Volksverſammlung kämen oder ſich dafür vorbereiteten.

Wenn er an Lorle gedachte, befiel ihn eine unerklärliche Angſt, er meinte es geſchehe zu Hauſe ein großes Unglück, das Haus brenne ab und jeden Augenblick müſſe man die Sturmglocke hören; dennoch ſaß er wie feſtgebannt. Ahnte er vielleicht, in welchen ſchweren Gedanken

Lorle in Schlaf geſunken war? Als er endlich nach Hauſe kam athmete er leichter auf, da ſtand wie immer das Oellämpchen auf der Treppe; er ging leiſe in die Kammer, Lorle ſchlief ruhig, er betrachtete ſie lange, ſie ſah ſo heilig aus in ihrem Schlafe, faſt wie damals als er ſie zum erſten Male auf der Laube wiedergeſehen, nur lag jetzt ein Zug des Schmerzes auf ihrem Antlitz und ihre Lippen zuckten öfters.

Ein Außerordentliches geſchah, Reinhard war am andern Morgen früher auf als Lorle, er hatte die Schlüſſel gefunden und legte nun die Kleider zurecht, die ſie anziehen ſollte. Als er ſo über Kiſten und Kaſten kam, lobte er die Ordnungsmäßigkeit ſeiner Frau im Stillen; er freute ſich auf ihren Dank für ſeine Vorſorglichkeit und ging immer auf den Zehen umher, es war ihm ſo leicht als würde er getragen.

Als Lorle erwachte und die Kleider ſah, rief ſie „Was haſt du gemacht? Ich bitt' dich um der tauſend Gotts willen, überlaß mir Alles ganz allein. Denk nur nicht immer, daß ich gar nichts verſteh'. Du haſt mir gewiß Alles untereinander gekruſtet. Ich bitt' dich, laß mich Alles allein in Richtigkeit bringen." —

In Reinhard wogte und brandete es, er hielt aber an ſich und ging in die Stube; dort ſtand er eine Weile, die Stirne an die Fenſterſcheibe gedrückt, in tiefem namenloſem Schmerze, ſchnell nahm er dann Hut und Stock und ging davon. Es war ein friſcher Morgen, im Schloßgarten blühten die Blumen ſo ſchön und die Vögel ſangen ſo luſtig, unbekümmert in weſſen Garten ſie ſich ſo laut machten und ob die Bäume, in deren Zweigen ſie ſaßen, einen Titel angehängt hatten oder nicht. Reinhard ſah und hörte nichts, es kam ihm vor, als ob Jemand leibhaftig ihm das Wort aus Hebel's Karfunkel ins Ohr geraunt hätte: „Los, du duurſch mi . . . mittem Wibe beſch's nit troffe" *); er ſuchte das Wort wegzubannen, aber es kam immer wieder und ſprach ſich allein. Als er heimgekehrt war, ſagte er zu Lorle: „Wir wollen gut ſein."

„Ich bin ja nicht bös," entgegnete ſie.

„Nun, es iſt jetzt eins, ich bin gewiß viel Schuld, oder laß Friede ſein."

Dieſer war nun auch bis Leopoldine kam. Sie half Lorle ankleiden, lehrte ſie einen Knicks machen und wie man den Kronprinzen anreden müſſe. Lorle ſchien zu Allem willig, als aber Leopoldine ſich entfernt hatte, riß ſie Haube und Chemiſette herunter und ſagte:

„Ich geh' nicht, ich geh' nicht, ich bin kein Staarmatz, und du läß'ſt auch einen Narren aus mir machen, und ich merk's wohl, wenn man mich dumm macht und da werd' ich immer ſchlechter, und ich bin ſo jähzornig und ſo ungeduldig . . . Guter Gott! Was ſoll denn aus mir werden?"

Sie weinte laut auf, Reinhard ſagte mit thränengepreßter Stimme: „Nichts, du ſollſt nichts anderes werden, bleib du das gute Kind."

„Ich bin kein Kind, das hab' ich dir ſchon hundertmal geſagt. Jetzt will ich mich aber ordelich anziehen, und du wirſt ſehen, ich mach' keinen Unſchick."

---

*) Hör', du dauerſt mich, mit dem Heirathen haſt du's nicht getroffen.

Endlich gingen ſie mit einander zur Gallerie, Reinhard wagte es kaum mehr, Lorle eine Verhaltungsregel zu geben. Als ſie nun hier zum erſten Male die Werkſtatt Reinhard's ſah, erſchrack ſie über die grauſige Unordnung, ſie wollte ſcheuern und kehren, mußte aber der dringenden Bitte nachgeben, ſich doch ruhig zu verhalten und ihre glänzenden weißen Handſchuhe zu ſchonen. Vor Unruhe konnte ſie keine Minute ſtill ſitzen, eine fieberiſche Aufregung durchwogte ſie, ſie wollte ſich nicht verblüffen laſſen, ſondern dem Prinzen zeigen, daß ſie auch nicht auf den Kopf gefallen ſei, und Reinhard zugleich beweiſen, wie ſie mit Jedem reden könne, ſei er wer er wolle. Mit Bangigkeit bemerkte Reinhard dieſe Erregung, er ahnte die gewaltſame Haſt und Unruhe in Lorle und daß ſie dieſem Ereigniſſe gegenüber die Unbefangenheit und Harmloſigkeit ihres Weſens aufgegeben; aber er hatte die Zügel verloren, um dieſes Naturell zu halten, er konnte nichts thun, als um Ruhe bitten. Endlich wurde der Prinz gemeldet und man ging nach dem großen Salon, man mußte hier noch eine Weile warten, und dieſes Kommenlaſſen, Warten, Melden und Wiederwarten machte Lorle doch etwas bange, ſie meinte, es müſſe jetzt etwas ganz Beſonderes vorgehen.

Der Prinz trat in Militärkleidung raſch ein und auf die ſich verbeugende Lorle zu. In leutſeligem Tone ſagte er: „Seien Sie willkommen, Frau Profeſſorin."

„Schön Dank, Herr Prinz Königliche Hoheit."

„Nun, wie gefällt es Ihnen bei uns in der Stadt?"

Lorle hatte, trotz der ſcharfen Blicke Reinhard's, ſchnell ihre Handſchuhe abgeſtreift, ſie wußte, daß ſie ſo beſſer reden konnte, und ſie ſagte: „Wo man verheirathet iſt, da muß es einem gefallen; es iſt auch recht ſchön und ſauber hier, aber ſo himmelhohe Häuſer.“

„Ich habe ſchon oft gedacht,“ begann der Prinz wieder, „die Bauern ſind doch die glücklichſten Menſchen auf der Welt.“

„Da hat der Herr Prinz Hoheit Unrecht, das iſt nicht wahr; man muß ſchaffen wie ein Taglöhner und Steuern zahlen mehr als ein Baron, ſagt mein Vater.“

Reinhard ſtand wie auf Kohlen, das war unerhört, daß man einem Prinzen ſagt: das iſt nicht wahr.

Der Prinz fixirte Lorle lächelnd, dann lenkte er ab und ſagte, auf die Madonna anſpielend: „Ich habe Sie ſchon früher geſehen, Frau Profeſſorin.“

„Freilich, erinnert ſich der Königliche Hoheit noch, wie wir klein geweſen ſind? Er iſt g'rad acht Wochen älter als ich, ich weiß ſeinen Geburtstag wohl, wir haben alle Mal an ſelbem Tag eine Pretzel in der Schul' kriegt. Weiß er noch, wie er durch unſer Dorf kommen iſt? Er hat dazumal lange blonde Locken gehabt und einen geſtickten Kragen, in Hohlfalten gelegt; damals haben wir uns daheim geſehen. Ach Gott! Wir haben drei Wochen vorher von nichts anderm gered't und träumt als: der Prinz kommt durch's Dorf! Den Nachmittag vorher war kein' Schul' und an dem Tag erſt recht nicht, und wie wir jetzt Alle da geſtanden ſind mit Sträuß', und der Martin iſt oben auf dem Thurm, und wie der Prinz auf unſer' Gemarkung kommt, da haben alle Glocken geläut't und da hat man mit Böllern geſchoſſen, und wir Kinder ſind alle auf dem Platz in die Höh' geſprungen, und der Lehrer hat gerufen: ſtill! ruhig! Und jetzt hat man bald gehört, wie die Kutſch kommt, und da hab' ich aufpaſſen wollen, daß ich Alles ſeh', da geht mir grad' mein Schurzbändel auf, ich werd' aber noch fertig, und da kommt er und hält grad' neben uns, und des Luzian's Bäbi hat ein Gedicht an ihn hingeſagt, und da haben wir Kinder alle: Vivat hoch! gerufen, und rrr! fort iſt der Prinz und hat noch ſein Käpple mit der Troddel d'ran gelüpft, und da haben wir ihm unſere Sträuß' nachgeworfen, und da ſind die Hofwagen kommen und ſind über unſere Sträuß weggefahren."

Der Prinz ſagte mit ſichtbarer Rührung: „Hätte ich damals gewußt, daß Sie da ſind, ich wäre ausgeſtiegen; ich wollte, Sie wären dort meine Jugendgeſpielin geweſen."

„Ja, das wär' ſchon angangen. Ich hab' rechtſchaffen Mitleiden mit ihm gehabt, er hat doch auch ein arm's Leben gehabt, gar kein' Minut für ſich, 'naus in Wald oder in's Dorf. Wie er da auf der Saline blieben iſt, da haben ſich immer lauter große alte Leut' an ihn gehängt und er iſt kein' Minut' allein geweſen. Weiß der Hoheit denn auch, wie ein Baum im Wald ausſieht, wo kein Kammerdiener dabei iſt?"

Der Prinz drückte Lorle die Hand und ſagte: „Sie ſind ein vortreffliches Weſen. Ja, gute Frau, es iſt eine ſchwere Jugend, die eines Fürſten."

„Nun, ſo arg iſt's grad' nicht, es muß ſich doch ertragen laſſen, man ſieht ihm juſt nichts an, daß es ihm ſo übel gangen iſt; aber ich hab' auch wegen dem Herr Prinz

Hoheit Ohrfeigen kriegt, und es iſt mir Alles im Angedenken blieben.“

„Wie ſo das?“

„Wie der Hoheit auf der Saline blieben iſt, da bin ich mit meiner Bärbel auch 'nunter, und wir ſind draußen am Gitter geſtanden und er iſt drinnen im Garten ſpazieren gangen, und da iſt ihm ſein Schnupftuch auf den Boden gefallen, und da iſt ein ſteinalter Mann mit weißen Haaren, von denen bei ihm, hingeſprungen und hat ihm's aufgehoben; und da hat die Bärbel geſagt: der wird auch in Grundsboden 'nein verdorben, und da hab' ich geſagt: wenn ich ein Prinz wär', ich thät den ganzen Tag Alles wegſchmeißen, daß mir's die alte Leut' mit denen Stern auf der Bruſt aufheben müßten, und da hat mir die Bärbel ein paar tüchtige Ohrfeigen geben. Nun, mir hat's nichts geſchad't und dem Herr Prinz Königliche Hoheit ſagt man auch viel Gutes nach.“

„Sie machen mich glücklich, da Sie mir ſagen, daß meine Unterthanen gut von mir denken.“

„Ich hätt's doch mein Lebtag nicht glaubt, daß ich ſo mit dem Prinz Hoheit reden könnt', und jetzt möcht' ich ihm doch auch noch was ſagen.“

„Reden Sie nur frei und offen.“

„Ja, guter himmliſcher Gott! Wenn ich's jetzt nur auch ſo recht ſagen könnt'. Der Prinz Hoheit ſollt's nur ſelber ſehen, wie ſchrecklich viel Noth und Armuth im Land iſt, und da mein' ich, da könnt er helfen und da müßt' er auch.“

„Wie meinen nun Sie, daß geholfen werden ſoll?“

„Ja wie? das weiß ich nicht ſo, dafür iſt der Hoheit da und ſeine g'ſtudirten Herren, die müſſen's wiſſen und eingeſchirren."

„Sie ſind eine kluge und brave Frau, es wäre zu wünſchen, daß Alle in Ihrer Heimat Ihnen gleichen."

„Mein Vater ſagt: wenn man Hirnſteuer bezahlen müßt', da kämen wir auch nicht leer davon. Jetzt mach' der Hoheit nur, daß er auch bald eine ordeliche Frau kriegt; iſt's denn wahr, daß er bald heirathet?"

In der Pauſe, die nun eintrat, zog Verlegenheit und heiteres Lächeln ſchnell über das Antlitz Reinhard's. Daß Lorle den Prinzen mit Er anredete, erkannte er als beirrende Folge der eingeübten Titulaturen; das letzte aber war nicht nur der ärgſte Verſtoß, daß man einen Fürſten irgend etwas fragt, der ja vielleicht nicht antworten kann oder will, ſondern Lorle ſprach hier geradezu etwas aus, was man ſelbſt in den höchſten Kreiſen nur mit den vorſichtigſten diplomatiſchen Umſchweifen zu berühren wagte, da ein Korb in der Schwebe hing.

Der Prinz aber erwiderte: „Es kann wol ſein, wenn ich eine ſo nette, liebe Frau bekommen könnte, wie Sie ſind."

„Das iſt nichts," entgegnete Lorle, „das ſchickt ſich nicht; mit einer verheiratheten Frau darf man keine ſo Späß machen. Ich weiß aber wohl, die großen Herren machen gern Spaß und Flattuſen."

Schließlich beging nun Lorle den ärgſten Verſtoß, denn ſie verabſchiedete ſich, indem ſie ſagte: „Jetzt b'hüt Gott den Herr Prinz Hoheit, und er wird auch zu ſchaffen haben."

Eben als ſie die Hand zum Abſchiede reichte, kam der Adjutant mit der Meldung, daß die Revue beginne; der Prinz und Reinhard geleiteten Lorle noch bis an die Thüre.

„Herr Profeſſor,“ rief Erſterer noch, Reinhard kehrte um und ſtand wie elektriſirt, als müßte jeder Nerv zuhören; der Prinz fuhr fort: „Kennen ſie den köſtlichſten Kunſtſchatz, den wir auf der Gallerie hatten?“

„Welchen meinen Königliche Hoheit?“

„Ihr Naturſchatz iſt der größte.“

Dieſes hohe Witzwort verbreitete ſich durch den Mund des Adjutanten in „den höchſten Kreiſen,“ Lorle ward hiedurch einige Tage Gegenſtand allgemeiner Beſprechung.

Die Audienz vollendete aber auf eigenthümliche Weiſe den innern Bruch zwiſchen Reinhard und dem Hofe; es kränkte ihn, daß man nach der Hofweiſe dieſen Beſuch zu einer abgemeſſenen Zwiſchenſtunde der Unterhaltung feſtgeſetzt, während er für ihn und ſeine Frau die innerſte Lebensfrage aufgeregt hätte. Dies geſtand er ſich offen, keineswegs aber, daß er nicht die Kraft hatte, ſein häusliches Heiligthum dem Hofe zu entziehen.

Bei Tiſche ſagte Lorle: „Der Prinz iſt doch lang' nicht ſo ſtolz wie unſer Amtmann.“

„Woher weißt du das? Du haſt ihn ja gar nicht zu Wort kommen laſſen.“

„Es iſt wahr, ich bin ſo in's Schwätzen 'neinkommen, ich hab' mich nachher auch darüber geärgert, aber es ſchad't doch nichts.“

„Du mußt dich überhaupt mehr mäßigen.“

„Ja, was ſoll ich denn machen?“

„Nicht überall gleich den Sack umkehren, mit Kraut und Rüben.“

Lorle war ſtill, ſie glaubte ihren Fehl genugſam eingeſtanden zu haben, den letzten Tadel meinte ſie nicht zu verdienen, da ſie mit dieſer Allgemeinheit überhaupt nichts anzufangen wußte.

Reinhard dagegen war voll Trauer, daß Lorle dieſes Sichgehenlaſſen ſelbſt fremden Menſchen gegenüber nicht eindämmen konnte; es kam ihm jetzt vor, daß ſie weit mehr geplaudert habe, als eigentlich der Fall war; es ärgerte ihn, daß Jeder mit herablaſſendem Wohlwollen dieſe Naivetät beſchauen und vielleicht beſpötteln könne. Er ahnte, daß dieſes offene, rückhaltslos zutrauliche Weſen nothwendig der Dorfumgebung bedurfte, in der faſt Niemand mit dem man in Berührung tritt ein Fremder iſt, wo die Thüren überall unverſchloſſen, wo man bei Nachbarn und im ganzen Dorfe aus- und eingehen mag wie zu Hauſe, wo man ſich kennt, und zwar von Jugend auf mit all' den Eigenthümlichkeiten von Naturell und Schickſal. —

So leicht verblendet einmal eingeriſſenes Misverſtändniß, daß Reinhard, ſtatt aus dem letzten Ereigniſſe Hochachtung vor der unzerſtörbaren Naturkraft ſeiner Frau zu gewinnen, darin eine ſpröde, alle Bildungselemente abſtoßende Halsſtarrigkeit beklagte.

Lorle ſelber fühlte auch immer mehr, ohne ſich's zur Klarheit bringen zu können, daß ſie in einer fremden Welt war. Das ganze Leben einer ſolchen anhangslos aus der Fremde in die Stadt verſetzten Frau iſt durchaus auf ihre Häuslichkeit beſchränkt, die ganze Welt um ſie her geht ſie nichts an; nur eine allgemeine Bildung mag auch hier beſtimmte Anknüpfungen finden laſſen, denn ſie verbindet mit Menſchen, die auf fernen Bahnen wandelnd, doch dieſelben allgemeinen Lebenseindrücke, dieſelben Intereſſen in ſich hegten. Lorle dünkte ſich ſelber oft erſchreckend verſtandesarm, ihr Scharfblick und ihre Klugheit konnte ſich nur offenbaren, wenn ſie von Bekannten, von Menſchen ſprechen konnte; daheim war ſie viel klüger geweſen. Nothwendig und natürlich kam ſie daher in Ermangelung der gemeinſamen Bekannten oder der Allgemeinheiten dazu, daß ſie leicht von ſich ſprach oder ihre ganze Eigenthümlichkeit offenbarte; ſie konnte nicht anders, ſie mußte auch in der neuen Umgrenzung ſich frei walten laſſen. — Eine Lerche, gewohnt und geſchaffen im weiten Raum hinanſtrebend ihren Geſang erſchallen zu laſſen, lernt auch im engen Käfig ſingen wie in der Freiheit, aber am Gitter ſtehend bewegt ſie ihre Flügel in leiſem Zittern während ſie ſingt, und nie wird ſie zahm, jeder betrachtende und forſchende Blick macht ſie in wildem Aufruhr gegen die Umgitterung ſich werfen und ſtemmen, ſie verſtummt und will entfliehen.

So hatte das letzte Ereigniß nach zwei Seiten hin vielleicht tödtliche Keime angeſetzt oder längſt vorhandene dem Bewußtſein näher gebracht.

Nun aber war noch über ein ſichtbar erſchüttertes Leben zu wachen, die Bärbel konnte endlich doch das Bette nicht verlaſſen, Lorle wußte und kannte von nun an nichts mehr als die Pflege der Getreuen; ſie hatte auch die Freude ſie bald wieder geneſen zu ſehen. Der Arzt erklärte, daß es vielleicht der Bärbel an ermüdender Arbeit in freier Luft fehle, und Reinhard drang nun darauf, daß ſie heimkehre; aber zur Freude Lorle's erklärte die Bärbel, daß ſie lieber ſterben wolle, als Lorle verlaſſen. Bei der anderweit erregten Verſtimmung ward nun für Reinhard ſeine Häuslichkeit immer weniger erquickend, er war es überdrüſſig, ein Hausweſen zu haben, in dem alle Sorgfalt ſich weſentlich auf die Dienſtmagd bezog; Lorle durfte er nichts davon mittheilen, denn er war feſt überzeugt, ſie könne ſeine Stimmung nicht begreifen, ſie werde ihn nothwendig mißverſtehen.

Die Bärbel ſollte nun, ärztlicher Verordnung gemäß, oft ſpazieren gehen, Lorle begleitete ſie bisweilen, nöthigte ſie aber auch, allein ſich aufzumachen; in dieſem Falle aber kam ſie bald wieder zurück und ſagte:

„Ich kann nicht ſo herumlaufen, ja, wenn ich ein Kind zu tragen hätt', da ging's noch, aber ſo? Ich lauf' die Allee hinauf, wie wenn ich wunder was ſchnell holen müßt', und da kehr' ich doch wieder leer um und da ſchäm' ich mich." —

Als im Herbſte die Blätter von den Bäumen fielen, ſank die Bärbel wiederum auf das Krankenlager und nach wenigen Tagen war ſie todt.

Der Jammer und der Kummer Lorles war unbeſchreiblich, Reinhard theilte ihren Schmerz, aber es ward ihm doch zu viel, daß immer und immer die Klagen über die Verſtorbene wiederkehrten und kein Ende nehmen wollten; auch ſollte er nun mithelfen und ſorgen bei den Mißhelligkeiten mit den neuen Dienſtboten.

Ein trüber Winter kam heran. Reinhard wurde weniger in die „Geſellſchaft“ gezogen, er war keine neue Erſcheinung mehr und noch dazu offenbar mißſtimmt. Was kümmert ſich die Geſellſchaft um ein betrübtes Daſein? Sie will nur die Heiterkeit und ſei ſie auch eine erlogene, und nun gar die vornehme Welt, ſie kennt die Menſchen nur, da ſie in Glück und Glanz ſtehen. Anfänglich verdroß Reinhard dieſe Zurückſetzung, dann aber war's ihm erwünſcht, ſo vielfacher Störſamkeit los zu ſein; er blieb indeß nicht zu Hauſe, ſondern ſchloß ſich dem Collaborator und deſſen Kreis öfter an. Die beiden Freunde durchſprachen oft den Plan zu einem ſatyriſchen Bilderwerke, Reinhard entwarf treffliche Zeichnungen zu demſelben, aber der Collaborator kam nie dazu, den Text zu ſchreiben. Wenn Reinhard nicht umhin konnte, dennoch eine der früheren Geſellſchaften zu beſuchen, ſo machte er ſich bald wieder davon und kam im Ballanzuge in das raucherfüllte Bierſtübchen, wo er bis ſpät in der Nacht ſitzen blieb und dann oft noch ſtundenlang mit dem Collaborator durch die menſchenleeren Straßen wandelte.

Mit dem Prinzen ſtand Reinhard noch im alten Verhältniſſe, er fehlte nie in den kleinen Cirkeln, die der junge Fürſt um ſich verſammelte; aber auch hier fand er Mißbehagen genug.

„Es iſt erbärmlich,“ klagte er oft dem Collaborator auf ihren nächtlichen Gängen; „ich kann mich oft vor Ingrimm nicht halten, wenn ich ſehe, welche Bedientenhaftigkeit gegen Ausländer an unſeren Höfen herrſcht. Wir Eingebornen, wir Deutſchen, müſſen Adelige oder ausnahmsweiſe Bürgerliche von einer Auszeichnung des

Talents ſein, um bei Hofe Eingang zu finden; jeder engliſche Stiefelputzer iſt aber hoffähig, weil er eine weiße Halsbinde trägt und engliſch ſpricht. Man muß froh ſein, wenn nicht dem Fremden zu lieb Alles den ganzen Abend Engliſch quatſcht. Dieſe Travellers haben Recht, wenn ſie ganz Deutſchland wie einen einzigen Lohnbedienten anſehen, beginnen ja die Höfe mit der Schändung der Nationalehre."

Der Collaborator erwiederte: „Laß doch die da drüben auf ihrem drapirten wurmſtichigen Gerüſte treiben was ſie wollen, die Weltgeſchichte kümmert ſich nicht mehr darum; ſie legt neue Bahnen und die beſuchteſten Straßen werden leer ſtehen. Ich bin kein Freund der Engländer, ich halte ſie für die gottloſeſte Nation auf Erden, trotz und in Folge ihres ſteifen Kirchenthums. Jeder Engländer hat aber bei uns das Recht, ſich als Adeliger zu gebärden, die Geſchichte ſeiner Nation iſt die Geſchichte ſeiner Ahnen, die Größe ſeiner Nation iſt die Größe jedes Einzelnen, und wir, wir ſind Privatmenſchen, mit und ohne Familienwappen."

In ſolchen Geſprächen wandelten oft die Freunde bis tief in die Nacht hinein, die Nachtwächter ſahen ſtaunend die ſonderbaren Schwärmer.

Immer vereinſamter ward Lorle, eine unnennbare Sehnſucht, ein Heimweh regte ſich in ihr, aber ſie ſtrebte, es nicht aufkommen zu laſſen. Oft gedachte ſie jener Stunde nach der Hochzeit, wo ſie Gott gelobet hatte, Alles freudig über ſich zu nehmen, da ſie ſo unendlich beglückt war; jetzt fühlte ſie, wie ſchwer es iſt, um eine ſelige Stunde ein langes banges Leben hinzukümmern, es gebrach ihr an Kraft zu ſolchem, weil ſie fürchtete, daß ſie den Andern, dem ſie dies Opfer brachte, vielleicht nicht damit beglückte. Sie geizte nach einem freundlichen Worte Reinhard's, ein kleines Lob von ihm erhob und erkräftigte ſie wiederum; ſie bedurfte einer Anerkennung, ſeiner vor Allem. Wie Reinhard die Sicherheit des Selbſtbewußtſeins in ſeinem künſtleriſchen Lebensberufe, ſo ſchien ſie ſolche in ihrem Charakter verlieren zu wollen; ſie horchte hin nach anerkennendem Zurufe von außen. Die Verſtörtheit Reinhard's ſteigerte noch ihr Wehe, er ſtand ihr ſo hoch, ſo erhaben über allen Menſchen, daß ſie der ganzen Welt zürnte, die ihm ſo viel zu ſchaffen machte und ihn quälte. In ihrer Fürſorge für ihn bekundete ſich eine ſolche Unterthänigkeit, ſolch' ein krankenwärteriſches Nachgeben, daß er ſie oft mit ſtiller Wehmuth betrachtete.

Warum konnte er nicht glücklich ſein?

Wie oft müht und peinigt man ſich im kleinen und vereinzelten Leben und ſucht ein Nothwendiges mit quälender Angſt, und am Ende liegt es bei ruhigem Blicke vor uns offen und frei; es iſt als ob ein Dämon uns früher geblendet und verwirrt hätte. Geht's wol auch im großen, ganzen Leben ſo?

Reinhard verſuchte es, Leopoldine und ſeine Frau einander zu nähern, aber dieſe verſicherte, daß ſie gern allein, daß es ihr ſo am wohlſten ſei. Tage und Wochen ſaß Lorle am Fenſter bei dem Vogelbauer und ſtrickte Strümpfe, deren Arbeitserlös ſie nach Hauſe den Ortsarmen ſchickte.

Zur Faſtnachtszeit gewann ſie eine neue, ſchwere, für ſie aber doch erhebungsvolle Thätigkeit. Die Magd erzählte, daß in dem Stockwerke unter ihnen die Frau des Kanzleiregiſtrators, eine Mutter von fünf Kindern, an der Auszehrung darniederliege und daß Jammer und Noth in der Familie herrſche. Lorle kannte die Leute nicht, ſie ſtand nur einen Augenblick ſtill am Fenſter mit einem Entſchluſſe kämpfend, dann ging ſie hinab, klingelte und ſagte, ſie müſſe zur Frau Regiſtrator; dieſer bot ſie nun Hülfe und Beiſtand an. Die Kranke hob die durchſcheinigen Hände auf und faltete ſie mit innigem Danke. Lorle verweilte nicht lange beim Reden, ſondern ging alsbald durch Küche und Kammer und ordnete Alles. Von nun an war ſie ihre ganze freie Zeit, und das war der größte Theil des Tages, bei der Kranken und ihren Kindern, die mit Liebe an ihr hingen; ſie waltete überall, als wäre ſie die Schweſter der Mutter. Die Kranke war eine Frau voll ruhigen ſchönen Verſtändniſſes für das Weſen Lorle's, da ſie dieſelbe nicht zuerſt durch Reden und Unterhalten, ſondern friſchweg durch die That kennen lernte; ohne Ahnung ihrer baldigen Auflöſung ſagte ſie immer, wie glücklich ſie ſei, ein ſolche Freundin gefunden zu haben und wie ſchön ſie nach ihrer Geneſung mit einander leben wollten. Lorle entnahm hieraus einen ganz beſondern Troſt, eine Stadtfrau hatte ſie doch auch verſtanden und ihr ſolche Liebe zugewendet.

Unterdeß gewann die Stimmung Reinhard's eine immer trübere Färbung. Er hatte ſeit den Univerſitätsjahren nie ſo lange mit dem Collaborator gelebt als jetzt, der ätzende Geiſt des Gelehrten, der immer ſchärfer wurde, übte einen ſtörenden und verwirrenden Einfluß auf das künſtleriſche Dichten und Trachten Reinhard's. Im Glücke und in der Freiheit wäre er ſtark genug geweſen, alle Störung von ſich abzuſchütteln, nun aber bemächtigte ſich ſeiner oft eine nie dageweſene Grämlichkeit und Weichheit, ſo daß er waffenlos erſchien. Wollte er etwas beginnen oder ausführen, ſah er eitel Mangel und Halbheit darin.

Der Troſt des Collaborators war ein trauriger, denn er beſtand darin, daß in unſeren Tagen Alles was geſundes Leben in ſich hat, nur negativ ſein könne, daß es darum keine Kunſt geben könne, bis eine neue poſitive Weltordnung erobert ſei; was ſich heute noch zur Kunſt geſtalten könne, beſtände nur noch in Reminiſcenzen der vergangenen und noch nicht völlig aufgezehrten poſitiven Welt. Dieſe Anſichten verfocht er mit unleugbarem Scharfſinn, und ſo ſehr ſich auch Reinhard dagegen ſtemmte, ſie kamen ihm doch in die Quere bei mancherlei neuen Entwürfen; er wendete ſich daher wieder ganz der Landſchaft zu, das Naturleben blieb doch ſtetig und feſt, innerlich aber trauerte er doch um das verlaſſene Menſchenleben. Dazu kam, daß eben dieſes ihn von anderer Seite vielfach in Anſpruch nahm, und zwar auf die unerfreulichſte Weiſe; er mußte bald bei Hofe, bald in den anſchließenden Kreiſen lebende Bilder ſtellen, Maskenzüge ordnen, und all' dies Treiben eckelte ihn an. Konnte er Lorle von den Kämpfen um das innerſte Weſen ſeines Lebensberufes etwas mittheilen?

Sonſt, wenn ihm die Mißlichkeiten des Lebens zu nahe rückten, flatterte er davon, ließ all' das kunterbunte Treiben hinter ſich und vergrub ſich ſtill in den Bergen; jetzt war er feſtgebunden...

Der Frühling nahte, die Frau des Regiſtrators fühlte ſich immer freier, und doch war ſie nur noch ein Schatten. Lorle hatte manchen Aerger am Krankenbette, beſonders über das ſingende Mädchen gegenüber, das ſang und klimperte fort, mochte daneben ein Menſch ſterben und verderben. Lorle konnte ſich noch immer nicht in die Welt finden, wo Jubel und Todesſchmerz Wandnachbarn ſind und doch geſchieden wie ferne Welten. —

Bis zum letzten Athemzuge harrte Lorle bei der Kranken aus und drückte ihr die Augen zu. Nun hatte ſie wieder eine Befreundete zur Erde beſtattet, die Sorge für die Kinder blieb ihre unausgeſetzte Pflicht. Im ganzen Hauſe und in der Nachbarſchaft hatte man vernommen, wie aufopfernd und edel Lorle gegen die Verſtorbene und deren Familie gehandelt, ſie gewann ſich dadurch eine ſtille Achtung und Liebe. An manchem Gruße von ehedem ſtummen Lippen, an manchem ehrerbietigen Ausweichen auf Treppe und Hausflur merkte dies Lorle, und es erquickte ſie im tiefſten Herzen. Oft dachte ſie: „die Menſchen ſind doch überall gleich, nur kennen ſie in der Stadt einander nicht. Vielleicht iſt da eine brave Nachbarin, der es lieb wäre, wenn ich zu ihr käme, aber wir wiſſen nichts von einander.“

Wer ſollte es aber glauben, daß Lorle ein geheimes und dauerndes Verhältniß zu einem fremden Manne hatte?

Die Kanzlei, dem Hauſe gegenüber, war vollendet und bezogen. Wenn nun Lorle des Morgens ihren Vogel vor das Fenſter hing, öffnete ſich gerade gegenüber in der Kanzlei ein Fenſter, ein Mann mit wenigen ſchneeweißen Haaren erſchien und begoß ſeine Blumen, die auf dem äußern Fenſterſims ſtanden; er ſah dann ſtarr nach Lorle, bis ihr Blick ihn traf, er nickte freundlich, ſie antwortete gleichfalls mit demſelben Gruße und zog ſich ſchnell in ihre Stube zurück; ſie konnte nicht unwirſch gegen den guten alten Mann ſein, er ſtellte ihr ſo ſchöne Blumen gegenüber und ſie ſchickte ihm dafür luſtigen Vogelſang in die aktenſtille Stube. Eines Morgens räumte der alte Mann ſeine Blumen weg und ſtand, die linke Hand unter die Batte ſeines Rockes geſtemmt, mit glänzendem Geſichte da nach Lorle aufſchauend, etwas Farbiges prangte auf ſeinem Rocke; als ihn Lorle endlich erſchaute, nickte er zweimal. Von dieſem Tage an ward er nicht mehr geſehen, Lorle wußte nicht was aus ihm geworden war; hätte ſie das Regierungsblatt geleſen, ſo hätte ſie erfahren, daß der Oberreviſor Körner einen Orden erhalten hatte und zum Kanzleirath ernannt wurde; er ward dadurch auf die Sonnenſeite des Staatsgebäudes in das erſte Stockwerk verſetzt.

Die Flügel ausgebreitet.

Eine tiefe, entſagungsſtarre Schwermuth lag wie ein Bann auf Lorle. Einſt ſang ſie vor ſich hin und ſie ſchaute plötzlich auf, als hörte ſie die Stimme eines Andern; ſie erinnerte ſich jetzt, daß ſie ſeit Wochen und Monden kein Lied geſungen hatte, weder luſtig noch traurig.

Die Tage des Lebens, ſie vergehen, ob wir ſie einſam oder in Gemeinſchaft mit den Zugehörigen, ob wir ſie in in Trauer oder Luſt verleben, ſie ziehen dahin wie flüchtige Schatten und kehren nimmer wieder.

Lorle war überzeugt, daß die Schuld des getrennten Daſeins nicht blos in dem mangelnden Kinderſegen beruhe, das hätte wol den Zerfall verhüllt oder ausgeglichen, aber die unzerſtörbare Kraft der Liebe kann ſich oft da am mächtigſten bewähren, wo zwei Menſchen allein ſich Alles ſein müſſen; die Eltern zu Hauſe hatten auch lange in kinderloſer Ehe gelebt und die Bärbel erzählte oft, daß ſie ſelber mit einander waren wie zwei Kinder, ſo ſelig vergnügt.

Oft ſiecht ein Leben ſeine ganze Dauer hin und oft rafft es ſich empor zu neuer ſelbſtbeſtimmter Wiedergeburt; es iſt ein höherer Wille, der dazu erkräftigt, und zugleich die in ſich gehaltene Charakterkraft. Sonne und Regen nähren und erſchließen die Knospe, die der Entfaltung entgegenreift, Sturm und Gewitter kann ſie urplötzlich ſprengen.

Da ſind drei Menſchen, ſie gehen ruhig ihren Lebensweg, und doch verdoppeln ſich oft die Pulsſchläge ihres Herzens, als müßte jetzt unverſehens eine Wendung des Geſchicks eintreffen.

Lorle lebte ſtill dahin, ſie war den Kindern der Verſtorbenen eine ſorgſame Mutter und freute ſich in dieſem erweiterten Kreiſe ihrer Pflichten. Da Reinhard faſt nie mehr mit ihr ſpazieren ging, war ſie nun auch froh, eines des Kinder zur Begleitung zu haben.

Reinhard war vielfach betrübt, er redete ſich ein, daß ihm kein Bild mehr gelinge, auch hatte er viel Unruhe durch die ihm obliegende Ordnung einer im Unverſtande zuſammengetrödelten Kupferſtichſammlung. Dazu wurde trotz ſeines Widerſpruches manches geſchmackloſe Bild angekauft, ja man nahm ſeinen Rath oft erſt in Anſpruch, wenn der Kauf bereits abgeſchloſſen war; ſeine Ermahnung, einheimiſche Künſtler zu beſchäftigen, verhallte ſpurlos, denn man wollte fremde und glänzende Namen im Kataloge haben.

Der Collaborator hatte ſeit geraumer Zeit etwas Geheimnißvolles und Verſchloſſenes. Niemand ahnte, daß er nun in der That endlich an der Ausführung eines Werkes war, das wiſſenſchaftlich und praktiſch zugleich ſein ſollte, indem es auf Geſetzesvorlagen in einem großen Staate Bezug nahm, den man, nachdem die Unpopularität der Maßregel ihm zugefallen war, um ſo unbehinderter nachzuahmen ſtrebte. Dort ſollte nämlich unter der Herrſchaft des Ritters von der Phraſe der engliſirte Sabbath und ein ſtraffes Kirchenregiment eingeführt werden.

Niemanden verrieth der Collaborator ſein Vorhaben, er hatte ſchon ſo oft geſagt, daß er dieſes und jenes vollführen wolle, was doch unterblieben war; nun wollte er plötzlich auftreten. Er wußte, daß ſtark erſcheinen oft weſentlich darin beſteht, die Vorſätze und Schwankungen zu verbergen und dann mit fertigen Thaten überraſchen. Der Weg nach der Hölle der Selbſtanklage und der Verdammung durch Andere iſt mit guten Vorſätzen gepflaſtert. Mit einem Glutеifer, den er bisher noch gar nicht an ſich gekannt hatte, arbeitete der Collaborator an ſeinem Werke und fand darin eine Erhebung, die kein noch ſo tiefes Denken und Fühlen in ſich zu gewähren vermag. In der Hingebung, daß er die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit ſagen wollte, erquickte er ſich auch noch oft in dem Gedanken an die öffentliche Wirkſamkeit, und ſo empfing er im Stillen den Segen der Geiſtesthat, der unbelauſchten Ausbreitung des eigenſten Seins und Erkennens für Alle, ein Segen, dem nichts auf Erden gleichkommt; das ganze Einzelleben will ſich aufzehren, ein Opfer in den Flammen des Gedankens, und ſchwebt wiederum unverſehrt, geläutert daraus empor.

Oft ward dem einſamen Forſcher auch bange, er hatte ſo viel auf dem Herzen, das er doch nicht auf Einmal offenbaren konnte.

In Geſellſchaft der Freunde war er ſchweigſamer als je; weil er ein Geheimniß mit ſich trug, war es ihm, als ob er ſich auch über andere Dinge nicht vollkommen unumwunden ausſprechen könne. Bei manchen Geſprächsgegenſtänden hatte er bisweilen Luſt auszurufen: „Wartet nur, bis mein Buch kommt, dort habe ich Alles dies erörtert und ans Licht geſetzt.“ Weil er dies nicht ſagen durfte und mochte, ſchwieg er. Dagegen konnte er nicht umhin, unter dem unmittelbaren Einfluſſe der Geſpräche, in ſeine bereits geſchriebenen Darſtellungen manchen Zwiſchenſatz einzuſchalten, manches „Epitheton“ einzukeilen, um dieſen oder jenen Mißverſtändniſſen und ſchiefen Anſichten zu begegnen. —

Eines Mittags ging Lorle mit dem jüngſten Knaben des Regiſtrators nach dem Schloßplatze zur Parade, ſie wollte dort Reinhard erwarten, von deſſen Werkſtatt man gerade nach der Schloßwache ſehen konnte. Als ſie hier vorüberging, trat ein Tambour auf ſie zu mit den Worten:

„Grüß Gott! Ei kennſt mich nimmehr? Sieh mich einmal recht an.“

„Herr Je! der Wendelin, du biſt ja mehr als um einen Kopf gewachſen.“

„Und dir geht auch nichts ab, du biſt recht ſtark worden, Lorle, oder Frau Profeſſorin, nicht wahr, ſo heißt man dich doch?“

Sie reichten ſich die Hand und nach mancherlei Fragen erzählte Wendelin: „Wie du halt fort geweſen biſt, bin ich das Frühjahr drauf auch fort und hab' mich zu dem Grafen Felſeneck als Schäfer verdingt, und da hat einmal unſer Fräulein, die Gräfin Mathilde, gehört, daß ich von Weißenbach ſei und da hab' ich zu ihr 'nauf müſſen und da hat ſie mich Alles ausgefragt von dir und vom Herr Reinhard. Es iſt ein brav Mädle unſer gnädig Fräulein, und da hat ſie mir ein Guldenſtückle geſchenkt und von dem Tag an hab' ich's immer beſſer gehabt auf dem Hof und wenn ſie ſo durch's Feld geritten iſt, ſie reitet prächtig, da iſt ſie auf mich zukommen und hat mit mir geſchwätzt und wie der Herr Graf die Schäferei aufgeben hat, da hat mich der Vetter, der iſt Oberlieutenant in unſerm Regiment, mit hieher genommen und jetzt bin ich Tambour, ich bleib's aber nicht, ich lern' das Horn blaſen und über's Jahr komm' ich zur Regimentsmuſik und da hab' ich für mein Lebtag ausgeſorgt. Ich bin ſchon vierzehn Wochen hier, ich hab' dich aber noch nicht geſehen."

„Warum biſt du nicht zu mir kommen?"

„Ja, wenn ich's gewußt hätt', daß ich ſo dürft' und daß du noch allfort ſo gut biſt, ich hätt' dich ſchon ausgefunden. Ich hab' aber auch ſündlich viel zu lernen gehabt, meine Arme ſind mir oft wie abbrochen geweſen und heut' bin ich zum erſtenmal auf der Wacht; es iſt mir ein gut Zeichen daß ich Dich grad' ſeh!"

Während die Beiden ſo mit einander plauderten, war der Adjutant des Prinzen bei Reinhard, um mit ihm die Transparente zu beſprechen, die zur nächſtdem erfolgenden Vermählung des Prinzen anzufertigen ſeien; er trat jetzt an das Fenſter und rief: „Da unten ſteht Ihre Frau Gemahlin bei einem Soldaten."

Reinhard eilte hinab, Lorle ſah ihn nicht kommen bis er ganz nahe war und in heftigem Tone rief: „Was ſtehſt du da? Komm mit fort."

In den bitterſten Aeußerungen ergoß ſich Reinhard über dieſe ſchmachvolle Unſchicklichkeit, Lorle konnte nicht zu Wort kommen; die Parade zog auf und ſpielte einen luſtigen Marſch, Lorle war's, als müßte ſie in den Boden verſinken, da ſie hier vor aller Welt ihre Thränen nicht zurückhalten konnte; glücklicherweiſe aber bemerkte Niemand ihr zur Erde gewendetes Antlitz. Endlich konnte ſie die Worte hervorbringen:

„Es iſt ja der Wendelin, du kennſt ihn doch auch.“

Reinhard ſah wohl ein, daß er zu hart und heftig geweſen war, aber die Unſchicklichkeit war doch zu groß, als daß er Abbitte that. —

Bei den unerquicklichen Arbeiten die nun Reinhard zu vollführen hatte, ward er zu Hauſe immer düſterer und gereizter. Als er ſich einſt wieder zu einer Heftigkeit gegen Lorle hinreißen ließ, ſagte ſie:

„Schmeiß' nur Alles zuſammen wie die Teller, die du auch zerbrochen haſt.“

Reinhard war ſtill, ſeine Frau kam ihm unendlich kleinlich vor, da ſie jenen vor Jahren vollführten Uebermuth nicht vergeſſen konnte. Lorle aber konnte nicht mehr ausführlich mit ihm reden, ſie wollte ihm ſagen, daß er auch ſie zerbreche, weil ſie ſein eigen geworden ſei; aber ſie konnte jetzt ihm gegenüber nur halbe Worte finden, ein Bann lag auf ihrer Seele, den ſie nicht zu löſen vermochte.

Sie ging mit Reinhard durch die Straße, da begegnete ihnen ein Wagen mit friſchem Heu; Lorle riß eine Handvoll aus und ſagte:

„Jetzt heuet man,“ und Reinhard entgegnete:

„Das iſt etwas ganz Neues, eine merkwürdige Entdeckung.“

Lorle ſchwieg, ſie konnte wiederum nicht ſagen, wie ſchmerzlich es ſie errege, erſt zufällig durch einen Heuwagen zu merken, was es an der Zeit ſei, da ſie ſich ſo weit vom Feldleben entfernt hatte.

Ein überraſchender Beſuch verſcheuchte auf einige Tage das ſtille Einerlei der einſamen Häuslichkeit. Der Wadeleswirth hatte ſchon oft ſeine Tochter heimſuchen wollen, aber wie das ſo geht, er kam ſchwer vom Fleck; bald ſollte dieſes und jenes Feldgeſchäft noch gethan ſein, bevor er reiſte, und dann redete er ſich wieder ein, er wolle die Gevatterſchaft abwarten und ſo verſtrich die Zeit. In den Briefen, die Lorle mitunter nach Hauſe geſchrieben hatte, ſprach ſich oft in einzelnen Worten ein ſehnſuchtsvolles Heimweh aus; es hätte ſich wol daraus entnehmen laſſen, daß ihr jetziges Leben ihr noch ein fremdes war, die Eltern ahnten wol dergleichen, aber ſie wollten ſich's nicht glauben, ſie rechneten Alles der übermäßigen Kindesliebe zu. Seit geraumer Zeit entſchuldigte Lorle jedesmal in ihren Briefen ihren Mann, daß er nicht ſelber ſchriebe, weil er gar viel zu thun habe.

Sei es nun durch eine Mittheilung Wendelin's oder auf eine andere Weiſe, im Dorfe ging die Sage, Lorle ſei unglücklich und werde in der Stadt wie eine Gefangene gehalten. Nun hatte alles Zaudern und Zögern ein Ende, der Wadeleswirth lief herum, ſchnaubte und ballte die Fäuſte, es that ihm nur leid, daß er den Reinhard nicht gleich packen und tüchtig durchwalken konnte.

Den ganzen Tag und die Nacht hindurch fuhr er und kam am frühen Morgen in der Stadt an, er beſann ſich jetzt aber eines Beſſern, er wollte Lorle zuerſt allein ſprechen und wartete daher bis Reinhard in der Werkſtatt war. Als er die drei Treppen hinanſtieg, ſtand er mehrmals ſtill und verſchnaufte, ſein Blut war in mächtiger Wallung und er meinte die Knie müßten ihm brechen; das war ein harter Gang.

Erſchütternd war das Wiederſehen von Vater und Kind, Lorle wollte ſogleich nach Reinhard ſchicken, aber der Vater ſagte:

„Nur ſtet, ich hab' zuerſt ein Wörtle mit dir allein zu reden.“ —

Lorle mußte nun ihre Lebensweiſe berichten. Der Vater runzelte die Stirn und preßte die Lippen aufeinander, als er merkte, daß Reinhard nur zum Mittageſſen und zum Schlafen heim käme; er geſtand offen, daß das anders werden müſſe und daß er dem „Profeſſor was aufzurathen“ geben wolle. Lorle bat und beſchwor ja keine Heftigkeit anzufachen, da das doch zu nichts führe; Eheleute müßten ſich ſelber verſtändigen, da könne ſelbſt der Vater nichts thun, ſie ſei nicht unglücklich und ihre ganze Anſchauung ihres Mißverhältniſſes drängte ſie in den Worten zuſammen:

„Gucket, das iſt halt in der Stadt anders, das Elend iſt eben, daß die Frau dem Mann in ſeinem Geſchäft gar nichts helfen und beiſpringen kann, und da muß ein Jedes allein ſein; daheim, da geht die Frau mit dem Mann auf's Feld und hilft überall.“ —

Dann erklärte ſie, wie ſehr Reinhard zu bedauern ſei, er werde ſo viel vom Hof in Anſpruch genommen und habe doch keine Freude daran.

Eine gemiſchte Empfindung beruhigte die Aufregung des Wadeleswirths, er bewunderte die Klugheit ſeiner Tochter und betrachtete ſie mit erneutem Stolze, dann freute er ſich, daß der Reinhard nichts vom Hofe wolle.

Lorle hatte nun doch Reinhard rufen laſſen und dieſer kam in Gemeinſchaft mit dem Collaborator. Das Wiederſehen von Schwiegervater und Sohn hatte hierdurch eine vielleicht erwünſchte fremde Haltung, denn noch war der Zorn des Erſtern nicht ganz verraucht. Reinhard war ganz der Alte, auch äußerlich, denn es wurde zu bemerken vergeſſen, daß er ſich ſeinen Bart wiederum hatte wachſen laſſen, da die Engländer in allen möglichen Bartformen bei Hofe erſchienen; man kann faſt ſagen, daß damit wiederum ſein unbändiges Weſen aufwuchs. Reinhard ſchlug die alte übermüthig luſtige Weiſe gegen ſeinen Schwiegervater an, Lorle freute ſich deſſen, ſie wußte nicht, daß er ſich innerlich Vorwürfe machte, weil er jetzt mit Abſicht und Willen eine Form annahm, die ehedem unwillkürlich zu ſeinem Weſen gehörte; aber ihm ſtand keine andere Vermittlungsart mit ſeinem Schwiegervater zu Gebote. Der Collaborator war ausnehmend zuvorkommend und freundlich gegen den Wadeleswirth, Lorle neckte ihn, weil er ſich ſonſt ſo wenig ſehen ließ, ſie konnte nicht ahnen, daß er ſich von ihr zurückzog, weil ſein Mitleid und ſeine Verehrung für ſie ihm einen böſen Streich ſpielen konnte.

So hatte die erſte Stunde des Zuſammenſeins einen überaus heitern Anſtrich und hätte man ſpäter auch Luſt oder Veranlaſſung gehabt, eine andere Farbe zum Vorſchein kommen zu laſſen, ſo war dies nicht mehr möglich, wenigſtens nicht in der ganzen Beſtimmtheit; denn die erſte Stunde des Wiederſehens iſt der Accord, der die Tonart für den ganzen Verlauf desſelben angibt. Außerdem war Reinhard mit Arbeit überhäuft, wie er mindeſtens behauptete, er überließ daher ſeinen Schwiegervater ganz der Leitung und Fürſorge des Collaborators.

Sei es zufällig oder abſichtlich, er ging nie mit dem Wirthe, der natürlich in ſeiner Bauerntracht erſchienen war, bei Tag über die Straße, Lorle glaubte, er ahne und fürchte eine unangenehme Auseinanderſetzung und wolle dieſelbe vermeiden, ſie hatte nichts dagegen einzuwenden; daß er ſich des Bauern ſchämen könne, kam ihr nicht entfernt in den Sinn.

Der Collaborator war ganz glückſelig, den Wadeleswirth überall geleiten zu können, er erfreute ſich nicht nur an dem körnigen naturkräftigen Sinne des Mannes, ſondern er wollte auch vor ſich und vor Anderen beweiſen, wie ſehr er ſich dem Volke nahe fühle; er verſuchte ſogar Arm in Arm mit dem Wirthe zu gehen, was dieſer aber als unbequem ablehnte. Der Wirth fand auch den Gelehrten in der Stadt viel ſchlichter und natürlicher als damals im Dorfe, er war daher auch ganz harmlos gegen ihn und ſagte einmal:

„Es iſt mir doch allemal, wenn ich nach der Stadt da komm', wie wenn ich umfallen müßt', es iſt Alles ſo eben (flach), es ſind keine Berg' da, wo ich mich dran halten kann.“ —

Der Collaborator erfreute ſich an dieſer eigenthümlichen Empfindungsweiſe des Bergbewohners, aber er hatte gelernt, nicht alsbald auf Alles eine Gegenbemerkung zu machen, wodurch der lautere Erguß gehemmt oder in eine andere Richtung gelenkt wurde.

Der Landtag war gerade wiederum verſammelt, der Collaborator brachte ſeinen Schützling in die Geſellſchaft der freiſinnigen Abgeordneten. In der ganzen Stadt und zumal „höhern Orts" wurde es übel vermerkt, daß der Collaborator als Staatsdiener, der noch dazu jeden Tag ſeine endliche Ernennung zum Bibliothekar mit Gehaltserhöhung erwarten durfte, ſich offen der ſtändiſchen Oppoſition anſchloß; er kümmerte ſich aber wenig um die ihm hierüber zugehenden Andeutungen. War nur irgend ein Bedenken berechtigt über den Anſchluß an Männer, die, auf dem Boden der Verfaſſung ſtehend, gegen Regierungsmaßregeln kämpften und Normen für die Zukunft feſtſtellten? War er ein Diener der Miniſter oder des Staates? — Der Wadeleswirth, aus deſſen Bezirk ein Regierungsmann gewählt war, wurde dennoch von dem angeſehenen Haupte der Oppoſition mit beſonderer Auszeichnung behandelt, weil er nicht nur als freiſinniger Wahlmann bekannt war, ſondern in ihm auch eine Bürgſchaft für die zukünftige Beſſerung des verlornen Wahlbezirks liegen konnte. In dem rührigen, ernſten und heitern Leben, das in dieſer Geſellſchaft den Wadeleswirth umgab und wo er andächtig zuhörte, vergaß er faſt ganz, warum er eigentlich nach der Stadt gekommen war; überdieß ſah er jetzt wohl ein, daß hier nichts von ſeiner Seite geändert werden könne, und ſo war er froh, doch in der Betheiligung an den allgemeinen Landesangelegenheiten eine Erhebung zu finden. Der Collaborator ſprach mit ſeinem Schützling viel über Staatsverhältniſſe, aber voll von dem Gegenſtande, den er eben jetzt in ſeiner Schrift behandelte, konnte es auch nicht fehlen, daß er oft darauf zurückkam, man müſſe zunächſt und vor Allem die wahre Religion wieder herſtellen und dem „Pfaffenthum den Treff geben.“

„Ich hatt's nicht glaubt,“ entgegnete der Wadeleswirth, „daß Ihr ſo fromm ſeid; aber laſſet doch in Gottes Namen die Pfaffen in Ruh, da iſt nicht gut anrühren und die gelten eigentlich doch nur bei den Weibsleuten. Jetzt müſſen wir weniger Steuern, müſſen Schwurgerichte und Landwehr haben, das iſt jetzt die Hauptſach'.“

Trotz aller Bitten Lorle's hatte ſich der Vater nicht bewegen laſſen bei ihr zu wohnen, er blieb bei einem alten Bekannten, einem Bäcker, der ihn bisweilen beim Fruchteinkauf beſuchte und der zugleich eine Wirthſchaft hielt; Lorle mußte oft mit ihm dahin gehen, und ſie ſaßen dann nicht in der Wirthsſtube, ſondern im Backſtüble bei der Familie. Lorle war voll Freude, hier Menſchen zu finden, einfach und offen wie daheim, voll rüſtiger Thätigkeit im Hauſe und im Felde. Der Wadeleswirth empfahl noch ſeinem Gaſtfreunde, er ſolle Lorle beiſtehen und ihr geben was ſie verlange, und ſie verſprach öfters zum Beſuche bei der Bäckerfamilie zu kommen.

Die Stunde der Abreiſe nahte. Lorle konnte den Gedanken nicht los werden, daß ſie auf lange Abſchied nehme und ihren Vater vielleicht nimmer wiederſehe; ſie ſagte daher bei der letzten Handreichung:

„Pfleget Euch nur auch recht gut, daß Ihr geſund bleibet und machet Euch wegen meiner keinen Kummer.“

„Narrle,“ erwiederte der Vater; „ich ſterb' noch nicht, und wenn ich ſterb', Du kannſt ruhig ſein, du haſt mir mit Willen dein Lebtag keinen traurigen Augenblick gemacht.“

Lorle weinte.

„B'hüt dich Gott!“ ſagte der Vater in einem gewaltſam ſtarken Tone, „und komm auch bald auf Beſuch.“

Er ſtieg auf das Wägelchen des Bäckers, mit dem er halbwegs fuhr, bis wo ihn der Martin abholte.

Lorle lebte nun wieder in ihrer alten ruhig ſtillen Weiſe, die beiden Freunde aber waren in großer Aufregung.

Eine ſo eben erſchienene Zwanzigbogen-Schrift brachte die ganze Stadt in Aufruhr, ſie hieß: „Die Sonntagsteufel mit den weißen Bäffchen, oder ein Schuß in's Schwarze, von Adalbert Reihenmaier.“ Die Vorrede lautete: „Leſer, auf zwei Worte! Ich will die Religionsheuchelei an's Meſſer der Oeffentlichkeit liefern. Ich will die Verſteinerungen im Moraliencabinet ordnen. Komm mit.“

Der Collaborator, der ehedem die Anſicht gehegt hatte, man müſſe die ganze heutige Welt radikal in ſich verfaulen laſſen, hatte nun doch an das Beſtehende angeknüpft, da er zur Einſicht gelangt war, daß jene Erhabenthuerei blos eine Maske der Trägheit und Selbſtgefälligkeit iſt.

Die Tiefe und Selbſtändigkeit der philoſophiſchen und geſchichtlichen Forſchung war in der Schrift unverkennbar, Manches aber nahm ſich ſeltſam aus, denn es waren nackt hingeſtellte Ergebniſſe langer Beſprechungen oder weitläufiger innerlicher Denkprozeſſe, nur für denjenigen vollkommen klar, der den Collaborator ſelber kannte. Daneben waren dann wieder Sätze wie Dolche aus gehämmertem Stahldraht. Ein Kapitel: „Adam Kadmon, oder die Urmenſchen an der Spitze der Geſchichtsepochen," worin der Verfaſſer ſeine Anſichten von der Erlöſung darlegte, wurde von Oberflächlichen als myſtiſch bezeichnet, weil darin die Wiedergeburt der Menſchheit durch die reine Natur erklärt werden ſollte. Wir kennen einige Grundlinien dieſer beſondern Anſchauung aus der Art, wie der Collaborator das Weſen Lorle's, gegenüber den Culturbeſtrebungen anſah. So weit ab in die Tiefen des Geiſtes und der Geſchichte ſich dieſe Erörterung verlief, kann ſie doch wol durch jene Betrachtung angeregt worden ſein; denn wer weiß, aus welchen ſcheinbar fernliegenden Anregungen der ſchöpferiſche Geiſt ſeine Gebilde ſchafft und ſeine Erkenntniſſe den Anfang nehmen.

Wo ſich die Schrift dem unmittelbaren Leben zuwendete, gelangte ſie zu einem Schwunge, der ſich mit dem prophetiſchen vergleichen konnte; hier loderte der Eifer gegen die Verunſtaltung und die Blindheit, die aus dem Beſeligendſten und Befreiendſten eine Jammerſchule und eine Sklavenkette macht. Eben dies erregte den heftigſten Zelotismus gegen den Verfaſſer. Von den Kanzeln herab wurde gegen den ruchloſen Gottesleugner gepredigt und zugleich alsbald eine Unterſuchung gegen ihn eingeleitet. Jetzt lebte jene alte Notiz in dem geheimen Buche und der Aktenfaſcikel 14263 wieder auf;

die Schrift und jene Thatſache wurde zur Fangſchnur gedreht: der Collaborator war des Atheismus angeklagt.

Die Freunde erboten ſich, ihn juriſtiſch zu vertreten, er lehnte es ab, und die Vertheidigungsſchrift, die er einreichte, ward zur neuen Anklage. Dennoch ging er ſo frei und froh umher wie noch nie. Was kümmerten ihn die ſcheelen Blicke und das Fingerdeuten auf den vordem Unbekannten, Unangefochtenen? Er glaubte erſt jetzt ſich ſelber achten zu dürfen. Nur der unbeſchreibliche Jammer ſeiner Schweſter Leopoldine that ihm weh. Vor der Schwelle einer geſicherten Zukunft hatte der Bruder ſich ſelber den Weg abgegraben, das konnte die treue Gefährtin nicht verſchmerzen; ſie hatte Gönnerinnen genug und lief von Haus zu Haus mit Bitten und Klagen, bis ſie erfuhr, daß es ſich auch darum handle, den eben von der Univerſität zurückgekehrten Sohn des Conſiſtorial-Direktors in die zu erledigende Stelle einzuſchieben. Von dieſem Augenblicke an hörte man kein Klagewort mehr von ihr. Mit einer bewundernswerthen Stärke und Seelenruhe ließ ſie nun Alles kommen und war freundlich gegen den Bruder, in dem ſie ein Opfer der Familienränke ſah.

Lorle ſuchte jetzt Leopoldine wieder auf und ſah mit tiefer Reue, wie unrecht ſie gegen dieſe gehandelt hatte, die jetzt in Schmerz und Noth ihre Hochherzigkeit und ihren liebevollen Geiſt offenbarte. Auch Leopoldine erkannte nunmehr das geſunde Herz und die Zartheit Lorle's; dieſe ſagte einmal:

„Ich glaub's nicht, aber wenn's auch wahr iſt, daß der Herr Reihenmaier was Sündliches geſchrieben hat, da wird ihn unſer Herrgott ſchon ſtrafen und beſſer machen; was geht das das Conſiſtore an? Da kann kein König und kein Kaiſer was machen, das muß Gott ſelber wieder in einem zurecht bringen. Aber der Bruder iſt ja ſo gut, er beleidigt ja kein Kind.“

Die Oberbehörde hatte andere Grundſätze, der Collaborator wurde durch ein beiſpiellos raſches Erkenntniß ſeines Amtes entſetzt und als Gottesläſterer zu ſechs Monaten Gefängniß verurtheilt; er appellirte an das Geſammtminiſterium.

Reinhard war eines Abends „en petit cercle“ beim Prinzen, die Eingeladenen ſtanden in einer Gruppe im Empfangſaale und harrten nach der Hofweiſe des Einladenden.

Unverſehens kam die Rede auf das Buch des Collaborators, ein junger Engländer bemerkte: „Solche Frechheiten darf man nie und nirgends dulden, das ſchamloſe fade Buch ſollte an den Galgen genagelt werden.“

Reinhard hielt an ſich und ſagte nur mit ironiſchem Lächeln: „Sie zürnen, weil der Verfaſſer die Engländer das gottloſeſte Volk der Erde nannte, Sonntagschriſten, die allſabbathlich ihrem Lordsgott langbeinige Reverenzen machen, während ſie in der Woche lieblos gegen die eigenen niederen Stände und egoiſtiſch gegen alle Welt ſind.“

„Ich bewundere Ihre glückliche Gabe, es gibt Menſchen mit einer beſondern Anziehungskraft für Paradoxe und Trivalitäten,“ entgegnete der Engländer.

Reinhard biß die Lippen auf einander und faßte krampfhaft ſeinen Rockſchoß, als packte er den kecken

Schwätzer, der jetzt fortfuhr: „Der aberwitzige Verfaſſer verſteht kein Wort von Philoſophie.“

„So?“ fuhr Reinhard auf, „alſo auch darüber wagt Ihr abzuurtheilen? Wo ſich der deutſche Geiſt irgend in ſeiner Kraft äußert, da wagt Ihr's ihn zu beſpötteln. Mag die ganze vornehme Welt vor Euch krummbuckeln und der Affe Eurer Gentlemans-Roheit ſein, es gibt noch etwas Höheres“ —

„Seine königliche Hoheit!“ hieß es plötzlich als eben der Comte de Foulard beſchwichtigend ſich einmengen wollte, die Gruppe zertheilte ſich ſchnell und bildete zu beiden Seiten Fronte, durch die der Prinz begrüßend ſchritt.

Wie war jetzt Alles plötzlich gedämmt! Die Gräfin Mathilde hatte wahr geſprochen, als ſie einſt gegen Reinhard bemerkte, daß die Etikette und die geſellſchaftliche Form überhaupt oft den individuellen Takt erſetzen müſſe.

In mancherlei abliegenden Geſprächen ſuchten die Engländer, die ſogleich gemeinſchaftliche Sache machten, Reinhard zu reizen, ohne daß er in Gegenwart des Prinzen ihnen erwidern konnte; Reinhard fand indeß einen unerwarteten Beiſtand in dem Oberlieutenant und Kammerjunker Arthur von Belgern, den wir ſchon einmal als Vetter der Gräfin Mathilde flüchtig kennen lernten.

Als man die Geſellſchaft verließ, ſagte Belgern zu Reinhard: „Sie haben zwar dem ganzen Hofkreiſe den Handſchuh hingeworfen, indeß erbiete ich mich gerne zu Ihrem Secundanten. Es empört mich und Viele mit mir ſchon lange, welche Anmaßungen den Fremden bei Hofe geſtattet werden; durch einige Mäßigung hätten Sie ſich, ich darf wohl ſagen, den beſten Theil der Geſellſchaft zu Dank verpflichtet.“

Reinhard war es aber durchaus nicht darum zu thun geweſen, eine Partei zu gewinnen oder ſich eine Coterie zu verpflichten, er hatte ſeinem Ingrimm Luft gemacht und es that ihm nur leid, daß es nicht noch kräftiger geſchehen war. Mochte ſeine Beziehung zu Hofe ſich dadurch löſen, es war ihm erwünſcht.

Als die Ausforderung nun andern Morgens eintraf, nahm er ſie mit Freuden an, ließ ſich aber nicht von Belgern, ſondern von einem jungen Rechtsgelehrten ſecundiren und ſchoß ſeine erſte Kugel dem Gegner durch das rechte Schulterblatt.

Das Duell erregte gewaltiges Aufſehen in der ganzen Stadt, es wurde indeß vertuſcht, aus Rückſicht für den Ort wo es angeſponnen, und weil man überhaupt gerne Aufſehen vermied und Ignoriren in dieſen wie in höheren Beziehungen als die höchſte Staatsklugheit geprieſen wird.

Lorle erfuhr die ganze Sache erſt mehrere Tage ſpäter zufällig von Leopoldinen, ſie ſchauderte vor dem was geſchehen war und daß Reinhard ihr ſolches verhehlen konnte. Sie begriff dieſe Welt nun gar nicht mehr: dort ein braver Menſch der Gottesläugnerei angeklagt, hier ihr eigener Mann, der ſein Leben auf's Spiel ſetzte wie einen Rechenpfennig; ſie ging mehrere Tage umher und ſah allen Leuten verwundert ins Geſicht, als wollte ſie ſie fragen, ob denn die Welt bald untergehe?

Mit Reinhard zuſammen war ſie oft zerſtreut und dann ſah ſie ihn wieder an mit einem flehenden Blicke, der dringend bat: erzähl' mir doch Alles, ich kann nicht begreifen, wie du dein Leben, das doch mir gehört, vor die Mündung einer Piſtole ſetzen konnteſt, ohne mir etwas davon zu ſagen, und auch jetzt noch, da du der Gefahr entronnen, höre ich kein Wort; bin ich denn gar nicht mehr da?

So ſah ſie ihn oft ſtarr an und keines redete eine Sylbe.

Lorle half Leopoldinen ſo viel ſie konnte, aber die Wackere und Starkmuthige war ſelten zu Hauſe, ſie ahnte was kommen konnte, und um gegen jede Fährlichkeit geſichert zu ſein, begann ſie nun wiederum ihr Putzgeſchäft einzurichten.

In dem Hauſe des Bäckers, wohin Lorle ihrem Verſprechen gemäß nun bisweilen ging, fand ſie meiſt Erholung; hier war ein Leben voll Arbeit und Heiterkeit, man wußte hier nichts von dem Wirrwarr, der da drüben in den anderen Kreiſen herrſchte, als läge dieſe Welt fern über'm Meere. —

Lorle, die ſonſt immer zu Hauſe geblieben und in ſich ſelber Ruhe geſucht hatte, ging jetzt öfter aus, ſie wollte ſich vergeſſen, eine gewaltige Unruhe ſtörte ſie auf; ſie war wie ein Vogel, der den Baum zur Erde gefällt ſieht, auf dem er ſein Neſt gebaut hatte. —

Das Geſammtminiſterium beſtätigte die Amtsentſetzung des Collaborators, jedoch ohne Gefängnißſtrafe. In dem kleinen Bierſtübchen wurde „der Geburtstag des Privatmenſchen Reihenmaier“ würdig gefeiert. Der Neugeborene hielt ſich ſelber die Rede, in welcher die bemerkenswerthe Stelle vorkam: „Sie irren ſich, die Herren, ſie wollen uns zu Lumpen machen, um dann ausrufen zu können: Seht Ihr's, nur die Taugenichtſe ſind unzufrieden. Wir wollen's ihnen zeigen."

Von dieſer Zeit an ſtudirte er emſiger als je. Viele glaubten, daß er mit einer neuen noch nachdrücklicheren Schrift hervortreten werde, aber er behauptete, nicht zum Schriftſteller zu taugen; er gab ſich nun ganz ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, der Geologie, hin. Scherzend ſagte er einſt zu Reinhard:

„Ich bin ein Stück Prometheus, auf den Felſen verwieſen, weil ich einen Funken Licht vom Himmel auf die Erde gebracht, aber ich bin nicht gefeſſelt und ich laſſe mir das Herz nicht aushacken."

Reinhard war nicht nur bei Hofe, ſondern auch, wie ihm die Freunde erzählten, faſt in der ganzen Stadt in Ungnade. In der Reſidenz, die weſentlich aus Beamten und Militär beſtand, und wo es an natürlichen Erwerbsquellen mangelte, hatte ſich bereits jenes Verderbniß der Badeorte eingeniſtet, daß Viele faullenzend von der Vermiethung ihrer Wohnungen an Fremde lebten, und wie ſie ſich vor denſelben in kleine Stübchen zurückzogen, ihnen auch ſonſt in Allem Unterthänigkeit bewieſen. Die Engländer hatten im Mismuth faſt ſämmtlich die Reſidenz verlaſſen und Reinhard ward nun in den Augen Vieler ein Aergerniß. So wenig ihn Alles dies berührte, empfand er doch eine prickelnde Unbehaglichkeit in allen ſeinen Verhältniſſen. Lorle litt am meiſten dabei, denn er ſagte oft im Unmuthe:

„Ich gehe zu Grunde, wenn ich hier bleibe, ich kann nicht hier bleiben und will und muß doch.“ —

Lorle wußte gar nicht, was ſie beginnen ſollte, ſie bat, daß ſie nach einer andern Stadt ziehen möchten, aber das wollte Reinhard wiederum nicht.

Mitten in dieſem Wirrwarr traf Lorle eine ſchwere Nachricht, ihr Vater war plötzlich am Schlage geſtorben. Nachdem ſie ſich ſattſam ausgeweint hatte, war ſie wunderbar gefaßt; ſie ging tagtäglich nach der Kirche, um für den Verſtorbenen zu beten. Leopoldine ſtand ihr getreulich bei in ihrem Kummer, als ſie einſt durch Erinnerung an eigenes Mißgeſchick Troſt zuſprechen wollte, ſagte Lorle:

„Er iſt jetzt todt, aber mir iſt's, wie wenn er nur weiter weg wär', wo man eben nicht hinkommen kann bis Gott einen ruft, ich denk' jetzt g'rad an ihn, wie wenn er noch da wär, für mich iſt's eins; ob man ſo weit oder ſo weit von einander iſt, das iſt gleich. Es thut mir nur leid, daß er nichts mehr von dieſer Welt hat, er hat aber die andere dafür, mich dauert nur mein' Mutter, mein' gute Mutter.“

Reinhard kam immer ſeltener und immer flüchtiger nach Hauſe, er vollführte ohne Unterlaß ſeine Aufträge für den Hof; er ſetzte einen Stolz darein, zu zeigen, daß ihm die Ungnade nicht nahe ginge und er Großmuth zu üben wiſſe. In den Feierabenden begann er auf eine traurige Weiſe ſich zu betäuben.

Lorle fühlte ein faſt unbezwingbares Heimweh, und doch wollte ſie nicht auf einige Tage zur Mutter; ſie fürchtete das Wiederſehen, den Abſchied und die Rückkehr. Oft war's ihr wie einem Vogel der die Flügel regt aber ſich nicht aufſchwingen kann. Im Traume kam es ihr vor, als hätte der Bach ihres heimathlichen Dorfes eine Geſtalt gewonnen und zöge und zerrte an ihr, daß ſie heimkehre.

Eines Abends im Herbſte ſaß ſie am Fenſter und ſah den Schwalben zu, die jetzt haſtiger durch die Luft ſchoſſen, im Fluge zwitſcherten und ſich grüßten; Lorle breitete unwillkürlich die Arme aus, ſie wünſchte ſich Flügel, ſie wollte fort, ſie wußte nicht wohin. Die Dämmerung brach herein, die Abendglocke läutete, Lorle konnte nicht beten, ſie ſaß im Dunkel und träumte, ſie läge tief in der Erde eingeſchloſſen und nimmer tagt's; da erwachte ſie und hörte eine Stimme auf der Straße, die in ſchwerem langem Klagetone rief: Sand! Sand! Sand!

„Ach Gott!“ dachte Lorle, „der Mann will noch nicht heim, er kann ſeinen Kindern kein Brod bringen für den Sand, den er feil bietet.“ Sie ging hinab und kaufte dem Manne ſeinen ganzen Wagen voll Sand ab, ſo daß für Jahr und Tag vorgeſorgt war. Der abgehärmte heiſere Sandverkäufer dankte ihr mit Thränen in Blicken. Sie ging nun wiederum in die Stube und malte ſich das Glück der Familie aus, wenn der Vater heim kam und Brod und Geld mitbrachte. Zu ſich ſelber ſprach ſie dann: „Du biſt doch undankbar, du haſt's ſo gut, haſt dein täglich Brod und dein Mann läßt dich über Alles Meiſter ſein. Ach, er iſt ja ſo gut, wenn ich ihm nur helfen könnt'.“

Sie nahm ihr Gebetbuch und betete; ſie mußte herzſtärkende Worte geleſen haben, denn ſie küßte die Blätter des Buches und legte es zu.

Wie viele inbrünſtige Küſſe lagen ſchon in dieſem Buche eingeſchloſſen!

Lorle faßte den Entſchluß, heute zu warten, bis Reinhard heimkäme; ſie mußte ihm wieder einmal ihr ganzes liebendes Herz offenbaren. — Stunde auf Stunde verrann, er kam nicht, ſie hatte wiederum das Gebetbuch ergriffen und Gebete und Geſänge für alle möglichen Lebensfälle geſprochen und leiſe geſungen; ſie rieb ſich oft die Augen, aber ſie blieb wach.

Welch ein eigenthümlicher Weltzuſammenhang offenbarte ſich ihr jetzt. Die Gedanken der Menſchen in den verſchiedenſten Lebensverhältniſſen waren jetzt durch ihre Seele gezogen und Alle und überall ſeufzten ſie auf und ſtreckten die Hände empor. Könnt ihr euch nicht retten und emporſchwingen?

In dieſem Gedanken ſaß Lorle da und ſtarrte hinein in das Licht.

Mitternacht war längſt vorüber als ſie Reinhard die Treppe heraufkommen hörte, ſie wollte ihm entgegengehen, aber doch hielt ſie's für beſſer, ihn in der Stube zu erwarten. Jetzt öffnete ſich die Thüre, verhülle dich Auge! Ein Schreckbild, das einſt im Scherze dich ſo gepeinigt, es wird zur Wahrheit.

„Lieber Reinhard, was iſt dir?“ rief Lorle entſetzt.

„Laß mich, laß mich,“ antwortete Reinhard mit ſchwerer lallender Zunge, er that einen Schritt vor und taumelnd ſtürzte er auf den Boden.

Lorle ſchrie nicht um Hülfe, ſie hatte ſeinen Zuſtand erkannt und warf ſich neben ihm auf den Boden, ſie ſchaute dann mit gläſernem Blicke umher und konnte nicht weinen. Eine Göttererſcheinung, zu der ſie anbetend aufgeſchaut hatte, war in den Staub geſunken. Wer hat das verſchuldet? Er, ich oder die Welt?...

Endlich ſtand ſie auf, holte ein Kiſſen und legte es Reinhard unter den Kopf, er hob einen Arm und ließ ihn matt wiederum ſinken.

In dunkler Kammer hatte ſich Lorle über das Bett geworfen, kein Schlaf berührte ihre Augenlider, ihre Gedanken wurden wie von mächtigen Geiſtern wirr durcheinander gejagt, und Bilder, die kein Wachen ſchauen kann, umgaukelten ſie. Der Tag graute, als fühlte ſie das Nahen des Morgens ſtand ſie auf, Reinhard lag noch in ruhigem Schlafe; ſie kleidete ſich ſorgfältig an, nahm ihr Gebetbuch, öffnete es aber nicht, ſondern ſteckte es zu ſich; was ſie jetzt vorhatte, kam zunächſt aus der Entſchiedenheit ihres Charakters, aus ihrem ſelbſtändigen Entſchluſſe, vom Abend her lag noch eine geklärte Ruhe auf ihrer Seele und eine Zuverſicht, die aus der Tiefe des eigenſten Lebens kam, ſpannte ihr ganzes Weſen; ſie ſchwankte keinen Augenblick in ihrem Beginnen. Eine Weile ſtand ſie mit gefalteten Händen vor Reinhard, dann verließ ſie die Stube und ging die Treppe hinab. An der Flurthüre des Regiſtrators lauſchte ſie, Alles war ſtill. „B'hüt euch Gott, ihr lieben Kinder,“ hauchte ſie an die Scheibe und verließ raſch das Haus.

Der Bäcker war höchlich erſtaunt, als Lorle ihn bat, augenblicklich einſpannen zu laſſen, um ſie nach Hauſe zu führen; er willfahrte indeß ohne Zögern und da kein Knecht zu Hauſe war, übernahm er ſelber den Fuhrmannsdienſt. Lorle nahm nicht nur kein Frühſtück, ſondern duldete nicht einmal, daß der Bäcker auf deſſen Bereitung wartete.

Als ſie an der Kaſerne vorbeifuhren, ſtand ein Tambour dort und ſchlug die Tagwacht, es war Wendelin, er ahnte nicht, wer im Morgenduft an ihm vorüberzog.

Wenige Stunden darauf erhielt Reinhard durch einen Boten folgenden Brief:

„Ich ſage Dir Lebewohl, lieber Reinhard, ich gehe wieder heim zu meiner Mutter, ich hab's wohl bedacht, aber ich geh'. Ich danke Dir viele tauſendemal für all' das Liebe und Gute auf dieſer Welt, was ich durch Dich gehabt hab'. Ich bin ein' ſchöne Zeit glücklich geweſen. Gott iſt mein Zeug', wenn ich's heut' nochmals zu thun hätte und ich wüßt', daß ich ſo lang in Schmerzen verleben muß, ich thät's doch wieder und ging' mit Dir. Es iſt doch ein' ſchöne Zeit geweſen.

Laß es bleiben, daß Du mich zu Dir zurückbringen willſt, das geſchieht nimmer und nimmermehr; es iſt gut ſo für Dich und mit Gottes Hülf auch für mich. Wenn Du mir mein Bett und die zwei blauen Ueberzüge ſchicken willſt, von allem andern will ich nichts mehr ſehen.

Du mußt wieder in die weite Welt und ich geh' heim. Du wirſt Deinen Kummer ſchon wieder vergeſſen,

vergiß meiner aber doch nicht ganz. Lebe wohl und lebe ewig wohl. Bis in den Tod Deine getreue
Lore Reinhard.

Laß der Bärbel noch ein ſteinern Kreuz ſetzen, wie Du verſprochen haſt. Lebe wohl und lebe ewig wohl. Deine Getreue.

Verzeihe, das Papier iſt naß geworden, ich habe darauf geweint. Lebe wohl und lebe ewig wohl.“

Und dann?

Der Collaborator iſt als Theilhaber einer Mineralienhandlung auf Reiſen. Wer weiß, in welchem Bergwerke er jetzt hämmert und gräbt. Wir dürfen ihm Glückauf zurufen und ſicher ſein, daß er wiederum den Weg an's Licht findet.

In Rom fragte die Frau des Kammerherrn Arthur von Belgern, geborene Gräfin Mathilde von Felſeneck, angelegentlich nach dem Maler Reinhard, der ſeine Stellung in der *ſchen Reſidenz aufgegeben und ſich hieher gewendet hatte; ſie hörte nur, daß er ſelten nach der Stadt käme; ſich meiſt in der Campagna umhertreibe und dort il Tedesco furioso heiße.

Durch das Dorf geht eine Frau in ſtädtiſcher Kleidung, von Jedermann herzlich begrüßt, und fragt ihr, wer ſie ſei, ſo wird euch Jeder mit dankendem Blicke ſagen, daß ſie der Schutzengel der Hülfsbedürftigen. Und ihr Name? Man nennt ſie die Frau Profeſſorin.

* * *

III.

Lucifer.

In die wogende Saat.

Die Morgenglocken tönen und klingen und wollen nicht enden, durch die ſtillwogende Saat wallt in langer Reihe eine fromme Schaar, die Kirchenfahnen blau und roth flattern und knattern im ſanften Windhauch, Worte laut ausgerufen murmeln fort in der endloſen Reihe, Geſänge ſchallen hin über Wieſe und Feld und der rauſchende Wald verſchlingt ſie; hoch oben im Blau verborgen ſchmettert die Lerche ihr Lied und badet im lichten Aether, erfriſchender Duft athmet von den Höhen und aus den Gründen und die Weihrauchwölkchen aus den geſchwungenen Keſſeln zertheilen ſich raſch. Dort ſenkt ſich der Zug den Feldweg hinab, die Fahnen ſind verſunken und die Menſchen mit ihnen, dort aber ſteigen ſie ſchon wieder die Höhe jenſeits hinan; weit aus ſind die erſten und noch bewegt ſich das Ende des Zuges zwiſchen den Hecken der Gärten am Dorfe. Die Menſchen ziehen hin durch die Flur und danken dem Gotte, der ſo reiche Saat emporſproſſen machte, ſie flehen um ferneren Schutz und ſegnen die Frucht ihrer Arbeit. Es iſt der Bittgang durch das Feld.

Dieſe Wege zogen ſie oft einſam, belaſtet und müde, heute ſind ſie Alle vereint, frei und in ihren Feierkleidern; nur Worte, andächtige Grüße ſchicken ſie hin über die Häupter der ſchwankenden Aehren, die ſich ſtill zu einander neigen, als verſtünden ſie den Gruß und flüſterten Unhörbares ſich zu.

Den Zug beſchloß eine uralte aber wohlgekleidete Frau, ſie ging etwas gebückt und führte einen rothwangigen Knaben von kaum neun Jahren, der ſtets tänzelte und hüpfte. Als man an der Thalſchlucht anlangte, ſagte die Alte:

„Victor, halt ein bisle ſtill, wir wollen da abſitzen, meine Läufer wollen nimmehr mit; komm', wir wollen noch beten und dann heimezu gehen.“

Sie ſetzten ſich auf den Rain und der Knabe las aus dem Gebetbuche vor. Dann ſprach die Alte mit tiefer Rührung von der Güte Gottes, der nun die armen Menſchen wieder ſo reich geſegnet habe.

„Victor was machſt?“ rief ſie plötzlich. Der Knabe ſprang in einen Kornacker, breitete die Arme weit aus und drückte Alles, was er faſſen konnte, an ſeine Bruſt.

„Komm' her, was machſt?“ rief die Alte wieder, „du verdirbſt's ja.“ Der Knabe kam mit verklärtem Antlitze auf ſie zu. „Was haſt da getrieben?“ wurde nochmals gefragt und der Knabe erwiederte endlich:

„Ich hab' der Gottesgab' einen Kuß geben.“

Die Alte richtete ſich auf und ſtreichelte den Knaben über Stirne und Wangen, dann machten ſie ſich ſtill auf den Weg.

Im Dorfe war alles wie ausgeflogen, die Glocke ſchien gleich einer Mutterſtimme die Fernhingezogenen zu rufen, daß ſie der Heimath nicht vergäßen. Deß hatte es keine Noth, denn bald füllten ſich die Straßen wieder und Alles eilte mit doppelter Haſt zur harrenden Speiſe. Eben bebte der letzte Ton des Geläutes aus und ſchon ſchlug es zwölf Uhr.

Der Mittag iſt glühheiß, die Sonne ſticht ſo ſpitz. Nach der Mittagskirche iſt es wiederum leer auf der Straße. Die Pappel beſchaut ſich weithin im glatten Spiegel des Weihers und kein Lüftchen bewegt ihre langſtieligen Blätter, die Enten liegen am Ufer und da ſie nichts zu reden und zu eſſen haben, ſtecken ſie die Schnäbel unter die Flügel und — gut Nacht Mittag. Eine Schaar Hühner hat unter einem leerſtehenden Wagen Schatten geſucht und nur eine unruhige aus ihrer Mitte gräbt ſich tief ein in den Sand.

Das ganze Dorf iſt wie ſchlafen gangen. Am Rathhauſe aber hört man gewaltigen Lärm, beſonders von einer mächtigen Stimme. Alle Mannen ſind dort verſammelt, denn der Schultheiß bringt einen neuen Vorſchlag an die Gemeindeverſammlung. Zweierlei Mißbehagen hatte bisher beim Einzuge des Zehnten ſtattgefunden. Vor Allem die Scherereien durch die Zehntknechte, da war man in keiner Weiſe Herr ſeines Eigenthums, bis die Herren Zehntknechte ihren Theil geholt hatten; pachteten Ortsangehörige den Zehnten, ſo blieb dieſe Mißlichkeit dieſelbe und führte noch zu allerlei Feindſchaften bei der Steigerung u. ſ. w. Darum hatte der Gemeinderath für dieſes Jahr ſowohl den „Herrenzehnten" als den „Pfarrzehnten" gepachtet und verlangte dafür die Beſtätigung der Gemeinde. Der Vorſchlag war ſachgemäß und billig, Alles ſchien einverſtanden.

Da erhob ſich der Sägmüller Luzian Hillebrand, der zugleich auch Obmann des Bürgerausſchuſſes war, und rief:

„Wie? will Keiner das Maul aufthun bei der Hitz? Fürchtet er ihm die Zung zu verbrennen?"

Alles lachte und man hörte eine Stimme ſagen:

„Was hat der jetzt wieder?"

Luzian fuhr fort:

„Was hat der jetzt wieder? hör' ich da rufen. Sollſt gleich hören und ihr Alle mit. Ich muß mich jetzt ſchon an den Laden legen. Alſo wie es den Anſchein hat, ſoll die Sach' jetzt gleich beſchloſſen werden, butſchgerecht fertig, wie der alt Geigerlex als geſagt hat. Aber warum hören Wir vom Ausſchuß erſt jetzt davon? Da ſehet ihr's, ihr Mannen, wie die Herren Gemeinderäth' für die Ewigkeit, ich mein' die Lebenslangen, regieren, da könnet ihr's nun wieder abmerken, daß ihr nie mehr einen wählet, der nicht unterſchreibt, daß er nach fünf Jahren austreten will."

„Was haſt denn gegen die heutige Sach'?" fragte der Schultheiß, „was ſollen die griffigen Reden?"

„Kommt ſchon," entgegnete Luzian, „es iſt auf die Lebenslangen kein Schlag verloren, als der wo neben 'naus geht. Alſo nach dem Flurbuch wollet ihr den Zehnten umlegen? Nicht wahr Schultheiß und du Heiligenpfleger, du haſt deine Aecker meiſt im Speckfeld, der Kübelfritz da hat aber ſeine paar Aeckerle drunten beim

Heubuckel und im Neſſelſang; was meinſt, muß der vom Morgen ſo viel Zehnten geben, wie du und ich von meinen beſten Aeckern, wo der Boden feit und mürb iſt und wo wir die doppelten Neuning *) machen? Saget nur Alle Ja."

„Nein," ſchrie es von allen Seiten und „hat recht, hat beim Blitz recht" hinkte noch der eine und andere mit ſeiner Rede nach, als bereits wiederum Stille eintrat und Luzian dann fortfuhr:

„So? Alſo nein; warum ſtehet ihr denn aber da wie Gott verlaß mich nicht und red't kein's und denk't nicht und macht nicht und bericht't nicht? Warum laſſet ihr mich immer am ſchweren Ort anfaſſen? Nun meinetwegen, es geht auf die alt' Zech. Jetzt ich mein' ſo: Wenn der Vorſchlag angenommen wird, und ich will mich nicht dagegen ſtäupern **), dann macht man den Anfang dazu: man wählt noch einen Ausſchuß, der den Zehnten zelgweiſe, wie's Kauf und Lauf iſt, umlegt. Aber ihr ſchreibet Alle nicht gern Zettel und da du," er ſtieß lächelnd ſeinen Nachbar an, „du fürchteſt mit den Anderen, das Bier im Rößle wird dir warm. Alſo der Gemeinderath und drei Mannen vom Bürgerausſchuß, die nehmen noch ein paar von den Halbfuhrigen ***) dazu und die vertheilen's gleichling."

Dieſes wurde nun auch einſtimmig beſchloſſen.

---

*) Neuning, ein Haufen von neun Garben.

**) Stäupern, widerſetzen.

***) Die nur eine einzelne Kuh zum Anſpannen haben.

Es war ſo erſtickend heiß in der Gemeindeſtube, daß Viele ſchon innerlich grollten, weil die Verhandlung ſo lange dauerte, obgleich es ja ihr nächſtes Wohl betraf, Andere ſchlichen ſich, da die Thüre offen gelaſſen werden mußte, ſtill davon und dachten, die Verbleibenden würden ſchon ausmachen, was gut ſei; ſie ſtimmten gar nicht mit, und gewiß waren dieſe Ausreißer nicht minder vorn dran, wenn es galt, die Ueberlaſten aller Art zu beklagen. Die Ueberwitzigen beſchönigen dann wohl gar ihre Faulheit mit der klugen Rede, daß der Bettelſack doch ein Loch habe und da nicht zu helfen ſei, es müſſe alles anders kommen. Denn nicht bloß hinter Brillen hervor bringen ſolche kluge Blicke, die über Alles hinaus ſind und alles Thun eitel finden, die urthümliche Lungerei iſt grad ſo weit.

Endlich ward die Gemeindeverſammlung aufgehoben, die Straßen belebten ſich. Viele Männer zogen ihre Röcke aus und ſchickten ſie ſammt dem Hut durch herbeigerufene Knaben nach Hauſe, der kleine Umweg von da in's Wirthshaus war ihnen zu viel.

Allerlei Gruppen bildeten ſich, wir bleiben bei der um Luzian. Er erhielt allgemeines Lob und man ſagte ihm, es ſei einmal ſo, wenn Er in der Verſammlung ſei, ſo warte eben Alles, bis er dem Gemeinderath die Streu ſchüttle.

Es muß hiebei bemerkt werden, daß Gemeinderath und Ausſchuß, beſonders wo jener lebenslang gewählt iſt, ſich oft verhalten wie Regierung und Stände, in ſo weit dieſe aus unabhängigen Männern beſtehen. Schon geraume Zeit kämpfen alle Einſichtigen gegen die Lebenslänglichkeit des Gemeinderaths, aber das Staatsgeſetz verharrt unbeugſam und ſo hat man zu jenem Verfahren genöthigt, das Luzian oben angab; man hat damit den Einklang mit dem Geſetze tiefinnerlichſt untergraben.

Luzian hatte noch einen beſondern Grund, warum er, wie man ſagt, gerne dem Gemeinderath eine hölzerne Wurſt auf's Kraut legte. Wir werden das ſchon noch ſattſam erfahren.

„Es macht doch gottſträflich heiß" bemerkte jetzt der Schmied Urban.

„Thut nichts," entgegnete Luzian, „ich weiß nicht, ich kann die Hitz' viel eher vertragen als die Kält', und ich ſchwitz' auch ſchon gern ein Bisle, wenn's nur ein gut Weinjahr gibt; es iſt denen Wingerter zu gunnen. Soll das Gewächs auskochen, ſo muß der Menſch auch ſein Theil Hitz mitnehmen."

„Der Luzian ſchwitzt gern für die Welt, er iſt ja auch ſo ein Stück Erlöſer," ſagte der Brunnenbaſche, ein wohlhäbiger bejahrter Mann, der die Rolle des Schalksnarren im Dorfe ſpielte.

Luzian gab ihm keine Antwort und ging voraus.

Man ging nach dem Wirthshauſe, Luzian las die Zeitung, deren verſchiedene Blätter in einem kleinen Kreis vertheilt waren, Andere „kartelten", da der Pfarrer das Kegeln am Sonntag verboten hatte. Bald aber legten die Spieler die Karten weg, die Zeitungsleſer rieben ſich die Augen und die Buchſtaben flimmerten vor ihnen, es ward plötzlich ſtockdunkel.

„Heiliger Gott! was iſt das?" rief der Erſte, der zum Fenſter hinausſah.

„Was gibt's?"

„Da gucket einmal den Himmel an."

Es gab nicht genug Fenſter für die Drängenden, man rannte hinaus in's Freie. Schreckensbleich wurde jedes Antlitz, das aufſchaute. Schwere, ſchuppenartig geſtaltete Wolken ſchoben ſich im ganzen Geſichtskreiſe träg in einander; mit jedem Augenblicke wurde es düſterer und nächtiger. Die die Wirthsſtube verlaſſen hatten, kehrten nicht mehr dahin zurück, ſondern eilten heimwärts, immer wieder aufſchauend und die Hände von ſich abſtrekkend, als müſſe man den Einfall von ſich abwehren. Die in der Wirthsſtube verblieben waren und ihre noch in der Hand gehaltenen Karten an ſich drückten, um den Nachbar nicht einſchauen zu laſſen, warfen das Spiel mit allen Trümpfen weg und nahmen ſich nicht einmal Zeit, den Reſt ihres Trunkes zu leeren; auch ſie eilten „heimezu".

Jedes wollte zu den Seinen ſtehen, als wäre das Unglück abzuwenden, wenn man ſich ihm mit vereinter Kraft entgegenſtemmte; jedenfalls war es leichter zu tragen.

Der Wirth war bald allein und indem er die Reſte zuſammen ſchüttete, ſagte er vor ſich hin: „Und jetzt haben wir heut' erſt den Zehnten abgelöſt." Der Vorder- ſowie der Nachſatz dieſes Gedankens kam nicht zu Worte, denn er wagte es nicht, vor ſich ſelbſt die Furcht auszuſprechen, die ihn erzittern machte.

Luzian ging ſtill das Dorf hinab, manchmal zwinkerte er mit den Augen, wenn er aufſchaute, und preßte die ſcharfgeſchnittenen Lippen zuſammen. Am Schulhauſe begegnete er dem Lehrer, der die Kirchenſchlüſſel trug und als Küſter eben zum Wetterläuten gehen wollte.

„Ihr ſolltet das ſein laſſen, Herr Lehrer," ſagte Luzian, „wenn's da droben aufſpielt, da nützt das Bimbam nichts. Ich hab' erſt vorlängſt noch geleſen, daß das Wetterläuten ein alter nichtsnutziger und gefährlicher Brauch iſt. Wer nicht von ihm ſelber betet, der thut's auch nicht auf das Gebimbel hin. Es iſt ja auch abkommen geweſen."

„Ja, aber unſer neuer Pfarrer hält ſtreng auf die alten Bräuche, ich bekomme beim Unterlaſſen einen ſtrengen Verweis."

„So? Auch auf das hält er? Hätt's eigentlich wiſſen können. Nun, behüt' uns Gott!"

Im Weitergehen ſchnalzte Luzian mit beiden Händen und ſpie oft aus. Faſt vergaß er über ſeinem Aerger was am Himmel vorging, er mußte ſich jetzt zuſammennehmen, daß ihm der Hut nicht vom Kopfe geriſſen wurde, der Sturmwind wirbelte graue Staubwolken vor ihm her zuſammen, ſchon fielen jetzt einzelne breite Tropfen, und als er die Klinke ſeiner Hausthüre erfaſſen wollte, zuckte ein gelber Blitz, ſo daß Luzian geblendet nach dem Griffe taſtete.

„Gott ſei Lob, daß du da biſt!" begrüßte ihn ſeine Frau, „was ſagſt du zu dem Wetter? Es wird doch, will's Gott, mit Gutem vorübergehen! So, jetzt biſt doch da. Mir iſt viel leichter, wenn dein Rock am Nagel hängt. Komm gib her."

„Laß mir ihn noch an, man weiß nicht, wie man 'naus muß. Iſt das Kind da?"

„Ja. Sichſt ihn denn nicht? Da ſitzt er und lieſt. Das gibt auch ſo einen Büchergucker, wie du. Victor, gib dem Aehni *) die Hand, du haſt jetzt genug geleſen, und es iſt ja ſtichedunkel.“

„Wo iſt das Bäbi?“ fragte Luzian.

„Draußen in der Küch', der Paule iſt auch da.“

„Gang und mach' das Feuer aus und ſie ſollen 'reinkommen. Halt, das iſt ein Schlag, der hat kracht und jetzt läutet der Schulmeiſter auch noch.“

Während die Frau hinausging, trat Luzian in die Nebenſtube, er fand dort eine Schlafende, die wol durch das drückende Wetter jetzt ſchon eingeſchlafen war. Es iſt dieſelbe Frau, bei der wir heute beim Bittgang verblieben ſind und gleich ihr die Andern weiter ziehen ließen. Auf leiſen Sohlen kehrte Luzian wieder in die Stube zurück, er lehnte die Thüre nur an, ohne ſie in's Schloß fallen zu laſſen.

Die Bäbi und der Paule traten mit glühenden Wangen in die Stube. Die Mutter hatte draußen wohl ein großes Feuer zu löſchen gehabt. Bäbi ſtellte ſich ſogleich zu Victor an das Fenſter, es gelang ihr dadurch ihr flammendes Antlitz zu verbergen, das ſie dem Vater nicht zeigen wollte.

„Guten Tag, Schwäher,“ ſagte Paule und ſteckte aus Ehrerbietung die in der Hand gehaltene Pfeife in die Bruſttaſche.

„Guten Tag. Biſt allein hier?“

„Ja.“

---

*) Großvater.

„Guter Gott!“ begann Bäbi, „wenn das Wetter nur keinen Schaden thut, das könnt' alle Luſtbarkeit auf unſerer Hochzeit“ —

„Du denkſt jetzt nur an dich,“ unterbrach ſie Luzian; „Paule wie iſt's? Hat dein Vater ſich in der Hagelverſicherung einſchreiben laſſen?“

„Mein Vater? Nein. Gucket Schwäher, euch kann ich's ja ſagen; mein Vater, der iſt gar wunderlich, der träppelt ſo 'rum und drückſt und will halt nicht an die Sach, und geht man ihm ſcharf auf den Leib, ſo ſagt er, daß er nur nichts zu thun braucht: man muß Gott machen laſſen, wenn er einen ſtrafen will. Und gegen mich iſt er jetzt gar, es will ihm nicht recht in den Sinn, daß ich nimmehr Vorroß ſein ſoll, daß ich jetzt halt auch an die Deichſel komm'. Deßwegen bin ich halt hehlings in die Stadt und hab' mich einſchreiben laſſen, es iſt ja bald mein eigen Sach. Mein Vater darf aber nichts davon erfahren, der iſt — “

„Schäm' dich in's blutige Herz hinein,“ unterbrach die Frau den Redenden, „das iſt nichts, ſo über deinen Vater oder über einen Menſchen zu reden, wer er ſei, und noch dazu, wenn ſo ein Wetter am Himmel iſt; man verſündigt ſich ja.“

„Drum hab' ich's immer geſagt,“ begann Luzian, „der Landſtand muß eine allgemeine Hagelverſicherung für's ganze Land einführen, da kann keiner mehr neben 'naus und da iſt's auch wohlfeiler; freilich iſt's traurig, daß man die Leut' zu ihrem eigenen Nutzen zwingen ſoll; aber man zwingt's ja zu andern Sachen, die gar nicht ſo nöthig ſind. Drum iſt der Landſtand — “

„Luzian, was haſt denn?" rief die Frau in Angſt und Pein, „zuerſt wird über die nächſten Anverwandten losgezogen und jetzt über den Landſtand, und bei ſo einem Wetter."

„Wenn man's ehrlich meint, darf man reden, mag's gewittern oder die Sonn' ſcheinen. Meinſt du, unſer Herrgott iſt näher bei der Hand als an einem hellen Tag?"

„Mich gehen deine Bücher nichts an und jetzt muß man einmal beten. Ich will jetzt auch nichts mehr reden, es darf keinen Zank geben, das iſt ärger als Feuer auf dem Heerd."

Luzian ſchwieg, die Frau breitete ein Tiſchtuch mitten auf dem Tiſche aus, legte das Geſangbuch und die Bibel mit den Worten: „Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde" auf den Tiſch und ſtreute Salz auf deſſen vier Ecken.

„Aehni, es gitzebohnelet" (ſchloßt) rief Victor am Fenſter.

Die Mutter nahm ihn ſtill an der Hand, führte ihn an den Tiſch und betete dort laut mit ihm.

Luzian lächelte vor ſich hin, als der Knabe las: „Guter Chriſt, du wirſt es ja nicht deinem Pfarrer oder Seelſorger zur Schuld rechnen, wenn Hagel oder Ungewitter Schaden anrichten. Wer kann dem heiligſten Willen des Allmächtigen widerſtehen? Oder was für ein Prieſter hat eine größere Macht als Gott ſelbſt?"" *)

---

*) Siehe wörtlich: Guter Samen auf ein gutes Erdreich. Ein Lehr- und Gebetbuch ſammt einem Haus- u [illegible] ein für gutgeſinnte Chriſten, beſonders für's L [illegible] von Aegidius Jais. S. 293.

Natürlich: des Prieſters Macht reicht hinab in die tiefſte Hölle und hinauf in den höchſten Himmel, warum ſollte er dem Wetter nicht Einhalt thun können?

Rührend klang dann das alte Lied, in dem es heißt:

„Das Wildfeu'r fern hin von uns jag',
In wild's Geröhr und Hage,
Darin es Niemand ſchaden mag
Bei'r Nacht und auch beim Tage.

O reicher Gott! laß mildiglich
All', Frucht fecklich entſprießen,
Daß Arm' Elende hie redlich
Durch Gab ſein Wohl genießen.

Den armen Seelen in Fegfeu'rs Pein
Thu bitters Leiden ſchmälen,
Und ſie durch das Almoſen rein
Den Seligen zuzählen.“

Wie mit ſcharfen Schroten ſchlug es nun gegen die Fenſter, eine Scheibe ſprang und aus der Ferne hörte man andere klirren, Fenſterladen abknacken und Klageſchreie verhallen.

„Das gibt ein gräßliches Unglück, ein gräßliches Unglück!“ jammerte Luzian und rang die Hände vor ſich hin in einander.

Victor hatte ſchon lange neben ausgeſchielt, jetzt ſprang er auf und holte eine durch die geöffnete Scheibe eingedrungene Schloße, ſie war faſt ſo groß wie ein Taubenei.

„O wie ſchön!“ rief Victor, und Alles antwortete wie aus Einem Munde: „Daß Gott erbarm!“

Immer dichter und dichter kam der Hagelſchlag.

„Hauſengenug, iſt nimmehr nöthig, es iſt ſchon Alles hin," ſagte Luzian, nach Außen winkend, trauervoll in Ton und Miene.

Luzian und Paule ſchloſſen nun ſchnell die Fenſterladen, um die Scheiben zu wahren; Licht wurde angezündet.

„Jetzt ſind wir in der Arche Noah, und Du Aehni biſt der Noah, wenn unſer Haus fortſchwimmt", plauderte Victor.

„Still!" gebot Luzian mit ſcharfem Tone, dann ſetzte er flüſternd hinzu: „Es iſt mir nur lieb, daß die Ahne*) in der Kammer das Wetter verſchlaft; ſo alte Leut' ſind doch wie die kleinen Kinder, die ſpüren die ſchwere Luft und ſinken um. Sie iſt heut' auch ein bisle zu weit mit dem Bittgang in's Feld."

Keines redete mehr ein Wort, ſelbſt Victor ging auf den Zehen und betrachtete das Zerfließen der Schloße auf ſeiner warmen Hand, nur manchmal hob er ſie auf und verſuchte beim Lichte durchzuſchauen; Tropfen fielen auf das Geſangbuch und vermiſchten ſich dort mit den Thränen, die die Frau geweint hatte.

Man horchte ſtill hinaus, ob das Wetter noch nicht nachlaſſe, das wüthete aber immer toller; wie aus rieſigen Würfeln ſchüttete es immer wieder und jeder letzte „Schütter" ſchien der gewaltigſte.

„Das kann bei uns daheim auch ſein," ſagte Paule. Niemand antwortete.

Endlich fielen nur noch einſame Tropfen an die Fenſterladen. Menſchenſtimmen wurden auf der Straße hörbar. Man öffnete und ſchaute wirklich wie aus der Arche Noah hinaus. Welch ein Fluthen und Wogen überall! Das gurgelte und murmelte luſtig, aber die Menſchen waren nicht von der Erde verſchwunden, ſie waren geblieben zu Jammer und Noth.

---

*) Großmutter.

Alles rannte durcheinander hin und her und hinaus auf's Feld, Jedes wollte ſeine zerſchlagene Hoffnung ſehen; Einige kehrten ſchon heim und brachten eine Handvoll ausgeraufter Aehren mit, ſie zeigten ſie mit thränenſchweren Blicken. Heulen und Wehklagen der Frauen erfüllte die Straßen und die Häuſer; ſtumm, geſenkten Hauptes wandelten die Männer dahin, innerlich fröſtelnd ballten ſie die Fäuſte, ſie hatten ſo wacker gearbeitet, und die Arbeit war hin und die Hoffnung.

In allen Gärten waren die Stutzen der Bäume zu Boden geſtreckt und neben ihnen lag das unreife Obſt, faſt kein Baum, dem nicht ein Aſt abgeknackt war, viele waren ganz niedergeworfen.

An dieſem Abende reichten die Eltern kummervoll den Kindern ihr Eſſen, ſie ſelber aber hungerten und ſchwere Sorge nagte an ihren Herzen die bange ſchlafloſe Nacht.

Heute hielt ſich von ſelbſt das ſtrenge „pfarramtliche" Gebot, daß nicht mehr auf den Straßen geſungen werden durfte.

Draußen iſt's ſo würzig, wie eine balſamiſche Glätte zieht ſich's durch die Luft, in den Häuſern und in den Herzen aber iſt es trüb und dumpf.

Ein Blick in's Haus und in die Rathsſtube.

Das war ein traurig Erwachen am Montag. Die Senſen und Sicheln waren gedengelt, die Menſchen fühlten ihre Sehnen geſpannt und ſtraff zu friſcher Arbeit, jetzt ließen ſie die Hände ſinken und ſchauten ſtill d'rein. Dennoch ruhte auf manchem Auge, das ſich ausgeweint hatte, auf manchem Antlitze ein Abglanz ſtiller Verklärung, man möchte ſagen wie auf der Natur rings umher, die ſich auch ausgeweint zu haben ſchien.

Ein Ungemach, das hereingebrochen, ſieht ſich am andern Morgen ganz anders an; am Tage ſeiner Entſtehung willſt Du es nicht dulden, kannſt Du es nicht faſſen, es ſoll ſich nicht einniſten in Deiner Seele als Wahrheit; wie wäre es möglich? Du ſelbſt lebſt und Deine Gedanken ſind wach. Wie kann Dir etwas entriſſen werden, das Dir angehört, das Du mit Deinen Gedanken feſthälſt? Sinkt die Nacht, verſenkt Dich in Schlummer und macht Dich Dein ſelbſt vergeſſen, ſo faßt Dich am Morgen das, was Dich geſtern betroffen, noch immer mit ſtaunendem Schmerze, aber ſchon iſt es zur Vergangenheit geworden, die mit unwandelbarer Gewißheit feſtſteht, Du kannſt nicht mehr dran rütteln und mußt Dich drein ergeben, mit ſtillem Schmerz Dein zerſtücktes oder überbürdetes Leben der heilenden Zukunft entgegenführen.

Auf Feld und Flur funkelte und flimmerte der Morgenthau, der trieft hernieder, ob die Halme ſich auf ihren Stengeln neigen oder geknickt zur Erde geworfen ſind. Die Sonne ſtand am Himmel in voller Pracht, ſie bleibt nicht aus am Himmelsbogen, nur manchmal lagern ſich Wolken, Wetter und Nebel zwiſchen ſie und die Erde und das Erdenkind vermag nicht durchzuſchauen, das Licht genügt ihm nicht, es will ſeinen Urquell erfaſſen. Das Licht aber haftet im Auge wie in der weiten Welt draußen und das Auge vermag es nur zu ſchauen, weil das Licht in ihm iſt. Du ſuchſt den Urquell und er iſt in Dir wie in der Welt.

Das Korn am Halme, das zur Erde niedergeworfen iſt, geht in Verweſung über und ſetzt nur zu ſeinem eigenen fruchtloſen Untergange neue Keime an. Der Menſch aber gleicht nicht dem Halme, er kann ſich aufrichten durch die Kraft ſeines Willens.

Friſch auf! Du mußt Dich durch die Welt ſchlagen, ja hindurchſchlagen, das iſt's. Der Tag iſt verloren, ausgebrochen aus der Kette Deines Lebens, den Du in Trübſinn und thatenloſer Verzweiflung hinſtarreſt.

Aus ſolcherlei Gedanken heraus, die er nach ſeiner Art hundertfältig herüber und hinüber und auf die beſondern Verhältniſſe der Einzelnen anwendete, ging Luzian am andern Morgen von Haus zu Haus. Er nöthigte auf manches kummerſtarre Antlitz das Zucken eines Lächelns durch ſeinen Haupttext: „Dem Weibervolk iſt's nicht zu verdenken, das muß klagen und jammern, wenn ein Hafen [*] in Scherben zerbricht, das iſt ja grad das brävſt Häfele geweſen, nein, ſo wird keins mehr gemacht; der Mann aber ſagt: hin iſt hin und jetzt wirthſchaften wir mit dem, was noch blieben iſt. O! die leichtſinnigen Männer, denen iſt an Allem nichts gelegen — klagen dann noch die Weiber, und am Ende müſſen ſie uns doch Recht geben."

---

[*] Topf.

Luzian brachte es zu Wege, daß mancher Mann, der Alles ſtehen und liegen und in ſich verfaulen laſſen wollte, ſich nun doch aufmachte, um wenigſtens das Obſt zur Schweinemaſtung einzuheimſen.

Es war ſchon viel gewonnen, daß man ſich wieder zur Thätigkeit aufraffte. Freilich fing man zuerſt mit dem Kleinſten an, aber das trifft ſich meiſt, daß man nach erlittenem Ungemache zuvörderſt das Nebenſächliche, oft Unbedeutendſte in Angriff nimmt, man getraut ſich noch nicht an das Hauptſtück; die Hand gewinnt jedoch hiemit wiederum Stärke und Feſtigkeit, das Blut ſtrömt wieder lebendiger zum Herzen und erfriſcht es mit Muth.

Müde und lechzend kam Luzian zu Mittag nach Hauſe und ſein erſtes Wort war: „Weib, wir müſſen doppelt ſparen und hauſen, wir bekommen den Winter wieder große Ueberlaſt."

„Ich ſeh' ſchon, wie Du wieder überall ſorgen und helfen willſt", entgegnete die Frau, „und Du kriegſt doch nur Schimpf und Undank."

„Laß Du meinen Luzian nur machen, was mein Luzian macht, das iſt gut" ſagte die Ahne, die im großen Lehnſtuhl ſaß.

„Ich weiß wohl, Ihr zwei haltet zuſammen wie gezwirnt" ſchloß die Frau lächelnd, indem ſie das Tiſchtuch von der Suppe zurückſchlug; denn es iſt hier Sitte, beſonders im Sommer, daß man geraume Weile vor der Eſſenszeit die Suppe auf das ausgebreitete Tiſchtuch ſtellt und dann das Tuch wieder über die Schüſſel ſchlägt, um die Suppe in ſich verdampfen und abkühlen zu laſſen. Man liebt das heiße Eſſen und das langwierige Blaſen nicht.

Wir ſind geſtern unter ſo ſeltſamen Umſtänden vor dem Wetter hier in das Haus geflüchtet, daß wir kaum Zeit hatten, uns die Leute näher zu betrachten. Wir müſſen uns damit ſputen, bevor vielleicht eine unverſehene Erſchütterung Alles ſo von der Stelle rückt, daß wir den vormaligen ſtillen Wandel der Menſchen und Verhältniſſe kaum mehr herausfinden mögen.

Der ruhende Mittel- und Schwerpunkt des Hauſes war die Ahne, die uns bereits geſtern im hellen Sonnenſchein an der Hand Victors begegnete. Die Geſtalt iſt groß und hager, mit runzlichem faſt klein gewordenem Antlitze, das dunkelbraune Auge ſcheint kaum gealtert zu haben, das blühweiße Tuch, das ſie faſt immer um den Kopf gebunden trägt und deſſen Eckzipfel hinten weit hinabfallen, rahmt das Geſicht auf eigenthümliche Weiſe ein und gibt ihr einen nonnenhaften Anblick; ſie iſt aller ihrer Sinne mächtig, im ganzen Behaben äußerſt ſäuberlich, faſt zierlich. Nur zum ſonntäglichen Kirchgange entfernt ſie ſich vom Hauſe. Schon geraume Weile vor dem erſten Einläuten macht ſie ſich auf den Weg, im Winter in der Stube des Schullehrers, im Sommer auf der Bank vor dem Rathhauſe erwartet ſie ſodann den Beginn des Gottesdienſtes. Mancher, der die alte Corbula ſo dahin wandeln ſieht, eilt um ſich noch mit ihr auf der Rathhausbank zu beſprechen, ſie hat ein offenes Herz für Leid und Luſt, und oft findet hier auf dem Vorhofe eine heiligere Erhebung ſtatt als im Innern des Tempels. Manche ſuchten aber auch in neckiſcher Weiſe die Ahne auf ihren Hauptſpruch zu bringen, ſie wollte es aber nie glauben, daß man ihrer ſpotten wolle. Dieſer Hauptſpruch der Ahne war nämlich: „Ja, wenn der Kaiſer Joſeph nicht vergiftet wäre, dann wäre das und das gewiß beſſer.“ Sie verehrte den Kaiſer, von dem ihr Vater oft und oft geſprochen hatte, faſt wie einen Heiligen, ſein Andenken war mit dem an ihren Vater unauflöslich verknüpft, als wären ſie Geſchwiſter geweſen. Sie hegte den vielverbreiteten Glauben, daß der Kaiſer, weil er's ſo gut mit allen Menſchen gemeint habe, von ſcheinheiligen Pfaffen um ſein junges Leben gebracht worden ſei. In ſolch gegenſtändlicher Weiſe faßt der Volksglaube die Untergrabung der edeln Plane des hochherzigen Kaiſers. Einſt las Luzian der Mutter eine Lebensgeſchichte des Kaiſers vor und ſie behauptete, das ſei juſt ſo, wie ihr Vater erzählt habe, nur anders geſetzt. Das Dorf hatte bis in die neueſte Zeit zu Vorderöſterreich gehört und ein Oheim der Mutter war kaiſerlicher Rath in Wien geweſen, ſie hatte ihn noch gekannt, da er einſt im Dorfe zum Beſuche war; ſie bewahrte noch eine Granatſchnur, die er ihr damals ſchenkte. Der einzige Streit, den ſie bisweilen mit Luzian hatte, war darüber, weil er nicht abermals ihrem Verlangen willfahrte und nach Wien an die Nachkommen des kaiſerlichen Rathes ſchrieb, ſie behauptete immer, es ſei unmenſchlich, wenn Blutsverwandte ſo gar nichts von einander wiſſen. Eine beſondere Vorliebe hatte die Mutter für den Victor, ihr Urenkelchen, ſie ſagte oft: „Der wird juſt wie der kaiſerliche Rath. Wenn der Kaiſer noch leben thät, der thät ihn nach Wien verſchreiben, das ſag ich.“

Man hätte faſt glauben ſollen, Luzian ſei der leibliche Sohn der Ahne, die er auch faſt immer Mutter nannte, während er in der That nur ihr Schwiegerſohn war. Seine Frau neckte ihn oft und ſtellte ſich eiferſüchtig wegen der Liebſchaft der beiden zu einander; denn Luzian ging die Sorgfalt für die Mutter über Alles und er hätte ihr gerne, wie man ſagt das Blaue vom Himmel geholt, um ſie zu erfreuen.

Luzian war ein Mann im Anfang der fünfziger Jahre, ſtämmig, ein Sägkloß wie er von ſeinen Freunden manchmal genannt wurde, weil er zum Spalten zu dick war und ſich nicht ſplittern ließ; ſein Antlitz war voll und geſpannt und verrieth entſchiedenes Selbſtbewußtſein, der wahre Stiernacken bekundete Unbeugſamkeit. Noch gegen Ende des Befreiungskrieges war er zum Soldatendienſte ausgehoben worden, kam aber zu keiner Schlacht. Die Sägmühle hatte er ſeinem Sohne Egidi übergeben und bauerte nun auf dem Gute im Dorfe. Victor, Egidi's älteſten Sohn, hatte er ſich und der „Guckahne“ *) zu lieb in's Haus genommen, angeblich indeß, damit der Knabe der Schule näher ſei.

---

*) Urgroßmutter.

Margret, Luzians Frau, ähnelte der Mutter unverkennbar; war auch ihr ganzes Dichten und Trachten dem Haushalte zugewendet, ſo war doch Luzian nicht minder ihr Stolz, nur ließ ſie es ihn nicht merken wie die Mutter, wenigſtens nie in Worten. Sie bildete ſich mehr darauf ein als Luzian ſelber, daß dieſer ſchon zweimal zum Abgeordneten vorgeſchlagen war. Spöttelte ſie auch manchmal über ſein vieles Leſen, ſo war es ihr doch nicht unlieb, da er dadurch faſt immer im Hauſe war und Alles in beſter Ordnung hielt; auch glaubte ſie, daß er eben viel geſcheiter ſei als Alle in der ganzen Gegend. Klagte ſie auch wiederholt über die Gemeindeämter und vielen Pflegſchaften, die ſich Luzian aufbürden ließ, ſo dachte ſie doch wieder im Stillen bei ſich: „ja, es verſteht's eben doch keiner ſo gut wie er."

Bäbi, das hochgewachſene Mädchen mit auffallend dunkeln Augen und ſtarken Brauen, gehört eigentlich gar nicht mehr recht in's Haus. Sie hatte noch geſtern zu Paule ihrem Bräutigam geſagt: „Seitdem der Pfarrer uns mit einander verkündet hat und über vierzehn Tagen unſere Hochzeit ſein ſoll, da iſt mir's jetzt allfort wie wenn ich nur auf Beſuch daheim wär!"

Die Bekanntſchaft Egidi's mit ſeiner Frau und den Kindern müſſen wir abwarten, bis ſie ſich uns ſelbſt vorſtellen.

So wären wir alſo hier im Hauſe mit Allem bekannt und können ſie ungeſtört mit den beiden Knechten und der Magd zu Mittag eſſen laſſen. Man kennt aber namentlich einen Bauern nicht recht, wenn man ſeinen Beſitzſtand nicht weiß, an ihm äußert ſich nicht nur die ganze Sinnesweiſe und der Charakter, ſondern dieſer ſtützt ſich auch meiſt darauf. In anderen Stellungen bildet ſich der Lebenskreis, Haltung und Geltung vornehmlich aus der Perſönlichkeit heraus, hier aber wird das Meßbare und im Werthe zu ſchätzende vor Allem Stützpunkt des Charakters in ſich und ſeiner Bedeutung nach Außen. Du wirſt daher oft finden, daß ein Bauer, der Vertrauen zu Dir faßt, Dir alsbald all ſeine Habe aufzählt, oft bis auf das Kälbchen, das er anbindet. Er will Dir damit zu verſtehen geben, was er daheim bedeutet. Da ſitzen ſechzig Morgen Ackers und ſo und ſo viel Wald und Matten, ſagt oft die Art, wie ſich ein Bauer im fremden Wirthshaus niederſetzt. Gehörte Luzian auch keineswegs zu letzterem Schlage und ſtellte ſich ſeine Ehre und Schätzung noch auf etwas anderes, ſo müſſen wir doch noch ſchnell ſagen, daß er vier Pferde, zwei paar Ochſen, ſechs Kühe und ein Rind im Stalle hatte; darnach meſſet. Die Pferde werden allerdings nicht blos zum Feldbau, ſondern auch zu Holz- und Bretterfuhren gebraucht, da Luzian dieſen Handel eifrig betreibt, der ihm manchen ſchönen Gewinnſt abwirft.

Nach Tiſche wurde Luzian auf's Rathhaus gerufen. Er fand dort außer dem Schultheiß und den Gemeinderäthen auch den Pfarrer. Luzian maß dieſen mit ſcharfen Blicken, denn er ſollte ihm zum erſtenmale ſo nahe ſitzen. Der Pfarrer war ein junger Mann, der die erſte Hälfte der zwanziger Jahre noch nicht überſchritten hatte, groß und breitſchulterig, mit derben Händen, das Geſicht voll und rund aber blutleer und in's Grünliche ſpielend, die zuſammengepreßten Lippen bekundeten Trotz und Entſchiedenheit; ein eigenthümliches Werfen des Kopfes, das von Zeit zu Zeit in beſtimmten Abſätzen folgte, ließ noch anderes vermuthen. Ueber und über war der Pfarrer in glänzenden ſchwarzen Laſting gekleidet, der lange weit über die Knie hinabreichende Rock, die Beinkleider und die geſchloſſene Weſte waren vom ſelben Stoffe; er wollte die leichte Sommerkleidung nicht entbehren und doch keine profane Farbe ſich auf den Leib kommen laſſen. Der ſpiegelnde Firniß des rauhen Zeuges gab der Erſcheinung etwas an's Schmierige erinnerndes, während der junge Mann ſonſt in Ton und Haltung eine gewiſſe vornehm ſtolze Zuverſicht kund gab. Dieß ſprach ſich ſogar in der Art aus, wie er jetzt, während die Blicke Luzians ihn muſterten, mit einem kleinen Lineal in kurzen Sätzen in die Luft ſchlug.

„Ich habe Dich rufen laſſen Luzian" ſagte der Schultheiß „wir wollen da wegen dem Hagelſchlag eine Eingab' an die Regierung machen und eine Bitt' in die Zeitung ſchreiben, Du ſollſt als Obmann auch mit unterſchreiben."

„Wie iſt's denn Herr Pfarrer?" fragte Luzian das Papier in Handen, „wie iſt's denn? Schenket Ihr der Gemeind' den Pfarrzehnten, oder was laſſet Ihr nach?"

„Von wem ſind Sie beauftragt, mich darüber zu ermahnen?" warf der Pfarrer entgegen „was ich thun werde, iſt mein eigener guter Wille; ich laſſe mir meine Gutthat dadurch nicht verringern, daß mich Unberufene daran gemahnen."

„Berufen hin oder her" ſagte Luzian „eine Ermahnung kann einer Gutthat nichts abzwacken, wenn das ja wär', ſo wären die Gutthaten auch minderer, die auf Eure Ermahnungen in der Predigt von den Leuten geſchehen."

„Sie ſcheinen darum die Kirche zu meiden, um nicht zu etwas Gutem verführt zu werden" ſchloß der Pfarrer und warf das Lineal auf den Tiſch.

„Ich will Ihnen was ſagen," entgegnete Luzian mit großer Ruhe, da er noch nicht enden wollte, „Sie haben den Beicht- und Communion-Zettel auch für die großen (erwachſenen) Leute eingeführt, wir laſſen uns das nicht gefallen, das war beim alten Pfarrer niemals."

„Was geht mich Ihr alter Pfarrer an? Das neue Kirchenregiment hält ſeine Befugniſſe ſtreng zum Heile" —

„Schultheiß, haſt kein'n Kalender da?" unterbrach Luzian.

„Warum? heute iſt der ſiebzehnte," berichtete der Gefragte.

„Nein" ſagte Luzian, „ich hab nur dem Herrn Pfarrer zeigen wollen, daß wir 1847 ſchreiben."

Der Pfarrer ſtand auf, preßte die Lippen und ſagte dann mit wegwerfendem Blick: „Ihre Weisheit ſcheint allerdings erſt von heute. Ich hätte eigentlich Luſt mich zu entfernen und wäre verpflichtet nach ſolchen ungebührlichen Reden. Sie Alle ſind Zeuge, meine Herren, daß ich hier, ich will kein anderes Wort gebrauchen, ſchnöde angefallen wurde. Ich will aber bleiben, ich will ein gutes Werk nicht ſtören und laſſe mich gerne ſchmähen."

Solche geſchickte Wendung konnte Luzian doch nicht auffangen, er ſtand betroffen, Alles ſchrie über ihn hinein und er ſagte endlich:

„Ich will gewiß auch nicht hindern, gebt her, ich unterſchreib', und nichts für ungut Herr Pfarrer, ich bin keiner von denen Leuten, die ſich an einem Polizeidiener vergreifen, weil ſie mit der Regierung unzufrieden ſind. B'hüt's Gott bei einander.“

Niemand dankte.

Aergerlich über ſich ſelbſt verließ Luzian die Rathsſtube, er hatte das Heu vor der unrechten Thüre abgeladen. Der Anhang, den er ſelbſt unter dem Gemeinderath hatte, ſchüttelte jetzt den Kopf über ihn.

Wir müſſen um einige Monate zurückſchreiten, um die Stimmung Luzian's zu ergründen.

Die Regungen des tiefgreifendſten Kampfes zuckten eben erſt in der Gemeinde aus. Der alte Pfarrer, der ſo eins war mit dem ganzen Dorfe, war plötzlich nach dem Biſchofsſitze berufen worden, er kehrte nicht mehr zurück, ſtatt ſeiner verwalteten die Pfarrer aus der Nachbarſchaft wechſelsweiſe die Ortskirche. Kurz vor Oſtern verkündete das Regierungsblatt die fürſtliche Beſtätigung der Ernennung eines neuen Pfarrers. Dieß war das Signal für Luzian, der den ganzen innern Verlauf kannte, daß ſich die ganze Gemeinde wie Ein Mann erhob. Der Gemeinderath und ſämmtliche Ortsbürger reichten einen Proteſt gegen die neue Beſtallung ein, der zu gleicher Zeit an die Regierung und an den Biſchof geſchickt wurde. Sie verlangten ihren alten Pfarrer wieder oder falls dies nicht gewährt würde, das freie Wahlrecht; ſie wollten keinen von den jungen Geiſtlichen, gegen deren

Anmaßungen ſogar ſchon beim Landſtand Klage erhoben wurde. Das war die lebendigſte Zeit, in der Luzian ſeine ganze Kraft entwickelte, und die Gemeinde ſtand ihm einhellig zur Seite. Noch ehe indeß ein Beſcheid auf den Proteſt einging, wenige Tage vor der Faſtenzeit, bezog der Pfarrer ſeine Stelle. Sonſt iſt es bräuchlich, daß das ganze Dorf ſeinem neuen Geiſtlichen bis zur Gemarkung entgegengeht, diesmal aber war er nur von dem Dekan und einigen Amtsbrüdern geleitet. In den meiſten Häuſern ſah man nur durch die Scheiben dem Einziehenden entgegen, man öffnete das Fenſter erſt wenn er vorüber war, da man nicht grüßen wollte. Der Gemeinderath und Ausſchuß war auf dem Rathhauſe verſammelt, die ganze Körperſchaft ging in das Pfarrhaus und überreichte abermals den Proteſt. Der Dekan ſprach beruhigende Worte und händigte zuletzt dem Schultheiß die abſchlägige Antwort des Biſchofs ein. Still kehrte man in das Rathhaus zurück und dort wurde beſchloſſen, in fortgeſetztem Widerſtande zu beharren.

Am Sonntag, das Wetter war hell und friſch, verſammelte ſich das ganze Dorf zu einer Pilgerſchaar, in großem Wallfahrtszuge ging's nach Althengſtfeld, dem Geburtsort Paule's. Viele wollten ſogleich aus dem Auszuge einen Scherz machen und ſchon zog Lachen und Lärmen durch manche Gruppen. Der Brunnenbaſche vor Allen ging von einem zum andern und hetzte und ſtiftete, daß das Ding auch ein Geſicht bekäme; den Mädchen erzählte er, daß ſeine Frau bald ausgepfiffen habe, und er fragte dieſe und jene, ob ſie ihn, einen Wittwer ohne Kinder, heirathen wolle, aber ohne Pfaff, ſo wie die Zigeuner. Da und dort fuhr ein gellender Schrei und ein Gelächter auf, der ſo andächtig begonnene Aufzug ſchien zum Faſtnachtsſcherze zu werden. Man war's gewohnt, daß der Brunnenbaſche, wie man ſagt, über Gott und die Welt ſchimpfte, und ſich erluſtigte, man ließ ihn gewähren; nun aber ging's doch böſe aus, Luzian, der mit einigen Anderen Ordnung herzuſtellen ſuchte, kam und zog das Halstuch des Brunnenbaſche ſo feſt zu, daß er ganz „keichblau" wurde. Alles fluchte nun über den Störenfried, den Brunnenbaſche, und dieſer war kaum losgelaſſen, als er mit luſtiger Miene rief: „Fluchet meine Säu auch, dann werden ſie auch fett davon."

Jener erſte Faſtenſonntag war der kummervollſte, den Luzian bis dahin noch erlebt hatte, ihm war's ſo herrlich erſchienen, wenn man feierlich in geſchloſſenem Zuge dahin wallte, und jetzt ſchien Alles aus Rand und Band zu gehen, aller Zuſammenhalt ſchien zerriſſen. Hier zum erſtenmale erfuhr er, was es heißt, die gewohnte Ordnung aufzulöſen, wenn nicht jeder den Gleichſchritt an ſeinem Herzſchlage abzunehmen vermag. Müſſen wir denn gefeſſelt ſein durch äußere Amtsmacht? flog's ihm einmal durch den Kopf, er konnte den verzweiflungsvollen Gedanken nicht ausdenken, denn es galt den Augenblick zu faſſen, koſte es was es wolle; darum rannte er in allen Adern glühend hin und her, ſchlichtete und ermahnte und darum ließ er ſich von der Heftigkeit zu ſolcher Behandlung des Brunnenbaſche fortreißen. Es gelang ihm endlich mit Hülfe des Steinmetzen Wendel und des Schmied's Urban, Ruhe und Ernſt wiederum zu erwecken, und als der Zug ſich nun von dem Rathhauſe aufmachte, begann der Schloſſerkarle mit ſeiner ſchönen Stimme ein Lied, bald geſellten ſich ſeine Kameraden zu ihm, der Pfarrer ſchaute verwundert zum Fenſter heraus, als die Wallfahrer ſingend vorüberzogen.

Der Brunnenbaſche war von jedem, an den er ſich anſchließen wollte, fortgeſtoßen worden, jetzt lief er hintendrein und murmelte vor ſich hin: „Laufen die Schaaf' eine Stund weit, um ſich mit ein paar Worten abſpeiſen zu laſſen. Der Luzian iſt der Leithammel. Könnt' denn das Vieh nicht einmal einen Sonntag ohne Kirch' ſein? Ich will aber doch mit und ſehen, was es gibt.“

Als man in der Waldſchlucht anlangte, war Luzian vorausgeeilt, von einem Felſen hoch am Wege rief er plötzlich: „Halt!“ Die ganze Schaar ſtand ſtille und Luzian ſprach weiter: „Liebe Brüder und Schweſtern! Ich will Euch nicht predigen, ich kann's nicht und es iſt hier der Ort nicht, und doch ſind oft die beſten Chriſten in den Wald gezogen und haben von dort ſich ihre Religion wieder geholt. Ich hab' jetzt nur Eins zu ſagen, ein paar Worte. Wir ſind von daheim fort, von der Kirch', die unſere Voreltern gebaut haben; hier wollen wir ſchwören, daß wir zuſammen halten und nicht nachgeben, bis wir unſere Kirch' wieder haben und einen Mann hineinſtellen, wie wir ihn haben wollen, wir. Das ſchwören wir.“ Luzian hielt inne, er erwartete etwas, aber die Meiſten wußten nicht, daß ſie etwas zu ſagen hatten, nur einige Stimmen riefen: „Wir ſchwören.“ Luzian aber fuhr fort: „Nein, nicht mit Worten, im Herzen muß ein Jeder den Schwur thun. Noch eins, wir kommen jetzt in ein fremdes Dorf, wir wollen zeigen, daß wir eine heilige Sache haben.“ Luzian ſchien nicht weiter reden zu können, er kniete auf dem Felſen nieder und ſprach laut und mit herzerſchütterndem Tone das Vaterunſer.

Mit Geſang zogen die Wallfahrer in das Nachbardorf ein, als es eben dort einläutete. Nach der Kirche gab es manche harmloſe Neckereien zwiſchen den Althengſtfeldern und ihren neuen „Filialiſten“, während deſſen waren der Gemeinderath und Luzian beim Pfarrer, ſie baten ihn, einſtweilen Taufen, Begräbniſſe u. ſ. w. in ihrem Orte zu übernehmen, da ſie entſchloſſen ſeien, mit ihrem neuen Pfarrer in gar keine Verbindung zu treten und auf ihrem Proteſt zu beharren. Ihrer Bitte wurde aber nicht willfahrt, da dies nicht anginge, Ermahnungen zum Frieden waren das einzige, was ihnen geboten wurde.

Zu Hauſe erfuhr man, daß der Pfarrer nur mit wenigen Kindern und alten Frauen den Gottesdienſt gehalten; dennoch aber geſchah, was zu vermuthen war. Schon am nächſten Sonntage war der Auszug klein und vereinzelt, es traten dann Fälle ein, wo man den Ortspfarrer nicht umgehen konnte, und keiner aus der Nachbarſchaft wollte taufen und die letzte Oelung geben; der Gemeinderath ſelber gab endlich nach und trat mit dem Pfarrer in amtlichen Verkehr. So ſchlief die Geſchichte ein, wie tauſend andere. Nur in wenigen Männern war der Widerſpruch noch wach, und zu dieſen gehörte beſonders Luzian; er ging dem Pfarrer nie in die Kirche, heute zum erſtenmale hatte er mit ihm am ſelben Tiſche geſeſſen und mit ihm geredet. Noch lag der Proteſt in letzter Inſtanz beim Fürſten und Luzian wollte die Hoffnung nicht aufgeben, heute aber, er wußte nicht wie ihm war, er war ſich untreu geworden, hatte ſich zu perſönlichem Hader hinreißen laſſen; er grollte mit ſich ſelber.

Ein alter Volksglaube ſagt: Wiegt man eine Wiege, in der kein Kind iſt, ſo nimmt man dem Kinde, das man ſpäter hineinlegt, die geſunde Ruhe. Ja, unnützes Wiegen iſt ſchädlich und das gilt noch mehr von dem Schaukeln und Hin- und Herbewegen der Gedanken, in denen kein Leben ruht.

„Was da, Kreuz iſt nimmehr Trumpf, da gehen der Katz die Haar' aus,“ mit dieſen faſt laut geſprochenen Worten riß ſich jetzt Luzian aus dem qualvollen Zerren und Wirren ſeiner Gedanken. Er ging hinaus auf's Feld, um die Verheerung jetzt näher zu betrachten. Allerdings war Luzian mit dem Ertrage aller ſeiner Felder verſichert, man würde indeß ſehr irren, wenn man glaubte, daß ihm die Verwüſtung nicht tief zu Herzen ginge, ja man kann wohl ſagen, ſein Schmerz war um ſo inniger, weil er ein Uneigennütziger war, ihm war's, als wäre ihm ein lieber Angehöriger entriſſen worden, da er dieſe niedergeworfenen Halme ſah.

Der Künſtler liebt das Werk, das er geſchaffen, es iſt aus ihm, die Stimmung dazu, die urplötzliche und die ſtetig wiederkehrende, die hat er ſich nicht gegeben, er verdankt ſie demſelben Weltgeſetze, das Sonnenſchein und Thau auf die Saaten ſchickt. Darum hat der denkende Landmann daſſelbe Mitgefühl für das Werk ſeiner Arbeit, und wehe dem Menſchengeſchlechte, wenn man ihm dieſe oft geſchmähte „Weichherzigkeit“ austreiben könnte, ſo daß man in der Arbeit nichts weiter ſehe, als den Preis und den Lohn, der ſich dafür bietet.

Wenn der Boden überall in weiten Riſſen klafft und die Pflanzen ſchmachten, da wird euch ſchwül und eng, und wenn der Regen niederrauſcht, ruft ihr befreit: wie erfriſcht iſt die Natur! Noch ganz anders der Bauer, er lebt mit ſeinen Halmen draußen und kummert für ſie; trieft der ſegnende Regen hernieder, ſo trinkt er ſo zu ſagen mit jedem Halme und tauſend Leben werden in ihm erquickt.

Wie zu einem niedergefallenen Menſchen beugte ſich jetzt Luzian und hob einige Aehren auf, ſein Antlitz erheiterte ſich, die Körner waren nothreif, ſie waren feſter und in ihrer Hülſe lockerer, als man glaubte, noch war nicht Alles verloren, wenn auch der Schaden groß war.

Durch alle Gemarkungen ſchweifte Luzian und fand ſeine Vermuthung beſtätigt. Die Sonne arbeitete mit aller Macht und ſuchte wie mit Strahlenbanden die Halme aufzurichten, aber ihre Häupter waren zu ſchwer und in den Staub gedrückt; hier mußte die Menſchenhand aufhelfen.

Als Luzian, eben aus dem Neſſelfang kommend, in die Gärten einbog, wurde er mit den Worten begrüßt:

„Ach, guten Tag Herr Hillebrand.“

„Guten Tag Herr Oberamtmann,“ erwiederte Luzian, und nach einer kurzen Pauſe ſetzte er gegen den begleitenden Pfarrer und Schultheiß hinzu: „Guten Tag Ihr Herren.“

Der Pfarrer nickte dankend.

„Ich habe mir den Schaden angeſehen", berichtete der Oberamtmann, „der Ihren Ort betroffen hat; das hätten wir auf der letzten landwirtſchaftlichen Verſammlung nicht gedacht, daß wir ſo bald die Probe davon haben ſollen, was ſich bei ſolchen Gelegenheiten retten laſſe. Wie ich höre, ſind Sie der Einzige, der in der Hagelverſicherung iſt."

„Ja, ich und mein Egidi."

Luzian hatte doch gewiß das tiefſte Kümmerniß über die Fahrläßigkeit der Anderen, aber er konnte in dieſem Augenblicke nichts davon laut geben; ſo leutſelig auch der Beamte war, ſo blieb er doch immer der Oberamtmann, dem man auf ſeine Fragen antworten mußte, und vor dem man kein Gefühl auszukramen hat, wenn man auch das Herz dazu hätte. Außerdem hatte Luzian, ſobald er einem Beamten nahe kam, etwas von der militäriſch knappen Weiſe aus ſeiner Jugendzeit her. In dieſem Augenblicke war es Luzian, der unter ſich ſah, als fühlte er den ſtechenden Blick des Pfarrers, er ſchaute auf, die Blicke beider begegneten ſich und ſuchten bald wieder ein anderes Ziel.

Man war am Hauſe Luzians angelangt. Er wollte ſich höflich verabſchieden, aber der Oberamtmann nöthigte ihn mit in das Wirthshaus, da man dort noch allerlei zu beſprechen habe. Luzian willfahrte und am Pfarrhauſe empfahl ſich der Pfarrer. Der Abend neigte ſich herein, die Dorfbewohner ſtanden am Wege und grüßten den Amtmann ehrerbietig, es ſchien ihnen Allen leichter zu ſein, da jetzt ihre Zuſtände bei Amt bekannt waren, als ſei nun die Hülfe bereits da.

Es wird vielleicht ſchon manchem Leſer aufgefallen ſein, daß der Beamte einen einfachen Bauersmann mit Herr anredete. Schon um dieſes einzigen Umſtandes willen verdiente der Oberamtmann eine nähere Betrachtung, wenn wir auch nicht noch mehr mit ihm zu thun bekämen.

Die ſchlanke, feingegliederte Geſtalt, dem Anſehen nach im Anfange der dreißiger Jahre ſtehend, bekundete in der ganzen Haltung etwas ſorglich aber ohne Aengſtlichkeit Geordnetes. Es lag darin jene ſchlichte Wohlanſtändigkeit, die uns bei einer Begegnung auf der Straße oder im Felde darauf ſchwören ließe, daß der Mann in einem wohlgeſtalteten Heimweſen zu Hauſe ſei. Die blauen Augen unſeres Amtmannes waren leider durch eine Brille verdeckt, der braune Bart war unverſchoren, nur gab es dem Geſichte etwas ſeltſam Getrenntes, daß die Bartzier auf der Oberlippe allein fehlte; denn es wird noch immer als eine Ungehörigkeit für einen Mann in Amt und Würden betrachtet, auch auf den Zähnen die Haare zu haben. Dieſe neue Etikette rechtfertigte ſich noch perſönlich bei unſerm Amtmann, der nebſt der Gewohnheit des Rauchens auch die des Tabakſchnupfens hatte. Die Doſe diente ihm zugleich auch als Annäherung an viele Perſonen, denn es bildet eine gute Einleitung und verſetzt in eigenthümliches Behagen, wenn man eine Prieſe anbietet und empfängt. Unſer Amtmann beſtrebte ſich auf alle Weiſe ſein Wohlwollen gegen Jedermann zu bekunden.

Er ſtammte aus einer der älteſten Patrizierfamilien des Landes, in welcher dem Sprüchworte nach alle Söhne geborene Geheimeräthe waren. Nach vollendeten Studien hatte er mehrere Jahre in Frankreich, England und Italien zugebracht, und gegen alle Familiengewohnheit hatte er nachdem er Aſſeſſor bei der Kreisregierung geworden war, dieſe gerade Carriere aufgegeben und ſich um ſeine jetzige Stelle beworben. Er wollte mit den Menſchen perſönlich verkehren und ihnen nahe ſein, nicht blos immer ihr Thun und Laſſen aus den Akten herausleſen. In dem Städtchen gab es manches Geſpötte darüber, daß er jeden Mann im Bauernkittel mit Herr anredete, die Honoratioren fühlten ſich dadurch beleidigt; er kehrte ſich aber nicht daran, ſondern war emſig darauf bedacht, jedem ſeine Ehre zu geben und ſeine Liebe zu gewinnen. Seine Natur neigte zu einer gewiſſen Vornehmigkeit, deſſen war er ſich wohl bewußt, und trotz ſeines eifrigſten Bemühens war es ihm lange Zeit nicht möglich geworden, ungezwungen ſein innerſtes Wohlwollen zu bekunden. Es fehlten die Handheben, er bewegte ſich mehr in Abſtraktionen als in bildlicher Anſchauung und Ausdrucksweiſe. Er konnte ſich aber hierin nicht zwingen, die Menſchen mußten ſeine Art nehmen wie ſie war. Oft beneidete er das Gebaren ſeines Univerſitäts-Bekannten, des Doktor Pfeffer, der ſo friſchweg mit den Leuten umſprang, aber er konnte ſich dieſes nicht aneignen.

Durch den landwirthſchaftlichen Verein, der vor ihm blos eine Spielerei oder ein Nebenbau der Bureaukratie geweſen war, gewann unſer Amtmann ein natürliches perſönliches Verhältniß zu den Angeſehenſten ſeines Bezirkes. Auch mit unſerm Luzian war er dort auf eine heitere Weiſe vertraut geworden.

Auf dem Wege nach dem Wirthshauſe begegnete den beiden der Wendel, und der Oberamtmann fragte: „Soll ich nichts ausrichten an unſer' Ammrei?“

„Dank' ſchön Herr Oberamtmann, nichts als einen ſchönen Gruß.“

Im Weitergehen erzählte der Beamte, wie glücklich er und ſeine Frau ſei, daß ſie die wohlerzogene Tochter Wendels als Dienſtmädchen im Hauſe hatten.

Im Wirthshauſe war Luzian viel geſprächſamer, indem er ſeine Anſicht entwickelte, daß man das beſchädigte Korn raſch ſchneiden, jede Garbe in zwei Wirden binden und ſo aufrecht auf dem Felde dorren und zeitigen laſſen müſſe. Der Oberamtmann ſtimmte ihm vollkommen bei. Es bedurfte aber vieler Arbeit, um ſolches zu bewerkſtelligen, die hellen Mondnächte mußten dazu genommen werden. Der Oberamtmann verſprach ein ſchleuniges Ausſchreiben an den ganzen Bezirk um Beihülfe und Luzian ſagte endlich:

„Ich will heut noch nach Althengſtfeld reiten, die müſſen uns helfen.“

„Ich mache den Umweg und reite mit,“ ſagte der Amtmann.

Aus allen Häuſern ſchauten ſie auf, als man Luzian neben dem Oberamtmann durch das Dorf reiten ſah.

In dieſer Woche wurde faſt übermenſchlich gearbeitet, aber auch Hülfe von allen Seiten kam. Nacht und Tag wurde unabläſſig geſchnitten und gebunden, nur am heißen Mittag gönnte man ſich einige Stunden Schlaf. Am Samſtag Abend lag Alles zu Bette, bevor die Betglocke läutete.

Es donnert und blitzt abermals.

Der Sonntag war wieder da. An dieſem hellen Morgen wurde im Hauſe Luzian's bitterlich geweint. Bäbi ſtand bei der Mutter in der Küche und betheuerte unter immer erneuten Thränen, ſie nehme ſich eher das Leben, ehe ſie allein zur Kirche gehe. „Der Vater muß mit, der Vater muß mit!“ jammerte ſie immer. Auf weitere Gründe ließ ſie ſich nicht ein, als daß der Vater ja doch am nächſten Sonntag in die Kirche müſſe. Auf die Entgegnung, daß die Trauung ja in Althengſtfeld ſei, wiederholte ſie ſtets nur ihren Jammerruf. Sie wollte heute communiciren und ſie durfte nicht ſagen, daß ſie auf die Frage in der Beichte die Gottloſigkeit ihres eigenen Vaters bekannt und darauf das Gelöbniß abgelegt hatte, Alles aufzubieten, um ihren Vater zur Reue und zum Kirchenbeſuche zu bringen; nur unter dieſer Bedingung hatte ſie die Abſolution erhalten.

„Geh' nein, die Mutter ſoll's ihm ſagen“ tröſtete endlich die Frau.

„Sie will nicht“ entgegnete Bäbi.

„Probir's noch einmal.“

Bäbi ging hinein, die Alte blieb aber bei ihrem

Spruche: „Was mein Luzian thut, iſt brav, und was er nicht thut, da weiß er warum.“

„Man muß keinen Hund tragen zum Jagen,“ ergänzte Luzian.

Da warf ſich Bäbi vor die Ahne auf die Kniee und geberdete ſich wie raſend in Jammer und Klage; ſie ſchwur, ſich ein Leids anzuthun, ſie wiſſe nicht was ſie thäte, wenn der Vater nicht mit in die Kirche gehe. So hatte man das Mädchen noch nicht geſehen und die Ahne ſagte endlich:

„Ja, thu's doch Luzian, thu's dem Kind.“

„Mutter, iſt's Euer Ernſt, daß ich dem neuen Pfarrer in die Kirch' gehen ſoll?“

„Ja, thu's in Gottes Namen, thu's mir zu lieb.“

„Mutter, das iſt der höchſte Trumpf, den Ihr ausſpielen könnet, Ihr wiſſet wohl, wenn Ihr ſaget: „„thu's mir zu lieb,““ da muß ich.“

„Ja, es muß Alles einmal ein End haben, Du haſt Dich lang genug gewehrt, ich wart' auf Dich und geh' mit.“

„Bäbi! Hol mir den Rock und das Gebetbuch,“ ſchloß Luzian. Das Verlangte war ſchnell bei der Hand.

Heute ging die Ahne ſeit langer Zeit wieder mit der geſammten Familie, ſie führte ſich an Luzian. Egidi mit der Frau und den beiden jüngſten Kindern war von der Mühle heraufgekommen und ſchloß ſich auch dem Zuge an. Alles ſtrahlte voll Freude, als brächten ſie ein hehres Opfer. Wer weiß, was ſie opfern?

Luzian ging ſtill dahin, es ließ ſich nicht erkennen, ob ſein zögernder Schritt aus einem Mißmuthe kam, oder ob er blos der Mutter zu lieb ſo bedächtig einherging. Er dankte Allen, die ihn grüßten, mit ernſter Miene. In der That war es ihm faſt lieb, daß er durch ſo heftiges Bitten zum Kirchgange gezwungen wurde, er kam dadurch aus dem vereinſamten Kampfe, in dem er nach verlorener Schlacht faſt noch allein auf dem Wahlfelde verblieben war. Er nahm ſich vor, keinerlei Groll zu hegen und unangefochten die Welt ihres Weges ziehen zu laſſen.

Luzian mußte bekennen, daß der junge Pfarrer mit ſchöner klangvoller Stimme und in edler Haltung Meſſe und Amt verrichtete.

Jetzt beſtieg der Pfarrer die Kanzel, Luzian ſtand ihm gerade gegenüber an eine Säule gelehnt, er ließ den Platz neben ſich leer und blieb ſtehen. Der Pfarrer ſprach:

„Geſchrieben ſtehet Wer da viel ſäet, wird viel ärnten und wer wenig ſäet, wird wenig ärnten. So ſteht geſchrieben. Ach Gott und Herr im ſiebenten Himmel! höre ich Euch Alle im Herzen rufen, ach Gott! iſt denn der Spruch auch wahr? ..... Mit dieſer Frage ſeid ihr Alle fort, hinaus aus der Kirche, ihr ſeid draußen auf dem Felde, wo euer Korn und euer Hanf niedergeworfen iſt und die Bäume von unſichtbarer Hand gepflückt. Dort ſeid ihr nun und fragt: Haben wir nicht geſäet mit voller Hand? Haben wir nicht gearbeitet am Morgen früh und am Abend ſpät, und nun? ..... Ihr murret und hadert ob der Hand des Herrn und ihr fluchet ſchier. Und nun? fragt ihr. Ich aber antworte euch: Wer da viel geſäet, wird viel ärnten und wer da wenig geſäet, wird wenig ärnten. In euch liegt ein Feld, das liegt brach, öde und verſteint, Schlangen und Gewürm hauſen darin. Habt Ihr es umgepflügt mit dem ſcharfen Pfluge der Buße und euern feſten Willen vorgeſpannt und am Seile gehalten? Habt ihr es gedüngt mit der Reue und den Samen des ewigen Wortes dein geſtreut zur Tugend und heiligen That? Habt ihr? Ich frage euch. Wohl, ihr ſaget: ich fühle mich rein von ſchwerer Schuld, wer kann mir was Schlechtes nachſagen? So ruft jeder Verbrecher, ſelbſt der Mörder, wenn er von den Händen der Gerechtigkeit gefaßt wird. Und wenn ihr in den Beichtſtuhl kommt, ei freilich, da wißt ihr kaum, daß ihr einmal geflucht oder eine böſe Rede geführt, und doch habt ihr Alle Alle, die ſieben Todſünden ſchon ſiebenmal ſiebzigmal begangen. Aber das ficht euch nichts an. Es iſt mancher unter euch, der jetzt unter ſich ſchaut und ſeinen Hut zuſammenkrempelt, der denkt: was, das iſt altes Gepolter, das ewige Lämplein in der Kirche brennt nur noch matt und kommt ein guter Luftzug, aus iſt's, aber die Aufklärung, das Licht, das ich in meinem Kopfe ſtecken habe, das allein gilt. — Schau, ſchau, da hätten wir alſo einen, der den Aufkläricht verkoſtet hat, den die fürnehmen hochgelahrten Herren in der Stadt euch gar mildiglich bereiten. Wenn du nach der Stadt kommſt, ſiehſt du vielleicht ein armes Bauernweiblein, das in einem ſchmutzigen Kübel in einer ſchwimmenden Brühe allerlei Abgängiges heim trägt zur Maſtung für ihre lieben Schweine. Siehſt du, das iſt der Aufklärícht, den Dir die vornehmen hochgelehrten

Herren wollen zukommen laſſen. Juden und Lutheriſche und Katholiken, die in der Staatsmaſtung ſtehen, werfen dir etwas zu, wenn ſie ſich toll und voll gefreſſen haben und nicht mehr mögen. Du freuſt dich damit und vergiſſeſt darob den Tiſch, zu dem der Herr alle Gäſte geladen, wo Alle gleich, hoch und nieder, wo es keine Gelehrten und keine Vornehmen gibt, denn der Glaube allein gilt. — In dem Aufkläricht iſt ein wurmäſiger Apfel von dem alten Baume, daran die Schlange war, der mundet dir, da ſchmatzgeſt du, daß dir die Brühe in allen beiden Mundwinkeln herunterlauft, wenn die Schlange ſpricht: Es gibt keine Erbſünde, das iſt eitel Pfaffentrug aus finſteren Zeiten, wo man noch nichts wußte vom Licht und noch nicht ſchmeckte den Aufkläricht. Ich aber ſage euch: eine ganze Brut von Schlangeneiern und einen Wurmſtock von Teufeln bringſt Du mit auf die Welt, und ſo Du das nicht alle Wege vor Augen haſt und mit Zerknirſchung erkenneſt, wie verworfen und nichtswürdig du biſt, ſo biſt du ewig verloren; deine Seele ſteckt noch zu tief im Fleiſch und wehe wenn du warteſt, bis die Todesſtrafe ſie herausſchabt. Thut's wehe? ſchneidet's? brennt's und nagt's? Warte nur, es kommt noch beſſer. Wer nach dem Aufkläricht ſchnappt wird eine runzliche Naſe und ein krummes Maul über ſolche Worte machen, und um den Wiederwart los zu ſein, wird er mir gar zurufen, du gehſt zu weit ab vom Text. Ja Brüderlein! du biſt noch viel weiter ab vom Text, ich aber bleib dabei: Wer da viel geſäet, wird viel ernten und wer da wenig geſäet, wird wenig ärnten.

Ich hole noch ein Früchtlein aus dem Aufkläricht, es ſchwimmt oben auf. Mancher von euch denkt wohl: Ja, hätte ich nur dem guten Rathe gefolgt und mich in die Hagelverſicherung aufnehmen laſſen, da könnt ich dem Hagel was pfeifen. Komm her du verſicherter Mann, laß dich ein bisle heraufholen. Seht ihr, da hab ich ihn; der Neid muß es ihm laſſen, es geht ihm gut und er ſieht reputirlich aus. Mag's brennen und ſengen und hageln und Seuchen wüthen, da ſteht er feſt der verſicherte Mann. Da ſteht ſein Haus, es iſt in der Feuerkaſſe — verſichert, am Laden klebt ein Täfelein, ſieht faſt aus wie ein Ordensſchmuck, das zeigt an: Tiſch und Bett, Stuhl, Kiſten und Kaſten, der ganze Hausrath iſt — verſichert; das Vieh im Stall — verſichert, die Aecker im Feld — verſichert, die Kinder — verſichert, ſie ſind auf der Rentenanſtalt eingetragen und wenn eines zwanzig Jahr alt iſt, bekommt es ſo und ſo viel Zinſen bis in die grasgrüne Ewigkeit hinein; ſein eigen Leib und Leben — verſichert, doppelt verſichert, in Paris und in Frankfurt. „Jetzt komm Herrgöttle und thu mir einmal was an!" So ſchlägt ſich der verſicherte Mann herausfordernd auf die hirſchledernen Hoſen. Ja beim Teufel! Den muß unſer Herrgott laufen laſſen, den kann er nimmehr am Grips kriegen. Aber wie? du feuerfeſter hageldichter verſicherter Mann, laß dich noch eine Weile beſchauen. Wo haſt du denn dein ewiges Heil verſichert? Gelt, daran haſt du noch nicht gedacht, das brauchſt du nicht? Vielleicht glaubſt du gar nicht an ein ewiges Leben, das gehört ſo zum Aufkläricht. Aber wart', es kommt die Stunde und du liegſt auf dem

Schragen und röchelſt ſchauerlich und ſchnappſt nach Luft, der kalte Schweiß ſteht dir auf der Stirn. Kennſt du das Gerippe? Es ſtreckt die dürre Hand nach dir aus, o! wie ſchwer, wie zentnerſchwer liegt's auf dir; du willſt mit todesſchweißiger Hand abwehren, du faſſeſt die leere Luft. Ja, krümm' dich nur wie ein Wurm, bäum' dich wie ein Pferd, fort, fort, von hinnen mußt du, deine ganze verſicherte Welt bleibt dahinter. Noch rollen die Schollen nicht auf deinem Leichenaas und du ſtehſt vor dem oberſten Halsrichter, da geht's auch öffentlich und mündlich her, wie du ſo oft deinen Zeitungsheiligen nachgeſchrieen haſt, da iſt der letzte Zahltag: wo haſt denn deine Papiere, deine Verſicherungen? Guck, da iſt ein ander Sparkaſſenbüchlein, da iſt alles verzeichnet, die Rechnung ſtimmt, faſt zum Verwundern. Jetzt haſt's verſpielt, du kommſt ins Regiment links vom Gottesgericht und da ziehen ſie dir eine feurige Uniform an, die ſitzt dir wie angegoſſen, eine Schlange ſchnallt ſich dir als Leibgurt um, Pech und Schwefel ſengen dich und brennen dich und verzehren dich nicht. In die Hölle! in die Hölle zur ewigen Verdammniß fährſt du und drunten in deinem verſicherten Hauſe iſt's oft alleinig in ſtiller Nacht wie das Winſeln von einer Seele, die drüben die ewige Ruhe nicht finden kann, das Gebet deiner Kinder könnte dich erlöſen und die Ewigkeit deiner Qualen kürzen, haſt du ſie beten gelehrt? du haſt ſie — verſichert."

Mancher Blick hatte ſich ſchon beim Beginn dieſer Schilderung nach der Säule gewandt, wo ein Mann feſtſtand wie der Stein hinter ihm, aber die Blicke glitten wieder ab und jetzt fuhr der Pfarrer fort:

„Geliebte in dem Herrn! Ich ſage Euch laut und deutlich, ich habe Niemanden gemeint, ich kenne Niemanden, der ſolchen Herzens iſt, aber Jeder frage ſich, ob er nicht ſchon im Geiſte den Weg betreten, ſo zu werden. Fern ſei es auch von mir, euch davon abzuhalten, euer zeitlich Gut zu wahren, aber Alles iſt Tand und Staub und Moder. Und gäbet ihr mit eurem zeitlichen Gut Wohlthaten und Geſchenke wie Sand am Meere, verflogen iſt's, fehlt euch der Glaube. Wahret euer Gut, ſo viel ihr könnet, aber die einzige Verſicherung iſt dem, der da bauet auf dem Fels, der da iſt der Glaube, der ſchüttert nicht und ſplittert nicht und ſtehet feſt ohne Wanken. Und wenn rings umher deine Saaten das Wetter knickt, der Glaube richtet dich auf, du ſteheſt feſt wie ein Fels und Lobgeſänge ſchallen aus deinem Munde. — Aber ſei nur kein windelweicher auszehriger naßkalter Tropf, eher noch ein grundmäßiger Heide wie der verſicherte Mann, den mag der Herr noch in ſeine Zange faſſen, ſchmieden und ſchweißen. Laß es nicht von dir heißen: du biſt nicht kalt und nicht warm, du biſt lau, darum werde ich dich ausſpeien aus meinem Munde. — Eure Saaten ſind geknickt, Noth und Jammer ſteht euch bevor. Warum? Warum frage ich euch hat der Herr ſeine Wetter befohlen, daß ſie herniederfahren und euch züchtigen? Ihr habt ſein vergeſſen in eurem Taumel, gottverlaſſen ruht auf jedem von euch tauſendfältige Todesſchuld. Darum....“

„Das iſt ſchandmäßiger Lug und Trug!“ erſcholl plötzlich eine Stimme aus der Gemeinde.

Hat die Säule dort geſprochen? Dringen Worte aus dem ſtarren Stein?

Es wäre nicht wunderbarer als daß eine Stimme aus der Gemeinde es wagte ſich hier zum Widerſpruche zu erheben.

Die Blicke Aller richteten ſich nach der Säule dort wo Luzian ſtand, ein Lichtſtrahl fiel grade auf ſein Antlitz, auf dem ein wunderſamer Glanz ſchimmerte, er blickte in die Sonne und ſeine Wimper zuckte nicht, dann ſchweifte ſein Auge über die Verſammlung hin als wäre ſie untergeſunken, als ſuchte und fand ſein Blick etwas das über den Häuptern der Menſchen um ihn her ſchwebte. Eine Weile herrſchte Todesſtille, man hörte das Picken der Thurmuhr, es war wie der laute Herzſchlag der ganzen Kirche.

Jetzt rief der Pfarrer: „Wer hat es gewagt, das Wort des Herrn hier zu ſchänden?“

„Ich!“ rief Luzian und legte die zitternden Hände feſt auf das Herz, das ihm zu ſpringen drohte.

„Sind eure Hände lahm? vom Satan gebunden?“ rief der Pfarrer, „daß ſie ſich nicht erheben, um das Heiligthum von dem gottesleugneriſchen Aaſe zu ſäubern?“

Ein Tumult entſtand in der Gemeinde, es ließ ſich nicht ahnen und beſtimmen was daraus werden ſollte.

„Kommt her!“ rief Luzian und ſtreckte ſeine Arme weit aus, aber ſeine Hände waren nicht zum Segnen ausgebreitet, ſeine Fäuſte ballten ſich, „kommt her! Glaubt nicht, daß ich mich binden laſſe wie ein geduldig Lamm, Gott iſt in mir, ich zerbreche die Hand, die ſich nach mir ausſtreckt.“

„Soll der Gottesläſterer noch länger das Heiligthum entweihen?" ſchrie der Pfarrer ſchäumend vor Wuth.

Die Gemeinde war wie erſtarrt und Luzian ſprach mit ruhiger weithin vernehmlicher Stimme:

„Ja, ich muß reden und wenn man mich jetzt auf den Scheiterhaufen legt, ich will. Du Geſalbter da oben, du ſchmäheſt Gott und die Menſchen, ich will nicht Theil haben an deiner Sünde. Hört auf mich Brüder und Schweſtern! Ich bin kein Weiſer, aber ich weiß: Gott iſt die Liebe, Gott lebt in uns, und ſchickt er uns Wetter und Unheil ſo thun wir uns zuſammen und theilen mit einander und keiner hat ſich zu ſchämen die Gabe zu empfangen und keiner darf hart ſein ſie zu geben. Du da oben, du willſt wiſſen, warum Gott durch das Wetter unſere Felder verhagelt hat. Weil wir ſchlecht ſind? Sind wir ſchlechter als alle unſere Nachbardörfer? Gott iſt die Liebe, Gott iſt in mir und die Liebe iſt in mir, für euch, und ich will jetzt ſterben. Die Hölle iſt nur in dir da oben und in Allen wie du...."

„Du biſt verdammt und verflucht in Ewigkeit" ſchrie der Pfarrer und ſtieg die Kanzel herab.

Der Gottesdienſt war zu Ende, die ganze Gemeinde ſchwirrte durcheinander. Luzian ging feſten Schrittes der Thüre zu, Alles wich von ihm zurück, aber wie mit wunderbarer Kraft erhob ſich die Ahne, faßte ſeine Hand und ſchritt ſo kräftig neben ihm her wie ſeit Jahren nicht. Sie gingen ſtill heimwärts und dort ſah ſie den Luzian zum erſten Male in ſeinem Leben weinen und laut ſchluchzen wie ein Kind.

Die Ahne wußte gar nicht was ſie beginnen ſollte, ſie lief kopfſchüttelnd im Zimmer umher, drückte an allen Fenſtern ob ſie auch feſt zu ſeien und jagte zuletzt die Katze, die hinter'm Ofen ſaß, zur Thüre hinaus, auch ſie ſollte nicht hören, daß der ſtarke Mann weinte.

Luzian ſaß da, er hatte die Hand auf den Tiſch gelegt und das Antlitz darauf verborgen.

„Meinſt du nicht auch?“ tröſtet die Ahne, „wenn der Kaiſer Joſeph nicht vergiftet wär' und er hätt' das Leben noch, der thät den jungen Pfarrer da ins Zuchthaus ſchicken? Nicht wahr?“

„Freilich“ ſagte Luzian und ſchaute lächelnd auf.

Das Nachſpiel und ein kalter Schlag.

Dem Schulmeiſter war indeß das Nachſpiel in der Orgel ſtecken geblieben, es ſollte aber doch noch ausgeführt werden. In grauſigem Wirrwarr drängte ſich die Gemeinde aus der Kirche. Der Pfarrer hatte ſich raſch in die Sakriſtei zurückgezogen, die Miniſtranten folgten ihm in ihren flatternden Hemden mit eiligen Schritten als ginge es zu einem Sterbenden. Nicht ſo behende gelang es der Verſammlung. Da ging einer und heftete den Blick auf den Boden als ſuche er etwas, als wäre ihm der letzte Biſſen von einer ſcharfgewürzten Speiſe, den er ſich zur Letzung und zum Nachſchmacke bis zum Ende aufbewahrte, plötzlich durch den ungeſchickten Stoß eines Nachbars auf den Boden geworfen worden. Fromme Mütterchen konnten kaum ihr Gebetbuch zuſammenlegen, das ſchien ſo ſchwer als zerrten die Geiſter der unerlöſten Worte daran, die noch geſprochen werden mußten. Alle ſahen ſich ſtaunend um und ihre Blicke fragten, ob denn das noch die Kirche, das noch die Menſchen ſeien, ob denn nicht plötzlich ein gewaltig Zeichen erſcheinen und der Himmelsbogen krachend einſtürzen müßte.

Die äußere Würde iſt ein fein geſchliffener, behutſam anzufaſſender Schmuck, überlieferſt du herablaſſend oder niedergebeugt das Diadem fremden Händen, du kannſt die Grenze nicht mehr ziehen, wie weit ſie dir's verſchleppen, wie ſie damit ſpielen und es gar zerſchmettern. So bei der äußern Würde von Perſonen, ſo von Heiligthümern und dergleichen. Unverſehens entſtand in der Gemeinde ein Johlen und Gröhlen, ein Toben und Toſen als ob das wilde Heer gefangen wäre. Man wußte nicht woher der Lärm kam, wo er entſtanden, er ſchien aus den Wänden gedrungen. Durch Ziſchen und Rufen ſuchte man das Stimmengewitter zu beſchwichtigen, aber das war wie ein ohnmächtiger Waſſerſtrahl, den man in die helle Lohe leitet, ziſchend ſteigt der Dampf auf und mächtiger drängt ſich ihm die Flamme nach.

Losgelaſſen waren die Stimmen in allen Tonarten, die ſonſt hier ſtill verharrten oder in gebundenen Sängen und Reſponſorien laut wurden.

Alles drängte dem Ausgang zu, den Brunnenbaſche hatte eine muthwillige Schaar mitten in den Weihkeſſel geſetzt und er arbeitete ſich triefend daraus hervor. Jeder der das Freie erreicht hatte, athmete leichter auf und fühlte ſich erlöst von erdrückender Laſt. Niemand außer dem Brunnenbaſche eilte nach Hauſe; man konnte ſich nicht trennen ohne ein Wort der Verſtändigung, ohne einen gemeinſamen Halt; Jedem wars als müßte der Andere ihm helfen, als dürfe man ſich jetzt nicht verlaſſen und trennen.

Den frevleriſchen Spott, der mit dem Brunnenbaſche begangen worden, hatten nur Wenige bemerkt.

Großen Verſammlungen theilt ſich leicht wie elektriſch eine gewiſſe gemeinſame Stimmung, ſo zu ſagen eine gemeinſame Wärme mit, ſo daß Niemand kaltes Blut und Ueberlegung genug hat, um über das Gemeingefühl ſich erhebend, unbefangen das Vorliegende zu deuten und zu klären.

Jetzt im Freien fühlte ſich Jeder wiederum ſelbſtſtändiger, heller. Es ſcheint bei den Nervenſträngen oftmals ſich zu verhalten, wie bei den Saiten eines Inſtrumentes, die ihre Stimmung und Spannung ändern, wenn ſie in eine andere Temperatur gebracht werden. Dennoch konnte Einer den Andern nicht laſſen, ein Gefühl der Geſammtverantwortlichkeit durchbebte ſie.

Der Steinmetz Wendel, der jahraus jahrein Mühlſteine meißelte, Mitglied des Bürgerausſchuſſes war, und zugleich in einer geheimnißvollen Achtung ſtand, weil man ihn als Vorſteher der Steinmetzen kannte, die unter allerlei undurchdringlichen Ceremonien alljährlich ihr Innungsfeſt feierten, dieſer, ein ſchmächtiger Mann, viel gewandert und von anerkannter Klugheit, hatte eine große Gruppe Männer um ſich verſammelt und ſelbſt der Schultheiß hörte ihm zu, zumal Zuhören unverfänglicher war als ſelbſt reden.

Endlich erſchien der Pfarrer in bürgerlicher Kleidung, er hielt die ſchwarzeingebundene Bibel und das Meßbuch mit der linken Hand auf die Bruſt gedrückt, geſenkten Blickes, ohne aufzuſchauen ſchritt er durch die Verſammelten, die ſich vor ihm zertheilten; plötzlich ſchien ein Entſchluß ſeinen Schritt zu hemmen, er warf ſeiner Gewohnheit nach den Kopf nach hinten, richtete das Antlitz aufwärts und ſchloß die Augen. Von allen Seiten wurde Stille gerufen und der Pfarrer ſprach:

„Meine lieben Chriſten!“ die Stimme ſchien ihm zu ſtocken, man ſah, er arbeitete mit aller Macht um Athem, nur zu den nächſten Umſtehenden ſagte er: „Ich bitte um Geduld, ich werde mich gleich faſſen.“ Man hörte ſolches indeß allerwärts und nach einer Weile fuhr er laut fort, die Hand hochemporſtreckend:

„Auf! und wenn das Gefäß meiner Seele zerbricht. Meine lieben Chriſten! Ein Wetter, gräßlicher denn das eure Saaten niederſchmetterte, iſt aus einer Seele voll Nacht und Dunkel niedergeſtürzt um das Pflänzchen des Glaubens in euch zu begraben. Fluchet nicht dem, von wannen ſolches ausging, er iſt arm genug und wenn er alle Güter der Erde ſein eigen nennte. Gehet hin und Jeder bete ſtill um ſein Heil und ſeine Erlöſung durch die Gnade, wie ich es thun werde im ſtillen Kämmerlein auf meinen Knieen mit meinen Thränen. Er iſt mein Bruder, ich laſſ' ihn nicht und Niemand darf ihn laſſen. Ich ſpreche nicht von der Schmähung, die mir angethan worden. Was bin ich? Ein unwürdiger Knecht deſſen, dem wir Alle dienen. Und ſo ihr alſo betet für ihn, wird der Herr euch Macht verleihen und euch begnaden, auf daß der böſe Feind der umgeht, eure Herzen nicht in ſeine Fallſtricke riße. Noch eins. Ich ermahne euch zum Frieden. Thuet wohl denen, die euch Böſes thun. Laſſet den gerechten Groll, daß das Heiligthum geſchändet wurde, nicht Ihm entgelten. Will Luzian ein Luzifer werden, beweinet ihn, aber Niemand wage es, der Gerechtigkeit des Herrn der Heerſchaaren vorzugreifen. Ein Jeder muß ſeine Haut ſelber zu Markte tragen, ſagt das Sprichwort; Niemand wage es, ſie ihm freventlich voraus zu gerben. Vielleicht will Luzian lutheriſch werden oder will er gar die neue preußiſche Religion, das Gemächt von dem Bruder Schleſinger. Wir können mit Gebet und frommen Ermahnungen um die Abwehr flehen, aber Niemand wage es ſeine Hand —“

„Was da?“ unterbrach plötzlich eine Stimme. Heute ſchien Alles aus Rand und Band zu gehen. Der Steinmetz Wendel fuhr fort: „Mit Verlaub Herr Pfarrer, ich red wegen der Schwachen im Geiſt, die könnten ſchier gar meinen, ihr wolltet aufhetzen ſtatt abwehren. Nicht wahr ihr Mannen, es iſt kein ehrlicher Mann im Ort und in der ganzen Gegend, der dem Luzian das Schwarze unter dem Nagel beleidigen möcht? Hab ich recht oder nicht?“

„Hat recht. Wer will dem Luzian was thun?“ ſcholl es aus der Verſammlung und Wendel ſagte ſchmunzelnd: „Nun noch ein Wort. Was ihr da wegen der preußiſchen Religion ſaget iſt auch fehlgeſchoſſen. Wir laſſen uns mit dem Worte preußiſch keine Pelzmärte mehr vormachen, das iſt vorbei; der Preuß will ja auch die Religion gar nicht, er klemmt ſie ja wo er kann, der Hauptpreuß der König iſt eher euer....“

„Genug“ unterbrach ihn der Pfarrer „ich wußte es in tief betrübtem Herzen, daß der Verblendete nicht allein ſteht, daß der Zeitungsglaube noch mehr Apoſtel hat. Ich rede nur noch zu Euch, die ihr Chriſten ſeid; ein Jeder bete ſtill für den Andern und ſuche ſein eigen Herz zu reinigen. Gott mit euch.“

Schnellen Schrittes ging der Pfarrer ſeiner Wohnung zu und nun ſtob Alles in wilder Haſt auseinander.

„Wer geht mit zum Luzian?“ rief Wendel noch. Dieſer Ruf ſchien zu ſpät zu kommen, denn die Meiſten hatten ſich bereits zum Heimgang gewendet, ſie ſchienen vorerſt des Kirchenſtreites ſatt und verſpürten einen andern Hunger. Wendel ging bloß von Egidi geleitet zu Luzian.

An dieſem Mittage herrſchte in allen Häuſern eine ſonntagswidrige Ungeduld. Die Männer ſetzten ſich kaum ruhig zum Eſſen nieder und ſtanden bald wieder auf, um ſich mit Nachbaren und Freunden über das Vorgefallene auszuſprechen. Es war nichts Neues zu holen, aber Jeder mußte doch ſagen wie es ihm zu Muthe war und Jeder wollte das Ereigniß auf ganz beſondere Weiſe erlebt haben; da waren Umſtände, Vorahnungen und Wahrzeichen, die Niemand außer ihm kannte. Es war wie die Löſchmannſchaft nach einem plötzlich ausgebrochenen Brande, die ſich nun in der Wirthsſtube zuſammen findet, man kann noch nicht in ſein Heimweſen zurück und Jeder muß berichten wie und wo er überraſcht ward und was er als Einzelner im Geſammten vollbrachte.

Was nun zu thun ſei, davon war nirgends die Rede. Sollte die müßige Selbſtbeſpiegelung, dieſe Grundſäulniß im Charakter unſerer Tage, ſich auch hier ſchon eingefreſſen haben?

Es muß ſich bald zeigen.

Ein Herz iſt aufgegangen.

Schließen wir uns an Wendel und Egidi an. Wir treffen Luzian hemdeärmelig hinter dem Tiſche ſitzen, heitern Blickes dreinſchauend. Die Angehörigen aber ſtanden in der Stube und auf der Hausflur, ſo in ſtarrem Schmerze in ſich gebannt, als läge in der Kammer nebenan eine geliebte Leiche, deren ewiger Schlaf wie zu leiſem Auftreten gemahnte. Die Schwiegertochter, die hochſchwangere Frau Egidi's, hielt die Kinder behutſam zum Schweigen an, ſie wußten nicht, was all der ſtille Kummer bedeute und ließen ſich's gefallen, daß ſie gegen alle Hausregel kurz vor dem Mittageſſen ein Butterbrod bekamen. Das Feuer auf dem Herde war ausgegangen und ſchickte ſeine Rauchwolken in die Hausflur und in die Stube ſobald ſich dieſe öffnete; Niemand blies das Feuer an. Die Knechte und Mägde trieben ſich draußen umher, alle Ordnung ſchien aufgelöſt.

„Willſt's mithalten Wendel?“ fragte Luzian den Eintretenden, „von den Meinigen will keins an den Tiſch; ſie meinen das ſei mein Henkermahl, jetzt gleich nach dem Eſſen werde ich geköpft. Und ich ſag' dir, ich habe einen weltsmäßigen Hunger, ſo hab ich mein Lebtag keinen geſpürt, grad wie wenn ich übers Hungerskraut gangen wär. Ich möcht' nur wiſſen, ob die Hauptketzer, die dem Pfaffen in's Zeug 'gefahren ſind, auch alleman ſo einen Hunger gehabt haben, ſo einen grundrührigen. Weißt nicht?“

„Ich hab noch nichts davon gehört, was der Doktor Luther zu Mittag geſſen hat, wie er vom Reichstag in Worms in ſeine Herberge heimkehrt iſt,“ entgegnete Wendel, Luzian die Hand ſchüttelnd und dieſer begann wieder.

„Alſo du mußt mir doch auch recht geben?“

„Freilich, es iſt genug Heu unten geweſen.“

„Du biſt halt der Wendel, du weißt, daß man die Birnen ſchütteln kann,“ ſagte Luzian aufſtehend. Er ging die Stube auf und ab, in ſeinem Blicke, in ſeiner Haltung lag etwas Hoheitliches, wie wenn er plötzlich zum Feldherrn ausgerufen worden wäre und draußen harren ſeiner die geſchaarten Völker. Er ſchlug ſich ruhig mit beiden Händen mehrmals auf die Bruſt, als wollte er die ſich bäumende Kraft darin beſchwichtigen.

„Alſo wie Ein Mann muß die Gemeinde zu mir ſtehen“ ſagte er endlich ſtillhaltend.

„O Luzian!“ ſagte Wendel und ſchaute mitleidsvoll zu dem Abgewandten auf.

„Was iſt?“ rief Luzian in halber Wendung ſich umkehrend ſprühenden Auges „was iſt? wollen ſie nicht?“ fuhr er in ſcharfem Tone fort, indem er Wendel mächtig ſchüttelte, als wäre dieſer der Unterbefehlshaber der aufrühreriſch gewordenen Truppen.

„O Luzian!“ ſagte Wendel kopfſchüttelnd, „lehr mich die Menſchen nicht kennen. Ich bin nur um ein Jahr älter als du, aber ich bin weit in der Welt herumkommen. Guck, da zerren und bellen ſie das ganze Jahr und wenn einer heraustritt und er packt die Niedertracht bei der Gurgel und er kommt dafür in die Patſch, hui! da iſt das Kätzle auf der Mauer, da will Keiner was dabei haben, da duckt ſich ein Jedes und ſagt: Ja warum hat er's auch ſo dumm angefangen? warum hat er ſich ſo weit eingelaſſen? Er dauert mich — das iſt noch das Höchſte. Und wenn ſie ja zuſammenhalten thäten, wär' ihnen geholfen, aber da denkt Keiner dran, da — “

„Alſo du glaubſt — “ fuhr Luzian auf und ſeine Hand faßte krampfhaft den Sprecher.

„Daß du allein ſchaffſt“ fuhr Wendel fort. Du biſt ein reicher Mann, du kennſt's nicht aus Erfahrung, weißt aber doch: das ſchwerſte Geſchäft iſt — allein dreſchen. Wenn's mehr bei einander ſind, thut ſich's noch ſo ring, es iſt wie wenn der Gleichſchlag den Flegel von ſelber heben thät. Lieber allein tanzen, als allein dreſchen. So iſt's recht, lach nur. Es geſchieht dir auch nicht ſo viel. Der Pfarrer hat in der Predigt auf dich angeſpielt, das darf — “

„Nichts, da davon will ich nichts,“ entgegnete Luzian „Er oder Ich. Aber du biſt immer ſo ein Schneefieber geweſen. Laß du nur mich machen. Egidi! hol jetzt das Bäbi, es ſoll das Eſſen 'rein thun ich muß bald fort.“

Egidi kam nach einer Weile wieder und ſagte, Bäbe ſei in ihrer Kammer eingeſchloſſen, ſie weine, gebe keine Antwort und mache nicht auf.

„Es wird gleich da ſein" ſagte Luzian die Lippen ſchärfend. Die Frau hielt ihn unter der Thüre feſt und rief:

„Um Gotteswillen gib doch Fried, ich will das Eſſen bringen."

„Nein, das Bäbi muß her."

Er machte ſich los und ging die Treppe hinauf. Droben rief er:

„Bäbi! mach auf!"

Keine Antwort.

„Bäbi, ich, dein Vater ruft."

Man hörte Jemand ſchwer ſich vom Boden aufrichten, ein Riegel wurde zurückgeſchoben.

Luzian ſtand ſelbſt eine Weile erſchüttert beim Anblick des Mädchens.

„Was haſt? was iſt? komm abi" ſagte Luzian ſanft.

„Vater, ſchlaget mich todt, aber ich kann mich vor keinem Menſchen mehr ſehen laſſen," rief Bäbi ſchluchzend und warf ſich auf das Bette.

„Warum? warum? Gib Antwort, red, red, ſag ich."

„Wenn ich nur todt wäre und der Paule auch" ſtöhnte Bäbi endlich.

„Bäbi!" fuhr Luzian auf, die Haare ſtanden ihm zu Berge, es überrieſelte ihn eiskalt, „Bäbi, ich will nicht hoffen, daß es Eil hat mit deiner Hochzeit; Bäbi, ich erwürg' dich jetzt da gleich" fuhr er zitternd fort „wenns an dem iſt. Soll der Pfaff ſagen: So gehts bei den Gottloſen her und ſo ſind ſeine Kinder? Bäbi, red' oder ich weiß nicht was ich thu'.“

„Vater! Ich mach euch kein' Schand,“ erwiederte Bäbi.

Unwillkürlich hatte ſie das Wort Ich ſo ſcharf betont, daß es Luzian durchzuckte, er hielt an ſich und plötzlich kam eine ſeltſame Wandlung über ihn. Blitzſchnell kam ihm der Gedanke, daß er ſeinem Kinde Unrecht thue, weil er ſelber in Wallung war. Er ſchalt ſich, daß er ſeinen Zorn an dem unſchuldigen Kinde auslaſſe und er ſagte:

„Verzeih mir Bäbi, ich hab dir Unrecht than, ich will keinem Menſchen Unrecht thun, ſonſt bin ich verloren, „ſprach er wie zu ſich ſelber und fuhr dann fort: „Bäbi, dein Vater macht dir auch kein' Schand.“

Dieſe letzten Worte ſprach er wie mit ſtockender Stimme, ſo daß Bäbi allen Kummer aus dem Antlitz wiſchte und wie erhoben zu ihm aufſchaute.

Wie raſch ſchoſſen hier die Empfindungen hin und wieder. Bäbi wäre gern niedergekniet vor dem Vater, der ſich ſo vor ihr demüthigte.

Man muß ſich die machtvollkommene, über Widerſpruch und Einrede erhabene Stellung des Vaters im Bauernhauſe vergegenwärtigen, um zu ermeſſen, was es heißt, daß Luzian ſich ſeinem Kinde wie ein Büßender gegenüberſtellte. Iſt es ſchon in anderen Kreiſen für einen abgeſchloſſenen in ſich ruhenden Charakter ſchwer, ſich zu beugen, Irrthum, Fehl und Uebereilung offen zu bekennen, umgeht man gerne das Geſtändniß in Worten und will ſolches ſtillſchweigend aus der nachfolgenden That erkennen laſſen — wie unſäglich mehr war ſolche raſche Reumüthigkeit für den Vater hier. Dieſes letzte empfand Bäbi und es that ihr tief wehe, daß ſie den Vater ſo niedergedrückt hatte.

Heiſcht man auch im augenblicklichen Unmuthe oft ein merkliches Reubekenntniß, ſo wird doch ein edles Gemüth die Beugung raſch aufheben und möchte lieber ſelbſt ſich niederwerfen und um Verzeihung flehen, daß man es ſo weit getrieben.

Wie vieler an Ton und Zeichen gebundener Worte bedarf es, um dem unendlich raſchen Fluge der Empfindung ſchwerfällig nachzugehen.

Vater und Tochter ſtanden hier gegenüber und in ihrer Haltung ſchien nichts erkennbar von der Weichmüthigkeit, dem ſanften Faſſen und Heben in ihrem Geiſte.

Der Blüthenkelch eines Menſchengemüthes öffnete ſich, das wer weiß wie lange noch verſchloſſen in ſich geruht hatte.

Bäbi erkannte nur einfach, daß ſie ihrem Vater helfen und beiſtehen müſſe, ſtatt ihn zu härmen; und ſchwingt ſich ein Herz über das eigene Leid hinaus und ſucht fremdes zu heilen, ſo iſt die Erlöſung gefunden.

Zum erſten Male in ihrem Leben wagte es Bäbi, die Hand ihres Vaters zu faſſen, dann ſagte ſie: „Kommet, ich will das Eſſen auftragen.“

Victor ward herbeigerufen und ſprach das Tiſchgebet. Luzian hörte zu, als vernehme er's zum erſtenmale, er ſchien jedes einzelne Wort in ſeinen Gedanken zu prüfen.

Wie er verkündet, ſo wars. Luzian hatte in der That einen weltsmäßigen Hunger, wie ers genannt hatte;

er war dabei überaus heiter und wohlgemuth. „Mich freut das Eſſen und ich thue ihm ſeine Ehr' und Reſpekt an, ich mein' das wär' der beſte Dank gegen Gott", ſagte er einmal. Niemand antwortete. Die Frau ſchöpfte ſich auch heraus aber ſie aß nicht. Egidi war auch lautlos.

Bäbi betrachtete den Vater immer mit freudeſtrahlendem Antlitze, als hätte er ihr eben erſt das Köſtlichſte und Herrlichſte geſchenkt. Niemand ahnte was in dem Mädchen vorging und ſelbſt Luzian wußte nicht, welch eine Wunderblume neben ihm aufgeſprießt war. Bäbi, die es ſonſt nie gewagt hatte im Beiſein des Vaters ungefragt bei Tiſche ein Wort zu reden, ſagte jetzt, lange nachdem der Vater das Obige geſprochen hatte:

„Ja Vater, laßt Euch nur nichts zu Herzen gehen."

„Sei ohne Sorg', es geſchieht mir nicht an Leib und Leben" erwiederte Luzian ſtaunend, „aber jetzt halt der Ahne das Eſſen warm und paß auf, daß es nicht anbrenzelt."

Die Ahne war nämlich bald nach der Morgenkirche in der Kammer eingeſchlafen. Luzian ſchöpfte ihr bei Tiſche zuerſt und das Beſt heraus.

Bäbi ging immer ab und zu, ſie verkoſtete keinen Biſſen, es kam ihr faſt ſonderbar vor, daß die Menſchen durch Speiſe und Trank ihr Leben auffriſchen, ſie betrachtete die Speiſen wie etwas, das ſie gar nichts anginge; ſie war ſo ſatt, ſo tiefgetränkt, daß ſie glaubte, hundert Jahre ſo fortleben zu können.

In dem Hauſe, wo ſie geboren und erzogen war, das ſie noch nie verlaſſen hatte, ſchaute ſich jetzt Bäbi um, als käme ſie eben aus der Luft herabgeflogen und hätte ſich nur hier niedergelaſſen; fragend ſchien ſie zu forſchen, wer denn gekocht habe, wer das Haus gebaut und eingerichtet, wie der Menſch ſo vielerlei nöthig habe — ſie wollte doch von Allem nichts; ſie ſchien fragen zu müſſen, ob denn früher ſchon eine Welt da war, während ihr eigen Leben jetzt erſt aufging. Ein neu geboren Kind, das reden konnte, mußte ſo die Welt erfaſſen.

Bäbi ſtand oft ſtill, ſchloß die Augen und ſchaute in ſich. Sie konnte es nicht in Worte und feſte Gedanken ſetzen, aber ſie fühlte es, in dieſer Stunde war ſie zum Bewußtſein ihrer ſelbſt erwacht, wieder geboren. Wie hatte heut am Morgen namenloſer Schmerz ihr ganzes Weſen aufzehren wollen, die ſüßeſte zuverſichtliche Hoffnung war in unabſehbare Ferne gerückt. Jetzt war's ihr als ob ein fremder Menſch in all den Klagen gerungen habe, ſie ſelber war ja ſo froh, wie abgelöſt aus einer fremden Hülſe. Sie mußte ſich faſt gewaltſam die Erinnerung zurückrufen, daß ſie Braut ſei, daß ſie auf der Schwelle ſtand ein eigen Heimweſen zu gründen. Das war ein Kind, das ſolches erlebt hatte, wo iſt es hin? Sie wäre gerne zu allen Menſchen hingeeilt und hätte ihnen geſagt, daß ſie ihren Vater über Alles liebe, daß er mehr ſei als die ganze Welt. Und Paule? Der war ja eins mit ihr, der mußte ja Alles mit erfahren und gedacht haben wie ſie — oder wars nicht ſo?

Ein Mädchen, das den Vater verlaſſen, beſtimmt ſich jetzt erſt in der Entfernung der ſtillen Verehrung, die es für den Würdigen gehegt, ſehnſuchtsvoll öffnet ſich das innerſte Heiligthum des Herzens und hell ſtrahlt das erhabene Bild aller Kraft und alles Edelſinns. Wie ganz anders tritt dann wieder die Tochter ihrem Erzeuger entgegen.

Bäbi hatte ſich von ihrem Vater mehr als räumlich entfernt und ſie erſchaute ihn jetzt wie einen Heiligen, der ihr geraubt war. Nicht durch äußere Lehre, aus dem innerſten Zuſammenhang der Familie ſollte Bäbi zum höchſten Leben erweckt werden.

Wir werden vielleicht das geheimnißvoll dunkle Walten in der Seele des Mädchens noch näher kennen lernen, wenn nicht die ſcharfe Wirklichkeit ſolches in ſich bricht.

„Was iſt das für ein Lärm?" rief plötzlich Alles in der Stube. Man ſprang an's Fenſter. Des Schützen Chriſtoph drehte vor dem Hauſe die große „Rätſch", das iſt der Kaſten aus geſpannten Brettern, die ein Kammrad in Bewegung ſetzt. Die Rätſch dient ſtatt der Kirchenglocken, wenn dieſe zur Faſtenzeit nach Rom zur Beichte wallfahren. Was ſollte das aber jetzt mitten im Sommer? Ein Theil der Tiſchgenoſſen rannte auf die Straße, um Erkundigungen einzuziehen, die Uebrigen eilten in die Kammer, wo die Ahne von dem plötzlichen Knattern der Rätſch aufgewacht war und laut ſchrie, das Haus ſtürze ein.

Bald erfuhr man was vorging. Der Pfarrer hatte verordnet, daß weil die Kirche entweiht ſei, keine Glokken geläutet werden dürfen; er wußte wohl, daß die Kirche das Herz der Gemeinde, zumal am Sonntage, und dieſes Herz kehrte er um und um, er ließ den Altar, die Gefäße u. ſ. w. aus der Kirche bringen und im Freien aufſtellen, um dort den Mittagsgottesdienſt zu halten.

„Kannſt du das leſen?“ fragte Luzian den Wendel, als ſie in der Kammer waren und deutete auf die innere Seite der Thüre.

„Ja“ entgegnete Wendel und las das mit Kreide hingeſchriebene Wort: Thomaſius!

„Komm heraus ich muß dir was erzählen“ ſagte Luzian und fuhr dann in der Stube fort: „Guck, wenn ich den Namen wieder ſeh' und hör', da weiß ich's ganz deutlich, wie es bei mir angefangen hat, daß ich den Pfaffen ſo auf den Haken ſitze; die Hexen ſind daran ſchuld und die Ahne drin.“

Wie ſo? Hältſt du denn die Ahne für eine Hex'?“

„Umkehrt iſt auch gefahren. Ich hab' mir ſo denkt, wenn die Ahne in alten Zeiten gelebt hätt', wer weiß ob ſie nicht verbrannt wär, ſie hat oft ſo gewundrige Sachen an ſich. Und da, da iſt mir's ſiedig heiß eingefallen, wie doch vor Alters die Welt ſo grauſam verdammt dran geweſen iſt. Ich hab den alten Pfarrer darüber befragt, warum denn die Geiſtlichkeit das ſo lang zugeben hat, und da hat er mir beſtanden, daß man wirklich und wahrhaft an Hexen glaubt hat. Wie ein Blitz iſt mirs da ins Herz geſchlagen: Alſo ſo? Euer Sach' iſt auch nicht unfehlbar?, Ihr könnet auf den letzen*) Weg gehen und die Weihe und der heilig' Geiſt hilft nicht?.. Und da hab ich dem Pfarrer geſagt, warum denn die Lüge von den Hexen und der Zauberei in der Bibel ſteht. Da hat er die Achſeln zuckt und mir ein' Priſ' anboten, weißt wie er oft than hat, wenn er nimmehr hat reden dürfen. Er hat hernach wieder ſein' alt' Sach vorbracht, ich ſoll das Bibelleſen ſein laſſen, das paſſ' nicht für einen katholiſchen Chriſten, da kuſpern die Lutheriſchen immer drin 'rum. Wie ich fortgeh' gibt er mir ein Buch mit zum Leſen. Da ſteht Alles drin. Der Hexenglaube iſt ein Beſtandvieh, das der alt' Moſes aus Aegyptenland bei uns eingeſtellt hat und wir müſſen Kälber davon ziehen, oder aber es mäſten mit dem beſten Futter von unſeren Matten. Die Lügengeſchicht' von den Hexen iſt uns von den Juden verblieben. Der Doktor Luther hat dem Teufel auch nicht den Genickfang geben, er hat ihm nur das Tintenfaß an den Kopf geſchmiſſen und er iſt ſchon vorher ſchwarz. Guck, und weil ich jetzt gewußt hab, daß es keine Hexen und keinen Teufel gibt, da iſt Alles bei mir zuſammengepoltert, grad wie wenn man bei einem alten Haus auf der einen Seite eine Wand einreißt und auf der andern fällts von ſelber ein.“

---

*) Letz. falſch, unrecht.

„Was haſt du denn aber mit dem Thomaſius?“

„Ja, der Mann hat dem Faß den Boden ausgeſchlagen. Jetzt horch. Von all den tauſend und aber tauſend Geiſtlichen iſt keiner dem Lügenweſen vom Teufel und Hexen auf den Leib gangen, Narr, es ſteht ja in der Bibel und ſie brauchens zum Pelzmärte, der Pufendorf allein hat die Sach am rechten Zipfel gefaßt und die Geiſtlichen ſind immer mit gangen, wenn man ſo eine arme alte Frau verbrannt hat und haben noch betet aus ihrer Bibel und aus anderem. Ich hab dem alten Pfarrer offen beſtanden, daß Vieles bei mir nichts mehr gilt, da hat er nur ſo geſchmunzelt und hat geſagt: das ſei ſchon lang und wird immer ſo ſein, daß die Geſcheiten auf Vieles nichts mehr halten, aber der große Hauſe, das Volk kann nicht davon laſſen. Was meinſt, wie mich das grimmt hat? Jetzt wenn Ich nicht von ihm ſelber drauf kommen wär, ſo ſtecket' ich auch noch im großen Hauſen? Eure verdammte Pflicht und Schuldigkeit iſt's ihr Geiſtlichen, daß keiner in der Geſchichte ſtecken bleibt und an Teufel und Hexen glaubt, die es gar nicht gibt. Da predigen und lehren ſie das ganze Jahr Sachen, von denen ſie ſo wenig wiſſen wie wir, da ſtopfen ſie die Kinder voll mit Zeugs — ich möcht' oft die Wänd' 'nauf, wenn ich hör was mein Victor Tag für Tag auswendig lernen muß — und wenn ſich das hernach in den Gedanken verhärtet und verbuttet, da ſchreien ſie: man darf dem Volk nicht an ſeinem alten Glauben anrühren. Ja wer hat ihn denn hineingepflanzt? .... Das Volk! das Volk! Weißt denn, wer das Volk iſt? Wenn ich das Wort hör', geht mir allemal die Gall über. Wer halt nicht mit regiert, geiſtlich oder weltlich, der iſt Volk.

Der neue Pfarrer iſt doch gewiß mein Mann nicht, aber das hat er recht: was die Herren nimmehr mögen, das ſollen wir, das ſoll das Volk auffreſſen. Aber es iſt grad das Gegentheil von dem was er geſagt hat, die Aufklärung iſts nicht, hingegen aber der Lutſchebrei.

„Aber die Bibel? das Wort Gottes? Es ſteht die Geſchicht' von den Hexen und dem Teufel und der Zauberei drin — ich will nichts von der Bibel. Guck, noch jetzt wenn ich das ſag iſt mirs, wie wenn ich einen

Stich mitten durch den Leib bekäm', aber es geht nicht anders. Dazumal bin ich dir Tage und Wochen herumgelaufen, wie wenn mir einer das Hirn aus dem Kopf genommen hätt! Es nützt aber Alles nichts, in die Bibel hinein kriegt man mich nimmehr."

„Ja Luzian," ſchaltete Wendel ein, „ich ſeh's wohl, du biſt weit ab vom Fahrweg."

„Freilich, aber ich hab doch ganz allein den Weg zu unſerem Herrgott gefunden, ganz allein, ohne Pfaff. Ich werd' die Nacht nie vergeſſen, es iſt mir, wie wenns heut wär! Ich bin im Spätjahr in G. und mach' mit dem R. einen Bretterhandel ab, du kennſt ihn ja, er iſt ein geſcheiter Mann, er kämmt ſich ſeinen borſtigen Backenbart allfort mit einem Weiberkämmle und macht viel Späß', er iſt auch beim Landtag. Wie wir nun beim Weinkauf ſitzen, geht mir das Herz auf und ich klag' ihm mein' Noth; da lacht er, daß er ſich am Tiſch heben muß und die Butellen mit wackeln. Ich mag's nimmehr ſagen, was er vorbracht hat, und wie er ſieht, daß es mir bitterer Ernſt iſt, klopft er mir auf die Achſel und ſagt: „Luzian, folget mir und ſchlaget euch die Sachen aus dem Kopf, das Sprüchwort ſagt: es iſt kein Strick ſo lang, man findet ſein End; das iſt aber beim Pfaffenſtrick nicht wahr. Drum muß man in der Religion die Leut' für ſich machen laſſen, was man denkt bei ſich behalten, mögen Andre glauben was ſie wollen. Luzian ſagt er, ihr wiſſet ſo gut als ich, man muß das Brett bohren, wo es dünn iſt, aber da ſitzt eine Aſtwurzel, da bricht der ſchärfſte Bohrer. Laſſet euch ja von eueren Gedanken daheim nichts merken vor keiner Menſchenſeel'.

Wir haben auf euch gerechnet, ihr müſſet bei der nächſten Landtagswahl Abgeordneter werden, der Alte, der wie ihr wohl wiſſet, das ganze Land im Sack hat, hilft euch auch, aber von Religion darf dabei nicht die Rede ſein. Es kann euch nicht fehlen; aber wenn das gemeine Volk merkt, daß ihr ihm an ſeinen Glauben wollt, da iſt's aus und amen .... So redet der R. Was meinſt Wendel? Wenn mir eins ins Geſicht geſchlagen hätt, es hätt mir nicht weher than. Ich hab' ſtill austrunken und bin heim. — So? Alſo auch die Leut', die thun, wie wenn ihnen der Teufel aus der Hand freſſen müßt', die wollen in dem Stück von der Religion nicht 'raus mit der Farb', man fürchtet ſich. Guck Wendel, ich hab zu gar nichts auf der Welt mehr Zutrauen gehabt. Ich hab' austrunken und bin fort, heime zu und es iſt mir doch grad wie wenn ich auf der ganzen Welt nirgends mehr daheim wär', es geht mich Niemand mehr was an, ich geh aber die Straß' hin, wie wenn mich eins fortſchuben thät. Brennend heiß iſt's über mich kommen: Ja, ja es hilft einem kein Menſch auf der Welt, du mußt dir ſelbſt helfen. Wenn ich nur wüßt' wo ichs anpack'. Jetzt iſt mir's geweſen, wie wenn ich geſtorben wär, die Leut laufen 'rum und wollen mich begraben und ich kann ihnen nicht zurufen, daß ich leb'. Jetzt hab ich ausdenken wollen, wie's ſein wird, wenn ich geſtorben bin, was meine Leut' machen und die Anderen, wie's im Dorf ausſieht, was ſie reden und treiben. Ich bin aber nicht weit kommen, da kann ich nimmehr fort mit meinen Gedanken. Alles iſt mit mir gringel'rum gangen, wie dazumal wie ich auf den Straßburger Münſter 'naufgeſtiegen bin und ich gemeint hab, jetzt müſſ' ich mich 'nunterſtürzen; ich hab laut aufgeſchrieen und ich hab gemeint, ich werd' närriſch. Mein Lebtag hab' ich doch kein' Angſt gehabt und jetzt iſt mirs wie wenn aus jedem Buſch Einer käm und ſchießt mich todt, da liegſt du. Jeder Steinhaufen am Weg kommt mir wie ein Unthier vor, das da liegt und nur wartet, bis ich dort bin und dann aufſchnappt. Ich hab beten wollen und hab nicht können ....“

„Ja, Luzian, das ſind die Geburtswehen, dazumal iſt der alte Luzian geſtorben und der neu' auf die Welt kommen“ ſchaltete Wendel ein.

„Horch paß auf,“ fuhr Luzian fort: „Wenn mich jetzt der Tod ſtreckt, hat mirs doch eine Menſchenſeele abgenommen. Es iſt lang Nacht, kein Stern am Himmel und auf allen Zinken und Ecken flimmert ein Licht aus den einzechten Häuſern und wo ich an einem Haus an der Straß vorbeikomm, da hör ich beten. Ich ſteh manchmal ſtill und es friert mich und iſt doch gar nicht kalt. Die Hunde bellen und geben kein' Ruh, die Leut gucken zum Fenſter 'raus und beten weiter und ſchauen was es gibt, fort, fort bin ich wie ein Galgendieb, es war mir, wie wenn ich den Leuten was aus ihrem Gebet geſtohlen hätt'. Jetzt fängt es ſachte an zu regnen, es ſäuſelt nur ſo herab, der Kopf hat mir brannt und das hat mich ein bisle abkühlt. Ich bin ſo meines Weges fort und es hat ſich mir ein Lied ein Lied durch die Seel' ſprochen, das die Mutter ſingt:

Alte Welt, Gott geſegne dich
Ich fahr dahin gen Himmelreich.

Ich hab nun gar nichts anderes im Sinn gehabt als die paar Worte, die haben ſich immer allein geſungen und es iſt mir geweſen wie wenn mich eines nach der Weiſung von dem Lied am Leitſeil halten thät und da iſt mirs wieder ſterbensangſt geworden und ich hab laut aufgeſchrien und bin ſelber erſchrocken wie's im Wald wiederhallt. Der Regen iſt ſtärker kommen und es hat nur ſo pflatſcht und ich hab dir kaum einen Fuß heben können, meine Knie ſind wie abbrochen; ich ſchlepp mich noch fort bis zu dem Steinbruch, wo du das ganze Jahr ſchaffſt; unter deinem Strohdach dort hab' ich mich auf die Steine hingelegt. Ich hab kein' Müdigkeit mehr geſpürt, wie ich ſo da lieg, aber doch iſt mirs, wie wenn ich von der ganzen Welt ausgeſtoßen wär, ich hab keine Frau und keine Kinder und kein Haus, nichts, nichts und unſer Herrgott droben verläßt mich auch. Da hab ich unſern Herrgott bittet, er ſoll mir ein Zeichen geben, ein Zeichen, was ſei, daß ich weiß, ich bin nicht auf dem unrechten Weg. Still hab ich hingehorcht, ob nichts kommt, es läßt ſich aber nichts hören, als der Regen, wie er durch die Bäume rieſelt und rauſcht, wie wenn Blatt und Zweig zu einander ſagen thäten: es ſchmeckt gut und friſch laß dirs wohlbekommen, ich hab auch mein Theil. Jetzt ſpricht ſich wieder das Lied:

Alte Welt! Gott geſegne dich
Ich fahr dahin gen Himmelreich.

Wie ein Blitz iſt mirs jetzt aufgangen: das iſt noch alter Aberglaube von dir, daß du ein Zeichen willſt; es iſt erlogen daß je einer eins bekommen hat, ſonſt müßt's jetzt auch ſein und da hätt unſer Herrgott viel zu thun. Was Engel! Gibts keine Teufel, ſo gibts auch keine Engel. Sind Einmal Wunder geſchehen, ſo müßten auch jetzt vorkommen, weil aber jetzt keine geſchehen, ſo ſind auch keine geſchehen. Sag du Bibel, was du magſt. Und jetzt wird mirs auf Einmal, wie wenn ich in lauter Seligkeit ſchwimmen thät: du willſt rechtſchaffen ſein, hab' ich laut vor mich hingeſagt und Alles hat mir in Freuden gelacht wie lauter liebe Menſchengeſichter, die ich ſeh' und die ich doch mit keinem Aug' erblickt hab', und jetzt hab' ichs ganz deutlich geſpürt: Ja ich bin auf dem rechten Weg ... Ich kann dir nicht ſagen, wie mirs war, aber ſo wie wenn mich unſer Herrgott ſelber geküßt hätt', und ich bin aufgeſprungen und hätt gern jetzt die ganze Welt glücklich gemacht. Ich hab gewußt und weiß es, ich bin nicht ſchlecht und will nicht ſchlecht ſein. Was will ich denn? Könnt' ich nicht in Fried' und Ehren leben, wenn ich den Aberglauben ſein ließ'? Aber ich darf nicht, ich will nicht. Ich hab mich wieder umgelegt, ich mag nicht heim, mir iſt ſo wohl da draußen, wie wenn ich vom Tod auferſtanden wär'; ſo glücklich bin ich noch nie geweſen wie da in der Stund."

„Du biſt ja da gelegen, wie der Erzvater Jakob auf dem Stein, wo er geſehen hat, wie die Engel auf einer Leiter auf nieder ſteigen vom Himmel", bemerkte Wendel ſchalkhaft; Luzian aber erwiederte ernſt:

„Was auf nieder ſteigen von dem Himmel! das iſt ja auch alter Aberglaube, daß auf dem blauen Deckel da oben unſer Herrgott ſitzt. Nein, mir iſt's anders geweſen, rings 'rum um die ganze Welt giebt es Menſchen, freie, gute, die ſind mir lieber als die Engel die auf und abſteigen. Ich bin gleich fertig, ich muß dir auserzählen. Erſt gegen Morgen bin ich heimkommen und meine Leut' haben nicht gemerkt, warum ich von da an ſo heiter geweſen bin, der Ahne hab' ichs ſo halb und halb berichtet. Ich will mich nichts berühmen, es könnt' ein Jedes braver ſein, wenn es ſich ehrlich fragt, aber von dem Tag an hab ich mit Wiſſen und Willen gewiß keinem Menſchen was Leids than und hab geholfen wo ich kann. Drum bin ich jetzt ſo heiter. Guck, die Pfaffen die plagen einen immer mit unſerer Sündenſchuld, ja freilich es hat ein Jedes ſein Bündele, aber man kriegt' mehr Kraft, wenn man einem ſagen thät: freu dich an dem Rechtſchaffenen was du than haſt; wenn man's betrachtet, wills eigentlich nicht ſo viel heißen und man thut weiter. Guck, das Blut könnt' ich theilen mit meinem Nebenmenſchen und ich ſchäm mich, wenn ſie ſich für einen guten Dienſt bei mir bedanken und da ſoll ich mir von dem Pfaff ſagen laſſen: das ſei Alles für die Katz, wenn man den rechten Glauben nicht hat? Nein und neun und neunzigmal nein. Wenn ich nicht vor mir ſelber ſagen kann, du willſt rechtſchaffen ſein, da bin ich verloren. Erſt heut hab ich meiner Bäbi Unrecht than und ...“

In dieſem Augenblick hörte man ein Geräuſch in der Küche. Das Schubfenſterchen, das nach der Stube führte, ging ganz auf, eine Pfanne fiel lärmend auf den Steinboden. Luzian ſetzte nur noch hinzu: „Aber das iſt jetzt vorbei.“

„Du guter Kerle“ ſchloß Wendel, „du haſt dich hart angriffen und plagt, biſt 'rum gelaufen wie ein verſcheuchter Dieb und iſt doch gar nicht nöthig geweſen. Narr, was man nicht verheben kann, das läßt man liegen. Ich hab's viel kürzer gemacht. Wie ich zu Verſtand kommen bin und es hat Vieles nimmer 'nein wollen, da hab ichs halt draußen gelaſſen mit aller Ruh. Mag die Bibel und Alles was da davon herſtammt, ſehen, wo es ein Unterkommen findet, bei mir iſt kein Platz. Ich laß' aber die andern Leut' auch treiben, was ſie wollen; ich dürft' nichts anfangen, wenn ich auch wollt'. Ich muß von meinem Handwerk leben und gelte drum nicht viel; du, du darfſt dich ſchon eher an den Laden legen, du biſt der reichſte Mann im Ort.“

„O Wendel!“ ſagte Luzian mit weicher Stimme, „du kannſt dir nicht denken, wie tief es bei mir geſeſſen iſt, drum darf ich meine Nebenmenſchen nicht laufen laſſen, ich muß ihnen helfen. Und da ſiehſt du's jetzt an dir ſelber, wie es in der Welt ſteht, daß man reich oder g'ſtudirt ſein muß, wenn das Wort von einem was bedeuten ſoll. Wo iſt da die Religion?“

„Ja Luzian, du ſollſt halt auch auf einem andern Platz ſtehen.“

„Nein, ich möcht' gar nichts anderes ſein. Ich hab mich auch lang mit dem Gedanken plagt, aber es iſt am beſten ſo. Guck was anders ſein wollen, was man einmal nicht ſein kann, das iſt grad wie wenn man ſich mit dem zukünftigen Leben nach dem Tod abquält. Heut iſt Trumpf ſagt der Geigerler, jetzt bin ich da und was ich hin will ich recht ſein. Von Tag zu Tag iſt mirs heller und klarer worden: es iſt vorbei, daß man mit alten Säcken neue ſtickt. Bruderherz! Jetzt geht's los und ich freu' mich drauf, daß das Gebittſchriftel ein End' hat, jetzt Vogel friß oder ſtirb.“

„Ich förcht“ ſagte Wendel kopfſchüttelnd, „ich förcht, du wirfſt das Beil zu weit 'naus. Du biſt gegen die Franzoſen ins Feld und dein' Flint' iſt nicht warm worden, es kann dir noch einmal ſo gehen und der Feind jetzt iſt viel ſchwerer zu finden als der Franzos. Glaub mir, wenn auch die Leut ihre ſieben Gedanken zuſammenraſpeln könnten, es iſt jetzt grad die unrechteſte Zeit, wo an allen Ecken der Bettelſack 'naus hangt. Ich will aber doch jetzt umſchauen, wie's im Dorf ſteht.“

Wendel ging davon und Luzian zur Ahne in die Kammer.

Die Wände haben Ohren. Durch das Schubfenſterchen hörte Bäbi Alles was der Vater geſprochen, ihr ganzes Weſen bebte in ſtiller Freude; ſie ſaß dann lange in Gedanken auf dem Heerd und vergaß das Geſchirr zu ſpülen. Als endlich Paule kam, trat ſie ihm mit den Worten entgegen: „Mein Vater iſt der heiligſte Menſch von der ganzen Welt.“

Das Haus wankt.

Das war an dieſem Mittag ein Piſpern und Flüſtern im ganzen Hauſe, wo zwei beiſammen waren: es war als ob der Holzw[illegible] Gebälke nage und knappere. Die Knechte un[illegible]e ſtanden bei einander im Hofe, keines ging aus, troz des Sonntagmittags. Wie wohl war es ihnen ſonſt, um dieſe Zeit mit Befreundeten nach Luſt und Laune umherzuſchlendern. Das Vieh iſt verſorgt und muß nun warten bis zum Abend, im Hauſe iſt nichts mehr zu thun. Die Mittagskirche iſt vorbei, man iſt nun mit ſeinem Gotte fertig und kann ſich ſelber leben. Wer den Gottesdienſt nicht mehr kennt, wer ihn in einen Lebensdienſt verwandelt, alle Zeit und aller Orten derſelbe, ohne beſtimmte in einen Moment gebundene beſondere Anſprüche, der mag ſich kaum mehr das Wohlgefühl des Kirchgängers vergegenwärtigen, der unter Glockengeläute heimkehrt, das Gebetbuch an ſeine ruhige Stelle legt und dann dem Leben und ſeinen hunderterlei Beziehungen ſich hingiebt.

Wie wohlgemuth ſchritten ſonſt die Belaſteten, die die ganze Woche fremden Willen unterthan waren, um dieſe Zeit dahin; ſie gingen langſam zögernden Schrittes, ſie wollten ſich auch von der Freude nicht zur Haſt und Unruhe drängen laſſen, die Freude mußte ihnen gehorchen. Heute hielt ſie eine gewiſſe Angſt zu Hauſe, ſie wußten nicht, wie es draußen über den Meiſter herging, ſie konnten zu etwaigen böſen Reden nicht ſtille ſchweigen und wußten auch nichts darauf zu ſagen.

Um den Kindern Egidi's eine beſondere Freude zu machen, ließ der Oberknecht das noch nicht dreiwöchige Schimmelfüllen heraus, die ſchwarzen und weißen Seidenhaſen huſchten von ſelbſt nach, duckten ſich an ſchattigen Plätzen nieder, blinzelten auf und ſchoſſen bald wieder hinein in den ſchü[illegible] Stall; ſie wurden noch dazu von Victor gejagt, [illegible] ſeine Tauben aufgeſcheucht hatten, die von ihrem Schlage auf dem Baumſtamm inmitten des Hofes herabgekommen waren. Victor wollte ſeinen Geſchwiſtern und den andern Kindern zeigen, was für ſchöne Tauben er habe und erhielt die Erlaubniß, daß man ihm ſchon jetzt Futter für dieſelben gebe. Als alle Körnlein aufgepickt waren, ſchickte Egidi ſeine Frau mit den Kindern heim nach der Mühle, er ſelbſt blieb bei der Mutter auf dem überdachten Treppenaltan, er hatte Vieles auf dem Herzen.

„Mutter, warum redet ihr denn gar kein Sterbeswörtle?“ begann Egidi.

„Ich bin ganz wirbelſinnig worden und ſo krotten müd, ich mein es trag mich kein Fuß mehr. Was haſt denn?“

„Mutter, der Vater iſt gewiß der bravſte Mann unter'm weiten Himmel, aber zu euch darf ich ja mein Herz ausſchütten, es wird ja nicht verfremdet. Mutter, das thut kein gut, das kann kein gut thun. Der Vater will der Peterling *) auf allen Suppen ſein und da wird man verſchnipfelt, daß zuletzt gar nichts mehr an einem iſt. Er möcht' gern Alles rump und ſtump auf Einen Wagen thun, aber man muß nicht über die Leitern laden, ſonſt keit **) man um. Er hat den neuen Pfarrer zum Ort 'naus haben wollen, ich hab auch mit unterſchrieben wie nachgar Alle im Ort, aber jetzt gehts einmal nicht, die Regierung iſt Meiſter und jetzt muß man dem Waſſer den Lauf laſſen. Freilich, es hat mich auch gottvergeſſen geſchnellt, wie der Pfarrer auf den Vater angeſpielt hat, daß man's [illegible] mit Pelzhandſchuhen greifen können, wen er mei[illegible] in der Kirch, das iſt doch der Platz nicht, wo man ſo einen Randal verführt."

Die Mutter nickte immer raſch mit dem Kopfe und preßte die Lippen zuſammen, die keine Gegenrede laut werden ließen, Egidi fuhr fort:

„Und was ſoll denn aus den Kindern werden, wenn ſie ſehen, daß man ſo den Pfarrer anſchnurrt und nur noch fehlt, daß man ihm eins in's G'fräß ***) gibt? Da iſt kein' Heiligkeit und kein Glaube und kein Gehorſam mehr. Der Vater iſt mein Vater aber unſer Herrgott iſt vor ihm mein Vater. Er hat jetzt lauter große Kinder, ich hab aber vier kleine, ich muß es wiſſen, man kann keine Kinder gut aufziehen ohne Gottesfurcht. Unſer alter heiliger Glaube muß feſt eingepflanzt ſein, es kommt eh man's verſieht ſchon manches davon wie's nicht ſein ſollt'. Ich ſag's ja, es iſt die Zeit vom Antichriſt, der Sohn muß gegen den Vater ſein. Mutter, jetzt ſo mein' Ich, wie müſſen nun erſt die Anderen denken? Ich ſag' das nur zu euch. Wir müſſen jetzt zuſammenhalten Mutter, ſonſt geht bei ſo ſchweren Zeiten Alles hinterling. Man weiß ja ohnedem nicht, wie man ungeſchlagen über den Berg 'naus kommen ſoll. Drum mein' ich, der Vater muß nachgeben und muß von den unnöthigen Sachen laſſen; er verrechnet ſich wenn er glaubt, daß die Gemeinde zu ihm ſteht, ich möcht' Alles verwetten er bleibt allein und Ein Vogel macht keinen Flug. Wir ſtehen in Ehren da und wir brauchen uns [illegible]ehre holen wegen anderer Leut'. Wenn nur alle Bücher verbrannt wären eh' eins über's Vaters Schwelle kommen iſt. Jetzt wie Mutter? Warum redet ihr denn nicht?"

---

*) Peterſilie.

**) keit, wirft.

***) G'fräß, auf den Mund.

„O du!" rief die Mutter und ſtieß dem Sohn die geballte Fauſt auf die Bruſt daß er zwei Schritte von ihr wegflog, „o du lummeliger Trallewatſch du, du ſchwätzſt ja 'raus wie ein Mann ohne Kopf. Wo biſt denn du her? Du hättſt ja ohne deinen Vater nicht den Löffel in der Tiſchlade verdient. Du willſt über deinen Vater 'raus langen? Er iſt zu gut gegen dich geweſen, er hätt' dir ſollen die Raufe höher hängen, dann wärſt ihm nicht ſo vonderhändig. Du willſt den Frommen ſpielen und deinen Vater zum Nichtsnutz machen? Wer kann ihm was nachſagen? Dein Vater iſt kein ſo pulveriger Hitzeblitz wie du meinſt, du frühbiriger Katzenmelker du. Er weiß was er thut. Da mußt du ſiebenmal drum 'rum gehen, eh' du den Verſtand davon kriegſt, das darf man nicht ſo leicht weg übers Hans 'naus werfen. O du lieber Herr und Heiland im dritten Himmel droben 'rab, was ſind das für Zeiten! Es giebt keine Kinder mehr. Blut wird nicht zu Waſſer ſagt man ſonſt, das iſt auch nimmehr wahr; von den eigenen Kindern wird man verſchimpfirt und hat kein Hulf'. Da möcht' man ja Blut greinen, gang*) mir aus dem Weg du."

Sie weinte und ſchluchzte in ihre Schürze hinein. Egidi ſuchte ſich zu vertheidigen, es half aber nichts, ſie ſagte immer: „Gang mir aus dem Weg. Was thuſt du da? du gehörſt nicht daher."

Da Egidi Männertritte von der Stube her vernahm, ging er davon; er konnte doch jetzt ſeinem Vater nicht vor Augen treten.

Während ſolches auf dem Treppenaltan ſich zutrug, hatte Bäbi in der Küche eine ganz andere Unterredung mit Paule. Dieſer hatte ſchon unterwegs noch im Hengſtfelder Walde die Angelegenheit des Tages erfahren, da ihm einer aus dem Orte begegnete, der ihn mit den ſchonenden Worten ſtellte: „Weißt auch ſchon von deinem Schwäher?" Zum Tode erſchrocken vernahm Paule das Ereigniß und er eilte dann ſo raſch über den zur Zeit verbotenen Wieſenweg, daß ſich kaum das Gras unter ſeinen Füßen bog. Er ſtellte ſich die Sache und ihre Folgen noch viel ſchlimmer vor; er wußte nicht wie, und war nun beruhigter Alles in gewohntem Gleiſe zu finden; daß aber durch das unterlaſſene Aufgebot die Hochzeit heut über acht Tagen nicht ſtattfinden konnte, machte ihn ganz wild. Er wollte ſogleich zum Pfarrer und ihn bitten noch am Mittag das Fehlende nachzuholen, Bäbi aber hielt ihn zurück, indem ſie ſagte:

---

*) geh.

„Bleib, er thuts doch nicht und du kriegſt nur auch noch Händel, und ich möcht' auch um die Welt nicht ſchon jetzt fort und meinen Vater verlaſſen. Ich könnt' mir alle Adern ſchlagen laſſen, für ihn, er iſt jetzt mein Einziges.“

„Und ich? ich gelt gar nichts?“ fragte Paule.

„Paule, du bekommſt jetzt ein ganz ander Weib. Ich kann dir's nicht ſo ſagen. Könnt' ich nur mein Herz aufmachen und dich 'nein ſehen laſſen, aber ich weiß wohl, das ſind Gedanken, die kann man nicht ſehen. Du wirſt's aber ſchon erfahren. Ich möcht' jetzt ein' ganz andere Sprach' haben, ganz andere Worte, ich weiß nicht wie, ich kann gar nichts reden. Guck, bis heut Nachmittag bin ich ein Kind geweſen und da bin ich auf Einmal aufgewacht, wie wenn ich meine Lebtag geſchlafen hätt! du mußt nicht lachen, ich kann halt nicht reden; und wenns auch hinterfür 'raus kommt, es iſt doch nicht ſo. Die alt' Bäbi die findeſt du nirgends mehr, aber du machſt doch einen guten Tauſch.“

„Laß dich beſchauen,“ entgegnete Paule, die zur Erde Blickende am Kinn faſſend „du biſt doch noch die Bäbi, die uralt', wenn mir recht iſt, ich mein' ich hätt' dich ſchon einmal geſehen geht dir's nicht auch ſo? Ich weiß nur nicht wo ich dich hinthun ſoll. Aber du ſiehſt ja heut ſo glanzig aus wie geſchmälzt, ich wills einmal verkoſten.“

Er küßte ſie gewaltſam, aber Bäbi ſchüttelte ſich, als ob ſie's grauſele, dann rief ſie:

„Um Gotteswillen Paule mach jetzt keine Späß'!"

„Hu, man wird dich doch anrühren dürfen" entgegnete Paule, „du thuſt wie wenn dir ein Froſch ins Geſicht geſprungen wär', du verwunſchene Prinzeſſin. Wenn du mich nicht magſt, kannſt mich noch laufen laſſen. Ich will dir nicht überläſtig ſein."

„Paule verſündig' dich nicht. Ich kann jetzt halt gar nichts mehr denken als meinen Vater, der iſt jetzt mein Einziges."

„So heirath deinen Vater" entgegnete der Zornige und wendete ſich ab.

„Paule," bat Bäbi wieder, „wenn ich dich beleidigt hab', verzeih' mirs, ich will ja keinen Menſchen kränken und dich gewiß nicht, bittet ja ein Vater ſein Kind . . . Paule, guck um, ſieh mich an; es iſt ſündlich, wenn man nur eine Minut' einander weh thut, verzeih mir, da haſt meine Hand."

Paule hatte wahrſcheinlich noch weiteres erwartet, daß Bäbi auf ihn zukäme und ihn umhalſe; als ſie das nicht that verließ er trotzig mit den Füßen ſchleifend die Küche und begann ein Lied zu ſummen. Weil ihn Bäbi um Verzeihung gebeten hatte, glaubte er, ſie habe ihm ſchwer Unrecht gethan und er wußte doch nicht recht was. Er wollte gleich wieder heim, im Hofe aber beſann er ſich eines Beſſern, muſterte den Stall und unterhielt ſich mit den Knechten.

So war auf zwei Seiten im Hauſe Mißhelligkeit ausgebrochen, Luzian allein ſaß ruhig bei der Ahne.

„Du mußt jetzt das Herz in all beide Hände nehmen" ſagte ſie „ſchick du mir nur die Leut' her zu mir, ich wills ihnen ſchon auslegen, was man mit ſo einem Pfarrer anfangt. Wenn nur mein Vater noch leben thät, der wär der Mann für dich, aber mein Vater iſt todt und der Kaiſer Joſeph iſt vergiftet."

Luzian wollte hier das Ende der Mittagskirche abwarten, aber er war ſo voll Jaſt, daß er nicht ruhig auf dem Stuhle ſitzen konnte, er ging daher fort. Als er auf der Treppe ſeine Frau ſo betrübt ſah, ſagte er:

„Sei ruhig Margret, es iſt noch nicht Alles hin, das Bettelhäusle ſteht noch. Wo iſt der Egidi?"

„Laß ihn laufen er iſt in's Dorf."

In der Frau war eine ſeltſame Wandlung vorgegangen. Anfangs war ſie böſe auf ihren Mann und gar nicht gewillt, ihm beizuſtimmen: wer Haus und Kinder hat, hat Sorgen genug, was braucht der ſich Anderes aufzuladen. So dachte ſie. Als aber Egidi ſich ſo viel herausnahm, durfte ſie das von dem Kinde nicht dulden. Was Anfangs Widerſpruch gegen das Kind war, das ſchien nach und nach ſich als ihre Meinung feſtzuſetzen. Wenn die Welt gegen ihren Mann ſein ſollte, dann war ſie gewiß auf ſeiner Seite.

Ob dieſer Stand wohl aushalten wird?

Luzian ging durch Scheune und Stall und ſah Allem nach. Als er hier Paule traf, ſagte er:

„Wo haſt denn das Bäbi?"

„Es . . . Es will ſich anders anziehen,“ entgegnete Paule ſtotternd.

„Laß dichs nicht verdrießen,“ ſagte Luzian, „daß deine Hochzeit 'nausgeſchoben wird; von deßwegen ſind wir doch luſtig und es iſt ohnedem beſſer, daß wir jetzt bis nach der Ernte warten.“

„Mir preſſirt's nicht,“ erwiederte Paule.

Luzian ging durch die Scheuern nach dem Bienenhaus. Dort war ſein Lieblingsplätzchen.

Es regt ſich im Dorfe.

Die Stimmen der Gemeinde, die heute Morgen noch zu verſlattern ſchienen, ſammelten ſich jetzt in Chören, in denen Einzelne von ſelbſt den Akford angaben.

Wir können die Gruppe nicht vor übergehen, aus der Lachen und Johlen herausſchallt, der über alles hinauſige Brunnenbaſche führt das große Wort; hört nur wie er ſchreit:

„Katzenhire habt ihr gefreſſen, wenn ihr noch was mit den Schwarzkitteln zu thun haben wollt; nichts, gar nichts, mit gar keinem, da trifft man den rechten gewiß. Das kann man ja an ſeinen ſieben Simpeln abnehmen, daß man's nicht braucht; es iſt doch Alles verlogen. Drum muß man's machen, wie ſelber Bauer, dem ſagt einer: Euer Hund iſt mager — Er frißt nicht, gibt er zur Antwort — warum? — Ich geb' ihm nichts — Warum? — Ich hab nichts — So muß man — “

Allgemeines Gelächter übertoſte die Moral, die hieran geknüpft wurde. Ein junger Burſche, der eine Soldatenmütze trug, fragte den Brunnenbaſche:

„Warum habt ihr den Pfarrer nicht auf's Korn genommen?“

Der Brunnenbaſche trat zwei Schritte zurück, drückte die Augen zu als ob er zielte und ſagte dann:

Weil ich mein Pulver nicht an Spatzen verſchieß'. Comprenez-vous Monsieur? ſagt der Franzos.“

Wie der Baſche zu wälſchen anfing, dann gings erſt recht los, da kamen dann die Dinge vor, trotz deren gemeinkundigen Entrüſtung die geiſtliche Gewalt ungeſchmälert fortbeſteht. Trotz der ſaftigſten Geſchichten haſtete die Zuhörerſchaft heute nicht lange, und wir wollen uns auch weiter umſchauen.

Wendel war im obern Dorfe dem Schmied Urban begegnet, ſie reichten ſich unwillkürlich die Hand wie zum Willkomm. Wenn ein folgenreiches Ereigniß eingetreten iſt, ſo wird die Trennung einer Stunde zu einem langen Zeitraum, man trifft ſich wieder, wie nach großer Abweſenheit, ſchließt ſich aufs Neue einander an und der Händedruck ſagt, daß man zuſammen halte.

„Was macht der Luzian?“ fragte Urban.

„Er iſt daheim und wird bald kommen, wir müſſen vor ſchauen wie's ſteht.“

Sie gingen miteinander nach dem Rößle. Vor dem Wirthshauſe ſtanden die angeſehenſten Mannen im Schatten des Brauhauſes. Natürlich war Luzian und ſeine That der Mittelpunkt des Geſprächs. Wendel und Urban horchten ſtill hin, nur allgemeine Redensarten wurden laut, wie: das iſt ein ſchlimmer Handel u. dgl. Wurde die Sache zuſammenhängender betrachtet, ſo erſchien ſie nur als eine Sonderangelegenheit Luzians. Manche bedauerten in der That aufrichtig, daß er ſich eine ſo böſe Geſchichte auf den Hals geladen.

„Drum müſſen wir ihm helfen tragen" ſagte der Schmied Urban und hob die breiten Achſeln als wollte er ſich bereiten ein gut Theil aufzunehmen.

„Freilich" hieß es drauf „der Luzian hat ſich der Bürgerſchaft immer am meiſten angenommen."

Und nun ging es zur Hin- und Widerrede:

„Wir kriegen den Pfarrer nicht weg, das geht einmal nicht."

„Was iſt denn da zu machen? die Zeit verzetteln und aufs Oberamt für nichts und wieder nichts."

„Der Luzian bringt allfort das Dorf in Ungelegenheit, er möcht' gern den Herrn über Alle ſpielen."

„Das iſt verlogen. Sei's was man braucht, der Luzian hilft einem aus, aber wer einmal ſein Wort nicht gehalten hat, von dem will er nichts mehr. So iſt's."

„Wie kann die Geſchichte nur ausgehen?"

„Wie wir ſie 'naus führen."

„Der Pfarrer muß fort, das freie Wahlrecht muß her."

„Das kriegen wir nicht."

„Wenn nur der Pfarrer ſelber abdanken thät, da wären wir am beſten erlöſt; wir ließen ihn über das Samenfeld 'nein fahren, nur fort."

„Ja, kauf du der Katz den Schmer*) ab."

„Wir haben an dem Hagelwetter genug zu leiden, wir können keine neue Händel brauchen."

---

*) Speck.

„Es ſollen ſich jetzt auch einmal andere Gemeinden um das freie Wahlrecht annehmen; wir haben unſer' Schuldigkeit than.“

„Jetzt wenn die Sach nochmal vor Gericht kommt, da will ich nichts davon; ich hab' kein' übrige Zeit.“

„Ich auch nicht.“

„Und ich auch nicht.“

„Ich bin kein reicher Bauer, ich hab' keine Knecht', die für mich ſchaffen.“

„Vor's Oberamt geh ich auch nicht.“

„Ja, man iſt froh, wenn man nicht dran denken braucht, wo die Oberamtei ſteht.“

In dieſem Widerwillen gegen die amtlichen Scherereien und Vorzettelungen ſchien zuletzt ſogar bei den Beſten ſich die Stimmung feſtzuſetzen. Eher wären Alle für die Sache ihres Mitbürgers und im dunkeln Drang nach Freiheit und Selbſtſtändigkeit in einen blutigen Kampf auf Leben und Tod gezogen, aber oft vor Gericht zu gehen, nein, das iſt zu viel.

Für Wendel ſchien die Zeit gekommen, mit ſeinem Hauptgrunde hervorzutreten. Lächelnd rief er:

„Jetzt giebts jeden Sonntag eine ſtaatsmäßige Mezzelſuppe.“

„Wie ſo?“

„Ich verſäum' gewiß kein' Kirch' mehr. Für heut iſt der Luzian geſtochen, aber nicht hergerichtet und geſchmälzt worden, der iſt nicht mager, zu drei Finger hoch Speck. Das hat gut protzelt im eigenen Schmalz, ein paar Stückle hat man eingeſalzen und das ander' hängt man in Rauch. Der Pfarrer verſteht's, das Metzgen und das

Haushalten. Nächſten Sonntag kommſt du dran Lukas, du biſt auch ſpickfett, dir rutſcht's gut auf die Rippen. Und du laßſt mir doch auch ein rechtſchaffnes Würſtle zukommen, wenn er dich ans Meſſer kriegt? Ho! Und wenns an den Schultheiß geht, da ſchlecken Alle die Finger darnach bis an den Ellenbogen. Ich komm auch dran, aus mir macht er ein G'ſelcht's wie ſie im Bairiſchen ſagen. Den Säukübel hat uns der Hochwürden ſchon unter die Naſe gehoben. Jetzt werden wir nach und nach ſo Alle in die Kirche geſchlachtet wir laufen nur einſtweilen ſo ungemetzgert 'rum. Und wenn das Ochſenfleiſch ausgeht, kommen die Weiber dran. Kuhfleiſch gilt auch einen Batzen. Das ſind jetzt Zeiten wo ein Jedes mehr ſchaffen muß. Sonſt iſt der Hochwürden Hirte von ſanften Lämmlein geweſen oder gar Seelenhirt, unſer Herr Pfarrer, es iſt ein Erbarmen, der gut' Mann muß Sauhirt und Metzger und weiß noch was Alles ſein. Wenn ich heren könnt', ich thät' unſerm Pfarrer einen Sauſtall auf den Buckel heren."

Niemand lachte, der Zorn ballte die Fäuſte Aller.

„Das darf man nicht leiden."

„Der Pfarrer muß n'aus, wir wollen doch einmal ſehen, wer Meiſter wird."

„Diesmal hat er ſich die Finger verklemmt."

„Wir wollen ihn gleich fortjagen."

„Nein, wir wollen warten bis heut Abend."

„Nichts da, keine Gewaltthätigkeit."

So ſchrie wieder Alles durcheinander. Als es Ruhe gab, ſagte der Lukas von über'm Steg:

„Der Pfarrer hat ja deutlich verkündet, daß er niemand beſondern mit meint."

„Du machſt kein' Katz', wenn man dir auch die Haar' dazu giebt," erwiederte Urban „merkſt denn nicht? Das iſt ja grad der Pfiff, das hat er than, daß man ihm nicht bei können ſoll. Wir können aber Alle beſchwören, daß er den Luzian gemeint hat. Nicht wahr?"

„Ja, ja."

Durch das ganze Dorf toſte und brauſte ein allgemeiner Unmuth. Die Stimmung ſchien für Luzian und ſeine Sache günſtig, obgleich eine Spannung von außen ſie hervorgebracht.

„Jetzt gehen wir zum Luzian."

„Zum Luzian, ja," riefen Viele und ein großer Trupp bewegte ſich nach deſſen Hauſe.

Ein Kämpfer in ſeinen Gedanken allein.

Luzian weilte indeß einſam im Garten. Wie das Blut durch das Zuſtrömen der eingeathmeten Luſt neu belebt zurückfließt ins Herz, ſo auch erſtarken die Gedanken, wenn ſie ausgeſprochen wieder einkehren in die Seele.

Luzian fühlte ſich befreit, hopfenleicht, als er in den Grasgarten hinter der Scheune trat.

Wie war hier Alles ſo friedſam. Baum und Gras wußten nichts von den Kämpfen des Menſchen, das wuchs ſtill fort im brütenden Sonnenſchein. Die kleinen und großen Heuſchrecken ſprangen ſo luſtig wie ſelbſtbewegte Grasgelenke, in den Bäumen zwitſcherten und ſangen die Vögel ſo hell und die Bienen ſummten ſo emſig von Blume zu Blume. Halm und Blatt und Blüthenkelch mag den ſchweren Thieren zum Futter verbleiben, die Biene holt ſich vorab ihren ſüßen Saft. Wer weiß wie manches Blumenherz in ſich verkäme, wenn nicht die Bienenlippen es berührten. Wer weiß, was es zur Entwicklung der Blume beiträgt, daß die Biene den Honig aus ihr aufſaugt, wie manche Triebkraft dadurch gelöſt wird; und der Blüthenkelch des Menſchengemüthes, wer kann beſtimmen, welche gebundene Mächte frei aufſchießen, indem die Welt den ſtill bereiteten Honigſeim innerer Selbſtvergeſſenheit daraus entzieht.

Durch den Garten hin wandelt gackernd eine weiße Henne, ſie wirft den Kopf mit dem rothen Kamm oft hin und her, ſie geht den Weg nach ihrem heimlichen Neſte dort im Zaune bei den Brombeeren, wo die Grille ſo laut ſchrillt. Die undankbare Henne! Sie läßt ſich füttern im Hauſe und verſchleppt die Eier. Luzian verfolgte ihren Weg mit feſtem Auge, er wollte ſeine Frau mit dem Funde überraſchen und wartete nur, um den warmen Brütling von heute gleich mitzubringen.

Nun iſt Luzian doch wieder in der kleinen ſichern Welt. Er weiß es ſelbſt kaum mehr, daß er derſelbe, der heute vor wenigen Stunden einer uralten Macht ſich entgegenwarf und deſſen ganzes Weſen die höchſte Erſchütterung erfaßt und gehoben hatte. Als er ſich jetzt nach dem Bienenhauſe wandte, bemerkte er dort einen ſeltſamen Schmuck. Es iſt ein alter Glaube, daß wie nur in einer friedlichen Familie die Bienen gedeihen, man dieſe auch von Allem was im Hauſe vorgeht, benachrichtigen muß. Stirbt Jemand im Hauſe, ſo müſſen die Stöcke von ihrer Stelle gerückt werden und ſchwarzer Flor wird über die Lucke geheftet, iſt Freude, ein Hochzeitfeſt im Hauſe, hier ſehen wir die Zeichen, hochrothe Läppchen über die Lucken geſteckt.

Lächelnd dachte Luzian: „Das Bäbi hat's nicht vergeſſen wollen, den Bienen zu ſagen, daß Hochzeit im Hauſe iſt, aber die Bienen verſtehen dich nicht armer Menſch, und du verſtehſt auch nicht was unter dir iſt.

Um eine Biene, ein Schaf zu verſtehen, wie's ihnen zu Muthe iſt, und von ihnen verſtanden zu werden, wie ihnen und dir, müßteſt du dich in ſolch ein Thierlein verwandeln. Und Gott, der nur Geiſt iſt und Menſch der nicht bloß Geiſt iſt, können einander auch nicht verſtehen, wenn Jedes bleibt was es iſt. Darum iſt Gott Menſch geworden . . . Aber die Mutter Maria, die Wunder und der Teufelsglaube — "

Schwer wiegte Luzian das Haupt und hier iſt er nun wieder mitten in den Wirren des Tages. Sein Geiſt war ein langer ausgeruhter Boden. Wie ſoll er nun die ſchwellende wogende Saat gewältigen?

Müde ſetzte er ſich auf das Bänkchen vor dem Bienenhaus.

Die Bienen kennen ihren Herrn und umſchwärmen ihn ohne Beunruhigung. Nicht ſo der Schwarm von Gedanken, der umherſchwirrt.

Dieſer Immenſtock! Es iſt wie wenn die hundert und aber hundert Thierchen nur ein einzig Geſchöpf wären, ſo feſt gehören ſie zuſammen und können nicht auseinander. Je größer die Thiere werden, um ſo mehr hat ein Jedes ſeinen Willen und kann für ſich hinlaufen und machen, was es mag. Menſch, wo läufſt du hin? Du kannſt übers Meer ſchwimmen, aber Einmal mußt doch bleiben, da iſt dein Feld, das kannſt nicht mitnehmen, du haſt's nicht wie die Imme, die überall offene Blumen wie die Schwalbe, die überall Mücken und Waſſer findet, du haſt deinen Acker, du mußt ſäen und ernten... Aber der erſte Samen iſt wild von ihm ſelber gewachſen . . . Du triffſt überall Menſchen. Halt dich zum

Nachbar. Ihm iſt die Liebe ins Herz gepflanzt wie dir. Sie iſt auch einmal wild gewachſen, jetzt mußt ſie ſäen und ernten und da giebts tauſendfach mehr aus . . . . Gewiß, gewiß, die heiligen Menſchen, die die Liebe gepredigt, haben Recht gehabt. Wenn die Liebe uns nicht zuſammenhält, ſind wir ja dümmer dran als ſo ein Immenſtock, der bleibt von ſelbſt bei einander. Wozu braucht man aber das Buch? Ja heilig und wahr iſts: Gott iſt die Liebe! Das nehm' ich 'raus und das Andere verbrenn' ich; den Teufeln und Hexen drin ſchadet ja das Feuer nichts . . . Ich möcht' nur wiſſen, warum die Geiſtlichen den Menſchen die Wahrheit nicht ſagen. Was haben ſie denn davon? . . . Herr Gott! Herr Gott! Was geht an ſo einem Sonntag vor in deiner Welt... Jetzt läuten ſie drüben in Hengſtfeld und droben in Eibingen aus der Kirch. Was habt ihr denn kriegt? . . . Freilich wohl, es gibt viele Geiſtliche, die ſelber den alten Glauben für gewiß und wahr halten und treulich dran hangen, und iſt ihnen auch Manches nicht eben, meinen ſie doch das Volk kann nicht ohne das ſein. Aber die viele Tauſend Andere? O! der Herrſch- und Regierteufel, der iſt's. Mein Victor iſt ſchon ganz glücklich, wenn er ſeine Buben auf der Straße kommandiren kann . . . .“

Luzian gedachte jetzt des alten Pfarrers, der zuletzt an der Spitze der Gemeinde eine Eingabe an den Biſchof eingereicht hatte, daß eine Synode aus Laien und Geiſtlichen berufen würde zur Abſchaffung der Mißbräuche. Der gute alte Mann folgte der Aufforderung ſeines Obern, ſtellte ſich zur Verantwortung im Franziskaner-Kloſter ein und das Gerücht ging, daß er dieſer Tage reumüthig geſtorben ſei. „Wär es ihm nicht wohler geweſen als armer Tagelöhner? Was hat er zu Stande gebracht?“ Das überdachte Luzian und er ſaß auf dem Bänkchen in tiefer Trauer. Er hatte die Hände gefaltet zwiſchen die Knie gedrückt; in allen Fingern klopften Pulſe.

So trafen ihn die Männer aus dem Dorfe. Er richtete ſich auf, ſeine Lippen waren bleich und bebten.

„Luzian iſt dir was?“ fragte Wendel.

„Nein, was giebts?“

„Wir ſind da,“ begann Urban, „wir halten zu dir, der Pfarrer muß aus dem Ort.“

„Und weiter?“

„Und das freie Wahlrecht müſſen wir haben.“

„Und weiter? Nein,“ ſprach Luzian ruhig, drückte eine Weile mit der Hand die Augen zu und fuhr dann fort: „Ich bin ein Erzſchelm, ein Lügner, verdammter als ein räudiger Hund, wenn ich nicht Alles ſag'. Ich, ich will gar nichts mehr von dem Pfarrer wiſſen, von dem nicht und von keinem andern, von keinem alten und von keinem neuen, von gar keinem. Ueber die Schrift hinaus, da gehet ihr doch nicht mit?“

„Was ſagſt? wie?“

Luzian hob die Arme mit geballten Fäuſten raſch empor und ſchleuderte ſie nieder, indem er rief:

„Ich glaub' nicht an die heilig' Schrift, das Wort Gottes, wie ſie's heißen. Gott hat nie geſchrieben und geſprochen. Die Pfarrer ſind nur Bauchredner und machen wie wenn die Stimm' von oben käm'. Ja, ja“ lachte er krampfhaft „Bauchredner, ſo iſt's, ſie reden, daß ſie nur was in den Magen kriegen. Nun? wie? haltet ihr noch zu mir?“

Die Blicke Aller ſenkten ſich. Urban raffte ſich zuerſt auf, er trat auf Luzian zu, legte ſeine Hand auf deſſen Schulter und ſagte: „Luzian, mußt jetzt keine Späß’ machen, du biſt doch ſonſt nicht ſo. Wir habens jetzt mit dem Pfarrerle da, da ſitzt der Putzen.“

Raſch ſchüttelte der Angeredete die aufgelegte Hand von der Schulter und rief:

„Ich fürcht’ dich nicht Urban und noch ſo zehn wie du, wer noch einmal ſagt, daß ich Späß’ mach’, den ſchlag ich ungeſpitzt in den Boden.“

„Was haſt denn?“ fragte Wendel beſänftigend, „wenn man dir was ſagt, iſts ja grad’ wie wenn man Schmalz ins Feuer ſchüttet.“

„Laſſet mich unkeit*) mit eurem Glauben, ganz weg muß er“ ſchloß Luzian und ſtieß mit beiden Ellbogen hinter ſich als entferne er das ihm Störſame.

Stille ſchlichen die Mannen davon, nur Wendel blieb und ſagte:

„O Luzian du haſt viel verdorben, mehr als du in zehn Jahren wieder gut machſt. Wer Alles ſagt, was er weiß, dem wird das kalte Waſſer im Bach zu heiß. Jetzt nutzt dich all dein Anſehen von früher nichts mehr. Die Mannen haben ſich alle zuſammen than, wie ein Sack voll Nägel; er iſt ſchneller ausgeſchüttet als wieder zuſammengeleſen. Was haſt denn nöthig gehabt, das Alles zu ſagen?“

---

*) unbehelligt.

„Weil ichs los ſein will, Alles los ſein will. Jetzt bin ich frei. Den Anderen kann ich doch nichts helfen, es iſt mit Lug und Trug und Hinterhalt doch nichts geholfen. Wenn ich jetzt Nachts ins Bett ſteig', legt ſich ein ehrlicher Kerl.“

„Und was hilfſt du damit?“

„Jeder muß ſich ſelber helfen.“

„Nein Luzian, du hätteſt viel 'naus führen können im Dorf und in der ganzen Gegend. Wer weiß wie's nach und nach gangen wär', man muß nur abwarten. Jetzt haſt du die Flint' ins Korn geworfen mit Pulverhorn und Kugeltaſche. Was haſt denn 'nausgeführt?“

„Ich bin ehrlich und aufrichtig, ich kann mir alle Äderle aufſchneiden laſſen, es iſt nichts Verſtecktes mehr drin.“

„Ich ſag noch einmal Luzian: Man muß kein unrein Waſſer ausſchütten, bis man reines hat.“

„Das Glas muß leer ſein.“

„Ich ſeh' wohl, es battet*) nichts. B'hüt dich Gott Luizan. Ich muß nach und will ſorgen, daß die Mannen kein falſches unnöthiges Geſchrei machen. B'hüt dich Gott! Ich wünſch', daß du nie Reu haben mögeſt von wegen dem, was du than.“

Luzian ſchaute dem Weggehenden lange nach, er hatte die Arme auf der Bruſt über einander geſchlagen, er hielt nichts mehr als ſich ſelber.

Endlich riß er ſich aus allem Denken heraus, ging in den Stall, ſattelt den Braunen und ritt zum Dorfe hinaus; wohin? nur fort, fort.

---

*) batten, anſchlagen, helfen.

Wie endet der Sonntag!

Während Luzian auf ſchnaubendem Roſſe ins Weite ſtürmte, kehrte Egidi bedächtigen Schrittes ins väterliche Haus zurück. Die Scheltworte der Mutter gingen ihm wenig mehr zu Herzen, denn er gedachte des balſamreichen Spruch's: „Es iſt ſo ernſt gemeint wie ein Mutterfluch.“

Die Stimmung Egidi's hatte ſich im Hinhorchen da und dort bereits verändert, faſt das ganze Dorf iſt auf Seite des Vaters und gewiß mit Recht, es iſt ja ſonnenklar, daß der Pfarrer ihn beſchimpfen wollte. Egidi, der an Autoritäten hing, ließ die allgemeine Meinung des Dorfes als ſolche auf ſich wirken, ja er ſchien ſchon faſt geneigt, die Kraftäußerung des Vaters ſich zum Stolze anzurechnen. Zwar ſtieß ihn noch ein Etwas von der Theilhaftigkeit des Ruhmes zurück, aber es geht damit leicht wie mit dem Gelde, der Ueberkommende fragt nicht leicht, wie es erworben worden. Egidi war ein Erbe in jeder Beziehung. Er trat oft nur ſcharf und beſtimmt auf, um ſeine Unſelbſtändigkeit vor ſich und Anderen zu verdecken, er wollte ein Mann ſein und ſich namentlich ſeinem Vater gegenüber als ſolcher hinſtellen, weil er deſſen Uebermacht zu ſchwer fühlte; er ſchloß manchen ungeſchickten Pferdehandel ab, ohne ſeinen Vater dabei zu Rathe zu ziehen, ſo gern er das auch innerlich ſich wünſchte; er wollte allein den Meiſter zeigen. In ſeinen Reden und Gedanken hielt ſich Egidi gerne an Sprichwörter u. dgl., das waren ja auch Erbſtücke von unwandelbarem Gepräge und Werthe. Luzian ließ den Sohn ganz für ſich gewähren, als er dieſe gewaltſame Ermannung wahrnahm; beſonders unterließ er bis jetzt jede Einwirkung in religiöſen Dingen, da das wohl abzuwarten war und Luzian ſelber ſtand ſich kein Recht zur Bekehrung zu, ſo lange er nicht ganz offen war.

Egidi hatte ein frommes weiches Gemüth, dazu gehörte er noch zu jenen Menſchen, die als geborene Unterthanen erſcheinen; es war ihm wohl dabei, wenn man ihm die Laſt der Selbſtregierung vorweg abnahm, ja wenn man ihn nie dazu kommen ließ. Unſichere Naturen lieben es, wenn ein Arzt bei Tiſche iſt und ihnen ſagt, daß dieſe und jene Speiſe ihrer Leibesbeſchaffenheit nicht unverträglich ja ſogar förderlich ſei, mit der innerſten Luſt der Sorgloſigkeit geben ſie ſich dann dem Genuſſe hin, und tritt einmal eine Störung ein, der Heilkünſtler hat ja Mittelchen genug, er weiß zu helfen. In religiöſen Dingen iſt es für Viele noch anmuthender, ſich auf Lebenszeit eine Diät vorſchreiben und bei außerordentlichen Fällen nachhelfen zu laſſen; die oft halsverdrehende Selbſtbeobachtung, die beſchwerliche Selbſtgeſetzgebung mit ihrem Gefolge der eigenen Verantwortlichkeit iſt dadurch beſeitigt.

Egidi ſagte ſich's nie deutlich, aber er war ganz froh und wohlgemuth, daß die Geiſtlichen für Alles vorgeſorgt hatten, daß es da beſtimmte Pflichten zu üben, beſtimmte Gebete zu ſprechen u. ſ. w. gab. Wenn er nun dennoch für das freie Wahlrecht in Bezug auf die Geiſtlichen ſtimmte, ſo lag ihm ſo wenig wie den Meiſten die Folgerung davon offen, daß die Mitwirkung auf das Innere der Lehre ſich nothwendig daran anſchließen müßte. Vorerſt dachte er wie die Anderen nur an die freie Wahl der Perſon, warum ſollte der Geiſtliche nicht ebenſo aus freier Wahl hervorgehen wie der Schultheiß?

Noch auf dem Wege nach dem elterlichen Hauſe hatte Egidi allerlei Bedenkliches über den Vater rumoren gehört, aber er glaubte nicht daran, es war nur Unverſtand und Böswilligkeit, die ſo Gottloſes ausſprengen konnten. Still ſetzte er ſich zur Mutter auf die Laube.

„Der Gaul der zieht, auf den ſchlägt man; ſo gehts auch beim Vater,“ ſagte er endlich.

„Warum? was haſt wieder?“

„Nichts Schlimmes. Der Vater muß halt am meiſten ziehen von den Gemeindeangelegenheiten, die Andern die lottern mit all ihrem Reden doch nur ſo neben her und ziehen keinen Strang an. Der Vater hätt' ſollen ſtudirt haben, das wär ſein Platz, ihm käm keiner gleich.“

Die Mutter nickte lächelnd, ſie ſah in den verſöhnlichen Worten Egidi's nur die Folgen ihrer ſcharfen Zurechtweiſung und freute ſich dieſer Bekehrung. Schnell vergaß ſie Alles was vorgegangen war, ihr Mutterherz hatte es ja nie geglaubt, daß der Sohn mißtreu gegen den Vater werde. Sie ließ ſich gerne von Egidi erzählen, wie Alles im Dorfe vom Lobe Luzians überſtröme und ſie ſagte einmal ganz ſelig:

„O redet nur, es kennt ihn doch keiner ſo wie ich. Wenn man jetzt bald dreißig Jahr mit einander hauſt, da iſt man wie Ein Menſch; ich, ich kann ihn nicht loben, es wär' mir wie Eigenlob.“

Es war ihr ſo wohl zu Muth, daß ſie nach einer Weile begann:

„Und jetzt ſpür' ichs erſt, daß ich zu Mittag keinen Biſſen über's Herz bracht hab. Wart' ein Bisle, ich lang' einen Moſt rauf, wir wollen ein bisle veſpern. Du ißt doch auch gern ein Mükele kalten Speck? Ja ich bring.“

Die Ahne war auch hergekommen, ſie jammerte, daß Luzian auf und davon ſei ohne Jemanden was geſagt zu haben, man wiſſe jetzt gar nicht, wohin man ihm in Gedanken nachgehen ſollte.

„Es iſt auch nicht gut,“ ſagte ſie „wenn man außer dem Hauſe mit ſich ins Reine kommen will; was man daheim nicht findet iſt draußen verloren. Aber mein Luzian iſt brav, daß iſt das Beſte.“

Egidi wollte die Rückkunft des Vaters abwarten, es wurde indeß Nacht, Frau und Kinder harrten ſeiner, er ging heim zur Mühle. Als er vor dem Dorfe war, läutete die Betglocke, er zog die Mütze ab und wandelte betend durch das Feld.

Unterdeſſen hatte Bäbi den Paule aufgeſucht. Sie war keineswegs frei von mädchenhafter Selbſtherrlichkeit, die in jedem Falle unbewegt zuwartet, aber ſie wußte und wollte heute nichts davon. Sie fand Paule im Stall und bat ihn flehentlich, den Fuchſen zu ſatteln und dem Vater nachzureiten. „Du biſt ihm lieber als der Egidi“ ſagte ſie und ſprach damit deutlich genug aus, wie er ſo unzertrennlich zum Hauſe gehörte. Eine trübe Ahnung hatte ſich ihrer bemächtigt in ihrer Fürſorge um den Vater, ſie war daher froh als Paule ſagte, der Vater werde nach der Stadt geritten ſein um den Pfarrer dort bei Gericht anzuzeigen. Nun hatte ſie doch einen Halt in ihrer unſteten Angſt.

„Ihr Männer ſeid doch immer geſcheiter“ ſagte ſie. Das begütigende Wort that keine Wirkung.

Paule blieb mürriſch und Bäbi war zu bräutlichem Koſen nicht aufgelegt. Sie war Paule gegenüber ſeltſam befangen, ſie lobte ihn nur, weil ſie in Gedanken ſtolz und überhebend ſich dünkte, ihr wars als ſei ſie mit hundert Lebenserfahrungen und Veränderungen von einer großen Reiſe zurückgekehrt und müßte ſich erſt an die bekannten Menſchen und ihr Gebaren wieder gewöhnen. Darum war das Zuſammenſein heute ein fremdenhaftes und der Abſchied froſtig. Paule wollte, daß ſie ihn wie ſonſt immer ein Stück Weges heim geleite, Bäbi aber wollte heute das Haus nicht verlaſſen, nicht unter fremde Menſchen gehen, ſie fürchtete den alleinigen Rückweg und das Geſchwätz der Begegnenden.

„Du könnteſt wohl auch unter der Woche kommen,“ rief Bäbi dem Weggehenden nach.

„Wenns ſein kann,“ erwiederte Paule und trollte ſich grollend fort.

In ſcharfem Trab war Luzian von Hauſe weggeritten, er wußte ſelbſt kaum wohin, erſt auf dem Wege faßte er die Stadt als Ziel ins Auge, er wollte ſogleich zum Oberamtmann. Unweit der Stadt überholte er eine Kutſche, darin der Pfarrer ſaß. Luzian hielt an, ſtellte außerhalb der Stadt in der Krone ein und kehrte ohne Jemanden geſprochen zu haben wieder nach Hauſe.

Schlafenszeit war ſchon lange da, aber auch die Ahne blieb auf, um ihren Luzian zu erwarten. Endlich kam er, der Gaul ging im Schritt und kaum hörbar, als ob er Socken an den Hufen hätte und kein Eiſen. In der That hatte er auch eines verloren aber Luzian trug es in der Taſche, denn trotz alles Sinnens und Denkens hatte ſein ſcharfes Ohr bald gemerkt, daß der Gleichlaut des Schrittes unterbrochen war, er kehrte daher nochmals um und ſein ſpähendes Auge fand in dunkler Nacht das verlorne Hufeiſen.

Luzian übergab das Pferd mit der Weiſung, daß es morgen beſchlagen werden müſſe, dem Oberknecht. Als Luzian eben dem Hauſe zuſchritt, hörte er wie der Oberknecht ſeinen Untergebenen ſagte:

„Das iſt einmal kein Sonntag geweſen."

„Wo kein Glaube iſt, iſt auch kein Sonntag," lautete die Antwort. Luzian wollte eben umkehren, um den beiden beſſeren Anſichten beizubringen, da rief die Frau von der Laube:

„Biſt du da? komm."

„Man muß nicht nach allen Mücken ſchlagen," dachte Luzian und ging die Treppe hinan.

Mit unſäglicher Freude wurde er bewillkommt, jedem war er wie neu gewonnen, ein Jedes wollte ihm etwas abnehmen, ihm zur Erleichterung und zur Gewißheit, daß er da ſei. Bäbi brachte die Pantoffeln, kniete nieder und wollte dem Vater die ſchweren Stiefeln ausziehen, Luzian wehrte es ab, indem er ſagte:

„Seit wann brauch ich denn einen Bedienten?"

Luzian drängte, daß Alles bald zur Ruhe käme, er ſelber aber lag noch lange unter dem offenen Fenſter und ſchaute hinein in den funkelnden Sternenhimmel; er hatte keinen feſten Gedanken, ihm wars ſo leicht und flügge als ſchwebte er mit den Sternen dort im unendlichen Raume. Unwillkürlich faltete er die Hände und betete das einzige herrliche Gebet, das ihm geblieben war: Vater unſer, der du biſt im Himmel — aber ſchon hielt er inne. „Was im Himmel!" ſprach er, „das iſt ein Wort, im Himmel, Gott iſt überall" . . . er hörte auf zu beten und doch konnte er die Hände nicht auseinander falten. Wo die eigene Kraft dich verläßt und zur Neige iſt, wo du nicht mehr faſſen, wirken und ſchaffen kannſt, da fügen ſich die Hände ſtill in einander und dieſes Sinnbild ſpricht: Ich kann nicht mehr, waltet ihr, ihr ewigen Mächte! So verharrte Luzian unbewegt, Nichts regte ſich in ihm, Alles lautlos wie draußen in der ſtillen Nacht und jetzt ſtieg das Wort des Knechtes zu ihm herauf: „Wo kein Glaube iſt, iſt kein Sonntag." Nein, nein, feiern wir denn darum den Sonntag, weil Gott in ſechs Tagen die Welt geſchaffen und am ſiebenten geruht? braucht denn Gott Tage zum Schaffen und Tage zum Ruhen? Die Menſchen ſetzten ſich einen Tag, an dem ſie der Arbeit ledig ſein wollen. Wird aber dieſer inne gehalten werden ohne Religion? Er muß. Und was ſollen wir an ihm beginnen? Uns freuen und zu aller gegenſeitiger Hülfe beſtärken.

Es ſchlug zwölf: Fahr hin alter Sonntag, es kommt ein neuer! O Schlaf! Du ſchirreſt aus die ſtraffen Bande der ſchaumſchnaubenden, ſtaubſtampfenden Gedanken, du läſſeſt ſie flugbeſchwingt hinſegeln hoch in ſanft kühlende Wolken, du führeſt ſie zu unſichtbaren Quellen und tränkeſt die Seele mit neuer Kraft und badeſt ſie in ſüßem Vergeſſen. Wer könnte ſie tragen die unaufhörliche Laſt des Gedankens, erſchienſt du nicht einziger Erlöſer!

Und in mondbeglänzter geiſtdurchwehter Nacht ſprießt der Thau am Blüthenkelch, ſprudelt die Quelle im Felſengrund, den Leib zu heilen zu reinen, biſt du der ſtrahlende Bruder des Schlafes, du allbelebendes, reinendes Waſſer?

Ein Sühnenverſuch und ein neuer Zerfall.

Am Morgen hatte Luzian die zufällige Entdeckung von geſtern nicht vergeſſen, er machte ſeine Frau ganz glücklich, indem er ihr die fünfzehn Eier aus dem verborgenen Neſte brachte. Die undankbare weiße Henne wurde darauf von Bäbi im Hofe müde gejagt, ſie flog manchmal über den Kopf der Verfolgenden weg, ſank aber doch endlich ermattet nieder, wurde gefangen und blieb fortan eingeſperrt.

Luzian führte den Braunen zum Schmied Urban und ließ ihm dort das Eiſen wieder aufſchlagen. Er hielt die Hufe empor, faſt die ganze Laſt des Thieres lag auf ihm, da kam der Schütz und ſagte:

„Luzian, du ſollſt aufs Rathhaus kommen, vor den Kirchenkonvent.“

„Ich muß mir vorher ein Eiſen aufſchlagen laſſen, daß der Schinder auch was 'runter reißen kann, wenn er mich auf den Anger kriegt. Sag nur ich komm' gleich.“

„Luzian, es iſt kein gut Zeichen, wenn man ſo wilde Späß' macht. Es wär' bös, wenn das die ganze Kunſt vom Unglauben wär',“ ſo ſagte der Schmied Urban. Der Angeredete ſchien betroffen und erſt nach geraumer Weile erwiederte er lächelnd:

„Wer ſich mauſig macht, den frißt die Katz. Nicht wahr?"

Luzian hatte des Kämpfens eigentlich ſchon übergenug, zumal da er das nächſte faßbare Ziel ſich ſelber entrückt hatte. Es war doch nur ein einziger Tag, ſeitdem er in offenem Kriege oder beſſer im Zweikampfe ſtand, aber es dünkte ihn ſchon eine unermeßlich lange Zeit, ſo viel hatte er durchgemacht.

Wenn nicht eine Schaar von Genoſſen den Kämpfer umgiebt und in ihrer eigenen Entflammung die Kampfesluſt immer neu vor Augen führt und im Urheber anfacht, wenn nicht ſichtbar von Außen der Brand, den man geworfen, in Flammen fortlodert, ſo glaubt der Einzelne leicht, er könne Alles ändern, noch ſei es in ſeine Hand gegeben, es iſt vorbei, wenn er ſich ſelbſt zurückzieht; er vergißt im Gefühl des Rechts und der Großmuth, daß er den Feind zur Gegenwehr gereizt, die ſich nicht mehr halten läßt.

In allerlei Geſtalt tritt die Verſuchung auf. Sie ſagt oft kaum nachdem der erſte Streich gefallen: laß ab du haſt genug gethan, du haſt deiner Ueberzeugung willfahrt, du dringſt doch nicht durch.

So war Luzian in ſeltſam friedfertiger Stimmung nach dem Rathhauſe gegangen, er machte ſich keine Vorſtellung davon, wie denn wieder Alles ins alte Geleiſe kommen könne, genug, er war in ſich beruhigt. In der kleinen Rathſtube nickte er den Verſammelten, worunter auch der Pfarrer, unbefangen zu und ſein „Guten Tag beinander" tönte ſo feſt und hell, daß man nicht wußte, was darin lag.

Der Pfarrer winkte dem Schultheiß deutlich mit der Hand, er ſolle reden, und dieſer begann:

„Der Herr Pfarrer hat heute wieder Meſſ' in der Kirch' geleſen, von Entweihung iſt demnach kein' Red' mehr. Jetzt Luzian, ſei nicht vonderhändig, der Herr Pfarrer will's chriſtlich mit dir machen. ‚Thu's wegen dem Ort wenn du's nicht wegen deinem Seelenheil thuſt. Denk nur, wie wir wieder im ganzen Land verbrüllt werden, wenn die Sach' auskommt. Der Herr Pfarrer will's jetzt im Stillen abmachen. Du haſt ja ſonſt immer ſo auf das ganze Ort und auf unſer Anſehen gehalten — “

„Ja wie? was ſoll ich denn machen? Was will man denn von mir?“

„Du wirſt ſchon merken. Nicht wahr Herr Pfarrer, es wird glimpflich ſein? du ſollſt dir halt eine Kirchenbuß' auflegen laſſen.“

„Spei aus und red anders.“

„Luzian, man weiß ja gar nicht mehr, was man dir ſagen ſoll; bigott, du biſt ein Fetzenkerl und man ſollt' ja mit dir umgehen wie mit einem ſchalloſen Ei, beim Blitz und du biſt doch ſonſt ein ausgetragenes Kind.“

„Genug, genug. Sag deinem Herr Pfarrer, er ſoll vor Gott verantworten, was er predigt und lehrt, und ich will auch verantworten, was ich than hab und noch thu'. Ich brauch deinen Herr Pfarrer mit ſeiner Buß' nicht zum Schmuſer*) zwiſchen unſerem Herrgott und mir, wir finden ſchon allein einander und werden handelseins. So iſt's aus und amen."

---

*) Unterhändler, ein von den Juden entlehnter Ausdruck.

„Sie ſehen meine Herrn" begann der Pfarrer mit ruhiger faſt bittender Stimme, „Sie ſehen, ich habe keinen Verſuch zur Ausſöhnung unterlaſſen, ich bitte das gehörig der Gemeinde zu verkünden, wenn die Sache nun wider meinen Willen den gerichtlichen Lauf geht."

„Gut, beſſer als gut," erwiederte Luzian. „Es iſt kein Strick ſo lang, man findet ſein End'. Ich will nichts mehr reden, es wird jetzt Alles in eine andere Schüſſel einbrockt. B'hüt's Gott."

In feſtem ſiegesfrohen Kraftgefühle verließ Luzian das Rathshaus, jetzt ging der Tanz erſt von Neuem an, er freute ſich deſſen. So wogte es hin und her im Gemüthe, bis der Kampf ein faßlich perſönlicher wurde.

Es klingt erhaben und rein, einen Kampf bloß um der Idee wie mans nennt, des Prinzipes willen zu beginnen und auszufechten, ſich ſelbſt und den Gegner dabei aus dem Spiele zu laſſen; aber erſt dann gedeiht die lebendige Entſcheidung, wenn du aus allgemeiner Ueberzeugung oder durch eine wirkliche Thatſache dich perſönlich angegriffen fühlſt durch den herrſchenden gegneriſchen Gedanken.

Luzian war jetzt erſt recht aufgelegt zum unnachgiebigen Kampfe, er fühlte ſich durch die Zumuthung der Buße gekränkt und angegriffen. Wir dürfen hoffen, daß er das Allgemeine darin nicht verkennt, aber jetzt erſt ging's Mann gegen Mann.

Wie emſig arbeitete er im Felde. Dort hatte er mit Händen etwas zu faſſen. Leicht als wäre das ein Kinderſpiel ſchwang er die Garben auf den Wagen, band er den Wiesbaum feſt. Keiner der Knechte wagte Einhalt zu thun und zu bemerken, daß wol überladen ſei. Beim Abfahren erwies ſich's nun doch, daß etwas hoch geladen war, Luzian ließ daher den Oberknecht auf den Sattelgaul ſitzen, er ſelber ſtemmte ſich ſammt dem zweiten Knechte mit der Gabel gegen die aufgethürmten Garben, bei mancher Biegung hatte er ſich ſcharf anzuſtrengen, damit er nicht von der reich geladenen Frucht überſtürzt würde. An einem abſchüſſigen Hügel machte das Schimmelfüllen, das los und ledig neben her ſprang, faſt die ganze Fuhre über den Haufen fallen; es ſprang unverſehens den Pferden vor die Füße, dieſe ſcheuten, ſchnell beſonnen fuhr der Knecht in einen Steinhaufen am Wege, der Wagen ſtand ſtill, wenn auch ſchwankend und überhängend. Ohne Unfall, wenn auch mit heißer Noth gelangte man endlich nach Hauſe.

Als Luzian eben die Stubenthür öffnete, hörte er noch wie ſeine Frau dem Victor einſchärfte: „du darfſt dem Aehni nichts davon ſagen“, ſie wuſch dem Knaben dabei eine große Stirnwunde aus, Schiefertafel und Lineal lagen zerbrochen neben dem heftig Schluchzenden.

„Was? was nicht ſagen?“ frug Luzian, „Victor, die Ahne hat's nicht ernſt gemeint. Du weißt, du kriegſt kein Schläpple von mir, wenn du die Wahrheit berichteſt; frei heraus: was iſt geſchehen?“

„Ja ... ich ſag's, ich ſag's.“ Und nun erzählte Victor immer von Schluchzen unterbrochen: „der Herr Pfarrer hat halt die Religionsſtund heut ſelber geben und da hat er viel davon geſagt, daß der Teufel die Gottloſen holt und daß er ſie Nachts im Bett mit Gedanken verkratzt wie tauſend und tauſend Katzen und da haben ſie in der Schul Alle nach mir umgeſchaut und des Hanneſen Chriſtoph, der neben mir ſitzt, hat nur ſo piſpert: daß iſt dein Aehni! Und da hab ich geheult und da hat der Pfarrer geſagt, ich ſoll ſtill ſein, es geſchieht Niemand nichts, der fromm iſt und zu den Heiligen betet. Nun müſſet ihr noch wiſſen, daß in einer früheren Stunde einmal die Bank knackt hat und da hat der Pfarrer geſagt das wär der Teufel, der die Bank knackſen macht, damit wir nicht aufpaſſen auf die guten Lehren, der Teufel treibe allerlei Poſſen, damit man an andere Sachen denkt. Jetzt wie der Pfarrer jetzt grade red't, macht des Wendels Maurizle, der vor mir ſitzt die Bank knackſen und ſagt ſo leislich: der Teufel iſt wieder im Spiel. Der Pfarrer hat aber nichts davon gemerkt und hat uns befohlen, jeden Abend beim Einſchlafen und jeden Morgen beim Aufwachen im Gebet für die armen Sünder zu beten und des Wendels Maurizle hat in der Bank vor mir geſagt: Ich kann für keinen Andern beten, das muß er ſelber thun. Wenn ich für einen Andern bet', kann ich auch für ihn eſſen. Jetzt hat der Erſte das Gebet an die Tafel ſchreiben müſſen, wie's ihm der Pfarrer vorgeſagt hat und wir haben's Alle abgeſchrieben, da ſtehts auch auf meiner Tafel, es iſt aber faſt ganz ausgelöſcht."

Victor hob die Schiefertafel auf und zeigte ſie vor.

„Victor! Wie biſt denn zum Raufen kommen?" fragte Luzian.

„Jetzt wie die Schul aus iſt, da ſchrieen ſie Alle auf mich 'nein: Morgen haſt keinen Aehni mehr, den holt der Teufel und ſo. Des Wendels Maurizle hat mir aber geſagt: der Pfarrer weiß auch nicht Alles. Geſtern Nacht hab ich noch gehört, wie mein Vater zum Schmied ſagt: der Luzian iſt doch bräver als alle Pfarrer. Und jetzt ſind alle Buben auf mich 'nein und haben geſchimpft: Teufelsenkele! und da hab ich des Hanneſen Chriſtoph einen Tritt geben, er muß noch ſpüren und da ſind ſie auf mich los, aber der Maurizele iſt mir beigeſtanden und ſie haben doch auch ihr Theil kriegt, bis der Lehrer kommen iſt. Da, da hab ich noch den Stein, den mir eines an den Kopf geworfen hat; den zeig ich dem Pfarrer."

Victor zeigte das Genannte gleichfalls vor und Luzian ſagte:

„Victor, ſchmeiß den Stein weg, von heut' an, hörſt du? gehſt du nicht mehr in die Schul. Hörſt du? Und wenn dich eins fragt warum? da ſagſt du, ich habs geſagt." Am Fenſter ſtehend ſprach dann Luzian vor ſich hin: „Ich bin doch ein ſchlechter Kerle, daß ich nicht die Axt nehm' und dem Pfarrer das Hirn einſchlag'."

Kaum war dem Victor das weiße Tuch um den Kopf gebunden als er behend auf die Straße ſprang und jubelnd ſeinen Kameraden verkündete, daß er nun gar nicht mehr in die Schule gehe.

Heute hatte Luzian keinen „weltsmächtigen Hunger", obgleich ihm die Frau aus dem aufgefundenen Schatze Rühreier gemacht hatte.

Die Pferde waren im Felde, Luzian ging zu Fuße nach der Stadt.

Als er ſich dem Pfarrhauſe näherte, ſah er die Fenſter aufreißen, mehrere Geiſtliche drängten ſich in demſelben und Luzian hörte hinter ſich rufen: „der iſt's.“

Luzian geht ſo langſam, daß wir wohl einen Seitenſprung hier in das Pfarrhaus machen können. Wir wollen uns nur ſo lange aufhalten als man einem Vogel am Wege zuhört.

Fünf nachbarliche Amtsbrüder hatten ihren ſtreitenden Genoſſen heimgeſucht, ſie hatten ſichs wohl munden laſſen, das bezeugte die Zahl der Flaſchen auf dem Tiſche, die die Zahl der Köpfe überſtieg; der jüngſte Amtsbruder, der die Würde am wenigſten zu achten ſchien, war in Hemdärmeln, möglichſt aufgeknöpft waren alle. Eine alte Magd brachte den Kaffee, der Ortspfarrer zündete ein Licht und reichte Zigarren.

Wer je in einer Geſellſchaft abſchließlicher Lieutenants war, wie ſie etwa in der Wachtſtube unter ſich über einen kecken Zivilliſten losziehen, der da und dort ihre Standesehre und allſeitig nothwendige Uebermacht in Wort und That zu erſchüttern wagte — wir ſind hier bei anders Uniformirten in gleicher Geſellſchaft.

„Fridolin“ ſagte der jüngſte Hemdärmelige zum Ortspfarrer, indem er ſich über den Tiſch bog und mit der Zigarre Licht einſaugte „Fridolin, ſei froh, daß du einen ſolchen Häretiker oder Apoſtaten unter der Gemeinde haſt. Du kannſt Kirchengeſchichte an ihm ſtudiren.“

„Laß ihn laufen“ rief ein Anderer, wie der Baron Felſeneck einen emballirten Hammel bei ſeiner Heerde laufen hat, damit er weiß, welche Schafe bocken wollen.“

Man lachte über dieſen Vergleich bis ein Gefährte mit hochblonden rothen Löckchen begann:

„Ich bleib dabei Fridolin, du verfehlſt es beſonders weil du ein Ariſtokrat biſt, politiſch unfrei. Abgeſehen von der Zeit- und Vernunftwidrigkeit deiner politiſchen Anſicht, reizeſt du dadurch unnöthig gegen die Kirche. Schon aus Politik müßteſt du dich auf Seite der Freiheit ſtellen. Schau nur auf Belgien hin, auf Frankreich, und ſelbſt der heilige Vater iſt uns hier ein Vorbild. Der Zug der Zeit geht auf politiſche Freiheit.“

„Eine renovirte ſchwarz-roth-goldene Rede“ unterbrach ihn ein vierſchrötiger Mann mit fettem Doppelkinne, der ſehr nach Kampher roch „Roſſenkopf, man merkt dir ſtets an, daß du bei der Tübinger Burſchenſchaft affiliirt warſt. Ich halte nun einmal dieſes Hatſchelen der politiſchen Freiheit qua talis für eine Verbindung die uns traurige Früchtlein bringen kann. Man muß weiter ſehen. Selbſt das weltliche Regieren muß als Prieſterthum feſtgehalten werden. Nicht umſonſt iſt's, daß im heiligen römiſchen Reich der Kaiſer geſalbt wurde. Die Obrigkeit iſt von Gott eingeſetzt. Gibt man dem Volke zu, daß der Regent nicht mehr von Gottes Gnaden iſt, ſo muß man folgerecht auch den Schritt weiter; auch der Prieſter iſt dann nicht mehr von Gottes Gnaden, iſt Gleicher unter Gleichen. Das selfgovernement hat dann eben ſo viel Recht in kirchlichen und religiöſen wie in politiſchen Dingen. Das Volk, das ſich ſelber Geſetze giebt und ſeine Herrſcher einſetzt, bildet ſich dann auch ſeine Religion und ſeinen Gott. Die franzöſiſche Revolution war konſequent, wenn ſie Gott zu- und abdekretirte."

„Als vereinigter preußiſcher Landſtand wäreſt du ſehr am Platze" entgegnete der Ortspfarrer, deſſen Namen Fridolin Schwander uns nun auch bekannt iſt.

„Das Köſtlichſte von Allem" ſagte der Hemdärmlige wieder „iſt was die Zeitungen bringen, daß der König von Preußen alle bisher von den Deutſchkatholiken geſchloſſenen Ehen für null und nichtig, für Concubinate erklärt. Jetzt ſind dieſe Sektirer von innen heraus geſprengt. Ich ſeh's, wie Mann und Frau von einander laufen wie's ihnen beliebt. Dadurch iſt nun die ſittliche Abfaulung eingeätzt und dieſe Religions-Zigeuner von innen heraus getödtet."

„Und ich muß bekennen" rief der Rollenkopf und ſchlug dabei auf den Tiſch „daß dies ein potenzirtes hundertfach empörendes Seitenſtück zum Koburger Gelde iſt, es iſt ganz ähnlich, eine Herabſetzung und Entwerthung deſſen, was man ſelbſt geprägt und anerkannt hat. Ein unauslöſchliches Brandmal wird die Geſchichte den Urhebern —"

„Hoho! du machſt dir's bequem, der hältſt das Sakrament der Ehe nur für ein ſtaatliches Gepräge wie bei der Münze," ſchaltete der Hemdärmelige ein und brach ſeine Zigarre mitten entzwei, weil ſie keinen rechten Zug hatte. Rollenkopf ſetzt die weitere Verhandlung in leiſem Zwiegeſpräch fort. Während deſſen zog der Kamphermann ein gedrucktes Blatt aus der Bruſttaſche und ſagte zu unſerem Ortspfarrer:

„Hier in den Mainzer Sonntagsblättern iſt eine Rezenſion über deine Schrift: Die Trennung von Kirche und Staat. Du biſt über das Bohnenlied hinaus gelobt.“

„Ich werde gegen dich ſchreiben. Es iſt eine verkehrte Welt jetzt. Man verlangt Fürſorge des Staats für die materielle Arbeit und die geiſtige ſoll ganz ohne Oberaufſicht ſein? Unſere Zeit ſchwankt zwiſchen Omnipotenz und Impotenz des Staats“, ſo ſprach Rollenkopf über die Achſel gewendet.

Unſer Ortspfarrer ſchaute nur lächelnd, ohne zu antworten von dem Blatte auf, deſſen Inhalt ihm wohl zu thun ſchien. Jeder Kreis und jede Meinungsſchattirung hat ſeine öffentliche Krönung.

Ein kluges Wort kam jetzt aus einem Munde, der bisher noch nicht geſprochen.

„Hats ein gutes Bier im Rößle?“ fragte einer der Jüngern.

Der Ortspfarrer bejahte und man brach auf zu Kegelſpiel und Bier.

Suchen wir vorher die Thür zu erreichen, mit etwas raſchem Schritte holen wir Luzian ein, wir treffen ihn noch auf der Straße im Neuenſteiger Walde. Der Fußſteig über den Berg iſt näher, aber Luzian liebt das Bergſteigen, zumal in der Mittagshitze nicht, auch begegnen ihm auf der Straße mehr Menſchen. Er hat ſeinen Rock über die Schulter gehenkt und ſchreitet leicht und feſt dahin, iſt ihm aber doch ſchwer und ſchwankend zu Muthe, denn in ihm ſprichts: „Was haſt du gethan? Hätteſt du's nicht können bleiben laſſen? Haſt dir und all den Deinigen den Frieden verſcheucht und für was?

Schau, da ziehen die Menſchen hin, der ſchafft ſein Holz aus dem Wald an die Straße, der führt am Horn ſeine rindernde Kuh zum Sprunge, der holt Bretter aus der Sägemühle und der führt ſein Korn heim. Ich möcht' hinrennen und ſie rufen: Kommt mit, Alle mit, ich geh für euch; ficht's den euch gar nichts an? Wacht auf, faßt ein Herz und ſeid frei! Wenn ich nur auf einen einzigen Tag Allen die Augen aufmachen könnte. Freilich der Wendel hat Recht, ich hab das Beil zu weit 'naus geworfen. Ich hab nicht anders können. So iſts."

Wie man berichtet ſo wird gerichtet, ſagt ein inhaltreiches Sprüchwort, darum wollte Luzian heute kein Hinderniß anerkennen, er mußte nach der Stadt, um ſelber ſeine Sache vorzubringen.

In der Oberamtei mußte er lange warten ehe er den Amtmann ſprechen konnte. Er wurde freundlich begrüßt und gebeten übermorgen wieder zu kommen.

„Ich hab' wollen" — ſagte Luzian.

„Ich weiß ſchon Alles, der Steinmetz Wendel war heute in aller Frühe da und hat mir den ganzen Hergang erzählt; kommen Sie von übermorgen an wann Sie wollen, auch außer den Amtsſtunden."

„Nur noch ein Wort" ſagte Luzian „Iſt mein Sach' kriminaliſch?"

„Keineswegs. Sie brauchen auch keinen Advokaten, es iſt reine Polizeiſache. Entſchuldigen Sie —" und fort wiſchte der Oberamtmann wieder.

„Es ſoll aber kriminaliſch ſein," ſagte Luzian vor ſich hin als der Amtmann ſchon längſt verſchwunden war. Dann verließ er ſchwer den Kopf ſchüttelnd die Oberamtei.

Wir werden wol ſpäter erfahren, was Luzian mit ſeinem abſonderlichen Gelüſte wollte; jetzt war es ihm nur überläſtig, daß er wieder Tage warten und ſtille herumlaufen ſollte, ohne daß etwas geſchah. Auf dem Heimwege ſchlug er oft mit dem Arme um ſich, aber wo wars? was ſollte er faſſen?

Auf das theilnehmende Herz und den hellen Geiſt des Oberamtmanns hatte Luzian viel Hoffnung geſetzt. Das geſtand er ſich erſt jetzt als er ſo leer wie er gekommen war davon ging. Warum hat er auch nicht ein ermunterndes muthiges Wort geſprochen?

Ein Herz, das die Folgenſchwere eines Ereigniſſes oder einer freien That in ſich trägt, verlangt oft zu ſehr nach Handreichung, aber die Menſchen um dich her ſind Alle mit ſich und tauſend andern Dingen beſchäftigt, ſie ſehen und verſtehen deinen bittenden Blick nicht. Erwarte keine Hülfe von außen, ſei ſtark in dir.

Luzian kehrte nicht mehr die Straße heimwärts, er ging den Waldweg, dort war es ſtill und feierlich und ſeine Gedanken beteten inbrünſtig zu Gott, daß ihn die Kraft nicht verlaſſen möge, die ganze volle Wahrheit zu bekennen und ihr Alles zu opfern. Gern hätte er ein Gebet in Worten gehabt, aber es fand ſich nicht.

Tief im Waldgrunde ſang ein Burſch, der wol neben einem beladenen Holzwagen herging, ein „einſames" Lied, Luzian ſtand ſtill horchend:

O Bauerenſohn, laß die Röslein ſteh'n,
Sie ſein nicht dein;
Du trägſt noch wol von Neſſelkraut
Ein Kränzelein.

Das Neſſelkraut iſt bitter und ſau'r
Und brennet mich;
Verloren hab ich mein ſchönes Lieb
Das reuet mich.

Es reut mich ſehr und thut mir
In meinem Herzen weh
Behüt dich Gott, mein holder Schatz!
Ich ſeh dich nimmermehr.

Zwiſchen jeder Strophe knallte der Burſch mit der Peitſche, daß es weithin wiederhallte. War das nicht die Stimme Paule's, der alſo ſang? Was hatte der zu klagen? Nein, der kanns wol nicht ſein.

Im Weitergehen dachte Luzian: „Der Burſch hat das Lied auch nicht ſelber geſetzt und es erleichtert ihm doch das Herz; ſo auch hat der eine Menſch Gebete für Andere gemacht."

Die zahlloſen Gebetbücher entſtanden und waren gerechtfertigt von dem Geiſte Luzians.

Still und gedankenvoll ſchritt er dahin, es begegnete ihm Niemand.

Das Gewitter vom vorletzten Sonntag hatte ſich hieher verzogen und auch hier noch arg gehauſt, da war ein Baum ganz entwurzelt, dort war ein anderer mitten geſpalten wie zerfleiſcht und dort hingen abgeknackte Aeſte, ſelbſt die jungen Schäleichen waren in zahlloſer Menge zu Boden gebeugt, der Fußſteig war oft unwegſam. Hinter Neuenſteig umging Luzian eine gewaltige Eiche, die quer über dem Weg lag, er gerieth dadurch in einen Sumpf; wo Erlen ſtanden und rettete ſich nur mit ſchwerer Mühe daraus.

Kaum war Luzian wieder hundert Schritte auf trockenem Wege, da begegnete ihm ein Mann, es war der uns bekannte Rollenkopf genannte Pfarrer. Man begrüßte ſich beiderſeits mit einem „guten Tag" und ging einander vorüber. Luzian ſtand bald ſtill. Sollte er den Pfarrer nicht vor dem Sumpf warnen? Der Pfarrer überlegte gleichfalls bei ſich, ob er nicht den Häretiker, den er wohl wieder erkannt hatte, anſprechen und ihm vielleicht ein gutes Wort beibringen ſollte. Plötzlich rief Luzian: „Heda!" Der Ruf tönte wieder wie ein Echo und doch war's nicht, denn der Pfarrer hatte im ſelben Augenblicke den gleichen Ruf gethan.

„Seid ihr nicht der Luzian Hillebrand von Weißenbach?" rief der Pfarrer aus dem Thale herauf von den Bäumen verborgen.

„Ja freilich, aber ich hab euch doch was zu ſagen. Dort unten, wo die Eiche liegt, müſſet ihr rechts ab, ſonſt kommet ihr bei den Erlen in den Sumpf."

„Wartet ich komm'" tönte es wieder und Luzian ging dem Rufenden entgegen, weil er ſich nicht verſtanden glaubte, er wollte es genauer bezeichnen oder ſelber mit zurückkehren. Der Pfarrer hatte ihn aber verſtanden und begann nun mit ihm über den Kirchenſtreit zu ſprechen. Anfangs war Luzian mißtrauiſch, ſelbſt die freien Worte Rollenkopfs ſah er nur wie einen Spionenkniff an, aber was lag ihm an allem Auskundſchaften! Er hörte darum mit einer gewiſſen Ueberlegenheit zu. „Du haſt Vieles zu verhehlen, ich nicht", dachte er. Als aber Rollenkopf ſchloß: „Wie geſagt, es regt ſich ein freier Sinn in der Kirche, der ſiegen muß. Darum müſſen aber auch die freien Männer innerhalb der Kirche bleiben, ſich nicht davon trennen. Wenn die Freien ausſcheiden, was bleibt uns? Die träge verſtandloſe Maſſe, der ewige faule Knecht."

„Soll das auf mich geſagt ſein?"

„Gewiß. Ihr müßt in der Kirche bleiben und helfen ſie rein und frei zu machen."

„Ich glaub aber nicht an Gottes Wort und brauch kein' Kirch'."

„Aber eure Brüder bedürfen ihrer und ihr ſeid verpflichtet ſie nicht zu verlaſſen."

„Ich hab kein Amt und kein' Anſtellung in der Kirch'."

„Eure Menſchenpflicht iſt euer Amt und euer Gewiſſen eure Anſtellung."

„Alles ſchön und gut, aber ich müßt' lügen und heucheln und das kann einmal kein Menſch mehr von mir verlangen."

Der Pfarrer ſuchte noch Späne abzuhauen aber den eigentlichen Kloß konnte er nicht bewältigen. Man ſchied mit freundlicher Handreichung und auf dem ſtillen Heimwege dachte Luzian: „Der iſt grad' wie der Amtmann, dem wärs auch lieber heut als morgen, wenn man die ganze Verfaſſung mitſammt dem König über den Haufen ſchmeißen thät, und doch bleibt er im Amt. Ich thät ja lieber ſchaffen was es wär', daß mir das Blut unter den Nägeln 'rauslauft, halb ſatt zu freſſen wär' beſſer als ſo ein Amt, das man eigentlich nicht haben darf."

Stolz und groß erhob ſich Luzian in dieſem ſeinem Selbſtgefühle.

Ein Kind bleibt und ein Kind geht.

Als Luzian nach Hauſe kam, trat ihm Bäbi entgegen mit den Worten:

„Vater, ihr ſollt gleich ins Rößle kommen, es iſt ſchon zweimal ein Bot' da geweſen, es ſei Jemand da, der nöthig mit euch zu reden hat.“

„Wer denn?“

„Des Rößle's-Wirth's Bub' weiß es nicht oder will es nicht ſagen.“

Luzian ging nach dem Wirthshauſe. Er traf hier den Vater Paule's von Althengſtfeld, der hinter dem Tiſche ſaß, ihm zuwinkte ohne aufzuſtehen und die Hand zu reichen.

„So? biſt du auch hier?“ fragte Luzian, „haſt du mich rufen laſſen?“

„Ja. Rößleswirth! Iſt Niemand in deiner hintern Stube? Ich hab' da mit dem Luzian ein paar Worte zu reden. Können wir 'nein?“

„Ja.“

„Was haſt denn? Kannſt's nicht da ausmachen? Oder komm mit mir heim“ ſagte Luzian.

„Nein,“ entgegnete Medard „es iſt gleich geſchehen.“

Die beiden Schwäher gingen nach der Hinterſtube, alle Anweſenden ſchauten ihnen nach.

„Was giebts denn ſo Heimliches?“ fragte Luzian.

„Gar nichts Heimliches. Du weißt ich bin frei 'raus, drum Luzian, guck, du biſt jetzt im Kirchenbann und vielleicht noch mehr, du kommſt mit denen Sachen nicht ſo bald 'raus, wie mir unſer Pfarrer geſagt hat und die Pfarrer alle die heut da geweſen ſind. Drum wird dir's auch recht ſein, wenn man jetzt ausſpannt.“

„Ja wie? was?“

„Ha, du verſtehſt mich ſchon. Mit deinem Mädle und mit meinem Paule da laſſen wir's jetzt halt aus ſein. Wir ſind von je gut Freund geweſen Luzian, nicht wahr? Und das bleiben wir von deßwegen doch. Es iſt ja Chriſtenpflicht, daß man keinen Haſard auf einander hat und Alles in Gutem bleibt.“

„Ja, ja, freilich, ja“ ſagte Luzian die Hände reibend „und was ich hab ſagen wollen, ja, und dein Paule iſt auch mit einverſtanden, du redeſt in ſeinem Namen?“

„Ha, ich bin ja der Vater. Ich laſſ' mich nicht ausziehen, eh ich mich ins Bett leg, das Sach iſt mein und ich geb die Geißel noch nicht aus der Hand, du auch nicht. Was wahr iſt, iſt wahr, mein Paule hat dein Mädle gern gehabt, ja rechtſchaffen gern, es iſt ihm hart 'nangangen. Er hat dem Pfarrer aber beſtanden, dein Mädle ſei wie ausgewechſelt, es hab ihm kein gut Wort mehr gunnt und es hab halt auch deine Gedanken Luzian. Recht ſo, iſt ganz in der Ordnung, die Kinder müſſen zum Vater halten und mein Paule hält zu mir.“ Du haſt ja ſelber gewollt, daß wir keinen Reukauf ausbedingen und Schriftliches haben wir auch nichts gemacht, da brauchen wir auch nichts verreißen. Mein Bub hat deinem Mädle einen ſilbernen Fingerring geben, er hat zwei Gulden und fünfzehn Kreuzer koſtet, kannſt nachfragen beim Silberſchmied Hübner neben der Oberamtei. Jetzt kannſt den Fingerring wieder 'rausgeben, oder es iſt beſſer du gibſt das Geld, hernach kann ihn dein Mädle behalten, kannſt das Geld dem Rößleswirth da geben, ich bin ihm noch was ſchuldig für Kleeſamen. Das Mädle, das bringſt du ſchon noch an, brauchſt's nicht in Rauch aufhängen, und mein Bub der ſetzt den Hut auf die link' Seite und iſt der alt'. Es hat halt jetzt den Schick nimmehr zwiſchen unſeren Kindern und es wär' gegen Gott geſündigt, wenn man da wieder was anhäſteln wollt'. Jetzt wie? was ſiehſt du ſo unleidig? Stehſt ja da wie ein Stock und machſt kein Gleich?*) Hab ich dich verzürnt?"

Luzian war in der That wie erſtarrt, er ließ den Metard an ſich hinreden und hörte Alles wie im Halbſchlaf, der Schweiß trat ihm vor ängſtlichen Gedanken auf die Stirne; er nickte endlich und ſagte:

„Ja Metard, ich ſchick dir den Fingerring gleich 'rauf, kannſt drauf warten."

„Preſſirt nicht ſo. Jetzt ſei mir nicht bös, bei dir iſt gleich dem Himmel der Boden aus. Wir bleiben doch die alten guten Freund' nicht wahr?"

„Das Kind iſt todt, die Gevatterſchaft hat ein End'."

---

*) Gleich, Gedenk.

Mit dieſen Worten verließ Luzian die Kammer und trat in die Wirthsſtube. Neugierig richteten ſich die Blicke Aller auf ihn, er ſah verſtört aus. Mit ſelſamen Lächeln ſagte Luzian:

„Rößleswirth, weißt was Neues? Mein Bäbi iſt kein' Hochzeitern mehr. Grad hat mir der Metard aufgeſagt.“

„Es wird doch das nicht ſein“ tröſtete der Wirth.

„Frag nur den Metard“ endete Luzian die Thüre in der Hand und fort war er.

Luzian hatte ſich eingebildet, er ſei auf Alles gefaßt, und doch überraſchte ihn dieſer Zwiſchenfall ſo, daß er nicht wußte wo aus noch ein. Offen geſtanden dachte er im erſten Eindrucke faſt gar nicht an ſeine Tochter, ſondern nur an ſich ſelber. Hatte er ſeine Ehre verloren? Wo war landauf und landab ein Bauersmann, der ſich's nicht zur Ehre angerechnet hätte, mit ihm verſchwägert zu ſein? Darum hatte er noch die Auſſage ſelbſt verkündet, die Schande ſollte zurückfallen auf Metard, er warf ſie zurück mit dem ganzen Stolze ſeines Anſehens, aber galt dies auch noch? Kämpfte er nicht mit leerer Hand während er die zweiſchneidige Waffe ſich in der Fauſt träumte?

Im wilden Ringen des Kampfes reißeſt du dir oft eine Wunde, du weißt es nicht, bis nach ausgetobtem Streite das Rinnen des Blutes und der Schmerz dich mahnt. Kein Pflaſter und keine Salbe ſtillt das Blut, wenn nicht das ausgetretene gerinnt und ſtockt und ſo ſich ſelbſt die ſchützende Decke zur Wahrung des in dir ſtrömenden bildet. Es geht mit den Wunden deiner Seele ebenſo.

So müd und ſchwer als ob ihm ein Schleiftrog an den Beinen läge, ging Luzian nach Hauſe.

„Iſt es wahr? iſt mein Schwäher im Rößle?“ Mit dieſen Worten kam ihm Babi wiederum entgegen.

„Dein Schwäher? Nein, aber des Paule's Vater“ entgegnete Luzian. „Komm her Babi, gib mir dein' Hand, brauchſt nicht zittern, du ſollſt weiter nichts als den Fingerring abthun, du biſt kein' Hochzeiterin mehr; der Paule hat dir aufgeſagt. Meine Händel mit dem Pfarrer ſollen dran ſchuld ſein, oder haſt du auch was mit dem Paule gehabt? Es iſt jetzt eins. Du biſt ſchon noch eine Weile bei uns gut aufgehoben. Zittere nur nicht ſo.“

„Ich zittere ja nicht“ entgegnete Babi, es war ihr gar wunderſam zu Muthe, noch nie hatte ihr Vater ſo ihre Hand gefaßt und gehalten „ich zittere nicht“ wiederholte ſie „laſſet nur los, ich will den Ring abthun.“

„Thut dirs weh? Es iſt doch eigentlich meinetwegen.“

„Nein, das iſts nicht, und wenns auch wär', mein' Hand könnte ich mir für euch abnehmen laſſen, Vater, und nicht nur ſo einen Ring abthun. Wenn mich der Paule nimmehr mag, hat er mich nie gemögt; ich bin ihm nicht bös. Und die Schand' wird auch noch zu ertragen ſein.“

„Du kriegſt ſchon noch den Mann, der dir beſchert iſt,“ ſagte Luzian ohne durch irgend eine Liebkoſung oder ein freundliches Wort die gepreßte Rede Babi's zu erwiedern. Dieſe aber ſchloß:

„Mein lediger Leib iſt mir nicht feil. Da iſt der Ring.“

„Der Knochen, der einem beſchert iſt, den trägt kein' Katz' davon" bemerkte noch die Ahne.

„Wo iſt der Victor? Er ſoll den Ring gleich ins Rößle tragen", ſagte Luzian. Die drei Frauen ſahen einander verlegen an. Die Frau Margret nahm ſich zuerſt ein Herz, faßte den Rockärmel ihres Mannes, zog daran und ſagte:

„Thu zuerſt den Rock aus, du laufſt ja den ganzen Tag rum wie ein Soldat auf dem Poſten. So, jetzt iſt dirs leichter, ſo, jetzt ſetz dich auch, daß man auch ordentlich mit dir reden kann."

„Wo iſt der Victor? ruf ihn." wiederholte Luzian.

Die Frau hing den Rock auf und ſagte dabei: „Er hört mich nicht, ich kann nicht ſo arg ſchreien, er iſt auf der Mühle."

„Der Egidi hat ihn geholt und der Victor hat geheult," ergänzte Bäbi.

„Jetzt ſeid Alle ſtill, ich wills erzählen" begann die Ahne „da ruck her, Luzian, noch naher. Jetzt guck, du biſt noch kein Büchſenſchuß weit vom Haus weg, da kommt der Egidi und fragt nach dir aber mit einem Geſicht wie ein Bub dem die Hühner ſein Butterbrod weggefreſſen haben; und da trippelt er 'rum und kann das Maul nicht finden. Endlich ſagt er, ob wir ſchon gehört haben, was die Leut' von dir reden, ich ſag, du kannſt den Leuten die Mäuler nicht verbinden."

„Was ſagen ſie denn über mich?" fragte Luzian.

„Du ſeiſt gottloſer als ein Heid und ein Jud und du habeſt gar kein' Religion. Ich ſag aber dem Egidi: deines Vaters ſeine Gutthaten ſind ſeine Religion und das iſt die beſt! Da ſchreit er über mich 'nein wie ein Flözzer und ich ſei auch ſo und ich ſei doch mit Einem Fuß im Grab und ich wiſſ' nicht, wann ich vor Gott ſtünd', und ich ſollt' dich Luzian eher zurückhalten als noch aufſtiften und drein hetzen. Wenn ich mich nicht vor mir ſelber geſchämt hätt', ich hätt' dem Egidi eins ins Geſicht geſchlagen, daß er nimmehr gefragt hätt', wo ſind mehr. Ich ſag weiter nichts als: junge Gänſ' haben große Mäuler. Wie wir ſo reden kommt der Victor 'rein, ich ſchick ihn fort, er ſoll nicht hören was ſein Vater für ein Latſchi iſt. Eine Weile drauf kommt der Schütz und bietet den Egidi, er ſoll ins Pfarrhaus kommen. Ich ſag: du gehſt nicht zu dem Pfarrer, eher läßſt dir all' beid' Bein' abſchlagen. Da ſchlägt er auf den Tiſch und ſchreit: Ich bin Meiſter über mich und ich thu was ich will. Wart' Schütz, ich geh mit. Mein Vater iſt mein Vater, aber unſer Herrgott iſt vorher mein Vater und ich laſſ' mir meinen Glauben nicht nehmen und ich laſſ' mir ihn nicht nehmen. So rennt er fort."

„Ja der Victor, was iſt denn mit dem?" fragte Luzian abermals.

„Ich erzähls ja, wart nur. Vergeht kein' Stund iſt mein Egidi wieder da, er hat den Victor an der Hand und heißt ihn ſein Schulſach zuſammenpacken und da ſchreit er über das Kind 'nein, daß es nicht weiß, iſt es taub oder hat es ſonſt was than. Ich ſchick den Victor fort, er ſoll mir für einen Kreuzer Kandelzucker holen und wie er fort iſt ſag ich: Egidi, du verſündigſt dich. Ich weiß wohl, es geht einem ſo, wenn man ſieht, daß Leut' ein Kind verziehen, ſo wird man auf das Kind bös und grimmzornig, es iſt aber nicht recht. Es iſt mir mit unſeren Nachbarsleuten, mit des Bäckers Chriſtle auch ſo gangen. Wenn du meinſt, daß wir deinen Victor verziehen, mußt deinen Zorn nicht an Ihm auslaſſen, das iſt eine ſchwere Sünd'. Was Sünd! ſchreit da der Egidi. Eine Sünd' gehört ſo wenig da 'rein wie eine Sau ins Judenhaus. Da ſind ja lauter Heilige. Ich bin nun halt ein ſündhafter Menſch und mein Victor iſt mein Kind und ſoll auch ſo werden, er muß wiſſen, daß man Buße thun muß. Ich komm' vom Schulconvent und da hab' ich gehört, daß der Vater meinem Victor die Schul verboten hat und jetzt geht er mit mir und kann ſich ein ſchlecht Beiſpiel an mir nehmen. Ihr habt den Victor einmal euer Erzeufele geheißen, wir wollen dafür ſorgen, daß er kein Erzteufele wird. — Luzian, ich kann dir nicht ſagen, wie ſchandgrob der Egidi geweſen iſt und er hat das Kind mit fort und das hat geweint. Und mir thuts ſo and*) nach dem Kind, ich möcht' auch ſchier greinen. Jetzt hab ich aber ein einzige Bitt an dich, Luzian, du folgſt mir gewiß gern: verzeih dem Egidi ſeinen Unverſtand, ich vergeb's ihm auch und man muß ihm zeigen, daß Gutheit Trumpf ſein muß, nachher ſei Religion was für woll. Gelt Luzian, du verſprichſt mirs, glimpflich mit ihm umzugehen?"

Ein Kopfnicken antwortete. Es bedurfte dieſer letztern Ermahnung kaum, denn wie das ſo geht bei raſch auf einander folgenden Schickſalsſchlägen, das perſönliche Leid fühlt ſich kaum mehr und man erhebt ſich in ihm zu Allgemeingedanken. Darum ſagte auch Luzian aufſtehend:

---

*) and, bange.

„Ihr habt mir ein gut Wort geſagt, Ahne, man iſt oftmals auf ein Kind bös, weil es ſeine Eltern verziehen. Es geht einem auch oft ſo mit ganzen Dörfern und Ländern, man darf den Menſchen nicht bös ſein, weil ſie ihre Vormünder, die Pfarrer und Beamten verzogen haben und noch daran verziehen.“

Luzian ging nach der Kammer. Die Frauen ſahen verdutzt einander an, ſie hatten einen mächtigen Ausbruch von Leidenſchaft von Luzian erwartet, und jetzt redete er, daß man ihn kaum verſtand.

„Was hat er?“ fragte die Mutter ſo vor ſich hin. Niemand antwortete.

Mit dem Rocke bekleidet kam Luzian wieder heraus, nahm den Hut und ſagte mit einer ganz fremden Wehmuth im Antlitze:

„Ich mach' heut' auch meine Stationen, ſie ſind ein bisle weit und die Schritte nicht abgezählt, aber mein Kreuz iſt mir noch nicht zu ſchwer. Ich will nur zum Egidi, daß er mir das Kind nicht verdirbt. Könnet ohne Sorge ſein, er iſt der Vater, ich werde ihm kein bös Wörtle geben.“

Wieder verließ Luzian das Haus.

Ueber ſich hinaus.

Zum zweitenmal nach mehrſtündiger Abweſenheit ging Luzian heute an Stall und Scheunen vorüber, ohne einzuſchauen; wie iſt das nur möglich? das gedachte er jetzt, als er ſchon eine Strecke entfernt ſich nach ſeinem Heimweſen umwendete.

„Es muß Alles verlumpen“ dachte er und eine ſeltſame Bitterkeit prägte ſich auf ſeinem Antlitze aus „Sie haben Recht die Herren von Staats- und Kirchengehalt, tauſendmal recht, ſo ein unruhiger Kopf, ſo ein Schreier, der ſich um Sachen annimmt, die ihm nichts eintragen und die ihn genau beſehen eigentlich nichts angehen, nicht mehr als andere Leut' auch, das muß ein Lump ſein oder einer werden. Am beſte er iſt's von Haus aus. So ein Menſch, der Alles was er hat auf dem Leib trägt und dem kein Geldbeutel in der Hoſentaſch' zittert vor Angſt, nach dem Niemand fragt: wo biſt und wo bleibſt? der kann wie der Soldat im Feld leben oder wie die Bettelleut.“

Ein altes Schelmenlied von endloſen Strophen kam ihm hier in den Sinn und im Weitergehen pfiff er die Weiſung vor ſich hin:

Bettelleut han's gut, han's gut
Bettelleut han's gut
Bricht ihnen kein Ochs das Horn
Frißt ihnen kein Maus das Korn u. ſ. w.

Der Mund der ſich zum Pfeifen ſpitzt, kann ſich nicht mehr ſo leicht griesgrämlich verziehen und doch verfinſterten ſich die Züge Luzians bald wieder. Er ging jetzt eben ins Feld, da die Menſchen von demſelben heimkehrten. Er ſah in dem Gruße der Begegnenden etwas Gepreßtes, Niemand blieb ſtehen und Niemand fragte wie das bräuchlich iſt: wohin noch ſo ſpät? u. dgl.

An der Halde, dort am Rande des Berges wo drunten im Thale der Waldbach rauſcht und die Mühle ſchrillt nicht lauter vernehmbar als das Zirpen des Heimchens hier neben im Brombeerbuſche, dort ſaß Luzian auf dem Markſtein und ſtarrte hinein in die untergehende Sonne. Wie allmälig iſt ihr Aufgehen und wie raſch ihr Untergang! Dort ſteht der glührothe Ball noch über dem jenſeitigen Berge und jetzt iſt er hinab und der ganze Himmelsbogen ſteht in glutbrennenden Flammen. Der Aufgang und der Niedergang der Sonne macht die Welt ringsum in blutig grellen Flammen erglühen, nur wo das helle Licht herrſcht, ſchaut ſie dich mannigfarbig an. Getroſt! der helle Tag kommt immer wieder.

Wie ſchwarze Schlangenbilder jetzt vor dem Auge Luzians vorüber huſchten, ſo ſtieg auch vor ſeiner Seele ein dunkles Leid auf, das ſich zum nächtigen Ungeheuer zu geſtalten drohte.

„Nichts nutz, Lumpenbagage iſt die ganze Welt und vorweg gar dieſe da meine Grundbirnenbäuerle, nicht werth, daß man ſich einen Finger für ſie naß macht. Sie müſſen in alle Ewigkeit hinein Dreck freſſen, es ſchmeckt ihnen ja wie Zuckerbrot. Denen da die Wahrheit verkünden? das iſt grad, wie wenn man einem blinden Gaul winkt. Sie ſind nichts beſſeres werth als was ſie ſind.“

So dachte Luzian vor ſich hin und ſprach es faſt laut aus. Die Grundſuppe in der alle Niedertracht der Gegenwart zuſammenbrodelt, ſchien auch hier aufzukochen in dem Herzen eines Mannes, der mitten in den Reihen des Volkes. Denn was iſt es anders, was die Wahrheit hemmt ſich über alle Welt zu ergießen? Es iſt mit Einem Worte die Volksverachtung. Der Hexenkeſſel, in dem dieſe gebraut wird, ſteht auf dem Dreifuß der Amtirungsſucht, des dünkelhaften Hochmuths der Alleinweiſen, und auf der verletzlichen Zimperlichkeit der Wohlmeinenden. Sollte auch Luzian dem ſelbſtherrlichen Dünkel der Alleinweiſen verfallen? Wer draußen ſteht, ſich allein dem Volke gegenüber ſtellt, dem mag es leicht werden, ſich dem Volke zu entziehen, indem er ihm nie die Kraft der vollen Wahrheit zutraut oder beim erſten Verſuche ſich verächtlich von ihm abwendet. Das Volk iſt ihm geſtaltloſe Maſſe. Anders iſt es bei Luzian, er lernte die Menſchen nicht als Maſſe kennen, ſondern als Einzelne, ihm war es nicht gegeben, die mannigfaltigen Sinnesweiſen verſchiedener Menſchen mit einem einzigen in Maſchen verſchlungenen Begriff, mit einem einzigen Worte einzufangen.

Wenn man mehrerlei Waldvögel in Einen Käfig ſperrt, verlieren ſie ihren Waldſchlag, keiner von Allen ſingt mehr und ſie zwitſchern nur noch faſt ſo ängſtlich und unbeſtimmt wie lallende Küchlein.

Luzian konnte nicht wie Andere vom Volke und dergleichen reden, er kannte die Einzelnen und die waren meiſt gut und getreu. Wie im Fluge ſchweifte ſein Geiſt im eigenen Dorfe und in dem und jenem benachbarten von Haus zu Haus. Da und dort wohnt ein kernfeſter Ehrenmann, er kannte ihn von Jugend auf und doch war er nicht auf dem Wege, den er jetzt ging.

„Nein“ ſprach es in ihm „ich bin nicht beſſer als der und jener und dieſer da. Aber warum greifen ſie nicht mit an? Warum ziehen ſie ſich zurück von dir? Sie ſind eben jetzt noch da, wo du ſelber vor ein paar Jahren noch geweſen biſt. Das ſind lauter alte Luzians, die da 'rumlaufen, thu ja keinem nichts und halt' mir ihn in Ehren, du biſt's ſelber. Wie hätt' dir's gefallen, wenn dazumal einer wie du jetzt dich mit grimmigen Augen von oben 'rab angeſehen hätt'? Nein, ihr ſeid Alle meine Brüder! Ihr ſeid ſo geſcheid wie ich, es iſt nur noch nicht heraus. Herr! Wenn ich da Alle hätt', da auf dem Acker und ich ſtünd auf dem Markſtein und thät ihnen das Herz aufſchließen und ſie mir, das wär's, das müßt's ſein. Warum dürfen wir nicht zuſammenkommen? Wer kann uns hindern? Die Soldaten? Das ſind unſere Buben und Brüder. Es muß ſein. Herr! Wie ſind wir an Hand und Fuß gebunden. Brichts denn nicht einmal?“ Luzian richtete ſich raſch auf und nächſt dem Gedanken an eine große Verſammlung gegen den Willen des Beamten und Pfarrer erquickte ihn noch innerlich das ſtille Bewußtſein eines Sieges über ſich ſelber, über Hochmuth und Verletzlichkeit. Er hatte die echte liebende Duldung gefunden. „Lauter alte Luzians“ ſagte er im Weitergehen noch oft vor ſich hin „mir wird das Gebot jetzt leicht: Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt, jetzt verſteh ichs. Wenn du auf einen grimmig biſt, denk' du wärſt der der dich verzürnt, du könnteſt ja auch ſo ſein . . . Es iſt doch viel Schönes in der Bibel, aber auch viel Anderes.“

Es war Nacht geworden. Luzian kannte jeden Baum und Strauch hier am Wege, wandelte er ja dieſen Pfad ſchon mehr als dreißig Jahre. Im raſchen Weitergehen, ſo im Vollgefühl der Kraft mit dem Schlehdornſtock in der Luft fuchtelnd, erwachte eine alte Luſt in ihm die ſich heute ſchon mehrfach regte, ſich aber nicht unverhüllt aufthat.

Im Menſchengemüth ebbt und fluthet es wunderſam. Luzian wollte dreinſchlagen, zuerſt den Pfarrer, dann den Metard und dann ſeinen eigenen Sohn Egidi und ſo fort tüchtig mit ungebrannter Aſche einreiben, damit ſie ihre gebührende Strafe bekommen und endlich einſehen, daß Recht und Vernunft ihm zur Seite ſtehen.

Wie bald ſucht der Menſch gern, die geiſtige Beweisführung zu verlaſſen und den leibhaften Nachdruck dafür einzuſetzen. Sich ſo mit der ganzen Schwere des Weſens auf den Gegner zu werfen und ihn zu zermalmen, darin liegt eine innere Gewähr, daß man bereit ſei, das ganze Daſein daran zu ſetzen und es gilt daß der Gegner bewähre, ob die Macht des Gedankens in ihm ſo ſtark, auch äußerlich die Gewalt zu erringen.

Darum greifen Völker und Parteien ſo gern zum Schwerte. Es gilt als letzte Beweisführung, die Lebenskraft einzuſetzen.

Mitten auf dem Wege, an der großen Buche, wo die vielen Namen eingeſchnitten ſind, merkte Luzian plötzlich, daß drunten im Thale die Sägmühle geſtellt wurde. Der ſchrillende Ton war dahin und das Waſſer rauſchte plätſchernd über die unbewegten Räder. Dieſes plötzliche Aufhören des weithin kreiſchenden Pfiffes machte Luzian verwundert aufſchauen. Was ging dort unten vor? Er ſchritt raſch der Mühle zu. Die Bäume über ihm rauſchten ſo wunderſam, das tönte und klang in nächtlicher Stille heller als am Tage; dieſes Säuſeln und Rauſchen in den Wipfeln floß immer weiter und weiter hinab tief in den Wald und ſtille war's eine Weile in der Nähe, jetzt erhob ſich wieder ein neuer Klang zu Häupten in den Zweigen, er ſchwoll immer mächtiger und mächtiger an und brauſte dahin. Wie wohlig lauſcht ſich's allvergeſſen in ſtiller Sommernacht dem ewigen Wogen des Waldes. Du kannſt nicht ſagen und deuten was ſich da ſpricht im Flüſtern der Zweige und doch erquickt dir's das Herz und durchſtrömt dich mit ſüßen Schauern.

Wie wenn die toſende Tagesarbeit ſchweigt, du ſtille hinhorchſt auf das Weben und Walten in deiner Bruſt, ſo war es hier, als ob das Ohr an den Mühlenton gewöhnt, nun bei deſſen Verſtummen ſchärfer und voller das raſtloſe Wogen der weiten Natur in ſich aufnehme.

Friedſam, als ob nirgends Kampf und Widerſtreit in der Welt wäre und ein Menſch dem andern die Luſt des Lebens gönnte wie ein Baum des Waldes dem andern, ſo ſchritt Luzian dahin.

Unweit der Mühle zieht ſich der Weg einen dachjähen Hügel hinab. Luzian ſtand hier plötzlich ſtill, denn er hörte wie vor dem Hauſe auf dem Sägbalken ſitzend, zwei Männer mit einander ſprachen, oder vielmehr der eine redete:

„Wie ich euch ſage, Egidi, es gibt nur zwei Wege: entweder fromm und ſtreng an unſere heilige Kirche halten, oder — an gar nichts glauben, nicht daß der Menſch eine Seele habe, nicht daß es einen Gott gebe, nicht daß wir der Erlöſung bedürfen. Wie geſagt, entweder gut katholiſch oder ein Gottesleugner, man kann nur zwiſchen dem einen und dem andern wählen; mitten drin ſtecken bleiben wie das Lutherthum, halb an die Bibel halb an die Vernunft glauben, das iſt wie mein alter Lehrer in Freiburg geſagt hat nichts als Feſtungsfreiheit; man iſt in der Feſtung eingeſperrt, darf aber innerhalb der Ringmauer frei umhergehen. Nichts davon. Entweder muß man alle Gelüſte und Begierden ausgeſchirren und ſie im freien Felde rammeln laſſen wie die Haſen, oder man muß ſie feſthalten mit Zaum und Gebiß der ewigen Glaubensgeſetze. Ich weiß Egidi, ihr ſeid von Grund aus ein fromm Gemüth, darum ſchließe ich euch mein Herz auf. Von der Stund an, da auf das ſchalloſe Haupt des Neugeborenen das heilige Waſſer herniederträuft bis zu dem ſchweren Augenblicke, da die lebensmüden Füße des Sterbenden geſalbt und geſegnet werden, die nun ihren Erdengang vollendet haben, unabläſſig hält die Kirche leitend, ſchirmend und ſegnend ihre Hand über ihre Angehörigen. Unglückſelig wer ſich ihr entzieht und ſie von ſich ſtößt. Ihr könnt in eurer Mühle Verbeſſerungen finden, neue Räder anwenden, die Waſſerkraft ſorgfaltiger benützen, in göttlichen Dingen aber iſt Alles vom heiligen Geiſte offenbart und erbt ſich unabänderlich fort von Geſchlecht zu Geſchlecht. Gäbe es hier eine neue Wahrheit, die nicht in dem Geoffenbarten läge, ſo wäre ja Gott der Allgütige ein Stiefvater gegen die vergangenen Geſchlechter geweſen, die ſolcher Heilslehre nicht theilhaftig waren. Der Heiland und ſeine Lehre war in ihm und mit ihm vom Anbeginn der Welt. Wehe dem Armen, der allein ſeinen Weg gehen will, du folgſt dem Irrlicht in den Sumpf.

Glaubt mir Egidi, es iſt ein ſchweres Amt, einzutreten in die heilige Schaar, die das Erlöſungswerk forterbt, ich bin nichts, nur die Gnade wirkt in mir, ich bin nichts für mich, ich kenne nicht Vater nicht Mutter, ſo ſie nicht in dem Herrn wandeln, ich kenne nicht Weib nicht Kind, ich ziehe ſpurlos über die Erde, ein zerbrechlich Gefäß, das der Herr zerſchmettert am Ende ſeiner Tage. Aber weil ich dem Herrn diene, ſo fürchte ich die Menſchen nicht, ſie müſſen dem Herrn gehorſamen. Da bin ich für euch alle, zu jeder Stunde bereit zu rathen, zu helfen und zu erheben zum Herrn."

Der Mond trat aus den Wolken und Luzian ſah neben ſeinem Sohne den Pfarrer, den wir mit ihm bereits an der Stimme erkannten.

„Ich kanns aber nicht leugnen" entgegnete Egidi ſchüchtern „mir thut es doch weh um meinen Vater und es wird ihm arg weh thun, daß ich ihm den Victor weggenommen.“

„Ärgert dich dein Auge, ſo reiß es aus“ rief der Geiſtliche halb zornig „Egidi, ihr ſeid hochbegnadigt, daß ihr zum Theil ein prieſterlich Opfer bringen könnt. Ihr müßt euer Herz tödten dem Herrn, auf daß es in ihm auflebe. Oder wollt ihr mit eurem Vater zur Hölle fahren und euer unſchuldig Kind mitreißen? Nicht ruhen und nicht raſten dürft ihr, bis ihr ſeinen ſtolzen Sinn demüthigen macht. Das ſag ich euch“ rief der Pfarrer aufſtehend und ſtreckte ſeine Hand aus wie ein ſtrafender Prophet „die erſte Strafe, die der Herr über euren gottloſen Vater verhängt, iſt die, daß ſich ſein eigen Kind wider ihn empören muß. Ihr ſeid das auserleſene Werkzeug des Herrn. Das wird ihm auf dem Herzen brennen, ihr müßt . . .“

Der Pfarrer konnte ſeine Rede nicht vollenden, denn eine gewaltige Fauſt drückte ihm die Gurgel zu.

Mit der Schnelle eines Habichts, der auf ſeine Beute ſchießt, war Luzian herbeigeſprungen und warf den Pfarrer über die Sageklötze hin daß es knackte.

„Ich will dich . . . ich muß auch . . . ich hab' auch den Arm des Herrn“ unter dieſem Ausrufe ſchlug er auf den Geiſtlichen los, daß ihm das Blut aus Mund und Naſe rann.

Egidi ſuchte abzuwehren aber es gelang ihm nicht den rieſenſtarken Luzian loszubrechen. Der Pfarrer ſpie dieſem das Blut ins Geſicht, er biß ſich mit den Zähnen in ſeinen Arm ein, doch Luzian rief: „Spei nur Gift, beiß nur, ich will dir den Wolfezahn ausreißen.“

Egidi ſchrie um Hülfe und riß endlich ſeinen Vater los von ſeiner Beute. Luzian wandte ſich um und ſchlug Egidi auf die Bruſt, daß er taumelnd zurückſtürzte.

Unterdeß richtete ſich der Pfarrer auf, er war kein Schwächling, er faßte Luzian im Nacken und warf ihn nieder, daß es dröhnte, faſt wie wenn man einen Baum fällt. Jetzt knieete der Pfarrer auf den Gefallenen und während er ihn heimlich mit den Füßen trat und ihm die Augenwimpern ausraufte, rief er laut, daß es im Walde wiederhallte und das Gebell der Hunde im Hofe übertönte: „Thue Buße, ich will dir vergeben; ich vergelte dir nicht, kein Schlag ſoll dich treffen.“

Die Frau Egidi's ſchrie Feuerjo zum Fenſter hinaus, die Mühlknechte eilten herbei, ſie folgte ihnen. Unterdeß hatte ſich Luzian wieder befreit und ein gewaltiges Ringen zwiſchen ihm und dem Pfarrer hatte begonnen.

„Mein Egidi iſt todt!“ ſchrie plötzlich die Frau und ſank neben ihrem Mann nieder. Das war ein Schrei, der die Bäume im Walde erſchüttern konnte.

Luzian ließ ab vom Ringen, knieete neben ſeinem Sohne nieder und ſchrie: „Mein Kind! Mein Kind! Pfaff, da haſt dein Opfer.“

„Und du biſt der Mörder“ entgegnete der Pfarrer.

Luzian ſchnellte wieder empor, zückte ſein Seitenmeſſer faßte den Pfarrer und rief: „Wenn ich geköpft werden ſoll, will ichs wegen deiner, du.“

Man riß ihn mit unſäglicher Mühe los.

Die Frau lag über ihren Mann hingebeugt, das ſtille Thal ward erfüllt von ihrem Jammern und Klagen.

Egidi wurde ins Haus getragen und als man ihm dort das Weihwaſſer, das neben der Thürpfoſte hing über das Geſicht ſchüttete, ſchlug er die Augen auf. Kaum hatte Luzian dies geſehen, als er wiederum den Pfarrer ergriff und mit den Worten: „'naus mit dir" ihn aus der Stube drängte.

Das war eine traurige Nacht hier in der Waldmühle. Egidi gelangte bald wieder zu vollem Bewußtſein und als er dann ruhig einſchlummerte, ließ Luzian nicht nach, bis Alles ſchlafen ging, er ſelber aber wachte am Bette ſeines Kindes, deſſen Stirne und Hände er oft befühlte. So ſaß er und ſtarrte unverwandt hinein in das matt flackernde Licht, bis dieſes endlich verloſch. Er ſah dem Abſterben des Lichtes zu, obgleich das für todesgefährlich gilt.

Mit dem Verlöſchen des Lichtes erwachte Egidi plötzlich und hier in ſtiller Nacht, wo der Mond ſein fahles Licht in die Stube warf, beſprachen ſich Vater und Sohn, daß Niemand mehr wußte, wer eigentlich den Andern beleidigt hatte. Egidi wollte mit aller Macht ſeinen Vater belehren, aber es gelang nicht und Luzian verſprach, nicht den leiſeſten Groll gegen ihn zu hegen, wenn er das thue, was aus ihm ſelber käme, aber nicht was der Pfarrer impfe. Luzian's einziger Wunſch war, daß er den Victor wieder bekäme, er und die Ahne könnten nicht ohne das Kind leben, er wollte es gerichtlich adoptiren. Egidi ſchien hingegen hartnäckig jedoch nur ſo, daß er nicht ausdrücklich willfahrte, was etwa geſchah, das konnte er nicht hindern.

Gegen Morgen kam eilig eine alte Magd des Hauſes und verkündete, die Frau ſei durch den nächtigen Schreck ſo, daß man bald der Wehmutter bedürfe. Egidi ſprang raſch aus dem Bette, er wollte nach dem Dorfe, aber Luzian verſprach Alles zu beſorgen, er ſprang raſch hinauf in die Kammer, kleidete den ſchlaftrunkenen Victor an und trug ihn auf den Armen dem Morgenrothe entgegen hinauf in das Dorf. Der Weg durch den Wald war hier und dort mit Blutſpuren bezeichnet.

Verlaſſen und verſtoßen.

Im Hauſe Luzians war dieſe Nacht nicht minder überwachte Verſtörtheit. Babi ſaß allein in der Küche und befühlte ſtets mit dem Daumen die Stelle des Fingers, wo der Brautring geſeſſen; eine zart empfindliche Haut hatte ſich hier unter dem breiten ſilbernen Ringe gebildet und Bäbi wars oft, als ob ſie ein Stück von ihrer Hand verloren habe. Noch unbewußter hatte ſich unter dem anerkannten äußern Verhältniß ein geſchütztes Gedankengebiet in der Seele des Madchens aufgethan, das war jetzt Alles dahin, der unbeſtimmten rauhen Wirklichkeit preisgegeben. Bäbi konnte jetzt ſtill in ſich hinein weinen. Sie glaubte jetzt erſt zu wiſſen, wie ſehr ſie den Paule geliebt; iſts denn möglich, daß er jetzt daheim umhergeht, ohne ihrer zu gedenken? Gewiß nicht. Sie wünſcht ſich Flügel, um ungeſehen ſchauen zu können, was er jetzt treibe, wo er jetzt ſei.

Ach Scheiden, immer Scheiden,
Wer hat dich doch erdacht?
Haſt mir mein junges Herze
Aus Freud in Trauern bracht.
Ade zu guter Nacht.

So ſang ſie und ſann dann wieder ſtill hin und her, ob es denn möglich ſei, daß Paule ſie verlaſſen habe. Wie wird er denn leben können? wird derſelbe Mund einſtmalen zu einer andern ſprechen können: du biſt mir das Liebſte auf der Welt, du einzig und allein? O! die Männer ſind falſch, aber der Paule doch nicht. Freilich, er muß bald heirathen, er hat keine Mutter, es muß bald eine Frau ins Haus. Er iſt Wittwer und ſein Vater auch und ich bin auch eine Wittwe. Wenn man nur wüßte, wen er hineinführt, es wär' doch ſchad' um ſein gut Herz, wenn er ſich jetzt in der Eil überrumpeln thät, ich möcht' ihm helfen eine Frau ſuchen. Nein, wir thäten keine paßliche finden, es gefiele mir doch keine. Und ich? Werd' Ich denn einmal wieder einen Liebſten finden? Werd' ich denn einmal wieder einen küſſen und umhalſen können wie den Paule, daß man ſchier vergehen möchte vor lauter Lieb und Freudigkeit? Nein, es gibt nur Einen Paule und keinen mehr, ſo ohne Falſch und ſo grundgetreu, das kommt nicht mehr wieder. Und ſoll ich einmal wieder einen andern Schatz kriegen, wo ſteckt denn der Kerle jetzt? Am beſten wär's, er käm' jetzt gleich, jetzt könnt' ich ihn am nöthigſten brauchen, ich bin jetzt ſo traurig und ſo einödig, jetzt könnt' er mir über Zaun und Hecken helfen. Wenn ich einmal wieder von ſelber heiter und luſtig bin, da brauch ich dich nimmehr, da kann ich ſchon allein fort. Komm jetzt, gleich, wenn du einmal kommen thuſt. Und wenn er ſo wär' wie der Paule, wär' mirs nicht recht, ich thät mich vor ihm fürchten wie vor einem Geſpenſt, ich thät hundertmal Paule zu ihm ſagen, und wenn er nicht ſo wär' wie der

Paule, wär mirs auch nicht recht . . . Ich mein', ich müßt' meinem Paule mein Herzleid klagen, er iſt mir der Nächſte von allen den Meinigen und er iſt's doch wieder, der von mir fort iſt und über ihn hab ich zu klagen . . .

„Ich laſſ' den Strick auf den Boden laufen, ich heirath' gar nicht.“ Mit dieſen letzten faſt laut geſprochenen Worten ſtand Bäbi auf und ſuchte die Gedanken zu verſcheuchen, die unſtet hin und her flatterten. Gewaltſam heftete ſie wieder ihren Sinn auf die Hoheit ihres Vaters: „Ihn kränkt's von meinem Paule gewiß noch mehr, oder doch ſo viel als mich. Und was werden die Leute ſagen? Ich ſeh' ſchon, wie ſie allerlei Bedauern mit mir haben und hinterrücks iſt doch Manche ſchadenfroh, daß es mir ſo geht. Aber das leid' ich nicht, daß mir eines ins Geſicht hinein auf meinen Paule ſchimpft, es geſchieht mir kein Gefallen damit, im Gegentheil.“

Faſt im ſelben Augenblicke als Luzian im Geiſte von Haus zu Haus wandelte, um zu erkunden, wie man von ihm und ſeinem Kampfe denke, ſchweifte auch der Sinn Bäbi's zu allen Freundinnen und Geſpielen, aber ſie hatte mit ihrer Rundſchau noch lange nicht vollendet, als die Ahne plötzlich rief. Bäbi eilte zu ihr und die Ahne klagte faſt zum erſten Male bitterlich, daß man ſie allein ließe und Alles verkehrt und rückſichtslos verfahre. „Ich weiß nicht“ ſagte ſie „hundertmal geredt iſt wie keinmal und du machſt auch kein' Thür zu und man iſt ja in dem Haus wie vor einem Blasbalg und nirgends kein' Ruh' und Alles iſt fort. Dein' Mutter heult mir den Kopf voll und du gunnſt mir auch das Maul nicht und red'ſt kein Sterbeswörtle. Wenn halt mein Luzian nicht da iſt, da hat der Himmel ein Loch.“

Die ſonſt ſo anſpruchloſe Ahne, die nie Jemanden gern zu ſchaffen machte, war heute krittelig, hatte allerlei zu befehlen und zu wünſchen und war ihr doch nichts recht.

Bäbi ſchloß der Ahne bald ihr Herz auf wie tief weh es ihr zu Muthe ſei.

„Laß das Sinniren ſein“ entgegnete die Ahne „man bringt doch nicht 'raus wie's morgen ſein wird; jeder Tag ſorgt für ſich ſelber. Wenn man heut ſchon wüßt' was morgen wird, braucht man ja morgen nicht leben. Zeit macht Heu. Mir iſt's, wie wenn meinem Luzian ein ſchwer Unglück über den Hals käm; wenn er ſich nur nicht an dem armen Schelm, am Egidi vergreift.“

„Ich will dem Vater nach in die Mühle.“

„Nein, will denn Alles fortlaufen? Da bleibſt.“

Ich mein' ich hab' grad des Paule's Stimm gehört“ ſagte Bäbi wieder und wurde feuerroth.

„Kann wirs denken. Dir geht ſein Stimm' im Kopf 'rum. Was könnt er denn da bei uns ſuchen? Haſt du noch ein Geſchenk von ihm?“

„Nein, aber vielleicht hat er's mit ſeinem Vater ins Reine bracht oder ſo, und er iſt da und will — “

„Du kennſt den alten Medard nicht, dem iſt, mit Gutem ſprich, die Seele in den Leib geroſtet. Dein' Mutter die ſchimpft auf den Paule und das leid ich nicht. Wer geſtern brav geweſen iſt, der kann nicht plumpſack da bin ich heut auf einmal ein Nichtsnutz ſein; wenn er auch einen Unſchick begangen hat, er iſt doch der alt'. Wen man geſtern gern gehabt hat, den kann man nicht heut über alle Hauſer 'nausſchmeiße wie einen alten Schlappen. So iſt's. Der Paule geht ſeinem Vater nicht von der Hand, er thut beſſer dran weder als der Egidi der Latſchi, der thut ja ſo übergeſcheit als ob er auf ſeines Vaters Hochzeit geweſen wär."

„Ja, bei ſeinem Vater bleiben muß man, mein Paule hat's grad ſo gemacht wie ich — "

„Gewöhn' dir die Red' ab; du kannſt nimmehr ſagen: mein Paule" warf die Ahne ein, Babi ſchien es kaum zu hören, unverrückt ins Licht ſtarrend fuhr ſie in hoher Begeiſterung fort:

„Ich hab heut' faſt die ganze Nacht nicht geſchlafen, vor lauter Gedanken. Sonſt iſt ſo ein Sonntag 'rum gangen wie ein Tanz ſo ſchnell, man weiß nicht wo er hinkommen iſt. Aber was haben wir geſtern nicht Alles verlebt! Ich hab ſonſt nie gewußt, daß man vor Gedanken nicht ſchlafen kann, aber geſtern hab ich's erfahren. Da hab ich halt auch darüber gedenkt: wozu braucht man denn auch einen Pfarrer bei der Trauung? Wär's nicht viel ſchöner und heiliger, wenn in der Kirch', wo die ganze Gemeind' bei einander iſt, der Vater vom Burſch und der Vater vom Madle da vor ihnen ſtünd' und einer nach dem andern that das Paar ſegnen und trauen? Der Vater iſt doch eigentlich der Stellvertreter von Gott bei ſeinem Kind, und ſo eine Trauung vom Vater wär' doch erſt recht heilig. Und mein Vater könnt' beſſer ſegnen als alle Pfarrer auf der ganzen Welt, und ich mein' ein jeder Vater, wenn er da auf dem Platz ſtänd', müßt' ein gut Wort vorbringen können. So ein

Pfarrer iſt doch ein fremder Menſch und mein Vater iſt mein und ich bin ſein bis zu der Stund'!"

Die ganze erhabene Liebe Bäbi's zu ihrem Vater brach flammend auf. Die Ahne ſagte verwundert:

„Bäbi, du redeſt ja, man kennt dich gar nicht mehr."

„So pfeift mein ... der Paule, ja, ja, das iſt das Lied vom Neſſelkranz," ſagte Bäbi plötzlich vor ſich hin auf die Straße hinaushorchend „aber ich warte bis er 'rauf kommt."

Bäbi hatte in der That recht gehört, Paule war da und wollte vor Allem mit Luzian ſprechen, er ſtrich um's Haus umher, ob er nicht Bäbi doch zufällig treffe. Endlich ging er zum Wendel und wollte dort die Ankunft Luzians abwarten. Erſt ſpät in der Nacht kehrte er heim.

Lange beſprach ſich noch Bäbi mit der Ahne, bis dieſe endlich einſchlief, auch die Mutter gieng zu Bette und ſtille war's ringsum. Bäbi holte ſich noch eine Näharbeit, die zur Vollendung ihrer Ausſteuer gehörte; hatte es mit dieſer auch keine Eile mehr, ſo hielt die Arbeit doch wach. Kaum eine Stunde aber hatte Bäbi emſig und ſtille bei der Oellampe geſeſſen, als ihr die Hände in den Schoß ſanken und ſie ermüdet einſchlummerte. Das erſte Pochen an die Thüre erweckte ſie, denn in dem wachbereiten Schlafe iſt das Ohr jedes Tones gewärtig.

Ohne daß man Jemanden kommen hörte, öffnete ſich der Riegel, Bäbi ſtand vor ihrem Vater und ſah ſtaunend in ſein verwildertes Antlitz. Luzian aber ſagte raſch:

„Gut daß du auf biſt, lauf hurtig zur Hebamm', ſie ſoll gleich zu des Egidi's Clor (Clara) kommen und dann ſags ihrer Mutter. Lauf tapfer, ich will ſchon drin im Haus wecken.“

Luzian ging mit Victor ins Haus und Bäbi rannte in den Strümpfen ohne Schuhe pfeilſchnell das Dorf hinauf.

Frau Margret machte ſich raſch auf den Weg und als Luzian nach einer Weile in den Hof ging, ſah er den Oberknecht, der die beiden Braunen an den Wagen ſpannte.

„Haſt recht, daß dich früh aufmachſt“ ſagte Luzian „willſt Klee holen?“

„Nein, ich hab noch genug für heut von geſtern Abend. Ich hab noch zwei Fuhren Dinkel im Speckfeld, die müſſen 'rein und hernach will ich zackern.“

Luzian nickte zufrieden und half eingeſchirren. Stillſtehend ſchaute er dann dem Wagen nach, der davon fuhr, das Schimmelfüllen ſprang neben her, ſich noch ledig tummelnd im friſchen Morgenhauch. Luzian dünkte es ſchon ein Jahr, daß er ſich nicht um ſein Sach' angenommen hatte. Dieſe unabänderliche Stetigkeit des Arbeitens trat ihm jetzt in ihrer ganzen Erquickung vor die Seele; ihm war die ganze Welt aus den Fugen gegangen, hier aber verlief Alles regelmäßig, das kannte keinen Wirrwarr und konnte keinen ertragen. Die Natur arbeitet in ſtiller Unabläſſigkeit und der Menſch der in ihr wirkt, muß wie ſie raſtlos ſich rühren; das hat ſeine feſten Zeiten, die nicht verabſäumt werden dürfen, Sonne und Regen warten nicht, bis du mit deinen anderweiten Anliegen fertig biſt. Du magſt den Hammer in der Schmiede, die Axt auf dem Zimmerplatz, den

Hobel in der Schreinerwerkſtatt ruhen laſſen, eine Weile unausgeſetzt anderen Dingen, Allgemeinintereſſen nachgehen, du kannſt Alles leicht wieder aufnehmen, wie am Tage wo du es verlaſſen. Anders der Bauersmann. Die Sonnentage, die über dem Felde ſeiner harrten, kann er nicht wieder heraufrufen. Darum eignet ſich der Bauersmann ſo ſelten zur Verfolgung von Intereſſen, die abſeits von dem Kreislauf ſeiner Thätigkeit. Des Herrn Auge macht das Vieh fett, wie leicht verkommt Alles, wenn der Herr fehlt. Muß es Dienende geben, unabläſſig belaſtet mit der Arbeit der Hände, während der Herr den höheren Anliegen der Menſchheit nachgeht, wird ſich nicht ein Zuſtand ergeben, in dem ſich beides vereinigt? „Wenn du wieder kommſt, geh' ich mit ins Feld,“ rief Luzian dem Knechte nach und kehrte ins Haus zurück.

Die Ahne war ganz glückſelig, ihn beim Erwachen wieder zu ſehen.

„Mir hat heut Nacht träumt“ erzählte ſie „du biſt Pfarrer worden. Ich hab dich predigen geſehen aber in einer ganz fremden Gegend, ich hab' alle deine Worte gehört, o! es war prächtig. Und du gäbeſt erſt noch einen guten Pfarrer. Mein Vater hat's mehr als hundertmal geſagt: Wenns mir nachging', dürft' mir keiner vor dem fünfzigſten Jahr Pfarrer werden. Ein Pfarrer braucht nicht ſtudirt haben und kein Examen machen, er muß ſich in der Welt umthan haben mit offenen Augen, und ſei er meinetwegen Holzhacker geweſen, er kann doch der beſt' ſein, beſſer als alle Bücherpfarrer. Woher wollen denn die aus dem Seminare mitreden und einem Troſt und Hulf geben? Sie haben ja ſelber nichts erfahren. Mein Vater das war der geſcheiteſte Kopf, auf dem je ein Hut geſeſſen iſt, der kaiſerliche Rath hat's auch oft geſagt."

„Heut giebts noch ein Urenkele" ſagte Luzian „die Clor wird eines bringen"

„So? Ja, von deßwegen biſt auch die Nacht nicht heimkommen. Wir haben lang auf dich gewartet."

Luzian war ſtille, die Kehle war ihm wie zugeſchnürt. So oft die Ahne das Wort Pfarrer ausſprach, ging ihm ein Stich durch's Herz, er konnte ihr jetzt nicht ſagen, was vorgegangen war. Wird es ihr aber verborgen bleiben und iſt's nicht beſſer ſelber Alles zu bekennen? Einſtweilen muß man abwarten und Ruhe ſuchen.

Still in ſich verzehrend ſaß Luzian da. Von allen Qualen, die den Menſchen heimſuchen können, iſt die Selbſtverachtung die höchſte, freilich nur für ein ehrlich Gemüth, aber die zahlloſen Anderen kommen nie dazu, ſich ſelbſt die volle Wahrheit zu geſtehen. Ueber den Aufrichtigen aber kommt die Pein doch nur vorüberſchweifend, denn in der Aufrichtigkeit liegt ſchon die Gewähr, daß die Selbſtverachtung eine unberechtigte iſt.

Luzian erkannte ſchwer, wie durch ſeine letzte That ſein ganzes Streben verkehrt und verwüſtet war.

„Was haſt du jetzt? Raufhändel und weiter nichts. Und du biſt nicht mehr allein für dich . . . "

Mit dieſen Worten erkannte er jene bindende Allverantwortlichkeit, die in der ſelbſterweckten oder überkommenen Sendung für das Allgemeine liegt; das ganze Thun und Laſſen hört damit auf, ein eigenes, beliebiges zu ſein.

„Mich dürften ſie für einen Lumpen halten, da läg mir nicht viel dran, aber jetzt heißt's: Alle, die nicht an die Pfaffen glauben, ſind Raufbuben, man ſiehts ja. Das thut mir in der Seele weh. Jetzt hat der Pfaff Oberwaſſer. Ja, ich paſſe nicht zu einer ſolchen Sach', nein."

Hiemit betrat Luzian eine neue Stufe des Martyrthums, den Zweifel und die Verzweiflung an ſich ſelbſt. Tauſendmal iſt dies nur eine Beſchönigung der Ruheſucht, ein feiges Abſchütteln einer unumgänglichen Aufgabe, aber hier wars die bitterſte innere Zerknirſchung. Luzian glaubte in der That, daß er ſeines hohen Vorhabens unwürdig ſei, die letzte That zeige dies für ihn und Andere. Eine tiefe Sehnſucht ſtieg in ihm auf, daß doch ein gewaltiger erhabener Menſch ſich aufthue, der ſtark und heilig die Welt aufs Neue erlöſe; wie gern wollte er ihm dienen, ihm Alles opfern, jedem Wink ſeiner Augen gehorchen wenn es ihm nur vergönnt wäre, in den Reihen ſeiner Kämpfer zu ſtreiten.

„Ich bin kein bisle mehr als ein gemeiner Soldat und dazu noch ein wilder unbändiger."

Darin ſprachs ſichs aus, was er wünſchte. Das tiefe Verlangen und Sehnen des Jahrhunderts gab ſich auch hier kund. Wird ein gewaltiger Führer erſtehen, der das Zauberwort findet, um die zerſtreuten zahlloſen Streitmuthigen in geſchloſſenen Reihen zu ordnen und ſie die große Bahn zu einem neuen Leben zu führen? . . .

Als Luzian durch das Dorf ging, grüßte er Niemanden, er wartete den zuvorkommenden Gruß ab; man ſolle nicht glauben, er demüthige ſich oder ſuche jetzt einen beſondern Anhang. Menſchen, an deren Beurtheilung ihm ehedem ſo wenig lag, daß er gar nie daran dachte, dieſen ſah er jetzt ſcharf ins Geſicht, ſie ſollten und mußten ein Wort, einen Blick für ihn haben, er mußte ſicher ſein, was ſie von ihm denken. Manchmal wurde er in der That zuvorkommend gegrüßt, aber er fragte ſich wieder, ob das nicht durch die Nöthigung ſeines ſcharfen Anblickens geſchehen ſei. Wenige bemerkten ſeine Unruhe und die ſie bemerkten und darüber nachdachten, vermutheten das Gegentheil des Beweggrundes, ſie glaubten herausfordernden Stolz zu erkennen. Wo zwei oder mehre beiſammen ſtanden und Luzian ging vorüber, waren ſie plötzlich ſtill, gewiß hatten ſie von ihm geſprochen. Der Rößleswirth ſah zum Fenſter heraus und als er Luzian kommen ſah, zog er ſich zurück und machte das Fenſter raſch zu. Luzian war feſt überzeugt, daß Alles auf ihn gemünzt ſei, er, der ſonſt ſo in ſich Feſte, ſah ſich auf Einmal abhängig von den Mienen und dem Behaben eines Jeden. Dem Dieb brennt der Hut auf dem Kopf ſagt das Sprüchwort und ſo ging Luzian umher faſt wie ein offenkundiger Verbrecher, der ſich Wohlwollen und Anerkennung zuſammenbettelt, die er vordem ſelbſtverſtanden inne hatte. Luzian wollte ſich Alles aus dem Sinne ſchlagen und es gelang ihm, aber dieſes Vergeſſen war doch nur wie der Schlummer des Krankenwartenden, Harrenden; das leiſeſte Geräuſch weckt taumelnd auf.

In der Schmiede, wohin nun Luzian ging, ward auch Alles plötzlich ſtill, als er eintrat, Urban begann indeß:

„Gelt, jetzt ſind die Karten anders gemiſchelt, jetzt ſchenkt der Pfarrer dir die Trümpf, die du früher gehabt haſt.“

„Wie ſo?“ fragte Luzian.

„Du wirſt doch nicht leugnen, du haſt vergangene Nacht bei deinem Egidi den Pfarrer todtſtechen wollen und haſt ihn blutig geſchlagen, aber der Pfarrer hat heilig geſchworen, daß er nichts davon bei Gericht angeben will, er verzeiht dirs. Jetzt frag um im Dorf, laß ausſchellen, wer dir noch recht gibt, ſoll ſich melden.“

„Du haſt Glück“ ſagte der Brunnenbaſche „du haſt Glück wie jener Mann, der hat einen Floh fangen wollen und hat eine Laus gefunden.“

„Mit dir red ich gar nicht“ erwiederte Luzian und verließ die Schmiede in ſchweren Gedanken.

Als er ſo in ſich gekehrt, den Blik zur Erde geheftet hinwandelte, fühlte er plötzlich einen mächtigen Fauſtſchlag auf dem Rücken. „Heilig Miſſion“ knirſchte er ſich umkehrend und nach dem Schläger faſſend „ah, du biſt's“ ſagte er und ließ ab, als er Wendel ſah „du haſt mich grauſam erſchreckt, es iſt mir durch Mark und Bein gefahren.“

„Warum? ſeit wann biſt du ſo zimpfer?“

„Guck, ich weiß nicht, ich bin dir ſo ängſtlich im Herzen, es iſt eine Schande, ich mein', die ganze Welt iſt gegen mich, ich möcht' ſie Alle vergiften, und da kommſt du hehlings und gibſt mir einen Schlag wie vom Himmel 'runter.“

„Biſt denn eine ſchwangere Frau? ſchäm dich, wenn du auch eins kriegt haſt, es iſt nur eine Abſchlagszahlung von nächt Abend.“

„Weißt auch ſchon?“

„Ja, und jetzt ſpielt der Pfarrer den Gutedel. Hab ich dirs nicht geſagt, du wirfſt das Beil zu weit 'naus? Dein Sach' iſt bis daher eine reine thauklare geweſen und jetzt iſt geronnen Blut drin."

„Mach' mir keine Vorwürfe, ich weiß Alles, ich weiß ja; von dir hätt' ich am erſten verlangt, daß du mir Troſt einredeſt, ſtatt daß du mich jetzt auch noch ſchändeſt."

„Ich ſchwätz dir kein Loch in Kopf, wer biſt denn? Kopf in die Höh! daß man den alten Luzian zu ſehen kriegt. Narr, du haſt nicht geſchlafen, ich ſeh dirs an, du biſt maunderig wie ein Vogel der ſich mauſert. Jetzt laß dich nur nicht unterkriegen. Was du einmal than haſt, dabei mußt du bleiben."

„Ich habs aber nicht gern than, ich bin in der Wildheit dazu kommen. Ich ließ mir einen Finger abhacken, wenn ich den Pfarrer nicht geprügelt hätt'."

„Luzian, das hab' ich nicht gehört, das haſt du nicht geſagt, das darfſt du nicht ſagen, keinem Menſchen. Vor der Welt mußt hinſtehen, daß Alle die Augen unterſchlagen, wenn du ſie anguckſt. Möchteſt gerne Troſt haben? Was Troſt? Wer nichts nach der ganzen Welt fragt, nach dem fragt die Welt am meiſten. So biſt du und ſo mußt du ſein und ſo biſt du morgen am Tag."

„Ich weiß wohl, ich bin nichts nutz, aber das thut mir weh, mein' Sach' iſt doch gut."

„Freilich, freilich, da dran halt' dich. Laß den Schlag ein paar Monat' verſurren, da hat das Ding ein ander Geſicht. Wir wollen zu Michäli davon reden, wenn die Sach bis dahin nicht iſt wie der ferndige *) Schnee."

---

*) ferndig, vorjährig.

Dieſer Zukunftstroſt verfing bei Luzian nicht, denn er entgegnete: „Führ du im Frühjahr einen Hungrigen auf den Kornacker und ſag: da friß dich ſatt. Lug Wendel, ich mein' es iſt ein Jahr, aber es iſt erſt geſtern geweſen, daß ich den alten Luzian hab vor mir herumlaufen ſehen, aber den Luzian von über'm zukünftigen Jahr, den kenne ich noch nicht, von dem weiß ich nichts und der hilft mir noch nichts. Sag du mir hundertmal ich werde ein anderer muthfeſter Kerle ſein, jetzt bin ichs noch nicht und jetzt brauch ich's. Ich hab dir eine Angſt faſt zum Davonlaufen und weiß nicht vor was und weiß nicht wohin."

„Das Stündle bringt 's Kindle, ſagen die Hebammen. Luzian horch auf, ich will dir was ſagen. Sei kein Narr, im Gegentheil, ſieh dir die Welt als ein Narrenſpiel an, mach dich luſtig darin ſo gut als es geht und ſo lang als es hält. Du biſt geſund, haſt Vermögen genug, laß dir dein Leben bekommen, es iſt bald genug aus, eh man ſichs verſieht und es dankt dir's kein Teufel, wenn du jetzt deine beſten Jahre verkrimpelſt und verbuttelſt für nichts und wieder nichts, bloß weil dir was einredeſt. Ich kann dir in ſieben Worten all meine Weisheit ſagen: für was man die Welt verſieht, das iſt ſie einem. Wenn ich du wär, ich wollt' mir ein ander Leben herrichten. Ich wünſche dir nur meinen Leichtſinn, den geb ich dir nicht für deinen beſten Acker. Jetzt muß ich heim, es wartet ein Staatsmittageſſen auf mich, ein Herreneſſen, der König hat nicht mehr, es kommt in Allem nur drauf an, wie mans anſieht, ich hab Geſottenes und Gebratenes. Die untern Kartoffeln im Hafen (Topf) die ſind geſotten und oben wo das Waſſer einkocht iſt, da ſind ſie braten.“

Man war am Hauſe Wendels angelangt und dieſer ging hinein.

Ein neues Familienglied.

Als Luzian heim kam, hörte er ſchon vor der Hausthüre, daß die Frau Egidi's ein Töchterchen geboren hatte.

Aus der Küche trat ihm die ſporenklirrende Fidelität entgegen.

„Guten Tag, Herr Doktor" ſagte Luzian.

„Guten Tag, Herr Schwiegerſohn" lautete die Antwort.

Faſt möchte mans bedauern, daß in den zehn Tagen, die wir jetzt ſchon in dem Hauſe verweilen, im Dorfe Alles körperlich wohl auf war, wir lernen dadurch das heitere Naturell erſt jetzt kennen. Es iſt aber noch immer Zeit.

Der Doktor Pfeffer von G., ein junger Mann mit geröthetem Antlitze, das die Kreuz und die Quer durchſäbelt war, kam nie in das Dorf, ohne das Haus Luzians oder vielmehr die Ahne zu beſuchen. So oft man das Reitpferd des Doktors am Wirthshaus angebunden ſah und er nicht dort zu treffen war, ſuchte man ihn bei der Ahne auf, wo er ſcherzend und lachend ſaß. Die Leutſeligkeit und frohe Laune des luſtigen Bruders hatte ihn auf allen umliegenden Dörfern beliebt gemacht. Auf der Univerſität war der forſche Studio als der große Baribal hoch berühmt und angeſehen, ein Meiſter auf der Menſur und in der Kneipe. Er behielt ſich auf dieſe Würde faſt über das doppelte Quadriennium hinaus. Endlich als das ganze Vermögen verſtudirt war, ließ ſich der Menſurheld zum Examen einpauken, und halb aus wirklichem Glück, halb aus Rückſicht der Profeſſoren, die ihn endlich von der Univerſität los ſein wollten, beſtand er das Examen. Er ließ ſich nun in G. als praktiſcher Arzt nieder, wo er bald darauf die Stelle eines Unteramtschirurgus erhielt und ſich hauptſächlich der Dorfpraxis befleißigte. Eine gewiße Geſchicklichkeit in der Operation, wozu ihn beſonders ſein Muth und eine handliche Fertigkeit befähigten, war ihm nicht abzuſprechen, er traute daher auch nur dem operativen Theile ſeines Berufes, von der neuen Errungenſchaft der innern Heilkunde beſaß er als weſentliches Reſultat die Skepſis. Das praktiſche Leben faßte er oft wie die Fortſetzung einer ulkigen Studentenſeite. Reiten und Fahren, ſeine alte Liebhaberei, war jetzt ein Theil ſeines Berufes, das ging nun hin und her über Berg und Thal und die Welt iſt ſo weiſe eingerichtet, daß es auch in dem kleinſten Dorfe, wo die Füchſe einander gute Nacht ſagen, nicht an einem kühlen Trank Wein fehlt, der ſpricht mit demſelben Geiſte wie in der Geſellſchaft aller Weltweiſen. Wenn unſer Doktor noch ſo lange beim Glas geſeſſen, hielt er ſich doch immer feſt zu Pferde wie eine Katze, ja die Leute behaupteten, er ſei von Nachmittag an, das heißt wenn er ein bischen angeſtochen war, noch weit geſcheiter und geſchickter als Arzt. Er trank unabänderlich nur halbe Schöppchen, damit der Wein allzeit friſch vom Faſſe komme. War das Fläſchchen leer, ſchlug er es mit einem Daktylus auf den Tiſch und die Wirthe in der ganzen Umgegend kannten dieſes Zeichen zum Auffüllen. Im Sommer gab es da und dort topfebene Kegelbahnen, wo unſer Arzt hemdärmelig mit einigen Pfarrern und ſonſtigen Honoratioren der edeln Kegelkunſt oblag. Mit allen Menſchen jeglichen Standes war er im beſten Einvernehmen und man nannte ihn allgemein einen braven Kerl, denn er war gleich liebreich und unverdroſſen gegen hülfeſuchende Arme wie Reiche. Er, der als Studio über alle Schranken der bürgerlichen Einpfahlung hinweggeſetzt war, hatte ſich damit auch, wie man ſagt, ausgetobt, er vertrug ſich jetzt mit allen Einrichtungen und ihren Vertretern. Stimmte er auch manchmal mit ein in ſcharfen Tadel über dieſe oder jene Staatseinrichtung, ſo galt ihm das mehr zur Uebung ſeines Witzes und zur Verwendung eines Kraftausdruckes aus Olims Zeiten. Er war mit allen Beamten in dem Städtchen ſmollis und ſtand mit allen Pfarrern des Oberamts auf gutem Fuß. Viermal des Jahres kommunizirte er wie ſich gebührt und verließ am Abend vorher ſchon Punkt zehn Uhr das Wirthshaus.

So fehlte dem Doktor zu einem gemachten Manne weiter nichts als eine Frau und in der That ſuchte er auch eine ſolche, aber ſie mußte reich ſein, mindeſtens ſo reich, daß man fortan bequem zweiſpännig leben konnte.

Kluge Leute behaupteten, er habe es auf Luzians Bäbi abgeſehen und dieſe Annahme war nicht ohne Grund.

Er war weit davon entfernt, daß ihm die Bildungsſtufe Bäbi's als ein Hinderniß erſchien, er verlangte von einer Frau weiter nichts, als daß ſie eine geſunde Mutter, eine tüchtige Wirthſchafterin ſei und ein erkleckliches Einbringen habe.

Luzian mit ſeinem heftigen Eifer für die Umgeſtaltung des Lebens war ihm eine intereſſante Erſcheinung, und dem Bauersmann gegenüber hatte er wiſſenſchaftliche Fettbrocken genug, um ſeinen einfachen Verſtand damit zu ſpicken und ſo zu imponiren. Die Ahne, die er ſtets mit Heirathsanträgen neckte, war ihm von Herzen gut; ſo oft er kam, ſie hatte ihm ſtets etwas über ihr Befinden zu klagen und zu befragen, er hörte es geduldig an und half ab. Ganz glücklich machte er ſie einſt, als er ihr das Bildniß Kaiſer Joſephs unter Glas und Rahmen überbrachte.

Paule allein wußte es, daß der Doktor auf einen förmlichen Heirathsantrag eine abſchlägliche Antwort von Bäbi erhalten hatte. Als ſie Braut ward, unterließ er ſeine Beſuche dennoch nicht, vielleicht wollte er damit ſeine frühere regelmäßige Einkehr verdecken. Bäbi ging ihm ſtets aus dem Wege, ſie meinte, er müßte ihr böſe ſein, weil ſie ihn beleidigt habe; er wußte aber nichts von Groll. Das zeigte ſein heutiges Thun.

Unſer Doktor war Menſchenkenner genug, um zu wiſſen, wie weich und empfänglich ein verlaſſenes Mädchenherz iſt, wie halb Verzweiflung halb Sehnſucht leicht einen kühnen Freier aufnimmt, er erneuerte daher jetzt friſchweg ſeinen Antrag bei Bäbi, alles mit ſo viel Schonung, daß die abweiſende Antwort des Mädchens nur als zögernder Aufſchub erſcheinen konnte. Er hatte ſo eben Bäbis Hand faſſend ihr verſprochen, nicht mehr von der Sache zu reden, bis ſie ſelbſt davon anfinge. Es war als ob er mitten im Brande des Hauſes das verlaſſene Mädchen ſich eroberte, als eben Luzian hereinkam; vor ihm ſcheute er ſich jetzt mit ſeinem Anerbieten hervorzutreten und er ging mit ihm nach der Stube, ſetzte ſich mit einer gewiſſen heimiſchen Art, die Luzian dahin mißdeutete, als ob er zeigen wolle, er thue dem geächteten Hauſe durch ſeinen Beſuch eine Ehre an.

Die Ahne hatte verweinte Augen, auch aus der Küche vernahm man durch das Schiebfenſterchen bisweilen das Schluchzen Bäbi's. Luzian bemerkte wohl, daß ſeine Raufhändel hier bekannt worden waren, aber er dachte ſtill: „Ihr müßt euer Theil auch haben.“

Das war jetzt ein Hausweſen, ſo verſtört und aufgeſcheucht, als ob es nie eine Heimath ruhiger Menſchen geweſen wäre.

Nach einer Weile ſagte Luzian: „Herr Doktor, kommt mit zum Egidi, ſehet einmal nach der Kindbetterin.“

Der Doktor beſtieg ſein Pferd und Luzian ging neben ihm her den Waldweg nach der Mühle. Luzian fühlte es ſchwer, wie es einem Menſchen zu Muthe iſt, der immer hin und her getrieben von einem Ort zum andern, nirgends eine ſichere Ruheſtätte und häusliche Erquickung hat.

Als die beiden Männer fort waren, kam Bäbi in die Stube und ſagte: „Ahne, ihr dürfet den Doktor nicht ſo oft wiederkommen heißen, ihr müſſet ihn nicht ſo ins Haus zeiſeln." *)

„Warum?"

„Denket nur, er hat mir heut wieder was davon vorgeſchwatzt, daß er mich heirathen will, und es ſind noch nicht drei Tag', daß ich nicht mehr Hochzeiterin bin."

„Laß ihn ſeine Spaß' machen, er iſt ein guter Menſch und wir dürfen jetzt nicht alle Leut' aus dem Haus verſcheuchen, es läßt ſich ja ohnedem Niemand mehr ſehen. Gelt Babi, der Pfarrer hat deinen Vater gewiß zu den Raufhandeln gezwungen? Ich bleib dabei, was mein Luzian thut, das iſt brav."

Unterdeß eilte Luzian mit dem Arzte der Mühle zu. An der Berghalde ſtieg letzterer ab, zog ſein Pferd am Zaume nach, um ſo gleichen Schrittes mit Luzian beſſer mit ihm reden zu können.

„Wie meinet ihr Schwäher?" ſagte er „wie wär's, weil ich doch die Ahne nicht heirathen kann, wenn ihr mir das Babi zur Frau gabet, ich bleib dann doch in der Familie und werde nicht verfremdet."

„Es iſt jetzt kein' Faſtnachtszeit."

„Was ich ſag, iſt ſo klar wie Klosbrüh und iſt ein grundbirnenernſt. Ohne Spaß, ich nehm' das Bäbi, wie es geht und ſteht und liegt. Der Paule gibt das Bäbi auf wegen der Pfaffengeſchichte, mir iſt das ganz wurſt, im Gegentheil, die Tochter von einem Ketzer iſt mir noch was beſonderes. Ich habe einen guten Freund von der

---

*) zeiſeln, locken.

Univerſität her, wir nennen ihn den Rollenkopf, der traut uns morgen, wenn ihr einſtimmt."

„Weiß das Babi von eurem Vorhaben?"

„Gewiß, ſie ziert noch ein wenig, aber ſie thät doch gern ſchnell ja ſagen, wenn ſie ſich nicht vor der Welt ſcheute. Wenn ihr ein Wort fallen laſſet, iſt die Sache abgemacht. Nun? Stünde ich euch nicht an als Schwiegerſohn?"

„Ja, ja, warum denn nicht?" entgegnete Luzian. Er war fortan äußerſt ſchweigſam, bis man am Beſtimmungsorte anlangte, deſto mehr redete der Doktor.

Auf der Mühle bekundete er die äußerſte Sorgfalt für die Wöchnerin und das Kind, und da man einmal zur Apotheke ſchickte, verſchrieb er auch noch eine ſchnellheilende Salbe für die Kopfbeule, die Egidi beim Falle erhalten hatte. Scherzend gratulirte er Egidi zu ſeinem neuen Schwager, indem er ſich ſelbſt vorſtellte.

Unſer Doktor hatte ſich in ein ſeltſames Verfahren verrannt, bei dem eben ſo viel augenblickliche Laune als Berechnung war; er, der die Weiſe des Volkes ſo gut kannte, glaubte ſeine Brautwerbung doch in ſcherzhaftem Tone halten zu müſſen, das ſchien ihm der derben Art ſeiner zu Verſchwägernden angemeſſen und ſollte ihn und ſie über alle etwaige Peinlichkeiten und Erörterungen hinwegheben. Aus dieſem Grunde verkündete er auch die Sache allen Frauen, die auf der Mühle anweſend waren, dieſe Offenkundigkeit mußte ſowohl die Bedenken bei Bäbi heben als auch zugleich ſie feſſeln, da man nun doch einmal allgemein davon redete. Unſer Doktor irrte ſich aber gewaltig. Er überſchritt in ſeiner Burſchikoſität unbewußt die feine Grenzlinie, die zwiſchen Derbheit und Leichtfertigkeit gezogen iſt; auch der vierſchrötigſte Bauer kennt dieſe wohl und es beleidigt ihn, wenn ſo Viele wie hier unſer Doktor, um ſich der volksthümlichen Denkweiſe anzubequemen eine gewiſſe Rohheit im Ausdruck und Behandlung ernſter Verhältniſſe annehmen. Um nicht gekränkt zu ſein mußte Luzian die Angelegenheit ſtrenge und wiederholt als Scherz auslegen.

Zwiſchen Egidi und ſeiner Mutter war eine wortloſe Verſöhnung eingetreten. Hier galt es zu helfen, und da war von Streit nicht mehr die Rede. Die Mutter wirthſchaftete lebendig im ganzen Hauſe und Egidi kam mehrmals zu ihr in die Küche und ſagte, ſie möge nur ſich ſelbſt nicht vergeſſen, ſie möge ſich etwas Guts bereiten, ſie allein habe zu befehlen und nicht die Schwiegermutter „und" ſetzte er in ſeltſamer Einfalt hinzu „thuet nur, wie wenn ihr in eurem eigenen Hauſe wäret und nehmet euch Alles ungefragt. Soll ich euch klein Holz ſpalten?" Ohne Antwort abzuwarten fing er an und mußte fortgejagt werden, da die Wöchnerin nebenan jeden Schlag ſpürte und eben einſchlafen wollte.

Egidi ſprang und pfiff im Hauſe umher wie ein luſtiger Vogel auf dem Baume, der in die Welt hinein verkündet, daß jetzt eben ein junges Küchlein im Neſte die Augen aufſchlug.

Am andern Morgen ſtand Luzian nach einem faſt zwölfſtündigen Schlafe wohlgemuth auf. Die ganze Welt, die aus den Angeln ſchien hielt ſich doch noch in ihrem Kreislaufe und Luzian fühlte ſich wieder muthfeſt. Er pflügte den ganzen Morgen ohne Unterlaß draußen im

Speckfelde, er empfand es ſtill, daß das doch eigentlich die Arbeit ſei, die er am beſten verſteht. Kaum iſt die Frucht vom Felde eingethan, ſo wird der Boden mit ſcharfem Pfluge wieder umgelegt, die abgeſtorbenen Stoppeln werden entwurzelt und verwandeln ſich in neue Triebkraft, der aufgelockerte Grund iſt bereit, ſich von Sonnenſchein und Regen durchdringen zu laſſen, bis er neue Saat empfängt. Das Wachsthum des Menſchengemüthes gleicht nicht dem vergänglichen Halme, eher dort dem Fruchtbaume, der bleibt beſtehen und harrt der neuen Frucht am ſelben Stamme.

Luzian fühlte ſich jetzt ſo wohl und heimiſch in ſeiner Arbeit, daß es ihm am liebſten geweſen wäre, wenn der ganze Handel mit dem Pfarrer ein Traum war.

Es iſt ein ganz Anderes mitten in den gewohnten Lebensverhältniſſen einen Charakter ſtill ausbilden als dann zum Kampfe heraustreten und unabläſſig in demſelben ſtehen.

Tauſende wünſchen jetzt den Krieg und ſagen: nur das kann von der fieberiſchen Aufregung erlöſen. Wer weiß wie bald ſie ſich aus dem Leben im Feldlager heimſehnen würden. Der neue Kampf muß den Muth erfriſchen.

Als Luzian mit dem Pfluge heimkehrte, begegnete ihm Egidi, der betrübten Antlitzes vom Pfarrhauſe kam.

„Was haſt?“ fragte Luzian.

„Vater“ entgegnete Egidi, „ihr müſſet aber nicht grimmig ſein, ich kann nichts dafür, ich hab eben dem Pfarrer die Taufe von meinem Kind angezeigt, ſie iſt nächſten Sonntag und es ſoll auch Kordula heißen wie die

Ahne und da hat mir der Pfarrer geſagt daß nicht die Ahne und nicht ihr und nicht die Mutter und nicht das Bäbi in die Kirch' kommen darf, ſei's als Gode oder als Taufzeuge, ihr ſeid alle im Kirchbann."

„Gut, gut" ſagte Luzian „du haſt ja dein Schwiegermutter und deine zwei Schwägerinnen."

„Nicht wahr Vater, ihr ſeid mir nicht bös? ich kann ja nichts dafür und ich muß doch mein Kind taufen laſſen."

„Freilich, freilich, aber ich muß jetzt eſſen, ich kann ſchier nicht mehr lallen" ſo ſchloß Luzian und ſprang den Pferden nach, die ihm voraus heimgeeilt waren.

Bei Tiſche fragte Luzian den Victor: „Biſt wieder gern in der Schul' und wie geht dirs?"

„Ihr hättet mich nicht 'rausthun ſollen, wenn ich wieder 'nein muß" entgegnete Victor „der Pfarrer hört alle Kinder ab in der Religionsſtund' und mich übergeht er, wie wenn ich nicht da wär'."

Luzian legte den Löffel ab, er konnte nicht weiter eſſen, er fühlte tief den Vorwurf des Kindes, indem er eine raſche That begonnen und ſich doch zur Nachgiebigkeit bequemen mußte. Dabei empfand er, wie tief kränkend ſolches offenkundige Uebergehen für ein gutgeartetes Kind ſein mußte. „Es iſt vielleicht gut für ihn" ſchloß er in Gedanken, „er muß ſchon früh erfahren, wie die Pfaffen überall blutig anhacken, damit er um ſo bälder ein eigener Menſch werde, eh er ſo alt iſt wie ich."

Ein Kind im Walde und ein Ruf im Munde der Menſchen.

Am Sonntag Morgen war es im Thalgrunde voll friſchen Thauduftes. Die Tannen an der Sonnenhalde rauſchten ſo geruhig im ſanften Morgenwinde und die mächtig großen Jahresſchoſſe, die ſie in dieſem Sommer angeſetzt, glitzerten und flimmerten. Der Bach floß arbeitsledig dahin, ſtill murmelnd wie ein vergnügter Spaziergänger, über ihm flog ein Schwalbenſchwarm in kühnem Bogen auf und nieder: es waren die alten, die die Jungen im Fluge übten zur weiten Fahrt über's Meer. Bald ſenkte ſich die eine um die andere raſch hernieder, haſchte einen friſchen Morgentrunk aus dem Bache und reihte ſich ſchnell wieder ein in den ſchwärmenden Kreis; unten aus dem Bache ſchoſſen die Fiſche nach der Oberfläche und ſogen Luft ein. Eine Goldammer ſaß auf dem äußerſten Ende des Kirſchbaumaſtes, ſang unaufhörlich hinein in den blauen Himmel und wetzte ſich immer wieder den Schnabel an dem Aſte, auf dem ſie ſaß. Ruhe und ſanfte Kühlung quoll aus Berg und Thal. Jetzt öffnete ſich die Hausthüre an der Waldmühle, und heraus trat eine Frau, die ein mit weißen Linnen bedecktes

Kind in beiden Armen vor ſich trug. Drei Frauen mit Kränzen von künſtlichen Blumen auf dem Haupte folgten ihr nach und bald auch kam Egidi in ſeinem langen blauen Rocke, den Hut in der Hand haltend. Aus dem Stubenfenſter oben ſchaute ein Mädchen den Weggehenden nach; es war Bäbi, die bei der Wöchnerin zurückblieb. Die Frauen trugen das Kind durch den Wald hinan dem Dorfe zu.

Da iſt ein Kind geboren auf der einſamen Waldmühle, fern von der großen Genoſſenſchaft der Menſchen und es wird hingebracht in die heilige Verſammlung, wo Alles ſich zuſammenfindet von den einſamen Gehöften und ausgeſprochen wird, daß das Kind gehört in die große Familie der Menſchheit, die es tragen und halten muß, damit es einſt ein lebendiges thatenreiches Glied derſelben werde. Das Kind wird dann aus den Händen der Menſchheit wieder zurückgegeben in die Arme der Mutter, an deren Bruſt es gedeiht, bis es ſich ſelbſt ſeinen Weg ſucht und dann weiter ſchreitet in die Einigung der zerſtreut wohnenden Menſchen. Alle ſollen es wiſſen, daß ihnen ein Bruder, eine Schweſter geboren wurde und die frommen Wünſche Aller ſollen es willkommen heißen, noch bevor es ſie hört und ſieht und verſteht. Was heißt nun aber den Teufel aus dem neugebornen Kinde austreiben? O ſchmähliche Verirrung des Menſchenverſtandes!

Das waren die bald klaren bald dunklen Gedanken, die an dieſem Morgen durch die Seele Luzians zogen. Er verließ das Dorf, das ihm die Kirche verſchloß und ging dem Kinde entgegen, hinab in den Wald. Als er dort die Frauen traf, zog er die Linnen weg von dem Antlitze des Kindes und es ſchlug die großen blauen Augen nach ihm auf. Er legte die Hand auf ſein Haupt, in welchem er den Pulsſchlag fühlte. Er ſchüttelte den Thau von dem überhängenden Zweige einer Buche leiſe auf das Antlitz des Kindes und ſprach mit einer Stimme, daß die Herzen Aller erſchütterten: „Das iſt das ewige Weihwaſſer, mit dem ich dich begieße, werde rechtſchaffen und liebevoll, wie es deine Großmutter Kordula war, deren Namen du tragen ſollſt.“ Drauf ging er raſch von dannen und Niemand ſprach ein Wort, ja, Niemand ſchien es zu wagen, ihm nachzuſchauen; nur die Schwiegermutter Egidi's hatte den Muth, rückwärts zu ſehen und ſie ſah wie Luzian vom Wege ab tief in den Wald hineinſprang.

Als man jetzt vom Dorfe her Glockengeläute vernahm, ermahnte man ſich gegenſeitig, ſich zu ſputen, damit man noch zur rechten Zeit komme. Als der Taufzug vor dem Hauſe Luzians vorüber kam, öffnete ſich kein Fenſter, niemand kam zur Begleitung heraus.

Wir können dem Taufzuge auch nicht in die Kirche folgen, wir müſſen nur ſo viel berichten, daß im ganzen Dorfe an dieſem Sonntage über die traurige Taufe des Kindes geſprochen wurde, bei der die nächſten Anverwandten fehlten.

Wir müſſen Luzian in den Wald folgen.

Er hätte ſich gerne in das dunkelſte Dickicht vergraben, in eine Höhle ſich verſenkt, nur um den Menſchen zu entfliehen und doch zog es ihn wieder zu ihnen hin. Die Kirchenglocken tönten von allen Fernen und ließen das Rauſchen des Waldes nicht ſo vernehmlich werden, wie in jener ſtillen Nacht. Vor dem Geiſte Luzians ſproßte eine neue bald auf. „Ich habe einmal in einem Buche geleſen“ dachte er „daß in einer Gegend die Eltern bei der Geburt eines Kindes einen Baum pflanzen. Wie ſchön müßte ſo ein Menſchenwald ſein, wenn das Jeder thäte und die Gemeinde giebt einen Platz dazu her und wenn der Menſch geſtorben iſt und wenn der Baum keine Frucht mehr giebt, wird er umgehauen und zu etwas Nützlichem verwendet. Wie närriſch ſind doch die Leute, daß ſie glauben, es wäre etwas Höheres, wenn man eine Kanzel als wenn man einen Leiterwagen aus einem Baume macht, es iſt ja alles gut, wenns recht iſt. Und was für freudige Verſammlungen könnten ſein, von den lebenden Menſchen im grünen Menſchenwald!“

Luzian war jetzt in der Stimmung um ſich in allerlei Schwärmerei zu verlieren, aber die Bande der Familie und des alltäglichen Wirkens hielten ihn feſt.

Trotz der weihevollen Art, mit der er das Kind im Walde getauft, war heute ſchon ein häßlicher Zornesmuth durch ſeine Seele gezogen. Die Frau war voll Jammerns und Klagens, ſie ſagte: „Mir iſt ſo bang, ſo furchtſam, wie wenn in der nächſten Minut ein großer Schrecken über mich kommen müßt', wie wenn eine Axt nach mir ausgeholt wäre und mir jetzt gleich das Hirn ſpaltet.“

Auf dieſe Rede hatte Luzian mit bitterem Worte entgegnet. Jetzt fiel ihm all das wieder ein und er dachte: „Es iſt unrecht, daß du von den Deinigen Hülfe verlangſt in der Noth, im Gegentheil, du mußt ihnen Hülfe bringen, denn du haſt ihnen die Noth gebracht.“

Mit verſöhnlichem Herzen kehrte Luzian heim. Er fand ſeine Frau gleich bereit, denn die Ahne hatte ihre Tochter ſcharf vorgenommen und ihr ins Herz gepflanzt, daß es jetzt gelte, die gelobte Treue zu bewähren, darum ſagte Frau Margret nach Tiſche:

„Luzian mach nur, daß die Sache bei den Gerichten bald ein Ende hat und dann wollen wir fort aus dem Dorf, ich geh mit dir, wohin es ſei, nur fort; ich wollte, ich könnte auch all die Menſchen aus meinen Gedanken vergeſſen, die jetzt ſo gegen uns ſind.“

„Ja“ ſagte die Ahne, „wennn das die Religion iſt, daß man einen verſchimpfirt und einem Dinge nachſagt, woran ſein Lebtag keins gedacht hat, da will ich lieber gar kein' Religion.“

Die Frauen hatten nämlich erfahren, daß man Luzian die gräßlichſten Unthaten nachredete. Man wollte in der Vergangenheit Belege für ſein gegenwärtiges Handeln finden und nichts war zu heilig, das man nicht antaſtete.

Es gibt Gedanken und Ausſprüche, die ohne unſere Seele zu treffen ſie doch ſo widrig beleidigen, wie wenn man nahe vor dem offenen Auge mit einer ſpitzen Gabel hin- und herfährt. Wir ſcheuen uns faſt es zu ſagen, aber es gehört mit zur Geſchichte, ſelbſt das Verhältniß Luzians zur Ahne wurde mit dem niedrigſten Geifer beſudelt. Niemand konnte ſagen, woher dieſe Nachreden kamen, man konnte die Urquelle nicht entdecken, ſie ſprangen aus dem Boden, da und dort, während man die eine verfolgte, brach die andere los.

Frau Margret eiferte über ihre Mutter, ſie hätte

Luzian nichts von dem Geſchwätze ſagen ſollen; aber die Ahne ſagte:

„Ich kenn' meinen Luzian. Wenn er auch alles Schlechte von den Menſchen weiß, er wird doch keinen Haß auf ſie werfen. Die Menſchen ſind mehr dumm als bös, den Kaiſer Joſeph haben ſie vergiftet und dir Luzian möchten ſie gern dein gut Gemüth mit böſen Nachreden vergiften. Das geht aber nicht, gelt ich kenn' dich? Ich trag' dein Herz in meinem Herzen.“

Luzian ließ ſich gern Alles erzählen: wie er ſchon lange im Geheimen lutheriſch ſei und verſprochen habe, die katholiſche Kirche zu beſchimpfen, wie er die Waiſen betrogen, wie er dieſen und jenen zur Gant gebracht, um nachher ſeine Äcker aufzukaufen und hundertfältiges dieſer Art. Er hörte es mit Gleichmuth an. Ihm kam es vor, als ob man das von einem andern Menſchen ſagte; die Leute mußten ja ſelbſt wiſſen, das Alles erlogen ſei, dennoch ſtellte ſich bei ihm ein gewiſſes unnennbares Gefühl des Eckels und dabei eine ſtille aber gründliche Verachtung ein. Er hatte es nie geglaubt, daß man es wagen könnte, ſeinen Namen mit derlei Dingen in Verbindung zu bringen. Auf der Straße faßte er dieſen und jenen an und ſagte:

„Haſt auch ſchon gehört? ich bin ſchon lang ein geheimer Lutheriſcher? Ich habe die Waiſen betrogen, den und jenen in die Gant gebracht. (Das Verhältniß mit der Ahne nannte er nicht, es war zu empörend.) Nun was ſagſt du dazu?“ ſchloß er in der Regel ſeine Rede.

Natürlich ward ihm ſelten ein ſo heftiger Ausbruch des Zornes darüber kund als er erwarten mußte.

„Freilich, ich hab's auch gehört, es iſt ſchändlich, aber du kannſt die Leut' reden laſſen" ſo lautete in der Regel die Antwort, die er erhielt.

Er rief manchmal zornig aus: „Du hätteſt dem ins Geſicht ſchlagen ſollen, der ſo was über mich ſagt und der Geſchlagene wieder dem ders ihm geſagt hat und ſo wären wir zuletzt hinunter zu dem Maulwurf gekommen, der den Haufen aufwirft und den hätt' man maustodt gemacht."

So erhaben ſich auch Luzian über all die Nachreden fühlte, ſo hatte er doch darob eine peinliche Empfindung; ihm wars als ob das innerſte Heiligthum ſeines Lebens von ungeweihten Händen berührt worden wäre. So muß es frommen Gläubigen zu Muthe ſein, die ihr wunderthätiges Heiligthum aus den Händen ungläubiger Räuber unverſehrt wieder erringen. Ein Gefühl der Trauer verläßt ſie nicht, daß ſo freventlich damit umgegangen wurde.

Wie die Speiſe, die ſich in unſer leibliches Leben verwandelt, ſo geht es auch leicht mit allen Erlebniſſen, die wir in einer Zeit gewinnen, in welcher wir von einem einzigen Gedanken beherrſcht ſind, ſie verwandeln ſich unverſehens in einen Theil dieſes Denklebens, ſo fremd und beziehungslos ſie auch anfangs erſcheinen möchten. Zum erſten mal ging jetzt Luzian die Hoheit des Gefühls der Ehre auf. Wohl hat ſie ihre tiefſte Wurzel in der Eigenſucht, im Egoismus, aber eben dieſer Urſprung tritt geläutert in ihr auf. Sich ſelbſt ehren und Alles ſo thun, daß man dies könne, das ſchließt die höchſte Tugend in ſich. Spricht aber die Religion nicht grade aus, daß wir Alles zur Ehre Gottes thun müſſen? Wohl, alles zur Ehre des unvertilgbaren Heiligthums, das in uns gepflanzt iſt. Warum lehrt die Religion immer und immer, ſich ſelbſt gering achten? „Lernet euch ſelbſt ehren, möchte ich den Menſchen zurufen, du biſt König und Prieſter, ſo du das Heiligthum der Ehre in dir auferbaueſt und rein erhältſt.“

Luzian hatte wieder ſeine volle Kraft gewonnen und ſiegesmuthig ſchritt er über die gewohnte Welt dahin. Aus dem Bewußtſein heraus lernte er die alte Welt aufs neue gewinnen und beherrſchen.

Ich bin der ich bin.

Der Oberamtmann hatte durch ſeine Magd, die Tochter Wendels, den Luzian berichten laſſen, er möge dieſer Tage einmal zum Verhöre kommen. Er ließ ihn abſichtlich nicht durch den Schultheiß entbieten und dieſe freundliche Schonung that Luzian im Innerſten wohl. Er ging daher andern Tages nach der Stadt. Der Amtmann nahm Luzian aus der Amtsſtube mit ihm hinauf in ſeine Privatwohnung. Dort ließ er Kaffee machen, ſchenkte Luzian ein und ſagte:

„So, wenn Sie rauchen wollen, ſteht's Ihnen frei, wir wollen die Sache leicht abmachen, erzählen Sie mir den Hergang noch einmal und ich will das Protokoll aufſetzen."

Luzian war Anfangs betroffen über dieſe ſeltſame Abweichung vom ſtrengen Amtstone, er ließ ſich's aber auch gern gefallen. Er erzählte nun die Geſchichte von der Predigt und ſeine Gegenrede.

„Das kommt mir jetzt ſchon vor, als ob es vor hundert Jahr geſchehen wär" ſchloß er.

„In vergangenen Zeiten" entgegnete der Oberamtmann, „war dies allerdings auch oft der Fall, die Geiſtlichen mußten ſich Widerſpruch und Einrede gefallen laſſen, aber jetzt freilich paßt das nicht in die Kirchenordnung. Es iſt ſchrecklich, wenn man gedenkt, daß wir unſer Lebenlang unſere beßte Kraft dazu aufzuwenden haben, das Unnatürliche das unſerer Seele aufgekünſtelt wurde, herunterzukratzen, und am Ende wird's doch nie mehr ſo rein und da und dort haftet ein fremdartiger Fleck. Was für andere Menſchen müßten aus allen werden, wenn man der Natur ihr freies Wachsthum gönnte. Wie alt ſind Sie jetzt Luzian? Da ſtehts ja im Protokoll, 51 Jahre. Iſt's nicht himmelſchreiend, daß wir um ſo viele Lebensjahre betrogen werden."

„Ja" ſagte Luzian, „man möcht' oft unſern Herrgott böſe werden, daß er die Wirthſchaft da ſo mit anſieht."

Der Oberamtmann ſah dem Redenden ſtaunend ins Geſicht faßte ſeine Hand und ſagte:

„Wie? glaubt ihr denn noch wirklich an ihn?"

Luzian zuckte und zog unwillkührlich ſeine Hand zurück, indem er betroffen entgegnete: „Ich verſteh' Sie nicht, was meinen Sie? wie?"

Ernſt lachelnd entgegnete der Oberamtmann: „Ich meine Gott."

Luzian ſah auf, ob nicht die Decke einfalle und der Oberamtmann fuhr fort: „Dieſes Wort iſt nur ein Schall für Etwas, von dem wir nichts wiſſen; weil wir ſo viel Elend, Ungleichheit und Ungerechtigkeit in der Welt ſehen, ſo denken wir uns ein unſichtbares Weſen, das Alles ſchlichtet und ins Gleichgewicht bringt aber wenn ein Ruchloſer vom Blitz erſchlagen wird, ſo ſagen wir oder vielmehr die Pfaffen: das iſt der Finger Gottes. Wird ein Rechtſchaffener getroffen, ſo heißt es dagegen: die Wege des Herrn ſind unerforſchlich. Das Eine wie das Andere iſt nichts als Stümperei und Redensart. Weil wir ſo viel Verkehrheit in der menſchlichen Geſellſchaft ſehen, ſo erdenken wir uns ein Jenſeits, in welchem das Böſe und das Gute vergolten werden ſoll, und das iſt doch weiter nichts als daß wir uns die läſtigen Fragen vom Hals ſchaffen. Nein, wer zur Vernunft gekommen iſt, braucht keinen Gott und keine Unſterblichkeit."

Dieſe letzten Worte waren wie fragend ausgeſprochen, aber Luzian antwortete nicht, ſein ganzes Antlitz war in ſtarrer Spannung und der Oberamtmann fuhr fort:

„Wer tiefer in die Welt hineinſieht, der erkennt, daß Alles Nothwendigkeit iſt, daß es keinen freien Willen gibt. Ich habe keinen freien Willen, ſondern wenn ich genau hinſehe, muß ich alles thun, was ich will, und das Weltall hat auch keinen freien Willen, der gegen die Geſetze in ihm herrſchen könnte, denn das wäre Gott. Freier Wille in uns und Wunder in der Natur iſt ganz daſſelbe. Was ich jetzt thue, daß ich jetzt ſo mit euch rede, das iſt die nothwendige Folge einer endloſen Kette von Urſachen, von Ereigniſſen in mir und mit mir, denen ich gehorſamen muß, weil Alles in der Welt Nothwendigkeit iſt, darum liegt in dieſer ſchon Strafe und Lohn, wie mans nennt eingeſchloſſen. Der Eine fügt ſich in ſein Schickſal, weil er es als den unabänderlichen Willen Gottes, der Andere, weil er es als eine unabänderliche Nothwendigkeit erkennt, es kommt am Ende auf Eins heraus. Wir müſſen ſtill halten, Sonnenſchein und Hagelwetter über uns kommen laſſen und am Ende wieder tüchtig die Hände rühren, denn das, was man Gott nennt, thut nichts für uns, wir müſſens ſelber thun. Nicht wahr, ich bin auch noch nicht in Allem ganz deutlich?"

„Nein, aber nur eine Frage: warum ſind Sie denn rechtſchaffen, wenns keinen Gott giebt und keine Vergeltung? Es iſt doch oft viel angenehmer ein Bruder Lüderjan zu ſein?"

„Wie ich euch ſchon ſagte, das was uns wahre Freude macht, iſt auch das Gute, alles Andere iſt ein ſchneller Schnaps, bei dem das Brennen nachkommt. Ich thue meine Pflicht, nicht, weil ſie mir von Gott geboten iſt, ſondern, weil ich mir ſie ſelber auferlege und ſie feſthalten muß zur Selbſtachtung. Wenn ich meine Pflicht vernachläßige, verliere ich die Ehre vor mir ſelber und wenn ich einem Menſchen, wie mans nennt, über meine Pflicht hinaus Gutes erzeuge, ſo thue ich an mir ſelber faſt noch mehr Gutes, als an dem, der die Wohlthat empfängt. Daß ich weiß, daß den Armen mein Stück Brod erquickt, das thut mir oft wohler als dem, der es kaut. Seitdem ich an keinen Gott mehr glaube, ſeitdem bin ich, wie mans nennen möchte, noch viel demüthiger geworden. Alles was ich bin, das iſt eine Nothwendigkeit, und alles was ich thue iſt eine Schuldigkeit, ich habe keine Ehre, keinen Lohn und keinen Dank von Jemand anzuſprechen. Luzian, ich könnte bis morgen nicht fertig werden, wenn ich Alles darlegen wollte. Ich rede ſo offen zu euch, weil ich vor euch Reſpekt habe. Entweder hat ſich Gott Einmal geoffenbart und thut es noch fort in ſeinen geſalbten Prieſtern, oder Gott hat ſich nie geoffenbaret und wir haben gar nichts nach alle dem zu fragen, was man bisher geglaubt hat. Drum ſage ich: entweder muß man ein guter Katholick ſein und alles hinnehmen, wie man es überliefert bekömmt, oder friſch über alles hinweg, jeder ſein eigener Prieſter und Heiland. Entweder Katholik oder gottlos. Meint ihr nicht auch?“

„Nein, das mein ich nicht“ rief Luzian laut, ſich erhebend, „das letzte Wort, das ihr da geſagt habt, hat der Pfarrer auch geſagt, es iſt aber doch nicht wahr. Kann ſein, ich bin nicht ſtudirt genug, aber da gilt keine Gelehrſamkeit. Sehen Sie Herr Oberamtmann, ich hab mir in dieſen Tagen mein ganzes Leben zurückgedacht, da hab ich geſehen, es iſt der Finger Gottes, eine väterliche Fürſehung darinnen. Hundert Sachen, die ich grad am ungernſten than hab und die ich als mein größtes Unglück angeſehen hab, die ſind mir zum Beſten geworden, unſer Herrgott hat gewußt, was daraus wird, ich aber nicht. Vom ewigen Leben? ja, das kann ich mir nicht vorſtellen, weil ich an keine Hölle glaube und auch nicht weiß, wo der Himmel iſt. Jetzt lebe ich einmal ſo, daß wenn es kommt, ich auch nicht davon laufe. O lieber Mann, Sie ſind ein guter Mann! Wenn ich's nur machen könnt' daß Sie mit mir glauben, daß eine väterliche Hand, die wir nicht ſehen, uns führt. Das thäte Sie doch oft tröſten, wo Ihre geſcheiten Gedanken zu kurz ſind und nicht hinlangen. Guter Mann, ich habe einen Sohn von 22 Jahren und noch zwei kleine Kinder unter dem Boden liegen. Wenn man ſo ein

Grab offen ſteht, unſer eigen Herz mit hineingelegt wird, da geht einem eine neue Welt auf.“

Die Stimme Luzians ſtockte, er konnte vor innerer Rührung nicht weiter reden. Eine Weile herrſchte Grabesſtille in der Stube. Ja den beiden Männern kam es ſelber vor, als wären ſie außerhalb dieſer Welt, in ein Jenſeits verſetzt.

Der Oberamtmann verſuchte es nicht mehr, ſeine eigene Denkprozeſſe in Luzian anzufachen, er empfand eine gewiße heilige Scheu, dieſe innige Gläubigkeit anzutaſten: „und“ ſetzte er ſtill für ſich hinzu, „nur dieſe vermochte es vielleicht, den Kampf mit dem Pfaffenthum aufzunehmen.“

Traut, wie zwei Freunde, die ſich außerhalb dieſer Welt mit ihrer Standes- und Familienſonderung befunden, beſprachen ſich die beiden noch mit einander und als der Oberamtmann darauf kam, daß einzig in Amerika die wahre Religionsfreiheit herrſche, indem es dort geſtattet iſt, zu keiner Kirche zu gehören, oder ſich eine beliebige neue zu geſtalten, da wurde das Auge Luzians größer; wie von unfaßbarer Stimme wurden ihm jetzt die Worte ſeiner Frau zugerufen: „Wenn wir nur fort wären aus dem Ort — aber er konnte den Gedanken doch noch nicht faſſen.

Luzian öffnete ſein ganzes Herz und erzählte, welche namenloſe Pein er überſtanden habe, indem er ſich vom alten Herkommen frei machte.

„Ich möchte lieber ein ganzes Jahr Tag und Nacht im Zuchthaus ſitzen und Woll ſpinnen, als noch einmal durchmachen“ ſchloß er.

„Allerdings hatte ich da ein viel glücklicheres Loos“ erzählte der Oberamtmann, „mein Vater war ein vollkommen freiſinniger Mann, der ohne allen Zuſammenhang mit der Kirche lebte. Wenn eines von uns Kindern einen Fehltritt beging, faßte er es faſt mit doppelter Liebe und nahm es mit ſich auf ſeine Arbeitsſtube, dort ſuchte er die Einſicht des Fehlers zu wecken und wir mußten darauf eine Stunde ruhig bei ihm verweilen. Ich verließ die Stube nie ohne eine tiefe Erſchütterung. Meine Mutter war katholiſch und ging regelmäßig nach der Kirche, ich hörte oft davon reden, war aber noch nie dort geweſen. Ich erinnere mich ganz deutlich des erſten Eindruckes, den ich davon erhielt, ich war damals ſechs Jahr alt. Eines Sommermorgens, wir wohnten in einem Garten vor dem Thore, lag ich mit meiner zwei Jahre älteren Schweſter im Graſe und wir ſchauten beide hinauf in den blauen Himmel, an dem auch nicht ein einzig Wölkchen war. Wir hatten gehört, daß die Sterne beſtändig am Himmel ſtehen, auch am Tag, wir wollten ſie nun ſehen. Ich wurde gerufen, ich durfte mit meiner Mutter zur Kirche gehen, ich war voll Seligkeit und brennenden Verlangens. In der Kirche aber befiel mich plötzlich ein unnennbares Heimweh, eine drückende Angſt, ein Bangen nach einem Stücke meines blauen Himmels; dieſe dicken Mauern, dieſe Lichter am Tage, die Orgel, der Weihrauch, die ſteinerne Kühle, Alles machte mich faſt weinen und ich war wie in der Gefangenſchaft zuſammengepreßt. Ich lebte erſt wieder auf, als ich im Freien war und meinen blauen Himmel ſah. Von jenen

Kindestagen an hatte ich nie mehr ein Verlangen nach der Kirche, die väterliche Erziehung und eigene Forſchung ſtellten mich ſo, daß ich kaum etwas abzuſtreifen hatte.“

Luzian horchte betroffen auf, er ſchaute hier in eine Lebensentfaltung, von der er keine Ahnung gehabt hatte, von der er nie gedacht, daß ſie in der Welt bereits vorkäme.

Mit der heimlich ſtillen Erquickung, die wir immer empfinden, wenn ein ganzes Herz ſich erſchloſſen, trennten ſich die beiden Männer. Luzian hatte dabei noch die Empfindung, daß er dem Oberamtmann, der doch ein ſo hochſtudirter und angeſehener Mann, einen heiligen Funken ins Herz gelegt hatte. Der Oberamtmann aber hielt an ſich. Wie er die Unbarmherzigkeit der reinen Conſequenz in ſich walten ließ, ſo machte er dieſe auch unbedingt gegen andere Menſchen geltend; dadurch erſchien er vielfach ſchroff und ſchonungslos. Er wußte das und ſagte dagegen oft: Ich bin nicht hart und unbeugſam, ſondern der Gedanke; alle die Gemüthlichkeiten und anmuthenden Gewöhnungen müſſen fallen, wenn ſie vor der Schärfe der abſoluten Erkenntniß nicht beſtehen können. Dennoch hielt er heute plötzlich an. Vorerſt erſchien es ihm als ob er unwillkürlich in ſeine unvolksthümliche Auffaſſungs- und Anſchauungsweiſe verfallen wäre, die Furcht vor ſeiner oft gerügten Vornehmlichkeit kam dazu, und als jetzt Luzian die Erſchütterungen des ganzen Menſchen am Grabe aufrief, ſollte er den thränenſchweren Blick des Redenden auf Abſtraktionen lenken? Darum erzählte der Amtmann hierauf einen Zug aus ſeiner Jugendgeſchichte, er wollte dadurch deutlicher werden, aber alles dieß erſchien im Erzählen und vor Luzian doch nur eine faſt' entſchuldigende Erklärung ſeines jetzigen Standpunktes.

Heute zum erſten mal vergaß Luzian bei einer Anweſenheit in der Oberamtei, die Tochter Wendels, die hier als Magd diente, zu fragen, ob ſie nichts heimzubeſtellen habe. Er erinnerte ſich deſſen noch auf der Straße vor dem Hauſe, aber er kehrte doch nicht mehr zurück.

Mit einem vormals ungeahnten gehobenen Gefühle ſchritt er heimwärts durch den Wald. Seine Wangen glühten, alles Leben regte ſich mit Macht in ihm. Es war nichts Beſtimmtes was ihm ſo mit namenloſer Entzückung die Bruſt hob, es war ein Gefühl der Freudigkeit, daß es ihm oft war, er ſpränge dahin, wie ein junges Reh, während er doch gemeſſenen Schrittes einherging. Er ſchaute einmal halbverworren auf, ob er denn nicht wirklich dort vor ihm herſpringe, wie ein unſchuldvolles jauchzendes Kind.

Das war eine Stunde, in der ſich den Menſchen Geſichte aufthun, die ſie ſelber nicht faſſen können, wenn ſie zur Ruhe gelangt.

Jetzt trat Luzian aus dem dichten Walde in eine Wieſenlichtung die ſogenannte Engelsmatte. Der Abend ſtand eben mit ſeinem goldenen Lichte über den Wipfeln der Bäume, die vielfarbigen Blumen und Gräſer ſogen ſtill den herniedertriefenden Thau ein und die Heimchen zirpten, wie wenn die Blumen und Gräſer ſelber jauchzten über die friſche Erquickung. Am jenſeitigen Ende der Waldwieſe ſtand ein junges Reh neben einer weißen

Birke, die ſich zu den dunkeln Tannen geſellt hatte, das Reh äſte und ſchaute oft auf. Luzian blickte an ſich hernieder und in ihm ſprach's die wunderſamen Worte: „Du biſt ein Menſch, du ſchweifeſt hin über dieſe Welt voll Blumen und Thieren und du haſt Alles und du haſt mehr, du haſt dich ſelbſt. Was iſt mir geworden aus all meinem Kampfe? Ich hab's errungen, ich bin der ich bin, kein fremdes Weſen mehr, das die Gedanken anderer Menſchen hat, frei, treu und wahr in mir. Jetzt kann ich getroſt hinziehen über dieſe Welt. Ich bin der ich bin.“

Die nächtigen Schatten legten ſich über Wald und Wieſe, durch die ein Menſch hinſchritt hellflammend und in ſich leuchtend.

Als Luzian nach Hauſe kam, ſagte er zu ſeiner Frau auf der Hausflur: „Heut mach mir was Gutes zu eſſen und laß mir einen guten Schoppen Wein holen, mir iſt ſo wohl, wie mir noch nie im Leben geweſen iſt.“

Der „weltsmäßige Hunger von jenem Sonntage nach der Predigt hatte ſich noch geſteigert bei ihm eingeſtellt.“

Die Frau gab keine Antwort, ſie ſchlug den thränenſchweren Blick auf und rang verzweiflungsvoll die Hände.

Das iſt das unerfaßliche tauſendfältige Getriebe des Weltlebens, das macht uns oft den Ausblick ins Geſammte zu einem Wirrſal, daß während ein Menſch hier hoch hinanſteigt, dort ein anderer hinabſinkt, während die Pulsſchläge eines Herzens ſich hier verdoppeln, dort ein anderes ſtille ſteht. Der Menſch lebt nicht für ſich allein und es iſt ihm nicht gegeben, rein aus ſeinem eigenen Kern ſich weiter zu entwickeln.

Dort am Waldesrande, neben der weißen Birke, wird das Reh nicht urplötzlicher vom heißen Blei des Jägers getroffen und bricht zuckend zuſammen, als Luzian von dem erſchüttert wurde, was ſich ihm in der höchſten Freudigkeit ſeine: Seele aufthat.

„Die Mutter! die Mutter!“ klagte die Frau und als er hineinging in die Kammer, wo viele Weiber verſammelt waren, ſah er bald, wie es um die Ahne ſtand. Sie hatte geſchlummert und erwachte jetzt. Sie hieß mit ſchwerer Stimme Luzian willkommen und fragte ihn: ob er denn aus dem fernen Lande ſchon zurück ſei? Dann rief ſie ihre Tochter und ſagte: „Halt feſt an meinem Luzian, halt feſt wie ſeine rechte Hand. Du weißt Margret, wie es mit Eheleuten ſteht, die nicht . . .“ ihre Stimme ſtockte und nach einer Weile fuhr ſie fort: „ich vergeb dir Chriſtian, du haſt's doch gut gemeint, jetzt kommt mein Vater und der kaiſerliche Rath.“

Die Frauen umdrängten Luzian und ſagten: man müſſe den Pfarrer holen. Luzian aber entgegnete, die Ahne habe ihm in geſunden Tagen ausdrücklich geſagt, ſie wolle keinen Pfarrer, aber endlich willfahrte er doch den Bitten und Thränen, zumal man ihm vorſtellte, es werde zu neuen Verleumdungen Anlaß geben, man werde die Ausſage der Ahne nicht glauben und er habe nur ein Recht mit ſeiner eigenen Seele zu machen was er wolle, nicht mit der der Ahne. Luzian gab endlich nach.

Ein Gang in's Pfarrhaus.

Wir haben Luzian unabläſſig auf Schritt und Tritt begleitet, daß wir uns ausſchließlich in ſeinem Hauſe einbürgerten. Jetzt wird es uns faſt ſo ſchwer wie dem Luzian ſelbſt nach dem Pfarrhauſe zu gehen. Wir ſind mit ihm oft an dem ſtattlichen Gebäude vorübergeſchritten, ohne darnach aufzuſchauen.

Das acht Fenſter breite Haus hat an der Fronte keinen Eingang, wir müſſen über den eingefriedeten Raſenplatz an der Kirche und dort an der verſchloſſenen Thüre klingeln.

Wir ſchreiten über einen bedeckten Gang, ſtehen nochmals vor einer verſchloſſenen Thüre, die ſich aber durch einen Zug von Innen öffnet. Wie friedſam und ſtille iſt es hier, Treppe und Hausflur iſt ſo rein wie geblaſen, die Wände ſind ſchneeweiß getüncht; kein Ton ließe ſich hören, wenn nicht ein weißer Spitzhund bellte, den ein großes ſtattliches Frauenzimmer, halb bäuriſch gekleidet, zu beruhigen ſucht. Das ganze Haus ſteht da wie eine ſtille Klauſe mitten im lärmenden Getriebe der Menſchen. Es iſt ein Anbau an die Kirche und es ſcheint ſich darin zu wohnen, ſo andächtig ſtill, als wohnte man in der Kirche ſelbſt. Schüttle den Staub von den Füßen und wandle durch die Reihe der Zimmer, ſie ſind alle weiß getüncht, ſpärlich, mit Hausrath verſehen, denn es hat keine familienhafte Gemeinſamkeit hier ihre Stätte. Nirgends liegt da oder dort eines jener hundertfaltigen Werkzeuge des Haushaltes in anheimelnder Zerſtreutheit umher. Alles hat ſeinen gemeſſenen Ort und ſcheint feſt zu ſtehen, wie die großen braun lackirten Kachelöfen. Eine gewiſſe Öde liegt in der dünnen Luft. Die Schlöſſer an den Thüren gehen hart. Ein Crucifix iſt die einzige Verzierung eines jeden Zimmers, nur in dem letzten, in das wir jetzt treten, wo das Bette mit drüber gebreiteter weißer Decke ſteht hangen außerdem noch die Steinzeichnungen der Evangeliſten und zu Häupten des Bettes das Bildniß des Papſt Pius IX. in ſchwarzen Rahmen. Jetzt endlich treten wir in die tabacksdampferfüllte Studirſtube. Wir treffen hier eine außerordentliche Anzahl von Büchern, denn unſer Pfarrer gehört zu denen, die neuerdings mit dem Proteſtantismus um die Palme der Wiſſenſchaft ringen. Nicht umſonſt hat er ſchon auf der Univerſität den theologiſchen Preis gewonnen durch eine Abhandlung über das Verhaltniß der Neuplatoniker zu den Chriſten. Schon früh am Morgen treffen wir den Pfarrer vollſtändig angekleidet in ſeiner Studirſtube, denn er hat wie ſichs gebührt nüchtern die Meſſe geleſen und ſein Tagewerk wäre nun eigentlich vollendet, wenn er nicht ſelbſt ſich ein neues auferlegte. Er iſt von dem entſchiedenſten Eifer beſeelt, thatig an mehreren Zeitſchriften, mitten im Kleingewehrfeuer derſelben, mit Eifer alle Erſcheinungen in dem Gebiete theologiſcher Litteratur verfolgend. Selten wird dieſe Morgenſtille unterbrochen von der Anzeige einer Taufe u. dgl. Nur manchmal macht ſich der Pfarrer plötzlich auf und überraſcht den Lehrer in der Schule mitten im Unterricht. Am Mittagstiſch ſitzt er ſtill bei ſeiner Schweſter, die ihm durch die Vermittlung der Magd das innerſte Leben in allen Häuslichkeiten zuträgt. Erſt gegen Abend geht der Pfarrer aus und obwohl von ſtreng aſzetiſcher Richtung, weiß er doch nirgends anders hinzugehen als ins Wirthshaus. Dort ſitzt er im Geſpräche mit Einzelnen, die ſich im nähern und mit zufällig eingetroffenen Bekannten oder auch oft allein. So vergeht ein Tag um den andern. Er hat keine lebendige Verbindung mit den Dorfbewohnern, er iſt nur auf den Zuruf der Vorgeſetzten hierher gefolgt und morgen bereit, an einem andern Orte die Lehre zu verkünden und die Weihe zu vollziehen.

Seit geraumer Zeit aber iſt der Pfarrer voll Unruhe. Die Landeszeitung lieferte allwöchentlich fortlaufende Aufſätze über die höhere und niedere Kirchenverwaltung. Dieſe Darſtellungen waren voll intimer Kenntniß des ganzen Mechanismus und voll epigrammatiſcher Spitzen, die offenbar beſtimmte Perſönlichkeiten und Vorkommniſſe treffen mußten. Nur eine geweihte Hand konnte hier die Feder geführt haben. Die Geſchichte Luzians bildete eine nicht unbedeutende Veranlaſſung zu den ſchärfſten Ausfällen. Trotzdem dieſe Aufſätze unter Zenſur erſchienen waren, erließ dennoch der Biſchof ein Umlaufſchreiben, in welchem er die ganze Kleriſei des Sprengels aufforderte, mit Bekräftigung des Prieſtereides in einem anliegenden Reverſe zu bezeugen, daß ſie weder mittelbare noch unmittelbare Urheber jener Aufſätze ſeien. Dieſes geheime Umlaufſchreiben, gleichfalls wenige Tage nach ſeinem Erlaſſe in derſelben Zeitung als Beweisſtück der Kirchentyrannei veröffentlicht, erregte eine gewaltige Aufregung unter Prieſtern und Laien.

Unſer Pfarrer war ſchon mehrere Tage mit ſich im Kampfe, was er zu thun habe. Er war weit entfernt von dem Widerſtreben Vieler, die dem Biſchof das Recht abſprachen, einen ſolchen Revers zu verlangen und ſich nun deſſen weigerten, trotzdem und weil ſie ſich ihrer Unſchuld bewußt; im Gegentheil, unſer Pfarrer war von ganz anderen Bedenken in Schwankung gebracht. Vorerſt zuerkannte er dem Biſchof das volle Recht ſeiner Maßnahme, ja er behauptete, daß jeder, der um die ſkandalſüchtige Urheberſchaft wiſſe, verpflichtet ſei, frei aus ſich heraus, ſolche anzuzeigen und: du ſollſt den Namen Gottes deines Herrn nicht vergebens ausſprechen. Wer um eine Sache weiß und zugiebt, daß ein Anderer einen unnöthigen Eid ſchwört, macht ſich dieſes Vergehens ſchuldig. Unſer Pfarrer kannte den Urheber nach ſeiner zuverſichtlichen Ueberzeugung. Mußte er dieſen nicht kund geben und allen unnöthigen Eidſchwur und alle Aufregung niederſchlagen?

Daß der Urheber ſein Freund war, daß er ihn daran mit Evidenz erkannte, indem in den Aufſätzen Ausdrücke gebraucht waren, die der Freund mehrmals in vertraulicher Rede im Munde führte, durfte das abhalten, den beſchworenen Eid des Prieſtergehorſams zu umgehen?

Nur Eines that unſerm Pfarrer aufrichtig leid und erfüllte ihn mit längerem Bedenken. Er hätte gewünſcht, daß ſeine eigene Angelegenheit im Dorfe nicht in jene Aufſätze verflochten wäre, damit ihn Niemand niedriger Nachſucht oder ſonſtiger unlauterer Motive zeihen könnte. Dies war der Punkt, wo ſeine ſonſtige feſte Verfahrungsweiſe in Schwanken gerieth. Aber die ſo nahe liegende Furcht vor Mißdeutung erfüllte ihn bald mit neuem Kampfesmuth. „Wie?“ ſagte er, „ſoll ich unterlaſſen, was Eid und Gewiſſen mir befiehlt, weil ich dadurch in falſches Licht gerathen kann? Grade deßhalb muß ichs deſto zweifelloſer über mich nehmen. Was wäre die Erfüllung der Pflicht, wenn ſie kein Opfer koſtete?“

Mit fliegender Feder ſchrieb er die Denunciation bei dem biſchöflichen Amte nieder und unmittelbar darauf einen Brief an Rollenkopf, worin er ihm offen ſein Verfahren geſtand, damit er niemand anders als ſeinen Angeber im Verdacht halte. Rollenkopf ließ dieſen Brief ohne eine Erläuterung oder Bemerkung einfach in der Landeszeitung abdrucken, wenige Tage darauf war er ſeines Amtes entſetzt.

Es gab wohl manche, die den Heldenſinn unſeres Pfarrers und ſeine Großthat lobten, noch weit mehr aber fand man darin jene Starrheit und jenen Verrath an Allem, wie ſie die unbedingte Tyrannei erheiſcht. Ja ſelbſt die Frommen, die die That lobten, konnten doch nicht umhin, einen gewiſſen Abſcheu gegen den Thäter zu empfinden. So verwirrt und uneins iſt unſre Zeit, daß man auf allen Seiten Thaten wünſcht, die man nicht ſelbſt vollziehen möchte.

Unſer Pfarrer war nun Gegenſtand der öffentlichen

Debatte in allen Blättern und dies war der Hauptgrund, warum er die Schlägerei Luzians nicht bei den Gerichten anhängig machte, ſondern auf alle Weiſe zu vertuſchen ſuchte. Es mußte ihm darum zu thun ſein, ſo gerecht und ſchwer gekränkt er auch dabei erſchien, auch nicht entfernt mit Thatſachen genannt zu werden, die einen Mackel im Rufe hinterlaſſen, faſt in der Weiſe, wie die blauen Mäler, die er noch auf den Armen und an der Stirne davon behalten hatte. Ein Geprügelter iſt immer in einer mißlichen Lage, ſo himmelſchreiend unrecht ihm auch geſchah, das gemeine Handgemenge ſchon zieht herab; unſer Pfarrer mußte und wollte ſich auf ſeiner idealen Höhe erhalten.

Eben jetzt ſaß der Pfarrer nachdenkend in ſeiner Stube. Er hatte das Zeitungsblatt in der Hand, welches berichtete, daß Rollenkopf, weil er nicht genügende Subſiſtenzmittel nachweiſen konnte, aus der Hauptſtadt nach ſeinem Heimathsorte verwieſen wurde. Da klingelt es. Sonſt hätte, wer da wolle Einlaß begehren können, unſer Pfarrer ließ ſich nie ſtören, er wartete ruhig die Meldung ab. Jetzt ſprang er unwillkürlich an's Fenſter. Er meinte Rollenkopf müſſe da ſein. Er ſchaute hinaus und erblickte zu ſeinem Erſtaunen den Luzian, der ſo ausſah, daß man nicht wiſſen konnte, was er vorhatte. Der Pfarrer trat daher raſch auf die Hausflur und fragte: „wer iſt da?"

„Ich bin's, der Luzian."

„Was gibts?"

„Herr Pfarrer, ich komm' nicht, es kommen nur meine Worte, machet ſchnell, gleich, es iſt wegen der

Leute, ſie bringen Neues gegen mich auf; kommet ſchnell, gleich, eilet; mein' Babi iſt ſchon zum Meßner gelaufen.“

„Was denn?“

„Meine Schwiegermutter liegt im Sterben.“

„Der Luzian darf nicht dabei ſein, wo die letzte Ölung ertheilt wird.“

„Nicht? und wenn ſie während dem ſtirbt?“

„Nicht. Der Luzian haßt unſern Glauben.“

„Ich will ja fort von Haus bleiben, machet nur ſchnell, die Ahne will Euch auch nicht, die Weiber wollen's.“

„So? und ich ſoll Spott treiben laſſen mit dem Heiligthum, weil ſich der Luzian vor dem Gerede der Menſchen fürchtet?“

„Reden wir nicht mehr lange“ entgegnete Luzian außer ſich vor Angſt. „Die brave Frau kann allein ſterben und braucht Euch nicht. Gott iſt unſer Prieſter. Ihr ſollt nur ſein Handlanger ſein, ſein Arm, der noch den Kelch des Lebens reicht den Lippen, die zum letzten male zucken.“

„Was Kelch? ſo verrathet ihr euch, wer reicht den Kelch? Ihr wißt wohl wer?“

„Herr Pfarrer, ich weiß nicht, was ich red'. Mit aufgehobenen Händen bitte ich euch, es druckt mir das Herz ab, kommet, ich bitt' euch tauſendmal um Verzeihung, wenn ich euch was Leids than hab.“

„Mir hat Luzian nichts Leids gethan, ſeine Teufel haben aus ihm geſprochen und ſeine Teufel haben ihm die Hände geführt.“

„Herr Pfarrer, dazu iſt jetzt keine Zeit. Kommt mit! wer weiß —"

„Ich geh nicht mit dem Luzian, ich werde allein kommen."

Luzian eilte ſchnell heimwärts, es war ſtill auf der Flur und in der Stube. Er fand nur noch die todten Ueberreſte der Ahne.

Der Pfarrer hatte noch während des Ankleidens erfahren, daß es zu ſpät ſei, er kam nicht.

Die ganze Nacht war Luzian ſtill und redete faſt kein Wort. Am andern Morgen war er heiter und wohlgemuth und die Leute erkannten immer mehr und mehr in ihm einen hartgeſottenen Gottesleugner.

Die Ahne wurde ohne Glockengeläute in ungeweihte Erde begraben.

Ein junger Mann weinte große Thränen an ihrem Grabe. Es war Paule, der von Althengſtfeld herübergekommen war, ſich ſtill dem Zuge anſchloß und ſtill, ohne mit Jemanden zu reden, heimkehrte.

Das Herz Babi's erzitterte als ſie ihn ſah, aber ſie wandte alle Gedanken von ihm zurück und ſchickte ſie der Entſchlummerten nach.

Nicht mehr daheim.

Im Hauſe Luzians war's oft ſo öde, als ob auf Einmal alle Ruhe und Anſäſſigkeit daraus entflohen wäre. Wenn ſonſt Alles ins Feld gegangen war, ſo blieb doch die Ahne zu Hauſe und jeder Rückkehrende erhielt einen freundlichen Willkomm. Jetzt blieb ſowohl Bäbi als die Frau nur ungerne allein daheim, eine gewiſſe Bangigkeit konnten ſie da nicht los werden, ſie glaubten die Stimme der Ahne in der Nebenſtube hören zu müſſen. Aus dem Dorfe fand ſich gar kein Beſuch mehr ein, das Haus Luzian war wie ausgeſchieden. Kam auch zum Feierabend bisweilen noch der Wendel, ſo hatte Luzian ſtets Heimliches mit ihm zu reden.

Der Doktor kam dagegen öfter und ſeine Theilnahme war in der That eine innige. Bäbi war jetzt immer froh wenn der Doktor kam, denn er erheiterte Luzian und brachte ihn oft zum Lachen, während er ſonſt immer ernſt und nachdenklich einherging. Bäbi wußte nicht was das zu bedeuten habe, daß der Vater mit einer gewiſſen Feierlichkeit faſt tagtäglich Haus und Stall und Scheune durchmuſterte, da und dort Alles neu in Stand ſetzte, während das Haus doch ſo wohl behalten war, daß, wie

Wendel einſt ſagte, man es dem Nagel an der Wand anmerke, daß er ſatt iſt. Auch ſprach der Vater oft davon, daß er doch die ſchönſten Äcker in der ganzen Gemarkung habe und Babi wußte nicht, was das Alles zu bedeuten habe; ſie und ihre Mutter zerbrachen ſich oft den Kopf darüber und wenn die letztere es wagte, ihren Mann offen zu fragen, erwiderte er: „Du haſt den erſten Gedanken gehabt. Du wirſt bald Alles erfahren. Man kann die Streu nicht ſchütteln, ſo lang man im Bette liegt.“

Wenn nun der Doktor öfter kam, verließ Babi die Stube nicht mehr, ſie blieb vielmehr da und freute ſich, wie herzlich der doch fremde Mann der Ahne gedachte und wie harmlos er an Allem theilnahm. Ja, ſie wagte es öfter mit drein zu reden und Luzian ſah ſie manchmal verſtohlen an, in Gedanken den Kopf wiegend, ob er wohl da ſeinen Schwiegerſohn vor ſich habe.

Der Herbſt kam raſch herbei und Luzian ließ außergewöhnlich ſchnell abdreſchen. Er nahm die doppelte Anzahl der Dreſcher von ſonſt und half vom Morgen bis zum ſpäten Abend mit; dann ließ er ganz ungewohnter Weiſe Alles Korn vermeſſen, ehe man es auf den Speicher brachte. Er wollte ſogar das Heu abwiegen laſſen, wenn das nicht zu viel Mühe gemacht hatte.

Wenn die ganze Familie beiſammen war, ſchwebte ſeit dem Tode der Ahne ein verſöhnter Geiſt unter ihnen.

Gleich Tags darauf hatte die Frau zu Luzian geſagt:

„Seitdem die Mutter todt iſt, iſt es mir grad, wie wenn ich dir jetzt erſt von Neuem in ein fremd Haus gefolgt und mit dir allein wäre. Lach' mich nicht aus, ich hab ſo Heimweh wie ein Mädle nach der Hochzeit. Mein' Mutter iſt nicht da, ich hab' ſie ſonſt auf Alles fragen können und war allfort daheim."

„Du biſt auch mein jung's Weible, und jetzt geht erſt eine neue Hochzeit an" entgegnete Luzian.

„Ja," fuhr die Frau fort „ich möcht' jetzt alle Stund' bei dir bleiben, mich an deinen Rock hängen wie ein Kind an die Mutter, ich möcht' dir überall nachlaufen."

So hatte ſich ein neuer inniger Anſchluß zwiſchen den beiden Eheleuten feſtgeſetzt, die ſchon das zweite Geſchlecht aus ihrer Ehe aufwachſen ſahen.

Ein Scheidebrief durchſchnitt jetzt das neugeeinte Leben.

Am Mittag gegen Ende Oktobers kam ein großes Schreiben mit einem großen Amtsſiegel aus der Stadt. Luzian wendete das Schreiben mehrmals hin und her ohne es zu eröffnen, er ahnte wohl ſeinen Inhalt, dennoch durchfuhr ihn ein Schreck, als er jetzt las. Er ſchaute rechts und links über ſeine Schulter, ob niemand da ſei, der ihn faſſe. In der Zuſchrift ſtand, daß Luzian wegen freventlicher Störung des Gottesdienſtes zu ſechs Wochen bürgerlichem Gefängniß verurtheilt ſei. Da ſtand's in wenigen Worten, das war ſchnell geſagt, aber wie viel einſame trübe Stunden, Tage und Nächte waren darin eingeſchloſſen.

Luzian rief Babi und ſeine Frau in die Stube, er faßte die Hand der letzteren und ſagte: „Margret, es iſt jetzt Alles im Stand im Haus, ich muß auf ſechs Wochen verreiſen, nein, ich will dies offen ſagen, gelt, du biſt ruhig und geſcheit? Denk' an dein' Mutter, alſo da ſteht's, ich muß wegen der Pfarrersgeſchichte auf ſechs Wochen in den Thurm."

Bei dem letzten Worte ſchrie die Frau gellend auf, aber Luzian beruhigte ſie und Babi ſagte:

„Ich geh zum König und thu einen Fußfall, das darf nicht ſein. Lieber Gott! darf man ſo einen Mann einſperren, wie einen Nichtsnutz? Sie müſſen ſich ja ſchämen."

„Jetzt ſei ruhig Babi," entgegnete Luzian „ich muß geduldig über mich nehmen, was da draus kommt, daß ich die Wahrheit geſagt hab'. Denk nur, wie viele Menſchen den Tod haben darüber leiden müſſen."

Babi faltete ſtill die Hände und drückte ſie an ihre hochklopfende Bruſt.

Luzian wollte ſchnell ſeine Strafzeit vollführen.

„Man muß es machen wie es die Ahne geſagt hat" bemerkte er, „man muß bei der Arznei, die man einmal ſchlucken muß, die Naſ' zuhalten und ſchnell hinunter mit."

Er ordnete noch Alles raſch im Hauſe und andern Tages ſchnürte er ſich ein kleines Bündel, ritt nach der Stadt und ſtellte ſich dem Oberamt zur Abbüßung. Der Oberamtmann rieth ihm, doch an das Kreisgericht zu appelliren, der Doktor, der zugegen war, ſagte, er wolle ihm ein Zeugniß geben, daß eine Gefängnißſtrafe ihm bei ſeiner Blutfülle und Korpulenz eine Krankheit zuziehe; beide aber beſtanden darauf, daß er antrage, das Gefängniß möge in eine Geldſtrafe verwandelt werden. Luzian aber weigerte ſich deſſen und er verlangte nach ſeiner Zelle geführt zu werden.

„Ich hab immer geglaubt,“ ſagte Luzian, „mein' Sach' wird kriminaliſch. Wenn mein' Sach' wie ich ſeh nicht vor das öffentliche Schlußgericht kommt, ſo will ich meine Strafe und jetzt, ich kann nicht mehr warten, bis nach einem halben Jahr eine andere Reſolution kommt. Ich ſteh mit einem Fuß im Steigbügel, ich habe beim öffentlichen Verfahren noch einmal vor aller Welt ausſprechen wollen, was uns die Pfaffen anthun; damit ſie Alle, gute und ſchlechte aufgeknüpft werden, wenn auch ein paar brave dabei ſind, ſie verdienens doch, weil ſie noch Geiſtliche bleiben; ich laß es jetzt ſein, ich bin der Mann nicht, der der Welt helfen kann. Zuerſt muß ich jetzt noch in's Loch und dann 'naus zum Loch.“

Der Oberamtmann und der Doktor führten nun Luzian ſelber in ſein Gefängniß, ſie blieben nur eine Weile bei ihm, dann wurde die Thür geſchloſſen und er war allein.

Bald nachdem er einige Stunden im Gefängniſſe ſaß, kam ihm dieſes doch ganz anders vor, als er gedacht hatte. Eine ſeltſame Luſt hatte ihn raſch zur Abbüßung der Strafe greifen laſſen, er war ſein Lebenlang noch nie Tage und Wochen mit ſich allein geweſen, er glaubte, Alles müſſe in ihm geſchlichtet und geebnet werden, wenn er einmal ſo ungeſtört, von der ganzen Welt nicht wiſſend, in ſich ſelbſt hinabſtiege, denn da drinnen war es bei alledem noch wirr und kraus. Auch empfand er eine eigenthümliche Wolluſt darin, dieſe unverdiente Strafe abzubüßen, das gab ihm noch mehr Recht ſein Lebenlang gegen die Pfafferei zu kämpfen.

Wenn der Luzian von heute auf den der vergangenen

Monate hätte zurückſchauen und ihn lebendig in allem ſeinem Thun hätte erblicken können, er hätte ſich gewundert über den, der jetzt zu ſolchen ganz ungewöhnlichen Gelüſten und Behaben gekommen war.

Nachdem er eine Weile auf der Pritſche geruht, erhob er ſich plötzlich und ſein Blick ſchweifte an den Wänden umher und — wie ſeltſame Verlangen ſteigen oft plötzlich in der Seele auf — er wollte in einem Spiegel ſchauen, um ſein Ausſehen zu betrachten. Lächelnd gewahrte er, daß dies Stück Hausrath nirgends an den kahlen Wänden ſich vorfand. Wozu ſollten auch die Gefangenen ſeiner bedürfen? Sie erſcheinen vor Niemanden, ſie können mit ſich machen, was ſie wollen. „Ich möcht' nur einmal ein andrer Menſch ſein und mich von weitem daher kommen ſehen, wie ich da herumlaufe, und was für ein Burſch ich eigentlich bin, wie man mich anſieht, was man von mir hat, ob man mich gleich für einen ehrlichen Kerl hält, ſo bei den erſten paar Worten. Warum weiß ich jetzt, wie mein Margret ausſieht und der Wendel und der Doktor und der Pfarrer und wenn ich malen könnt', könnt ich ſie dahin malen und mich ſelber hab ich doch auch genug geſchaut und ich weiß doch nicht, wie ich ausſeh' ... Mein Herz und meine Gedanken kenne ich auch nicht ſo, ich meine, ich kenne die von andern Leuten viel beſſer, und doch kann und muß ich mich auf mich allein am beſten verlaſſen ... Was Reue? Es iſt nichts nutz, wenn man uns allfort ſagt, das und das hätteſt du beſſer machen müſſen oder wenn man ſich ſelber vorſchwatzt, ich möcht um ſo und ſo viel Jahr jünger ſein; nichts da, an dem läßt ſich nichts mehr beßteln *) und machen, heut, heut iſt geſattelt. Wenn Gott ſagt: Heute, ſagt der Teufel: Morgen, und der Pfaff ſagt: Geſtern."

Dieſe letzten Worte ſprach Luzian mit den Lippen aber ohne Stimme; es ſchien faſt als bete er ein ſtilles Gebet.

Wie ſchwer ſteigt ſich's hin auf die Gedankenhöhen und hinab die Tiefen, wenn immer ein Gedanke ſich auf den andern thürmt und plötzlich kollernd wegrollt. Es bedarf da eines feſten Steigers und kecken Springers. Luzian ſchaute zu dem vergitterten Fenſter hinaus und horchte auf die verſchiedenen Sangesweiſen der über und unter ihm Eingekerkerten. Es kam ihm jetzt unfreundſchaftlich vor, daß der Doktor und der Amtmann ihn ſo bald verlaſſen und ſeit ſo langer Zeit nicht wieder beſucht hatten. Mußten ſie nicht immer draußen auf Schritt und Tritt daran denken, daß er dort allein eingekerkert ſei? Konnten ſie das nur einen Augenblick vergeſſen?

Armer Menſch, der du glaubſt, dein Schickſal werde von einer andern Bruſt in der ganzen Ausbreitung ſeiner Folge getragen.

Es wird Abend, die Thüre knarrt, die Riegel werden heftig zugeſchlagen, der Gefängnißwärter tritt ein, ihm folgt Bäbi mit einem Hängekorb am Arm. Sie ſagt ihrem Vater einfach: „guten Abend" und ließ keinerlei heftige Kundgebung merken, dann erzählte ſie, daß Egidi mit ſeiner Frau und den Kindern während des Vaters Abweſenheit bei der Mutter wohnte, ſie ſelber bleibe nun

---

*) Beßteln auch boſſeln.

bei dem Vater und habe durch den Doktor die Erlaubniß von dem Oberamtmann bekommen, ihrem Vater Geſellſchaft zu leiſten.

„Wer hat dich an den Doktor hingewieſen?“ fragte Luzian.

„Niemand, ich bin von ſelber zu ihm gegangen, die Ahne ſelig hat recht gehabt, und er iſt geſpäſſig aber doch ein grundbraver Menſch, er iſt gleich mit mir zum Oberamtmann.“

Luzian fixirte ſeine Tochter ſcharf und zog dabei die Brauen ein. Nach einer Weile ſagte er wieder:

„Ja, du kannſt doch aber nicht da ſchlafen.“

„O̊ da iſt ſchon für geſorgt, ich ſchlaf' bei des Wendels Agat, die beim Oberamtmann dient, die Madam hat mirs ſchon erlaubt.“

Jetzt fühlte Luzian doch, daß es Herzen außer uns giebt, deren Pulsſchlag der unſere iſt.

Von nun an war Bäbi, faſt den ganzen Tag bei dem Vater, ſie ſpann fleißig an der Kunkel, während Luzian in den Büchern las, die ihm der Amtmann und der Doktor gegeben hatten. Das Leſen ward ihm doch ſchwer, das war kein Geſchäft für ihn, Morgens beim Aufſtehen, Mittags wieder und Abends noch einmal. Er hielt es in einem Zuge kaum länger als eine halbe Stunde aus, und wenn er dann wieder begann, las er das Alte noch einmal, weil es ihm vorkam, als ob er's nicht recht verſtanden habe.

„Es iſt etwas anderes, wenn das Leſen ein Schleck *)

---

*) Leckerbiſſen.

als wie wenn es ein Geſchäft iſt. Guck, deßwegen habe ich mich auch im Stillen immer davor gefürchtet, einmal Landtagsabgeordneter zu werden. Ich bin nicht ſo dumm, ich red' auch gern mit hinein, wie man den Staat und die Gemeinde und wie man die Geſetze einrichten ſoll, aber das kann ich doch nur, wenn ich den Tag über geſchafft hab'. Wenn ich ſo im Ständehaus in dem großen Saal bei den vielen Menſchen vier, fünf, ſechs Monate ſitzen und weiter nichts thun ſollte als ein Tag wie den andern von neuen Geſetzen, von den Finanzen und von all dem hören und da mitreden; mir ging der Trumm *) aus."

So ſagte Luzian zu ſeiner Bäbi. Bäbi übernahm es nun oft, dem Vater vorzuleſen. Ein Buch beſonders war es, das Luzian mächtig anzog und über das er viel ſprach; es war das Leben Benjamin Franklins und ſeine kleine Aufſätze.

„Ich geb das Dutzend Evangeliſten und die großen und kleinen Propheten drei für den einzigen Mann" ſagte Luzian einmal.

Der Doktor und der Oberamtmann kamen manchmal gemeinſam und erſterer noch öfter allein, da gab es dann manche gute herzſtärkende Geſpräche, bei denen Bäbi ſtill zuhorchte. Die Art des Doktors hatte etwas beſonders wohlthuendes. Man ſah es wohl, auch der Oberamtmann bemühte ſich, ſeine innere Leutſeligkeit kund zu geben, aber er war und blieb doch etwas bockbeinig, wie es der Doktor einmal nannte. Dieſer dagegen war harmlos luſtig, er hatte im Tone nicht erſt herunterzu-

---

*) Faden.

ſpannen, ſein Benehmen gegen Bäbi war ein durchaus unbefangenes, als ob er nie Anſprüche auf ſie gemacht hätte und nie etwas zwiſchen ihnen vorgefallen wäre. In der That betrachtete er die Sache als längſt abgethan und erledigt, und eben dadurch gewann Bäbi eine gewiſſe verwandtſchaftliche Zutraulichkeit zu ihm wie zu einem Vetter. Das geſtand ſie ihm einmal und er nannte ſie fortan nicht anders als „Jungfer Bäble.“

Luzian betrachtete oft im Stillen ſeine Tochter und den Arzt. Sollte ſich da wirklich eine entſchiedene Neigung feſtſetzen? Das kam ihm ſehr in die Quere bei ſeinem Vorhaben, und doch griff er nicht ein.

Die Hälfte der Strafzeit war noch nicht um, als Luzian alle Bücher ſatt hatte und gar nichts Gedrucktes mehr leſen konnte. Luzian hatte zu viel Bücher auf einmal bekommen, das war gegen alle Gewohnheit von ehedem, und als ihm das eine nicht mundete, verſuchte er es mit einem zweiten und ſo mit einem dritten, es gelang ihm dadurch nicht mehr mit dem alten Appetit zu einem angebiſſenen zurückzukehren. Er blätterte darin, wollte da und dort einen Brocken holen und legte endlich das ganze weg.

Es war Bäbi auch lächerlich, wie vielleicht vielen anderen, aber Luzian ließ ſich nicht davon abhalten; er ſetzte ſich zu ſeiner Tochter an die Kunkel und lernte mit ihr den Flachs ſpinnen. Das war eine kleine Arbeit und allerdings nicht geeignet für einen Mann von ſo kraftvollem Baue wie Luzian, aber es war doch eine Arbeit, man hatte dabei doch nicht mit dem Kopf zu thun wie immerfort bei dem Leſen. Bäbi ſagte oft, ſie thäte ſich die Augen ausſchämen, wenn ein Menſch ſähe und wüßte, daß ihr Vater an der Kunkel ſitzt und ſpinnt, aber Luzian gewann eine wirkliche Freude an dieſem Thun, das ihm die Tage und Abende verkürzte, und wenn er ſo bei ſeiner Tochter ſaß und mit ihr ſpann, wie er es bald meiſterlich konnte, ſo konnte er auch viel beſſer reden, als wenn er ſo arbeitsledig war. In der Stunde, in welcher Vater und Tochter an einem Rocken ſpannen, war es oft, als ob ſtrahlende Seelenfaden ſich aus Einem Urquell hervorzogen zu einem heiligen Gewebe.

Luzian ging ſo weit, daß er einmal zu Babi ſagte: „Ich hab's gar nicht gewußt, daß du . . . nicht ſo dumm biſt.“

„Ja, ich hätt ſollen ein Bub werden, ich wollt' der Welt was aufzurathen geben“ ſagte Bäbi keck.

Dieſe Tage des Gefängniſſes wurden ſo für Bäbi die ſeligſten.

Wenn Jemand die Treppe herauf kam oder ſich irgend eine Thüre im Gefängnißthurm regte, ließ Bäbi nicht ab, bis der Vater ſchnell von der Kunkel aufſtand. Sie riß dann den Faden ab, damit Niemand etwas von der gemeinſamen Arbeit merke. Niemand als die Mutter, die zum Beſuche ihres Mannes kam, erfuhr von der heimlichen Thätigkeit Luzians.

Ein neuer Beſuch, der ſich erſt ſeit Kurzem zum erſtenmale eingeſtellt hatte, wiederholte ſich nun täglich.

Es geſchieht wol oft, daß im Abſcheiden aus altgewohntem Verhältniſſe, wir erſt jetzt Perſonen und Beziehungen entdecken, die nun erſt unſerer Erkenntniß oder unſerem Leben ſich nahe ſtellen. Eine neue Hand faßt dich und eine gewohnte hält dich mit ungeahntem innigem Drucke. Wir ſcheiden aus dem alten Leben, das im letzten Momente ein unbekanntes neues geworden.

Der Pfarrer Roſtenkopf, der Luzian nur Einmal im Walde begegnet war, ſuchte dieſen jetzt im Gefängniſſe auf. Mit ihm vereint wollte er eine neue Gemeinde um ſich ſchaaren und dem alten Kirchenthume entgegentreten. Er fand einen ungeahnten Widerſtand. Als er Luzian vorhielt, daß damit nichts gethan ſei, wenn er ſich ſelber von der Kirche losſage, das ſei kaum ein Splitter, der ſich von dem gewaltigen Baue losbröckele, der Bau ſelber ſpüre nichts davon, er ſtehe in ſich feſt, es gelte darum, den Bau von innen heraus zu ſprengen, durch Bildung von Gemeinſamkeiten, da erwiederte Luzian:

„Das Menſchengeſchlecht hat's jetzt ſeit ſo und ſo viel tauſend Jahren probirt mit dem Zuſammenthun in Glaubensgemeinſchaften und Kirchen und was iſt dabei heraus kommen? Ihr wiſſet's beſſer als ich. Jetzt mein' ich probirt man's einmal ſo lang ohne Kirchen und Gemeinden, ſchlimmer kann's in keinem Fall werden.“

Als der Pfarrer ihm ein andermal eindringlich vorſtellte, er möge doch der Hülfloſen, der Leidenden und Kranken gedenken, denen ein geläuterter Glaube und die ewige Wahrheit im Worte Gottes Troſt und Labung gewähre — entgegnete Luzian kurz:

„Arznei aus der Apotheke iſt keine Koſt für Geſunde.“

Nicht immer jedoch war Luzian ſcharfſchneidig gegen

Rollenkopf gekehrt, vielmehr fühlte er ſich meiſt angeglüht von dem edeln Feuereifer des jungen Mannes, dem noch dazu eine gewiſſe Schwermuth anhaftete, weil er ſich Vorwürfe darüber machte, daß er nicht bälder und freiwillig mit der Kirche gebrochen habe, er hätte ſeine Gemeinde, die ihm damals noch treulich anhing, mit ſich aus der Kirche geführt.

Aber nicht nur der Pfarrer, ſondern bisweilen auch noch der Oberamtmann und der Doktor mit jenem vereint ergingen ſich in den tiefſten Erörterungen über Religion und Kirche bei Luzian im Gefängniſſe. Der Amtmann ſagte einmal, es ließe ſich ein neuer Phädon daraus geſtalten, wenn man nur einen Schnellſchreiber zur Hand hätte. Sehr oft verliefen ſich die Geſpräche in ſolche geſchichtliche und philoſophiſche Erörterungen, daß Luzian ſtill zuhörend wenig Theil daran nahm. Bäbi hörte gleichfalls mit der größten Anſtrengung zu, eroberte aber nicht viel dabei.

Luzian gewann eine innige Liebe zu Rollenkopf und ſprach oft davon mit ſeiner Bäbi. Dieſe aber war ſtill, denn mitten unter den religiöſen Debatten war dem exkommunizirten Pfarrer ein neues Leben aufgegangen. Mit dem tiefſten Schreck bemerkte Bäbi an den Blicken Rollenkopfs und an einzelnen Worten daß er ihr anders zugethan als ein Beichtvater einem Beichtkinde, und trotzdem ſie beide außerhalb der Kirche ſtanden, ſah ſie in Rollenkopf ſtets den geweihten Prieſter.

Einſt paßte Rollenkopf die Zeit ab, als Bäbi aus dem Thurme nach dem Amthaus ging und geſtand ihr offen, daß er ſie heirathen und ſie zur neukatholiſchen

Pfarrerin machen wolle. Bäbi glaubte in den Boden zu ſinken und antwortete raſch: „Ich heirath gar nicht.“

Sie eilte zu ihrer Freundinn, der ſie aber nicht zu bekennen wagte, was ein Pfarrer ihr geſagt.

Wieder hatte Rollenkopf einmal den Heimgang Babis ins Amthaus abgepaßt, aber auch der Doktor kam und beide begleiteten ſie nun. Bäbi kam's gar wunderſam vor, ſolche Herren zu ihren Begleitern zu haben. Sie berichtete das des Wendels Agath' und dieſe ſagte: die Beiden wollen dich heirathen und dein reiches Gut dazu, du biſt auch eine recht anſtändige halbe Wittfrau. Der Doktor ſucht ſchon lang nach ſo einer, weil ihn die Mädle nicht mögen und der Pfarrer braucht eine Ketzerin, aber ich hab dir ſeit geſtern zu ſagen vergeſſen, daß des Paule's Vater geſtorben iſt.“

„Das wird dem Paule doppelt weh thun, es muß einem ſchrecklich ſein, wenn eines wegſtirbt, mit dem man oft im Zank und Hader geweſen iſt.“

„Es gibt Leut die anders denken“ ſagte Agath, „denen iſt's im Gegentheil grade recht, wenn ſie ſo einen Polterteufel los ſind. Jetzt iſt der Paule und ſein Haus noch einmal ſo viel werth. Was meinſt jetzt?“

„Ich heirath gar nicht“ erwiederte Babi.

Die kluge Tochter Wendels entgegnete:

„Wenn das Wort eine Brück ſein ſollt', da ging' ich auch nicht darüber, die bricht ein.“

Babi ging in ihre Kammer und was ſie längſt abgethan glaubte erwachte aufs neue und preßte ihr ſtille Thränen aus.

Die Befreiung.

Endlich kam der Tag der Befreiung und als Luzian zum erſten Male auf der Straße war reckte er ſich und ſagte:

„Guten Tag Welt! bald b'hüt dich Gott.“

Alte Welt, Gott geſegne dich
Ich fahr dahin gen Himmelrich

ſang es wieder in ihm.

Im Lamm war Egidi mit dem Fuhrwerk, aber noch andere waren da, der Wendel und der Paule, der einen Flor um den Arm trug.

„Schwäher,“ ſagte letzterer, „iſts wahr, ihr wollet nach Amerika?“

„Ja.“

„Nehmet ihr mich mit, wenn mich das Bäbi wieder mag?“

Luzian ſchaute auf ſeine Tochter, die hoch erglühend die Augen unterſchlug.

„Wie?“ ſagte Luzian, „red du Bäbi, ſag ja oder nein.“

Bäbi ſchwieg.

„Wenn du nicht nein ſagſt, ſo nehm ich's für ja.“

Bäbi preßte heftig die Lippen zuſammen, als fürchte ſie, daß ihr Mund Nein ſpräche.

Paule löſte die Lippen bald zu ſeligem Kuſſe.

Auf der fröhlichen Heimfahrt erzählte nun Paule, wie ſein Vater von dem Pfarrer umgarnet war und wie er auf deſſen Betreiben die Brautſchaft aufgekündigt hatte. Auch in ihm lebte der heftige Zorn gegen das Pfaffenthum, wenn er gleich noch lange nicht auf den Standpunkt Luzians gelangt war.

Jetzt faßte Luzian die Hand ſeines Sohnes Egidi und ſagte: „Komm her, du kannſt mir eine große Wohlthat erzeigen, ich hab' eine Bitte an dich, willſt du?"

„Wenn's in meinen Kräften iſt, ja."

„Nun gut, gib mir den Victor mit, ich will ihn halten, wie wenn du es wärſt, ich will auch von dir was bei mir haben."

Egidi nickte bejahend, er konnte nicht reden. —

Wer am Himmelsbogen ſäße und mit Einem Blicke überſchauen könnte das gewaltige Drängen und Treiben aus der alten Welt heraus nach einem Daſein, in welchem die Menſchen frei ihr Leben geſtalten, dem böte ſich ein Anblick voll Jammer und voll Erhebung.

Den Ortspfarrer traf Luzian nicht mehr im Dorfe, er war wegen ſeiner beſondern Talente und ſeines Eifers zum Rector eines neu errichteten Knabenſeminars für Prieſter, der „geiſtlichen Kadettenanſtalt" wie ſie in jenen Zeitungsberichten genannt wurde, berufen worden.

In der Zeitung ſtanden am ſelben Tage zwei große Bauerngüter mit Schiff und Geſchirr ausgeboten; es waren die Luzians und Paule's.

Wir können uns nicht bei dem tiefen Herzeleid aufhalten, das Luzian empfand, als er ſein ſorgſam gepflegtes Gut in fremde Hand übergehen und zerſchlagen ſah. Es drängt Alles dem Ende zu.

Als Luzian Abſchied nehmend mit ſeinem Paſſe zu dem Oberamtmann kam, übergab ihm dieſer ein Buch zum Andenken. Es war ein Wegweiſer für deutſche Auswanderer.

„Ich habe auch einige Worte hineingeſchrieben“ ſagte der Oberamtmann.

Luzian las dieſelben, nickte mit dem Kopfe, reichte die Hand und ſagte: „Das iſt ein ſchönes Gleichniß aus der Bibel, Gleichniſſe laß' ich mir gefallen, wenn auch die Geſchichte nicht wahr iſt.“

In dem Buche aber ſtand: Man ſolle nicht auswandern, wie der eigenſüchtige Rabe aus der Arche Noah, der draußen bleibt, wenn's nur ihm wohlergeht; man ſoll auswandern wie die ausgeſchickte Taube, die heimkehrt mit dem Ölzweige, verkündend, daß die Sündfluth ſich verlaufen hat.

Andree Hofer.

Geſchichtliches Trauerſpiel

in fünf Aufzügen

von

Berthold Auerbach.

10, 7303

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig
Georg Wigand's Verlag
1850.

Perſonen.

Erzherzog Johann von Oeſtreich.

Ignaz Freiherr von Buol zu Bärenburg, Generalmajor und Commandant des Corps in Tyrol.

Joſeph Freiherr von Hormayr, Intendant von Tyrol.

Marſchall Lefebvre, Herzog von Danzig, Commandant des bairiſch-franzöſiſchen Heeres.

Andree Hofer, Wirth am Sande bei Paſſeyr, genannt der Sandwirth.

Gertraud Hofer, geb. Ladurner, genannt Traude, deſſen Frau.

Anna Maria, genannt Maidele, deren Tochter.

Joachim Haſpinger, Kapuziner, genannt der Rothbart.

Joſeph Donay, Pfarrer.

Michael Senn, Richter.

Joſeph Speckbacher vom Rinn.

Johann Nepomuk Freiherr von Kolb zu Kolberthurm.

Der Badelwirth Eiſenſtecken.

Peter Wieland von Waſling, genannt Waſtlmayer.

Rupert Winterſteller von Kirchdorf.

Konrad Faller von Rodeneck.

Der Kreuzwirth Martin Schenk.

Notburga Schenk, genannt Burgel, deſſen Frau.

Florian Ladurner von St. Leonhard.

Mechtilde Ladurner, deſſen Mutter.

Johann Kaſſel.

Johann Oswald Wild, genannt Waldl, Knecht bei Hofer.

Zeit der Handlung: vom Frühling 1809 bis 20. Febr. 1810. — Ort: Tyrol, Wien, Keſzthely in Ungarn und Mantua.

NB. In dem Worte Andree muß die Silbe And ſo ausgeſprochen werden, wie in dem Worte Band, Land ꝛc.

Hofer, 41 Jahre alt, trug die Tracht ſeiner Gegend mit einigen Eigenheiten: einen großen ſchwarzen Hut mit breiter Krämpe, herabhängenden ſchwarzen Bändern und einer gekrümmten ſchwarzen Feder, einen grünlodenen kurzen Rock, rothes Unterwamms, darüber einen grünen Hoſenträger, eingelegten, breiten, ſchwarzen Gürtel nach Landesſitte, kurze ſchwarze Beinkleider, ſchwarze oder rothe Strümpfe, ſeltener Stiefel.

An vaterländiſchen Bühnen, welche dieß Drama zur Vorſtellung bringen wollen, überlaſſe ich die vielen Kürzungen, welche die Scenirung nothwendig machen würde, vertrauensvoll dem Takt und Wohlwollen der Herren Regiſſeure.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Tyroliſche Gebirgslandſchaft. An der einen Seite eine Kirche, auf der andern ein Wirthshaus mit einer verhängten Tafel. Im Vordergrunde ſtehen Tiſche und Stühle. Im Hintergrunde ſieht man den Schießſtand und einen Bergweg, auf welchem die Herabſteigenden ſo auf die Bühne kommen, daß ſie mehrmals geſehen werden und wieder aus dem Geſichtskreiſe verſchwinden. Beim Aufgehn des Verhangs Orgelklang.

Erster Auftritt.

Eiſenſtecken, Waldl, aus dem Hauſe.

Eiſenſtecken (auf die Tafel zeigend). Hurtig! das Tuch herunter! (das Tuch wird abgenommen) Kannſt leſen, Waldl?

Waldl (lieſt). Wein trinken macht fröhlich,
Gott lieben macht ſelig;
Liebe Gott und trinke Wein,
Kannſt du fröhlich und ſelig ſein.

Du, der Spruch hat mir ein bekanntes Geſicht; weiß nur nicht, wo ich ihn hinthun ſoll.

Zweiter Auftritt.

Bauern und **Bäuerinnen** aus der Kirche; Mehrere auf dem Felſenweg ab, Andere vertheilen ſich auf der Bühne, darunter **Raffel** und **Winterſteller**. Sie treten an die Tafel.

Winterſteller. Das iſt ja des Sandwirths Spruch. Heidi! den hätt's auch ſakriſch geſchnellt, wenn der in der Kirch' geweſen wär'.

Eiſenſtecken. Warum? Was hat's geben? Du machſt ja ein Geſicht wie ein zweijähriger Apfel.

Winterſteller. Heidi! Man möcht' ja die Wand hinaufklettern, was man da hören muß.

Eiſenſtecken. Von Deinem Erzählen hat man grad ſo viel, wie wenn man Einem in die Hand blaſt. Hat der Pfarrer wieder Pech und Schwefel regnen laſſen?

Raffel. Ja, der alte Brei, die Fürſtbiſchöfe von Chur und Trient ſind vom König gefangen geſetzt.

Eiſenſtecken. Von was für einem König?

Raffel. Nun, von unſerm, vom König von Baiern.

Eiſenſtecken. Ja ſo, ich hab's vergeſſen. Und weiter iſt nichts?

Raffel. Und jetzt hat der Pfarrer ein neu Pulverl eingerührt. Der heilige Vater in Rom dahinten, der arm' Mann ohne Frau mit ſo viel Kindern, der ſoll in Gefangenſchaft geſetzt ſein vom Kaiſer.

Eiſenſtecken. Von welchem Kaiſer?

Raffel. Biſt Du heut vernagelt oder willſt mich hänſeln? Vom Kaiſer Napoleon, verſteht ſich.

Eiſenſtecken. So?.. Jetzt bums fertig mit dem Pfaffen. (ſich zu den Verſammelten wendend) Hellauf, ihr Buben! heut gibt's ein Scheibenſchießen, daß unſer Herrgott vom Himmel gern herunterkäm' und mitthät'. Und den Wein geb' ich heut ohne bairiſchen Weinaufſchlag. Schaut (nach dem Hintergrunde zeigend), die drei Stutzen geb' ich für die drei beſten Kernſchüſſe.

Waldl (vom Scheibenſtand kommend, leiſe zu Eiſenſtecken). Sag, haſt Du uns zum Narren? Ohne Einſatz biſt Du heut Beſtgeber?

Eiſenſtecken. Ja, bums fertig.

Waldl. Das ſchneideſt Du Dir nicht aus den Rippen. Mir darfſt es wohl ſagen: woher haſt das?

Eiſenſtecken. In ganz Tyrol iſt heut Scheibenſchießen, wie bei mir, landauf und landab. Du biſt ein Unſriger und eine ehrliche Haut, Du verratheſt nichts. Dein Meiſter, der Sandwirth, hat mir durch den Major Teimer von Wien aus einen guten Zug Goldfüchſe und blanke Schimmel zum Vorſpann geſchickt. (zieht Geld aus der Taſche) Da ſchau!

Waldl. Was? lebendige öſtreichiſche Dukaten und Federnthaler? Sind die auch wieder auferſtanden? Hab' gemeint, die ſind alle geſtorben und begraben wie mein' Großmutter. Man ſieht ja nichts als papiernes Lumpengeld. (laut) Juhu! heut leben wir auf den alten Kaiſer hinein!

Eiſenſtecken. Still und verrath' nichts. (Waldl ſchüttelt ihm ſchweigend die Hand. Auf der Berghöhe erſcheint Florian.)

Waldl. Schau, ſchau, was kommt denn dort für ein Baier? Herrje! das iſt ja der Florian! (laut) Ihr Buben und Maidele, der Florian von St. Leonhard iſt da!

Dritter Auftritt.

Florian, der militäriſch grüßend auf dem Berge ſtand, tritt unter die Verſammelten.

Alle (umringen ihn grüßend). Grüß Gott! Grüß Gott Florian!

Waldl. Du biſt ſo vermaskirt in der bairiſchen Uniform. Was ſtehſt ſo bockbeinig da? Thu den Knödelkeſſel vom Kopf. (nimmt ihm den Czakot ab) So, geſchoren biſt. Nicht wahr, ihr werdet Alle über Einem Generalkamm geſchoren?

Eiſenſtecken (bringt Wein). Da, thu B'ſcheid. Das iſt ein Traminer-Wein, zu dem muß man Ihr ſagen, der iſt noch in kaiſerlichen Zeiten gewachſen. Nun wie geht's denn im Soldatenleben?

Florian (nachdem er getrunken und das Glas abgegeben). Bemberembembem! Alles, Aufſtehen, Niederlegen, Laufen, Eſſen, Beten, Alles nach der Trommel. Kein' Minute biſt Herr über Dich ſelber. Und ich ſoll ſchießen lernen! Ich erinnere mich nicht, daß ich das hab' lernen müſſen, ſo wenig mich's gedenken mag, daß ich laufen gelernt hab'. Und wenn die Hühner aufſitzen, daheim ſein in ſo einer Kaſerne voll lauter Mannsleut'. Es iſt grad wie in einem Bienenſtock, die Profoſin iſt wie die Bienenkönigin das einzige Weibsbild. Das paßt halt Alles nicht für uns Tyroler und iſt auch nie geweſen in Tyrol.

Waldl. Narrle, es gibt ja auch kein Tyrol mehr. Es gibt jetzt nur noch einen Etſchkreis, Eiſackkreis, Innkreis.

Eiſenſtecken. Oder auch, wir heißen Niederbaiern. (ſich corrigirend) Ich hätt ſchier geſagt: Nieder mit den Baiern!.. Das ganze Tyrol wird jetzt als Rekrut eingeſteckt. Wir kriegen, wie ſie's heißen, eine Verfaſſung für den bairiſchen Geſammtſtaat; Alles in eine einzige Uniform, und das Tyrol hat keine freieigene Landesverfaſſung mehr, bums fertig.

Florian. Da hab' ich jetzt nichts drein zu reden. Ich bin einmal Soldat und hab' dem König geſchworen. Aber wie geht's denn meiner Mutter? Iſt des Sandwirths Maidele nicht in der Kirche geweſen?

Maidele (vortretend). Ja. Grüß Gott, Florian!

Florian. Blitz, mein Maidele! (will ſie küſſen).

Maidele (abwehrend). Thu ſtat! (leiſe) Haſt das bei den Soldaten gelernt? Vor allen Leuten...

Florian (begütigend ſie bei Seite nehmend). Da, das hab' ich Dir mitbracht, den Ring ſollſt Du behalten und an Deinen getreuen Florian gedenken.

Maidele. Ich möcht' Dir auch gern einen Strauß auf Deinen Hut binden, aber nicht wahr, ſo ein Soldat darf nichts tragen, als was ſein Kamerad auch hat, und was ihr Alle vom Kaiſer bekommet?

Florian. Vom König, ſagt man jetzt. Von Außen tragen wir Alle gleiche Kappen, aber im Herzen darf ein Jedes tragen, was es will.

Maidele. Wie lang bleibſt jetzt bei uns?

Florian (ſchnalzend). Siebentauſend Jahr bleib' ich bei Dir. Vor der Hand hab' ich nur noch drei Tage Urlaub. Aber ich bin allfort bei Dir, und wenn ich auch ins Spanien hineinmarſchiren muß.

Maidele. Was? Was ſagſt Du? wohin?

Florian. Es iſt nichts, ich hätt' Dir nichts davon ſagen ſollen. Du machſt Dir nur unnöthig Bangen. Es heißt in Spanien ſei Rebellion gegen den Kaiſer Bonapart und unſer König dient ja dem Kaiſer und hat uns von ihm geſchenkt bekommen, und da ſagen ſie, müßten wir ins Spanien hineinmarſchiren. Aber ich glaub's nicht, und es iſt auch nicht wahr. Laß nur vor meiner Mutter nichts davon merken.

So eine alte Frau glaubt gleich Alles und weint ſich die Augen aus dem Kopf. Was macht denn Dein Vater und Deine Mutter? (ſie ſetzen ſich an einen Tiſch im Vordergrund)

Maidele. Mein' Mutter iſt daheim und hütet das Haus, mein Vater iſt ſchon ſeit vier Wochen fort, er kann jede Stund' kommen. Die Mutter weiß, wo er iſt, aber ſie ſagt's nicht. Es muß was vorgehen, denn wo ſie geht und ſteht, auf der Laube und in der Küch' und auf dem Feld betet ſie immerdar.

Vierter Auftritt.

(Notburga Schenk geht traurig in Gang und Blick an dem Tiſch verbei.)

Maidele (Frau Schenk das Glas reichend). Trink einmal Burgei! Das wird Dich erheitern. Geſegn' Dir's Gott!

Burgei. Vergelt's Gott! Ich kann nicht, mir ſchmeckt Alles wie Galle.

Maidele. Bis wann kommt Dein Mann?

Burgei. Heut kommt er aus dem Thurm, aber er kommt doch nicht zu mir.

Florian. Was haſt denn mit Deinem Martin?

Burgei. Ach Gott, Du weißt noch nicht? Schau, wir gehen mit einander über den Marktplatz in Meran und da kommen zwei Offiziere und der eine kneift mir in die Backen, und da ſagt mein Martin: Laſſet die Poſſen! Und da faßt einer meinen Martin und ſagt: Du biſt kein Soldat, Du darfſt keinen Schnurrbart tragen . . . und ſie rauſen ihm die Haare aus den Lippen. Mein Martin wehrt ſich, aber nicht ſtark, er hätt' ſie ja all' Beid' ungeſpitzt in den Boden geſchlagen. Wie ſie fort ſind, ſagt er: Ich will nur ſehen, ob Gerechtigkeit iſt gegen die regierenden Offiziere, ich verklag' ſie.

Ich ſag: Den einen kenn' ich wohl, der iſt bei unſerm Nachbar, dem Sattlermichel, einquartirt geweſen. Da war er grimmzornig, weil ich ihm das nicht vorher geſagt hab'. Und wenn ich mir das Hirn ausdenk', ich weiß nicht mehr wie das gangen iſt: plötzlich iſt mein Martin fort geweſen und von der Stund' an nimmer heimkommen. Und weil er die Offiziere verklagt hat, iſt er auf vierzehn Tage eingeſperrt worden. Lieber Gott, ſo glücklich wie Ihr ſind wir auch mit einander geweſen. Behüt' Euch Gott beiſammen. (ab)

Am andern Tiſch im Vordergrunde.

Winterſteller. Und wie kann der Pfarrer noch immer ſagen: die Obrigkeit iſt von Gott eingeſetzt?

Raſſel. Oder vom Napoleon, das iſt jetzt eins; der Napoleon iſt der Herrgott, er ſetzt die Fürſten ein und ab. Da hocken die Fürſtchen wie die Hunde um ſeinen Tiſch herum, wo er die Welt verſpeiſt und was er nicht mag den Andern mit ſeinem Sabel zuſchneidet. Paß auf, er hackt dem einen Brocken zu und dann dem; ſchnapp' gut! wenn Du's fallen läß'ſt, rack! hat's Dein Nachbar.

Winterſteller. Wer den Herrn ſchändet, der ſchändet aber auch den Untergebenen.

Raſſel. Umkehrt iſt auch gefahren. Früher ſind wir zertreten worden, jetzt werden wir abgetreten. Was da! ich frag' nichts danach, die Studirten und die Herren von Adel wollen jetzt auf einmal Bruder Du und Du mit dem gemeinen Mann ſein. Wer hat das gemacht? Der Napoleon, der ſitzt ihnen im Genick.

Winterſteller. Auf muß ſein gegen Baiern, das iſt ſchon lang unſre Red'.

Raſſel. Biſt Du auch ein Rebeller?

Winterſteller. Nein, ich mein', es muß auf ſein. Die Schlagbäume weg, der Wein hinaus und Getreid' herein, das iſt ſchon lang unſre ſiebente Bitt' im Vaterunſer und das haben wir jetzt. Wir könnten zufrieden und glücklich ſein, wenn ſie nur unſre alten Gerechtſame unkränkt ließen.

Waſtlmayer. Gewohn's Mulle, gewohn's, hat jener Bäcker geſagt, hat den Backofen mit der Katze ausgewiſcht. Gewohn's Mulle, gewohn's.

Raſſel. Der Narr hat Recht, es iſt alles nur Gewohnheit. In zehn Jahren weiß Niemand mehr anders, als der Baier iſt unſer Herr.

Winterſteller. Es gibt auch bei uns Menſchen, die möchten wol auch gern rebellern; was liegt ihnen daran? Es iſt ja unſer Sach', was dabei zu Grunde geht. Und doch müßt' ich lügen, wenn ich ſagen ſollte, daß mir's jetzt wohl iſt unter dem neugebackenen König. Ich hab', wie ich 16 Jahr alt war, eine Stiefmutter kriegt und da bin ich fort und hab' mich als Knecht verdingt. Ich hab's aber nicht ausgehalten. Es iſt jetzt grad ſo: wir ſollen bairiſch ſein — in der kleinen Wirthſchaft iſt's, wie wenn ein Hausſohn aus einem vierſpännigen Bauernhof Knecht bei einem einſpännigen Bäuerchen ſein ſoll, wo der Bettelſack an allen Ecken 'naushangt.

Fünfter Auftritt.

Martin Schenk.

Eiſenſtecken (der nur horchend am Tiſche ſtand, geht auf Schenk zu, ihm die Hand reichend). Es iſt brav, daß Du da biſt, wir brauchen Dich.

Schenk (leiſe zu Eiſenſtecken). Ich komm' grad aus dem Thurm. Geht's nicht bald los? Ich laufe in der Welt herum wie ein geladenes Piſtol.

Eiſenſtecken. Nur ſtat, der Sandwirth iſt noch nicht von Wien zurück.

Schenk. Ich will ſterben, aber vorher muß Alles, was bairiſch und franzöſiſch iſt, mir Bahn machen.

Eiſenſtecken. Ja ja, wir müſſen bald losprotzen. Es iſt ein Gotteswunder, daß Tauſende davon wiſſen und nichts verrathen.

Schenk. Dort ſitzt der Winterſteller, iſt der auch im Geheimniß?

Eiſenſtecken. Nein, noch nicht ganz; aber den kenne ich, der thut mit ſo wie der Aufruf vom Kaiſer da iſt. Wenn nur der Raffel nichts davon erlauert. Der abgeſtandene öſtreichiſche Spitzl hat Manches Recht was er da geſagt hat, aber wenn ich's annehmen ſoll, iſt mir's wie wenn ich aus dem Schweinetrog freſſen ſollt'.

Schenk. Weiß er was von unſrer Sach'?

Eiſenſtecken. Nein, es traut ihm Niemand; man weiß nicht, iſt ihm Ernſt was er ſagt, oder will er Einem nur die Zung' heben. In meinem eigenen Hauſe bin ich nicht mehr ruhig. Ich leid's nicht und ich ertrag's nicht, daß wir bairiſch-franzöſiſch ſind. Mir iſt grad zu Muth wie damals als ich zehn Jahr alt war, und da hat mein Vater unſer Haus verkauft, wo ich von Jugend auf drin. Es hat mir gar nicht in den Sinn hinein wollen, daß man ſo was weggeben kann, und wie ich geſehen hab', daß fremde Leute aus unſern Fenſtern herausſchauen und unſre Thüren zumachen, da hab' ich immerfort gemeint, ich darf das nicht leiden, und unverſehens bin ich wieder heim in unſer altes Haus, und da war mein Vater nicht und mein' Mutter nicht und fremde Menſchen, und ich hab geweint und bin im Dorf umhergangen wie in der wildfremden Welt — daheim nimmer daheim. So iſt mir's jetzt grad, ſeitdem der bairiſche Franzos aus unſerm Tyrol 'rausſchaut und unſre Thüren zumacht. Aber jetzt bin ich ein Mann und jetzt zeig' ich ihm, wo unſer Herrgott das Loch gelaſſen zum 'rauswerfen.

Schenk. Jetzt ſag', wie weit iſt's? Iſt Alles bereit?

Eiſenſtecken. Alles hergerichtet wie das Meßopfer in der Kirch', es wartet nur auf's Läuten; gib nur Acht, iſt das erſte Wort geſprochen, ſo lauft's von ſelbſt fort bis ans End' wie ein Vaterunſer. In Landeck der Fiſcher, in Laudeck der Linſer, Zangerle in Zams, Holer in Wenns, die Strele's in Imſt und Reitte, Dietrich in Lermoos, der Schirmer in Naſſerreit, der Mahrberger in Silz. Im Vintſchgau der Friſchmann, Stecher, Peter Mayer. Der Hauptkerl Etſchmann, der Wirth in der Schupfen am untern Schönberg ob Innsbruck. Im Unterinnthale der Speckbacher vom Rinn, der Sieberer in den Thierſen, Aſchbacher im Achenthal. Willſt noch mehr? Ich hab' noch Trümpfe genug. Ohne den Sandwirth können wir nichts anfangen, dann aber ſchlagen wir dem Faß den Boden aus. Die Zeichen ſind alle verabredet. Blut und Mehl wird in den Inn gemengt, es werden rothe Fähnlein in die Flüſſe geworfen, Kinder und Weiber tragen Zettel umher. Es kann uns nicht fehlen.

Schenk (indem er Florian bemerkt). Zum Teufel auch, da iſt ja eine Baierſau! (Fl. faſſend) Hußhuß! 'naus mit Dir!

Florian. Laß los, du vermaledeiter Kerl! (ſie ringen kurz, er ſtößt Schenk von ſich)

Eiſenſtecken (zu Schenk). Kennſt ihn nicht mehr? Es iſt ja der Florian, des Sandwirths Vetter.

Schenk. Das iſt All eins und um ſo ſchlechter. Ich leid' keinen Blaurock da. (nochmals ſich auf Florian ſtürzend) Thu den Schandkittel abe, oder ich reiß' Dich mit ſammt ihm in Fetzen.

Florian. Probir's, verſchände mir noch einmal mein Gewand und ich hau' Dich in Stücke. (zieht den Säbel)

Eiſenſtecken (dazwiſchen tretend). Gebt Ruhe! (er ſpricht leiſe weiter mit Schenk)

Maidele. Komm Florian, wir gehen fort, thu's mir zu lieb', ich bitt'. (Maidele und Florian ab)

Während deſſen hat man von Zeit zu Zeit Schüſſe und Schreie aus der Ferne gehört. Jetzt erſcheint:

Waldl (auf dem Berge und ruft). Ich will nicht Schützenkönig heißen! Schützenkaiſer müßt Ihr mich rufen!

Alle. Hoch lebe der Schützenkaiſer!

Waldl (nachdem er herabgeſtiegen). Heut laſſen wir den Rappen laufen. Wirthshaus! Wein her! Schau Eiſenſtecken, ich kann zu keinem Geld kommen, Gott und die Menſchen leiden's nicht. Gott läßt den Wein zu gut wachſen und die Menſchen machen das Bier gar zu gut.'.. Ich kann zu keinem Geld kommen.

(ſingt) Alle meine Äcker, alle meine Wieſen
Sind mir d'Gurgel abe gerieſelt;

All mein Silber, all mein Gold
Iſt mir durch den Hals 'nabgerollt.

Hui! da iſt der Martin Schenk, das iſt der beſte Tänzer ſo weit man geigt. Spielleut', friſch aufgemacht, laſſet euer Dürrholz rappeln; heut tanzen wir, bis der Tanzboden ein Loch kriegt.

Schenk. Ich tanze nicht.

Waldl. Scherzlgeiger, horch auf, ich will Dir einen neuen Gamshupfer vorpfeifen (ſteigt zu den Muſikanten auf eine Erhöhung).

Es wird nun getanzt, Alles jubelt und ſpringt.

Sechster Auftritt.

Senn mit zwei Gensdarmen.

Senn. Im Namen des Königs, Ruhe! Es iſt ohne obrigkeitliche Erlaubniß nicht geſtattet, zu tanzen; der Wirth, der das bei ſich duldete, verfällt in den großen Frevel von fünfzehn Gulden.

Winterſteller (zornig vortretend). Was? Das Tanzen muß verzollt werden? Meinetwegen. Tanzet weiter ihr Buben, ich bezahl' die Straf'.

Senn. Ich nehm's nicht von Euch.

Winterſteller. Ich bin der Winterſteller von Kirchdorf. Mein Gütchen mag's erleiden, wenn Dein Hungerleider in München einen Brocken braucht.

Senn (leiſe zu Eiſenſtecken). Setz' doch unſre große Sache nicht auf's Spiel. Ihr ſeid wohl hier die Mehrzahl, aber nichts iſt nachtheiliger, als wenn das Volk in kleinen Polizeireibungen ſeine Kraft zerſplittert.

Waldl. Schämt Euch ins blutige Herz hinein. Das wär' zu kaiſerlichen Zeiten nicht geſchehen, da waren wir frei.

Senn. Ruhig Waldl!

Winterſteller (aufgeregt). Kehr' Dich nicht dran. Sing' Eins. Singen wird man doch noch dürfen?

Alle. Ja, ja.

(Alles hat ſich unterdeſſen in den Vordergrund gedrängt.)

Schenk. Waldl! ſing': Hellauf Tyrol!

Alle. Ja, ja, ſing'.

Waldl. Es gibt ja kein Tyrol mehr, das Wort iſt verboten, der Napoleon hat uns neu getauft: Eiſacketſchinnkreis (ſingt):

Hellauf, hm, hm! man darf's nicht ſagen,
Sonſt thut Einem der Baier auf's Maul 'nauſſchlagen.
Spricht der Franzos,
's gibt kein Tyrol,
Baier, du ſollſt mir's freſſen.

Alle: Baier, du ſollſt mir's freſſen.

Senn. Still Waldl, kein Wort mehr.

Alle. Laß Dir nicht befehlen.

Waldl (ſingt mit den Andern):

Hellauf, hm, hm! man darf's nicht ſagen,
Die Felſen, die liegen dir kreuzweis im Magen.
Spricht der Franzos,
's gibt kein Tyrol,
Baier, warum haſt's g'freſſen?

Senn. Waldl, ich muß Dich verhaften. (zu den Gensdarmen) Faſſet ihn!

Alle. Rührt ihn nicht an; nieder mit den Blauröcken!

Schenk. Seid ruhig. — Herr Richter, Ihr ſeit ja ſelbſt ein Tyroler und habt immer für unſere Freiheiten geſprochen.

Senn. Ich darf nicht. (leiſe zu Eiſenſtecken) Die Nachricht, der Waldl iſt im Gefängniß, wirbt uns mehr Kampfgenoſſen, als wenn wir zehn Sendboten von Hütte zu Hütte ſchicken.

Schenk. Und wir laſſen den Waldl nicht.

Alle. Nein, nein, frei muß er ſein! Nieder mit den Blauröcken!

(Es entſteht ein Tumult).

Siebenter Auftritt.

Donay in Pfarrerstracht.

Donay. Friede, Kinder! Entweihet nicht die Heiligkeit des Sabbaths durch Widerſetzlichkeit gegen die von Gott eingeſetzte Behörde.

Die Abendglocke läutet. Alles zieht den Hut ab und betet ſtill.

Während der letzten Auftritte iſt die Sonne allmälig hinabgegangen, bis es völlig Nacht und jetzt heller Mondenſchein. Waldl wird abgeführt. Alles folgt mit entblößtem Haupte. Die Scene iſt eine kurze Pauſe ganz leer. Kaum iſt Senn mit dem Verhafteten fort, da brechen Alle wieder ſtürmiſch auf die Bühne vor.

Schenk. Und jetzt erſt das wahre Lied, ſingt: Hellauf Tyrol!

Alle. Hellauf Tyrol! die Felſen kannſt fragen,
Sie werden aus alten Zeiten dir ſagen:
Ein deutſches Herz,
Tyroliſch Herz
Läßt ſeinen Kaiſer nicht.

Hellauf Tyrol! eh' öſtreichiſch ſterben,
Als lahm und öd' bairiſch verderben.

Halt' dich bereit,
Bald iſt es Zeit,
Gehſt mit dem Baier-Franzos ins Gericht.

Schenk. Jetzt lebt wohlauf, haltet Eure Stutzen bereit und Pulver und Blei, ſtreckt die Senſen grad, ſchlagt Spitzen in die Dreſchflegel, wir müſſen die Blauen mähen und dreſchen.

Alles zieht ab, man hört noch hinter der Scene das Lied ſingen.

Zweite Scene.

Prachtvoller Empfangſaal in der kaiſerlichen Hofburg zu Wien.

Erſter Auftritt.

Erzherzog Johann und Hormayr.

Johann. Der Kaiſer kann die Bauern nicht ſelbſt empfangen.

Hormayr. Das Wort Ew. Kaiſerlichen Hoheit iſt ſo bindend wie das Ihrer Majeſtät und Ew. Kaiſerliche Hoheit ſtehen Tyrol gleich nahe . . .

Johann. Gewiß, gewiß, ich liebe Tyrol wie die Burg meiner Väter und faſt mehr. Ich bin dort zum zweitenmal geboren. Dort iſt mir Auge und Sinn aufgegangen für die Größe der Natur und die unverwüſtliche Biederkeit des frommen Volksgemüthes.

Hormayr. Das fühlt auch mein Heimathland. Das Volk hat noch den Naturzug eines Kindes. Ew. Kaiſerliche Hoheit ſind vom ganzen Volke vergöttert als lebendiger Schutzpatron.

Johann. Ich bin ein ſchlichter Mann, ich liebe Schmeicheleien nicht. — Das Volk treibt in unverbogener Conſequenz jede Empfindung zum Extrem. Da iſt der ſtiere Blick, wodurch ſich ſchon in der Sprache das Thierartige ausdrückt. Lieben und Haſſen, Vergöttern und Verabſcheuen, Fluchen und Beten, das ſind die Gemüthsſtimmungen, die das Volk haltlos machen, und hier liegt die Gefährlichkeit unſeres Experiments. Sie wiſſen, das Volk wird nie reif ſein zu umfaſſenden, nachhaltigen Planen; darum muß es ſtets von Männern geleitet werden, die auf überſchauender Höhe ſtehen. Man muß jene Stetigkeit des Handelns bewahren, die nicht wie die Volksſtimmung zwiſchen Aufregung und Apathie hin und her geworfen wird.

Hormayr. Unbeſtreitbare bündige Wahrheiten, aber auf mein Heimathland angewendet, dürfte ſolche Befürchtung nicht Platz greifen können. Kaiſerliche Hoheit ſind doch nicht der Anſicht beigetreten, daß man mit Tyrol nur einen Verſuch machen und es beim erſten Mißlingen wieder preisgeben ſoll?

Johann. Nein. Ich bin mit Ihnen, dem Grafen Stadion und dem General Buol der Anſicht, daß Tyrol, Einmal wieder beſetzt, als geſonderte Feſtung für ſich behauptet werden muß. Es bleibt aber ſtets ein gefährliches Unternehmen, die dunkeln Mächte loszubinden in dem Aufgebote der Selbſthülfe. Wer will da noch die Zügel halten und gebieten: bis hieher und nicht weiter?

Hormayr. Kaiſerliche Hoheit geſtatten mir, es unumwunden auszuſprechen: Bonaparte iſt ein neuer Antäus, nicht zu beſiegen auf ſeinem Boden, der militäriſchen Kunſt.

Johann (raſch unterbrechend). Sie ſind kein Militär. Proklamationen bemeiſtern ihn gewiß noch minder.

Hormayr. Allerdings nicht. Aber es gibt einen Geiſt, der Bonaparte von ſeinem Boden in die Luft hebt, und das vermag nur der ſchlummernde Rieſe des Volksgeiſtes.

Johann. Gewiß. Ganz auch meine Ueberzeugung. Ich habe daſſelbe noch geſtern im Salon bei Raſumowsky behauptet.

Hormayr. Kaiſerliche Hoheit verzeihen gnädigſt, wenn ich bitter werde. Kaum iſt das Maskenſpiel des Karnevals vorbei, da legt man in gewiſſen Kreiſen eine neue Schminke auf: das Roth flammender Vaterlands- und Freiheitsliebe und das Weiß kindlich naiver Frömmigkeit. Mitten zwiſchen lüſternen Abenteuern und Genuß-Raffinements lügt Eines dem Andern ſittliche Erhebung und Entrüſtung vor, und man weiß es für ſich und ſagt es einander im Stillen, daß Alles nur Phraſe ſein ſoll, um das Volk aufzureizen. Das wollen Ew. Kaiſerliche Hoheit nicht.

Johann. Mein lieber Baron, gewiß nicht. (zutraulich) Um Ihrer Carriere willen reden Sie indeß zu Niemandem ſo wie zu mir. Ich liebe die Aufrichtigkeit, wenn auch bisweilen das allzu heißblutige Herz ſich zur Ungerechtigkeit fortreißen läßt. (da Hormayr Einſprache thun will) Sie bedürfen bei mir keiner Rechtfertigung. Sagen Sie mir nun auch, die Hand auf's Herz, halten Sie unſern Verſuch mit Tyrol, bei allem guten Willen, nicht auch für gefährlich?

Hormayr. Es iſt gar nichts zu befürchten. Der deutſche Bauer iſt von Natur demüthig und hat ſich danach eingerichtet. Schon beim Ausblicke aus ſeinem Hauſe muß er ſich im niedern Fenſter ducken. Kaiſerliche Hoheit! jeder Einzelne aus dem Volke iſt ein rechtſchaffener, zu allem Edeln willfähriger, ja opferbereiter Menſch, auch verſtändig; als tauſendköpfige Maſſe ſind ſie Alle toll und kopflos, da ſinken ſie aus Individuen ins Chaotiſche und Elementariſche zurück, werden Maſſe, jedem hochtönenden Schmeichler preisgegeben, der der Maſſe — das iſt ein bedeutſames Wort — ſeinen Odem einbläſt. Darum ſetzen wir jetzt der Maſſenerhebung ein Oberhaupt, und zwar wir erheben einen aus ihrer Mitte.

Johann. Er iſt ja gefunden wie Sie ſagten?

Hormayr. Ganz wie geſchaffen zu einem Volksheroen, andächtig ſchwärmeriſch, mit gewiſſen myſtiſchen Seltſamkeiten und dabei doch lenkſam. Es darf kein entſchloſſener Ehrgeiziger mit trotzigem Selbſtwillen an die Spitze kommen. Der Sandwirth Andreas Hofer hat die ſtille Gelaſſenheit der Paſſeyrer, er iſt wie die Gemſe, die im ruhigen Gange träg und ſchlottrig erſcheint, er iſt aber auch wie die Gemſe im Sprunge, Alles voll Schwung- und Spannkraft, Hirſch und Adler in Einem Stück.

Johann. Gut. Kann ſich aber der Mann nicht im Laufe der Bewegung, wie man es nennt — entwickeln, das heißt ein Anderer werden?

Hormayr. Kaiſerliche Hoheit weiſen bedeutſam auf die gefährlichſten Anlagen eines Volkshelden. Der Hofer aber iſt grade der Mann von zäher Einſeitigkeit und dabei ganz in meiner Gewalt. Es geſchieht dadurch unmittelbar aus dem Volke, was doch die höchſte Intention iſt.

Johann. Gut, und ſeine Loyalität?

Hormayr. Iſt felſenfeſt. Er beſitzt ſchon das Vertrauen des herrlichen Clans der Paſſeyrer, und auf ihn häufen wir nun alle Glorie.

Johann. Gewiß, ich kenne den Amadeus Hosler.

Hormayr. Kaiſerliche Hoheit geſtatten mir einige Perſonalien über den (betonend) Andree Hofer in Allerhöchſte Erinnerung zu rufen. Der Andree Hofer war ſchon 1790 Abgeordneter auf dem ſogenannten offenen Landtag. Als Ew. Kaiſerliche Hoheit gemäß dem Preßburger Frieden ſich zurückziehen und Tyrol preisgeben mußten, war an jenem 4. November des Jahres fünf der Andree Hofer zu Brunnecken unter den Führern des Landſturms, die ſo ergreifenden Abſchied von Ew. Kaiſerlichen Hoheit nahmen.

Johann. Ich erinnere mich. (Klingelt) Entſchuldigen Sie einen Moment. (Ein Bedienter kommt) Bring' mir mein Tyroler Lodenhemd. (Bedienter ab. Johann zu Hormayr) Reden Sie weiter lieber Baron, reden Sie weiter.

Hormayr. Der Andree Hofer iſt nicht zu verkennen, ſchon an ſeinem großen Barte. (Der Bediente bringt ein Kleid)

Johann. Das iſt ja falſch, du verdamm — lieber Steger, das iſt ja meine ſteiermärkiſche Juppe; mein Tyroler Lodenhemd habe ich Dir geſagt, das weite, nicht das enge. (Bedienter ab. Johann zu Hormayr) Fahren Sie fort lieber Baron, ich habe Sie unterbrochen.

Hormayr. Das Volk wird nicht wagen, zu Ew. Kaiſerlichen Hoheit von ſeinen Rechten zu ſprechen; darum muß die rechtmäßige Regierung ſie freiwillig betonen, wie die vorbereiteten Aufrufe Ihrer Majeſtät und Ew. Kaiſerlichen Hoheit ſich darauf ſtützen. (Der Bediente bringt das Kleid)

Johann (im Abgehen nach dem Nebenzimmer). Bleiben Sie nur lieber Baron, ich bin gleich wieder hier. (ab)

Hormayr (allein). Sollte es doch wahr ſein, daß der Kaiſer dieſen ſeinen enthuſiaſtiſchen Bruder, der ſeine Worte in allerlei Mundarten und ſeinen Leib in allerlei Trachten kleiden kann, als populären Lockvogel benutzt und ihn vor das Garn ſtellt?... Wär's auch, dieſer volle biedere Bruſtton iſt nicht zu erkünſteln; hier iſt die reine Wahrhaftigkeit... Seltſam, daß der Prinz ſo oft ſeine Rede mit Betheuerungen, mit dem Wörtchen „gewiß“ wie mit der Widerlegung einer Einrede beginnt... Nein, hier iſt die echte Hochherzigkeit... Und wollte auch der unſichtbare Klügling dort ſich hinter jugendlichen Edelmuth verſtecken und mit dem reinen Geiſte ſpielen — zeig' deine Kraft, reiner Geiſt! Sei ſo ſtark wie der böſe, halte den feſt, der ſich dir verſchreibt...

(Johann tritt auf im Tyrolerkleid)

(laut) Kaiſerliche Hoheit! das iſt aus dem echten Herzen für das Volk, aus dem innigſten Verſtändniſſe deſſelben. Mit dem Volke ſpricht der Geiſt in ſichtbaren Zeichen und Bildern; Ew. Kaiſerliche Hoheit zeigen ſymboliſch dem Volke, wie Sie Eins mit ihm ſind.

Johann. Mein lieber Baron von Hormayr, laſſen Sie die Männer hier eintreten, ich erſcheine bald wieder. (ab)

Hormayr (allein). Da iſt es wieder das fürſtliche Erhabenſein. Sie wollen wie Götter vom Himmel überraſchend erſcheinen und nicht gefunden werden. In der Stunde, da das Volk ſich die Adern öffnet und ſein Herzblut einſtrömt in die erſterbende Herrlichkeit, wollen ſie noch thun, als ob ſie aus den Wolken zu ihm herniederſtiegen... Noch glaube ich, in dir iſt ein edler Geiſt du junger Fürſt, aber du weißt nicht was ſie dir einimpfen... (nach der Thüre gehend, ſie öffnend) Tretet ein ihr Männer.

Zweiter Auftritt.

(Hofer, Speckbacher, und mehrere Andere treten ein, ſie verbeugen ſich und ſchauen nicht auf).

Hormayr. Aufgeſchaut! Der Erzherzog iſt noch nicht da, er will, daß Ihr noch zuerſt allein mit mir ſeid und Euch ein Herz faßt. Habt Ihr einen Sprecher gewählt?

Hofer. Ja, Gott wird mir ſchon die rechten Worte auf die Zunge legen.

Hormayr. Dieſe Frömmigkeit iſt das Beſte. (ſie nach dem Vordergrund ziehend, leiſer) Vergeßt aber auch nicht, die Rechte und Freiheiten geltend zu machen. In dem Friedensvertrag von Anno fünf heißt es im achten Friedensartikel — ich habe ihn ſelbſt und wohlbedachtſam aufgeſetzt: — Der Kaiſer tritt Tyrol an Baiern ab aux mêmes titres, droits et prérogatives que les possédait Sa Majesté l'Empereur d'Allemagne et d'Autriche et non autrement, das heißt: nur mit denſelben Rechten, die Ihr gehabt; et non autrement, das heißt: und nicht anders! Das iſt von Bedeutung. Jetzt nimmt Euch der König von Baiern Eure Verfaſſung und gibt eine für den Geſammtſtaat, jetzt iſt es anders, jetzt braucht Ihr — das iſt ſonnenklar — nicht mehr bairiſch ſein. Der König von Baiern ſteckt Eure Söhne unter die Soldaten und führt ſie aus dem Lande, und nach Kaiſer Maxens Landlibell von 1511 könnt ihr nur als Landſturm und nur innerhalb Tyrols aufgeboten werden. Für Euch und für den Kaiſer ſind ſonach die alten Bedingungen aufgehoben. In Öſtreich allein ſind die Völkerſchaften ſelbſtändig, der doppelköpfige Adler ſchon zeigt, daß hier in dem einen Ganzen verſchiedene Sinnes- und

Sprachweiſen ihr Haupt gleich hoch tragen. Das Erſte nach der Befreiung unſeres Tyrol muß ſein, daß die Landſtände einberufen werden, unſre Landesverfaſſung zu erneuen, wie es die heutige Zeit erheiſcht.

Speckbacher. Das mein' ich auch. Iſt's denn wahr, Herr von Hormayr, daß der Napoleon zuerſt uns hat zur ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft thun wollen?

Hormayr. Allerdings, ein flüchtiger Moment war davon die Rede; aber warum fragt Ihr das?

Speckbacher. Es iſt nur daß man's weiß. Am Wiſſen ſchleppt man ja nicht ſchwer, ſonſt müßtet Ihr immer eine vierſpännige Fuhre bei Euch haben.

Hormayr. Ihr ſeid immer der alte Schelm und Feind der Studirten.

Speckbacher (die Hand reichend). Aber Ihr ſeid ein braver Tyroler, trotz Adel und Bücherkaſten.

Hofer. Und ich mein', wir reden jetzt nichts von Rechten, von alten und von neuen. Wir wollen unſern Kaiſer wieder, und wenn wir ihm aus der franzöſiſchen Unterthänigkeit geholfen haben, wird er ſchon unſere Freiheit in Ehren halten.

Dritter Auftritt.

(Erzherzog Johann und General Buol treten raſch ein.)

Johann. Hellauf Tyrol! (den Männern die Hände reichend) Grüß dich Gott mein liebes herrliches Tyrol! Ich halte Eure Hand und faſſe damit die ewige Treue, ich faſſe damit mein ganzes Tyrol. Wenn ich den Namen Tyrol nenne, ſteigt es in meiner Seele voll winterlicher Trauer auf wie ein Frühlingsjodler von lichter Alpenfirne. O könnt' ich ein einſamer Jäger ſein, nichts als ein ſchlichter Genoſſe meines ſchlichten treuinnigen Volkes!

Hofer Ja, kommet nur gleich zu uns, wir wollen Euch die Hände unter die Füße legen.

Johann. Ich kann nicht ſelbſt zu Euch kommen, jetzt noch nicht, aber ich bin Euch nahe und habe jegliche Vorſorge für Euch getroffen. Graf Göß iſt zum Gouverneur und Euer Landsmann Herr von Hormayr hier zum Intendanten von Tyrol ernannt, und unter dem Marquis Chaſteller, der ſich's verdienen will Euer Landsmann zu heißen, wird ein Eingeborener, der General Buol hier, den Kern der Truppen führen.

Buol. Noch nie machte es mich ſo glücklich, ein Sohn des felſentreuen Tyrols zu ſein, als eben jetzt. Tyrol ſoll ſich ſtolz preiſen als unbezwinglicher Hort des kaiſerlichen Adlers.

Hormayr. Ja die Heimath, das iſt unſre Mutter, der wir unter dem Herzen geruht und die uns mit ihrem warmen Leben genährt.

Buol (leiſe zu Hormayr). Ich muß mich auf die ſiebenklappige Werbetrompete Eurer neuen Redensarten beſſer einüben. Sie müſſen mir dabei helfen, lieber Vetter. Sie verſtehen die lockenden elegiſchen Molltöne der Volksweiſen anzuſchlagen.

Johann. Ihr deutſchen Männer! Wie ich Euch ins Antlitz ſchaue, ſo leuchtet mir's entgegen: die Sonne der alten öſtreichiſchen Treue ſteigt morgenfriſch aus der Nacht empor.

Ihr kennt die Sage, wie einſt ein Bauer bei Euch auf der Muttkopfſpitze einen Nork, einen Waldgeiſt klagen hörte:

„Wie bin ich ſo grau, wie bin ich ſo alt,
Denk' den Muttkopf dreimal als Wieſe und dreimal als Wald."

Mein väterlich Haus iſt ſo lange Eins mit Tyrol, es iſt ſo treu, es iſt ſo alt, ſah die Berge ſechsmal als Wieſe und ſechsmal als Wald, und alles Das ſoll das übermüthige Machtwort eines Fremdlings trennen und ſcheiden und Euer Herz und Eure Freiheit ſoll zertreten werden? Auf der Burg Schrofenſtein, ſo erzählten mir Eure Alten, wird ſeit viel hundert Jahren im tiefen Keller von Geiſtern ein Wein geſchenkt, der das Leben erneut; das iſt der Feuerwein der öſtreichiſchen Liebe, die nie verſiegt... Du biſt der Sandwirth Andree Hofer. Wir haben uns in Brunnecken durch Thränen geſehen, Dein Auge war naß wie das meine; das war ein traurig Scheiden.

Hofer. Ja, um acht Uhr Morgens wird der Landſturm aufgeboten und um zwölf Uhr werden wir wieder heimgeſchickt.

Johann. Jetzt erlaßt Ihr ſelbſt das Aufgebot und bleibt auf dem Poſten. Waren denn nicht noch mehr bei Euch?

Hofer. Nur noch der Waſtlmayer; er hat ſich aber verſchwatzt und ſpielt jetzt daheim den Narren.

Johann. Warſt Du nicht auch bei dem Landtage von 1790?

Hofer. Ja, ich bin damals erſt 23 Jahr alt geweſen, ich und der Neurauter Anderle wir waren Abgeordnete für Paſſeyr.

Johann. Die Paſſeyrer Mannen waren ſtets die feſte

Bruſtwehr der Burg Tyrol. Von dort aus geht nun das neue Heil. Von den Bergen zieht ein friſcher Menſchenſtrom und erneuert die verderbte Welt. Wenn die Zierpflanzen den Boden der Niederungen ausgemergelt und erſtarrt haben, holt man friſchen Urboden, jungfräuliche Walderde . . . Anderl! Dir ſeh' ich's an in dem frommen gottesfürchtigen Blick, Dein getreues Herz ſchaut Dir aus den Augen; Du biſt zu Großem berufen. Halte Deinen Sinn rein und feſt, laß Dich nie irren und verwirren. (die Hand auf die Schulter Hofers legend) Schau, nicht wahr, das wäre eine Freude, wenn wir ſo wie jetzt hier am goldnen Dachl in Innsbruck bei einander ſtünden, und ich faſſe Deine Hand wie jetzt und ruf's hinunter zu allen Mannen: Das iſt der Andree Hofer! Ich weiß nicht, wer ihn lieber hat, ich oder mein Bruder der Kaiſer... Wie wär' Dir's da?

Hofer. O Gott!

Speckbacher (einfallend). Am goldnen Dachl, das wär' der rechte Platz. Wenn ich recht berichtet bin, hat das Euer Vorfahr der Herzog Friedel mit der leeren Taſche gebaut, dem unſre Voreltern, lauter Bauern, wieder zu ſeinen Ländern und aus aller Widerniß verholfen haben. Von jener Zeit ſtammen auch unſre Freiheiten.

Johann. Das iſt brav, daß Ihr das Andenken Eurer Geſchichte bewahrt. (zu Hofer) Anderl, ſag', würdeſt Du Dich rechtſchaffen freuen?

Hofer. Ich thät' ſterben vor Freud'.

Johann. Wir werden's erleben und Du haſt ein Geſtell feſt genug, Du ſtirbſt nicht ſo ſchnell an der Freude. Mit Gott ſehen wir uns bald in Innsbruck, und da werde ich Euch ans Herz drücken, ihr Männer… Herr von Hormayr wird Euch alles Weitere ſagen. Lebt wohl! Grüßt mein Tyrol viel tauſendmal! Bald ſehen wir uns wieder. Gott mit Euch. (Ab mit Baul. Pauſe.)

Speckbacher (den Hut aufſetzend). Wir haben nun doch eigentlich nichts von unſeren Rechten geſprochen.

Hofer. Und ich möcht' jetzt in die Kirche und beten.

Hormayr. Machen wir unſer Heimathland frei von Napoleon, ſo erobern wir ihm die freie Verfaſſung, das iſt auch der Wille Sr. Majeſtät des Kaiſers.

Speckbacher. Es iſt ein braver Brauch, daß man bei der Hochzeit mitten in aller Luſtbarkeit ausmacht, wie es bei einem Sterbfall gehalten werden ſoll… Aber wir wiſſen ja mit wem wir zu thun haben, und wenn wir auch jetzt nichts ſchriftlich feſtgeſetzt haben, wir machen doch Hochzeit mit unſerm Kaiſer und wollen dem Napoleon den Kehraus aufſpielen.

Hofer (andächtig aufſchauend). Zu Dir, der Du dieſe Hand berührt durch Deinen Geſalbten, zu Dir hebe ich ſie empor und ſchwöre, (ſich umſchauend) Ihr ſchwört Alle mit: Wir ruhen und wir raſten nicht, wir machen frei unſer Tyrol.

Alle. Das ſchwören wir.

Speckbacher (indem er ſeine Hand dazu legt). Und wir jagen die bairiſchen Franzoſen, noch eh' das öſtreichiſche Hülfscorps kommt.

Hormayr (ſeine Hand darauf legend). Und wie wir hier die Hände in einander ſchlingen, ſo bekunden wir, daß die Kraft jedes Einzelnen Allen angehört. Eine Hand und Ein Herz!

Hofer. Und jetzt raſch zu den Unſrigen.

Speckbacher. Wir müſſen noch im Stillen rüſten und werben.

Hofer. Bis der Tag des offenen Gerichts anbricht und Oſtern das Auferſtehungsfeſt... Es iſt nah.

(Alle ab.)

Dritte Scene.

Zimmer in Hoſers Haus. Die Bühne iſt ſo eingerichtet, daß am Schluſſe der Scene die ganze Rückwand verſchwindet und man nur die Brüſtung des Söllers und von da aus eine weite Gebirgslandſchaft überſieht.

Erſter Auftritt.

Florian und **Maidele** ſingen im Hintergrund.

Wir beide ſein verbunden
Und feſt geknüpfet ein;
Glückſelig ſein die Stunden,
Wann wir beiſammen ſein.

(**Florian** und **Maidele** treten Hand in Hand ein, ihnen folgen: die **Mutter Florians**, **Frau Hofer.**

Frau Hofer. Du biſt alſo nicht zu halten, Du willſt fort?

Die Mutter. Bleib' doch da Kind, Du brauchſt dem Baier nicht dienen, der will uns lutheriſch machen, und der Baier dient beim Napoleon und der Pater Broſi hat geſagt, der Napoleon ſei ein Heid' und ein Jud' und ihr Soldaten müſſet helfen die Biſchöfe und Pfarrer einſperren und uns Alle zu Ketzern machen und die heiligen Kelche hat ja der Baier an die Juden verkauft.

Florian. Das geht mich jetzt nichts an.

Die Mutter. Ach Gott, jetzt biſt Du wieder in die blaue Jacke eingeſtampft. Iſt Dir's denn nicht eng? Mach' Dir's doch ein bisl locker. Würgt Dich die Halskrawatt nicht? Haſt Dein Lebtag Deinen lieben Hals frei tragen.

Florian. Mutter, es iſt Alles gut und ich bin geſund.

Die Mutter. Sag' doch auch Gottlob, Gottlob muß man ſagen.

Florian. Ja, ja, Gottlob.

Die Mutter. Du ſollſt kein Ketzer werden. Um der fünf Wunden Chriſti willen bleib' da, bleib'.

Florian. Bittet nicht mehr. Nach Mitternacht geht der Mond auf und da mach' ich fort.

Maidele. Bleib' nur noch bis morgen, da kommt der Vater gewiß.

Frau Hofer. Was für Strafe bekommſt denn, wenn Du über Deinen Urlaub ausbleibſt?

Florian. Das wollt' ich ſchon aushalten, aber ich geh', das gehört zur Subordination. Ich bleib' auch ohnedem nicht. Wo ich hinkomme, da piſpern ſie und ſchauen mich an, ſo mitleidig und ſo halb wie damals, als ich mit Saumroſſen über den Jaufen heimkommen bin und mir Niemand hat ſagen wollen, daß mein Vater ſo plötzlich geſtorben iſt. Es geht was vor, was ich nicht wiſſen ſoll, drum geh' ich doppelt fort.

Frau Hofer. Und drum ſag' ich doppelt: bleib' da. Ich weiß mehr als ich reden darf. Die Mannen kommen heut Abend alle hierher, der Meiſter kann jede Stunde heimlehren, der Pfarrer hat Brief von ihm und ... glaubſt Du, daß ich Dir eine Sünd' anrathe?

Florian. Nein Baſe, nie.

Frau Hofer. Drum folg' mir, bleib'.

Florian. Jetzt will ich noch hinüber zum Wendelin und Abſchied nehmen. (Florian ab.)

Zweiter Auftritt.

Haſpinger, Waſtlmayer, Faller und Donay treten auf.

Waſtlmayer. Noch nicht da?

Frau Hofer. Wenn ich ihn mit Gedanken herbeiziehen könnte, wär' er ſchon lang am Ort. Kommet ihr Weiber, die Mannen haben zu reden.

Haſpinger. Bleibt nur, es iſt jetzt kein Hehl mehr. Ihr und Eure Kinder, Ihr müßt mit Hand anlegen zum Verderben der bairiſchen Franzoſen.

Florian (hereinſtürzend). Und wir, wir ſind die verlornen Söhne im Vaterhaus? Seht mich an, ja ſtarret nur, ich trage das Kleid des Baiernkönigs und er hat meine Seele eingekleidet, ſie mußte ihm Treue ſchwören. Habt Ihr denn mein vergeſſen und allere Drer, die gleich mir dem Fahneneide folgen müſſen?

Faller. Ihr dürft uns nicht zwingen den Brudermord auf uns zu laden.

Waſtlmayer. Du mußt mit allen tyroler Buben in unſere Reihen übertreten, Ihr ſeid gegen unſer Recht zu Soldaten ausgehoben.

Maidele. Ja ihr Mannen, Ihr dürfet ihn nicht mehr fortlaſſen in die Kaſerne zurück.

Die Mutter. So mein Florian, jetzt bleibſt da und gehſt mit den Mannen und biſt ein gutes Chriſtenkind.

Frau Hoſer. Jetzt weißt, was ich Dir hab' ſagen wollen, jetzt bleibſt gewiß.

Maidele. Und wir Maidele und Frauen thun auch mit und da iſt die ganze Familie bei einander und da wird Gott ſchon helfen. Florian, Du weißt, ich nehm's im Rauſen mit jedem Burſchen auf. Komm einmal her Florian, probir's. Aber Du biſt ja nicht der Feind. Ich folge Dir über Berg und Thal, ich trage Dir zwei drei Stutzen nach, ich lade Dir, ich rolle die Steine auf die Feinde hinab, wir jagen den Baier und Franzos zum Teufel und bleiben bei einander.

Florian. Und wenn Ihr Alle Euch an mich hängt, ich kehre doch zurück zu meiner Fahne', der ich Treue geſchworen. Maidele, könnteſt Du mir je noch ein Wort glauben, wenn ich meineidig würde? Ich käme mir vor, ich kann's nicht ſagen wie... wie Einer, der ſich erhängt hat und den man wider ſeinen Willen ins Leben zurückbracht; das iſt ein ehrloſes Leben, und Jedes ſieht ihn darauf an und fragt: was thuſt denn Du noch da auf der Welt? Nein, ich geh'. Habt Ihr den Eid der Treue geſchworen?

Waſtlmayer. Nein, die Huldigung iſt bis jetzt immer verſchoben worden, das iſt wahr, wir werden nicht meineidig.

Florian. Uns aber hat der Pfarrer ſchwören und darauf das Abendmahl nehmen laſſen.

Donay. Kraft meines heiligen Amtes, zu löſen und zu binden, erkläre ich Dich, Florian Ladurner, bar und ledig Deines Eides. Du biſt unter fremdes Joch gezwungen wie ganz Tyrol, Du kehreſt zurück rein und unſchuldvoll zu Deinem rechtmäßigen, von Gott eingeſetzten Herrn.

Florian (knieend). Ich danke Euch, Ihr befreit mein Herz von ſchwerer Laſt. (aufſtehend) Aber dennoch bleib' ich nicht, ich kehre zurück.

Maidele. Florian, um Gotteswillen Florian, willſt Du Dich und mich und uns Alle mit Fleiß zu Grunde richten?

Florian. Sei ruhig, ich kehre nur zurück und beſchwöre bei meiner Seele Seligkeit alle meine tyroliſchen Kameraden, daß ſie frei ſind und heimkehren. Nur thut mir's tief im Herzen wehe, daß ich in dieſem Gewand noch mich anmelden und als lebendige Lüge vor meine Oberen hintreten ſoll. Herr Gott im Himmel! warum duldeſt Du, daß die Menſchen gequält und verderbt werden? Aber es nutzt nichts, ich muß fort, ſonſt kommt auf mich das Blut meiner Brüder.

(will abgehen.)

Dritter Auftritt.

(Lärm von draußen. Ein Schuß fällt. Hofer tritt raſch ein mit vielen Andern.)

Alle. Willkommen! Grüß Gott!

Frau Hofer (ſich an den Hals ihres Mannes werfend). Anderl, da biſt Du ja!

Hofer (ihre beiden Hände faſſend). Weib, ich komme von der Kaiſerburg in Wien wie vom Berge Sinai herunter. Ich muß mich oft beſinnen, wer ich bin. Du biſt mein Weib, das iſt unſer Maidele; gelobt ſei Gott, ich bin wieder daheim. Gib mir einen Trunk, ich muß gleich wieder auf den Gaul. Weib, man ſpricht ſo lange von der Kirchweih, bis ſie da iſt.

Jetzt hab' nur kein Bangen, ich kann ſterben, ich trag' mein Leben auf der Hand all' Stund, daheim und vor dem Feind.

Frau Hofer. Ich klag' nicht. Du haſt all' Deine Tage rechtſchaffen gelebt, was Du jetzt thuſt, muß auch gut ſein. Wenn Du es nur thuſt ohne wankel Gemüthe. Gott wird ſchon für Alles ſorgen.

Haſpinger. Auf! Jetzt keine Minute verloren. Fort Ihr! Zündet die Feuer auf den Höhen an, daß die Flammenzungen auf den Bergen zu dem Himmel ſprechen: Tyrol macht ſich frei.

Waſtlmayer (im Abgehen mit Andern). Wir wollen der Sonne ein Licht anzünden, damit ſie beſſer den Weg findet.

Hofer. Florian, Du biſt da? Der Speckbacher ſucht Dich und die Andern in Innsbruck, Ihr müßt fort von den Baiern.

Maidele. Ja, der Herr Pfarrer hat den Florian ſchon freigeſprochen von ſeinem Eid.

Hofer (gedehnt). So? . . . Es iſt gut.

Maidele. Aber er will doch wieder zurück ,und das darfſt Du nicht leiden.

Hofer. In unſere Reihen trittſt Du jetzt nicht, Du nicht und die Deinen. Ihr bleibt im Verſteck, bis das kaiſerliche Heer anrückt.

Florian. Nein, noch einmal Soldat — in einen andern Rock geſteckt und unter eine andere Fuchtel kommen! Laßt mich bei Euch bleiben Vetter.

Hofer. Was ich geſagt hab' iſt wie mit ſieben Siegeln. Du biſt Soldat, Du verläßſt den Feind Deines Herrn und dienſt Deinem rechtmäßigen Herrn.

Donay. Das iſt klug von Dir Hofer, Du ſicherſt uns dadurch ſtets genaue Nachrichten von dem Vorhaben des Hülfscorps.

Hofer (überraſcht und doch ſchnell wieder gefaßt). So? Das iſt klug? Meinetwegen auch.

Donay (zu Florian). Und ich ſpreche Dich nur frei Deines Eides, wenn Du eintrittſt in die Reihen des kaiſerlichen Heeres.

Vierter Auftritt.

Plötzlich kommt Eiſenſtecken mit mehreren Bewaffneten.

Eiſenſtecken. Hellauf! Feuerjo! Draußen ſteht Alles mit der Kugel im Lauf und den Hahn geſpannt und über Berg und Thal rennen die Weiber und Kinder und rufen: Es iſt Zeit! und alle Wälder und Felſen rufen: Es iſt Zeit! es iſt Zeit!

Fünfter Auftritt.

Schenk kommt mit Waldl und dem gebundenen Senn.

Schenk. Hellauf Tyrol! So, jetzt ſpürſt Du's einmal Amtmann, wie ſich's eingebandelt lebt.

Hofer (Senn losbindend). Verzeiht dem Schenk, er wußte nicht, daß Ihr mit uns im Einverſtändniſſe. Jetzt auf! Hellauf!

(Die Hinterwand öffnet ſich ganz, es bleiben nur einzelne Säulen ſtehen. Man ſieht draußen die Signalfeuer und die Schaaren der Bewaffneten auf den Bergen. Hofer tritt an die Brüſtung des Zimmers vor und ſpricht:)

Brüder! Ich bring' Euch viel tauſend herzliche Grüße von unſerm Kaiſer Franz, er hat uns Alle ſo lieb wie wir ihn. (leiſer zu Haſpinger neben ihm) Red' Du, Du kannſt's beſſer.

Haſpinger. Hört auf mich, meine Brüder! Wie einſt der fromme Hirte David den Rieſen, dem keine Heeresmacht obſiegen konnte, in ſeinem Gottvertrauen mit der Schleuder niederſtreckte, ſo wird jetzt ganz Tyrol als ein einziger frommer Hirte den Felſen gegen den Völkerfeind ſchleudern und ihn zerſchmettern. Fragt Euch ſelbſt, wollt Ihr Chriſten oder Heiden, wollt Ihr freie Tyroler oder Knechte der bairiſchen Knechte, wollt' Ihr franzöſiſch oder deutſch ſein?

Alle (auf der Bühne und von den Bergen). Deutſch ſein!

Haſpinger. Und deutſch ſein heißt fromm ſein, treu ſein, frei ſein! Seid einig und Ihr macht Euch ſtark, ſeid ſtark und Ihr macht Euch frei. Für Gott, für den Kaiſer und das Vaterland, das iſt der Ruf in unſerm Panier. In dieſem Zeichen werden wir ſiegen.

Hofer (leiſe zu Haſpinger). Laß mich noch ein Wort. (laut) Und bald kommt zu uns mit großer Heeresmacht unſer Erzherzog Johann.

Alle. Hoch! (Freudenſchüſſe).

Hofer. Vorher aber machen wir ſauber Geſchirr, dann gibt's gut Wetter. Verſchießt kein Pulver unnütz, wir brauchen jedes Körnchen. Vertraut auf Gott und wehrt Euch tapfer. Jetzt hellauf! Es iſt Zeit!

(Allgemeiner Ruf: Es iſt Zeit! Der Vorhang fällt.)

◆

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Gebirgslandſchaft unweit der Volderesbrücke, im Hintergrunde eine Anhöhe mit einem Bergweg.

Erſter Auftritt.

Tyroler (hinter der Scene): Wir ſind verrathen, wir ſind verrathen!

Waldl (mit einem Trupp Tyroler über die Bühne ziehend). Wir ſind belogen und betrogen. Wir ſind den bairiſchen Schweinmetzgern und den franzöſiſchen Scheerenſchleifern ans Meſſer geliefert. Aber kommet nur, der General ſoll uns Buttermilch mit der Heugabel freſſen. (ab.)

Zweiter Auftritt.

Von einer Seite Winterſteller und Waſtlmayer, von der andern Schenk.

Schenk. Habt Ihr auch ſchon gehört?

Waſtlmayer. Es thut einmal kein gut, bis man den

Soldaten allen die Uniform abſchält und ſei's drum, daß die Haut mitgeht.

Schenk. Wie iſt's denn nur möglich? Kaum iſt Tyrol völlig befreit, kaum ſitzen wir in Innsbruck feſt und haben die Baiern gefangen und die Andern auf der Wanne zum Hinauswerfen, da zieht der Chaſteller mit den öſtreichiſchen Truppen wieder ab.

Waſtlmayer. Schau, da kommt der Kolb, der weiß Alles.

Winterſteller. Laß mir den aus dem Spiel. Das iſt einer von Denen, die nur mitthun, weil ſie glauben, man wird jetzt in dem Rummel aus allen ihren Schuldverſchreibungen Patronen drehen. Wenn Ich was anfange, da ſetze ich Frau und Kind und fünf Häuſer und mein Korn und mein Vieh, da ſoll mir nicht Einer den Ausſchlag geben, der ſeinen dicken Bauch ſieben Wirthen ſchuldig iſt. Ich will nichts gegen den Sandwirth ſagen, der hat Gewicht, wenn er auch ein geringes Gut hat; der Kolb aber ließe ſich heut noch Baron von Kolbenthurn von ob der Höh' heißen, wenn er nicht ſein Vermögen durchbracht hätt' und noch ein paar Tauſend Gulden Kaſſareſt dazu, daß man ihn noch mit Glimpf von ſeinem Amt gejagt hat.

Waſtlmayer. Du thuſt ihm Unrecht. Ob er ein Haushälter iſt, das geht mich nichts an, das iſt ſein' Sach'; aber das glaub' mir, er wär' nicht vom Amt kommen, man hätt' ihm durch die Finger geſehen wie ſo vielen Hundert Andern, wenn er nicht den Beamten ihre Schliche aufdeckt und auf unſere Freiheiten gehalten hätt'.

Winterſteller. Kann ſein, aber ich kauf' nur fehlerfreies Vieh.

Waſtlmayer. Er will ja auch gar nicht in Deinen Stall. Du biſt auf andre Art grad wie der Sandwirth, der macht auch drei Kreuz' vor dem Kolb. Du willſt bei unſerer Sache lauter reiche und der Sandwirth will lauter tugendhafte Menſchen, ſchneeweiß mit dem Weihwedel geputzt. Da müßt' man vor Allem den da oben herabholen und ihm ſagen: Du Herrgott, mach' Dein' verpfuſchte Welt anders.

Dritter Auftritt.

Kolb. Guten Tag, ihr Biedermänner!

(Er reicht allen die Händ).

Winterſteller (nach vielem Widerſtreben). Dank' ſchön, Herr Baron!

Kolb. Es gibt jetzt keine Freiherren mehr, es gibt nur noch freie Männer oder verzweifelte Kettenhunde. Komm da, jetzt biſt du los, faß an! (pfeift) Her da, Tyrol! kuſch dich! Jetzt laßt dich gleich wieder anbinden und den du im Genick gefaßt, der ſchießt dich jetzt an der Kette nieder, da hat er's bequemer.

Winterſteller. Das iſt ein Geſchwätz, das vom Wirthstiſch entlaufen iſt.

Kolb (ſich verächtlich abwendend, zu den Andern). Jſt's nicht erbärmlich? Kaum haben wir unſer Vaterland frei gemacht, wird es wieder aufgegeben und im Breisgau, im ganzen Schwarzwald, der auch wie wir bis Anno fünf öſtreichiſch war, brennt in dieſem Augenblick die Erhebung, die uns hilft und den Feind von allen Seiten beſchäftigt.

Winterſteller. Iſt das auch gewiß wahr?

Kolb (fortfahrend). Und in Spanien iſt der Napoleon geſchlagen, daß ihm alle Rippen krachen. Nur wir Tyroler ſind feig und laſſen Alles über uns ergehen, weil dieſer Feldmarſchall Chaſteller ſich vor dem Bannſpruch Napoleons fürchtet. Ihr müßt wiſſen, Napoleon hat einen Armeebefehl erlaſſen, man ſolle Chaſteller gleich erſchießen wenn man ihn fängt, nicht nach Kriegsgebrauch mit ihm verfahren, ſondern ihn als chef de brigands, das heißt als Räuberhauptmann behandeln; die Räuber, das ſeid Ihr. Der Erzherzog Johann, der noch im Mai geſchrieben hat: Tyrol wird nie verlaſſen, gibt es jetzt dem Chaſteller anheim, ob er ſich mit ſeinen Truppen zu ihm durchſchlagen will, wo er ihn wie immer geſchlagen finden kann. Das iſt eine Wirrwarrwirthſchaft, die Einem den Kopf betäubt. Ah, gut daß Du kommſt Speckbacher.

Vierter Auftritt.

Speckbacher.

Speckbacher. Wir müſſen den Soldaten zeigen, wer hier zu commandiren hat.

Waſtlmayer. Ja, wir hätten gleich einen Commandanten aus uns ernennen ſollen.

Kolb. Und eben ſo einen Intendanten aus uns. Dieſer Hormayr, dieſes Landlibell von 1511 iſt auch ein Verräther, wenn er ſchon nach Eurem Schnabel ſpricht; der Kerl blickt ſo kratzig, wenn der eine Senſe anſieht, macht er ſie ſtumpf. Wo alle Herzen brennen, muß auch ein Feuergeiſt an der Spitze voran ſchreiten.

Speckbacher. Nichts da, der Hormayr iſt ſehr ein ehrenbraver Mann; daß er adelig iſt, dafür kann Er nichts, daran ſind ſeine Vorfahren ſchuld. Florian, was machſt Du da? Wie kommſt Du da her?

Fünfter Auftritt.

Florian.

Florian (in öſtreichiſcher Uniform). Wo iſt mein Vetter? wo iſt der Sandwirth? Es drängt Alles hierher. Die Soldaten und viele Offiziere wollen gern bleiben, aber wir müſſen abmarſchiren. Der Sandwirth ſoll ein Wort drein reden.

Kolb (Florian unter dem Arme faſſend). Komm, ich begleite Dich zum Sandwirth. Halte nur Deine Kameraden feſt.

(Ab mit Florian.)

Speckbacher. Wir müſſen die Soldaten feſthalten.

Winterſteller. Verkehrte Welt! Die Wildgänger müſſen die Förſter an ihr Amt gemahnen.

Speckbacher. Da drängt ein Haufen heran um den General.

Waſtlmayer. Laß ſie machen, miſch' Dich nicht drein.

(Sie treten bei Seite.)

Sechſter Auftritt.

(General Buol mit einem Trupp Soldaten, hinter ihm ein Volkshaufe wild ſchreiend.)

Alle. Wir ſind verrathen und verkauft! Verräther!

Buol. Ruhe! Ihr glaubt, ich vermag's nicht, Euch niederzuſchießen. (Commandirt) Achtung! Legt an!

Alle (lachend und ſchreiend). Hut ab! Hut ab! Hut ab! (Buol läßt dreimal kurz trommeln, dann flüchtige ſtumme Pauſe.)

Einzelne Stimme (aus dem Hintergrunde). Hut ab!

Buol. Ich ſehe wohl, das ſind nur einzelne Raufbolde, die Euch zu Empörung und Ungehorſam verführen wollen. Laßt es aber nicht bei Euch ſein wie in einem Stalle, wo, wenn der große Ochs brüllt, der ganze Stall nachbrüllt.

(Lachen.)

Waldl. Red' höflicher Du.

Buol. Ich bin ein Tyroler wie Ihr, darum hört als vernünftige Mannen: Ich kann die ausgedehnten Vorpoſten nicht halten, ich muß meine Truppen zuſammenziehen auf den Brenner.

Waldl. Ja, daß die Baiern und Franzoſen einſtweilen alle Häuſer zuſammenbrennen.

Faller von Rodeneck. Und wie gewohnt unſere jungen Saaten niedermähen zu Futter und Streu für ihre Pferde.

Buol (für ſich). Ich darf nicht nachgeben, ſonſt iſt alle Autorität verloren. (laut) Wer nicht einſieht, was ich geſagt, hat kein Hirn im Kopf.

Faller. Wo haſt denn Du Deinen Verſtand?

Waldl. (ſingt): Der General Buol von Bärenbeiß
Hat den Kopf voll g'ſtudirter Läuſ'.

(Wildes Gelächter.)

Alle. Hut ab! Hut ab! (Unter dieſem ſtets wiederholten Rufe entſteht ein Gedränge und wird dem General der Federhut vom Kopfe geſchlagen.)

Waldl. So zieht man auf franzöſiſch den Hut ab.

Buol (den Degen ziehend). Des Todes iſt, wer ſich noch nahet.

(Trommelwirbel.)

Siebenter Auftritt.

(**Hormayr**, **Hofer** und **Haspinger** erſcheinen im Hintergrunde auf der Anhöhe.)

Haspinger (mit gewaltiger Stimme). Ruhe! Der Sandwirth will reden.

Hofer. Die Hand verdorre, die ſich erhebt wider den General. Er ſteht da als Stellvertreter unſers Kaiſers und Landesvaters und wer ſich gegen dieſen erhebt, iſt ein Vatermörder, dem die Hand aus dem Grabe wächſt. (Längere Pauſe) General! verzeiht den wilden Buben, hier nehmt meine Hand, mit der ich im Namen Aller um Vergebung bitte.

Achter Auftritt.

(Eiſenſtecken und Senn kommen raſch. Senn hält ein großes Papier in der Hand.)

Eiſenſtecken. Victoria! Sie ſind unſer, unſre Brüder! Wir ſind bei allen Offizieren geweſen, der Senn hat's aufgeſetzt und da haben ſie eigenhändig unterſchrieben.

Senn (lieſt): „Daß ſie — hier ſtehen die Namen aller Offiziere — zu jedem Angriff, Stürmen und Schlachten und ſonſtiger Vertheidigung Tyrols bereit ſind mit Leib und Seele.“

Eiſenſtecken. Das iſt verſiegelt und vernagelt. Und die Soldaten jubeln und jauchzen alle, daß ſie bei uns bleiben dürfen.

Speckbacher (zu Buol). Jetzt ſind wir wieder eine einige Familie und unſer Oberhaupt, unſer General bleibt uns, nicht wahr?

Buol. Ich bin nach der ausdrücklichen Ordre Sr. Kaiſerlichen Hoheit des Erzherzogs Johann nur zur Unterſtützung der Tyroler da, nicht zur ſelbſtändigen Kriegführung.

Eiſenſtecken. So ſchlagen Wir und Ihr helft, bums fertig.

Hormayr. General, Sie dürfen die Unbill Einzelner nicht das geſammte Ganze entgelten laſſen, und nicht wahr ihr Mannen, Ihr folget willig allen Anordnungen des Kaiſerlichen Generals?

Alle. Mit tauſend Freuden.

Es bilden ſich zwei Gruppen. Auf der einen Seite Buol und Hormayr mit einigen Offizieren, auf der andern Hofer und die Übrigen.

Hormayr (zu Buol). Die Ordre des Erzherzogs läßt uns ja freien Spielraum. Laſſen Sie die Kampfluſt des Volkes nicht verrauſchen.

Buol. Pfui über dieſen tollen Kirchweihrauſch. Und mein Heer und meine Offiziere mir abſpenſtig machen! Ich glaube faſt, Sie haben Ihr enfant gâté den Eiſenſtecken dazu inſtruirt.

Hormayr. Sie ſollten mir mehr Klugheit zutrauen, als daß ich zu ſolchem verhelfen möchte. Laſſen wir das jetzt. Sie müſſen die Frucht wilder Ehe adoptiren und mit Ihrem Namen der Geſetzlichkeit decken. Es bleibt Ihnen nichts übrig, Sie müſſen eine Schlacht annehmen. (Er ſpricht leiſe weiter mit Buol.)

Auf der andern Seite iſt Eiſenſtecken um Hofer beſchäftigt, der an einen Baum gelehnt, das Antlitz in beide Hände gedrückt, daſteht.

Eiſenſtecken. Anderl, was machſt? Red' doch.

Hofer. Ich kann nicht, ich kann nicht; mir ſtößt es das Herz ab. (weint laut und bitterlich) O Gott, iſt denn unſre Sache nicht ſo rein und feſt, daß man mit Ketten und Stricken binden muß?

Speckbacher. Anderl, ſtell' Dich auf Deine Haren, feſt, jetzt gilt's die Hände rühren und nicht falten. Grade weil die g'ſtudirten Herren Spitzbuben und die fünfundzwanzigprozentigen Dintenſudler capitulirt haben, grade darum ſchlagen wir los, dann hat die Capitulation ein Loch mitten durch den Stempel und die doppelte Buchhaltung.

Buol (auf der andern Seite zu Hormayr). Die Bauern müſſen in meiner Hand ſein und ich nicht in der ihren. Wir müſſen uns von dieſer Diverſion zurückziehen können, wenn und wie es der große Feldzugsplan fordert.

Hormayr. Aber eine Schlacht hier gewonnen nützt uns im großen Ganzen. (er ruft) Eiſenſtecken!

Eiſenſtecken. Was befehlen Herr Intendant?

Hormayr (vertraulich und leiſe zu Eiſenſtecken). Ihr ſeid ein Schelm, bei Euch könnt' der Teufel Lehrbub ſein.

Eiſenſtecken. Was hab' ich than?

Hormayr. Nichts, Gutedel. Ihr wißt, ich halte große Stücke auf Euch. Setzt nur den Querkopf dort zurecht, dann geht Alles gut. Ihr müßt die Schlacht beſchließen, dann ſchlagen wir mit.

Eiſenſtecken. Das Beſteck liegt einſtweilen auf dem Tiſch, das Eſſen kommt gleich, wenn's auch noch ein bis'l dauert.

(Buol und Hormayr ab.)

Hofer (wie träumeriſch). Wir haben viel Sünden begangen; die gottloſen Franzoſen haben uns immer gezwungen, die heiligen Sonn- und Feſttage durch Schlachten zu entweihen.

Speckbacher. Drum iſt heut Montag. Anderl, thu' nicht wie eine Katz' am Strick. Horch', ich will Dir was erzählen. Du weißt, eh ich ein geſetzter Mann worden bin, war ich ein Wildgänger. Ich bin ſo ein halbwüchſiger Burſch, da bin ich auf einer Sennhütte und will mir mein Mittageſſen machen, ein geſchoſſener Gamsbock liegt neben mir. Heidenblitz! Da kommen zwei Jäger und wollen mich gleich binden; ich bitt's nur zu warten, bis ich mir meinen Eierhaber gemacht hab': ſie willigen ein, machen Waffenſtillſtand. Gut, mein Schmalz brodelt und protzelt am Feuer, ich nicht faul und ſchütte ihnen das ſiedende Schmalz ins Geſicht. Hui! das ſchmeckt gut! und ich auf und davon mit meinem Stutzen, mit dieſem da. Schau Anderl, das Schmalz ſiedet jetzt in ganz Tyrol. Schmeiß' zu! Das gibt prächtige geſchmälzte bairiſche Franzoſen.

Hoſer (noch immer träumeriſch). Bin ich nicht der Mann für dieſe Sache? Herr Gott! nimm's ab, nimm's ab von mir und ſtelle einen Andern.

Neunter Auftritt.

Donay iſt hinter Hoſer herangetreten und legt plötzlich die Hand auf deſſen Schulter.

Hoſer. Wer berührt mich? Mir fährt ein Blitz durch mein Gebein.

Donay. Andreas Hoſer! Greiſe den Feind an und Du wirſt ihm obſiegen wie Gideon über die Midianiter; am Berge Iſel wirſt Du obſiegen. Der Herr wird erſcheinen unter Euch und die Berge werden ſpringen wie Widder und die Felſen wie junge Stiere. Am Berge Iſel wirſt Du obſiegen. Und ſo Du den Feind zerſchmettert und er liegt zu Deinen Füßen, dann ſetze dieſen letzten Montag des Monats Mai zur ewigen Feier des Herz-Jeſu-Feſtes; denn Du wirſt obſiegen mit Gott und der heiligen Jungfrau und ihrem Sohne, geprieſen ſeien ſie in Ewigkeit.

Zehnter Auftritt.

Kolb (eilig). Im ganzen Lager, im ganzen Volke geht die Rede, der Schutzheilige von Tyrol, der heilige Martin wandelt leibhaftig unter uns und er iſt von dannen geritten auf weißem Zelter, wie ihn der ſterbende Dithfurt mit brechendem Auge an unſerer Spitze geſehen.

(Man hört in der Ferne einen Kirchengeſang.)

Hofer. Auf denn! Auf! Nach dem Berge Iſel. Mit Gott! Wir zerſchmettern den Feind. (Marſch. Alles ab.)

Zweite Scene.

Auf dem Berge Iſel. In der Ferne ſieht man die Thürme von Innsbruck.

Erſter Auftritt.

Frau Schenk, Maidele und andere Frauen.

Frauen (ſingen).

Nun bieg' dich Baum, nun bieg' dich Aſt,
Und halt' den Felſen in der Raſt;
Und kommt der Franzos,
Dann brecht los,
Und ſchmettert
Und wettert
Sie Alle zu todt.

Burgei. Die Franzoſen kriegen da ſchwere Bettdecken zum Drunterſchlafen.

Maidele. Und die bairiſchen Dampfnudeln werden ſchreien: Die Tyroler kochen hartes Eſſen.

Burgei. Mir iſt nur leid, daß ich die Axt zu weiter nichts brauchen kann, als den Hebebaum vom Felſen loszuhacken.

Zweiter Auftritt.

Eiſenſtecken (zu den Weibern). So, haltet Alles bereit, meine Gäſte die Herren Franzoſen kommen bald. Ich mache billige Zeche, es ſoll keiner von ihnen mehr klagen können; ſie kriegen ein bischen altbacken Brod, ſo große Laib hat man eben nicht alle Woche friſch.

Dritter Auftritt.

(Speckbacher und Haspinger kommen mit vielen Schützen.)

Speckbacher. Heut wollen wir die Franzoſen zum Handkuß zulaſſen.

Haſpinger. Brüder! Es iſt ein Gottesgericht, das wir ausführen. Fürwahr, Kriegerdienſt hat der Menſch auf Erden und darf ſeinen Poſten nicht laſſen. Ihr ſeid inne geworden, daß, wie der heilige Paulus ſpricht, wir aus Noth Unterthanen ſind. Und wer da tief gekränkt iſt von dem Feinde, der übe nicht Rache, denn mein iſt die Rache ſpricht der Herr der Heerſchaaren. Dort (nach der Seite zeigend), dort iſt die Sankt Martinswand, ſie kündet Euch, wie einſt in dämmerferner Zeit Kaiſer Max dort über dem gähenden Abgrund hing. Und ſo jetzt wiederum unſer Kaiſer Franz, auch er ſchwebt über dem Untergange. Es erſcheint zur Stunde kein Engel aus lichten Höhen — der fromme Hirte Tyrol faßt den Kaiſer und birgt ihn ſicher ... Nehmt Eure Waffen in die gefalteten Hände. (es geſchieht) Und ſo weihe ich alle die Kraft Eures Leibes, das feſte Auge, die ſtarke Hand und alle Wehre die Ihr führet, im Namen des Herrn. Sein iſt alle Macht, ſein alle Ehre, ſein der Sieg. Ihr ſeid nur die Waffe in ſeiner Hand, die Ruthe ſeines Zornes, er ſelber faßt Euch und ſchlägt den Feind. Auf! zum Siege, für Gott, für den Kaiſer und das Vaterland! (Alle ab.)

Vierter Auftritt.

(Hofer mit Senn im Geſpräch.)

Hofer. Ich verſtehe Euch Studirte nicht. Du nennſt das Waffenführen Deine erſte That. Heißt denn Rechtſprechen nichts und Menſchen tödten allein etwas gethan?

Senn. Laß mir die Waffe. Mein Wort gilt mächtiger im Rathe, wenn mein Arm den Feind mit geworfen.

Hofer. Könnte ich nur dieſen Bonaparte mir allein heraus holen und mit ihm raufen.

Senn. Die dort unten ſind die Schuppen an ſeinem Panzer, erſt dieſe durchbohrt und die Kugel dringt in das Herz des Urfeindes.

Hofer (gedankenvoll bewegt). Ich werde den Tag nie vergeſſen, da ich zuerſt in meine Mitmenſchen, in meine Brüder den Tod ſchleuderte; und als ich den erſten ſah, von dem ich ſicher wußte, daß ich ihn kalt gemacht, als ich ſo neben dem Entſeelten ſtand, da war mir's, ich kann nicht ſagen wie . . . ich ſelber lag da . . . hingeſtreckt, blutend, todt . . . der ganze Jammer der Menſchheit kam über mich . . . Ich ſeh' ihn noch oft wie in letzter Zuckung ſein Kinn auf die Bruſt geſunken und ſein Auge ſtarr nach mir gerichtet . . . Es iſt vorbei, vorbei . . . Wenn die Menſchen chriſtlich wären, brauchten ſie einander nicht tödten, um einander ihr Recht zu laſſen. (das Gewehr Senns faſſend.) Laß mir das, kehre Du zurück, wir haben

Streitfertige genug. Ich möchte einen Menſchen um mich haben, deſſen Hände rein vom Blute, drum geh'.

Senn. Nein.

Hofer. Ich will Dir gehorchen, wann ich kann, jetzt folge mir und warte meiner bis nach der Schlacht. Ich bitte Dich, thu's mir zu lieb'.

Senn. Du biſt ein ſeltſamer Menſch.

(Gibt die Waffen und geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Waldl (mit einigen Schützen und Knaben). Meiſter, haſt kein Pulver und Blei? Ich hab' ſo viel wenig, meine vier Stutzen müſſen faſt Hungers ſterben. Die armen Kinder! ſperren die Mäuler auf und kriegen nichts.

Hofer. Wir haben wenig, ſpare recht.

Waldl. Kommt, ich will nicht umſonſt Schützenkaiſer ſein. (im Abgehen) Den erſten ſchieß' ich für den Kaiſer Franz, den zweiten für den Erzherzog Johann, den dritten wieder für den Franz, den vierten wieder für den Johann, den fünften für mich, den ſechsten für Dich, den ſiebenten für ſich. (ab.)

(Man hört ihn hinter der Bühne ſingen):

Und wann i in d'Höll eini komm',
Schlag' i mi mit dem Teufel herum
Im Raufen, im Raufen.

Hofer (zu Eiſenſtecken). Iſt Alles nach Befehl angeordnet?

Eiſenſtecken. Bums fertig Alles. (zu den Frauen) Alſo ihr Weiberleut mit langen Röcken und kurzem Gedächtniß: Wenn von der Wiltauer Abtei alle Glocken Sturm läuten, dann laſſet los, ſaget's nochmals Eine der Andern. (ab.)

Hofer (allein). Herr Gott! Da iſt der Platz, da ſchau grad her, wir führen Deine Sache, Du mußt, Du mußt uns beiſtehen. (Ab. Lange Pauſe.)

Maidele (zu Burgel). Wie ſtill' iſt's jetzt überall, wie am Sommermittag vor einem Gewitter, da regt ſich kein Laub und ſchwingt ſich kein Vogel und hört man kein'n Laut. Es iſt als wenn der Berg ſelber den Athem anhielt', wie die tauſend und aber tauſend Menſchen, die überall auf der Lauer liegen. (Sturmgeläute auf allen Seiten) Hui! Auf! Das Zeichen iſt da!

(Weiber mit geſchwungenen Axten ziehen über die Bühne. Man hört mächtiges Donnerrollen, Signalhörner, Schreien und Schießen.)

Maidele. Mich läßt's nicht mehr da, ich geh' zu den Mannen und helfe laden. (Ab mit einem Trupp Weiber. Andere bleiben.)

Frau Schenk (für ſich). Ich bleib', ich könnt' meinem Martin verkommen und der thät' mich fortjagen. (laut) Helfet mir auf den Felſen, da kann ich Alles überſchauen. (oben) Himmel! der ganze Berg lauft das Thal hinab! (immer die Rede von Schießen und Schreien draußen unterbrochen) Dort kommen die Franzoſen ... grad unter ſie hinein ſtürzen die Felſen. Der ganze Zug ſtockt ... Immer mehr Felſen! Sie ſtoßen einander an, wie wenn einer dem andern ſagen wollt': mach' fort, geh' an dein Geſchäft Dort iſt ein Felſen liegen blieben auf der Reiſe; jetzt kommt ein anderer und ſtupft ihn und nimmt ihn mit, ſie ſpielen Fangerchens, ſie ſpringen wie die Buben, die aus der Schule kommen. Hui! Dort werfen ſich ganze Reihen Franzoſen auf die Knie und bitten mit aufgehobenen Händen ... Herr im Himmel! Da ſtürzen die Felſen mitten in ſie hinein und zerquetſchen ſie ...

Eiſenſtecken (mit einem Trupp über den Bergweg im Hintergrunde) Dort hinauf! Vertheilt Euch, es darf Keiner rückwärts entkommen. Putzt ſie Alle weg, ſauber. Nicht mehr ſchießen jetzt! Zuſchlagen! (Ab)

Alle. Zuſchlagen! Zuſchlagen!

Frau Schenk (auf dem Felſen). Keine Schlucht, kein Felſenſpalt, keine Bergſchrunde, wo es nicht aufblitzt, das flimmert wie tauſend und tauſend Sternlein aus dem Boden... Von allen Anhöhen kracht's. Jetzt kommt der Sillbach auch zu Hülfe ... Halb ſtehen ſie im Waſſer und von oben regnet's Feuer... Die Felſen und Menſchen drinnen drängen das Waſſer immer weiter heraus, jetzt fließt es über die Straße... Die Feinde ſchwenken weiße Fahnen... Die Führer kommen hierher... Helft mir herab... (auf dem Boden) Jetzt fort, vielleicht ſind auch Eure Männer und Brüder verwundet... (Ab mit den Frauen.)

Sechster Auftritt.

Buol, Hormayr und Hofer.

Buol. Das war eine Schlacht und ein Sieg, wie keine Kriegskunſt im Voraus berechnen kann. Urgewalten ſtiegen aus der Erde und fragten nichts nach den Linien, die wir auf dem Papier gezeichnet. Da gab's kein Commando mehr und doch arbeitete Alles wie die Glieder Eines Körpers.

Hormayr. Das iſt der Genius des Volkes, der unergründliche, unverwüſtliche, der ſich offenbarte. Der Rieſe macht alle Fechtkunſt zu nichte. (zu Hofer) Anderl, hier meine Hand, Du haſt Dich wacker gehalten.

Hofer. Herr Intendant, jetzt ſchreibet den Tag auch zum ewigen gebotenen Herz-Jeſu-Feſttag aus.

Hormayr. Gewiß, das ſoll ſein. Anderl, Du biſt ein außerordentlicher Menſch, noch mehr als ich glaubte.

Hofer. Nicht, nicht Herr Intendant. Ich bin kein Bröſel mehr als alle meine Kameraden. Wir ſind Alle gleich ſtarkmuthig und verſtehen Alle gleich viel vom Krieg; aber Eines muß doch vorſingen in der Kirch' und Eines commandiren im Feld, und da thu's halt Ich; aber ſingen thun wir Alle mit einander und ſchlagen thun wir Alle mit einander, und wenn's losgeht, weiß man nicht mehr, wer vorgeſungen hat und ſeine Stimm' iſt grad wie die eines Andern.

Siebenter Auftritt.

Schenk, Speckbacher, Haspinger (der eine Binde um den Kopf hat), **Waldl** und **Kolb.**

Schenk (mit Gefangenen). Ich bringe hier gefangene Offiziere, da iſt einer darunter, der mir auf offener Straße den Bart ausgerauft und meine Frau beſchimpft hat. Ich muß ihn hergeben, nehmt mir ihn weg, ſonſt kann ich meinen Schwur nicht halten, keine Rache zu üben. (Kolb ab mit den Gefangenen.)

Haspinger. Das iſt fromm und gottesfürchtig, Schenk. Ich ſpreche Dich ob dieſer That frei aller Deiner Sünden.

Hofer (zu Haspinger). Du biſt verwundet Pater?

Haspinger. Hat nichts zu bedeuten. Ein Baier hat mich eben um den Leib gefaßt und will mich abthun, da ſchießt der ungeſchickte Waldl da den Baier an mir nieder und brennt mir den Bart weg wie abgeſchoren.

Waldl. Ich kann nichts dafür, der Bart iſt ſo weit über den Baier herabgehangen.

Hofer. Wie viel haſt Du heut' bleich gemacht, Waldl?

Waldl. Nur 96 Kugeln und vier Stutzen und drei Ladknecht' hab' ich bei mir gehabt; da — da ſind noch drei Kugeln übrig. Wenn ich dreimal gefehlt hab', will ich kein Theil nicht haben am himmliſchen Reich. Ich hab' ſparen müſſen auf die Offiziere und Unteroffiziere.

Hofer. Das iſt brav. Wenn man nur die Andern auch daran gewöhnen könnte, daß ſie nicht unnütz Pulver verſchießen, aber das pifft und pafft gern wie auf der Kirchweih.

Waldl. Ich hab' noch ein gut Häufl Kugeln und Pulver vergraben, dos kommt erſt, wenn Matthäi am letzten iſt.

Hofer. Brauch's jetzt. Ihr ſeid wie der Geizige, der dem Röſſl den Hafer ſtiehlt, den es freſſen ſoll.

Achter Auftritt.

Buol kommt mit 6 Trompetern.

Buol. Ein Hoch dem Erzherzog Karl! Hier iſt die Nachricht von dem Siege, den er am 21. bei Aſpern errungen. Napoleon iſt auf's Haupt geſchlagen.

Alle. Hoch! Hoch Erzherzog Karl! (Fanfaren.)

Hormayr (dem Buol Depeſchen gegeben). Und hier iſt ein Zuruf des Kaiſers aus Wolkersdorf.

Alle. Vorleſen! Vorleſen!

Hormayr (lieſt). „Nach bedeutenden Unglücksfällen und nachdem der Feind ſelbſt die Hauptſtadt der Monarchie eingenommen hat, iſt es meiner Armee gelungen, die franzöſiſche Hauptarmee unter Napoleons eigener Anführung im Marchfelde am 21. und wiederholt am 22. zu ſchlagen und nach einer großen Niederlage über die Donau zurückzuwerfen. Die Armee und die Völker Öſtreichs ſind von höherem Enthuſiasmus als je beſeelt. Alles berechtigt zu großen Erwartungen. (Stark betonend) Im Vertrauen auf Gott und meine gerechte Sache erkläre ich hiermit Meiner treuen Grafſchaft Tyrol mit Einſchluß des Vorarlberges, daß ſie nie mehr von dem Körper des öſtreichiſchen Kaiſerſtaates ſoll getrennt werden und daß ich (mit höherer Stimme) keinen andern Frieden unterzeichnen werde als den, der dieſes Land an meine Monarchie unauflöslich knüpft. — So bald möglich wird ſich mein lieber Herr Bruder, der Erzherzog Johann, nach Tyrol begeben, um ſo lange der Anführer und Schützer Meiner treuen Tyroler zu ſein, bis alle Gefahren von der Grenze der Grafſchaft Tyrol entfernt ſind.

Wolkersdorf. Franz.“

Und das ſchrieb der Kaiſer, noch bevor er unſern Sieg wußte.

Alles. Hoch Kaiſer Franz! Hoch unſer Erretter!

(Fanfaren.)

Hofer. Gebt her das Blatt! Mir! Hier ſoll es ruhen, an meinem Herzen. (das Blatt küſſend) Das iſt ſein Sigill, das iſt ſeine Schrift. Ewig ſoll's die Worte zu mir ſprechen: Nie mehr ſoll Tyrol von mir getrennt werden. Eher reißt man mir das Herz aus, eh' man mir das Wort aus dem Herzen reißt.

Haſpinger. Ich halte noch das Tedeum für unſern Sieg, dann kehre ich in mein Kloſter zurück.

Alle. Bleibt Vater Haſpinger, bleibt!

Hofer. Laßt ihn ziehen, laßt ihn dem Herrn dienen, wie ſein Herz ſpricht. Aber Joachim, Du verſprichſt mir wiederzukommen, wenn ich Dich anrufe bei meiner Seele Seligkeit?

Haſpinger (die Hand reichend). Das will ich.

Speckbacher. Und nun will ich auch heim zu den Meinigen.

Viele. Wir auch, wir auch!

Hormayr. Speckbacher, Du mußt bleiben, Du gibſt ſonſt ein böſes Beiſpiel und Alles lauft der Heimath zu. Meine lieben Landsleute! Ihr ſeid kernbrav und tapfer, Ihr habt's auf's Neue bewieſen; aber Ihr möchtet gern eine Schlacht liefern, abſchießen, den Hahn putzen und wieder heimgehen, weil es nicht alle Tage was zu thun gibt. Ihr ſeid wie die Berg- und Waldbäche: gibt's ein Gewitter, da ſtürzt und ſprudelt es mächtig von allen Schrofen und in allen Schründen, und nach zwei Tagen iſt Alles wieder trocken wie ein Backofen. Nein liebe Brüder, es gilt auszuhalten, es iſt noch viel zu thun.

Waſtlmayer. Speckbacher, Du mußt das Heft in Handen behalten und wir Alle mit.

Kolb. Wir Deutſchen ſind ſchmählicher Weiſe eher im Stande, die Freiheit zu erringen, als ſie zu behaupten. Kaum hat das Volk ein Stück Recht erkämpft, möchte es gern die ſiegreichen Waffen und das erkämpfte Recht der hohen Polizei, der Obrigkeit zur Aufbewahrung geben, um nur recht ſchnell nach Haus zu kommen.

Viele. Bleib' Speckbacher. Wenn Du bleibſt, ſind wir auch dabei.

Speckbacher. Ja ja, ich bleib' ſchon.

Hofer. Nie mehr! — da ſieht's.

Neunter Auftritt.

Ein Trompeter kommt mit einer weißen Fahne.

Hormayr. Das iſt ein Parlamentär. (nachdem er die Depeſchen überflogen) Der Marſchall Lefebvre, Herzog von Danzig, verlangt eine Unterredung mit einigen Anführern der Bauern, aber nur ſolchen. Anderl, er wird ſogleich hier ſein. Du und Winterſteller, Eiſenſtecken und Schenk, Ihr hört was er will; Ihr laßt Euch aber auf keine Bedingungen ein, der Feind iſt ſchlau und hinterhaltig. (Hormayr ab.)

Hofer. Bringt ein paar Stühle her. (es geſchieht) Macht Platz ihr Mannen. — Ordnung muß ſein. —

(geht nach dem Hintergrund und theilt Befehle aus.)

Zehnter Auftritt.

Lefebvre mit Deroy (von der Seite.)

Lefebvre. Das iſt kein Krieg mit Menſchen, das iſt ein Kampf mit der ganzen empörten Natur. Die alte bärenhäutige teutoniſche Raſerei wüthet in den Reihen des verblendeten Volkes, ſie machen faſt gar keine Gefangenen mehr, Alles, Alles wird geſchlachtet. Sollte in der That jetzt eine neue unbezwingliche Macht ſich gegen uns erheben? Es iſt nur

Verblendung, ein von Hitzköpfen künſtlich erzeugtes Flackerfeuer. (zum Adjutanten) Deroy, der Befehl unſres Kaiſers ruft mich nach Salzburg. Wenn die Unterredung mit den Bauern fruchtlos ſein ſollte, ſo laſſe ich Sie hier mit dem Kern der Truppen. Sie halten ſich möglichſt in der Defenſive. Bald kehr' ich wieder.

Elfter Auftritt.

Hofer, Schenk, Eiſenſtecken, Winterſteller (treten vor).

Lefebvre. Willkommen tapfre Männer von Tyrol. Ihr habt trefflich gefochten, und Eure Brüder, die Felſen, ſind Euch wacker beigeſprungen.

Eiſenſtecken (zu Schenk). Wenn die Felſen unſre Brüder ſind, da haben wir noch eine große und ſtarke Familie; die ganze Sippſchaft hat nur das Unglück, daß ſie taub iſt, ſogar wenn man ſie lobt, hört ſie doch nichts.

Lefebvre. Wir reden jetzt mit einander als Menſchen und nicht als Feinde. Setzt Euch Ihr Männer und hört unbefangen und ohne Vorurtheil, was ich ſage. Du biſt der Hofer, ſei mir zwiefach willkommen.

Hofer. Das iſt gut, daß ihr deutſch könnt, ich verſteh' ſonſt nichts als deutſch.

Lefebvre. Ich bin ein Deutſcher wie Ihr, bin ein Bauernkind wie Du Hofer.

Hofer. Seid Ihr denn nicht der Marſchall Lefebvre, Herzog von Danzig?

Lefebvre. Ja, ehrlicher Hofer, das bin ich, und bin der Sohn eines Müllers im Elſaß. An mir wie an ſo vielen

Andern könnt Ihr's ſehen, daß unſer Kaiſer Napoleon in die Welt geſendet iſt, um die alten hoffärtigen Geſchlechter mit ihren morſchen Stammbäumen zu zerbrechen. Ohne Anſehen der Perſon und des Namens ſoll ein Jeder zu den Ehren und Würden gelangen, die er ſich ſelbſt verdient. Ruhm und Freiheit ſind fortan Gemeingut für Alle.

Schenk (leiſe zu Winterſteller). Das iſt doch eigentlich das Rechte und Wahre.

Winterſteller (ebenſo). Freilich, aber unſer Kaiſer hat uns in ſeinem Aufruf auch Freiheit verſprochen und man macht bei uns eben ſo gut Freiheit wie in Paris, und mir hat noch nie was beſſer geſchmeckt als was ich an meines Vaters Tiſch geſſen hab' und was meine Mutter kocht hat.

Lefebvre. Darum ziehen wir ſiegreich durch die ganze Welt, weil wir allüberall die alten Bande löſen.

Hofer. Da ſteckt's, das iſt's; wir wollen aber die alten Bande, wir wollen bei unſerm Kaiſer bleiben.

Lefebvre. Euer Kaiſer hat Euch geknechtet von je.

Hofer. Ja, wenn wir aber mit dem vorlieb nehmen, was wir gehabt haben, was geht denn das den Napoleon an?

Lefebvre. Die Welt wird nicht frei, ſo lange noch Ein Menſch über Andre herrſcht durch Geburt, von Gottes Gnaden wie es die Pfaffen getauft haben, und nicht allein wie ſich's gebührt, durch Weisheit und Größe. Die Revolution muß den Rundgang durch die ganze Welt machen. Kein Volk iſt frei, ſo lange es ein geknechtetes neben ihm gibt. Wir ſind die neuen Apoſtel, die durch alle Welt ziehen und wenn nicht anders mit Feuer und Schwert die Religion der Freiheit verkünden.

Schenk. Das geht hart.

Lefebvre. Vernichtet müſſen die alten Sünder werden, die ihr Leben verbuhlt haben und jetzt ſich zum Altar der Treue, in den Tempel des Volksgemüthes flüchten wollen. O ihr edeln Herzen! Ihr ſeid betrogen, jämmerlich belogen, Ihr wißt nicht, welch ein ſchmähliches Gewebe von Verrath und Lüge die Großen über Euch ausſpinnen, die nur groß ſind, ſo lange und weil Ihr ſie als ſolche gelten laßt. Ihr wißt nicht, wie in Wien die Raſumowsky's und Stadion's mit dem engliſchen Gelde wirthſchaften, wie der ſtets bewegliche Familienfeind und Landsmann unſres Kaiſers, Pozzo di Borgo, immerfort zwiſchen Wien und Petersburg Fäden ſpinnt und anzieht.

Hofer. Das brauchen wir auch nicht zu wiſſen, wir thun einmal unſre Schuldigkeit.

Lefebvre. Nein, Ihr müßt es wiſſen. Wo Ihr in Andacht verſunken betet und kaum die Augen aufſchlagt zum gebenedeiten Heiligthum, da gibt ſich die freche Lüſternheit ihre ſpähenden Stelldicheins. Wir, wir kennen die ganze Sippſchaft in Wien, die im Hauſe des Raſumowsky zwiſchen Praſſen und Unzucht, zwiſchen halbnackten Bällen und ſchlüpfrigen Luſtſpielen Aufrufe an das Volk ausheckt voll frommer Worte und Freiheitsverſprechungen. Im Stillen lachen ſie Alle über das dumme Volk, das im blinden Glauben an Worte ſich ſeine alten Herren mit der ganzen Bande der hochfahrenden Geſchlechter wieder in ihre Macht einſetzt. Ihr bleibt Knechte wie zuvor.

Hofer. Ich glaub's nicht, daß man ſo ſchlecht an uns handelt, und wenn man — was Gott verhüte — ſchlecht an uns handelt, da... wollen wir's nicht verdient haben. Es lebt ein Gott im Himmel, auf den vertrauen wir. Wir ſind in unſeren Rechten gekränkt.

Lefebvre. Ich ſchwöre es Euch bei meiner Ehre, die mir über Alles geht: der Kaiſer will Eure Freiheit. Bringt Eure Beſchwerden vor und es ſoll Euch geholfen werden. Nur legt die Waffen nieder. Laſſet uns allein mit den öſtreichiſchen Weißröcken kämpfen und wir jagen ſie wie überall. Ihr glaubt für Eure Freiheit zu kämpfen und Ihr kämpft für Eure Knechtſchaft. Von allen Ländern des Feſtlands wurde keines ſo raſch und ſo feſt an uns gefeſſelt wie Deutſchland. Warum? Weil wir hier einen franzöſiſchen Adel und einen lateiniſchen Beamtenſtand fanden, in dieſem eine feſtgeſchloſſene Kette von Menſchen, die außerhalb des Volkes ſtehen und es in ihrer Gewalt haben. Das iſt die Kette der Angeſtellten. Da änderte man nur den Stempel auf den Akten und Alles ging wie geſtern. Jetzt halten wir noch dieſe Kette, bis wir ſie zerbrechen und Euch ganz frei machen. Bisher gab es kein Volk, dann erſt wird es ein Volk geben.

Schenk. Und Alles Ein Volk? Alles Franzoſen?

Lefebvre. Die Völker werden alle Brüder ſein. Ich bin ein Elſaſſer und mein ganzes Heimathland iſt der freudige Genoſſe der Freiheit und des Ruhmes von Frankreich. Wer fragt da noch, ob deutſch oder franzöſiſch? Freie Menſchen ſollt Ihr werden wie wir.

Eiſenſtecken (leiſe zu Schenk). Die Franzoſen halten ſich für die vornehmen Pferde und uns Deutſche für die Eſel, dann ſind die Elſaſſer die Mauleſel, der da hat wenigſtens ein gutes Maul.

Lefebvre (fortfahrend). Darum wiederhole ich: Legt die Waffen ab ihr ehrlichen Männer, und Ihr ſollt frei ſein gleich allen andern Völkern. Ich rede nur noch diesmal ſo zu Euch. Bleibt Ihr widerſpenſtig, ſo werden wir nichts ſchonen, bis Ihr dem Willen unſers Kaiſers Napoleon unterworfen ſeid.

Hofer (ſteht auf, die Andern mit ihm). Und wir ſagen, wir halten die Waffen und wollen deutſch ſein und unſern Kaiſer Franz haben, und was unſre Rechte betrifft, das iſt eine Familienſache zwiſchen uns und unſerm Kaiſer, da hat ſich Niemand Fremdes drein zu miſchen.

Lefebvre. Hofer, Du wäreſt einer beſſern Sache werth. Denk' an mich, Ihr ſeid betrogen. Ihr werdet preisgegeben, wenn das Kriegsglück ſich wendet, und es muß ſich wenden. Seht, für den einzigen Marquis Chaſteller hat der Habsburger mit Repreſſalien gedroht. Man ſtellt ihn nicht bloß, weil er zur Sippe gehört, weil er ein Adeliger iſt; ganz Tyrol wird man leichter hinwerfen. Dann aber iſt unſre Gnade zu Ende, das merkt Euch.

Hofer. Nie mehr, Herr Herzog, da ſteht's, nie mehr, hat mein Kaiſer geſagt, wird er einen Frieden unterſchreiben, der Tyrol von ihm trennt.

Lefebvre. Lebt wohl. (Alle ab.)

Dritte Scene.

Offene Gegend. Im Hauptquartier der öſtreichiſchen Truppen. Rechts ein Kreuz auf einer Erhöhung, links ein Feldtiſch unter einer Zeltüberdachung.

Erſter Auftritt.

Buol und Hormayr kommen im Geſpräch.

Hormayr. Ich wußte es, mein Anderl wird nicht zum Verräther durch die Wortkünſte Leſebvre's.

Buol. Aber uns, uns ſchilt das liebe Volk tout bonnement Verräther.

Hormayr. Wer einen umfaſſenden Plan hat, iſt Allen, die nur aus Stegreif handeln, naturgemäß zuwider, er heißt Intriguant und zuletzt Verräther.

Buol. Ja, das iſt das Standrecht der Bornirtheit.

Hormayr. Wollen Sie mit Worten ſpielen, ſo iſt der Weitſchauende auch ein Verräther; denn er zerſtört die Hingebung an die momentane Aufregung und verräth ſie an den lauernden Feind des ſiegreichen morgenden Tages.

Buol. Wo iſt Ihre geprieſene Treuherzigkeit des edlen Volkes? Geben Sie mir die Panacée, die Ehre vor dieſen rohen übelriechenden Händen zu bewahren.

Hormayr. Mit dem Volk wie Menſch zu Menſch verkehren und doch dabei eine gewiſſe unantaſtbare Ehrenhaltung bewahren, iſt ſchwer. Dieſe Geiſtlichen haben die beſte Situation. Macht ſich der Haſpinger und die Andern mit dem Volke noch ſo gemein, das Volk vergißt doch nie, daß ſie geweihte Häupter ſind. Etwas von dieſer Weihe müſſen auch wir uns geben und bewahren.

Buol. Ich bin dieſer Kameradſchaft mit den übermüthigen Bauern herzlich müde. Dieſer Bauernrummel. . .

Hormayr (einfallend). Iſt Ihr Terrain nicht, Sie ſind für die bataille rangée.

Buol. Das auch, aber noch mehr: ihr Schriftgelehrten, Sie, der Schlegel und der Gentz, Ihr bringt eine Aufregung unter den Pöbel — ich weiß, das Wort iſt jetzt verpönt, es heißt nur noch Volk, unter uns können wir aber doch den rechten Namen nennen — Ihr habt dem Pöbel Worte hingeworfen, die er leicht für mehr als Redensarten nimmt, für wirkliche Verheißungen, auf einen neumodiſchen ſogenannten Freiheitsſtaat.

Hormayr (ironiſch). Das iſt nun einmal nicht anders. Wir gehen Hand in Hand mit dem Volke.

Buol. Das könnt ihr Schriftgelehrten. Für einen Soldaten gibt es aber nichts Fataleres, als an eine ſolche Volksbewegung angeſchloſſen zu werden. Gibt man dem wilden Drängen nach oder haut man ſie in die Pfanne, man kann für Beides von den Oberen ebenſo gut dekorirt als kaſſirt werden, je nachdem ſie noch Trümpfe haben oder nicht. Nennen Sie mich nur auch einen Verräther, ich glaube nicht, daß es Seiner kaiſerlichen Majeſtät Ernſt iſt, den lieben Herrn Bruder Johann zu ſchicken.

Hormayr. Ich auch. Es iſt für jetzt bloßer Audienztroſt, aber wir müſſen die Bewegung hier in Gang halten, bis die Nothlüge zur Wahrheit gemacht werden kann. Wenn uns nur der ſchuftige Lord Caſtlereagh mit den verſprochenen Subſidien nicht im Stiche gelaſſen hätte. Aber wir haben Subſidien vom Himmel bekommen.

Buol. Die helfen nichts.

Hormayr. Doch, doch. Der engliſche Agent in Luzern hat mir die Bannbulle des Papſtes gegen Napoleon geſchickt, ich habe ſie mit Kraftworten verdeutſcht und laſſe ſie nun von allen Kanzeln verkünden. (ſich unterbrechend) Ich höre die Bauern kommen; helfen Sie mir loben, der Bauer ſieht immer gern das Gewürz oben auf der Suppe.

Zweiter Auftritt.

Hofer, Schenk, Waſtlmayer, Winterſteller und Senn.

Hormayr. Willkommen ihr wackern Männer! Ich brauche Euren Rath und Eure beſonnene Ueberlegung.

Hofer. Iſt noch nichts da vom Kaiſer? Kein Geld, keine Waffen, Pulver und Blei? Es fehlt an Allem, was uns verſprochen iſt.

Hormayr. Du glaubſt doch den Worten Deines Kaiſers?

Hofer. Ja, ja, aber wir halten's ſo nicht mehr aus.

Hormayr. Es wird Alles kommen. Jetzt helft vorerſt eine neue Verwirrung unterdrücken. Böſe Menſchen, ich will ſie nicht nennen, haben die braven Tyroler verführt. Niemand will mehr Steuern bezahlen, Alles ruft: wenn man das müßte, hätte man können bairiſch bleiben und nicht Alles daran wagen. Wie kann da der Staat beſtehen?

Schenk. Mit Verlaub, da iſt meine Taſchenuhr … (da Hormayr ſie nehmen will) Nein nein, ich will ſie nicht als Steuer geben. Sehen Sie, ſo lange ich ſie aufziehe, ſteht ſie ſtill, nachher geht ſie volle vierundzwanzig Stunden. Verſtanden? Unſer Tyrol wird jetzt auch friſch aufgezogen. Ich habe auch, ſeit es losgangen iſt, ſchon oft drei Tage nicht gebetet; unſer Herrgott muß halt auch auf ruhigere Zeiten warten, dann ſoll er ſeine Gebetſteuern auch wieder pünktlich haben.

Hofer. Herr Intendant, nur Alles was recht und billig. Wenn ein Saumroß niedergefallen iſt, muß man ihm ſeine Laſten abnehmen, damit es ſich wieder aufkratteln kann, nicht Neues aufladen.

Hormayr. Denkt an die vielen Hundert Familien der Angeſtellten, die von einem kärglichen Gehalte leben müſſen.

Waſtlmayer (einfallend). Wer bezahlt denn uns die Familienausgaben, dieweil wir uns mit dem Feinde herumſchlagen? Die Angeſtellten ſollen jetzt auch einmal Noth leiden. Und wir wollen in Zukunft einen Staat, in dem nicht mehr die Cavalleriepferde das Haferbrod des armen Mannes freſſen. Eine Revolution, das iſt ausgemacht, koſtet zwei Dinge: Blut und Geld; das Blut müſſen wir laſſen, das Geld ſoll der Kaiſer geben.

Hormayr. Aber denkt doch an die vielen Wittwen und Waiſen, die von einer kleinen Penſion ihr Leben friſten, denkt an die frommen Stiftungen…

Hofer. Ja, die Wittwen und Waiſen und die frommen Stiftungen müſſen beſtehen.

Waſtlmayer. Und der Kolb hat's auch geſagt, man hat noch nie in einer Revolution Steuern gezahlt.

Winterſteller. Die nie was bezahlt haben, die ſprechen am erſten vom nicht mehr bezahlen. Wir haben keine Revolution und wollen keine. Schicket nur, ich bezahle meine Steuern bis auf den letzten Heller.

Hormayr. Ich wußte es, daß ihr ſo denkt, Ihr rechtſchaffenen Männer, und Ihr denkt auch ſo Waſtlmayer; Ihr ſeid gutmüthiger, als Ihr Euch ſtellt. Laßt Euch nur nicht von dem Charlatan Kolb verführen.

Senn. Wenn ſich die aufrichtig Wohldenkenden ebenſo viel des Volkes annehmen würden, wie die Schreihälſe und Charlatane, dann ſtünde es beſſer. Iſt es nicht eine Schande, daß ich faſt allein daſtehe von der ganzen Schaar der Studirten? Drum ſag' ich: Vor Allem den Landtag einberufen, der eine neue Verfaſſung gibt. Es iſt uns vom Kaiſer verſprochen in dem erſten Aufrufe auf den erſten Mai.

Alle. Ja, den Landtag einberufen, Ihr habt's verſprochen.

Hormayr. Nehmt doch Vernunft an, es läßt ſich nicht berathen und bauen, während man noch die Waffen hält. Ich ſchreibe nun zunächſt mit Eurer Bewilligung eine Zwangsanleihe aus.

Waſtlmayer. Das iſt recht. Die Stadtherren, denen der Geldbeutel in der Hoſentaſche zittert, die ſollen ihn jetzt herausthun.

Hormayr. Ich meine eine Zwangsanleihe für ſämmtliche Gemeinden des Landes.

Senn. Das iſt unmöglich. Nur der Wille des geſammten Landes kann jetzt beſtimmen. Ihr wißt, lieben Brüder, ich war oft in Wien als Abgeſandter des Landtags, und was iſt uns geworden? Ihr kennt die Geſchichte aus der Bibel: als König Pharao von allen Plagen heimgeſucht war, verſprach er den Unterdrückten alle Freiheit, wenn nur die Plagen von ihm genommen würden — und als das geſchah, hielt er die Knechte doppelt feſt. Ich weiß nicht, ich will's nicht glauben, daß unſer Kaiſer Franz uns die Freiheit verſprochen hat wie König Pharao; aber wir ſind werth Knechte zu ſein und zu bleiben, wenn wir uns jetzt nicht unſre Rechte feſtſtellen. Ich fürchte, unſer Landsmann Hormayr iſt der Betrogene, denn ein Betrüger kann er nicht ſein, obgleich er mehr weiß als er ſagt, und auch den Dünkel der Studirten hat, daß man dem Volke nicht Alles ſagen dürfe.

Hormayr. Senn, Ihr ſetzt, wie man im gemeinen Sprüchwort ſagt, den Fleck neben das Loch. Bleiben wir Sieger, ſo erhält Tyrol ſeine Freiheit, bleiben wir es nicht, wozu ſoll die Berathung einer Verfaſſung? (Lärm von Außen.)

Dritter Auftritt.

Speckbacher tritt in großer Aufregung ein und wirft ſein Gewehr auf den Boden.

Speckbacher. Pfui! Da lieg'! Hält' ich dich nie mehr aufgehoben... Es iſt Waffenſtillſtand, in Znaim abgeſchloſſen. Der Beck von Kochl hat mir da die Zeitung überbracht.

Alle. Was? Das iſt nicht möglich!

Speckbacher. Da, da, leſt. Ganz Tyrol und Vorarlberg iſt dem Franzos auf Gnade und Ungnade übergeben.

Hormayr (das Blatt nehmend). Das iſt eine Kriegsliſt, eine Lügenzeitung. Ich habe noch heute Nachricht vom Erzherzog Johann, daß wir keinerlei Gerüchten trauen ſollen.

Buol. Und ich glaube, daß der Waffenſtillſtand wahr iſt . . .

Hofer. Wer das ſagt, iſt ein Verräther. (die Schrift aus dem Buſen nehmend) Hier ſteht das Wort meines Kaiſers: Nie mehr ſoll Tyrol von mir getrennt werden.

Buol. Ihr ſeid mir ins Wort gefallen, ich werde keinen

Poſten aufgeben, bis ich von unſerm Generaliſſimus ſelbſt die Nachricht habe.

Schenk. Und dann wollen wir ſehen, wer von uns lebendig vom Platze kommt, Ihr oder wir.

Waſtlmayer. Kommt, die beiden hohen Herren haben jetzt Geheimes mit einander zu reden.

Hormayr (zu Hofer). Anderl, laß Dich nicht verführen, Du haſt ein getreues Herz.

Hofer. Und darauf das Kaiſerwort.

(Alle ab, bis auf Buol und Hormayr.)

Buol. Da haben wir's nun, ich ahnte, daß wir mit dieſen Bauern nicht friedlich gehen können.

Hormayr. Ja, das Volk iſt zäh im Faſſen, aber auch zäh im Laſſen. (das Blatt aufnehmend) Sollte die Münchner Zeitung doch die Wahrheit berichten? (Ein Bote tritt ein mit einem Briefe, Hormayr erbricht denſelben raſch.) Verdammt! es iſt wahr. Wir ſind der ausgeſetzte Poſten. (Er übergibt ein Papier an Buol und lieſt ein andres) Was nützt uns dieſe geheime Ordre? (ſie leſend) Kurze Tagemärſche ... Zögerung ... Verſchiedene Commando's machen, ſo daß eines die Schuld auf das andre ſchieben kann ... Munition zurücklaſſen. Das Alles beruhigt die Bauern nicht. Ziehen wir uns auch zögernd zurück, wir ziehen uns doch zurück.

Buol. Und ich bin meines eigenen Heeres nicht mehr ſicher. Dieſe Bauerngemeinſchaft und Eure Schriftworte haben die Disciplin gelockert. Verdammt ſei Euer Enthuſiasmus!

Hormayr. Mit Eurer Disciplin habt Ihr bis jetzt den Napoleon nicht beſiegt.

Buol. Und Ihr macht, daß wir zuletzt noch mit jedem Soldaten parlamentiren ſollen.

Hormayr. Hadern wir jetzt nicht lieber Vetter. Das Haus brennt, fragen wir ein andermal, wer es angezündet. Vor Allem müſſen wir nun die gefangenen Franzoſen in unſerer Gewalt ſichern; bekommen die trotzköpfigen Bauern dieſe in ihre Hand, dann können wir den Stillſtand nicht halten. Sorgen Sie dafür, ich trete hier mitten in den Sturm, um die Aufmerkſamkeit davon ab und auf mich zu lenken.

Buol und Hormayr ab.

Vierter Auftritt.

Donay, hinter ihm drein ein großer Volkshaufe.

Donay (ſich auf die Erhöhung neben dem Kreuz ſtellend). He, Bruder Tyroler, aufgeſchaut! Siehſt Du das kleine Büchlein? Iſt ſo leicht und hat ſo wenig Blätter, und dieſes Büchlein hat die Welt beſiegt, von da wo das ewige Eis ſtarrt, bis da wo der ewige Wüſtenſand unter den Sohlen brennt; denn in dieſem Büchlein ſpricht Gott der Herr, es iſt ſeine heilige Schrift. Seht Ihr das Blatt hier? Iſt ſo leicht und flattert im Winde, wie ich's hier halte, und doch wird es zermalmen den ehernen Götzen, deſſen Fußgeſtelle iſt von Thon, denn dieſes Blatt iſt geſchrieben von dem Stellvertreter Gottes auf Erden, von dem heiligen Vater in Rom, geprieſen ſei er in Ewigkeit. Und da zuckt der Blitz der ewigen Verdammniß über den Gottesläſterer, über den Erzfeind der Chriſtenheit, der da heißt: Napoleon Bonaparte; verflucht ſei ſein Name, ehrlos, wehrlos, machtlos, rechtlos. Sein Athem iſt Peſt, und wer ihm dienet und anhangt, iſt ein Sohn Beelzebubs. Aus der Tiefe der Gefangenſchaft ruft der heilige Vater zu Euch und ruft Tyrol, die Zunft Benjamin auf zu heiligem Kampfe gegen Napoleon Bonaparte und ſeine hölliſchen Diener. Euer Schwert iſt geweiht, Eure Kugeln ſind geſegnet und Euer Leib iſt geſeit, und wer da fällt in dieſem Kriege, der ſchwingt ſich auf und jubelnd empfahen ihn die himmliſchen Heerſchaaren, denn es iſt ein Gotteskrieg, und im Namen des heiligen Vaters gebe ich Euch Allen, die Ihr ſtreitet für den Herrn, allgemeinen Ablaß für Eure Sünden.

Eiſenſtecken (durch die Menge ſich arbeitend.) Halt' ein Donay! (Sich neben Donay ſtellend) Das iſt jetzt zu ſpät, wir müſſen die Waffen ablegen.

Alle. Herunter! Herunter!

Waldl. Er ſoll reden.

Andere. Hört ihn!

Eiſenſtecken. Der Herr von Hormayr hat mir die Botſchaft des Kaiſers gezeigt, es iſt Waffenſtillſtand abgeſchloſſen und der Kaiſer ermahnt uns, in Ruhe unſer Schickſal zu ertragen.

Kolb. Wer waffenlos iſt, mag ſich feig ergeben, Ihr aber ſtimmt mit mir ein: Vertheidigen! Raufen!

Alle. Vertheidigen! Raufen!

Kolb. Habt ein wachſam Auge auf den Hormayr, laßt ihn nicht aus, wir halten ihn als Geißel, und jetzt geh' ich, daß die Verräther uns nicht die gefangenen Franzoſen ausliefern, denn ſonſt ſind wir verloren.

Alle. Vertheidigen! Raufen!

Fünfter Auftritt.

Ein Signal. Speckbacher kommt mit einen Trupp Bewaffneter.

Speckbacher. Halt! Legt die Waffen ab und ſchließt einen Kreis, der Hofer und die anderen Führer werden gleich da ſein. (Es wird ein Kreis gebildet, in deſſen Mitte ein Stuhl ſteht.)

Einige. Der Hofer ſoll entſcheiden!

Andere. Vertheidigen! Rauſen!

Sechster Auftritt.

Hofer. Brüder! Wir wollen in-Ruhe berathen. (zu Speckbacher) Ich meine auch Joſeph, wir dürfen jetzt nicht nachgeben.

Speckbacher. Anderl, ich thät' ja ſagen, wenn ich wüßte was dann? Wenn man auf den Bergen einem Wild nachſetzt, muß man bei jedem Sprung von einem Felſen auch gleich überſchlagen, wie man von da fürder ſpringen kann. Von der Gemſe kann man's lernen, ſie ſpringt nie wohin, von dannen ſie nimehr außi kann.

Siebenter Auftritt.

Wintersteller, Wastlmayer, Daller von Rodeneck und mehrere Andere. Hofer ſitzt auf dem Stuhl.

Waſtlmayer. Du haſt doch Recht gehabt Speckbacher.

Eiſenſtecken. Ihr Mannen, leget Eure Waffen dort hin, wie wir. Der Stutzen kann nicht mit überlegen helſen und wir berathen über den Stillſtand.

Speckbacher. Wenn man das Gewehr in der Hand hat, iſt man nicht zum Frieden geneigt, es iſt wie wenn der Mund des Gewehres auch mitſpräche.

(Alle legen die Waffen ab.)

Hofer. So ſind denn die Führer verſammelt. Ihr wißt, um was es ſich handelt. Speckbacher, ſprich Du zuerſt.

Speckbacher. Ich ſag': Spielen iſt keine Kunſt, aber aufhören. Es iſt leicht geſagt: raufen, nicht nachgeben, und wer das ruft, dem jubeln alle jungen Burſchen zu und ſchreien: Das, das iſt der Mann, der verſteht's. Wir aber, ihr Mannen, wir ſind über die Jubeljahre hinaus. Wenn auch einige Wildlinge murren, ſie müſſen ſich doch dreingeben. Meine Meinung iſt: ſiegt der Kaiſer wieder, ſo muß er für Tyrol ſorgen, ſiegt er nicht, ſo kann ſich Tyrol allein doch nicht halten.

Waſtlmayer. Du redeſt nicht unrecht, wenn man's von der einen Seite nimmt. Ich aber mein' ſo: geben wir jetzt nach, ſo werden wir Alle von dem Franzos auf den Schragen gelegt; wenn's nachher unſrem Kaiſer wohlgeht, aufwecken kann er uns doch nimmer. Wir haben nicht gewartet bis die Kaiſerlichen da waren und ſind Meiſter geworden, wir werden's auch bleiben, wenn ſie nimmer da ſind. Drum ſag' ich: wir ſchlagen fort, bis unſer Kaiſer geſiegt hat, dann hangen wir nie von der Gnade der Franzoſen ab. Ich bin auch kein Junger und ruf' drum doch: Raufen, nicht nachgeben!

Faller von Rodeneck. Der Waſtlmayer hat geſagt, was ich mein'.

Eiſenſtecken. Mir hat der Herr von Hormayr geſagt, es nutzt nichts, wenn wir rebellern, und das thun wir, wenn wir dem Kaiſer nicht folgen und ſeinem Aufruf.

Winterſteller. Was meinſt denn Du, Sandwirth?

Hofer. Ich trau' dem Hormayr nicht mehr. Nachgeben iſt bös und raufen auch. Aber doch, wenn wir in den Waffen bleiben und wenn wir ſterben, ſo bleiben und ſterben wir als Männer.

Achter Auftritt.

Kolb (ſtürmt herein). Wir ſind von allen Teufeln verrathen! Der Franzos hat alle geſangenen Tyroler erſchießen laſſen.

Alle. Wehe!

Kolb. Weiber klagen, Männer ſchlagen. Ich wollte die fünfzehn Hundert Geſangenen in unſerer Hand ſichern, ehe ſie ausgewechſelt werden gegen öſtreichiſche Soldaten, und wenn's nicht anders ging, ſo hätt' ich ſie erſchießen laſſen; aber das Landlibell von 1511 der Verräther Hormayr hat die Geſangenen auf einem Seitenwege durch die Luckau abführen laſſen. Jetzt haben wir nichts mehr, das uns ſchützt gegen die Rache der Franzoſen.

Winterſteller. Wir müſſen uns drein ergeben.

Kolb. Nein, nur noch Eines bleibt uns übrig, das letzte Mittel.

Hofer. Was meinſt Du?

Kolb. Wir müſſen die Meuterei ins öſtreichiſche Heer bringen. Die Hohenzollern-chevaux-legers und das zweite Grenadier-Infanterie-Regiment ſind faſt Alle für uns mit ihren Offizieren, und von den andern auch viele Soldaten; mit ihnen entwaffnen wir die Offiziere und geben den zurückgehaltenen Soldaten dreißig Kreuzer Schützenlöhnung.

Eiſenſtecken (zu Speckbacher). Komm, wir haben da nichts mehr drein zu reden.

Hofer. Joſeph, laß den Weinſchweſter, bleib Du da Joſeph, wir berathen noch.

Speckbacher. Zu viele im Rath iſt Unrath, ich will nichts mehr davon. (wendet ſich mit Eiſenſtecken.)

Winterſteller. Da geh' ich auch.

Waſtlmayer. Nein, Du mußt bleiben.

Hofer. Sind wir's noch oder ſind's andere Menſchen? Euer Fortgehen iſt Verrath. Jetzt geht. (Speckbacher und Eiſenſtecken ab.) (Große Bewegung unter den Verſammelten. Winterſteller will gehen, wird aber von Waſtlmayer feſtgehalten.)

Kolb. Laßt ſie ziehen.

Waſtlmayer. Jetzt gleich los, ein Löffel voll That iſt beſſer als ein Scheffel voll Rath.

Kolb. Hört noch, hier iſt die geheime Ordre des Erzherzogs, ich habe ſie aufgefangen. Um ſicher zu gehen, iſt ſie doppelt geſchickt worden. Hier ſteht's, daß die Soldaten gern bleiben müſſen, wenn wir ſie zwingen.

Hofer. Gezwungen und gern, das iſt zweierlei.

Kolb. Und der Hormayr hat laut geſagt: Du Hofer ſeieſt nur ſeine Puppe; wenn er Dich vom Bandl losſchneidet, ſeieſt Du nichts mehr.

Hofer. Kolb, gieße mir keinen brennenden Blutstropfen in die grundklare Seele, ich will nichts für mich, nichts für meine Ehre, ich frage nicht für was ich gehalten werde. (Man hört hinter der Scene Tumult und die Stimme Schenks: Weg da! Laßt mich hinein!)

Neunter Auftritt.

Schenk.

Schenk (das Gewehr in der Hand). So ſteht's ſchon? Die Feigheit präſentirt das Gewehr? Die Waffen abgeben auf Befehl eines Andern, heißt ſich von der Mannesehre trennen, und kriegſt Du die Waffe auch wieder, ſie iſt durch fremde Hände gangen und verunehrt. Eher haut man mir die Hand ab, eh' ich die Waffe laſſe. (auf Hofer anlegend.) Sag', willſt Du's fortführen? Du haſt's angefangen, oder ſoll ich Dich erſchießen du Verräther?

(Alles wehrt ab.)

Hofer (ſich erhebend. Der Stuhl wird weggenommen.) Thut ihm nichts zu leide; er iſt raſend, er nennt mich einen Verräther.

Zehnter Auftritt.

Ein Volkshaufen ſtürmt heran mit dem Rufe: Vertheidigen! Raufen! Trommelwirbel, Aufmarſchiren der Soldaten, an deren Spitze **Buol** und **Hormayr**. **Eiſenſtecken** (in öſtreichiſcher Uniform), **Speckbacher**.

Buol. Tyroler! Der Drang militäriſcher und vermuthlich auch politiſcher Ereigniſſe hat den für Seine Majeſtät ſo ſchmerzlichen Waffenſtillſtand geboten. Jedoch werden Allerhöchſtdieſelben nach Höchſteigner Verſicherung des durchlauchtigſten Erzherzogs Johann das Äußerſte thun, um für Tyrol zu ſorgen. Ergebt Euch in den Willen der Vorſehung mit Geduld und Ruhe und Standhaftigkeit. Mit blutendem Herzen und gerührtem Danke für Euren frühern Beiſtand ſcheide ich von Euch.

Speckbacher (Hofer die Hand reichend). Behüt' Dich Gott Anderl, leb' wohlauf!

Hofer. Joſeph, laß den Eiſenſtecken in ſeiner Uniform ziehen, Du kannſt Dich nicht ſo verſtellen. Joſeph, Du haſt mir einmal geſagt: wenn nur noch ſo viel feſter Boden in Tyrol iſt, ſo groß wie meine Fauſt, daß die Gemſe ihre vier

Beine darauf ſtellen kann, da bleib' ich. Joſeph, da iſt meine Hand, bleib', verlaß mich nicht.

Speckbacher. Ja ja, Du haſt Recht, ich kann nicht von Dir laſſen und nicht von der Heimath, ſo gern ich auch möcht'.

Hofer (laut zu den Soldaten). Jetzt hört mich, ihr öſtreichiſchen Brüder! Verlaßt uns nicht, Ihr werdet untreu an Eurem Kaiſer, wenn Ihr dem gezwungenen Stillſtand gehorcht. Iſt es Euch nicht zu Muth, wie wenn Ihr einen Gefeſſelten am Boden liegen ließet? Und was iſt denn unſre Schuld? Liebe zu unſrem Kaiſer. Liebt Ihr ihn nicht auch?

Hormayr (leiſe). Beruhige Dich Anderl. Wir laſſen Euch Waffen und Munition da ſo viel als möglich und es mag deſertiren, wer da will, wir drücken ein Aug' zu. Der Erzherzog hat uns dazu ermächtigt.

Hofer (laut). Wißt Ihr, was mir ſo eben der Herr Intendant ſagt? . . . Er will uns im Geheimen Munition genug da laſſen und es mag von Euch austreten, wer da will, man wird ihm nicht nachſehen.

Hormayr (halblaut). Dieſer Menſch iſt entſetzlich aufrichtig.

Hofer. Hier ſteht er, er ſoll's leugnen, wenn er's kann. Wir kämpfen für Gott und mit Rechtſchaffenheit. Bleibt bei uns ihr Soldaten.

(Aus der Reihe der Soldaten erſchallt der Ruf: Hellauf Tyrol!)

Florian (mit vielen Andern vorſtürzend). Wir bleiben bei Dir!

Buol (mit gezücktem Degen ſich ihm entgegenwerfend). In den Tod, wer die Reihen verläßt!

(Florian ſinkt mit einem Schrei getroffen nieder. Wilder Tumult.)

Waldl. Nieder mit dem General!

Andere. Nieder mit dem Hormayr!

Hofer. Ruhe! Ich ſchwöre es bei Gott und der heiligen Mutter, der General und Alle ſollen frei abziehen, ungekränkt. (zu Florian ſich niederbeugend) Kannſt Du nicht mehr reden?

Florian. Der Stoß hat mich nur geſtreift.

Buol. Lebt wohl Tyroler!

(Kurzer Trommelwirbel und Marſch.)

Speckbacher. Und der Sandwirth iſt Obercommandant von Tyrol.

Hofer. Brüder, habt Ihr Vertrauen zu mir?

Alle. Voll und einzig.

Hofer. So bürdet mir nicht hurle burle in ſolcher Haſt das ſchwere Amt auf.

Straub
Woſtimayer
und
Winterſteller
zugleich.
Übernimm's gleich oder Alles iſt verloren.

Hofer (Speckbacher in den Vordergrund ziehend). Nimm Du's.

Speckbacher. Ich kann nicht. Ich hab' davon wollen und da iſt das Vertrauen von mir.

Hofer. Ich will's ihnen laut ſagen: ich weiß nicht mehr, ob wir auf dem rechten Wege . . .

Speckbacher. Sei nicht ſo öd', ſag' das nicht. Ein Wegweiſer im Walde ſoll erſt wenn er deſſen ganz ſicher iſt den Gefährten ſagen: Ich glaube wir ſind irr, oder ich weiß den Weg nicht mehr... Vielleicht iſt er noch auf dem rechten Wege und er macht den Hülfsbedürftigen nur unnöthigen

Schrecken; aber freilich, es iſt ſchwer eine Angſt im Herzen behalten.

Schenk. Verzeih mir, ich will Dir auch in Allem gehorchen, nur verlaß' uns jetzt nicht.

Winterſteller. Wenn Du vorangehſt, ſetzen wir Alles dran.

Waſtlmayer. Es gibt Mord und Todtſchlag, wenn Du nicht gebieteſt.

Schenk (laut rufend). Der Sandwirth iſt Obercommandant von Tyrol!

Alle. Hoch der Obercommandant Hofer!

(Der Vorhang fällt.)

◆

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Auf der Sennhütte. Nacht, allmäliges Morgendämmern und gegen den Schluß der Scene heller Tag. Man überſieht ſodann eine weite Landſchaft tief unten.

Erſter Auftritt.

Florian und Maidele

ſingen:

Wir Beide ſind Ein Leben
Ein' Freud' und eine Luſt,
Wann wir einander geben
Aus Freundſchaft einen Kuß.

Mein Herz trägt eine Ketten,
Die Du mir angelegt,
Und ich wollt' das Leben wetten,
Daß Keiner ſchwerer trägt.

Florian. Mir iſt, als wenn ich die ganze Welt nur durch einen Traum hindurch hörte. Sie ſagen, es ſei Krieg, aber es kann ja nicht ſein. Meinetwegen iſt die Welt bairiſch, öſtreichiſch oder franzöſiſch, ich hab' Dich lieb und Alles iſt in Frieden.

Maidele. Ja, es muß jetzt bald Friede ſein.

Florian. Ich will nicht daran denken, was ich für einen Rock anhab', wo ich her bin und wo ich hin muß. Ich kann Dir nicht mehr ſagen: ich hab' Dich lieb, ſo wenig ich mir ſagen kann, ich hab' mich lieb. Du biſt mein, Du heißt Florian und ich heiß Maidele und wir Beide ſind närriſch und wir Zwei ſind ein einziger luſtiger Burſch. Juchhu! Ich tauſch' nicht mit dem König und mit dem Kaiſer und mit unſrem Herrgott im Himmel droben nicht.

Maidele. Thu' ein bis'l ſtat.

Florian. O Maidele, wie iſt mir ſo himmelhoch wohl, mitten aus allem Leid. Kommt her ihr Bäume, ihr Felſen und du ſchönes Gras, ihr habt mich lieb und ich euch auch.

Maidele. Schau, jetzt iſt Himmel und Erde nur Eine Gluth und wir ſind mitten drin. Komm herauf du liebe Sonne, zwei glücklichere Menſchen als wir wirſt du nicht beſcheinen. Sag' Florian: was iſt ſchöner, ſo lieb haben oder ſo liebgehabt werden?

Florian. Es iſt all' Beides Eins. Wenn ich bei Dir bin, iſt der Florian, der zweimal einen falſchen Eid geſchworen hat, ein anderer, nicht der da. Wie ich dem Baier geſchworen hab', das war mein erſter Eid in meinem Leben, ich hab's ſo freudig than, ich hab's noch nicht erfahren gehabt, daß man untreu werden muß.

Maidele. Du biſt doch fromm nnd gut und Du biſt ja beim Vater, und der hat's auch geſagt. Horch, wie ſich der

Bach mit dem Felſen rauft. Schau, wie die Frühnebel ihr Gejaid haben, wie ſie ſich um und um drehen und einander heben wie beim Tanz. Juchhe, das wird luſtig ſein, wenn wir auch wieder ſo ſind.

Florian. Aber ſchau, dort hat ſich ein Wölkchen aus dem weißen Thalnebel unten losgetrennt und will ſich dort im Walde verſtecken; es nützt dich nichts, du mußt vergehen, die Sonne iſt ſchon zu hoch oben. Ich bin ſo lang in der Kaſerne geweſen, mir iſt, als wenn ich neu auf die Welt kommen wäre. Schau, jetzt geht das ganze Thal auf, dort fließt der Bach wie ein rothes Bändchen, dort klettert die weiße Straße den Berg hinauf, und da drunten die Dörfer und Gehöfte im leiſen Morgenduft wie hingeträumt und es iſt Alles ſo ſtill, ſo geruhig. Ach, ihr Menſchen, was plagt ihr einander und was verderbt Ihr einander? Es iſt ja ſo ſchön, glücklich zu ſein.

Maidele. Laß Dich umhalſen. So muß es ſein, wenn man vom Himmel oben auf die Welt unten hinabſchaut. Mir iſt, wie wenn wir ſchon in himmliſcher Glückſeligkeit wären. Ach! wenn wir nur jetzt gleich ewig ſo fort leben könnten.

Florian. O Maidele. Die Welt wäre zu ſchön, wenn die Menſchen einander in Fried' und Freude ließen, da wäre Sterben das Aergſte, wir hätten das Paradies auf Erden und es wollte Niemand fort von dieſer Welt . . . Ich bin meineidig mein Lebenlang . . . aus iſt's, wir müſſen vom Himmel abe und noch eine Weile in dieſer fremden Welt herumlaufen.

Maidele. Sei froh, daß wir dieſe glücklichen Stunden gehabt haben, und es wird wieder gut kommen.

Florian. Schau, dort kommt mein' Mutter, ſie bringt meine Kleider. Mir iſt's jetzt, als wär' ich ſchon geſtorben, es iſt kein Florian mehr da, der in den Rock ſchlupft und ſich den Hut auf die Seite ſetzt; weiß Niemand, wo ſie den armen Burſchen eingeſcharrt haben . . . O ich wollte ja gerne ſterben, wenn nur Du auch gleich dabei wärſt; aber es iſt erlogen mit der himmliſchen Seligkeit . . . wie kann Ich ſelig ſein, wenn Du noch drunten auf der Welt herumlaufſt und weinſt?

Maidele. Sündig' nicht Florian, ſei gut.

Florian. Ach Gott, in was für ein Kleid haben ſie mich geſteckt . . . ich bin doppelt fahnenflüchtig. Herr Gott! Warum geht der Weg alles Elends durch mein Herz? Warum bin ich ſo ſchlecht geworden? Und ich bin nicht ſchlecht, und wenn ich's bin, warum muß mein' Mutter und mein Maidele darunter leiden? Gib Antwort Herr Gott! (er reißt ſich wild die Jacke vom Leibe und wirft ſie weg) Da liegt ein neuer Eid.

Zweiter Auftritt.

(Die Mutter mit den Kleidern.)

Maidele. Sei ruhig und gut, thu's der Mutter zu lieb. (der Mutter den Rock abnehmend) Da zieh' den Rock an, ſei der alte Florian.

Florian. Es iſt ein braver Kerl heraus und jetzt ſchlupft ein ſchlechter hinein . . . Ich hab's nicht gewollt . . . Herr Gott! Straf' Du Die, die's verſchuldet haben.

(Es läutet unten im Thale die Frühmette.)

Die Mutter. Florian, Du biſt grauſam verwildert, bet' doch auch.

(Stumme Pauſe, ſie beten alle Drei.)

Florian (welchem Maidele den Hut gegeben). Weißt Du noch, wie Du mir dieſe Edelraute auf den Hut geſteckt? Es muß wieder ſo werden. Mutter! (ihre Hand faſſend) Jetzt bin ich wieder ganz wohlauf. Ich bin wieder bei mir ſelber daheim, und wenn ich mich anſchau', brauch' ich mich nicht erſt beſinnen, wer das iſt.

Die Mutter. Du biſt doch immer ein braves Kind, laß Dir nur nichts zu Herzen gehen.

Florian. Wenn ich nur gleich jetzt was Unbändiges, was Uebermenſchliches verrichten könnt', um mich auf Einmal loszukaufen von allem Elend, das man ſo im langen Leben zu ertragen hat.

Die Mutter. Närriſches Kind, unſer Herrgott nimmt keine Vorausbezahlung; da heißt es jeden Tag: beten, rechtſchaffen ſein und demüthig gehorſamen, wie es ſein heiliger Wille iſt. Wenn nur mit Gottes Hulf bald wieder Friede wär'! Du kannſt Dir nicht denken, wie ſchauerlich es daheim iſt. Drei Nächte war der Himmel blutig roth, wie ſie die Stadt Schwaz verbrannt haben. Wenn man ſo auf einſamem Berg ſitzt und hinaushorcht um Mitternacht und am hellen Mittag, und da donnert und kracht es und die Büchſen knallen ſo grauſig und man weiß nicht wo und man weiß nicht von wem, und die Sturmglocken läuten überall und man weiß nicht mehr wann Betenszeit, und die Berge ſchreien auf und es iſt als ob die ganze Welt untergehen wollt', und jetzt ſterben ſo viele Menſchen . . . Ich hab' oft den ganzen Tag keinen Biſſen über den Mund bracht und hab' immer betet für Die, ſo jetzt ſterben, für die Unſeren und die Feinde; es ſind ja auch Chriſten und ſind ja nur von dem Ketzer Napoleon verführt und um ein jedes Kind weint eine Mutter, die es unter'm Herzen getragen. (ſich unterbrechend) Kommet Kinder zum Morgenimbiß.

Florian. Dort kommt der Vetter in Gedanken. Sie haben ihn zum Obercommandanten ausgerufen, er hat aber befohlen daß ſich Alles noch ruhig verhalte, bis er mit ſich ganz einig. Kommt, ſtört ihn nicht. (Alle ab.)

Dritter Auftritt.

Hofer.

Hofer (im Selbſtgeſpräche). Warum iſt mir oft, als ob, wenn ich den Fuß hebe, ich von hoher Felſenkuppe hinausſchritte in die leere Luft? . . . Vergebens lauſcht das Ohr hinaus, es kommt keine Stimme von oben . . . Und kommt keine Stimme von oben und keine Engelsgeſtalt, ſchließ' Aug' und Ohr, halte ſtill und faß dein Herz . . . Es gibt Zeiten ſo voll Lug und Trug, ſo voll Wirrniß und Verzerrung, die Menſchen haben ſich mit kluger Hin- und Widerrede ſo heiß bedrängt, daß man nicht mehr weiß, was iſt rechts und was iſt links, und tauſend Geleiſe laufen in einander und kein ſicherer Weg iſt da . . . Alles ſchaut auf mich . . . Wohl, ich habe meinem guten Vorſatze genug gethan; kehr' um, laß ab, die Wege verwirren ſich, wer weiß, ob du das Rechte wählſt. . . Nein, nein! Was in heiliger Stunde mir das Herz ſtärkte und das Auge erleuchtete, ich halt' es feſt, mir ſelbſt getreu, jetzt, da das Herz ſo verzagt und das Auge ſo verdunkelt iſt. . . Du biſt gefangen mein Kaiſer, ſie haben dich gezwungen falſch zu ſchwören, ich muß dich retten und erlöſen. (mit ſteigender Aufregung) Der heilige Geiſt ſelbſt ſteigt hernieder und löſt die Eidſchwüre. Gott der Herr hat meine Seele in ſich genommen, eine Weile gewärmt und wieder in mich gehaucht. . .

Vierter Auftritt.

Raffel mit einer Kraxe und einer Sichel.

Raffel. Gelobt ſei Jeſus Chriſt.

Hofer. In alle Ewigkeit Amen. Du biſt's? was ſuchſt Du da?

Raffel. Ich hab' wollen Gras holen, es iſt mir aber lieb, daß ich Dich find'.

Hofer. Mir nicht. Deine Wege ſind krumm wie die Sichel in Deiner Hand.

Raffel. Wenn das ein Andrer ſagt, hat er die Sichel im Geſicht; aber Dir nehm' ich nichts übel, Deine Bosheit iſt doch nur Gutheit.

Hofer. Du könnteſt Dir einen Schuh voll herausnehmen. Was willſt Du? Du biſt doch nie ein wahrer Freund vom Kaiſer geweſen.

Raffel. Und bin's auch noch nicht. Sie reden jetzt immer davon: ſeit vier hundert Jahren, ſeit der liederlichen Margarethe Maultaſche regiert der Habsburger über uns — und weiter hinten hat er alſo nicht über uns regiert. Mit demſelben Recht wie damals der Habsburger, fängt jetzt der Napoleon über uns zu regieren an. Ich mag aber den Napoleon auch nicht mehr, man ſagt, er holt ſich eine Vollblutſtute zum Weibe.

Hofer. Weiß nicht was Du willſt.

Raffel. Du biſt ein rechtſchaffener Mann, der frommſte, ſo weit man läutet.

Hofer. Hab's ſchon gehört.

Raffel. Schau, zuerſt hat der Öſtreicher den treuen Hund Tyrol verkauft und nachher wieder angelockt, und wie er zum alten Herrn verlaufen iſt, hat er ihm geſchmeichelt, und wenn der neue Herr kommt, gibt ihm der alte noch ſelber den Strick zum Anbinden und karbatſcht das treue Thier durch, um die Ehrlichkeit im Handel zu beweiſen.

Hofer. Ich will nichts von Deinen Gleichreden.

Raffel. Mach' Friede mit dem Baier und dem Franzos, ſie werden uns gut halten; wenn uns aber der Öſtreicher wieder kriegt, hui! ich hör' ſchon prophetiſch den glorreichen öſtreichiſchen Haſelſtock durch die Lüfte pfeifen.

Hofer. Faule Knechte ſind gute Propheten.

Raffel. Steh' nicht da wie ein Wegweiſer, wie ein ſchwarzgelber Pfahl im Boden, der immer den Arm ausſtreckt (die Haltung nachahmend): da geht's nach Wien! Sie verſpotten Dich zuletzt noch darüber.

Hofer. Laß ſie ſpotten. Ja, ich will ein Wegweiſer ſein, ich bin's.

Raffel. Sag' das nicht. Mach' Friede Anderl, und der Franzos macht Dich zum Obervogt von Allem, ſo weit Du ſchauen kannſt; ſchick' mich, ich will's fertig bringen.

Hofer (halb für ſich). Und Satanas führte Jeſum auf den Berg und ſprach zu ihm: Sieh' all' das Land, ſo weit Dein Auge reicht, es iſt Dein, wofern Du mir anhangſt. Und Jeſus ſprach: Hebe Dich weg von mir Satanas. (laut) Jetzt hab' ich Dich Raffel, Du biſt ein Abgeſandter des klugen Satans.

Raffel. Anderl, beſinn' Dich. Sie haben Dir eingeredet, Du habeſt eine göttliche Sendung, Du ſeiſt ein leiblich Geſchwiſterkind von unſrem Heiland, ſie gebrauchen Alles, um Dich zu beſtricken.

Hofer. Der Herr gibt mir Kraft, Dich zu erwürgen. (Raffel laſſend) Keinen Engel ſendet der Herr, aber einen Abgeſandten der Hölle, daß ich weiß, wo ich ſtehe. . . Hebe Dich weg, im Namen des dreiheiligen Gottes weiche von hinnen.

Raffel (im Abgehen). Mit Dir iſt nicht mehr zu reden. (ab.)

Hofer (allein). Herr Gott! Jetzt weiß ich's doppelt, daß ich das Rechtſchaffene thue. Mir iſt ſo wohl, mir iſt ſo viel wohl, ich bin auf dem rechten Wege. (nach dem Hauſe rufend) Florian! Florian! (hinter der Scene: Vetter!)

Florian (tritt auf). Was gibt's?

Hofer. Sei luſtig, wir ſind keine Deſerteure. Biſt Du wieder ganz heil?

Florian. Mir iſt wieſeleswohl, und ich bin ja nicht allein, mehr als 3000 Soldaten ſind mit mir ausgetreten.

Hofer. Du mußt gleich fort. Bring' dieſen Zettel dem Schenk und den da dem Haſpinger. Der Rothbart muß gleich auf den Brenner kommen, meinen Aufenthalt ſoll Niemand wiſſen, merk' Dir das. Du rennſt umher, leiſe, Du bieteſt Alles auf. In der Nacht auf Himmelfahrt Mariä muß Alles ſchlagfertig ſein.

Florian (den Zettel empfangend). B'hüt's Gott, Vetter!

Hofer (allein, ſein Schwert hochhebend). Ich trag' es für dich, du haſt mir's wiedergegeben. (ab.)

Zweite Scene.

Auf dem Schönberg vor der Kirche. Abenddämmerung, allmälig Nacht.

Erster Auftritt.

Senn kommt bewaffnet mit zwei Männern in ſchwarzer Tracht.

Senn. Seid mir nochmals willkommen, ihr Abgeſandten aus Vorarlberg und Veltlin. Jetzt muß Alles zu den Waffen greifen. Ihr ſeid zu guter Stunde da, das iſt die Nacht der Himmelfahrt Mariä. Seht, dort ziehen ſie von Telfs das grüne Thal herein und die Gletſcher ſchauen freudeſtrahlend zu. (man hört Muſik) Hört dort die uralte Schwegelpfeife, das ſind die Etſchthaler, wohlgenährt und leiden keinen Durſt, gleich trefflich im Kernſchuß wie im Bogenſchuß; die Paſſeyrer, die kraftvollſten Mannen in ganz Tyrol, ſind wieder am erſten auf dem Platze, ſie ſo wild im Kampf, aber auch immer menſchenfreundlich gegen Verwundete und Gefangene; die aus der Gegend von Meran und dem Burggrafenamt haben in ihrer Art faſt was Feierliches, groß und gewaltig, und die ſtolzen und wohlhabenden Algunder, ſonſt aufſätzig, jetzt aber die eifrigſten, und die von Mals und die aus dem reichen Grund von Schlanders, geführt von Peter Thalguter und Friſchmann ſchließen ſich ihnen immer an; dort die Wolfsjäger von Schluderns.

(Die Bühne füllt ſich nach und nach mit Gruppen in verſchiedenen Trachten. Man hört hinter der Bühne ſingen:)

„Tyroler und Baiern ha'n alleweil ein' Strit,
D'Madel woll'n bairiſch ſein, d'Buben aber nit.“*)

Das ſind die ſpitzhütigen Unterinnthaler, die luſtigſten Jedler, ſo weit das Echo ſchallt, das ſind die muthigſten und hartnäckigſten, die bitterſten Feinde der Baiern, Sieberer und Winterſteller führen ſie; dort die leicht beweglichen weltläufigen Zillerthaler, ſie haben in die Mündung ihrer Gewehre Blumen geſteckt; die mannhaften Achenthaler, geführt von Aſchbacher, thun's ihnen nach; dort ſtellen ſich die Oberinnthaler auf unter ihrem Führer Deutſchmann, es ſind ernſte Geſellen und leicht mißtrauiſch; und ſeht dorthin die gedrungenen Geſtalten der Oetzthaler, ſie leiden viel durch Bergſtürze, ſind aber immer friſch, knapp im Wort und raſch in der That, der Salzaufleger Firler führt ſie; dort die freudigen Kerle, die Weitenthaler, von dem raſchen Peter Mayer in der Maar unter Brixen angeführt; dort die dicken Vintſchgauer, liſtige Burſchen, die gern was heimbringen aus der Schlacht.

(Man hört hinter der Scene ſingen:)

Biſt mir ein braver Bua,
Haſt Du ſchon Buſſerl g'nua?
Bleib' noch a wen'g da.
Deanderl, das kann nit ſein,
I ſcham mi ins Herz hinein,
Wann i fehlen that
Beim Raufen! Beim Raufen.

Iſt Dir Dein Leben leid?
Reut Dich Dein ſchöner Leib?
Du biſt jetzt mein.
Juchhe, ich leb' ſchon gern!
Hab' ja die ſchönſte Dearn,
Muß doch dabei ſein.
Beim Raufen! Beim Raufen.

Das ſind die raufluſtigen kernigen Puſterthaler, von Martin Schenk geführt, denen iſt's am liebſten, wenn es heißt: zuſchlagen und Bruſt an Bruſt den Feind erdroſſeln. Ich möchte der Sonne zurufen: ſtehe ſtill und ſchau, welch ein herrlich Volk ſich erhebt um ſeine Freiheit!

Unterdeſſen hat ſich die Bühne mit vielen Bewaffneten angefüllt. Winterſteller, Martin Schenk und andre Führer ſtehen im Vordergrunde bei Senn.

Zweiter Auftritt.

(Man hört hinter der Scene rufen: „Hoch der Obercommandant!“ **Hofer** kommt mit **Kolb** und **Donay**.)

Hofer. Willkommen liebe Waffenbrüder. Ich bin ſo müde. (da er Senn bewaffnet ſieht, ihm die Hand reichend) Ja, jetzt kannſt Du die Waffen tragen, jetzt muß Alles 'reingeworfen werden. Ich bin noch ſelber von Hütte zu Hütte und habe die Mannen aufgeboten. Gebt einen Trunk! (man bringt ihm Wein; er trinkt. Man hört in der Ferne ein raſches Heckenfeuer). Wenn nur die aufſätzigen Burſchen das Geplänkel und die kleinen Gefechte ließen.

Kolb. Das iſt eher gut, das Volk muß das Blut ſeiner Brüder ſtrömen ſehen, damit das Blut der Lebenden in Zorn kocht; ich wünſche mir ſtets ein paar friſch Getödtete mit klaffenden Wunden, um das Volk aufzureizen.

Hofer. Das Volk? Wer iſt das Volk? Spiel' Du Verſucherles mit Deinem Blut.

Donay. Anderl, Du biſt ein heiliger Menſch.

Kolb. Pack' ein, edle Bannbulle.

Dritter Auftritt.

Waldl.

Waldl (mit vielen Orden geſchmückt). Hellauf!

Alle. Was gibt's?

Waldl. Wir haben ſieben ſechsſpännige Schüſſeln voll bairiſcher Dampfnudeln gerapſt und Pulvergemüſ' dazu, jetzt ſchießen wir die Baiern mit ihren eigenen Kugeln todt.

Schenk (auf die Orden deutend). Woher haſt die vielen Klunker?

Waldl (ſtolz). Möchteſt auch haben? Ich bin halt in Wald gangen und hab' mir ein paar Franzoſerl geſchoſſen, geh 'naus und ſchieß' Dir auch ein paar.

Hofer (nimmt Schenk beiſeite). Horch Martin, ich hab's gelobt, und Du mußt mir den Willen thun.

Schenk. Was denn?

Hofer. Dein' Burgei iſt mir da begegnet. Schau, in jeder Ehe, auch in der beſten, gibt's einmal ein Gewitter, nur Erdbeben darf's nicht ſein.

Schenk. Laß das jetzt, es iſt kein' Zeit dazu, wir wollen warten bis nach der Schlacht.

Hofer. Nein, Gott ſchenkt uns die Freiheit, wenn wir Friede in uns machen. Wenn zwei Eheleute mit einander Streit haben, ſoll immer das anfangen nachgeben und verzeihen, was glaubt und gewiß weiß, daß es Recht hat. Geh Martin, ich laß nicht ab. Ich ſtoß' Dich aus, Du darfſt nicht mitkämpfen. Nein, nicht ſo. Sei gut, wir wollen's Alle

Vierter Auftritt.

Haſpinger und Speckbacher.

Haſpinger. Wo iſt der Hofer?

Kolb. Hier iſt der Obercommandant.

Haſpinger. Laß gleich aufbrechen, noch heute Nacht ſchlagen wir.

Hofer. Nein, wir kämpfen nicht bei Nacht und Nebel, wir müſſen ſcharf zielen.

Haſpinger. Du willſt nur Deinen Schlaf nicht übergehen.

Speckbacher. Der Sandwirth hat Recht.

Hofer (ſtreng). Wie ich ſage, ſo bleibt's, aus und Amen. Wie ſtark biſt Du Rothbart?

Haſpinger. Sechstauſend freudige Kerle.

Hofer. Und Du Joſeph?

Speckbacher. Ich habe mehr, das weiß ich, genau gezählt habe ich ſie nicht. Aber wir müſſen morgen am Tag ſchlagen, ſonſt läuft Alles wieder aus einander.

Hofer. Sag' mir Joſeph: wer iſt Obercommandant?

Speckbacher. Du Excellenz, Ihro Gnaden der Herr Sandwirth.

Hofer. Keinen Spaß jetzt, und da Ich Obercommandant bin, ſo geht die Schlacht vor ſich, wie Ich befohlen.

Haſpinger. So höre doch.

Hofer (zu Speckbacher). Du ſtellſt Dich mit den Deinen Hall zu auf den rechten Flügel, und Du (zu Haspinger) rückſt mit den Deinen über Rauters und Muttens vor, gegen den Berg Iſel und die Gallwieſe, und ich halt' mich auf meinem Siegesberge in der Mitte; ſo iſt's ausgemacht und ſo bleibt's. Gut' Nacht, haltet gute Wacht. (ab).

Haspinger. Das iſt ja wie verabredet.

Speckbacher. Da ſteckt der Kolb dahinter, der hat ihm eingeredet, er müſſe immer den Obercommandant zeigen. Jetzt nur kein Unfriede, dort iſt der Feind.

(Er legt ſich auf einen Stein im Vordergrunde. An der andern Seite des Vordergrundes lagern ſich Waldl, Schenk, Winterſteller und Andere. Sie haben große Humpen und Becher.)

Schenk (zu Waldl). Schau, da liegt der Winterſteller und redet ſchon ſeit faſt drei Tagen kein Wort. (Winterſteller rüttelnd und ihm einen Becher reichend) Wach' auf Bruder und trink' einmal. Wenn Dir die Baiern auch Dein ganzes Anweſen niedergebrannt haben, iſt Friede, ſo bauen wir Dir's wieder auf.

Waldl. Wenn mein Meiſter Kaiſer wird, muß er mir das Wirthshaus ſchenken, da ſind alle meine Wünſche erfüllt, dann brauch' ich Tag und Nacht nicht zum Wirthshaus heraus als nur manchmal, um eine Gemſe zur Wittfrau zu machen.

Winterſteller (den Becher abwehrend). Laß, Du weißt nur das Halbe und das nicht einmal, es ſoll keinen ganz glücklichen Menſchen geben.

Schenk. Was haſt denn?

Winterſteller. Schau, wenn ich im Feld allein war

Ich leb' jetzt dreifach und bin die ganze Welt. Jede Minute Schlaf, die mein Kind geſchlafen, hat mir Ruhe geben, jeder Biſſen, den es geſſen hat, hat mir wohlgeſchmeckt und ich hab' den friſchen Duft der Waldkräuter doppelt gern gehabt, weil mein Kind ihn athmet . . . Mein Weib iſt erſchlagen, meinem Kind haben die Mordjoteufel Pulver in den Mund geſteckt und das Pulver mit Schwamm angezündet. So iſt mir berichtet.

Waldl. Mir verbrennt's den Mund, wenn ich daran denke.

Schenk. Drum ſchlagen wir morgen die blauen Malefizkerle alle todt.

Winterſteller. Macht ihr Tod mein Weib und mein Kind lebendig? . . . Du Kaiſer in Wien! Denk' Tag und Nacht, wie Du mein Tyrol erfreuſt, mein Weib und Kind iſt für Dich geſtorben.

Schenk. Sei geduldig, die Zeit wird Dich tröſten. Ich hab' mir auch noch meinen eigenen Mann zu ſuchen. Der Offizier, den ich gefangen genommen, iſt gegen öſtreichiſche Soldaten ausgewechſelt worden. Zum zweitenmal kommt mir das Offizierchen nicht lebendig aus den Augen. Jetzt ſing' Eins Waldl.

Alle. Ja, ſing' Eins, ein neues Lied.

Waldl. Laßt mich nur zuerſt austrinken. Ich kann morgen ſterben und könnte in der Ewigkeit keine Ruhe finden ich einen unerlöſten Reſt zurückließe; komm, ich erlöſ' dich, geh ein ins Himmelreich. (trinkt mächtig)

Schenk. Sperr' Dich nicht lange und ſing'.

Alle. Ja, ſing'.

Waldl. Es iſt aber nichts Luſtiges. (ſingt:)

Ein Kindlein kaum aus Mutterleib
Thut hell die Augen auf,
Da kommt der ſtille Tod herbei
Und holt's in Himmel 'nauf.
Ade, du ſchnöde Welt.

Das Mägdlein mit der Puppe ſpielt,
Mit ſeiner Peitſch' der Bub,
Da kommt der Tod geſchlichen ſtill
Und ſpielt ſie in die Grub'.
Ade, du ſchnöde Welt.

Nun lernt ihr Kinder A B C
Und Tafelſchreiben ſchön,
Da ruft der Tod: wir ſind am B,
Wo meine Täflein ſtehn.
Ade, du ſchnöde Welt.

Die Geige ſingt, das Waldhorn ſchallt,
Die Lieb' tanzt roth und heiß,
Da kommt der Tod und macht ſie kalt
Und macht ſie marmelweiß.

Er ſchreit juhe! da ſtürzt der Schnee,
Der Tod hat ihn erjagt.
Ade, du ſchnöde Welt.

Und hat der Menſch ſein' ſiebzig Jahr
In Müh und Noth gelebt,
Da liegt er ſtill und wartet gar,
Bis man ins Grab ihn legt.
Ade, du ſchnöde Welt.

Der Euch das Lied geſungen hat,
Der ſucht den Tod im Feld;
Er wartet nicht, bis er ihm naht,
Er hat ſich ihm geſtellt.
Ade, du ſchnöde Welt.

Fünfter Auftritt.

Vorige.

Donay (durch die Reihen der Lagernden Zettel austheilend). Hier, ihr Kämpfer für die heilige Religion, hier die Ablaßzettel und Vergebung Eurer Sünden. Schont der Schergen des Gottloſen nicht.

(Ab mit Schenk, Winterſteller, Walsl und vielen Andern, nur Senn und Haſpinger bleiben am andern Lagerfeuer im Vordergrunde.)

Senn. Es iſt nicht gut, daß Ihr ſo viel religiöſen Weihrauch in das Brandopfer des Volkes miſcht.

Haſpinger. Jeder Volkskrieg iſt ein

tesleugnung, denn der Menſch ſoll wiſſen, daß er ein ſchrankenvolles gefangenes Weſen iſt, bis der Herr den Kerker ſeines Leibes löſt.

Senn. Das iſt es aber nicht, was Du Denen dort ſagſt.

Haſpinger. Das gilt auch nur für Euch, dieſe dort müſſen feſte Greifbarkeiten haben. Hörſt Du die Lerche, die den erſten Strahl des Lichtes grüßt? Die Lerche ſchwebt frei ſingend in der Luft, die Waldvögel aber ſingen nur, wenn ſie faßbare Zweige unter den Füßen haben, und ihr Flug iſt nur ein Zeichen von einem Ruhepunkt zu einem andern... Auf! der Tag der Schlacht bricht an.

(Alles erhebt ſich und zieht den letzten Vers aus dem Liede wiederholend ab. Die Bühne iſt eine kurze Pauſe ganz leer, dann hört man Schießen und Signale.)

Sechster Auftritt.

Waldl, den verwundeten **Schenk** führend.

Waldl. So, da leg' Dich hin, biſt genug verbunden. Gib her Dein Pulver und Blei. Leb' wohl, es wird ſchon Jemand kommen. (ab.)

Schenk (allein). Ich hab' ihn in meinen Armen gehalten und ihm in den Hals gebiſſen. Das Blut meines Feindes iſt in mir und tödtet mich, o es brennt, es brennt.

Pauſe. In der Ferne Schießen und Rollen.

Siebenter Auftritt.

Frau Schenk mit einem hübſchen Gewehre.

Urſel. Martin, bei allen Heiligen mein Martin

Du's? Ich hab' das Offizierchen erwürgt, erdroſſelt. Schau aus, ſag', haben wir geſiegt?

Burgei. Halt' Dich ruhig. (ihn verbindend)

Schenk. Geh, ſchau, iſt der Sieg unſer? Geh, Du mußt.

Burgei (ſich auf eine Erhöhung ſtellend). Dort ſteht der alte Faller von Rodeneck hinter einem Felſen, er ſchießt immerfort, jetzt kommt ein ſächſiſcher Grenadier hinter ihm her, der Faller umklammert ihn. (Man hört Jauchzen.)

Schenk. Was iſt?

Burgei. Der Faller hat ſich mit dem Grenadier köpflings hinabgeſtürzt ins Thal. Weh, und dort bringen ſie den Thalguter todt, und dort den Winterſteller todt, die Feinde ſtürmen den Berg.

Senn (mit einem Trupp im Hintergrunde über den Bergweg ziehend). Die falſchen Franzoſen ſtellen immer die Baiern und Sachſen ins Vordertreffen. Kommt Kameraden, es ſind unſre deutſchen Brüder, wir wollen ſie umgehen und gefangen nehmen.

Schenk (hinaufrufend). Nein, nicht fangen! Schlagt ſie Alle todt; weil ſie Knechte ſind, haben ſie uns noch mehr mißhandelt.

Die im Hintergrunde ziehen ab.

Da iſt eine Kugel Burgei, ſie iſt mir durch den Fuß gedrungen, ich will ſie laden, gib her den Stutzen.

Burgei. Nein, mir her! (Sie ladet raſch) Komm! (Sie gehen mit einander ab) Ich ſehe dort Einen, den ich ſelbſt ſchieße.

Achter Auftritt.

Hofer (kommt raſch mit Vielen). Sie wagen's, meinen Siegesberg ſtürmen zu wollen. Nun denn, unter ſie hinein! ſchießt und dreſcht und mähet ſie! (ab.)

Dritte Scene.

In der Burg zu Innsbruck. Großer Saal. Rathsherren ſind verſammelt. Weiß gekleidete Mädchen halten Blumenkränze. Man hört Glocken läuten. Ganz vorn ſteht ein großer erhöhter Seſſel.

Erſter Auftritt.

Kolb und Donay im Zwiegeſpräch nach dem Vordergrunde.

Kolb. Sie nahen. Jetzt zum erſtenmal iſt das Volk allein Sieger und wir ziehen allein mächtig in Innsbruck ein. Laß uns nur treu zuſammenhalten in unſrem geheimen Einverſtändniß.

Donay. Mein lieber Sohn, wir ſind nicht in geheimem Einverſtändniß. Der Herr hat nur unſern Blick erweitert, damit wir dieſen beſchränkten Bauern in ihrer Einfalt die Vorſehung kundgeben.

Kolb. Haha! Ich glaube, daß Du mit dem Teufel ſelbſt einen Bund eingehen und in lauter ſalbungsvollen Worten mit ihm ſprechen könnteſt.

Donay. Lege Deine trommelnden Reden ab, lieber Sohn, wir beide wollen nur die guten ſtillen Engel Hofers ſein.

würſe die Gnadenkette hin und ſpräche: Ich bin Herzog von Tyrol, mon cher cousin François d'Autriche. Wenn nicht die alten eiſengepanzerten Männer ſich Königstitel geſtohlen hätten, von dieſen Epigonen, von dieſen Reſtquackchen der Menſchheit hätte keiner mehr den Muth dazu.

Donay. Ruhig mein Sohn.

Bewegung unter den Verſammelten:

Hoch! der Obercommandant Hofer!

Zweiter Auftritt.

Hofer, Eiſenſtecken, Senn und Speckbacher.

Hofer. Gebt Gott allein die Ehre, ſein iſt der Sieg. (Die Mädchen mit Kränzen nahen ſich und bringen ihm in einem goldnen Becher den Trunk.) Auf das Wohl unſres Kaiſers Franz!

Alle. Hoch!

Hofer (fortfahrend). Ihr Weiberleut' aus der Stadt, Ihr gebt Aergerniß vor Gott und den Menſchen, Ihr geht ſo entblößt; das leide ich nicht, morgen am Tage verbiet' ich's.

Kolb (beiſeite zu Donay). Siehſt Du? Seine Verordnungen werden nichts ſein als geimpfter Katechismus, der ausſchlägt.

Eiſenſtecken (vortretend). Heil, Glück und Segen über Dich, mächtiger Hofer!

Hofer. Aus meinen Augen, Eiſenſtecken. Ich will nichts von Dir. Da es ſchlecht ging, machteſt Du Dich davon, wie die Ratte aus einem baufälligen Hauſe, jetzt biſt Du wieder da, weil Hochzeit iſt.

Eiſenſtecken. Der Kaiſer ſchickt mich und läßt Dir

Hofer (unterbrechend). Ich will das von einem Andern hören. Laß Du mich jetzt.

(Senn und Speckbacher kommen und führen Hofer nach dem großen Stuhle. Hofer widerſtrebend.)

Laßt mich lieber hier ſtehen.

(Sie nöthigen ihn zum Sitzen.)

Donay (der einem Mädchen ein Kiſſen, worauf die Kette ruht, abgenommen, tritt an der Seite des Biſchofs zu Hofer heran und ſpricht:) Durch ſeine Sendboten überreicht Dir unſer Kaiſer Franz dieſe Gnadenkette mit der Verdienſtmedaille, und unſer Erzbiſchof von Wiltau hier hat ſie geweiht mit dem heiligen Weihwaſſer.

Hofer (ſich erhebend). Nein, nicht ſo. Erlaubt, hochwürdige Herren, knien will ich vor meinem Gott und im Staube ſeine Gnade empfahen, die er mir durch meinen Kaiſer ſendet. (Er kniet nieder. Leiſe Muſik im Hintergrunde.)

Donay. Und ſo ſchmücke ich Dich, Andreas Hofer, mit der geweihten Gnadenkette, und alles Volk ſoll inne werden und gedenken, daß auf Deinem Haupte ruht die Huld des Königs der Könige und die Huld Deines Dir von Gott gegebenen Kaiſers. Hoch lebe der Obercommandant Hofer!

Speckbacher. Hoch lebe Andreas Hofer, der Graf von Tyrol!

Alle. Hoch der Graf von Tyrol!

Hofer (ſich aufrichtend). So lange es Gott geliebt, Graf von Tyrol für den Kaiſer Franz.

(nach einer Pauſe.)

Jetzt bitt' ich Euch ihr Herren, laßt mich allein; Du Speckbacher bleibſt noch bei mir. (Alle ab. Zu Speckbacher:)

ich daheim und blutsverwandt mit dem Boden, aus dem er ſtammt.

Speckbacher (der einem Diener den Auftrag gegeben). Haſt Du die Beamten geſehen? Es könnt' nichts ſchaden, wenn man die Kerle alle hinausjagen thät'. Sie ſind heute öſtreichiſch und, wenn's kommt, morgen bairiſch und übermorgen franzöſiſch. Sie haben ihre Seele mit der vollen Einrichtung zu vermiethen, wenn nur alle Vierteljahr die Beſoldung, der Miethzins eingeht. Ich könnte alle die Angeſtellten aufgehängt ſehen, wenn mir's nicht um ihre Weiber und Kinder wär'.

Hofer. Hab' Dir's ſchon oft geſagt: ein braver Tyroler biſt, das muß wahr ſein, aber wenn Du ein bisl ein beſſerer Chriſt wärſt, ſchaden könnt Dir's nicht.

Speckbacher. Und ich meine, ich hätte eine ſo dicke Frömmigkeit, man könnte ſechs Baiern und ſieben drei Viertel Franzoſen damit ſpickfett machen.

Hofer. Nicht Spaß machen jetzt, fromm ſein. Wenn ich ſo zurückdenke, wer ich eigentlich bin . . .

Speckbacher. Nicht ſo viel zurückdenken, ſonſt kriegt Deine Seele einen krummen Hals. Kopf in die Höh'! Du heißt jetzt Tyrol und Tyrol muß den Kopf hoch halten.

Hofer. Und ich meine, ich könnt' nicht aufrecht gehen, das Himmelsgewölbe liegt auf mir. Iſt das noch die Erde, von der ich ein Stück mit ſchwerer Hand umgepflügt habe? Horch, wie ich da gekniet bin, da war mir's, ich ſteh' vor Gottes Thron und um mich herum die heilige Mutter und alle Engel, und all' der Glanz hat mir die Augen zudrückt ich nehm's geduldig an, es kann noch Schweres kommen, ich weiß nicht was, aber es zupft mich Etwas und piſpert mir zu . . .

Speckbacher. Es geht ja Alles gut. Warum ſo ſchwere Gedanken?

Hofer. Horch, was ich ſag'. Ich hab' mich verlobt zum heiligen Blut und geſchworen, jede Minute, die ich noch lebe, will ich getreu ſein und . . . Dir darf's ich ſagen, ich möcht' Dir weinen wie ein Kind und es ſtößt mir das Herz ab, ich hab' auch ſo grauſam Heimweh nach meinem Weib. Was ſind mir all' die Menſchen, die mich jetzt auf Händen tragen möchten? So lang es einem wohl geht, heißt man geſcheit und brav; wenn's aber ſchlecht gangen wär', oder morgen ſchlecht ging', ſo wollt' das mir ein Jedes ſchon vor Lichtmeß angeſehen haben. Mein Weib iſt mein, die hat mich doch allein lieb, und verzeih' mir's Gott, aber ich möcht' doch, daß ſie auch ſehe, wie hoch ihr Anderl iſt; ihre Freud' wär' erſt recht meine Freud', und da thät' ſie mich am Bart zupfen und mich um den Hals nehmen, und das wär' mir doch lieber als alle Gnadenketten. (Man hört Lärm draußen.)

Was iſt das für ein Lärm?

Speckbacher (am Fenſter). Sie bringen einen kaiſerlichen Adler mit einem rothen Bande um den Hals die Straße herauf. Hör', wie ſie beſtändig Vivat ſchreien, ſie heften ihn an das Poſtbüreau, und eines nach dem andern ſteigt herauf und küßt den Adler, und jetzt wird ein Mann heruntergeriſſen, weil er zu lang oben bleibt, und jetzt ſchießen ſie nach dem bairiſchen Löwen drüben an der Burg — das iſt ein Hallo, des Kaiſers Franz und des Erzherzogs Johann aufgeſtellt und brennende Lichter hüben und drüben, und da knien ſie betend davor. (in die Scene tretend) Ich will Dir's nur offen ſagen Anderl, es iſt mir doch mitunter durch den Kopf gefahren, es wär' vielleicht doch möglich, und es wär' geſcheiter, wenn wir uns ein für allemal der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft anſchlöſſen; aber ich ſehe es neu, unſer Tyrol iſt kaiſertreu und muß es bleiben.

Hofer. Ich hätt's nicht dacht, daß Du ſo einen Gedanken haſt, aber es iſt gut, daß er jetzt todt iſt. (Wiederum Lärm draußen. Man hört den Namen Hofers rufen.) Was wollen ſie denn noch?

Speckbacher (am Fenſter). Du ſollſt zu ihnen reden, wollen ſie.

Hofer. Was kann ich ihnen ſagen? Sie ſollen brav ſein, das iſt Alles.

(Erneuter Lärm und Ruf.)

Speckbacher (noch am Fenſter). Du mußt Dich zeigen und ſprechen.

Hofer. Nun denn, wenn's ſein muß. (ans Fenſter tretend) Grüß Euch Gott, meine lieben Innsbrucker! Weil's mich zum Obercommandanten gewollt habt, da bin ich halt da; es ſind aber viele Andere da, die keine Innsbrucker ſind. Alle die unter meinen Waffenbrüdern ſein wollen, die müſſen für Gott, für den Kaiſer und das Vaterland als tapfere redliche Tyroler ſtreiten, die aber das nicht wollen, die ſollen heimziehen, ich rath's Euch, und die mit mir ziehen, die ſollen mich nicht verlaſſen, ich werde ſie auch nicht verlaſſen, ſo wahr ich Andree Hofer heiße. Jetzt hab' ich's Euch geſagt, jetzt habt

Dritter Auftritt.

(Während dieſer Rede iſt Frau Hofer mit Maidele eingetreten; als er ſich umwendet, ruft)

Hofer. Was? Du Traude?

Frau Hofer. Ja, der Waldl hat mich geholt.

Hofer. Freu' Dich Traude, ich hab's 'nausgeführt.

Frau Hofer. Ich freu' mich nicht Deiner Herrlichkeit, ich freu' mich Deiner Bravheit und daß ich Dich ſo lieb hab'. Es thut mir nur leid, daß es für meine neue Liebe zu Dir keine Hochzeit gibt; ich möcht' Dich erſt jetzt noch einmal heirathen können.

Hofer (ſie umarmend). Komm her, alter Schatz, und da biſt Du ja auch mein Maidele. (Nochmals zum Fenſter eilend und hinausrufend) Du Welt, du Sonne, ihr Berge und ihr Menſchen alle, hellauf! Ich hab' mein Weib wieder.

Frau Hofer. Ja, ja, es iſt Alles bei Dir, aber ich möcht' daheim in unſerer Stube Deinen Hut am Nagel hangen ſehen. Anderl, ich hab' Dir immer in Demuth gehorſamt und Dir nie was drein geredet, nicht wahr?

Hofer. Ja, wozu brauchſt das jetzt?

Frau Hofer. Jetzt mußt Du mir gehorchen. Ich weiß, Dir iſt auch nichts lieber als daheim ſein, aber ich weiß nicht, wenn Du länger da bleibſt, wie Du wieder daheim ſein kannſt am Sand bei Paſſeyr, das Vieh und das Feld verſorgen, wie wir die vielen Jahre ſo glücklich waren; jetzt gibt's noch einen Weg dazu.

Hofer. Was meinſt?

Frau Hofer. Gedenkſt noch, wie wir als Brautleute in Sankt Leonhard beim Tanz waren und da haſt Du geſagt:

Komm, wir gehen fort, ſo lang die Muſik noch friſch aufſpielt und Alles luſtig iſt.

Hofer. Ja, und da ſind wir zu Deiner Mutter in die ſtille Stube und haben uns in unſrem Sonntagsgewand hinter den Tiſch geſetzt und von fern her haben wir nur als einen verlornen Ton von der Muſik gehört und da waren wir ſo glücklich und da hat mich Deine Mutter gelobt und hat geſagt: Man kann den Sack beſſer zubinden, wenn er nicht ganz voll iſt.

Frau Hofer. Mach's jetzt wieder ſo, und meine Mutter in der Ewigkeit wird Dich wieder loben. Geh vom Tanz, ſo lang ſie noch friſch aufſpielen.

Hofer. Du meinſt?

Frau Hofer. Du ſollſt mit mir heim. Jetzt mitten aus aller Herrlichkeit, jetzt wird Dir's wohl ſein; Du haſt mehr als Deine Schuldigkeit than. Laß ſie jetzt einen Andern zum Grafen von Tyrol ausrufen.

Hofer. Wenn ich's ehrlich ſagen ſoll, iſt das im Herzensgrund auch mein Verlangen, aber ich kann nicht und ich darf nicht, ich hab's meinen Waffenbrüdern verſprochen. Und Gott hat mich daher geſtellt, ich muß auf meinem Poſten bleiben, bis mein Kaiſer mit Ablöſung kommt. Es hat ſchon drei Viertel geſchlagen, er muß bald da ſein.

Frau Hofer. Frag' Dein ehrlich Gewiſſen: iſt's nicht Hochmuth?

Hofer. Nein, Traude.

Frau Hofer. Ich glaub' an Dich.

Hofer. So iſt's recht. Jetzt bin ich erſt rechtſchaffen glückſelig.

Vierter Auftritt.

Senn. Die Herren vom oberſten Gericht wollen Rath mit Dir halten.

Hofer. Mir wird ſchon ſtaubig zu Muth, wenn ich an das Regieren denk'. So geht Ihr jetzt fort. Sie ſollen kommen.

(Senn Hofer und Moidele ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Rathsherren, mit ihnen Kolb, Donay und Waſtlmayer.

Hofer. Gelobt ſei Jeſus Chriſt! Willkommen ihr Herren! Ich laſſe durch den Senn die Verordnungen aufſetzen, daß die Weiber ſich züchtiger kleiden, daß alles dem Feinde geraubte, wiederverkaufte oder zurückgelaſſene Gut abgeliefert werden muß, die Landesvertheidigung und die Steuereintreibung ſoll beſſer eingerichtet werden. Jetzt red' Du Senn, Du haſt doch geſagt, daß Du einen Vorſchlag machen willſt.

Senn. In einem Wort: wir haben uns frei gemacht, wir allein, und darum wollen wir jetzt auch unſre Freiheit feſtſtellen. Wir berufen einen Landtag und geben eine Verfaſſung.

Hofer. Das iſt's, was Du gemeint haſt? Nein, jetzt nichts von Verfaſſung. Das wär' grade, wie wenn man Einem, der in der Klemme ſteckt, Wucherzins abverlangt, weil man ihm aushilft. Wenn Alles in Ordnung iſt, unſer Kaiſer wieder in ſeiner Macht und Herrlichkeit, dann muß er uns unſer Recht geben und er wird es gewiß.

Waſtlmayer. Der Krippelewirth da neben macht's geſcheiter als Du Anderl; der bringt mit der einen Hand den Schoppen und die andere ſagt: (macht die Bewegung) Geld her. Jetzt ſchmeckt dem Kaiſer der Tyrolerwein, den wir ihm einſchenken, ſo muß er ihn auch gleich bezahlen. Am nüchternen Morgen bezahlt man nicht gern einen gelöſchten Durſt von geſtern Abend. Weißt Du das nicht auch?

Kolb (leiſe zu Waſſimacher). Laß doch das, wir ſtimmen mit dem Hofer. Er ſtimmt ſo, weil er ſein kaiſerlich Hundsband umhat und wir wollen jetzt noch nichts abſchließen. Der Krieg kann weiter führen, und ſind wir vom Franzos frei, ſo ſteckt in dem Wort Franzos auch der Franz. Nur jetzt noch nichts abmachen, wir binden uns ſelbſt, wir müſſen zur ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft. (laut) Ich bin ganz mit dem Obercommandanten einverſtanden: wir dürfen jetzt keine Verfaſſung geben. Man kann doch dem Kind keinen Namen geben, eh man weiß, ob es ein Bub oder ein Maidele iſt.

Donay. Wir ſind nicht Herr über die künftigen Ereigniſſe, das iſt Gott allein. Wir dürfen ſeiner Vorſehung nicht vorgreifen, die Zukunft wird oft anders als wir kurzſichtigen Menſchen gewollt haben.

Senn. Laß Dich nicht von dieſen geſalbten Reden verführen. Wer kann einen Meineidigen aus Dir machen, wenn Du es nicht willſt?

Hofer. Ja, wenn nichts gegen den Kaiſer in der Verfaſſung ſtünd', könnten wir ſie ſchon feſtſetzen.

Speckbacher. Herr Richter, ich wittere was, wie wenn die Herren jetzt ſagen wollten: Bauer ſitz' ab. Wir aber meinen, wer die Welt ernährt, der muß ſie auch regieren. Es muß jetzt vorbei ſein, daß der Staatswagen, in dem die Herren ſitzen, mit dem Mark der Bauern geſchmiert wird; wir ſind jetzt frei und wir wollen uns nicht wieder die alten Herren im Lande aufladen.

Senn. Das wollen wir auch, der Bauernſtand ſoll in großer Anzahl vertreten ſein.

Kolb. Deutſch geſagt, ihr Herren wollt nur jetzt Landſtände haben, damit der einfältige Bauer, der Hofer, der nichts verſteht, nicht allmächtig wird.

Hofer. Fängſt Du wieder ſo an wie damals mit dem Hormayr? Ich bin Niemand im Weg, ich hab' mich nicht da hergeſtellt wo ich ſteh', und da bleib' ich, bis mich unſer Herrgott anderswohin thut. Senn, Du biſt ein ehrenbraver Mann, ſag', bin ich im Wege oder iſt's nicht recht was ich mache?

Senn. Hör' mich geduldig an. Als die Römer von unſrem großen deutſchen Vorfahren Hermann beſiegt wurden, da ſprachen die Römer: er hat uns nur deßhalb beſiegt, weil er bei uns die Kriegskunſt gelernt; ſo auch iſt der alte Privilegienſtaat nur von Denen zu beſiegen, die die römiſchen Rechtskünſte gelernt. Du weißt, wie ich Dich und die Deinen ehre Hofer, aber ohne uns könnt Ihr den Staat nicht ändern. Ich ſchmeichle Euch nicht und werde nicht ein Judas an dem Gott der Wahrheit in meinem Herzen und verkaufe ihn nicht für die klingende Münze Eures Beifalls.

Donay. Drum warten wir jetzt auf ruhigere Zeiten mit den Verfaſſungsgeſchichten.

(Ein Bote kommt und übergibt Hofer zwei Briefe.)

Hofer (nachdem er ſie erbrochen). Zwei freudige Nachrichten:

hier der Zuruf unſres Kaiſers aus Komorn und hier die Nachricht, daß eine Kiſte mit Geld von England an uns ankommen, es ſoll alles getreulich verwendet werden.

Sechster Auftritt.

Haſpinger mit einer franzöſiſchen Fahne.

Hofer. Willkommen Rothbart! Was bringſt Du?

Haſpinger. Hier ein Siegeszeichen, das ich mir von Salzburg geholt; ich habe die Franzoſen wie der Sturm die Spreu vor mir hergejagt. Anderl, jetzt zeig's, wenn Du ein großer Mann biſt.

Hofer. Ich bin kein großer Mann, ich bin nur . . .

Haſpinger. Was da, Beten hat ſeine Zeit und Schlagen hat ſeine Zeit, jetzt zeig's, daß der Geiſt des Herrn in Dich gefahren iſt. Stelle Dich an die Spitze, und eine Flammenſäule zieht vor uns her. Es iſt Alles gut angelegt: Kärnthen, Salzburg und Steiermark, Alles von Pettau bis zum Sömmering iſt bereit und zittert vor Begierde, die Waffen mit uns zu ergreifen. Jeden Schritt, den unſre Schaaren vorwärts thun, wachſen ſie gleich Lawinen und die Feinde werden ermordet, ehe ſie erwachen und ſich die Augen reiben. Wir ziehen bis Wien und nehmen den Napoleon gefangen.

Hofer. Sprichſt Du im Ernſt?

Haſpinger. Sei nicht kleinmüthig. Bleibſt Du hier in Tyrol ſitzen, biſt Du verloren und wir Alle mit. Was wir auch thun, die da draußen machen unſer Schickſal. Wag' eine große That und Du retteſt die Welt. Wir brechen durch und raſten nicht, bis wir den Napoleon gefangen genommen.

Speckbacher. Nein, wir bleiben auf unſrem Boden und halten uns bloß in der Vertheidigung. Das Salzburgiſche Gebirge und die Spitze des Unterinnthals ſind nur unſre Beobachtungspoſten, dort laſſen wir uns auf nichts ein, wir ziehen uns an der Zillerbrücke und am Berge Iſel zuſammen. Dort können wir den Feind von allen Seiten anfallen.

Haſpinger. Du glaubſt ein Kriegsheld zu ſein und biſt nichts als ein träger, an der Scholle klebender Bauer.

Speckbacher. Und was biſt denn Du mit Deinem Pfaffenſtrick?

Hofer. Wer iſt Obercommandant? Ich befehle Dir Haſpinger, daß Du nicht vordringſt. Gott wird mir's verzeihen, wenn ich ſein Wort ändere: Wir bleiben im Land und wehren uns redlich. Mehr können, mehr dürfen wir nicht thun, und Du Speckbacher darfſt keinen Poſten aufgeben.

Speckbacher und Haſpinger zugleich. Du kannſt in Innsbruck ſitzen, aber uns nichts befehlen.

Hofer Ich kann Euch das Commando nehmen, bei Gott! und Ich . . .

Senn. Ihr lieben Freunde, man könnte es als ein Vorzeichen des nahenden Zerfalls anſehen, daß ſo häßlicher Streit unter den Führern der Erhebung entbrennt. Wir wollen's aber nicht ſo anſehen und ſo wird's auch das nicht bewirken, denn des Menſchen Schickſal ſind ſeine Anſichten. Laßt allen Streit.

Hofer. Du weißt Rothbart, wie gern ich Dir folge, aber ich kann's nicht, ich kann nicht den Krieg in ein ander Land tragen, die Gräuel, die kommen müſſen, nicht auf mich nehmen. Wollen ſie es ſelbſt . . .

Senn. Das iſt es. Wir erlaſſen einen Aufruf, zunächſt an Kärnthen, ſchicken ihnen von unſern Schützen als Führer und ermahnen ſie, ſich wie wir eher unter der Hausſchwelle begraben, als für den unerſättlichen Feind der deutſchen Nation ſich auf die Schlachtbank führen zu laſſen, wie das ſo viele deutſche Brüder thun mußten. Die Bergvölker mit ihrer natürlichen Schutzwehr müſſen dieſem Kriege ein Ende machen.

Hofer. Ja, ſchreib' das, Senn.

Senn (zu Speckbacher und Haſpinger). Und Ihr gebt Euch zufrieden und reicht Euch Alle die Hände?

Alle Drei. Es ſei. (Sie reichen ſich die Hände.)

Hofer. Ich warte ja ſtündlich auf neue Botſchaft des Kaiſers und habe ihm Sendboten geſchickt und ihm ſagen laſſen, daß wir unſer Land nur wie ein dem großen Dieb abgejagtes Gut aufbewahren für unſern Kaiſer. Er muß unſer gedenken und für uns ſorgen.

(Indem ſich Alle wenden, fällt ein Kanonenſchuß und man hört den Ruf: Hoch der Erzherzog! hinter der Scene.)

Hofer. Was iſt das?

Siebenter Auftritt.

Florian.

Florian. Wir haben den Kanonengruß der Kaiſerlichen durch das Puſterthal gehört. Der Erzherzog rückt an mit ſtarker Heeresmacht.

Haſpinger. Das iſt erlogen. Ich habe ſichere Boten von da, es iſt Alles nur blinder Lärm.

Hofer. Der Erzherzog muß kommen und er kommt gewiß, ſonſt werden ja alle unſre Siege zu Schanden. Kommt nur jetzt auf einen Johannistrunk. Ich ſchicke dem Erzherzog Boten entgegen.

Haſpinger. Deine Boten werden ihn erſt in Ungarn finden.

Hofer. Sag' das nicht, Du bohrſt mir ein Meſſer in die Bruſt. Kommt.

(Sie gehen Alle ab bis auf)

Donay (der nachdenkend vor ſich hin ſpricht). So? Alle Hoffnung ruht auf Denen da draußen? Die olympiſchen Götter beſchließen das unabweichbare Schickſal. Ha ha, die Olympier der Wiener Burg kommen nicht durch die Luft dahergeſchwebt. Ich ahne, was da kommt.

(Der Vorhang fällt.)

◆

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Keßthely in Ungarn im öſtreichiſchen Hauptquartier. Wachpoſten.

Erster Auftritt.

Buol von der einen, Hormayr von der andern Seite.

Hormayr. Was bringen Sie? Wir ſitzen hier in Ungarn wie gelähmt.

Buol. Der Friedensvertrag iſt von beiden kaiſerlichen Majeſtäten in Schönbrunn unterzeichnet worden.

Hormayr. Und die Bedingungen rückſichtlich Tyrols?

Buol. Tyrol iſt Sr. Majeſtät dem Kaiſer Napoleon auf Gnade und Ungnade übergeben.

Hormayr. Und keinerlei Amneſtie, keinerlei Verfaſſung iſt dabei gewahrt?

Buol. Von der erſten wollten Se. Majeſtät Kaiſer Napoleon nichts hören, und rückſichtlich der Verfaſſung behaupteten Hochdieſelben, daß ſie ſchon im Preßburger Vertrag gewahrt ſei.

Hormayr. O mein armes, armes Heimathland! Iſt das der Preis für deinen heiligen Opfertod?

Buol. Lieber Vetter, Sie ſchwärmen. Was machen Sie ſo viel Aufhebens von dieſen Bauern? Opfertod, das iſt wieder eins Eurer großmäuligen Schriftworte. Was für ein Opfer bringt denn ſolch ein Bauer mit ſeinem Tode? Es ſind ihm einige Sommer voll Schweiß und Arbeit und einige Winter voll Schnee und Langeweile abgenommen. Das halbe Leben dieſer Bauern geht darauf in der Fürſorge für ihr Vieh. Sie ſehen ſie am Felſen übe. Abgründen hängen und ihr Leben wagen für einen Armvoll Heu; was iſt's, wenn ſie einmal ihre Exiſtenz wagten, weil wir glaubten, es nütze uns? (ſich plötzlich unterbrechend) Se. Kaiſerliche Hoheit!

(Buol und Hormayr verneigen ſich.)

Zweiter Auftritt.

Erzherzog Johann mit einem Papiere in der Hand.

Johann (zu Buol). Es iſt mir ſehr peinlich, daß grade Ich den Tyrolern die Nachricht von dem abgeſchloſſenen Frieden geben ſoll. War das der ausdrückliche Auftrag Se. Majeſtät?

Buol. Ja, und Ew. Kaiſerliche Hoheit ſollen ſie ermahnen, ſich ruhig in ihr Schickſal zu ergeben.

Johann. Es iſt mir ſehr, ſehr zuwider, daß grade Ich das thun ſoll.

Hormayr (für ſich). Denkt der nur an ſich und ſeinen

Schmerz. Er ſieht des Nachbars Haus in Flammen und grollt, daß ihm dadurch die ſüße Ruhe geſtört wurde. (laut) Kaiſerliche Hoheit! Eine bittere Nachricht ſchickt man gern durch einen Freund, den der Unglückliche liebt; die Botſchaft wird dadurch minder hart, weil der ſchwer Betroffene ſieht, wie ſehr der Verkündende mitleidet.

Johann. Gewiß, gewiß, ich leide ſehr.

Hormayr. Und zu aller Verlaſſenheit noch der grauſame Umweg, daß die Nachricht über Ungarn nach Tyrol geht. Schon am 14. wurde der Friede abgeſchloſſen, heute iſt der 21. Bis die Nachricht Ew. Kaiſerlichen Hoheit nach Tyrol kommt, iſt mindeſtens der 30. Wie viel unſchuldiges unnützes Blut wird noch unterdeſſen vergoſſen. Das hätte Se. Majeſtät bedenken müſſen.

Johann (ſcharf, gemeſſen). Sie reden von Ihrem Kaiſer und zu ſeinem Bruder. Ich hätte Ihnen mehr ſtaatsmänniſchen Blick, ich will nicht ſagen Liebe zugetraut, um zu erwägen, daß die Handlungen eines Fürſten nicht mit Ihrem Stunden- und Alltagsmaße gemeſſen werden dürfen. Es ſollte mir leid thun, wenn engbrüſtige Wallungen Ihnen den raſchen Athem in Ihrer diplomatiſchen Carriere benehmen könnten.

Hormayr. Ich war weit entfernt . . .

Johann (einfallend). Gewiſſe rothwangige Schwärmereien ſind als Stimmung in ihrem Rechte, aber merken Sie ſich: nur wer das Feuer in ſeiner Hand hält, kann es entzünden, wo es frommt; wer aber ſelber lichterloh brennt, der iſt nicht Herr des Feuers.

Hormayr. Kaiſerliche Hoheit verzeihen gnädigſt, wenn der augenblickliche Affekt mich hinriß. Ich bin ein Tyroler, ich fühle mich meinem Heimathlande ſo eingewurzelt, daß ich mich faſt anklage, in Freiheit und im Glück der Gnade Ew. Kaiſerlichen Hoheit zu leben, während mein Heimathland ein aus tauſend Wunden blutender Sklave iſt. Se. Majeſtät hat gewiß zur Rettung des großen Ganzen ſo gehandelt, das iſt meine unerſchütterliche Zuverſicht, und es iſt Pflicht eines jeden Patrioten, Sr. Majeſtät nachzueifern und das große Ganze im Auge zu behalten.

Johann. Gewiß, das iſt der richtige Standpunkt. (ihm das Papier reichend) Leſen Sie mein Schreiben.

Hormayr (lieſt). „Die Nachricht des abgeſchloſſenen Friedens wird nun auch bis zu Euch gelangt ſein. Ich muß Euch ſolche auf Allerhöchſten Befehl beſtätigen. Alles würde der Kaiſer gethan haben, um die Wünſche des Landes Tyrol in Erfüllung zu bringen. Allein ſo nahe dem Kaiſer das Schickſal der biedern Bewohner dieſes Landes gehet, ſo iſt doch die Nothwendigkeit eingetreten, Frieden zu machen. Ich ſetze Euch hierüber auf Allerhöchſten Befehl mit dem Beiſatze in die Kenntniß, daß der Wunſch Sr. Majeſtät dahin geht, daß die Tyroler ſich ruhig verhalten und nicht zwecklos ſich aufopfern mögen.

Hauptquartier Keßthely, am 21. Oktober 1809.

Erzherzog Johann.“

Johann. Nun? Was ſagen Sie? Reden Sie frei.

Hormayr. Meine Bemerkung iſt nur eine Frage, kein Tadel.

Johann. Sprechen Sie frei und ohne Hinterhalt.

Hormayr. Sollten Ew. Kaiſerliche Hoheit nicht ein inniges Wort zu den biedern Bergbewohnern hinzufügen wollen? Das wird ſie tröſten wie eine Himmelsbotſchaft. Erlauben mir Ew. Kaiſerliche Hoheit an die volltönenden Proklamationen zu erinnern. Damals in dem Aufruf aus Wolkersdorf und noch in dem aus Komorn, da rauſchte der morgenfriſche Genius des Vaterlandes mit glühenden Wangen und fliegenden Locken einher und ich ſah, wie das Auge alles Volkes erglänzte von ſeinem Flammenworte . . . Ich weiß, das iſt vorbei, muß vorbei ſein . . . Ich wollte nicht tadeln, nur erinnern, nur fragen.

Johann. Sie haben Recht, ich dachte auch daran, aber ich kann nicht. Ich weiß nicht, wie die Sachlage in Wien iſt, ich halte mich an den einfachen Thatbeſtand . . . Ich liebe das treuherzige Volk, aber es iſt ſo leicht verführt . . . Sagten Sie mir nicht ſelbſt von unreinen jakobiniſchen Elementen, die ſich ſchon bei Ihrer Anweſenheit in der anfänglich ſo ſchönen Bewegung Tyrols geltend machten? Das iſt gewiß jetzt noch mehr.

Hormayr. Ich fürchte nicht die Ungnade Ew. Kaiſerlichen Hoheit zu erwecken, wenn ich mich in dieſem Augenblick als Anwalt meiner Heimathgenoſſen fühle. Kaiſerliche Hoheit! Es wäre nicht wohlgethan, wenn man einem Verfahren, das nur durch eine höhere Nothwendigkeit ſeine Rechtfertigung finden kann, eine Beſchönigung hinzufügen wollte, indem man ſagte: die Tyroler waren keines beſſern Looſes werth. Das dürfen Ew. Kaiſerliche Hoheit nicht dulden. Man kann ſich die zerſchoſſene rechte Hand abſchneiden laſſen, um das Leben zu retten, nie und nimmer darf man ſagen, dieſe Hand hat die Waffe nicht tapfer feſtgehalten.

Johann. Ja, die Tyroler waren immer brav.

Hormayr. Hier ſteht der General Buol, er iſt ein offener Verfechter der ſtolzen Privilegien, er iſt den Tyrolern gram wegen einer Rohheit, und er muß dennoch bezeugen, daß die Kolbs und ſolches Gelichter nie zu der geringſten Geltung gelangt wären, wenn man Tyrol die verſprochene Hülfe geſendet und bewahrt hätte.

Buol. Die Mehrzahl war brav und treu gehorſam, aber Herr von Hormayr macht zu viel Aufhebens von dieſer Diverſion. Wir haben die Tyroler zu einem Treibjagen aufgeboten — ſie ſind gekommen, wie es ihre Schuldigkeit; wir wollen nicht mehr jagen, ſie ziehen heim.

Hormayr (zu Johann). Kaiſerliche Hoheit bleiben eingedenk, daß die Edelgeſinnten in Tyrol auch jetzt noch die Oberhand haben.

Johann. Ich eile nach Wien und will für Tyrol das Mögliche thun.

Hormayr. Ja, eilen Ew. Kaiſerliche Hoheit und treten Sie allen Denen entgegen, die in den unglücklichen Verlaſſenen auch gerne die Schuldigen finden möchten. Erwirken Sie bei Dem, der Ihnen nun bald blutsverwandt iſt, Rückſicht für die treuherzigen Tyroler, die ja nur aus Liebe zu Ihnen und Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät kämpften. O Kaiſerliche Hoheit! Der momentane Verluſt Tyrols mag geringe und leicht verwunden ſein, aber es kann ein unermeßlicher Verluſt ſich daran knüpfen. Man hat die ſchlummernde Liebe des Volkes durch Aufrufe und Verheißungen entzündet, wehe, wenn ſie ſo völlig getäuſcht würde. Es können Zeiten kommen, wo man wieder die heiligſten Triebfedern in Spannung ſetzen möchte, und ſie werden lahm ſein. Man wird die Worte vom

Throne mit Achſelzucken und mit Hohn aufnehmen, darum ...

Johann (in die Scene rufend). Lichtenthurm!

Hormayr (für ſich). Was ſoll das? Bin ich zu weit gegangen?

Dritter Auftritt.

Ein Adjutant tritt auf.

Johann. Baron Lichtenthurm, Sie bringen dieſen Brief nach Tyrol, ſchleunigſt.

Hormayr. Kaiſerliche Hoheit, der Brief iſt ohne beglaubigendes Sigill.

Johann (ſich abwendend, ohne darauf zu achten, zu dem Adjutanten). Sie übergeben dieſen Brief dem Sandwirth perſönlich und bürgen mir dafür. (zu Buol). Kommen Sie General.

(Er geht einen Schritt. Stumme Pauſe. Dann wendet er ſich nochmals und ſpricht zu Hormayr.)

Wenn Sie den Poſa ſpielen wollen, ſuchen Sie ſich vorerſt einen Philipp. Adieu, vielleicht ſehe ich Sie bei beſonnenerem Geiſte in Wien. (Ab mit Buol und dem Adjutanten.)

Hormayr (allein). Der Brief ohne Sigill. Sollte das ein neues Spiel ſein? Nein, das iſt nicht möglich . . . Ja, geh nur, Du glaubſt mich niedergeſchmettert und weißt nicht, wie glücklich ich bin inmitten meines Schmerzes. Sonſt, wenn ich geſprochen, kam ich mir wie entehrt vor, ich hatte nicht die ganze Wahrheit geſagt . . . Jetzt bin ich frei und glücklich. O! Nicht ein Wort, nicht ein gutes Wort für einen Blutſtrom von Liebe, weil man nicht weiß, ob es in den Vertrag taugt... Was frommte es auch? Dieſe auswattirten Götter können durch ihr Wort in den Tod ſchicken, aber nicht wieder beleben... O das war ein bräutlich heißes Werben um das keuſche Volksherz. Es hat ſich ganz hingegeben. (ſich aufraffend) Ein Thor grämt ſich um Vergangenes und ſchmollt in Läſſigkeit. Ich folge Dir nach Wien, ich laſſe mich nicht verdrängen von der großen Bahn des Wirkens. (raſch ab.)

Zweite Scene.

Am Iſelberge. Lager der Tyroler. Im Vordergrunde an der Seite der Feldtiſch des Obercommandanten.

Erster Auftritt.

Florian und ſeine Mutter.

Florian. Den weiten Weg ſeid Ihr zu mir hergelaufen, Mutter?

Die Mutter. Ja Kind, es hat mir kein' Ruh mehr gelaſſen. Unſer Vieh iſt von der Alme daheim und das Heu auch. Ich bin mein Lebtag noch nicht ſo weit wegkommen, aber es gibt aller Orten gute Menſchen und die Kirchen, wo man drinnen beten und raſten und daheim ſein kann, die ſtehen wie ein Roſenkranz an der Schnur durch's ganze Land.

Zweiter Auftritt.

Maidele und Frau Hofer.

Maidele. Gottlob, daß ich Dich noch einmal ſeh', Florian. Vielleicht iſt es das letztemal.

Florian. Was gibt's denn?

Frau Hofer. Es müſſen ſchwere Sachen im Anzug ſein, mein Meiſter ſchickt uns fort.

Florian. Nichts Böſes iſt im Anzug. Wir haben beſtimmte Nachricht, daß der Erzherzog mit einem großen Heere anmarſchirt; wir haben ſeinen Kanonengruß durch das Puſterthal gehört.

Frau Hofer. Das ſagt eines dem andern, aber man ſieht nichts davon. Geſtern und heut und morgen, immer ſollen die Kaiſerlichen da ſein, aber es kommt nichts.

Maidele (zu Florian). Gib nur Acht auf den Vater, laß keine Minute von ihm, wer weiß, ob die ſo gut reden, es auch ſo gut meinen mit ihm.

Florian. Nicht wahr, ich brauch' Dir nicht ſchwören? Ich ſag' nur ja.

Maidele. Ich bin ſo viel traurig, ich weiß nicht warum. Ich mein', es iſt der erſte Herbſt, den ich erlebe, und wie ich vom Vater fortgehe und von Dir, iſt mir's grad wie dem Blatt, das vom Baum abfallt — der Baum iſt kahl und das Blatt iſt todt.

Dritter Auftritt.

Waldl. Hurtig! Ich ſoll Euch das Geleit geben, und ich muß gleich wieder bei der Heck' ſein.

Florian. Was geht denn vor?

Waldl. Die paar Hundert bairiſche Schweine, die wir ins Haus geſchlachtet haben, die reichen nicht aus für den Winter, wir müſſen mehr haben.

Florian. Der Erzherzog kommt?

Waldl. Spei' aus und red' anders. Die feindlichen Diviſionen haben ſich vereinigt und rücken 30,000 Mann ſtark auf uns heran. Der Prinz Ludwig von Baiern iſt auch bei ihnen. Ich freu' mich darauf, auch einmal einen Prinzen auf's Korn zu nehmen, dem möcht' ich Numero Null auf's Fell brennen.

Die Mutter. Florian, nimm Du Dich nur in Acht, ich hab' ſonſt kein Kind. (Sie legt ihre Hand auf ſeine Stirne.)

Florian (die Hand der Mutter faſſend). Mutter, um Gotteswillen, wo habt Ihr denn den ſilbernen Trauring vom Vater?

Die Mutter. Ich hab' ihn in den Gotteskaſten gelegt. Es iſt von der Kanzel verkündet worden: ein Jedes ſoll beiſteuern von Silber und Gold was es kann, damit man den Krieg fortführt gegen den Ketzer Napoleon, den der heilige Vater in Bann than hat, und . . . Dein Vater im Himmel wird mir's nicht verübeln — da hab' ich halt meinen Trauring hingeben.

Florian (ſeinen Beutel aus der Taſche nehmend). Mutter, da nehmet Alles was ich habe, der Pfarrer muß den Ring noch haben, Ihr müſſet ihn auslöſen. Die drei Zwanziger da, die behaltet, die hat der Vetter Hofer ſchlagen laſſen. Schaut, da auf dem linken Flügel ſtehen die Anfangsbuchſtaben von ſeinem Namen, ein A und ein H.

Waldl (drängend). Jetzt kommet, fort.

Mutter und Maidele (zugleich). Leb' wohl Florian! Gedenke mein!

(Alle ab, Florian nach der einen, die Andern nach der andern Seite.)

Vierter Auftritt.

Donay und Kolb im Geſpräch.

Donay. Ich wittere den Verweſungsduft trotz Pulverdampf. Der Maibaum, den wir in grüner Zeit geſteckt, hat keine Wurzel geſchlagen, er wird jetzt dürr, die Herbſtnebel bleiben daran hangen.

Kolb. Es geht ja Alles gut.

Donay. Die falſchen Nachrichten, die Du von der Niederlage Napoleons in die Zeitung geſetzt und daß Paris eingenommen ſei, das rettet nicht, ſo ſehr es auch den Muth aufregt.

Kolb. Wenn der Hofer den geringſten Verſuch wagt, ſich unſrer Leitung zu entziehen, oder auf einen Frieden einzugehen, bin ich entſchloſſen, ihn als Verräther gefangen nehmen und ſtandrechtlich erſchießen zu laſſen; dann übernehme Ich das Commando und mit meinen 4000 Deſerteuren, die an mich gekettet ſind, wenn ſie nicht dem Galgen in die Schlinge laufen wollen, und mit den wilden Völſer Bauern will ich Tyrol behaupten.

Fünfter Auftritt.

Hofer.

Kolb (ihm zurufend). Iſt es wahr, daß von dem engliſchen Geld nichts mehr da iſt?

Hofer. Das weiß ich nicht, ich habe den Reſt unſrem kaiſerlichen Commiſſär Roſchmann übergeben. Der Kreuzer, den ich für mich genommen, ſoll mir auf der Seele verbrennen.

Sechster Auftritt.

Senn mit den Rathsherren.

Hofer. Senn, was bringſt Du? Was wollen die Herren?

Senn. Es iſt nicht leeres Gerücht, daß es heißt, der Kaiſer macht in Schönbrunn Friede, und ein Friede, in dem wir wieder dem Feinde ausgeliefert werden; es iſt aber nur blinder Lärm, daß ein öſtreichiſches Heer zu unſerer Hülfe naht.

Donay (bei Seite allein). So hatte ich Recht? Ich will, bevor das Haus einſtürzt, mir Zuflucht und Macht ſichern. Der Herr hat mehr Gefallen an einem reuigen Sünder, denn an Tauſenden, die nie gefehlt haben. Das gilt noch mehr in der Politik. Compromittirte Patrioten, die bereuen, ſind dem Feinde am willkommenſten. Ich weiß meinen Weg, ich gehe zu Lefebvre. (ab.)

Hofer (zu Senn). Der Erzherzog muß kommen, ich weiß gewiß, er muß.

Senn. Ob mit Schuld oder nicht, wir ſind verlaſſen von Wien, glaub's.

Hofer. Und wenn ich's glaube, was dann?

Senn. Höre mich ruhig an. Wir haben ſichere Nachrichten: Napoleon beſteht unabänderlich darauf, daß keine Gnadenbedingungen für Tyrol in den Frieden kommen; er will den Völkern zeigen, daß die alten Fürſten nichts für ſie thun können, daß die alte Treue nichts mehr gilt und daß alle Völker nur von ſeiner Gnade abhängen.

Hofer. Und dazu ſollen Wir doch nicht helfen?

Senn. Wenn wir ſtark genug wären, nein; aber jetzt gilt's, daß Du Dich ſelbſt opferſt.

Hofer. Das will ich. Was ſoll denn geſchehen?

Senn. Sterben für das Vaterland iſt eine ſchöne That, aber größer iſt's, aus der Krone unſres Geiſtes das liebſte

Kleinod ausbrechen, in ſchmerzlicher Entſagung auf ſeine ſchönſten Hoffnungen ſich ſelbſt überwinden und mit dem Halben ſich begnügen — das iſt größer.

Hofer. Sprich gradaus. Was willſt Du?

Kolb. Der Senn meint, Du ſollſt eine Fauſt im Sack machen, oder beſſer, Dir die Hand abhacken; daß nennen die ſtaatsweiſen Herren freie Hand haben.

Senn. Du mußt ſelbſtändig einen Frieden unterhandeln, Du ſtehſt für Tyrol, Du biſt nicht mehr Du allein. Kannſt Du nicht Alles vollführen, mußt Du doch einen Theil retten. Wir ſind preisgegeben von Wien, aber noch ſind wir ſiegreich, noch ſind alle Päſſe unſer, der Feind kann ſich nicht bewegen; jetzt bekommen wir gute Friedensbedingungen, wenn wir nicht auf Wien warten.

Hofer. Es thut mir wehe, daß Du ſo geworden Senn, es war ein Etwas in mir, das mir immer geſagt hat, ich möcht' Dir gerne folgen; aber wenn ich es auch wollte, wie könnte ich das viele vergoſſene Blut verantworten, wenn ich jetzt den Falſchen machte und einen andern Ausweg ſuchte?

Senn. Deine Ehrlichkeit iſt gut und heilig, aber hör' auch die Stimme der Klugheit.

Hofer. Und . . red' nicht weiter. Ich bleib' bei meiner unklugen Ehrlichkeit. Ich bin nicht ſo einfältig wie Ihr glaubt. Ich ſehe wohl, man könnte auch pfiffigere Wege gehen; aber ich hab' mir's in meinem Herzen überlegt, ich führ's nur aus, wenn ich *in mir daheim* bleib' und da hat mein Kaiſer geſagt: Nie mehr — und das ſagt mein Herz auch.

Senn. Du gehſt unter in dieſer Welt voll Lug und Trug.

Hofer. Pfui! Ein Jeder ſchreit: die Welt iſt voll Lug und Trug, und Jeder iſt doch gleich bei der Hand mitzuthun. Ich habe meinen Gott über mir und mein Herz in mir, ich will ſehen, wer mich zu Grunde richtet. Ich unterhandle nicht mit Bonaparte, nie, weder mit ihm noch mit einem der Seinen.

Senn. Aber Dein Kaiſer in Wien unterhandelt mit ihm. Biſt Du mehr an das Wort Deines Kaiſers gebunden als er ſelber? Haſt Du mehr Pflichten gegen den heiligen Vater in Rom als Dein Kaiſer? Jetzt kannſt Du noch ſelber Dein Loos und das von Tyrol beſtimmen. Wir haben ſichere Kunde, daß Napoleon nur noch zwiſchen zwei Fällen ſchwankt: Tyrol in drei Theile zu zerreißen und dieſe zu Italien, Illyrien und Baiern zu ſchlagen, oder nur zwei Stücke daraus zu machen, das eine der Schweiz und das andere Baiern zu geben. Du warſt ſtets ein Friedensſtifter in den Ehen, Du weißt, Einmal ganz zerriſſen, gibt's keine Vereinigung mehr. Oder denk' an die Bibel: als die beiden Frauen klagend vor König Salomo kamen und um das Kind ſtritten, da befahl der König, das Kind in zwei Hälften zu theilen. Nein! ſchrie die rechte Mutter, laßt es der ungerechten, nur laßt es nicht zerſtückt werden, es ſoll leben. Hofer, die Liebe zum einigen Vaterlande das iſt die rechte Mutter. (vor Hofer in die Knie ſinkend) Auf meinen Knien beſchwör' ich Dich, laß Tyrol nicht in Stücke zerhauen werden.

Hofer. Steh' auf. Ich kann's nicht ſehen, wie ein Menſch vor mir kniet. Tyrol wird nicht zerriſſen. Ich erwarte ſtündlich Botſchaft von Wien und die Ankunft des Erzherzogs.

Senn. O dieſes Harren, dieſes unruhvolle Ausſchauen von allen Höhen, es iſt genug. Laß uns ſelber unſer Geſchick beſtimmen und nicht warten auf Die draußen. Gib mir Vollmacht zur Unterhandlung, ich will nichts abſchließen ohne Dich, nur laß die freie Unterhandlung beginnen.

Hofer. Laß mich, laß mich, ich darf nicht mit Bonaparte unterhandeln. Wenn Du ſo an mir reißeſt, iſt mir's, als wär' ich gerupft. Du biſt ein ehrlicher Mann und eben das reißt an mir, ich kann Dir doch nicht nachgeben. Jetzt aus und Amen.

Senn (nachdem er aufgeſtanden). So leb' wohl. Gott ſchütze Tyrol und Dich. (Alle ab.)

Hofer (allein). So verläßt mich auch nun der Senn. Der Schenk iſt todt, der Winterſteller iſt todt, der Faller von Rodeneck iſt todt, der Thalguter iſt todt.. ach Gott, ich kann ſie nicht Alle nennen, die todt ſind. O ihr herzlieben Freunde in der Ewigkeit! Sprecht Tag und Nacht zu Gott an ſeinem Throne, daß er nicht von uns ablaſſe.

(Kurzer Trommelwirbel.)

Gelobt ſei Jeſus Chriſt. Ah, willkommen ihr Freunde!

Siebenter Auftritt.

Haſpinger und Speckbacher.

Haſpinger. Du haſt Dein Faulbett von Innsbruck da heraus verlegt. Nichts, nichts haſt Du gethan, haſt Dir von dem Donay in Deinem langen Bart krauen laſſen, indeß wir dem Feinde die Stirne boten.

Hofer. Iſt das Euer Willkommen?

Speckbacher. Ja, dieweil mir mein kaum elfjähriger Bub in der Schlacht gefangen wird und ich ſelber mit Müh' und Noth das Leben rette, mich aber aufmache und den Feind abermals ſchlage, thuſt Du in Innsbruck nichts als Kreuze machen — im Beten und auf die Stempelbogen. Der Herr Bruder Erzherzog Johann kommt auf den heiligen Niemalstag und Du haſt nichts than.

Hofer (in niedergekämpfter heftiger Bewegung). Ja ja, ſchlaget nur Alle auf mich los, ich bin jetzt an Allem ſchuld, Ich habe über die Regimenter und Gelder in Oeſtreich zu commandiren. Es iſt immer ſo: wenn die Krippe leer iſt, ſchlagen ſich die Gäul' im Stall. Hoho hoho! Der Großknecht ſchlagt drein mit der Peitſche und ſteckt friſch Futter in die Raufe.

Speckbacher. Sei ſtill Du! Gelt, mir eigener Peitſche und fremden Roſſen iſt gut fahren. Du meinſt, wir ſeien Deine fremden Roſſe, Du verkommener Roßkamm.

Hofer. Wenn ich eine Peitſche hätte, ſolltet Ihr ſie ſpüren.

Haſpinger. Dann erwürg' ich Dich in Deiner Gnadenkette und häng' Dich dran auf.

Hofer. Ich fürcht' Euch beide nicht. Was wollt Ihr? Kommt her, wenn Ihr was wollt.

Achter Auftritt.

Waldl.

Waldl (raſch hereinſtürzend). Hellauf Tyrol! Die Kaiſerlichen ſind da!

Alle. Wo? wo?

Hofer. Herr Gott, laß uns nicht entgelten, daß Unfriede zwiſchen uns war! (zu Haſpinger und Speckbacher) Ich verzeih'

Euch Eure harten Worte, ſo wahr uns Gott verzeihen und beiſtehen möge. Wir wollen mit reinem Herzen dem Retter entgegen gehen, laßt uns die alten Herzbrüder ſein. (Sie reichen ſich ſtumm die Hände.) Wo ſind die Unſrigen Waldl?

Waldl. Dort reitet der kaiſerliche Bote heran, jetzt iſt er da, jetzt ſteigt er ab. (Trompetenſtoß hinter der Scene. Man hört den Ruf: Hoch, hoch unſer Kaiſer!)

Neunter Auftritt.

Florian.

Florian. Der kaiſerliche Bote iſt ohnmächtig niedergefallen. Hier iſt ſeine Botſchaft.

Hofer. Ein offener Brief ohne Sigill? (lieſt mit immer ſteigender Bewegung) Abgeſchloſſener Friede . . . auf Allerhöchſten Befehl beſtätigen . . . Biedere Bewohner . . . Tyrol ſich ruhig verhalten . . . nicht zwecklos aufopfern . . . Erz . . . Erzherzog Johann. (Er gibt den Brief den Andern und ſteht lange mit ſchlaffen Händen, den Blick zur Erde gewendet da. Lange Pauſe. Endlich ſich erhebend.) Es iſt nicht wahr, es iſt erlogen. Wo iſt das Sigill? Bringt mir das Sigill meines Kaiſers. Es iſt eine Kriegsliſt. Wo iſt der Bote?

Waldl. Der Bote iſt dort niedergefallen, er liegt in Zuckungen, er hat die fallende Sucht.

Hofer. Ha! Das iſt die Strafe des Himmels für die Lüge. Die Kaiſerlichen ſind da, die Franzoſen fürchten ſich und wollen uns betrügeriſch die Waffen aus den Händen ſpielen. Nein, wir ſind nicht ſo einfältig. Wir müſſen uns nur noch ein paar Tage ſteif halten, bis der Erzherzog kommt, er kommt gewiß. Die Stunde der Erlöſung iſt nahe.

Zehnter Auftritt.

Waſtlmayer.

Waſtlmayer (mit einem Briefe). Hier iſt eine Botſchaft des Commiſſärs Roſchmann.

Hofer Gib her. (lieſt den Brief.)

Elfter Auftritt.

Eiſenſtecken.

Eiſenſtecken. Hier iſt ein Umlaufſchreiben des Fürſtbiſchofs von Brixen mit der Verkündigung des Friedens, mit Ermahnungen an alle Wehrhaften, die Waffen abzulegen.

Hofer. Schreibt was Ihr wollt, es iſt nicht wahr. Es ſoll ein Friede geſchloſſen ſein und wir ſind im Vertrag vergeſſen. Hört Ihr's? Wir ſind vergeſſen! Es iſt Alles Lug und Trug. Seht, (das Blatt aus dem Buſen nehmend) hier ſpricht mein Kaiſer: Nie mehr werde ich einen Frieden eingehen, der Tyrol von mir trennt. Wer an dieſen Frieden glaubt, iſt ein Verräther an der Ehre meines Kaiſers.

Speckbacher. Laß das jetzt, ich bin kein Verräther, der Friede kann wahr ſein und wir — wir ſind im Frieden vergeſſen.

Hofer. Du glaubſt alſo?

Haſpinger. Und ich auch. Schick' Unterhändler zu den Franzoſen, bitte Dir Waffenſtillſtand aus, bis wir ſichere Nachrichten von Wien haben. Der Feind ſoll nicht vorrücken und wir verändern keine Stellung. Sei nicht hartnäckig.

Hofer. Ich will's nicht ſein. Gut, ich folge Dir. Geht auf Eure Poſten. Schickt mir den Donay, er ſoll zu dem Lefebvre.

Haſpinger. Verlaß Dich nicht auf den Donay.

Hofer. Mag doch immer ein Capuziner den Pfarrer nicht leiden, das iſt nicht gut. Ich gebe Dir nach, thu Du's auch mir.

Speckbacher. Kommt, ich ſeh' den Donay dort. Wir müſſen auf unſere Poſten, und wenn's nicht anders geht, dafür ſorgen, daß Alles geordnet heimzieht.

(Alle ab bis auf Hofer.)

Zwölfter Auftritt.

Donay von der Seite.

Donay (für ſich). Ich bin zum letztenmal wiedergekehrt, ich habe verſprochen, mit der Unterwerfung zu kommen. Wie wird mir's gelingen?

Hofer (der ſtill in ſich verſenkt geſtanden, plötzlich aufſchauend). Haſt Du auch ſchon gehört Donay?

Donay. Ja, frommer Hofer.

Hofer. Du mußt hinüber zu Lefebvre und einen Waffenſtillſtand feſtſetzen.

Donay. Ich komme von Lefebvre.

Hofer. Du? Was hatteſt Du da?

Donay. Als ich von dem Frieden hörte, wollte ich mir um Deinetwillen Gewißheit verſchaffen, damit Du nicht hintergangen werdeſt. Ich that's aus Liebe zu Dir. Der Feind will keinen Waffenſtillſtand.

Hofer. Dann ſchlagen und jagen wir ihn.

Donay. Ein Wort vor Allem. Der heilige Vater hat Bann und Acht von Napoleon genommen, und hier ſchwöre ich Dir's, der Friede iſt wahr.

Hofer (aufſchreiend). Dann hat Gott gelogen. (ſich plötzlich aufraffend) Wehe mir, wehe! Wer hat das geſagt? wer?

Donay. Nicht Du frommer Hofer, das hat ein böſer Geiſt aus Dir geſprochen, Du warſt es nicht.

Hofer. Und ſoll all das Blut vergebens gefloſſen ſein? Wie kann ich leben, da ſo Viele auf mein Geheiß unnütz geſtorben?

Donay. An dem vergoſſenen Blute biſt Du unſchuldig vor Gott und den Menſchen. Jeder Tropfen Blut der aber noch vergoſſen, jede Wunde die nun noch geſchlagen wird, ſchreit um Rache gegen Dich auf zum Himmel. Sieh! in meinen Händen halte ich Segen und Fluch, Segen, wenn Du Friede gibſt, Fluch, ſei verflucht in Ewigkeit, wofern Du Dich weigerſt.

Hofer. Sag' das nicht. Ich bin nicht verflucht. Ihr habt mir das Herz ausgefreſſen, ausgebohrt. Da, da, nimm das Blatt (er zieht das Papier aus der Bruſttaſche), es brennt, es iſt Alles, Alles, Alles nicht wahr.

Donay. Sei ruhig, faſſe Dich.

Hofer. Setz' es auf, ich will es unterſchreiben, den Scheidebrief meinem eigenen Herzen.

Donay. Ich habe dafür ſchon vorgeſorgt (ein Blatt vorzeigend). Höre! (er lieſt:) „Brüder! Gegen Napoleons unüberwindliche Macht können wir nicht Krieg führen. Von Öſtreich gänzlich verlaſſen, würden wir uns einem unheilbaren Elende preisgeben. Ich kann Euch ferner nicht mehr gebieten, ſo wie ich nicht für weiteres Unglück und unvermeidliche Brandſtätten gut ſtehen kann. Eine höhere Macht leitet Napoleons Schritte.“

Hofer. Genug, genug, (ſchreibt) da ſteht mein Name. Hier (die Gnadenkette abnehmend), nimm das, ich bin nicht mehr werth, daß ich's trage, ich helfe meinen Kaiſer verunehren. Nimm die Gnadenkette und weihe ſie der Kirche Sankt Martin zum roſenfarbenen Blut und laß mir eine Seelenmeſſe leſen, wenn ich todt bin. Herr Gott, zieh mir auch meinen Leib ab und nimm mein' arme Seel' zu Dir, (halb ſingend:)

Und laß ſie ewig, ewig bei Dir ſein,
Und vergiß nicht mein.

Donay. Ermanne Dich, Du mußt noch dafür ſorgen, daß Alles ruhig nach Hauſe geht. Noch Eins, hier iſt ein Brief des Generals Wrede; er bietet Dir Schutz an, wenn Du vielleicht zu ihm kommen willſt. Leb' wohl, der Herr ſegne Dich.

(Donay raſch ab.)

Hofer (der bei den letzten Worten ſchon in ſich verſunken ſtand und willenlos den Brief nahm, nach einer Pauſe allein). Wo bin ich? Wer bin ich? Ich ſpür's wie ein Heimweh, ich habe mich aus meinem eigenen Herzen herauslügen laſſen, ich bin nirgends mehr daheim. Meinem Gott, meinem Kaiſer und mir ſelbſt getreu ſchwur ich damals, als ich ſo hoch begnadet war . . . O läg' ich ſechs Schuh tief unter dem Boden! Hu, es brennt mich, ich ſtehe mitten in den hölliſchen Flammen. (nach der Scene rufend) Waldl, Waldl! (Waldl kommt) Haſt Du den Donay fortgehen ſehen?

Waldl. Nein, fortſchleichen.

Hofer. Jag' ihm nach, er iſt ein Verräther, nimm ihm das Schriftliche ab, das er von mir hat, er muß es hergeben.

Waldl. Mein' Großmutter hat geſagt: ein Pfaff gibt kein Opfer mehr heraus.

Hofer. Schieß' ihn nieder, Du mußt, ich muß das Schriftliche wieder haben.

(Waldl ab.)

Hofer (in ſtürmiſcher Bewegung). Es darf nicht Friede ſein. (rufend) Waldl! Ach, der iſt ja fort. Ich gehe mir ſelbſt mein Pferd holen, ich reite ſelber hinüber und ſage dem Wrede, daß Alles nicht wahr, daß ich zum Frieden belogen worden bin, ich bin nicht ſchlecht, ich laß mich nicht ſchlecht machen.

(Hofer ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Kolb von der einen, Waſtlmayer von der andern Seite.

Waſtlmayer. Wo iſt der Hofer?

Kolb. Er hat Friede gemacht. (Ein Haufe Soldaten und Tyroler, unter denen Florian, ſtürmt heran.) Hört Kameraden, der Donay und der Hofer haben Friede gemacht. Ihr Aufrührer, ſo heißt Ihr jetzt, Ihr werdet einfach, und ihr Fahnenflüchtigen, Ihr werdet doppelt geſchlachtet, ungezählt.

Waſtlmayer. Hin ſind wir doch, drum iſt's beſſer, ſterben mit den Waffen in der Hand.

Alle. Raufen! Schlagen! Hin ſind wir doch!

Waſtlmayer. Der Hofer iſt ein Betbruder, den ein Pfaffe um die Hand wickeln kann wie ein altes Weib ihren

Roſenkranz. Wir wählen einen andern Obercommandanten, einen Mann von Stahl, der Schne'd' hat.

Einige. Der Kolb iſt unſer Obercommandant!

Alle. Hoch lebe Kolb, hoch!

Kolb. Kameraden! liebe Brüder! ich danke Euch für die Ehre, ich bin ſie nicht werth, aber ich möchte ſie verdienen. Noch iſt der Hofer unſer Obercommandant und er ſoll es bleiben. Er wird ſich eines Beſſern belehren laſſen, er wird das Vaterland nicht muthwillig — was ſag' ich muthwillig? — muthlos und feig opfern.

Waſtlmayer. Und weigert ſich der Hofer, dann —

Einige Stimmen. Nieder mit ihm!

Andere. Holt die Kriegskaſſe!

Florian. Der Hofer iſt ein heiliger Menſch. Pfui über Euch, daß Ihr ſo von ihm redet!

Waſtlmayer. Der heilige Andreas Hofer ſchenkt dem Florian ein Weib.

(Allgemeines Gelächter.)

Hofer (erſcheint im Hintergrunde zu Pferde).

Kolb. Schaut, da kommt er.

Waſtlmayer (ihm in die Zügel fallend). Wohin, Du bärtiger Gottesknecht?

Hofer (ſteigt ab, das Pferd wird weggeführt). Weg da, oder ich ſpalte Dir Deine rothe Naſe, ich habe Dir nicht zu ſagen, wohin ich will.

Eine Stimme. Stoßt ihn nieder den Verräther!

Andere. Nieder mit ihm! Du darfſt nicht fort!

Florian (ſich vor Hofer ſtellend). Wag's Niemand ihn zu berühren.

Alle. Verräther! Du mußt bleiben. (Sie bringen Alle auf ihn ein. Ein Schuß fällt).

Florian. Weh! (getroffen niederſinkend) Ich bin . . . helft mir . . . helft . . . Iſt keine Hülfe? . . . Ich bin noch ein ſo junges Blut . . . den Eid weg, den Eid weg . . . Ich ſchwöre nicht mehr. Ade, Mutter, Maidele.

(Stirbt. Lange Pauſe.)

Hofer. O läg' ich an Deiner Stelle, Du biſt ein Stück von mir, todt. Der Hofer, der ſich zum falſchen Frieden bereden ließ, der liegt todt zu meinen Füßen, begrabt ihn ehrlich; der hier, der noch lebt, der kämpft und ſtirbt mit Euch.

Kolb. Du gibſt mir einen Theil der Kriegskaſſe, ich eile nach der Schweiz und hole Hülfstruppen. Graubündten iſt bereit.

Hofer. Friſch auf, ich greife jetzt gleich den Feind an.

Man hört hinter der Scene Schießen und Sturmläuten. Alle ab. Einige bleiben als Wachen auf der Bühne. Andere tragen den Florian weg.

Vierzehnter Auftritt.

(Eiſenſtecken mit einem Trupp Bewaffneter.)

Eiſenſtecken. Halt! Das iſt das letzte Commando das ich an Euch richte. Der Friede iſt verkündet und der Hofer greift nochmals die Feinde an. Das iſt Friedensbruch. Wollt Ihr Theil daran haben? Ich nicht. (Er zerbricht ſeinen Degen.) Zieht heim, das rath' ich Euch; zu befehlen hab' ich nichts mehr. (im Abgehen) O wäre ich doch nie zurückgekehrt!

Fünfzehnter Auftritt.

Waldl und Senn.

Waldl. Wir ſind nicht beſiegt, es lauft nur Alles auseinander. Der Speckbacher, der Haſpinger, Alle haben ihre Poſten aufgeben.

Senn. Jetzt werden Alle, die ihm ſonſt ſchmeichelten und ſich ſeiner Freundſchaft rühmten, den Hofer verlaſſen. Komm Waldl, wir müſſen ihn ſuchen und ihn retten.

Waldl. Wir? Ihr habt ihn ja auch verlaſſen.

Senn. Aber ich rette ihn mit Gefahr meines Lebens.

Sechzehnter Auftritt.

Waſtlmayer. Der Spitzbub der Kolb hat ſich mit dem Gelde nach der Schweiz davon gemacht und die Franzoſen haben hier ringsum alle Päſſe beſetzt.

Senn und Waldl zugleich. Wo iſt der Hofer?

Waſtlmayer (nach der Seite zeigend). Dort. Er will fortkämpfen und will keinen Frieden.

Senn. Er iſt verloren, wenn er ſich nicht ſchnell verbirgt. Komm, wir müſſen ihn retten. (Indem er mit Waldl abgeht, zieht ein wilder Haufe über die Bühne, die Waffen wegwerfend mit dem Rufe: Es iſt Alles aus! Alles vorbei! Der Vorhang fällt.)

◆

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

Im franzöſiſchen Hauptquartier.

Erſter Auftritt.

Donay und Lefebvre.

Lefebvre. Die Geiſtlichen ſollen nichts mehr zu klagen haben über die Willkürlichkeiten des Miniſters Montgelas, das will mein Kaiſer nicht. Sie kennen den hohen Grundſatz, den er bei ſeiner Krönung zu den verſammelten Geiſtlichen ausgeſprochen — ich kann das nicht deutſch ſo gut ſagen — l'empire de la loi finit, où commence l'empire indéfini de la conscience.

Donay. Ein erhabener echt chriſtlicher Grundſatz. Durchlaucht könnten ſich mit Einem Schlage die Liebe des ganzen Volkes erwerben.

Lefebvre. Und das wäre?

Donay. Wenn Sie die volle Kirchenfreiheit verkünden und zwar — es iſt dem edeln Herzen ja gleich, in weſſen Namen das Gute geſchieht — wenn Sie die Kirchenfreiheit nicht als Gnade von Ihnen, ſondern als Bedingung von uns verkündeten. Das wird es allen Patrioten erleichtern, ohne Gefährdung ihrer Autorität Ihnen hülfreich die Hand zu bieten.

Lefebvre. Sie ſind ein kluger Kopf, aber der Uebermuth des Volkes kann nur gebrochen werden, wenn es ſieht, daß es von unſrer Gnade abhängt.

(Ein Adjutant kommt und ſagt Lefebvre eine leiſe Botſchaft.)

Wieder nicht gefunden! Nun habe ich ihn in Rabenſtein, in Hinterſeen und auf der Kellerlahn ſuchen laſſen. Iſt er denn in die Erde verſchwunden? Ich muß dieſen Hofer haben und wenn ich ganz Tyrol um und um kehren ſollte.

Donay. Ich glaube unmaßgeblich, Durchlaucht legen ein zu großes Gewicht auf die Habhaftwerdung dieſes Menſchen. Er war nie die Spitze der Erhebung, er war nur eine willenloſe Fahne, kaum das.

Lefebvre. So heißt es immer. Sobald eine Bewegung niedergeworfen, nennen ſcheinheilige Freunde der neuen Ordnung die ruchloſen Führer immer nur mitleidswerthe, unſchuldige, ungefährliche Menſchen. Ich wiederhole Ihnen, Sie müſſen uns dadurch den Beweis Ihrer aufrichtigen Anhänglichkeit geben, daß Sie uns zur Gefangennehmung dieſes Generals Barbon verhelfen.

Donay. Bin ich nicht ſelber von der tollen Puppe vogelfrei erklärt worden? Befehlen Ew. Durchlaucht und ich will Alles thun. Dennoch . . . dürft' ich Ew. Durchlaucht die Meinung vieler Einſichtigen — es iſt nicht meine eigene — offen darlegen?

Lefebvre. Nur zu! Was denn?

Donay. Ich bin von Vielen angegangen worden, Ew. Durchlaucht zu bitten, ich leihe meinen Mund nur fremden Worten.

Lefebvre. Zur Sache! Ohne deutſche Umſchweiſe.

Donay. Durchlaucht haben jetzt den Aufruhr niedergeworfen, das iſt gut und Tauſende freuen ſich deſſen, die nur moraliſch und phyſiſch gezwungen die Waffen ergriffen haben. Durchlaucht haben viele Häupter dem verdienten Tode überliefert. Wollten Ew. Durchlaucht nicht jetzt Milde walten laſſen? Das Volk könnte ſonſt bei einer Wiedererhebung nicht nur ſeine Unabhängigkeit erobern, ſondern auch Rache nehmen wollen.

Lefebvre. Sie glauben alſo an einen neuen Aufruhr?

Donay. Halten zu Gnaden Durchlaucht, nicht ich, ich habe mich Ihnen ganz angeſchloſſen, ich ſpreche nur als Anwalt.

Lefebvre (einfallend). Wir werden dieſe Bauern von dem Gelüſte heilen, den Krieg wie eine bloße Jagdfreude und aus purer Schießluſt aufzuſuchen. Genug davon. Hier im Umkreiſe von fünf bis ſechs Stunden muß der Hofer ſein, bis hierher führt unſre Spur. Von morgen an halten Sie Gottesdienſt in allen Kirchen und laſſen Männer und Weiber auf das heilige Abendmahl ſchwören, zu bekennen, wer den Aufenthalt Hofers weiß; das iſt das einzige ſichere Verfahren.

Abermals kommt ein Adjutant und bringt Lefebvre eine Nachricht. Während dieſer mit dem Adjutanten ſpricht, ſagt:]

Donay (für ſich). So ſteht's? Ich wollte Euch als Werkzeug brauchen für die Kirche und ich ſoll nun unſre beſte Waffe unnütz für mich ſchartig machen?

Lefebvre (auf Donay zutretend). Sie können ſogleich mit der Procedur beginnen. In dieſer Stunde wird man die Frau und die Tochter des Sandwirths einfangen und bringen. Dieſe müſſen Ihnen zuerſt auf das Abendmahl ſchwören und bekennen, wo der alte Trotzkopf ſteckt.

Ein Bedienter bringt Donay eine leiſe Botſchaft.

Donay. Geſtatten Ew. Durchlaucht, daß ein Mann, der mich ſprechen will, hier eintrete?

Lefebvre. Immer zu! (Geht nach dem Tiſche, nimmt Papiere auf Donay gibt dem Bedienten ein Zeichen, dieſer öffnet die Thüre.)

Zweiter Auftritt.

Raffel mit vielen Bücklingen.

Raffel. Gelobt ſei Jeſus Chriſt.

Donay. In Ewigkeit Amen. Was willſt Du?

Raffel. Ich möcht' Euch gern allein ſprechen.

Donay (ihn beiſeite nehmend). Was haſt Du?

Raffel. Kommet mit fort.

Donay. Sprich nur hier.

Raffel. Nicht wahr, Ihr ſeid ein alter Freund vom Hofer?

Donay. Warum? Was gibt's?

Raffel (lauernd). Auf dem kahlen Baum iſt ein Schlag aufgeſtellt, drin hat ſich ein Bartadler und ein Gimpel gefangen. Ich kann's nicht bei mir behalten, es laßt mich nicht ruhen und nicht raſten und hat mich heut Nacht nicht ſchlafen laſſen.

Donay. Was geht mich Dein Schlaf an? Red' ordentlich oder geh.

Raffel. Ihr ſeid ein alter Freund vom Hofer?

Donay. Das haſt Du ſchon einmal geſagt.

Raffel. Schadet nichts, wenn man's noch einmal vorbringt. Ihr wollt alſo gewiß den Hofer retten? Ich kann Euch dazu verhelfen.

Donay. Wie denn?

Raffel. Ich will Euch angeben, wohin Ihr die Franzoſen nicht führen müßt, damit ſie ihn nicht bekommen. Ich vertrau' es Euch aber nur unter dem Siegel des Beichtgeheimniſſes.

Donay (für ſich). Was that Hofer, als ihm der Hormayr ein Geheimniß anvertraute vor allem Volke? Halt! Es läßt ſich auch von der Einfalt lernen. (laut zu Lefebvre, der am Tiſch in einem Papiere las) Durchlaucht! Ich habe das Verſteck Hofers.

Lefebvre. Nun doch endlich!

Raffel (keck vortretend). Halt Pfaff! Du ſollſt mir den Lohn nicht wegſchnappen. Durchlauchtigſter Herr Herzog! Ich habe des Sandwirths Neſt und Ich verlange auch den Lohn.

Lefebvre. Du haſt eine kecke Art. Wer biſt Du?

Raffel. Ein alter Vertrauter von den Öſtreichern. Ich habe mehr mit großen Herren zu thun gehabt, aber zuletzt war all' mein Vermögen in Wiener Bankozetteln und da war ich über Nacht ein armer Mann.

Lefebvre. Du biſt alſo . . .

Raffel. Sagen Sie es nur frei heraus. Ich bin ein Spitzl, ein Spion, oder wie Sie's heißen wollen. Ich ſchäme mich nichts daran. Aber das dumme Volk hier in meiner Heimath, bei dem ich in Ruhe mein kleines Geld verzehren wollte, hat mich immer angeſehen wie einen räudigen Hund, und was ich geſagt hab', das war wie nichts geſprochen. Pfui! Ich frage nichts nach Ihnen Allen. Ich ſchaffe den Hofer und will meinen Lohn.

Lefebvre. Den ſollſt Du haben.

Raſſel. Ich will jetzt nur ſchnell heim und meine Pelzhandſchuhe und Steigeiſen holen. Wir müſſen durch einen zugefrornen Waldbach drei Stunden aufwärts.

(will gehen.)

Lefebvre. Bleibe, Du wirſt uns nicht für ſo einfältig halten, daß wir Dich nach Hauſe gehen laſſen. Wenn Du uns nutzlos in die Irre führſt, ſo gebe ich Dich auf dem weißen Tiſchtuch da oben den Raben zu verſpeiſen.

Raſſel. Ich will nur wenige Schritte vorangehen, in die Hütte nur hinein, während Ihr den Berg umſtellt.

Lefebvre (zu ſeinem Adjutanten). Alle Truppen ſollen ausrücken und ſcharf laden, man kann nicht wiſſen, was die Feſtnahme dieſes Menſchen erregt. Zwei Kompagnien nehme ich mit, ich ſelber will ihn gefangen nehmen.

(Alle ab.)

Zweite Scene.

In der Burg zu Wien. Großes prachtvolles Zimmer, feſtlich erleuchtet.

Erster Auftritt.

Hormayr in Gala-Uniform und Waldl.

Hormayr. Ja guter Waldl, das iſt hier nicht wie in Deinem Dorfe, wo man jederzeit in die offene Thüre tritt. Hier muß man leiſe klopfen und warten.

Waldl. Aber Herr Intendant, wenn Gott die Angel rührt, ſo wird die Überthür erſchüttert, hat mein' Großmutter geſagt. Jede Minute Verſchub kann meinem Meiſter das Leben koſten, und ich bin jetzt ſchon den dritten Tag hier, und hier iſt Alles ſo luſtig, ich komm' mir vor wie ein tauber Menſch auf dem Tanzboden. Ich hab' meinem Meiſter verſprochen, daß ich wiederkomme und wenn ich meine Knochen im Sacktuch mitbringen muß.

Zweiter Auftritt.

Buol kommt.

Hormayr. Ah! Sie kommen zu gelegener Zeit, lieber Vetter.

Buol. Haben Sie ſchon gehört? Se. Majeſtät Kaiſer Napoleon haben ein neues Pyramidenwort geſprochen. Encore trois ans et ma dynastie sera la plus ancienne en Europe, encore trois ans et je serai le maître de l'univers. Nicht wahr, lieber Vetter, ich habe einen ſchlechten Accent? Sie müſſen mir helfen ihn melioriren.

Hormayr. Ein andermal. Jetzt ſehen Sie ſich dieſen Mann an.

Buol. Ah, ich kenne das Früchtl. Du biſt einer der Schelme von der Voldersbrücke.

Hormayr. Daran dürfen Sie jetzt nicht denken. Sie müſſen Se. Kaiſerliche Hoheit bewegen, bei dem neuen Neffen, bei Sr. Majeſtät dem Kaiſer Napoleon Amneſtie für den Sandwirth zu erwirken.

Buol. Jamais de ma vie. Vetter, Sie bleiben ein Schwärmer, petitioniren ſtets für Andere, gehen mit der

Blechbüchſe eines barmherzigen Bruders umher, und wenn Ihnen auch die gnädigen Herrſchaften etwas geben, bedenken Sie: der Bittſteller iſt ihnen bei andern Gelegenheiten odiös, ſein Anblick riecht nach Moſchus und armer Wittwe mit ſieben Kindern.

Hormayr. Eben weil ich ſchon ſo oft gebeten, darum müſſen Sie es jetzt thun.

Buol. Mille pardons. Sie ſind amüſant, an einer Feſttafel einen ſaubern Teller nehmen und damit betteln gehen bei den Freudvollen: (ſpöttiſch bettelnd) Sie ſind jetzt ſatt und luſtig, meine Gnädigen, gedenken Sie doch auch der Hungrigen und Traurigen. Fi donc, wie bürgerlich gemein, das paßt für die Vorſtadt Wieden. Soignirte Hände, lieber Vetter, iſt das erſte Requiſit und wer ſoignirte Hände haben will, darf nicht alle Dinge anfaſſen.

Hormayr. Wir ergriffen aber mit Freuden die rauhe Hand des Volkes, als ſie ſich darreichte zur Rettung.

Buol. Das iſt vorbei. Das war amüſant, ich kann mich kaum mehr erinnern, als wir in Tyrol über Volksgnade philoſophirten und uns in die Sprache dieſer Bauerntölpel einexerziren wollten, deren Worte immer nägelbeſchlagene Schuhſohlen haben. Das iſt vorbei, lieber Vetter. Wir ſtehen wieder feſt im Bügel und ſetzen der Canaille die Trenſe auf. (plötzlich abbrechend) Seine Kaiſerliche Hoheit!

Dritter Auftritt.

Johann.

Johann (auf Hormayr zugehend). Ich habe Ihren Brief wegen des armen Hofer geleſen. Ich bemitleide den Mann aufrichtig, er ſcheint von einer myſtiſchen Verzückung befangen. Er muß ſeinen Bart abnehmen und entfliehen. Bereden Sie ſich mit meinem Cabinetsdirektor Neuberg. Schicken Sie ihm einen Courierpaß und Geld.

Hormayr. Kaiſerliche Hoheit entſchuldigen gnädigſt, der Hofer erwartet eine offene Amneſtie. Der Hofer will aus Pietät ſein Heimathland nicht verlaſſen und wenn auch, durchaus nicht in geheim.

Johann. Iſt es Ihre Pflicht, Pathe zu ſtehen bei jeder albernen Pietät? Sie glauben wohl gar, daß ich vor den kaiſerlichen Bräutigam hintrete: Schenke mir einen Bauern.

Hormayr (ſich verneigend). Das liegt im Ermeſſen Ew. Kaiſerlichen Hoheit.

Johann. Hofrath Neuberg hat den Auftrag, das was ich geſagt habe zu vollziehen.

Hormayr. Ich bitte nochmals um Beſchleunigung meiner Entlaſſung aus den Dienſten Ihrer Majeſtät.

Johann. Sie wollen in bairiſchen Staatsdienſt treten?

Hormayr. Es ſind mir Anerbietungen gemacht.

Johann. Leben Sie wohl.

(ab mit Buol.)

Hormayr. Komm morgen zu mir Waldl. (ab.)

Waldl (allein). Ja ja, nach Nürnberger Recht behält Der die Schläge, der ſie hat, hat mein' Großmutter geſagt. Da geht der Hormayr auch hin. Er thut, als ob er's ſo getreu mit uns meinte und kann doch nicht laſſen von den großen Herren und nun geht er zu den Baiern. O ihr Mütter, Wittwen und Waiſen, die ihr auf einſamer Höhe und in verborgenen Thalen vor eurer Hütte ſteht und euren Todten nachweint und eins tröſtet das andere mit den Worten: Sie ſind geſtorben für unſern Kaiſer und gegen den Ketzer, den der heilige Vater verflucht. Und der Kaiſer gibt ihm nun ſeine Tochter und der heilige Vater ſegnet ſeine Ehe.

(Großer prachtvoller Hochzeitszug. Eine Muſikbande ſpielt die Marſeillaiſe, eine andere: „Gott erhalte Franz den Kaiſer u. ſ. w.“ Man hört den Ruf: vive l'Empereur!)

Dritte Scene.

Auf der Sennhütte. Ein Feuer brennt auf dem Heerde. Als ſich die Thüre öffnet, überſieht man die Winterlandſchaft vom Anfang des dritten Aktes.

Erster Auftritt.

Hofer und Senn mit Schaufeln, die ſie abſtellen. Sie ſetzen ſich an den Heerd.

Hofer. So, jetzt iſt doch wieder was geſchafft, da vergißt man doch die Stunden. Wir müſſen Acht haben, daß wir nicht eingeſchneit werden. Jetzt muß der Waldl ſchon wieder auf dem Rückweg ſein. Der Hormayr und der Erzherzog Johann haben ihm gewiß geholfen. Wenn ich ihm nur meine ausgeruhten Füße leihen könnte.

Senn. Wir ſitzen hier oben wie in der Arche Noah. Drunten liegt die Welt in Nebel und Wolkenſtrom eingeſunken und der Waldl iſt die Taube, die bald mit dem Oelzweige kommt.

Hofer. Ja ja, das iſt ein braves Gleichniß, Du biſt doch frommer als ich gemeint hab'.

Senn. Schon einmal ward dieſe unſre Erde umgebildet und die Ungeheuer wurden vertilgt. Noch einmal muß ſie ſich neu geſtalten und die kommenden Geſchlechter werden verſteinerte Geſchöpfe mit Kronen auf den Köpfen ausgraben, das ſind die Mammuthe dieſer unſrer Vorwelt.

Hofer. Ich ſpüre eine Zugluſt, wir müſſen da oben ein Loch nicht gut verſtopft haben.

Senn. Ich habe heute den Kamin geändert, wir müſſen den Rauch gleich niederdrücken, er könnte uns ſonſt verrathen.

Hofer. Ich möcht' nur wiſſen, ob mein Kaiſer auch ſo viel an mich denkt, wie ich an ihn. Wenn man Jemand lang anſieht, der gar nichts von einem weiß, merkt er's zuletzt und ſchaut um, er ſpürt den Blick; ſo mein' ich, müßt' es mein Kaiſer ſpüren, wie ſich alle meine Gedanken an ihn hangen und an ihm reißen. Wenn morgen am Tag der Waldl nicht kommt, muß ihm der Pfandlerbauer ſeinen Knecht nachſchicken. Es iſt ja zum Verzweifeln, wie man ſo lange warten muß.

(Man hört Geläute aus der Tiefe.)

Senn. Horch wie die Glocken im Thal ſo ſchön klingen, es iſt wie wenn die Luft ſingen thät', und Berg und Thal iſt wie eine einzige große Orgel.

Hofer. Ja, ſie läuten den morgigen Sonntag ein. Red' jetzt nichts und gib mir das Betbüchl.

(Pauſe. Geläute. Plötzlich aufhorchend.)

Still, haſt nichts gehört draußen? Es iſt doch ein verſcheuchtes Leben, wenn man immer ſo aushorchen muß. Ihr habt mich gezwungen, aus mir ſelber eine Lüge zu machen und mich zu verſtecken. Still, es ſind die Birken, die mit ihren ſchwanken Zweigen die Tannen peitſchen, ich meine, ich höre jede Nadel auf den harten Schnee fallen. Ja ja, wenn der Sturmwind weht, peitſcht ein Baum den andern in Unfrieden . . . Ich höre leiſes Knirſchen von Tritten, es knarrt und kniſtert. Gib die Büchſe her, es kann der Wolf ſein, von dem wir die Spur haben. Nein, ich höre Stimmen. Herr Gott! Das iſt meine Traude.

(Er eilt nach der Thüre.)

Zweiter Auftritt.

Frau Hofer und Maidele.

Hofer. Weib, was thuſt denn Du da? Du mußt gleich wieder fort.

Frau Hofer. Anderl, ſo laß mich nur verſchnaufen.

Hofer. Warum habt Ihr Euer Verſteck verlaſſen? Ich kann Euch hier nicht haben.

Maidele. Unſer Aufenthalt iſt den Franzoſen verrathen worden.

Hofer. Was ſagſt Du? Verrathen?

Maidele. Ja, und es iſt ein Trupp Franzoſen auszogen, uns gefangen zu nehmen, aber die Leute haben ſie irre geführt und haben ihnen beim Bahnmachen ſo viel Schnee in die Augen und auf die Köpfe geſchaufelt, daß ſie wieder abzogen, und wir ſind unterdeſſen fort zu Dir.

Hofer. Verrathen? mein Weib und Kind?

Frau Hofer. Anderl, Du biſt oftmals den ganzen Tag in Gedanken herumgelaufen und haſt nie gewußt, wie viel Zeit es iſt, haſt dann immer mich danach gefragt und Deine Red' war: Mein Weib hat die Uhr im Kopf. Anderl, es iſt höchſte Zeit, Du mußt, Du mußt entfliehen.

Hofer. Weißt Du nichts vom Speckbacher und vom Haſpinger?

Frau Hofer. Der Rothbart iſt nach der Schweiz und der Speckbacher nach Oeſtreich entflohen, den Peter Mayer haben die Franzoſen gefangen und erſchoſſen und noch viele Andere. Wir tragen unſer Leben ſtündlich auf der Hand. Du mußt fort, Anderl. Nimm Dich zuſammen, das Kreuz friſch angefaßt iſt halb getragen.

Hofer. Traude, wie biſt Du geworden? Ich geh nicht fort, nie. Ich habe mich verborgen, es iſt ſchon hart genug, aber fort bringt mich nichts.

Senn. Ich habe Dir's auch ſchon oft gerathen, wir müſſen entfliehen.

Hofer. Sprich zum Baum: entflieh, ein Wetterſtrahl fährt hernieder und verzehrt Dich; ich kann nicht fort, ich kann nicht.

Senn. Was da, der Menſch iſt kein Baum, der Menſch kann fort, und wer ſo redet wie ein Baum, der iſt ein Klotz.

Hofer. Es iſt jetzt nicht Zeit zum Spaßmachen. Schaut, ich hab' mir auch ſchon oft dacht, ich ging' fort und da bin ich im Traum hingewandelt an allen Bergen und an allen Städten und an allen Dörfern vorbei und da war mir's, wie wenn die Wälder und Felſen Arme ausſtreckten nach mir und hangen ſich an mich und laſſen mich nicht fort, und da bleib' ich nun; da ſteh' ich wie ein Pflänzchen und warte, was mein Herrgott ſchickt — ob Sonnenſchein, oder Hagel, ich rühr' mich nicht, ich zuck' nicht, kein' Finger, kein Aug'. (verklärt aufſchauend) Es tönt eine Stimme über Berg und Thal, die ſchlichtet und richtet Alles und dieſe Stimme iſt Gott. Wer ſie nicht hört, dem kann man nicht beweiſen, daß ſie da iſt. Wie willſt Du dem, deſſen Ohr taub, darthun, daß die Glocken klingen; wie dem Blinden, daß die Sterne blinken, und Halleluja tönt allen Getreuen, die ſich nicht verderben, nicht verführen laſſen? Hier bin ich, nimm mich auf. (wie plötzlich erwachend niederſchauend) Ah da biſt Du ja Traude und Du auch Maidele. Kommt an mein Herz, o das iſt gut, das iſt ſchön, daß ich Euch wiederſehe.

Frau Hofer. Ich rede kein Wort mehr zu. Thu was Dein Herz Dir ſpricht.

Hofer. Mir iſt jetzt, wie wenn ich ſchon geſtorben und auferſtanden wär', die ganze Welt kann mir nichts mehr anhaben, ich ſpür's nicht mehr. Traude, jetzt bitt' ich, laß mich allein; ich bin ſchon geſtorben und es iſt jetzt nur noch ein ſchweres Heben aus dem Grab, bis ich hinaufſteig' zum Vater. Laßt mich, und wenn wir wieder mit einander auf dieſer Welt leben, ſo leben wir hienieden ein Stück vom Himmel gefallenen Jenſeits.

Frau Hofer und Maidele werfen ſich ſchluchzend an ſeine Bruſt. Er geleitet ſie an die Thür. Dieſe öffnet ſich.

Dritter Auftritt.

Raffel tritt ein.

Raffel. Gelobt ſei Jeſus Chriſt! (gedehnt) Ah, der Herr Graf von Tyrol im Winterpalaſt? Jetzt biſt hoch, Hofer, jetzt thronſt Du über allen Menſchen, juſt drei Schritt von Gott. Iſt's erlaubt, daß man ſich an Deinem hochgnädigen Feuer eine unterthänige Pfeiſe anzündet?

Hofer (ſich erholend). Raffel, was willſt denn Du da?

Raffel. Das Fragen iſt an mir, ich bin aber nicht neugierig. Adies. (will gehen.)

Hofer (ihn haltend). Setz' Dich Raffel, ich bitt', ſetz' Dich.

Raffel. Biſt da oben in Kindbett kommen? fürchteſt, daß ich Dir die Ruhe forttrage?

Hofer. Fopp' mich nicht ſo, ich bin ein elender Menſch, hab' Erbarmen. Es iſt wahr, ich hab's nicht um Dich verdient, aber unſer Herrgott hat Dich nur geſchickt, damit ich Dir Abbitte thu, wenn ich Dich beleidigt habe.

Raffel. Unſer Herrgott hat mich hergeſchickt? Ja, jetzt weiß ich's. Er hat meiner Kuh geſagt: ſchrei' und brüll', und da hat ſie geſchrien und brüllt und da hat mir unſer Herrgott durch meiner Kuh Maul geſagt (ſpottend die Kuh nachahmend): Hol' Heu Raffel, hol' Futter, hol' Futter. Das heißt von Gottiſch auf Deutſch: Du wirſt den Hofer finden, auf deſſen Kopf zwei Tauſend Gulden geſetzt ſind. Ja es geſchehen noch alle Tage Wunder, wenn man nur immer verſtünde, was die Kuh ſpricht.

Hofer. Sei nicht ſo überzwerch, Du biſt doch ſonſt geſcheit. Stopf' Dir noch einmal, Deine Pfeife iſt leer. Da, nimm den ganzen Beutel, Johann.

Raffel. Ja, Johann, ſo bin ich tauft, weißt noch?

Hofer. Jetzt... Was ich hab' ſagen wollen... Ja... Schau, Du biſt ein armer Mann, aber ein ehrlicher Mann; wenn man auch einmal gefehlt hat, es kann Jeder wieder brav ſein.

Raffel. Ich bin alſo nicht ſichelkrumm?

Hofer. Wenn ich das geſagt hab', verzeih' mir's, es iſt im Jaſt geſchehen, ſei nicht herb auf mich. Schau, ich hab' weiter kein Geld, da nimm die drei Kronenthaler. Wenn ich in Wien bin, ſchick' ich Dir noch mehr, da haſt mein' Hand drauf.

Raſſel. Ja, wenn Du nur erſt in Wien wärſt. Die Leut' ſagen, es ſeike in Katzenſprung bis dahin; aber freilich, Dein Kaiſer holt Dich ab in einer Kutſch' mit ſechs Schimmeln und einem Vorreiter. Kannſt jetzt Dein Regierungsjubiläum feiern, biſt um 25 Jahr älter geworden, ſeitdem ſie Dich zum Grafen von Tyrol gemacht, biſt baufällig und haſt einen weißen Kopf wie ein Schneemanndl. Soll ich Dir rathen?

Hofer. Ja.

Raſſel. So rath' ich Dir: ruf' da Deinen Nachbar, Gott daneben, er ſoll Dir ein Paar Wolkenpferde, Weißſchimmel und Apfelſchimmel leihen, mit denen fährſt Du leicht von da oben bis nach Wien.

Hofer (ihm die Hand reichend). Nicht ſo. Gelt' Johann, Du verrathſt mich nicht?

Raſſel. Ei warum werde ich denn das thun? Jetzt haſt eine andere Sprach' wie damals, wo wir uns das letztemal geſehen haben. Damals bin ich aus nach grünem Gras, jetzt hol' ich dürres Heu. Was damals eine rothe wilde Roſe am Hage war, iſt jetzt eine faule Hagebutte am verſchneiten Dornſtrauch. Ja ja, die Zeiten ändern ſich.

(Unterdeß hat Senn eine Büchſe geladen und dem Maidele übergeben. Jetzt ſtürzt ſich Senn plötzlich auf Raſſel und wirft ihn zu Boden.

Senn (auf Raſſel knieend). So, jetzt verratheſt Du uns gewiß nicht. Einen Strick her, daß wir ihn binden, der Kerl darf nicht von der Stelle, ſo lange wir hier oben ſind.

Hofer (Senn faſſend). Und ich ſag', er geht frei aus. Weg da!

Maidele. Wenn Du ihn frei läßtſt, ſchieß' ich ihn nieder.

Hofer (ihr die Büchſe nehmend). Ich bin Dein Vater und Herr. (ſich dann an Senn wendend) Laß los.

Senn. Ich laſſe nicht, Du kannſt Dein Leben wegwerfen, aber nicht meines. Wenn Du nicht einen Strick hergibſt, ſchneide ich der Beſtie die Gurgel ab. (zieht einen Dolch.)

Hofer. Laß los, ſag' ich, ſo drei wie Du ſchlag' ich noch in den Boden und laß mir die rechte Hand auf den Buckel binden. (er befreit Raffel) So Johann. Verzeih' dem Senn, er iſt ein Studirter und das viele Studiren hat ihn mißtrauiſch gemacht. Steh' auf, haſt Dir doch nicht weh than? Dein Pfeifenrohr iſt zerbrochen, da, nimm meine Pfeife.

Raffel (aufſtehend). Hat nichts zu ſagen. Biſt doch ein ehrlicher Kerl, Hofer, Du dauerſt mich.

Hofer. Sei Du nur ruhig, ich bin bald erlöſt.

Raffel. Nun behüt' Dich Gott.

(Er geht raſch ab.)

Senn. Da geht ein ſchön Stück Arbeit, das die Vertreter Gottes aus ſeinem Ebenbilde gemacht haben. Es wäre zu teufliſch, wenn der von den Oeſtreichern abgerichtete Spürhund Dich den Franzoſen auslieferte.

(Man hört hinter der Scene einen ſchrillen Pfiff.)

Maidele (die Thür aufmachend). Weh, die Franzoſen ſind da!

Hofer. So ſchnell?

Maidele (die Büchſe faſſend). Vater, laßt Euch nicht gefangen nehmen.

Hofer. Weg da! Betet und ſeid ſtandhaft, das iſt Alles was ich von Euch verlange.

(Man hört trommeln und präſentiren. Die Franzoſen erſcheinen vor der Thür.)

Hofer (ihnen entgegentretend). Redet einer von Euch Deutſch?

Vierter Auftritt.

Lefebvre, Soldaten, Raſſel.

Lefebvre. Ja, Du kennſt mich.

Hofer. Ihr wollt mich gefangen nehmen? Da bin ich. Nur ſchont Dieſer da.

Raſſel. Nein, der lateiniſche Reiter muß mit dem Roßkamm. (auf Senn zugehend und nachſpottend) Einen Strick her! ich will ihn binden, oder ich ſchneid' der Beſtie die Gurgel ab. (er bindet Senn.)

Hofer. Muß ich den Judas auch noch ſehen? (im höchſten Schmerze) O mein Gott, o mein Kaiſer, warum haſt du mich verlaſſen!

Senn. Fluch Deinem Kaiſer! Fluch den buhleriſchen Betrügern des Volksgemüthes! Sie ſchütteln treuherzig die Hand und halten ſie feſt, um ſie zu lähmen; ſie drücken Dich an die Bruſt, um Dich auszurauben und die Stelle zu erkunden, wo man Dir am ſicherſten den Dolch ins Herz ſtoßt. Fluch dem Bruder Lockvogel mit dem einſtudirten Waldſchlag! Fluch dieſem Reichsjodler!

Hofer. Deine Zunge verdorre! (an ſeinen Banden reißend) Hilf mir letzte Kraft! (Er zerreißt ſeine Bande und ſtürzt ſich wüthend auf Senn, ihn niederwerfend) Ich zermalme Dich in Staub, Du Läſterer. (er wird losgeriſſen) So, jetzt bindet mich wieder feſt.

Raffel (auf Senn deutend). Mit dieſem Schächer da wirſt Du gehenkt Graf von Tyrol. Befiehl jetzt, befiehl den Tauſenden, die Dir gehorchen.

Hofer. Wenn ich ſterben ſoll, ſo bitt' ich: raſch, erſchießt mich hier daheim, wo unterm Schnee das Blut meiner Brüder ſtarrt.

Lefebvre. Du wirſt nach Mantua geführt und dort vor ein Standgericht geſtellt.

Hofer. Tödtet mich hier.

Frau Hofer. Bitte das nicht, der Waldl kann ja jede Stunde vom Kaiſer mit dem Freibrief kommen.

Hofer. Gebt mir eine Handvoll Erde, eine eiſige Scholle.

(Maidele gibt ihm eine ſolche)

Ich bitt' Euch, legt mir dieſe Scholle Heimatherde unter das Haupt, wo Ihr mich begrabt. (die Scholle küſſend) Ich danke dir du Heimathland für Speiſe und Trank, die du mir gegeben. (halb ſingend)

Und ſterbe ich auch weit von hier,
So iſt meine Seele doch bei dir,
Und laß ſie ewig, ewig bei dir ſein.
Und vergiß nicht mein.

Traude, Maidele, lebt wohl, betet und ſeid ſtandhaft, leidet mit Geduld, dann könnt Ihr auch etwas von Euren Sünden abbüßen.

Frau Hofer. Harre nur Du geduldig, ich eile ſelbſt nach Wien, ich thu' einen Fußfall vor dem Kaiſer, er muß, er muß Dir helfen.

Maidele. Vater, Euer Kaiſer wird verunehrt, wenn er Euch ſterben läßt.

Hofer. Das Kind hat Recht, ich muß leben, wenn mein Kaiſer nicht verunehrt werden ſoll. Ich darf nicht ſterben, das brächte meinem Kaiſer Schande.

Lefebvre. Von Deinem Kaiſer hoffe nichts mehr, drum rette Dich für Dein Vaterland und Dich ſelbſt. Sprich ein einzig Wort und ſtatt gefeſſelt reiteſt Du hoch zu Roſſe geehrt und geprieſen durch's ganze Land.

Hofer. Was für ein Wort?

Lefebvre. Sei unſer. Du zuckſt zuſammen? Ueberleg' Dir's, wie viel Du Deinem Vaterlande nützeſt, und wie Du jetzt ſpurlos zerſchellſt gegen eine unerſchütterliche Macht. Ich ernenne Dich zum Oberſt des Paſſeyrer Aufgebots und zum Präfekten Deines Bezirks. Du ſiehſt, ich vertraue Dir auf Dein Wort, nur ſei unſer.

Hofer. (krampfhaft lachend). Hahaha! Luſtig! Ich freue mich auf den franzöſiſchen Oberſt wie auf mein erſtes Paar Hoſen. Es iſt doch was Prächtiges, ein Menſch mit drei Pferdsrationen zu werden. Luſtig ihr Leute!

Frau Hofer. Mit Deiner Luſtigkeit ſpielſt Du mir wie mit der Meſſerſpitze vor den Augen herum, das ſticht, wenn's auch nicht trifft. Anderl, thu's nicht, mir zu lieb, ich will's nicht.

Maidele. Vater! Um Gotteswillen Vater! Mein Florian iſt geſtorben, weil er hat zweimal ſeinen Eid brechen müſſen, und er hat doch müſſen. Vater, Ihr könnt nicht Euer ganzes Leben zu einem Lügenleben machen. Mein Florian und Tauſende ſind geſtorben für Euch und für den Kaiſer, und wenn Ihr ein franzöſiſcher Oberſt ſeid, ſo könnt Ihr die Augen nicht aufſchlagen zu keinem Baum, zu keinem Berg, zu keinem Menſchen, Ihr müßt fürchten, daß die Felſen von ſelbſt herunterrollen und Euch erſchlagen. Eher wollen wir Alle ſterben, eh Ihr Euren Glauben abſchwört. Vater, Ihr müſſet Nein ſagen. Das Blut meines Florian ſchreit nein und tauſendmal nein.

Raſſel. Sei ſtill Du, wenn die Henne kräht wie ein Hahn, gibt's ein Unglück.

Hofer. Ja, es iſt eine Sünde, daß ich nur eine Minute damit geſpaßt habe. Herr Herzog, wenn ich einmal als Franzoſe auf die Welt komme, will ich Euer ſein. Jetzt tödtet mich, und ich will ſterben mit dem Rufe: Hoch lebe mein Kaiſer!

Lefebvre. Ich laſſe Dir noch Zeit, Du wirſt anders denken lernen.

(Alle ab.)

Vierte Scene.

In den Kaſematten zu Mantua.

Erster Auftritt.

Hofer und Senn.

Hofer. Sie haben mich durch's ganze Land gebunden und barfuß geführt, aber daheim war Alles ſtill, ſie haben die Thränen hinabgeſchluckt. O ich muß mein Kreuz weit tragen. Wenn ich's nur aus den Gedanken bringen könnte, wie ſie mich durch Trient führten, und ſie haben mich da verhöhnt und faſt angeſpien. (ſich auf die Bruſt ſchlagend) O der Menſch iſt ſchlecht und grundverdorben. Ich hab' jetzt all' die Freude und das Glück vergeſſen und weiß nichts als das Schlechte und ſehe nichts als die böſen Menſchen. Verzeih' mir guter Gott, ich will all' deine Liebe und Gnade nicht vergeſſen, verlaß mich nicht und mach' mich ſtark. Aber Senn, warum redeſt Du gar nicht? Verzeihe auch Du mir, wie ich meinen Peinigern verzeihe, und wie uns Allen Gott verzeihen möge. Sei nicht herb auf mich.

Senn. Ich bin nicht bös. (ihm die Hand reichend) Weh! Wehe! Deine Hand iſt ſtarr und todtenſteif.

Hofer. Sie haben mich ſchwer gebunden. Wie viel Jahre Straf' haſt Du?

Senn. Zehn Jahre.

Hofer. Wenn Du heimkommſt, grüß' mein Tyrol. Horch, horch, unſre Brüder im Gefängniſſe ſingen. (Man hört das Lied aus dem 3. Akte:

„Und hat der Menſch ſein' ſiebzig Jahr
In Müh' und Noth gelebt,
Da liegt er ſtill und wartet gar,
Bis man ins Grab ihn legt.
Ade, du ſchnöde Welt.

Der Euch das Lied geſungen hat,
Der ſucht den Tod im Feld;
Er wartet nicht, bis er ihm naht,
Er hat ſich ihm geſtellt.
Ade, du ſchnöde Welt.")

Ade, du ſchnöde Welt. Ich will noch meinem Weibe ſchreiben. Was iſt heut für ein Tag?

Senn. An ihm ſtarb ein Heiliger auf dem Throne, zu Tode gemartert von Pfaffentrug und Unverſtand, es iſt Kaiſer Josephs Todestag.

Hofer. Der zwanzigſte? Gut. (Er ſetzt ſich und ſchreibt.)

Senn. Andree, und denkſt Du denn gar nicht an die Rettung und Dein Leben? Gib dem Franzoſen nur Ein gutes Wort. Noch iſt es nicht zu ſpät.

Hofer (kopfſchüttelnd.) Es wäre nicht Recht, es wäre nicht gut, wenn ich wieder zurückmüßte in die Welt. Ich habe Abſchied genommen. Das kann unſer Herr Gott nicht wollen, daß man Allem Ade ſagt und doch wieder dabei bleiben muß. Mein Herrgott hält mich bei der Hand und führt mich in die Fremde, er wird mich nicht mehr ſo heimjagen. Nein, verzeih mir's guter Gott, du führſt mich heim aus der Fremde, aus dieſer ſchnöden Welt; ſo leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir die Augen naß werden.

Zweiter Auftritt.

(Das Gefängniß öffnet ſich, man ſieht draußen franzöſiſche Soldaten. Ein Geiſtlicher tritt ein und naht ſich Hofer.)

Hofer. Hier dieſen Brief ſchickt meinem Weibe.
Ich bin bereit, ich bin bereit
Zu gehen in die Ewigkeit.

(vortretend nach dem Hintergrunde und im Gehen rufend)

Vater unſer, der du biſt im Himmel, geheiligt werde dein Name, dein Wille geſchehe, wie im Himmel alſo auch auf

Erden . . . Feuer! (eine Salve) O wie ſchießt Ihr ſchlecht! Feuer! (nochmals Salve.)

Senn. Wenn ein Stern vom Himmel fällt, da ſoll der Wunſch erfüllt werden, den man dabei ausſpricht. Mögeſt Du der Letzte ſein, der für fremde Hoheit geſtorben! Deutſches Volk, opfere dich nur dir ſelbſt!

(Der Vorhang fällt.)

◆

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Yq 13996

Aus
der Bücherſammlung
des
Dr. Leopold Hirſchberg
1913

Epilog

zur

Leſſing-Feier

von

Berthold Auerbach.

Nach der Aufführung von „Emilia Galotti"
im Königlichen Hoftheater zu Dresden
geſprochen von

Emil Devrient

am 16. März 1850.

Zum Beſten des Leſſing-Denkmals.

Preis 5 Ngr.

Dresden.
Arnoldiſche Buchhandlung.

[illegible]
Berlin

Dem Blick, der feſtgebannt,
Noch düſter ſtarrt in jene Kreiſe;
Gezogen von des Dichters Hand
In ſtrenger, ſcharf gemeſſ'ner Weiſe;
Dem Herzen, das noch bebt,
Von ſchönem Schmerz geläutert,
Vergönnet, daß es frei ſich hebt,
Zu klarer Luſt erweitert.

Und wie es frommen Glaubens Brauch,
Die edle Gabe in der Hand
Den edlen Geber laut zu preiſen;

So gönnt der frommen Liebe auch,
Den Blick zur Dichtung noch gewandt,
Empor zum Dichter hinzuweiſen.

In Städten, die euch heimiſch traut,
In Fluren, die ihr oft geſchaut —
Da iſt erſtanden Leſſings Geiſt,
Da hat er mächtig ſich entfaltet,
Der ungeſtorben in euch waltet
Und der unſterblich ſich erweiſt.
Vom Pred'gerhaus, dem ſtillen, frommen,
Durchzittert von der Orgel Ton,
Von Camenz ſtammt des Geiſtes Sohn,
Dem aus des Herzens tiefſtem Drang
Hervor ſich die Verheißung rang:
„Ein neues Evangelium wird kommen."

Nicht Städte nur von heil'gem Namen,
Gehüllt in blauer Fernen Duft —
Wohin des Geiſtes Boten kamen,
Allüberall iſt heil'ge Luſt.

Doch jedem Geiſte, kaum geboren,
Droht in der Kindheit ſchon der Mord,
Wenn ihn das Schickſal auserkoren
Zum heiligen Erlöſungswort.
In alter Zeit war's nur der Tod,
In unſerer des Lebens Noth:
Berufes Zwang und ſichres Brod.
Erkämpfen muß durch junge Siege
Ein Jeder ſich des Lebens Frieden —
An Rieſenkraft gleich dem Alciden
Die Schlangen tödten in der Wiege.

Mit Worten deckte man den Riß der Zeit,
Mit Worten, die kein friſcher Hauch begeiſtert,
Der Menſch vom Schriftgelehrten ward gemeiſtert,
Der mit dem Leben war entzweit.
Da ward der heilige Beruf
Dem Denker-Dichter hier zu eigen,
Die einige Natur zu zeigen,
Die ganz und einig uns erſchuf.
Er zeigt's mit friſcher Kraft,
Er zeigt's im eignen Leben:

Weisheit und Wiſſenſchaft
Zur Schönheit ſich erheben.
Der Bannerſpruch für ſeine neue Zeit,
Sein Loſungswort war: Unabhängigkeit.

Unabhängig von dem Schmuck
Prunkender Erſcheinung —
Unabhängig von dem Druck
Hergebrachter Meinung.

Kenne ganz den Trug,
Und du dringſt zum Wahren —
Frei erhebt dein Flug
Sich zum Lichten, Klaren.

Es hatte Ungeſchmack und fremde Lehre
Die urgewalt'gen Bäume deutſcher Dichtung
Geputzt, geſtutzt in ſchnurgerader Richtung
Mit der Franzoſen Modeſcheere.

Die Aeſte, die in Lüften ſchwanken,
Und frei und wohlig auferblüh'n,
Sie ſtanden mit geknickten Ranken,
Wie Mauern von gemaltem Grün.
Und hier auf glattem ſäuberlichem Raſen
Hintänzelte das Heldenthum der Phraſen.
Die vollſte Liebe durfte nie
Die inn're Gluth des Herzens zeigen;
Sie mußt' als höfiſche Galanterie
Sich zierlich beugen und verneigen.

Da kam Held Leſſing her und fällte
Die ſteifen Bäume ſammt den dürren Krücken,
Den ſcharfen Hammer ſchwang er und zerſchellte
Die ſteingemeißelten Perrücken.

O weg mit den gedankenloſen Fluchern,
Die ob Zerſtörung Weheruf erheben —
Das Altgewohnte ſtirbt für neues Leben,
Es darf die junge Saat nicht überwuchern.

Auch Leſſing ſchlug an eines Tempels Pforten,
Des Tempels hoher Kunſt die Theſen an,
Für die er ſtritt mit lichten ſcharfen Worten,
Dem Drama brechend eine neue Bahn.

Er gab des Lebens Sprache uns zurück,
Der tapfre Kämpfer im „Soldatenglück“. —
Aus alten Zeiten, ſtarr und wild,
Erſchuf er uns ein Muſterbild,
Die feſten, leuchtenden Geſtalten,
Die jetzt an euch vorüberſchritten,
Die nicht von fremdem Schickſalswalten,
Die durch den Gott im Herzen litten.

Mit dieſem Werk, ſo rein und hell,
Ward Leſſing neuen Lichtes Quell:
Ja, Göthe's ſelbſt und Schillers Flammen,
In ihrer wunderbaren Pracht,
Er iſt's, aus dem ſie beide ſtammen,
Er iſt es, der ſie angefacht. —

Denn Licht bleibt ungemindert, ganz,
Entzündet's Andre auch von hellſtem Glanz.

Er ſtand im Kampf mit ſcharfem Stahl,
Gen Pfaffentrug und Aberwitz;
Da brach hervor in hellem Strahl,
Von Neuem ſeiner Dichtung Blitz.
Dieß Werk, das tauſend Zungen preiſen,
Sein Nathan iſt's, der Edelſte der Weiſen.
Der gab des Dichters Haupt ſo rein,
Die höchſte Menſchenmajeſtät:
Was es umſtrahlt wie Glorienſchein
Es iſt — Humanität!

Sein Name ſchon iſt zur Idee verklärt,
Und wo wir ſchöner Menſchlichkeit begegnen,
Da rufen wir: o! das iſt Leſſings werth!
Und denken ſein, um ihn zu ſegnen.

O deutſches Volk! du Volk der Denker,
Erheitre deinen trüben Blick!
Sieh hin auf deine Geiſteslenker
Und führ' ins Leben ſie zurück!

Ein Volk, das ſo Hohes und Schönes empfunden,
Das muß, das muß zur Freiheit geſunden!
Das Große, das deine Geiſter geſchaffen,
Laß nicht, daß es nur in Büchern ſteht;
O laß die Kraft und den Muth nicht erſchlaffen,
Und ſei das Volk der Humanität!

* * *

Druck von C. H. R. Reemyler.

Y u 97168

453

Aus
der Büchersammlung
des
Dr. Leopold Hirschberg
1913

Schatzkäſtlein

des

Gevattersmanns.

Von

Berthold Auerbach.

H. 1913 285

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1856.

Schatzkäſtlein

des

Gevattersmanns.

Von

Berthold Auerbach.

[illegible]
BUCHHANDLUNG
MARIENWERDER

A 1913 250

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1856.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen vor.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg

Ueber der Stubenthüre

iſt noch in manchen Häuſern in Stadt und Dorf ein Brett, worauf Bücher zur Erbauung und Erheiterung liegen. Man darf es wol auch als ein Sinnbild anſehen, daß man beim Eintritt in eine Häuslichkeit die geſammelte Einheit deſſen was den Familiengeiſt beſtimmt, über ſich habe.

Der Gedanke, daß es vergönnt wäre, auch ein Plätzchen auf jener obern Schwelle zu haben und in ſtillen Stunden angerufen zu werden; wer fühlte ſich nicht dadurch erhoben? Wer aber mit dem Wunſche käme, alles Bisherige zu verdrängen, wäre deſſen nicht würdig.

Sieh nun zu, ob und wie du dieſes Buch und was es enthält, einreihen kannſt zu dem, was du ſchon haſt. Mache es damit wie mit allem andern: Was du als wahr erkennſt, das halte feſt; und das Uebrige? — dabei denke, daß eben noch Niemand die volle Wahrheit erſchöpft hat, und daß eben darum die Menſchen von Geſchlecht zu Geſchlecht an der Erkenntniß arbeiten.

Laß dir hierin helfen, aber hilf du auch mit. Du kannſt es.

Zum richtigen Verſtändniß dieſes Buches mußt du dir noch kurz von ſeiner Geſchichte erzählen laſſen:

Viermal, von 1845 bis 1848 erſchien ein Kalender unter dem Titel: „Der Gevattersmann.“ In einer Auswahl ſind hier im zweiten Theile die darin enthaltenen Geſchichten zuſammengeſtellt.

Die Jahrgänge ſind nicht unter einander gemiſcht. Einzelne Geſchichten werden dir als bekannt erſcheinen, weil ſie vielfach in Blätter und Schulleſebücher übergegangen ſind; darum mußten ſie nichtsdeſtominder hier ihre Stelle behaupten.

Die Geſchichten, die du in dieſem Buche findeſt, ſind aus mancherlei Betrachtungen entſtanden. Es iſt nicht nur Ernſtes und Luſtiges, ſondern auch Heiliges und Weltliches, wie man's nennt, neben und durcheinander geſtellt; aber das Heilige und Weltliche darf im Leben nicht getrennt ſein; es iſt gerade die Aufgabe des vielverſchrieenen neuen Geiſtes: die echte Frömmigkeit in allem Thun und Denken zu erwecken und zu befeſtigen.

Freilich fehlt noch Mancherlei, was nothwendig auch in dieſem Buche hätte beſprochen werden müſſen; aber eben dazu ſind allerlei Menſchen auf der Welt, daß Jeder nach ſeinem Maße thue, was ihm zukommt, und eben dazu hat jeder noch Lebensraum vor ſich, daß er mit der Zeit noch Anderes in die Hand nehme zum Frommen des Vaterlandes und ſeiner Mitmenſchen.

Inhalt.

Seite
Ueber der Stubenthüre . . . III

Erſter Theil.

Das Sparkaſſenbüchlein . . . 1
Die begrabene Flinte . . . 22
Der letzte Heimathstag eines Auswanderers . . . 37
Denkmale Kaiſer Joſephs . . . 59
  1. Die Kaiſerfurche . . . 65
  2. Der Kuß des Kaiſers . . . 83
  3. Ein ſelbſtverfaßtes Gebet Kaiſer Joſephs . . . 95
  4. Der Schulchriſtoph . . . 97
  5. Der Todtengräber . . . 108
Der Segen des Großvaters . . . 114
Eine Pfingſtrede . . . 129
Der Nelkenſtock . . . 133
Ein Generalſtücklein von Kriegsgeſchichten . . . 14[illegible]
Der Streit um einen Pfiff . . . 145
Das Vollkommene . . . 151
Hausruhm . . . 152
Vom Marktgang . . . 153
Der gute Knecht . . . 159
Eine Lügenſaat . . . 162
Der letzte Thorwart von Offenburg . . . 169
Abgeriſſenes vom Communismus . . . 178
Ein geringer Mann oder die Bürgſchaft . . . 180

Seite
Die Hexenbeſen . . . 186
Neue Gewerbvereins-Satzung . . . 188
Ein beſonderes Kennzeichen der Eitelkeit . . . 191
Es iſt etwas Wahres dran . . . 193
Vom zertretenen Korn . . . 195
Eine fremde Hand . . . 199
Der Viereckig oder die amerikaniſche Kiſte . . . 200
Auf einem Acker an der Eiſenbahn . . . 275
Welches iſt der gottloſeſte Gedanke? . . . 279

Zweiter Theil.

Jahrgang 1845.

Der Gevattersmann . . . 285
Warm muß ich werden . . . 286
Wer iſt ein größerer Herr? . . . 287
Ein Flucher . . . 288
Dreierlei Wünſche . . . 290
Wenn er das Sieben verträgt . . . 291
Der König kommt . . . 292
Ein Pranger für Alle . . . 293
Beſonderer Tiſch . . . 293
Ein Geſpenſt . . . 294
Unterthänigſte Bittſchrift des Wörtleins Ich an Wir, Man und den gehorſamſt Unterzeichneten . . . 295
Der Polizeidiener in der Rattenfalle . . . 297
Je ſchlimmer je beſſer . . . 299
Der Fall über den Schatten . . . 302
Das Glück durch die Gelbwurz . . . 304
Das Schlimmſte . . . 307
Ein Mährchen mit einer Wahrheit . . . 308
Der falſche Sechſer . . . 309
Was ſuchſt du? . . . 312
Leſerliche Hand . . . 313

Seite
Polizei! Hilf! 314
Der beſte Spion 316
Der ſchöne Jean 318
Neuer deutſcher Briefſteller I. II. III. 322
Was für Bilder ſoll ich in meine Stube hängen? . . . 340

Jahrgang 1846.

Der Gevattersmann 343
Die Kunſt, jeden Tag glücklich zu ſein 344
Kein Kopf und keine Wurzel 345
Von neuen und alten Kleidern 347
Die Poſaune des Gerichts 348
Der Seiler von Fürfeld 352
Doppelt genäht hält feſt 357
Vom Gewerbsfleiße 362
Eine nicht gehaltene Rede 363
Von großen und kleinen Kindern 368
Wach' in's Gewehr! 370
Du, Ihr, Sie 370
Der Kindesmord 374
Neuer deutſcher Briefſteller 390

Jahrgang 1847.

Der Gevattersmann 410
Die goldene Repetiruhr 413
Die Frau Bürgermeiſterin 419
Alte und neue Wirthshausſchilde 421
Nachtgeſpräch zweier deutſcher Grenzpfähle 423
Vor der Kirche 425
Der Herr Lotterer 430
Der getreue Adjutant 433
Nochmals von Kleidern 434
Selbſtregieren und Selbſtraſiren 435
Wo ſteckt der Teufel? 436

Seite
Gebt mir meinen Mann 437
Das Mährchen vom goldgelben Apfel 438
Herr und Meiſter 442
Eine Wetterregel 443
Neuer deutſcher Briefſteller 443
Frag- und Antworttafel 456

Jahrgang 1848.

Der Gevattersmann 459
Eine Dämmerungsſtunde 460
Die Schloßuhr zu Kleinreſidenzlingen 465
Aus dem Kindergarten 469
Eitelkeit, nichts als Eitelkeit 477
Die Kunſt, Menſchen zu finden 479
Von dem Gefangenen und der eiſernen Maske 481
Ein Kampf um Leben und Tod 483
Neuer deutſcher Briefſteller 515
Frag- und Antworttafel 525

Anhang.

Nachmärzliches, oder drei Säcke und ein vierter und der iſt der größte 526
Briefwechſel zweier Brüder 528
Fertig 545

Erſter Theil.

Das Sparkaſſenbüchlein.

Freilich, ſagte der Schloſſermeiſter Werner in der Waſſerſtraße, freilich geſchehen in unſern Tagen keine Wunder mehr, aber man ſieht doch manchmal an einem Abgrunde und eine Hand reißt einen weg, die mehr Macht hat als eine einzelne Menſchenhand, und wenn man ſich dann beſinnt, kommt's einem wie ein Wunder vor. Mir ſchwindelts noch, wenn ich dran denke, was aus mir hätte werden können, wenn nicht der heilige Geiſt, der in einem guten Menſchen waltet, mich gepackt hätte und wenn nicht noch etwas an mir geweſen wäre, was er hätte packen können.

Ja, Nachbar Weber, eure Jaquardſtühle in eurer Gebildfabrik ſind ſehr kunſtreich und ich verſtehe noch nicht, wie Grund und Gebild zu gleicher Zeit gemacht wird, aber der große Webſtuhl der Welt, in dem ſo ein menſchlicher Lebenslauf nur ein einziger Faden iſt, iſt noch viel kunſtreicher zuſammengeſetzt, noch viel ſchwerer auszukennen, und wenn man ſo einen menſchlichen Lebensſpinnfaden auszieht, ſieht man an ihm, ebenſo wie ich vor Kurzem im Mikroſkop am wirklichen Spinnenfaden geſehen habe, daß er ſiebenfach zuſammengezwirnt iſt. Ich will euch erzählen wie Ich gezwirnt worden bin und faſt hätte es einen dicken Knoten gekriegt oder wäre gar abgeriſſen.

Ihr wißt, ich bin als Waiſenkind aufgewachſen und hatte keinerlei Anhang in der Welt. Ich war ein junges leichtes Blut, als ich beim Zunftmeiſter in der Schulgaſſe als Geſelle ſtand. Der Meiſter, ihr habt ihn ja noch gekannt, war ein ſtiller behäbiger Mann, er ſprach nicht viel um einen Groſchen, dafür war's aber auch um ſo gewichtiger, wenn er nur nickte, oder einmal ein Wort an einen richtete. Als er mir den erſten Wochenlohn auszahlte, ſagte er: „Peter, du haſt genug an der Hälfte, das Andere behalte ich und lege es zuſammen, bis wir's auf die Sparkaſſe thun können.“ Und ſo geſchah es auch. Wenn einem der Meiſter was ſagte, hatte keiner den Muth zu widerſprechen.

Am Palmſonntag vor der Kirche ging er mit mir nach der Sparkaſſe. Mein Name wurde in ein großes Buch eingetragen und ich bekam ein kleines Büchlein, drin ſtand wieder mit ſchönen Buchſtaben mein Name und auf dem zweiten Blatte meine erſten Erſparniſſe. Es waren ſieben Thaler. Das Büchlein, es war in graugeſprenkeltes glattes Papier eingebunden, war ſo ſanft anzurühren und war ſo feſt bei einander, daß ich es ſo lieb hatte, ich kann es gar nicht ſagen. So äußerte ſich bei mir die erſte kindiſche Freude, Etwas vor mich gebracht zu haben und es gibt gewiß kein glücklicheres Gefühl, als ſich zum erſtenmale ſagen zu können: du haſt und biſt noch etwas mehr als das was da ſo herum lauft, es gehört noch etwas zu dir, was man dir nicht anſieht und das haſt du dir ſelber erworben.

Immer wieder hätſchelte ich mein Büchlein und las nach der Kirche gewiß hundertmal meinen Namen und mein Capital und es kam mir ſonderbar vor, daß der

Name da drin mein iſt, daß ich Peter Werner heiße und daß die Zahl ſieben Thaler das und das bedeutet und daß das ich bin und das alles zu mir gehört, und ſtaunend ging mirs auf, wie das ſo ſeltſam und ſo wunderbar iſt, daß ein Menſch dem andern auf etwas Geſchriebenes hin ſein Eigenthum gibt und der bewahrts ihm und gibts ihm wieder und noch mehr dafür. Es war mir, wie wenn ich jetzt erſt auf die Welt gekommen wäre und zum erſtenmale ſähe, wie das Alles zuſammenhängt.

Fröhlicher habe ich noch keine Frühlingszeit gehabt, als jene vom Jahr 46, das auch ein gutes Weinjahr geworden iſt. Wenn ich ſah, wie alles draußen ſo ſchön ſproßte und wuchs, ſo mußte ich immer wieder denken: du haſt auch einen Acker, wenn man ihn auch nicht ſieht und da wächst auch was drauf und dein Acker — iſt dein Sparkaſſenbüchlein.

Ich war ſo in mir vergnügt, daß ich mir das Rauchen abgewöhnte. Es war ein wahrer Geiz in mich gekommen und ich ruhte und raſtete nicht, bis ich wieder ein Anſtändiges beiſammen hatte und am Tage vor Jacobi trug ich wieder eine runde Summe hin und der Finanzrath Menninger, der die Sparkaſſe aus Menſchenfreundlichkeit mitverwaltete, wünſchte mir Glück und trug das Ausgehändigte ein mit den Worten: „Heute fünf Thaler erhalten.“

Aber ſeltſam! Als ich den zweiten Eintrag überlas, war meine Freude bei weitem nicht ſo groß als wie das erſtemal. „Es geht doch langſam,“ dachte ich verſtohlen in mir, „du brauchſt lange, ehe du zu etwas Erklecklichem kommſt —“ aber ich hieß den Gedanken ſchweigen und war bald wieder luſtig und guter Dinge.

Wenn ich am Tage, beſonders aber Abends an dem

Gebäude vorüberging, darin die Sparkaſſe war, ſagte ich faſt laut vor mich hin: „So, da oben biſt du, mein Geld, du ruhſt Tag und Nacht nicht und verdienſt dir Zinſen; das iſt gut, es ſchafft jetzt noch Eins für mich und ich will dir ſchon nachhelfen, will dir neue Rekruten ſchicken.“

Hätte ich das nur immer vor mich hingeſprochen! Aber ich ſagte es bald auch einem Nebengeſellen, einem Pfälzer, der uns zugereiſt war, der zuckte die Achſeln und lachte ſpöttiſch über meine kindiſche Genügſamkeit.

„Was willſt du mit dem Bettel anfangen?“ ſagte er. „Die reichen Leute allein, die habens gut, die eſſen und trinken und ſchlafen und laſſen dieweil ihr Geld arbeiten und wenn ſie in der Frühe erwachen, ſo können ſie guten Morgen Feierabend ſagen. So lang man das nicht kann, iſt man ein armer Schelm.“ Ich kümmerte mich wenig um ſeine Worte, ich war ja nicht arm und war auch kein Schelm, aber wie das ſo geht, es bleibt doch etwas in Einem ſtecken. Es ſind zweierlei Menſchen in jedem und es kommt darauf an, welchen man anruft. Ich ließ mich verleiten, wieder ein Bischen zu rauchen und auch ſonſt kleine Ausgaben nicht zu ſcheuen, ich wollte mein junges Leben genießen und es dauert ja doch ſo lange, bis man auf dieſem Weg etwas Erkleckliches vor ſich gebracht hat. Dennoch war ich dabei nicht glücklich und holte mir zu meinem Troſte oft am Sonntag Morgen mein Sparbüchlein aus der Truhe und freute mich, daß das Alles da drin ſo feſtſteht und mir doch nicht durch die Finger laufen kann. Es war eine gedruckte Zinſenberechnung mit in dem Büchlein und ich wollte ausrechnen, wieviel mein Reichthum bereits ertragen habe; ſieben Thaler ertragen zu fünf vom Hundert jeden Monat zehn Pfennige und fünf Thaler ertragen ſechs Pfennige monatlich, und jenes im Jahr zehn Silbergroſchen und ſechs Pfennige und dieſes ſieben Silbergroſchen ſechs Pfennige. Ja, das ſtand Alles da, aber ich hatte nicht zu gleicher Zeit und gar nie am erſten eines Monats eingelegt und mit den Tagen, Wochen und den Bruchtheilen konnte ich nicht auskommen. Mein Pfälzer dagegen war ein fertiger Rechner und Schreiber, er ſagte mir auf Heller und Pfennig hin, was ich zu fordern hätte und ſang mir meinen ganzen Reichthum in der Weiſe des Jägers von Kurpfalz vor, warf mein Büchlein an die Decke und rief: „da fliegt der ganze Reichthum Peter Werners, des großen Capitaliſten!“

Das Büchlein fiel aufs Angeſicht und mir wars als wäre es gekränkt. Ich hätte es gern um Verzeihung gebeten, als ich es abwiſchte, ich verſteckte es in meine Truhe und zeigte es nun dem Nebengeſellen nicht mehr.

Da brach gegen Weihnachten ein großer Brand aus in der Stadt und ehe man Hülfe bringen konnte, ſchlugen die Flammen aus dem Hauſe, worin die Sparkaſſe war. Mir brach das Herz im Leibe, als ich das ſah und ich weinte, als ich hörte, daß das Hauptbuch verbrannt ſei. Mein ganzes Beſitzthum war jetzt auf einmal dahin. Mein Nebengeſelle aber lachte mich aus und ſagte: „Du Narr, was weinſt du? Der Staat hat ja die Sparkaſſe garantirt, und du haſt ja deinen Schuldſchein. Der Staat muß dich bezahlen.“

Ich war beruhigter, denn leider iſt es ja ſo und noch jetzt unter gar vielen Menſchen, daß ſie meinen, was der Staat leiſten muß, das kommt aus einem unſichtbaren Beutel, der vom Himmel herabhängt, aus dem man nur zu nehmen und nie hinein zu thun hat. Jetzt zeigte ich meinem Pfälzer wieder mein Büchlein, gab's ihm aber nicht in ſeine Hand und er fand alles in Ordnung.

Als wir aber Nachts im Bett ſchliefen, weckte er mich und rief: „Peter, wir werden beide reiche Leute und wir können es auch dahin bringen, daß unſer Geld für uns arbeitet und wir thun gar nichts mehr als ſpazieren fahren.“

Ich meinte, er träume noch, aber er erklärte mir, daß wir Beide nach Kalifornien auswandern, wo man das Geld aus dem Boden gräbt. Das war mir ſchon recht, aber ich wußte nicht, woher das Reiſegeld nehmen. Da ſagte er, daß mein Sparkaſſengeld dazu ausreiche. „Du haſt es ja einen Bettel geſchimpft?“ fragte ich. „Das iſts nicht mehr,“ erwiederte er, Licht anzündend. „Mir iſt im Schlafe eingefallen, wie das zu machen. Komm, ſteh auf, gib mir einmal dein Büchlein her.“

Mir war ſelber, als wenn die geſchriebene Zahl ſich durch ein Wunder in Hunderte und Tauſende verwandelt haben könnte, ich ſprang aus dem Bette, ſchloß meine Truhe auf und holte mein Büchlein.

„Richtig!“ rief der Pfälzer. „Gut iſts! Prächtig! Das wird kein Menſch anders ſehen. Hier ſteht: „Heute fünf Thaler erhalten.“ Das Wort „heute“ wird ſonſt nie geſchrieben, wirſt ſehen, wie ich hexen kann. Aus dem Worte „heute“ mache ich „hundert“. Dann haben wir genug und wir können mit Goldklumpen Fangball ſpielen.“

Ich zitterte am ganzen Leibe und rief: „Das thue ich nicht! Das kannſt du nicht! Das darf man nicht! Das kann man nicht!“

„Gib her, ich will dirs zeigen,“ ſagte er.

Noch widerſtrebte ich, aber der böſe Geiſt regte ſich als Neugier in mir und ich ſagte: „Wie willſt du das machen? Probir' zuerſt auf einem andern Papiere, du verdirbſt mir ſonſt mein Büchlein und ich komme in Ungelegenheit und verliere noch das, was mir gehört.“

Die Feigheit des böſen Willens gab mir ein, das zu ſagen; ich hoffte, daß er es nicht machen könnte, um dadurch von meinem böſen Gelüſte erlöſt zu ſein und wünſchte doch wieder, daß er es könne. Man iſt in ſolcher Lage wie beſeſſen, wie vom Wirbelwind gefaßt.

„Gib her!“ ſchrie der Pfälzer, „und mach mich nicht zornig, ſonſt zittert meine Hand und ich verderbe es unnöthig.“

Ich konnte nicht mehr widerſtreben. Ich preßte die gefalteten Hände zuſammen und ſtand zitternd dabei, wie er mit feſter Hand in mein heiliges Büchlein hineincorrigirte und als er, mit dem Munde die Tinte trocken hauchend, das Büchlein an ſein Geſicht hielt, war's mir, als ob er meine Seele verſchlinge. Ich wollte ſehen, was er gemacht, aber er zeigte mir's noch nicht und als er jetzt mit einem kleinen Meſſer radirte, war mir's, als ob man an meiner Seele ſchable; aber jetzt ſchlug mir's wie eine Flamme aus dem Geſicht und eine Stimme ſagte: „Du biſt reich und wirſt noch tauſendmal reicher.“

Ich las, da ſtands: „hundert fünf Thaler erhalten,“ und kein Menſch, der nichts davon wußte, konnte merken, daß hier etwas geändert war, und das Hauptbuch war ja verbrannt.

Der Pfälzer zog mich jubelnd im Tanz auf der Bodenkammer umher und rief immer: „Jetzt geht der luſtige

Tanz an und wird Lebenlang aufgeſpielt und wir tanzen durch die Welt, luſtig bis zum Kehraus.“

Wir lagen wieder im Dunkel in unſerm Bette und der Pfälzer verſtand es, eine Welt voll Glanz und lauter Luſtbarkeit vor mich hinzuzaubern. Ich war ſchon auf dem Meere, ich ſpielte ſchon Fangball mit Goldklumpen, ich fuhr in einer Kutſche mit vier Schimmeln und auf dem hintern Sitz ſaß ein Bedienter, der reichte mir auf einen Wink immer friſchgeſtopfte ſilberbeſchlagene Meerſchaumpfeifen mit brennendem Zunder obendrauf in den Mund und ein Andrer ſchenkte mir Champagner ein und meine Frau ſaß daneben und hatte einen grünen Schleier auf dem Hut.

Mein Pfälzer ſchlief bald ein, er hatte ſich ſtark verausgabt, mir allerlei Träume vorzumalen, und auch ich ſank endlich in Halbſchlaf, da durchzuckte es mich plötzlich und ich wachte auf, wie aus einem Rauſche. Mir war ganz klar alles was geſchehen war, meine Kiſte ſtand ja offen und ein heller Mondſtrahl fiel ſchräg auf die glitzernde Decke meines Sparbüchleins und zitterte darauf. Ich ſprang aus dem Bette. Nein, das darf nicht ſein, lieber will ich alles verlieren, ich zerreiße mein Kleinod. Aber ſeltſam! Mich dauerte das Büchlein, das ich ſo ſehr geliebt hatte. Ich nahm es mit ins Bette und ſchlief endlich ein.

Der Meiſter fragte mich oft was mir fehle, ich ſehe ſo verſtört und übernächtig aus. Ich konnte es ihm nicht ſagen, und wenn er und die Meiſterin und die Kinder ein freundliches Wort mit mir ſprachen, fuhr es mir wie ein zweiſchneidig Meſſer in die Seele: die denken noch immer, du ſeiſt brav. Die wiſſen nicht, was du gethan und was du noch thun willſt, du betrügſt ſie um ihre Gutheit. Sie würden dich alle hinausjagen, wenn ſie wüßten, wer du biſt. — Oft, wenn ich zu Tiſche ſaß, war mir, als müßte jetzt plötzlich ein Gerichtsdiener kommen, mich in Ketten legen und in ewige Gefangenſchaft bringen. Ich hielt mir oft die Hand an den Mund und ſchrack plötzlich zuſammen, denn ich fürchtete oft, daß ich unwillkürlich Alles ausſpreche, was vergangen iſt. Ich konnte gar nicht begreifen, wie ich die Worte zurückhalten kann, und was iſt es denn, womit ich ſie banne? Warum ſpreche ich das aus und nicht auch das andre? Ich meinte oft, ich hätte ſchon Alles verrathen, ich wußte nicht mehr, was von mir bekannt und was verborgen iſt. Wenn man mich etwas fragte, ſtotterte ich, denn ich mußte vorher die Worte und Gedanken wegſchieben, die zuerſt herauswollten.

Noch heutigen Tages habt ihr mir ſchon oft vorgeworfen, und meine Kathrine neckt mich beſonders gern darüber, daß ich lieber Alles thue, als mir ein Geheimniß aufladen zu laſſen. Und es iſt wahr, wenn ich etwas habe, das ich verborgen halten muß, iſt mir immer, als hätte ich ein Glas in der Taſche und unverſehens wird mir's zerſchlagen. Könnt euch alſo denken, wie hart es mir wurde, ein ſchweres Geheimniß über mich ſelbſt zu bewahren.

Daß ich von da an nichts mehr in die Sparkaſſe that, verſteht ſich von ſelbſt, ja ich machte allerlei Umwege, nur um nicht durch die Straße zu gehen, in die jetzt die Kaſſe verlegt war.

Ich konnte mit Niemand von meiner Seelenqual reden, als mit dem Pfälzer, und als ich ihn einſt in ſtiller Nacht fragte, ob er glaube, daß es Menſchen gebe, die ein Verbrechen gethan und dennoch heiter und wohlauf lebten, da lachte er mich aus und wußte hundert Geſchichten zu erzählen von Lug und Trug, und daß der ein Narr ſei, der nicht nehme wo er nehmen könne.

Der Meiſter nahm noch mehrere Geſellen, denn wir hatten viel Arbeit bei der Einrichtung des neuen Zuchthauſes, und jetzt waren ſo viele Fremde in der Schlafkammer und überall bei uns, daß ich mit dem Pfälzer ſelten ein heimlich Wort reden konnte. Nur als wir einſt im Zuchthauſe arbeiteten, ſagte er zu mir: „Siehſt du? Da herein kommen die dummen armen Teufel, wir, wir gehören zu den Großen, und wir fahren in Kutſchen wie die Großen.“

Ich ſah, wie die Welt nichts merkt von dem, was in einem vorgeht, und eine gewiſſe Ruhe kam endlich über mich. Nur wenn die Kinder des Meiſters bei herannahenden Weihnachten an Feierabenden hüpfend und ſpringend plauderten: „Ich weiß was, aber ich darf's nicht ſagen,“ zuckte mir das wie ein Blitz vom Himmel, nein wie ein Schwert durch die Seele. Dieſe guten Kinder wußten von Beſcheerungen, die für den Meiſter und uns Geſellen vorbereitet wurden, und ihr offenherziger Kindesſinn ſpielte ein leichtes Verſteckens mit ihrem Geheimniß, ſie mußten wenigſtens ſagen, daß ſie ein Geheimniß hatten, und ſich dadurch die Laſt leichter machen, und ich — wie weit ab war ich von der Kindesunſchuld, und ich, ich war ein geheimer Verbrecher, wenn auch noch nicht die ganze That geſchehen war, ich war's in mir, vor meinem Gewiſſen, vor Gott.

Es war am Weihnachtsabend, da kam das Dienſtmädchen des Finanzraths Menninger, ich ſtand an der Hausthüre und ſie ſagte mir, ich ſolle gleich zum Finanzrath kommen und mein Werkzeug mitnehmen.

„Ich? Warum grade ich?“

„Ja du, grade du. Oder biſt du zu gut dazu? Mach hurtig und komme gleich nach.“

„Nein, wart' ich geh mit.“

Als mir das Mädchen zuerſt den Namen nannte, erſchrack ich in's Herz hinein. Iſt denn deine That ſchon jetzt bekannt, und mußt du ſchon jetzt mit heraus? Du wollteſt ja warten bis zum Frühjahr?

Die innere Angſt und Verzweiflung ſieht überall Geſpenſter und muß ſie ſehen. Es ſind die böſen Geiſter des eigenen Herzens, die ſie umtanzen. Nicht einmal der Gedanke konnte mich beruhigen, daß ja ein Gerichtsbote, und nicht ein Dienſtmädchen gekommen wäre, wenn man von meinem Verbrechen wußte.

Ich war voll Furcht, ich fürchtete überall, Jeden und Alles.

Ich ging mit dem Mädchen. Es war ein friſches helles Weſen, in ihren Augen brannten ſchon die Weihnachtskerzen.

„Was ſiehſt du mich ſo an?“ fragte ich unterwegs.

„Mein Vater war auch Schloſſer,“ lautete die Antwort, „und er ſagte oft: der Schloſſer gehört zum Pfarrer und zum Doctor, dem Einen vertraue man ſeine Seele, dem Andern ſeinen Leib, und dem Schloſſer ſein Vermögen. Der heilige Petrus iſt unſer Zunftheiliger, und Viele halten ſeinen Himmelsſchlüſſel für nichts als für ihren Kaſſenſchlüſſel.“

„Du biſt geſcheit, wie heißeſt du denn?“

„Wegen unſerer Geſcheitheit könnt' ich Liſe heißen und du Hans, aber ich heiße Kathrine.“

„Grad wie meine Mutter ſelig.“

Wir waren am Hauſe des Finanzraths angelangt. Ich ſtieg eine breite Treppe hinan, Alles war erleuchtet und durchwärmt. Ich wurde in ein Zimmer geführt, deſſen Boden mit weichen Teppichen belegt war. An den Wänden hingen Bilder in breiten Goldrahmen, in der Mitte ſtand ein rothſammtnes Sopha mit blühenden Pflanzen bekränzt. So haben's die Reichen, dachte ich, und mir ſteckte das Herz.

Der Finanzrath brachte mir eine mit Geld eingelegte Schatulle und ſagte: der Schlüſſel ſei abgebrochen, ich ſolle öffnen. Es war ein engliſches Schloß, ich hatte keinen ſo kleinen Dietrich bei mir und mußte wieder nach Hauſe, um ſolchen zu holen. Als ich wieder auf die Hausflur zurückkam, ſagte der Finanzrath:

„Kathrine, ich muß noch einiges vorbereiten, haſt du jetzt Zeit, mit dem Schloſſer hineinzugehen und bei ihm zu bleiben?“

„Ja wohl.“

Ich ging mit Kathrine in das Zimmer, und unwillkürlich ſagte ich: „Da läßt ſich's gut leben; aber du dauerſt mich, wenn du von dieſem Teppichboden wieder einmal weg mußt in einen kleinen eignen Haushalt.“

„Das hat noch gute Weile,“ ſagte Kathrine. „Aber ich ſeh ſchon, warum du dir's herausnimmſt, Anderen das Zeugniß zu geben, daß ſie geſcheit ſeien, du hältſt dich noch immer für eine Viertel-Elle geſcheiter; aber das verſtehſt du noch nicht: man lernt in all der Herrlichkeit und Pracht, daß es Eins iſt, ob man mit einem zinnernen oder vergoldeten Löffel ißt, auf dem Teppich oder auf dem ſelbſtgewaſchenen Boden herumlauft; es kommt drauf an, ob man in Fried' und Rechtſchaffenheit lebt und ein gutes Gewiſſen hat."

Der Dietrichbund fiel mir bei dieſen Worten auf den Boden, und ich fand faſt das Schlüſſelloch nicht mehr, ſo flimmerte mir alles vor den Augen, und Kathrine lachte mich aus, daß ich wol nicht zu den Geſchickteſten gehöre. Endlich, nach vielen Verſuchen, drehte ſich der Riegel, der Deckel hob ſich und wie Thau von der Sonne beſchienen glitzerte es uns entgegen. Ein Diamantenſchmuck lag auf blauem Sammet.

Kathrine wendete ſich nach der Thüre und rief ihrem Herrn, daß die Schatulle offen ſei, aber kaum hatte dieſer einen Blick in die geöffnete Schatulle geworfen, als er mir mit ſchwerem Griff die Hand auf die Schulter legte und rief: „Was iſt das? Da fehlt ja die Broſche in der Mitte, mit den großen Diamanten."

Ich zitterte wie Eſpenlaub. Der Dietrichbund in meiner Hand klirrte zuſammen: „So iſt es doch, man ſieht dir's an, wer du biſt? Man hat eine Probe mit dir gemacht, eine falſche Probe, und jetzt wirſt du gleich in Ketten gelegt." So ſprach es in mir. Ich war nahe daran, auf die Kniee zu fallen. Da weckte mich die Stimme Kathrinens.

„Wie können Sie nur glauben? Ich war ja —"

„Ruhig, es kommt auch an dich, es wird ſich zeigen. Du haſt jetzt nichts zu reden. Nicht von der Stelle. Hier bleibſt du," erwiederte der Finanzrath. Er rief nach ſeiner Frau. Sie kam und er erklärte ihr, daß er ſie mit dem Schmucke ſeiner ſeligen Mutter habe beſcheeren wollen, daß aber hier etwas vergegangen ſei, was ſogleich unterſucht werden müſſe; es fehle die Hauptſache im Werthe von mehren hundert Thalern.

„Es ſteht dir frei,“ wendete er ſich dann zu mir, „dagegen Einſprache zu erheben und es den Gerichten zu überlaſſen; andernfalls will ich dich ſelbſt unterſuchen, ob du nichts zu dir geſteckt, und meine Frau hier wird Kathrine unterſuchen.“

„Mich? mich auch?“ rief Kathrine, und der Gedanke, daß auch ſie, die ſo frei und heilig, ſo aus dem Herzen geſprochen hatte, dem ſchmählichen Verdachte preisgegeben war, ließ mich vergeſſen, was ich mir vorzuwerfen hatte. Ich ſtellte mich feſt hin, biß die Zähne übereinander und man ſuchte mich aus.

Ich kann's nicht ſagen, wie mir's war, und noch jetzt durchbebt es mich wie ein unnennbarer Schauer, wenn ich daran denke, wie ich an meinem ganzen Körper betaſtet und unterſucht wurde. Ich kam mir vor wie ein Sklave, wie ein Thier, ich war kein Menſch mehr, ich war nicht mehr der ich bin. Und was noch von Vorwurf in meiner Seele geweſen, war verſchwunden. Ein himmelſchreiendes Unrecht war mir geſchehen; klein, lächerlich, erbärmlich klein war das, was ich gethan, noch tauſendmal mehr hätte ich thun können.

Freilich habe ich dies Letzte erſt ſpäter gedacht, denn noch größer wurde meine Pein, als auch Kathrine unterſucht wurde. Das war eine Entwürdigung, die kein Menſch verantworten kann, und als die zweite Magd herbeikam und rief, Kathrine habe gewiß den Schmuck in ihrer Haarkrone verſteckt, und als ſie ihr nun die Haare aufneſtelte, und Kathrine daſtand mit aufgelösten Haaren, todtenbleich, da verfluchte ich die ganze Welt, Vornehm und Gering, denn Alle ſind darauf aus, einen unſchuldigen Menſchen zu verwüſten. Ja und unſeresgleichen ſind noch ſchlimmer als die Vornehmen, denn dieſe wiſſen nicht was ſie thun, wenn ſie unſre Ehre unter die Füße treten, aber dieſe da, dieſe Nebenmagd, iſt es nicht ein Feſt, ein Triumph für ſie, ihre Standesgenoſſin der Schande preiszugeben und ſelber dabei im Ehrenglanz zu ſtehen? Ja, ich verfluchte die ganze Welt, und mich und uns vor Allem.

Man fand natürlich nichts, und ich weiß nicht mehr was ich dachte, nur deſſen erinnere ich mich noch, daß ich zur Kathrine ſagte: „Trag's in Geduld, ich möchte dir's gern gut machen, was Du wegen meiner ausgeſtanden."

Fort raste ich, und wie ausgeraubt rannte ich durch die Straßen, ja meine Seele war wie aus dem Herzen geraubt. Ueberall brannten Lichter, überall war Weihnachtsfreude; mir war das innere Licht ausgelöſcht.

Mein Pfälzer jubelte, als ich ihm das Geſchehene berichtete. „Da ſiehſt Du nun," rief er, „da ſiehſt du gutmüthiger Narr, was die Vornehmen mit uns anfangen. Wer nicht reich und nicht vornehm iſt, iſt ihnen weiter nichts als ein ungehenkter Dieb. Jetzt wirſt du dir kein Gewiſſen mehr daraus machen, ihnen abzunehmen was du kannſt."

Die Schmach, die mir angethan war, half mir allerdings die innere Stimme beſchwichtigen, und als ich Tags darauf müßig über die Straße gehe, die Glocken läuten, und ich verfluche eben wieder die Menſchen, die jetzt zur Kirche gehen und nicht daran denken, wie ſie ein armes Herz gekränkt, da begegnet mir plötzlich Kathrine.

„Ich kann nicht in die Kirche gehen," ſagt ſie zu mir. „Geh du auch für mich, und bete auch für mich, daß Gott unſer Herz vor Bitterkeit und Haß bewahren möge, und vergib du deinen Peinigern wie ich.“

Schnell war ſie entſchlüpft und ich ging zur Kirche. Ich mußte meinem Pfälzer etwas vorlügen, als ich's that. Ich betete für Kathrine, für mich konnte ich es nicht, und doch kam wieder etwas von Frieden über mich.

Ich lauerte fortan Kathrinen auf, wo ich konnte, aber ſie hielt mir nicht Stand; nur Einmal ſagte ſie mir flüchtig, ſie könne ſich nicht mit mir abgeben, es würde uns aufgelauert und es fiele neuer Verdacht auf uns.

Eines Samſtag Morgens, ich ſtand in der Werkſtatt und arbeitete an einem großen Doppelſchloſſe für das Zuchthaus, da kam Kathrine, brachte ein Vorhängeſchloß, zu dem ſie den Schlüſſel verloren habe und ſagte, ich ſolle es zum Feierabend ihr bringen.

Ich ging nach dem Hauſe des Finanzraths. Kathrine ſcheuerte die Treppe. Sie wiſchte ſchnell ihre Hand ab, reichte ſie mir und ſagte: „Gott Lob, wir ſind Beide gerechtfertigt, es iſt ein Brief und ein Päckchen von der Schweſter des Herrn gekommen, worin ſie ſchreibt, ſie habe vergeſſen gehabt, die Broſche in die Schatulle zu thun.“

„Und der große Herr kommt nicht und bittet mich um Verzeihung?“ fragte ich.

„Er hat's thun wollen, nein,“ ſagte Kathrine ſtotternd, „er hat mir aufgetragen, ich ſoll dir's zu wiſſen thun.“

Ich ſah, daß das nur eine Ausrede war und Kathrine geſtand mir's; aber ſie beſchwor mich, keinen Groll in der Seele zu hegen, ich ſolle Eins ins Andre rechnen, ich hätte gewiß ſchon einmal im Leben etwas gethan, was nicht an den Tag gekommen ſei, wenn's auch nur ein kleines Unrecht geweſen wäre, und jetzt müſſe ich auf andre Weiſe dafür büßen.

Ich hatte ſchon auf der Zunge, wieder ihre Klugheit zu loben, aber ich wagte es nicht mehr und ſagte nur, ich nehme das an. Kathrine freute ſich darüber und ſagte mir ein Sprüchwort ihrer ſeligen Mutter, das ich ſonſt noch nie gehört habe, und das Sprüchwort paßte wie ein Wort vom Himmel: Wer Einen vor den Augen Anderer beſchämt, nimmt ihm ſeine Sünden ab.

Welche brave Eltern mußte Kathrine gehabt haben, was hat ſie mir nur in wenig Worten von ihrem Vater und ihrer Mutter erzählt!

Kathrine hatte keinen Diamantſchmuck einer Mutter wie die Finanzräthin, aber das ſchönſte Kleinod, das ein Kind reich in ſich und wohlgefällig vor Anderen macht, iſt ein guter Gedanke aus dem Herzen der Eltern, in ein gutes Wort gefaßt; das erbt ſich fort von Kind auf Kindeskind und braucht keine Schatulle.

Ich ſchämte mich innerlich vor Kathrine und ſagte ihr nur, ich wünſchte, ihre Eltern wären noch am Leben, damit ich ſie auch Vater und Mutter nennen dürfte.

Auf der Treppe des Finanzraths, wo ich in Angſt, in Qual und Verzweiflung auf- und niedergegangen war, ſtieg ich jetzt in den Himmel; ein Fegefeuer im Herzen quälte mich noch, aber ich ſtand doch bei allen Seligen, die ſchon geſtorben waren, und bei einer Glückſeligen, die noch am Leben war und die mir jetzt abermals die Hand reichte. Ich war ihrer nicht werth.

Das war nun eine doppelte Freude, die mir im Herzen lebte, als ich von Kathrinen wegging: ſie war aus Zweierlei gemiſcht. Einmal war die Unſchuld an den Tag gekommen, es war jetzt an dem großen Herrn ſich Vorwürfe zu machen, und dann hätte ich ihm gewiß dafür gedankt, denn nur durch ihn hatte ich ja Kathrinen kennen gelernt und ſie hatte mir verſprochen zum Faſtnachtſonntag mit mir zum Tanze zu gehen.

Fröhlicher war ich bis dahin in meinem Leben noch nicht geweſen als an jenem Faſtnachtſonntage. Ich ſagte Kathrine, daß ich ein großes Glück mache und ſie in einer Kutſche mit vier Schimmeln abhole; ſie verſprach mir treu zu warten, wenn ich auch auf des Schuſters Rappen daher käme. Noch wollte ſich etwas in mir regen, wenn ich daran dachte, was ich noch zu thun hatte, um mein Ziel zu erreichen, aber Wein, Liebe und mein luſtiger Kamerad halfen mir darüber weg.

Meine That ward immer geringer, denn ich hatte der Welt ſoviel zu vergeben, nicht ſie mir.

Es war wieder am Palmſonntag Morgen, als ich auf das Drängen meines Kameraden endlich entſchloſſen war, mein Geld zu erheben, um dann in weiter Welt mein Glück und mit dieſem Kathrine zu erobern.

Die Sonne ſtand hell am Himmel als ich nach dem Hauſe ging, in das jetzt die Sparkaſſe verlegt war. Ich wollte, daß der Pfälzer mich begleite, aber er ließ ſich nicht dazu bringen.

Als ich gegen das Haus kam, pochte mir das Herz höher. Ein Buchfink ſaß auf dem Dachgeſims und pfiff luſtig, und wie man ſich in ſolchen Augenblicken gern an einen Aberglauben hält, nahm ich mir ein Wahrzeichen und ſagte mir: „pfeift der Vogel immerfort bis du ins Haus gehſt, dann gehſt du keck hinein und es gelingt; hört er aber auf und fliegt fort, dann iſt es ein Zeichen, daß du ins Unglück kommſt, du kehrſt noch um, verbrennſt dein Buch und willſt gar nichts.“ Als ich näher gegen das Haus kam, hörte der Vogel wirklich auf und flog davon. Ich zitterte, aber ſchnell faßte ich mich wieder und dachte: „Pah! was ſoll der dumme Aberglaube? Wie kannſt du dich nur an ſo was heften? Jetzt thuſt du es gerad und zum Trutz, nur friſch drauf los, es muß gelingen, und es gelingt.“

Ich trat in das Zimmer. Der Finanzrath Menninger ſtand hinter dem Tiſche und zahlte mehrere Einlagen aus, die erhoben wurden. Ein Anderer trug das Neueingezahlte ein. Daß gerade Menninger da war, das erſchreckte mich anfangs, reizte mich aber gleich darauf wieder: das war ja der Mann, der eine ſo ſchwere Sünde an mir begangen hatte.

Ich wartete ſtill, der Angſtſchweiß rann mir über den ganzen Körper, mein Büchlein klebte mir in der Hand, als wollte es ſich gar nicht von mir trennen.

Endlich kam die Reihe an mich, ich reichte ſtill mein Buch hin, der Finanzrath ſchob die Brille von den Augen weg auf die Stirne, ſchaute eine Minute in das Büchlein, alles war ſtumm, nur der gleichmäßige Pendelſchlag der Uhr war vernehmbar, mein Herz pochte ſchnell wider die Bruſt.

„Sie haben gut geſpart,“ ſagte endlich der Finanzrath, öffnete den Eingang des Tiſches und ſagte: „Kommen Sie herein.“

Ich ging ihm nach in ein inneres Zimmer. Hier ſtand die offene Kaſſe.

„Wollen Sie Papier oder Silber?“

„Papier.“

„Groß oder klein?“

„Klein."

Er gab mir ein Päckchen mit einem bedruckten Papierbande, darauf ſtand: „100 Thaler." Er erſuchte mich, nachzuzählen, während er das Uebrige ausrechnete und dann zurecht legte. Ich konnte die einzelnen Thaler nicht auseinander legen, ſo zitterte ich, und als er ſich umwendend fragte: „Iſt's richtig?" nickte ich ſtill. Er legte nun noch mehreres Einzelne auf den Tiſch; aber plötzlich ſagte er, die Brille wieder vor die Augen ſchiebend: „Sind Sie nicht der Schloſſergeſelle, der zu Weihnachten in meinem Hauſe war?"

„Ja."

„Das freut mich, Sie zu treffen. Ich habe mir ſchon oft Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Sie noch nicht um Entſchuldigung gebeten wegen des Verdachtes, den ich damals auf Sie warf, und der Sie augenſcheinlich gekränkt hatte. Aber wie das geht, als ich es längere Zeit verſäumt, redete ich mir ein, Sie ſeien nicht mehr in der Stadt. Ich bitte, nehmen Sie jetzt meine Entſchuldigung an, und wenn ich Ihnen mit irgend etwas dienen kann, ſoll es mit Freuden geſchehen. Ich habe Ihnen Unrecht gethan, und Sie machen mir eine Freude, wenn Sie mich.... Was haben Sie? Iſt Ihnen nicht gut? Was iſt Ihnen?"

Ja, wer kann ſagen, welch ein Gedränge in ſolchem Augenblicke im Herzen iſt? Da ſtand ich und hielt das Geld krampfhaft in der Hand, ſo viel hatte ich noch nie zwiſchen den Fingern gehabt, und vor mir auf dem Tiſche lagen noch Münzen, die tanzten auf und nieder, und Alles das iſt mein. — Etwas in mir wollte frohlocken, aber ein Anderes riß mir Alles aus der Hand, und ich hätte gern meine Seele mit hingegeben. Daß der Mann, den ich haſſen und um deſſentwillen ich allen Menſchen Uebles thun durfte, daß gerade dieſer jetzt mit gutherziger Milde mich anfaßte und eine Liebe zeigte, die ſich keines Bekenntniſſes, keiner Demüthigung ſcheut, das unterwarf mich, wo ich mich in Haß empört und mich ſelbſt verdorben hatte. Ich war beſiegt und erlöst, denn ich ſah meine Verworfenheit. Eine höhere Macht hatte mich beſiegt und mich hingetragen vor den Richterſtuhl des Ewigen in Zerknirſchung.

Ich fiel auf die Kniee und ſchrie: „Nein! Nein! Ich bin ein ſchlechter Menſch. Nehmen Sie, nehmen Sie das Geld.“

Ich erzählte Alles.

Der Finanzrath war ein treuer, inniger Tröſter; er ſah meine Zerknirſchung und richtete mich mit liebreichen Worten auf, aber in einem hatte ich noch einen ſchweren Stand bei ihm, er wollte durchaus den Pfälzer den Gerichten übergeben, und nur die Erwägung, daß auch ich dadurch unvermeidlich ins Unglück käme, beſtimmte ihn davon abzulaſſen.

Der Pfälzer wurde mit einem Zwangspaſſe in ſeine Heimath geſchickt, meine Verlobung mit Kathrine wurde im Hauſe des Finanzraths gefeiert, aber noch ehe wir die Sparkaſſe verließen, wurde mein Buch verbrannt.

Der Finanzrath iſt mir ein treuer Freund geworden, und hat mir geholfen, mich hier anſäſſig zu machen, und mein Theobald hat nur darum einen ſo vornehmen Namen, weil der Finanzrath ſein Gevatter iſt.

Die begrabene Flinte.

Wie lange hat es gedauert, welche unſägliche Mühe hat es gekoſtet, um der Gewalt und Gewohnheit, die ſich im heimlichen Gerichtsverfahren gefielen, die öffentlichen Schwurgerichte endlich abzuringen, und ſchon zeigt ſich ihre ſo unbeſtreitbare Wirkſamkeit, daß Niemand mehr zu widerſprechen vermag. Es bildet ſich ein Rechtsſinn in Geſchworenen und Zeugen aus, und ſelbſt der Verbrecher muß nun eine Macht fürchten, der man durch keinerlei Lügenkünſte mehr entrinnen kann.

Im Wirthshauſe zur Roſe in Waldenzell ſaß an einem Winterabend der Pfarrer mit mehreren Bauern. Man ſprach von einem erſchoſſenen Wilderer aus der Nachbarſchaft, und daß der Forſtbeamte, der ihn getödtet, in den nächſten Tagen vor das öffentliche Schwurgericht geſtellt werde. Der Flurſchütze und ein Gemeinderath, die als Zeugen vorgeladen waren, wußten viel von dem Getödteten zu erzählen; ſein ganzes Weſen hatte durch die Wilderei eine rohe Uebermüthigkeit angenommen, die keine Grenzen mehr kannte. „Wenn Ich auf der Jagd bin, muß der Jäger heim, ſo will Ichs haben,“ hatte er oft geprahlt und war in ſeiner Entmenſchung einmal ſo weit gegangen, daß er dem Förſter ins Angeſicht hinein ſagte: „Die Leber von einem Wilde iſt mir nicht mehr gut genug, ich muß einmal die Leber von einem Jäger freſſen, den ich mir ſelber ſchieße."

So erzählte der Flurſchütz und der Pfarrer ſagte: „Nach dem alten römiſchen Rechte hat Niemand ein Eigenthum an dem Wild im Walde, es gehört dem, der es erlegt." Die anweſenden Bauern nickten zufrieden bei dieſer Kundgebung, aber der Pfarrer fuhr fort: „Es liegt etwas Unheimliches in der Mordgier der Menſchen: zuerſt beginnt ſie am Kleinen, dann aber ſteigt ſie immer höher und ſetzt ſich endlich einen Menſchen zum Ziel. Ich mag nichts davon hören, wenn man von edler Waidmannsluſt und Jagdfreude ſingt und ſagt: das iſt nichts als aufgeputzte Sünde. Und daß es ehedem Menſchen gegeben hat, die ſich das Wild aus dem Walde haben in den Schloßhof treiben laſſen, um es vom Fenſter aus zu ſchießen und dabei zu lachen und zu ſcherzen, das war doch nichts als reine oder eigentlich unreine Mordluſt. Wer eine Freude darin findet, ein Thier zu tödten, und es nicht aus Nothwehr oder zur Nahrung thut,, der iſt weit niedriger als ein Thier."

„O Gott, wie wahr ſprechen Sie da," ſagte hier der Roſenwirth Philipp, genannt Philp, mit heiſerer Stimme, die man von je her an ihm kannte und die oft ſo krächzend war wie ſeine Sägmühle im Thale. „Ich will Ihnen erzählen, was ich ſelber erfahren und wovon ich mein Leben lang die heiſere Stimme habe."

Alles rückte zuſammen, als der Roſenwirth nach einer Weile fortfuhr:

„Drei Stunden von hier bin ich daheim. Mein Vater hat mich kurz gehalten in Geld, aber ſonſt habe ich treiben dürfen, was ich gewollt habe. Vom Soldatenleben her habe ich gut mit der Flinte umgehen können. Mein Hauptmann hat mich zum Unteroffizier machen wollen, aber ich bin doch wiederum heim. Beim allgemeinen Scheibenſchießen in Dornſtett habe ich das Beſt gewonnen und das war eine doppelläufige Jagdflinte, ein ſogenannter Zwilling. Ich habe einen Strauß in die Läufe geſteckt als ich heim ging, aber bald iſt Anderes drein gekommen. Eben der Wilderer Veit, von dem vorhin erzählt wurde, eben der lauert mir eines Tages auf und will mir meinen Zwilling abkaufen. Ich geb' ihn aber nicht her, weil es ein Ehrenpreis iſt, und wie ich ſo weiter darüber nachdenke, da fällt mir ein: was der Veit kann, das kannſt du auch; du haſt dann Geld, brauchſt nicht mehr Sonntags daheim zu hocken und Waſſer zu trinken. So iſt mir's viele Tage im Kopfe herumgegangen und ich bin unluſtig zu Allem; aber das böſe Gelüſt hat ſich ſchon ſo ſtark in mir feſtgeſetzt, daß ich nicht den Muth habe, ihm geradezu den Marſch zu machen, im Gegentheil, ich habe mir anders helfen wollen und habe mir eingeredet, ich kann gar nicht ein Lebendiges aufs Korn nehmen. Hundertmal habe ich vor mich hingeſagt: Wenn du auch beim Scheibenſchießen den Nagel im Schwarzen getroffen, es iſt doch etwas Anderes, auf ein lebendiges Geſchöpf anlegen.

Im dümmſten Kerl iſt das böſe Gelüſte auf einmal ſo geſcheit wie ſiebzehn Advokaten, und Schliche kommen an Tag, die man gar nicht ahnen ſollte. Der Jagdteufel hat ſich bei mir gar unſchuldig geſtellt und hat mir geſagt: „Probir's einmal, das iſt kein Unrecht, das iſt nur für die Probe." Ich probir's alſo und ſchieße zuerſt auf Lerchen, denn das iſt ein ſicherer Schuß, weil die Lerche immer grad aufſteigt und ſich das Ziel nur nach Einer Richtung verändert; da geht dann der Schuß in gleicher Richtung nach. Und wie ich ſo zum erſtenmale das kleine blutige Thier in der Hand habe, das noch warm iſt, da iſt etwas in mich gefahren wie ein Teufel und ich habe faſt laut vor mich hingeſagt: jetzt iſt die Welt mein! Nun habe ich ſogar auf Schwalben geſchoſſen und bald ſo genau immer vorgehalten, daß ich faſt nie mehr gefehlt habe. Und zuletzt bin ich in den Wald.

Es war mir Anfangs recht, daß der Veit ſo ein ausbündig berühmter Wilderer war; Alles was geſchehen iſt, iſt auf ihn gekommen, und die Leute haben viel davon gefabelt, wie ſich der Veit unſichtbar und wieder doppelt machen könne, denn der Veit hat mir Alles, was ich geſchoſſen habe, verkauft und ich habe blutwenig dafür bekommen; bald aber habe ich ſelbſt meinen Ruhm und mein Geld vollauf haben wollen und jetzt hat's geheißen: der Veit iſt nichts, der Philp, der iſt Meiſter — und freilich, mein gezogener Lauf und meine Spitzkugeln haben weiter gereicht. Der Spritzenmacher von Hallfeld hat mir alles zum Kugelngießen gemacht und mir Blei verſchafft und ich habe ihm dafür mehr als ein Dutzend Haſen und den Fuchs gebracht, von dem er jetzt noch die Pelzkappe trägt.

So habe ichs gegen zwei Jahre getrieben. Der Mend und ich, wir waren ſtets mit einander im Wald und von Angſt habe ich nichts mehr gewußt und nach und nach bin ich auch am hellen Tag hinaus über die Grenze, ich habe mir noch eine Flinte zum Auseinanderſchrauben angeſchafft und die habe ich ſtückweiſe in meinen langen Rockflügeln und in meinen Taſchen gehabt und dann im

Walde zuſammengeſchraubt. Nichts war vor mir ſicher; wenn's nichts Anders geweſen iſt, habe ich eine Amſel, ein Eichhörnchen vom Baum, die Lerche aus der Luſt heruntergeſchoſſen, erſt ſpäter bin ich pulvergeizig geworden; Haſen waren für mich nur ein Spaß, am liebſten war mir, einen Fuchs zu ſchießen, aber ich habe auch einmal einen Luchs erlegt. Schonzeit hat's für mich gar nicht gegeben. Einmal, es war ein heller Samſtag Nachmittag im Frühſommer; das Hochwild zieht ſonſt erſt mit der untergehenden Sonne heraus, aber heute da kommt ein Hirſch, der mindeſtens ein Achtender zu werden verſpricht und er kommt mir ſchußgerecht juſt oben auf dem hohen Dobelberge. Ich halte ihm aufs Blatt und losbrennen und einbrechen das war Eins. Ich geh' nun drauf los, aber wie ich vor ihm bin, richtet er ſich wieder auf, ich will ihm die zweite Kugel in den Leib ſchicken, das thut aber kein rechter Jäger; ich ſetze alſo den zweiten Hahn in Ruh, ziehe meinen Nickfänger, greife dem Hirſch ins kolbige Geweihe, er ſchlägt mich ab, ich ſtoße nach ihm, aber plötzlich richtet er ſich mit aller Macht auf und ich hänge mit meinem Gewehrhalfter im Geweihe. Ich habe noch Beſonnenheit genug und ſchneide das Halfter durch, aber das Thier hat mich doch und wirft mich in die Luft und vom Felſen hinab in die Dobelklinge. Ich weiß nicht, war's Beſonnenheit, daß ich fürchte, in meinen Nickfänger zu fallen, oder war's was Anderes, kurz, ich werfe das Meſſer weit weg und da liege ich nun mit zerſchmettertem Schenkel auf einem Felſenvorſprunge. Im Fallen habe ich eine junge Eiche zuſammengeknickt und die Holzſplitter reißen mir in den Schenkel, daß ich meine, tauſend Schwerter ſchneiden auf mich ein. Wer nicht ſelber ſo etwas erfahren, der kann nicht wiſſen, wie's einem dabei iſt. Es geſchieht dir Recht, ſagte eine Stimme laut, es war meine eigene Stimme, die es geſagt, aber ich wendete doch den Kopf, als müſſe es mir ein Anderer zugerufen haben. Ich knirſche die Zähne über einander und erhebe mich gewaltſam, aber ich kann mich nicht halten, auch meine rechte Hand iſt wie gelähmt und jetzt erſt rolle ich den ganzen Berg hinab. Es war, als ob die Felſen mit mir Ball ſpielten und es war ein Wunder, daß noch ein ganzer Knochen an mir iſt. Nur weil ich mich fallen laſſe wie ein Stück Holz, bin ich noch am Leben. — Da liege ich nun in der tiefen Schlucht, mit dem einen Fuße im Waſſer. Das Blut rinnt mir am Körper herab und Blut quillt mir aus Mund und Naſe. Ich ſchließe die Augen und meine, jetzt kommt der Tod, aber ich öffne ſie wieder und da ſehe ich etwas blinken. Es iſt meine Flinte, die vor mir herabgeſtürzt iſt; mein ganzes Verlangen iſt nach ihr und ich meine, ich wäre wieder ſtark und unverletzt, ſobald ich ſie in der Hand hätte, aber dort liegt ſie und blinzt immer wie ein Auge, das da ſagen will: komm her, warum ſind wir jedes allein?

Nur mit Mühe gelingt es mir, meinen Fuß aus dem Waſſer herauszuheben, ich halte ihn wie wenn es ein Stück Holz und nicht mein eigen Glied wäre.

Von da an erinnere ich mich mehrere Stunden nichts mehr. Ich muß geſchlafen haben und als ich erwache, zittert ſchon das Abendroth durch die Bäume, ein Fink jubelt in einer Tanne über mir, ein Goldammer pfeift ſeine langgezogenen Töne auf der Kronenſpitze einer Erle und nicht weit von mir ſtreckt jetzt ein Fuchs ſeinen neugierigen Schelmenkopf aus ſeinem Bau. Seine Lichter ſind gerade auf mich gerichtet und er ſchüttelt mit dem Kopfe, als wollte er ſagen: du biſt noch nicht reif, ich muß ſchon noch ein paar Stunden warten, bis ich an dich komme. Ich brülle laut auf vor Qual und wie ich meine Stimme höre, iſt mir plötzlich, als wäre ich ſelbſt ein Thier, nichts Anderes. Der Fuchs verſchwindet und ein Nußhäher kommt daher geflogen und wiegt ſich auf den Zweigen und krächzt bald wie ein greinendes Kind, bald wie eine miauende Katze.

Seid ihr ſchon einmal in der Nacht aufgewacht und es knappert eine Maus im Stubenboden? Das iſt ein Geraſſel, wie wenn's gar nicht von dem kleinen Thierchen kommen könnte. Richtet man ſich auf, dann merkt man erſt, wie es iſt und wo. Es muß ſein, daß man im Liegen ganz anders hört, als wie im Stehen oder Sitzen. So iſt mir's damals geweſen, es war alles viel mächtiger, aber es hat mich doch getröſtet, daß ich alles noch ordentlich und deutlich unterſcheide, ich habe noch meinen Verſtand und ich muß ſchon wieder aus dem Elend herauskommen.

Jetzt höre ich im Dorfe das Abendläuten, es klingt ferne, weit. Im Boden, auf dem ich liege, iſt ein ſeltſames Surren und Brummen und das ſummt ſo fort, da raſchelt etwas im Stechpalmenbuſche, der gerade über meinem Kopfe iſt und mir iſt's wie ein glückliches Zeichen, daß der Giftbaum mir ſo nahe. Wenn meine Qual nicht bald endet, kann ich ja durch ihn ſterben, ich zernage dann den Buſch mit den Zähnen. Aber welche Qualen muß ich dann noch dulden, iſt's nicht beſſer, ſo ſterben? — Eine Hirſchkuh kommt mit ihren Kitzen an den Bach und die Jungen ſpielen um ſie herum und trinken, mich ärgert die Frechheit des Wildes: alle ſind gekommen, um mir zu ſagen, daß ich ihnen nichts mehr thun könne, ich ſchreie laut auf und verſcheucht ſpringen ſie davon. Endlich wird es Nacht, aber der Mond ſcheint es grade darauf abgeſehen zu haben, in die Schlucht hineinzuſchauen; meine Flinte und der Bach glänzen. Der Thau hat ſich niedergeſenkt auf Gras und Stein, ich lecke ihn begierig ab, aber er löſcht meinen Durſt nicht, ich will mich zum Bache niederbeugen, aber ich vermag es nicht und fürchte bei größerer Anſtrengung mit dem Kopfe hineinzufallen. Mich ſchüttelt ein Fieberfroſt und ich erwache aus einem fürchterlichen Traume, in dem mir alle Thiere des Waldes erſchienen waren, alles was fliegt und kriecht, und ſie ſangen und ſchrien und höhnten und hackten auf mich los. Es iſt Tag geworden. Auf den hellen Buchen jagen die Eichhörnchen einander auf und ab und knurren dabei und die Vögel ſingen ſo luſtig und zumal eine Droſſel will gar nicht aufhören; ich verſuche ſie zu verſcheuchen, aber es gelingt mir nicht, ich will Menſchenhülfe haben und die Thiere ſchweigen machen, aber jetzt höre ich, daß meine Stimme heiſer geworden. Auf meinem Fuße ſpielen Eidechſen und ſcheinen einander zu haſchen. Ameiſen kriechen mir über das Geſicht und eine Heuſchrecke, die mir auf den Mund hüpft, freſſe ich auf. In der Blutlache, die um mich herliegt, tummeln ſich Mücken und Käfer und eine kleine Schlange kommt herbei und erhaſcht von den blutangefüllten Thieren und es zieht ihr durch den ganzen Leib und ſie wendet mehrmals ihren Kopf nach mir. Eine Gabelweihe wiegt ſich in der Luft und ſtößt ihr krächzendes Freudengeſchrei aus, und plötzlich ſchießt ſie hernieder in die Thalſchlucht, ich meine, ſie ſinkt auf mich herab und ſchließe die Augen, aber ſie hat ein Vogelneſt in der Nähe entdeckt und bald höre ich es daraus winſeln, und wiederum als ich die Augen öffne, ſchaut der Fuchs ſo morgenvergnüglich aus ſeinem Baue, als wollte er in mir ſein künftiges Futter nochmals begrüßen. Was werden die Thiere zuerſt von dir anfreſſen? ſpricht es in mir. Gewiß die Augen, die ſo oft nach ihnen ausgeſchaut, nach ihnen gezielt, o, die werden ihnen munden — und mir iſt's, als ſprängen mir die Augen aus den Höhlen.

Jetzt höre ich es wiederum im Dorfe läuten und weiß wie ſie ſich rüſten zur Kirche zu gehen, und Ich liege hier einſam und verſchmachtend. Freilich hatte ich ſie ausgelacht, wenn ſie mich fragten, wo ich wiederum dieſen und jenen Tag geweſen, und ich hatte es mir verbeten, mir nachzuforſchen; aber ſie hätten nicht darauf eingehen ſollen. Niemand in der Welt ahnt mein Unglück, niemand ahnt, daß ich in Todesangſt liege. Jetzt treten ſie in die Kirche, jetzt dröhnt die Orgel, jetzt ſingen ſie, jetzt predigt der Pfarrer und jetzt läutet es wieder. Ich mache in Gedanken alles mit, was drin im Dorfe vorgeht. Andacht habe ich nicht, aber ich freue mich doch, daß es Sonntag Nachmittag iſt, denn am Nachmittag gehen die Kinder in den Wald, um Erdbeeren zu ſuchen, und da kann es nicht fehlen, es muß mich Eins finden. Wenn ich nur hätte laut rufen können! Aber das iſt das Fürchterlichſte, daß mir die Stimme verſagt. Wenn ich nur meine Flinte dort bei mir hätte! Ich habe ja noch Kugelbüchſe und Pulverhorn. Ich hätte Nothſchüſſe thun können, man mußte mich dann hören. Aber das treuloſe Werkzeug! Dort liegt es jetzt, verläßt mich, läßt mich allein. Beim Gedanken an mein Pulverhorn faſſe ich doch wieder einen

Troſt; ich hatte von meinem Großvater gehört, daß ſie im Feldlager oft ihre Speiſen in Ermanglung des Salzes mit Pulver geſalzen hatten. Es gelingt mir die Hand an den Mund zu bringen, und ich verſchlucke eine Ladung, aber ſie will nicht hinab, ich reiße Gras in meiner Nähe aus und verſchlucke es mitſammt dem Pulver, das belebt mich ſeltſam, aber bald überfällt mich ein unendlicher brennender Durſt und ich ergebe mich drein, hier zu verſchmachten. Der Mittag iſt heiß, Alles ſo ſtill, man hört nichts als die Käfer kriechen und hie und da von einem leiſen Windzug einen dürren Aſt vom Baume fallen.

Auf dem Ahorn über mir ſitzt ein Waldſpecht und wendet den Kopf hin und her und unter die Flügel, und puſtet und ſchüttelt ſich, und ſeltſam war's, was mir dabei einfiel, als ich dem Thierchen zuſah: wie das den Kopf bewegt und dreht und wendet, geſchickter als der Menſch ſeine Hand, es macht alles damit, und ich... ein Menſch, wie ungeſchickt bin ich mit meinem Halſe, Hände und Füße ſind mir wie bleiern und gelähmt, mein Hals iſt frei, aber ich kann mich nur wenig damit bewegen, meinen Kopf nur in wenig Wendungen bringen. Wenn der Menſch auch Hände hat, ſo iſt das nur ein Erſatz für die Ungelenkheit ſeines Halſes.

Das weiß ich noch ganz deutlich, daß ich das gedacht habe, und ich habe mich immer verglichen mit den Thieren, ich bin jetzt auch nicht mehr als eines von ihnen, und dazu noch das ungeſchickteſte und hülfloſeſte.

Der Schlaf will mich übermannen, aber ich wehre mich dagegen. Ich will es nicht verſäumen, daß ich die Kinder rufen kann, die nun bald kommen müſſen und

Beeren ſuchen. Dort am Felſen hängen Himbeerranken übervoll, aber wer kann hinauf? Nur der Blattmönch, der da drinnen niſtet.

Ein Gewitter ſteigt am Himmel auf, graue Wolken mit kupferfarbigem Rande; ein Theil des Berges liegt ganz im Schatten, um ſo heller und glitzernder aber iſt alles gegenüber in Oſten, alles zeichnet ſich mit den ſchärfſten Umriſſen in den blauen Himmel, ein grellgelbes Licht fällt in die Tiefe. Alles iſt noch ſtiller im Walde. Die Vögel fliegen lautlos heim. Wehe! Jetzt kommen auch die Kinder nicht. Dunkel ſteht der Himmel über mir und jetzt beginnt es zu donnern und zu blitzen. Wie? Wenn nun ein Blitz mich tödtete? Mir wäre wohl. Blitz ich rufe dich, hier nimm mich, verzehre mich! So ſpreche ich vor mich hin und in der Thalſchlucht brüllt der Donner, ſo habe ich ihn noch nie gehört. Die ganze Erde zittert. Knall auf Knall kracht es, und es iſt als ob die ganze Welt zu Grunde ginge, und ich allein liege da am Boden und ſpüre das Zittern der Erde wie ich ſo daliege, hülflos, unbeweglich auf ihr. Ich ſchütte mein Pulver aus, vielleicht lockt es den Blitz und verzehrt mich mit ihm, aber plötzlich rauſcht ein Regen hernieder und ſäuſelt durch die Bäume, tropft in den Bach und klatſcht auf die Felſen. Ich ſchlürfe den Regen wiederum von den Gräſern. Durch und durch ſind meine Kleider tropfnaß. Die Wunde an meinem Schenkel fließt auf's Neue, mit äußerſter Anſtrengung reiße ich mir mit den Zähnen Stücke aus meinem Hemde und verbinde mir damit die Wunde. Ich habe die Kleider abgelegt, aber ich kann ſie nicht mehr anbringen, und ſo liege ich faſt entkleidet, blutend, lechzend, und warte auf den Tod. Von den Stechpalmen blättern über mir trinke ich friſche Tropfen, indem ich die Zweige niederbeuge. Bald ſcheint die Sonne wiederum hell, Alles glitzert und ſchimmert, und ich ſehe das Stück eines Regenbogens, der jetzt da draußen über der Welt am Himmel ſteht. Wie jubeln jetzt die Vögel wiederum ſo luſtig, wie iſt Alles ſo neu erquickt, nur ich, nur ich muß verkümmern wie ein angeſchoſſen Wild. . . . Bei dieſem Gedanken fällt mir ein, mit welcher Gier ich alles Leben verfolgt, und wenn ich es auch nicht erſchlagen, mich doch freute, ihm einen Treff gegeben zu haben. Da liegſt du jetzt, liegſt da, biſt ſelber nichts als ein angeſchoſſenes Wild. Wer biſt du, der du dich zum Herrn gemacht über Leben und Tod, der du aus dem Tod dir das Leben geholt? Da kommen die Raben und ſetzen ſich ſtill auf den Felſen mir gegenüber und ſchauen einander zu. Wer weiß, was ſie ſich ſagen? Und jetzt putzen, zupfen und rupfen ſie ſich, und jetzt fliegen ſie wiederum auf und krächzen. Warum könnt ihr nicht zu den Menſchen reden? Warum könnt ihr denen da drinnen nicht ſagen, daß hier einer der ihrigen liegt und nach Rettung von ihnen lechzt? Ihr kennt nur euch einander, ihr Thiere des Waldes, den Menſchen kennt ihr nicht, und darum iſt er euer Feind, und dort ſchleicht jetzt der Vater Fuchs wieder und trägt ein Rebhuhn in ſeinen Bau und drinnen hör' ich es rammeln. Hätte ich nur deinen Bau früher gekannt, ich hätte dir dein Handwerk gelegt! Und jetzt höre ich im Dickicht eine Sau an Eicheln knarfeln. Die Jagdluſt regt ſich nochmals und macht mich faſt froh, und läßt mich vergeſſen wer ich bin und wo ich bin, bis endlich wiederum der Gedanke über mich kommt: du biſt jetzt nichts mehr als eine Beute der Thiere. Die Raben kommen, ſie werden ſich laben und ſättigen und an dir ein Feſt feiern, an deinem Aaſe, tauſendmal fröhlicher als alle die Luſt war, die du von ihrem Tode erobert haſt!

Zum erſtenmale in meinem Leben fürchtete ich die Thiere, Ich war das Wild, ſie der Jäger. Ich weiß nicht wie es kam, aber plötzlich mußte ich denken: wenn ich nur ein Baum wäre! Das iſt doch das glücklichſte Geſchöpf auf der Welt, das ſteht feſt im Grund, wächſt und gedeiht und läßt ſich was verſingen in ſeinem Kopfe, und weiß nichts von Sterben bis plötzlich die Axt kommt und dann bricht's zuſammen. Wenn ich nur ein Baum wäre! Und wie ich mich ſo hineindenke in das Leben des Baumes, wie das in den Wurzeln ſaugt, durch Stamm und Zweige rinnt und hinaus zu den Blättern fließt — da auf einmal, es iſt wie ein Wunder, und ſo iſt's gewiß geweſen in alten frommen Zeiten, da ſehe ich einen Brunnen vom Felſen rinnen, es tropft in gleichmäßigen Abſätzen, und woraus? aus einer abgeknickten, wie mit dem Meſſer abgeſchnittenen Ahornwurzel; dieſe Wurzel iſt gewiß durch das Felsſtück, das mit mir herabgerollt iſt, abgeknickt worden, und jetzt kann der Saft nicht mehr hinauf in den Stamm und tröpfelt nieder, ſo hell, ſo perlklar. Es gelingt mir, mich der Wurzel zu nähern und ich trinke ihren friſchen Saft; wie das labt! wie das kühlt! Aber es fließt bald ſehr ſpärlich, und ich fürchte es verſiegt, ich beiße mit den Zähnen noch ein Stück davon ab, und es fließt wieder reichlicher, aber bald kommen immer nur in langen Zwiſchenräumen einzelne Tropfen, ich harre ſtill, bin aber oft, da ich mich ſchwer bewegen kann, ſo ungeſchickt, daß ich den einzelnen Tropfen verſchütte. Und doch fühle ich mich geſtärkt durch den Saft aus der Wurzel des Baumes.

Wiederum läutet es im Dorfe und wiederum ſingt eine Goldammer ihren Abendſang, und die Nacht kommt und der Mondſchein glitzert im Bach, auf den Gräſern und am Flintenlauf. In dieſer zweiten Nacht thu' ich kein Auge zu. Ich will den Tod kommen ſehen, er ſoll mich nicht im Schlafe überraſchen; ich will ihm frei in's Auge ſchauen, wie ich es oft gethan. Ich höre die Eulen krächzen, faſt bellen wie kleine Hunde. Ich höre das Jammergeſchrei aus Vogelneſtern, darin Wieſel und Marder ihren Raub begehen; ich höre den leiſen Tritt des Fuchſes. Ich ſehe wiederum die Hirſchkuh mit ihren Kitzen kommen; jetzt ſcheuche ich ſie nicht mehr. Vor mir ſteht's wie geſchrieben: Menſch! du biſt Nichts, nein, weniger als ein Thier, wenn die Mordgier deine Luſt iſt. Das Thier mordet nur um ſeinen Fraß zu erhaſchen. Der Menſch aber mordet, weil ihm Morden eine Luſt iſt. Menſch! du biſt weniger als ein Thier. — So wirbelt ſich Alles vor mir die lange bange Nacht. — Ich ſehe den Morgen mit wachenden Augen herbeikommen. Zuerſt ein leiſes fahles Dämmern und mit ihm einige Sonnenſtrahlen, immer deutlicher wird Alles. Ich höre endlich die Morgenglocke klingen und denke nur noch, wie ſie läuten wird, wenn man mein nacktes Gebein findet und begräbt. Ich war ergeben. Um die Baumwurzel hat ſich ein röthlicher Roſt gelegt, ſie tropft nicht mehr, ſo viel ich auch daran kaue und ſauge. Ein Igel raſchelt an mir vorüber, und ſein Kopf iſt wie ein Menſchenkopf! Wie lange habe ich kein Menſchenantlitz geſehen! Werde ich je eins wiederſehen? Da, plötzlich, ein Schuß knallt. Es ſtürzt und kollert Etwas, es rutſcht über die Felſen, es knackt und kniſtert durch die Gebüſche, ein Hirſch ſtürzt herab nur gerade auf mich los, ſein Haupt liegt auf meiner Bruſt, er zuckt noch einmal und verendet auf meinem Leibe. Mein Geſicht iſt blutbeſpritzt, und als ich die Augen abwiſche, ſehe ich in die offenen gläſernen Augen, die nach mir ſchauen, ſo barmherzig und ſo vorwurfsvoll. So liege ich, das todte Thier auf mir, und kann es nicht abwälzen. Wohl zwei Stunden liege ich ſo und denke: nun mußt du ſterben, und vielleicht iſt es das angeſchoſſene Thier, das dich jetzt tödtet; wenn nur meine Kraft noch hält, bis der Jäger kommt, der das Wild geſchoſſen; er muß einen großen Umweg machen, um hier in die Thalſchlucht zu kommen . . . Endlich und endlich höre ich Schritte. Sie halten inne, da ich zu ſchreien verſuche. Der Jäger kommt näher und zieht mich unter dem blutenden Thiere hervor und rettet mich.

Ich lag mehrere Wochen krank; mein Fuß wurde heil und auch die Hand hatte ich nur verſtaucht, aber meine Stimme habe ich nicht wieder bekommen.

Ich habe meine gerichtliche Strafe im Gefängniß erleiden müſſen, trotzdem ich ſie ſchon ganz anders, und ärger als Menſchen ſtrafen können, erlitten hatte. Man hat mir geſagt, ich könnte Einſprache erheben oder um Gnade bitten, aber ich habe meine Strafe ohne Widerſpruch angetreten. Es hat mir faſt wohl gethan, auch vor den Menſchen büßen zu können.

Auch meine Doppelflinte hatte man gefunden und mir gebracht, aber als ich wieder rüſtig war, trug ich ſie hinaus in die Dobelſchlucht, jetzt nicht mehr zum Jagen. Ich habe ſie dort begraben, es wird ſie kein Menſch mehr finden…“

So erzählte der Roſenwirth Philp, und die Nachbarn, die fortgingen, drückten ihm ſtill die Hand, der Pfarrer aber ſaß noch lange bei ihm.

Der letzte Heimathstag eines Auswanderers.

Leb wohl, du theures Land, das mich geboren,
Die Ehre ruft mich, ach, ſo fern von dir!
Und, ach, die ſüße Hoffnung iſt verloren,
Die ich gehegt zu ruhen einſt in dir!

Mit dieſem zu ganz anderer Stimmung geſetzten Liede erwachte der Zimmermann Wolfgang — genannt Zimmerwolf — im Morgengrauen, und es war ihm, als hätte ihm im Traume Jemand das Lied vorgeſungen.

„Die Ehre ruft mich, ach, ſo fern von dir!“

Ja, das paßte auf ihn, denn er war eben bereit übers Meer zu ziehen, nicht weil er ſchon ganz verarmt war, ſondern weil er ſeine Verarmung vor ſich ſah, jetzt ſtand er noch in vollem Anſehen und mit dieſem ging er.

Wolfgang war ein wohldenkender Menſch, der auf viele Dinge ein Augenmerk hatte und dem manches zu Herzen ging, was er nicht laut werden ließ. „Die Ehre ruft mich, ach, ſo fern von dir!“ ſo ſummte er nochmals mit geſchloſſenen Augen, aber innerlich wach vor ſich hin. Jetzt richtete er ſich auf und ſchaute zuerſt in der Stube umher, wo ſich beim fahlen Morgenlichte die großen Kiſten mit den ſchwarzen eiſernen Reifen und Eckblechen unterſcheiden ließen.

Die Stube war ſo weit und groß, denn nur wenige Stücke vom alten Hausrathe waren noch da, weil die Käufer dieſe erſt nach Abgang der Auswanderer an ſich nehmen wollten. Wolfgang war's, als hörte er noch die Anbote der Steigerer, die vor wenigen Tagen hier laut geworden waren.

Auf der Streu neben ihm lag ſeine Frau und ſeine acht Kinder. Beſonders das Geſicht des jüngſten, eines Knaben von kaum zwei Jahren, der ſein Händchen auf dem Munde der Mutter liegen hatte, als wollte er es ihr zum Kuſſe hinreichen und jeden Klageton damit zurückdrängen, beſonders das Angeſicht dieſes Kindes hatte einen ſeltſamen Glanz.

Alle ſchliefen ruhig. Wolfgang erinnerte ſich, daß er nur in kurzen Abſätzen geſchlafen hatte, denn wenn die Kiſten um das Bette herum gepackt ſtehen, da iſt es als ob auch die Ruhe mit hineingelegt wäre; die Seele wandert ſchon mit dem Gepäcke, das nun bald auf unbekannten Wegen dahinrollen wird. Iſt das nun ſchon bei kleinen Tagereiſen, von denen es wieder eine Heimkehr gibt, wie viel mehr bei einer Reiſe über's Meer, beim Scheiden auf ewig.

Wolfgang war ſonſt ein ſtarker und feſter Mann, der das Augenmaß, deſſen er bei ſeinem Handwerk bedurfte, auch in allen Lebensverhältniſſen zur richtigen Anwendung brachte, und im Leben wie in ſeinem Handwerke gab es nichts, was ihm Schwindel machte, er war allezeit feſt, wo es galt, die Balken zum Baue zuſammenzufügen, aber heute war er gar ſeltſam bewegt; er konnte das gar nicht bewältigen, und ehrlich geſtanden, er wollte es auch nicht. Wolfgang hatte ſeine Eltern begraben und zwei Kinder und er ließ immer den Schmerz vollauf walten, denn er wußte, daß eine unterdrückte Trauer, eine durch Zerſtreuung verſcheuchte, um ſo bitterer wiederkehrt, er gab ſich daher immer dem Schmerze völlig hin; er machte es dabei, wie wenn er ſich verwundet und geritzt hatte, er drückte das Blut noch aus, und dann heilte die Wunde um ſo ſchneller.

Es iſt bei allem Schmerz und Unglück nichts unpaſſender und wirkungsloſer, als wenn man dem Betroffenen zuruft: beruhige dich doch, nimm dich zuſammen, bedenke, das Unglück könnte noch ſo und ſo ſein, und darum ſei zufrieden. Das iſt fruchtlos und fordert den Betroffenen zu einer Abwehr und Vertheidigung auf, die aus dem Kummer heraus um ſo ſchmerzlicher iſt, weil man dabei um ſo verlaſſener vor ſich ſelbſt und undankbar und ſchwach vor den Theilnehmenden erſcheint.

Weit heilſamer iſt es, wenn der Theilnehmende bekennt: du haſt Recht, daß du jammerſt und trauerſt, thue dir keinen Zwang an, jedes Ding hat ſein Recht, der heutige Tag und der morgige aber auch. — Das iſt dann ein Zuſpruch, der aufhilft.

Wolfgang richtete ſich auf, er war aufgeſtanden, und als er die Thüre in die Hand nahm, öffnete ſeine Frau die Augen und ſagte leiſe: „O Wolfgang, das iſt die letzte Nachtruhe daheim.“

„Du haſt Recht,“ erwiederte Wolfgang in gleichem Tone, „aber bleib noch ruhig, du haſt's heute doppelt nöthig, daß du deinem Schlaf keinen Abbruch thuſt, und weck die Kinder nicht und denk, wir bleiben ja mit Gottes Hülfe bei einander.“ Er öffnete die Thüre und ging hinaus. Vor der Thüre aber ſtand er ſeltſamerweiſe ſtill. Dieſes eigenthümliche Schättern der Stubenſchnalle, wie ſie jetzt in den Riegel fiel, das war ein Ton, der ihm auf einmal ſeine ganze Kindheit verzauberte. Wie oft hatte er dieſen Ton gehört und unter wie viel tauſenderlei Verhältniſſen, wenn Vater und Mutter aus- und eingingen, und Befreundete kamen und er ſelbſt. Plötzlich ſtand die Zeit vor ihm, da er zum erſtenmale die Stubenſchnalle aufmachen konnte, als er ſich ſtreckte und mit dem kleinen Händchen hinaufreichte, aber er konnte nur mit der linken Hand die Klinke herabdrücken, lange nicht mit der Rechten, und ſeltſamerweiſe war ſein Lebenlang die Linke die gewandtere Hand geblieben.

Ja, das Klinken der elterlichen Stubenthüre hat etwas gar Seltſames, es iſt wie ein ſtill verborgener Glockenton im Gemüthe, den Niemand anders kennt und verſteht, und tauſend vergeſſene Geſchichten wachen davon auf. Und hier die Schwelle! Wie oft war Wolfgang darüber geſtolpert als Kind und beſonders über eine Aſtwurzel, die jetzt noch nicht ausgetreten war.

Hätte ſich aber unſer Wolfgang überall ſo lange aufgehalten als bei der Thürklinke und Schwelle, er wäre ſein Lebenlang nicht zum Auswandern gekommen. Nun ging er aber raſch die Treppe hinab und durch das Dorf. Alles ſchlief noch, und nur die Schwalben zwitſcherten auf den Dachgeſimſen, die Hähne krähten aus den Häuſern und die Vögel ſangen auf den Bäumen und die Thiere brummten in den Ställen.

Wie ein abgeſchiedener Geiſt, der ungeſehen wieder heimkehrt, derweil Alles im Schlafe liegt, ſo wanderte Wolfgang durch das Dorf. An manchem Hauſe blickte er länger hinauf, er hatte es ſelber mit aufgerichtet; es erzählte von Mühen und Sorgen, aber auch von fröhlichem Maienſetzen.

Jetzt war er draußen auf dem Felde, als eben die Sonne in Purpurpracht am Himmel ſtand und Lerchen, die man nicht ſah, in der Luft jubelten, als ſänge die Morgenröthe hell und laut. Unwillkürlich hob Wolfgang ſeinen Hut und ſtarrte hinaus und hinauf: „Iſt denn die Welt ſo ſchön — und wieviel tauſend und tauſendmal vergißt man's!“

Er wußte nicht was er dachte und empfand, aber ſeine Seele war in der Welt und die Welt in ihm.

In einem tiefen Fahrgeleiſe am Wege trippelte eine Lerche lange Zeit vor ihm her, als fürchte ſie ihn gar nicht, als ſcheue ſie nicht vor ihm; denn es gibt Augenblicke, wo die Natur das andächtige Herz des in ihr Wandelnden zu fühlen ſcheint, und der Menſch iſt nicht mehr der gefürchtete Feind der Thiere, ſondern ihr vertrauter Genoſſe, der mit ihnen theilt die Herrlichkeit der Erde. Das iſt die Zeit der Verheißung, die die Propheten in heiligen Stunden geſchaut und die noch immer über Menſchen kommt in ungeahnten heiligen Augenblicken.

Jetzt aber war Wolfgang auf ſeinem Acker. Wie oft hatte er ihn umgepflügt, darauf geſäet und geerntet, und jetzt ſtand die Saat in voller Pracht und in ihm ſprach es: „Dank dir, o Erde, du gabſt mir meines Leibes Nahrung. Sei geſegnet und gib Anderen, die dich jetzt eigen nennen, die treue Frucht, daß ſie ſich ihres Daſeins freuen. Seid geſegnet, ſeid geſegnet, ihr Fluren meiner Heimath auf immerdar!“

Er grub eine Scholle auf aus ſeinem Acker und wickelte ſie in ein Tuch. Er wollte ſie in der fernen Welt zum Angedenken haben. Er wollte ſie ausſtreuen auf ſeinem Ackerfelde in der neuen Heimath.

Lange ſaß dann Wolfgang auf dem Bauholz bei den Linden, wo er ſo oft und Jahrelang Axt und Beil geführt. Der Tag wurde lauter, die Morgenglocke tönte und Wolfgang ſaß ſtill und ließ Farbe, Licht und Ton in ſich einziehen. Und immer wieder holte er tief Athem, als könnte er nicht genug die Luft der Heimath trinken. Er pflückte ſich einen blühenden Lindenzweig vom Baume und ſteckte ihn auf den Hut, und nun kehrte er wieder ins Dorf zurück. Er mußte Stundenlang im Felde geweſen ſein, denn im Dorfe war bereits alles lebhaft. Bei Jedem blieb Wolfgang ſtehen und ſprach mit ihm, alle Heimathsangehörigen waren jetzt nahe Freunde geworden, es gab keinen Unterſchied mehr. Beim Küfer Matthes blieb er am längſten, denn der hatte ſeine Kuh gekauft. Er ſtreichelte das Thier noch einmal, und mit dem friſchen Klee im Maul glotzte ihn das Thier ſtill an, dann aber fraß es wieder ungeſtört weiter. Es ſchien jetzt behaglicher zu leben in der Genoſſenſchaft, als früher in der Einſamkeit.

Im Elternhauſe fand Wolfgang ſchon Frau und Kinder wach und in ihren amerikaniſchen Kleidern. Beſonders die Knaben freuten ſich ſehr mit ihren grauen Hüten und grünen Bändern, und baten den Vater, daß ſie ſolche den ganzen Tag aufbehalten dürften, während die Mutter geſagt hatte, daß die guten Kleider nach der Kirche wieder eingepackt würden. Das älteſte Mädchen, das die Morgenſuppe auftrug, hatte verweinte Augen. Der Vater ermahnte die Kinder nochmals, daß ſie auf der Reiſe ja recht folgſam ſein, ſich immer an die Mutter halten, und nicht zerſtreuen ſollten, ja, er drohte den Knaben, daß, wer nicht gut thäte, auf dem Schiffe hoch oben an dem Maſt in ein

Seil gebunden werde, und nichts zu eſſen bekäme als ein Stück von einem Wallfiſch.

Vater und Mutter ſahen einander oft lächelnd an, da ſie hörten, welche fabelhaften Dinge ſich die Kinder von Amerika dachten. Der älteſte Knabe wollte ſich eine Doppelflinte anſchaffen und ſich einen Bären zähmen und ihn in den Wagen ſpannen, und das zweite Mädchen wollte ſich einen Taubenſchlag voll Truthühner anſchaffen, und auf einem Vogel Strauß ſpazieren reiten. Der zweite Knabe weinte, weil ihm ſeine Geſchwiſter Alles wegnähmen und ihm gar nichts ließen von den Gegenſtänden — der Einbildung. Dieſer Streit wurde leicht geſchlichtet, aber des ganzen väterlichen Anſehens bedurfte es, um einen andern gegenwärtigen beizulegen.

Jedes Kind hatte für die Reiſe ſeinen eigenen Löffel bekommen, und da es Streit gab, da jedes den ſchönſten haben wollte, mußte der Vater mit einem Meſſer Nummern darauf kritzeln, damit jedes den ſeinigen kenne.

Jetzt läutete es zur Kirche, und Eltern und Kinder machten ſich gemeinſam auf den Weg.

Die Geſpielen riefen auf dem Wege den Kindern, ſie möchten mit ihnen gehen, aber die Kinder hielten ſich getreulich um die Mutter, und dieſe konnte faſt nicht vorwärts kommen, bis ſie zu Zwei und Zwei geordnet, Hand in Hand voraus gingen.

Natürlich hatte man unterwegs manches Lob und auch Mitleid zu hören über die braven armen Kinder, die ſchon ſo weit fort müßten, und die Kinder thaten ganz ſtolz und gravitätiſch in ihren neuen weiten Kleidern, denn ſie waren heute Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit, und das merken Kinder ſehr und haben's gern.

In der Kirche, als die Orgel erklang und der Geſang ertönte, hielt ſich Wolfgang den Hut vor das Geſicht; es hatte ihn noch Niemand weinen geſehen, und jetzt wußte er nicht wie es kam, Thränen rannen ihm über die Wangen; aber bald ſchaute er auf und er war in tauſenderlei Erinnerungen und Vorſtellungen. Er wäre keine Minute erſchrocken, ja hätte es ganz natürlich gefunden, wenn plötzlich Vater und Mutter und alle Geſtorbenen dageweſen wären, ja er meinte, ſie müßten da ſein, und ſein unſteter Blick ſuchte ſie.

Der Pfarrer predigte über die Allgegenwart Gottes, und es war wohlthuend da er ausführte, wie es eine Tröſtung ſei zu wiſſen, daß fern überm Weltmeere Menſchen ſeien, die gleich denken mit uns, deren Gedanken ſich zu uns wenden, wie wir zu ihnen, das gäbe ein Bild und eine Ahnung von der Einheit der Menſchheitsfamilie. Zuletzt ſprach er ein Gebet für Diejenigen, die jetzt von unſerem leiblichen Auge ſcheiden, die aber mit uns ſind und ſein werden im Geiſte des Allgegenwärtigen, und der ſchöne Spruch, der allzeit wiederkehrt, beim Neugeborenen wie am offnen Grabe eines Entſchlafenen, als ein feſter Gruß beim Willkommen und beim Scheiden, der traf heute das Herz aller Zuhörer und ſprach ſich von ihren ſtummen Lippen nach: „Der Herr ſegne dich und behüte dich, der Herr laſſe ſein Antlitz dir leuchten und ſei dir gnädig, der Herr erhebe ſein Antlitz über dich und gebe dir Frieden. Amen!“ Amen! ſprachen Alle und manche Stimme zitterte, beſonders aber die Wolfgangs und ſeiner Frau. Der Pfarrer hatte dieſe nicht genannt, aber es machte ihnen das Herz übervoll, da ſie ſahen und hörten, wie jetzt die beſten Wünſche Aller ſich über ſie ausgoſſen.

Als die Kirche zu Ende war, wartete Wolfgang an der Thüre auf ſeine Frau, er faßte ſie an der Hand, ſchickte die Kinder heim und ging mit ihr zum Pfarrer.

„Es iſt mir wie damals, wo wir zum Pfarrer gegangen ſind, uns zur Trauung anzuſagen,“ bemerkte die Frau, als ſie am Pfarrhauſe klingelten.

Wolfgang nickte ſtill.

Beim Pfarrer ſagte er, wie er es nie vergeſſen werde, daß Er und die ganze Gemeinde für ihn um den Segen gebetet, und entſchuldigte ſich, daß er nicht zur Nachmittagskirche komme, er habe noch mancherlei zu beſorgen und habe nun auf ewig Abſchied genommen von dem Hauſe, wo er es gelernt habe und ſo oft daran erinnert worden ſei, was es heiße, ein Menſch zu ſein.

Der Pfarrer überreichte nun Wolfgang einen amtlich beglaubigten Auszug aus dem Kirchenbuche, worin Name und Geburt der Kinder Wolfgangs verzeichnet war.

Ungeſchickterweiſe zog Wolfgang ſeinen Beutel und wollte dieſe Mühwaltung bezahlen. Der Pfarrer aber wehrte das ab und ſagte: „Gebt das, was ihr mir zugedacht, dem erſten armen Landsmann, der euch in der neuen Welt begegnet.“

„Meine Hand darauf!“ ſagte Wolfgang, dieſe ausſtreckend, und fuhr dann fort: „Leben Sie wohl und Gott vergelte Ihnen Alles, was Sie an uns gethan, und wenn das Kreuz auf dem Grabe meiner Eltern einmal verwittert, laſſen Sie mich's nur wiſſen, ich will's gerne bezahlen. Ich will ſo bald es mir gut geht ein eiſernes machen laſſen.“

Auch der Frau reichte der Pfarrer die Hand, aber ſie ſprach kein Wort und weinte nur immer. Der Pfarrer gab ihnen noch das Geleite bis vor das Haus.

Die Frau weinte und ſagte dabei: „Man ſieht jetzt erſt, wie gut die Menſchen gegen einen ſind, wenn man von ihnen fort muß.“

„Jetzt iſt's genug,“ ſagte Wolfgang, als er mit ſeiner Frau auf dem Heimwege war, „jetzt iſt's genug geweint und getrauert, und nun iſt's vorbei. Wir ſind ſchon auf der Reiſe, und jetzt muß man die Augen offen haben zu was Andrem. Komm nur heim, ich habe einen Matroſenhunger und die Kinder werden warten.“

„Ja heim, das iſt kein heim mehr,“ wollte die Frau ſagen, aber ſie ſchluckte es hinab mit ihren Thränen.

Mit dem eigenen Hunger ebenſowohl als mit dem unruhigen Warten der Kinder hatte Wolfgang Recht gehabt. Die Eltern trafen Händel, die ſie ſchlichten mußten, denn der graue Hut des zweitjüngſten war in eine Pfütze gefallen, und er behauptete, der Aeltere habe ihn geſtoßen und wollte nun deſſen Hut dafür haben, obgleich er ihm zu groß war. Ein einfaches Fingeraufheben Wolfgangs ſtellte die Ruhe her. Er duldete es nicht, daß die Mutter dem zweitjüngſten eine Mütze gab, denn es hatte ſich herausgeſtellt, daß er gelogen hatte. Der Knabe mußte nun den ganzen Tag mit dem fleckigen Hut herumgehen; er ſollte die Folgen deſſen tragen, was er gethan, und Wolfgang that ſehr wohl, ſchon frühe und in kleinen Dingen daran zu gewöhnen. Bei Tiſche wurde Wein getrunken, was ſonſt noch nie im Hauſe geſchehen war, und jedes Kind durfte einen Schluck aus dem Glaſe des Vaters trinken.

Die Redſeligkeit der Kinder erheiterte die Eltern bald, und nach Tiſche kamen die Nachbarn und Verwandten und die Leute, denen das Geſchirr gehörte, von dem man heute noch gegeſſen hatte.

Die Frau ließ ſich's nicht nehmen, das Geſchirr wohlgeſcheuert abzugeben, und ſie wollte faſt weinen, als ihr Geſchirr, das ſie ſo lange gehandhabt hatte, fortgetragen wurde, bis Wolfgang ſagte: „Willſt ein Pfännle machen? Guck, dein linker Mundwinkel ſieht grad aus wie das Schnäuzle an deinem braunen Milchtopf. Wenn du mir jetzt gleich lachſt, ſchaff' ich dir drüben ein halbes Regiment davon an, und ich ruhe nicht, bis wir ſo viel Kühe haben, daß du ſie alle in Einem Tage voll melken kannſt; und ein Butterfaß ſchaff' ich dir an, das muß ſo breit ſein wie die Rentmeiſterin, wenn ſie ſechs Unterröcke anhat und noch einen geſteiften Rock obendrauf.“

Die Frau lachte in der That, und jetzt wünſchte ſie ſich, wenn's nur gleich in der nächſten Viertelſtunde fortginge; daß es noch bis Mitternacht daure — ſie wiſſe nicht, wie ſie das aushalten könne.

Wolfgang überließ ſeine Frau den Weibern und ging mit einigen Kameraden das Dorf hinauf. Die Kinder wurden in die Nachmittagskirche geſchickt. Als dieſe zu Ende war, ſaß Wolfgang bei einer Anzahl von Männern auf dem Mäuerchen am Rathhausbrunnen, man rauchte, man ſchwatzte und gähnte, oft aber war alles ſchweigſam, und das fiel heute Wolfgang zum erſtenmale auf. Er dachte vor ſich hin: Wenn du einſt einſam biſt, denke daran, daß man bei einander auch nicht viel von einander gehabt hat, aber freilich, es iſt doch anders, wenn man's haben könnte, als wenn . . . .

„Wer geht mit einen Schoppen trinken?“ hieß es endlich, und faſt der ganze Trupp ſammelte ſich im Wirthshaus. Man ſaß aber nicht lange hier beiſammen, als eine Nachricht einen großen Theil der Anweſenden und auch Wolfgang auf die Straße führte und hinaus an's äußerſte Ende des Dorfes, denn die alte Margareth hatte einen Brief von ihrem Sohne aus Amerika bekommen.

Die alte Margareth ſaß auf der Bank vor ihrem Hauſe und hatte einen braungelben Briefumſchlag, der rothgekreidelt und fünffach beſiegelt war, in der Hand. Viele Männer und Frauen umſtanden ſie: „Da kommt der Wolfgang, der kann beſſer leſen!“ hieß es. Wolfgang erhielt den blaulinirten Bogen und las:

„Herzliebe Mutter mein!

Wie ich verſprochen, will ich dir ſchreiben wie es bei mir geht, ſeitdem ich von dir Abſchied genommen habe; wenn ich daran denke, ſpüre ich noch immer einen Stich im Leibe, und ich meine immer, es kann gar nicht ſein, daß wir gar ſo weit von einander ſind, aber ich ſehe ſchon, daß du weinſt, wenn ich davon anfange, und darum mache ich einen Hops, aber nicht wie damals, wo ich in die Kalkgrube gefallen bin und faſt verbrannt wäre. Jetzt bin ich aber über einen viel größeren Graben und dein Sprichwort hat Recht: man ſoll nicht Hopſa! ſchreien, ehe man über'm Graben iſt, und kannſt dich darauf verlaſſen, ehe ein Jahr vergeht, ſchicke ich dir ein Brieflein mit Etwas darin, daß du auch zu mir kommen mußt, aber vergiß ja nicht, daß du deine Kaffeemühle auch mitbringſt. Laß ſie friſch wetzen. Du ſollſt mir alle Tage Kaffee kochen und ich will dir folgen, will's machen wie du, ich will ihn auch in die Untertaſſe ſchütten; ich ſeh dich vor mir, wie du das Schälchen in der linken Hand haſt und den linken Ellbogen auf die rechte Hand ſtützeſt und blaſeſt; du ſollſt mir künftig auch den Zucker nicht ſparen und ihn nicht in den Mund nehmen, nein, fünf Stück in jede Taſſe, aber keine ſo kleine wie Erbſen, nein, wie rechtſchaffene Hühnereier. Haſt du denn deine Hühner noch alle, und legt die gelbe Pocklerin noch? Sag' ihr einen ſchönen Gruß. Ja Mutter, ich bin luſtig und darum ſchreibe ich dir, und ich habe dir nicht geſchrieben, weil ich es nicht geweſen bin. Jetzt aber, du ſollteſt nur ſehen wie ich ausſehe. Sie heißen mich nur den geſunden Schwaben. Man ſpottet in der Welt viel über die Schwaben, aber man hat ſie doch überall gern. Es iſt nicht uneben, was mir einmal ein ſtudirter Landsmann geſagt hat: Wenn ein Schwab ganz für ſich allein iſt und nieſ't, ſagt er ſich ſelber: zur Geſundheit. Ich thue das jetzt auch. Es iſt mir aber auch ſchlecht gegangen. Ich habe gar arg am Heimweh gelitten, und ich ſage umgekehrt wie daheim: wenn eine Brücke über's Meer wäre, es wären auch ſchon Viele wieder heim; aber jetzt bin ich zufrieden. Ich ſtehe hier in Arbeit, man muß hier gar viel arbeiten, aber das Eſſen und der Verdienſt iſt auch gut. Es geht hier einem wie beim Einpflanzen der Kohlſetzlinge in's Krautland: in den erſten Tagen ſind ſie lahm und welk, und man meint ſie kommen nicht auf, bis ſie einmal tüchtig eingeregnet ſind, und ſie werden mit der Zeit tüchtige Krautköpfe, ich hab' jetzt auch ſo einen Krautkopf.

Wenn noch Andere herüber kommen, möchte ich ihnen guten Rath geben: daß ſie ſich nicht als grüne Deutſche, wie man hier die neuen Einwanderer heißt, vergaloppiren. Kleider und beſonders Schuhwerk mitbringen iſt gut und vortheilhaft, weil das Alles hier theuer iſt und auch ſchlecht gemacht wird, nur für den Schein auf den Kauf. Handwerkszeug und Feldgeräth aber kann man nicht brauchen, weil das hier ganz anders iſt. Wenn man ein bischen Engliſch kann, kommt man auch viel beſſer fort. Beim Ueberfahrtsvertrag muß man ſich immer hineinſchreiben laſſen, wieviel man bezahlt hat, ſonſt wird man nochmals angeſchmiert. Unterwegs muß man ſehr aufpaſſen, um nicht den Zug zu verſäumen, es ſind zwei von uns zurückgeblieben und haben beſonders zahlen müſſen.

In Bremen da haben ſich Viele noch luſtig gemacht, ſie haben das Heimweh vertrinken wollen, aber das kommt viel ſchwerer, wenn man's ſo wegſchwemmen will. Der alte Schneiderlorenz hat in Einem Mittag zwei Gulden verthan und hat dabei immer geſchrieen: in der neuen Welt gilt das alte Geld nicht mehr. Jetzt iſt er Lumpenſortirer in einer Papiermühle und hat kein altes und kein neues Geld. Ich bin auch in den letzten Tagen drüben herum gelaufen wie wenn ich halb ſchlafen thäte, und doch muß man da gerade am meiſten aufpaſſen, wenn man ſein bischen Sach nicht verlieren will. Im Auswanderungshaus in Bremerhaven haben wir's gut gehabt, ich kann nicht anders ſagen, aber es weiß kein Menſch wie lang einem die Zeit wird, wenn man gar nichts anzufangen weiß, und ſie ſprechen dort ein Deutſch, das iſt ſo gut wie Wälſch. Jetzt wirſt aber lachen, Mutter, ich hab' von des Mattheſen Agath von Lauterbach ſtricken gelernt, und das iſt mir gut bekommen in mancherlei Art; die Kappe iſt noch nicht ganz fertig, wird's aber, ihr ſollet, will's Gott, zur Hochzeit kommen. Jetzt will ich euch aber weiter ſagen, wie es uns ergangen iſt. Beim jüngſten Tag kann kein größeres Durcheinander ſein, als wenn man mit einander zuerſt auf's Schiff kommt, und Anfangs iſt es grad als wär's unmöglich, daß man da bei einander ſein kann. Es iſt wie wenn man noch beim Heimfahren vom Markt auf einen geſteckt beſetzten Wagen voller Menſchen kommt. Alles ſchreit: du kannſt nicht herein, du haſt keinen Platz mehr! und wenn man ſich doch eindrängt, glaubt man, man erſtickt, aber wenn der Wagen zwanzig Schritt gefahren iſt, da ſchüttelt ſich's doch wieder zuſammen und man findet, daß doch noch wohl Platz da iſt, wenn einem auch der Fuß ein bischen pelzig wird. Immer drei und drei müſſen bei einander wohnen in einem Kaſten, und das heißt man eine Koje. Am beſten iſt's, wenn man in einem kleinen Kiſtchen das Nöthigſte hat, was man unterwegs braucht, denn das Hauptgepäck wird in das untere Schiff verpackt und das kriegt man nicht zu ſehen bis man anlandet, und das dauert lang. Ja Mutter, ſo auf dem Schiffe merkt man doch, daß man gar verwöhnt iſt, und ſich noch nicht genug mit Wenig zu behelfen weiß. Ich hab' gemeint, ich hätt's auf meiner Wanderſchaft gelernt, aber es hat doch nicht ausgereicht. Und wenn einem dann ſo das Land aus den Augen ſchwindet, dann kommt einem auch etwas Salzwaſſer in die Augen. Und wie die Matroſen hinaufgeklettert ſind und haben die Segel gelöst, da hat der Schneiderlorenz zu mir geſagt: das iſt auch ein ſaures Brod, und jetzt hat er ein noch ſaureres. Ihr werdet mich auslachen, Mutter, aber ich bleib doch dabei: das beſte auf dem Schiff iſt die Seekrankheit; das iſt eine weiſe Einrichtung Gottes, die hilft hinüber über alles Heimdenken, und da liegt man und weiß gar nichts mehr von ſich, und möcht' am liebſten ſterben. Erſt nach und nach kommt's einem wieder bei, daß man doch noch etwas von der Welt weiß und will, und ich habe mir gar ſeltſame Gedanken gemacht, warum man ſich denn ſo viel abplagt um das bischen Leben, um die paar Jahre, es iſt nicht der Mühe werth; aber nach der Hand lernt man doch wieder, daß es wohl nöthig iſt. Und glaubet mir, das Aergſte auf dem Schiff iſt eigentlich die lange Zeit die man hat. Wie froh bin ich da geweſen, daß ich hab' Stricken gelernt, ich hab' mich auslachen laſſen, aber es iſt mir doch gut bekommen. Die Lützenhardter Bettelleut, die die Regierung hinübergeſchickt hat, die waren am luſtigſten, die haben gegeigt und Clarinett geblaſen, die haben nie ſo ordentliche Koſt gehabt. Und unſer Schiffsbrot war doch ſo hart wie Stein, daß es Viele zu Pulver zerklopft haben, um es mit ein bischen Seewaſſer (denn ſüßes Waſſer bekommt man nicht viel) hinunter zu bringen. Der brave Lehrer von Horklingen hat ein bischen Engliſch verſtanden, und er hat unentgeltlich eine regelmäßige Schul unter uns errichten wollen, daß wir's Alle lernen. Ein paar Tage iſt's gegangen, und wir haben ihm die Worte nachgeſprochen wie in der Schul', aber da haben die Schelme Alles verdorben, und ich und noch zwei aus dem Heſſiſchen ſind beim Lehrer verblieben und jetzt kommt mir's gut, daß ich ein bischen Engliſch kann.

Wir ſind die ganze Zeit mit gutem Wind gefahren, aber Mutter, wenn's endlich heißt Land! und man ſieht einen dunklen Streifen weit, weit, ihr könnet euch nicht denken wie's da iſt, da merkt man's erſt, wie lieb man den Boden gehabt, und einen Stein thät' man küſſen wie den beſten Freund.

Und wenn man dann feſten Boden unter ſich hat, man meint, es könnte gar nicht wahr ſein.

Ich habe an dieſem Briefe ſchon vor vier Wochen geſchrieben, und ſchreibe heute und lege euch heute auch gleich ein Goldſtück bei, ihr werdet es unter dem Siegel finden.

Mit der Ueberfahrt von Bremen aus haben wir 42 Tage gebraucht und ſind im Ganzen zufrieden geweſen.

Am ſchwerſten iſt's, wenn man hier an's Land kommt, da ſitzt ein jeder auf ſeinem Koffer und hat Angſt, daß er ſelber mit dem Koffer geſtohlen wird, denn das iſt ein Räubervolk, das da auf einem hereinkommt, und die wiſſen zu ſchmeicheln und zu heucheln, daß man meinen ſollt', man hätte lauter friſchausgekrochene Engel vor ſich, aber es iſt ein Räubergeſindel. Drum ſoll ſich nur Jeder an die Deutſche Geſellſchaft halten, das ſind wohlthätige Männer, die unentgeltlich das Beſte rathen, und wer hierher kommt, ſoll ſich nur gleich vornehmen, jede Arbeit zu thun die ihm vorkommt; man muß auch oft aus ſeinem gewohnten Gewerbe auswandern, bis man wieder zu ihm heimkommt. Ich habe ſechs Wochen Straßen pflaſtern geholfen, bis ich meinen jetzigen Platz bekommen habe, aber das iſt ſchön, wenn man hier zu Lande rechtſchaffen iſt, bekommt man Credit, und kann mit Nichts zu Etwas kommen; ich bin jetzt auf dem Weg. Am beſten gefällt mir, daß es hier zu Lande die größte Ehre iſt, wenn einer von ſich ſagen kann: Ich bin von geringer Herkunft und hab's zu etwas gebracht. Geburtsſtolz gibt's hier gar nicht.

Wenn ihr mir ſchreibet, ſo machet den Brief nicht frei, ſonſt bleibt er liegen, und wenn der Zimmermann Wolfgang hierher kommt, ſoll er mich nur gleich aufſuchen oder mir es vom Schiff aus ſagen laſſen, dann komm ich zu ihm. Er ſoll ſich auch, ſobald er auf's Schiff kommt, gleich dazu anſchicken, dem Schiffszimmerer zu helfen, da gibt es immer zu thun und er hat keine lange Zeit und verdient noch was.

Ein gutes Wort habe ich vorlängſt in dem Meeting gehört und das hat ſo geheißen: Deutſchland iſt unſer Vaterland, Amerika iſt unſer Kinderland. Mutter, ihr müſſet eben bald nach eurem Kinderland.

Es iſt hier alles ganz anders als bei uns daheim. Die Kartoffeln werden mit dem Pfluge nachgeſetzt und ſo bearbeitet den Sommer über, und auch mit dem Pfluge herausgethan. Die Frucht wird mit der Senſe abgemäht, die iſt beſonders dazu gemacht und legt die Frucht ſchön hin. Zwei Stunden Weges ſchlägt man hier ſo wenig an, als bei uns daheim eine Viertelſtunde. Ich will Keinem zurathen, Deutſchland zu verlaſſen, aber wenn Eines zu mir kommt, will ich ihm thun, was ich kann, und das ſoll nur ein Jeder denken, daß man hier ohne Arbeit nichts bekommt, ich habe hier ſchon ſtärker gearbeitet, als bei uns daheim. Die Metzger tragen hier weiße Hemden über den Kleidern beim Fleiſchverkauf. Wirthshausſitzen, Spielen und Trinken iſt hier faſt gar nicht.

Der Amerikaner kommt in den Barroom, fordert einen Trunk Welſchkornbranntwein oder Bier oder Wein, zahlt, trinkt und geht. Zeit iſt hier das beſte baar Geld.

Die Amerikaner ſind gar häuslich und dabei auch ſehr reinlich. Wer ſchmutzig daher geht, iſt gewiß ein Deutſcher oder ein Irländer; auf Weißzeug hält man hier beſonders viel und ganz vornehme Leute putzen ſich ihre Kleider und Stiefel jeden Morgen und Menſchen im ſchwarzen Frack ſpalten ihr Holz. Ich habe auch viele Bauern geſehen, die ihr Korn zu Markt führen und auf ihrem Wagen die Zeitung leſen. Das geſchieht hier überhaupt ſehr viel. Und wie die Menſchen freier behandelt werden und doch folgen, ſo iſt's hier auch mit den Thieren, man ſieht hier faſt gar keine Peitſche und keinen Sporn; überhaupt iſt es ein gutes Zeichen, daß man hier die Thiere nicht abrackert, im Gegentheil ganz gut behandelt, das thun eben nur freie Menſchen.

Nun habe ich aber genug geſchrieben.

Nun, liebe Mutter, ſage ich Euch von Herzen Lebewohl. Haltet Euch nur geſund und wohlauf, daß ich Euch noch lange bei mir haben kann. Verbleibe Euer David. Milwaukie im Staate Wisconſin, Schillerſtraße Nr. 12."

Wolfgang hatte den Brief geleſen und die Mutter hatte immer weinend zugehört. Jetzt ging er wieder mit ſeinen Genoſſen in das Dorf. Es war ihm ſeltſam zu Muthe, noch hier eine ſo treue Kunde aus ſeiner neuen Heimath vernommen zu haben. Es war wie eine entgegengebotene Hand, die ſich ihm aus der Ferne darreichte und die Weichheit, die ihn trotz allen Vorſatzes doch nicht verlaſſen hatte, verwandelte ſich endlich in Muth und entſchloſſene Feſtigkeit. Er bedurfte deren noch, denn zu Hauſe fand er ſeine Frau wiederum in Thränen, aber er ließ ſie gewähren; hatte er ſich bekannt, daß jeder

Schmerz ſein Recht haben müſſe, ſo ließ er das auch bei Anderen gelten. Die Mutter hatte die Kinder gezwungen, daß ſie ſich noch am hellen Tage nieder legen mußten, damit ſie in der Nacht leichter wach zu erhalten ſeien. Aber die Kinder waren voll Unruhe in der Kammer und als der Vater kam, ſchrien ſie alle, er möge ſie erlöſen. Er befahl ihnen, um das Anſehen der Mutter nicht zu beeinträchtigen, noch eine Weile zu ruhen, dann aber entließ er ſie ſcherzend.

Es zeigte ſich, daß noch vieles zu ordnen und zu richten war, denn das bleibt immer: ſo lange man ſich auch zu einer Abfahrt rüſtet, rückt endlich die Entſcheidungsſtunde heran, iſt doch noch manches zu richten und zu ordnen.

Wolfgang zog ſein Sonntagskleid aus und er war wie ein Fremder, als er im Werktagskleide wieder im Dorfe erſchien.

Es war in der Dämmerung, als Wolfgang, der heute ſich überall bemerkt wußte, davon ſchlich und auf Umwegen nach dem Friedhof ging.

Es iſt ein alter Glaube, daß man ſein Gedächtniß verliere, wenn man viele Grabſchriften leſe und dieſer Glaube hat allerdings eine wahre, wenn auch nicht wunderbare Bedeutung. Wer ſich zuviel mit Abgeſchiedenem und Vergangenem beſchäftigt und es ſich einprägt, dem ſchwindet das, was er im täglichen Leben zur Erinnerung braucht.

Wolfgang ſchwindelte es von den vielen Verſtorbenen, von denen er hier las und endlich ſchritt er ohne Aufmerkſamkeit an den vielen Kreuzen vorbei und blieb vor denen ſeiner Eltern und ſeiner beiden Kinder ſtehen.

Die Abendglocke läutete, er zog den Hut ab und ſaltete ſtill die Hände.

Und als er jetzt zum letztenmale heimwärts ging, ſiel ihm wieder das Wort ein, das er in dem Briefe Davids geleſen hatte. „Deutſchland unſer Vaterland, Amerika unſer Kinderland!“ Die da aufgewachſen ſind in Deutſchland, ſinden ſelten ihr wahres und volles Gedeihen in der neuen Welt, es ſind Wurzeln der Erinnerung ausgeriſſen und abgehackt, an denen man allezeit krankt, die Kinder aber gedeihen in der neuen Heimath, ſie ſinden eine ſolche in ihr. Fahr wohl, o Vaterland, nimm uns auf, o Kinderland!

Es war ſchon Nacht, als der Wagen mit den Genoſſen aus dem Nachbardorfe ankam. Die Kiſten wurden aufgepackt, und es war der letzte Liebesdienſt, den die Nachbarn thaten, daß Wolfgang, ſo ſehr er auch bat, dabei nicht Hand anlegen durfte. Die Kinder ſchliefen wieder und erwachten kaum, als man ſie endlich auf den Wagen brachte.

Die Frau hatte den Aberglauben, daß es Unglück bringe, wenn man beim Ausgehen, nachdem man ſchon Abſchied genommen, nochmals zurückkehrt, darum ſagte ſie, um dieſem vorzubeugen, immerfort: ich habe gewiß noch was vergeſſen, ich komm noch einmal. Und als man endlich doch fortging, ſagte ſie daſſelbe noch und nahm keinen Abſchied vom Hauſe.

Als alles ſchon zur Abfahrt bereit war, ſprang Wolfgang nochmals die Treppe hinauf, öffnete die Stubenthüre und machte ſie wiederum zu und horchte auf das Klinken der Stubenſchnalle. „Zum letztenmale,“ ſagte er dann vor ſich hin und ſprang die Treppe hinab, aber mit einer eigenen ſtillen Andacht machte er zuletzt auch noch vorher die Hausthüre zu; dann zog er mit den Seinen von dannen.

Als man durch das ſchlafende Dorf hinausfuhr und die Eltern hinter dem Wagen drein gingen, als ob ſie ihrer eigenen Vergangenheit das Geleite gäben, ſang der Nachtwächter:

Hört ihr Herren und laßt euch ſagen,
Unſre Glock hat Eins geſchlagen:
Ein Gott iſt nur in der Welt,
Dem ſei Alles heimgeſtellt. —

Am Morgen, als man ſchon weit entfernt war von der Heimath, ſah Wolfgang auf ſeiner großen Kiſte einen Kranz liegen, den hatten ihm die Genoſſen ungeſehen hingelegt; er nahm ihn auf und ſagte ſeinen Kindern, daß ſie ihm einſt dieſen Kranz aus der Heimath ins Grab legen ſollten in der fremden Erde.

Denkmale Kaiſer Joſephs.

Wenn man Kaiſer Joſeph ſagt, ſo weiß jedermann, daß damit Joſeph II. von Deutſchland gemeint iſt, der im vergangenen Jahrhunderte in Wien gelebt hat und es iſt nicht ſein geringſter Ruhm, daß er gar keinen Beinamen hat, nicht der Große, nicht der Gütige, nicht der Einzige, nicht der Gerechte, daß man nur Kaiſer Joſeph zu ſagen hat und jedermann weiß, wer damit gemeint iſt.

In Wien außerhalb der Burg iſt ein ſchöner freier Platz, darauf iſt das eherne Bild Kaiſer Joſephs, wie er zu Pferde ſitzt, aufgeſtellt.

Leider hat ihn der Bildhauer in altrömiſche Tracht verkleidet, ſo daß wenig davon geblieben iſt, wie er leibte und lebte, aber doch hat man in kaum vergangenen Jahren ſeiner gedacht und das Volk hat nicht umſonſt im Jahre 1848 dem Standbilde des Kaiſers die ſchwarzrothgoldene Fahne in die Hand gegeben. Er lebt noch in treuem Andenken und ſollte in eherner Fauſt das Banner tragen zur Einheit und Freiheit des deutſchen Vaterlandes, das nun wieder — abgenommen iſt.

Der Gevattersmann hat einen Freund, der nie am Joſephsplatze vorüberging, ohne ehrerbietig vor dem Standbilde des Kaiſers den Hut abzuziehen. Andere, die das bemerkten, forſchten nach dieſer Sonderbarkeit und ſpöttelten zum Theil darüber, der Mann aber erklärte ihnen:

„Es gibt keine ſchönere Freude, als mit ganzer Seele und ganzer Kraft zu lieben, oder noch beſſer, zu verehren, denn Verehrung iſt Liebe zu einem Höheren, das uns doch wiederum ſo nahe iſt, daß wir ihm uns traulich hingeben dürfen. Könnte man die Freude der Verehrung nur oft im Leben haben! Wir können leider oft nur damit zeigen, wem wir Verehrung zollen, indem wir vor laut Geprieſenem ſchweigen; aber da, wo ſie uns gegeben iſt, darf man ſich nicht ſcheuen, ihr den Ausdruck zu verleihen und es iſt das doppelte Pflicht, weil ſoviel Lüge, Heuchelei und Knechtſinn, ſoviel befohlene Empfindung ſich als freie innere Neigung breit macht. Es gibt viele Menſchen in der Geſchichte, deren Thaten wir bewundern, wir ſtaunen über die Fülle ihrer Kraft, aber achten, lieben und verehren können wir nur diejenigen, wo wir den willenskräftigen und ſittlichen Beweggrund ihrer Handlungen ſehen, und ſolche Menſchen gibt es wenige. Die uneigennützigſte Liebe und Verehrung iſt aber die zu einem Verſtorbenen. Kann ich von dem Kaiſer hier noch etwas wollen? Kann er mir aus ſeiner ehernen Fauſt eine Gnade ſpenden? Ich will nichts, als in ſeinem Gedenken mein oft verzweifelndes Herz erbauen. Ich danke ihm in Andacht für ſeine unabläſſig bewährte Liebe und Rechtſchaffenheit und das ſollte jeder thun, um ſeinen Glauben an dieſe Tugenden immer wieder aufzurichten und im eigenen Herzen zu erwecken. Das Andenken der Männer, in denen ſich die Menſchenhoheit lebendig geoffenbart hat, iſt das beſte Erbe, das wir aus der Vergangenheit und der Geſchichte überkommen, und es gibt Namen, die ſind ſo feſt und ewig wie die Sterne am Himmel, und wenn man auf offner See nicht mehr weiß, in welcher Weltgegend man iſt, ſo findet man ſeinen Weg auf Erden nach den Sternen am Himmel.

Freilich könnt ihr ſagen: wozu brauchſt du bei dieſem Andenken den Hut abzuziehen? du kannſt ja deine innerſte Verehrung ebenſo in Gedanken hegen? Ich will das nicht beſtreiten. Aber nehmt alle Gebräuche, alle äußeren Bezeichnungen aus dem Leben und aus der Religion — die nur die heilige Faſſung des Lebens iſt — hinweg, und ihr habt nichts als eine kahle Oede, eine Zuſammenhangloſigkeit und babyloniſche Sprachverwirrung, wo keiner mehr Wort und Zeichen des andern verſteht. Tauſendmal übt man eine Gewohnheit, einen eingeſetzten Gebrauch, ohne ſich des Gedankens, der damit ausgedrückt werden ſoll, zu erinnern, aber hat man dieſen nur einmal erkannt, ſo durchſtrömt bei jeder Uebung ein ruhiger Segen, ein Gefühl des Genügens und der Sättigung das Gemüth, ſo wenig man das jedesmal auch klar weiß. Darum möchte ich, daß alle Kinder, die hier vorübekgehen, an eine Ehrenbezeigung gewöhnt würden, denn gute Gewohnheiten erſetzen oft gute Grundſätze, oder vielmehr ſie machen ſie zur Naturanlage und erwecken mit der Zeit durch Aufmerkſamkeit und Nachdenken den weiſen Grund ihres Beſtehens.“

„Stellſt du aber Kaiſer Joſeph nicht zu hoch?“ fragte einer der Zuhörer.

„Mit nichten. Mein Kaiſer Joſeph war ein wohldenkender und reinempfindender, war nicht nur ein braver, ſondern auch ein rechtſchaffener Menſch.“

„Welchen Unterſchied machſt du denn zwiſchen brav und rechtſchaffen?“

„Brav iſt derjenige, der ſeine überkommene und übernommene Pflicht, wie es die gewohnte Ordnung erheiſcht, regelmäßig und treu erfüllt. Rechtſchaffen aber iſt derjenige, der noch außerdem das Rechte ſchafft, der noch neue Pflichten ſich aufſucht und auferlegt, über die gewohnte Ordnung hinaus noch Neues und zwar das Rechte zu ſchaffen ſucht. Rechtſchaffen in der vollſten Bedeutung des Wortes war Kaiſer Joſeph und das iſt das Beſte, was man ſagen kann und ihm doppelt anzurechnen, weil er ſich von vielen Vorurtheilen und Gewöhnungen loszumachen hatte. Es iſt kein geringes Lob, daß ſelbſt Friedrich der Große von Preußen ſeine Bewunderung darüber ausſprechen mußte wie Joſeph: „an einem bigotten Hofe aufgewachſen, in Prunk erzogen, mit Weihrauch genährt und dennoch freiſinnig, ſo einfach in ſeinen Sitten und beſcheiden.“

„Iſt es aber nicht,“ fragte einer der Zuhörer, „iſt es nicht ein Beweis von den Mängeln Kaiſer Joſephs, daß nur wenig von ſeinen Thaten verblieben iſt und uns zu lebendigem Danke auffordert?“

„Freilich,“ war die Antwort, „hatte Kaiſer Joſeph große und leicht erkennbare Mängel; das hindert aber nicht die Verehrung vor ihm. Er hatte Fehler und Mängel, die der allgemeinen und beſtändigen Menſchennatur und der Natur ſeiner Zeit angehören, aber er bewahrte und errang Tugenden durch freie perſönliche Bewährung und manches Gute ward durch ihn Joſephiniſch genannt. Es gibt Niemand, in dem ſich nicht die Mangelhaftigkeit der Menſchennatur erkennen läßt, das Vollkommene iſt der Gedanke Gottes allein. Der Hauptfehler Kaiſer Joſephs war, daß er auf Tugend und Einſicht der Menſchen baute, während doch dieſe beiden im Laufe der

Zeit ſo verkehrt geworden waren; er aber blieb ſeinem Wahlſpruche getreu: „durch Tugend und Beiſpiel“ zu regieren. Er wollte das Edle, das Reine, und als Menſchenfreund ſcheute er zurück vor den harten Mitteln, die die Durchführung ſeiner menſchenfreundlichen Abſichten zur Zeit noch erheiſchte. Es war ein ſchweres Wort Friedrichs des Großen, daß er ſagte: Joſeph II. thue immer den zweiten Schritt, ehe er den erſten gethan. In der That verfehlte Joſeph und überſah die Grundlagen, die zuerſt gegeben ſein mußten, bevor er die Ausführung ſeiner Plane verwirklichen konnte. Noch auf ſeinem Sterbebette, als ihm ſein Arzt Quarin offen bekennen mußte, daß keine Geneſung mehr ſei, am 5. Februar 1790 ſprach Joſeph: „Ich vermiſſe den Thron nicht, fühle mich ruhig, nur etwas gekränkt, durch ſo viele Lebensplage ſo wenig Glückliche und ſo viele Undankbare gemacht zu haben.“ — Das aber iſt ihm gelungen, was er als Hoffnung an Van Swieten ſchrieb: das Diadem mit der Liebe des Volkes zu zieren. Ja, wenn man eine Inſchrift auf dieſes Denkmal hier ſetzte, ſo müßte man die Worte wählen, die ſich bei jenem Joſeph in Aegypten finden: 1 Buch Moſes Cap. 42, Vers 8: „Und Joſeph erkannte ſeine Brüder, ſie aber erkannten ihn nicht.“

* * *

Der Freund ging mit ſeinem Genoſſen nach dem Augarten, den Kaiſer Joſeph mit der minder wohlgewählten als wohlwollenden Aufſchrift verſehen: „Allen Menſchen gewidmeter Beluſtigungsort von ihrem Schätzer.“

Es war am 1. Mai, dem Tage, der noch heute die fröhlichen Wiener im Augarten verſammelt und die Frühlingsfeier unwillkürlich zur Gedächtnißfeier für Kaiſer Joſeph macht. In dieſem Garten hatte ſich der Kaiſer oft mit Leutſeligkeit unter ſein Volk gemiſcht, denn er hatte ja gegen den eitlen Hochmuth und die Abſchließung der ſogenannten höheren Stände oft geäußert: „Wenn ich nur mit meinen Standesgenoſſen verkehren wollte, bliebe mir nichts übrig, als in die Gruft der Kapuzinerkirche hinabzuſteigen und daſelbſt meine Tage zu verbringen.“

In einem abgelegenen Laubengang wurden hier, während rings ſich Viele gedankenlos tummelten, manche Thatſachen von der Leutſeligkeit und Menſchenliebe Kaiſer Joſephs erzählt und wie er in Jeglichem gern den Bruder erkannte; aber auch die Mängel wurden unverhohlen ausgeſprochen und wenn auch nicht ohne ſcherzhafte Einleitung zogen die Rückkehrenden in ſtiller Nacht den Hut ab vor dem Denkmale Kaiſer Joſephs.

Der Gevattersmann erzählt dieſe Geſchichten gern und verſetzt ſich in die Zeit, als wäre er dabei geweſen; an der einen Geſchichte hat er ein beſonderes Familienerbe.

1. Die Kaiſerfurche.

Es war gegen Ende Auguſt des Jahres 1769, als Joſeph im offenen Wagen durch das Land Mähren auf der Straße von Brünn nach Wiſchau fuhr. Seine Wange war geröthet und ſein blaues Auge erglänzte hell beim Aufſchauen nach dem Himmel, wie beim Ausſchauen nach den fernen blauen Bergen, und wieder ruhte ſein Blick freudig auf den Feldern am Wege. Ein großer Theil der Ernte war eingebracht, und ſchon begann man da und dort den Boden aufs neue umzupflügen. Da ſagte der Kaiſer zu dem neben ihm ſitzenden Staatskanzler Fürſten Kaunitz:

„Sonderbar! Wenn ich die braunen Schollen der nährenden Erde betrachte, werde ich andächtiger als beim Ueberſchauen der wogenden Saat, dieſe macht freudiger, aber jene denkender. Wie das wartet, ſtill und ſchmucklos, und Säfte aus der Luft und aus den Wolken einſaugt, um ſie dann dem Keime zuzuführen und ihn aufſprießen zu machen. . . . Dieſer Brodem, der dort aus der offenen Furche aufſteigt, weht mich an wie ein Athem aus dem Munde der Mutter Natur. . . . Wie jetzt alles ſo hell farbig iſt, und wie die Menſchen, die die Thiere zu ihren Arbeitsgenoſſen gemacht, dort überall hin- und herziehen, und die Werkzeuge führen, die die Welt neu belebt. . . .

Segen, Segen über euch und euer Thun! . . . Wie müßte es ſein, wenn man hoch oben vom Himmelszelte das Alles überſchauen könnte, die Städte und Dörfer, die Wälder und Berge, die Menſchen und Thiere, und hier unſer Wagen, und da drin dieſer Menſch hier, der jetzt noch lebt, noch athmet, den alle dieſe hier ringsum kennen und nennen, der ſie gut und glücklich machen möchte, und doch nicht weiß, ob er kann. . . . Dort der Säemann, wie er ſo langſam ſchreitet und den Saamen ſtreut! Die Natur iſt treu und feſt, ſie gibt ſiebenfältig wieder, aber die Menſchen, o die Menſchen. . . ."

Der Kaiſer ward ſtill, auf ſeinem Antlitze ſchwebte ein Glanz und doch war es tief wehmüthig, er hatte die Arme auf der Bruſt feſt übereinandergeſchlungen und hätte ſie doch ſo gerne ausgebreitet, um Alle brüderlich an ſein Herz zu ſchließen.

Lange ſaß der Kaiſer ſtill in ſich verſunken, ſah nichts und hörte nichts von der Welt um ihn her. Plötzlich befahl er, daß man anhalte. Die ſchnaubenden Roſſe ſtanden ſtill, und hinter dem Wagen des Kaiſers hielten die ſeines ganzen Gefolges. Der Kaiſer ſtieg aus. Ein alter Bauer pflügte mit zwei Pferden im Ackerfeld am Wege. Er hielt eine Strecke innerhalb derſelben inne und ſtarrte verwundert drein, als er ſo viele Wagen mit geputzten Herren hier auf der Straße halten ſah. Der Kaiſer rief ihm, er möge ſeine Furche nur zu Ende ziehen bis an den Weg. Auf einen Ruck am Leitſeil ſchritten die Ackerpferde vorwärts, und bald ſtand der Bauer mit Pferd und Geſchirr bei dem Kaiſer. Noch kannte er ihn nicht, und der Kaiſer winkte ſeiner Begleitung, daß man ihn nicht verrathe.

„Wollt Ihr mir erlauben,“ fragte der Kaiſer, „daß ich Euch den Pflug abnehme und eine Furche ziehe?“

„Warum nicht?“ ſagte der Bauer, „aber ich glaub' nicht, daß Er's kann: das ſieht ſich leicht an, will aber doch gelernt ſein.“

„Es gilt den Verſuch,“ ſagte der Kaiſer und alle Umſtehenden ſahen ſtaunend, wie der Kaiſer die Pfluggabel in die Hand nahm und den Bauer erſuchte, ſeine Thiere anzutreiben. Dies geſchah, und die Schollen hoben ſich eine Strecke. Plötzlich aber hielt der Bauer inne, und ſagte: „Halt! Er begreift das noch nicht recht. Er drückt den Pflug zu tief ein und bringt ſchlechten Lettenboden herauf, das verträgt der Acker nicht, der hat nur eine leichte Krume. Freilich, das hat er nicht wiſſen können.“

Der Kaiſer ſchaute vieldeutig lächelnd zu ſeiner Umgebung, er gab ihr damit zu verſtehen, was noch Anderes auf ihn und ſein Reich Anwendbares damit geſagt ſein könnte.

Und nun ging's wieder vorwärts, aber bald kam der Pflug aus dem Geleiſe. Der Kaiſer wollte ihn halten, wollte einlenken und eindrücken, aber die Pferde waren im Gange und der Pflug ſtrich, kaum eine Ritze machend, über die Stoppeln und ſchleppte den mit aller Kraft mühſelig anſtemmenden Kaiſer nach, bis wiederum inne gehalten wurde.

„Warum ſchreit Ihr ſo auf eure Pferde hinein?“ fragte der Kaiſer.

„Das muß ſein,“ lautete die Antwort. „Das Vieh ſchläft ein, wenn man's nicht immer merken läßt, daß Jemand hinter ihm drein iſt, der's weckt.“

Dießmal lächelte der Kaiſer in ſich hinein, und auch Viele aus ſeiner Umgebung thaten es.

Der Kaiſer übergab dem Bauer den Pflug, und dieſer zeigte ihm nun, wie man nur die gleichmäßige Richtung halten müſſe, und daß die Pferde von ſelbſt die Hauptſache thun, und wie dieſe Arbeit, zumal heute, wo es in der Nacht geregnet hatte, faſt die leichteſte von allen Feldarbeiten ſei.

Bei der Wendung übernahm der Kaiſer nochmals den Pflug, und jetzt nickte der Bauer oft, und ſagte: „Er iſt gelehrig,“ denn der Kaiſer zog ebenmäßig die Furche von dem einen Ende des Ackers bis zum andern. Aber nicht ſowohl von der äußern Anſtrengung als von der zuſammengenommenen Aufmerkſamkeit, die eine innere Anſtrengung iſt, rann dem Kaiſer der Schweiß von der Stirn, er trocknete ſich ihn ab und ſagte: „Das iſt der freudigſte Schweiß.“

„Ja,“ lachte der Bauer, „wenn man's zum Spaß thut, kann's ſein, aber wenn man's das ganze Jahr thun muß, und noch dazu fünf Tage Robot für den Herrn, da geht's anders. Aber jetzt iſt's doch ſchön, jetzt hat doch auch einmal ein hoher Herr für mich gearbeitet. Darf ich nun fragen wer Er iſt?“

„Später will ichs Euch ſelbſt ſagen,“ antwortete der Kaiſer, und er ließ ſich nun genau die Verhältniſſe der Hörigkeit auseinanderſetzen.

„Und weiß er, guter Herr,“ fragte der Bauer zuletzt, „welches der größte Schaden iſt, den der Fröhner leidet?“

„Daß er nie zur Selbſtändigkeit kommt, nie zu ſeiner freien Menſchenwürde.“

„Da hat er über's Ziel hinausgeſchoſſen,“ erwiederte der Bauer ſelbſtzufrieden und pfiffig lächelnd, dann aber verfinſterten ſich ſeine Mienen wieder, indem er fortfuhr:

„der größte Schaden iſt nicht nur, daß man nicht zur rechten Zeit an die rechte Arbeit und an die eigene kommt, ſondern noch mehr, daß man gar nicht mehr dazu kommen kann, daß man durch Frohnen das Arbeiten verlernt. Man gewöhnt in der Frohne ſich und ſein Vieh und Geſchirr an Scheinarbeit, an verdeckten Müßiggang, und wenn's dann an's eigene rechte Geſchäft geht, kann man nicht mehr, das Vieh will nicht, und ſelber hat man auch verlernt ſich anzuſtrengen.“

Unwillkürlich ſagte hierauf der Kaiſer, daß er nicht ablaſſe bis er die Bauern frei gemacht habe.

Der Ackersmann merkte ſchon, daß er mit einem vornehmen Manne zu thun habe, und mit pfiffig ſchlauer Weiſe treuherzig polternd legte er nun alle Mißſtände der Gutsherrnunterthänigkeit auseinander, und ſagte zuletzt: „Er ſcheint mir ein großer Herr, wenn Er ſeinen guten Kaiſer Joſeph einmal ſieht, bericht' Er ihm doch Alles.“

„Meint Ihr, daß der Kaiſer helfen kann?“

„Nein, nicht ganz, aber doch ein gut Stück; er ſoll ſich nicht irr und nicht abwendig machen laſſen, wenn man ihm einreden will, daß das nicht geht.“

„Glaubt Ihr, daß man ihm abredet?“

„Rathet mir gut, aber rathet mir nicht ab, hat jene Braut geſagt, und das ſollte der Kaiſer bei ſeinen guten Vorſätzen auch ſo machen. Er iſt ein Menſch nach dem Herzen Gottes, aber doch nur ein Menſch, und er hat verdorbenes Zugvieh und ſchlechtes Geſchirr. Er iſt zu gut, er meint, Jeder ſei ſo wie er, aber das iſt nicht. Er hält alle Menſchen für Seinesgleichen, aber ſie ſind nicht Seinesgleichen. Sie verderben ihm ſeine Gutthaten, ſobald er den Rücken wendet. Er kann ja nicht überall ſein, aber Eines möcht' ich ihm noch ſagen laſſen: er ſollte ſich doch mehr ſchonen, daß wir recht lang, lang an ihm haben, und er ſoll nur ſcharf darauf losgehen. Morgen iſt Montag, hat jener Bauer geſagt, und hat ſein Heu am hellen Sonntag gemacht.“

„Ihr liebt alſo den Kaiſer, trotzdem er noch wenig für Euch gethan?“

„Jedes Kind weiß, wie gutherzig er iſt, und wenn ich einmal ſeine Hand küſſen dürfte, ich hätte genug gelebt.“

Dem Kaiſer ſtanden Thränen in den Augen, er faßte die ſchwielige Hand des Bauern und ſagte: „Ich bin Joſeph, Euer Kaiſer.“

„O barmherziger Gott!“ rief der Bauer und fiel in die Kniee und alle Anweſenden entblößten unwillkürlich das Haupt, ergriffen von der reinſten Offenbarung der Liebe zwiſchen Volk und Fürſt.

„Steht auf,“ ſagte der Kaiſer, „man darf vor Niemand knieen als vor Gott, und Ihr ſelbſt habt ja geſagt, ich bin nur ein Menſch, wenn auch ein leidlich guter Menſch. Ja, lieber Mann, wie ich hier Eure Hand halte, ſo möchte ich die Hand Eures ganzen, vor Allen ehrenhaften Standes halten, und Euch ſagen: bewahret mir Eure Liebe, wie ich die meine Euch, und helft mir, Euch glücklich machen, und mich durch Euch; und dieſe Furche, die ich hier gezogen, ſoll ein Sinnbild ſein meiner Wohlachtung für Euern Stand und meines Dichtens und Trachtens für Euch. Gedenket mein, wenn ich auch nicht mehr bin.“

„Nein,“ rief der Bauer, „unſer Herrgott wird ein Wunder thun ſo Einem wie Ihr . . . wie unſer . . .

wie der Kaiſer iſt, ſo Einem muß er das Leben zehnfach verlängern zum Heil der Welt.“

„Lebt wohl!“ rief der Kaiſer, dem Bauer nochmals die Hand ſchüttelnd, er konnte vor Rührung kein weiteres Wort hervorbringen, er ſchritt nach dem Wagen, ſtieg ein und — fort raſſelte der ganze Zug.

Der Bauer ſtand auf ſeinem Acker und hielt die beiden Hände über dem Kopf ineinander gefaltet, als müſſe er den ſchwindelnden halten; er wagte es lange nicht aufzuſchauen, bis er endlich nur noch in der Ferne das blinkende Geſchirr erſchaute. Es war ihm wie den Erzvätern in der Bibel, denen im freien Felde eine Himmelserſcheinung genaht war, und jetzt war Alles plötzlich wie früher: da die Pferde, der Pflug, der Acker, die Bäume, die Straße.

Erſt als von den Nachbaräckern Andere herbeikamen, die von fern geſehen hatten, was geſchehen war, wurde ihm alles wieder erinnerlich. Und wie ein Traum war's, als er ſich von den Nachbarn in das Dorf zurückgeleiten ließ.

Hier erregte die Kunde von dem was geſchehen war, eine große Unruhe. Jeder rannte zu ſeinem Nachbar und verkündete ihm was ſich ereignet, und zuletzt wußte Niemand mehr wer es dem Andern zuerſt geſagt.

Alles lief hin und her, ja man vergaß eine Weile, daß jetzt Eſſenszeit ſei, es war wie wenn ein Wirbelwind plötzlich alles aus dem Geleiſe gebracht hätte.

Indeſſen auf jede noch ſo hochgehende Aufregung erfolgt eine Ermüdung und Abkühlung.

Die Stube des Bauern, der Wenzel hieß und einer der Geſcheiteſten im Dorfe war, füllte ſich mit Männern und Frauen, und hätten ſie nicht ſelber geſehen, wie der

Kaiſer mit ſeinem Gefolge durch das Dorf fuhr und beſonders freundlich nickte, ſie hätten wiederum alles für Traum und Täuſchung gehalten.

Der Spaßmacher des Dorfes, man hieß ihn nur den Fineſſenſepperl, bewirkte aber bald eine andere Stimmung.

„Hat dir denn der Kaiſer nichts geſchenkt?“ fragte er.

„Nein!“

„Tauſend Dukaten hätten ihm nichts geſchadet, er führt ja immer, wie man ſagt, eine große Kaſſe bei ſich; aber wenn du mit mir thuſt, will ich dir noch mehr als tauſend Dukaten verdienen. Deine beiden Roſſe und deinen Pflug, und dich wie du da gehſt und ſtehſt, thue ich in einen Glaskaſten und laß dich im ganzen Oeſterreich von Ort zu Ort für Geld ſehen, und laſſe noch eine Tafel dazu malen, worauf der Kaiſer vom Kopf bis Fuß in Gold und ſeine Hofleute in Tombak abgemalt ſind, und ein Lied will ich auch ſchon dazu drechſeln und das ſingen wir miteinander, und dann muß dich der Kaiſer adeln und du heißeſt Graf von Pflugfeld, und du bauſt dir ein Schloß und ich bin dein Hofnarr.“

So ſuchte der Fineſſenſepperl Alles in's Spaßhafte zu ziehen, aber es gelang ihm nicht ganz.

Der Richter des Ortes, innerlich verdroſſen, daß nicht ihm dieſe Ehre widerfahren ſei, wollte doch auch ſein Theil davon haben und ſagte: „Das darf nicht verloren gehen, das muß feſt bleiben für unſern Ort, und daß ihr's wiſſet, ich bin der Erſte, der's geſagt hat; für dieſe Sache muß ein Denkzeichen geſtiftet werden. Laßt mich nur machen, ich werde euch ſchon morgen ſagen was. Und dann iſt unſer Ort der erſte im ganzen Kaiſerreich.“

Dieſer Vorſchlag, ſo allgemein und unbeſtimmt er auch noch war, brachte doch eine gewiſſe Beruhigung über Alle; denn es gibt in der Unſtetigkeit oder in Aufregung, die ein unverhofftes Ereigniß mit ſich führt, nichts Befriedigerendes, nichts was mehr beſchwichtigt, als die Ausſicht, daß man nun noch etwas zu thun habe, wodurch man ſelbſtarbeitend das gleichſam zugeflogene Glück feſtbanne.

Wie ein Held, dem ein großer Sieg geworden, ging Wenzel durch das Dorf, und bei aller Lobeserhebung und Bewunderung die ihm ward, ſagte er ſeltſamer Weiſe immer: „Wenn ich nur wieder eſſen könnte. Ich habe ſeit heute Morgen keinen Biſſen über die Lippen gebracht, und ich meine ich wäre jetzt für mein Leben lang ſatt und ich hätte mein letztes Brod gegeſſen und muß ſterben.“

Das gab ſich indeß bald wieder, denn beim Pfarrer, zu dem jetzt Alles eilte, trank Wenzel ein Glas Wein auf das Wohl des Kaiſers, und gleich darauf ſtellte ſich der natürliche Hunger wieder bei ihm ein, den er gleich mit einem Halbpfund Käſe und mit einem dreipfündigen Laib Brod zufrieden ſtellte.

Bei dieſer Thätigkeit hörte Wenzel nochmals zu wie man Alles erzählte, und nahm es ſelbſt für Wahrheit, daß man hinzufügte: der Kaiſer habe ihn aufgefordert, er möge ihn bald einmal in Wien beſuchen.

Es war gut, daß alles dies am Samſtag Nachmittag geſchehen war, denn der Sonntag gab arbeitsledige Zeit, um Alles noch einmal zu beſprechen.

Der Pfarrer im Dorfe, ein aus dem Kloſter entfernter Ordensgeiſtlicher, war eigentlich im Grunde des Herzens dem Kaiſer feind, denn dieſer hatte durch Aufhebung von 700 Klöſtern mit 36,000 Ordensleuten viele

Gemüther gegen ſich aufgeregt. Freilich blieben noch 1324 Klöſter und darunter die reichſten, mit 27,000 Mönchen und Nonnen, aber das wurde ihm nicht angerechnet, vielmehr regte ſich ein ſtiller und weitverbreiteter Aufruhr, weil Joſeph alle geiſtlichen Verordnungen vor ihrer Kundmachung der Beſtätigung durch die weltlichen Gerichte unterwarf, und ſo der geiſtlichen Herrſchergewalt Einhalt that, andrerſeits aber durch Anerkennung jeder Religionsform aller Ausſchließlichkeit den Krieg erklärte.

Der Pfarrer durfte indeß überhaupt, und jetzt beſonders nicht, offen bekennen, wie er dem Kaiſer geſinnt ſei, vielmehr floß ſein Mund über von ſalbungsvollen Reden, wie ſehr er den Kaiſer verehre.

Der Ortsrichter ſagte nach der Kirche, daß der Gedanke von ihm ſei, in Wahrheit aber war der Plan vom Pfarrer eingeflößt, daß man auf der Stelle, wo der Kaiſer gepflügt hatte, zum ewigen Andenken eine Capelle erbauen müſſe. Es iſt nicht zu bös gedacht, wenn man annimmt, daß der Pfarrer in dieſem Vorſchlage die hochgehende Begeiſterung ſeiner Gemeinde in's Gegentheil zu verkehren hoffte, denn er wußte wohl, daß der Kaiſer ſolchen Huldigungen nicht hold war, und wenn er nun, wie zu erwarten ſtand, den Vorſchlag verwarf, ſo war damit das Andenken an ſeinen Edelſinn ausgelöſcht und in Ketzerei verwandelt.

Mit doppelter Emſigkeit wurde nun die Herbſtarbeit vollendet, denn die angeſehenſten Männer des Dorfes hatten ſich bereit erklärt, nach Wien zum Kaiſer zu gehen und ihm ihren Dank und die Art, wie ſie ein Erinnerungszeichen dafür ſtiften wollten, zu erklären.

Die Annahme, daß der Kaiſer den Wenzel erſucht habe, zu ihm nach Wien zu kommen, galt immer mehr als feſt und wahrheitsgetreu, und Wenzel wußte nichts dagegen zu thun. Manchmal wollte er eine Einrede erheben, aber er wurde bald mit ſeiner zu großen Beſcheidenheit zurückgewieſen, und wie das ſo geht, man läßt ſich eine ruhmvolle Ausſage nach und nach gefallen und glaubt am Ende faſt ſelbſt daran.

Dennoch, als gegen Mitte Oktobers der vierſpännige Wagen mit der Deputation und in ihrer Mitte der Pflug, mit Bändern und Blumen geſchmückt, abfuhr, und als dabei alles voll Jubel war, wie wenn der Wagen mit Dukaten beladen wieder zurückkommen müſſe, da war das Antlitz Wenzels, der doch als Held und Mittelpunkt von Allem galt, am wenigſten fröhlich, ja er ſah mißmuthig drein und die Andern redeten ihm zu und erklärten ihm, das ſei das Bangen vor der großen Freude und Ehre, die ihm widerfahre, und er ſolle ſich doch ein Herz faſſen und ſein Glück recht und vollauf genießen.

Wenzel nickte ohne zu antworten, und wenn man überall, wo man einkehrte, ruhmredig erzählte, daß man vom Kaiſer beſchieden, zu ihm reiſe, war Wenzel allein ſtill dabei. Endlich, als man in Wagram anhielt und ſich noch einmal mit einem guten Trunk ſtärkte, weil man nun gleich gerades Weges in die Burg fahren wollte, widerrieth Wenzel dieſes und ſagte, man müſſe ſich zuerſt vom Hofmarſchall oder einem andern Bedienten anmelden laſſen. Dagegen wehrte ſich Alles, man wollte geraden Weges in die Burg fahren und hinauf zum Kaiſer.

Nun erklärte Wenzel mit Zittern, daß es nicht wahr ſei, daß ihn der Kaiſer zu ſich beordert habe, er habe ſich das ſo einreden laſſen, er habe es nie ſelber geſagt, und darum müſſe man ſich jetzt zuerſt anmelden laſſen und um eine Audienz bitten. Da ging ein Schreien und Toben über den Wenzel los: „Du haſt uns alle betrogen, es iſt Alles nicht wahr. Jetzt zeigt es ſich, daß du ein Lügner und Erzſchelm biſt; man darf dir gar nichts glauben.“ Der gute Mann, auf den noch vor einer Stunde alle ſtolz waren, und ſich durch Zuthulichkeit beeiferten, ein möglichſt großes Theil ſeines Ruhmes zu gewinnen, der war jetzt auf einmal Gegenſtand der Verachtung und des Spottes, ja es wäre noch mehr geſchehen, wenn nicht der Richter Einhalt gethan hätte. Wenzel betheuerte unter Thränen, daß alles wahr ſei, nur die Einladung nicht. Wieder wußte der Richter eine Aushülfe, denn er war einmal darauf verſeſſen, ſeinen großen Plan auszuführen und er erklärte: daß, wenn der Kaiſer auch nicht ausdrücklich eingeladen habe, es doch ſtillſchweigend geſchehen ſei, und im Gegentheil, er würde es noch beſſer aufnehmen, wenn er ſähe, daß man auch das verſtünde was er nicht geſagt habe.

Nun war wieder Ruhe und Friede und aller Ruhm fiel dem Richter zu, der war's ja, der den Kaiſer verſtanden hatte ohne dabei geweſen zu ſein, und nicht der dumme Wenzel. Was kann der wiſſen? Es iſt nur gut, daß der Kaiſer ſieht, wie nicht alle Bauern ſo dumm ſind, wie der Wenzel, daß es im Gegentheil auch noch geſcheite gibt.

So zog man nun mit erneuerter Freude und hochgeſchwellten Erwartungen der Hauptſtadt zu. Jeder wußte etwas beizutragen und ſich deſſen zu berühmen, daß er auch Theil habe an dem feinen Verſtändniß des Kaiſers, ja der Fineſſenſepperl ſagte, daß er ehrlich bekennen müſſe, er habe dem Wenzel die Einladung eingeredet, denn er habe es ihm zutheilen wollen, daß er den geſcheiten Gedanken gehabt habe, jetzt aber nehme er ihn für ſich in Anſpruch.

Als man des Stephansthurmes anſichtig wurde, ſchwenkten Alle die Hüte und riefen dem Kaiſer ein Hoch! Nur Wenzel ſaß ſtill und faltete die Hände.

Richtig fuhr der vierſpännige Wagen durch das Burgthor, hielt an, und der Richter fragte die Wache, wo der Kaiſer ſei, ſie wollten ihn ſprechen. Dem Kaiſer ward der ſeltſame Aufzug bald gemeldet und er hieß die Bauern eintreten. Sie wurden in ein großes Zimmer geführt und eine Weile allein gelaſſen. Sie wagten es nicht, hier mit einander zu reden und zupften nur einander, und jetzt drängten ſie den Wenzel vor. Jetzt galt ihm wieder zuerſt die Ehre.

Wenzel ſchaute immer unter ſich, er meinte ſtets, er wäre in einer Wunderwelt, und der Boden müßte einſinken und die Decke einfallen. Auf ſeinem Acker hatte er frei und herzhaft mit dem Kaiſer geſprochen, aber hier — er ſpürte es, es ſteckte ihm ein Zapfen im Hals und der Hut zitterte ihm in der Hand, ſo feſt er auch die Krempe hielt.

Es öffnete ſich nicht Schloß nicht Riegel, aus einem rothſammtnen Thürvorhange trat plötzlich der Kaiſer.

„Grüß' euch Gott! Was wünſchet ihr?“ rief der Kaiſer zutraulich.

Keine Antwort. Von allen Seiten fühlte ſich Wenzel geſtoßen und gezupft. Das war aber noch nichts gegen die Angſt, die ihm den Hals zuſchnürte, endlich ſtotterte er hervor: „Ich bin der Wenzel von Slawikowitz.“

„Und was iſt Euer Begehr?"

„Der Pflug . . . Der Herr Kaiſer Majeſtät . . ."

„Ich verſtehe Euch nicht. Was wünſcht Ihr? Redet ohne Furcht, ich liebe es, wenn man frei zu mir ſpricht. Setzt Euch hier, alter Mann, Ihr ſcheint mir müde."

Wenzel ſetzte ſich auf den ſeidenüberzogenen gepolſterten Stuhl und ſeufzte ſchwer. Nun nahm der Richter das Wort und ſagte: „Das iſt der Mann, dem der Herr Kaiſer Majeſtät den Pflug abgenommen."

„Ah!" fiel der Kaiſer ein, „jetzt erinnere ich mich, verzeiht, daß ich euch nicht alsbald erkannte."

„O nein! nein!" rief Wenzel, „das darf nicht ſein. Was hat der Kaiſer mich um Verzeihung zu bitten? Es iſt ja grundgütig, daß er noch daran denkt, wie ſoll er mich noch kennen, da ihm diezeit tauſend und tauſend Menſchen vorgekommen ſind?"

„Und nun," ſagte hierauf der Kaiſer. „Was iſt euer Wunſch? Was führt euch zu mir hierher?"

„Wir haben drunten auf unſrem Wagen," nahm der Richter wieder das Wort, „dem Herrn Kaiſer Majeſtät den Pflug hergebracht, dem ſo große Ehre geſchehen iſt."

„Ich danke," erwiderte der Kaiſer, „aber fragt nur den Wenzel ſelber, ich bin ein Stümper in der Feldarbeit. Ich danke euch, ich erkenne euern freundlichen Sinn, wenn ich auch eure Gabe nicht annehmen kann. Ich kann in meinen Staatsgeſchäften keinen Pflug brauchen. Wollte Gott, die Zeit der Verheißung wäre da, wo man alle Schwerter in Pflugſcharen verwandelt! Ihr müßt den Pflug wieder mitnehmen, er würde bei mir nur faulenzen und einroſten, aber ich danke euch für euren guten Willen! Ich erkenne ihn."

Der Kaiſer machte eine Bewegung als wollte er ſich wenden, da rief der Richter muthig:

„Wir haben noch eine Bitte. Der Herr Kaiſer Majeſtät wolle uns geſtatten, daß wir zum ewigen Andenken eine Kapelle auf den Acker bauen, wo der Herr Kaiſer Majeſtät gepflügt hat!“

„Warum redet ihr nicht, Wenzel? Ihr könnt es doch? Iſt das euer Wunſch?“

„Nein, ich bin nicht ſo . . . Der Plan geht von dem Herrn Pfarrer oder nein, von unſerm Richter da aus.“

„Und ich,“ ſagte der Kaiſer, „mißbillige den Plan durchaus, ſei er nun von eurem Pfarrer oder eurem Richter. Ihr guten Leute, zu welchen Irrthümern laßt ihr euch verleiten! Saget eurem Pfarrer, daß er euch um ein paar tauſend Jahre zurück und zu Heiden verwandelt. Eine Ackerfrucht, die die Bedürftigen nähren ſollte, als Opfer auf dem Altare verzehren machen, das iſt das echte Heidenthum, aber einen Acker beſtellen, daß Gottes Segen treu darin walte, daß die Halme aufſprießen und Sonne und Regen trinken und die Menſchen nähren, das iſt ein Gottesdienſt dem keiner gleichkommt, das iſt die Arbeit, der heiligen Natur dienend, ihr helfend, fördernd, daß ſie die Segensfrucht hervorbringe. Was wollt ihr dieſem Fleck Erde ſeine heilige, von Gott eingeſetzte Beſtimmung rauben? Ihr könnt ja beten in eurer Kirche und könnt beten auf eurem Felde, und das beſte Gebet iſt ein redliches Denken und ein rechtſchaffen Handeln; welche Gebräuche dabei ſein mögen, das iſt Nebenſache. Nein, der Acker ſoll bleiben und Frucht tragen für kommende Geſchlechter, wenn ich nicht mehr bin und wiederum zu Staub geworden, was vom Staube genommen. Und ihr lieben Leute, ihr ſollt mir kein Zeichen ſtellen an den Acker, daß man ihn kenne. Laßt mich dünken, daß ich eine Furche gezogen durch mein ganzes ſchönes Land, daß die reife Frucht der Menſchenliebe, der Wohlthätigkeit und Friedfertigkeit zur Sättigung aller, die deſſen bedürfen, daraus hervorſprieße. O könnte ich nur auch den Boden des Denkens neu beſtellen. Aber ihr habt Unrecht, Wenzel, ich habe freilich den Pflug zu tief eingedrückt, daß ſchlechter Boden herausgekommen iſt, aber noch nicht tief genug, denn tief unterm ſchlechten Boden liegt wiederum fruchtreicher, ausgeruhter; ich fürchte nur, ich bin zu ſchwach, meine Hand iſt nicht kräftig genug, ihn herauszubringen. Genug, ihr lieben Leute, thue Jeder auf ſeinem Acker ſeine Pflicht, und das Andere ſei Gott befohlen; aber das ſage ich euch noch einmal: kein Zeichen, kein Merkmal, Nichts, behaltet es in Erinnerung, nicht wie und wo, ſondern einzig, daß ich eure Thätigkeit ehre und hochhalte und euch gerne helfen möchte, Allen in meinem ganzen Reiche. Nehmt den Pflug nur wieder mit und laßt ihn fleißig ſein bis er ſtumpf iſt und, wie wir, in eine neue Schmiede kommt. Nochmals meinen Dank, ihr guten Leute. Hier noch einmal meine Hand, Wenzel. Denkt an mich wie ich an Euch! Lebt wohl! Gott befohlen."

Und verſchwunden war der Kaiſer wiederum hinter dem Vorhang. —

Ehe die Bauern die Burg verließen, wurden ſie auf Befehl des Kaiſers mit Speiſe und Trank bewirthet, aber es war wiederum ſeltſam, es mundete niemand als dem Wenzel, und ſo oft er ein Glas von dem heißblütigen

Vöslauer an den Mund führte, ſchaute er ſich um, als grüßte er Jemanden und dann trank er bedächtig und mäßig.

Die Heimfahrt war nicht ſo fröhlich als der Auszug, nur die Wangen Wenzels brannten wie die eines Jünglings am Hochzeitmorgen.

Man brachte den Pflug wieder zurück und er wurde wenig geachtet wie Wenzel auch, ja man ſpöttelte über dieſen und nannte ihn den alten Kaiſerpflüger.

Im Dorfe ſagte man erſt leiſe und heimlich, dann aber immer lauter, daß der Kaiſer ein Gottesleugner und Religionsverächter ſei, er habe geſagt, man brauche gar keine Kirche und man ſolle nur ſeine neue Heilige verehren und die heiße Natur und die ſteht doch in keinem Kalender.

Es läßt ſich leicht errathen, aus welcher Quelle dieſe Reden und Meinungen kamen.

Nur Wenzel betete jeden Morgen für den Kaiſer und als gegen Ende Februars 1790 die Nachricht vom Tode des Kaiſers kam und allerlei Gerüchte darüber gingen, ſagte Wenzel: „Es iſt dummes Geſchwätz, daß dem Kaiſer an Leib und Leben ein Leid geſchehen ſei. Er iſt in anderer Weiſe vergiftet worden, aber mit keinem Gift, das man aus der Apotheke bekommt, ſondern aus dem Herzen der Menſchen und dieſes Gift heißt: Undank und Verleumdung. Man hat ihm ſein gutes großes Herz gekränkt und er hat da und dort widerrufen, was er in beſter Abſicht wollte, weil er niemand kränken mochte, aber ihn kränkten alle und ſo iſt er geſtorben.“

Wenige Monate nach dem Tode des Kaiſers begrub man auch den Kaiſerpflüger Wenzel.

* * *

Die Nachwelt hat es doch nicht dabei gelaſſen, daß die That des Kaiſers, die aus anſpruchloſer Herzensregung geſchehen war, ohne Denkmal blieb; auf der Straße zwiſchen Auſterlitz und Raußnitz iſt am Wege ein Denkmal errichtet zur Erinnerung an das Pflügen Kaiſer Joſeph's. Die Furche aber, die er gezogen durch das Herz des Volkes, iſt nirgends mehr äußerlich kenntlich und dennoch wird ſie Frucht bringen zum Heile des Vaterlandes und der Menſchheit.

2. Der Kuß des Kaiſers.

„Der Kaiſer kommt morgen durch unſern Ort,“ ſagte eines Abends nach dem gemeinſamen Nachtgebete der jüdiſche Gemeindevorſteher Iſaak zu dem Rabbinen. Dieſer kraute behaglich in ſeinem langen weißen Barte, der ihm bis auf die Bruſt herabhing und murmelte vor ſich hin: „Geſegnet ſei er!“ „Amen,“ fuhr Iſaak fort. „Aber wir ſollten doch etwas veranſtalten, ihn zu begrüßen. Es thut jedem, und wenn er noch ſo hoch ſteht, wohl, wenn er ſieht, wie man ihn in Wahrheit liebt und gerade weil uns vom Amt nichts befohlen und nichts angeſagt iſt, muß der Kaiſer ſehen, daß es von freien Stücken geſchieht. Der Pfarrer und der Ortsrichter, Männer und Frauen und Kinder gehen ihm entgegen und ſie haben draußen an der Gemarkung eine Ehrenpforte gebaut. Ich kann's nicht wagen, den Vorſchlag zu machen, daß wir auch dabei ſein dürften, aus zwei Gründen nicht, denn erſtlich, weiß ich im voraus, ſie weiſen uns ab. . .“

„Dann könnt Ihr den zweiten Grund in Rauch hängen!“ ſagte der Gemeindediener, Tobias Heubauch genannt, weil er der Sage nach einſt, um ſich ein Anſehen zu geben, ſich mit dieſem Futter ausgefüttert hatte, verſteht ſich nur äußerlich. Alles lachte nur halb, denn man wagte es nicht ganz im Beiſein des ehrwürdigen und ſtrengen Rabbinen, den noch niemand hatte lachen ſehen. Auch der Vorſteher lächelte und fuhr fort:

„Und wenn ſie's uns auch gewähren würden, wer wollte dabei ſein, wo man nichts als Schimpf und Spott auszuſtehen hat? Was ſollen wir nun machen?“

Der Rabbine faßte den Zipfel ſeines Bartes feſt in die Fauſt, das war das Zeichen, daß er reden wollte und alle hörten ſtille zu indem er begann:

„Die Gemeinde kommt morgen früh in Feiertagskleidern in die Synagoge und dann wird ſich alles zeigen.“

Der Rabbine ſchlug ein großes Buch auf und legte die rechte Hand hinein; das war das Zeichen, daß ſich die Gemeinde entfernen ſollte. Denn er wollte jetzt wieder ſeine Thätigkeit fortſetzen, die nur in abwechſelndem Beten und Studiren beſtand.

Am Morgen ging Keiner mit ſeinem Querſack über Land, denn heute war ein Feſttag. In der Synagoge an der öſtlichen Wand war Tobias beſchäftigt, den Geſetzesrollen, die hier ſtanden, ſammtne und brokatne Umhüllungen zu geben. Je an zwei Doppelſtäben ſind hier die großen Pergamente aufgerollt, denn es iſt alte Satzung, daß das Geſetz Moſis nicht aus einem gedruckten Buche, ſondern aus geſchriebenen Pergamentrollen in der Synagoge vorgeleſen wird, und dieſe Rollen kommen nie hinaus in das freie Sonnenlicht, außer an dem Tage, da unter Geſängen und Gebeten von einer Familie eine neue Geſetzesrolle in die Synagoge geſtiftet wird.

Nachdem jetzt mehrere Pſalmen abgeſungen waren, wurden die Rollen alleſammt hinausgetragen auf die Straße; dort ſtellten ſich die Träger auf, in ihrer Mitte der Rabbine, deſſen Geſetzesrolle an den obern Enden der Stäbe mit flimmernden ſilbernen Kronen geſchmückt war. Auch die ganze Gemeinde ſtellte ſich auf, hier im Innern des Dorfes, als bereits die Glocken von der Kirche zu läuten begannen, zum Zeichen, daß die kaiſerlichen Wagen an der Gemarkung angelangt waren.

Auf der Freitreppe am Hauſe des Gemeindevorſtehers Iſaak, das der Synagoge gegenüber war, hatten ſich die jüdiſchen Frauen und Mädchen verſammelt; eine ſuchte ſich hinter der andern zu verſtecken, um nicht geſehen zu werden und wiederum drängte ſich jede vor, um gut zu ſehen.

Ein Hochrufen, aus dem beſonders die hellen Kinderſtimmen hervorklangen, ward vernehmbar. Jetzt kam ein Wagen mit zwei Männern in glänzenden Uniformen; er raſſelte vorüber, ehe man noch Zeit hatte, den Mund aufzuthun. Es entſtand ein bedauerliches Murren, daß der Kaiſer ſo ſtolz und zornig vorüber geraſſelt ſei und nicht einmal gegrüßt hätte, und man ſtritt eben noch darüber, ob der zur rechten oder der zur linken Seite der Kaiſer geweſen ſei, als wiederum ein Wagen nahte. Aber jetzt ganz langſam und im Schritt. Nein, das war der Kaiſer, und der Rabbine hob die Geſetzesrollen hoch und ſprach mit lauter Stimme und die ganze Gemeinde ſprach ihm nach:

„Gelobt ſeiſt du Jehovah unſer Gott, König der Welt, der von Seiner Majeſtät Theil gegeben hat einem Menſchen von Fleiſch und Blut!“

Der Kaiſer ließ ſtill halten und ſich dieſe in ebräiſcher Sprache geſprochenen Worte, die ein vorgeſchriebener Segensſpruch beim Anblick eines Fürſten ſind, in das Deutſche überſetzen. Er nickte zufrieden und ſagte dann:

„Ich muß auch euch ſagen, daß ich dieſe Ehrenbezeugungen nicht liebe, ich reiſe durch mein Land, um euch arbeiten zu ſehen, nicht um euch zum Müßiggehen zu veranlaſſen. Freilich, ihr Juden habt noch wenig nutzbringende Gewerbe, obgleich ich euren Kleinhandel nicht ſo verwerfe, wie andere thun: er belebt den Verkehr. Aber ihr ſollt euch dran halten, mehr ſtetige, minder auf Liſt und Trug abgeſehene Thätigkeit zu erwerben. Meine Geſetze ſollen euch darin ſchützen. Daß jeder nach ſeiner Façon ſelig werde, darüber kann ich keine Beſtimmungen treffen, aber ich will, daß jeder nach ſeiner Fähigkeit glücklich werde, dafür will ich ſorgen nach Kräften und habe auch an euch gedacht. Ihr habt viele Jahrhunderte Schmach und Elend erduldet, das ſoll nun ein Ende haben, in meinen Landen wenigſtens; ihr ſollt mir dann auf keinen Meſſias mehr hoffen, als auf den redlichen Lohn redlicher Arbeit.“

Der Kaiſer ließ ſich nun die Beſchaffenheit der Geſetzesrollen erklären und wiederholte nochmals, daß er keinen bürgerlichen Unterſchied wegen Glaubensanſichten beſtehen laſſen wolle.

„Iſt es wahr,“ fragte er dann den Rabbinen, „daß ihr euch noch für das auserwählte Volk haltet und alle anderen geringſchätzet, weil ſie nicht eures Glaubens ſind?“

„Hoher Herr!“ erwiederte der Rabbi, „unſer Geſetz iſt nur für den verbindlich, der als Jude geboren iſt, wir ſuchen nie einen andern zu bekehren, und wäre es nicht vernunftwidrig und gottesläſterlich, wenn wir einen geringſchätzen wollten, der ſeinem eigenen Geſetze nachlebt und unſeres nicht will, das auch ihn nicht will?“

Der Kaiſer nickte zufrieden und ſagte: „Ich liebe die

Treue, ſie iſt die höchſte Tugend. Ihr habt ſie unter tauſendjährigen Martern bewährt.“

Schon war er im Begriffe, das Zeichen zum Aufbruche zu geben, als bei einer Wendung ſein Blick auf die Freitreppe und die verſammelten Frauen und Mädchen fiel. Er ſtieg aus, und auf die Treppe zuſchreitend, ſagte er: „Und ihr, habt ihr kein Wort und kein Zeichen der Huldigung für mich?“

Es läßt ſich nicht beſchreiben, welch ein Gedränge an der Treppe war bei dieſer Anrede. Viele drängten ins Haus hinein und überſtürzten einander. Andere fielen gerade auf den Boden nieder und verſteckten ſich und wieder andere verhüllten mit den Schürzen ihr Angeſicht. Nur ein Mädchen, das zuvorderſt ſtand, blieb frei und unbeweglich, aber ihre geſchwellten Lippen zuckten, aus ihren braunen Augen ſprach eine ſeltſame innere Bewegung. Jetzt öffnete die Jungfrau den Mund und ſagte:

„Die höchſte Verehrung hat kein Wort!“

„Du verſtehſt zu ſchmeicheln,“ erwiederte der Kaiſer lächelnd.

„Man ſchmeichelt der Sonne nicht, wenn man ihr ſtill dankt, daß ſie ihr Licht über alle Geſchöpfe ausgießt.“

„Wie heißeſt du?“

„Dina.“

„Und dein Vater?“

„Ich, hoher Herr,“ ſagte Iſaak der Vorſteher.

„Ich habe einen Wunſch an dich, Dina,“ ſagte der Kaiſer. „Zum Zeichen, daß ich dein Volk, das Jahrtauſende lang mißhandelte und verachtete, werthſchätze und liebe, zum Zeichen für mich laß mich dir einen Kuß geben, ich will ihn dir nicht rauben. Willſt du?“

„Ich will!“ ſagte die Jungfrau und ihr ganzes Geſicht leuchtete wie ihre Augen.

Und der Kaiſer neigte ſich zu ihr und küßte ſie auf den Mund.

Und jetzt ſtand er mit niedergeſchlagenen Augen und das Mädchen blickte frei umher.

„Du ſcheinſt mir ſpröde und herb,“ ſagte der Kaiſer endlich, „wie kommt es, daß du mir ſo leicht willfahreſt?“

„Weil ich nicht den Mann, nicht den Menſchen, ſondern die Gnade des Kaiſers geküßt habe.“

„Ich danke dir,“ ſagte der Kaiſer ſcherzend, „du biſt wohl ſchon verlobt?“

„Ja!“

Alle Anweſenden ſahen ſtaunend umher, aber aus den verſammelten Männern drängte ſich jetzt ein hochgewachſener ſchlanker junger Mann mit gekrausten ſchwarzen Haaren und edlen blühenden Geſichtszügen.

„Und wo iſt dein Verlobter?“ fragte der Kaiſer.

„Der dort,“ rief das Mädchen, die Hand ausſtreckend und der junge Mann wollte vorwärts ſchreiten, aber er war wie feſtgewurzelt.

„Wann heiratheſt du?“ fragte der Kaiſer wieder.

„Wann es die Kaiſerliche Majeſtät erlaubt!“

„Ich? Warum ich?“

„Weil man ihm das Niederlaſſungsrecht verweigert. Es ſoll ja nach altem Geſetz die Zahl der Familien nicht vermehrt werden, ſie ſoll dieſelbe bleiben, und mein Bräutigam hat ſchon einen verheiratheten Bruder.“

„Mädchen, du erinnerſt mich an eine Beſtimmung, die uns zweifeln macht, ob die Geſetze von Menſchen oder von Teufeln gegeben ſind. Doch ſprich! Iſt dein

Bräutigam auch ein Trödeljude. Wie kannſt du nur deine Hand einem Menſchen geben, der ſich mit Schachern und Trödeln abgibt und ehrvergeſſen ſich überall verſpotten läßt, nur um einen Gewinn zu erhaſchen?"

„Das eben iſt's," ſagte das Mädchen. „Mein Bräutigam iſt ein Gerber. Er hat das Handwerk im Ausland erlernen müſſen, weil ihn hier kein Meiſter annahm, und jetzt ſchließt ihn die Zunft aus und verwehrt ihm ſein Handwerk zu treiben."

„Und ich geſtatte es ihm hiemit," ſagte der Kaiſer und fuhr dann lächelnd fort: „Ich habe es viel lieber, ihr zieht den Ochſen die Häute ab und gerbt ſie, als daß ihr mit eurem ehrloſen Schacher den Bauern die Haut abzieht. Ich will euch ſchützen in allem rechtſchaffenen Thun und ihr ſollt daran denken, daß ich einen Namen aus eurem alten Teſtamente habe, daß ich Joſeph heiße. Ich begrüße hier eure Geſetzesrollen," ſchloß der Kaiſer, ſein Haupt entblößend, „ich ziehe den Hut ab vor jedem fremden Heiligthume, das in Wahrheit verehrt wird und keinen Menſchen mit Haß verfolgt, weil er nicht das Gleiche und in gleicher Weiſe liebt. Der Religionshaß ſoll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt ſein, die ich dafür habe. Haltet an eurem Geſetze und macht euch immer mehr fähig, deſſen theilhaftig zu werden, was ich für mein ganzes Volk ohne Unterſchied im Herzen hege."

Der Kaiſer ſtieg ein und faſt wären die Verſammelten unter die nachfolgenden Wagen gekommen, denn ſo rannte alles in tollem Wirrwarr hin und her.

Nur Dina hatte ſich auf die Treppe geſetzt und weinte unaufhörlich. Sie hatte ein ſtarkes Herz bewieſen im

Angeſichte des Kaiſers, und jetzt war ſie wiederum das ſchwache Mädchen.

Das Erſtaunen machte ſich in allerlei Ausrufungen Luft und ſoviel ließ ſich aus dem verworrenen Geſchrei enträthſeln, daß Dina nicht Braut geweſen war, daß ſie ihren Vater und den Bräutigam, der daſtand und nicht wußte, ob er träume, mit dieſer plötzlichen Wendung überraſcht und gefangen hatte, denn Dina's Vater wollte dem armen Waiſen, der noch dazu ganz aus der Art ſchlug, die Hand ſeiner Tochter nimmermehr geben.

Nun aber war alles Widerſtreben beſeitigt und als man ſich hierüber genugſam ausgeſprochen hatte, kam man wieder darauf, daß der Kaiſer Dina geküßt hatte.

Der Gemeindeſpaßvogel Tobias Heubauch fand auch hier Gelegenheit zu ſeinen Witzeleien.

„Ein ſchöner Beweis,“ ſpottete er, „der Kaiſer küßt das ſchönſte Mädchen zum Zeichen, daß er die Juden auch lieb hat; wenn er das hätt' beweiſen wollen, hätt' er mich küſſen müſſen oder da meine alte Schachtel, das wäre ein wirklicher Beweis, an den jeder hätte glauben müſſen. Komm her, Gudula, warum haſt du dich nicht hingeſtellt? Au waih! Ein armer Mann darf keinen Guſto haben, iſt ein wahres Sprüchwort, das meine Großmutter ſchon geſagt hat.“

Die Aufregung, die dieſes Ereigniß hervorgebracht hatte, wollte ſich noch lange nicht legen, und ſelbſt die chriſtlichen Mitbürger kamen vor das Haus Iſaaks und hörten ſtaunend was geſchehen war.

Der ſo plötzlich zum Bräutigam gewordene junge Mann ging hin und her und wußte nicht, was er mit ſich anfangen ſollte; bald wurde er geneckt, weil der Kaiſer zuerſt ſeine Braut geküßt, bald wurde er beglückwünſcht, weil ihm nun doch noch das Glück geworden ſei, die ſchöne und tapfere Tochter des reichen Iſaak heimzuführen. Und dieſe Neckereien und Glückwünſche waren wie die lautgewordenen Stimmen ſeines eigenen Herzens, bald war er glückſelig über die ungeahnte Wendung ſeines Lebens, bald wieder traurig und ärgerlich, wenn er dachte, wie gering ihn eine Braut anſehen müſſe, die der Kaiſer geküßt hat.

Jeder wollte mit Dina ſprechen, dieſe aber war unverſehens verſchwunden, hatte ſich in ihre Schlafkammer eingeſchloſſen, und ließ den ganzen Tag weder ihre Eltern, noch ihren Bräutigam zu ſich.

Am Abend jedoch kam ſie herab in die Stube, und nach altem Brauch wurden drei Lichter angezündet und auf einem mit Kreide auf den Stubenboden gezeichneten Drudenfuß, worin ein Glückwunſch geſchrieben war, nach herkömmlicher Weiſe eine Taſſe zerſchmettert und jeder der Verſammelten bewahrte ſich eine Scherbe davon. Das war nun die wirkliche und feierliche Verlobung, und daß dieſe jetzt gefeiert wurde, brachte noch ſchweres Leid.

Als man wenige Wochen darauf beim Amte die Heirathserlaubniß holen wollte, erklärte der Amtmann, daß erſtlich kein beglaubigtes Dokument von dem Verſprechen des Kaiſers da ſei, und daß er das Zeugniß der umſtehenden Juden nicht als gültig anerkenne, ferner aber, daß ſich herausgeſtellt habe, wie Dina den Kaiſer angelogen habe, und daß er dies höchſten Ortes berichten müſſe.

Nun war die Freude in Leid verkehrt und Dina mußte ſelbſt vor Amt.

Es war am Nachmittage als ſie vor Amt erſchien und ſie wurde flammenroth als der Amtmann ſpöttiſch fragte: „Du biſt alſo das Judenmädchen, das vom Kaiſer geküßt ſein will?“

Dina mußte nun ein peinliches Verhör beſtehen, Alles wurde protokollirt, und wie entweiht war es nun! — Zuletzt mußte ſie gar noch bekennen, daß ſie allerdings den Kaiſer getäuſcht habe, denn ſie ſei damals in der That noch nicht Braut geweſen. Schließlich wurde ihr das Protokoll vorgelegt und ſie ſollte ihren Namen unterzeichnen. Mit zitternder Hand ergriff ſie die Feder und ſchrieb ihren Namen; aber plötzlich flammte es in ihrem Geſichte auf. Als wollte ſie Sand auf die Unterſchrift ſtreuen, ſtreckte ſie die Hand aus, ergriff aber das Tintenfaß und ſchüttete es über das ganze Protokoll. Sie lächelte heimlich in ſich hinein als ſie jetzt die Scheltworte des Amtmanns hören mußte, über die doppelte Mühe die man um ihretwillen habe. Sie ward auf den andern Tag beſchieden, um das Protokoll zu unterzeichnen.

Als eine Siegerin, der eine entſchloſſene und tapfere That gelungen, kehrte ſie zu Vater und Bräutigam zurück, die vor dem Amthauſe auf ſie warteten. Raſch erzählte ſie was ſie gethan, und die Entſchloſſenheit die aus ihr ſprach, verſchönerte ſie noch mehr.

Noch in der Nacht, als Alles im Dorfe ſchlief, beſtieg ſie mit ihrem Vater und ihrem Bräutigam heimlich draußen auf der offenen Straße einen Wagen, und fort gings durch die Nacht nach der Hauptſtadt zum Kaiſer. In Wien angelangt, ließ ſich Dina aber durch keine Bitten und Beſchwörungen dazu bewegen, ſelber mit in die Audienz zum Kaiſer zu gehen. Und als die beiden Männer dem Kaiſer dies berichteten, lächelte er vor ſich hin und lebte Dina; er ließ augenblicklich zwei Schreiben ausfertigen: in dem einen beſtätigte er ſein Verſprechen, und in dem andern wurde der Amtmann zur ſtrengen Rechenſchaft gezogen.

Das war ein Jubel, als Dina mit den ihrigen in das Dorf zurückkehrte, und der Vater durch das ganze Dorf bis vor ſein Haus das Schreiben des Kaiſers mit dem großen kaiſerlichen Siegel hoch in der Hand hielt und Allen ſein Glück verkündete.

Noch nie war im Dorfe eine Hochzeit fröhlicher geweſen, als die von der Gerbermeiſterin Dina. Immer wieder wurde dem Kaiſer aufs Neue ein Hoch! gebracht. Und als der Jubel am lauteſten war, erſcholl plötzlich ein Poſthorn, Alles rannte ans Fenſter, ein kaiſerlicher Hofdiener ſtieg vom Pferde und kam ſporenklirrend die Treppe herauf, und geradewegs an den Hochzeitstiſch. Mit wunderlichen Reden überreichte er ein eingerahmtes Bild des Kaiſers, und verlangte abermals im Namen ſeines Herrn den Dank von rothem Munde.

Schon hatte der junge Ehemann den Mund geöffnet, um dieß fortan zu verſagen als Alles ſchrie: „Der Heubauch! Der Heubauch!“ Und dieſer war's in der That. Er hatte nach ſeinem alten Mittel gegriffen, ſich einen ſtattlichen Umfang zu geben. Alle lachten, er aber lachte und höhnte am meiſten.

Das Bild war die erſte Zierde im Hauſe des jungen Ehepaares, und Dina hängte einen Blumenkranz vom Hochzeitstiſche um daſſelbe.

Es war noch nicht ein Jahr darauf, als der Kaiſer eines Morgens ſeinem vortragenden Rathe mit Lächeln ein Schreiben hinreichte und ſagte:

„Nun ſehen Sie, nun bin ich, den man Ketzer ſchilt, ſogar Gevatter bei einem Judenknaben.“ Er erzählte das Begebniß mit Dina und ſchloß: „Das junge Ehepaar hat ſeinen erſten Sohn mir zu Ehren Joſeph genannt. Antworten Sie ihnen, daß ich ihnen und meinem Pathen ſtets gewogen bleibe, und ſchicken Sie der Frau hier dieſen Ring.“

Der Ring iſt geblieben, aber der kleine Joſeph iſt bald geſtorben, und als die ganze Gemeinde beſonders darüber trauerte, ſagte Heubauch: „Das Sprichwort wird wahr: Das Kind iſt todt, die Gevatterſchaft hat ein End’.“

Und als mehrere Jahre darauf Kaiſer Joſeph in die Kapuzinergruft verſenkt wurde, wurde am Sabbath in der Synagoge gerade der Wochenabſchnitt 2. Buch Moſis Cap. 1. vorgeleſen, und als der 8. Vers geſprochen wurde, weinte Alles, und in der Frauenhalle der Synagoge ſchauten Viele auf Dina, die leichenblaß aber thränenlos war.

Noch als Dina eine greiſe Großmutter war, wurde ihre Stirne jedesmal flammenroth, wenn man ſie daran erinnerte, daß ſie einſt vom Kaiſer geküßt worden ſei.

* * *

Von dieſem hier erzählten Ereigniſſe gibt nirgends ein Denkmal Kunde, aber in den Herzen der Unterdrückten lebt eine Tugend vor Allem, und das iſt die Dankbarkeit, welche empfangene Menſchenfreundlichkeit und Wohlthat nie vergeſſen läßt.

Kaiſer Joſeph iſt in der Erinnerung der Fürſt der Liebe bei ſeinem ganzen Volke geworden, er hat die verſchiedenen Confeſſionen zu Einem Glauben bekehrt, zum Glauben an die Menſchenhoheit in der Majeſtät, das iſt die heilige Krone die er erobert, und die jeder Nachfolger erben kann, durch gleiches Thun.

3. Ein ſelbſtverfaßtes Gebet Kaiſer Joſephs.

Wunſch und Vorſatz des zerſtreuten, von Ereigniſſen und Stimmungen oft in ſich ſelbſt verkehrten innerſten Weſens faßt ſich als heilige Andacht, um den feſten Halt zu gewinnen, im Gebete zuſammen. Das Wandelbare wendet ſich zum Unwandelbaren und erkräftigt ſich im Gedanken deſſelben. Eine ſolche innerſte Erhebung in flüchtigen Worten ausſprechen, oder in geſchriebenen Worten feſſeln, es iſt gleich. Es iſt ein lebendiges Hinausdenken aus ſich, ein Faſſen und Feſtigen des endlichen Geiſtes durch Erfaſſen des unendlichen Geiſtes, der da iſt Gott.

Es wird uns nicht berichtet, welche Veranlaſſung dazu war, daß Kaiſer Joſeph einſt ſeine innerſten Gedanken als Gebet nieder ſchrieb, und in dieſem Niederſchreiben zeigt ſich, daß es gleich iſt, in welcher Weiſe ſich das innerſte Denken offenbart: es ſteht nur um ſo höher, je geiſtiger es iſt. Opfer bringen, Singen, Knieen, Faſten, es ſind Formen des Gebetes, und es iſt erhebend, daß Kaiſer Joſeph eine neue Form gab, indem er ſchreibend betete.

Das von ihm für ſich eigenhändig niedergeſchriebene Gebet lautet wörtlich:

„Ewiges, unbegreifliches Weſen! Du biſt ganz Duldung und Liebe — deine Sonne ſcheint dem Chriſten wie dem Gotteslängner — dein Regen befeuchtet die Felder des Irrenden, wie jene des Rechtgläubigen, und der Keim zu jeder Tugend liegt auch in dem Herzen der Heiden und Ketzer. Du lehrſt mich alſo, ewiges Weſen: Duldung und Liebe — lehrſt mich, daß Verſchiedenheit der Meinungen dich nicht abhalte, ein wohlthätiger Vater aller Menſchen zu ſein. Und ich, dein Geſchöpf, ſoll weniger duldend ſein, ſoll nicht zugeben, daß Jeder meiner Unterthanen dich nach ſeiner Art anbete? Soll die verfolgen, die anders denken, als ich, und Irrende durchs Schwert bekehren? Nein, allmächtiges, mit deiner Liebe allumfaſſendes Weſen, dies ſei weit von mir. Ich will dir gleichen, ſo weit ein Geſchöpf dir gleichen kann — will duldend ſein, wie Du! — Von nun an ſei aller Gewiſſenszwang in meinen Staaten aufgehoben. Wo iſt eine Religion, die nicht Tugend lieben, nicht das Laſter verabſcheuen lehrte? Jede ſei alſo von mir tolerirt. Jeder bete dich, ewiges Weſen, in der Art an, die ihm die beſte dünkt. Verdienen Irrthümer des Verſtandes die Verbannung aus der Geſellſchaft, iſt Strenge wohl das Mittel, die Gemüther zu gewinnen und Irrende zu bekehren? Zerriſſen ſeien von nun an die ſchändlichen Ketten der Intoleranz! Dafür vereinige das ſüße Band der Duldung und Bruderliebe auf immer. Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viele werde zu überwinden haben, und daß die meiſten von Denen kommen, die ſich deine Prieſter nennen. Verlaß mich alſo nicht mit deiner Macht! Stärke mich mit deiner Liebe, ewiges, unerklärbares Weſen! auf daß ich alle dieſe Hinderniſſe glücklich überſteige, und daß das Geſetz unſres göttlichen Lehrers, welches kein anderes als Duldung und Liebe iſt, durch mich erfüllt werde. Amen — und dreimal Amen!"

4. Der Schulchriſtoph.

Wie ſtill ſchwirren die Schneeflocken nieder vom Himmel, und nur aus dem warmen Stalle herauf hört man manchmal einen einzelnen Ton von der Kuhſchelle. Der ſtrohumwickelte Brunnen ſprudelt ſeinen Strahl und es dampft um ihn. Zwei Raben kommen geflogen und ſchauen ſich um und um, und Sperlinge fliegen ſchwärmend durcheinander. Die dunkeln Aeſte an dem Aepfelbaum vor dem Hauſe bedecken ſich mit ſpitzen Schneelagen, drüben am Nachbarhauſe iſt vor der braunen verſchloſſenen Thüre ein Weg gekehrt, aber der fallende Schnee deckt ihn zu. Wie iſt jetzt alles ſtill und ſo heilig, und wie gut iſt jetzt daheim ſein!

So ſprach es in einem Bauer, der, die Stirne an die Fenſterſcheibe gedrückt, hinausſchaute in die ſtille Welt, und Gedanken mancher Art ſchwirrten noch dazu ſtill in ſeiner Seele, wie die Schneeflocken draußen, und ſie deckten alles zu, was ſonſt den Menſchen bewegt, im Schaffen und Sorgen, und er ließ ſie gewähren. Plötzlich wurde er unterbrochen, denn er hörte trappelnde Tritte vor ſeiner Thüre, wie wenn ſich einer den Schnee von den Füßen ſchüttelt. Die Thüre öffnete ſich, und herein trat der Nachbar Jörg, der mit noch zwei andern Bauern die ganze Einwohnerſchaft der Anhöhe ausmachte.

„Heut machts gut 'runter," ſagte Jörg, „man kanns nicht wagen, zehn Schritt vom Hauſe wegzugehen, man kennt ſich beinahe nirgends mehr aus. Wollen wir eins ſpielen?"

Und bei dieſen Worten zog er ein Spiel Karten aus der Taſche und miſchelte.

„Mein Vater ſelig hat einmal geſagt:" erwiederte Chriſtoph, und eine Röthe drang ihm bis in die Schläfe, „wer am hellen Tag ſpielen kann, iſt nicht werth, daß ihn die Sonne beſcheint. Steck' ein. Du kannſt ja ſchreiben, ich kanns leider Gottes nicht; mach meinem Peter da eine Vorſchrift. Der Bub weiß nicht, was er mit ſich anfangen ſoll."

Zwar unwillig, aber doch geſchmeichelt wegen ſeiner beſondern Kunſt, die zur Zeit wo dies geſchah noch ſeltener war, als heutigen Tages, begann Jörg einige Worte zu ſchreiben, wobei er aber weidlich auf ſchlechte Tinte und Feder ſchimpfte und zuletzt ſagte: „Unſer Kaiſer, der doch immerfort mit den Schulen zu thun hat, ſollte Befehl geben, daß alle Kinder Federn ſchneiden lernten."

„Das wird er auch!" ſagte Chriſtoph, „Joſeph denkt an Alles."

„Ja, aber aus den Schulen macht er viel zu viel Weſens. Vom Schreiben und Leſen kriegt man nichts in den Magen und nichts in den Sack, und wenn man die Verordnungen lieſt, meint man, man brauche weiter nichts um glücklich zu ſein, als in die Schule gehen. Der Lehrer kann ſchreiben, und mein Oberknecht iſt zehnmal beſſer dran als der, und weiß doch nicht, wie man eine Feder in die Hand nimmt, und was für ein Unterſchied zwiſchen einem A. B. C. und einer Miſtgabel iſt. Die ganze

Schulmeiſterei iſt für nichts. Für unſereins, ich wills nicht leugnen, hat es ſein Gutes, aber wozu brauchen das die Kinder der Armen auch zu lernen?“

„Das iſt ſündhaft,“ ſagte Chriſtoph, „ich gäbe einen Finger von der Hand drum, wenn ich leſen und ſchreiben könnte. Jetzt weiß ich nur was ich höre, und was man mir ſagt, und von Menſchen die leibhaftig vor mir ſind; wenn ich aber leſen könnte, wäre jetzt ein braver Menſch bei mir, der vielleicht tauſend Stunden Wegs von mir, und vielleicht ſchon geſtorben iſt, und er ſagte mir, was er erfahren, und was ich mir auch zu Nutzen machen kann. Unſer Kaiſer hat Recht. Die Gedanken allein ſind's, die die Menſchen regieren, und drum ſoll Jeder wiſſen, wie's in der Welt iſt, dann wird er bei ſich beſſer daheim! Komm Peter,“ rief Chriſtoph plötzlich, und er richtete ſich ſtraff auf, „komm Peter, lege deine Schreiberei weg und zieh dich an, und du Mutter, gib uns ein gut Stück Brod und Käſe, mach' hurtig, Peter, ich geh mit dir in die Schule.“

„Aber das Kind verſinkt ja in dem Schnee!“ rief die Frau ängſtlich.

„Aber ich nicht,“ antwortete Chriſtoph ſeinen Schafpelz anziehend, „ich trag' ihn auf meinen Armen.“

Und über eine Weile ſchauten Jörg und die Frau zum Fenſter hinaus und ſahen Chriſtoph nach, der, ſeinen Sohn in den Armen, den Berg hinabſchritt, dem Städtchen Wohlau zu.

In dem Städtchen ſprach Chriſtoph eine Weile allein mit dem Schulmeiſter, dann ſaß er nicht weit von ihm vor den verſammelten Kindern, und hielt eine kleine Fibel in der rauhen Hand.

Tagtäglich trug nun Chriſtoph ſeinen Sohn zur Schule, und kehrte am Abend ſo wieder mit ihm heim. Faſt noch mehr als die Schule erquickte den Vater der Weg hin und her, denn er lernte jetzt das Herz und die Gedanken des Kindes in ungewohnter Weiſe kennen; es ſtellte Fragen an ihn, die er nicht immer beantworten konnte, aber die Seelen von Vater und Kind wuchſen dadurch immermehr in feſter Liebe in einander, und ohne es wiſſen zu laſſen, daß er ſelber dabei lernte, hörte er dem Knaben die Schulaufgaben ab und machte mit ihm die Reinſchriften.

Anfangs ſpöttelten die Nachbarn über den ſeltſamen Mann, bald aber ließen ſie ſich ſelbſt von ſeinem Beiſpiele beſtimmen, und am Morgen ſah man jedesmal die vier Väter, Jeden mit einem Kind auf dem Arme, hinabziehen nach der Stadt.

Auf dem Hin- und Herwege, beſonders aber auf dem letztern, gab es mancherlei Geſpräche, und Jörg der Zweifler behauptete, es ſei nicht den hundertſten Theil der Mühe werth, was ſolch ein Kind oft an einem Tage lerne; wenn man's bei Licht betrachte, wüßten die Kinder heute kaum etwas mehr als geſtern, und ſo hätten die Verſäumniſſe gar nicht ſo viel zu bedeuten.

Dagegen aber erwiederte Chriſtoph: man merke ja draußen am Felde auch nicht, wie viel oder wie wenig ſeit geſtern gewachſen ſei, und das höre doch niemals auf, und höre es einmal auf, ſo ſei es abgeſtorben und man habe keine Frucht zu hoffen.

Der Schulchriſtoph, denn dieſen Beinamen hatte ihm Jörg gegeben, behielt meiſtens Recht, und die andern ſtritten nur mit ihm, um ihn reden zu machen, denn er war jetzt ganz gegen ſeine Art oft ſchweigſam und redekarg. Die Dinge, die er in der Schule hörte, gaben ihm gar viel zu denken. Der Schulchriſtoph war ohne allen Unterricht, wie man ſagt, wild aufgewachſen, aber ein unruhiges Denken und Sinnen lebte in ihm, und jetzt da er in der Schule als erwachſener Mann, der ſchon vielerlei gegrübelt hatte, die Dinge hörte, die man den Kindern lehrt, brachten ſie ihn zu eigenem, ſchwerem Nachforſchen. Was ſonſt in der Jugend eingelernt wird, um bald halb oder ganz vergeſſen zu werden, das bewegte jetzt die Gedanken des Mannes unaufhörlich.

Eines Tages als man von den Sternen gehört hatte, wie man ihren Lauf berechnen könne, und die Erde auch nur ein Stern ſei, da fragte Peter auf dem Heimwege:

„Vater, woher weiß man denn, daß die Sterne ſo und ſo heißen?“

„Die Menſchen haben unter einander ausgemacht, daß man ſie ſo nennen will.“

„Ja aber die Sterne wiſſen nichts davon?“

Der Vater drückte ſein Kind an die Wange und ſagte: „O Kind, die Dinge die über uns ſind, können wir nur nennen, und das Weitere wiſſen wir nicht; wir Menſchen ſind nur ein bischen geſcheiter als die Thiere, aber nicht viel. Eines aber iſt, und in dem iſt Alles, und vor ihm gilt's gleich, wie man's nennt, und Keines kann dem andern vorwerfen: du haſt nicht den rechten Namen dafür. Die Menſchen haben Gott bei verſchiedenen Namen genannt, aber keiner weiß, wie er bei ſich heißt, und es iſt eins, wie man den Stern heißt, wenn man ihn nur kennt, und es iſt eins wie man Gott heißt, wenn man ihn nur liebt. Denk' daran, Kind, wenn ich nicht mehr bin, daß es mich glücklich gemacht hat, zu einer Zeit zu leben, wo ein Menſch regiert, der das auch eingeſehen hat, und der da will, daß Niemand den Andern verfolgen und beſchimpfen ſoll, weil er das was über uns und überall iſt, anders nennt, als er.“

Aber nicht immer war man in ſo hohen Gebieten, wie jetzt durch die Frage Peters, manchmal gab es auch allerlei Scherz und Neckereien, und über die ſtille Schneedecke hin erſchallte oft lautes Lachen; dennoch hatte aller Scherz eine gewiſſe Grenze, denn man ſcheute ſich, im Beiſein der Kinder Mancherlei auszuſprechen, was man ſonſt ohne Wahl in den Mund nahm, und das war ein Segen, der wieder von den Kindern auf die Eltern überging; die Menſchen, die die Reinheit und Heiligkeit der Natur in dem Kinde achten, ſind fromme Menſchen, denn ſie achten das, was ewig rein und neu erſteht.

Es war am zweiten Tage nach Neujahr, als die vier Väter auf ihrem Wege nach der Stadt plötzlich mit einem Halt! angerufen wurden und ſtaunend umſchauten. Ein Mann in pelzbeſetzten Jagdkleidern, die Flinte in den Händen, kam auf ſie zu und fragte: „Was habt ihr da, was iſt das mit den Kindern?“

„Die ſind unſer eigen,“ erwiederte Jörg trotzig.

„Wohin wollt ihr mit den Kindern?“

„Das brauchen wir nicht zu ſagen, bis man uns höflicher fragt,“ erwiederte Jörg abermals.

„Kennt ihr mich denn nicht?“ ſagte der Mann, „ich bin ja euer Gutsherr, von Wien zur Jagd hergekommen.“ Er ſchlug den Pelzkragen zurück und lüftete etwas die Pelzmütze; die vier Männer erkannten den Gutsherrn und ſetzten höflich grüßend die Kinder ab.

„Wollt ihr mir nun ſagen," fragte der Gutsherr, „was ihr mit den Kindern vorhabt?"

„Ich hätte es Euch auch geſagt, wenn Ihr nicht der Gutsherr wäret," ſagte Chriſtoph, „wir tragen unſre Kinder in die Schule."

„Ja," rief Jörg dazwiſchen, „der Chriſtoph hat uns dazu verleitet, und es geſchieht halb und halb zur Kurzweil."

„Gut, gut!" ſagte der Gutsherr, „ich kenne euch, ihr ſollt weiter von mir hören," und paff! ſchoß er einen Haſen, der eben in Sicht gekommen war, nieder, pfiff ſeinem Hunde und ſchritt hinein in's Feld.

Von dieſem Tage an war eine ſeltſame Unruhe in den Vätern und in den Kindern beim Schulgange. Sie wußten nicht, was die Worte des Gutsherrn zu bedeuten hatten, ja Jörg blieb nach und nach ganz weg, er hatte allerlei Ausreden, denn er wollte nicht geſtehen, daß er fürchte, der Gutsherr ſähe es gewiß als eine Rebellion an, daß man ſeine Kinder weiter bringen wolle als ehedem.

Es war um Lichtmeß, als die vier Väter mit ihren Kindern vor Amt beſchieden wurden. Hier wiederholte Jörg nochmals, daß ihn Chriſtoph dazu verleitet habe, Chriſtoph aber trat vor und ſein Antlitz leuchtete indem er ſagte: „Ich kenne die Worte 1. Petri 3, 15: Seid allzeit bereit zur Verantwortung Jedermann. Ich bin es."

Der Amtmann lächelte und ſagte: „Das könnt Ihr Euch gefallen laſſen. Der Herr Baron hat Eure That, die ganz mit dem Geiſte unſres hohen kaiſerlichen Herrn übereinſtimmt, Seiner Majeſtät berichtet, und dieſe haben folgendes Schreiben veröffentlichen laſſen, das ich Euch hier mittheile." Er las nun ein Belobungsdekret, das der

Kaiſer hatte ausfertigen und zur Belobung öffentlich bekannt machen laſſen. Die vier Väter waren darin aufgeführt. Zuletzt übergab der Amtmann jedem Kinde im Namen des Kaiſers ein anſehnliches Geſchenk und empfahl den Eltern und den Kindern, in ihrem Lerneifer fortzufahren.

Wie glücklich war jetzt Chriſtoph, daß er das Belobungsſchreiben des Kaiſers ſelber leſen konnte, denn ſo weit hatte er es bereits in der Schule gebracht, und er las es mit Thränen in den Augen. —

Der Schulgang der vier Väter und ihrer Kinder war aber dennoch von nun an ein veränderter. Chriſtoph traf den Grund indem er einſt ſagte: „Freilich iſt's gut, wenn ein unſichtbares Auge das was man ſtill verborgen thut betrachtet und belohnt, aber es hat doch auch ſein Uebles.“

„Daß das Kaiſergeſchenk eigentlich ein Bettel iſt,“ ſpottete Jörg. „Was ſind denn 100 Gulden? das iſt für den Kaiſer kein halber Heller.“

„Ich meine nicht das,“ wehrte Chriſtoph ab, „es iſt einem damit was genommen, wenn das bezahlt iſt, was man eigentlich für ſich gethan und was in ſich die höchſte Freude und den höchſten Lohn hat. Es iſt nichts, daß man ausſchaut und fragt: wie wird mir's vergolten? Sei froh, daß du das Rechte haſt thun können, das iſt die beſte Vergeltung, das hat ja Gott ſelber ſo geſtellt; aber freilich, die Menſchen können nicht anders und der Kaiſer gibt Orden, Belobungen und Geſchenke und ich gönne ihm das, daß er das kann, er bekommt dadurch Theil an dem Guten was geſchieht; aber Bezahlung gibt's doch nicht und ſoll's nicht geben.“

Die ſtille innere Genugthuung der That war dahin, aber Chriſtoph ließ dennoch nicht davon ab und nach wenigen Jahren konnte Peter allein in die Schule gehen, nicht nur weil er ſtark genug geworden war, ſondern auch weil ſein Vater ihm entriſſen wurde.

Der Schulchriſtoph war immer ſtiller und einſamer geworden, er las oft ganze Nächte in Büchern, die er, man wußte nicht woher, bekommen hatte, und wenn er allein ging, bewegten ſich ſeine Lippen als ob er etwas ſpräche. Oft noch in der Nacht ging er zu geheimen Verſammlungen, die in der Stadt gehalten wurden, und eines Tages erſchien Chriſtoph mit noch vielen Anderen vor Amt und erklärte als Sprecher, daß ſie ſich zu der neu entſtandenen Sekte der Deiſten bekennen, die jede übernatürliche Offenbarung und jede Nothwendigkeit der Ceremonien verwerfen, und nur eine Anbetung im Geiſte gelten ließen.

Eine Zeit lang war alles in Ruhe und der Schulchriſtoph warb mit Feuereifer für die neue Gemeinde, die auch keinerlei geiſtliches Oberhaupt anerkannte, ſondern Jeglichem aus ihrer Mitte geſtattete, ſeine Ueberzeugung vor Allen auszuſprechen. Ja der Schulchriſtoph ſelber, der ſtille einſame Mann, predigte einſt im Freien vor einer großen Verſammlung mit einer Begeiſterung, die alle Hörer hinriß.

Nun aber kam die Verordnung Kaiſer Joſephs, die auf Ausrottung der Deiſtengemeinde abzielte. Ganz wie einſt Kaiſer Trajan gegen die Chriſten, ſo beſtimmte die Verordnung, daß man Niemand nachforſchen ſolle, zu was er ſich bekenne; wer ſich aber öffentlich zu der neuen Sekte bekannte, der ſollte beſtraft werden. Den Deiſten wurden nicht nur 10—25 Stockprügel ertheilt, ſondern die Männer wurden auch noch je zu fünf Perſonen unter die ungariſchen Militärcorps geſteckt, in die ſlavoniſchen, ſiebenbürgiſchen, galiziſchen und andern Regimenter zerſtreut und ihre minderjährigen Kinder öffentlichen Anſtalten übergeben.

Auch den Schulchriſtoph traf dies harte Loos. Er ertrug es geduldig; er ſtarb bald an der türkiſchen Grenze.

Dieſe Verordnung Kaiſer Joſephs gibt eine allgemeine Lehre: Auch die Sonne hat ihre Flecken, auch die edelſten Männer verfallen oft in Irrthümer und Härten. Ein Mann, der das Geſetz in ſeiner perſönlichen Machtvollkommenheit, in ſeinem eigenen Gutfinden darſtellt, erſcheint doch ſtets nur wie ein Wunder, d. h. wie ein Ereigniß, das aus der gewohnten Reihe der Naturerſcheinungen, wenn auch oft ſegensreich, heraustritt; verlaſſen kann man ſich nur auf die Stetigkeit des Geſetzes, die unabhängig ſich darſtellt von dem Belieben. Das Geſetz iſt heiliger und feſter als jede noch ſo väterliche Wohlmeinenheit.

Kaiſer Joſeph, der für Denkfreiheit glühte, und ſelbſt als der Papſt ſich herbeiließ ihn in Wien aufzuſuchen, nichts von ſeinen Grundſätzen nachgab, Kaiſer Joſeph behandelte eine Sekte, die keinerlei Friedensſtörungen verurſacht hatte, mit ſolcher Grauſamkeit. Wohl kann man ſagen, er ſah durch dieſe Ausſcheidenden ſeine Plane durchkreuzt, denn er wollte die beſtehenden Religionen von inneren Irrthümern und äußerem Druck befreien helfen, und es mochte ihm bedrohlich erſcheinen, daß die Eifervollen und frei Strebenden aus der gewohnten geſchichtlichen Genoſſenſchaft ausſchieden und vielleicht zu Ausſchreitungen gelangten, die ſich andere Sekten hatten zu Schulden kommen laſſen. Man kann wohl dieß und noch vieles Andere zur Erklärung und Entſchuldigung beibringen, dennoch hebt es die Grauſamkeit nicht auf; ſie iſt und bleibt ein Flecken an der ſonſt ſo edlen und hochherzigen Erſcheinung Kaiſer Joſephs. Sollen wir nun daraus lernen, daß wir nirgends unbedingt und allſeitig verehren dürfen? Nein! Solche Flecken im Leben der Beſten lehren die Demuth, die uns zeigt, daß Niemand ſich ſelbſt oder Andere zu überheben berechtigt iſt. Wir erſehen daraus, daß die Menſchenſchwäche überall waltet und daß es Niemand gibt, der nicht der Leidenſchaft, dem Irrthum und der Gewohnheit verfällt. Die Liebe zu dem Guten wird dadurch nicht beeinträchtigt, wir müſſen das Edle und Helle faſſen und erkennen bei allem Schatten und allem Dunklen, das ſich damit verbindet und es nicht, wie ſo oft geſchieht, darüber vergeſſen.

5. Der Todtengräber.

Es iſt ein Schnitter, der heißet Tod,
Hat Gewalt vom höchſten Gott,
Heut wetzt er das Meſſer,
Es ſchneid't ſchon viel beſſer,
Bald wird er drein ſchneiden,
Wir müſſen's erleiden.

So ſang ein alter Mann, auf einem Grabhügel ſitzend, Hacke und Schaufel im Schoße, vor einem friſch geſchaufelten offenen Grabe. Er ſang ſein Lied in den verglühenden Abendhimmel hinein und ſein Haupt, mit ſpärlichen weißen Haaren bedeckt, erglänzte im Wiederſchein der Abendröthe. Dabei war er aber keineswegs traurig, ſondern ließ ſeine Pfeife nicht ausgehen und ſchmauchte behaglich in den Abendnebel hinein, der ſich jetzt niederſenkte.

„Grüß' euch Gott, Alter,“ rief plötzlich ein ſtattlicher ſchlanker Mann in grauem Rocke über den Zaun. Der Alte nickte dankend, ohne ſich zu erheben, und bald ſtand der Mann im grauen Rocke bei ihm. Es war Kaiſer Joſeph, denn er liebte es, nicht nur wo er unerkannt ſein wollte, in unſcheinbarer, keine Auszeichnung tragender Kleidung einherzugehen, ſondern auch da, wo er erkannt ſein wollte, in einfach bürgerlicher Tracht zu erſcheinen.

Nur wo es militäriſche Uebung und Thätigkeit galt, erſchien er im Soldatenkleide, und er ſagte oft: „Dieſes bunte Kleid darf nur ein zeitweiliges und vorübergehendes ſein, bei meinem Volke wie bei mir ſelber. Ich will beweiſen, daß ich nicht nur der erſte Soldat im Lande bin, ſondern auch und vor Allem der erſte Bürger, und die Bürger ſollen erkennen, daß ich ihre Tracht und ihren Stand, worin die Nahrung geſchaffen wird für Alle, auch vor Allem ehre und hochhalte.“

Jetzt ſtand der Kaiſer unerkannt vor dem Alten und ſagte: „Grüß' euch Gott, Alter! Es muß ein traurig Geſchäft ſein, was ihr da habet?“

„Freilich!“ lautete die Antwort, „aber es ſieht ſich doch trauriger an als es iſt. Des Einen Tod des Andern Brod! heißt es in der ganzen erſchaffenen Welt. Die Thiere freſſen einander, und das Menſchengethier macht's nur ein bischen ſäuberlicher. Man kriegt den Lohn für ſeine Arbeit, ſei es Schreiben, Weben, Pflügen oder Graben, und es gibt ſogar Menſchen, die ſich dafür bezahlen laſſen, Geſchöpfe ihrer eignen Gattung umzubringen, und das thut doch, ſo viel ich weiß, außer dem Wolf kein Thier. Schaut, die Troſſel dort auf dem Baume bringt eine Fliege um und verſpeist ſie, aber man hat noch keine Troſſel geſehen, die eine andere Troſſel umgebracht hat.“

„Es ſcheint doch,“ erwiderte der Kaiſer, „es ſcheint doch, daß etwas von der Trauer eures Geſchäftes euch ins Herz gedrungen; ihr ſeid wohl gar ein Menſchenfeind?“

„Das heißt ſo viel als ein Narr, denn wer ein Menſchenfeind iſt, iſt ein Narr und wahrſcheinlich ein eingebildeter Narr, der ſich allein liebt, und ſich allein für den rechten Menſchen hält. Nein, guter Herr, ich habe nur ſo meine eigenen Gedanken; aber fragt drunten bei der Gemeinde nach, ich bin ſo wenig ein Menſchenfeind als unſer Kaiſer ein ſolcher iſt. Aber ihm könnt' ich faſt feind ſein, wenn ich ihn nicht ſonſt ſo lieb haben müßte, warum pfuſcht er mir in mein Handwerk?"

„Der Kaiſer? Wie denn?"

„Wie denn? Ungeſchickt, wenn auch noch ſo wohlmeinend. In Einem hat er freilich Recht, daß er es nicht mehr duldet, daß die ohne Taufe verſtorbenen Kinder abgeſondert und wie Verbrecher begraben werden müſſen. Wenn es eine Sünde wäre, ungetauft zu ſterben, hätte Gott die Kinder müſſen getauft auf die Welt kommen laſſen; aber mit der andern Leichenordnung hat er dem Ochs in's Aug' geſchlagen. Es iſt ein Grauſen, zu verbieten, daß einem die ſechs Bretter mitgegeben werden und zu befehlen, daß alle Leichen ganz bloß, ohne Kleidung, in einen leinenen Sack eingenäht, mit ungelöſchtem Kalk beworfen und gleich mit Erde zugedeckt werden."

„Euer Widerſtreben iſt nur ein Vorurtheil. Der Kaiſer hat ja ausdrücklich den Grund erklärt, weil es bei Begrabungen kein andres Abſehen haben kann, als die Verweſung ſo bald als möglich zu befördern. Darum ſind dieſe Anordnungen getroffen."

„Nein Herr, das iſt und bleibt eine Hartherzigkeit! Gebräuche, die durch Gewohnheit und nicht durch ein Geſetz aufgekommen ſind, können auch nur durch Gewohnheit und nicht durch ein Geſetz abgeſchafft werden. Und wenn man bedenkt, daß kaum vor zwei Tagen dieſe Hand, dieſe Augen, dieſer Mund, einem das Liebſte auf

Erden waren, ſo thut es eben tief in der Seele weh, das ſo herzlos und hart behandelt zu ſehen.“

„Warum? Ihr könnt ja denken — warum denkt ihr nicht einen Schritt weiter: was fragen die Würmer und Maden nach alle der Liebe? Der Staub iſt beſtimmt Staub zu werden, und daß er das werde ohne den Lebenden zu ſchaden, das will das Geſetz bewirken, weiter nichts.“

„Ja, Herr, ihr habt vielleicht eine Gruft und laßt dort die euch angehören beiſetzen.“

„Der Kaiſer hat auch verboten, um die ſchädlichen Ausdünſtungen der Verweſung zu vermeiden, daß fortan Leichen in den Kirchengrüften beigeſetzt werden.“

„Ja und ſagt nur das Andere auch noch. Und er hat befohlen, daß man Maßregeln dafür treffe, den Leichenacker fortan außerhalb des Dorfes anzulegen. Will er denn die Menſchen vergeſſen machen, daß ſie ſterben müſſen? Herr, ich bin Nachtwächter und Todtengräber, und wenn ich Nachts die Stunden anrufe, und wenn ich über den Leichenacker, an der Kirche vorbei, nach dem untern Dorfe gehe, da kommen mir allerlei Gedanken, und die Todten ſtehen auf und ſagen mir: wirf hinter dich allen Kummer und alle Sorgen, über eine Weile biſt du bei uns. Und wenn die Kirchgänger zur Kirche gehen, da thut es gut, daß der Leichenacker die Schwelle ſei, über die man ſchreitet.“

„Ihr irrt euch, ſo wohl ihr es auch meinet,“ fiel hier der Kaiſer ein, „wird der Leichenacker zum täglichen Verkehrswege, ſo vergißt man durch alltägliche Anſchauung die Gedanken, die er erwecken ſollte, und es iſt gut, daß dem ſo iſt; denn inmitten des Lebens ſollen wir uns des vollen Lebens erfreuen und die geſunde Kraft bethätigen. Es fördert oft die Trägheit, wenn man allezeit an das gemeſſene Ende denkt. Nur von Zeit zu Zeit thut es gut, ſich vor Augen zu halten, daß Alles ſein geſetztes Ende hat, aber nur, um zu arbeiten ſo lange es noch Tag iſt. Man muß handeln und wirken als ob man ewig lebte —"

„Und als ob man ſtündlich ſtürbe," lautete die Antwort, und . . .

Die Nacht war hereingeſunken und der Kaiſer fuhr in hoher Erregung fort:

„Ich will die Gräber nicht entweihen, heilig ſei das Ausſchauen nach ihnen. Ich weiß was es heißt, ſein eigen Herz mit einem andern hinabgeſenkt zu ſehen in den dunklen Schoß der Erde, heilig iſt damit das ganze Erdreich; ein Volk, das ſeine Gräber nicht ehrt, hat keine Liebe zum Vaterlande, keine Liebe zur Ewigkeit, keine Liebe zu Gott, der da iſt das Leben der Vergangenheit, unſerer Tage und der Zukunft, in dem kein Tod und kein Sterben iſt, nur ein ewiger Wechſel im ewigen Geſetze."

Der Kaiſer ſchaute ſich um, es ſtand Niemand vor ihm und er hörte keine Stimme. Hatte er mit ſich ſelbſt geſprochen? War das eine wirkliche oder eine eingebildete Erſcheinung, die ihm Rede geſtanden war? Wo war ſie hin? War ihm der Todtengräber Zeit erſchienen, der ſeine Geſetze, die aus reiner Fürſorge für die Menſchen gefloſſen waren, zerſtörte und begrub?

Die Haare ſtanden ihm zu Berge und er ſchauderte, er faßte an ſein Herz, das ſchlug heiß und voll, das lebte noch, und ſeine Pulsſchläge maßen die Zeit, und faſt laut vor ſich hin ſagte er: „Mein ganzes Leben iſt ein Pulsſchlag im Herzen der Ewigkeit.“

Der Todtengräber war plötzlich in die Grube hinabgeſprungen, und jetzt ſchaufelte er und kümmerte ſich nichts mehr um den Fremden.

Der Kaiſer kehrte zurück, aber aus der Grube hörte er hinter ſich ſingen:

Bald wird er drein ſchneiden,
Wir müſſen's erleiden.

Warum hatte ſich nur der Mann ſo erſchreckend von ihm entfernt? War's der Geiſt ſeines Volkes, der ſich von ihm entfernte, weil er ihn noch nicht begriff? Der Kaiſer athmete tief auf, und faſt ſtand ihm ſein Herz ſtill. „Gebräuche können nur durch Gewohnheit und nicht durch Geſetze abgeſchafft werden,“ ſagte der Kaiſer oft vor ſich hin, während er raſchen Schrittes dahinging; aber ſtilleſtehend ſagte er ſich wieder: „und doch ſind es wiederum die Geſetze, die die Gewohnheiten ſchaffen.“

Es kamen vielerlei Klagen gegen die Einführung der neuen Leichenordnung, und der Kaiſer gedachte oft jenes Todtengräbers in der Nacht, dem er nicht mehr nachgeforſcht hatte. Und zwei Jahre nachdem jenes Geſetz erſchienen war, erließ der Kaiſer ein neues, worin er erklärte, daß er mit jener Verordnung keinerlei Zwangsmittel geben wollte, ſondern nur Belehrungen damit aufgeſtellt habe, die Jeder nach beſtem Ermeſſen befolgen oder unterlaſſen könne.

Und das eben, daß Joſeph ſolcherlei Widerruf ſo oft geben mußte, das brachte ihm den Tod, und er nannte ſich einmal ſcherzweiſe ſeinen eignen Todtengräber.

Der Segen des Großvaters.

Bruchſtück aus den Aufzeichnungen des Pfarrers vom Berge.

Wie viel tauſend Menſchen leben, und ſie wiſſen nicht, daß ſie leben; nie hob ſich ihre Bruſt in dem Gedanken, daß ſie hier mitten inne ſtehen im ſchaffenden und treibenden, ewig ſich bewegenden All, daß ſie eine Blüthe am Baume der Menſchheit ſind, ein Klang in der Harmonie der Welt, und Duft und Klang ſpricht: Ich bin.

Wie viel tauſend Menſchen ſterben, und ſie wiſſen nicht, daß ſie ſterben; nie zitterte ihre Bruſt in dem Gedanken, daß ſie heraustreten aus dem ſchaffenden und treibenden, ewig ſich bewegenden All, in ein geheimnißvolles Jenſeits, daß die Blüthe abfällt vom Baume der Menſchheit, und die fallende Blüthe und der verhauchende Klang ſpricht: Ich ſterbe.

Wer einmal den Gedanken des Todes durch ſeine ganze Seele dringen, ſeine Schauer durch ſein Gebein rieſeln fühlte, wer ſich dann wieder aufraffte, und ſeine ewige Menſchenſeele feſthielt in der Vergänglichkeit des Erdenlebens, der allein lebt — iſt wiedergeboren.

Jener ſtarre, trübſinnige ſpaniſche König, der ſich alles Erdentandes entkleidete, die Herrlichkeiten der Majeſtät ablegte und ſelbſt ſein Leben eine Weile hingab, um die Erdſchollen über ſeinem Haupte rauſchen und fallen zu hören, die einſt ſeinen Leib decken würden, der ſich lebendig begraben ließ und dann wieder auferſtand, und die kurze Spanne Zeit in frommer Beſchaulichkeit zubrachte — was that er anders, als daß er durch dieſe äußeren Mittel ſich von Todesſchauern durchdringen laſſen wollte, um dann um ſo tiefer und lauterer das Leben zu faſſen, das ihm hienieden noch verliehen war?

Wir bedürfen aber dieſer äußeren Mittel nicht. Im Geiſte ſollen wir ſterben und im Geiſte wieder auferſtehen. Das auch iſt die unüberwindliche erlöſende Macht, die wir aus dem Leben und Sterben hoher Menſchen empfangen, die für einen erhabenen Gedanken lebten und freudig für ihn in den Tod gingen, daß wir mit ihnen leben und leiden, uns mit ihnen geſtorben fühlen und dann das ewige Leben empfinden, deſſen Anfang wir wiſſen, deſſen Fortgang wir glauben. Wer ſein Leben verliert, der wird es gewinnen. Wer ſich einmal abgelöſt, aufgelöſt aus dieſer Welt, und ſich im Tode erſchaut hat, der iſt erlöſt und lebt, lebt ewig.

Wer will dir etwas anhaben mit Vorſpiegelungen der Eitelkeit, oder mit Drohungen der Gewalt? Du haſt dein eigenes Leben, dieſes ganze Erdenſein zuſammengebrochen und wieder aufgebaut, und du ſtehſt neu geboren, frei in ihm. Du haſt dein Leben nicht von dir geworfen um das Erdenſein zu verachten, in gebrochener, markloſer Demuth den Nacken fremden Gewalten zu beugen; du haſt das Leben in ſeiner ewigen Schönheit wiedergewonnen als ein heiliges und freies, trotzend allen unheiligen Machtgeboten. Du biſt geſtorben und lebſt wiederum, froh und frei.

Doch wohin ſchweifen meine Gedanken! Wer gibt ihnen die Schwingen, daß ſie ſich hinausheben in den Tod und in das Leben, wie ich es ahne und in heiligen Augenblicken erſchaue? Hier ſitze ich in ſtiller Nacht, die Sterne kreiſen in ihren ewigen Bahnen, mein Geiſt ſchwebt über die Erde, mein Auge brennt, meine Hand zittert . . . . Ich will euch die Geſchichte erzählen, wie ein Tod mich frühe in's Leben einführte. Doch weiß ich, daß ich euch nicht das Ganze geben kann. Der Ton, mit dem das vorgebracht wurde, was ich hier niederſchreibe, dieſer Ton war das Ergreifendſte, und doch kann ich ihn nicht feſſeln; der Ausdruck der Augen und des Mundes war ſo herzgewinnend, und Ton und Auge und Mund, wo ſind ſie? Was man zu erzählen hat von Menſchen, die einem lieb geweſen, es iſt nur ein Schatten, denn ſie ſelber fehlen dabei. Was wir erben und vererben aus der Vergangenheit, es iſt nur der dürftige Niederſchlag eines reicherfüllten Lebens. Du biſt nicht geſtorben, edler Großvater, deſſen Antlitz die Wohnſtätte der Weisheit war. Wie du auch jetzt lebeſt, welches das Gewand deines Seins, ich kann dich nicht faſſen als Geiſt; du ſtehſt vor meinem Auge, wie du leibteſt und lebteſt, wie du liebend und wirkend in unſrem kleinen Kreiſe einherwandelteſt.

In ſolchen ſtillen, ſternglitzernden Nächten, wie jetzt eine über der Erde ruht, ſaßeſt du oft bei uns auf jener Bank vor dem Hauſe; ich ſchmiegte mich an deinen Schooß und du erzählteſt uns von den Freuden und Leiden der Welt.

Wie gern möchte ich jetzt alle Menſchen zu deinen Zuhörern machen und deine Worte in ihre Seele pflanzen! Kann euch aber ein Baum erzählen von dem Sonnenſchein, der das erſte junge Pflänzchen begrüßte? Und doch klingen mir noch viele deiner Worte wie ein Hall aus einem Daſein, das dem jetzigen vorausgegangen, in der Seele nach.

Als du einſt ſagteſt: „Alles Gute kommt von Gott,“ erwiderte ich, an „Gutchen,“ d. h. Süßigkeiten denkend: „Aber nicht wahr, Großvater, der Zuckerbäcker macht's?“

Da nahmſt du mich auf den Schoß und ſtreichelteſt mir die Stirne und erklärteſt mir, wie Gott das Gute durch die Hand der Menſchen bereiten laſſe, damit ſie einander lieben und helfen, und wenn ſie einander lieben, ſo lieben ſie auch Gott, der ihre Herzen zu einander geführt.

Könnte ich mich nur noch deutlich erinnern, welch ein Tumult in meiner Seele geweſen ſein muß, als ich zuerſt vom Weltgetümmel hörte.

Napoleon war geſchlagen, die Alliirten verfolgten ihn und in unſer ſtilles Dorf drang plötzlich die Weltgeſchichte.

Als die erſte Einquartirung kam, verkrochen wir Kinder uns in den Stall, aber wir wurden geholt und am hellen Tage in's Bett gelegt. Ich vergeſſe das nie, wie ich am Nachmittage im Hinterſtübchen im Bette lag, und von ferne in ungekannter Sprache ſchreien hörte. Es war mir, als wären das gar keine Menſchen, ſie hatten wol Stimmen wie Menſchen, aber ſie ſprachen nicht wie Menſchen, denn man verſtand kein Wort.

Als wir ruſſiſche Einquartirung hatten und der Flederwiſch, wie wir den Mann mit dem großen Barte nannten (er hieß wahrſcheinlich Feodorowitſch), mich immer küſſen wollte und ich Abſcheu vor ihm hatte, da ſagte mir der Großvater: „Die Ruſſen ſind auch Menſchen, wie wir, du mußt ſie auch lieb haben, aber küſſen braucht dich der Flederwiſch juſt nicht.“ Nie werde ich den Anblick vergeſſen, da ich den Großvater bluttriefenden Antlitzes in dem großen Lehnſeſſel liegen ſah, ſeine Hände zitterten wie vom Winde geſchüttelte Zweige, und ſein Mund bewegte ſich immer auf und zu. Der Flederwiſch hatte mit aller Gewalt verlangt, meine ſchöne Muhme Magdalene ſolle mit ihm zu Tanze gehen; er tobte und raste nun wie ein Wüthender, da man die Muhme Magdalene außer dem Hauſe verborgen hatte. Wir Kinder drückten uns vor Angſt tief in die Betten. Da ſtand der Großvater auf und ging mit meinem Vater in die Stube. Der Flederwiſch blieb — wie man mir erzählte — eine Weile ſtarr ſtehen und hielt den Säbel, den er ergriffen hatte, vor ſich nieder, da er den Großvater mit ſeinem hehren Antlitze und erhobenem Zeigefinger eintreten ſah. Kaum aber iſt dieſe Minute der Ehrfurcht vorüber, holt er aus, haut wüthend um ſich und trifft den Großvater auf die Stirne. Er ſtürzt nieder. Als mein Vater das ſieht, faßt er den Flederwiſch, wirft ihn zu Boden, ſchreit um Hülfe, Alles eilt herbei und ſie knebeln den Flederwiſch. Der Großvater wurde nun in den Seſſel gelegt, die Wunde war nicht gefährlich, der Säbel hatte ihn nur geſtreift. Wir Kinder, die aus den Betten herbeigeſprungen waren, ſtanden weinend umher, bis der Großvater wieder redete. Flederwiſch erhielt andern Tages fünfzig Prügel. Er hat ſie wohl bald verſchmerzt. Der Großvater aber behielt ſeine Narbe auf der rechten Seite der Stirne ſein Leben lang.

Unſere Dorfkirche war zu einem Spitale hergerichtet und eine Nervenkrankheit, man nannte ſie damals die

Ruſſenkrankheit, raffte viele aus dem Dorfe mit den Fremden dahin. Gegen die Ungarn hatte ich früh ein ſtarkes Aber. Sie hatten mir meinen Pathenthaler mit fortgenommen, denn ſie verlangten ſtets baar Geld und dazu noch etwas für den Wachtmeiſter, und mir wurde erzählt, daß ſie meinen Vater mit dem Bajonnet gekitzelt und auf ihn angelegt hatten, bis er ihnen das einzige Baare im Hauſe, meinen Pathenthaler, auslieferte.

Von den Franzoſen erinnere ich mich nur, daß wir vor ihnen in den Wald geflüchtet ſind und die Erwachſenen klagten dort immer, daß daheim gewiß alles ausgeraubt ſei. Uns Kindern aber gefiel die Zigeunerwirthſchaft gar ſehr.

Aber alle dieſe Welthändel ſind mir nur wie ein Kindertraum und nur durch ſpätere Erinnerungen aufgefriſcht, deſto feſter ſteht aber in mir das Leben mit meinem Großvater.

An ſtillen Sommernachmittagen, wenn alles im Felde war, ſaß ich oft bei dem Großvater auf der Steinbank unter der Rathhauslinde. Ich hütete mein kleines Schweſterchen, das jetzt ſchon lange beim Großvater iſt. Da kam der alte Martin auch oft und ſetzte ſich zum Großvater. Ich ſehe ihn noch, wie er, die beiden Hände zwiſchen die Knie geklemmt, gebückt da ſitzt. Der Großvater ſprach wenig und der Martin auch. Nur bisweilen fing dieſer an, über alle Leute im Dorfe loszuziehen und ſie ſchlecht zu machen. Dabei hatte er immer die Redensart: „Ich ſage alles gerade heraus!“ Da ſagte einmal der Großvater: „Sagt's lieber gerade in euch hinein, ſeid der deutſche Michel gegen euch ſelber und ſeht, wie's da ausſieht.“ Wenn der Martin fortan von ferne kam, ſo ſagte der Großvater meiſt zu mir: „Geh du jetzt heim, gib mir die Marie auf den Schooß und führe du die Ziege hinaus.“

Der Großvater trank gern Ziegenmilch und deswegen hielten wir neben unſern acht Kühen eine Ziege; die Verſorgung derſelben war mein Amt. Wenn ich nun draußen an den Halden und Hecken am Seile die Ziege hielt, daß ſie friſche ſaftige Läublein verſchmauste, da dachte ich oft: „Ah! das gibt gute Milch, und das wird dem Großvater wohl ſchmecken.“ Da war ich dann ſeelenvergnügt. Ich merkte mir die Stauden, die, wie man ſagt, gute Milch geben. Ich vermied ſorgfältig den aufgeſchoſſenen hohlen Hollunder und lenkte meine Untergebene dahin, wo ſie die nahrhaften Spitzen der Buchenhecken, des Flieders, der Haſelſtaude u. ſ. w. nahe oder auf die Hinterfüße geſtellt erſchnappen konnte. Wenn die Ziege ſo gierig knupperte und ſchmatzte, da bekam ich oft faſt ſelber Luſt, ſolche Läublein zu verzehren. Ich dachte dann auch oft an den König Nebukadnezar, von dem der Großvater erzählte, daß er, nachdem er alle Hofſpeiſen durchgekoſtet hatte, Gras verzehrte. Die Ziege hatte auch ihren Eigenſinn. Im Stalle fraß ſie das Laub, das ich ihr heimbrachte; wenn ich ihr aber draußen eine Staude abbrach und hinhielt, ſchnüffelte ſie daran herum und wollte nicht einbeißen, oder riß ſich höchſtens ein Blatt ab.

Meine ruhigſte Zeit war, wenn die Ziege ihre roh verzehrte Speiſe ſich kochte, oder wie man's nennt, wiederkäuete. Da legte ich mich auch nieder und ließ mich von der Sonne beſcheinen, oder ging nach Vogelneſtern aus.

Bisweilen, wenn ich an der Halde am Speckfelde meine Ziege hütete, kam auch der Großvater zu mir herauſ, ſetzte ſich zu mir und erzählte mir allerlei Geſchichten. Ich wollte, ich könnte ſie getreu wiedergeben, denn wenn ich auch manche ſpäter in Büchern gefunden habe — der Großvater las gern — ſo meine ich doch, das ſind nicht die beſten. Vielleicht komme ich einmal dazu, einige wieder zu erwecken. Seltſamer Weiſe iſt mir ein Gleichniß von ihm tief in der Erinnerung geblieben. Er erklärte mir einſt, daß die Ziege, wenn man ihr die feinen Laubſchoſſe geſammelt als Futter in den Stall bringt, wie ich oft bemerkt, mehr davon verderbe als auffreſſe, während ſie dagegen, wenn ſie draußen an den Hecken ſich das Futter ſelber holt und ſich oft weit ausrecken und ſtrecken muß, alles mit Stumpf und Stiel verzehrt was ſie abgebiſſen hat. Und ſo ſagte er, iſt das auch ein Gleichniß für viele Menſchen; auch dieſe werden viel haushälteriſcher, erfreuen ſich ihrer Nahrung viel mehr, wenn ſie ſich ſolche holen, als wenn man ſie ihnen in die Krippe gibt.

Ich ſah den Großvater meiſt ſchon lange, wenn er durch die Wieſe daher ſchritt. Er ging langſam aber aufrecht, nur bisweilen blieb er ſtehen und ſcharrte mit dem Fuße die Steine hinweg, die in dem Fußweg lagen. Der gute alte Mann! Er bahnte noch gern anderen den Weg, daß ſie ohne Hinderniſſe weiter ſchreiten konnten.

Wenn ich ihn ſo von ferne kommen ſah, jubelte alles in mir und ich fing an laut zu jodeln und zu rufen, daß mich die Ziege oft verwundert anſah, dann aber ſchnell weiter fraß. Oft dauerte mir's aber zu lang, bis der Großvater herbeiſchlich. Ich band meine Ziege an einen Baum oder dicken Strauch, ſprang dem Großvater entgegen und führte ihn an der Hand. Dann ließ er mich bisweilen los, und ich mußte die Steine vom Wieſenweg auf die Straße tragen. Wie ſelig ſaßen wir dann bei einander!

Einſtmals aber habe ich den Großvater ſehr gekränkt und er that mir auch ſehr wehe.

So einſam eine Ziege hüten, iſt oft einem Kinde auch langweilig. Wenn ich genug mit dem langen Seile geſpielt und daraus allerlei Wellen und Schlangen geſchnellt hatte, wenn ich genug geſungen oder den Bienen ihr Summen nachgeſpottet hatte, ſuchte ich nach etwas anderem.

Hinter dem Gartenzaun des Kohlenbauers, wohin mich mein Hirtenleben oft führte, waren mehrere Kühe, Rinder und ein Füllen, welche weideten. Durch Rufen und Werfen und allerlei Mittel ſcheuchte ich nun oft das Vieh auf und brachte es mehreremale dahin, daß das Füllen über den Zaun ſprang und man es mit Mühe wieder einfangen mußte. Dann machte ich mich mit meiner Begleiterin ſchnell davon, ich glaubte, niemand ahne den Thäter. — Eines Tages, als ich wieder ein großes Halloh machte, ſpürte ich plötzlich auf meiner bloßen Wade — denn ich ging barfuß mit ledernen Kniehoſen — etwas wie einen ſcharfen Schnitt. Ich ſchaute mich um, der Großvater hatte hinter einer Hecke geſeſſen und mit einer langen Peitſche nach mir gehauen. Es mußte, ohne ſein Wiſſen, etwas Scharfes, ein Steinchen oder ein Nägelchen, in die Treibſchnur eingeknüpft geweſen ſein, denn ich ſpürte einen heftigen Schmerz und das Blut rann an mir herab. Ich jagte nun über Hals und Kopf nach Haus und klagte: der Großvater habe mich geſchlagen. Als man die blutige Wunde ſah, ſchalt und zankte alles. Die Wunde war ausgewaſchen und verbunden, ich ſaß auf der Ofenbank und aß ein Stück Honigbrod, als endlich auch der Großvater zurückkam. Sogleich fiel alles mit Zanken und Schelten über ihn her. Hier ſah ich einen Schmerz in ſeinem Geſichte, den ich ſonſt nie an ihm geſehen habe, ſelbſt damals nicht, als der Flederwiſch ihn mit ſeinem Säbel getroffen hatte. Er blickte mich wehmüthig an und ſchaute dann, ohne ein Wort zu erwiedern, ſich rechts und links um. Ich weiß nicht, ob ich einſah, daß ich den Großvater gekränkt hatte, da ich ihn bei andern Leuten verklagte, ſo viel aber erinnere ich mich, daß ich ſchnell aufſtand, ihm die Hand gab und ſagte: „Kommet Großvater, wir wollen fortgehen.“

Wir gingen fort, unſere Verſöhnung war ſchnell und innig.

Mein Oheim Adam erzählte mir, er habe eine Zeit gehabt, da er das Nachtſchwärmen liebte und oft ſpät nach Haus kam. Mochte es aber längſt nach Mitternacht ſein, ſtets traf er den Großvater noch wach, in der Stube ſitzend, in einem Buche leſend, oder eine Pfeife rauchend. Dann mußte ſich Adam zu ihm ſetzen und mit ihm von allerlei guten Dingen ſprechen. Dabei ſah ihn der Großvater oft ruhig und durchdringend an. Nie ſagte er ein Wort über dieſe Nachtſchwärmereien, nie ging er auf Zureden ein, ſich ungeſtört Ruhe zu gönnen, und Adam ſagte mir: er habe in dem Gedanken, daß er noch ſeinen Vater ſprechen und ihn mit freiem Blicke anſchauen müſſe, manchen Fehl unterlaſſen, zu welchem ihn Jugendmuth und luſtige Geſellſchaft verleitet hätten. Auch kehrte er bald früher nach Hauſe, da er ſeinen Vater nicht warten laſſen wollte.

Vielen Kummer hat indeß mein Oheim Adam über den Großvater gebracht. Von unbezähmbarer Wanderluſt fortgetrieben, hatte er das elterliche Haus verlaſſen und man hatte viele Jahre keine Kunde von ihm erhalten. Der Großvater ſeufzte oft ſtille über ihn, denn ſeine Seele hing mit beſonderer Liebe an dieſem ſeinem jüngſten Sohne. Er war mit dem Erzvater Jacob vergleichbar, der um ſeinen Joſeph trauerte. Und als endlich Adam mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Söhnen aus Amerika zurückkehrte, da ſprach er auch faſt mit den Worten der Schrift: „Ich will nun gern ſterben, nachdem ich dein Angeſicht geſehen habe, daß du noch lebeſt. Ich habe dein Angeſicht geſehen, das ich nicht gedacht hätte, und ſiehe, Gott hat mich auch deine Kinder ſehen laſſen.“

Der Großvater galt in der ganzen Gegend als ein Freigeiſt — wie ich nachmals erfahren — denn er las vielerlei Schriften und hatte über mancherlei ſeine eigenen Gedanken.

Einſtmalen am Pfingſtſonntage, als man eben zur Kirche geläutet hatte und der Gottesdienſt begann, war er eine Weile mit zuſammengepreßten Händen vor der Kirche geſtanden und dann hinausgegangen in den Wald. Einem Manne, der ihm auf dem Wege begegnete, ſagte er auf Befragen: „Es iſt oft beſſer, man holt ſich an der Thüre des Tempels nur einen flüchtigen heiligen Klang und trägt ihn dann in der Bruſt hinaus in die freie Welt. Ich will heute einmal hinausgehen, wo die Blumen, vom Winde bewegt, ihren Weihrauch aufſteigen laſſen und will hören, wie die Vögel in allen Zungen und Sprachen predigen und Gott lobpreiſen.“

Von jenem Tage an galt der Großvater als ein Freigeiſt, und doch liebte er Gott über Alles und ſeinen Nebenmenſchen wie ſich ſelbſt. Später, als ich leſen konnte und die Augen des Großvaters nicht mehr gern den ſchwarzen Buchſtaben folgten, mußte ich ihm oft aus der Bibel vorleſen. Ich ſah ihn einmal weinen bei der Geſchichte Jacobs, ich weinte aber nicht mit, ſondern las emſig weiter, damit wir auf etwas Anderes kämen, was den Großvater von ſeiner Betrübniß abzöge. Als ich einſt die Stelle las: „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt," ſagte er leiſe vor ſich hin: „Man könnte auch umgekehrt ſagen: Liebe dich ſelbſt wie deinen Nächſten!" Ich verſtand das nicht recht, und dachte auch, man könne und dürfe die Worte der Schrift nicht verſetzen und verrücken, und ſo las ich in dieſen Gedanken weiter, ohne zu wiſſen, was mein Mund ſprach, ich ſtotterte und ſtolperte. Der Großvater nahm mir die Bibel aus der Hand und ſchlug ſie zu. Ich durfte ihm lange nicht mehr vorleſen. Dadurch iſt mir Alles im Gedächtniß geblieben. Jetzt erſt begreife ich, was er meinte: Liebe dich ſelbſt wie deinen Nächſten! Betrachte dich frei und unabhängig von aller Selbſtverſchönerung, aller Eitelkeit und Nachgiebigkeit gegen dich ſelbſt, als ob du nicht du ſelbſt, ſondern ein fremder Menſch wäreſt. Wie ſchwer iſt das!

Mein grübelnder Kinderſinn machte dem Großvater viel zu ſchaffen, und dieſe ſtete Aufmerkſamkeit mochte meine Fragen noch vermehren und verſchärfen. Wie manches ruht wol in mir, das ſein Geiſt gehegt und gepflegt hat. Es iſt nicht Eitelkeit, wenn ich bekenne, daß wol ein Theil ſeines Geiſtes auf mich überging. Ich ſpreche es in demuthsvollem Danke aus.

Warum nur in der Regel der Großvater den erſtgebornen Enkel ſo ſehr liebt und dieſer ihm auch oft gleicht? Ich möchte ſagen, daß der Kindwerdende ſich zu dem Kindgewordenen hinneigt und ihre beiderſeitige Liebe ſich in einander verflicht; es iſt die freigewordene Eltern- und Kindesliebe, frei durch die Unabhängigkeit von dem blos natürlichen Bande und doch wieder verknüpft mit ihm.

Das Leben des Großvaters beſchloß ein heiliger Tod. Noch jetzt in dieſem Augenblicke fühle ich ſeine Hand auf meinem Haupte und es iſt mir, als ob mich ein Geiſt berührte, ein milder, ſegnender Geiſt.

Es war bei der zweiten Heuernte, als der Großvater zum letztenmale im Felde war. Der ſtarke Duft des Heues mochte den ſieben und achtzigjährigen Greis betäubt haben, er fiel ohnmächtig nieder. Er wurde nach Hauſe getragen und als ich aus der Schule kam, eilte ich zu ihm. Er taſtete mit zitternder Hand nach mir und hielt mich feſt. Ich mußte fortan aus der Schule und immer beim Großvater bleiben. Am fünften Tage ſeines Krankenlagers, Freitag Morgens, ſagte er zu mir: „Lies mir aus der Schrift vor.“ — Ich mußte ihm die Bibel auf das Bett reichen, und er ſchlug auf. War es Zufall oder eine verborgene Fügung? Ich las zuoberſt die Stelle: „Da nun die Zeit herbeikam, daß Iſrael ſterben ſollte —“ ich weinte, ich durfte nicht weiter leſen, ſondern mußte alle Hausgenoſſen herbeirufen. Und der Großvater ſprach: „Adam, richte mich im Bette auf, ich will zu Euch ſprechen!“ —

Adam that, wie ihm befohlen, und ſtellte ſich hinter das Bett, und der Großvater fuhr fort: „Adam, du biſt mein jüngſter Sohn, du haſt viel Kummer über mich gebracht. Ich vergebe dir von ganzer Seele. Du haſt ein ſtarkes Herz und einen mächtigen Geiſt, ſei Herr über ſie. Siehe das Pferd mit ſeinen ſchnellen Füßen, und man legt ihm Zügel und Gebiß an. Der Geiſt der Ruhe und Liebe ruhe auf dir, mein lieber Sohn, Gott ſegne dich —"

Adam preßte die Hände und den Mund zuſammen, und athmete laut und gewaltig. Und der Großvater fuhr fort und rief meinen Vater zu ſich und ſagte: „Johannes, dir iſt ein ruhig Leben beſchieden, du biſt fromm und geduldig, und deine Hand zögert. Laß Adam deine Hand ſein, und er thue, wie ihr mit einander berathen. Sei ſtark im Thun, wie du im Dulden biſt. Haltet treu zuſammen ihr Brüder, gedenket eures Vaters auf Erden und im Himmel, und ſeid einig mit ihm."

Mein Vater ſtellte ſich hierauf zu Häupten des Segnenden und hielt die Mütze vor den Mund, um ſein Schluchzen nicht laut werden zu laſſen. Meine Mutter rufend, ſprach der Greis: „Du biſt als Magd in mein Haus gekommen und biſt meine Tochter geworden. Du haſt meine Liebe tauſendfach vergolten. Erhalte mit fleißiger Hand, was euch der Herr beſchieden, ſei gut gegen die, ſo dir jetzt dienen, ſei eine Mutter den Kindern meiner verſtorbenen Tochter Magdalene, und Gott wird es dir, deinen Kindern und Kindeskindern vergelten. Sei geſegnet. —"

Die Mutter ſtellte ſich zu Füßen des Bettes und betete leiſe. Zu Adams Frau gewendet, fuhr er fort: „Dein froher Sinn hat mir meine alten Tage erheitert. Du biſt mir aus weiter Ferne von Gott ins Haus geſchickt worden, daß ich inne werden ſoll, wie alle Menſchen eins ſind vor ihm. Pflanzet in die Herzen eurer Kinder die Liebe zu allen Menſchen, alles Glaubens, aller Länder. Geſegnet ſeiſt du meine Tochter. —"

Das Antlitz der Großmutter mit beiden Händen bedeckend, ſprach er dann mit zitternder Stimme: „Weine nicht zu ſehr um mich, du Liebe, Getreue, harre nicht ängſtlich auf den Tag, wo du wieder bei mir ſein wirſt, auf ewig. Gott ſtärke Dich. —"

Er athmete tief auf, und rief aus erleichterter Bruſt meinen Namen. Ich kniete an ſeinem Bette nieder und er legte ſeine Hand auf mich und ſprach: „Geſegnet ſeiſt du, mein Sohn. Dir iſt viel beſchieden vor anderen Menſchen, ſei ihnen ein Führer. Der Geiſt der Wahrheit und der Liebe ruhe auf dir, mein Sohn. Nimm mich auf, du Geiſt der Liebe, vergib mir —"

Und er ſprach nicht mehr.

Und wenn ich jetzt von heiliger Stätte oder in ſtummer Schrift ein Wort aus tiefſter Bruſt hole, und es in die Seele der Menſchen zu ſtrömen trachte, ſo iſt es mir, als ob der Geiſt meines Eltervaters aus mir rede . . .

Möge ich leben wie er, und ſterben wie er!

Eine Pfingſtrede.

Es iſt eine Kanzel, und wer weiß wo? es iſt eine Gemeinde, und wer weiß ihren Namen? es ſprach ein Redner ohne Amt und ohne Titel:

Wir ſind hinausgezogen in grüner Frühſommerszeit, da die Saaten wogen und die Vögel ſingen, und unſer iſt es, gemeinſam den Blick zu tauchen in die weite offenbare Welt. Hier ſind wir Alle, und mit uns Pflanze und Thier und Stein, und die Luft und die Sterne, nur die Sonne ſehen wir, weil ſie andere Sterne verdunkelt, die jetzt gleicherweiſe über uns ſtehen, wie in der ſtillen Nacht, und anderen Welten leuchten andre Sonnen, jegliche in ihrem Kreiſe. Der Menſch aber nennt die Welt ſein, die er mit ſeinem Geiſte durchdringt, und der Menſch iſt über den Thieren, über Pflanze und Stein, weil aus ihm die Sonne des ewigen Geiſtes leuchtet.

Ich bin hier herauf geſtiegen, nicht weil ich bin über euch, ſondern weil ich bin aus euch, und eure Gedanken ſind die meinen und ich ſpreche: Heilig iſt der Arbeitstag!

Wie! ruft ihr vielleicht, willſt du den Sabbath ſchänden und ihm die Krone nehmen? Ferne ſei das von euch und von mir.

Ich will euch nur ſprechen von der Krone und Majeſtät des Menſchen, und die heißt: Arbeit. Welches iſt das höchſte Laſter, und iſt doch nicht Begierde, nicht Leidenſchaft? Es iſt die Trägheit. Wie der Menſch allein durch ſeinen Willen arbeiten kann, ſo kann der Menſch allein auch träge ſein; die Hölle des Lebens iſt das Wünſchen des Faulen, er kann nichts als wünſchen; das Paradies des Lebens aber öffnet ſich der Arbeit.

Hier ſtehen wir im Paradieſe des Erdenlebens, und der Himmel iſt ſo blau wie am erſten Schöpfungstage, die Sonne leuchtet ſo hell, die Vögel ſingen ſo fröhlich, Baum und Halm grünen ſo wonnig, die Waſſer fließen ſo labend aus den Bergen und durch die Thale, und wir ſtehen mitten im Paradieſe. Und dieß Paradies iſt unſer, unſer durch die Arbeit. Freilich ſehe ich Viele von euch lächeln und in ſich hineindenken: deine Hand weiß wol nichts von Schwielen, deine Stirne nichts von Arbeitsſchweiß! Unſer Paradies wäre das, wo man eſſen und trinken und wenig oder beſſer gar nichts arbeiten kann; auf uns aber laſtet der Fluch, der ſchon gegen den Urvater ausgeſprochen wurde, und noch zwiefach mehr, denn wir können nicht im Schweiße unſeres Angeſichtes unſer Brod eſſen, wir müſſen bei allen Mühen hungern! Die Arbeit iſt der Fluch der Erbſünde, und er hat ſich noch zehnfach vermehrt!

Ich will euch auf alles dieß antworten, nicht aus mir, aus euch.

Was unterſcheidet den Menſchen vom Thiere? Das Thier baut ſein Neſt und ſucht ſeine Nahrung; es bereitet ſie nicht, es findet ſie. Vom Thiere erkennen wir keinen Beruf als den, daß es lebe, durch ſein Daſein die Mannigfaltigkeit, die Geſetze der Naturkräfte darſtelle; das Thier kann ſich keinen Beruf wählen, der

Menſch aber kann und muß es; der Menſch iſt nicht bloß da um zu leben, ſondern auch um zu wirken, eine Spur ſeines Daſeins erkennen zu laſſen in dem was von ihm ausging, und nicht bloß in dem was er iſt, er lenkt, bannt und fördert die Naturkräfte um ihn her. Der Menſch greift ein in die ewig waltenden Naturkräfte, und ſein Wille ruht im Acker und in den aufſchießenden Halmen, und was die Natur ſchafft, ſchafft er wieder, er bereitet es und macht die Thiere zu ſeinen Dienern. Kein anderes Geſchöpf hat ein anderes zu ſeinem Dienſte. Und wie der Menſch die Erde um ihn her durch Bearbeiten neu ſchafft, ſo ſchafft er auch in ſich ſein Loos und ſeine Hoheit. Das thun, wozu die bloße Natur drängt, iſt auch dem Thiere gegeben. Der Menſch aber thut, was er als gerecht erkennt, und das iſt die Pflicht, und jede begonnene Arbeit ſchließt den höchſten Segen der Pflicht in ſich, denn ſie lehrt das fortführen was einmal begonnen iſt und nun des Vollenders harrt; und wie im einzelnen Menſchenleben von einem Tag zum andern, ſo erbt ſich in der ganzen Menſchheit von Geſchlecht zu Geſchlecht die Hoheit der Pflicht fort, daß die Arbeit, die da begonnen wurde von Uranfang, unabläſſig und getreu fortgeführt werde. So arbeiteten Geſchlechter vor uns für uns, und wir wiederum für die kommenden. Freilich gibt es mancherlei zu thun, was nicht anmuthet, und nur des äußern Vortheils wegen geſchieht, aber auch im Vortheil liegt ein Segen, denn nur durch ihn geſchieht die große Arbeit, welche der Menſch und die Menſchheit zu vollführen hat.

Die Erde iſt das Paradies von ehedem und Jeder kann ſich darin finden.

Bin jung geweſen und alt geworden, und habe noch nie geſehen, daß ein wahrhaft Arbeitſamer darbte; denn verſagte ihm die Thätigkeit die er ergriffen, ſo wählte er eine andere und ließ nicht ab.

Und wißt ihr wie die Befreier heißen, die einem Jeden den Eingang in's irdiſche Paradies öffnen? Sie heißen Muth und Bildung. Unabläſſig ſeine Kraft gebrauchen und den Geiſt üben, daß er die Mittel der Erkenntniß anwende, das lehrt ſelbſt unabweisliche Naturereigniſſe verhindern oder ihr Eintreffen überwinden.

Seht dort den Strom — wer hat ihn gedämmt? Des Menſchen Hand und des Menſchen Geiſt.

Schaut euch um, es iſt kein Kerzenlicht ſo hell als die Sonne, kein Teppich ſo weich als die Wieſe, kein Trunk ſo labend als die Quelle, und des Menſchen Hand miſcht den nahrhaften Saft der Gerſte und des Hopfens darunter, und ſie ſtärket uns zwiefach, und dort an den Geländen wächst die fröhliche Rebe: ihr ſtehet mitten im Paradieſe und der Wunderſtab, der die höchſten Wunder thut, iſt der Stab an Hacke und Schaufel.

Sei gegrüßt, du helle frohe Welt, und ſeid gegrüßt ihr alle, die ihr Theil habt an ihrer Schönheit, die ihr ſie ſchafft und empfindet. Laſſet die Freude des Tages durch eure Bruſt ziehen und ihr ſeid wohlgefällig und genehm dem Ewigen. Heil ſei der Arbeit!

Der Nelkenſtock.

Bemerkungen aus dem Tagebuche eines Einſamen.

(Bei allen Dingen kommt es hauptſächlich darauf an, was man dabei denkt und fühlt, das macht ſie groß oder klein, glücklich oder unglücklich; darum theile ich hier dieſe Beobachtungen mit. Der ſie gemacht hat, iſt der Schulmeiſter Adolph Lederer, den du, freundlicher Leſer, vielleicht von anders woher kennſt; er war damals noch Unterlehrer im Waiſenhauſe zu G. Es hat aber auch nichts zu ſagen, wenn du ihn nicht kennſt, es iſt eben einer jener Menſchen, denen die ganze Natur ein Sinnbild, ein Fingerzeig zum Geiſte hin iſt, die mit unzerſtörbarer Andacht die Welt betrachten, wenn ſie auch nicht immer von Gott ſprechen. Sieh zu, was daran echt iſt, und ob du nicht auch manchmal auf ſolcherlei Betrachtungen kommen kannſt oder willſt.)

* * *

Es war eine liebe Aufmerkſamkeit meines Freundes, daß er mir heute einen Nelkenſtock ſchickte; noch ſieht faſt alles daran wie Gras aus (in der Pfalz nennt man auch die Nelken Grasblumen), aber ſchon ſind einzelne Halme aufgeſchoſſen und oben prangt die grüne Knoſpe und birgt Farbenpracht und Blüthenduft in ihrem Behälter. Nein, erſt was wahrhaft an's Tageslicht gedrungen iſt, wird ſchimmernde Farbe und erquickender Duft. Jetzt ruht alles noch farblos und duftlos im Schoße der Knospe. Wohl dem, was an's Tageslicht zu bringen vermag und das wird, was es ſein ſoll. —

* * *

Ich hatte mir eigentlich einen blühenden Nelkenſtock gewünſcht, aber es iſt ſo beſſer, ich ſoll ſtill zuwarten und fürſorgen. Auch von Gott bekommen wir die Gaben in uns nur im Keime geſchenkt, wir müſſen vertrauensvoll zuwarten, ſie hegen und ſtärken, bis ſie gedeihen. Wolle nie, daß dir etwas ſogleich in der Blüthe geſchenkt werde.

* * *

Ich liebe die Nelken beſonders. Die meinigen ſollen ſchöne gefüllte ſein, die Farbe weiß man noch nicht. Ich liebe die Nelken noch von meiner Kindheit her. Auf dem Lande bekränzen Nelken, Gelbveigelein und Roſen das Haus und ſchauen hinein in die Fenſter, und wieder hinaus in den Himmel. In der Stadt lieben ſie allerlei fremde Blumen, bald iſt dieſe bald jene in der Mode. Warum nur die Menſchen immer das Fremde lieben? Ja, da will immer Jeder etwas Beſonderes haben, und er meint, das wäre viel ſchöner, weil er allein oder nur Wenige ſolches haben. Auch das bezeichnet recht die Genußſucht der heutigen Reichen und Vornehmen: ſie laſſen von ihren Kunſtgärtnern alle paar Wochen Blumen und Gewächſe auf ihren Söllern wechſeln, ſie wollen nicht warten, bis die Blüthe aufbricht, und wollen dann das Welkende ſchnell aus den Augen haben, immer nur Blüthen um ſich ſehen, die ſie nicht ſelbſt gepflegt.

* * *

Ich freue mich innig, daß ich nun doch etwas Lebendiges um mich her habe; der Tiſch, die Stühle, der Schrank, die Bücher, alles das iſt todt und hat kein Wachsthum und kein Leben; nun habe ich doch etwas aus der Natur, etwas Lebendiges. Die Gräſer ſind heute ſchon ein wenig gewachſen.

* * *

Ich muß mich vor zu vielem und zu ſtarkem Begießen hüten. Wenn man von einem Kinde, einem Baume, einer Pflanze etwas hofft, wird man gar leicht zu ungeduldig und gießt immer darauf; man muß aber manchmal auch den Boden austrocknen laſſen. — Es gibt freilich auch Sumpfpflanzen, die immer im Waſſer ſtehen müſſen, ſie werden oft ſchön, aber ihr Leben iſt gar gebrechlich und hinfällig.

* * *

Die Halme mehren und vergrößern ſich. Wunderbare, geheimnißvolle Macht der Natur! In dem dunkeln Erdreiche ruhen ſtill verborgen Säfte und Kräfte, eine höhere Hand pflanzt das Samenkorn oder einen Setzling hinein, Regen und Sonnenſchein läßt die Säfte aufſteigen und zur Blume, zum Baume werden. In dieſer Handvoll Erde halte ich das ganze Geheimniß der Welt und der Allmacht Gottes! Ein anderes Samenkorn, ein anderer Setzling in dieſe Erde verſenkt, und dieſelben Säfte werden zu anderen Gebilden. Dieſelben Säfte? In dem kleinſten Erdenſtäubchen mag wol eine unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit der Kräfte liegen, die geweckt, aufgeregt werden können; ſchickt die Nelke die ſaugende Wurzel hinab, ſo ruhen die andern Kräfte, die der Roſe, der Lilie, der Kreſſe u. ſ. w. dienen könnten, einſtweilen ſtill. Glücklich!

wenn ſie nicht ganz ſterben. Auch bei dem Menſchen iſt es ſo. Drum pflanzet Gutes und Edles hinein.

* * *

Aus den Zwiſchengelenken der Halme ſteigen neue Halme mit neuen Knospen auf. Wohl treibt Alles dahin, das Endziel des Halmes, die oberſte Knospe zu füllen und zu entwickeln, aber die eine Blüthe iſt nicht alleiniger Zweck des Halmes; auf den Zwiſchengelenken ſetzt ſich auch ein eigenes Leben feſt. Laß dir das auch zur Lehre im Leben ſein: ſtrebe nach einem Ziele, aber auf den Zwiſchenſtationen, in allen Abſchnitten deines Daſeins laß neue Blüthen ſich anſetzen. — Zu beiden Seiten der Zwiſchengelenke ragen Deckblätter hervor, aber immer nur aus einer Seite und nie aus beiden zugleich ſprießt die neue Blüthenknospe. Merke dir das. Auch nicht am unterſten Gelenke, an dem unterſten Abſatze, ſondern erſt am dritten oder vierten Gliede ſchießt die neue Knospe hervor. Der erſte Abſchnitt des Lebens iſt nichts für ſich und dient einzig und allein dem höheren.

* * *

Eine Knospe iſt weit voran, daraus wird die erſte Blume ſteigen.

* * *

Dieſer Blumenſtock iſt mir ein Sinnbild meines eigenen Daſeins: wenig Erde in einem Topfe läßt ſich bald da- bald dorthin ſtellen und das Eingepflanzte wächst weiter. Andere Blumen, die draußen in der weiten Erde ſtehen, gehalten von der ganzen Macht des Erdenrundes, zu denen ſich die Schweſtern und Brüder niederneigen, die wachſen wol fröhlicher; andere Menſchen, die in Familien leben, von Schweſtern und Brüdern umwandelt, wie fröhlich mögen ſie gedeihen, gehalten von den ſichtbaren Händen der Menſchheit, die ſie umfaſſen. Und habe ich auch ein abgeſchnittenes Stück Leben ... wenn ich nur immer ſo viel Boden habe, um ſtill darin wachſen zu können. —

* * *

Ich möchte einmal eine Pflanze athmen ſehen oder hören; — ja freilich, das hieße das Gras wachſen hören. Immer iſt ein Schwirren in der Luft, iſt das das Athmen der Erde und der Pflanzen? Am heißen Mittag aber iſt's, als ob alles das aufgehört habe.

* * *

Heute hat eine kleine Spinne ihr Gewebe zwiſchen den Gräſern ausgeſpannt. Alles in der Welt wird doch alsbald zur Unterlage für etwas anderes; dieſe Gräſer, in denen die Säfte hin- und herrollen, ſind jetzt die Säulen und Tragbalken für das flüchtige Haus des Thierchens. So laß an dein Leben ſich friedlich ein fremdes anbauen. Woher nur die Spinne wußte, daß hier ein Nelkenſtock ſei? woher ſie kam?

* * *

Farbe und Duft machen die Blumen zu Lieblingen der Menſchen, aber noch mehr, ſie ſind es, in denen er ſich, abgeſchloſſen in ſteinernen Gemächern und getrennt von dem Schaffen und Wirken in der freien Erde, das reine Naturleben nahe bringen kann. Könnt ihr nicht draußen unter freiem Himmel leben, ſo umſtellt euch mit Blumen; das ſind Mittler zwiſchen euch und der Mutter Natur; aber ſperrt die Blumen nicht als Sklaven ein in eure Gemächer, ſondern laßt ſie wenigſtens von den Simſen den Himmel ſchauen und das Sonnenlicht trinken. Laßt auch die Vorübergehenden ſie freudig ſchauen. Was ihr durch Kunſt erzeugt, das mögt ihr in Gemächern halten, aber was die Erde hervorbringt, muß in den Himmel ſchauen und gehört allen Menſchen, daß ſie, die Schönheit betrachtend, es genießen.

* * *

Nicht die Knospe, von der ich es erwartet, ſondern eine andere beginnt aufzubrechen, ein dunkelrothes Zünglein iſt ſeitwärts aus der Verhüllung geſchlüpft. Ich freue mich der glühenden Blätterfülle, die da kommen wird, und ſehe nun wieder, daß nicht immer von da die Blüthe kommt, wo wir ſie erwartet haben.

* * *

Die Halme beugten ſich nieder, ich mußte ſie an einem Stäbchen aufbinden. Was ſelber für ſich kein Leben mehr hat und keine Nahrung mehr braucht, was aber ſtark geworden iſt, da es noch lebte, das dient ſchwachen Ranken zur Aufrechthaltung. Mit großen Männern und kleinen Menſchen iſt es auch ſo.

* * *

Ein Halm — der, von dem ich die erſte Blüthe erwartete, iſt, ich weiß nicht wie, abgebrochen, gerade am zweiten Gelenke, aber noch hängt er an einigen Faſern und grünt. Vielleicht mag auch noch ein gebrochenes Leben fortbeſtehen und zur Blüthe gelangen.

* * *

Immer mehr werden der aufbrechenden Knospen, ſie wollen keiner einzelnen den Vorrang laſſen. Der geknickte Halm iſt ganz abgebrochen, ich habe ihn zum Spaß geſchindelt, ich glaube nicht, daß er wieder aufkommt.

* * *

Drei Nelken ſind heute früh aufgebrochen, es ſind einblättrige, gezackte. Alſo getäuſcht! Die Freude, dieſe lang erſehnten Blumen zu ſehen, war ſehr gedämpft, weil ich gefüllte erwartet hatte: ja ich war ſo böſe, daß ich ſie weggeſchenkt hätte, wenn jemand da geweſen wäre: aber die Blumen ſahen mich ſo freundlich an, und ich freute mich ihrer endlich innig. Wird auch die Blüthe meines Lebens keine gefüllte, ſondern eine ſchlichte einfache ſein, ich will mich daran erfreuen, und die Menſchen mögen ſie freundlich hinnehmen. — Eine einfache Nelke iſt eigentlich viel ſchöner als eine gefüllte, Griffel und Staubfäden treten bei der einfachen beſſer heraus und man kann ihr bis ins Herz hineinſchauen.

* * *

Der geknickte Halm iſt ganz verwelkt. Ja, ſelten kommt ein Leben in allen ſeinen Theilen zur glücklichen Entfaltung, der Tod verlangt ſeinen Zoll. Mag der Tod ſeinen Zoll verlangen, ich will mich des ſchönen Daſeins der Blüthen erfreuen.

* * *

Ich war geſtern verreist. Als ich heute nach meinem Nelkenſtock ſah, war er welk und abgeſtanden, die Halme faſt geknickt und weißlich gelb. Der Boden war ausgetrocknet. Ich bin nicht gewohnt, daß ich, wenn ich weggehe, zu Hauſe noch etwas zu verſorgen habe. — Gewöhne dich daran, daß diejenigen, welche deiner Pflege bedürfen, nach deinem Ausgange aus dem Hauſe oder aus dem Leben friſch fortgrünen können; verſorge ſie.

Der Nelkenſtock iſt durch Begießen wieder erfriſcht und belebt.

* * *

Es kommen keine andern Knoſpen als ſolche, die bereits da waren, bevor die erſte Blüthe aufging. Die abſterbende Blume, die ihre Blätter wieder zuſammenlegt, ſieht faſt wieder aus wie die aufbrechende Knoſpe. Entſpricht das nicht dem Kindiſchwerden?

Die ſpätern Halme treiben nur eine einzige Blume.

Alles das iſt auch ſinnbildlich.

* * *

Ich wünſchte, daß es eine Geſchichte der Blumen gäbe, d. h. eine Erzählung von ihrer Herkunft, ihrer Verbreitung über die Länder und ihrer Aufnahme in verſchiedenen Ständen. Wenn man ſieht und erfährt, was die Menſchen hegen und pflegen, lernt man ihr innerſtes Weſen am beſten kennen. So iſt heutigen Tages die ſteifſeifene Camelie die Lieblingsblume der ſogenannten Vornehmen geworden, wie ehedem die Tulpe, die man mit Recht den Pfau unter den Blumen nannte. Roſe, Goldlack, Rosmarin und Reſeda ſind Lieblingsblumen des Volkes, vor allem aber die Nelke, ſie iſt beſcheiden, nimmt mit einem alten Scherben und wenig Pflege vorlieb und iſt dabei doch charaktervoll, farbenprächtig und gewürzduftig. Habe ich Unrecht, wenn ich ſie die Lerche unter den Blumen nennen möchte?

Es iſt mir gelungen, in einem alten Blatte etwas von der Geſchichte der Nelke zu erfahren. Auch ihre Geſchichte verliert ſich zuletzt in die Sage. Ludwig der Heilige ſoll im Jahr 1270 die erſte Gartennelke aus Tunis nach Europa gebracht haben. In der Ritterzeit war ſie ſchon allgemeiner bekannt und man findet ſie auf vielen Bildern von damals, namentlich in Frauenhand. Die Niederländer, die eifrigen Blumenzüchter, ſetzten die Nelke bald über die mit faſt lächerlicher Liebhaberei betriebene Tulpenzucht. Im Jahre 1660 gab der große General Condé ein Buch heraus, betitelt: „Vorſchriften zur Erziehung ſchöner Nelken,“ und es ſollen außerdem viele Bücher über die Nelken geſchrieben ſein. Vom Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts an wurde die Nelke allgemeine Lieblingsblume des Volkes, von da an hörte ſie aber auch auf, bei den Vornehmen in Anſehen zu ſtehen.

Liegt darin nicht wieder ein Stück von der allgemeinen Geſchichte des Menſchengeſchlechts, und wie das, was ehedem nur Liebhaberei einzelner Bevorzugten war, doch endlich zum Gemeingute wird?

Wird es nicht auch mit den Blumen der Erkenntniß, mit der Geiſtesbildung ſo werden? …

Ein Generalſtücklein von Kriegsgeſchichten.

Die ſchöne und fröhliche Stadt Mainz iſt eine Bundesfeſtung, es befindet ſich nämlich kaiſerlich-öſterreichiſche und königlich-preußiſche Beſatzung darin und die Stadt gehört zu dem Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt. Eines Morgens kommt in ein Wirthshaus oder, vornehmer geſagt, in einen Gaſthof am Rhein ein munterer, ſauber und ſchmuck gekleideter preußiſcher Offizier, ein junges Blut, hat aber eben wenig davon in den Backen, ſieht im Gegentheil ſehr übernächtig aus, hat ſich wol am vergangenen Abend etwas zu viel zugemuthet und muß nun einen Rebellen zur Ruhe bringen, dem nicht mit Kugel und Säbel beizukommen iſt. Man merkt ſchon, wie es bei ihm beſtellt iſt, denn er beſtellt ſich einen friedenſtiftenden marinirten Hering. Der wird auch vom Kellner alsbald aufgetragen, ſchwimmt ganz appetitlich in einer weißen Brühe mit grünen Capern und hat die Friedenspalme und den wohlfeilſten Lorbeer im Maul. Der junge Mann ſchneidet mit Behagen dem ruhigen Fiſch den Kopf ab und nickt zufrieden, während er das Mittelſtück verſpeiſt. Nicht weit davon ſitzt ein epaulettenloſer öſterreichiſcher Offizier vor einem Schoppen Laubenheimer, wünſcht dem preußiſchen Kameraden einen geſegneten Appetit und fährt dann zutraulich fort: „Nicht wahr, Herr Kamerad, das iſt ein Guſto, 'was Delikates? Bin in Italien geſtanden, da wachſen dieſe auf den Bäumen."

„Sie ſcheinen heiter aufgelegt," erwiedert der Preuße, „aber ich muß Sie erſuchen, mir derartigen Schnickſchnack nicht aufbinden zu wollen."

„Gar kein Schnickſchnack, iſt mein voller Ernſt."

„Lächerlich! Wie können Sie ſo was behaupten?"

„Und ich ſag' Ihnen, ich hab's ſelbſt geſehen, ſie wachſen auf den Bäumen."

„Und ich will jetzt keinen derartigen Scherz! Suchen Sie ſich einen andern für dergleichen lächerliche Behauptungen."

„Gar nichts Lächerliches, es iſt ſo, Sie können mir's glauben, ich hab's mit eigenen Augen geſehen."

„Dann werde ich Ihnen den Staar ſtechen," ſagt der Preuße aufbrauſend, dem noch etwas Verſtimmung im Magen gelegen haben muß. „Ich bin es müde, mich mit ſolch albernem Scherze necken zu laſſen."

„Das iſt zu viel," ſagt der Oeſterreicher.

„Nun denn," fährt der Preuße hitziger fort, „ſo kommen Sie morgen früh um neun Uhr in den Mombacher Wald mit einem Secundanten und ich werde Ihnen mit einer Kugel Antwort geben!" Und damit ſtürzt er zornig fort.

„Auch recht," ſagt der Oeſterreicher und trinkt ruhig ſeinen Laubenheimer aus.

Am andern Morgen treffen ſich die Beiden richtig mit noch anderen Kameraden zur geſetzten Stunde im Mombacher Wald.

Ein Zweikampf wird in aller Ordnung (was man hiebei eben Ordnung heißt) veranſtaltet und ausgeführt.

Auf ein gegebenes Zeichen ſchießt zuerſt der Oeſterreicher, als der Beleidigte und — fehlt. Der Preuße drückt nun los und trifft ſeinen Gegner in den linken Oberarm, er wird auf den Boden geſetzt und ihm die Wunde verbunden. Der Preuße geht auf ihn zu und ſagt:

„Nun Kamerad, behaupten Sie noch, daß die Heringe auf den Bäumen wachſen?“

Treuherzig erwiedert der Oeſterreicher: „mein' ich ja gar nicht die Heringe, mein' ich ja die Capern.“

„Und doch habt ihr einen Zweikampf ausgefochten!“ rufen alle Umſtehenden.

* * *

Nun denk' einmal darüber nach, lieber Leſer, ob in dieſer kleinen Geſchichte nicht das Grundweſen der meiſten Kriegsgeſchichten enthalten iſt?

Der Streit um einen Pfiff.

In der Heimath des Gevattersmanns erzählt man ſich eine Geſchichte, die er ſeinerſeits nun auch hier berichten will.

Der Zinngießer Huber war viel gewandert und glaubte ein großer Menſchenkenner zu ſein, aber das weibliche Herz ſtudirt man nicht ſo bald aus, und obgleich Huber bereits anſäßiger Meiſter war, ſah er doch ſchon einige Monate nach der Hochzeit, daß er in einem gewiſſen Bereiche der Menſchenkenntniß noch Lehrjunge ſei, und die Art, wie er darauf kam, war luſtig und traurig in Einem Stück.

Unſer Meiſter war alſo verheirathet mit einem eben ſo fleißigen als aufgeweckten Weibchen; er arbeitete mit zwei Geſellen, hatte ein wohleingerichtetes Haus und daneben ein kleines Gemüſegärtchen mit einem großen Birnenbaum, der ſogenannte Zweiputzer-Birnen trug, bei deren Verſpeiſung man wie die Gans beim Trinken den Kopf hoch halten muß, damit kein überflüſſiger Saft herabläuft.

Es war ſehr geſcheit von der Mutter Hubers, daß ſie ihn juſt in der Mitte des Juni geboren hatte, nicht eben weil er ein Prinz war, und das ganze Volk in dieſer geſchickten Jahreszeit um ſo bequemer verehrungsvolle Kränze winden konnte, ſondern weil es eben anmuthend iſt, an dem Tage, da man zuerſt in die Welt kam, auch hinauszukönnen in die freie Natur. Das hatte ſich die junge Frau Huber wohl zu Nutzen gemacht. Am Morgen, er war ſonnenhell und friſch, ſtand unter dem Birnenbaum ein kleines Tiſchchen mit weißen Linnen bedeckt, und darauf bei dem zinnernen Kaffegeſchirr eine goldgeſtreifte Geburtstagstaſſe, inmitten eines Kranzes von friſchen Roſen.

Unſer Meiſter war kein Freund von vielen Worten, abſonderlich des Morgens. Er drückte ſeiner Frau tapfer die Hand für die ſchöne Ueberraſchung, und ſie verſtand was das ſagen wollte. Er trank den Kaffee, wozu ſie ihm allen Rahm oben abſchöpfte, und tunkte den Butterzopf mit vielen Behagen ein. Das war nach ſeiner Art die beſte Dankſagung. Nach dem Kaffee zündete er ſich eine Pfeife an, und aus Rauch und Wolken tönte es wie eine Offenbarung aus ſeinem Munde:

„Das haſt du brav gemacht, und ich gönne mir's gern, noch eine halbe Stunde ſo müßig dazuſitzen, und wenn's nicht wegen der Leute wäre, die aus allen Nachbarfenſtern in unſern Garten hereinſchauen können, ich möchte dir den Roſenkranz da auf den Kopf ſetzen. Der Himmel iſt ſo ſchön blau und die Luft ſo gut, und die ganze Welt iſt gut, und du vor Allem."

Er hielt den Roſenkranz in der Hand, und die Frau faßte ihn an der andern Seite; es war wie ein Sinnbild der hellen Freude, das ſie ſo verband.

Nach einer Weile ſagte Meiſter Huber: „Und das haſt du auch ſo ſchön beſtellt. Horch, die Tafelmuſik! Wie der Fink auf dem Birnenbaum über uns ſo ſchön pfeift."

„Ein Fink? Ein Fink?" ſagte die Frau, „du haſt dich verhört oder verſprochen, das iſt eine Grasmücke und kein Fink."

„Frau, höre doch zu, du wirſt mich doch nicht lehren wollen den Vogelpfiff kennen? Hör' doch! Iſt das nicht der Fink?"

„Ich hör' ganz gut und deutlich, das iſt eine Grasmücke."

„Wie kannſt du nur ſo widerſpenſtig ſein? Das hört ja jedes Kind was das iſt."

„Ja, ja, nun hör' ich eben deutlich die Grasmücke."

„Frauele, gutes Frauele! Du verdirbſt mir den ſchönen Morgen mit deinem Widerſpruch. So hör' doch ordentlich zu. Nein, es iſt vorbei; wenn man einen Vogelſang beſchreit, iſt er plötzlich verſtummt. Guck, mit deiner lauten Widerrede haſt du noch gar den Vogel verſcheucht. Siehſt du? Sieh ihn an, ſiehſt du jetzt nicht, daß es ein Fink iſt?"

„Meinetwegen, meinetwegen ſei's was es wolle, meinetwegen ein Gukuk!"

„Du glaubſt alſo noch nicht, daß es ein Fink iſt?"

„Ja, meinetwegen, dir zu Gefallen, weil heut dein Geburtstag iſt. Sei nur ruhig."

„Das nehm' ich nicht an, ich will nichts geſchenkt, kein Wort und nichts. Siehſt du denn jetzt nicht ein, daß du dich geirrt haſt?"

„Ehrlich geſtanden, nein! Aber ich will dir meinetwegen Recht geben."

„Ich laß mir nichts geben, was ich hab'; und wenn du jetzt nicht glaubſt, daß es ein Fink iſt, ſo zerſchmeiß ich da die Taſſe an dem Baum. Was ſtehſt du ſo ſtumm da? Was preſſeſt du die Lippen übereinander? Was ſtehen dir die Augen voll Waſſer? Verdien' ich das? Kannſt du nicht beſſer Einſicht annehmen? So red' doch! Du redeſt nicht? Da!"

Und klirrend zerſchmetterte die ſchöne goldgeſtreifte Geburtstagstaſſe am Baumſtamm.

Die Schürze vor das Geſicht gehalten ging Frau Huber nach dem Hauſe zurück. Der Mann aber ſaß noch eine Weile Zorneswolken paffend da, grimmig auf die ganze Welt, auf ſeine Frau, und ganz heimlich auch wieder auf ſich. Er ging dann verdroſſen an ſeine Arbeit und der Tag, der ſo ſchön begonnen hatte, ward ihm zur Pein. Seiner Frau vor den Augen der Nachbarn den Kranz aufs Haupt zu ſetzen, hatte er ſich geſcheut, aber ſeinen Jähzorn auszulaſſen, und die ſchöne Stunde wie das Geſchenk zu zerſchmettern, dazu hatte er kein Bedenken getragen. Aber ſo iſt die Leidenſchaft! Sie reißt mit fort und überſpringt alle Rückſicht.

Die Scherben ließen ſich nicht mehr zuſammenkitten, aber obgleich Huber in ſich überzeugt war, daß er Recht gehabt, und nur in ſeinem Zornesausbruche zu weit gegangen war, bemühte er ſich doch, das glückliche eheliche Einverſtändniß wieder herzuſtellen, und es gelang ihm. —

Wieder iſt ein Jahr vorüber, und wir ſehen das Ehepaar vor demſelben blanken Zinngeſchirr und unter demſelben Birnenbaum ſitzen, zur fröhlichen Geburtstagsfeier; aber heute liegt kein Kranz von Roſen auf dem Tiſche, ein ſchöneres lebendigeres Kennzeichen hält die beiden Eheleute verbunden. Die Frau hat ein rothwangiges Kind auf dem Arme. Der rahmbedeckte Kaffee und der Butterzopf mundete wiederum vortrefflich, und bei den erſten Zügen aus der Pfeife ſagte der Mann:

„Denkſt du noch, Mutterle, was wir vor'm Jahr für Narren geweſen ſind? Haben uns den ſchönen Tag verderben wegen des Vogels.“

„Ja," ſagte die Frau, „und du haſt mich immer zwingen wollen, ich ſoll ſagen, es ſei ein Fink und es iſt doch eine Grasmücke geweſen."

„Mutterle, was machſt du für Sachen? Wie kannſt du das noch ſagen?" rief Meiſter Huber und die Zornesader ſchwoll ihm auf der Stirne.

„Ja, ja, ich will ja ſagen, es iſt ein Fink geweſen, ja, ja, ein Fink."

„Du ſollſt's nicht blos ſagen, du ſollſt's auch glauben."

„Glauben? Ja, ja, wie du's willſt, ja."

„Nein, nicht blos weil ich's will, Du mußt's einſehen, daß du dich geirrt haſt; oder willſt du noch einmal —?"

„Nein, ich ſag: willſt Du noch einmal? Haſt du vergeſſen, wie du das Damalige bereut haſt? Zu ſo Etwas kann man einen Andern nicht zwingen, ja, man kann ſich ſelber nicht zwingen, etwas zu glauben, was man nicht glaubt."

Die Fauſt Meiſter Hubers entballte ſich und er reichte die Friedenshand ſeiner Frau über den Tiſch und ſagte: „Aber Ich kann mich zwingen, und von heute an will ich dir zu lieb annehmen, es iſt eine Grasmücke geweſen."

„Das will ich wieder nicht," ſagte die Frau. „Das wäre eben ſo wenig Recht von mir, als es von dir geweſen iſt. Du müßteſt doch im Innern denken, es iſt ein Fink geweſen."

„Ich ſage aber meiner Frau zu lieb anders."

„Das könnt' ich ja ebenſo gut wie du auch ſo machen, aber das darf nicht ſein. Es ſchadet nichts, wenn zwei über eine Sache verſchieden denken; wenn eines nur dem Andern glaubt, daß es bei ihm wahr iſt, dann wird man auch nicht verlangen, daß es anders glauben ſoll als es kann.

Es darf Keines vom Andern verlangen, daß es ihm zu lieb heucheln ſoll. Das wäre die ärgſte Sünde. Wo's drauf ankommt, Etwas zu thun, da kann man ſich zwingen; aber zu lieb glauben, kann man nicht, und Gottlob, es ſind ja nur Kleinigkeiten, über die wir nicht einerlei Meinung ſind. Es iſt nichts als ein Streit um einen Pfiff. Und es muß dir noch eine beſondere Freude ſein, daß ich dir in derlei Sachen um des Friedens willen nicht nachgebe und nicht heuchle. Das wäre ja viel leichter. Du kannſt daraus abnehmen, daß wenn ich ſage: ich bin mit dir einerlei Meinung — ich es auch gewiß und wahrhaftig bin. Dafür kannſt du ſchon den Streit um einen Pfiff dreingeben."

„Du biſt ein ehrliches Herz," ſagte Meiſter Huber, und er hatte Gelegenheit, das ſein ganzes Leben lang als Wahrheit zu erkennen, und der Streit um einen Pfiff war in den Wind geblaſen.

Das Vollkommene.

Ein kleiner Fürſt, der ſeine größte Freude an ſeinem großen Pferdeſtall, oder höflicher geſprochen, an ſeinem Marſtall hatte, ließ einſt einen vielgerühmten Pferdehändler zu ſich kommen und ſagte ihm:

„Nun ſollſt du mir etwas verſchaffen, was ich mir ſchon lange wünſche. Ein Pferd mit kleinem Kopfe, großen Naſenlöchern, großen und vorſtehenden Augen, kleinen, aufrechtſtehenden, nahegerückten und leicht beweglichen Ohren; der Hals darf nicht zu lang und nicht zu kurz ſein; ſchlank und voll im Gurt, dabei breit von Bruſt und Schulter, der Leib rund und ebenmäßig, die Lenden breit, das Rückgrat waagerecht, der Schwanz hoch angeſetzt, die Füße kegelförmig ablaufend, unten ſehr ſchlank, oben ſehr fleiſchig, der Huf rund, hoch, und an der Ferſe breit. Das Geäder an Kopf und Füßen durchſichtig; die Haare fein, glänzend, kurz und anliegend; die Größe 16 bis 17 Fauſt. Am beſten ein Rappe, wenn das nicht, ein Hellbraun mit vier weißen Füßen und einem Stern, natürlich feurig und muthig, gelenk, aufmerkſam, gelehrig und ausdauernd. Solch ein Pferd verlange ich. Ich ſtelle dir gar keinen Preis, du kannſt dafür fordern, was dir gerecht erſcheint."

„Den Preis weiß ich ſchon", erwiedert der Pferdehändler, „das Pferd koſtet auf Heller und Pfennig — fünf Thaler!"

„Fünf Thaler? Biſt du närriſch?"

„Wie geſagt, fünf Thaler, denn ſolch ein Pferd giebt es nur gemalt."

Hausruhm.

König Salomo der Weiſe ſoll der Sage nach durch einen Zauber die Stimmen aller Vögel verſtanden und unbedingte Macht über dieſe beſeſſen haben. Und ſo ſchaut König Salomo eines ſchönen Morgens aus ſeiner Burg Zion zum Fenſter hinaus und betrachtet ſich mit Behagen den Tempel, den er da gebaut hat. Da hört er einen Sperling, der mit einem andern auf der Dachfirſte ſitzt und zu dieſem ſagt: „Der König Salomo iſt ſo ſtolz darauf, dieſen mächtigen Tempel gebaut zu haben, und ich, ein kleiner Sperling, wenn ich mit meinem linken Fuß dreimal ſtark auftrete, zertrümmere ich das ganze Gebäude.“ Der Zuhörende ſchüttelt den Kopf und ſchaut ſtaunend den Mächtigen an. König Salomo aber pfeift dem Prahler und gebietet ihm, ſchnell zu ihm ans Fenſter zu fliegen. Das geſchieht auch unweigerlich und König Salomo ſpricht: „Wie kannſt du kleiner Knirps nur ſo übermüthig frech ſein und dich einer ſolchen Uebermacht berühmen?“ Drauf erwiedert der Sperling: „Nimm es nicht übel, lieber König, es iſt meine Frau, zu der ich das geſagt habe, und du weißt ja, vor ſeiner Frau gibt man ſich gern ein Anſehen.“ „Haſt Recht, flieg' ab.“ Salomo macht das Fenſter zu, und der Vogel fliegt ab, wiederum zu ſeiner Frau und erzählt ihr mit erhabenem Stolze, daß er dem König heilig verſprochen habe, nie von ſeiner Gewalt Gebrauch zu machen.

Vom Marktgang.

„Auch zu Markte geweſen?“ rief der Pfarrer vom Berge, auf dem Heimwege ſtehen bleibend, dem nachkommenden Bürgermeiſter und deſſen Frau zu, und als der Bürgermeiſter bei ihm ſtand, bot ihm der Pfarrer eine friſche Priſe aus ſeiner Buchsbaumdoſe, die er oft Stunden lang in der Hand hält.

Der Bürgermeiſter dankte und ſagte: „Ja, hab' ein Paar Ochſen kaufen wollen zum Mäſten, aber ſie ſind zu theuer, warte lieber bis auf den nächſten Markt.“

„Das iſt ſchön,“ ſagte der Pfarrer, „daß Sie mit einander heimgehen. Es hat für mich immer etwas Aergerliches, wenn der Mann ſeine Frau voraus heimſchickt, um ſich noch allein luſtig zu machen; eine Luſtbarkeit, die man nicht gemeinſam haben darf, iſt keine rechte.“

„Ja,“ ergänzte die Bürgermeiſterin, „da könnt' ich über meinen Mann nicht klagen, der blieb' um alles in der Welt nicht allein; er hätt' wol noch einen Schoppen trinken können, aber ich muß heim, beim Abendeſſen muß doch Eins von uns mit dabei ſein, und da iſt er eben mit.“

Der Bürgermeiſter ſagte ſchmunzelnd: „Wenn du mich nur loben kannſt! Aber es iſt nicht lauter Gutheit, daß du's thuſt, du weißt wohl, daß du dir den Rahm davon abſchöpfen darfſt. Es iſt einem halt nirgends wohler als daheim, und wenn's nicht wär', daß man auch einmal unter die Leute käme und ſähe, was das Sach gilt, und was Kauf und Lauf iſt, ich käme das ganze Jahr nicht über unſre Gemarkung hinaus."

„Hat die Frau Bürgermeiſterin etwas eingekauft?" fragte der Pfarrer.

„Nein, ich hätt' ſchon, aber ich habe nichts gefunden, was mir angeſtanden iſt."

„Da ſehen Sie die hoffärtige Frau," ſpottete der Bürgermeiſter. „Und in den Jahren! Iſt das erhört?"

Die Bürgermeiſterin wurde über und über roth, als ſie entgegnete: „O, dageweſen wäre ſchon was ich brauche, aber es hat mir kein Verkäufer gefallen."

„Jetzt will ſie mich auch noch eiferſüchtig machen," lachte der Bürgermeiſter und der Pfarrer fragte: „Was iſt Ihnen denn geſchehen?"

„Ja," fuhr die Bürgermeiſterin fort. „Auf dem Markte iſt mir heute die Welt ſo ſchlecht vorgekommen, daß mir das Herz im Leibe gezittert hat. Da ſind die Sechskreuzerbuden, wenn man da was kauft, weiß man doch gleich, um wie viel man angeſchmiert ſein kann; aber ich brauche nothwendig eine Sonntagsjacke, die ich da anhabe, paßt nicht mehr. Da bin ich nun von Bude zu Bude, das Zeug hätt' mir ſchon gefallen, aber wo ich ein Anbot gethan habe, hat jeder Krämer und ſeine Frau und ſein Kind und ſein Diener, Alle haben ſie geſchworen: Auf Ehr' und Seligkeit, ich kann es nicht ſo geben! Bin ich dann fortgegangen, haben ſie mir nachgerufen und haben mir's doch geben wollen, aber ich habe es nicht mehr genommen."

„Die Weiber können halt das Feilſchen nicht laſſen.

Warum haſt du was abhandeln wollen? Du biſt gewiß wieder bei den Juden geweſen; die Weiber ſind teufelmäßig drauf erpicht, bei den Juden einzukaufen, ſie meinen, ſie kriegen's da halb geſchenkt."

So höhnte der Bürgermeiſter, und ſeine Frau erwiderte: „Nein, nein, ich bin bei Juden und Chriſten geweſen, bei Katholiſchen und Evangeliſchen, und überall iſt das Gleiche, wenn auch mit andern Redensarten: Auf Ehr' und Seligkeit; Ich ſoll da Gift mit hineinrauchen; mir ſoll das Zündhölzchen auf der Seele verbrennen; ich ſoll verdammt und verloren ſein, wenn ich's um den Preis geben kann, und ſo und ſo. Mir iſt's auf einmal ganz heiß geworden, daß die Menſchen ihr Beſtes verpfänden wegen ein paar Groſchen, und ich hab' keine Jacke gewollt, worauf das verpfändet iſt; mir iſt's geweſen, wie wenn das Kleid einen geheimen Schaden, einen Schmutzfleck hätte, den Niemand ſieht, und den man doch nicht herauskriegen kann, und ich hätte mich geſchämt, mit ſo einem Kleid, an dem ſolch eine Sünde hängt, in die Kirche und zu Gottes Tiſch zu gehen. Lieber bleibe ich bei meiner alten Jacke und warte, bis ich einmal einen ehrlichen Kaufmann treffe."

„Ja," ſagte der Pfarrer, „und Gott weiß es, daß Sie in dieſem Kleide ihm mehr dienen, als in dem beſten Putze. Das, was Sie gethan haben, macht mich ganz glücklich; das iſt die echte Rechtſchaffenheit. Nicht nur wer eine Sünde thut, hat den Fehl auf ſich, nein, auch wer ſie geſchehen läßt. Ja, es iſt fürchterlich, was in einem ſolchen Marktgewühle zertreten wird! Aber das iſt die rechte Liebe zu Gott, wenn wir überall der Wahrheit gedenken, und aller Orten die Rechtſchaffenheit predigen, ſei es durch Worte, ſei es durch Thaten. Haben Sie einem der Krämer geſagt, warum Sie ſich von ihm abwendeten?“

„Ja, einem, aber nachher keinem mehr, denn ich bin ausgelacht und ausgeſchimpft worden, daß ich geglaubt habe, ich müßte in den Boden ſinken.“

„Auch das muß man ſich gefallen laſſen, verſpottet zu werden, weil den Menſchen die Tugend zu kleinlich erſcheint. Der Frohmuth, der den Menſchen erfüllt, wenn er weiß, etwas Rechtes gethan und etwas darum erlitten zu haben, iſt der gottſelige. Das Beſte wäre, wenn recht Viele ihn empfänden, ſie würden ſich deſſen nicht rühmen und brüſten, ſondern glücklich ſein und immer nach weiterem, nach höherem Glücke ſtreben.“

Man ging eine geraume Zeit ſtill neben einander her. Als man auf der Anhöhe des Dorfes anſichtig wurde, ſagte der Pfarrer wieder: „Jetzt hab' ich etwas Beſſeres, als eine Tanzweiſe, die mir ſonſt noch im Ohre klang, wenn ich vom Markte heimkehrte, und doch hat mich's wahrhaft wehmüthig gemacht, daß auf dem Jahrmarkte keine Tanzmuſik mehr ſein darf; das ganze Getreibe hat ſo etwas Todtes, Geſpenſtiges, Beengendes, und ſonſt war's, wie wenn die Leute auf den Straßen nach der Muſik in den Wirthshäuſern hin und her gingen.“

„Sie ſind der erſte Pfarrer,“ ſagte der Bürgermeiſter wieder in ſeiner neckiſchen Weiſe, „Sie ſind der Erſte, der der Tanzmuſik das Wort redet.“

„Weil ich weiß und will, daß die Menſchen ſich in Heiterkeit ihres Daſeins freuen mögen. Wegen dieſes oder jenes Unfuges, der dabei geſchehen kann, hat die Staatsgewalt mit ihren ſo unzähligen Helfern und Dienern nichts thun können, als einen Strich durchmachen, aus iſt's, verboten, bei ſo und ſo viel Strafe. Das iſt leicht, aber auch jämmerlich. Den Menſchen eine Freude nehmen, heißt ſie arm machen und verderben. Das Leben hat Kummer und Laſten genug, man braucht nicht noch das Wenige was von Heiterkeit drin iſt, mit dem Polizeiſtock todtzuſchlagen.“

„Ja, und da haben Sie Recht,“ ſagte die Bürgermeiſterin, „Sehen Sie, dort hinter dem Berge im Wolfseck, dort liegt das Hofgut meines Vaters, und noch jetzt lacht mir das Herz im Leibe, wenn ich daran denke, mit welcher Heiterkeit ich zum Jahrmarkte gegangen und heimgekehrt bin. Draußen auf dem Hofe iſt es das ganze Jahr ſo einödig und ſtill, man ſieht keinen Menſchen und hat keinerlei Gelegenheit zur Luſtbarkeit, wenn man auch mit ſich zufrieden iſt; da war der Jahrmarkt ein wahrer Jubeltag, und wenn man heim und ſchon lange im Bett gelegen iſt, hat man noch immer die Tanzmuſik im Ohr gehabt, und die neuen Ländler andern Tags einander vorgeſungen und Eins hat dem Andern im Wiederfinden der Weiſe ausgeholfen, bis man ſie endlich ganz beiſammen gehabt hat.“

„Und das Beſte vergißt du!“ lachte der Bürgermeiſter wieder. „Auf dem Tanz am Jahrmarkt haben wir uns kennen gelernt. Weißt noch den Ländler, den wir zuerſt mit einander getanzt haben? „„Kraut im Häfele, Supp' im Kächele.““ Weißt? das geht drauf. Freilich, damals bin ich noch ein Burſche geweſen, der eine Gerte in der Hand gefuchtelt hat und nicht wie jetzt ſich auf einen Stecken ſtützt, und da hinüber auf Wolfseck, das war für mich ein Katzenſprung. Beim Sternenſchein bergauf und bergab und gejodelt und geſungen. Ich weiß nicht, wie jetzt die jungen Leute einander kriegen; es wird noch ſo weit kommen, daß man bei Amt eine Klaſſenlotterie macht wie bei der Rekrutirung, und die das gleiche Vermögen haben und das gleiche Loos ziehen, müſſen einander heirathen. Wenn die Welt ſo fortgeht, ſtirbt alle Luſtbarkeit aus, und die Welt nach und nach ſelber.“

„Der alte Gott lebt noch,“ ſagte der Pfarrer. „Das Menſchenherz iſt unverwüſtlich, ſie können darauf herumtrampeln und kritzeln mit ihren Polizeiſtecken und Kanzleifedern, ſie können's doch nicht tödten.“

Man trennte ſich am Pfarrhauſe und obgleich Keines der Drei Etwas eingekauft hatte, war es einem Jeden doch noch den ganzen Abend, als ob es ein beſonderes unnennbares Marktgeſchenk bekommen habe, und als es Nacht geworden war, und der Pfarrer am offenen Fenſter hinauf ſah zu den Sternen und hinaus auf die ſtillen dunkeln Berge, hörte er einen alten Ländler im Hauſe des Bürgermeiſters ſingen, und er ſang unwillkürlich leiſe mit in die dunkle Nacht hinein.

Der gute Knecht.

Friſch, frei, fröhlich, fromm iſt der Mann, der dieſe Geſchichte erzählt hat. Sie verdient es aber, daß ſie noch einmal erzählt werde, ſo unſcheinbar ſie Manchem auch vorkommen mag.

Der Gutsbeſitzer Vormann hatte einen braven Knecht, und daß er ein ſolcher war, erfuhr er durch eine kleine Thatſache, an die ſich ſpäter viele andere anreihten.

Der Knecht hatte nichts davon gewußt, daß ein Auge ihn ſah, als er ſich brav benahm, und das ſind die beſten Thaten, die ſo geſchehen; ſie werden nur ſelten äußerlich belohnt, aber ſie haben doch einen guten Zahlmeiſter, der immer baare Münze hat, und das iſt der Herr Geheime Kabinetsrath im Herzen, und wer den bei ſich richtig angeſtellt weiß, dem kann es einerlei ſein, wie er ſelbſt und wie andere in der Welt betitelt werden.

Es war ein heißer Mittag, als der Knecht Konrad mit ſeinen Pferden vom Ackern heimgekommen war. Die beiden Pferde wurden gefüttert und abgeſchirrt, denn jeder wer es wiſſen will, weiß, daß auch ein Thier nicht zur rechten Ruhe kommt, ſo lange es das Geſchirr auf dem Leibe hat; aber Manche wollen es nicht wiſſen, um ſich die Mühe erſparen zu können, ab- und aufzuſchirren. Das that aber Vormann's Konrad nicht, und es kann wohl ſein, daß ihm darum ſelber auch das Eſſen drinnen am Geſindetiſch um ſo beſſer ſchmeckte.

Der Streit iſt noch unentſchieden, welche Pfeife am beſten ſchmeckt, ob die nach der Morgenſuppe, die nach dem Mittageſſen oder die am Feierabend. Unſer Konrad liebte ſie alle gleich, und er gehörte noch nicht zu den Cigarrenrauchern, er ließ ſich's nicht verdrießen, ſeine Pfeife zu reinigen und darauf Acht zu geben, damit er Genuß davon habe, während man die Cigarren nur anzündet, raucht und dann den Reſt wegwirft.

Es war ein eigenes Behagen, mit dem ſich Konrad nach dem Mittageſſen auf den Stein an der Stallthüre ſetzte, mit einem geſunden Strohhalme ſeinem Pfeifenrohr Luft machte, den Waſſerſack ebenfalls ſäuberte, während er einſtweilen den runden Pfeifenkopf auf das Sims des kleinen Stallfenſterchens gelegt hatte. Als er jetzt nach dem Pfeifenkopfe griff, rollte er hinunter und ganz unverſehrt hinein in den Stall, auf einen Strohbüſchel. Schon wollte Konrad herabſteigen und durch die Thüre in den Stall gehen, um den Pfeifenkopf zu holen, aber plötzlich hielt er wieder inne, er ſah, daß ſich die Pferde niedergelegt hatten und er wußte, daß ſie alsbald aus ihrer ſo nöthigen Ruhe aufſpringen würden, wenn er in den Stall träte; er ſetzte ſich daher wieder ruhig nieder und hielt das Rohr mit dem Waſſerſacke rauchlos im Munde.

Der Landwirth Bermann, der das alles aus ſeinem Fenſter mit angeſehen hatte, trat jetzt auf Konrad zu und fragte ihn: „Warum rauchſt du nicht? Haſt du deine Pfeife zerbrochen?"

„Nein, ſie iſt nur da hinab gerutſcht, aber ich will die Gäule nicht aufwecken, will lieber warten, bis es wieder in's Feld geht."

„Du biſt ein braver Knecht," ſagte Bormann, und reichte ihm die eigene ſilberbeſchlagene Pfeife aus dem Munde. „Da nimm und behalte das zum Danke dafür. Es wird dir gut gehen. Denn wer die Lebensſtunde eines Thieres ſchont, der iſt auch rechtſchaffen gegen Menſchen. Wir bleiben hoffentlich lebenslang bei einander."

Und ſo blieb es auch.

Eine Lügenſaat.

Es war im Frühling, Oſtern vorbei, noch kamen rauhe Winde gezogen und ſchüttelten und rüttelten die Bäume, weckten ſie aus ihrem Dämmerſchlafe und warfen Schloſſen hernieder um die Knospen aufzuſprengen, da war endlich ein heitrer Tag; die Lerchen in der Luft jubelten und die Kinder auf dem Boden auch, denn dieſe hatten noch Oſterferien.

In den Gärten des Städtchens Nürtingen war jetzt ein reges Leben. Man hackte den Boden um, man zog Wege, und die Kinder waren beſonders glücklich, denn ſie durften mithelfen bei der Arbeit. Der ſchönſte Garten des Städtchens war aber der Amtsgarten, d. h. der Garten des Amtmanns, der nicht weit vom Thore war; zwei große ſtolze Pappeln wie zwei mächtige Schildwachen ſtanden an deſſen Eingang. Der Amtmann ſtand eben mit der langen Pfeife und dem geſtickten ſammtnen Käppchen am Zaune und ſah hinab nach dem von den Frühlingswaſſern angeſchwellenen Neckar und dann wieder zurück in den Garten, wo die Kinder dem Amtsdiener halfen in Hacken und Schaufeln und dabei viel fröhlicher waren, als bei lateiniſchen und franzöſiſchen Büchern. Da ſah er des alten Amtmanns Adelgunde, die einzige hinterlaſſene Tochter ſeines Vorgängers, die nun ſchon bald dreißig Jahre drinnen am Marktplatze einſam wohnte, des Weges daher kommen. Sie ſchien zum Spaziergang angethan und das hatte man noch nie an ihr geſehen, namentlich um dieſe Morgenſtunde nicht, denn Adelgunde gehörte noch zur alten Zeit, da man ſich wenig aus Spazierengehen machte. Sie hielt ſich auch in ihrer Kleidung noch nach der alten Mode und hatte einen Hut wie ein Kutſchendach, ein braunſeidenes großes Umſchlagetuch mit einer verblichenen Stickerei in der Ecke; dabei hielt ſie die Hände mit den braunen baumwollenen Handſchuhen ruhig in einandergelegt. In ihrem Gange war etwas Scheues und Ehrfurchtgebietendes, dieſes letztere aber beſonders darum, weil ſie als ſtille Wohlthäterin des ganzen Städtchens bekannt war und jeden Spott über Altjungfernthum entwaffnete. Als ſie in die Nähe des Gartenzaunes kam, rief der Amtmann ſchon von ferne: „Bon jour, Mademoiselle!“ denn Adelgunde liebte die franzöſiſche Anrede. Sie neigte ſich züchtig und dankte, wobei über ihr ſtarres altergraues Geſicht ein flüchtiges Lächeln zog. Sie war eben dem Zaune ganz nahe, da rief eines von den Kindern des Amtmanns: „Papa! Papa! Ein Schatz!“

„Wahrſcheinlich ein Regenwurm.“

„Nein, eine ſilberne Kette mit zwei runden ſchönen Kapſeln.“

„Es ſind Strickrölle, wo man die Stricknadeln hinein thut,“ rief eines der Mädchen, und der Pfau, der auf der Mauer ſaß, ſchrie laut und immer lauter, daß es weit widerhallte.

Adelgunde hielt ſich an einer Latte des Gartenzauns und ein ſeltſamer Glanz drang aus ihren Augen als ſie auf die Hand des Amtmanns ſtarrte, der das Ausgegrabene, das ihm die Kinder gebracht hatten, emporhielt.

„Das iſt mein, wehe, das iſt mein, mein!“ ſchrie jetzt Adelgunde laut und mit ihr ſchrie der Pfau ſeinen grellen Ton und Adelgunde ſank leblos am Gartenzaune nieder.

Man brachte ſie in das Amtshaus und erweckte ſie bald wieder zum Leben. Ihr erſtes Wort war: „Die Strickrölle!“ Man übergab ihr dieſelben und als ſie ſolche in der Hand hielt, ſank ſie abermals zurück und ſchloß die Augen; bald aber erwachte ſie wieder und bat den Amtmann, alle Anweſenden fortzuſchicken und allein bei ihr zu bleiben, bis der Stadtpfarrer gekommen ſei, den er holen laſſen ſolle. Sie richtete ſich auf, ihre beiden Hände ſpielten mit den Strickröllen, ſie ſchien jedes Glied an den Kettchen, das beide Kapſeln verband, zu zählen.

„Wunderbar!“ ſagte ſie, „gerade drei und vierzig Glieder und gerade ſo viele Jahre ſind's, daß es geſchehen iſt.“ Sie ließ ſich zu keiner weiteren Erklärung herbei und ſagte, ſie werde alles erzählen, wenn der Stadtpfarrer gekommen ſei. Dieſer trat bald ein, und als ihn Adelgunde ſah, weinte ſie, ſchnell aber trocknete ſie wieder die Thränen und ſagte mit ihrer gewöhnlichen entſchloſſenen Art, in der jede Bitte faſt wie ein Befehl klang: „Setzen Sie ſich, Sie beide ſollen Zeugen ſein. O, hier liege ich wieder in demſelben Zimmer, in dem ich vor drei und vierzig Jahren gelegen bin als Tochter des Hauſes und ich war erſt zwölf Jahre alt und wollte mich tödten, wie ich andere getödtet, denn ich wußte, was ich gethan, ich hatte einen doppelten Mord begangen, aber ich redete mir's aus und vergaß es, und vergaß es doch nie.“

„Beruhigen Sie ſich, Sie haben nichts als einen Fiebertraum,“ ſagte der Stadtpfarrer. „Und ich werde nach dem Arzte ſchicken,“ ergänzte der Amtmann.

„Nein, nein, hören Sie mich,“ entgegnete Adelgunde, „und Sie werden nicht mehr ſagen, daß ich irre rede. Hören Sie mich an! Es war vor vielen, vielen Jahren, es war ein Tag wie heute, ich war im Garten — damals war noch eine ganze Mauer um denſelben, nicht wie jetzt ein Staketenzaun — und Valentin, der Sohn unſeres Amtsdieners, war bei mir. Er war ein wilder Bub, der mir mancherlei Schabernack geſpielt hatte, und als ihn einſt mein Vater, weil ich einen ſolchen anzeigte, jämmerlich durchprügeln ließ, da nahm ich mir vor, keine Klage mehr über ihn vorzubringen. Jetzt aber neckte er mich wieder und warf mich mit kleinen Erdſchollen, ich ging auf ihn los und in dieſem Augenblicke kam mein Vater. „Hebe dein Strickzeug auf!“ befahl er mir, „und wo ſind die ſchönen koſtbaren Strickrölle, die dir die Großmutter geſchenkt hat?“

Himmel! wo waren die? Und ich wußte doch ganz ſicher, ich hatte ſie mitgenommen in den Garten. Ich weiß nicht mehr wie es kam, plötzlich hatte ich geſagt: Der Valentin hat mir ſie weggenommen.

„Gib ſie her,“ herrſchte mein Vater.

„Ich hab ſie nicht,“ ſagte Valentin und ſtampfte mit dem Fuße auf und machte eine Fauſt gegen mich.

„Wart’, ich will dir aufſtampfen und Fauſt machen,“ rief mein Vater. „Dießmal ſollſt du mich ſelber ſpüren.“ Er griff nach ihm, aber behend wie eine Katze kletterte Valentin die Mauer hinauf und ſprang hinab auf die Straße und ſo wie jetzt, hören Sie, ſo wie jetzt, ſo grell und durchdringend, ſchrie auch damals unſer Pfau.“

Adelgunde hielt eine Weile inne, dann fuhr ſie wieder geſammelt fort:

„Der Amtsdiener war herbeigekommen, und mein Vater befahl ihm, ſeinen ungerathenen Sohn einzufangen und abzuſtrafen. Wir waren an das Gartenthor getreten und ſahen wie der Amtsdiener ſeinem Sohne nachſprang, aber dieſer rannte immer weiter bis hinab an den Neckar, der ſo hoch von den Frühlingswäſſern war wie noch nie, und wir ſahen, wie ſich Valentin nochmals umwendete und etwas gegen ſeinen Vater rief, aber dieſer drohte ihm mit der aufgehobenen Hand. Mit einem kecken Satze ſprang Valentin in den Strom. Der Amtsdiener war niedergefallen, aber jetzt erhob er ſich: „Mein Kind, mein Kind!“ rief er. Wir waren ihm nachgeeilt. Am Ufer ſchwamm die Mütze Valentins und jetzt zeigte ſich ſein Kopf und jetzt ein Arm in der Mitte des Waſſers, und jetzt ſah man nichts mehr. Da ſprang der Amtsdiener mit einem lauten: „Vater im Himmel hilf!“ ihm nach. Wir ſahen ihn eine Weile mit den Wellen kämpfen und dann verſchwinden. Ich wurde heimgebracht, aber mein Vater ſtieg bald zu Roß und eilte davon und viele aus der Stadt folgten ihm nach. Es wurde Abend und Niemand kam. Die ganze Nacht blieb meine Mutter wach, ich ſelber ſchlummerte nur immer kurz ein und wachte immer wieder auf; aber wie kann ein Kinderſinn die Sünde und ihre Folgen faſſen? Ich wußte nicht mehr, war es wirklich, oder hatte ich's nur geſagt, daß mir Valentin die Strickrölle weggenommen; dieſe waren allerdings verſchwunden und ich konnte nicht ſagen, wohin ſie gekommen waren. Oft war ich traurig, tief, ſchwer, und wollte mich auch tödten und in den Neckar ſpringen; aber wenige Tage nachdem man die Leichen von Vater und Sohn in unſere Stadt zurückgebracht hatte, nahm mich meine Tante mit in die Hauptſtadt in die franzöſiſche Erziehungsanſtalt. Eine ſtille Schwermuth verließ mich lange nicht und erwachte aufs Neue, als ich nach zwei Jahren wieder in das Elternhaus zurückgekehrt war. Und doch, war ich nicht vielleicht unſchuldig? Hatte mir Valentin nicht in der That die Strickrölle entriſſen? Hatte ich nicht die Wahrheit geſagt, und was konnte ich für die Folgen? Es gibt Dinge, die nachmals durch andere Ereigniſſe, die darauf geſchüttet werden, wie zugedeckt ſind, und man kann nicht mehr ſagen, was wirklich wahr und was nicht! es bleibt nichts als eine Vorſtellung, die man ſich ſelber gemacht und es gibt nichts und niemand, der einen anders überzeugen kann. Aber nun, hier ſehen Sie, hier iſt ein Zeugniß, hier iſt es, es legt ſich wie eine Schlange um meine Hand, hier, hier, das erwürgt mich. An dem Kettchen hängen zwei Menſchenleben, und ich, ich habe ſie getödtet und meine Schuld iſt offenbar vor mir, vor euch, wie ſie es vor Gott ſchon längſt geweſen iſt. Aber es iſt gut, daß es ſo geworden, ich ſoll nicht in Täuſchung und Beſchönigung dahingehen, ich ſoll mir nichts mehr verlügen können, wie ich einſt gelogen, ich ſoll büßen und ich büße. Ich kann nichts mehr erſetzen, aber mein Bischen Habe, die ich beſitze, ſoll an die Anverwandten des Amtsdieners vertheilt werden; Sie müſſen ſeinen Namen noch finden, und dieſes hier, ich bitte, legt es in meine Hand, wenn ſie todt iſt. Die Lügenſaat iſt aufgegangen, begrabt ſie mit mir."

Wenige Wochen darauf wurde Adelgunde aus demſelben Zimmer, in dem ſie als Kind einſt zuerſt ihre Schuld erkannt und ſich wieder ausgeredet hatte, hinausgetragen auf den Kirchhof und die Strickrölle wurden in der Hand der Leiche mit ihr begraben.

In einem hatte ſich die Reuige doch geirrt: an dem Kettchen waren nicht drei und vierzig, ſondern vier und dreißig Ringchen, ihr vorwurfsvoller Sinn oder was ſonſt mochte ihr dieſe Zahl dafür vorgeſpiegelt haben.

Der letzte Thorwart von Offenburg.

Die ihn gekannt haben, haben oft mit ihm gelacht, und die ihn nicht gekannt haben — ja da zeigt ſich was Sterben iſt; vom großen Stadtthore, das abgebrochen iſt, kann man durch Abbildung eine Vorſtellung geben, aber von einem Menſchen kann man das nicht. Man ſagt von einem ſprechend ähnlichen Porträt; aber was ſpricht es? Der Menſch iſt nicht feſtgeſtanden wie ein Haus, das war ein Weſen das ſich bewegt hat, bald ſo bald ſo dreingeſchaut, bald gelacht und bald geflucht, denn geflucht hat der alte Thorwart regelmäßig bei allem was ihm Zuwideres begegnete, und bei ſo einem alten Soldaten ſpringen Haubitzen, Granaten und Kartätſchen in ſeinen Flüchen, daß es knattert und praſſelt. Weinen hat den Thorwart kein ſterbliches Auge geſehen und er ließ ſichs gefallen, daß man ihm nachſagte: ihm fehle dieſer Vorzug des Menſchen vor dem Thiere.

Könnt Ihr Euch denken, wie der Thurm dort auf dem Staufenberg einmal neu war, friſch von Kelle und Hammer weg? Man iſt gewohnt, daß er grau und verwittert daſteht, und ſo war's auch mit dem Schlüſſelbart. Er war allezeit alt, man konnte ihn gar nicht anders denken. Es iſt nämlich zu merken, daß der Thorwart den Unnamen „Schlüſſelbart“ hatte. Sein Geſchlechtsname hieß „Bart“ und weil er einſt geſagt, daß er der Schlüſſel der Stadt ſei, hieß er davon der Schlüſſelbart.

Es iſt ein eigen Ding um ſolchen Unnamen. Tauſende von Menſchen mühen ſich ab und ſterben gar darum, Saaten werden zerſtampft, Städte verbrannt und ganze Länder verwüſtet, um zu einem Namen das Beiwort: „der Große“ u. ſ. w. hinzuzufügen; da hat man's weit leichter, ſich einen Unnamen zu machen; es braucht nichts als einmal eine ungeſchickte Redensart und dergleichen, und fertig iſt er.

Zu den ſeltſamſten Lebenslagen gehört aber, wenn die Welt von Einem etwas weiß, nur der, den's betrifft, weiß nichts davon; es iſt, wie wenn Einem etwas hinten in den Rockkragen geſteckt wäre. Jeder der vorüberging, lachte den Thorwart an, er konnte ſagen was er wollte, man lachte halb dazu, bis er endlich erfuhr, daß er Schlüſſelbart heiße. Unſer Thorwart wußte nicht was er machen ſollte. Wehrte er ſich dagegen, ſo blieb der Spottname gewiß haften, wehrte er ſich nicht, ſo blieb er auch. Was that alſo unſer Thorwart? Das Wohlfeilſte; er that nämlich nichts, und verachtete nur im Stillen die Menſchen und dabei dünkte er ſich groß, denn das ſoll ja eine Größe ſein, die Menſchen verachten zu können; da kann man ſich einbilden was man will, ſich für groß und erhaben halten, und wer etwas dagegen ſagen will, iſt eben verächtlich.

Unſer Thorwart war aber bei ſeiner Menſchenverachtung wohlauf. In England ſoll's bald keine Füchſe mehr geben, die rothjackigen Jäger haben ſie weggeſchoſſen. Auerochſen hält ſich nur noch der Czar von Rußland, auch Menſchenraſſen ſterben aus, und wie lange wird es dauern und es giebt keinen Thorwart mehr. Wir Alten aber, die wir ſie noch gekannt, müſſen den Jungen ſagen, wie ein ſolcher in vergangenen Zeiten ausgeſehen hat.

Der alte Thorwart war der erſte und letzte im Städtchen, es kommt nur drauf an, wie man's nimmt oder von wo man herkommt. Der Thorwart war wie das graue Stadtthor, er kam auch nie vom Fleck und drehte ſich nur um ſeine Angel. Eine lange Pfeife und der Thorwart gehören nothwendig zuſammen. Dazu ein kleines Häuschen, an der Vorderſeite mit wilden Reben überſponnen, daneben ein wohlgepflegtes Gärtchen mit hellgelben Sandwegen und Buchsbaumeinfaſſungen. Da war Alles vollgeſteckt mit friſchen Blumen und Pflanzen, als ob Blumen und Bäume hier beim Eingange in den finſtern Thorthurm noch recht innig Abſchied nehmen wollten vom freien Felde da draußen. In das Gärtchen iſt nie ein Kinderfuß gekommen, denn der Thorwart liebte die Kinder nicht, oder vielleicht haben wir's uns damals nur eingeredet, weil er allezeit ſo grimmig dreinſah, als wäre er der Wachthund der ganzen Stadt. Aus dieſem Gärtchen trieb er indeß allerlei Pflanzen- und Saamenhandel bis weit über den Oberamtsbezirk hinaus, und wer bei ihm wohl dran ſein wollte, durfte nur ſeine Blumen, ſeine Vögel und ſeine Hunde loben. Wachteln, Schwarzamſeln und Droſſeln hatte er in verſchiedenen Käfigen und ſogar ein Eichhörnchen in einer Trille.

Unſer Schlüſſelbart hat oft geſagt, er ſelber ſei wie ein Vogel und ſein Käfig hange auch im Freien, und an Nahrung gebrach es ihm nie, und zwar erwuchs ihm dieſe beſonders aus den Steinen, denn er war Pflaſtergeldeinnehmer. Dabei trieb er mit beſonderer Vorliebe eine eigene Art von Thierzucht. Er hatte ſich eine Hündin von Ulmer Raſſe angeſchafft, nicht nur, weil eine Hündin, wie er ſagte, nie mit einpaſſirenden fremden Hunden Händel bekommt, ſondern er verſorgte auch damit Dorf und Stadt, und das Geſchlecht, das aus ſeinem Hauſe ausging, hatte das Wächteramt auf Bauerhöfen und das Treibergeſchäft bei Metzgern — und er that ſich viel darauf zu Gute. Ja, wenn der Schulmeiſter von Zell zur Conferenz in die Stadt ging, ſagte er ihm oftmals, er ſei auch ein Lehrer, er ziehe die nützlichſten Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft heran und der Verſtand eines ſeiner Hunde ſei oft größer als der ihrer Herren. Ueberhaupt liebte es der Schlüſſelbart, Bekannte eine Weile bei ſich aufzuhalten, ehe ſie durch das dunkle mächtige Thor, das zugleich Stadtgefängniß war, einpaſſirten. Er unterhielt ſich aber nur mit Bekannten; Fremde, die in Kutſchen ankamen und zu einem Thore hinein und zum andern hinausfuhren, waren ihm höchſt gleichgültig. Jede Nacht Schlag Halb Eins hatte aber auch Schlüſſelbart ſeinen gemeſſenen Aerger. Vom Kinzigthale herauf tönte ein Poſthorn; der Eilwagen kam, das Thor mußte geöffnet und hinter ihm geſchloſſen werden. Unſer Thorwart hörte aber weniger die fröhlichen Klänge des Poſthorns, als das vermaledeite Bellen des kleinen weißen Kläffers, des Poſtſpitz, auf der Decke des Eilwagens. Der Schaffner hatte dieſem Hunde nicht mit Unrecht den Namen Zänkerle gegeben; beſonders Schlüſſelbart zankte ſtets mit ihm, aber der Spitz blieb ihm keine Antwort ſchuldig, und wenn der Poſtillon blies, kläffte Zänkerle immer unaufhaltſamer und ſein böſes Beiſpiel weckte die ganze Zucht

Schlüſſelbarts und die gleichgeſtimmten Seelen aller Hunde im Städtchen; aus allen Höfen antworteten Zurufe in den verſchiedenſten Tonarten und der boshafte Zänkerle ſtand auf dem Hinterdeck des Eilwagens und bellte unaufhörlich gegen die Stadt. — An Markttagen war Schlüſſelbart beſonders aufgeräumt. Wenn er die Körbe der Marktweiber unterſuchte, damit nichts Zollbares eingeſchleift werde, hatte er allerlei Spaß; dafür war er aber auch mit allem Möglichen verſehen, denn man ſtellte bei ihm ab, man gab ihm Aufträge an Ankommende und Abgehende, aber ſehr hüten mußte man ſich, ihm etwas zweimal zu ſagen, da konnte er grimmig werden, daß man ſeinem Gedächtniß nicht traue. Er beobachtete den Lebenslauf Vieler die aus- und eingingen und konnte Tagelang erzählen vom Steigen und Fallen der Menſchen; beſonders von Prozeßbauern konnte er viel berichten und wußte Manchen bei Namen zu nennen, der im Anfange mit Roß und Wagen angekommen war, bis ein Stück nach dem andern in die Akten eingenäht wurde und man ihm endlich alle Eiſen abriß, wie einem Gaul der zum Abdecker kommt. „Es gibt überhaupt nichts Neues,“ ſagte er ſtets mit dem weiſen König Salomo, „und ich weiß ſchon Alles,“ ſetzte er aus eigener Machtvollkommenheit hinzu.

Seit vielen Jahren hatte der Schlüſſelbart eine Nachbarin, mit der er aber beharrlich kaum einen Gruß wechſelte. An der innern rechten Seite des Thores, ſaß in einem halb ausgeſchnittenen Faſſe eine Obſtfrau Jahr aus Jahr ein und hatte die zeitläufigen Früchte vor ſich und dabei einiges altbackene Zuckerwerk und in neuerer Zeit auch Zündhölzchen. Man hätte nun glauben ſollen, daß der Schlüſſelbart in der vielen müßigen Zeit die er hatte, ſich mit dieſer Nachbarin unterhielt, er aber that beſtändig als ob ſie nicht da wäre und das nicht aus Bosheit, ſondern aus Bequemlichkeit, denn er ſagte eines Tages zu einem Vertrauten: „wenn ich mich mit ihr einlaſſe, weiß ich ſchon wie es geht. Da heißt es bald: ich muß da und dort hin, Nachbar Thorwart gebt mir ein bischen auf meinen Kram acht, und das will ich nicht und darum kennen wir einander nicht.“

Nur wenn die Obſtfrau die erſten Kirſchen gezählt auf Stäbchen anknüpfte, nickte er ihr zu als wenn er ſagen wollte: giebts ſchon wieder Kirſchen? Sonſt aber lebten die Beiden nebeneinander als wenn ſie hundert Meilen Wegs von einander entfernt wären.

Am unliebſamſten aber war Schlüſſelbart gegen die Handwerksburſchen, die ſchnauzte er gerne an, und es konnte wohl ſein, daß es daher kam, weil er feſtgenagelt war und nicht mehr auch wandern konnte; denn es ging die Sage, daß er einſt ſelber ein Handwerk betrieben habe: die Schuſterei. Er wollte das aber nie gelten laſſen, denn ſeit er bei Leipzig mitgeholfen hatte, dem Bonaparte Füße zu machen, ruhte er aus von aller Arbeit und genoß den Lohn ſeiner Thaten in ſtiller Beſchaulichkeit. Die kupferne Denkmünze auf ſeiner linken Bruſt erinnerte an ſeine Thaten, er aber hatte noch ganz andere Erinnerungsfeſte; er hatte ſeine beſonderen Schlachttage, die er im Stillen feierte, und wenn er die Ankommenden anlachte, konnte man ſicher ſein, daß er heute einen ſeiner Schlachttage mit einem guten Trunk Durbacher gefeiert hatte. — Er liebte den Sonntag weit weniger als den Samſtag, denn an dieſem war Fruchtmarkt, und wenn die ſchwerbeladenen Wagen daherknarrten, hänſelte und lachte er oft die Bauern aus, beſonders wenn das Korn recht billig war; war es aber hoch im Preiſe und die Verkäufer zechten in der Stadt und er mußte noch tief in der Nacht oft und oft das Thor aufmachen, da konnte man ſicher ſein, daß man unter dem gewölbten Thore lange knallen mußte, bis er endlich rief: „Ja, ja komm' ſchon!“

Oft Monate lang kam er nicht aus den Kleidern, und er behauptete, das halte den Menſchen geſund; die Thiere behielten ja auch ihre Kleider an, und darum ſeien ſie auch viel weniger krank. Frühling und Sommerszeit waren ihm angenehm, denn da ſaß er im Freien und ließ ſich von der Sonne braten und rauchte dabei und ließ ſich von ſeiner Wachtel, ſeiner Schwarzamſel und ſeiner Droſſel was verſingen; wenn aber draußen der Sturm den Regen jagte, und Schnee und Hagel niederfielen, da wars ihm eigentlich noch wohler, da ſaß er in ſeinem wohldurchwärmten Stübchen, während draußen der Wind dem Fuhrmann den Mantel vom Leibe reißen wollte, ſtreckte ſeine verlängerte Hand, den langen Stock mit dem Lederbeutel dran, zum Schiebfenſter hinaus und dachte bei ſich: „jagt ihr in der Welt herum, ich ſitze im Trockenen.“ Sehr ärgerlich war er, daß man den Kirchhof vor die Stadt hinaus verlegte, er wollte nie gern an den Tod erinnert ſein. Aber von dieſer Zeit an kam eine Verdrießlichkeit nach der andern. Das große thurmähnliche Stadtthor wurde abgebrochen und die große ſteinerne Fratze, juſt über der Thorwölbung, die gegen alle Ankommenden die Zunge herausſtreckte und ſo griesgrämlich dreinſah, ähnlich wie der Thorwart, wurde beim Abbruch zerſchlagen.

Seit dem Verſchwinden des Thurmes war es unſerm Thorwart nun immer, als ob man ihm die Augenbrauen abgeſchoren hätte; er blinzelte nur noch ärgerlich und behauptete, im Sommer könne er es vor ſchattenloſer Hitze und im Winter vor Sturmwehen gar nicht mehr aushalten; dabei ſpöttelte er über die Stadtbewohner, die er beim Aus- und Eingang ſtellte und ſagte zu ihnen: ſie hätten die alte Reichsſtadt zum Dorfe gemacht, denn was ſei eine Stadt anders als ein Dorf, wenn ſie kein Thor mehr habe? Man werde bald ſehen, es gäbe gar keinen Zuſammenhalt mehr, jetzt werde man hinausbauen und die ganze Stadt wäre nichts als eine aufgeſprungene Wurſt, während früher das Thor der Bindfaden geweſen war, der ſie zuſammenhielt. Aber es kam noch ſchlimmer. Die Eiſenbahn wurde abgeſteckt, unſer Schlüſſelbart lachte über das einfältige Zeug, das die Leute ſich einredeten. Der Bau ging trotzdem immer weiter, und als endlich die erſte Locomotive heranbrauste und die ganze Stadt hinauslief, um das neue Wunder zu ſehen, da verlachte und verfluchte der alte Thorwart die ganze Welt. Und jetzt kam das Unerwartete. Unſer Schlüſſelbart wurde zur Ruhe geſetzt, denn Pflaſtergeld und Stadtzoll wurden abgeſchafft. Jeder Wagen, der vorüber fuhr, ging ihm durch die Seele; er dankte niemand mehr, der ihn grüßte, er wollte keinen Gruß wo er nichts mehr zu befehlen hatte. Das abgeſetzte Thorwarthaus wurde von der Stadt anderweit vermiethet und auf ſeine letzten Tage mußte unſer Schlüſſelbart gar noch ausziehen. Er blieb aber nicht lange in der neuen Wohnung. Noch in ſeinen letzten Tagen ſcherzte er oft: er wolle doch ſehen, ob der älteſte Thorwart, der heilige Petrus am Himmelsthor, noch bei ſeinem Amte gelaſſen ſei, oder ob auch dort Alles ungefragt ein- und ausſpaziere.

Das war der alte Thorwart, und ſo wenig es mehr abgeſchloſſene Zünfte und Stände geben wird — was Manche wiederum wünſchen — ſo wenig wird man mehr Thurmthore an den Eingang der Städte bauen können. Die zuſammengeſtellten Wohnungen der Menſchen haben jetzt freie Aus- und Eingänge ins Weite, und der alte Schlüſſelbart, der ſie wieder in ein Thor einſchließe, iſt — abgebrochen.

Abgeriſſenes vom Communismus.

In einer großen Verſammlung, wo viel von Garantie der Arbeit, von Veränderung des Beſitzſtandes und zuletzt gar von gleicher Vertheilung der Güter oder ſogenannter Gütergemeinſchaft die Rede war, ſagte ein Mann, indem er mit einem Stocke auf die Rednerbühne trat: „Hier mit dieſem Stocke kann ich Euch einen ſchlagenden Beweis von der Zweckmäßigkeit und leichten Durchführbarkeit in der Veränderung des Beſitzesſtandes geben. Seht den Stock, es iſt ein echtes ſpaniſches Rohr, und hier oben ein goldglänzender Hundekopf als Griff. Ich will aber Euch nur ehrlich ſagen, dieſes Maul ſpricht auch: es iſt nicht alles Gold was glänzt. Denn dieſer Kopf iſt nicht von Gold, ſondern von Bronce. Ich gehe alſo mit meinem Stocke geſtern an der ſogenannten Kornecke am Marktplatze vorbei, da ruft mir ein ſtaatsweiſer Eckenſteher zu: „Wart' nur, jetzt kommt die Zeit, wo man dir deinen Stock mit dem Goldknopf wegnimmt.“ Ich muß ehrlich bekennen, mich hat dieſer Brudergruß eben nicht erbaut, ſondern, offen geſtanden, erſchreckt, nicht weil ich mir eben viel aus dem Stocke mache, obgleich er ein werthes Andenken eines Freundes iſt, ich würde ihn gern auf den Altar des Vaterlandes niederlegen, wenn gewiſſe andere Dinge auch dazu kämen. Warum mich aber der Zuruf erſchreckte? Weil es mir wehe that, dieſen Menſchen durch die Lehren der Verführten und der Verführer zu ſolchem wenn auch vielleicht nur ſcherzhaft gemeintem Zurufe verleitet zu ſehen. Ich will die Anmuthung einſtweilen für Ernſt nehmen und ſage alſo: Gut, edler Bruder Eckenſteher, hier haſt du meinen Stock. Was willſt du nun damit machen? Du kannſt ihn nicht eſſen und nicht trinken, dich nicht damit bekleiden, nicht darauf wohnen; du mußt ihn alſo zu Geld machen, um Speiſe und Trank, Kleidung oder dergleichen dafür zu bekommen. Du gehſt damit alſo zum Nachbar Hans oder Peter, er ſoll dir den Stock abkaufen. Was ſoll der Nachbar Hans oder Peter mit dem Stocke machen? Er wird ihn nur kaufen, wenn er damit ſpazieren gehen darf. Darf er das nicht, weil es ein ariſtokratiſcher Luxus iſt, ſo wird er dich edlen Staatsweiſen damit fortſchicken; darf er es aber, ſo hat mein Stock nur den Beſitzer gewechſelt, es giebt alſo wieder einen Menſchen, der mit einem ſcheinbar goldknaufigen Stocke ſpazieren geht und wieder einen, der an der Ecke ſteht und der ihn wieder nimmt und wieder verkauft, wenn ſich noch einmal jemand dazu findet.“

Es war dem Redner nicht verſtattet, die Anwendung ſeiner Geſchichte auszuſprechen, iſt aber auch nicht nöthig; es kann ſie Jeder ſelber machen.

Ein geringer Mann oder die Bürgſchaft.

Der Schreiner Krug hat in der Stadt gearbeitet und machte ſich in ſeinem Heimathsdorfe anſäßig; ſowohl er als ſeine arbeitſame Frau hatten kein Vermögen, aber Arbeitſamkeit iſt das eigentliche Vermögen in der urſprünglichen Bedeutung des Worts und das iſt zugleich das beſte, die höchſten Zinſen tragende Capital. Dennoch iſt es jedermann bekannt, wie ſchwer es ſich thun läßt, auf dem Dorfe von einem Handwerk allein ohne eine kleine Feldwirthſchaft zu leben. In neuerer Zeit ändert ſich das; zumal bei der Aufhebung der Zünfte und vor allem in den Dörfern, die der Eiſenbahn nahe ſind, denn dadurch wird es möglich, die Erzeugniſſe der Arbeit raſch und ungehindert in die größeren Verbrauchsorte zu bringen. Unſer Schreiner Krug lebte zwar in einer entfernten Waldgegend, dennoch gelang es ihm, ſich bald aufzuſchwingen und in der Nacht, wenn Andere ſich zur Ruhe begaben, hörte man in ſeiner Werkſtätte noch ſägen, hobeln und hämmern. Dabei war er ſparſam, und der Hut, den er wachstuchüberzogen durch vielerlei Länder getragen hatte, ward noch mehr als zwanzig Jahre zum Kirchgange aufgeſetzt; er war nicht mehr nach der neueſten Mode, weder in der Form noch in der fuchſigen Farbe, aber der Kopf darunter war allzeit friſch und wohlgemuth. Ein kleiner Acker und eine gute

Wieſe, ſowie eine Kuh im Stall, waren aus den Brettern herausgeſägt worden. So lebte Meiſter Krug viele Jahre.

Nun aber fügte es ſich, daß die älteſte Tochter einen Sägmüller in der Nähe heirathete. Unſer Meiſter ließ ſich dazu verleiten, ſein bischen Habe zu verkaufen und mit dem Sägmüller gemeinſam ein Waſſerwerk zu kaufen und dazu noch namhaftes Geld aufzunehmen. Er verſtand den Bretterhandel wohl und wollte daneben auch noch ſein Handwerk treiben; bald aber wurde durch eine neuerrichtete große Schneidemühle unheilbarer Nachtheil bereitet und nach wenigen Jahren wurde alles verkauft. Die jungen Leute behielten noch ſo viel, daß ſie mit Noth übers Meer auswandern konnten, und unſer Meiſter Krug kehrte nochmals in das Dorf zurück. Ein treuer Genoſſe aus der Wanderzeit, der Schuhmacher Grundler, nahm ihn bei ſich auf. Meiſter Krug wollte nun nochmals unverdroſſen die erſte Arbeit ſeines Lebens beginnen und von unten auf ſich etwas erwerben, aber bald ſah er, daß er jetzt weniger als nichts hatte, denn es gibt ein Etwas in der Welt, das unſchätzbar iſt und ſich mit keiner Zahl nennen läßt, es heißt: Credit! Nicht die ungleichmäßige Vertheilung des Beſitzes iſt das Uebel in der Welt, ſondern daß nur dem, der etwas beſitzt, auch fremdes Gut anvertraut wird. Es iſt daher wohlgethan, daß in unſern Tagen ein Hauptaugenmerk darauf gerichtet iſt, Hülfskaſſen für Gemeinden und Bezirke, überhaupt Vorſchußbanken zu errichten, die die Arbeitskraft als Capital betrachten und ſie nöthigenfalls mit den entſprechenden Mitteln ausrüſten. Unſer Meiſter Krug klopfte an verſchiedenen Thüren an, ja ſogar bei Wucherern, aber man willfahrte ihm nirgends. Er lief von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, und wiederum nach der Stadt, immer meinte er, er müßte die Thüre finden, durch die er aus ſeinem Elende herauskomme, aber ſie that ſich nicht auf; es war eine unſägliche Verzweiflung, mit der Krug hin und herwanderte, und er fragte ſich oft: Warum gehſt du wieder heim? Warum wanderſt du nicht hinaus in die weite Welt, um fern und ungeſehen zu ſterben? Im Wald ausſchauend ſagte er oft vor ſich hin: „Nur ein paar, nur einen von den Bäumen und ich wäre gerettet!“ Ja er legte ſich mehrmals im ſtillen Wald nieder und hoffte, daß der Tod kommen und ihn erlöſen würde; aber immer wieder machte er ſich auf und kehrte heim zu ſeiner Frau, die wohl als Taglöhnerin arbeitete, aber doch nicht ſo viel errang, daß ſie beide hätten davon leben können, zumal da durch das Hin- und Herrennen und Suchen des Meiſters immer baar Geld drauf ging, wenn auch nur ein paar Kreuzer.

Die Noth ſtieg, wie man ſagt, bis an den Hals oder vielmehr noch höher hinauf. Es gab keinen Taglohn mehr und der gute Kamerad Grundler half endlich damit aus, daß er ſich bei einem reichen Bauern, von dem Krug ein Malter Korn auf Borg kaufte, für die Bezahlung verbürgte. Nun war doch mindeſtens wieder Brod im Hauſe. Unſer Meiſter nahm ſich den erſten Laib davon mit, das andere überließ er ſeiner Frau, und jetzt zog der vierundſechszigjährige Mann wieder wie ein junger Wanderburſche hinaus in die Fremde, um als Handwerksgeſelle Arbeit zu finden. Es gelang ihm bereits am dritten Tage, und er arbeitete friſch drauf los; aber ſei es, daß er nicht mehr in einer großen Werkſtätte arbeiten konnte und ſich zu ſehr anſtrengte, oder daß den alten Mann das Heimweh und die Entbehrung der treuen Fürſorge ſeines Weibes ſo ſehr plagte, oder ob er überhaupt die veränderte Lebensweiſe nicht mehr ertrug, genug, noch nicht zwei Monate waren um, als Meiſter Krug ins Spital gebracht wurde, und hier genas er zuſehends raſch, denn ſeine Frau war gekommen, ihn zu pflegen; und als er wiederum gut marſchiren konnte, that es die Frau nicht anders, er mußte mit ihr heim. Unterwegs war Krug äußerſt munter und er ſagte oft: ſo habe er ſich's vor Zeiten gewünſcht, da er noch als fröhlicher Wanderburſche durch die Welt zog. Oft und oft habe er ſich ſein zukünftiges Weibchen herbeigewünſcht, daß ſie mit ihm wandere.

Daheim angekommen ſtand Krug wieder im alten Elend und was ihn am meiſten plagte, war: daß er nicht einmal ſo viel erübrigt hatte, um dem treuen Grundler ſeine Bürgſchaft abzulöſen. Wieder trat er ſeine alten Wanderungen an, aber einſt auf dem Heimwege übermannte ihn das Elend. Bei einer Buche mit niederhängenden Aeſten knüpfte er ſein Halstuch los und machte eine Schlinge um den Aſt: „Mach' ein End," ſagte er vor ſich hin und ſtampfte auf die Erde, in der er ſich ein Grab erzwingen wollte. Aber plötzlich hielt er wieder inne und ſagte faſt laut vor ſich hin: „Ja, ja, aber der Grundler, der ſich für dich verbürgt hat, der treue Menſch, wird um ſein Geld betrogen! Kannſt du als Betrüger aus der Welt gehen? Darfſt du den guten Glauben deines Kameraden hintergehen? Nein, nein, der Grundler muß ſein Geld haben, und wenn ich's ſtehlen muß." So ſprach er faſt laut und ſchaute dann ſtill vor ſich nieder, indem er dachte, daß Jemand noch mehr als Geld für ihn verbürgt hatte. Jahrzehnte lang hatte ihm ſeine Frau Liebe gewidmet und durfte er ihr damit vergelten, daß er ihr das Leid anthue? Und weiter gedachte er aller der Menſchen, die ihm je Gutes gethan und er rief laut aus: „Es iſt ja fürchterlich. Ich bin ja der größte Schuldner auf der Welt.“ Und jetzt als er ſein Halstuch wiederum abknüpfen wollte, ſchaute er durch die Blätter hinauf zum Himmel und rief: „Du Himmel biſt noch da und der über dir auch! Ich warte geduldig, bis ihr ein Ende macht, ich nicht.“

Ein Wandersmann in grauen Sommerkleidern mit einer neumodiſchen ſogenannten Bügeltaſche hatte nicht ferne davon das ſeltſame Gebahren des Mannes geſehen und ſeine Ausrufungen gehört. Jetzt trat er auf ihn zu und ſeine Worte und ſeine Mienen waren ſo zutraulich, daß ihm Krug ſein ganzes Leben erzählte, beſonders aber was in der letzten Stunde mit ihm vergegangen war. Der Fremde öffnete die Bügeltaſche und ſteckte die Hand in klingende Münze. Krug faßte ſeinen Arm und rief:„ Ich nehme nichts geſchenkt, ſonſt hätt' ich mich auf die Gemeinde gelegt.“ Der Fremde aber ſagte: „Lieber Mann, ich will euch nichts ſchenken. Seht, ich habe mit dieſem Gelde eine Reiſe nach der Schweiz machen wollen, ich bin nicht reich, aber dieſes habe ich zu meiner Erholung erübrigt und ich will's euch nicht ſchenken, ſondern nur leihen, und zum Beweiſe, nehmt hier dieſen Zettel, darauf ſteht mein Name und mein Wohnort, ich thue weiter nichts, als ich kehre jetzt gerades Weges wieder um. Ich ſchenke euch nur meine Reiſefreude, habe aber eine andere dafür, könnt mirs glauben. Wenn ich euch helfen kann, iſt mir's wohler als auf dem höchſten Berge und der Gedanke, daß ich euch helfe, iſt mehr als die ſchönſte

Ausſicht ins Weite. Ich bitt' euch, wenn ihr könnt, bezahlt mich wieder."

„Ich kann aber keinen Bürgen mehr ſtellen," ſagte Krug und lächelnd erwiederte der Fremde:

„Ich weiß einen Bürgen, den wir hier gleich bei der Hand haben, und er heißt Vertrauen. Ich wiederhole euch, ich bin nicht reich an Geld, aber an Vertrauen zur Güte der Menſchen, und ſo glaube ich euch; täuſcht ihr mich und behaltet ihr das Geld, während es euch gut geht, ſo habt ihr mich um mehr als mein Geld, ihr habt mich um mein Menſchenvertrauen betrogen und damit mir die Freude und einem andern, der, wie ihr, Noth leidet, die Hülfe geraubt. Daran denkt und nun lebt wohl."

Der Fremde legte fünfzig Gulden vor Krug hin, und als dieſer noch ſtaunend darauf ſchaute, war der Fremde verſchwunden. —

Es gelang Krug, ſich wieder herauszuarbeiten und nach Jahren erhielt der Fremde ein amtlich beſiegeltes Schreiben aus dem Heimathsdorfe Krugs, darin die Nachricht, daß dieſer geſtorben ſei, daß man aber in ſeinem Gebetbuche eine Quittung über ein bezahltes Malter Korn gefunden habe und in ſeinem Halstuche, das im Kaſten lag, einliegendes Geld und dabei die eigenhändig geſchriebenen Worte Krugs: „Dieſes Geld gehört dem N. N. in N. Er ſoll nur allezeit an die Menſchen glauben und wenn er auch einmal betrogen wird."

Das war der geringe Mann. Sieh zu, du brauchſt nicht weit ſuchen, ob du nicht auch eine ſolche Luſtreiſe in die weite Welt des Wohlthuns machen kannſt.

Die Hexenbeſen.

Noch heutigen Tages reiten die Hexen auf den Blocksberg, ſo behauptet der Doktor Gſcheitle ſteif und feſt, und er thut ſich was darauf zu gute, daß er ganz genau weiß, woher jener alte Aberglaube entſtanden iſt und ſeine Beweisführung lautet ſo: Wenn die Zeit iſt, da die Staare ihre alte Behauſung auf's Neue aufſuchen und herrichten und der Fink ſeinen ſchmetternden Geſang von den kaum knospenden Bäumen erſchallen läßt, um dieſe Zeit da fährt auch in die Hausfrauen eine Scheuerſucht, die ſich nicht mehr bändigen läßt; ſie wollen jetzt auch um die Oſterzeit den Winter aus dem Haus hinaus kehren, mag's draußen nieſeln und Naßkälte und Wind und Wetter noch ſo unbehaglich machen, es nützt nichts, Fenſter auf! Alle Böden aufgeſcheuert! Alle Schränke ausgekehrt — und mit einem Wort, in die Beſen iſt der Teufel gefahren und in diejenigen, die ſie führen, nun — es ſchickt ſich nicht, daß man das ſagt.

Verſuch's nicht, ihnen Einhalt zu thun, es könnte dir übel gerathen, ſprich nichts davon, daß man auf ſonnige Zeit warten möge, es nützt nichts, die dürren Reiſer in den Beſen ſchlagen jetzt aus, es regt ſich eine Gährung in ihnen wie im Korn auf dem Speicher, wie im Wein im Keller. Suche dich mit dem Gedanken zu beruhigen, wie es gut iſt, daß eine Zeit zur völligen Ausſtäubung des Hauſes eingeſetzt iſt; manche unterließen es ſonſt ihr Lebenlang.

Berufe die behexten Weſen nicht, wer weiß, was du ſonſt erfahren kannſt, was dir nicht lieb wäre.

Gib acht auf deine Frau, wenn ſie dieſes lieſt, es hat etwas zu bedeuten, wenn ſie dabei lacht und auch wenn ſie nicht lacht.

Neue Gewerbvereins-Satzung.

Die Gewerbvereine ſind die natürliche, zeitgemäße Erneuerung des alten Innungsverbandes, ihr beſonderes Augenmerk muß darauf gerichtet ſein, die Errungenſchaften, die auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft wie der Erfahrung gemacht werden, zum Nutzen Aller zu verallgemeinern, neue Abſatzwege für die Arbeitserzeugniſſe zu eröffnen und Hülfskaſſen aller Art zu errichten.

Der Gewerbverein zu ** ſtand in voller Blüthe, und ſeitdem der Vetter Andres beigetreten iſt, hat er vielfach die ſpieleriſchen Großthuereien daraus entfernt und mit Recht wurde deßhalb der Vetter einſtimmig zum Vorſitzenden ernannt. Bei der letzten Jahresverſammlung hielt Vetter Andres einen eindringlichen Vortrag über einen der wichtigſten Gegenſtände, nämlich über das allmälige Verſchwinden feſter Kunden. Er erklärte, wie zwei Dinge hierzu mitwirken, die ſich nicht abändern laſſen. Das ſind erſtens die Magazine fertiger Waaren, wo der Käufer in keine Beziehung mehr zu dem Gewerbsmanne tritt, und damit hängt das zweite zuſammen, daß durch die neuen Verkehrswege, durch die raſche Verbindung zwiſchen verſchiedenen Städten und Ländern man den Bedarf nicht mehr vorzugsweiſe an ſeinem Heimathsorte ſich aneignet. Ein drittes aber, ſetzte er hinzu, iſt viel weniger ſichtbar und doch am wirkſamſten. Eben die Magazine fertiger Waaren haben in den Verbrauchenden eine Ungeduld und das Kurzangebundene hervorgebracht, daß man nicht mehr warten will, bis man ein beſonders Gewünſchtes erhält; alles wird auf Knall und Fall beſtellt, und in den Gewerbsmann hat ſich dadurch ein großer ſittlicher Schaden ausgebildet, und der beſteht in falſchen Verſprechen oder einfacher im Nichtworthalten, gerad heraus im Wortbruch. Der Gewerbsmann will ſich den Verdienſt nicht entgehen laſſen und obgleich er weiß, daß er die geſetzte Friſt nicht einhalten oder beſten Falls nur mit ſchlechter Arbeit einhalten kann, verſpricht er doch auf Tag und Stunde hin. Daraus erzeugt ſich neben anderem eine Verſtimmung und Mißachtung, und wer ſelber treulos iſt, dem hält man auch die Treue nicht und geht beim nächſten Bedarf zu einem andern. Darum ſollte es ein Hauptaugenmerk der Gewerbtreibenden ſein, dem Beſtellenden zu erklären: in dieſer und dieſer Friſt iſt es überhaupt und mir beſonders nicht möglich, das Verlangte zu liefern. Freilich darf der alte Meiſter Schlendrian, der ſeine beſondere Freude am Liegenlaſſen und Vergeſſen hat, dabei nicht im Hintergrunde ſtehen und flüſtern: Man braucht's nicht ſo genau zu nehmen. Genau und feſt ſei Wort und That. Könnt euch darauf verlaſſen, daß in den meiſten Fällen nach einer offenen und wahrheitsgetreuen Erklärung der Arbeitgebende ſeinen Auftrag nicht zurückziehen wird; vielmehr wird ſich daraus ein dauerndes und treues Verhältniß bilden; denn die Mehrzahl der Menſchen iſt doch noch ſo, daß es ihnen wohlthut, wenn ſie der Geradheit begegnen und nicht mit ſchuld ſind an dem ſittlichen und wirthſchaftlichen Verderb ihrer Mitmenſchen. Probirt es nur, und ihr werdet ſehen, was daraus erfolgt. Treue wird mit Treue belohnt, und darum wollen wir uns hier feierlich und gemeinſam das Wort geben, daß wir alle Fahrläſſigkeit abthun und allezeit dem Arbeitgebenden Wort halten.

Ja! rief es einſtimmig aus der Verſammlung und Hunderte von arbeitsharten Händen ſtreckten ſich in die Höhe.

Du, der du das lieſeſt und zu dem ehrenhaften Gewerbſtande gehörſt, lege die Hand auf dieſes Blatt und gelobe das Gleiche vor dir ſelbſt. Wirſt ſehen, es wird dir Ehre vor dir und Ehre und Nutzen vor den Menſchen bringen.

Ein beſonderes Kennzeichen der Eitelkeit

liegt auch darin, daß die damit Behafteten nie geradezu eingeſtehen wollen, wenn ſie auch nur in einer unſcheinbaren Sache Unrecht haben oder im Irrthum ſind. Oft mit Eifer und Scharfſinn bringen ſie tauſenderlei Gründe vor für das was ſie gethan und geſagt, während ſie beim Thun und Sagen keinen einzigen davon im Sinne hatten. Und ſo kommt zum anfänglichen Irrthum noch das Laſter der Lüge. Einen Irrthum kann man einem Menſchen beweiſen — indem man ihm die wirkliche oder mögliche Sache vor Augen ſtellt, eine Lüge nur ſeltener — denn wo ſoll man den Beweis hernehmen, wenn einer lügneriſch behauptet: ich habe die Sache ſo und ſo angeſehen?

Alle die Ausrede der Eitelkeit geſchieht nur, um nicht einfach geſtehen zu müſſen: ich habe mich geirrt, ich habe das und das nicht recht verſtanden oder vergeſſen.

Forſche einmal im Leben nach und du wirſt ſehen, daß dieſe Eitelkeit in der Regel von ſolchen ausgeht, die nicht in ſich feſt ſind oder nach außen eine abhängige und unſelbſtändige Stellung immer vor Augen haben, ſo daß ſie durch das freie Bekenntniß eines Mangels ſich etwas zu vergeben fürchten.

Der Gevattersmann kennt einen tüchtigen Menſchen, der bei manchen Gelegenheiten ſagte: „das und das verſtehe ich nicht oder davon weiß ich nichts." „O Sie ſind zu beſcheiden," rief man ihm entgegen. „Nein," erwiederte er, „im Gegentheil, dieſes Bekenntniß iſt Stolz. Weil ich von manchen Dingen ſagen kann, daß ich davon etwas weiß oder verſtehe, kann ich den Muth haben ohne Scheu zu ſagen: in dieſem bin ich unwiſſend. Wer wirklich etwas gelernt hat, braucht ſich nicht zu fürchten, die Grenzen ſeines Wiſſens einzugeſtehen, und je mehr man wirklich verſteht, um ſo mehr ſieht man ein, was man nicht verſteht; wer aber nichts Rechtes inne hat, der gibt ſich gern bei jeder Gelegenheit den Anſchein, als ob ihm gar nichts verborgen wäre. Mein Bekenntniß iſt alſo nicht Beſcheidenheit, ſondern Stolz, und dieſen wünſche ich recht vielen Menſchen und dann wird weniger Lüge und Hohlheit in der Welt ſein. Einer wird gerne vom andern lernen und bereichert und aufgeklärt von ihm weggehen."

Von jenem obengenannten freien Eingeſtändniß, von jener Willigkeit ſich eines Beſſern belehren zu laſſen, hat der Gevattersmann noch ein treffendes Beiſpiel in Erfahrung gebracht. Der alte Meiſter Gottfried von Berlin, ein weltberühmter und ehrenfeſter Künſtler, hatte die Redeweiſe im Gebrauche: es ſoll mir lieb ſein, wenn ich Unrecht habe — und gerne ließ er ſich von einer Beweisführung überzeugen. Der Gevattersmann kennt Nachkommen des Meiſters, in deren Familie das Wort heimiſch iſt, und hoffentlich wird es nun auch in andern Familien heimiſch. Probirt's nur, werdet ſehen, wie manche Störrigkeit gebeugt, mancher Streit dadurch geſchlichtet wird.

Es iſt etwas Wahres dran.

Das iſt die wohlfeilſte und halbſinnigſte aller landläufigen Redensarten, die eine innere Faulheit bekunden. Und wieder iſt es die Eitelkeit und Zerfahrenheit, die ſie in Umlauf geſetzt hat. Du kommſt mit einem Menſchen zuſammen, der ganz ohne Einſicht und ohne richtige Anſicht einer beſtimmten Sache iſt. Du ſetzeſt ihm alles auseinander und machſt ihm die Augen auf, und er — was ſagt er zuletzt? „Es iſt etwas Wahres dran, an dem was Sie ſagen.“ Er kann und wird dir nicht ſagen, worin dieſe Stückwahrheit beſtehe; er glaubt genug gethan zu haben mit dieſer höflich zunickenden Redensart.

Solche Menſchen ſind keiner Erlöſung mehr fähig und des Beſten verluſtig was es geben kann auf der Welt: durch ein neues Wort, durch einen neuen Gedanken, der in die Seele geht, eine neue Belebung zu gewinnen.

Die Menſchen, welche die obengenannte Redensart im Munde führen, wo ſie andächtige Zuſtimmung zu erkennen geben ſollten, dieſe Menſchen würden eine neue Offenbarung, die ihnen verkündet würde, mit dem anmuthigen freundlichen Zulächeln begrüßen: Es iſt etwas Wahres dran!

Laß dich von dieſem Hochmuths- und Faulheitsteufel nicht berücken und du wirſt ſehen, es gibt keine größere

Freude als die: ſich von einem Mitmenſchen eine echte und rechte Wahrheit vollauf und ganz geben zu laſſen. Es iſt eine neue Belebung, über den abgeſtandenen Irrthum hinüber zur Wahrheit zu kommen. Wenn ein friſches Faß angeſtochen iſt, merkt man erſt recht, wie welk und abgeſtanden das vom alten war, und das neue mundet um ſo beſſer.

Vom zertretenen Korn.

„Es gibt nichts Schöneres,“ ſagte der Pfarrer vom Berge, der mit ſeinem Schultheiß — oder wie es nach dem neugebackenen Titel jetzt heißt, mit ſeinem Ortsvorſtand — in Amtsgeſchäften aus der Stadt zurückkam, als ſie die Hochebene erreicht hatten und den Fußweg durch die hohen Kornfelder einſchlugen, „es gibt nichts Anmuthenderes, als ſo hinzuſchreiten durch das wogende Feld, und mir thut das noch wohler als ein Waldgang. Dieſe Saat iſt mit Gottes Hülfe unſere eigene Arbeit, und ſeht, Schultheiß, der Roggen ſteht gleich auf mit eurem Hute. Das Getreide hat für mich etwas beſonders Heiliges, das grünt und ſproßt und blüht, und hat es ſeine Frucht gezeitigt, ſo ſtirbt es ab; bleibt nicht für ſich wie der Baum, es lebt nur für die Frucht, des Menſchen Nahrung.“

Der Schultheiß hörte ruhig zu, er nickte mit dem Kopfe, aber um ſeine Lippen ſpielte ein ſeltſames Lächeln, und als jetzt der Pfarrer, faſt als ſpürte er das Lächeln hinter ſeinem Rücken, ſich umwendete und den Schultheiß zutraulich fragte, was er wieder habe, er ſehe ihm was Verſtecktes an, da ſagte der Schultheiß: „O Herr Pfarrer, bei Ihnen iſt man immer in der Kirche, und Sie gehen auf dem Boden herum wie im Himmel. Aber Herr Pfarrer, mit Verlaub, das iſt mir viel zu fein, und nun gar für die da drin! Sagen Sie das einem im Ort, und es iſt wie wenn man einem Ochſen in's Horn kneift, er ſpürt nichts davon. Mir gehen, wenn ich mich da umſehe, ganz andere Gedanken im Kopf herum."

„Nun? Darf ich ſie nicht wiſſen?"

„Freilich, ſchauen Sie, das iſt mein Acker. Da iſt kein Weg, aber die Leute haben ſich einen mitten durch gemacht, und es gibt nichts Aergerlicheres als das; denn ſchauen Sie, es iſt nicht genug, daß Eines Platz hat, die ſich begegnen müſſen einander ausweichen, und ſie treten oft noch mit Fleiß nebenaus. Und da liegt mindeſtens ein gehauftes Malter Korn, das die Leute da niedergetreten haben, und Keiner macht ſich ein Gewiſſen daraus, die gute Gottesgabe unter den Fuß zu treten. Es iſt ein guter Brauch, daß man keine Broſamen auf den Boden wirft, und wo ſie ſind aus dem Wege kehrt, aber da, das iſt doch auch Brod, und wenn die Leute nur dreißig Schritte Umweg machen wollten, da drüben geht der Rain; aber was ficht das die Leute an? Sie ſuchen den nächſten Weg. Ich habe alles gethan, um den Durchgang zu verſperren. Sehen Sie, dort liegen die Dornen, aber ſie haben mir ſie nebenan geworfen; dort habe ich Graben gehackt, aber was hat's genützt? Sie treten jetzt im Halbkreis drum herum, und ich habe doppelten Schaden. Es geht mit den Dornen und Graben wie mit den Geſetzen im Verordnungsblatt, ſie richten oft noch mehr Schaden an, als ſie verhüten wollen, denn der Flurſchütz kann nicht überall ſein, und wenn's Niemand ſieht, thut Jeder was er will, und iſt noch bös, weil man ihm was in den Weg gelegt hat, und freut ſich, daß er drüber hinaus kann."

„Wenn man nur wüßte," entgegnete der Pfarrer, „wer zuerſt dieſen Weg durch's Feld gemacht; denn ſo iſt einmal der Lauf der Welt: hat der Eine zuerſt die Sünde gethan, ſo geht der Andre in den Fußtapfen nach und denkt: jetzt ſchadet's nichts mehr."

„Und der Erſte denkt vielleicht," ergänzte der Schultheiß, „man ſieht meinen Schritt nicht und ich bin ſchnell drüber weg, es ſchadet nichts, das Verdorbene richtet ſich vielleicht wieder auf, oder eigentlich — und das iſt wol am meiſten der Fall — er denkt gar nichts dabei."

Der Pfarrer ging ſtill vor ſich hin und an ſeinem Hauſe ſchüttelte er nochmals dem wackern Schultheiß die Hand.

In der Erntepredigt, die alljährlich geſetzmäßig gehalten werden muß, überraſchte der Pfarrer ſeine Zuhörer mit einer ſeltſamen Auseinanderſetzung. Er erklärte ihnen, wie wohlthuend es ſei, daß man ſich allſonntäglich zu gemeinſamer innerſter Sammlung und Kundgebung ſeiner Wünſche und Beſtrebungen einige im Gebete, und wie der Geiſtliche nur ein Vordenker ſei, der der Gemeinde das darbringe, was die Beſten aller Zeiten gedacht und wieder in ihm erweckt zu gemeinſamer Belebung; dann aber ſagte er, daß das noch erhebender ſei, wenn der Geiſtliche nicht immer allein aus den überlieferten Schriften und aus dem eigenen Herzen ſpreche, ſondern auch, wenn er ſeinen Mund leihe dem Denken und Fühlen Derer aus der Gemeinde, ſo daß ſich wahrhaft eine Gemeinde des Geiſtes bilde. Und nun ging er auf die Betrachtung der durch das Feld getretenen Wege über. Er verpflichtete ſich zuerſt feierlich von der Kanzel, nie mehr einen Weg durch's Feld zu gehen, der nicht der eigens dazu angelegte war, und er verpflichtete einen Jeden, auf ſich ſelber zu achten und Andere dazu anzuhalten, daß ein Gleiches geſchehe, und zuletzt erzählte er aus der Bibel, daß man im Lande Kanaan geſetzlich ein Stück des erntereifen Ackers ſtehen laſſen mußte für die Armen und Beſitzloſen, und ſo legte er den Großbauern an's Herz, dasjenige, was durch die Feldwege bisher niedergetreten worden ſei, noch als ein Uebriges zu dem Gewöhnlichen an die Armen zu vertheilen. —

Sieh dich nächſtes Jahr in deiner Gemarkung um, was dieſe Mahnung für Frucht getragen hat.

Eine fremde Hand

ſchlägt dein eigen Kind. Du kommſt dazu und erfährſt, daß das Kind es wohl verdient hat und du weißt, daß der Lehrer oder wer es ſonſt eben gezüchtigt, im Allgemeinen ein wohlwollender Menſch und dem Kinde zugethan iſt; und dennoch, wie du ſo dein eigen Kind gezüchtigt ſiehſt, dreht es dir das Herz im Leibe um. Warum denn? Weil du doch Niemand die Liebe für dein eigen Fleiſch und Blut zutrauſt, wie dir ſelbſt, und das läßt ſich nicht überwinden.

Gieb aber auch auf dich ſelber Acht, ob nicht oft deine eigene Hand, die das Kind züchtigt, eine fremde iſt, ob du nicht oft in Mißmuth über ganz Anderes eine Unfolgſamkeit oder eine Unart an deinem Kinde mit einer Härte beſtrafeſt, die das Vergehen bei weitem nicht verdiente.

Hüte dich, daß deine eigene Hand nicht die fremde ſei.

Der Viereckig oder die amerikaniſche Kiſte.

„Ich glaub' nicht an Amerika," ſagte einſt die alte Lachenbäuerin in der Hohlgaſſe, als man ihr Vielerlei und darunter auch Fabelhaftes von dem fernen großmächtigen Lande erzählte. Die Leute erluſtigten ſich über dieſe einfältige Rede, denn die Lachenbäuerin hatte keineswegs damit nur ſagen wollen, daß ſie nicht an die Verheißungen und Hoffnungen Amerika's glaube, ſie erklärte ſich einfach dahin, ſie glaube überhaupt nicht an das Daſein von Amerika, das ſei alles lauter Lug und Trug. Sie bemühte ſich dazu nicht zu mehr Beweiſen, als die Großen am ſpaniſchen Hofe gegen Columbus vorbrachten, ſie glaubte eben nicht an Amerika, und feſter Unglaube läßt ſich ebenſo wenig überführen als feſter Glaube.

Wenn heutigen Tags Jemand im Dorfe durch irgend welche Hinderniſſe nicht nach Amerika auswandern kann, hilft er ſich mit der Scherzrede: „Ich glaub' nicht an Amerika, wie die alte Lachenbäuerin."

Es giebt aber landauf und landab kein Haus mehr, in dem man nicht den lebendigen Beweis vom Gegentheile hätte. Da iſt ein Geſchwiſter, dort ein Verwandter oder auch nur ein Bekannter in Amerika, man weiß den einzelnen Staat zu nennen, in dem ſie ſich angeſiedelt haben, man hat Briefe von ihnen geleſen und gehört.

Im Wirthshauſe des entlegenſten Dorfs, wo man aus einem guten Schoppen Kräftigung oder Vergeſſenheit trinken will, ſchreibt mitten aus den Tabakswolken eine Zauberhand ihre Mene Tekel an die Wand; da legen ſich zwei Hände brüderlich ineinander, da ſegelt ein buntgeflaggtes Schiff auf grüner See und in flammenrothen Buchſtaben leuchtet die Botſchaft: „Nach Amerika!“ Verſchwunden iſt alles Selbſtvergeſſen und der Geiſt, der ſich in ſich verſenken und begnügen wollte, wird mit Zaubergewalt hinausgetragen auf das unabſehbare Wellenwogen der Ueberlegungen und Berathungen. Freilich iſt bei dieſer Schrift keine Zauberei, ſie iſt nur ein Meiſterſtück der Buchdruckerkunſt, und die zahlloſen Auswanderungsexpeditionen: die Bruderhand, das treue Geleit, die ſichere Obhut, die glückliche Zukunft und wie ſie ſich alle nennen — Auswanderungsagenten mit ihren Helfershelfern, Wirthen, Schulmeiſtern und Krämern, ſorgen dafür, daß man allerorten eingedenk ſein muß, wie weit wir es in der Kunſt Gutenbergs gebracht. Iſt der Blick aber auch nur flüchtig von dieſen Zeichen gefeſſelt worden, ſo muß auch das Wort ihm folgen, und Menſchen, die ihr Lebenlang kein anderes Fahrzeug geſehen als den Floß, der eilig an der Wieſe vorbeiſchwimmt darauf ſie mähen, ſprechen von gekupferten Dreimaſtern, vom Leben in Vorkajüte und Zwiſchendeck. Menſchen, die es daheim nicht zu einer Handbreit Erde bringen können, ſprechen von Congreßland und den tauſend Morgen, die ſich leicht erwerben laſſen. — Amerika ſchickte uns einſt die Kartoffel, die in der alten Welt heimiſch und zum Bedürfniß geworden, in hunderterlei Art bereitet und genoſſen wird; man kann faſt ſagen, das Geſpräch über Amerika iſt auch eine Art von Kartoffel, das wird geſotten und gebraten, in hunderterlei Art bereitet, und ſogar zum berauſchenden Trank hergerichtet. Wie erlaben und erhitzen ſich oft die Sonntagsgäſte an der Kartoffel in Trank und Wort, und kehren ſie dann heim in ihre Behauſungen, ſo kommen ſie aus dem fernen Lande zurück, und ſpät in der Nacht wird noch mit der Frau überlegt, ob man nicht auch auswandern wolle, dahin, wo man nicht mehr zinſe und ſteuere; jedes kleine Ungemach hebt alsbald ganz hinweg von dem gewohnten Lebensboden und noch am Morgen bei der Arbeit iſt es oft, als ob die Luft von ſelbſt das Wort Amerika ſpreche; mit Sichel und Senſe oder der Pfluggabel in der Hand ſchaut der Bauer oft aus, als müßte plötzlich Jemand kommen, der ihn abrufe nach dem gelobten Lande Amerika. — Glückſelig, wer ſich bald wieder findet und ſich tapfer wehrt auf dem Boden, darauf Geburt und Geſchick ihn geſtellt.

Es wäre thöricht, die unabſehbare Befruchtung und den großen Alles bemächtigenden Zug der Menſchheitsgeſchichte in dem Auswanderungstriebe verkennen zu wollen. Das hindert aber nicht, ja fordert eher dazu auf, die Herzen derer zu erforſchen, die, vom Einzelſchickſale gedrängt in die Reihen der Völkerwanderung eintreten, deren weltgeſchichtliche Sendung unermeßbar und den Einzelnen, die mitten im Zuge gehen, unerkennbar iſt. Daneben iſt es von beſonderem Belange zu beobachten, welche Wandlung ſolch ein Trieb, der die ganze Zeit ergriffen, im beſchränkten Lebenskreiſe der Scheidenden und Verbleibenden hervorbringt.

Der Statiſtiker ſtellt, manchmal mit Bedauern, die Summen Derer zuſammen die in dieſem und dieſem Jahre das Vaterland auf ewig verlaſſen; er ermißt, welche

Arbeits- und Capitalkraft dadurch dem Vaterlande entzogen wurde, die innere ſittliche Macht aber, die den Zurückbleibenden dadurch entzogen und anbrüchtig geworden iſt, läßt ſich nicht in Zahlen faſſen und in die Linien der ſtatiſtiſchen Tabellen eintragen. Wandert über Berg und Thal, und der Laſtträger, der ſich euch anſchließt, ſtemmt ſeinen Stock unter die Laſt auf ſeinem Rücken und ausſchnaufend erzählt er euch, wie man in Amerika für ſeine harte Arbeit doch auch etwas vor ſich bringe und wie er gern dahinzöge, wenn er nur die Ueberfahrtskoſten erobern könnte. Dort in jener Hütte wohnt ein altes Paar, einſam und verlaſſen; es hat ſeine Kinder, die Freude und Stütze ſeines Alters, über Meer geſchickt, damit es doch mindeſtens ihnen wohlergehe und iſt bereit, den Reſt ſeiner Tage einſam und freudlos zu verbringen, wenn nicht die Kinder es zu ſich rufen. In einem andern Hauſe klagt eine arme Verwandte ihre bittere Noth, und ein noch nicht fünfjähriger Bub ſagt: „Sei zufrieden Baſe, wenn ich groß bin, geh' ich nach Amerika und ſchicke dir einen Sack voll Geld.“ Der Dienſtbote ſpart ſich ſein Lohn zuſammen, und ſtellt ſich die Rahmenſchuhe weg, die er zu Georgi und Michaeli bekommt und über alles zunächſt Vorliegende hinaus ſchweift der Gedanke nach Amerika. Das ganze diesſeitige Leben wird zu einem mühſeligen unruhigen Samſtag, hinter dem der lichte amerikaniſche Sonntag verheißungsvoll winkt. — Hatte jener Bauer Recht, der da ſagte: „Wenn eine Brücke hinüberginge übers Meer, es bliebe kein einziger Menſch mehr da?“

Tretet in die Hallen des öffentlichen Gerichts und der ewige Endreim heißt: nach Amerika. Der Brandſtifter wollte mit den Verſicherungsgeldern — nach Amerika, der

Dieb mit dem Erlös ſeines Diebſtahls — nach Amerika — die Kindesmörderin wollte mit ihrem Verführer — nach Amerika, und da er ſie verließ, tödtete ſie ihr Kind, um ſich allein zu retten — nach Amerika, ja ſelbſt der verurtheilte Verbrecher tröſtet ſich, daß er im Zuchthaus ſo viel erübrigen könne, um auszuwandern oder gar, daß man ihm die Hälfte ſeiner Strafzeit ſchenke und ihn fortſchicke — nach Amerika.

Aber nicht nur Verarmte, die ſich nicht aufraffen und ſich der Hoffnung hingeben, daß ſie die Gemeinde oder der Staat endlich über's Meer ſende, und nicht nur Verbrecher, die ſich mit kecker Hand das Löſegeld aneignen, ſchauen aus nach Amerika; auch die Menſchen, die ſich wieder darein gefunden haben, muthig und rechtſchaffen auf ihrer Stelle auszuharren, im Lande zu bleiben und ſich redlich zu nähren, auch dieſe tragen oft zeitlebens die untilgbaren Folgen davon, daß ſie einſt eine andere Sehnſucht über ſich kommen ließen, und nur ſtarke Naturen oder Andere denen nichts tief geht, überwinden die Unruhe und die Unſtätigkeit, die auf lange nicht aus der Seele weichen will, welche einſt den Gedanken der Auswanderung in ſich gehegt hatte.

„Ich glaub' nicht an Amerika,“ ſagen nun aber auch ganz andere Leute, als die alte Lachenbäuerin.

Die Strömung der Auswanderung hat ſich auch ſchon geſtaut und iſt eine Zeit lang rückwärts gegangen. Viele in Verzweiflung heimgekehrte Auswanderer wiſſen gar Schaueregendes zu erzählen von der neuen Welt; denn getäuſchte Hoffnung macht bitter, läßt das Gute an einer Sache leicht überſehen oder gar läugnen, und wer von einem Unternehmen abgelaſſen hat, das er unter der geſpannten Aufmerkſamkeit Anderer mit großem Eifer verſucht hat, muß die Hinderniſſe als ungeheuerliche darſtellen, um mit ſeiner Ehre deſto beſſer dabei wegzukommen. Da wird die ehemalige blinde Lobpreiſung jetzt zur blendenden Verleumdung. Freilich ſind die Gaunereien, die in Amerika unter allerlei Masken oder auch ganz offen freies Spiel haben, oft fabelhaft keck und abenteuerlich, mit Verläugnung alles ſittlichen Gefühls und rückſichtsloſer Ausnutzung ſeines Nebenmenſchen und ſeines hingebenden Vertrauens; freilich bildet ſich dort die Selbſthülfe, auf die Jeder angewieſen iſt, oft auch zur liebloſen Selbſtſucht aus, und wer von ſeiner eigenen Kraft verlaſſen iſt, iſt ganz verlaſſen. Aber weil eben die Hoffnungen für Amerika zu hoch geſpannt, zu träumeriſch unklar waren, weil man ein Fabelreich daraus machte, und amerikaniſches Wohlleben zu einem Aberglauben geworden war, iſt dieſer jetzt vielfach zum Unglauben umgeſchlagen und — „Ich glaub' nicht an Amerika“ heißt es jetzt mit der alten Lachenbäuerin, und das hat ſein Gutes. Es wird jetzt aufhören, daß Jeder, der mit ſeiner Hoffnung oder mit ſeiner Thätigkeit in die Brüche gekommen iſt, alsbald das Weite ſucht und alles Heil von der neuen Welt erwartet, und von dieſer wird ſich eine klare und gerechte Anſchauung ausbreiten, die nichts vom Aberglauben und nichts von Unglauben will, ſondern die Bedingungen des alten und des neuen Lebens entſprechend würdigt. — —

Es wird ſich wol noch Gelegenheit finden, in weiteren Ausführungen Gruppen der Auswandernden und Zurückbleibenden, ſowie der wiederum Heimgekehrten kennen zu lernen, jetzt will ich nur die Geſchichte von des Lachenbauern Xaveri erzählen. Es iſt der Enkel jener Alten, die den Spruch that: „Ich glaub' nicht an Amerika," aber der Xaveri mußte daran glauben, und zwar auf eine ſeltſame Weiſe.

Das war ein unbändiges Gelächter am Rottweiler Markt, vor dem Wirthshauſe zur Armbruſt! Auf einem ſattelloſen Apfelſchimmel ſaß ein halbwüchſiger Burſche, breitſchultrig, mit einem wahren Stiernacken, darauf ein Kopf von gewaltigem Umfange ruhte; die braunen Haare, die geringelt von ſelbſt emporſtanden, machten den Kopf noch umfangreicher, und eben war man daran, dieſem Haupt ſeine entſprechende Bedeckung zu verſchaffen. Der Reiter hielt mitten im Marktgewühle vor einer Bude, und ein Hut nach dem andern wurde ihm heraufgereicht, aber er gab ſie alle wieder zurück. Ein älterer Bauer nahm das Pferd am Zügel und führte es ſammt ſeinem Reiter durch die drängenden Menſchen nach einer andern Bude gleichen Inhalts. Der frühere Verſuch wurde hier erneuert, ein Hut nach dem andern wanderte auf das gewaltige Haupt des Reiters und wieder hinab, braune, ſchwarze und graue Hüte von jener neuen Form, die ohne die Verbote der hohen Regierungen die Menſchen aus verſchiedenen Bildungsſtufen wenigſtens der Form nach unter Einen Hut gebracht hätte. Man reckte und zerrte die Hüte, man ſpannte ſie über die Form, aber dennoch war keiner paſſend. Der Burſche hielt den Zügel des Pferdes und die ſchwarze Zipfelmütze, die er abgethan, krampfhaft in der linken Hand. Eine große Menſchenmenge hatte ſich bald leiſe bald laut ſpottend um ihn verſammelt, da rief Einer laut: „Der Xaveri hat einen viereckigen Kopf."

„Es iſt beim Blitz wahr, für dich findet ſich kein Deckel, reit' nur heim, du Maleſizbub," rief der Mann, der früher das Pferd am Zügel nach der andern Bude geführt hatte, und jetzt ſchrie Alles laut ſpottend: „Der Viereckig! der Viereckig!"

Der Reiter nahm die lederüberzogene neue Peitſche, die er über die Bruſt geſpannt hatte, ab und hieb damit nach Dem, der zuerſt „der Viereckig" gerufen hatte, aber dieſer war raſch entſchlüpft, und als der Reiter in langſamem Schritte durch die Menge weiter ritt, rief ihm Alles nach: „Der Viereckig! der Viereckig!" Die dicken Lippen des Reiters ſchwollen noch mächtiger an, er ſchärfte ſie bisweilen mit den Zähnen und murmelte Unverſtändliches vor ſich hin, und als er das Menſchengedränge hinter ſich hatte, peitſchte er das Pferd, daß es vorn und hinten ausſchlug, und jagte im wilden Galopp davon. Manchen, der ſtill allein mit ſich oder laut ſelbander mit ſeinem Rauſche dahinwandelte, und Manchen, der mehr als nüchtern ſein unverkauftes Vieh heimtrieb, hatte er in raſchem Ritte faſt über den Haufen geworfen, aber er hörte kaum das Fluchen und Schelten hinter ihm drein, ja ſchnelle Steinwürfe erreichten ihn nicht, denn das ſchwerfällige Pferd trug ihn faſt mit Windeseile davon. Gedanken aber ſind doch noch ſchneller, und wir können darum den Reiter leicht geleiten und ihn näher kennen lernen.

Es gab keinen keckern, meiſterloſen Buben im Dorfe, als des Lachenbauern Xaveri. Der Lachenbauer — er hieß nicht ſo, weil er viel lachte, das konnte dem finſtern und kargen Manne Niemand nachſagen, ſein Haus ſtand neben der Pferdeſchwemme, der ſogenannten Lache, und nicht weit davon war das allgemeine Waſchhaus — der Lachenbauer hatte ſeine heimliche Freude an all den loſen Streichen ſeines Sohnes Xaveri, und wenn man ihm darüber klagte, pflegte er zu ſagen: „Haut ihn, das macht ihn feſt, das gibt einen Kerl, der Bäum' umreißt, und ich hab' nichts über ihn zu klagen, mir folgt er auf's Wort.“

Es war faſt keine Hand im Dorfe, von der nicht Xaveri ſchon ſeine Schläge bekommen hatte. Das konnte ihn aber nichts anfechten, im Gegentheil, er gedieh wacker dabei, er war halsſtarrig und hartſchlägig; was er einmal wollte oder nicht wollte, davon brachte ihn Nichts ab. Seine Hauptheldenthaten vollführte der Xaveri an Sommerabenden beim Pferdeſchwemmen, und in den Nächten beim Waſchhauſe. Wenn die Männer und Burſchen an Sommerabenden ihre Pferde in die Schwemme ritten, oder auch nur am Ufer ſtehend an langem Leitſeile hineintrieben, ſo daß die Thiere ihre Nüſtern aufblieſen und die Mähnen ſchüttelten, mußte man den Xaveri mit hineinreiten oder ihn die Peitſche regieren laſſen, wollte man ſich dem nicht fügen, ſo traf unverſehens ein Kieſel den Reiter oder das Pferd, wie aus der Luft kam der Wurf geſchleudert, man konnte nicht ſagen, kam er vom Giebel aus dem Hauſe des Lachenbauern, aus einer Hecke am Weiher oder von irgend einem Baume, das aber war ſicher, daß er aus der Hand des Xaveri kam, deſſen man nur ſelten habhaft werden konnte; geſchah dieß, ſo erhielt er ſeinen ungemeſſenen Lohn, aber wie geſagt, das geſchah doch nur ſelten, denn der Xaveri war ſchlau und behend wie eine wilde Katze.

Eine Beharrlichkeit auch in ſchlimmen Streichen übt immer eine gewiſſe ſiegreiche Macht. Die Männer und Burſchen konnten bei allem Aerger nicht umhin, eine gewiſſe Freude an dem unbändigen Buben zu haben, und es war auch mißlich, ihm im Zorn nachzuſpüren, da man bei vergeblichem Forſchen noch wacker ausgelacht wurde. So kam es, daß der Xaveri immer freiwillig aufgefordert ward, die Pferde mit in die Schwemme zu reiten, und da er nicht auf allen Pferden ſitzen konnte, ertheilte er ſolche Gunſt an dieſen oder jenen Altersgenoſſen und machte ſie ſich dienſtpflichtig; aber keiner war ſo geſchickt wie der Xaveri, er ſtand barfuß auf dem Pferde und trieb es in das Waſſer bis über die Mähne, und lenkte es mit einem Zungenſchlage wieder zurück.

Hatte er die Männer und ſeine Altersgenoſſen ſich dienſtpflichtig gemacht, daß ſie ihm ihre Pferde zur Verfügung ſtellen mußten, ſo erpreßte er faſt wie ein Raubritter von den wehrloſen Frauen und Jungfrauen Eſſen und Trinken, was ihm gelüſtete, und mancherlei Gunſt. Man konnte aufpaſſen wie man wollte, unverſehens fand man den Zapfen an der Laugengelte ausgezogen und die angefeuchtete Aſche, die in einem Tuche über die Wäſche ausgebreitet war, in dieſelbe geſtürzt, ja ſogar die aufgehängte Wäſche war nicht ſicher und wie von Geiſterhänden herabgeriſſen und erbarmungswürdig zuſammengeballt. Das konnte Niemand anders gethan haben, als des Lachenbauern Xaveri. Die Frauen und Mädchen lockten ihn darum an ſich, gaben ihm von ihrem Kaffee und Kuchen, verſprachen ihm Obſt und was er begehrte, und trieben oft ganze Nächte im Waſchhauſe allerlei Scherz und Neckerei mit ihm, ſo daß man Lachen und Johlen oft weithin vernahm.

Hatte ſich der Xaveri nicht bewegen laſſen, im Waſchhaus zu bleiben, ſo kam er oft mitten in der Nacht in allerlei Geſpenſterform daher, und der Jubel war aus dem Schrecken heraus noch ein höherer. Eine beſondere Macht erwarb ſich der Xaveri noch dadurch, daß er von neidiſchen boshaften oder eiferſüchtigen Frauen und Mädchen dazu eingelernt wurde, irgend ein verborgenes Stelldichein zu ſtören oder geheime Wege zu vertreten. Der Xaveri war noch nicht zwölf Jahre alt, als er bereits Verhältniſſe im Dorfe kannte, die Vielen erſt im ſpätern Alter offenbar wurden, er war aber auch nach Gunſt und Laune verſchwiegen, und war natürlich der Kobold des Dorfes in Scherzen und Schelmenſtreichen. Es herrſchte die allgemeine Stimme im Dorfe: „Der Xaveri wird einmal ein fürchterlicher Menſch,“ und Jedes that das Seine dazu, daß er das werde; Manche aber ſagten auch: „Aus ſo wilden Buben wird oft was ganz Beſonderes.“ Beides hörte der Xaveri oft, und er nahm ſich Beides gleich ſehr zu Herzen, das heißt gar nicht.

Im elterlichen Hauſe war der Xaveri folgſam, beſonders gegen den Vater, gegen die Mutter erlaubte er ſich ſchon manche Widerſpenſtigkeiten; einem unbedingten Untergebenen hatte er an ſeinem zwei Jahre ältern Bruder mit Namen Trudpert. Xaveri konnte thun was er wollte, der Bruder half ihm immer heraus, ja er nahm manche Uebelthat auf ſich, nur daß Xaveri verſchont wurde; denn dieſer hatte es ihm wahrhaft wie mit einem Zauber angethan.

Eines Tages, es war im Winter — die alte Lachenbäuerin, von welcher der Spruch herrührt: „Ich glaub' nicht an Amerika,“ war ſchon lange todt und ſie wäre jetzt anderer Ueberzeugung geworden — da war großes Halloh im Hauſe des Lachenbauern, die Mutter hatte es nicht geſtatten wollen, daß der Trudpert ſeinem jüngern Bruder Alles nachgebe und hatte Xaveri deßhalb geſchlagen, bis ſie müde war und der Knabe ſchrie jämmerlich und ſchnitt Geſichter, aber ohne zu weinen; da kam ein armer Mann, der nach Amerika auswandern wollte und bettelte um Dürrobſt oder um etwas Leinenzeug für ſeine zahlreiche Familie. Im Zorn rief die Mutter:

„Da, nehmt den böſen Buben mit nach Amerika.“

„Ich geh' mit, gleich geh' ich mit,“ rief Xaveri aufſpringend, aber jetzt wälzte ſich der Bruder auf dem Boden und ſchrie:

„Mein Xaveri darf nicht fort, mein Xaveri muß dableiben.“

„Schenk mir dein Sackmeſſer und deine Tauben,“ unterhandelte der Xaveri und der Bruder gab trotz der widerſprechenden Mutter Alles und war glücklich, als er den Xaveri um den Hals faſſend mit ihm nach dem Taubenſchlag ging.

Von nun an hatte der Xaveri ein untrügliches Mittel, um von ſeinem Bruder alles zu erlangen; willfahrte er ihm nicht alsbald, ſo drohte er: „Ich geh' nach Amerika!“ und damit erlangte er allezeit was er wollte: denn dem Trudpert ſtand gleich das Waſſer in den Augen, wenn er dieſe Drohung hörte.

Auch ſonſt im Dorfe brachten die Leute den Xaveri oft dazu, daß er ſeinen Spruch herſagte: „Ich gehe nach Amerika.“ Da die Leute an dem Xaveri nichts erziehen konnten und wollten, machten ſie ſich den genehmern und weit aufſchlägigern Triumph, ihn auf allerlei Weiſe zu verhetzen, indem ſie ihm oft verhielten, wie gut es die Kinder in Amerika hätten, da brauche man gar nicht in die Schule zu gehen, und die Buben ſäßen den ganzen Tag zu Pferde und ritten in Wald und Feld umher und ſchon mit ſechs Jahren bekäme ein Knabe eine Flinte, um Hirſche und Rehe zu ſchießen. Die Leute waren merkwürdig erfinderiſch im Ausmalen von allerlei Ungebundenheit, und der Schreiner Jochem, der mit ſeiner Familie auswanderte, trieb ſeine Gemüthlichkeit ſo weit, daß er mit Xaveri ein Complot einging und ihm verſprach, ihn heimlich mitzunehmen. Xaveri kam richtig mitten in der Nacht, in der Jochem mit ſeiner Familie davonziehen wollte, zu demſelben, brachte in einem Packe ſeine Kleider und in einem Sacke einen ziemlichen Vorrath von Dürrobſt. Der Jochem packte das letztere zu unterſt in eine große Kiſte, ſchickte aber heimlich nach der Mutter des Xaveri und ließ ſie ihren Sohn ſammt ſeinen Kleidern abholen. Das war der erſte gewaltige Hohn und Betrug, den Xaveri in ſeinem Leben erfuhr, aber er verwand ihn bald wieder, zumal da die Mutter die ganze Sache und ſogar den Raub am Dürrobſt vor dem Vater vertuſchte. Im Dorfe aber war der Vorgang dennoch ruchbar geworden, man ließ es nicht daran fehlen, den Xaveri in aller Weiſe zu necken und er vergalt es durch noch übermüthigere Streiche.

An einer Kindesſeele verſchwinden alsbald die Spuren der tiefſten Eindrücke; es hat ſein Gutes weit mehr als ſein Schlimmes, daß die jugendliche Spannkraft in ihrem freien Wachsthum beharrt. Wer aber weiß, was in der ſchlummernden Kindesſeele fortwaltet? Wenn von brauſender Locomotive ein brennender

Funke in den offenen Kelch einer Blume fällt, vom Winde alsbald verweht und verlöſcht wird, ihr ſeht keine Spur an dem offenen Kelche, aber an dem Boden, darin die Wurzel haftet, ruht die verlöſchte Aſche, fördernd oder verderbend.

Wenn der Xaveri nicht ſeinen Bruder damit neckte, dachte er nicht mehr an Amerika, und nur einmal, als Kinder aus der Schule mit ihren Eltern auswanderten, trug er ihnen auf, dem „Schreiner Jochem drüben" Schimpf und Schande zu ſagen; ja er ſchrieb einen Brief an ihn mit den heftigſten Drohungen, wenn er nicht den Sack, worin das Dürrobſt war, wieder mit Geld gefüllt zurückſchicke.

In ſeinem zwölften Jahre ſtand der Xaveri ſchon vor Gericht und wurde auf einen Tag eingeſperrt. Im Dorfe war eine äußerſt verhaßte Perſönlichkeit, und zwar diejenige, die die öffentliche Ordnung handhabte. Der „Wulliſepple," ſo genannt, weil er ehemals Wolle geſponnen hatte, war Ortspolizeidiener geworden und hatte von nun an den Namen „grauſig Mall," d. h. ſo viel als die grauſame Katze, denn er war den Nachtbuben äußerſt aufſäßig und konnte ſeine Augen funkeln laſſen wie eine Katze. Nun nahmen die Burſche einſt Rache an ihm und dazu gebrauchten ſie den Xaveri. Es war auf dem Tanze, da wurde der kleine Xaveri von den Burſchen vor die Muſikanten hingeſtellt und er rief: „Aufgepaßt! es kommt ein neuer Tanz!" und ſang den Muſikanten ein Spottlied auf den grauſigen Mall vor. Dieſer war zugegen und wollte abwehren, aber die Burſchen riefen: „Du gehſt 'naus! Du haſt das Recht erſt um 11 Uhr da zu ſein! Du biſt Polizei und nicht Gaſt!" Sie bildeten einen

Knäuel und drückten den grauſigen Mall hinaus; der aber rief: „Ich geh' und ich geh' zum Amt!" Nun war ein Lachen und Johlen und Singen und der Xaveri wurde von Allen auf den Armen herumgetragen. Der grauſig Mall hielt Wort und Xaveri ſtand mit mehreren Burſchen vor Gericht. Man wollte wiſſen, woher er das Lied habe; er blieb dabei, er habe es Morgens beim Tränken am Wettibrunnen gefunden. Er mußte das Lied vor dem Amtmann nochmals ſingen, der ſelbſt darüber lachte, und da er dabei beharrte, Niemand angeben zu können, wurde er auf vier und zwanzig Stunden eingeſperrt. Als man ihn abführte, rief er: „Wer mich einthut, muß mich auch ſchon wieder austhun!"

Man kann ſich denken, welch eine bewunderte Perſönlichkeit Xaveri nach dieſer Heldenthat war. Er hatte den giftigen Zorn des grauſigen Mall nicht zu fürchten, denn alle Burſchen des Dorfes waren ſeine Gönner.

Unter Allen im Dorfe, die das Gemüth Xaveri's verhetzten, ſtand das Zuckermännle obenan. Es gibt wol in jedem Dorfe einen beſondern Menſchen, der ſeine eigne Freude daran hat, allerlei Wirrwarr und Feindſeligkeit anzuſtiften, und zwar ganz ohne Eigennutz, wenn man nicht eben in der Freude an dieſen Vorfällen einen Eigennutz ſehen will. Das Zuckermännle, ein kleiner ſchmächtiger Schneider, mit verſchmitzten grauen Aeuglein in dem faltenreichen Geſichte, hatte, da es noch viel jünger an Jahren war, die alte Krämerin, die ſogenannte Zuckerin, geheirathet; es hoffte, ſeine Alte bald los zu werden und ſich dann ein friſches Weibchen nach ſeinem Herzen zu holen, aber die alte Zuckerin war zäh und dürr, der Tod ſchien gar kein Verlangen nach ihr zu haben; ſie lebte zu beſonderm Leidweſen ihres Mannes noch ein und dreißig Jahre. Sie war erſt dieſen Frühling geſtorben und das Zuckermännle, das unterdeß alt und grau geworden war, ging auf fröhlichen Freiersfüßen. Bei ſeinem frühern Hauskreuz war es ihm ein beſonderes Labſal geweſen, den Xaveri zu allerlei Schelmenſtreichen anzuſtiften und er ſuchte dann mit heimlicher Schadenfreude die Beſchädigten auf, um Mittel und Wege zu neuen zu entdecken. Seit Xaveri aus der Schule entlaſſen war, zog er ſich von ſeinem ehemaligen Lehrmeiſter auffallend zurück; man hatte geglaubt, daß Xaveri, von der Schulzucht entbunden, mit neuen loſen Streichen ſich zeigen werde, aber ſeltſamer Weiſe war er arbeitſam und ſtill und man hörte nichts von ihm; ja in der Sonntagsſchule war er äußerſt aufmerkſam und ehrgeizig, und die Leute, die prophezeit hatten, daß aus dem Xaveri noch etwas Beſonderes werde, frohlockten ob ihrer Weisheit. Es ſchien, als ob die gewonnene Freiheit und Selbſtändigkeit ihn geändert hätte. Mehrere Jahre gingen darauf hin, ehe man den rechten Grund erfuhr, und jetzt wunderte man ſich, daß man dieſen nicht ſchon früher bemerkt hatte.

In dieſem Frühling war Xaveri aus der Sonntagsſchule entlaſſen worden; er war achtzehn Jahre alt und verſtand es was es heißt, wenn die Blaumeiſe im Frühling ſingt: „D'Zit is do! d'Zit is do! d'Zit is do!“ Noch viel wahrer aber lauteten die Worte, die man dem Geſange eines andern Vogels unterlegt, denn nachahmend das Schwirren und Zwitſchern heißt es, daß die Lerche ſingt: „'s iſt e König im Schwarzwald, hat ſiebe Töchter, ſiebe Töchter, d'Lies iſt d'ſchönſt', d'ſchönſt', d'ſchönſt'!“ Mit dem König konnte niemand anders gemeint ſein, als der Pflugwirth im Dorfe; er hatte zwar nicht ſieben Töchter, aber doch fünf, und dazu nur einen Sohn, und aufs Wort hin war es nichts als Wahrheit, daß des Pflugwirths Liſabeth landauf und landab das ſchönſte Mädchen war.

Des Pflugwirths Liſabeth war mit Xaveri zugleich aus der Sonntagsſchule entlaſſen worden und er galt nun für den öffentlichen Erklärten und Keiner im Dorfe wagte ihm dies ſtreitig zu machen, denn von Kindheit an war Xaveri von Allen gefürchtet. Der Pflugwirth ſchien auch nichts gegen dieſes offene Verhältniß zu haben, er hieß den Xaveri, den Sohn eines vermöglichen Bauern im Dorfe, ſtets willkommen bei ſich und ſah es mit Genugthuung, daß der Nachwuchs der jungen Burſchen im Dorfe ſich ſeinem Hauſe zuwendete, während Alles bisher dem Wirthshauſe zur Linde treu geblieben war; denn der Pflugwirth war ein Fremder, er war von Deimerſtetten oder vielmehr von Straßburg ins Dorf gezogen und war er nun auch ſchon mehr als achtzehn Jahre anſäſſig, er war doch noch ein Fremder, denn ſeine Frau war eine Elſäſſerin und er ſelber ein ſeltſamer Mann, vor dem man eine geheime Scheu hatte, wenn man ſeiner nicht bedurfte. Sein ganzes Gebaren hatte etwas Fremdes und Auffallendes; wenn er über die Straße ging, lief er allezeit ſo behend, als wenn er immer zu eilen hätte. Das iſt im Dorfe beſonders abſtechend, wo man ſich zu Allem gern Zeit nimmt. Er mußte es noch von der Stadt her gewöhnt ſein, an den Menſchen vorüberzugehen, ohne ſich um ſie zu kümmern; er hielt nirgends Stand, und wenn man ihn grüßte, dankte er kurz und knapp. Der Pflugwirth war vordem Hausknecht im „Rebſtöckl“ in Straßburg geweſen und bildete ſich nicht wenig auf ſeine

Welterfahrenheit und beſonders auf ſein Franzöſiſch ein. Um dieſes Letztere ſelber nicht zu vergeſſen und noch einen Vortheil für ſeine Kinder daraus zu ziehen, ſprach er mit ſeinem einzigen Sohne Jacob, den er Jacques nannte, nie anders als franzöſiſch und zwar elſäſſer-franzöſiſch. Der Schackle, wie er im Dorfe hieß, war vor den Leuten nur ſchwer zu bewegen, in der wälſchen Sprache zu antworten und bekam deshalb viele Schläge. Im Dorfe und in der Schule wurde er deshalb viel geneckt und während die andern Kinder des Pflugwirthes friſch gediehen, war der Schackle ein verbutteter unanſehnlicher Knabe. Obgleich er viele Jahre jünger war, hatte ihn doch Xaveri zu ſich herangezogen und nur dieſem Umſtande verdankte er es, daß er in der Schule nicht täglichen Mißhandlungen ausgeſetzt war. Seit kurzer Zeit hatte der Pflugwirth aber auch einen thatſächlichen Erfolg von ſeiner Weltgewandtheit und Sprachkenntniß, er war nicht nur Agent einer franzöſiſchen Feuerverſicherungsgeſellſchaft, ſondern auch, was noch einträglicher war, Agent einer Auswanderungs-Expedition, genannt: „Die Bruderhand.“ Nun hatte er oft hin und her zu reiſen und ſah es gern, daß Xaveri viel in ſeinem Hauſe ein- und ausging, denn er half dem Schackle, der im Feldgeſchäfte ſehr unanſtellig war, ſo wie den Töchtern bei demſelben. Xaveri war weit mehr im Pflugwirthshauſe als bei ſeinen Eltern, er war ohne Lohn faſt der Knecht des Pflugwirths. Dies gab oft Streit zwiſchen ihm und dem Vater. Xaveri kehrte ſich nicht daran. Seit einigen Wochen aber war er mißlauniſch und zankſüchtig, mehr als je. Von Deimerſtetten, dem Geburtsorte des Pflugwirths, kamen ſonntäglich die Burſchen und beſonders Einer, des Lenzbauern Philipp, ward offenkundig um Liſabeth und dieſe ſchien es nicht unwillfährig aufzunehmen. Xaveri ſchalt mit Liſabeth, ja er klagte dem Pflugwirth ſelber, aber dieſer beruhigte die „Kinder“ mit klugen Worten und Xaveri war wohlgemuth, da auch er als Kind des Hauſes bezeichnet wurde.

Nun hatte er heute zum Rottweiler Markt ſeine ſchwarze Zipfelmütze abthun und ſich auch einen breitkrämpigen Hut mit breitem Sammetband und einer hohen Silberſchnalle ganz wie des Lenzbauern Philipp von Deimerſtetten anſchaffen wollen; darum war er im Geleit ſeines Vaters nach Beendigung des Pferdemarktes auf den Krämermarkt geritten und dort beim Wirthshauſe zur Armbruſt hatte er den fürchterlichen Schimpf erfahren und der zuerſt den Spottnamen „der Viereckig“ gerufen hatte, war gerade des Lenzbauern Philipp von Deimerſtetten geweſen und alle, darunter auch viele aus ſeinem eigenen Orte, hatten ihn ausgelacht und verhöhnt. Darum raste jetzt der Xaveri in wilder Wuth dahin, er hatte mit dem ſchönen Hut zurück ins Dorf kehren wollen und jetzt kam er mit dem ſchändlichen Unnamen und den hatte ihm ſein Nebenbuhler gegeben. Hin und her rasten ſeine wilden Gedanken. Er haßte den Vater, der mit geholfen ihn zu beſchimpfen und noch dazu gelacht hatte; vor allem aber ſchleuderte er ſeinen bitterſten Grimm auf des Lenzbauern Philipp, und wenn er ſelber darüber zu Grunde ginge, den wollte er krumm und lahm und zu Tode ſchlagen. Er überlegte nur noch, wie er das in's Werk ſetze. Der raſche Galopp hatte ſein Ende erreicht; am Fuße des Berges, der nach ſeinem Heimathsdorfe führte, ſchnauften Roß und Reiter aus, und Xaveri ſchaute verwirrt umher, als ihn das Zuckermännle grüßte, das eben auch vom Markte heimkehrte. Es war ganz neu gekleidet und ſeine fröhlichen Mienen ſchienen nichts zu wiſſen von dem Flore, den es um den Arm trug. Es lüpfte den neuen Hut und reichte denſelben dem Xaveri, damit er erkenne, wie leicht und geſchmeidig er ſei. Xaveri erſchien das als Hohn, er holte ſchon mit der Peitſche aus, um ſie auf den alten Schelmenkopf zu ſchlagen, da erinnerte er ſich noch, daß ja das Zuckermännle nichts von ſeiner Verſpottung wiſſen könne; er war ja allen voraus davongeeilt. Ohne zu ſagen, was ihm geſchehen ſei und nur im allgemeinen von einer Beſchimpfung ſprechend, verlangte er von dem alten Schlaukopfe einen Rath, wie er ſich rächen ſollte; ſo ſehr aber auch das Zuckermännle hin und her darauf drang, Xaveri ließ ſich nicht dazu bewegen, ſeinen Unnamen auf die Lippen zu nehmen und lautlos ritt er dahin, das Zuckermännle ging im Schritt neben ihm.

Im Dorfe ging Xaveri voll Unruhe hin und her, es waren die letzten Stunden, in denen er hier ohne den ſchändlichen Unnamen lebte. Jedem, der vom Markte kam, ſchaute er tief ins Geſicht, als wollte er ergründen, wer der erſte Verkünder ſeines Schimpfs wäre. Endlich ging er nach dem Pflugwirthshauſe und erzählte hier der Liſabeth den ganzen Vorfall, aber noch immer ohne das Wort zu nennen. Er verlangte von Liſabeth, daß ſie mit des Lenzbauern Philipp kein Wort mehr ſpreche, ja ihm ſogar die Thüre weiſe; aber ſie weigerte ihm das eine und das andere: hier ſei ein Wirthshaus und da müßte man jeden willkommen heißen. Es war ſchon Nacht, als die jungen Burſchen von Deimerſtetten, die auf dem Heimwege nach ihrem Dorfe durch Reukingen mußten, im Pflugwirthshauſe einkehrten. Xaveri ſaß am Tiſche, ſeine Augen rollten und ſeine Fäuſte ballten ſich; bald verließ er die Stube und man ſah ihn haſtig im Dorfe hin und her rennen, aber nicht mehr allein, denn von Haus zu Haus vergrößerte ſich ſein Anhang; ſie gingen endlich alle gemeinſam auch nach dem Pflugwirthshauſe, und wenn die Deimerſtetter eine Maß Achter kommen ließen, ſo riefen die Renkinger: „Ein' Maß Zehner!“ und wenn die Deimerſtetter ein Lied begannen, ſangen die Renkinger ein anderes drein und überbrüllten ſie. Der Pflugwirth beſchwichtigte ſo gut er konnte, der Schackle mußte die Deimerſtetter bedienen und die Liſabeth mußte ſich zu den Ortsburſchen ſetzen und durfte nicht vom Platze. Xaveri aber glaubte zu bemerken, daß ſie feurige Blicke nach des Lenzbauern Philipp am andern Tiſche ſendete und jetzt rief dieſer: „Liſabeth, frag einmal den Xaveri, warum er vom Markte keinen Hut mitgebracht hat?“

„Wart', ich will dir einen Glashut aufſetzen, den man dir aus dem Kopfe ſchneiden muß!“ ſchrie Xaveri, faßte eine Maßflaſche, ſprang damit über den Tiſch und ſchlug nach dem Kopfe des Philipp. Durch die Abwehr des Pflugswirths und der Kameraden ſchlug er die Flaſche nur an der Wand entzwei, und unter Geſchrei und Toben gelang es endlich dem Pflugwirthe, eine raſche Verſöhnung herzuſtellen. Er behauptete, wer Feindſchaft halte, der habe es mit ihm zu thun, er ſei ein Deimerſtetter und Renkinger in einem Stücke, er gab ſelber ein Maß von ſeinem beſten als Freitrunk und brachte es endlich dahin, daß die Tiſche aneinandergeſtoßen wurden und die Burſchen beider Orte zuſammen ſaßen und tranken. Der Wein aus Einer Flaſche belebte die Zungen und die gleichen

Töne ſtimmten zuſammen, aber doch mochte man beiderſeits ſpüren, daß noch keine Einigkeit da war. Es war ſchon ſpät, als die Deimerſtetter endlich aufbrachen, die Renkinger wollten ihnen das Geleit geben, der Pflugwirth ſuchte dieſe davon zurückzuhalten und es gelang ihm bei mehreren, daß ſie in ſeiner Stube blieben. Der Xaveri mit wenigen ſeiner Genoſſen beharrte aber dabei, daß er das Geleit gebe und man ließ ihn ziehen, er war nun an Zahl den Deimerſtettern nicht überlegen und dieſe waren berühmt ob ihrer Stärke. Durch das Dorf ging man ſtill und wohlgemuth mit einander. Xaveri hatte einen Plan, erſt draußen im Hohlwege die Feinde anzugreifen, aber unverſehens platzte er am letzten Hauſe des Dorfs heraus und fragte den Philipp: „Sag' Philipp, ſag' noch einmal, wie haſt du mich auf dem Markte geheißen?"

„Laß gut ſein, es iſt ja vorbei."

„Nein ſag's nur, ich will's noch einmal hören, ſag's! Du mußt. Haſt's vergeſſen?"

„Nein, aber ich ſag's nicht!"

„So thu's oder ich werde wild."

„Du biſt ein närriſcher Kerl, ein Wort läuft ja an einem 'runter."

„Ich wills aber noch einmal von dir hören, nur noch einmal."

„Viereckig iſt beſſer als rund!" ſagte ein anderer Burſche und kaum hatte Xaveri dieſe Worte gehört, als er eine Baumſtütze am Wege ausriß und den Philipp traf, daß er zu Boden ſtürzte.

Nun erhob ſich ein allgemeines Schreien, Schlagen und Fluchen, und es hallte weit hinein durch das Dorf.

Der Nachtwächter eilte herbei mit ſeiner Hellebarde und einer Laterne, ihm folgte der grauſig Mall mit dem Gewehr über der Schulter. Ihr Ruf nach Ruhe wurde nicht gehört, denn wie ein wilder Knäuel wälzte ſich alles am Boden. Da ſchoß der grauſig Mall über ihren Köpfen weg und in wilder Flucht ſtob alles auseinander. Einen aber, der mit Steinen nach ihm warf, glaubte der grauſig Mall zu erkennen, er verfolgte ihn und im nahen Walde ſtellte er ſich ihm ſelber, drang auf ſeinem Verfolger ein und rang heftig mit ihm. Der Polizeiſoldat riß ſich los, faßte ſein Gewehr und zerſchlug auf dem Haupte ſeines Gegners den Kolben in Stücke; gleich als wäre nichts geſchehen, entfloh der Burſche und höhnend rief der Polizeiſoldat: „Lauf du nur, ich erkenn' dich ſchon morgen, ich hab' dich gezeichnet. Man wird dir ein Lied ſingen, das du nicht am Wettibrunnen gefunden haſt."

Als der grauſig Mall in's Dorf zurückkehrte, kam ihm wunderbarerweiſe, die Arme auf den Rücken übereinandergelegt, der Xaveri entgegen und grüßte ihn zuvorkommend.

„Ich will dir morgen groß Dank ſagen," erwiederte der grauſig Mall und ging, um ſogleich alles Vorgekommene dem Schultheiß zu melden.

Am andern Morgen war eine ſeltſame Verhandlung beim Schultheißenamt. Xaveri bekannte offen, daß er bei der Rauferei geweſen, aber er leugnete beharrlich, mit dem grauſigen Mall in eine perſönliche Berührung gekommen zu ſein und ſtaunend ſah ihn der Diener der öffentlichen Ordnung an, der Xaveri mußte einen Kopf härter als Stahl und Eiſen haben, denn nicht eine Spur irgend einer Verletzung war daran zu bemerken und Xaveri war ſo luſtig wie je. Der Schultheiß, der ein Vetter Xaveri's war, ließ die Verhandlung nach dieſer Seite hin gern auf ſich beruhen, denn eine Auflehnung und ein perſönlicher Angriff gegen den Polizeiſoldaten hätte, wenn vollkommen erwieſen, nicht die leicht zu verwindende Strafe von ein paar Wochen bürgerlichen Gefängniſſes oder eine Geldbuße nach ſich geführt, ſondern entehrendes Arbeitshaus. Um ſo ernſter nahm dagegen der Schultheiß die Rauferei mit den Deimerſtetter Burſchen, und hier ſah ſich Xaveri in einer ſeltſamen Falle gefangen; er wollte durchaus nicht ſagen, was eigentlich der Grund ſeines Zornausbruchs gegen des Lenzbauern Philipp war, er bezeichnete ihn im Allgemeinen als Ehrenkränkung, und als der Schultheiß ſpöttelnd darauf kam und auch die Genoſſen mittheilten, daß der Unname die eigentliche Veranlaſſung geweſen ſei, und als einer nach dem andern unter großem Gelächter das Wort: „Der Viereckig" ausſprach, war Xaveri voll Wuth und ſchrie immer:

„Das Wort darf nicht in's Protocoll, das darf nicht auf dem Rathhaus eingetragen ſein, ſonſt iſt's ja für ewige Zeiten feſt; das darf man gar nicht nennen, gar nicht erwähnen, das leid' ich nicht, ſonſt hat's der ganze Gemeinderath mit mir zu thun."

Alle dieſe Einwände halfen nichts und Xaveri ſah zu ſeinem Schrecken, daß er hervorgerufen, was er auf ewig verſtummen machen wollte. Er ſelbſt mußte zuletzt ſeinen Namen unter ein Protocoll ſchreiben, worin es deutlich und mehrfach wiederholt hieß, daß er den Schimpfnamen: „der Viereckig" habe.

Als er vom Rathhauſe herunter kam, ballte er die

Fauſt und knirſchend ſchaute er das Dorf auf und ab. Freilich hatte er fortan den ſeltenen Ruhm, einen ſo harten Kopf zu haben, daß das Gewehr des grauſigen Mall daran ſplitterte, ohne ihn zu verletzen. Eine Zeit lang ſchien es, daß dieſer Ruhm einen ſo böſen Schimpfnamen überdecke. Die nicht zu bewältigende Macht im Raufen brachte ihm viel Lob und Ehre ein. Es iſt aber doch ein ſeltſam Ding um einen ſolchen Ruhm! Die Bethätigung einer ungewöhnlichen Kraft, ein wüſtes Raufen kann ſich eine Zeit lang als Bedeutung geltend machen, oft aber tritt plötzlich eine Ernüchterung ein; die Menſchen beſinnen ſich, was denn das eigentlich ſei, und wenn man nicht immer neue glorreiche Thaten aufbringen kann, erſcheinen die verjährten Rechte eines Gewalthabers plötzlich in Frage geſtellt. Eine Widerſpenſtigkeit gegen das herriſche Weſen Xaveris gab ſich im ganzen Dorfe kund, er hieß jetzt nur immer „der Viereckig“ und mußte das mit guter Miene geſchehen laſſen, denn er konnte doch nicht immer drein ſchlagen. Des Pflugwirths Liſabeth vor allen entzog ſich ihm, ſie ſah jetzt auf einmal, daß Xaveri auch gegen ſie roh und gewaltthätig geweſen war, er hatte ſie behandelt, als müſſe man ihm ohne Fragen gehorchen und indem ſie ſich von ſolcher Unterthänigkeit frei machte, machte ſie ſich auch von Xaveri ſelbſt ganz frei. Das geſchah beſonders, ſeitdem des Lenzbauern Philipp von Deimerſtetten ungehindert im Dorfe aus- und einging, denn der Schultheiß hatte Xaveri gedroht, ſobald den fremden Burſchen im Dorfe irgend eine Unbill widerfahre, würde er ohne Unterſuchung Xaveri dafür in Strafe ziehen, und dieſer mußte nun faſt ſelber der Wächter ſeines Nebenbuhlers ſein.

Bald wurde Eliſabeth Braut mit des Lenzbauern Philipp und Xaveri that, als ob ihm das ſehr gleichgiltig ſei; er beſuchte nach wie vor das Haus des Pflugwirthes und als Eliſabeth in Deimerſtetten Hochzeit machte, ritt er dem geſchmückten Brautwagen voraus auf ſeinem wohlbekannten Apfelſchimmel und an dem ſchönen breiten Hute, den er ſich allerdings ausdrücklich hatte beſtellen müſſen, flatterten helle Bänder.

Xaveri ſchien froh, daß er Soldat werden mußte, und an der Faſtnacht, bevor er nach der Garniſon abging, vollführte er noch einen luſtigen Streich, der ihm noch lange anhaltenden Nachruhm zuzog. Das Zuckermännle hatte ſich bald zu tröſten gewußt und ſich ein armes, aber ſchönes Mädchen aus Deimerſtetten zur Frau geholt.

Als nun zu Faſtnacht die Burſchen auf einem Wagen durchs Dorf zogen und die ſogenannte „Altweibermühle“ darſtellten, erſchien Xaveri als die verſtorbene Zuckerin und wußte ihr Weſen und ihre ganze Art ſo täuſchend nachzuahmen, daß alles im Dorfe darüber jauchzte und als er unter gewaltigem Schreien in die Mühle geworfen wurde, erſchien er auf der andern Seite wiederum als die junge Zuckerin. Selbſt vor dem Hauſe des Verſpotteten führten ſie das Poſſenſpiel auf und die junge Frau ſah dazu vergnüglich lachend aus dem Fenſter; das Zuckermännle aber ließ ſich nicht ſehen. Am Aſchermittwoch Morgen hatte Xaveri die Keckheit, ſich ein Päckchen Tabak bei der Zuckerin zu holen, dieſe aber ſchien gar nicht böſe gelaunt, ſie war unter Lachen äußerſt zuthulich gegen Xaveri und in einem Anfluge von Tugend und Mißgunſt ſagte dieſer zuletzt: „Laß dich nur nicht mit den hieſigen

Burſchen ein, dann haſt du, wenn dein Alter abkrazt, die Wahl unter Allen.“

Wenige Tage darauf mußte Xaveri in die Garniſon und am Morgen vor der Abreiſe übergab ihm ſeine Mutter mehrere Päckchen Tabak, die er bei der Zuckerin eingekauft und die dieſe überbracht hatte. Xaveri hatte nichts gekauft, er nahm aber das ſeltſame Geſchenk doch wohlgemuth mit.

Es giebt Auffälligkeiten und Bezeichnungen für dieſelben, die ſich auf wunderſame Weiſe überallhin verbreiten. Als Xaveri zu ſeinem Regimente eingetheilt war, erfuhr er von allen ſeinen Kameraden den alten Schimpf aufs neue. Der Feldwebel fluchte und wetterte, daß auch dem Beherzten flau zu Muthe wurde; er hatte nach und nach faſt ſämmtliche Helme auf Xaveri's Haupt probirt, aber keiner paßte. Er drückte ihm die Helme auf den Kopf, das Lederwerk und die Spangen knarrten, aber doch war keiner paſſend. Endlich ſagte er halb fluchend und halb ſcherzend: „Kerl, du haſt ja einen viereckigen Kopf und größer als eine Bombe.“ Nun hatte der Xaveri auch in der Kaſerne ſein gebranntes Leiden, aber er hatte ſeinen Stolz darauf, daß man ihm eigens einen Helm beſtellen mußte, und bei der erſten Viſitation des Oberſten war er Gegenſtand allgemeiner Betrachtung, wobei er nur in ſich hineinlachte, denn nach außen lachen durfte man als Soldat nicht mehr im Angeſichte der Vorgeſetzten.

Ganz gegen alles Vermuthen fühlte ſich Xaveri im Soldatenleben wohl; dieſe ſtrenge, unwandelbare Ordnung, dieſe unbeugſamen Geſetze übten eine große Macht auf den Burſchen aus, der nie die Herrſchaft eines fremden Willens gekannt hatte; dazu kam, daß für Xaveri ſich bald eine Luſtbarkeit aufthat; er war Schütze und bald darauf Signaliſt geworden.

Draußen am Waldesrande ſich auf dem Horne einüben, das war ihm eine Luſt, und Xaveri's Signale übertönten alle; man mußte ihn nur zwingen, ſie nicht zu übermächtig ertönen zu laſſen.

Schon im erſten Jahre ſeines Soldatenlebens erfuhr Xaveri den Tod ſeines Vaters. Er nahm Urlaub auf zwei Tage, ordnete mit ſeinem Bruder alles und ließ ſich bereit finden, gegen eine Summe, die ſich nahezu auf tauſend Gulden belief, dem Bruder, wie es der Vater beſtimmt hatte, das väterliche Erbe zu überlaſſen. Bald hörte er, daß ſein Bruder ſich verheirathe und ſeine einzige Schweſter mit dem Vetter von des Lenzbauern Philipp verlobt ſei. Das Soldatenleben ſchien aber Xaveri ſo zu gefallen, daß er nicht einmal zu den Hochzeiten ſeiner Geſchwiſter kam, und beſonders glücklich war er, als die Signaliſten zu einer Muſikbande geordnet und eingetheilt wurden, die nun bei Ein- und Ausmärſchen hellauf blies.

Xaveri hatte ſeine ſechs Jahre ausgedient, ohne die Garniſon zu verlaſſen; er war Willens, als Einſteher einzutreten, da kam gerade um dieſelbe Zeit das Geſetz der allgemeinen Wehrpflichtigkeit, welche das Einſteherweſen aufhob, und Xaveri kehrte ins Dorf zurück. Er lebte bei ſeiner Mutter, die ein mäßiges Leibgeding von Trudpert bezog und in der untern Stube des elterlichen Hauſes wohnte. Er konnte ſich nicht dazu bringen, bei ſeinem Bruder in freiwilligen Dienſt zu treten und ſchien dem Rathe ſeines Vetters, des Schultheißen zu folgen, der ihn ermahnte, ſich nach einem rechten „Anſtand," d. h. nach einer vermöglichen Heirath umzuthun. Unterdeſſen aber lebte er in den Tag hinein, und wie von ſelbſt war er wiederum die meiſte Zeit in dem Hauſe des Pflugwirths. Der Schackle, der ſich zum Feldbau untauglich erwieſen, war auswärts in der Lehre bei einem Kaufmann, aber faſt noch ſchöner als ehemals die Liſabeth, war jetzt die zweite Tochter des Pflugwirths, Agathe, geworden; freilich war ſie nicht ſo beredtſam und die Leute ſagten ſogar, ſie ſei dumm wie Bohnenſtroh; aber Xaveri hatte das nie gefunden, ſie wußte auf alles gehörig Rede und Antwort zu geben, von ſelbſt ſprach ſie allerdings nicht. Xaveri hatte einmal ſeinen Kopf darauf geſetzt, eine Tochter des Pflugwirths zu haben; war es Liſabeth nicht, ſo mußte es Agathe ſein.

Mit einem Gemiſch von Empfindungen hörte und ſah Xaveri, daß das Hausweſen der Liſabeth und des Lenzbauern Philipp in Deimerſtetten, die bereits ſechs Kinder hatten, in Verfall gerathen war, ja die Rede ging, wenn nicht der Pflugwirth noch ein Mal nachgeholfen hätte, wären ſie bereits ganz zu Falle gekommen. Xaveri war nicht hartherzig genug, um ſich über dieſe Wahrnehmung zu freuen, aber auch nicht ſo ſanftmüthig, daß er nicht eine gewiſſe Genugthuung darin empfand. Die ältere Schweſter ſollte einſt die jüngere beneiden und er meinte, der Pflugwirth habe nicht Unrecht gethan, da er ihm Liſabeth verſagte, er war damals noch zu jung und unerfahren, aber jetzt hatte er etwas von der Welt geſehen und konnte es dem Dorfe beweiſen. Das waren die Gedanken Xaveri's.

Der Pflugwirth verſtand es wiederum, ihn als Knecht ohne Lohn im Hauſe zu haben und zum Eſſen und Schlafengehn ging Xaveri zu ſeiner Mutter. Die Leute ſchimpften gewaltig darüber und waren an Trudpert, daß er das nicht dulde; aber dieſer konnte ſich nicht dazu bringen, ſcharf gegen ſeinen Bruder zu ſein. Die alte Liebe und Anhänglichkeit aus der Kinderzeit lebte noch in ihm und er hatte deshalb manchen Zank mit ſeiner Frau auszuſtehen.

Der Pflugwirth hatte ſein Auswanderungsgeſchäft noch viel nachhaltiger betrieben, er hatte ſich ein eignes Gefährte angeſchafft und beförderte mit demſelben oft ganze Trupps nach Straßburg. Dabei bediente er ſich des Xaveri als Kutſcher und Poſtillon, denn durch Renkingen und durch alle Dörfer, die man bis nach Offenburg an die Eiſenbahn berührte, blies Xaveri luſtig auf ſeinem Waldhorn, das er ins Dorf mitgebracht hatte. Länger als ein Jahr war Xaveri ſo der unbelohnte Knecht des Pflugwirths zum Aerger aller Dorfbewohner, die auch die Mutter verhetzen wollten; aber dieſe war wie Trudpert dem Xaveri mit unerſchütterlicher Liebe zugethan. Da ſtarb das Zuckermännle, und kaum war es unter der Erde, als ſich ein Schwarm Bewerber bei der vermöglichen und noch immer wohlanſehnlichen Wittwe einfand.

Zu großer Beluſtigung des Dorfes wurde ein Brief des alten, abgeſtellten Vaters von Deimerſtetten bekannt, der der Zuckerin ſchrieb, ſie möge ſich mit einer Heirath nicht übereilen, ſeine Frau kränkle immer, und er werde ſich glücklich ſchätzen, ſich mit ihr zu verehlichen. Man kann ſich denken, wie ſehr dieſer Brief beluſtigte, und Manche konnten ſeine hochtrabend verſchmitzten Worte ganz auswendig.

Man konnte recht die Menſchen kennen lernen an der Art, wie ſie über die Zuckerin ſprachen. Sie hatte wenig gute Freunde im Dorfe, ſie war eine Fremde und man war ihr neidiſch, und noch dazu iſt die Krämerin eine immer widerwillig betrachtete Perſönlichkeit, weil ihr der Bauer das beſonders hochgeſchätzte baare Geld geben muß und ſie allerlei Heimlichkeiten der Bauerfrauen Vorſchub leiſtet. Jetzt ſchien plötzlich ihr Ruf ein ganz anderer geworden. Manche verkündeten laut ihr Lob und Andere nickten nur ſtill aber vieldeutig dazu. Man konnte ja nicht wiſſen, in welche Familie nun bald die Zuckerin gehören würde. Eine ihrer Eigenſchaften aber wurde mit allgemeinem Lobpreis hervorgehoben, und das war der Acker von anderthalb Morgen, den ſie beſaß, draußen am Bergesabhang, neben dem Kirchhofe, an der Straße nach Deimerſtetten. Man ermahnte den Pflugwirth, er ſolle ſich dieſen Acker von der Wittwe zu erwerben ſuchen, der ſei grade für ihn gelegen, denn er liebte beſonders die Aecker an der Straße; aber er lehnte es ab und ſagte ſpöttiſch, der Acker gehöre ja ſchon einem aus Deimerſtetten Gebürtigen. Als man ihn hierauf neckte, er möge den Schackle mit der Zuckerin verheirathen, dann habe er den Acker und brauche keinen neuen Kaufladen einzurichten, ſagte er mit ſchelmiſcher Gutmüthigkeit, er wolle einem guten Freunde nicht in den Weg ſtehen.

Xaveri war ſtill, aber in ihm kochte die Wuth, als ihm der Pflugwirth mit zuthulicher Freundlichkeit anrieth, ſich auch um die Zuckerin zu bewerben. So hatte er ſich zweimal von dem abgeriebenen Schelm betrügen laſſen. Dennoch that er wiederum, als ob nichts geſchehen wäre, und Tage lang ſaß er in der Wirthsſtube zum Pflug und ſtarrte hin auf die große Tafel an der Wand, darauf ein Schiff auf der See ſchwamm und mit großen, rothen Buchſtaben geſchrieben war: Nach Amerika. Der Entſchluß ſchien ihm ſchwer zu werden; endlich aber eines Sonntags, als faſt das ganze Dorf in der Wirthsſtube verſammelt war, verkündete er, daß er auch auswandere. Einige ſagten, daß er daran recht thäte, und ſie hätten das ſchon lange erwartet, ſolch ein halbes Leben ſchicke ſich nicht für ihn; Andere dagegen bedauerten ſeinen Weggang und wieder Andere bezweifelten, daß es ihm Ernſt ſei.

„Ihr kennt mich dafür, daß das, was ich geſagt habe, auch ausgeführt wird!" ſchrie Xaveri, und ſeine alte Trotzigkeit lebte wieder in ihm auf. Das Wort war heraus, er wußte nun, was er wollte, und war nicht mehr von Zweifeln geplagt. Dennoch willfahrte er beim Nachhauſekommen ſeiner Mutter, die von Anderen bereits ſeinen Entſchluß gehört hatte, nicht zu ſchnell damit zu ſein und die Sache noch hinzuhalten, vielleicht fände ſich doch noch der rechte „Anſtand," daß er im Lande bleibe. Wochenlang ging er nun im Dorfe umher und mußte ſtill ſein, denn er wußte nichts zu antworten, wenn ihn die Leute immerfort fragten: „Bis wann geht's fort?" Er hatte auch im Stillen gehofft, daß der Pflugwirth noch andern Sinnes werde und ihn nicht ziehen laſſe, aber dieſer hatte ſich bereits einen wirklichen Knecht gedingt und Xaveri ſah, daß all' ſeine Hoffnung vergebens ſei.

Hatte bisher Xaveri im Dorfe die junge Welt beherrſcht, ſo ſchien es nun, daß er auch mit ſeinem Weggange eine gewaltige und beiſpielgebende Macht ausüben ſollte. Unter dem ledigen Volke im Dorfe zeigte ſich eine ungeahnte und jetzt zum Schrecken Vieler bemerkte Auswanderungsluſt. In dem Auswanderungstriebe war eine neue Entwickelungsſtufe von unberechenbaren Folgen eingetreten. Bisher war man es nur gewohnt, ganze Familien auswandern zu ſehen, und mußte man mitunter auch manchen Wohlhabenden ausſcheiden ſehen, der Riß unter den Zurückbleibenden war darum doch kein ſo auffälliger; es ſchieden Menſchen, die ſich von ihren Blutsverwandten und Angehörigen ſchon losgelöst hatten zu einer in ſich abgeſchloſſenen Familie, ſie waren nur ſich verpflichtet und man mußte ſie, wenn auch mit Wehmuth, doch ohne Groll ſcheiden ſehen. Die neue Thatſache aber, daß nun auch ledige Leute auswandern wollten, daß ſich eine ganze Schaar von jungen Burſchen und Mädchen zuſammenthat, um in die weite Welt zu ziehen, brachte auf einmal die Gemüther in ſeltſame Bewegung.

Wie es ein lebendiges Nationalgefühl empfinden ſollte, wenn wie in unſern Tagen noch zukunftsreiche Kräfte ſich der Geſammtheit entziehen, ſo empfand man jetzt im Dorfe, was es heißt, wenn junge Burſche, die man bisher großgezogen und von denen man etwas erwarten kann, ſich mit ihrer Kraft davon machen. Xaveri war der erſte Ledige im Dorfe, der davonzog, und andere Burſche und Mädchen wollten es ihm nachthun; mitten in der Familie that ſich eine Selbſtſucht auf, von der man bisher keine Ahnung hatte. Kinder, die man unter Sorgen und Mühen großgezogen und von denen man eine Stütze des Alters erwartete, dachten jetzt nur an ſich, wollten ſich ſelbſt eine Zukunft ſchaffen und die alten Eltern und jungen Geſchwiſter der Stütze und thätigen Kraft beraubt allein laſſen. Der Staat duldet es nicht und ahndet es im Betretungsfalle, daß ſich ein junger Mann der Wehrpflicht entziehe, und was iſt das Recht des Staates an Dem, der ihn verlaſſen will? Die Familie hat keine äußere Macht, die den Treuloſen zurückhielte, und hätte ſie auch eine ſolche, ſie käme nur ſelten zur Anwendung. In vielen Häuſern in Renkingen hörte man lautes Schreien und Lärmen, denn hier wollte ein Sohn und hier eine Tochter und dort alle Erwachſenen auswandern und die Eltern klagten, gaben aber meiſt nach; denn was opfert die Elternliebe nicht?

Auf den Xaveri aber war Alles zornig, er hatte dieſe Sucht im Dorfe aufgebracht und wurde immer als Beiſpiel angeführt, er hatte es ja am wenigſten nöthig und zog doch auch übers Meer. Während aber viele Andere bereits entſchieden waren, war gerade Xaveri noch zweifelhaft.

Es war an einem ſchönen Sommernachmittage nach der Heuernte, da führte Xaveri eine neue Kiſte von weißem Tannenholz auf einem Schubkarren langſam das Dorf hinauf, er ſtand oft ſtill und ließ die Leute fragen, was er da habe, um ihnen zu ſagen, daß das ſeine Auswanderungskiſte ſei, wobei er erklärte, wie ſie geſetzmäßig genau drei Schuh hoch, drei breit und vier lang ſei, denn ſo müßten dieſe Kiſten ſein, um gehörig in den Schiffsraum gebracht werden zu können. Auch beim Schloſſer, wo er die Reife darum ſchlagen, zwei Schlimpen anbringen, und die vier Ecken mit ſtarkem Eiſenblech beſchlagen ließ, wußte er es ſo einzurichten, daß dies die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte. Seine Mutter weinte, aber er tröſtete ſie, daß nun einmal nichts zu ändern ſei. — — Er war nun zu ſeinem ungeordneten und müßigen Leben berechtigt, er zog ja von dannen und durfte ſich's wohl noch in der Zeit ſeines Verweilens in der Heimath bequem machen, er ſchaffte ſich mehrfache neue Kleider an und ging in denſelben an Werkeltagen umher. Vor dem Rathhauſe, wo es alle Leute ſehen konnten, wurde im Sonnenſchein die Kiſte mit blauer Farbe angeſtrichen. Der grauſig Mall, der ſich einen Nebenverdienſt als Sackzeichner nicht entgehen ließ, und dieſe Zeichnung mit beſonderer Liebe machte, denn ſie entledigte ihn eines von Kindheit auf tückiſchen Feindes, ſchrieb mit großen Buchſtaben auf den Deckel und auf die Vorderſeite: „Xaver Boger in Neuyork.“ Ein großes Rudel Kinder ſtand immer umher und viel Kopfbrechens und mehrfache Verſuche koſtete es, hüben und drüben an der Kiſte das Waldhorn Xaveri's abzumalen; aber darauf beſtand er, und endlich war das große Werk gelungen.

Xaveri brachte die Kiſte zu ſeiner Mutter, dieſe aber klagte immer, daß ſie nicht ſchlafen könne wegen der Kiſte, es ſei ihr immer, als ſtünde der Sarg ihres Sohns bei ihr, und es ſei auch ein Sarg, er wäre ja todt für ſie, wenn er über das Meer ziehe. Weinend und klagend wiederholte ſie oft: „Ach! Meine Mutter hat geſagt, ich glaub' nicht an Amerika; ich, ich muß dran glauben!“ Auch Trudpert drang in ſeinen Bruder, doch zu bleiben, er ſei der einzige Bruder und ſie hätten immer treu zuſammengehalten, er ſolle ihn doch nicht verlaſſen. Der unbeugſame Xaveri erwiederte: „Was der Viereckig einmal will, das führt er auch aus.“ Gegen ſeine Angehörigen ließ er ſeinen Zorn los, daß er dieſen Schimpfnamen hatte und ſie konnten doch nichts dafür. Doch machte Xaveri einen letzten Verſuch und ging zum Pflugwirth, mit ihm den Ueberfahrtsvertrag abzuſchließen, er hoffte, wenn auch nur halb, daß dieſes ihn möglicherweiſe noch nachgiebig machen würde; aber der Pflugwirth holte mit Bedauern zwei gedruckte Formulare, darauf die Bruderhand ſehr ſchön zu ſehen war, füllte ſie aus, unterſchrieb ſelber und ließ auch den Xaveri unterzeichnen, worauf er ihm den Vertrag einhändigte mit dem Beifügen: „Du kannſt mir auf den Abend oder morgen das Geld bringen, aber bezahlen mußt, was einmal da geſchrieben iſt, muß bezahlt werden, und du ſiehſt, ich hab' dir ja den billigſten Preis geſetzt.“ Xaveri nickte bejahend ohne ein Wort zu reden und ſteckte den Vertrag zu ſich. Als er auf dem Heimwege vor dem Hauſe der Zuckerin vorüber kam, ging er hinauf, um ſich Tabak zu holen. Er hatte ſie ſeit ſeiner Rückkehr nicht wieder beſucht, er hatte eine gewiſſe Furcht vor ihr; jetzt, mit dieſem Abſchiede in der Taſche, konnte er ſie wieder ſehen. Die Zuckerin war überaus freundlich bei ſeinem Eintritt, ſie ſchalt zwar lächelnd, daß er ſie ſo auffallend vernachläſſigt habe, erklärte ihm aber dabei, wie ſie ihm ſeine gute Ermahnung doch nicht vergeſſen habe, und wie ſie jetzt ſehe, daß er Recht gehabt habe, denn ſie könne ſich der Freier gar nicht erwehren; ſie beſinne ſich aber zweimal, bis ſie ſich entſchließe, um einen in dieſe volle Haushaltung einzuſetzen, in der mehr ſtecke als man glaube, und die ſie ſich bei ihrem Alten habe ſauer verdienen müſſen. Xaveri ſah ſich mit Wohlgefallen in dem Hauſe um, und als eben ein Kind kam, um Eſſig, und bald darauf der grauſig Mall, um ſein Naſenfutter zu holen, und noch Andere die Stiege heraufkamen, ſchickte die Zuckerin mit zutraulichem Bedrängen den Xaveri in die Stube, damit er dort warte, bis ſie die Käufer abgefertigt hatte. Unwillkürlich folgte ihr Xaveri, und es muthete ihm behaglich in der Stube. Der große Lehnſeſſel ſtand neben dem Ofen, der jetzt im Herbſte ſchon geheizt war, und Aepfelſchnitze, die auf dem Simſe gedörrt wurden, verbreiteten einen angenehmen Duft. Die rothgeſtreiften Vorhänge an den Fenſtern, die mit Meſſing eingelegte nußbaumene Komode, die gepolſterten Seſſel, Alles machte einen behaglichen Eindruck. Man hörte nichts als das ſchnelle Ticken einer doppelgehäuſigen Sackuhr, die an der weißen Wand hing, und das Summen der Fliegen, die jetzt das Herbſtquartier bezogen hatten und ſich an den Aepfelſchnitzen gütlich thaten. Alles im Zimmer war, wenn auch etwas ausgedient, doch ſauber und an den feſten Platz geſtellt; da waren keine Kinder, die Unruhe und Unordnung machten. Xaveri nickte mehremals mit dem Kopfe vor ſich hin, als wollte er ſagen: „Das iſt nicht ſo uneben.“ Xaveri war in einer nie gekannten weichen Stimmung. Der unterſchriebene Ueberfahrtsvertrag in der Taſche, nach dem er mehremals griff, mußte das bewirken. Er fürchtete ſich jetzt faſt vor der Zuckerin, er hatte ſich zu viel zugetraut; die Abfertigung der Käufer im Laden dauerte lange, und immer hörte er wieder neue die Treppe heraufkommen. Mehrmals dachte er daran, ſich aus dieſer peinlichen Lage fortzumachen und die Rückkehr der Zuckerin nicht abzuwarten. Was ſollte ihm das jetzt? Er mußte fort und hatte nie von der Zuckerin was gewollt, dafür war er ſich zu viel werth; aber wenn er jetzt fortging, mußte es ja Aufſehen erregen bei den Kunden im Kaufladen. „Aber, was liegt daran, wenn man dir auch etwas nachſagt? Du ziehſt ja übers Meer. Es iſt aber auch wieder nicht recht, die Frau ins Geſchrei zu bringen; um ihr das nicht anzuthun, mußt du bleiben.“ Und ſo blieb er mit widerſtreitenden Gefühlen. Er ſtopfte ſich ſeine Pfeife, ſchlug Feuer und ſetzte ſich behaglich ſchmauchend in den abgegriffenen großen Lederſeſſel am Ofen. „Das iſt kein übel Plätzle,“ ſprach es in ihm und von dieſem Gedanken doch wieder erſchreckt ſtand er plötzlich auf. Eine eigne Geſpenſterfurcht überkam ihn am hellen Tage in dieſer ſtillen Stube; auf dieſem Stuhle hatte die alte Zuckerin und das Zuckermännle ſich ausgehuſtet, das war kein Platz für des Lachenbauern Xaveri. Er ſchaute an den Pfoſten gelehnt durch das Fenſter, um zu wiſſen wer wegging, als aber jetzt des Pflugwirths Agathe die aus dem Hauſe trat, ſich umwandte und nach dem Fenſter ſchaute, trat er tief zurück in die Stube, ſetzte ſich aber nicht mehr in den abgegriffenen Lederſeſſel am Ofen. Endlich klang die Klingel an der Ladenthüre wie bellend, die Thüre wurde abgeſchloſſen, aber es ſprang wieder Jemand die Treppe hinab, man hörte an der Hausthür einen Riegel vorſchieben und laut athmend kam die Zuckerin in die Stube und ſagte: „So, jetzt bin ich nicht mehr daheim. Wer kein Eſſig und Oel hat, der kann ſeinen Salat ungegeſſen laſſen. Du glaubſt gar nicht, was man geplagt iſt, wenn man ſo Haus und Geſchäft allein über ſich hat. Der Verdienſt iſt gut, ich könnte gar nicht klagen, es iſt nicht groß, aber regnet's nicht, ſo tröpfelt's doch. Das iſt recht, daß du dir deine Pfeife angezündet haſt. Ich rieche den Tabak gar gern. Mein Alter hat nicht rauchen können. Jetzt ſag': iſt's richtig, daß du fortgehſt?"

Ohne ein Wort zu erwiedern, reichte Xaveri der Zuckerin den unterſchriebenen Ueberfahrtsvertrag und die Hände zuſammenſchlagend und klagend rief ſie: „Ja der Pflugwirth! Wenn den der Teufel holt, zahle ich ihm den Fuhrlohn. Oder ich ſage wie die alte Schmiedin einmal von unſerm böſen Schultheiß geſagt hat: ich möchte mit dem in derſelben Stunde ſterben, denn da haben alle Teufel alle Hände voll zu thun, um die Schelmenſeele zu fangen, und da kann dieweil jedes Andere mit allen ſeinen Sünden daneben in den Himmel hineinhuſchen.“

„Du biſt geſcheit und ſcharf,“ ſagte Xaveri ſchmunzelnd und auch die Zuckerin ſchmunzelte; Beide waren mit einander zufrieden und ſahen einander eben nicht böſe an. Aber was iſt da für eine Einheit, wo ſich zwei Menſchen über ſolch einem böſen Gedanken vereinigen? Was wird daraus werden?

Die Zuckerin fuhr indeß geſchmeichelt raſch fort: „Den Pflugwirth kennt Keiner, das iſt ein Seelenverkäufer, der hat dich zum Narren gehabt und dich hineingeritten, bis du nicht mehr gewußt haſt, wo anders 'naus, und da macht er noch ſeinen Profit dabei. Wenn ich Gift hätte und wüßte, daß Niemand anders davon eſſen thät', dem gäb ich's, der iſt nichts Beſſeres werth. Ach! und ich hab's immer geſagt, du biſt ſo gut, nur zu gut. Es iſt unerhört, daß ein Menſch wie du und aus einer ſolchen Familie auswandern ſoll. Das laſſe ich mir gefallen bei einem, der nicht mehr weiß, wo aus und ein und der keinen Anhang hat. Mich dauert nur deine gute, rechtſchaffene Mutter, der drückt es das Herz ab, und eine beſſere Frau giebt es nicht zwiſchen Himmel und Erde.“

Minder dieſes Lob und dieſer zutrauliche Ruhm, als der anfängliche Zorn gegen den Pflugwirth, drang Xaveri tief in die Seele; ſie ſprach es aus, was er ſelber ſchon oft gedacht hatte, und um ſeinetwillen hatte ſie dieſen Zorn. Nicht nur ein Gegenſtand gemeinſamer Verehrung, ſondern oft noch weit mehr der eines gemeinſamen Haſſes eint die Gemüther, und erſt die Folge lehrt, welches das dauerndere Band ſei. Das heftige und ingrimmige Weſen ſprach jetzt Xaveri tief an, weil es ſich gegen den Mann ſeines Haſſes kehrte; er ward zutraulich und freundlich gegen die Wittwe und glaubte es ihr ſchuldig zu ſein, daß er ſie lobte und ihr Hausweſen bewunderte, während ſie ihn vom Speicher bis zum Stalle umherführte. Mit einer verblüffenden Offenherzigkeit erklärte ſie dann zwiſchen hinein:

„Kannſt dir denken, daß es mir an Freiern nicht fehlt, aber ich mag keinen von allen, ich will keinen, der einem in der Hand zerbricht. Ich will dir's nur geſtehen, dir darf ich's ſchon ſagen, ich bin ein bischen hitzig und obenhinaus, aber auch gleich wieder gut, und drum will ich grade einen Mann, der den Meiſter macht, der ein rechter Mann iſt und nicht unterduckt. Für die Frau gehört ſich's, daß ſie untergeben iſt, und das kann ich nur ſein gegen einen, vor dem ich Reſpekt habe, der feſt hinſteht."

Dieſe, in verſchiedenen Wendungen halb lächelnd halb klagend vorgebrachten Selbſtbeſchuldigungen, die doch wieder ruhmreich waren, machten den Xaveri ganz wirbelig; ſeine Antworten, die er noch manchmal einfügen mußte, beſtanden in einem unverſtändlichen Murren und Brummen, das ebenſo ſehr Mißmuth wie Wohlgefallen ausdrücken konnte, und in der That auch Beides ausdrückte.

Trotz freundlicher Zurede kehrte aber doch Xaveri vom Stalle aus nicht mehr in die Stube zurück. Er verließ plötzlich das Haus und rannte die erſten Schritte ſchnell wie fliehend davon. Es war Nacht geworden, und auf dem Heimwege gelobte er in ſich hinein, daß er ſich nie mehr zu ſolcher Vertraulichkeit mit der Zuderin verleiten laſſen wolle; das war Einmal geſchehen und nie mehr. Er war des Lachenbauern Xaveri, der ſich nicht an eine abgedankte Wittwe vergeben durfte, die gar nicht einmal wußte, woher ſie war. Und grade daß die Zuckerin ſeinen großen Familienanhang lobte und das Gelüſte zeigte, in denſelben einzutreten, erweckte wieder ſein ganzes ſtolzes Bewußtſein in ihm. Jetzt zum erſtenmale kam ihm aber auch der Gedanke, daß er drüben in Amerika nicht mehr des Lachenbauern Xaveri ſei, da galt ſein Familienanſehen nichts mehr. Das war nun freilich nicht mehr zu ändern.

Es mußte aber doch etwas Eigenthümliches in Xaveri vorgehen, daß er am Abend und den ganzen andern Tag ſeiner Mutter nichts davon ſagte, daß er den Ueberfahrtsvertrag abgeſchloſſen und am heutigen Tage bezahlt habe. Erſt von der Zuckerin vernahm ſie das erſtere ſpät am Abend. Sie war gekommen, um ihr friſches Backwerk zu bringen und wußte viel davon zu ſagen, wie gern der Xaveri dabliebe, er wiſſe ſchon wo er gleich daheim ſei; es käme nur darauf an, ihn dahin zu bringen, daß er, ohne ſich vor den Leuten dem Spotte auszuſetzen, wieder umkehre; man müſſe darum thun, als ob man ihn zwinge daheimzubleiben, das ſei was er wolle, aber nur nicht ſagen könne.

Die Mutter, der zwar die Schwiegertochter nicht recht anſtand, war doch glücklich, daß ſie ihren Xaveri daheim behalten ſollte und lange, ehe dieſer zum Schlafen kam, war es unter den beiden Frauen ausgemacht und entſchieden, daß er bleiben müſſe.

Xaveri war indeß an dieſem Tage vor dem verſammelten Gemeinderathe geweſen und hatte ſeinen Austritt aus der Gemeinde gemeldet. Der Schultheiß, ein Vetter Xaveri's, rieth ihm, daß er gar nicht nöthig habe, ſein Heimathsrecht aufzugeben, er könne ſich einfach einen Paß nehmen, und wenn es ihm in Amerika nicht gefalle, wieder zurückkehren oder auch unterwegs andern Sinnes werden. Xaveri lachte höhniſch über dieſe Zumuthung und drang jetzt gerade um ſo mehr auf ein Ausſcheiden aus dem Orts- und Heimathsverbande.

„Nun denn," rief zuletzt der Schultheiß, „wenn's ſein muß, wollen wir's gleich ausfertigen, aber ich rathe dir, beſinn' dich noch einmal."

„Bin ſchon beſonnen, fort geh' ich," ſagte Xaveri trotzig.

Gelaſſen erwiderte nochmals der Schultheiß: „Xaveri, ich mein' du verbindeſt dir den unrechten Finger."

„Ich weiß ſelber, wo mir's fehlt, und ihr ſeid auch kein Doktor. Behüt's Gott!" ſchloß Xaveri und ging davon.

„Es iſt wie's im Sprüchwort heißt: Wenn's der Geis zu wohl auf dem Platze iſt, da ſcharrt ſie," ſagte ein Gemeinderath hinter ihm drein und der Schultheiß ſetzte hinzu: „Es iſt halt der viereckig Hartkopf." — Er hatte aber doch Unrecht, gerade weil Xaveri innerlich ein Schwanken empfand, that er nach außen um ſo trotziger und unbeugſamer. Erſt am andern Morgen gelang es der Mutter, ihm den Antrag wegen der Zuckerin zu machen, aber Xaveri that auch hier unmuthig und entgegnete: „Wie könnt Ihr mir ſo einen Antrag machen? Werd' ich ſo Eine nehmen? So Eine findet man noch, wenn der Markt ſchon lange vorbei iſt."

Es war nun ein ſeltſames Widerſpiel von verdeckten Meinungen in der niedern Leibgedingſtube: die Mutter lobte die Zuckerin überaus und hatte doch im Innern keine rechte Zuneigung zu ihr und der Xaveri that, als ob er gar nichts davon hören wolle und im Geheimen war es ihm doch lieb, daß man ihn damit bedrängte.

Die Mutter erinnerte ſich aber wohl, daß ihr die Zuckerin mitgetheilt hatte, der Xaveri wolle, daß man ihn zwinge, damit er ſich vor den Leuten nicht zu ſchämen habe, daß er von ſeinem Auswanderungsentſchluſſe abſtehe. Sie war eben daran alle möglichen Bitten und Gründe vorzubringen und führte ſchon die Hand nach den Augen, um die zukünftigen Thränen abzuwiſchen, als grade der Vetter Schultheiß eintrat. Er überbrachte Xaveri die verlangten Papiere und ſagte ſpöttiſch, daß er ihn nun als Fremden im Dorfe begrüße; er ſei hier nicht mehr daheim. Die Mutter ſchrie laut auf und die Thränen ſtellten ſich jetzt unerwartet ein. Xaveri aber ergriff mit zitternden Händen die Papiere und ſtarrte auf die großen rothen Siegel. Der Trudpert, der eben ins Feld fahren wollte, kam auch in die Stube zu der Mutter, er ſah ſchnell, was hier vorging, und lehnte ſtill die geballte Fauſt auf die blaue Kiſte, die auf der Bank ſtand. Eine Weile ſchwiegen alle Vier, die in der Stube verſammelt waren, nur die Mutter ſchluchzte vernehmlich vor ſich hin. Als jetzt aber der Schultheiß weggehen wollte, hielt ſie ihn zurück und mit mächtiger Beredtſamkeit ſchilderte ſie nun, welch ein Glück der Xaveri im Dorfe machen könne, wie er gewiß kein ſolches über dem Meere finde, und wie er ſich noch dabei ſagen könne, daß er ſeine alte Mutter nicht vor der Zeit ins Grab bringe. Als ſie endlich den Namen der Zuckerin nannte, ſchaute Trudpert wie erſchreckt um, aber er ſchwieg. Xaveri ſtarrte zur Erde und der Schultheiß zeigte ſich als eifriger Beiſtand der Mutter und half ihr, wenn auch nicht die Zuckerin, doch das ſchöne Beibringen, das ſie beſaß, zu loben. Die Mutter redete ſich nun immer mehr in Eifer hinein und was vorhin nur gewaltſame und von außen erregte Wärme war, wurde jetzt zu einer von innen kommenden; denn ſo eigen geartet iſt das Menſchenherz, daß es bald nicht mehr weiß und nicht mehr wiſſen will, was ihm gegeben und was aus ihm gekommen iſt. Die Mutter pries ſich und die ganze Famile glücklich, die einen der ihrigen an der Seite einer ſolchen Frau und in ſolch einem Hausweſen wußten. Xaveri hatte bei dieſen Worten aufgeſchaut und aus ſeinem Blicke ſprach's, daß er an ſich und ſeinen Gedanken zweifelte: War denn eine Heirath mit der Zuckerin in der That ein ſolches Glück? Faſt aber hätte das übertriebene Lobpreiſen der Mutter Alles zerſtört, wenn nicht der Schultheiß mit bedachtſamer Ruhe Jegliches in gehörigen Betracht gezogen hätte, ſo daß auch endlich Trudpert nickte, und zuletzt ſtieg es wie ein Leuchten in dem Antlitze Xaveri's auf, als der Schultheiß darlegte, Xaveri verſtünde ja jetzt das Geſchäft der Auswanderungsbeförderung ſo gut wie der Pflugwirth und er könne, wenn er die Zuckerin heirathe, mit ſeinem freien Vermögen die Sache ſo in die Hand nehmen, daß er dem Pflugwirth das Handwerk lege. Das ſchien bei Xaveri einen gewaltigen Eindruck zu machen, aber er ſchwieg noch immer bis endlich Trudpert die Hand auf die Schulter des Bruders legend ſagte: „So red' doch auch, wir wollen dich nicht zwingen."

„Nein, wir wollen ihn zwingen, ich geb' dir keine Hand, ich red' kein Wort mit dir, ich weiß nicht, was ich thue. Dein Vater unter'm Boden wird mir's nicht verzeihen, daß ich ihm verhehlt habe, wie du als Kind mit dem Schreiner Jochem haſt davongehen wollen. Er hätt' einen Eid geſchworen, daß er dich verflucht, wenn du je fortgehſt. Soll ich jetzt das für ihn thun? Soll ich? Ich muß. Ich hab' dich mein Lebtag nicht zwingen können, von kleinauf nicht, jetzt thu' ich's nicht anders, ich zwing' dich; jetzt zwing' ich dich, es geſchieht zu deinem Heil, folg' mir nur das einemal. Eine Mutter weiß am beſten, was ihrem Kinde gut iſt, ich hab' dich unterm Herzen getragen, ich kenn' dich doch am beſten, ich weiß deine Gedanken, du folgſt mir, ich bin deine Mutter, du thuſt's deiner Mutter zu lieb und du thuſt's gern und es wird dein Glück ſein in dieſer Welt und in jener.“ So rief die Mutter mit beredtem Munde und hielt zwiſchen ihren beiden Händen die Hand Xaveri's, der wie erwachend lächelte aber noch immer nicht redete.

„So ſag' doch ein Wort,“ drängte endlich der Schultheiß und Xaveri platzte heraus: „Ich habe meine Entlaſſung, ich hab' meinen Ueberfahrtsvertrag, ich kann nicht mehr daheimbleiben.“

„Haſt dein Ueberfahrtsgeld ſchon bezahlt?“ fragte Trudpert zuerſt.

„Ja, auf den Kreuzer,“ erwiederte Xaveri.

Vor allem wendete ſich nun das Denken des Schultheißen und Trudperts darauf, wie man das Geld von dem Pflugwirthe wieder heraus bekäme. Xaveri redete nichts drein und die Mutter, welche die Hand ihres jüngſten Sohnes nicht mehr losließ, ſagte:

„Das hat nichts zu ſagen und wenn's auch verloren iſt, beſſer als ein Kind verloren.“

„Das verſtehen die Weiber nicht, man kann kein Geld 'nausſchmeißen,“ riefen Trudpert und der Schultheiß wie aus Einem Munde, der Letztere aber fügte noch hinzu: „Ich will's ſchon machen, ich will ſchon ein gut Theil wieder von ihm herauskriegen, er hat mich auch oft nöthig; aber es iſt jetzt verteufelt, Xaveri! Hätteſt du mir nur geſtern gefolgt und dein Heimathsrecht nicht aufgegeben, jetzt mußt du dich beim Blitz wieder in die Gemeinde aufnehmen laſſen; nun, ſie können dir's nicht verweigern, aber die ganze Hetzerei und das Gethue wäre nicht nöthig geweſen.“

„Wenn ich auch bleiben möcht',“ ſagte endlich Xaveri, „Euch zu lieb Mutter und auch Euch, Vetter Schultheiß, und auch wegen deiner Trudpert, wenn ich auch möcht', ich kann nicht, ich hab's den anderen verſprochen mitzugehen, und kurzum, ich laß mich nicht anbinden, ich bin nicht der, der da ſteht, wo man ihn hinſtellt.“

Nun erklärte der Schultheiß in Hohn und Zorn, daß in der Welt Jeder für ſich ſelber zu ſorgen habe und Xaveri ſolle nur einmal die Briefe von den Leuten aus Amerika leſen, da ſei's erſt recht ſo, da halte man zuſammen, ſo lange man Vortheil davon habe und länger keine Minute, und man könne niemand verſprechen, daß man ſich ſelber vor ſein Glück ſtehen wolle.

Xaveri ſah bei dieſer Darlegung dem Schultheiß ſteif in's Geſicht und der Schultheiß konnte nicht ahnen, wie ſehr es traf, als er noch hinzuſetzte, in Amerika gelte des Lachenbauern Xaveri nicht mehr als jeder andere hergelaufene Knecht. Das war ja ganz daſſelbe, was er an jenem Abende, als er von der Zuckerin wegging, ſchmerzlich gedacht hatte.

„Ich muß doch fort und ich geh' auch,“ ſagte er abermals mit halber Stimme und heftete den Blick auf die blaue Kiſte. Es ſchien ihn jetzt nur noch der Gedanke zu beherrſchen, daß er einmal dem Dorfe Ade geſagt und daß es auch dabei bleiben müſſe. Die Mutter ahnte dies, ſie ziſchelte dem Trudpert etwas in das Ohr, worauf dieſer wegging und mit wunderbar heiterem Sinn ſpöttelte ſie nun darüber, wie es ſo luſtig ſei, daß man das ganze Dorf zum Narren gehabt habe; von den Nachkommen der alten Lachenbäuerin gehe Keiner nach Amerika, ſie hätten's nicht nöthig, und indem ſie nun mit ſeltſamem Geſchicke ausführte, was Dieſer und Jener zum Dableiben Xaveri's ſagen werde, brach ſie den ſcharfen Nachreden, um die dieſem allerdings bangte, mit klugem Geſchick die Spitzen ab.

Trudpert kam bald wieder, aber unter der Thür hörte man ihm ſagen: „Geh' du nur voraus.“ Er, der eigentlich ſcheel dazu ſah und der neuen Schwägerin nicht zugethan war, that doch ehrerbietig gegen ſie, und die neue Schwägerin war Niemand anders als die Zuckerin, die mit aufgerichtetem Haupt Xaveri die Hand bot. Die Mutter, welche die Hand Xaveri's gehalten hatte, legte dieſe nicht ohne fühlbares Widerſtreben in die dargereichte und ſagte: „Gott Lob und Dank, daß das ſo ſchön fertig geworden iſt.“ Auch der Schultheiß und Trudpert brachten nun ihre Glückwünſche zu der Verlobung. Xaveri nickte ſtill.

So war alſo Xaveri Bräutigam und blieb daheim.

Der Schultheiß ging auf's Rathhaus, Trudpert auf's Feld und Xaveri blieb noch lange mit ſeiner Braut bei der Mutter; er wollte vorher die ſeltſame Kunde im Dorfe verbreiten und bereden laſſen, ehe er ſich mit ſeiner Braut zeigte. Vor dieſer öffentlichen Schauſtellung bangte ihm überhaupt ſehr, nur das glückſtrahlende Geſicht ſeiner Mutter erheiterte ihn und er ſagte ſich's zum erſtenmale in ſeinem Leben, daß er eigentlich ein guter Sohn ſei. Faſt nur der Mutter zu lieb that er ſchön mit ſeiner Braut, aber dennoch willfahrte er nicht, daß er ſie jetzt nach Hauſe geleite. Die Zuckerin ging allein. Den ganzen Tag verließ Xaveri die Stube nicht, er ſaß faſt immer ſtill in ſich zuſammengekauert auf ſeiner blauen Kiſte; er las wiederholt ſeinen Ueberfahrtsvertrag und dann las er ihn nicht mehr und ſtarrte hin auf das Papier, auf die abgebildete Bruderhand, auf die gedruckten Zeilen, dazwiſchen ſein Name eingeſchrieben war und dann ſah er nichts mehr und Alles ſchwamm ihm vor den Augen. Erſt in der Dämmerung machte er ſich auf Zureden der Mutter auf, ſeine Braut zu beſuchen; er wurde von allen Begegnenden angehalten und ſpöttiſch hieß man ihn willkommen aus Amerika. Und ebenſo ſpöttiſch klangen die Glückwünſche zu ſeiner Verlobung.

Die Mutter ſaß ſtill daheim und betete immerfort; es lag ihr ſchwer auf dem Herzen, daß ſie vielleicht doch ihr Kind ins Elend hineingezwungen habe, Xaveri hatte ſo gar kein bräutliches Anſehen; aber ſie tröſtete ſich wieder, daß es die zurückgehaltene Auswanderung, nicht die widerwärtige Verlobung ſei, die den Trübſinn in ſein Angeſicht brachte.

Die Zuckerin war unwillig, daß ihr Bräutigam erſt jetzt ſich zeigte, und dieſer mußte, um ſie zu verſöhnen, zärtlicher ſein als ihm zu Sinne war. Als er im Geſpräche darauf kam, daß er dem Pflugwirth das Handwerk legen wolle, ſagte die Zuckerin zuerſt: „das geht nicht, das leid' ich nicht; mein Mann muß daheim bleiben und nicht draußen ich weiß nicht was treiben.“

Xaveri erhob ſich auf dieſe Worte und ſah ſie zornig an, da ſetzte ſie ſchnell begütigend hinzu: „Nun, es läßt ſich ja drüber reden, es braucht ja nicht Alles heut' ausgemacht zu ſein." Als Xaveri zuletzt ſich noch ein Päckchen Batzenknaſter mitnahm und ſich's durchaus nicht nehmen ließ, es zu bezahlen, gab ihm ſeine Braut noch ein anderes Päckchen Tabak und ſagte: „Probir' einmal den, der koſtet die Hälfte, probir' ihn nur, und er wird dir auch ſchmecken, ſo gut wie der theuere; es iſt ja nur geraucht."

„Du biſt häuslich," ſagte Xaveri mit ſpöttiſchem Lob, aber die Zuckerin nahm dies für ein wirkliches hin.

Das Einzige, was Xaveri zu Hauſe ſeiner Mutter klagte, war dieſe Geſchichte mit dem Tabak, aber die Mutter beſchwichtigte ihn: „Sie iſt halt ein blutarmes Mädchen geweſen, das den Kreuzer werth halten muß, und hat nachher den Geizhals gehabt. Weiber verthun genug, ſei froh, daß du eine häusliche haſt, und ſie wird ſich ſchon dran gewöhnen was der Brauch iſt bei einem, der aus einem rechtſchaffenen Bauernhaus kommt."

Xaveri fügte ſich darein, daß man ſich ins Leben finden müſſe ſo gut es geht, und ſeltſam! dieſe weiche in ſich entſagende Stimmung, die der Trotzkopf zum erſtenmale in ſeinem Leben kannte, machte ihn minder empfindlich gegen die Neckereien die er vielfach auszuſtehen hatte wegen ſeines Daheimbleibens. Die Leute waren ihm faſt gram, daß er ſie um ihre Theilnahme wegen ſeines Weggehens betrogen hatte; ſie hatten ihm dieſe gewidmet und er war ihnen nun auch ſchuldig wegzugehen. Faſt eine ſtehende Frage, die man an ihn richtete, war, wie es in Amerika ausſehe, und wie er die Seekrankheit überſtanden habe. Zu ſeiner Verlobung glückwünſchte man ihm größtentheils aufrichtig und weil Xaveri gerade wegen dieſer in ſich bedrückt war, fühlte er die Spöttereien wegen ſeines Verbleibens faſt gar nicht.

Der Pflugwirth hatte ſich dazu verſtanden, das Ueberfahrtsgeld wieder herauszugeben, aber die Bedingung feſtgeſetzt, daß man als billigen Entgelt nun auch die Hochzeit in ſeinem Hauſe feiere. War dieſe ganze Hochzeit eine eigentlich erzwungene, ſo war es nun auch noch der Ort der Feier. Braut und Bräutigam hatten keine rechte Freude aneinander und der Wirth und ſeine Leute, die freundlich und ehrerbietig zu ihnen thaten, empfanden nichts von dieſer Schauſtellung.

Acht Tage vor ſeiner Hochzeit wanderten die Burſchen und Mädchen aus, mit denen Xaveri hatte ziehen wollen. Er ſah ihnen mit trübem Blicke nach, aber er ſchüttelte Alles von ſich und ſagte ſich innerlich vor, daß er daheim ein Glück gemacht habe, vielleicht größer als es ihm in Amerika zu Theil geworden wäre und dabei blieb er des Lachenbauern Xaveri.

In der Nacht vor ſeiner Hochzeit führte Xaveri ſeine blaue Kiſte, darinnen ſeine ganze Ausrüſtung für die Auswanderung war, in das Haus ſeiner Braut. Die Zuckerin wollte ſogleich die Aufſchrift auskratzen und die Kiſte in den Kaufladen verwenden, aber Xaveri beſtand mit Heftigkeit darauf, daß die Kiſte bleibe wie ſie ſei, und daß ſeine ganze Gewandung darin aufbewahrt werde. Er ſtellte die Kiſte in das Schlafzimmer vor das Bett und ſagte ſcherzend: „Ich ſteige über Amerika hinüber ins Bett.“

Ein wohlangebrachter Scherz hat immer etwas Verſöhnendes. An dieſem Abende ging Xaveri zum letztenmale zu ſeiner Mutter zum Schlafen und zum erſtenmal war er in der Seele eigentlich recht froh, er wußte nicht warum und wollte es auch nicht wiſſen.

An der Hochzeit ging es luſtig her, nur war die Zuckerin einmal unwillig, weil Xaveri mehr als nöthig war, mit Liſabeth, die von Deimerſtetten herübergekommen war, und mit ihrer jüngern Schweſter Agathe getanzt hatte. Xaveri verſöhnte ſie bald, und als ſeine Frau mit ſeinem Bruder Trudpert tanzte, ſtieg er zu den Muſikanten hinauf und blies den amerikaniſchen Marſch, den er ſo oft den Auswanderern auf dem Wagen aufgeſpielt hatte, als luſtigen Hopſer, und erntete darüber großes Lob. Xaveri trug ſo zu ſagen Amerika immer auf dem Leibe, denn er ging in der fremdländiſchen, mehrfach zu wechſelnden Kleidung, die er ſich für die neue Welt angeſchafft hatte; aber er trug auch Amerika immer noch im Herzen, und das war viel gefährlicher. In der erſten Zeit nach ſeiner Verheirathung durfte ſich Xaveri es ſchon hingehen laſſen, daß er ſich nur halb der Arbeit widmete; aber als er auf Bedrängen der Frau ſich derſelben mehr annehmen ſollte, zeigte ſich's, daß er jetzt doppelt ſchlaff war. Der Gedanke der Auswanderung hatte ihn erlahmt, er hatte ſich gewöhnt, das Dorf gar nicht mehr als den Kreis ſeiner Thätigkeit anzuſehen, er hatte, ſo zu ſagen, auf einen neuen Lebensmontag gehofft, an dem er ſich ſcharf ins Geſchirr legen wollte; jetzt ſollte er mitten in der alten Woche im alten Gleiſe doppelt friſch zugreifen; dazu kam, daß, wie das Dorf und Alles, was darin vorging, ihm keine Freude mehr machte — weil er ſich daran gewöhnt hatte, ſich nur von einem ganz andern Leben, ganz andern Verhältniſſen Erfriſchung zu verſprechen und Alles, was um ihn her vorging, gleichgültig zu betrachten — ſo war ihm auch gleicherweiſe das erheirathete Anweſen alt und morſch, es bot keine Belebung der Neuſchöpfung, die er ſich ſo glänzend ausgedacht hatte; er war eben in ein verwittwetes Anweſen verſetzt; die ganze alte Welt, die ganze gewohnte Umgebung hatte ihm etwas Verwittwetes. Er konnte ſich das nicht deutlich machen, aber er fühlte es nichtsdeſtominder. Gern gab er ſeiner Frau nach, daß er dem Pflugwirth das Handwerk nicht legte, es war ihm recht, daß er nichts Beſonderes, eigenthümliche Anſtrengung und Zuſammenfaſſung Erforderndes zu thun hatte; er lebte gern ſo in den Tag hinein, und es war ihm ſchon ſo viel, daß er damit zu thun hatte, neues Vieh anzuſchaffen, denn das alte war verkommen, daß er neue Feldgeräthe anſchaffen mußte, denn die alten waren gar nicht zu gebrauchen. Das Anweſen der Zuckerin und die Fülle des Hauſes waren nicht ſo bedeutend, als es den Anſchein gehabt hatte. Die Vorräthe im Kaufladen waren geborgt, und Xaveri, der ſein Vermögen auf Zinſen anlegen wollte, mußte mehr als die Hälfte in das Haus ſtecken, und durfte ſich davon vor den Leuten nichts merken laſſen, um nicht zu dem Schaden auch noch den Spott zu haben. Dabei hatte er über die kleinſte Anordnung, die er im Hauſe traf, ſcharfe Auseinanderſetzungen mit ſeiner Frau. Sie hatte einſt gewünſcht, einen Mann zu haben, dem ſie untergeben ſei, und das Geringſte, was dieſer nun ſelbſtändig verfügen wollte, erregte ihre heftigſte Einſprache. Xaveri, der einſt über das ganze Dorf und noch weit darüber hinaus geherrſcht hatte, ſah, daß es ihm nicht gelingen wollte, ſeine eigne Frau in ſeine Gewalt zu bekommen. Er rang mit ihr um die Oberherrſchaft, und weil keine Liebe zwiſchen ihnen waltete, war die Herrſchaft ihr einziges Ziel. Wenn Eins merkte, daß das Andere Dies oder Jenes beſſer verſtand, herrſchte darüber nicht Freude und Anerkennung, ſondern Neid und Schmälſucht. Xaveri hatte, ohne vorher ein Wort davon zu ſagen, den ganzen Viehſtand im Hauſe verändert, und weil er damit, zum Theil nicht ohne ſeine Schuld, unglücklich war und mit Verluſt noch einmal ändern mußte, ließ ſich's die Frau nicht entgehen, ihm ſolches oft und mit Schadenfreude zu wiederholen und ihm zu zeigen, daß er nichts verſtünde, und ſich von Jedem betrügen laſſe. Bei ſolchen Erfahrungen und Wahrnehmungen war Xaveri wohl bös auf ſeine Frau, aber noch mehr auf ſeine Mutter, ſeinen Bruder und alle ſeine Verwandten; er ſah in Allem nur ſein Ungeſchick für die alte Welt, man hätte ihn ſollen ziehen laſſen, er wäre ein ganz anderer Mann geworden in Amerika, das war ſein ſteter Gedanke. Mit Ungeſtüm forderte er oft Hülfeleiſtungen und Beiſtand von ſeinen Angehörigen; ſie durften ihm, wie er glaubte, nichts verſagen, ſie waren es ihm ſchuldig, da er ihnen zu Lieb daheimgeblieben war. Wenn man ihn bei ſolchen Anmuthungen auf ſeine eigne Kraft und Thätigkeit hinwies und Jedes unbekümmert um das Andere ſeinem Tagewerke nachging, knirſchte er in ſich hinein: ihm war ja himmelſchreiend Unrecht geſchehen, er war daheim geblieben, um eine hülfebereite Verwandtſchaft zu haben und es gab ja gar kein Zuſammenhalten mehr, er war einſam und auf ſich geſtellt, als wäre er in weiter Wildniß. Die Familienangehörigkeit iſt eben auch eine Lüge, wie Alles auf der Welt. Tage und Wochen lang ſah ſich Niemand nach ihm um, und doch hatten ſie gethan, als könnten ſie nicht leben, wenn er nicht da wäre. Wie freundſchaftlich und zuthulich war damals das ganze Dorf und beſonders ſeine Verwandtſchaft geweſen, als er fortgehen wollte, und jetzt zeigten ſie nicht den hundertſten Theil jener Herzlichkeit. Der Pflugwirth erſchien jetzt noch als der Bravſte, der war doch immer der gleiche Schelm geweſen. — Mit Abſicht entzog ſich jetzt Xaveri den Seinigen und verſpottete ſie. Beſonders gegen ſeinen Bruder Trudpert faßte er einen tiefen Widerwillen, der war immer ſo ruhig und ſtill, ging unabläſſig in ſeinem Geleiſe ſeinen Geſchäften nach, und hatte nicht einmal ein freiwilliges Wort für das Anliegen eines Andern, geſchweige einen Beiſtand. Er war mit dem Pfluge in's Feld gefahren, als Xaveri nach dem Markte ging, um neues Vieh einzukaufen, er hatte ihm kaum Glück auf den Weg gewünſcht. Hätte er nicht als älterer, erfahrener Bruder freiwillig mitgehen, und Xaveri vor dem Ungeſchick bewahren müſſen, in das er für ſich allein gerathen war?

Am meiſten aber war Xaveri doch auch bös auf ſich ſelber und zwar natürlich darum, weil er der Narr geweſen war, dem Geflenne und Gezerre der Seinigen nachzugeben und daheim zu bleiben.

Mitten in all dieſem Sinnen und Grübeln war es faſt wunderlich und Xaveri ſchüttelte oft ſelbſt darüber den Kopf, daß er jetzt ſo viel über die Menſchen und über ſich ſelbſt nachdenken mußte. Es ſchien, als habe er bis jetzt alle ſeine Jahre nur träumend verbracht und jetzt auf einmal ging ihm das Leben auf, ſo verwirrt und düſter.

Ein jeder Menſchengeiſt, ſo dumpf er auch ſcheinen mag und ſo ſonnenlos auch ſein Standpunkt, hat doch ſeine kürzer oder länger andauernde Blütenzeit. War der Kelch, der ſich hier erſchloß, eine Diſtel oder gar eine Giftpflanze?

Die Nahrung mindeſtens, die Xaveri zu ſich nahm, war eine in Zorn und Hader vergiftete. Er hatte einen unüberwindlichen Abſcheu vor allem Geſchirr, das vom Zuckermännle und von der alten Zuckerin herſtammte, und wenn er das ſeiner Frau ſagte, daß er ſie immer huſten höre, lachte ſie ihn höhniſch darüber aus, und ſuchte ſeinen Ekel noch zu vermehren. Er ſuchte ſich fortan zu überwinden, aber — es mag ſeltſam ſcheinen, und doch iſt es ſo — eine Haupturſache vieler Verſtimmungen war, daß die Zuckerin das Eſſen ſelber bereitete, daß es Xaveri faſt gar nicht genießen konnte. Anfangs half er ſich damit, daß er zuerſt wie zum Scherz, dann aber zu bitterem Ernſt von ſeiner Mutter das Nöthige bereiten ließ und bei ihr verzehrte; er ſcheute ſich, vor den Leuten zu zeigen, wie es ihm ergehe.

Wie ſeltſam war es Xaveri zu Muthe! Sonſt ging er ſatt aus dem Hauſe und jetzt ging er hungrig aus demſelben um im Wirthshauſe zu eſſen. Er ſchämte ſich, Etwas zu beſtellen und doch war ihm ſo öde und ſo bitter. Er ließ ſich manchmal verſtohlen in der Küche etwas geben und aß es hinter dem Hauſe. Bald aber beſtellte er ſich ſchon oft am Tage vorher was er morgen haben wolle, und aß vor aller Welt im Wirthshauſe. Und wenn er nach Hauſe kam, ſprach ſeine Frau, die das immer ſchon erfahren hatte, ihm das Nachgebet dazu; ſie machte ihm nun zum Poſſen das Eſſen immer noch ſchlechter und aß ſelber vorher insgeheim.

Xaveri hatte nie Karten geſpielt, aber jetzt ſaß er oft bis tief in die Nacht hinein und ſpielte im Wirthshauſe. Er wollte ſich ſelber vergeſſen, nichts von ſich und ſeinem Elend wiſſen, und er fragte ſich nicht mehr, worin eigentlich ſein Elend beſtehe, und wie es zu faſſen und zu ändern wäre. Er ſagte ſich immer nur, daß er im Elend ſei; das war eine ausgemachte Sache, und er wollte ermüdet ſein und nichts mehr denken können, wenn er ſpät heimkam und ſich zum Schlafen niederlegte. Anfangs gewann er bei dem Spiele, aber er machte ſich nichts aus dem Gewinne; er wollte das zeigen und wurde immer waghalſiger. Natürlich ſpielte man auch nicht trocken, und vom Spiel und Trunk erhitzt gab's manchmal Händel, aber ſie wurden bald wieder geſchlichtet; denn Spielgenoſſen ſind ſeltſam friedfertig, und trotz allen Streites denken ſie doch innerlich immer wieder darauf, des zu erhoffenden Vergnügens und Gewinnſtes nicht zu entbehren. Nun verlor Xaveri geraume Zeit, denn er hatte ſeine Gedanken nicht beim Spiel, bei jeder Karte die er wie einen Axthieb auf den Tiſch warf, dachte er oft und oft an ſeine Frau, daß die ihn zwinge liederlich zu ſein und zu ſpielen. Er wollte ſich aber nicht mehr zwingen laſſen, ſetzte eine Zeitlang aus, und ſchaute nur zu, wie die Andern ſpielten; ſpäter glaubte er es beſſer gelernt zu haben und that wieder mit, aber auch jetzt verlor er unbegreiflicher Weiſe faſt immer. Er lachte laut und verſpottete ſich über ſeinen Verluſt, aber innerlich nahm er ſich feſt zuſammen und rührte fortan keine Karte mehr an.

Xaveri, der bei aller Wildheit doch noch immer eine gewiſſe Ehrfurcht vor der Häuslichkeit hatte, die er in ſo ſchöner Weiſe bei ſeinen Eltern kennen gelernt, bewog ſeine Mutter, hier vermittelnd einzugreifen und es gelang der alten Lachenbäuerin, eine entſprechende Friedſamkeit herzuſtellen. Die beiden Eheleute ſchienen wieder geraume Zeit in ſchöner Eintracht mit einander zu leben. Xaveri ermannte ſich und griff wacker zu, aber ſo bald nur der kleinſte Zwiſt ausbrach, ſobald nur das kleinſte Ungemach ſich zeigte, war immer ſein erſter Gedanke: „O, wär' ich doch, wo mich meine Kiſte hinweiſt!“ Er hatte dies einmal gegen ſeine Frau ausgeſprochen und ſie holte die Axt und wollte die Kiſte zertrümmern und verfluchte ganz Amerika und jeden Gedanken daran. Nur der größten Milde und Nachgiebigkeit und dem ſchließlichen Verhalte, daß die Kiſte fünf Gulden werth ſei, und daß er ſie bei nächſter Gelegenheit einem Auswanderer verkaufe, rettete ſie noch; wenn aber fortan ein Gedanke an die neue Welt in Xaveri aufſtieg, verſchloß er ihn in ſich, manchmal konnte er minutenlang in der Kammer auf die Kiſte hinſtarren und ſeine Gedanken zogen weit ab von Allem, was ihn umgab.

Wenn Xaveri Abends im Pflugwirthshauſe ſaß, ſchaute er oft durch die Tabakswellen nach jener Tafel, darauf das Schiff ſchwamm, und wo mit rother Schrift zu leſen war: „Nach Amerika!“ Wenn er heimkam, machte er dann jenes Scherzwort zur Wahrheit, daß er über Amerika ins Bette ſtieg.

Im Frühling war eine luſtige Hochzeit im Dorfe, die aber ihre traurigen Folgen hatte. Der Schackle war zurückgekehrt und heirathete eine Kaufmannstochter aus der nahen Amtsſtadt; er errichtete einen großen Kaufladen, mit langen bis an den Boden reichenden Fenſtern, wie man ſolche im Dorfe noch nie geſehen. Die Zuckerin, die, geſtützt auf ihren jetzigen Familienanhang bei Schultheiß und Gemeinderath, die Geſtattung dieſer Concurrenz hatte verhindern wollen, brachte nichts zu Stande, und ſie, die einſt die Familie Xaveri's ſo hoch gerühmt hatte, konnte nicht genug Schimpfworte auf dieſelbe finden und den Xaveri hieß ſie faſt nicht mehr anders als den „Garnichts", weil er einmal geſagt hatte: „Ich kümmere mich um die Sache gar nichts!" und dabei feſtgeblieben war. Die Zuckerin ſuchte jetzt den Xaveri zu ſtacheln, daß er dem Pflugwirth dafür ſeinen Auswandererhandel verderbe; dieſer aber war nicht mehr dazu aufgelegt, dennoch verſagte er ſich die Schadenfreude nicht, ihr vorzuhalten, daß ſie ihn verhindert habe, als es noch Zeit war, und ihn jetzt ermahne, da es zu ſpät ſei. Nun wollte ſie, daß er mindeſtens nicht zu Schackle's Hochzeit gehe, aber auch hierin willfahrte ihr Xaveri nicht; er war ja der alte Beſchützer des Schackle geweſen und ſchloß zuletzt auf jede Ermahnung: „Ich bin kein Krämer!"

Xaveri pfiff luſtig, als es zum Hochzeitsſchmaus des Schackle ging und hörte nicht auf das Brummen und auf das laute Schelten ſeiner Frau; er zog ſein beſtes amerikaniſches Gewand an und verſteckte noch darunter ſein Waldhorn. Er entſetzte ſich faſt, als er ſeine Frau anſah: wie hatte dieſe ſich ſo fürchterlich verändert! Ihre ganze Erſcheinung war ſo über alle Maßen vernachläßigt, daß er ſich faſt gar nicht glauben machte, das ſei ſeine Frau. Die Zuckerin wußte, daß ihr Mann noch vom Soldatenleben her viel auf ein propres Weſen hielt, und faſt zu ſeinem Aerger vernachläſſigte ſie ſich immer mehr und lachte, wenn er ſie Hanfbutz (Vogelſcheuche im Hanfacker) nannte. „Kannſt dich anziehen und auf den Abend auch nachkommen, ich will einmal gut eſſen!" ſagte Xaveri und ging nach dem Pflugwirthshauſe. Das Waldhorn tönte am Abend das ganze Dorf herauf; es konnte Niemand anders ſein, als der Xaveri, der ſo ſchön blies. Die Zuckerin ſaß daheim in Zorn und bitterm Haß und ſie wußte am Ende nichts anders zu thun, womit ſie ihren Mann ärgern könnte, als daß ſie ein Beil holte, um die Kiſte zu zertrümmern. Er hütete die Kiſte wie ein Kleinod, er hatte ſeine Frau gebeten, ja ihr ſtreng befohlen, ſie nie zu berühren; darum ſollte ſie jetzt zerſtört werden. Die Zuckerin beſann ſich aber doch wieder, daß ſie einen namhaften Geldwerth zerſtörte und ließ nun ihren Zorn damit aus, daß ſie mit dem Beil den Namen Xaveri's und die beiden Waldhörner auskratzte. Sie ging vor das Haus und jetzt ſagte ihr eine wohlwollende Nachbarin, daß der Xaveri tanze wie ein junger Burſch. Schnell ſprang ſie nach dem Wirthshauſe und eilte athemlos die Treppe hinauf. Dort tanzte eben Xaveri mit des Pflugwirths Agathe und jauchzte und ſang dabei; ſchnell drang ſie durch die tanzenden Paare und ſtand vor ihrem Xaveri: „Was machſt du da?“ ſchrie ſie laut.

„Guck, die iſt halt ſchöner als du!“ erwiederte Xaveri. Fluchend mit gellem Schreien, daß darob die Muſik einhielt, ſchimpfte nun die Zuckerin die Agathe, die aber ruhig erwiederte: „Was ſchändeſt ſo? Ich mag ihn nicht; wenn ich ihn gemöcht hätt', hätt'ſt du ihn nicht kriegt!“

„Du ſiehſt ja aus wie ein Hanfbutz!“ rief Xaveri und in übermüthiger Laune begann er das Lied zu ſingen:

I g'ſieh kein Rab', i g'ſieh kein Vogel —
Der Hanfbutz, der Hanfbutz, der Hanfbutz iſch do!

Die Muſik begann die Weiſung zu ſpielen und Alles jauchzte hellauf und tanzte und drückte die Zuckerin hinaus. Dieſe eilte zu der Mutter Xaveri's und zu Trudpert, Bald ſah man Letztern auf dem Tanzboden und Xaveri verſchwand gleich nach ihm.

Im Leibgedingeſtübchen der Mutter gab es nun heftige Erörterungen, oft von Weinen und Schreien unterbrochen. Die Mutter hatte ſchnell die Laden zugemacht. Es ſollte kein Laut nach außen dringen. Xaveri, der ohnedieß nur verzweifelt luſtig geweſen war, erkannte wohl bald ſein Unrecht, aber er hatte wieder ſeinen alten Trotzkopf und wollte das nicht geſtehen, bis endlich Trudpert, der ſein Lebelang gutmüthig und nachgiebig gegen ihn geweſen war, auf ihn zuſprang und ſchwur, ihn zu erdroſſeln, wenn er nicht in ſich gehen und ſich beſſern wolle. Die Mutter weinte und wehrte ab ſo viel ſie vermochte und nach der eigenthümlichen Frauenart ſprachen ihre Klagen nichts davon, wie jammervoll dieſer Bruderſtreit an ſich war, ſie wiederholte nur immer: „Was iſt das für eine Schande vor den Leuten, daß ihr ſo Händel miteinander habt! Um Gotteswillen! Das ganze Dorf läuft ja zuſammen! Draußen ſteht Alles und horcht zu!“

Die Zuckerin ſaß auf der Bank und hielt ſtill die Hände ineinander. Xaveri ſchaute nur einmal mit wildem Blicke nach ihr hinüber; wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, wie ſchändlich es von ſeiner Frau ſei, daß ſie ihm nicht beiſtehe und ſeinen Bruder abwehre, der ihm faſt den Hals zudrehte. „Laß los, du haſt Recht,“ rief er aber doch keuchend. „Du mußt Recht haben, weil du ſo gegen mich ſein kannſt. Das hätt' ich nie geglaubt!“

„Ich hätt's auch nie geglaubt!“ ſagte Trudpert, ließ ab und ſeine Hände zitterten.

Xaveri verſprach aufrichtig, ſich zu beſſern, und als er mit ſeiner Frau heimging, ſchaute ihm die Mutter aus ihrem Fenſterchen nach und betete auf den nächtigen Weg der Davongehenden noch lange inbrünſtige Gebete.

Der offenkundige Zerfall, den Xaveri herbeigeführt hatte, ſchmerzte ihn ſehr, wir müſſen aber ſagen, nicht ſowohl um des verlorenen Glücks willen als um die preisgegebene Ehre. Vor Tag ging er mit dem Pfluge ins Feld oder zum Holzfällen in den Wald und kehrte erſt am Abend wieder heim. Im Wirthshauſe ſah man ihn lange nicht. Die Leute ſagten, ſein Geſicht ſei zerkrazt, er könne ſich nicht ſehen laſſen, man habe ihn ſolch einen Ausruf einmal bei Nacht ſchreien hören; das war nicht der Fall, ſeine Frau hatte ihm nur während ſeiner Abweſenheit ſeinen Namen von der Kiſte abgekrazt und ſo oft er nun darauf ſah, kochte ein Ingrimm in ſeiner Seele; er ſprach zwar nur einmal davon, immer aber mußte er daran denken, wie ganz anders es ſtünde, wenn er mit ſeinem unverſehrten Namen davongezogen wäre übers Meer. Im Hauſe wurde wenig geſprochen, es war weder Friede noch Streit. Nur einmal entbrannte letzterer wieder, als die Zuckerin die Kiſte verkauft hatte und Xaveri eben dazu kam, wie man ſie abholen wollte. Er hielt ſie zurück mit dem Bedeuten, daß ſein Eigenthum Niemand anders verkaufen dürfe als er ſelbſt. Die Zuckerin, deren Kramladen ganz verödete, kochte ihrem Manne faſt gar Nichts mehr und er mußte ſich wieder bei ſeiner Mutter erholen.

Die Ernte kam herbei. Xaveri ging ſchon vor Tag hinaus nach dem Acker neben dem Kirchhofe. Dieſes Hinausſchreiten im kühlen Morgennebel, da ſich ein grauer Schimmer auf Gras und Staude legt, dieſe Freude am friſchen Gange aus Dumpfheit und Verzerrung, zur Arbeit, die jetzt noch als Luſt entgegenwinkt, der Gruß der Begegnenden, die ſich zu gleichem Thun aufmachten und einander in der ſichern Hoffnung auf einen hellen Tag beſtärkten, Alles machte Xaveri plötzlich im Innerſten froh; er dachte kaum mehr an ſein verworrenes Leben und es ſchien ihm leicht zu glätten, mindeſtens wollte er Alles thun, damit es ſchön und heiter ſei. Xaveri war trotz Allem doch noch Bauer genug, daß er ſeine Freude an dem ſchönen Acker hatte, den er jetzt ſein eigen nannte; er lachte vor ſich hin, als er denken mußte: es iſt doch gut, daß ſich die Wieſen und Aecker nichts um die Händel im Hauſe bekümmern und beim Unfrieden nicht davon laufen; ſie wachſen ſtill, und wie prächtig ſteht hier das Korn! Ihr ſeid doch glückliche Menſchen und Gott iſt gut, daß er euch den Unfrieden nicht entgelten läßt.

Der erſte Anſchnitt eines Ackers hat immer etwas Feierliches, beſonders für den einſam Arbeitenden; der alte Lachenbauer hatte immer gebetet ehe man anfing, Xaveri that das nun zwar nicht, aber indem er die Sichel noch einmal wetzte, wetzte er gleichſam noch einmal ſeine Gedanken und die waren: daß er fortan arbeitſam und friedſam ſein wolle. — Das Feld war ergiebig, die niedergelegten Halme, die ſogenannten Sammelten, lagen ſo nahe aneinander, daß man gar keine Stoppeln mehr ſah, und das iſt das fröhlichſte Zeichen einer reichen Ernte. Die Sonne war emporgeſtiegen, die Lerchen ſangen in blauer Luft, aber Xaveri horchte nicht hin und ſah nicht auf, ſeine Gedanken waren drüben in Amerika: „wie anders wäre das, wenn du dort zum erſtenmale Ernte hielteſt, auf einem vordem nie bebauten Boden! Hier tönt die Morgenglocke — dort hört man kein Geläute; vom Acker daneben hört man Menſchenſtimmen — dort vernimmt man nichts. Es iſt doch beſſer auf dem Boden zu bleiben, den ſchon die Vorfahren bebaut und der von Geſchlecht zu Geſchlecht genährt, und wer weiß ob du drüben noch lebteſt... Xaveri richtete ſich verſchnaufend auf und ſah nach dem Kirchhofe. — „Dort liegt dein Vater und dort deine Ahne, von welcher der Spruch herrührt: ich glaube nicht an Amerika." Zum erſtenmale in ſeinem Leben empfand er, was es heißt, den Boden zu verlaſſen, wo die Gebeine der Angehörigen ruhen; aber dieſer Gedanke ſtreifte ihn nur flüchtig und im Weiterarbeiten dachte er: „Auch du wirſt einmal dort liegen. Dieſes Leben haſt du nur Einmal und willſt es ſo in Haß und Hetzerei verbringen? Fang' es friſch an, ſo lang' es noch nicht verloren iſt; dein Weib wird ſchon gut ſein, ſie muß, wenn ſie ſieht, daß du gut biſt. Wir haben unſer reichliches Brod, warum ſollen wir denn nicht gut miteinander auskommen? Ich will nicht mehr an Amerika denken. Es muß uns hier gut gehen und wir haben's beſſer als tauſend Andere, und wenn jetzt das alt' Zuckermännle den Löffel erſt grad' aus dem Maul gethan hätt', ich thät damit eſſen und es ſchmeckt' mir; das darf nichts mehr gelten. Wenn ſie mir nur auch bald Eſſen bringt".... Dieſer letzte Gedanke war es, bei dem Xaveri am längſten verharren mußte, denn er ſpürte in ſich einen Mahner und auch von auſſen wurde er daran erinnert. Von den benachbarten Aeckern hörte man gemeinſames Sprechen und oft lautes Lachen. Es war ſechs Uhr, man hatte den Schnittern das Eſſen gebracht und überall, ſo weit man ſah, wandelten Frauen und Kinder mit Körben und

Töpfen. Denkt deine Frau allein nicht an Dich und glaubt ſie, daß du nicht auch hungrig wirſt und ſchneideſt du denn für dich allein? So ſprach es in Xaveri und der im Hunger doppelt leicht gereizte Zorn wollte wieder in ihm aufſteigen und Alles bewältigen, aber noch wurde er ſeiner Herr und ſagte ſich, daß ſeine Frau ſich verſpätet haben könne, oder daß ſie im Kaufladen aufgehalten werde. Er ſchnitt allein weiter, während Alles um ihn her ruhte und ſich gütlich that; das aber nahm er ſich vor, es ſollte als Zeichen des Friedens gelten, ob ſeine Frau ihm Eſſen bringe oder nicht. Sieben Uhr war ſchon vorüber, ringsumher war Alles wieder neugeſtärkt an der Arbeit und Xaveri, der immer weiter ſchnitt, empfand ein tiefes Mitleid mit ſich, daß ihm das Weinen nahe ſtand; er war verlorener als wäre er in der neuen Welt. Oft ſchaute er aus, aber immer ſah er ſeine Frau noch nicht. Er wollte davonlaufen, aber in einer Art von heldenmüthiger Selbſtvernichtung wollte er unaufhörlich weiter arbeiten bis er niederſänke vor Ermattung und die Leute dann ſähen, wie es ihm ergehe. Endlich, es ſchlug 8 Uhr, da ſah er ſeine Frau den Berg herabkommen, ſie hatte weder Korb noch Topf bei ſich. Auch das wollte Xaveri verwinden, ſie konnte ja wieder umkehren. Als ſie aber näher kam und ſo verwahrloſt ausſah in der nachläſſigſten Kleidung mit der Sichel in der Hand, konnte er ſich nicht enthalten, halb ſcherzend auszurufen: „Du ſiehſt ja wieder aus wie der Hauſbutz. Guck, es iſt kein Vogel weit und breit, es ſingt keine Lerche wo du biſt, du biſt halt der Hauſbutz." Die Zuckerin ſtand ſtill und lachte höhniſch. Da rief Xaveri abermals: „Haſt nichts zu eſſen?" „Da wächst ja gutes Brod, iß davon," erwiederte die Zuckerin, „das iſt mein Acker, den Ich zugebracht habe; iß aber nur, ſo viel du magſt, ich ſchenk' dir's." „Aber Dir iſt nichts geſchenkt," ſchrie Xaveri und hackte da wo er ſtand, ſeine Sichel in den Boden und ſtampfte ſie noch mit dem Fuße hinein, dann verließ er das Feld. Die Frau ſchimpfte und klagte hinter ihm drein, er aber drehte ſich nicht mehr um, ging in das Haus, raffte Alles, was er zu eigen beſaß, in ſeine Kiſte und eilte damit zu ſeiner Mutter. Dieſer erzählte er Alles, was an dem Morgen beim Schneiden in ihm vorgegangen und wie er ſo friedfertig gegen ſeine Frau geweſen war und ſie nur im Scherz geneckt habe. Die Mutter mochte ihm hundertmal erklären, daß das ja die Frau nicht wiſſen konnte, daß man ſich erſt wieder necken dürfe, wenn man ſchon lange Frieden habe; Xaveri mochte wol etwas davon einſehen, denn er antwortete nichts darauf, er wiederholte nur, daß es bei ſeinem Schwure bleibe, er habe, als er die Sichel in den Boden getreten, in ſich hineingeſchworen, nie mehr hier zu Lande eine in die Hand zu nehmen, und dabei bliebe es, keine Gewalt des Himmels und der Erde brächte ihn davon ab. — Ein unbeugſamer Trotz gegen die ganze Welt, der ſich leicht in Selbſtzerſtörung verwandelt, ſetzte ſich in Xaveri feſt. Mitten in der hohen Erntezeit, wo ſo zu ſagen jeder Finger im Dorfe, der ſich regen kann, in Arbeit iſt, ſaß Xaveri draußen am Waldrande und blies auf ſeinem Waldhorn. Durch dies Benehmen ward Xaveri des ganzen Vortheils und des ihm allgemein zuerkannten Rechts gegen ſeine Frau verluſtig. Solch ein Müßiggang war unerhört und empörend. Man hielt Xaveri anfangs für närriſch, dann aber wendete ſich Haß und Verachtung des ganzen Dorfes gegen ihn. Selbſt

Trudpert brachte ſich dazu, in heftigen Worten ſeinen Bruder anzulaſſen, ja er drohte, der Mutter von der ausbedungenen Nahrung abzuziehen, wenn ſie den Xaveri noch länger damit füttere; er wolle die Sache vor Gericht kommen laſſen. Mit lang verhaltenem Ingrimm erwiederte Xaveri, daß ihm das recht ſei, und es werde ſich jetzt bei dem Gerichte ausweiſen, wie er durch Trudpert in der Erbtheilung zu kurz gekommen ſei.

In der That verſuchte auch Xaveri einen Rechtsſtreit darüber anhängig zu machen, ging oft nach der Stadt und beſprach ſeine Angelegenheit im Wirthshauſe mit allerlei fremden Menſchen und erholte ſich Raths bei einem Rechtsanwalt, der indeß immer mehr eigentliche Belege von ihm verlangte. Xaveri redete ſich vor, daß er dieſe beſchaffen könnte.

Es gibt für einen in ſich uneinigen und müßiggängeriſchen Menſchen nichts bequemeres als einen Rechtsſtreit. Da hat man immer die Ausrede bei der Hand: wenn erſt dieſe Sache geſchlichtet iſt, dann geht wieder Alles in Ordnung, und einſtweilen entſchuldigt man für ſich die Nichtsthuerei. So erging es auch Xaveri, und noch ein geheimer Stolz kam dazu. Er konnte ſich nicht läugnen, daß in ſeinem ganzen Thun und Laſſen etwas Unmännliches ſei. Er mußte ſich oft im Stillen von ſich geſtehen, daß er eigentlich keine rechte Mannesgeltung habe. Jetzt in den Wirthshäuſern in der Stadt, im Vorzimmer bei dem Rechtsanwalt und im innern Stübchen bei dieſem ſelber, jetzt war er doch ein Mann. Wer kann das noch beſtreiten, daß einer der einen Rechtsſtreit führt, Protocolle und Abſchriften ausfertigen läßt, worin ſein Name groß geſchrieben iſt in Fractur, und der mit landesfarbigen

Schnuren zuſammengeheftete Acten ausfüllt — wer kann beſtreiten, daß das ein Mann ſein muß, der ſolches veranlaßt?

Indeß zeigte ſich bald, daß der Rechtsſtreit zu keinem Ziele führe, und Xaveri ließ ihn ebenſo leicht als er ihn aufgenommen, auf Anrathen ſeines Rechtsanwaltes wieder fallen.

Trudpert und Xaveri redeten fortan kein Wort mehr mit einander und von allen Menſchen im Dorfe war dem letzteren Niemand mehr zugethan als ſeine Mutter. Sie ging zu Jedermann und redete gut von ihrem Xaveri, ſie wollte im Einzelnen ihm wiedergewinnen, was er auf Einmal und bei Allen verloren hatte, und ſie allein hoffte noch immer, daß Alles ſich wieder ausgleiche, aber vergebens. Der Mutter allein erzählte Xaveri, was in ihm verging, ſonſt wanderte er durch das Dorf, grüßte Niemand und hielt den Blick immer zur Erde geſenkt, denn er verwünſchte es innerlich, daß er nicht fort konnte, nicht auf Einmal in eine ganz andere Welt, daß er immer wieder heim mußte um zu eſſen. Dieſe natürliche Befriedigung des Lebensbedürfniſſes ward ihm zur Qual. Draußen am Waldesrande lag er dann Tage lang und ſchaute hinaus in die Felder, wo die Menſchen hin und her gingen. Sein ſonſt ſo ſcharfes Auge ſchien jetzt plötzlich die Dinge nicht mehr recht zu unterſcheiden. Trotzdem er oft einen Männerhut zwiſchen den Kornfeldern ſich fortbewegen ſah, wollte er doch glauben, und glaubte es auch, ja indem er ſich halb aufrichtete, war es ihm ganz deutlich — daß er eine Frau ſähe und gar ſeine eigne Frau, die ihm winke, daß ſie komme und ihn hole; aber die Geſtalt verſchwand wieder und er blieb allein. Der graue Meilenſtein am Wege, den er doch genau kannte, den hielt er jedesmal beim Aufſchauen für einen Menſchen, der nach ihm ausblicke. War das Täuſchung oder Selbſtbetrug? Wer kann in ſolchem Falle entſcheiden? Seltſam war und blieb, daß es jedesmal eintraf, ſo oft er ſichs auch vorherſagte. Hörte er einen Schritt ſich ſeinem Lagerplatze nähern, kam ein Mann, eine Frau oder ein Kind, ſo blinzelte er und richtete ſich ein wenig auf, es war gewiß Jemand, den ſeine Frau nach ihm ſchickte; und wenn der Kommende vorüberging ohne ihn betrachten zu wollen, huſtete er, um gewiß zu ſein, daß er bemerkt und nicht verfehlt werden ſei. Dann warf er ſich wieder auf das Antlitz nieder, als wolle er ſich in die Heimath-Erde einbohren und eingraben. Jetzt liegſt du noch auf der Heimath-Erde und bald mußt du ſie verlaſſen! ſagte er oft vor ſich hin, und während er mit einem Grashalm in ſeinen Zähnen ſtocherte, ſang er dann wieder und wieder:

Und wer einen ſteinigen Acker hat
Und einen ſtumpfen Pflug,
Und ein böſes Weib daheim,
Der hat zu feilen g'nug.

Der Vers kam ihm gar nicht aus dem Sinn, als wären es nur noch die einzigen Worte die er kannte und kein anderes mehr.

Ja, was denkt und ſinnt nicht alles ein Menſch, der in ſich verwirrt und verwahrlost iſt, und ſich noch mehr verwirrt und verwahrlost!

Xaveri war wie ein Fieberkranker, der im Bette liegt und in den einfachen Linien an der Wand, in Leiſten und Nägeln allerlei Bilder und Zeichen ſieht; Schnäuzchen und Henkel am Waſſerkrug wird zum Mund und Höcker eines ſeltſamen Männchens, und Schränke, Stühle und der Tiſch, Alles verwandelt ſich in beängſtigende Ungeheuer.

Wenn Xaveri den Weg dahin ging und ſeinen Schatten ſah, kam es ihm oft vor, als wäre er ſelber nur noch ein Schatten; er ſpielte mit ſeinen Schattenbildern, und machte allerlei Sprünge und Stellungen wie die Kinder. Die Leute hielten ihn für närriſch.

Aber was iſt denn ein Menſch, der die ihm gegebenen Verhältniſſe nicht ſo zu faſſen und zu geſtalten weiß, daß wenn auch nicht Glück, doch Ruhe und Frieden daraus erwachſen muß?

Die Sühneverſuche zwiſchen Xaveri und ſeiner Frau, die vor dem Pfarrer, vor dem Kirchenconvente und dem Amte wiederholt gehalten wurden, blieben erfolglos. Xaveri beſtand darauf, daß er nie mehr zu ſeiner Frau zurückkehre. Die Entſcheidung zog ſich lange hin, und endlich im Herbſt wurden ſie getrennt, da ſie nicht geſchieden werden konnten. Mehr als ein Drittheil ſeines Vermögens, das Xaveri in das Hausweſen geſteckt hatte, war verloren, es zeigte ſich bei der Auseinanderſetzung ein auffälliger Rückgang des Beſitzthums, aber doch blieb Xaveri noch ſo viel, um in der Ferne ſein Heil zu ſuchen. Noch einmal wurde die Kiſte friſch angeſtrichen, noch einmal der Name darauf geſchrieben und abermals ein Ueberfahrtsvertrag mit dem Pflugwirthe abgeſchloſſen. Des Lenzbauren Philipp von Deimerſtetten und Liſabeth mit ihrer zahlreichen Familie wanderten zu gleicher Zeit mit Xaveri aus.

Das war ein anderes Abſchiednehmen als vor einem Jahre. Damals war Xaveri ſtolz und im vollen Bewußtſein ſeiner Geltung, ein Jeder mußte bedauern, daß er weg ging; jetzt reichte man ihm kaum die Hand und ſprach kaum halbe Worte, und Xaveri glaubte es dieſem und jenem anzuſehen, daß man ihn fortwünſchte und er nahm ſich nun als einzige und letzte Rache vor, Keinem mehr Ade zu ſagen. Nur auf dringendes Bitten der Mutter ging er zu Trudpert und reichte ihm die Abſchiedshand. „Ich verzeihe dir,“ ſagte Trudpert. „Und ich verzeihe Dir,“ trotzte Xaveri und ging fort. Die Brüder, die einſt ſo einträchtig mit einander gelebt, ſchieden jetzt in innerem Grollen; Jeder glaubte ſich von dem Andern tief gekränkt und Jeder ſprach Worte, die ganz anderes ausdrückten, als was ſie eigentlich ſagten.

Xaveri hielt ſein Waldhorn in der Hand, als er, auf dem Wagen neben ſeiner blauen Kiſte ſtehend, durch das Dorf fuhr: er hatte luſtig blaſen wollen, aber er brachte es nicht zu Stande, es verſetzte ihm den Athem. Er ſchaute um und um nach den gewohnten Menſchen: dort lud Einer Miſt und nickte ihm im Aufladen zu, dort ſpannte Einer ſeine Ochſen ein und das Joch in der Hand haltend, rief er ein Lebewohl. Dreſcher kamen aus den dunkeln Scheunen, nickten und riefen noch ein „B'hüts Gott!“ und kaum war er vorbei, ſo hörte er hinter ſich den Tactſchlag der Dreſchflegel. Mitten im Dorfe ſtand die Zuckerin am Wege. „Du da, leg' dich vor's Rad, daß ich über dich wegfahren kann,“ ſchrie ihr Xaveri zu. Die Frau ſchaute wild um ſich, nahm einen gewaltigen Stein auf und ſchleuderte ihn nach Xaveri. Der Stein kollerte auf die Kiſte und zerriß noch einmal den Namen. Xaveri öffnete ohne ein Wort, im Anblick vieler Verſammelten, die Kiſte und legte den Stein in dieſelbe. Jetzt fiel die Zuckerin auf die Kniee und ſchrie: „Bleib da! Verzeih', ich bitt' dich mit aufgehobenen Händen, verzeih'. Ich ſeh' was ich gethan habe; bleib da. Du biſt mein Mann, laß mich's an dir gut machen.“

Xaveri war leichenblaß geworden, aber er ſchüttelte mit dem Kopfe und fuhr davon. Die Zuckerin wankte heim und ſaß lange weinend auf ihrer Hausſchwelle, bis Leute kamen und ſie in ihr Haus brachten. — Xaveri war unterdeß, den Hut in die Augen gedrückt, das Dorf hinausgefahren. Draußen, nicht weit vom Kirchhofe, ſchob er den Hut in die Höhe, da erhob ſich eine Frauengeſtalt, die am Wege ſaß. Xaveri erkannte jetzt ſeine Mutter, von der er doch ſchon Abſchied genommen, er ſprang vom Wagen und die Mutter umfaßte ihn und rief: „Xaveri, ſei gut und bleib da, bleib bei mir allein, wenn du willſt, aber beſſer geh' zu deiner Frau! Wenn du auch was zu leiden haſt, denk', du biſt auch viel Schuld! Guck, dort legt man mich bald in den Boden! Kehr' noch einmal um, alle Menſchen auf Erden und die Engel im Himmel werden dir's vergelten, was du an deiner Mutter thuſt; es wird dir gewiß gut gehen!“

Zum erſten Male in ihrem Leben ſah die Mutter den Xaveri bitterlich weinen und er ſprach mit aufgehobenen Händen: „Mutter, da ſchwör' ich's unter freiem Himmel, ich thät umkehren, Euch zu Lieb, wenn ich könnte! Ich hätt' mich ſchon lange umgebracht, wenn Ihr nicht wäret. Ich ſteh' jetzt da, ich hab' Niemand auf der weiten Welt als Euch! Ich möcht' mein Lebenlang da Stein' ſchlagen auf der Straß', wenn ich nur bei Euch bleiben könnt'! Mutter, ich ſollt' Euch das nicht ſagen, es macht Euch das Herz nur noch ſchwerer! Mutter, ich muß fort, ich muß! B'hüt's Gott! B'hüt's Gott, Mutter!“

Er ſprang auf den Wagen und fuhr raſch davon. Vom Thale herauf hörte man ihn noch lange auf dem

Waldhorn blaſen; die Leute auf den Feldern, die das hörten, ſchimpften auf die Hartherzigkeit Xaveri's, die Mutter aber wußte, daß er ihr noch Zeichen geben wollte, ſo lange ſie ihn hörte, ſie horchte hinaus, — bis ſie nichts mehr vernahm, dann kehrte ſie ins Dorf zurück...

Die Töne des Waldhorns waren längſt verklungen, der Name Xaveri's wurde im Dorfe kaum mehr genannt; denn die Menſchen können ſich nicht damit abgeben, Verſchwundenes allezeit in Erinnerung zu behalten, und das hat auch ſein Gutes. Nur drei Menſchen nannten noch oft den Namen Xaveri's und zwei davon faſt nur um gegen ihn loszuziehen, das waren die Zuckerin und Trudpert. Aber daß ſie immer wieder von Xaveri ſprachen, und zwar nur zu der Mutter und gerne zuhörten, wie dieſe den verlorenen Sohn vertheidigte, darin lag doch wieder ein Beweis, daß ſie tief im Herzen nicht von Xaveri laſſen konnten. Die Mutter aber ſagte ſtets: „Es kennt meinen Xaveri keines als ich. Er hat im Grunde das beſte Herz von der Welt, nur hat er einen falſchen Stolz. Hätte ich's verſtanden, oder hätte ihn ein anderes dazu bringen können, daß er ſeinen harten Willen auf etwas Gutes ſtellte, er hätte es eben ſo feſt ausgeführt als jetzt das Verkehrte. Daß er ſich das Amerika in den Kopf geſetzt, das hat ihn verwirrt; es war ja wie wenn's ihm auf die Stirn geſchrieben wär', und jetzt iſt er unſtet und flüchtig und mir ſagt's mein Herz, er denkt an uns wie wir an ihn, und wenn Gedanken, die an einem Menſchen reißen, ihn ziehen könnten, ſie wären ſtärker als alle Dampfwagen und brächten uns wieder zu einander."

Wie geſagt, auch die Zuckerin hörte gerne ſo reden, denn ſie ſchien in ſich gegangen zu ſein; ſie lebte ſtill und arbeitſam und war beſonders liebreich und ehrerbietig gegen die Schwiegermutter, von der ſie nicht abließ, bis ſie zu ihr ins Haus zog, und Alles was ſie ihr erwies, ſchien ihr ein doppelter Troſt, als ob ſie damit auch zugleich dem fernen Verlorenen Gutes erweiſe.

Man ſpöttelte Anfangs viel über die Verheirathung der alten Lachenbäuerin mit der Zuckerin, aber die Menſchen laſſen ſchließlich auch das Gute ohne Spott gewähren.

Drei Jahre waren vorüber, man hatte nichts mehr von Xaveri gehört, da wanderte eines Samſtag Abends im Spätſommer ein Mann mit einer Kraxe auf dem Rücken vom Thal herauf; er hob oft raſch den Kopf, dann ſenkte er ihn wieder zur Erde und ſchritt mit leiſem Murmeln vorwärts. An dem Kirchhof hob er die Kraxe vom Rücken und ſtarrte lange auf eine blaue Kiſte, die aufrecht auf die Kraxe gebunden war; wenn auch vielfach zerkritzelt, war dennoch deutlich auf dem Deckel zu leſen: Xaver Boger in Neuyork. Ja, es war Xaveri, der wieder heimkehrte; noch ſah er breit und kraftvoll aus, aber ſeine Wangen waren eingefallen, und als er jetzt, das Kinn auf die Hand geſtützt, hineinſchaute über das Dorf, wo jetzt die Abendglocke läutete und aus allen Fenſtern wie tauſend und abertauſend Lichter das Abendroth wiederglänzte, da zog auch über das Angeſicht des Bedrückten ein Freudenſtrahl. Dann ſetzte er ſich an den Wegrain und verbarg ſein Geſicht an der Kiſte, in der es ſeltſam kollerte.

Spät in der Nacht klopfte es am Hauſe der Zuckerin, und von der Treppe hörte man einen durchdringenden Schrei . . .

In der Stube ſaßen noch lange nach Mitternacht

Xaveri und ſeine Frau und Niemand als der Mond, deſſen Strahlen ſchräg ins Zimmer fielen, hat gehört, was ſie einander ſagten.

„Wie lang iſt's, daß ich zum erſtenmale da geſeſſen bin," ſagte endlich Xaveri auf den abgegriffenen Lehnſtuhl zeigend.

„Ja, und in dem ruht jetzt deine gute Mutter aus!" ſagte die Frau. „O, die hat immer an dich geglaubt. Es iſt gut, daß ſie ſchläft; wir müſſen's ihr morgen früh leiſe beibringen. O, die wird neu aufleben."

„Ich will ſie jetzt nur im Schlaf ſehen," ſagte Xaveri.

„Nein," entgegnete die Frau ihn haltend, „du kannſt ſie tödten, wenn ſie aufwacht. Sei geduldig, bezwinge dich."

„Ja, ich hab' mich bezwungen, und das will ich zeigen," ſagte Xaveri. „Ich bin doppelt umgekehrt."

Und noch einmal öffnete ſich die Hausthüre und Mann und Frau traten heraus und wanderten ſtill durch die ſchlafenden Gaſſen. Xaveri trug etwas in beiden Händen.

„Laß mich's tragen," bat die Frau, „Ich hab' die Schuld, ich hab' die Sünde gethan."

„So nimm," ſagte Xaveri. „Ich hatte mir vorgenommen, wie du auch wäreſt, ich will's in Geduld tragen; aber ich ſehe, du kannſt gut ſein und ſollſt es bleiben. O, ich habe mit dem da mein ganzes Elend durch die ganze Welt getragen, durch die alte und durch die neue."

„Und jetzt," ſagte die Frau als ſie am Weiher beim elterlichen Hauſe Xaveri's ſtanden, und ſie hob den Stein auf, den Xaveri wieder mitgebracht, „und jetzt verſenken wir mit dem da alles Elend und alles Vergangene ins tiefe Waſſer."

Der Stein klatſchte laut auf in dem Weiher. Im Mondſchein bildeten ſich ſilberne Ringe darüber.

* * *

Es läßt ſich denken, welch ein Aufſehen die Heimkehr Xaveri's im Dorfe machte, aber er ertrug allen Spott und alles Mitleid geduldig, und täglich ſprach er ſeine Zufriedenheit aus, daß er allen, denen er Kummer gemacht, noch in Freude vergelten könne; beſonders aber ſeiner Mutter.

Xaveri, der nun zu den Aermeren im Dorfe gehörte, arbeitete auch bei ſeinem Bruder als Knecht, und wo es ſonſt etwas Mühſeliges zu thun gab, war er bei der Hand und bald hieß es: „der Xaveri kann ſchaffen wie ein Amerikaner“.

Als der grauſig Mall ſtarb, wurde Xaveri Dorfſchütze. Er hält gute Ordnung, denn er weiß alle Schliche.

Von ſeinem amerikaniſchen Leben erzählt er nur den Seinigen. Vielleicht aber können wir doch noch einmal die Erlebniſſe des Viereckigen berichten. Wenn Jemand im Dorfe ihn an ſeine Auswanderung erinnert, hat er die Redensart: „Meine Großmutter hat geſagt: Ich glaub' nicht an Amerika. Aber ich hab' daran glauben müſſen, und jetzt bin ich bekehrt.“

Auf einem Acker an der Eiſenbahn.

Der Gevattersmann denkt noch mit Freude an einen hellen Sommertag, als er mit dem — nein, er darf ſeinen Namen nicht nennen, denn er nimmt das übel — alſo mit einem aufgeweckten und behäbigen Bauer deſſen Feldwirthſchaft beſichtigte; denn es gehört zu dem Erfreulichſten, in ein geſundes, mit Fleiß und Verſtand gehaltenes Anweſen hineinzuſchauen: der Arbeitende genießt das Glücksgefühl ſeines Thuns noch einmal in der Freude deſſen, dem er ſolches zeigt, und er braucht nicht zu fürchten, daß man das Eitelkeit nennen wird, denn das Schimpfen auf die Eitelkeit iſt in vielen Fällen weiter nichts als ein Laufpaß für die Faulheit.

Als wir an ein Ackergebreite an der Eiſenbahn kamen, ſagte der Bauer: „Sie können ſich gar nicht vorſtellen, was für Geſchrei und Aberglaube überall auf den Dörfern war, als man die Eiſenbahn anlegte. Man wird's in hundert Jahren nicht mehr für wahr halten, was man davon fabelte; denn jetzt ſchon kommt es einem vor wie ein Traum nach einem Rauſch. Noch jetzt, wenn man ſo am Geländer ſteht und der Bahnzug braust daher, iſt es einem als ob der ganze Zug zermalmend auf einen losfahre; damals aber haben die Leute wirklichen Schwindel davon bekommen. Ich will deſſen gar nicht gedenken, daß man wirklich und wahrhaftig geglaubt hat, der Teufel allein habe den Bau zu Stande gebracht und er fahre dahin und käme über's Jahr wieder um ſeine Opfer zu holen; der jüngſte Tag ſei vor der Thüre. Die Leute ſagten ſogar, das Saatfeld ginge davon zu Grunde, die Bäume ſterben ab und die Dörfer werden in Brand geſteckt und jetzt — ſehen Sie, das gehörte zu meinen ſchlechteſten Aeckern und nun iſt es einer von den beſten. Die Bergwaſſer, die da herunterkommen, haben den Boden zum ertrunkenen Lande gemacht, und ich habe meine Nachbarn nicht dazu bringen können, daß wir eine gemeinſame Ableitung anlegten; da hat die Eiſenbahn einen Durchzug gemacht und wir haben den beſten, fetten Boden, der faſt gar keinen Dünger braucht. Im Beſtellen und Einheimſen der Ackerfrucht iſt die Eiſenbahn freilich hinderlich, weil die Bahnwärter mit ihrem Staatsdienerſtolze keinerlei Rückſicht wollen gelten laſſen, aber das wird ſich mit der Zeit ſchon geben, und die Eiſenbahn iſt jetzt unſre beſte Uhr und es hat doch was Prächtiges, daß man ganz genau weiß, wieviel es an der Zeit iſt und die Genauigkeit und Pünktlichkeit, an die man ſich durch die Eiſenbahn gewöhnen muß, iſt in allen Dingen von großem Nutzen, ſo wenig man das auch noch deutlich bemerkt. Und tagtäglich ſieht man, von wie vielen Dingen man noch nichts weiß, und das thut auch gut. Beſonders die Kinder können ſich die Eiſenbahn gar nicht aus dem Sinn oder gar nicht hinein bringen. Meine Kinder wollen immer wiſſen, wie das mit dem Dampfwagen u. ſ. w. eingerichtet iſt und wie man das macht, und ich ſelber, wenn ich daſtehe und den Zug vorbeibrauſen ſehe und wenn ich mir den Draht da betrachte, der ſich dahinzieht, muß oft denken: es iſt doch eine große Sache, was Menſchenverſtand zuwege bringt. Ich habe mir drinnen auf der Hauptſtation die Gläſer und Kolben zeigen laſſen mit deren Ausſtrömung der Draht beſtändig gefüttert wird; ich muß ſagen, ich verſtehe es doch noch nicht recht, aber das habe ich behalten was mir der Telegraphenmann ſagte: Heutigen Tages iſt der Menſch ſo weit gekommen, daß er mit Sonnenſtrahlen malt, mit Dampf reist und mit Blitzen ſpricht. Und wenn ich mir ſo denke: jetzt in dieſem Augenblick laufen unhörbar und ſchneller als man's ſagen kann, Worte durch den Draht dahin, und ein Land ſpricht mit einem andern, und ich ſehe nichts und merke nichts davon, da macht mich das Geheimniß hier faſt andächtig. Vor Zeiten hätte man dieſe Dinge nicht Geheimniſſe, ſondern Wunder genannt, aber jetzt wiſſen wir, daß ſie das nicht ſind: die einen verſtehen ſie und die anderen nicht; und es wird eine Zeit kommen, wo wiederum Neues offenbar iſt. Und ich denke an die großen Geheimniſſe, die in der Welt und über ihr noch verborgen ſind, und alles iſt ſo groß, daß ich's nicht faſſen und nur anſtaunen kann und ich danke meinem Geſchicke, daß ich in einer Zeit lebe, in der die Geheimniſſe der Welt uns ganz nahe gerückt ſind, und ſeit ich das weiß bin ich viel glücklicher. Ueber meinem Acker hin ziehen unſichtbare Worte und auf meinem Acker auch ſteht das große Räthſel der ganzen Welt, zu dem wir in Andacht aufſchauen."

Der Gevattersmann freut ſich, daß der, der das geſagt, ſolches jetzt auch hier leſen kann, und wenn er ihn bei einem guten Trunk Bier dort in jenem Thalwirthshauſe wiederfindet, wird er ihm hoffentlich keine Vorwürfe mehr machen. Vielleicht nur den, daß er ihn ein bischen herausgeputzt habe; aber wer hat auch einen Rock von einem andern Schnitt angehabt als er Geſchworner beim Schwurgericht war? Der Menſch darunter bleibt doch derſelbe und die Gedanken bleiben doch dieſelben und gute Gedanken auf einem Acker ſind auch ein Segen, wenn man ihn auch nicht im Wagen führt und mit der Gabel ladet. Beim großen Ausdreſchen wird ſich's zeigen.

Welches iſt der gottloſeſte Gedanke?

Es ſtanden zwei Wanderer an der Umzäunung eines Dorfkirchhofes und der Aeltere ſprach: „Es iſt ein Zeichen von der Verwilderung unſeres Lebens, daß die Dorfkirchhöfe in der Regel nur einen wüſten ordnungsloſen Eindruck machen. Man hat die Kirchhöfe außerhalb des Dorfes verlegt, und ſie ſollten den wohlthuendſten Anblick des Naturfriedens gewähren, durch geordnete Wege, durch Baumpflanzungen und Blumen; aber freilich, die meiſten Ortsvorſteher denken nur an die Grasnutzung vom Grabe ihrer Angehörigen.“

Der Jüngere ſchien anderen Gedanken nachzuhängen, ſein Blick war wehmuthsvoll und er ſprach endlich tief aufathmend: „Dieſe Gräber, wer weiß, welches Leben ſie decken, wie Viele hier vermodern und ſind in ihrem Daſein nie das geworden, wozu die Kraft in ihnen lag: dort ſind die Gebeine eines armen Taglöhners, der vielleicht ein vollbeglückender Regent, dort Einer, der ein weisheitſpendender Lehrer und wiederum Andere, die hätten Denker, Dichter, Künſtler, Erfinder, Feldherren und große Männer aller Art werden können, wenn nicht das Schickſal ihnen die Gelegenheit verſagt, wenn nicht bedrückende Verhältniſſe ſie eingeengt hätten, ſo daß ſie nie das wurden, was ſie zu werden beſtimmt waren.“

„Was ſie zu werden beſtimmt waren! An dieſes Wort von dir knüpfe ich an,“ erwiederte der Aeltere „und ſage dir, daß dein Ausſpruch der gottloſeſte iſt, der ſich denken und kundgeben läßt. Die Klage und Wehmuth über das, was man untergegangene oder erſtickte Größe nennt, iſt eitel. Ein Jedes wird in der Welt das, was es zu werden die wirkliche Macht hatte; läßt es ſich durch Hinderniſſe und Störungen beeinträchtigen oder gar zerſtören, ſo hat es eben nicht die volle Kraft gehabt zu dem, was es ſich ſelbſt einredete oder was Andere ihm zumutheten. Es giebt keine erſtickte Macht in der Welt; läßt ſie ſich erſticken, ſo iſt ſie eben keine. Wäre das anders, ſo wäre die Welt, das Schickſal der Völker und der einzelnen Menſchen ein bloßes Gaukelſpiel. Der auf Erkenntniß gegründete Glaube an die Weisheit und Gerechtigkeit der Weltordnung iſt eins mit dem Glauben an die unzerſtörbare Kraft des menſchlichen Willens und ſeiner im letzten Grunde feſtgeſtellten Unabhängigkeit von äußeren Bedingungen. Die redliche Arbeit, ſich zu vervollkommnen, fehlt in keiner Lebenslage. Aeußerliche Verhältniſſe können den Gegenſtand ändern, mit dem ein Menſch zufrieden und glücklich iſt, aber die innere Zufriedenheit, die Glückſeligkeit in ſich, die reine Gemüthsverfaſſung, wird dadurch nicht geändert. Du haſt inſofern Recht: es können hier die Hüllen großer Geiſter begraben ſein; aber beſteht denn die Größe allein in der Breite und Weite des Gebietes, das man mit ſeinen Gedanken und Thaten beherrſcht? Die Art und die innere Seele deſſen was man thut, iſt die eigentliche Größe, nicht die Zahl, nicht das Gebiet, denen die That zu gute kommt. Das was den eigentlichen und echten Werth des Menſchen ausmacht, iſt überall das Gleiche. Allenthalben iſt Gelegenheit gegeben, ſich als rechtſchaffen und tapfer, als dienſtwillig und hülfreich gegen Andre zu bewähren, und das iſt das Beſte, was der Menſch kann, ob er nun als Miniſter oder als Ackerknecht und Fabrikarbeiter ſeinen Menſchenberuf erfülle. Wer ſeine gegebenen Verhältniſſe wahrhaft zu erfüllen ſucht, mit Nachdenken, mit Fleiß und Liebe, der hat dem Beſten genügt, Beſſeres kann Niemand thun. Alle Sehnſucht nach Bethätigung in anderen Verhältniſſen iſt geſtillt, wenn man bedenkt, daß ſich damit nur die Erſcheinungsart verändert, keineswegs aber die innere Tugend, die überall die gleiche iſt. Hier hört alle Eiferſucht und alles ungeſtillte Verlangen auf. Immerhin mag Jener dort Beruf und Fähigkeit eines Staatsmannes gehabt haben, und war dieß, ſo hat er ſein gerechtes Bemeſſen gewiß in kleinen Verhältniſſen geübt und der in ihn gelegten Kraft Genüge gethan; daß er es nicht weiter that, war eben weil ſeine Kraft dazu nicht ausreichte oder weil im Haushalte der Welt Manches ſich zu ſcheinbar Kleinem verwenden laſſen muß. Jener dort mag nach innerer Befähigung ein weiſer Lehrer, die Anderen Denker, Dichter, Künſtler, Erfinder, Heerführer geweſen ſein, und ſie haben das gewiß nach Maßgabe ihrer Naturkraft nach Außen erfüllt und ihr Geiſt lebt fort in Anderen, denen ſie eine kleine Anregung gegeben und wir können die Zuverſich feſthalten, daß er einſt auf anderer Stätte, in anderen Boden ſeine volle und durch neue Zuthaten vermehrte Kraf und gemeinnützige Größe entfalten wird. Es iſt ein hohe Spruch der Weisheit, der die Welt verſtehen lehrt, wen es 1. Kor. 12. heißt: Es ſind mancherlei Gaben, Aemte Kräfte, aber es iſt Ein Geiſt, Ein Herr, Ein Gott d da wirket Alles in Allem.

Und ein gutes Sprüchwort ſagt: nicht der iſt arm der wenig hat, ſondern wer viel begehrt! Aber hätten dieſe Alle auch einſiedleriſch in ſich verſunken gelebt und nie, auch nur in der kleinſten Weiſe, zur äußeren Geltung und Wirkung gebracht was in ihnen war, ſo waren ſie es für ſich und das war ihre Erfüllung. Es blühen tauſend Blumen im verborgenen Waldesgrunde, die Niemand ſieht, es reifen tauſend Früchte, die Niemand genießt; daß ſie aber für ſich zu Blumen, zu Früchten geworden, das iſt ihre Erfüllung in ſich, die göttliche Vollendung ihrer Naturbeſtimmung. Und die Natur iſt ſo reich, daß ſie nicht Alles unſern Augen ſichtbar und mit Händen greifbar zur Verwendung und zum Verbrauche bringt. Zu denken aber, daß Etwas in der Welt durch zufällige Verhältniſſe ſeine Naturbeſtimmung verfehlt habe, das iſt der gottloſeſte Gedanke von allen, die ſich denken laſſen.“

Der Jüngere drückte dem Aelteren ſtill die Hand und ſie gingen getroſten Muthes in gleichem Schritte von dannen.

Zweiter Theil.

Jahrgang 1845.

Der Gevattersmann.

Beſinnſt Dich hin und her, herüber und hinüber, lieber Leſer, was das für ein Gevattersmann iſt, der da zu Dir in's Haus kommt, und was ihm ein Recht giebt, ſich ſo zu heißen. — Es laſſen ſich ſiebenerlei Gründe dafür denken, fünf kannſt du dir ſelber machen und zwei will ich dir ſagen. Alſo:

6. Will ich dein Gevattersmann ſein, bei manchem rechtſchaffenen Gedanken, den du zur Welt bringſt. Wenn du das da lieſeſt, was ich jetzt ſchreibe, und es geht dir etwas Gutes dabei durch den Kopf, und du ſpürſt es in allen Gliedern, daß du ein braver Mann und ein guter Deutſcher ſein willſt, ſo ſteht Einer in Gedanken dabei und freut ſich — und das iſt dein Gevattersmann.

7. Will ich auch noch einmal Gevatter ſein bei dem ſchönſten und liebſten Kind, das hoffentlich nicht mehr zu lange auf ſich warten läßt. Und weißt du wie es heißt? *Die deutſche Einheit.* Laß dann dem Gevattersmann die Freude, ein ganz klein Zipfelchen von ſeinem Kaiſermantel zu halten und ihm etwas ganz Gutes in das Kiſſen zu binden.

Warm muß ich werden.

Kommt einmal gegen Abend in einer Stadt in Deutſchland ein Fremder mit Extrapoſt an, und verlangt Pferde, um weiter zu fahren. Ein baumſtarker Poſtillion ſpannt an, und fährt mit dem fremden Herrn ab. Als ſie in den zwei Stunden langen Wald kommen, fängt es an Nacht zu werden. Es iſt als ob die Pferde ſelber eine beſondere Unruhe verſpürten; ſie laufen, daß man glaubt, die Räder fliegen davon. Plötzlich werden ſie aber angehalten, drei Räuber überfallen den Wagen und verlangen von dem Reiſenden, er ſolle ihnen Alles, was er habe, freiwillig geben, oder ſie wollten ihn zwingen, daß er keine Einſprache mehr machen könne. Der Bedrängte ruft nun den Poſtillion zu Hülfe. Dieſer aber ſitzt ruhig auf dem Bock und ſchmaucht behaglich ſeine Pfeife, als ob ihn die ganze Geſchichte nichts anginge. — Was wollte alſo der Fremde thun? Er ſteigt aus und muß zuſehen, wie ihm die Räuber Alles, was er an Geld und Geldeswerth hat, wegnehmen. Als nun endlich die Platte rein geputzt iſt, ſagt der Fremde: „Mit Verlaub, ihr Männer, ich hätte noch eine Bitte, daß ihr mir einen Dienſt erweiſet; ich will's nicht umſonſt. In meiner Kutſche iſt noch eine verborgene Kiſte mit fünfhundert Thalern, die ſollt ihr haben, wenn ihr mir den Schwager da oben, den Poſtillion, herunternehmt und tüchtig durchwalkt.“

Zu einem ſo ehrlichen Verdienſt laſſen ſich die Räuber nicht zweimal auffordern. Sie reißen den Poſtillion herunter und trommeln tüchtig auf ihn los. Eine Weile läßt er Alles mit ſich machen. Endlich hebt er die Achſeln und ſagt: „Jetzt iſt's genug!“ eben gerade als ſeine Peiniger daran ſind, ihn ganz niederzuwerfen. Nun kehrt er den Stil um, packt den Einen hüben und den Andern drüben und ſchlägt ſie [illegible], daß ihnen das Herz im Leibe zittert und [illegible] umfallen wie die Mücken im Herbſt. Jetzt kniet mein Poſtillion auf ſie hin, und giebt ihnen das Draufgeld ſammt Zinſen wieder zurück. Als das der Fremde merkt, gewinnt er Muth, und macht es mit ſeiner Leibwache ebenſo. Mit Hülfe herzugekommener Leute gelingt es dann, die Räuber zu binden und nach der Stadt hineinzubringen. Unterwegs ſagt der Fremde zu dem Poſtillion: „Aber hör' einmal, du biſt ein ſonderbarer Heiliger. Warum biſt du denn ſo ruhig geweſen, und haſt mir nicht geholfen, und haſt dich zuerſt prügeln laſſen?“

„Warm muß ich werden!“ antwortet der Poſtillion, „wenn ich meine tüchtige Tracht Prügel habe, dann weiß ich erſt, was ich bin, dann kann ich erſt recht tapfer um mich hauen.“ —

Daraus iſt zu lernen: wie gar viele Menſchen ruhig bleiben, ſo lange ihr Nachbar in der Klemme ſteckt, bis es endlich ihnen ſelber an den Kragen geht. Es iſt aber auch noch etwas Anderes daraus zu lernen für das deutſche Volk.

Wer iſt ein größerer Herr?

Der König Max von Baiern war ſeiner Zeit ein gar leutſeliger Fürſt; das iſt beſſer als hochſelig, denn da iſt man ſchon geſtorben, und beſſer als redſelig, denn dabei kommt nichts heraus als eben ein Mund voll Wind. Alſo der König Max kommt einmal in ein Dorf und unterhält ſich mit dem Schultheiß:

„Wie geht's, wie ſteht's?“ fragt er.

„Königliche Majeſtät, ich bin ein größerer Herr als Sie,“ antwortet der Schultheiß.

„Wie iſt das zu verſtehen?“

„Ja, ſehen königliche Majeſtät, wenn Sie etwas befehlen, ſo geſchiehts; Ich muß aber zehn Mal befehlen, bis etwas geſchieht, alſo habe ich mehr zu befehlen, und wer mehr zu befehlen hat, iſt ein größerer Herr.“

König Max merkte ſich das, und verſchaffte den Anordnungen der Schultheißen mehr Nachdruck.

Ein Flucher.

Zweierlei Tuch, das haben die Mädchen alle gern; ſowohl die Dienſtmagd als ihr Fräulein. — In einer Stadt, wo jeden Mittag Schlag zwölf die Parade durch die ſchnurgerade Straße zieht, und richtig nach neun Stunden der Zapfenſtreich geboren wird, liebte alſo ein liebes Jungfräulein einen Offizier. Es giebt manchen braven und tüchtigen Mann unter den Offizieren, der nicht wie ſo viele Andere glaubt, mit dem Exerziren und Spazierenreiten ſei man ein großer Mann, und braucht weiter nichts, und könne auf alle andern Menſchen herunterſehen; ſondern der es weiß, daß Liebe zum Vaterlande und zum Geſetz und der Verfaſſung ihm ſeinen Degen feſtſchnallen müſſen; der ſich allerlei nützliche Kenntniſſe und ein ordnungsmäßiges geſetztes Benehmen aneignet, weil er ja dazu da iſt, damit Niemand dem Lande etwas anhaben könne, Ordnung und Freiheit darin herrſche. Das liebe Jungfräulein war aber an den Unrechten gekommen, er ſah wohl recht manierlich aus, war's aber gar nicht; beſonders hatte er ſich ein läſterliches Fluchen angewöhnt, und ein Hagelblitzdonnerwetter ging ihm ſo leicht vom Mund weg, wie einem andern ehrlichen Menſchen ein Morgen- oder Abendſegen. Wenn er aber ſeine blaßgelben Glanzhandſchuhe anhatte, und bei den Eltern und mit den Geſpielen des Jungfräuleins in Geſellſchaft war, da lächelte er ſo ſanft und liſpelte ſo zart, wie wenn gar kein rohes Wort über ſeine Lippen gehen könnte; er ſprach von ſeinen Gefühlen u. dgl., was die Mädchen gar gerne haben, und das Jungfräulein ſah ihn immer mit ſtrahlenden Augen an. Einſtmalen an einem Abend war der zarte Held wieder im Hauſe ſeiner Liebſten geweſen, und war bezaubernder als je: ſo viel weiſe Mäßigung, ſo viel edle Sanftmuth war ihr noch nie vorgekommen. Als es endlich Zeit zum Weggehen war, hatte ſich das Jungfräulein weggeſchlichen und harrte verſtohlen an der Treppe; es wollte dem Jüngling noch eine Gutnachthand oder auch einen Kuß geben. Als der Offizier die Thüre hinter ſich in's Schloß fallen hörte, fing er mit dem größten Behagen an: „Kreuzhimmelfahnenbatallionmaleſizdonnerrrſacrrra—“ und ſo weiter noch eine gute Weile; dann ſagte er tief aufathmend, wie wenn eine große Laſt von ihm genommen wäre: „Ah! jetzt iſt mir's wieder wohl, jetzt habe ich mich doch ausgeflucht; habe ich doch den ganzen Abend gemeint, ich muß platzen wie eine Bombe.

Ich muß fluchen, fluchen muß ich, und vor dem Weibsgeſindel muß man doch ſchön thun. Johann! Hundskerl, häng mir den Mantel um." — Das Mädchen, das dieſes vernommen, ſchlich leiſe in die Stube zurück, der Offizier bemerkte es noch, aber alle Mühe, die er ſich ſpäter auch gab, war vergebens, ſie waren von nun an geſchieden, und er konnte jetzt für ſich allein über ſein Fluchen fluchen. — Manche Leute wollen zwar ſagen, ſie nehme ihn doch wieder an. Sei dem wie ihm wolle. Merke: es iſt nicht gut, wenn man ſich gemeine Redensarten angewöhnt, es kann zu deinem Unglück ſein, auch wenn du gerade nicht verliebt biſt.

Dreierlei Wünſche.

Manche Menſchen ſind gar zu höflich und vergeben ſich dadurch ihr Anſehn. So ſagte einmal ein überaus feiner Franzoſe zu einem Engländer: „Wenn ich nicht ein Franzoſe wäre, ſo wünſchte ich ein Engländer zu ſein." Der Engländer erwiederte trocken: „Und ich, wenn ich nicht ein Engländer wäre, ſo würde ich wünſchen — einer zu ſein." Liegt in dieſen beiden Ausſprüchen nicht die oft übertriebene Artigkeit des Franzoſen und das Selbſtgefühl, ſo wie die ſtrenge Wahrheitsliebe des Engländers ausgedrückt? Noch vor wenigen Jahren hätte ein Deutſcher, der dabei geweſen wäre, geſagt: „Und ich — ich möchte ein Franzoſe oder ein Engländer ſein." — Das iſt Gottlob jetzt anders. Jetzt haben wir einſehen gelernt, daß wir ſelber auf uns etwas halten müſſen, wenn wir es zu etwas bringen wollen. Wer ſich nicht ſelbſt achtet, dem geſchieht Recht, wenn ihn auch Andere nicht achten. Wird ein guter Sohn die Fehler ſeines Vaters aufdecken? Lies einmal in der Bibel die Geſchichte von den Söhnen Noah's. Wenn uns Deutſchen auch noch Vieles fehlt, was andere Nationen haben; wenn auch noch Vieles im Vaterlande anders werden muß, bis jeder mit gerechtem Stolz ſagen darf: „Ich bin ein Deutſcher!“ ſo liegt doch in uns ein ſo tüchtiger Kern, daß wir es zu Großem bringen können, wenn wir nur recht wollen, und uns ſelber aufrecht erhalten. Und gerade, weil uns von ſo vielen Seiten ſo hart mitgeſpielt wird, verdienen wir um ſo mehr Achtung, daß wir den Kopf nach oben behalten und vorwärts dringen.

Wenn er das Sieden verträgt.

Der Herzog Karl von Württemberg, der im vergangenen Jahrhundert gelebt hat, war ein gar geſtrenger Herr, und wollte Alles in der Welt, d. h. in ſeiner württembergiſchen Welt, nach ſeinem eigenen Kopf ummodeln. Einſtmalen reitet der Herzog Karl auf einem ſchönen Schimmel durch das Städtchen Kalw im Schwarzwalde. In dieſer Stadt war ein berühmter Färber, er ſteht eben vor dem Hauſe und zieht ſeine Mütze ab. „Hör' er einmal,“ ſagt der Herzog, „kann Er mir den Schimmel da blau färben?“

„Ja, Durchlaucht, wenn er das Sieden verträgt,“ antwortet der Färber.

Der Herzog iſt ſtill davon geritten.

Dieſe Geſchichte hat aber in unſeren Tagen auch noch eine Bedeutung, und zwar eine beſondere. Viele möchten gerne das ganze deutſche Volk und die Menſchen überhaupt ganz ändern durch Allerlei, — wenn ſie nur das Sieben vertragen würden. Und es geht da leicht, wie bei einem einzelnen Menſchen, man kann einen zu todt doktern. Gottlob aber, das deutſche Volk iſt geſund und braucht nicht ſo viele Verordnungspflaſter, und albern iſt wer es modeln möchte, wie er's gerade gern hätte.

Der König kommt.

Ein Mann war zu Tiſche geladen und ſagte immer: „Ich bin ſo voll, ich kann eigentlich gar nichts mehr eſſen." Dabei hieb er indeß doch nicht faul ein. Endlich aber ſagte er: „Nun iſt's genug." Da kam zuletzt noch ein ſchön Spanferkelchen, das glitzerte ſo unſchuldig und rein, daß einem die Augen glänzten, wenn man's anſah. Dem Gaſte wird ein ſchön Stück angeboten, er nimmts, und auch Kartoffelſalat nebſt Füllſel dazu, und verzehrt's mit Luſt. „Ich begreife aber gar nicht," ſagte der Hauswirth, „wie Ihr das noch eſſen könnt? wo findet Ihr denn Platz?" „Ja," ſagte der Gaſt, „das iſt gerade, wie wenn der Marktplatz ganz voll iſt, Kopf an Kopf, es kann kein Menſch mehr hinein; auf einmal heißt's: „„Der König kommt!"" da rückt Alles zuſammen, und es giebt Platz für ihn und für ſeinen Hofſtaat."

Ein Pranger für Alle.

„Die Juden ſind ſchlechte Kerle, ſie betrügen und lügen und ſtehlen wenn's angeht,“ ſagte ein Mann zu ſeinem Freunde, worauf dieſer erwiederte:

„Die Juden ſind auch ſchlecht, aber im Allgemeinen nicht ſchlechter als die Chriſten auch. Wenn ein Menſch lügt und betrügt und ſtiehlt, ſo fragt er, wenn er ein Chriſt iſt, nicht ſeinen chriſtlichen, und wenn er ein Jude iſt, nicht ſeinen jüdiſchen Katechismus; der eine wie der andere verbietet ihm das, er thut's aber trotzdem.“

„Die Juden ſollten aber nicht ſchlecht ſein,“ ſagte der Erſte.

„Ich will Dir 'was erzählen,“ erwiederte der Freund abermals: „Vor Zeiten, als man die Verbrecher noch am Pranger ausſtellte, ſtand einmal zu Frankfurt am Main ein Jude auf demſelben. Ein anderer Jude geht vorüber. „„Nu Mauſche,““ ruft ihm ſein Nachbar Chriſtian zu, „„gelt, da ſteht ein Judt!““ „„Nu, was der Mähr?““ ſagt Mauſche, „„habt Ihr den Pranger allein gepachtet?““

Beſonderer Tiſch.

Herzog Karl hat einmal im heißen Sommer in dem Städtchen Nagold zu Mittag gegeſſen, oder eigentlich geſpeiſt, wie die großen Herren thun. Kommt eine Unzahl von Fliegen und ſpeiſt mit, uneingeladen, und ſummen mit einander, und laufen hin und her, und gehören doch gar nicht an eine fürſtliche Tafel. Da wird der Herzog bös und ſagt zu der Wirthin: „In's Teufels Namen, deck' ſie den Mücken beſonders."

Die Wirthin iſt ſtill, und thut wie ihr befehlen. Nach einer Weile tritt ſie wieder vor den Herzog, macht einen Knicks und ſagt: „Gedeckt iſt, befehlen jetzt auch Eure Durchlaucht, daß ſich die Mücken ſetzen." — —

Hievon kannſt Du ſelber die Anwendung machen.

Ein Geſpenſt.

Weiß wohl, daß Du nicht mehr an Geſpenſter glaubſt, wie ich auch nicht. Es giebt aber ein Geſpenſt, das ich oft geſehen habe, bei Leuten, die auf harten Bänken und bei Leuten, die auf weichen Polſtern ſitzen. Ich habe es am hellen Tag, bei der einſamen Oellampe, beim Scheine von hundert Wachskerzen geſehen. Du kennſt die Sage, daß, wenn Jemand gewaltſam umgebracht worden iſt, ſein Geiſt als Geſpenſt umwandle. Viele Menſchen *ſchlagen die Zeit gewaltſam todt*, durch Nichtsthun, oder dadurch, daß ſie etwas treiben, was nicht viel mehr als Nichtsthun iſt, und da kommt dann das *Geſpenſt der gemordeten Zeit: die Langeweile*, und ſetzt ſich den Mördern, wo ſie ſind, auf den Nacken; es macht kein Geräuſch, es macht nur gähnen. Willſt Du das Geſpenſt von Dir bannen, mußt Du immer etwas Rechtes thun oder denken.

Unterthänigſte Bittſchrift

des Wörtleins Ich an Wir, Man und den gehorſamſt Unterzeichneten.

Ich armes, verſtoßenes Geſchöpf weiß nicht, wo ich mein Haupt niederlegen ſoll; möcht in mich ſelber hinein verkriechen, wenn das anginge. Weiß wohl, daß es ſich nicht ſchickt, ſogleich mit Ich anzufangen, thu' es aber doch. Da ſteht in der Zeitung: „Friſche Stockfiſche habe erhalten. Johann Dreibein.“ Wo bleib' denn Ich? Ich meine bei den Stockfiſchen könnte man ein ſolch kleines Ich ſchon unterbringen, Herr Dreibein!

Ein Kaufmann ſchreibt: „Ihre Zuſchrift vom 2. hujux habe erhalten.“ Stünde Ich nicht geſcheiter da, als das hujux?

Du, ich meine Dich Nachbar Kilian, machſt eine Bittſchrift, weil Du einen Plan für einen neuen Schweineſtall bei der Oberbaudirektion einreichen willſt, und wo ich mich ſehen laſſen will, kommt der Katzenbuckel „gehorſamſt Unterzeichnete“ und Ich werde gar nicht angeſehen und muß mich kuſchen.

Am meiſten ärgert's mich, daß das landläufige „man“ von dem Niemand weiß, wer und woher es iſt, mich überall wegdrückt. Der Joachim ſteckt den Feuerſtein in die Pfeife und den brennenden Zunder in den Sack, und da ſagt er: „Man iſt doch oft gar zu dumm.“ Donner! da gehör Ich hin, Ich bin dumm, muß er ſagen, und nicht „man.“

Und wenn ich meine, jetzt können ſie mich gar nicht mehr nebenaus ſetzen, jetzt müſſen ſie mich nehmen: Der Bürgermeiſter hat 'was zu befehlen, oder ein Zeitungsſchreiber 'was zu wünſchen; ich würde mir eine Ehre daraus machen, wenn Ich dabei auftreten könnt' — aber nein, da heißt es gleich: „Das Bürgermeiſteramt, die Zeitungsſchreiberei,“ oder es kommt gar der hoffährtig Burſch, der „Wir,“ und ſtellt ſich ellenbreit hin, und Ich werde wieder heimgeſchickt.

Bei den Leuten im Irrenhaus und bei den Kindern bin ich's gewohnt, daß ſie nichts von mir wiſſen; ſie verſtehen noch nicht, was Ich zu bedeuten habe. Der närriſche Jakob ſagt immer: „Der Jakob iſt todt.“ Ich bin ihm ganz abhanden gekommen. Der kleine Fritz ſagt: „Mutter, gieb dem Fritz ein Aepfelchen.“ Die großen Leute ſollten doch aber wiſſen, was Ich zu bedeuten habe. Freilich, vor Gericht, und wenn's ſonſt 'was zu läugnen giebt, da ſagen ſie ſchön: „Ich . . . Ich . . . weiß nichts, Ich . . . Ich . . .“ daß ich mich ſchämen muß; aber wenn's 'was Gutes giebt, kennen ſie mich nicht, da thun ſie oft, wie wenn Ich gar nicht da wäre. Freilich, es giebt viele Leute, die ſind nicht einmal das Pünktchen auf dem i, viel weniger ein ganzes Ich, die können meinetwegen „wir“ ſagen, oder auch „man,“ ich brauche ſie nicht.

Am meiſten freuen mich die Engländer, bei denen bin Ich immer groß angeſchrieben, ſie ſchreiben immer „I“ und ſtellen mich ſtolz hin.

Darum meine ich jetzt: Wir Deutſchen dürften wohl auch anfangen, Ich zu ſagen, und recht ſchön wäre es, wenn Ich immer groß angeſchrieben wäre. Ich hoffe, daß man mir in Zukunft Recht werden läßt, und verbleibe allzeit dienſtfertiges

Ich.

Der Polizeidiener in der Rattenfalle.

Warum ſind die meiſten Menſchen, die eifrig darauf aus ſind, daß das Geſetz herrſche und die Obrigkeit in Achtung ſtehe, ich frage: Warum ſind die meiſten Menſchen ſo froh, wenn der Polizei ein Schabernack geſpielt wird? Sie gehört doch auch zur Obrigkeit, und wie! Macht ſie ſich denn nicht überall geltend, auf Schritt und Tritt, zu Pferd und zu Fuß, bei Tag und bei Nacht? — Ja, das iſt's eben. Sie macht den ordentlichen und geſetzmäßigen Leuten viel mehr zu thun, als den unordentlichen. Sie giebt ſich das Anſehen, als ob ſie allein mündig ſei, und alle Bürger unmündige Kinder; ſie wird in gar vielen Orten, nicht wie ſich's gebührt, von den Bürgermeiſtern und von den Bürgern ſelbſt gehandhabt, ſondern von Menſchen, die man eben ſo hergeſetzt hat, und die Einen anſehen, als ob ſie ſagen wollten: Warum kann ich Dich denn nicht bei'm Kragen nehmen? — Und wenn man ſie braucht, dann ſind ſie gerade nicht da. Das meiſte Aergerniß giebt aber, daß viele Anordnungen ſo ausſehen, nicht als wollte man die Leute ſchützen, ſondern als wollte man ſie im Zaume halten und bisweilen noch eine Trenſe aufſetzen. Und endlich, (um das Regiſter voll zu machen) ein Hauptübel iſt, daß die Polizeidiener ein Fanggeld, oder einen Anzeigerlohn haben; da gewinnt es dann oft den Anſchein, als ob die Verordnungen nur da wären, um die Leute recht ſtrafen zu können, und nicht dazu, um Unordnungen zu verhüten.

Davon kann der Gevattersmann wieder ein Geſchichtchen erzählen, das in einer Stadt geſchehen iſt, welche jetzt zu einer deutſchen Bundesfeſtung gemacht wird, und die zwiſchen dem Rheine und der Donau liegt. Hier wohnt ein ehrſamer Schreiner und hat mehrere Geſellen. Nachts, wenn Feierabend iſt, wollen die Geſellen auch nicht eben zu Haus bleiben, ſondern der Eine geht da-, der Andere dorthin. Nun kann der Meiſter nicht jedem der Geſellen einen Hausſchlüſſel geben, ſondern allen insgeſammt nur einen. Sie machen nun unten an der Rinne einen Verſchlag, und da legen ſie den Schlüſſel hinein; wer nach Haus kommt, nimmt ihn, ſchließt auf und wieder zu und legt ihn von innen wieder in den Verſchlag. Nun wird aber der Meiſter von Polizei wegen mehrmals beſtraft, weil man in der Nacht ſein Haus offen gefunden hatte. (Es läßt ſich eigentlich doch kein rechter Grund für ein derartiges Verbot auffinden, denn wenn Jemand nachläſſig ſein will, ſo, daß er beſtohlen werden kann, iſt das ſeine Sache und geht Niemand 'was an.)

Der Meiſter ermahnt mehrmals ſeine Geſellen, doch ordentlicher zu ſein, ſie aber behaupten, immer geſchloſſen zu haben; da ſagt Einer: „Ich glaube, der Polizeidiener hat das Verſteck des Schlüſſels entdeckt, und macht ſelber auf, um die Anzeige-Gebühren zu erſchnappen; gebt Acht, ich werde auch ein Fanggeld verdienen.“ Er hämmert und meißelt nun etwas in dem Verſchlag, wohin gewöhnlich der Schlüſſel gelegt wurde. Am Abend blieb Alles zu Hauſe. In der Geiſterſtunde, zwiſchen 11 und 12, hört man jämmerlich winſeln. Der Meiſter und die Geſellen ſchauen zum Fenſter hinaus, und erblicken den Polizeidiener richtig mit der linken Hand in der Rattenfalle gefangen, die ihm der pfiffige Geſelle gelegt hatte. Er hatte ſich faſt ganz zum Boden bücken müſſen, und jammerte nun erbärmlich in dieſer gekrümmten Stellung.

Alle Nachbarn kamen herbei, und man ließ den Gefangenen erſt los, als er verſprochen hatte, alle empfangenen Strafgelder zu erſetzen.

Je ſchlimmer je beſſer.

So ſagen viele ſonſt brave Menſchen, wenn ein neuer Gewaltſtreich in der Welt geſchehen, wenn aber- und abermals eine ehrliche Hoffnung zu Schanden geworden iſt.

„Laßt ſie nur immer drauf losmachen,“ ſagen ſie, „wenn's recht dick kommt, wird man ſchon einmal ausfegen, wenn genug darauf losgeſchlagen iſt, wird man ſchon einmal den Stiel umkehren, wenn der Bogen zu hoch geſpannt iſt, reißt er am Ende.“

So ſagen oft ſonſt ehrliche und brave Menſchen, damit meinen ſie dann, hätten ſie genug gethan; ſie haben eine Fauſt im Sack gemacht, haben beim höchſten Schiedsgericht ihres Gewiſſens eine Verwahrung zu Protokoll gegeben, und nun legen ſie die Hände in den Schooß und laſſen die Sachen gehen wie es Gott gefällt, oder vielmehr wie es Gott nicht gefällt.

Wenn's hoch kommt, ſchimpfen und ſpötteln dann ſolche ſonſt ehrliche und brave Menſchen über ihr eigenes Volk, über das deutſche. Das iſt eine wohlfeile Großthuerei. Zupf dich an deiner Naſe, du biſt ja auch ein Deutſcher. Sei du zuerſt brav und ſo jeder durch die Reihe, nachher wird's ſchon gut ſtehen.

Freilich, bei einem großen Siegesjubel mit thun oder gar vorn dran ſein, das iſt keine Kunſt und koſtet keine

Selbſtüberwindung, aber in Kleinem Ruhmloſen ſich bewähren, da zeigt ſich der echte Mann.

Im gewöhnlichen Leben, in jedem bürgerlichen Gewerbe ſagt man von einem Manne der verzweifelt und nichts thut: das iſt ein nichtsnutziger Menſch. Wer aber verzweifelt und nichts thut für die bürgerliche Geſellſchaft, wie ſollte man den heißen?

Es giebt auch Viele, die alle Verbeſſerungen der bürgerlichen Geſellſchaft der Zukunft in die Schuhe ſchieben, ſie ſagen: „Jetzt iſt nichts zu machen, es wird ſchon einmal eine Zeit kommen, wo es anders wird!“ Zeit kommen! Es kommt keine Zeit von ſich allein, man muß ihr entgegen gehen und muß ſie holen. Auf beſſere Zeit warten, das kommt mir gerade ſo vor, als ob man an einem Strome ſitzt, über den man hinüber will, und man wartet und wartet bis das Waſſer ſich einmal verlauft. Da kann man lang zuſehen. Man muß eine Brücke bauen, oder in einem Nachen oder anders hinüber ſchwimmen.

Zugegeben aber auch, es kommen einmal beſſere Zeiten; kann ein kommender Tag Rechtens die Jahre des Unrechts auslöſchen? Könnt ihr einem unſchuldig Gefangenen die Stunden und Tage und Monate wiedergeben, die er in trauriger ſchwerer Haft zugebracht hat?

Drum frage dich ſelber: haſt du immer gethan, was du konnteſt? Biſt du denjenigen beigeſtanden, immer und unabläſſig beigeſtanden, die für das Gute wirken? Haſt du denjenigen, der für die Wahrheit leidet, genugſam unterſtützt? Haſt du dir geſagt: er leidet für mich und ich muß ihm noch danken, wenn er etwas von mir annimmt? Oder haſt du vielleicht bei dir gedacht oder auch ausgeſprochen: Es iſt recht ſchön und brav, was der

Mann will, aber er kann es jetzt nicht ausführen, und haſt ihn dann allein waten laſſen?

„Je ſchlimmer, je beſſer!“ Der Satz iſt aber auch noch weiter nicht wahr. Das Schlechte führt nicht zum Guten. Es giebt Viele welche ſagen: Die Leute haben Unrecht, wenn ſie unzufrieden ſind und klagen, leben wir nicht ganz gut? was fehlt uns denn? — Ihr lebt ganz gut, aber was euch fehlt? Ich weiß nicht, ob ich's ſagen darf, aber wißt ihr, was ein Mann, was ein Bürger, was eine Nation zu bedeuten hat? Nun fragt euch ſelber weiter.

Merkſt du, wie die Ueberzufriedenen durch das Schlechte ſchon verſchlechtert ſind? Man iſt in unſern Tagen ſo geſittet und klug, daß man nicht mehr mit Kolben drein ſchlägt, man bindet nicht mehr an ein großes Seil, welches würgt und welches man mit einemmale abſtreifen kann. Nein, man macht's geſcheiter, man bindet an tauſend kleine Fäden, und die Gewohnheit übt auch darin ihr Recht, daß man's nach und nach kaum mehr merkt, wie man an allen Enden und Ecken gebunden und geknebelt iſt. Man ſagt dann endlich: Es kann auf dieſer Welt nicht anders ſein, und da wird man — je ſchlimmer es geht, um ſo ſchlimmer.

Wie es aber nicht wahr iſt, ſo iſt es auch nicht gut, wenn aus dem Unrecht endlich einmal ein Recht kommt. Das lange Unrecht macht die Menſchen ſchlecht, es gewöhnt ſie daran, auf eigene Fauſt zu leben und gar keine Achtung vor dem Geſetze mehr zu haben. Und wenn ja dann einmal der Stiel umgekehrt wird, ſo iſt das immer eine böſe Sache, und wenn auch Alles gut geht, die Opfer ſind ſchwer und groß.

Drum wer es gut meint mit dem Vaterlande und der Welt, der ſagt nicht: Je ſchlimmer je beſſer. Im Gegentheil, wo er ein Unrecht ſieht, ſucht er dem abzuhelfen, und bei Allem was ihm vorkommt ſagt er offen und frei: das iſt Recht und das iſt Unrecht.

Kann er auch nicht das Haus auf einmal umbauen, ſo ſchlägt er doch da und dort einen Nagel ein oder ſtopft ein Loch zu. Wenn nur jeder Arbeiter ſeinen Stein unverdroſſen recht meißelt und der Andere Mörtel zuträgt u. ſ. w. ſo wird das Gebäude ſchon fertig.

Wer nur recht ſchaffen will und ein gutes Gewiſſen und Muth hat, der kann noch immer was thun; iſt es nicht viel, iſt es wenig. Bleiben auch noch große Poſten ſtehen, ſo kann man doch einſtweilen die kleinen Klettenſchulden abtragen, an die man doch ſpäter auch kommen müßte.

Wer alſo ſagt: „Je ſchlimmer je beſſer," der gehört nicht zu den Beſſeren.

Der Fall über den Schatten.

Von Mainz führt eine Schiffbrücke nach Caſtel, auf der man aber auch von Caſtel herüber nach Mainz gehen kann. Das thaten eines Abends zwei luſtige Geſellen, der dicke Peter und der Schambetiſt (Johann Baptiſt), die etwas tief in's Glas geguckt hatten, d. h. immer in's volle, bis ſie auf den Grund ſchauten. So oft ſie einen friſchen Schoppen im großen gerippten Glas vor ſich ſtehen hatten, ſagte der dicke Peter: „Beiß ihm den Kopf ab."

Das geſchah. Drauf wiſchte ſich der Schambetiſt den Mund ab, und ſagte: „Reiß ihm den Schwanz aus.“ Das geſchah wieder, das Unthier ward verſchlungen, der große Schoppen war leer. Fröhlichen Muthes ſchlenderten endlich die beiden Zechbrüder dahin, denn das Trinken giebt dem Menſchen auch eine Brüderſchaft, wenn ſie auch eben nicht lange dauert. Der Mond ſtand am Himmel und war voll, und es war, als ob er die Vollen da drunten auslachte und ihnen einen Streich ſpielen wollte. Plötzlich bleibt der Schambetiſt ſtehen und ruft: „Halt! da iſt ein Bord“ (ſo heißt man am Rhein ein Brett), herausgenommen, „fall' nicht in den Rhein!“ Er macht nun einen tüchtigen Satz und ſpringt glücklich hinüber, der Peter bleibt ſtille ſtehen, hebt bald den einen, bald den andern Fuß und hüpft endlich, ſo viel es ſein dicker Bauch erlaubt, fällt aber nieder und ſchreit: „O weh! Bruder zieh' mich heraus, ich lieg' im Rhein! Hilf!“ Der Schambetiſt hat ein mitleidig Herz, und fängt an, den Peter aufzuwinden; der liegt aber nicht im Rhein, ſondern, ſo dick als er iſt, auf der Brücke. Als er endlich wieder auf den Beinen ſteht, gucken ſich die Beiden an, und gucken wieder das ausgezogene Brett an. „Dunnerkeil,“ ſagt der Schambetiſt, und tritt hart auf, „das iſt ja gar kein ausgezogen Bord, das iſt ja der Schatten vom Laternenpfahl.“ „Und ich habe mir doch meinen Fuß verſtaucht,“ ſagt der Peter, und hinkt davon.

Daraus iſt zu ſehen, daß man, wenn man ſeine fünf Sinne nicht bei einander hat, auch über ein eingebildetes Hinderniß, wie hier über einen Schatten, ſtraucheln und ſich beſchädigen kann. Oder läßt ſich noch etwas Anderes daraus entnehmen?

Das Glück durch die Gelbwurſt.

Der alte Tuchfabrikant Keller pflegte gerne folgende Geſchichte zu erzählen:

Ich war erſt kurze Zeit aus der Fremde zurück, und hatte mein eigenes, kleines Geſchäft angefangen. Da war die Leipziger Oſtermeſſe. Ich reiſe hin und nehme einen Kreditbrief von 1000 Speciesthalern mit. Das war, wenn man alle Winkelchen zuſammenkehrt, mein ganzes Vermögen; ich war aber jung und geſund, und was glaubt man da nicht mit 1000 Speciesthalern machen zu können. Ich reiſe alſo nach Leipzig, und gebe meinen Kreditbrief im Hauſe Frege und Companie ab. Der alte Frege läßt meinen Namen in ſein Buch einſchreiben und wünſcht mir gute Geſchäfte. Ich ſehe aber bald, daß ſich mit 1000 Thalern nicht viel machen läßt. Was thuts? Geht nicht viel, ſo geht wenig; beſſer leiern als feiern, ſagt das Sprüchwort. Ich ſuche mir alſo eine Parthie Wolle aus, und gehe hin, um mein Geld zu holen. Da ſagt mir der alte Frege, es ſei gut, daß ich komme, er habe nicht gewußt, wo ich loſchire. Ich hatte das gerne nicht geſagt, da ich wieder, wie einſt als Handwerksburſche, in der Herberge wohnte. „Nun,“ ſagte der Herr Frege: „Eſſen Sie morgen Mittag bei mir, Sie werden da noch große Geſellſchaft finden.“ Ich konnte nichts rechtes darauf erwiedern und gehe weg. Ich erkundige mich nun, was man bei einer ſolchen Einladung zu thun hat, und was dabei herauskommt. Man ſagt mir, wie es Sitte ſei, daß jedes große Handlungshaus ſeine Empfohlenen durch eine Einladung, wie man ſagt, abfüttert; daß nicht viel dabei herauskommt, als daß man das Eſſen theuer bezahlen muſs, indem es mindeſtens 1½ Thaler Trinkgeld an die Bedienten koſtet. Das war mir nun gar nicht lieb. Ich rechnete aus, daß mir von 1000 Thalern nur noch 998½ blieben, und für ein Mittageſſen konnte ich nicht ſo viel aufwenden. Andern Mittags war ich kurz entſchloſſen. Ich kaufe mir für zwei Groſchen Gelbwurſt, für ſechs Pfennig Brod, ſtecke es zu mir, und gehe hinaus vor das Thor, in das ſogenannte Roſenthal. Mein Tiſch war ſchnell gedeckt. Ich ſetze mich auf eine Bank, und wickele meine Sachen heraus, ich zerſchneide die Gelbwurſt in ſechs Theile und lege ſie neben mich hin: das, ſage ich, iſt meine Suppe, das mein Fleiſch, das mein Gemüß mit Beilage, das meine Fiſche, und das mein Braten und Salat. Ich glaube nicht, daß ſie drinnen in der Stadt, bei Frege, mehr hatten, und daß es ihnen beſſer ſchmeckt. Ich war eben an der ſüßen Schüſſel, ſie war ſehr gut zubereitet, da ſehe ich einen Mann auf einem ſchönen Braunen daherreiten; der, denke ich, macht ſich noch ein bischen Bewegung vor dem Eſſen, daß es ihm beſſer ſchmeckt. Ich wünſchte ihm meinen geſunden Magen, ich brauchte kein Pferd müde zu reiten, um tüchtig einhauen zu können. Schneller, als ich dieß ſage und denke, iſt der Reiter bei mir, und zu meinem Schrecken ſehe ich, es iſt der Herr Frege ſelber. In meiner Angſt fällt mir der letzte Biſſen von meiner ſüßen Speiſe aus der Hand und der vorausſpringende Hund ſchnuppert's gleich auf; ich wickle ſchnell mein Papier zuſammen und weiß mir gar nicht zu helfen. „Ei, Herr Keller!“ ſagt der Herr Frege, „was machen Sie da? Glauben Sie, Sie bekommen bei mir nicht genug zu eſſen?“

Was ſoll ich darauf ſagen? Ich denke, du bleibſt bei der Wahrheit. Ich ſag' ihm nun, daß es ſich bei mir nicht austragen will, gegen zwei Thaler Trinkgeld für ein einzig Mittageſſen zu geben, und ſo und ſo, und daß ich mir vorgenommen habe, mich heute Abend oder Morgen früh zu entſchuldigen, weil ich nicht kommen kann. — Da lacht er ganz laut auf und ſagt: „Ja, das müſſen Sie ja thun, ſonſt werd' ich bös; ich erwarte Sie um fünf Uhr, fehlen Sie ja nicht. Wünſche geſegnete Mahlzeit.“ Und fort war er mit ſeinem Braunen. Ich weiß nun gar nicht, was ich machen ſoll; ich denke aber: nun, freſſen wird er Dich nicht, er muß um fünf Uhr noch genug haben vom Mittag her. — Wie's alſo fünf Uhr gebembert hat, gehe ich hin, man weiſt mich in ſein Kontor, und da kommt er mir entgegen, nimmt mich bei der Hand, und führt mich in das Kabinetchen, und ſagt zu mir: „Lieber Herr Keller, Sie haben für 10,000 Thaler Kredit bei mir; wenn Sie aber das Doppelte brauchen, und auch noch mehr, ſagen Sie mir's nur offen.“ — Ich ſag': „Sie irren ſich, ich habe nur für 1000 Thaler.“ Da ſagt er mir: „Es bleibt dabei, wie ich ſchon geſagt habe; Sie ſind ein Mann, der zu ſparen weiß, und heut Abend eſſen Sie ganz allein bei mir in meiner Familie.“ Und ſo iſt's auch geſchehen, und das hat mir noch beſonders gefallen, daß er die Geſchichte ſeiner Frau und ſeinen Kindern nicht erzählt hat, bis ich von Leipzig fort geweſen bin. Er hat wohl gemerkt, daß es mir Leid thäte, wenn man auch in aller Güte darüber lachen würde. So iſt's mir durch die Gelbwurſt möglich geworden, eine der größten Tuchfabriken anzulegen, und ſo lange der alte Frege gelebt hat, habe ich jede Meſſe bei ihm allein zu Nacht gegeſſen, und da iſt immer zuletzt noch Gelbwurſt aufgetragen worden.

Das Schlimmſte.

Weißt du, was das iſt?

Der Gevattersmann kann ein Stückchen davon erzählen. Er kennt einen Mann, von dem er abſichtlich nicht ſagen will, zu welcher Religion er gehört, ſonſt könnte der und jener meinen, bei ihm wär' es anders. In das Dorf dieſes Mannes kommt alſo ein neuer Pfarrer. Der Mann, der gar fromm und demüthig iſt, geht zu ihm und ſagt nach den erſten Begrüßungen mit niedergebeugtem Kopf und verſchämt geſchloſſenen Augen:

„Herr Pfarrer, ich habe etwas auf dem Herzen, das kann ich nicht darauf liegen laſſen.“

„Was denn? lieber Mann.“

„Ich trage jetzt dieſe Uhr da ſchon eine Zeit lang, und doch gehört ſie nicht mir, ich habe ſie gefunden. Mein Gewiſſen iſt ſo unruhig und pickt allfort, wie die Unruhe in der Uhr. Sein Sie nun ſo gut, und verkünden Sie es auf der Kanzel, daß der ſie wieder holt, dem ſie gehört.“

„Das will ich thun, das iſt brav von Euch.“

„Soll ich die Uhr jetzt da laſſen, oder ſoll ich ſie wieder mitnehmen? Beſehen Sie ſie genau, ſie hat ein doppeltes Gehäus und die Ziffer Eins hat einen Sprung. Der Unbekannte kann ſie bei mir abholen. Ich bin ihm gut dafür.“

„Ja wohl.“

Der Pfarrer verkündet nun die Sache, es meldet ſich aber Niemand.

Einſtmalen bekommt der Mann Händel mit ſeiner Frau und will gerade auf ſie losfahren, da ſagt ſie:

„St! Sei ſtill und ruhig, du Scheinheiliger, haſt deine eigene Uhr zum Pfarrer hinauf getragen; ſoll ich's ihm ſagen?“

Der Mann iſt ſtill und duldet viel, denn die Sache iſt dorfkundig geworden, und dadurch hat's der Gevattersmann erfahren, und jetzt wird's gar noch gedruckt und alle Leute können es zur Warnung leſen.

Weißt du, was das Schlimmſte iſt? Die Lüge, die Heuchelei, die ſich an dem Höchſten und Heiligſten vergreiſt, mit Einem Wort: Die Religionsheuchelei.

Ein Mährchen mit einer Wahrheit.

In alten fabelhaften Zeiten reiste einmal ein König, Namens Ulyſſes, mit vielen ſeiner Untergebenen über's Meer. Er wußte nun, daß ſie bald an einer Inſel vorbeikämen, wo verzauberte Fräulein wohnen, die allen Seefahrern den Untergang brachten. Die Meerfräulein, Sirenen genannt, ſangen nämlich ſo wunderherrlich und lockten die Schiffsleute, daß ſie an ihrer Inſel landen ſollten. Wenn ſie nun das thaten, ſcheiterten ſie an den geheimen Klippen unter'm Waſſer, oder gingen ſonſt zu Grunde, ſo daß Keiner davon kam. Der König wollte nun dieſe Gefahr vermeiden und ließ allen, die auf dem Schiffe zu thun hatten, die Ohren verkleben, damit ſie nichts hörten; ſich ſelber aber ließ er an den Maſtbaum binden, damit er in keine Verſuchung käme und doch den Geſang hören könne. Als man nun an der gefährlichen Stelle angekommen war, und die holden Fräulein ſo lieblich fangen, rief und ſchrie der König, man ſolle ihn losbinden und dahin fahren, aber Niemand hörte; er winkte mit den Augen, knirſchte mit den Zähnen, Niemand kümmerte ſich darum. Sie ſegelten alle fort, wie befohlen war.

Als man endlich eine weite Strecke weg war, wurde der König abgebunden und die Ohren geöffnet: „Recht ſo," ſagte der König, „Ihr habt brav gehandelt, als Ihr mir nicht gehorchtet, da ich, von Leidenſchaft verblendet, das Geſetz wieder aufheben wollte."

Das iſt das Mährchen. Und die Wahrheit? Erſtlich: Mache dir feſte Regeln, bevor du in Verſuchung kommſt, und geh' dann nicht davon ab. Zweitens: Iſt dazu eine Staatsverfaſſung da, daß der Fürſt, wenn er in Leidenſchaft oder ſonſt verblendet iſt, ſich daran binden muß. Und denkt er rechtſchaffen, wird er, wenn die Leidenſchaft vorbei iſt, ſeine Unterthanen loben, die ihm nicht darin nachgegeben, ſondern ihn an das Geſetz gehalten haben.

Der falſche Sechſer.

In einer Stadt am Rheine (der Name thut nichts zur Sache), waren mehrere Männer beim Schoppen geſeſſen. Das Geſpräch wollte nicht mehr recht fort, man hörte die Uhr an der Stadtkirche neun ſchlagen. Ohne baieriſches Polizeigebot ſchickten ſich die Meiſten an, als ehrbare Männer nach Hauſe zu gehen. Der Reviſor Müller zog ſeinen Geldbeutel und bezahlte ſeinen Schoppen. „Ich bleibe doch immer bei Geld," ſagte er, „da habe ich vor ein Paar Monaten einen falſchen Sechſer bekommen, ich weiß nicht von wem, und weiß auch nicht, was ich damit anfangen ſoll.“ Er hob das genannte Geld heraus, ſein Nachbar nahm es ihm ab, ließ es auf den blanken Tiſch fallen, es tönte bleiern.

„Dem hätt' ich's ſchon auf zehn Schritt angeſehen,“ ſagte ein Mann, der am untern Ende des Tiſches ſaß, „daß er nichts nutz iſt, es iſt ein ausgewanderter Coburger, der nicht mehr heim darf.“

„Nein, es iſt ein Naſſauer,“ ſagte der Beſitzer.

„Nun, meine Herren, was ſoll ich damit anfangen?“

Das Geld wandelte von Hand zu Hand. „Laſſen Sie ihn mir,“ ſagte ein Spezereikrämer, „ich nagle ihn zu den übrigen auf den Ladentiſch. Ich ſage Ihnen, das iſt mir eine wahre Freude, wenn ich ſo einen Gauner feſtnageln kann.“

„Ich würde ihn, an Ihrer Stelle, bei einer großen Zahlung wieder verausgaben.“

„Das habe ich auch ſchon gethan,“ ſagte ein weitläufiger Vetter des Doktor Gſcheitle.

„Ich betrüge aber dann auf dieſe Weiſe wiſſentlich.“

„Sie können ſich ja auch nichts davon wiſſen machen, wenn Sie ihn mit anderm ehrlichen Gelde fortſpediren; Sie üben dann nur Vergeltungsrecht, Sie ſind ja auch betrogen worden.“

„Weil ich betrogen worden bin, entſchuldigt mich das nicht, wenn ich wieder betrüge.“

„Ich würde ihn einem Bettler ſchenken, der bringt ihn ſchon wieder für gut aus,“ ſagte der Wirth.

„Nein, das wäre ſehr übel gethan. So ein armer Teufel kommt dadurch weit mehr in Verlegenheit als wir, die wir ſonſt noch Geld in der Taſche haben und den Fehler gleich wieder gut machen können; man ſetzt bei ihm eher voraus, daß er die Abſicht zu betrügen hatte; und wie traurig, wenn er vielleicht ſchon den Schoppen Bier getrunken, den er zu bezahlen gedachte. Nein. Denn wenn ich das thue, ſo bin ich wieder die Veranlaſſung zur ſchlechten Handlung eines andern Menſchen. Was ſollte aus der menſchlichen Geſellſchaft werden, wenn wir uns nicht ſcheuen, die Urſachen ſchlechter Handlungen Anderer zu ſein?"

„So müſſen Sie eben den verbrecheriſchen Sechſer eingeſperrt halten, oder in den Rhein werfen."

„Ich meine," ſagte der Mann, der das Geld auf zehn Schritte weit ſchätzen konnte, und ſeines Handwerks ein Metzger war, „ich meine: der Staat, mit deſſen Stempel falſch Geld gemacht worden iſt, ſollte es auch einlöſen."

„Ho ho! da hätte der Staat viel zu thun, wenn er alles Schlechte auf ſich nehmen wollte."

„Ich meine aber: der Staat muß ja auch Verbrecher aufnehmen und unterbringen, und ſolch ein falſch Geld thut alle Tag Sünden. Der Staat muß Findelkinder verſorgen, muß er auch falſch Geld verſorgen. Man kann ihm freilich nicht zumuthen, daß er falſch Geld für voll annehmen ſoll; aber z. B. der Sechſer iſt doch einen Kreuzer in Kupfer werth, dafür ſollt' er ihn einlöſen, da wüßte man doch, was man damit anfangen ſollte. Jetzt muß man wieder damit betrügen."

„Es iſt doch merkwürdig mit der menſchlichen Natur," ſagte ein Lehrer. „Unrecht erleiden, verführt ſo leicht zum Unrecht thun. Wenn man einen Menſchen mißtrauiſch gegen ſich ſelber und ſeinen Nebenmenſchen machen will, ſo muß man nur ſein Vertrauen mißbrauchen. Wenn er nicht beſonders feſt im Guten iſt, macht er's dann auch ſo. Wer falſch Geld für gut eingenommen hat, giebt es leicht wieder dafür aus. Das iſt ein Gleichniß, oder ein Sinnbild.“

Die Männer gingen fort und ſagten ſich gute Nacht. Was meinſt jetzt du, lieber Leſer, was man mit dem Sechſer anfangen ſoll?

Was ſuchſt du?

War ein Mann bös mit ſeiner Frau, wie das ja oft vorkommt, weil ſie ihm in Alles drein redete, oder ſonſt aus einem Grunde; kurzum, der Mann ſchmollt mit ihr und nimmt ſich vor, eine lange Zeit auch kein Sterbenswörtlein mit ihr zu reden. Er hält das auch ein Paar Tage ganz ſtreng. Eines Abends liegt er im Bette und will ſchlafen, er zieht die Schlafmütze über die Ohren, und die Frau mag nun reden, was ſie will, er hört's nicht. Da nimmt die Frau das Licht und leuchtet damit in alle Winkel und Ecken, ſie rückt Stühle und Schränke weg und ſchaut was dahinter; der Mann richtet ſich im Bette auf und ſieht fragend umher, er meint, das Stöbern muß doch endlich und endlich einmal aufhören. Aber weit gefehlt. Die Frau macht in einem fort. Nun bricht dem Mann die Geduld und er fragt: „Was ſuchſt du denn?“ „Deinen Mund,“ antwortet ſie, „und den habe ich jetzt gefunden; jetzt ſag', warum biſt du denn bös?“ — Und ſie ſind wieder gut mit einander geworden.

Nachſchrift des Doktor Gſcheitle: Dieſe Geſchichte hat auch noch einen tiefern Sinn: die Frau iſt die Zeitung, oder wie man's ſonſt heißt, die Preſſe, kurzum, die Stimme des Volkes; der Mann — die Regierung, die ſelber nicht erklären will, warum und weßwegen das und das geſchieht, und die überhaupt nicht will, daß man ihr drein rede, ſondern bloß, daß man ihr gehorche. Nun ſchmollt ſie und ſpricht gar nicht. Nun kommt die Zeitung mit ihrem Licht und leuchtet überall hin, bis die Regierung fragt: „Was ſuchſt du denn?“ Dann giebt eine Red' die andere, und es iſt ſchön, wenn man ſich dann verſtändigt.

Leſerliche Hand.

Jeder Menſch kann ſeine eigene Handſchrift, ſo verkritzelt und verſchnörkelt ſie auch iſt, doch wacker leſen; ja, er wundert ſich, daß das nicht andere Menſchen auch können, da fehlt ja — ſo meint er — kein Pünktchen und kein Strichlein. Und wenn er auch nur ein Kreuz gemacht hat, ſo weiß er ſchon, was das zu bedeuten hat. Geht's nicht wie mit der Handſchrift, auch mit manchen Handlungen, d. h. Thaten, eben ſo? Wenn wir etwas gethan haben, und die Leute wiſſen ſich's nicht recht zu deuten und auszulegen, da meinen wir: Ei, das iſt ja Alles ganz klar, es kann Niemand übel davon denken. — Freilich, uns iſt es klar, weil wir's ſelber gethan, aber Anderen nicht.

Merke: Richte deine Handſchrift und deine Handlungen ſo ein, daß ſie auch andere Menſchen gut leſen und verſtehen können.

Polizei! Hilf!

Schon wieder ein Polizeiſtücklein? Der Gevattersmann kann nichts dafür, es giebt eben viele. Merk' nur auf, dießmal iſt nicht die Polizei, ſondern aber Jemand anders der Geprellte.

In einer Haupt- und Reſidenzſtadt unſeres hieran ſo ſehr geſegneten deutſchen Vaterlandes, paſſirte dem wirklichen, regierenden, geheimen Oberhofkonditor folgende Geſchichte, die der Gevattersmann ſelber nicht glauben würde, wenn ſie nicht wirklich in der That geſchehen wäre. Der wirkliche u. ſ. w. Konditor hat einen ſchönen Laden mit großen Glasfenſtern und offen ſtehenden Flügelthüren, daß einem Leckermaul der Gaumen wäſſert, wenn er vorbei geht. Es ſind auch immer viel Gäſte darin, die mit andächtigen Lippen die ſüßen Gottesgaben ſchlürfen, und ſich freuen, daß es im Winter Schnee und Eis giebt, damit man es im Sommer eſſen kann; daß Gott die Erdbeeren, Himbeeren u. dgl. draußen im Walde wachſen läßt, damit ſie der Menſch mit Zucker einmachen kann; daß die Bienen geſchäftig von Blume zu Blume umherfliegen, und den Honig in ihrem Leibe kochen, damit das witzige Menſchenkind ein ſüß Mäulchen bekommt. Viele denken aber auch gar nicht daran, weil ſie überhaupt nichts denken, und ſie thun, als ob Alles ſo ſein müßte.

Beſonders am heißen Sommernachmittag iſt das Denken etwas beſchwerlich. Das zeigte ſich auch bei dem wirklichen u. ſ. w. Konditor. Er ſitzt Nachmittags in ſeinem Laden, da kommt ein ganzer Schwarm ungeladener Gäſte und ſuchen ſich gleich das Beſte heraus, und haben doch kein Geld im Sack.

Es war nämlich ein Schwarm Bienen, angeführt von ihrem neuen Herzog, dem Weiſel. Die armen Auswanderer waren da auf ein Gebiet gekommen, das nicht für ſie iſt, trotzdem es Süßigkeiten genug giebt. Der wirkliche u. ſ. w. war ganz verzweifelt und wollte die Eindringlinge verſcheuchen, dieſe aber trugen ſcharfe Waffen bei ſich und verwundeten ihn bitter; denn bis jetzt hat ihnen Keiner das Recht Waffen zu tragen, nehmen können. Was thut nun der überfallene, arme Mann? Er rennt über Hals und Kopf auf die Polizei, (man heißt's hier Stadtdirektion) und verlangt augenblickliche Hülfe gegen die Räuber, die bei ihm eingedrungen. Der Direktor ſagt, das ginge ihn nichts an und er könne da nicht helfen. „Was?“ ruft der wirkliche u. ſ. w., „wozu ſeid Ihr denn da, als daß Ihr einen Bürger in Allem beſchützt und bewahrt? Es muß mir geholfen werden.“ Zum Spaß, und weil er ſich ſo mannhaft gezeigt, giebt ihm endlich der Direktor zwei Landjäger zur Hülfe mit. Die Bienen haben aber keinen Reſpekt vor den Landjägern, und gehen nicht vom Platz. „Macht einen Schwefelgeruch herein, dann werden ſie Alle fortziehen,“ ſagt einer der Landjäger. „Das kann ich nicht,“ jammert der wirkliche u. ſ. w. „Der Geruch würde mir ja alle meine Zuckerbäckereien verderben.“ Rathlos ſtehen ſie alleſammt, bis endlich eine alte Magd dazu kommt und ſagt: „Ich will einen Rauch machen, und dann werden ſie nicht mehr bleiben.“ Und ſo geſchah's auch.

Was hieraus zu entnehmen iſt? Beſinn' dich: ob nicht gar viele erwachſene Menſchen, wie die kleinen Kinder nach Vater und Mutter, ſo bei jedem Unfall nach der Polizei rufen. Polizei Hilf! — Das iſt die Schwäche und Unmännlichkeit, die, ſtatt ſich ſelber zu helfen, und auf Mittel und Wege zu ſinnen, gleich bei der Hand iſt, die Staatsgewalt anzuflehen. Das iſt die kindiſche Unſelbſtändigkeit, die leider oft auch durch Gewohnheit gegeben und erhalten wird.

Der beſte Spion.

Von alten Zeiten lieſt man oft, daß ein Fürſt ſich verkleidet hat und iſt in die Wirthshäuſer, oder wo ſonſt viele Leute bei einander waren, gegangen, und hat da die Ohren geſpitzt, um zu hören, was man von ihm und ſeinen Beamten denkt und redet. Manchmal hat er dann einem die Hoſen tüchtig ausgeklopft, oder hat ihm das Halstuch feſter binden laſſen. Heut zu Tage kann ein Fürſt ſich nicht ſo leicht unerkannt unter die Leute miſchen, denn vor alten Zeiten hatte man noch nicht ſo viele Abbildungen von den hohen Häuptern. Jetzt aber kann es kommen, daß ein Fürſt in einem Wirthshauſe gerade unter ſein Bild zu ſitzen kommt und man ihn leicht erkennt. Probirte es aber doch wieder einmal ein Fürſt, wollte ſelber ſehen, was die Menſchen thun und treiben; iſt immer und immer ſo viel unter den

Leuten von Uniform, muß ſich von ihnen Alles berichten laſſen, möcht' jetzt ſelber dabei ſein, wo die Menſchen auf harten Bänken ſitzen. Am liebſten wäre er in das Haus eines Holzhackers, oder ſonſt eines Taglöhners gegangen, und hätte da gerne unbemerkt geſehen, wie die Leute ihre Kartoffeln zu Nacht eſſen und was ſie ſprechen, was ſie klagen und hoffen. Er hat das noch gar nie ſelber geſehen und gehört, wie es in einer Bürgerfamilie zugeht, und es gelüſtet ihn ſehr darnach. Das geht aber nicht. Was würdeſt du dazu ſagen, wenn Jemand in deine Stube käme, bloß um zu ſehen, was du treibſt und was du machſt?

Der Fürſt muß alſo dahin gehen, wo für Geld und gute Worte Jeder zu Hauſe iſt, nämlich in ein Wirthshaus. Der Wirth, ein Pfiffikus, erkennt den Fürſten ſogleich, trotz ſeiner Verkleidung; er läßt aber nichts merken und holt, wie befohlen, einen Schoppen, fragt dann: woher des Weges? und ſpricht vom ſchönen Wetter u. dgl. Nach und nach kommen auch andere Gäſte herzu, und man ſpricht von Allerlei. Der Fürſt weiß unvermerkt das Geſpräch auf den Regenten zu lenken und ein Mann ſagt:

„Er iſt ein braver Mann, meint's gewiß gut, aber ich habe Mitleiden mit ihm, er hat keinen guten Freund."

„Wie ſo das?"

„Ja ſehen Sie, nur der iſt ein guter Freund und ſagt einem friſch von der Leber weg Alles ins Geſicht hinein, der nichts nach einem zu fragen hat. Ein Fürſt aber hat lauter Menſchen um ſich herum, über die er befehlen kann, und die immer einen Katzenbuckel machen."

Der Wirth machte ſchon lange ein pfiffiges Geſicht, und hatte ſchon zweimal den Mund geöffnet, um zu ſprechen; jetzt endlich kam er dazu, und er ſagte:

„Unſer Fürſt iſt ſchlecht bedient. Es fehlt ihm der rechte Spion.“

„Pfui! Glaubt Ihr, der Fürſt würde Spionen hinhorchen?“

„Es iſt doch ſo, wie ich geſagt habe. Es fehlt ihm der rechte Spion, der ihm Alles berichten könnte, Gutes und Schlimmes, was im Lande vorgeht. Der Spion weiß Alles und erfährt Alles, was im Geheimſten geſchieht, und was die Menſchen im Geheimſten denken, Hoch und Nieder. Er nimmt kein Blatt vor's Maul, und iſt zu jeder Tages- und Nachtzeit wach und bei der Hand. Er kommt aber nicht, wenn er nicht einen Freipaß hat, daß er aus- und eingehen kann, wann er will, und daß ihn die Kammerdiener nicht vorher durchſuchen oder gar abweiſen.“

„Und wie heißt denn das Wundergeſchöpf?“

„Die freie Preſſe.“

So redeten die Leute.

Es iſt aber bis jetzt noch nichts davon verlautet, daß etwas darauf geſchehen ſei.

Der ſchöne Jean.

Er war einſt ein flotter und vornehmer Gaſt, auf deſſen Befehle die Wirthe und Kellner in knappen Kleidern hin- und herſprangen und Kratzfüße machten; jetzt iſt er ſelber ein Kellner, und ſucht behende und aufmerkſam die Wünſche der Gäſte zu vollführen. Es iſt nun zwar ein ganz ehrbares Geſchäft, Kellner zu ſein, und gibt es überhaupt in unſeren Zeiten kein unehrbares Geſchäft mehr, als ein ſolches, das auf Laſter gebaut iſt; ſonſt aber iſt jede Thätigkeit eine ehrbare. Die Art indeß, wie Jean dazu kam, iſt eine eigenthümliche, und ich will ſie zu Nutz und Frommen erzählen.

Jean war der einzige Sohn des Wirthes zu den drei Königen in einer gewerbreichen Handelsſtadt. Es iſt ſehr gebräuchlich, daß man in dieſer Stadt Jean (Schahn) ſtatt Johann ſagt. Das Wirthshaus zu den drei Königen war wohl angeſehen von allen Fuhrleuten und den Bauern, die an Markttagen zur Stadt fuhren. Der Vater war ein behäbiger, geſprächſamer Mann; er wußte ſeine Gäſte wohl zu unterhalten, ohne ſich dabei viel Mühe zu geben. Denn er machte das ganz einfach. Er ließ ſich von Allen, was ſie wollten, erzählen, und hörte nur ganz aufmerkſam zu. Das gefällt dann den meiſten Leuten ſehr wohl, und ſie ſagen von einem ſolchen Menſchen, er ſei gar unterhaltſam. Dabei war aber der Dreikönigwirth auch mit ſeinen Augen aufmerkſam, und wenn er ſah, daß ein Schoppen leer war, machte er ihn alsbald wieder voll. So hatte er eine ſehr gute Einnahme und war überaus beliebt. Die Mutter aber war eine ganz geſcheite und lebhafte Frau, die für Alles Rath wußte. Nur in Einem Punkte war ſie nicht geſcheit und wußte ſie ſich ſelber nicht zu rathen, und das war ihr Jean.

Schon als kleiner Knabe war Jean gar muthwillig und machte allerlei Streiche. Die Mutter vertuſchte und verhehlte es, wo ſie konnte. Jean war ein aufgeweckter

Knabe, und er ſollte nun etwas Beſſeres werden, wie die Leute eben immer das, was ſie nicht haben und ſind, für beſſer anſehen. Jean ſollte ſtudiren, oder Kaufmann werden. Als er nun aber zum Jüngling herangewachſen war, zeigte ſich's, daß es mit dem Studiren nicht recht gehe, und Jean kam in die Lehre. Mittlerweile ſtarb der Dreikönigwirth, und als man ihm eine Leichenrede hielt, ließ er ſich alles ganz ruhig erzählen, er hörte aber nicht mehr zu. Der Mutter that es nun leid, daß ſie ihren Jean nicht zur Wirthſchaft angehalten hatte. Der aber war nicht mehr dafür zu brauchen, mit den Fuhrleuten und Bauern zu hanthieren. Er trug gelbe Glanz-Handſchuhe, und betrachtete ſich die Welt durch ein Augenglas, das er ſehr künſtlich mit der Augenbraue feſthalten konnte. Jean ging nach Frankreich, kam nach einigen Jahren noch vornehmer zurück, und hatte nun gar keine Luſt mehr, in ein Geſchäft einzutreten. Mit luſtigen Kameraden trieb er ſich zu Fuße, zu Wagen und zu Pferde, in der Stadt und Umgegend herum, und verführte allerlei loſe Streiche. Er war ein ſchöner Burſche, und man nannte ihn nur den ſchönen Jean, was er ſich gern gefallen ließ. Er kam in das Trinken, und vom Trinken in's Schuldenmachen. Seine Mutter wagte es kaum, ihm etwas zu verſagen. Wenn ſie ihn zanken wollte, machte er ſie lachen; denn er war nicht ohne Witz. In den Wirthshäuſern, wenn die Schampanjerſtöpſel knallten, ſagte er oft: „Es hält lange an, bis man eines von den drei Königreichen verthan hat.“ Wenn er kein Geld mehr hatte, wußte einer ſeiner luſtigen Kameraden immer ſchnell Rath. Er nahm ein Papier, kritzelte etwas darauf, und ging damit zur Frau

Dreikönigwirthin. „Iſt der Jean nicht da?“ fragte er dann. „Nein! Warum? Was iſt?“ „Ich bin der Hüſſje. Der Jean hat einen Wechſel ausgeſtellt mit ſo und ſo viel. Ich ſoll das Geld erheben, oder ihn in's Gefängniß führen.“ Da klagte und weinte die Mutter, bezahlte aber doch immer, auf ſolch ein einziges Papier oft drei vier Mal. Dann kam Jean oft Wochenlang nicht nach Hauſe, durchſchwärmte die Nächte bei Becherklang und Liederſchall und dem Erzählen von allerlei luſtigen Schwänken. Oft blickte er halb mitleidig, halb vornehm lächelnd zu den Kellnern hinüber, die verſchlafen da und dort in der Ecke ſaßen und ſeines Winkes gewärtig waren; dieſe durften nicht miteinſtimmen in die luſtigen Lieder, nicht mitlachen und miterzählen bei übermüthigen Schwänken, ſondern mußten ſich immer aufmerkſam untergeben geberden.

Als auch die Mutter ſtarb, zeigte ſich bei dem Verkaufe der Wirthſchaft, daß Jean doch ſchon zwei von den drei Königreichen verthan hatte. Er packte nun das Geld zuſammen, und ging in ein Bad; ſpielte eine Zeitlang dort den vornehmen Herrn, und zwar in jeder Weiſe, denn er ſpielte auch am grünen Tiſche. Ehe er ſich's verſah, war bald Ebbe in ſeiner Kaſſe, eine Fluth von Schulden aber in der Rechnung des Wirthes. Was war nun zu thun? Jean wollte entfliehen, er konnte auch wohl laufen, aber den Daumen nicht rühren, denn er hatte keinen Heller Geld mehr. Er entdeckte ſich nun dem Wirthe. Dieſer hatte eine Nebenwirthſchaft auf einem entfernten Spazierwege, wohin die Badgäſte luſtwandelten.

Jean war gewandt, und wußte ſich recht wohl umzuthun und zu ſchicken. Er kam nun mit dem Wirthe überein, daß er als Kellner auf der Nebenwirthſchaft eintrete.

Er war einſt ein flotter und vornehmer Gaſt, auf deſſen Befehle die Wirthe und Kellner in knappen Kleidern einherſprangen und Kratzfüße machten; jetzt iſt er ſelber ein Kellner, und ſucht behend und aufmerkſam die Wünſche der Gäſte zu vollführen. Wenn in tiefer Nacht luſtige Zechbrüder bei'm Glaſe ſitzen, ſingen und jubiliren, lachen und ſcherzen, ſitzt er verſchlafen in einer Ecke, ihres Winkes gewärtig; er darf nicht mitlachen, nicht mitſingen und mitſcherzen, und oft entfährt ihm ein ſchwerer Seufzer.

Neuer deutſcher Briefſteller.

Daraus kannſt du nicht lernen, wie du an den und den zu ſchreiben haſt; im Gegentheil, das ſind lauter Briefe an dich, und du brauchſt ſie nicht zu beantworten, wenigſtens nicht auf dem Papier. Der Gevattersmann hat auch nichts lieber, als wenn er recht viele Briefe bekommt (verſteht ſich frei, oder deutſch geſprochen: franko), aber Antwort ſchreibt er nicht gern, wenn's nicht ſein muß. Du biſt alſo höflich eingeladen, in's Künftige auch ſolche Briefe hieher zu ſchicken.

Jetzt mach' dir's bequem, ſetz' dich hin, ſtopf' dir dein Pfeifchen, der Gevattersmann will's auch thun, und jetzt wollen wir leſen:

I. Brief eines preußiſchen Soldaten an ſeinen Vater.

Mainz, den 15. Juli 1844.

Es iſt wahr und gewiß, lieber Vater, das Soldatenleben ſtriegelt und putzt den Mann, und wer kein Soldat geweſen iſt, das iſt kein rechter Mann. Weil warum? fragt unſer Nachbar Martin, das will ich ſagen: Wir haben einen grundgeſcheiten Kameraden in der Kompanie, einen Gefreiten, der iſt ganz mit mir einverſtanden, und der ſagt auch: Jeder großjährige Mann im Staat iſt Bürger, das iſt ein ſchönes Wort, das iſt der ſchönſte Titel, den man haben kann. Ein *Bürger* ſteht mit Allem, was er hat, mit ſeinem ganzen Leben dafür ein und iſt *Bürge*, daß *Ordnung und Recht im Staat* iſt, und daß Niemand, heiß' er Franzos oder Ruſſ', dem Staat 'was anhaben kann. Jeder Bürger ſoll mithelfen, die Geſetze machen, die über ihn regieren ſollen. Jeder Bürger giebt ſeine Stimme dazu, wie man die Steuern umlegen ſoll, daß Keinem ein Unrecht geſchieht, und daß eine ordentliche Haushaltung geführt wird. Ich weiß wohl, es kann nicht Jeder dabei ſein, darum wählt man die Abgeordneten, die auf dem Landtag für die Andern ſprechen und ſtimmen, aber in Gedanken iſt Jeder dabei. Mitrathen kann nicht Jeder für ſich ſelber, da reicht es ſchon hin, wenn er einen Mann für ſich eingeſtellt hat, der ſeine Gedanken ausſpricht, aber mitthaten muß Jeder, wenn's d'rauf und d'ran kommt. Er muß mit ſeinen eigenen Händen und Füßen dabei ſein. Jeder muß helfen den Staat erhalten, durch Steuern und Soldatſein, dann iſt er erſt ein rechter Bürger. Vor Zeiten hat man Soldaten gehabt, die den Staat gar nichts angegangen haben; ſie haben gerade Dem gedient, der ſie am beſten bezahlt hat. Jetzt iſt das anders. Jetzt ſind lauter Bürger Soldaten. Sie vertheidigen und ſchützen ihre eigene Sache, und darum muß auch jeder Soldat Bürger, und wieder jeder Bürger Soldat ſein. Ich kann es keinem Andern übertragen, daß er meinen Vater und meine Mutter lieben, daß er ihnen beiſtehen und ſie beſchützen ſoll; wenn ich ihm auch noch ſo viel Geld gäbe, er kann's doch nicht recht von innen heraus, es iſt eben ſeine Sache nicht. — Vor Zeiten haben die Soldaten gar nicht heirathen dürfen. Freilich, ſie waren ja Knechte, die jede Minute ſich haben todt ſchlagen laſſen müſſen, für was der Herr eben gewollt hat. Jetzt iſt das anders. Jetzt iſt ein Krieg jedem Bürger ſeine eigene Sache. Wenn meine kurze Dienſtzeit um iſt, werde ich Landwehrmann bis in mein ſechzigſtes Jahr, und wenn ich, will's Gott, Frau und Kinder habe, und der Staat braucht mich, bin ich gerade ein beſſerer Soldat, weil ich mein eigen Haus und Hof vertheidige.

Ja, lieber Vater, ich denke jetzt viel über das Soldatenweſen nach. Es war mir immer, wie wenn mich Jemand an einem langen Seil angebunden hätte, bis ich zwanzig Jahre alt bin. Jetzt iſt die Zeit da, jetzt bin ich hergezogen werden und der Staat ſagt: Nun biſt du mein, vom Morgen bis Abend und immer. Da denk' ich denn eben darüber nach: was geht dich der Staat und was gehſt du ihn an? Warum mußt du ihm dienen und was thut er denn dir? Und da ſind mir nebſtdem auch noch allerlei Gedanken aufgegangen.

Zweitens ſagen wir auch noch, nämlich mein Kamerad und ich: Als Soldaten tragen alle Bürgersſöhne gleiche Röcke und gleiche Kappen. Das iſt gut, da lernen ſie alle mit einander, Hoch und Nieder, einſehen, daß ſie im Staat gleich ſind und gleich ſein ſollen. Darum lob' ich mir in dieſer Hinſicht mein Preußen, da muß doch wenigſtens ein Jeder Soldat ſein; heiß' du wie du willſt, und ſei du wer du biſt, bemberembembem! hinten d'rein mußt du. Dadurch iſt alsdann kein Unterſchied zwiſchen einem Bürger (oder wie man's in der Garniſon heißt, einen Ziviliſten) und einem Soldaten; ſie ſollen und müſſen gut Freund ſein, denn Jeder iſt Bürger und Soldat in Einer Perſon. — Ich habe jetzt auch erfahren: In den andern deutſchen Ländern, die nicht zu Preußen gehören, da iſt eine Lotterie, und da kommen alle Burſchen, die zwanzig Jahr alt ſind, gehen vor das Rad hin, und wer eine hohe Nummer heraus zieht, braucht nicht Soldat zu werden. Ich habe es faſt nicht glauben wollen, daß man das Soldaterchens ſchon vorher mit dem Spielen anfängt, aber es iſt doch wahr. Wer eine hohe Nummer gezogen hat, den heißen ſie frei. Das iſt mir eine ſchöne Freiheit! Man begeht eine Sünde an dem heiligen Wort, wenn man's in dieſem Fall gebraucht. — Wenn bei der Lotterie ein Reicher mit weichen Händen ein kleines Loos zieht, ſo kauft er ſich einen Mann, der für ihn exerziren, auf die Wach' gehen, und wenn's Krieg giebt, ſich für ihn todt ſchießen laſſen muß. Ja, ſo heißt man's: er kauft ſich einen Mann. Der Staat ſollte ſolch einen Handel nicht anlegen, er ſollte ihn nicht einmal zugeben. Wenn Ich zu befehlen hätte, das dürfte mir nicht ſein. Jeder Bürger kann und muß ein Jahr lang exerziren lernen, das ſchadet keinem geſunden Menſchen 'was, hab' er ein Geſchäft welches er wolle. Ich weiß wohl, das gefällt vielen Leuten auf dem Lande und in der Stadt nicht, ſie dünken ſich 'was Beſſeres. Aber ehrlich bedacht, iſt und bleibt es eine weiſe Anordnung. Oder ſind die armen Burſchen dafür da, daß ſie ſich für die Reichen todt ſchießen laſſen? Der Staat darf das nicht zugeben. Ich ließe, wenn ich zu befehlen hätte, keinen geſunden Menſchen heirathen, der nicht Soldat geweſen iſt und noch bei der Landwehr ſteht. Der ſchönſte Schmuck eines Mannes iſt: daß er mit den Waffen umzugehen weiß, und daß er im Nothfall ſein Land zu vertheidigen verſteht. Vor Allem müßte mir aber die Lotterie abgeſchafft werden. Man will's ja jetzt verbieten, daß man auf den Spielbanken um Geld ſpielt, aber um ſein Leben darf man ſpielen? Und iſt denn die Landesvertheidigung nicht eine heilige Sache? Soll man darum ſpielen?

Die Oeſterreicher müſſen vierzehn Jahre lang dienen. Lieber Gott! Das iſt eine halbe Ewigkeit, da kann man ja gar nicht hinausſehen, wann's endet. Mich dauern die armen Burſchen. Sie vergeſſen ja ganz, wie es in einer Familienſtube und am Heerd bei der Mutter ausſieht; und wenn ſie heimkommen, was ſind ſie alsdann? Ich möcht' auch nur wiſſen, was ſie ſo lang lernen. Ich bin jetzt vier Monate da, und kann meine Sach' aus dem ff.

Es iſt mir lieb, lieber Vater, daß ich Euch Alles ſo ſchreiben darf, und daß ich's auch kann. Meine Kameraden auf der Stube haben ſich einen Briefſteller gekauft, und daraus ſchreiben ſie die Briefe ab. Iſt das nicht eine Schande? Für was hat einem Gott ſeine eigenen fünf Finger und Augen und Hirn gegeben? Ich müßte mich ſchämen, aus einem fremden Buch abzuſchreiben. Was kann ein Anderer wiſſen, was ich zu ſchreiben habe? Habe ich recht oder nicht, lieber Vater? Da fällt mir ein: ſagen könnte ich doch nicht „lieber Vater,“ ich weiß nicht warum — aber ſchreiben kann ich's. Wenn man ſo weit getrennt iſt, geht einem das Herz auf und man ſchämt ſich nicht. Wenn ich die Schur habe, leſe ich auch oft Bücher, ſchöne Räubergeſchichten, und die Geſchichte vom Kaiſer Napoleon habe ich auch vom Feldwebel geleſen. Es war doch ein ganzer Mann, der Napoleon, aber recht iſt ihm auch geſchehen, ich meine, er hat's zu weit getrieben. Ich wollte, ich hätte ihn auch einmal geſehn. Nicht wahr, Ihr habt ihn oft geſehen? Wir haben von dem Kaiſer Napoleon doch etwas Gutes übrig behalten, und das iſt unſere Landwehr. Mein Feldwebel ſieht dem Napoleon ganz ähnlich, ich glaube, wenn's Krieg gäbe, der würde ein großer Mann, er könnte ein Marſchall Soult werden.

Im Soldatenleben lernt ſich der Menſch allein helfen. Ich koche und flicke und nähe und putze die Stube auf, wie ein Frauenzimmer. Es kommt mir oft ganz abſonderlich vor: ſo ein großes Haus voll lauter Männer! Es iſt gut, daß es nicht vierzehn Jahre währt.

Verzeiht mir, lieber Vater, daß ich auch davon ſchreibe, aber ich bin jetzt zwanzig Jahre vorbei, und ich meine: ſchon deßwegen ſollte man Landwehr einführen, wo Alles, aber nur kurze Zeit, Soldat ſein muß, denn es gehören viele und gute Grundſätze dazu, brav zu bleiben. Und, lieber Vater! es giebt grauſam ſchreckliche Krankheiten, wovon man auf unſerem Hofgut nichts weiß.

Am meiſten Bedauern habe ich mit den Offizieren. Sie müſſen ihr Leben lang exerziren. Das iſt ein ſchlechtes

Geſchlecht und muß kreuzlangweilig ſein, und um nur etwas zu thun zu haben, müſſen ſie andere Leute plagen. Wir haben jetzt Abends Inſtruktion. Dabei geht's oft luſtig her, ſeitdem wir den alten Leutnant haben und nicht mehr den 18jährigen. Er will mich zum Burſchen haben. Was meint ihr dazu? Die Artillerie iſt doch das Schönſte. Ich möchte nur wiſſen, ob's wahr iſt, daß es keinen Krieg mehr giebt. Unſer Feldwebel ſagt's, aber in Marokko drinnen ſoll's doch bös ausſehen, und der Ruſſ' ruht auch nicht. Ich weiß nicht, die Ruſſen mag ich gar nicht. Es iſt ſchon ſo ein häßlicher Name: Ruſſ'! Ruſſ'! Man könnte einem damit bang machen, wenn man nicht wüßte, was es zu bedeuten hat. Wir lernen auch ſingen: Ich bin ein Preuße, auch das: Sie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Rhein. Ich habe einmal gefragt, wer denn die Sie ſeien, und da habe ich gehört, es ſollen die Franzoſen gemeint ſein. Sie ſollen nur kommen! Nicht ſo viel als man in einem Auge leiden kann, ſollen ſie von dem prächtigen Rheinland haben. Wenn's nur wieder einmal Krieg gäbe! Es kommt mir immer vor, als ob die ganze Welt darauf warte, wie auf das Nießen. Ich glaube, unſer Herrgott wird: Zur Geſundheit Deutſchland, ſagen. Aber mit den Franzoſen ſollten wir doch nicht zuerſt anfangen. Ich wüßte ſchon, wen man vor Allem beim Pelzkragen nehmen und heimſchicken ſollte....

Ich muß doch auch noch etwas erzählen. Ich bin auch ſchon einmal geſtraft worden, weil ich kein Lateiniſch verſtehe. Iſt das nicht lächerlich? Es iſt aber doch wahr. Geſtern vor vierzehn Tagen ſtehe ich früh von vier bis ſechs Uhr, drüben im Kaſtell, an dem großen Thor, wo es zur Eiſenbahn hingeht, auf dem Poſten. Man ſieht ſo früh wenig Leut', und nur die Marktweiber. Ich betrachte nun die Aufſchrift, die über dem Thor ſteht: cura confoederationis conditum. Iſt das nicht zum Närriſchwerden? Was heißt das? Es muß doch eine Bedeutung haben. Ich vertiefe mich ganz in die Inſchrift, und vergeſſe dabei, daß ich auf dem Poſten ſtehe. Plötzlich ſpüre ich eine Hand auf meiner Schulter, der Hauptmann, der die Wachen viſitirt, ſteht vor mir. Ich werde nun abgelöst und komme in Strafarreſt. Es iſt mir nun zwar recht geſchehen: was geht mich die Inſchrift an, wenn ich auf dem Poſten ſtehe? Aber ein verflixtes Ding bleibt es doch, daß man einem ſo etwas vor die Naſe hinſchreibt, was man nicht verſteht. Ich habe mich nun erkundigt, was die lateiniſchen Worte bedeuten; unſer Doktor hat mir's geſagt, nämlich: Durch den Bund erbaut. Der Bund, ſoll heißen der deutſche Bund, der, wie man mir geſagt hat, in Frankfurt wohnen ſoll, hat den Brückenkopf bauen laſſen. Warum aber ſagt man das lateiniſch? Die deutſche Sprache iſt ja ganz gut, und für uns Deutſche iſt es ja, und wer es nicht verſteht, ſoll deutſch lernen. Giebt man ja auch die Geſetze und Beſchlüſſe deutſch, oder nicht?

Am letzten Dienſtag war ich auf Wache, draußen auf dem Hardenberg. Ich bin gerade von 12 bis 2 Uhr auf den Poſten gekommen. Es war mir ganz eigen zu Muthe, als ich ſo allein hoch oben auf dem Berge da ſtand. Es war eine ſtockdunkle Nacht, kein Stern am Himmel, und die ganze Welt war wie todt; nur dort neben zog ſich der Rhein wie ein blaſſer Streif hin und man hörte ſein Rauſchen, von dem man bei Tag gar keinen Laut vernimmt. Mir iſt es vorgekommen, als ob die ganze Welt ausgeſtorben und ich allein da oben übrig geblieben wäre — man kommt doch oft auf ſonderbare Gedanken, aber man kann nichts dafür — da höre ich jetzt das Feldgeſchrei, wodurch die Poſten einander wach erhalten. Ich habe doch den Zuruf ſchon oft und oft gehört, aber dießmal hat er mich ganz beſonders ergriffen. Zuerſt habe ich ihn aus weiter Ferne vernommen, als ob er aus einer tiefen Grube käme, aus der Auferſtehung, dann immer näher und näher und heller und heller: „Kamerad, biſt du noch da?" bis es zuletzt an mich gekommen iſt, und ich habe den Ruf weiter geſchickt: „Bruder, biſt du noch da?" Keiner ſieht den andern, Keiner verläßt ſeinen Poſten, aber man ruft einander den hellen ermunternden Gruß zu. Das iſt ſchön. Eine Kette von freundlichen Worten, Glied an Glied, ſchließt die deutſchen Brüder an einander, die weit aus einander ſtehen. Alle ſind wach und ſtehen da für das Vaterland. Und ich habe mir da ganz Deutſchland gedacht, und von einer Grenze bis zur andern ſtehen ſie da und rufen einander zu: „Bruder, biſt Du noch da?" Vater! lieber Vater! da iſt mir's warm um's Herz geworden, ich kann's nicht ſagen wie. Und ich habe mein Gewehr mit beiden Händen hoch hinauf gehoben und habe Gott gebeten, er ſoll mir's einmal für eine rechtſchaffene heilige Sache wieder in die Hand geben.

Die zwei Stunden ſind mir herumgegangen wie ein Augenblick, und ſo oft der Ruf an mich gekommen iſt, habe ich ihn immer freudiger hinausgerufen. Dazwiſchen habe ich das Lied in mich hinein geſungen:

Steh' ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der fernen Wacht.

Es iſt mir keines von den gelernten Liedern eingefallen. Wenn man ſo ein Lied auch nur leiſe vor ſich hin ſingt, iſt es doch gerade als ob man mit einem guten Geiſt ſpräche.

Grüßet mir alle guten Freunde und Bekannte, beſonders auch unſern Vetter Johann und ſeine Tochter Anna Margaretha von Eurem getreuen

Lorenz.

II. Brief vom Vetter Andres.

Ja wohl weiß ich viel, lieber Vetter, aber wenn man ſo franſchemang gefragt wird, weiß man nichts und ſteht da, wie ein ABC-Schütz. Freilich hab' ich viel erlebt, ein halb Dutzend von den heutigen jungen Burſchen hätte genug daran zu tragen. Aber wenn man ſagt: Komm', jetzt erzähl' einmal — da ſtehen die Ochſen am Berg. Wenn Du bei mir wäreſt, könnt' ich ſagen, fang' Du an. Anfangen! ja, das ſind die faulen Eier. Da fällt mir eben eine Geſchichte dabei ein. Du haſt ja den reichen Kaufmann Kippel noch gekannt, der in Kriegszeiten reich geworden iſt. In ſo einem Krieg, wo Alles drunter und drüber zugeht, da können pfiffige Menſchen ſchon zu 'was kommen. Mein Kippel hat alſo die Lieferung für das große Spital in Regensburg, aber vom Liefern wird man nicht reich, hingegen aber vom Nichtliefern. Mein Kippel hat mit dem Verpflegungscommiſſär gemuſchelt, der giebt ihm einen Empfangsſchein über Alles, was auf dem Papier ſteht, und der Oberrechner, oder wie man ihn geheißen hat, hat das Geld dafür bezahlen müſſen. Mein Kippel kommt einmal wieder mit einem langen Zettel, und darauf ſteht: ſo und ſo viel tauſend

Eier erhalten. Es hat aber damals gar kein Huhn mehr ein Ei gelegt, ſie ſind alle verſcheucht worden von dem vielen Schießen und von dem Untereinander. Da ſagt der Oberrechner, oder wie man ihn geheißen hat: „Aber Herr Kippel, ich ſehe immer ſo viel Eier auf der Rechnung, wo kommen denn die hin? Die Kranken müſſen ja zuletzt ganze Eierſtöcke im Leib haben, wenn man alle dieſe verbraucht.“

„Ja,“ ſagt mein Kippel, „es ſind auch faule Eier darunter.“

„Ja das ſind eben die faulen Eier,“ ſagt der Oberrechner, oder wie man ihn geheißen hat, und lacht, was er vermag. Er hat aber hernach doch das Geld bezahlt, freilich nicht Alles, denn er hat auch einen Dotter haben wollen. Ja, damals hat eines das andere beluxt. Wenn ja Alles ordentlich zugegangen wäre, wäre es nicht ſo weit gekommen mit Deutſchland, wie es gekommen iſt.

Vorlängſt habe ich mit unſerm Amtmann darüber geſprochen, daß eben doch zu viele Beamten in der Welt ſeien. Du weißt, er iſt ein grundbraver Mann, man kann ſchon ein geſcheit Wort mit ihm reden, da ſagt er: „Ja, lieber Andres, wenn Alle recht tüchtig wären, bräucht' man weniger, aber es ſind viele nicht recht tauglich, und die ſind doch einmal angeſtellt.“

„Ja, das ſind eben die faulen Eier,“ habe ich geſagt und habe ihm die Geſchichte von meinem Kippel erzählt.

Ich denke jetzt viel und oft über die Beamten nach. Nicht blos weil mein Schwager auch einer iſt, nein, im Allgemeinen.

Wer die Beamten ſcheel anſieht, weil ſie Beamte ſind, der iſt ein Narr. Wahr iſt's, es iſt ein böſes, böſes Ding, daß heut' zu Tag keine Dunggrube mehr gegraben wird, ohne daß ein Beamter ſeine hochweiſe Naſe hineinſteckt. Der Fehler hievon liegt aber auf einem andern Brett. Freilich giebt es Viele, die eine Freude am Commandiren haben. Es ſteckt in jedem Menſchen ein kleiner Commandirteufel; man muß ſich in Acht nehmen, daß er nicht eine lebenslängliche Anſtellung im Rathhaus unterm Hut bekommt.

Wie geſagt, wenn auch manche Beamte aus bloßer Freude am Befehlen und Regieren nichts geſchehen laſſen wollen, was ſie nicht angeordnet haben; wenn ſie gerne jedes Huhn ausgreifen, ob's bald ein Ei legen will und ob's ein Recht hat, vorher zu gackern — die große Mehrzahl von Beamten meint's doch wirklich gut. Sie meinen, das müßte ſo ſein, daß ſie für Alles Vorſorge treffen, die Leute ſeien gar zu dumm, und wüßten ſich nicht zu helfen, und daher ſei es Pflicht der Vorgeſetzten, die kleinen Kinder recht in Acht zu nehmen. Wenn ich es recht bei Licht betrachte, kann Mancher eigentlich nichts dafür, daß er dieſe Anſicht hat. Bedenk' nur ſeinen Lebenslauf. Zuerſt kommt er in die Schule und lernt alle fremden Sprachen, und nachher auf die Univerſität, und da lernt er allerlei Rechte, und wenn er zwanzig Jahr alt iſt, kommt er gleich an's Regieren, und das treibt er ſein Leben lang. Tauſende von Menſchen, und darunter die meiſten, die zweimal und dreimal ſo alt ſind als er, ſind ihm untergeben. Freilich, Anfangs hat er auch noch manchen Vorgeſetzten, der ihn tüchtig hernimmt. Du weißt ja aber, wie es geht: der, welcher als Lehrjung gehudelt worden iſt, der hudelt, wenn er Geſell geworden iſt, den neuen Lehrjung gerade ſo und noch ärger. Wenn's zu machen wäre, ſollten nur erprobte, bejahrte

Männer, die ſchon 'was mitgemacht haben, Beamte ſein. Das geht aber für jetzt nicht. Darum bleibe ich dabei: man muß es ſo einrichten, daß die Bürger möglichſt für ſich ſelber Alles in Ordnung halten, und nicht Alles von oben herunter befohlen zu werden braucht.

Das iſt eben der Fleck, wo die Grundſuppe umgerührt wird. Ich möchte immer ſagen: Habt mich nur halb ſo lieb und laßt mich ein wenig für mich ſelber ſorgen. Ein altes Sprüchwort ſagt:

Glück und Geſang
Duldet keinen Zwang.

Es giebt nur Einen Menſchen auf der Welt, der mich und die meinigen glücklich machen kann. Und weißt Du, wer das iſt? Ich ſelber. Was man ſich nicht erſchafft hat, gehört einem nicht eigen.

Setz' mir einmal meinen Hut auf, daß er mir ganz bequem paßt. Nicht wahr, Du kannſt es nicht? Er preßt mich da und dort, er ſitzt nicht recht, ich muß ihn ſelber zurecht rücken, und ich brauch' nur ein bischen daran zu ſtoßen, ſo iſt es recht. Es giebt auch manche Eltern, die ihren Kindern immer befehlen und angeben, was ſie thun ſollen, ſtatt daß ſie ſie ein bischen ſelber machen laſſen. Die Eltern meinen's auch gut und brav, aber ſie thun nicht brav. Man muß ſo viel man kann, Jeden daran gewöhnen, für ſich ſelber da zu ſtehen.

Daß es aber oft ſo arg ſteht mit dem Bevormunden von Seiten der Angeſtellten, daran ſind hauptſächlich Wir ſchuld. Ja, zupf' Dich nur an Deiner Naſe, Du biſt auch dabei; haſt ja Deinen Peter wollen ſtudiren laſſen, weil er ein aufgeweckter Knabe war. Vor Zeiten hat man die invaliden Soldaten zu Schulmeiſtern gemacht, weil man geglaubt hat, dieß Geſchäft könne ſchon Jeder verſehen. Jetzt machen oft die Eltern die geborenen Invaliden zu Handwerkern. Schind' ich mein' Naſ, ſchänd' ich mein Angeſicht, ſagen ſie in den Niederlanden. Verſtehſt Du? Wer da meint, zum bürgerlichen Gewerbe braucht's keinen rechten Verſtand, ſetzt ſich ſelber damit herunter. Und nun gar jetzt, wo die Gewerbe ſo hoch ſteigen und einer den andern überholen will, da braucht's gerade die tüchtigſten Köpfe. Du ſiehſt wohl, zu welchem Loch ich hinaus will. Wenn die tüchtigen Köpfe und die vermögenden Leute nicht mehr ausreißen und in den Beamtenſtand hinüber wollen, ſo ſteht die Bürgerſchaft feſt und tapfer da, und hat Leute genug, die neben ihrem Geſchäft noch ein Aemtchen übernehmen können, ohne Beſoldung, und da giebts weniger Steuern und weniger Beamte.

Wenn ich's recht ernſtlich bedenke, will mir's gar nicht in den Kopf hinein, warum alle Leute ſich ſo drücken und drängen, um in das Beamten- und Canzlei-Paradies hinein zu kommen. Es iſt weiter nichts als der Hochmuth, weil man's recht bequem haben will. Du kannſt Dir kaum denken, wie viel Beamte am goldenen Elend leiden. Es geht oft ſo hungrig bei ihnen her, daß es ein Jammer iſt. So im Gewöhnlichen ſieht man's nicht, wer aber ein bischen tiefer hinein ſchaut, der merkt's. Und dann: Was iſt das für ein Leben, wo man gar nicht Herr über ſich iſt? Es wohnt hier ein alter Rechnungsrath, der jetzt penſionirt iſt; er kommt Abends auch in unſere Geſellſchaft. Der kann Dir nun nicht genug erzählen, wie wohl es ihm jetzt iſt. Sieben und vierzig

Jahre lang war er an den Aktenriemen geſchnallt, und wenn er einmal einen Tag fort wollte, mußte er vierzehn Tage vorher eine Eingabe um Urlaub machen.

Wie geſagt, ſolch ein Herr, der über Andere zu befehlen hat, iſt am wenigſten ſein eigener Herr, und hat am wenigſten über ſich zu befehlen. Ich beneide ihn nicht um ſeine Herrlichkeit.

Weil ich gerade von Beamten rede. Haſt Du denn auch ſchon gehört, daß man in unſerm Nachbarlande Allen, von oben bis unten, Uniformen geben will, in denen ſie Tag und Nacht ſtecken ſollen? Ich mit meinem dummen Verſtand meine: das ſollt' man nicht thun. In den Amtsſtuben habe ich nichts dagegen, da iſt's meinetwegen gut, wenn man den Amtmann gleich an dem Rock kennt; aber ſonſt, wozu ſoll's? Daß man die Beamten recht von den Bürgern ſcheidet? Das ſoll ja nicht ſein. Die Beamten ſind ja auch Bürger, nur eben ſolche, die Recht ſprechen und das Geld verwalten u. ſ. w. Wenn es zu machen wäre, ſollte man den Soldaten ihre Uniformen nehmen, damit ſie auch in der Kleidung immer wie Bürger ausſehen. Das geht aber nicht, und darüber läßt ſich nichts ſagen. Die Beamten ſelber aber, mein' ich, ſollten dagegen Einſprache thun. Freilich, es wird Manche geben, die einen großen Krattel haben, weil ſie eine beſondere Uniform tragen, es giebt aber auch noch rechtſchaffene Herzmenſchen unter den Beamten, und an dieſen wäre es, dagegen zu ſein.

Vom Kippel weiß ich auch noch eine Geſchichte. Er war als ganz blutjunger Burſch als Bäckergeſelle in Paris, gerade zur Revolutionszeit. Das war keine Kleinigkeit, ſo mitten d'rin, wo man nicht weiß, ob man ſeinen letzten Biſſen Brod backt, und alle zehn Tage nur einen Sonntag. Kurzum, es war Alles unter einander. Mein Kippel geht einmal über die Straße, da begegnet ihm Einer, der fragt: „Biſt Du ein Republikaner oder Ariſtokrat?“ „Republikaner,“ giebt er zur Antwort, und der Mann prügelt ihn tüchtig durch.

Das war gut. Mein Kippel geht weiter und denkt: ein andermal nimmſt Du Dich beſſer in Acht. Da begegnet ihm wieder Einer und thut dieſelbe Frage. „Ein Ariſtokrat,“ ruft Kippel, und nun bekommt er's noch einmal aus dem Salz. Er wehrt ſich, wird aber übermannt. Das war wieder gut. Als ihm nun wieder Einige begegnen und ihn ſo fragen, ruft er gleich: „Schlaget mich!“ Und da haben ſie ihn auch geſchlagen. Und das war wieder gut.

Man weiß nicht, zu was man es einmal brauchen kann, iſt die Redenkart von meinem Nachbar Luzian, und ſo geht's auch mit dieſer Geſchichte. Beſinn' Dich einmal darüber.

III. Antwort vom Vetter.

Herzgeliebter Vetter! Ich hab' mich über Deine letzte Geſchichte beſonnen, und es iſt mir lieb, daß Du die Nutzanwendung davon nicht ſelber abgeſchöpft haſt. Das kommt mir immer vor wie eine abgerahmte Milch, oder, wie es in Schwaben heißt, eine abgenommene Milch. Man hat dann den Rahm beſonders, und die Milch beſonders; ich muß aber ſagen, es iſt mir viel lieber, man ſchüttelt Alles unter einander und ſchneidet gute feſte Brocken hinein, da iſt dann die ganze Milch ſüß, wenn man auch nicht ſagen kann, da und da iſt der Rahm. Verſtehſt Du mich? So meine ich auch, ſoll man die Nutzanwendung nicht auf ein beſonder Brod ſchmieren. — Jetzt von der Prügelgeſchichte. Da haſt Du meine Hand. Ich bin ganz ſo geſinnt wie Du, d. h. verſteh' mich recht, ich bin darin mit Dir einig, daß Jeder den Muth einer Meinung haben muß, hüſt oder hott, oder wie man's bei den Landſtänden heißt, links oder rechts. Ein Menſch, der keine Meinung hat, der kann gar nie recht mein ſagen, wenn er auch Millionen im Vermögen hat, das rechte fehlt ihm; und deßwegen heißt man's auch Meinung, und die wo mitten drin ſind, und nicht 'rüber und nicht 'nüber wollen, denen geht's wie jenem Eſel. Es iſt einmal ein Eſel geweſen, ein wirklicher, mit vier Füßen und langen Ohren und einer Kutte an, die iſt nicht ſchwarz und weiß, ſondern beides unter einander gemengt, grau. Alſo iſt der Eſel zwiſchen zwei Heubündeln geſtanden, von dem einen gerade ſo weit weg wie von dem andern, und da hat er ſich beſonnen, wo er zuerſt einbeißen ſoll. Beißſt Du rechts, warum beißſt Du nicht links, es iſt ja dahin eben ſo weit; beißſt Du links, warum beißſt Du nicht rechts, es iſt ja dahin Ein Weg? — Kurzum, mein Eſel beſinnt ſich hin und her und her und hin, und iſt vor lauter Beſinnen, weil er ſich nicht hat entſchließen können, eben Hungers geſtorben.

Du wirſt jetzt eine vergnügte Priſe aus Deiner großen Buxbaum-Doſe nehmen, wirſt Deine ſchieligen Augen, mit denen Du doch Alles grad ſiehſt, ein bischen zudrücken und wirſt lachen und ſagen: „Das iſt eine Fabel, die ich ſchon lange weiß.“ Ich weiß aber noch eine, die weißt Du vielleicht nicht, darum will ich ſie Dir erzählen. Sie iſt von einem uralten Dichter in Reime gebracht. Als der Löwe einſt krank war und nicht mehr recht auf Beute ausgehen konnte, ließ er als König der Thiere ſeine Unterthanen zu ſich in's Schloß entbieten. Da kam der Bär, der ein Herzog, der Wolf, der ein Graf, und der Fuchs, der ein Baron war, und ſie zogen mit einander zu Hof. Im Schloſſe des Löwen roch es nicht nach Biſam, im Gegentheil, ganz anders. Der Bär kam nun zuerſt hinein und König Löwe führt ihn überall umher und fragt ihn dann: „Wie gefällt Dir's?“ „In Wahrheit,“ ſagt der aufrichtige Bär, „es riecht verdammt ſchlecht.“ „So!“ ruft der Löwe grimmig, „das wagſt Du mir zu ſagen? Komm', ich will Dir.“ Und er zerriß ihn in Stücke und fraß ihn auf. Der Wolf, der nun herein kommt und das Schickſal des Bären gehört hatte, denkt: Du machſt's geſcheiter, und ſagt auf die Frage des Löwen: „Mein Leben lang habe ich nichts Angenehmeres gerochen.“ „So!“ ruft der Löwe, „Du glaubſt, man dürfe mich anlügen? Komm', ich will Dir.“ Und er zerriß ihn in Stücke und fraß ihn auf. Jetzt endlich kommt der Herr von Fuchs, und auf die Frage des Löwen hält er ſich die Naſe zu und ſagt: „Verzeihen Königliche Majeſtät, ich habe den Schnupfen, ich rieche gar nichts.“ Und er ging wohlbehalten von dannen.

Geht es nicht auch jetzt noch ſo mit den verſchnupften ſchlauen Füchſen?

Ich habe ohnlängſt geleſen: In Eurer Gegend ſoll ein Mann ſitzen, der zum Tode verurtheilt iſt, es findet ſich aber Niemand, der ihn köpfen will. Das gefällt mir. Wir haben hier in unſerm Wahlbezirk eine Eingabe an die Landſtände um Abſchaffung der Todesſtrafe gemacht.

Wenn man ſich darauf verlaſſen könnte, daß ſich Niemand mehr dazu hergäbe, die Todesſtrafe an einem Menſchen zu vollziehen, ſo brauchte man eigentlich kein Geſetz. Ich traue aber noch nicht ganz. Meine Seele im Leib iſt dagegen, daß man einen, der einen Todtſchlag begangen hat, wieder umbringen ſoll. Ich weiß wohl, man kann mir Vieles einwenden und ich kann nichts darauf ſagen. Darum ſei ſo gut und ſchreibe mir Deine Gedanken, und wie die Geſchichte in eurer Gegend ſich verhält, und ſage auch dem Gevattersmann, daß er etwas darüber von ſich hören laſſen ſoll. Jetzt wünſche ich Dir wohl zu leben und verbleibe Dein getreuer Vetter.

Was für Bilder ſoll ich in meine Stube hängen?

Der Gevattersmann kommt einmal Morgens in das Wirthshaus. Es iſt ſonſt ſeine Art nicht, Morgens dahin zu gehen, denn er glaubt, wie die Blumen und Pflanzen erſt Abends, wenn's kühl wird, Thau zu trinken bekommen, ſo trinkt auch der Menſch am beſten Abends, zwar nicht Thau, aber doch Bier oder Wein.* Dießmal aber war's eine Ausnahme, denn der Gevattersmann hatte einen alten Bekannten, den Vetter Andres, zu beſuchen, der hier übernachtet hatte. Er ſitzt eben bei ſeiner Morgenſuppe. Ein anderer Mann ſitzt an einem andern Tiſche und hat eine Kraxe, wie die Hauſirer haben, neben ſich ſtehen. „Herr Wirth," ruft der Fremde, „was macht meine Zeche? Ich kann ſie zwar nicht bezahlen, aber Ihr nehmt mir Bilder dafür ab. Hier wählet Euch.“ Er breitete nun eine ganze Maſſe Sachen auf dem Tiſche aus. „Was willſt Du Dir wählen, Adlerwirth?“ fragte Andres. „Ich weiß ſelber nicht, ich mein', ein paar Heilige.“ „Hab' nichts dagegen, wenn ſie nur 'was nützten. Wenn man's aber lang in der Stube hat, merkt man nicht mehr d'rauf, was da hängt, und wenn's auch das Schönſte und Heiligſte iſt. Wie Mancher hat die heiligſten Männer ſtill an den Wänden hängen, und ſie ſehen ihn an mit ihren frommen, getreuen Augen, er aber flucht und ſchimpft und lügt doch, und hat keine Liebe und keine Geduld. Habe ich recht oder nicht, Gevattersmann?“ „Wohl. Für die Kinder aber iſt es gut, wenn etwas Schönes und Hohes in ſeiner leibhaftigen Geſtalt ſie umgibt. Erwachſene, denkende Menſchen brauchen eigentlich keine äußeren Zeichen mehr. Das helle Kindesauge empfängt eine tiefe Nahrung von dem, was es als ſchön und erhaben erſchaut. Ich werde mein Leben lang nicht vergeſſen, welch' einen unnennbaren Eindruck die Geſchichte vom Joſeph, den ſeine Brüder verkaufen, die in meiner Vaterſtube hing, auf mich als kleinen Jungen machte. Niemand achtete mehr darauf, ich aber beſchaute oft lange die zwölf Bilder der Reihe nach, und habe geweint bei dem blutigen Hemde und mich herzinnig gefreut bei dem Purpurmantel Joſephs, da er ſeinen Vater mit dem weißen Barte küßte.“ „Was geht das mich an? Was willſt Du damit ſagen?“ „Um der Kinder willen ſuche die rechten Bilder in Dein Haus zu ſchaffen. Du gibſt ihnen damit mehr, als alle Erzählungen vermögen.“ „Was ſoll der Napoleon koſten?“ fragte jetzt der Adlerwirth. „Laß den,“ ſagte Andres heftig, „was geht der

---

* Es giebt aber auch einen Morgenthau.
Anm. d. Doktor Gſcheitle.

Dich an? Er war ein großer Geiſt, aber eine kleine Seele. Er hat keine Achtung vor den Völkern gehabt, und hat ſie bloß nach Gutdünken behandeln wollen. Freilich, für eines bin ich ihm dankbar; er hat der Welt ein bischen gezeigt, daß nicht Alles ſo feſt ſteht. Warum ſoll aber ein deutſcher Mann den Napoleon in die Stube hängen? Er hat uns nur Schmach gebracht. Und haben wir ſie auch wieder abgewaſchen, wo ſtehen wir jetzt? Darum verkaufen Sie Ihre Napoleon in Frankreich. Warum ſchüttelſt Du den Kopf, Gevattersmann?" „Du biſt ein bischen wild." „Soll ich nicht? Ich ſchäme mich, wenn ich in eine Stube komme, und der Napoleon hängt da." „Hier habe ich Etwas für Sie," ſagte der Bilderhändler. „Hier haben Sie den deutſchen Michel, wie er von allen Potentaten angezapft wird." „Zum Henker!" rief Andres voll Heftigkeit, „ſoll ich meine eigene Schande in's Zimmer hängen? Ich möchte vor Zorn weinen, wenn ich ſo Etwas ſehe. Da meint Jeder, er ſei's nicht, der da verſpottet wird. Und wer iſt's denn? Komm' Gevattersmann, wir wollen gehen." Wir gingen. Während drinnen der Adlerwirth dennoch einen Napoleon und ſeinen Fürſten und die Fürſtin kaufte, ſprachen wir viel darüber, was für Bilder in allen deutſchen Häuſern hängen ſollten.

Jahrgang 1846.

Der Gevattersmann

kommt nun zum Zweitenmale. Man hat ihm da und dort die Thüren weit aufgemacht; er hat Freunde gefunden, wo er's faſt gar nicht vermuthet hätte. So geht's auf der Welt: man hat mehr gute Freunde, als man glaubt; man kennt ſie nur nicht immer.

Wenn man daran denkt, iſt es auch leichter zu verwinden, daß es ſo viele Feinde giebt, ſowohl unter denen, die oben ſtehen und die Gewalt in Handen haben als auch unter denen, die keine Gewalt und nur die Verleumdung zu Gebote ſtehen haben. Man hat dem Gevattersmann ganze deutſche Länder verwieſen. Auf der andern Seite hat man es darauf angelegt, ihm ſein Wiederkommen zu verleiden. Der Gevattersmann meint aber, man ſoll ſich durch keinerlei Gewaltthätigkeiten und Boshaftigkeiten davon abbringen laſſen, das zu thun und zu ſagen, was man für gut hält. Dahin möchten es ja die Gewaltmenſchen und die Neidlinge gerne bringen, daß man ihnen das Feld räumte. Wer hierin nachgiebt, hat ſich ſelber aufgegeben.

Sei darauf gefaßt, in dem Beſten, was du willſt, Hinderniſſe und Fallſtricke aller Art dir in den Weg gelegt zu ſehen. Laß dich aber dadurch nicht einſchüchtern und ſcheu machen, zu thun und zu reden, wie es deine Pflicht iſt und dein Gewiſſen dir befiehlt. Laß dich aber auch nicht verbittern, daß du in Mißmuth dich von der Welt abwendeſt, alle Liebe aufgiebſt und Grimm und Zorn deine Seele einnehme und verwirre.

Das ſagt der Gevattersmann ſich ſelber und auch dir, lieber Leſer, und das gilt auch zugleich als Neujahrswunſch.

Die Kunſt, jeden Tag glücklich zu ſein.

Ja, wer die kennte! denkſt du. Freilich, der Gevattersmann verſteht ſie auch nicht ganz, aber etwas davon hat er doch in Erfahrung gebracht; probir's einmal, ob's hilft. Alſo: Nimm dir jeden Morgen vor, heute Jemand zu erfreuen und, ſo viel du kannſt, glücklich zu machen. Geh' dann an deine Arbeit und thu' vor Allem deine Pflicht. Du wirſt froh und heiter dabei ſein, denn ein rechtſchaffener Gedanke macht froh. Suche ſodann deinen Vorſatz auszuführen, wo ſich dir Gelegenheit dazu bietet. Du wirſt nicht lange darauf zu warten haben. Es braucht nichts Großes zu ſein, was du dem Andern ſchenkſt oder bereiteſt, thu' es nur mit freundlichem Blick und Gedanken, und es wird gut ſein.

Doppelt glücklich aber wirſt du ſein, wenn dein Nebenmenſch den gleichen Vorſatz gefaßt hat wie du, und er ſendet dir nun unverhofft etwas Freundliches in dein Haus oder Herz.

Das iſt die ſchönſte, geheime Verbindung der Menſchen, wenn Jeder darauf denkt, die kurze Lebenszeit, die er hier neben dem Andern zubringt, dieſem ſo viel er vermag, mit allem Guten und Schönen auszufüllen.

Und höher ſteigt dieſe Liebe, wenn man darauf denkt, etwas zu thun, das dem Allgemeinen, der Gemeinde, dem Staate, der Nation, der Menſchheit zu Gute kommt. Dieſer Gedanke giebt jedem Menſchen, ſo klein und beſchränkt auch ſein Leben ſei, eine innere Würde und Hoheit, eine Glückſeligkeit, die über alle kleinen Plagen, über alle Trennungen hinaushebt und den Menſchen mit ſich und mit der Welt einig macht — durch die Liebe.

Kein Kopf und keine Wurzel.

Zur franzöſiſchen Revolutionszeit — man meint oft, es ſei ſchon ein Paar hundert Jahre her, ſo ſieht's ſchon wieder aus, da und dort in der Welt — alſo vor einigen fünfzig Jahren hatten die Bewohner einer kleinen Stadt ebenfalls einen Freiheitsbaum aufgerichtet, und eine rothe ſogenannte Jakobinermütze darauf geſteckt. Sie tanzten nun um den Baum herum und waren gar luſtig und fröhlicher Dinge, denn Alles glaubte, jetzt könne es gar nicht mehr fehlen, jetzt müſſe Alles frei und glücklich ſein. Ein alter Mann, der herzu kam und um ſeine Meinung gefragt wurde, ſagte kopfſchüttelnd: „Ich fürchte, ich fürchte, der Baum hat keine Wurzel und die Mütze keinen Kopf."

Und ſo kam es auch. Denn nicht lange darauf war wieder Alles wie zuvor, und auf dem Platze, wo der Freiheitsbaum geſtanden hatte, war wieder der alte Trödelmarkt.

Das wäre gar Vielen bequem, wenn man ſo über Nacht, wie man die Hand umkehrt, frei werden könnte. Das geht aber nicht. Man muß die Seele von Innen ausputzen und ausfegen von alten Anſichten, die keinen Grund haben, und von allem niedrigen Knechtsſinn. Wenn der geſunde Boden gut geſäubert und umgegraben iſt, kann die Saat der Freiheit erſt recht fröhlich darin gedeihen, und kann nicht über Nacht weggeblaſen werden.

Nur derjenige Menſch iſt frei, der ſich ſeiner Würde als Menſch genau bewußt iſt, der es fühlt, daß er in ſich einen Adel trägt, der der höchſte iſt, und der daher ſtets darauf achtet, ſich in ſeiner Würde zu erhalten, vor ſich und Anderen ſich nichts zu vergeben. Nur der Menſch iſt frei, der ſich ſeine eigenen Gedanken im Kopfe ausbildet, Niemand etwas nachſpricht, was er nicht verſteht und ſelber einſieht, der die Geſetze kennt, die Gott in ſeine Bruſt geſchrieben hat, und ohne Menſchenfurcht ihnen gerecht zu werden ſtrebt. Nur der Bürger iſt frei, der ſeine Bedeutung in der menſchlichen Geſellſchaft und im Staate genau erkennt, der ſeine Rechte und Pflichten genau weiß, unabläſſig mitwirkt als ein lebendiges Glied der Staatsgeſellſchaft, damit er mithelfe, Recht und Gerechtigkeit aufzurichten und zu ſtützen.

Dazu kommt man aber nicht über Nacht; dazu muß man ſich ſtark, ſelbſtändig und unabhängig machen. Und wenn ein freier edler Geiſt in den Herzen Aller lebt, dann iſt das wahre Geſetz auch unabweislich da, und kann nicht ſo, mir nichts dir nichts, über den Haufen geſtoßen werden.

Vor Allem aber muß man darauf bedacht ſein, in dem Kampfe gegen Gewaltthätigkeit und Herrſchſucht, die

Liebe und Menſchenfreundlichkeit ſtets vor Augen zu halten, in deren Namen man den Feinden entgegen tritt. Die Liebe zu den Menſchen, die Achtung vor Jedem, weil er ein gottbegabtes freies Weſen iſt, dieſe müſſen Führer ſein. Wer die Menſchen haßt oder verachtet, kann nie etwas für ſie zu Stande bringen. Die Sittlichkeit, die Wahrheit, die Nüchternheit und Geradheit darf nie und nimmer Schleichwegen und Verderbniſſen Platz machen. Denn bekäme man auf dieſem Wege auch die Freiheit (was aber nicht der Fall iſt), ſo erginge es einem leicht wie jenem Matroſen, der, als er nach langer Fahrt an's Land gekommen war, all' ſein Geld verſpielte. Zuletzt ließ er ſich noch die ſchönen langen Haare, die ihm auf der See gewachſen waren, platt abſchneiden, und ſpielte darum und gewann -- einen Kamm.

Von neuen und alten Kleidern.

Wenn du ein neues Kleid vom Schneider bekommſt, ſo bringt er dir von dem, was die Hölle herausgegeben hat, noch ein Paar gute Stück zum Ausbeſſern und Flicken, wenn's einmal nöthig ſein könnte. So lang das Kleid noch neu iſt, könnteſt du nun die Flicken wohl finden und damit aushelfen, aber gerade wenn das Kleid alt iſt, da fehlen ſie dir und du ſuchſt ſie oft vergebens. Du haſt ſie verſchleudert, mußt nun entweder mit ungleichem fremdem Stoff den Riß zumachen, oder gar zerriſſen einhergehen.

Liegt darin nicht aber auch ein Gleichniß vom Menſchenleben? So lang wir noch jung ſind, hätten wir ſchon überflüſſig Zeug genug, um einen eingeriſſenen Schaden wieder gut zu machen, bis wir aber alt ſind und die überflüſſigen Flicken nöthig haben, ſind ſie gewöhnlich verloren und verſchleudert. Drum halte in der Jugend deine Kraft zuſammen; du kannſt ſie noch brauchen.

Ich habe aber noch ein Gleichniß von einem Kleide: Du haſt einen alten Rock, du findeſt dich ganz wohl und gemächlich darin, er iſt ſchon jämmerlich abgetragen und ſchickt ſich nicht mehr für dich, daß du damit in die Kirche oder auf's Rathhaus gehſt; du meinſt aber, es geht noch immer. Jetzt endlich legſt du ihn ab, und jetzt endlich ſiehſt du, wie du das eigentlich ſchon lange hätteſt thun ſollen. Du ſiehſt den Rock auf fremdem Leib und er ſcheint dir abſcheulich. Geht's nicht auch mit manchen Vorurtheilen, mit manchen vertragenen veralteten Anſichten und Meinungen ſo? Denk ein bischen darüber nach.

Die Poſaune des Gerichts.

Gar wunderbar und ſeltſam werden oft die Verhältniſſe des Menſchenlebens verknüpft. Da ſind Knoten und Maſchen, die keine Menſchenhand, und ſei ſie noch ſo kunſtgeübt, knüpfen kann; da ſind Verwicklungen, die der pfiffigſte Verſtand nicht löſen kann. Freilich geht Alles natürlich dabei her, und das eben iſt das Wunder, daß Alles gewöhnlich iſt und doch Außerordentliches daraus hervorgeht. Wie zeigt ſich das wieder an dieſer Geſchichte!

Gerade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer ſich ſcheiden, mitten im Walde wurde in der Frühlingsnacht zur Zeit des Vollmonds eine ſchreckliche That vollbracht.

Ein Mann kniete auf einem andern, der leblos da lag. Eine Wolke verhüllte das Antlitz des Mondes, die Nachtigall hielt inne mit ihrem ſchmetternden Geſang, als der Knieende den Dahingeſtreckten ausſuchte und Alles, was er fand, zu ſich ſteckte. Jetzt nahm er ihn auf die Schulter und wollte ihn hinabtragen an den Strom, der fernher rauſchte, um ihn dort zu verſenken. Plötzlich blieb er ſtehen, keuchend unter der todten Laſt. Der Mond war herausgetreten und warf ſein ſanftes Licht durch die Stämme, und es war, als ob auf den Strahlen des Mondes die Töne eines herzergreifenden Liedes getragen würden. Ganz nahe blies ein Poſthorn die Weiſung des Liedes: „Denkſt du daran!“ Der Wiederhall in Thal und Feld gab es zurück, und es war, als ob die Berge und die Bäume ſängen: „Denkſt du daran!“ Dem Tragenden war's, wie wenn die Leiche auf ſeinem Rücken lebendig würde und ihn erwürge. Schnell warf er die Laſt ab und ſprang davon, immer weiter und weiter. — Endlich, am Strome blieb er ſtehen und lauſchte hin, Alles war ſtill und nur die Wellen floſſen ſchnell dahin, als eilten ſie fort von dem Mörder. Dieſer ärgerte ſich jetzt, daß er die Spuren ſeiner That nicht vertilgt hatte und ſich von ſonderbarer Furcht forttreiben ließ. Er eilte nun zurück, wandelte hin und her, bergauf und bergab, der Schweiß rann ihm von der Stirne; es war ihm, als ob er Blei in allen Gliedern hätte. Mancher Nachtvogel fuhr flatternd auf, wenn er ſo durch's Dickicht drang, aber nirgends fand er das Geſuchte. Er hielt an, um ſich zurecht zu finden, um ſich die Gegend genau zu vergegenwärtigen, aber kaum war er drei Schritte gegangen, war er in der Irre; Alles flimmerte vor ſeinen Augen und es war ihm, wie wenn die Bäume auf- und niederwandelten und ihm den Weg verſtellten. Der Morgen brach endlich an: die Vögel ſchwangen ſich auf und ſangen ihre hellen Lieder, vom Thale und aus den Bergen hörte man Peitſchen knallen. Der Mörder machte ſich eiligſt davon. — —

Die Leiche wurde gefunden und nach dem Dorfe gebracht, in deſſen Gemarkung ſie lag. An der rechten Schläfe trug der entſeelte Körper Spuren eines Schlages, wie von einem ſcharfen Stein. Kein Wanderbuch, kein Kennzeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entſeelten entnehmen konnte. Auf dem Kirchhofe, der neben der Kirche hoch oben auf dem Hügel liegt, an deſſen Fuß die Landſtraße in Felſen gehauen vorüberzieht, ſollte nun andern Tages der todte Fremde begraben werden. Eine unzählige Menge Menſchen folgte dem Zuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen, jeder wollte ſeine Unſchuld, ſeine Trauer und ſeine Theilnahme bekunden. Still, ohne laute Klage, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte ſich der Zug den Berg hinan. Der Geiſtliche hielt eine ergreifende Rede. Zuerſt redete er den Entſeelten an und ſprach: „Auf dem Wege. biſt du gefallen. Wer weiß, wohin dein Herz ſich ſehnte, welches Herz dir entgegen ſchlug. Möge der, der Alles kennt und Alles heilt, Ruhe und Friede in die Seelen der Deinigen ſenden. Unbekannt biſt du gefallen von unbekannter Hand. Niemand weiß woher du kamſt, wohin du gingſt, aber Er, der deinen Eingang und deinen Ausgang kennt, hat dich Bahnen hinanſteigen laſſen, die unſer Auge nie mißt. Zu welcher Kirche du gehörteſt, welche Sprache du redeteſt, wer mag den ſtummen Mund fragen? Du ſtehſt jetzt vor Ihm, der über allen Kirchen thront, den alle Sprachen nennen und doch nicht zu faſſen vermögen. Erhebet mit mir eure Hände,“ fuhr der Geiſtliche zu den Verſammelten fort, und Alle hoben die Hände empor; dann ſprach er wieder: „Wir erheben unſere Hände empor zu dir, o Allwiſſender! Sie ſind rein von Blutſchuld. Hier im Lichte der Sonne bekennen wir, wir ſind rein von dieſer That. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wo du auch weileſt, der du deinen Bruder in Waldesnacht erſchlugſt; das Schwert ſchwebt unſichtbar über deinem Haupte, und es wird fallen und dich zerſchmettern. Kehr' um, ſo lang es noch Zeit iſt. Häufe nicht Frevel auf Frevel, denn einſt, wenn ſie ertönt, die Poſaune des Gerichts ....“

Da, plötzlich hörte man von der Straße herauf das Poſthorn erſchallen. Das Lied erklang: „Denkſt du daran!“ Alles ſchwieg und hielt den Athem an. Aus der Mitte der Verſammelten ſtürzte ein junger Mann nieder und rief: „Ich bin's!“

Nachdem man ihn aufgehoben, geſtand er reumüthig ſeine That, wie er in der Stadt das Geld des Herrn, bei dem er diente, verſpielt habe, wie er den Fremden, den er nur niederwerfen wollte, ermordet habe, wie die Töne des Poſthorns ihn verwirrt, wie er ſeine Hand brennend gefühlt habe, da er ſie zum Himmel erhob, und wie jetzt dieſelben Töne des Poſthorns ihm das Geſtändniß abpreßten.

Still, ohne laute Klage, nur mit leiſem Weh im Herzen, hatte ſich der Zug den Berg hinabbewegt, mit zitternder Seele, Thränen in den Augen, laut das Unheil beklagend, kehrten Viele heim. Zwei Menſchen waren auf ewig aus der Genoſſenſchaft der Menſchen geſchieden.

Der Seiler von Fürfeld.

Wenn der alte Held Alexander von Macedonien weit hinten in Perſien eine gewaltige Schlacht gewann, ſagte er immer: „Was werden zu Hauſe meine Nachbarsleute, die Athener, dazu ſagen? Und wenn ich nach Haus komme, zeige ich ihnen Alles, was ich erobert habe, daß ſie ſich vor Verwunderung auf den Kopf ſtellen!"

Das oder doch wenigſtens ungefähr ſo ſagte Alexander vor mehr als zweitauſend Jahren, und wenn dem Seiler von Fürfeld in der weiten Welt draußen etwas Außerordentliches paſſirte, dachte er immer: „Was werden ſie daheim in Fürfeld (es iſt das ein kleines Dorf und ſteht auf keiner Landkarte), was werden ſie wol dazu ſagen? Was werden ſie denken, wenn ich einmal heimkomme mit Kutſch und Pferd?"

Er iſt heimgekommen mit Kutſch und Pferd, hat aber nicht mehr gehört, was die Fürfelder dazu ſagten.

An der langen Kirchhofmauer zu Fürfeld hatte der Seilermeiſter ſeine Werkſtätte, und es ging dabei, wie es das Geſchäft mit ſich bringt, ihm und ſeinem Lehrjungen immer hinderlich. Der Lehrjunge, er hieß Franz mit Namen, war ſchon frühe ein abſonderlicher Kopf, der ſich oft an die Kirchhofmauer ſtieß, d. h. in Gedanken. Er konnte nicht begreifen, warum man die Todten in eine Mauer einſchließe; eine lebendige Hecke wäre viel ſchöner geweſen. Dann blickte Franz oft hinüber nach dem Plätzchen, wo ſein Vater und ſeine Mutter lagen. Es war gut, daß er ſich am Seile halten und rückwärts gehen konnte, denn Thränen verdunkelten ſein Auge und ſeine Kniee zitterten. Dort lagen alle ſeine Lieben, er hatte keine Geſchwiſter und keine Verwandten. Wie das aber ſo geht! Wenn man tagtäglich etwas ſieht, merkt man nichts mehr davon und das Gefühl ſtumpft ſich ab. So ſah Franz auch bald nicht mehr auf die Mauer und ſah nicht mehr nach den Gräbern hinüber.

Viele tauſend Menſchen ſehen nichts mehr von den Verkehrtheiten und Traurigkeiten auf ihren Wegen, weil ſie daran gewohnt ſind, und ſie leben gedankenlos fort.

Die Zeit der Wanderung kam. Franz hatte leichtes Gepäcke, aber auch viel leichten Muth. Als er an dem Kirchhof vorüberzog und den ſchmalen ausgetretenen Fußpfad ſah, den er tauſend- und aber tauſendmal gemeſſen hatte, da dachte er mit ſchwerem Herzen daran, was für neue unbetretene Pfade er jetzt zu wandern habe. Noch ein Blick hinüber nach jener heiligen Stätte und fort ging's mit luſtigem Liede.

Franz war ein frommes, vertrauendes Gemüth, und war dabei ſtreng katholiſch erzogen. Er wanderte nun vorerſt nach den ſüdlichen Ländern, wo ſeine Religion die allgemeinſte war und auch herrſchte. Er fand nur ſelten Arbeit. Da nahm er ſich endlich vor, nach Italien zu wandern; er wußte ſelber nicht recht warum, aber ein wandernder Handwerksburſche macht keinen Umweg, wenn er auch noch ſo ſehr fehl geht. Er findet auch hier wenig Arbeit, denn man hat inländiſche Stricke genug und braucht keine fremden und auch hier laufen die ärgſten Spitzbuben ungehangen umher. Franz geht auf Neapel zu. Dort will er lernen, große Schiffstaue machen. Darnach trägt er groß Verlangen. Unterwegs aber muß er mit Trauer ſehen, daß ſeine Stiefel nicht mehr Stich halten wollen, ſondern nach allen Seiten hin ausreißen. Er nimmt nun die Fußbekleidung in die Hand und marſchirt barfuß weiter. Eines Tages, als ihn die Füße gewaltig brennen, legt er ſich am Saume eines Waldes nieder, um zu ſchlafen, vorher betet er noch vor einem nahen Bildſtocke zu Gott, er möge ihm doch beiſtehen und ihm vor Allem ein Paar gute Stiefel beſcheeren.

Ein Dutzend ſchwarzbärtiger Kerle, den Hut tief in die Stirne gedrückt, kommt aus dem Walde; ſie ſehen den ſchlafenden Geſellen, lachen und murmeln unter einander: „An dem iſt nichts zu holen, der hat faſt keine Stiefel mehr." Ein muthwilliger junger Jüngling ſchleicht indeß herzu und wirft aus Spaß die Stiefel des Seilers in eine tiefe Schlucht hinab, wohin vielleicht noch nie ein Stiefel gekommen iſt. Darauf ſchreiten ſie fürbaß und harren in einer Schlucht des ſchwerbepackten Reiſewagens, der eben herankommt. Mit Piſtolen, Dolchen und langen Meſſern zwingen ſie die Reiſenden auszuſteigen und ſich Alles nehmen zu laſſen. Der Poſtillon ſcheint mit im Einverſtändniſſe zu ſein, Alles geht ſo ſchnell und ruhig her, als ob es eine friedliche Theilung wäre. Zuletzt geht noch der junge Bandit auf einen langen hagern Mann, dem Anſehen nach ein Engländer, zu und ſagt: „Herunter mit den Stiefeln." Erſt nach der Drohung, daß ihm die Füße abgeſchnitten würden, willfahrte der lange Engländer. Nun eilt der Bandit auf unſern ſchlafenden Franz zu, ſtellt ihm die ſchönen Stiefel hin, und nach einer Weile iſt Alles ſtill, wie wenn weit und breit kein Menſch geweſen wäre. Als Franz erwacht, reibt er wiederholt die Augen, da er die ſchönen Stiefel ſieht; er zieht ſie aber ruhig an, ſie ſind ihm wie angegoſſen und er ſagt: „Die hat mir unſer Herrgott durch einen Engel hinſtellen laſſen.“ Was würden ſie daheim in Fürfeld dazu ſagen, war dann der zweite Gedanke unſeres Franz. War er früher froh und zuverſichtlich, ſo war er's jetzt doppelt; denn er glaubte ſteif und feſt, er dürfe nur beten und ſchlafen, und es würde ihm Alles beſcheert. Das ging aber nicht immer ſo glücklich, und er mußte in Neapel mit leerem Magen herumlaufen und in den offenen Säulengängen auf den Steinen ſchlafen. So hatte er ſich eines Abends, als es zu dämmern begann, ein gutes Plätzchen ausgeſucht. Nicht weit von ihm hatte ſich ein ſchwarzbärtiger Mann niedergelaſſen und ſuchte Franz für „ſein freies Leben in den Bergen“, wie er die Räuberei nannte, zu werben. Franz wollte aber nicht mitthun, legte die Beine über einander und betrachtete die vom Himmel geſchenkten Stiefel, das waren Wunderwerke, ſie ſchienen für die Ewigkeit gearbeitet. Der Bandit behauptete, er habe Franz die Stiefel geſchenkt, dieſer aber lachte ihn aus und ſ[illegible] ihn einen Ungläubigen. Schon mehrmals war ein Mann vorübergeſchlichen und hatte Franz und ſeinen Kameraden genau betrachtet. Jetzt kam er wieder, in Begleitung von einem halben Dutzend Häſcher. Ohne viel Federleſens wurde Franz und ſein Kamerad feſtgenommen und ihnen frei Loſchie angewieſen. „Was werden ſie in Fürfeld dazu ſagen“, dachte Franz wieder, und jetzt war er froh, daß man dort nicht Alles von ſeinen Schickſalen erfuhr, ſo gerne er das auch vormals gewünſcht hatte. Mit gutem Gewiſſen in der Bruſt ſchlief Franz ruhig ein. Wie erſtaunte er aber andern Morgens, als er im Verhöre vernahm, daß er wegen ſeiner Stiefel, die er geraubt habe, angeklagt ſei. Franz behauptete nachdrücklich, er habe darum gebetet und habe ſie direkt vom Himmel bekommen. Da nahm der Engländer — denn Niemand anders als dieſer hatte die Beiden verhaften laſſen — ein Meſſer, ſchnitt die Doppelſohlen an den Stiefeln entzwei, zog eine Menge Banknoten, die viele tauſend Gulden zu bedeuten hatten, heraus und ſagte: „Dieſe habe ich darin verbergen, um mich vor den Räubern zu ſichern." Jetzt gingen Franz die Augen auf, und er dachte daran, was ihm der Bandit geſtern geſagt hatte. Er zitterte wie Eſpenlaub und der Richter ſah das für ein Zeichen der Schuld an. Franz aber überlegte, ob er den Banditen verrathen dürfe. Er ſah faſt keinen andern Ausweg. Da kam der Gefängnißwärter und brachte einen Ring, den der Bandit aus ſeinem Fenſter geworfen hatte. Der Engländer erkannte ihn als ſein Eigenthum, und nun war die Schuld des Andern gewiß. Der Bandit geſtand auch, da er überführt war, die Geſchichte mit den Stiefeln ein, und Franz konnte frei und barfuß davon ziehen. Jetzt dachte er wieder an's Arbeiten und ging nach dem Strande. Dort traf er auch den Engländer, der ſich in ein Geſpräch mit Franz einließ und Wohlgefallen an ihm zu finden ſchien. Der Engländer war ein höherer Offizier der Flotte und verſprach Franz zu ſeinem Glück zu verhelfen, wenn er tüchtig arbeiten könne.

Nun lernte Franz alle Seilerarbeit auf den Schiffen machen, und als der Engländer zurück reiste, nahm er ihn mit.

Durch Fleiß und Geſchicklichkeit ward Franz in England mit der Zeit ein angeſehener Mann, der Hunderte von Seilern beſchäftigte. Oft, wenn er ſo ſein Weſen überſah, dachte er: „Was würden ſie in Fürfeld dazu ſagen," und er nahm ſich vor, wenn er Hunderttauſend Gulden hätte, zurück zu kehren. Wie das aber ſo geht, als er die Hunderttauſend hatte, wollte er nur noch dieß und jenes Geſchäft machen, und ſo wurde er ein alter Mann mit grauen Haaren, der an ſein Teſtament dachte.

Wie erſtaunten eines Tages die Fürſelder, als ein ſchwarzer Wagen mit ſchwarz behangenen Pferden und in Trauer gekleideten Bedienten in das Dorf kam, und die Leiche des Franz brachte, der hier neben ſeinen Eltern ruhen wollte. Er hatte all ſein Vermögen der Gemeinde vermacht, mit der Bedingung, daß man die Kirchhofmauer in eine Hecke verwandle, was man auch gerne that.

Könnte er nur jetzt hören, was ſie daheim in Fürſeld dazu ſagen, und wie ſie ihn loben und preiſen, da er ihrer nie vergeſſen hat.

Doppelt genäht hält feſt.

Der Hagenmaier iſt ein einfacher Bauer, aber das will viel heißen, mehr als man glaubt; unter dem groben dreieckigen Filzhut iſt ein feiner Kopf mit geradem Verſtand. Das hat er wieder bei der letzten Landſtandswahl gezeigt. Am Wahltage zieht er ſeine ſchönſten Sonntagskleider an und geht nach der Stadt. Es iſt ein Grundſatz Hagenmaier's, daß man bei Volksverſammlungen, und namentlich bei Ausübung der Wahlrechte, ſeine beſten Kleider anlegen ſolle; erſtlich, weil das zu einer feierlichen Handlung gehört, und zweitens, weil man ſich ſelber dadurch ehrt und achtet. Auch macht ſich der Hagenmaier früh auf den Weg, denn er denkt bei ſolchen Dingen: Eine Stunde zu früh iſt beſſer als eine Minute zu ſpät. Der Hagenmaier trinkt in der Stadt vorher noch einen Schoppen in der Sonne, ſowohl zur Herzſtärkung für ſich, als auch für die anderen Wahlmänner, die er da trifft und mit denen er zuſammenhalten und gemeinſchaftlich auf's Amthaus gehen will. Er trifft aber auch noch einen unerwarteten Gaſt, nämlich den Schreiber Schilling. Er ſitzt eben am Tiſche und ſpricht ein Langes und Breites: wie unſchicklich es ſei, daß der Gutsbeſitzer Werner ſich in den öffentlichen Blättern um die Abgeordnetenſtelle beworben, und dabei ſeinen freiſinnigen Katechismus wie ein Schulbub aufgeſagt habe. „Es iſt gar keine Schamhaftigkeit, gar keine Zurückhaltung mehr da. Wie kann man ſich nur perſönlich und öffentlich ſo preisgeben? Das ſchickt ſich nicht für einen Mann.“ So ſchloß der Schreiber Schilling ſeine wohlgeſetzte Rede.

Der Hagenmaier wollte eben ſein Glas zum Munde führen, er ſetzte es aber ab und fragte:

„Herr Schilling! Würden Sie die Stelle eines Sekretärs bei der Kreisregierung annehmen, wenn ſie frei wäre?“

„Welche Frage! Mit zehn Händen,“ war die Antwort.

„Und würden Sie ſich darum bewerben? Eine Eingabe machen, oder gar ſelber hinreiſen und bei den Herren anklopfen und Bücklinge machen?“

Der Herr Schelling ſtutzte und ſchwieg, der Hagenmaier aber fuhr fort: „Ja, ſo iſt's, wenn's euch dient, da ſeid ihr bei der Hand und ſagt: man ſoll beſcheiden und zurückhaltend ſein, man ſoll warten wie ein Mädchen, bis der Freier kommt und ſagt: Willſt mich? Ich frage aber Jeden mit geſundem Verſtand: Iſt es nicht viel ehrenvoller, ſich um eine Stelle zu bewerben, die nichts einträgt, keine Beſoldung, keine Penſion, keinen Wittwengehalt, nichts — als um eine Stelle, bei der man das Alles bekommt? Es iſt kein Leckerbiſſen, heutigen Tages Volksabgeordneter zu ſein: Monate lang von Haus und Hof, von Frau und Kind weg ſein, alle Tage fünf, ſechs Stunden in die öffentlichen Sitzungen, dann wieder in die Abtheilungsſitzung, auch zwei, drei Stunden, und dann die Berichte durchleſen, Anträge aufſetzen und dann in der Sitzung ſich ärgern, daß einem die Galle überlauft, am Ende einen Beſchluß zu Stande bringen, der von da und dort doch wieder umgeſtoßen oder verſchnipfelt wird, und bei alle dem doch bei der Hand bleiben. — Ich ſag's noch einmal: Es iſt kein Leckerbiſſen, heutigen Tages Volksabgeordneter zu ſein. Wir müſſen den Männern danken, die die Stelle übernehmen und nichts wollen als das allgemeine Beſte, nichts für ſich, kein höher Aemtchen, gar nichts. Und um eine ſolche Stelle ſoll man ſich nicht öffentlich bewerben dürfen? Aber um andere Stellen, da ſchickt ſich's; nicht wahr, Herr Schilling? Der Herr Schilling und die mit ihm ſind, möchten gern in die Suppe ſpeien, damit ſie nur allein davon eſſen können. Der Werner hat rechtſchaffen gehandelt, daß er öffentlich geſagt hat, was er will und was man ſoll. Meine Stimme hat er. —"

„Und meine auch," riefen faſt alle Anweſenden wie aus Einem Munde. Der Herr Schilling ſchwieg und die Wahlmänner gingen bald nach dem Amthauſe. — Dort war noch ein härterer Kampf zu beſtehen, weil es ein feinerer war.

Der Herr Wahlkommiſſär ſagte bevor die Wahlhandlung begann: „Meine Herren!“ — es that Vielen bis in den kleinen Zehen hinab wohl, daß er ſo ſagte; er merkte das und wiederholte daher nochmals —: „Meine Herren! Ich will durchaus keinen Einfluß auf Ihre Wahl ausüben. Sie wählen als freie Männer, nach Ihrem Gewiſſen und Ihrem Pflichtgefühl. Ich will durchaus nichts gegen Herrn Werner ſagen. Er iſt als achtungswerther Mann bekannt, man weiß nichts gegen ihn; er verſteht die Landwirthſchaft und ſein Hausweſen ganz gut in Ordnung zu halten. Ob er die Staatsangelegenheiten eben ſo verſteht, ob er da die nöthigen Kenntniſſe hat, die man nicht hinterm Wirthstiſch holen kann; ob er wiſſenſchaftlich gebildeten, ſtudirten Männern gegenüber die Gabe der Rede hat; ob er die Bedürfniſſe ſeines Wahlbezirks, Alles, was wir nöthig haben, gehörig vorbringen, vertheidigen und durchfechten kann .... Meine Herren! Ich weiß das nicht, und Sie können es auch nicht wiſſen, denn ſo etwas zeigt erſt die Erfahrung. Es fragt ſich, ob man gut thut, auf's Gerathewohl dabei zu verfahren, einen Mann zu wählen, der ſich vielleicht in die Hände eines Advokaten geben muß. Meine Herren! Sie wiſſen ſelber, was Sie zu thun haben, und ich ſpreche bloß, um Ihnen dieſe wichtige Sache nochmals an's Herz zu legen. Ich will durchaus keinen Einfluß auf Ihre Wahl üben.

Herr Regierungsrath Müller, der ebenfalls von vielen Seiten in Vorſchlag gebracht wurde, der ſich aber nicht öffentlich aufgedrängt hat, iſt mir perſönlich unbekannt, und ich habe keinen Grund, ſein Intereſſe zu verfechten. Hochgeſchäzt und geehrt von allen Seiten, möchte er unſerem Wahlbezirke zum Ruhm und zur Ehre dienen. Der ſo nöthige Straßenbau durch das N. Thal nach N. wird in ihm einen warmen Vertheidiger haben, und ſein Einfluß mag wol dazu helfen, uns dieſe Straße — die ſchon längſt hätte gebaut ſein müſſen, wenn unſer Bezirk nicht ſtiefmütterlich behandelt würde — zu verſchaffen. Ich halte es für Pflicht, ohne Einfluß auf Ihre Wahl üben zu wollen, Ihnen die Wahrheit zu ſagen. Vor Allem verſichere ich Sie nach den gewiſſenhafteſten Berichten, daß der Herr Regierungsrath Müller durchaus ein Mann des Volkes iſt. Er iſt ſelber der Sohn eines Bauern, die Volksrechte ſind ihm theuer und heilig und er ſteht für ſie ein. Wählen Sie nun nach Ihrem Pflichtgefühle.“ So redete der Wahlkommiſſär. Manche ſahen ſtutzig auf. Da trat der Hagenmaier vor und ſagte:

„Ich bin ganz mit Ihnen einverſtanden, Herr Kommiſſär!“ — Alles ſchaute auf ihn. — „Der Regierungsrath Müller iſt ein Mann des Volkes, das iſt gut; deßwegen wählen wir jetzt gerade den Werner, das iſt ein freiſinniger, unabhängiger Bürgersmann, dann haben wir's doppelt. Drüben auf Seite der Regierung iſt der Regierungsrath, der iſt für's Volk, für uns, den brauchen wir nicht zu wählen, den haben wir ohnedieß, er iſt ja angeſtellt; jetzt nehmen wir hüben den Werner, dann haben wir's doppelt, und doppelt genäht hält feſt.“

Und ſo geſchah es auch. Werner wurde gewählt und bewährte ſich als ein edler, tüchtiger Mann, der mit einfachen Worten immer den Nagel auf den Kopf trifft. Die Straße durch das N. Thal iſt allerdings noch nicht gebaut, aber die Leute lernten einſehen, daß die Staatsgelder vor Allem zu allgemeinen Zwecken da ſind und nicht bloß zum Nutzen Eines Bezirks. Sie behelfen ſich, ſo gut es geht.

Vom Erwerbsfleiße

In einer Stadt am Rheine geht die allgemeine Redensart: „Des Datzen Pump hat das beſte Waſſer," und nun lauft Alles hin mit Krügen, Flaſchen und Kübeln und pumpt und pumpt, und das Waſſer iſt in der That hell und friſch, und wenn man's trinkt, iſt es, als ob man erquickenden Thau in allen Gliedern ſpüre. Weil nun Alles an der Pumpe ſein Waſſer holt, ſo iſt nie abgeſtandenes darin, der Quell ſprudelt immer friſch herbei — weil man's für das beſte hält, iſt und wird es das beſte.

So geht es auch mit manchen Erwerbszweigen. Wenn die Leute einmal Vertrauen dazu haben, ſo findet Alles ſchnell Abſatz, und der Meiſter hat dadurch Gelegenheit, immer Neues und noch Beſſeres zu Markte zu fördern.

Mit manchen Gewerben will es in unſerem deutſchen Vaterlande nicht recht fort; beſonders wollen große Einrichtungen, Fabriken, nicht immer recht gedeihen. Warum? daran iſt nicht bloß ſchuld, daß uns Engländer und Franzoſen mit Dingen den Markt überführen, die wir ſelber eben ſo gut haben und machen können, daß wir nicht, wie man es nennt, Schutzzölle genug haben; ſondern daran biſt auch Du ſelber ſchuld. Du kaufſt viel lieber ein Raſirmeſſer, ein Nadelbüchschen oder eine Senſe, weil das, wie der Kaufmann verſichert, „geſtern aus Paris —

aus London angekommen iſt.“ Dächteſt Du dabei weiter, ſo würdeſt Du ſagen: „Ich will aber deutſches.“ Das käme dann Dir und Deinem Bruder zu gute. Es giebt genung unbeſchäftigte Hände und leere Magen in Deutſchland, die dadurch etwas zum Verarbeiten bekämen. Das iſt ein Hauptſtück, über das ſich viel ſagen ließe.

Eine nicht gehaltene Rede.

Das iſt kein Verſprechen, das einer nicht gehalten hat, wie's leider ſchon oft geſchehen iſt, trotz feierlicher öffentlicher Verſicherung — es iſt weiter nichts als eine öffentliche Rede, die einem im Mund ſtecken geblieben iſt, was folgenden Hergang hatte.

Kaum war die Eiſenbahn von N. nach N. fertig, als auch ein großes Wirthshaus (oder wie man's alberner Weiſe jetzt heißt: Hotel), deßgleichen man in der ganzen Gegend noch nie geſehen, neben dem Anhalt entſtanden war. Es war eigentlich mehr ein großer Saal als ein Gaſthof; denn heutigen Tages, wo die Leute wieder heimrutſchen oder nach den großen Städten fahren, braucht man ſelten viele Zimmer zum Beherbergen. Zur Einweihung ſeines Wirthshauſes veranſtaltete der Beſitzer ein großes, beſtelltes Mahl, bei welchem ſich alle ſogenannten Honoratioren einfanden. Gegen zweihundert Gedecke waren beſtellt. Es war ein großartiger Anblick, als man in den ſäulengetragenen kirchenhohen Saal eintrat. Von der Gallerie rauſchte die Muſik, von den Wänden erglänzte das Marmorgetäfel um die goldumrahmten lebensgroßen Spiegel, und hell flimmerten die reichen, vielfach geſchliffenen, gläſernen Kronleuchter, die von der Decke herabhingen. Klang und Glanz überall. Alles war voll Jubel und Entzücken. Man ſaß endlich bei Tiſche, und trotz des Wirrwarrs ließ man ſich wohl ſchmecken, was man habhaft werden konnte. Als dem Magen Genüge gethan war, erhob man ſich um Trinkſprüche auszubringen. Wenn dieſe recht ausgebracht werden, können ſie ſich oft zu freien Gebeten geſtalten. Denn, wo die Menſchen, heiter oder ernſt, zu dem Geiſte aufſchauen, der alles Leben ſchafft und hält, erheben ſie ſich zur andächtigen Gottesverehrung, wenn ſie dieſe auch nicht immer in den gewohnten Formen ausſprechen, ſondern frei, wie es gerade ihr Gefühl ihnen eingiebt.

Zuerſt erhob ſich nun ein Mann, der am obern Ende des Tiſches ſaß, mit dunkelrothem Antlitze und einem hellrothen Bande im Knopfloch. Er brachte ein Hoch dem Fürſten.

Nach einer Weile erhob ſich ein anderer Mann, klingelte und brachte dem Baumeiſter ein Hoch! Dann ein Dritter dem Wirth. Alle riefen gern mit, denn es gebührte den Gefeierten.

Nun war auch ein Freund des Gevattersmanns bei dem Feſteſſen, und in ihm regten ſich Gedanken, die er kundgeben wollte. Er machte ſich vorher im Kopfe einen Entwurf davon und ungefähr ſo:

„Ein ſchönes Werk, ja ich möchte ſagen, ein heiliges iſt vollendet. Denn Alles, was die zerſtreuten Kinder der großen Menſchenfamilie in Friede zuſammen führt, iſt ein heiliges Thun. Tauſend und aber tauſend Hände regten ſich draußen in Wald und Feld, ſchaufelten die Erde auf und legten den eiſernen Steg. Das iſt die

Grundlage zu einer neuen Weltordnung, deren Ende wir noch nicht abſehen können. Die verſchiedenen Stämme Eines Volkes werden ſich dadurch leichter kennen, verſtehen und liebend aneinander ſchließen lernen. Manches Vorurtheil wird mit dem Rauche dahin verfliegen. Die verſchiedenen Völker werden ſich immer näher rücken und in Frieden einander achten. Wer weiß, zu welchem Ziele der Weltgeiſt auf dieſen eiſernen Bahnen ſchreitet. Aber ſchon jetzt genießen wir eine Frucht des Zuſammenhalts, eine Vereinigung der Kräfte zum Genuſſe der Schönheit. Säulen ragen empor und tragen die Wölbung eines Tempels. Eines Tempels? fragen Sie, meine Zuhörer. Ja, wo die Freude ſich niederläßt, wo der Bruder dem Bruder ins Auge ſchaut, ein Wort des Verſtändniſſes von den Lippen ſtrömt, wo die Menſchen ſich erquicken und einander friedlich die Hände reichen, da iſt ein Tempel. Ein neues Leben thut ſich auf in unſerem Thale.

Drüben gleiten ſtill die Schiffe,
Auf des Stromes ew'gem Lauf,
Und mit wiehernd ſchrillem Pfiffe
Jauchzt das Dampfroß hier herauf;

Schnaubt die Wolken in die Lüfte,
Stampft die funken-ſprüh'nde Schien',
Rollt durch Feld- und Felsgeklüfte
Sehnſuchtsſchnell die Brüder hin.

Ja, ſchnell wie der Gedanke der Sehnſucht rollen die Wagen dahin, und dieſe Fahrt iſt zugleich ein kleines Abbild des ganzen Menſchenlebens. Mancher ſitzt beſtändig im Zugwinde und es wird ihm nie recht behaglich; mancher ſitzt mit dem Rücken, ſtumm gegen Diejenigen gekehrt, deren Blicke ihn freundlich ſuchen; manches verſtändigende Wort wird von dem Geraſſel übertäubt. Mancher ſitzt vom Lärm verdumpft und kann ſeine Lebensgeiſter nicht ſammeln. Mancher hat ſein Beſtes und Nothwendigſtes vergeſſen, aber er kann nicht mehr umkehren, er wird unaufhaltſam vom Zuge fortgeriſſen; der Einzelne gilt hier nichts mehr, er muß ſich fügen in die große Bewegung. Und am Ende — findet mancher erſt am Ziele ſeinen Freund und Genoſſen, mit dem er unbewußt den gleichen Weg gemacht hat. Iſt das nicht ein Abbild des Lebens? Geht es nicht auch auf unſerer Lebenslaufbahn ſo? — Hier aber, in dieſen Hallen ſollen ſie traulich bei einander ſitzen und den raſchen Weg ſegnen, der ſie aus weiter Ferne zuſammen führte.

Hallen ſind aufgerichtet und Säulen ragen empor und tragen die Wölbung eines Palaſtes. Eines Palaſtes? fragen Sie, meine Zuhörer. Wird ein Fürſt hier einziehen in ſeiner Majeſtät? Ja, ein Fürſt wird einziehen mit ewiger Majeſtät, das iſt das Volk. Vor Zeiten war alle Pracht und aller Glanz, alles ſchöne Erzeugniß der Kunſt nur einzelnen Bevorzugten zum Gebrauche hingegeben; das Volk durfte kaum einen Blick hineinwagen. Das große majeſtätiſche Wort unſerer Zeit aber heißt: Vereinigung, heißt Einheit. Jetzt erhalten wir ſolche Paläſte (und es wird deren immer mehr zu gemeinnützigen Zwecken geben), die dem ganzen Volk zum Genuſſe ſeines Daſeins erbaut ſind. Und ſind wir auch nur vorüberziehende Gäſte in dieſen Räumen, wir ſind ja Alle nur vorüberziehende Gäſte in dieſen Erdenräumen. Und dürfen wir uns nur eine kurze Spanne Zeit dem Glauben hingeben, dieß ſei unſer Eigenthum — wir erquicken uns an der Schönheit und Größe der Natur, ohne ſie buchſtäblich unſer eigen nennen zu müſſen. Noch andere und immer mehr Gebilde der Größe und Schönheit werden auferſtehen, die keinem Einzelnen, ſondern Allen angehören, zum heitern Genuſſe. Die großen Völker des Alterthums, die Griechen, die Römer, hatten in ihren guten Zeiten kleine Wohnungen zu ihrem Privatgebrauche; noch heute aber bewundern wir die prachtvollen Bauten, die der Gemeinſamkeit geweiht waren. „Das Schöne, das Große, vor Allem für die Geſammtheit, für das Allgemeine!" Das ſei der Wahlſpruch der neuen Zeit. Grüßen wir darum dieſen Geiſt, der jetzt, wenn auch vereinzelt, und ohne daß er's recht weiß, beginnt, Prachtgebäude für das Volk zu errichten. Möge er auf heiterem, friedlichem Wege ſeinem Ziele entgegen reiſen. Der Geiſt der edlen Gemeinſamkeit lebe hoch!"

So hatte ſich der Freund des Gevattersmanns ſeine Rede ausgedacht. Kaum aber war er mit dieſem Ausdenken fertig, da brachte ein luſtiger Kumpan der Köchin, als der Heldin des Tages, ein Hoch. Sie mußte erſcheinen, in Schürze und Haube, und wurde mit Halloh begrüßt. Nun ging es an ein ewiges Hochrufen. Die Leute ſprachen ſo leiſe, daß man nicht hörte, was ſie meinten, und doch ſchrie Alles ins Blaue hinein: Hoch! Hoch und abermals hoch!

Fragſt du nun, warum hat dein Freund die Rede nicht doch gehalten? Vielleicht hätte er der Sache eine beſſere Wendung gegeben? Das hat der Gevattersmann auch geſagt. Der Freund aber war ärgerlich, daß wir Deutſchen nicht beiſammen ſein können, ohne alsbald in nichtigen Lärm überzugehen; daß die Leute ſich's gefallen ließen, wie ein luſtiger Bruder ſie zu Narren machte, und dann fürchtete der Freund, kaum angehört oder ausgelacht zu werden. Er ſieht aber jetzt ein, daß man ſich vor dieſer Gefahr nicht ſcheuen darf, wenn man etwas Rechtes an den Mann bringen will. Darum hat er auch die Rede hergegeben, daß ſie gedruckt werde, und es wird ihn freuen, wenn man ein gutes Korn darin findet.

Von großen und kleinen Kindern.

„Komm' zu mir her, ich will dir aufhelfen," ſagte ein ſpottſüchtiger Knabe zu ſeinem Schulkameraden, der nieder gefallen war und ſeine Schiefertafel zerbrochen hatte. Er aber blieb ruhig ſtehen, und ließ den Andern ſich in ſeiner Noth abarbeiten.

Geht es nicht auch ſonſt im Leben bei den erwachſenen Menſchen ſo? Iſt es nicht oft, als ob man einem Gefallenen oder Hülfloſen zuriefe: Komm her, ich will dir aufhelfen — ſtatt, daß man raſch ihm beiſpränge?

* * *

In Mainz und anderen mittelrheiniſchen Städten gehen im Frühling Knaben durch die Straßen, bieten Waldmeiſter zum Verkauf und rufen: „Kafe Sie ah Maikräuter." Andere Knaben, die das hören, rufen es ihnen lange nach, gleichfalls dahin wandelnd. Es thut dem Menſchen gar wohl, einmal aus voller Bruſt einen Ruf in die Welt hinein erſchallen zu laſſen, und ſei es auch nur, um das Einerlei des ſtummen Dahinſchleichens zu unterbrechen. — Wenn nun die bloß nachſpottenden Knaben ſo riefen, kamen oft Leute aus den Häuſern und wollten das Ausgebotene wirklich kaufen. Die Kinder aber ſtanden verblüfft da oder nahmen Reißaus.

Es geht auch in der großen Welt ſo. Manche hören den Ruf der Zeit: von Liebe zur Freiheit, zum Vaterlande, zu Recht und Vernunft u. ſ. w., und ſie freuen ſich auch, mit rufen zu können und laſſen ihre Stimme laut erſchallen. Wenn dann die Leute kommen und wollen ſich aneignen, was ſie als gut und nothwendig ausbieten — haben ſie oft nichts, ſie haben bloß den Ruf eines Andern nachgeäfft. Drum, wer ſeine Stimme laut erheben will, muß etwas vorbringen, was er wirklich hat, was er kennt und einſieht, und darf nicht bloß kindiſch in den Tag hinein rumoren.

* * *

„Es ſitzt einer hinten oben!" rufen die Kinder dem Kutſcher zu, der durch das Dorf fährt, wenn ſich einer aus ihrer Mitte als blinder Paſſaſchier auf den hintern Tritt des Wagens geſetzt hat. Thun ſie das aus Gerechtigkeitsliebe? Selten; meiſtens aus Neid — ſie möchten gerne ſelber da oben ſitzen und ſich fortrollen laſſen — oft auch aus Muthwillen; ſie wollen gerne ſehen, wie die Peitſche des Kutſchers herüberlangt und den Aufdringling verjagt, daß er oft zu Boden fällt.

Gar Viele ſchreien aus ähnlichem Neid und ähnlichem Muthwillen, wenn ſich Einer auf den Staatswagen geſetzt hat und ſich von ihm fortrollen läßt, dem Regierungskutſcher zu: „Es ſitzt einer hinten oben!"

Nur Diejenigen aber meinen es wirklich gut, die ſelber nicht als blinde Paſſaſchiere hinauf wollen, und die da wollen, daß dem Staatswagen nicht mehr aufgeladen werde, als er zu ziehen Willens iſt.

Wach' in's Gewehr!

Wurde ein Soldat beim Unterrichte gefragt: „Warum rufſt du (man hat in dieſem Lande das vertrauliche Du) warum rufſt du die Wache in's Gewehr, wenn ein großer geſchloſſener Zug von vielen Menſchen vorüber zieht?" Der Soldat erwiederte: „Es könnt' ja auch ein Stabsoffizier in Civilkleidern darunter ſein." Der unterrichtende Offizier lächelte und erklärte: „Eine große Menſchenmaſſe hat immer Anſpruch auf Achtung und Ehrenbezeigung. Wenn einer allein auch ſchwach und unbedeutend iſt und nicht viel gilt, ſo ſind ſie doch ſtark und bedeutend und gelten viel, wenn deren Viele bei einander ſind."

Du, Ihr, Sie.

Das ſind drei verſchiedene Arten, wie die Menſchen einander anreden, und im Grunde genommen, iſt es lächerlich; denn bei Lichte betrachtet iſt ein Menſch nicht mehr als der andere. Aber ſo geht's nun einmal. In den kleinſten Dingen, wo wir's kaum mehr merken, ſteckt ein Stück alt hergebrachten Unſinns oder auch Sklaverei. Das läßt ſich nicht ſo ſchnell ändern, aber gut mag's ſein, wenn man einſtweilen darüber nachdenkt. Wir müſſen uns ja überhaupt vor der Hand meiſt damit begnügen, uns das Rechte auszudenken, und wenn Alle das Rechte ausgedacht haben, dann wird's auch bald da ſein.

Alſo: das Natürlichſte wäre, daß Jeder den Andern mit du anredet; ſagt man ja auch zu dem Vater unſerer

Aller, zu Gott, ganz einfach du. Die Menſchen aber, die ſperren ſich gar gern von einander ab, und ſei's auch nur mit Redensarten. Bei den alten Völkern, bei den Juden, Griechen und Römern ſagte Alles du zu einander. Heutigen Tages aber würden Viele glauben, alle menſchliche Ordnung müßte über den Haufen fallen, wenn das bei uns ſo wäre; und doch iſt es nur Gewohnheit, rein weiter nichts.

Bei uns Deutſchen iſt das Du noch am häufigſten. Engländer und Franzoſen gebrauchen es nur äußerſt ſelten. In Spanien ſagen alle Granden d. h. Adelige, friſchweg du zu einander, gerade, wie jeder regierende Fürſt einen andern Fürſten als Vetter anredet; ſie ſind aber auch meiſt verwandt mit einander.

In Deutſchland haben wir eine beſondere Feierlichkeit, wenn zwei Menſchen anfangen, ſich zu duzen; ſie iſt hauptſächlich auf Univerſitäten gebräuchlich. Da ſtoßen zwei Jünglinge, die Brüderſchaft ſchließen, ihre Gläſer gegenſeitig an, kreuzen die Arme, trinken ſo die Gläſer aus bis auf den Grund, küſſen ſich und ſagen fortan du.

Das ſteht im Allgemeinen feſt: Jeder hat das Recht, ſo zu erwiedern, wie er angeredet wird. Wie du mir, ſo ich dir, tritt vor Allem hiebei in Kraft. Wer mit du angeſprochen wird, erwiedert mit du. Das iſt recht und billig. — Man ſage nicht, das ſei eine kleine unbedeutende Sache. Nein, ſo geringfügig die Sache auch ſei, Jeder muß in allen Dingen das Recht behaupten, das ihm zuſteht. Und es giebt ein Gefühl der Gleichheit, ein Gefühl ſeiner Menſchenwürde, wenn einer vom Andern ſo angeredet werden muß, wie er erwiedert. Wer ſich nicht als Knecht verdungen hat, ſo daß er ſich von ſeinem

Herrn was gefallen laſſen will, der halte auch hierin ſtreng auf ſein Recht. Das iſt auch eine Zierde des öffentlichen Gerichtsverfahrens, daß der Richter den Angeklagten manierlich anredet. Man hat ſelbſt bei dem Verbrecher kein Recht, ihn noch eine weitere Strafe — durch die barſche Anrede — treffen zu laſſen, ſondern nur die Strafe, die im Geſetze ſteht.

Es iſt allerdings ein Vorzug von uns Deutſchen, daß das Du bei uns noch gebräuchlicher iſt, es iſt herzlicher, inniger; da es aber nicht allgemein iſt, ſo dient es wieder nur dazu, um unrechtmäßige Unterſchiede zu machen. Eine weniger herzliche Anredeweiſe, die aber bei Hoch und Nieder gleich iſt, wäre beſſer. Man redet oft den Einen mit Sie und den Andern friſchweg mit du an, weil der Eine einen guten und der Andere einen ſchlechten Rock an hat. Iſt das nicht ſchmählich? In Frankreich, wo das Du nicht gebräuchlich iſt, werden alle Soldaten von den Offizieren mit Sie angeredet. Haben darum die franzöſiſchen Soldaten weniger Gehorſam, oder wie man's nennt: Subordination? — Und warum ſoll ein Bürger als Soldat anders angeſprochen werden als ſonſt im Leben? Ich weiß wohl, es giebt viele Untergebene, die es wünſchen, mit dem traulichen Du angerufen zu werden. Gegen den freien Willen läßt ſich nichts ſagen, aber ohne daß er ausgeſprochen iſt, darf man ihn nicht vorausſetzen.

Dagegen giebt es auch Menſchen, die überaus höflich ſind, wo es gar nicht hingehört. Es kommt ein Mann etwas zu ſpät in die Kirche und er fragt ſeinen Nachbar: „Welches Lied wird geſungen?“ „Sie ſind ein Menſch,“ iſt die Antwort. Der Verſpätete blättert hin und her, und kann das Lied nicht finden. Der Nachbar nimmt ihm nun das Geſangbuch aus der Hand und ſagt: „Unter dem D müſſen Sie ſuchen.“ Er zeigt ihm nun das Lied und es heißt: „Du biſt ein Menſch“ u. ſ. w.

Man gebraucht ſehr häufig andere Redeweiſen als Du, um einen Zaun um ſich zu ziehen, damit der Andere einem nicht zu nahe komme, ſowohl im Beweiſen von Zutraulichkeiten, als auch in heftigen feindſeligen Auftritten. Man kann in der Regel nicht ſo grob, ſo heftig auf einen losfahren, wenn man Ihr oder Sie zu ihm ſagt. Das ſetzt noch meiſt eine Scheidewand feſt.

Das „Ihr“ iſt ſelten mehr gebräuchlich, außer auf Dörfern und in Stadtfamilien, die noch an alter Sitte hängen. Es iſt lächerlich, daß man einen einzigen Menſchen anredet, als ob er ein ganzes Dutzend wäre. Man ſagt vielleicht gerne Ihr zu dicken Menſchen, weil man mehre daraus machen könnte; oder auch zu ſolchen älteren Leuten, die ſchon vielerlei durchgemacht und verſchiedene Perſonen vorgeſtellt haben; ſei es, daß ſie ſich in manchen Stellungen als gut bewährt haben, oder auch als ſchlimm. Es giebt in der That Menſchen, die ſchon ein dutzenderlei Perſonen geweſen, freiſinnig und knechtiſch, ſittlich und liederlich u. ſ. w., da kann man gut Ihr ſagen.

Dagegen wird es auch noch meiſt als Zeichen der Hochachtung gebraucht, und in vielen Dörfern ſagen ſogar die Kinder zu Vater und Mutter — Ihr, und in manchen Städten — Sie. Bei den Franzoſen und Engländern ſagt Alles Ihr zu einander, denn Wu und Ju (vous und you) heißt ihr. Wir Deutſchen überſetzen es blos mit Sie.

Wenn einmal eine ehrerbietige Redensart gebraucht werden ſoll, ſo wäre das Ihr viel geſcheiter als das abgeſchmackte Sie. Da redet man einen einzigen Menſchen an, als ob es viele wären, die gar nicht zugegen ſind. Iſt das nicht die Krone aller Lächerlichkeit?

Wir Deutſchen haben aber noch eine ſchöne Redensart, die kein anderes gebildetes Volk hat; ich meine das Er. Da will der ſogenannte Höherſtehende den niederer Geſtellten nicht einmal mit einem Worte berühren, er will ſich gar nicht mit ihm abgeben, er ſpricht zu ihm wie durch einen Dritten, und das nennen viele Leute Bildung.

Der Kindesmord.

Eine traurige Geſchichte.

Es ſitzen drei Freunde in ſtiller Nacht bei der hell brennenden Lampe. Draußen wirbelt der Schnee, aber in den Herzen der Männer lodert ein ſtilles Feuer.

Sie haben vom Vaterlande geſprochen, von ſeinen Schmerzen und Hoffnungen; die Gläſer ſtehen unberührt vor ihnen, auf ihren Angeſichtern liegt der Gram und ſtumm ſitzen ſie einander gegenüber ...

„Wißt Ihr was?“ ſagte der Jüngſte, der es liebte, von tiefer Betrübniß in Scherz über zu ſpringen. „Wißt Ihr was? Wir wollen uns dran machen, eine Preisfrage zu beantworten. Der Verein gegen Thierquälerei hat die Preisaufgabe geſtellt: ein Mittel zu finden, wodurch man die Hunde von gewiſſen Thieren, Flöhe genannt, befreien könne, ohne die Flöhe ihres Rechtes zu exiſtiren, zu berauben, d. h. ohne ſie zu tödten? — Was meint Ihr dazu? Ich ſchlage einen Verein zur Auswanderung der Flöhe vor: man fängt ſie alle, bindet ſie in einen Sack, und es iſt nur noch die Frage: ob wir ſie nach den Donaumündungen, oder nach Amerika ſchicken, um dort eine Kolonie anzulegen."

„An dieſen Vereinen gegen Thierquälerei," ſagte der Andere, ein Mann mit grau gemiſchtem Barte, „da haben wir wieder ein Beiſpiel, wie die Niederträchtigkeit und Heuchelei ſo vieler Menſchen es wagt, ſich und Anderen was vorzugaukeln, ſich den Schein des Guten beizulegen. Menſchen, die ſich demüthig bücken, wenn die Rechte des Volkes zertreten werden, weiche Butterſeelen, die vor jedem Sonnenblick hoher Gnade zerfließen möchten, die die Achſel zucken über Jeden, der durch Wort und That für das einſteht, was er für Recht hält — ſolche Menſchen laufen einem Wagen nach, worauf Schlachtkälber liegen, und erforſchen genau, ob die Kälber auch menſchenfreundlich gebunden ſind; ja, ſie rufen am Ende die hohe Polizei, die Beſchützerin aller Menſchenfreundlichkeit und Güte, zu Hülfe! Was ſollen uns jetzt die Thierquälervereine? Ein wohlerzogener, freier Menſch wird nichts bedrücken, was ihm untergeben iſt; er wird einſehen, daß jedes Weſen auf der Welt ſein Recht hat, das man ihm nicht durch Gewalt verkümmern darf; er wird alſo auch kein Thier muthwillig quälen und bedrücken. — Aber das iſt es eben. Man ſpielt den Menſchen eine Kinderraſſel in die Hand, um ſie vergeſſen zu machen, daß ſie noch 'was Anderes zu fordern das Recht haben."

„Ich wüßte auch noch ſo ein Anderes," ſagte der Dritte, der ein Arzt war. „Die ganze heutige gebildete Welt ſtützt ſich auf einen geregelten Menſchenmord."

„Meinſt du die Todesſtrafe?"

„Nein, oder doch, man wird bei der Geburt zum

Tode verurtheilt. Ihr wißt, ich bin hier ſeit fünf Jahren an der Gebäranſtalt angeſtellt. Tauſende von unglücklichen Geſchöpfen ſehen hier der ſchweren Stunde entgegen, da ſie einem neuen armſeligen Weſen das Leben geben. Die meiſten Mütter werden dann als Säugammen in die Häuſer der Reichen gezogen; ſie geben ihr eigenes Kind einer ſogenannten Ziehfrau, und bezahlen wöchentlich einige Groſchen dafür. Es ſind verwilderte und leichtſinnige Geſchöpfe unter den Müttern, denen es lieb iſt, wenn ihr Kind bald ſtirbt; denn von zehn ſogenannten Ziehkindern ſtirbt die Hälfte in den erſten vier Wochen."

„Iſt das wahr?"

„Ich habe vielleicht noch die geringſte Zahl angenommen. Die Ziehmütter, meiſt alte, hartherzige Frauen, haben oft fünf, ſechs und mehr ſolcher Kinder in Verwahrung. In der erſten Zeit kochen ſie ihnen wohl beſonders, dann aber müſſen ſie miteſſen, was der ärmliche Tiſch bringt. Der junge Magen kann das nicht annehmen und verdauen, die Kinder ſchreien und ſchreien erbärmlich, ſie nehmen nichts mehr zu ſich, zehren ab zum Gerippe und nach wenigen Tagen ſind ſie — Hungers geſtorben."

„Entſetzlich!"

„In einer nordiſchen Hauptſtadt, wo reich begabte Anſtalten zur Bekehrung der Hottentotten ſind, wo die zarten Frauen gar fleißig Hoſen ſtricken, um die ſchamloſen Wilden zu bekleiden — in dieſer Stadt war vor wenigen Jahren eine peinliche Unterſuchung gegen einen alten Unteroffizier, der mit ſeiner Frau ein ähnliches Geſchäft betrieb. Der gute Schnurrbart kommandirte die Kinder, wenn ſie ſchrien, ganz ordonanzmäßig; die unverſtändigen Rekruten hatten aber keinen Appell, und er machte ſich ſelber zum Kriegsgericht und diktirte eine Prügelſuppe, dann machte er ſich ſelber zum Korporal und prügelte die Kinder, bis ſie ſtill waren. Sie waren bald ganz ſtill. Der gute Schnurrbart hatte nicht mehr gethan, als was täglich geſchieht; er hatte die Kinder getödtet, ſtatt daß man ſie ſterben macht. Wozu ſollen auch die gemeinen Racker leben? Etwa um den Vornehmen zwiſchen die Füße zu rennen, wenn ſie ſpazieren gehen wollen?“

„Du biſt fürchterlich mit deinem kalten Spott,“ bemerkte der Jüngere dem Arzt, „du biſt ſtumpf geworden gegen dieſes himmelſchreiende Elend.“

„Ich berichte nur, was geſchehen iſt und geſchieht. Ich könnte dir aber eine Geſchichte erzählen, die den ganzen Jammer und die Rache eines verirrten geraden Gemüthes darſtellt. Habt ihr Muth, ſie zu hören?“

„Muth? Erzähle! Erzähle! Nichts darf zu grauſenhaft ſein, wenn es die Wahrheit zu Tage fördert.“

„Nun wohlan. Es ſind jetzt drei Jahre her, es war eine Nacht wie heute, ein Schneegeſtöber, das faſt den Athem benahm; man konnte ſich kaum in den gasbeleuchteten Straßen der Stadt zurecht finden. Ich war zu dem reichen Kaufmann F—r geladen. Der Mann lebte glücklich, was man ſo nennt. Er hatte eine jener Parthie-Heirathen geſchloſſen, die ſich in Stadt und Land tauſendfältig finden, und die einſt eine Frau zu der Aeußerung brachte: „wenn du nicht mein Mann wäreſt, gingeſt du mich ja gar nichts an.“ Kurzum, der Mann war glücklich, und jetzt doppelt, denn ſeine Frau trug eine frohe Hoffnung unter dem Herzen. Als ich in den runden Saal trat, wurde eben der Thee herum gereicht. Es waren nur die beiderſeitigen Schwiegereltern und eine Schweſter der Frau zugegen. Die ganze Zimmerreihe des Hauſes war geöffnet, geheizt und erleuchtet. Die junge Frau ſollte ſich Bewegung machen, und ſie ging nun ab und zu durch die Zimmer. Man hörte keinen Tritt auf den weichen doppelten Fußteppichen. Ich ſetzte mich zur Geſellſchaft. Die Mütter nähten an Kinderzeug von weichem Linnen, die Schweſter häckelte eine Decke von geſchmeidiger Wolle; in der Ecke ſtand eine Wiege, von grünſeidenem Vorhange überdeckt. So oft die Frau, den Befehlen der Mutter gemäß, ſich in den anſtoßenden Zimmern bewegte, ſprach man von der ſchweren Stunde, welcher Alle mit Bangen und Entzücken entgegen harrten. Sinn und Herz Aller war damit beſchäftigt, den kleinen Weltbürger weich und warm zu betten. Ich wurde beſonders beordert, für eine gute und geſunde Amme zu ſorgen. Die Schweſter, eine kluge und edle junge Frau von ſtarkem Geiſte, wenn auch von ſchwächlichem Körper, ſagte: „Ich konnte mich nie dazu entſchließen, eine Amme zu nehmen. Ich hätte gewünſcht, daß Adele es auch nicht thäte. Es empört mich immer, wenn ich ſehe, wie man dieſe Ammen hätſchelt und verdirbt: ſie werden wie Königinnen behandelt, dürfen nichts Unangenehmes erfahren und müſſen immer das Beſte haben, und was ſoll ſpäter aus ihnen werden? Und welchen Einfluß muß das auf die anderen weiblichen Dienſtboten haben? Sie, die ſich von Vergehen rein halten, müſſen den Gefallenen und Leichtſinnigen unterthänig ſein, müſſen allen ihren Launen und Anmaßungen nachgeben. Das iſt ſittenverderbend und empörend.“ Die Frau wurde etwas barſch von der Mutter zurecht gewieſen und eine Schwärmerin genannt. Ich hatte noch das Vorurtheil des Mannes zu widerlegen, der den allgemeinen Irrthum vorbrachte: Eine Frau bleibe länger ſchön, wenn ſie ihre Kinder nicht ſelbſt ſänge. Ich zeigte ihm das Falſche und Naturwidrige dieſer Anſicht.

Die junge Frau war hinzugetreten und, um ſie nicht aufzuregen, mußte von anderen Dingen geſprochen werden. Man ſang, man erzählte luſtige Geſchichten, um ſie heiter zu machen. Das ſchöne junge Weib, das ſtill daſaß, ſein ſelbſt vergeſſen und nur der Zukunft gedenkend, glich einer Heiligen. Denn eine Frau, die ein zweites Leben unter dem Herzen trägt, iſt eine Heilige; ſelbſt die Roheſten und Wildeſten begegnen ihr mit Ehrfurcht.

Ich ſchied ſpät in der Nacht aus dem Hauſe. Auf der teppichbelegten Treppe dachte ich, wie glücklich dieſes kommende Geſchöpf ſei; wie viel liebende Arme, wie viel freudig glänzende Augen ſich ihm zuneigen. Auf der Straße warf mich das Schneegeſtöber faſt nieder, denn ich war ſo in Gedanken dahin gegangen. Mit Schnee und Wind kämpfend war ich endlich an meiner Wohnung in der Gebäranſtalt angekommen. Als ich die ſteinernen Stufen hinanſteigen will, da erhebt ſich Etwas mir zu Füßen. Mir ſtehen alle Haare zu Berge. „Was iſt da?“ rufe ich. „Ach Gott!“ erwiedert es, „um Gotteswillen erbarmen Sie ſich meiner.“ „Wer ſind Sie?“ „Elend! Elend!“ erwiedert es mit kläglicher Stimme. „Ich muß ſterben, ich und mein Kind.“ — „Ich ſehe nun beim Scheine der Lampe ein Mädchen, deſſen Haupt mit einem großen, rothen Tuche umwunden iſt; ſie wiſcht ſich den Schnee aus dem Geſichte. Ich klingle ſchnell. Die Arme umfaßt meine Kniee und ruft ſchluchzend: „Ach Gott! wir ſollen nicht ſterben. Ich komme heute ſechs Stunden her von G . . . Ich habe es nicht mehr ausgehalten. Sie haben mit Fingern auf mich gedeutet. Hier im Wirthshauſe haben ſie mich ausgelacht und wollten mir keine Herberge geben; ein roher Burſche wollte mich mißhandeln, und ich ging fort. Ich habe nicht mehr gewagt, an einem andern Wirthshauſe anzuklopfen, und da habe ich hier gewartet, bis unſer Herr Gott einen guten Menſchen ſchickt."

So ſprach das Mädchen unter Weinen und vom Froſte geſchüttelt, bis endlich der Hausmeiſter öffnete, Ich ließ eine Wärterin wecken, die Fremde in's Bett bringen, verordnete Alles, und nach einer Stunde lag ſie in feſtem Schlaf, nur bisweilen zuckte ihr Körper krampfhaft auf.

Ich konnte lange nicht einſchlafen. Mich quälte ein Gedanke, den ich nicht zu faſſen vermochte: Was hegte wohl der Weltgeiſt in ſich, Er, der mit einem einzigen Blicke die in Wohlleben und Liebe eingehüllte Mutter dort, und die auf den ſchneebedeckten Stufen Hingeſtreckte hier — mit Einem Blicke überſchaute? .... Ich konnte den Ausweg nicht finden und beruhigte mich endlich in dem zuverſichtlichen Glauben, daß der ſcheinbaren Verwirrung eine tiefe Ordnung zum Grund liegt, die ſich erſt herausarbeiten muß; daß der höhere Geiſt, der Alles regiert, ſeine verborgenen Wege wandelt.

Ich ſollte ſchaudernd das Ziel ſehen.

Am andern Morgen fand ich die Fremde gekräftigt und faſt ganz hergeſtellt. Auch mich hatte jene Weichmüthigkeit verlaſſen, die mich geſtern Abend ſo beklommen gemacht. Ich trat zu der Fremden in das Zimmer. Ich wußte ſchon im Voraus, welche klägliche Geſchichte, mit Seufzern eingefaßt, ich hören würde. Ich bin ſchon zu oft betrogen und getäuſcht worden, um nicht ſtreng auf der Hut zu ſein. Das iſt der Jammer, daß Lüge und Betrug uns oft gegen die Wahrheit verſchloſſen und blind machen. Und doch ſollte es Grundſatz aller Menſchenfreunde ſein: lieber gegen zehn Unwürdige edelmüthig zu handeln, als einem einzigen Braven die verdiente Liebe und Güte zu entziehen. Dem iſt aber nicht ſo, und es iſt nur gut, daß wir oft minder klug ſind, als wir ſein möchten; daß das unverdorbene Herz mit den weiſen Mahnungen des Kopfes oft davon läuft.

Ich traf die Fremde heiter und wohlgemuth, ſie dankte mir mit aufrichtigen Worten. Sie war — nach ihrer Ausſage — die Tochter eines begüterten Bauern, der durch ſchlechte Wirthſchaft und öftern Wechſel des Wohnorts in Armuth verſunken war. Sie hatte noch beſſere Tage im elterlichen Hauſe geſehen. Vater und Mutter ſind todt und das Mädchen — ſie hieß Chriſtiane — diente ſeit drei Jahren als Magd bei dem Poſtmeiſter zu G... Hier gerieth ſie zu Fall mit einem Knechte. Sie weinte bitterlich als ſie dieß ſprach, dann aber trocknete ſie ihre Thränen und ihr Auge glänzte hell, als ſie von ihrem Bräutigam (ſo nannte ſie ihn ſtets) erzählte. Sie ſchilderte ihn als einen kernbraven und arbeitſamen Menſchen, ſie konnte ſeines Lobes nicht ſatt werden. Er wollte ſie heirathen, aber da ſie beide ganz ohne Vermögen waren und nichts als arbeitſame Hände hatten, erhielten ſie nirgends die Bürgerannahme. Sie ſprach von den Nächten, die ſie einſam durchgeweint, und wie ihre Mutter im Grabe keine Ruhe finden könne, weil ihre Tochter vom

Wege des Rechten abgegangen ſei. Sie erzählte, wie ihr Bräutigam ſich ein Leid anthun wollte, aus Kummer über das Vergehen. Dann aber ſagte ſie wieder: „Unſer Herrgott will mich ſtrafen für meine Sünden. Ich will gerne Alles über mich nehmen, wenn nur das arme, unſchuldige Geſchöpf uns erhalten wird. Ich will gerne arbeiten, bis mir das Blut unter den Nägeln hervor läuft, und ich und mein Bräutigam werden in einigen Jahren ſchon ſo viel verdienen, daß wir nach Amerika auswandern können.“

Ich geſtehe, dieſe Geſchichte rührte mich wenig; ich habe deren ſchon ſo viele, halb aus Wahrheit, halb aus Lüge geſchmiedet, erfahren. Als aber nach wenigen Tagen der Bräutigam eintraf, ein ſchmucker Burſch mit trotzigem Geſichte, der aber jetzt ſo zerknirſcht war wie ein Verbrecher, als er mir mit zitternder Hand einige Groſchen geben wollte, und in der Furcht vor Beleidigung ſagte, ich könne dafür Chriſtianen einige ſchmackhaftere Suppen kochen laſſen; da gewann ich eine beſſere Anſicht von dem Verhältniß dieſer beiden Leute. Der Burſche gefiel mir beſonders wohl. Es war einer jener Menſchen, die nicht zu danken gewohnt ſind, denen die demüthigen Worte ſchwer vom Munde gehen, weil ſie lieber nur das empfangen, was ſie mit Recht fordern können. Ich geſtehe, ich liebe ſolche Naturen. Es iſt ſo viel Bettelhaftigkeit und Kriecherei in der Welt, daß es mir wohl thut, ſelbſtändigere Naturen zu ſehen, die eine Freundlichkeit und Güte frei hinnehmen, wie wenn ſie ſagen wollten: Wenn ich in den Fall komme, Dir was zu erzeigen, ſoll's gerade ſo gern geſchehen.

Am zehnten Tage nach ihrer Ankunft genas Chriſtiane eines kräftigen Knaben. Die Freude, die ſie beim Anblicke des Kindes hatte, iſt unbeſchreiblich. In dieſer Minute wich alle Trauer und alles Ungemach von ihr: ſie war ganz eine glückliche Mutter. Und als ſie ſagte, das Kind ſei dem Vater wie aus dem Geſichte geſchnitten, da war ihr Angeſicht ſtrahlend von Glanz übergoſſen.

Acht Tage ſpäter gebar die Frau des Kaufmanns F—r gleichfalls einen Sohn. Ich ſchlug nun Chriſtianen vor, dort als Amme einzutreten, da ſie ein ſchön Stück Geld verdienen würde. Sie ſah mich mit aufgeriſſenen Augen an, drückte ihr Kind an ſich, und große Thränen ſtanden ihr in den Augen. Sie holte ſchnell Athem und konnte nicht ſprechen, endlich ſagte ſie: „Ich kann nichts darüber ſagen, mein Bräutigam kommt heute zur Taufe.“ Das Kind wurde getauft, ich ſollte zu Gevatter ſtehen, hatte aber keine Zeit, und aufrichtig geſtanden, auch keine rechte Luſt. Ich wäre Allerwelts-Gevatter, wenn ich alle Anerbietungen annehmen wollte. Zum Danke für mich erhielt indeß der Knabe meinen Namen: Anton. Der Bräutigam wollte das Kind mit auf ein Dorf nehmen, um es dort zu verſorgen, ich rieth ihm auch dazu; aber Chriſtiane machte zur Bedingung, daß, wenn ſie als Amme eintrete, ihr Kind in ihrer Nähe bleiben müſſe. Es ward einer bekannten Ziehfrau übergeben. Noch denſelben Abend brachte ich Chriſtiane in das Haus des F—r. Sie zuckte zuſammen, als ſie das fremde Kind an ihre Bruſt legen ſollte. Das gab ſich aber bald, und Chriſtiane wohnte wie eine Fürſtin in einem gleichmäßig durchheizten Gemache. Mit dem Kräftigſten und Nahrhafteſten wurde ſie geſättigt und getränkt, Alles war ihr zu Dienſten und das Kind des F—r (es erhielt den Namen Hermann) gedieh von Stunde zu Stunde. Chriſtiane ſah jetzt ganz hellfarbig und zart aus, ſie ſang und ſcherzte den ganzen Tag und hatte nicht Liebkoſungen genug für das Kind. Wir mußten oft über ihre Ausgelaſſenheit lachen. Es iſt wunderlich, wie erfinderiſch die Leidenſchaft in Liebes- wie in Scheltworten iſt. Da iſt nichts zu widerſinnig, was man nicht vorbringt. Wenn Chriſtiane ſich in Liebesworten gegen Hermann erſchöpft zu haben ſchien, fand ſie immer noch Neues und ſie ſagte, die Zähne übereinander beißend: „O du . . . du . . . goldene Linſenſupp, du . . . du . . . zuckrige Ofengabel u. dgl." — Glaubet nicht, Chriſtiane wollte den Schmerzensſchrei in ihrem Innern übertäuben; es iſt ein geheimer Zug der Natur, daß die Amme das Kind wahrhaft lieb gewinnt. Mir wurde Lobſpruch und Dank für die Beiſchaffung der guten Amme. Ich erhielt den Dank eines Sklavenhändlers. —

Der Winter ſchlug ſchnell in den Frühling um. Chriſtiane durfte mit dem Kinde in der Mittagsſtunde nach dem ſonnigen Paradeplatz gehen. Der Kaufmann F—r hatte ihr einen neuen, ſchönen Anzug von ihrer Bauerntracht fertigen laſſen. Chriſtiane wäre lieber in Stadtkleidern, in fremder Hülle ausgegangen; aber man liebt es, der Welt zu zeigen, daß man eine kräftige Amme vom Lande habe, und ſo mußte ſie die ſchönen Kleider anlegen. Sie trug das Kind, das in weiche, ſeidene Kiſſen eingehüllt und mit einer leichten Decke zugedeckt war, und hielt behutſam noch einen Sonnenſchirm, um die allzu eindringlichen Sonnenſtrahlen abzuhalten. Die junge Frau ſah zum Fenſter hinaus. Ich begegnete Chriſtianen, als ſie eben auf die Straße trat. Sie ſah ſich ſchon um und ſagte mir: ſie käme ſich wie verkauft und ausgewechſelt vor, als ob ſie eine fremde Perſon wäre, es ſei ihr ſo bang zu Muthe; ſie ſolle auf dem Paradeplatze den von der Börſe heimkehrenden Vater mit dem Kinde im Freien überraſchen.

Auf dem Paradeplatze waren noch mehre Genoſſinnen, meiſt leichtſinnige Geſchöpfe, die dem aufziehenden Militär mehr Aufmerkſamkeit widmeten, als den Kindern auf ihren Armen. Chriſtiane wurde nun gefragt, ob ihr Prinz ſchon Adje geſagt habe. Eine fieberhafte Angſt überfiel ſie jetzt. Sie hatte ihr Kind erſt Einmal geſehen, ſeitdem ſie es verlaſſen. Am Tage, als der reiche Taufſchmaus gefeiert wurde, brachte es die alte Ziehfrau und erhielt reiche Geſchenke an Eſſen und Trinken. Chriſtiane war damals ihrem Kinde gegenüber faſt ganz fremd; ein ſonderbares Gefühl hatte ſich ihrer bemächtigt, ihr Herz war wie verlarvt. Jetzt überrieſelte ſie ein eiskalter Schauer. Sie rannte durch feuchte, enge Straßen, hin zu ihrem Kinde. Sie fand es ſchreiend, allein in der Kammer, eine halb geſchälte geſottene Kartoffel lag auf ſeinem Bettchen; es war abgemagert und ſah gelblich aus. Als ſie jetzt den kleinen Hermann anſah, da (ſo erzählte die Ziehfrau) war es, wie wenn ſie ihn mit ihren Blicken tödten wollte. In dieſem Blicke lag: Sieh, dort iſt der Räuber, der dir deine Mutter, deine Nahrung, dein Leben raubt. Sie ſank an der Wiege nieder und ſchluchzte laut; die beiden Kinder ſchrieen mit. Dann erhob ſie ſich wieder, faßte ihr Kind, herzte und küßte es; ſie reichte ihm die Bruſt, aber es trank nicht; ſie hob es ſcherzend über dem Kopfe empor, und es ſchlug ihr wie ſpielend in's Geſicht. Sie zankte nun mit der Ziehfrau, und ſchnell übermannte ſie wieder die Angſt, ſie mußte nach Hauſe — und fort eilte ſie mit dem weich eingehüllten Hermann. Zu Hauſe mußte ſie einen tüchtigen Zank aushalten, ſo weit man eben gehen wollte, um dem Säugling nicht dadurch zu ſchaden. Alles war in höchſter Beſtürzung geweſen. Der Vater war von der Börſe nach Hauſe gekommen, man hatte das Kind nirgends gefunden. Chriſtiane wollte nicht ſagen, wo ſie geweſen war und gab vor, ſie habe ſich verirrt gehabt. Es ward nun beſchloſſen, ſie dürfe nie mehr allein ausgehen. Der kleine Hermann ſchrie und winſelte den ganzen Tag. Ohne meinen Willen ward ich der Verräther, wo Chriſtiane geweſen war. Die Erſchütterung, die ſie erfahren, hatte ihre Wirkung auf den Säugling geäußert. Man ſprach davon, Chriſtiane plötzlich aus dem Hauſe zu jagen; ich vermittelte und verſprach, ein wachſames Auge auf ihr Kind zu haben. Ich hatte ſolches bereits; aber was kann das hier helfen?

Chriſtiane war wieder ruhig und heiter wie zuvor. Am dritten Abende nach dieſem Vorfalle war F—r mit ſeiner Gattin bei den Eltern. Alles im Hauſe war ruhig. Chriſtiane ſang eines jener wehmüthigen Volkslieder, an denen wir Deutſchen am reichſten ſind. In dem Nebenzimmer arbeitete das Kammermädchen. Plötzlich eilte Chriſtiane an's Fenſter und riß es haſtig auf. Das Kammermädchen fragte durch die Thüre, was ſie mache, ſie ſolle ſchnell ſchließen, es käme ja Abendluft herein. Chriſtiane erwiederte: ob ſie nichts gehört habe, es ſei ihr immer, wie wenn Jemand unten auf der Straße ihren Namen rufe. Das Kammermädchen ſagte: es höre nichts, das ſei Einbildung. — Aber Chriſtianen ließ es nicht ruhen; ſie ſprang im Zimmer umher, wie ein Wild im Käfig. Sie blieb ſtehen und horchte nach dem Fenſter; Alles war ſtill, und doch hörte ſie jetzt wieder etwas. Sie öffnete die Thüre und ging hinaus. Draußen zog ſie die Schuhe aus, und ſchlich leiſe die Treppe hinab. Die Hausthüre war verſchloſſen. Chriſtiane öffnete ein Fenſter auf dem Flur und wollte hinaus, es war vergittert. Sie ſchlich nach dem Bedientenzimmer, es war glücklicherweiſe leer, das Fenſter unvergittert, und ſchnell war ſie auf der Straße. Kaum daß ihre Füße den Boden berührten, jagte ſie dahin, durch die Straßen. Der Nachtwächter, an dem ſie vorbeihuſchte, erſchrack heftig; unhörbar war ſie gekommen und verſchwunden. Fort eilte ſie und gelangte endlich zu dem Hauſe, wo ihr Kind war. Das Haus war offen, die Frau war ſo eben zu einer Nachbarin gegangen. Chriſtiane fand ihr Kind ruhig im Bette, es ſchrie nicht mehr, es ſtöhnte nur. Der Mond ſtand hell am Himmel und ſah auf die Mutter nieder, die thränenlos ſich über ihr Kind beugte. Die Ziehfrau kam herbei mit Licht. Chriſtiane ſtieß einen Schrei aus, der durch Mark und Bein ſchütterte, als ſie ihr Kind ſah; ſie raufte ſich die Haare, dann aber ward ſie ruhig, legte das Kind an ihre Bruſt und o Seligkeit! es ſchlug die Augen auf, langte mit dem Händchen nach dem Munde der Mutter und trank. Behutſam legte ſie es nieder und küßte die Decke, unter der es ſchlief, wenigſtens die Augen geſchloſſen hatte.

Ich war auf meinem Rundgange eben an das Haus gekommen, und als ich drinnen laut ſprechen hörte, trat ich ein. Chriſtiane eilte mir entgegen und rief jubelnd: „Mein Kind lebt! Mein Kind lebt!“ — Ich aber ſah den

Tod, der jede Minute dieſe Augen auf ewig ſchließen konnte. Ich wollte Chriſtianen bewegen, nach Hauſe zu gehen, ſie aber war ſtolz; oder in Gedanken verloren und hörte kaum auf mich. Sie ſang ein Wiegenlied und wiegte das Kind fort und fort. Ich fühlte nach dem Pulſe, er ſtand ſtill . . . Sie wiegte ein todtes Kind. Ich ſuchte nun mit Gewalt Chriſtianen zum Heimgehen zu bewegen, ich hoffte, es ihr noch zu verbergen; ſie aber faßte nochmals nach ihrem Kinde und ich ſah, wie eine Ohnmacht ihr durch den Körper rieſelte; ſie ſank lautlos auf die Wiege nieder. Als wir ſie wieder zum Leben gebracht hatten, lächelte ſie und ſagte: „Ja, es hat Adje geſagt, mein Antonchen, aber es hat doch von mir getrunken, ja, ja.“ So wendete ſie hin und her und ſchüttelte mit dem Kopfe, wie wenn ſie nach allen Seiten hin grüßen wolle. Ich hatte noch viel zu thun und befahl, daß Chriſtiane hier bleibe, ich würde ſie abholen. So durfte ſie nicht in's Haus des F—r zurück. Chriſtiane ließ mich ruhig gehen, als ich aber fort war, überredete ſie die Ziehfrau, daß ſie ſie begleite. Still wie ein Lamm ging ſie dahin auf der Straße.

Als ſie am Hauſe F—r's ankam, fuhr eben der Wagen durch das Hofthor. Chriſtiane ſagte: „Laß mich jetzt hinein!“ Und huſch war ſie davon. Sie ſchlich leiſe in die Kinderſtube, riß den kleinen Hermann aus dem Schlafe, küßte und herzte ihn und ſang ihm vor:

Schlaf mein Kindechen ſchlaf,
Dein Vater hüt't die Schaf',
Dein' Mutter —

Da öffnete ſich die Thüre, die Mutter trat herein. „Was macht denn mein Kind?“ fragte ſie.

„Dein Kind!“ rief Chriſtiane wildraſend. „Weg, weg, dein Kind, mein Kind, ja, dein Kind, der Mörder meines Kindes!“ Sie ſtierte wild vor ſich hin. „Mörder, Mörder!“ ſchrie ſie, und warf das Kind auf den Boden. Es ſtöhnte nur noch Einmal auf, es war todt.

Ich trat eben in das Zimmer. Das Kind lag mit zerſchmettertem Kopfe am Boden, die Mutter neben ihm ohnmächtig; Chriſtiane lief ſingend in der Stube umher. Ich war erſtarrt.

Noch dieſelbe Nacht wurde Chriſtiane in das Irrenhaus gebracht, es war ihr, wie man ſagt, die Milch in den Kopf geſtiegen. Nach vielen Wochen grauſenhafter Raſerei iſt ſie geſtorben.

Die Ehe F—r's iſt kinderlos geblieben; er iſt von hier weggezogen.

* * *

So erzählte der Arzt.

Entſetzlich! riefen die beiden Freunde nach einer Pauſe, und der jüngere fuhr fort: „Das iſt eine ſchreckliche Rache an einem Einzelnen für die Schuld von Tauſenden. Es iſt jämmerlich, wie wir mitten unter den ſchmählichſten Zuſtänden uns ein Glück zuſammenleimen, ſo elend. — Hier muß geholfen werden.“

„Chriſtiane,“ ſchloß der Arzt, „war die letzte Amme, die ich beſorgte. Ich habe durch meine Anſichten die Hälfte meiner Kunden verloren. Vor Allem muß dadurch geholfen werden, daß man die Mädchen geſünder erzieht, damit ſie Mütter im wahren Sinne des Wortes ſein können. Mögen ſie auch weniger das Klavier zu klimpern verſtehen, wir brauchen vor Allem geſunde Menſchen. Wo man aber nothgedrungen eine Amme nehmen muß, müßten ſich die Eltern verbinden, über das Leben des Ammenkindes durch tägliche Fürſorge zu wachen, oder beſſer, das Ammenkind gleichfalls ins Haus nehmen. Ein Verein von Männern und Frauen, der ſich hiezu verbände, wäre nicht außer der Zeit.“

„Gewiß, auf dieſem Wege muß die Heilung verſucht werden,“ ſagte der Graubart. „Es hat wol ſeine Schwierigkeiten. Vorerſt iſt nöthig, der Welt zu zeigen, wie ſie unter Mord und Sünde und Schlechtigkeit lebt. Sieht man das ein, ſo iſt die Abhülfe nicht fern, wo ſie auch ſei.“

Wer will hier anfangen zu helfen?

Neuer deutſcher Briefſteller.

Es ſind dem Gevattersmann auf ſeine Aufforderung einige Briefe zugeſchickt worden, um ſie weiter zu geben, d. h. gedruckt. Er ſagt dafür ſeinen ſchönen Dank, kann aber nicht mehr thun, ſo gern er auch möchte. Manche meinen, Spaß machen ſei die Hauptſache. Gewiß, ſo aus dem Herzen lachen, das iſt eine ſchöne Sache, und der Gevattersmann wünſcht Jedem, daß er es recht oft können möge. Aber, wie geſagt, es ſoll's Jeder können, und nicht bloß Diejenigen, die da wiſſen, auf wen in ihrem Dorf oder in ihrer Stadt ſolch eine Geſchichte gemünzt iſt. Ueberhaupt möchten gerne Manche Den und Jenen in den Kalender bringen. Der Gevattersmann iſt nicht ſo zahm, daß er nur ins Allgemeine und Blaue hineinredet, daß Keiner ſich getroffen glaubt. Nein, man muß, wenn's geht, Den und Jenen beim Schopf nehmen und ihn da drucken. Man ſpricht wol davon, man ſolle die Perſonen aus dem Spiel laſſen und nur von dem reden, was geſchieht, von den Thaten; aber von wem geſchehen denn die Thaten? Das ſind immer wieder Menſchen mit zwei Beinen, und darum kann man ſie nicht aus dem Spiel laſſen. Man darf ſie aber nur ſo viel herbeiziehen, als zur Sache nöthig iſt, und nicht mehr. Da iſt aber ein Zetermordjo, wenn man nur irgend einen anfaſſen will, der zu einer gewiſſen Klaſſe gehört, die zuſammen gewachſen iſt wie ein Rattenkönig. Und wenn's der Kleinſte iſt, er findet Beſchützer genug, und man wird gehudelt und geſudelt von oben herab, und muß noch froh ſein, wenn's erlaubt wird, daß man eine Antwort geben darf. Der Gevattersmann kann ein Stückchen davon erzählen.[*]

Sonderbar iſt, daß Manche dem Gevattersmann Klagen über Ungerechtigkeiten in dem Gemeindehaushalt u. dgl. eingeſchickt haben, und doch dabei ihren eigenen Namen verſchwiegen haben. Was ſoll man damit machen? Darf man etwas weiter verbreiten, ohne dafür einen Bürgen zu haben, ohne von der Wahrheit überzeugt zu ſein?

---

[*] Aus vielen Quälereien von damals ſei nur erinnert, daß z. B. wegen der Geſchichte Seite 297 in Regierungsblättern viel Aufhebens gemacht wurde, daß es aber nicht geſtattet war, in denſelben Blättern darauf zu erwiedern.

(Anm. vom Jahre 1855.)

Die größten Feinde der Freiheit und Wahrheit ſind diejenigen, die das edelſte Werkzeug derſelben, die Preſſe, dadurch entwürdigen und verunreinigen, daß ſie etwas damit verbreiten, von deſſen Wahrheit ſie nicht vollkommen überzeugt ſind, oder verläſſige Bürgen dafür haben. Wer anders verfährt, und gibt er ſich auch noch ſo ſehr den Anſchein, für die Freiheit wirken zu wollen, handelt ſchlecht; denn er untergräbt das Vertrauen in das öffentliche Wort.

Darum wird der Gevattersmann nie von etwas Gebrauch machen, was ihm ohne Namen anvertraut wurde.

Der brave Volksſchullehrer, der die Noth ſeines Standes klagte, möge bedenken, daß er ſich durchaus in allgemeinen Klagen und Ausrufungen gehalten hat. Damit macht man heutigen Tages den Menſchen ihre Ungerechtigkeit nicht mehr anſchaulich; man muß ihnen zeigen, wie's im Leben ſteht, muß ihnen etwas Beſtimmtes vorlegen; dann können ſie nicht mehr ſagen: Das ſind allgemeine Redensarten. Gewiß iſt das Unrecht himmelſchreiend, das man vieler Orten an den Volksſchullehrern begeht, indem man immer höhere Anforderungen an ſie ſtellt und ſie dabei darben läßt, ja ſogar ihnen Mittel und Wege abſchneidet, ihre Noth und die mögliche Art der Abhülfe kund zu geben. Die neuen Staaten müſſen immer mehr einſehen lernen, daß den Volksſchullehrern die edelſten Güter der Völker zur Wahrung und Bildung anheim gegeben ſind, daß ſie es ſind, die den Geiſt kräftigen ſollen, damit der Geiſt regiere — daß ihre Stellung ſonach die entſprechende ſein muß. Das wird aber, wie geſagt, nur durch einfache Darſtellung der

Dinge klar gemacht. Darum wäre es gut, wenn der brave Schulmeiſter oder ein Anderer, der ſich dazu geeignet glaubt, bündig und klar ſein Leben von ſeiner Kindheit an bis heute ſchilderte. Das wird Manchem die Augen öffnen. Das treffliche Buch „Leiden und Freuden eines Schulmeiſters von Jeremias Gotthelf,“ das in Bern erſchienen iſt, könnte dabei als Muſter dienen; nur müßte es kürzer ſein. Der Gevattersmann wird's gerne abdrucken, wenn's ihm geſtattet wird.

Schließlich muß noch bemerkt werden, daß leider dießmal kein Brief vom Vetter Andres kommt. Er hatte ſich vorgenommen, über einen wichtigen Gegenſtand zu ſchreiben, nämlich über die religiöſe oder vielmehr unreligiöſe Feindſchaft zwiſchen uns Deutſchen, die wieder aufzukommen droht. Wir Deutſchen — meinte er — ſeien ſchon zerſtückelt genug. Erſt in der letzten Zeit haben wir wieder einſehen gelernt, daß wir feſt zuſammen halten müſſen, wenn wir etwas ſein wollen, ſowohl für uns als für die Welt. Jeder ſolle ſeinen Ueberzeugungen gemäß leben, und was jetzt die Gemüther bewegt, dem kann nicht durch einen Zuruf Halt geboten werden. Immer aber ſollen wir den Gedanken vor Augen haben, daß wir Alle Kinder Eines Gottes und Eines Vaterlandes ſind, und einander friedlich halten. Sind ja nicht alle Kinder Einer Familie gleicher Sinnesart, und doch ſollen und müſſen ſie ſich lieben, wie es ihnen Gott befohlen und ins Herz geſchrieben hat. — So wollte der Vetter Andres ausführlich darthun, es iſt aber unterblieben, und jetzt kann einſtweilen Jeder ausführlich darüber nachdenken.

Leſen wir nun, was der Bruder Berliner ſchreibt.

Brief eines ſchwäbiſchen Bäckergeſellen aus Berlin.

Berlin, den 15 April 1845

Wie wirſt du auſſchauen, lieber Bruder, wenn du da oben lieſeſt: Berlin u. ſ. w. Ich ſeh' dich vor mir, wie du deine Pfeif' aus dem Mund thuſt, wie du ausſpeiſt, an deinem Ermel den Mund abwiſcheſt, auf's Papier ſchlägſt und ſagſt: Iſt der Blitzkerl nach Berlin! Jetzt kommt er gewiß als ausgewechſelter Silberjroſchen wieder heim, und will einen halben Kreuzer mehr gelten als ein landläufiger Groſchen. — Gelt, ich kenn' dich wie meine Hoſentaſche? Ich weiß wohl, daß du die Preußen und vorweg die Berliner nicht magſt: Es iſt lauter luſtig Zeug, wie die Berliner Pfannkuchen. Nicht wahr, ſo denkſt du? Und ſo hab' ich auch gedacht und hab' gerad ſo viel Grund dazu gehabt, wie du, nämlich — keinen. Ich hab' gemeint, das müßt' ſo ſein, weil die Red' ſo geht. Denkſt du noch an unſern Nachbar Jörg? Der hat immer geſagt: ſelber eſſen macht fett; und ſo ſag' ich auch, ſelber einſehen macht geſcheit. Aergert's dich nicht auch, wenn man ſagt: die Schwaben ſeien dumm? Kommet nur zu uns, ſagſt du dann, wir wollen euch ſchon was aufzurathen geben. Ebenſo können auch die Berliner ſagen: Wenn ihr uns für Hungerleider und Windbeutel haltet, kommet nur zu uns, wir wollen euch ſchon beweiſen, daß wir auch nicht von Luft leben, und daß wir das Herz auch am rechten Fleck haben. Nein, lieber Bruder, ich hab' hier ſo tüchtige Herzmenſchen kennen gelernt, ſo kernig und ſo brav, wie nur irgendwo. Die Beamten und die Offiziere, die machen ja nicht das ganze Volk aus, und es gibt auch unter ihnen recht einfache, herzliche Menſchen. Und iſt denn ein Deutſcher ein anderer, weil er unter einer andern Regierung ſteht? Freilich ſind die Menſchen hier oben anders als bei uns, aber ich ſag' immer: ländlich ſittlich, und Deutſche ſind ſie, und im Grund ſind ſie doch wie wir, wenn's auch obenhin anders ausſieht. Es grämt mich, wenn ich dran denke, daß wir Deutſchen ſo ſchadenfroh gegen einander ſind, und Einer dem Andern 'was aufmutzen möcht'. Freilich ſind die Leute hier nicht ſo offenherzig wie bei uns, es gibt eben verſchiedene Menſchen; und wenn ich den Teig auch noch ſo gleich wiege und ihn noch ſo gleich forme, es kommt doch nicht ein Brod aus dem Backofen, das dem andern ganz gleich iſt. Von Fulda an aufwärts triffſt du an den ärmlichſten Bauernhäuſern Vorhänge an den Fenſtern, wenn's auch nur ein Lumpen iſt, damit man nicht 'neingucken kann; und die Blumen, die ſie in Scherben haben, ſtehen nicht vor dem Fenſter auf einem Brett, daß ſich jeder daran erfreuen kann, ſondern innen auf dem Sims. Und ſo iſt's auch bei den Menſchen. Dafür ſind ſie aber auch hier oben viel häuslicher und eingezogener als bei uns; die Leute leben viel mehr daheim bei ihrer Familie, liegen nicht ſo viel in den Wirthshäuſern. Es iſt wunderſelten, daß ein Ehemann in ein Wirthshaus geht, oder ſonſt an einen Vergnügensort, allein ohne die Seinigen. In Norddeutſchland ſagt man zu einem Kinde: „ſei artig!“ Bei uns daheim ſagt man: „ſei brav!“ Aber man meint doch da wie dort das Gleiche mit. Die Preußen ſind viel höflicher, aber auch viel ſteifer als die Leut' bei uns. Ich mein', das Letzte kommt davon her, weil ſie alle exerzirt ſind. Eins verdrießt mich oft: der Unteroffiziers-Stolz, der Schnurrbarts-Hochmuth, oder wie ſoll ich's doch heißen? — der in Vielen ſteckt und ſogar oft in den Beſten, die ich gefunden hab'. Aber bedenk' nur, daß hier Alles, von oben bis unten, Soldat iſt, und daß die Preußen bis jetzt ſich hauptſächlich als Soldaten hervorgethan haben und groß geworden ſind. Ich hab' ein halb Jahr in Frankfurt am Main gearbeitet und hab' dort Leute gefunden, ganz arme Teufel, die darauf ſtolz ſind und damit prahlen, daß der und der ſo und ſo viel Millionen Gulden hat. So geht's auch hier. Es gibt viel Leut', die einen Krattel haben, weil die Herren ſo mächtig und ſo groß ſind. — Das muß ich ſagen: ich verzeih's Jedem, wenn er ſich 'was drauf einbildet, daß er zu einem großen und mächtigen Staat gehört, der in der Welt was zu bedeuten und auch ein Wort mit zu reden hat. Das merkt man erſt recht, wenn man in die Fremde kommt. Es iſt gerad, wie wenn man zu einer angeſehenen, weitläufigen Familie gehört; das gibt einem mehr Muth und man kann ſich in Freud und Leid mehr drauf verlaſſen, als wenn man zu einer kleinen Familie gehört, von der man drei Stunden davon nichts mehr weiß. Aber ich ſag' wieder: Es iſt recht ſchön, wenn man zu einer großen Familie gehört, aber man muß auch ſelber für ſich etwas darin bedeuten. Es iſt recht ſchön, wenn man zu einem großen Staat gehört; das allein macht's aber nicht aus: es kommt drauf an, was der Bürger darin zu bedeuten und zu ſagen hat. Du wirſt vielleicht denken: der Anton bleibt ſein Leben lang draußen in der Welt, der iſt bei uns nicht mehr recht daheim. — Da haſt du nicht den Alten auf dem Neſt gefangen. Nein, Bruderherz! Ich bin jetzt viel in der Welt herumgekommen, aber ich möcht' nirgend anderswo leben als im Schwabenland. Man iſt nirgends beſſer aufgehoben als daheim, wo man einen von Jugend auf kennt, wo man ſich nicht ſo viel zu erklären hat: ſo und ſo mein' ich's, und ihr müſſet mich nicht falſch verſtehen. Ich war an manchem Ort, wo mir's gefallen hat, und wo ſich auch Gelegenheit gegeben hätt', zu bleiben, und da bin ich oft herumgelaufen und das Herz im Leib hat mir gezittert, und ich hab' mich gefragt: Möchteſt du da dein Leben verbringen? Und da hab' ich's geſpürt, wie wenn es mir einen Stich gäb', der mir durch Mark und Bein fährt, und ich hab' ſchrecklich Heimweh bekommen. Und ich hab' mir dann geſagt: Nein, komm' was da woll', heim gehſt du wieder; hier draußen biſt du doch immer fremd und ſie verſtehen dich doch nicht recht. Wenn ich das geſagt hab', da war mir's ſo wohl, daß ich hätt' laut aufjauchzen mögen, und es war mir, wie wenn ich daheim auf dem Berg ſtünd', und die Luft hat ſo gut geſchmeckt und die Glocken haben ſo ſchön geläutet, und die Kameraden haben ſo ſchön geſungen:

„Drunten im Unterland,
„Da iſt es ſchön“

und ich bin ſo luſtig geweſen, daß ich den ganzen Mittag hab' nichts mehr eſſen können, und ich hab' mich hingelegt und hab' geſchlafen bis es Zeit war zum Mehleinthun. Nein, Bruderherz! zu dir komm' ich wieder und bei euch bleib' ich. Du wirſt vielleicht jetzt wieder ſagen: Der Anton iſt noch immer der weichmüthig Burſch. Thu das nicht Bruder, mach's nicht auch ſo wie die hier, die keinen Gedanken vorbeifliegen laſſen, dem ſie nicht ein Paar Federn ausrupfen. Wenn man das weiß, ſo ſchnürt's einem die Kehle zu, daß man gar nicht mehr reden mag. Ich bin nur ſo, wenn ich mit Dir red'. Ich könnt' mich auch hinſtellen wie ein Eiſenfreſſer, ich will aber nicht. Das Leben iſt ſo kurz, es iſt nicht der Mühe werth, daß man lügt und ſich für einen Andern ausgibt als man iſt. Und dann hab' ich's ſchon gezeigt, daß ich Kuraſche hab', ſo gut wie einer, und mich vor dem Teufel nichts fürchte. Du weißt ja aber, daß es mich aus dem Polen fortgetrieben hat, weil ich Heimweh nach Deutſchland gehabt hab, und jetzt iſt mir's oft ſo arg, wenn ich mein', ich wär' noch nicht in Deutſchland, weil ich noch nicht in Schwaben bin. Das iſt aber Larifari. Hier iſt Alles grunddeutſch. Ja, Manche meinen, Preußen ſei ganz Deutſchland und die anderen Länder ſeien bloß die Scharret, ſo was an der Backmulde hängen blieben iſt, und aus dem Teig hab' man verhutzeltes Brod zuſammen gebacken. Es gibt aber auch viele tüchtige Menſchen, die das Rechte einſehen, daß Preußen ohne das andere Deutſchland, und dieſes ohne Preußen nichts Ganzes iſt. Drum iſt mir's lieb, daß ich nach Berlin gekommen bin. Wir Schwaben haben auch Einbildung genug; wir meinen: die wo hochdeutſch reden, ſeien nicht ſo getreu; das iſt aber nicht wahr. Das ſchöne Sprechen und die Redensarten aus den Büchern, die ſie haben, das ſchadet ja nichts. Auffallend war mir, daß man hier ſtatt nein — „ich danke“ ſagt. Ohnlängſt hab' ich auch gehört, wie Einer den Andern fragt: „Waren Sie geſtern im Theater?“ Die Antwort war: „Entſchuldigen Sie, nein.“ Nun möcht' ich nur wiſſen, was daran zu entſchuldigen iſt? Ueberhaupt gebrauchen ſie hier die Redensarten: erlauben Sie, entſchuldigen Sie u. ſ. w. all' Finger lang. Uns Schwaben halten ſie hier für gutmüthig, aber nicht für beſonders geſcheit. Sie werden ſich ſchon beſſer beſinnen, wenn's drauf und dran kommt. Es kommt auch viel davon her, weil wir nicht ſo hurleburle mit der Sprache fort können. Ich bin doch ſchon viel in der Welt herum gekommen, ich hab's gar nicht mehr gewußt, daß ich ſo arg ſchwäbiſch ſpreche; hier hör' ich's all' Ritt, daß ich noch tüchtig ſchwäbeln muß. Es ärgert mich aber, wenn ſie mich immer ſo beſchreien. Sag' ich etwas, ſo heißt's gleich: „Ach wie hübſch iſt das Schwäbiſche, wie eigenthümlich drücken Sie ſich aus.“ — Donner! Laßt doch das. Was liegt an dem, wie man es ſagt? es kommt darauf an, was man verbringt. Was liegt an der Schüſſel? Die Hauptſach' iſt, was drin iſt. Letzten Sonntag war ich auf der Herberg und war ſo luſtig wie ein Vogel im Hanfſamen. Ich weiß nicht warum, aber es war mir ſo wohl, wie wenn ich was Rechtſchaffenes gethan, oder wie wenn ich morgen ein großes Glück zu erwarten hätt'. Ich hab' nun geſungen und bin geſprungen, daß ſie Alle ſtill geweſen ſind und haben mir zugeſehen und zugehört. Da kommt ein Kamerad — er iſt aus Prenzlau, hier in der Nähe — auf mich zu und ſagt: „Händle, du biſt ein ganzer Junge. Bitte, ſag' 'mal, ſind alle Schwaben ſo wie du?“ — Das war doch gut gemeint von dem Prenzlauer, aber ich kann dir nicht ſagen, wie mich's verzürnt hat. Beim Blitz! Ich bin ein Kerl für mich, und was ich Gutes und Schlimmes an mir hab', das hab' bloß ich und niemand anders zu verantworten. Ich will nicht, daß man einen Einzigen, der einem in den Wurf kommt, für den Muſterknopf hält und glaubt, die wo noch im Päckle ſind, ſeien nach derſelben Form gemodelt, accurat einer wie der andere. Nein, bei den Menſchen muß jeder beſonders angeſehen werden. Ich muß dir nämlich ſagen, woher ich ſo auf den Gedanken verſeſſen bin. Ich war Sonntags vorher in einem Kaffeehaus und hab' ein Glas Bier getrunken. Da kommen zwei Leutnants, es waren keine blutjunge Bürſchchen, denen könnt' man's noch vergeben, es waren geſetzte Männer, wenigſtens ſo Anfang der Dreißig. Sie fordern eine Cigarre und eine Taſſe Kaffee, haben dir aber dabei ein Geſchrei und einen Lärm verführt, ein ganzes Regiment Ruſſen kann's nicht ärger machen. Und bis der Kellner Feuer gebracht hat, und wie ſie hernach Billiard ſpielen, haben ſie dir randalirt und ein Weſens gemacht, als ob ſie allein auf der Welt wären; in zwei, drei Zimmern hat man ſein eigen Wort nicht gehört. Ein ſchöner alter Mann mit weißen Haaren, der neben mir ſitzt, legt die Zeitung auf den Schooß und ſieht ſich mißmuthig um. Ich ſag' ſo vor mich hin: „Das ſollt' man nicht dulden.“ Der Mann beginnt nun ein Geſpräch, erzählt, daß er auch in Schwaben geweſen ſei und fragt dann: „Haben Sie nicht gedacht, dieſe Flauſenmacher hier, das ſind echte Norddeutſche?“ Ich ſag': „Ehrlich geſtanden, ja.“ Er fährt nun fort: „Sehen Sie, wie ungerecht Sie urtheilen. Ich weiß wohl, wenn dieſe Leute ſich in Stuttgart oder Augsburg ſo benehmen, wird ſie Jeder norddeutſche Flauſenmacher nennen. Das iſt ungerecht. Verdrießt es Sie nicht auch, wenn Sie einen ungeſchickten Streich machen und man ſagt: So ſind die ungeſchickten Schwaben? Dieſe Leute hier gehören nicht zu der Mehrzahl, nicht zu den Beſſeren; die Gediegenen ſind immer die Stilleren, die ſich nicht verdrängen, ſondern beſcheiden und ruhig ſind. Laſſen Sie ſich das zur Warnung dienen, guter Freund; beurtheilen Sie die Menſchen nicht in Bauſch und Bogen, ſondern jeden für ſich. Dadurch wird man frei von Vorurtheilen. Allerdings iſt das ſchwer, aber es muß doch ſein. Was nun aber dieſe Offiziere hier betrifft, ſo iſt das traurig, wie ſehr ſie in Allem begünſtigt werden, und ſich dadurch vor jedem Bürger etwas herausnehmen. So lange es nicht dahin kommt, daß die Offiziere außerhalb des Dienſtes in Bürgerkleidern erſcheinen müſſen, ſo lange wird der Uebelſtand dauern. In Oeſterreich z. B. erſcheinen die Offiziere in Geſellſchaften meiſt in Civilkleidern, und man hört dort nichts von ihren Anmaßungen, von ihrer Sucht, immer oben auf ſein zu wollen. Laſſen Sie ſich's überhaupt aber zur Warnung dienen, keine Vorurtheile gegen uns Norddeutſche mit nach Schwaben zurück zu nehmen.“ — Der Mann ging fort und ich hörte vom Kellner, daß er Arzt und Jude ſei. Freilich, weil er ein Jud' iſt, muß ihm beſonders daran gelegen ſein, daß man die Menſchen nicht beurtheilt wie eine Heerd Schaafe, ſondern jeden für ſich. Und er hat Recht. Siehſt Du, deßwegen hat mich's verdroſſen, daß der Prenzlauer aus mir einen Muſterſchwaben hat machen wollen. Es ſind wenig Schwaben hier, ich weiß nicht warum. Bei uns geht Alles mehr der Donau nach, Wien zu. Und doch müſſen wir die Augen auch jetzt hier herauf wenden, denn es ſummt und ſurrt hier Alles durch einander, wie in einem Bienenſtock, der ſtoßen will. Wir wollen ſehen, was daraus wird. Geſcheit ſind ſie hier wie der Tag, und ſchnell bei der Hand, aber ſie haben nicht lang Freud' an einer einzigen Sach'. Das iſt traurig. Wunderlich iſt auch: die Berliner haben keine rechte Freud' an ſich ſelber. Wenn ſie draußen ſind, geht nichts über Berlin, und daheim ſpotten ſie allfort über ſich. So ſind die Menſchen. Das iſt aber nichts; man muß zuerſt auf ſich ſelber 'was halten. Es ſind hier aber auch gar viele Leute aus allen Gegenden, die noch nicht recht eingewachſen ſind. Am beſten komm' ich mit den Weſtphälingern, Rheinländern und Schleſiern aus. Da iſt ein Kleiner, ich heiß' ihn nur das Männle, das iſt ein Herzmenſch. Alles, was er ſagt, ſchmeckt ſo nahrhaft wie gutes Kernenbrod. Da iſt ein Rheinländer, der war lang in Tyrol und ſingt prächtig und iſt ein Hauptkerl, und die Schleſier ſingen auch faſt ſo wie wir. Und der Mecklenburger, der kann ſo von Grund der Seele lachen, daß man's ihm gleich anmerkt: das iſt ein guter Menſch. Ich hab' ſchon oft wahr gefunden: wie Einer lacht, davon läßt ſich viel abnehmen. Sonſt lachen die Leute hier nicht viel, beſonders hab' ich's nie bei denen geſehen, die auf der Straße arbeiten, Holz hacken u. dergl. Da hörſt Du keinen Spaß; ſie necken ſich auch, aber ganz anders wie bei uns. Hier ſind ſie auf den Witz verſeſſen, und man hört viel erzählen, von hohen Herren, wie von Anderen; das iſt Alles pfiffig, aber lachen braucht man nicht dabei. Der Schnaps! der Schnaps! Bruder, das iſt ein Elend. Man ſpottet oft darüber, daß in Bayern ſich die Regierung ſo viel mit dem Bier beſchäftigt; das iſt gar nicht lächerlich, im Gegentheil, man braucht nicht immer an ſogenannte hohe Dinge denken. Es iſt eine ſchöne Pflicht, von Staats wegen darauf bedacht zu ſein, daß die Armen billige und geſunde Nahrung bekommen. Das wär' ein Kapitel, darüber ließe ſich viel ſagen. Oder ſind wir Bäcker allein der Aufſicht werth? Der Menſch muß auch was zu trinken haben, und darum ſollte man nicht ruhen, bis man was ausfindig gemacht hätt', das dem Schnaps den Garaus macht. — Ich bin ihm beſonders auch deßwegen feind, weil man dabei nicht ſingen kann. Du hörſt hier wunderſelten einen Geſang. Die Wirthshäuſer ſind hier aber auch meiſt in den Kellern. Da iſt einem ſchon ganz eigen zu Muth, wenn man ſo unter den Boden hinunterſteigt; ich hab' immer friſch Athem geholt, wenn ich wieder herauf war, es iſt nicht recht fröhlich da unten. Eine große Freiheit iſt hier, die wir bei uns nicht haben und die den Wirthen bei uns auch wohlgefallen möcht'; es iſt hier gar keine Polizeiſtunde, wo in den Wirthshäuſern abgeboten wird. Da ſitzen aber die Menſchen ſo ſtill bei einander, wie wenn das Trinken ein Geſchäft wäre. Sie freuen ſich hier überhaupt nicht ſo behaglich an einem guten Biſſen und an einem guten Trunk, wie wir; das halten Viele für zu gemein, zu niedrig. Es braucht ja nichts Ausgeſpitztes ſein, was man hat, wenn man nur vergnügt dabei iſt — ſo mein' aber Ich. Man genießt bei uns das Leben viel mehr als hier, wir machen uns fröhlicher damit. Wenn's auch noch ſchlimm ausſieht in der Welt, man kann doch nicht immer den Kopf hängen; wenn die Zeit kommt, kann man ſchon den Kopf hängen laſſen. — Kann aber ſein, die Leut' ſind hier innerlich vergnügt; was hab' ich aber da davon? Wenn man bei einander iſt, muß man mit einander vergnügt ſein, und Jeder muß hergeben, was er hat. Das iſt aber nicht wahr, wenn man bei uns meint, ſie hätten hier nichts zu beißen und zu ſchleißen; man ißt hier auch tüchtig, wenn man was hat. Sie kochen aber Alles ſo ſüß, daß ich mich noch immer nicht recht daran gewöhnen kann. Denk' nur, ſie machen hier auch Suppen, von was meinſt Du? Von Weißbier.

Ich kann's nicht eſſen, es ſchmeckt wie Lakritz. Ländlich ſittlich, das gilt auch vom Eſſen, Gewohnheit thut Alles; aber Bierſuppe, die bring' ich nicht hinab und pures Weißbier auch nicht. Das wird in langen Gläſern aufgetragen und iſt faſt lauter Schaum. Ich will aber was Feſtes haben, was thu' ich mit dem Schaumwitz? — Jetzt genug von Eſſen und Trinken, ſonſt meinſt Du, das ſei mein ewig Dichten und Trachten; aber man verſteht die Menſchen beſſer, wenn man weiß, was ſie gewöhnlich eſſen. Wenn Einer ſechs Stück Kuchen verſpeiſt hat, iſt er noch juſt wie vorher; wenn aber Einer ein tüchtig Stück Fleiſch und einen Schoppen Wein im Leib hat, iſt er ein anderer Kerl.

Es iſt eine ſonderbare Sache mit unſerm Handwerk. Wenn andere Leute wachen, ſchlafen wir, und umgekehrt. Wenn ich ſo als Nachmittags ausgeſchlafen hab' und an der Thüre ſtehe oder in der Stadt herumlaufe, da iſt mir's, wie wenn ich die Welt mit neuen, mit ganz anderen Augen anſäh', als andere Menſchen. Die ſind jetzt ſchon bald müd, und ich bin erſt friſch aufgeſtanden. Da komm' ich mir oft ganz fremd vor in dieſer Welt, wo die Leut' leben, wie wenn Alles am rechten Fleck wär'. Ich möcht' das Berlin oft an einen andern Platz tragen, wo auch Berge ſind und ein ſchönes Waſſer; das macht die Menſchen friſcher. Aber ſolche Gedanken ſind jetzt für die Katz. Es iſt nun einmal da, und wir müſſen uns daran gewöhnen, es für die erſte Stadt von Deutſchland anzuſehen; es wird's gewiß. Nachher werden die Berliner auch mehr Reſpekt vor ſich ſelber kriegen, ich mein' den rechten, und etwas aus ſich machen. —

Die Tafeln an den Häuſern machen mir viel zu ſchaffen. Du kannſt dir nicht vorſtellen, wie viel hundert ja vielleicht tauſend Hofmacher hier ſind; ich meine Hofſchneider, Hofſchuh-, Bürſten-, Reitpeitſchenmacher u. ſ. w. Wo ſo eine Tafel iſt, da iſt das vergoldete preußiſche Wappen dabei, mit den zwei wilden Männern. Ich hab' mir ſagen laſſen: hier hat jeder Prinz und jede Prinzeſſin das Recht, einen zum Hof zu machen. Ich denk' aber und weiß das aus Erfahrung von den zwei Hofbäckern, bei denen ich in Arbeit geſtanden bin: wenn ſo einer einen Hoftitel hat, zählt er ſich ſchon nicht mehr recht zum Bürgerſtand; er meint, er müſſe jetzt durch die Bank Alles vertheidigen und prächtig finden, was vom Hof ausgeht. So einer, der eine Hofreitpeitſche macht, meint, er ſei ein Stück von der Regierung. Ich will nicht ſagen, daß das bei Allen ſo iſt, aber doch bei Vielen. Ueberhaupt fehlt mir's hier an Bürgersleuten; ſie ſind gewiß auch tüchtig da, aber man merkt's nicht ſo. Freilich macht das ſchon viel aus, daß Alles nach der Mode geht. Es iſt hier ein grauſamer Staat in den Kleidern. Du ſiehſt hier faſt kein Bürgermädchen ohne Hut, wo man die netten, runden Knöpfchen ſo von allen Seiten ſehen kann; Alles trägt Hut und Schleier, ſogar viele Dienſtmädchen, wenn ſie Sonntags ausgehen. Ich weiß wohl, wir leben in der Zeit der Gleichheit, wenigſtens was Kleider anbetrifft; man ſchmiert's nicht Jedem auf's Brod, wer man iſt, und daß man ſich durch Kleider unterſcheidet, iſt noch von alten Zeiten her, die nichts mehr gelten. Ich mein' aber, wir Bürgersleute ſollten ſolider ſein und den Kleiderſtaat nicht ſo mitmachen. Hab' ich recht oder nicht? Der Tapezier, der bei uns im Haus wohnt, der trägt die abgelegten Redensarten von vornehmen und gelehrten

Leuten und aus den Zeitungen. Anfangs, wie ich ihn kennen lernte, hab' ich einen grauſamen Reſpekt vor ihm gehabt; ich hab' gemeint, das iſt ein Profeſſor und hab' mich für ſchrecklich dumm im Vergleich mit ihm gehalten. Nachher aber hab' ich geſehen, daß er die Redensarten bald ausgeſpielt hat, und dann war's Matthäi am letzten. Nein, man muß, wenn's geht, ſich die Kleider auf den Leib anmeſſen laſſen, und ſo geht's auch mit den Redensarten. Man muß nur die nehmen, die man grundmäßig verſteht, und die einem eigen ſind. — Viel Spaß macht mir auch der kleine Bub von dem Tapezier, der lernt jetzt ſprechen und kann nur die drei Worte: Papa, Mama, Schandarm. Du glaubſt kaum, was die Schandarmen hier für eine Rolle ſpielen. Es ſind meiſt ſchöne Männer mit ſtolzen Geſichtern, und ſind ſchön gekleidet, viel beſſer als die Leut', die ſie einfangen. Die Fiaker, die ſie hier Droſchken heißen, machen einen Höllenlärm auf der Straße. Durch die Droſchken ſind auch die Eckenſteher überfahren worden, d. h. es giebt keine mehr. Ich hätt' gar zu gern ſo einen Nante einmal kennen gelernt. — Man ſieht hier viel Leut' auf der Straß, die haben ein ſchwarz und weißes Blech an ihrem Hut, gerad neben die Hutſchnur geheftet. Ich hab anfangs gemeint, das ſeien Polizeileut'; es iſt aber nicht ſo, ſie tragen die preußiſche Kokarde. Das zeigt an, daß ſie noch keine Zuchthausſtrafe gehabt haben, denn wer das gehabt hat, darf ſie nicht mehr tragen. Nun möcht' ich wiſſen, was dabei zu berühmen iſt? Bei uns hat ein Zuchthäusler kein landſtändiſches Wahlrecht mehr, und — es giebt Länder, wo man das von Geburt an nicht hat.

Es müßte herrlich ausſehen, wenn alle Deutſchen aus den verſchiedenen Ländern Kokarden am Hut tragen thäten, da wär' jeder ein lebendiger Grenzpfahl.

Sonntags hört man hier faſt gar keine Glocken läuten, wahrſcheinlich weil keine Berge da ſind und es nicht widerhallt. Das thut mir leid. Ich bin erſt zweimal in der Kirch' geweſen; ich muß in die unrechte gekommen ſein. Nein, wenn der Menſch von Natur ein ſo verteufeltes Geſchöpf iſt, wie der Pfarrer geſagt hat, da möcht' ich lieber ein Hund und kein Menſch ſein. — Denk' nur einmal Bruder, des Sonntags ſtricken hier die Weiber ganz öffentlich; bei Krell oder wo ſie ſonſt zur Muſik gehen, ſitzen ſie da und ſtricken. Ich bin gewiß kein Frömmler, aber des Sonntags könnt' man das bleiben laſſen, und dann halt' ich nichts auf die Weiber, die vor aller Welt ſo fleißig thun, gerad wie ſie in Sachſen beim Spazierengehen ſtricken. — Sie ſtreiten ſich jetzt hier, ob man an öffentlichen Vergnügungsorten den Hut aufbehalten oder 'runterthun ſoll. Ich mein', das ſollt' gar keine Frage ſein, daß Jeder halten kann, wie er will.

Es gehen hier aber auch noch wichtigere Dinge vor. Du wirſt in den Zeitungen geleſen haben, man ſpricht davon, daß der König jeden Tag eine Verfaſſung geben will, wie ſein Vater heilig verſprochen hat. Bruderherz! Ich habe die beſten Menſchen geſehen, denen die Augen glänzen, wenn ſie davon ſprechen. Ich könnt' dir viel davon erzählen, ich weiß aber nicht, ob's geht. Ich hab' mich aber in die Seel' hinein geſchämt, wie mich mein Weſtphälinger gefragt hat, ob unſere Verfaſſung eine freie ſei, und was wir für Rechte haben. Ich hab' ſagen müſſen, ich weiß es nicht, und da hab' ich mich recht geſchämt. Ich hab' mir ſie aber im Buchladen beſtellt, und wenn ich heim komm', ſollſt du mich darin beſchlagen finden, wie im Katechismus.

Ich hab' den König auch ſchon oft geſehen, er geht immer in Militärkleidern.

Mein Meiſter iſt ein braver, grundgeſcheiter Mann und kennt nichts von Stolz. Ich weiß nicht, woher es kommt, hier werden die Bäcker gar nicht ſo dick wie bei uns. Wenn du meinen Meiſter auf der Straße ſiehſt, hältſt du ihn für einen vornehmen Mann, heißt das, er iſt ein vornehmer Mann, weil er ein tüchtiger Bürger iſt, das iſt ja das Vornehmſte; aber ich mein', du hält'ſt ihn für einen Mann mit einem Titel. Das hat er auch aufzuweiſen, denn er iſt vom Vorſtand beim Geſellenverein. Das iſt gut, daß ich darauf zu reden komm'. Es freut mich in der ganzen Seel', wenn ich an den Geſellenverein denke. Da lernt man Menſchen kennen. Bruder! Ich ſag' weiter nichts, als man lernt Menſchen kennen, und das iſt genug; das iſt das Höchſte und Beſte. Wenn ich dir's nur recht vorſtellen könnte, wie ſchön und gut das im Geſellenverein iſt. 400—500 Mitglieder, Geſellen, Meiſter und auch gelehrte Leut' haben ſich da zuſammengethan, um einander brüderlich das Leben ſchön und gut zu machen. Man bezahlt monatlich neun Kreuzer, und dafür hat man Holz und Licht frei und die Bücher und die Zeitung. In einem großen Saal trifft man da jeden Abend nach acht Uhr ſeine Leute, beſonders aber am Montag und Donnerstag. Da werden zuerſt Vorträge gehalten über alles Nützliche und Schöne, nachdem ein Paar Lieder geſungen ſind, und dann kann man ſich über Alles offen befragen bei den gelehrten Leuten, und was ſie nicht wiſſen, das ſteht in den Büchern gedruckt. Dann ſetzt man ſich zuſammen und trinkt ein Glas Bier, ſingt noch eins oder beſpricht ſich zutraulich. Ich werde mein Lebtag nicht vergeſſen, welche durch und durch vergnügte Stunden ich da verbracht habe und was für echte Menſchen ich da kennen lernte. Ich will dir das nächſtemal noch mehr davon ſchreiben und auch noch über andere Sachen. Leb' wohl. Dein getreuer Bruder

Anton Händle.

Jahrgang 1847.

Der Gevattersmann

iſt nun zum drittenmale da. Er iſt ſeit ſeinem erſten Ausfluge viel herum gekommen in deutſchen Landen, oder beſſer in Einem Wort, in Deutſchland; er hat verſchiedene Quellen verkoſtet, den Frankfurter Aepfelwein, das Lichtenhainer Bier in Jena, die Leipziger Goſe und das Berliner Weißbier, die ſogenannte kühle Blonde; iſt zwar keines davon ſein Leibtrunk geworden, aber den Einheimiſchen mundet es gar wohl, und das iſt die Hauptſache. Die Menſchen, vor Allem aber die deutſchen Menſchen, ſind überall gleich; ſie vertreiben ſich die Zeit ſo gut es geht mit Eſſen und Trinken und Sprechen, und wenn wieder eine andere Zeit kommt, werden ſie ſich auch vertreiben, falls ſie nicht ſelber vertrieben werden. Das muß man aber ſagen, gute Deutſche gibt's überall, und ſie laſſen die Hoffnung nicht fahren, daß es einmal ein wirkliches Deutſchland geben wird, und daß die guten Wünſche für das Vaterland nicht immer blos verbotene gute Wünſche ſein werden. Wenn man bedenkt, wie viel Männer da und dort in allen Ecken und Enden des Vaterlandes ſitzen und kummern und ſorgen und das Herz iſt ihnen ſchwer, und Viele müſſen wegſterben von dieſer Erde und haben nie geſehen, wonach ihr Herz verlangt: ein freies und einiges Deutſchland — wenn man das Alles bedenkt, könnte es einem recht betrübt und weich zu Muthe werden. Aber der Gevattersmann ruft ſich und allen ſeinen Freunden zu: Hellauf! Der alte Gott lebt noch! Es muß bald die Zeit kommen, wo diejenigen, die ihr Herzblut für ihre Mitmenſchen, für das Vaterland, ſeine Ehre und Freiheit (was eins iſt) hingeben möchten, nicht mehr gehetzt und verfolgt und für Schreier und Landſtreicher angeſehen werden. Es muß die Zeit kommen, wo diejenigen, die ſich nicht freuen können ihrer Ruhe, ihrer Speiſe, der ſie umgebenden Wärme, indem ſie derer gedenken, die jetzt ruhelos frieren und hungern — die Zeit muß kommen, wo die Menſchenfreunde mit aller Macht zum Wohle ihrer leidenden Brüder wirken können.

So lange man müßig dem Elend und der Knechtſchaft zuſchaut, iſt keine Liebe in den Menſchen, ſo viel man auch davon predigen und ſingen mag. Die Zeit der thätigen Liebe naht.

Dieſe Zeit kommt aber nicht von ſelber wie das neue Jahr, wir müſſen ſie holen, und das geſchieht vor Allem dadurch, daß wir Herz und Auge weit auf machen für die Freiheit und das Wohl des Vaterlandes und unſerer Mitmenſchen und tapfer wirken.

Der Gevattersmann iſt auch unter manches fremde Dach getreten und er dankt ſeinem Schöpfer, daß er ſo gewachſen iſt, daß er ſich nirgends zu bücken hat. Da, unter Menſchen, von deren Daſein man früher nichts gewußt, die in ſogenannten hohen und niederen Stellungen ſich bewegen, da iſt dem Gevattersmann oft warm um's Herz geworden und er hat auf manchen Seelengrund geſchaut und erfahren, welch ein Heiligthum noch in allen

Herzen ruht, und wie es nur der befreienden Kraft bedürfte, die ſich ſelbſt zuſammennimmt und erhebt, um die Menſchheit zu einer edeln und heiligen Genoſſenſchaft zu machen.

Der Gevattersmann hat ſeine Feinde, ſo gut oder vielmehr ſo ſchlimm wie einer, aber er bleibt doch dabei und läßt ſich gerne für die Ueberzeugung auslachen: die Menſchen ſind gut! Die Schlechten und Boshaften ſind nur verblendet und ſchwach, haben ſich ſelber verloren oder ſich nie beſeſſen; denn Zahlloſe ſterben dahin und ſind nie eigentlich geweſen, was ſie ſind.

Die Feinde will der Gevattersmann noch für ſich behalten, die vielen wirklich guten Menſchen möchte er aber einander zu Freunden ſchenken, möchte ihnen zurufen: Was ſeid ihr ſo einſam? Was rennt ihr aneinander vorbei wie verſchloſſene Kutſchen? Da, da habt ihr euch!... Aber das geht nicht. Eines jedoch muß der Gevattersmann ſeinen Landsleuten von Haus zu Haus verkünden: Im nördlichen Deutſchland da wohnen eure Brüder und ihr wißt oft nicht, wie ſehr ſie an euch hangen. Laßt euch nicht irren, weil ſie hochdeutſch reden; ſie können's nun einmal nicht anders.

Der Gevattersmann hat viel Freundlichkeit erfahren, blos weil er ein Süddeutſcher iſt; er hat das ſtill hingenommen, aber in dem Gedanken, daß er nur ein Bote ſei, der dieſe Bruderliebe nicht für ſich behalten, ſondern ſeinen Landsleuten abgeben müſſe. Das ſoll hiemit geſchehen ſein. Der brave Mann in Bodesweier bei Kehl iſt ſchön gegrüßt von ſeinem Kameraden in Wackersleben, ſie ſind die beſten Freunde; es fehlt nur der kleine Umſtand, daß ſie einander nicht kennen und bis jetzt nichts von einander gewußt haben.

Deutſchland iſt bald mit eiſernen Wegen verbunden. Wer weiß, wie Mancher noch eine Stimme hören wird, die ihm wie eine alte bekannte klingt. Wer weiß, wie Mancher noch ein Auge ſchauen wird, das ihn längſt mit freundlichem Blick zu ſuchen ſchien?

Hellauf! Es taget! So möchte der Gevattersmann um Mitternacht zu Neujahr ausrufen. Iſt auch noch Dunkel ringsum, die Sonne beginnt allbereits ihren neuen Lauf. Die Sonne der wahren Religion ſteigt auf. Die verſchlafenen Eulen krächzen: die Religion ginge zu Grunde! Da iſt aber gerade das Gegentheil davon wahr. Der alte Schlendrian verſchwindet, da man das Heiligſte gedankenlos betrieb oder gar vergaß; ein friſcher, freier Muth erwacht: die Kraft der Ueberzeugung. Niemand ſoll von ſeinem Glauben abwendig gemacht werden, aber Jeder ſoll ihn mit innerſter Ueberzeugung bekennen, ſonſt iſt er ein fauler Knecht, vor Gott und den Menſchen.

Mit Gott ſiegt die deutſche Redlichkeit und Wahrhaftigkeit. Der alte Gott lebt noch, er lebt neu auf in den Herzen und wird ſie kräftigen und ſegnen!

Die goldene Repetiruhr.

Ich war bald fünfzehn Jahre alt — ſo erzählt Meiſter Hämmerlein eine Geſchichte aus ſeinem Leben — ich war zu meinem Oheim in die Lehre gethan und wünſchte weiter Nichts, als eine ſolide, pünktliche Sackuhr, wie ſolche die Gehülfen auch hatten. Das meinte ich, ſei erſt recht das Zeichen der Großjährigkeit, wenn man ſelber ſagen könne, wieviel es an der Zeit ſei. Auch meine ich noch jetzt: man ſoll in dem Lebensalter, wo der Ernſt des Daſeins beginnt, Jeden lehren, genau auf die Zeit Acht zu haben; denn die Zeit iſt das koſtbarſte Gut, wenn man rechtſchaffen damit Haus hält. Eine Uhr in der Taſche kann viel dazu beitragen, an Pünktlichkeit und ſorgſame Benützung der Zeit zu gewöhnen.

Es nahten die Weihnachtstage. Ich war ſchon alt genug, um zu wiſſen, daß der heilige Chriſt nicht im buchſtäblichen Sinne genommen durch die Luft dahergeflogen kommt und allerlei Geſchenke bringt; ſondern daß der heilige Chriſt die innige Liebe, der gute Geiſt in den Herzen der Angehörigen iſt, die ſtill und heimlich darauf denken, einander zu erfreuen und zu beglücken. Wie ſelig geht da Jedes umher, lauſcht dem Andern ſeine verborgenen Wünſche ab, kann ſich faſt nicht halten, das Geheimniß zu bewahren und iſt doch wieder voll Freude, im Stillen zu wirken und zu ſchaffen für das Andere. Wo das iſt, kann man wohl ſagen: der heilige Chriſt ſchwebt in der Luft des Hauſes.

Ich wünſchte mir nichts ſehnlicher, als daß mir zu Weihnachten eine Uhr beſchert würde, ließ das aber keine Menſchenſeele merken; nicht einmal meiner immer ſeelenfrohen Schweſter Minna ſagte ich ein Wort davon. Wenn aber nur von einer Uhr die Rede war, zitterte ich vor Angſt und wenn man zufällig fragte: „Wie viel Uhr iſt?“ war ich ganz böſe. Das muß mich verrathen haben, denn hört, wie mir's ergangen iſt.

Eines Mittags, als ich in die Stube trete und ſchon in der Thüre ſtehe, höre ich, wie mein Vater der Mutter zuruft: „Frau, thue ſchnell Adam's goldene Repetiruhr weg!“ Er wickelt nun ſchnell etwas in ein Papier und verſteckt es. Meine Mutter ſah betrübt aus, ich aber that, als ob ich gar nichts geſehen und gehört hätte und war überaus heiter. Von nun an ging ich ſtolz durch die Straßen und meinte, Jeder müſſe mir's anſehen, welch eine goldene Zukunft ich habe. Es that mir nur leid, daß man die Uhren in der Taſche trägt, ſo verborgen, und nicht offen vor aller Welt, und — ſo leicht wird man von der Eitelkeit betrogen, daß ich mir einredete, das wäre viel menſchenfreundlicher, wenn man die Uhren öffentlich tragen würde, denn da könnten auch die armen Leute immer genau die Stunden und Minuten ſehen.

Jeder, der es erſchwingen und darauf Acht haben kann, hat eine eigene Uhr verborgen in der Taſche und dieſe richtet und ſtellt er von Zeit zu Zeit nach der großen Uhr an dem Kirchthurme und die Uhr am Kirchthurme wird nach der Sonne gerichtet, deren Lauf Gott von Ewigkeit her feſtgeſetzt, und die Menſchen können weiter nichts thun, als Stäbe zur Sonnenuhr bilden, daran ſie am Schatten den Stand des allgemeinen, ewigen Lichtes wahrnehmen.

Das iſt auch ein Sinnbild und Gleichniß für unſer ganzes inneres Leben. Das erkenne ich aber erſt jetzt, damals hatte ich ganz andere Gedanken.

Vor den Uhrenladen ſtand ich oft lange und verwies mein Federmeſſer einſtweilen in die rechte Weſtentaſche; die linke war zu Beſſerem vorbereitet. Wo das Herz iſt, trägt man auch die Uhr, ſagte ich mir; da geht's drinnen und draußen tik tak. Ich träumte einmal, meine goldene Repetiruhr ſei mir geſtohlen worden und als ich erwachte, war ich ganz glückſelig, daß ich ſie noch nicht beſitze. Ich konnte mich nicht enthalten, meinen Kameraden mitzutheilen, was mich ſo voll Freude machte; ich ſagte ihnen aber doch nicht das Ganze und ſprach räthſelhaft, daß ſie am Weihnachtstage Augen und Ohren aufſperren würden, wenn ich ihnen etwas zeige, was ſelber zeigt und ſpricht. Ich lief davon, ehe ſie errathen konnten, was es ſei.

Nun war das Augen- und Ohrenaufſperren an mir!

Der heilige Abend kam und zündete ſeine Freudenkerzen an. Als ſich endlich die beiden Flügelthüren öffneten, wir Kinder hereinſtürmten und dann wieder vor Ueberraſchung ſtill ſtanden, pochte mein Herz gewaltig; richtig, da lag für mich die Uhr auf dem Tiſche; aber o weh! es war eine ſilberne. Meine Freude war wol etwas abgekühlt, aber ich faßte mich und dachte: das ſchadet nichts, Silber iſt viel weißer und dicker, und ſie repetirt ja, bim bam. — Ich drückte mit aller Kraft an dem Heber, aber er gab nicht nach und es tönte auch nicht. Nun überkam mich ein fürchterlicher Schmerz: Alles iſt nichts! Ich legte ſtill die Uhr wieder hin, verließ raſch das Zimmer, ging auf meine dunkle Kammer und weinte und wehklagte, daß es mir faſt das Herz abſtieß. Der Gedanke ſchoß mir durch den Sinn, ich wollte mich umbringen, weil ich keine goldene Repetiruhr bekommen, und ich wieder weinte um mein junges Leben, weil ich jetzt ſchon ſterben müſſe, da alle meine Hoffnungen zu nichte geworden. Meine Mutter kam bald mit Licht und als ich ihr meinen unbeſchreiblichen Jammer über die Täuſchung klagte, ſchüttelte ſie den Kopf, preßte die Lippen zuſammen und ſah mich an mit jenen treuen, lieben Augen, die mir ſtets offen ſtehen, wenn ſie der Tod auch längſt geſchloſſen hat.

Sie erklärte mir nun mein Unrecht: ich wäre ja mit einer einfachen Uhr zufrieden geweſen, wenn ich nichts von einer goldenen Repetiruhr gewußt hätte; der Vater habe mich nur necken und mir dabei die Lehre geben wollen, wie man auch mit Geringerem, als man erwartet habe, ſich freue; ich ſolle nicht undankbar ſein gegen Gott und die Menſchen. So ſprach ſie in ihrem milden, herzinnigen Tone, und als ich mich ausgeweint hatte, ging ich mit ihr hinab in die Stube. Ich war nicht mehr traurig, aber auch nicht glücklich, und es war doch eine ſolide, pünktliche Uhr, die jetzt mein eigen geworden war. Als ich im Bette lag, kam der böſe Geiſt wieder über mich; ich war ſo wild, daß ich aufſtehen und die Uhr zum Fenſter hinauswerfen wollte. Es war mir aber doch zu kalt außer dem Bette und ich blieb fein liegen.

Wie oft werden böſe Thaten nur durch kleine Umſtände verhindert, und wir haben deshalb gar keinen Grund, auf unſere Tugenden ſtolz zu ſein!

Von Weinen und heftigen Gemüthsbewegungen ermattet, ſchlief ich bald feſt ein und freute mich am andern Morgen beim Erwachen, daß meine Uhr ſo luſtig tiktak machte. Acht Tage lang wich ich meinen Kameraden auf Weg und Steg aus; ohne Noth, denn ſie hatten meine Prahlereien bald vergeſſen. Ich trug die Uhr lange bei mir, ohne ſie Jemand zu zeigen und war damit in mir vergnügt.

Das ſind nun vierzig Jahre ſeit jenen Weihnachten, hier habe ich noch die Uhr und ſie verfehlt keine Minute.

Seitdem habe ich die Worte meiner Mutter erſt recht verſtanden, oder auch ſelbſt die Wahrheit aus dieſer

Geſchichte gefunden: Wenn ich einen Menſchen ſehe, der mit nichts was ihm zukommt, recht glücklich ſein kann, weil er immer ſtolzeres erwartet hat, denke ich: der hat auch eine goldene Repetiruhr gehofft. — Wenn ich ein Geſchäft machte und mich ärgere, daß es nicht ausſchlug, wie ich erwartete, ſage ich mir: Haſt noch immer die goldene Repetiruhr im Kopf? — Sehe ich einen Mann, der im Staate oder ſonſt hoch hinaus wollte und nun ſich in Mißmuth verzehrt, weil er in untergeordneter Stellung ſein Leben verbringen muß, möchte ich ihm zurufen: laß das Drücken am Heber, es macht nicht bimbam, ſei froh mit dem einfachen Zeiger. — Beobachte ich ein junges Ehepaar, dem das Leben wie eine ewige Hochzeit vorkam und das ſich nun nicht darein finden will, wenn der Himmel nicht mehr voll Baßgeigen hängt, ſondern eine platte Alltagszeit kommt; das dann mit einander quengelt und keift, ſo denke ich ſtill bei mir: könnten dieſe doch die goldene Repetiruhr vergeſſen.

Kurzum, in tauſend Fällen habe ich von dieſer Geſchichte gelernt. Die meiſten Menſchen können ſich nicht darein finden und ſind unglücklich, weil es eben anders gekommen iſt, als ſie ſich eingebildet hatten. Es ſchadet nichts, wenn man nach dem Vollkommenſten verlangt und trachtet, im Gegentheil, das ſpannt unſere Kraft erſt recht an; man muß ſich's dann aber auch wohl ſein laſſen, ſich begnügen und beſcheiden können, wenn uns minder Vollkommenes zu Theil wird.

Ich bin zufrieden mit dieſer Uhr und ſie iſt mir um keinen Preis feil.

geht mit ihrem Manne zum Tanz, heißt das, er führt ſie und er iſt auch Herr und Meiſter, aber wie geſagt, der Gevattersmann redet lieber von ihr. Dabei hat er noch die abſonderliche Freude, der guten Frau einen Poſſen damit zu ſpielen, denn ſie hat's eigentlich verboten, daß man öffentlich von ihr rede, aber das war nur ſo, wie ſie in ledigen Tagen ihrem jetzigen Mann einmal geſagt hat, ſie kratze ihm die Augen aus, wenn er noch einmal wage, ihr einen Kuß zu geben, nun — der Bürgermeiſter hat noch ſeine geſunden beiden Augen im Kopfe und .. Alles braucht die Welt juſt nicht zu wiſſen. Was aber öffentlich vorgeht, davon darf man reden, und der Tanz war ein öffentlicher. Es war keine vornehme geſchloſſene Geſellſchaft und der Bürgermeiſter war doch dabei. Unterwegs ruft er dem Hagenmaier, er ſolle mitgehen und der Doktor Gſcheitle ſchloß ſich unaufgefordert an. Der Bürgermeiſter tanzt zwar nicht mehr, denn er wird dick und der Gſcheitle ſagt, er habe Ueberfracht, aber doch iſt er beim Tanze zu treffen und nicht blos als hochmüthiger Zuſchauer, er iſt ſelber luſtig dabei. Er behauptet, und gewiß mit Recht, daß die Verwilderung in den Vergnügungen hauptſächlich davon kommt, weil die älteren und geſetzten Leute keinen Theil mehr daran nehmen. Darum hat er es auch durch ſein Beiſpiel dahin gebracht, daß die Eltern und Dienſtherren mit zum Tanze gehen, wo ihre Kinder und Dienſtboten ſich vergnügen. Nicht nur lernt man die Menſchen am beſten kennen, wenn man zuſieht, wie ſie ſich beim Vergnügen verhalten; es wird auch viel Ungehöriges dadurch vermieden. Wie gar viele Eltern vergeſſen aber, daß ſie auch einmal jung waren, und wenn ein Kind zu einer Luſtbarkeit will, verſalzen ſie ihm vorher die Freude, indem ſie ihm die Thränen aus den Augen treiben und dann laſſen ſie es hingehen und oft in ſein Unglück rennen.

Der Bürgermeiſter und ſeine Frau ſammt dem Hagenmaier ſetzen ſich nun an einen Tiſch zu den jungen Burſchen, der Gſcheitle rückt auch herzu, denn er will, daß das der vornehme Tiſch ſei.

Die Frau Bürgermeiſterin zankte mit einigen jungen Ehemännern, die ſich ſchon für zu alt hielten, um noch luſtig tanzen zu mögen; der Hagenmaier ſagte: „Das kommt davon her, weil jetzt die Vergnügungen alle zu toll ſind; da raſen ſie ſich aus und dann hat man's genug. Hört nur, was das für eine Muſik iſt, man meint, das wilde Heer kommt; faſt nichts als Lärmtrompeten. Der Galopptanz, den hat der Teufel und ſeine Großmutter aufgebracht.“

„Andere Zeiten, andere Sitten,“ ſchaltete der Bürgermeiſter ein. „Meinetwegen,“ fuhr der Hagenmaier fort, „ſie können's meinetwegen auch tanzen, aber die ſanften ſtillen Tänze aus der alten Zeit, die ſollte man nicht abkommen laſſen. Ich weiß wohl, wenn man heute mit Geige und Hackbrett aufſpielte, man könnt's vor dem Getrappel gar nicht hören. Drum müſſen ſie dieſe Lärmtrompeten und Trommeln haben.“

„Ihr habt Recht,“ ſagte die Bürgermeiſterin, „das iſt heut' ein tolles Gezappel und Getrappel und Gehops, und wie ſchön und angenehm war der alte Schleifer.“

Sie ſang hierauf leiſe die Weiſung von dem „Als der Großvater die Großmutter nahm“ und hob dabei ihre Arme im Takte empor, ihr Angeſicht lächelte in Freude.

Der Hagenmaier ſtand raſch auf, ſchnalzte mit den Fingern und fragte: „Wollen wir einmal Frau Bürgermeiſterin?“

Die Frau ſah verlegen auf ihren Mann, dieſer aber ſagte: „tanz nur.“ Der Hagenmaier ſtieg zu den Muſikanten hinauf und ſang ihnen die alte Weiſung vor, bis ſie ſie wieder inne hatten; dann kam er herab und jetzt ging's los. Bald geſellten ſich noch andere Paare hinzu, und es war eine Freude, den ſanften Tanz mit anzuſehen.

Seit jenem Abende iſt der alte Tanz wieder erſtanden; die jungen Leute haben ihn wieder gelernt und freuen ſich deſſen.

Alte und neue Wirthshausſchilde.

Vor Zeiten, wenn man an einem Amts- oder Markttage in die Stadt gekommen und

man in ſich geht und denkt,
wo man einen guten trinkt;

iſt man eben gerades oder auch krummen Wegs, wie nun die Straße war, in den Bären, in's Lamm, in den Ochſen, in's weiße oder ſchwarze Roß gegangen und hat da mit Eſſen und Trinken Leib und Seele wieder zuſammen gehalten. — Warum nur die Wirthshäuſer die Thiernamen hatten? Kann ſein, weil die Menſchen ſich gar viel von den Thieren nähren, hat man ſie zu Wirthshausſchilden genommen, oder auch weil ſie jedem dienen, der ſie an ſich bringen kann. Jetzt iſt das anders, jetzt ſind wir Alle hoffähig; wir ſpeiſen und trinken bei Hof und die ganze adelige Ahnenprobe beſteht darin, daß wir ſo und ſo viel kupferne oder ſilberne Regentenköpfe in die Taſche ſtecken. Der Bär heißt jetzt: Ruſſiſcher Hof; der Greif: Hof von Holland oder auch engliſcher Hof und das Lamm: deutſcher Hof. Wie der goldene Ochſe heißen ſollte, läßt ſich errathen.

Vor Zeiten hat ein Wirthshausſchild ſeinen Arm weit in die Gaſſe hineingeſtreckt, als ob es zuwinken wollte: Komm ein! Jetzt ſind Tafeln an das Haus genagelt oder es iſt nur angemalt franzöſiſch und engliſch, daß man Alles lernen kann; aus Gnade und Barmherzigkeit heißt's bisweilen auch noch Deutſch, aber ſelten. Ein Deutſcher gilt daheim nichts, dafür gilt er aber draußen noch — ein bischen weniger.

Dagegen hat's ein reiſender Engländer gut in Deutſchland, in den Gaſthöfen und an den wirklichen Höfen freut man ſich, ihn zu bedienen, hier wie dort freuen ſich die Lohnbedienten, zu zeigen, wie gut ſie engliſch ſprechen, und ſelbſt die Polizei iſt liebenswürdig gegen ihn.

In allen Gegenden Deutſchlands franzöſelt's und engliſirt's. Statt: bairiſcher Hof, ruſſiſcher Hof, polniſcher Hof, brandenburger Hof, Berliner Hof, heißt es viel vornehmer: Hotel de Bawiehr, Hotel de Rüſſi, Hotel de Pollonch, Hotel de Brahndbuur, Hotel de Berleng.

Am Rhein ſind ſie Victoriatoll. Es iſt ſchade, daß die Königin von England nicht Gretel heißt, Hotel Gretel wär' doch auch ſchön und nobel. Dieweil nun die Höfe erſchöpft ſind und man ſogar einen europäiſchen Hof und einen Welthof (Hotel de lüniwehr) erfunden hat, ſo laſſen ſich's auch die Herren Wirthe — oder wie ſie jetzt heißen, Proprietär's oder Hotelje's — gefallen, daß ihr eigner Name mit großen goldenen Buchſtaben am Hauſe prangt. Man findet nun Hotel Caspar, Hotel Melchior, Hotel Balthes.

Es iſt eine närriſche Welt, die deutſche Welt; man muß darüber lachen, wenn man ſich nicht ärgern will.

Nachtgeſpräch zweier deutſcher Grenzpfähle.

Der Junge mit friſchen Farben: Warum ſtehſt du ſo traurig da mit deiner verſchoſſenen Livree, warum neigſt du den Kopf alter deutſcher Ausländer? . . . Warum biſt du ſo ſtumm? . . . warum ſo traurig? Antworte mir oder frage mich . . . Könnte ich nur zu dir hinüber über die Grenze, ich wollte dich ſchon aufrichten. Kopf in die Höh! Aber wir dürfen nicht von der Stelle, das gäbe eine gräßliche Verwirrung.

Der Alte. Wir dürfen nicht? Junges Blut, biſt du ſchon ſo zahm, daß du ſagſt, wir dürfen nicht, wo du ſagen ſollteſt, wir können nicht? Biſt du nicht wurzellos in die Erde gerammt und kannſt nicht von der Stelle? Warum biſt du ſo luſtig?

Der Junge. Warum ſollte ich nicht? Hier ſtehe ich als Hüter des Landes. Ich bin froh, daß ſie mich nicht eingezwängt haben in einen kleinen Bau, wo ich all' den Familienjammer beſchirmen müßte und wo ſie mich gar noch verdeckt hätten, daß Niemand mich ſieht. Nein, hier draußen ſtehe ich, ich allein bin Wächter des Landes, ich trage ſtolz ſeine Farben. Siehſt du nicht, wie hell ſie glänzen? Kein Wanderer geht vorüber, der nicht auf mich ſieht, der mich nicht fürchtet, der nicht an meinen Farben erkennt, was ich zu bedeuten habe. Was ſoll die dumme natürliche Rinde? Die Staatsfarben allein geben einen Charakter.

Der Alte. Und woher ſtammſt du?

Der Junge. Aus rauſchendem Walde,
Von ſteiler Halde,
Wo das Hüfthorn ſchallte
Und die Büchſe knallte.

Der Alte. Und deine Kameraden und Brüder wo ſind ſie?

Der Junge. Der eine, mit dem ich mich oft in wilden Sturmesnächten raufte, war ein übermüthiger Geſelle. Er liebte eine weiße, ſchlanke Birke in unſerer Nachbarſchaft; da kam ein krankes Herrchen und ſaugte der Birke das Blut aus, daß ſie verkümmerte. Seitdem iſt mein ſtolzer Kamerad traurig geworden und hat die Nächte hindurch geächzt, und in einer ſturmbrauſenden Frühlingsnacht hat er ſich kopfüber hinabgeſtürzt in den Thalbach. Er iſt jetzt ein dürrer Lehrſtuhl geworden, drinnen im dumpfen Gemache und drauf ſitzt ein Männchen und lehrt die Jugend vor der Zeit alt werden.

Der Alte. Und die anderen?

Der Junge. Sie ſtehen noch ſtill und harren ihrer ungewiſſen Zukunft. Nun erzähle mir aber auch du von deinem Schickſal.

Der Alte. Einſt in meiner Jugend grünen Tagen träumte ich von großen Ehren, die mir zu Theil werden ſollten. Es ging damals ein Odem der Freiheit durch die Welt und ich hoffte ein Freiheitsbaum zu werden, um den das Volk ſich jubelnd ſchaart. Es iſt anders geworden. Sie ließen mich lange ſtehen und träumen. Zuerſt wurde mein jüngſter Bruder geholt und ſie ſagten, er ſolle ein Weihnachtsbaum werden, dran den Kindern Süßigkeiten und Spielzeug aller Art beſcheert wird. Sie ſagten, ſie könnten noch keinen Freiheitsbaum pflanzen, offen vor aller Welt, und ſie ſchmückten ſich einſtweilen ihr Haus mit ſtillen Freuden. Mag's ſein. Dann wurden meine Brüder geholt und ſie wiegen ſich als ſtolze Maſte auf dem weiten Meere und tragen die Flaggen fremder Länder. Der Gram verzehrte mich im Innerſten und der Förſter erkannte an dem Dröhnen, daß ich herzſpältig wurde; ſie fällten mich. Sie haben mich glattgeſchunden und dann bemalt, zogen mir die Haut ab und warfen mir dieß bunte Kleid über und da ſtehe ich nun zum Spott für mich und alle Welt. Dreimal wurde ich verſetzt, dreimal mein Stamm in neues Land gebracht und durch mich wurden die Völker zu angeſtammten; da ſtehe ich nun, ein Pfahl im Leibe des unzertrennlichen Vaterlandes . . . Ich bin müde . . .

Der Alte und der Junge ſprachen noch viel, aber ihre Worte verhallten in dem Sturme, der plötzlich erwachte; Blitze durchzuckten die Luft, ein Gewitterregen praſſelte hernieder. Am Morgen hatten ſich die beiden Farben des jungen Grenzpfahls vermiſcht, er war grau.

Vor der Kirche.

Sonntag Morgens vor der Kirche ſitzt der Hagenmaier hemdermelig auf dem Bänkchen vor dem Bienenhauſe im

Garten. Er darf ſich wohl ohne Jacke ſehen laſſen, denn ſein Hemd iſt ſo weiß wie der friſch gefallene Schnee und es iſt ihm gar wohl, ſo leicht und frei da zu ſitzen in der luftigen Hülle; er läßt ſich von der Frühlingsſonne durchwärmen, er raucht ſein Pfeifchen dabei und es iſt ſo ſtill und es iſt ihm ſo wohl wie einem Baum im Erdengrund; er möchte gar nicht weg und es dünkt ihm, wie wenn er nicht ſich ſelbſt, ſondern wie wenn ihn ein Anderer daher geſetzt hätte.

Ein Vers aus dem alten Kirchenliede geht ihm durch den Sinn, ſeine Lippen bewegen ſich nach den Worten, aber er ſpricht ſie nicht laut, ſondern tief im Herzen:

Halte nur ein wenig ſtill
und ſei doch in dir ſelbſt vergnügt.

Ja, wenn ſich die Menſchen nur öfters ein ſtilles Plätzchen ausſuchten, fernab von Geräuſch und Unruhe des Alltagslebens, wo ſie ganz alleine mit ſich hinhorchen auf das, was ſich in ihrem Innerſten regt; wenn Kampf und Noth beſchwichtigt, finden ſie dort einen ewigen Quell der Freude und des Glücks. Da braucht man keine großen Gaſtereien, keine koſtſpieligen Feſte, um Freude und Genuß aufzuerwecken; hier hat der ewig gute Gott das Feſt bereitet und ladet die Seele ein, ſich's wohl ſein zu laſſen. Wie viel tauſend Menſchen jagen immer nach Genuß und Luſt draußen in der Welt und vergeſſen, was ſie bei ſich haben.

Drum halte nur ein wenig ſtill
und ſei doch in dir ſelbſt vergnügt.

Wie ſtill und lind iſt der Morgen! Kein Lüftchen weht, das tiefblaue Himmelszelt ſteht ruhig über der Erde, nur die Lerche ſteigt ſingend frei auf und ab zwiſchen Himmel und Erde, der Erde verkündend die Schönheit des Himmels, dem Himmel preiſend die Wunder der Erde. Die Schwalben ſchwingen ſich ſtill dahin, gleich als müßten ſie ſchweigen von dem ewigen Geheimniß der Erde, deren Pracht drüben ſich aufthut, wenn ſie hüben hinabſinkt, als hätte das Leben in ewiger Schöne ſie der Sprache beraubt und ſtumm gemacht, als dürften ſie nicht mitjauchzen mit den Geſchöpfen, denen ſich die Herrlichkeit nur Einmal im Jahre ausbreitet. In dem Graſe ſteigt der Saft auf in jedem Halme, und Geſchöpfe ohne Zahl tummeln ſich dort; es iſt ein Klingen und Rauſchen, wie wenn Alles lebte. In dem blühenden Apfelbaum ſummen die Bienen und jede ſteigt in den offenen Kelch. Jetzt ſagte der Hagenmaier laut vor ſich hin:

Drum halte nur ein wenig ſtill
und ſei doch in dir ſelbſt vergnügt.

Die Pfeiſe war ihm ausgegangen, er ſchlug ſich aber kein Feuer mehr, er legte die Arme auf der Bruſt über einander, ſich ſelbſt haltend und das was ſich in ihm regte; er ließ die Gedanken kommen und gehen, wie die Bienen aus und wieder einzogen.

„Die Thiere, dieſe Bienen“ — dachte er — „haben keinen Sonn- und Feiertag, ſie leben und arbeiten und ihre Arbeit iſt bloß zu ihres Leibesnahrung; ſie ruhen, wenn die Natur draußen ruht. Der Menſch aber arbeitet nicht bloß zu ſeiner Leibesnahrung und er ſetzte ſich einen Tag von ſieben feſt, daß er frei und von Arbeit ledig bei ſich einkehre und mit ſeinen Brüdern und Schweſtern vereint zu Gott ſich wende, daß er dann der Freude des Daſeins ſich in lauterer Seligkeit hingebe . . . . . Wie glücklich bin ich, daß ich hier ſtill ruhen kann! Ich trinke den reinen Athem der Luft, mein Auge ſättigt ſich an der überall ausgebreiteten Herrlichkeit, die liebe Sonne thut mir ſo wohl und mein Gott hält ſeine Hand über mich und läßt mich hier ſtill froh ſein. — Ich will nicht mehr verzweifelnd jammern und klagen, wenn Noth und Pein mich heimſucht — friſch auf! der alte Gott lebt noch!“

Der Hagenmaier breitete die Arme aus, als wollte er die Liebe Gottes an ſich drücken, ſein Mund öffnete ſich und doch ſprach er nicht. Ein Windhauch warf plötzlich mehrere Blüthen vom Apfelbaum auf den alten Mann und brachte ihn auf andere Gedanken. Schmerzlich lächelnd ſah er drein und wieder ſprach es in ihm: „Wie viel tauſend Blüthen trägt der Baum und zahlloſe ſterben ab, bevor ſie zur Frucht geworden; der Baum könnte die Früchte nicht alle tragen. Blüthen müſſen verwelken, ſie haben ihrem Schöpfer genug gethan, daß ſie aufblühten. Wie reich und übervoll iſt die Welt! Die Kinder, die in ihrer Jugendzeit mir abſtarben, ſie waren ſolche Blüthen am Baum des Lebens, ſie hatten für dieſe Erdenzeit genug gelebt; ich will arbeiten und wirken, um die mir übrig gebliebenen zu geſunden und guten Menſchen zu erziehen —“.

Die Lippen zuſammenpreſſend ſah jetzt der Hagenmaier tief ſchmerzlich drein, denn ſein Gedanke war: „In wie viel tauſend Herzen zittert jetzt in dieſer Minute Angſt und Qual um die Noth des Lebens; ihr Sinn iſt verdumpft, die friſche Morgenluft zehrt an ihnen, die Schönheit von Wieſe und Feld ſättigt ſie nicht, ſie ſehen nichts davon — ſie hungern. O wir Elenden! Wir können der Ruhe genießen, im Ueberfluß leben, und unſere

Brüder und Schweſtern hungern und der Tiſch der Erde iſt ſo reich gedeckt, daß keiner leer ausgehen muß. Ich will ſorgen und trachten, der Noth abzuhelfen und Lebensfreude zu ſchaffen, wo ich kann. Gieb o Gott, daß ich feſt bleibe und erweiche die Herzen der Großen und Uebermüthigen, daß ſie nicht ruhen und raſten, bis das Elend vertilgt iſt von der Erde, bevor der Tag des Gerichts kommt —“.

Ein plötzliches ungewöhnliches Summen in einem der Bienenkörbe weckte den Hagenmaier aus ſeinen Gedanken für die Zukunft; das war ein Weiſel, der ſich hören ließ und bald auszuziehen trachtet. Hagenmaier ſtand auf und ſtellte einen leeren Bienenkorb zurecht, dann wartete er ſtill auf den Auszug und dachte dabei: „Staatsmänner, Lehrer und Eltern und Alle, die auf Andere zu ſehen und für ſie zu ſorgen haben, können ein Beiſpiel an den Bienen nehmen. Wer möchte was dagegen thun, wenn ſo ein Stock ſchwärmen will? Das iſt nöthig und gut, man muß ihm ein neues Haus herrichten, ihn gutwillig da hineinbringen und das neue Geſchlecht in ſeiner eigenen Haushaltung wirthſchaften laſſen; wenn dann die alten Stöcke abſterben, ſo ſind ſchon neue dafür da.“

Er rief ſeinen Sohn und ſeine Schwiegertochter herbei, um mit ihnen auf den neuen Auszug zu lauern. Sie mußten Alle ſtille ſein.

Jetzt läutete es zum erſtenmal zur Kirche. Die Glocke übertönte all' das Summen und Klingen in der Luft. Als wäre er von dieſem Tone gelockt, zog jetzt der Bienenſchwarm aus und wurde richtig in dem neuen Hauſe untergebracht.

Der Hagenmaier kam etwas ſpät in die Kirche und er ſchüttelte oft mit dem Kopfe, als er eine Strafpredigt gegen das neu erwachte Leben in der Religion hören mußte. Er dachte an den jungen Bienenſtock.

Der Herr Lotterer.

Es war einmal ein großer mächtiger Graf und der regierte über ein kleines ſchwaches Land, und der Graf brauchte ſehr viel Geld und das Land hatte ſehr wenig mehr.

In dem Lande lebte ein Mann, von dem man nicht ſagen konnte, was er für ein Geſchäft habe, und er hatte auch keins. Wäre er ein Baron geweſen, dann brauchte er nichts zu ſein, er hieße dann Herr Baron; er war aber kein Baron, alſo war er nicht bloß nichts, ſondern gar nichts. Er lotterte in den Straßen und den Wirthshäuſern umher, und darum hieß er der Herr Lotterer. Auch in den Werkſtätten der verſchiedenen Handwerker war er oft zu finden, aber nicht um mit thätig zu ſein, ſondern nur um ſich mit den Leuten zu unterhalten. Die Arbeiter verachteten zwar den Tagedieb, deß kümmerte er ſich aber nicht und er fragte ſie aus über all ihr Dichten und Trachten; oft kam er bis auf den Grund und da hörte er, daß faſt jeder ſich von der Zukunft noch ein beſonderes Glück erhoffte, einen plötzlichen Reichthum und dergleichen. Wenn er das hörte, ſchmunzelte er vor ſich hin und redete gar viel davon, daß man ſolche Hoffnung nie aufgeben dürfe, man habe Beiſpiele von Exempeln u. ſ. w. Dann ſaß der Herr Lotterer oft tief bis in die Nacht hinein auf ſeiner einſamen Stube und ſchrieb große Zahlen auf ein Papier und rechnete und rechnete, daß man meinte, er habe über Millionen zu verfügen; dabei hungerte er aber, daß ihm die Schwarten krachten.

Eines Morgens bürſtete der Herr Lotterer ſorgfältig ſeinen fadenſcheinigen Frack und pfiff luſtige Weiſen, dann zog er eine ſteife weiße Halsbinde an, ging auf das Schloß und ließ ſich bei dem Grafen melden. Als er vorgelaſſen wurde, verbeugte er ſich tief, lächelte und ſprach:

„Gnädiger Herr! werden verzeihen, es iſt allbekannt, wie die Geldquelle vertrocknet iſt in Ihrem Staatsſchatze. Daran iſt nicht Ihre allerhöchſte Weisheit ſchuld, die ſtets nur das Beſte des Landes will. Ihre Diener, ich will ſie nicht anklagen, haben in unbegreiflicher Verblendung das Ergiebigſte überſehen. Erlauben Eure Hoheit, daß ich Hochdenſelben unterthänigſt mittheile, was ich durch langes Nachtwachen gewonnen habe. Man kann keine neue Steuer mehr ausſchreiben, wenn man ſich auch um die daraus entſtehende Erbitterung nicht kümmerte. Bereits wird Alles verſteuert: was man ißt und trinkt, Tanzen und Spielen, Sterben und Geborenwerden, Heirathen und Scheiden, Alles, Alles. Ich aber will es bewirken, daß noch eine freiwillige Steuer gegeben werde, die alle bisherigen gezwungenen übertrifft. Ich hole die Steuer aus den geflickten Taſchen der Armen, zwiſchen Broſamen und ausgeriſſenen Knöpfen, ich beiße ſie aus den verknüpften Sacktuchenden hervor! Ja, was die Menſchen am meiſten nährt, iſt noch nicht verſteuert, ich meine: die Hoffnung und der Traum.“

Der Herr Lotterer überreichte nun einen Plan, der alsbald ausgeführt wurde. Er errichtete eine wohlthätige

Anſtalt, darin der Aermſte geſpeiſt wird mit — leeren Hoffnungen und eiteln Träumen. Die Anſtalt trägt noch den Namen ihres Urhebers: Lotterie. In Unſchuld gekleidete Waiſenknaben mußten die Looſe ziehen, um der Sache ein recht ſanftes Anſehen zu geben. Ein Theil des Gewinnſtes wurde mildthätigen Armenanſtalten zugewieſen und Alles hatte einen gar frommen Schein.

Der Herr Lotterer ſchrieb ein Büchlein, daraus zu lernen iſt, wie man unfehlbar gewinne: welche Nummer es zu bedeuten habe, wenn man von einer Katze, einem Habicht und dergleichen träumt, und wenn man von einem Menſchen träumt, ſetzt man die Nummer der Jahre, die er zählt und vom Tage ſeiner Geburt u. ſ. w. Das „Traumbüchlein, wonach man ſicher das große Loos gewinnt,“ wurde in einem Nachbarlande gedruckt und darauf durch öffentliche Bekanntmachung ſtrenge verboten, damit man auch wiſſe, daß es erſchienen ſei und es um ſo gewiſſer kaufe. Von allen Kanzeln wurden die armen Leute verwarnt, nicht in die Lotterie zu ſetzen, damit ſie ja nicht vergäßen, daß ſie da ſei.

Der Herr Lotterer erlebte es, daß Viele ihm nacheiferten und nichtsthueriſch herumlotterten. Viele arbeitſame Handwerker, die er früher in ihren Werkſtätten beſucht hatte, wo ſie emſig ſich rührten und ihr eigentliches Vertrauen auf die Thätigkeit ihrer Hände ſetzten, ſchlenderten nun nichtsthueriſch herum, entzogen ihren Kindern das wenige Brod und ſetzten in die Lotterie; ſie liefen in beſtändigem Duſel umher und hingen den Träumen nach, was ſie beginnen ſollten, wenn ſie das große Loos gewännen. Sie bezahlten nun mit ihrem letzten Heller die leeren Träume und Wünſche, die ſie ehedem umſonſt hatten und ſie träumten und hofften, bis ſie als eine Niete ins Grab verſcharrt wurden.

Der Herr Lotterer iſt hochgeehrt in einem mit vier Rappen beſpannten Wagen in ein anderes Land gereiſt, um auch dort die Traum- und Hoffnungsſteuer einzuführen. Hier brachte er noch eine Verbeſſerung an, indem er in verſchiedenen Städten verſchiedene Lotterien errichtete, erſtlich, damit die Leute die Sache näher bei der Hand haben, und dann auch um den Glauben an das Glücksſpiel zu erhalten, denn dadurch fügte es ſich, daß eine Nummer, die ein armer Menſch hier geſetzt hatte, gerade in einer andern Stadt herauskam, und nun ward der Spieler um ſo eifriger, glaubte um ſo ſicherer an ſeine Träume und verwünſchte nur ſein Schickſal, das ihn an dem unrechten Orte ſetzen ließ. Vielleicht ſind mit der Zeit hiebei noch mehr Verbeſſerungen anzubringen, wenn ſich nur recht durchtriebene Köpfe daran machen.

Viele meinen zwar, der Herr Lotterer ſei der leibhaftige Teufel geweſen, der ſich nur als armer Schelm verkleidet habe; das iſt aber nicht wahr; er war nicht mehr und nicht weniger als ein pfiffiger Menſch. Der Teufel braucht ſich die Mühe nicht mehr zu geben, ſelbſt zu kommen; es giebt Leute genug, mit und ohne Uniform, die ſich eine Ehre daraus machen, dem Teufel gern und pünktlich ſeine Geſchäfte zu verſehen.

Der getreue Adjutant.

Ein Fürſt, der ſehr undeutlich ſprach, es aber allerhöchſt übel nahm, wenn man nicht recht verſtand, was er ſagte, hielt einmal eine große Heerſchau, oder wie es vornehmer heißt, eine Revue. Er will nun eine Schwenkung machen laſſen und ſagt dem Adjutanten in ſchnarrendem Tone: „Heradetant Jeneral von der vierten Schwadron vom dritten Reiterrejiment comdiren radarada hidarada, deremdem!“ Der Adjutant legt die Hand an den Tſchako und ſagt in fragendem Tone: „Majeſtät befehlen?“ Dieſer wiederholt: „Jeneral comdirn — radarada hidarada deramdam.“ „Sehr wohl!“ erwiedert der Adjutant und hup hup reitet er im geſtreckten Galopp davon bis zu dem General und ſagt: „Majeſtät comdiren radarada — hidarada deramdam.“ Und wie der Wind jagt er wieder zurück. Der General ſchreit ihm nach: „Mordelement, was denn? was denn?“ Der Adjutant kehrt ſich aber nichts daran und iſt bald wieder auf ſeinem Poſten.

Was nun daraus geſchehen iſt? fragſt Du.

Ja, proſt Mahlzeit, nicht alle Geſchichten haben ein End, und das hat auch ſein Gutes; wir können bei manchen noch ſelber das End machen.

Nochmals von Kleidern.

Wenn du einen Flecken an deinem Kleide oder irgendwo einen Riß haſt, denkſt du oft: „Bah, das ſieht man nicht und die Leute haben anderes zu thun, als immer Alles an mir auszumuſtern.“ — Du gehſt dann frank und frei herum und es kann oft ſein, du haſt Recht, es ſieht Niemand den Flecken und den Riß.

Wenn du aber etwas Schönes auf dem Leibe haſt, ſei es nur ein ſchön Halstuch, oder ein friſch Hemd mit weißer Bruſt, oder gar eine goldene Nadel u. dergl., da gehſt du oft mit herausforderndem Blick hinaus und ſchlägſt die Augen dann nieder, um nicht zu bemerken, wie alle Leute, was ſie in Händen haben, ſtehen und liegen laſſen und gar nichts thun, als deine Herrlichkeit betrachten. — So meinſt du, aber das iſt auch gefehlt, kein Blick wendet ſich nach dir und deiner Pracht.

Das einemal meinſt du, man ſieht dich gar nicht, und das anderemal, die ganze Welt hat auf dich gewartet, um dich zu beſchauen; aber beides iſt gefehlt.

Gerade ſo iſt's auch mit deinen Tugenden und Laſtern. Wenn du einen böſen Weg gehſt, meinſt du, es kennt dich kein Menſch und keiner ſieht nach dir um, und es iſt ſtockdunkel; wenn du aber dem Rechtſchaffenen nachgehſt, redeſt du dir oft ein, jeder Pflaſterſtein hat Augen, jedes Kind kennt dich und deine Gedanken und tauſend Sonnen ſcheinen. Aber das Gute wie das Schlimme wird oft von der Welt überſehen. Ein Auge ſieht Alles, das iſt Gottes.

Drum halte dich ſelber, vor deinem Gott über dir und deinem Gewiſſen in dir, in Ehren; dann brauchſt du nicht das einemal fürchten, daß dich Alles ſieht und dir dabei etwas vorlügen, und das anderemal zürnen, daß dich Niemand ſieht.

Selbſtregieren und Selbſtraſiren.

Der Doktor Gſcheitle thut auch manchmal, als ob er zu den Freiſinnigen gehöre; beſonders gern bringt er dann die Redensarten an, die er hier und da aufgeſchnappt hat. So ſagte er einmal im Wirthshauſe: „Die Bürger müſſen immer mehr ſelbſtändig und unabhängig werden. Es muß dahin kommen, daß jede Bürgerſchaft, jede Gemeinde, ſo viel als möglich ſich ſelbſt regiert, ſelbſt ihr Weſen verwaltet und Recht ſpricht. Selbſtregieren, das iſt die Hauptſache. Es iſt ja keine ſo große Kunſt.“ Der Hagenmaier, der zugegen war, erwiederte: „Das ſag' ich auch. Ich bin ganz einverſtanden. Aber es muß ſich auch jeder unabhängig machen und ſich ſelbſt raſiren oder ſich den Bart ſtehen laſſen, wenn's ihm gefällt.“

Das will aber der Gſcheitle nicht, denn das legt ihm ſein Handwerk, und ſo geht's noch manchem Andern, der auch davon lebt, daß er die Menſchen einſeift und wenn's geſchehen kann über den Löffel balbirt.

Wo ſteckt der Teufel?

In einem Märchen, es iſt noch gar nicht alt, wird erzählt, daß der Teufel einmal auf Arbeit ausging und brav zu ſein verſprach, wenn man ihm vollauf zu thun gebe. Die Menſchen ließen ſich darauf ein und gaben ihm nun die mühſeligſten Sachen zu verrichten, aber kaum hatte man ihm geſagt, was er zu thun habe, war er wie der Wind wieder da und ſagte: „ich bin fertig, gebt mir Arbeit oder ich werde wild.“ Die Menſchen wiſſen nun gar nicht, was ſie anfangen ſollen, bis einer dem Teufel den Auftrag gibt, die Straße nach der nächſten Stadt ſo ſchnell zu pfläſtern, daß er ſie jetzt, beim Abfahren mit einer zweiſpännigen Kutſche, immer vor ſich gepfläſtert fände. Der Teufel brachte auch das zu Wege.

Das Märchen endet nun damit, aber die Geſchichte iſt darum noch nicht aus.

Das Pflaſter war fertig und der Teufel kam wieder und ſprach: „Gebt mir zu arbeiten oder ich werde wild." Jetzt wurde er in den Polizeiſtaat aufgenommen und ein Schreiberbeamter nahm ihn zu ſich und da hat er in den Akten zu thun, daß er nicht fertig wird bis an den jüngſten Tag. Wo ein Strahl des Lichts oder eine freie friſche Bewegung in die Welt dringen will, da wird der Teufel hingeſchickt, um das Loch zuzuſtopfen, durch welches das Licht eindringt, und die freie Bewegung einzuklemmen und zu knebeln. Hat er da ein Loch zugeſtopft und einen Strick feſter angezogen, bricht's an der andern Seite wieder los und er keucht und rennt hin und her und protokollirt und inquirirt und regiſtrirt und referirt, nimmt eine Duplik und eine Replik auf und ſchreibt und ſandelt und ſiegelt, daß gar kein Ende zu finden iſt.

Freilich iſt dieſes ganze Geſchäft unnöthig, und wenn man die Menſchen mehr gewähren ließe, könnte man die Hälfte des Amtirens erſparen, aber das iſt es ja eben, die unnöthigen Geſchäfte ſind immer die größten.

Da ſteckt der Teufel.

Gebt mir meinen Mann.

Bekannt iſt die Geſchichte von jenem ſchwäbiſchen Soldaten, der vor der Schlacht ſagte: „Wozu führen wir Krieg? Gebt mir meinen Mann von den Franzoſen heraus, ich will mich ſchon mit ihm vertragen."

Aehnlich ließ ſich neuerdings ein Communiſt vernehmen, d. i. ein ſolcher, der da will, daß die Menſchen alles, was ſie beſitzen, unter einander theilen, er ſagte auch: „Gebt mir meinen Mann von den Reichen heraus, ich will ſchon mit ihm theilen.“

Das Märchen vom goldgelben Apfel.

Hoch oben in der Krone des alten Baumes hing ein goldgelber Apfel, der war ſo ſtolz und ſein Putzen dünkte ihn eine Krone. Wenn der Wind wehte und ihn ſchüttelte, rief er ſchnell: „Wind wiege mich!“ Er wollte vor ſich und den Aepfeln unter ihm ſich den Anſchein geben, als habe er über den Wind zu befehlen. Troff ein Regen herab und glitt durch Blatt und Zweig, rief ſchnell der goldgelbe Apfel: „Waſſer waſch mich!“ Denn er wollte ſich und die unter ihm wieder glauben machen, er habe den Regen ſo beſtellt und er müſſe ihm gehorchen.

Wenn man ſo etwas oft vorbringt, glauben's am Ende nicht nur die Andern, ſondern man glaubt's auch ſelber.

Der goldgelbe Apfel hatte ſich nämlich auch eingeredet und es auch wieder den Anderen vorgeſagt, er allein ſei der wirkliche und wahrhafte Nachkomme von dem uralten Apfelkern, den man vor vielen, vielen Jahren in den Boden gepflanzt und aus dem dieſer Baum erwachſen war. Jener uralte Apfelkern ſtammte nach einer Familienſage in gerader Linie von dem Apfel ab, den Vater Adam mit ſeiner Frau Liebſten im Paradieſe verzehrt hatte.

In dieſem Gedanken beſtärkte den goldgelben Apfel auch ſeine Leibgarde, die Hummeln. Dieſe waren ſchön uniformirt, in ſeinen Pelzen wie die ruſſiſchen Koſaken. Mittags um zwölfe, im ſchönen Sonnenſchein, hielten ſie regelmäßig Parade auf den Baumblättern in der Nähe; ſie muſizirten gar ſchön und die Raupen ſtreckten in aller Ruhe die Köpfe empor und verdauten gut dabei. Mitunter kam auch ein Commando von den Lanzenträgern, den Horniſſen; ſie waren ſtill und hielten ſich nie lange auf; ſie waren friedlich gegen Jedermann, der ihnen ehrerbietig und raſch aus dem Wege ging; ſie trugen ihr Schwert ſtets in der Scheide, bis ſie es zu einer Ehrenſache brauchten.

Keiner aber, weder eine Hummel noch eine Horniſſe beurlaubte ſich, ohne vorher den goldgelben Apfel lange und innig geküßt zu haben und jedesmal, wenn ſie fortgingen, meinte der goldgelbe Apfel, daß er ganz ſchwach ſei. Das klagte er einer alten vornehmen Vertrauten, der ſtattlichen Schmeißfliege, die in Schwarz gekleidet war und den goldgelben Apfel in der Dämmerung beſuchte und in Schlaf ſang; ſie ſummte: „Gruß und Kuß von der Fräulein Kloſterbirne drüben in Nachbar Juchtenheims Garten; ach! ſie ſtirbt faſt vor Sehnſucht nach dir. Ein zudringlicher Lederapfel, der in der Nähe wohnt, will ihr den Hof machen, ſie bleibt dir aber treu, ſie iſt auch ſo edel goldgelb wie du, da, da haſt du den Kuß von ihr.“ „Au, au, du thuſt mir weh, du biſt gerade an meine wunde Stelle gekommen,“ ſchrie der goldgelbe Apfel; die Schmeißfliege hörte aber nicht auf zu küſſen und ſich voll zu ſaugen, und als ſie endlich ſatt war, ſagte ſie: „Du biſt liebeskrank.“ „Nein,“ antwortete der goldgelbe Apfel, „ich fühle, wie mir etwas mein Eingeweide verzehrt, au! wie das ſchneidet! Wenn das ſo fortdauert, ſterbe ich bald, und mich ärgern noch dazu die Aepfel unter mir mit ihren dummen rothen Backen, ſie haben die Frechheit zu ſagen, ſie ſeien gerade ſo fein und ſo reif wie ich, ſie ſeien aus demſelben Stamme und hätten Luft und Sonne und Regen gehabt wie ich.“ „Laß dich nur vor den Frechen nichts von deiner Krankheit merken,“ ſummte die Schmeißfliege, „dir ſoll geholfen werden. Ich habe einen alten Bekannten, den Doctor Raupe, er iſt ein großer Gelehrter, er ging von keinem Blatte weg, bis er es ganz in ſich aufgenommen hatte; jetzt hat er ſich in ſeine Studierſtube eingeſponnen, ich weiß nicht, was er vor hat, wenn er aber herauskommt, der kann dir gewiß helfen.“

In der Nacht ſpürte der goldgelbe Apfel grimmige Schmerzen im Leibe, aber je kranker er war, deſto ſtolzer that er und er rief zu den Aepfeln hinab, die heimlich mit den Blättern flüſterten: „Seid ſtill, Ihr unzeitigen grünen und rothen Unterthanen, Ihr unreifen Geſchöpfe! Ich allein bin reif und habe Euch zu befehlen.“ Die Aepfel aber kehrten ſich nicht daran und der goldgelbe ſchrie zornig: „Wartet nur, wenn ich hinab komme, ich ſchlage Euch Alle zu Boden.“

Am Morgen, als Alles im Thau glitzerte, kam die Schmeißfliege und ſummte faſt athemlos: „Der Doctor kommt ſogleich! Ach! wie hat ſich der verwandelt, man kennt ihn gar nicht mehr; das iſt nicht mehr der Alte von früher, wo er ſo viel Sitzfleiſch hatte, nicht vom Fleck konnte und jedes Blatt bis auf die Faſern ſtudierte, er iſt jetzt ein luſtiger Kiekindiewelt geworden. Unterwegs hat er ſich bei einer dummen Roſe, die doch nichts kann als blühen und duften, aufgehalten, um ihr ſchönen guten Morgen zu ſagen; er iſt ganz verändert, er gibt ſich jetzt mit den kleinſten Blumen ab und denkt gar nicht mehr an die großen Bäume. Endlich, da iſt er.“

Ein Schmetterling kam geflogen und als er den goldgelben Apfel ſah, ſetzte er ſich auf ein Blatt daneben, ſchlug die Flügel zuſammen, ſchüttelte mit dem Kopfe und ſchwieg. Als er fort flog, begleitete ihn die Schmeißfliege noch eine Strecke und fragte, wie es mit dem Kranken ſtünde. Der Schmetterling ſagte: „Der iſt wurmſtichig, der ſtirbt, bevor die Sonne untergeht.“ Als die Schmeißfliege das hörte, flog ſie zurück und dachte: „So? Steht's ſo? Nun ſo will ich noch genießen, was zu bekommen iſt.“ Sie heuchelte keine Küſſe mehr, ſondern ſog ſich voll bis oben auf, ſo ſehr auch der Apfel ächzte und krächzte; ſie wiſchte ſich endlich das Maul und flog auch davon.

Am Mittag, als die Sonne hoch am Himmel ſtand, von Wolken verdeckt, kamen die Hummeln; ſie fanden den Apfel ſehr leidend und noch bevor ſie muſiziert hatten, hingen ſie ſich an ihn, wie ſie ſagten aus Liebe, in der That aber bedeckten ſie ihn ganz, um ihn auszuſaugen.

Da trat die Sonne aus den Wolken, ein heißer Sonnenſtrahl fiel ſchneidend auf den goldgelben Apfel, der Stil löſte ſich vom Zweige, die Hummeln retteten ſich noch im Fluge, der Apfel fiel raſchelnd durch das Gezweige nieder in das Gras. Dort verzehrten ihn noch die Hummeln und die Horniſſen vollauf und der Wurm fraß von innen bis nichts mehr da war. Die Schmeißfliege ſaß daneben auf einem Grashalm und wiſchte ſich die Augen aus, ſie weinte, wie ſie laut verkündete, aus Trauer über den hochedeln Verſtorbenen, in der That aber quollen ihr die Augen vor Aerger, weil ſie neben den ſcharf Bewaffneten nicht beikommen konnte.

So erging's dem goldgelben Apfel. Die geſunden Aepfel ſtehen noch an den Bäumen, ſie ſind jetzt auch reif, hoffentlich brechen oder ſchütteln wir ſie bald.

Herr und Meiſter.

Wir haben noch ein gutes altes Wort, mit dem wir einem Jeden den Herrn austreiben könnten — wenn wir nämlich Meiſter würden. Vor Zeiten hieß jeder ſelbſtändige Bürger Meiſter, und die Engländer, die großentheils von den alten Deutſchen abſtammen und viel von deren alten Bräuchen und Rechten erhalten haben, nennen noch jetzt jeden Mann Meiſter und jede Frau: Meiſterin. In Oberdeutſchland, wozu auch die deutſche Schweiz gerechnet werden muß, ſagen noch heutigen Tages die Dienſtboten nicht Herr und Frau ſondern Meiſter und Meiſterin.

Die Franzoſen haben einmal zur Revolutionszeit das Wort Herr abgeſchafft; es durfte Niemand mehr mit Herr angeredet werden, ſondern nur mit: Bürger. Das iſt allerdings der höchſte und ſchönſte Titel. So etwas ſchafft ſich aber nicht durch ein Geſetz ab, das muß die Sitte, die Gewohnheit thun.

Bei uns Deutſchen kommt das Wort Meiſter nach und nach faſt ganz in Abgang, ſeitdem die Handwerksleute faſt alle Fabrikanten heißen wollen. Bei Ritt-, Stall- und Wachtmeiſter hat das Wort noch ſeine volle Bedeutung. Bei anderen Worten klingt es aber in unſeren Tagen faſt wie Hohn und Spott. So bei Bürgermeiſter. Der iſt oft gerade am wenigſten Meiſter über die Bürger, ſondern ein ganz anderer, mit einem andern Titel. Der Hofmeiſter, wie man die Erzieher nennt, hat bei Hof am wenigſten zu ſagen. In Wien nennt man die Thürwächter Hausmeiſter, vielleicht gerade, weil ſie die Untergebenen des Hauſes ſind. Und nun gar die Schulmeiſter, die könnte man in unſeren Tagen leider oft Schulſklaven nennen.

Will's Gott, werden wir künftig einmal Meiſter ſtatt Herren.

Eine Wetterregel.

Wenn die Stricke und Riemen kürzer werden, gibt's bald Regen, vielleicht auch ein Ungewitter. An vielen Orten werden jetzt die Regierungszügel kürzer eingezogen, die Stricke und Riemen ſpannen; es gibt wol bald einen Regen, dann werden die Stricke von ſelber luck, und die wo faul ſind, brechen gar entzwei.

Neuer deutſcher Briefſteller.

Da iſt alſo der gewünſchte Brief von einem Schulmeiſter. Der Kopf von der Einleitung kann wegbleiben, dann aber heißt's wörtlich:

M . . . . dorf, den 1. Juli 1846.

. . . . die Zuſtände und Nöthen des Volks-Schullehrers kann dir Niemand in einem Briefe ſchildern, wie du gewünſcht haſt. Zur Zeit werde ich einmal verſuchen, meine ganze Lebens- und Leidensgeſchichte einfach in einem kleinen Büchlein aufzuſchreiben. Was der Eine erlebt und erlitten hat, das paßt auch mit wenigen Aenderungen auf den Andern. Leider darf ich nicht hoffen, daß dadurch in der That etwas gebeſſert werde. Das macht die Finger zittern beim Schreiben, das ſchnürt die Kehle zu beim Sprechen, wenn eine geheime Stimme uns zuruft: es wird doch wieder Alles beim Alten bleiben. Verzweifeln möchte man dann. Wie tapfer haben die freiſinnigen Abgeordneten in der bairiſchen, würtembergiſchen, badiſchen und ſächſiſchen Volkskammer für uns geſtritten und gerungen, und was iſt unſer Loos? Immer noch das alte Elend. Wie alle Erlöſung und Verbeſſerung ſollen wir auch die unſere erſt von der Zukunft erwarten. Iſt aber nicht morgen auch eine Zukunft? Iſt nicht jeder Tag, den man in Schmach und Noth verlebt, ein verlorenes Stück Leben? Wenn es einmal ein wahrhaftes und wehrhaftes Deutſchland geben wird, voll Kraft und ſelbſtändig nach innen und geehrt nach außen, da wird man's nicht begreifen, wie wir ſo lange in unſeren jetzigen Verhältniſſen leben, wie wir nur eine Stunde glücklich und heiter ſein konnten. Freilich, die Bedientenſeelen, die im Wohlleben ſtecken, lächeln gar vornehm über das, was ein armer Dorfſchulmeiſter zu ſagen und zu klagen hat. Es muß aber anders kommen, es muß, wenn eine Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden iſt. Wir Schulmeiſter ſollen die Seelen der Jugend bilden, uns iſt das Edelſte anvertraut, die ganze Hoffnung und Zukunft eines Volkes. Wir ſollen und müſſen uns jugendlich erhalten, friſch und kräftig; wie iſt das aber möglich, wenn uns Kummer und Sorge um das Allernothwendigſte im Leben die Seele zuſammenpreßt und jeden Morgen umdunkelt? Hundertmal habe ich mir ſchon gewünſcht, wenn ich nur ein Stallknecht im Hofmarſtall oder, Gott verzeih' mir's, ein Pferd dort wäre.

Doch, du haſt im vorigen Jahrgange geklagt, daß man dir ſolche Allgemeinheiten ſchreibe; ich breche ab. Obiges kannſt du abdrucken laſſen oder nicht, wie es dir tauglich ſcheint.

Erfreulicheres drängt mich, dir zu ſchreiben.

Wie thut es doch dem Menſchen ſo wohl, wenn er ſich auf die Zehen ſtellt und über ſein eigenes Elend hinausſehen kann, zumal wenn dann etwas Gutes ſeinen Blick feſſelt.

Ich hege zwar auch durchaus die Meinung, daß das Große und Gute nicht mehr von einzelnen hervorragenden Menſchen ausgeht. Es gibt eigentlich gar keine großen Menſchen mehr, ſondern viel Mittelſchlag, und das iſt beſſer. Der Meiſter und Herrſcher unſerer Gegenwart und Zukunft iſt der Held: Verein! Dennoch aber muß es Menſchen geben, die die Anderen zur Vereinigung anregen und führen und Anfangs die Leitung in die Hand nehmen. Unſer ganzes Dorf geht jetzt beſſeren Verhältniſſen entgegen, hauptſächlich durch zwei Menſchen, nämlich durch unſern Pfarrer und unſern Bürgermeiſter.

Du biſt keiner von denen, die in geſchminkter Faulheit und Fäulniß wollen, daß man einſtweilen gar nichts thue, Alles ſo recht grundmäßig zerfallen und verderben laſſe, weil ſo viel Schmach und Noth auf dem Vaterlande laſtet. Wenn ja einſt das deutſche Vaterland in ſich geeinigt, in Ehre vor ſich und vor der Welt daſteht, dann iſt noch keineswegs damit erreicht, daß jeder Menſch in ſeiner Seele und in ſeinem Hausweſen gut wirthſchafte. Der Zweck aller Freiheit iſt doch nur, daß Jeder ohne Hinderniß ein echter Menſch werde. Nun darf man aber einſtweilen nicht müſſig ſein; das Feld der Seele wie der vor uns ausgebreitete Boden muß einſtweilen angebaut und fruchtreich gemacht werden, ſo gut als möglich. Jetzt müſſig ſein mit der Vervollkommnung ſeiner Seele, das wäre gerade, wie wenn ein Bauer ſeinen Acker ſchlecht beſtellt, weil er noch Zehnten geben muß, weil er noch nicht den vollen Ertrag hat, wie's ihm gebührt. Dank muß man es daher Jedem wiſſen, der einſtweilen auch nur die kleinſte Verbeſſerung ins Werk bringt; ſie wird Stand halten, wenn einſt die große, das ganze Volk erquickende, kommt.

Meine Uhr hat ein doppeltes Gehäuſe und mein Brief eine doppelte Einleitung; jetzt aber ſchauen wir in's Werk, die Unruhe geht auf einem geſchliffenen Edelſtein.

Unſer Pfarrer hat für ſeine guten Beſtrebungen vor Allem dadurch einen ſichern Stützpunkt gewonnen, daß er das gemeinnützige Trachten und den Edelſinn in ſeinen eigenen Angelegenheiten bewährte.

Er iſt ein Mann, wie man ſagt, in den beſten Jahren. Nicht lange nachdem er hieher verſetzt war, kam er mit einem ſeltſamen Vorſchlag in den Gemeinderath; er verlangte, daß man ihm die ſogenannten Stol- und Caſualgebühren als feſte Beſoldung aus Gemeindemitteln bezahle. Anfangs war Alles ſtutzig, der Pfarrer aber nahm die Kirchenbücher und zeigte: ſo und ſo viel Taufen, Hochzeiten und Leichenbegängniſſe kommen durchſchnittlich im Jahre vor; das Minimum (der geringſte Betrag), was dafür erſtattet werden muß, iſt von der obern Kirchenbehörde feſtgeſetzt, hienach alſo möge der Geſammtbetrag beſtimmt werden. Der Gemeinderath wollte das natürlich nicht ohne Gemeindeverſammlung eingehen; in dieſer, die hierauf anberaumt wurde, hielt der Pfarrer eine Rede, ich wollte ich könnte ſie dir ganz aufſchreiben; der weſentliche Grundgedanke aber war: Ich bin euer Geiſtlicher, für alle eure religiöſen Angelegenheiten angeſtellt; ſo wenig mir nun der Gottesdienſt und die Predigt an Sonn- und Feiertagen beſonders bezahlt wird, ſo wenig ſollten die heiligen Handlungen, deren Vollziehung dieſer oder jener von mir bedarf, beſonders vergütet werden. Es ſind aber dieſe Gebühren ein Theil meiner Beſoldung, ich kann euch nichts ſchenken, will aber von euch auch nichts geſchenkt haben. Die alte Anſicht, daß man dem Pfarrer Geſchenke machen müſſe und daß er ſie annehme, ſtammt noch aus der Zeit der Bettelmönche: ich bin kein Bettelmönch. Es iſt ein ſchrecklicher Gedanke, wenn der Arme mit Recht oder Unrecht glaubt, der Pfarrer ſei für ihn bei einer Taufe, einem Leichenbegängniſſe läſſiger, weil er keine großen Geſchenke machen könne. Ihr ſeid alle gleich vor Gott und vor dem, der der wahre Menſch iſt. Die heiligen Handlungen, deren ihr bedürft, verrichte ich euch ohne Unterſchied; darum wünſche ich, daß ich dafür von der Gemeinde insgeſammt und nicht von den Einzelnen bezahlt werde. Beſſer wär's, ich bedürfte gar keines Lohnes; aber ich verwende nun einmal meine Zeit und all mein Denken für euch, und ihr müßt mich dafür ernähren. —

Nun wiederholte der Pfarrer mit den Zahlen belegt ſeinen frühern Vorſchlag und verlangte nur zwei Drittheile des durchſchnittlichen Geſammtbetrages. Dies wurde mit Freuden bewilligt. Zuletzt verkündete er noch ein- für allemal, daß ihm bei den Anmeldungen zur Communion nicht, wie bisher gebräuchlich, irgend ein Geſchenk in's Haus gebracht werden dürfe, indem er nichts annehme.

Du kannſt mir's glauben, daß der Pfarrer ſich hiedurch die Herzen Aller gewonnen hat. Einige Reiche, die ihre alte Zuthulichkeit beim Pfarrer nicht aufgeben wollten, und denen es gar nicht gefiel, daß ſie nicht größere Geltung haben ſollten, als der ärmſte Häusler, waren ihm eine Zeit lang gram, ſie hielten ſeine Uneigennützigkeit für Stolz (und ſahen doch ihren eigenen Stolz nicht). Nach und nach hat er aber auch dieſe gewonnen, indem er ihnen Gelegenheit genug gab, ihre beſſeren Verhältniſſe für die Gemeinde geltend zu machen; denn die Eitelkeit iſt einmal nicht auszurotten, und das hat wohl auch ſein Gutes; nicht Jeder iſt erhaben genug, um das Gute ſo zu thun, daß davon keinerlei Glorienſchein auf ſein Haupt fällt. Das Streben nach Auszeichnung, wie ich die noch reine Quelle der ſpätern Eitelkeit nennen möchte, erweckt die Menſchen zu manchem Beſſern. Die Leidenſchaften, recht benutzt und geleitet, können zu kräftigen Anlagen werden.

Bei ſeinen Amtsbrüdern in der Gegend hat ſich der Pfarrer viel Geſpötte und Uebelwollen zugezogen, aber die Gemeinde verehrt ihn; er iſt in allen Häuſern heimiſch. Ich möchte ſagen, wie die Kirchuhr der äußere, ſo iſt er der innere Zeitmeſſer, das große Herz der Gemeinde.

Ich ſchwärme nicht, denn ich ſehe den Pfarrer ſeit den anderthalb Jahren ſeines Hierſeins faſt täglich, und wen man täglich ſieht, für den kann man nicht ſchwärmen. Er behandelt mich brüderlich, ohne den leiſeſten Hochmuth; ſcherzend ſagt er oft: „Wir beiden ſind die Wachmannſchaft, die vom großen Gott hier in dieſes einſame Thal ausgeſtellt iſt.“ Wenn ich zu ihm komme, fragt er bisweilen: „Iſt nichts vorgefallen auf dem Poſten?“

Doch, das gehört nicht hierher; ich muß dir noch Einiges erzählen. Meine Noth geht meinem Kameraden auf der Wache tief zu Herzen, er ſagt, es werde und müſſe geholfen werden, nur ſolle vorher Manches in der Gemeinde beſſer im Stande ſein. Ich harre in Geduld und viel leichter als je zuvor; ſo viel thut die Nähe eines Menſchen, der uns die Zuverſicht verleiht, daß das Echte noch nicht erſtorben iſt in der Menſchheit. —

Du kannſt dir kaum vorſtellen, welch eine Rührigkeit, welch ein Leben der Pfarrer in die ganze Gemeinde gebracht hat. Es ergibt ſich, daß weit mehr tüchtige Männer hier ſind, als man je geahnt oder geglaubt hätte. Verarge oder mißdeute mir es nicht, wenn ich mir auch etwas davon zuſchreibe, denn ich bin bereits zwanzig Jahre hier im Orte Lehrer. Was habe ich denn auf dieſer Welt, wenn ich mir nicht bekennen darf, daß ich wenigſtens nicht umſonſt gelitten und dabei doch manches Gute gepflanzt habe?

Eine eigenthümliche Bewegung war dadurch, daß ſie bei der letzten Bürgermeiſterwahl durchaus den Pfarrer wählen wollten, was doch der Gemeindeordnung zufolge nicht ſtatthaft iſt. Hierdurch bewirkte aber der Pfarrer, daß ein äußerſt verſtändiger junger Bauer (er war früher einer meiner beſten Schüler, ſollte Schulmeiſter werden, ich hielt ihn aber davon ab) zum Bürgermeiſter gewählt wurde, obgleich er keineswegs zu den Reicheren gehört. Das ganze Dorf hat nun gewiſſermaßen Methode erhalten, es iſt weit mehr Planmäßigkeit in Allem, was geſchieht und vorbereitet wird. Alles entfaltet ſich zum Beſſern, aber naturgemäß nur allmälig. Es kann nichts ſchnell gehen auf dem Lande. Ein Pferd, das vor den Pflug geſpannt, Furchen in die Erde zieht, zur Empfängniß neuer Saat, das kann nicht ſo ſchnell rennen wie ein leichter Springer vor der Kaleſche auf gebahnter Straße. Hat das Ackerpferd dann auch einmal Leichteres zu ziehen, es iſt an den alten Gang gewöhnt.

Die große Maſſe des Volkes gelangt erſt jetzt wieder zu friſchem Leben, und wie lange waren die Lebensadern mit Actenſchnüren unterbunden!

Bereits hat die äußere Geſtalt des Dorfes ein verändertes Anſehen gewonnen. Während man früher nur mühſam durch den Koth waten konnte, iſt es jetzt in allen Gaſſen wie auf einer Kegelbahn. Gemauerte Rinnen ſind an den Seiten der Straße und dieſe wird wöchentlich zweimal gekehrt. Die Leute haben hiedurch auch an Dünger gewonnen. Der Pfarrer war nicht zu ſtolz, ſelbſt dieſe geringfügig ſcheinende Sache anzuordnen und zu leiten. — Wir haben jetzt auch viel mehr Blumen im Dorfe als je zuvor. Der Pfarrer iſt ſelber ein geſchickter Gärtner; er gehört auch zu den berühmten Botanikern (Pflanzenkundigen). Vor vielen Häuſern hat man neue Plätzchen gewonnen, um dort Blumen zu hegen und ſelten wird ein ſolches Gärtchen beſchädigt; das will viel bedeuten, das zeugt von einem guten Geiſte.

Nicht bloß Verſchönerndes, ſondern auch viel unmittelbar

Gemeinnützige iſt geſtiftet worden und in der Vorbereitung begriffen.

Die Ablöſung der Zehnten und Frohnen, die jetzt bei uns ſtatt findet, iſt nicht ſo durchweg ein Glück, wie man dem erſten Anſcheine nach glaubt. Allerdings wird hiedurch der Bauer erſt wahrhaft freier Eigenthümer, aber er ladet ſich oft eine Capitallaſt auf, die drückender iſt als die vormalige Naturalabgabe, weil der Zins von der Capitalſchuld gleichmäßig bezahlt werden muß, gleichviel ob die Aehre völlig geladen habe oder ausgebeutelt ſei.

Nun hat aber unſere Gemeinde die Zehnten und Frohnen gemeinſam abgelöst und zu dem Behufe eine Gemeindeſchuld aufgenommen. Damit ſolche aber nach und nach amortiſirt (getilgt) werde, bezieht die Gemeinde noch fort und fort den Zehnten u. ſ. w., verkauft das Erträgniß, und nach Verlauf von etwa 25 Jahren iſt die Gemeinde von ſelbſt frei.

Auch iſt die ganze Gemeinde der Hagelverſicherungsgeſellſchaft beigetreten; ſie kommt dadurch viel billiger weg, als wenn bloß Einzelne verſichern. Freilich iſt das eine neue und keineswegs unbedeutende Laſt, zumal da die gewöhnlichen Steuern ſchon faſt unerſchwinglich ſind; will man aber nicht in Angſt und Bangen vor jeder Wolke leben, ſo giebt es kein beſſeres Sicherungsmittel. Nur die kraſſe Betbrüderei, die aber die echte Gottloſigkeit iſt, kann dieſe Vereine verdammen, weil ſie das echte Gottesvertrauen ſchmälern ſollen, wie man aus gleichem blinden Eifer die Blitzableiter verdammen wollte. Gott ändert den geheimnißvollen Lauf und die Geſetze der Natur nicht, darum hat er uns als Menſchen Vernunft und Mittel an die Hand gegeben, uns gegen Unfälle möglichſt zu ſichern; dieſe Mittel zu gebrauchen, das iſt Gott gefällig, und läſterlich iſt's, müßig die Hände zu ringen, wo man hätte werkthätig zugreifen können.

Der Pfarrer hat mir von der Oberſchulbehörde die Erlaubniß ausgewirkt, eine Agentur (Bevollmächtigung) von der Vieh- und von der Möbel- (Hausrath-) Verſicherungsgeſellſchaft übernehmen zu dürfen. Schon treten Einzelne bei. Ich habe dadurch nicht nur einen kleinen Verdienſt, ſondern bin zugleich auch noch meinen Mitbürgern nützlich. Ich lege das, was ich dadurch erwerben, zurück und will mich in die Lebensverſicherung einkaufen, damit meine Frau und Kinder nach meinem Tode doch auch etwas haben. Unſere Schullehrerwittwenkaſſe kann kaum ſo viel geben, daß man nothdürftig vier Wochen Krankheit davon beſtreiten kann. Es werden ſo viele milde Stiftungen gemacht, ja man errichtet ſogar wiederum reiche Klöſter, warum denkt Niemand an die Schullehrerwittwenkaſſe? Warum?

Wir haben hier nun auch einen Gemeindebackofen, der ſich ſehr nützlich erweiſ't, nicht blos in der Holzerſparniß. Anfangs waren die Frauen grimmige Gegnerinnen, weil die heimlichen Schmalzkuchen vor der Sonne der Oeffentlichkeit etwas abmagerten und ſich verminderten. Jetzt geht's aber ſchon beſſer.

Ein wichtiges Werk wird jetzt vorbereitet, nämlich ein Gemeindevorrathshaus, beſonders für die Saatfrucht.

Ein anderes iſt bereits in ſchönſter Blüthe, es iſt auch ein Gemeindevorrathshaus und auch beſonders für die junge Saat; ich meine den Kindergarten. Wir haben die Spiele und den Namen, die der wackere Fröbel in Keilhau dafür gegeben, in unſerer Kleinkinderbewahranſtalt angenommen. Ich habe meine älteſte Tochter, Joſephe, die nebſt meinen beiden anderen in der Stadt diente, zu dieſem Behufe nach Hauſe genommen und ſie iſt ganz voll Seligkeit, die Kinder zu hüten, zu warten und zu erheitern. Meine Joſephe iſt ein ſtarkmuthiges, geſundes Mädchen, das iſt vor Allem nöthig, denn es iſt keine Kleinigkeit, 70—80 kleine Kinder zu hüten. Manche alte, zur Ruhe geſetzte Männer und Frauen kommen oft und helfen. — Fürchte nicht, daß das harmloſe, freie Kinderleben jetzt auch eingepfercht wird; es herrſcht die größte Ungezwungenheit. Nur Eines bringt die Kinder zur Gemeinſamkeit und Botmäßigkeit, das iſt der Geſang; die Kinder lernen ſonſt faſt nichts als Singen. Eine eigenthümliche Bedeutung liegt auch darin, daß die Spielzeuge keinem Kinde angehören, ſondern Eigenthum der Anſtalt ſind, mit dem aber jedes frei ſchalten kann. Ich könnte dir über die unſägliche Wohlthätigkeit dieſer Anſtalt noch viele Blätter voll ſchreiben, ich will aber nur noch darauf hindeuten, wie nothwendig ſie iſt, wenn man weiß und bedenkt, wie viele Leute, wenn ſie auf's Feld gehen, die Kinder einſperren oder wild rennen laſſen und oft allem Unglücke preisgeben. Anfangs wollte es den Anſchein gewinnen, als ob nur die Taglöhnerinnen, die Aermſten, die Anſtalt benutzen wollten; jeder gab ſich ſonach Mühe, nicht zu ſolchen gerechnet zu werden. Nun ſchickte aber der Bürgermeiſter mit einigen Gemeinderäthen die eigenen Kinder und Alles iſt im beſten Gange.

Im verfloſſenen Frühling hat die ganze Gemeinde, Groß und Klein, zum erſtenmal wieder das alte Maifeſt im Freien gefeiert. Auf dem nahen Reitersberge, wo man eine herrliche Ausſicht genießt, hielt der Pfarrer in einer mit Blumen geſchmückten, aus Raſen erbauten Kanzel, eine Rede voll heiliger Naturandacht. Beſonders ſchön war dann auch, als außer den Schulkindern auch die ganz Kleinen mit Fahnen und ſingend einherzogen. Jeder blickte auf ſein Kind, wie es in der Reihe ging, mit doppelter Freude. Als hierauf die Eltern ihre Kinder zu ſich nahmen, war's, als ob ſie dieſelben von neuem geſchenkt bekommen hätten. — Die Muſik, die den Geſang zum Gottesdienſt begleitet hatte, ſpielte gegen Abend zum Tanze auf, Alles war voll ſchöner ſittlich gehobener Heiterkeit. Es fiel hiebei zum erſtenmal auf, daß man den Galopptanz nicht gut auf der Wieſe exekutiren (ausführen) kann.

Man geht auch damit um, ein freies Arbeitshaus für unbeſchäftigte Arme zu errichten; dazu bedarf es aber einer nicht unbedeutenden Summe, die Sache ſteht daher noch in weitem Felde, iſt aber keineswegs aufgegeben.

Du mußt dir aber nicht vorſtellen, daß unſer Dorf ein blank geputztes Seligenthal oder Engelheim ſei, wo Alles in Honigfarben glänzt; es geht noch Manches drunter und drüber zu, aber das Gute dringt allmälig durch und wird mächtig durch Vereinigung der Kräfte.

Ich habe meinem Pfarrer mitgetheilt, daß ich dir ſchreiben wolle und habe ihn gebeten, den Brief durchzuſehen; er hat es aber abgelehnt, indem er bemerkte: „Sie ſind ein ſelbſtändiger, freier Mann; ſchreiben Sie nach Gutdünken. Wenn Sie mich loben, machen Sie es nicht gar zu bunt, ein wenig laſſe ich mir ſchon gefallen.“

Ich will dir auch von ihm ſagen, daß er im letzten Jahrgange nicht ſo zufrieden mit dir war, wie früher, namentlich ſei die Geſchichte von dem Kindesmord zu ſcharf geſpitzt. Du ſolleſt an das Sprüchwort denken.

Das Mädchen ſei auch ſchuldvoll, beſonders dadurch, daß es das Kind ſo ſträflich vergißt; er läßt dich aber ermahnen nur fortzufahren und es beſſer zu machen, wenn du kannſt. Mein Pfarrer iſt auch ein Feind der Vereine gegen Thierquälerei wie du, beſonders auch, weil der Verein die Polizei zu Hülfe ruft. Ein Sittliches iſt kein Sittliches mehr, wenn es durch polizeiliche Strafgewalt in's Werk geſetzt wird; die ganze Wirkung, die auf die Seele des Menſchen erzielt werden ſoll, geht dadurch verloren. Auch iſt jetzt, wo allenthalben ſo viel Schmach und Noth herrſcht, noch nicht Zeit, Vereine gegen die Thierquälerei zu ſtiften. Da machen ſich aber die alten Weiber in langen Kleidern oder in Steghoſen etwas vor, bereden ſich in ihren feinen Theegeſellſchaften, gar Schönes gethan zu haben, wenn ſie einmal einen hartherzigen, armen Fuhrmann einſperren laſſen, während rings um ſie her Knechtſchaft und Noth die Menſchen nieder drückt. Wir haben hier auf dem Gemeindehaus einen Vorrath von getheilten Jochen für die Ochſen, die zu billigen Preiſen abgegeben werden; dadurch werden nach und nach die zuſammenhängenden qualvollen ganz verdrängt. Das iſt ein Anfang zur Sorgfalt für die Thiere, an den die Butterbemmenſeelen der Thierquälervereine in ihrer Polizeiſeligkeit noch nicht gedacht haben.

Mein Brief iſt etwas lang geworden, ich weiß kaum mehr, was ich dir zu Anfang geſchrieben habe. Ich erlaube dir, daraus zu machen, was du willſt. Verzeihe, daß ich dir auf ſo grobem ſchlechtem Papier ſchreibe, ich habe kein beſſeres. Dein u. ſ. w.

Hermann D.......

Frag- und Antworttafel.

Ein Narr kann mehr fragen, als zehn geſcheite Leute antworten können — das iſt wahr; aber erſtens iſt der Frager kein Narr, zweitens wird dieſes hier von mehr als zehn geſcheiten Leuten geleſen und drittens hat der Frager auf Manches auch ſchon eine Antwort in der Taſche, er will nur ſehen, was Andere vorerſt vorbringen, und viertens — ja das ſagt ſich nicht ſo ſchnell. Es iſt nämlich aus alten Zeiten der Brauch, daß der Kalender auch ſeine Räthſel hat; das waren oft harte Nüſſe zum Aufknacken und man hat ein ganz Jahr lang daran beißen können. Manchmal hat's der Kalendermann auch bequemer gemacht, und damit der Leſer ſich nicht auf den Kopf zu ſtellen braucht, hat er die Auflöſung des Räthſels ſo geſtellt; das war dann leicht, man durfte nur das Buch umdrehen, da war das Wild gefangen. — Der Gevattersmann iſt aber kein Freund von Räthſeln, nicht nur, weil er keine gereimten machen kann, das käme doch noch auf die Probe an, ſondern weil nach ſeiner Anſicht nicht viel dabei herauskommt, wenn auch Mancher ſeinen Witz daran üben und zeigen kann.

Darum ſtellt der Gevattersmann hier eine Frag- und Antworttafel auf. Jeder, der will und kann, ſoll hier ſeine Sache vorbringen; weil aber dieß das erſtemal iſt, muß der Gevattersmann ſchon vor's Brett ſtehen.

Hier alſo einige Fragen. Der Gevattersmann hat noch manche auf dem Herzen, er darf ſie aber nicht heraus laſſen, denn darüber hat noch ein Anderer zu befehlen; der Gevattersmann will froh ſein, wenn er einſtweilen dieſe anſchlagen darf. Dieſe Fragen alſo ſoll jeder ſelber beantworten, oder wenigſtens darüber nachdenken. Schön aber wär's, wenn derjenige, der etwas Gutes gefunden hat, es kurz und bündig mittheilte, oder auch neue Fragen, wenn er ſolche hat.

Dieſe Fragen ſollten aber nicht auf Einmal genoſſen werden, ſondern in guten Abſätzen.

Alſo:

Woher kommt es, daß die verſchiedenen deutſchen Stämme oft ſo feindſelig und ſchadenfroh, oder wenigſtens neckiſch und eingebildet gegen einander ſind, und wie wäre dieſem abzuhelfen?

* * *

Welche Vortheile und welche Nachtheile bringt das frühe Heirathen mit ſich und was iſt überwiegend?

* * *

Sollen militäriſche, richterliche und geiſtliche Beamten außerhalb ihrer Amtsthätigkeit eine beſondere Tracht oder Uniform haben?

* * *

Iſt es zu beklagen, daß die ſchönen, ehrenfeſten Bauerntrachten nach und nach verſchwinden und ließe ſich etwas zu ihrer Erhaltung thun?

* * *

Wer iſt daran ſchuld, daß die Beamten außerhalb ihrer Amtsthätigkeit bei ihren Titeln genannt werden? Sind es die Betitelten oder Titelloſen?

* * *

Warum ſind ſo viele Regierungen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens feind? Und warum faſt Alle gegen die Schwurgerichte?

* * *

Welche Vortheile und welche Nachtheile hat es, wenn das Gemeindegut Eigenthum der Geſammtheit bleibt und welche, wenn es zerſtückelt und an Einzelne vertheilt wird?

* * *

Warum ſind in Deutſchland ſo viel blutige Zerwürfniſſe zwiſchen Soldaten und Bürgern, wie in keinem andern gebildeten Lande? Wie wäre dieſem zu ſteuern?

* * *

Wie muß es im Vaterlande ausſehen, wenn jeder Bürger mit gerechtem Hochgefühl ſoll ſagen können: Ich bin ein Deutſcher?

Jahrgang 1848.

Der Gevattersmann

ſtellt ſich wiederum auf den Poſten und wünſcht ein glückſelig Neujahr!

Wenn man nur etwas mehr thun könnte!

Der Gevattersmann möchte gern in dieſe Blätter nicht nur Wünſche, Hoffnungen und Ermahnungen einwickeln, ſondern, wenn's möglich wäre, auch etwas Stärkendes und Labendes. Wächſt Nahrung aus den geraden Furchen der gedruckten Zeilen? Was ſind Worte, die man in die Hütten und Herzen ſchickt! Die Sklaverei will darob nicht ſchwinden und die blaſſe Noth ſich dadurch nicht verſcheuchen laſſen.

Und doch iſt das Wort das Erlöſende und das Lebenſchaffende, es erhebt den Menſchen aus ſeiner Verdumpfung und eint ihn mit ſeinen Brüdern.

Das Wort iſt das heilige Gefäß, daraus der Menſchengeiſt Labung trinkt, einer reicht's dem andern, nie wird es leer, und der Gedanke wandelt ſich in der empfangenden Seele zu friſchem Willen und hülfreicher That. Wohl zittert die Hand, die nur Worte hinſchreiben ſoll, da du mit aller Kraft helfen möchteſt. Gelingt es aber, die rechten Gedanken in die Herzen der Menſchen zu ſtoßen, ſo iſt die rechte That da.

Eine Dämmerungsſtunde.

Die meiſten Menſchen, denen es vergönnt iſt in trauter Häuslichkeit bei den ihrigen zu verweilen, lieben es, die Abenddämmerung im Stillen zu verbringen. Die Kinder werden unruhig und erregt um dieſe Zeit, die Erwachſenen aber rücken gern ſtill zuſammen; man ſpricht ein inniges Wort, oder Jedes kehrt ſtill bei ſich ein, und da drinnen wird der beſte Labetrunk aus hellen Kryſtallen geſchenkt. — Man zögert, das einbrechende Dunkel alsbald durch Lichtanzünden zu verſcheuchen, denn unbewußt überkommt einen Jeden etwas von dem Gedanken der heiligen Naturmacht, die oft kaum beachtet das größte Wunder des Lichtes und der Finſterniß vor uns ausbreitet; man wagt es nicht, ſo raſch mit dem menſchlichen Willen drein zu fahren und das künſtliche Licht zu verbreiten. Und wie wohlig ſpricht ſich's ſo in der Dämmerung! Man erſchaut einander noch in halb verhüllten Umriſſen und das Wort, das laut wird, erhält doppelte Aufmerkſamkeit; das Auge iſt gleichſam beruhigt, denn der Geiſt wird nicht abgezogen von dem, was ſich dem Blicke darbietet. Da klingt oft ein Wort wie hehre Muſik, die man mit geſchloſſenen Augen vernimmt und die noch lange in der Seele nachtönt.

So ſaß der Hagenmaier Abends mit ſeiner Frau, dem Sohne und deſſen junger Gattin in der Stube. Erſt geſtern war die Hochzeit des jungen Ehepaares geweſen und die Freudentöne hallten noch in allen Gemüthern nach. Niemand redete ein Wort und doch waren ſie alle innerlichſt beiſammen. Der junge Hagenmaier hielt die Hand ſeiner Frau, die neben ihm ſaß. Vielleicht mochte der Alte ahnen, welche Seligkeit jetzt in dem Herzen ſeines Kindes lebte, denn als er jetzt ſprach, da war's als ob ein Geiſt ſpräche; er ſaß in der Ecke in Dunkel gehüllt, man ſah Niemand und hörte doch die Worte: „Ja Kinder! Es iſt raſch geſagt: ich liebe dich von ganzem Herzen und will dir mein ganzes Leben weihen; aber wenn's drauf und dran kommt, wo man einander nachgeben, ſich und das andere beſſern und veredeln ſoll, da hält's oft ſchwer und da reichen Worte nicht aus. Es giebt Stunden, wo man, um dem Andern ſeine Liebe an den Tag zu legen, ſo zu ſagen Bäume ausreißen könnte; aber ohne Murren und Verhalten eine durch die Schuld des Andern kalt gewordene Taſſe Caffee trinken, das will ſich nicht thun laſſen. Tief bedeutſam heißt es in der Schrift: „denn wie Viele auch den Bräutigam erwarten, die meiſten Lampen ſind verlöſcht wenn er endlich kommt.“ Denn Vielen hat ſich das Herz verhärtet im Eigenwillen, und jeder Menſch ſollte ſich immer bereit halten das höchſte Glück zu genießen. Ihr ſeht wie innig wir zuſammen leben; glaubt aber nicht, daß es ohne Kampf abging; beſonders Ich war etwas ſtarr, da ich ſchon frühe ein unabhängiges, ſelbſtändiges Leben führte. Ich will Euch zwei Geſchichten aus der Zeit unſrer jungen Ehe erzählen, und Ihr könnt daraus lernen und ſollt es. — Wie freute ich mich auf den erſten Sonntag, da ich mit meiner Frau zur Kirche gehen ſollte. Wir verplauderten uns etwas zu lange am Morgen und nun hieß es: raſch gemacht, damit man zur Zeit kommt. Meine Frau verſchloß ſich in der Kammer, um ſich anzukleiden, und ich war längſt fertig und harrte ihrer; ſie hatte aber immer noch etwas zu boſſeln. Zuerſt mit freundlichen Worten und mit

Scherzen bat ich ſie, ſich zu ſputen; dann kam ein immer heftigeres Bitten und Betteln, Ermahnen und Drängen. Ich ſchlug mir gewiß noch dreimal Feuer und zündete meine Pfeife an, ließ ſie aber im Aufhorchen immer wieder ausgehen und hielt eine Vorpredigt vor der verſchloſſenen Kammerthür. In ſolchen Minuten des Wartens ſteht man wie auf Kohlen, man verſcheucht einander und bringt ſich in Unruhe, ſo daß nichts aus der Hand geht. Mir war ſchon das Blut zu Kopf geſtiegen als meine Frau endlich und endlich kam. Ich konnte ſchon kein gutes Wort mehr reden und ſtumm verließen wir das Haus. Kaum waren wir aber einige Schritte gegangen, als ihr einfiel, daß ſie noch etwas vergeſſen hatte. Nun mußten wieder alle Schlüſſel hervorgeſucht und alle Schränke aufgeſchloſſen werden; ich blieb draußen und es dauerte mir eine Ewigkeit bis ſie wiederkam. Ich wollte ſchon allein zur Kirche gehen, aber ich ſchämte mich; und als ſie nun wieder erſchien, mit heiter lächelndem Antlitze, und mir den Hemdkragen noch zurechtzupfen wollte, da wendete ich mich voll Zorn und Unmuth ab und ſagte: „Putz Du Dich nur ſelber ſieben Stunden lang.“ Und ſo gingen wir miteinander zur Kirche und redeten kein Wort. — Mit zornglühenden Wangen und doch wieder voll Aerger über mich ſelbſt trat ich in die Kirche. Meine Frau ging nach ihrem Stuhl, ich wußte nicht, hatte ſie noch einmal nach mir umgeſehen oder nicht; ich lehnte mich an eine Säule und war ſo ſtarr wie der Stein neben mir. Ich hörte manchmal dem Pfarrer zu, dann vergaß ich ihn wieder und betrachtete mir die Bauart der Kirche und was das für ein hohes kühles Haus ſei. Daran hatte ich noch nie gedacht, und ich ärgerte mich, daß ich ſo zerſtreut war und der Predigt keine Aufmerkſamkeit widmete. Jetzt fiel mir ein, daß das von dem Zank mit meiner Frau herkäme; wie konnte ich da die gehörten Worte in mich aufnehmen? Ich hätte mich gern mit meiner Frau verſöhnt und blickte nach ihr um, ſie aber ſchaute nicht auf, und das ärgerte mich wieder. Hatte ſie denn nicht Unrecht? mußte ſie mich denn nicht um Verzeihung bitten? war das nicht ein Zögern und Zaudern zum Verzweifeln geweſen? Seht, Ihr Kinder, ſo wird man wenn man im Zorne ſteckt und ſich über die eigene Hartherzigkeit was vorlügen will. Ich zürnte ihr, daß ſie ſo ruhig beten könne, da ſie mich doch beleidigt hatte, und ſo war ich ein Nichtsnutz vor und in der Kirche und vergällte mir die Stunde meines Lebens, die mir eine der ſchönſten hätte werden können. Vielleicht wäre das Mißverſtändniß bald gelöſ't geweſen, wenn ich meine Frau bei der Hand faſſen und ein liebreiches Wort mit ihr hätte ſprechen können, aber wir waren in der Kirche getrennt und mir war's, als ob wir einen Streit gehabt, der auf ewig unſre Herzen ſcheidet."

Die Frau wollte hier ihren Mann unterbrechen, er aber ſagte: „Laß mich nur ausreden, ich habe nachher noch eine Geſchichte zu erzählen, dann kannſt Du das Nachſpiel halten. Alſo, Ihr könnt Euch denken Kinder, daß wir uns bald wieder verſöhnten; denn die Mutter war in ihren jungen Tagen ein luſtiger Burſch, und wenn ich griesgrämlich ſein wollte, da lachte ſie mich aus, und ich mußte auch lachen. Da konnte ich nun nicht mehr begreifen, wie ich ſo zornig geweſen war. Es kam mir jetzt wie eine Kleinigkeit vor, kaum der Rede werth; aber wenn das Blut in den Adern ſiedet, dann verſteht man dies nicht.

Nun noch die andere Geſchichte: ſie handelt auch von einer ähnlichen Viertelſtunde der Verſuchung. Es war die Hochzeit unſerer Baſe zu Lichtenau; wir waren dazu geladen und wollten zur beſtimmten Stunde dort ſein. Es war die höchſte Zeit, daß man ſich auf den Weg machte, keine Minute mehr zu verlieren. Ich hatte den Apfelſchimmel, den ich noch vom Vater bekommen, eingeſpannt und knallte und knallte vor der Thür, aber die Mutter wollte noch immer nicht kommen. Ich ſchickte ihr alle vorübergehenden Weiber ins Haus, um ihr zu helfen; ich wußte, daß ihr das unlieb war, und that es eben deswegen: warum ließ ſie mich warten! Und als ſie endlich kam, da begann ich zu fluchen, daß es, wie man ſagt, ein Loch in den Himmel giebt. Mit zuſammengepreßten Lippen ſtieg die Mutter auf und hielt ſich durch das ganze Dorf das Tuch vor die Augen, und ich peitſchte den Apfelſchimmel, daß er hinten und vorn ausſchlug. Draußen vor dem Dorfe aber begann die Mutter laut zu weinen und ſagte: „Um Gotteswillen, wie kannſt du nur ſo ſein, und dich und mich vor dir ſelbſt und vor der Welt zu Schanden machen und verderben?“ Das ſchnitt mir wie ein Meſſer durch die Seele, ich dachte an den Kirchgang; jetzt hatte ich mein Weib neben mir. Ich ließ dem Apfelſchimmel die Zügel nach und ſteckte die Peitſche neben mir in Ruhe, ich mußte mich ſelber in Zügel nehmen. Ich darf ſagen, ich hab' meinen Jähzorn ehrlich bereut. Ihr könnt aber erkennen, wie man aus ſolchen Kleinigkeiten erſieht, ob das wahre Licht im Herzen noch brennt. Dieſe Wartezeiten waren mir Stunden der Verſuchung geweſen, und ich darf ſagen, ich habe von da an gelernt, mich gefüge in das Weſen eines Andern zu finden. Denkt daran, wenn die Verſuchung einmal über Euch kommt.“ — „Jetzt kommt das Nachſpiel,“ ſagte die Mutter. Du haſt vergeſſen zu ſagen, daß ich von da an dich nie mehr warten ließ und immer vor dir fix und fertig war. Nun aber wollen wir Licht anzünden; es iſt genug gedämmert.“

Und ſo geſchah es; heitre Geſichter, von den beſten Vorſätzen verklärt, ſchauten einander an.

Die Schloßuhr zu Kleinreſidenzlingen.

Von einem wilden Mohrenvolke wird berichtet, daß der Häuptling jeden Morgen, noch bevor es tagt, ſeine Lanze ergreift und der Sonne die Bahn vorzeichnet, die ſie durchlaufen ſolle; er wendet ſich nach dem Aufgang und ſagt: Sonne, dort ſteigſt du herauf — und dann nach dem Untergang und ſagt: Sonne, dort ſteigſt du hinab.

Das iſt ſehr klug von dem Häuptling der Wilden, denn er hat ſeinen Untergebenen eingeredet, daß er als Gottes Stellvertreter auf Erden von ihm eingeſetzt, ein höheres Weſen ſei und die ganze Welt regiere. Darum giebt er ſich das Anſehen, als ob die Sonne auf ſeinen Befehl warte, um ihren Lauf zu durchmeſſen.

Das iſt nun ſo ein Stückchen von der geheimen Staatskunſt, oder wie man's nennt von der Diplomatie der Wilden.

In gebildeten Ländern, wo man goldgeſtickte Kragen und weiße Handſchuhe hat, da geht Alles viel feiner her.

In Kleinreſidenzlingen iſt wie natürlich auch eine fürſtliche Familie, man nennt ſie hier nur die „Herrſchaften“. Die Herrſchaften ſpeiſen Jahr aus Jahr ein um drei Uhr zu Mittag. In alten Zeiten hielten die Fürſten öffentliche Tafel, d. h. es konnten die Unterthanen dazu kommen, nicht um mit zu eſſen, ſondern nur um mit eigenen Augen zu ſehen, daß die Fürſten gerade ſo eſſen wie andere Menſchen auch und daß ſie überhaupt ſind, wie andere Menſchen. Das iſt aber längſt bekannt, darum weiß man nichts mehr von öffentlicher Tafel. Nun iſt aber zwiſchen Michaeli und Lichtmeß drei Uhr eine ſpäte Mittagszeit, und die Herrſchaften wollen doch bei Tag zu Mittag ſpeiſen. Darob hält nun das Hofgeſinde großen Rath. Ein junges Blut, das noch nicht in die Hofkünſte eingeweiht war, macht den Vorſchlag: man ſolle den „Herrſchaften“ ſagen, ſie möchten um zwei oder halb drei Uhr zu Mittag ſpeiſen; der junge Fürſt, deſſen Spielkamerad er geweſen ſei, werde gewiß das Rechte thun, wenn man ihm das Rechte berichte. Dagegen erhebt ſich aber großes Zetergeſchrei, Alles ruft durcheinander: Wohin das führen ſolle, wenn man die alte Ordnung der Dinge aufhebe? Das ſei eine ſtaatsgefährliche, revoltirende Zumuthung.

Ein alter Oberhof- oder wie ſein Titel iſt, der jedesmal eine Priſe nahm, wenn er etwas Geſcheites ſagte, und das that er beides mindeſtens alle fünf Minuten, nahm jetzt eine doppelte Priſe, ſchwenkte ſein ſeidenes Sacktuch wie eine Fahne und ſprach: „Es iſt mir ſchon längſt als eine Anmaßung der Gelehrten aufgefallen, daß ſie nach dem Lauf der Sonne die Zeit beſtimmen. Wer regiert denn die Zeit? Sind es die Gelehrten, iſt es die

Sonne, oder ſind es wir? Faſſen wir darum wieder die Zügel — er faßte dabei ſein Sacktuch an zwei Enden — beherrſchen wir die Zeit, meine Herren! Nehmen wir unſere nie verjährten Rechte in Anſpruch. Wir, wir allein haben zu beſtimmen, was es an der Zeit iſt.“

Nach dieſer Rede ließ er ſeine Zuhörer nach der Reihe jeden eine Priſe nehmen; ſie ſchnupften und nickten.

Nun wurden die Thurmwächter herbeſchieden und erhielten den Befehl, in ſtiller Nacht — um kein Aufſehen zu erregen, weil man das in gebildeten Ländern nicht liebt — wenn Alles ſchliefe, ſämmtliche Uhren der Stadt um eine Stunde vorzurücken.

Niemand merkte etwas von dem großen Fortſchritte, den man über Nacht und im Schlafe gemacht hatte; nur die Wachtpoſten konnten ſich's nicht erklären, daß ſie ſo ſchnell abgelöst wurden, ſie ließen ſich's aber gerne gefallen.

Am andern Morgen war große Verwirrung in Kleinreſidenzlingen. Die Dienſtleute waren zu ſpät aufgeſtanden, die Kinder kamen zur Unzeit in die Schule, die Canzleien waren noch nicht geheizt als der und jener ankam u. ſ. w., u. ſ. w.

In allen Häuſern mußten nun die Wand-, Stand- und Taſchenuhren anders geſtellt werden. —

Das iſt aber ſchon lange her und man hat es in Kleinreſidenzlingen bald vergeſſen.

Der Oberhof- oder wie ſein Titel iſt, hat es in den kommenden Wintern viel geſcheiter veranſtaltet. Es wird nicht mehr plötzlich eine Stunde überſprungen; die Thürmer haben Befehl, ſobald der Winter eintritt, allmälig die Zeiger an der Uhr vorzurücken, ſo daß man die Stunde gewinnt und es kaum merkt. Kommt nun ein Fremder nach Kleinreſidenzlingen und hat eine pünktliche Uhr in der Taſche, wird er von den Kleinreſidenzlingern ausgelacht, weil er noch ſo ſehr in der Zeit zurück ſei; iſt er ein nachgiebiger Menſch, ſo ſtellt er wol ſeine Taſchenuhr nach der Schloßuhr, vielleicht ändert er auch ſein richtig gehendes Gewiſſen nach der allgemeinen Anſicht und läßt, wie man ſagt, um elf Uhr Mittag ſein. Es kann's aber nicht Jeder.

Nun aber iſt die größte Noth in Kleinreſidenzlingen. Binnen Kurzem wird die Eiſenbahn eröffnet, die auch dort vorbeiführt; da wird's offenbar werden, wie man ſeit vielen Jahren die Uhren falſch geſtellt hat. Der Oberhof- oder wie ſein Titel iſt, hat Unterhandlungen mit allen Städten angeknüpft, daß ſie auch ihre Uhren ändern, findet aber keinen Anklang; er hat eine Verſchwörung unter allen Thürmern anzetteln wollen, drang aber auch da nicht durch; denn Viele wollen eben nicht davon abgehen, die Uhr ſchlagen zu laſſen, wie es Geſetz iſt.

Nun iſt der Oberhof-, oder wie ſein Titel iſt, ein Verdrucker geworden und ſein Kammerdiener muß alle Tage mit ihm zur Sonne beten, daß ſie doch ein Einſehen haben und zwiſchen Michaeli und Lichtmeß eine Stunde überſpringen möge. Findet er kein Gehör, will er ſeinen Abſchied nehmen; denn was ſoll daraus werden, wenn die „gnädigen Herrſchaften" erfahren, wie viel es an der Zeit iſt und daß ſie bis jetzt betrogen wurden?

Aus dem Kindergarten.

Zerſtören

iſt oft die liebſte Thätigkeit eines Kindes. Du kommſt vom Markte nach Haus, haſt gut verkauft oder auch nichts gelöſt; du willſt doch daheim eine Freude bereiten und bringſt deinem Kinde ein buntes Spielzeug mit. Kaum aber iſt die erſte Freude der Ueberraſchung und des Staunens vorüber, ſo beginnt das Kind an dem Mitgebrachten und Geſchenkten zu ändern, zu boſſeln, und wenn's hoch kommt, nach wenigen Tagen iſt das Spielzeug in Stücken und zerſtört. Du biſt Sommers auf einem Spaziergange mit deinem Knaben und brichſt ihm auf ſein Bitten und Verlangen eine ſchlanke Gerte ab, gieb Acht, er duldet kein Blatt daran, ſondern ſtreift eines nach dem andern herunter, bis er nach Wohlgefallen mit der biegſamen Staude hanthieren kann; über eine Weile hat er begonnen die Rinde zu löſen und ſchält ſie nach und nach ganz los; vom heftigen Fuchteln bricht bald oben bald unten ein Stück ab, ein anderes wird gefliſſentlich abgebrochen und von der ſchönen Gerte kommt ſelten etwas nach Haus, um im vergeſſenen Winkel zu dorren.

Leicht möglich, daß dieſer Zerſtörungstrieb des Kindes dich ärgerlich macht und du willſt ihm nichts mehr ſchenken, oder nimmſt ihm das Gegebene wieder weg und ſchließeſt es in den Schrank. Beſprichſt du dich mit einem Schriftgelehrten über dieſes Verhältniß, ſo giebt es Viele unter ihnen, die dir ſagen werden: „Da haben wir's; des Menſchen Seele iſt von Geburt an des Teufels, das zeigt ſich ſchon in dieſer Zerſtörungsluſt des Kindes." — So ſprechen gar Viele von denjenigen, die Jahr aus Jahr ein von Liebe predigen und die Allweisheit Gottes in den Einrichtungen ſeiner Schöpfung ſtets in hohen Worten preiſen; kommt ihnen aber etwas in die Quere, ſo bitten ſie alsbald den Teufel zu Gevatter.

Läßt ſich aber nicht ein natürlicher und wahrer Grund für das Beſprochene auffinden?

Der Grundtrieb eines jeglichen Lebendigen und des Menſchen vor Allem iſt: Etwas zu ſchaffen, hervor zu bringen, zu geſtalten. Wir nehmen die Welt rings umher nicht bloß müßig hin, ſondern wollen etwas daraus machen. Dieſer Drang beginnt im Kleinen und zeigt ſich im Großen, in Ackerbau und Gewerbe, in der Schöpfung von Kunſtwerken und in der Bildung unſerer Lebens- und Staatsverhältniſſe. Haben wir Etwas vollbracht und es ſteht nun vor uns, was früher nur als Plan und Wille in unſerm Kopfe war, ſo haben wir, oft ohne es zu wiſſen, das Wohlgefühl, aus den Dingen um uns her Etwas gemacht zu haben: in ihnen ſteckt nun, was wir früher bloß im Sinne hatten, unſer eigener vollführter Wille ſchaut uns daraus an. So geht es, wenn wir aus Brettern einen Stuhl, aus einem Steinblock eine Figur, aus unſerm klaren Willen eine Gemeinde- oder Staatseinrichtung geſchaffen haben.

Dieſer Trieb der Bethätigung, die Luſt, ſeine Kraft wo auszulaſſen, ſeinen Willen wo einzuprägen, zeigt ſich auch ſchon mächtig im Kinde. Gieb ihm ein Spielzeug: dein Töchterchen mag ſich damit begnügen, die Puppe aus- und anzuziehen, in die Wiege zu legen und zu wiegen (und auch darin ſchon zeigt ſich der Thätigkeitsdrang), dein Knabe wird alsbald die Peitſche anders knüpfen, das eingeſpannte hölzerne Pferd abzäumen, den Wagen rollen oder gar zerlegen; ſchilt ihn nicht, wenn er das Geſchenk bald zerſtört hat — er wollte es nicht zerſtören, ſondern nur Neues damit machen; daß das Gegebene dadurch verderben wird, kommt nur aus der Unerfahrenheit des jugendlichen Sinnes und war weit entfernt von böſem Willen und Zerſtörungsſucht.

Das iſt es alſo: *nicht angeborene Teufelei waltet im Kinde und macht die zarten Händchen das ſorglich Bereitete verderben; es iſt der natürliche und gerechte Drang, etwas zu thun und zu ſchaffen.*

Betrachte des Kindes Seele ſtets als ein Heiligthum und du wirſt die argloſen und heiligen Grundtriebe in ſeinem Thun herausfinden.

Gieb dem Kinde Etwas, woran es auf unſchädliche Weiſe ſeine Kraft äußern und etwas daraus bilden kann, einen Ball, zugeſchnittene Bauhölzer u. dgl. und du wirſt ſeine ſtetige nachhaltige Freude daran erkennen.

Aber auch hier kannſt du noch eine Bemerkung machen, die ſich als Bösartigkeit und Zerſtörungsluſt anſehen ließe. Setz dich zu deinem Kinde und füge ihm aus den Bauhölzern eine Brücke, einen Thurm u. dgl. zuſammen, es wird dir mit angehaltenem Athem zuſchauen, ſich an der allmäligen Entſtehung und am Vollendeten erfreuen; noch höher aber wird ſeine Luſt ſteigen, wenn du ihm geſtatteſt, durch einen Stoß an den Tiſch, oder unmittelbar an das Aufgebaute, daſſelbe zuſammenſtürzen zu machen. Wie jubelt es auf bei dem Praſſeln und Raſſeln der einzelnen Stücke und denkt nicht mehr an die niedergeſchmetterte Herrlichkeit. Iſt das nun nicht Teufelei und Freude an der Zerſtörung? Gewiß nicht, vielmehr iſt die Ueberraſchung, die Luſt, das Vorhandene zu ändern, und der unbewußte Gedanke, mit einem Ruck ſo viel auf Einmal hervorbringen zu können, die wahre Grundlage der Freude. Böſes iſt damit nicht gewollt. Denn des Menſchen Seele iſt von Natur gut und edel, das Schlechte iſt eine Verirrung der guten Kräfte, die man, aus Mangel an wahrer Einſicht, den falſchen Weg leitet.

Darum wiederhole ich: Betrachte des Kindes Seele ſtets als ein Heiligthum und du wirſt die argloſen und heiligen Grundtriebe in ſeinem Thun herausfinden. Leite die Kräfte den rechten Weg und du erziehſt einen guten Menſchen.

Allein oder im Verein

mit Anderen ein Kind von früh auf und ſelbſt in ſeinen Spielen gewöhnen, das iſt für Viele eine Frage. Wird nicht durch das ſtete Zuſammenbringen mit Anderen die behagliche Brutwärme des Schlummerlebens, das ſtille Keimen im Innern geſtört? Gewiß! das Beſte, was ſich im Kinde ausbildet, davon werden uns die tiefſten Wurzeln nie offenbar.

Worin beſteht aber die große Noth der neuen Welt? Hauptſächlich darin, daß wir zu viel Alleinmenſchen ſind, daß wir zu viel in uns hinein für uns leben und uns nicht vor Allem mitten inne in der großen Kette der Menſchen wiſſen und Hand anfaſſen.

Deßhalb wird das gemeinſame Leben ſchon von Kindheit an und ſelbſt in Spielen ſo fruchtreich, es gewöhnt an den großen Kreis. Wird auch manche Träumerei dadurch zerſchnitten, wir haben lange genug geträumt und im Winkel gehockt. Der Tiefſinnige wird immer noch ein ſtilles Plätzchen finden, wo er ſeinen Gedanken nachhängen kann, aber er darf dann auch nicht vergeſſen, daß er Allen angehört und Alle ihm angehören. So wird er dann auch mit und unter den Andern denken und gemeinſam handeln lernen.

Ein Kind zurechtweiſen,

das geſchieht auf nachhaltige Art nicht dadurch, daß man gleich bei der Hand iſt, ihm zuzurufen: Das darfſt du nicht thun, das mußt du bleiben laſſen u. ſ. w. Gut, aber was ſoll das Kind denn nun beginnen? Beſſer iſt's, du ſagſt deinem Kinde: thue das und thue jenes. In den meiſten Fällen wird es glücklich ſein durch ſolche Anweiſung; denn erſtlich weiß es nun, was es treiben ſoll, und dann liegt ſelbſt für die Kindesſeele eine ſtille Befriedigung darin, Gebetenes zu vollbringen, und iſt nun gar das Aufgetragene etwas Nützliches, ſo liegt eine Genugthuung darin, mit ſchwacher Kraft Etwas vollführen zu können.

Aber freilich, es iſt viel leichter zu ſagen: das thue nicht, als zu beſtimmen: das thue.

Und das ſteht für alle Zeiten feſt: das Kind muß gehorchen lernen. Denn Gehorſam iſt die erſte Stufe der Erziehung. Das Kind muß einem höheren Willen und gereifter Einſicht ergeben ſein. Nach und nach wird es ſchon den Grund Warum herausfinden.

Nimm dich aber in Acht, nichts zu verbieten oder zu befehlen, worauf du nicht ſtrenge und unbeugſam halten kannſt oder willſt. Denn das brächte eine Geſetzloſigkeit in dein Wirken, die durch nichts mehr aufzuheben iſt.

Nur aus deinem feſten Willen und deiner gereiften Einſicht laß Gebot und Verbot hervorgehen.

Ihre Pflicht zu thun,

das iſt für gar viele Menſchen das ſchwierigſte. Sie thun alles Andere, und ſei es noch ſo mühſelig, lieber und leichter, als eben gerade das, was ihre Pflicht und Schuldigkeit iſt. Daraus kommt das oft räthſelhafte Mißbehagen und die quäleriſche Verdroſſenheit in ſo vielen Menſchen, es fehlt ihnen die rechte Selbſtachtung; ſie ſind unzufrieden mit ſich ſelber, weil ſie ihre nächſten Obliegenheiten vernachläſſigt oder gar verabſäumt haben. Der Grund zu dieſem Zwieſpalt im Innern wird oft ſchon in der Jugend gelegt. Gieb ſcharf Acht, welchen Lieblingsbeſchäftigungen ſich dein Kind zuwendet, laß es frei gewähren, ſuche ihm aber auch ſchon darin lebendig klar zu machen, daß jede Neigung auch Pflichten mit ſich führt. Biſt du mit dem früher berührten Grundſatze des Gehorſams einverſtanden, ſo halte ſtreng darauf, daß dein Kind täglich und vor Allem etwas thue, was ihm als ſeine Pflicht obliegt; übergieb ihm eine Arbeit im Hauſe oder dergl.

Dadurch pflanzt ſich in der Seele die Wahrheit feſt, daß die Erfüllung des Lebens Vollführung der Pflicht iſt, daß die Vollendung einer ſtets ſich fortſetzenden Aufgabe höher ſteht, als die bloße augenblickliche Neigung.

Du gewöhnſt an die Pflicht, und gute Gewohnheiten gehören mit zu den ſchönſten Früchten der Erziehung; ſie erſetzen oft und bei Vielen die Grundſätze, beſonders da dieſe oft ſo leicht ſchwankend gemacht und verdunkelt werden.

Gewährenlaſſen

iſt dabei eine Hauptregel der Erziehung. Miſche dich nicht zu viel in das Treiben deines Kindes, wolle nicht Alles am Zügel haben, hilf ihm nicht über alle kleinen Schwierigkeiten bei ſeinem Thun hinweg, ſondern verweiſe es an ſeine eigene Kraft. Denn Selbſtändigkeit kann neben dem Gehorſam nicht frühe genug gehegt werden. Selberlein! ruft der herzige Max, wenn ihm die wackere Lindenwirthin helfen will, das Hitzchen (die Ziege) im Garten auf die Weide zu führen.

Und er hat Recht mit ſeinem Selberlein, wenn ihn die Ziege auch ſchon oft zu Boden geworfen hat.

Ein alter Ammenglaube ſagt: Man ſoll dem Kinde den erſten Brei nicht blaſen, es verbrennt nachher an heißen Suppen das Maul nicht.

Wer nun das ſo buchſtäblich hinnimmt und glaubt, der hat daran einen Aberglauben. Bedenke aber, daß man oft helle Wahrheiten in Glaubensſätze verſteckt hat, weil viele Leute lieber und leichter glauben als einſehen. Wenn du das in Acht nimmſt, ſo wirſt du erkennen, daß geſunde Erfahrung und Weisheit in jenen Worten ſteckt.

Vielregieren

iſt alſo beim Kinde wie ſonſt vom Uebel, denn es macht zugleich mißmuthig und reizt an, das Gebotene nicht zu halten. Mußt du aber bei einer beſtimmten Sache eingreifen und anordnen, ſo ſage dem Kinde nicht zu viel auf Einmal; denn es kann ſolches nicht behalten und ſich nicht darnach richten. Wenn du in einer großen fremden Stadt nach einer Straße fragſt, ſo ſagt dir leicht ein höflicher Mann: Sie gehen hier rechts und durch die zweite Straße links, dann kommen Sie auf einen großen Platz, Sie gehen quer über denſelben, laſſen zwei Straßen rechts liegen, biegen dann links ein und dann u. ſ. w.

Beſſer iſt's, er ſagt dir: da und da fragen Sie wieder nach, oder du thuſt's von ſelber.

Planmäßig

nach einer gewiſſen Ordnung ſelbſt die Spiele der Kinder ſo zu leiten, daß ſie vom Kleinen und Einfachen zum Großen und Zuſammengeſetzten fortſchreiten, das halten Viele für grauſame Tyrannei, für unbefugtes Eingreifen in das ſtille Wachsthum des Lebens. Gewiß, das ſtille Brüten der Seelenkeime darf nicht geſtört werden, ſonſt macht man's ja wie die Kinder ſelber, die oft eine Bohne, welche ſie geſtern in den Boden geſenkt, heute wieder ausgraben, um nachzuſehen, was ſie macht, oder durch allzu eifriges Begießen den Keim erſäufen.

Das Leiten der Spiele und Thätigkeiten der Kinder ſoll aber nur ein ſolches ſein, daß ſie unvermerkt zu Höherem aufſteigen, daß ihrem Thätigkeitstriebe etwas zur Hand gegeben wird, was ſie ergötzt und fördert.

Geſegnet ſei die Hand,

die einem Kinde Freude bereitet; wer weiß, wann und wo die Freude einſt wieder aufblüht. Gedenkt nicht faſt Jeder eines wohlwollenden Menſchen, der ihm in ſtillen Tagen der Kindheit Freundliches erwieſen? Der Schreiber dieſes ſieht ſich in dieſem Augenblicke als barfüßigen Knaben an den Lattenzaun eines kleinen ärmlichen Gärtchens in ſeinem Heimathsdorfe verſetzt, er ſchaut ſehnſüchtig nach den Blumen, die ſie ſtill in den hellen Sonntagmorgen hineinblühen. Aus dem Hauſe tritt der Beſitzer des Gärtchens, er iſt ein Holzhacker, der die ganze Woche über im Walde arbeitet, er will ſich wol eine Blume holen, um ſie mit zur Kirche zu nehmen; da ſieht er den Knaben, er bricht die ſchönſte Nelke ab, ſie iſt roth und weiß geſprenkelt, und reicht ſie dem Draußenſtehenden. Geber und Empfänger redeten kein Wort, denn der Knabe rannte in behenden Sprüngen nach Hauſe — Und jetzt, hier in weiter Fremde, nach ſo vielen Erlebniſſen vieler Jahre, ſtellt ſich das Dankgefühl, das damals des Knaben Bruſt bewegte, auf's Papier; die Nelke iſt längſt verwelkt, aber ſie blüht jetzt wieder neu auf.

Sieh zu, lieber Leſer, ob nicht ein Blumenduft aus kindlicher Ferne auch dich umgibt; vergilt ihn an den Kindern um dich her.

Eitelkeit, nichts als Eitelkeit.

Du ſitzeſt Abends im Wirthshauſe bei guten Freunden und genießeſt einen guten Trunk, ihr ſprecht von dieſem und jenem Manne, der mit ſeinem Gelde oder mit ſeinen Thaten oder mit kräftiger freier Rede für das allgemeine Beſte zu wirken ſtrebt; ihr lobt den Mann und es wird euch ſelber wohl bei der Erinnerung an den Edlen, denn das iſt die geheime Wirkung des echten Guten, daß man bei deſſen Gedenken ſelber gut wird; man ſpürt etwas von ſeiner Kraft in ſich, indem man es anerkennt. — Da ſitzt aber ein Männchen bei euch, das ruft mit klugen

Stimme bei Allem was ihr ſagt: „Eitelkeit! nichts als Eitelkeit! Der Mann, der mit ſeinem Gelde oder mit Aufopferung ſeiner Zeit und Kraft zur Abhülfe der Noth und zum allgemeinen Beſten beiſteuert — will nur als wohlthätiger Mann angeſehen werden; der in freier Rede ſich des unterdrückten Rechtes annimmt und dafür eifert, im Grunde will er doch, daß man ihn für den ruhmvollen Kämpfer anſehe und hochhalte. Alles iſt Eitelkeit. Man muß die Menſchen nur kennen und man wird mir recht geben."

So ſpricht das kluge Männchen und ich ſehe wie der rothe Zorn dir in die Wangen ſteigt, wie der Aerger dir die Lippen zuſammenpreßt und ich ſehe ſie wieder zucken im Kampfe, ob du antworten ſollſt oder nicht, es iſt aber beſſer, daß du doch antworteſt: „Sie berufen ſich auf Ihre Menſchenkenntniß und wollen damit jeden, der Ihnen widerſpricht, zu einem unerfahrenen Neuling machen. Aber man kennt die Menſchen nur, wie man ſich ſelber kennt; man beurtheilt ſie nur, wie man ſich ſelber beurtheilt. Iſt das grob? Immerhin, wer die Geſammtheit beleidigt, dem muß jeder Einzelne entgegentreten. Denn wer ſoll's außerdem thun? Sie haben mich mit angegriffen und ich habe die Eitelkeit, Sie bekämpfen zu wollen. Betrachten Sie die größten Erlöſer und Befreier der Menſchheit, die ihr Wirken ſelbſt mit dem Martertode bezahlten; all' ihrem Thun können Sie Eitelkeit unterſchieben. Hat ihr Wirken für die Menſchheit nicht ihren Namen glorreich gemacht? Ruhm, Ehre, Anſehen, Alles was ein Mann durch ſein Wirken erringt, iſt wohl verdient; es kann und ſoll ihm dienen, ſeinem ferneren Thun noch mehr Aufmerkſamkeit und Nachdruck zu verleihen. Wer Gemeinnütziges ſchaffen und dabei ganz aus dem Spiele bleiben will, der höre auf ein lebendiger Menſch zu ſein. Das Geſchrei über Eitelkeit iſt in der Regel die Loſung der Faulen, Nichtsthueriſchen.“

So haſt du geſprochen und man hat dir ſpäter viel Uebels nachgeſagt über dieſe Worte. Laß dich's aber nicht grämen und bleibe dabei. Dein Leben wird ein reiches ſein, du wirſt Erquickung und Freude, eine Heimath in Herzen finden, die dir ewig fremd geblieben wären. Du lebſt inmitten der Menſchheit, geborgen von allumfaſſender Liebe.

Laß dich nur weichmüthig und beſchränkten Verſtandes ſchelten. Siehe, das wahrhaft Gute iſt auch das Kluge. Betrachte die Verdroſſenen und Hartherzigen, die lauernd und gewaffnet in der Welt umhergehen wie in Feindes Lager, oder ſich ſcheu verbergen; wie arm und öde iſt ihr Daſein! Du aber, der du liebend aufſchauſt und hundertmal betrübt den Blick abwendeteſt, überrechne, wie reich geſegnet auch dein Leben war, wie du unverhofft erhoben und erfreut wurdeſt, wie das Schickſal Anderer das deinige wurde und du das Leben Aller mitlebteſt, wie du mehr wurdeſt als dieſer einzelne vergängliche Menſch — überrechne das und halte den ewigen Menſchen in dir feſt und du findeſt ihn immer wieder außer dir.

Die Kunſt, Menſchen zu finden.

Der alte griechiſche Sonderling Diogenes, ging in Athen bei hellem Tag mit einer leuchtenden Laterne umher und als man ihn fragte: „Was ſuchſt du?“ ſagte er: „Ich ſuche Menſchen.“

Das hat man nun oft und oft als ſinnreich und weiſe geprieſen, iſt aber, offen geſagt, nicht mehr und nicht weniger als ein leidlicher Faſchingsſpaß von dem ſeltſamen Kauz.

Willſt du die Sache ernſt nehmen, ſo fange zuerſt ſtill bei dir ſelber an, ruhe und raſte nicht, bis du das Ewige in dir, den echten Menſchen gefunden; Erziehung und Gewohnheit haben dir viel Vorurtheile und fremde Ueberlieferungen aufgeklebt, die du nun für dein eigentliches Weſen hältſt; es geht oft die Haut mit ab, wenn du das Aufgeſchmierte abreißeſt und du ſiehſt wenn du dich betrachteſt, ganz zerſchunden aus; du biſt aber von Natur aus doch geſund und wirſt bald wieder friſchauf und neugeboren daſtehen. Haſt du den rechten Willen, ſelber ein echter Menſch zu ſein (und du haſt dein Leben lang an der Ausführung zu thun), ſo wirſt du die Menſchen finden, wenn du hinaustrittſt in die Welt. Du haſt an dir erfahren, wie verkruſtet und verpuppt oft das wahrhafte und rein Menſchliche iſt, und du wirſt dich nicht irren laſſen, wenn du da und dort allerlei Seltſamkeiten und Härten findeſt; dringe tiefer ein und du wirſt den Menſchen, oder was daſſelbe iſt, den guten Menſchen finden.

Wie aber dringt man tiefer ein?

Ein offenes Herz öffnet die Herzen Anderer. Haſt du neun und neunzig mal dein beſtes Herz preisgegeben und ſiehſt dich getäuſcht, verkannt oder gar verſpottet; laß dich's nicht verdrießen, bei dem Hundertſten von Neuem zu beginnen; denn dieſer gerade, an dem du verſtimmt vorübergehen möchteſt, kann deiner Liebe werth und bedürftig, kann dein Bruder ſein.

Ein gerechter und milder Richter hält den Grundſatz feſt: lieber zehn Schuldige freigeſprochen als einen Unſchuldigen verurtheilt. Der wahrhaft Wohlthätige ſagt: lieber zehn Unwürdige mit Gaben beſchenken, als einen Würdigen in Unmuth abweiſen. So muß es auch in dir ſein, wenn du den echten Menſchen, wenn du die Liebe in dir walten läſſeſt.

Von dem Gefangenen und der eiſernen Maske.

Alles was der Gevattersmann hier ſchreibt und womit er ſeinen Mitmenſchen zu nützen und ſie zu erfreuen wünſcht, das darf nicht ſo gerades Wegs zu dir gelangen; es muß vorher einem Staatsbeamten vorgelegt ſein und der ſagt, ob's gedruckt werden darf oder nicht, und was ihm nicht gefällt, das ſtreicht er weg und du erfährſt nie, was man dir zu ſagen hatte. Das iſt Cenſur.

Haſt du auch ſchon gewußt, was Cenſur iſt, ſo kannſt du doch kaum ermeſſen, wie ſich die Seele umkehrt bei dem Gedanken, daß man nicht freiweg reden darf.

Und warum zerſtampfeſt du die Feder nicht? warum ſchreibſt du dennoch? fragſt du.

Du haſt wol ſchon von Menſchen gehört, die ſich aus Liebe zu einem Gefangenen mit ihm einſperren ließen, ihn erheiterten und aufrichteten, ſo lange ſein Leben aushielt, oder bis zum Tage, da die Riegel des Kerkers ſich öffnen. — Nun denn, wer unter Cenſur ſchreibt, der läßt ſich aus Liebe zu ſeinem Volke mit ihm einſperren, pflegt deſſen Kraft ſo gut er kann, damit ſie nicht in ſich verkomme, erheitert und erhebt, damit am Tage der Freiheit nicht ein geknicktes in ſich gebrochenes Weſen das freie Licht erſchaue.

Es gab einſtmals einen Gefangenen, der ſoll ein Prinz geweſen ſein, deſſen Kraft die Herrſcher jener Zeit fürchteten; man wollte ihm nicht den Kopf vor die Füße legen, weil man das Morden ſcheut und — der Menſchengeiſt iſt ja am erfinderiſchſten im Quälen; was wurde erſonnen? Man ſchmiedete dem Verſtoßenen eine eiſerne Maske über den ganzen Kopf, die man ſo vernietet hatte, daß ſie nicht abzulöſen war; ſo lebte der Eiſenübergoſſene im Kerker, ſeine Gefangenwärter kannten ihn nicht, er ſelbſt kannte ſich nicht mehr . . . .

Kannſt du dir denken, wie es einem zu Muthe werden muß in ſolch einem doppelten Gehäuſe? Du brauchſt dir gerade nichts beſonderes auf deinen breiten Mund oder auf deine dicken Backen einzubilden, aber überlege: wie ſeltſam es dir zu Muthe wäre, wenn du ſeit Jahren nicht betrachtet hätteſt wie du ausſiehſt.

Ein Stück Vieh braucht und hat keinen Spiegel. Wenn es Morgens früh aufſteht, hat es Stiefel und anderes Weißzeug an, Rock und Hoſen ſind nach dem beſten Schnitte angepaßt. Ja lache nur, der Spiegel iſt ein Vorzug des Menſchen; er kann ſich ſelbſt betrachten und vorſtellen als wäre er etwas anderes.

Und die ausgeſprochenen unverfälſchten Worte ſind der Spiegel der Seele, worin ſich des Menſchen Geiſt beſchaut, erkennt und beurtheilt.

Ein Menſch, ein Volk, das nicht frei reden darf, hat eine eiſerne Maske feſtgenietet auf ſeiner Seele, es kennt ſich ſelbſt nicht und die Gefangenwärter kennen es auch nicht.

Das Weitere denke dir ſelber . . .

Ein Kampf um Leben und Tod

I.

Eine Krankheit, die ſich in deinem Leibe feſtſetzt, merkſt du ſelten in dem Augenblicke, wo ſie in dir entſteht; du gehſt da oft noch Wochen- und Monatelang friſch und wohlauf einher. Erſt wenn dein Leib den Krankheitsſtoff ausſcheiden will, wenn die Geſundheit in dir mit aller Macht arbeitet, da wirſt du inne, wie es mit dir ſteht. Du biſt niedergeworfen und die ganze Welt iſt dir wie mit Nacht zugedeckt, du weißt und willſt nichts mehr von allem da draußen — wenn nur erſt das Wehe von dir genommen wäre. Aber der Augenblick der Erkrankung (wenn dieſe nur eine vorübergehende) iſt zugleich auch der Beginn der Geſundung; denn jetzt, da du des Fremden und Störenden in dir inne wirſt, arbeitet dein Leben, ſich wieder frei zu machen.

Und wie mit der Krankheit des Leibes, ſo verhält es ſich auch mit der Krankheit der Seele. Da geht der Straßenknecht Stephan das Dorf hinaus und pfeift einen luſtigen Parademarſch; den zweiklöppeligen Steinhammer am langen Stiele, ein ſtrohgefülltes Kiſſen und eine hölzerne Sohle mit Schnüren trägt er am Arm. Wie du ihn ſo dahinſchreiten ſiehſt, merkſt du nicht, daß ihm ein Wurm in der Seele ſitzt; und wenn du ihn ſelber auf's

Gewiſſen frägeſt, könnte er dir auch nichts davon ſagen; denn der Wurm ſchläft noch.

Jetzt iſt Stephan an einem wohlgeſchichteten Steinhaufen angelangt. Er ſpäht nochmals, von wannen der Wind kommt; denn es iſt Spätherbſt und er weht mit mächtigem Zuge. Stephan hebt die Mütze, gleich als grüßte er ſein Tagewerk. Dann ſpringt er in den Graben, wo er das ſtrohüberflochtene Gitter verborgen, und ſtellt es als Schutzwehr nach der Windſeite auf. Es iſt eine luftige Hütte, aber das Herz Stephans ſteckt in einem wohlgezimmerten Hauſe. Er ſchnallt ſich nun die hölzerne Sohle unter und beginnt rüſtig zu arbeiten; denn aus dem Steine ſpringt ihm ſein Brod hervor, wenn auch nur ein kümmerliches.

Gute zwei Stunden hat Stephan ſo gearbeitet und ſich nur ſelten einen Augenblick zum Ausſchnaufen gegönnt; jetzt macht er Halt, legt das Kiſſen auf den Steinhaufen, ſtopft ſich eine Pfeife als Lohn für ſeine bisherige Arbeit, zieht einen gepolſterten Daumenhandſchuh an, und beginnt nun ſitzend die grobgeſpaltenen Steine in kleine zu zerſchellen. Wenn es 11 Uhr läutet kommt ein Knabe barfuß aus dem Dorfe mit einem tuchumwickelten Topfe. Er bringt dem Vater Brod und eine warme Suppe. Es ſchmeckt Stephan wohl und er arbeitet wieder bis der Abend hereinſinkt; dann nimmt er ſein Werkzeug auf und wandert heim.

Stephan bewohnt ein kleines Häuschen abſeits der Straße, ſein dreijähriges Töchterchen ſteht hinter der blinden Scheibe, und ruft ſich ſelber zu: der Vater kommt! Es liefe ihm gern entgegen, aber es hat nur ein Hemdchen und kein Kleid.

Stephan tritt in die Hausflur, die zugleich als Küche dient; er grüßt die Frau, die am Heerde ſteht, nur mit ſtummem Kopfnicken und geht in die Stube, nimmt ſein Töchterchen auf den Arm, das ihn am Schnurrbarte zupft, ſieht nach der Wiege, wo ein dicker Knabe einen Bettzipfel in den Mund ſteckt und dem Vater mit den Füßen entgegenſtrampelt. Dann geht er nach der Kammer und fragt: „wie geht's Euch Großmutter?“ Eine klagende Stimme antwortet: „Die Kinder ſind ſo wild und lärmig, und der Peter hat mir meine Bohnen genommen; ich ſag's dem Lehrer wenn ich wieder geſund bin und in die Schule gehen kann.“

„Ich bring' euch andre Bohnen,“ entgegnet Stephan.

„Ja, ſchöne lange braune, und auch runde weiße.“

„Alles, Alles,“ ſagt Stephan und geht wieder nach der Stube.

Man konnte nicht lange mit der Großmutter reden, ſie war wieder ganz kindiſch geworden, ſpielte immer mit der Katze oder mit Bohnen; auch wollte ſie immer, daß man ſie den Geſangbuchvers abhöre, damit ſie in der Schule nicht zu Schanden werde. Heute war Stephan nicht dazu aufgelegt; er ſetzte ſich hinter den Tiſch unter ein großes eingerahmtes Bild mit einem großen Siegel und wartete bis Licht und das Abendeſſen käme.

Du ſagſt, lieber Leſer: ſolche Dinge kann ich täglich ſehen wenn ich nur zwei Schritte weit gehe, und das iſt noch nicht einmal das größte Elend; ich kenne noch Schrecklicheres.

Gieb nur Acht, ob hier nicht Etwas vorgeht, was du nicht ſo leicht ſiehſt; ob hier in dieſer kleinen Hütte nicht der größte menſchliche Kampf gekämpft wird; ob hier nicht Heldenthaten vollbracht werden, ſchwerer und tapferer, als die Feldzüge der Könige, die für ewige Zeiten im Buche der Geſchichte verzeichnet ſind.

Da das Eſſen ſo lange nicht kam, holte ſich Stephan Licht, und jetzt können wir ſehen, was das große eingerahmte Bild dort bedeutet. Es iſt der ehrenvolle Abſchied des Schützen Stephan Hucker, der elf Jahre im fünften Regimente gedient. Die Tinte iſt gelb geworden, das Wappen am Siegel iſt zerfloſſen und die Fliegen halten ihre letzten Herbſtmanöver auf der glatten Glasfläche.

Stephan ſitzt da und ſtarrt in das Licht, das Kind auf ſeinem Schooße ſitzt gleichfalls ruhig, unverwandten Blickes da, als verlöre es ſich in allerlei Gedanken gleich dem Vater. Denn dieſer ſieht Nichts von Allem um ihn her, wie im Traume ſchattengleich zieht ſein vergangenes Leben an ihm vorüber.

Das war ein luſtiger Tag als er zum Soldatendienſt auszog, denn ihm weinten nicht Vater nicht Mutter nach; er war ſchon frühe verwaiſt. Aus dem Dienſte des einzelnen Brodherrn trat er in das Regiment, wo Alle gleich ihm dienten. Die Jahre ſchwanden dahin, er wußte ſelbſt nicht wie; und als die pflichtmäßige Dienſtzeit um war, nahm er Handgeld und blieb als Einſteher noch weitere fünf Jahre. Die aufgenähte Borde an ſeinem linken Ermel zeigte allein ſein Alter, ſonſt kam er ſich noch ſo jung vor wie früher, und jetzt erwarb er ſich noch ein Beſitzthum durch ſeinen Dienſt. Da lernte er in den letzten Jahren ſeine Margret kennen. So groß auch die Zahl der Kameraden in der Kaſerne war, Stephan erkannte doch nun, wie er allein und verlaſſen daſtand; jetzt erſt ſollte er Jemand in der Welt angehören. Da kamen nun

Tage voll Glück und voll Betrübniß, denn das Soldatenleben ward Stephan fortan beſchwerlich, und nach jahrelangem treuen Ausharren forderte er ſeinen Abſchied, löſ'te mit dem Gelde, das er auf der Kriegskaſſe ſtehen hatte, das verſchuldete Häuschen und die zwei Aecker der Mutter Margret's aus, zog mit ihr in ihr Heimathsdorf und wohnte gemeinſchaftlich mit der Mutter.

In ſeinem langen Soldatentreiben war Stephan dem Dorfleben fremd geworden; er war zu lange gewohnt, Handſchuhe zu tragen; aber die Arbeitsgewohnheit zog ihm bald eine gegerbte Haut über die Hände, die ſich nicht abſtreifen ließ. Jede Arbeit ward ihm Anfangs ſauer; das hätte jedoch nicht viel zu bedeuten gehabt, ein geſunder Menſch findet ſich bald wieder in Alles. Dennoch war eine traurige Nachwirkung geblieben: Stephan hatte verlernt für ſich ſelber zu ſorgen. In der Kaſerne war Eſſen und Feuerung und Wohnung und Alles im Stande, das machte ſich wie von ſelbſt und ging ſeinen geregelten Weg, wenn man nur ſeine pflichtgemäße Obliegenheit vollführte. Jetzt war Stephan ſein eigner Kommandant und ſein eignes Regiment, das war ihm beſchwerlich; er wäre am liebſten wieder in einen Dienſt getreten, um beſtimmte Arbeit und beſtimmten Lohn zu haben. Aber das fand ſich nicht und es war gut, daß Margret eine entſchloſſene Frau war. In den erſten Jahren, als das Hausweſen noch klein war, ging es gut; aber jetzt war das Häuschen bereits wieder verſchuldet, ein Acker verkauft und in die tägliche Nahrung eingebrockt, und nirgends eine Hoffnung auf Beſſerwerden.

Eine Schuld auf ein Haus ſetzen iſt als ob man ſein Daſein dem Böſen verſchrieben hätte; es geht ein Geſpenſt im Hauſe um, das durch die dickſten Mauern plötzlich Luken und Löcher reißt und dich aus dem Verborgnen kalt anhaucht.

Stephan war es auch jetzt, als ob es zugig in der Stube ſei; denn er hatte eben an die Schuld gedacht und das Geſpenſt herbeſchworen. Dann fragte er ſich, wie er hoffen könne ſich wiederum frei zu machen, und er verſank in Trübſinn.

So erging es ihm oft. Er war nicht geeignet, um Plane zu entwerfen, wie zu helfen ſei und ihm fehlte auch jede Handhabe.

Ein Verarmender iſt wie ein Schiffbrüchiger, mitten im weiten Weltmeere auf eine kleine Inſel geſtellt; er ſteht verlaſſen und ſieht wie die nie raſtende Welle Stück auf Stück ablöſ't und auf ewig verſchlingt. Noch ſteht er auf einer Scholle, die ihn trägt, und er fühlt auch dieſe endlich und ſich ſelbſt mit ſich verſinken.

Das Aergſte, was dem Verarmenden geſchehen kann, iſt die Muthloſigkeit, in der er ſich nicht mehr ermannen kann, um ſeine Kraft zu gebrauchen, ſondern ihn ſtill verzweifelnd Alles über ſich ergehen läßt.

Stephan lebte dumpf in ſich hinein und ſeine Tage gingen einförmig dahin. Er war zu jeder Arbeit bei der Hand und vollführte ſie emſig, und wenn das Sprüchwort ſagt: Arbeit hat bittre Wurzel aber ſüße Frucht, ſo kannte er Beides nicht mehr. Ihm ward keine Arbeit ſchwer, aber ihm fehlte auch der Troſt, der darin liegt, zu wiſſen, daß man ſeine Pflicht gethan. Seine Seele war wie zugedeckt und verſchüttet.

Darum hatte er auch noch geſtern zugeſehen, wie man ſein älteſtes Kind in die Erde ſenkte und war ſtarr dabei geſtanden. Als er die Bahre ſah, dachte er: woher er das Geld nehme, ſie zu bezahlen, und als der Pfarrer Troſtesworte und Segen ſprach, gedachte er, daß er dieſe Rede bezahlen müſſe. Der Tod iſt nicht umſonſt! murmelte er vor ſich hin.

Darum hatte er noch ſpät in der Nacht einen ſcharfen Zank mit ſeiner Frau, weil er ſie über ihr Weheklagen und ſie ihn darauf über ſeine Hartherzigkeit geſcholten hatte. Jetzt ſaß er ſtille da und ſein Sinnen verlor ſich in die Zeit, da er noch los und ledig in der Welt geſtanden, da noch nicht ſo vieler Menſchen Leben an ihn gehangen — ſeine Vergangenheit erſchien ihm wie das verlorne Paradies. Er gedachte nicht der vielen Mühſeligkeiten von damals (denn ſo geht es faſt immer, wenn man zurückdenkt), wie er gar nie ſein eigner Herr geweſen und oft dies Leben verwünſcht hatte. Er ſah jetzt nur das Traurige um ſich her. Wie anders wär's, wenn ihn Niemand auf der Welt etwas anging! Ein ſchrecklicher Gedanke mußte jetzt in ihm aufgeſtiegen ſein, denn er zuckte zuſammen wie vom Blitz getroffen; ſein Antlitz ward flammenroth — da griff ihm das Kind auf dem Schooße, von der Erſchütterung aufgeſchreckt, nach dem Kinn. Das Angeſicht Stephans erheiterte ſich, er hob das Kind auf und küßte es inbrünſtig. Es war, wie wenn er ihm mit dieſem Kuſſe den ſchwarzen Gedanken abbitten wolle, der in ſeiner Seele aufgekeimt war.

Er ging mit dem Kinde auf dem Arme nach der Küche zu ſeiner Frau, mit der er ſeit geſtern Abend kein Wort gewechſelt hatte.

„Biſt bald fertig?“ fragte er.

„Ich habe nur zwei Hände!“ antwortete ſie barſch.

Sie war noch unwillig vom geſtrigen Abend her und glaubte Stephan ſei unwillig. Dieſer aber fragte in mildem Ton: „Kann ich Dir nicht helfen?“

Margret hörte Nichts von dem milden Tone und ſagte: „Nein! geh' Du nur wieder in die Stube. Die Männer ſind einem nur im Weg in der Küche. Hörſt du, wie das Kind ſchreit? Geh doch, ich kann nicht an zwei Orten auf Einmal ſein.“ —

Stephan gehorchte, aber voll Ingrimm; er dachte, er ſei doch ſo liebreich geweſen und ſei ſo hart behandelt worden; er vergaß, daß ſeine Frau nicht ahnen konnte, was in ihm vorging, und daß er ihr ja eigentlich nichts geſagt hatte.

Wunderbar! Wenn die Menſchen in Zank und Streit gerathen ſollen, da werden die Zaghafteſten beredt; wenn es aber gilt ein Liebeswort, ein verſöhnendes zu ſagen, da krümmen und winden ſie ſich wie Stotternde, oder meinen gar, der Andere müßte von ſelbſt ihnen in's Herz ſchauen und wiſſen was darin vorgeht.

Stephan wiegte zornig das Kind, das mit geſchloſſenen, gegen die Bruſt gehobenen Händchen bald feſt ſchlief; er wiegte ſo heftig bis er merkte, daß er das Kind faſt auf den Boden warf und hielt inne. Er war doppelt ärgerlich, denn ihn hungerte. In den leeren Magen läuft gern die Galle über; Du kannſt das in der Stunde vor der Eſſenszeit merken, und dieſe Stunde dehnt ſich bei den Armen, Unglücklichen oft zum ganzen Tage aus. Darum erklärt es ſich auch leicht, warum ſie ſo oft von Kleinigkeiten gereizt werden und einander noch peinigen. Die bitterſte Frucht der Armuth iſt leider oft der Unfriede mit ſich ſelber und mit den nächſten Angehörigen.

Voll Aerger harrte Stephan des Abendeſſens. Zwar lag noch ein Stück Brod in der Tiſchlade; er betrachtete es prüfend und legte es wieder ungeſchmälert an ſeinen Ort. Morgen war erſt Samstag, und vor Sonntag ging es nicht, daß man wieder Brod kaufte.

Endlich brachte Margret den Topf voll geſottener Kartoffeln, ſchüttete ihn auf den Tiſch aus und ſtellte Salz daneben. Dann faltete ſie die Hände und ſprach das Tiſchgebet; Stephan betete leiſe nach. Aber was iſt das für ein Beten, während man gegen ſeinen Nächſten, deſſen Andachtsworte man mit ihm auf der Zunge hat, Groll im Herzen hegt? Wie kann ſich die Seele zu dem Höchſten erheben, belaſtet von ſolcher Bürde? Wird da das Beten nicht bloßes Maulwerk und Litanei?

Freilich ſagſt Du, wenn man allen Menſchen das Beten verwehren wollte, die noch gegen ihre Nebenmenſchen verſchloſſen und hart ſind, da wüßten viele Lippen ſchon lange nicht mehr wie man Amen ſagt und auf den Kirchenbänken läge jähriger Staub!

Aber denk' einmal darüber nach, ob man ein Recht hat die Hände zu falten, ſtatt ſie aufzumachen und dem Andern zu reichen, zur Verſöhnung und Hülfeleiſtung. —

Nun aber wollen wir unſeren beiden Leutchen beim Abendeſſen zuſchauen; man beißt ja vom Zuſchauen kein Stück ab.

Es geht ſtill her, denn Niemand will ein Wort reden. Das kleine Mädchen, welches Stephan auf einen Stuhl neben ſich geſetzt hatte, unterbrach das Schweigen, indem es fragte: „Wo iſt denn unſer Anton?“

Peter erwiederte mit kluger Miene:

„O, der iſt jetzt ſchon lange im Himmel und ißt mit unſrem Herrgott zu Nacht. Der Lehrer hat geſagt, es ſind ſo viel Millionen Meilen von der Erde bis zur Sonne; wenn man aber geſtorben iſt, iſt man in einer Minute dort.“

Margret ſeufzte ſchwer auf, große Thränen ſtanden ihr in den Wimpern; Stephan ſah ſie mit eingekniffenen Lippen an; man wußte nicht, war es Zorn oder Mitleid was aus ihm ſprach. Er rief nur den Kindern zu:

„Seid ſtill und ruhig beim Eſſen.“

Er zwang ſich ſelber eine Kartoffel hinabzuwürgen, und doch war ihm die Kehle wie zugeſchnürt, und er murmelte vor ſich hin:

„Am beſten iſt's man iſt geſtorben.“ Er lehnte ſich zurück, ſchüttelte mit dem Kopfe, als wollte er das Andenken an das, was nun einmal unabänderlich geſchehen war, abſchütteln.

Es gelingt oft wunderbar ſchnell, einen bedrückenden Gedanken los zu werden; auch Stephan erging es ſo. Zwar ſpürte er keinen Hunger mehr, aber er wollte nun eſſen, weil es einmal Zeit dazu war und er ſich erinnerte, daß er nagenden Hunger gehabt habe.

In ſolchen Augenblicken ſchmeckt Alles, was man zum Munde führt, wie dürres Stroh.

Nach einer Weile ſchaute Stephan ſeine Frau an mit einem Blicke der viel ſagen konnte, in der That aber verwundert und bittend fragte:

„Krieg' ich denn heute Nichts?“ Denn Margret hatte ſonſt in der Regel, bevor ſie einen Biſſen zum Munde brachte, mit wunderſamer Behendigkeit die beſten aufgeſprungenen Kartoffeln geſchält, in der Mitte entzweigebrochen, mit Salz beſtreut und ihrem Manne hingeſchoben. Mit dieſer Freundlichkeit fuhr ſie dann fort während ſie ſelbſt aß. Heute aber dauerte dies für Stephan zu lange (denn Margret trödelte in der That etwas), und er warf ihr jenen bemerkten vielſagenden Blick zu. Die Frau erkannte darin nur Vorwurf und Zorn. Was für ein Recht hatte denn Stephan auf ihre Zuvorkommenheit? Konnte er ſich nicht ſelbſt ſchälen was er eſſen wollte? So dachte Margret und ſchob die geſchälten Kartoffeln den Kindern hin, gleichſam um ſie zu begütigen, weil der Vater ſie ſo hart angerannt hatte.

Da lächelte Stephan vor ſich hin, und theils aus wirklicher Freundlichkeit, um damit zu verſöhnen, theils aber auch aus einem verſteckten Rachegefühl, um die erfahrene Unbill heimzubezahlen (denn ſo gemiſcht ſind oft die Empfindungen und Thaten der Menſchen), legte er jetzt eine von ihm ſelbſt geſchälte Kartoffel vor Margret. Sie aber ſagte trutzig:

„Iß Du nur ſelber, und Du haſt Dir ja nicht einmal die Hände gewaſchen vom Steinklopfen her."

Stephan biß die Lippen aufeinander und knirſchte endlich hervor:

„Schaff' Dir einen Bäcker an, der hat immer ſaubere Hände, wenn er den Teig geknetet hat."

Er klappte ſein Taſchenmeſſer zuſammen, ſtand auf und verließ ſein Haus.

Draußen aber begann er erſt recht in ſich hinein zu wettern und zu fluchen, und eine ungehörte tiefe Stimme erlaubte ſich drein zu reden. Stephan dachte:

„Ich bin doch der elendeſte Menſch von der Welt (es iſt die Frage wie das verſtanden wird, bemerkte die Stimme), muß ich nicht für Weib und Kind arbeiten und mich ſchinden wie ein Pferd draußen in Wind und Wetter?

(Und die Frau muß daheim bei der kranken Mutter und den ſchreienden Kindern ohne Raſt und Ruh mühen und ſorgen). Ich bekomme kein gutes Wort für alle meine Mühe. (Es iſt die Frage, ob Du nicht ſchon mehr gute Worte bekommen als gegeben haſt). Jeden Heller von meinem Verdienſte gebe ich her und behalte Nichts für mich. (Gehört denn Dein Verdienſt Dir oder den Deinigen, oder hat Deine Frau geheime Schätze?) Ich thue mir nie etwas zu Gute. (Iſt denn Deine Frau heimlich Braten und Salat?) Ich weiß ſeit vielen Wochen nicht wie ein Tropfen Bier ſchmeckt. (Trinkt denn Deine Frau täglich Malvaſier?) Und für Alles keinen Dank. (Was für Dank verlangſt Du denn, wenn Du Deine Pflicht thuſt?) Sie behandelt mich wie einen Hund, für alle meine Gutheit nichts als Bosheit; ich habe noch keine glückliche Minute gehabt. (O wie lügſt Du in Deine Seele hinein! Wie haſt Du jetzt die hunderte von Stunden und Tagen vergeſſen, wo Dich ihr gutes Herz beglückte und ſtärkte, und war ſie nicht ſtets für ein liebreiches Wort um den Finger zu wickeln?) Mein Haus iſt mir verleidet, mein Leben iſt mir verleidet, wenn mir nur einer eine Kugel durch den Kopf ſchießen möchte! (Schlag Du die böſen Gedanken todt, das iſt geſcheiter). Und wenn ich geſtorben wär', da würde ſie erſt einſehen was ſie an mir gehabt hat. (Ja was? einen Mann der ſich ſelbſt oft hat übermannen laſſen und ſich noch plagt zu den Plagen, die von ſelbſt kommen). Wenn ich nur in die weite Welt hinaus könnte und von gar Nichts mehr wüßte! (Von mir aber müßteſt Du wiſſen, ich zöge doch überall mit).

So dachte Stephan vor ſich hin und ſo ſuchte ſich die

Stimme des Gewiſſens in ihm laut zu machen; aber er wollte nicht darauf hören.

II.

Wenn es nur immer Vorkehrungen gäbe, um ein betrübtes, verworrenes und hülfeſuchendes Gemüth aufzunehmen. Vordem ſtanden die Kirchen allzeit offen, um den in den Wirren des Lebens unſtät Gewordenen in ihre ſtille Ruhe einzuhegen, daß er ſich dort erhebe in den Himmel ſeiner eignen Seele und zu dem Urquell des Geiſtes, der das Weltall nach ewigen Geſetzen leitet und in jedes Menſchen Leben einen weiſen Plan durchführt, der uns nur zu Zeiten verborgen iſt. Aber man hat die Kirchen mit allerlei Tand und Geſchmeide von Gold und Silber geſchmückt, und man muß nun dieſen unnützen Trödel vor den Händen wahren, die ſich nicht immer zum Gebete dort erheben möchten. Die Kirchen ſind geſchloſſen, und ſtänden ſie auch noch offen, nur Wenige fänden dort allzeit den rechten Eingang in die heiligen Hallen ihres Herzens, zu denen man nicht erſt die Schlüſſel beim Küſter zu holen hat; dem feſten Willen, der Wahrhaftigkeit vor ſich ſelber weicht da Riegel und Schloß.

Wie erquickend iſt es aber doch in ſolchen Wirrniſſen einen Andern zu finden, der uns in ſich aufnimmt und uns wiederum uns ſelber giebt!

Stephan ſehnte ſich nach einem ſolchen Herzbruder.

Wie oft iſt dir's aber wol ſchon vorgekommen, daß du mit bewegter Seele an einen treuen Menſchen herantratſt und er verſtand dein Bangen und Sorgen nicht; denn ihn ſelber bewegte ein Fremdes, was du nicht kennſt, und du fühlſt es auf's Neue, daß die Erlöſung durch

Andere ſelten iſt, ſie muß auferſtehen und gen Himmel heben aus der Tiefe des eignen Herzens.

So ging nun Stephan durch das Dorf, und er kam ſich wildfremd und verlaſſen hier und in dieſer ganzen Welt vor, als ob er Niemand kennte; denn er war fremd in ſeinem eignen Herzen wie in ſeinem Hauſe.

In das Wirthshaus zu gehen und dort ſeine Sorgen zu zerſtreuen, ſchämte er ſich, da man erſt geſtern ſein älteſtes Kind begraben hatte. Da ſah er die Stube des Schullehrers erleuchtet; er wollte zu ihm hinauf. Mit dem Schullehrer, einem wackern Manne in den beſten Jahren, ſtand Stephan in beſondrer Verbindung; er hatte für ihn die Eingabe gemacht, wodurch er den kleinen Dienſt als Straßenknecht erhalten hatte, und ſeitdem ſahen ſie ſich öfter. Stephan, der lange in der Stadt gelebt und ein beſondres Ehrgefühl hatte, glaubte, das wäre der Mann für ihn, der ihn trotz ſeines niedern Standes zu achten verſtehe, und dies war auch in der That der Fall.

Bei dem Schullehrer traf Stephan eine große Zahl von Männern und Jünglingen; es ſah faſt wie eine Betſtunde aus, ſo andächtig hörte Jeder zu. Aber man ſprach von einem Jenſeits, nach dem die Verſammelten noch bei lebendigem Leibe ſteuern wollten. Es waren Auswanderer, die ſich von dem Lehrer aus Büchern über die Beſchaffenheit Nordamerika's, über die Art wie man dahin gelange und ſich am beſten anſiedle ꝛc. vortragen ließen.

Wie ein Blitz durchzuckte ein Gedanke das ganze Weſen Stephans, und während er zuhörte hob er ſtets einen Fuß nach dem andern leiſe empor, gleichſam als wollte er ſich vergewiſſern, daß er nicht am Boden feſtgewachſen ſei, ſondern auch fort könne.

Als die Verleſung zu Ende war, ſtürmte Alles mit Macht in's Freie. Jeder wäre jetzt am liebſten gleich in den Urwald gerannt und hätte dort die vom Tage der Schöpfung an unberührten Stämme gefällt und das Erdreich umgerodet; ſo viel Mark und Kraft glaubte Jeder in ſich zu ſpüren, daß er mit einem Griff einen dicken Stamm wie eine leichte Gerte knicke.

In ſolch einem Augenblicke der Spannung und Begeiſterung wären die Menſchen oft fähig, Großes, faſt Uebermenſchliches zu vollbringen, in ſolchen Augenblicken geſchehen ruhmvolle Heldenthaten auf dem Schlachtfelde. Aber es iſt weit leichter, unter Kanonendonner muthig vorzuſchreiten, als Jahre lang an einem ſtillen Vorſatz zu arbeiten und einen Kampf mit den kleinen Plackereien des Lebens, einen Kampf im Herzen auszufechten.

Einen ſolchen hatte Stephan zu beſtehen.

Viele der Verſammelten zogen in das Wirthshaus. Da ſie einſtweilen nichts für ihre Zukunft thun konnten, glaubten ſie über alle Stränge hauen und ſich dem Müßiggange überlaſſen zu dürfen, bis die neue Thätigkeit begänne.

Es giebt Menſchen, ja ganze Völker, die ſich und Andere ſtets auf einen kommenden Lebensmontag vertröſten; ſie ſagen oder denken: jetzt, ſo mitten in der Woche, da kann man nichts Rechtes mehr anfangen, laßt nur erſt dieſe paar Tage und dann den Sonntag vorüber ſein, ihr ſollt ſehen, wie wir dann friſch zugreifen.

Kennſt du nicht auch ſolche Zukunftströſter, die ſich ſo zu ſagen immer in die Hände ſpucken zum Ausgreifen und doch nie anfaſſen?

Das Vertröſten iſt aber nichts als faule Flauſenmacherei. Jeder Tag hat ſeine Pflicht, und überläſſeſt du dich heute der Nichtsthuerei, ſo findet die kommende Arbeit einen läſſigen Geſellen in dir.

Im Wirthshauſe ging es hoch her, denn dort bankettirte der Herzog Lumbus und ſeine Schaar, die aus dem größten Theil der jüngeren Auswanderer beſtand. Der Herzog Lumbus war Beſitzer eines ziemlich anſehnlichen Bauernguts geweſen und erſt vor wenigen Monaten hatte er ſeine junge Frau verloren. Er war gerade ſeit zwei Tagen verreiſt, als ſie von der Leiter in der Scheune herabſtürzte, und als er Tages darauf heim kam, ward ihm die ſchreckliche Kunde von ihrem Tode entgegengebracht. Er ſchien nun des Lebens im Dorfe überdrüſſig, verkaufte ſein Gut und bekam von ſeinem eigenen Vermögen und dem Eingebrachten ſeiner Frau eine bedeutende Summe Geld in die Hand.

Von ihm zuerſt war der Auswanderungsplan gefaßt worden, und er hatte dafür namentlich das junge Volk begeiſtert. Einſtmals ſagte er zu den Verſammelten:

„Ich bin's doch, der euch zuerſt den Weg nach Amerika gezeigt hat, und ich ziehe vor euch her und bin euer Herzog. Ich habe Amerika für euch entdeckt, ich bin euer Columbus.“

„Herzog Lumbus!“ ſchrie Alles, und ſeitdem führte er dieſen Namen mit Stolz und majeſtätiſcher Würde.

Der Name des edlen Mannes, der mit unbeugſamem Muthe eine neue unbekannte Welt entdeckte, die für ſo viele Hülfloſe und Freiheitſuchende ein Zufluchtsort geworden, wurde hier zu einem Spaß verwendet.

Herzog Lumbus war ein ſtattlicher Mann, der, ſeitdem er auszuwandern beſchloſſen hatte, ſeinen röthlichen Bart unverſchoren ließ; das war die einzige Pflanzung, die er noch zu Hauſe anlegte, er nannte ſie ſeinen fürſtlichen Domänenwald.

Auf den heutigen Abend verſprach er eine große Zeche.

„Wir wollen einen ganzen Acker vertrinken!“ rief er, und ſeine Schaar war dazu willfährig. Sie geberdeten ſich überhaupt wie ehedem die Rekruten, bevor ſie in die Garniſon einzogen, die Tage und Wochen lang ſich alle Freiheit herausnahmen und von der gewöhnlichen Ordnung der Welt nichts mehr wiſſen wollten.

Als man ſpät in der Nacht vom Zechen aufſtand, rief der Herzog Lumbus:

„Wirthſchaft! heda! das Hofthor aufgemacht, es will ein Acker hinaus!“

Unterdeſſen war Stephan längſt mit einigen ruhigen und beſonnenen Männern nach Hauſe gewandert; ſie ſahen wohl ein, daß das Tollen und Jubiliren der falſche Weg zum wahren Fortkommen ſei, aber es gelang ihnen nicht, ihre Angehörigen vom Herzog Lumbus loszumachen, und einige machten ſogar manchmal gute Miene zum böſen Spiel und tranken ſelber mit.

Tagelang ging nun Stephan umher und hegte den Gedanken an das Leben in der neuen Welt in ſich.

Ein Menſch, der den Gedanken der Auswanderung über ſich kommen läßt, iſt wie ein Baum, der plötzlich aus ſeinem Erdreiche geriſſen worden: die Wurzeln, die im Dunkel ruhten, liegen zu Tage und es iſt leicht möglich, daß er verkommt und verdorrt, bevor er neuen Grund gewinnt.

Mit Margret redete Stephan kein Wort von ſeinem Vorhaben. Ganz allein wollte er den Plan vollenden. Auch kannte er wohl die Hinderniſſe, die der Ausführung entgegenſtanden, und erſt wenn dieſe beſeitigt waren, wollte er mit der fertigen Zurüſtung hervortreten. Er dachte immer, hier zu Lande könne er kein rechter Mann werden, das werde erſt in der neuen Welt friſch beginnen. Es kam ihm vor, daß er jetzt erſt zu ſeiner Manneskraft erwache, und allerdings war dies in gewiſſem Sinne der Fall. Er fand einen gewiſſen Stolz, ein Selbſtgefühl darin, ohne Dreinreden eines Andern Alles abzumachen; aber er ſollte erfahren, wohin man gelangt, wenn man ſich von den Menſchen entfernt, die uns zu eigen gegeben ſind, und wie er einem Abgrunde entgegenſtürzte.

Margret ihrerſeits hegte auch ein neues Leben in ſich und ſie wagte nicht, ſolches Stephan zu offenbaren. Er war ihr doch vor Gott und der Welt angetraut, und ſie weinte im Stillen, als müßte ſie eine Schande verbergen. Sollte ja mit dem neuen Leben neuer Kummer in's Haus kommen; hatte doch er den Tod des älteſten Kindes mit einem Kaltſinn ertragen, als wäre ihm dadurch nur eine Laſt von der Schulter genommen.

So waren zwei Menſchen, ſo nahe verbunden, unter demſelben Dache, wie durch Meere getrennt.

Bei ſeiner Arbeit ſchüttelte Stephan den Kopf, als ſäßen ihm Bremſen im Gehirne; dann hielt er bisweilen Minutenlang einen Stein unter dem Fuße und vergaß ihn zu zerſpalten, ſo ſehr hatte er ſich in Gedanken verloren. Die Zeit kam ihm dabei unendlich lange vor, denn ihm fehlte noch das einzige Kleinod, das er ſich durch alles Elend erhalten hatte: ſeine Taſchenuhr. Um die Begräbnißkoſten zu beſtreiten, hatte er ſie zwar nur verpfändet, aber er wußte, daß er ſie nie wieder einlöſen könne; es war ihm zu Muthe, wie wenn er dadurch ein Stück von ſeinem Weſen verloren habe, als ob nach und nach ſeine Gliedmaßen ſich ablöſten, als ſpürte er die Verarmung leibhaftig an ſich. Sonſt hatte er oft Tagelang nicht nach der Uhr geſehen, jetzt meinte er, es fehlte ihm ein Theil von ſeinen Sinnen. Wenn es im Dorfe eine Stunde anſchlug, hielt er inne, um zu wiſſen, welche Zeit es ſei, als ob er das ganz genau im Kopfe haben müſſe und ſonſt nicht leben und arbeiten könne. Strich der Wind ſo, daß er keine Glocke vernehmen konnte, ſo kam es ihm vor, als ob er in tiefer Wildniß, fern von allen Menſchen wäre, und dann dachte er wieder: ſo wird es einſt auf deinem Gute in Amerika ſein, da gibt es keine Dorfuhr mehr, da läutet keine Glocke, da mußt du dir ſelber die Zeit bemeſſen und dir Alles ſelbſt richten. Waren einmal die Gedanken auf dem Neubruch im Urwalde, ſo dünkte ihm jeder Schlag, den er hier noch auf Zerſpellung eines Steines wendete, wie eine unnütze Verſchwendung; für ſein eigen Gut wollte er arbeiten und nicht bloß für kärglichen Tagelohn. Und einſt griff er wiederum nach der Taſche, wo er ehedem die Uhr gehabt, und er dachte: wenn das Bett der Großmutter frei wird, da kann man die Uhr dafür einlöſen. Es war ihm plötzlich, als ob ſeine Gedanken der Großmutter die Kiſſen unter dem Kopfe wegzögen; er lachte unwillkürlich und weiter jagte ſein böſer Geiſt mit ihm davon. — Der Tod der Großmutter war fortan ſein einziges Dichten und Trachten. So lange ſie lebte, konnte Margret nicht in die Auswanderung willigen; auch hätte Niemand das Häuschen gekauft, worauf die Großmutter noch ein Leibgedingrecht hatte.

Eines Sonntagmorgens war Stephan der erſte, der die Kirche verließ, draußen aber ſtand er wie angewurzelt feſt; er ließ alle Kirchgänger an ſich vorübergehen, betrachtete ſie ſtarr und dachte, was der und jener dazu ſagen würde, wenn die Großmutter plötzlich ſtürbe.

Zu Hauſe war er faſt immer ſtumm und brauſte nur bisweilen im Jähzorn auf, das Kleinſte machte ihn ärgerlich; er haderte mit der Welt, weil er mit ſich haderte...

Es iſt dir wol auch ſchon begegnet, daß du Tage und Wochen lang in der Welt umhergingſt und kaum etwas davon ſahſt, denn deine Seele war ein einziger Gedanke, der dich überall anſchaute; wie in einem Taumel lebteſt du da, Alles iſt dir fremd und du ſelbſt biſt dir faſt fremd geworden, und was du endlich thuſt, — es mag entſcheidend für dein ganzes Leben ſein — du thuſt es kaum mehr mit hellem klarem Willen. Wohl dir, wenn es ein rechtſchaffener Gedanke war, der ſo dich aufgenommen, dich zu Thaten ermuthigte und ſtärkte, die über deine ſonſtige ſchwache Kraft hinausreichten.

Stephan beſuchte noch allabendlich die Vorleſungen des Lehrers, aber er hörte wenig mehr davon; er ſaß da, aber ſeine Seele war weit weg und rang einen ſchmerzlichen Kampf. Margret merkte wohl, was mit ihm vorging, aber das Letzte ahnte ſie doch nicht.

Das häusliche Elend vermehrte ſich; der Tagelohn blieb derſelbe und die Preiſe der Lebensmittel ſtiegen mehr als über das Doppelte. Die Großmutter war wieder friſch auf, und immer hieran heftete ſich die Leidenſchaft Stephans. Eine wunderbare Veränderung war mit ihm vorgegangen, er richtete ſich immer ſtraff auf und griff Alles keck und behende an, denn ihn ermuthigte eine Hoffnung. Aber wie ein ſchwarzer Fleck durchſchnitt alsbald wieder das Hinderniß die ſchimmernde Zukunft. Er fand einen eigenthümlichen Troſt darin, den zur Auswanderung Entſchloſſenen in Abwickelung ihrer Verhältniſſe und in Zurüſtung ihrer Abreiſe beizuſtehen. Es war ihm wie damals, als er denen half, die aus dem Soldatendienſte wieder an den heimiſchen Heerd zurückkehrten; ſie konnten Alle luſtig fortziehen, ſie hatten ein Daheim, das auf ſie wartete; jetzt aber wollte Stephan ſelber fort. Es lag ihm im Sinne, als ob drüben über'm Meere kräftige Baumſtämme und ſaftige Ackergründe ſeiner harrten und ſo zu ſagen verwundert fragten, warum er ſo lange nicht käme.

In dieſem Umgange aber mit Menſchen, die keinerlei Arbeitspflicht mehr in der Heimath hatten, verſäumte auch Stephan vielfach ſeine Obliegenheit und vermehrte dadurch ſeine Noth.

Und wenn er dann wieder allein bei der Arbeit war, dachte er: warum ſchlägt man im Kriege Hunderte todt, und wird als ein Held geprieſen? — hier iſt ein Menſchenleben, das uns Alle täglich tiefer in's Elend zerrt — ſie will ſterben, warum helf' ich ihr nicht? . . . So dachte er und er hob den Hammer hoch in die Luft und ſchlug dann auf die Steine, daß die Splitter davonflogen; und er dachte wieder: es gibt doch nichts Schmählicheres, als auf den Tod eines Menſchen hoffen und harren; Alles lebt ſo gern, warum ſoll es denn mir aus dem Weg gehen? Nein, du ſollſt noch leben, Alte, ſo lange du magſt; es iſt doch gut, daß nicht alle Gedanken gleich wahr werden . . .

Zu Hauſe konnte er indeß doch der Großmutter nicht in's Auge ſehen; er fühlte ſich eines ſchweren Verbrechens gegen ſie ſchuldig. Und einſt, als er ihr mit Mißgunſt und leiſen Verwünſchungen zuſah, wie ſie ſo tapfer die Speiſe verzehrte, ward er ſich plötzlich dieſes Frevelgedankens bewußt und reichte ihr den Biſſen hin, den er eben zum Munde führen wollte.

Nicht immer aber konnte er ihr einen Biſſen vom Munde reichen; Hunger und Verzweiflung preßten ihm die Lippen zwiſchen die Zähne.

Es war kein Bettſtück mehr im Hauſe, als das, worauf die Großmutter lag; alles andere war verkauft. Stephan legte ſich hungernd nieder, und deckte ſich mit ſeinem alten zerriſſenen Soldatenmantel zu. Margret hatte das Kind zu ſich genommen, ſie wollten ſich beide einander erwärmen, aber ſie fand keine Ruhe, und ihr war, als ob es tief in ihr nach Nahrung ſchreie. Dazu kam noch der Unfriede mit ihrem Manne; ſie wollte mit ihm reden, denn Worte waren ja noch das Einzige, was ihnen gegeben war; ſie wollte ihm Alles offenbaren, aber die Kehle war ihr wie zugeſchnürt und die Zunge wie vertrocknet.

Weißt du wie es thut, wenn man ſich hungrig zum Schlafen niederlegt? Du wälzeſt dich gramvoll hin und her und kannſt die Ruhe nicht finden. Schwere Gedanken zerren und reißen an dir, wenn nicht die Noth dich ganz ermattet hat; und kommt der Schlaf und wiegt dich eine Weile in's Vergeſſen, du zuckſt in plötzlichem Erwachen auf, wie von böſen Geiſtern aufgeſchreckt, die nagende Pein zehrt an deinem Leben. Grauenhafte Gebilde, die vor dem Hungernden in einſamer Nacht aufſteigen! Die ganze Welt iſt todt und ſtill, dein Gram und deine Noth allein wachen. Ein Fluch aus dem tiefſten Dunkel deiner

Seele drängt ſich empor — du willſt verderben — halte feſt o Herz! daß du nicht in Wuth gegen dich und die Welt eine ewige Schuld auf dich ladeſt.

So war Stephan hungernd zur Ruhe gegangen, und ſo erwachte er mitten in der Nacht. Er ſchnellte raſch empor. Wer hat ihm den Steinhammer vor ſein Lager geſtellt? Er faßt ihn, ſchwingt ihn hoch, und ſteht im Sprunge nach der Kammer zur Großmutter. Da ruft Margret, die mit ihm gewacht:

„Um Gottes Willen, Stephan — du wirſt doch nicht mich und das Kind, das ich unter dem Herzen trage, umbringen!“

Stephan ſtürzte unwillkürlich an ihrem Lager auf die Kniee nieder; er konnte lange nicht reden. Tod und Leben begegneten ſich in dieſem Augenblicke in ſeiner Seele — er hatte morden wollen, und ein junges Leben ward ihm verkündet.

Endlich brach er in heftige Thränen aus und ſagte:

„Das Kind iſt ein Engel, der mich erlöſ't hat — du gute, gute Margret, warum haſt du mir denn gar nichts geſagt?“

Sie weinte mit ihm und erklärte, daß ſie ſeine Auswanderungsgedanken wohl kenne, daß ſie ſich aber vor ihm doppelt gefürchtet habe. Stephan wüthete nun gegen ſich ſelber. Margret tröſtete ihn mit liebreichen Worten, und er ſagte endlich:

„Vergiß Alles, verzeih; ich ſeh's, ich ſeh's, wie hätt' ich auf dem einſamen Haus leben können und in mir weiß ich, was ich begangen habe? Frage mich nicht weiter, vergiß Alles, verzeih, du biſt ja gut, ich will dir's gedenken. Wir beide, wir müſſen mit einander vor Allem ein Herz und eine Seele ſein, wenn wir auswandern; denn draußen in der weiten Welt auf dem einſamen Gehöfte da haben wir Niemand als uns.“

Wie war jetzt alle Noth und die lange Trennung vergeſſen und den beiden war's, als ob ſie die beſte Speiſe genoſſen hätten. Traulich ſprachen ſie über ihre Zukunft, und ſuchten ſich drein zu faſſen, einſtweilen geduldig auszuharren.

Stephan nahm ſich vor, fortan wiederum emſig zu ſein und alles böſe Sinnen in ſich zu tödten. Dieſer Gedanke ließ ihn endlich wieder Ruhe finden.

Durch die dünne Wand in den Halbſchlaf der Großmutter mußte etwas von der leiſen Unterredung gedrungen ſein, denn gegen Morgen wurden beide Eheleute durch ein heftiges Jammergeſchrei geweckt. Sie eilten zu der Mutter, und konnten ſie lange nicht beruhigen, bis ſie zu Wort kam und ſagte:

„Du biſt mit der kleinen Marie (ſo nannte ſie ſich ſelber ſtets) auf einer großen Einöde geweſen, und da habt Ihr mich plötzlich angebunden, und die Marie verlaſſen; ich bin allein, allein in Wind und Schnee übriggeblieben; verlaßt die kleine Marie nicht; wenn mein Vater kommt, ſo gibt er Euch Schläge!“

Nur mit Mühe gelang es, die Mutter zu beruhigen.

Fortan war Stephan doppelt rüſtig in ſeiner Arbeit. Der Frühling nahte und mit ihm eine Erleichterung der Noth. Gegen die Großmutter aber legte er eine unbeſchreibliche Zärtlichkeit an den Tag, und Margret verſtand ihn nicht, was er damit wollte, als er einſt ſagte:

„Wenn nur die Großmutter noch recht lange lebte! Ich hab' mir gedacht, unſer kleines Kind ſoll in Amerika auf unſrem eignen Boden laufen lernen, — aber es muß ſich's auch hier gefallen laſſen."

Stundenlang ſpielte er dann oft Abends mit der Großmutter wie ein Kind und gab ihr Alles nach, denn ſie war ſehr eigenwillig. Solch ein Thun iſt mit wenigen Worten geſagt, aber es gehört in der Wirklichkeit viel Geduld und Zartſinn dazu. Den Geſangbuchvers hörte er die Großmutter regelmäßig ab, oftmals wußte ſie aber auch nicht, welchen Geſang ſie in der Schule auswendig zu lernen bekommen habe; er las ihr dann die Liederanfänge nach dem A B C vor. Während des Leſens vergaß ſie aber, was ſie gewollt hatte, und verlangte wieder mit Bohnen zu ſpielen.

Eine beſondere Freude wurde ihr einſt, als der Lehrer ſelber, der zu Stephan zu Beſuche gekommen war, ſie ihren Vers abhörte und ihr ein Bildchen ſchenkte. Auch an dieſer kindiſchen Freude nahm Stephan harmloſen Antheil.

Als im Frühling der große Zug der Auswanderer ſich zur Abreiſe anſchickte, begann die alte Unruhe wieder in Stephan ſich zu regen, und als ſie draußen, wo er Steine klopfte, an ihm vorüber fuhren, ſagte er bitter lächelnd zum Abſchiede:

„Ich muß die Wege gut in Stand halten, damit ihr gut fort kömmt; aber es kommt mir auch vor, wie wenn ihr der Bahnſchlitten wäret, der durchbricht, daß ich beſſer nachkommen kann."

Der Herzog Lumbus lärmte und ſang unaufhörlich bei der Wegfahrt; er wollte nichts von dem tiefen Herzeleide wiſſen, das jetzt ſo Viele ergriff.

Mit dem Herzog Lumbus war Stephan ſtets in einem eigenthümlichen Verhältniß geſtanden. Er ließ ſich nie zu ſeinen Schmauſereien verleiten; eine gewiſſe Scheu vor dieſem Menſchen lebte in ihm, und doch konnte ihm Niemand etwas Böſes nachſagen. Daß er einen guten Theil ſeines Geldes verthat, ging ſonſt Niemand etwas an. War's vielleicht der Trotz, die oberherriſche Keckheit, mit der Herzog Lumbus die Welt anfaßte und die Menſchen behandelte wie Puppen, die er bald da, bald dort aufſtellte, und nach ſeiner Laune aufjauchzen und tanzen machte, — war's vielleicht dies, was Stephan von ihm entfernt hielt? In der That dachte Stephan oft vor ſich hin: ſo ein Menſch, der Geld hat, ſieht doch ganz anders in die Welt hinein; er iſt überall daheim und kann Alles kaufen und haben, und unſereins iſt immer bang und furchtſam, und meint, es käm' alle Augenblick Jemand ins Haus und jagt einen fort.

Als nun der Herzog Lumbus vorüberfuhr, ſagte er zu Stephan: „Du, Steinhammer, in Amerika kauf' ich mir ein Herzogthum und heiß' es Lumbia, und wenn du kommſt, ſchenk' ich dir hundert Morgen Ackers.“

Stephan antwortete nicht.

In den erſten Tagen nach Abgang des Zuges war's im ganzen Dorfe, als ob überall eine Lücke wäre; da fehlten die von je her gewohnten Menſchen und jedes meinte, man werde ihrer nie vergeſſen. Aber wie das ſo geht. Wenn ein Menſch oder eine Gemeinſchaft in den Strom des Lebens verſinkt und dem Auge entſchwindet, es iſt dies doch nur wie ein Stein, der ins Waſſer fällt; Anfangs öffnet er den Strom und bricht ihn, dann zieht er nur noch verſchwimmende Ringe, bis endlich die Welle wieder gleichmäßig fortfließt.

Als die Wanderer fortzogen, beriethen ſich die jungen Schwalben noch mit heimlichem Zwitſchern, auf den Weiden am Bache ruhend, wo ſie ihre Neſter anheften ſollten; ſie flogen dann auf und umkreiſ'ten manche Dachfirſte und beſprachen in der Luft ihren Bauplan. Noch hatten ſie ihre Neſter nicht vollendet, als faſt Niemand im Dorfe mehr daran dachte, daß auch einſt von hier ein Wanderzug von Brüdern ſich entfernt, um ſich in fernen Landen anzubauen. Wo flatterten ſie jetzt umher?

Nur Stephan und der Lehrer ſprachen oft von den Entfernten und geleiteten ſie mit ihren Gedanken bis über das Meer.

III

Der Herbſt war wiederum da. Ein munteres Mädchen hatte die Familie Stephans vermehrt, aber ein Freund war ihm entzogen. Der Lehrer war verhaftet, denn er hatte einen Brief von ſeinem Bruder, der mit zu den Auswanderern gehörte, erhalten, worin ihr trauriges Loos mit grellen Farben geſchildert war. Sie hatten Wochenlang auf die Ueberfahrt harren müſſen und nirgends Hülfe gefunden; die Ueberfahrtsverträge wurden von den Schiffsrhedern wortbrüchig aufgelöſt und nirgends fanden die Verlaſſenen einen Beiſtand, der ihrer Klage Nachdruck gegeben hätte; dazu kam, daß Viele in die Hände von Betrügern und Seelenverkäufern fielen, und ſich aus Mangel an Geld und Fürſorge nach den ungeſundeſten engliſchen und franzöſiſchen Colonien überſiedeln ließen, wo ſie nach wenigen Jahren einem gewiſſen Tode entgegen gingen. In dem Briefe des Bruders hieß es:

„O wir Deutſchen! Wißt Ihr's, Ihr ſeid Deutſche! Wenn Ihr hinaus kommt über die bunten Grenzpfähle der landesväterlichen Obhut, da merkt Ihr's, was Ihr in der Welt geltet und wie überall Wächter Eures Heils aufgeſtellt ſind. Wir bezahlen von unſern Steuern die Geſandten an allen Reſidenzen der Welt, damit ſie Kurierpferde keuchen machen und berichten, welche Feſte gefeiert wurden, welche hohe Niederkunft ſtattgefunden hat — die Unterthanen aber, welche die Steuern bezahlen, bedürfen keines Schutzes in fremden Landen. Mögen ſie zu Grunde gehen, das Geſpött der Welt ſein und höchſtens ihr Mitleid erregen — was liegt daran? Wenn ein Bekannter von uns geſtorben iſt oder ein Kunde, der uns mit ernähren half, ſo geben wir ihm das Geleite bis zur Ruheſtätte im Grabe; die Unterthanen aber, die bis jetzt den Staat mit erhalten haben, und die größtentheils aus Noth und Furcht vor der zukünftigen Noth auswandern — ſie gehen die ſtaatliche Fürſorge nichts mehr an. Nur ſo lange Ihr Steuern bezahlt, nimmt man Euch in Obhut, bezahlt Ihr keine Steuern mehr, könnt Ihr zum Teufel gehen.

Gerade um vor fahrläſſiger Auswanderung zu warnen, hatte der Lehrer mehrere Abſchriften von dem Briefe nehmen und auf dieſe Weiſe verbreiten laſſen, weil die Erlaubniß zum Druck in einem öffentlichen Blatte von der Polizei verſagt war. Darum war nun der Lehrer verhaftet.

Stephan ſtand eines Sonntagmorgens an den Pfoſten der Hausthür gelehnt und ſah ruhig den Schwalben zu, die pfeilſchnell durch die Luft ſchoſſen. Der Gedanke an die Auswanderung, der ſtets in ihm ſchlummerte, erwachte leiſe wieder; er dachte, daß auch die Schwalben hier auswandern wollten, und nun keine Ruhe mehr hätten, da ſie Froſt und Hunger leiden müßten. Sie konnten frei ziehen, denn die Thiere haben nur für ſich zu ſorgen und für ihre Jungen, ſo lange ſie noch klein ſind; Eltern kennen ſie nicht.

Das war doch noch ein Ueberreſt von den alten böſen Gedanken, aber Stephan war's, als hätte ein anderer Menſch und nicht er ſelbſt ſolche ehedem in ſich gehegt.

Da erſcholl es plötzlich von allen Seiten: „der Herzog Lumbus iſt wieder da! der Herzog Lumbus iſt wieder da!“

Ein Menſch in zerfetzten Kleidern rannte durch die Gaſſen, dem Kirchhofe zu und ſchrie mit ſchäumendem Munde: „Mein Weib, mein Weib gebt mir! Wo iſt ſie? Iſt ſie nicht da? Wo iſt ſie? Schlagt mich todt.“

Es läutete zur Kirche und er ſchrie:

„Wird ſie jetzt begraben? Wer hat ſie umgebracht? Wer ſagt, daß ich's bin? — Ja, ich bin's! Ich, ich. Schlagt ihn todt!“

Die Kirchgänger umſtanden den Raſenden, der ſich immer auf die Bruſt ſchlug, daß es laut dröhnte, und dabei ſchrie:

„Seht ihr, auf der Strickleiter im Schiffe, da iſt ſie hoch oben geſtanden, und ihre Schürze hat in der Luft geflattert; ich kann nicht hinauf auf's Schiff, ich kann ſie nicht hinabſtürzen... Von der Leiter in der Scheune hab' ich ſie hinabgeſtürzt und habe drei Tage im Heu geſteckt — meint Ihr ich ſei fortgeweſen? Ich war nicht fort, ich bin nicht fort, ich bin da!...“

Er ſank in heftigen Zuckungen zuſammen, und Stephan war der erſte, der zitternd, aber doch voll Kraft, den vom Fieber Ergriffenen anfaßte, um ihn in das nächſte Haus zu tragen. Es war ihm als trüge er ſich ſelbſt, ſeinen Doppelgänger ſo dahin.

Hier hatte einer vollbracht, was er nur gewollt hatte. Mit zärtlicher Sorgfalt bemühte er ſich um den Raſenden, und als dieſer endlich zu Ruhe und Beſinnung gelangte, ſchnitten ihm ſeine Worte tief in die Seele; denn er ſagte:

„Stephan, du biſt gut; ich danke dir, du biſt immer gut geweſen."

Zu Hauſe ſah Stephan die Großmutter immer mit einem Blicke voll Dank an. Sie hatte er als Grundurſache ſeines Zurückbleibens in Noth angeſehen; und nun war ſie ihm zum Schutze vor viel höherem Elend geworden.

Nach wenigen Tagen wurde der Lehrer wiederum frei; aber er erkannte nun auf's Neue, daß ſeine kärgliche Stellung untergraben ſei, und auch er beſchloß gemeinſam mit Stephan auszuwandern.

Stephan aber ſollte noch vorher eine ſchwere Buße und Sühne erleiden, für das böſe Sinnen, das früher in ſeinem Herzen aufgeſchoſſen war.

Eines Tages ſchlug er auf dem Speicher losgewordene Bretter feſt. Ehedem hatte er unbekümmert das Unordentliche und Zerfallende mit anſehen können: ein Dachladen konnte ſich noch mühſelig in einer Angel halten, man konnte hundertmal über die lockeren Bretter ſtolpern — jetzt aber ſchlug er da und dort Alles feſt, er wollte auch ſein Haus feſt und geordnet zuſammenhalten ſeitdem er begonnen hatte, ſich ſelber in ſeinem Denken und Thun feſt zuſammen zu nehmen. Die Großmutter ſaß auf den Stufen der Treppe, die zum Speicher führte, und ſpielte mit der Katze. Plötzlich ward ein durchdringender Schrei vernehmbar, die Großmutter ſtürzte jählings herab. Stephan eilte herbei, und ſtand oben an der Treppe mit dem Hammer. Mehrere Nachbarn waren herzugeeilt, ſie umſtanden die Herabgeſtürzte, die im letzten Röcheln auf der Steinplatte lag.

Todtenbleich ſtarrte Stephan auf die Lebloſe: da war nun endlich, was er ehedem ſo oft verborgen in der Seele gewünſcht hatte. Ein tiefer Schreck ergriff ihn, als hätte ſein Wünſchen das vollführt. Er wollte die Anweſenden entfernen und rannte wie von Sinnen umher, er wußte nicht was er thun ſollte. Da kam die Ortspolizei und Stephan mußte mit in das Verhör.

Was er tief im geheimſten Winkel ſeiner Seele verborgen und ausgekämpft hatte, was er glaubte, daß nie eine ſterbliche Seele ahnen könne — es lag ſo in dem Sinne Aller, daß man alsbald eine Anklage darauf ſtützte.

Denn er war beſchuldigt, die Großmutter mit dem Hammer herabgeſtürzt und getödtet zu haben.

Der von Gewiſſensbiſſen heimgetriebene Herzog Lumbus, der ſich freiwillig der Todesſtrafe auslieferte, hatte ſolchem Verdacht in den Herzen der Menſchen leicht Raum gegeben.

Und doch hätten dieſe bedenken ſollen, daß gerade dieſes grauſenhafte Ereigniß Jeden abſchrecken mußte von einem ſolchen Verbrechen.

Wie empfand jetzt Stephan auf's Neue all' den Schauder ſeiner früheren Mordgedanken. Da lagen ſie nun offen in den Augen des Richters, als fluchwürdige, vollendete That. Er konnte und wollte nicht leugnen, was ehedem ſeine Seele belaſtet hatte: mußte aber das nicht ſeine Schuld als offenkundig und erwieſen darſtellen?

Margret, entſchloſſen wie ſie war, hatte ihren Mann, als er von der Polizei abgeführt wurde, nur mit einem großen Blicke angeſehen; dann griff ſie raſch zu und unterließ keinen Belebungsverſuch an ihrer Mutter. Glücklicherweiſe gewann die Alte die Sprache wieder und jetzt, wie das ſo oft geſchieht, in der Stunde vor dem Tode, erlangte ſie die volle Kraft des Geiſtes und erzählte, daß ſie die Katze habe haſchen wollen, von ihr aber hinabgeriſſen auf den Boden geſtürzt ſei. Noch bevor ſie am Abende verſchied, ward Stephan frei.

Als die Großmutter begraben wurde ſtand er weinend an der offenen Grube; es waren die letzten Thränen, die er auf heimiſchem Boden weinte; denn mit unerſchütterlicher Ruhe bereitete und vollführte er ſeine Auswanderung. Er war ſtark geworden im Kampfe mit ſich und der Welt.

Er war aus der ſchwerſten Verſuchung errettet worden, hatte in harten Prüfungen ſich ſelbſt und die Seinigen kennen gelernt, und war nun einig mit ſich und den Seinigen. Mit verjüngtem Muthe konnte er dem neuen Leben entgegen ſteuern.

Der Lehrer und Stephan hatten nun noch ein neues Band, das ſie vereinigte: ſie hatten nun auch noch die Gefängniſſe des Vaterlandes kennen gelernt. Stephan hatte den Auswanderungsplan fort und fort in ſich getragen, aber nur ähnlich wie er an jenem erſten Abende, da wir ihn kennen lernten, aß, weil er ſich's einmal vorgenommen hatte, und ohne etwas davon zu ſchmecken; jetzt kam ein neues Reizmittel hinzu, er hatte eine öffentliche Buße erfahren für einen Kampf in ſeinem Herzen.

Stephan und der Lehrer mit ihren beiderſeitigen Familien gehörten zu den Erſten, die von dem raſch gegründeten Schutzvereine für Auswanderer unterſtützt, nach Amerika auswanderten.

Von der Heimath bis zu ihrem Beſtimmungsorte wurden ſie aus einer guten Hand in die andere gegeben, und oft gedenken ſie ſtillſegnend derer, die ohne Eigennutz, aus reiner Menſchenliebe, ihnen den traurigen Weg der Auswanderung ebneten.

Das jüngſte Kind Stephans, welches den Namen der Großmutter trug, lernte in der That erſt auf amerikaniſchem Boden laufen, und er liebte es, das Kind Großmutter zu nennen und dabei der Verſtorbenen zu gedenken.

Neuer deutſcher Brieſſteller.

Brief des ſchwäbiſchen Bäckergeſellen Anton Händle

aus Berlin, im Juni 1847.

.... Und jetzt freut's mich erſt rechtſchaffen, lieber Bruder, daß ich hierher gekommen und noch da bin; ich hab' das Schönſte und auch das Traurigſte mit erlebt. Hab' ich dir's aber nicht ſchon vor zwei Jahren geſagt: hier in Berlin ſummt's und ſurrt's wie in einem Bienenſtock, der ſtoßen will? Jetzt haben ſie den jungen Bienenſtock drinnen im weißen Saal im Schloß; es iſt ein Beobachtungsſtock wie der Pfarrer daheim einen hat, es iſt nur eine Haube von Strohgeflecht darüber geſtülpt, drinnen aber iſt er von durchſichtigem geſchliffenen Glas, daß man ſehen kann, was das Volk macht und treibt. — Nicht wahr, ich könnt' mich für einen Propheten ausgeben, weil ich's vorher geſagt hab? Es iſt aber nichts mit dem Prophezeien. Wenn man die Augen und das Herz weit aufmacht und merkt, was Alle denken und wollen, da kann man leicht ſagen, was kommen muß: denn was Alle denken und wollen, das muß kommen, bieg's oder brech's.

Ja lieber Bruder, da fällt mir ein, daß du meinen Brief dem Gevattersmann übergeben haſt und der hat ihn vor aller Welt drucken laſſen. Anfangs bin ich blitzmäßig erſchrocken und hernach hat mich's gewurmt und ich hab' mich geſchämt, wieder unter meine Kameraden zu gehen, weil die jetzt alle wiſſen, was ich denk' und wie mir's um's Herz iſt. Es war mir, wie wenn ich nicht mehr bei mir ſelber daheim wär, wie wenn jetzt alle Leut' bei mir aus und eingingen und ich bin gar nicht mehr allein. Ich hab' mich aber wieder beſonnen und will's feſthalten: Was liegt daran, wenn ſie dich auch jetzt ein bisle ausſpötteln? In fünfzig, ſechzig Jahren iſt nichts mehr von dir da und da iſt's All eins; wenn du nur ein ehrlicher Kerl geweſen biſt. Wenn man gradaus, aufrichtig und wahr iſt, kann man vergnügt ſein, ſei man allein oder unter Menſchen; Alles Andere iſt nichts.

Wenn ich's aber doch nur vorher gewußt hätt', daß alle meine Worte in die weite Welt kommen, ich meine ich hätte Manches beſſer oder doch ordentlicher geſagt. So iſt mir's aber auch vorigen Winter gegangen, da hab' ich mich im Geſellen-Verein hinaufgeſtellt und hab' den Preußen geſagt, wie es nicht wahr ſei, daß wir daheim einen Haß und Zorn auf ſie hätten; die Backen haben mir gebrannt und es war mir wie wenn der Athem der Zuhörer mir wie warme Sonnenſtrahlen in's Herz fließe. Wie ich hernach heruntergeſtiegen bin und Alles hat gejubelt und hat mir die Hand gedrückt und der ſchwarzbärtige Kamerad aus Danzig hat mir einen Kuß gegeben, da iſt mir's bei alledem doch geweſen, als wenn ich mein Sach' nicht recht geſagt hätt'; ich wäre gern noch einmal hinauf, aber ich hab's ſein bleiben laſſen. Draußen iſt das Wort und das holt man mit zehn Gäul nicht mehr ein.

So iſt mir's auch mit dem Brief gegangen. Da und dort möchte ich gerne noch Manches zuſetzen; aber wer kümmert ſich um den verjährigen Schnee, wenn die Sommerſonne da iſt? Und jetzt redet man nichts mehr von alten Sachen, da gilt nichts mehr vor der einzigen großen.

So geht's, jetzt bin ich ſchon ſo keck, daß ich dir einen Brief ſchreib', von dem ich weiß, daß der Gevattersmann davon drucken läßt. Ja ſag's ihm nur, er ſoll's von Haus zu Haus verkünden, daß wir Deutſche erſt jetzt recht anfangen tapfer und tüchtig zu werden, und daß die Preußen vorne dran ſtehen.

Und wie ich jetzt ſo in die Welt hinaus rede, da iſt mir's wie wenn mir alle Menſchen denken helfen und ich weiß nicht mehr wer ich bin und Alles iſt bei mir.

Freilich will mir das Herz klopfen, weil ich jetzt ſo zu Allen rede, die deutſch leſen können; aber ich denk' wieder: hat ja der König geredet, was ihm in den Sinn gekommen iſt, und hat's nachher noch Wort für Wort drucken laſſen, und reden ja die Abgeordneten frei von der Leber weg — nun ſo meinetwegen, ſo darf ich's auch und brauch' mich nicht zu ſchämen und zu fürchten. Kommt auch etwas krumm heraus, es geht nicht Alles gerad' auf der Welt. Die Oeffentlichkeit iſt die Hauptſach' und das iſt auch das Beſte an der preußiſchen Verfaſſung. Hapert's auch ſonſt noch an allen Ecken und Enden, es muß beſſer werden. Mir iſt's jetzt, als müßte jeder Deutſche ſeine beiden Herzkammern zu öffentlichen Kammern machen und es drinnen landtagen laſſen.

So iſt's, lieber Bruder! Ich mein' aber damit nicht bloß dich, mit dem ich Einen Vater und Eine Mutter hab', nein, ich mein' dich lieber Bruder, der du ein deutſches Herz im Leib haſt.

Du erinnerſt dich noch aus meinem früheren Brief, daß ich mir unſere würtembergiſche Verfaſſung angeſchafft und eifrig darin geleſen habe. Jetzt bin ich auch noch mit mehreren Landsleuten, mit Studirenden hier bekannt worden, und wir ſind gut Freund, und die haben mit mir und mit noch anderen die Geſchichte unſerer Verfaſſung geleſen, und alle die Händel, die geweſen ſind, bis ein richtiger Vertrag zu Stande gekommen iſt. Wie nun die hieſige Verfaſſung oder wie man's hier heißt das Patent herausgekommen iſt, da waren wir alle fuchsteufelswild; wir haben's als eine Beleidigung und als einen Spott angeſehen. Das macht ſich aber jetzt anders, ſeitdem die Oeffentlichkeit da iſt und die Landſtände keinen Heller Geld geben, bis ſie ihr Recht haben.

Ich habe ſchon bei unterſchiedlichen Meiſtern gearbeitet. Da war beſonders ein wunderlicher Heiliger, der hat uns wie wir bei ihm angetreten ſind, eine meiſterlich fromme Rede gehalten, wie er's haben will, wie Alles nach ſeinem Sinn gehen muß, wie er kein Haarbreit davon nachlaſſen will, weil er früher ſelber das Geſchäft allein gemacht hat; hernach war er aber doch müd' vom Marktlaufen u. ſ. w.

und hat ſich ſchlafen gelegt und da haben wir Geſellen Mehl eingethan, gefeuert und gebacken, wie's recht geweſen iſt, und wie das Brod fertig geweſen iſt, hat er's nicht mehr zu Mehl machen können.

Bruderherz! Es iſt doch prächtig, was es für Männer in der Welt gibt, ſo Kernmenſchen durch und durch, und vielleicht gibt's noch mehr und man weiß nichts von ihnen. Das macht einem die Augen hell, wenn man ſo in das Gewuſel und Getreibe hineinſieht.

Ich ſag's und bleib dabei: wer einen rechtſchaffenen Menſchen gern hat, in dem ſteckt ſelbſt ſo einer, wenn er ihn auch nicht ſo herauslaſſen kann, und er hilft ihm durch das Gernhaben und will auch ſo werden. Ich bin jetzt viel zufriedener, weil ich wieder neue Menſchen habe, die ich ſo grundmäßig gern haben kann.

Ja, und das freut mich noch überaus: Wenn nun ſo ein Einziger glauben will, er habe allein allen Verſtand gefreſſen, oder die ſtudirten Beamten meinen, nur ſie wüßten wo Bartel den Moſt holt, da kann man ihnen ſagen: denkt an den und den, da drinnen im weißen Saal, und ſo gibt's noch tapfere Männer überall in Deutſchland. Da ruft einem eine Stimme von innen zu: „Friſch auf“ oder „Gut Heil“ wie man jetzt ſagt.

Sie haben dir hier ein Wahlgeſetz zum Davonlaufen: da muß einer 10 Jahre Grundbeſitz haben, da gibt's noch beſondere Stände, von denen man ſonſt nichts mehr weiß: vielerlei Sorten von Adel, Bürger und Bauern. Darum eben haben wir gezittert, es könnte ſchief gehen. Es freut einen, wenn's beſſer geht, als man geglaubt hat; es kommt ſelten vor.

Ich weiß nicht, ich habe jetzt gar keinen Schlaf mehr, ſeitdem der Landtag hier iſt. Sonſt hab' ich mich in aller Gemüthsruhe zu Mittag niedergelegt und dann — gut Nacht Berlin! Jetzt ſchlafe ich viel weniger, und es freut mich, daß wir das Brod liefern, wo die Freiſinnigen eſſen und ich möchte ihnen allemal ein „geſegne's Gott" hineinkneten und hineinſalzen.

Die Zeitung koſtet mich jetzt viel Zeit und ich kann ſie doch nicht ganz leſen. Wenn man nur auch ſo zuhören könnte, wie bei uns daheim. Froh bin ich manchmal, daß ich nicht Abgeordneter bin. Mir wär's katzenmäuslesangſt, wenn ich über etwas abſtimmen müßte, was ich doch nicht ſo recht verſteh'. Laß es aber nur einmal 15—20 Jahre in Deutſchland landtagen, da wird man viel lernen man weiß nicht wie, das iſt die beſte Schule.

Einen hitzigen Zorn krieg' ich allemal auf den Mann, der immer ſchreit: wir wollen machen, daß wir heimkommen; und da gibt es auch noch viele Tölpel, die ſchreien: der Landtag koſtet Geld. Man darf wohl jedes Jahr ein paar Monate den Staat in die Kur nehmen, an dem ſo viele Angeſtellte immerfort herumdoktern. Und was koſten denn die? und wie viele Millionen koſtet das Soldäterles?

Noch eins verdrießt mich, wenn ſich jetzt hier Manche ſo auf den hohen Gaul ſetzen und ſagen: ſeht ihr's, das Landtagen in den kleinen Ländern bei euch, das war doch nur den Mäuſen gepfiffen. Nein und noch einmal nein, ohne uns wären die Preußen nicht ſoweit, wie ſie ſind. Was können die Schwaben, Sachſen, Heſſen und Baiern dafür, daß ſie in einem kleinen Lande ſind und nicht durchführen können, wie ſie möchten? Hoch in Ehren muß man ſie halten. — Wie herrlich wär's, wenn ſie einmal alle bei einander ſitzen könnten in Einer deutſchen Kammer!

Ich kenne meine Leute hier oft gar nicht mehr, die ſind dir wie ausgewechſelt. Das war dir ein Jammer und ein Elend, wie ſo viele nicht gewußt haben, wo aus und ein.

Beſonders gekränkt hat's mich, daß ſo Viele die ich gern haben muß, geſagt haben: Was Verfaſſung? Was landſtändiſche Freiheit und Recht? Brod, Brod müſſen die Menſchen haben; alles andere iſt nicht mehr werth als ein ausgeriſſener Knopf. Ich habe ihnen recht geben müſſen und doch hat mich's gewurmt, denn die Ehre und Freiheit iſt doch auch was. Aber wahr bleibt's, zuerſt muß man zu leben haben. Jetzt aber hat ſich's beim Landtag bewieſen, daß ohne die Mithülfe Aller dem Elend nicht beizukommen iſt; zu dieſem Loch muß die Sache hinaus. In Allem muß das Land für ſich ſelber zu ſorgen das Recht haben. Die Bürger müſſen durch ihre Abgeordneten Alles einrichten, da ſind ſie dann bei einander und müſſen auf Alles acht haben. Wie will man's denn anders machen? Die Einkommenſteuer, die ſie ungeſchickter Weiſe nicht eingeführt haben, das wird der Anfang ſein, die Armen zu erleichtern. Und dann muß erſt auf's Neue geholfen werden.

Ja, lieber Bruder, gerade weil ich jetzt ſo glücklich bin (ich will dir ein andermal ſchreiben warum, und der Gevattersmann darf's nicht ausplaudern), gerade darum ſchneidet mir die Noth der Menſchen tief in die Seele. Ich ſchäme mich oft, wenn ich ſatt und vergnügt bin, wie wenn ich's geſtohlen hätte.

Ich habe hier den Hungeraufruhr mitgemacht ...

Ich habe gar nicht gewußt, daß es ſo jämmerlich klingt, wenn man Brod, Brod ruft, und das klagende

Gethue der Weiber und der Kinder, es will mir gar nicht aus dem Sinn. Unſere Bäckerei iſt verſchont geblieben, aber gerade um die Ecke ſind zwei ausgeplündert worden. Wie wir nun den Abend alles feſt geſchloſſen haben, wie wir ſo in der Stube beiſammen ſitzen und draußen von ferne tobt's wie das wilde Heer, da waren wir alle ſtumm, als wenn uns ein böſer Geiſt die Kehle zuſchnürte. Der Meiſter iſt, die Hände auf dem Rücken, am Fenſter geſtanden und die älteſte Tochter iſt bei der kleinſten Schweſter geſeſſen und hat bitterlich geſchluchzt und mir iſt's geweſen, wie wenn mir alle Gedanken aus dem Kopf genommen wären. Wie jetzt die Meiſterstochter laut aufweint, da bin ich dir aufgeſprungen, wie aus dem Schlaf geweckt; ich habe fortgewollt, helfen, ich weiß nicht was, ich weiß nicht wie. Sie haben mich gehalten, Alle, und keins hat ein Wort geredet. So müſſen Geiſter ſtumm mit einander ringen. Jetzt bin ich wieder auf meinem Stuhl geſeſſen und alle meine Glieder waren mir wie zerſchlagen, und ich habe eben auch laut aufheulen müſſen. Ich ſchäme mich nicht und geſtehe es offen. Wie tief müſſen die Menſchen da draußen im Elend ſtecken, daß ſie's ſoweit treiben! Es iſt gewiß auch viel lärmſüchtiges Geſindel darunter; aber wie viele Hunderte ſind bisher bloß arm geweſen, ſie bleiben arm und werden jetzt noch — Verbrecher. Das brennt ſich ein, unauslöſchlich für das ganze Leben. So lange ringen und kämpfen und um eine einzige That auf ewig gebrandmarkt werden, das iſt ſchrecklich! In dieſer Minute habe ich die Qualen der Kerkerjahre mit all den Unglücklichen durchgemacht. Aber ich ſage dir's, in dieſer Stunde bin ich ein anderer Menſch geworden; ich gönne mir nichts mehr, ohne daß ich an

Andere denke und ihnen helfe ſo viel ich kann und mein Glück kommt auch erſt neu von dieſer Stunde. — Das gehört aber auf ein ander Blatt. Kannſt du dir aber denken, wie zwei Menſchen ſich mitten im Elend erſt recht finden und kennen lernen? Gerade wie wir ſo überſelig geworden ſind und das Höchſte bekommen haben, gerade da haben wir erſt recht eingeſehen, wie wir für das Vaterland und die Menſchheit zu wirken haben.

Ich habe das Letzte da eben durchgeleſen und will's wieder ausſtreichen, ich laſſ' es aber doch ſtehen.

Mein Meiſter war bisher auch immer mildthätig, aber wie ich meine, hat er es jetzt doch noch beſſer eingerichtet. Er verzettelt ſeine Gaben nicht mehr, er hat ſich eine dürftige Familie ausgeſucht und für dieſe ſorgt er echt menſchenfreundlich für Arbeit und Brod, und ich und noch Jemand haben auch unſern Anhang. Das, meine ich, wäre das Beſte, wenn man ſeine Gaben nicht ſo hinausſchmeißt und weiter nicht dran denkt, wo ſie hinfallen; es wäre beſſer, wenn Jeder der's vermag, außer ſeinen armen Verwandten, denen er beiſtehen muß, ſich, wie man ſagt, wildfremde Menſchen aufſuchte und ihr ganzes Leben nach Kräften ordnete und an der Hand hielte; kommt dann noch die großartige Fürſorge der Gemeinde und des Staats hinzu, dann will ich einmal ſehen, ob es nicht anders wird.

Ja, Bruder, das vergangene Jahr war ein großes Lehrjahr in jeder Weiſe.

Ich bin jetzt drauf und dran ein Preuße zu werden und will mich als Meiſter ſetzen, es wird mir zwar ſchwer, daß ich ein Preuße heißen ſoll; aber das Wort Preußen iſt ja auch nicht ewig.

Ich ſpür's ſchon, daß ich faſt auch ſo etwas von dem Groß-Staatenſtolze kriege, aber Preußen ſteht jetzt einmal vorne dran. Brauchſt dich nicht zu ängſtigen, daß ich Landſtand werde, ich komme nicht hoch genug in die Steuer, und wenn ich mir auch ein Gütchen kaufen könnte, müßte ich doch noch warten auf den zehnjährigen Grundbeſitz, bis ich graue Haare habe.

Bruder, geſtern war ich draußen im freien Feld; der beſte Freund kann's der hieſigen Gegend nicht nachſagen, daß ſie ſchön ſei, aber es war doch ſchön. Die Felder ſtehen alle im reichſten Segen und im Herzen habe ich gejauchzt und eine Stimme in mir hat gerufen: das Korn blüht! Noch iſt es grün, aber die freie Sonne zeitigt's zur vollen Sättigung für alle die da hungern. Und da iſt mir der Landtag eingefallen, da hab' ich gedacht: das Korn blüht auch dort! Dort iſt die wogende Saat; noch iſt ſie grün, aber ſie wird und muß reif werden, und wir wollen auch das Unſrige thun: du mußt ſie ſchneiden und dreſchen und der andere Bruder muß ſie mahlen und ich will ſie verbacken. Dein getreuer Bruder

Anton Händle.

Nachſchrift.

Ende Juni.

Ein Hagelwetter hat in die grüne Saat geſchlagen, die vollen Aehren liegen nieder und wollen erſticken. Der Landtag iſt aus und nicht einmal das, daß er zur beſtimmten Zeit wiederkehren darf, iſt bewilligt worden. Jedes Jahr kommt Frühling und Sommer, das hat Gott ſo als feſtes Geſetz in die Natur gelegt und Er hat ſich's nicht vorbehalten, daß Er's machen will, wie's ihm einfällt. O! Bruder, was wird nun geſchehen und was haben wir zu thun?

Frag- und Antworttafel.

Die Frage, mit welcher der vorſtehende Brief ſchließt, das iſt jetzt eigentlich die einzige, die ſich jeder deutſche Mann ſtellen muß; wer weiß augenblicklich die rechte Antwort und wer darf ſie ausſprechen, wenn er ſie weiß?

Anhang.

Nachmärzliches,

oder

Drei Säcke und ein vierter und der iſt der größte.

Mit der Frage da oben ſchloß der Kalender, der zu Neujahr 1848 erſchien. Jedermann weiß, wenn er ſich nicht mit Gewalt zwingen will es zu vergeſſen, was ſeitdem geſchehen iſt, und die Frage da oben iſt kein Prophetenſtücklein. Damals folgte bald eine Zeit in der man hoffen durfte, daß das lebendige Wort das geſchriebene erſetzen würde, und der Gevattersmann hat, ſo ſchwer es ihm auch wurde, ſein Theil davon angeſprochen und ausgeſprochen, und hier ſtehe nun eine Geſchichte, für die er Tauſende zu Zeugen anrufen könnte, die ſie von ihm gehört als Warnungsruf, und die leider doch zur Wahrheit geworden iſt.

Ich will Euch, ſprach damals der Gevattersmann, nicht in den Sack hineinreden und nur Euch zeigen, welcherlei Säcke es gegeben hat und welcher noch alle übertrifft:

Es gab eine Zeit und ſie war noch geſtern, da hieß es: nur der darf mitreden, nur der hat ein Recht in bürgerlichen Angelegenheiten das Wort zu ergreifen, der ſtudirt hat. Alle unſtudirten Menſchen haben nichts als beſchränkten Unterthanenverſtand, haben keine Geltung, müſſen kuſchen und ſich gnädig regieren laſſen. Das war die Zeit als da herrſchte: der gelehrte Schulſack.

Es gab eine Zeit und ſie war noch geſtern, da hieß es: nur der hat ein Recht ſich in die öffentlichen Angelegenheiten zu miſchen, ſeine Stimme abzugeben und eine Geltung zu behaupten, wer viel Geld hat; und ſei ein Andrer noch ſo weiſe und einſichtig, noch ſo ſehr mit ſeiner Thätigkeit betheiligt an dem öffentlichen Wohl und Wehe, er darf nicht dreinreden, er iſt rechtlos weil machtlos. Das war die Zeit als da herrſchte: der Geldſack.

Und dieſe beiden Säcke ſtritten miteinander und der eine ſuchte den andern unterzukriegen bis auf den geſtrigen Tag.

Es iſt eine Zeit und ſie iſt heute und da heißt es: wer etwas gelernt hat, wer die Dinge zu beurtheilen weiß aus Vergangenheit und Gegenwart, der gilt nun nichts mehr — eben weil er etwas gelernt hat. Die Unwiſſenheit und Einfalt allein iſt weiſe. Und andererſeits: wer etwas beſitzt, wer durch Geld und Gut beſonders betheiligt iſt beim allgemeinen Wohl, der darf jetzt nichts mehr gelten — eben weil er Geld und Gut hat. Unwiſſenheit und Beſitzloſigkeit allein iſt fortan berechtigt. Das iſt die Zeit in der da herrſchen will — der Bettelſack.

Wird er Einſicht annehmen und erkennen, daß Wiſſenſchaft und Reichthum wohlberechtigt ſind in der Ordnung der menſchlichen Dinge? Oder wird er im Uebermuthe gleich jenen beiden allein herrſchen wollen? Wird er das? Nun —

Es gibt eine Zeit und ſie iſt morgen und da kommt ein Anderes, bewehrt mit Schwert und Kugel, und es wird alle drei Streitenden einthun und ſich allein gelten laſſen und das iſt der größte von allen Säcken: des Soldaten ſein Schnappſack.

Briefwechſel zweier Brüder.

I.

Hans an Ernſt.

Harthauſen am 20. April 1855.

Lieber Bruder Ernſt!

Geſtern, als ich von der Kirchweih in Hirlingen nach meinem Hofe heimritt, hab ich Deiner gedacht. Summt mir unterwegs ein luſtiger Walzer im Kopfe und die Muſik iſt doch ſchon lange fern und verklungen und die Muſikanten liegen auf dem Ohr und ſchlafen ihren Rauſch aus. Ja, und da hab' ich Dein gedacht. Der Marſch vom achtundvierziger Jahre ſummt Dir noch immer im Kopf, aber er iſt ſchon lang vorbei und abgeſpielt, und die Muſikanten liegen auf dem Ohr oder blaſen Trübſal im Kerker und in der Fremde. Im europäiſchen Concert geben nur noch ein paar Kapellmeiſter den Takt an mit dem Stock. Wie kannſt Du nur noch immer glauben: es habe in der Welt etwas zu bedeuten, was Der und Jener denkt, was Du und ich und mein Nachbar Hinz und mein Gevatter Michel wünſchen und möchten und hoffen; der Weltlauf fragt nichts darnach, die großen Herren ſpielen jetzt das Stück Weltgeſchichte, in das wir eingepfercht ſind, und ich meine oft es iſt gut ſo. Was die Menſchen oben auf der Höhe denken, das iſt wichtig und entſcheidend; was dem gemeinen Soldaten unter der Pikelhaube ſitzt, iſt ganz gleichgültig, er muß marſchiren und pariren. Das hättet Ihr ihm auch nicht erſparen können. Der Generalſtab beſteht aus wenigen tüchtigen Führern, die machen Alles und haben tauſend und aber tauſend von Händen und Füßen. Ihr Herren von der Feder ſolltet darauf ausgehen, auf die Feldherren und ihre Schlachtenplane Einfluß zu gewinnen.

Ich nieſe gerade und das iſt ein Zeichen, daß ich die Wahrheit ſchreibe. Ihr habt ein Sprüchwort wahr gemacht, das ich von meinem Futterſchneider gehört hab' und das heißt: der Fiſch ſpringt aus der Pfanne und fällt in die Kohlen. Laß dich lieber braten, guter Fiſch, dann hat man doch etwas von dir. Mein Futterſchneider iſt überhaupt ein großer Politiker und hat allerlei ſeltſame Gedanken. Ich gebe Dir's als Räthſel auf, damit Deine Weisheit erforſche, warum in der Regel die Futterſchneider ſo eigenthümliche Menſchen ſind; es ſteckt was dahinter.

Jetzt will ich aber wieder auf die Landſtraße fahren und Dich daran erinnern, was unſer Vater ſelig im Jahr 1848 immer geſagt hat: Bei den Demokraten gefallen mir die Grundſätze, aber nicht die Perſonen, und bei den Conſervativen gefallen mir die Perſonen, aber nicht die Grundſätze; drum kann ich bei keiner Partei mitthun.

Freilich ſind jetzt dieſe Parteibenennungen nichts mehr als ein Maul voll ausgeſpieener Luft, und es kann keines dem andern Vorwürfe machen. Es iſt eins, wenn der Krug zerbrochen, ob der Krug auf den Stein oder der Stein auf den Krug gefallen iſt.

Die einzigen, die jetzt noch in Schriften und Verſammlungen wirklich an allen Ecken durchdringen, ſind die Pietiſten und die haben Mittel, die ihr nie haben könnt und dürſt.

Ihr mit Eurer Volksliebe und Eurer Volksbildung ſeid langmüthig wie ein Leineweber, dem alle Minuten der Faden reißt; aber ich ſage Dir: die große Maſſe, das da was Ihr aufputzen möchtet wie eine Puppe, iſt nichts nutz, iſt nicht werth, daß ſich ein ehrlicher Menſch darum einen Finger krumm macht. Ihr kriegt Geſtank für Dank. Wer recht auf ihnen herumtrampelt, der iſt ihnen am liebſten, vor dem haben ſie den meiſten Reſpekt. Verſuch's nur einmal, geh hinaus und zeig Dein gutes Herz, und ſie lachen Dich hinterrücks aus. Sei noch ſo hülfreich und ohne Stolz, laß einen kommen mit dem kleinſten Titel und er gilt mehr als Du mit aller deiner Menſchenliebe. Wer vor den Menſchen Reſpekt hat, vor dem haben ſie keinen. Das ſteht bombenfeſt, wie unſer Förſter ſagt.

Ihr wollt der großen Maſſe Einſicht geben, aber ſie will ſie nicht und braucht ſie eigentlich auch nicht. Nicht alle Menſchen die auf die Uhr ſehen brauchen zu wiſſen, wie eine Uhr beſchaffen iſt, wie das Räderwerk ineinander lauft. Die Hauptſache iſt, daß man wiſſe, welche Stunde es iſt und mit der Zeit auf dem Flecke bereit ſei.

Ihr wollt alle Menſchen in Uhrmacher verwandeln.

Es iſt gut, daß du meinem Brief nicht davon laufen kannſt; du mußt auch einmal eine Predigt hören, du und Alle mit dir. Ihr ſeid nichts als der Trumpf-Unter, Trumpf-Sau ſticht Alle. Ihr wollt das Volk belehren und ihr wißt nicht, daß das Volk gar nicht belehrt ſein will; es geht an euch vorüber und ſieht und hört euch nicht, und wenn auch, ſo lacht es euch nur aus und denkt bei ſich: „der dumme Kerl! könnte auch ſeine Lunge ſparen.“ Höchſtenfalls denkt es: „der Menſch dauert mich, daß er ſich fruchtlos in Ungelegenheiten bringt.“ — Ihr wollt den Leuten Brillen aufſetzen, aber ſie wollen nichts als eſſen und trinken und viel eſſen und noch mehr trinken, und dazu, denken ſie, braucht man keine Brille. Du guckſt ja auch immer mit deinen vier Augen über's Glas weg, wenn du einen guten Zug thuſt. Und mit einem Wort, laß dir etwas ins Ohr ſagen: Volk! Volk! der Gedanke Volk iſt nichts als ein Aberglaube, ein neuer Götze, den ihr euch gemacht habt. Es giebt gar kein Volk, es giebt nur dumme und geſcheite Menſchen. Und damit Punktum. Drum glaub' mir, du vergrämſt dir mit deiner Weltverbeſſerung unnütz dein Leben. Laß dir von unſerer Mutter ihr Sprüchwort ſagen: Ein Narr wirft einen Stein ſchneller in einen Brunnen, als ihn zehn Weiſe wieder herauskriegen. Merk' dir das und du haſt alle Vernunft in Einem Wurf. Du willſt in einzelnen Pfennigen einbringen, was in Millionen zum Fenſter hinausgeſchüttet wird? Du willſt den Leuten da und dort einen guten Grundſatz einpflanzen, einen Gedanken aufhellen, willſt aus deiner gedruckten Baumſchule ein Stämmchen ſetzen und ein Gärtchen am Hauſe und am Wege anlegen und — ſchau einmal um: der große Staatsſturm reißt in Einer Stunde ganze Wälder von tauſendjährigen Moraleichen zuſammen und eure ſingenden Gefühlsneſter mit.

Quackſalbern und Medikaſtern iſt verboten, aber an einem ganzen Volke herumquackſalbern, das erlaubt ſich Jeder; aber meine Bauern ſchütten in der Regel die Medicin zum Fenſter hinaus und reden dem Doktor vor, ſie hätten ſie eingenommen.

Sieh dich um, wie man dem Volke den letzten guten Saft durch Brechmittel aus dem Beutel, aus dem Magen und aus der Seele heraus holt und — glaubſt du, daß ihr mit euren kleinen Hausmittelchen helfen könnet? Alle eure Hausmittel ſind nichts nutz und die Kanzleiheiligen haben Recht, wenn ſie das Volk ſo kurz anbinden, daß es ſich zuletzt nicht mehr anders helfen kann, als es muß Streuſand freſſen und Tinte ſaufen; iſt auch kein' üble Nahrung wenn man's nur gewohnt, und wer nicht dabei draufgeht wird's ſchon vertragen lernen.

Die Chineſen, über die man ſo viel gelacht hat, ſind doch die einzig natürlichen und offenherzigen Staatsweiſen. Ich hab' einmal geleſen, daß dort von Regierungswegen beſtimmt iſt, genau wie viel Loth Speiſe jeder Menſch jeden Tag zu ſich nehmen darf. Der Hausvater muß bei Prügelſtrafe jedem ſein Zukömmliches zuwägen und dazu hat er eine Waage, die jeden Monat von dem Beamten geprobt und friſch geſtempelt wird. Aller Ueberſchuß gehört dem Herrſcher. Nun ſage: iſt das nicht das eigentliche Paradies, das die Herren Communiſten ſich herbeiwünſchten? Könnten ſie das nicht viel einfacher von einem deſpotiſchen Staat haben? Weißt du keinen Cameraliſten, der die Welt mit geaichtem Magen und geſtempelten Löffeln beglücken könnte?

So lange ihr das nicht habt, könnt ihr der Welt nicht helfen.

Was iſt denn eure Hoffnung und Vertröſtung? In Frankfurt am Main haben ſie das Sprüchwort: Es gewinnt Jeder einmal das große Loos, aber es erlebt's nur nicht Jeder. Nach der Berechnung muß jedes Loos einmal in ſo und ſo viel hundert Jahren den großen

Treffer machen, aber Bruderherz! kannſt du darauf warten und willſt du dein blinkendes baar Geld, heißt das, deine hellen, gemeſſenen Lebenstage dafür einſetzen? Mein alter Futterſchneider hat vorletzt ein altes Lied geſungen, das paßt ganz auf euch, ich kann dir den Text ſchicken, wenn du willſt, aber der Inhalt iſt unverändert ſo:

„Mutter, Mutter, es hungert mich,
Gieb mir Brod, ſonſt ſtirb ich.“
„Warte nur mein liebes Kind.
Morgen wollen wir ſäen.“

Als es nun geſäet war, kommt der Troſt: morgen wollen wir ſchneiden. Nach dem Schneiden: morgen wollen wir dreſchen. Nach dem Dreſchen: morgen wollen wir mahlen. Und als es nun gemahlen war: morgen wollen wir backen.

Als es nun gebacken war,
Das Kind lag auf der Todtenbahr.

Die Gegenwart iſt das hungernde Kind und ihr vertröſtet's immer weiter hinaus bis es ſtirbt. Der Welt kannſt du nicht helfen aber dir ſelbſt, laß dein eigenes Verlangen nach Lebensglück nicht Hunger ſterben. Jeder iſt zuerſt für ſich auf der Welt und es giebt ihm Keiner was heraus, wenn er ſeine Tage verſpielt oder meinetwegen vergrämt hat, denn das iſt Eins. Willſt du was für Andre thun, ſo läßt ſich's nur von oben machen, nicht von unten. Ich kann dir ein Beiſpiel aus meiner nächſten Erfahrung geben. Die Kreditloſigkeit nimmt bei uns auf dem Lande ſchauderhaft überhand, alles Geld läuft den Staatspapieren zu, und Tauſende von Menſchen, die noch im Lande ſind,

ſind eigentlich ſchon ausgewandert: denn ſie haben ihr Geld in amerikaniſchen Papieren angelegt. Was iſt nun zu thun? Wuchergeſetze ſind nichts als Quackſalberei und wo kein Doktor mehr hilft laufen die Geſcheiteſten zum Schinder. — Wir brauchen nothwendig eine Hypothekenbank. Die Adligen haben für ſich eine gemacht, aber der Mittelmann und der kleine Bauer hat keine Hülfe. Sie können ſich nicht zuſammenthun und ihre Pfandbriefe auch in guten Umlauf bringen. Wie kann da geholfen werden? Nur von oben. Drum ſag' ich dir noch einmal: es nützt nichts, wenn ihr wie Samenhändler mit eurem gedruckten Salatſamen hauſiren geht. Die landwirthſchaftlichen Bezirksſtellen können das beſſer ausrichten, und da ſind's wiederum nur ein paar Geſcheite, die die Sachen ausführen, und wenn's nicht anders geht, nur für ſich allein. Ich ſage dir alſo noch einmal: die Welt iſt nicht wegen der großen Maſſe da; die ſind da um die Gattung zu erhalten, damit der Herr der Schöpfung nicht ausſterbe, und daß es immer Einzelne gebe, die große Geiſter und gewaltige Herren ſind und ſich ihre 70 Jahre mit Zugabe vollauf wohl ſein laſſen und luſtig durch die Welt fuhrwerken und das beſte Fuhrwerk iſt trinken, denn dabei geht's alleweil bergab wie unſer Vetter Knirps ſagt.

Ich bitt' dich alſo, lieber Bruder, vertrinke und verjuble deine Weltsangſt und du haſt wohlgethan. Volkswohlfahrt und Menſchenbeglückung, es iſt alles nichts als Schwindel und Flauſenmacherei. Die Menſchen werden, ſo lange die Welt ſteht, immer gleich glücklich und gleich unglücklich ſein, wenn man's überhaupt von dem großen Ganzen nimmt. Einzelnen gehts gut, wenn ſie's verſtehen, ſich's wohl ſein zu laſſen und wenn ſie freſſen, derweil ſie an der Krippe ſtehen. Freilich iſt ein gutes Gewiſſen ein ganz nothwendiges Stück zum Wohlſeyn, und du kannſt dir's zuſprechen; du haſt Niemand Uebles und für Andere mehr als deine Schuldigkeit gethan.

Drum ſei jetzt zufrieden, ſchreie dich nicht mehr aus wie ein Märzenkalb in Klagen und Ermahnungen. Ihr Märzenkälber ſeid jetzt achtjährige, mehr als genug zum Maſtochſen herangewachſen. Drum laß ab Bruder, ſchirre dich aus; du wäreſt gerade das rechte Geſpann für deinen Bruder

Hans,
genannt Bruder Luſtig oder meinetwegen
auch Großhans.

II.

Ernſt an Hans.

Gräz in Steiermark im Mai 1855.

Alſo auf dem Heimweg vom Tanze haſt du an mich gedacht, lieber Hans. Glaub' mir nur, ich lebe nicht ſo traurig als du dir's vorſtellſt. Der Tag iſt ſo hell, wenn mir auch oft das Herz blutet, das Leben iſt doch ſo reich, und wenn man nur geſund iſt, gibt's gute Stunden genug. Ich gehöre nun einmal zu denen, die über erfahrnes Ungemach nicht ſo mit leichtem Sinn hinwegturnen können. Es hilft mir nichts, wenn du mir ſagſt und ich ſelber mir ſage: vorbei iſt vorbei, jetzt vergiß Alles! und ſchau, es iſt vielleicht minder als du dir einbildeſt — Es hat keine Haſt an mir, ich muß den Sachen auf den Grund gehen und erſt dann komme ich davon los. Die ganze Welt macht's jetzt mit dem vorhandenen Elend wie jener Mann, dem ſein Sohn ſagt: „Vater, unſer Gaul iſt krank.“ „Sei ſtill!“ antwortet der Vater, „red' nicht davon, dann vergißt er's!“

Ich kann mir nichts läugnen von dem was ich weiß. Ich habe nicht wie ſo Viele jetzt thun, meine Vaterlandsliebe zur Ruhe geſetzt, und darum iſt mir das Herz ſchwer. Das Einzige, was ich dabei thun oder eigentlich nur geſchehen laſſen kann, iſt: daß ich mich nicht abſperre gegen den Troſt, den die Zeit mit ſich bringt, daß ich Licht und Luft ſcheinen und klingen laſſe in die Nacht meines Kummers. Und ich ſage dir: auch das Verſenken in das Unheil, in dem wir ſtehen, iſt nicht lauter Schmerz, denn ich thue dagegen was in meiner Kraft ſteht, um noch zu nützen, und das macht mich zufrieden, wenn auch nicht froh. Freilich überfällt mich's oft in ſtiller Nacht wie eine namenloſe Wehmuth, und ich möchte weinen und tief in mir tönt eine Klage, daß ich nun auch dahinfahren muß, von der ſchönen Erde ſcheiden, und nicht ſehen ſoll das Menſchenheil, das ich mir dachte. Verzweiflung will dann über mich kommen, ob Menſchenheil und Bruderliebe je wirklich ſein werden, ob nicht Alles Trugbild, lächerliche Hoffnung unſerer Eitelkeit ſei. Da ringe ich dann in ſtiller Nacht mit den böſen Geiſtern der Verzweiflung und ich kämpfe ſie nieder.

Das Jahr 1848 war die Kugel, die wir ſchon ſo lange im Lauf hatten; wir haben losgeſchoſſen und — haben gefehlt. Wir haben uns geirrt in dem deſſen wir fähig ſind, aber darum ſind wir ſelber und unſer ganzes Volk noch nicht verloren. Die Vereinigung von Stubengelehrten- und Kneipenweisheit hat nichts zu Stande bringen können; aber es iſt zu allen Zeiten ſo geweſen, daß es in der Einſicht Weniger nicht gefehlt hat, dagegen nur an dem Muthe folgerichtiger Handlungsweiſe. Schon der große Redner Demoſthenes ſprach zu den Athenern: „Meine Mitbürger zu überzeugen, was in dem gegebenen Falle das Beſte für ſie wäre, habe ich nie ſchwer gefunden, denn zur Noth wiſſen ſie das ſelbſt. Schwer aber habe ich's gefunden, ſie zu beſtimmen, daß ſie auch danach handeln."

Doch — du wirſt wieder über meine Brille ſpotten und darum will ich dir getreulich folgend antworten: Sage deinem Futterſchneider ein Sprichwort, das er wohl nicht kennt und das heißt: von unnützen Gängen iſt der Wolf weiſe. Das gilt auch in der Weltgeſchichte. Dein erſter Vorwurf heißt in meinem Sinn: Ihr habt Denken ſtudirt, aber Ihr müßt Gewalt ſtudiren; und darin haſt du Recht, aber anders als du meinſt. Nicht: was ſoll ſein? ſondern: was iſt, und was kann demzufolge werden? das muß das erſte Augenmerk ſein. Aber es hat wohl etwas zu bedeuten, ja es kommt Alles drauf an, was die Menſchen denken. Wenn jetzt auch dem Faß mit dem alten Wein der Boden ausgeſchlagen iſt, man wird den neuen doch wieder gehörig einkellern und flaſchenweiſe verzapfen müſſen.

Du ſagſt, daß das Volk undankbar ſei, und ich ſage dir, das iſt närriſch oder ſündhaft oder eigentlich, da beides meiſt Eins, beides zugleich. Dank zu erwarten oder gar zu verlangen, dieſes Ausſchauen nach Belohnungen und Beſtrafungen von außen iſt noch ein alter Bodenſatz, den wir nicht mehr kennen. Iſt ein Volk irgend einem Einzelnen Dank ſchuldig? Wer ſich fühlt als ein Glied des großen Geſammtkörpers und demgemäß wirkt, der hat weiter nichts als ſeine Pflicht oder wenn du's ſo nennen willſt, ſeine verdammte Schuldigkeit gethan. So wenig ein Glied eines Körpers von dem andern Dank verlangen kann oder von dem Ganzen, ebenſowenig hat einer, der für den Geſammtkörper ſeines Volkes arbeitet, einen Dank zu beanſpruchen als eben den, den er in ſich hat.

Der Hauptfehler in dem du ſtehſt iſt, wenn du es auch nicht deutlich ſagſt: die Volksverachtung. Aber wer ſind wir denn, daß wir das Volk verachten dürfen?

Niemand hat das Recht, ſich ſo hoch zu halten, daß er über ſeinem Volke oder gar über ſeiner Zeit ſtehe. Der Geiſt eines Volkes iſt höher als der eines noch ſo großen Menſchen, und was Jemand hat, hat er nur aus ihm. Die Völkergeſchichte und der Geiſt, der in ihr waltet, iſt größer als der Geiſt jedes noch ſo großen Genies, denn er iſt der Geiſt Gottes.

Das größtmöglichſte Gute der größtmöglichſten Menge zuwenden, der Geſammtheit dienen heißt Gott dienen, und der Lohn dieſer Thaten liegt in den Thaten. Das hat der tapfere Kämpfer **Ulrich Hutten** auch gewußt, wenn er von ſich ſagt:

„Daneben mich zu tröſten
Mit gutem Gewiſſen hab,
Daß Keiner von den Böſten
Mir Ehr mag brechen ab.
Ich habs gewagt mit Sinnen,
Und trag deß noch kein Reu;
Mag ich nicht dran gewinnen
Noch muß man ſpüren Treu.“

Wer da wirkt und läſſig wirkt bei dem ausbleibenden Erfolge, der iſt ein Knecht der Welt; er wird verzagt und verdroſſen, wenn er nicht durchdringt, ſei es zur That oder zur Anerkennung: wer aber wirkt um ſeine Pflicht gethan zu haben, der iſt der Herr der Welt. Du ſagſt: das Volk wolle keine Belehrungen. Haſt du vergeſſen jenen wahrhaft andächtigen Drang, mit dem Alles herbeiſtrömte, als es geſtattet war im lebendigen Worte die Zahlloſen über ſich ſelbſt und über die Welt zu belehren?

Wäre das Verſammlungsrecht zu einem geregelten geworden, wären die wilden Waſſer verlaufen und Alles in ein regelmäßiges Bette gelenkt, wir hätten ein Geſammtleben der Bildung gewonnen, wie keine Zeit und Nation vor uns. Du ſagſt: wir ſeien langmüthig wie Leineweber, und freilich, ein Stück Tuch zerfaſern iſt leichter als es weben. Es giebt Menſchen, die bei jeder Verſammlung, bei jedem Vereine gleich mit dem Ausſpruche bei der Hand ſind: Wenn nicht ſo und ſo abgeſtimmt wird wie ich's für gut halte, ſo trete ich aus, und ſie treten nach der Entſcheidung der Mehrheit mit dieſem oft eben ſo thörichten als frechen Ausſpruche hervor. Sie wollen ſich nicht unterwerfen und verkriechen ſich in den Schmollwinkel.

So ſind jetzt auch Viele ausgetreten aus dem Wirken für das allgemeine Volkswohl, weil nicht das geworden iſt, was ſie gehofft und wie ich glaube mit Recht gehofft hatten; ſie beſchönigen ihre verdroſſene Nichtsthuerei mit der Ausrede: An meinem Wirken iſt nichts gelegen! Aber eben ſo wenig als zu hoch darf ſich Jemand zu nieder ſtellen. Jeder kann noch nützen und wirken und jeder muß es. Und wieder ſagen Andere: Ich ſpare mich auf für beſſere Zeiten! oder auch: Wir Alten ſind abgethan, es müſſen ganz neue Menſchen dran kommen! Aber was iſt jenes Auſſparen anders als falſche Vertröſtung? Jeder morgige Tag heißt auch Heute wenn er da iſt, und das Heute iſt Geſtern, ehe man ſich umſieht. Jeden Tag fängt die Welt neu an. Hört es in der Natur auf Frühling und Sommer zu werden, weil's einmal Alles verhagelt hat? Das wäre ſchön, wenn einmal der Acker ſpräche: ich mühe mich nicht mehr ab die Frucht zu zeitigen, es iſt doch umſonſt, ein Hagelwetter kann Alles niederſchlagen. Dieſelben Geſetze, die ununterbrochen in der Natur herrſchen, müſſen wir aus freien Stücken aus der Willenskraft in uns aufrecht erhalten. Und jene andere Ausrede: Es kommen andre Menſchen dran! Freilich iſt das wahr und ich bin auch des Glaubens, aber die neuen Menſchen kommen nur durch uns, und wir haben die Pflicht, das was wir erlebt und erfahren haben, ihnen treu zu überliefern, damit ſie es benützen, und die Errungenſchaft der Erfahrung läßt ſich nicht als todtes Capital, ſondern nur als lebendige That erwerben.

Du ſagſt, daß zuviel an dem Volke gequackſalbert wird und daß auch unſre Hausmittelchen nichts helfen. Weiß wohl, es geht im großen Ganzen wie mit der Erziehung eines einzigen Kindes: es wird nicht das, was man gewollt hat und Niemand kann ſagen was es werden ſoll, welche Geſinnungsart und Thätigkeit es nothwendig und einzig haben muß. Trotz aller Erziehungsmaßregeln wird jeder Menſch doch wieder etwas Neues, und das iſt nothwendig; denn in jedem Einzelnen wird die Menſchheit neu geboren und keine Denkweiſe iſt die ausgeführte Vorſchrift eines Andern. Soll man aber darum aufhören, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen den Unerfahrenen zu leiten? Man muß ſich nur zufrieden geben, wenn er dann ſeinen eignen Weg geht und vielleicht hätte er den nie gefunden, ohne die auch oft vom Wege ablenkende fremde Leitung; auch dieſe erweckt zur Selbſtbeſtimmung.

Zuletzt aber muß ich die Farbe bekennen auf deinen Haupttrumpf, und ich meine, ich kann ihn übertrumpfen. Du ſagſt, die Welt ſei allzeit nur wegen einiger Auserwählten da und dieſe ſollten ſich's wohl ſein laſſen. Ich könnte dich hierauf mit vielfachen Entgegnungen aus allen Schriften abſpeiſen. Aber ich gebe dir wiederum lieber hausbacken Brod und ſage dir zuerſt: daß wir nicht gemeint ſind, die Menſchen aus ihren gewohnten Lebenslagen herauszureißen, ſondern im Gegentheil ſie recht einheimiſch und glücklich in den gegebenen Thätigkeiten zu machen. Und weil es keine Thätigkeit giebt, die man höhere oder niedere nennen kann, weil Alle mitwirken zur Erhaltung des Geſammtkörpers, ſo iſt es einfach lächerlich zu ſagen: die Thätigkeit des Einen ſei blos zur Bequemlichkeit des Andern da. Und ſieh dich einmal um und du wirſt finden wie es nicht wahr iſt, daß die Welt immer auf demſelben Fleck ſtehen bleibt. Lache nicht, wenn ich dir ein Wort des großen Weltweiſen Hegel anführe; die Worte der Gelehrten ſind nicht blos wiederum für Gelehrte da, ſondern für Alle, und ich unterſchreibe wörtlich den Ausſpruch Hegels: die Weltgeſchichte iſt der Fortſchritt zum Bewußtſein der Freiheit! Es giebt heutigen Tages nicht nur weit mehr Menſchen auf der Welt, als je zuvor, ſondern auch weit mehr Seelen als je zuvor. Unter Tauſend, die heut zu Tage leben, iſt eine viel größere Zahl ſolcher die denken können als je.

Macht aber Denken glücklich? fragſt du. Es macht zum Menſchen! antworte ich, und ob er als ſolcher glücklich ſei, das liegt an ihm. Jeder hat die Pflicht zu erkennen, was es heiße, ein Menſch, ein Bürger ſein, und jeder hat die Pflicht dem Andern dazu zu verhelfen. Hierin iſt die Bildung Eins mit der Religion. Die Religion verlangt, daß nicht Einer oben ſtehe der den Glauben habe für Alle, ſondern ſie macht die Anforderung, daß Jeder in ſich ſelber glaube und ſein Heil erfaſſe. Wie nun dies möglich und nothwendig iſt, ſo will auch die Bildung, daß Jeder für ſich wiſſe und erkenne, und das iſt nicht minder möglich und nothwendig.

Man braucht jetzt keine Steinhauerarbeit mehr, um mit Stahl und Stein dem Feuerfunken herauszulocken; da reibt man jetzt nur noch, und man hat Feuer und Licht zugleich mit in einem Stück. Freilich geſchieht dadurch auch viel Brandſchaden. Es iſt jetzt Alles leichter entzündet, aber man wird allmälig lernen damit ſorglicher umzugehen und feſte Geſetze gegen den Mißbrauch aufzuſtellen.

Es iſt jetzt eine neue Welt, es wird täglich eine neue und ſie iſt mindeſtens ſo ſchön und groß als je eine zuvor. Sich mit Mißmuth davon wenden, iſt Selbſtmord. Es gilt mitzuwirken, mitten drin zu ſein. Sieh dir nur einmal deinen eignen Beruf an: Es reicht nicht mehr aus, daß man Säen und Pflügen u. ſ. w. vom Vater und vom Knechte lernt; jeder echte Landwirth muß ſich die Ergebniſſe der Naturwiſſenſchaften aneignen und Tauſende thun es. Das alte Bauernthum ſtirbt ab und macht der neuen Landwirthſchaft Platz, und die Welt wird ſchön und ſchöner auf neue Weiſe. Und nicht nur dieſes, ſondern auch Anderes faſſe ins Auge und du wirſt ſehen, daß wir trotz alledem doch immer weiter vorankommen. Deine Geſchichte von den chineſiſchgeaichten Magen und geſtempelten Löffeln haſt du aus den Schriften des biedern und tapfern Juſtus Möſer (da ſiehſt du, was du doch aus den Büchern haſt und nicht bekennen magſt), aber denke lieber auch an ein anderes Wort von dem edlen Möſer, denn er nennt die Hofdienſte und Oblaſten, die zu ſeiner Zeit noch auf den Bauernhöfen ruhten: Geſpenſter, die darin ſpuken. Nun ſag einmal, haben wir nicht dieſe Geſpenſter durch Ablöſung erlöst und die andern gebannt und vertrieben? und ſo ſehr man auch dieſe und jene wieder einführen möchte, man kann ſie doch nicht mehr heimiſch machen.

Es iſt jetzt Frühling und Alles grünt und blüht und die ſchwarzgekleideten Städter, die auf den Fußwegen durch die grünen Saaten wandeln, ſehen aus wie Tintenkleckſe in der Natur, aber auch aus ihnen ſchreibt ſich eine helle Erneuerung der Welt.

Ich ſtand auf hohem Berge und ſchaut' ins tiefe Thal.

Ja, Bruder, davon kann ich auch ein Lied ſingen. Ich war auf dem Schloßberge, und unter mir Nebel und die Nacht kam und mein Herz fragte zitternd: ſoll's Nacht werden und Nacht bleiben ſo lange du lebſt? Da wurde da und dort ein Licht angezündet. In der Nacht hat Jeder ſein Licht für ſich und dieſe Lichter ſind wie Sprühfunken aus einer großen Urflamme, und da ſprach es in mir: Bewahret, ja bewahret das Feuer und das Licht, bis daß der helle Tag anbricht! Und dieſer Tag iſt angebrochen in aller Weiſe.

Wir Deutſchen wiſſen jetzt, daß wir nicht ſchlimmer, ja daß wir in mancherlei beſſer dran ſind als die gebildeten Völker rings um uns her. Es iſt vorbei mit dem Ausſchauen nach Frankreich, nach England, ja nicht einmal Amerika iſt mehr für uns das Land der Sehnſucht; wir kennen die großen Gaunereien, die dort auch an der Tagesordnung ſind und daß die Freiheit noch nicht die Rechtſchaffenheit pflanzt; wir wiſſen jetzt mehr als je, was wir für uns haben und was uns noch fehlt, und daß wir dieſes Beides wiſſen, das macht uns muthig und zuverſichtlich.

Es giebt leichtfertige Naturen, die da glauben, alles Glück beſtehe nur im Lachen und in der lauten Freude. Es giebt aber eine innere Andacht, die noch weit glücklicher macht, und ich gebe meine Zuverſicht, mein Vertrauen und mein emſiges Denken auf das Heil des Vaterlandes für keine rauſchende Freude hin und damit verbleibe ich Dein Bruder

Ernſt.

Fertig!

ruft der Schaffner an der Eiſenbahn. Nur wenig Minuten Aufenthalt und der Bahnzug brauſt dahin. Gieb Acht, haſt auch nur wenig Minuten Aufenthalt auf der Lebensſtation; gieb Acht, daß du dich nicht verſäumſt, Manches vergeſſen habeſt, wenn der große Schaffner ſein Fertig! ruft, und die große Locomotive, Tod genannt, vorgeſpannt iſt.

Aber — und das ſagt der Gevattersmann dir und ſich ſelber — fertig werden wir doch nie; und ſei auf eine einzelne Arbeit oder auf die ganze Lebensarbeit noch ſo bedacht, fertig wird ſie nie, und was noch fehlt, weiß Niemand beſſer als der redliche Arbeiter ſelber. Unſer Leben iſt Stückwerk; ſeien wir Geſellen, die auf Stück oder auf Zeitlohn arbeiten. Haſt Mühen und Denken aufgewendet, mußt zuletzt doch bekennen: der Preis der Vollkommenheit, den du in Gedanken dir vorgeſetzt, du haſt ihn nicht erreicht!

Es hat noch keinen redlich wirkenden Menſchen gegeben, der am Ende ſeiner Tage ſich bekennen mochte: „Es iſt genug, ich habe vollauf Genüge gethan!“ — Die tapferſten Befreier und Wohlthäter der Menſchheit haben in letzter Stunde noch gewünſcht ihr Werk befeſtigen, erhalten, weiter führen zu können. Nicht Liebe zum Leben und zu ſeinen Genüſſen, ſondern Liebe zur heiligen Lebensarbeit hat dieſe ſchmerzliche Sehnſucht erweckt. Wer nicht dieſen Schmerz empfindet, wenn er Geſchaffenes aus den Händen giebt, oder gar, wenn er ſelber ſcheiden muß aus dem Kreislauf der Neigungen und Pflichten und ihrer Bethätigung, der hat nie das Reine und Vollkommene gewollt, nie den Gedanken Gottes geliebt. Wer aber mit dieſem Schmerze die Welt läßt, hat das Vollkommene gewollt und iſt ſelig in ihm. Und Ein Troſt iſt bei allem Scheiden von einer Thätigkeit, daß Andere ihre erneute Arbeit damit vollbringen. Genug, wenn in unſerem Thun ein geſundes Korn zur Ausſaat, eine feſte Handhabe zum Angriff für Andere ſich findet.

Mit dieſem Gedanken rufe ich Euch und mir zu: Fertig!

Möge dieſer Gedanke in uns leben, wenn es einſt heißt: Fertig!

Benjamin Franklin.

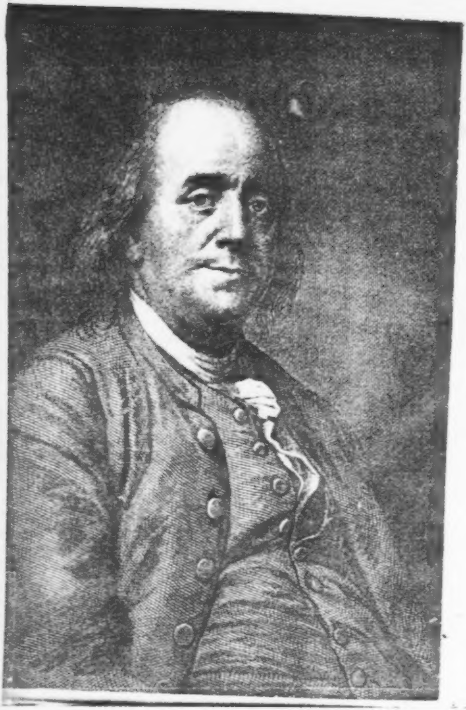
Sein Leben,

von ihm ſelbſt beſchrieben.

Mit einem Vorwort
von
Berthold Auerbach
und
einer hiſtoriſch-politiſchen Einleitung
von
Friedrich Kapp.

Nebſt dem Bildniſſe Franklin's.

Stuttgart.
Verlag von Aug. Berth. Auerbach.
1876.



Druck der C. Hoffmann'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Vorwort von Berthold Auerbach 1
Einleitung von Friedrich Kapp 9
Benjamin Franklin's Leben von ihm ſelbſt . . . 101

Vorwort.

Aus eigener Kraft

ſein Leben auferbauen, das iſt ein Ideal der neuen Zeit. Die engliſche Sprache hat dafür einen eigenartigen Subſtanzbegriff gebildet in der Bezeichnung self-made man, wobei ſofort dem Phantaſtiſchen des Idealismus die Schwerkraft des Praktiſchen einverleibt iſt.

Im neu beſiedelten Welttheil erſcheint der vereinſamte Beſiedler naturnothwendig als self-made man; die Findigkeit in ökonomiſchen Dingen erhöht ſich aber auch zur ethiſchen Selbſtheit, die ſich inmitten des Weltlebens zu bewähren hat.

Begriff und Thatſache des ſelbſtgemachten Mannes tritt gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts in allgemeine Geltung, und wie die amerikaniſche Staatenbildung die Erweiterung des Begriffes darſtellt, ſo iſt Benjamin Franklin ein ſcharf ausgeprägter, in ſich abgerundeter Vertreter deſſelben.

„Selbſt erſchuf er ſich den Werth,“ ſagt Schiller vom deutſchen Dichter. Das Wort ließe ſich auch auf den wirkungsreichen Schriftſteller und Staatsmann Benjamin Franklin anwenden.

Die Selbſtbeſtimmung in Beruf und Charakter nimmt ihren Ausgangspunkt vom Muthe, im Gegenſatze zur Demuth. Indem man ſich nicht einem geſchichtlich gewordenen oder dichteriſch und philoſophiſch geſtalteten Ideale zubildet, ſondern die eigene Grundnatur das Ideal ſeiner ſelbſt zur Erſcheinung zu bringen trachtet, muß der naturforſchende Standpunkt betreten werden, der zur Selbſterkenntniß der Beſonderheit in Anlage und Fähigkeit führt. Der allen Weſen gemeinſame Urtrieb iſt Selbſterhaltung. Im Denken fortſchreitend erkennt der Menſch, daß Selbſterhaltung von Erhaltung der Gemeinſamkeit, von der Welterhaltung, bedingt iſt; daraus bildet ſich die Beſchränkung der Naturmacht als Geſetz und Moral. Der freie Menſch iſt nicht der im Belieben handelnde, zügelloſe, ſondern der die Geſetze ſeines eingebornen Selbſt erkennt und mit der umgebenden Welt vereinbart.

Die Menſchheit erſcheint in jedem Menſchen neugeboren, aber Natur und Geſchichte, Nationalität und Zeit geben ihm untilgbare Beſtimmungen. Das Sprüchwort ſagt: jeder Menſch iſt ſeines Schickſals Schmied. Wohl! Aber das Eiſen hat er ſich nicht ſelbſt gegeben, und Aufgabe der Lebensarbeit iſt nur, das Entſprechende daraus zu ſchmieden.

Die alte Welt hat die Sage von Prometheus, der die Lebensgeſtaltung nicht den Göttern verdanken will, ſondern das Feuer vom Himmel holt. In der alten Welt mußte der Träger des Selbſtwillens dem tragiſchen Geſchicke verfallen, denn nur die Götter dürfen wollen. Wir können es auch als ein anmuthendes

Sinnbild betrachten, daß einer der erſten ſelf-made-men die zerſtörende Naturkraft des im Blitze herniederfahrenden Feuers zu beherrſchen erfand.

Abwenden und Beſiegen der Gefahren, ein aus Bedachtſamkeit hervorgegangenes glückliches Vollbringen iſt in den Begriff des ſelbſtgemachten Mannes eingeſchloſſen.

Im Ganzen betrachtet, erſcheint das Leben Franklin's wie eine abenteuerliche Geſchichte, aber das iſt eben ſeine gedrungene Kraft, daß das Unvorgeſehene — im perſönlichen wie im allgemeinen Zeitleben — eine im klaren Denken vorbereitete Geiſtesmacht in ihm findet, die ihm die freie Lenkung in die Hand giebt.

Der Naturforſcher, der Schriftſteller, der Staatsmann vereinigten ſich in ihm. Er will als Mann der Freiheit nicht über Andere herrſchen, ſondern nur auf Andere wirken, daß ſie aus der Selbſt-Arbeit das Geſetzmäßige ſchaffen; er will keine auf Dogmen geſtellte Gemeinſchaft gründen, ſondern dahin führen, daß Jeder das Geſetz des eigenen Lebens und das der Geſammtheit finde und erhalte.

Er lehrte in ſeinen Schriften und zeigte in ſeinem Leben, daß waffenloſe Gutherzigkeit im Daſeinskampfe nicht ausreicht, ſondern ſich mit dem Panzer der Klugheit ſchützen muß, oder auch, daß Güte und Klugheit die beiden Seiten ein und derſelben Subſtanz ſind, die Weisheit genannt wird.

Wie Franklin in der Perrückenzeit einer der erſten war, der mit ſeinem natürlichen Haare erſchien, ſo trat er auch im weiteſten Sinne aller modiſchen Unnatur entgegen. Im Gegenſatze zur Ariſtokratie der Geburt iſt er ein Vertreter des demokratiſchen Prinzips, und im Gegenſatze zur Ariſtokratie der Schulweisheit in Religion und Wiſſenſchaft ein Vertreter des geſunden natürlichen Verſtandes. Die Hörigkeit im bürgerlichen wie im intellektuellen Betracht muß ſchwinden, der Menſch ſteht im freien Gebrauch ſeiner eingeborenen leiblichen und geiſtigen Kraft; die Verkündigung der Menſchenrechte iſt der Sieg über weltliche und geiſtliche Volksverachtung.

Als Schriftſteller war Franklin nicht ein Dichter, der freie Phantaſiebilder ausgeſtaltete, und kein Philoſoph, der nach dem Geſetze des reinen Gedankens ein in ſich beſchloſſenes Syſtem auferbaute; aber er hatte von Beidem genug, um ſeinen Darſtellungen Schaubarkeit und ſeinen Lehren allgemeine Anwendbarkeit zu verleihen. Als Staatsmann verband er vorſichtige Bedachtſamkeit und muthige Entſchloſſenheit, rückſichtsvolle Beſcheidenheit und unbeugſames Selbſtvertrauen, Naivetät mit ſchlauer Berechnung, Schlichtheit mit ſtrategiſch verdeckten Maßnahmen, Milde und Mäßigung mit Schneidigkeit und muthiger Gegenwehr.

Benjamin Franklin iſt kein Ideal und Vorbild für Andere in jenem Sinne, daß ſich Denken und Leben ihm nachbauen ließe. Wie er der Mann aus ſeiner eigenen Arbeit, ſo iſt aus Leben und Lehre von ihm nur zu lernen, daß Jeder für ſich dem Gleichen nachſtrebe; nicht die Thaten Anderer nachthue, nicht die Gedanken Anderer als Dogmen in ſich aufnehme, ſondern aus jenen die unermüdliche Willenskraft erkenne und dieſe nach ihrer Wahrheit prüfe, im Ganzen aber aus ſich das Neue und Eigene bilde, das in jeden Menſchen gelegt iſt, zu erkennen und zu bethätigen.

Offen gegen die Erfahrungen des Weltlebens und treu gegen das Weſen ſeiner ſelbſt, hat Benjamin Franklin ſeine Grundnatur bewahrt und ausgebildet. Nichts konnte ihn von ſich ſelbſt abtrünnig machen — nicht die Noth des kleinen Lebens, nicht der Glanz des großen; in Dürftigkeit und Abgeſchiedenheit wie im Schmuck der höchſten Ehren blieb er getreu der Wiſſenſchaft, der Selbſtveredlung und der Veredlung ſeiner Mitmenſchen durch Aufklärung.

Dreizehn Jahre war Benjamin Franklin alt, als im Jahre 1719 zum erſten Mal Daniel Defoe's Robinſon Cruſoe erſchien. Der arme Benjamin hat keine unmittelbare Wirkung von dem Buche ſeines Zeitgenoſſen erfahren, berichtet er ja nicht einmal deſſen Erſcheinen; wer aber weiß, welche Elemente in der Luft einer Zeit ſchweben?

Das Leben Franklin's tritt als Buch von dauernder pädagogiſcher Wirkung in Parallele zur Ge ſchichte Robinſon's. Dort die Geſchichte eines Menſchen, der ohne Hülfsmittel auf einſamer Inſel ſich ein Leben auferbaut, hier der auf ſich allein angewieſene, in's Weltgewühl und in die Zeitgeſchichte verſetzte Menſch, der in ſchwererrungener Selbſtführung ſich bildet und durch eigene Kraft dazu gelangt, in einer der größten Wendungen der Menſchheitsgeſchichte die umfaſſendſte Wirkung und die höchſten Ehren zu gewinnen.

Berlin, 30. Oktober 1875.

Berthold Auerbach.

Einleitung.

So oft auch die Selbſtbiographie Benjamin Franklin's ſchon herausgegeben und überſetzt iſt, ſo veröffentlicht ein junger und unternehmender Verleger doch in dem vorliegenden, geſchmackvoll ausgeſtatteten Bande die erſte treue Wiedergabe der einzig vollſtändigen und echten Originalhandſchrift des unſterblichen Werkes, welche John Bigelow in Paris aufgefunden und zuerſt ſelbſtſtändig 1867, neuerdings aber in ſeinem dreibändigen Leben Franklin's 1874 herausgegeben hat.

Für den deutſchen Leſer iſt die Frage von ſehr untergeordneter Bedeutung, wer dieſes koſtbare Vermächtniß des großen Amerikaners ſo lange der Oeffentlichkeit vorenthalten hat, und warum es erſt ſieben und zwanzig Jahre nach deſſen Tode mit willkürlichen Auslaſſungen und Aenderungen dem Druck übergeben wurde? Statt ſich alſo in antiquariſche Unterſuchungen zu verlieren, wird er mit um ſo herzlicherer Freude dieſe neue Ausgabe begrüßen, welche nicht mit oberflächlicher Beſſerwiſſerei oder gar in ſchlimmerer Abſicht die Worte des Meiſters verballhornt, ſondern mit gewiſſenhafter Treue den urſprünglichen Text überall genau wiedergibt. Vor Allem aber wird er aus der anſpruchloſen, jedoch bedeutenden Erzählung die Anregung empfangen, ſich die Zeit und den Geiſt der Zeit zu vergegenwärtigen, in welcher ſich Franklin aus engen und beſchränkten Verhältniſſen zu einer ſo hervorragenden Stellung im öffentlichen Leben, zum Wohlthäter ſeines Volkes und zum Lehrer der Menſchheit empor gearbeitet hat.

Ein alter klaſſiſcher Spruch nennt denjenigen einen Liebling der Götter, welcher jung, in der erſten Blüthe ſeiner Jahre ſtirbt. So gewiß aber die gereifte Frucht der herrlichſten Blüthe vorzuziehen iſt, ſo viel höher die That als ihre bloße Möglichkeit ſteht, und um ſo viel mehr der erfahrene Mann, welcher den Becher des Lebens weiſe und bis auf den letzten Tropfen geleert hat, den viel verſprechendſten Jüngling an innerm Gehalte und an äußerer Bedeutung überragt, um ſo viel höher preiſe ich, der jugendlich antiken Weltanſchauung gegenüber, die reifere Weisheit des Pſalmiſten, wenn er ſagt: „Unſer Leben währet ſiebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, ſo ſind es achtzig Jahre, und wenn es köſtlich geweſen iſt, ſo iſt es Mühe und Arbeit geweſen.“

Ein ſolches war Franklin's Leben.

Glücklich das Volk, welches viele ſolcher Greiſe aufzuweiſen hat, deren Streben ſtets in Liebe und deren Leben überall die volle, hingebende und beglückende That, die treue Pflichterfüllung war! Wie bei uns z. B. Goethe und Humboldt, ſo iſt für die Vereinigten Staaten Benjamin Franklin ein ſolcher, ſeine Landsleute mächtig fördernder und in ſeine Zeit gewaltig eingreifender Charakter, ſo verknüpft ſich mit ihm nicht allein die geiſtige, ſondern auch die politiſche Entwicklung ſeines Vaterlandes, ſo verkörpert ſich in ihm mehr wie in irgend einem Andern das gewaltige und erfolgreiche Ringen eines ganzen Jahrhunderts. Die Welt war eine glücklichere und freiere, als Franklin ſie verließ. Nicht allein ſein Vaterland, auch die ganze Menſchheit hatte durch ſeine ſelbſtloſe Arbeit an geiſtigen Gütern gewonnen. Wenn dereinſt im Laufe der nächſten Jahrtauſende unſere Nachkommen die Namen und Thaten vieler, heute noch im Ruhmesglanze ſtrahlenden Herrſchergeſchlechter ſo wenig kennen werden, als die Gegenwart ſich um die perſiſchen Großkönige oder aegyptiſchen Pharaonen kümmert, dann wird immer noch der beſcheidene Seifenſiederſohn und der arme Druckerjunge aus Boſton jung und herrlich im Gedächtniß der dankbaren Menſchheit fortleben, dann wird immer noch dieſer urgeſunde und kernige amerikaniſche Bürger dem ſtrebenden Jüngling und dem ſchaffenden Manne das hohe und nachzueifernde Vorbild ſein.

Glücklicherweiſe hat uns Franklin durch ſeine hier veröffentlichte Selbſtbiographie in den Stand geſetzt, ihn auf den natürlichen und einfachen Bahnen ſeines Entwicklungsganges zu begleiten. Wenn er auch ein ganzes Menſchenalter länger gelebt hat, als ſeine Erzählung reicht, und wenn auch erſt nach der von ihm geſchilderten Zeit ſeine große geſchichtliche Bedeutung anfängt, ſo erkennen wir doch ſchon ex ungue leonem und lernen die Einzelheiten dieſes ſpätern Lebens am Beſten aus der amerikaniſchen Geſchichte, deren großartigſte und wichtigſte Ereigniſſe er in erſter Reihe mitmachen half. Nichts wäre aus dieſem Grunde überflüſſiger, als hier einen matten Auszug aus der reizenden Erzählung der erſten fünfzig Jahre ſeines Lebens zu geben, und nichts unzulänglicher, als einen überſichtlichen geſchichtlichen Abriß ſeiner ſpäteren äußeren Schickſale daran anzuknüpfen, welche nur im Zuſammenhang mit den Kämpfen jener Zeit und mit dem rieſigen Wachsthum ſeines Volkes richtig gewürdigt werden können. Wenn über irgend einen öffentlichen amerikaniſchen Charakter, ſo liegen über Franklin die Akten vollſtändig vor. Unſre Aufgabe kann demnach nur darin beſtehen, daß wir unter Ausſcheidung alles Nebenſächlichen, aus der reichen Fülle des Stoffes, welche er in ſeinen Tagebüchern, in ſeinem ausgedehnten Briefwechſel und in ſeiner politiſchen Thätigkeit hinterlaſſen hat, das Bild des Privatmanns und gemeinnützigen Bürgers, des Schriftſtellers und Gelehrten, des Patrioten und Diplomaten zu zeichnen verſuchen.

Die äußere und innere Entwicklung Franklin's würde uns kaum verſtändlich werden, wenn wir zunächſt die urwüchſige Kraft und Friſche außer Acht laſſen wollten, mit welcher ihn die Natur ſo reichlich ausgeſtattet hat. Er war ein an Körper und Geiſt durch und durch geſunder Menſch und bewahrte ſich durch weiſe und haushälteriſche Benutzung ſeiner Gaben dieſes herrliche Geſchenk der Natur bis an ſein Ende. So wenig ein Kranker ſich zur freudigen Anſchauung des Daſeins empor zu ſchwingen vermag, ſo gern er dem Peſſimismus verfällt und ſo ſchwer er phyſiſch ein Held ſein kann, ebenſo leicht wird ſich ein Geſunder in urkräftigem Behagen entwickeln und ſeinen heitern Sinn, ſeine freudige Anſchauung der Dinge auch auf Andere ausſtrahlen, durch ſein Glück auch Andere beglücken.

Franklin war aus einer Familie hervorgegangen, welche ſeit Jahrhunderten die volle Geſundheit des Geiſtes und Körpers auf ihn vererbt hatte. Seine ihm bekannt gewordenen Vorfahren, ehrbare Schmiede und Bauern zu Ecton in Northhamptonſhire, dem Herzen

Englands, erreichten alle ein hohes Alter; einige ſeiner Onkel und Großonkel brachten es auf 90 Jahre und darüber. Sein Vater Joſua ſtarb 89 Jahre alt und war bis an ſein Ende nie krank geweſen; ebenſowenig ſeine Mutter, welche ihre zehn Kinder ſelbſt genährt hatte. Die Familie, welche gleich zu Anfang der Reformation proteſtantiſch geworden war und ſtets in beſcheidenen, aber auskömmlichen Verhältniſſen gelebt zu haben ſcheint, muß ſchon mit den Sachſen in's Land gekommen ſein. Der Name Franklin bedeutet Freiſaſſe und wird in dieſem Sinne ſogar noch von Chaucer und Spencer gebraucht. In Benjamin Franklin zeigt ſich die altgermaniſche Eigenart, trotz dem daß mehr als fünfzig Geſchlechter zwiſchen ſeiner Geburt und der Einwanderung der Angelſachſen liegen, innerlich und äußerlich in ihrer vollſten Reinheit. Als ich das erſte Mal ein Bild Franklin's ſah, trat es mir wie ein alter Bekannter entgegen. „Den kennſt du ja ſeit deiner Jugend!" rief ich unwillkürlich aus, „iſt das nicht Schulze Weſthof oder Kolon Nordmeier?" und ich dachte an meine alten Freunde in der weſtfäliſchen Heimath, auf deren Höfen ich als Knabe wie zu Hauſe geweſen war. Grade ſo ſtattlich und gebietend hatten ſie ausgeſehen, grade ſo ſchalkhaft und ſchlau hatten ſie mit ihren klaren, in den Grund der Seele dringenden Augen drein geſchaut, grade ſo einfach waren ihre ſpärlichen, aber langen und ſtraffen Haare von den

Seiten der hohen Stirn auf ihre Schultern gefallen. Und als ich mich länger in Dupleſſis' vortreffliches Gemälde vertieft hatte, glaubte ich ſteif und feſt, es ſei Franklin, aber nicht Schulze Oſtenkamp geweſen, der mir einſt auf meine Frage nach dem nicht beſonders vortheilhaft beſprochenen Charakter eines Advokaten unſrer Nachbarſchaft in gutmüthigem Plattdeutſch die in ihrer Art klaſſiſch diplomatiſche Antwort gegeben hatte: „Er iſt ein ehrlicher und braver Mann, mein Junge, aber man kann es ihm nicht beweiſen.“ Der mittel- und ſüddeutſche Leſer übrigens, welchem dieſe Beziehungen fremd und unverſtändlich ſind, möge ſich Franklin gegenüber die männlich ſtolze und Ehrfurcht gebietende Geſtalt des Immermann'ſchen Hofſchulzen vergegenwärtigen, um die trotz vierzehnhundertjähriger Trennung immer noch lebendige innere Verwandtſchaft zwiſchen einem altſächſiſchen Bauern und neuengliſchen Yeoman in ihrer ganzen Ausdehnung zu erkennen. Schloſſer hat unter unſeren Geſchichtſchreibern Franklin am Beſten und viel beſſer als engliſche und amerikaniſche Hiſtoriker geſchildert, weil er eine ihm innerlich und äußerlich verwandte Natur war. Als ich mich, nachdem ich Franklin's Leben und Schriften kennen gelernt hatte, wieder einmal an Juſtus Möſer erquickte, fand ich in ihm dieſelbe Grundanſchauung wie in jenem wieder, denſelben feſten hiſtoriſchen Sinn, denſelben aus dem Boden ſeiner nächſten Umgebungen hervorwachſenden Gemeingeiſt, denſelben gutmüthigen Humor und daſſelbe Herz für ſein Volk. Einzelne Aufſätze Möſer's über praktiſche Haus- und Familienwirthſchaft könnte Franklin geſchrieben, und umgekehrt wieder, Möſer einen großen Theil der Lehren des armen Richard über Sparſamkeit und gegen Luxus verfaßt haben. Die äußere Form, die innere Methode und die Nutzanwendung ſind, an das engliſche Vorbild ſich anlehnend und aus demſelben Volksgeiſt ſchöpfend, bei beiden ganz dieſelben. Natürlich iſt der Maßſtab, mit welchem beide Männer gemeſſen ſein wollen, ein ſehr verſchiedener. Der Eine macht Politik und Geſchichte, der Andere ſchreibt ſie vom Geſichtspunkte patriotiſcher Phantaſien aus. Der Schauplatz der Thaten des Einen wird die große, bewegte amerikaniſche und europäiſche Welt, während der Andere in beſcheideneren Verhältniſſen, im idylliſchen Stillleben einer kleinen weſtfäliſchen Stadt für ſeine Landsleute arbeitet und ſtrebt. Aber in den Adern beider Männer fließt unvermiſcht daſſelbe ſächſiſche Blut, und wenn in irgend einem bedeutenden Amerikaner, ſo iſt in Franklin dieſe ſeine Abſtammung grade ſo klar zu erkennen, wie der deutſche Urſprung des amerikaniſchen Hausrathes, welcher ſelbſt in den weſtlichſten Niederlaſſungen heute noch, wenn auch vielfach verſchönert und veredelt, die Spuren ſeiner niederdeutſchen Heimath trägt.

Die Verhältniſſe, in welchen Franklin aufwuchs, waren gleichfalls einfache und geſunde. Boſton, wo er 1706 geboren wurde, zählte damals kaum 8000 Einwohner und bot durch ſeine herrliche Bay und ſchönen ländlichen Umgebungen einen willkommenen Tummelplatz für die erſten Kraftanſtrengungen des heranwachſenden Knaben, der ſich ſchon früh als ein vortrefflicher Schwimmer, Schlittſchuhläufer und Ruderer auszeichnete. Die Eltern waren fleißige und verſtändige Menſchen, welche ſich durch eigene Kraft zu einer geachteten Stellung im Leben emporgearbeitet hatten. Das gute Beiſpiel, welches ſie ihren Kindern durch ein inniges eheliches Verhältniß und ein wohlgeordnetes häusliches Leben gaben, machte ſeinen bleibenden Eindruck auf den empfänglichen Geiſt ihres jüngſten Sohnes, welcher im Kreiſe zahlreicher Geſchwiſter ſich unterordnen und in Andere ſchicken, aber auch ſeine häuslichen Pflichten und Rechte erkennen lernte.

Mit dieſen geſunden und fördernden Einflüſſen des väterlichen Hauſes und ſeiner nächſten Umgebungen ſtand denn auch das geſellſchaftliche und öffentliche Leben im engſten Einklang. Die jungen, erſt werdenden Verhältniſſe einer Kolonie bieten der Entfaltung jeder individuellen Kraft einen viel weitern Spielraum und ein reicheres Feld der Bethätigung, als ein älteres, in ſich fertig daſtehendes Gemeinweſen. Der Menſch tritt dort allerdings nicht in glatte Bahnen, ſondern hat ſich ſeinen Weg ſelbſt erſt zu ſuchen und zu ebnen. Der ſtaatlichen Bevormundung, der feſten Gliederung der Heimath, der oft kleinlichen und engherzigen öffentlichen Meinung des Mutterlandes entrückt, trägt er dort keine beſtimmte, unverrückbare, vielleicht ſchon vom Urgroßvater ererbte Nummer und gehört keiner beſtimmten Klaſſe, keinem beſondern Stande an, weil ſolche Unterſcheidungen in dem unentwickelten Pflanzſtaate überhaupt noch nicht vorhanden ſind. Unter anderen Freien auf ſeine eigenen Füße geſtellt, auf ſeinen eigenen Witz angewieſen, hindert ihn Niemand daran, ſeinen ganzen Inhalt aus ſich heraus zu arbeiten, ſich zum Schmied ſeines eigenen Glückes zu machen. Man ſucht und fördert die Talente, ja erkennt ſie neidlos an, weil man ihrer zur Führung bedarf, denn die Menge hat und wird immer das Bedürfniß haben, ſich unterzuordnen und leiten zu laſſen. Die Talente aber können, nicht beengt durch künſtliche Schranken, den ihnen winkenden Preis leichter gewinnen, weil der Bildungsſtand der auf die Unterjochung der Elementarkräfte angewieſenen Koloniſten einſeitiger und niedriger iſt, weil ihr ganzes Weſen überhaupt mehr auf dem Willen als dem Wiſſen beruht, weßhalb ſie denn auch eine doppelt große Achtung vor den Gebildeteren haben. Dagegen erfreut ſich ein Jeder des Gefühls ſeiner perſönlichen Geltung und iſt zu Allem berechtigt, wozu er befähigt iſt. Keinem ſcheint das Glück des Andern ſo hoch, daß er ſich nicht morgen aus der tiefſten Armuth zu derſelben Höhe emporzuſchwingen getraute. Die Geſpenſter vorzeitlicher Errungenſchaften, die Gewänder der darunter verweſten Glieder treten den Thaten und der Werdeluſt des Lebendigen nicht in den Weg. Man begräbt ſie in dem Augenblick, wo ſie aufhören dem Augenblick zu gehören, und hält die Bahn für den Gegenwärtigen frei. Daher die oft überraſchenden Erfolge junger ſtrebſamer Koloniſten und der großartige Aufſchwung von Kolonien, deren Angehörige ſich in der Heimath vorausſichtlich niemals über die gewöhnlichſten Leiſtungen emporgeſchwungen haben würden. Wo könnte es — um hier ein Beiſpiel aus Franklin's erſtem Eintritt in die Welt heraus zu greifen — in einem europäiſchen Staate wohl vorkommen, daß ein junger Lehrburſche von ſechszehn Jahren, trotz allen angeborenen Talentes, der beliebte und gefürchtete Mitarbeiter einer Zeitung hätte werden können; wo wäre wohl in der alten Welt oder in den älteren Staaten der heutigen Union ein hoher Beamter, wie der Gouverneur von Pennſylvanien, ſo herablaſſend, einen jungen Druckergehilfen aufzuſuchen und mit ihm als ſeines Gleichen zu verkehren?

Nun aber gehörte Franklin durch ſeine Geburt der geiſtig bedeutendſten der engliſch-nordamerikaniſchen Kolonien an, welche das Pathos des engliſchen Reformationszeitalters am Unverfälſchteſten in ſich widerſpiegelt und, mehr wie jede andere ihrer Schweſtern, ihre Selbſtherrlichkeit und Selbſtregierung auf die feſte Zucht des Hauſes, auf die Sittlichkeit und den Fleiß der Familie, und auf die gewiſſenhafte Betheiligung an den Gemeindeangelegenheiten ſtützt; jenem ſtolzen Gemeinweſen, ohne welches der amerikaniſchen Geſchichte der Kopf fehlen würde und welches heute noch den maßgebendſten Einfluß auf die Entwicklung der Vereinigten Staaten ausübt. Wäre Franklin in dem ausſchließlich kaufmänniſchen New-York oder in dem langſamen Pennſylvanien oder im ariſtokratiſchen Virginien geboren, ſo hätten ſich ſeine Anlagen vorausſichtlich nicht ſo glücklich entfaltet. Dieſer freie Geiſt ſetzte ſich über alle die äußeren Dogmen, welche dem Buchſtabengläubigen als das Weſen gelten, über das verknöcherte Sektenweſen, die kirchliche Unduldſamkeit und pfäffiſche Anmaßung ohne viele Umſtände hinweg. Sobald er nur ſelbſtändig zu denken vermochte, ging er bei den engliſchen Deiſten Collins und Toland in die Schule, las den Plutarch, ſtudirte die Moraliſten, wie Shaftesbury und den Spectator, wurde ſtatt Geiſtlicher, wie es ſeine Angehörigen wünſchten, lieber Setzer und Drucker, um ſeinem Wiſſensdrang zu genügen, und grämte ſich nicht ſonderlich darüber, daß die regierenden Herren ſeiner Vaterſtadt halb mitleidig, halb verächtlich auf ihn als Atheiſten oder Ungläubigen herabſahen. Dagegen erkannte er ſehr richtig die treibenden Kräfte, welche den Puritanismus zu einer weltbewegenden

Macht erhoben haben, und lebte in dieſem freien und befreienden Geiſte, indem er, an die von den Geiſtlichen Boſton's theoretiſch zwar auch anerkannte, thatſächlich aber häufig verleugnete Freiheit des Gewiſſens als ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung anknüpfend, auf allen Gebieten des Geiſtes und Lebens die unbeſchränkte Freiheit des Denkens und Handelns als unveräußerliches Erbtheil für ſich beanſpruchte und eroberte.

Durch einen Zug unterſcheidet ſich der Puritanismus auf's Vortheilhafteſte von den meiſten chriſtlichen Bekenntniſſen und Sekten. Er predigt nicht die Sündhaftigkeit des Mammons, noch preiſt er den Schmutz und die Armuth als chriſtliche Tugenden, ſondern iſt ſchon ſo weit verweltlicht, daß er den Eifer in Erlangung von Geld und Gut zum Range einer religiöſen Pflicht erhöht. Während Katholiken und Lutheraner den Armen das Himmelreich verſprechen und ſogar die Bettelei für kein unbedingtes Uebel halten, weil ſie im Geber die Barmherzigkeit und im Empfänger die Demuth fördert, verlangt der Puritanismus von den Seinigen bürgerlichen Fleiß und angeſtrengte Thätigkeit, weßhalb ihm ein gottgefälliges Leben mit weltlichem Gedeihen ſehr wohl vereinbar iſt. In vier Worte gefaßt, lautet dieſe tiefe, wenn auch ſelbſtverſtändliche, aber noch lange nicht genug gewürdigte Weisheit: «Charity begins at home», d. h. „Wohlthun beginnt zu Hauſe", oder in freierer Ueberſetzung:

„Erſt hilf Dir ſelbſt und dann Anderen," oder noch freier: „Fördere erſt Dein eigenes Wohl, und dann denke an Weltbeglückung!" Eine ſolche Mahnung mag manchem jungen Leſer ſehr proſaiſch und ſelbſtſüchtig klingen, allein als Praxis eines freien und männlichen Volkes bildet die Befolgung dieſes einfachen Satzes zugleich die einzig dauernde Grundlage für das wirthſchaftliche und politiſche Gedeihen des Individuums, der Familie und des Staates. Es iſt eine in das Fleiſch und Blut jedes Amerikaners übergegangene, in allen Volksſchichten lebendige Anſchauung, ein Gebot der perſönlichen und öffentlichen Sittlichkeit, daß ein Mann erſt gegen ſich und die Seinigen wahrhaftig, liebevoll und barmherzig, daß er im eigenen Hauſe ſelbſtändiger Herr ſein und feſt auf eigenen Füßen ſtehen ſoll, ehe er, aus dem engen privaten Kreiſe heraustretend, ſich an öffentlichen Aufgaben betheiligen, ehe er die Angelegenheiten Dritter mit beſtimmen darf. Franklin iſt der hervorragendſte Lehrer dieſer weiſen Selbſtbeſchränkung, indem er ſchlagend durch ſein Beiſpiel zeigt, welche bedeutende Macht ein patriotiſcher Mann erlangen, welchen ſiegreifenden Einfluß er auszuüben vermag, wenn er ſich vor Uebernahme öffentlicher Pflichten erſt ſeine eigene Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit geſichert hat.

Friſch, ſtrebſam und nüchtern trat der ſiebzehnjährige Jüngling nach ſeiner Flucht aus Boſton in Philadelphia in eine ihm fremde Welt und bethätigt ſich in der Hauptſtadt der Kolonie, welche ihm ſpäter die Ausübung ihrer höchſten Rechte übertrug, zunächſt durch ernſte hingebende Arbeit in ſeinem Beruf. Er ſelbſt entwirft in ſeiner Lebensbeſchreibung eine reizende Schilderung von ſeinen einfachen Schickſalen. Gleich beim erſten Eintritt in ſeinen zukünftigen Wohnort ſehen wir den jugendlichen und freundloſen Wanderer, abgeriſſen und beſchmutzt von der Reiſe, einen der drei, ſoeben von ſeinem letzten Thaler gekauften Laibe Brodes mit Behagen eſſen, wie er die beiden anderen Laibe unter dem Arm tragend, am Hauſe ſeiner zukünftigen Frau vorbei geht, welche, damals eine junge Schöne, in der Thür der elterlichen Wohnung ſtand und über das befremdende Ausſehen des Unbekannten nicht genug lachen konnte. Wir folgen ihm, wie er vor keiner Anſtrengung zurückſchreckt, wie er, um den erſten Halt in den ihm neuen Verhältniſſen zu gewinnen, ſich einem geiſtig und geſchäftlich unter ihm ſtehenden Manne unterordnet, wie ihm jeder kleine Mißerfolg nur als Sporn zur Erringung eines ſpäteren Erfolges dient, wie er gewiſſenhaft an ſeiner Selbſterziehung und Veredlung arbeitet, und wie er nach verhältnißmäßig geringer Verirrung mit einer vortrefflichen Frau ſeine eigene Häuslichkeit gründet und mit unbedeutenden Mitteln ein ſelbſtändiges Geſchäft anfängt. Fleiß und Sparſamkeit, Liebe und Beſcheidenheit waren die ſchaffenden und fördernden Genien dieſes kleinen Hauſes. „Wer blühen und gedeihen will, muß ſeine Frau fragen (He that would thrive must ask his wife)," mit dieſem, oft von ihm angeführten Sprüchwort bezeichnete Franklin gern das Glück ſeiner jungen und ſpätern Ehe. Wenn der Mann das von ihm eingekaufte Papier ſelbſt auf dem Schiebkarren abgeholt hatte, ordnete und falzte es die Frau, welche dem kleinen Buch- und Papierhandel vorſtand. Während ſeine Berufsgenoſſen ihre Abende in den Wirthshäuſern verbrachten, arbeitete Franklin noch bis ſpät in die Nacht hinein an ſeinem Setzkaſten und ſah das Tagewerk ſeiner Gehülfen nach, oder übte ſich im engliſchen Styl und zog mit unerſättlichem Wiſſensdurſt irgend ein neues Gebiet, waren es nun Sprachen, naturwiſſenſchaftliche Fragen oder philoſophiſche Forſchungen, in das Bereich ſeiner Studien. Dabei war er durchaus kein Geizhals oder Kopfhänger, ſondern ein gern geſuchter, heiterer Geſellſchafter, der die übermüthigſten Rundgeſänge dichtete und ſang, ein guter Nachbar, ein ſtets hülfsbereiter Freund und ein gemeinnütziger Bürger, der an allen öffentlichen Angelegenheiten den thätigſten Antheil nahm. So wurde er im Laufe von kaum fünfundzwanzig Jahren der Begründer der „Junto", der ſpätern amerikaniſchen philoſophiſchen Geſellſchaft, der erſte Anreger einer Leihbibliothek, einer Feuerwehr und einer Löſchmannſchaft, der Straßenreinigung und der Marktpolizei, der Erfinder eines neuen Ofens, der Schöpfer einer Landesmiliz und des erſten öffentlichen Krankenhauſes, und ſah ſich bald mit den verſchiedenſten, ihm nur zu freigebig von ſeinen Mitbürgern entgegen getragenen Vertrauensſtellungen und öffentlichen Ehren überſchüttet. Er ſelbſt erzählt uns mit wenigen Worten das Geheimniß dieſes, ſogar für Philadelphia überraſchenden Erfolges. Während er gern die ſchwierigſten Arbeiten übernahm, trat er mit kluger Berechnung perſönlich zurück und ſchob geſellſchaftlich beſſer Geſtellte in den Vordergrund, ſo daß dieſen alle äußere Ehre zufiel. So feſt und unerbittlich er auch an ſeinen Grundſätzen feſthielt, ſo leicht gab er in Nebendingen, in bloßen Zweckmäßigkeitsfragen nach und machte ſich dadurch viele Freunde. „Ich war,“ ſagt er, „in Wirklichkeit nicht demüthig und beſcheiden; aber ich that wenigſtens ſo.“ Er wußte genau, wie weit er gehen ſollte, und verlor bei aller Gemeinnützigkeit nie ſeine perſönlichen Zwecke, die möglichſt baldige Erringung ſeiner wirthſchaftlichen Unabhängigkeit aus den Augen. „Das Geld iſt wunderbar fruchtbar,“ pflegte er zu ſagen, „und wenn man die erſten hundert Pfund verdient hat, ſo iſt es leicht, bald die nachfolgenden hundert zu erlangen.“ So kamen auch bei ihm, als er den Grund für die erſten Tauſend gelegt hatte, die ſpäteren Tauſende unverhältnißmäßig ſchnell.

Franklin's Fleiß und Gewiſſenhaftigkeit waren alſo ganz etwas anderes, als die verächtliche Jagd nach dem allmächtigen Dollar, deren Herold man ihn auch in Deutſchland wohl hie und da geringſchätzig zu nennen gewagt hat. Statt einen ſo ſinnloſen Vorwurf zu erheben, thäten namentlich wir Deutſche, nachdem wir endlich aus dem Luftreich des Traumes auf den Boden der platten Wirklichkeit getreten ſind, viel beſſer daran, von ſeinem Beiſpiel zu lernen, zumal es die Vorausſetzung jeder erfolgreichen Wirkſamkeit im Leben, ja des Ausbau's und der Befeſtigung der politiſchen Freiheit enthält. Wir ſind überhaupt in der richtigen Würdigung des Erwerbes von Geld und äußeren Mitteln zur Erreichung geiſtiger und ſittlicher Zwecke noch bedeutend hinter den materiell entwickelteren Völkern, namentlich den Amerikanern, zurück. Es iſt Jahrhunderte lang unſer nationales Unglück geweſen, daß wir uns eingebildet haben, wir könnten den Himmel ſtürmen, wenn wir auch keinen Heller in der Taſche hätten, und unter den Völkern der Erde ein entſcheidendes Wort drein reden, wenn wir nur von idealem Schwung und uneigennütziger Begeiſterung getragen wären. Wir vergaßen bei dieſer groben Selbſttäuſchung leider den einen realen Faktor, daß der Mann, welcher Hunger hat, ſelten auf die Dauer ein Held iſt, und daß ein öffentlicher Charakter, welcher von der Hand in den Mund leben muß, ſehr leicht ermüdet oder von ſeinen Gegnern noch leichter mürbe gemacht wird.

Bis jetzt erkennt unſer politiſches Leben die Verderblichkeit einer ſo verhängnißvollen Anſchauung nur in ihren äußerſten Schlußfolgerungen an, indem das Wahlgeſetz die in Konkurs befindlichen oder aus öffentlichen oder Gemeindemitteln unterſtützten Perſonen vom Wahlrecht ausſchließt, alſo für zeitweiſe politiſch todt erklärt. Ich kannte und kenne deutſche Väter, welche es mit ihren Söhnen zwar ſehr gut meinten, aber ihnen aus falſchem Idealismus tagtäglich die Abgeſchmacktheit predigten, es ſei ſchimpflich und eines freien Geiſtes nicht würdig, für den Erwerb zu arbeiten; ſtatt daß ſie ihnen hätten rathen ſollen, durch unverdroſſene Arbeit möglichſt viel Geld zu verdienen, das alſo Gewonnene aber zu ihrem eigenen und ihrer Mitmenſchen Beſten möglichſt edel und weiſe zu verwenden. Solche Lehren erzeugen leicht arme Bürger und gefügige Werkzeuge, welche ſelten im Leben den erhebenden Stolz des unabhängigen Mannes kennen lernen. Von allen mir bekannten Völkern dagegen ſind die Amerikaner diejenigen, welche zwar ihre ganze Energie daran ſetzen, Geld zu erwerben, welche aber, ſobald ſie es erworben haben, gleichgültig gegen das Metall als ſolches, es mit vollen Händen für öffentliche Zwecke wieder hergeben und den allgemeinen Intereſſen dienſtbar machen. In dem einzigen Jahre 1873 — um hier ein Beiſpiel aus vielen herauszugreifen — belief ſich in den Vereinigten Staaten der Geſammtbetrag der Schenkungen für geiſtige, wiſſenſchaftliche und wohlthätige Zwecke auf beinahe fünfzehn Millionen Dollars. Die Geber gehörten nicht etwa den „Spitzen der Geſellſchaft“ an, ſondern waren in ihrer Mehrzahl kleine, durch eigene Arbeit reich gewordene Leute. Kein Amerikaner hat mehr als Franklin dieſe große nationale Tugend fördern, keiner ſie in demſelben Grade, wie er, zu einem weſentlichen Beſtandtheil des Volksbewußtſeins erheben helfen. Er hat, was ſeine Landsleute theilweiſe bewußt und unbewußt ſchon vor ihm fühlten und thaten, durch ſein Beiſpiel für alle ſpäteren Geſchlechter geadelt. So iſt weſentlich durch ihn die Anſchauung zur ſittlichen Pflicht ausgeprägt, daß man Geſchäft und Freundſchaft, Geld und Gefühl, baare Bezahlung und Liebe von einander getrennt halten muß, und daß man ſich über pekuniäre Verbindlichkeiten nicht mit höflichen Redensarten oder mit freundſchaftlichen Verſicherungen hinwegſetzen darf, wenn man anders als gentleman handeln und geachtet ſein will.

Franklin war grade zweiundvierzig Jahre alt, als er ſich im hart erarbeiteten Beſitze eines mäßigen Vermögens befand, und fortan ſeinen eigenen, namentlich wiſſenſchaftlichen Zwecken leben konnte. Es ſollte ihm, da er vierundachtzig Jahre alt wurde, in der Folge vergönnt ſein, genau dieſelbe Zahl jener Jahre dem allgemeinen Wohle zu widmen. Aus den wiſſenſchaftlichen Arbeiten, welche er ſich vorgenommen hatte, wurde freilich nur wenig, indem der Staat mit ſeinen Anforderungen, vielleicht zu häufig, aber nie vergeblich, an den gemeinnützigen Bürger herantrat und ſeine Kraft bis zum Aeußerſten in Anſpruch nahm. Ganz gab er allerdings ſeine ſchriftſtelleriſchen Studien zu keiner Periode ſeines langen Lebens auf; dazu war er ein zu bedeutendes literariſches Talent, ein zu erfolgreicher Lehrer des Volkes. So gibt es in der Weltliteratur wenig Bücher, welche ſich dem Almanach des „Armen Richard“ an die Seite ſtellen können, dem heute noch unübertroffenen Vorbilde aller bedeutenden und berühmt gewordenen Kalender, wie des Hebel'ſchen Schatzkäſtleins und des Auerbach'ſchen Gevattersmanns. Fünfundzwanzig Jahr lang, 1732 — 1757, in Auflagen von je zehntauſend Exemplaren veröffentlicht, übte der „Arme Richard“ den tiefgreifendſten und dauerndſten Einfluß auf die Entwicklung nicht nur Pennſylvaniens, ſondern aller engliſch amerikaniſchen Kolonien aus. „Da ich bald bemerkte, daß er allgemein geleſen werde,“ ſagt Franklin, „und daß kaum ein Ort in der Nachbarſchaft ohne dieſen Kalender war, ſo betrachtete ich ihn als das geeignete Mittel zur Verbreitung von Belehrung und Bildung unter dem Volke, welches kaum andere Bücher kauft. Ich füllte deßhalb den zwiſchen den merkwürdigen Kalendertagen offen bleibenden Raum mit Sentenzen und Sprichwörtern aus, welche die Weisheit vieler Jahrhunderte und Völker enthielten, um dem Volke beſonders Fleiß und Sparſamkeit einzuimpfen, welche allein Wohlſtand zu ſchaffen und die Ausübung der Tugend zu ſichern vermögen, denn einem ſtets Mangel leidenden Menſchen wird es, um eins jener Sprichwörter zu gebrauchen, viel ſchwerer ſtets ehrenwerth zu handeln, als einem leeren Sacke, aufrecht zu ſtehen.“ Von 1732 an gibt es keinen Zeitungsſchreiber und Schriftſteller von Boſton bis Charleſton, der ſich nicht nach dem Vorbilde des „Armen Richard“, gebildet, oder in ſeiner Weiſe zu ſeinen Leſern geſprochen, oder ihn wenigſtens angeführt hätte. Seine ſprichwörtliche Weisheit, welche oft von Lord Bacon, La Rochefoucauld und Rabelais entlehnt, aber für den amerikaniſchen Gebrauch ſtets mit dem Stempel des Franklin'ſchen Genius verſehen iſt, läuft heute noch als Scheidemünze durchs Land, und iſt, ihr ſelber unbewußt, zum Haushaltworte der fernſten Niederlaſſung in Kanſas oder Oregon geworden. Das volksthümliche Bild, welches in Schauſpielen und Rührſtücken gern vom biedern, ehrlichen und einfachen „Onkel Sam“ entworfen wird, ſetzt ſich in ſeinen Hauptzügen aus den, dem Armen Richard entlehnten Farben zuſammen. Die ſprichwörtliche Redeweiſe und der allerdings ſtark weſtlich gefärbte Humor des verſtorbenen Präſidenten Lincoln gründet ſich vorzugsweiſe auf die Eindrücke, welche der junge Hinterwäldler aus dem Armen Richard und deſſen Nachahmungen empfangen hatte. Der

Kalender verbarg ſeine Moral am Liebſten hinter Humor und Witz, aber auf jeder Seite ſchimmerte der Ernſt des Volkslehrers durch, welcher ſeinen Leſern nicht genug wiederholen kann, daß „Gott ſtets denen hilft, welche ſich ſelber helfen". So pflegte auch Lincoln einfache und ernſte Wahrheiten durch komiſche Vergleiche und luſtige Geſchichten zu illuſtriren.

Außer dieſem periodiſchen Werkchen ſchrieb Franklin aber Jahr ein, Jahr aus politiſche Aufſätze und Abhandlungen, welche die Verbeſſerung der öffentlichen Zuſtände des Landes ins Auge faßten. Seine zahlreichen und anfangs faſt täglich erſcheinenden Artikel in der von ihm Ende 1729 gegründeten „Pennſylvania Gazette" machten dieſe zu einer der einflußreichſten Zeitungen des Landes. Franklins eigentliche ſchriftſtelleriſche Bedeutung liegt aber in ſeiner ſtets bereiten, nie verſagenden Schlagfertigkeit, welche in allen öffentlichen Fragen das entſcheidende Wort ſprach und zugleich die Richtung für die Zukunft angab. So iſt er einer der bedeutendſten Pamphletiſten aller Zeiten und hat in richtiger Erkenntniß ſeiner Kraft und ſeines Einfluſſes die Feder erſt wenige Tage vor ſeinem Tode aus der Hand gelegt. Was ſeine Mitbürger berührte und ihn ſelbſt innerlich ergriff, das verarbeitete er, nie ruhend und raſtend, zu vereinzelten Ausſprüchen, Aufſätzen, Flugſchriften und Büchern. Faſt von ſeinen Knabenjahren an bis zu ſeiner ſpäteſten diplomatiſchen und öffentlichen Thätigkeit half er dem politiſchen Kampfe ſtets mit der Feder nach, wie er denn auch in Paſſy ſeine eigene Handpreſſe hatte, auf welcher er eine große Anzahl ſeiner kleinen Schriften über Tagesfragen ſelbſt ſetzte und druckte. Die literariſche Fehde war ſeine Freude und Luſt; ſie lief bei ihm gleichſam als leichter Plänkler dem ſchweren Geſchütze voraus. Humor, Hohn und Satire waren ſeine am Liebſten und meiſterhaft gebrauchten Waffen; aber ungleich jenen unfähigen Skribenten, welche nichts Sachliches zu ſagen wiſſen und ſich deßhalb vorzugsweiſe gern in Perſönlichkeiten ergehen, ließ er ſich nie zu Verdächtigungen und Verläumdungen des Gegners herab und arbeitete auf gründliche Belehrung ſeiner Leſer hin. Um hier nur ein paar hervorragende Beiſpiele aus hundert ähnlichen anzuführen, ſo machte die Verſpottung der engliſchen Maßregeln gegen die Kolonien, welche Franklin 1773 in einer mit rückſichtsloſeſtem Humor geſchriebenen Flugſchrift unter dem Titel veröffentlichte: „Regeln, ein großes Reich in ein kleines zu verwandeln," einen mächtigen Eindruck in England und deutete für tiefer Blickende auf die möglicherweiſe gewaltſame Löſung des Konfliktes hin. Franklin war es, welcher die Geſchichte von dem Viehzoll erfand, welchen Friedrich der Große angeblich von den durch ſein Gebiet ziehenden, verkauften deutſchen Truppen verlangte, und welcher die in Soldaten handelnden deutſchen Fürſten in erdichteten

Briefen ſo geſchickt verhehlte, daß letztere ſelbſt von ernſten Geſchichtſchreibern noch heute für echt gehalten werden. Er verſpottete die Engländer ob ihrer Wiedereroberungsverſuche der Kolonien durch ein angebliches, anfangs ſogar in London geglaubtes „Edikt des Königs von Preußen,“ wonach dieſer von den Bürgern Englands als Nachkommen der ohne Erlaubniß ausgewanderten Angeln und Sachſen Zölle und Steuern beanſpruchte. Noch in ſeinem drei und achtzigſten Lebensjahre ſchrieb Franklin gegen den Unterricht in den klaſſiſchen Sprachen; 1790 bat er als Präſident der Pennſylvaniſchen Abolitioniſten Geſellſchaft, grade zwei Monate vor ſeinem Tode, den Kongreß in einem wohlbegründeten Geſuche um Abſchaffung der Sklaverei und fertigte noch einen Monat vor ſeinem Tode die Sklavenhalter und deren Freunde in einem glänzend geſchriebenen Artikel ab. Namentlich lieſt ſich das letztere Schriftſtück ſo friſch, keck und herausfordernd, als ſei es von einem jungen Manne verfaßt. Weil Franklin ſelbſt ein ſo vortrefflicher Pamphletiſt war, ſo wußte er auch tüchtige junge Kräfte zu entdecken und zu verwerthen. Er war es, welcher Thomas Paine für Amerika gewann und durch ihn dem Feinde mehr als mit einem Heere ſchadete.

Hand in Hand mit ſeinen politiſchen Artikeln und gemeinnützigen Aufſätzen gingen die naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen und Arbeiten, welche Franklin in engere Beziehungen zu den europäiſchen Gelehrten brachten und ihm bald einen Weltruf erwarben. Die Aufgabe, ſeine Mitbürger über die alltäglichen Naturerſcheinungen aufzuklären, hatte ihn zu eingehenderen Studien auf dieſem Gebiete gedrängt. So veranlaßte ihn ein Erdbeben zur Ergründung der Theorie dieſer ungewöhnlichen Erſcheinung, ſo trieb ihn ein Sturm an, die Urſachen und den Verlauf der Stürme zu erforſchen, ſo führte ihn ein Unwohlſein zu ernſten Studien über den Blutumlauf und den Urſprung von Erkältungen. Epochemachend aber für die gelehrte Welt wurden ſeine mit der glänzendſten Beobachtungsgabe angeſtellten Verſuche mit der Elektriſirmaſchine, welche ihn 1752 zu dem Schluſſe brachten, daß die Elektricität und der Blitz ein und dieſelbe Kraft und Erſcheinung ſeien, und welche ihn ſchließlich zur Erfindung des Blitzableiters gelangen ließen.

Franklin ſchrieb in allen ſeinen Werken einen wohldurchdachten, gefälligen und reinen, jedem Leſer verſtändlichen Stil. „Er hatte — ſagt von ihm der vortreffliche amerikaniſche Geſchichtſchreiber Geo. W. Greene — die Kunſt der Darſtellung eifrig und gewiſſenhaft ſtudirt, wie der Bildhauer die Antike, und ſich an den beſten Meiſtern engliſcher Proſa, wie Addiſon, herangebildet. Wenige Schriftſteller halten wie er die richtige Mitte zwiſchen Ausführlichkeit, welche zur Schwäche, und zwiſchen Kürze, welche zur Trockenheit führt. Er hat nie zu viel Worte für einen ſtarken und nie zu wenig für einen paſſenden Ausdruck. Er weiß immer etwas zu ſagen und weiß es mit ſo viel Beredſamkeit und Aufrichtigkeit vorzutragen, daß er ſtets überzeugt und den Geſichtskreis des Leſers erweitert. Seine Sätze fließen melodiſch dahin, und ſelbſt wenn ſie das Ohr nicht mehr erreichen, tönen ſie doch immer noch in ihm nach."

In jeder Weiſe gründlich vorbereitet, in vielen Sätteln gerecht und ſich bereits eines nationalen Rufes erfreuend, trat Franklin 1754 in die große Politik ein. Er war mehrere Jahre vorher ſchon Philadelphier Stadtverordneter, Mitglied der Pennſylvaniſchen Geſetzgebung und königlicher Poſtmeiſter geworden, 1753 ſogar General-Poſtmeiſter für ſämmtliche Kolonien geworden und hatte in dieſen Stellungen nicht allein parlamentariſche Erfahrungen geſammelt, ſondern auch ſeine Kenntniß der Perſonen und Zuſtände des Landes erweitert. Jetzt aber wurde er berufen, an den das Schickſal des Kontinents entſcheidenden Fragen mitzuwirken. Durch Grenzſtreitigkeiten am Ohio äußerlich veranlaßt, brach der Krieg aus, welcher in Europa der ſiebenjährige, in Amerika aber der franzöſiſche und indianiſche Krieg heißt. Der erſte Schlag traf natürlich die Koloniſten, welche ſich, ſo gut ſie konnten, gegen die Franzoſen und Indianer ſchützen mußten. Im Juni 1754 wurde in Albany, der Hauptſtadt von New-York, ein neues Bünd niß der neu-engliſchen Kolonien, ſo wie New-York's, Pennſylvanien's und Maryland's mit den ſechs befreundeten Indianer-Nationen abgeſchloſſen und ein allgemeiner Vertheidigungsplan gegen die Franzoſen berathen. Franklin nahm als Abgeſandter von Pennſylvanien einen hervorragenden Antheil an den Verhandlungen. Einigung oder Niederlage war die Parole, welche er ausgab, und welche ſchließlich zur einſtimmigen Annahme eines Schutz- und Trutz-Bündniſſes der auf dieſem Kongreſſe vertretenen Kolonien führte. Sein Vorſchlag deutete in ſeinen Hauptzügen den Charakter der ſpätern erſten amerikaniſchen Bundesverfaſſung an. Ein vom König zu ernennender General-Präſident ſollte die Angelegenheiten der vereinigten Kolonien leiten, ein von der Geſetzgebung der einzelnen Kolonien zu wählender großer Rath von achtundzwanzig Mitgliedern das Parlament der Geſammtheit bilden, jährlich einmal für ſechs Wochen in Philadelphia zuſammentreten, ſeinen Sprecher wählen und vom König gegen ſeinen Willen weder vertagt noch aufgelöſt werden können. Während der General-Präſident die Erlaſſe des Großen Raths zu beſtätigen und zu vollziehen hatte, ſollten beide gemeinſchaftlich über Krieg und Frieden gegen die Indianer entſcheiden, Geſetze über den Handel mit denſelben erlaſſen, Soldaten ausheben und Schiffe zum Schutz der Küſten, Ufer und Flüſſe ausrüſten, ſowie Geld ſchlagen und Offiziere und Beamten ernennen. Damit übrigens alle Geſetze und Beſchlüſſe der Kolonien „ſo nahe als möglich“ in Uebereinſtimmung mit den Geſetzen Englands ſeien und blieben, ſollten alle Kolonialgeſetze dem Könige und ſeinem Rathe vorgelegt werden, und erſt wenn ſie drei Jahre lang von ihm keinen Widerſpruch erfahren, auch ohne ſeine ausdrückliche Zuſtimmung als Geſetz gelten. Dieſer Vorſchlag, welcher den erſten Schritt zur Emanzipation der Kolonien in ſich enthielt, wurde in England zu demokratiſch, in Amerika aber zu konſervativ befunden und trat deßhalb auch nie in Kraft. Die hier zuerſt gehörten Worte Union und Kongreß verhallten jedoch nicht ſpurlos im Winde. Die ſpäteren Ereigniſſe beweiſen übrigens, daß Franklin ſeine Landsleute ſehr genau kannte, wenn er ihre Bereitwilligkeit zu einer nur theilweiſen, wenn auch unerläßlichen Aufopferung ihrer partikularen Vorurtheile ſehr gering anſchlug.

Eröffnet wurden die Feindſeligkeiten am Ohio, wo zunächſt der engliſche General Braddock das Fort Duquesne (das jetzige Pittsburg) nehmen ſollte. Franklin mußte als General-Poſtmeiſter den Verkehr des Generals mit den Gouverneuren der betreffenden Kolonien und die Verbindungen der vorrückenden Truppen mit der Küſte und dem Innern herſtellen. Er ermöglichte den unverzüglichen Vormarſch der engliſchen Streitmacht von Frederickstown aus in die weſtliche Wildniß.

indem er durch ſeine perſönliche Bürgſchaft und auf ſeinen eigenen Kredit von maryländiſchen und pennſylvaniſchen Farmern die nöthigen Wagen und Pferde für Braddock beſchaffte. Im Lager dieſes Generals traf Franklin zum erſten Mal in ſeinem Leben mit ſeinem bedeutendſten ſpätern Mitarbeiter, mit Georg Waſhington zuſammen. Die Waſhingtons ſtammten aus derſelben Gemeinde Ecton in England, wie die Franklins, und waren als unzufriedene Kavaliere in demſelben Jahre 1655 nach Amerika gekommen, in welchem Franklin's Vater geboren wurde. Natürlich hatten die ſtolzen Ritter kaum eine Berührung mit den niedrig geborenen Schmieden gehabt, es ſei denn, daß einmal ein Franklin einem Waſhington das Pferd beſchlagen oder den Schild ausgebeſſert hätte. Die nächſten Vorfahren beider Männer hatten ſich als Puritaner und Kavaliere in der alten Heimath feindlich gegenüber geſtanden und waren im Einklang mit ihrer heimathlichen Parteiſtellung, die einen nach Virginien, die anderen nach Neu-England ausgewandert, wo natürlich dieſelbe räumliche und geiſtige Kluft ſie von einander trennte. Jetzt aber wirkten die berühmteſten Söhne der beiden Familien als Gleichberechtigte und Gleichſtehende, in brüderlicher Verſöhnung der frühern feindlichen Gegenſätze, für den Schutz ihrer neuen Heimath, der nördlichen und ſüdlichen Kolonien, wie ſie in der Folge auch Hand in Hand für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes eintraten und in erſter Linie den freien Staat ſchaffen halfen. Braddock ließ ſich bekanntlich trotz der Warnungen ſeiner amerikaniſchen Rathgeber von den Franzoſen und Indianern in einen Hinterhalt locken und ſchlagen, ſo daß Waſhington mit ſeinen Milizen den Rückzug decken mußte. „Dieſe Niederlage," ſagt Franklin, „gab unſeren übertriebenen Vorſtellungen von der Unüberwindlichkeit der engliſchen Truppen den erſten Stoß." Er ſelbſt aber verlor viel Zeit und Geld, da ſich die Farmer wegen der Zahlung ihrer Pferde und Wagen an ihn hielten, und da es lange Jahre dauerte, bis er den größern Theil ſeiner Auslagen erſetzt erhielt.

Während der Schauplatz der Feindſeligkeiten in Amerika nach dem Norden verlegt und der Krieg nach einigen Jahren durch die Eroberung Canada's entſchieden wurde, ging Franklin im Auftrage der Kolonie Pennſylvanien nach London, um ihren begründeten Beſchwerden gegen die Eigenthümer, die Nachkommen William Penn's, Abhülfe zu verſchaffen. Abgeſehen von den Rechten und Befugniſſen, welche die Kolonie aus dem königlichen Freibriefe für ſich herleitete, wurzelte der Streit in der wichtigen Beſteuerungsfrage, welche namentlich durch die jüngſten Kriegsereigniſſe in den Vordergrund gedrängt worden war. Die geſetzgebende Verſammlung hatte nämlich im eigenen und im königlichen Intereſſe, zur Sicherung der Gränzen gegen Indianer und Franzoſen, Steuern erheben und neuerdings noch zur Deckung von hunderttauſend Pfund neue Auflagen ausſchreiben müſſen. Die Penn's wollten von ihrem ausgedehnten, urſprünglich ſteuerfreien Eigenthum nichts zu dem gemeinſchaftlichen Beſten beitragen, während die Kolonie auf ihrer Heranziehung zu denſelben, Angeſichts der außerordentlichen Ereigniſſe, beſtand. Der von den Penn's ernannte, aber unter königlicher Oberhoheit ſtehende Gouverneur Denny verweigerte dem Geſetze ſeine Unterſchrift und ſtellte überhaupt die Befugniß der geſetzgebenden Verſammlung zu dieſem Erlaß in Abrede, worauf dieſelbe, unter Darlegung der verderblichen Folgen eines ſolchen Veto's für das Mutterland, ihre Beſchwerden durch Franklin an den Thron zu bringen beſchloß.

Dieſer kam am 27. Juli 1757 in London an. Erſt nach Jahre langen Bemühungen gelang es ihm, den Thatbeſtand in das richtige Licht zu ſtellen und die ſeinen Landsleuten ungünſtigen Vorurtheile zu zerſtreuen. In ſeinem erſten Berichte vom Juni 1760 ſprach ſich der aus fünf Lords beſtehende Ausſchuß des königlichen geheimen Raths gegen die Forderung der Kolonie aus; Franklin aber — wie und durch wen, iſt bis heute noch ein Räthſel — vermochte die Herren, noch ehe ſie ihren Bericht erſtattet hatten, umzuſtimmen und im September einen dem erſten entgegengeſetzten Antrag herbei zu führen, welcher ſich nicht nur für die Beſtätigung des betreffenden Geſetzes, ſondern auch für die „billige“ Heranziehung der Penn's zu den Kolonial-Steuern ausſprach. In dieſem Sinne entſchied denn auch der König. Die Einwirkung dieſes Kompromiſſes, welches auf keine der Rechtsfragen einging, aber ſich in ſeinen Folgen für Pennſylvanien als ein vollſtändiger Sieg erwies, iſt ein glänzender Beweis für die diplomatiſche Geſchicklichkeit Franklin's. Seine faſt fünfjährige Thätigkeit in dieſer Sache wurde aber zugleich zu einer vortrefflichen Vorſchule für ſeine ſpätere Wirkſamkeit auf demſelben ſchwierigen Boden. Er erfuhr hier die Zähigkeit der engliſchen Regierungskreiſe im Feſthalten ererbter Vorrechte und lernte zugleich die beſte Art ihrer Behandlung kennen. Es war der Kampf des wehrloſen Mannes aus dem Volke gegen die durch Geſetz und Recht bis an die Zähne bewaffnete herrſchende Ariſtokratie, welche dieſes Mal im enger begrenzten Kreiſe, einige Jahre ſpäter aber vor der ganzen Welt ihre Privilegien vertheidigte. Zugleich aber verſchafften ſein längerer Aufenthalt in England und ſeine Beliebtheit in allen Volksſchichten, Franklin die genaueſte Kenntniß der leitenden Staatsmänner in und außer dem Parlamente, ſowie der politiſchen und gelehrten Kreiſe, eine Kenntniß, welche ſpäter die reichſten Früchte tragen ſollte.

Mit der kurzen Erwähnung des eben erzählten Uebereinkommens ſchließt Franklin's Selbſtbiographie. Ihr erſter Theil, welcher von 1706 bis 1730 reicht, wurde in der behaglichen Muße des Landlebens 1771 auf dem Gute des engliſchen Biſchofs Shipley in Twyford geſchrieben und iſt der friſcheſte, weil er an ſeinen einzigen, ihm damals geiſtig naheſtehenden Sohn William gerichtet, vorzugsweiſe Thatſächliches erzählt, welches das treue Gedächtniß des Berichterſtatters mit großer Anſchaulichkeit in den Vordergrund ſtellt; der Schluß dagegen wurde 1784 in Paſſy, fern von der Heimath, unter fremden Umgebungen und nicht für den, dem Vater politiſch feindlich gegenüber ſtehenden Sohn verfaßt und enthält mehr Raiſonnement als Thatſachen. Noch bis an ſeinen Tod trug ſich der Greis mit Plänen zur Fortſetzung ſeiner Erzählung, wurde aber durch dringendere Geſchäfte und ſchließlich durch Krankheit an der Ausführung ſeiner Abſicht verhindert.

Franzöſiſche Schriftſteller, und A. Caſtera in ſeinem Leben Franklin's (1789), behaupten, dieſer habe ſeine Selbſtſchau lediglich zu dem Zwecke aufgezeichnet, um dem damals immer mehr um ſich greifenden ſchlechten Einfluß der Rouſſeau'ſchen Bekenntniſſe auf die heranwachſende Jugend entgegen zu wirken. Wie wenig ſtichhaltig dieſe Angabe iſt, beweiſt die Thatſache, daß der erſte, 1767 geſchriebene Theil dieſes Rouſſeau'ſchen Werkes erſt 1781, und ſein letzter 1768—1770 vollendeter Theil erſt 1788 veröffentlicht wurde, während Franklin's Selbſtbiographie erſt nach ſeinem Tode 1791 zuerſt in franzöſiſcher und 1793 in zwei engliſchen Ausgaben erſchien.

Eine äußere Beziehung Franklin's zu Rouſſeau findet ſich alſo ſo wenig wie eine innere, wenn jener auch allerdings, ohne es zu beabſichtigen, dieſem in jedem Worte und auf jeder Seite entgegen tritt. Die einzige Aehnlichkeit, welche zwiſchen beiden Männern herrſcht, beſteht darin, daß ſie als Schriftſteller und als Menſchen den tiefſten und bleibendſten Einfluß auf ihr Jahrhundert ausgeübt, daß ſie ihm, wie kaum ein Anderer vor ihnen, den Stempel ihres Genius aufgedrückt, und daß ſie gegen den gemeinſchaftlichen Feind das Lager abgeſteckt haben, in welchem ſich die Vorpoſten der neuen Zeit, wenn auch von den entgegengeſetzteſten Beweggründen geleitet, zum Angriff auf das Mittelalter ſammelten. Hier aber hört auch jede Verwandtſchaft unter ihnen auf, und darüber hinaus zeigt ſich ein ſo unverſöhnlicher Gegenſatz in ihrem perſönlichen, wiſſenſchaftlichen und politiſchen Charakter, wie zwiſchen dem Gefühl der Pflicht und ſubjektivem Belieben, wie zwiſchen germaniſcher und romaniſcher Weltanſchauung. Während Rouſſeau, in blinder Verkennung der Bedingungen geſchichtlicher Entwicklung, aus der ihn umgebenden Ziviliſation in den ſogenannten Naturzuſtand flüchtet, um hier die Grundlagen für den neuen Staat und die neue Geſellſchaft zu gewinnen, ſucht Franklin, gewiſſenhaft an die Erbſchaft vergangner Jahrhunderte anknüpfend, den ihn umgebenden Naturzuſtand zu veredeln und aus ihm heraus ſein Land zum freien Staate zu erheben. Der Eine wirſt die Bildung als Uebel unmuthig von ſich, der Andere ſucht ſie eifrig als höchſtes Gut; der Europäer will Amerikaner (des Hinterwaldes), der Amerikaner aber Europäer werden. Rouſſeau nennt in widerlicher Sentimentalität ſeine Geburt ſein erſtes Unglück, verzeiht großmüthig den Seinigen, daß ſie ihn am Leben erhalten haben, weint ſelig und gerührt über ſich und die ganze Natur, begreift, wie er von ſich ſelbſt rühmt, wenig, aber fühlt Alles, ſeufzt nach Thaten, aber vollbringt keine, kennt nur Rechte, aber keine Pflichten, treibt Alles dilettantiſch und hält es, ohne jede Zucht aufgewachſen, als Mann des Empfindens für die einzige Pflicht des Menſchen, den Neigungen ſeines Herzens zu folgen, welchem er in koketter Zurſchauſtellung ſeines Ich's mit eitler Selbſtbeſchaulichkeit und ungezügelter Selbſtſucht Altäre errichtet. So wird ihm zuletzt das angeborene natürliche Gefühl zum einzigen Führer des Daſeins, das ſubjektive Belieben zum beſtimmenden Faktor im Leben des Einzelnen, der Geſellſchaft und des Staates. Indem er aber den Geiſt von den natürlichen Vorausſetzungen ſeiner geſchichtlichen Entwicklung loslöſt, gelangt er in letzter Linie, durch Verneinung jeder geſchichtlichen Kontinuität, zur Willkür und zur Unnatur, ja unterordnet Gerechtigkeit und Sittlichkeit der Entſcheidung der größeren Zahl, dem Belieben einer zufälligen Mehrheit. Franklin aber hat inmitten einer großartigen öffentlichen Thätigkeit nichts dagegen, daſſelbe Leben noch einmal zu leben und höchſtens in der zu verbeſſernden Auflage einige Druckfehler zu berichtigen, macht, wie wir geſehen haben, ſtatt des ſchönen Gefühls die ſtrenge Selbſtzucht und gewiſſenhafte Arbeit zum Ausgangspunkt ſeines Handelns und ſtellt überall und zu jeder Zeit ſeine Pflicht gegen ſich ſelbſt, ſeine Mitbürger und ſein Land in die erſte Linie, behandelt ſeine eigenen und öffentlichen Angelegenheiten mit dem Ernſt des Geſchäftsmannes, thut nichts dilettantiſch, ſondern legt beſcheiden, aber bewußt ſein ganzes Weſen in jede, ſelbſt die kleinſte Arbeit und beglückt bis an ſein Ende die Menſchheit mit den herrlichſten, aus dem reichen Quell ſeiner geſunden Natur immer neu und anregend hervorſtrömenden Thaten. So wird ſein ganzes Leben zur Apotheoſe der Pflicht.

Alſo Gefühlsſeligkeit, Willkür, Maßloſigkeit, Bettelſtolz, Sturm und Drang des Herzens und ungeſchichtliche Aufklärung auf der einen Seite; auf der andern aber Pflichtbewußtſein, Erkenntniß, Weisheit, Maßhalten, Mannesſtolz, die hingebende That und geſchichtliche Auffaſſung des Beſtehenden.

Je tiefer wir in Rouſſeau eindringen, deſto mehr ſtößt uns die oft widerliche Sinnlichkeit und krankhafte Empfindſamkeit, die innere Unwahrheit, ja Verlogenheit dieſes bedeutenden Geiſtes zurück. Je länger wir dagegen bei Franklin weilen, deſto mehr fühlen wir uns von ihm angezogen, deſto lieber gewinnen wir ihn durch ſeine Thatkraft, ſein unerſchöpfliches Wohlwollen und ſeine friſche Liebenswürdigkeit. Wenn wir uns nun Rouſſeau's Schüler und Anhänger ohne das Talent ihres Meiſters denken, ſo bleibt nichts übrig als der literariſche oder ſoziale Zigeuner, der eitle Moraliſt oder der politiſche Terroriſt, der radikale Biedermeier oder der verlogene Lump, während wir in denen, welche, ſelbſt ohne geiſtige Begabung, Franklin nacheifern, immer noch den ehrenwerthen, in ſeinem ſtillen Kreiſe ſich bethätigenden Bürger, den hülfsbereiten Nachbar und wohlwollenden Freund, den vor keinem Opfer zurückſchreckenden Patrioten ſchätzen müſſen. Rouſſeau nennt ſich ſelbſt einmal in richtiger Selbſterkenntniß: halb Taugenichts, halb Held; Franklin braucht der Welt nicht erſt zu ſagen, was und wer er war.

Franklin, deſſen äußeren Lebensſchickſalen ich mich nunmehr wieder zuwende, war nach mehr als fünfjähriger Abweſenheit am 1. November 1762 wieder in Philadelphia gelandet, fand indeſſen auch jetzt ſo wenig wie früher die langerſehnte Befreiung vom öffentlichen Dienſte noch die einladende Ruhe für ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Sein theilweiſer Erfolg in London hatte die Eigenthümer der Kolonien nur noch mehr erbittert. Wenn ſie ſich auch thatſächlich in die Beſteuerung ihrer Länder fügten, ſo erhoben ſie doch auf anderen Verwaltungsgebieten die ungemeſſenſten Anſprüche, wühlten gegen Franklin, deſſen Wiederwahl in die Geſetzgebende Verſammlung ſie verhinderten, und trieben dieſe zu dem verzweifelten Beſchluſſe, Georg III. zu bitten, daß er die Regierung der Eigenthümer in eine königliche verwandle. Auch diesmal ward Franklin trotz des heftigen Widerſtandes ſeiner Gegner zum Ueberbringer dieſer Bittſchrift und zum Vertreter der ſonſtigen Intereſſen Pennſylvaniens in London erwählt. Der urſprüngliche Gegenſtand ſeiner Sendung trat freilich bald in den Hintergrund, während fortan die allgemeinen amerikaniſchen Verhältniſſe und Rechte ſeine ganze Umſicht und Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Die Eigenthümer hatten eine mächtige Stütze am Hofe und gaben nicht eher nach, als bis ſie zehn Jahre ſpäter durch ſehr beredte Ereigniſſe gezwungen wurden, ihre Rechte möglichſt vortheilhaft zu verkaufen; allein die Politik des Königs und ſeiner Miniſter drängte die Kolonien mit verhängnißvoller Gewalt zur Unzufriedenheit, zum Bruch, zur Revolution. Franklin war am 10. Dezember 1764 in London angelangt und mußte diesmal ſogar noch länger als während ſeines erſten Beſuches dort bleiben, indem er bei der Wichtigkeit der ihm obliegenden Geſchäfte erſt nach mehr als zehn Jahren, im Frühjahr 1775 in die Heimath zurückkehren konnte. Bei ſeiner Ankunft bildete die vom

Miniſter Grenville geplante Stempelakte ausſchließlich den, alle Gemüther beherrſchenden Gegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit.

England war mit faſt 70 Millionen Pfund Sterling neuen Schulden aus dem, für ſeine Waffen zwar glorreichen, für ſeine Finanzen aber koſtſpieligen ſiebenjährigen Kriege hervorgegangen. Zur Deckung der Zinſen mußten neue Steuern ausgeſchrieben werden; die amerikaniſchen Kolonien aber ſollten zu der vermehrten Laſt beitragen. Waren ſie vom Mutterlande bisher auch in ſteter kommerzieller Abhängigkeit und induſtrieller Knechtſchaft gehalten worden, ſo hatte dieſes bis 1763 doch nur freiwillige Geſchenke zur Vertheidigung gemeinſchaftlicher Intereſſen von ihnen verlangt; jetzt aber ſollten ſie ohne weiteres gezwungen werden, lediglich als zu ſcheerende Schafe dem engliſchen Kaufmann und Landeigenthümer einen Theil ſeiner Laſten abzunehmen. Zu dieſem Ende wurde die Stempelakte im Parlamente eingebracht, welches ſie im März 1765 mit der Maßgabe annahm, daß ſie am 1. November 1765 für die amerikaniſchen Kolonien in Kraft treten ſolle. Vergebens hatte Franklin mit ſeinen Kollegen, den Agenten der übrigen Kolonien, dieſe Maßregel „die Mutter alles Unheils“, im Keime zu erſticken verſucht, vergebens auf den gewöhnlichen, konſtitutionellen Weg hingewieſen, auf welchem der König Amerika zur Beſteuerung zu den allgemeinen Laſten heranziehen könne. Gleichwohl ahnte der ſonſt mit der Volksſtimmung ſo vertraute Mann, als die Bill mit überwältigender Mehrheit zum Geſetz erhoben worden war, ihre ungeheure Tragweite noch nicht. Er glaubte, daß ſeine Landsleute anfangs wohl über die neuaufzubringende Steuer von jährlich hundert tauſend Pfund murren, ſie ſpäter aber ohne Anſtand zahlen würden, hatte ſogar auf Befragen von Grenville ihm einen Stempelaustheiler in Pennſylvanien namhaft gemacht und wußte für die Koloniſten keinen andern Rath, als daß ſie durch Sparſamkeit und Fleiß den Schaden doppelt und dreifach wieder einzubringen ſuchen ſollten. Anders dachten ſeine politiſchen Freunde, die Führer der Bewegung in Amerika. Es waren nicht ſowohl die vierundfünfzig mit Steuer belegten Gegenſtände, namentlich gerichtliche Schriftſtücke, Verträge, Zeitungen, Anzeigen, Spielkarten u. ſ. w., als vielmehr die Beſorgniß vor den ihren Rechten drohenden Gefahren, welche allgemeine Erbitterung gegen das Geſetz hervorriefen und ihren Ausdruck in der prinzipiellen Forderung fanden: „Keine Beſteuerung ohne Vertretung im Parlament!“ Natürlich erkannte die Regierung des Mutterlandes dieſen Standpunkt nicht an. So kam der Ball ins Rollen, und er ſollte erſt durch den von Franklin ſechzehn Jahre ſpäter abgeſchloſſenen Pariſer Frieden wieder zum Halten gebracht werden.

Die weiteren Folgen des Geſetzes darf ich wohl als bekannt vorausſetzen. Ueberall in den Kolonien erganiſirte ſich zunächſt der paſſive Widerſtand, man machte keine neuen Beſtellungen in England, welches ſchon eine Geſchäftsſtockung befürchtete, beſchränkte ſich auf amerikaniſche Erzeugniſſe, vertrieb oder ſchüchterte die neuernannten Stempel-Beamten ein oder nahm ihnen ihre Stempel nicht ab. Unter dieſer Strömung wurde Franklin wie im Handumdrehen aus einem der populärſten zu einem der verhaßteſten Männer der Kolonien. Glücklicher Weiſe fand er bald Gelegenheit, ſein altes Anſehen wieder zu gewinnen. Das Miniſterium Grenville hatte noch im Laufe des Jahres 1765 dem liberalen Miniſterium Rockingham Platz gemacht, welches ſich dem Widerruf der Stempelakte nicht abgeneigt zeigte. Franklin war bald zur Einſicht gelangt, wie der Wind zu Hauſe wehte, und bot jetzt alles auf, das verhaßte Geſetz zu Falle bringen zu helfen. Vom Morgen bis Abend verkehrte er mit den einflußreichſten Mitgliedern des Parlamentes, unterbreitete ihnen ſtatiſtiſche und geſchichtliche Thatſachen, welche zu Gunſten der Kolonien ſprachen, und ließ ſich keine Mühe verdrießen, Preſſe und Publikum über die zur Entſcheidung kommenden Fragen gründlich aufzuklären. Die Freunde des neuen Miniſteriums, Edmund Burke an der Spitze, und die Gegner des Geſetzes hatten die Vernehmung zahlreicher, mit den amerikaniſchen Verhältniſſen vertrauter Sachverſtändiger vor dem Parlamente durchgeſetzt. Unter dieſen Sachverſtändigen war Franklin der bedeutendſte. Seine Vernehmung, welche in der erſten Hälfte des Februar 1766 ſtattfand, iſt geradezu epochemachend und zeigt den politiſchen Scharfſinn, die advokatiſche Geſchicklichkeit und diplomatiſche Gewandtheit des Zeugen im glänzendſten Lichte. Sie iſt ein vollendetes Meiſterwerk in der Kunſt, die eigene, durchaus nicht über jedem Zweifel erhabene Sache ſelbſt bei dem Gegner als die allein berechtigte hinzuſtellen, auf ſchwache Punkte in der Vertheidigung ausweichend zu antworten und unter der Maske des Angegriffenen den rückſichtsloſen Angreifer heraus zu kehren, die engliſche Regierung aber dem engliſchen Volke gegenüber der ungerechteſten und verderblichſten Eingriffe in die Rechte der Kolonien zu beſchuldigen und das öffentliche Urtheil ſchließlich für ſich zu gewinnen. Er räumte die Berechtigung des Mutterlandes zur Erhebung einer amerikaniſchen Einfuhrſteuer ein, während er die Geſetzlichkeit der Ausſchreibung von inneren Steuern unbedingt verwarf. Er hatte ſogar nichts gegen eine ſogenannte Erklärung des Parlaments (declaratory act) zu erinnern, welche dieſem das Beſteuerungsrecht ſicherte, wenn nur die verhaßte Steuer ſofort aufgehoben würde — ein Zugeſtändniß, welches das Miniſterium ſpäter ſeinem verhängnißvollſten Irrthum zutrieb. Die ihm vorgelegten einhundertundvierundſiebenzig Fragen, von welchen die 50, 51, 68, 81, 130 und 131, die ſachlich wichtigſten ſind, zerfallen in zwei verſchiedene Klaſſen, deren eine von den Gegnern des Geſetzes und als Beweis für deſſen Verwerflichkeit, deren andere aber von ſeinen Freunden und zum Beweiſe für deſſen Gerechtigkeit geſtellt war. Die Einen wollten Franklin nützen und helfen, die Anderen ihn in Widerſprüche verwickeln und verwirren. Während er für jene durch die genaue Kenntniß der Thatſachen ein werthvoller Bundesgenoſſe wurde und dieſe in das, ſeiner Sache vortheilhafteſte Licht ſtellte, brachte er dieſe durch ſeinen Scharfſinn und ſeine Geiſtesgegenwart um die Früchte ihrer Hoffnungen, ſich ſelbſt aber deſto mehr zur Geltung. Doch mehr als das, „Franklin's Erſcheinung und Befragung vor dem Parlamente — ſagt Schloſſer (III. 398) — ward allgemein als der höchſte Triumph der Lehren eines praktiſchen, erfahrenen und ruhigen Mannes über europäiſche Schulweisheit, über Sophiſtik und Rechtswiſſenſchaft der Univerſitäten des Mittelalters angeſehen."

Der Eindruck ſeiner Antworten war ein ſo gewaltiger, daß ſie weſentlich zum Falle des verhaßten Geſetzes beitrugen. Wenn nun die Regierung daſſelbe auch am 18. März 1766 zurücknahm, ſo hielt ſie doch unbedingt an ihrem Rechte feſt, Geſetze für die Kolonien zu erlaſſen und ihren Handel durch Zölle zu regeln. So wurde denn, da ſie ihren prinzipiellen Standpunkt nicht aufgab, im Weſen nichts geändert, der Kampf entbrannte vielmehr mit verdoppelter Erbitterung und zog allmälig ſämmtliche Kolonien in ſeine Kreiſe. Im Jahre 1767 folgte das Townshead'ſche Steuergeſetz, welches einige

Jahre ſpäter Lord North zur Verſöhnung der Amerikaner auf einen bloßen Theezoll beſchränkte. Allein jetzt geſellte ſich zu dem paſſiven auch der aktive Widerſtand, den Boſtonier Gewaltthaten antwortete die Regierung mit Truppenſendungen, Sperrung des Hafens, Beſchränkung oder Entziehung der kolonialen Freibriefe. Dann wieder zeigte ſie ſich nachgiebig; indeſſen rief ihre ſchwankende und doch wieder anmaßende Politik eine immer größere Erbitterung hervor. Die einzelnen Zugeſtändniſſe kamen zu ſpät oder blieben hinter den beſcheidenſten Erwartungen zurück, ſo daß ſie eher wie eine Beleidigung denn als ein Entgegenkommen empfunden wurden und weder die Berufung des erſten kontinentalen Kongreſſes, noch ſchließlich den offenen Aufſtand der Kolonien verhinderten. Während dieſer neun, den Krieg vorbereitenden Jahre war Franklin nicht allein der amtliche Vertreter der Intereſſen Pennſylvanien's, Georgia's, New Jerſey's und Maſſachuſett's bei der engliſchen Regierung, ſondern auch der freiwillige Wortführer und Vertheidiger der Rechte ſeiner Landsleute in England, ſowie ihr Berichterſtatter und Rathgeber nach Amerika.

Trotz ſeiner langjährigen Kenntniß der maßgebenden Perſönlichkeiten und des Geiſtes der engliſchen Regierung hielt er bis kurz vor ſeiner Abreiſe im Frühjahr 1775 eine Verſöhnung zwiſchen beiden Gegnern immer noch für möglich und arbeitete in dieſem Sinne auf eine, unmittelbar unter dem König ſtehende engere Vereinigung zwiſchen England und Amerika hin. In ſeiner Auffaſſung der rechtlichen und konſtitutionellen Seite der Frage war er dagegen ſo entſchieden wie der weitgehendſte ſeiner Landsleute. Was er gegen die Stempelakte geſagt hatte, daß er nämlich ſelbſt bei einem Einkommen von nur zwanzig Schillingen ihrer neunzehn daran wenden würde, um ſein Recht auf die Bewilligung oder Verweigerung des letzten Schillings zu vertheidigen, und daß er lieber in den Urwald ziehen und dort als freier Mann leben, als ſich der Gewalt unterwerfen wolle, — das war auch ſein Standpunkt bei allen ſpäteren Steuerplänen des Parlaments. Indeſſen ſuchte er, ſo lange er nur noch eine ſchwache Möglichkeit dafür ſah, ſein Ziel auf friedlichem Wege und durch Milde zu erreichen. Als er die Annahme des Townshead'ſchen Steuergeſetzes nicht verhindern konnte, ſetzte er wenigſtens die Befreiung verſchiedener Artikel, wie z. B. Salz durch und ſuchte die engliſchen Miniſter durch Denkſchriften aufzuklären oder durch mündliche Vorſtellungen für ſeine Anſicht zu gewinnen. Selbſt auf die Gefahr hin, ſeinen Landsleuten in der Wahrung ihrer Rechte zu lau zu erſcheinen, trat er zwar gegen alle ſpäteren Unterdrückungsmaßregeln energiſch auf, trieb es aber nie zum Aeußerſten und verließ England erſt, als die perſönliche und nationale Ehre ihn zum Rückzug zwang.

Vielleicht bei keinem hervorragenden Amerikaner des Revolutions-Zeitalters hat ſich der Uebergang vom loyalen Unterthanen zum erbitterten Feinde der engliſchen Regierung widerwilliger und langſamer vollzogen als bei Franklin, allein bei keinem iſt dieſer allmälige Umſchwung der Geſinnung auch leichter zu erklären. Einmal war er durchaus keine leidenſchaftliche, revolutionäre Natur, ſondern wurzelte mit allen Faſern ſeines Weſens in den geſchichtlich gewordenen Verhältniſſen und zergliederte dieſe mit objectiver Ruhe; dann führte er in den, dem Ausbruch der Feindſeligkeiten vorangehenden Jahren, fern von dem erregten Treiben ſeiner amerikaniſchen Mitbürger, in London ein mehr beſchauliches Leben; endlich aber verkehrte er vorzugsweiſe mit der gebildeten Geſellſchaft, welche in großer Zahl auf Seiten der Amerikaner ſtand, voll der beſten Wünſche für ihren Erfolg war und eine gewaltſame Löſung der ſchwebenden Wirren kaum für möglich hielt. Nichts iſt daher unbegründeter, als der vielfach gehörte Vorwurf, daß Franklin mit berechneter Doppelzüngigkeit in Amerika zum Widerſtand gehetzt, in England aber den Frieden gepredigt; hier abgewiegelt, dort aufgewiegelt habe. Sein Briefwechſel beweiſt das gerade Gegentheil. Allerdings dürfen wir nicht überſehen, daß er noch bis zuletzt den König vom Parlamente trennt, welch letzterem er die alleinige Schuld des Zwieſpalts in die Schuhe ſchiebt. Während er am

11. Mai 1768 die Hoffnung ausſpricht, daß die Loyalität des amerikaniſchen Volkes zum „beſten König“ und zum engliſchen Volk überhaupt nicht abnehmen werde, während er ſich am 27. April 1769 keinen wohlwollendern König als Georg III. denken kann und am 31. Mai 1770 dieſem die beſten Abſichten zuſchreibt, erklärt er in einem Briefe vom 5. Februar 1871, daß die Lehre vom Rechte des Parlamentes, die Kolonien zu beſteuern, in London allgemein aufgegeben ſei, und daß in der Unterhaltung kaum Jemand dafür einzutreten wage. Zugleich fügt er hinzu, daß man ſich zu ſehr auf die Würde und Ehre des Parlamentes ſteife, als daß man in dem Rechtspunkte nachgeben wolle; wogegen man aber eine allmälige Aufhebung der Steuer in Ausſicht ſtelle. Das vom Parlamente gegen Amerika befolgte Zollſyſtem, meinte er in einem Briefe vom 5. Mai 1771, ſäe zwiſchen beiden Ländern den Samen der vollſtändigſten Entzweiung, wenn dieſes Ereigniß auch noch in beträchtlicher Entfernung liege. Aus all der Zwietracht und Erbitterung folge aber endlich der Krieg und ein blutiger Kampf, welcher entweder zu unbedingter Sklaverei für Amerika oder durch den Verluſt der Kolonien zum Ruin Englands führen werde, welch letztere Alternative er bei Amerika's wachſender Stärke und Bedeutung für die wahrſcheinlichere halte. „Da jedoch,“ fährt er fort, „in dem einen wie in dem andern Falle das ganze Reich

bedeutend geſchwächt werden muß, ſo kann ich nur wünſchen, daß wir in unſerer Haltung die äußerſte Vorſicht und die größte Geduld zeigen, damit der verhängnißvolle Zeitpunkt möglichſt lange aufgeſchoben, und damit, wenn dieſe Kataſtrophe wirklich eintreten ſollte, es aller Welt klar werde, daß der Fehler nicht an uns lag.“ Auch ſpäter hielt Franklin an der geſetzlichen Grundlage für den Widerſtand gegen England feſt und widerrieth jede Gewaltmaßregel. So ſchrieb er am 25. Juli 1773 an John Winthrop in Boſton: „Ich hoffe, daß unſer Land trotz des Eifers einiger Hitzköpfe zu der klugen Einſicht gelangen wird, daß wir uns bei unſerer ſtets zunehmenden Stärke der Befriedigung unſerer Forderungen nähern, während durch einen frühzeitigen Kampf unſere Rechte leicht verkrüppeln und noch ein Menſchenalter länger niedergehalten werden können; daß, ſo wenig wie zwiſchen Freunden jede Beleidigung zum Duell führt, eine ſolche auch bei Völkern nicht immer einen Krieg werth iſt, weßhalb denn auch nicht jeder Regierungsfehler, nicht jeder Eingriff des Regierenden in die Rechte des Regierten mit einer Rebellion beantwortet werden dürfen. Meines Erachtens reicht es zur Zeit hin, wenn wir unſere Rechte bei jeder Gelegenheit in den Vordergrund ſtellen, kein einziges davon aufgeben, aber ſie der allgemeinen Würdigung und dem Verſtändniß des Volkes näher bringen; wenn wir die Eintracht unter den Kolonien pflegen, damit ihre Vereinigung ihren Anſichten mehr Gewicht verleihe, und wenn wir uns ſtets gegenwärtig halten, daß dieſes proteſtantiſche Land, unſre, wenn jüngſt auch unfreundliche Mutter, der Erhaltung wohl werth iſt, daß aber ſein Gewicht in der europäiſchen Wagſchale in hohem Maße von ſeiner eigenen Sicherheit und unſrer Einigkeit mit ihm abhängt. Von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, werden wir — deſſen bin ich gewiß — in wenigen Jahren jede nur wünſchenswerthe Sicherheit für unſere unſchätzbaren Privilegien erlangen.“ Noch im Januar 1775 ſuchte Franklin in ſeinen Verhandlungen mit Lord Howe und dem ältern Pitt eine Verſöhnung herbeizuführen, und wenn zu ſeinem Schmerz das Friedenswerk auch nicht gelang, ſo gewann er doch die Hochachtung ſeiner engliſchen Gegner. Noch am Tage vor ſeiner Abreiſe von London, welchen Franklin zum Theil bei Edmund Burke zubrachte, gedachte er mit Wehmuth der glücklichen Zeiten, welche Amerika unter engliſchem Schutze gelebt hatte. „England,“ ſagte er, „bietet das einzige Beiſpiel eines großen Reiches, deſſen entfernten Mitglieder ſo gut regiert waren als das Mutterland; aber die Amerikaner ſollen jetzt dieſen ſeltenen und koſtbaren Vorzug verlieren. Für ſie handelt es ſich nicht um die Frage, ob ſie ſo gut ſituirt bleiben werden, wie ſie vor den Unruhen waren, denn ſich zu verbeſſern können ſie kaum hoffen, ſondern davon, ob ſie eine ſo glückliche Lage ohne Kampf aufgeben ſollen. Ich bedaure die Trennung Groß-Britaniens und ſeiner Kolonien; allein ſie iſt unvermeidlich."

Mit dieſen, bis zum letzten Augenblick feſtgehaltenen Bemühungen für einen friedlichen Ausgleich ſtehen ſo wenig die Handlungen wie die Rathſchläge im Widerſpruch, welche Franklin ſeinen Landsleuten daheim gab. Für ſie kam es, gegenüber den gewaltigen Mitteln und Anſtrengungen der engliſchen Regierung, vor Allem auf eine Zuſammenraffung der vereinzelten Kräfte und die Organiſirung eines wirkſamen Widerſtandes an. Je geeinigter und gerüſteter die Kolonien daſtanden, je weniger Ausſicht ſie boten, ſich vereinzelt von der allgemeinen Sache loslöſen zu laſſen, deſto eher konnten ſie auch auf Durchſetzung ihrer Beſchwerden und Forderungen rechnen. Man hat Franklin vielfach beſchuldigt, das Gegentheil von dem geſagt zu haben, was er wollte und erſtrebte, weil ſeine Gegner es einfach für unmöglich hielten, daß er rückſichtslos die Wahrheit rede. Und doch that er das. Da er einen Krieg für ein Verbrechen an den höchſten Intereſſen beider Nationen hielt, ſo verſuchte er, ſo lange als möglich, jedem der ſtreitenden Theile die Augen zu öffnen. „Meine Aufrichtigkeit," ſagt er einmal ſehr wahr von dieſem Theile ſeiner öffentlichen Thätigkeit, „war meine einzige Verſchmitztheit (Finesse)." Er hatte alſo auch ganz recht, wenn er ſchon 1773 ſeinen Landsleuten rieth, daß ſie ſich nicht zu Schafen machen ſollten, damit ſie nicht von den Wölfen gefreſſen würden. Franklin machte im Frühjahr 1773 von demſelben Rechte der Nothwehr Gebrauch, als er die ihm von einem Unbekannten in die Hände geſpielten Briefe Hutchinſon's, des Gouverneurs, und Oliver's, des Vizegouverneurs von Maſſachuſetts ſeinen Auftraggebern in Boſton überſandte. Dieſe Briefe ſchürten allerdings den Brand, ſtanden ſie doch im ſchneidenden Widerſpruch zu den freundſchaftlichen Verſicherungen des offiziellen England und enthüllten ſie doch, indem ſie zu gewaltſamen, öffentlich verleugneten Maßregeln riethen, den eigentlichen Feldzugsplan der Regierung. Natürlich erbitterten ſie durch ihre feige Hinterliſt das Volk der Kolonien und trieben dieſe zu Gewaltthätigkeiten, welche ſchließlich in offenen Aufſtand ausliefen; allein dafür ſind doch nur die Briefſchreiber und nicht Franklin zu tadeln. Als Agent von Maſſachuſetts war es ſogar ſeine Pflicht, deſſen Intereſſe wahrzunehmen und vor falſchen Freunden zu warnen. Zudem bediente er ſich nur eines Mittels, welches bis jetzt noch überall von jeder Partei gegen den Gegner gebraucht wurde. Ich begreife deßhalb auch die ſittliche Entrüſtung nicht, mit welcher die regierenden Kreiſe Englands über Vertrauensbruch klagten und Franklin ſogar in offener Sitzung des königlichen Geheimen Raths beleidigten und beſchimpften; ihre Maßloſigkeit läßt ſich höchſtens durch ihren ohnmächtigen Aerger erklären. Franklin aber wußte dieſe Schwäche vortrefflich zu benutzen und, gegenüber der juriſtiſchen Technik und Spitzfindigkeit ſeiner engliſchen Ankläger, das ganze gebildete Europa durch ſeine zur Schau getragene Milde, Sanftmuth und den ſteten Hinweis auf Recht, Geſetz und Freiheit für ſich und ſeine Landsleute zu gewinnen.

Als Virginien einen Korreſpondenz-Ausſchuß ernannt hatte, um ſich mit den übrigen Kolonien zur Anknüpfung und Beförderung freundſchaftlicher Beziehungen in Verbindung zu ſetzen, hoffte Franklin, daß alle Kolonien beitreten, und, wenn die Unterdrückung fortdauern ſollte, aus dieſem Ausſchuß einen allgemeinen Kongreß bilden würden. „Da die Macht eines Reiches,“ ſchrieb er am 7. Juli 1773 von Thomas Cushing, „nicht nur von der Einigkeit ſeiner Theile, ſondern auch von ihrer Bereitwilligkeit zum gemeinſamen Handeln abhängt; da die Erörterung des Rechtsſtandpunktes beim wirklichen Ausbruch eines Krieges nicht an der Zeit iſt und ſogar dem allgemeinen Wohle ſchädlich werden kann; da die Weigerung eines Theiles oder mehrerer Kolonien zu gemeinſamem Handeln nicht von großem Einfluß ſein würde, wenn die übrigen zu gemeinſamen Opfern bereit wären; da dieſes gemeinſame Handeln (wenn es im Augenblick des Krieges erſt vorbereitet werden ſollte) durch allerlei Kunſtgriffe verhindert werden könnte; und da dieſer Mangel gemeinſamen Handelns alle Hoffnung auf eine gemeinſchaftliche, ſonſt wahrſcheinliche Wiederherſtellung des Rechtszuſtandes zerſtören könnte, ſo wird es vielleicht das Beſte und Sicherſte für die Kolonien ſein, in einem jetzt, während des Friedens verſammelten Geſammtkongreſſe ſich nach einer vollen und feierlichen Aufſtellung und Erklärung ihrer Rechte unter einander feſt zu verpflichten (und dieſen Beſchluß der Krone zuzuſtellen), daß ſie nie der Krone Hülfe in einem Geſammtkriege leiſten würden, bevor ihre Rechte von dem Könige und den beiden Häuſern des Parlaments anerkannt wären. Ein ſolcher Schritt wird, wie ich glaube, den Streit zur Entſcheidung bringen, und ob nun unſeren Forderungen unmittelbar entſprochen oder ob man Gewaltmaßregeln zu ihrer Zurückziehung ergreifen wird, unſer Ziel wird ſchließlich doch erreicht werden, denn ſelbſt die, einen ſolchen Zwang begleitende Gehäſſigkeit kann uns nur noch feſter vereinigen und ſtärken, während alle Welt zugeben wird, daß unſer Verfahren ehrenwerth war."

Dieſer Brief bezeichnete fortan die Richtung der ganzen Bewegung. Seit ſeiner Vorleſung im Volkshauſe zu Boſton verſchwand die Frage der Berufung eines Kongreſſes aller Kolonien (des Kontinents, daher Kontinental-Kongreß) nicht mehr von der Tagesordnung, bis dieſer dann am 4. September 1774 in Philadelphia zuſammentrat. Franklin wurde auch jetzt nicht müde, immerfort zur Einigkeit und Energie zu ermahnen. „Wenn wir feſt und vereinigt bleiben,“ ſchreibt er am 25. Februar 1775 an James Bowdoin, „und entſchloſſen bei dem Uebereinkommen des Nichtverbrauchs (engliſcher Waaren) beharren, ſo kann dieſes uns feindliche Miniſterium kein Jahr mehr am Ruder bleiben. Bis jetzt hat den Kolonien ihre Haltung in ganz Europa großen Ruhm eingetragen. Durch tapfere Beharrlichkeit, durch Klugheit und Mäßigung, welche nicht voreilig beleidigt, ſondern im Nothfall entſchloſſen das Recht vertheidigt, werden ſie an Weisheit und Muth in den Augen der Welt gewinnen und überall Freunde finden. Die Blicke der ganzen Chriſtenheit ſind jetzt auf uns gerichtet, und die Ehre unſeres Volkes iſt ein ſorgſam zu hütender Gegenſtand von der höchſten Wichtigkeit. Wenn wir in dieſem Kampfe unſere Rechte zahm aufgeben, ſo wird das ganze nächſte Jahrhundert unſern Ruf vor der Welt nicht wieder herſtellen. Wir werden als Feiglinge, Polterer und Narren gebrandmarkt und dem entſprechend nicht allein von dieſem hochmüthigen und anmaßenden Volke, ſondern auch von aller Welt verachtet und mit Füßen getreten werden. Wir müſſen deßhalb augenblickliche Unbequemlichkeiten mit Tapferkeit ertragen und beſſere Zeiten abwarten.“

Ganz daſſelbe hatte man ſich übrigens auch in

Amerika geſagt, denn dieſer Brief war noch nicht oder kaum in Boſton angekommen, und Franklin, welcher am 21. März 1775 nach Philadelphia abgereiſt war, befand ſich noch auf dem Waſſer, als die Treffen bei Concord und Lexington geſchlagen wurden und das erſte Blut floß. Jetzt war die Luft wie mit einem Schlage gereinigt, die Verſöhnung unmöglich und die Unabhängigkeit gewiß. Schon am 10. Mai 1775, fünf Tage nach Franklin's Rückkehr, trat der zweite kontinentale Kongreß zuſammen, zu deſſen Mitglied Pennſylvanien den verdienten Vertreter ſeiner und der allgemeinen amerikaniſchen Intereſſen ſofort erwählte. Während der nächſten ſechzehn Monate nahm Franklin an allen Verhandlungen dieſes parlamentariſchen Körpers hervorragenden und unermüdlichen Antheil; indeſſen liegt nicht in ihm und auf amerikaniſchem Boden, ſondern in Europa ſeine große nationale und geſchichtliche Bedeutung für die Revolution, welche er jetzt mit ſeiner ganzen Einſicht, ſeiner ganzen Kraft und ſeinem ganzen Einfluß gegen jeden Verſöhnungsverſuch durchzuſetzen bemüht war. Es ſei daher auch nur im Vorübergehen ſeiner geſetzgeberiſchen, im Verhältniß zu ſeinen großen diplomatiſchen Leiſtungen untergeordneten Thätigkeit gedacht und höchſtens im Fluge darauf hingewieſen, daß er mit dem Ober-General Waſhington im Lager vor Boſton die beſſere Verpflegung, Ergänzung und Organiſirung der Truppen berieth, daß er im Auftrage des Kongreſſes eine beſchwerliche, aber vergebliche Winterreiſe zur Revolutionirung von Canada unternahm, daß er die Heſſen zur Deſertion zu verführen ſuchte, und daß er im Sommer 1776 Lord Howe von der Unmöglichkeit des Friedens überzeugte. Wenn er außer neun anderen Ausſchüſſen auch dem für die Entwerfung der Unabhängigkeits-Erklärung angehörte, ſo überließ er doch Jefferſon dieſe Arbeit und nahm deſſen Entwurf ſo gut wie unverändert an. Aeußerſt wichtig dagegen wurde für Franklin's Verhältniß zur Revolution der Korreſpondenz-Ausſchuß, welcher unter ſeinem Vorſitz mit europäiſchen Freunden der amerikaniſchen Sache Verbindungen anzuknüpfen und die Hülfe fremder Mächte in ihrem Kampfe gegen England zu erlangen ſuchen ſollte.

Wenn auch nicht mit Namen genannt, ſo war mit dieſen „fremden Mächten“ eigentlich nur Frankreich gemeint. Franklin kannte von London her und in Folge ſeiner wiederholten Beſuche des Kontinents aus Frankreich die Stimmung der franzöſiſchen Geſellſchaft und glaubte hier begründete Ausſicht auf Erfolg zu haben. In London unterhielt er ſtets gute Beziehungen zur franzöſiſchen Geſandtſchaft, wenn er ihr auch nicht viel Gutes gegen England zutraute. Unmittelbar vor ſeiner Abreiſe von dort hatte ihn der damalige Geſandte Garnier aufgeſucht und durch den Hinweis auf die Gunſt erfreut, welche Frankreich jener Zeit den gegen alle ähnliche Uebermacht kämpfenden Niederlanden geleiſtet habe. Dieſe Ermuthigung hatte Franklin nicht vergeſſen, als der Kongreß am 29. November 1775 den obigen Ausſchuß ernannte. Als deſſen Vorſitzender ſchrieb er ſeinen erſten Brief an den völkerrechtskundigen Profeſſor Charles W. F. Dumas, einen geborenen Schweizer, welcher im Haag wohnte und viel mit den dortigen Geſandten verkehrte. Franklin bat ihn, bei dieſen vertraulich anzuklopfen, ob irgend eine fremde Macht wohl geneigt ſei, den Kolonien zu Hülfe zu kommen und ein Bündniß mit ihnen zu ſchließen, ſowie europäiſche Kaufleute zur Verſchiffung von Gewehren, Geſchützen, Pulver und Kriegsvorräthen nach Amerika zu veranlaſſen. In demſelben Sinne wandte er ſich ſpeziell für Frankreich an Arthur Lee, welcher ſich beim Ausbruch der Feindſeligkeiten von London nach Paris begeben hatte, und an einen in letzterer Stadt wohnenden alten Bekannten und Ueberſetzer ſeiner Werke, den Doktor Dubourg, den er außerdem noch um Gewinnung einiger tüchtigen Artillerie- und Ingenieur-Offiziere bat. Noch ehe Antwort von Europa eintreffen konnte, ſah ſich der Ausſchuß gezwungen, eine weiter gehende Maßregel zu ergreifen. Da der Kongreß weder Kredit hatte, Geld zu borgen, noch die Macht, Steuern aufzulegen, ja nicht einmal die Mittel, mehr als die Hälfte der Armee Waſhington's mit Waffen und Uniformen zu verſehen, geſchweige denn zu bezahlen, ſo war man in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt, die in der reichen Heimath verſagte Hülfe im verſchuldeten Ausland zu ſuchen. Aus dieſem Grunde ernannte denn der Korreſpondenz-Ausſchuß im März 1776 den wenig zu verläſſigen und unfähigen Silas Deane zum kaufmänniſchen Kommiſſär und Agenten für Frankreich, damit er dort zunächſt hundert Geſchütze nebſt entſprechender Munition, Waffen und Bekleidung für 25,000 Mann erbitte. Franklin empfahl den, der franzöſiſchen Sprache völlig unkundigen Deane an Dubourg, welcher ihn bei den franzöſiſchen Miniſtern und in der Pariſer Geſellſchaft einführte und unterſtützte. Erſt nach langem ängſtlichem Warten traf im September 1776, zur Zeit der ſchwerſten Niederlagen und der äußerſten Gefahr, eine troſtreiche Antwort von letzterm ein. Frankreich war bereit, unter Umſtänden die Hülfe zu leiſten, deren man ſo dringend bedurfte. Jetzt gewannen die mit dieſer Macht auf's Ungewiſſe hin angeknüpften Beziehungen eine greifbarere Geſtalt und praktiſchere Bedeutung, ja, angeſichts der jammervollen militäriſchen Lage und der noch ſchlechteren Ausſichten in die nächſte Zukunft, wurde ihre möglichſt geſchickte Ausbeutung zur Lebensfrage für die ohnmächtige Republik. Deane, das ſah man ein, war dieſer ſchwierigen Aufgabe nicht gewachſen. Man brauchte vielmehr in Paris einen Vertreter, welcher Unabhängigkeit und Würde des Charakters mit perſönlichem Gewichte und langjähriger diplomatiſcher Erfahrung verband. Es gab damals nur einen ſolchen Mann in den Vereinigten Staaten, das war Franklin. Der Kongreß beſchloß alſo am 26. September 1776, ihn als bevollmächtigten Geſandten und Miniſter nach Frankreich zu ſchicken und ihm die dort bereits weilenden Silas Deane und Arthur Lee in gleicher Eigenſchaft an die Seite zu ſtellen, damit ſie dort ſowohl Unterſtützung als Anerkennung der Vereinigten Staaten erlangten und wo möglich gleich ein Bündniß abſchlöſſen. Franklin zauderte trotz ſeines hohen Alters und der ſchlechten Jahreszeit keinen Augenblick, dem in ihn geſetzten Vertrauen zu entſprechen. Noch vor ſeiner Abreiſe erhielt er die Nachricht von Lee, daß die Vereinigten Staaten einflußreiche und ihm damals noch unbekannte Freunde, wie Beaumarchais und Turgot in Frankreich beſäßen, und daß dieſes bereits durch Ueberlaſſung von Uniformen, Waffen und Pulver, ſo wie einiger Millionen Franken den ſchlagendſten Beweis für ſeine Hülfsbereitwilligkeit gegeben habe.

Franklin verließ Philadelphia am 26. Oktober, landete in Nantes am 7. Dezember und kam Ende Dezember in Paris an, welches für die nächſten acht Jahre das Feld ſeiner erfolgreichen Thätigkeit werden ſollte.

In Frankreich liefen zu jener Zeit zwei verſchiedene, tief greifende Strömungen neben einander her, welche, richtig erkannt und ausgebeutet, ſich vortrefflich für Amerika verwenden ließen. Auf der einen Seite ſtand die nüchterne politiſche Berechnung, der Haß und das Rachegelüſte gegen England und die Wiederherſtellung der im ſiebenjährigen Kriege arg geſchädigten Waffenehre, welche namentlich im Miniſterium des Auswärtigen und in den militäriſchen Kreiſen ihren entſchiedenen, wenn auch weniger lauten Ausdruck fand; auf der andern ſprach ſich für die junge Republik die ſog. Philoſophie jener Zeit aus, unter welcher die Stimme der pariſer Salons, die von dem hier blaſirten, dort enthuſiaſtiſchen, aber ſtets unklaren jungen Adel, von den reichen bürgerlichen Kreiſen und von den liberalen Schriftſtellern gemachte öffentliche Meinung zu verſtehen iſt. Als die hervorragendſten Vertreter der politiſchen und militäriſchen Anſchauung mögen hier der Graf von Vergennes und Herzog von Broglie, als die Repräſentanten der adeligen und literariſchen Kreiſe Lafayette und Beaumarchais genannt werden. Für die amerikaniſchen Diplomaten aber kam es darauf an, beide, in der Heimath einander oft feindliche Lager zur gemeinſchaftlichen Unterſtützung und Aktion jenſeits des Ozeans zu gewinnen.

Die ſog. damalige Philoſophie nahm an, daß es ſich zwiſchen England und ſeinen Kolonien um einen Kampf zwiſchen Despotismus und Freiheit handle, wie man beide Begriffe unter dem Einfluſſe der Rouſſeau'ſchen Lehren aufzufaſſen gewohnt war. Das bloße Wort Republik, an die klaſſiſchen Erinnerungen des

Alterthums anknüpfend, rief einen Enthuſiasmus hervor, welcher ſonſt nur der Glaubensſchwärmerei möglich und der Gegenwart beinahe unverſtändlich iſt. In Amerika war nach ihrer Auffaſſung der Dinge das Ideal längſt verwirklicht, welches man in Europa noch als frommen Wunſch erſehnte. Es gab dort keine alten ſtändiſchen Unterſchiede, und die Keime zu neuen waren zu wenig entwickelt, darum dem oberflächlichen Beobachter nicht ſichtbar; der dortige Staat war, wie man meinte, eine freiwillige Vereinigung aller freien und gleichen Bewohner des Landes; die Gleichberechtigung aller Konfeſſionen und das Nichtvorhandenſein des Königthums endlich war ihr ein Beweis für den höhern Grad menſchlicher Einſicht und bürgerlicher Tugend. „Ich will Dir jetzt,“ ſchreibt Lafayette an ſeine Frau, „von den Bewohnern des Landes erzählen. Sie ſind ſo liebenswürdig, als mein Enthuſiasmus ſie gemalt hatte. Ueberall begegnet man Wohlwollen, Güte und Liebe zur Freiheit und Heimath. Der reichſte und ärmſte Mann ſtehen einander gleich, und obgleich es einige ſehr große Vermögende giebt, ſo fordere ich doch Jedermann auf, den kleinſten Unterſchied in dem Benehmen dieſer beiden Klaſſen gegen einander zu entdecken. Was mich am meiſten entzückt, iſt der Umſtand, daß alle Bürger Brüder ſind. In Amerika giebt es keine Armen, ſelbſt nicht einmal einen Bauernſtand, wie wir ihn nennen würden. Jedes Individuum hat ſein kleines Eigenthum und dieſelben Rechte wie der reichſte Grundherr." Die Ideale von Staat und Geſellſchaft ſind alſo — ſo ſchloß man in Frankreich — keine bloßen Traumgebilde; die Amerikaner zeigen, daß ſie ſich verwirklichen laſſen. Es iſt deßhalb doppelte Pflicht, ihnen zu helfen, weil ſie doch nur das Programm ausführen, welches franzöſiſche Philoſophen längſt aufgeſtellt haben. So ſahen Adel und Philoſophie in ihrer Eitelkeit nur ſich ſelbſt in den Amerikanern wieder, nickten ihnen gnädig Beifall zu und feierten in den dortigen Ereigniſſen ihre eigene Verherrlichung. „Nichts war intereſſanter und auffallender" — ſchreibt Graf Ségur kurz nach der Ankunft der amerikaniſchen Bevollmächtigten — „als der Gegenſatz im Luxus unſerer Hauptſtadt, in der Eleganz unſerer Moden, in der Pracht von Verſailles und aller lebendigen Spuren des monarchiſchen Stolzes Ludwig's XIV., ſowie in der feinen edlen Würde unſerer Großen mit der beinahe bäuerlichen Kleidung, der einfachen aber ſtolzen Haltung, der freien und offenen Sprache und einfachen Friſur der Amerikaner, kurz mit jenem antiken Weſen, welches plötzlich inmitten der verweichlichten und höfiſchen Ziviliſation des achtzehnten Jahrhunderts einige Weiſe und Zeitgenoſſen Plato's oder Republikaner aus den Tagen Cato's und Fabius' bei uns einzuführen ſchien. Dieſes ungewohnte Schauſpiel gefiel uns um ſo mehr, als es uns ganz neu war, und als es grade zu einer Zeit ſtattfand, wo Literatur und Philoſophie unter uns allgemein den Wunſch nach Reformen rege machten, den Hang nach Neuerungen erweckten und die Keime eines lebhaften Verlangens nach Freiheit in uns legten. Die Delegaten des Kongreſſes waren noch nicht offiziell als diplomatiſche Agenten anerkannt, unſer Souverain hatte ihnen noch keine Audienz bewilligt und der Miniſter verhandelte nur indirekt mit ihnen. Aber die ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten der Hauptſtadt und des Hofes, die berühmteſten Philoſophen, Gelehrten und Schriftſteller beſuchten ſie täglich in ihrem Hauſe. Ihren eigenen Schriften und ihrem perſönlichen Einfluſſe ſchrieben ſie den glänzenden Fortſchritt liberaler Ideen in der neuen Welt zu, und ihr geheimer Ehrgeiz ließ ſie ſchon ſich ſelbſt als dereinſtige und eben ſo erfolgreiche Geſetzgeber für Europa erblicken, wie ihre Nebenbuhler es bereits in Amerika waren. —

Der enthuſiaſtiſche Eifer des jungen Adels und der revolutionären Literaten lag natürlich den alten Politikern und Staatsmännern fern: für ſie gab es keinen andern Geſichtspunkt, als den, aus Englands Verlegenheit und Schaden den möglichſt großen Nutzen für Frankreich zu ziehen. So hatte denn gleich vom pariſer Frieden an die franzöſiſche Politik die durch den unglücklichen Krieg erlittenen Scharten wieder auszuwetzen geſucht. Wo England ſich nur eine Blöße gab oder zu geben drohte, im Mittelmeer, in der Türkei, in Indien oder in Amerika, überall belauerte der unermüdliche Choiſeul mit raſtloſem Eifer jeden ſeiner Schritte. So durchſtreiften denn auch ein ganzes Jahrzehnt lang franzöſiſche Spione und Agenten die amerikaniſchen Kolonien und berichteten regelmäßig über die täglich erbitterter werdenden Verwicklungen nach Verſailles. Dort war der Punkt, wo der franzöſiſche Miniſter den verhaßten Nebenbuhler empfindlich zu demüthigen, wo er die Gelegenheit zu finden hoffte, Frankreich wieder zu ſeinem frühern Einfluß und ſeiner ſchiedsrichterlichen Stellung in der europäiſchen Staatenfamilie zu erheben. Graf Vergennes, der bekannte Nachfolger Choiſeul's, arbeitete in demſelben Geiſte und zunächſt mit denſelben Mitteln weiter. Als man endlich jenſeits des Ozeans zum bewaffneten Zuſammenſtoß und zum Kriege gelangt war, hielt Vergennes den Augenblick für gekommen, den lange vorbereiteten Streich zu führen, beſchränkte ſich aber zunächſt auf geheime Unterſtützung der Amerikaner, zumal dieſe erſt den Ernſt ihres Willens zu beweiſen hatten. Er war durch ſeine Offiziere von der eigentlichen Lage der Dinge ſtets ſehr gut unterrichtet. „Dieſes Volk iſt ſo [illegible]," ſchreibt Duportail, franzöſiſcher Offizier, amerikaniſcher General und nach ſeiner Rückkehr Kriegsminiſter der Gironde, ſchon im Jahre 1777, „daß es ohne Nerv und ohne Energie handelt, daß es ohne Leidenſchaft und Kraft für ſeine eigene Sache ficht, und daß es ſich höchſtens dahin drängen läßt, wohin der erſte beſte bewegende Anſtoß es treibt. In jedem Kaffee von Paris herrſcht mehr Begeiſterung für dieſe Revolution, als in allen dreizehn Provinzen zuſammengenommen. Darum iſt es nöthig, daß Frankreich dieſen Krieg zu Ende führt und die Amerikaner mit den erforderlichen Mitteln verſieht, um ſeine Beſchwerden zu mildern. Das wird allerdings einige Millionen koſten, aber ſie werden gut angelegt ſein." Frankreich gab in der Folge 27 Millionen Franken her, von denen es den Amerikanern 9 Millionen ſchenkte. Für die franzöſiſchen Staatsmänner kam deßhalb das amerikaniſche Volk als willenloſes Werkzeug nur in ſo weit in Betracht, als ſie es für ihre politiſchen Zwecke verwenden konnten. Noch im Dezember 1776 wollte der Herzog von Broglie gegen gute Worte und noch mehr Geld den Kolonien als Generaliſſimus dienen, um innerhalb dreier Jahre ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen. Es galt ihm als ausgemacht, daß weder Waſhington noch irgend ein Amerikaner das vermöge. Der ſpätere amerikaniſche General Kalb, welchen er damit beauftragt hatte, den Amerikanern die Möglichkeit zu zeigen „das Gute zu thun", war klug genug, ſich ſofort nach ſeiner Landung von der Unausführbarkeit der Broglie'ſchen Abſichten zu überzeugen und ſie für ſich zu behalten.

Franklin nun verſtand es vortrefflich, dieſe beiden Strömungen als Bundesgenoſſen für ſich zu gewinnen, die ſog. Philoſophie im Sturme zu erobern, die Politik ſich aber allmälig geneigt zu machen. In den pariſer Salons war er von ſeinem erſten, in Einfachheit und Beſcheidenheit berechneten Auftreten an, der Abgott der höhern Geſellſchaft, welche ſich förmlich um ſeine Gunſt riß. Um nicht eine zu alltägliche Erſcheinung zu werden, nahm er ſeine Wohnung in Paſſy und zeigte ſich nur in ausgewählten Kreiſen oder bei beſonderen Gelegenheiten. Durch dieſe Haltung und ſeine heitere zur Schau getragene Zuverſicht gelang es ihm von hier aus, in Europa den Glauben täglich allgemeiner zu machen, daß die Sache Amerika's die Angelegenheit der Freiheit der ganzen gebildeten Welt, der Menſchheit überhaupt ſei. So ließ er ſich denn auch die ihm ſo verſchwenderiſch entgegengetragenen perſönlichen Huldigungen gern gefallen, wenn er ſich auch jeden Augenblick der Unverträglichkeit ſeiner nüchtern geſunden Anſchauungen und poſitiven Ziele mit der ſentimentalen Ueberſchwenglichkeit und maßloſen Zerfahrenheit der tonangebenden Kreiſe wohl bewußt war. Trotz ſeiner mangelhaften Kenntniß des Franzöſiſchen lernte er ſehr gut ihre Sprache reden, verbarg hinter einem verbindlichen Lächeln ſeinen überſprudelnden Spott und machte ihm höchſtens in vertraulichen Mittheilungen an ſeine Freunde Luft. So lachte er über die 150 Büſten, Bilder und Portraits, welche im Laufe weniger Jahre in Paris von den Zügen „des amerikaniſchen Weiſen“ veröffentlicht wurden, über die Medaillons, welche ihn auf Schnupftabaksdoſen und in Ringen vorſtellten, und meinte, er müſſe ſich gut aufführen und dürfe nicht davon laufen, da er leicht vom erſten Beſten auf der Straße wieder erkannt werden würde. „Gelehrte Sprachforſcher meinen“ — ſchreibt er einmal ſeiner Tochter Sarah — „daß der Name doll (Puppe) vom Worte Idol abgeleitet wird. Auf Grund der großen Zahl der von ihm gemachten Puppen, kann dein Vater füglich von ſich behaupten, daß er in dieſem Sinne hier zu Lande idolliſirt wird.“ „Vielleicht wenige Fremde,“ ſagt er ein ander Mal in einem Briefe an einen Freund, „haben das Glück gehabt, hier ſo populär zu ſein wie ich, aber ich kann nicht erwarten, immer in Mode zu bleiben, wenn ich auch hoffe, mir während meines hieſigen Aufenthaltes die Freundſchaft der franzöſiſchen Damen zu bewahren, deren Geſellſchaft und Unterhaltung gleich liebenswürdig ſind.“ Wie reizend und ganz im Geiſte der Salons jener Tage iſt der folgende kleine Zettel, welchen er dem Abbé La Roche ſchrieb: „Benjamin Franklin vergißt nie eine Geſellſchaft, in welcher Frau Helvetius erwartet wird. Selbſt wenn er heute Morgen zu den Freuden des Paradieſes berufen worden wäre, ſo würde er doch um die Erlaubniß gebeten haben, noch bis halb zwei Uhr auf der Erde verweilen zu dürfen, um die Umarmung zu empfangen, welche ſie ihm heute bei

Turgot's verſprochen hat.“ Wenn hier vielleicht auch von ſeinem Gefühle für eine von ihm verehrte Frau hingeriſſen, welche er noch in ſeinem 76. Lebensjahre hätte heirathen wollen, ſo handelte der gewiegte Diplomat doch ſtets mit gut berechneter Abſicht und leitete, indem er die allgemeine, ihm perſönlich gewidmete Aufmerkſamkeit ausſchließlich für ſeine Sache verwerthete, die öffentliche Meinung in viel höherm Grade, als er ſich von ihr leiten ließ. Wohl mochte er ſich innerlich über die Komödie luſtig machen, als er ſeinen Enkel von Voltaire mit den Worten „Gott und Freiheit!“ ſegnen ließ, worüber alle Anweſenden, wie Voltaire in ſeinem Tagebuch ſelbſt bemerkte, Thränen der Rührung vergoſſen; oder als Franklin und Voltaire vor der verſammelten Akademie ſich in die Arme ſanken und „Solon“ und „Sophokles“, wie man in Paris ſagte, ſich den Bruderkuß gaben. Dieſe melodramatiſchen Vorſtellungen hatten aber den bedeutenden politiſchen Vortheil, daß Paris das Theater und das ganze gebildete Europa der Zuſchauer war, daß ſie alſo in ihren Einwirkungen auf den öffentlichen Geiſt ebenſo viel, wenn nicht mehr bedeuteten, als eine von den Amerikanern gewonnene Schlacht. Wie muß aber der alte Spötter, nach Hauſe zurückgekehrt, wahrhaft homeriſch gelacht haben, als er von einer ſeiner begeiſtertſten Verehrerinnen, der alten Gräfin Sophie Houdetot, der bekannten Freundin Rouſſeau's, in ihrem Schloſſe Sanoy als

Held und Weiſer, als Geſetzgeber einer und Wohlthäter zweier Welten, als Schöpfer der Freiheit und des Glücks der Menſchen gefeiert ward*). Doch nein, damals lachte Franklin gewiß nicht, denn er hatte grade in jenen Tagen den franzöſiſchen Hof ſchon wie-

---

*) Einige aus dem Feſtprogramme ausgezogene Verſe mögen dem Leſer ein ungefähres Bild von dieſer überſchwenglichen Feierlichkeit geben.

Bei Franklin's Ankunft ſprach die Gräfin, welche ihm mit der ganzen Geſellſchaft eine halbe Stunde weit entgegen gegangen war:

Ame du héros et du sage,
Oh liberté! premier bienfait des dieux!
Hélas! c'est de trop loin que nous t'offrons des vœux!
Ce n'est qu'en soupirant que nous rendons hommage
Au mortel qui forma des citoyens heureux.

Bei dem glänzenden Mittageſſen wurde zum erſten Toaſt der folgende Vers mit Muſik geſungen:

De Benjamin célébrons la mémoire,
Chantons le bien qu'il a fait aux mortels;
En Amérique il aura des autels,
Et dans Sanoy nous buvons à sa gloire.

Beim zweiten Toaſte ſang die greiſe Gräfin:

Il rend ses droits à l'humaine nature,
Pour l'affranchir il voulut l'éclairer,
Et la vertu, pour se faire adorer,
De Benjamin emprunta la figure.

Der Graf Houdetot fuhr beim dritten Glaſe fort:

Guillaume Tell fut brave, mais sauvage,
J'estime plus notre cher Benjamin;

der einmal um neue Unterſtützungen in Geld und Waffen, um die Mitwirkung einer Flotte zu bitten.

In den Verhandlungen mit Vergennes handelte es ſich dagegen um ſehr reale Fragen. Der Miniſter wollte der Haltung der Vereinigten Staaten erſt mehr Feſtigkeit gegeben ſehen, ehe er ihre Unabhängigkeit anerkannte und ſich zu einem Bündniß mit ihnen herbeiließ. Die beiden erſten Feldzüge bis zum Herbſte 1777 vermochten erſt recht nicht, ihn zum raſchen Eingreifen zu beſtimmen. Franklin konnte alſo nichts Beſſeres thun, als günſtigere Zeiten abzuwarten und nur in den dringendſten Fällen franzöſiſche Hülfe in Anſpruch zu nehmen. Er kam ſtets zur rechten Zeit und ſprach nie zu lange oder zu viel, ließ ſich aber keine

De l'Amérique en fixant le destin,
A table il rit, et c'est là le vrai [illegible]

Beim vierten Glaſe fiel die Gräfin wieder ein:

Je dis aussi, vive Philadelphie!
L'indépendance a de quoi me tenter;
Dans ce pays je voudrais habiter,
Quoiqu'il n'y ait ni bal ni comédie.

Zum fünften Glaſe ſang Frau v. Vernan:

Tous nos enfants apprendront de leurs mères
A vous aimer, vous croire et vous bénir;
Vous enseignez ce qui peut réunir
Tous les humains dans les bras d'un seul père.

In dieſer Tonart ging's den ganzen Abend fort.

Gelegenheit entgehen, ſeine Anliegen vorzubringen, und verdarb ſich die Gunſt und das Wohlwollen des mächtigen Freundes nie durch unbequeme Zudringlichkeit. Dieſer wußte zwar, daß jeder neue Beſuch Franklin's einen neuen Gefallen, eine vielleicht koſtſpieligere Dienſtleiſtung bedeutete, ſah ihn aber trotzdem immer mit Vergnügen, weil der Geſandte mit voller Würdigung der auf beiden Seiten obwaltenden Schwierigkeiten beſcheiden zu fordern, ſeine Forderungen aber mit kurzen und ſchlagenden Beweiſen zu unterſtützen pflegte und ſelbſt in den trübſten Stunden von feſtem Vertrauen auf den endlichen Sieg ſeiner Sache beſeelt war. Einem ſo weiſen, ſtets maßhaltenden Manne, wie Franklin, waren alle Uebertreibung und Anmaßung fremd; er fand in richtigem Taktgefühl ſtets die Grenzen, welche nur maßloſes Ungeſtüm und übergroßer Eifer zu überſchreiten pflegen. So gewann der einflußreiche, ariſtokratiſche Miniſter den machtloſen bürgerlichen Diplomaten lieb und lieh ſeinen Vorſtellungen und Bitten ſtets ein aufmerkſames Ohr. „Amerika," ſchrieb Vergennes einige Jahre ſpäter, „verdankte es vor Allem dem Vertrauen, welches Franklin uns einflößte, daß ihm Frankreich in ſeiner Noth mit Geldhülfe beigeſtanden hat. Ein anderer Geſandter würde nicht dieſelben Vortheile erzielt haben." Wenn man bedenkt, daß zu jener Zeit Monate, ja oft ein halbes Jahr vergingen, ehe nur auf einen Brief von Paris die Antwort aus Amerika zurückkommen konnte, daß alſo falſchen Gerüchten und unbegründeten Vorausſetzungen ein doppelt weiter Spielraum geboten war; wenn man ferner erwägt, daß die Engländer überall in Europa und ſelbſt in Frankreich ihre Sendlinge hatten, welche mit allen möglichen Mitteln und in allen Geſellſchaftskreiſen dem amerikaniſchen Einfluß entgegenarbeiteten, und daß bei den wirklich ſchlechten Nachrichten aus Amerika ſelbſt der diplomatiſche Bruch zwiſchen den Kabinetten von London und Paris noch nicht erfolgt war, ſo kann man ſich einen annähernden Begriff von der ſchwierigen Lage Franklin's machen, der trotz der Unthätigkeit und ſelbſt Böswilligkeit ſeiner Kollegen nicht allein den gewonnenen Boden behauptete, ſondern täglich mehr befeſtigte und ausdehnte, ja endlich ſeine ſiegesgewiſſen Verheißungen durch die Gefangennahme Bourgoyne's bei Saratoga gekrönt ſah. Jetzt trat er, der bisher mit Würde gewartet hatte, aus ſeiner Zurückhaltung heraus und wußte mit ebenſo großer Energie zu handeln; jetzt endlich gab auch Frankreich ſeine Reſerve auf und ſchloß am 6. Februar 1778 ſeinen Freundſchafts- und Handels-Vertrag, ſowie ſein Bündniß mit den Vereinigten Staaten.

Nur ein Geſandter von Franklin's Anſehen und ſeiner Beliebtheit konnte die günſtige Wendung der militäriſchen Angelegenheiten ſo glatt und ſo ſchnell für den Vortheil ſeines Landes verwerthen. Er beſaß die nur bei Diplomaten erſten Ranges hervortretende große

Eigenſchaft, daß er ſtets den Hauptzweck im Auge behielt, auf deſſen Erreichung es zur Zeit ankam, daß er auf untergeordnete Fragen kein Gewicht legte und ſich deßhalb in Nebendingen nachgiebig zeigte. So konnten ſich beide Theile auch leicht über den vorliegenden Vertrag einigen. Frankreich zog weder für die Gegenwart, noch für die Zukunft irgend welche Vortheile aus der abhängigen Lage der Vereinigten Staaten, ſtellte dieſen nur die einzige Bedingung, daß ſie nie wieder in ihr altes Unterthanen-Verhältniß zu England zurückkehren ſollten, und erkannte in allen übrigen Punkten die Gleichberechtigung der beiderſeitigen Intereſſen an, wonach namentlich der eine Bundesgenoſſe nicht ohne die Kenntniß und Zuſtimmung des andern Frieden ſchließen durfte. Sechs Wochen nach Abſchluß des Bündniſſes fand die Vorſtellung Franklin's beim Könige ſtatt. Der alte Joſua Franklin hatte ſeinen Sohn Benjamin als Kind oft mit den Worten Salomon's zur Arbeit und zur Pflichterfüllung angefeuert: „Sieheſt Du einen Mann redlich in ſeinem Geſchäfte, der wird vor den Königen ſtehen, und wird nicht vor den Unedlen ſtehen.“ Jetzt, am 20. März 1778, als in Franklin's Empfange am Verſailler Hofe eine neue Macht der Erde anerkannt wurde, ſollte ſich dieſer Spruch am Sohne in viel weiterer Ausdehnung bewähren, als der Vater je geahnt hatte.

Uebrigens ſtanden Franklin bei jener, wie bei anderen diplomatiſchen Verhandlungen die von dem unfähigen und mißtrauiſchen Kongreß ihm beigegebenen Mitarbeiter nur hindernd im Wege, ſo daß ihm allein der Ruhm der diplomatiſchen Erfolge in Frankreich zukommt. Abgeſehen von ſo unbedeutenden Menſchen, wie A. Lee, Ralph Izard, Thomas Morris und And., welche in ihrer Unfähigkeit, Eiferſüchtelei und Großmannsſucht ſtets nur ihr kleines Ich in den Vordergrund drängten, ſchadeten ihm und ſeiner Aufgabe auch ſeine politiſch oder geiſtig bedeutenderen pariſer Kollegen. Silas Deane zunächſt war wenigſtens ein aufrichtiger Bewunderer Franklin's; ſonſt aber ein Mann von kleinen Mitteln und Zielen, urtheilslos und einflußlos, von der pariſer Geſellſchaft mehr für ihre Zwecke ausgebeutet, als ſelbſt leitend und ſeine Sache fördernd. Der ehrgeizige Arthur Lee dagegen war ein eitler Schwätzer, verlogener Intriguant und alle Welt verdächtigender kleiner Politiker, der überall Unfrieden und Mißtrauen ſäete und ſich ſelbſt natürlich für viel bedeutender als Franklin hielt. Sich in alle Geſchäfte miſchend, verwirrte er ſie nur und brachte nichts zu Stande, trotzdem daß er nach Spanien, Berlin und Wien eilte, um mit den großen europäiſchen Mächten Bündniſſe abzuſchließen und ihnen mit wahrhaft komiſcher Unverfrorenheit ſeinen Rath über Krieg und Frieden, über militäriſche Operationen zu Waſſer und zu Lande aufzudrängen. „Ein jungfräulicher Staat wie der unſrige,“ ſchrieb ihm Franklin warnend nach Spanien, „ſollte auch ſtets ſeinen jungfräulichen Charakter bewahren und nicht umherlaufen, um nach Bündniſſen zu ſuchen, ſondern mit Würde und Anſtand die Bewerbung Anderer abwarten.“

Auch die ſpäteren Kollegen Franklin's erwieſen ſich ihm nicht förderlich in der Erledigung ſeiner Aufgaben und der Erreichung ſeiner Ziele. Selbſt ein ſonſt ſo bedeutender Mann wie John Adams, welcher im Februar 1780 als Bevollmächtigter für England nach Paris kam, erſchwerte dem erfahrenen Diplomaten ſeine Arbeit durch unberufenes und anmaßendes Auftreten bei Vergennes. Zwar machte er ſich dadurch beim Kongreſſe beliebt, der eine ſehr übertriebene Meinung von ſeiner eigenen Bedeutung hatte und deßhalb gern glaubte, Frankreich keinen Dank zu ſchulden; verletzte aber den franzöſiſchen Miniſter, deſſen guten Willen es bei der beſtändigen amerikaniſchen Geldnoth und Hülfloſigkeit zu erhalten galt, ſo ſehr, daß dieſer ſich weigerte, mit Adams weiter zu verhandeln. Nur dem klugen Einlenken Franklin's gelang es, einem Bruch vorzubeugen. Dieſer ſah überhaupt ſtets weiter als ſeine Landsleute, vergaß nie die tiefe Kluft zwiſchen dem Erreichten und dem zu Erreichenden und kannte zu ſehr die Schwäche ſeiner eigenen Sache, als daß er ſich eingebildet hätte, ohne franzöſiſche Hülfe einen ehrenvollen Frieden erlangen zu können. Wenn nun ſelbſt ein ſo hervorragender Juriſt und Staatsmann, wie John Jay, ſeine Stellung ſo weit verkannte, daß er Bedingungen vorſchreiben wollte, wo er nur freundſchaftliche Dienſte beanſpruchen konnte, und wenn Adams und Jay ihr Mißtrauen gegen Frankreich überall offen zur Schau trugen, ohne irgend einen Beweis dafür beibringen zu können, ſo darf es uns auch nicht wundern, daß ihr jüngſter Kollege, Oberſt John Laurens, zu derſelben Zeit (April 1781), wo er zur Abwendung des Alleräußerſten von Frankreich einen Kredit von 25 Millionen Franken verlangte, dem Miniſter Vergennes mit der Drohung imponiren zu können glaubte, daß die Vereinigten Staaten im Falle der Weigerung in die Arme Englands zurückeilen und mit ihm gemeinſchaftliche Sache gegen Frankreich machen würden. Kurz, das große diplomatiſche Geſchick und der unerhörte Erfolg, welche auch während des Krieges die Verhandlungen der Vereinigten Staaten mit Frankreich ausgezeichnet haben, ſind einzig und allein das Verdienſt Franklin's.

Wie er durch weiſes Maßhalten und taktvolles Handeln ein ſo günſtiges Bündniß zu Stande gebracht, und wie er in Berückſichtigung der wirklichen Machtverhältniſſe ſeinem Vaterlande während der nächſten vier Jahre alle Vortheile eines mächtigen Bundesgenoſſen geſichert hatte, ohne zu deſſen Vaſallen herabzuſinken, ſo krönte er ſeine achtjährige diplomatiſche Thätigkeit durch ſein letztes Meiſterwerk: den Pariſer Frieden, deſſen glücklicher Abſchluß ein ebenſo wichtiger politiſcher Erfolg für die Vereinigten Staaten, als ein großer Triumph über die zünftigen engliſchen und franzöſiſchen Diplomaten war.

Seit dem Jahre 1780 waren ſchon bei verſchiedenen Gelegenheiten Friedensverſuche aufgetaucht. Sämmtliche Kriegführende waren des Kampfes müde, konnten ſich aber über die Bedingungen des Friedens nicht einigen. Während England ſich nicht zur Anerkennung der Vereinigten Staaten verſtehen wollte, gönnte Vergennes ihnen nicht die Beanſpruchung der weſtlichen und nördlichen Grenzen, und wähnte Spanien ſogar, die Amerikaner immer noch in einer Art Vaſallenthum vom Mutterlande halten zu können. Die Gefangennahme des Lord Cornwallis bei Yorktown (19. Oktober 1781) machte mit einem Schlage dieſen Strömungen ein Ende. Jetzt überzeugte ſich die engliſche Regierung ſehr ſchnell von der Unmöglichkeit der Fortſetzung des Krieges; auch die Vereinigten Staaten und Frankreich wünſchten nichts ſehnlicher als einen ehrenvollen Frieden. Lord North, der bisherige unbedingte Fürſprecher des Krieges, trat am 20. März 1782 zurück und machte dem Koalitions-Miniſterium Shelburne-Rockingham Platz. Lord Shelburne war ein alter Freund Franklin's und ſetzte ſich ſofort nach dem Rücktritt von North mit jenem in Verbindung, welcher ſeinem Wunſche nach

Frieden auf halbem Wege entgegen kam. Da Shelburne ſich allein nicht ſtark genug zur Bildung eines Miniſteriums fühlte, ſo veranlaßte er die Anhänger Rockingham's zum Eintritt in das Kabinet, deren angeſehenſter Führer Charles Fox war. Beide Partei-Schattirungen trauten aber einander nicht und ſtanden ſich, ſtatt in ihrer Vereinigung die einzig richtige Politik zu finden, von Anfang an mißtrauiſch, ja feindlich gegenüber. Fox, der gern ſelbſt mit den Vereinigten Staaten unterhandelt hätte, ſich aber durch Shelburne der Einwirkung auf den Frieden mit ihnen beraubt ſah, trat bereits am 30. Juni zurück, und Rockingham ſtarb einen Tag ſpäter. Jetzt hatte Shelburne zwar das Heft allein in den Händen, fand ſich jedoch ohne Anhang im Volke und ohne Mehrheit im Parlament, welch letzterem er bei ſeinem Zuſammentritt im November den Friedensvertrag vorlegen mußte, wenn er nicht ruhmlos die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten niederlegen wollte. Er war alſo gezwungen, ſich in die Arme Franklin's zu werfen, denn ſelbſt die Bedingungen des abzuſchließenden Friedens traten für ihn in ſeiner Verlegenheit in die zweite Linie.

Franklin beutete jetzt mit meiſterhaftem Geſchick dieſe Verlegenheit Shelburne's aus und machte ſich dadurch zum Herrn der Lage; ja er beſtimmte ſogar die Perſon des engliſchen Unterhändlers. Es war dies Richard Oswald, ein Schotte, begeiſterter Schüler von

Adam Smith und einſeitiger Volkswirth, der den Krieg unbedingt verabſcheute. Oswald, in Handelsſachen nicht unbewandert, hatte früher mehrere Jahre in Amerika gelebt und ſchon im April 1782 von Shelburne den Auftrag erhalten, mit Franklin in vorläufige Unterhandlungen zu treten. Dieſer fand in dem Manne das gefügige Werkzeug, welches er ſeinen Zwecken dienſtbar machen konnte, und knetete ihn wie weiches Wachs. Shelburne ließ ſich in der Folge ſogar von Franklin bewegen, ſeinen Abgeſandten auch mit dem Abſchluß des Friedens zu betrauen.

Franklin war durch ſeinen früheren Aufenthalt in London zu gut mit den leitenden Perſönlichkeiten, ſowie mit der Stellung und Macht der Parteien bekannt geworden, als daß er nicht gewußt hätte, wie weit er gehen konnte und ſollte. Er war aber zugleich vorſichtig in ſeinen Forderungen, weil ihm das Miniſterium Shelburne kein großes Vertrauen auf längeren Beſtand einflößte, weßhalb er denn auch eher geneigt war, zur Erreichung des Hauptzweckes von formellen Bedenken abzuſehen, als z. B. ſein Kollege Jay, welcher erſt in die Verhandlungen eintrat, nachdem England die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten auf ſeinen Wunſch formell anerkannt hatte. Franklin ließ alſo am 10. Juli 1782 durch Oswald dem engliſchen Miniſter ſeine Bedingungen mittheilen und bezeichnete als ſolche: volle Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten, Begrenzung derſelben im Weſten durch den Miſſiſſippi und im Norden durch Canada auf Grund der Karte von 1771, ſofortige Zurückziehung der engliſchen Truppen, und endlich Freiheit der Fiſchereien an den Küſten von Neufundland. Vergennes wußte zwar um dieſe Verhandlungen, welche ſogar auf ſeinen Wunſch und mit ſeinem Wiſſen ſtattfanden, allein er kannte die Bedingungen nicht und erfuhr ſie erſt nach Abſchluß des vorläufigen Friedens.

Neben dieſen Verhandlungen Franklin's mit Oswald liefen gleichzeitig auch die Beſprechungen Grenville's und Fitzherbert's, der für Frankreich und Spanien ernannten engliſchen Geſandten, her. England, der Vereinigten Staaten ſicher, arbeitete viel eifriger auf den Frieden hin, nachdem der Seeſieg Rodney's bei St. Domingo (12. April 1782) ſeine Herrſchaft zur See wieder geſichert und dadurch einen ehrenvolleren und vortheilhafteren Frieden in Ausſicht geſtellt hatte. Frankreich dagegen war durch jene Niederlage ſeiner Flotte unter de Graſſe in eine diplomatiſch viel ungünſtigere Lage gerathen und dem ſofortigen Abſchluß des Friedens ebenſo abgeneigt geworden, weßhalb es durch Aufſchub und Verzögerung nur gewinnen konnte. Spanien endlich wollte den Frieden nicht, bis Gibraltar erobert ſei, und hielt ſich an Frankreichs Verſprechen, welches ſich beim Abſchluß ſeines Bündniſſes bereit erklärt hatte, erſt nach Einnahme dieſer Feſtung

Frieden zu ſchließen. Bei dieſen einander widerſtrebenden Intereſſen der europäiſchen Kriegführenden konnten die Verhandlungen nicht von der Stelle rücken. Vergennes rechnete natürlich auch auf den aktiven und paſſiven Beiſtand der amerikaniſchen Geſandten, zumal dieſe auf Grund des Vertrages vom 6. Februar 1778 vom Kongreſſe angewieſen worden waren, den Frieden nicht ohne Mitwiſſenſchaft und Mitwirkung Frankreichs abzuſchließen. Thaten ſie das, ſo hatte letzteres ſelbſtredend die Entſcheidung in der Hand, oder konnte wenigſtens beſſere Bedingungen erzwingen.

Gleichwohl entſchloß ſich Franklin, einſeitig mit England weiter zu verhandeln und womöglich zum Abſchluß zu gelangen. Der Kongreß hatte zu ſeinen Kollegen bei den Friedensverhandlungen John Adams, John Jay und John Laurens ernannt, von welchen der letztere nur noch rechtzeitig zur Unterſchrift des Vertrages eintraf. Adams haßte den an Erfahrung und Einfluß ihm überlegenen Franklin mit der ganzen Bitterkeit ſeiner Seele und entblödete ſich ſogar nicht, ihn beim Kongreſſe anzuklagen, daß er die Intereſſen ſeines Landes denen Frankreichs untergeordnet, wenn nicht geopfert habe. Jay war eine aufbrauſende und ſanguiniſche Natur, die unvermittelt von dem höchſten Vertrauen zum gehäſſigſten Mißtrauen überging. Ueber die Langſamkeit und Zweideutigkeit des Madrider Hofes noch erbittert, brachte er jetzt ſeine Mißſtimmung mit nach Paris und vereinigte ſich hier mit Adams in ſeinem Mißtrauen gegen das franzöſiſche Kabinet, welches nach ihrer Anſicht auf den Untergang der amerikaniſchen Republik hinarbeitete. Vergebens erklärte Franklin ſein unbedingtes Vertrauen in die Lauterkeit der Abſichten Vergennes', der ſie bis jetzt bei keiner berechtigten Forderung im Stich gelaſſen habe; allein es half nichts. Jay und Adams wollten den Erfolg ihrer Miſſion nicht von der Berückſichtigung franzöſiſcher Intereſſen abhängig machen und beſtanden auf dem ſelbſtändigen Friedensabſchluß mit dem engliſchen Bevollmächtigten.

Franklin hielt es ſchließlich für die beſte Politik, ſich der Mehrheit zu fügen, ſtatt den zwiſchen ihm und ſeinen Kollegen ausgebrochenen Zwieſpalt nach Außen hin zu verrathen. Einmal mußte er Adams und Jay von Vergennes fern halten, weil ſie durch ihr Mißtrauen und ihre Heftigkeit das bisher Gewonnene leicht gefährdet haben würden, dann aber drängte die Zeit zu ſehr, als daß die Sache dem Kongreſſe zur Entſcheidung hätte vorgelegt werden können, und endlich durfte er die ſo glücklich eingeleiteten Verhandlungen nicht aus der Hand geben, zumal Spanien auf Vergennes einen ſo ſtarken Druck ausübte, daß dieſer auf franzöſiſcher Seite zur Unterordnung der amerikaniſchen Intereſſen unter die ſpaniſchen geführt haben würde. So verletzte denn Franklin ſeine Inſtruktionen und erlangte am 30. November 1782 im vorläufigen Frieden mit England die Annahme ſämmtlicher oben angeführten Bedingungen. Die endgültige Genehmigung deſſelben ſollte erſt dann ſtattfinden, wenn auch Frankreich ſeinen Frieden mit England abgeſchloſſen haben würde. So glaubte Franklin dem Geiſte des Vertrags genügt zu haben, wonach der eine Bundesgenoſſe nicht ohne den andern Frieden ſchließen durfte. Von Spanien nahm er gar keine Notiz. Natürlich und mit Recht fühlte ſich Vergennes durch dieſes einſeitige Vorgehen der amerikaniſchen Geſandten beleidigt, da es im Widerſpruch zu den Verträgen, zu den Inſtruktionen des Kongreſſes und zu der loyalen Haltung Frankreichs gegen die Vereinigten Staaten ſtand; allein er machte in erſter Linie Adams dafür verantwortlich und trug Franklin ſein Verhalten nicht nach, zumal er ſich ſagen mochte, daß dieſer Recht daran gethan hatte, die Intereſſen ſeines Landes nicht zu Gunſten eines Dritten zu opfern oder nur zu gefährden. Jetzt mußte ſich Vergennes wohl oder übel zum ſofortigen Frieden mit England entſchließen. Bereits am 20. Januar 1783 konnten die Präliminarien zwiſchen beiden Mächten ausgewechſelt werden, ſo daß ſchon am 3. September 1783 unter ſämmtlichen Kriegführenden der endgültige Abſchluß zu Stande kam.

Es war ein glorreicher Frieden für die Vereinigten Staaten! Wie ein Rieſe überragte Franklin die Erſten unter Freund und Feind und beſiegte gleichſam ſpielend alle Schwierigkeiten der Verhandlungen. Wie er ſeine ungeſtümen Kollegen in ihren perſönlichen Voreingenommenheiten und Vorurtheilen gegen einander ausſpielte und von ſachlichem Unheil abhielt, wie er die doppelte Garnitur engliſcher Geſandten zu ſeinem Vortheil ausnutzte und Spanien vornehm ignorirte, wie er ſogar die Gegner erfolgreich patroniſirte und ſich unabhängig von Vergennes machte, wie fein er die kühnſte Politik mit der nüchternſten Berechnung zu vereinigen wußte — das Alles muß man, um es in ſeiner vollen Tragweite zu erkennen, in den diplomatiſchen Verhandlungen jener Zeit genauer nachleſen, welche namentlich im letzten Bande der Bancroft'ſchen Geſchichte klar und überſichtlich entwirrt werden. Hier möge nur die eine heute noch beredte Thatſache ihren Platz finden, daß Franklin die Unfähigkeit Oswald's und die Verlegenheit Shelburne's im Intereſſe ſeines Landes dahin ausbeutete, daß England ſich mit Canada in ſeinen jetzigen Grenzen, d. h. dem St. Croix Fluſſe, ſtatt des anfänglich vorgeſchlagenen Penobſcot, alſo ohne Winterhafen begnügte, ſo daß alſo die Vereinigten Staaten in dieſer nunmehr länger als die Hälfte des Jahres vom Meere abgeſchloſſenen Kolonie keinen ernſtlichen Nebenbuhler zu fürchten hatten.

Während Franklin nach dem Pariſer Frieden auf ſeine wiederholt beantragte Abberufung wartete, welche er jedoch erſt im Mai 1785 erhielt, ſchloß er unter verſchiedenen Verträgen mit fremden Mächten auch einen ab, welcher in der Geſchichte des Völkerrechts eine große Berühmtheit erlangt hat und uns Deutſche ganz beſonders angeht. Es iſt dies der preußiſch-amerikaniſche Freundſchafts- und Schiffahrts-Vertrag vom 10. September 1785, welcher, zuerſt im bewußten Gegenſatz zur bisherigen Praxis, die Unverletzlichkeit des Privateigenthums zur See, als Grundſatz aufſtellt. Franklin wiederholte hier, was er ſchon bei den Verhandlungen mit England vergeblich vorgeſchlagen hatte, daß nämlich die Seekaperei und der Krieg gegen unbewaffnete Menſchen gänzlich aufgehoben und auch die Kontrebande nicht konfiszirt, ſondern den Eigenthümern abgekauft, und nur verhindert werden ſolle, daß ſie dem Feinde zugeführt werde. Friedrich der Große ſtimmte ihm darin bei, da auch er von der Vorausſetzung ausging, „daß der Krieg nicht zum Verderben des Einzelnen, ſondern zu dem großen Endzweck geführt werden müſſe, einen anſtändigen und dauerhaften Frieden zu erlangen; daß daher die Seekaperei vollſtändig abzuſchaffen oder doch möglichſt einzuſchränken ſei, und daß, wenn zwei Mächte Krieg führten, die dritte nicht darunter leiden dürfe; daß folglich keiner der kriegführenden Theile ein Recht habe, die Waaren ſolcher neutraler Unterthanen, wenn ſie nicht zum unmittelbaren Kriegsgebrauche dienen oder in einen belagerten Haſen gebracht werden ſollen, aus einem feindlichen, freundlichen oder neutralen Schiffe zu nehmen."

Die Unterſchrift dieſes Vertrages war der letzte Akt ſeiner diplomatiſchen Thätigkeit, denn zwei Tage ſpäter (11. Juli 1785) reiſte Franklin nach Amerika ab, wo er am 14. September 1785 wieder landete.

Der laute und herzliche Jubel ſeiner Landsleute begrüßte den faſt achtzigjährigen Greis, welcher im Ganzen etwa zwanzig Jahre ſeinem Lande in Europa ſo weſentliche Dienſte geleiſtet hatte. Gegenüber dieſen großartigen Erfolgen verſtummte wenigſtens für einen Augenblick die Verläumdung, welche jeden öffentlichen Charakter in den Vereinigten Staaten verfolgt, während die Maſſen von dem urgeſunden, kräftigen und doch milden Weſen des Mannes ſympathiſch angezogen wurden und die edleren Geiſter des Volkes, Waſhington an ihrer Spitze, dem glücklich Heimgekehrten ihren Dank und ihre Glückwünſche entgegenbrachten. Aber immer noch fand der unermüdlich Thätige die ſehnlichſt gewünſchte Ruhe nicht, ſondern ließ ſich wieder in den öffentlichen Dienſt zwingen. Was Franklin in der ihm noch gebliebenen kurzen Spanne Zeit leiſtete, war ſeiner Vergangenheit würdig; allein es konnte ſeinem Ruhme kein neues Blatt mehr hinzufügen. Zunächſt wurde er unmittelbar nach ſeiner Rückkehr und blieb drei auf einander folgende Jahre lang Gouverneur des Staates Pennſylvanien. Dann entzog er als guter Patriot ſeine reichen Erfahrungen und ſein hohes Anſehen dem Lande nicht in einem Augenblick, wo es ſich in Folge der ſtaatlichen Zerfahrenheit um nationales Sein oder Nichtſein handelte. So trat er für Pennſylvanien in die verfaſſunggebende Verſammlung ein, welche vom 14. Mai bis zum 17. September 1787 in Philadelphia tagte und ſchließlich die gegenwärtige Konſtitution annahm. Hier ſtimmte er im Verein mit Waſhington, Hamilton, Madiſon und anderen Patrioten, bewirkte, obwohl im Prinzip für das Ein-Kammer-Syſtem, die Annahme der Beſtimmung, daß alle Staaten gleichmäßig im Senat vertreten ſein ſollten, und ſprach ſich für all die Maßregeln aus, welche dem bisherigen loſen Staatenbunde einen feſtern und dauerndern Charakter verliehen. So ſah er durch den letzten Akt ſeiner amtlichen politiſchen Thätigkeit auch das Gedeihen und die Freiheit ſeines Vaterlandes geſichert und konnte in Ruhe und Frieden am 17. April 1790 die Augen ſchließen.

Alle die großen politiſchen Ziele, für welche Franklin mit voller Kraft und Begeiſterung eingetreten war, waren erreicht: nur die Sklaverei, für deren Abſchaffung er noch wenige Wochen vor ſeinem Tode als Präſident der pennſylvaniſchen Abolitioniſten-Geſellſchaft mit jugendlichem Feuer gearbeitet hatte, war mächtiger als er und ſeine Zeitgenoſſen; denn ſie hörte erſt fünfundſiebenzig Jahre nach Franklin's Tode auf, die Vereinigten Staaten zu ſchänden. Von allen Forderungen aber, welche er als Samenkorn für die Zukunft geſäet hat, harrt zur Zeit nur noch die Unverletzlichkeit des Privat Eigenthums zur See ihrer Erledigung; indeſſen iſt es bei dem Fortſchritt, welchen die Welt ſeitdem auch auf dem Gebiete des Seerechts gemacht hat, kaum zweifelhaft, daß auch dieſe Frage in nicht zu ferner Zeit im Geiſte Franklin's endgültig geordnet werden wird.

Wir ſtehen am Ende eines langen, an Ehren und Siegen reichen Lebens, welches faſt ein ganzes Jahrhundert umfaßte und in deſſen höchſte Aufgaben beſtimmend eingriff. Möge es vor Allem der ſtrebſamen Jugend ein leuchtendes Vorbild der gewiſſenhaften Arbeit, der treuen Pflichterfüllung und der freudigen Hingebung an die öffentlichen Angelegenheiten ſein; möge aber namentlich jeder deutſche Vater ſeinem Sohne die durch die vorliegende ſchöne Ausgabe wieder zugänglich gewordene Erzählung Franklin's als Leſe- und Lehrbuch in die Hand geben! Denn der große Amerikaner iſt durch ſeine germaniſche Abſtammung und Auffaſſung der ſittlichen Pflichten des Lebens eben ſo ſehr der Unſrige, als Shakeſpeare bei uns Deutſchen gleich neben Goethe und Schiller ſteht. Heute mehr als in irgend einer frühern Zeit unſerer Geſchichte, wo wir endlich den nationalen Staat gegründet haben, heute gilt es in viel höherem Grade als früher, die Jugend im Dienſte und zu den Aufgaben dieſes Staates heranzuziehen, und ein Geſchlecht heranzubilden, welches die höchſten politiſchen Ziele nicht im Fluge erreichen und ohne Anſtrengung erndten will, ſondern welches mit liebevoller Arbeit das Gewonnene täglich mehr zu erweitern und mit dem Geiſte der Freiheit zu durchdringen ſtrebt.

Noch bei ſeinen Lebzeiten hat freundſchaftliche Bewunderung Franklin durch die Uebertreibung zu ehren geglaubt, daß er dem Himmel den Blitz und den Tyrannen das Szepter entriſſen habe (Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis). Franklin ſelbſt erläuterte dieſes geiſtreiche, aber unwahre Epigramm ſcherzend dahin, daß er den Donner da gelaſſen, wo er ihn gefunden, und daß mehr als eine Million ſeiner Landsleute gemeinſchaftlich mit ihm nach dem Szepter gegriffen habe. Nach ſeinem Tode hat kein Geringerer als Mirabeau ihm vor Europa die Trauerrede gehalten, und in Amerika, außer dem Kongreſſe, Waſhington ihm die ehrende Anerkennung ſeines Volkes in's Grab nachgerufen. Nicht dieſe beredten, von ſolchem Munde geſprochenen Worte will ich hier wiederholen, ſondern nur mit einem kurzen und anſpruchloſen Satze ſchließen, welchen Franklin im Jahre 1773 ſeinem Sohne ſchrieb und welchen ich vorzugsweiſe den jüngeren Leſern dieſes Buches zur Beherzigung empfehlen möchte: „Wenn Du das Wohlergehen Deines Volkes beſördern und es glücklicher verlaſſen kannſt, als Du es gefunden haſt, ſo wird, welche auch Deine politiſchen Anſichten ſein mögen, Dein Andenken ſtets geſegnet ſein!“

Charlottenbrunn in Schleſien, 18. September 1875.

Friedrich Kapp.

Benjamin Franklin's

Leben,

von ihm ſelbſt beſchrieben.

Twyford, bei dem Biſchof von St. Aſaph, 1771.*)

Mein lieber Sohn!

Ich habe mir ſtets ein Vergnügen daraus gemacht, irgend welche kleine Anekdoten über meine Vorfahren zu ſammeln. Du wirſt dich noch der Erkundigungen erinnern, welche ich unter meinen noch lebenden Verwandten anſtellte, als du mit mir in England warſt, und der Reiſe, welche ich zu dieſem Zwecke unternahm. Da ich mir einbilde, es dürfte für dich in gleicher Weiſe angenehm ſein, meine Lebensumſtände kennen zu lernen, von denen dir manche noch unbekannt geblieben ſind, und da ich den Genuß der ununterbrochenen Muße einer Woche in meiner gegenwärtigen ländlichen Zurückgezogenheit erwarte, ſo ſetze ich mich nieder, um ſie für dich aufzuzeichnen.

Hiezu veranlaſſen mich noch einige andere

---

*) Twyford war der Landſitz des Biſchofs Shipley, welchem Franklin ſehr befreundet war. D. H.

Beweggründe. Da ich aus der Armuth und Dunkelheit, worin ich geboren und aufgewachſen bin, zu einer gewiſſen Wohlhabenheit und einigem Ruf in der Welt mich aufgeſchwungen und meinen bisherigen Lebensweg mit einem nicht unbedeutenden Erfolge zurückgelegt habe, ſo werden meine Nachkommen vielleicht begierig ſein, die von mir angewandten Mittel kennen zu lernen, welche mir, unter Gottes Segen, ſo viel Gedeihen brachten, zumal ſie einige derſelben für ihre eigene Lage paſſend und darum der Nachahmung würdig erachten dürften.

Jenes Glück hat mich, wenn ich darüber nachdachte, ſchon manchmal zu der Aeußerung veranlaßt, daß, wenn es in meine Wahl gegeben wäre, ich gar keinen Anſtand nähme, daſſelbe Leben wiederholt noch einmal von vorn anzufangen, wobei ich nur das Vorrecht beanſpruchen würde, welches Schriftſtellern bei einer zweiten Auflage zuſteht: nämlich einige Druckfehler der erſten zu verbeſſern. Auch möchte ich, neben Berichtigung der Fehler, noch einige leidige Zufälle und Begebenheiten deſſelben mit anderen, günſtigeren vertauſchen. Allein ſelbſt wenn mir dies verwehrt wäre, würde ich noch immer das Anerbieten annehmen. Weil nun aber eine ſolche Wiederholung nicht zu erwarten iſt, ſo ſcheint wohl nichts dem abermaligen Durchleben unſres Daſeins ſo nahe zu kommen, als die Erinnerung an dieſes Leben ſelbſt und die ſchriftliche Aufzeichnung deſſelben, um dieſe Erinnerung ſo dauerhaft wie möglich zu machen. Damit werde ich überdies dem, bei alten Männern ſo natürlichen Hange mich hingeben, von ſich und ihren früheren Thaten zu reden, und meiner Neigung ganz unbeſchränkt folgen können, ohne deshalb denen langweilig zu werden, welche aus Achtung vor meinem Alter ſich verpflichtet halten möchten, mir zuzuhören, da es ja Jedem freiſtehen wird, mich je nach Belieben zu leſen oder nicht. Endlich aber — ich will es nur lieber gleich geſtehen, da mir doch Niemand das Gegentheil glauben würde — werde ich bei dieſer Arbeit vielleicht meine Eitelkeit zum guten Theil befriedigen. Ich habe nämlich kaum je die einleitende Redensart gehört oder geleſen: „Ich darf wohl ohne Eitelkeit behaupten,“ ohne daß nicht ſogleich irgend ein charakteriſtiſches Zeichen von Eitelkeit gefolgt wäre. Die meiſten Menſchen haſſen die Eitelkeit an Anderen, ſo ſehr ſie auch ſelbſt damit behaftet ſein mögen; allein ich heiße ſie willkommen, wo immer ich ihr begegne, in der Ueberzeugung, daß ſie oft für ihren Beſitzer und auch für Andere im Bereich ſeines Wirkungskreiſes Gutes erzielt. Es wäre daher in vielen Fällen gar nicht ſo unvernünftig, wenn ein Menſch dem lieben Gott für ſeine Eitelkeit ebenſo ſehr danken würde, wie für die übrigen Behaglichkeiten des Lebens.

Da ich nun gerade von Dank gegen Gott ſpreche, ſo will ich auch in aller Demuth anerkennen, daß ich das erwähnte Glück meines vergangenen Lebens ſeiner gütigen Vorſehung verdanke, welche mir die Mittel in die Hand gab, deren ich mich dann bediente, und welche ihnen Erfolg verlieh. Mein Glaube in dieſem Punkte veranlaßt mich zu hoffen – wenn ich mich auch nicht darauf verlaſſen darf — daß ſich dieſelbe Güte auch noch ferner an mir bewähren werde, indem ſie entweder die Dauer meines Glücks bis an das Ende meines Lebens verlängert, oder mich mit Kraft erfüllt, traurige Unfälle zu tragen, die auch mich, ſo gut wie Andere, treffen können. Die Geſtaltung meines künftigen Schickſals iſt nur dem bekannt, in deſſen Hand unſer Geſchick ruht, und der auch ſelbſt unſere Leiden zu unſerm Heile zu lenken vermag.

Die Aufzeichnungen eines meiner Oheime,

der wie ich gern Nachrichten über unſere Familie ſammelte, ſind mir zu Händen gekommen und haben mir mehrere Einzelnheiten über unſere Vorfahren geliefert. Aus dieſen Notizen erfuhr ich, daß, während einer Zeit von mindeſtens dreihundert Jahren, die Familie in demſelben Dorfe (Ecton in Northamptonſhire) auf einem Freigute von ungefähr dreißig Ackern lebte. Wie lange ſchon vor jener Zeit ſie dort gewohnt hatten, konnte mein Oheim nicht in Erfahrung bringen; wahrſcheinlich aber noch vor dem Aufkommen der Zunamen, wo ſie den Namen Franklin annahmen, mit welchem früher eine beſondere Standesklaſſe belegt wurde *).

---

*) Zum Beweiſe, daß „Franklin" vor Alters die gewöhnliche Benennung eines Standes oder Ranges in England war, vergleiche man Richter Forteſcue's De Laudibus Legum Angliae, welches Buch um das Jahr 1412 geſchrieben wurde, und in welchem ſich zum Beweiſe, daß gute Juries überall in England leicht zu finden ſeien, folgende, in der Ueberſetzung alſo lautende Stelle findet:

„Auch iſt das Land dermaßen mit Landleuten angefüllt und beſetzt, daß man kein noch ſo kleines Dorf daſelbſt findet, in welchem nicht ein Ritter, ein Squire, oder ein Grundeigenthümer jener Klaſſe wohnen, die man gewöhnlich Franklin nennt, der viel Land beſitzt, wie auch mehrere andere Freiſaſſen und Yeomen, die kraft ihres Grundbeſitzes fähig ſind, eine Jury in geeigneter Art zu bilden."

So nennt auch Chaucer ſeinen Landedelmann einen Frank

Dieſer kleine Grundbeſitz würde für ihren Lebensunterhalt nicht ausgereicht haben, wenn ſie nicht nebenher das Gewerbe eines Grobſchmieds getrieben hätten, welches bis zu meines Oheims Zeit in der Familie blieb, indem immer der älteſte Sohn für dieſes Gewerbe erzogen wurde, ein Brauch, welchen auch ſowohl er wie mein Vater für ihre älteſten Söhne beibehielten. Bei meinen Nachforſchungen in den Kirchenbüchern zu Ecton fand ich eine Nachricht über ihre Geburten, Heirathen und Todesfälle erſt vom Jahre 1555 an, da in jenem Sprengel vor dieſem Zeitpunkte keine Kirchenbücher gehalten worden waren. Aus dieſen Kirchenbüchern erfuhr ich, daß ich der jüngſte Sohn des jüngſten Sohnes ſeit fünf Generationen rückwärts war. Mein Großvater, Thomas, im Jahre 1598 geboren, lebte in Ecton, bis er zum fernern Betriebe ſeines Handwerks zu alt war, und zog dann nach Banbury in Oxfordſhire, woſelbſt ſein

---

lin, und ſchildert ihn, nach Beſchreibung ſeiner guten Wirthſchaft, alſo:

This worthy franklin bore a purse of silk
Fix'd to his girdle, white as morning milk;
Knight of the shire, first justice at the assize,
To help the poor, the doubtful to advise,
In all employments generous, just he proved,
Renowned for courtesy, by all beloved. D. H.

Sohn John, bei dem mein Vater ſeine Lehrzeit durchmachte, als Färber wohnte. Bei ſeinem Tode ward er hier begraben; im Jahre 1758 haben wir ſein Grabmal geſehen. Sein älteſter Sohn Thomas wohnte in dem Stammhauſe zu Ecton und vererbte es mit dem dazu gehörigen Lande ſeiner einzigen Tochter, welche es, unter Zuſtimmung ihres Gatten Fiſher aus Wellingborough, ſpäter an Iſted, den gegenwärtigen Eigenthümer, verkaufte. Mein Großvater hatte vier Söhne, welche das Mannesalter erreichten, nämlich: Thomas, John, Benjamin und Joſias. Ich will dir über ſie Auskunft geben, ſoviel ich bei dieſer Entfernung von meinen Papieren kann, in welchen du genauere Nachweiſung finden wirſt, falls ſie nicht während meiner Abweſenheit verloren gegangen ſind.

Thomas erlernte bei ſeinem Vater das Handwerk eines Grobſchmieds; da er aber einen recht geſunden, natürlichen Verſtand hatte, ſo ſorgte für ſeine geiſtige Ausbildung ein Herr, Namens Palmer, der zu jener Zeit der vornehmſte Bewohner des Dorfes war, und auch alle meine Oheime zur Pflege ihrer Geiſteskräfte ermunterte. Auf dieſe Weiſe erwarb Thomas ſich Tüchtigkeit für die Geſchäfte eines Notars, wurde bald eine wichtige Perſon in Dorfangelegenheiten und gehörte zu den Hauptleitern jedes öffentlichen Unternehmens, ſowohl in Bezug auf die Grafſchaft, wie auf das Städtchen Northhampton. Es wurden uns in Ecton viele merkwürdige Züge von ihm erzählt. Im Genuſſe der Achtung und Gunſt des Lord Halifax ſtarb er am 6. Januar 1702 — genau vier Jahre vor meiner Geburt. Die Schilderung ſeines Lebens und Charakters, welche mehrere bejahrte Einwohner des Dorfes uns entwarfen, überraſchte dich, wie ich mich entſinne, wegen ihrer Uebereinſtimmung mit dem, was du über mich ſelbſt wußteſt, ſo daß du ſagteſt: „Wäre er gerade an demſelben Tage geſtorben, wo du geboren wurdeſt, ſo könnte man an eine Seelenwanderung glauben."

John erlernte, ſoviel ich weiß, das Geſchäft eines Wollfärbers. Benjamin erlernte in London die Seidenfärberei. Er war ein geiſtig begabter Mann, deſſen ich mich noch wohl entſinne; denn während meiner Kindheit kam er zu meinem Vater nach Boſton und lebte mehrere Jahre in unſerm Hauſe. Er erreichte ein hohes Alter. Sein Enkel, Samuel Franklin, lebt noch jetzt in Boſton. In ſeinem Nachlaß fanden ſich zwei Quartbände

Gedichte im Manuſkript, kleine, an ſeine Freunde gerichtete Gelegenheitsſtücke. Er hatte eine Geſchwindſchrift erfunden, die er mich lehrte; da ich aber nie Gebrauch davon machte, ſo habe ich ſie wieder vergeſſen. Ich wurde nach dieſem Oheim getauft, zwiſchen welchem und meinem Vater ein beſonderes inniges Verhältniß beſtand. Er war ſehr fromm, ein eifriger Zuhörer der beſten Prediger, deren Vorträge er zu ſeinem Vergnügen nach der von ihm erfundenen, ſchnellern Methode niederſchrieb und auf dieſe Weiſe in verſchiedenen Bänden ſammelte. Auch mit der Politik beſchäftigte er ſich ſehr gern — vielleicht zu viel für ſeine Verhältniſſe. Erſt unlängſt fand ich in London eine von ihm angelegte Sammlung der vorzüglichſten über die Staatsereigniſſe von 1617 bis 1717 erſchienenen Flugſchriften. Wie ſich aus der Zahlenfolge ergiebt, fehlen mehrere Bände, aber es ſind doch noch acht Folianten und vier und zwanzig Quart- und Oktavbände vorhanden. Die Sammlung war in die Hände eines Antiquars gekommen, der mich kannte, weil er mir mehrere Bücher verkauft hatte, und ſie mir zeigte. Wahrſcheinlich hatte ſie mein Oheim vor ſeiner Abreiſe nach Amerika, vor ungefähr fünfzig Jahren, zurückgelaſſen.

Am Rande finden ſich viele Bemerkungen von ſeiner Hand.

Unſere ſchlichte Familie bekannte ſich früh zur reformirten Lehre und beharrte während der Regierung der Königin Marie treu dabei, obſchon ſie wegen ihres Eiſers gegen das Papſtthum gefährdet war. Sie beſaßen eine engliſche Bibel, und um dieſe deſto ſicherer zu verbergen, geriethen ſie auf den Einfall, ſie offen, mit über die Blätter geſpannten Bindfäden, auf den Deckel eines Klappſtuhls zu befeſtigen. Wollte nun mein Großvater ſeiner Familie vorleſen, ſo legte er den Deckel des Klappſtuhles verkehrt auf ſeine Knie und wendete ſo die Blätter um, welche auf beiden Seiten von den Bindfäden niedergehalten wurden. Eins der Kinder war an die Thür geſtellt, um ſogleich Nachricht zu geben, wenn es den Apparitor (einen Beamten des geiſtlichen Gerichtes) kommen ſähe; dann wurde der Deckel mit der wie zuvor darunter verſteckten Bibel wieder an ſeinen Platz gelegt. Ich erfuhr dieſe Anekdote von Oheim Benjamin. Die ganze Familie bewahrte ihre Anhänglichkeit an die anglikaniſche Kirche bis etwa gegen Ende der Regierung Karl's II., wo gewiſſe, als Nonkonformiſten abgeſetzte Geiſtliche Konventikel in Northhamptonſhire hielten, denen Benjamin und Joſias ſich anſchloſſen und denen ſie fortwährend zugethan blieben. Die übrige Familie verharrte bei der biſchöflichen Kirche.

Joſias, mein Vater, hatte jung geheirathet und ungefähr um's Jahr 1682 ſeine Gattin und drei Kinder mit ſich nach Neu-England gebracht. Da die Konventikel in der alten Heimath verboten waren und häufig geſtört wurden, ſo waren mehrere angeſehene Männer ſeiner Bekanntſchaft veranlaßt worden, nach Neu-England zu überſiedeln und hatten ihn bewogen, ſie dorthin zu begleiten, wo ſie ſich ihrer Religionsübung unbeanſtandet hingeben zu dürfen hofften.

Mein Vater hatte von derſelben Frau noch vier Kinder, die in Amerika geboren wurden, und weitere zehn von einer zweiten Frau, zuſammen alſo ſiebzehn Kinder. Ich weiß noch recht gut, daß wir unſerer dreizehn zuſammen bei Tiſche ſaßen, die alle ein reifes Alter erreichten und heiratheten. Ich war der jüngſte Sohn und das letzte Kind und wurde zu Boſton in Neu-England geboren. Meine Mutter, die zweite Frau, war Abiah Folger, Tochter des Peter Folger, eines der erſten Anſiedler in Neu-England, deſſen Cotton Mather, von ſeiner Kirchengeſchichte jener Provinz, als eines „frommen wohlunterrichteten Engländers," wenn ich mich der Worte recht entſinne, ehrend gedenkt. Wie mir erzählt wurde, ſchrieb er eine Menge kleiner Aufſätze, doch ſcheint nur einer gedruckt worden zu ſein, der mir vor vielen Jahren zu Geſicht kam. Er erſchien im Jahre 1675, in den kunſtloſen Reimen jener Zeiten und Menſchen geſchrieben, war an die damals am Staatsruder ſtehenden Männer gerichtet und verwandte ſich zu Gunſten der Gewiſſensfreiheit, der Wiedertäufer, Quäker und anderer Sektirer, welche Verfolgungen erduldeten. Dieſen Verfolgungen ſchreibt er die Kriege mit den Eingebornen und andere Drangſale zu, welche das Land drückten, indem er ſie als ſo viele Gerichte Gottes zur Züchtigung für ſo böſe Thaten anſieht und die Regierung zum Widerruf ſolcher hartherzigen Geſetze ermahnt. Das Gedicht erſchien mir mit männlicher Freimüthigkeit und einer anſprechenden Einfalt geſchrieben. Ich entſinne mich noch der ſechs Endſtrophen, habe aber die Wortfolge der beiden erſten von ihnen vergeſſen. Der Sinn war, daß ſein Tadel aus Wohlwollen entſpringe und daß er deßhalb als der Verfaſſer bekannt zu ſein wünſche, denn, ſagt er —

Zu Sherburne*) wohn' ich jetzt und ſchreibe
Daß ich ſtets euer wahrer Freund,
Der's ganz und gar nicht böſe meint,
Mit Namen Peter Folger bleibe.

Meine älteren Brüder kamen alle zu verſchiedenen Handwerkern in die Lehre. Ich ſelbſt wurde mit acht Jahren in eine lateiniſche Schule geſchickt, da mein Vater mich als einen Zehnten von ſeinen Söhnen für den Dienſt der Kirche beſtimmte. Die Schnelligkeit, mit der ich leſen lernte (was ſehr frühe geweſen ſein muß, da ich mich gar nicht mehr der Zeit erinnere, wo ich nicht leſen konnte), und die Anſicht ſeiner Freunde, daß ich ſicher eines Tags ein ſehr gelehrter Mann werden würde, beſtärkten ihn in ſeinem Plane. Auch Oheim Benjamin gab ſeinen Beifall zu dieſer Abſicht und verſprach mir alle ſeine Bände mit nachgeſchriebenen Predigten, wenn ich mich bemühen wollte, dieſe zu lernen. Ich blieb indeſſen kaum ein Jahr in der lateiniſchen Schule, obſchon ich in dieſer Zeit allmälig aus der Mitte meiner Jahresklaſſe an die Spitze derſelben mich aufgeſchwungen hatte und dann in die nächſtobere vorrückte, um mit dieſer am Ende des Jahres in die dritte zu treten. Allein mein Vater änderte inzwiſchen, wegen der großen Koſten einer gelehrten Erziehung, die er bei ſeiner zahlreichen Familie kaum erſchwingen konnte, und bei dem ärmlichen Lebensunterhalt, welchen manche Männer von gelehrter Erziehung ſpäter fanden — Gründe, die er in meinem Beiſein öfters gegen ſeine Freunde äußerte, — ſeinen urſprünglichen Plan, nahm mich aus der lateiniſchen Schule fort und ſchickte mich in eine Schreib- und Rechenſchule, die Herr George Brownell hielt, ein geſchickter Lehrer, der ſeinem Berufe mit Erfolg vorſtand, weil er ſich einer liebreichen und ermuthigenden Methode bediente. Unter ihm lernte ich bald eine vortreffliche Hand ſchreiben, im Rechnen aber wollte es mir durchaus nicht gelingen und ich machte keine Fortſchritte darin. In einem Alter von zehn Jahren wurde ich von meinem Vater wieder nach Hauſe genommen, um ihm in ſeinem Geſchäft, nämlich beim Seifenſieden und Lichterziehen, zur Hand zu gehen. Dieſes Gewerbe hatte er zwar nicht eigentlich gelernt, aber bei ſeiner Ankunft in Neu-England ergriffen, weil er gewahrte, daß er mit ſeinem eigentlichen, der Färberei, ſeine Familie nicht ernähren könne. Demgemäß wurde ich zum Schneiden der Dochte, Füllen der Gußformen, zur Bedienung des Ladens, zu Geſchäftsausgängen u. ſ. w. verwendet.

---

*) Eine Stadt auf der Inſel Nantucket. D. H.

Dieſe Beſchäftigung gefiel mir nicht, wogegen ich eine ſtarke Vorliebe für das Seeleben hegte; mein Vater wollte aber hievon nichts wiſſen. Die Nähe des Waſſers gab mir indeß häufige Gelegenheit, mich oft darauf und hinein zu wagen, und bald verſtand ich zu ſchwimmen und ein Boot zu führen. Wenn ich mit anderen Knaben fuhr, ſo wurde gewöhnlich mir das Steuerruder anvertraut, namentlich in ſchwierigen Fällen, wie ich denn auch bei allen übrigen Unternehmungen faſt immer der Anführer der Schaar war, die ich nicht ſelten in Verlegenheit brachte. Ich will hievon ein Beiſpiel mittheilen, welches einen frühentwickelten Hang zu öffentlichen Unternehmungen zeigt, obſchon dieſelbe damals nicht richtig geleitet war.

Der Mühlteich wurde an der einen Seite durch einen Salzſumpf begrenzt, an deſſen Rande wir bei hohem Waſſer uns aufſtellten, um Ellritzen zu fangen. Durch vieles Getrampel hatten wir es zu einer Kothlache gemacht. Mein Vorſchlag ging deßhalb dahin, hier eine Werfte zu erbauen, auf welcher wir ſtehen konnten, wobei ich meinen Gefährten einen großen Haufen Steine zeigte, die zum Bau eines Hauſes in der Nähe des Sumpfes beſtimmt waren und vortrefflich für unſern Zweck paßten. Demgemäß verſammelte ich, nachdem ſich die Werkleute am Abend entfernt hatten, eine Anzahl meiner Spielgenoſſen. Da wir fleißig wie die Ameiſen waren, indem oft mehrere von uns mit vereinten Kräften einen Stein wegſchleppten; ſo trugen wir ſie denn alle fort und erbauten unſre kleine Werfte. Die Arbeiter erſtaunten, als ſie am Morgen ihre Steine nicht fanden, die wir eben für unſern Damm verbraucht hatten. Man forſchte nach den Erbauern dieſes Werkes; wir wurden entdeckt, man beklagte ſich, und gar mancher von uns wurde von ſeinen Eltern hart geſtraft. Obſchon ich hartnäckig die Nützlichkeit des Bau's vertheidigte, ſo überzeugte mich mein Vater doch endlich, daß nichts nützlich ſein könne, was nicht rechtlich ſei.

Du wirſt vielleicht begierig ſein, auch Einiges über die Perſon und den Charakter meines Vaters zu erfahren. Er beſaß eine vortreffliche Leibesbeſchaffenheit, war von mittlerer Geſtalt, aber wohl und kräftig gebaut; er war ſehr begabt, konnte hübſch zeichnen, verſtand ein wenig Muſik und hatte eine helle, volltönende Stimme, ſo daß es viel Vergnügen gewährte, ihm zuzuhören, wenn er zu ſeiner Violine einen Pſalm oder ein Lied ſang, wie er wohl öfter Abends nach beendigtem Tagewerke zu thun pflegte. Auch war er ein mechaniſches Talent und verſtand bei Gelegenheit, die Werkzeuge einer Menge von Handwerken zu führen. Aber vor Allem zeichnete er ſich durch geſunde Auffaſſung und gediegenes Urtheil in Verſtandesſachen ſowohl im öffentlichen, wie im Privatleben, aus. Zwar gab er ſich mit erſterm nicht eigentlich ab, weil ſeine zahlreiche Familie und ſein geringes Vermögen ihn ſtreng an ſein Gewerbe feſſelten; aber ich entſinne mich recht wohl, wie die Angeſehenen des Ortes häufig zu ihm kamen und ſeine Meinung über Angelegenheiten der Stadt oder Kirche, zu der er ſich bekannte, einholten, und auf ſeinen Rath und Urtheil großen Werth legten. Ebenſo pflegten Einzelne ihn über ihre Privatangelegenheiten zu Rathe zu ziehen, und oft wurde er zum Schiedsrichter zwiſchen den ſtreitenden Parteien erwählt. Bei Tiſche ſah er gern ſo häufig als möglich einige Freunde oder gebildete Nachbarn bei ſich, mit denen eine vernünftige Unterhaltung möglich war, und war immer bemüht, nützliche oder intereſſante Dinge zur Sprache zu bringen, woran der Geiſt ſeiner Kinder ſich bereichern könnte. Auf dieſe Weiſe lenkte er ſchon früh unſere Aufmerkſamkeit auf Alles, was im Leben der Menſchen gerecht, verſtändig und heilbringend iſt. Nie ſprach er von den Gerichten auf dem Tiſche, ob ſie gut oder ſchlecht bereitet, von angenehmem oder ſchlechtem Geſchmacke, ſtark gewürzt oder nicht, dieſer oder jener Speiſe ähnlicher Art vorzuziehen oder nachzuſetzen ſeien. Auf dieſe Weiſe wurde ich ſeit meiner früheſten Kindheit an eine gänzliche Unaufmerkſamkeit gegen ſolche Dinge gewöhnt und kümmerte mich nie im Geringſten darum, was für Eſſen vor mir ſtehe, und ſelbſt jetzt noch wende ich dieſem Punkte ſo wenig Beachtung zu, daß es mir ſchwer werden dürfte, wenige Stunden nach dem Eſſen anzugeben, woraus mein Mittagbrod beſtanden habe. Dies kam mir auf Reiſen ſehr zu Statten, wo meine Gefährten bisweilen über die mangelhafte Befriedigung ihres zartern, weit beſſer gepflegten Gaumens und Geſchmacks ſehr unglücklich waren.

Meine Mutter hatte gleicherweiſe eine vortreffliche Leibesbeſchaffenheit. Sie ſtillte alle ihre zehn Kinder ſelbſt, und ich hörte weder meinen Vater noch ſie je über eine andere Krankheit als die klagen, an welcher ſie, mein Vater mit 89, meine Mutter mit 85 Jahr, ſtarben. Beide liegen in Boſton begraben, wo ich vor einigen Jahren über ihrem Grabe einen marmornen Denkſtein mit folgender Inſchrift errichten ließ:

Hier ruhen
Joſias Franklin
und
Abiah ſeine Gattin.

Sie lebten innig und einträchtiglich zuſammen
neunundfünfzig Jahre
und ernährten
ohne Vermögen, ohne gewinnbringendes Gewerbe
anſtändig eine zahlreiche Familie
und erzogen mit geſegnetem Erfolge
dreizehn Kinder und ſieben Enkel.
Laß', Leſer, dieſes Beiſpiel dich ermuthigen,
den Pflichten deines Berufes fleißig nachzukommen
und der Vorſehung zu vertrauen.
Er war ein frommer und weiſer Mann,
Sie ein kluges und tugendſames Weib.
Im Gefühle kindlicher Pflichtſchuldigkeit
Weiht dieſen Stein ihrem Gedächtniſſe.
Ihr jüngſter Sohn.

An meinen Abſchweifungen bald hier bald dorthin bemerke ich übrigens, daß ich ſelbſt alt werde. Ich pflegte ſonſt methodiſcher zu ſchreiben; aber für den häuslichen Kreis kleidet man ſich ja nicht ſo ſorgfältig, wie für einen öffentlichen Ball; daher vielleicht meine Fahrläſſigkeit.

Jedoch zur Sache: ich blieb auf dieſe Weiſe in meines Vaters Geſchäft zwei Jahre, d. h. bis ich zwölf Jahre alt war. Da mein Bruder John, welcher die Seifenſiederei erlernt, meinen Vater verlaſſen, ſich verheirathet und in Rhode-Island ein eigenes Geſchäft begründet hatte, ſo war ich allem Anſchein nach dazu beſtimmt, ſeine Stelle einzunehmen und ein Talglichterzieher zu werden. Weil aber mein Widerwille gegen dies Geſchäft fortdauerte, ſo fürchtete mein Vater, daß, wenn er nicht ein mir angenehmeres fände, ich eines Tages auf und davon und zur See gehen könnte, wie, zu ſeinem größten Kummer, mein Bruder Joſias gethan hatte. Deßhalb nahm er mich öfter mit, um Maurern, Böttchern, Kupferſchmieden, Tiſchlern und anderen Handwerkern bei der Arbeit zuzuſehen, um meine Neigungen zu beobachten und ſie an eine Beſchäftigung zu feſſeln, die mich im Lande zurückhielte. Es hat mir ſeither auch immer großes Vergnügen gewährt, geſchickte Werkleute ihr Geräth handhaben zu ſehen. Auch habe ich manchen Nutzen daraus gezogen und wenigſtens dabei ſo viel gelernt, daß ich in meinem Hauſe allerlei kleine Arbeiten ſelbſt zu verrichten vermochte, wenn ich gerade keinen Handwerker bekommen konnte, und daß ich die kleinen Apparate für meine Verſuche machen kann, während die Abſicht zur Anſtellung des Experiments in meinem Geiſt noch friſch und warm iſt.

Mein Vater entſchied ſich endlich, daß ich Meſſerſchmied werden ſollte. Ich wurde einige Tage auf Probe zu meinem Vetter Samuel gegeben, dem Sohne meines Oheims Benjamin, der dies Gewerbe in London erlernt und ſich in Boſton niedergelaſſen hatte. Aber das Lehrgeld, welches er für mich von meinem Vater verlangte, ſtand dieſem nicht an, weßhalb ich wieder in's Haus genommen wurde.

Von früheſter Zeit hatte ich leidenſchaftlich gern geleſen, und alles Geld, welches ich erhielt, in Büchern angelegt. Da mir „Des Pilgers Erdenwallen"*) beſonders gefiel, ſo beſtand meine erſte

---

*) The Pilgrim's Progress, das bekannte ascetiſche Erbauungsbuch von John Bunyan. D. Ü.

Bücherſammlung aus Bunyan's Werken in einzelnen kleinen Banden. Dieſe verkaufte ich ſpäter wieder, um R. Burton's geſchichtliche Sammlungen kaufen zu können, welche aus kleinen billigen Bändchen, etwa vierzig bis funfzig an der Zahl, beſtanden. Meines Vaters kleine Bibliothek enthielt vorzüglich praktiſche und polemiſche Theologie. Den größten Theil hatte ich durchgeleſen. Ich habe es ſeitdem oft bedauert, daß in der Zeit, wo ich einen ſo heftigen Durſt nach Kenntniſſen empfand, mir nicht ausgewähltere Bücher in die Hände fielen, da es ſchon beſchloſſen war, daß ich nicht Geiſtlicher werden ſollte. Unter meines Vaters Büchern befanden ſich auch Plutarch's Lebensbeſchreibungen, in denen ich fortwährend las, und noch immer halte ich die Zeit für gut angewandt, welche ich damit zubrachte. Auch fand ich ein Werk von de Foe: „Verſuch über Projekte,“ und ein anderes von Dr. Mather unter dem Titel: „Verſuche über rechtliches Handeln“, welche mir vielleicht einen Hang zum Nachdenken gaben, der einen Einfluß auf einige der Hauptereigniſſe meines ſpätern Lebens hatte.

Meine Vorliebe für Bücher beſtimmte meinen Vater endlich, einen Buchdrucker aus mir zu machen, obgleich er ſchon einen ſeiner Söhne (James) in dieſem Geſchäfte hatte. Mein Bruder war im Jahre 1717 mit einer Preſſe und Typen aus England zurückgekehrt, um in Boſton eine Druckerei zu errichten. Dies Gewerbe gefiel mir bei weitem beſſer als das meines Vaters, obſchon ich noch immer eine Vorliebe für die See hegte. Um den möglichen Folgen dieſer Neigung vorzubeugen, konnte mein Vater es gar nicht abwarten, mich bei meinem Bruder untergebracht zu ſehen. Einige Zeit weigerte ich mich, endlich aber ließ ich mich überreden und unterzeichnete den Lehrbrief, als ich erſt zwölf Jahre alt war. Es wurde ausgemacht, daß ich bis zum ein und zwanzigſten Jahre in die Lehre gehen, und nur im letzten Jahre den Lohn eines Arbeiters erhalten ſollte. In kurzer Zeit machte ich große Fortſchritte in dieſem Geſchäfte und wurde ſehr brauchbar für meinen Bruder. Jetzt hatte ich Zutritt zu beſſeren Büchern. Eine Bekanntſchaft mit Buchhändler-Lehrlingen machte es mir möglich, dann und wann einen Band zu borgen, den ich gewiſſenhaft bald und rein zurückgab. Oft verbrachte ich den größern Theil der Nacht leſend in meinem Zimmer, wenn mir ein Buch am Abend geliehen ward, welches am andern Morgen zurückgeliefert werden ſollte, damit es nicht vermißt oder geſucht werden möchte. Nach einiger Zeit erregte ich die Aufmerkſamkeit des Mr. Mathews Adams, eines hochbegabten Handelsmanns, der eine ſchöne Bücherſammlung beſaß und oft in die Druckerei kam. Er lud mich ein, ſeine Bücher zu beſehen und war ſo gütig, mir einige, welche ich gern leſen wollte, zu leihen. Damals ergriff mich eine ſeltſame Leidenſchaft für die Dichtkunſt, und ich verfaßte mehrere kleinere Stücke. Mein Bruder glaubte dabei ſeine Rechnung finden zu können und ermunterte und veranlaßte mich, zwei Balladen zu ſchreiben. Die eine ſchilderte unter dem Titel: „Die Leuchtthurm-Tragödie“ den Wellentod des Kapitän Worthilake und ſeiner beiden Töchter, die andere war ein Seemannslied auf die Gefangennehmung des bekannten Piraten Teach oder Blackbeard, (Schwarzbart). Es waren, was den Stil anlangt, jämmerliche Verſe, wahrhafte Gaſſenhauer; als ſie aber gedruckt waren, ſandte mich mein Bruder in der Stadt herum, um ſie zu verkaufen. Die erſte hatte ungeheuren Abſatz, weil der Vorfall noch neu war und viel Aufſehn erregte. Dies ſchmeichelte meiner Eitelkeit; aber mein Vater wußte meinen Jubel durch Verſpottung meiner Erzeugniſſe und die Bemerkung zu dämpfen, daß Verſemacher meiſt Bettler ſeien. Auf dieſe Weiſe entging ich dem Unglück, ein ſehr ſchlechter Dichter zu werden. Da aber meine Gabe, in Proſa zu ſchreiben, im Laufe meines Lebens mir ſo ſehr zu Statten gekommen iſt und vorzüglich mein Emporkommen beförderte, ſo will ich berichten, durch welche Mittel ich in meiner Lage die ſchwache Fertigkeit erwarb, welche ich vielleicht hierin beſitze.

Es gab in der Stadt noch einen jungen Bücherwurm, einen gewiſſen John Collins, mit dem ich vertrauten Umgang hatte. Wir disputirten häufig mit einander und waren auch ſo verſeſſen, uns gegenſeitig etwas zu beweiſen, daß uns nichts lieber war wie ein Wortkampf. Dieſe Neigung zum Streit hat aber, wie ich nur im Vorbeigehen bemerken will, das Gefährliche, in eine ſchlimme Gewohnheit auszuarten, und macht oft die Geſellſchaft eines Mannes unerträglich, weil ſie den Widerſpruchsgeiſt nothwendig zur andern Natur macht. Abgerechnet die Bitterkeit und den Hader, welchen ſie in das Geſpräch bringt, erzeugt ſie auch oft Abneigung, ja Haß unter Perſonen, zwiſchen denen Freundſchaft durchaus nöthig iſt.

Ich hatte ſie in meines Vaters Hauſe durch das Leſen religiöſer Streitſchriften angenommen. Seitdem habe ich bemerkt, daß Männer von Verſtand ſelten auf dieſen Abweg gerathen — Rechtsgelehrte, Studenten und Leute jeden Standes, die in Edinburgh erzogen wurden, ausgenommen.

Collins und ich geriethen eines Tages in einen Streit über die Zweckmäßigkeit der Erziehung des weiblichen Geſchlechts in den Wiſſenſchaften und über deſſen Befähigung für das Studium. Collins war der Anſicht, die höhere Bildung paſſe nicht für das weibliche Geſchlecht, und dieſes ſei ihm auch von Natur aus nicht gewachſen. Ich ergriff die Gegenpartei, vielleicht nur aus Luſt am Streit. Die Natur hatte ihm größere Rednergabe verliehen; die Worte ſtrömten in Maſſen von ſeinen Lippen, und oft hielt ich mich mehr durch ſeine Zungenfertigkeit als die Kraft ſeiner Beweiſe für geſchlagen. Als wir von einander ſchieden, ohne uns in der Sache geeinigt zu haben, und da wir uns eine Zeit lang nicht ſprechen konnten, brachte ich meine Gedanken zu Papier, fertigte eine ſaubere Abſchrift und ſchickte ſie ihm. Er antwortete, und ich replicirte. Wir hatten jeder drei oder vier Briefe geſchrieben, als meinem Vater zufällig meine

Papiere zu Geſicht kamen, und er ſie las. Ohne ſich auf den Streit ſelbſt einzulaſſen, nahm er die Gelegenheit wahr, über meine Schreibeweiſe mit mir zu reden. Er bemerkte, daß ich zwar in Rechtſchreibung und richtiger Interpunktion, die ich meinem Berufe verdankte, meinem Gegner überlegen ſei, aber ihm in der Zierlichkeit des Ausdruckes, in der Darſtellung und Klarheit weit nachſtehe. Er überzeugte mich davon durch mehrere Beiſpiele. Ich erkannte die Wahrheit ſeiner Bemerkungen, wandte mehr Sorgfalt auf die Sprache und entſchloß mich zu möglichſter Anſtrengung, um meinen Stil zu verbeſſern.

Etwa um dieſe Zeit fiel mir ein einzelner Band des „Spectator“ in die Hände. Es war der dritte. Ich hatte dies Werk noch nie geſehen, kaufte den Band, las ihn mehrmals und war ganz entzückt davon. Ich hielt den Stil für ausgezeichnet und wünſchte mir nur die Fähigkeit, ihn nachahmen zu können. In dieſer Abſicht wählte ich einige Aufſätze aus, brachte den Sinn jeder Periode in einen kurzen Auszug, legte das Ganze einige Tage bei Seite, verſuchte dann, ohne einen Blick in das Buch zu werfen, die Aufſätze in ihrer urſprünglichen Abfaſſung wieder herzuſtellen, kurz, jeden Gedanken, wie er ſich im Original befand, wiederzugeben, indem ich die geeignetſten Worte gebrauchte, welche mir einfielen. Nachher verglich ich meinen Spectator mit dem wirklichen, fand einige Fehler, die ich verbeſſerte, erkannte aber auch, daß es mir, um mich des Ausdrucks zu bedienen, an einem Vorrath von Wörtern, ſo wie an der Fertigkeit, mich ihrer zu entſinnen und ſie zu gebrauchen, mangeln, in deren Beſitz ich nach meiner Anſicht damals längſt geweſen ſein würde, wenn ich fortgefahren hätte, Verſe zu machen. Das fortwährende Bedürfniß von Wörtern derſelben Bedeutung indeſſen, wegen des Versmaßes von verſchiedener Länge, oder wegen des Reimes von verſchiedenem Klange, hätte mich gezwungen, eine Menge Synonyma zu ſuchen und ihrer Herr zu werden. In dieſem Glauben wählte ich einige Erzählungen aus dem Spectator, ſchrieb ſie in Verſe um, und nach Verlauf einiger Zeit übertrug ich, wenn ſie meinem Gedächtniß genugſam entſchwunden waren, ſie wieder in Proſa.

Bisweilen warf ich auch wohl alle meine Auszüge durch einander und verſuchte dann einige Wochen ſpäter, ſie wieder in die gehörige Ordnung zu bringen, ehe ich an die Bildung der vollen Sätze und die Abfaſſung der Aufſätze ging. Dies ſollte mich Methode in Anordnung meiner Gedanken lehren. Verglich ich ſpäter meine Arbeit mit dem Original, ſo entdeckte und verbeſſerte ich manche Fehler; aber bisweilen genoß ich auch die Befriedigung, mir einzubilden, ich ſei in gewiſſen untergeordneten Einzelnheiten ſo glücklich geweſen, Methode oder Ausdruck zu verbeſſern, und dies ermuthigte mich zu der Hoffnung, daß ich es mit der Zeit noch zu einem guten Stil im Engliſchen bringen würde, der das Hauptziel meines Ehrgeizes war. Die Zeit, welche ich dieſen Uebungen und dem Leſen zuwandte, war der Abend nach geendigtem Tagewerke, der Morgen, ehe dieſes begann, und der Sonntag, wenn ich in der Druckerei allein ſein konnte. Ich wich nämlich dem gewöhnlichen Beſuch des öffentlichen Gottesdienſtes ſoviel als möglich aus, welchen mein Vater von mir verlangte, ſolange ich noch unter ſeiner Obhut war, und den ich in Wirklichkeit noch immer für eine Pflicht hielt, obſchon ich, wie es mich bedünken wollte, nicht die Zeit zu ſeiner Ausübung erübrigen konnte.

Als ich ungefähr ſechzehn Jahre alt war, fiel mir ein Werk von Tryon in die Hände, in welchem er die Pflanzennahrung empfiehlt. Ich beſchloß, mich derſelben ebenfalls zu bedienen. Mein Bruder war unverheirathet, hatte keinen eigenen Haushalt, ſondern ſpeiſte mit ſeinen Lehrlingen bei einer nahebei wohnenden Familie. Meine Weigerung, Fleiſchſpeiſen zu eſſen, wurde unpaſſend gefunden, und ich oft wegen meiner Sonderbarkeit ausgeſcholten. Ich merkte mir die Art und Weiſe, wie Tryon einige ſeiner Gerichte bereitete, namentlich wie Kartoffeln und Reis gekocht und Schnellpudding gebacken würden. Dann erklärte ich meinem Bruder, wenn er das halbe Wochengeld, welches er für meine Beköſtigung zahlte, mir geben wollte, ſo würde ich verſuchen mich ſelbſt zu ſpeiſen. Er nahm mein Anerbieten ſofort an, und ich wurde bald gewahr, daß ich von dem, was er mir gab, noch die Hälfte zurücklegen konnte. Dadurch erlangte ich einen Grundſtock zum Ankauf von Büchern, abgeſehen von einem andern Vortheil, der mir aus dieſem Verfahren erwuchs. Wenn mein Bruder und die Arbeiter die Druckerei verließen, um zu Tiſch zu gehen, ſo blieb ich zu Hauſe. Nachdem ich mein einfaches Mahl verzehrt hatte, welches häufig nur aus einem Zwieback oder einer Brodſchnitte und einigen Roſinen, oder einem Obſtkuchen vom Paſtetenbäcker nebſt einem Glaſe Waſſer beſtand, konnte ich die übrige Zeit, bis zu ihrer Rückkehr, auf meine geiſtige Ausbildung verwenden, worin ich um ſo größere Fortſchritte machte, als mein klarerer Kopf und meine raſchere Auffaſſung eine gewöhnliche und natürliche Folge der Mäßigkeit im Eſſen und Trinken waren.

Damals mußte ich mich eines Tages wegen meiner Unwiſſenheit im Rechnen ſchämen, deſſen Erlernung ich bei zweifacher Gelegenheit während meiner Schuljahre verſäumt hatte; ich nahm daher Cocker's Rechenbuch vor und arbeitete es mit der größten Leichtigkeit durch. Auch las ich ein Buch über Schiffahrtskunde von Seller und Sturmy, und machte mich auch mit den Anfangslehren der Geometrie vertraut, welche es enthält, brachte es aber nie weit in dieſer Wiſſenſchaft. Ungefähr um dieſelbe Zeit las ich Locke „Vom menſchlichen Verſtande“ und „Die Kunſt zu denken“ von den Patres von Port-Royal.

Während ich auf die Verbeſſerung meines Styls hinarbeitete, fiel mir eine Engliſche Grammatik in die Hände, wenn ich nicht irre von

Greenwood, der zwei kurze Aufſätze über Rhetorik und Logik angehängt waren. In dem letztern fand ich das Muſter einer Disputation in der Sokratiſchen Weiſe. Bald darauf verſchaffte ich mir Xenophon's Werk „Denkwürdigkeiten von Sokrates," worin manche Beiſpiele dieſer Methode ſich finden. Dieſe Weiſe des Disputirens entzückte mich bis zur Begeiſterung: ich eignete ſie mir an, gab mein Syſtem des reinen Widerſpruches und der direkten und poſitiven Beweisführung auf und verſetzte mich ſtatt deſſen in die Stellung eines ſchlichten Fragers. Die Lektüre von Shaftesbury und Collins hatte mich zum Zweifler gemacht. Da ich Betreffs einiger Lehren des Chriſtenthums dies ſchon früher war, ſo hielt ich die Methode des Sokrates nicht allein für die paſſendſte für mich, ſondern auch für die verwirrendſte für diejenigen, gegen welche ich ſie in Anwendung brachte. Ich empfand dabei bald außerordentliches Vergnügen; unausgeſetzt übte ich mich darin und wußte ſehr gewandt ſelbſt mir weit an Verſtand überlegene Perſonen zu Zugeſtändniſſen zu bringen, deren Folgen ſie nicht vorausſahen. So führte ich ſie in Verlegenheiten, aus denen ſie ſich nicht herauswinden konnten, und oft gewann ich einen Sieg, den weder mein Streitobjekt noch meine Gründe verdienten. Dieſes Verfahren ſetzte ich mehrere Jahre fort, gab es aber ſpäter allmälig auf und behielt nur die Gewohnheit bei, mich mit beſcheidenem Mißtrauen auszudrücken, und nie, wenn ich eine Behauptung aufſtellte, die beſtritten werden konnte, die Wörtchen „gewiß,“ „unzweifelhaft,“ oder dieſen ähnliche zu gebrauchen, welche den Verdacht erregen konnten, ich hinge meiner Anſicht hartnäckig an. Lieber ſagte ich: „ich ſtelle mir vor, ich vermuthe, oder es will mir ſcheinen, daß ſich dieſe oder jene Sache aus dem und dem Grunde ſo und ſo verhalte,“ oder „wenn ich recht berichtet bin, iſt der Thatbeſtand ſo.“ Ich bin der Anſicht, daß mir dieſe Gewohnheit von außerordentlichem Nutzen war, wenn ich gelegentlich Andere von meiner Anſicht überzeugen und zur Ergreifung von Maßregeln überreden wollte, welche ich an die Hand gab. Da es jedoch der Hauptzweck jeder Unterhaltung iſt, zu belehren oder belehrt zu werden, zu überzeugen oder zu überreden, ſo möchte ich wohl, daß verſändige und wohlmeinende Männer ihre Mittel, ſich nützlich zu machen, dadurch nicht ſelber ſchwächten, daß ſie ſich in ſo beſtimmter und abſprechender Weiſe ausdrücken, wodurch ſie faſt allemal das Mißfallen der Zuhörer erregen, einzig und allein den Widerſpruch wecken, und jede Abſicht vereiteln, für welche die Gabe der Rede einem Menſchen verliehen wurde. Mit Einem Worte: willſt du belehren und trägſt deine Anſicht entſchieden und abſprechend vor, ſo weckſt du nur Widerſpruch und vereitelſt jedes aufmerkſame Gehör auf dich. Suchſt du anderntheils Belehrung und Vortheil aus den Kenntniſſen Anderer und drückſt du dich ſo aus, wie wenn du deiner Anſicht ſtarr zugethan ſeieſt, ſo werden friedliche und kluge Leute, die keine Freunde vom Disputiren ſind, dich ruhig bei deinen Irrthümern belaſſen. Wenn du einen ſolchen Weg einſchlägſt, haſt du ſelten Hoffnung, deinen Zuhörern zu gefallen, ihr Vertrauen zu erwerben, oder diejenigen zu überzeugen, welche du gern zu deiner Anſicht hinüberziehen mögteſt. Pope ſagt ganz richtig: „Man muß die Menſchen ſo belehren, wie wenn man ſie nicht belehrte, und unbekannte Dinge ihnen vortragen, als ſeien ſie nur vergeſſen.“ Und in demſelben Gedicht räth er: „Wenn gleich beſtimmt, doch mit anſcheinendem

Bedenken uns auszudrücken.“ Und dieſen Zeilen hätte er noch eine beifügen können, die er an einer andern Stelle, nach meiner Anſicht minder paſſend, mit einer andern verband: „Denn unbeſcheiden heißt auch unverſtändig ſein.“ Willſt du wiſſen, warum ich ſage minder paſſend, ſo muß ich die beiden Verſe zuſammen herſetzen: „Das unbeſcheidene Wort läßt ſich durch nichts verzeih'n: denn unbeſcheiden heißt auch unverſtändig ſein.“ Iſt es denn nun aber Mangel an Verſtand, ſobald ein Menſch das Unglück hat davon betroffen zu ſein, und nicht vielmehr eine Art Entſchuldigung ſeiner Anmaßung? Und lauteten nicht die Verſe richtiger, wenn ſie ſagten: „Das unbeſcheidene Wort mag nur der Satz verzeih'n: nicht beſcheiden heißt auch nicht verſtändig ſein.“

Ich überlaſſe aber die Entſcheidung dieſes Punktes beſſeren Richtern, wie ich bin.

Im Jahre 1720 oder 1721 begann mein Bruder den Druck einer neuen Zeitung. Sie war die zweite, welche in America erſchien, unter dem Namen »New England Courant.« Die einzige vor ihr ſchon vorhandene war der »Boston News Letter.« Einige ſeiner Freunde wollten, wie ich mich noch entſinne, ihm das Unternehmen ausreden, welches doch wohl keinen günſtigen Erfolg haben würde, indem nach ihrer Anſicht eine Zeitung für ganz Amerika genug ſei. In dieſem Augenblick aber, 1771, erſcheinen ihrer nicht weniger als fünf und zwanzig. Er brachte aber doch ſein Vorhaben zur Ausführung, und ich mußte jede Nummer erſt ſetzen und drucken helfen, dann aber die Exemplare an die Kunden austragen. Er hatte einige begabte Männer unter ſeinen Freunden, welche zu ihrem Vergnügen kleine Aufſätze für ſein Blatt ſchrieben und dadurch demſelben Ruf und einen vermehrten Abſatz verſchafften. Dieſe Herren kamen oft in unſer Haus. Da ich der Unterhaltung und den Schilderungen von der günſtigen Aufnahme ihrer Aufſätze oft zuhörte, ſo verſpürte ich ebenfalls die Verſuchung, ihrem Beiſpiel zu folgen. Ich war aber noch ein Knabe und fürchtete, mein Bruder werde in ſeinem Blatte keine Arbeit abdrucken wollen, als deren Verfaſſer er mich kenne; daher bemühte ich mich erfolgreich, mit verſtellter Hand einen anonymen Aufſatz zu ſchreiben, und ſchob ihn Nachts unter die Thür der Druckerei hindurch, wo er am andern Morgen gefunden wurde. Mein Bruder theilte ihn ſeinen Freunden bei ihrem gewöhnlichen Beſuche mit;

ſie laſen ihn, machten in meiner Gegenwart ihre Bemerkungen darüber, und ich hatte dann die große Freude zu ſehen, daß er ihren Beifall erhielt und als Vermuthungen, welche man über den Verfaſſer anſtellte, Namen nannten, die ihres Talentes und Geiſtes wegen, einen bedeutenden Ruf im Lande genoſſen. Ich glaube heutzutage, daß ich damals beſonderes Glück mit meinen Richtern hatte, und daß ſie vielleicht eigentlich keine ſo guten Kritiker waren als ſie mir damals erſchienen. Hierdurch ermuthigt ſchrieb ich jedoch noch mehrere kleine Aufſätze, die ich auf demſelben Wege in die Druckerei ſchaffte und die gleichen Beifall fanden. Ich bewahrte ſo lange mein Geheimniß, bis mein geringer Vorrath von Wiſſen und Kenntniſſen zu ſolchen Arbeiten ganz erſchöpft war, worauf ich mich dann entdeckte, und die Bekannten meines Bruders mich mit etwas mehr Achtung zu behandeln begannen, und zwar in einer Weiſe, welche meinem Bruder nicht ganz gefiel, weil er, wahrſcheinlich mit Recht, annahm, es könnte mich zu eitel machen. Und dies mochte vielleicht auch die Veranlaſſung zu verſchiedenen Streitigkeiten geweſen ſein, welche wir um jene Zeit hatten. Obſchon mein Bruder, betrachtete er ſich doch als meinen Gebieter, und mich als ſeinen Lehnsmann, und erwartete daher von mir dieſelben Dienſtleiſtungen, wie er ſie von einem Andern verlangt haben würde, während ich meinte, er gehe in manchen ſeiner Anforderungen an mich zu weit, und ich könne von einem Bruder mehr Nachſicht erwarten. Unſere Zwiſtigkeiten wurden oft meinem Vater vorgelegt, und ich denke, ich hatte im Allgemeinen Recht oder wußte meine Sache beſſer zu führen, weil die Entſcheidung meiſt zu meinen Gunſten ausfiel. Aber mein Bruder war heftig und hatte mich oft geſchlagen, was ich ſehr übelnahm.

Da mir ſo meine Lehrlingszeit ganz läſtig vorkam, ſehnte ich mich fortwährend nach einer Gelegenheit ſie abzukürzen, die ſich endlich in ganz unerwarteter Weiſe darbot *). Ein Artikel in unſerm Blatte über irgend einen politiſchen Gegenſtand, den ich vergeſſen habe, erregte das Mißfallen der geſetzgebenden Verſammlung. Mein Bruder wurde eingezogen, verurtheilt und erhielt einmonatliches Gefängniß, weil er, wie ich ver-

---

*) Mich dünkt, das barſche und tyranniſche Gebahren meines Bruders gegen mich mag vorwiegend dazu beigetragen haben, mich mit jener Abneigung vor willkürlicher Gewalt zu erfüllen, welche ich während meines ganzen Lebens nicht verlor.

muthe, den Verfaſſer nicht angeben wollte. Auch ich wurde verhaftet und vor der Verſammlung verhört, erhielt aber, obſchon ich keine Auskunft gab, bloß einen Verweis und wurde damit entlaſſen, indem man wahrſcheinlich der Anſicht war, als Lehrling müſſe ich die Geheimniſſe meines Herrn bewahren. Während der Haft meines Bruders, welche mich trotz unſerer Privatzwiſtigkeiten ſehr empörte, hatte ich die Leitung der Zeitung und erkühnte mich, unſeren Herrſchern tüchtig die Meinung zu ſagen, was mein Bruder ſehr freundlich aufnahm, während Andere mich in einem ungünſtigen Lichte als ein junges Genie mit einiger Neigung für Pasquill und Satire zu betrachten begannen. Meines Bruders Freilaſſung war von einem willkürlichen Befehle der Aſſembly begleitet, welcher James Franklin den fernern Druck der Zeitung »The New England Courant« unterſagte. Unter dieſen Umſtänden hielt er mit ſeinen Freunden in der Druckerei eine Berathung darüber, was man zu thun ſei. Einige riethen, den Befehl durch einen veränderten Namen des Blattes zu umgehen; mein Bruder ſah aber die Unannehmlichkeiten voraus, welche dieſer Schritt nach ſich ziehen werde, und erachtete für beſſer, es in Zukunſt unter dem Namen Benjamin Franklin's erſcheinen zu laſſen. Um ſich nun gegen die Aſſembly ſicher zu ſtellen, die ihn noch immer als den Drucker des Blattes, der nur den Namen ſeines Lehrlings geborgt hätte, betrachten könnte, wurde ausgemacht, daß mein alter Lehrbrief mit einer auf der Rückſeite geſchriebenen vollen und unbedingten Losſprechung mir ausgeliefert werden ſolle, um im Nothfall vorgezeigt werden zu können. Um aber meinem Bruder den Genuß meiner Dienſte zu ſichern, mußte ich zugleich einen neuen Kontrakt unterzeichnen, der während der noch übrigen Lehrzeit geheim gehalten werden ſollte. Dieſes war ein ſehr unſicheres Auskunftsmittel, wurde aber trotzdem ſogleich in's Werk geſetzt, und ſo erſchien denn die Zeitung einige Monate unter meinem Namen fort.

Endlich entſtand abermals zwiſchen mir und meinem Bruder ein Zwiſt, und ich wagte nun von meiner Freiheit in der Vorausſetzung Gebrauch zu machen, daß er es nicht wagen werde, den neuen Kontrakt vorzuzeigen. Es war allerdings unbillig von mir, mir dieſen Umſtand zu Nutzen zu machen, und ich halte daher dieſe Handlung für einen der erſten Fehltritte meines

Lebens; die Erbitterung meines Gemüthes aber über die häufig erhaltenen Schläge machte mir es durchaus unmöglich, ſie in ihrem wahren Lichte zu würdigen, obwohl mein Bruder ſonſt kein bösartiger Menſch, ich aber vielleicht zu vorlaut und anſpruchsvoll war.

Als er meinen Entſchluß, ihn zu verlaſſen, vernahm, ſuchte er zu verhindern, daß ich anderswo Arbeit fände. Er ging in alle Druckereien der Stadt und nahm die Beſitzer gegen mich ein, die mich demzufolge abwieſen. Nun drängte ſich mir von ſelbſt der Gedanke auf, nach New-York, der nächſten Stadt mit einer Druckerei, zu gehen. Fernere Ueberlegung beſtärkte mich in dem Entſchluſſe, Boſton zu verlaſſen, wo ich bereits der Regierungspartei verdächtig geworden war. Nach dem willkürlichen Verfahren der Aſſembly in der Sache meines Bruders zu ſchließen, ſtanden mir, wenn ich blieb, bald Unannehmlichkeiten bevor, die ich um ſo mehr fürchten mußte, als mein unbeſonnenes Streiten über religiöſe Gegenſtände mich ſchon für fromme Seelen, als Ungläubigen oder Atheiſten, zum Gegenſtand des Abſcheus machten. Mein Entſchluß war gefaßt; da aber mein Vater auf Seiten meines Bruders ſtand, ſo beſorgte ich, daß man, wollte ich mich öffentlich entfernen, Maßregeln zur Verhinderung meiner Flucht treffen möchte. Mein Freund Collins übernahm es, mein Entkommen zu begünſtigen. Er ſchloß mit dem Kapitän einer New-Yorker Schaluppe wegen meiner Ueberfahrt unter dem Vorgeben ab, ich ſei ein junger Bekannter von ihm, der ein leichtfertiges Mädchen mit einem Kinde auf dem Halſe habe und nun von den Verwandten des Mädchens gezwungen werden ſolle, daſſelbe zu heirathen, weshalb ich mich nicht öffentlich zeigen, auch nicht offenkundig abreiſen könne. Um mir etwas Geld zu verſchaffen, verkaufte ich einen Theil meiner Bücher, ging dann heimlich an Bord der Schaluppe und mit günſtigem Winde befand ich mich in drei Tagen in New-York, faſt dreihundert Meilen fern von Hauſe, ein Burſche von nur ſiebzehn Jahren, ohne jegliche Empfehlung oder irgend einen Bekannten in der Stadt und mit ſehr wenig Geld in der Taſche[*]).

Meine Neigung zum Seeleben war mittlerweile gänzlich verſchwunden, ſonſt hätte ich ſie jetzt befriedigen können. Da ich aber nun einen

---

[*]) Das war im Oktober 1723. D. H.

Beruf hatte und mich für einen leidlichen Arbeiter hielt, ſo bot ich unverzüglich dem alten Herrn William Bradford meine Dienſte an, welcher der erſte Buchdrucker in Pennſylvanien geweſen war, aber wegen Zwiſtigkeiten mit dem Statthalter George Keith dieſe Provinz verlaſſen hatte. Er konnte mir jedoch keine Beſchäftigung geben, da er ſelbſt nur wenig zu thun und ſchon mehr als genug Gehülfen hatte; er ſagte mir aber, ſein Sohn, Buchdrucker in Philadelphia, habe kürzlich ſeinen erſten Arbeiter, Aquila Roſe, durch den Tod verloren, und wenn ich dorthin reiſen wollte, glaube er wohl, daß ich Anſtellung finden würde. Philadelphia lag hundert Meilen weiter. Ich trat ſofort in einem Boot die Reiſe nach Amboy an und ließ mir meinen Koffer und meine Sachen zur See nachſenden.

Bei der Fahrt über die Bai überfiel uns ein Sturm und zerriß unſer morſches Segel, hinderte uns in den Kill einzulaufen und verſchlug uns nach Long-Island. Während des Sturmes fiel ein betrunkener Holländer, ein Mitpaſſagier im Boote, in die See. In dem Augenblick, wo er dem Sinken nahe war, ergriff ich ihn an ſeinem Krauskopf und zog ihn wieder an Bord. Dieſe-

Bad machte ihn ziemlich nüchtern, ſo daß er in Schlaf fiel, nachdem er ein Buch aus ſeiner Taſche genommen, das ich ihm trocknen ſollte. In dieſem Buche erkannte ich mein altes Lieblingswerk, Bunyan's „Pilger“, holländiſch, hübſch auf ſchönem Papier gedruckt und mit Kupferſtichen, in einer Ausſtattung, wie ich ſie bei dem Buche in der Urſprache nie geſehen hatte. Seitdem erfuhr ich, daß es faſt in alle europäiſchen Sprachen überſetzt, und nächſt der Bibel wohl eines der verbreitetſten Bücher ſei. Der ehrliche John war meines Wiſſens der Erſte, der Erzählung und Geſpräche zuſammenmiſchte, meine Schreibweiſe die den Leſer ſehr anzieht, da er an den intereſſanteſten Stellen gleichſam in eine Geſellſchaft eingeführt wird und der Unterhaltung beiwohnt. De Foe hat dies mit Erfolg in ſeinem Robinſon Cruſoe, ſeiner Moll Flanders, religiöſen Bewerbung, Familien, Lehrer und anderen Werken nachgeahmt, wie auch Richardſon in der Pamela u. ſ. w.

Als wir uns der Inſel näherten, fanden wir, daß es an einer Stelle war, wo man unmöglich landen konnte, da die Brandung ſich heftig an dem felſigen Ufer brach; ſo ließen wir denn den Anker fallen und trieben am Kabel herum und der

Küſte zu. Einige Leute am Strande kamen bis zum Waſſerrande herab und rieſen uns an, wie wir ſie; aber der Wind war ſo ſtark und die Brandung ſo laut, daß wir einander nicht verſtehen konnten. Am Strand lagen einige Boote. Wir rieſen ihnen zu und machten ihnen Zeichen, um ſie zu bewegen, heranzukommen und uns abzuholen; allein entweder verſtanden ſie uns nicht oder hielten unſer Anſinnen für unausführbar, und ſo gingen ſie fort. Es wurde Nacht, und es blieb uns nichts Anderes übrig, als ruhig abzuwarten, daß ſich der Wind legen würde, und ſo lange wollten wir, nämlich der Schiffer und ich, wo möglich ſchlafen. Zu dem Ende ſtiegen wir unter Deck zu dem Holländer, der durch und durch naß war. Die See ſchlug über das Fahrzeug weg und erreichte uns in unſrer Zufluchtsſtätte, ſo daß wir nun nicht minder trieften wie er.

Wir genoſſen die Nacht über nur wenig Ruhe; am folgenden Tage aber legte ſich der Wind, und nun gelang es uns, Ambon vor Dunkelwerden zu erreichen, nachdem wir dreißig Stunden ohne Nahrung auf See zugebracht hatten, und ohne anderes Getränk, als eine Flaſche ſchlechten Rum's, da das Waſſer, in welchem wir fuhren, ſalzig war.

Abends ging ich mit einem heftigen Fieber zu Bett. Ich hatte irgendwo geleſen, daß der reichliche Genuß von kaltem Waſſer in ſolchen Fällen ein Mittel ſei. Ich folgte dem Rathe, lag den größten Theil der Nacht im ſtärkſten Schweiße, und das Fieber verließ mich. Am andern Tage fuhr ich in einer Fähre über den Fluß und ſetzte meine Reiſe zu Fuß fort. Ich mußte fünfzig Meilen bis Burlington gehen, wo ich angeblich gute Reiſeboote zur Fahrt nach Philadelphia finden würde.

Es regnete den ganzen Tag heftig, ſo daß ich bis auf die Haut naß wurde. Um Mittag war ich ganz ermüdet und machte in einem armſeligen Gaſthauſe Halt, wo ich den übrigen Theil des Tages und die Nacht zubrachte, ſchon halb bedauernd, daß ich meine Vaterſtadt verlaſſen hätte. Dabei ſpielte ich eine ſo jämmerliche Figur, daß, wie ich aus den an mich gerichteten Fragen erſah, man mich für einen entlaufenen Dienſtboten hielt, und ich Gefahr lief, als ſolcher aufgegriffen zu werden. Am andern Tage ſetzte ich indeſſen meine Reiſe fort und erreichte am Abend ein Wirthshaus, acht bis zehn Meilen von Burlington, welches ein gewiſſer Dr. Brown hielt. Dieſer Mann ließ ſich, als ich einige Erfriſchungen genoß, in ein Geſpräch mit mir ein, bemerkte meine leidliche Beleſenheit und ward ſehr geſellig und freundlich. Unſre Freundſchaft dauerte bis an ſeinen Tod. Ich glaube, er war eine Art fahrender Doktor, denn es gab in England, ja in ganz Europa keine Stadt, von welcher er nicht genaue Auskunft geben konnte. Es mangelte ihm weder an Verſtand noch Bildung, aber er war durchaus ungläubig und einige Jahre ſpäter begann er eine leichtfertige Traveſtie der Bibel, in Knittelverſen, wie Cotton Virgil's Aeneis traveſtirte. Hiedurch ſtellte er manche Dinge von einer ſehr ſpaßhaften Seite dar und er hätte manchem ſchwachen Geiſte Schaden zugefügt, falls das Buch gedruckt worden wäre, was indeſſen nie geſchah.

Ich übernachtete in ſeinem Hauſe und erreichte am andern Morgen Burlington, vernahm [illegible] zu meinem Bedauern, daß die regelmäßigen Boote ſchon vor meiner Ankunft abgefahren ſeien. Es war Sonnabend, und vor nächſtem Dienſtag fuhr kein Boot wieder. Ich ging nach dem Hauſe einer alten Frau in der Stadt zurück, bei der ich einige Pfefferkuchen zu meiner Nahrung während der Ueberfahrt gekauft hatte, und bat ſie um ihren Rath. Sie lud mich ein, bei ihr meinen Aufenthalt zu nehmen, bis ſich eine Gelegenheit zur Ueberfahrt zeige, und ermüdet von der weiten Fußreiſe ging ich auf ihr Anerbieten ein. Als ſie vernahm, daß ich ein Buchdrucker ſei, wollte ſie mich bereden, mich in Burlington niederzulaſſen; ſie vermuthete aber nicht, welch' ein Kapital dazu nöthig ſei. Während meiner Anweſenheit in ihrem Hauſe wurde ich wahrhaft gaſtfreundlich beherbergt. Mit der größten Güte ſetzte ſie mir eine Ochſenwampe zum Mittageſſen vor und nahm nur eine Pinte Ale dagegen an. Ich glaubte mich ſchon bis Dienſtag feſtgehalten. Als ich aber Abends am Flußufer ſpazieren ging kam ein Boot mit einer Anzahl Perſonen vorüber, das, wie ich erfuhr, nach Philadelphia fuhr und mich mitnahm. Da kein Wind wehte, ruderten wir den ganzen Weg, und als wir um Mitternacht die Stadt noch nicht ſahen, meinten Einige aus der Geſellſchaft, wir müßten wohl vorbeigefahren ſein und wollten nicht weiter rudern. Da die Uebrigen nicht wußten, wo wir waren, ſo beſchloß man, an der Stelle Halt zu machen. Wir fuhren alſo dem Ufer zu, liefen in einen Bach ein und landeten bei einigen alten Palliſaden, die uns zum Feueranmachen dienten, da es eine kalte Oktobernacht war. Hier blieben wir bis Tagesanbruch, wo einer aus der Geſellſchaft die Stelle für Cooper's Creek, etwas oberhalb Philadelphia, erkannte, welches wir denn auch wirklich in dem Augenblick erblickten, wo wir aus dem Bach herausfuhren. Wir kamen am Sonntag zwiſchen acht und neun Uhr an und landeten am Quai von Market-Street.

Ich habe meine Reiſe umſtändlich beſchrieben und werde meinen erſten Eintritt in dieſe Stadt ebenſo ausführlich ſchildern, damit du im Stande biſt, ſo wenig verheißende Anfänge mit der Rolle zu vergleichen, die ich ſpäter ſpielte.

Bei meiner Ankunft in Philadelphia war ich in meinem Arbeitsanzuge, da meine beſten Kleider erſt zur See nachkommen ſollten. Ich war mit Schmutz bedeckt; meine Taſchen waren mit Hemden und Strümpfen vollgeſtopft; ich kannte keine Seele in der Stadt und wußte nicht, wo ich ein Unterkommen finden ſollte. Ermüdet von der Reiſe, vom Rudern und von einer ſchlafloſen Nacht, empfand ich nebenbei einen heftigen Hunger, und meine ganze Baarſchaft beſtand in einem holländiſchen Thaler und etwa einem Schilling in Kupfergeld, welchen ich den Schiffern für meine Ueberfahrt gab. Da ich ihnen im Rudern beigeſtanden hatte, ſo ſchlugen ſie ihn anfänglich aus, aber ich beſtand auf der Annahme. Der Menſch iſt meiſt freigebiger, wenn er wenig, als wenn er viel Geld hat, wahrſcheinlich, weil er im erſtern Falle gern ſeine Dürftigkeit verbergen will.

Ich ging die Straße hinauf und ſchaute mich um, bis ich beim Markthauſe einem Jungen mit Brod begegnete. Mein Mittagsmahl hatte ſchon oft in trockenem Brode beſtanden, und nachdem ich erfragt, wo er ſelbiges gekauft habe, ging ich geradewegs nach dem bezeichneten Bäckerladen in Second Street und forderte einen Zwieback, wie wir deren in Boſton haben, die aber in Philadelphia nicht gebacken zu werden ſcheinen. Ich verlangte alſo ein Dreipfennigbrod und erfuhr, daß es ein ſolches nicht gebe. In Anbetracht nun, daß ich weder die hieſigen Preiſe noch Gattungen von Brod kannte, bat ich mir für drei Pence Brod irgend einer Art aus, worauf ich drei große runde Brode erhielt. Ich erſtaunte über ſo viel, nahm ſie indeß an, und da ich in meinen Taſchen keinen Platz hatte, ſo entfernte ich mich mit einem Brode unter jedem Arm, während ich vom dritten aß. So ſchritt ich durch Market-Street nach Fourth-Street und ging an dem Hauſe des Mr. Read, des Vaters meiner künftigen Frau, vorüber. Dieſe ſtand vor der Thür, ſah mich und mochte mich mit vollkommenem Rechte für eine gar ſeltſame und groteske Figur halten. Dann bog ich um die Ecke und ging, unterwegs immer an meinem runden Brode zehrend, durch Chesnut-Street und einen Theil von Walnut-Street herab und fand mich, nach gemachter Runde, wieder am Quai von Market-Street, in der Nähe des Bootes, mit welchem ich gekommen war. Ich trat hinein, um einen Trunk Flußwaſſer zu nehmen, und da ich mich von dem erſten Brode geſättigt fühlte, ſo gab ich die beiden anderen einer Frau und ihrem Kinde, die mit uns den Fluß hinabgefahren waren und auf die Weiterreiſe warteten.

So erquickt ging ich wieder die Straße hinauf, die nur mit wohlgekleideten Leuten gefüllt war, welche alle deſſelben Weges gingen. Ich ſchloß mich ihnen an und gelangte ſo nach einem großen Verſammlungshauſe der Quäker, in der Nähe des Marktplatzes. Ich ſetzte mich mit den übrigen, ſah mich eine Weile um und fiel, da ich nichts ſprechen hörte und von den Anſtrengungen der vorigen Nacht und dem Mangel an Ruhe ermüdet war, in einen tiefen Schlaf. In dieſem Zuſtande blieb ich, bis ſich die Verſammlung zerſtreut hatte, wo ein Mitglied ſo freundlich war, mich zu wecken. Dies war alſo das erſte Haus, welches ich in Philadelphia betrat, oder worin ich vielmehr ſchlief. Ich begann abermals meine Wanderung durch die Straßen an der Flußſeite, und indem ich jedem mir Begegnenden aufmerkſam ins Geſicht ſchaute, gewahrte ich endlich einen jungen Quaker, deſſen Geſichtszüge mir gefielen. Ich redete ihn an und bat ihn um Nachweiſung, wo ich wohl als Fremder ein Unterkommen finden könne. Wir befanden uns in der Nähe des Schildes „zu den drei Matroſen". „Hier iſt eine Herberge für Fremde," ſagte er, „aber das Haus ſteht nicht in gutem Rufe, wenn Du mit mir gehen willſt, ſo will ich Dir ein beſſeres zeigen," worauf er mich nach Crooked-Billet in Water-Street führte. Hier beſtellte ich mir eine Mahlzeit, während deren man eine Menge neugieriger Fragen an mich richtete, da meine Jugend und mein Aeußeres den Verdacht rege machten, ich ſei entlaufen.

Nach dem Eſſen kehrte meine Müdigkeit wieder, und unausgekleidet warf ich mich auf ein Bett, wo ich bis ſechs Uhr Abends ſchlief und zum Abendeſſen gerufen wurde. Dann ging ich wieder ſehr früh zu Bett und erwachte auch erſt am nächſten Morgen. Nach dem Aufſtehen kleidete ich mich möglichſt anſtändig und begab mich nach dem Hauſe des Druckers Andreas Bradford; ich fand im Laden ſeinen Vater, den ich zu New-York geſprochen hatte. Da er zu Pferde reiſte, war er vor mir nach Philadelphia gekommen. Er ſtellte mich ſeinem Sohne vor, der mich ſehr höflich aufnahm, und mir ein Frühſtück vorſetzte, mir aber auch ſagte, daß er augenblicklich keinen Arbeiter gebrauchen könne, da er vor Kurzem einen angenommen habe. Es ſei aber noch ein anderer Buchdrucker in der Stadt, Namens Keimer, der ſich erſt neulich niedergelaſſen habe und mich vielleicht beſchäftigen könne; wo nicht, ſo würde ich ihm in ſeinem Hauſe willkommen ſein, und wolle er mir dann und wann kleine Arbeiten geben, bis ſich etwas Beſſeres fände.

Der alte Bradford erbot ſich, mich bei dem neuen Buchdrucker einzuführen. Als wir in deſſen Hauſe waren, ſagte er: „Nachbar, ich führe Ihnen hier einen jungen Gewerbsgenoſſen zu; vielleicht können Sie ihn gebrauchen.“

Keimer richtete einige Fragen an mich, gab mir einen Winkelhaken in die Hand, um zu ſehen wie ich ſetze, und ſagte, im Augenblick habe er nichts für mich zu thun, werde mich aber bald gebrauchen können. Da er nun den alten Bradford, den er nie geſehen hatte, für einem ihm gewogenen Bewohner der Stadt hielt, ſo theilte er ihm ſeinen Plan und ſeine Ausſichten auf Erfolg mit. Bradford hütete ſich wohl, ihm zu entdecken, daß er der Vater des andern Druckers ſei, und als Keimer ſich äußerte, wie er bald die meiſte Kundſchaft in der Stadt zu haben gedenke, ſo brachte er ihn durch künſtliche Fragen und das Entgegenhalten einiger Schwierigkeiten dahin, daß er ihm alle ſeine Pläne darlegte, auf die ſich ſeine Hoffnungen gründeten, und wie er dabei zu Werke gehen wolle. Ich war zugegen, hörte Alles, und erkannte alsbald in dem Einen den alten verſchlagenen Fuchs und in dem Andern den gänzlichen Neuling. Bradford ließ mich bei Keimer, der gar ſehr erſtaunte, als ich ihm ſagte, wer der alte Mann ſei.

Keimer's ganze Druckereieinrichtung beſtand, wie ich fand, aus einer alten, ſchadhaften Preſſe und einem kleinen Vorrath abgenutzter engliſcher Typen, aus denen er ſo eben eine Elegie auf den obenerwähnten Aquila Roſe ſetzte, der ein gebildeter junger Mann, von vortrefflichem Charakter, in der Stadt ſehr geachtet, Sekretär bei der Aſſembly und ein ganz leidlicher Dichter war. Keimer machte nämlich auch Verſe, allerdings höchſt unbedeutende. Man konnte nicht ſagen, daß er Verſe *ſchreibe*, denn er pflegte die Strophen gleich zu *ſetzen*, wie ſie ſeiner Muſe entſtrömten, und da er nach keiner Abſchrift arbeitete, auch nur *einen* Setzkaſten hatte, die Elegie aber wahrſcheinlich ſeinen ganzen Schriftvorrath in Anſpruch nahm, ſo wahr es unmöglich, ihm zu helfen. Ich verſuchte, ſeine Preſſe in Stand zu ſetzen, welche er bis jetzt noch nicht gebraucht hatte, und von deren Gebrauch er auch in der That nichts verſtand. Mit dem Verſprechen, wieder zu kommen, um dann ſeine Elegie zu drucken, ſobald ſie fertig wäre, ging ich nach Bradford's Hauſe zurück, der mir für den Augenblick eine Kleinigkeit zu thun gab, wofür ich Koſt und Wohnung genoß. Nach einigen Tagen ließ Keimer mich rufen, um ſeine Elegie zu drucken. Er hatte ſich jetzt noch einen zweiten Setzkaſten angeſchafft, um den Wiederabdruck einer Flugſchrift zu beſorgen, deren Satz er mir auftrug.

Die beiden Buchdrucker in Philadelphia ſchienen jeder der zu ihrem Gewerbe nöthigen Befähigung zu ermangeln. Bradford hatte das Geſchäft gar nicht gelernt und war ſehr ungebildet. Keimer war zwar leidlich gebildet, aber nur Setzer und wußte mit der Preſſe gar nicht umzugehen. Er war einer der franzöſiſchen Propheten*) und konnte ihre begeiſterten Agitationen recht gut nachmachen. Zur Zeit unſrer erſten Bekanntſchaft hing er keinem beſtimmten Glauben an, im Nothfalle aber allen ein wenig, hatte übrigens gar keine Weltkenntniß, aber viel Gemeines in ſeinem Weſen, wie ich ſpäter zu erfahren Gelegenheit hatte.

Keimer konnte nicht leiden, daß, während ich bei ihm in Arbeit ſtände, ich bei Bradford wohne. Er hatte zwar auch ein Haus, aber es war unmöblirt, ſo daß er mich nicht zu ſich nehmen konnte. Er verſchaffte mir eine Wohnung bei

---

*) Laboulaye hält Keimer für einen der Camiſarden oder franzö Proteſtanten aus den Cevennen, welche von Ludwig XIV verfolgt und vertrieben wurden. D. H.

Mr. Read, ſeinem Hauswirth, deſſen ich ſchon erwähnte. Da jetzt mein Koffer mit meinen Sachen angekommen war, ſo hoffte ich in den Augen von Fräulein Read eine anſtändigere Rolle zu ſpielen, als damals, wo ſie mich zufällig mein Brod auf offener Straße hatte verſpeiſen ſehen.

Ich machte nachgerade Bekanntſchaft mit einigen jungen Leuten in der Stadt, die gerne laſen, und brachte meine Abende angenehm mit ihnen hin, während ich gleichzeitig durch meinen Fleiß Geld verdiente und, Dank meiner Mäßigkeit, zufrieden lebte. So vergaß ich denn Boſton faſt ganz und wünſchte nur, daß Niemand meinen Aufenthalt erfahren möchte, mein Freund Collins ausgenommen, dem ich ſchrieb und der mein Geheimniß auch bewahrte. Endlich führte mich ein Ereigniß weit früher nach Hauſe zurück, als in meinem Vorſatz lag. Ich hatte einen Schwager, Namens Robert Holmes, der eine Handelsſchaluppe zwiſchen Boſton und Delaware führte. Bei ſeiner Anweſenheit in Newcaſtle, vierzig Meilen unterhalb Philadelphia, hörte er von mir und meldete mir in einem Briefe den Kummer, den mein plötzliches Verſchwinden aus Boſton meinen Eltern verurſacht habe, verſicherte mich ihrer fortdauernden Liebe und Bereitwilligkeit, wenn ich zurückkehrte, Alles zu meiner Zufriedenheit auszugleichen, und ermahnte mich ernſtlich zur Heimkehr. Ich beantwortete ſeinen Brief, dankte ihm für ſeinen Rath und ſetzte ihm die Gründe, welche mich veranlaßt hatten, Boſton zu verlaſſen, ſo triftig und deutlich auseinander, daß er ſich überzeugte, wie ich weniger zu tadeln ſei, als er ſich gedacht hatte.

Um jene Zeit war Sir William Keith, der Statthalter der Provinz, in Newcaſtle. Kapitän Holmes befand ſich bei Empfang meines Briefes zufällig in ſeiner Geſellſchaft, ergriff die Gelegenheit, von mir zu reden, und zeigte ihm meine Antwort. Der Statthalter las ſie und erſtaunte, als er mein Alter erfuhr. Er erkenne in mir, bemerkte er, einen Jüngling mit vielverſprechenden Gaben, und ſonach müſſe ich aufgemuntert werden; hier in Philadelphia ſeien nur ſehr unwiſſende Buchdrucker und wenn ich mich dort niederlaſſe, ſo zweifle er nicht an meinem Fortkommen; er ſeines Theils wolle mir alle Staatsarbeiten verſchaffen und auch außerdem jeden möglichen, in ſeinen Kräften ſtehenden Dienſt leiſten. Mein Schwager erzählte mir das Alles ſpäter in Boſton.

aber damals erfuhr ich keine Silbe davon. Eines Tages ſahen Keimer und ich, als wir gerade zuſammen in der Nähe des Fenſters arbeiteten, den Gouverneur und einen andern Herrn, den Oberſt French von Newcaſtle, in feiner Kleidung über die Straße kommen und gerade auf unſer Haus zugehen. Wir hörten ſie an der Thür, und da Keimer glaubte, der Beſuch gelte ihm, ſo begab er ſich ſogleich hinunter. Aber der Gouverneur fragte nach mir, ſtieg die Treppe hinan und richtete mit einer Leutſeligkeit und Artigkeit, welche ich nicht im Entfernteſten gewohnt war, mehrfache Komplimente an mich, wünſchte meine Bekanntſchaft zu machen, warf mir freundlich vor, daß ich bei meiner Ankunft in Philadelphia nicht ſelbſt zu ihm gekommen ſei, und lud mich ein, ihn in eine Schenke zu begleiten, wo er und Oberſt French eine Flaſche guten Madeira trinken wollten.

Ich war nicht wenig überraſcht, und Keimer ſtaunte wie ein geſtochener Bock. Indeſſen ging ich mit dem Gouverneur und Oberſten in ein Wirthshaus an der Ecke von Third-Street, wo er mir bei der Flaſche Madeira den Vorſchlag machte, eine Druckerei einzurichten. Er erörterte die Wahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolges, und als ich Zweifel merken ließ, ob mein Vater mich bei dieſem Unternehmen unterſtützen werde, verſprach Sir William mir einen Brief an ihn, in welchem er die Vortheile dieſes Planes in einem ſolchen Lichte darſtellen wolle, daß ſie unfehlbar ſeinen Entſchluß beſtimmen würden. Dann ward ausgemacht, daß ich mit dem erſten Schiffe nach Boſton, den Empfehlungsbrief des Statthalters an meinen Vater in der Taſche, zurückkehre. Inzwiſchen ſollte der Plan geheim gehalten werden, ſo daß ich meine Arbeit bei Keimer nach wie vor fortſetzte. Dann und wann ließ mich der Statthalter zu Tiſche laden. Ich ſah dies für eine ſehr große Ehre an, die ich um ſo höher anſchlug, da er ſich mit mir auf die leutſeligſte und von der Welt freundlichſte Weiſe unterhielt.

Gegen Ende April 1721 lag ein kleines Schiff ſegelfertig nach Boſton. Ich verließ Keimer unter dem Vorwande, meine Eltern beſuchen zu wollen. Der Gouverneur ſtellte mir einen langen Brief zu, in welchem er meinem Vater viel ſchmeichelhafte Dinge über mich ſagte und eindringlich den Plan meiner Niederlaſſung in Philadelphia, als eine Sache, die unausbleiblich zu meinem Glück ausſchlagen müſſe, em pfahl. Bei der Fahrt die Bay hinunter ſtieß unſer Schiff auf eine Sandbank und erhielt einen Leck. Das Wetter war ſehr ungeſtüm, und wir mußten unausgeſetzt pumpen, woran auch ich Theil nahm. Wir gelangten indeſſen nach etwa vierzehntägiger Fahrt ſicher und geſund nach Boſton.

Ich war ungefähr ſieben volle Monate abweſend geweſen, während welcher Zeit meine Verwandten gar keine Nachricht von mir erhalten hatten, denn mein Schwager Holmes war noch nicht zurück und hatte auch noch nicht über mich geſchrieben. Meine Familie erſtaunte über meine unerwartete Erſcheinung, aber Alle freuten ſich über das Wiederſehen und hießen mich, mit Ausnahme meines Bruders, zu Hauſe willkommen. Ich beſuchte ihn in ſeiner Druckerei. Ich war beſſer gekleidet, als in der ganzen Zeit, wo ich bei ihm in der Lehre war, hatte einen vollſtändigen neuen und netten Tuchanzug, eine Uhr und beinahe fünf Pfund Sterling in Silber in der Taſche. Er nahm mich gerade nicht ſehr höflich auf und ging, nachdem er mich von Kopf bis zu Fuß betrachtet hatte, wieder an ſeine Arbeit.

Die Arbeiter erkundigten ſich neugierig, wo ich geweſen, welcher Art das Land ſei und wie es mir gefallen habe. Ich rühmte Philadelphia ganz außerordentlich, wie nicht minder das herrliche Leben, welches man dort führe, und äußerte meine Abſicht, dahin zurückzukehren. Als einer von ihnen mich fragte, nach dem dort gangbaren Geld, zeigte ich ihnen eine Handvoll Silbermünzen, die ich aus der Taſche zog; dieſes war etwas Neues für ſie, da in Boſton nur Papiergeld umlief. Dann verſäumte ich auch nicht, ihnen meine Uhr zu zeigen, und da mein Bruder mürriſch und finſter blieb, gab ich ihnen endlich einen Schilling zu einem Trunk und ging fort. Dieſer Beſuch wurmte meinen Bruder in der Seele; denn als bald darauf meine Mutter von einer Ausſöhnung zwiſchen ihm und mir und dem Wunſche eines guten Vernehmens zwiſchen uns ſprach, ſagte er, ich habe ihn vor ſeinen Leuten ſo ſehr beleidigt, daß er es nie vergeſſen und vergeben werde. Hierin irrte er ſich indeſſen.

Des Gouverneurs Schreiben ſchien meinem Vater auffallend, indeſſen ſagte er nur wenig. Als jedoch nach einigen Tagen Kapitän Holmes zurückkehrte, zeigte er es dieſem mit der Frage, ob er Keith kenne, und was für ein Mann er ſei, unter dem Hinzufügen, daß es ſeiner Anſicht nach wenig Einſicht verrathe, einem jungen Menſchen ein Geſchäft begründen zu wollen, welcher vor Ablauf dreier Jahre ſeinem Alter nach nicht zu den Männern gerechnet werden könne. Holmes ſagte alles Erdenkliche zu Gunſten des Planes, mein Vater aber blieb dabei, daß es unſinnig ſei, und erklärte ſich endlich rundweg dagegen. Indeſſen ſchrieb er einen höflichen Brief an Sir William, in welchem er ihm zwar für das mir ſo gütig erwieſene Wohlwollen dankte, aber in dieſem Augenblick mich zu unterſtützen verweigerte, weil er mich für zu jung halte, als daß man mir die Leitung eines ſo wichtigen Geſchäftes anvertrauen könne, zu welchem eine ſo beträchtliche Summe Geldes nöthig ſei.

Mein alter Freund Collins, der Poſtbeamter war, wurde ganz entzückt von der Schilderung, welche ich ihm von meinem neuen Wohnorte entwarf, und beſchloß ebenfalls dorthin zu gehen. Während ich meines Vaters Entſcheidung abwartete, reiſte er mir voraus zu Lande nach Rhode-Island, indem er ſeine hübſche Büchersammlung von mathematiſchen und naturhiſtoriſchen Werken zurückließ, die mit der meinigen nach New-York geſchickt werden ſollte, wo er mich erwarten wollte.

Obgleich mein Vater Sir William's Vorſchlag nicht billigen konnte, ſo war es ihm doch ſehr lieb, daß ich die ſo vortheilhafte Empfehlung eines Mannes von ſeinem Range gefunden, und daß mein Fleiß und meine Sparſamkeit mich in Stand geſetzt hatten, in ſo kurzer Zeit mich ſo hübſch auszuſtatten. Da er überdies keine Ausſicht zu einer Verſöhnung zwiſchen mir und meinem Bruder ſah, ſo willigte er in meine Rückkehr nach Philadelphia, ermahnte mich, gegen Jedermann höflich zu ſein, nach allſeitiger Achtung zu trachten, und Satire und Sarkasmus zu vermeiden, zu denen er mich nur zu ſehr geneigt hielt, und theilte mir ſchließlich mit: bei Ausdauer und kluger Sparſamkeit, wenn ich erſt älter geworden, werde es mir wohl gelingen, aus eignen Mitteln ein Geſchäft zu errichten, und wenn alsdann mir noch eine kleine Summe fehle, werde er mir damit aushelfen. Dies war Alles, was ich von ihm erhalten konnte, ausgenommen einige Geſchenke von ihm und meiner Mutter, zum Zeichen ihrer Liebe, als ich mich dies Mal mit meiner Eltern Zuſtimmung und Segen wiederum nach New-York einſchiffte.

Als die Schaluppe zu Newport auf Rhode-Island anlangte, beſuchte ich meinen Bruder John, der ſich vor Jahren hier niedergelaſſen und verheirathet hatte. Er war mir von jeher zugethan und nahm mich immer ſehr liebevoll auf. Da einer ſeiner Freunde, Namens Vernon, in Pennſylvanien etwa fünfunddreißig Pfund ausſtehen hatte, ſo bat er mich, dieſe für ihn einzukaſſiren und das Geld ſo lange zu bewahren, bis er mir Nachricht zukommen laſſe, worauf er mir eine Anweiſung dazu einhändigte. Dieſer Auftrag verurſachte mir in der Folge viel Unannehmlichkeit.

In Newport nahmen wir eine Anzahl Paſſagiere an Bord, unter denen ſich zwei junge Frauenzimmer und auch eine ernſte und geſetzte Quäkerin mit ihrer Bedienung befanden. Dienſtfertig und zuvorkommend hatte ich der Quäkerin einige kleine Gefälligkeiten erzeigt und mir ihr Wohlwollen erworben; denn als ſie zwiſchen mir und den beiden jungen Frauenzimmern Vertraulichkeit entſtehen und ſie mit jedem Tage zunehmen ſah, rief ſie mich bei Seite und ſagte: „Junger Menſch, ich bin deinetwegen ſehr beſorgt; du haſt keine Eltern bei dir, welche über dich wachen könnten, und du ſcheinſt die Welt nicht genug zu kennen ſo wenig wie die Fallſtricke, welche die Jugend bedrohen. Vertraue mir in dem, was ich dir ſage: jene ſind Mädchen von leichtfertigem Charakter, ich merke das an ihrem ganzen Benehmen; wenn du dich nicht in Acht nimmſt, ſo werden ſie dich in Gefahr bringen. Sie ſind dir unbekannt, und bei meinem Antheil an deinem Wohle rathe ich dir, dich nicht mit ihnen einzulaſſen." Da ich Anfangs ihre ſchlechte Meinung von ihnen nicht zu theilen ſchien, ſo erzählte ſie mir Einiges, was ſie geſehen und gehört hatte und was meiner Beachtung entgangen war, mich aber überzeugte, daß ſie Recht habe. Ich dankte ihr für ihren gütigen Rath und verſprach, ihm zu folgen. Bei unſrer Ankunft in New-York nannten ſie mir ihre Wohnung und luden mich ein, ſie zu beſuchen. Ich ging indeſſen nicht hin und that wohl daran; denn als der Kapitän am nächſten Tage einen ſilbernen Löffel und einige andere Dinge, die aus der Kajüte entwendet worden waren, vermißte, verſchaffte er ſich, da er dieſe Mädchen als leichtfertig kannte, eine Erlaubniß zur Hausſuchung, fand die geſtohlenen Sachen bei ihnen und ließ ſie beſtrafen. So entging ich denn, nachdem ich ſchon einer Klippe unter dem Waſſer, auf welche das Schiff während der Fahrt ſtieß, entgangen war, einer zweiten noch weit gefährlichern.

In New-York fand ich meinen Freund Collins, der einige Zeit vor mir angekommen war. Wir waren von Jugend auf mit einander vertraut geweſen und hatten dieſelben Bücher mit einander geleſen; er hatte aber den Vortheil, mehr Zeit auf Lektüre und Studien verwenden zu können, und den einer ausgezeichneten Begabung für Mathematik, in der er mich weit überholte. Während meines Aufenthalts in Boſton pflegte ich faſt alle meine Mußeſtunden mit ihm zuzubringen; er war ein ſittſamer und fleißiger Junge, hatte ſich durch ſeine Kenntniſſe allgemeine Achtung erworben und ſchien zu einer nicht geringen Rolle in der Geſellſchaft berufen. Während meiner Abweſenheit aber hatte er ſich dem Branntweintrinken ergeben, und ſowohl von ihm ſelbſt als aus den Berichten Anderer erfuhr ich, daß er ſeit ſeiner Ankunft in New-York jeden Tag berauſcht geweſen ſei und ſich ſehr auffallend benommen habe. Auch hatte er geſpielt und all ſein Geld verloren, ſo daß ich genöthigt war, ſeine Wirthshausrechnung zu bezahlen und ihn den übrigen Theil der Reiſe hindurch zu unterhalten, was mir ſehr unbequem war. Als der Gouverneur von New-York, Namens Burnet (der Sohn des Biſchofs Burnet), von dem Kapitän hörte, daß er einen jungen Mann auf ſeinem Schiffe als Paſſagier habe, der eine große Menge Bücher mit ſich führe, bat er ihn, mich zu ihm zu bringen. Ich verfügte mich daher hin und hätte auch Collins mitgenommen, wenn er nur nüchtern geweſen wäre. Der Gouverneur nahm mich ſehr freundlich auf, zeigte mir ſeine Bibliothek, die ſehr bedeutend war, und wir plauderten eine Zeit lang über Schriftſteller und Bücher. Dies war ſchon der zweite Gouverneur, der mich ſeiner Aufmerkſamkeit würdigte, und dem unbedeutenden Jünglinge, der ich damals war, mußten natürlich dieſe kleinen Ereigniſſe ſehr ſchmeichelhaft ſein.

Wir kamen nach Philadelphia. Unterwegs nahm ich Vernon's Geld ein, ohne welches wir nicht ans Ende unſrer Reiſe hätten kommen können. Collins wünſchte eine Stelle als Commis in irgend einem Geſchäft zu erhalten; indeſſen ob entweder ſein Odem oder ſein Anſehen ſein Branntweintrinken verrieth, genug, es wollte ihm trotz ſeiner Empfehlungen nicht glücken, und ſo wohnte und lebte er denn ferner auch mit mir, auf meine Koſten. Da er wußte, daß ich das Geld von Vernon bei mir habe, ſo ging er mich ſtets um Anlehen davon an, unter dem Verſprechen der Rückzahlung, ſobald er eine Stelle erhalten werde. Endlich hatte er ſoviel von dieſem Gelde erhalten, daß ich in große Unruhe darüber gerieth, was aus mir werden ſolle, wenn er nicht im Stande ſein ſollte, das Fehlende zu erſetzen. Auch nahm ſeine Trunkſucht nicht im Geringſten ab und wurde zur Urſache häufigen Zwiſtes unter uns. Denn wenn er etwas zu viel getrunken hatte, ſo war er außerordentlich ſtarrköpfig. Als wir eines Tages zuſammen mit einigen anderen jungen Leuten in einem Boote auf dem Delaware fuhren, weigerte er ſich zu rudern, als ihn die Reihe traf. „Ich will nach Hauſe gerudert werden,“ ſagte er. — „Wir werden nicht für dich rudern,“ ſagte ich. — „Ihr ſollt es doch,“ war ſeine Antwort, „oder ihr müßt die ganze Nacht auf dem Waſſer bleiben — ganz wie's euch gefällt.“ „Laßt uns rudern,“ ſagten die übrigen, „was liegt daran, ob er uns hilft oder nicht?“ Da ich aber ſchon über ſein Benehmen bei anderen Gelegenheiten entrüſtet war, beharrte ich auf meiner

Weigerung. Da ſchwur er, er wolle mich ſchon zum Rudern bringen oder mich aus dem Boote werfen, und ſprang gegen mich auf. So wie ich ihn aber faſſen konnte, ergriff ich ihn beim Kragen, gab ihm einen heftigen Stoß und ſtürzte ihn über Kopf in den Fluß. Ich wußte, daß er ein guter Schwimmer ſei, und war deshalb unbeſorgt um ſein Leben. Ehe er wieder emporkommen konnte, hatten uns einige Ruderſchläge aus ſeinem Bereiche gebracht, und ſo oft er an das Boot kam, fragten wir ihn, ob er rudern wolle, indem wir ihm gleichzeitig mit den Rudern auf die Hände ſchlugen, damit er ſeinen Halt loslaſſen müſſe. Er erſtickte faſt vor Wuth, verweigerte aber hartnäckig jedes Verſprechen zu rudern. Als wir endlich ſeine Kräfte ſich erſchöpfen ſahen, nahmen wir ihn ins Boot und brachten ihn am Abend ganz durchnäßt nach Hauſe. Nach dieſem Vorfalle trat eine gänzliche Verſtimmung zwiſchen uns ein. Endlich lernte der Kapitän eines Weſtindienfahrers, der für die Söhne eines Herrn auf Barbados einen Erzieher beſorgen ſollte, Collins kennen und bot ihm die Stelle an. Er nahm ſie auch an und verſprach mir beim Abſchiede, die mir ſchuldige Summe von dem erſten Gelde abzutragen, welches er erhalten werde; aber ich habe nie etwas von ihm gehört.

Daß ich jenes Vernon'ſche Geld angebrochen hatte, war einer der erſten großen Irrthümer meines Lebens und zeigte mir deutlich, daß mein Vater ſich nicht täuſchte, als er mich für die Führung eines bedeutenden Geſchäftes für zu jung hielt. Als aber Sir William ſeinen Brief las, hielt er ihn für übertrieben vorſichtig. Es ſei ein Unterſchied zwiſchen den Menſchen, meinte er; reife Jahre brächten nicht immer den Verſtand mit ſich, noch ſei die Jugend allen Verſtandes bar. „Da Ihr Vater“, fügte er hinzu, „Sie nicht ſelbſtändig machen will, ſo werde ich es ſelbſt thun. Geben Sie mir ein Verzeichniß der Gegenſtände, welche aus England bezogen werden müſſen, und ich will dieſe Artikel kommen laſſen. Sie ſollen ſie mir nach Vermögen wieder bezahlen. Ich will hier einen ordentlichen Buchdrucker haben, und ich bin überzeugt, daß Sie fortkommen werden.“ Dies ſagte er anſcheinend mit ſo viel Herzlichkeit, daß ich nicht einen Augenblick Mißtrauen in die Aufrichtigkeit ſeines Anerbietens ſetzte. Ich hatte bisher den mir von Sir William angerathenen Plan der Errichtung eines Geſchäftes in Philadelphia geheim gehalten und that es auch noch. Wäre bekannt geweſen, welches Vertrauen ich in den Gouverneur ſetzte, ſo würde mir ohne Zweifel irgend ein Freund, der beſſer als ich ſeinen Character kannte, gerathen haben, mich nicht auf ihn zu verlaſſen; denn ſpäter erfuhr ich, daß er allgemein als ſehr freigebig in Verſprechen bekannt ſei, die er gar nicht halten wollte. Wie konnte ich aber, da ich ihn um nichts gebeten hatte, vorausſetzen, daß ſeine Anerbietungen trügeriſch ſeien? Im Gegentheil hielt ich ihn für den beſten Mann von der Welt.

Ich übergab ihm das Inventar zu einer kleinen Druckerei, deſſen Koſten ich auf ungefähr ein hundert Pfund Sterling berechnet hatte. Dies gefiel ihm, er warf aber die Frage auf, ob es nicht vortheilhaft ſein würde, ſelbſt nach England zu gehen, die Schriften auszuſuchen und nach der Güte der einzelnen Artikel zu ſehen. „Sie würden dann auch,“ fuhr er fort, „dieſe oder jene Bekanntſchaft dort anknüpfen und ſich mit Antiquaren und Buchhändlern in Verbindung ſetzen können.“ — Ich räumte ein, daß dies wünſchenswerth ſei. — „Wenn dem ſo iſt,“ fügte er hinzu, „ſo halten Sie ſich bereit, mit der Annis abzureiſen.“ Dieſe-

Schiff machte die Fahrt jährlich und war das einzige zu jener Zeit, welches regelmäßig zwiſchen London und Philadelphia fuhr. Aber die Annis ſegelte erſt in einigen Monaten. Deshalb arbeitete ich bei Keimer weiter, nur unglücklich bei dem Gedanken an das Geld, welches Collins mir abgeborgt hatte, und faſt in ewiger Angſt, daß Vernon, der zum Glück erſt nach mehreren Jahren ſein Geld verlangte, mich zur Heimzahlung auffordern werde.

Bei der Schilderung meiner erſten Reiſe von Boſton nach Philadelphia vergaß ich vielleicht einen unbedeutenden Umſtand, der indeſſen hier doch wohl an ſeinem Orte ſein möchte. Während einer Windſtille, die uns oberhalb Block Island feſthielt, unterhielt ſich das Schiffsvolk mit dem Kabeljau-Fang, der recht reichlich ausfiel. Bis dahin war ich meinem Grundſatze treu geblieben, keinerlei thieriſche Nahrung zu genießen, und bei dieſem Anlaß betrachtete ich, den Grundſätzen meines Meiſters Tryon gemäß, den Fang jedes Fiſches als eine Art Mord ohne alle Veranlaſſung, indem dieſe Thiere Niemandem auch nur das geringſte Unrecht, welches ein ſolches Verfahren hätte rechtfertigen können, gethan hatten oder überhaupt thun könnten. Ich hielt dieſen Schluß für unwiderlegbar. Indeſſen hatte ich früher außerordentlich gern Fiſche gegeſſen, und ſo oft ein Stockfiſch aus der Pfanne genommen wurde, roch er mir köſtlich in die Naſe. Eine Weile ſchwankte ich zwiſchen Grundſatz und Luſt, bis mir endlich einfiel, daß man beim Oeffnen eines Kabeljau's einen andern kleinen Fiſch in deſſen Bauche gefunden habe, worauf ich dachte: wenn du einen andern verzehrſt, ſo ſehe ich keinen Grund, dich nicht auch zu verſpeiſen. Demzufolge aß ich mit nicht geringem Wohlbehagen von dem Fiſche und that es überhaupt ſeitdem wie andere Menſchen, indem ich nur ab und an zu meiner Pflanzenkoſt zurückkehrte. Wie angenehm iſt es doch, ein vernünftiges Geſchöpf zu ſein, das einen annehmbaren Vorwand für alle ſeine Gelüſte zu finden oder erfinden weiß!

Ich bemühte mich, in gutem Benehmen mit Keimer zu leben, der nicht im Entfernteſten meine beabſichtigte Etablirung ahnte. Etwas von ſeiner frühern Begeiſterung war ihm noch immer geblieben, und da er gern disputirte, ſo hatten wir häufige Wortgefechte miteinander. Die Sokratiſche Methode war mir ſo geläufig und ich hatte ihn ſo oft durch meine Fragen in Verlegenheit gebracht, die zuerſt gar keinen Bezug auf den ſtreitigen Gegenſtand zu haben ſchienen, ſtufenweiſe aber dennoch darauf hinführten, und ihn in Verlegenheiten und Widerſprüche verwickelten, aus denen er ſich nicht herauswinden konnte, ſo daß er zuletzt in einem lächerlichen Grade vorſichtig wurde und kaum auf die einfachſte und unverfänglichſte Frage antworten wollte, ohne vorher mich zu fragen: „Was wollen Sie daraus folgern?“ Daraus bildete er ſich eine ſo hohe Meinung von meinem Disputations- und Ueberzeugungs-Talente, daß er mir alles Ernſtes vorſchlug, zuſammen mit ihm eine neue Sekte zu ſtiften. Er wollte die Lehre durch Predigen verbreiten, und ich ſollte die Gegner widerlegen. Als er mir ſeine Skizze vortrug, fand ich manche Abgeſchmacktheiten darunter, welche ich nicht zugeben wollte, wenn er ſich nicht dafür zu einigen meiner Anſichten bequemen wollte. Kleimer ließ ſeinen Bart lang wachſen, weil Moſes an einer Stelle ſagt: „Du ſollſt die Spitzen deines Bartes nicht beſchädigen.“ Auch beobachtete er die Sonn[illegible]feier, was beides für ihn weſentliche Punkte waren. Ich dagegen verwarf beide, erklärte mich aber bereit ſie anzunehmen, vorausgeſetzt, daß er der thieriſchen Nahrung entſagen wolle. „Ich zweifle,“ antwortete er, „daß meine Leibesbeſchaffenheit dies ertragen wird.“ Ich verſicherte ihn dagegen, er werde ſich beſſer als zuvor dabei befinden. Er war eigentlich ein ſtarker Eſſer, und ich verſprach mir einigen Spaß davon, ihn halb verhungert zu ſehen. Er willigte ein, dieſe Lebensweiſe zu verſuchen, wenn ich ihm dabei Geſellſchaft leiſten wolle, und wirklich fuhren wir drei Monate hiemit fort. Eine Frau aus der Nachbarſchaft, der ich ein Verzeichniß von vierzig Gerichten gab, bei deren Bereitung weder Fiſch noch Fleiſch vorkam, kochte für uns und brachte uns das Eſſen. Dieſer Einfall kam mir um ſo gelegener, indem ich meine Rechnung dabei fand, da die ganze Ausgabe für unſeren wöchentlichen Lebensunterhalt nicht über achtzehn Pence auf den Mann betrug.

Seit jener Zeit habe ich öfter mit der größten Strenge mich an Faſten gewöhnt, vorwiegend nur Nahrung aus dem Pflanzenreiche genoſſen und bin dann plötzlich zu meiner gewohnten Lebensweiſe zurückgekehrt, ohne die geringſte Unbequem lichkeit davon zu verſpüren, was mich zu der Anſicht brachte, den gewöhnlichen Rath, nur allmälig ſolche Veränderungen in der Lebensweiſe vorzunehmen, für nicht ſo gewichtig anzuſehen. Mir bekam dieſe Diät ganz gut, der arme Keimer litt aber ganz gewaltig. Der Enthaltſamkeit müde, ſehnte er ſich nach den Fleiſchtöpfen Egyptenlands, beſtellte ſich ein gebratenes Ferkel und lud mich und zwei unſerer weiblichen Bekannten zum Eſſen ein. Da aber das Ferkel etwas zu früh aufgetragen wurde, ſo konnte er der Verſuchung nicht widerſtehen und verzehrte es noch vor unſerm Eintreffen vollſtändig.

Unterdeſſen hatte ich Miß Read einige Aufmerkſamkeit geſchenkt. Ich hegte die größte Achtung und Zuneigung für ſie und hatte Grund zu glauben, daß dieſe Gefühle erwidert wurden. Wir waren aber Beide jung, kaum über achtzehn Jahr alt. Da ich im Begriff ſtand, eine weite Reiſe anzutreten, ſo hielt ihre Mutter es für gerathen, jetzt die Sache nicht allzu weit gedeihen zu laſſen, indem eine Heirath, wenn es zu einer ſolchen kommen ſollte, nach meiner Rückkehr und nach der (wie wir erwarteten) ſtattgefundenen Selbſtſtändigmachung mehr am Platze ſein würde. Vielleicht hielt ſie auch meine Hoffnungen für nicht ſo wohl begründet, wie ich mir einbildete.

Meine vertrauteſten Bekannten waren in dieſer Zeit Charles Osborne, Joſeph Watſon und James Ralph, die alle leidenſchaftlich gern laſen. Die beiden erſteren waren Schreiber bei Mr. Charles Brockden, einem der erſten Anwälte und Notare der Stadt, und der andere war Kommis bei einem Kaufmann. Watſon war ein biederer, frommer, ſinniger Jüngling; die beiden Anderen hatten etwas freiere religiöſe Grundſätze, namentlich Ralph, deſſen ſo wie Collins' Glauben ich erſchüttern half, wofür auch Beide mich büßen ließen. Osborne war gefühlvoll, aufrichtig, freimüthig, gegen Freunde liebreich und offenherzig, aber in literariſchen Dingen zu ſehr zum Kritiſiren geneigt. Ralph war hochbegabt, ſcharfſinnig, von feinem Benehmen und außerordentlich beredt. Ich entſinne mich nicht, je einen liebenswürdigeren Plauderer gefunden zu haben. Beide liebten die Muſen und hatten ihren Hang bereits durch kleine dichteriſche Produktionen an den Tag gelegt. Sonntags machten wir gewöhnlich einen reizenden Spaziergang in den Wäldern am Ufer des Schuylkill. Hier laſen wir zuſammen und unterhielten uns hernach über das Geleſene.

Ralph fühlte Neigung, ſich ganz der Dichtkunſt zu widmen, in der Hoffnung, es in dieſer Kunſt zu einem hohen Grade der Vollkommenheit zu bringen, ja ſogar ſich damit ein Vermögen zu erwerben. Die größten Dichter, meinte er, hätten, als ſie angefangen zu ſchreiben, eben ſo viele Fehler wie er gemacht. Osborne verſuchte ſeine Anſicht durch die Verſicherung umzuſtimmen, daß er kein dichteriſches Genie beſitze, und durch den Rath, bei ſeinen kaufmänniſchen Geſchäften zu bleiben, welche er gelernt hatte; er werde in kaufmänniſchen Geſchäften durch Fleiß und Arbeitſamkeit auch ohne eigenes Vermögen ſich zu einer Geſchäftsführerſtelle empfehlen und dann mit der Zeit auch wohl die Mittel zu einem eigenen Geſchäfte erwerben können. Ich billigte es, daß man ſich hie und da zum Zeitvertreib und zur Unterhaltung mit Poeſie befaſſe, um ſich im ſchriftlichen Ausdruck zu vervollkommnen, aber nicht weiter.

Hierauf wurde verabredet, bei unſerer nächſten Zuſammenkunft ſolle jeder von uns eine eigene neue Schöpfung ſeines Geiſtes mitbringen, um uns durch unſere wechſelſeitigen Bemerkungen, Kritiken und Verbeſſerungen fortzubilden. Da wir nur Stil und Ausdruck im Auge hatten, ſchloſſen wir alle Rückſichtnahme auf Erfindung durch die Verabredung aus, daß unſre Arbeit den achtzehnten Pſalm umſchreiben ſolle, in welchem die Herkunft Gottes geſchildert wird. Als die Zeit unſrer Zuſammenkunft näher rückte, beſuchte Ralph mich zuerſt und ſagte mir, daß ſeine Arbeit fertig ſei. Ich erwiderte ihm, ich ſei zu beſchäftigt und ohne Anregung geweſen und habe noch nichts gethan. Er legte mir nun ſeine Arbeit zur Beurtheilung vor, und ich lobte ſie ſehr, da ſie mir höchſt gelungen und verdienſtlich erſchien. „Jenun," ſagte er, „Osborne wird einer Arbeit von mir niemals das mindeſte Verdienſt einräumen, ſondern aus reinem Neide tauſenderlei Ausſtellungen machen. Auf Dich iſt er nicht ſo eiferſüchtig, und ich möchte Dich daher bitten, daß Du den Aufſatz zu Dir nimmſt und als den Deinigen vorlegſt; ich will vorgeben, daß ich nicht Zeit gehabt und daher nichts zu Stande gebracht habe. Wir werden dann ſehen, was er darüber ſagen wird." Ich war damit einverſtanden und ſchrieb den Aufſatz ſogleich ab, um ihn in meiner eigenen Handſchrift vorlegen zu können.

Wir kamen zuſammen. Watſon's Arbeit wurde zuerſt geleſen. Sie enthielt einige Schönheiten, aber auch manchen Fehler. Dann laſen wir Osborne's, die viel beſſer war. Ralph ließ ihr Gerechtigkeit widerfahren, machte nur einige Ausſtellungen, lobte aber ihre Schönheiten. Er ſelbſt hatte nichts vorzuzeigen. Jetzt kam an mich die Reihe. Ich machte einige Schwierigkeiten; ich gab mir das Anſehen, als wünſchte ich entſchuldigt zu werden, ſchützte vor, ich hätte keine Zeit gehabt, Verbeſſerungen vorzunehmen u. ſ. w. Man wollte indeß keine Entſchuldigung annehmen, und ich mußte meine Arbeit hervorholen. Sie wurde geleſen und wieder geleſen. Watſon und Osborne verzichteten ſogleich auf die Siegespalme, und vereinigten ſich zum Beifall. Ralph allein machte einige Ausſtellungen und ſchlug einzelne Abänderungen vor; ich vertheidigte aber meine Abfaſſung. Osborne war gegen Ralph und ſagte ihm, er ſei als Kritiker nicht mehr werth denn als Dichter; darauf gab dieſer ſeine Behauptung auf. Als die Beiden zuſammen nach Hauſe gegangen waren, ſprach ſich Osborne noch ſtärker zum Lobe meiner vermeintlichen Arbeit aus. Er ſagte, er habe ſich vorher etwas gemäßigt, aus

Furcht, ich möchte ſein Lob als Schmeichelei auslegen. „Wer hätte aber glauben mögen,“ ſagte er, „daß Franklin einer ſolchen Schöpfung fähig ſei? Welche Kraft der Darſtellung, welches Feuer! Er hat wirklich das Original noch übertroffen. In der gewöhnlichen Unterhaltung ſcheint er um die Wahl ſeiner Worte verlegen, er ſtottert, ſtammelt, kommt aus dem Zuſammenhange; und doch, guter Gott, wie kann er ſchreiben!“ Bei unſrer nächſten Zuſammenkunft theilte Ralph dann Osborne mit, welchen Streich wir ihm geſpielt hatten, und dieſer wurde von uns aufgezogen.

Dieſer Vorfall beſtärkte Ralph in ſeinem Vorſatz, Dichter zu werden. Ich that mein Möglichſtes, um ihm dieſe Abſicht auszureden, aber er ſchrieb beharrlich Verſe, bis ihn endlich die Lektüre von Pope heilte.*) Er wurde indeſſen doch ein ganz guter Proſaiker. Späterhin werde ich mehr von ihm reden; da ich aber wohl keine Gelegenheit habe, der beiden Anderen ferner zu gedenken, ſo muß ich hier bemerken, daß Watſon einige

---

*) Wahrſcheinlich die Dunciade, wo ihn der Dichter alſo unſterblich macht:

Schweigt, Wölfe, während Ralph zur Cynthia will heulen
Und Nacht mit Graus erfüllt — antwortet ihm, ihr Eulen.

D. H.

Jahre ſpäter in meinen Armen verſchied; ihm folgte tiefes Bedauern, denn er war der beſte in unſerm Verein. Osborne ging nach Weſtindien, wo er ſich einen bedeutenden Ruf als Sachwalter und viel Geld erwarb, aber noch jung ſtarb. Wir Beide hatten uns ernſtlich verabredet, daß, wer zuerſt ſterbe, aus jener Welt, wenn's möglich, zurückkehren und dem Ueberlebenden einen freundlichen Beſuch abſtatten ſolle, um ihm mitzutheilen, wie es dort ausſehe; er hat aber ſein Verſprechen nie erfüllt.

Der Gouverneur, dem meine Geſellſchaft zu gefallen ſchien, lud mich des öftern in ſein Haus und ſprach von ſeiner Abſicht, mir eine Stellung zu ſchaffen, ſtets als von einer ausgemachten Sache. Ich ſollte Empfehlungsbriefe an eine Menge ſeiner Freunde mitnehmen, nebſt einem Kreditbrief, um die nöthige Summe zum Ankauf von Preſſe, Schriften, Papier u. ſ. w. zu erheben. Er beſtellte mich mehrere Male, um dieſe Briefe abzuholen, die dann gewiß fertig ſein ſollten; wenn ich aber kam, beſchied er mich allemal auf einen andern Tag. Dieſes wiederholte Hinhalten dauerte fort, bis das Schiff, deſſen Abfahrt einige Male aufgeſchoben war, auf dem Punkte war unter Segel zu gehen. Als ich mich da einſtellte, um mich von ihm zu verabſchieden und die Briefe in Empfang zu nehmen, kam ſein Sekretär Doktor Bard heraus zu mir und ſagte, der Gouverneur ſei ſehr mit Schreiben beſchäftigt, werde aber noch vor dem Schiffe in Newcaſtle ſein und mir die Briefe dort einhändigen laſſen.

Obſchon Ralph verheirathet war und ein Kind hatte, beſchloß er doch, mich auf dieſer Reiſe zu begleiten. Sein angeblicher Zweck war die Anknüpfung von Verbindungen mit einigen Handelshäuſern, um Waaren in Commiſſion zu verkaufen; ſpäter aber erfuhr ich, daß er wegen Mißhelligkeiten mit den Verwandten ſeiner Frau ſich entſchloſſen hatte, ſie deren Sorge zu überlaſſen, um nie wieder zurückzukehren.

Nachdem ich von meinen Freunden Abſchied genommen und mit Miß Read das Verſprechen der Treue gewechſelt hatte, ſchied ich von Philadelphia. Bei Newcaſtle warf das Schiff Anker. Der Gouverneur war ſchon da, und ich begab mich in ſeine Wohnung. Als ich aber in ſeine Wohnung kam, empfing mich der Sekretär mit ausgeſuchter Höflichkeit nebſt der Botſchaft, daß der Gouverneur mich augenblicklich nicht ſprechen könne, da er höchſt wichtige Geſchäfte vorhabe, mir aber die Briefe an Bord ſenden wolle und von ganzem Herzen eine glückliche Reiſe und baldige Rückkehr wünſche u. ſ. w. Einigermaßen erſtaunt kehrte ich auf's Schiff zurück, aber immer noch ohne irgend welchen Zweifel zu hegen.

Herr Andrew Hamilton, ein berühmter Rechtsgelehrter aus Philadelphia, hatte für ſich und ſeinen Sohn Plätze zur Ueberfahrt nach England genommen und zuſammen mit dem Kaufmann Denham, einem Quäker, ſowie den Herren Onion und Ruſſel, Eigenthümer eines Eiſenwerks in Maryland, die große Kajüte gemiethet, ſo daß Ralph und ich uns mit einer Koje im Zwiſchendeck begnügen mußten. Da wir Niemandem auf dem Schiffe bekannt waren, ſo ſah man uns für geringe Leute an: aber Herr Hamilton und ſein Sohn (James, der ſpäter Gouverneur wurde) verließen uns in Newcaſtle und gingen wieder nach Philadelphia, wohin er für eine ſehr namhafte Gebühr zurückgerufen wurde, um die Sache eines mit Beſchlag belegten Schiffes zu führen; und gerade in dem Augenblick, wo wir abſegeln wollten, kam auch Oberſt French an Bord und erwies mir viel Höflichkeiten. In Folge deſſen wurden die Paſſagiere aufmerkſamer gegen mich, und ich und mein Freund Ralph wurden von den anderen Herren eingeladen, mit in ihre Kajüte zu kommen, da jetzt Platz ſei, und ſo zogen wir denn auch dahin um.

Als ich erfuhr, daß die Depeſchen des Gouverneurs durch den Oberſt French an Bord gebracht worden ſeien, ſo erſuchte ich den Kapitän um die Briefe, welche mir anvertraut werden ſollten; er erwiderte mir, ſie ſeien alle im Felleiſen, und er könne jetzt nicht an dieſelben kommen; ehe wir aber England erreichten, wolle er mir Gelegenheit geben, ſie herauszuſuchen. Ich war mit dieſer Antwort zufrieden, und wir ſetzten unſere Reiſe fort. Die Geſellſchaft in der Kajüte war ſehr umgänglich, und mit Vorräthen waren wir ganz ausreichend verſehen, da wir noch den geſammten Proviant des Herrn Hamilton, der ſich gut vorgeſehen hatte, dazu bekommen hatten. Während der Ueberfahrt faßte Herr Denham eine Freundſchaft für mich, die er mir ſein Leben lang bewahrte. Im Uebrigen war die Reiſe keine angenehme, da wir viel ſchlechtes Wetter hatten.

Als wir in den Kanal einliefen, hielt der Kapitän Wort und erlaubte mir, die Briefe des Gouverneurs im Felleiſen zu ſuchen.

Ich fand keinen einzigen, worauf mein Name direkt oder indirekt genannt geweſen wäre. Ich ſuchte daher ſechs bis ſieben heraus, welche ich der Handſchrift nach für die verſprochenen Briefe hielt, beſonders da einer von ihnen an Herrn Basket, den Hofbuchdrucker, und ein anderer an irgend einen Buch- oder Papierhändler adreſſirt war. Wir langten am 24. December 1724 in London an. Ich ſuchte den Papierhändler auf, welcher mir zunächſt auf dem Wege lag, und übergab ihm das Schreiben als vom Gouverneur Keith. „Ich kenne keine Perſon dieſes Namens,“ ſagte er, erbrach den Brief und rief „ach! der iſt ja von Riddlesden; ich habe erſt kürzlich entdeckt, daß er ein ausgemachter Schurke iſt, und will nichts mit ihm oder ſeinen Briefen zu thun haben!“ Damit gab er mir den Brief wieder in die Hand, drehte ſich auf dem Abſatze herum und ließ mich ſtehen, um einige Kunden zu bedienen. Ich war erſtaunt, als ich fand, daß dieſe Briefe nicht vom Gouverneur ſeien. Nach einiger Ueberlegung, als ich die Umſtände zuſammengehalten hatte, ſtiegen endlich Zweifel an ſeiner Aufrichtigkeit in mir auf. Ich ging zu meinem Freunde Denham und trug ihm die ganze Sache vor. Er machte mich mit Keith's Charakter bekannt, eröffnete mir, es ſei auch nicht im mindeſten wahrſcheinlich, daß derſelbe irgend einen Brief für mich geſchrieben habe, verſicherte mich, daß Niemand, der ihn nur im geringſten kannte, je Vertrauen in ihn ſetze, und lächelte über meine Leichtgläubigkeit, von dem Gouverneur, der ſelbſt keinen Kredit beſitze, Kreditbriefe erwartet zu haben. Als ich einige Beſorgniß wegen deſſen äußerte, was ich nun thun ſollte, rieth er mir, mich um Beſchäftigung in meinem Berufe umzuthun. „Sie können ſich hier bei den Druckern ausbilden und bei Ihrer Rückkehr nach Amerika ſich tüchtig und zu Ihrem Vortheil verändert erweiſen."

Wir wußten Beide eben ſo gut wie der Buchhändler, daß der Anwalt Riddlesden ein Schurke ſei. Er hatte den Vater der Miß Read halb zu Grunde gerichtet, indem er ihn zur Bürgſchaftsübernahme verleitete. Aus ſeinem Briefe ging hervor, daß irgend eine geheime Kabale gegen Hamilton (den man als mit uns herüber gekommen annahm) geſchmiedet werde, und daß Keith darin mit Riddlesden unter Einer Decke ſtecke. Denham, ein Freund Hamilton's, glaubte dieſer müſſe davon unterrichtet werden. In der That machte ich ihm auch kurz nach ſeiner bald darauf erfolgten Ankunft in England meine Aufwartung und übergab ihm, theils aus Wohlwollen gegen ihn, theils aus Zorn und Erbitterung gegen Keith und Riddlesden, den Brief. Er dankte mir ſehr herzlich, da die darin enthaltene Nachricht für ihn von Wichtigkeit war, und ſchenkte mir von dieſem Augenblicke an ſeine Freundſchaft, die mir ſpäter bei manchen Gelegenheiten von Nutzen wurde.

Was ſoll man aber von einem Gouverneur denken, der ſich einen ſo niedrigen Streich erlaubte und einen armen, unerfahrenen Jungen ſo arg hintergehen konnte! Dies war ihm aber zur Gewohnheit geworden. Er wollte ſich allgemein beliebt machen, hatte aber nur wenig zu verſchenken und war daher deſto freigebiger mit Verſprechungen. Im Uebrigen war er ein ganz begabter und verſtändiger Mann, ein nicht übler Schriftſteller und ein guter Gouverneur für das Volk, wenn gleich nicht ſo ſehr für die Grundeigenthümer, deren Vorſtellungen er oft mißachtete. Viele unſerer beſten Geſetze waren ſein Werk und wurden unter ſeiner Verwaltung erlaſſen.

Ralph und ich waren unzertrennliche Kameraden. Wir mietheten zuſammen eine Wohnung in Little Britain zu drei und einem halben Schilling die Woche. Dies war das Höchſte was wir anlegen konnten. Er fand einige Verwandte in London, die aber unbemittelt waren und ihm nicht helfen konnten. Jetzt erſt erklärte er mir ſeine Abſicht, in London zu bleiben und nicht wieder nach Philadelphia zurückzukehren. Er war ohne alles Geld, da das wenige durch die Bezahlung ſeiner Ueberfahrt darauf gegangen war Ich hatte noch fünfzehn Piſtolen, und ſo borgte er ab und zu von mir, um nur leben zu können, während er Beſchäftigung ſuchte. Zuerſt wollte er Schauſpieler werden, da er Talent für die Bühne zu beſitzen glaubte; aber Wilkes*), an den er ſich wandte, rieth ihm offen, dieſen Plan aufzugeben, da er unmöglich dabei ſein Glück machen könne. Dann machte er Roberts, einem Verlagsbuchhändler in Paternoſter-Row, den Vorſchlag, er wolle ihm ein wöchentliches Blatt in der Art des Spectator ſchreiben, jedoch unter Bedingungen, die Roberts nicht anſtanden. Darauf verſuchte er, eine Anſtellung als Kopiſt zu erhalten, und wandte ſich an die Advokaten und Buchhändler in der

---

*) Ein Schauſpieler. D. H.

Nähe des Temple, konnte aber ebenfalls keine offene Stelle finden. Ich ſelbſt fand alsbald Beſchäftigung bei Palmer, damals einer bedeutenden Buchdruckerei in Bartholomew-Cloſe, wo ich faſt ein Jahr lang blieb. Ich war ſehr fleißig, verbrauchte aber mit Ralph zuſammen beinahe meinen ganzen Verdienſt im gemeinſamen Beſuch von Schauſpielhäuſern und anderen Vergnügungsorten. Als wir alle meine Piſtolen verzehrt hatten, lebten wir von der Hand in den Mund. Er ſchien Weib und Kind ganz, ich allmälig mein Verſprechen gegen Miß Read vergeſſen zu haben, der ich nur einen Brief ſchrieb, und dieſen nur, um ihr zu melden, daß ich wohl nicht ſo bald zurückkehren würde. Das war wieder einer der ſchlimmen Druckfehler meines Lebens, den ich gern verbeſſern würde, wenn ich meine Laufbahn nochmals von vorn beginnen könnte. Uebrigens ward ich in Folge unſerer Ausgaben fortwährend in der Unfähigkeit erhalten, meine Ueberfahrt zu bezahlen.

Bei Palmer wurde ich mit dem Setzen der zweiten Auflage von Wollaſton's „Natürlicher Religion“ beſchäftigt. Da mir einige ſeiner Argumente nicht ganz begründet erſchienen, ſchrieb ich eine kleine metaphyſiſche Abhandlung, worin ich Bemerkungen darüber machte, unter dem Titel: „Eine Diſſertation über Freiheit und Nothwendigkeit, Vergnügen und Schmerz". Ich widmete dieſe Schrift meinem Freunde Ralph und druckte eine kleine Anzahl Exemplare. In Folge deſſen behandelte Palmer mich mit mehr Auszeichnung und ſah in mir einen begabten jungen Mann, obſchon er mich ernſtlich wegen der in meiner Flugſchrift ausgeſprochenen Grundſätze ermahnte, welche er für abſcheulich hielt. Der Druck derſelben war ein weiterer Druckfehler meines Lebens*). Während ich in Little Britain wohnte, machte ich die Bekanntſchaft eines Buchhändlers Namens Wilcox, deſſen Laden neben meiner Wohnung war. Er hatte eine reichhaltige Sammlung antiquariſcher Bücher, und da es damals noch keine Leihbibliotheken gab, trafen wir eine Uebereinkunft, daß ich gegen eine mäßige Entſchädigung, deren Betrag ich jetzt vergeſſen habe, irgendwelche von ſeinen Büchern aus ſeinem Lager auswählen, leſen und dann zurückgeben dürfe. Ich ſah dieſe Uebereinkunft als einen großen Vortheil an und benutzte ſie ſo viel ich konnte.

---

*) Erſt vor einigen Jahren iſt ein Exemplar davon in London entdeckt worden, und eine facſimilirte Nachbildung befindet ſich jetzt im Beſitze der New-Yorker Hiſtoriſchen Geſellſchaft.

D. H.

Meine Flugſchrift war zufällig einem Wundarzt Namens Lyons, Verfaſſer eines Werkes unter dem Titel: „Die Unfehlbarkeit des menſchlichen Urtheils“, in die Hände gefallen, und wurde ſo die Veranlaſſung gegenſeitiger Bekanntſchaft. Er hielt große Stücke auf mich, beſuchte mich oft, um mit mir ſich über derartige Gegenſtände zu unterhalten, brachte mich ins Horn, ein Bierhaus in Cheapſide und führte mich bei Dr. Mandeville, Verfaſſer der Fabel von den Bienen, ein, der dort einen Klub geſtiftet hatte, deſſen Seele er bildete, da er ein höchſt witziger und unterhaltender Geſellſchafter war. Lyons brachte mich auch auf Bathon's Kaffeehaus zu Doktor Pemperton, der mir Gelegenheit zur Bekanntſchaft mit Sir Iſaac Newton verſprach, die ich außerordentlich gern wünſchte; er hielt aber ſein Wort nicht.

Ich hatte einige Seltenheiten aus Amerika mitgebracht, darunter namentlich einen Geldbeutel aus Asbeſt, welcher ſich im Feuer reinigt. Als Sir Hans Sloane davon hörte, ſuchte er mich auf und lud mich in ſein Haus nach Bloomsbury-Square ein, wo er mir all ſeine Seltenheiten zeigte und mich bewog, dieſes Stück gegen anſtändige Bezahlung ſeiner Sammlung einzuverleiben.

In unſerm Hauſe wohnte ein junges Frauenzimmer, eine Putzmacherin, die, wenn ich mich recht erinnere, in den Cloiſters einen Laden hatte. Lebhaft und empfänglich, mit einer Erziehung über ihrem Stande, war ſie ſehr angenehm in der Unterhaltung. Da Ralph ihr jeden Abend dramatiſche Werke vorlas, wurden ſie ſehr vertraut mit einander; ſie miethete eine andere Wohnung, und er folgte ihr. Eine Zeit lang lebten ſie mit einander. Ralph aber hatte noch immer keine Beſchäftigung, und ihr Einkommen reichte nicht hin, ſie beide mit ihrem Kinde zu erhalten. Er beſchloß deßhalb, London zu verlaſſen und es mit einer Dorfſchule zu verſuchen, zu deren Uebernahme er ſich für ganz befähigt hielt, da er eine ſchöne Hand ſchrieb und in der Arithmetik und im Rechnen ſehr gewandt war. Da er aber dieſes Geſchäft unter ſeiner Würde erachtete und auf künftiges beſſeres Glück hoffte, wo es ihm dann unliebſam werden könnte, wenn es bekannt würde, daß er einſt ſo armſelig beſchäftigt geweſen ſei, ſo veränderte er ſeinen Namen und that mir die Ehre an, den meinigen zu führen;

denn bald nach ſeiner Abreiſe ſchrieb er an mich und zeigte mir an, daß er ſich in einem Dörfchen (in Berkſhire, ſo viel ich mich erinnere, wo er etwa einem Dutzend Knaben Leſen und Schreiben lehrte, für einen halben Schilling die Woche) niedergelaſſen habe, indem er Mrs. T. meiner Fürſorge empfahl und den Wunſch ausſprach, daß ich ihm ſchreiben möge unter der Addreſſe „Mr. Franklin, Schullehrer in N. N.“

Er ſchrieb mir oft und ſchickte mir große Bruchſtücke eines epiſchen Gedichtes, an welchem er arbeitete, und erſuchte mich um meine Bemerkungen und Verbeſſerungen. Dieſe ließ ich ihm von Zeit zu Zeit zukommen, bemühte mich aber mehr, ihm von der Fortſetzung abzurathen. Young hatte damals gerade eine ſeiner Satiren veröffentlicht. Ich ſchrieb ſie ab und überſandte ihm den Theil davon, in welchem der Dichter die Thorheit in ein ſtarkes Licht ſetzt, ſich den Muſen in der Hoffnung zu weihen, daß man durch ſie in der Welt vorwärtskommen werde. Aber nichts half; jede Poſt brachte mir neue Blätter ſeiner Dichtung. Inzwiſchen hatte ſeinetwegen Mrs. T. ihre Freunde und ihr Geſchäft eingebüßt und war oft in arger Verlegenheit. In ſolcher Noth nahm ſie ihre Zuflucht zu mir, und um ihr aus der Verlegenheit zu helfen, lieh ich ihr alles Geld, welches ich erübrigen konnte. Ich war gerne in ihrer Geſellſchaft, und da ich damals unter keiner religiöſen Zunft ſtand und auf meine Wichtigkeit für ſie pochte, ſo verſuchte ich Vertraulichkeiten, (ein weiterer Druckfehler), welche ſie mit verdienter Verachtung zurückwies und von denen ſie Ralph benachrichtigte. Dies führte zu einem Bruch zwiſchen uns, und als er wieder nach London zurückkehrte, ließ er mich wiſſen, er erachte ſich durch mein Benehmen aller mir ſchuldigen Verbindlichkeiten enthoben, woraus ich erſah, daß ich auf eine Rückzahlung des ihm ſelbſt oder auf ſeine Veranlaſſung ausgeliehenen Geldes nie rechnen könne. Dies war übrigens jedoch damals von keiner großen Bedeutung, da er ohnehin vollſtändig zahlungsunfähig war und mir der Verluſt ſeiner Freundſchaft gleichzeitig eine Bürde abnahm. Ich war nachgerade nun darauf bedacht, mir einiges Geld zurückzulegen. In Erwartung lohnenderen Verdienſtes vertauſchte ich die Stelle bei Palmer mit derjenigen in der weit größern Offizin von Watts, nahe bei Lincoln's-Inn-Fields, wo ich während der ganzen übrigen

Zeit meines Aufenthalts in London hindurch blieb.

Bei meinem erſten Eintritt in dieſe Druckerei arbeitete ich zuerſt an der Preſſe, da ich mir einbildete, ich fühle das Bedürfniß nach körperlicher Uebung, an die ich in Amerika gewöhnt war, wo die Buchdrucker abwechſelnd an der Preſſe und am Setzkaſten arbeiten. Ich trank nur Waſſer; die übrigen Arbeiter, etwa fünfzig an der Zahl, waren unerſättliche Bierſäufer. Gelegentlich trug ich in jeder Hand eine große ſchwere Satzform die Treppe hinauf und herab, während die übrigen zu nur einer beide Hände brauchten. Sie erſtaunten, als ſie hieran und in anderen Fällen erkannten, daß der amerikaniſche Waſſermann, wie ſie mich zu nennen pflegten, ſtärker als ſie war, die doch ſtarkes Bier tranken. Der Aufwärter aus einem Bierhauſe ging immer im Geſchäft aus und ein, um unſere Arbeiter zu bedienen. Mein Preßgeſpann (Mitarbeiter an der Handpreſſe) trank jeden Tag eine Pinte Bier vor dem Frühſtück, eine beim Frühſtück zu ſeinem Brod und Käſe, eine zwiſchen Frühſtück und Mittageſſen, eine bei Tiſch, eine etwa um ſechs Uhr Nachmittags und endlich noch eine nach Feierabend. Dieſe Sitte erſchien mir abſcheulich, allein mein Kollege meinte, er müſſe nothwendig ſtarkes Bier trinken, um zur Arbeit ſtark zu ſein. Ich verſuchte ihn zu belehren, daß die Körperkraft, welche das Bier gebe, nur im Verhältniß zu den nährenden Theilen der Gerſte ſtehe, welche in dem zu dem Biere genommenen Waſſer aufgelöſt werde, daß eine weit größere Quantität Mehl in einem Pennybrode enthalten ſei, und daß er folglich, wenn er ein ſolches äße und dazu eine Pinte Waſſer tränke, dadurch kräftiger werden würde, als von einer Quart Bier. Er trank jedoch nach wie vor und hatte jeden Sonnabend Abend vier bis fünf Schilling von ſeinem Wochenverdienſt für dieſes benebelnde Getränk zu bezahlen — eine Ausgabe, deren ich überhoben war. So halten dieſe armen Teufel ſich immer drunten.

Nach einigen Wochen wünſchte Watts mich im Sezerſaale zu verwenden, und ſo verließ ich die Drucker. Die Sezer verlangten von mir nun abermals ein Antrittsgeld von fünf Schillingen zum Vertrinken. Ich hielt dies für eine unbillige Auflage, da ich unten ſchon einmal bezahlt hatte. Der Prinzipal theilte meine Anſicht und verbot mir die Bezahlung der Summe. Ich verweigerte es zwei oder drei Wochen lang, ward daher wie ein Excommunicirter angeſehen und ſah mich zur Zielſcheibe einer Menge boshafter Streiche auserſehen, indem man mir bald verſchiedene Lettern unter einander miſchte, meine Kolummen falſch ausſchloß, meinen Satz einwarf u. dgl., ſo oft ich nur einen Augenblick das Zimmer verließ, und all dies dem Geſpenſt der Offizin zuſchrieb, welches angeblich alle nicht regelrecht Aufgenommenen verfolge. So ſah ich mich, trotz des Schutzes des Prinzipals, zum Nachgeben und zur ſofortigen Zahlung gezwungen und überzeugte mich von der Thorheit, mit denen auf ſchlechtem Fuß zu ſtehen, unter welchen man fortwährend leben muß.

Fortan ſtand ich auf gutem Fuß mit meinen Mitarbeitern und erlangte bald einen bedeutenden Einfluß auf ſie. Ich ſchlug einige paſſende Abänderungen in den Geſetzen der Offizin vor, die ich ohne Widerſpruch durchbrachte. Mein Beiſpiel bewog auch Einige, ihr benebelndes Frühſtück von Bier, Brod und Käſe aufzugeben und ſich dafür, wie ich, aus einem benachbarten Hauſe eine tüchtige Schüſſel warmen Hafergrützbrei mit etwas Butter, geröſtetem Brode und etwas Pfeffer darauf, um den Preis einer Pinte Bier, d. h. um anderthalb Pence, zu verſchaffen. Dies war ein bei weitem behaglicheres und wohlfeileres Frühſtück, und erhielt ihnen die Köpfe klarer. Die, welche fortfuhren, ſich den ganzen Tag mit Bier zu betrinken, verloren oft durch Nichtbezahlen ihren Credit beim Wirthe und mußten dann mich um Bürgſchaft bitten, um Bier zu bekommen, wenn ihnen, wie ſie zu ſagen pflegten, „ihr Licht ausgegangen war.“ Daher war ich jeden Sonnabend am Zahltiſche zugegen, um den Betrag zu empfangen, für welchen ich gutgeſagt hatte, der ſich gar oft auf dreißig Schilling in der Woche belief. Dieſer Umſtand, in Verbindung mit dem Rufe, daß ich ein ganz erträglicher „Riggite“, d. h. ein gewandter Spaßmacher ſei, erhielt mein Anſehen in unſerer Geſellſchaft aufrecht. Außerdem hatte ich mich bei meinem Herrn durch meine unfehlbare Thätigkeit bei der Arbeit in Achtung geſetzt, indem ich nie den blauen Montag feierte. Meine außerordentliche Schnelligkeit im Setzen verſchaffte mir allemal die Werke, welche große Eile hatten und gewöhnlich auch am beſten bezahlt wurden. So verging mir meine Zeit höchſt angenehm.

Da meine Wohnung in Little Britain

weit von der Druckerei entfernt lag, ſo miethete ich mir eine andere in Duke-Street, der Katholiſchen Kapelle gerade gegenüber, zwei Treppen hoch nach hinten, in einem Italiener-Magazin. Eine verwittwete Dame hielt das Haus; ſie hatte eine Tochter, eine Magd und einen Ladendiener, der das Lager beaufſichtigte, aber außer dem Hauſe wohnte. Nachdem ſie in dem Hauſe, wo ich zuletzt wohnte, über meinen Wandel Erkundigungen eingezogen hatte, erklärte ſie ſich bereit, mich zu demſelben Preiſe aufzunehmen, nämlich für drei und einen halben Schilling wöchentlich, alſo zu einem wohlfeilern Preiſe, weil ſie, wie ſie ſagte, von einem Manne als Hausgenoſſen Schutz erwarte. Sie war eine ziemlich bejahrte Wittwe, als Tochter eines Geiſtlichen im Proteſtantismus erzogen, von ihrem Gatten aber, deſſen Andenken ſie innig verehrte, zur katholiſchen Religion bekehrt. Sie hatte viel unter vornehmen Leuten gelebt, von denen ſie eine Menge Anekdoten bis zur Zeit Karl's II. hinab zu erzählen wußte. Da ſie von der Gicht an den Knieen gelähmt und deshalb ans Zimmer gefeſſelt war, ſo bedurfte ſie zuweilen Geſellſchaft, und die ihrige war für mich ſo ſehr unterhaltend und angenehm, daß ich, ſo oft ſie es wünſchte, die

Abende gern bei ihr zubrachte. Unſer Abendeſſen beſtand nur aus einer halben Sardelle auf einer Schnitte Butterbrod für jeden, und aus einer halben Pinte Ale für uns zuſammen, aber ihre Unterhaltung war die Würze. Mein zeitiges Nachhauſekommen und die geringen Umſtände, welche ich in der Familie verurſachte, machten, daß ſie mich nicht ziehen laſſen wollten. Als ich nun von einer andern Wohnung ſprach, welche ich noch näher bei meinem Geſchäft zu zwei Schilling wöchentlich gefunden habe, was mir, der ich nun ſehr auf's Sparen ausging, keine Kleinigkeit war, ſo redete ſie mir dies aus, indem ſie mir ſelbſt zwei Schillinge abließ. So wohnte ich denn ferner bei ihr, ſo lange ich noch in London blieb, für achtzehn Pence die Woche.

In einem Dachſtübchen des Hauſes lebte in größter Zurückgezogenheit ein altes Fräulein von ſiebenzig Jahren, über welche meine Hauswirthin mir folgende Auskunft gab: ſie war eine Katholikin, in ihrer Jugend in's Ausland geſchickt und in ein Kloſter geſteckt worden, um Nonne zu werden; da aber das Klima ihrer Geſundheit nicht bekam, kehrte ſie nach England zurück und gelobte, da es damals dort keine Klöſter gab, doch ein ſo ſtreng klöſterliches Leben zu führen, wie es nur unter dieſen Umſtänden möglich wäre. Sie hatte demgemäß über ihr ganzes Vermögen zu milden Zwecken verfügt, behielt für ſich nur zwölf Pfund zum Jahresunterhalt, gab ſogar von dieſer Summe noch einen großen Theil den Armen, lebte nur von Waſſergrütze und machte nie Feuer, als um dieſe zu kochen. Viele Jahre hatte ſie in dieſem Dachſtübchen gelebt, ohne den auf einander folgenden katholiſchen Bewohnern des Hauſes Miethe zu bezahlen, da dieſe ihren Aufenthalt bei ihnen als einen Segen des Himmels betrachteten. Täglich kam ein Prieſter, um ihre Beichte zu hören. „Ich habe ſie wohl gefragt,“ ſagte meine Hauswirthin, „wie ſie bei ihrer Lebensweiſe ſo oft eines Beichtiger gebrauchen könne?“ worauf ſie antwortete, „Ach, es iſt unmöglich, ſich eitler Gedanken zu erwehren.“ Ein Mal durfte ich ſie beſuchen. Sie war liebreich und höflich und ihre Unterhaltung ſehr angenehm. Ihr Gemach war ſauber, hatte aber kein anderes Mobiliar als eine Matratze, einen Tiſch mit einem Crucifix und einem Buch darauf, einen Stuhl, auf den ich mich ſetzen durfte, und ein Gemälde über dem Kaminſimſe, welches die heilige Veronica darſtellte, wie ſie ihr Schweißtuch ausbreitet, auf welchem der wunderbare Abdruck von Chriſti blutendem Geſicht zu ſehen iſt, was ſie mir ſehr ernſthaft erläuterte. Ihre Geſichtsfarbe war bleich, nie aber war ſie krank geweſen, was ich hier als einen neuen Beweis dafür anführe, mit was für einem kleinen Einkommen Leben und Geſundheit erhalten werden können.

In Watts' Druckerei ſchloß ich große Freundſchaft mit einem begabten jungen Manne, Namens Wygate, der, weil ſeine Eltern in guten Umſtänden lebten, eine beſſere Erziehung erhalten hatte, als die meiſten Buchdrucker. Er verſtand leidlich Lateiniſch, ſprach Franzöſiſch und liebte die Lektüre. Ich lehrte ihn und einen ſeiner Freunde ſchwimmen, indem ich ihn zweimal in den Fluß mitnahm, worauf ſie bald tüchtige Schwimmer wurden. Sie machten mich mit einigen Herren vom Lande bekannt, welche zu Waſſer nach Chelſea fuhren, um daſelbſt das College und Don Saltero's Seltenheiten zu ſehen. Auf der Rückfahrt entkleidete ich mich auf Bitten der Geſellſchaft, deren Neugierde Wygate erregt hatte, und ſprang in den Fluß. Ich ſchwamm von dicht bei Chelſea den ganzen Weg bis Blackfriarsbridge und gab unterwegs viele Kunſtſtücke von Gewandtheit, ſowohl über wie unter dem Waſſer zum Beſten. Dieſer Anblick gewährte Allen, denen er neu war, viel Erſtaunen und Vergnügen.

Ich hatte von Jugend auf großes Vergnügen am Schwimmen gehabt, alle Bewegungen und Stellungen Thevenot's ſtudirt und eingeübt, einige eigene von mir erfundene hinzugefügt und ebenſo das Anmuthige und Behagliche wie das Nützliche angeſtrebt. Alle dieſe ſuchte ich der Geſellſchaft bei dieſer Gelegenheit zu zeigen und fühlte mich durch deren Bewunderung ſehr geſchmeichelt; Wygate ſuchte es mir hierin zuvorzuthun und wurde ſowohl deshalb wie wegen der Gleichartigkeit unſerer Studien immer anhänglicher an mich. Endlich ſchlug er mir vor, mit ihm ganz Europa zu bereiſen und uns durch Arbeit in unſerer Kunſt fortzubringen. Ich war ſogleich damit einverſtanden. Als ich aber mit meinem Freund Mr. Denham davon ſprach, mit dem ich oft eine freie Stunde zubrachte, redete er mir den Plan aus und rieth mir, nur an meine Rückkehr nach Pennſylvanien zu denken, wie er ſelbſt denn auch thun wollte.

An dieſer Stelle muß ich einen Zug von de würdigen Mannes Charakter erzählen. Er hatte früher ein Geſchäft in Briſtol gehabt, mußte aber falliren, und akkordirte mit ſeinen Gläubigern, worauf er nach Amerika ging, wo er durch angeſtrengte Thätigkeit als Kaufmann binnen weniger Jahre ein ſehr anſehnliches Vermögen ſich erwarb. Er kehrte dann auf demſelben Schiffe mit mir nach England zurück, lud alle ſeine früheren Gläubiger zu einem Gaſtmahle ein, dankte ihnen bei demſelben für ihre bereitwillige Annahme ſeiner kleinen Vergleichsſumme, und als ſie eine gewöhnliche Mahlzeit erwarteten, fand Jeder unter ſeinem Gedeck beim Aufheben eine Anweiſung auf einen Bankier für den vollen Betrag der noch unbezahlten Schuld nebſt Zinſen. Er erzählte mir nun, er ſei im Begriff nach Philadelphia zurückzukehren und werde eine große Menge Waaren mitnehmen, um dort einen Laden zu eröffnen. Er bot mir an, mich als ſeinen Gehülfen mitzunehmen, um ſeine Bücher zu führen, worin er mich unterweiſen wolle, ſeine Briefe zu kopiren und die Aufſicht im Laden zu führen. Er fügte hinzu, er werde, ſobald ich mich mit dem kaufmänniſchen Geſchäft vertraut gemacht habe, mir aufhelfen und mich mit einer Ladung Getreide und Mehl ꝛc.

nach Weſtindien ſchicken, ſo wie auch mir andere einträgliche Aufträge verſchaffen; und, wenn ich mich tüchtig bewieſe, werde er mir eine angenehme Stellung geben. Der Vorſchlag gefiel mir, denn ich war allmälig London's überdrüſſig geworden, gedachte mit Vergnügen der glücklichen Monate, welche ich in Pennſylvanien verlebt hatte, und wünſchte dieſes wiederzuſehen. Ich nahm daher ſogleich die angebotene Stelle mit einem Jahresgehalt von fünfzig Pfund pennſylvaniſcher Währung an, was zwar weniger war als mein gegenwärtiger Verdienſt als Setzer, mir aber beſſere Ausſichten gewährte.

So nahm ich denn, meiner Anſicht nach auf immer, von der Buchdruckerkunſt Abſchied, war täglich in meinem neuen Geſchäft thätig, indem ich entweder mit Herrn Denham von Haus zu Haus ging, um Waaren einzukaufen, oder deren Verpackung überwachte, Aufträge beſorgte, die Arbeitsleute zur Eile antrieb u. ſ. w. Als Alles an Bord war, hatte ich noch einige Tage Muße. An einem derſelben wurde ich zu meinem Erſtaunen zu einem vornehmen Herrn entboten, den ich nur dem Namen nach kannte, einem Sir William Wyndham; ich machte ihm alſo meine Aufwartung.

Er hatte auf irgend eine Weiſe von meiner Schwimmleiſtung zwiſchen Chelſea und Blackfriars und von dem Unterricht gehört, wodurch ich Wygate und einen andern jungen Mann das Schwimmen in wenigen Stunden gelehrt hatte. Er hatte zwei Söhne, die im Begriff ſtanden, auf Reiſen zu gehen; er wünſchte, daß ſie vorher erſt ſchwimmen lernen ſollten, und bot mir eine hübſche Belohnung, wenn ich ſie unterrichten wollte. Sie waren jedoch noch nicht zur Stadt gekommen, und mein Verweilen war ſo unſicher, daß ich ſeinen Vorſchlag nicht annehmen konnte; ich hielt es aber in Folge dieſes Ereigniſſes für wahrſcheinlich, daß, wenn ich in England bleiben und eine Schwimmſchule errichten würde, ich mir viel Geld verdienen könnte. Dieß nun leuchtete mir ſo ſehr ein, daß wenn man mir das Anerbieten früher gemacht hätte, ich wohl noch nicht ſo bald nach Amerika zurückgekehrt wäre. Viele Jahre ſpäter hatten ich und du ein wichtigeres Geſchäft mit einem der Söhne Sir William Wyndham's, damals Lord Egremont, abzumachen, wovon an der geeigneten Stelle Erwähnung gethan werden ſoll.

So verbrachte ich ungefähr achtzehn Monate in London, während der ich größtentheils emſig in meinem Geſchäft gearbeitet und nur wenig für mich ausgegeben hatte, außer für Theaterbeſuch und Bücher. Mein Freund Ralph hatte dafür geſorgt, daß ich arm blieb; er ſchuldete mir ungefähr ſiebenundzwanzig Pfund, die ich nun wahrſcheinlich niemals wieder bekommen würde, — eine große Summe bei meinem geringen Erwerb. Ich liebte ihn aber trotzdem, denn er beſaß manche liebenswürdige Eigenſchaften. Ich hatte mein Vermögen keineswegs verbeſſert; allein ich hatte manche geiſtvolle Bekanntſchaft gemacht und aus deren Umgang Vortheil gezogen; auch hatte ich ſehr viel geleſen.

Am 23. Juli 1726 ſegelten wir von Gravesend ab. In Betreff der Reiſeereigniſſe verweiſe ich dich auf mein Tagebuch, wo du alle Umſtände bis ins Einzelne genauer geſchildert findeſt. Vielleicht der wichtigſte Theil jenes Tagebuchs iſt der darin enthaltene „Plan“ *), den ich mir zur See ausdachte, um mein künftiges Verhalten im Leben

---

*) Der obenerwähnte „Plan“ hat ſich ſpäter nicht in dem handſchriftlichen Tagebuch unter Franklin's hinterlaſſenen Papieren gefunden; von letzterem exiſtirt eine Abſchrift (im Jahre 1787 zu Reading in Pennſylvanien gemacht), das Original jedoch iſt wahrſcheinlich verloren gegangen. D. H.

darnach zu regeln. Er iſt um ſo merkwürdiger, weil ich ihn in meinen Jünglingsjahren aufſtellte und dennoch bis in mein hohes Alter ziemlich genau einhielt.

Am 11. October landeten wir in Philadelphia, wo ich verſchiedene Veränderungen vorfand. Keith war nicht mehr Gouverneur, ſondern hatte dem Major Gordon Platz machen müſſen. Ich begegnete ihm in bürgerlicher Kleidung auf der Straße. Er ſchien ſich bei meinem Anblick etwas zu ſchämen, ging aber, ohne ein Wort zu ſagen, an mir vorüber. Ebenſo hätte ich bei einem Zuſammentreffen mit Miß Read mich ſchämen müſſen, wenn nicht ihre Freunde nach Leſung meines Briefes ganz mit Recht an meiner Rückkehr verzweifelt und ſie überredet hätten, einen Töpfer Namens Rogers zu heirathen, was ſie während meiner Abweſenheit auch that. Sie war mit ihm jedoch keineswegs glücklich, trennte ſich bald wieder von ihm und wollte nie wieder mit ihm zuſammen wohnen, noch ſeinen Namen führen, weil es hieß, er habe ſchon eine Frau. Er war ein unwürdiges Subjekt, jedoch ein geſchickter Arbeiter, was ihre Verwandten für ihn eingenommen hatte. Er gerieth in Schulden und flüchtete im Jahre 1727 oder 1728 nach Weſtindien, wo er ſtarb. Keimer hatte ein größeres Haus gemiethet, einen reichlich mit Büchern und Schreibmaterialien verſehenen Laden errichtet, hatte viele neue Typen und mehrere Arbeiter, worunter jedoch kein einziger guter war, und ſchien ein ausgedehntes Geſchäft zu haben.

Mr. Denham miethete ein Lager in Water-Street, wo wir unſere Waaren auslegten. Ich widmete mich ſehr eifrig dem Geſchäft, machte mich mit dem Rechnungsweſen bekannt und wurde in kurzer Zeit ein gewandter Verkäufer. Wir wohnten und aßen zuſammen. Er war mir aufrichtig zugethan und handelte an mir wie ein Vater; ich meinerſeits liebte und achtete ihn, und ſo wären wir trefflich mit einander ausgekommen. Da aber, zu Anfang Februar 1727, beim Eintritt in mein zwei und zwanzigſtes Jahr, wurden wir beide krank. Mich befiel eine Bruſtfell-Entzündung, die mich beinahe hingerafft hätte. Ich litt entſetzlich und dachte, Alles ſei vorbei. Ich war unglücklich, als ich mich etwas erholte, bei dem Gedanken, daß ſpäter oder früher ich daſſelbe Leiden nochmals durchzumachen haben möchte. Ich weiß nicht mehr, welche Krankheit Mr. Denham hatte, ſie war aber ſehr langwierig, und zuletzt unterlag er ihr auch.

In ſeinem Teſtament hinterließ er mir zum Zeichen ſeiner Freundſchaft ein kleines Legat, und ſo war ich in der weiten Welt mir ſelber überlaſſen, da das Waarenmagazin der Sorge des Teſtamentsvollſtreckers, der mich entließ, anvertraut wurde.

Mein Schwager Holmes, der gerade in Philadelphia anweſend war, rieth mir, zu meinem frühern Geſchäft zurückzukehren, und Keimer bot mir einen ſehr anſehnlichen Gehalt, wenn ich die Leitung ſeiner Druckerei übernehmen wolle, damit er ſich bequemer ſeinem Ladengeſchäft widmen könne. Seine Frau und Verwandten in London hatten mir ſeinen Charakter als ſehr ſchlimm geſchildert, und für den Augenblick wollte ich nichts mit ihm zu ſchaffen haben. Ich verſuchte als Handlungsdiener unterzukommen; da es mir aber ſchwer wurde, eine Stelle zu finden, ſo fühlte ich mich veranlaßt, Keimer's Vorſchlag anzunehmen.

Ich fand in der Druckerei nachbenannte Perſonen: Hugh Meredith, einen welſchen Pennſylvanier, dreißig Jahr alt, für den Landbau erzogen, ehrlich, verſtändig, von ſcharfer Beobachtungsgabe und Freude am Leſen, aber dem Trunke ergeben; Stephen Potts, einen eben volljährigen jungen Landmann, zum Ackerbau erzogen, von ungewöhnlichen Naturgaben und vielem Witz und Humor, aber etwas träge. Keimer hatte dieſe beiden Leute für ſehr geringen Lohn zu ſich genommen, den er, ſeinem Verſprechen gemäß, jedes Quartal um einen Schilling wöchentlich erhöhen wollte, vorausgeſetzt daß ihre Fortſchritte in der Buchdruckerkunſt es verdienten. Dieſe Erhöhung ihres Lohnes war der Köder, durch den er ſie gelockt hatte. Meredith arbeitete an der Preſſe, und Potts band Bücher, was ſie beide zu lehren Keimer ſich anheiſchig gemacht hatte, obgleich er vom Einen ſo wenig als vom Andern verſtand.

Ferner war da John ..., ein wilder Irländer, der gar kein Geſchäft gelernt hatte, und deſſen vierjährige Dienſtzeit Keimer einem Schiffskapitäne abgekauft hatte; auch dieſer ſollte Drucker werden. Weiter George Webb, ein Oxforder Student, welchen Keimer ebenfalls auf vierjährige Arbeitszeit gekauft hatte, um aus ihm einen Setzer zu machen, wovon ſpäter die Rede ſein wird. Endlich David Harry, ein Burſche vom Lande, den Keimer als Lehrling angenommen hatte.

Ich bemerkte bald, daß Keimer's Abſicht, als er mich zu einem ſo viel höhern Preiſe, wie er gewöhnlich zu geben pflegte, in ſeine Dienſte nahm, dahin abzielte, daß ich alle dieſe unwiſſenden, wohlfeilen Arbeiter und Lehrlinge zuſtutzen ſollte, damit er, wenn ſie erſt durch mich eingeſchult und ihm durch Vertrag gleichſam leibeigen waren, in der Lage ſei, ohne mich fertig zu werden. Ich machte mich jedoch trotzdem unverdroſſen an die Arbeit, brachte die Druckerei in Ordnung, die in der ärgſten Verwirrung war, und gelangte mit ſeinen Leuten nach und nach ſo weit, daß ſie auf ihre Arbeit achteten und ſie beſſer ausführten.

Es war eine ſeltſame Erſcheinung, einen Orforder Studenten in der Lage eines gekauften Dieners zu finden. Er war erſt achtzehn Jahre alt und gab mir nachſtehende Auskunft über ſeine Verhältniſſe: Er war in Glouceſter geboren, in einer lateiniſchen Schule dort erzogen, und hatte ſich unter ſeinen Mitſchülern durch eine auffallende Ueberlegenheit in der Wiedergabe ſeiner Rollen ausgezeichnet, wenn ſie Theater-Stücke aufführten. Er hatte dem dortigen „Witz-Klub“ angehört und mehrere Arbeiten von ſeiner Hand, in Poeſie wie in Proſa, waren in Glouceſter'ſchen Zeitungen gedruckt erſchienen. Von da wurde er nach Orford geſchickt, wo er ungefähr ein Jahr blieb;

aber er war nicht zuſrieden und wollte vor Allem London ſehen und Schauſpieler werden. Endlich, als er einmal ſein vierteljährliches Koſtgeld von fünfzehn Guineen erhielt, machte er ſich, anſtatt ſeine Schulden zu bezahlen, mit dieſer Summe von Oxford auf, verſteckte ſeinen Chor-Rock in einem Ginſterbuſch und wanderte zu Fuße nach London. Hier, wo er keinen Freund und Rathgeber hatte, gerieth er in ſchlechte Geſellſchaft, vergeudete ſeine fünfzehn Guineen bald, konnte keinen Zutritt bei Schauſpielern finden, ſank immer tiefer, verſetzte ſeine Kleider, und hatte nicht einmal mehr Brod. Als er ſo, vor Hunger faſt umkommend, durch die Straßen ging und nicht wußte, was er mit ſich anfangen ſolle, wurde ihm eine Werbeaufforderung in die Hand gegeben, welche einem Jeden ſofortige Löſung und ein Handgeld verſprach, wenn er ſich verpflichte, in Amerika zu dienen. Er begab ſich ſofort in das Werbehaus, unterzeichnete den Vertrag, wurde an Bord eines Schiffes gebracht und nach Amerika geſchickt, ohne daß er ſeinen Eltern je eine einzige Zeile über ſein Schickſal geſchrieben hätte. Sein lebendiger Geiſt, ſein Witz und ſeine natürliche Gutmüthigkeit machten ihn zu einem angenehmen Geſellſchafter; aber er war träge, gedankenlos und außerordentlich leichtſinnig.

John, der Irländer, lief bald davon. Mit den Uebrigen lebte ich auf ſehr angenehmem Fuße, denn ſie achteten mich, um ſo mehr, da ſie merkten, daß Keimer durchaus außer Stande ſei, ſie zu belehren, während ſie von mir täglich etwas lernten. Am Sonnabend, Keimer's Sabbath, arbeiteten wir nie, ſo daß ich zwei Tage in der Woche zum Leſen hatte. Ich erweiterte meine Bekanntſchaft mit begabten und gebildeten Einwohnern der Stadt. Keimer ſelbſt behandelte mich mit vieler Höflichkeit und anſcheinender Achtung, und nichts quälte mich außer meine Schuld an Vernon, den ich nicht bezahlen konnte, da ich ſeither zu wenig ſparſam geweſen war. Er war indeß ſo gütig, das Geld nicht von mir einzufordern.

In unſerer Druckerei mangelte es öfters an der gehörigen Anzahl Lettern; in Amerika aber gab es keine Schriftgießerei. In James' Hauſe in London hatte ich zwar das Verfahren geſehen, damals aber wenig darauf geachtet. Inzwiſchen verſuchte ich mir eine Gießform zu machen, bediente mich unſerer Lettern als Patrizen, machte mir davon bleierne Matrizen und ergänzte ſo auf ziemlich genügende Weiſe alle unſere Defekte. Ebenſo gravirte ich gelegentlich verſchiedene Ornamente, bereitete Druckerſchwärze, verſah den Laden und war mit einem Worte das Faktotum.

Allein ſo nützlich ich mich auch machte, ſo wurden doch, wie ich wohl merkte, meine Dienſte von Tag zu Tag minder wichtig, je mehr die übrigen Arbeiter an Geſchicklichkeit zunahmen. Als Keimer mir das zweite Quartalsgehalt auszahlte, gab er mir zu verſtehen, daß daſſelbe viel zu hoch ſei, und ich, wie er denke, etwas ablaſſen könne. Allmälig wurde er weniger höflich, kehrte mehr den Prinzipal heraus, fand Manches zu tadeln, war ſchwer zufrieden zu ſtellen und ſchien es auf einen Bruch mit mir abzuſehen. Trotzdem ertrug ich Alles mit Geduld, indem ich merkte, daß ſeine üble Laune zum Theil von ſeinen Geſchäfts-Verlegenheiten herrühre. Endlich zerriß ein geringfügiger Umſtand unſere Verbindung. Einſt hörte ich nämlich einen Lärm in der Nachbarſchaft und ſah zum Fenſter hinaus, was vorgehe. Keimer war auf der Straße, bemerkte mich und rief mir laut und ärgerlich zu, ich ſolle an meine Arbeit gehen, und fügte noch einige rügende Worte bei, die mich wegen ihrer Oeffentlichkeit um ſo mehr verdroſſen, als die Nachbarn, welche derſelbe Lärm ans Fenſter gezogen hatte, Zeugen der Art waren, wie er mich behandelte. Gleich darauf kam er in die Druckerei und ſetzte hier ſein Schelten gegen mich fort. Der Streit wurde auf beiden Seiten heftig. Er zeigte mir dann an, daß ich ihn nach Ablauf dreier Monate, unſerem verabredeten Kündigungstermine, verlaſſen möge, und bedauerte, daß er mich noch ſo lange behalten müſſe. Ich erwiderte ihm, ſein Bedauern ſei ganz überflüſſig, da ich bereit ſei, ihn im Augenblick zu verlaſſen. Damit nahm ich meinen Hut und ging zum Hauſe hinaus, indem ich Meredith, den ich unten traf, bat, auf einige Sachen, welche ich daließ, Acht zu geben und ſie nach meiner Wohnung zu bringen.

Meredith beſuchte mich demgemäß am Abend, und wir beſprachen uns über meine Angelegenheit. Er hatte eine hohe Meinung von mir und bedauerte ungemein, daß ich das Haus verlaſſe, ſolange er noch dort bleibe. Er widerrieth mir die Rückkehr in meine Heimath, an welche ich dachte, erinnerte mich daran, daß Keimer noch ſein ganzes Geſchäft ſchuldig ſei und ſeine Gläubiger nachgerade unruhig würden, daß er ſeinen Laden in einem jämmerlichen Zuſtande laſſe, oft Sachen zum Fabrikpreis verkaufe, um nur baares Geld zu erhalten, und fortwährend kreditire, ohne Buch zu führen, daß er folglich über kurz oder lang umwerfen müſſe, und daß ſomit eine Stelle frei werden würde, woraus ich Vortheil ziehen könnte. Ich wandte ihm meine Mittelloſigkeit ein, worauf er mir einen Wink gab, daß ſein Vater viel auf mich hielte und in einer zwiſchen ihnen beiden vorgefallenen Unterhaltung die Andeutung gemacht habe, er würde die ganze zu unſerer Einrichtung nöthige Summe vorſchießen, wenn ich ſein Theilhaber werden wolle. „Meine Zeit bei Keimer,“ ſchloß er, „läuft im nächſten Frühjahr ab. Bis dahin können wir Preſſe und Lettern aus London kommen laſſen. Ich weiß, daß ich kein Arbeiter bin; wenn Sie aber wollen, ſo ſoll Ihre Geſchäftskunde durch das Kapital, welches ich liefere, aufgewogen werden, und den Gewinn theilen wir zu gleichen Hälften.“

Sein Vorſchlag war annehmbar, und ich ſchlug ein. Sein Vater war gerade in der Stadt anweſend und gab ſeine Zuſtimmung um ſo mehr, als er ſah, daß ich bedeutende Gewalt über ſeinen Sohn habe, da ich ihn ſogar dahin gebracht hatte, ſich eine lange Zeit des Branntweintrinkens zu enthalten, und ſo hoffte er, daß wenn ich in engerem Verhältniß zu ihm ſtünde, ich ihn ganz von dieſer ſchlechten Gewohnheit heilen werde.

Ich gab dem Vater ein Verzeichniß deſſen, was aus London bezogen werden mußte. Er nahm es mit zu einem Kaufmanne, und die Beſtellung wurde gemacht. Wir kamen überein, die Sache bis zur Ankunft der Schriften geheim zu halten, und ich ſuchte inzwiſchen mir wo möglich Arbeit in einer andern Druckerei zu verſchaffen; aber es war keine Stelle frei, und ſo ging ich müſſig. Nach einigen Tagen aber ſchickte Keimer, der Ausſicht auf den Druck einer Partie Banknoten für New-Jerſey hatte, zu denen Typen und Kupfertafeln nöthig waren, die nur ich fertigen konnte, nach mir, und aus Furcht, Bradford möchte mich engagiren und ihm dieſe Arbeit wegnehmen, ließ er mir ſehr höflich ſagen: alte Freunde müßten ſich nicht weniger, in der augenblicklichen Hitze geſprochener Worte wegen veruneinigen, und forderte mich auf, wieder zu ihm zu kommen. Meredith überredete mich, der Einladung Folge zu leiſten, da er namentlich auf dieſe Weiſe mehr Gelegenheit haben würde, ſich durch meine tägliche

Unterweiſung in der Kunſt zu vervollkommnen. So trat ich wieder bei Keimer ein, und wir lebten in beſſerem Vernehmen wie vor unſerer Trennung. Er erhielt die Arbeit für New-Jerſey, und um ſie zu liefern, baute ich nun eine Kupferdruckpreſſe, die erſte im Lande. Ich ſtach mehrere Verzierungen und Vignetten zu den Noten, und wir begaben uns zuſammen nach Burlington, wo ich das Ganze zu allgemeiner Zufriedenheit ausführte, und er eine Summe Geldes für die Arbeit empfing, welche ihn in Stand ſetzte, ſeinen Kopf noch geraume Zeit über Waſſer zu halten.

Zu Burlington wurde ich mit den vornehmſten Perſonen der Provinz bekannt, von denen einige im Auftrag der geſetzgebenden Verſammlung bei dem Druck aufzupaſſen hatten, daß nur die geſetzliche Zahl Noten gedruckt würde. Demzufolge befanden ſie ſich immer abwechſelnd um uns, und wen gerade die Reihe traf, der brachte meiſt einen, auch zwei Freunde zur Geſellſchaft mit. Mein Geiſt war durch Lektüre mehr ausgebildet wie derjenige Keimer's, und wahrſcheinlich aus dieſem Grunde legten ſie größern Werth auf meine Unterhaltung. Sie nahmen mich mit nach Hauſe, führten mich bei ihren Freunden ein und behandelten mich mit höchſter Artigkeit, während Keimer, trotz ſeiner Prinzipalſchaft, ſich etwas vernachläßigt ſah. Er war in der That ein ſeltſamer Kunde, unbekannt mit dem gemeinſten Brauch des Lebens, geneigt, allgemein angenommenen Anſichten heftig zu widerſprechen, ſchäbig bis zur äußerſten Schmutzigkeit, in einigen Punkten der Religion Enthuſiaſt, ſchlampig, und dabei ein etwas ſchuftiger Patron.

Wir blieben hier faſt drei Monate, und nach Ablauf dieſer Zeit ſtanden auf dem Verzeichniſſe meiner Freunde: der Richter Allen, Samuel Buſtill, der Sekretär der Provinz, Iſaac Pearſon, Joſeph Cooper, mehrere Smiths, ſämmtlich Mitglieder der Aſſembly, und Iſaac Decow, Generalvermeſſer. Letzterer war ein ſcharfſichtiger, ſchlauer alter Mann; er erzählte mir, daß er in ſeiner Jugend, auf ſich allein angewieſen, damit begonnen habe, den Ziegelbrennern Lehm zuzutragen, daß er erſt im ſchon vorgerückten Alter ſchreiben gelernt, dann ſpäter Meßketten getragen bei einem Feldmeſſer, der ihn ſeine Kunſt lehrte, worauf er durch Fleiß ſich ein anſehnliches Vermögen erworben habe. „Ich ſehe es voraus,“ ſagte er eines Tages, „daß Sie in Kurzem dieſen Mann (er meinte Keimer) überflügeln und ſich in Ihrem eigenen Geſchäfte Geld in Philadelphia verdienen werden." Er wußte damals noch nichts von meinem Plane, mich dort oder ſonſt wo niederzulaſſen. Dieſe Freunde erwieſen ſich mir in der Folge ſehr gefällig, wie ich es auch gelegentlich gegen einige von ihnen that, und ohne Unterbrechung ſchenkten ſie mir von da an ihre Achtung, ſo lange ſie lebten.

Bevor ich auf meinen Eintritt in das öffentliche Geſchäftsleben näher eingehe, möchte es paſſend ſein, Dir meinen damaligen Seelenzuſtand in Bezug auf ſittliche Grundſätze zu ſchildern, damit Du den Grad von Einfluß erkennen magſt, welchen ſie auf die nachfolgenden Ereigniſſe meines Lebens äußerten. Meine Eltern hatten mir frühzeitig religiöſe Eindrücke beigebracht und mir von Jugend auf eine fromme Erziehung in den Grundſätzen der Lehre Calvin's gegeben. Kaum aber war ich fünfzehn Jahre alt, als ich, nach vorangehenden Zweifeln bald an dieſem bald an jenem Grundſatze, den ich gerade in den verſchiedenen von mir geleſenen Büchern bekämpft fand, an der Offenbarung ſelbſt zu zweifeln begann. Es fielen mir einige Bände gegen den Deismus in die Hände, welche den weſentlichen Theil der bei den geiſtlichen Vorträgen Boyle's gehaltenen Predigten enthalten ſollten. Zufällig brachten ſie aber bei mir gerade die entgegengeſetzte Wirkung von dem, was die Verfaſſer beabſichtigten, hervor; denn die Beweisgründe der Deiſten, welche darin zum Zweck der Widerlegung citirt waren, erſchienen mir bei weitem gewichtiger, als eben die Widerlegung ſelbſt. Mit Einem Worte: ich wurde bald ein vollkommener Deiſt. Meine Gründe bekehrten noch manchen Andern, namentlich Collins und Ralph; da ſie aber beide, ohne die geringſte Reue, mir großes Unrecht gethan hatten, und da ich an Keith's, eines anderen Freidenkers, Benehmen, ſowie an mein eigenes Verfahren gegen Vernon und Miß Read, welches mich oft ſehr quälte, dachte, ſo gerieth ich auf die Vermuthung, daß wenn dieſe Lehre auch wahr ſein möchte, ſie doch nicht ſehr von Nutzen ſei. Meine Londoner Flugſchrift, welcher als Motto die nachſtehenden Zeilen Dryden's vorſtanden:

> Was iſt, iſt auch recht; obſchon der kurzſichtige Menſch
> Nur einen Theil der Kette ſchauet: das nächſte Glied,
> Sein Auge nicht hinauf zum Wagebalken erhebt,
> Der aber ihm wägt Alles,

und welche aus den Eigenſchaften Gottes, ſeiner unendlichen Weisheit, Güte und Macht ſchloß, daß es kein ſogenanntes Uebel in der Welt geben könne, und daß Tugend und Laſter nur leere Unterſcheidungen ſeien, und es gar keine ſolchen Dinge gebe, — erſchien mir nun nicht mehr als eine ſo geſchickte Leiſtung wie früher, und ich war im Zweifel, ob ſich nicht unmerklich ein Irrthum in mein Argument eingeſchlichen habe, welcher alles darauf Folgende angeſteckt habe, wie das wohl bei metaphyſiſchen Erörterungen der Fall iſt.

Ich überzeugte mich endlich, daß Wahrheit, Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit im Verkehr zwiſchen Menſch und Menſch von höchſter Wichtigkeit für unſer Lebensglück ſeien, und entſchloß mich von jenem Augenblick an und ſchrieb auch den Entſchluß in mein Tagebuch, ſie mein Lebenlang zu üben. Die Offenbarung als ſolche hatte jedoch in der That kein Gewicht bei mir, ſondern ich war der Meinung, daß, obſchon gewiſſe Handlungen nicht ſchlecht, bloß weil die offenbarte Lehre ſie verbietet, oder gut deshalb ſeien, weil ſie ſelbige vorſchreibt, doch — in Anbetracht aller Umſtände — jene Handlungen uns wahrſcheinlich nur, weil ſie ihrer Natur nach ſchlecht ſind, verboten, oder weil ſie wohlthätig ſind, uns anbefohlen worden ſeien. Dieſe Ueberzeugung nebſt der göttlichen Vorſehung, oder einem ſchützenden Engel, oder vielleicht auch dem Zuſammentreffen günſtiger Lagen und Umſtände, oder alle dieſe mit einander bewahrten mich während jener gefährlichen Jugendzeit, wo ich bisweilen in gewagten Lagen unter Fremden und dem Auge und Rathe meines Vaters entrückt war, vor jeder Unſittlichkeit, jeder groben abſichtlichen Ungerechtigkeit, welche bei meinem Mangel an Religion von mir zu erwarten geweſen wäre. Ich betone das Wort „abſichtlich“, weil die von mir angeführten Beiſpiele oft etwas Zwingendes an ſich hatten, in Folge meiner Jugend und Unerfahrenheit ſowie der Schurkerei Anderer. Ich hatte daher beim Beginn meiner Laufbahn ſchon einen leidlichen Charakter, ſchätzte dieſen wie er es verdiente und ſuchte ihn mir zu bewahren.

Ich war noch nicht lange wieder nach Philadelphia zurückgekehrt, als unſere Druckereieinrichtung von London ankam. Wir rechneten mit Keimer ab und verließen ihn mit ſeiner Zuſtimmung, ehe er noch etwas davon erfahren hatte. Wir fanden ein Haus in der Nähe des Marktes, welches zu vermiethen war, und nahmen es. Um uns den Miethzins zu erleichtern, der damals vierundzwanzig Pfund für's Jahr betrug, (ſpäter ſtieg er, wie ich erfuhr, ſogar auf ſiebzig) nahmen wir Thomas Godfrey, einen Glaſer, mit ſeiner Familie mit hinein, der einen anſehnlichen Theil an unſerem Miethzins bezahlte und bei dem wir unſere Koſt nahmen. Wir hatten kaum unſere Schriften ausgepackt und die Preſſe aufgeſtellt, als ein Bekannter von mir, George Houſe, uns einen Landsmann zuführte, den er auf der Straße getroffen hatte, als er ſich nach einem Buchdrucker erkundigte. Unſer Geld war durch die Menge von Gegenſtänden, welche wir uns hatten anſchaffen müſſen, faſt erſchöpft, und die fünf Schillinge, welche wir von dem Landsmanne einnahmen — die erſte Frucht unſeres Verdienſtes, die ſo rechtzeitig kam — machten mir mehr Freude, als irgend eine andere größere Summe, welche ich ſeitdem einnahm. Die Erinnerung und der Dank gegen Houſe machten mich geneigter, wie ich wohl ſonſt es geweſen wäre, junge Anfänger in ihrem Geſchäfte aufzumuntern.

In jedem Lande finden ſich Unglückspropheten, welche beſtändig den Ruin deſſelben vorausſehen. Ein ſolcher lebte auch in Philadelphia — ein angeſehener älterer Mann von ſehr weiſem Ausſehen und ſehr ernſter Sprechweiſe, Namens Samuel

Mickle. Dieſer Herr nun, den ich gar nicht kannte, hielt eines Tages vor meiner Thür und fragte mich, ob ich der junge Mann ſei, der kürzlich eine neue Druckerei eröffnet habe. Auf mein Bejahen ſagte er: er bedaure mich, da es ein koſtſpieliges Unternehmen ſei und das hineingeſteckte Geld verloren gehen werde, denn Philadelphia ſei bereits dem Untergange nahe, alle Leute ſchon halb bankerott oder wenigſtens nicht mehr weit davon; alle Anzeichen vom Gegentheil, wie z. B. die Neubauten und die ſteigenden Miethpreiſe, ſeien nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen trügeriſch, denn ſie würden, nebſt anderen Dingen, zumeiſt zu unſerem Ruin beitragen. Dabei erzählte er mir eine ſolche Reihe von wirklichen und gegenwärtigen oder doch demnächſt zu befürchtenden Unfällen, daß er mich halb ſchwermüthig machte. Hätte ich dieſen Mann gekannt, ehe ich mein Geſchäft anfing, ſo würde ich es wahrſcheinlich nie errichtet haben. Indeß blieb er doch in dieſer Stadt des Verfalls, ſetzte ſeine alten Predigten fort und weigerte ſich lange Jahre ein Haus zu kaufen, weil Alles dem Verderben entgegen eile; endlich mußte er aber zu meiner Genugthuung ein Haus fünfmal theurer bezahlen, als er es in der frühern Zeit, wo er zuerſt ſeine Jeremiaden anſtimmte, hätte kaufen können.

Ich hätte zuvor erwähnen ſollen, daß ich im Herbſte des vorhergehenden Jahres die meiſten meiner gebildeten Bekannten zu einem Klub unter dem Namen „Junto“ vereinigt hatte, deſſen Zweck Erweiterung unſerer Kenntniſſe war. Wir kamen jeden Freitag Abend zuſammen. Nach den von mir verfaßten Statuten mußte jedes Mitglied der Reihe nach einen oder mehrere Sätze über irgend einen Punkt der Moral, Politik oder Naturwiſſenſchaften, aufſtellen, welche dann von der Geſellſchaft erörtert wurden, und alle drei Monate einen ſelbſtverfaßten Vortrag über einen beliebigen Gegenſtand halten. Die Debatten fanden unter der Leitung eines Vorſitzenden ſtatt und wurden allein durch den aufrichtigen Wunſch nach Wahrheit, ohne Freude am Streit oder Erpichtheit auf den Sieg geleitet. Um jede Erhitzung zu verhüten, waren alle Ausdrücke hartnäckigen Feſthaltens an Meinungen und direkte Widerſprüche nach einiger Zeit für unpaſſend erklärt und bei kleinen Geldſtrafen unterſagt.

Die erſten Mitglieder des Klubs waren Joſeph Breintnal, ein Urkundenabſchreiber für Notare, ein wackerer, freundlicher Mann in mittleren Jahren, großer Verehrer der Dichtkunſt und Lektüre, der Alles las, was ihm unter die Hand kam, eine ziemlich gewandte Feder führte, in Scherz, Witz und kleinen Spielereien viel Anſtelligkeit und Erfindungsgabe zeigte und eine ſehr anregende Unterhaltung zu führen wußte.

Thomas Godfrey, der von ſelbſt Mathematik gelernt und es darin ſehr weit gebracht hatte, ſpäter Erfinder des jetzt ſogenannten Hadley'ſchen Quadranten; außer in ſeinem Fache wußte er indeß wenig und war kein angenehmer Geſellſchafter, da er, wie die meiſten großen Mathematiker, welche ich kennen lernte, eine kleinliche Genauigkeit in allen Ausdrücken verlangte, immer widerſprach oder zum Ruin aller Geſelligkeit auf unbedeutenden Unterſcheidungen herumritt. Er ſchied auch bald von uns.

Nicolas Scull, ein Feldmeſſer, der ſpäter Generalfeldmeſſer wurde. Er las außerordentlich gern und machte zuweilen auch einige Verſe.

William Parſons, ein gelernter Schuſter, welcher aber, mit vielem Sinne für Lektüre begabt, bald eine gründliche Kenntniß in der Mathematik erlangte, die er anfangs zum Zwecke der Aſtrologie betrieben hatte, worüber er aber ſpäter ſelbſt lachte. Auch er wurde Generalfeldmeſſer.

William Maugridge, ein Tiſchler, Meiſter in ſeinem Fach, überhaupt ein ehrenhafter und verſtändiger Mann. Hugh Meredith, Stephen Potts und George Webb, von denen ich bereits ſprach. Robert Grace, ein junger reicher Mann, hochſinnig, lebhaft und witzig, ein großer Freund von Epigrammen, aber ein noch größerer ſeiner Freunde.

Zu guterletzt William Coleman, damals Handlungsdiener, ungefähr in meinem Alter, mit dem beſonnenſten klarſten Kopfe, dem beſten Herzen und der gewiſſenhafteſten Sittlichkeit unter beinahe allen Menſchen, denen ich jemals begegnete. Er wurde ſpäter ein ſehr angeſehener Kaufmann und einer unſerer Provinzialrichter. Unſere Freundſchaft dauerte ohne Unterbrechung länger als vierzig Jahre bis an ſeinen Tod, und faſt eben ſo lange währte der Klub. Dieſer war ſicherlich die beſte Schule in Philoſophie, Moral und Politik, welche damals in der Provinz exiſtirte; denn unſere Sätze wurden immer eine Woche, bevor wir ſie beſprachen, vorgeleſen, und ſo fanden wir Veranlaſſung, aufmerkſam Bücher über den fraglichen Gegenſtand durchzuleſen, um deſto umfaſſender darüber verhandeln zu können. So gewöhnten wir uns an eine paſſende Redeweiſe, indem jeder Gegenſtand unſeren Statuten gemäß und in einer Art beſprochen wurde, die jeden gegenſeitigen Verdruß verhütete. Dieſem Umſtande kann man das lange Beſtehen des Klubs zuſchreiben, deſſen ich im Verlaufe noch häufiger werde gedenken müſſen.

Ich erwähnte jedoch ſeiner gerade hier, da er eine Urſache war, welche den Fortgang meines Geſchäftes außerordentlich förderte, indem jedes Mitglied ſich bemühte, uns Arbeit zuzuwenden. Breintnal verſchaffte uns unter Anderem von den Quäkern den Druck von vierzig Bogen ihrer Geſchichte, während Keimer den Reſt liefern ſollte. Dies war eine ausnehmend harte Arbeit, denn der Druckpreis war gering. Es war ein Folio, im Propatria-Format, der Satz aus grober Cicero-Schrift mit Anmerkungen aus Corpus-Schrift. Ich ſetzte täglich einen Bogen, und Meredith druckte ihn. Oft ward es elf Uhr Abends, ja noch ſpäter, ehe ich mit Ablegen für den Satz des folgenden Tages fertig ward; denn die kleinen Accidenz-Arbeiten, welche unſere Freunde uns gelegentlich zukommen ließen, hielten uns bei dieſem

Werke auf. Ich war aber ſo feſt entſchloſſen, täglich einen Bogen zu ſetzen, daß, als eines Abends, nachdem ich meine Formen ausgeſchloſſen hatte und mein Tagewerk für beendet hielt, eine der Formen durch einen Unfall ganz zuſammenfiel und zu ſogenannten Zwiebelfiſchen wurde, ich ſofort ablegte und die beiden Folioſeiten vor Schlafengehen noch einmal ſetzte. Dieſer Fleiß, den unſere Nachbarn bemerkten, verſchaffte uns bald Ruf und Kredit; namentlich erfuhr ich, daß unſere neue Druckerei in einem Klub von Kaufleuten, der jeden Abend zuſammenkam, Gegenſtand der Unterhaltung geweſen, und allgemein die Anſicht geäußert worden ſei, daß ſie keinen Fortgang haben würde, da ſchon zwei Druckereien, die von Keimer und Bradford in der Stadt ſeien, worauf Doctor Baird, den ich und Du viele Jahre ſpäter in ſeinem Geburtsorte, St. Andrew's in Schottland, ſahen, ſeine entgegengeſetzte Meinung dahin geäußert: „der Fleiß dieſes Franklin überſteigt Alles, was ich je in der Art geſehen habe. Ich ſehe ihn oft noch bei der Arbeit, wenn ich Nachts aus dem Klub komme, und Morgens früh iſt er ſchon längſt wieder am Geſchäft, ehe ſeine Nachbarn aus dem Bette ſtiegen.“ Dies überraſchte die Anderen, und wir erhielten bald darauf von einem Mitglied jenes Klubs das Anerbieten, uns Schreibmaterialien auf Kredit zu liefern. Wir hielten aber damals die Zeit für Eröffnung eines Ladens noch nicht für gekommen.

Ich erwähne dieſes Fleißes um ſo nachdrücklicher und freimüthiger, obſchon ich dabei in den Verdacht des Eigenlobs kommen könnte, damit diejenigen meiner Nachkommen, welche meine Aufzeichnungen leſen, den Werth dieſer Tugend erkennen, wenn ſie deren günſtige Folgen für mich durch meine ganze Erzählung verfolgen können.

George Webb, der eine Freundin gefunden hatte, welche ihm das nöthige Geld vorſtreckte, um ſich von Keimer loszukaufen, kam eines Tages zu uns und bot ſich uns als Arbeiter an. Augenblicklich konnten wir ihn nicht gebrauchen; aber thörichterweiſe theilte ich ihm im Vertrauen mit, daß ich eine Zeitung zu unternehmen beabſichtigte und wir dann ihn beſchäftigen könnten. Meine Hoffnungen auf Erfolg, wie ich ihm darlegte, gründeten ſich auf den Umſtand, daß das einzige damals in Philadelphia erſcheinende und von Bradford gedruckte Blatt ein elender erbärmlich redigirter, in keiner Weiſe unterhaltender Wiſch war, aber dennoch ſehr einträglich für ihn, woraus ich ſchloß, daß es einer guten Zeitung nicht an ermuthigendem Erfolg fehlen werde. Ich hatte Webb um Verſchwiegenheit gebeten, aber er verrieth mein Geheimniß an Keimer, der, um mir zuvorzukommen, ſofort den Proſpektus zu einem von ihm ſelbſt herauszugebenden Blatte bekannt machte, an welchem auch Webb mitarbeiten ſollte. Ich wurde erboſt über dieſes Verfahren, und in der Abſicht, ihm entgegen zu arbeiten, da ich in dem Augenblick mein Blatt noch nicht beginnen konnte, ſchrieb ich einige humoriſtiſche Aufſätze für Bradford's Zeitſchrift, unter dem Titel Busy Body (Neuigkeitskrämer), die Breintnal durch mehrere Monate fortſetzte*). Dadurch lenkte ich die Aufmerkſamkeit des Publikums auf Bradford's Blatt, und Keimer's Proſpekt, den wir lächerlich machten, fand keine Berückſichtigung. Dennoch fing er ſein Blatt an, bot es mir aber, nachdem er ſich dreiviertel Jahre mit kaum neunzig Abnehmern hingeſchleppt hatte, endlich für eine Kleinigkeit zum Kauf an. Ich war auf einen ſolchen Antrag ſchon damals vorbereitet, ging alſo gleich darauf ein, und in wenigen Jahren zog ich großen Vortheil davon*).

---

*) [illegible]

Ich bemerke, daß ich vorherrſchend in der erſten Perſon rede, obſchon unſere Societät fortbeſtand. Vielleicht liegt der Grund darin, daß eigentlich das ganze Geſchäft auf mir ruhte. Meredith war kein Setzer, nur ein mittelmäßiger Drucker und ſelten nüchtern. Meine Freunde bedauerten meine Verbindung mit ihm; ich ſuchte aber der Sache die beſtmögliche Seite abzugewinnen.

Unſere erſten Nummern zeichneten ſich vor jeder andern ältern Zeitung der Provinz durch beſſere Schrift und beſſern Druck aus; vor Allem aber überraſchten einige kecke und witzige Bemerkungen aus meiner Feder über den damaligen Streit zwiſchen dem Gouverneur Burnet und der Aſſembly von Maſſachuſetts die angeſehenſten Leute, brachten Blatt und Herausgeber in der Leute Mund und lehrten ſie uns Alle nach einigen Wochen als

---

*) Die Zeitung hieß „[illegible] [illegible] Philadelphia [illegible]

Abonnenten zu. Andere folgten ihrem Beiſpiele, und unſere Subſkribentenzahl wuchs beſtändig. Dies war eine der erſten nützlichen Folgen der Mühe, welche ich mir gegeben hatte, meine Gedanken zu Papier bringen zu lernen; weiter zog ich den Vortheil daraus, daß, als die leitenden Männer der Stadt eine Zeitung nun in den Händen eines ziemlich federgewandten Mannes ſahen, ſie es für paſſend erachteten, mich zu fördern und zu ermuntern. Bradford druckte noch immer die Wahlzettel, Beſchlüſſe, Geſetze, Verordnungen und andere öffentliche Arbeiten. Eine Adreſſe der Aſſembly an den Gouverneur war von ihm ganz erbärmlich und unkorrekt gedruckt worden; wir druckten ſie ſauber und korrekt nach und überſandten jedem Mitgliede einen Abdruck. Der Unterſchied wurde bemerkt und dadurch der Einfluß unſrer Freunde in der Aſſembly ſo verſtärkt, daß wir für das nächſte Jahr zu deren Buchdruckern ernannt wurden.

Unter dieſen Freunden muß ich namentlich des oben ſchon erwähnten Mr. Hamilton gedenken, der damals von England zurückgekehrt und in die Aſſembly gewählt worden war. Er legte bei dieſer Gelegenheit ein warmes Intereſſe für mich an den Tag, wie er es auch ſpäter häufig that.

und ſetzte ſein Wohlwollen für mich bis an ſeinen Tod fort.

Um dieſe Zeit erinnerte mich Herr Vernon an die Summe, welche ich ihm ſchuldete, drängte mich aber nicht. Ich ſchrieb ihm nun einen artigen Brief, worin ich ihn noch um einigen Aufſchub bat, den er mir auch gewährte; und ſobald ich nur im Stande war, bezahlte ich ihm Kapital und Zinſen mit dem Ausdruck meines tiefſten Dankgefühls; ſo war dieſer Druckfehler einigermaßen wieder gut gemacht.

Jetzt aber überkam mich eine andere Verlegenheit, die ich nicht im Entfernteſten ahnen konnte. Meredith's Vater, der unſerer Uebereinkunft gemäß die ganzen Koſten unſerer Druckerei-Einrichtung bezahlen ſollte, war nur im Stande geweſen, hundert Pfund baar anzuzahlen; weitere hundert Pfund ſchuldeten wir noch dem Kaufmann, welcher nicht länger warten wollte und uns Alle verklagte; wir ſtellten Bürgſchaft, ſahen aber ein, daß, wenn wir das Geld nicht zur beſtimmten Zeit bezahlten, die Klage bis zur Execution kommen, das Urtheil vollzogen, al unſere ſchöne Hoffnung vernichtet, und wir ſelbſt ganz zu Grunde gerichtet werden würden, wen

Schriften und Preſſe vielleicht zum halben Preiſe verkauft werden müßten, um die Schuld zu tilgen.

In dieſer traurigen Lage kamen zwei wahrhafte Freunde, deren Wohlwollen ich nie vergeſſen habe und nie vergeſſen werde, ſo lange mir nur die Erinnerung an irgend etwas bleibt, jeder einzeln, ohne daß einer des Andern Vorhaben gekannt hätte, und ohne daß ich mich an einen von Beiden gewandt hätte, zu mir. Jeder bot mir die Summe Geldes an, deren ich zur alleinigen Uebernahme des Geſchäftes bedürfen würde, wenn dies ausführbar, da ihnen die Fortdauer meiner Societät mit Meredith nicht gefiel, den, wie ſie bemerkten, man häufig betrunken auf der Straße, und bei gemeinem Spiel in Bierhäuſern ſehe, was unſerem Credite ſehr ſchade. Dieſe Freunde waren William Coleman und Robert Grace. Ich ſagte ihnen, daß, ſo lange noch einige Wahrſcheinlichkeit vorhanden ſei, daß die Merediths ihres Theils die Uebereinkunft erfüllen würden, ich keine Trennung vorſchlagen könne, da ich mich denſelben für das verpflichtet fühlte, was ſie ſchon an mir gethan hatten und, ſo weit ihre Kräfte reichten, noch thun wollten; ſollten ſie aber am Ende ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllen und unſere Societät ſich auflöſen, dann würde ich mich für vollkommen frei halten, von der Güte meiner Freunde Gebrauch zu machen.

So blieben die Sachen eine Zeitlang unverändert. Endlich ſagte ich eines Tages zu meinem Theilhaber: „Ihr Vater iſt vielleicht unzufrieden damit, daß Sie nur einen Theil am Geſchäfte haben, und mag nicht für zwei thun, was er nur für Sie zu thun brauchte. Sagen Sie mir frei heraus, ob dies der Fall iſt, ſo will ich Ihnen das Ganze abtreten und ſehen, wie ich durchkomme." — „Nein," antwortete er, „mein Vater hat ſich wirklich in ſeinen Erwartungen getäuſcht: er iſt außer Stande zu bezahlen, und ich möchte ihn nicht noch mehr in Verlegenheit ſetzen; ich ſehe, daß ich durchaus nicht zum Buchdrucker paſſe; ich wurde als Landmann erzogen, und es war albern von mir, in einem Alter von dreißig Jahren noch auf ein neues Gewerbe hier in die Lehre zu gehen. Viele meiner Landsleute ſiedeln ſich gerade jetzt in Nord-Carolina an, wo der Boden billig iſt. Ich bin ſehr geneigt, mich ihnen anzuſchließen und zu meinem frühern Stande zurückzukehren. Sie werden ohne Zweifel Freundfinden, welche Ihnen unter die Arme greifen. Wenn Sie die Schulden der Geſellſchaft übernehmen, meinem Vater die vorgeſchoſſenen hundert Pfund zurückzahlen, meine kleinen Privatſchulden berichtigen und außerdem mir dreißig Pfund und einen neuen Sattel geben wollten, ſo will ich meinen Geſchäftsantheil an Sie abtreten und Ihnen das Ganze zuſchreiben.“ Ohne Zögern nahm ich den Vorſchlag an. Alles wurde zu Papier gebracht und ſofort unterzeichnet und unterſiegelt. Ich gab ihm das Geforderte, und er ging bald darauf nach Carolina, von wo er mir im nächſten Jahre zwei lange Schreiben überſandte, mit den für damals genaueſten Nachrichten über das Land, in Bezug auf Klima, Boden, Ackerbau u. ſ. w., in welchen Dingen er ein ſcharfſichtiges Urtheil hatte. Ich druckte ſie in meinem Wochenblatt ab, und ſie fanden eine ſehr gute Aufnahme beim Publikum.

Sobald Meredith fort war, wandte ich mich an meine beiden Freunde, und da ich keinen von ihnen durch einen Vorzug verletzen wollte, ſo nahm ich von jedem die halbe mir angebotene Summe, die ich nöthig hatte. Ich bezahlte die Geſellſchaftsſchulden und ſetzte das Geſchäft für eigene Rechnung fort, indem ich nicht unterließ, durch eine Anzeige das Publikum von der Auflöſung unſerer Geſellſchaft zu benachrichtigen. Wenn ich nicht irre, ſo geſchah dies etwa um das Jahr 1729*).

Etwa um dieſelbe Zeit verlangte das Volk heftig eine abermalige Ausgabe von Papiergeld, da das vorhandene und einzig in der Provinz kurſirende, zum Belauf von nur 15,000 Pfund ſchon faſt ausging. Die wohlhabenden Einwohner waren gegen jede Art Papiergeld eingenommen, aus Furcht vor der Entwerthung, wie man ſie in Neu-England, zum großen Schaden der Inhaber, erlebt hatte, und widerſetzten ſich aus allen Kräften dieſer Maaßregel. Wir hatten dieſe Angelegenheit in unſerem Junto beſprochen, wo ich für die abermalige Ausgabe mich erklärte, in der Ueberzeugung, daß die erſte kleine, im Jahr 1723 ausgegebene Summe der Provinz, durch Beförderung von Handel und Induſtrie und Zunahme der Bevölkerung manchen Nutzen gebracht habe, indem jetzt alle Häuſer bewohnt ſeien und noch viele neue gebaut wurden; während ich mich gar wohl entſinne, wie ich damals als ich, meine Semmel verſpeiſend, zum erſten Male durch die Straßen von Philadelphia ſpazierte, an den meiſten Häuſern in Walnut-Street zwiſchen Second- und Front-Street und an vielen in Chesnut-Street und anderen Gaſſen, Zettel mit der Aufſchrift: „zu vermiethen!“ wahrgenommen hatte, woraus ich damals geſchloſſen, daß die Bewohner einer nach dem andern aus der Stadt fortzögen.

---

*) Aus dem noch vorhandenen Trennungsvertrag geht hervor, daß die Abtretung am 14. Juli 1730 ſtattfand. D. H.

Unſere Debatten weihten mich ſo tief in die Sache ein, daß ich anonym eine Flugſchrift ſchrieb und herausgab, unter dem Titel: „Die Natur und Nothwendigkeit des Papiergeldes.“ Sie wurde von den unteren und mittleren Volksklaſſen außerordentlich gut aufgenommen, mißfiel aber den Wohlhabenden, indem dadurch das Verlangen nach mehr Geld nur noch ſtärker wurde. Da die letzteren indeß keinen Federkundigen unter ſich zählten, der meine Schrift hätte beantworten können, ſo verlief ſich ihr Widerſtand im Sande, und da in der Aſſembly die Majorität für die Maßregel war, ſo ging ſie durch. Meine Freunde in der Verſammlung waren überzeugt, daß ich dem Lande bei dieſer Gelegenheit einen weſentlichen Dienſt geleiſtet habe, und belohnten mir denſelben durch Uebertragung des Druckes der Noten. Dies war ein gewinnreiches Geſchäft und für mich eine ſehr merkliche Hülfe: wiederum ein Vortheil aus meiner mir erworbenen Fähigkeit in ſchriftlichen Abfaſſungen.

Zeit und Erfahrung thaten ſo deutlich den Nutzen des Papiergeldes dar, daß ſich ſpäter nie ein eigentlicher, bedeutender Widerſpruch dagegen erhob, und deſſen Summe ſich bald auf 55,000 Pfund und im Jahre 1739 auf 80,000 Pfund belief. Seitdem ſtieg die Summe während des letzten Krieges auf 350,000 Pfund, während Handel, Bauten und Bevölkerung fortdauernd im Steigen waren; ich habe aber jetzt die Ueberzeugung, daß es Grenzen giebt, über welche hinaus Papiergeld ſehr verderblich werden kann.

Bald darauf verſchaffte mir mein Gönner Hamilton den Druck des Papiergeldes von New-Caſtle, wiederum eine einträgliche Arbeit, wenigſtens nach meiner damaligen Anſicht, indem kleine Dinge Leuten mit wenig Vermögen immer groß ſcheinen; mir aber brachte es, als eine große Aufmunterung für mich, wirklichen Vortheil. Er verſchaffte mir auch den Druck der Geſetze und Beſchlüſſe jenes bedeutenden Regierungsbezirks, den ich ſo lange behielt, als ich mein Geſchäft trieb.

Jetzt errichtete ich auch einen kleinen Buch- und Papierladen. Ich hielt mir Formulare aller Art, die korrekteſten, welche bis dahin erſchienen waren, da mich mein Freund Breintnal hierin unterſtützte. Auch führte ich Papier, Pergament, Pappdeckel, Geſchichtsbücher u. dergl. mehr. Ein gewiſſer Whitemash, ein ausgezeichneter Setzer, den ich in London hatte kennen lernen, kam nun zu mir und arbeitete fortwährend und ſtets mit gleichem Fleiße bei mir, und ich nahm einen Lehrling an, den Sohn von Aquila Roſe.

Ich begann nun die allmälige Abzahlung der Schulden, welche auf meiner Druckerei laſteten. Um meinen Kredit und Ruf als Geſchäftsmann zu fördern, führte ich nicht allein ein wirklich thätiges und mäßiges Leben, ſondern hütete mich auch vor jedem Scheine des Gegentheils. Ich kleidete mich einfach und wurde nie an einem öffentlichen Vergnügungsorte geſehen, fiſchte und jagte nicht. Höchſtens hielt mich dann und wann ein Buch von der Arbeit ab, aber doch nur ſelten, und dann geſchah es ſo heimlich, daß kein Anſtoß dadurch erregt wurde. Und um zu zeigen, daß ich mich nicht über meinen Stand dünke, fuhr ich bisweilen das beim Kaufmanne erhandelte

Papier ſelbſt in einem Schiebkarren nach Hauſe. So erhielt ich den Ruf eines fleißigen, ſtrebſamen und in ſeinen Zahlungen ſehr pünktlichen jungen Mannes. Die Kaufleute, welche Schreibmaterialien einführten, erſuchten mich um meine Kundſchaft; Andere erboten ſich, mir Bücher zu liefern, und mein kleiner Handel gedieh recht glücklich. Inzwiſchen ſanken Keimer's Geſchäft und Kredit mit jedem Tage, und zuletzt ſah er ſich genöthigt, ſeine Druckerei zu verkaufen, um ſeine Gläubiger zu befriedigen, und ging nach Barbados, woſelbſt er einige Zeit in ſehr ärmlichen Umſtänden lebte.

Sein Lehrling, David Harry, den ich, während ich bei Keimer arbeitete, zugelehrt hatte, kaufte deſſen Geſchäft und ließ ſich in Philadelphia nieder. Ich fürchtete zuerſt in Harry einen mächtigen Nebenbuhler zu finden, da er einer reichen und angeſehenen Familie angehörte. Ich ſchlug ihm deshalb vor, ſich mit mir zu aſſociren, was er indeß, und zwar zu meinem Glück, mit Geringſchätzung ablehnte. Er war ſehr ſtolz, kleidete ſich wie ein vornehmer Herr, lebte ausſchweifend und hing den Vergnügungen ſo ſehr nach, daß er kaum zu Hauſe anzutreffen war, verſank in Schulden, vernachläſſigte ſein Geſchäft und büßte bald alle Aufträge ein. Da er bald für ſich nichts mehr zu thun fand, ſo folgte er Keimer nach Barbados und nahm ſeine Druckerei mit. Dort beſchäftigte der Lehrling ſeinen frühern Prinzipal als Gehülfen. Sie zankten ſich oft, und da es mit Harry auch dort immer rückwärts ging, ſo mußte er endlich Schrift und Preſſe verkaufen und wieder zu ſeiner alten Beſchäftigung, dem Landbau in Pennſylvanien, greifen. Der Käufer der Druckerei übertrug Keimer deren Leitung; dieſer ſtarb aber einige Jahre ſpäter.

Jetzt hatte ich in Philadelphia außer Bradford keinen Nebenbuhler; dieſer aber, da er reich und bequem war, hatte nur wenig zu thun und kümmerte ſich auch nicht mehr viel um's Geſchäft. Da er aber die Poſt beſorgte, ſo ſtand er im Rufe einer beſſern Gelegenheit zum Empfang von Neuigkeiten, und man hielt ſein Blatt für geeigneter zur Verbreitung von Inſeraten, und er bekam deren mehr, was ihm ſehr zu Statten kam und mir manchen Nachtheil brachte. Wenn ich auch Zeitungen mit der Poſt erhielt und verſandte, ſo war das Publikum doch anderer Meinung, denn was ich verſchickte, konnte nur mittelſt Beſtechung der reitenden Boten geſchehen, welche meine Zeitungen heimlich mitnahmen, da Bradford ſo unfreundlich geweſen war, es ihnen zu verbieten. Ich dachte deshalb ſo gering von ihm, daß ich mich wohl hütete, ihm nachzuahmen, als ich ſpäter in ſeine Stellung einrückte.

Bisher hatte ich mich von Godfrey beköſtigen laſſen, der mit Frau und Kindern einen Theil meines Hauſes bewohnte und auch meinen halben Laden zu ſeinem Geſchäfte benutzte, mit welchem er ſich indeß wenig abgab, da er meiſt Mathematik trieb. Frau Godfrey beabſichtigte, mich mit der Tochter eines ihrer Verwandten zu verheirathen, und ſuchte uns bei mehrfachen Gelegenheiten zuſammenzubringen, bis ſie mich ernſtlich gefeſſelt ſah, da das Mädchen ſelbſt ſehr begehrenswerth war. Die Eltern ermuthigten meine Bewerbung durch häufige Einladungen zum Abendeſſen und ließen uns allein, bis es endlich Zeit zu einer Erklärung war. Frau Godfrey übernahm die erforderliche Unterhandlung. Ich gab ihr zu verſtehen, daß ich mit der jungen Dame eine Mitgift von ſo viel Geld erwarte, um mindeſtens den Reſt meiner Schuld für meine Druckerei bezahlen zu können, welcher ſich damals auf hundert Pfund belaufen mochte. Ich erhielt zur Antwort, daß ſie eine ſolche Summe nicht beſchaffen könnten, worauf ich bemerkte, daß ſie ſelbige leicht als Hypothek auf ihr Haus erhalten könnten. Hierauf empfing ich nach Verlauf einiger Tage die Antwort, daß ſie die Heirath nicht billigten: ſie hätten Bradford um Rath gefragt und gehört, daß das Geſchäft eines Buchdruckers durchaus nicht einträglich ſei, daß meine Schriften bald abgenutzt und neue nöthig ſein würden, daß Keimer und Harry nach einander fallirt hatten, und es mir wahrſcheinlich eben ſo gehen würde. Sie verboten mir alſo ihr Haus und ſperrten das junge Mädchen ein.

Ich weiß nicht, ob ſie wirklich ihren Sinn geändert hatten, oder ob das Ganze nur eine Liſt war, in der Vorausſetzung, daß unſere Neigung zu weit gediehen ſei, als daß wir von einander würden laſſen können, wo dann, im Falle einer heimlichen Heirath, ſie volle Freiheit gehabt hätten, uns nach Belieben etwas zu geben oder nicht. Ich argwöhnte das Letztere, ärgerte mich darüber und ging nie wieder hin. Einige Zeit nachher brachte mir Frau Godfrey mehrmals Kunde, daß die Eltern mir nun mehr gewogen ſeien und die Verbindung mit mir wieder anzuknüpfen wünſchten; ich aber erklärte mich entſchieden dahin, nichts wieder mit der Familie zu ſchaffen haben zu wollen. Hierüber ließen die Godfreys einigen Aerger blicken, und da wir uns nicht länger vertragen konnten, ſo zogen ſie aus, ließen mir das Haus allein, und ich beſchloß keine Miethsbewohner mehr anzunehmen.

Da dieſer Vorfall jedoch meine Gedanken auf's Heirathen gebracht hatte, ſo ſah ich mich um und machte an mehreren Stellen Anträge, aber bald merkte ich, daß man das Gewerbe eines Buchdruckers nur für ein kümmerliches anſehe, und daß ich daher wohl kaum auf eine Frau mit Geld rechnen dürfe, wenigſtens nicht, wenn ſie auch noch andere Reize beſitzen ſolle. Mittlerweile trieb jene ſchwer zu zügelnde Leidenſchaft der Jugend mich häufig zu Beziehungen mit gemeinen Weibsbildern, die mir in den Weg kamen. Allein dies war immer mit einigen Unkoſten und vielen Unbequemlichkeiten verknüpft, außer der fortwährenden Gefahr für meine Geſundheit von Seiten eines Uebels, das ich vor allen Dingen fürchtete, obſchon ich ihm mit großem Glück entging. Als Nachbar und alter Bekannter war ich inzwiſchen immer im freundlichen Vernehmen mit der Familie der Miß Read geblieben.

Ihre Eltern hatten noch von der Zeit her, wo ich bei ihnen gewohnt, Zuneigung für mich bewahrt. Oft luden ſie mich ein, fragten mich in ihren Angelegenheiten um Rath, und mehrere Mal hatte ich ihnen Gefälligkeiten erwieſen. Mich dauerte die unglückliche Lage ihrer Tochter, die faſt immer ihrem Trübſinne nachhing, ſelten heiter war und allem Umgang auswich. Ich betrachtete meinen Unbeſtand und meine Untreue während meines Aufenthalts in London für die Haupturſache ihres Unglücks, obſchon ihre Mutter ſo aufrichtig war, die Schuld dafür mehr ſich ſelbſt als mir beizumeſſen, weil ſie, nach Verhinderung unſerer Heirath vor meiner Abreiſe, ihre Tochter zur Ehe mit einem Andern während meiner Abweſenheit beredet habe. Unſere gegenſeitige Neigung erwachte wieder; unſerer Vereinigung ſtanden aber große Hinderniſſe im Wege. Zwar wurde ihre Ehe wirklich als ungültig betrachtet, da ihr Mann, wie es hieß, ſchon eine Frau in England habe; aber es war wegen der großen Entfernung ſchwer, den Beweis hievon zu erhalten. Obſchon das Gerücht von ſeinem Tode ging, ſo hatten wir doch keine Gewißheit hievon; war es aber gegründet, ſo hatte er wiederum tüchtige Schulden hinterlaſſen, wegen deren Bezahlung man ſeinen Nachfolger belangen konnte. Wir wagten es indeß trotz allen dieſen Schwierigkeiten, und am 1. September 1730 heirathete ich ſie. Keiner der gefürchteten Unfälle traf uns. Sie war mir eine gute und treue Gefährtin, half mir auch durch Beſorgung des Ladens bedeutend vorwärts; wir gediehen ſichtlich und waren gegenſeitig bemüht, einander zu beglücken. So machte ich nach Kräften jenen großen Irrthum meiner Jugend wieder gut.

Unſer Klub befand ſich damals nicht in einem Wirthshauſe. Wir hielten unſere Zuſammenkünfte in der Wohnung des Herrn Grace, der uns zu dieſem Zweck ein Zimmer einräumte. Eines Tages bemerkte ein Mitglied, daß wir oft im Laufe unſerer Beſprechungen unſere Bücher nöthig hätten, und es daher bequem wäre, wenn wir ſie in unſerem Verſammlungszimmer aufſtellen, und ſie dann erforderlichen Falls zu Rathe ziehen könnten, wie denn auch durch das Zuſammenſtellen unſerer Bücher in eine gemeinſame Bibliothek jeder von uns den Vortheil haben würde, daß er die Bücher aller übrigen Mitglieder benutzen könne, was beinahe daſſelbe ſei, wie wenn er ſie ſelbſt beiſte. Der Vorſchlag fand Beifall, ward verwirklicht, und wir ſtellten an dem einen Ende unſeres Klubzimmers alle diejenigen Bücher auf, die wir am beſten entbehren konnten. Ihre Zahl war indeß nicht ſo groß, wie wir erwartet hatten, und obſchon ſie uns ſehr von Nutzen waren, ſo kamen doch durch den Mangel an Aufſicht einige Uebelſtände vor, ſo daß nach einem Jahre die Sammlung wieder aufgelöst wurde und jeder ſeine Bücher wieder nach Hauſe nahm.

Und nun ſetzte ich mein erſtes Projekt zu einer öffentlichen Schöpfung, nämlich zur Gründung einer Leihbibliothek durch Subſkription in's Werk. Ich entwarf den Proſpekt, ließ ihn durch unſern Notar Brockden in die geeignete Form bringen, trieb mit Hülfe des Junto fünfzig Subſkribenten auf, mit je vierzig Schillingen zum Anfang und mit einem jährlichen Beitrag von zehn Schillingen auf fünfzig Jahre — den Termin, während deſſen unſere Geſellſchaft fortbeſtehen ſollte. Später erhielten wir einen Freibrief, da die Geſellſchaft bis auf hundert Mitglieder angewachſen war. Dieſelbe war die Mutter aller nordamerikaniſchen Leihbibliotheks-Geſellſchaften, welche nun ſo zahlreich ſind. Sie ſelbſt iſt in fortwährender Entwicklung und Vermehrung begriſſen und wird täglich eine bedeutendere Anſtalt. Dieſe Bibliotheken haben den allgemeinen Konverſationston der Amerikaner gehoben, die gewöhnlichen Handwerker und Landleute ſo intelligent gemacht, als die meiſten gebildeten Leute in anderen Ländern, und vielleicht weſentlich zu der Stellung beigetragen, welche die Kolonien in Vertheidigung ihrer Rechte ſo allgemein einnahmen.

So weit ward Vorſtehendes in der Eingangserwähnten Abſicht geſchrieben und enthält daher mehrere kleine Familien-Anekdoten, welche für Andere ziemlich bedeutungslos ſind. Das Weitere ward viele Jahre ſpäter dem in dieſen Briefen enthaltenen Rathe gemäß geſchrieben und daher für die Oeffentlichkeit beſtimmt. Die Ereigniſſe der Revolution waren die Urſache der Verzögerung.

Brief von Herrn Abel James, mit Notizen über mein Leben

(in Paris empfangen).

„Mein lieber und geehrter Freund! Ich habe ſchon oft an dich ſchreiben wollen, bin aber ſtets vor dem Gedanken zurückgeſcheut, der Brief möchte in die Hände der Engländer fallen, und es dürfte dann irgend ein Buchdrucker oder Unberufener einen Theil ſeines Inhalts veröffentlichen und unſerm Freunde Verdrießlichkeiten, mir ſelbſt Tadel aber zuziehen.

„Vor einiger Zeit kamen mir zu meiner großen Freude etwa dreiundzwanzig Blätter in deiner eigenen Handſchrift zu Geſicht, welche eine an deinen Sohn gerichtete Schilderung deiner Herkunft und deines Lebens bis zum Jahr 1730 enthalten, wobei noch andere Notizen, ebenfalls von deiner Handſchrift, lagen. Ich lege eine Abſchrift davon bei, in der Hoffnung, ſie möge, falls du ſie bis zu einem ſpätern Zeitpunkt fortgeſetzt hätteſt, dazu dienen, daß der erſte und der ſpätere Theil an einander paſſen; wenn ſie aber noch nicht fortgeſetzt worden iſt, ſo hoffe ich, du werdeſt dieſelbe nicht aufſchieben. Das Leben iſt ungewiß, wie der Prediger uns lehrt; und was wird die Welt ſagen, wenn der gütige, menſchenfreundliche und wohlwollende Benjamin Franklin ſeine Freunde und die Welt eines ſolch angenehmen und gemeinnützigen Werkes verluſtig gehen laſſen würde, — eines Werkes, das nicht etwa nur für einige Wenige, ſondern für Millionen nützlich und unterhaltend ſein würde? Der Einfluß derartiger Schriften auf die Gemüther der Jugend iſt ſehr groß und iſt mir nirgends ſo augenfällig entgegengetreten, als in den Tage-ſchriften unſeres öffentlichen Freundes. Er ſtößt der Jugend beinahe unmerklich den Einfluß ein, ſich zu beſtreben, daß ſie ebenfalls ſo gut und bedeutend werde wie der Schreiber. Sollten deine Aufzeichnungen z. B., wenn im Druck erſchienen (was meines Bedünkens nicht ausbleiben wird), die Jugend veranlaſſen, dir an dem Fleiß und der Mäßigkeit deiner frühen Jugend zu gleichen, welch ein Segen würde ein ſolches Werk für jene Klaſſe ſein! Ich kenne keinen Charakter unter den jetzt Lebenden und nicht viele unter den Menſchen überhaupt, welcher in gleichem Maße wie du im Stande wäre, unter der amerikaniſchen Jugend einen größern Geiſt des Fleißes und der frühen Aufmerkſamkeit auf's Geſchäft, der Genügſamkeit und Mäßigkeit zu fördern. Nicht als ob ich glaubte, das Werk würde keinen andern Nutzen und Verdienſt in der Welt haben — weit entfernt davon; allein das Erſte iſt von ſolch ungeheurer Wichtigkeit, daß ich nichts ihm Gleichkommendes kenne."

Als ich den vorſtehenden Brief und die dabei liegenden Notizen einem Freunde zeigte, erhielt ich von ihm was folgt:

Brief von Herrn Benjamin Vaughan.

Paris, 31. Januar 1783.

„Mein liebſter Herr! Als ich Ihre Blätter mit den flüchtigen Aufzeichnungen der Hauptbegebenheiten Ihres Lebens, welche Ihr Freund, der Quäker, Ihnen wieder entlockt, durchleſen hatte, verſprach ich Ihnen, in einem Briefe die Gründe darzulegen, warum ich es für nützlich erachten würde, daß dieſelben in der Weiſe vollendet und veröffentlicht würden, wie er es wünſchte. Verſchiedene Geſchäfte haben mich geraume Zeit an der Abfaſſung dieſes Briefes verhindert, und ich weiß nicht, ob derſelbe überhaupt zu Erwartungen berechtigte. Da ich jedoch gegenwärtig gerade Muße habe, ſo will ich wenigſtens mich ſelbſt durch das Schreiben bethätigen und belehren. Weil aber die Ausdrücke, deren ich mich zu bedienen geneigt bin, möglicherweiſe einen Mann von Ihren Gewohnheiten verletzen könnten, ſo werde ich zu Ihnen nur ſo ſprechen, wie wenn ich mich an irgend eine andere Perſon wenden würde. welche ſo gut und ſo groß, aber weniger mißtrauiſch wäre als Sie. Ich würde zu einem ſolchen Manne ſagen: ‚Geehrter Herr! Ich erſuche dringend um Ihre Lebensgeſchichte aus den folgenden Beweggründen: Ihre Geſchichte iſt ſo merkwürdig, daß, wenn Sie dieſelbe nicht geben, gewiß irgend ein Anderer ſie bringen wird, und vielleicht ſo, daß er beinahe eben ſo viel Schaden anrichtet, als Ihre eigene Behandlung der Sache Gutes ſtiften könnte. Dieſelbe wird überdem ein Gemälde der inneren Verhältniſſe Ihres Vaterlandes darſtellen, welches ſehr dazu beitragen wird, Anſiedler von tugendhaftem und mannhaftem Geiſte dorthin einzuladen. Auch kenne ich in Anbetracht der Begierde, womit eine derartige Belehrung von jenen aufgeſucht wird, und der Ausdehnung Ihres guten Rufes keine wirkſamere Ankündigung, als Ihre Lebensgeſchichte abgeben würde. Alles, was Ihnen ſelbſt begegnete, iſt wiederum mit den Einzelnheiten der Sitten und Lage eines emporkommenden Volkes innig verbunden. Nach meiner Anſicht können in dieſer Beziehung die Schriften von Cäſar und Tacitus für einen ernſthaften Beurtheiler menſchlicher Natur und Geſellſchaft nicht intereſſanter ſein. Dies Alles aber, geehrter Herr, ſind, wie ich glaube, nur unbedeutende Gründe im Vergleich mit der Gelegenheit, welche Ihre Lebensgeſchichte für die Heranbildung künftiger großer Männer, und in Verbindung mit Ihrer „Kunſt der Tugend“ (welche Sie herauszugeben beabſichtigen) für die Verbeſſerung der Züge des Privatcharakters und daher auch für die Förderung alles Glücks, öffentlichen und häuslichen, abgeben wird. Die beiden von mir bezeichneten Werke werden ganz beſonders eine edle Anleitung und ein Vorbild zur Selbſterziehung geben. Schul- und ſonſtige Erziehung gehen beſtändig von falſchen Grundſätzen aus und zeichnen einen ſchwerfälligen, auf ein falſches Ziel hingerichteten Apparat; allein Ihr Apparat iſt einfach und das Ziel ein richtiges. — Während Eltern und junge Leute anderer zweckmäßiger Mittel zur Würdigung eines vernünftigen Lebensweges und zur Vorbereitung auf einen ſolchen entbehren müſſen, wird Ihre Entdeckung, daß dieſes Ziel in der eigenen Hand ſo manches Menſchen liegt, eine unſchätzbare ſein! Ein in reiferen Jahren geltend gemachter Einfluß auf den Privatcharakter iſt nicht allein ein ſpäter, ſondern auch ein ſchwacher Einfluß. In der Jugend pflanzen wir unſere wichtigſten Gewohnheiten und Vorurtheile; in der Jugend faſſen wir unſern Entſchluß in Bezug auf Beruf, Beſtrebungen und Ehe. In der Jugend wird daher unſerm Leben ſeine eigenthümliche Richtung gegeben; in der Jugend bildet ſich auch die Erziehung der nächſten Generation; in der Jugend wird der öffentliche und private Charakter beſtimmt. Da nun der Lebenstermin ſich nur von der Jugend bis zum Alter erſtreckt, ſo muß das Leben füglich von der Jugend an beginnen, und namentlich bevor wir unſern Beſchluß in Betreff unſerer hauptſächlichſten Zie faſſen. Aber Ihre Lebensgeſchichte wird nicht blos die Selbſterziehung, ſondern auch die Erziehung zu einem weiſen Manne lehren; und der weiſeſte Mann wird Licht empfangen und ſich im eigenen Fortſchreiten fördern, wenn er das Verfahren eines andern weiſen Mannes eingehend geſchildert ſieht. Und warum ſollen ſchwächere Menſchen derartiger Unterſtützungen beraubt werden, wenn wir doch ſehen, daß unſer Geſchlecht ſeit unvordenklichen Zeiten beinahe ohne einen Führer in dieſer Richtung im Dunklen tappte und überall anſtieß? Zeigen Sie alſo den Söhnen und den Vätern, mein Herr, wie viel zu thun iſt, und laden Sie alle weiſen Männer ein, zu werden wie Sie ſind, und andere Männer weiſe zu werden. Wenn wir ſehen, wie grauſam Staatsmänner und Krieger gegen das Menſchengeſchlecht, und wie abgeſchmackt ausgezeichnete Männer gegen ihre Bekannten ſein können, ſo wird es lehrreich ſein, zu betrachten, wie die Beiſpiele von friedlichen, nachgiebigen Sitten ſich vermehren, und zu finden, wie trefflich es ſich mit einander verträgt, groß und doch häuslich, beneidenswerth und doch wohlwollend zu ſein.

Die kleinen eigenen Erlebniſſe, welche Sie ebenfalls zu erzählen haben werden, dürften von erheblichem Nutzen ſein, da wir vor allen Dingen Klugheitsregeln in gewöhnlichen Angelegenheiten nöthig haben, und es wird intereſſant ſein zu ſehen, wie Sie unter denſelben Umſtänden gehandelt haben. Es wird in ſo weit eine Art Schlüſſel zum Leben werden und viele Dinge erklären, welche allen Menſchen einmal erläutert werden ſollten, um denſelben eine Möglichkeit zu geben, durch Vorſicht weiſe zu werden. Das, was der Selbſt-Erfahrung am nächſten kommt, iſt, daß wir die Angelegenheiten Anderer uns in einer anregenden Geſtalt vorgeführt ſehen; dies dürfen wir mit Zuverſicht aus Ihrer Feder erwarten; unſere Angelegenheiten und deren Führung werden ein Anſehen von Einfachheit oder Wichtigkeit haben, welches in die Augen fallen muß. Ich bin überzeugt, Sie haben dieſelben mit ebenſo viel Originalität geführt, als wenn Sie Erörterungen in Politik oder Philoſophie geführt hätten; und was verdient, wenn man ſeine unbeſtreitbare Wichtigkeit und ſeine möglichen Fehler in Betracht zieht, mehr, durch Verſuche erforſcht und in ein Syſtem gebracht zu werden, als das menſchliche Leben?

Manche Menſchen ſind blindlings tugendhaft, Andere phantaſtiſch ſpekulativ, und wieder

Andere zu ſchlechten Zwecken klug und ſchlau geweſen; von Ihnen aber, mein Herr, bin ich überzeugt, daß Sie aus Ihrer Feder nur das bieten werden, was zu gleicher Zeit weiſe, praktiſch und gut iſt. Ihre Selbſtſchilderung (denn muthmaßlich wird die Parallele, welche ich für Dr. Franklin ziehe, ſich nicht nur hinſichtlich des Charakters, ſondern auch bezüglich der Peivatgeſchichte bewähren) wird zeigen, daß ſie ſich nicht Ihrer geringen Herkunft ſchämen — ein um ſo wichtigerer Umſtand, als Sie beweiſen, wie unweſentlich alle Abkunft für Glück, Tugend und Größe iſt. Da gleicherweiſe kein Ziel ohne Mittel erreicht wird, ſo werden wie finden, daß ſelbſt Sie, mein Herr, ſich einen Plan machten, mittelſt deſſen Sie bedeutend wurden; gleichzeitig dürften wir aber auch einſehen, daß, wenn auch der Erfolg ſchmeichelhaft, doch die Mittel dazu ſo einfach ſind, als nur Weisheit ſie machen konnte, nämlich abhängig von Natur, Tugend, Denkungsart und Gewohnheit. Eine andere hieraus zu ziehende Lehre wird ſein, daß jeder Mann ſeine Zeit abwarten muß, um auf der Bühne der Welt zu erſcheinen. Da unſere Eindrücke ſehr ſtark von dem Augenblick beſtimmt ſind, ſo ſind wir ſehr geneigt zu vergeſſen, daß dem erſten Augenblick noch weitere folgen werden, und daß jeder Menſch deßwegen ſein Betragen ſo einrichten ſollte, daß es zu dem Ganzen eines Lebens paſſe. Was Sie empfehlen, ſcheint in Ihrem Leben praktiſche Anwendung gefunden zu haben, und die vorübergehenden Momente deſſelben ſind von Befriedigung und Genuß belebt und nicht mit thörichter Ungeduld und Bedauern gepeinigt worden. Eine ſolche Lebensführung iſt leicht für diejenigen, welche die Tugend und ſich ſelbſt zu Ehren bringen durch Beiſpiele von anderen großen Männern, deren hervorragendſter Charakterzug ſo oft die Geduld iſt. Ihr Korreſpondent, der Quäker, mein Herr (denn hier will ich abermals annehmen, der Gegenſtand meines Briefes gleiche dem Dr. Franklin) lobte Ihre Genügſamkeit, Ihren Fleiß und Ihre Mäßigkeit, die er als Vorbild für alle jungen Leute betrachtete, allein eigenthümlicherweiſe ſcheint er Ihre Beſcheidenheit und Uneigennützigkeit vergeſſen zu haben, ohne welche Sie niemals auf Ihr Vorwärtskommen hätten warten oder Ihre Lage zu gleicher Zeit behaglich finden können. Dieſes iſt eine eindringliche Lehre, um die Armſeligkeit des Ruhms und die Wichtigkeit der Regelung unſeres Gemüths zu beweiſen. Wenn dieſer Korreſpondent die Natur Ihres Rufes ſo genau gekannt hätte, wie ich, ſo würde er geſagt haben: Ihre früheren Schriften und Thaten würden Ihrer „Lebensgeſchichte“ und Ihrer „Kunſt der Tugend“ Beachtung ſichern; und Ihre Lebensgeſchichte und Kunſt der Tugend würden wiederum die Aufmerkſamkeit auf jene lenken. Dies iſt ein Vorzug, welcher einem vielſeitigen Charakter eigen iſt und Alles, was zu ihm gehört, zu höherer Geltung bringt; und es iſt um ſo nützlicher, als vielleicht mehr Perſonen eher die Mittel zur Verbeſſerung ihres Gemüths und Charakters, als die Zeit oder die Neigung dafür entbehren. Allein noch eine andre ſchließliche Erwägung, mein Herr, wird den Nutzen Ihrer Lebensgeſchichte als das Beiſpiel einer guten Biographie darthun. Dieſe Art der Schriftſtellerei ſcheint einigermaßen aus der Mode gekommen zu ſein, und doch iſt ſie eine ſehr gemeinnützige. Ihr Vorbild und Beiſpiel darin mag beſonders zweckdienlich ſein, da es einen Gegenſtand der Vergleichung mit den Lebensgeſchichten verſchiedener öffentlichen Kehlabſchneider und Ränkeſchmiede und mit thörichten mönchiſchen Selbſtpeinigern oder eitlen literariſchen Tändlern abgeben wird. Wenn

Ihre Lebensbeſchreibung noch mehr Schriften von der Art der Ihrigen hervorruft und noch mehr Männer veranlaßt, ein Leben zu führen, welches beſchrieben zu werden geeignet iſt, ſo wird es ſämmtliche Lebensbeſchreibungen Plutarch's aufwiegen.“

Da ich es jedoch müde bin, mir ſelbſt einen Charakter zu vergegenwärtigen, wovon jeder Zug nur auf einen einzigen Mann in der Welt paßt, ohne ihm die verdiente Anerkennung hiefür zu zollen, ſo werde ich, mein lieber Doktor Franklin, meinen Brief mit einer perſönlichen Bitte an Sie ſelbſt ſchließen. Ich hege alſo den ernſtlichen Wunſch, mein lieber Herr, Sie möchten die Welt mit den Zügen Ihres wahren Charakters bekannt machen, weil ſonſt bürgerliche Streitigkeiten denſelben zu verſtellen oder zu verketzern ſtreben könnten. In Anbetracht Ihres hohen Alters, der Vorſicht Ihres Charakters und Ihrer eigenthümlichen Denkungsart kann wahrſcheinlich kein Menſch außer Ihnen die Thatſachen Ihres Lebens oder die An- und Abſichten Ihres Geiſtes genugſam kennen oder beherrſchen. Außer dieſem Allem wird die gewaltige Umwälzung des gegenwärtigen Zeitabſchnitts nothgedrungen unſere

Aufmerkſamkeit auf den Urheber derſelben lenken, und wenn in derſelben tugendhafte Grundſätze geltend gemacht worden ſind, ſo wird es hochwichtig ſein, nachzuweiſen, daß dieſelben wirklich eingewirkt haben. Da Ihr eigener Charakter der vornehmlichſte ſein wird, an welchem eine ſtrenge Prüfung und Kritik geübt werden dürfte, ſo iſt es ſchicklich (ſchon wegen ſeiner Wirkungen auf Ihr eigenes ungeheures und raſch emporgekommenes Vaterland, ſowie auf England und ganz Europa), daß derſelbe achtbar und für immer daſtehe. Ich habe immer behauptet, es ſei zur Förderung menſchlichen Glückes nothwendig zu beweiſen, daß der Menſch ſelbſt heutzutage kein laſterhaftes und verächtliches Thier iſt, und noch weit unerläßlicher, zu beweiſen, daß gutes Benehmen ihn weſentlich beſſern kann, und namentlich aus demſelben Grunde, wünſchte ich dringend die Anſicht feſtgeſtellt zu ſehen, daß es noch wackere Charaktere unter den Individuen der Raſſe gibt, denn von dem Augenblick an, wo alle Menſchen ohne Ausnahme als aufgegeben betrachtet werden würden, werden gute Menſchen in ihren, für hoffnungslos erachteten Beſtrebungen innehalten und vielleicht darauf denken, ſich ebenfalls ihren Antheil in der Balgerei des Lebens zu verſchaffen, oder zum Mindeſten vorzugsweiſe ſich ſelbſt das Leben behaglich zu machen. Nehmen Sie alſo, mein lieber Herr, dieſes Werk baldmöglichſt in Angriff: zeigen Sie ſich ſelbſt ſo gut, ſo gemäßigt wie Sie ſind, und erweiſen Sie ſich vor allen Dingen als einen Mann, welcher von Jugend auf Gerechtigkeit, Freiheit und Eintracht in einer Weiſe geliebt hat, welche es für ihn zur Natur und Konſequenz machte, ſo gehandelt zu haben, wie wir Sie in den jüngſtvergangenen ſiebzehn Jahren Ihres Lebens handeln ſahen. Machen Sie, daß die Engländer Sie nicht allein achten, ſondern Sie auch lieben. Wenn dieſelben gut von Einzelnen in Ihrer Heimath denken, ſo werden ſie allmälig dazu kommen, auch von Ihrem Vaterland ſelbſt gut zu denken; und wenn Ihre Landsleute ſich ſelbſt von den Engländern beſſer geachtet ſehen, ſo werden ſie leichter dazu kommen, wohlwollend von England zu denken. Dehnen ſie ſogar Ihre Abſichten noch weiter aus: Begnügen Sie ſich nicht mit denjenigen, welche die engliſche Sprache reden, ſondern denken Sie daran, das ganze Menſchengeſchlecht zu verbeſſern, nachdem Sie ſo viele Punkte in

Natur und Politik in Ordnung gebracht haben. Da ich keinen Theil des in Rede ſtehenden Lebens geleſen habe, ſondern nur den Charakter kenne, der es gelebt hat, ſo ſchreibe ich einigermaßen auf's Gerathewohl. Ich bin jedoch überzeugt, daß die Lebensbeſchreibung und der von mir angedeutete Aufſatz (über die Kunſt der Tugend) unfehlbar meine Erwartungen in der Hauptſache erfüllen werden, und zwar um ſo mehr, wenn Sie Vorkehrung treffen, dieſe Leiſtungen den oben berührten verſchiedenen Geſichtspunkten anzupaſſen. Sollten ſich dieſelben ſogar erfolglos in allem dem erweiſen, was einer Ihrer ſanguiniſchen Bewunderer von ihnen hofft, ſo werden Sie wenigſtens Bilder geſchaffen haben, welche dem menſchlichen Herzen Theilnahme abgewinnen; und wer nur immer dem Menſchen das Gefühl eines unſchuldigen Vergnügens verſchafft, der hat zu der freundlichen Seite eines ſonſt durch Angſt allzuſehr verdunkelten und durch Schmerz allzuſehr gepeinigten Lebens ſehr viel beigetragen. In der Hoffnung alſo, daß Sie die in dieſem Briefe Ihnen vorgetragene Bitte erhören werden, erlaube ich mir, mein theuerſter Herr, mich zu nennen u. ſ. w.

Gez.: Benjamin Vaughan."

Fortſetzung der Schilderung meines Lebens.

(Begonnen in Paſſy bei Paris 1784.)

Es iſt ſchon geraume Zeit her, daß ich die obigen Briefe erhalten habe; ich bin jedoch bisher zu ſehr beſchäftigt geweſen, um an die Erfüllung der darin ausgeſprochenen Bitte zu denken. Auch möchte es beſſer von Statten gegangen ſein, wenn ich zu Hauſe unter meinen Papieren geweſen wäre, welche mein Gedächtniß unterſtützen und mir die Daten genau ermitteln helfen würden. Da aber meine Rückkehr noch ungewiß iſt und ich gerade jetzt einige Muße habe, will ich mir Mühe geben, mich auf das zu beſinnen, was ich kann, und daſſelbe niederzuſchreiben. Wenn ich es noch erlebe, meine Heimath wiederzuſehen, ſo mag es dort verbeſſert und ausgefüllt werden.

Da ich keine Abſchrift von dem früher Niedergeſchriebenen hier habe, ſo weiß ich nicht mehr, ob ich ſchon eine Schilderung von den Mitteln gegeben habe, die ich anwandte, um die öffentliche Bibliothek in Philadelphia zu gründen, welche, von kleinen Anfängen aus, nun ſo bedeutend geworden iſt, obſchon ich mich entſinne, daß ich bis auf die Zeit jenes Unternehmens (1730) gediehen bin. Ich will deshalb hier mit einer Schilderung desselben beginnen, welche ausgeſtrichen werden kann, wenn es ſich ergibt, daß ich ſie ſchon gemacht habe.

In der Zeit, wo ich mich in Pennſylvanien niederließ, gab es noch keine gute Buchhandlung in irgend einer der Kolonien ſüdwärts von Boſton. In New-York und Philadelphia waren die Buch-Drucker und -Händler eigentlich mehr Papierhändler; ſie verkauften Papier und Schreibmaterialien, Kalender, Balladen und nur wenige gewöhnliche Schulbücher. Wer ein Freund des Bücherleſens war, mußte ſich ſeine Bücher aus England kommen laſſen; die Mitglieder der Junto beſaßen deren einige. Wir hatten das Bierhaus verlaſſen, wo wir Anfangs zuſammen gekommen waren, und mietheten ein Zimmer, um unſern Klub darin zu halten. Ich machte den Vorſchlag, wir ſollten Alle unſere Bücher nach dieſem Zimmer ſchaffen, um wir ſie nicht nur zum Nachſchlagen während unſerer Verſammlung zur Hand haben, ſondern uns dieſelben eine gemeinſame Wohlthat ſein würden, da ſie jedem von uns Gelegenheit böte, diejenigen zu entlehnen, welche er zu Hauſe zu leſen wünſchte.

Dies geſchah denn auch und genügte uns für einige Zeit.

Als wir den Vortheil dieſer kleinen Sammlung kennen lernten, ſchlug ich vor, die aus den Büchern hervorgehende Wohlthat noch allgemeiner zu machen, indem wir eine öffentliche Leihbibliothek auf Subſkription errichteten. Ich ſetzte die Skizze des Plans und der erforderlichen Statuten auf und bewog einen erfahrenen Gerichtsſchreiber, Herrn Charles Brockden, das Ganze in die Geſtalt zu unterſchreibender Vertrags-Artikel zu faſſen, mittelſt deren jeder Unterzeichner ſich verpflichtete, eine gewiſſe Summe als Anzahlung für den erſten Ankauf von Büchern, und einen jährlichen Beitrag zur Vermehrung derſelben zu erlegen. Der Leſeluſtigen waren damals in Philadelphia ſo wenige und die Mehrzahl von uns ſo arm, daß ich trotz aller Mühe nicht im Stande war, mehr als fünfzig Perſonen, meiſt junge Handwerker, zuſammenzubringen, welche geneigt waren, für dieſen Zweck je vierzig Schillinge und einen Jahresbeitrag von zehn Schillingen zu erlegen. Mit dieſem kleinen Grundſtock begannen wir. Die Bücher wurden aus England eingeführt. Die Bibliothek war einen Tag in der Woche geöffnet, um Bücher an die Unterzeichner auszuleihen gegen die ſchriftliche Verpflichtung, den doppelten Werth eines Buches, falls es nicht ordnungsmäßig zurückgegeben würde, zu bezahlen. Dieſes Inſtitut bewährte ſeinen Nutzen bald ſo ſehr, daß es von anderen Städten und in anderen Provinzen nachgeahmt wurde. Die Bibliotheken wurden durch Schenkungen vergrößert, das Bücherleſen kam in die Mode, und da unſer Volk keine öffentlichen Vergnügungen hatte, welche ſeine Aufmerkſamkeit vom Studium ablenkten, ſo wurde es beſſer mit den Büchern bekannt, und binnen weniger Jahre wurde es den Fremden bemerkbar, daß wir beſſer unterrichtet und einſichtsvoller waren, als gewöhnlich Leute von demſelben Stande in anderen Ländern ſind.

Als wir im Begriff waren, die oben erwähnten Artikel zu unterzeichnen, welche uns, unſere Erben u. ſ. w. auf fünfzig Jahre verpflichten ſollten, ſagte Herr Brockden, der Schreiber, zu uns: „Ihr ſeid junge Männer, aber es iſt kaum wahrſcheinlich, daß einer von euch den Ablauf des in der Urkunde feſtgeſetzten Termins erleben wird.“ Eine Anzahl von uns iſt indeß doch noch am Leben; denn die Urkunde ward nach einigen Jahren aufgehoben durch eine Verfaſſung, welche die

Geſellſchaft zu einer Körperſchaft machte und für die Dauer begründete*).

Die Einwendungen und das Widerſtreben, denen ich beim Beitreiben der Unterzeichnungen begegnete, ließen mich bald inne werden, wie übel angebracht es ſei, wenn Jemand ſich ſelbſt als den Anreger irgend eines gemeinnützigen Planes darſtellt, welcher muthmaßlich das Anſehen des Betreffenden auch nur im geringſten Grade über dasjenige der Nachbarn erheben kann, wenn man der Unterſtützung derſelben zur Vollführung jenes Vorſchlags bedarf. Ich rückte mich daher ſoviel wie möglich aus den Augen und gab es für ein Unternehmen einer Anzahl von Freunden aus, welche mich gebeten hätten, herumzugehen und es denjenigen Leuten vorzuſchlagen, welche ſie für Freunde des Leſens hielten. Auf dieſe Weiſe ging mein Geſchäft glatter von Statten, und ich bediente mich dieſes Verfahrens hernach immer bei derartigen Gelegenheiten und kann es nach meinen häufigen Erfolgen herzlich empfehlen.

---

*) Dieſe Bibliothek wurde 1731 gegründet und 1742 inkorporirt. In Folge ihrer Vermehrung durch die hinterlaſſene Büchersammlung des Herrn James Logan und der alljährlichen Ankäufe zählt ſie jetzt gegen 80,000 Bände. D. H.

Das augenblickliche kleine Opfer der Eigenliebe, welches man dabei bringt, wird ſpäter reichlich vergolten werden. Wenn es eine Zeitlang unbekannt bleibt, wem das eigentliche Verdienſt gebührt, wird irgend Jemand, der eitler als der Betreffende iſt, ermuthigt werden, das Verdienſt zu beanſpruchen, und dann wird der Neid ſelbſt geneigt ſein, dem Erſtern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, indem er jene angemaßten Federn ausreißt und ſie ihrem rechtmäßigen Eigenthümer zurückgibt.

Dieſe Bibliothek lieferte mir die Mittel, mich durch anhaltendes Studium fortzubilden, für welches ich täglich eine oder zwei Stunden freihielt, und ſo erſetzte ich einigermaßen den Verluſt der gelehrten Erziehung, welche mir mein Vater zu geben einſt beabſichtigt hatte. Leſen war das einzige Vergnügen, welches ich mir erlaubte. Ich vergeudete keine Zeit in Schenken oder mit Spielen und Luſtbarkeiten irgend einer Art, und mein Fleiß in meinem Geſchäfte war ebenſo unermüdlich als er nothwendig war. Ich hatte noch Schulden auf meiner Druckerei, hatte eine heranwachſende junge Familie zu erziehen und in meinem Geſchäfte gegen zwei ältere Buchdrucker anzukämpfen, welche ſich ſchon vor mir am Orte niedergelaſſen hatten. Meine Verhältniſſe wurden jedoch täglich beſſer. Ich ſetzte meine urſprünglichen genügſamen Gewohnheiten fort. Da mein Vater unter den Lehren, welche er mir in meinen Knabenjahren gegeben, mir häufig den Spruch Salomonis wiederholt hatte: „Sieheſt du einen Mann redlich in ſeinem Beruf, ſo ſoll er vor Königen ſtehen; er ſoll nicht vor gemeinen Leuten ſtehen,“ ſo betrachtete ich in Folge davon den Fleiß als ein Mittel, Reichthum und Auszeichnung zu erlangen, was mich ſehr ermuthigte — obſchon ich mir nicht träumen ließ, daß ich jemals buchſtäblich vor Königen ſtehen ſollte, was doch ſeitdem geſchehen iſt, denn ich ſtand ſeither vor fünfen und hatte ſogar die Ehre mit einem, dem König von Dänemark, zu Tiſche zu ſitzen.

Wir haben ein engliſches Sprichwort, welches lautet: „Wer vorwärts kommen will, der muß ſein Weib befragen.“ Ich war ſo glücklich, ein Weib zu beſitzen, welches ebenſo ſehr zu Fleiß und Nüchternheit geneigt war wie ich ſelbſt. Sie unterſtützte mich willig in meinem Geſchäfte —, falzte und heftete Broſchüren, beſorgte den Laden, kaufte alte leinene Lumpen für die Papiermacher ein u. ſ. w. Wir hielten keine müſſigen Dienſtboten, begnügten uns mit der einfachſten Koſt und mit den wohlfeilſten Möbeln. Mein Frühſtück z. B. beſtand lange Zeit nur aus Milch und Brod (nicht aus Thee), und ich verzehrte es aus einem irdenen Näpfchen für zwei Pfennige mit einem zinnernen Löffel. Allein man merke wohl, wie der Luxus in Familien einſchleicht und um ſich greift, trotz aller Grundſätze! Als ich eines Morgens zum Frühſtück gerufen wurde, fand ich daſſelbe in einer Steingutſchüſſel mit einem ſilbernen Löffel! Meine Frau hatte ſie ohne mein Wiſſen für mich gekauft; ſie hatte ſie die ungeheure Summe von dreiundzwanzig Schillingen gekoſtet, wofür ſie keine andere Entſchuldigung oder Vertheidigung zu machen wußte, als daß ſie geglaubt habe, *ihr* Mann verdiene einen ſilbernen Löffel und eine Taſſe von Steingut ebenſo gut als irgend einer ſeiner Nachbarn. Das war das erſte Erſcheinen von Silbergeſchirr und Porzellan in unſerm Hauſe; es vermehrte ſich aber im Lauf der Jahre und mit unſerm zunehmenden Wohlſtand allmälig auf einen Werth von mehreren Hundert Pfunden.

Ich war gewiſſenhaft und fromm als Presbyterianer erzogen worden, und obgleich einige Dogmen jener Sekte, wie die ewigen Rathſchlüſſe Gottes, die Gnadenwahl, die Verwerfung ꝛc. mir unverſtändlich, und andere zweifelhaft erſchienen, und ich häufig von den öffentlichen Verſammlungen der Sekte wegblieb, weil der Sonntag der Tag meiner Studien war, ſo war ich doch niemals ohne einige religiöſe Grundſätze. Ich bezweifelte z. B. niemals das Daſein Gottes, bezweifelte nie, daß er die Welt geſchaffen habe und durch ſeine Vorſehung leite; daß der paſſendſte Gottesdienſt darin beſtehe, den Menſchen Gutes zu erweiſen; daß unſere Seelen unſterblich ſeien, und daß jedes Verbrechen ſeine Strafe und die Tugend ihren Lohn fände, entweder hienieden oder jenſeits. Dieſe hielt ich für die weſentlichen Theile jeder Religion, und da ſie in all den Religionen zu finden waren, welche wir in unſerm Lande hatten, ſo achtete ich dieſe alle, wenn auch mit verſchiedenen Graden von Hochachtung, da ich dieſelben mehr oder weniger mit anderen Glaubensartikeln gemiſcht fand, welche — ohne irgend ein Beſtreben, Sittlichkeit einzuflößen, zu fördern oder zu befeſtigen, hauptſächlich dazu dienten, uns von einander zu trennen und gegen einander unfreundlich zu machen.

Dieſe Achtung für alle, ſammt der Anſicht, daß ſelbſt die ſchlimmſte noch einige gute Wirkungen habe, veranlaßte mich, allen Geſprächen auszuweichen, welche dazu beitragen konnten, die gute Meinung zu mindern, welche ein Anderer von ſeiner Religion haben mochte; und da nun unſere Provinz an Bevölkerung zunahm, und fortwährend neue Gotteshäuſer nothwendig wurden, die gewöhnlich aus freiwilligen Beiträgen erbaut wurden, ſo verweigerte ich niemals mein Scherflein für einen derartigen Zweck, was für einer Secte derſelbe auch zu Gute kommen mochte.

Obwohl ich ſelten einem öffentlichen Gottesdienſte beiwohnte, hatte ich doch noch immer eine günſtige Meinung von ſeiner Schicklichkeit und Nützlichkeit, wenn derſelbe richtig geleitet würde, und ich bezahlte regelmäßig meinen jährlichen Beitrag für die Unterhaltung des einzigen presbyterianiſchen Betſaals und Geiſtlichen, den wir in Philadelphia hatten. Der letztere pflegte mir zuweilen einen freundſchaftlichen Beſuch zu machen und mich zu ermahnen, daß ich auch ſeine Abendmahlsfeiern beſuche, und ich ließ mich hie und da bewegen, dies zu thun — einmal ſogar fünf Sonntage hinter einander. Wäre er nach meiner Anſicht ein guter Prediger geweſen, ſo hätte ich meinen Beſuch des Gottesdienſtes vielleicht fortgeſetzt trotz der fördernden Gelegenheit, welche mir meine Sonntagsmuße in meinem Studienlauf gewährte; allein ſeine Predigten waren vorzugsweiſe entweder polemiſche Argumente oder Erklärungen der eigenthümlichen Lehren unſrer Sekte und für mich insgeſammt ſehr trocken, unintereſſant und unerbaulich, weil dadurch nicht ein einziger ſittlicher Grundſatz eingeprägt oder geltend gemacht wurde, und ſie eher darauf abzielten, uns zu Presbyterianern als zu guten Bürgern zu machen.

Endlich wählte er zu ſeinem Text jenen 8. Vers aus dem 4. Kapitel der Epiſtel an die Philipper: „Weiter, lieben Brüder, was wahrhaftig iſt, was ehrbar, was gerecht, was keuſch, was lieblich, was wohl lautet, iſt etwa ein Lob, iſt etwa eine Tugend, dem denket nach;" und ich bildete mir ein, in einer Predigt über einen ſolchen Text müßten wir unfehlbar irgend etwas von Sittenlehre zu hören bekommen. Allein er beſchränkte ſich nur auf fünf Punkte, welche der Apoſtel gemeint habe, nämlich: 1. den Sabbath heilig zu halten; 2. die heilige Schrift fleißig zu leſen; 3. den

Gottesdienſt gehörig zu beſuchen; 4. am Sakramente theilzunehmen; 5. den Dienern Gottes die ſchuldige Achtung zu bezeugen. Dies mochten lauter gute Dinge ſein; da ſie aber nicht diejenige Art von guten Dingen waren, welche ich von jenem Texte erwartete, ſo verzweifelte ich denſelben jemals auf Grund eines andern Textes zu begegnen, ward angewidert und beſuchte ſeine Predigten niemals wieder. Ich hatte einige Jahre zuvor eine kleine Liturgie oder Gebetsform für meinen eigenen Gebrauch zuſammengeſtellt (nämlich 1728), unter dem Titel: „Glaubensartikel und Religions-Uebungen.“ Ich kehrte zu deren Benützung zurück und ging nie wieder in öffentliche Verſammlungen. Mein Benehmen mag tadelnswerth ſein, allein ich gebe es preis, ohne irgend welchen weitern Verſuch, es zu entſchuldigen, denn meine gegenwärtige Abſicht geht dahin, Thatſachen zu erzählen, und nicht Vertheidigungen für dieſelben vorzubringen.*)

*) [illegible]

[illegible]

Ungefähr um dieſe Zeit faßte ich den kühnen und ernſten Vorſatz, nach ſittlicher Vervollkommnung zu ſtreben. Ich wünſchte leben zu können, ohne irgend einen Fehler zu irgend einer Zeit zu begehen; ich wünſchte, Alles zu überwinden, wozu entweder natürliche Neigung, Gewohnheit oder Geſellſchaft mich veranlaſſen könnte. Da ich wußte oder zu wiſſen glaubte, was recht und unrecht ſei, ſo ſah ich nicht ein, weshalb ich nicht immer das Eine ſollte thun und das Andere laſſen können. Ich fand jedoch bald, daß ich mir eine weit ſchwierigere Aufgabe geſtellt, als ich mir eingebildet hatte. Während ich alle Sorgfalt aufbot, um mich vor dem einen Fehler zu

---

Andachtsübung in dem allgemeinen Gebetbuch iſt dort dein hauptſächlichſtes Geſchäft und wird, wenn du ſie richtig verſiehſt, mehr zu deiner Herzensbeſſerung beitragen, als Predigten gemeinhin thun können. Denn jene Andachten (im Common Prayer-Book) haben zu Verfaſſern Männer von weit größerer Frömmigkeit und Weisheit, als unſere gewöhnlichen Predigtenſchreiber zu ſein ſich anmaßen können; und darum wünſche ich, du möchteſt niemals an den Gebetetagen fehlen; und doch meine ich nicht, du ſollteſt Predigten ſelbſt von ſolchen Predigern, welche dir mißfallen, geringſchätzen, denn die Predigt iſt oft beſſer als der Mann, wie ſüßes und klares Waſſer durch ſehr ſchmutzige Erde kommt. Ich lege auf dieſen Gegenſtand ein beſonderes Gewicht, da du kurz vor meiner Abreiſe anſcheinend einige Neigung zeigteſt, aus unſerer Kirche auszutreten, was ich nicht von dir erfahren möchte!“ D. H.

hüten, ward ich häufig von einem andern überraſcht; die Gewohnheit gewann die Uebermacht über die Unachtſamkeit, und die Neigung war zuweilen ſtärker als die Vernunft. Ich kam zuletzt zu dem Schluſſe, die bloße ſpekulative Ueberzeugung, daß es in unſerm Intereſſe liege, vollkommen tugendhaft zu ſein, reiche nicht hin, uns vor dem Straucheln zu bewahren, und die gegentheiligen Gewohnheiten müſſen gebrochen, gute dafür erworben und befeſtigt werden, ehe wir irgend ein Vertrauen auf eine ſtetige gleichförmige Rechtſchaffenheit des Wandels haben können. Zu dieſem Zweck erfand ich mir daher nachfolgende Methode:

In den verſchiedenen Aufzählungen der Tugenden und ſittlichen Vorzüge, welchen ich bei meinem Leſen begegnet hatte, fand ich deren Verzeichniß mehr oder weniger zahlreich, je nachdem die betreffenden Schriftſteller mehr oder weniger Begriffe unter demſelben Namen zuſammengefaßt hatten. Die Mäßigkeit z. B. wurde von dem Einen auf Eſſen und Trinken beſchränkt, während ſie von Anderen ſo weit ausgedehnt wurde, daß ſie die Mäßigung jedes andern Vergnügens, Verlangens, Gelüſtes, jeder Neigung oder Leidenſchaft, körperlicher wie geiſtiger bedeute und ſich ſelbſt auf unſern Geiz und Ehrgeiz erſtrecke. Ich nahm mir nun vor, behufs größerer Deutlichkeit lieber mehr Namen anzuwenden und weniger Ideen mit jedem zu verknüpfen, als wenige Namen mit vielen Ideen. So faßte ich denn unter dreizehn Namen von Tugenden alles das zuſammen, was mir zu jener Zeit als nothwendig oder wünſchenswerth einfiel, und verband mit jedem einen kurzen Lehrſatz, welcher die volle Ausdehnung ausdrückte, die ich ſeiner Bedeutung gab.

Die Namen der Tugenden ſammt ihren Vorſchriften waren:

1. Mäßigkeit. — Iß nicht bis zum Stumpfſinn, trink nicht bis zur Berauſchung.

2. Schweigen. — Sprich nur, was Anderen oder dir ſelbſt nützen kann; vermeide unbedeutende Unterhaltung.

3. Ordnung. — Laß jedes Ding ſeine Stelle und jeden Theil deines Geſchäfts ſeine Zeit haben.

4. Entſchloſſenheit. — Nimm dir vor, durchzuführen, was du mußt; vollführe unfehlbar, was du dir vornimmſt.

5. Genügſamkeit. — Mache keine Aus-

gabe, als um Anderen oder dir ſelbſt Gutes zu thun; d. h. vergeude nichts.

6. Fleiß. — Verliere keine Zeit; ſei immer mit etwas Nützlichem beſchäftigt; entſage aller unnützen Thätigkeit.

7. Aufrichtigkeit. — Bediene dich keiner ſchädlichen Täuſchung; denke unſchuldig und gerecht, und wenn du ſprichſt, ſo ſprich darnach.

8. Gerechtigkeit. — Schade Niemandem indem du ihm Unrecht thuſt oder die Wohlthaten unterläſſeſt, welche deine Pflicht ſind.

9. Mäßigung. — Vermeide Extreme; hüte dich, Beleidigungen ſo tief zu empfinden, oder ſo übel aufzunehmen, als ſie es nach deinem Dafürhalten verdienen.

10. Reinlichkeit. — Dulde keine Unreinlichkeit am Körper, an Kleidern oder in der Wohnung.

11. Gemüthsruhe. — Beunruhige dich nicht über Kleinigkeiten oder über gewöhnliche oder unvermeidliche Unglücksfälle.

12. Keuſchheit. — Uebe geſchlechtlichen Umgang ſelten, nur um der Geſundheit oder der Nachkommenſchaft willen, niemals bis zur Stumpfheit, Schwäche oder zur Schädigung deines eigenen

oder eines fremden Seelenfriedens oder guten Rufes.

13. Demuth. — Ahme Jeſus und Sokrates nach.

Da es meine Abſicht war, mir die Gewohnheit aller dieſer Tugenden anzueignen, ſo hielt ich es für angemeſſen, meine Aufmerkſamkeit nicht zu zerſplittern, indem ich Alles auf einmal verſuchte, ſondern mein Augenmerk immer nur auf eine von ihnen zu gleicher Zeit richtete, und dann erſt, wenn ich mich zum Herrn derſelben gemacht, zu einer andern fortzuſchreiten, und ſo fort, bis ich alle dreizehn durchgemacht haben würde. Da aber die vorherige Erwerbung einiger von dieſen Tugenden auch die Erwerbung gewiſſer anderen erleichtern dürfte, ſo ordnete ich ſie mit dieſer Abſicht in der Reihenfolge an, wie ſie oben ſtehen. Die Mäßigkeit an der Spitze, da ſie dazu dient, jene Kühle und Klarheit des Kopfes zu verſchaffen, welche ſo unerläßlich iſt, wo man beſtändige Wachſamkeit beobachten und auf der Hut ſein muß, gegen die unermüdliche Anziehungskraft alter Gewohnheiten und die Gewalt beſtändiger Verſuchungen. Iſt die Mäßigkeit erworben und befeſtigt, ſo muß das Stillſchweigen leichter ſein. Nun ging aber mein Wunſch dahin, gleichzeitig mit der Zunahme an Tugend auch Kenntniſſe zu erwerben, und in Anbetracht, daß dieſe Kenntniſſe im Geſpräch leichter durch den Gebrauch des Ohrs als der Zunge erworben werden, und weil ich daher mit einer Gewohnheit zu brechen wünſchte, welche ich angenommen hatte: nämlich zu ſchwatzen, zu witzeln und zu ſcherzen, was mich nur für unbedeutende Geſellſchaft annehmbar machte, ſo räumte ich dem *Stillſchweigen* die zweite Stelle ein. Ich erwartete, dieſe Tugend und die nächſte, die *Ordnung*, würden mir mehr Zeit geſtatten, um meinen Zielen und meinen Studien nachzugehen. Die *Entſchloſſenheit*, einmal zur Gewohnheit geworden, würde mich feſt erhalten in meinen Bemühungen, alle die weiter folgenden Tugenden zu erringen; *Genügſamkeit* und *Fleiß* ſollten mich von dem Reſte meiner Schulden befreien, mir Wohlſtand und Unabhängigkeit ſichern und mir die Ausübung der *Aufrichtigkeit* und *Gerechtigkeit* ꝛc. um ſo leichter machen. In der Annahme, daß, dem Rathe des Pythagoras in ſeinen „Goldenen Verſen" gemäß, eine tägliche Prüfung nothwendig ſein würde, erfand ich nachſtehende Methode, um dieſe Prüfung durchzuführen:

Ich machte mir ein kleines Buch, worin ich jeder der Tugenden eine Seite anwies, liniirte jede Seite mit rother Tinte, ſo daß ſie ſieben Felder, für jeden Tag der Woche eines, hatte, und bezeichnete jedes Feld mit dem Anfangsbuchſtaben des Tages. Dieſe Felder kreuzte ich mit dreizehn rothen Querlinien und ſetzte an den Anfang jeder Linie den Anfangs-Buchſtaben von einer der Tugenden, um auf dieſer Linie und in dem betreffenden Felde durch ein ſchwarzes Kreuzchen jeden Fehler vorzumerken, welchen ich mir, nach genauer Prüfung meinerſeits, an jenem Tag hinſichtlich der betreffenden Tugend hatte zu Schulden kommen laſſen.

Ich nahm mir vor, auf jede dieſer Tugenden der Reihe nach eine Woche lang genau Acht zu geben. So ging in der erſten Woche mein hauptſächliches Augenmerk dahin, jeden auch noch ſo geringen Verſtoß gegen die Mäßigkeit zu vermeiden, die anderen Tugenden ihrem gewöhnlichen Schickſal zu überlaſſen und nur jeden Abend die Fehltritte des Tages zu verzeichnen. Wenn ich daher auf dieſe Weiſe in der erſten Woche meine erſte, mit M... bezeichnete Linie frei von ſchwarzen Punkten zu halten vermochte, ſo nahm

Form der Seiten.

Mäßigkeit.

Iß nicht bis zum Stumpfſinn,
trink nicht bis zur Berauſchung.

	S.	M.	D.	M.	D.	F.	S.
Mäßigk.							
Schweig.	+	+		+		+	
Ordn.	+ +	+	+		+	+	+
Entſchl.			+			+	
Sparſamk.		+			+		
Fleiß.			+				
Aufrichtigk.							
Gerechtigk.							
Mäßigg							
Reinlichk.							
Gemüthsr.							
Keuſchh.							
Demuth.							

ich an, die gewohnheitsmäßige Ausübung dieſer Tugend ſei ſo ſehr geſtärkt und ihr Gegenpart ſo ſehr geſchwächt, daß ich wagen konnte, mein Augenmerk auf die Mitbeachtung der nächſten auszudehnen und für die folgende Woche beide Linien frei von Kreuzen zu erhalten. Wenn ich auf dieſe Weiſe bis zur letzten fortſchritt, konnte ich in dreizehn Wochen einen vollſtändigen Kurs und in einem Jahre vier Kurſe durchmachen. Und wie derjenige, welcher das Unkraut in einem Garten zu beſeitigen hat, keinen Verſuch macht, alle die ſchlechten Gewächſe auf einmal zu entfernen, was über ſeine Kraft und Möglichkeit hinausgehen würde, ſondern immer nur an einem der Beete auf einmal arbeitet, und erſt nachdem er damit fertig geworden iſt, ein zweites in Angriff nimmt, ſo hoffte ich das ermunternde Vergnügen zu haben, auf meinen Seiten den Fortſchritt, den ich in der Tugend machte, dadurch ermitteln zu können, daß ich nach und nach meine Linien von ihren ſchwarzen Punkten befreite, bis ich am Ende nach einer Anzahl von Kurſen ſo glücklich ſein würde, nach einer täglichen Selbſtprüfung von dreizehn Wochen ein reines Buch zu überblicken.

Dieſes mein Büchlein hatte zum Motto folgende Zeilen aus Addiſon's „Cato“:

„Das halt' ich feſt. Gibt's droben eine Macht
(Und daß dem ſo iſt, kündet laut Natur
In ihren Werken all), ſo freut ſie ſich
Der Tugend, und der Menſch, dran ſie ſich freut,
Muß glücklich ſein.“

ſowie ein anderes Motto aus Cicero:

«O vitae Philosophia dux! O virtutum indagatrix expultrixque vitiorum! Unus dies, bene et ex praeceptis tuis actus, peccanti immortalitati est anteponendus.»

Und endlich ein drittes aus den Sprüchen Salomonis (Kap. 3, V. 16. 17.), wo von der Weisheit oder der Tugend die Rede iſt:

„Langes Leben iſt zu ihrer rechten Hand, in ihrer Linken iſt Reichthum und Ehre. Ihre Wege ſind liebliche Wege und alle ihre Pfade Friede.“

Und da ich Gott als die Quelle der Weisheit auffaßte, erachtete ich es für gerecht und nothwendig, ihn um ſeinen Beiſtand zur Erlangung derſelben dringend zu bitten; zu dieſem Behuf verfaßte ich folgendes kleine Gebet, welches meiner Prüfungstabellen für den täglichen Gebrauch vorangeſtellt war:

„O allmächtige Güte, mildthätiger Vater, barmherziger Führer! Vermehre in mir jene Weisheit, welche meinen wahrſten Vortheil erkennt! Stärke meine Entſchlüſſe, das zu vollbringen, was jene Weisheit vorſchreibt! Nimm meine freundlichen Dienſte gegen deine übrigen Kinder als die einzige in meinen Kräften ſtehende Erwiderung für deine unaufhörlichen Gnaden gegen mich an!

Zuweilen benutzte ich auch ein kleines Gebet, welches ich aus Thomſon's Gedichten nahm, nämlich:

„Des Lichts und Lebens Vater, höchſtes Gut!
O lehre mich was gut iſt, lehr' mich dich!
Vor Thorheit, Eitelkeit, vor Laſter rette mich
Und jedem niedern Trieb; erfülle meine Seele
Mit Kenntniß, Seelenfrieden, reiner Tugend,
Mit hehrem, vollem Segen, nie erlöſchendem!“

Da die Vorſchrift der Ordnung verlangte, daß jeder Theil meines Geſchäfts ſeine zugewieſene Zeit habe, ſo enthielt eine Seite in meinem Büchlein folgenden Stundenplan für die Verwendung der vierundzwanzig Stunden eines natürlichen Tages:

Der Morgen. Frage: Was werde ich heute Gutes thun?	5 6 7	Steh' auf, waſche dich, bete zum Allmächtigen! Richte dir das Geſchäft des Tages ein und faſſe deine Entſchlüſſe für denſelben, ſetze das jeweil. Studium fort u. frühſtücke.
	8 9 10 11	Arbeite.
Der Mittag:	12 1	Lies oder überlies deine Geſchäftsbücher, iß zu Mittag.
	2 3 4 5	Arbeite.
Der Abend:	6 7 8 9	Bring alle Dinge wieder an ihre Stelle. Nimm das Abendbrod ein. Unterhalte dich mit Muſik, Leſen, Geſpräch und Zerſtreuung. Prüfe den verlebten Tag.
Die Nacht:	10 11 12 1 2 3 4	Schlafe.

Ich machte mich an die Ausführung dieſes Planes zur Selbſtprüfung und ſetzte ihn längere Zeit fort. Zu meiner Ueberraſchung fand ich, daß ich unendlich mehr Fehler hatte, als ich mir eingebildet; allein ich hatte die Genugthuung, ſie abnehmen zu ſehen. Um die Mühe zu erſparen, daß ich von Zeit zu Zeit mein Büchlein erneuern mußte, welches durch Ausradiren der ſchwarzen Punkte für die alten Fehler, um auf dem Papier Raum für die neuen in einem neuen Kurs zu ſchaffen, voll von Löchern wurde, übertrug ich meine Linien und Lehrſätze auf die Elfenbein-Plättchen eines Notizbuches, zog die Linien mit rother Dinte ein, welche dauernd haften blieb, bezeichnete meine Fehler mit Bleiſtift und konnte nun die ſchwarzen Punkte mittelſt eines feuchten Schwammes leicht auswiſchen. Nach einiger Zeit machte ich nur ein einziges Mal im Jahre, und ſpäter ſogar nur einmal in mehreren Jahren einen derartigen Kurs durch, und unterließ dieſelben endlich ganz, weil mich meine Reiſen und auswärtigen Geſchäfte und die verſchiedenſten anderweitigen Störungen und Hemmniſſe daran verhinderten. Mein kleines Buch aber führte ich immer bei mir.

Die Rubrik für die Ordnung machte mir am meiſten zu ſchaffen. Ich fand, daß ſie zwar durchführbar ſein mochte, wo der Beruf eines Menſchen derartig iſt, daß er ihm die freie Verfügung über ſeine Zeit läßt, wie z. B. bei einem Buchdrucker-Gehilfen, daß ſie aber unmöglich genau befolgt werden konnte von einem Geſchäftsbeſitzer, welcher mit der Welt verkehren und oft Geſchäftsfreunde zu den ihnen genehmen Stunden empfangen mußte. Auch fand ich es außerordentlich ſchwer, hinſichtlich der Oertlichkeiten für allerhand Dinge, Papiere u. ſ. w. Ordnung zu erlangen und zu bewahren. Ich war nicht von Jugend auf daran gewöhnt geweſen, hatte ein ausnehmend gutes Gedächtniß und war daher nicht ſo empfindlich gegen die Unbehaglichkeit, welche mit dem Mangel an Methode verbunden iſt. Dieſer Artikel koſtete mich daher ſehr viele peinliche Aufmerkſamkeit. Meine Verſtöße dagegen ärgerten mich ſo ſehr, und ich machte in der Verbeſſerung meiner Fehler hierin ſo geringe Fortſchritte und hatte ſolch häufige Rückfälle, daß ich beinahe entſchloſſen war, den Verſuch ganz aufzugeben und mich mit einem fehlerhaften Charakter in dieſer Hinſicht zu begnügen, gleich jenem Manne, welcher von ſeinem

Nachbar, einem Schmied, eine Axt kaufte und deren ganze Oberfläche ſo glänzend zu haben verlangte, wie die Schneide. Der Schmied willigte ein, ſie für ihn blank zu ſchleifen, falls er ihm das Rad drehen wolle, und der Käufer drehte die Kurbel, während der Schmied die breite Fläche der Axt hart und ſchwer auf den Schleifſtein drückte, was das Drehen deſſelben ſehr ermüdend machte. Der Käufer kam hie und da von der Kurbel her, um zu ſehen, wie die Arbeit von Statten ging, und wollte endlich ſeine Axt nehmen, wie ſie war, ohne weiteres Schleifen. „Nein," ſagte der Schmied, „dreht den Schleifſtein nur immer weiter; wir werden ſie ſchon nach und nach blank bekommen; vorerſt iſt ſie nur gefleckt." — „Allerdings," verſetzte der Mann; „aber ich *glaube, eine gefleckte Axt gefällt mir am beſten.*" Und dies mag meines Bedünkens auch der Fall ſein mit Vielen, welche in Ermangelung derartiger Mittel, wie ich ſie anwandte, die Schwierigkeit erprobten, gute Gewohnheiten auf anderen Gebieten der Tugend und des Laſters anzunehmen und mit ſchlimmen Gewohnheiten zu brechen, darum den Kampf aufgaben und zu dem Schluſſe gelangten, „eine gefleckte Art gefalle ihnen am beſten." Denn irgend etwas, was ſich für Vernunft ausgab, verſuchte mir hie und da den Gedanken einzugeben, daß eine ſolch gewiſſenhafte Genauigkeit, wie ich ſie von mir ſelber verlangte, eine Art Ziererei in ſittlichen Dingen ſein dürfte, die mich, wenn ſie bekannt würde, lächerlich machen möchte; daß ein vollkommener Charakter die unbehagliche Folge haben möchte, Einen beneidet und gehaßt zu machen, und daß ein wohlwollender Mann auch ſich ſelbſt einige Fehler geſtatten ſolle, um ſeine Freunde zu ermuthigen.

Hinſichtlich der Ordnung erfand ich mich in der That unverbeſſerlich, und nun ich alt und von ſchwachem Gedächtniß geworden bin, fühle ich den Mangel daran ſehr deutlich. Wenn ich aber auch im Ganzen niemals zu jener Vollkommenheit gelangte, nach welcher ich mit ſolchem Ehrgeiz geſtrebt hatte, ſondern weit hinter derſelben zurückblieb, ſo war ich doch durch mein Streben ein beſſerer und glücklicherer Menſch, als ich ſonſt und ohne derartigen Verſuch geweſen wäre; wie Jene, welche durch Nachahmung der in Kupfer geſtochenen Vorlageblätter ſich im Schreiben vervollkommnen wollen, zwar niemals die erſtrebte Vortrefflichkeit jener Vorlageblätter erreichen, aber durch den Verſuch doch ihre Handſchrift verbeſſern, welche doch wenigſtens leidlich wird und hübſch und leſerlich bleibt.

Es mag erſprießlich ſein, meine Nachkommen wiſſen zu laſſen, daß ihr Ahnherr nächſt dem Segen Gottes dieſem kleinen Kunſtgriff das dauernde Glück ſeines Lebens bis zu ſeinem 79. Jahr, worin dies geſchrieben wurde*), verdankt. Welche widrigen Schickſale noch den Reſt deſſelben betreffen mögen, das liegt in der Vorſehung Hand; allein wenn ſolche kommen, muß das Nachdenken über das genoſſene vergangene Glück dazu helfen, daß er ſie mit größerer Ergebung trage. Der Mäßigkeit mißt er ſeine lange andauernde Geſundheit und den ihm noch verbliebenen Reſt von guter Leibesbeſchaffenheit bei; dem Fleiß und der Genügſamkeit verdankt er die frühzeitige Behaglichkeit ſeiner Verhältniſſe und die Erwerbung ſeines Vermögens, ſammt all jener Kenntniß, welche ihn in den Stand ſetzte, ein nützlicher Bürger zu ſein, und die ihm einen gewiſſen Grad von Anſehen unter den Gelehrten verſchaffte; der

---

*) Dies wurde alſo 1785, in dem Jahr wo Franklin von Paris zurückkehrte, geſchrieben. D. H.

Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit verdankt er das Zutrauen ſeines Landes und die Ehrenämter, die ihm daſſelbe übertrug; und dem vereinigten Einfluß der ganzen Zahl der Tugenden, ſogar in dem unvollkommenen Zuſtande, in welchem er ſie ſich anzueignen vermochte, den vollen Gleichmuth und die Ruhe ſeines Weſens und jene Heiterkeit in der Unterhaltung, um deren willen ſein Umgang noch immer geſucht und ſogar für ſeine jüngeren Bekannten angenehm iſt. Ich hoffe daher, daß einige meiner Nachkommen dieſes Beiſpiel befolgen und die Wohlthat deſſelben ernten mögen.

Es wird bemerkt werden, daß, wenn auch mein Syſtem nicht ganz ohne Religion war, doch darin keine Spur von irgend einem der unterſcheidenden Lehrſätze irgend einer beſondern Sekte vorkommt. Ich hatte ſie abſichtlich vermieden, denn ich bin vollkommen von der Nützlichkeit und den Vorzügen meiner Methode und von deren Zweckmäßigkeit für Leute aus allen Religionen überzeugt, und beabſichtige, über kurz oder lang ſie im Druck herauszugeben, weßhalb ich nichts darin haben möchte, was irgend Jemandem aus irgend einer Sekte ein Vorurtheil dagegen beibringen könnte. Ich nahm mir vor, eine kleine Abhandlung über jede Tugend zu ſchreiben, worin ich die Vortheile des Beſitzes derſelben und die Nachtheile der Dienſtbarkeit gegen das ihr entgegenſtehende Laſter nachgewieſen haben würde, und ich würde mein Buch „die Kunſt der Tugend“ *) betitelt haben, weil es die Mittel und die Art und Weiſe, um Tugend zu erlangen, dargelegt hätte, wodurch es ſich unterſchieden hätte von der bloßen Ermahnung, gut zu ſein, welche nicht belehrt und nicht die Mittel angibt, ſondern dem Manne gleicht, von welchem der Apoſtel (Jakobi 2, Vers 15—16) ſpricht, daß er die Nächſtenliebe nur im Munde führe und nur ermahnt, die Nackten zu kleiden und die Hungernden zu ſpeiſen, ohne denſelben zu zeigen, wo ſie Kleider und Lebensmittel bekommen könnten.

Allein es fügte ſich ſo, daß meine Abſicht, jene Auslegung zu ſchreiben und erſcheinen zu laſſen, niemals verwirklicht wurde. Ich ſchrieb allerdings von Zeit zu Zeit kurze Winke über die Anſichten, Beweisführungen u. ſ. w. nieder, deren

---

*) Hiezu bemerkt Franklin am Rande: „Nichts iſt ſo geeignet, eines Menſchen Glück zu machen, als die Tugend.“
D. H.

ich mich darin bedienen wollte, und einige derſelben habe ich noch bei mir; allein in meinen früheren Lebensjahren bin ich durch die nothgedrungene gewiſſenhafte Aufmerkſamkeit auf mein eigenes Berufsgeſchäft, und ſeither durch öffentliche Geſchäfte veranlaßt worden, es hinauszuſchieben, denn da es in meinem Geiſte mit *einem großen und ausgedehnten Plane* zuſammenhing, deſſen Ausführung den ganzen Mann erforderte und dem mich zu widmen ich durch eine unvorhergeſehene Reihe von Geſchäften verhindert wurde, ſo iſt es bis jetzt unvollendet geblieben.

Es war meine Abſicht, in dieſem Aufſatze die Lehre zu erörtern und einzuſchärfen, daß laſterhafte Handlungen nicht ſchädlich, weil ſie verboten ſind, ſondern daß ſie verboten ſind, weil ſie ſchädlich, wenn man das Weſen des Menſchen an ſich betrachtet; daß es alſo im Intereſſe eines Jeden, welcher ſchon in dieſer Welt glücklich zu ſein wünſcht, liegt, tugendhaft zu ſein; und ich würde mich ſchon aus dieſem Grunde (weil es immer in dieſer Welt eine Anzahl reicher Kaufleute, Edelleute, Staaten und Fürſten gibt, welche rechtſchaffene Werkzeuge für die Führung ihrer Geſchäfte bedürfen, und weil derartige Menſchen ſo ſelten ſind) bemüht haben, junge Leute zu überzeugen, daß keinerlei Eigenſchaften ſo geeignet ſeien, eines armen Mannes Glück zu machen, als diejenigen der Rechtſchaffenheit und Biederkeit.

Meine Liſte der Tugenden enthielt Anfangs nur zwölf; als mir aber ein befreundeter Quäker den wohlwollenden Wink gegeben hatte, daß man mich allgemein für ſtolz halte; daß mein Stolz ſich häufig in der Unterhaltung äußere; daß ich mich bei der Erörterung irgend eines Punktes nicht damit begnüge, Recht zu behalten, ſondern übermüthig und ſogar verletzend ſei, wovon er mich durch Anführung mehrerer Beiſpiele überzeugte — ſo beſchloß ich, mir Mühe zu geben, mich wo möglich von dieſer Untugend oder Thorheit wie von den übrigen zu heilen, und ich nahm die Demuth auch noch auf meine Liſte, indem ich dieſem Worte eine ausgedehnte Bedeutung gab.

Ich kann mich zwar keines großen Erfolges in Erwerbung des Weſens dieſer Tugend rühmen, dagegen gelang es mir wohl, mir den Anſchein derſelben zu geben. Ich machte es mir zur Regel, allen direkten Widerſpruch gegen die Anſichten Anderer und alle poſitive Geltendmachung meiner eigenen zu vermeiden. Den alten Geſetzen unſers Junto gemäß enthielt ich mich des Gebrauchs jedes Worts oder Ausdrucks, welcher eine feſte Anſicht bedeutete, wie z. B. „gewiß", „unzweifelhaft" u. ſ. w., und bediente mich, ſtatt derſelben, der Ausdrücke: „mich dünkt", „ich fürchte", „ich ſtelle mir vor", daß eine Sache ſo oder ſo ſei; oder: „mir erſcheint es vorerſt ſo." Wenn ein Anderer irgend etwas behauptete, was ich für einen Irrthum hielt, ſo verſagte ich mir das Vergnügen, ihm ſchroff zu widerſprechen und ihm unmittelbar irgend eine Ungereimtheit in ſeiner Behauptung nachzuweiſen. In meiner Antwort begann ich dann mit der Bemerkung, daß in gewiſſen Fällen oder Umſtänden ſeine Anſicht richtig ſein würde, daß aber im vorliegenden Falle mir die Sache etwas anders zu liegen ſcheine oder dünke u. ſ. w. Ich erkannte bald den Vortheil dieſer meiner veränderten Handlungsweiſe. Die Unterhaltungen, auf welche ich mich einließ, verliefen angenehmer. Die beſcheidene Weiſe, in welcher ich meine Anſichten geltend machte, verſchaffte denſelben eine bereitwilligere Aufnahme und weniger Widerſpruch; ich hatte weniger Demüthigung, wenn ſich ergab, daß ich im Unrecht war, und ich bewog Andere leichter, ihre Irrthümer aufzugeben und mir beizupflichten, wenn ich zufällig Recht hatte.

Dieſes Verfahren, mit welchem ich Anfangs der natürlichen Neigung einige Gewalt anthat, wurde mir endlich ſo leicht und ſo zur Gewohnheit, daß vielleicht in den jüngſten fünfzig Jahren Niemand mich jemals auf einem dogmatiſchen Ausdruck betroffen hat. Dieſer Gewohnheit verdanke ich auch meines Bedünkens (nächſt meinem makelloſen Rufe) es hauptſächlich, daß ich ſchon frühe ſo viel Gewicht bei meinen Mitbürgern hatte, wenn ich neue Einrichtungen, oder Aenderungen in den alten vorſchlug, und daß ich einen ſolchen Einfluß in öffentlichen Rathsverſammlungen bekam, als ich Mitglied derſelben wurde; denn ich war nur ein ſchlechter Redner, niemals wortgewandt, immer einem Zaudern in meiner Wahl der Worte unterworfen, ſelten korrekt im Ausdruck, und doch ſetzte ich im Allgemeinen meine Vorſchläge durch.

In Wirklichkeit iſt vielleicht keine unſerer natürlichen Leidenſchaften ſo ſchwer zu überwinden als der Stolz. Verhülle ihn, kämpfe mit ihm, ſchlage ihn nieder, erſticke ihn, demüthige ihn ſo viel als du willſt — er iſt immer thätig und wird immer hie und da hervorbrechen und ſich fühlbar machen. Ihr werdet es vielleicht oft in dieſer Geſchichte ſehen, denn ſogar wenn ich annehmen könnte, ich hätte ihn vollſtändig überwunden, würde ich wahrſcheinlich auf eben dieſe meine Demuth ſtolz ſein. —

(Bis hieher geſchrieben in Paſſy, i. J. 1784.)

* * *

[„Ich ſchicke mich nun an, zu Hauſe zu ſchreiben, im Auguſt 1788, kann aber nicht die erwartete Unterſtützung von meinen Papieren bekommen, weil viele derſelben im Kriege verloren gegangen ſind. Ich habe jedoch die nachſtehenden noch gefunden*).“]

Da ich eines großen und umfaſſenden Planes, mit dem ich mich getragen, erwähnt habe, ſo erſcheint es mir paſſend, hier eine kurze Schilderung von jenem Plan und ſeinem Zwecke zu geben. Sein erſtes Auftauchen zeigt ſich in der nachfolgenden kurzen Notiz, welche zufällig erhalten geblieben iſt, nämlich:

---

*) Dies iſt eine Randbemerkung Franklin's. D. H.

„**Bemerkungen bei der Lektüre von Geſchichtswerken, am 19. Mai 1731:**

„Die großen Welthändel, die Kriege, Revolutionen u. ſ. w. werden von Parteien herbei- und ausgeführt.

„Der Geſichtspunkt dieſer Parteien iſt ihr zeitweiliger allgemeiner Vortheil, oder das, was ſie dafür halten.

„Die verſchiedenen Geſichtspunkte dieſer verſchiedenen Parteien veranlaſſen alle Verwirrung.

„Während eine Partei einen allgemeinen Plan durchführt, hat jeder Einzelne ſein beſonderes Intereſſe im Auge.

„Sobald eine Partei ihren allgemeinen Zweck erreicht hat, wird jedes Mitglied auf ſeinen beſondern Vortheil erpicht, welcher dann mit den Zwecken Anderer ſich kreuzt, in der Partei Spaltungen hervorruft und noch mehr Verwirrung veranlaßt.

„In öffentlichen Angelegenheiten handeln nur Wenige aus bloßer Rückſicht auf das Wohl ihres Landes, was ſie auch immer vorſchützen mögen, und wenn ihre Handlungen auch wirklich dem Lande zum Nutzen gereichen, haben die Menſchen doch urſprünglich erwogen, daß ihr eigener Vortheil und derjenige des Landes eins ſeien; Wohlwollen war alſo nicht die Triebfeder ihrer Handlungsweiſe.

„Noch Wenigere handeln in öffentlichen Angelegenheiten mit Hinblick auf das Wohl des Menſchengeſchlechts.

„Es ſcheint mir gegenwärtig eine herrliche Gelegenheit vorzuliegen, eine Vereinigte Tugend-Partei ins Leben zu rufen, indem man die tugendhaften und guten Menſchen aller Nationen in eine geregelte Körperſchaft zuſammenfaßt, mit angemeſſenen guten und weiſen Vorſchriften, und dieſe guten und weiſen Männer würden wahrſcheinlich einmüthiger in ihrem Gehorſam gegen allgemeine Geſetze, als gemeine Leute ſein.

„Ich bin dermalen der Anſicht, daß, wer auch immer dieß richtig verſucht und hiefür geeignet iſt, unzweifelhaft Gott gefallen und Erfolg haben wird. B. F.“

Während ich mich im Geiſte mit dieſem Projekt beſchäftigte, um es ſpäter zu verwirklichen, wenn meine Verhältniſſe mir die erforderliche Muße dazu gewähren ſollten, brachte ich von Zeit zu Zeit ſolche Gedanken, welche ſich mir in Betreff deſſelben aufdrängten, zu Papier. Die meiſten derſelben ſind verloren gegangen; aber ich finde noch eine ſolche Aufzeichnung, welche darauf abzielt, der Kern eines beabſichtigten Glaubensbekenntniſſes zu ſein, indem ſie, wie ich dachte, die weſentlichen Sätze jeder bekannten Religion enthält und frei von Allem iſt, was die Bekenner irgend einer Religion verletzen könnte. Dies iſt in folgenden Worten ausgedrückt:

„Es gibt einen Gott, welcher alle Dinge geſchaffen hat.

„Er regiert die Welt durch ſeine Vorſehung.

„Er muß durch Andacht, Gebet und Dankſagung verehrt werden.

„Der paſſendſte Gottesdienſt aber iſt, den Menſchen Gutes zu thun.

„Die Seele iſt unſterblich.

„Gott wird gewiß die Tugend belohnen und das Laſter beſtrafen, entweder hienieden oder jenſeits.“

Es war meine Anſicht zu jener Zeit, daß die Sekte ihren Anfang und ihre Ausbreitung zunächſt nur unter jungen und ledigen Männern finden ſollte; daß jeder Aufzunehmende nicht allein ſeine Zuſtimmung zu dieſem Glauben erklären, ſondern ſich auch mit der dreizehnwöchigen Prüfung und

Ausübung der Tugenden, wie in dem oben anangeführten Muſter, eingeübt haben ſollte; daß die Exiſtenz einer ſolchen Geſellſchaft geheim gehalten werden ſollte, bis ſie bedeutend genug geworden wäre, um Aufnahme-Geſuche von Seiten ungeeigneter Perſonen zu verhindern, daß aber jedes Mitglied derſelben unter ſeinen Bekannten nach einſichtsvollen jungen Männern von angenehmen Manieren ſich umthun müßte, denen man mit gehöriger Vorſicht das Syſtem allmälig mittheilen könnte; daß die Mitglieder ſich verpflichten ſollten, einander gegenſeitig ihren Rath, Beiſtand und Unterſtützung zu leihen, um ſich wechſelsweiſe in den Intereſſen, im Geſchäft und Vorwärtskommen zu fördern; daß der Verein ſich zur Unterſcheidung die Society of the Free and Easy (die Geſellſchaft der Freien und Ungebundenen) nennen ſollte, da ſie durch die allgemeine gewohnheitsmäßige praktiſche Ausübung der Tugenden von der Herrſchaft des Laſters frei, und namentlich durch die Ausübung von Fleiß und Genügſamkeit frei von Schulden ſei, welche einen Menſchen der Gebundenheit und einer Art Sklaverei gegenüber ſeinen Gläubigern ausſetzen.

Dies iſt ſo ziemlich Alles von jenem Projekt, worauf ich mich noch beſinnen kann, ausgenommen, daß ich es theilweiſe zwei jungen Männern mittheilte, welche es mit ziemlicher Begeiſterung aufnahmen. Allein meine damaligen beſchränkten Verhältniſſe und die mir obliegende Nothwendigkeit, mich tüchtig um mein Geſchäft zu kümmern, veranlaßten mich, die weitere Verfolgung meines Planes zu jener Zeit zu vertagen; und meine vielfachen öffentlichen und privaten Beſchäftigungen bewogen mich, ihn immer weiter hinauszuſchieben, ſo daß ich ihn unterlaſſen habe, bis mir nicht mehr die erforderliche Kraft und Rührigkeit für ein derartiges Unternehmen geblieben iſt. Doch bin ich immer noch der Anſicht, daß es ein ausführbares Syſtem war und ſehr nutzbringend geweſen ſein würde, weil es eine große Anzahl guter Bürger gebildet hätte. Auch ward ich nicht entmuthigt durch die ſcheinbare Größe der Unternehmung, da ich immer geglaubt habe, ein Mann von leidlichen Fähigkeiten könne unter der Menſchheit große Veränderungen zu Stande bringen und große Dinge ausführen, wenn er erſt einen guten Plan entwirft, dann alle Vergnügungen und ſonſtigen Beſchäftigungen vermeidet, die ſeine Aufmerkſamkeit ablenken können, und die Ausführung dieſes Planes zu ſeinem ausſchließlichen Studium und Geſchäft macht.

Im Jahre 1732 veröffentlichte ich zum erſten Mal meinen Kalender unter dem Namen Richard Saunders; er wurde von mir ungefähr dreiundzwanzig Jahre lang fortgeſetzt und hieß gemeinhin der „Kalender des armen Richard". Ich gab mir Mühe, ihn ſowohl unterhaltend als gemeinnützig zu machen, und erlangte daher eine ſolche Nachfrage, daß er mir erheblichen Gewinn eintrug, denn ich verkaufte jährlich gegen zehntauſend Exemplare. Da ich bemerkte, daß er allgemein geleſen wurde und kaum eine Niederlaſſung in der Provinz ohne denſelben war, ſo betrachtete ich ihn als das geeignete Mittel zur Verbreitung von Belehrung unter dem gemeinen Volk, das kaum irgend welche andere Bücher kaufte. Ich füllte daher alle Zwiſchenräume, welche zwiſchen den merkwürdigen Tagen in dem Kalender vorkamen, mit Sprichwörtern und kurzen Sätzen aus, namentlich mit ſolchen, welche Fleiß und Genügſamkeit einprägten, als die Mittel, um zum Wohlſtand zu gelangen und dadurch Tugend zu ſichern. Es iſt nämlich für einen Menſchen in der Noth weit ſchwieriger rechtſchaffen zu handeln, denn — um hier gleich eines jener Sprichwörter anzuwenden — „für einen leeren Sack iſt es ſchwer, aufrecht zu ſtehen“.

Dieſe Sprichwörter, welche die Weisheit vieler Zeitalter und Nationen enthielten, ſammelte ich und verſchmolz ſie in eine, dem Kalender von 1757 vorgedruckte Abhandlung, als die Anrede eines weiſen Mannes an Leute, welche einer Verſteigerung beiwohnen. Die Vereinigung aller dieſer zerſplitterten Rathſchläge in einem ſolchen gemeinſamen Brennpunkt ſetzte dieſelben in den Stand, einen größern Eindruck zu machen. Der Aufſatz fand allgemeinen Beifall, ward in alle Zeitungen des nordamerikaniſchen Feſtlandes aufgenommen, in Großbritannien auf einen Bogen in Plakat-Format gedruckt, um in den Häuſern aufgehängt zu werden; er wurde auch zweimal in's Franzöſiſche überſetzt und in großer Menge von der Geiſtlichkeit und dem Adel gekauft, um unentgeltlich unter ihre armen Pächter und Pfarrkinder vertheilt zu werden. Und da der Aufſatz vor unnöthigen Ausgaben für überflüſſige, ausländiſche Dinge warnte, ſo waren Viele der Anſicht, er habe in Pennſylvanien weſentlich zum Zuſtandebringen jenes wachſenden Geldreichthums beigetragen, welcher mehrere Jahre lang nach ſeinem Erſcheinen bemerkbar war.

Ebenſo betrachtete ich meine Zeitung als ein weiteres Mittel zur Verbreitung von Belehrung, druckte in dieſer Abſicht darin häufig Auszüge aus dem „Spectator" und anderen moraliſchen Schriften ab und veröffentlichte bisweilen auch einige von meinen eigenen Aufſätzen, welche urſprünglich zum Vorleſen in unſerm Junto niedergeſchrieben worden waren. Unter dieſen iſt ein Sokratiſches Zwiegeſpräch, welches zu beweiſen ſtrebt, daß ein laſterhafter Mann, was auch immer ſeine Rollen und ſeine Fähigkeit ſein mögen, niemals eigentlich ein verſtändiger Mann genannt werden kann; und eine Abhandlung über Selbſtverleugnung, welche darthut, daß die Tugend nicht eher ſicher ſei, als bis ihre Ausübung eine Gewohnheit geworden und bis ſie frei ſei von dem Widerſtand entgegengeſetzter Neigungen. Man kann dieſelben in den zu Anfang des Jahres 1735 veröffentlichten Nummern finden.

In der Führung meiner Zeitung ſchloß ich ſorgfältig alle Verunglimpfung und perſönlichen Beleidigungen aus, welche in den letzten Jahren unſerm

Lande ſo viel Schmach gebracht haben. So oft man mir anlag, irgend etwas derartiges aufzunehmen und die Schreiber ſich, wie meiſt geſchah, auf die Preßfreiheit beriefen und meinten, eine Zeitung ſei wie eine Poſtkutſche, worin jeder für ſein Geld ein Anrecht auf einen Platz habe, erwiderte ich, ich wolle das Schriftſtück auf Verlangen beſonders drucken. Der Verfaſſer könne beliebig viele Abdrücke zu eigener Vertheilung bekommen; aber ich werde mich nicht dazu hergeben, ſeinen herabwürdigenden Ausfall zu verbreiten; denn ich habe mit meinen Subſkribenten den Vertrag eingegangen, ihnen nur Gemeinnütziges oder Unterhaltendes zu liefern und könne ihre Zeitungen nicht mit Privatzänkereien, woran ſie gar keinen Antheil nähmen, füllen, ohne ihnen offenkundiges Unrecht zuzufügen. Viele unſerer Buchdrucker machen ſich nun gar kein Gewiſſen daraus, die Bosheit Einzelner durch falſche Anſchuldigungen der ehrenwertheſten Charaktere unter uns zu befriedigen und die Feindſeligkeit bis zum Hervorrufen von Duellen zu ſteigern, und ſind überdem ſo unbeſonnen, hämiſche oder ſpöttiſche Reflexionen über die Regierung von benachbarten Staaten und ſogar über das Benehmen unſerer beſten nationalen Verbündeten abzudrucken, — ein Verfahren, welches die ſchädlichſten Folgen nach ſich ziehen kann. Ich erwähne dieſe Dinge als eine Warnung für junge Buchdrucker, und um ſie zu ermuthigen, daß ſie durch ſolch ſchändliches Treiben nicht ihre Preſſen entweihen und ihr Gewerbe verunehren, ſondern ſich beharrlich dagegen ſträuben ſollen, denn ſie können an meinem Beiſpiele ſehen, daß eine ſolche Handlungsweiſe im Ganzen ihre Intereſſen nicht ſchädigen wird.

Im Jahr 1733 ſandte ich einen meiner Gehülfen nach Charleſton in Süd-Carolina, wo es an einem Buchdrucker fehlte. Ich verſah ihn mit einer Preſſe und Lettern nach einem Geſellſchaftsvertrag, kraft deſſen ich ein Drittel vom Geſchäftsgewinn erhalten und dafür ein Drittel der Auslagen tragen ſollte. Der Mann war wohlunterrichtet und ehrlich, aber im Rechnungsweſen unerfahren; er ſchickte mir von Zeit zu Zeit Geldbeträge, aber ich konnte, ſo lang er lebte, nie eine Abrechnung, noch eine genügende Ueberſicht über den Stand unſerer Verbindung von ihm erhalten. Nach ſeinem Tode ward das Geſchäft von ſeiner Wittwe fortgeſetzt, welche in Holland geboren war, wo, wie ich mir habe ſagen laſſen, die Kenntniß der Buchführung und des Rechnungsweſens einen Theil der weiblichen Erziehung bildet. Sie ſchickte mir nicht nur eine ſo deutliche Aufſtellung über die Geſchäfte der Vergangenheit ein, als ſie nur zu ermitteln vermochte, ſondern fuhr auch fort, mir ſpäter jedes Vierteljahr mit der größten Regelmäßigkeit und Genauigkeit Rechenſchaft abzulegen, und führte das Geſchäft mit ſolchem Erfolg, daß ſie nicht allein eine Familie von Kindern ehrenhaft erzog, ſondern nach Ablauf der Aſſociationszeit im Stande war, mir die Buchdruckerei abzukaufen und dieſelbe ihrem Sohn zu übergeben.

Ich erwähne dieſen Umſtand hauptſächlich nur in der Abſicht, dieſen Zweig der Erziehung für unſere jungen Frauenzimmer anzuempfehlen, weil derſelbe vermuthlich, im Falle der Wittwenſchaft, für ſie und ihre Kinder von weit größerem Nutzen iſt, als Muſik und Tanzen; denn er ſetzt ſie in den Stand, vor Verluſten durch die Uebervortheilung von Seiten hinterliſtiger Menſchen bewahrt zu werden und ein nutzbringendes Handelsgeſchäft mit einer feſten Kundſchaft ſo lange fortzuführen, bis ein Sohn herangewachſen und tüchtig genug iſt, um es zu übernehmen und zum bleibenden Nutzen und zur Bereicherung der Familie fortzuſetzen.

Ungefähr um's Jahr 1734 kam aus Irland ein junger presbyterianiſcher Prediger Namens Hemphill zu uns, welcher mit einem guten Organ und anſcheinend aus dem Stegreif ganz vortreffliche Predigten vortrug, die eine bedeutende Anzahl von Zuhörern aus verſchiedenen Sekten heranlockte und zu förmlicher Bewunderung hinriß. Auch ich wurde ſein beſtändiger Zuhörer, denn ſeine Predigten gefielen mir, weil ſie wenig von der dogmatiſchen Art hatten, ſondern ſtreng die Ausübung der Tugend oder, wie man es im religiöſen Stile nennt, der guten Werke einſchärften. Diejenigen von unſrer Kongregation jedoch, welche ſich als orthodoxe Presbyterianer betrachteten, mißbilligten ſeine Lehre und wurden unterſtützt von der alten Geiſtlichkeit, welche ihn unter der Anklage der Ketzerei vor die Synode ſtellte, um ihm Schweigen aufzuerlegen. Ich wurde ſein eifriger Vertheidiger und trug mein Möglichſtes dazu bei, eine Partei zu ſeinen Gunſten zu gründen. So ſtritten wir eine Zeit lang für ihn mit einiger Hoffnung auf Erfolg. Es ward bei dieſer Gelegenheit viel für und wider geſchrieben, und als ich fand, daß er zwar ein gewandter Prediger, aber nur ein armſeliger Schriftſteller war, lieh ich ihm meine Feder und ſchrieb für ihn zwei oder drei Streitſchriften und einen Aufſatz in der Zeitung vom April 1735. Dieſe Broſchüren fanden, wie dies allgemein bei Streitſchriften der Fall iſt, zwar zu ihrer Zeit einen gierigen Leſerkreis, kamen jedoch bald aus der Mode, und ich möchte bezweifeln, ob auch nur noch ein einziges Exemplar derſelben vorhanden iſt.

Während des Streits ſchadete ein unglücklicher Vorfall der Sache Hemphill's ausnehmend. Einer unſerer Gegner hatte ihn eine Predigt halten hören, welche ſehr bewundert wurde, und glaubte, er habe die Predigt ſchon irgendwo vorher ganz oder wenigſtens theilweiſe geleſen. Bei genauem Nachſuchen fand er jenen citirten Theil ausführlich in einer Predigt von Dr. Foſter in einer der britiſchen Revuen. Dieſe Entdeckung erregte bei Vielen von unſrer Partei Aergerniß, ſo daß ſie von ſeiner Sache abfielen, und veranlaßte unſere noch ſchleunigere Niederlage in der Synode. Ich hielt jedoch zu ihm, da es mir lieber war, daß er uns gute, von Anderen geſchriebene Predigten gab, als ſchlechte von ſeiner eigenen Mache, obſchon das Letztere bei unſeren gewöhnlicheren Predigern üblich war. Er geſtand mir ſpäter, daß keine der von ihm gehaltenen Predigten von ihm ſelbſt geweſen ſei, und fügte hinzu, ſein Gedächtniß ſei ſo gut, daß es ihn in den Stand ſetze, jede Predigt nach nur einmaligem Ueberleſen zu behalten und zu wiederholen. Nach unſrer Niederlage verließ er uns und verſuchte anderwärts ſein Heil; ich aber trat aus der Kongregation aus und ſchloß mich ihr ſpäter nie wieder an, obwohl ich noch viele Jahre hindurch meinen Beitrag zum Unterhalt ihrer Geiſtlichen entrichtete.

Ich hatte im Jahr 1733 Sprach-Studien begonnen und machte mich bald ſo ſehr zum Herrn des Franzöſiſchen, daß ich im Stande war, ohne Mühe Bücher in dieſer Sprache zu leſen. Hierauf gab ich mich an das Italieniſche. Ein Bekannter, welcher daſſelbe ebenfalls lernte, pflegte mich oft aufzufordern, mit ihm Schach zu ſpielen. Da ich aber fand, daß mir dies zu viel von der Zeit wegnahm, die ich für das Studiren zu erübrigen hatte, weigerte ich mich zuletzt, weiter zu ſpielen, außer unter der Bedingung, daß der

Sieger in jedem Spiel das Recht haben ſollte, eine Aufgabe zu verhängen, die entweder in auswendig zu lernenden Theilen der Grammatik oder in Ueberſetzungen ꝛc. beſtand, welche Aufgaben der Beſiegte auf Ehrenwort vor unſerm nächſten Zuſammentreffen auszuführen hatte. Da wir ziemlich gleich ſpielten, ſchlugen wir einander in jene Sprache hinein. Ich erwarb mir ſpäter mit einiger Mühe ſo viel Kenntniß des Spaniſchen, daß ich auch Bücher in dieſer Sprache leſen konnte.

Ich habe bereits erwähnt, daß ich nur ein Jahr lang den Unterricht in einer lateiniſchen Schule genoſſen, und zwar als ich noch ſehr jung war, worauf ich dieſe Sprache gänzlich vernachläſſigt hatte. Nachdem ich mir aber einige Vertrautheit mit dem Franzöſiſchen, dem Italieniſchen und Spaniſchen erworben hatte, fand ich zu meiner Ueberraſchung beim Leſen eines lateiniſchen Teſtaments, daß ich weit mehr von jener Sprache verſtand, als ich gedacht hatte; dies ermuthigte mich, wieder auf das Studium derſelben zu gehn, und ich hatte einen um ſo größern Erfolg, als mir die vorangegangenen Sprachen den Weg bedeutend geebnet hatten.

Aus dieſen Umſtänden habe ich geſchloſſen, daß in unſrer gewöhnlichen Art des Sprachunterrichts einige Inkonſequenz liegt. Man erklärt es uns für rathſam, zuerſt mit dem Lateiniſchen zu beginnen, weil es, wenn wir uns dieſes zu eigen gemacht, leichter ſein werde, diejenigen neueren Sprachen zu erlernen, welche von demſelben abſtammen; und doch beginnen wir nicht mit dem Griechiſchen, um uns deſto leichter das Lateiniſche anzueignen. Allerdings, wenn du klettern und ſo auf die Spitze einer Leiter gelangen kannſt, ohne dich der Stufen zu bedienen, ſo wirſt du die letzteren beim Herabſteigen noch leichter überwinden; allein wenn du mit der untern Stufe beginnſt, wirſt du ſicher viel bequemer zu dem obern Ende hinanſteigen. Ich möchte es daher der Erwägung derjenigen, welche die Erziehung unſerer Jugend überwachen, anheimgeben — weil viele von denen, welche mit dem Lateiniſchen beginnen, daſſelbe wieder aufgeben, nachdem ſie einige Jahre ohne ſonderliche Erfolge darauf verwandt haben und das, was ſie lernten, ihnen beinahe unnütz geworden iſt, ſo daß ſie ihre Zeit vergeudet haben — ob es nicht beſſer geweſen wäre, wenn ſie mit dem Franzöſiſchen begonnen hätten, dann zum Italieniſchen fortgeſchritten wären u. ſ. w., denn wenn ſie dann auch, nach demſelben Zeitaufwand, das Sprachſtudium wieder aufgeben und niemals an das Lateiniſche gelangen würden, ſo hätten ſie ſich doch mit einer oder zwei Sprachen vertraut gemacht, die heutzutage im Gebrauch ſind und ihnen im gemeinen Leben gute Dienſte leiſten dürften.

Nach zehnjähriger Abweſenheit von Boſton, und nachdem ich inzwiſchen in behagliche Verhältniſſe gekommen war, machte ich eine Reiſe dorthin, um meine Verwandten zu beſuchen, was mir früher nicht wohl möglich geweſen war. Auf dem Rückwege hielt ich in Newport und beſuchte meinen Bruder, welcher mit ſeiner Buchdruckerei noch immer dort angeſeſſen war. Unſere früheren Streitigkeiten waren vergeſſen, und unſre Begegnung war eine ſehr herzliche und liebevolle. Es ging mit ſeiner Geſundheit ſtark zur Neige, und er bat mich dringend, im Falle ſeines Todes, welcher nach ſeinen Befürchtungen ihm nahe bevorſtand, ſeinen damals erſt zehnjährigen Sohn zu mir nach Hauſe zu nehmen, damit er bei mir die Buchdruckerkunſt erlerne. Dies that ich denn auch und ſandte den Knaben noch einige Jahre in die

Schule, bevor ich ihn in die Druckerei nahm. Seine Mutter führte das Geſchäft fort, bis er erwachſen war, wo ich ihm dann mit einer Auswahl neuer Typen aushalf, da die von ſeinem Vater herrührenden ſtark abgenützt waren. Auf dieſe Weiſe ſuchte ich meinem Bruder reichlich den Dienſt zu vergüten, deſſen ich ihn durch mein frühes Davonlaufen aus der Lehre beraubt hatte.

Im Jahr 1736 verlor ich einen meiner Söhne, einen hübſchen vierjährigen Knaben, an den Pocken, die er auf die gewöhnliche Weiſe bekommen hatte. Ich bereute lange Zeit und bereue noch heute bitterlich, daß ich den Knaben nicht hatte impfen laſſen. Ich erwähne dies um ſolcher Eltern willen, die dieſe Operation unterlaſſen in der Annahme, ſie würden es ſich niemals verzeihen, wenn ihnen ein Kind dadurch ſtürbe. Mein Beiſpiel beweiſt, daß die Reue in beiden Fällen dieſelbe ſein kann, und daß man daher den ſicheren Weg wählen ſollte.

Unſer Klub, der Junto, erwies ſich ſo nützlich und bereitete den Mitgliedern ſolche Befriedigung, daß mehrere den Wunſch hegten, auch ihre Freunde einzuführen, was nicht wohl geſchehen konnte, ohne diejenige Zahl zu überſchreiten, welche wir als eine paſſende vereinbart hatten, nämlich zwölf. Wir hatten es uns von Anfang an zur Regel gemacht, unſre Geſellſchaft geheim zu halten, was ziemlich gewiſſenhaft beobachtet wurde; unſere Abſicht dabei war, der Bewerbung um Aufnahme von Seiten ungeeigneter Perſonen auszuweichen, von denen vielleicht manche nur mit Mühe abzuweiſen geweſen wären. Ich gehörte zu denjenigen, welche gegen jede Vermehrung unſerer Zahl waren, aber ich brachte ſtatt deſſen einen ſchriftlichen Vorſchlag ein, dahin gehend, daß jedes Mitglied für ſich einen Zweig-Klub zu bilden ſich bemühen ſollte, mit denſelben Regeln hinſichtlich der Erkundigungen u. ſ. w., und ohne ſeine neuen Genoſſen von ſeiner Verbindung mit dem Junto in Kenntniß zu ſetzen. Die beantragten Vortheile waren: die Ausbildung ſo vieler weiteren jungen Bürger durch die Benützung unſerer Einrichtungen; unſere genauere Bekanntſchaft mit den allgemeinen Anſichten der Bevölkerung bei jeder Gelegenheit, da die Mitglieder des Junto die von uns gewünſchten Fragen und Erkundigungen vorſchlagen konnten und dem Junto wieder berichten ſollten, was in dem beſondern

Klub eines Jeden vorging; die Förderung unſerer beſonderer Intereſſen im Geſchäft durch ausgedehntere Empfehlung, die Zunahme unſres Einfluſſes in öffentlichen Angelegenheiten, und unſer Vermögen, Gutes zu ſtiften, indem wir die Anſichten des Junto mittelſt der einzelnen Klubs verbreiteten.

Der Vorſchlag fand Beifall, und jedes Mitglied machte ſich daran, ſeinen Klub zu gründen, aber es gelang nicht Allen. Nur fünf oder ſechs kamen zu Stande und gaben ſich verſchiedene Namen, wie z. B. der Weinſtock, die Union, das Band u. ſ. w. Sie waren ſich ſelbſt nützlich, lieferten uns eine Menge Unterhaltung, Belehrung und Auskunft und entſprachen überdem in einem ziemlich bedeutenden Grade unſeren Abſichten, die öffentliche Meinung bei gewiſſen beſonderen Gelegenheiten zu beeinfluſſen, von denen ich einige Beiſpiele an den betreffenden Zeitpunkten erwähnen werde.

Meine erſte Beförderung war die Erwählung zum Schriftführer der General-Verſammlung im Jahre 1736. Die Wahl fand in jenem Jahre ohne Widerſtand ſtatt; als ich jedoch im folgenden Jahre wieder vorgeſchlagen wurde (die Wahl galt, wie diejenige der Mitglieder, nur für ein Jahr), ſo hielt ein neues Mitglied eine lange Rede gegen mich, um irgend einen andern Kandidaten zu begünſtigen. Ich wurde jedoch wieder gewählt, was für mich um ſo angenehmer war, als die Stelle, außer der Bezahlung für den unmittelbaren Dienſt als Schreiber, mir eine beſſere Gelegenheit gab, unter den Mitgliedern ein Intereſſe für mich aufrecht zu erhalten, welches mir die Beſorgung des Drucks der Wahlzettel, der Geſetze, des Papiergelds und anderer gelegenheitlichen Lohnarbeiten für das Publikum ſicherte, die im Ganzen ſehr gewinnbringend waren.

Die Oppoſition dieſes neuen Mitglieds, eines Mannes von Vermögen, Erziehung und ſolchen Talenten, welche geeignet waren, ihm mit der Zeit großen Einfluß im Hauſe zu verleihen, was in der That auch ſpäter geſchah, war mir nicht ſehr angenehm. Es lag jedoch nicht in meiner Abſicht, ſeine Gunſt durch irgend welche Kriecherei gegen ihn zu erwerben, ſondern ich ſchlug nach einiger Zeit folgenden andern Weg ein. Da ich gehört hatte, er beſitze in ſeiner Bibliothek ein gewiſſes ſehr ſeltenes und merkwürdiges Buch, drückte ich ihm in einer Zuſchrift meinen

Wunſch aus, jenes Buch zu leſen, und bat ihn um die Gefälligkeit, es mir auf einige Tage zu leihen. Er überſchickte es mir ſogleich, und ich gab es etwa in einer Woche mit einer zweiten Zuſchrift zurück, worin ich ſeine Gefälligkeit mit warmem Danke anerkannte. Als wir uns das nächſte Mal im Hauſe trafen, ſprach er mit mir (was er zuvor niemals gethan hatte), und zwar mit ungemeiner Höflichkeit; und ſpäterhin bethätigte er immer ſeine Bereitwilligkeit, mir bei allen Gelegenheiten gefällig zu ſein, ſo daß wir große Freunde wurden, und unſere Freundſchaft bis zu ſeinem Tode fortbeſtand. Dies iſt ein zweites Beiſpiel von der Wahrheit eines Grundſatzes, den ich gelernt hatte und welcher beſagt: „derjenige, welcher dir einmal eine Gefälligkeit gethan hat, wird weit bereitwilliger ſein, dir eine zweite zu thun, als derjenige, welchen du ſelbſt dir verpflichtet haſt.“ Und es beweist, um wie viel nutzbringender es iſt, feindſeliges Gebahren klugerweiſe zu beſeitigen, als daſſelbe übel aufzunehmen, zu erwidern und fortzuſetzen.

Als im Jahre 1737 Oberſt Spotswood, der frühere Gouverneur von Virginien und damalige

Generalpoſtmeiſter, mit der Führung ſeines Stellvertreters in Philadelphia wegen einiger Fahrläſſigkeit in der Ablieferung und der Ungenauigkeit ſeiner Abrechnungen unzufrieden war, nahm er demſelben die Stelle ab und bot ſie mir an. Ich nahm ſie bereitwillig an und fand ſie ſehr vortheilhaft, denn wenn das Gehalt auch klein war, ſo erleichterte ſie mir doch die Korreſpondenz, welche meine Zeitung gehaltvoller machte, ſowie den Abſatz der Nummern und die Zahl der einzurückenden Ankündigungen vermehrte, ſo daß ſie mir im Lauf der Zeit ein bedeutendes Einkommen abwarf. Die Zeitung meines alten Konkurrenten nahm im ſelben Verhältniß ab, und ich erhielt ſo meine Genugthuung, ohne daß ich ihm, wie er als Poſtmeiſter früher gethan hatte, ſeine Weigerung, meine Zeitungen durch ſeine Poſtreiter befördern zu laſſen, mit gleicher Münze vergalt. So hatte er ſeine Fahrläſſigkeit in genauer Buchführung ſchwer zu büßen, und ich führe dies an als Lehre für alle jene jungen Leute, welche in der Führung von Geſchäften für Andere verwendet werden möchten, damit ſie immer mit großer Klarheit und Pünktlichkeit ihre Rechnungen ſtellen und ihre Zahlungen machen. Der Ruf einer derartigen Geſchäftsführung iſt die gewichtigſte von allen Empfehlungen zu neuen Anſtellungen und zur Vermehrung des Geſchäfts.

Ich begann nun meine Gedanken einigermaßen den öffentlichen Angelegenheiten zuzuwenden, jedoch Anfangs nur in kleinen Dingen. Die Stadtwache war eines der erſten Dinge, welche nach meinem Dafürhalten einer Regelung bedurfte. Sie wurde abwechſelnd von den Konſtablern der verſchiedenen Stadtbezirke gehandhabt, indem der Konſtabler eine Anzahl Hausväter aufbot, ihn für die Nacht zu begleiten. Wer vorzog, einen ſolchen Dienſt niemals zu leiſten, der bezahlte ihm jährlich ſechs Schillinge für ſeine Befreiung; dieſe Summe war angeblich zur Stellung von Erſatzmännern beſtimmt — in Wirklichkeit weit mehr, als für dieſen Zweck erforderlich war — und machte ſo das Amt eines Konſtablers zu einem ſehr einträglichen. Der Konſtabler ſammelte oft gegen eine kleine Bewirthung ein ſolches Geſindel als Schaarwacht um ſich, daß achtbare Hausväter ſich nicht unter dieſelben miſchen wollten. Auch der Rundgang und das Streifen der Wachen wurden oft vernachläſſigt und die meiſten Nächte mit Zechen verbracht. Ich ſchrieb daher einen Aufſatz, um ihn im Junto vorzuleſen, ſetzte dieſe Unregelmäßigkeiten auseinander, hob aber noch ausdrücklich die Ungleichheit jener Steuer von ſechs Schillingen für den Konſtabler gegenüber den Verhältniſſen derjenigen hervor, welche ſie bezahlen mußten, weil eine hausbeſitzende arme Wittwe, deren geſammtes, durch die Schaarwacht zu bewachendes Vermögen vielleicht nicht den Werth von fünfzig Pfund überſchritt, gerade ſo viel bezahlte wie der wohlhabendſte Kaufmann, welcher Tauſende von Pfunden in Waaren in ſeinen Speichern hatte.

Im Ganzen ſchlug ich als eine wirkſamere Wache das Dingen geeigneter Männer vor, welche dieſes Geſchäft beſtändig verſehen ſollten, und als einen billigern Weg zur Aufbringung der Koſten hiefür die Erhebung einer Steuer, welche im Verhältniß zu dem Beſitze ſtehen ſollte. Da dieſer Vorſchlag den Beifall des Junto fand, wurde er den anderen Klubs mitgetheilt, aber ſo als ob er in jedem von ihnen zuerſt auftauchte, und obſchon der Plan nicht unmittelbar in's Werk geſetzt wurde, bereitete er doch die öffentliche Meinung auf dieſe Aenderung vor und bahnte den Weg für das Geſetz, welches einige Jahre ſpäter durchging, als die Mitglieder unſers Klubs zu größerem Einfluß gelangt waren.

Ungefähr um dieſelbe Zeit ſchrieb ich einen Aufſatz (er ſollte erſt im Junto vorgeleſen werden, wurde aber ſpäter im Druck herausgegeben) über die verſchiedenen Unfälle und Fahrläſſigkeiten, durch welche Häuſer in Brand geriethen, und fügte Warnungen und Vorſichtsmaßregeln dagegen und Vorſchläge und Mittel zur Vermeidung derſelben hinzu. Dieſer Aufſatz wurde als ſehr gemeinnützig vielfach beſprochen und rief einen bald darauf erfolgenden Plan hervor, eine Geſellſchaft zur raſchern Löſchung der Feuersbrünſte und zu gegenſeitigem Beiſtand bei der Rettung und Bergung von gefährdeter Habe zu bilden. Es fanden ſich alsbald Verbündete für dieſes Vorhaben in der Zahl von dreißig. Die Artikel unſrer Satzung verpflichteten jedes Mitglied, beſtändig eine Anzahl lederner Eimer ſowie ſtarker Säcke und Körbe (zum Einpacken und Wegtragen der Waaren) in guter Ordnung und zur Benützung bereit zu halten, welche zu jeder Feuersbrunſt mitgebracht werden ſollten, und wir kamen überein, uns monatlich einmal zu verſammeln und einen geſelligen Abend mit einander zu verbringen, wobei ſolche Anſichten, welche in Betreff der Feuersbrünſte in uns auftauchten oder welche für unſer Benehmen bei derartigen Gelegenheiten von Nutzen ſein mochten, zur Erörterung und Mittheilung kommen ſollten.

Die Gemeinnützigkeit dieſer Einrichtung machte ſich bald geltend. Da nun noch viel mehr Perſonen, als wir für eine einzige Geſellſchaft erſprießlich erachteten, ſich zur Aufnahme meldeten, ſo gaben wir ihnen den Rath, einen andern Verein zu bilden, was demgemäß auch geſchah. Dieſes ging ſo fort, indem ein neuer Verein um den andern ſich bildete, bis dieſelben ſo zahlreich wurden, daß ſie die meiſten Beſitzer von Liegenſchaften unter der Einwohnerſchaft umfaßten, und noch heute, wo ich dies ſchreibe, beſteht der von mir zuerſt gegründete Verein, die ſogenannte Unions-Feuergeſellſchaft noch und gedeiht, obwohl ſeit ihrer Gründung fünfzig Jahre vergangen und die erſten Mitglieder alle geſtorben ſind, bis auf mich und noch Einen, der um ein Jahr älter iſt als ich. Die kleinen Geldbußen, welche die Mitglieder für ihr Ausbleiben bei den monatlichen Verſammlungen bezahlen mußten, ſind zum Ankauf von Feuerſpritzen, Leitern, Feuerhaken und anderen Geräthſchaften für jeden Verein verwendet worden, ſo daß ich fragen darf, ob irgend eine Stadt der Welt beſſer verſehen iſt mit den Mitteln, um ausbrechenden Feuersbrünſten Einhalt zu thun. In der That hat die Stadt ſeit dem Beſtehen dieſer Einrichtungen niemals durch Brände mehr als ein oder zwei Häuſer auf einmal verloren, und die Flammen ſind oft gelöſcht worden, bevor das Haus, worin der Brand ausbrach, halb verzehrt worden war. —

Im Jahr 1739 erſchien unter uns aus Irland Se. Hochwürden der Herr Whitefield, welcher ſich als Reiſeprediger dort einen Ruf gemacht hatte. Er durfte zuerſt in einigen unſerer Kirchen predigen, allein die Geiſtlichkeit faßte einen Widerwillen gegen ihn, verweigerte ihm bald ihre Kanzeln und nöthigte ihn, unter freiem Himmel zu predigen. Ungeheure Menſchenmengen aus allen Sekten und Bekenntniſſen wohnten ſeinen Predigten bei, und es war für mich, der ich ebenfalls zu dieſer Zahl gehörte, ein Gegenſtand der eifrigen Betrachtung, den außerordentlichen Einfluß ſeiner Beredſamkeit auf ſeine Zuhörer zu beobachten und zu ſehen, wie ſie ihn bewunderten und verehrten, obwohl er ſie gewöhnlich tüchtig ausſchimpfte und verſicherte, ſie ſeien von Natur aus halbe Beſtien und halbe Teufel. Es war wunderbar, die Veränderung zu ſehen, welche er bald in den Sitten unſrer Bevölkerung hervorrief. Waren ſie erſt leichtſinnig oder gleichgültig in religiöſen Dingen geweſen, ſo ſchien jetzt die ganze Welt gottſelig zu werden, ſo daß man am Abend nicht durch die Stadt gehen konnte, ohne in verſchiedenen Familien jeder Straße Pſalmen ſingen zu hören.

Da es nun ſowohl unbequem als unpaſſend gefunden wurde, ſich, aller Unbill der Witterung ausgeſetzt, unter freiem Himmel zu verſammeln, ſo dachte man an die Erbauung eines Hauſes für ſolche Verſammlungen. Kaum hatte man aber dieſen Vorſchlag gemacht und Perſonen zum Empfang von Beiträgen aufgeſtellt, ſo gingen ſo zahlreiche Summen ein, daß man die Bauſtelle kaufen und das Gebäude errichten konnte, welches einhundert Fuß lang und ſiebzig Fuß breit war und etwa die Größe von Weſtminſter-Hall hatte. Die Arbeit ſelbſt ward mit ſolchem Eifer betrieben, daß ſie in weit kürzerer Zeit vollendet ward, als man hätte erwarten können. Sowohl Haus als Grundſtück wurden der Verwaltung von Kuratoren überwieſen, ausdrücklich zum Gebrauch eines jeden Predigers von irgend einer religiöſen Konfeſſion, welcher zu der Bevölkerung von Philadelphia zu ſprechen wünſchen würde, denn der Zweck bei der Erbauung war nicht der, daß es irgend einer beſondern Sekte, ſondern der Einwohnerſchaft im Allgemeinen zu Gute kommen ſollte, ſo daß wenn ſelbſt dem Mufti von Konſtantinopel eingefallen wäre, einen Miſſionär herüberzuſchicken, um uns den Mohamedanismus zu predigen, derſelbe eine Kanzel zu ſeiner Verfügung gefunden haben würde.

Als Herr Whitefield uns verließ, predigte er auf dem ganzen Wege durch die Kolonien bis hinunter nach Georgien. Die Beſiedelung dieſer Provinz hatte erſt neuerdings begonnen. Anſtatt ſich jedoch aus kühnen und an Arbeit gewöhnten fleißigen Landbebauern zuſammenzuſetzen, als den einzigen Leuten, welche einem ſolchen Unternehmen gewachſen waren, beſtanden die Anſiedler aus Familien von bankerotten Krämern und anderen zahlungsunfähigen Schuldnern; Viele waren von trägen und faulen Gewohnheiten und gradeswegs aus den Gefängniſſen genommen. Wenn dieſe ſich nun in den Wäldern niederließen, waren ſie für die Urbarmachung des Bodens ganz ungeeignet und außer

Stande, die Mühſeligkeiten einer neuen Niederlaſſung zu ertragen, gingen in Menge zu Grunde und hinterließen viele hülfloſe Kinder ohne Verſorgung. Der Anblick ihrer armſeligen Lage brachte das wohlwollende Herz des Herrn Whitefield auf den Gedanken, dort ein Waiſenhaus zu erbauen, um ſie darin zu verpflegen und zu erziehen. Bei ſeiner Rückkehr in den Norden empfahl er in ſeinen Predigten dieſes gute Werk und veranſtaltete große Sammlungen, denn ſeine Beredſamkeit hatte eine wunderbare Gewalt über die Herzen und Börſen ſeiner Zuhörer, wovon ich ſelbſt ein Beiſpiel abgab.

Ich mißbilligte das Vorhaben nicht. Da es jedoch damals in Georgien an Baumaterial und Arbeitern fehlte und man damit umging, dieſelben mit großen Koſten von Philadelphia aus dorthin zu ſchicken, ſo glaubte ich, es wäre beſſer geweſen, das Haus hier zu bauen und die Kinder hierher zu bringen. Ich rieth hierzu, allein er beharrte auf ſeinem erſten Plan und verwarf meinen Rath, und ich verweigerte deshalb meine Beiſteuer. Zufälligerweiſe wohnte ich bald darauf einer ſeiner Predigten bei und bemerkte im Verlauf derſelben ſeine Abſicht, ſie mit einer Sammlung zu beſchließen; ich nahm mir daher im Stillen vor, er ſolle nichts von mir bekommen. Ich hatte eine Handvoll Kupfergeld, drei oder vier Silberthaler und fünf Piſtolen in Gold in der Taſche. Als er weiter predigte, begann ich weich zu werden und beſchloß, ihm das Kupfer zu geben. Ein weiteres Meiſterſtück ſeiner Redekunſt machte, daß ich mich meines Entſchluſſes ſchämte und ihm das Silber zu geben beſchloß; ſein Schluß aber war ſo prächtig, daß ich meine ganze Taſche mit Gold und Allem auf des Sammlers Tiſch leerte. Derſelben Predigt wohnte auch ein Mitglied unſeres Klubs bei, welcher meine Anſichten hinſichtlich des Hauſes in Georgien theilte und in dem Argwohn, es möchte vielleicht eine Sammlung beabſichtigt werden, aus Vorſicht ſeine Taſchen geleert hatte, ehe er von Hauſe hinwegging. Gegen den Schluß der Predigt fühlte er aber ein lebhaftes Verlangen, zu geben, wandte ſich an einen neben ihm ſtehenden Nachbar und wollte von demſelben einiges Geld zu dieſem Zweck borgen. Das Anliegen ward unglücklicherweiſe an den vielleicht einzigen Mann in der Verſammlung gerichtet, welcher die Feſtigkeit hatte, ſich nicht von dem Redner rühren zu laſſen. Er antwortete daher: „Zu jeder andern Zeit würde ich dir gern Geld leihen, Freund Hopkinſon, nur nicht jetzt, denn du ſcheinſt nicht recht bei Sinnen zu ſein.“

Mehrere von Herrn Whitefield's Feinden gaben ſich das Anſehen, als argwöhnten ſie, er würde die geſammelten Gelder zu ſeinem eigenen Privatnutzen verwenden; allein ich war genau mit ihm bekannt (da ich den Druck ſeiner Reden und Tagebücher u. ſ. w. beſorgte) und hegte darum nicht den mindeſten Verdacht gegen ſeine Rechtſchaffenheit, ſondern bin noch bis auf den heutigen Tag entſchieden der Anſicht, daß er in ſeinem ganzen Betragen ein vollkommen ehrlicher Mann war. Mein Zeugniß zu ſeinen Gunſten muß meines Erachtens um ſo mehr Gewicht haben, als wir in keiner religiöſen Verbindung zu einander ſtanden. Er pflegte zwar bisweilen für meine Bekehrung zu beten, hatte aber niemals die Genugthuung, glauben zu dürfen, daß ſeine Gebete erhört ſeien. Unſere Freundſchaft war eine rein höfliche, aber beiderſeits aufrichtige, und währte bis zu ſeinem Tode.

Folgendes Beiſpiel mag einigermaßen darthun, auf welchem Fuße ich mit ihm ſtand. Als er wieder einmal von England nach Boſton zurückgekehrt war, ſchrieb er mir, er werde bald nach Philadelphia kommen, wiſſe aber noch nicht, wo er während ſeines dortigen Aufenthalts wohnen ſolle, da er gehört, daß ſein alter Freund und Wirth, Herr Benezet, nach Germantown überſiedelt ſei. Ich ſchrieb ihm als Antwort: „Sie kennen mein Haus; wenn Sie ſich mit ſeinen dürftigen Bequemlichkeiten behelfen wollen, ſollen Sie herzlich willkommen ſein.“ Er erwiderte: wenn ich ihm dieſes freundliche Anerbieten um Chriſti willen mache, werde mir der Lohn dafür nicht ausbleiben. Ich entgegnete darauf: „Ich wünſche nicht mißverſtanden werden: es geſchah nicht um Chriſti willen, ſondern um Ihretwillen.“ Einer unſerer gemeinſamen Bekannten bemerkte ſcherzweiſe, ich müſſe wiſſen, daß es bei den Heiligen Gebrauch ſei, wenn man ihnen irgend eine Gefälligkeit erwieſen habe, die Laſt der Verpflichtung dafür von ihren eigenen Schultern abzuwälzen und dem Himmel zuzuwenden — weßwegen ich mich wohl bemüht hätte, ſie der Erde aufzuerlegen.

Meine letzte Begegnung mit Herrn Whitefield war in London, wo er mich wegen der Angelegenheit ſeines Waiſenhauſes und ſeines Vorhabens, zu Rathe zog, damit die Errichtung einer höhern Lehranſtalt zu verbinden.

Er hatte eine laute helle Stimme und ſprach ſeine Worte und Sätze ſo vollkommen deutlich aus, daß er in einer großen Entfernung gehört und verſtanden werden konnte, namentlich da ſeine Zuhörer trotz ihrer Menge das peinlichſte Stillſchweigen beobachteten. Er predigte eines Abends von der Vortreppe des Gerichtshauſes aus, das in der Mitte von Market-Street und auf der Weſtſeite von Second-Street ſteht, welche die erſtere unter einem rechten Winkel kreuzt. Beide Straßen waren bis zu einer bedeutenden Entfernung hin mit ſeinen Zuhörern angefüllt. Da ich unter den Hinterſten in Market-Street ſtand, war ich neugierig zu erfahren, bis zu welcher Entfernung er gehört werden konnte. Ich zog mich alſo rückwärts die Straße hinunter gegen den Fluß zurück und fand ſeine Stimme noch deutlich vernehmbar, bis ich in die Nähe von Front-Street kam, wo irgend ein Lärm in dieſer Straße ſie dämpfte. Wenn ich mir nun einen Halbkreis, deſſen Radius meine Entfernung von ihm ſein würde, vergegenwärtigte und mir denſelben mit Zuhörern angefüllt dachte, für deren jeden ich zwei Quadratfuß annahm, ſo berechnete ich, daß er leicht von mehr als Dreißigtauſend Perſonen gehört werden konnte. Dies ſöhnte mich mit den Schilderungen der Zeitungen aus, daß er vor Fünfundzwanzigtauſend Menſchen im Freien gepredigt habe, und mit den alten Geſchichten von Feldherren, welche ganze Heere anredeten — woran ich bisweilen gezweifelt hatte.

Dadurch, daß ich ihn oft hörte, gelangte ich dahin, leicht zwiſchen neuverfaßten Predigten und ſolchen zu unterſcheiden, die er im Verlauf ſeiner Reiſen öfters gehalten hatte. Sein Vortrag der letzteren war durch häufige Wiederholungen ſo vervollkommnet, daß jeder Accent, jeder Nachdruck, jede Modulation der Stimme ſo vortrefflich ausgebildet und wohl angebracht war, daß man, ſelbſt ohne ſich für den Gegenſtand zu intereſſiren, unwillkürlich Gefallen an der Predigt finden mußte, — ein Vergnügen von ungefähr derſelben Art, wie wir es von einem ausgezeichneten Muſikſtück empfangen. Dies iſt ein Vortheil, welchen Wanderprediger vor ſeßhaften voraushaben, weil die letzteren ihren Vortrag einer Predigt nicht wohl durch ſo viele Proben vervollkommnen können.

Seine ungedruckten und gedruckten Schriften lieferten von Zeit zu Zeit ſeinen Feinden einen großen Vortheil über ihn. Uebereilte Ausdrücke und ſelbſt irrige, im mündlichen Kanzelvortrag ausgeſprochene Anſichten, hätten ſpäter durch Anführung anderer damit im Zuſammenhang ſtehender, erläutert und gemildert, oder ſie hätten ganz in Abrede geſtellt werden können; aber litera scripta manet — der geſchriebene Buchſtabe bleibt. Kritiker griffen ſeine Schriften ſo heftig und mit ſo vielem Anſchein von Berechtigung an, daß die Zahl ſeiner Anhänger abnahm und ſich nicht wieder mehren konnte. Ich bin daher der Anſicht, wenn er nie etwas geſchrieben hätte, würde er eine weit zahlreichere und bedeutendere Sekte hinterlaſſen, und ſein Ruf würde ſich in dieſem Falle ſelbſt nach ſeinem Tode noch erhöht haben, weil nichts von ſeinen Schriften vorhanden war, worauf ſich ein Tadel gründen und was ihm einen geringern Ruf geben konnte. So würde es ſeinen Anhängern freigeſtanden haben, ihm eine ſo große Mannigfaltigkeit von Vorzügen anzudichten, als ſie in ihrer begeiſterten Bewunderung nur wünſchen konnten, daß er wirklich beſeſſen habe. —

Mein Geſchäft vergrößerte ſich nun zuſehends und meine Verhältniſſe geſtalteten ſich täglich angenehmer, da meine Zeitung ſehr einträglich geworden war und eine Zeitlang beinahe die einzige in unſrer Provinz und den benachbarten blieb. Ich erprobte alſo ebenfalls die Wahrheit der Beobachtung: hat man einmal die erſten hundert Pfund vor ſich gebracht, ſo iſt es weit leichter, das zweite Hundert zu verdienen, weil das Geld ſelbſt von fruchtbarer Natur iſt.

Da meine Theilhaberſchaft in Carolina gelungen war, ſo wurde ich ermuthigt, mich auf andere einzulaſſen und mehreren meiner Arbeiter, die ſich gut aufgeführt hatten, vorwärts zu helfen, indem ich ſie mit Druckereien in verſchiedenen Kolonien unter denſelben Bedingungen etablirte, wie jene in Carolina. Die meiſten von ihnen fanden ihr Fortkommen und waren beim Ablauf unſrer Vertragszeit, nach ſechs Jahren, im Stande, mir das Geſchäft abzukaufen und auf eigene Rechnung fortzuſetzen, wodurch mehrere Familien gegründet und erhalten wurden. Aſſociationen endigen oft in Handeln; allein ich war darin glücklich, daß die meinigen alle freundlich fortgeführt wurden und endeten, was ich großentheils der Vorſicht beimeſſen zu dürfen glaube, daß ich in unſeren Verträgen ganz deutlich Alles feſtſetzte, was von jedem Theilhaber zu leiſten oder zu erwarten war, ſo daß über nichts geſtritten werden konnte, — eine Vorſicht, die ich deshalb allen denen anempfehlen möchte, welche in eine Theilhaberſchaft eintreten. Denn welche Achtung und welches Vertrauen die Geſchäftstheilhaber beim Beginn der Vertragszeit auch für einander haben mögen, es können immer kleine Eiferſüchteleien und Aergerniſſe, ſowie Anſichten über Ungleichheit in der Beſorgung und der Laſt des Geſchäfts u. ſ. w. entſtehen, welche oft den Bruch der Freundſchaft und der Verbindung, vielleicht ſogar Prozeſſe und andere unangenehme Folgen nach ſich ziehen.

Ich hatte im Ganzen überreiche Urſache, damit zufrieden zu ſein, daß ich mich in Pennſylvanien niedergelaſſen hatte. Nur zwei Dinge vermißte ich noch: daß es weder Vorkehrungen für Landesvertheidigung noch für eine vollſtändige Erziehung der Jugend, d. h. keine Miliz und keine höheren Lehranſtalten gab. Ich entwarf daher im Jahre 1743 einen Vorſchlag zur Errichtung einer Akademie. Da ich damals den Hochwürdigen Herrn Peters, welcher eben ohne Anſtellung war, zur Leitung einer derartigen Anſtalt für geeignet erachtete, ſo theilte ich ihm meinen Plan mit. Er hatte jedoch gewinnreichere Ausſichten im Dienſte der Eigenthümer*), welche ſich auch ſpäter bewährten, und lehnte daher mein Unternehmen ab. Ich kannte jedoch keine andere, für einen derartigen Vertrauenspoſten geeignete Perſönlichkeit, und ließ deshalb den Plan eine Zeitlang ruhen. Im folgenden Jahr 1744 hatte ich beſſern Erfolg mit dem Vorſchlage und der Errichtung einer Philoſophiſchen Geſellſchaft. Der Artikel, welchen ich zu dieſem Zwecke ſchrieb, wird unter meinen Schriften gefunden werden, wenn ſie einſt geſammelt ſind.

Hinſichtlich der Landesvertheidigung ging ich folgendermaßen zu Werke. Spanien war ſchon ſeit mehreren Jahren mit Großbritannien im Kriege und hatte ſich endlich mit Frankreich verbündet, was uns in große Gefahr verſetzte. Da nun die eifrigen und lange fortgeſetzten Bemühungen unſers Gouverneurs Thomas ſich erfolglos erwieſen und unſre Quäker-Aſſembly zum Erlaß eines Milizgeſetzes und anderer Maßregeln für die Sicherheit der Provinz bewegen konnten, ſo beſchloß ich, einen Verſuch zu machen, was durch eine freiwillige Verbindung des Volks zu machen ſei. Zur Förderung dieſes Zweckes ſchrieb und veröffentlichte ich zuerſt eine Broſchüre unter dem Titel: „Schlichte Wahrheit", worin ich unſre wehrloſe Lage in ſtarkem Lichte ſchilderte, die Nothwendigkeit einer Einheit und Mannszucht für unſre Vertheidigung nachwies und verſprach, in einigen Tagen eine Verbindung vorzuſchlagen, um ſie zu dieſem Zwecke allgemein unterzeichnen zu laſſen. Dieſe Schrift hatte eine plötzliche und überraſchende Wirkung. Man verlangte von mir, ich ſolle den Aſſociations-Vertrag aufſetzen. Nachdem ich alſo den Entwurf deſſelben mit einigen Freunden verfaßt hatte, lud ich zu einer Bürgerverſammlung in dem ſchon mehr erwähnten Gebäude ein. Das Haus war ziemlich voll. Ich hatte eine Anzahl gedruckter Exemplare der Erklärung vorbereitet und dafür geſorgt, daß Tinte und Federn über den ganzen Saal vertheilt waren. Ich hielt eine kurze Anrede über den Gegenſtand, las den Entwurf vor, erläuterte ihn und vertheilte dann die gedruckten Exemplare, welche begierig unterzeichnet wurden, ohne daß ſich die geringſte Einwendung erhob.

---

*) So heißen in Pennſylvanien die Nachkommen und Rechts-Nachfolger W. Penn's. D. H.

Als die Verſammlung auseinander ging und die Formulare geſammelt wurden, fanden wir über zwölfhundert Unterſchriften, und da noch andere Exemplare auf dem platten Lande vertheilt wurden, ſo belief ſich die Zahl der Unterzeichner zuletzt auf zehntauſend. Dieſe verſahen ſich alle ſo raſch wie möglich mit Waffen, ordneten ſich in Kompagnien und Regimenter, wählten ihre eigenen Offiziere und traten jede Woche zuſammen, um ſich in Handhabung der Waffen und anderen Theilen des militäriſchen Exercitiums unterrichten zu laſſen. Die Frauen veranſtalteten Sammlungen unter ſich und ſorgten für ſeidene Fahnen, welche ſie den Kompagnien verehrten; die verſchiedenen Sinnbilder und Wahlſprüche, welche auf die Fahnen gemalt wurden, lieferte ich.

Als die Offiziere der Kompagnien, welche das Philadelphia-Regiment bildeten, zuſammentraten, erwählten ſie mich zu ihrem Oberſt. Da ich mich ſelbſt jedoch hierzu für ungeeignet erachtete, lehnte ich dieſe Stelle ab und empfahl Herrn Lawrence, einen ſtattlichen Mann von Einfluß und Anſehen, der denn auch gewählt wurde. Ich ſchlug nun die Veranſtaltung einer Lotterie vor, um die Koſten der Errichtung einer Batterie unterhalb der Stadt und der Ausrüſtung derſelben mit Kanonen aufzubringen. Das Unternehmen glückte, und die Batterie ward bald errichtet, wobei die Schartenzeiler aus Klötzen verfertigt und mit Erde ausgefüllt wurden. Wir kauften einige alte Geſchütze von Boſton. Da dieſelben aber nicht hinreichten, ſo ſchrieben wir um weitere nach England und baten gleichzeitig unſre Eigenthümer um einige Unterſtützung, wiewohl ohne ſonderliches Vertrauen auf den Erfolg.

Mittlerweile wurden Oberſt Lawrence, William Allen, Abraham Taylor und ich von den Verbündeten nach New-York mit dem Auftrag geſchickt, einige Kanonen vom Gouverneur Clinton zu entlehnen. Er verweigerte ſie uns Anfangs peremtoriſch; allein bei einer Mahlzeit mit ſeinem Rathe, wobei nach damaliger Sitte tüchtig Madeira-Wein getrunken wurde, ließ er ſich allmälig erweichen und verſprach uns ſechs Kanonen zu leihen. Nach einigen weiteren Gläſern ging er bis zu zehn und endlich geſtattete er uns wohlwollend deren achtzehn. Es waren ſehr ſchöne

Geſchütze, Achtzehnpfünder, ſammt den Laffetten, welche wir bald nach Philadelphia ſchafften und in unſrer Batterie aufpflanzten, wo die verbündete Miliz während der ganzen Dauer des Kriegs Nachts die Wache bezog und ich unter den übrigen ebenfalls regelmäßig meine Wache als gemeiner Soldat that.

Meine Rührigkeit bei dieſen Vorgängen gefielen dem Gouverneur und Rathe; ſie zogen mich in's Vertrauen und befragten mich bei jeder Maßregel um meine Anſicht, wobei ihre Mitwirkung für die Verbindung nützlich erachtet wurde. Ich machte ihnen den Vorſchlag, die Religion zu Hülfe zu nehmen und ein Faſten auszuſchreiben, um die Sinnesänderung zu fördern und den Segen des Himmels auf unſer Unternehmen herabzuflehen. Sie ergriffen den Vorſchlag. Da es aber das erſte Faſten war, von welchem jemals in der Provinz die Rede geweſen war, hatte der Sekretär kein Präcedens, nach welchem er den Erlaß entwerfen konnte. Hier kam mir meine Erziehung in Neu-England, wo jedes Jahr ein Faſtenbrief erlaſſen wird, einigermaßen zu Gute: ich entwarf das Ausſchreiben in dem hergebrachten Stile. Es wurde in's Deutſche überſetzt, in beiden Sprachen gedruckt und durch die ganze Provinz verbreitet. Dies gab der Geiſtlichkeit der verſchiedenen Sekten eine willkommene Gelegenheit, ihre Gemeinden zu bereden, daß ſie dem Milizverbande beitraten, und dieſer würde wahrſcheinlich unter allen bis auf die Quäker allgemein geworden ſein, wenn nicht der Friede bald dazwiſchen gekommen wäre.

Einige meiner Freunde waren der Anſicht, ich würde durch meine Thätigkeit in dieſen Angelegenheiten jene Sekte beleidigen und hierdurch meinen Anhang in der Geſetzgebung der Provinz verlieren, in welcher die Quäker eine große Majorität bildeten. Ein junger Mann, welcher ebenfalls einige Freunde im Hauſe hatte und gern mein Nachfolger als Schreiber deſſelben werden wollte, ließ mich wiſſen, daß er entſchloſſen ſei, mich bei der nächſten Wahl zu verdrängen, weßhalb er mir rieth, gutwillig meine Stelle aufzugeben, weil dies meiner Ehre zuträglicher ſein würde, als wenn man mich beſeitigte. Ich erwiderte ihm, ich habe von einem Manne in öffentlicher Stellung gehört oder geleſen, welcher es ſich zur Regel gemacht habe, ſich niemals um ein Amt zu bewerben, aber auch niemals eines auszuſchlagen, wenn es ihm angeboten wurde.

„Ich pflichte dieſer Regel bei und werde ſie, nur mit einem kleinen Zuſatze, befolgen,“ ſagte ich; „ich werde mich nie um ein Amt bewerben, nie eins ablehnen, aber auch nie eins aufgeben. Wenn man über mein Amt als Schreiber zu Gunſten eines Andern verfügen will, ſo ſoll man es mir abnehmen. Ich will durch den Verzicht auf daſſelbe mich nicht meines Rechts begeben, zu dieſer oder jener Zeit Repreſſalien gegen meine Gegner auszuüben.“ Ich hörte übrigens nichts mehr von dieſem Konkurrenten und wurde bei der nächſten Wahl wieder wie gewöhnlich einſtimmig gewählt. Vielleicht mißbilligte man meine ſeitherige vertraute Bekanntſchaft mit den Mitgliedern des Raths, welche ſich dem Gouverneur in all den Zänkereien wegen der militäriſchen Vorbereitungen angeſchloſſen hatten, womit das Haus ſo lange gequält worden war, und man hätte es vielleicht lieber geſehen, wenn ich mich freiwillig von ihnen losgeſagt hätte; allein ſie wollten mich nicht gerade bloß wegen meines Eifers für den Wehrverband meiner Stelle berauben, und ſie vermochten nicht wohl, einen andern Grund anzugeben.

Ich hatte in der That einigen Grund zu der Annahme, daß die Landesvertheidigung keinem von ihnen unangenehm war, vorausgeſetzt, daß man von ihnen keine Betheiligung an derſelben forderte. Und ich fand, daß eine weit größere Anzahl von ihnen, als ich mir hatte träumen laſſen, zwar gegen einen Offenſivkrieg, aber offenbar für die Defenſive war. Es erſchienen mehrere Flugſchriften Für und Wider über dieſen Gegenſtand und einige von guten Quäkern zu Gunſten der Vertheidigung, welche nach meinem Dafürhalten die meiſten von ihren jungen Männern überzeugten.

Eine Verhandlung in unſerm Feuerlöſchverein verſchaffte mir einen Einblick in die darin vorwaltenden Anſichten. Es war beantragt worden, wir ſollten den Plan der Erbauung einer Batterie dadurch unterſtützen, daß wir den dermaligen Kaſſenbeſtand, ungefähr ſechzig Pfund, zum Ankauf von Looſen der betreffenden Lotterie verwendeten. Nach unſeren Statuten konnte über kein Geld eher verfügt werden, als in der nächſten Zuſammenkunft nach dem betreffenden Vorſchlage. Der Verein beſtand aus dreißig Mitgliedern, von welchen zweiundzwanzig Quäker waren und nur acht zu anderen Konfeſſionen gehörten. Wir acht beſuchten pünktlich die Verſammlung und glaubten zwar, es würden ſich einige von den Quäkern uns anſchließen, waren jedoch keineswegs einer Majorität ſicher. Nur ein einziger Quäker, Herr James Morris, ſchien gegen die Maßregel zu ſein. Er äußerte ſein Bedauern, daß der Vorſchlag überhaupt gemacht worden ſei, da nach ſeiner Anſicht die „Freunde“ ſämmtlich dagegen ſeien und derſelbe ſolche Zwietracht hervorrufen würde, daß er zur Auflöſung des Vereins führen dürfte. Wir erklärten ihm, daß wir hiefür keinen Grund ſähen; wir ſeien die Minderheit, und wenn die „Freunde“ gegen die Maßregel wären und uns überſtimmten, ſo müßten und würden wir uns, dem Brauche aller Vereine gemäß, unterwerfen. Als die Stunde für die Geſchäfte herankam, ward beantragt, zur Abſtimmung zu ſchreiten. Er räumte ein, wir dürften es den Statuten gemäß nun thun; da er uns jedoch verſichern könne, daß eine Anzahl von Mitgliedern anweſend zu ſein beabſichtige, um ſich dem Vorſchlag zu widerſetzen, ſo würde es nur billig ſein, ihnen zu ihrem Erſcheinen noch einige Zeit zu laſſen.

Während wir uns noch darüber beſprachen, kam ein Aufwärter und meldete mir, es ſeien zwei Herren unten, welche mich zu ſprechen wünſchten. Ich ging hinunter und fand, daß es zwei Quäker, Mitglieder unſers Vereins, waren. Sie theilten mir mit, ſie ſeien ihrer acht in einem benachbarten Wirthshauſe verſammelt und entſchloſſen, nöthigenfalls zu kommen und mit uns zu ſtimmen, hofften jedoch, dies werde nicht nöthig werden. Sie wünſchten, daß wir ſie nicht zur Unterſtützung aufbieten möchten, wenn wir ſie entbehren könnten, da ihre Abſtimmung zu Gunſten einer derartigen Maßregel ſie mit ihren Aeltermännern und Freunden überwerfen könnte. Da wir auf dieſe Weiſe einer Mehrheit ſicher waren, ſo ging ich wieder hinauf und willigte nach einigem anſcheinenden Zaudern in einen Aufſchub von einer Stunde. Herr Morris gab zu, daß dies höchſt billig und redlich ſei. Keiner ſeiner opponirenden Freunde erſchien jedoch, worüber er großes Erſtaunen ausdrückte, und nach Ablauf der Stunde nahmen wir den Vorſchlag mit acht Stimmen gegen eine an. Da nun von den zweiundzwanzig Quäkern acht mit uns zu ſtimmen bereit waren und dreizehn durch ihr Ausbleiben kundgaben, daß ſie nicht geneigt waren, ſich der Maßregel zu widerſetzen, ſo ſchätzte ich ſpäter das Verhältniß der aufrichtig gegen die Vertheidigung geſtimmten Quäker als nur Einer gegen Einundzwanzig, denn dieſe waren lauter regelmäßige Mitglieder jenes Vereins und in gutem Anſehen in demſelben ſowie genau von demjenigen unterrichtet, was in jener Verſammlung vorgeſchlagen wurde.

Der ehrenwerthe und gelehrte Herr Logan, welcher ſtets jener Sekte angehört hatte, ſchrieb unter Anderm eine Anſprache an ſie, worin er ſeine Billigung des Vertheidigungskriegs erklärte und ſeine Anſicht mit vielen ſtarken Beweisgründen unterſtützte. Er händigte mir ſechzig Pfund ein, um ſie in Lotterieloosſen für die Batterie anzulegen, und wies mich an, die etwa auf dieſe Looſe fallenden Preiſe ganz zu dieſem Zwecke zu verwenden. Er erzählte mir folgende Anekdote von ſeinem frühern Gebieter William Penn über die Vertheidigung. Er kam, noch ein junger Mann, mit jenem Eigenthümer und als deſſen Sekretär aus England herüber. Es war Kriegszeit, und ihr Schiff wurde von einem bewaffneten Fahrzeug verfolgt, das man für ein feindliches anſah. Ihr Kapitän machte ſich zur Vertheidigung fertig, äußerte aber gegen William

Penn und ſeine Geſellſchaft von Quäkern, daß er nicht auf ihre Unterſtützung rechne und daß ſie ſich in die Kajüte zurückziehen möchten, was ſie denn Alle thaten, bis auf James Logan, welcher auf dem Deck bleiben wollte und zur Bedienung einer Kanone kommandirt wurde. Es ergab ſich, daß der vermeintliche Feind ein Freund war, ſo daß es nicht zum Gefecht kam. Allein als der Sekretär hinunter ging, um dieſe Kunde mitzutheilen, tadelte ihn William Penn ſtreng darüber, daß er, den Grundſätzen der „Freunde" zuwider, auf dem Verdeck geblieben ſei und ſich zur Mithülfe bei der Vertheidigung des Schiffes hergegeben habe, zumal da dies nicht von dem Kapitän verlangt worden war. Dieſer vor der ganzen Geſellſchaft ertheilte Verweis ärgerte den Sekretär, und er erwiderte: „Da ich dein Diener bin, warum haſt du mir nicht befohlen, unter Deck zu gehen? Aber du warſt ganz damit einverſtanden, daß ich droben bleiben und das Schiff vertheidigen helfen ſollte, als du glaubteſt, daß Gefahr vorhanden war."

Da ich lange Jahre Mitglied der Geſetzgebenden Verſammlung geweſen war, welche der Mehrheit nach fortwährend aus Quäkern beſtand, ſo hatte ich häufig Gelegenheit, die Verlegenheit mit anzuſehen, in welche ihre grundſätzliche Abneigung gegen den Krieg ſie jedesmal brachte, wenn ſie auf Befehl der Krone angegangen wurden, Unterſtützungen für militäriſche Zwecke zu gewähren. Einerſeits wollten ſie die Regierung nicht durch eine direkte Verweigerung, und andrerſeits ihre Freunde, die Gemeinſchaft der Quäker, nicht durch eine Gewährung beleidigen, welche ihren Grundſätzen zuwider lief. Hieraus entſprang eine Mannigfaltigkeit von Ausflüchten, um der Bewilligung auszuweichen, oder von Kunſtgriffen, um die Verwilligung zu vermummen, wenn dieſelbe unvermeidlich war. Der gewöhnliche Modus war endlich, das Geld zu verwilligen unter der Phraſe, daß es „für den Gebrauch des Königs" beſtimmt ſei, und niemals zu fragen, wie es verwendet wurde.

Wenn jedoch das Verlangen nicht direkt von der Krone kam, wurde jene Phraſe nicht für ſo geeignet gehalten, und es mußte irgend eine andere erdacht werden. So z. B., als es einmal an Pulver fehlte, (ich glaube es war für die Garniſon in Louisburg) und die Regierung von Neu-England Pennſylvanien anging, einiges zu bewilligen, was dem Hauſe vom Gouverneur Thomas dringend angeſonnen wurde, vermochten ſie kein Geld zum Ankauf von Pulver zu gewähren, weil dies ein Kriegsbedarf war. Sie bewilligten jedoch Neu-England eine Unterſtützung von dreitauſend Pfund, welche dem Gouverneur eingehändigt werden ſollten, und beſtimmten ſie für den Ankauf von Brod, Mehl, Waizen und anderm Korn. Einige Mitglieder des Raths wollten dem Hauſe noch weitere Verlegenheiten bereiten und riethen dem Gouverneur, keinen Proviant anzunehmen, weil derſelbe nicht das vom Hauſe Begehrte ſei; allein er erwiderte: „Ich werde das Geld annehmen, denn ich verſtehe ſehr gut, wie ſie es meinen; anderes Korn iſt Schießpulver.“ Er kaufte dieſes demgemäß, und ſie erhoben nie Einſprache dagegen.

Auf dieſe Thatſache ſpielte ich an, als wir in unſerm Feuerlöſchverein für den Erfolg unſers Vorſchlags zu Gunſten der Lotterie fürchteten, und ich gegen eins unſerer Mitglieder, meinen Freund Herrn Syng, äußerte: „Wenn wir mit unſerm Vorſchlage durchfallen, ſo laßt uns den Ankauf einer Feuerſpritze mit dem Gelde beantragen; die Quäker können keinen Einwand dagegen erheben; und wenn dann Ihr mich und ich Euch zum Ausſchuß für dieſen Zweck ernennt, ſo wollen wir eine große Kanone kaufen, welche doch gewiß auch eine Feuerſpritze iſt!“ worauf er mir erwiderte: „Ich ſehe, Sie haben ſich durch den langen Aufenthalt in der Aſſembly ſehr vervollkommnet; Ihr zweideutiger Vorſchlag würde juſt ein Seitenſtück zu ihrem Waizen oder anderm Korn ſein!“

Dieſe Verlegenheiten, welche die Quäker erfuhren, weil ſie es als einen ihrer Grundſätze aufgeſtellt und öffentlich verkündigt hatten, daß keine Art von Krieg recht und geſetzmäßig ſei — einen Grundſatz, welchen ſie, nachdem er einmal verkündigt war, ſpäter nicht gut wieder aufgeben konnten, auch wenn ſie auf andere Anſichten gekommen ſein mochten, — erinnert mich an das nach meiner Anſicht klügere Benehmen einer Sekte unter uns, nämlich der Tunker. Ich machte die Bekanntſchaft eines ihrer Gründer, Michael Welfare, bald nach dem Auftreten derſelben. Er beklagte ſich gegen mich, daß ſie von den Zeloten anderer Glaubensrichtungen ſchändlich verleumdet und ganz abſcheulicher Grundſätze und Bräuche bezüchtigt würden, denen ſie ganz fremd ſeien.

Ich machte ihm bemerklich, dies ſei ſtets mit neuen Sekten der Fall geweſen und um einem derartigen Mißbrauch zu begegnen, dürfte es meines Erachtens gerathen ſein, die Glaubensartikel und die Regeln der geiſtlichen Zucht ihrer Sekte zu veröffentlichen. Er erwiderte mir, dieſer Vorſchlag ſei in ihrer Mitte ſchon gemacht, aber noch nicht angenommen worden, und zwar aus folgendem Grunde. „Als wir uns zuerſt als Religions-Geſellſchaft zuſammenthaten,“ ſagte er, „da hatte es Gott beliebt, unſern Geiſt ſo weit zu erleuchten, um uns einſehen zu laſſen, daß einige Lehren, welche wir früher für Wahrheit gehalten hatten, Irrthümer, und daß andere, die wir für Irrthümer angeſehen hatten, wirkliche Wahrheiten waren. Von Zeit zu Zeit hat es dem Herrn beliebt, uns weitere Erleuchtung zu gewähren; unſere Grundſätze vervollkommneten und unſere Irrthümer verminderten ſich. Nun ſind wir aber nicht gewiß, daß wir ſchon am Ende dieſes Voranſchreitens und an der Vollkommenheit geiſtlichen oder theologiſchen Wiſſens angekommen ſind. Wir fürchten vielmehr, daß, wenn wir unſer Glaubensbekenntniß drucken ließen, wir uns durch daſſelbe gleichſam gebunden und eingeſchränkt fühlen und vielleicht abgeneigt werden würden, eine weitere Vervollkommnung anzunehmen, und daß es unſeren Nachkommen in noch weit ſtärkerm Maße ſo gehen würde, weil ſie annehmen würden, daß, was wir Aeltermänner und Gründer gethan haben, etwas Geheiligtes ſei, wovon niemals abgewichen werden dürfe.“

Dieſe Beſcheidenheit einer Sekte iſt vielleicht ein eigenthümliches Beiſpiel in der Geſchichte der Menſchheit, da jede andere Sekte ſich ſelbſt im Beſitze aller Wahrheit und die Andersdenkenden als die in der Irre Wandernden anſieht; wie ein bei nebeligem Wetter Reiſender die Leute in einiger Entfernung vor ſich, hinter ſich und zu beiden Seiten auf den Feldern in Nebel gehüllt erblickt, während ihm ſeine nächſte Umgebung ganz klar erſcheint, obwohl er ſelbſt in Wahrheit ebenſo ſehr im Nebel iſt, als irgend einer von den Anderen. Um derartigen Verlegenheiten auszuweichen, haben die Quäker in den jüngſten Jahren allmälig den Dienſt in der Verſammlung und in der Magiſtratur abgelehnt und lieber auf ihren Einfluß als auf ihre Grundſätze verzichtet.

Der Zeitfolge wegen hätte ich ſchon vorher erwähnen ſollen, daß ich im Jahr 1742 einen offenen Ofen zu verbeſſerter Zimmerheizung und gleichzeitiger Erſparniß an Brennſtoffen, weil die zutretende friſche Luft in ihrem Eintreten erwärmt wurde, erfunden, und das Modell davon Herrn Robert Grace, einem meiner Jugendfreunde, geſchenkt hatte, und daß dieſer, als Beſitzer eines Hochofens, mit dem Guß der Eiſenplatten für dieſe Oefen ein ſehr einträgliches Geſchäft machte, da eine ſteigende Nachfrage nach denſelben ſich ergab. Zur Förderung dieſer Nachfrage verfaßte und veröffentlichte ich eine Flugſchrift unter dem Titel: „Eine Beſchreibung der neuerfundenen Pennſylvaniſchen Feuerherde, worin ihre Einrichtung und die Art ihrer Behandlung beſonders erklärt, ihre Vorzüge vor jeder andern Art der Zimmerheizung nachgewieſen und alle gegen den Gebrauch derſelben erhobenen Einwendungen beantwortet und widerlegt werden u. ſ. w.“ Dieſe Flugſchrift hatte eine günſtige Wirkung. Gouverneur Thomas war von der darin geſchilderten Bauart ſo ſehr befriedigt, daß er ſich erbot, mir ein Patent für den alleinigen Verkauf derſelben auf eine Reihe von Jahren zu geben. Ich lehnte dies jedoch ab aus einem Grundſatz, der in derartigen Fällen bei mir ſtets von Gewicht geweſen iſt, nämlich, *da wir auch aus den Erfindungen Anderer große Vortheile ziehen, ſo ſollten wir uns über eine Gelegenheit, Anderen durch irgend eine Erfindung von uns zu dienen, freuen und ihnen dieſe freiwillig und großmüthig zu Gute kommen laſſen.*

Ein Londoner Eiſenhändler bemächtigte ſich jedoch eines Theils meiner Flugſchrift, arbeitete ſie in eine von ſeinem eigenen Machwerk um, machte einige kleine Veränderungen an der Maſchine, welche ihrer Wirkſamkeit eher ſchadeten, nahm dafür in England ein Patent und ſoll damit, wie ich höre, ein kleines Vermögen erworben haben. Dies iſt nicht der einzige Fall, daß Patente für meine Erfindungen durch Andere genommen wurden, obwohl nicht immer mit demſelben Erfolg, wogegen ich niemals Einſprache erhob, da ich nicht ſelber Nutzen aus Patenten ziehen wollte und Zänkereien haßte. Die Verwendung dieſer Oefen in ſehr vielen Häuſern in dieſer und in den benachbarten Kolonien gewährte und gewährt übrigens noch der Bevölkerung eine große Holzerſparniß.

Da nun der Friede geſchloſſen und die Geſchäfte des Wehrverbandes zu Ende waren, wandte ich meine Gedanken wieder dem Vorhaben der Errichtung einer Akademie zu. Mein erſter Schritt hierin war, mich in dieſer Abſicht mit einer Anzahl rühriger Freunde zu verbinden, zu welcher der Junto eine ziemliche Anzahl lieferte; der nächſte war die Abfaſſung und Veröffentlichung einer Flugſchrift unter dem Titel: „Vorſchläge zur Erziehung der Jugend in Pennſylvanien.“ Dieſe vertheilte ich unentgeltlich unter die angeſehenſten Einwohner und brachte dann, ſobald ich ihre Anſichten durch die Lektüre derſelben als einigermaßen vorbereitet annehmen konnte, eine Subſkription für Eröffnung und Unterhaltung einer Akademie in Gang. Die Beiſteuern ſollten in fünf jährlichen Raten eingezahlt werden, denn durch eine derartige Theilung mußten nach meinem Dafürhalten die Unterſchriften reichlicher ausfallen, was meines Wiſſens auch der Fall war, da ſie, wenn ich mich recht erinnere, ſich auf nicht weniger als fünftauſend Pfund belief.

In der Einleitung zu dieſen Vorſchlägen bezeichnete ich deren Veröffentlichung nicht als mein

Werk, ſondern als dasjenige einiger für das Gemeinwohl beeiferten Herren und vermied es, meiner gewohnten Regel gemäß, ſo viel wie möglich, mich dem Publikum als Urheber irgend eines auf ſein Wohl abzielenden Planes vorzuſtellen.

Die Unterzeichner wählten behufs der unverweilten Verwirklichung des Projekts aus ihrer Mitte vierundzwanzig Vertrauensmänner und beauftragten den damaligen Kronanwalt Herrn Francis und mich mit der Entwerfung von Statuten über die Leitung der Akademie. Als dieſe ausgefertigt und unterzeichnet waren, wurde ein Haus gemiethet, Lehrer wurden angeſtellt und die Schulen, ſoviel ich mich entſinne, noch im ſelben Jahr 1749 eröffnet.

Da ſich die Zahl der Schüler raſch ſteigerte, ſo erwies ſich das Haus bald als zu klein. Wir waren gerade im Begriff, uns nach einem geeigneten Grundſtück umzuſehen, in der Abſicht, darauf zu bauen, als uns die Vorſehung ein großes ſchon fertig gebautes Haus in den Weg führte, welches mit wenigen Abänderungen unſerm Zwecke wohl entſprechen konnte. Dies war das ſchon mehr erwähnte, von den Zuhörern des Herrn Whitefield errichtete Gebäude, welches wir in folgender Weiſe für uns erwarben.

Ich muß hier bemerken, daß, weil die Beiträge zu dieſem Gebäude von Leuten verſchiedener Sekten geleiſtet worden waren, man Sorge getragen hatte, bei der Ernennung der Kuratoren, auf welche das Gebäude und Grundſtück eingetragen werden ſollte, nicht einer einzelnen Sekte das Uebergewicht zu geben, damit dieſes Uebergewicht nicht dazu führen könne, gegen die urſprüngliche Abſicht das Ganze der Nutznießung einer derartigen Sekte zu überlaſſen. Aus dieſem Grunde ward aus jeder Sekte ein Vertreter gewählt, nämlich einer von der engliſchen Hochkirche, ein Presbyterianer, ein Wiedertäufer, ein Herrnhuter u. ſ. w., und beſtimmt, daß im Falle der Erledigung durch Tod die Stelle durch Wahl unter den Beitragenden wieder beſetzt werden ſolle. Zufällig behagte der Herrnhuter ſeinen Kollegen nicht, und ſie beſchloſſen bei ſeinem Tode, keinen Andern aus dieſer Sekte mehr aufzunehmen. Nun aber ergab ſich die Schwierigkeit, wie man es vermeiden ſollte, mittelſt der neuen Wahl zwei von irgend einer andern Sekte zu bekommen.

Mehrere Perſonen wurden vorgeſchlagen und fanden aus jenem Grunde keinen Anklang. Endlich nannte jemand mich mit der Bemerkung, daß ich einfach ein rechtſchaffener Mann ſei und gar keiner Sekte angehöre, und dies beſtimmte die Anderen, mich zu wählen. Die Begeiſterung von damals, wo das Haus gebaut wurde, hatte ſich ſchon längſt gelegt, und ſeine Kuratoren waren nicht im Stande geweſen, neue Beiträge zur Bezahlung des Grundzinſes und zur Tilgung einiger anderen, durch das Gebäude veranlaßten Schulden aufzubringen, was ſie ſehr in Verlegenheit ſetzte. Da ich nun Mitglied beider Verwaltungsräthe, desjenigen für das Gebäude und desjenigen für die Akademie war, ſo hatte ich eine günſtige Gelegenheit, mit beiden zu unterhandeln, und brachte ſie endlich zu einem Abkommen, kraft deſſen die Kuratoren für das Gebäude daſſelbe den Vertrauensmännern der Akademie abtreten ſollten, wogegen dieſe ſich verpflichteten, die Schuld abzutragen, in dem Gebäude immer einen großen Saal für gelegentliche Prediger, der urſprünglichen Abſicht gemäß, offen zu halten und eine Freiſchule für den Unterricht armer Kinder zu errichten.

Hierüber wurden ſchriftliche Verträge aufgeſetzt und nach Bezahlung der Schulden die Kuratoren der Akademie in den Beſitz des Anweſens eingewieſen. Man theilte die große hohe Halle in Stockwerke, richtete verſchiedene Gemächer oben und unten für die einzelnen Schulen ein, kaufte noch etwas Grund und Boden dazu und machte ſo das Ganze bald für unſere Zwecke tauglich, worauf die Schüler in das Gebäude überſiedelten. Die Sorge und Mühe der Verträge mit den Handwerkern, der Ankauf der Baumaterialien und der Ueberwachung der Arbeit fiel mir zu. Ich unterzog mich derſelben jedoch um ſo lieber, als dies mich damals nicht in meinem eigenen Geſchäfte hinderte, da ich das Jahr zuvor einen ſehr geſchickten, fleißigen und rechtſchaffenen Theilhaber, Herrn David Hall, angenommen hatte, mit deſſen Charakter ich genau bekannt war, da er vier Jahre lang bei mir gearbeitet hatte. Er enthob mich aller Sorge für die Buchdruckerei und bezahlte mir pünktlich meinen Antheil am Gewinn. Dieſe Aſſociation währte mit großem Erfolg für uns beide volle achtzehn Jahre.

Die Kuratoren der Akademie wurden nach

einiger Zeit durch einen Freibrief von Seiten des Gouverneurs zu einer juriſtiſchen Perſon erhoben, ihre Mittel durch Beiträge aus England und durch Abtretungen von Land Seitens der Eigenthümer vermehrt, zu welchen die Verſammlung ſeither noch bedeutende Schenkungen hinzufügte, und ſo wurde die gegenwärtige Univerſität von Philadelphia errichtet. Ich bin von ihrem Beginn an, nun beinahe vierzig Jahre lang, einer ihrer Kuratoren geweſen und habe das ſehr große Vergnügen gehabt, eine Anzahl der jungen Leute, welche ihre Erziehung an derſelben erhalten haben, ſich durch ihre vervollkommneten Fähigkeiten auszeichnen, in öffentlichen Stellungen ſich nützlich machen und als Zierden ihres Vaterlandes daſtehen zu ſehen.

Als ich mich, wie oben erwähnt, vom Privatgeſchäfte losmachte, ſchmeichelte ich mir, durch das hinreichende, obwohl mäßige Vermögen, welches ich mir erworben hatte, mir für den Reſt meines Lebens Muße zu naturwiſſenſchaftlichen Studien und Unterhaltungen erworben zu haben. Ich kaufte den ganzen Apparat des Dr. Spence, welcher aus England herüber gekommen war, um hier Vorleſungen zu halten, und ſetzte meine elektriſchen Verſuche mit großem Eifer fort; allein das Publikum betrachtete mich jetzt als einen geſchäftsloſen Menſchen und nahm mich für ſeine Zwecke in Beſchlag, indem jeder Zweig unſerer Civilverwaltung, und zwar beinahe gleichzeitig, mir irgend eine Pflicht auferlegte. Der Gouverneur ſchob mich in die Friedenskommiſſion; die Stadtkorporation erwählte mich zum Gemeinde-Rath und bald darauf zum Aldermann; und die Bürgerſchaft erwählte mich in corpore zum Abgeordneten, um ſie in der Provinzial-Verſammlung zu vertreten. Letzterer Poſten war mir um ſo angenehmer, als ich es nachgrade müde war, dort zu ſitzen und Debatten anzuhören, an denen ich als Schreiber keinen Antheil nehmen konnte, und welche oft ſo wenig unterhaltend waren, daß ich mich veranlaßt ſah zu meinem Vergnügen magiſche Vierecke oder Kreiſe zu zeichnen oder irgend etwas zu thun, um die Ermüdung zu vermeiden. Ich redete mir ferner ein, meine Ernennung zum Mitglied würde meine Fähigkeit, Gutes zu thun, erweitern. Ich möchte übrigens doch nicht den Anſchein erwecken, als ob mein Ehrgeiz ſich durch alle dieſe Beförderungen nicht geſchmeichelt gefühlt habe. Dies war in der That der Fall, denn jene Beſörderungen waren in Anbetracht meines niedrigen Urſprungs große Dinge für mich und dadurch noch viel angenehmer, daß ſie eben ſo viele freiwillige Zeugniſſe der öffentlichen Achtung und von mir ganz unerbeten und unaufgeſucht waren.

Mit dem Amt eines Friedensrichters machte ich einen kleinen Verſuch, indem ich einigen Gerichtstagen anwohnte und auf der Richterbank ſaß, um Rechtsfälle anzuhören. Da ich jedoch fand, daß mehr Kenntniß des gemeinen Rechts, als ich beſaß, dazu gehörte, um in dieſer Stellung mit Ehre zu dienen, ſo zog ich mich allmälig davon zurück unter der Entſchuldigung, daß ich den höheren Pflichten eines Geſetzgebers in der Aſſembly nachkommen müſſe. Meine Erwählung zu dieſem Vertrauenspoſten wurde zehn Jahre lang alljährlich wiederholt, ohne daß ich jemals irgend einen Wähler um ſeine Stimme anging, noch auch direkt oder indirekt irgend einen Wunſch äußerte, gewählt zu werden. Als ich meinen Sitz im Hauſe einnahm, wurde mein Sohn zum Schreiber deſſelben beſtellt.

Als im darauffolgenden Jahre ein Vertrag mit den Indianern in Carlisle abgeſchloſſen werden ſollte, ſchickte der Gouverneur eine Botſchaft an das Haus und ſchlug vor, daſſelbe ſolle einige ſeiner Mitglieder bezeichnen, welche ſich einigen Mitgliedern des Rathes als Kommiſſäre zu dieſem Zweck anſchließen ſollten. Das Haus ernannte den Sprecher (Herrn Morris) und mich. Wir reiſten, nachdem wir unſere Beſtallungen erhalten, nach Carlisle ab und trafen demgemäß mit den Indianern zuſammen.

Da dieſe Menſchen ausnehmend zum Trunke geneigt und in dieſem Zuſtande ſehr händelſüchtig und unanſtändig ſind, ſo verboten wir den Verkauf von Branntwein an dieſelben ſtreng. Als ſie ſich dann über dieſe Beſchränkung beſchwerten, erklärten wir ihnen, falls ſie während der Unterhandlungen nüchtern bleiben würden, wollten wir ihnen nach Erledigung des Geſchäfts Rum genug geben. Sie verſprachen dies und hielten ihr Verſprechen, weil ſie keinen Branntwein bekommen konnten; die Unterhandlungen wurden daher ganz ordentlich geführt und endeten zu gegenſeitiger Zufriedenheit. Jetzt verlangten und erhielten ſie den Rum. Es war am Nachmittag. Sie waren zuſammen beinahe hundert Köpfe an Männern, Weibern und Kindern und wohnten in zeitweiligen

Hütten, welche ſie außerhalb der Stadt in Geſtalt eines Vierecks errichtet hatten. Am Abend hörten wir einen furchtbaren Lärm unter ihnen, und die Kommiſſäre gingen hinaus um zu ſehen, was es denn gebe. Wir fanden, daß ſie ein großes Freudenfeuer in der Mitte des Vierecks angezündet hatten; ſie waren Alle betrunken, Männer wie Weiber, und zankten und rauften unter einander. Ihre halb nackten dunklen Körper, die man nur beim düſtern Schein des Feuers ſah, wie ſie hinter einander her rannten und ſich unter ihrem ſcheußlichen gellenden Geſchrei mit Feuerbränden prügelten, bildeten einen Auftritt, wie er unſeren Vorſtellungen von der Hölle nicht treffender entſprechen konnte. An eine Dämpfung des Aufruhrs war nicht zu denken, ſo daß wir uns in unſre Wohnung zurückzogen. Um Mitternacht kam ein Haufe von ihnen vor unſre Thür, pochte ſtürmiſch an dieſelbe und verlangte noch mehr Rum, wovon wir aber keine Notiz nahmen.

Am andern Tage mochten ſie fühlen, daß ſie gefehlt, indem ſie uns dieſe Störung bereitet hatten, und ſandten drei von ihren alten Räthen, um ſich zu entſchuldigen. Der Sprecher derſelben geſtand den Fehler zu, maß ihn aber dem Rum bei und bemühte ſich dann, den Rum zu entſchuldigen, indem er ſagte: „Der Große Geiſt, der alle Dinge ſchuf, machte jedes Ding für irgend einen Gebrauch, und zu demjenigen Gebrauch, welchen er für irgend einen Gegenſtand beſtimmte, ſollte derſelbe auch immer verwendet werden. Als er nun den Rum ſchuf, ſagte er: ‚Das iſt für die Indianer, um davon betrunken zu werden!‘ Daher muß es ſo ſein.“ Und in der That, wenn es die Abſicht der Vorſehung iſt, dieſe Wilden auszurotten, um für die Bebauung des Bodens Raum zu ſchaffen, ſo iſt es mir nicht unwahrſcheinlich, daß hierzu der Rum das geeignete und hiefür beſtimmte Mittel ſein mag. Er hat beinahe alle diejenigen Stämme aufgerieben, welche früher die Meeresküſte bewohnten.

Im Jahr 1751 kam Dr. Thomas Bond, ein beſonderer Freund von mir, auf den Einfall, ein Hoſpital in Philadelphia für die Aufnahme und Kur armer kranker Perſonen, ſowohl Einwohner der Provinz als Fremde, zu errichten (ein ſehr wohlthätiges Vorhaben, welches mir zugeſchrieben worden iſt, aber urſprünglich von ihm herrührt). Er entfaltete die eifrigſte und rührigſte

Thätigkeit, um Unterſchriften dafür aufzutreiben, allein da der Vorſchlag für Amerika noch etwas ganz Neues war und Anfangs nicht richtig verſtanden wurde, ſo hatte er nur geringen Erfolg.

Endlich kam er zu mir mit dem Komplimente, er finde, daß ſich kein gemeinnütziges Unternehmen ohne meine Betheiligung durchführen laſſe, „denn,“ ſagte er, „ich werde oft von denjenigen, welche ich um ihre Unterſchriften angehe, gefragt: ‚Haben Sie ſchon Franklin über den Gegenſtand zu Rathe gezogen? und was hält er davon?‘ Und wenn ich den Leuten dann ſage, daß ich noch nicht mit Ihnen darüber verkehrt habe (weil es meines Erachtens nicht in Ihr Fach ſchlägt), ſo wollen ſie nicht unterſchreiben, ſondern ſagen: ‚Wir wollen uns die Sache überlegen.‘“ Ich erkundigte mich nun nach der Natur und dem wahrſcheinlichen Nutzen des Plans und erhielt von ihm eine ſehr befriedigende Erläuterung, ſo daß ich mich nicht nur ſelbſt unterzeichnete, ſondern mich herzlich dabei betheiligte, Unterſchriften von Anderen zu verſchaffen. Vor der Bewerbung um dieſelben bemühte ich mich jedoch, die Stimmung der Leute dadurch vorzubereiten, daß ich über dieſen Gegenſtand in die Zeitungen ſchrieb, wie dies in derartigen Fällen mein gewöhnlicher Brauch war, was er jedoch unterlaſſen hatte.

Die Unterſchriften kamen ſpäter weit reichlicher und freigebiger; als ſie jedoch nachzulaſſen begannen, ſah ich ein, daß ſie ohne irgend welche Unterſtützung von Seiten der Aſſembly nicht zureichend ſein würden, und machte daher den Vorſchlag, eine dahingehende Petition einzubringen, was auch geſchah. Die Mitglieder vom platten Lande fanden anfangs kein Gefallen an dem Projekt; ſie wandten ein, daſſelbe könne nur für die Stadt von Nutzen ſein, und die Bürger ſollten daher allein die Koſten davon tragen; ja ſie zweifelten, ob die Bürger ſelbſt im Allgemeinen damit einverſtanden ſeien. Sie betrachteten meine gegentheilige Verſicherung, der Vorſchlag erfreue ſich ſolcher Billigung: daß wir ohne Zweifel im Stande ſeien zweitauſend Pfund von freiwilligen Schenken aufzubringen — für eine ganz übertriebene Annahme und für ganz unmöglich.

Hierauf gründete ich meinen Plan. Ich bat um die Erlaubniß, eine Bill einzubringen, daß man den Beiſteuernden der in ihrer Petition ausgeſprochenen Bitte gemäß Körperſchaftsrechte verleihe und ihnen eine Summe baaren Geldes gewähre, welche Erlaubniß mir hauptſächlich auf die Erwägung hin ertheilt wurde, daß das Haus die Bill verwerfen könne, wenn ſie ihm nicht gefalle. Ich entwarf die Bill ſo, daß die wichtige Klauſel zu einer bedingungsweiſen gemacht wurde, nämlich: „Und es ſoll von der vorerwähnten Behörde beſchloſſen werden, daß, wenn die beſagten Beiſteurer zuſammengetreten ſein und ihre Direktoren und Schatzmeiſter erwählt und durch ihre Beiträge ein Kapitalvermögen von — — beigebracht haben werden (deſſen jahrliche Zinſen zur Verpflegung der kranken Armen im genannten Spital, durchaus frei von allen Koſten für Nahrung, Pflege, Berathung und Arzneien, verwendet werden ſollen), und wenn ſie daſſelbe zur Befriedigung des jeweiligen Sprechers der Aſſembly klar nachgewieſen haben werden, — daß dann erſt es beſagtem Sprecher geſetzlich erlaubt ſein ſoll und mag, und er hierdurch dazu aufgefordert wird, eine Anweiſung auf den Provinzial-Schatzmeiſter auszuſtellen für die Bezahlung von Zweitauſend Pfund in zwei Jahresraten an den Schatzmeiſter des beſagten Hoſpitals, welche zur Gründung, Erbauung und Vollendung deſſelben angewendet werden ſollen."

Dieſe Bedingung brachte die Bill durch, denn die Mitglieder, welche ſich der Bewilligung widerſetzt hatten und nun einſahen, ſie könnten das Verdienſt erwerben, mildthätig zu ſein ohne den Geldaufwand, ſtimmten dem Durchgang der Bill bei. Und als wir nun das Volk um Beiträge angingen, machten wir die bedingungsweiſe Zuſage des Geſetzes als weitern Grund zum Geben geltend, weil die Schenkung jedes Einzelnen verdoppelt werden würde; und ſo wirkte die Klauſel nach beiden Seiten. Die Subſkriptionen überſchritten daher bald die erforderliche Summe, und wir beanſpruchten und erhielten die öffentliche Beiſteuer, welche uns in den Stand ſetzte, den Plan zur Verwirklichung zu bringen. Ein hübſches und paſſendes Gebäude wurde bald errichtet; das Inſtitut hat ſich durch andauernde Erfahrung als nützlich erprobt und blüht noch bis auf den heutigen Tag, und ich entſinne mich nicht eines einzigen meiner politiſchen Kunſtgriffe, deſſen Gelingen mir ſeiner Zeit mehr Freude gemacht und wobei ich mich, bei reiferer Erwägung, leichter über die Anwendung einiger Liſt ſelbſt entſchuldigt hätte.

Etwa um dieſelbe Zeit kam ein anderer Planmacher, der hochwürdige Gilbert Tennent, zu mir mit der Bitte um meine Beihülfe, eine Subſkription für Errichtung eines neuen Betſaals auf die Beine zu bringen. Derſelbe ſollte für den Gebrauch einer Gemeinde dienen, die er unter den Presbyterianern zuſammen gebracht, welche urſprünglich Jünger des Herrn Whitefield geweſen waren. Da ich mich jedoch bei meinen Mitbürgern nicht durch allzuhäufiges Nachſuchen von Beiträgen unbeliebt machen wollte, ſo ſchlug ich es ihm rundweg ab. Er bat mich dann, ihm eine Liſte von Namen derjenigen Perſonen zu liefern, welche ich aus Erfahrung als freigebig und gemeinſinnig kenne. Ich hielt es aber für unpaſſend von meiner Seite, ſie nach ihrem freundlichen Eingehen auf meine Bitte gewiſſermaßen zu bezeichnen, damit ſie von anderen Bettlern beläſtigt werden könnten, und verweigerte daher auch die Anfertigung einer derartigen Liſte. Er verlangte dann, ich ſolle ihm wenigſtens meinen Rath ertheilen. „Das will ich gern thun," erwiderte ich; „in der erſten Reihe rathe ich Ihnen, ſich an alle diejenigen zu wenden, von denen Sie wiſſen, daß ſie etwas geben; ſodann an diejenigen, über die Sie im Ungewiſſen ſind, ob ſie etwas geben werden oder nicht, und ihnen die Liſte derjenigen zu zeigen, welche gegeben haben; und endlich vernachläſſigen Sie ja diejenigen nicht, von denen Sie überzeugt ſind, daß ſie nichts geben werden, denn in einigen von ihnen dürften Sie ſich doch irren!“ Er lachte, bedankte ſich und ſagte, er wolle meinen Rath befolgen. Und er befolgte ihm, denn er bat Jedermann und erlangte eine weit größere Summe als er erwartet hatte, womit er das geräumige und ſehr elegante Verſammlungshaus errichtete, welches im Arch-Street ſteht.

Unſre Stadt war zwar mit ſchöner Regelmäßigkeit angelegt, und hatte breite, gerade Straßen, die ſich unter rechten Winkeln kreuzten, aber den Nachtheil, daß jene Straßen lange ungepflaſtert blieben und bei ſchlechtem Wetter von den Rädern ſchwerer Fuhrwerke zu einem Kothſumpf gepflügt worden, ſo daß man ſie nur mit Mühe überſchreiten konnte; bei trockenem Wetter aber war wiederum der Staub höchſt läſtig. Ich hatte neben dem ſogen. Jerſey-Market gewohnt und ſah mit Schmerzen die Einwohner im Kothe waten, während ſie ihre Lebensbedürfniſſe einkauften. Endlich wurde ein Streifen Bodens über die Mitte jenes Marktes herab mit Backſteinen gepflaſtert, ſo daß ſie, wenn ſie einmal auf dem Markte waren, feſten Fuß faſſen konnten, aber oft bis über die Schuhe im Koth ſtaken, um dahin zu gelangen. Durch mündliche und ſchriftliche Erörterung dieſes Gegenſtands brachte ich es endlich dahin, daß die aus Backſteinen gefertigte Straße zwiſchen dem Markt und Bürgerſteig, welcher auf jeder Seite an den Häuſern hinlief, gepflaſtert wurde. Dies verſchaffte eine Zeitlang einen leichten Zugang zu der gepflaſterten Stelle des Marktes; da aber der Reſt der Straße nicht gepflaſtert war, ſo ſchüttelte jedes Fuhrwerk, wenn es aus dem Koth auf dieſes Pflaſter kam, den Schmutz ab und ließ ihn auf dem letztern liegen, ſo daß es bald mit Koth bedeckt war, welcher nicht beſeitigt wurde, denn die Stadt hatte damals noch keine Straßenkehrer.

Nach einiger Erkundigung fand ich einen armen fleißigen Mann, welcher ſich erbot, das Pflaſter rein zu halten, indem er es zweimal wöchentlich kehrte und den Koth vor allen Thüren der Nachbarn hinweg führte gegen eine monatliche Vergütung von ſechs Pfennigen, welche jedes Haus zu bezahlen hatte. Ich ſchrieb und veröffentlichte dann im Druck einen Aufſatz, worin ich der Nachbarſchaft alle die Vortheile auseinander ſetzte, welche durch dieſe kleine Ausgabe erzielt werden würde: die größere Leichtigkeit, unſere Häuſer rein zu erhalten, weil die Leute nicht mehr ſo viel Schmutz an den Füßen hereinſchleppten; den Vortheil für die Läden durch größere Kundſchaft u. ſ. w., da die Käufer dann leichter zu denſelben gelangen könnten, ſowie daß der Staub bei windigem Wetter nicht mehr auf ihre Waaren hereingeblaſen werde u. ſ. w. Ich ſchickte in jedes Haus einen Abdruck von dieſem Aufſatz und ging dann in einigen Tagen herum, um zu ſehen, wer eine Verpflichtung zur Bezahlung jener ſechs Pfennige unterzeichnen würde; dieſelbe wurde einmüthig unterſchrieben und eine Zeitlang genau erfüllt. Alle Einwohner der Stadt freuten ſich über die Reinlichkeit des Pflaſters, welches den Markt umgab, da es eine Behaglichkeit für Alle war, und dies rief ein allgemeines Verlangen hervor, ſämmtliche Straßen gepflaſtert zu ſehen, und machte die Leute erbötig, ſich einer Steuer zu dieſem Zweck zu unterwerfen.

Nach einiger Zeit entwarf ich einen Antrag zur Pflaſterung der Stadt und brachte ihn in der Aſſembly ein. Es war gerade, ehe ich nach England ging, im Jahr 1757, und ſie paſſirte erſt, als ich ſchon fort war, und dann mit einer Aenderung in der Art der Beſteuerung, welche ich für keine Verbeſſerung hielt, allein mit einer weitern Vorkehrung nicht nur für die Pflaſterung, ſondern auch für die Beleuchtung der Straßen, was eine bedeutende Vervollkommnung war. Ein Privatmann, Herrn John Clifton, gab zuerſt einen Beweis von der Nützlichkeit der Straßenlaternen, indem er eine ſolche an ſeiner Hausthüre anbrachte, und führte ſo die Leute zuerſt auf den Gedanken, die ganze Stadt zu beleuchten. Das Verdienſt dieſer öffentlichen Wohlthat iſt ebenfalls mir beigemeſſen worden, allein es gebührt der Wahrheit gemäß jenem Herrn. Ich folgte nur ſeinem Beiſpiel und dürfte nur einiges Verdienſt hinſichtlich der Form unſerer Laternen beanſpruchen, weil ſie ſich von den kugelförmigen unterſcheiden, mit welchen wir zuerſt von England aus verſehen wurden. Ich fand dieſe in mancher Hinſicht unbequem: ſie geſtatteten der Luft keinen Zutritt von unten, und der Rauch zog deshalb oben nicht gut ab, ſondern kreiste in der Kugel, ſetzte ſich an der Innenſeite an und verdunkelte bald das Licht, welches die Laternen gewähren ſollten; ſie machten überdem die tägliche Mühe, ſie zu reinigen, nöthig, und ein gelegentlicher Stoß oder Schlag auf ſie mußte ſie zerſtören und gänzlich unbrauchbar machen. Ich rieth daher, ſie aus vier flachen Scheiben zuſammenzuſetzen und oben mit einem langen Schlot zur Abführung des Rauchs, ſowie mit Oeffnungen unten zum Lufteintritt zu verſehen, um die Entfernung des Rauchs zu erleichtern. Auf dieſe Weiſe wurden ſie reinlich erhalten und nicht binnen weniger Stunden vor Ruß dunkel, wie die Londoner Laternen, ſondern brannten hell bis zum Morgen fort, und ein zufälliger unglücklicher Stoß zertrümmerte gewöhnlich nur eine einzige Scheibe, die leicht ausgebeſſert wurde.

Ich habe mich oft gewundert, warum die Londoner — in Folge der Wirkung, welche die Oeffnungen im Boden der kugelförmigen in Vauxhall gebrauchten Laternen auf die Reinhaltung derſelben hatten — nicht lernten, ebenfalls ſolche Löcher in ihren Straßen-Laternen anzubringen. Da aber jene Löcher zu einem andern Zweck angebracht waren, nämlich um mittelſt eines durch dieſelben herabhängenden Strähnes Flachs dem Docht ſchneller die Flamme mitzutheilen, ſo ſcheint man an den andern Zweck, den Zutritt der Luft, nicht gedacht zu haben. Deshalb ſind die Londoner Straßen ſehr dürftig beleuchtet, ſchon einige Stunden nachdem die Lampen angezündet worden ſind.

Die Erwähnung dieſer Verbeſſerungen erinnert mich noch an eine andere, welche ich während meines Aufenthalts in London dem Dr. Fothergill vorſchlug, einem der trefflichſten Männer, welche ich je gekannt habe, und einen eifrigen Förderer gemeinnütziger Pläne. Ich hatte beobachtet, daß bei trocknem Wetter die Straßen niemals gekehrt und der leichte Staub abgeführt wurde, ſondern daß man ihn ſich anhäufen ließ, bis ihn naſſe Witterung in Koth verwandelt, worauf er dann nach einigen Tagen ſo tief auf dem Pflaſter lag, daß man die Straßen nur auf Pfaden überſchreiten konnte, welche von armen Leuten mit Beſen rein erhalten wurden. Er wurde dann mit großer Mühe zuſammengeharkt und in Karren geworfen, welche oben offen waren, und deren Seiten bei jeder Erſchütterung auf dem Pflaſter etwas von dem weichen Koth herausſchüttelten und fallen ließen, oft zur Beläſtigung der Vorübergehenden. Als Grund für das Nichtkehren der ſtaubigen Straßen wurde angegeben, daß der Staub in die Fenſter der Läden und Häuſer fliegen würde.

Ein zufälliges Ereigniß hatte mich darüber belehrt, wie viel Kehrarbeit in einer kurzen Zeit geleiſtet werden konnte. Ich fand eines Morgens an meiner Thüre in Craven-Street eine arme Frau, welche mein Pflaſter mit einem Beſen aus Birkenreiſern kehrte; ſie war von blaſſem ſchwächlichem Ausſehen, denn ſie war eben erſt von einem Krankheitsanfall erſtanden. Ich fragte, wer ſie angeſtellt habe, hier zu kehren. „Niemand“, erwiderte ſie; „aber ich bin ſehr arm und in Noth, und ich kehre vor den Thüren der reichen Leute, in der Hoffnung, daß ſie mir etwas ſchenken werden.“ Ich hieß ſie die ganze Straße rein kehren, wofür ich ihr einen Schilling geben wolle; dies geſchah um neun Uhr, und um zwölf Uhr kam ſie ſchon, um ihren Schilling zu holen. Nach der Langſamkeit, mit welcher ich ſie zuerſt hatte arbeiten ſehen, konnte ich kaum glauben, daß die Arbeit ſo bald gethan ſei, und ſandte meinen Diener fort, um es zu unterſuchen, aber dieſer berichtete, daß die ganze Straße vollkommen rein gekehrt und aller Staub in die in der Mitte gelegene Goſſe gebracht ſei. Der nächſte Regen ſpülte denſelben ganz hinweg, ſo daß das Pflaſter und ſogar die Goſſe vollkommen rein war.

Ich ſchloß nun, daß, wenn jenes ſchwächliche Weib eine ſolche Straße in drei Stunden kehren konnte, ein ſtarker rühriger Mann dies in der halben Zeit gethan haben würde. Bei dieſer Gelegenheit ſei es mir erlaubt, auf die Bequemlichkeit aufmerkſam machen, in einer derartigen engen Straße nur eine einzige, der Mitte entlang verlaufende Goſſe zu haben, anſtatt deren zwei, die je an den Bürgerſteigen hinlaufen; denn wenn aller Regen, welcher auf eine Straße fällt, von den Seiten abläuft und ſich in der Mitte ſammelt, ſo bildet er dort eine Strömung von hinreichender Stärke, um allen Schmutz und Unrath hinzuſpülen, den er findet; vertheilt ſich der Regen aber in zwei Kanäle, ſo iſt er häufig zu ſchwach, um auch nur einen einzigen von ihnen zu reinigen, und macht nur den vorhandenen Koth flüſſiger, ſo daß die Räder der Fuhrwerke und die Hufe der Pferde ihn auf den gepflaſterten Fußſteig ſchleudern, dieſen dadurch ſchmutzig und ſchlüpfrig machen und häufig ſogar die Vorübergehenden beſpritzen. Mein Vorſchlag, den ich dem guten Doktor mittheilte, war daher folgender:

„Um die Straßen von London und Weſtminſter wirkſamer zu reinigen und rein zu erhalten, wird beantragt: daß mit verſchiedenen Schaarwächtern akkordirt werden ſoll, damit ſie, jeder in den verſchiedenen Straßen und Gäßchen ſeines Bezirks, bei trockenem Wetter den Staub zuſammen kehren und zu anderen Zeiten den Koth zuſammenharken; daß ſie zu dieſem Behuf mit Beſen und anderen geeigneten Geräthſchaften verſehen werden, welche an ihren betreffenden Standorten aufzubewahren und bereit zu halten wären, um diejenigen armen Leute, welche ſie zu dieſem Dienſte etwa verwenden, damit zu verſehen.

„In den trockenen Sommermonaten muß aller Staub in geeigneten Entfernungen von einander in Haufen zuſammengekehrt werden, ehe noch die Läden und Fenſter der Häuſer gewöhnlich geöffnet werden, worauf dann die Straßenkehrer ihn ebenfalls in dichtverſchloſſenen Karren hinwegſchaffen ſollen.

„Wenn der Schlamm einmal zuſammengeharkt iſt, darf er nicht in Haufen liegen gelaſſen werden, um wieder durch die Räder der Fuhrwerke und das Getrappel der Pferde verbreitet zu werden, ſondern die Straßenkehrer ſind mit Karren zu verſehen, welche nicht hoch auf Räder, ſondern niedrig auf Läufer geſetzt ſind und Böden von Latten haben, die, wenn mit Stroh bedeckt, den darauf geworfenen Schlamm zurückhalten und das Waſſer abziehen laſſen werden, wodurch der Koth um ſo leichter wird, da ja das Waſſer den größten Theil ſeines Gewichts ausmacht. Dieſe Karren ſind in geeigneten Entfernungen aufzuſtellen, und der Koth iſt in Schiebkarren zu ihnen hinzuſchaffen; ſie haben an ihrem Aufſtellungsorte ſtehen zu bleiben, bis der Koth ſeinen Waſſergehalt abgegeben hat, und ſind dann mit Pferdegeſpannen abzuführen."

Ich habe ſeither Zweifel ob der Ausführbarkeit des letztern Theils meines Vorſchlags gehegt, wegen der Enge mancher Straßen und der Schwierigkeit, die Drainirſchleifen ſo aufzuſtellen, daß ſie den Straßenverkehr nicht allzu viel hindern; allein ich bin noch immer der Anſicht, daß der erſte Theil deſſelben, welcher das Zuſammenkehren und die Abfuhr des Staubes am friſchen Morgen vor der Oeffnung der Laden verlangt, im Sommer bei den langen Tagen ſehr ausführbar iſt. Als ich nämlich eines Morgens um ſieben Uhr den Strand und Fleet-Street entlang ging, bemerkte ich, daß noch kein einziger Laden offen, obwohl es ſchon ſeit drei Stunden heller Tag und die Sonne am Himmel war; denn die Einwohner von London ziehen aus eigener Wahl vor, viel bei Kerzenlicht zu leben und bei Sonnenſchein zu ſchlafen, und beſchweren ſich doch oft in ziemlich thörichter Weiſe über die Steuer auf die Kerzen und den hohen Preis des Talgs.

Manche mögen dieſe Kleinigkeiten nicht des Erwähnens oder Erzählens werth erachten; allein wenn ſie erwägen, daß zwar der Staub, welcher an einem windigen Tag einer einzelnen Perſon in die Augen oder in einen einzelnen Laden hineingeweht wird, nur von geringer Bedeutung iſt, daß aber doch die große Menge derartiger Vorfälle in einer volkreichen Stadt und die häufigen Wiederholungen derſelben ihnen Gewicht und Folge geben, ſo werden ſie vielleicht nicht allzu ſtreng diejenigen tadeln, welche Dingen von anſcheinend ſo unbedeutender Natur einige Aufmerkſamkeit angedeihen laſſen. Das menſchliche Glück und Behagen wird nicht ſo wohl durch die nur ſelten vorkommenden großen Fälle von günſtigen Schickſalsfügungen, als durch die täglich vorkommenden kleinen Vortheile hervorgebracht. Wenn man z. B. einen armen jungen Mann lehrt, ſich ſelbſt zu barbieren und ſein Raſirmeſſer in Ordnung zu halten, ſo kann man mehr zum Glück und Behagen ſeines Lebens beitragen, als wenn man ihm tauſend Guineen ſchenkt. Das Geld kann bald verbraucht ſein, und dann wird nur Aerger und Reue zurückbleiben, daß man es thöricht vergeudet hat; im andern Falle aber vermeidet der junge Mann den häufigen Aerger, welchen ihm das Warten auf die Barbiere, oder deren bisweilen ſchmutzige Finger, übelriechender Athem und ſtumpfe Raſirmeſſer verurſachen; er barbiert ſich, wenn es ihm am bequemſten iſt, und genießt täglich das Vergnügen, daß dies mit einem guten Inſtrument geſchieht. Aus dieſem Geſichtspunkte habe ich die paar obigen Seiten zu ſchreiben gewagt in der Hoffnung, daß ſie Winke liefern mögen, welche irgend einmal einer Stadt, die ich liebe, weil ich viele Jahre glücklich in ihr gelebt, und vielleicht auch mancher unſerer anderen Städte in Amerika zu Gute kommen dürften.

Nachdem ich einige Zeit von dem Generalpoſtmeiſter in Amerika als ſein Kontroleur in Beaufſichtigung mehrerer Poſtämter und in der Abrechnung mit den Poſtbeamten angeſtellt geweſen war, wurde ich bei ſeinem Tode 1753 in Gemeinſchaft mit Herrn William Hunter durch eine Beſtallung von Seiten des Generalpoſtmeiſters in England zu ſeinem Nachfolger ernannt. Die amerikaniſche Poſtanſtalt hatte ſeither niemals irgend etwas an diejenige von Großbritannien bezahlt. Wir ſollten zuſammen ein jährliches Einkommen von ſechshundert Pfund erhalten, wenn wir dieſe Summe aus dem Gewinn des Poſtweſens erſchwingen konnten. Um das zu erzielen, waren vielfältige Verbeſſerungen nothwendig, von welchen einige unvermeidlich Anfangs koſtſpielig waren, ſo daß in den erſten vier Jahren die Poſtverwaltung uns mehr als neunhundert Pfund ſchuldig wurde. Allein bald darauf begann ſie, uns zurückzubezahlen, und ehe ich noch durch eine Laune der Miniſter, auf welche ich ſpäter zu ſprechen kommen werde, meiner Stelle entſetzt wurde, hatten wir es dahin gebracht, daß ſie der Krone einen dreifach größern Reinertrag einbrachte, als die Poſtverwaltung in Irland. Seit jener unklugen Maßregel aber haben ſie von ihr nicht einen Heller erhalten!

Die Geſchäfte des Poſtweſens veranlaßten mich, in jenem Jahr eine Reiſe nach Neu-England zu unternehmen, wo die Hochſchule zu Cambridge mich aus freiem Antriebe mit dem Grade eines Magiſters der freien Künſte beſchenkte. Yale-College in Connecticut hatte mir früher ſchon eine ähnliche Auszeichnung erwieſen. So wurde ich, ohne an einer dieſer Univerſitäten ſtudirt zu haben, ihrer Ehren theilhaftig. Dieſe akademiſchen Ehrenbezeugungen wurden mir in Anerkennung meiner Verbeſſerungen und Entdeckungen in dem elektriſchen Zweige der Naturlehre übertragen.

Da im Jahr 1754 wieder ein Krieg mit Frankreich zu befürchten ſtand, ſo ſollte auf einen Befehl des Handelsminiſteriums ein Kongreß von Kommiſſären aus den verſchiedenen Kolonien zu Albany zuſammentreten, um ſich dort mit den Häuptlingen der ſechs Nationen über die Mittel zur Vertheidigung ihres und unſres Landes zu berathen. Gouverneur Hamilton, welcher dieſen Befehl erhalten hatte, theilte ihn dem Hauſe mit und bat, daſſelbe möge paſſende Geſchenke für die Indianer liefern, um ſie bei dieſer Gelegenheit zu vertheilen; er ernannte den Sprecher (Herrn Morris) und mich, um gemeinſchaftlich mit Herrn Thomas Penn und Herrn Sekretär Peters als Kommiſſäre für Pennſylvanien zu handeln. Das Haus billigte die Ernennung und lieferte die erforderlichen Waaren für die Geſchenke, obſchon es keine große Geneigtheit zeigte, außerhalb der Provinzen zu unterhandeln. Wir trafen erſt ungefähr in der Mitte des Juni mit den anderen Kommiſſären in Albany zuſammen.

Auf unſrer Reiſe ſann und arbeitete ich einen Plan aus zur Vereinigung aller Kolonien unter Einer Regierung, inſoweit dies für die Vertheidigung und ſonſtige wichtige allgemeine Zwecke nothwendig ſein würde. Als wir New-York paſſirten, ließ ich dort mein Projekt den Herren James Alexander und Kennedy zeigen, zwei Männern von großer Erfahrung und Kenntniß in öffentlichen Angelegenheiten, und wagte dann, durch ihren Beifall geſtärkt, es dem Kongreß vorzulegen. Es ſtellte ſich nun heraus, daß mehrere von den Kommiſſären ähnliche Pläne ausgearbeitet hatten. Zuerſt wurde die Vorfrage erhoben, ob überhaupt eine Vereinigung hergeſtellt werden ſollte, was einmüthig bejaht wurde. Hierauf wurde ein Ausſchuß, wozu jede Provinz ein Mitglied abordnete, beauftragt, die einzelnen Pläne in Erwägung zu ziehen und darüber zu berichten. Dem meinigen ward zufällig der Vorzug gegeben und derſelbe daher mit wenigen Verbeſſerungen vorgetragen.

Nach dieſem Plan ſollte die allgemeine Regierung durch einen von der Krone angeſtellten und unterhaltenen General-Präſidenten ausgeübt und ein Großer Rath durch Vertreter der Bevölkerung der einzelnen Kolonien in ihren betreffenden Provinzial-Verſammlungen gewählt werden. Die Debatten hierüber im Kongreß gingen täglich fort, Hand in Hand mit dem Indianer-Geſchäft. Viele Einwendungen und Schwierigkeiten wurden erhoben, aber endlich alle überwunden, worauf der Plan einſtimmig gut geheißen und die Weiſung gegeben wurde, Abſchriften davon an das Handelsminiſterium und an die Verſammlungen der einzelnen Provinzen abzuſchicken. Der Plan hatte ein eigenthümliches Schickſal: jene nahmen ihn nicht an, weil nach ihrer Anſicht zu viel *Vorrechte für die Krone* darin lagen, und in England erachtete man ihn für allzu demokratiſch. Das Handelsminiſterium gab ihm daher weder ſeine Zuſtimmung noch empfahl es ihn der Gutheißung Seiner Majeſtät. Dagegen wurde ein anderer Entwurf gemacht, von welchem man annahm, daß er denſelben Zweck beſſer entſpreche, wonach der Gouverneur der Provinzen mit einigen Mitgliedern ihrer betreffenden Provinzialräthe zuſammentreten, die Aushebung von Truppen, die Erbauung von Forts u. ſ. w. anordnen und für die Koſten derſelben auf den Staatsſchatz von Großbritannien ziehen ſollte. Die Ausgaben hiefür ſollten ſpäter mittelſt einer Parlamentsakte, welche eine Steuer auf Amerika legte, wieder erſetzt werden. Mein Plan nebſt den dafür ſprechenden Gründen iſt unter meinen im Druck erſchienenen politiſchen Aufſätzen zu finden*).

Als ich im darauffolgenden Winter in Boſton war, unterhielt ich mich vielfach mit dem Statthalter Shirley über beide Pläne. Ein Theil deſſen, was bei dieſer Gelegenheit zwiſchen uns verhandelt wurde, iſt ebenfalls unter obigen Abhandlungen zu finden. Die verſchiedenen und entgegengeſetzten Gründe der Abneigung gegen meinen Plan laſſen mich muthmaßen, daß derſelbe in der That das richtige Mittel war, und ich bin immer noch der Anſicht, es wäre ein Glück für beide Seiten diesſeit und jenſeits des Oceans geweſen, wenn man ihn angenommen hätte. Auf dieſe Weiſe vereinigt, wären die Kolonien ſtark genug geweſen, ſich ſelbſt zu vertheidigen, und hätten dann keine Truppen aus England nöthig gehabt, und ſo würde ſelbſtverſtändlich der nachfolgende Vorwand zur Beſteuerung Amerika's und der hierdurch veranlaßte blutige Kampf vermieden worden ſein. Allein derartige Mißgriffe ſind nichts Neues: die Geſchichte wimmelt von den Irrthümern der Staaten und Fürſten:

---

*) Franklin's Werke, herausgegeben von Jared Sparks, Bd. III. S. 22–55. D. H.

> „Betrachte rings dir die bewohnte Welt, wie Wen'ge
> Verſteh'n ihr eignes Wohl, noch folgen ihm, wenn ſie's verſtehn!"

Die am Staatsruder Stehenden haben meiſt viel zu thun und nehmen ſich im Allgemeinen nicht gern die Mühe, neue Projekte zu überlegen und in Vollzug zu ſetzen. Die beſten öffentlichen Maßregeln werden daher ſelten *aus vorangehender Weisheit angenommen, ſondern von der Gelegenheit aufgedrungen.*

Der Gouverneur von Pennſylvanien ſandte den Entwurf an das Haus mit ſeinem ausdrücklichen Beifall, „da derſelbe ihm mit großer Klarheit und Schärfe des Urtheils ausgedacht ſcheine, weshalb er ihn als ihrer genaueſten und ernſteſten Beachtung würdig empfehle.“ Auf das Betreiben gewiſſer Mitglieder aber ſetzte das Haus ihn auf die Tagesordnung, als ich zufällig abweſend war, was ich für ein nicht gerade billiges Verfahren hielt, und verwarf ihn, zu meiner nicht geringen Demüthigung, ohne ihn auch nur der geringſten Beachtung zu würdigen.

Auf meiner Reiſe nach Boſton in dieſem Jahr traf ich in New-York unſern neuen Gouverneur Herrn Morris, der ſoeben aus England angekommen und mit dem ich zuvor ſchon genau bekannt geweſen war. Er brachte eine Beſtallung als Erſatzmann des Herrn Hamilton, welcher, der Zänkereien müde, denen ihn ſeine von den Eigenthümern erhaltenen Inſtruktionen ausſetzten, ſeine Stelle niedergelegt hatte. Herr Morris fragte mich, ob ich glaube, daß er ſich auf eine ebenſo unerquickliche Verwaltung gefaßt machen müſſe. Ich erwiderte: „Mit nichten; Sie können im Gegentheil eine ſehr behagliche haben, wenn Sie nur Sorge tragen wollen, ſich auf keinen Streit mit der Aſſembly einzulaſſen!" — „Mein lieber Freund," ſagte er ſcherzend, „wie können Sie mir rathen, Streitereien auszuweichen? Sie wiſſen, ich bin ein Freund des Disputirens; es iſt eines meiner liebſten Vergnügen; um Ihnen jedoch die Hochſchätzung zu zeigen, die ich für Ihren Rath hege, verſpreche ich Ihnen, allen Disputen womöglich auszuweichen." Er hatte allerdings einigen Grund, das Disputiren zu lieben, da er ein guter Redner, ein ſpitzfindiger Sophiſt und daher meiſtens erfolgreich war, wenn es bei einem Geſpräch auf Gründe und Beweiſe ankam. Er war hierzu von Jugend auf erzogen worden, denn ſo viel ich hörte, hatte ſein Vater ſeine Kinder daran gewöhnt, zu ſeiner Unterhaltung mit einander zu ſtreiten, wenn ſie nach dem Eſſen am Tiſche ſaßen. Dies war jedoch meines Bedünkens kein weiſes Verfahren, denn nach dem Verlaufe meiner Beobachtungen ſind ſolche ſtreitſüchtige, ſtets widerſprechende und widerlegende Leute gewöhnlich ſehr unglücklich in ihren eigenen Angelegenheiten. Sie tragen zwar zuweilen den Sieg davon, ernten aber niemals Dankbarkeit, die ihnen von größerm Nutzen ſein würde. Wie trennten uns, denn er ging nach Philadelphia, und ich nach Boſton.

Bei meiner Rückkehr fand ich in New-York die Abſtimmungen der Aſſembly, aus welchen hervorging, daß er trotz ſeines mir gegebenen Verſprechens bereits mit dem Hauſe in heftigem Streit ſtand. Es fand zwiſchen beiden ein fortwährender Krieg ſtatt, ſo lange er die Gouverneurſtelle inne hatte. Ich bekam ebenfalls meinen Antheil daran, denn ſobald ich wieder auf meinen Sitz in der Aſſembly zurückgekehrt war, wurde ich in jeden Ausſchuß gewählt, um ſeine Reden und Botſchaften zu beantworten, und von den Ausſchüſſen meiſt mit der Abfaſſung der betreffenden Entwürfe betraut. Unſere Adreſſen waren, gerade ſo wie ſeine Botſchaften, oft ſcharf und manchmal recht unanſtändig grob. Da er wußte, daß ich für die Verſammlung die Feder führte, ſo hätte man vermuthen können, wir müßten uns eigentlich gegenſeitig die Kehle abſchneiden, wenn wir uns begegneten. Er war jedoch ein ſolch gutmüthiger Menſch, daß jener Streit keine perſönliche Feindſchaft zwiſchen ihm und mir veranlaßte, und wir oft mit einander ſpeiſten.

Auf dem Gipfelpunkt dieſes öffentlichen Haders begegneten wir uns eines Nachmittags auf der Straße. „Franklin,“ ſagte er, „Sie müſſen mit mir nach Hauſe gehen und den Abend bei mir verbringen; ich werde einige Geſellſchaft haben, die Ihnen gefallen wird.“ Dabei nahm er mich am Arm und führte mich nach ſeinem Hauſe. In heiterer Unterhaltung bei unſerm Wein nach Tiſche äußerte er im Scherz, er bewundere ſehr den Einfall Sancho Panſa's, welcher, als man ihm einen Gouverneurpoſten anbot, die Bitte ſtellte, es möchte ein Gouverneurpoſten über Schwarze ſein, da er alsdann ſeine Unterthanen doch verkaufen könnte, falls er ſich mit denſelben nicht zu vertragen wüßte. Einer ſeiner Freunde, welcher neben mir ſaß, ſagte: „Franklin, warum fahren Sie fort, es mit dieſen verwünſchten Quäkern zu halten? Würden Sie nicht beſſer thun, dieſelben zu verkaufen? Der Eigenthümer würde Ihnen einen guten Preis bezahlen.“ — „Der Gouverneur hat dieſelben noch nicht genug angeſchwärzt,“ gab ich zur Antwort. Er hatte ſich nämlich ſehr bemüht, die Aſſembly in allen ſeinen Botſchaften tüchtig anzuſchwärzen, allein dieſe wiſchte ſeine Farbengebung ſo raſch ab, als er ſie auflegte, und klexte ſie dafür dick auf ſein eigenes Geſicht, ſo daß er fand, er werde am Ende ſelbſt zum Neger werden, endlich wie Herr Hamilton des Streits ebenſo müde ward und von ſeinem Gouverneurpoſten abtrat.

Dieſe öffentlichen Händel rührten im Grunde alle von den Eigenthümern, unſeren erblichen Gouverneuren, her, welche, wenn irgend eine Ausgabe für die Vertheidigung ihrer Provinz beſtritten werden ſollte, mit unglaublicher Gemeinheit ihren Bevollmächtigten die Weiſung gaben, kein Geſetz für die Erhebung der erforderlichen Steuern durchgehen zu laſſen, falls ihre ungeheuren Ländereien in demſelben Geſetz nicht ausdrücklich für ſteuerfrei erklärt würden; ja ſie hatten ſogar ihre Sachwalter förmlich in Pflicht genommen, ſolche Inſtruktionen einzuhalten. Die Aſſemblies ſtemmten ſich drei Jahre lang gegen dieſe Ungerechtigkeit, wurden aber zuletzt zum Nachgeben gezwungen. Endlich erkühnte ſich Kapitän Denny, der Nachfolger des Gouverneur Morris, jenen Weiſungen nicht zu gehorchen; wie dies zu Stande kam, werde ich ſpäter erzählen.

Allein ich bin meiner Geſchichte zu weit vorausgeeilt und habe hier noch einige Angelegenheiten zu erwähnen, welche während der Verwaltung des Gouverneurs Morris vorfielen.

Da der Krieg mit Frankreich gewiſſermaßen begonnen hatte, ſo beabſichtigte die Regierung von Maſſachuſets-Bay einen Angriff auf Crown-Point und ſchickte Herrn Quincy nach Pennſylvanien, und Herrn Pownall, den nachmaligen Gouverneur, nach New-York, um Hilfe nachzuſuchen. Da ich in der Aſſembly ſaß, deren Stimmung kannte und Herrn Quincy's Landsmann war, ſo wandte er ſich an mich um meinen Einfluß und meine Unterſtützung. Ich diktirte ihm eine Adreſſe an die Aſſembly; dieſe nahm ſie gut auf und bewilligte eine Unterſtützung von zehntauſend Pfund, welche in Proviant angelegt werden ſollten. Da jedoch der Gouverneur ſeine Zuſtimmung zu ihrer Bill verweigerte (welche dieſe mit anderen für den Gebrauch der Krone bewilligten Summen umfaßte), wenn nicht eine Klauſel darin aufgenommen würde, welche den Stand der Eigenthümer von jedem Beitrag zu der erforderlich werdenden Steuer befreie, ſo wußte die Aſſembly trotz ihres Wunſches, ihre Bewilligung an Neu-England wirkſam zu machen, doch nicht, wie ſie dies bewerkſtelligen ſolle. Herr Quincy verſuchte ſein Möglichſtes bei dem Gouverneur, um ſeine Zuſtimmung zu erlangen, aber derſelbe war hartnäckig.

Ich rieth nun ein Verfahren an, um dieſes Geſchäft ohne den Gouverneur zu machen durch Weiſungen an die Kuratoren der Leih-Bank, bei welchen die Aſſembly Anleihen zu machen geſetzlich befugt war. Es war allerdings damals wenig oder gar kein Geld in der Bank, und ich machte daher den Vorſchlag, man ſolle die Anweiſungen binnen Jahresfriſt zahlbar und mit fünf Prozent verzinslich machen. Ich hoffte, daß man mit dieſen Anweiſungen die Lebensmittel leicht kaufen könne. Die Aſſembly nahm den Vorſchlag ohne vieles Zögern an. Die Anweiſungen wurden ſogleich gedruckt, und ich gehörte zu dem Comité, welches die Weiſung hatte, dieſelben zu unterzeichnen und auszugeben. Der zur Einlöſung derſelben beſtimmte Fond war der Zins von dem geſammten Papiergeld, welches damals von Seiten der Leihbank in der Provinz exiſtirte, nebſt dem Ertrag aus der Acciſe, welche als mehr wie zureichend bekannt war. Die Papiere erlangten deshalb augenblicklich Kredit und wurden nicht allein als Zahlung für den Proviant angenommen, ſondern manche wohlhabende Leute, welche baares Geld liegen hatten, legten daſſelbe in dieſen Hilfskaſſenſcheinen an, weil ſie dieſelben vortheilhaft fanden, da ſie einſtweilen dem Beſitzer Zins trugen und bei jeder Gelegenheit als Geld verwendet werden konnten. Dieſelben wurden daher alle begierig aufgekauft, und binnen weniger Wochen waren gar keine mehr zu ſehen. So wurde dieſes wichtige Geſchäft durch meine Vermittlung ausgeführt. Herr Quincy erſtattete der Aſſembly ſeinen Dank in einem hübſchen Schreiben, kehrte hoch befriedigt von dem Erfolg ſeiner Sendung nach Hauſe zurück und bethätigte für für mich ſtets die herzlichſte und wärmſte Freundſchaft.

Da die britiſche Regierung der Vereinigung der Kolonien, wie ſie in Albany vorgeſchlagen worden war, ihre Zuſtimmung nicht ertheilen und dieſe Union nicht mit ihrer eigenen Vertheidigung betrauen wollte, damit die Provinzen dadurch nicht zu kriegeriſch und ihrer eigenen Stärke ſich bewußt werden ſollten, und da man damals allerlei Argwohn und Eiferſucht auf ſie hegte, ſo ſandte ſie den General Braddock mit zwei Regimentern regulärer engliſcher Truppen zu dieſem Zwecke herüber. Er landete zu Alexandria in Virginien und marſchirte von da nach Frederictown in Maryland, wo er Halt machte und auf Fuhrwerke wartete. Weil unſere Aſſembly, auf irgend einen Wink hin, fürchtete, der General trage ſich mit heftigen Vorurtheilen gegen ſie, als ob ſie dem Dienſte abgeneigt ſei, ſo wünſchte ſie, daß ich ihm meine Aufwartung mache, aber nicht als von ihr geſandt, ſondern als General-Poſtmeiſter, unter dem Vorwand, ihm Vorſchläge zu machen und ein Uebereinkommen mit ihm zu treffen über die Art und Weiſe, wie die Depeſchen zwiſchen ihm und den Gouverneuren der einzelnen Provinzen, mit denen er nothwendig in fortwährendem Briefwechſel ſtehen müßte, mit der möglichſten Schnelligkeit und Sicherheit zu beſorgen ſeien. Mein Sohn begleitete mich auf dieſer Reiſe.

Wir trafen den General zu Frederictown, wo er ungeduldig auf die Rückkehr derjenigen wartete, welche er in die entlegeneren Bezirke von Maryland und Virginien geſandt hatte, um Fuhrwerke aufzubieten. Ich blieb mehrere Tage bei ihm, ſpeiſte täglich mit ihm und hatte reichlich Gelegenheit, alle ſeine Vorurtheile durch die Nachricht von demjenigen zu beſeitigen, was die Aſſembly ſchon vor ſeiner Ankunft wirklich gethan hatte und noch zu thun gewillt war, um ſeine Unternehmungen zu erleichtern. Als ich ſchon im Begriff war abzureiſen, wurden die herbeigeſchafften Wagen geliefert, wobei ſich ergab, daß ſie ſich nur auf fünfundzwanzig beliefen, und daß ſelbſt dieſe nicht alle in dienſttauglichem Zuſtande waren. Der General und ſeine Offiziere waren überraſcht und erklärten, die Expedition ſei nun zu Ende und unmöglich, und ſchimpften auf die Miniſter, weil dieſe ſie aus Unwiſſenheit in einer Gegend hatten landen laſſen, wo alle Mittel zur Fortſchaffung ihrer Vorräthe, Bagage u. ſ. w. fehlten, wozu man nicht weniger als hundertundfünfzig Wagen bedurfte.

Ich äußerte zufällig die Anſicht, es ſei ſchade, daß ſie nicht lieber in Pennſylvanien gelandet ſeien, weil in dieſem Lande beinahe jeder Bauer ſeinen Wagen hatte. Der General hielt ſich begierig an meine Worte und ſagte: „Dann können Sie, mein Herr, der Sie dort ſo viel Anſehen genießen, uns wahrſcheinlich welche verſchaffen, und ich bitte Sie, es wenigſtens zu verſuchen.“ Ich erkundigte mich nach den Bedingungen, welche den Eigenthümern der Wagen geboten würden, und ward gebeten, diejenigen Bedingungen zu Papier zu bringen, welche mir nothwendig erſcheinen ſollten. Dies that ich. Sie wurden angenommen, und ſogleich ward eine Beſtallung mit den nöthigen Inſtruktionen aufgeſetzt. Von welcher Art jene Bedingungen waren, wird aus der Anzeige hervorgehen, welche ich unmittelbar nach meiner Ankunft in Lancaſter veröffentlichte. Da dieſelbe, wegen der großen und augenblicklichen Wirkung, welche ſie hervorbrachte, einigermaßen ein merkwürdiges Aktenſtück geworden iſt, ſo werde ich ſie nachſtehend in ihrem ganzen Wortlaut einrücken:

[„Bekanntmachung.]

„Lancaſter, 26. April 1755.

„Da für den Dienſt der königlichen Truppen, welche im Begriff ſtehen ſich in Will's Creek zu ſammeln, einhundert und fünfzig vierſpännige Wagen und fünfzehnhundert Reit- oder Packpferde erforderlich ſind, und Se. Excellenz General Braddock geruht hat, mich zum Abſchluß von Miethverträgen für dieſelben zu ermächtigen, ſo gebe ich hiemit Nachricht, daß ich von heute bis zum künftigen Mittwoch Abend in Lancaſter und vom nächſten Donnerstag Morgen bis zum Freitag Abend in York verweilen und bereit ſein werde, für Wagen und Geſpann oder einzelne Pferde unter den folgenden Bedingungen Verträge abzuſchließen, nämlich: 1. Für jeden Wagen mit vier guten Pferden und einem Fuhrmann werden fünfzehn Schillinge täglich, und für jedes tüchtige Pferd mit einem Packſattel oder andern Sattel und Zaum zwei Schillinge täglich, und für jedes tüchtige Pferd ohne Sattel achtzehn Pence per Tag bezahlt werden. — 2. Die Bezahlung beginnt von der Zeit an, wo dieſelben bei den Streitkräften in Will's Creek eintreffen, was an oder vor dem kommenden 20. Mai geſchehen muß, und außerdem wird eine anſtändige Vergütung für die nach Will's Creek nöthige Reiſe und für die Heimreiſe nach der Entlaſſung geleiſtet werden. — 3. Jeder Wagen, jedes Geſpann und jedes Reit- oder Packpferd ſoll von unbetheiligten Perſonen, die von mir und den Eigenthümern zu wählen ſind, geſchätzt werden; im Fall des Verluſts irgend eines Wagens, Geſpanns oder Pferdes im Dienſte ſoll aber der Preis nach Maßgabe einer derartigen Schätzung vergütet und bezahlt werden. — 4. Dem Eigenthümer eines jeden Wagens und Geſpanns oder Pferdes ſoll auf Verlangen bei Abſchluß des Vertrags eine ſiebentägige Löhnung im Voraus auf die Hand bezahlt und der Reſt von General Braddock oder dem Zahlmeiſter der Armee bei der Entlaſſung oder auch von Zeit zu Zeit ausbezahlt werden, je nachdem es verlangt wird. — 5. Kein Fuhrmann bei den Wagen und keine anderen, mit der Pflege der gemietheten Pferde betrauten Perſonen werden unter irgend einem Vorwand aufgefordert werden, den Dienſt von Soldaten zu thun oder andere Verwendung zu übernehmen, als die Führung und Beſorgung ihrer Fuhrwerke und Pferde. — 6. Aller Hafer, Mais oder ſonſtige Fourage, welche die Wagen oder Pferde über den nöthigen Bedarf für den Unterhalt der Pferde hinaus mit ins Lager bringen, ſoll für den Gebrauch der Armee angenommen und mit einem anſtändigen Preiſe bezahlt werden.

Bemerkung: Mein Sohn William Franklin iſt ermächtigt, mit jedermann in Cumberland County denſelben Vertrag einzugehen.

B. Franklin.“

„An die Einwohner der Grafſchaften
Lancaſter, York und Cumberland.

„Freunde und Landsleute!

„Als ich vor einigen Tagen zufällig im Lager zu Frederic war, fand ich den General und die Offiziere äußerſt erbittert darüber, daß ihnen nicht die Pferde und Fuhrwerke geliefert wurden, welche ſie von dieſer Provinz erwartet hatten, zumal dieſe am Beſten im Stande waren dieſelben zu liefern; allein in Folge der Meinungs-Verſchiedenheiten zwiſchen unſerm Gouverneur und der Aſſembly war nicht für Geld geſorgt, noch irgend eine Vorkehrung zu dieſem Zwecke getroffen worden.

„Man beabſichtigte, alsbald eine bewaffnete Macht in dieſe Grafſchaften zu ſchicken und ſo viele von den beſten Wagen und Pferden mit Beſchlag zu belegen, als man bedürfte, und eben ſo viele Perſonen, als zur Führung und Verſorgung derſelben erforderlich ſein würden, zum Dienſte zu zwingen.

„Ich fürchtete, daß das Vordringen britiſcher Soldaten durch dieſe Grafſchaften bei einer derartigen Gelegenheit, beſonders in ihrer gegenwärtigen Stimmung und der Erbitterung gegen uns, viele und große Unbehaglichkeiten für die Einwohner herbeigeführt haben würde. Ich unterzog mich daher um ſo bereitwilliger der Mühe, zuerſt zu verſuchen, was mit ehrlichen und billigen Mitteln zu erreichen wäre. Die Bewohner dieſer entlegenen Grafſchaften haben ſich neuerdings bei der Aſſembly über das Fehlen einer genügenden Menge baaren Geldes beſchwert. Ihr habt nun eine Gelegenheit, eine ſehr bedeutende Summe einzunehmen und unter Euch zu vertheilen; denn wenn der Dienſt dieſer Expedition, wie höchſt wahrſcheinlich der Fall ſein wird, einhundert und zwanzig Tage andauern ſollte, ſo wird die Miethe jener Pferde und Wagen ſich auf mehr als dreißigtauſend Pfund belaufen, welche Euch in baarem Silber und Gold königlicher Prägung ausbezahlt werden.

„Der Dienſt wird leicht und behaglich ſein, denn die Armee wird kaum über zwölf Meilen weit per Tag marſchiren, und die Wagen und Packpferde, da ſie nur ſolche Dinge fortzuſchaffen haben, welche für die Wohlfahrt der Armee abſolut nothwendig ſind, müſſen mit dieſer marſchiren und nicht ſchneller, und werden daher, um der Armee ſelbſt willen, immer nur dahin geſtellt, wo ſie am ſicherſten ſein können, ſei es auf einem Marſch oder in einem Lager.

„Wenn Ihr alſo wirklich gute und getreue Unterthanen Seiner Majeſtät ſeid, wofür ich Euch halte, ſo könnt Ihr nun einen höchſt dankenswerthen Dienſt leiſten und es Euch ſelbſt behaglich machen, denn drei oder vier von denjenigen, welche nicht für ſich einen Wagen mit vier Pferden und einem Fuhrwerk bei den Geſchäften ihrer Pflanzungen entbehren können, mögen es mit einander thun, indem der Eine einen Wagen, ein Anderer eines oder zwei Pferde und ein Dritter den Fuhrmann ſtellt, und Ihr die Bezahlung in angemeſſenem Verhältniß unter Euch theilet. Wenn Ihr jedoch dieſen Dienſt Eurem König und Lande nicht freiwillig leiſtet, wann Euch eine ſolch gute Bezahlung und anſtändige Bedingungen angeboten werden, ſo wird man Eure Treue ſtark anzweifeln. Des Königs Geſchäft muß gethan werden; ſo viele tapfere Truppen, welche zu Eurer Vertheidigung ſo weit hergekommen ſind, dürfen nicht müſſig liegen durch Eure Saumſeligkeit, das zu thun, was man vernünftigerweiſe von Euch erwarten kann; Wagen und Pferde müſſen beſchafft werden, gewaltſame Maßregeln werden gebraucht werden und Ihr werdet dann eine Entſchädigung ſuchen dürfen, wo Ihr ſie finden könnt, und Eure Lage wird vielleicht wenig bedauert oder beachtet werden.

„Ich habe kein beſonderes Intereſſe an dieſer Angelegenheit, da ich — außer dem Bewußtſein, mich für einen guten Zweck bemüht zu haben — nur Arbeit für meine Bemühungen haben werde. Sollte aber möglicherweiſe dieſe Methode, Pferde und Wagen zu bekommen, nicht gelingen, ſo bin ich genöthigt, in vierzehn Tagen den General davon zu benachrichtigen, und wahrſcheinlich wird dann Sir John St. Clair, der Huſar, mit einer Abtheilung Soldaten unverweilt zu jenem Zwecke in die Provinz einrücken, was zu vernehmen mir ſehr leid thun wird, weil ich ganz aufrichtig und wahrhaftig bin Euer wohlmeinender Freund und Gönner
B. Franklin."

Ich empfing von dem General ungefähr achthundert Pfund, um die Vorſchüſſe an die Wagenbeſitzer u. ſ. w. zu leiſten. Da aber die Summe nicht ausreichte, ſtreckte ich noch gegen zweihundert Pfund aus meiner Taſche vor, und in zwei Wochen waren die hundert und fünfzig Wagen nebſt zweihundert und neun und fünfzig

Packpferden auf ihrem Marſche nach dem Lager. Die Bekanntmachung verſprach Vergütung je nach der Schätzung, falls irgend einer der Wagen oder Pferde verloren gehen ſollte. Da die Beſitzer aber vorſchützten, daß ſie den General Braddock weder kannten, noch wüßten, in wie weit ſeiner Zuſage zu trauen ſei, ſo beſtanden ſie auf meiner Bürgſchaft für deren Erfüllung, die ich ihnen denn auch gab.

Während ich im Lager war und eines Abends mit den Offizieren von Oberſt Dunbar's Regiment ſpeiste, äußerte dieſer mir ſeine Beſorgniſſe für die Subalternen, welche, wie er ſagte, im Allgemeinen nicht im Ueberfluß lebten und kaum im Stande ſeien, in dieſem theuren Lande ſich die Vorräthe anzuſchaffen, welche für einen ſolch langen Marſch durch eine Wildniß nöthig waren, worin man nichts kaufen konnte. Ich bemitleidete ihre Lage und nahm mir vor, durch meine Bemühungen ihnen einige Abhülfe zu ſchaffen. Ich äußerte jedoch gegen den Oberſten nichts von meiner Abſicht, ſondern ſchrieb am andern Morgen an den Ausſchuß der Aſſembly, welcher einige öffentliche Gelder zu ſeiner Verfügung hatte, empfahl die Sache jener Offiziere warm ihrer Erwägung und machte den Vorſchlag, denſelben ein Geſchenk an den nothwendigen Lebensbedürfniſſen und Erfriſchungen zu ſenden. Mein Sohn, der mit dem Lagerleben und ſeinen Bedürfniſſen einigermaßen vertraut war, ſetzte eine Liſte für mich auf, welche ich meinem Briefe beilegte. Der Ausſchuß billigte es und legte ſolchen Eifer an den Tag, daß jene Vorräthe unter der Führung meines Sohnes gleichzeitig mit den Wagen im Lager eintrafen. Sie beſtanden aus zwanzig Packeten, wovon jedes enthielt:

6 Pfund Hutzucker,
6 Pfund guten Farinzucker,
1 Pfund guten grünen Thee,
1 Pfund guten ſchwarzen Thee,
6 Pfund gemahlenen Kaffee,
6 Pfund Chokolade,
½ Centner beſten weißen Zwieback,
½ Pfund Pfeffer,
1 Quart beſten weißen Weineſſig,
1 Glouceſter Käſe,
1 Tönnchen mit 20 Pfd. guter Butter,
2 Dutzend Flaſchen alten Madeira,
2 Gallonen Jamaica-Rum,
1 Flaſche Senfmehl,
2 gutgeräucherte Schinken,
½ Dutzend geräucherte Zungen,
6 Pfund Reis,
6 Pfund Roſinen.

Dieſe zwanzig Packete wurden gut verpackt auf eben ſo viele Pferde geladen und jedes Packet ſammt dem Pferde zu einem Geſchenk für einen Offizier beſtimmt. Sie wurden dankbarſt angenommen und die erwieſene Freundlichkeit in Briefen an mich von den Oberſten der beiden Regimenter in den dankbarſten Ausdrücken anerkannt. Auch der General war äußerſt befriedigt von meiner Bemühung, ihm die Wagen u. ſ. w. zu verſchaffen, bezahlte bereitwillig die Rechnung für meine Auslagen, dankte mir wiederholt und bat mich dringend um meine weitere Mithülfe bei der Nachſendung von Lebensmitteln an ihn. Ich unterzog mich auch dieſem Auftrag und war höchſt emſig damit beſchäftigt, bis wir von ſeiner Niederlage hörten. Ich hatte für den Dienſt über tauſend Pfund von meinem eigenen Geld ausgelegt, worüber ich ihm eine Abrechnung ſchickte. Sie gelangte zu meinem Glück einige Tage vor der Schlacht in ſeine Hände, und er ſchickte mir unverweilt eine Anweiſung auf den Zahlmeiſter für die runde Summe von eintauſend Pfund ein und ließ den Reſt bis zur nächſten Abrechnung offen. Ich betrachte dieſe Zahlung als ein großes Glück, da ich ſpäter niemals im Stande geweſen bin, jenen Reſt zu erlangen, wovon ſpäter die Rede ſein wird.

Dieſer General war meines Erachtens ein tapferer Mann und würde wahrſcheinlich als guter Offizier in irgend einem europäiſchen Kriege eine Rolle geſpielt haben. Allein er hatte zu viel Selbſtvertrauen, eine zu hohe Meinung von der Tüchtigkeit der regulären Truppen und eine zu niedrige von den Amerikanern, wie von den Indianern. George Croghan, unſer indianiſcher Dolmetſcher, ſtieß auf dem Marſche zu ihm, mit hundert Indianern, welche als Führer, Wegweiſer, Kundſchafter und dgl. ſeinem Herrn von großem Nutzen hätten ſein können, wenn er ſie freundlich aufgenommen hätte; allein er behandelte ſie geringſchätzig und vernachläſſigte ſie, und ſo liefen ſie ihm allmälig davon.

Eines Tages unterhielt ich mich mit ihm, und er wollte mir einigen Begriff von ſeinem beabſichtigten Vorrücken geben. „Nach der Einnahme des Fort Duquesne,“ ſagte er, „werde ich mich nach Niagara wenden, nach der Einnahme von dieſem nach Frontenac, wenn die Jahreszeit es noch geſtatten ſollte, was meines Erachtens der Fall ſein wird, denn Duquesne kann mich kaum länger als drei oder vier Tage aufhalten, und dann ſehe ich nichts mehr, was meinen Marſch nach Niagara aufhalten könnte." Da ich mir zuvor meine Gedanken über die lange Linie gemacht hatte, welche ſein Heer auf dem Marſch auf einem ſehr ſchmalen Wege, bilden mußte, der erſt durch Wald und Gebüſch zu hauen war, und nach demjenigen was ich von einer frühern Niederlage von fünfzehnhundert Franzoſen bei einem Einfall in das Land der Irokeſen gehört, ſo hatte ich einige Zweifel und Befürchtungen hinſichtlich des Erfolgs dieſes Feldzugs bekommen. Allein ich wagte nur zu bemerken: „Allerdings, mein Herr, wenn Sie mit dieſen ſchönen und ſo gut mit Artillerie verſehenen Truppen wohlbehalten vor Duquesne ankommen, ſo kann dieſer Platz, welcher noch nicht vollſtändig befeſtigt und, ſo viel ich höre, nur mit einer ſchwachen Garniſon beſetzt iſt, wahrſcheinlich nur kurze Zeit Widerſtand leiſten. Die einzige Gefahr, welche ich für die Verhinderung Ihres Marſches fürchte, ſind die Hinterhalte von Indianern, welche durch fortwährende Uebung im Legen und Ausführen derſelben ſehr geſchickt ſind. Die dünne, beinahe vier Meilen lange Linie, welche Ihr Heer bilden muß, dürfte es Ueberfällen und Ueberrumpelungen in ſeinen Flanken und der Gefahr ausſetzen, wie ein Faden in mehrere Stücke geſchnitten zu werden, welche wegen ihrer Entfernung von einander nicht zeitig genug aufrücken können, um einander zu unterſtützen.“

Er lächelte über meine Unwiſſenheit und erwiderte: „Jene Wilden mögen allerdings für Eure rohe amerikaniſche Miliz ein furchtbarer Feind ſein, allein auf des Königs reguläre und wohldiſziplinirte Truppen, mein Herr, werden ſie unmöglich irgend einen Eindruck machen.“ Ich war mir bewußt, daß es unpaſſend für mich ſein würde, mit einem Militär über Gegenſtände ſeines Berufs zu ſtreiten, und ich ſagte nichts weiter. Der Feind machte ſich übrigens den Vortheil nicht zu Nutze, welcher, wie ich befürchtet hatte, die lange Marſch-Linie der Armee des Generals dem Gegner geboten hätte, ſondern ließ dieſe ungehemmt bis auf ungefähr neun Meilen an jenen Platz vordringen; dann aber, als die Briten in einer Maſſe (denn ſie hatten ſo eben einen Fluß paſſirt, wo der Vortrab Halt gemacht hatte, bis Alle herübergekommen waren) und an dem offenſten Punkte der Wälder, den ſie noch paſſirt hatten, bei einander waren, griff der Feind ihre Vorhut mit einem mächtigen Feuer hinter Bäumen und Gebüſch hervor an. Das war die erſte Nachricht, welche der General von der Nähe des Feindes erhielt. Als die Vorhut in Unordnung gerieth, führte Braddock die Truppen ihnen eiligſt zu Hülfe, was in großer Verwirrung, durch Wagen, Bagage und Vieh hindurch geſchah. Plötzlich erhielten dieſe das Feuer in ihre Flanke; die Offiziere, zu Pferde, waren leichter zu unterſcheiden, wurden zu Zielſcheiben auserleſen und fielen ſehr ſchnell; die Soldaten wurden auf einen wirren Haufen zuſammengetrieben, bekamen oder hörten kein Kommando mehr und mußten dem Feuern ſtille halten, bis zwei Dritttheile von ihnen gefallen waren; dann wurden ſie von paniſchem Schreck ergriffen und wandten ſich alle zu übereilter Flucht.

Die Fuhrleute nahmen jeder ein Pferd aus ſeinem Geſpann und riſſen aus; ihrem Beiſpiel folgten Andere, und ſo wurden die Wagen, der Proviant, die Geſchütze, die Munitionsvorräthe dem Feinde überlaſſen. Der General wurde verwundet und nur mit Mühe fortgeſchafft, ſein Sekretär Herr Shirley an ſeiner Seite erſchoſſen;

von ſechsundneunzig Offizieren waren dreiundſechzig gefallen oder verwundet, und von elfhundert Soldaten ſiebenhundertundvierzehn getödtet. Dieſe Elfhundert waren ſämmtlich aus der ganzen Armee auserleſene Mannſchaften geweſen; die übrigen waren mit Oberſt Dunbar zurückgeblieben, welcher mit dem ſchweren Theil des Kriegsbedarfs, des Proviants und der Bagage folgen ſollte. Die Flüchtlinge gelangten unverfolgt in Dunbar's Lager, und der paniſche Schrecken, welchen ſie mitbrachten, ergriff augenblicklich ihn und ſeine ganze Mannſchaft. Obſchon der Oberſt noch über tauſend Mann bei ſich hatte, und der Feind, welcher Braddock geſchlagen, höchſtens aus vierhundert Indianern und Franzoſen im Ganzen beſtand, befahl er dennoch, anſtatt vorzurücken und wenigſtens den Verſuch zu machen, etwas von der verlorenen Ehre wiederzugewinnen, die Vernichtung aller Vorräthe an Munition u. ſ. w., nur um deſto mehr Pferde zur Förderung ſeiner Flucht nach den Anſiedlungen und weniger Ballaſt zum Mitnehmen zu haben. In den Niederlaſſungen fand er Bitten von Seiten der Gouverneure von Virginien, Maryland und Pennſylvanien vor, er möge ſeine Truppen an der

Grenze aufſtellen, um den Einwohnern einigen Schutz zu gewähren; allein er ſetzte ſeinen eiligen Marſch durch das ganze Land fort und glaubte ſich nicht eher ſicher, als bis er Philadelphia erreichte, wo die Einwohner ihn beſchützen konnten. Dieſer Vorfall gab uns Amerikanern den erſten Argwohn, daß unſere hohe Meinung von der Tapferkeit der britiſchen Regulären nicht ſehr begründet geweſen war.

Schon auf ihrem erſten Ausmarſch von der Landung und bei ihrem Vordringen durch die Anſiedlungen hatten dieſe britiſchen Regulären die Einwohner geplündert und ausgezogen, manche arme Familien ganz ruinirt und überdem die Leute beleidigt, mißhandelt und eingeſperrt, wenn ſie Einwendungen machten. Dies war hinreichend, um uns über den Nutzen derartiger Vertheidiger aufzuklären, wenn wir je welcher bedurft hätten. Wie verſchieden davon war die Aufführung unſerer franzöſiſchen Freunde im Jahr 1781, welche auf dem Marſch durch den unbewohnteſten Theil unſers Landes, von Rhode-Jsland bis nach Virginien, beinahe ſiebenhundert Meilen weit, nicht zu der geringſten Klage über den Verluſt eines Schweins, eines jungen Huhns oder auch nur eines Apfels Anlaß gaben!

Kapitän Orme, einer von den Adjutanten des Generals und ebenfalls ſchwer verwundet, wurde mit demſelben fortgeſchafft und blieb bei ihm bis an deſſen Tod, welcher nach einigen Tagen eintrat. Der Kapitän erzählte mir, der General ſei den ganzen erſten Tag gänzlich ſtill geblieben und habe bei Nacht nur geäußert: „Wer hätte das gedacht?“, habe den folgenden Tag abermals tiefes Schweigen beobachtet und nur endlich geſagt: „Wir werden ein ander Mal beſſer wiſſen, wie man mit ihnen umſpringen muß,“ und ſei dann wenige Minuten darauf verſchieden.

Da die Papiere des Sekretärs ſammt all den Befehlen, Inſtruktionen und dem Briefwechſel des Generals in die Hände des Feindes gefallen waren, ſo wählte dieſer eine Anzahl derſelben aus und ließ ſie ins Franzöſiſche überſetzen und als Zeitungsartikel veröffentlichen, um die feindſeligen Abſichten des britiſchen Hofes vor der Kriegserklärung nachzuweiſen. Unter dieſen ſah ich auch einige Briefe des Generals an das Miniſterium, welche voll Anerkennung der Dienſte gedachten, welche ich der Armee erwieſen habe, und mich demſelben zur Berückſichtigung empfahlen. Auch

David Hume, welcher einige Jahre ſpäter Sekretär bei Lord Hertford, ſo lange dieſer Geſandter in Frankreich war, und dann bei General Conway, dem damaligen Staatsſekretär, geweſen, erzählte mir, er habe unter den Papieren in des Letztern Bureau Briefe von General Braddock geſehen, welche mich demſelben ſehr warm empfahlen. Weil aber die Expedition unglücklich geweſen war, ſcheinen meine Dienſte für nicht ſonderlich werthvoll erachtet worden zu ſein, denn jene Empfehlungen brachten mir niemals den mindeſten Vortheil.

Als Lohn für meine Bemühungen verlangte ich von dem General ſelbſt nur eine einzige Gefälligkeit, nämlich daß er an ſeine Offiziere einen Befehl erlaſſe, keine von unſeren gekauften Dienſtleuten mehr einzureihen und diejenigen freizugeben, welche bereits eingereiht worden ſeien. Dies gewährte er gern, und es wurden demgemäß mehrere auf meine Verwendung ihren Herren zurückgegeben. Als der Oberbefehl an Dunbar übergieng, war dieſer nicht ſo großmüthig. Während er auf ſeinem Rückzug oder vielmehr ſeiner Flucht in Philadelphia verweilte, wandte ich mich an ihn wegen der Freigebung der Diener von drei armen Bauern in der Grafſchaft Lancaſter, welche er eingereicht hatte, und erinnerte ihn an die Befehle des verſtorbenen Generals in dieſer Hinſicht. Er verſprach mir, falls die Eigenthümer zu ihm nach Trenton kommen ſollten, wo er in einigen Tagen auf ſeinem Marſch nach New-York eintreffen würde, denſelben dort ihre Leute herauszugeben. Sie machten ſich deshalb die Mühe und Koſten, nach Trenton zu reiſen, wo er ſich dann, zu ihrer ſtarken Schädigung und Enttäuſchung, ſein Verſprechen zu halten weigerte.

Sobald der Verluſt der Wagen und Pferde allgemein bekannt wurde, drangen die ſämmtlichen Eigenthümer wegen der Entſchädigung auf mich ein, deren Bezahlung ich ihnen verbürgt hatte. Ihre Forderungen machten mir ſehr viel Mühe und Unannehmlichkeit, denn wenn ich ihnen auch ſagte, daß das Geld baar in den Händen des Zahlmeiſters ſei, aber der Zahlungsbefehl dafür erſt von General Shirley eingeholt werden müſſe, und wenn ich ſie auch verſicherte, daß ich mich bereits brieflich an den General gewandt habe, daß aber bei der Entfernung ſeines Standorts eine Antwort noch nicht ſo raſch eintreffen könne, und daß ſie Geduld haben müßten, ſo reichte dies Alles nicht hin, ſie zufrieden zu ſtellen, und einige begannen mich zu verklagen. General Shirley erlöste mich endlich aus dieſer peinlichen Lage, indem er Kommiſſäre zur Prüfung der Anſprüche aufſtellte und die Auszahlung der Entſchädigungen anordnete. Dieſe beliefen ſich auf nahezu zwanzigtauſend Pfund, deren Deckung mich ruinirt haben würde.

Ehe wir noch Kunde von dieſer Niederlage erhalten hatten, kamen die beiden Doktoren Bond mit einer Subſkriptionsliſte zu mir und wollten das Geld zur Deckung der Koſten für ein großes Feuerwerk aufbringen, welches man als Freudenfeſt bei dem Empfang der Nachricht von unſrer Einnahme des Forts Duquesne zu veranſtalten beabſichtigte. Ich ſchaute ſehr ernſt drein und äußerte, es würde meines Bedünkens noch Zeit genug ſein, ein Freudenfeſt vorzubereiten, wenn wir wüßten, daß wir Veranlaſſung zur Freude hätten. Die Herren ſchienen überraſcht, daß ich nicht ſogleich auf ihren Vorſchlag einging. „Ei zum Geier!“ rief der eine von ihnen, „Sie werden doch nicht annehmen, daß das Fort nicht eingenommen werden wird?“ — „Ich weiß nicht, ob es nicht genommen wird, aber ich weiß, daß kriegeriſche Ereigniſſe einer großen Ungewißheit unterworfen ſind," gab ich zur Antwort. Ich ſetzte ihnen die Gründe meines Zweifels auseinander. Man ließ alſo die Subſkription fallen, und die Unternehmer entgingen dadurch der Demüthigung, welcher ſie ſich ausgeſetzt hätten, wenn das Feuerwerk veranſtaltet worden wäre. Dr. Bond äußerte bei irgend einer ſpätern Veranlaſſung, er ſei kein Freund von Franklin's Prophezeiungen.

Gouverneur Morris hatte vor General Braddock's Niederlage die Aſſembly immer mit einer Botſchaft über die andere beſtürmt, um ſie zur Bewilligung von Geldern für die Vertheidigung der Provinz und zum Erlaß von Ausſchreiben anzuſpornen, ohne daß jedoch, unter Anderen, die Güter der Eigenthümer beſteuert würden; er hatte alle Bills der Aſſembly verworfen, weil ſie keine derartige Ausnahme-Beſtimmung enthielten, und er verdoppelte nun ſeine Angriffe mit geſteigerter Hoffnung auf Erfolg, weil die Gefahr und Noth immer größer waren. Die Aſſembly blieb jedoch fortwährend feſt, in dem Glauben, daß ſie das Recht auf ihrer Seite habe, und daß es ein weſentliches Recht aufgeben heiße, wenn ſie duldete, daß der Gouverneur ihre Geldbewilligungen korrigirte. In einer der letzten Bills, worin es ſich um die Bewilligung von fünfzigtauſend Pfund handelte, beſtand in der That ſeine beabſichtigte Verbeſſerung nur in einem einzigen Wort. Die Bill beſtimmte, daß alle Beſitzthümer, reale und perſönliche, beſteuert werden ſollten, diejenigen der Eigenthümer „nicht ausgenommen.“ Seine Verbeſſerung war, anſtatt „nicht“ zu ſetzen: „allein,“ — eine kleine, aber ſehr inhaltsreiche Aenderung. Als jedoch die Kunde von jenem militäriſchen Mißgeſchick nach England gelangte, erhoben unſere dortigen Freunde, denen wir fürſorglich alle Antworten der Aſſembly auf die Botſchaften des Gouverneurs mitgetheilt hatten, ein Geſchrei gegen die Eigenthümer wegen ihrer Gemeinheit und Ungerechtigkeit, dem Gouverneur derartige Weiſungen zu ertheilen; einige von unſeren Freunden gingen ſogar ſo weit, zu ſagen: die Eigenthümer büßten dadurch, daß ſie die Vertheidigung ihrer Provinz hinderten, ihr Anrecht an dieſelbe ein. Dieſe wurden hiedurch eingeſchüchtert und ſandten ihrem General-Einnehmer die Weiſung, fünftauſend Pfund von ihrem eigenen Gelde derjenigen beliebigen Summe hinzuzufügen, welche von der Aſſembly zu einem derartigen Zweck gegeben werden würde.

Als dies dem Hauſe bekannt gemacht wurde, nahm man es als ihren Antheil an einer allgemeinen Steuer an und erließ eine neue Bill mit einer Ausnahme-Beſtimmung, welche demgemäß durchging. Durch dieſe Urkunde wurde ich zu einem der Kommiſſäre ernannt, welche über das Geld, 60,000 Pfd., zu verfügen hatten. Ich hatte mich rührig für die Formulirung der Bill und ihre Annahme verwendet und hatte gleichzeitig eine Bill zur Herſtellung und Einübung einer freiwilligen Miliz entworfen, welche ich ohne viele Schwierigkeit im Hauſe durchbrachte, da in derſelben die Vorkehrung getroffen war, den Quäkern ihre freie Wahl zu laſſen. Um den Verband zu fördern, der zur Bildung einer Miliz nöthig war, ſchrieb ich ein Geſpräch*), worin ich alle Einwendungen, welche ich mir nur gegen eine derartige Miliz denken konnte, anführte und widerlegte; daſſelbe wurde gedruckt und übte meines Erachtens eine große Wirkung aus.

---

*) Dieſes Geſpräch und die Milizakte ſtehen im Gentleman's Magazine vom Februar und März 1756.

Während die einzelnen Kompagnien in Stadt und Land ſich bildeten und ihr Exercitium lernten, drang der Gouverneur in mich, für unſere nordweſtliche Grenze zu ſorgen, welche vom Feinde verheert wurde, und Vorkehrungen für die Vertheidigung der Einwohner durch Aufgebot von Truppen und die Erbauung einer Reihe von Forts zu treffen. Ich übernahm dieſes militäriſche Geſchäft, obwohl ich mich dafür nicht ſehr befähigt fühlte. Er gab mir eine Beſtallung mit Vollmachten und ein Packet Blanko-Formulare von Patenten für Offiziere, welche ich allen mir tüchtig erſcheinenden Perſonen ertheilen durfte. Es machte mir nur wenig Schwierigkeit, die Mannſchaften zu ſammeln, und bald hatte ich 560 unter meinem Befehl. Mein Sohn, welcher im vorigen Kriege als Offizier in der gegen Canada aufgebotenen Armee gedient hatte, war mein Adjutant und für mich von großem Nutzen. Die Indianer hatten Gnadenhütten, ein von Herrnhutern beſiedeltes Dorf, verbrannt und die Einwohner nieder gemetzelt, aber der Ort ſelbſt galt als gut gelegen für eines der Forts.

Um nun dorthin zu marſchiren, verſammelte ich die Kompagnien zu Bethlehem, der Hauptniederlaſſung der Herrnhuter. Ich war überraſcht, dieſelbe in ſo gutem Vertheidigungszuſtande zu finden. Die hauptſächlichſten Gebäude wurden durch eine Verpfählung vertheidigt. Die Bürger hatten eine Anzahl Waffen und Munition von New-York bezogen und ſogar Maſſen kleiner Pflaſterſteine zwiſchen den Fenſtern ihrer hohen ſteinernen Häuſer aufgehäuft, damit ihre Frauen ſie auf die Köpfe des erſten beſten Indianers herunterſchleudern könnten, der in die Häuſer einzudringen verſuchte. Die bewaffneten Brüder hielten überdem Wache und löſten ſich ſo methodiſch ab, wie in irgend einer Garniſonsſtadt. Ich äußerte im Geſpräch mit ihrem Biſchof, Spangenberg, mein Erſtaunen hierüber, denn ich wußte, daß ſie eine Parlamentsakte erlangt hatten, welche ſie vom Militärdienſte in den Kolonien befreite, und hatte daher angenommen, ſie hegten Gewiſſensbedenken gegen das Waffentragen. Er erwiderte mir, es ſei zwar keiner ihrer Glaubensgrundſätze, aber zu der Zeit, wo jene Parlamentsakte erlangt wurde, von vielen ihrer Leute für einen Grundſatz gehalten worden. Bei dieſer Gelegenheit ergab ſich übrigens zu ihrem Erſtaunen, daß nur ſehr Wenige ſich zu demſelben bekannten. Es ſcheint, ſie täuſchten entweder ſich ſelbſt oder das Parlament; aber geſunder Menſchenverſtand, unterſtützt von vorhandener Gefahr, wird zuweilen über launenhafte Anſichten doch den Sieg davon tragen.

Es war zu Anfang Januars, als wir uns an dieſes Geſchäft der Erbauung der Forts machten. Ich ſchickte eine Abtheilung an den Miniſink mit Weiſungen, dort eines für die Sicherheit jenes obern Theils des Landes zu errichten, und eine andere Abtheilung mit ähnlichen Weiſungen nach dem untern Theile; ich ſelbſt aber wollte mit dem Reſt meiner Streitkräfte nach Gnadenhütten gehen, wo ein Fort für dringend nöthig erachtet wurde. Die Herrnhuter verſchafften uns fünf Wagen für unſere Werkzeuge, Vorräthe, Gepäck u. ſ. w.

Unmittelbar ehe wir Bethlehem verließen, kamen elf Farmer, welche durch die Indianer von ihren Pflanzungen vertrieben worden waren, zu mir und baten mich um Ausrüſtung mit Gewehren, damit ſie zurückgehen und ihr Vieh abholen könnten. Ich gab jedem von ihnen eine Flinte mit entſprechender Munition. Wir waren noch nicht viele Meilen weit marſchirt, ſo begann es zu regnen und regnete den ganzen Tag lang fort. Es waren keine Wohnſtätten am Wege, um uns ein Obdach zu gewähren, bis wir gegen Einbruch der Nacht zu einem Deutſchen kamen, in deſſen Haus und Scheune wir uns zuſammendrängten, Alle ſo naß, als uns Waſſer nur machen konnte. Es war gut, daß wir auf unſerm Marſche nicht angegriffen wurden, denn unſere Waffen waren von der gewöhnlichſten Art und unſere Leute konnten ihre Flintenſchlöſſer nicht trocken erhalten. Die Indianer ſind in Vorkehrungen für dieſen Zweck ſehr geſchickt, wir aber hatten keine ſolchen. Sie begegneten an dieſem Tage den elf obenerwähnten Farmern und tödteten zehn von ihnen; und der Eine welcher entkam, erzählte uns, daß ihm und ſeinen Gefährten die Gewehre nicht hatten losgehen wollen, weil das Zündkraut vom Regen naß geworden war.

Da wir am folgenden Tage ſchönes Wetter hatten, ſetzten wir unſern Marſch fort und erreichten das verödete Gnadenhütten. Es war eine Sägemühle in der Nähe, um welche herum noch mehrere Haufen Bretter aufgeſchichtet geblieben waren, aus denen wir uns bald Hütten bauten — eine Arbeit, die bei der ungünſtigen Jahreszeit um ſo nöthiger war, als wir keine Zelte hatten. Unſer Erſtes war nun, die Todten, welche wir hier fanden, ſorgfältiger zu beerdigen, weil ſie von dem Landvolk nur halb eingeſcharrt worden waren.

Am andern Morgen wurde unſer Fort entworfen und ausgeſteckt, das einen Umfang von 455 Fuß hatte und alſo ebenſoviele Palliſaden erforderte, welche aus Bäumen von durchſchnittlich je einem Fuß Durchmeſſer hergeſtellt werden mußten. Wir hatten ſiebzig Aexte, die ſogleich in Gebrauch genommen wurden, um Bäume zu fällen. Da unſere Leute in der Handhabung derſelben ſehr geübt waren, ſo gab es bald ein tüchtiges Stück. — Wie ich die Bäume ſo raſch fallen ſah, hatte ich die Neugier, auf meine Uhr zu ſehen, als zwei Männer eine Kiefer zu fällen begannen; binnen ſechs Minuten hatten ſie dieſelbe zu Boden geſtreckt, und ich fand, daß ſie vierzehn Zoll im Durchmeſſer hatte. Jede Fichte gab drei Palliſaden von achtzehn Fuß Länge, an einem Ende zugeſpitzt. Während die Einen die Palliſaden zurichteten, warf unſre übrige Mannſchaft rund herum einen drei Fuß tiefen Graben auf, in welchen die Schanzpfähle eingepflanzt werden ſollten. Wir nahmen von unſeren Wagen die Käſten ab, trennten die vorderen und hinteren Räderpaare durch Herausnehmen des Zapfens, welcher die beiden Theile des Langwieds vereinigte, und hatten nun zehn Fuhrwerke, jedes mit zwei Pferden, um die Pfähle aus den Wäldern an Ort und Stelle zu ſchaffen. Als die Verpfählung aufgerichtet war, erbauten unſere Zimmerleute an der Innenſeite derſelben ein etwa ſechs Fuß hohes Gerüſt aus Brettern, damit die Männer darauf ſtehen konnten, wenn ſie durch die Schießſcharten feuerten. Wir hatten eine Drehbaſſe, welche wir an einer der Ecken aufſtellten und abfeuerten, ſobald ſie fertig war, um die Indianer, falls etwa ſolche in Hörweite waren, wiſſen zu laſſen, daß wir ſolche Geſchütze hatten. Und ſo ward unſer Fort, wenn man einer ſolch armſeligen Verpfählung einen ſolch ſtolzen Namen geben darf, in einer Woche vollendet, obſchon es jeden zweiten Tag ſo ſtark regnete, daß die Leute nicht arbeiten konnten.

Dies gab mir Gelegenheit wahrzunehmen, daß die Leute am leichteſten zu befriedigen ſind, wenn ſie beſchäftigt werden, denn an den Tagen, wo ſie arbeiteten, waren ſie gutmüthig und heiter und verbrachten ihren Abend vergnügt, in dem

Bewußtſein, ein gutes Tagewerk gethan zu haben; an unſeren müſſigen Tagen dagegen waren ſie meuteriſch und zankſüchtig, nergelten an ihrem Schweinfleiſch, Brod u. ſ. w. herum und zeigten beſtändige Mißlaune, was mich an jenen Schiffskapitän erinnerte, welcher die Gewohnheit hatte, ſeine Mannſchaft fortwährend in Arbeit zu erhalten, und der, als ihm ſein Maat eines Tags meldete, es ſei Alles geſchehen und keine weitere Arbeit mehr vorhanden, um ſie damit zu beſchäftigen, ausrief: „Oh, dann laßt ſie den Anker fegen!“

Dieſe Art von Fort, wie unbedeutend auch an ſich, iſt doch ein hinreichender Schutz gegenüber den Indianern, welche keine Kanonen haben. Da wir uns nun ſicher poſtirt fühlten und einen Ort hatten, auf welchen wir uns gelegentlich zurückziehen konnten, ſo wagten wir in Parthien auch Streifzüge in die Umgegend. Wir ſtießen auf keine Indianer, fanden dagegen auf den umliegenden Höhen die Stellen, wo ſie gelegen hatten, um unſer Unternehmen zu beobachten. Die Anlage einer derartigen Stelle verrieth eine Kunſt, welche mir erwähnenswerth erſcheint. Da es Winter war, bedurften ſie eines

Feuers; allein ein gewöhnliches Feuer an der Erdoberfläche würde durch ſeinen Lichtſchein ihre Stellung auf eine Entfernung hin verrathen haben. Sie gruben daher Löcher von drei Fuß Durchmeſſer und etwas tiefer in den Boden; wir fanden die Stellen, wo ſie mit ihren Aexten die Kohle von der Seite angebrannter und in den Wäldern liegender Klötze weggehauen hatten. Mit dieſen Kohlen hatten ſie an der Sohle der Löcher kleine Feuer angemacht, und wir erkannten im Gras und Geſtrüpp die Abdrücke ihrer Körper, wie ſie dieſelben durch ihr Herumliegen um die Löcher gemacht hatten, wobei ſie ihre Beine in die Löcher hinunter hängen ließen, um ihre Füße zu wärmen, was bei ihnen ein weſentlicher Punkt iſt. Die ſo hergeſtellte Art von Feuer konnte ſie weder durch ſeinen Lichtſchein oder ſeine Flamme, noch durch Funken oder ſelbſt Rauch verrathen. Allem Anſchein nach war aber ihre Zahl nicht groß und ſie ſahen ein, daß wir unſer zu viele waren, um von ihnen mit Ausſicht auf Erfolg angegriffen zu werden.

Wir hatten zu unſerm Feldkaplan einen eifrigen presbyterianiſchen Geiſtlichen, Namens Beatty, welcher ſich bei mir beſchwerte, daß die Leute nicht allgemein ſeinen Gebeten und Ermahnungen beiwohnten. Als die Leute ſich einreihen ließen, ward ihnen neben Löhnung und Verpflegung auch eine Viertelspinte Rum täglich verſprochen, welche ihnen pünktlich gereicht wurde, und zwar die eine Hälfte Morgens, die andre Abends. Da ich nun bemerkte, daß ſich die Leute pünktlich einſtellten, um dieſelbe in Empfang zu nehmen, äußerte ich gegen Herrn Beatty: „Es iſt vielleicht unter der Würde Ihres Standes, den Proviantmeiſter bei Austheilung des Rums abzugeben; allein, wenn Sie ſich dazu verſtehen wollten, denſelben auszutheilen und zwar gerade nach dem Gebet, ſo würden ſie alle Leute um ſich haben.“ Der Einfall gefiel ihm, er unterzog ſich dem Amte und verſah es mit Unterſtützung einiger Leute, welche den Rum ausſchenkten, zu allgemeiner Zufriedenheit. Nunmehr wurden die Betſtunden niemals allgemeiner und pünktlicher beſucht, ſo daß meines Erachtens dieſe Methode weit vorzüglicher und empfehlenswerther iſt als die Strafe, welche manche Militärgeſetze auf den Nichtbeſuch des Gottesdienſtes ſetzen.

Ich hatte kaum dieſes Geſchäft beſorgt und mein Fort gut mit Proviant und Kriegsbedarf verſehen, als ich einen Brief vom Gouverneur mit der Nachricht erhielt, daß er die Aſſembly einberufen habe und meine Anweſenheit in derſelben wünſche, wenn der Zuſtand der Dinge an den Grenzen derartig ſei, daß mein Verweilen daſelbſt nicht länger nothwendig erſcheine. Weil nun auch meine Freunde in der Verſammlung brieflich in mich drangen, wo möglich den Sitzungen derſelben beizuwohnen, da ferner meine beabſichtigten drei Forts nun vollendet und die Landleute erbötig waren, unter dieſem Schutz auf ihren Gehöften zu bleiben, ſo beſchloß ich wieder nach Hauſe zu gehen, und zwar um ſo lieber, als ein im Indianerkriege erfahrener Offizier aus Neu-England, Oberſt Clapham, ſoeben auf Beſuch in unſrer Niederlaſſung und deren Kommando zu übernehmen bereit war. Ich gab ihm ein Patent, ließ die Garniſon zur Parade ausrücken, das Beſtallungs-Dekret vorleſen, und ſtellte ihn der Mannſchaft als einen Offizier vor, welcher vermöge ſeiner Geſchicklichkeit in militäriſchen Angelegenheiten weit mehr zu ihrem Oberbefehlshaber geeignet ſei als ich; dann gab ich ihnen noch einige Ermahnungen und verabſchiedete mich. Ich erhielt noch ein Geleite bis Bethlehem, wo ich mich einige Tage aufhielt, um mich von den beſtandenen Strapazen zu erholen. Als ich in der erſten Nacht wieder in einem guten Bette lag, konnte ich kaum ſchlafen, ſo verſchieden war es von meinem harten Lager auf dem Fußboden unſerer Hütte in Gnadenhütten, wo ich nur in eine oder zwei Decken eingehüllt gelegen hatte.

Während meines Aufenthalts in Bethlehem erkundigte ich mich ein wenig nach dem häuslichen und religiöſen Leben der Herrnhuter, von denen einige mich begleitet hatten und die alle ſehr freundlich gegen mich waren. Ich fand, daß ſie für einen gemeinſamen Grundſtock arbeiteten, in großer Anzahl zuſammen an einem gemeinſamen Tiſche ſpeiſten und in gemeinſamen Schlafſälen ſchliefen. In den Schlafſälen bemerkte ich einige Schießſcharten, der ganzen Länge nach in gewiſſen Entfernungen gerade unter der Zimmerdecke angebracht, welche ich für ſehr geeignet zur Lufterneuerung hielt. Ich ging auch in ihre Kirche, wo ich gute Muſik hörte, denn das Orgelſpiel war von Violinen, Hoboen, Flöten, Klarinetten u. ſ. w. begleitet. Man ſagte mir, daß ihre Predigten gewöhnlich nicht vor gemiſchten Verſammlungen von Männern, Weibern und Kindern gehalten werden, wie es bei uns der Brauch iſt, ſondern daß ſie das eine Mal die verheiratheten Männer, zu anderen Zeiten deren Frauen, dann die jungen Männer, die jungen Frauenzimmer und die kleinen Kinder, jede Abtheilung für ſich, verſammelten. Die Predigt, welche ich anhörte, galt den Letzteren, welche hereinkamen und reihenweiſe auf Bänken Platz nahmen, die Knaben unter der Führung eines jungen Mannes, ihres Lehrers, die Mädchen unter der Aufſicht eines jungen Frauenzimmers. Die Predigt ſchien der Faſſungskraft der jugendlichen Zuhörer gut angepaßt und wurde in einer gewinnenden vertraulichen Weiſe vorgetragen, um ihnen gleichſam ſchmeichelnd beizubringen, daß ſie gut und tugendhaft ſein ſollten. Sie betrugen ſich ſehr anſtändig, ſahen aber bleich und ungeſund aus, was mich argwöhnen ließ, daß ſie zu viel im Zimmer gehalten oder daß ihnen keine genügende körperliche Bewegung gegönnt werde.

Ich erkundigte mich auch nach den Heirathen der Herrnhuter, namentlich, ob das Gerücht wahr ſei, daß dieſelben durchs Loos zu Stande kämen. Man ſagte mir, das Looſen komme nur in beſonderen Fällen zur Anwendung, in der Regel aber benachrichtige ein junger Mann, wenn er ſich zum Heirathen geneigt finde, die Aelteſten ſeiner Klaſſe, welche darüber die Aelteſten von den Frauen, welche die jungen Mädchen beaufſichtigen, zu Rathe zögen. Da dieſe Aelteſten der verſchiedenen Geſchlechter genau mit dem Temperament, der Gemüthsart und den Anlagen ihrer betreffenden Zöglinge bekannt ſeien, ſo vermögen dieſe am beſten zu beurtheilen, welche Ehen paſſend ſeien, und man füge ſich gewöhnlich ihrem Urtheil; wenn es ſich dagegen z. B. zufällig treffen ſollte, daß zwei oder drei junge Frauenzimmer als gleich geeignet für den jungen Mann erfunden würden, dann nähme man ſeine Zuflucht zum Looſe. Ich wandte ein, daß manche dieſer Ehen ſehr unglücklich ausfallen dürften, weil ſie nicht durch die gegenſeitige Wahl der Parteien zu Stande kämen. Mein Gewährsmann entgegnete mir: „Das kann aber auch der Fall ſein, wenn man die Betreffenden ſelber wählen läßt," was ich allerdings nicht in Abrede ſtellen konnte.

Nach Philadelphia zurückgekehrt, fand ich, daß der Wehrverband prächtig gedieh, daß diejenigen Einwohner, die nicht zu den Quäkern gehörten, demſelben ziemlich allgemein beigetreten waren, daß ſie ſich in Kompagnien gliederten und nach Maßgabe des neuen Geſetzes ihre Hauptleute, Lieutenants, Fähnriche u. ſ. w. ſelbſt wählten. Dr. B. beſuchte mich und ſchilderte mir die Mühe, welche er ſich gegeben habe, um das Geſetz beliebt zu machen, und ſchrieb dieſen Bemühungen einen großen Theil des Erfolgs zu. Ich hatte die Eigenliebe gehabt, Alles meinem „Geſpräch“ beizumeſſen. Weil ich aber nicht wußte, in wie weit er im Rechte ſein mochte, ließ ich ihn ſich ſeiner Anſicht freuen, was ich in ſolchen Dingen überhaupt für den beſten Weg erachte. Als die Offiziere zuſammentraten, erwählten ſie mich zum Oberſten ihres Regiments, was ich diesmal annahm. Ich weiß nicht mehr, wie viel Kompagnien wir hatten, aber wir muſterten ungefähr zwölfhundert Männer, die ſich ſehen laſſen konnten, nebſt einer Kompagnie Artillerie, die mit ſechs bronzenen Feldgeſchützen ausgerüſtet und in der Bedienung derſelben ſo geübt geworden war, daß ſie zwölfmal in der Minute feuern konnten. Als ich das erſte Mal Muſterung über mein Regiment hielt, begleitete mich dieſes nach meinem Hauſe und ſalutirte mich mit einigen vor meinem Hauſe abgegebenen Salven, welche mehrere Gläſer an meinem elektriſchen Apparate durch die Erſchütterung herunterwarfen und zerbrachen. Auch meine neue Ehrenſtellung erwies ſich als nicht weniger zerbrechlich, denn alle unſere Beſtallungen wurden bald darauf durch die Abſchaffung des Geſetzes in England vernichtet.

Als ich während dieſer kurzen Dienſtzeit als Oberſt einmal im Begriff war, eine Reiſe nach Virginien anzutreten, ſetzten es ſich die Offiziere meines Regiments in den Kopf, es gezieme ſich für ſie, mir zur Stadt hinaus und bis zur untern Fähre das Geleite zu geben. Gerade als ich zu Pferde ſteigen wollte, langten ſie, zwiſchen dreißig und vierzig an der Zahl, alle beritten und in ihren Uniformen, vor meiner Thüre an. Ich war nicht vorher von ihrer Abſicht in Kenntniß geſetzt geweſen, ſonſt würde ich die Ausführung derſelben verhütet haben, da ich von Natur aus gegen jede Darlegung von Pomp bei irgend einer Gelegenheit abgeneigt bin. Ich war über ihr Erſcheinen ziemlich ärgerlich, konnte aber ihrer Begleitung nicht ausweichen. Was aber die Sache noch ſchlimmer machte, das war, daß ſie, als wir uns in Bewegung ſetzten, ihre Degen zogen und mit blanker Waffe den ganzen Weg entlang ritten. Der Eigenthümer erhielt von irgend jemand eine ſchriftliche Schilderung des Vorfalls zugeſandt, welche ihm viel Aergerniß gab, denn eine ſolche Ehre war weder ihm bei ſeinem Aufenthalte in der Provinz, noch irgend einem ſeiner Gouverneure angethan worden. Er ſagte, dieſelbe komme eigentlich nur Prinzen von königlichem Geblüt zu, was meinethalben und meines Wiſſens richtig ſein mag, denn ich kümmerte mich niemals und kümmere mich noch heute nicht um die Etikette in derartigen Fällen.

Dieſe thörichte Angelegenheit ſteigerte übrigens noch bedeutend den Groll des Eigenthümers gegen mich, welcher zuvor ſchon nicht gering war, wegen meines Verhaltens in der Aſſembly über die Befreiung ſeines Grundbeſitzes von der Beſteuerung. Ich hatte dieſe ſtets ſehr warm und nicht ohne herbe Reflexionen über die Schmutzigkeit und Ungerechtigkeit ſeines Sträubens bekämpft. Er verklagte mich beim Miniſterium, daß ich das große Hinderniß für den Dienſt des Königs ſei und durch meinen Einfluß im Hauſe die geeignete Form der Bills für die Geldbewilligung verhindere. Er machte das Beiſpiel jener Parade mit meinen Offizieren als einen Beweis dafür geltend, daß ich mich mit dem Gedanken trage, die Regierung der Provinz ſeinen Händen zu entreißen. Er wandte ſich auch an Sir Everard Fawkener, den Generalpoſtmeiſter, daß er mich meines Amtes entſetze; dieß hatte aber keine andere Folge, als daß es mir von Sir Everard eine kleine Naſe verſchaffte.

Den fortwährenden Händeln zwiſchen dem Gouverneur und dem Hauſe zum Trotz, an welchen ich als Mitglied einen ſo namhaften Antheil hatte, beſtand jedoch noch immer ein höflicher Privatverkehr zwiſchen jenem Herrn und mir, und wir hatten niemals einen perſönlichen Streit. Ich habe ſeither manchmal geglaubt, ſein geringer oder auch gar nicht vorhandener Groll gegen mich wegen der Antworten, welche ich bekanntermaßen auf ſeine Botſchaften zu verfaſſen hatte, dürfte die Folge ſeiner Standesgewohnheit ſein, da er, zum Advokaten erzogen, in uns beiden nur die Anwälte zweier ſich bekämpfenden Parteien in einem Prozeſſe ſah, worin er die Eigenthümer und ich die Aſſembly vertrat. Er pflegte mich daher bisweilen zu beſuchen, um ſich mit mir über ſchwierige Punkte zu berathen und ſogar zuweilen, obſchon nicht oft, meinen Rath zu befolgen.

Wir handelten gemeinſam, um Braddock's Armee zu verproviantiren, und als daher die erſchütternde Nachricht von deſſen Niederlage eintraf, ſchickte der Gouverneur eiligſt zu mir, damit ich mit ihm über Maßregeln mich berathſchlage, um das Verlorengehen der weſtlichen Grafſchaften zu verhindern. Ich weiß nun nicht mehr, wozu ich rieth; aber ich glaube, es war, daß an Dunbar geſchrieben und darauf beſtanden werde, er ſolle ſich womöglich mit ſeinen Truppen an den Grenzen poſtiren und dieſe beſchützen, bis er, durch Verſtärkungen aus den Kolonien, im Stande ſein würde, ſeine Expedition fortzuſetzen. Nach meiner Rückkehr von der Grenze verlangte der Gouverneur ſogar von mir, ich ſolle die Führung einer ſolchen Expedition mit Provinzialtruppen übernehmen und Fort Duquesne unterwerfen, da Dunbar und ſeine Truppen anderweitig in Anſpruch genommen ſeien. Er bot mir ſogar an, mich als General abzuſenden. Ich hatte keine ſo hohe Meinung von meinen militäriſchen Fähigkeiten, als er zu haben vorgab, und ſeine Betheurungen müſſen meines Erachtens weit über ſeine wirklichen Anſichten hinausgegangen ſein. Allein er mochte wahrſcheinlich glauben, meine

Popularität würde die Aushebung der Truppen und mein Einfluß in der Aſſembly die Bewilligung des Geldes zu deren Bezahlung erleichtern, und zwar vielleicht ohne den Grund und Boden der Eigenthümer zu beſteuern. Da er mich aber nicht ſo geneigt fand, hierauf einzugehen, als er erwartet hatte, ließ er den Vorſchlag fallen, legte bald darauf ſeine Stelle als Gouverneur nieder und ward durch Kapitän Denny erſetzt.

Bevor ich in der Schilderung meines Antheils an den öffentlichen Angelegenheiten unter der Verwaltung dieſes neuen Gouverneurs fortfahre, dürfte es am Platze ſein, hier auch eine Darſtellung von der Entſtehung und dem Fortſchritt meines Rufes als Phyſiker zu geben. Während meines Aufenthalts in Boſton im Jahr 1746 traf ich dort einen Dr. Spence, welcher kurz vorher aus Schottland angekommen war und mir einige elektriſche Experimente zeigte. Sie wurden unvollkommen ausgeführt, da er nicht ſehr gewandt war; da ſie aber einen mir noch ganz neuen Gegenſtand betrafen, ſo überraſchten und ergötzten ſie mich in gleicher Weiſe. Bald nach meiner Heimkehr nach Philadelphia erhielt unſere Bibliotheks-Geſellſchaft von Herrn P. Collinſon, Mitglied der

„Königlichen Geſellſchaft“ in London, eine Glasröhre zum Geſchenk mit einiger Unterweiſung zu ihrem Gebrauch für Veranſtaltung derartiger Experimente. Ich ergriff begierig die Gelegenheit, das zu wiederholen, was ich in Boſton geſehen hatte, und erlangte durch viele praktiſche Uebung eine große Fertigkeit in Veranſtaltung jener Experimente, ſowie derjenigen, von denen wir eine Schilderung aus England erhalten hatten und denen ich noch einige neue hinzufügte. Ich ſage ausdrücklich: durch viele praktiſche Uebung, denn mein Haus wimmelte eine Zeitlang von Leuten, welche dieſe neuen Wunder zu beſichtigen kamen.

Um dieſe Laſt einigermaßen unter meine Freunde zu vertheilen, ließ ich in unſrer Glashütte eine Anzahl ähnlicher Röhren blaſen und verſah meine Freunde mit denſelben, ſo daß wir endlich mehrere hatten, welche Vorſtellungen gaben. Der bedeutendſte unter dieſen war Herr Kinnersley, ein Nachbar von mir, geſchickt und ohne Geſchäft; ich ermuthigte ihn daher, die Experimente für Geld ſehen zu laſſen, und entwarf für ihn zwei Vorleſungen, worin die Experimente in ſolcher Reihenfolge angeordnet und mit entſprechenden Erläuterungen in ſolcher Methode begleitet waren, daß das vorangehende immer dazu beitragen ſollte, das folgende verſtändlich zu machen. Herr Kinnersley verſchaffte ſich zu dieſem Zwecke einen eleganten Apparat, woran all die kleinen Maſchinen, welche ich mir ſelber roh verfertigt hatte, zierlich von Mechanikern hergeſtellt waren. Seine Vorleſungen wurden zahlreich beſucht und fanden viel Beifall; nach einiger Zeit machte er daher eine Reiſe durch die einzelnen Kolonien, gab in der Hauptſtadt einer jeden ſeine Vorſtellungen und verdiente ſich einiges Geld. Auf den weſtindiſchen Inſeln jedoch konnten die Experimente, in Folge der allgemeinen Feuchtigkeit der Luft, nur mit Mühe gemacht werden.

Da wir Herrn Collinſon für ſein Geſchenk der Glasröhre u. ſ. w. zu Dank verpflichtet waren, ſo erachtete ich es für billig, ihn auch von unſerm Erfolge im Gebrauch derſelben zu benachrichtigen und ſchilderte ihm in mehreren Briefen unſere Experimente. Er veranlaßte, daß ſie in der königlichen Geſellſchaft vorgeleſen wurden, wo man ſie Anfangs nicht für bedeutend genug hielt, um ſie in ihren „Verhandlungen" abzudrucken. Einen Aufſatz, welchen ich für Herrn Kinnersley ſchrieb, über die Identität des Blitzes mit der

Elektricität, ſchickte ich an Dr. Mitchel, einen meiner Bekannten und ebenfalls Mitglied jenes Vereins, welcher mir darüber berichtete, der Aufſatz ſei vorgeleſen, aber von den Sachverſtändigen belacht worden. Als man jedoch die Aufſätze dem Dr. Fothergill zeigte, hielt er ſie für zu werthvoll, um todtgeſchwiegen zu werden und rieth an, ſie drucken zu laſſen. Herr Collinſon gab ſie nun Herrn Cave zur Veröffentlichung in ſeinem Gentleman's Magazine; dieſer zog jedoch vor, ſie ſelbſtſtändig als Flugſchrift zu drucken, und Dr. Fothergill ſchrieb die Vorrede dazu. Herr Cave hat ſich, wie es ſcheint, hinſichtlich ſeines Vortheils nicht verrechnet, denn durch die nachträglich dazu gekommenen Zuſätze ſchwollen ſie auf einen Quartband an, welcher fünf Auflagen erlebte und ihn kein Honorar koſtete.

Es dauerte jedoch einige Zeit, bis dieſe Aufſätze in England ſonderliche Beachtung fanden. Als jedoch ein Exemplar derſelben zufällig in die Hände des Grafen von Buffon, eines in Frankreich und ſogar in ganz Europa mit Recht berühmten Gelehrten und Naturforſchers, fiel, veranlaßte er Herrn Dalibard, ſie in's Franzöſiſche zu überſetzen, ſo daß ſie in Paris gedruckt wurden.

Ihr Erſcheinen verletzte den Abbé Nollet, den Lehrer der Phyſik der königlichen Familie und einen gewandten Experimentator, welcher eine damals in allgemeiner Geltung ſtehende Theorie der Elektricität aufgeſtellt und veröffentlicht hatte. Er vermochte Anfangs gar nicht daran zu glauben, daß ein derartiges Werk aus Amerika komme, und meinte, es müſſe von ſeinen Feinden in Paris fabricirt worden ſein, um ſein Syſtem in Verruf zu bringen. Als man ihm ſpäter verſichert hatte, daß ein Mann Namens Franklin wirklich in Philadelphia exiſtire, woran er zweifelte, ſchrieb und veröffentlichte er einen Band Briefe, welche hauptſächlich an mich gerichtet waren, worin er ſeine Theorie vertheidigte und die Wahrheit meiner Experimente ſowie der aus denſelben hergeleiteten Behauptungen in Abrede ſtellte.

Ich hegte einmal die Abſicht, dem Abbé zu antworten, und begann wirklich die Erwiderung; allein in Anbetracht, daß meine Schriften eine Schilderung von Experimenten enthielten, welche Jedermann wiederholen und auch ihre Richtigkeit prüfen, und die, wenn nicht geprüft, auch nicht angefochten werden konnten, oder ferner von Beobachtungen, welche ich nur als Vermuthungen dargeboten und nicht als Lehrſätze aufgeſtellt hatte und zu deren Vertheidigung mir daher gar keine Verpflichtung zugeſchoben werden konnte; ſowie in Erwägung, daß ein Streit zwiſchen zwei Perſonen, welche in verſchiedenen Sprachen ſchreiben, durch verkehrte Ueberſetzungen und daraus entſtehende Mißverſtändniſſe bedeutend in die Länge gezogen werden könne, beſchloß ich meine Aufſätze für ſich ſelbſt ſprechen zu laſſen.

Einer der Briefe des Abbé gründete ſich ſchon auf einen Irrthum in der Ueberſetzung. Auch war ich der Anſicht, es ſei beſſer, diejenige Zeit, welche ich den öffentlichen Angelegenheiten abſparen könne, auf Veranſtaltung neuer Experimente, als auf den Hader um die bereits gemachten zu verwenden. Ich ertheilte daher Herrn Nollet nie eine Antwort, und der Erfolg gab mir keine Urſache, mein Stillſchweigen zu bereuen, denn mein Freund Herr Le Roy, Mitglied der königl. Akademie der Wiſſenſchaften, nahm ſich meiner Sache an und widerlegte ihn. Mein Buch wurde in's Italieniſche, Deutſche und Lateiniſche überſetzt und die darin aufgeſtellte Lehre allmälig von allen Phyſikern in Europa angenommen und ihr der Vorzug vor derjenigen des

Abbé gegeben, ſo daß dieſer es erleben mußte, ſich ſelbſt als den letzten ſeiner Sekte zu ſehen, außer Herrn B. in Paris, ſeinem Zögling und unmittelbaren Schüler.

Was meinem Buch zu um ſo ſchnellerer und allgemeinerer Berühmtheit verhalf, das war der Erfolg eines der darin vorgeſchlagenen Experimente, welches von den Herren Dalibard und de Lor in Marly angeſtellt wurde, nämlich: den Blitz aus den Wolken zu ziehen. Dies erregte überall öffentliche Beachtung. Herr de Lor, welcher einen phyſikaliſchen Apparat beſaß und Vorträge über dieſen Zweig der Naturwiſſenſchaft hielt, unternahm es, das zu wiederholen, was er die Experimente von Philadelphia nannte, und nachdem dieſelben vor dem König und dem Hofe ausgeführt worden waren, ſtrömten alle Neugierigen von Paris dorthin, um ſie ebenfalls anzuſehen. Ich will dieſe Erzählung nicht durch eine Schilderung jenes Haupt-Experiments oder der ungemeinen Befriedigung, welche ich bei dem Gelingen eines bald darauf mit einem Papierdrachen in Philadelphia angeſtellten erhielt, anſchwellen, da beide in den Geſchichten der Elektricität zu finden ſind.

Dr. Wright, ein engliſcher Arzt, ſchrieb während ſeines Aufenthalts in Paris an einen Freund, welcher der königl. Geſellſchaft angehörte, eine Schilderung der hohen Achtung, worin meine Experimente bei den Gelehrten im Ausland ſtanden, und ihrer Verwunderung darüber, daß meine Schriften in England ſo wenig Beachtung fänden. Die Geſellſchaft zog darauf die Briefe, welche ihr ſchon einmal vorgeleſen worden waren, auf's Neue in Berathung, und der berühmte Dr. Watſon entwarf eine ſummariſche Darſtellung derſelben, welche er mit einigem Lob für den Verfaſſer begleitete. Dieſer Auszug wurde dann in den Verhandlungen der königl. Geſellſchaft abgedruckt. Als einige Mitglieder der Geſellſchaft in London, namentlich der ſehr geiſtvolle Herr Canton, die Wahrheit des Experiments, daß man mittelſt einer zugeſpitzten Eiſenſtange ſich Blitz aus den Wolken verſchaffen könne, feſtgeſtellt und den Verein davon in Kenntniß geſetzt hatten, ſuchte dieſelbe bald mehr als reichlich die Geringſchätzung, womit ſie mich vorher behandelt hatte, wieder gut zu machen. Ohne daß ich mich irgend um dieſe Ehre beworben hatte, erwählte mich die Geſellſchaft zu ihrem Mitglied, beſtimmte, daß mir das gewöhnliche Eintrittsgeld, welches ſich auf fünfundzwanzig Guineen belaufen haben würde, erlaſſen werde, und hat mir ſeither immer ihre „Verhandlungen“ unentgeltlich zugeſchickt. Der Verein überreichte mir ferner die goldene Medaille von Sir Godfrey Copley für das Jahr 1753, deren Uebergabe von einer ſehr hübſchen, mir große Ehre erweiſenden Rede des Präſidenten, Lord Macclesfield, begleitet war.

Unſer neuer Gouverneur, Kapitän Denny, brachte für mich die vorerwähnte Denkmünze von der königl. Geſellſchaft mit und überreichte ſie mir bei einem Banket, das ihm die Stadt gab. Er begleitete ſie mit äußerſt artigen Kundgebungen ſeiner Hochachtung für mich, da er, wie er ſagte, längſt ſchon mit meinem Charakter bekannt geweſen ſei. Nach Tiſche, als die Geſellſchaft nach damaliger Sitte ſich mit Trinken gütlich that, nahm er mich beiſeite in ein anderes Zimmer und theilte mir mit, er ſei von ſeinen Freunden in England angewieſen worden, ſich mit mir freundſchaftlich zu ſtellen, als einem Manne, welcher im Stande ſei, ihm den beſten Rath zu geben und am wirkſamſten dazu beizutragen, daß ihm ſeine Verwaltung leicht gemacht werde. Er wünſche daher vor allen Dingen ein gutes Einverſtändniß mit mir und bitte mich, von ſeiner Bereitwilligkeit verſichert zu ſein, mir bei jeder Gelegenheit jeglichen Dienſt zu erweiſen, welcher nur in ſeiner Macht ſtehen würde. Er äußerte gegen mich auch viel von der Wohlgeneigtheit der Eigenthümer gegen die Provinz und von dem Vortheil, welchen es für uns Alle und insbeſondere für mich darbieten würde, wenn der Widerſtand, der ſo lange gegen ſeine Maßregeln fortgeſetzt worden ſei, endlich aufhören und die Harmonie zwiſchen ihm und dem Volke wieder hergeſtellt werde. Hiezu könne nach ſeiner Anſicht niemand behülflicher ſein als ich, und ich dürfe daher auf angemeſſene Anerkennungen und Belohnungen mich verlaſſen u. ſ. w. u. ſ. w. Als die Trinker fanden, daß wir nicht ſogleich wieder an die Tafel zurückkehrten, ſandten ſie uns eine geſchliffene Flaſche voll Madeira, von welchem der Gouverneur ſo reichlichen Gebrauch machte, daß er in Folge davon verhältnißmäßig immer freigebiger mit ſeinen Bewerbungen und Verſprechungen wurde.

Meine Antworten gingen dahin: meine Verhältniſſe ſeien Gott ſei Dank derartig, daß ſie mir die Gewogenheit des Eigenthümers unnöthig machten; ich ſei außerdem Mitglied der Aſſembly und könne daher unmöglich Belohnungen annehmen. Ich habe übrigens keine perſönliche Feindſeligkeit gegen den Eigenthümer, und ſollten mir irgend einmal die von ihm vorgeſchlagenen Maßregeln zum Beſten des Volkes dienend erſcheinen, ſo werde niemand dieſelbe eifriger annehmen und fördern als ich, denn meine frühere Oppoſition habe ſich nur auf den Umſtand gegründet, daß die angeregten Maßregeln offenbar nur auf Förderung der Intereſſen des Eigenthümers, zur großen Schädigung derjenigen des Volks hingeſtrebt hatten. Ich erklärte mich ihm (dem Gouverneur) für ſeine mir kundgegebenen ſchmeichelhaften Geſinnungen ſehr verbunden und bat ihn, er möge ſich alles deſſen, was in meiner Macht ſtehe, verſehen, um ſeine Verwaltung ſo leicht wie möglich zu machen, wobei ich zu gleicher Zeit hoffe, er habe nicht dieſelbe unglückſelige Weiſung mitgebracht, durch welche ſein Vorgänger gefeſſelt geweſen ſei.

Hierüber erklärte er ſich damals nicht deutlicher, allein als er ſpäter in geſchäftliche Unterhandlungen mit der Aſſembly treten ſollte, kamen jene Inſtruktionen wieder zum Vorſchein. Die Zänkereien begannen von Neuem. Ich war ſo rührig als jemals in der Oppoſition und führte die Feder, erſt bei dem Geſuch um eine Mittheilung der Inſtruktionen und dann bei den Bemerkungen über dieſelben, welche in den Abſtimmungen und Beſchlüſſen aus jener Zeit und in der ſpäter von mir veröffentlichten „geſchichtlichen Ueberſicht,“ zu finden ſind. Allein zwiſchen uns perſönlich entſtand keine Spannung. Wir waren oft beiſammen, denn er war ein hoch gebildeter Mann, hatte die Welt geſehen und war im Geſpräche ſehr unterhaltend und angenehm. Von ihm erfuhr ich zum erſten Mal, daß mein alter Freund James Ralph noch am Leben ſei und für einen der beſten politiſchen Schriftſteller in England gelte, daß derſelbe in den Händeln zwiſchen dem Prinzen Frederic und dem König verwendet worden ſei und eine Penſion von dreihundert Pfund erhalten habe; daß ſein Ruf als Dichter unbedeutend ſei, weil Pope in der Dunciade ſeine Dichtung verurtheilt habe*), daß aber ſeine Proſa derjenigen der beſten Schriftſteller an die Seite geſtellt werde.

Als die Aſſembly endlich den Grundherrn

---

*) Vgl. Anm. S. 184. D. H.

hartnäckig darauf beſtehen ſah, ihren Abgeordneten Handſchellen durch Inſtruktionen anzulegen, welche nicht allein mit den Privilegien des Volks, ſondern auch mit dem Dienſt der Krone unverträglich waren, ſo beſchloß ſie, eine Bittſchrift beim König gegen die Eigenthümer einzureichen und beſtimmte mich zu ihrem Agenten, um nach England hinüber zu reiſen und die Bittſchrift zu überreichen und zu unterſtützen. Das Haus hatte dem Gouverneur eine Bill zugeſandt, welche eine Summe von ſechzigtauſend Pfund für des Königs Gebrauch (wovon zehntauſend Pfund der Verfügung des damaligen Generals, Lord Loudoun, überwieſen wurden) bewilligt hatte und deren Genehmigung der Gouverneur, ſeinen Inſtruktionen gemäß, abſolut verweigerte.

Ich hatte mit Kapitän Morris, vom New-Yorker Poſtſchiff, wegen meiner Ueberfahrt akkordirt. Meine Proviant-Vorräthe waren ſchon an Bord geſchafft, als Lord Loudoun in Philadelphia ankam, ſeiner Verſicherung zufolge ausdrücklich in der Abſicht, eine Verſtändigung zwiſchen dem Gouverneur und der Aſſembly zu bewerkſtelligen, damit der Dienſt Seiner Majeſtät nicht durch deren Meinungs-Verſchiedenheiten gehemmt werden möchte. Er wünſchte daher, der Gouverneur und ich möchten ihn beſuchen, damit er höre, was auf beiden Seiten zu ſagen wäre. Wir kamen zuſammen und erörterten die Angelegenheiten. Von Seiten der Aſſembly machte ich alle die verſchiedenen Beweisgründe geltend, welche in den damaligen öffentlichen Urkunden zu finden ſind, meiſt von mir herrührten und mit den Protokollen der Aſſembly gedruckt wurden. Der Gouverneur ſchützte ſeine Inſtruktionen, die von ihm eingegangene Verpflichtung dieſelben zu beobachten, und ſeinen Ruin vor, falls er denſelben nicht gehorche, erſchien jedoch nicht abgeneigt, ſich ſelbſt auf's Spiel zu ſetzen, wenn Lord Loudoun ihm hiezu rathen würde. Dazu konnte ſich Seine Lordſchaft nicht entſchließen, obwohl ich ihn einmal ſchon hierzu beſtimmt zu haben glaubte. Endlich aber entſchied er ſich dafür, von der Aſſembly dringend Nachgiebigkeit zu verlangen. Er bat mich inſtändig, zu dieſem Zwecke alle meine Bemühungen bei derſelben anzuwenden, und erklärte, er werde dann für die Vertheidigung unſerer Grenzen keine von des Königs Truppen ſparen; wenn wir aber nicht fortführen, für dieſe Vertheidigung ſelbſt zu ſorgen, ſo müßten jene eben den feindlichen Angriffen ausgeſetzt bleiben.

Ich berichtete dem Hauſe über das Vorgefallene und legte demſelben eine Anzahl Beſchlüſſe vor, worin wir die Natur unſerer Rechte erklärten und hinzufügten, daß wir unſern Anſpruch auf jene Rechte nicht aufgaben, ſondern die Ausübung derſelben bei dieſer Gelegenheit der äußeren Gewalt gegenüber, gegen welche wir proteſtirten, nur ſuſpendirten. Die Aſſembly willigte endlich ein, dieſe Bill fallen zu laſſen und eine andre, den Inſtruktionen von Seiten des Grundherrn angemeſſene zu entwerfen. Dieſe ließ der Gouverneur natürlich paſſiren, und es ſtand nun dem Antritt meiner Reiſe nichts mehr im Wege. Mittlerweile war aber das Poſtſchiff mit meinen Reiſevorräthen abgeſegelt, was mich in einigen Schaden brachte. Meine einzige Belohnung beſtand in Seiner Lordſchaft Dank für meine Dienſte, während das ganze Verdienſt, die Beilegung des Streits erlangt zu haben, ihr gutgeſchrieben wurde.

Lord Loudoun fuhr vor mir nach New-York ab. Da der Zeitpunkt der Abſendung der Poſtſchiffe von ſeiner Verfügung abhing und damals deren zwei rückſtändig waren, von denen das eine nach ſeiner Behauptung demnächſt in See gehen ſollte, ſo bat ich ihn, mich den genauen Zeitpunkt wiſſen zu laſſen, damit ich das Schiff nicht durch irgend einen Verzug von meiner Seite verſäume. Seine Antwort war: „Ich habe verfügt, daß es nächſten Sonnabend abſegeln ſoll, allein ich kann Sie unter uns wiſſen laſſen, daß, wenn Sie am Montag Morgen dort ſind, Sie noch rechtzeitig kommen werden; aber ſäumen Sie dann nicht länger!“

Durch irgend ein zufälliges Hinderniß an einer Fähre wurde es Montag Mittag, bevor ich in New-York ankam. Ich war ſchon ſehr in Sorge, das Schiff möchte abgegangen ſein, da der Wind günſtig war; allein ich wurde bald durch die Nachricht erleichtert, daß das Schiff noch im Hafen lag und erſt den nächſten Tag unter Segel gehen würde. Man ſollte nun denken, ich ſei jetzt auf dem Punkte geweſen, nach Europa abzureiſen, und ich war ſelbſt dieſer Anſicht; aber ich war damals noch nicht ſo bekannt mit dem Charakter Seiner Lordſchaft, deſſen ſtärkſter Grundzug Unentſchloſſenheit war. Ich will hiervon einige Beiſpiele geben. Ich kam ungefähr im Anfang April in New-York an, und ich glaube, es war nahezu Ende Juni, ehe wir unter Segel gingen. Es waren damals zwei von den Packetbooten vorhanden, welche ſchon lange im Hafen geweſen waren, aber wegen der Briefe des Generals zurückgehalten wurden, welche immer „morgen“ fertig werden ſollten. Ein weiteres Packetboot traf ein und wurde ebenfalls zurückgehalten, und ehe wir noch abſegelten, wurde noch ein viertes erwartet. Das unſrige war das erſte, das abgeſchickt werden ſollte, weil es am längſten dageweſen war. Alle hatten Paſſagiere angenommen, von denen einige es kaum erwarten konnten, ihre Reiſe anzutreten. Die Kaufleute wurden ungeduldig wegen ihrer Briefe und der Weiſungen, welche ſie für die Verſicherung (da es Kriegszeiten waren) der im Herbſt abzuſendenden Güter gegeben hatten; allein ihre Angſt half nichts. Seiner Lordſchaft Briefe waren nicht fertig, und doch traf Jedermann, der ihm ſeine Aufwartung machte, ihn immer mit der Feder in der Hand an ſeinem Schreibpulte und ſchloß daraus, er müſſe nothgedrungen übermäßig viel ſchreiben.

Als ich eines Morgens hinging, um ihm einen Artigkeitsbeſuch zu machen, traf ich in ſeinem Vorzimmer einen gewiſſen Jenis, einen Boten aus Philadelphia, welcher mit einem Packet vom Gouverneur Denny an den General eigens von dort gekommen war. Er übergab mir einige Briefe von meinen dortigen Freunden, welche mich zu der Erkundigung veranlaßten, bis wann er wieder zurückkehre und wo er wohne, damit ich durch ihn einige Briefe abſenden könne. Er erklärte mir, er habe die Weiſung, morgen um neun Uhr die Antwort des Generals an den Gouverneur abzuholen und dann unverweilt abzureiſen. Ich übergab ihm daher meine Briefe noch an demſelben Tage. Vierzehn Tage ſpäter traf ich ihn. „Ah, Ihr ſeid ja bald zurückgekehrt, Jenis?“ — „Zurückgekehrt? mit nichten; ich bin noch nicht fortgeweſen!“ — „Wie ſo denn?“ — „Ich habe auf Befehl ſchon ſeit zwei Wochen hier jeden Morgen nach dem Brief Seiner Lordſchaft gefragt, und derſelbe iſt noch nicht fertig.“ — „Iſt dies möglich, da er doch ein ſo großer Schreiber iſt? ich ſehe ihn doch beſtändig an ſeinem Schreibetiſch.“ — „Ach ja,“ meinte Jenis, „aber er iſt wie der heilige Georg auf den Wirthsſchildern: er iſt immer zu Pferde und reitet doch nie.“ Dieſe Bemerkung des Kuriers war offenbar wohlbegründet, denn während meines Aufenthalts in England hörte ich, daß Herr Pitt als einen Grund für die Abberufung dieſes Generals und die Abſendung der Generale Amherſt und Wolfe angegeben habe, daß der Miniſter nie von ihm gehört habe und nicht erfahren könne, was er treibe. Da man täglich erwartete, unter Segel zu gehen, und alle drei Packetſchiffe nach Sandy Hook hinunter fuhren, um zu der dortigen Flotte zu ſtoßen, hielten es die Paſſagiere für das Gerathenſte an Bord zu ſein, damit die Schiffe nicht auf einen plötzlichen Befehl unter Segel gehen und ſie ſelber zurückgelaſſen würden. Dort mußten wir, wenn ich mich recht erinnere, ſechs Wochen verbringen, verzehrten unſere Seevorräthe und ſahen uns genöthigt, uns mit neuen zu verſehen. Endlich ging die Flotte unter Segel, den General mit ſeiner ganzen Armee an Bord, und ſteuerte nach Louisbourg, in der Abſicht, jene kleine Veſte zu belagern und zu nehmen. Alle die Packetboote mit einander waren beordert, das Schiff des Generals zu begleiten und ſich zur Empfangnahme ſeiner Depeſchen bereit zu halten, ſobald dieſelben fertig ſein würden. Wir waren fünf Tage in See, ehe wir einen Brief mit der Erlaubniß der Abfahrt erhielten, und dann erſt verließ unſer Schiff die Flotte ynd ſteuerte nach England. Die beiden anderen Packetboote behielt der General noch zurück und nahm ſie mit ſich nach Halifax, wo er einige Zeit blieb, um ſeine Truppen in fingirten Angriffen auf fingirte Forts einzuüben; dann änderte er ſeinen Entſchluß hinſichtlich der Belagerung von Louisbourg und kehrte mit allen ſeinen Truppen ſowie mit den beiden vorerwähnten Packetbooten und deren ſämmtlichen Paſſagieren wieder nach New-York zurück! Während ſeiner Abweſenheit hatten die Franzoſen und Indianer das Fort George, an der Grenze dieſer Provinz, eingenommen und die Wilden noch Viele von der Garniſon nach der Kapitulation niedergemetzelt.

Ich traf ſpäter in London den Kapitän Bonnell, welcher eines jener Packetboote befehligte. Er erzählte mir, nachdem er einen Monat lang zurückgehalten worden ſei, habe er Seine Lordſchaft benachrichtigt, daß ſein Schiff in einem ſolchen

Grade faul und bartig (von angehängten Seegewächſen) geworden ſei, daß ihn dies nothwendig am raſchen Segeln, einem Haupt-Erforderniß für ein Packetboot, verhindern müſſe, weshalb er um Urlaub bitte, um das Schiff umſtürzen und ſeinen Boden reinigen zu laſſen. Er wurde gefragt, wie lange dies erfordern würde. Er antwortete: drei Tage, und der General erwiderte: „Wenn Sie es in Einem Tage thun können, will ich Ihnen Urlaub geben, ſonſt nicht; denn Sie müſſen unbedingt übermorgen unter Segel gehen!“ So erhielt er denn niemals Urlaub, obwohl er ſpäter volle drei Monate lang von Tag zu Tag zurückgehalten wurde.

Ich ſprach in London auch einen von Bonnell's Paſſagieren, welcher gegen den General ſo ſehr aufgebracht war, weil derſelbe ihn ſo hintergangen, gezwungen in New-York zurückbehalten, dann mit ſich nach Halifax und wieder zurückgeſchleppt hatte, daß er ſchwur, er wolle ihn auf Schadenerſatz belangen. Ob er dies gethan oder nicht, habe ich nie erfahren, aber nach der Schilderung, welche der Mann von der Schädigung in ſeinen Geſchäften entwarf, muß dieſelbe ſehr bedeutend geweſen ſein.

Im Ganzen ſtaunte ich, wie man einem derartigen Mann ein ſolch wichtiges Geſchäft wie die Führung einer großen Armee habe übertragen können. Da ich aber ſeitdem mehr von der großen Welt, von den Mitteln, wie ſolche Stellen erlangt, und von den Gründen, aus welchen ſie vergeben werden, geſehen habe, ſo iſt meine Verwunderung bedeutend gemindert. General Shirley, welchem nach dem Tode Braddock's das Kommando der Armee zufiel, würde meines Erachtens, wenn er auf ſeiner Stelle gelaſſen worden wäre, einen weit beſſern Feldzug gemacht haben, als derjenige Loudoun's von 1757 war, welcher über alle Begriffe leichtſinnig, koſtſpielig und ſchmachvoll für unſre Nation war. Shirley war zwar allerdings kein Berufsſoldat, aber von Hauſe aus verſtändig und ſcharfblickend, für den guten Rath Anderer zugänglich, befähigt zur Erſinnung tüchtiger Pläne und raſch und rührig genug, um dieſelben zur Ausführung zu bringen. Loudoun dagegen ließ, anſtatt mit ſeiner großen Armee die Kolonien zu vertheidigen, dieſelben gänzlich bloßgeſtellt, während er in Halifax müſſig paradirte. Dadurch ging nicht nur Fort George verloren, ſondern er zerrüttete alle unſere kaufmänniſchen Operationen und ſchlug unſerm Handel die ſchwerſten Wunden durch den langen, auf die Lebensmittel-Ausfuhr unter dem Vorwand gelegten Embargo, dem Feind die Erwerbung von Proviant unmöglich zu machen. Der wahre Grund für den Embargo war aber die Abſicht, den Preis der Lebensmittel zu Gunſten der Armee-Lieferanten herabzudrücken, an deren Gewinn er betheiligt war, wie man ihm, vielleicht nur auf bloßen Verdacht hin, nachſagte. Als endlich der Embargo aufgehoben ward, wurde die Flotte von Carolina noch beinahe drei Monate länger in Charlestown zurückgehalten, weil der General verſäumt hatte, eine Benachrichtigung dorthin zu ſchicken; der Boden der Schiffe war hierdurch ſo ſehr vom Bohrwurm beſchädigt worden, daß ein großer Theil derſelben auf der Heimreiſe verſank.

Shirley war, wie ich glaube, aufrichtig froh, als man ihn eines ſolch läſtigen Amtes enthob, wie die Führung einer Armee für einen mit dem Militärweſen nicht vertrauten Mann es ſein muß. Ich traf ihn bei dem Bankett, welches die Stadt New-York dem Lord Loudoun bei der Uebernahme ſeines Kommando's gab. Shirley, obſchon dadurch außer Dienſt geſetzt, wohnte demſelben ebenfalls bei. Es war eine große Geſellſchaft von Offizieren, Bürgern und Fremden anweſend, ſo daß man viele Stühle in der Nachbarſchaft hatte entlehnen müſſen, worunter auch ein ſehr niedriger, welcher gerade Herrn Shirley zufiel. Da ich neben ihm ſaß und dies bemerkte, ſagte ich: „Mein Herr, man hat Ihnen einen zu niedrigen Sitz gegeben.“ — „Einerlei, Herr Franklin,“ erwiderte er, „ich finde einen niedrigen Sitz am behaglichſten.“

Während ich in der obenerwähnten Weiſe in New-York zurückgehalten wurde, bekam ich alle die Rechnungen über die Vorräthe an Kriegsbedarf ꝛc., welche ich Braddock geliefert hatte, da einige von dieſen Rechnungen nicht früher von den Perſonen, welche ich zu meiner Unterſtützung in dem Geſchäft angeſtellt, hatten beigeſchafft werden können. Ich überreichte ſie Lord Loudoun mit der Bitte, mir den entfallenden Betrag zahlen zu laſſen. Er ließ ſie regelrecht von dem entſprechenden Beamten prüfen, welcher jeden Artikel mit ſeinem Beleg verglich, die Rechnung dann für richtig anerkannte und die mir gut kommende Summe feſtſtellte, für welche mir Seine Lordſchaft eine Anweiſung an den Zahlmeiſter zu geben verſprach. Dies wurde jedoch von einem Tage zum andern verſchoben, und ich vermochte mein Geld nicht zu erhalten, obwohl ich mich nach Abrede oft darum meldete. Endlich, gerade vor meiner Abreiſe, erklärte mir der General, er habe bei genauerer Erwägung beſchloſſen, ſeine Abrechnungen nicht mit denjenigen ſeiner Vorgänger zu vermengen. „Und wenn Sie einmal in England ſind,“ ſagte er, „ſo brauchen Sie Ihre Rechnungen nur beim Staatsſchatz vorzuzeigen, und Sie werden unverweilt bezahlt werden.“

Ich machte, wiewohl ohne Erfolg, die große und unerwartete Ausgabe, zu welcher ich durch den langen gezwungenen Aufenthalt in New-York veranlaßt worden war, als einen Grund geltend, warum ich gleich bezahlt zu werden wünſche, und bemerkte zugleich, daß es nicht recht ſei, mir bei Erlangung des von mir vorgeſchoſſenen Geldes weitere Mühe und weitern Aufſchub zu verurſachen, da ich für meine Dienſte nicht einmal ein Kommiſſionsgebühr berechnet habe, worauf er mir erwiderte: „Oho, mein Herr! glauben Sie ja nicht, uns weißmachen zu können, daß Sie dabei nichts verdienen! Wir verſtehen ſolche Geſchäfte beſſer und wiſſen, daß jeder, der ſich mit Armee-Lieferungen befaßt, dabei auch Mittel findet ſeine eigenen Taſchen zu füllen.“ Ich verſicherte ihn, daß dies bei mir nicht der Fall ſei, und daß ich keinen Heller für mich genommen habe; allein er ſchien mir offenbar nicht zu glauben, und ich habe in der That ſeither erfahren, daß mit ſolchen Geſchäften oft ungeheuere Vermögen gemacht werden. Für mein Guthaben aber bin ich bis auf den heutigen Tag noch nicht bezahlt, wovon ſpäter die Rede ſein wird.

Ehe wir unter Segel gingen, hatte ſich der Kapitän unſers Packetbootes viel auf die Geſchwindigkeit ſeines Schiffes zu Gute gethan; als wir aber auf die hohe See kamen, erwies es ſich, zu ſeiner nicht geringen Demüthigung, als das ſchwerfälligſte von ſechsundneunzig Segeln. Nach manchen Muthmaßungen über die Urſache davon hieß der Kapitän eines Tages, als wir in der Nähe eines andern beinahe ebenſo ſchwerfälligen Schiffs, wie das unſrige, waren und von demſelben noch überholt wurden, alle Leute an Bord nach hinten kommen und ſo nahe wie möglich am Flaggenſtock ſich aufſtellen. Es waren mit Einſchluß der Paſſagiere ungefähr vierzig Perſonen. Während wir noch hier ſtanden, verbeſſerte das Schiff ſichtlich ſeinen Gang und ließ ſeinen Nachbar bald weit hinter ſich, was deutlich bewies, daß, wie auch unſer Kapitän argwöhnte, das Schiff vorne zu ſtark beladen war. Die Waſſerfäſſer waren, wie ſich ergab, ſämmtlich verſtaut worden; dieſe ließ er daher nach hinten bringen, worauf das Schiff ſeinen Charakter wieder annahm und ſich als der beſte Segler in der Flotte bewährte.

Der Kapitän behauptete, ſein Schiff ſei einmal im Verhältniß von dreizehn Knoten gegangen, was auf dreizehn Meilen per Stunde berechnet wird. Wir hatten den Kapitän Kennedy von der Marine als Paſſagier an Bord, welcher behauptete, dies ſei unmöglich, und kein Schiff ſegle je ſo ſchnell; es müſſe daher irgend ein Irrthum in der Eintheilung der Logleine oder irgend ein Verſehen beim Auswerfen des Logs ſtattgefunden haben. Hieraus entſpann ſich zwiſchen den beiden Kapitänen eine Wette, welche bei dem erſten genügend ſtarken Wind entſchieden werden ſollte. Kennedy unterſuchte hierauf genau die Logleine und beſchloß, nachdem er über deren Richtigkeit Gewißheit erlangt hatte, das Log ſelbſt auszuwerfen. Und als nun einige Tage ſpäter der Wind friſch und günſtig wehte und der Kapitän des Packetboots, Lutwidge, ſeine Anſicht äußerte, daß das Schiff nun im Verhältniß von dreizehn Knoten gehe, machte Kennedy das Experiment und gab zu, daß er ſeine Wette verloren habe.

Ich gebe die obige Thatſache um der nachſtehenden Beobachtung willen. Man hat es für eine Unvollkommenheit in der Kunſt des Schiffsbau's angeſehen, daß man vor angeſtellter genauer Probe niemals wiſſen kann, ob ein neues Schiff ein guter Segler ſein wird oder nicht, weil ſich herausſtellte, daß, wenn man das Modell eines gut ſegelnden Schiffes bei einem neuen genau kopirte, dieſes ſich im Gegentheil oft als merkwürdig ſchwerfällig bewährte. Ich fürchte, dies rührt theilweiſe von den verſchiedenen Anſichten her, welche unter den Seeleuten über die Methoden des Ladens, Auftakelns und Segelns eines Schiffes im Schwange ſind. Jeder hat ſein eigenes Syſtem, und daſſelbe Schiff wird, wenn es nach dem Urtheil und der Weiſung des einen Kapitäns geladen worden iſt, beſſer oder ſchlechter ſegeln, als wenn dies nach der Weiſung eines andern geſchehen iſt. Ueberdies kommt es kaum jemals vor, daß ein Schiff von ein und derſelben Perſon entworfen, für die See ausgerüſtet und geſegelt wird. Der Eine erbaut den Rumpf, der Andere betakelt, ein Dritter ladet und ſegelt das Schiff. Keiner von dieſen hat den Vortheil, daß er alle die Ideen und Erfahrungen der Andren kennt, und iſt daher außer Stande, aus einer Kombination des Ganzen die richtigen Schlüſſe zu ziehen.

Ich habe ſelbſt in der einfachen Operation des Segelns auf hoher See oft verſchiedene Anſichten bei den Offizieren beobachtet, welche die aufeinanderfolgenden Wachen befehligten, wenn auch der Wind derſelbe war. Der Eine wollte die Segel ſchärfer oder flacher beim Winde gebracht haben als der Andere, ſo daß dieſelben keine ſichere Regel zu haben ſchienen, um ſich darnach zu richten. Es ſollte daher nach meinem Dafürhalten eine Reihe von Experimenten veranſtaltet werden, zunächſt um die geeignetſte Geſtalt des Rumpfes für raſches Segeln zu beſtimmen; ſodann um die beſten Dimenſionen und geeignetſten Orte für die Maſten, ſowie die Geſtalt und Menge der Segel und deren Stellung je nach der Beſchaffenheit des Windes, und endlich um die Vertheilung der Ladung zu ermitteln.

Wir leben in einem Zeitalter der Experimente, und ich meine, eine genau angeſtellte und gut kombinirte Reihe von ſolchen würde von großem Nutzen ſein. Ich bin daher überzeugt, daß über kurz oder lang irgend ein ſcharfſinniger Phyſiker dies unternehmen wird, wozu ich ihm den beſten Erfolg wünſche.

Wir wurden auf unſrer Fahrt mehrfach verfolgt, entgingen jedoch durch unſre überlegene Segelkraft jeder Nachſtellung und konnten nach dreißig Tagen ſchon lothen. Wir hatten eine genaue Obſervation, und der Kapitän glaubte ſich unſerm Hafen, Falmouth, ſo nahe, daß wir nach einer guten Fahrt über Nacht am Morgen ſchon auf der Höhe der Mündung jenes Hafens ſein und durch die nächtliche Fahrt auch der Beachtung der feindlichen Kaperſchiffe entgehen könnten, welche oft in der Nähe des Eingangs des britiſchen Kanals kreuzten. Es wurde daher an Segeln ausgeſetzt, was nur thunlich war, und da wir friſchen und günſtigen Wind hatten, ſo liefen wir gerade vor demſelben und kamen tüchtig vom Fleck. Der Kapitän beſtimmte nach ſeiner Obſervation den Kurs ſo, daß wir ſeines Erachtens die Scilly-Inſeln auf weite Entfernung paſſiren mußten; allein es ſcheint zuweilen eine ſtarke Strömung von der hohen See gegen den St. Georg's Kanal hinauf ſtattzufinden, welche die Seeleute täuſcht und auch den Untergang von Sir Cloudesley Shovel's Geſchwader veranlaßte. Dieſe Strömung war wahrſcheinlich auch die Urſache deſſen, was uns begegnete.

Wir hatten eine Wache im Bug, welcher man oft zurief: „Schaut gut da vorn vor euch aus!“ und die eben ſo oft mit „Ja, Ja!“ antwortete. Aber vielleicht waren dem Burſchen die Augen zugefallen und er zu jener Zeit halb im Schlafe, ſo daß er, wie öfters geſchehen ſoll, nur noch mechaniſch antwortete, denn er bemerkte nicht, daß gerade vor uns ein Licht war, welches der Mann am Steuerruder und die übrige Wachtmannſchaft vor den Leeſegeln nicht ſehen konnten, wie es bei einem zufälligen Gieren des Schiffs entdeckt wurde. Dieſe Wahrnehmung verurſachte große Beſtürzung, da wir dem Licht ſchon ganz nahe waren, und es mir ſo groß wie ein Wagenrad erſchien. Es war Mitternacht und unſer Kapitän lag tief im Schlafe; allein Kapitän Kennedy ſprang auf Deck, durchſchaute die Gefahr und hieß das Schiff bei ausgeſetzten Segeln ganz umwenden. Dieſes

Manöver war zwar für die Maſten gefährlich, aber es brachte uns klar, und wir entgingen dem Schiffbruch, denn wir liefen bereits auf die Klippen zu, auf denen der Leuchtthurm errichtet war. Dieſe Rettung brachte mir eine hohe Meinung von dem Nutzen der Leuchtthürme bei und beſtärkte mich in dem Entſchluß, zur Erbauung weiterer in Amerika aufzufordern, falls ich noch lebend dorthin zurückkehren ſollte.

Am Morgen ergab ſich durch die Zeitungen u. ſ. w., daß wir in der Nähe unſers Hafens waren, aber der Anblick des Landes wurde uns durch einen dichten Nebel entzogen. Gegen neun Uhr etwa begann der Nebel ſich zu verziehen und ſchien gerade aus dem Waſſer emporgehoben zu werden, wie der Vorhang in einem Theater, daß wir unter ihm der Stadt Falmouth, der Schiffe in deren Hafen und der Felder in deren Umgebung anſichtig wurden. Dies war ein höchſt erfreulicher Anblick für Menſchen, welche ſchon ſo lange nichts Anderes mehr vor Augen gehabt hatten, als den einförmigen Anblick eines weiten öden Oceans, und bereitete uns deſto größeres Vergnügen, weil wir uns nun der Sorgen entſchlagen konnten, welche der Kriegszuſtand mit ſich führte.

Ich brach mit meinem Sohne ſogleich nach London auf. Wir verweilten unterwegs nur eine kurze Zeit, um Stonehenge auf der Ebene von Salisbury und Lord Pembroke's Haus und Garten zu Wilton mit ihren höchſt merkwürdigen Alterthümern zu beſichtigen. Am 27. Juli 1757 langten wir in London an*).

* * *

Sobald ich mich in einer Wohnung eingerichtet, welche mir Herr Charles beſorgt hatte, machte ich einen Beſuch bei Dr. Fothergill, welchem ich angelegentlich empfohlen war und deſſen Rath ich bezüglich meines Vorgehens einholen ſollte. Er war gegen eine unmittelbare Beſchwerde bei der Regierung und glaubte, man ſollte ſich erſt an die Penn'ſchen Erben perſönlich wenden, welche möglicherweiſe durch die Vermittelung und Ueberredung einiger privaten Freunde veranlaßt werden könnten, die Streitigkeiten auf freundſchaftliche Weiſe beizulegen. Ich machte ſodann meinem alten Freunde und Korreſpondenten, Herrn Peter Collinſon meine Aufwartung. Dieſer theilte mir mit, daß John Hanbury, der mit Virginien in Handelsverbindung ſtehende große Kaufmann ſich erbeten habe, von meiner Ankunft benachrichtigt zu werden, damit er mich zu Lord Granville bringe, welcher damals Präſident des Geheimen Raths war und mich ſobald wie möglich zu ſprechen wünſchte. Ich erklärte mich bereit, am folgenden Morgen mit ihm dahin zu gehen. Demzufolge holte mich Herr Hanbury ab und brachte mich in ſeinem Wagen zu jenem vornehmen Herrn, welcher mich mit großer Artigkeit empfing. Nach einigen Fragen über den gegenwärtigen Stand der Angelegenheiten in Amerika und einigen Erörterungen hierüber äußerte er gegen mich: „Ihr Amerikaner hegt falſche Vorſtellungen über das Weſen Eurer Verfaſſung; Ihr beſtreitet, daß die Inſtruktionen, welche der König ſeinen Statthaltern gibt, Geſetze ſeien, und haltet Euch für befugt, dieſelben nach Eurem Gutdünken zu beachten oder zu mißachten. Allein jene Weiſungen gleichen durchaus nicht den ſogen. Taſchen-Inſtruktionen, welche einem in's Ausland gehenden Geſandten mitgegeben werden, um ſein Benehmen in gewiſſen unbedeutenden Punkten des Ceremoniells darnach zu richten. Sie werden vielmehr zuerſt abgefaßt von Richtern, welche in den Geſetzen ganz zu Hauſe ſind; dann werden ſie im Geheimen Rathe erwogen, debattirt und vielleicht verbeſſert und hierauf erſt vom König unterzeichnet. Sie ſind alsdann, inſofern ſie ſich auf Euch beziehen, das Geſetz des Landes, denn der König iſt der Geſetzgeber der Kolonien.“ Ich erklärte Seiner Lordſchaft, dies ſei mir eine ganz neue Doktrin. Ich habe nach unſeren Verfaſſungen immer geglaubt, unſere Geſetze müßten von unſeren Aſſemblies gemacht und dem König eigentlich nur behufs ſeiner königlichen Zuſtimmung vorgelegt werden; habe der König aber dieſe einmal gegeben, ſo könne er ſie nicht wieder aufheben oder abändern. Und wie die Aſſemblies keine dauernd gültigen Geſetze ohne ſeine Zuſtimmung erlaſſen könnten, ſo dürfe er auch kein Geſetz für ſie ohne ihre Zuſtimmung machen. Er verſicherte mich, ich ſei damit gänzlich im Irrthum. Ich war jedoch hierin nicht ſeiner Meinung. Da die Unterredung mit Seiner Lordſchaft mich einigermaßen in Unruhe verſetzt hatte, welcher Art die Anſichten des Hofes in Betreff unſerer Angelegenheiten ſein möchten, ſo ſchrieb ich die ganze Unterhaltung nieder, ſobald ich in meine Wohnung zurückgekehrt war. Ich erinnerte mich, daß etwa zwanzig Jahre früher eine Klauſel in einer vom Miniſterium eingebrachten Bill den Vorſchlag gemacht hatte, den Inſtruktionen des Königs Geſetzeskraft in den Kolonien zu geben; allein die Klauſel war vom Unterhauſe verworfen worden, wofür wir die Gemeinen als unſere und der Freiheit Freunde verehrten, bis aus ihrem Betragen gegen uns 1765 hervorging, daß ſie dem König jenen Punkt der Souveränität nur verweigert hatten, um ihn für ſich ſelbſt in Anſpruch zu nehmen.

---

*) Hier endet die von W. Temple Franklin veröffentlichte Selbſtbiographie. Der nachfolgende Theil wurde von Franklin in ſeinem letzten Lebensjahre geſchrieben und in Bigelow's Ausgabe zuerſt gedruckt. D. H.

Nachdem Dr. Fothergill mit den Eigenthümeen geſprochen hatte, verſtanden ſie ſich nach einigen Tagen dazu, mit mir in Herrn T. Penn's Haus in Spring Gorden zuſammen zu treffen. Das Geſpräch beſtand Anfangs aus gegenſeitigen Erklärungen der Geneigtheit zu einem vernünftigen Abkommen; allein ich vermuthe, jede Partei hatte ihre eigenen Anſichten über das, was unter „vernünftig“ zu verſtehen ſei. Wir gingen hierauf zur Erwägung unſerer einzelnen Beſchwerdepunkte über, welche ich aufzählte. Die Grundherren rechtfertigten ſo gut ſie konnten ihre eigene

Handlungsweiſe, und ich diejenige der Aſſembly. Es ſtellte ſich nun heraus, daß wir in unſeren Anſichten ſehr weit aus einander gingen, ja im Grunde ſo weit von einander abwichen, daß dadurch alle Hoffnung auf Verſtändigung zerſchlagen wurde. Es ward jedoch beſchloſſen, daß ich ihnen die hauptſächlichſten unſerer Beſchwerdepunkte ſchriftlich mittheilen ſollte, welche ſie dann in Erwägung zu ziehen verſprachen. Ich that dies bald darauf; allein ſie behändigten die Schrift ihrem Sachwalter, Ferdinand John Paris, welcher für ſie alle ihre rechtlichen Geſchäfte in ihrem großen Prozeß mit dem ihnen benachbarten Grundherrn von Maryland, Lord Baltimore, der ſchon ſiebzig Jahre währte, beſorgte und für ſie in ihrem Streite mit der Aſſembly alle ihre Urkunden und Botſchaften verfaßte. Paris war ein ſtolzer, aufbrauſender Mann. Da ich gelegentlich ſchon in den Antworten der Aſſembly ſeine Zuſchriften mit einiger Schroffheit behandelt hatte, weil ſie im Beweispunkt ſchwach und im Ausdruck hochfahrend waren, ſo hatte er einen tödtlichen Haß gegen mich gefaßt, welcher bei jeder perſönlichen Begegnung zu Tage trat. Ich lehnte daher den Vorſchlag der Grundherren ab, daß Herr Paris und ich über die Hauptſachen unſerer Beſchwerden unter uns Beiden uns beſprechen ſollten, und weigerte mich, mit irgend jemand zu unterhandeln als mit ihnen. Sie übergaben ſodann auf ſeinen Rath meine Schrift den Händen des Generalfiskals und des Kronanwalts, um deren Anſicht und Rath darüber einzuholen; aber es lag bei dieſen unbeantwortet ein ganzes Jahr, weniger einer Woche. Ich richtete während dieſer Zeit häufige Geſuche um eine Antwort an die Eigenthümer, ohne jedoch irgend eine andere zu erlangen, als daß ſie die Anſicht des Generalfiskals und des Kronanwalts noch nicht erhalten hätten. Wie dieſe lautete, als ſie dieſelbe endlich erhielten, habe ich niemals erfahren, denn ſie theilten mir dieſelbe nicht mit, ſondern überſchickten der Aſſembly eine lange, von Paris verfaßte und unterzeichnete Botſchaft, welche ſich über den Mangel an Form in meiner Schrift beklagte, dieſelbe als eine Grobheit von meiner Seite auslegte, eine ſchwächliche Rechtfertigung ihrer eigenen Handlungsweiſe zu geben verſuchte und ſchließlich die Geneigtheit zu einem gütlichen Ausgleich erklärte, falls die Aſſembly eine redliche Perſon herüberſenden wollte, um mit ihnen zu dieſem Zweck zu unterhandeln, wodurch ſie alſo zu verſtehen gaben, daß ich eine ſolche nicht ſei.

Der Vorwurf des Mangels an Förmlichkeit und der Grobheit ſtützte ſich wahrſcheinlich darauf, daß ich ſie in meiner Schrift nicht mit ihren angemaßten Titeln als wirkliche und abſolute Grundbeſitzer der Provinz Pennſylvanien angeredet, ſondern dies unterlaſſen hatte, weil ich es nicht für nothwendig hielt, in einem Aufſatze, deſſen Abſicht nur dahin ging, ſchriftlich auf eine zuverläſſige Weiſe alles das zuſammenzufaſſen, was ich geſprächsweiſe mündlich vorgebracht hatte.

Da aber während dieſer Hinhaltung die Aſſembly den Gouverneur Denny bewogen hatte, eine Akte paſſiren zu laſſen, welche das Vermögen und die Ländereien der Grundbeſitzer gemeinſam mit den Ländereien des Volks zur Beſteuerung heranzog, was ja der Hauptpunkt des Streits war, ſo unterließ die Aſſembly die Beantwortung jener Botſchaft.

Sobald jedoch dieſe Akte herüber kam, beſchloſſen die Eigenthümer auf den Rath von Paris, ſich dem zu widerſetzen, daß ſie die königliche Zuſtimmung erhielt. Sie richteten daher durch den Geheimen Rath eine Bittſchrift an den König, und es ward eine Audienz anberaumt, bei welcher zwei Advokaten von ihnen zur Anfechtung der Akte und zwei von mir zur Vertheidigung derſelben beauftragt waren. Sie machten geltend, die Akte beabſichtige den Beſitz der Grundherren zu belaſten und denjenigen des Volks zu verſchonen, daß ſie aber unausbleiblich ruinirt werden würden, wenn man die Akte in Kraft beſtehen laſſe und die Grundherren, die beim Volke verhaßt ſeien, die Gnade und Ungnade des letztern in Ausmeſſung und Vertheilung der Steuern preisgebe. Wir erwiderten, die Akte beabſichtige nichts derartiges und werde auch eine ſolche Wirkung nicht haben. Die Abſchätzer ſeien rechtſchaffene und verſtändige Männer und eidlich verpflichtet, billig und gerecht zu ſchätzen, und irgend welcher Vortheil, welchen jeder von ihnen für die Erleichterung ſeiner eigenen Steuer davon erwarten dürfte, daß er diejenige der Großgrundbeſitzer erhöhe, ſei allzu unbedeutend, um dieſelben zum Meineid zu verführen. Dies iſt, ſo viel ich mich entſinne, der weſentlichſte Inhalt deſſen, was von beiden Seiten geltend gemacht wurde, ausgenommen, daß wir entſchieden die verderblichen Folgen hervorhoben, welche eine Aufhebung des Geſetzes mit ſich bringen müßte, in ſo fern das Geld, hunderttauſend Pfund Sterling, zu des Königs Gebrauch gedruckt und hergegeben, in ſeinem Dienſte verausgabt worden und nun unter der Bevölkerung verbreitet ſei. Eine Ungültigkeitserklärung deſſelben würde es alſo in den Händen der dermaligen Beſitzer zum Verderben Vieler und zur gänzlichen Entmuthigung künftiger Geldbewilligungen werthlos machen. Dabei ward die Selbſtſucht der Grundherren, welche eine derartige Kataſtrophe lediglich aus der unbegründeten Befürchtung heraufbeſchwören wollten, daß ihre Beſitzungen zu hoch beſteuert würden, in den ſtärkſten Ausdrücken hervorgehoben. Auf das hin ſtand Lord Mansfield, einer der Geheimen Räthe, auf, winkte mir und nahm mich in das Zimmer des Sekretärs, während die Anwälte noch plaidirten, und fragte mich, ob ich wirklich der Anſicht ſei, daß dem Vermögen der Eigenthümer durch die Durchführung der Akte keine Schädigung widerfahren würde. Ich verſicherte ihn deſſen auf das Beſtimmteſte. „Dann werden Sie keinen Anſtand nehmen, eine Verpflichtung zur Sicherheit dieſes Punktes zu übernehmen," ſagte er. — „Nicht den mindeſten," erwiderte ich. Er rief hierauf Paris herein, und nach einigem Hin- und Herreden wurde der Vorſchlag Seiner Lordſchaft beiderſeits angenommen und durch den Sekretär des Geheimen Rathes zu dieſem Behuf eine Urkunde aufgeſetzt. Dieſe unterzeichnete ich mit Herrn Charles, welcher ebenfalls ein Agent der Provinz für ihre gewöhnlichen Geſchäfte war, worauf Lord Mansfield in das Sitzungszimmer des Geheimen Raths zurückkehrte, wo man ſchließlich die Akte paſſiren ließ. Es wurden zwar noch einige Abänderungen anempfohlen, wir machten uns aber verbindlich, daß dieſelben in ein ſpäteres Geſetz aufgenommen werden ſollten. Die Aſſembly betrachtete ſie jedoch nicht als nöthig, denn nachdem Eine Jahresſteuer auf Grund der Akte erhoben worden war, ehe der Befehl vom Geheimen Rath eintraf, beſtellte ſie einen Ausſchuß, um das Verfahren der Abſchätzer zu prüfen, und wählte in dieſen Ausſchuß mehrere beſondere Freunde der Penn'ſchen Erben. Nach einer vollſtändigen Unterſuchung unterzeichnete dieſer Ausſchuß einmüthig eine Erklärung, er finde, daß die Steuer mit vollkommener Gerechtigkeit eingeſchätzt worden ſei.

Die Aſſembly betrachtete nun mein Eingehen auf den erſten Theil der Verpflichtung als einen weſentlichen der Provinz erwieſenen Dienſt, da es den Kredit des damals über die ganze Provinz verbreiteten Papiergelds geſichert hatte, und erſtattete mir bei meiner Heimkehr ihre Dankſagung in üblicher Form. Die Eigenthümer aber waren erboſt über Gouverneur Denny, weil er die Akte hatte paſſiren laſſen, und überſchütteten ihn mit Drohungen, ihm wegen der Verletzung ſeiner Inſtruktionen, einen Prozeß anzuhängen. Da er es aber auf das Andringen des Generals und für den Dienſt Seiner Majeſtät gethan hatte und einige einflußreiche Gönner und Fürſprecher bei Hofe beſaß, ſo kümmerte er ſich nicht um die Drohungen, welche übrigens niemals ausgeführt wurden.

Inhalts-Ueberſicht*).

[illegible]

---

*) [illegible]

England. Ich habe Beschäftigung, [illegible] aber nicht. Er hilft mir zur [illegible]. Abenteuer in England. Ich schreibe eine Flugschrift und [illegible] hundert [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] Sendung als Kommissär um mit den Indianern zu Carlisle und Caton zu unterhandeln. Ich beantrage und gründe die Akademie. Flugschrift über dieselbe. Reise nach Boston. In Albany. Plan der Vereinigung der Kolonien. Abschrift desselben. Bemerkungen über denselben. Er schlägt fehl, und auf welche Weise. Reise nach Boston 1754. Streitigkeiten darüber in unserer Assembly. Mein Antheil an denselben. Ein neuer Gouverneur. Unterredung mit demselben. Sein Charakter und seine Aeußerungen gegen mich. Meine Wahl zum Alderman. Plan zur Errichtung eines Spitals. Mein Antheil daran. Sein Erfolg. [illegible]. Ich werde Kommissär beim Staatsschatz. Mein Antrag zur Vertheidigung der Grenzbezirke. Ich hebe Mannschaften aus und baue Forts. Mein Entwurf eines Milizgesetzes. Ich werde Oberst. Parade meiner Offiziere. Aerger des Eigenthümers darüber, der sich für beleidigt betrachtet. Unterstützung der Bostoner Abgeordneten. Reise mit Shirley u. s. w. Begegnung mit General Braddock. Mache mich ihm nützlich. [illegible] der Offiziere seiner Armee. Versehe sie mit Lebensmitteln. Seine Anerkenntniß an mich und das Zeugniß, welches er mir ausstellt. Erfolg meiner elektrischen Experimente. Man überschickt mir eine Denkmünze. Vorschlag, mich in die königliche Gesellschaft aufzunehmen, und Rede des Präsidenten. Denny's Ankunft und [illegible] gegen mich. Sein Charakter. [illegible] der Armee in der Angelegenheit der Commissionäre [illegible] des Aufschubs wegen der Behandlung des Eigenthümer-Gesetzes zur Pflasterung der Stadt. Ich werde nach England geschickt. Commissionsbriefe [illegible]

Der Forſtmeiſter.

Roman

von

Berthold Auerbach.

Erſter Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1879.

Alle Rechte vorbehalten.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Erſtes Buch.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Erſtes Kapitel.

Da muß ſich's ſchön leben, mit lieben Angehörigen zur hellen Sommerszeit und in heimiſch wohligen Wintertagen!

So ſagt jeder Wandersmann, der vom Waldberge herab oder von der Straße im Wieſengrund das Forſthaus erblickt.

Und wahr iſt's. Es fehlt indeß nirgends wo Menſchenherzen pochen an herben Schickſalsverſchlingungen.

Friſcher Waldesathem weht um das Haus, deſſen roſenumrankte Morgenſeite mit dem Altan von der Frühſonne beſchienen iſt. Mannigfaches Leben regt ſich. Auf dem Dache fliegen Tauben ab und zu und ein in prächtigen Farben ſchillerndes Paar ſetzt ſich auf das am ſpitzen Mittelbau vorragende Hirſchgeweih.

Aus den nach neueſter Art hergerichteten Stöcken fliegen die Bienen hin und her, ſie haben ſattſam Nahrung in dem mit lebendiger Hecke eingefaßten Blumen-

und Gemüſegarten und in den Wieſen, die ſich thalauf ziehen bis dort, wo die Berge ſich verſchränken. Im Stalle brummen die Kühe und Schwalben fliegen haſtig durch das offene Stallfenſter aus und ein, zwitſchern in der Luft, ſchießen manchmal nieder und haſchen einen friſchen Trunk aus dem wild ſchäumenden Bach, der hinter dem Hauſe daherbrauſt. Auf dem ſchmalen geländerloſen Stege, der über den Bach führt, tänzeln Bachſtelzen und laſſen ſich manchen Fang ſchmecken, die Waſſeramſel in den Weiden aber zwitſchert fort und fort, als ob ſie gar keiner Nahrung bedürfte. Forellen gleiten im klaren Bach dahin. Die Fiſchotter kommt aus dem Geröhricht angeſchlichen, dreht den ſpitzen Kopf hin und her und ſchlüpft behend wieder in ihren Verſteck. Der Habicht kreiſt in der Höhe, und die Hühner in ihrem Verſchlage gluckſen und ducken nieder, der ſchwarze Hahn aber wirft ſeinen rothen Kamm zurück, ſpricht einige bedeutſame Worte und nickt; er hat Recht gehabt, mag dem Räuber oben der Mund gewäſſert haben, er kann doch hier Nichts holen, denn man lebt unter ſchützendem Drahtgitter. Im Hundezwinger necken und haſchen ſich die Hühnerhunde, ein kohlſchwarzer und ein kupferbrauner, bald legt ſich der eine, bald der andere nieder und ſpringt wieder auf, die krummbeinigen Dachshunde aber pflegen noch der Ruhe, ſie machen manchmal blinzelnd die Augen auf und ſchließen ſie wieder. Nur ein offenbar noch unerzogener Dachshund wagt es zu bellen. Die Genoſſen ſehen ihn grimmig an, denn es widerſpricht der Wohlerzogenheit, ohne Grund in der Morgenfrühe zu bellen; dieſe Lehre ertheilt der ſchwarze Hühnerhund, der wol eine vornehme Stellung einnimmt, durch einen kräftigen Schlag mit der Vordertatze; der junge Dachs ſpringt über einen alten weg, der ſchwer athmend am Boden liegt und kaum mit den Augen blinzelt. . . . .

Die nach dem Bach führende hintere Thür des Forſthauſes öffnete ſich, ein alter weißhaariger Forſtknecht mit ſcharfen grauen Augen in dem hagern Angeſichte trat heraus, noch an ſeinem Frühſtück kauend. Er ging nach dem Hundezwinger, in welchem jetzt allgemeines Winſeln und Bellen laut wurde.

„Haltet doch eure Mäuler," rief der Alte. „Nichts da. Heut kommt Keiner von euch mit. Du Kleiner, willſt du ruhig ſein? Kuſch! Du allein darfſt mit, du kriegſt heute den Namen deines Vaters. Aber ich warne dich; wenn du dem Herrn nicht ordentlich pariſt, gibt's die Peitſche!" Er wandte ſich zu dem alten Hunde, der regungslos, ſchwer athmend, dalag. „Hellauf! Armer Kerl! Komm."

Der Forſtknecht nahm ein Stück Brod aus der Taſche, kaute es und bot es dem Regungsloſen dar, der ſich aber auch jetzt nicht bewegte. „So? Von mir Gekautes frißt du nicht mehr! Da muß es weit mit dir ſein, armer Kerl. Komm, ſei nicht ſo wehleidig, ſchäm' dich, richt' dich wenigſtens auf."

Die Mahnung wirkte, der alte Hund ſuchte ſich mühſelig zu erheben, während der junge hin und her ſprang und den Zurückgebliebenen zubellte, wie ſie verhöhnend, daß ſie nicht mit durften. Zu dem kranken Hunde gewendet ſagte der Forſtknecht: „Ja, Hellauf, ſieh dir die Sonne noch einmal an, du ſiehſt ſie heut zum letzten Male, aber ſei zufrieden, du kriegſt einen ſchönen ehrenhaften Tod."

Der Forſtknecht ging nach dem Vorderhauſe und ſagte grüßend zu dem unter der Thür ſtehenden Forſtmeiſter:

„Es iſt höchſte Zeit, Herr Forſtmeiſter, daß wir den Hellauf erlöſen."

„Iſt recht," erwiderte der Forſtmeiſter mit voller Baßſtimme.

Zweites Kapitel.

Der Forſtmeiſter Jorns mußte ſich, als er heraustrat, unter der Thür etwas bücken, obgleich er die Mütze in der Hand hielt; er war höher als die Thür. Er trat einen Schritt vor und ſtand ſtill mit ausgeſpreizten Beinen, ſah eine Weile vor ſich nieder und die Lippen mit dem mächtigen Schnurrbart ſchienen ſich leiſe zu bewegen, wie in einem ſtillen Gebet. Und in der That ſprach er einen ſtillen Morgenſegen.

Jorns war ein angehender Fünfziger, ſeine Haltung hatte eine natürliche Straffheit, und die ganze Erſcheinung zeigte den kernfeſten, wetterharten Mann. Sein grauer Rock mit dem hellgrünen Kragen ſtand offen, auf der Bruſt hing eine kleine beinerne Pfeife; die weiten braunen Sammethoſen ſchloſſen ſich an den Knieen, die kräftigen Waden waren von rehfarbenen Gamaſchen bekleidet.

Jorns wurde der alte Schwede genannt, und das im guten wohlbegründeten Sinn, denn es ging die

Sage, daß er von einem ſchwediſchen Kriegsmann abſtamme, der zu Guſtav Adolfs Zeiten hier bei uns im Lande geblieben war. Nicht nur ſein Name hatte etwas Nordiſches, ſondern auch die große geſtreckte Erſcheinung mit dem länglichen Geſicht und der weit ſich auswölbenden hohen Stirn.

Jorns war heute beſonders wohlgemuth, denn es war entſchieden, daß er hier bleibe. Aus dem buſchigen, mit grauem Haar bewachſenen Haupte blickten waſſerblaue Augen treuherzig drein, und wie er ſich jetzt umſchaute, ſchien ſein Blick zu ſagen: Ja, es iſt ſchön auf der Welt und es iſt mir wohl, daß ich darin bin und auf dieſem Fleck Erde bleibe.

Jorns hatte das volle Recht, ſo zu ſprechen, denn er hatte eine brave Frau und zwei wohlgediehene Kinder, einen Sohn und eine Tochter — der Sohn war Profeſſor der Botanik an der forſtwirthſchaftlichen Schule — und er ſelber war geſund und in Ehren.

Der Forſtknecht, mit Namen Mangold, betrachtete ſtill ſeinen Herrn; er wußte, daß man nach dem erſten Gruße warten müſſe, bis der alte Schwede ſpricht. Der junge Hund aber wußte nicht, daß man warten müſſe, er ſprang an dem Herrn empor. Jorns ſetzte die Mütze auf und befahl: „Sei ruhig!“ Der Hund gehorchte und legte ſich nieder.

Jorns trug Mangold auf nachzuſchauen, ob der Adjunct noch zu Hauſe ſei. Mangold kam bald zurück und meldete, der Adjunct ſei ſchon längſt nach dem Walde gegangen. Jorns nickte zufrieden, aber Mangold konnte ſich nicht enthalten zu ſagen: „Unſer neuer Adjunct iſt ein prächtiger Menſch, er hat viel Aehnliches mit Ruland, wie der damals als Adjunct bei uns war.“

„Kann wol ſein,“ entgegnete Jorns, „mach Dich fertig, wir gehen bald.“

Jorns ging nach dem Bienenhauſe. Dort ſtand er eine Weile ſtill und ſah den Schwärmenden zu; ſie krochen an ſeinen Kleidern herum und in ſein Geſicht, er wehrte ihnen nicht, er wußte, ſie thaten ihm Nichts, obgleich ſie heute ſehr aufgeregt waren, denn vor allen Fluglöchern ſammelte ſich immer dichteres Volk.

Jorns kehrte nach dem Hauſe zurück, als eben ſeine Tochter Karla aus der Thür trat, ſo friſch wie der junge Tag.

Karla war ebenfalls von großer Geſtalt, ſie trug ein roſafarbenes Kleid, und ihr Geſicht war roſig; ihr braunes Haar, das in einem breiten Zopf ſich wie ein Diadem über die Stirn legte, glänzte in der Morgenröthe.

„Guten Morgen, Vater, bin auch ſchon wach,“ rief ſie mit heller Stimme.

„So? Was iſt denn das, daß Du heute ſchon ſo früh ausſchlüpfſt!“

„Der Schützenpreis hat mich nicht ſchlafen laſſen.“

„Kann mir's denken,“ erwiderte der Vater und legte beide Hände an die Hüften. „Iſt mir auch ſo geweſen am Tage, nachdem ich zum erſten Male ein Beſt herausgeſchoſſen hatte, und nun gar Du, ein Mädchen von achtzehn Jahren!“

„Was meinſt Du, Vater, wird unſer Rudolf dazu ſagen, wenn er das von mir in der Zeitung lieſt?“

„Rudolf iſt kein Jäger, er iſt, was man eigentlich heutigen Tages von den Förſtern verlangt, ein Waldgärtner.“

„Mich freut weit mehr,“ entgegnete das Mädchen, und ihre helle Stimme bildete ein wunderſames Gegenſpiel gegen die tiefe, mächtige des Vaters, „daß Du mir verſprochen haſt, ich ſolle nun auch einen Gewehrpaß kriegen.“

Jorns ſtrich ſeinen großen Schnurrbart mit beiden Händen, und als ſein Blick auf die neue Hundehütte am Vorderhauſe fiel, vor welcher eine abgeneſtelte Kette lag, ſagte er:

„Aber Karla, wo iſt denn Dein junger Fuchs?“

„Ich hab' ihn geſtern Abend losgelaſſen.“

„So? Du haſt doch damals ſo viele Freude daran gehabt, wie ich ihn Dir gebracht habe?“

„Ja, aber wie ich geſtern Nacht heimgekommen bin, da hab' ich in meiner Freude den Fuchs losgelaſſen; es iſt nicht recht, daß ein wildes Thier angekettet liegt. Es iſt mir nicht leicht geworden, ihn loszuneſteln, er hat mich beißen wollen. Zahm wäre der Fuchs doch nie geworden, er iſt nicht zur Zahmheit geſchaffen. Ich hab' noch geſtern Nacht in Tſchudi's Thierleben geleſen, da ſteht viel Merkwürdiges darin, und ich glaube, es iſt Alles wahr."

Jorns nickte lächelnd. „Und Du, Du haſt den Fuchs freigelaſſen und willſt eine Jägerin ſein?"

„Ja, wenn ich den Fuchs draußen im Wald treffe, dann ſchieß' ich ihn nieder, aber an der Kette will ich ihn nicht haben."

Nur durch Kopfnicken ſtimmte Jorns bei, und Karla fuhr fort: „Was werden wol meine Freundinnen im Inſtitut ſagen, und beſonders die Toni, wenn ſie hören und leſen, daß ich das Beſt herausgeſchoſſen habe?"

„Frag' nicht zu viel in die Welt hinaus."

„Vater, ich hab' draußen immer heimgedacht, und ich kann mir gar nicht denken, daß ich anderthalb Jahr im Inſtitut habe bleiben müſſen und gar nicht habe heimkommen dürfen. Jeden Morgen, und beſonders heut, möcht' ich den Bach und den Berg und die Wieſe fragen: freut ihr euch denn auch mit mir, daß wir einander wiederſehen? Ich meine oft, daß Alles, was wir ſehen, auch uns ſieht. Die Bäume ſehen uns, es iſt nur eine andere Art zu ſehen."

Jorns ging kopfſchüttelnd nach dem Hauſe, denn er dachte: Da meint man, man kennt die Menſchen, und im eigenen Kind leben Gedanken, die man nicht zu ahnen vermag.

Vor dem Hauſe hielt er plötzlich ſtill und ſagte:

„Halt, Du mußt heute ein Volk einfangen; gib Acht, die Bienen ſchwärmen.“

„Soll nicht fehlen“, entgegnete Karla.

Man ging nach der Stube. Dort wartete mit dem Frühſtück die Mutter, eine behagliche runde Frau, in deren Antlitz ein Ausdruck ruhigſter Befriedigung lag.

Beim Frühſtück wurde wenig geſprochen. Jorns hatte heute ein auffallendes Schmunzeln im Geſicht, es war wie ein Wetterleuchten, aber Niemand fragte ihn.

Als die Frau die zweite Taſſe getrunken hatte, ſagte er: „Luiſe, erinnerſt Du Dich, daß Du mir geſagt haſt, es ginge Dir ein Stück Leben weg, wenn Du von hier fort müßteſt?“

„Jawohl. Und müſſen wir?“

„Dem Alter nach,“ erwiderte Jorns, „der Beamtung nach und weil meine Sache in Ordnung iſt, haben ſie mich auf eine höhere Stelle verſetzen wollen. Ich ſollte Forſtmeiſter werden, aber ich habe darum gebeten, mich bis an mein Lebensende hier in meinem Revier zu laſſen, ich mag nicht fort von hier. Geſtern Nachmittag habe ich die Bewilligung bekommen. Alſo guten Morgen, Frau Forſtmeiſterin!“

„Und das ſagſt Du mir erſt heute?“

„Ja, Du hätteſt vor Freude ſchlecht geſchlafen, und eine Frau hat auch gleich wieder Reue, Du hätteſt vielleicht doch gedacht, es wäre ſchöner beim Oberforſtamt. Jetzt iſt es vorbei, und jetzt iſt es Morgen. Aber Du heißeſt von jetzt an Frau Forſtmeiſterin, den Rang und Titel habe ich bekommen und brauche nicht fort von den Bäumen, die ich gepflanzt habe. Alſo guten Morgen, Frau Forſtmeiſterin!"

„Mein ſeliger Vater," ſagte die nunmehrige Forſtmeiſterin, „der ſollte in's Konſiſtorium kommen und hat gebeten, daß man ihn im Dorfe laſſe, wo er Kinder und Kindeskinder ſeiner Gemeinde kennt. So haſt Du es mit Deinen Bäumen, das ſind Deine Pfarrkinder."

„Und ſie laſſen ſich ebenſo wenig regieren wie die Pfarrkinder, die herumlaufen können."

„Nun Gottlob, mich freut's, ich habe keine Reue," nahm die Forſtmeiſterin wieder auf.

„Iſt recht, Frau Forſtmeiſterin," lächelte Jorns. „Und nun kannſt Du mir den Kaffee künftighin etwas ſtärker machen. Wir bekommen das höhere Gehalt und bleiben auf der alten Stelle, da bedeutet der Zuſchuß noch viel mehr. — Du haſt Deine Probe beſtanden," wendete er ſich zur Tochter, „Du haſt der Mutter Nichts geſagt; ein Mädchen, das über Nacht ein Geheimniß bewahren kann, und nun gar ein freudiges, an der iſt was. Jetzt iſt aber genug geſchwatzt, ich muß fort."

„Warum denn heute ſchon ſo früh?" fragte die Frau.

„Vor Allem," entgegnete Jorns, „will ich den Hund des Ruland, den Hellauf, erlöſen."

„Es iſt recht," ſagte Karla, „daß Du ihm den Tod gibſt; es iſt beſſer ſo."

„Mädchen!" rief der Vater, „was biſt Du . . . . !

Ich bin neugierig, was das für Einer ſein wird, der einmal dieſes Herz bezwingt."

„Ja, Vater, ich bin auch neugierig; wenn ich nur wüßt', wo der dumme Kerl herumläuft und ſo viel ſchöne Zeit verſäumt. Aber ein Förſter muß es ſein, das ſag' ich im Voraus."

„Karla," fiel die Mutter ein, „das mußt Du nicht ſagen, es gibt auch in anderen Ständen rechtſchaffene Männer."

„Mag ſein, aber die ſind für Andere."

„Bei Deiner Verlobung trinken wir aus Deinem Schützenbecher. Aber genug jetzt! Wir müſſen fort," ſchloß Jorns, that einen faſt ſanften Pfiff, Mangold trat ein und Jorns ſagte: „Karla, arbeite noch etwas an meinen Tabellen und ſchreibe mir das Gutachten über den Verkauf der Findlingsfelſen ab. Es liegt Alles in der Kanzlei auf dem Tiſch." Zu Mangold gewendet fuhr er fort: „Nimm eine Schaufel mit."

Der Forſtmeiſter ſtopfte ſich ſeine Pfeife, ſchlug mit Stahl und Stein Feuer, legte den brennenden Zunder auf und reichte Mangold den Tabaksbeutel, daß er ein Gleiches thue.

Draußen vor dem Hauſe ſagte Jorns zu ſeiner Frau: „Schick uns das Eſſen auf den Hahnenkamm zum Adjuncten, wir kommen ſchwerlich vor Nacht heim."

Die beiden Männer hingen die Flinten um und gingen über die Brücke dem Walde zu, der ſich am Berge hinter dem Hauſe hinzieht.

Vor der Brücke wendete ſich Jorns und rief: „Leben Sie wohl, Frau Forſtmeiſterin!“

Die Frau ſchaute den Weggehenden eine Weile nach, dann ging ſie in den Gemüſegarten.

Karla ſah träumeriſch verloren den Bienen eine Weile zu, dann wendete ſie ſich und ſang luſtig in den Tag hinein.

Drittes Kapitel.

Die beiden Frauen gingen in den Garten, um Bohnen zu brechen, und aus den wild verwachſenen Ranken heraus ſprachen ſie mit einander. Die Mutter konnte nicht genug ihr Glück preiſen, daß ſie nicht auszuwandern hätten; ſie malte mit großer Lebhaftigkeit aus, wie ſchwer es ihr geworden wäre, den Hausrath aufzuladen und über die Berge führen zu laſſen und alle die Pflanzungen zu verlaſſen.

„Mich dauert das arme Thier, der Hellauf,“ ſagte die Mutter.

„Mutter, Du biſt ſchon ſo lange Förſterin —“

„Ja, Kind, ich bin aber nicht im Walde und bei der Jagd aufgewachſen.“

„Mutter, es iſt beſſer für ein ſo armes Geſchöpf, daß es einen ſchnellen Tod hat, als zu verkommen und vielleicht gar verhungern zu müſſen. Das arme Thier hat ja gar Nichts mehr hinunterbringen können.“

„Ja, ja, wenn Du ein Bub' wärſt, Du wärſt ein Jäger wie Dein Vater geworden.“

„Das mein' ich auch. O, wenn ich hätt' Jäger werden dürfen! — Aber ich darf ja, der Vater hat mir einen Gewehrpaß verſprochen, und ich kann nicht erwarten, bis das Wochenblättchen kommt, da ſteht's drin, daß ich den Preis herausgeſchoſſen habe, vielleicht auch ſchon, daß ich einen Gewehrpaß habe."

„Kind, ich mein', es kann Dir doch nicht gut ſein."

„Was kann mir's ſchaden?"

„Ja, die Leute, die Leute! Denk' nur, was das für ein Gerede geben wird: des Forſtmeiſters Karla lauft mit der Flinte im Walde herum!"

„Der Vater ſagt: man muß nicht ſo viel in die Welt hinausfragen," erwiderte Karla raſch. „Mutter, laß die Menſchen reden, wie ſie's verſtehen. Ich ſehe Dir's an, daß Du auch Deine Freude daran haſt."

„Freilich, freilich!" entgegnete die Mutter, und ihr ganzes Geſicht war ein wonniges Lächeln, als ſie hinzufügte: „Wenn's der Vater zugibt, braucht man Nichts mehr zu überlegen."

Der kohlſchwarze Hühnerhund, Argos genannt, war in den Garten gekommen und lag vor Karla, blinzelte und leckte ſich die Lefzen, ob denn ſeine Herrin nicht nach ihm aufſchaue. Und als ſie auf ihn ſah, duckte er vor Freude den Kopf auf den Boden.

Im Garten ſtand eine Ceder; der Forſtbotaniker Rudolf hatte dieſen Fremdling in den Garten des Vaters verpflanzt, um zu ſehen, wie er hier gedeihe. Der Baum war wohl gediehen, aber man ſprach nicht davon und achtete kaum darauf. Heute aber, da Karla mit der Mutter in der Nähe der Ceder Bohnen brach, ſchaute ſie oftmals nach dem Baum, ſie dachte an Rudolf und ſeine Waldkultur und wie der Vater den Bruder und den damaligen Adjuncten oft damit geneckt hatte, daß ſie keine rechten Jäger ſeien.

Die beiden Frauen ſetzten ſich in die Buchenlaube, um die Bohnen abzufädeln.

„Der Vater hat's nicht gern,“ begann die Mutter, „wenn man Träume erzählt, aber dies muß ich doch erzählen. Denke, ich habe heute Nacht vom Ruland geträumt. Ich habe ihn im Urwald in Amerika geſehen, er iſt aber ſo jung geweſen wie damals, als er noch Adjunct beim Vater war, er hat einen Schleier vor dem Geſicht gehabt, und das hat mich gar nicht gewundert, als müßte das ſo ſein, und da hat er mich bei der Hand genommen, er hat ja ſo eine breite brave Hand, eine von den Händen, die einem ſchon wohl thun, wenn man ſie faßt — und wie er mich bei der Hand nimmt, fällt ihm der Trauring vom Finger in's Gras. Er hebt ihn auf und ſagt: Frau Förſterin, ich danke Ihnen, daß Sie zu mir gekommen ſind; ich weiß, von allen Menſchen in der Heimat denkt Niemand beſſer und getreuer an mich, als Sie und Ihr Mann. Und ich denke auch an Sie, und wenn ich an Sie denke, da riech' ich's wie friſch geſchmälzte Sträuble; ach, wenn ich nur wieder einmal einen gehauften Teller voll bei Ihnen eſſen könnte, und Sie ſchenken mir Kaffee ein aus dem braunglaſirten Topf .... Und denke nur, Kind, wie er ſo zu mir redet, iſt's mit einmal nicht mehr der Ruland, ſondern die gute Sylvia, mit ihrem Geſicht wie lauter Sonne ſo hell, und den Flachshaaren und der ganzen lieben Erſcheinung. Und ſie legt ſich mir um den Hals und gibt mir einen Kuß, und da bin ich aufgewacht."

„Den Traum kann ich erklären," entgegnete Karla, „wir haben ja davon geſprochen, daß ich der guten Sylvia zum Jahrestage ihres Todes einen Kranz auf's Grab legen will, wenn wir morgen zur Kirche gehen."

„Ja, thu' das," ſagte die Mutter, „der Ruland in der weiten Welt — wer weiß wo — hat freilich dem Küſter Geld dafür geſchickt, daß er das Grab pflege; aber was will das heißen von fremden Händen! — Es iſt und bleibt ein Räthſel, wie der Ruland nach dem Tode ſeiner Frau bei Nacht und Nebel hat davonlaufen können. Der Vater meint freilich, das ſei leicht erklärlich, der Ruland ſei ein Menſch von einer Willenskraft, daß er Alles, was er gewollt, auch durchführen mußte; nun aber habe ſich ihm Etwas entgegengeſtellt, was keine Menſchenkraft beſiegt, und da habe er Alles, was bisher ſein war, mit einem Tritt davongeſtoßen. Unbegreiflich bleibt's dabei doch. — Wir wollen aber von was Anderem reden. Erzähl' mir jetzt ordentlich, wie's geſtern geweſen iſt."

Die Augen Karla's wurden glänzender, als ſie ſagte: „Ja, Mutter, ich bin ſelber erſchrocken, wie ich geſehen, daß ich den Preis herausgeſchoſſen habe. Und nachher der Jubel und der Lärm! Meine Hand thut mir heute noch weh, wie ſie von ſo Vielen gedrückt worden iſt. Der Emmerich, der Einſiedelförſter, hat mir die Hand gefaßt, daß ich gemeint hab', er zerquetſcht mir ſie, und ſeine Hand iſt wie Eichenrinde. Unſer guter Mangold iſt mir nicht von der Seite gegangen und hat immer wiederholt: Daß Du den Preis gewonnen, iſt mir tauſendmal lieber, als wenn ich ihn hätt'. Daneben hat er allen Leuten vorgerühmt: Sie kann aber auch ſo gut kochen wie ihre Mutter. Er war beſorgt, die Leute möchten mich nicht für eine brave Haustochter halten. Des Stadtdirectors Emmy hat mir ſpöttiſch gratulirt, ich hab's aber angenommen, als ob's ihr Ernſt wäre."

„Was? War die Emmy bei dem Schützenfeſt? Sie iſt ja noch in Trauer um ihren Mann!"

„Sie iſt in Trauerkleidern dageweſen, aber mit einem luſtigen Geſicht und hat Jedem zugelacht und —"

„Kind, Du mußt nicht ſo gegen ſie reden. Sie iſt verwöhnt geweſen ihr Lebelang, zuerſt von ihrem Vater, dann von ihrem Mann, der auch faſt ihr Vater hat ſein können."

„Sie geht mich Nichts an. — Aber, Mutter, wie ich wieder heimgekommen bin, hat mir's gar nicht in den Sinn wollen, daß ich in ein Haus ſoll und mich in ein Bett legen; ich wär' am liebſten in den Wald hinaus und gewandert, gewandert. — Aber halt', Mutter, ſchaut!" unterbrach ſich Karla plötzlich, „ſchickt mir ſchnell die Lisbeth, ſie ſoll einen Bienenkorb mitbringen, ich muß hier bleiben."

Und richtig! auf der Ceder hatte ſich ein Bienenſchwarm niedergelaſſen. Mit Hilfe der Magd gelang es Karla, ihn einzufangen.

Glücklich vom Fang des Bienenſchwarms, ſetzte ſich Karla in die Kanzlei und vollführte die vom Vater aufgetragene Arbeit. Ihr Hund Argos lag ihr zu Füßen und ſeufzte manchmal, wie wenn er ſagen wollte: Ach, könnten wir jetzt mit einander draußen im Walde herumlaufen! Aber Karla blieb beharrlich bei der Arbeit.

* * *

Viertes Kapitel.

Jorns und Mangold waren unterdeß über den Steg nach dem Bergwald hinaufgeſchritten.

„Ich laſſe nicht ab, ich bekomme auf den Winter meine Pelzkappe, Herr Forſtmeiſter; da iſt die Spur von einer Fiſchotter, wagt ſich der freche Kerl ſo nahe an's Haus heran, aber ich krieg' ihn und ſetz' ihn mir als Pelzkappe auf.“ So ſprach Mangold.

Jorns griff im Vorübergehen ab und zu an die Stämmchen junger Tannen, als wenn er ihnen ein Zeichen geben wollte, daß er nun bei ihnen bleibe bis an's Lebensende. Als ſie den Berg hinaufſchritten, ſchaute er zurück und ſah, wie der alte Hund ſitzen geblieben war. Jorns that die Pfeife aus dem Munde, winkte mit derſelben zurück und ſagte: „Mangold, das arme Thier iſt nicht nur blind, es hat auch keine Witterung mehr, bind' ihn an die Leine.“

Mangold that, wie ihm befohlen, aber das Thier ſchleppte ſich nur mühſam weiter und Mangold nahm es auf den Arm. Der Hund verſuchte zu bellen, es kam aber nicht ganz heraus. „Ich glaub'“, ſagte Mangold, „der Hellauf iſt aus Heimweh nach ſeinem Herrn vor der Zeit baufällig geworden. Mit mir iſt er noch am liebſten gegangen, weil ich den Rock von ſeinem Herrn anhabe, den mir die liebe, die gute, die feine Frau, die ſo früh hat ſterben müſſen, geſchenkt hat.“

Jorns ging auf kein Geſpräch ein.

Man kam über eine Strecke, die Jorns nie ohne einen innern Zorn betrat. Da war nichts als todtes Geröll, aber dazwiſchen ſchlangen ſich Baumwurzeln, die anzeigten, daß hier ehemals geſunder Wald geſtanden. Der Advokat Schaller, der ſogenannte Bergſchinder, hatte hier an der ſteilen Halde kahl abholzen laſſen, und Regen und Schnee hatten alles Erdreich weggeſchwemmt, ſo daß kein Pflänzchen mehr, nicht einmal kleines Geſtrüpp, aufwachſen konnte. Es ſah aus, wie wenn erſtarrte Schlangen halb über, halb unter der Erde ſich hinlagerten, und da und dort waren Stellen, wo ſie ſich wie in einen Klumpen zuſammenballten.

Man war auf der Anhöhe, Vögelseck genannt, bei den großen Findlingsſteinen angekommen, Jorns ſteckte die Pfeife ein und knöpfte ſich die Joppe über der Bruſt zu, denn hier ging bereits ein ſcharfer Wind.

„Setz' den Hellauf dort an die Tanne,“ ſagte er und ſtrich dem Hund ſanft über Kopf und Rücken, ging dann zurück, legte die Flinte an die Wange und ſchoß den Hund nieder. Dann ſetzte er ſich auf einen Steinblock, lud wieder und ſagte: „So, jetzt iſt er erlöſt von ſeinem Elend. Scharr' ihn ein.“

„Herr,“ ſagte Mangold, „ſo möcht' ich's auch einmal haben. Wenn ich einſtmals auch nicht mehr fort kann und zu nichts mehr nutz bin, dann ſollte mir ein guter Freund eine Kugel durch den Kopf jagen und mich nicht ſiech und elend hinter dem Ofen ſterben laſſen.“

„Du biſt ein alter Narr. Das wär' eine ſchöne Welt, wenn man ſich ſo Einen beſtellen könnte, der Einen todtſchießt. Und wie meinſt Du denn, wär' es dem, der das gethan hat? Biſt ſchon ſo alt und haſt noch ſolche Raupen im Kopf.“

„Ihr habt recht, ja, ja,“ ſagte Mangold und rieb ſich die Stirn, als ob er die Raupen, die da drin wären, zerdrückte. Und offenbar um etwas Anderes vorzubringen, ſagte er nach einer Weile: „Ich denke noch daran, wie wunderlich das geweſen iſt. Da kommt eines Morgens der Bannwart vom Bezirksförſter Ruland drüben, bringt ſeine Flinte und den Hund mit der Botſchaft, man ſolle ihm dieſe aufbewahren, der Ruland ſei in der Nacht fort und habe Alles ſtehen und liegen laſſen.“

Jorns antwortete nicht. „Ja,“ fuhr Mangold fort, „ja ſo ein Thier gibt's ſo bald nicht wieder. Der Dächſel iſt freilich ſein Sohn, aber ſo geſcheidt wie der Vater iſt er nicht und wird er nicht. Der

Hellauf hat keinen Beller gethan, der nicht nöthig war, und hat Einem an den Augen abgeſehen, was er ſoll."

Der kleine ſchwarzbraune Dachshund ſchien zu merken, daß von ihm die Rede war. Er lag vor ſeinem Herrn, legte den Kopf von einer Pfote auf die andere und ſchaute zu dem Sprechenden auf, als wenn er ſagen wollte: wer weiß, vielleicht bring' ich's auch noch einmal ſo weit.

Mangold nickte dem kleinen Hunde zu und rief lachend: „Ja, wenn ſo ein Hund reden könnte und Alles ſagen, was er meint."

„Da würden wir viel dummes Geſchwätz hören," ſagte Jorns lächelnd. „Kann denn der Menſch Alles ſagen, was er meint? Wenn die Hunde noch ein paar tauſend Millionen Jahre mit den Menſchen leben, wer weiß, was dann aus ihnen wird. Man hat jetzt herausgebracht, wie die Thiere ſich mit der Zeit verändern, freilich ein paar Millionen Jahre ſind da, wie der Bobbel in der Redensart hat, ein halbes Hui."

„Alſo kann's kommen, daß die Hunde doch reden lernen?" nahm Mangold auf, froh, daß er den Wortkargen zum Reden gebracht hatte. „Ja, wenn der Hellauf hätte reden können, der hätt' am beſten erzählt und wahrheitsgetreu, wie's geweſen iſt mit ſeinem Herrn und der Frau, die ſo früh und ſo plötzlich hat in's Grab müſſen, und warum der Ruland bei Nacht und Nebel davongegangen, und den Leuten die Mäuler aufgeriſſen, daß ſie ſchwatzen, ich weiß nicht was."

„Du ſchwatzeſt auch und weißt nicht was. Wer dem Ruland was Schlimmes nachſagt, lügt in Grund und Boden hinein. Er war eben außer ſich, weil ihm die Frau ſo plötzlich geſtorben iſt. Aber jetzt genug! Scharr' den Hellauf ein und komm bald nach auf den Hahnenkamm.“

Jorns nahm ſeine Flinte wieder auf, warf noch einen kurzen Blick auf den todten Hund und ſchritt davon.

Der ſchwarzbraune Dächſel, der von nun an auch Hellauf hieß, blieb noch bei der Leiche des Erſchoſſenen ſtehen, ſchnupperte an ihm herum und ſtreckte dann die Schnauze in die Luft. Jorns pfiff ihm und er folgte gehorſam, aber er ſchaute noch oftmals zurück nach dem Orte, wo jetzt Mangold eine Grube aufſcharrte. Auch Jorns Gedanken gingen dorthin zurück, er ſchritt indeß in ruhigem Gang fürbaß. Eine Weile ſtand er bei dem Forſtgarten, wo die jungen Pflänzlinge gediehen, aber auch mehrere Beete ganz kahl ſtanden, denn hoch oben am Bergeskamm waren die jungen Stämmchen eingepflanzt, dort wo der Adjunct die Durchforſtung des Waldes beaufſichtigte.

Aus einer Thalſchlucht heraus vernahm man die Axt der Zimmerleute, und bald ſah Jorns den Holzhändler Meyer daher kommen, einen hagern Mann mit rothem Barte; er war ſonſt wohlgeſtaltet, nur ſetzte er beim Gehen die großen Füße gefliſſentlich ſtark auswärts, ſo daß die ihm Nachſchauenden über ſeinen ſtorchartigen Gang lachten. Er war immer voll Rührigkeit und auf ſeinen Vortheil bedacht. Man hatte ihm in der Gegend den Namen Eilmeyer beigelegt. Denn wo er war, hatte er immer Eile, und es verging keine Viertelſtunde, in der er nicht die Uhr aus der Taſche zog; er ſchien nur immer unterwegs nach einem Ziele zu ſein, ja, wenn er ſaß, ſaß er am liebſten in ſeinem Wiegeſtuhl, um ſich noch ſitzend Bewegung zu machen. Er zählte kaum dreißig Jahre, hatte aber ſchon vielerlei Geſchäfte, im Dorfe, an der Bahn und am Rhein. Jorns hatte einen gewiſſen Reſpekt vor dem Manne, der aus ſcheinbar Werthloſem Geld herausſchlug und mit großem Geſchick die Waldprodukte höher verwerthete. „Waſſerweg, billigſte Fracht," das waren die Lieblingsworte Eilmeyers. Er war in Schweden auf einem Eiſenhammer angeſtellt geweſen und hatte dort geſehen, wie man die Stämme zu Holzgeſtellen für Häuſer herrichtete, die nach dem Orient geſchickt wurden, und als ihm klar geworden, daß man dies auch in unſeren Heimatswäldern vollführen könne, war er heimgekehrt und es glückte ihm; er hatte eine Häuſerlieferung für Algier übernommen. Er ließ die Stämme hier zu fertigen Häuſern herrichten und zuſammenfügen, dann wieder auseinander nehmen und zum Bache bringen, von wo ſie an den Rhein geſchafft und verfrachtet in Algier wieder aufgeſtellt und mit Fachwerk und Steinen wohnlich gemacht wurden. Es war ein von Jorns beifällig aufgenommenes Wort, als Eilmeyer ihm geſagt hatte: „Es iſt eine ſchöne Vergeltung, daß wir den Turko's, die unſern Wald anzünden wollten, jetzt Häuſer in ihre Heimat ſchicken."

Eilmeyer hatte etwas Andrängelndes, er ſetzte ſich zu Menſchen in Gemüthsbeziehungen, die ihm ſolche nicht eingeräumt hatten, und leiſtete Dienſte wie ein Freund, wo man ihn gar nicht zum Freund haben wollte. So hatte er ſich auch mit allerlei Freundlichkeiten in Jorns Hauſe heimiſch gemacht, und betrachtete manchmal Karla mit beſonderem Wohlgefallen, konnte es aber nicht laſſen, auch dabei mitunter die Uhr herauszuziehen.

Schon von ferne winkte er Jorns entgegen, und als er bei ihm war, ſagte er: „Herr Jorns, in den letzten Briefen aus Schweden ſchreibt man mir, daß es viele Ihres Namens dort gibt und es heißt ſogar, daß ſie von einem alten König aus der Vorzeit ſtammen."

„So? Bilde mir weiter Nichts darauf ein."

„Herr Forſtmeiſter," nahm Eilmeyer wieder auf, „darf ich Sie im Vorübergehen fragen — Eilmeyer fragte immer im Vorübergehen — wie das Gutachten über die Findlingsſteine lauten wird?"

„Ja wohl dürfen Sie fragen, es iſt kein Amtsgeheimniß dabei. Mein Gutachten lautet: die Felſen im Thal, drei Ruthen breit vom Bach ab, gebe ich her, die auf dem Berge aber nicht, es ſchwemmt mir ſonſt der Humus weg beim Schneegang. Und wenn man mich in die Erde legt, will ich's nicht auf mir haben, daß ich ein Stück unſerer Erde verödet und pflanzenlos gemacht habe.“

„Sie haben immer edle Gedanken,“ erwiderte Eilmeyer. „Aber die Steine im Felde reichen mir nicht aus für die Lieferung; ich habe bereits einen Vertrag abgeſchloſſen für Straßenplatten in der Hauptſtadt. Können Sie nicht mehr hergeben? Die Italiener ſagen, die oben ſeien gerade die beſten.“

„Geht nicht.“

Eilmeyer verabſchiedete ſich mit Dank für die entſchiedene Auskunft; da wiſſe man doch immer, wie man daran ſei. Er zeigte ſich nie verdroſſen bei einer abſchlägigen Antwort, die ihm einen Plan vereitelte, denn das ſtört nicht nur den Credit, ſondern macht auch den Ablehnenden für künftige Fälle minder zugänglich.

Während Jorns mit ruhiger Gelaſſenheit ſich ſeines Waldes freuend den Berg hinan ſchritt, ging Eilmeyer nicht minder zufrieden thalab. So wenig aber die Bäume ihr Gedeihen kundgeben konnten, ſo wenig hatte Eilmeyer ein Verlangen zu verlautbaren, wie wohl er ſich fühlte, daß ihm durch Klugheit und Geſchick ſeine Unternehmungen glückten und er zu Reichthum heranwuchs, ja er wollte auch innerlich nicht zufrieden ſein, denn das hindert zu weiterem Aufſtreben, und Eilmeyer hatte noch Großes vor.

* * *

Fünftes Kapitel.

* * *

Jorns ging bergan nach der höchſten Bergſpitze, wo jetzt durchforſtet wurde. Er kam durch den Wald, den er vor Jahren ſelbſt angelegt hatte; er durfte hoffen, noch die Schlagbarkeit dieſes Waldes zu erleben, was Wenigen beſchieden iſt.

Der junge Hellauf, den er an die Leine genommen, riß an der Leine und winſelte. Was gibt's? dachte Jorns; der Hund winſelte noch heftiger und ſchaute zu ſeinem Herrn auf, mit der Naſe ſchnuppernd. „Es muß ein Wild in der Nähe ſein." Jorns befahl dem Hunde leiſe, ſich ruhig zu verhalten. Er gehorchte, und Jorns ſelber athmete ſo leiſe, daß er ſeinen eigenen Athem nicht hörte. Horch, es knackt in den Zweigen, es raſchelt auf dem Boden, es kommt Etwas daher. Schau, da ſtehts. Wie die Lichter glänzen. Die Flinte auf, der Schuß los! Es ſtürzt.

Ein tiefer Athemzug kam aus der Bruſt Jorns, ein wunderſames Strahlen ging über ſein Geſicht.

Ein Hirſch, ein Zwölfſender, von dem man keine Spur im Revier gehabt hatte, lag am Boden, waidgerecht getroffen. Der junge Hellauf zerrte ſo gewaltig an der Leine, daß ihn Jorns losließ. Er ſtürmte voran, eilte zu dem am Boden liegenden Wilde und bellte. Das ſollte wol heißen: Ja, wir können's. Wo das ſchöne Thier her ſein mag? Das geht uns Nichts an; er iſt in unſerm Revier erſchienen und die Schonzeit iſt vorbei.

Auch Jorns ſtand jetzt bei dem niedergeſtürzten Thier und wehrte den jungen Hellauf ab, der den aus der Bruſt quellenden Schweiß auflecken wollte. Er war ſelber überraſcht von dem ſeltenen Jagdglück, und doch ſagte er, mit dem Fuße das niedergeſtürzte Thier berührend, vor ſich hinmurmelnd: „Schad', ſchad'."

Er lud die Doppelflinte wieder friſch, brach Tannenreiſer ab und legte ſie auf den Hirſch, dann ſetzte er die Hornpfeife an den Mund und pfiff anhaltend und laut. Von oben kam der Adjunct, ein junger Mann von ſchlankem Wuchs und der geſchmeidigen Beweglichkeit und Formenfeſtigkeit des Soldaten; das ganze Antlitz war mit einer feinen Röthe durchzogen, und ein hellblonder Schnurrbart beſchattete die feinen Lippen.

Jorns ging ihm eine Strecke entgegen und ſagte: „Ich habe Etwas geſchoſſen, dort liegt's."

Während der Adjunct noch ſtaunend bei dem erlegten Hirſch ſtand, kam Mangold von unten. „Und wir haben keine Spur gehabt," rief er dem Adjuncten zu.

Nun kam ein dritter, ein faſt zwerghaft kleiner Mann mit großem Kopf und ſtruppigem Haar, er ſchien nicht zu gehen, er ſchien ſich den Berg herunter zu kugeln.

„Bobbel," rief Mangold, „was thuſt Du da, Waldbutz? Du haſt drüben zu ſein und Reiſig zu binden."

„Reiſig?" entgegnete der Bobbel und riß einen ungeheuerlich weiten Mund auf. „Reiſig! Du gehörſt in's dürre Reiſig. Da liegt mein Hirſch, ich, ich habe ihn geſehen, nicht ihn ſelber, aber Loſung". Er ſang das letzte Wort wiederholt.

„So? Warum haſt Du's denn nicht geſagt?"

„Weil man mir nicht glaubt."

Hell jodelnd und gewaltſam lachend und krähend, tanzte der Bobbel um den Hirſch herum, dann faßte er das Geweihe deſſelben und hob ſich ſenkrecht daran empor.

Jorns wehrte dem Bobbel ab, der ſich nun in die Heidelbeerbüſche rings umher legte und Beeren von den Geſträuchen abbiß.

Jorns befahl, daß man, ohne Aufſehen zu machen, den Hirſch am Abend in's Forſthaus hinunterſchaffen ſolle, noch in der Nacht ſolle Mangold das Thier ausweiden und nach der Bahn bringen, denn es müſſe in die Hofküche.

Mangold hob die beiden Hinterläufe in die Höhe und zeigte dem Adjuncten, was für ein Capitalhirſch das ſei und wie ſchon die Schalen (Klauen) das ſtark jagdbare Thier erkennen ließen. Er erzählte dabei ſeine alte Geſchichte, daß er einmal zugeſehen, wie junge Spießer und Gabler einen Platzhirſch zum Narren gehabt hätten, indem ſie ſich von ihm verfolgen ließen und derweil ein junger Schwerenöther, ein Kamerad von ihnen, bei einer jungen Hirſchkuh zurückblieb.

Jorns war nach dem Blockhauſe gegangen, der Adjunct folgte ihm. Ihnen voraus, wie eine wilde Katze die ſteilſten Anhöhen auf allen Vieren hinaufkletternd, eilte Bobbel, deſſen ſeltſames Geſicht jetzt mit blauen, von den Heidelbeeren herrührenden Striemen durchzogen war. Als die beiden Herren oben ankamen, hörten ſie bereits Lachen von den Pflanzerinnen, die jetzt mit Reiſigbinden beſchäftigt waren. Jorns wurde mit einem Geſange begrüßt, dazwiſchen jodelte und krähte der Bobbel und ſchlug ein Rad, daß Alle in helles Lachen ausbrachen.

Das Eſſen war bereits vom Forſthauſe heraufgeſchickt. Der Forſtmeiſter und der Adjunct aßen in der Hütte am Tiſch. Die Pflanzerinnen und Holzknechte ſaßen weit umher und verzehrten ihr Mittagsmahl; dann legten ſie ſich nieder und ſchliefen, bis Bobbel ſie durch Hahnenkrähen, das er täuſchend nachahmte, wieder aufweckte.

Jorns und der Adjunct ſprachen von dem erlegten Hirſch und wo der wol ausgebrochen ſei, denn im freien Wald gab es hier kein Hochwild mehr.

„Waren Sie ſchon eimal verliebt?“ fragte Jorns unverſehens. „Nun, nun, wozu ſo roth werden? Paſſen Sie auf! Alſo, angenommen, Sie wären verliebt, braves Blut, Mädchen iſt rechtſchaffen, von guter Familie, iſt auch verliebt, darf's aber nicht ſo zeigen, und nun ſtehen Sie in der Nacht und warten auf das liebe Geſchöpf, Sie ſtehen im Garten oder an der Mauer, Sie hören, wie der Igel leiſe raſchelt, hören das Blatt, den dürren Zweig, der vom Baume fällt, ſehen, wie eine Katze ſchleicht, Sie ſehen und hören das Alles ſo ſcharf, und warten doch auf etwas ganz Anderes.... Oder es iſt Abends in der Dämmerung in einer Straße, Sie hören in der Ferne eine Kutſche, wie das brummt, wie der Schall näher kommt, wie er wieder verhallt — Sie ſehen die Zimmerleute, die Maurer, die von der Bauſtelle kommen, Sie ſehen genau, der eine hat in einem rothen, der andere in einem blauen Tuche das Geſchirr, in dem ſein Eſſen war, der trägt ein Stück Holz auf der Schulter, der hat einen Laib Brod unter dem Arm.... wenn Sie morgen vor Gericht kämen, könnten Sie Alles ganz genau ſagen; Sie ſehen, Sie hören das Alles und wollen doch Nichts davon ſehen. Sehen Sie, ſo iſt es, wenn man auf dem Anſtand oder auf dem Anſitz iſt. Wer nicht auf ein Wild lauert, der ſieht den Wald nicht recht, der ſieht nicht all das Gethier. — Mir iſt das Thier heute vor den Schuß gekommen, ich hab' Nichts davon gewußt, aber wie viel Tage, wie viel Nächte war ich draußen auf dem Anſtand, auf dem Anſitz, und da hab ich meinen Wald erſt recht geſehen."

„Alſo, wer kein Jäger iſt, kann kein rechter Förſter ſein," beſtätigte der Adjunct. Nach einer Weile fragte er: „Haben Sie ſchon die heutige Zeitung geleſen? Ich laſſe mir die Zeitung jeden Morgen hier heraufbringen."

„Steht was Beſonderes darin?"

„Allerdings. Außer der amtlichen Nachricht von Ihrer Ernennung zum Forſtmeiſter und dem Beſtgewinn von Fräulein Karla ſteht da auch noch das Bruchſtück eines Briefes des ehemaligen Bezirksförſters Ruland an Ihren Herrn Sohn."

„So?" ſagte Jorns. „Das freut mich, Rudolf und Ruland ſind alte Freunde. Juſt in Ihrem Alter wurde Ruland Adjunct bei mir, aber er war ſchon lange vorher in unſerm Hauſe daheim. Eine ſchönere Jünglingsfreundſchaft habe ich nie geſehen, als die zwiſchen Ruland und meinem Sohn."

Er ſtopfte ſich in Ruhe nochmals ſeine Pfeife, legte Zunder darauf, klappte den Deckel zu, that ein paar gute Züge, dann nahm er die Zeitung und las.

Ruland ſchrieb, daß der Deutſche, der jetzt Miniſter des Innern in der Nordamerikaniſchen Republik ſei, eine große, bisher von der Eigenſucht zurückgedrängte Sache in Angriff nehme. Amerika ſei der Waldverwüſtung ausgeſetzt, man habe bisher nur immer Raubbau geübt, ohne zu bedenken, wie der Waldbeſtand eben die große Thatſache darſtelle, daß man von dem Beſitzthum der Vorfahren lebe und einen gleichen Beſitz wiederum den Nachkommen hinterlaſſen müſſe. Viele in die neue Welt eingewanderte forſtkundige Deutſche hätten bereits darauf hingewieſen; er ſelber habe das neuerdings, auf Grund einer weiten Waldwanderung, in Zeitungen und bei den Behörden, eindringlich wiederholt. Es ſei nun Ausſicht vorhanden, daß man endlich, bevor es zu ſpät ſei, der Willkür und dem Unterſchleif einen geſetzlichen Damm entgegenſtelle. Bei der Ausführung könnten vielleicht überzählige deutſche Forſtmänner gute und lohnende Thätigkeit finden. Man könne aber freilich noch nicht mit Sicherheit darauf rechnen, es ſei fraglich, ob nicht die Eigenſucht, die ſich hinter den großen Grundſatz der perſönlichen Freiheit verſchanze, Alles noch zu nichte mache. Doch habe man ſchon angefangen, den Lumbermen, d. h. den Holzhändlern und Eiſenbahnprinzen das verheerende Abholzen von Staatswäldern zu verbieten. Amerika ſei nicht mehr das gelobte Land für die alte Welt, und wenn es ſeine Wälder nicht ſchütze, werde es veröden und vertrocknen, wie das gelobte Land der Alten.

„Das iſt der alte Ruland“ rief Jorns, „der immer in's Große und Gemeinnützige denkt; für den iſt ein

Revier, das aus einem ganzen Welttheil beſteht, juſt groß genug; er iſt geſchaffen ganz Amerika, wie ſich's gehört, zu beforſten. Und ſchau! da ſchlägt der alte Theologe durch," ſagte Jorns und las laut eine Stelle:

„Laſſet uns heute luſtig dreinhauen und fraget nicht, was morgen wird — ſo ſprechen die Gottloſen zu allen Zeiten; das „morgen" zählt freilich nach Jahrhunderten, aber die Enkel dieſes ſchönen Landes werden einſt klagen: was habt ihr aus der neuen Welt gemacht! Ihr habt mit dem zeitlichen Erträgniß den ewigen Boden verkauft oder vielmehr vernichtet.

Ihr Amerikaner klagt, und vielleicht mit Recht, über Abnahme der Pietät gegen die Eltern. So haut Eure Wälder nieder, dann haben Eure Kinder und Kindeskinder Recht, Euch zu verachten.

Ihr Amerikaner habt das ermunternde Sprichwort: hilf dir ſelbſt. Das gilt als Anruf für den Einzelnen. In großen Dingen, wie der Waldbeſtand, kann der Einzelne nicht helfen, da iſt der Staat ein Einzelner, der ſich ſelber hilft und eben dadurch frei und unabhängig iſt. Es iſt Aufgabe der Republik, zu ihrer Ehre ſich konſervativ zu erweiſen, d. h. walderhaltend, damit es nicht den Völkern erſcheint, als ob die Republik nur ein Ausrauben der Gegenwart, der fünfjährigen Wahlperiode wäre."

Jorns ſchaute auf den Adjuncten, er ſchien ein Wort von ihm zu erwarten, und der Adjunct ſagte:

„Das iſt klug, bibliſche Anklänge wirken noch immer bei den Abkömmlingen der Puritaner."

Jorns ſah betroffen auf.

„Wir Deutſchen," ſetzte der Adjunct hinzu, „ſind doch die getreueſten Hüter des Waldes."

„Oho!" fiel Jorns ein, „wir thun jetzt freilich viel Gutes am Wald, und es iſt recht, daß wir anfangen, ſtolz darauf zu ſein, aber man muß ſich vor Uebertreibung hüten; unſere Vorfahren waren, gradaus geſagt, gründliche Waldfrevler, wir haben keinen Grund ſtolz zu ſein. — Der Bergſchinder, der weitum viel Reviere verwüſtet hat, kann's mit den größten Waldfrevlern der alten und neuen Welt aufnehmen. Da an der Blöße, über die wir heraufgehen müſſen, und da drüben an den Waldblößen und an vielen Geländen können Sie noch ſeine Spur finden. Er war ehedem Rechtsanwalt, gab aber plötzlich ſeinen Beruf auf und kaufte Wälder, ſo viel er nur bekommen konnte; er hatte auswärts, beſonders in Holland, begüterte Geſchäftsgenoſſen, und weil die Gemeinden noch Herren ihrer Waldung waren, hat er ſie ihnen um baares Geld abgekauft. Keine Warnung half gegen den Blödſinn, das Erbe der Vergangenheit zu zerſtören und den Nachwuchs unmöglich zu machen; an Geländen, wo nie mehr ein Wald nachwächſt, hat er den Kahlhieb gemacht.

Er hat ein großes Vermögen mit der Axt erobert und ſeine Freude war, ſeinem einzigen Sohn, einem übermüthigen prahlhanſigen Studenten, jede

Laune zu gewähren. Vierzehn Semeſter ſtudirte dieſer Sohn auf der Univerſität und der Forſtſchule. Der Alte kam oft und zechte mit ihm und ſeinen Genoſſen, indem er mit aufgeſtreiften Hemdärmeln am Tiſche ſaß, mit den jungen Burſchen ſang und tollte und ſie zu allerlei übermüthigen Streichen mitverleitete. Selbſt hier in unſerm Dorfe konnte er die Teufelei nicht laſſen. Des Abends beim Hochzeitstanz kommt einmal ein alter Bauer mit einer jungen kräftigen Tochter, beide in der Tracht des Landes und benehmen ſich übermüthig und toll, und zuletzt zeigt ſich's, der alte Bauer iſt der Bergſchinder und die kräftige Bäuerin ſein Sohn. Nicht nur in unſerer Gegend, im ganzen Lande ſprach man von ihrem Uebermuth. Als er ſtarb, hinterließ er ſeinem Sohne ein großes Gut, aber der Sohn machte weite Reiſen und verpraßte Alles, bis ihm zuletzt nichts übrig blieb, als ein kleines Häuschen, in welchem er mit einer alten Frau lebt, jahraus jahrein nichts weiter thut, als rauchen und allerlei Schriften leſen, die ihn immer toller machen. Jetzt iſt er im Strafgefängniß, weil er dem Bezirksförſter Ruland wiederholt den Tod androhte.“

„Heißt der Mann nicht Schaller?“

„Jawohl.“

„Mangold hat mir von ihm erzählt.“

„Man ſagt, er ſolle verſucht haben, ſich zu vergiften. Ich weiß nicht, mit welchem Recht und zu welchem Zweck man ihn wieder in's Leben gebracht hat.“

Jorns ging mit dem Adjuncten durch den Wald, der jetzt durchforſtet wurde. Die Jagdluſt war es, die den jungen Offizier zum Förſterberufe beſtimmt hatte, aber er verſtand ſich mit gutem willigem Sinn dazu, vorerſt einfach ein Waldhüter zu ſein.

Die beiden gingen miteinander bis nahe an die Quelle des Baches, der nach dem jenſeitigen Waldabhang hinabſtrömt. Der Adjunct ſagte, er hoffe, daß ein Kamerad von ihm hier ſein Waldgenoſſe werde; denn wenn es dazu käme, daß man dieſen Bach nach der Kreisſtadt leite, werde der Freund, der Waſſerbaumeiſter, hier oben mit ihm eine Weile zuſammenleben.

„Es wird nicht anders gehen," erwiderte Jorns, „Sie müſſen ſich das Rauchen angewöhnen. Ein Forſtmann muß rauchen, das vertreibt die Einſamkeit und man hat kein Verlangen nach einem Kameraden. Sie werden es auch ſchon merken, man hält es vor Ungeziefer nicht aus auf dem Anſtand, wenn man nicht raucht."

Jorns verabſchiedete ſich von dem Adjuncten und ſagte, er möge nachkommen. Er wanderte ruhigen Schrittes der Heimat zu und vergaß faſt ganz, daß er heute ſolches Jagdglück gehabt, denn er mußte immer daran denken, ob die Frauen da unten wol auch von Ruland geleſen hätten. Heute hat Karla gewiß die Zeitung mit Begierde empfangen, weil ja auch ihr Schützenpreis darin genannt iſt.

„So eine Zeitung iſt eine wahre Arche Noah!" brummte er vor ſich hin.

Sechſtes Kapitel.

Drunten im Forſthauſe ſaßen Mutter und Tochter am Mittagstiſch. Natürlich hielt die Förſterin darauf, daß ſich Niemand auf den Platz des Vaters ſetzte, ſein Stuhl ſtand leer am Tiſche, und die Frau ſagte: „Es iſt doch kein rechtes Eſſen, wenn der Vater nicht da iſt. Aber ich bin froh, daß er wieder einmal den ganzen Tag draußen iſt vom Schreibtiſch weg, das Krummſitzen und die viele Schreiberei werden ihm gar zu ſauer, und er ſagt, die Schreiberei würde von Jahr zu Jahr größer, vielleicht wird es ihm auch nur ſchwerer. Es iſt gut, daß Du ihm helfen kannſt.“

Karla wäre freilich auch lieber in den Wald gegangen, als ſo daheim geblieben; aber ſie ſagte es nicht, ſie hatte es gelernt, einen Wunſch, ja ſogar den Ausſpruch deſſelben zu unterdrücken.

Droben auf dem Berge lebte ein runder behaglicher katholiſcher Pfarrer, ein Mann, der mit großer Liebe das Leben der Thiere verfolgte und bisweilen zu

Zorns und Mangold kam, um Beobachtungen mitzutheilen und zur Beſtätigung durch ſelbſtändige Wahrnehmungen aufzufordern. Ueber Religion ſprach er mit den Beiden nie, aber über Menſchenkenntniß, und der Pfarrer lobte einmal Karla gegen den Vater, indem er ſagte: „Es gibt Menſchen, die Alles, was ihnen durch den Sinn fährt, herausreden, und deshalb halten ſie ſich für wundergut und wahrhaftig und offen; aber ſie denken nicht daran, wie das, was ſie herausſprudeln, den Andern trifft. Wer nicht an ſich halten kann, hat keine wahre Menſchenliebe.“

Karla ſetzte ſich in die Schreibſtube des Vaters, füllte die Tabellen aus, während die Mutter thalab nach der eine gute halbe Stunde entfernten Sägemühle ging, wo Thoma mit ihrem dritten Sohn in Wochen lag.

Nachdem ſich Karla müde geſchrieben hatte, ſtand ſie auf und ſtreckte und bog ſich. Da wurde die Zeitung gebracht. Sie ſuchte zuerſt nach dem Bericht über das Schützenfeſt, und ein Lächeln ging über ihr Antlitz, da ſie ihren Namen las. Sie las ihn wiederholt, und ein Gemiſch von Furcht und Freude bewegte ſie. Plötzlich aber ſchüttelte ſie den Kopf und ſagte: „Dem Vater folgen, nicht ſo viel hinausdenken. Schön iſt's!“ Sie las das Wochenblatt ganz durch, und als ſie das Bruchſtück des Briefes von Ruland geleſen hatte, legte ſie die Hand auf das Blatt und ſah träumeriſch drein.

Sie ſtand auf, holte ſich ihre Flinte und ging nach dem Scheibenſtand. Die Scheibe war jenſeits des Baches aufgeſtellt, bei dem Waſſerfall, wo die Felſen ſo ſteil aufſtarrten, daß kein Menſchenfuß dahin gelangen konnte; mit Seilen hatte man die Männer hinablaſſen müſſen, die den Scheibenſtand dort einrammten.

Sie hatte nur erſt wenige Schüſſe abgefeuert — ſie traf heut ſchlecht — da hörte ſie eine Stimme, die ihr zurief: „Grüß' Gott, liebe Couſine!“

Sie wandte ſich und hocherröthend ſagte ſie: „Ah, Du biſt es, Gotthold? Willkommen!“

Sie reichte dem jungen Manne die Hand und die Beiden ſahen einander raſch und ſcharf an. Der in Schwarz gekleidete Vetter war Candidat der Theologie, ein Jüngling von wohlgebauter, mäßig großer Geſtalt und mit langen ſchlichten blonden Haaren. Aus ſeinen Augen leuchtete ein ſchwärmeriſcher Glanz, und der feine Mund, um den ſich ein leichter Flaum legte, ſchien zur Beredtſamkeit geſchaffen. Er ſchien indeß jetzt kein Wort finden zu können, und das Mädchen mußte fragen: „Haſt Du geleſen, was von mir in der Zeitung ſteht?“

„Ja.“

„Und Du gratulirſt mir nicht?“

„Nein, ich hoffe, daß Du noch die Wahrheit liebſt. Ich freue mich, Dich wieder zu ſehen und dies ganze treue wohlige Haus, aber es hat mir weh gethan, zu leſen, daß Du ein Beſt herausgeſchoſſen. Es thut Dir gewiß auch leid.“

„Nein, gar nicht! Schießen und Dreſchen iſt kein Geheimniß, und ich hoffe — der Vater hat mir ſein Jawort gegeben — daß bald noch etwas Anderes von mir in der Zeitung ſteht."

„Noch etwas Anderes? Was?" rief Gotthold.

„Der Vater hat verſprochen, mir einen Gewehrpaß zu verſchaffen, damit ich allein in den Wald gehen und jagen kann, und das muß, wie es Geſetz iſt, in der Zeitung veröffentlicht werden."

Gotthold erblaßte. „Wenn ich Dich ſo anſehe," ſagte er, „da ſehe ich gar nichts Unweibliches und kann mir nicht denken, daß Du die mädchenhafte Scheu überſchreiten ſollteſt. Ich hoffe, es verletzt Dich nicht, daß ich das ſage; ich denke, Du weißt doch, wie treu ich's mit Dir meine."

„Gewiß, wie Du's verſtehſt. Aber weil Du es biſt, will ich Dir's erklären. Ich möchte haben, daß ich ganz allein für mich in den Wald gehen kann, ſo weit ich will und ſo lange ich will und daß Niemand bei mir ſein muß, der mich beſchützt; ich will allein ſein können mit meinem Freund, dem Argos da."

Der Hund drückte ſich an Karla und wollte an ihr emporſpringen, ſie wehrte ihn ab.

„Liebe Karla," nahm der Candidat auf, „Dein Wunſch widerſpricht der Natur des Weibes, er verletzt die Züchtigkeit und frevelt gegen die Grundgeſetze der Geſchlechter."

„Das iſt viel auf Einmal."

„Und iſt doch ſo. Eine Frau darf ihrer Natur nach nie für ſich allein ſein. Die bibliſche Schöpfungsgeſchichte belehrt uns ſinnbildlich, daß der Mann wol allein war, die Frau aber nie; denn die Frau wurde erſt nach ihm und aus ihm geſchaffen.“

„Gelt, du biſt immer bei mir? Ich bin nie allein,“ rief Karla mit heller Stimme und ſtreichelte den ſchwarzen Hühnerhund. Dann auf ihre Flinte geſtützt, fuhr ſie fort: „Sag' einmal, Gotthold, Du weißt doch Alles, ſteht irgendwo was davon, daß der Hund dem Menſchen aus dem Paradieſe gefolgt iſt? Ich habe in der Bibel nachgeſucht, der Hirt Moſes und der gute Hirte haben doch gewiß auch Hunde gehabt; nur bei Hiob und beim armen Lazarus kommen Hunde vor, ſo viel ich weiß.“

„So? Alſo darauf hin haſt Du die Bibel geleſen?“

„Ja, ich hätte gern einen Hundenamen gefunden, aber es iſt keiner drin. Da fiel mir ein, wie es mich im Inſtitut entzückt hat, als unſer Lehrer uns jenen Abſchnitt aus Homer von der Rückkehr des Odyſſeus und dem ſterbenden Hunde vorlas, und da habe ich meinem Hunde den Namen Argos gegeben.“

„Du biſt ſchalkhaft und willſt mich von dem abbringen, was mich erregt.“

„Nein, Du willſt mich von dem abbringen, was ich meine. Aber bitte, lieber Gotthold, laß doch das nicht unſer Erſtes nach ſo langer Zeit ſein; bei mir richteſt Du nichts aus, ich bin nicht zu bekehren. Und jetzt, willſt Du nicht was eſſen oder trinken? Die Mutter iſt nicht da, ſie iſt hinab in die Sägmühle und der Vater iſt oben im Walde.“

Gotthold machte nochmals den Verſuch, auf die ſeltſamen Jagdgelüſte Karla's zurückzukommen, aber ſie wehrte ab und ſchloß:

„Laß das jetzt, wir haben Beide Recht. Du biſt ein Geiſtlicher, und ich bin ein Waldkind. Du könnteſt ebenſo gut den Bäumen predigen, ſie ſollen anders wachſen, als mir, ich ſoll anders denken. Deswegen aber bleiben wir doch gute Freunde und Verwandte.“

Sie eilte ſchnell in's Haus und kam bald zurück mit Speiſe und Trank, die ſie auf den Tiſch in der Laube ſtellte. Sie ſetzte ſich zu dem Vetter, der nun berichtete, daß er als Vicar bei dem alten Pfarrer drüben eingetreten, und gekommen ſei, die Förſtersleute einzuladen, da er morgen zum erſten Male in der Kirche predige.

„Das iſt ſchön, das freut mich; wir kommen gewiß,“ rief Karla. „Ich wäre ohnedies morgen hinüber gekommen, denn morgen iſt der Todestag der guten Sylvia, und ich will einen Kranz auf ihr Grab legen.“

Der Vicar hatte die Verſtorbene nicht gekannt, er fragte nach ihr und Karla erzählte: „Ein ſchöneres Paar hat man auf der Welt nicht geſehen, als Ruland und ſeine Frau. Sie war die Tochter eines Profeſſors von der Forſtſchule, ſo fein, ſo zart, aber doch kräftig und muthig, und die Beiden haben miteinander gelebt draußen auf dem einſamen Forſthauſe ſo voll Glückſeligkeit, wie man es nur im Märchen findet; ſie haben von der ganzen Welt ringsum nichts wiſſen wollen, denn ſie ſind einander die ganze Welt geweſen. Jedes für ſich hat ſchön geſungen, aber noch viel ſchöner war's, wenn ſie mit einander die ſchönen Lieder zum Klavier ſangen. Wenn ein Fremder im Wald verirrt, plötzlich herangekommen wäre an das einſame Forſthaus und hätte ſie mit einander ſingen hören und ſie geſehen, er hätte glauben müſſen, es ſei Alles ein lieblicher Traum, es ſei zu ſchön für die wirkliche Welt. Es iſt auch zu ſchön geweſen," ſetzte Karla mit tief ſchwermüthigem Tone hinzu. „Noch nicht ein Jahr waren ſie verheirathet, da iſt die Frau plötzlich geſtorben und ihr neugeborenes Kind mit ihr. Der Schmerz Rulands war ſo groß, daß er ſich gegen Niemand ausſprechen konnte; Niemand ſah eine Thräne in ſeinen Augen, nur lag eine Finſterniß auf ſeinen Zügen, wie wenn er das Ungeheuerſte geſehen hätte, das einen unaustilgbaren Ausdruck des Schreckens auf ſeinem Geſichte hinterließ. Am Abend nach dem Begräbniß entfloh Ruland aus dem verödeten Hauſe und bat in einem Briefe, daß man Alles verkaufen und den Ertrag an die Schweſter ſeiner Frau ſchicken möge, nur ſeinen Hund und die Doppelflinte, in der noch ein Schuß ſei, ſolle man meinem Vater zum Andenken übergeben."

„Glaubſt Du nicht," fragte der Jüngling, „daß dahinter ein Geheimniß, vielleicht gar ein Verbrechen ſteckt?"

„Ein Geheimniß gewiß, die Tiefe ſeines Schmerzes, die wir nicht ermeſſen konnten; aber ein Verbrechen, das iſt unmöglich. Einen herrlicheren und gediegeneren Menſchen als den Ruland gibt's nicht auf der Welt, dafür verpfänd' ich Leib und Leben; freilich Widerſpruch kannte er nicht, das ſagt mein Vater oft. Er war mir von Jugend an wie ein Bruder, er war der beſte Freund meines Bruders. Die Beiden haben mich damals, als ſie noch Forſtzöglinge waren, und auch ſpäter, als Ruland Adjunct bei uns war, viel geneckt."

Der Jüngling erging ſich nun in eifriger Weiſe, welch ein hoher Beruf es ſei, Waldpfleger zu ſein, den von Gott eingeſetzten Kräften im Wachsthum nachzuhelfen und Hinderniſſe zu beſeitigen. Er verglich damit ſeinen eigenen Beruf.

Karla hörte mit großer Theilnahme zu, und der Vicar wurde immer lebhafter; als er geſchloſſen hatte, ſagte ſie: „Du bauſt Dir überall eine Kanzel auf. Du biſt zum Geiſtlichen geboren. Siehſt Du's auch ein, wie glücklich Du biſt, daß Du geworden, was Du ſein ſollſt? Ich kann mir Dich gar nicht anders denken, und Du biſt von Kindheit auf ſo geweſen, ſo . . ."

Sie ſtockte, und der Vicar fragte: „Sag', was Du meinſt."

Bis in die Stirnhaare hinein erröthend, erwiderte Karla! „Du ſollteſt immer nur von der Kanzel herunter ſprechen."

„Aber Du," entgegnete der Vicar, „Du biſt mir ein Räthſel. Wie iſt es nur möglich, daß Du, die ſo geſprochen, ſo wilde Gedanken haben kannſt?“

„Wilde Gedanken? Ich?“

„Das ſind doch wilde Gedanken, wenn Du, ein Mädchen, das Verlangen haſt, mutterſeelenallein im Walde herumzulaufen und das Dir in den Weg kommende Wild zu erlegen. Solche Wünſche ſollteſt Du nicht in Dir dulden.“

Die Bruſt des Mädchens hob und ſenkte ſich raſch, ſie biß ſich auf die Unterlippe, ſie unterdrückte offenbar ein ſcharfes Wort, dann begann ſie in feſtem Tone: „Lieber Gotthold, laß ab davon, mich zu bekehren. Wenn Du mir nicht vertrauſt, ſo vergiß nicht, daß was mein Vater thut und mein Vater gewährt, gut iſt. Ich bitte Dich, laß uns nicht mehr darüber ſtreiten; ich ſag' Dir ein für alle Mal, ich will Nichts mehr gegen meine Jagdfreude hören. Sag' Nichts mehr, ſonſt müßten wir böſe auf einander ſein.“

Die Beiden ſaßen noch geraume Weile beiſammen, aber es war, wie wenn ſie weit von einander wären; Jedes dachte auf eine ſchickliche Form, die dem Beiſammenſein ein Ende mache. Endlich ſagte der Vicar: „Ich kann nicht warten, bis Deine Eltern heimkommen; ſag' ihnen, daß ich da war, um ſie einzuladen.“

Die Handreichung zwiſchen Vetter und Baſe war kalt und fremd, aber von dem Fußwege hinter dem Zaun rief Gotthold noch einmal: „Karla, ich bitte

Dich, denk' ſtill nach über das, was ich geſagt habe. Behüte Dich Gott!“

Karla ſchaute dem Davongehenden nach. Sie hatte den Zeigefinger ihrer Rechten an die Wange gelegt, und ſo ſchaute ſie ſelbſtvergeſſen drein, bis ſie ſich in raſcher Wendung umdrehte, den Kopf zurückwarf und nach ihrer Flinte griff. Sie ging abermals nach dem Scheibenſtand und ſchoß mit Luſt und Eifer, aber ſie traf nicht ein einzig Mal mehr in's Schwarze. Dann ſtand ſie auf ihr Gewehr gelehnt und dachte nach über das, was der Vetter ſo nachdrücklich und wiederholentlich geſagt hatte. „Der Vetter hat in ſeinem Sinne Recht. — Nein, auch in ſeinem Sinne hat er nicht Recht. Muß er denn nicht wiſſen, daß die Welt nicht aus lauter Geiſtlichen beſteht?“

Sie ſtand auf ihr Gewehr gelehnt und dachte darüber nach, ob die Mahnung des Vetters ſie unſicher gemacht habe. Oben vom Berge widerhallten die Glocken, die den morgenden Sonntag einläuteten. Durch die Stämme glühte das Abendroth in wunderſamem Duft. Ein Häher ſchwebte hoch oben in der Luft, Karla zielte, ſetzte aber wieder ab, denn wie ein Traumgeſicht erſchien ihr das Bild eines Pfarrhauſes am Samſtag Abend; wie da Alles ſo friſch geſcheuert und hell iſt, Alles wie wartend auf das Wunder des Sonntags, der erſcheinen wird. Im Pfarrgarten zwiſchen den Blumenbeeten geht der Pfarrer auf und ab und bewegt leiſe die Lippen, und der Pfarrer — es iſt Gotthold —

ſchaut auf zu der am Fenſter ſtehenden Pfarrerin, und die Pfarrerin . . . . .

Ein Doppelpfiff von einer Hornpfeife tönte, und wie erwachend ſagte Karla zu ſich ſelber: Der Vater kommt. Mit einem hellen, weithin ſchallenden Jodler antwortete ſie und hob die Flinte in die Höhe, und vom glänzenden Rohr ſtrahlte das Abendroth wieder.

◆

Siebentes Kapitel.

Kurz vor dem Stege begegnete Jorns ſeiner Frau und mit neckiſchem Tone rief er ihr zu: „Guten Abend, Frau Forſtmeiſterin!“

Sie erzählte ihm von dem ſchönen Hausſtande Anton Armbruſters und Thoma's und deren prächtigen Kindern. Thoma und Anton freuten ſich, daß man nun hier beiſammen bleibe und ſie bedauerten nur, daß der Forſtmeiſter und ſeine Frau, weil ſie Proteſtanten ſeien, nicht zu Gevatter ſtehen könnten bei ihrem dritten Sohne.

Die Frau ging ihrem Mann voraus über den geländerloſen Steg. Sie ſchaute aus Gewohnheit zu Boden, denn ſie war immer ängſtlich auf dieſem Gang; aber wenn ihr Mann mit ihr ging, war alle Angſt gewichen. Sie lächelte vor ſich hin, ſie dachte wie ſie am Tage nach der Hochzeit mit Zagen den Steg betreten, und Jorns, raſch entſchloſſen, ſie, die damals noch ſo ſchlank war, aufnahm und über den Steg trug.

Als ſie jetzt drüben angekommen waren, ſagte Jorns: „Du haſt recht.“

„Womit hab' ich recht?“

„Ich hab' Dir's vom Rücken abgeleſen, was Du gedacht, wie Du über den Steg gegangen biſt. Mein Mann, haſt Du gedacht, hätte da ſchon lang ein Geländer anbringen können; ich bin doch jetzt eine alte Frau, da könnt' er's ſchon thun.“

„Ich hab' daran gedacht, wie Du mich zum erſten Male hier herüber getragen haſt.“

„Montag in der Frühe mach' ich Dir ein Geländer an den Steg.“

„Du biſt ein guter Narr.“

„Mehr Narr als gut,“ entgegnete Jorns. Bevor er indeß in das Haus ging, ſchritt er nach dem Brunnen und wuſch ſich die Hände.

„Der Vater hat was geſchoſſen,“ ſagte die Mutter leiſe zu Karla, „wenn er ſich die Hände wäſcht, ſo dreimal, da hat er was geſchoſſen. Aber wart', bis er ſelber davon redet, mußt ihn nicht fragen, Du weißt ja, daß man das nicht darf.“

Karla erzählte, daß der Vicar da geweſen ſei und auf morgen zu ſeiner erſten Predigt eingeladen habe.

Der Adjunct kam herzu, grüßte die Frauen und glückwünſchte zu der Amtserhöhung, die Forſtmeiſterin reichte ihm die Hand, Karla ging raſch nach dem Hauſe, um das Eſſen herzurichten. Mit innigem Blick folgte der Adjunct ihren Schritten, er ſtreichelte mit beſonderer Freundlichkeit den ſchwarzen Hühnerhund.

Man ſaß behaglich bei Tiſch, Karla ſchöpfte heraus und legte vor. Sie erzählte, daß es ihr gelungen ſei, den jungen Bienenſchwarm einzufangen.

„Du haſt doch meine Schreibereien nicht vergeſſen?“ fragte Jorns.

„Alles fertig!“ entgegnete Karla.

Eine Magd meldete mehrere Männer, die den Herrn Forſtmeiſter ſprechen wollten. Er ſagte nicht ohne Unwillen, man wiſſe ja, er laſſe ſich beim Eſſen nicht ſtören, die Männer ſollten warten.

Nach dem Eſſen ſtopfte er ſeine lange Hauspfeife. Das hatte immer etwas Gutes zu bedeuten, wenn er nicht die kurze Pfeife nahm. Die Frauen ſahen ihn fragend an, aber er ſagte Nichts; er ſaugte, wie ein Lächeln unterdrückend, an der Pfeife und ging hinaus zu den Männern.

Es waren mehrere Großbauern und Gemeinderäthe aus den benachbarten Dörfern. Der Engelwirth von Waldhauſen war von der einen Seite, der Rathsſchreiber von Rothenkirch von der anderen Seite zum Sprecher erſehen. Die Leute brachten erſt ihren Glückwunſch vor, Jorns nahm das dankbar hin und ſagte bald, daß wol noch ein anderer Grund ſie hierher geführt habe. Sie trugen nun vor, ſie ſeien wegen eines Rechtsſtreites beim Amte geweſen, der Amtsrichter aber hätte erklärt, er nähme den Fall nicht zu Protocoll, bevor ſie beim Forſtmeiſter Jorns geweſen ſeien; hätte der keine Einigung bewirkt, dann ſollten ſie wiederkommen.

Der Streit beſtand darin: Der wilde waſſerreiche Bach, der nach dem jenſeitigen Berghang abfloß, entſprang in dem Bezirke des einen Dorfes, die größte Strecke ſeines Laufes aber floß er durch den Wald des andern Dorfes. Nun ſollte der Bach zu einer Quellenleitung nach der Stadt benutzt werden, und jede Gemeinde machte das Recht auf die Abfindungsſumme geltend.

Jorns hörte die Männer, die wild durcheinander ſprachen, mit Ruhe an. Als endlich Stille eintrat, nahm er noch drei Züge aus ſeiner Pfeife, blies den Dampf von ſich und fragte: „Wollt Ihr Euch ohne Widerſpruch meiner Entſcheidung fügen?“

Die Männer ſahen einander an und Jorns fuhr fort, er glaube zu ſehen, daß Keiner zuerſt antworten wolle, denn wenn es zur Nachgiebigkeit kommen ſolle, denke Jeder, der Andere ſolle anfangen. Er ſetzte nun in kurzen Worten auseinander, wozu ein Rechtsſtreit führe.

Der Engelwirth nahm das Wort: „Ja, Herr Forſtmeiſter, da müßte man doch zuerſt wiſſen, was Sie meinen, nachher könnte man ſagen.“

Seine Genoſſen nickten, das war ein geſcheidtes Wort; aber Jorns that die Pfeife aus dem Munde und ſagte: „Das wäre pfiffig und bequem, ich ſoll zuerſt ſagen und dann die Wahl laſſen.“

Der Gegner rief, nachdem er leiſe mit ſeinen Genoſſen geſprochen: „Herr Forſtmeiſter, wir unterwerfen uns ihrem Schiedsſpruch.“

„Und wir auch!“ fiel der Engelwirth ein. Die Anderen ſollten nicht durch ihre Gutwilligkeit den Forſtmeiſter zu ihren Gunſten ſtimmen.

„Nun denn, ſo ſage ich Euch, Keiner kriegt einen rothen Pfennig.“

„Was? Keiner? Wer denn?“

„Jetzt iſt die Zeit, daß Ihr eine Waldgenoſſenſchaft bildet. Hirlingen kann auch noch dazu kommen, und aus dem Zins des Kapitals bezahlt Ihr dann mit einander das Gehalt Eures eigenen Förſters.“

„Das wär' was!“ hieß es durcheinander.

Jorns ſchloß: „Ich komme morgen zur Kirche, und da wollen wir die Sache vor der Kirche — denn nach der Kirche wollt Ihr heim zum Eſſen — ganz in's Reine bringen.“

Als eben die Männer davongingen, kam Eilmeyer und rief ſchon von ferne, er habe nur im Vorübergehen den Frauen gratuliren wollen, und im Vorübergehen grüßte er auch Karla mit beſonderer Aufmerkſamkeit und ging raſch davon.

Jetzt kam ein Trupp den Berg herab. Der Bobbel krähte wie ein Hahn und ſchlug Purzelbäume. Auf abgehauenen mächtigen Zweigen trug man den erlegten

Hirſch. Die Frauen waren voll Staunen und ſchalten dabei über den wortkargen Forſtmeiſter, der mit keiner Silbe verrathen hatte, welch ein Jagdglück er gehabt.

Der Forſtmeiſter ſagte, der Adjunct und Mangold ſollten das Thier nach der Scheune bringen, ausweiden und dann in der Nacht nach der Eiſenbahn befördern; er verzichte auf das Jägerſtück. Er aß Nichts von einem Wild, das er geſchoſſen.

Als das Thier fortgeſchafft war, ſagte Karla zu ihrem Vater: „Es muß Dir doch eine rechte Luſt geweſen ſein."

„Ja, Kind," erwiderte Jorns, „wie der Hirſch ſo prächtig geſtürzt iſt, da bin ich auf ihn hinzugetreten und habe ihn mit dem Fuß angerührt und habe bei mir gedacht: Da liegſt du jetzt: Schad', ſchad', daß du nicht noch einmal aufſtehen kannſt . . . daß ich dich noch einmal ſchießen könnte." Er ſprudelte die letzten Worte wie in Eile und Leidenſchaft hervor.

Die Frau bedeckte mit beiden Händen das Geſicht, Karla aber legte die Hand auf die Schulter des Vaters, er verſtand, daß ſie ſeine Jagdluſt mit ihm theilte.

Alle Drei ſetzten ſich auf die grüne Bank vor dem Hauſe und ſprachen über allerlei, beſonders auch von der Mittheilung aus dem Briefe Rulands und von dem morgigen Jahrestag des Todes der Frau Ruland.

Jetzt in der Nacht hörte man das Rauſchen und

Brauſen des wilden Baches, der vom Berge durch die Thalſchlucht daher kam, viel lauter als am Tage, und dazwiſchen tönte manchmal ein Pfiff, ein Angſtſchrei von einem Vogel, der von einem Wieſel oder einem Marder verfolgt wurde.

Jorns ſaß lange ſtill, endlich murmelte er vor ſich hin: „Flugſamen, wer weiß, wohin.“

„Was ſagſt Du?“ fragte die Frau.

„Hab' ich was geſagt? — Ja, es geht mir durch den Kopf, was wir Menſchen doch für kurzſichtige Geſchöpfe ſind. Muß den Ruland ſolch hartes Schickſal treffen, muß er, der ſonſt ſo regulirte, pflichttreue Menſch, wild werden und Alles verletzend in die weite Welt hinausjagen, und jetzt zeigt ſich's, zu wie Großem er vom Sturmwind hinausgetragen iſt. Durch ihn ſoll ein ſchön Stück unſerer Erde guten ertragfähigen Boden behalten.“

„Der Kohlenbrenner Matthes hat ſeinen Meiler angezündet, ich riech's“, ſagte Karla.

Lächelnd entgegnete Jorns: „Du haſt eine Naſe, ſo ſcharf wie der verſtorbene Hellauf.“

„Und Du biſt nicht eben höflich,“ bemerkte die Mutter.

„O!“ fiel Karla lachend ein, „es freut mich, ſo gute Witterung zu haben wie ein Hund.“

Man ſtand auf und trennte ſich lachend.

Achtes Kapitel.

Ein Vogel, der durch die Lüfte hin über Berg und Thal flog, ſchwebte hin durch Klingen um und um, als tönten die ſanft dahin ziehenden Abendwolken. . . .

Die Glocken läuteten den Sonntag ein drüben im Waldthale, ſie läuteten in der Kreisſtadt von den Thürmen der Kirchen drunten und vom Thurm der Gefängnißkirche droben am Berge. In dem weitläufigen, vielhundertfenſtrigen Gebäude ſtanden die Fenſter offen, man hörte wirres Durcheinanderſprechen und hinter den Gittern ſahen Männer in grauen Kitteln heraus, plaudernd und lachend.

In ſeiner Kanzlei ſaß an dem durch ein Gitter vom andern Raume abgetrennten Tiſche der Gefängnißdirector und ſchien auf Etwas zu warten. Er klingelte dem Kanzleidiener und fragte, ob denn dem Gefangenen Schaller gemeldet ſei, daß er ſeinen Entlaſſungsſchein hier abzuholen habe. Der Kanzleidiener bejahte, ſetzte aber hinzu, daß Schaller ſich ſein beſtes Gewand habe herrichten laſſen und nun auf Cigarren warte, nach denen er in die Stadt hinab geſchickt habe.

„Rufen Sie ihn herbei, ich kann nicht warten," befahl der Director.

Die Thüre öffnete ſich, der Director winkte dem Diener abzugehen und ſagte mit leutſeligem Tone:

„Treten Sie näher, Herr Schaller. Nehmen Sie ſich einen Stuhl."

„Ich danke," erwiderte der Angeredete und blieb am Gitter ſtehen. Der Director betrachtete ihn ſtaunend, der Mann erſchien ihm ſo fremd, als ob es nicht derſelbe wäre, den er ein Jahr lang in Gewahrſam gehabt.

Er reichte den Entlaſſungsſchein dar, Schaller empfing ihn mit leiſer Verbeugung und ſteckte, ohne in die Schrift zu ſehen, den Schein in die Bruſttaſche.

„Sie thaten recht," begann der Director, „ſich für die Welt wieder Ihrer Bildungsſtufe gemäß zu kleiden."

„Ich that es nicht der Welt wegen," erwiderte Schaller und lächelte ſeinem Bilde zu, das ihm aus dem Spiegel an der Langſeite des Kanzleitiſches entgegen ſchaute; er hatte ſeit langer Zeit ſich nicht ſelber geſehen und ſchien nun mit ſeiner Erſcheinung zufrieden. Die neue braune Joppe, die er ſich beſtellt hatte, ſaß ihm vortrefflich, ſeine Geſtalt war ſtämmig und von gedrungener Kraft, das locker geſchlungene, mattgelbe Halstuch ließ den mächtigen Nacken und Hals noch frei, der kurz gehaltene braune Bart, die derbe Naſe, über die eine ſcharfe Narbe von einer Hiebwunde ſich quer hinzog, die hell glänzenden, unruhig flimmernden, braunen Augen, die kohlſchwarzen Haare in dichten Büſcheln, die eine etwas flache Stirne umkränzten, der Mann von trotzigem Ungeſtüm war unverkennbar.

„Leben Sie wohl, Herr Director,“ ſagte Schaller und wollte ſich wenden. Der Director aber ſagte:

„Bitte. Ich möchte noch mit Ihnen reden, Herr Schaller.“

„Herr,“ widerholte der Angeredete mit unterdrücktem Lachen, „Herr, es iſt lange her, ſeitdem mir die Ehre angethan ward.“

„Das ging während Ihrer Strafzeit nicht anders. Nun aber, ich kannte Ihren Herrn Vater, ich habe auch Theilnahme für Sie. Wollen Sie, was ich Ihnen ſagen möchte, freundlich aufnehmen?“

„Warum nicht?“

„Herr Schaller, Sie ſind ein Mann von unruhigem Geiſte, aber nicht ohne Begabung. Sie haben nur die rechte Stelle im Leben nicht gefunden, oder ſich nicht gegeben.“

„Und nun?“ fragte der Angeredete trotzig.

„Setzen Sie ſich,“ nahm der Director neu auf.

„Ich kann ſchon ſtehend warten.“

„Gut, darf ich fragen, was Sie nun beginnen wollen?“

„Jawohl dürfen Sie fragen, ich frage mich ja ſelber auch."

„Ich weiß, Sie beſitzen noch von Ihrem Vater her das Haus im Walddorf und eine lebenslängliche Rente; ſie iſt wol klein?"

„Sie reicht für meine Lebensbedürfniſſe aus."

„Aber Sie lieben vielleicht Luxus, freie Bewegung. Ich möchte Ihnen einen Vorſchlag machen. Wie geſagt, Sie haben Geiſt, Sie haben Weltkenntniß und ſind mit der Welt zerfallen."

Schaller lächelte, zwirbelte ſeinen Bart und ſagte frohlockend: „Nach ſolchem Lob kommt ein Tadel. Alſo bitte, blaſen wir den Schaum weg und ſchenken Sie mir ohne Schaum ein. Was wollten Sie noch ſagen?"

„Nicht eigentlich einen Tadel. Herr Schaller, bei dem, was ich Ihnen vorzuſchlagen habe, kann Ihre Liebhaberei, in den Wirthshäuſern zu ſitzen, beibehalten werden, und wenn Sie es ſo anſehen wollen, können Sie das Geſchäft als Jagdvergnügen betrachten; Sie haben Füchſe und Murmelthiere aus Ihrem Bau zu locken und zu verfolgen. — Verſtehen Sie mich?"

„Nein."

„Nun denn, es gibt eine abſolut zuſagende Verwendung für Ihre Kraft und auch für Ihre Neigung."

„Für welche Neigung?"

„Für Ihre Neigung, das Schlimme in den Menſchen und in deren Thun aufzuſuchen. Errathen Sie noch immer nicht, was ich meine?"

„Ich muß in meiner Strafzeit ſtupid geworden ſein, ich errathe nicht."

„Nun denn, die hohe Aufſichtsbehörde," nahm der Director auf und legte die Hände in einander und wieder auseinander, „bedarf in dieſer ausnehmend ſchlimmen Zeit und zunächſt nicht für unſer Land ſolcher Kräfte wie Sie."

„Warum ſagen Sie hohe Behörde? Warum ſo zimperlich? Sagen wir offen Polizei."

„Allerdings Polizei. Sie ſind einſichtig genug, um nicht das alberne Vorurtheil zu haben, daß eine Beamtung bei der Polizei minder ehrenvoll ſei, als irgend eine andere. Wollen Sie indes öffentliche Kenntlichkeit Ihrer Beamtung vermeiden, ſo wiſſen Sie, daß es auch in dieſer Rückſicht Formen gibt, die ehrenhaft und für die ſtaatliche Ordnung erforderlich ſind."

„Iſt das, was Sie mir hier anbieten, ein höherer Auftrag?" fragte Schaller.

„Nicht gerade direct. Aber es iſt mir in meiner Stellung ſchon oftmals gelungen —"

Lachend unterbrach ihn Schaller: „Verehrter Herr! Was veranlaßt Sie, mir ſolches Vertrauen zu ſchenken? Fürchten Sie nicht, daß ich ſolches Vertrauen mißbrauchen könnte?"

„Eben, daß Sie ſo fragen, iſt ein Zeichen, daß

Sie die Stellung vollkommen erfaſſen und Ihre offene Frage iſt zugleich Bürgſchaft.“

„Schön, ſehr ſchön, weiſe, erhaben! Das Strafgefängniß eine Kadettenanſtalt für Polizeioffizianten. Man lernt die Weisheit der Weltordnung doch immer mehr verſtehen.“

„Sie ſtimmen alſo ein?“

„Ihr Antrag freut mich. Es macht mich ſtolz, daß Sie mich für würdig halten, eine Partikel Vorſehung zu werden.“

„Alſo Sie ſind bereit?“

„Ich danke Ihnen verbindlichſt. Nun kann mir Nichts mehr zugemuthet werden, was mich überraſcht. Ihr Antrag erhebt mich zum wirklichen Doctor der Weltweisheit; das Rigoroſum iſt beſtanden. Ich überſetze nil admirari — wie ich glaube ſehr glücklich — mit dem Ausdrucke: von Nichts überraſcht werden. Ich darf ſagen, noch nie hat ein Menſch dankbarer als ich dieſe Encyklopädie der Sünder verlaſſen. Ich mußte von der gerühmten ſchönen Weltordnung auch das kennen lernen. Ich danke Ihnen, Herr Director.“

„Sie weiſen alſo meinen Antrag ab?“

Mit triumphirender Miene entgegnete Schaller: „Ich gebe Ihnen das Verſprechen, daß Niemand je erfahren ſoll, welch einen Antrag Sie mir gemacht. Ich habe das Glück, auf Manches hin ſtill in mir ſtolz zu ſein. Herr Director, die Menſchen geben den Hunden auf der Erde und den Sternen am Himmel die Namen und verſtehen weder Hund noch Stern. Man nennt uns — wir ſind leider nur wenige — Nihiliſten, die Schul- und Kanzleiwelt gefällt ſich mit dieſem hohlen Worte. Peſſimiſten mag angehen, Anarchiſten noch eher. Uns iſt die Waſchanſtalt, genannt Staat, höchſt gleichgültig, wir laſſen uns nicht an den Zuber ſtellen. Leben Sie wohl!“

Schaller reichte dem Beamten die Hand, dieſer aber wehrte ab. Lachend verließ Schaller die Kanzlei, er lachte noch vor ſich hin, als er über den Hof ging, und er lachte, als ihm das große Thor geöffnet wurde. Aber plötzlich hielt er ſtill und ſeine Mienen wurden ernſt, er ſchaute ringsum und ſagte: „Guten Abend, ehrliche Welt, guten Abend, du Werkſtatt des Fleißes! Haſt Feierabend gemacht? Bin auch wieder da, bin ſelber neugierig, was du jetzt noch aus mir machen wirſt.“

Vor dem Thore auf der niedern Mauer des Burggrabens ſaß eine Frau mit zwei Kindern.

„Der Vater kommt,“ ſagte eins der Kinder.

„Er kommt ſchon, habt nur Geduld,“ erwiderte die Frau und ſtarrte auf das Thor.

„Du, Mann, kommt mein Vater bald?“ fragte das kleine Mädchen den Heraustretenden.

Schaller wehrte mit der Hand ab, ſein Blick war grimmig, er hatte ſo lange keine Kinderſtimme gehört, ſo lange kein Frauenantlitz geſehen.

Er ging raſch den Berg hinab, an deſſen beiden

Seiten uralte Lindenbäume ſtanden. Ein Liebespaar ſaß Arm in Arm unter einer Linde und ſchaute hinaus in die Landſchaft. Im Thale floß der Strom dahin, der jetzt im Abendroth wie eitel flüſſiges Gold erſchien; der Strom kommt aus der Heimat drüben und iſt hier ſchon mächtig, dort hinter den Vorbergen geht er durch die in blauen Duft gehüllten Bergwälder.

Da drunten war eine große durch Waſſerkraft getriebene Holzſpälterei, die gehörte einem ehemaligen Gehilfen von Schallers Vater, den er als armen Burſchen zu ſich genommen und der es mit Klugheit und Beharrlichkeit dahin gebracht hatte, daß er jetzt eines der größten Brennholzgeſchäfte in der Landſchaft beſaß und daneben auch noch in Stammholz ſpekuliren konnte.

Auf einer Bank weiter unten ſaß ein Mann und rauchte eine Cigarre. Der heranſchwebende Tabaksduft verſetzte Schaller plötzlich in Aufregung. Wie lange hatte er nicht geraucht! Und es war doch ſein liebſter Genuß geweſen, der ihm allein ohne Ueberdruß verblieben war. Er ging auf den Mann zu und erkannte den buckligen Mädchenſchullehrer, der nach der Holzſpälterei hinab ſtarrte.

„Herr Lehrer! dürfte ich Sie um eine Cigarre bitten?“ ſtieß Schaller hervor.

Der Lehrer ſah ihn verwundert an und eilte mit haſtigen Schritten davon, den Berg hinab.

Schaller lachte ihm ingrimmig nach.

Einen Gaſſenhauer vor ſich hin pfeifend, ging er nach der Stadt. Aber noch vor dem Thore, an einem großen Wirthsgarten, worin luſtige Trompetermuſik ſpielte, hielt er an.

* * *

Neuntes Kapitel.

Die Muſikcapelle des dritten Reiterregiments zog durch das Land von Ort zu Ort. Heut' ſpielt ſie hier auf, dann in der Nachbarſtadt oder auf einem berühmten Ausſichtspunkt; es gibt kein Echo in der Bergeshöhe, keines im Thal mehr, das nicht durch die neueſten Weiſen von der Blechmuſik geweckt wird. Ueberall ſammeln ſich Scharen, und vielleicht haben die Alten recht, wenn ſie ſagen, je weniger die Menſchen von innen heraus luſtig zu ſein verſtehen, um ſo mehr laſſen ſie ſich etwas vorſpielen.

Im Wirthsgarten des großen Brauhauſes vor dem Thore der Kreisſtadt ſpielte heute die Reitermuſik, und die innigſten Liedermelodien ertönten von Trompeten und Pauken.

Um einen langen, mit einem weißen Tuch bedeckten und mit mehreren Blumenvaſen beſetzten Tiſch ſaßen die Honoratioren des Kreisſtädtchens, und mehrere Mädchen und Frauen ſummten leiſe mit, als das

Lied von den ſchönſten Augen aufgeſpielt wurde. In der Mitte des Tiſches der penſionirte Stadtdirector aus der Hauptſtadt; er bildete hier in der Kreisſtadt eine Art Hof. Wer von Beamten am Tiſch bei ihm war, hatte wenigſtens für dieſe Stunde eine Decoration, und von Nichtbeamten hatte Jeder eine Standeserhöhung.

Neben ihm ſaß die ſchöne Frau Amtsrichter, ihm gegenüber ſeine Tochter, die Wittwe des Kreisphyſikus. Sie war weiß gekleidet und ein ſchwarzer Gürtel umſpannte ihren Leib. Sie war eine hochgewachſene Geſtalt von eckigen Formen; ihre weit vorliegenden, glänzenden ſchwarzen Augen ließen eine unruhige Beweglichkeit der Seele erkennen. Neben ihr ſaß der Amtsrichter, der eben, als das Lied von den ſchönſten Augen aufgeſpielt wurde, der in Trauer Gekleideten etwas ſagte, wobei ſie die flimmernden und unruhig hin- und herrollenden Augen niederſchlug. Noch während die Muſik ertönte, und auf die einfache Melodie wahnwitzig aufgepeitſchte Variationen laut wurden, ſprach man am Honoratiorentiſch über Verſchiedenes und es wurde namentlich an der Ecke, wo der Actuar und der Beſitzer der Holzſpälterei unter jungen Mädchen ſaßen, bald leiſe, bald laut gelacht.

Die Zeitung lag auf dem Tiſche, und als das Muſikſtück vorüber war, hörte man mehrmals den Namen Ruland. Der Amtsrichter fragte: war Ruland nicht auch einer Ihrer Verehrer? Die Wittwe verneinte beſcheiden, in ihr aber kochte die Wuth über den Mann, der ſo unwiſſend that und doch unzweifelhaft gehört hatte, wie ſie einſt nahezu die Braut Ruland's und ſo ſchmählich von ihm verlaſſen war. Das war ja das bittere Leid ihres Lebens, daß Ruland ſie verlaſſen hatte und ſie den abgelebten Phyſikus heirathen mußte. Man erging ſich dann in Geſprächen; Karla und die Thatſache, daß ſie den Schützenpreis und einen Gewehrpaß bekommen habe, war ergibig genug und es wurde viel darüber gelacht.

Ein Fabrikant führte freilich an, daß in der benachbarten Schweiz derartiges gar nicht ſelten ſei; man ließ es aber nicht gelten, denn die Schweiz ſei nicht Muſter. Die heute beſonders aufgeräumte Wittwe des Kreisphyſikus nahm Veranlaſſung, Anzüglichkeiten über Karla loszulaſſen; ſie that es ſehr behutſam, denn ſie war der Stimmung der Anderen nicht ganz ſicher, und hatte richtig vorausgeſetzt, daß Toni, die Tochter des Amtsrichters, ſich ihrer Penſionsfreundin warm annehmen würde. Die beabſichtigte Verunglimpfung verwandelte ſich durch die Entgegnung Toni's in lauter Lob und Preis, wie brav und tüchtig Karla ſei.

„Iſt das nicht der Schaller?" hieß es plötzlich, da dieſer in den Garten getreten war und ſich einſam an einen Tiſch geſetzt hatte.

„Ja, er iſt es . . . Er ſieht verkommen aus . . . Er war doch ein merkwürdiger Menſch."

„Er iſt es noch," ſagte die Frau Kreisphyſikus mit großer Beſtimmtheit, und Niemand wagte ihr zu widerſprechen. Man ſprach davon, daß Schaller ſich in England unter den Gaunern umhergetrieben, ja ſogar eine Zeit lang aus Marotte als Bettler gelebt habe.

Der Stadtdirector ſprach ebenfalls von der ungewöhnlichen Begabung Schaller's und ſeiner Abenteuerlichkeit. Er machte nach je zwei oder drei Worten eine Pauſe; er darf ſich mit keinem Ausdrucke verfehlen, das iſt er ſeinem Range ſchuldig. Endlich fragte er ſein Gegenüber, den Advokaten: „Sie waren doch ein Studiengenoſſe Schaller's, werden Sie ferner mit ihm verkehren?"

Noch ehe der Gefragte antworten konnte, fügte Emmy — dies war der Name der Frau Kreisphyſikus — hinzu: „Das Vergehen, das Herr Schaller abbüßen mußte, war kein ehrloſes."

Der Advokat erzählte nun wie Schaller ſeinen Rechtsſtreit gefliſſentlich durch alle Inſtanzen getrieben hätte, nicht weil er an eine Freiſprechung glaubte, ſondern nur um in verſchiedenen Kreiſen und vor neuen Zuhörern ſeine Beredtſamkeit und ſeine Weltverachtung an den Tag zu legen.

„Wie wird der Schaller einmal enden?" fragte eine ältere Frau.

„Wer kann das ahnen," wurde entgegnet, „es iſt ſelten, daß Jemand, der ſich das Leben nehmen wollte, den Verſuch wiederholt."

Auch der Geſängnißdirector kam in den Garten und ſetzte ſich an den Honoratiorentiſch. Es war ein ſeltſamer, nur Beiden verſtändlicher Blick, mit welchem er und Schaller einander anſahen.

Es wurde ein neues Stück aufgeſpielt, in welchem das Orcheſter die Begleitung für ein künſtliches Solo auf dem Klappenhorn bildete. Der Amtsrichter ſagte ſeiner Nachbarin, daß Schaller vordem ein Meiſter auf dem Waldhorn geweſen ſei.

Emmy ſtand auf und ſagte leiſe zu ihrem Vater: „Widerſprich mir nicht und ſprich auch mit dieſen da nicht darüber; ich werde den Schaller begrüßen.“

Mit einem Lächeln, als ob ſie das Freundlichſte geſagt und gehört hätte, verbeugte ſich Emmy und ging Arm in Arm mit Toni, der Tochter des Amtsrichters, durch den Garten. Sie ſah majeſtätiſch aus neben dem zierlichen Mädchen mit dem Blumengeſicht. Sie ging am Tiſche vorüber, an welchem Schaller ſaß, ihre Augen rollten, ſie nickte leiſe. Schaller ſchien das nicht für einen Gruß zu halten, der ihm galt. Er hatte ſich ſchnell eine Cigarre verſchafft, rauchte mit Gier und trank das erſte Glas ſchäumenden Biers auf einen Zug aus. Rauchen, Trinken, Muſik, freie, lachende, ſcherzende Menſchen, die ganze Welt mit ihren Freuden und Lockungen iſt auf einmal wieder da.

„Die neueſte Zeitung! Die neueſte Zeitung!“ rief ein kleiner Knabe.

„Gib her!“ rief Schaller und kaufte ſich ein Blatt. „So!“ ſagte er vor ſich hin, „wollen doch einmal ſehen, was ohne mein Dabeiſein in der Welt vorgegangen iſt. Es iſt niederträchtig, daß ſie einem nicht einmal ſagen, was in der Welt vorgegangen iſt. Die Zeitung müßte man den Gefangenen am Sonntag vorleſen, aber da predigen ſie beſtändig vom Himmelreich und wollen uns einreden, ſie wüßten was davon.“

Er rieb ſich die Augen. „Was iſt denn das? der Ruland iſt in Amerika? und da ſteht das Stück eines Briefes von ihm!“

Die Muſik hatte eine Pauſe gemacht, Emmy ſtand bei dem Capellmeiſter und als kunſtverſtändige erſte Dame des Städtchens ſprach ſie ihren Beifall über die Leiſtungen des Mannes und ſeiner Capelle aus. Plötzlich verließ ſie die Freundin und ging allein nach dem Tiſche Schaller's.

Obgleich Schaller den Blick auf das Blatt gerichtet hatte, bemerkte er ſie doch, denn er hörte ein Geſäuſel und Geraſſel von einem Battiſtkleide und geſteiften Röcken. Sie ging vorüber, kehrte aber raſch wieder um, jetzt ſtand ſie bei ihm und ſagte: „Herr Schaller, ſeien Sie willkommen.“

Er ſtand betroffen auf, eine Frau grüßt ihn und dieſe Frau iſt die vornehmſte des Städtchens!

„Ich danke Ihnen,“ ſagte er ſtotternd.

Sie reichte ihm die Hand, er berührte ſeit langer Zeit einmal wieder einen feinen Handſchuh. „Begleiten

Sie mich,“ ſagte Emmy die Augen niederſenkend in leiſem vertraulichem Tone.

Schaller wußte nicht, wie ihm geſchehen. Er legte die Cigarre auf den Tiſch und ging mit der Wittwe.

* * *

Zehntes Kapitel.

Es war eine kühne Herausforderung, ein Schlag in's Geſicht der ganzen Einwohnerſchaft, daß Emmy mit dem eben aus dem Gefängniß entlaſſenen verrufenen Manne an den beſetzten Tiſchen vorbei nach dem einſamen Laubengange ſchritt. Sie ſchaute ſelbſtzufrieden um, ſie vollführte etwas, das Allen zeigte, wie ſie ſie verachtete. Sie zog den Handſchuh von der linken Hand und ſchlenkerte ihn in der rechten, als wollte ſie allen Anweſenden den Fehdehandſchuh zuwerfen.

Emmy und Schaller hatten von je eine Sympathie für einander, die ſich aber meiſt in neckiſchen Wortkämpfen kundgab. Beide ſpielten gern mit den Menſchen. Emmy war eine leidenſchaftliche und doch eigentlich kalte Natur, ſie konnte von leidenſchaftlicher Aufregung für einen Moment hingeriſſen werden, in ihrem innerſten Weſen aber war ſie kalt und hielt jede Empfindung Anderer wie die eigene für eitel

Komödienſpiel. So hatte ſie mit einem ganzen Trupp Verehrer geſpielt, nur zu Ruland ſchien ſie eine wirkliche Neigung zu haben und als er ſie verließ, vermählte ſie ſich mit dem viel älteren Kreisphyſikus, der damals ſchon krank war.

Emmy und Schaller ſtanden nun in dem einſamen Laubengang ſtill.

„Mit mir dürfen Sie reden und ich höre Sie gern,“ begann Emmy, „ich ſtehe nicht unter dem Banne —.“

Alles Blut wich bei dieſen Worten aus dem Antlitze Schaller's, nur die Narben auf den Wangen und auf der Naſe glühten roth, denn Emmy hatte eine Wunde berührt, die nie vernarbt. Ruland hatte, um den ruchloſen, Alles verhöhnenden Reden Schaller's jede Wirkung abzutödten, es dahin gebracht, daß Schaller in der ganzen Gegend in einem Banne war; Niemand achtete auf ſeine Worte, Niemand antwortete ihm.

„Ich danke Ihnen,“ entgegnete Schaller, „Sie ſind eine aufrichtige Natur, Sie ſind nicht gut, Sie ſind groß, das iſt mehr.“

„Wenn das groß iſt, dieſe kleinliche verkrüppelte Welt zu verachten, nehme ich das Compliment an.“

„Gewiß. Und Sie haben auch das Solidere gefunden. Menſchenverachtung iſt viel ſolider als Menſchenliebe, Menſchenliebe kann bankerott werden, Menſchenverachtung nicht.“

Die Beiden lächelten, ſie waren Beide wieder in dem alten vergnüglichen Spiel. Emmy fügte indeß mit einem gewiſſen Tone der Wahrhaftigkeit hinzu, daß ſie von der Stadt aus Schaller gern alle nur möglichen Erleichterungen und Erheiterungen zugewendet hätte, er habe aber jede Botſchaft, ohne zu fragen von wem ſie käme, abgelehnt. Es wäre ihr auch ein Troſt geweſen, dem Freunde ihres Mannes hilfreich ſein zu dürfen, und nun erging ſie ſich in Auslaſſungen, wie ſehr ihr Mann ſie geliebt habe, aber ohne daß ſie ein Wort davon ſprach, daß auch ſie ihn liebte.

„Ja,“ ſchloß ſie, „mein guter, ſeliger Mann hat große Stücke auf Sie gehalten. Er hat geſagt: mein alter Corpsſenior Schaller iſt ein Genie, er hat nur noch die rechte Bahn nicht gefunden. Wir alle haben geglaubt, er würde ein großer Dichter wie Lord Byron werden.“

„Ein Dichter?“ fiel Schaller ein, „ich habe mir in der Einſamkeit ein Gedicht ausgedacht, es heißt: die Beichte des Teufels. Der Teufel beichtet dem Papſte und dazwiſchen ſingen feiſte Männer mit Knabenſtimmen das Halleluja, wie die Welt ſo vollkommen geſchaffen iſt . . . Siehe ſie iſt ſo gut, daß Niemand mehr nachzudoctern hat. Nachdem die lange Beichte vorüber iſt, erwacht der heilige Vater, er hat geträumt eine lange Geſchichte von tauſend und tauſend Jahren und jetzt riecht es um ihn her wie von verbranntem Fleiſch dürrer Hexen, fetter Ketzer und junger Juden. Und die feiſten Männer mit Knabenſtimmen ſingen noch immer Halleluja wie vollkommen iſt die Welt geſchaffen. . . . Ich ſchreibe aber mein großes Gedicht nicht. Ich habe keinen Ehrgeiz. Was iſt Ehre? Daß man hört, wenn man über die Straße geht: ei, das iſt der Famoſe! Und Nachruhm? Mir kann's gleichgültig ſein, ob mein Werk oder meine Thaten in künftigen Zeiten einen gewiſſen Lehmann oder mich zum Urheber haben. Die ganze Erde wird doch nur Makulatur.“

„Ja,“ nahm Emmy lächelnd auf, „mein guter Max hat immer geſagt, mein genialer Freund Schaller hat keine rechte Arbeitsluſt.“

„Da hatte er vollkommen Recht. Mir fehlt auch die nöthige Portion Eitelkeit oder nennen Sie es Selbſtgefallen, ohne welche Niemand etwas aus ſich macht.“

„Mein ſeliger Mann hat es Niemand geſagt, aber mir hat er es anvertraut, der Allgelobte ſei ein Heuchler.“

„Wen meinen Sie?“

„O, Sie wiſſen es! Er iſt ja auch an Ihrem Unglück ſchuld. Er iſt entflohen, aber ſeine Schandthat wird doch noch an den Tag kommen.“

Mit einem bitterſüßen Lächeln erzählte Emmy, daß man allgemein ſage, Ruland ſei entflohen, weil er — ſie ſtockte kaum merklich — an ſeiner Frau einen Mord begangen habe, einen feinen Mord, einen Mord durch Schrecken, vielleicht aber auch durch Gift.

„Das ſagt man? Und Sie glauben es?“

„Ich bitte Sie, das was ich geſagt habe, als nicht gehört zu betrachten. Mein guter Max hat oft geſagt, man muß ein ſchlimmes Gerede nicht weiter tragen. — Es iſt doch wunderbar, wie Gerüchte entſtehen. Auch von Ihnen geht ein Gerücht."

„Das wäre?"

„Man ſagt, Sie wollten nach Amerika reiſen und ihren Todfeind dort in den Urwäldern aufſuchen."

„Das ſagt man? Ich ziehe wieder in meine alte Klauſe."

„Sie gehören in die große Welt."

„Meine edle Gönnerin," erwiderte Schaller mit ausgeſuchter Höflichkeit, „Sie irren, wie ſo Viele; die große Welt iſt wie das Meer, nur ſchön vom Ufer aus."

„Und doch bleibe ich dabei, ein Geiſt wie Sie, ſollte ſich nicht an einen ſolchen ſtillen Fleck verhocken."

„Ich muß in die Heimat. Ich bin wie die Keſſelflicker eine Wohlthat für die Hunde, für die Menſchen, die an der Kette liegen, da haben ſie doch etwas zu bellen. Die Schelme haben mir die Aufſchrift auf meinem Häuschen geſtohlen. Ich habe jetzt einen beſſeren Namen. Weil ich dort die ganze Welt ärgere, d. h. die kleine Welt, ſo weit die paar Kirchenglocken klingen, werde ich nun meinem Hauſe den Namen geben: Verdrusculum —."

Schaller hielt inne, mit luſtigem frohlockendem Blick ſchaute er Emmy an und ſagte dann mit keckem Uebermuthe:

„Ach! Es iſt keine Romantik mehr in der Welt, ſie war vielleicht nie, ſonſt würde ich ſagen: Emmy! Laß all den Philiſterplunder, komm mit mir nach Schloß Rentenhorſt, jetzt Verdrusculum genannt; aber Du haſt den Muth nicht und ich auch nicht!“

„Sie ſind ein etwas ſatyriſcher Dichter.“

„Mehr Philoſoph,“ entgegnete Schaller in überaus verbindlichem Tone, „betrachten Sie mich mehr als Philoſophen. Ich bin ein neuer Diogenes, denn Diogenes iſt der Erzvater der Menſchenverächter. Die Hütte, die mir mein beilſchleudernder Vater Wodan hinterlaſſen, iſt etwas beſſer möblirt als das Faß des Diogenes; ich glaube, auch meine Lebensrente iſt etwas größer, aber im Ganzen ſind wir gleich. Nur der Unterſchied iſt, daß Diogenes nicht geraucht hat und daß er auf trockenen Faßdauben lag, während ich mir's auf dem Sopha bequem mache und da leſe, wie die Menſchen ſich abmühen, was das Leben ſei und es doch nie herausbringen. Schöne Weltordnung das, erſt leben, dann ſterben und dann wollen ſie noch einmal ewig leben. Warum wird nicht gleich mit dem ewigen Leben angefangen?“

Die Züge Schaller's verwandelten ſich plötzlich, ſie wurden ſchlaff, verdroſſen, ein bitterer Ernſt ſchien ihn zu bewältigen, aber den Kopf heftig ſchüttelnd fuhr er fort:

„Ich will keine Freude mehr aus der Welt. Ich habe nicht Luſt am Weibe, nicht am Wein, nicht am Spiel, nicht an der Jagd. Nur noch eine einzige

Freude habe ich: die Schadenfreude. Der Augenſtrahl im Blick der Liebenden — pah! Eitel Lüge. Das einzig wahre iſt der Jammerblick im Auge der gequälten Creatur. Haben Sie, Frau Emmy, einen Feind? Ich werfe ihn vor Ihre Füße, Sie ſollen ſich weiden an ſeinen Martern.“

In den Augen Emmy's funkelte es unheimlich und ſie ſagte: „Ich wüßte keinen Feind, oder wir haben ihn gemeinſam.“

„Ah! Sie meinen?“

„Ja ihn. Wenn man ihm zu wiſſen thäte, was man hier zu Lande von ihm redet, das würde ihn tiefer treffen als alles Gift und alle Kugeln. O, die Welt! Darf ein Mann von ſolcher Vergangenheit, wie dieſer Ruland, der ſeine Frau meuchlings getödtet hat, noch öffentlich von ſich reden laſſen und unangefochten die Welt belügen?“

„Sie glauben alſo, daß er in der That Sylvia getödtet?“

„Es iſt ſehr edel von Ihnen, daß Sie es nicht glauben wollen. Ich bitte, meine Mittheilung zu vergeſſen.“

„Nein, nein, es iſt, es ſoll ſein.“

Die Beiden gingen eine Zeit lang ſtumm neben einander her. Wie ein Brandſtifter, der in ſicherm Verſteck lauert, bis die Flamme ausſchlägt, hielt Emmy den Athem an und in Schaller begann der Funke zu glimmen. Endlich ſagte er, es bilde ſich allmälig etwas in ihm, er bitte nur Emmy, ihm einiges Unſcheinbare mitzutheilen, was in der letzten Zeit geſchehen ſei. Emmy wußte nicht was er wollte und er fragte: „Waren Sie lange nicht in Waldhauſen?"

„Doch, am vorletzten Sonntag. Es war Sängerfeſt des Gaubundes in der Kloſterruine geweſen. Ich ſinge allerdings nicht mit."

„Sie können nicht eine unter Vielen ſein," warf Schaller dazwiſchen und Emmy fuhr lächelnd fort: „Ich ſinge nicht mit Schulmeiſtern und Gerbergeſellen. Die Schützenkönigin Karla hat ein Solo geſungen, und die Schulmeiſter hatten die Frechheit, ſolchen Geſang zu applaudiren. Aber es war doch vergnüglich. Wir von der Geſellſchaft kehrten über Waldhauſen zurück, wir kamen gerade in den Engel als ein Knabe geboren war. Wir verlangten Forellen, aber der Engelwirth ſagte, er gebe heute keine, er tödte heute Nichts. Einige ſentimentale Seelen, beſonders des Amtmanns Toni und der ehemalige Muſterlehrer, fanden darin einen tiefen Zug des ſogenannten Volksgemüths."

„Gut," rief Schaller, „das iſt ein Criſtalliſationspunkt, gerade unſcheinbar genug."

Der Stadtdirector kam in den Laubengang, er ſchien die Unterredung Emmy's mit Schaller doch zu lang zu finden. Emmy verbeugte ſich freundlich gegen Schaller, legte ihren Arm in den des Vaters und kehrte zur Geſellſchaft zurück. Schaller ſetzte ſich nicht mehr an ſeinen Tiſch, ſondern machte ſich davon.

* * *

Elftes Kapitel.

Auf der ganzen Welt fragt kein Menſch nach mir und ich frage auch nach Niemand in der Welt, wir ſind wett mit einander. Ich bin der einzig freie Menſch. Keine Theilnahme haben, keine begehren, darin allein iſt Freiheit.

So ſprach Schaller vor ſich hin, als er in der Nacht dahinwanderte. Plötzlich, wie wenn ein Dämon aus ihm riefe, ſchrie er laut: Ruland! Ruland! Er ſtand ſtill, da das Echo vom Walde den Namen widertönte und ſagte ſich: Mir bleibt doch noch Etwas auf der Welt. Du haſt recht, trauernde Wittwe am Wege. Wenn ich ihn nur da hätte! Ich packte ihn und riſſe ihm das Herz aus dem Leibe! Rache! Rache an dem, der ſo ſtolz auf ſeine Bravheit iſt, weil er es nie in ſeinem Leben nöthig gehabt hat, ſchlecht zu ſein. Und er iſt eigentlich nichts als ein ſchurkiſcher Schulmeiſter. Nimm Dich in Acht, ich bin wieder frei! Im Urwald find' ich Dich.

Wie ein Raubthier, Beute witternd, leiſe mit eingezogenen Krallen dahinſchleicht, ſo wanderte Schaller dahin, und doch war, was er erhaſchen wollte, ſo fern.

Seine Wangen rötheten ſich, ſein Auge glänzte und fröhliche Luſt zuckte in ſeinen Mienen.

Ich weiß wieder ein Ziel, ſagte er ſich. Iſt aber ein Ziel haben nicht der Tod der Freiheit? Ich kann es ja ſtündlich wieder von mir weiſen, tröſtete er ſich.

Im jenſeitigen Thale beſtieg Schaller die Eiſenbahn und fuhr heimwärts. Er dehnte und ſtreckte ſich, es that ihm gar wohl, daß er ſich nicht ſelber zu bewegen hatte, daß ihn ein Fremdes fortriß.

Als er an ſeinem Zielpunkte anlangte, rieb er ſich die Augen vom Schlaf und glaubte doch noch zu träumen. Ein Hirſch wurde nach dem Gepäckwagen getragen. Er erkannte Mangold und hörte, wie derſelbe ſagte: „Iſt das nicht der Schaller?“ Er ſchlich davon.

Er kam nach ſeinem Hauſe, das einſam fernab vom Dorfe lag, und klopfte an.

„Wer iſt da?“ rief die Stimme einer alten Frau.

„Kennſt Du mein Klopfen nicht mehr?“

„Ei der Herr!“ wurde geantwortet indem die Thür aufging.

Schaller ſtand in ſeiner Stube. Er ſah das Sopha, das noch eingedrückt war, als ob er eben erſt davon aufgeſtanden wäre.

Darüber hing in einem großen Rahmen ein Bild. Da ſaß Schaller mit Reben bekränzt auf einem Faß, und um ihn her wol ein halbes Hundert Studenten in Hemdärmeln, liegend, ſtehend, um Tiſche ſitzend, mit Trinkhörnern und Gläſern, mit Rappieren in der Hand und bunten Bändern auf der Bruſt. Schaller nahm ein Licht, ſtieg auf einen Stuhl und beleuchtete das Bild. Er nickte ſich ſelber zu: „Biſt doch ein ganzer Kerl geweſen.“ Auf dem Bücherſchrank ſtand ein ausgeſtopfter Hund auf einem Poſtament, das die Worte trug: „Mein Ideal.“

Schaller nahm ein Buch heraus, warf es aber wieder weg. Er löſchte das Licht und wollte ſchlafen, fand aber keinen Schlaf. Er erhob ſich, machte Licht und murmelte: „Ja, das iſt's. Es gibt einen Schuß, der über's Meer in den verborgenen Wald hineintrifft. In's Blaue hinein, eine Freikugel. Aber nur Nichts übereilen. Das will wohl bedacht ſein.“

Er löſchte das Licht wieder und fand endlich Ruhe. Erſt als die Glocken zur Kirche läuteten, erwachte er.

Er ging zur Kirche. Am Grabe der Frau Ruland ſetzte er ſich nieder, er wollte warten, bis Alles in der Kirche war, und dann erſt hineingehen.

„Da iſt die ſonnige Welt wieder, da grünen und rauſchen die Wälder, da blüht es im Thal und drüber hin ſingen die Vögel, aus den Wohnungen der Menſchen ſteigt der Rauch auf in den blauen Aether. Die ganze Erde heuchelt Ruhe, Friede, Seligkeit. Pfui!

Wer einmal die Vermoderung, die Lüge, die Seifenblaſe Erde zerplatzen geſehen, der ſollte ſterben. Wozu noch leben, wozu noch eſſen, trinken, ſchlafen und morgen und immer daſſelbe?“ So grollte Schaller in ſich hinein. Er ſtarrte zur Erde, da rauſchte es in ſeiner Nähe, er ſchaute auf, Karla ſtand neben ihm, einen Kranz in der Hand.

„Kennen Sie mich noch?“ fragte Schaller. „Ich wünſche freilich, daß die ganze Welt mich, den alten Schaller nicht mehr kennte. Wenn die ganze Welt mich zurückſtößt, mir nicht glaubt, ich werde es doch beweiſen, daß ich ein Anderer geworden bin.“

Er bemerkte den wechſelnden Ausdruck im Antlitze Karla's und fuhr fort: „Ich halte es für ein beſonderes Glück, daß Sie mir zuerſt begegneten, Sie, die ſtarke, im Waldesathem ſo hold und kräftig erblühte. Wie glücklich ſind Sie, von edeln Eltern ſicher geleitet, ein Weſen —“

„Ich bitte, ſprechen Sie nicht von mir,“ unterbrach ihn Karla, ſie war tief erſchrocken als ſie den Mann ſah und noch mehr als ſie ihn jetzt reden hörte; er fuhr fort: „O wie ſchön iſt's, daß auch Sie derjenigen gedenken, die hier modert. Sie war das einzige Weſen auf Erden, das mich gerettet hätte.“

Karla betrachtete ihn verwundert. Sie hatte nie davon gehört, daß Schaller ſich in Liebe zu Sylvia gewendet hatte.

Mit großer Eindringlichkeit bat nun Schaller, daß Karla ſich bei ihrem Vater verwende, damit ihm endlich redliche Bethätigung und Ehre würde. Karla verſprach's, dann legte ſie den Kranz auf das Grab Sylvia's und ging hinab zur Kirche.

* * *

Zwölftes Kapitel.

Auf dem Platz vor der Kirche traf Karla ihren Vater, der eben die Waldgenoſſenſchaft fertig gebracht hatte; ihre Wangen glühten und ihre Stimme zitterte, als ſie von der Begegnung mit Schaller erzählte. Dieſer kam den Berg herab, und ſie ſagte: „Vater, da kommt er. Es wäre ſchön, wenn Du dem Manne helfen könnteſt.“

„Ich glaube nicht, daß ſich ein Menſch ſo ändert, und der gewiß nicht,“ entgegnete Jorns. „Kann ſein, daß die Strafzeit noch nachwirkt, aber das wird bald in den Wind geſchlagen ſein. Wer ſo frevleriſch an ſich und der ganzen Welt gehandelt, wer aus dem Leben nur einen Schmaus gemacht hat, und die Anderen auslacht, weil ſie ſich in Arbeit und Ordnung fügen, der wird nicht wieder . . .“

Bevor Jorns noch ausgeredet, trat Schaller hinzu und ſagte: „Herr Forſtmeiſter, hat Fräulein Karla für mich gebeten? Ich bitte, ſehen Sie mich gütig an.

Ich erkenne wohl, ich habe zu viel Freiheit gehabt, drum will ich mir, wie ein Soldat von ſeinen Oberen, von denen befehlen laſſen, die den rechten Weg kennen. Geben Sie mir einen Dienſt, den niederſten."

Jorns ſchüttelte mehrmals den Kopf, bevor er ſagte: „Zum Holzknecht taugen Sie nicht, und ich würde Sie auch nicht unter die Leute ſchicken; ich müßte fürchten, daß Sie die armen Menſchen in ihrer Seele zu Grunde richten."

Da aber Schaller eine gar traurige Miene machte, ſetzte er halb lächelnd hinzu: „Soll mir lieb ſein, wenn ich zu ſchlecht denke. Aber zum Waldaufſeher kann ich Sie auch nicht machen, denn wer ſo gehandelt hat wie Sie, bekommt keinen Gewehrpaß mehr."

„Bekomme ich keinen Gewehrpaß mehr? Sieh einmal, ich habe gemeint, ich hätte Alles überdacht. Aber es iſt wahr und iſt gerecht. — Wiſſen Sie aber nichts Anderes für mich?"

Karla redete leiſe mit dem Vater und deutete auf den anweſenden Eilmeyer.

„Herr Meyer!" rief Jorns laut.

Eilmeyer kam herbei. Er ging des Sonntags immer ganz in Schwarz und trug einen wohlgebürſteten Cylinder und buttergelbe Handſchuhe; während der Woche trug er eine beſondere Art Jägertracht, aber immer ging er ſehr ſorgfältig gekleidet, denn er wußte, wie das auf dem Lande bisweilen belacht wird, aber ſchließlich doch Reſpect einflößt. Während er nun grüßte, konnte er es nicht laſſen, ſeine Uhr mit der am Kirchthurme zu vergleichen.

„Herr Meyer, dies iſt Herr Schaller. Sie haben wol ſchon von ihm gehört?“ ſagte Jorns.

„Ja, ja, beiläufig,“ entgegnete Eilmeyer ſehr dienſtwillig.

„Er iſt ein findiger, anſtelliger Kopf,“ fuhr Jorns fort, „Sie könnten vielleicht gemeinſam manches Nutzbringende hier ſchaffen.“

Eilmeyer ſah auf ſeine Uhr. Er that das oft auch abſichtlich, er zählte Secunden ab, um Ruhe zu gewinnen, bevor er eine Antwort gab.

Nun erklärte ihm Jorns, daß Schaller eine Thätigkeit wünſche und es wol möglich ſei, daß er ſich in einem von den vielen Geſchäften des Herrn Meyer gut bewähre; denn er ſei brauchbar und gewandt, wenn er wolle.

Jorns ſcheute ſich nicht, halblaut zu ſprechen, daß Schaller hörte, was er von ihm berichtete.

„Wenn Sie meinen, Herr Forſtmeiſter,“ entgegnete Eilmeyer endlich, „ſo wollen wir es verſuchen.“

„Ach ja,“ fiel Karla ein. „Sie thun ein gutes Werk.“

„Wenn Sie, Fräulein Karla, dazu rathen, thue ich es gewiß. — Kommen Sie nach der Kirche zu mir, wir wollen ſehen,“ ſchloß Eilmeyer.

Schaller verbeugte ſich ſtumm und ging nach der Kirche, in deren Thurm jetzt das Zuſammenläuten mit allen Glocken begann.

Der Vicar kam aus dem Pfarrhauſe und ſchritt über den Kirchplatz. Er ging durch die Reihe, die ſich ſchnell gebildet hatte, nach der Kirche. Alle zogen den Hut ab, auch Jorns that desgleichen. Die Orgel dröhnte. Alles ſtrömte hinein, und als Karla an Schaller vorüberging, ſagte ſie: „Sie haben kein Geſangbuch, hier nehmen Sie das meine.“

Schaller empfing das Buch und küßte es, dann hielt er es während des ganzen Gottesdienſtes ſo vor das Geſicht, daß man ſeinen Blick nicht ſehen konnte, aber ſeine Haltung ſchien tief zerknirſcht.

Der Vicar predigte mit lebhaftem Jugendfeuer, aber dabei mit Beherrſchung ſeines Thema's und einem geſchickten Wechſel des Tones, der bald mahnend, bald leiſe, wie zutraulich war.

Karla, die mit ihrer Mutter aus demſelben Geſangbuch geſungen hatte, erbebte, als der Vicar einmal, offenbar mit einem Blicke auf ſie, ausrief:

„Wir ſtehen hier als Lebensgenoſſen, aber die draußen in der Erde ruhen und deren Seelen im Himmel ſind, bilden eine Gemeinde mit uns, ſie leben in uns fort als Erinnerung. Und je mehr wir im Zeitlichen das Ewige leben und in uns hegen, um ſo lebendiger wird es in uns. Und ſo ſoll es ſein, ſo wird es ſein. Ein Herzſchlag der unendlichen Liebe, der Herzſchlag der Ewigkeit.“

Karla ſchlug die Augen nieder, es war ihr, als ob die Stimme des Predigers gerade auf ſie gerichtet wäre, ſie wagte es nicht, aufzuſchauen. Sie hatte dem Vicar geſtern berichtet, daß heute der Todestag Sylvia's ſei, und wie ſchön und erhebend war es, daß er ihr Denken in's Große hineinverſetzte, vor aller Welt verkündete und doch im Tiefſten nur ihr allein verſtändlich.

Nach der Predigt wurde ein Kind des Teißlesbauern getauft, der weit oben auf einem einſamen Hofe wohnte. Auch dieſe Handlung vollzog der Vicar mit würdigem Anſtand.

Draußen vor der Kirche zerſtreuten ſich bald die Bauersleute und Waldarbeiter, nur der nähere Kreis des Vicars wartete, bis er kam.

Karla reichte ihm zuerſt die Hand. Der Vicar ſchien ſie kaum zu ſehen, denn er ſah den davongehenden Gruppen der Männer und Frauen nach, und halb vor ſich hin ſprach er: „Da gehen ſie hin, Jeder ſeinem eigenen Leben nach. Iſt ihnen Etwas von dem Gottesdenken geworden, das ich zu verkünden ſtrebe?“

Auch Jorns trat herzu, ſchüttelte dem Vicar wacker die Hand und ſagte: „Du verſtehſt Deine Sache.“

Die Mutter aber, welche den Vicar und Karla beobachtet hatte und deren Herz dabei erbebte, ſagte: „Du haſt viel Aehnlichkeit mit Deinem ſeligen Vater, auch in der Stimme.“

Karla hatte dem Vicar raſch von Schaller erzählt, der Vicar ging auf den einſam Stehenden zu und ſagte, ihm die Hand darbietend:

„Wenn ich Ihnen irgend helfen kann, ſo verfügen

Sie über mich. Kommen Sie zu mir zu jeder Stunde am Tage und in der Nacht, Sie werden mich bereit finden."

Schaller ging davon, und als der Vicar zurückkehrte, ſagte Jorns: „Gotthold, Du biſt noch ſehr jung."

Der Vicar ſah ihn fragend an, und Jorns fuhr fort: „Man muß nicht auf Einmal zu viel verſprechen."

Zwei Männer ſahen mit verſchiedenem Blick, aber mit faſt gleichem Gefühl auf den Vicar, wie er ſo traulich mit Karla und ihren Eltern verkehrte. Es war der Adjunct und Eilmeyer, denn die Beiden dachten: Der wird ſie kriegen!

Mangold kam auf den Adjuncten zu und ſagte: „Haben Sie ſchon einmal einen ſchwarzen Fuchs geſehen? Herr Ruland hat mir erzählt, daß es in Sibirien ſchwarze Füchſe gebe. Betrachten Sie ſich den Schaller dort, das iſt ſo einer. Steht er nicht da, wie wenn er ſein Lebtag kein Wäſſerlein getrübt hätt' und nie mehr eins trüben könnte? Geben Sie Acht bei dem nächſten Schelmenſtreich, das iſt der Schaller geweſen. Sehen Sie ſich ſeine Fußſpur an, er tritt mit dem linken Fuß etwas einwärts. — Soll ich das Fuhrwerk herbringen?" wendete er ſich dann zum Forſtmeiſter.

„Ja, und ſag' der Frau, ſie ſoll kommen." Mit offenbarer lang zurückgehaltener Luſt ſteckte ſich der Forſtmeiſter ſeine Pfeife an.

Der Apfelſchimmel hob den Kopf hoch, nachdem der Forſtmeiſter, ſeine Frau, Karla und der Adjunct eingeſtiegen waren. Mangold ſaß auf dem Bock.

Die Forſtmeiſterin, die ja eine Pfarrerstochter war, konnte die Glückſeligkeit nicht genug preiſen, wie ſchön es ſei, wenn der Pfarrer von der Kirche heimkommt und Alles ſo ſtill und heilig iſt und man noch ein wenig verathmend im Garten wandelt, bis man zu Tiſch geht und in dem Gefühl lebt, daß allen den Menſchen, die in der Kirche waren und jetzt über Berg und Thal heimwandern, ihre Speiſe geſegnet iſt.

„Martin, hat es Dir nicht auch gefallen, wie ſchön ſich Gotthold gegen den Schaller benommen hat?“ fragte ſie.

„Ja, ja, iſt recht, iſt gut, fehlt aber noch die Dreſſur. Er hätt' nicht auf ihn herzu gehen müſſen, er hätt' warten müſſen, bis der verlorene Burſch' ihn angeht. Jetzt meint der Schaller, er thut dem Gotthold eine Liebe, wenn er ordentlich wird, d. h. wenn er's noch je werden kann.“

„Er kann's, er wird's,“ rief die Frau mit freudigem Stolz, und Karla fügte hinzu: „Der Schaller war auch einmal ein ſtattlicher Menſch. Ich erinnere mich noch, wie er als Student mit Rudolf und dem Ruland zu uns gekommen iſt.“

„Ja, ja,“ nahm der Forſtmeiſter auf, „es iſt eine ganze Weltgeſchichte drin, wenn man die drei Burſchen betrachtet. An ein Gutwerden von Schaller glaub' ich nicht. Er iſt ein Großprahler und ein Weltsfaullenzer. Neun Zehntel von ſeinen böſen Redensarten mag Spaß ſein, aber ein Zehntel iſt baarer Ernſt. Und da putzt er ſeine Faulheit großprahleriſch heraus, und da heißt es: es iſt nicht der Mühe werth, daß man für die Welt etwas thut; in ſo und ſo viel Milliarden Jahren geht ſie ja doch zu Grunde. Damit macht er ſich's bequem. Aber einſtweilen ſollen ſeine Nebenmenſchen für ihn Brod backen, Häuſer bauen, Straßen anlegen, damit er ein Weltverächter ſein kann. — Ja, Herr Adjunct," wendete er ſich an dieſen, „mitten in unſern Wald hat ſich der Menſch eingeniſtet, der, ich weiß nicht wohin gehört, aber nur nicht zu uns. Wenn man böſe Reden ſtrafen könnte, der Schaller käme ſein Lebelang nicht aus dem Gefängniß heraus. Wie manchen armen Schelm hat er in die Zuchtloſigkeit hineingejagt und ſein Elend noch vermehrt! Er lebt von einem Erbe und ſchimpft, wo er kann, auf das Beſte, was uns Menſchen gegeben iſt: die Arbeit."

„Wenn er ſich aber geändert hat?" ſagte Karla.

„Kann ſein, für ein paar Tage. Wenn ich ein Mittel wüßte, ihn aus dieſer Gegend zu verweiſen, ich würde es anwenden. Hat der Menſch den Ruland gezwungen, ihn beim Gerichte anzuzeigen. Der Ruland hat ihm Nichts gethan; blos darum, weil er ein fleißiger rechtſchaffener Mann geweſen iſt, darum hat ihn der Schaller gehaßt und ihm offen gedroht, er werde ihn nächſtens niederſchießen. Solch einen Burſchen, der Nichts als wüſt ſein und Alles verwüſten kann, ſollte man wegputzen wie eine wilde Katze!"

„Mann, Mann!" unterbrach die Förſterin den Heftigen, und dieſer ſagte: „Ja. Du haſt Recht. Das iſt das Elend, daß ſolch ein ruchloſer Menſch Einen ſo zornig machen kann. Laßt mich aber jetzt in Ruh' mit dem Schaller, ich will nichts von ihm wiſſen. Er hat mich genug geplagt, weil ich hab' darüber denken müſſen, wie es möglich iſt, daß es ſolche Menſchen gibt. Unſer Herrgott hat auch den Rüſſelkäfer geſchaffen und ihn ſo hartlebig gemacht; er muß wiſſen warum. — Schau, ſchau, da iſt was!" unterbrach ſich der Forſtmeiſter. „Da hängt ja wieder ein junger Bienenſchwarm am Birnbaum. Fahr' ſchnell, Mangold, tapfer!"

Man kam raſch beim Forſthauſe an, Mangold und der Adjunct gingen alsbald mit einem Korbe auf die Straße und kamen wieder mit dem gefangenen Volk Bienen.

◆

Dreizehntes Kapitel.

„Burg Rentenhorſt“ lautete einſt die Aufſchrift, die mit großen vergoldeten Meſſingbuchſtaben auf einem kleinen Häuschen angebracht war, das inmitten einer Wieſe ſtand. Schaller hatte ſein Heimweſen ſo genannt, und lachte ſelber darüber, als ihm nach wenigen Wochen die Buchſtaben von der Dachfirſte geſtohlen wurden. Es bedurfte auch keiner Aufſchrift mehr, denn man nannte bereits in der ganzen Gegend das ſeltſame Häuschen ſo.

Es war eine übermüthige Laune Schaller's, daß er noch zu Lebzeiten ſeines Vaters eine Scheune, die inmitten einer großen Wieſe am Waldesrande ſtand, zu einer wohnlichen Behauſung hatte einrichten laſſen, um da, wie er ſagte, den alten Propheten gleich, in der Einſamkeit dem Weltgeheimniß nachzuforſchen.

Jetzt war das Häuschen ſein einziges Beſitzthum, und er lebte darin von einer unablöslichen Rente, die ihm ſein Vater einmal im Scherz hatte zuſchreiben laſſen. Das mußten ſelbſt Schaller's Feinde zugeben, er iſt mäßig in Speiſe und Trank, er nimmt mit dem Geringſten vorlieb, freilich, ſetzten die Feinde hinzu, er hat ſich an allen Genüſſen des Lebens überſättigt.

Als Schaller von der Kirche weg jetzt zum erſten Mal wieder am hellen Tage vor ſeinem Heimweſen ſtand, lächelte er vor ſich hin und ſagte faſt laut: Du kommſt zum erſten Mal heim als friſch geſchulter Heuchler, und da drin wirſt du auf deinem Bette, auf deinem Sopha dich wälzen, rauchen, leſen, bis dir der Rauch ausgeht und die Augen ſinken und du ſteif wirſt.

Er trat in das Haus, das mit allerlei ſeltſamem Hausrath angefüllt war. Da waren Waffen und Muſikinſtrumente der Indianer und allerlei Putz aus dem Orient, nicht ohne Geſchmack an den Wänden geordnet, zu ſchauen. Denn Schaller hatte vordem große Reiſen gemacht und behauptete, eine Zeit lang bei den Indianern in Amerika gelebt zu haben.

Die alte Magd, die ſeit Jahren bei ihm war, grüßte ſtumm, ſie durfte Nichts erzählen, bevor er ſie fragte, denn er hatte das Geſetz gegeben: „Magdalene, ich darf mit Dir ſprechen, aber Du nicht mit mir.“

Schaller trat vor den großen Spiegel, über welchem ſeine Studentenmütze hing, und ſagte zu ſich ſelber: Du gefällſt mir. Wenn man die Welt betrügt, hat man immer ein heimliches Vergnügen. Du biſt eine ganze Schauſpielertruppe und ſpielſt Komödie in ſieben Rollen. Halt! hielt er plötzlich inne, iſt aber Heuchelei nicht Knechtſchaft? Pah, biſt auch ein Deutſcher und jeder Deutſche iſt für ſich eine ganze uneinige Nation, die ſich mit ſich ſelber herumbalgt. — Was werde ich nun zuerſt thun? Ich hab's: einen Pfeil ſpitzen, einen fernhin treffenden, vom Bogen Apollo's, wie Vater Homer ſagt. Ja, mein ſtarkknochiger, breitbruſtiger, ſtrahläugiger Ruland, Dich treff' ich in der Ferne. Augenrollende Wittib, Du biſt meine Muſe. Edler Ruland! Du haſt mich mundtodt gemacht, daß Niemand mit mir redet. Jetzt will ich reden, daß Dir die Ohren gellen. . . .

Er ſetzte ſich und ſchrieb mit raſcher Feder. Mehrmals ſchaute er auf und ſtarrte in's Weite. Den Federhalter an die Lippen drückend, ſagte er: Das iſt gut, ein Siebenläufer, man kann nicht genug Kugeln in den Lauf nehmen. Die Wittwe Hexe hat Recht, du biſt ein Dichter, ein großer Dichter, und als einen findigen Kopf hat dich ja die ſechs Fuß hohe Ehrenhaftigkeit, Jorns genannt, bezeichnet.

Er las das Geſchriebene durch, ſein Antlitz wurde überaus heiter. Während er das Papier zuſammenlegte, ſagte er wiederum laut: Meinen Vater verhöhnen, mich ſelbſt verhöhnen, das iſt die beſte Maske.

Er entfaltete den Brief nochmals und las:

„Der Waldheiland.

Ein Waldidyll und eine Welt-Heuchelei.

In der Republik der Vereinigten Staaten hat ſich ein deutſcher Landsmann als Ehrenmann friſch auflackirt, und es fehlt nicht an Genoſſen, die ihm die Schmiere bereiten helfen.

Geſtatten Sie einem Unabhängigen, ein Wort über den Herrn Bruno Ruland zu ſprechen, und machen Sie beliebigen Gebrauch davon.

Beſagter Ehrenmann will in der neuen Welt den Waldapoſtel, ja ſogar den Waldheiland ſpielen, aber die Deutſchen in der neuen Welt dürfen es nicht geſtatten, daß dieſer Heuchler den deutſchen Ehrennamen ſchändet.

Ich war geſtern wieder einmal mit deutſchen Sangesbrüdern — wir tituliren uns noch immer ſo — im Dorfe Waldhauſen. Ich weiß nicht, ob es ein allgemeiner Aberglaube, oder nur ein perſönlicher, leibeigener des Engelwirths iſt — wir wollen Forellen haben, aber es hieß, der Engelwirth laſſe am Tage, wo ihm der erſte Sohn geboren, keinen Fiſch tödten. Das nennt man deutſche Gemüthlichkeit, die immer neuen Wurzelausſchlag treibt. Wir fragten nach dem ehemaligen Bezirksförſter Ruland, der bei Nacht und Nebel aus dem Staatsdienſt deſertirt iſt, weil man ihn binnen wenigen Tagen mit Schimpf und Schande vom Amte gejagt und in feſtes Gewahrſam genommen hätte, und da hörten wir:

Dieſer Herr Ruland hat allerdings gute Kenntniſſe vom Waldbau. Freilich ſind ſie nicht ſo bedeutend wie ſeine Schrift über die Weißtanne, die hier zu Lande in großer Geltung ſteht, zu enthalten ſcheint. Es iſt allgemein bekannt, und Herr Ruland wird das ſelbſt nicht ableugnen, daß die neuen Thatſachen von dem Lehrer und nachmaligen Schwiegervater des Herrn Ruland ſtammen.

Die Schrift hat ſich im Nachlaſſe des alten Mannes gefunden und Ehren-Ruland hat ſie als die ſeinige veröffentlicht. So behauptet man allgemein, und ein innerer Beweis iſt, daß hier Erfahrungen niedergelegt ſind, die ein ſo junger Mann gar nicht haben könnte. Die Familie hat keinen Einſpruch erhoben, denn dem Verſtorbenen hätte das Werk nichts genützt. dem Ueberlebenden brachte es große Ehre und hätte ihm auch eine hohe Stellung verſchafft, wenn nicht Thatſachen eingetreten wären, die den Herrn Ruland veranlaßten, heimlich in der Nacht die Heimat zu verlaſſen und ſeine ſcheinbar uneigennützige Thätigkeit im fernen Weſten neu aufzuthun.

Man hatte hier erwartet, daß Herr Ruland ſich einen andern Namen beilegen werde, denn es gehört eine große Kühnheit dazu, mit dieſem Namen ſich wieder vor die Oeffentlichkeit zu drängen, da Herr Ruland hier zu Lande im Verdacht ſteht, ſeine Frau, ein reines und edles Weſen, mißhandelt zu haben und an ihrem jähen Tode ſchuld zu ſein. Nur weil der Miſſethäter entflohen iſt, hat das Gericht es unterlaſſen, die Leiche der Verewigten auszugraben und nachzuforſchen, an welchem Gift ſie geſtorben iſt.

Seine Frau war dahinter gekommen, welch ein

Heuchler ihr Mann war, er war nicht umſonſt ſo freundlich gegen die luſtigen Pflanzerinnen. Sie trug ſtill, ſogar ſeine Mißhandlungen. Ein Frauenmörder wagt es, in der neuen Welt Pietät zu predigen.

Es lebt hier zu Lande jetzt im Gefängniß ein verkommenes und verdorbenes Subject, das freilich keinen Schuß Pulver werth iſt, Namens Ferdinand Schaller — ſeine Zechgenoſſen haben ihm den Namen Frivolin gegeben —, er verſteht drei Dinge vollkommen: Rauchen, Waldhorn blaſen und Faullenzen. Außerdem heißt es, dieſer verlorene Menſch ſchenke Jedem, der ſich tödten wolle, gratis eine beliebige Doſis Gift nach Auswahl.

Dieſer grundverdorbene Herr Schaller hat einen edlen Ahnen. Sein Vater — er iſt Vater von Vielen, die ihn nicht ſo rufen — war ein findiger Kopf, der als Juriſt die Grenze der Geſetzlichkeit genau kannte. Er hat dem verdorbenen Sohn ein großes Vermögen hinterlaſſen, dadurch erworben, daß ein gut Stück deutſchen Waldes mit Stumpf und Stiel geſchlagen wurde.

Herr Ruland hat einen Localruhm erlangt, weil er viele der kahlen Stellen wieder aufgeholzt hat, denn es muß der Wahrheit gemäß geſagt werden, daß er ein eben ſo guter Forſtmann als ſchlechter Charakter iſt. Herr Schaller hat ſich der edlen Frau Ruland, die er von ſeiner Studienzeit her kannte — er war auch ein Schüler ihres Vaters —, annehmen wollen und den Heuchler zum Duell herausgefordert. Ruland aber hat ihn denuncirt und geſchworen, daß Schaller auf ſeine Weigerung, das Duell anzunehmen, nach ihm geſchoſſen habe. So hat dieſer Herr Ruland den einzigen Mann, der ihn durch und durch kannte, beſeitigt und ſein ruchloſes Thun im Stillen bis zum Ende fortgeſetzt. Nun hat er ſich in der neuen Welt für Waldſchutz und Sittlichkeit edelherzig aufgeſpielt, aber man ſoll dort wiſſen, wer er iſt. Es kriechen viele Baumwanzen an einen Baum hinauf; eine derſelben zerdrücken, macht einen üblen Geruch, trotzdem hat Schreiber dieſes ſich die unſaubere Arbeit auferlegt. . . .“

So las Schaller, und mit überaus vergnüglichem Lächeln ſchaute er in die Welt hinein und dachte vor ſich hin: Das trifft . . . das trifft in's Herz! Ein geſcheidter Kerl biſt du doch, Schaller. Da ſteht das Datum, das iſt wirklich zwei Wochen vor dem du aus dem Gefängniß kamſt. Nun ſollen ſie ſuchen und fahnden.

Er war ſehr zufrieden, nur daß er auch ſeinen Vater verunglimpft hatte, mißfiel ihm jetzt. Wozu das? Freilich, was ſchadet's dem Todten? Und wenn er es erfahren könnte, es würde ihm Spaß machen. Alſo der erſte Wurf bleibt, es wird Nichts geändert! ſchloß er, das Papier zuſammenfaltend.

◆

Vierzehntes Kapitel.

Schaller ſteckte den Brief zu ſich und ging nach dem Walde. Er kam in den Jungwald, den Ruland gepflanzt hatte, und vor ſich hin ſprach er:

Schad', daß ich nicht ſentimental bin. Aus dem Gefängniß in den Wald! Das wäre ergibig. Goldenes Licht, — harziger Duft, — heller Vogelſang, — plätſchernder rauſchender Bach — äſendes Reh. Aber was iſt das Alles? Eitel Heuchelei. Die ganze Natur heuchelt Leben, der Menſch allein weiß, daß er heuchelt und das iſt ſein Vorzug vor aller Creatur. Und nun haſt du ſelbſt geheuchelt. Aber das ſoll zum letzten Male ſein. Ich verliere ja ſonſt meinen Stolz und meine einzige Kraft; ich kann nicht heucheln und ich will nicht heucheln.

Er fand eine Beruhigung in dieſem Vorſatze.

Immer weiter wanderte er, bis er auf der Waldblöße, Vögeleseck genannt, Halt machte. Dieſe Berglehne, die ſein Vater abgeholzt hatte, vermochten ſie doch nicht wieder zu bepflanzen. Rings umher war nur nacktes Geröll und dazwiſchen ſchlängelten ſich todte Wurzeln hin, die dürr, und da und dort der Rinde entblößt, einen faſt unheimlichen Anblick darboten.

Schaller ſaß auf einem Steine und ſchaute hinab auf's Forſthaus.

Da ſitzen ſie jetzt bei einander, ſie haben ihrem Gott die ſonntägliche Staatsviſite gemacht und reden nun einander vor, ſie dankten ihm für Speiſe und Trank.

Auch Schaller lechzte nach ſolchen, aber er wollte noch nicht in's Wirthshaus, er war noch nicht einig mit ſich ſelber, wie er ſein Unternehmen ausführen wollte.

Schau, was iſt das? Friſch aufgegrabene Erde! liegt da vielleicht ein Schatz?

Mit den Händen grub er die friſche Erde hinweg. Jetzt kommt ein Stein! Es gelang ihm, den Stein wegzuwälzen. Jetzt! da iſt's!

Mit hellem Gelächter rief Schaller: Holla! Ruland's Hund, der Hellauf, erſchoſſen!

Er zerrte den Hund aus der Grube heraus und warf ihn auf einen Felſen.

Ruland! Ruland! ſchrie er nochmals unwillkürlich vor ſich hin. Er wendete ſich nun nach der andern Seite. Er kannte jeden Stein und jeden Baum und mit großem Geſchick ſtieg er über die Felſen, nicht weit von der Stelle, wo die Scheibe angebracht war, hinab in's Thal.

Am Bache ſtand Eilmeyer und angelte. Es gab nur dieſe einzige Sache, bei welcher er nicht eilte, und freilich, da hilft auch kein Eilen; dennoch zog er auch hierbei manchmal die Uhr heraus.

Als Schaller neben ihm ſtand, fragte er ihn: „Haben Sie nicht vorhin einen Ruf gehört?“

„Ja freilich. Wer mag ſo gerufen haben?“ entgegnete Schaller. „Wahrſcheinlich der Bobbel.“

Bobbel kam juſt mit ſeinem Angelzeug, denn er hielt ſich gern in der Nähe von Eilmeyer, dieſer fing ſelten Etwas und kaufte dem Bobbel ſeinen Fang ab, um ſich im Wirthshaus die gute Beute ſieden und braten zu laſſen.

Eilmeyer verbot dem wüſten Bobbel die Lärmmacherei, denn das verſcheuche die Fiſche. Bobbel betheuerte, daß er nicht geſchrieen habe, er ſei ſelber erſchrocken, wie er den Namen Ruland gehört habe.

Schaller ſetzte ſich mit Eilmeyer auf Sägebalken am Ufer und ſagte, wie vortrefflich es ſei, daß er bis jetzt unbenutzte Waldkräfte ſo ſchön verwerthe.

„Ich glaube, es gibt noch mehr auszunutzen,“ ſagte Eilmeyer, ſich die Hände reibend und mit einem raſchen Griff nach ſeiner Uhr ſehend.

„Ich habe eine glänzende Idee,“ erwiderte Schaller, „aber ich muß bitten, daß Sie mir vorher das Wort geben, dieſelbe nicht ohne mich auszuführen.“

„Ich kann das nur für den Fall, daß ich nicht eine ähnliche bereits im Sinn habe.“

Schaller erzählte, wie er in Caracas Vanille aus den dort wild wachſenden Orchideen habe bereiten ſehen, und darum habe ihn die Entdeckung, die in Europa gemacht worden, mit lebhaftem Intereſſe erfüllt. Er erklärte nun mit Sachkenntniß — denn auch in der Chemie hatte Schaller ſich verſucht — daß man aus Fichtennadeln eine Vanille zu bereiten verſtehe. Er fügte in einem faſt andächtigen Tone hinzu, wie groß doch unſere Zeit ſei und wie deren Herrlichkeit darin beſtehe, daß wir aus dem ſonſt Unbeachteten Kräfte ziehen und dieſelben hoch verwerthen.

Eilmeyer ſah ſtaunend auf Schaller, indem er in ſich hinein dachte: „Du ſelber biſt mir vielleicht eine Kraft, die ſich nicht kennt und die ich hoch verwerthe.“

Er lud Schaller zu Tiſche und dieſer nahm die Einladung mit leichtem Anſtand an, indem er ſich ausbat, daß ihm auch einmal die Ehre würde.

Als die Beiden an dem Forſthauſe vorüberkamen, ſagte Karla, die aus dem Fenſter ſah: „Das freut mich, da geht der Schaller mit dem Herrn Meyer; ich glaube, wir haben etwas Gutes geſtiftet.“

„Und ich werde den Herrn Meyer warnen, damit nicht Böſes daraus wird,“ fügte Jorns hinzu.

Im Forſthauſe ging es aber an dieſem Nachmittage lebhaft her. Aus allen Revieren weitum kamen die Förſter, um Jorns zu ſeiner Amtserhöhung zu beglückwünſchen.

Der Förſter Steinhagen erklärte, natürlich ohne die Pfeife aus dem Munde zu thun, es hätte doch Mancher ſeine Freude daran gehabt, wenn er hier herunter in's Thal, in das behagliche Forſthaus verſetzt worden wäre; denn es bleibe der ſchönſte Sitz. Ein Anderer fügte hinzu, wie ſchade es ſei, daß der Sohn Rudolf nicht im Forſtdienſt verblieben ſei; da hätte ſich's prächtig gemacht, daß immer daſſelbe Geſchlecht hier im Hauſe ſei.

Vom Forſtweſen wurde weiter kaum geſprochen; vielmehr von den Pferden, die der und jener ſich angeſchafft hatte; drüben im Thale hatte ſich ein Förſter ſogar einen Mauleſel gekauft, weil der ſicherer an den ſchroffen Halden geht. Man muthmaßte hin und her, wer die Stelle vom Schwiegerſohn Ivo's bekommen werde, da derſelbe als Forſtrath nach der Reſidenz berufen war, und wieder hieß es: wenn der Ruland noch da wäre, der hätte wol am meiſten Ausſicht gehabt.

Der Schaller iſt ja auch wieder da, hieß es.

Das war nun ein ergibiger Gegenſtand des Geſprächs, man berichtete von ſeinen alten Streichen und muthmaßte, welche neue er beginnen werde. Niemand glaubte, daß es ihm mit ſeinem Armenſündergeſicht Ernſt ſei, und man war begierig, welche Schelmenſtreiche er gegen den Eilmeyer ausführen werde. Das Geſpräch über Schaller ſchien gar nicht aufhören zu wollen, bis Jorns bat, nun Nichts mehr von ihm zu reden; der Menſch ſei es nicht werth, und es ſei ein Elend, daß ein ſo verdorbener Menſch ſich darauf erpicht halte, hier in der Waldgegend zu leben, wo er gar Nichts zu ſuchen habe.

Die Forſtmänner ließen ſich's natürlich nicht entgehen, auf dem Scheibenſtande von Jorns einander gegenſeitig auszuproben und bald knallte es luſtig über den Bach hinüber. Karla ließ ſich durch keinerlei Zureden herbei, auch mit um die Wette zu ſchießen.

Als es Abend geworden war und einer nach dem Andern das Forſthaus verlaſſen hatte, ſtand die Mutter mit Karla im Garten und dieſe ſagte:

„Mutter, ich habe doch nie davon gehört, daß der Schaller einmal um die Sylvia gefreit hat“ . . .

„Es iſt auch nicht wahr,“ entgegnete die Mutter, „nicht ein Gedanke davon. Der Menſch redet ſich das ein, er treibt mit Allem Spott, und der Vater hat Recht: daß es ſolch einen Menſchen gibt, wie den Schaller, iſt jammervoll.“

Mangold kam lächelnd und berichtete, wie luſtig es im Wirthshaus zum Engel hergegangen. Der Teislesbauer und die Gevattern wären vom Taufſchmaus im Wirthshaus heimgekommen und hätten daheim erſt gemerkt, daß ſie den Täufling vergeſſen und im Wirthshaus auf der Ofenbank hatten liegen laſſen; jetzt eben wären ſie eilig zurückgefahren, um den Täufling zu holen.

Fünfzehntes Kapitel.

War es friedſam im einſamen Forſthaus, ſo war eine Friedſamkeit ganz anderer Art im evangeliſchen Pfarrhauſe, das im Thale drüben lag.

Der Vicar ſaß im Pfarrgarten und eine wohlige Befriedigung, in welcher ein ermuthigendes Kraftgefühl lag, erfüllte ſeine Seele. In die Luft hineinſtarrend, als ſchwebte die Geſtalt vor ihm, ſah er aber auch Karla vor ſich. Wie großherzig hatte ſie ſich des Verrufenen angenommen. Es muß gelingen, ſie auch von der Jagdluſt zu bekehren. Sie darf nicht dabei verharren, auch um ſeinetwillen nicht und ſie iſt es auch der Kirche ſchuldig; die Katholiſchen würden ſagen: So ſind die Proteſtantiſchen! Ein junges Mädchen, eines der erſten in der ganzen Gemeinde, gibt ſich ſolchem wilden Treiben hin. Das wäre unverantwortlich.

Das Dorf, zu welchem das ganze linke Ufer des Baches eingepfarrt war und das ſich weit über die Berge und einzelnen Bauerhöfe erſtreckt, gehörte zur proteſtantiſchen Kirche, während am rechten Ufer Alles katholiſch war. Das rechte Ufer hatte vordem zu einem fürſtlichen Bisthum gehört, das linke dagegen einem weltlichen Herrſcher, der ſich alsbald der Reformation angeſchloſſen, und nach dem alten Grundſatze: cujus regio ejus religio, waren die Einwohner hüben katholiſch geblieben und die drüben proteſtantiſch geworden. Jetzt gehörten ſie einem und demſelben Staat an, und es war hier eine zwiefach wichtige Aufgabe des evangeliſchen Pfarrers, ſeine Gemeinde in gutem ſittlichem Stand zu erhalten; jede Uebelthat des Einzelnen fiel der Geſammtheit anheim. Bei jedem Vergehen mußte man der Schadenfreude oder doch der Ueberhebung gewärtig ſein, mit der es hieß: ſeht, ſo ſind die Proteſtantiſchen.

Und ſo war Schaller mit ſeiner Alles verhöhnenden Spottſucht zum beſondern Leidweſen für das Pfarrhaus geworden. Der alte Pfarrer hatte nicht Macht über ihn bekommen, denn Schaller gab ihm zu verſtehen, mit einem alten ſchwächlichen Manne kämpfe er nicht. Der alte Pfarrer war daher beſonders erfreut, daß ein Vicar ſich des Verlorenen annehmen wollte, und hielt ihn Manns genug, den Gottloſen, der Mann und Frau, Kind und Greis durch Gottesläſterung zu verderben ſuchte, zu beſiegen. Denn der Vicar glaubte nicht nur an die Bekehrungsfähigkeit eines jeden Menſchen, er hatte auch reiche Erfahrung und gute weltläufige Formen; er war nicht umſonſt mehrere Jahre Erzieher in einem Inſtitut in Genf und ein Jahr Hofmeiſter in England geweſen.

Nun war der Vicar wieder in der Heimat und fühlte eine innere Befriedigung, in einer arbeitſamen, gottvertrauenden Gemeinde zu wirken. Er ſaß im Garten unter einem Apfelbaum, in deſſen Gezweige ein Fink luſtig ſchmetterte und manchmal erwiderte das Weibchen aus dem Neſte; die Bienen ſummten, die Schmetterlinge flogen hin und her und vom Walde oben tönte der Sang der Droſſel, ein ſanfter Wind wehte, die Waldbäume ſäuſelten und die Aehrenfelder wogten auf und nieder.

Das Alles ſah und hörte noch ein Anderes. Eine blühende Geſtalt, heiter leuchtenden Antlitzes, ſtand an der Laube und lächelte ſo wonnig; es war die junge Pfarrerin, es war Karla.

Der Vicar rieb ſich die Augen wie aus einem Traume erwachend. Seine Mienen wurden trübe. Wird ein Mädchen, das den Schützenpreis gewonnen, Pfarrerin werden können? Wird ſie, wird die Welt den Uebermuth vergeſſen? Ja, man wird es nur luſtig finden, daß die Pfarrerin einmal Schützenkönigin war. Das aber darf nicht ſein, daß ſie zur Jagd geht, hievon muß ſie ablaſſen, auch um ihretwillen . . . .

Männerſchritte näherten ſich dem Garten, der Schultheiß und der Gemeindeſchreiber kamen und ſprachen ihre Freude aus, daß der Vicar Groß und Klein ſo herzlich erbaut habe; denn am Nachmittage bei der

Kinderlehre hatte ſich Gotthold die Seelen der Kleinen gewonnen. Es war aber nicht lauter Geiſtliches, was die Männer vorbrachten; ſie ſagten, daß im Engel eben friſch angeſtochen ſei, und da die katholiſchen Geiſtlichen ſich nicht für zu erhaben hielten, in's Wirthshaus zu gehen, forderten ſie den alten Pfarrer und den Vicar auf, auch mit ihnen zu kommen.“ Der alte Pfarrer lehnte für ſich ab, bat indeß Gotthold, die Männer zu begleiten.

Im Wirthshaus zum Engel hatte ſich ein beſonderer Tiſch gebildet, an dem die Eintretenden mit dem Schullehrer Platz nahmen. Auch Eilmeyer und Schaller ſaßen an dem Tiſch.

Es wurde von der großen Politik geſprochen und nochmals von Ruland und dem Bruchſtück ſeines Briefes in der Zeitung. Als davon die Rede war, legte Schaller die Hand auf die Bruſt, wo der Brief in der Taſche ſteckte.

Der Schultheiß ſagte dem Vicar etwas leiſe. Schaller merkte, daß von ihm die Rede war, da er ja wegen Lebensbedrohung Ruland's die Gefängnißſtrafe hatte erleiden müſſen. Der Vicar, der offenbar das Geſpräch ablenken wollte, wendete ſich zu Eilmeyer und fragte: „Wer iſt Ihr Compagnon, da Ihre Firma doch Meyer und Compagnie heißt?“

Die Bauern lächelten verſchmitzt, Eilmeyer jedoch erwiderte mit großer Ruhe, daß ſein Geſchäftstheilhaber in Holland lebe. Er hatte nicht nöthig zu ſagen, daß

Meyer allein ihm zu kahl erſchien, Meyer und Compagnie ſich dagegen ganz anders hören ließ. Auch brachte dieſer heimliche Geſchäftsgenoſſe mancherlei Vortheil, man konnte bei Abmachungen ſagen: ich meinerſeits bin einverſtanden, werde aber noch meinen Compagnon fragen müſſen; ſo behielt er immer Zeit, ſich nochmals zu beſinnen, und die gehäſſige Nachrede auf einen unfindbaren Compagnon abzuleiten.

Schaller ſtand auf und ſagte: „Herr Vicar, ich bin kein Differenzpunkt, über mich denken Katholiſche und Evangeliſche gleich; ich bin der unterhaltendſte Menſch auf der Welt. Aber wiſſen Sie, wann am meiſten? — wenn ich nicht da bin. Denn über mich können die Einfältigſten reden und werden nicht fertig, alſo — wünſche gute Unterhaltung.“ Im Weggehen wandte er ſich nochmals und ſagte: „Herr Vicar, ich will Ihnen ein Bekenntniß machen; ich bereue, daß ich heute in der Kirche war, und verſpreche, es ſoll nie mehr geſchehen. Meine Freunde haben mich einſtmals mit großen Ceremonien Frivolin getauft. Auf das Epitheton Heiliger verzichte ich, aber Frivolin will ich heißen und bleiben. Adieu!“

Triumphirend leichten Schrittes ging er davon. Er hatte Freunde genug in der neuen Welt, und noch in der Nacht brachte er den dahin gerichteten Brief an den Poſtſchalter.

Mit einer wahren Wolluſt malte er ſich in allerlei Phantaſien aus, wie er ſeinen Erzfeind in's Herz getroffen habe; der Schuß war von einem unſichtbaren Schützen abgefeuert, und dazu ein explodirendes Geſchoß, deſſen Brand durch alle Adern rinnt, in's Hirn hinaufſteigt, raſend macht, niederwirft, aufſcheucht, ſuchen läßt, was nicht zu finden iſt.

* * *

Sechzehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen ſchrieb der Vicar an einen Freund:

„Montagfrühe! Es iſt eine Weihe und Segnung der Arbeit, eine ſchöne Einrichtung meines Oheims, daß er einen kurzen Gottesdienſt in der Montagsfrühe eingerichtet hat. Man ſingt nur zwei Strophen eines Liedes und der Pfarrer ſpricht ein kurzes Gebet. Die katholiſche Kirche iſt allzeit offen, wir müſſen Aehnliches anſtreben. — Ich habe geſtern aus voller Seele und, wie ich glaube, nicht ohne Wirkung meine erſte Predigt gehalten.

Montagsfrühe! Ich folge im Geiſte den Männern und Frauen, die in harten Händen die Arbeitswerkzeuge halten, in ihre Häuſer, in Feld und Wald und in die dunklen Schachte. Die Einſetzung des Sonntags iſt der von Gott gegebene Sieg des Geiſtes über die Natur; der Menſch ſteht über der Natur durch den Sonntag und außer ihr durch die Sprache; die ſcheiden ihn von allem bloßen Naturweſen. Der Materialismus könnte keinen Sonntag einſetzen, keine Sprache bilden.

„Ich habe das große Glück . . . .“

Der Vicar hielt die Feder an, denn er wollte eben von Karla ſchreiben, deren Gedenken er als Liebesideal in der Studentenzeit und während der Jahre im Auslande in ſich gehegt hatte; aber er ſchüttelte den Kopf, legte das Blatt bei Seite und nahm ein Buch vor, er wollte auch dem innigſten Freunde nicht ſagen, was noch nicht klar in ihm war.

Er nahm die Feder wieder zur Hand und ſchrieb weiter:

„Ein fremdes, faſt unheimliches Gewächs in dieſen Waldbergen iſt ein verkommener Menſch, mit Namen Schaller, mein Oheim bezeichnet ihn als eine neue Species, als atheiſtiſchen Einſiedler. Er hat ſich mir geſtern demüthig genaht, am Abend aber ſofort ſeine wahre oder vielleicht auch angelogene Natur mir kundgegeben.“

Der Vicar wurde unterbrochen, Schaller wurde gemeldet. Er trat ein, er hatte heute ein ganz anderes Ausſehen als geſtern, kecke Raufluſt ſprach aus ſeinen Mienen. Er entſchuldigte ſich, daß er mit der Cigarre in der Hand eintrete, der Vicar aber ſagte: „Bitte, legen Sie ſie nur ab.“

„Herr Vicar“, begann Schaller, „oder ſoll man ſagen Herr von Blankenſchild?“

„Sagen Sie Herr Vicar."

„Herr Vicar, eine Religion, die ſolche ehrliche Bekenner hat, wie Sie, iſt noch nicht ganz dem Untergang verfallen."

Die Stirn des Vicars röthete ſich in Zorn, aber er faßte ſich und erwiderte in ſchneidendem Tone: „Herr Schaller, Sie wollen eine Gotteslästerung durch eine Schmeichelei ausgleichen; ich muß bitten, mir nicht zuzumuthen, fernerhin Solches von Ihnen anzuhören. Sie mögen es wiſſen, daß wir, die wir das höhere Leben zu wahren trachten, auch noch für Euch Spötter die Welt im feſten Zuſammenhang halten, damit Ihr ſpotten und faullenzen könnt."

„Ich möchte nur bemerken," entgegnete Schaller faſt zaghaft, „daß die Welt gar nicht ſo beſonders zuſammenhängt. Aber ich wollte Sie nicht ſtören, ich wollte Ihnen nur nochmals erklären, daß meine Armeſündermiene am Sonntag meine erſte und letzte Lüge ſein ſoll."

„Ich wünſche Ihnen Glück, wenn's Ihre erſte, und noch mehr, wenn's Ihre letzte war. Mir iſt Ihre Art nicht fremd. Ihr findet es nur gebührend, daß die Welt für Euch arbeitſam und tugendhaft ſei. —" Schaller ſchüttelte den Kopf und lächelte ſpöttiſch, während der Vicar fortfuhr: „Ihr lebt von der vorgethanen Arbeit Eurer Eltern. Ja, Sie ſind auch einer von denen, die die Fauſt gegen die Welt ballen, weil das bequemer iſt, als die Hand öffnen, und ſie zu bewegen zu Arbeit und That."

So ſchloß der Vicar mit kühler Verbeugung, und Schaller ging davon.

Jorns hatte noch am Abend gehört, wie Schaller die flüchtige Maske abgeworfen. Als er am Morgen erwachte, war ſein erſter Gedanke, daß der ſchlimme Schaller wieder in der Gegend herumſtrich; bald aber wurde er auf andere Gedanken gebracht, denn er erhielt einen Brief von Ruland. Der Brief enthielt ähnliche Gedanken, wie ſolche an Rudolf geſchrieben waren. Daneben war freilich ein ſchauerliches Bild von der Waldverwüſtung in Amerika gegeben. Ruland bat den älteren Freund, ihm guten Waldſamen bereit zu halten, beſonders von der Edeltanne, die in manchen Gegenden der neuen Welt eine gute Heimat finden werde. Dann fuhr er fort: „Und wenn ich Hand über die Sache bekomme, ſo wünſche ich, daß Du mir einige zuverläſſige Waldarbeiter ſchickeſt; wenn Du Deinen Mangold auf ein paar Jahre entbehren könnteſt, das wäre prächtig.

„Der Egoismus, der ſich als perſönliche Freiheit in der Republik ſtolz und rückſichtslos ausbildet, iſt der Staatsaufſicht in der Beforſtung natürlich ſehr hinderlich. In der alten wie in der neuen Welt wollen die Menſchen nur Rechte, aber keine Pflichten gegen die Natur haben. Du freuſt Dich gewiß mit mir, daß ich ein großes Arbeitsfeld gefunden habe, das mir hilft, mit der Wunde weiter zu leben, die noch in mir blutet, wie am erſten Tage.

Vielleicht iſt es gut, daß ich in dieſes Land des ſchamloſeſten Egoismus gekommen bin, weil ich gar nichts mehr für mich will auf der Welt. Ich betrachte mein Leben nur noch ſo, daß ich auf meinem Poſten ſtehen muß ohne Haus und ohne Heim, bis die Ablöſung kommt. Dabei ſage ich mir aber, wer das ſeltene Glück hatte, ein ganzes volles Jahr, alle Jahreszeiten hindurch, glücklich geweſen zu ſein, was ſoll der noch verlangen? . . .“

Jorns übergab den Brief ſeiner Frau und Tochter und ſagte, man ſolle ihn auch dem Vicar zu leſen geben, wenn er komme.

Er ging nach einem entfernten Waldhang, wo er heute Stammholz und Brennholz verſteigern ließ. Er ſah auf dem Wege Nichts von ſeinem Walde, denn er mußte fort und fort an Ruland in der neuen Welt denken.

Siebzehntes Kapitel.

Der Vicar hatte ſich mehrere Tage nicht im Forſthaus ſehen laſſen. Als er aber in der Zeitung die Ertheilung des Gewehrpaſſes an Karla Jorns las, wanderte er betrübten Herzens über den Berg nach dem Forſthaus.

Es war Abend, als er dort ankam. Am Scheibenſtand knallte es; dort war Karla und bei ihr der Adjunct und Eilmeyer. Sie ſchoß, und man hörte ihren lauten Freudenſchrei und das Beifallklatſchen der Männer, als ſie in's Schwarze getroffen hatte. Der Adjunct erklärte ihr die Conſtruction eines neuen Gewehrs. Er that das mit einer Innigkeit, als ſpräche er die warmherzigſten Liebesworte. Eilmeyer fügte hinzu, daß es in Schweden nicht auffällig ſei, wenn Mädchen und Frauen die Schußwaffe handhabten.

Als der Vicar herangetreten war, fragte ihn Eilmeyer, ob nicht auch in England die jungen Damen ſich der Jagdluſt hingäben.

„Das wäre unmöglich bei der edlen Weiblichkeit der engliſchen Frauen,“ entgegnete der Vicar.

Karla erröthete, ihre Hand klammerte ſich feſt um ihre Waffe.

„Aber die Frauen und Mädchen reiten doch mit, wenn edle Fuchsjagd abgehalten wird?“ bemerkte der Adjunct.

„Allerdings, und ich billige es nicht, aber eine Waffe in der Hand einer Frau . . .“

Karla unterbrach den Vicar. „Nimm einmal dieſe Flinte, wirſt ſehen, was für ein prächtiges Stück das iſt; ziel' einmal auf die Scheibe, Schießen iſt doch keine Sünde.“

„Das nicht, aber den Zweck, den man dabei hat, kann ich nicht billigen.“

„Ah, bah, durch Dein vieles Ueberlegen und Denken wird eine einfache Sache ganz verwirrt; Du machſt die Sache viel wichtiger, als ſie iſt.“

„Sie iſt wichtig,“ rief der Vicar. „Mag ſein, daß man bei einem jungen Mädchen ſo etwas als Scherz anſieht, als jugendlichen Uebermuth, aber . . .“

„Was aber? Vor der Hand bin ich noch ein junges Mädchen.“

„Aber Du ladeſt Dir damit einen Makel auf, den Du nicht mehr abthun kannſt.“

Mit gutem Geſchick nahm hier der Adjunct das Wort und vertheidigte Karla ſo ſicher und dabei in ſo ritterlicher Form, daß der Vicar nur ſchwer ſeinen Standpunkt behaupten konnte.

Mit Luſt ſah Eilmeyer, wie ſich eine offenbare

Widerſacherei zwiſchen den Beiden ausbildete, er ſchürte und hetzte um ſo mehr.

„Herr Vicar,“ ſchloß der Adjunct mit ſchneidigem Tone, „ich möchte doch bitten, die Jagd nicht ſo in die Hölle hinein zu verdammen. Sie wiſſen, ich bin ein Jäger, und der Herr Forſtmeiſter auch und noch viele Männer, denen Sie's nicht abſprechen können, daß ſie ehrenhafte Männer ſind, und was bei einem Mann keine Schande iſt . . .“

„Ziemt ſich nicht für eine Frau,“ fiel der Vicar heftig ein.

„Ich muß die Herren bitten, ruhiger zu ſein,“ beſchwichtigte Karla. „Mein Vetter hat als Geiſtlicher Recht, und wir als Jägersleute auch. Herr Meyer, Sie ſind auch verdammt! Denn Fiſche angeln iſt auch ſündhaft, obgleich es ſo leiſe und ſcheinbar ſanft dabei hergeht. Jetzt genug, der Vater kommt.“

Die Heimkunft des Forſtmeiſters veränderte plötzlich die Gruppe und die Stimmung. Der Adjunct hatte noch in der Kanzlei zu thun, Eilmeyer hatte natürlich Eile, Karla ging in's Haus, und der Forſtmeiſter blieb allein mit dem Vicar.

Jorns ſah unwirſch aus, er ſetzte ſich, trippelte mit dem linken Beine nach einer Melodie, die er leiſe durch die vorgehaltenen Finger pfiff, dann ſtemmte er den Ellbogen auf das Knie, beugte ſich tief und murmelte Unverſtändliches. Endlich ſchnalzte er mit Mittelfinger und Daumen beider Hände, richtete ſich auf und klopfte ſeine Pfeiſe friſch, legte die Beine übereinander, verſchränkte die Arme auf der Bruſt und ſagte: „Schad', daß Du nicht rauchſt, da kann man Dir nicht ruhig erzählen."

„Ich höre auch ſo in Ruhe," entgegnete der Vicar.

Der Forſtmeiſter that einige Züge aus der Pfeiſe, dann nickte er im Wohlgefühle, daß ſie gut im Zuge ſei, und begann: „Sag' mir, Gotthold, warum darf man ſolche Menſchen nicht von der Welt vertilgen? Ich habe Fallgruben für die Rüſſelkäfer, es ſind auch Geſchöpfe Gottes, aber ſie müſſen verbrannt werden. Warum darf man nicht auch ſolch einen Menſchen austilgen? Was Menſch! Ein Unthier! ..."

„Wer iſt denn ein ſolches Unthier?"

„Natürlich der Schaller. Haſt Du ihn nun auch etwas näher kennen gelernt?"

„Allerdings, aber ich erlaube mir noch kein Urtheil. Er ſcheint mir halb Hanswurſt, halb eingebildeter Prometheus, halb Bramarbas und Renommiſt, aber nicht ohne Genialität."

„Schau, ſchau, wie ſchnell die Jugend iſt. Ich muß Dir alſo zunächſt berichten: Ich habe mir oft die Frage vorgelegt, warum unſer Herrgott mir dieſen Menſchen in mein Revier geſetzt hat; es iſt wol, damit ich nicht vergeſſe, welche Geſchöpfe ich meine Mitmenſchen nennen muß. Aber ſo oft ich ihm begegne, verliere ich faſt meine Ruhe, und heute ... Ich ſehe ihn, wie er oben am Bergeshang im Mooſe liegt und den italieniſchen Steinmetzen zuſchaut, die die Findlingsſteine zerlegen. Ich war entrüſtet, daß er daliegt und mit ſeinem müßigen Zuſehen die Arbeitenden empört, und da antwortet er mir: „Warum ſoll ich das nicht? Wäre ich ein Baron, ſo würde kein Menſch ſagen, daß ich ein Faullenzer ſei; ich wäre ja Baron, was hat man denn ſonſt zu ſein?“ So ſpricht er. Wie ich ihm nun erkläre, daß ich ihm auch ſein Reden verbieten möchte, da lächelt er höhniſch und ſagt auf die Italiener deutend: „Ja, Herr Forſtmeiſter, da können wir was lernen.“ Ich gebe ihm keine Antwort, und er fährt fort: „Wir Deutſche ſind doch in Allem die Nichtsnutzigſten; verſtehen die Leute in unſerer Gegend nicht dieſe Arbeit, müſſen Italiener kommen, um ſich den ſchönen Verdienſt zu verſchaffen!“ Der Burſch weiß, daß mich Nichts mehr grämt, als wenn man, wie es vielfach Mode iſt, immer und überall uns Deutſche herabſetzt. Ich zucke die Achſeln und will ihn abſchütteln, er läßt mich nicht los und fährt fort: „Herr Forſtmeiſter, ich habe mir heute ſchon einen neuen Feind gemacht, und das freut mich. Ich habe dem Eilmeyer geſagt, er ſei bisher unzweifelhaft ein Friſeur geweſen, er habe ganz die Manieren eines eilfertigen Friſeurs oder Barbiers. Nun habe ich den Menſchen zum Feinde und wo ich ihm begegne, meinen Spaß von ihm; er muß überall erzählen, warum wir Feinde ſind; was ich ihm angehängt habe, muß er zu ſeiner eigenen Schande verbreiten. Geſtehen Sie ein, das iſt doch luſtig?" — So ſpottet der Nichtsnutz, und ich muß faſt lachen. Ich habe endlich den Muth, ihm zu ſagen, er ſoll mir von der Seite gehen, aber er thut's nicht und fährt fort: „Der Wald iſt ſchön gediehen in der Zeit, da ich fort war; aber wozu das Alles? Die Vergletſcherung der Erde bleibt nicht aus, unſer Planet muß doch erfrieren, und es iſt lächerlich, da noch Wald zu pflanzen." — Ich habe nach meiner Flinte gegriffen, ich hätte den Burſchen gern niedergeſchoſſen. Hat er ein Recht, in der Welt herumzulaufen? Ich habe mich plötzlich abſeits gewendet und ihn ſtehen laſſen, aber in mir kocht's und brennt's. . . ."

So erzählte Jorns, und dabei war ihm ſeine Pfeife ausgegangen; er ſchlug auf's Neue Feuer und ſchlug ſich dabei mehrmals auf die Finger, ſo daß er den Schmerz verbeißend den Kopf ſchüttelte. Als die Pfeife endlich wieder im Zuge war, ſah er den Vicar fragend an und dieſer erwiderte: „Das iſt die böſe Folge der böſen That, ſie empört uns immer wieder ſo, daß wir abtrünnig werden und die Todesſtrafe aufrecht erhalten möchten. Sie mochten ſo grimmig ſein, Sie mögen Ihrem natürlichen Zorn folgen; ich bin ein Geiſtlicher, ein Seelenarzt, der ſich von keinem natürlichen Ekel abhalten laſſen darf von der Behandlung."

„Und Du glaubſt an Heilung und Bekehrung?"

„Allerdings, lieber Herr Ohm," entgegnete der Vicar. „Mir ſind ſolche Menſchen nicht fremd: ſie ſind unzufrieden mit der Welt, weil ſie unzufrieden mit ſich ſind; weil ſie ihr eigen Leben verpfuſcht haben, behaupten ſie, unſer Herrgott habe die ganze Welt verpfuſcht.“

Jorns nahm die Pfeife aus dem Munde und nickte dem Vicar zufrieden zu, der nun fragte: „Hat denn Schaller keinen Freund?“

„Gut gefragt, Du haſt die rechte Witterung. Ja, lieber Sohn — aber kennſt Du denn die Geſchichte von Schaller und Ruland?“

„Zum Theil,“ entgegnete der Vicar etwas mißlauniſch, es war ihm zuwider, immer auf's Neue von einem Manne zu hören, der für die Zurückgebliebenen in einer Nachwirkung ſtand, aber nicht für ihn.

„Schau,“ fuhr Jorns fort, „ein ödes Stück Land wieder zum Leben zu bringen, iſt als wenn man, wie es in der Schrift heißt, zu einem Todten ſpricht: ſtehe auf und wandle. Aber freilich, Wald wieder pflanzen geht langſam. Du kannſt die nackten Blößen noch ſehen, da drüben Vögelseck iſt eine von dieſen Stellen in meiner Nähe. Auch in Ruland's Revier war ſolche Verödung, und er hat's fertig gebracht mit der Handcultur, den Boden wieder zum Stehen zu bringen. Ja, lieber Sohn, das iſt viel. Er hat zuerſt den Regen- und Schneewaſſern gewieſene Wege gemacht, dann können ſie nicht fortſchwemmen was und wo ſie wollen, und es iſt ihm gelungen, eine genügſame Holzart, die mit wenig Boden vorlieb nimmt, anzupflanzen. — Das ward eine Verſtärkung des Haſſes von Schaller gegen

Ruland. Der Hauptgrund aber war, daß Schaller von Ruland in den Bann gethan wurde. Ruland hatte Macht über Jeden in der ganzen Gegend und dieſe Macht gegen Schaller in Thätigkeit geſetzt, er drohte ihm im voraus, indem er ſagte: „Du haſt Redefreiheit, wir aber haben Hörfreiheit.“ Ueberall, wo Menſchen beiſammen ſaßen, hat Schaller durch ſeine Läſtereien, durch ſeinen Witz und Alles vergiftenden Zweifel und Spott jedes Behagen vernichtet, und da hat Ruland Einen um den Andern verpflichtet, Schaller auf keine Rede mehr eine Antwort zu geben. Wo er nun hinkam und ſprach, war es, als ob er gar nicht da wäre; was er auch ſagen mochte, man hörte nicht auf ihn. Kannſt Dir denken, wie das den Schaller wurmte, er war ärger daran, als ein Aſot, dem man nirgends mehr Etwas zu trinken gibt.“

„Ich möchte nur bemerken,“ entgegnete der Vicar, „daß auch im Reiche des Geiſtes todtes Erdreich wieder bebaut werden und ſo auch Schaller zu neuem Leben wieder gebracht werden kann. Ich kenne dieſe Abholzer im Wald des Geiſtes. Ich bin überzeugt, daß Dogmen und Bräuche, die mit der Zeit erwachſen ſind, mit der Zeit wieder ſterben müſſen, aber den Boden ſittlicher Weltordnung laſſen wir uns nicht wegſchwemmen, es muß immer wieder Lebendes und Lebenbringendes darauf wachſen.“

„Du weißt, ich liebe dieſe Bilder nicht,“ unterbrach ihn Jorns.

„Bitte, laſſen Sie mich in meiner Weiſe anwenden. Dieſe Allesleugner, Allesläſterer wollen den großen Wald des Geiſtes, der durch Jahrtauſende erwachſen iſt, den Hochwald der höchſten Gedanken, unter den Kahlhieb bringen. Schaller iſt wieder eine Bewährung für den Unterſchied von uns Deutſchen und anderen Nationen. Ein Franzoſe oder Engländer iſt lüderlich für ſich; ein deutſcher Lüderjahn, zumal wenn er auf Univerſität war, will ein Syſtem aus ſeinem Thun und Laſſen machen, ein Weltgeſetz, und damit die unverſtändige Maſſe ruiniren.“

„Die unverſtändige Maſſe?“ fragte Jorns, „alſo biſt Du Ariſtokrat?“

„Ja, man hat in vergangenen zerriſſenen Zuſtänden der Volksmaſſe zu ſehr geſchmeichelt, jetzt büßen wir das.“

„Wunderlich, wunderlich!“ ſchüttelte Jorns den Kopf, „aber bleiben wir bei Schaller. Ich behaupte, da haftet Nichts mehr, gar Nichts. Gotthold, nimm Dich in Acht, denke nicht zu hoch von den Menſchen, damit Du nicht verbittert einmal zu gering von ihnen denken mußt.“

„Verbittert?“ fiel der Vicar mit ſanftem Tone ein, „wer nicht an ſich denkt, Nichts für ſich will, kann nicht verbittert werden.“

„Schön,“ ſtimmte Jorns bei. Ein Ausdruck weihevollen Friedens ging über ſein Antlitz, dann fuhr er fort: „Du haſt viel im Leben gelernt, ich ſeh' ſchon;

aber dieſe Art noch nicht. Dieſer Schaller iſt ein Ausbund von Tagdieb, er ſtiehlt unſerm Herrgott die Sonnenſtunden ab, er iſt Einer von denen, die glauben, die Welt ſei ihnen ſteuer- und zinspflichtig, andere Menſchen müſſen arbeiten und ſie nicht. Der Schaller läßt ſich's gefallen, daß er von einer Rente lebt. Erben iſt das Einzige, was dieſe Menſchen können. Ich ſage Dir, verliere keine Minute mit dieſem Menſchen, weiſe ihn weit weg von Dir."

„Ich folgte Ihrem Rathe gewiß gern. Iſt aber Schaller ein ſo arger Sünder, ſo iſt es gerade meine Pflicht, nicht von ihm zu laſſen."

„Deine Pflicht?"

„Verzeihen Sie, wenn ich's Ihnen ſage: die Einſamkeit macht fanatiſch und unduldſam, auch einen Mann wie Sie. Wir ſind darum in die Gemeinſchaft der Menſchen geſetzt und ſind haftbar für einander, daß wir mit einander Geduld haben; Ihr Jähzorn, einen Mann ſolchen Gemüths, einen Nebenmenſchen erſchießen zu wollen, ſtammt aus der Einſamkeit."

Jorns legte ſeine breite Hand auf die des Vicars und ſagte mit tiefer Stimme: „Genug, genug, Du haſt mir geholfen."

Die beiden Männer ſtanden auf und der Vicar ſagte, er wolle heim.

Jorns empfahl ihm, er ſolle einen Hund mitnehmen oder eine Flinte, den italieniſchen Steinmetzen ſei nicht zu trauen, und es gäbe auch ſonſt Geſindel. Als der Vicar dankend ablehnte, fügte Jorns hinzu: „Mangold iſt auf dem Anſitz, vielleicht triffſt Du ihn. Der Mond iſt noch nicht ganz voll, aber Du wirſt doch Helligkeit auf Deinem Wege haben.“

Eben als der Vicar davongehen wollte, kam Karla und fragte: „Habt Ihr ſchon gehört, was Schaller mit dem Eilmeyer hatte?“

„Ja freilich, er hat ihm in's Geſicht hinein geſagt, er müſſe ein Friſeur oder Barbier geweſen ſein.“

„Das hat er nicht gethan,“ lachte Karla. „Eben erzählte der Adjunct, Schaller berichte allen Menſchen, er habe den Eilmeyer ſo zu verſpotten geſucht; er hat es ihm aber nicht in's Geſicht geſagt, ſondern läßt dieſe Spottbezeichnung durch Menſchen ausbreiten, die ihm glauben.“

„Ja, er iſt ein verdammter Schelm, ich habe ihm auch geglaubt,“ ſagte Jorns und mußte ebenfalls lachen.

Auch der Vicar konnte ſich deſſen nicht erwehren. Er nahm Abſchied und ging in ſtillen Gedanken dahin. Wie ſchön hatte er ſich's gedacht, daß Friedſamkeit in dieſem Waldreviere herrſche, und nun ſah er, welch' ein Dämon, der aus der äußerſten Uebercultur ſtammte, da umherwanderte.

Plötzlich ſagte eine Stimme neben ihm: buona sera.

Er erkannte Schaller, der mit heiterem Tone hinzufügte: „Die Italiener haben mich an dieſen Gruß gewöhnt, und klingt er nicht viel ſchöner als unſer hölzernes deutſches guten Abend?“

Der Vicar gab keine Antwort, er mußte an den Forſtmeiſter denken, dem ſich mit Recht das Herz empörte, wenn über Deutſches geſpottet wurde.

„Sie erlauben, daß ich Sie begleite?“ fügte Schaller hinzu.

Der Vicar konnte nicht ablehnen, und ſo ſchritten ſie mit einander weiter. Sie gingen lange lautlos dahin.

◆

Achtzehntes Kapitel.

„Es iſt ein wunderſames Rauſchen in den Wipfeln, Baum und Gras und Moos ſaugt ſtill den Abendduft, und die lieben Vögelein ſchlafen in ihren Neſtern. Nicht wahr, Herr Vicar, das denken Sie jetzt?“ ſagte Schaller nach geraumer Weile.

„Spotten Sie über die Natur oder über mich?“ fragte der Vicar.

„Ich erlaube mir, Sie zur Natur zu zählen,“ entgegnete Schaller.

Der Vicar ſagte: „Was habe ich Ihnen Böſes gethan?“

Ton und Wort dieſer Frage ſchienen Schaller einen Augenblick zu verblüffen, aber ſchnell warf er wieder ein:

„Sie? Gar Nichts; im Gegentheil, mit Ihnen zu reden iſt der Mühe werth. Hat man Ihnen ſchon den ſchwarzen Fleck gezeigt, die Stätte meiner Auferſtehung und Wiedergeburt? Kommen Sie mit, es ſind nur wenige Schritte abſeits, da können Sie's noch ſehen."

Wie gebannt folgte der Vicar dem unheimlichen Geſellen, der bald auf eine verkohlte Stelle zeigte und ſagte:

„Haben Sie ſchon einmal einen todten Schelm im ſechſten Act agiren ſehen? Ich ſpiele im ſechſten, überflüſſigen Acte meines Lebensdrama's. Ja, hochwürdiger Herr, ich habe mit unſerer Philoſophie Ernſt gemacht. Es iſt wahr und unwiderleglich, die Welt iſt eine Pfuſcherarbeit und das Leben nicht werth, gelebt zu werden. Die Anderen ſind inkonſequent, ich war's nicht. An dieſer Stelle hatte ich mir eine Hütte erbaut, hatte Gift genommen, dann mich in die Hütte gelegt und dieſelbe angezündet, ſie ſollten meinen Leib nur als Aſche haben. Aber der dumme Köhler iſt einfältig genug, ein Himmelsbote zu ſein; er hat den Brand gerochen, und mein Heiligen-Attribut, mein Hund hat auch geholfen. Menſchen kamen herauf, löſchten und brachten mich wieder in's Leben. Eine ganze Gemeinde hat ſich die Lebensrettungsmedaille um mich verdient, ſie hätten ebenſo einen jungen Hund aus dem Waſſer gezogen. Nun aber habe ich ein Recht erworben, wie es keinem auf der Erde zuſteht. Man hat mir den Tod geraubt, den ich mir gegeben; man rief mich zurück in's Daſein und nun darf ich die nackteſte Wahrheit ausſprechen. Ich hatte Alles von mir geſtoßen. Nun denn, die Welt ſoll mich haben. Das Aergſte dabei war, daß ich nicht nur mich, ſondern auch meinen beſten Freund, mein Ideal tödten wollte."

„Ihr Ideal?"

„Ja, meinen Hund, das Thier war eben ein Thier, und hat mich durch ſein Winſeln verrathen, es hat ſterben müſſen, mich aber hat man aufgeweckt. Ich bin der Welt Dank ſchuldig und werde ihn ihr ſchuldig bleiben. Ich wollte nicht warten auf den Tod, jetzt habe ich doch warten gelernt, ich war im Gefängniß, ich komme aus dem Purgatorium. Jetzt weiß ich, was ich ſoll. Wenn ich ſterbe, nehme ich Einen mit."

Der Vicar ſchaute nur kurz um und ſein Blick ſagte: Ich fürchte dich nicht. Ohne ein Wort zu erwidern, ſchritt er eine geraume Zeit neben Schaller weiter, und als der Weg ſich verengte, ging er ſogar voraus. Sie kamen aus dem Jungwald wieder in den Hochwald, wo der Weg ſich verbreiterte und heller Mondſchein durch die leiſe rauſchenden Wipfel ſich ergoß, der Thau glitzerte von Strauch und Moos, flimmerte auf dem tobenden Bach und den ſich überſtürzenden Waſſerfällen; leuchtende Johanniskäfer flogen hin und her und hafteten an den Büſchen. Stilles ruhiges Leben war ringsum.

„Herr Schaller," ſagte der Vicar endlich, „ich kenne dieſe großſprecheriſche Manier, das ſchmerzvolle Daſeinsgefühl zu übertrumpfen; aber ich bin jetzt nicht dazu geſtimmt, Ihre überſchraubten Ungeheuerlichkeiten zu hören."

„Sie ſind nicht geſtimmt? Ei, ei, darf denn ein Arzt, der in der Nacht gerufen wird, ſagen: ich bin nicht geſtimmt, einen Kranken zu heilen? Und Sie wollen doch ein Seelenarzt ſein?"

„Ich glaube kaum an Ihre Heilung, Sie wollen nicht geheilt ſein."

„Sie ſind ja ein Gelehrter der neueſten Sorte; warum wollen Sie nicht mit einem knochenfeſten Peſſimiſten oder Nihiliſten kämpfen?"

„Sie nennen ſich alſo ſelber ſo?"

„Ja, das Kind muß doch einen Namen haben und dieſer Name ſagt gerade das Richtige, er ſagt Nichts. Die Herren glauben ſich wunder wie weiſe, daß ſie das Nichts nichts nennen können."

Die Beiden waren auf eine Lichtung herausgetreten, die eine gute Strecke ſich über eine Hochebene hinzieht. Der Mond beleuchtete mit ſeinem milden Scheine die Bäume ringsum und die Höhen, die ſich vor dem fernen Blick aufbauten.

„Da droben ſchwimmt unſere Zukunft," ſagte Schaller, „ſolch' ein ausgebrannter Butzen wie der Mond wird einmal unſere Erde ſein. . . ."

Schaller war ſtehen geblieben und zündete ſich eine Cigarre an.

„Sehen Sie, mit jeder Cigarre, die ich hier rauche, tödte ich ein Atom Erdenkraft, und einſt kommt die Zeit, da ſind die Brüſte der guten Mutter Erde welk und leer und ſie bekommt eine Gänſehaut. Hu! wenn eines Morgens die aufgeputzte Magd Kunſt kommen und ſagen wird: „Liebe Frau Religion, im Keller unſeres Erdenhauſes iſt kein Brocken mehr,“ und vom Berg kommt der Holzknecht Wiſſenſchaft und ſchreit: „In unſerm Wald iſt kein Spänchen mehr,“ und da ſitzt nun die Mutter mit ihren beiden Kindern und alle drei ſchnattern, athmen den letzten Schluck Sauerſtoff und frieren. Ja, lieber Herr, wozu das ganze Spiel deſſen, den man Weltgeiſt nennt? Wozu hat er uns erkennen laſſen, daß die Comödie einmal aus iſt? Und wenn die Erde an der Schwindſucht ſterben wird, was iſt dann Eure ganze Offenbarung? Eine Privatſtunde, die ein gutmüthiger Lehrer, auf der Dachkammer Erde genannt, einem blödſinnigen Kinde gegeben.“

„Sie irren,“ entgegnete der Vicar mit leichtem Humor, „wenn Sie glauben, daß Sie mit ſolchen Flauſen mich amüſiren und mir den Weg verkürzen.“

„Iſt auch gar nicht meine Abſicht. Herr Vicar, ſolche Menſchen wie der Eilmeyer ſind die rechten; die Welt auszunutzen . . ., ſie ſind die Ausnutzer, und ich — ich bin ein Nichtsnutzer. Dieſer Herr Eilmeyer nennt ſich einen selfmade man, weil kein Gott es verantworten könnte, ein ſolches Weſen gemacht zu haben.“

Der Vicar konnte ein Lächeln über dieſe boshafte Art nicht unterdrücken und Schaller fuhr fort: „Was geht uns aber das Kleine an! Alle Weiſen vor mir haben ſich's bequem gemacht, ſie haben die Welt verachtet, natürlich excepto ihrer ſelbſt; ich bin ehrlich und ſchminke mich nicht mit meinem ſogenannten beſſern Ich. Wie haben ſie alle geſucht nach dem Stein der Weiſen und haben ihn nicht gefunden. Ich habe ihn gefunden; aber es iſt nicht der Stein der Weiſen, ſondern der Stein der Narren."

„Sie wollen vielleicht ſagen," fügte der Vicar ein, „die Alten wollten aus werthloſen Dingen Gold machen und Ihr Geiſt verſteht, aus Gold Straßenſtaub zu machen."

„Ja, ſo iſt's. Ich habe das Geſetz der Schwere in der ſogenannten moraliſchen Welt, oder eigentlich ich habe das Maß gefunden, mit welchem ſich die Freiheit eines Menſchen meſſen läßt."

„Und das wäre?"

„Kurz und gut, oder kurz und bös, je größer die Summe der Menſchen, deren Urtheil dir gleichgiltig iſt, um ſo größer iſt die Summe deiner Freiheit."

Der Vicar ſchaute betroffen um und ſchweigend gingen die Beiden, gleichen Schritt haltend, weiter. Es müſſen ungeheuerliche Gewalten in einer Menſchenſeele geruht haben, um vulkaniſche Ausbrüche hervorzubringen, die nun zu ſolchen Schlacken erkalteten.

„Ich weiß, was Sie ſinnen," nahm Schaller auf. „Sie ſuchen den Schlüſſel zu dem Stück Chaos, das unter dem Namen Ferdinand Schaller, genannt Frivolin, hier neben Ihnen wandelt. Wollen Sie ihn haben?"

Der Vicar ſchaute wieder überraſcht auf den Redenden und mit jugendlicher Kampfluſt ſagte er: „Sprechen Sie.“

„Drei Dinge ſind, die uns vergeſſen machen, daß wir leben, und daß wir ſterben werden. Wer ſie nur alle drei auf einmal hätte! — Betrunkenheit, Religion und Arbeit. Die Trunkenheit wäre das Beſte, wenn es kein Erwachen gäbe. Ich hab's erprobt, das iſt Schlafen und Wachen zugleich, man iſt ſich ſelber los und hat ſich doch wieder. Die Religion — dazu gehört Talent, und Arbeiten — das ſollen Andere.“

„Ihnen fehlt das Eine und Höchſte, die Liebe.“

„Ach ja, man ſagt, ſie ſei das Höchſte, Beſeligende auf Erden. Ich aber ſage, Haß iſt noch viel ausgiebiger und Verachtung allein macht frei. Ihr ſagt: Liebe und Arbeit. Wir ſagen: Langeweile und Leiden. Ihr heuchelt Liebe, um die Langeweile, und heuchelt Arbeitsfreude, um das Leiden zu vergeſſen.“

„Ich habe nun genug,“ rief der Vicar. „Sie können ein ruhiges Gemüth zur äußerſten Empörung und Bitterkeit bringen. Bitte, verlaſſen Sie mich!“

„Alſo auch Sie verſtoßen mich? Ganz wie der edle Ruland, der mir einmal ſagte: Wenn deine Weltverläſterung auch wahr wäre, müßte man doch verbieten, ſie zu verkünden. Das ſind die Freien, das ſind die Starken, die feſten Säulen der Weltordnung.“

Der Vicar ſuchte ſich zu ſammeln und ſagte:

„Eines wenigſtens iſt noch gut an Ihnen, Sie haben den Muth, die Verworfenheit, ja geradezu Ihre Schlechtigkeit zu bekennen. Wie ſind Sie ſo geworden?"

„Ich war ein toller, aber kein ſchlechter Menſch, und hätte meine Tollheit abgelegt; es gab ein einziges Weſen auf der Welt, das mich geändert, mich gerettet hätte. Ich wurde auf's bitterſte verleumdet, als ich's noch nicht verdiente, und ſicher von ihm und gerade er gewann ſie. Sie hätte mich gewiß gerettet, und nun raſte ich in die Welt hinaus, fand aber nirgends Ruhe und Vergeſſen. Herr Vicar, was auch der und jener Ihnen von mir erzählt haben mag, nur drei Perſonen wiſſen das Ganze, Ruland, ich und die Dritte. Sie ſollen ihr Erbe ſein. Herr Vicar, ich war auch einmal ein ordentlicher Menſch, oder wollte doch einer werden, und meine Heilige war Sylvia, die Tochter unſeres Profeſſors an der Forſtakademie. Ich betete ſie an, wagte aber nicht, mich ihr zu nähern. Ich wagte beim Vater um ſie zu werben, und dieſer ſagte mir, er werde ſeine Tochter nie einem Menſchen geben, der Nichts ſei, als reich: wenn ich das Forſtexamen gemacht, dürfe ich Sylvia fragen, vorher aber kein Wort mit ihr reden. Ich hielt das nicht. Sylvia rühmte eines Tages meinen Fleiß, und ich ſagte ihr den Grund dafür. Nur ein Engel kann ein Todesurtheil ſo verkünden, wie ſie es that; ſie ſagte mit holdſeliger Anmuth, aber mit Feſtigkeit, ſie werde nie die Meine. Und nun ſtürmte ich in die Welt hinaus und führte ein tolles Leben. Ich kehrte heim. Als ich abreiſte, war Ruland ſo viel als Bräutigam der viel umworbenen Emmy Hochgeſand; bei der Heimkehr fand ich Ruland als den Gatten Sylvia's. Ich fragte mich: warum tödteſt du ihn nicht auf der Treibjagd und klagſt dann über einen unvorſichtigen Schuß? Nein, ſprach der Groll in mir, er ſoll wiſſen, wer ihn tödtet. Und wieder antwortete er darauf: Was nützt es, daß er gewußt, wer ihn tödtet, wenn er todt iſt? Mich marterte, daß ich ihm nur kommende glückſelige Tage rauben konnte, und nicht auch die vergangenen in ihren Armen. In ihren Armen! Wenn ich das dachte, wurde ich raſend und konnte ihn doch nicht tödten. Eigentlich iſt es recht, daß ein Menſch wie ich, nicht, wie man ſagt, eine Familie gründet. Familie! Wer das Elend des menſchlichen Daſeins geſehen hat, darf das Menſchengeſchlecht nicht fortſetzen. Aber auch Ruland ſollte nicht leben. Ich habe ihn zum Duell gefordert, er verweigerte es mir. Ich treff' ihn nun im Walde und frag' ihn: willſt Du Dich mit mir ſchießen oder nicht? — er ſagt nein; ich drücke los, erſchieße ihm ſeinen Hund und ſag' ihm: Siehſt Du, ich treffe; wenn Du Dich das nächſte Mal weigerſt, dann ſchieß' ich Dich nieder, wie Deinen Hund. Da hat er mich bei Gericht angezeigt, und ich bin, auf Lebensbedrohung angeklagt, in's Gefängniß gekommen."

„Ich höre aber von Jedermann," entgegnete der Vicar, „daß Ruland ein würdiger und edler Mann iſt."

„Ruland würdig und edel?“ ſchrie Schaller, daß es laut widerhallte. „Ruland iſt der niederträchtigſte . . .“

„Du lügſt,“ rief eine Stimme aus dem Walde. „Du lügſt!“

Mangold trat heraus. Er hatte drunten am Bache auf die Fiſchotter gelauert, die Beiden miteinander geſehen und war zum Schutze des Vicars ihnen nachgeſchlichen.

„Herr Vicar,“ ſetzte er hinzu, „Sie gehen da durch den Wald, den der Ruland gepflanzt hat. Ich bin ein junger Burſch geweſen, wie der Vater von dem Schaller da das Alles unter den Kahlhieb gebracht hat; ich höre noch, wie es kracht und praſſelt, und ich habe die Wüſtenei geſehen, bis Ruland ſie wieder bepflanzt hat. Wenn die Bäume reden könnten, jeder Baum würde ſagen: noch nie iſt ein Baum vom Auge eines Menſchen geſehen worden, der braver war als der Ruland. Herr Schaller, Sie ſollten ſich ſchämen — aber freilich, Sie haben ſich das Schämen abgewöhnt — einen jungen Geiſtlichen wie unſern Herrn Vicar, mit Ihrer Wolfsſeele zu plagen. Ja, ein Wolf hat eine beſſere Seele als Sie. Herr Vicar, gehen Sie jetzt Ihres Weges, Herr Schaller bleibt bei mir oder . . .“ Mangold faßte nach ſeiner Flinte.

Der Vicar hielt die Flinte und ſagte: „Mangold, ich laſſe Sie nicht, ich bitte, gehen Sie mit mir.“

Und ohne ein weiteres Wort ſchritt er mit Mangold bergab dem Dorfe zu. . . .

Wenige Tage darauf ſchrieb der Vicar, den Brief an den Freund fortſetzend:

„Wie thöricht war ich doch, da ich glaubte, Menſchenkenntniß zu beſitzen! Hier im kleinen Kreiſe beginne ich erſt zu lernen.

Der alte Schwede, von dem ich Dir erzählt, iſt in der That der gediegene Mann, wie ich ihn in der Erinnerung hatte, und die gute Tante iſt ſo liebevoll und bedauert eines nur, daß man nicht Alles aufeſſen kann, was ſie auftiſcht. Ueber Karla wage ich nicht zu ſprechen; ich weiß nicht, ob ich Dir ſchon geſchrieben habe, daß ſie mit der Schußwaffe allein durch die Wälder ſtreift. Ja, und noch Ungeheuerlichkeiten ſchlimmſter Art ſind in meinem Revier. Ein Negativus höchſter Potenz, wie unſer humoriſtiſcher Schaufler ſagen würde, iſt dieſer Schaller, ein blaſirtes Ungethüm, das ſich für einen Prometheus hält. Er ſcheint mir aber nichts als der alte faule Knecht aus dem Evangelium, der heutigen Tages aus ſeiner Faulheit Princip und Syſtem macht. — Ich habe außerdem in meiner Gemeinde eine alte Frau Namens Raſſel, eine gelehrige Schülerin von ihm, eine einfältige Megäre, die Nichts gelernt hat als Fluchen. Schaller und dieſe Raſſel wären im Mittelalter verbrannt worden. Als ich ſie zum erſten Male beſuchte, ſah ich nur einen Bündel Kleider, aus dem ein Kopf hervorragte, der eine Cigarre rauchte, denn Schaller hat der Alten Cigarren gegeben und freut ſich, die Sieche mit Gottesläſterungen angefüllt zu haben. Ich brauche da viel Geduld, aber Du haſt Recht, wir müſſen uns der Flügel der Phantaſie bedienen. Wenn ich mir dieſe beiden Menſchen in's Fabelreich verſetze, ſind ſie mir wie Kobolde in alten Märchen.

Die Häßlichkeit und Gemeinheit iſt nicht wirklich, Schaller und die alte Raffel haben nichts Erſchreckendes mehr, ſie erſcheinen mir faſt drollig und können mich nicht kränken. Ich will den Gottesfunken in dieſen doch gegenwärtig lebenden Geſtalten aufblaſen, deren Seelen im Chaos ſind.

Eine Mißgeburt der Cultur und eine Mißgeburt der ungebildeten Natur in einem einzigen Dorfe, iſt das nicht wunderbar?

Ich habe indeß auch grundbrave Naturen in meiner Gemeinde, aber man kann weit weniger von ihnen erzählen; das Böſe iſt vielfältig, das Gute einfach. Ich kenne eine andere alte Frau, die einſam lebt und mit einer Sehnſucht und Glückſeligkeit ohne Gleichen der Stunde ihrer Auflöſung entgegenſieht, wo der Herr im Himmel ſie willkommen heißen wird. Sie war ungepflegt, Niemand kümmerte ſich bisher um ſie; ich habe es dahin gebracht, daß Nachbarinnen ihr Gutes thun. Es bedarf nur der Aufmunterung und des Beiſpiels. Die Menſchen ſetzen Alles ein, was ſie haben, ihre Zeit, ihre Nachtruhe, zur Wohlthat; das iſt doch weit mehr als Geldeswerth, den die Reichen geben.

Die Weltverläſterer thun groß damit, wenn ſie ſagen, das Leben ſei ein Kampf und die Erde ſei vergänglich. Uns hat ſchon Jeſaias 65, 17 geſagt: „Ich erſchaffe einen neuen Himmel.“ Mögen ſie vom Affen-Anfang und von Gletſcher-Ende ſprechen, — wir leben um alle Selbſtſucht abzuthun; da gibt es keinen Tod und kein Vergehen, jeder Augenblick iſt ein Theil des ewigen Lebens. . . . . .

Ein erhebendes oder eigentlich luſtiges Beiſpiel eines geduldigen Leidtragenden iſt ein ehemaliger Forſtwart, ein Mann von ſiebenundachtzig Jahren, der blind geworden iſt und im vorletzten Hauſe des Dorfes wohnt. Er ſitzt faſt den ganzen Tag vor dem Hauſe und iſt dankbar für die Sonne und für jede Anrede eines Menſchen. Er heißt mit Namen Gräter, ſie nennen ihn aber hier nur den Pudelkopf. Er hat noch volles weißes gerolltes Haar und trägt einen mächtig langen weißen Bart, das gibt ihm etwas Löwenähnliches. Anfangs verſtand ich ſein undeutliches Sprechen nicht und mußte eine Enkelin zum Dolmetſch rufen. Jetzt verſtehe ich ihn. Er wird von Kindern und Enkeln gut gehalten und bis vor einem Jahre hat er noch Weidenkörbe geflochten; jetzt kann er auch das nicht mehr. Seine liebſte Erinnerung iſt, daß er mit Blücher in Paris eingezogen. Ein braver alter Forſtknecht bei Jorns, Mangold mit Namen, bringt ſeine freien Sonntagnachmittage bei dem blinden Kameraden zu; ſie haben oftmals Nichts zu reden und ſitzen nur ſtill beiſammen, manchmal aber auch lachen ſie und erzählen einander hundertmal erzählte luſtige Streiche.

Der Schaller ſoll dem Pudelkopf auch Gift angeboten haben, wenn er ſich ſelber tödten wolle. Der Pudelkopf ſpricht nicht davon, aber er ſoll den Schaller faſt erwürgt haben, der ihn ſeitdem meidet. Vielleicht macht auch das Volk aus böſen Worten wirkliches Gift zum Tödten.

Ich habe gar nicht mehr gewußt, daß Tabakrauchen eine ſo große Rolle in Deutſchland ſpielt. Der Pudelkopf klagt über Nichts, als daß er nicht mehr rauchen könne, ſeitdem er den Rauch nicht mehr ſehe.

Als ich zum erſten Male bei ihm war, ſagte er: Sie haben eine gutherzige Stimme, faſt gar wie der Herr Ruland. Ruland heißt ein Förſter, der hier in der Nähe war und auf eine ſeltſame Weiſe nach Amerika ausgewandert iſt. —

Schon Galilei ſagte, die Geiſtlichen auf dem Lande ſollten Naturwiſſenſchaft pflegen. Ich ſtudire jetzt Waldwirthſchaft und lerne viel. Wir haben hier zu Lande ein ſichtbares Beiſpiel von Erhaltung der Kraft; es wird kein Span geſchlagen, der nicht im ſelben Jahre zum Geſammten zuwächſt. Das iſt der Normalſtand des Waldes. Es bieten ſich mir viele Vergleiche mit unſerm Berufe; aber ich darf meinem guten Jorns nicht damit kommen, ihn ärgert es, wenn man ſeine Thätigkeit in's Allegoriſche überſetzt, er iſt nicht gewohnt, in Bildern zu denken wie wir. Noch muß ich Dir ſagen, daß mir eine beſondere Gunſt dadurch wird, daß ich vor meinem Namen das Wörtchen „von“ habe. Man findet es beſonders ehrenwerth, daß ein Adeliger, ſei er auch mittellos wie ich, der Officier werden oder durch alte Traditionen zu einem hohen Staatsamte leichtere Beförderung erhalten konnte, ſich dem geiſtlichen Berufe widmet. Die Leute ſetzen voraus, daß es mir heiliger Ernſt mit meinem Beruf iſt. Wenn es mir hilft, Seelen zu werben, will ich nicht dagegen ankämpfen. Meine katholiſchen Berufsgenoſſen, die natürlich nicht, wie viele evangeliſche Geiſtliche, Pfarrersſöhne, ſondern meiſt aus dem Bauernſtande ſind, begegnen mir mit ausnehmender Höflichkeit.

Unſer Studiengenoſſe Staidele recte Stadelli ſoll ja auch wieder im Lande ſein; wenn Du ihn ſiehſt, grüß' ihn von mir und ſag' ihm, ich möcht' ihn wieder ſingen hören.

Eben da ich Dir ſchreibe, erhalte ich die Einladung zu einem großen Abſchiedsfeſte, das einem zum Forſtrath ernannten Bezirksförſter gegeben werden ſoll. Der Mann wird allgemein gelobt, noch mehr aber ſein Schwiegervater Ivo, der ehemals katholiſcher Geiſtlicher werden ſollte, mehrere Jahre auf der Univerſität war und nun Vorſteher einer Ackerbauſchule iſt. Alle Förſter aus dem ganzen Kreiſe kommen zuſammen, und wie ich höre, werden auch katholiſche Amtsgenoſſen dabei ſein; ich werde mich alſo nicht entziehen. . . .“

◆

Neunzehntes Kapitel.

Wochen waren vergangen, der Sommertrieb hatte ſeine Höhe erreicht, das Wachsthum der Waldbäume war beſchloſſen, die Vögel auf den Zweigen waren verſtummt; leiſe, kaum merklich ging es abwärts dem Herbſte zu.

Der Kranz auf dem Grabe Sylvia's war längſt verdorrt, als der Vicar an demſelben vorüber thalab nach dem Forſthauſe ſchritt. Er traf nur die Förſterin und Karla zu Hauſe.

In der Buchenlaube, wo friſch gebackene Sträuble auf dem Tiſch ſtanden, hörten ſie theilnahmvoll zu, wie der Vicar berichtete, daß er ſich in die Landwirthſchaft einarbeite und auch Forſtwirthſchaft ſtudire.

„Du thuſt wohl daran," ſagte die Forſtmeiſterin. „Wenn Du mit den Menſchen von ihrer eigenen Sache zu reden verſtehſt, kannſt Du viel beſſer auf ſie wirken. Mein Vater ſelig hat die zur Pfarrbeſoldung gehörenden Aecker ſelber bebaut. Im Dorf und ringsum hat es geheißen: auf den Aeckern des Pfarrers ruht ein wahrer Segen. Er ließ das gelten, zeigte aber auch wie man die Fortſchritte der Landwirthſchaft ſich zu eigen machen müſſe, und wir Pfarrerskinder haben ebenſo gut im Felde gearbeitet wie die Bauernkinder.“

Der Vicar berichtete von den Vorgängen im Dorfe und wie vielfältig man ſeinen Beiſtand in Anſpruch nehme. Karla erzitterte, als die Mutter hinzufügte: „Eine Pfarrerin kann dabei ſehr viel wirken, faſt noch mehr als der Mann; das hat meine Mutter bewieſen.“

„Ja, eine Pfarrerin mit der echten fromm thätigen Frauenſeele,“ ergänzte der Vicar.

Nach einer Weile ſagte Karla: „Gotthold, Du haſt vor Zeiten eine ſo ſchöne Stimme gehabt; ſingſt Du denn auch noch?“

„Allerdings ſinge ich noch. Es war eine ſchwere Verſuchung, als man in mich drang, Theaterſänger zu werden. Ich bedaure nur, daß wir nicht, wie die griechiſchen Geiſtlichen, das Höchſte im Geſange in die Gemeinde hinaus zu verkünden haben. Das Höchſte kann nur geſungen werden, darf nur geſungen werden.“

Mutter und Tochter baten nun den Vicar, daß er mit ihnen in's Haus gehe und ſinge; er folgte ohne Zögern, ſetzte ſich an das Klavier und ſang.

Draußen ſtand Jorns und der Adjunct und hörten zu. Bald kam auch Eilmeyer, und ſelbſt dieſer mußte ſtillhalten, denn jetzt begann Karla zu ſingen, und die Stimmen der Beiden tönten in herrlichem Zwiegeſang zuſammen.

Nach Beendigung deſſelben ſagte indeſs der Vicar zu Karla, ihr Geſang ſei ſehr mangelhaft; die hohen, ſtarken Töne, in denen mächtige Affecte zum Ausdruck kommen, ſeien voll, aber die mittleren ſeien unſicher, wie von einem jungen, noch nicht flüggen Vogel, man könnte ſagen zu piepſig.

Zur Ueberraſchung des Vicars ſagte Karla: „Piepſig! Ja, das iſt's.“

Der Geſang war zu Ende. Karla ſchaute hochglühenden Antlitzes aus dem von Roſenranken umſponnenen Fenſter und rief: „Ei, da iſt ja der Vater und die Herren.“

„Schade, daß Du nicht in der Kirche ſingen kannſt“, lobte Jorns den Vicar.

„Ja“, fiel die Förſterin ein, „er hat uns gar ſchön ausgelegt: das Höchſte in der Religion ſollte man eigentlich nur ſingen.“

Der Adjunct ſah ſchwermüthig auf den Vicar und Karla.

Leiſe ſagte Jorns zu ſeiner Frau, auf die drei Bewerber deutend: „Nun iſt das Dreigeſpann zuſammen, das unſere Karla entführen will.“

Auch Karla hatte ein Gefühl davon. Sie fand es zunächſt anmaßend, daß Eilmeyer den Muth hatte, um ſie werben zu wollen. Der Schelm Schaller hatte mit ſeiner Spottrede bewirkt, daß ſie ihn jetzt immer wie einen dienſtwilligen Friſeur oder einen von Haus zu Haus hüpfenden Barbier anſah. Sie behandelte ihn leichthin, ſcherzhaft, war aber doch Mädchen genug, ihn durch kleine Aufmerkſamkeiten am Bindfaden zappeln zu laſſen.

Ganz anders war ihr Verhältniß zu dem Adjunct; ſie behandelte ihn wie einen treuherzigen, eben zum Jüngling erwachſenen Knaben und war freundlich gegen ihn aus Güte; ſie bedauerte, daß ſein junges Herz nach etwas ſtrebte, was ihm doch nicht werden konnte.

Gegen den Vicar aber hatte ſie eine Art ſcheuer Furcht. Sie wußte, daß er ihren Uebermuth, ihre Luſt am Walde und an der Jagd verwarf, und faſt gefliſſentlich zeigte ſie ſich ihm gegenüber noch übermüthiger, als ſie in Wirklichkeit war. Oder wollte ſie mit klarem Bewußtſein ſeine Liebe zerſtören? Sie machte ſich's nicht deutlich, nur das fühlte ſie, der Vicar war nicht der Mann, dem zu Liebe ſie irgend etwas aufgegeben hätte und durch den ein neues Leben über ſie kommen konnte. Indeß klang etwas nach, was ſie nicht bemeiſtern konnte. Der Vicar hatte Liebeslieder geſungen, zuerſt allein und dann mit ihr, und da waren Töne, Empfindungen ausgedrückt, die noch etwas Anderes bekundeten, als der Dichter und der Componiſt hatten ſagen können. Es war, wie der Vicar von der Religion geſagt hatte, daß man das Höchſte nur ſingen könnte. Hatte er ihr ſeine Liebe in's Herz geſungen?

Der Vicar berichtete, daß er auch zum Feſte der Forſtleute kommen werde. Eilmeyer bedauerte, daß er nicht im Voraus zuſagen könne, denn er habe Steinplatten nach der Stadt abzuliefern und müſſe ſelber dabei ſein; es ſei aber noch möglich, daß er dies auf einen andern Tag verlegen könne.

Jorns erzählte, wie der Schwiegerſohn Ivo's, der neu ernannte Forſtrath, auch ein naher Freund Ruland's ſei. Wieder wendete ſich das Geſpräch auf Ruland, Vater und Mutter und Tochter ſchienen das Verlangen nicht loswerden zu können, den Ausgewanderten wiederzuſehen.

Zwanzigſtes Kapitel.

„Iſt noch ein Platz an der Feſttafel frei?“ fragte Eilmeyer den Wirth auf dem Bahnhof.

„Freilich.“

„Dann ſetzen Sie mich neben den Herrn Forſtmeiſter Jorns.“

„Das geht nicht. Der Herr Forſtmeiſter ſitzt zwiſchen dem Vorſteher der landwirthſchaftlichen Schule, Herrn Ivo Bock, und deſſen Schwiegerſohn, dem Bezirksförſter, der jetzt Forſtrath geworden iſt. Aber bleiben Sie, Herr Meyer, es wird ſchön und Sie dürfen ſich ſchon einmal etwas Ruhe gönnen. Die Leute ſagen, Sie ſchlafen auch ſchneller als andere Menſchen!“

Eilmeyer lachte, ſolche Nachrede konnte er ſich wohl gefallen laſſen. Er hatte ſich eingefunden, weil es nicht nur ſchicklich, ſondern auch nützlich war, bei dem Abſchiedsfeſte zu ſein, das die Förſter ringsum dem ſcheidenden Genoſſen gaben. Man hört da

Vielerlei, was ſich vielleicht verwerthen läßt, und wenn auch nicht, ſo kommt man doch den Förſtern perſönlich nahe, und das iſt gut für das Geſchäft.

Gefahren, geritten, zu Fuß, mit der Eiſenbahn, kamen allmälig die Förſter von den Höhen und aus den Thälern ringsum. Es waren kräftige wetterharte Geſtalten, ſie begrüßten einander mit derbem Handſchütteln und noch derberen Späßen.

Es war aber nicht lauter Treuherzigkeit da bei einander. Es gibt keinen Stand, der ſich deſſen rühmen könnte, und auch unter den Männern hier, die jahraus jahrein in der freien Natur lebten, waren viele verkniffene Phyſiognomien.

Man ſetzte ſich einſtweilen in den Garten an einen langen Tiſch im Schatten der Platanen. Ein friſches Faß war in der Laube aufgelegt und wurde eben angeſtochen. Man lobte das Bier und klagte, daß man ſo ſelten noch echtes Bier bekäme. Man ſprach von den Arbeiten im Walde und in der Kanzlei, von Verſetzungen, von Todesfällen, vom Pferdehandel und von Hundezüchtung, und erging ſich in Muthmaßungen, wer die Stelle von Ivo's Schwiegerſohn bekommen werde.

„Ah, der Herr Vicar!“ hieß es. Er wurde freundlich bewillkommt, und als ſein Name genannt wurde, mußte er oft die Frage hören: „Sind Sie, Herr von Blankenſchild, verwandt mit dem Geheimrath . . . . mit dem Oberſt?“

Wir ſind ja hier in der Gegend, wo die Redensart landläufig iſt, mit wem ſind Sie verwandt? man findet ſich dann ſchnell zurecht auf der Vetterles- und Bäslesſtraße.

Der Vicar erwiderte, daß ſein Vater Conſiſtorialrath geweſen und ſein älteſter Bruder Hofkammerpräſident ſei.

Der Vogelpfarrer, wie der katholiſche Pfarrer Hugendubel genannt wurde, freute ſich, ſeinen Berufsgenoſſen, den Vicar, beim Feſte zu finden. Es war dies jenes überaus behagliche rundliche Männchen mit lächelndem glattraſirtem Geſicht, ſtrotzenden rothen Bäckchen. Seine Religion iſt fertig, daran iſt nichts mehr zu überlegen, nichts mehr weiterzubilden, und nun konnte ſich der Pfarrer auf ſeiner einſamen Pfarrei, die ſo hoch lag, daß kaum Hafer und Kartoffeln gediehen, mit ganzem Behagen in das Leben der Thiere, beſonders der Vögel verſenken. Die Förſter brachten ihm lebendige und todte Thiere, oder theilten ihm auch neue Beobachtungen mit.

„Da kommt der Jorns!“ hieß es, Viele ſtanden auf, um ihn zu begrüßen.

Jorns ritt auf ſeinem Apfelſchimmel und hatte ſeine Staatsuniform an, die weiße bis oben zugeknöpfte Weſte und den feinen Rock mit der goldenen Raupenſchnur auf den Achſeln, der Griff am Hirſchfänger, den er um den Leib geſchnallt hatte, glitzerte hell.

Er ſchwang ſich behend aus dem Sattel und reichte dem und jenem die Hand.

„Wo iſt denn unſer Kamerad, Deine Karla?“ wurde gefragt. „Sie hat ja einen Gewehrpaß, ſie hätte mitkommen müſſen.“

Jorns lachte über die Zumuthung, erzählte indeß, Karla müſſe den Mangold pflegen, der nicht unbedenklich erkrankt ſei. Er habe einer Fiſchotter aufgelauert und ſie auch richtig erlegt, ſei dabei aber in den Bach geſtürzt und habe ſich arg erkältet; jetzt liege er im Bett und ſage immer: „Nun habe ich mir eine Pelzkappe für den Winter gefangen, werde aber den Winter ſchwerlich mehr erleben.“

Nun kam Ivo mit ſeinem Schwiegerſohn, ein Trompetenſignal ertönte und unter den Klängen des Jägerchors aus dem Freiſchütz marſchirten die Männer in ihrer ſchmucken Tracht nach dem Feſtſaal. Der Vicar ging mit dem Vogelpfarrer.

Die Wirthin überreichte Jedem eine Roſe, die er in's Knopfloch ſteckte.

Man ſetzte ſich zu Tiſche und die Nachbarn ſahen lächelnd auf den alten Förſter Steinhagen, neben den ſich Eilmeyer geſetzt hatte. Steinhagen, ein kleines, dürres Männchen, das gern einſam lebte, zeigte ſich ſelten unter den Genoſſen. Es ging von ihm die Rede, daß er im Schlafe rauche. Er ſtopfte ſich vor dem Eſſen eine friſche Pfeife, damit er nach dem Eſſen keine Zeit zu verlieren brauche, um ſie wieder anzuſtecken.

Auch der Sattelförſter war da, ein luſtiger Kamerad von martialiſchem Anſehen; er war ehedem Reiterofficier geweſen, und nun hatte er einen Sattel mit Steigbügeln auf ſeinen Stuhl in der Forſtkanzlei geſchnallt und ſchrieb rittlings.

Der Frühſchoppen hatte den Appetit der Jäger nicht beeinträchtigt, es wurde tapfer gegeſſen und getrunken. Jorns erhob ſich und brachte Hoch und Glückwunſch für den zum Forſtrath ernannten Genoſſen aus. Der Jubel war groß und erhöhte ſich noch, als der Nachfolger Ruland's, ein Mann lohfarbenen Antlitzes, ein Hoch auf Ignatia, die Tochter Ivo's ausbrachte. Der Lohfarbene that ſich gern vor, denn er wußte, daß er von den Genoſſen nicht für voll angeſehen wurde, weil er, ohne eine Akademie beſucht zu haben, ſich vom Forſtſchreiber zum Förſter heraufgearbeitet hatte.

Der Forſtrath ſtand auf und erwiderte: „Ich danke für meine Frau und danke für mich. Meine lieben Waldkameraden! Ich danke Euch von Herzen für das mir bereitete Ehrenfeſt, aber ich würde es abgelehnt haben, wenn es nicht Gelegenheit werden müßte, einem Andern, der es weit mehr verdient und der ganz gewiß nicht gekommen wäre, wenn er gewußt hätte, was ihm bevorſteht, dieſe Ehre zuwenden zu können. Wir haben ihn nun da. Vielleicht denkt er ſelber nicht dran, aber ich weiß es und mein Schwiegervater weiß es: in dieſem Sommer ſind es dreißig

Jahre, ſeitdem er ſeinen Forſt verwaltet, und wir Alle wiſſen, wie er ihn pflegt. Er hat das große Glück gehabt, mit unſerm leider in die Fremde verirrten Genoſſen Ruland öde Strecken wieder anzubauen, und wir wünſchen und hoffen, daß er die Schlagbarkeit des von ihm gepflanzten Waldes noch lange überleben möge. Ihm gebührt die höchſte Ehre vor uns Allen. Brauche ich ſeinen Namen noch zu nennen? Ihr ruft ihn Alle mit mir, er ſchwebt auf Euren Lippen, nun ſo ruft denn!"

„Jorns! Jorns!" brauſte es von allen Stimmen durch den Saal, Jorns ſchüttelte den Kopf und machte eine Fauſt gegen den Redner, dann aber ſtieß er mit ihm an.

Die Feſttafel war faſt zu Ende, da entſtand Gemurmel und Gedränge unter einer Gruppe, die die ſoeben ausgegebene Zeitung empfangen hatte.

„Das iſt entſetzlich! Das iſt ſchändlich! Niederträchtig!" wurde gerufen.

„Was iſt es?" hieß es. „Vorleſen! Herr Adjunct, leſen Sie vor!"

Der Adjunct las den Schmähbrief gegen Ruland, den die Landeszeitung aus der amerikaniſchen Zeitung abgedruckt hatte.

Jorns war blaß, ſeine Lippen bebten. Ivo erhob ſich und machte den Vorſchlag, daß alle hier Verſammelten eine Zuſchrift an die amerikaniſche Zeitung richten ſollten, aus welcher der Artikel in die Landeszeitung übergegangen war, worin ſie mit ihrer Namensunterſchrift Alles, was gegen Ruland vorgebracht iſt, als eine Lüge brandmarken ſollten.

„Ja, ja, ſo ſoll es ſein!“

„Nein, nein!“ wurde dazwiſchen gerufen. „Er war ein Ehrenmann erſten Ranges. . . . Es iſt doch verdächtig, daß er ſo davongelaufen iſt,“ hieß es da und dort. Und wieder hieß es: „Er hat nie gelogen. Worthalten war bei ihm das Erſte; ein Handwerker, ein Waldarbeiter, der ihm ein Verſprechen nicht gehalten, wurde unbarmherzig entlaſſen . . . Wer ihm in's Geſicht ſah, der ſagte ſich, dem kannſt Du vertrauen . . . Er war ein Freigeiſt . . .“

Der Lohfarbene gehörte zu denen, die ſich am ſchnellſten zu den Widerſachern geſellten, denn er war ärgerlich, weil Alles, was er zu Stande brachte, den guten Vorarbeiten ſeines Vorgängers zugeſchrieben wurde.

Da nahm Ivo nochmals das Wort und ſagte: „Iſt es denn wirklich ſo, wie ich in meiner Nähe höre, daß ſelbſt bei einer ſolchen Sache die Religionsunterſchiede ſich geltend machen? Drüben die katholiſchen, hüben die evangeliſchen Freunde und Waldgenoſſen? Daß vor Jahrhunderten rechtes und linkes Ufer unſeres Stromes verſchiedene Herren hatten und darum katholiſch und evangeliſch ſein mußten, was geht das uns an? Wir haben auch in der Religion in unſerer Gegend gemiſchten Waldbeſtand. Ich weiß nicht einmal, zu welcher Confeſſion Ruland gehört."

„Er iſt lutheriſch", wurde gerufen.

Aber der Sattelförſter rief mit ſeiner commandirenden Stimme dazwiſchen: „Er hat den Jägerglauben; er glaubt, daß die Bäume grün ſind".

„Das gehört nicht hierher," wurde gerufen und der Vogelpfarrer ſagte leiſe zum Vicar: „Das war ungeſchickt, ich fürchte, aus der Sache wird nichts."

Jorns ſtand auf und legte die Hand auf die Schulter Ivo's. Es war ein ſeltſames Widerſpiel, die beiden Männer ſo zu ſehen, den hochgewachſenen, kräftigen Jorns und den rundlichen breiten Ivo. Sie wechſelten einen innigen Blick und Jorns ſagte leiſe zu Ivo: „Sprich nicht weiter, Du alte deutſche Seele; laß mir das Wort"

„Still, der Jorns will reden," rief Alles.

Jetzt trat abermals Stille ein und Jorns begann:

„Ihr lieben Waldgenoſſen! Wenn nicht Alle unterſchreiben, dann unterlaſſen wir die Schrift."

„Ich unterſchreibe," rief plötzlich Eilmeyer.

„Sie kennen ihn ja nicht," wurde ihm zugerufen.

„Aber ich unterſchreibe, wo ich den Namen des Herrn Jorns ſehe."

Es entſtand ein Ziſcheln unter den Verſammelten; die Art, wie Eilmeyer ſich vordrängte und etwas unterſchreiben wollte, was keinen Vortheil brachte, das war verdächtig. Ein Förſter, dem ſein Bruder in Amerika oftmals die Zeitung ſchickte, berichtete, daß Eilmeyer, wie er ganz ſicher wiſſe, oft Handelsberichte an die amerikaniſche Zeitung ſende.

Eilmeyer ſah ſich plötzlich allein, ſchlimme und höhniſche Blicke richteten ſich auf ihn; er wußte nicht, was das ſei. Er fragte dieſen und jenen, was denn vorgehe, erhielt aber keine Antwort.

Da rief eine Stimme, es war die des Lohfarbenen: „Der Mann, der dies geſchrieben, hat viel Unwahres geſagt, aber das iſt doch wahr: der Ruland deſertirte aus dem Staatsdienſt; wenn Jeder deſertiren wollte, weil ihm ſeine Frau geſtorben iſt, dann guten Morgen Holzdiebe und Wilderer!“

Dieſe Rede machte unverkennbar bedeutenden Eindruck und Ivo erhob ſich: „So ſagen wir, wir billigen dieſe That Ruland's nicht, aber ein Ehrenmann iſt und bleibt er.“

Dieſe Unterſcheidung verſchlug nicht.

„Soll ich noch ein Wort ſprechen?“ wendete ſich der neue Forſtrath an Jorns.

„Gewiß. Ihnen wird man gern zuhören. — Der Herr Forſtrath bittet um's Wort,“ rief Jorns und der Forſtrath begann:

„Meine lieben grünen Brüder oder vielmehr Brüder im Grünen! Ich habe zunächſt einen, wie ich hoffe, allgemeiner Zuſtimmung ſich erfreuenden Vorſchlag. Ich weiß, Ihr könnt das Rauchen kaum erwarten, alſo ſtecke Jeder ſeine Pfeife oder Cigarre an, derweil ich noch ein paar Worte zu ſagen habe; hoffentlich gehen meine Worte nicht in Rauch auf."

Das brachte gute Stimmung hervor, vor Allem lächelte Steinhagen, er hatte es ſo gut wie die Cigarrenraucher, er hatte eine geſtopfte Pfeife.

Der Forſtrath fuhr fort: „Alſo hört! Wenn von einem Freunde Uebles berichtet wird, ſagt jeder Rechtſchaffene zuerſt: Ich kenne meinen Freund, was da Uebles berichtet wird, iſt nicht wahr; ſollte doch derartiges geſchehen ſein, ſo müſſen Umſtände dabei walten, die die Sache anders erſcheinen laſſen. Wer nicht ſo denkt, weiß nicht, was Freundſchaft iſt."

„Ja, ja," riefen mehrere Stimmen. Andere dagegen ſagten: „Predigergeſchwätz!"

Der Forſtrath fuhr fort:

„Ich bin der Freund Ruland's, und ich ſage Euch, wäre die Mehrzahl der Menſchen wie Ruland, es ſtünde gut um die Welt. Ich bitte Euch, gebt mir beim Abſchied das beſte Freundeszeichen, indem Ihr Alle einſtimmig und offen den Verleumder verdammt. Wollt Ihr?"

„Ja! Nein!" wurde gerufen und Manche erzählten, wie durchgreifend und energiſch Ruland geweſen, man könne nicht wiſſen, ob nicht doch etwas wahr ſei.

Einige gingen bereits in heftigem Geſpräch davon, da ſie mit der Sache nichts zu thun haben mochten, denn ſie wollten Zorns, der den Ruland faſt mehr liebte, als ſeinen eigenen Sohn, durch Verweigerung der Unterſchrift nicht beleidigen.

„Mir iſt, wie wenn ich lauter Galle gegeſſen hätte“, ſagte Jorns zu Ivo, und dieſer beſtätigte, wie traurig es ſei, daß man von einem Ehrenmanne plötzlich das Niedrigſte für möglich erachte oder doch dazu ſage: wer weiß, kann ſein. —

„Horch!“ ſagte Jorns und legte ſeine breite Hand auf die runde Ivo's. Sie hörten, wie Mehrere davon ſprachen, man müſſe darauf dringen, daß die Sache an den Tag käme. Es wurde von anderen Vorgängen geſprochen, wo man ſich für verpflichtet gehalten, dem Entſetzlichen nachzugehen; man habe die Frau des Uhrmachers ausgegraben und gefunden, daß ſie mit Bleiweiß vergiftet war. Man erinnere ſich ja auch noch des Mannes, der ſeine Frau getödtet, dann entfloh, ſich in Algier hatte anwerben laſſen und nach Jahren ganz verwildert wiederkam und ſich dem Gerichte anzeigte.

Jorns ritt heimwärts. Die Trompetenmuſik ſpielte noch lange luſtig auf, der Heimreitende hörte ſie, bis er um die Bergecke bog. Er ritt in ſcharfem Trabe ſeinem Hauſe zu.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Frau Emmy ſaß im weitfaltigen reichen Morgengewande, die ſchmalen Füße mit den goldkäferglänzenden Schuhen auf einen Schemel geſtellt, in einem behaglichen Lehnſtuhl und las die Zeitung. Sonſt las ſie immer zuerſt die Familiennachrichten, die Heirathsanzeigen, aber heute ſah ſie den Namen Ruland: Frohlocken, giftiger Haß wechſelten in ihren Mienen.

Nun hat er's, der Stolze, der Eingebildete. Nun ſchweige wenigſtens beſcheiden, wenn man Dir in's Geſicht hinein ſagt, Emmy habe Dich verſchmäht.

Nachdem ſie nochmals geleſen, ſtand ſie auf, öffnete das Klavier und ſang. Die Fenſter ſtanden offen, warum ſollten die Stadtbewohner nicht einmal wieder die mächtige Stimme und die Coloraturen der Wittwe hören? Die Trauerzeit war ja vorbei.

Das Kammermädchen meldete Herrn Schaller. Emmy ſah das Mädchen einen Augenblick ſtarr an, dann ſagte ſie: „Iſt willkommen!“ trat ſchnell vor den Spiegel und freute ſich der wohlkleidenden Morgentoilette.

„Das hat man vom Gutſein," ſagte ſie ſich, „ich habe dem verwilderten, wenn auch bedeutenden Menſchen gut ſein wollen, und nun knüpft er eine Fortſetzung an, zu der ich gar nicht geneigt bin."

Sie machte indeß ſchnell im Voraus eine freundliche Miene. Schaller trat ein, und ſie ſagte: „Ein ungewöhnlicher Mann zur ungewöhnlichen Stunde."

„Sie haben geſungen?"

„Ja," entgegnete ſie, „ich muß mich zerſtreuen, ich muß — das Leben will's einmal — aus Trauer und Tod wieder in die Welt zurückkehren."

„Nun, was ſagen Sie denn zu meinem Manifeſt, oder eigentlich ſollte ich ſagen, zu unſerm?" fragte Schaller.

Emmy faßte krampfhaft die gelbe Troddel ihres Gürtels und ſchlug damit Kreiſe in die Luft.

„Ach ja," ſagte ſie, ſich faſſend, „ſehr pikant, überaus pikant!"

„Wie ſollte es anders ſein, da ich eine ſolche Muſe habe?" entgegnete Schaller.

Schnell ablenkend, ſagte ſie: „Herr Schaller, Sie ſollten Feuilletoniſt werden; Sie haben das Prickelnde und Scharfe."

„Ich danke. Ich verachte alles Geſchriebene. Die ganze gedruckte Welt iſt nur Surrogat für die verpfuſchte wirkliche Welt."

Emmy ſuchte die ſchöne Literatur zu vertheidigen, es ſei ſo anmuthig, ſich in ſeiner ſtillen Behauſung in eine fremde Welt zu verſetzen.

Schaller brach in lautes Gelächter aus und rief: „Wer uns hörte, könnte meinen, wir hätten wirklich Intereſſe an dem Geſchreibſel, und wir lachen doch darüber, daß die Herren Dichter ſich ſelber Gefühle einreden und uns Gefühle einreden wollen, und Alles iſt Humbug.“

„Sie ſind ein Schalk, nein, noch mehr, Sie ſind ein Schelm.“

„Ich nenne mich ſonſt mit ganz anderen Namen.“

„Nein, nein, Sie dürfen mir meinen geiſtreichen Freund Schaller nicht verunehren“ wehrte Emmy ab.

„Ich hatte auch Gutes von Ruland geſagt,“ fuhr Schaller fort, „allerdings nur, um das Andere glaubhaft zu machen. Nun haben die Schelme mir das geſtrichen und haben mich überſchelmt; ſie haben noch Geſalzenes hinzugefügt, was ich nicht geſchrieben habe. Verlaſſe ſich Einer auf Yankee's! Der Burſch weiß, daß ich mich nicht wehren kann, und ſetzt mir Derartiges hinein.“

„Aber die Stelle von den Furien iſt doch gewiß von Ihnen?“ Sie nahm die Zeitung auf und las: „Ruland und Rudolf Zorns waren Oreſt und Pylades, der Oreſt iſt von den Furien verfolgt entflohen, aber für ihn gibt's in keinem Tempel eine Ruhe. Noch ſind die Rachegöttinnen, die Furien nicht todt, ſie rauſchen mit ihren dunkeln Fittigen in der Atmoſphäre, ſchwingen ſich über's Meer, jagen und verfolgen den Verbrecher. Die Furien unſerer Tage heißen aber Atramentaria (Zeitung), Fulminatrix (Telegramm) und Anonyma (unnennbare öffentliche Meinung). Mit Druckerſchwärze, mit Blitz und den Spüraugen der untrüglichen Volksſeele haſchen und fangen und feſſeln ſie den Flüchtigen."

„Nein, das iſt nicht mein Stil," erklärte Schaller. „Uebrigens können wir Beide nun betheuern, daß das Manifeſt nicht von uns iſt, da ja der Yankee dieſe Zuſätze gemacht hat."

„Von uns?" wehrte Emmy halblaut ab, während alle Pulſe in ihr zitterten. In welche Genoſſenſchaft hatte ſie ſich begeben!

Es klopfte an; Toni, die Tochter des Amtmanns, trat ein, ſie war athemlos. Emmy begrüßte ſie mit holdſeligem Lächeln, aber faſt athemlos rief Toni: „Ich komme eben aus dem Wellenbade."

„Dein aufgelöſtes goldbraunes Haar iſt ſehr ſchön," unterbrach ſie Emmy. „Wir ſprachen eben von dem intereſſanten Vicar, der draußen im Dorfe iſt. Du kannſt uns gewiß Sicheres ſagen; nicht wahr, er heirathet Karla?"

Schaller ſtaunte über dieſe raſche Faſſung. Toni erklärte, ſie wiſſe nichts davon, und Schaller fügte hinzu: „Das wäre unmöglich, ein Adlerweibchen und ein Täuberich, das geht nicht."

„Ihr ſitzt da bei einander und wißt Nichts von dem Schrecklichen?" rief Toni.

„Was iſt denn?"

„Die ganze Stadt läuft ja hinaus an's Wehr bei der Holzſpälterei, dort haben ſie ihn herausgefiſcht, den armen Mädchenſchullehrer. Niederträchtige Menſchen ſind ſchuld an ſeinem Tod, es ſoll ein ganzes Complott ſein. Sie haben dem armen verwachſenen Mädchenſchullehrer Briefe geſchrieben, in denen die Tochter des Holzhändlers Kunzler ihm ihre Liebe bekennt. Du weißt ja, Amalie Kunzler hat ſich darauf erpicht, ihr Lehrerin-Examen zu machen, und war immer beſonders zutraulich gegen die Lehrer, zumal gegen dieſen, der ſich für ein unterdrücktes Genie, ja für einen Dichter hielt. Mehrere Briefe gingen hin und her und haben den armen Menſchen ganz verrückt gemacht. Vor wenigen Tagen hat er die ihm Begegnende angeſprochen und erklärt, daß er nun offen vor ihren Vater treten und um ſie werben wolle. Sie hat ihm natürlich ſagen müſſen, daß ſie Nichts von ihm wiſſe und wiſſen wolle, vielleicht hat ſie's ihm etwas ſcharf geſagt. Das hat ihn in den Tod getrieben. Wie muß nur den Menſchen zu Muthe ſein, die ſolch ein Unglück angeſtiftet haben? Freilich, wer ſo niederträchtig iſt, anonyme Briefe zu ſchreiben, hat kein Gewiſſen. Die arme Amalie iſt auch ganz verzweifelt. Was hat das unſchuldige Weſen gethan, daß ſie von ſchlimmen Buben in ſolch eine Geſchichte hineingezogen wird? Wenn Gerechtigkeit auf der Welt wäre, ſollte man die Schurken, die das gethan, erſäufen, wo das Waſſer am tiefſten iſt."

Emmy und Schaller ſahen einander an, und dieſer erzählte mit Ruhe, daß er ſich nun das Benehmen des buckligen Lehrers erklären könne, der verliebt nach der Holzſpällerei hinabſah, aus ſeinen Träumereien erſchreckt auffuhr, als er ihn anredete und um eine Cigarre bat.

„Und nun kommt das Zweite,“ fuhr Toni fort. „Ihr habt das doch auch geleſen, was in der Zeitung gegen Ruland ſteht. Aber da iſt derjenige, der das geſchrieben, an den Unrechten gekommen. Ruland iſt brav und ſtark, der erſäuft ſich nicht über ſolche Gemeinheit. Habt Ihr ſchon gehört, daß er wieder in Europa iſt? Er ſoll gekommen ſein, um auszuforſchen, wer das gethan hat.“

„Was ſagſt Du? Ruland iſt gekommen?“

„Ja, mein Bruder hat ihn geſtern in der Reſidenz geſprochen, er will dort zuerſt bei den Behörden wieder gut zu machen ſuchen, daß er ſeinen Poſten verlaſſen hat. Er ſoll Etwas gealtert haben, aber noch immer der ſchönſte Mann ſein. Mein Bruder wünſcht, der Schändliche, der ihn verleumdet, könnte an den Pranger geſtellt werden ſieben Tage lang, mit einem Zettel: „Ich bin ein Verleumder und ein Lügner.“ Mein Bruder meint, es ſeien auch Mehrere, nicht ein Einzelner, der das geſchrieben hat. — Und Sie ſind ja auch beſchimpft, Herr Schaller.“

Schaller warf einen triumphirenden Blick auf Emmy; ſie lächelte. Daß Schaller beſchimpft war, mußte jeden Verdacht ablenken.

Schaller ſprach zur Verzweiflung Emmy's noch längere Zeit mit der redſeligen Toni, und Emmy ſah lächelnd auf ſie. Sie hatte eigentlich einen tiefen Haß auf Toni: das iſt immer ſo jung, ſo hell, das lacht ſo harmlos. Emmy hatte Toni gewiſſermaßen als Hofdame an ſich gezogen, und für dieſe Gunſt mußte ſie ſich manche Vertraulichkeiten gefallen laſſen.

Als Toni endlich wegging, begleitete ſie Schaller; bald aber kehrte er zu Emmy zurück. Er mußte warten, denn ſie kleidete ſich um, und als ſie endlich erſchien, ſagte er: „Wie wär's, wenn wir jetzt den Spaß erſt recht luſtig machten und den Verdacht auf eine beſtimmte Perſon lenkten oder auf mehrere? da müßte Ruland aufſpringen, wie wenn der Boden unter ihm brennte."

„Sie meinen," ſetzte Emmy hinzu, „es wäre nicht unpaſſend, den ertrunkenen Schullehrer zum Urheber dieſer Geſchichte zu machen?"

„Einen Todten?" entgegnete Schaller, „da wäre ja, auch wenn's ſich mit Wahrſcheinlichkeit umgeben ließe, der Ruland fertig. Was will er mit einem Todten anfangen? Er muß hin und her auf Lebende gehetzt werden."

„Wiſſen Sie Jemand?" fragte Emmy.

„Vielleicht Eilmeyer, er correſpondirt nach Amerika."

„Ach, Eilmeyer! Dieſes Geſchöpf, halb Storch, halb Froſch!"

„Ich beuge mich vor Ihrem ſcharfen Witze," lächelte Schaller. „Sie haben Recht, wir haben gar Nichts zu thun. Wir ſind Zuſchauer, ſitzen in der Loge Numero

Sicher und betrachten uns das vergnügliche Spiel, Ruland hin- und herrennen zu ſehen, wie es von der vergifteten Ratte heißt.“

„Sie ſind ein dämoniſcher Menſch.“

„Sagen Sie lieber, ein Held.“

„Ja, ein Held, und ein Held wird eine arme Frau, eine verlaſſene Wittwe nicht mit in's Turnier ziehen, wo er allein Manns genug iſt, den Gegner in den Sand zu ſtrecken. War es Ihre Abſicht, daß Ruland wiederkommen ſollte?“

„Wie können Sie fragen! Es iſt die natürliche Conſequenz, und wir mußten darauf gefaßt ſein. Ja, meine edle Muſe, Ihr Frauen habt keine Logik, die Logik der Thatſachen wollt und kennt Ihr nicht.“

Emmy ſtimmte bei und wiederholte oft, wie kindiſch ſie ſei; das gab ihr einen naiven Anſtrich und ſtellte ſie als die Unbedachte hin, als Frau von geringer Geiſteskraft, mit der man nicht in's Gericht gehen könne.

Schaller blieb in ſeinem verbindlichen Tone, er ſah Emmy im Netze zappeln und ließ ſie nicht heraus.

In ihrer Verlegenheit, da ſie gar Nichts mehr zu reden wußte, begann Emmy: „Sind Sie auch in der Lebensverſicherung? Mein ſeliger Mann —“

Schaller unterbrach ſie, indem er höhniſch hinzufügte: „Der mich ſo ſehr geliebt hat, hat mir eine große Summe hinterlaſſen. Nein, ſchöne Emmy, ich bin nicht in der Lebensverſicherung. Wenn ich geiſtreich wäre wie Sie, würde ich ſagen: mein ganzes Daſein iſt ein Streben nach Todesverſicherung.“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ rief Emmy ängſtlich.

„Und doch müſſen wir Beide uns verſtehen. Aber ſeien Sie ruhig, ich freue mich, Ihr Theil der Schuld auf mich zu nehmen, ich bin das Opferlamm für Sie.“

Emmy wußte ſich nicht zu helfen, ſie fühlte, daß es eine ſchlimme Freundſchaft und gefahrvolle Gemeinſchaft mit ſolch einem Menſchen ſei.

Schaller ging davon. Emmy ſchaute ihm mit düſterem Blicke nach, ſie trocknete ſich die Stirn, auf welcher kalter Schweiß ſtand, ſie ſchloß das Fenſter und warf ſich auf das Sopha.

◆

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

* * *

Karla hatte ſchon lange beſtimmt, daß am Tage des Feſtes Mangold ſie auf der Jagd begleiten ſollte. Nun war Mangold krank und ſie mußte bei ihm ſitzen und hatte große Mühe, ihn darüber zu beruhigen, daß er durch ſein Ungeſchick ihr den Tag verdorben habe; denn er war ſicher, daß heute irgendwo ein Hirſch ausgebrochen ſei, und Karla ſollte auch einen Hirſch ſchießen.

Karla erwiderte, ſie möchte nur Raubthiere ſchießen.

„Gerade wie Dein Bruder Rudolf," rief Mangold, „der iſt auch kein rechter Jäger, Ihr artet Beide dem Pfarrhaus nach. Von Dir aber hab' ich's anders geglaubt, Du haſt von mir beſſer ſchießen gelernt als der Rudolf. Weißt noch, wie ſchön es geweſen iſt damals, als der Ruland und der Rudolf noch bei uns waren. Sie haben Dich immer den Windhund geheißen. So ſchöne Zeiten wie damals gibt's doch nicht wieder."

„Macht Euch nicht ſo unruhig und ſchlafet jetzt.“

„Ich am Tage ſchlafen, in einem Bett? Ich möcht' nicht unter einem Dach und in einem Bett ſterben, nur im Freien draußen. Ich bin im Wald geboren, ich bin der Sohn eines Kohlenbrenners und mein erſtes Lager war lebendiges Moos. . . . Der verfluchte Waſſermarder hat nur ſeine Naſe herausgeſteckt, aber ich hab ihn doch getroffen. Ich hab dem Vogelpfarrer verſprochen, viel von der Otter zu erzählen; der Kerl treibt's nur zu heimlich. Und wenn ich mir aus dem Otterbalg keine Pelzkappe mehr machen kann, dann machſt Du Dir einen Schlupfer (Muff) daraus und wärmſt Dir die gutthätigen Hände. Ich habe auch Deinen Fuchs mit dem Halsband geſehen und habe ihm ein Vergißmeinnicht Numero Null in die Bruſt geſteckt; der Kerl iſt aber doch davon. Das Recept zu meinen Hundepulvern, das findeſt Du unter dem Deckel verklebt in meinem Geſangbuche.“

Als Karla, um Mangold zu unterhalten, ihm erzählte, wie in der Vorzeit ein griechiſcher Held, Namens Odyſſeus, der die größten Gefahren tapfer beſtand, über den Tod ſeines treuen Hundes geweint hatte, ſagte Mangold ſeltſamer Weiſe: „Ja, an dem Schaller iſt doch auch noch was Gutes. Und weißt weshalb? Der Schaller hat einen Hund gern gehabt und ſeit dem Tode dieſes Hundes keinen mehr. Wer einmal einen Hund gern gehabt hat, an dem iſt doch noch was.“

Karla hatte alle Mühe, Mangold zu beruhigen, und dieſer, der merkte, daß er ſie beläſtige, rief endlich: „Weißt was? ſchick mir den Bobbel, der macht mich luſtig.“

Bobbel war aber heute nicht zu finden. Er war auch zum Feſtſchmaus gegangen; da ſollte etwas für ihn abfallen, denn Jeder hatte gern ſeinen Spaß mit ihm. Er machte ſich halb zum Simpel, halb war er's, ſo klug war er aber doch, daß er auf ſeinen Vortheil bedacht war.

Als Mangold endlich einſchlief, ſchlich Karla leiſe davon und half der Mutter und der Magd, das ganze Haus neu herzurichten. Man war heute ſicher, daß kein Beſuch komme, und nun wurden Thüren und Fenſter aufgeſperrt, es wurde geſcheuert, gewaſchen und geklopft, bis Alles wieder friſch und blank war.

„Jetzt kann der Rudolf mit ſeinen Zöglingen kommen, wann er will,“ ſagte die Mutter befriedigt.

Karla kleidete ſich am Abend friſch an, wie wenn der Tag erſt beginne, und ſaß vergnüglich mit der Mutter draußen auf der Bank.

„Der Vater wird heute ſpät kommen,“ ſagte die Forſtmeiſterin, „vielleicht bringt er den Ivo mit oder den Forſtrath und Ignatia.“

„Ja, Mutter, mir iſt's auch den ganzen Tag, wie wenn wir Beſuch bekämen; ich muß mich immer umſehen, ob nicht Jemand kommt.“

„Vielleicht kommt der Vicar.“

„Nein, der iſt ja auch zum Feſt.“

„Haſt Dich alſo mit ihm ausgeſöhnt? Ja, der Vater ſagt auch, er ſei ein beſonders feiner Menſch, er nehme Alles ſo gründlich und ſo behutſam und ſo echt.“

„Mir,“ entgegnete Karla, „iſt er ein ganz fremder Menſch geworden. Aber halt, ich höre den Mangold rufen.“

Sie ging nach dem Hauſe und kam zurück, Mangold an der Hand führend. Sie ſetzte ihn auf die Bank, legte ihm eine Decke über die Knie, ging wieder in's Haus, holte eine lange Pfeife des Vaters und zündete ſie ihm an.

Die Mienen Mangold's verklärten ſich und er ſagte: „Ja, ja, wer Dich einmal kriegt, der hat's gut, wenn er krank iſt, und hat's noch beſſer, wenn er geſund iſt; mach' nur bald, ſo daß ich's auch noch erlebe.“

◆

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Apfelſchimmel des Forſtmeiſters ſtampfte und ſchäumte, als ob er die ſchweren Gedanken ſpürte, die den Reiter bedrückten.

Schadenfreude! dachte Jorns vor ſich hin. Es ſitzt ein Teufel in den Menſchen, der ſie aus dem Schaden Anderer Freude gewinnen läßt. Was iſt Ehre! was ein guter Name, wenn die Menſchen ſo ſchnell bereit ſind, das Böſe zu glauben?

Das Pferd hatte von ſelbſt den Weg durch's Dorf genommen, und Jorns, der nicht ganz frei vom Aberglauben der Jäger war, ärgerte ſich, daß die alte Raſſel grinſend zum Fenſter herausſah und grüßte. Er dankte nicht und hielt ſich auch nicht wie ſonſt gewöhnlich beim Pudelkopf auf, der vor dem Hauſe ſaß. Er nahm das Pferd feſt in die Zügel und ritt heimwärts.

„Da kommt der Vater!" rief Karla, und als er vor dem Hauſe anhielt, fuhr ſie fort: „Aber, Vater, was iſt Dir? Und Dein Gaul dampft. Was iſt geſchehen?"

Jorns antwortete nicht. Er ſtieg raſch vom Pferde und brummte vor ſich hin: „Man ſoll nicht unter Menſchen gehen."

„Du kommſt früh wieder," ſagte die Frau, „und ſiehſt gar nicht aus, wie wenn Du von einer Luſtbarkeit kämeſt."

„Da lies," entgegnete Jorns, übergab Karla das Zeitungsblatt, führte das Pferd in den Stall und ging dann in das Haus. Er ſtand an dem Gewehrrechen, nahm die Flinte Ruland's herab, betrachtete ſie eine Weile und hängte ſie wieder an den Nagel; dann ſaß er hinter dem Tiſche, die geballte Fauſt auf den Tiſch gelegt, und hörte, wie Karla draußen der Mutter und Mangold vorlas.

Als ſie geendet hatte, ging er hinaus. Er ſah die Frau, er ſah Karla und Mangold an, Keines redete ein Wort; ſie ſchienen Alle wie erſtarrt.

„Setz Dich doch," ſagte die Frau mit mildem Tone, „oder willſt Du eſſen?"

Jorns ſchüttelte den Kopf verneinend, er ging mehrmals vor dem Hauſe auf und ab und öffnete die zuſammengepreßten Lippen nicht; dann ſtand er am Gartenzaun und klammerte die Hand feſt um den Stamm eines jungen Kirſchbaumes, als bedürfe er eines äußern Haltes. Er war ſchon ſo alt geworden und mußte jetzt erſt lernen an Gemeinheit glauben, an die bewußte freigewollte Niederträchtigkeit.

Der junge Hellauf drängte ſich an ſeinen regungslos daſtehenden Herrn. Jorns ſah auf ihn nieder und ſagte vor ſich hin: „Ja, ja, wo iſt ein Spürhund, der Witterung hat für das Raubzeug der menſchlichen Niedertracht?“

Er ſetzte ſich endlich zu den Seinen, ſie wußten, daß man ihm nichts einreden darf, bis er ſelber mit ſich fertig geworden, und ſo ſaßen ſie ſtill und ſchauten mit ihm in die untergehende Sonne.

„Es iſt,“ nahm Mangold das Wort, „wie jener Mann gethan hat; der kann einen Hund nicht leiden und da ſagt er denn: ich ſtraf' Dich nicht, ich mach's beſſer, ich geb' Dir einen böſen Namen, dann werfen alle Menſchen mit Steinen nach Dir. Iſt's nicht ſo?“ Niemand antwortete.

„Ach,“ rief Jorns wieder vor ſich hin, „wie muß das die reine Seele Ruland's verwüſten!“

„Verzeih mir, Vater,“ entgegnete Karla, „ich glaube, der Ruland ſchüttelt das ab wie giftige Raupen.“

„Aber zertreten, zertreten müßte man dieſe Raupen. Was! Raupen? Geier! Luchs! Wo iſt der Spürhund, der Witterung hat für dieſes elende Raubzeug? Was? Raubzeug? Der Menſch allein kann niederträchtig ſein.“

Jorns erzählte nun, wie es bei dem Feſte hergegangen und ſchloß: „Mir iſt der Mund ſo bitter, als ob ich nie mehr anders ſchmecken könnte.“

Die Frau holte eine ſeiner langen Pfeifen, reichte ſie ihm dar und ſetzte die zinnerne Vaſe mit dem geſchnittenen Tabak neben ihn, aber Jorns ſtarrte drein, als ob er das Alles nicht ſähe.

„Du haſt recht, ſo grimmig zu ſein,“ ſagte die Frau. „Aber Martin, wie oft haſt Du geſagt, weil es ſchlechte Menſchen gibt, iſt der Menſch noch nicht ſchlecht. Es gibt viele Gute und der Ruland iſt einer von den Beſten.“

„Ja, ja,“ beſtätigte Jorns. „Da geht die Sonne nieder. Wie das ſo ewig, heilig und ſchön iſt! Und das ſieht auch der Menſch, der dieſe Niedertracht begangen hat. Er ſchläft vielleicht heute Nacht gut und lacht, bevor er einſchläft, daß er ſo pfiffig geweſen iſt.“ Er öffnete die Weſte über der Bruſt und fuhr fort: „Man hat die Prügelſtrafe, die Todesſtrafe abgeſchafft; jetzt möcht' ich ſie doch wieder haben.“

„Laß den Grimm nicht über Dich Herr werden,“ beſchwichtigte die Frau. „Das iſt's, was die Schlechten wollen: die Guten auch ſchlecht machen.“

„Wohl, wohl! Du haſt heut ſchon meine Gedanken von morgen, Du biſt mein guter Morgen.“

Der Blick war innig, der Händedruck warm, mit welchem Jorns ſeine Frau erfaßte und ſie ſagte, ihm die Stirn glättend:

„Glaubſt Du, daß der Ruland das auch leſen wird?“

„O, gewiß! es iſt ja aus einer amerikaniſchen Zeitung übernommen. — Wenn ich nur bei dem guten Ruland ſein könnte, wenn ich nur ſeine gute brave

Hand faſſen könnte und ihm ſagen: Bruderherz, laß Dich nicht vom Grimm verzehren; es gibt noch getreue Menſchen, die an Dich glauben. O, wenn ich nur den Ruland da hätte!"

„Da haſt Du ihn," ſagte plötzlich eine Stimme, und der große ſtarke Jorns fiel dem Manne, der in der Dämmerung leiſe hereingetreten war und jetzt vor ihm ſtand, um den Hals und weinte bitterlich.

Jorns machte die Hand auf und zu und fuhr dann mit ihr nach ſeinen Augen. Er war es ſehr ungewohnt zu weinen.

◆

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

„Biſt Du es wirklich?“ fragte Jorns, endlich ſich losmachend, er riß die Augen weit auf, den ſtattlichen Mann anſtarrend.

„Ja, alter Freund,“ ſagte die verſchleierte, dabei aber volle Stimme Ruland's. „Guten Abend, Frau Jorns. Iſt das Karla? Guten Abend, Karla. Ei, Mangold, ſeid Ihr auch noch da?“

„Ja, Herr Bezirksförſter, aber es hat ſchon drei Viertel geſchlagen, drei Viertel auf gut Nacht Welt.“

Dieſe in luſtigem Tone vorgebrachten Worte bewirkten eine Erleichterung und Beruhigung der Hocherregten. Jorns ließ die Hand des Freundes nicht los und Ruland ſagte: „Ich ſpür's am Druck Deiner Hand, ich komme wieder zu meiner Kraft, ja, Du gibſt mir Deine Kraft dazu.“

„Alles, Alles!“ ſagte Jorns. Er wendete ſich um und fuhr mit der Hand über das Geſicht.

„Komm herein in's Haus,“ ſagte er. „Karla, zünde Licht an. Ich habe noch gar nicht geſehen, wie Du ausſiehſt, Ruland."

„Nein, nein, laß mich hier."

„Aber Sie müſſen doch etwas eſſen," half die Förſterin.

„Ich muß dafür danken. O! Ich bin bei Euch, wie wenn ich geſtern erſt gute Nacht geſagt hätte. Ich war zuerſt bei Freunden in der Hauptſtadt und habe Vieles geordnet, aber hier, bei Euch, bin ich daheim."

„Du haſt noch Deine alte Stimme," ſagte Jorns, „ſchau, auch mein Vorſtehhund, der Pfeffer, kennt Dich; ſieh, wie er ſich an Dich drängt."

Ruland ſtreichelte den Hund und fragte: „Haſt Du meinen Hellauf noch?"

„Nein, der iſt todt, ich hab' ihn erſchießen müſſen."

„So? Aber meine Flinte?"

„Ganz wie Du ſie geſchickt."

„Sag' mir vor Allem: gibt es hier Menſchen, die an die ausgeſprengte Verleumdung glauben?"

„Keinen, an deſſen Meinung Dir was liegen kann. Aber laß das jetzt; wir haben morgen Zeit, von Allem zu reden."

„Nein, laß mich jetzt, jetzt, ſofort laß mich Dir berichten."

„Kommet mit, Mangold, es wird zu kühl für Euch," ſagte Karla, half Mangold auf und führte ihn in's Haus. Auch die Mutter ging hinterdrein.

Ruland bat, daß Mutter und Tochter bald wiederkommen möchten, denn nur ein einziges Mal könne er darlegen, was er darlegen müſſe.

Still, Hand in Hand, ſaßen Ruland und Jorns auf der Bank, keiner ſprach ein Wort; die Art, wie ſie einander hielten, ſagte Alles. Die Mutter und Karla kamen zurück, ſetzten ſich leiſe nieder, und Ruland begann. „Ich bin gekommen, um den Schuldigen zu finden, aber auch um meine eigene Schuld zu büßen.“

Eine peinliche Stille trat ein. Jorns ſenkte den Kopf, biß ſcharf auf die Pfeiſe, ſtrich mit beiden Händen über die Kniee, dann ſchwer ſeufzend erhob er den Kopf und ſagte:

„Du haſt allerdings Deine Pflicht verlaſſen!“

„Ich war feig und treulos,“ rief Ruland knirſchend.

„Das iſt zu viel,“ entgegnete Jorns. „Wie ich an mich ſelbſt glaube, ſo glaube ich an Dich. Dein Thun und Laſſen muß guten Grund haben.“

„Ja, und um das auszuſprechen, bin ich über's Meer gekommen. Ich hätte damals zu Euch kommen ſollen und muß hart und ſchwer büßen, daß ich's nicht that. Jetzt laßt mich in dieſer Stunde gleich ausſprechen, was ich bisher für unausſprechbar hielt.“

„Sprich nur,“ entgegnete Jorns, „bei uns iſt Alles gut aufgehoben.“ Er that die Pfeiſe aus dem Munde, lehnte ſich zurück und ſchloß die Augen.

Ruland begann auf's Neue.

„Es war ein Abend wie heute. Ich war auf dem Stuhle eingeſchlafen, ich wachte auf. Wird es Morgen? wird es Nacht? Ich beſann mich. Heute hatten ſie mein Weib in die Erde gelegt, ich war heimgekehrt und hatte geſchlafen. Ich taumelte. Ich machte Licht. Ja, da iſt Alles. Jeder Stuhl, jeder Tiſch, geſpenſtiſch. Alles blieb da, darauf ihr Auge geruht hatte, es war wie vordem; die Stühle, das Sopha, der Nähtiſch, das Klavier, die Bücher, die ſo wohlgereiht daſtanden. Und ſie? Ich war wie lebendig begraben in meinem Hauſe. Ich rief laut; Niemand hörte mich. Die Haare ſträubten ſich, als wären ſie eiſerne Fäden; ach, und tauſend und tauſend elektriſche Ströme höchſter Wonne hatten mich durchzuckt, wenn ihre zarten Finger mir durch's Haar fuhren. Und jetzt, jetzt ſind die Finger kalt! O, meine Phantaſie war entſetzlich. . . . Was iſt Wahnſinn? die Zügel verlieren, ſein Denken, ſein Vorſtellen nicht mehr lenken können.

Das holdſelige Weſen mit ſeinem Liebreiz, ſeiner reinen Bildung nun Nichts mehr, Nichts! Grauſame Natur, die ſo bildet, ſo ſchafft und dann zerſtört.

Wie ſollte ich die Bäume, die Felder, die Wälder wiederſehen, auf denen ihr Auge geruht? Die ganze Welt war mir ein Greuel, die Erde, die ihren Leib aufgenommen . . . . Es ſoll mir Niemand Troſt ſagen: das wird ausheilen, du wirſt wieder leben mit alledem, was ihr Auge grüßte, in der Luft, in der ihr Athem geſchwebt. Nein, fort! fort muß ich, keine Stunde warten, kein ander Leben, aber eine andere Welt. Soll ich mich tödten? Ich habe Waffen. . . . Mir war's, als ſpürte ich leibhaftig einen harten Stoß ihrer zarten Hand gegen meine Bruſt, die den Gedanken des Selbſtmordes hegte. Ihr reiner Sinn, ihre milde Ergebung, und ich ein Selbſtmörder? Nein. — Das letzte, was ich mit Sylvia noch in Ruhe beſprochen hatte, war die Ueberlegung, ob ich dem von Amerika an mich ergangenen Rufe folgen ſollte, dort eine Forſtſchule zu leiten. Sylvia war bereit, mir zu folgen, ſie behauptete, ich ſei zu Größerem geboren. Nun wachte das wieder auf, als Heilung, als Rettung. Und ſo geſchah, was geſchehen iſt. Es büßt kein Menſch, der unſchuldig iſt; es an Beſonnenheit fehlen laſſen, iſt auch eine Schuld, ich habe das Schwere verdient."

Ruland hielt ein. Er hatte die Cigarre ſchon bei Beginn ſeiner Erzählung weggeworfen, jetzt hörte man ſeine Bruſt ſchwer athmen.

„Nun wird Alles gut," ſagte Jorns, ſeine Stimme mild abdämpfend. „Du biſt zu uns gekommen, nun wird's gut."

„Zu Euch? Nein, ich wäre auch zu Euch noch nicht gekommen; ich bin da, um die Spur des Menſchen zu finden, der es gewagt hat, mich zu verunehren. Mich! das hätte ich ertragen, aber ſie! aber ſie! Ich muß ihn finden."

„Mein Freund," ſagte Jorns, ſeine Hand auf die Schulter Ruland's legend, „das Wild läßt eine Spur im Walde, aber nicht der Vogel in der Luft, und ſolche ſchlimmen Worte ſind wie ein Raubvogel in der Luft.“

Eine längere Pauſe trat ein. Die Forſtmeiſterin ſchluchzte in ſich hinein, Karla preßte ſtumm die Hände ineinander und Ruland fuhr fort:

„Ich bin noch nicht fertig, ich will ausgraben, was auf ewig hätte verſchüttet ſein ſollen; ich will Alles bekennen, und wenn es mir das Hirn zerſprengt. Das iſt die Strafe, weil ich ſo ſtolz war und keine andere Verantwortung als die vor mir ſelber anerkennen wollte. Wer Ehre und einen guten Namen hat, muß ſie auch vor den Menſchen wahren und verantworten.“

„Ich möchte Dich bitten,“ ſagte Jorns aufſtehend, „mit Deinem Bericht bis morgen zu warten.“

„Nein, nein!“ rief Ruland heftig. „Heute! Ich werde mich bemühen, Euch nicht zu quälen, ich werde von nun an erzählen, als ſpräche ich von einem Andern; es iſt auch ein Anderer, als der von damals.“

Jorns ſetzte ſich wieder und Ruland fuhr fort.

◆

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

„Soll ich Euch ſagen, wie glücklich ich war und wie glücklich ich ſie machte? Ich war ſtolz auf ihre Liebe und ſtolz auf meine Kraft zu lieben. Ich kam mir wie geheiligt vor durch ſie. Jeder Menſch hat ſich etwas vorzuwerfen aus ſeiner Vergangenheit; von dem reinen Vließe, das uns die Natur mitgibt, wird da und dort eine Flocke ausgerauft, wenn wir durch die Hecken kriechen müſſen. In einer innigen Stunde ſagte ich ihr einmal: ach, Du biſt ſo rein, und ich? — ich bin keiner der Schlechteſten, aber auch ich habe mir vorzuwerfen. Und da erwiderte ſie: Lieber Bruno, laß Dich dünken, Du habeſt eine lange mühſelige Reiſe gemacht, ſeieſt in unordentliche Wirthshäuſer gekommen, und nun, nun biſt Du daheim."

„Ja," rief die Forſtmeiſterin, „ſo war ſie. Ich meine, ich höre ihre Stimme."

Ruland fuhr fort: „Ich war neu geboren und heilig auferſtanden durch ſie. Unſer Leben war voll

Sonnenſchein und Heiterkeit, die ganze Welt wie von einem Hauch der Anmuth übergoſſen. Das war ſelbſtverſtändliches inniges Denken und Sein ſelbander, durch einander, mit einander, Alles ergänzend, das Begonnene, das Halbe, das Unklare, das Einſeitige. Ach! Sie galt in der Welt für ein Weſen von faſt ſtolzer Haltung, von wenig Hingebung, ſie erſchien herb, verſchloſſen, ich, ich allein wußte, wie demüthig, wie hingebend ſie war.

Ach, wie lebten wir! Mit ihr allein im Walde, in der ſchönen, mit unendlicher Ruhe und Stille geſegneten Behauſung, wir ſelbander, zwei Menſchen und doch nur einer. Wenn ich das Haus verließ, konnte ich mir kaum denken, daß ich ſo für mich allein dahin gehe und ſie zurück laſſe, daß wir zwei Menſchen ſind, das Eine da, das Andere dort ſein kann. Und ſie ſelber ſagte einmal: Hat es je zwei Menſchen gegeben, die ſo eins und glücklich waren wie wir?

Jeder Tag war eine neue Schöpfung der Welt. Ihr habt ſie ja auch gekannt, aber Niemand außer mir kannte ſie ganz. Sie erſchien vor der Welt ſpröde und war doch ſo ſanft, ſie erſchien zerbrechlich und war doch ſo ſtark. Mit Dir, ſagte ſie einmal, könnte ich im Urwald leben, fern von meinen Mitmenſchen.... Wenn ich zurück denke, iſt mir das Jahr unſerer Ehe wie eine einzige Morgenfrühe an einem unergründlichen See, der den Himmel und die Erde wiederſpiegelt.

Frohſinn, Heiterkeit, Gelaſſenheit, das war ihre innerſte Natur, voll Milde und Wärme, niemals haſtig, niemals läßlich; ich glaube, ſelbſt der roheſte Menſch hätte ihr gegenüber nicht roh ſein können. Sie war feſt in ſich, alles Gute war ihr ſo ſelbſtverſtändlich wie der Blick ihres Auges. Bewundernd hörte ich oft, wie ſie Alles mit dem einfachen und einzig richtigen Worte bezeichnete.

Ich war ſo voll Liebe zu allen Weſen, daß ich mir gar nicht vorſtellen konnte, es gäbe einen Menſchen auf der Welt, der mir nicht liebevoll geſinnt ſei. Und doch war Einer da.

Es iſt möglich, daß er Sylvia vor mir geliebt hat, vielleicht beſchönigte er aber nur ſeine Verlorenheit und Verdorbenheit damit, daß er ſich zu Grunde richte, weil er ſie nicht ſein nennen konnte. Ihr kennt ihn ja, den Schaller, er ließ nicht ab, mich zu verfolgen, bis ich ihn dem Gerichte überlieferte."

„Er iſt wieder da," ſagte Jorns.

„Er iſt wieder da?" rief Ruland und Jorns fragte: „Wie wirſt Du ihm begegnen?"

„Wie ich ihm begegne?" wiederholte Ruland. „Ich werde ihm freundlich begegnen. Ob der Menſch ſich ſelber zu Grunde richtet oder das Schickſal ihn verdirbt, bemitleidenswerth iſt er immer."

Wieder trat eine Pauſe ein und Jorns ſagte:

„Warum quälſt Du Dich und uns, das Alles noch einmal aufzurühren?"

„Ich muß," nahm Ruland auf. „Man begrub

ſie; ich war dabei, Ihr auch. Ich begriff es nicht, daß ich gehe, daß ich ſehe, daß ich athme; mir war's, ich träumte das Alles nur, daß ein Grab geöffnet und zugeſchüttet worden, das Alles war nur ein böſer, entſetzlicher Traum.

Ich kehrte in mein Haus zurück. Ob ich geſchlafen oder in einer Ohnmacht gelegen, ich weiß es nicht. Ich wachte auf, ich war allein in der Nacht. All mein Denken und Phantaſiren wühlte ſich in's Grab hinein. Die Lippen, die mich geküßt, die Augen, die mir geglänzt, der Buſen, an dem ich geruht, alles das todt, verweſend. Und ich athme und bin hier allein? Ich allein? Nein, ſie kann mich nicht allein laſſen. Es muß eine entſetzliche Gewalt ſein, die ſie zwingt, mich allein zu laſſen. Bis in den Wahnſinn hinein verwirrte ſich mir Alles.

Ich wußte, ihr ſeid meine Freunde und noch viele Menſchen; aber was half mir's? Jeder lebt ſein eigen Leben. Ich bin allein, ſie nicht mehr mit mir, die mein Leben lebte. Mein Hund kommt und drückt ſich an mich heran, ich ſtieß ihn von mir. Alles lebt und ſie nicht mehr!

Ich war allein, wie ich nie geglaubt hätte, daß es ein Alleinſein geben könne. Eine namenloſe Bangigkeit überkam mich. Ich war wie ein verirrtes Kind. Ich hatte unſägliches Heimweh nach ihr. Ein Entſetzen war mir das Bild der Himmelfahrt Mariä, das an der Wand hing. Ich ſtarrte lange darauf, ach, ich kann nicht ſo demüthig der ſelig Dahinſchwebenden nachſchauen. . . .

Alles ringsum ſo ſtill. Die ganze Natur hielt mit mir den Athem an, die Bäume, die Wieſen, ſind ſtill und lauſchen, bis ſie kommt. Sylvia! Sie muß kommen. Plötzlich rauſcht es vom Windesbrauſen in den Bäumen, die Thür geht weit auf, aber es kommt Niemand herein. Ein Dunkel gähnt mich an aus dem Flur, wie aus einem Grabe. Die Thür ſteht offen, es kommt Niemand. Ich nehme meine Flinte herab; warum warte ich auf den Tod? Und da, da ſehe ich ihr Bild, es ſieht mich ſo wunderbar an, und es iſt mir als ſpräche es: Du ſollſt nicht hier bleiben, Du kannſt nicht; ſuche Dir neues Leben in einer neuen fremden Welt. . . . Meine Seele irrte umher auf dem ganzen Erdenrund. Wohin ſollte ich mich wenden? Da fiel mir ihr Wort ein: Ich könnte im Urwald mit Dir leben. Und ſo ging ich.“

„Du wollteſt eine Kraftkur mit Dir machen,“ fiel hier Jorns ein, „Du glaubteſt in der Welt draußen den Kühlbrunnen zu finden; aber ſo wenig Du die Bäume ausreißen konnteſt, ſo wenig konnteſt Du aus Deinem Herzen die Erinnerung an Dein altes Selbſt tilgen. Ich ſelber habe tagelang verzweifelt, nachdem Du Deinen Hund und Deine Flinte geſchickt hatteſt, auch Rudolf verzweifelte, und trotz Deiner Anzeige an die Regierung und trotzdem Alles bei Dir in Ordnung ſtand, handelteſt Du doch nicht pflichtgetreu.“

„Gewiß nicht!“ ſtimmte Ruland traurig bei.

„Lieber Ruland,“ ſagte die Forſtmeiſterin, „Sie brauchen uns von Sylvia nicht mehr zu erzählen, ich kann Ihnen vor Gott und der Welt Zeugniß geben. Noch am Tage vor ihrem Tode war ich ja bei Sylvia und ſie ſagte mir: Liebe Frau Jorns, ich hätte nie geglaubt, daß es immer und immer noch eine Steigerung des Glücks geben könnte; ich meine, ich werde jeden Tag noch glücklicher. Das kann ich Ihnen bezeugen, und das kann Ihnen voll genügen . . . Nun aber, wenn Sie noch erzählen müſſen, kommen Sie in die Stube.“

Sie ging hinein, die Anderen folgten.

Drinnen ſagte Ruland: „Sonderbar! Mein eigen Haus habe ich nie im Traum geſehen, wohl aber dieſe Stube mit dem breiten grünen Kachelofen und dem Gewehrrechen; ich habe die Uhren ticken hören, habe Dich im großen Lehnſtuhl geſehen und auch die Bücher da auf dem Brett hab' ich geſehen.“

Als Ruland ſeine Flinte ſah, ſagte er: „Gut, daß die noch da iſt. Aber ich habe auch andere gute Waffen aus Amerika mitgebracht.“

„So iſt's recht,“ beſtätigte Jorns, „erzähle uns, wenn Du noch nicht ſchlafen kannſt, von Deinem Leben in Amerika. Ich ſtecke mir noch eine friſche Pfeife an.“

Ruland zauſte an ſeinem Bart und ſtrich ſich die Hauptʼhaare mehrmals zurück, dann begann er auf's Neue:

„Ich kam nach Amerika. Ich wollte kein persönliches Glück mehr auf der Welt, ich wollte mich nur noch verbrauchen. Ich ſchloß mich einer Erforſchungsreiſe und einer Vermeſſung von Staatsland an. Man ſagte mir, ich ſei ſo muthig geweſen wie Keiner. Ach, es war kein Muth; ich hoffte nur zu ſterben. Ich habe wochenlang kein Wort geſprochen, als was zur Jagd gehört. Du weißt, ich war kein glücklicher Jäger, ich traf gut auf die Scheibe, aber ſelten auf das Wild, erſt in Amerika hatte ich Jagdglück; ich habe Bären und Büffel erlegt.“

„Was?“ rief Jorns, „Bären und Büffel haſt Du gejagt? Das muß ja herrlich ſein!“

„Ach, lieber Freund, nichts iſt herrlich, wenn in der Seele ewiger Schmerz nagt. Aber bei der Bärenjagd gedachte ich oft, wie recht Du haſt: ohne Jagdluſt gibt's keine rechte Waldluſt, man kommt dann nur zum Wald, wenn man Bäume zu ſchlagen hat, iſt kein lebendiger Freund desſelben. — Ich habe den Waldbeſtand eines großen Theiles der Vereinigten Staaten kennen gelernt, vor Allem den Staatswald, und hielt es für meine Pflicht, auf die ſchwere Gefahr, die aus der Waldverwüſtung entſtehen muß, hinzuweiſen. Ich ſchrieb auf Grund meiner Wahrnehmungen eine Schrift, in der ich darlegte, welch ein herrliches Stück Boden auf ewige Zeiten zur Wüſte gemacht werde und wie durch die fahrläſſige Art des Holzfällens ein Brutneſt von Ungeziefer entſteht, das bei weiterem Fortſchreiten nicht mehr zu tilgen iſt. Die Thatſachen konnte man mir nicht widerlegen, aber man hatte leichten Spott darüber, daß ich mich hinreißen ließ, den Ausdruck zu gebrauchen, daß mich der Boden jammerte. Aber was nützen Warnungen? Es iſt, wie wenn ein erfahrener Mann einen jugendlichen Verſchwender warnt; der hört doch nicht auf ihn, bis er es in ſeinen alten Tagen büßen muß."

„Da haben wir ein lebendiges Beiſpiel an dem Schaller," fiel Jorns ein. „Aber verzeihe, ich habe ihn Dir nicht in Erinnerung rufen wollen. Erzähle weiter."

„Sollte man es glauben!" fuhr Ruland fort, „ganz rechtſchaffene Leute ſagten mir offen, daß ich mit meinem Eifer für die Waldkultur gewiß ein Wald- und Landgeſchäft machen wolle! Und als ich einem äußerſt praktiſchen Mann erklärte, wie ich durchaus kein perſönliches Intereſſe, ſondern nur die Sache im Auge habe, erwiderte er mir mit ſchmeichelhaftem Tone: Ich achte Sie deshalb nicht geringer."

„Das iſt's, das iſt's, ja ſo ſind ſie!" rief Jorns, glücklich, aus der traurigen Geſchichte auf etwas Anderes ablenken und dabei aus voller Seele lachen zu können.

„Der neue Präſident war gewählt," nahm Ruland wieder auf, „der Deutſche, der jetzt Miniſter des Innern geworden, hatte theils früher meine Anſichten gehegt, theils wurden ſie ihm jetzt noch klarer. Es hatte allen Anſchein, daß mir ein großer Beruf beſchieden ſei; es kam etwas von Beruhigung über mich. Glück gibt es für mich nicht mehr.“

„Bitte, erzähle weiter,“ unterbrach Jorns und Ruland willfahrte.

„Wochenlang war ich in Waſhington. Ich ſchrieb von da aus den Brief, aus welchem Rudolf einen Auszug in Euren Zeitungen veröffentlichte. Ich beſuchte viele Kongreßmitglieder und legte ihnen dar, daß die Beforſtung nicht Sache einer einzelnen Landſchaft oder einer Abgrenzung ſei, ſondern die eines ganzen Kontinents. Ich fand kaum Gehör. Eine freche Raubſucht, die ſich gern Freiheit nennt, hatte den Plan des Waldſchutzes und der neuen Beforſtung zwar nicht ganz vernichtet, aber ſchlau hintertrieben. Ich war dabei, als die geringe Summe zur Erforſchung des Waldbeſtandes bewilligt wurde und das hieß, die Sache zunichte machen.

In dieſer Stimmung kam ich aus dem weißen Hauſe.

Da traf ich einen alten Kameraden der mir ſagte: Du mußt Dir Nichts daraus machen. — Doch, doch, erwiderte ich ihm. Wie kann man Etwas, dem man ſeine beſte Lebenskraft widmen wollte, auf einmal ſo anſehen, daß man ſich Nichts daraus macht? Es iſt eine Schande für die Republik, daß ſie nicht aufhören will, ſich an der Natur zu verſündigen.

So? Das meinſt Du? ſagte der Freund; ich meinte das Andere.

Welches Andere?

Er wollte lange nicht mit der Sprache heraus, endlich zeigte er mir die Zeitung mit dem Schmähbrief, der, wie ich geſehen habe, nun auch hier abgedruckt iſt.

Du kannſt darüber lachen, ſagte mir der Freund, aus Derartigem macht man ſich hier zu Lande Nichts; das hat ein argliſtiger Feind von Dir geſchrieben, oder vielleicht haben ſie ſich in einer deutſchen, ſogenannten gemüthlichen Kneipe zuſammengeſetzt und gemeinſchaftlich unter Wiehern und Johlen das Ding gebraut.

Es war mir Anfangs auch gleichgültig, der große Schmerz hatte mein Perſönliches nicht aufkommen laſſen. Aber als ich ſah, wie alle Menſchen, die mich kannten, mich ſo ſeltſam betrachteten und ein verkommener Landsmann mich höhnte, da änderte ſich's in mir. Wie iſt ſolche bewußte Rohheit und Verlogenheit möglich?

Wenige Tage darauf ſtand in der Zeitung eine Erklärung, mit meinem Namen unterſchrieben, worin ich ſagte, ich kehre nach Europa zurück, um den Verleumder zur Rechenſchaft zu ziehen. Ich ging nach der Redaction, das Schriftſtück war in meinem Namen eingeſchickt worden. Ich klagte es meinem Freunde, er ſagte mir: Das iſt nichts Ungewöhnliches hier und iſt eine Intrigue der eingeborenen Waldſchinder, die Dich in die Heimat ſchicken wollen; wenn Du nun nicht gehſt, biſt Du verdächtig und beſchimpft.

Was ich? Was liegt an mir? Meine Frau, ſie, ſie iſt beſchimpft.

Ich drang in meinen Freund, dem Urheber des erſten Briefes nachzuforſchen.

Der Freund hatte geforſcht und es war ganz ſicher, der Schmähbrief war von hier, aus der hieſigen Gegend ausgegangen. Und nun bin ich da, und muß ihn finden, der die Hohe gekränkt hat; ſie iſt verleumdet, um ihretwillen darf ich die Lüge nicht dulden, und Du und wer es gut mit mir meint, muß mir helfen."

„Du willſt alſo Rache nehmen an dem Verleumder?" ſagte Jorns. „Nimm die Möglichkeit an Du findeſt ihn und ziehſt ihn vor Gericht, dann wird er zu einer Gefängnißſtrafe von einigen Wochen, vielleicht nur zu einer Geldſtrafe verurtheilt."

„O," rief Ruland, „Gefängnißſtrafe, Geldſtrafe — ich erdroſſele ihn, ich zerbreche ihm die Hand."

Mit großer Ruhe erhob ſich die Frau Forſtmeiſterin, legte ihre Hand auf die Schulter Ruland's und ſagte: „Ich verſtehe vollſtändig Ihre unſägliche Trauer; Ihr Unglück iſt groß, aber das Schlimmſte iſt, daß Sie fortan auf jeden Menſchen Verdacht haben werden, daß Sie dadurch vielen Menſchen Böſes anthun und Leid zufügen. Sie müſſen Jedem, der Sie grüßt, in's Geſicht ſehen und bei ſich fragen: iſt das nicht ein Heuchler? Und weil Ihnen ſelbſt Böſes angethan wurde, wollen Sie jetzt Anderen Böſes anthun oder ihnen doch zumuthen? Mein Vater hatte den alten Spruch: Der Rache ſind die Hände auf's Herz gebunden. — Befreien Sie ſich." Die Forſtmeiſterin faßte beide Hände Ruland's, hielt ſie und ſprach mit ungewohntem Tone: „Dieſe Hände ſollen nichts Schlechtes thun. Wenn Sylvia lebte, ſo würde ſie ſagen: Lieber Bruno, laß ab, Du thuſt Dir ſelber am weheſten; Du ſollſt im Lichte wandeln und nicht im Schatten des Argwohns. Soll es den Schlechten gelingen, Dich ſchlecht zu machen? Dann haben ſie ja geſiegt."

Die große Wanduhr begann in langſamen Tönen zwölf zu ſchlagen und die kleine ſchien ſich zu beeilen, ihr nachzukommen.

„Es iſt ſpät," ſagte Jorns, „die Hauptſache wiſſen wir jetzt, über Einzelnes können wir noch gelegentlich ſprechen."

„Nur um Eins bitte ich," drängte Ruland. „Sagt mir, gibt es hier Menſchen, die glauben, daß ich ein ſolches Verbrechen begangen?"

„Das haſt Du ſchon einmal gefragt und ich widerhole Dir: wie magſt Du ſo fragen? Gemeine Naturen glauben das Gemeine. — Aber, nun genug, ich kann nicht mehr, ich habe heute auch ſchon viel erlebt. Du haſt einſtweilen Dein altes Zimmer.

Schlaf gut darin, wie in alten Tagen. Komm, ich leuchte Dir.“

Die Frauen gingen davon, die Forſtmeiſterin gab Ruland die Hand, Karla ſagte ſtarr dreinſchauend „Gute Nacht!“ Sie reichte ihm keine Hand.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Still iſt die Nacht im Walde, der Thau ſenkt ſich nieder auf Baum und Moos, jeder Zweig, jedes Blatt, jedes Gras über der Erde wird neu erquickt, und die Wurzeln im Erdengrund ſaugen den Saft und ſchicken ihn hinauf durch Stamm und Aſt. Der Erdenſaft und der Himmelsthau nähren alles Leben. Die Vögel in den Neſtern ſchlafen und halten einander warm, da ſchleicht eine Wildkatze ſtammauf, ſtammab, von Baum zu Baum, mit unermüdeter Schnellkraft packt ſie die Argloſen, weiß mit ſcharfem Biß die Schlagadern zu treffen, und wo ein Thier ſich zur Wehre ſetzt, hackt ſie ihm mit ihren ſcharfen Krallen gerade in die Augen

Im Forſthauſe ſchlich der Dämon des Argwohns, leiſe, unhörbar treppauf, treppab, von einer Kammer zur andern und peinigte die Menſchen, die die Ruhe ſuchten und richtete ſeine Krallen gerade nach den

Augen, daß ſie nicht mehr recht ſehen, was in der Welt ſich bewegt.

„Was iſt Dir?“ fragte Jorns, da ſeine Frau ſo unruhig war.

„Ich weiß nicht, mir iſt, wie wenn unſer Haus auf einmal eine Räuberherberge im Walde geworden wäre, wo man ſich damit abgibt, den Menſchen aufzulauern und Liſten auszudenken.“

„Ich verſtehe nicht, was Du willſt und meinſt.“

„Ich habe den Ruland nicht weniger lieb als Du, aber was hat er uns jetzt in's Haus gebracht? Ruheloſigkeit, Denken auf Schlimmes Tag und Nacht.“

„Mir iſt freilich auch,“ entgegnete Jorns, „wie wenn ich an dieſem Tag um und um gedreht wäre. Ich habe doch gewußt, daß es ſchlechte Menſchen auf der Welt gibt, aber ſolche Niedertracht, einen Mann wie Ruland zu verleumden, und ſolche Niedertracht, die Verleumdung zu glauben, habe ich nicht gekannt; man kann Niemand mehr trauen, auf Niemand mehr bauen.“

„Ja, ſo iſt's,“ nahm die Frau auf. „Jetzt wird man Tag und Nacht der Schlechtigkeit der Menſchen nachſpüren und dadurch wird man ſelber ſchlecht. Ruland muß ſich's gefallen laſſen, daß Niedrige niedrig von ihm denken und ſich daran genügen, daß Gute gut von ihm denken. Er darf unſer Haus nicht verderben, daß da jetzt alles Geſindel herankommen kann, das etwas Schlechtes ausgekundſchaftet hat; wenn das iſt, ſoll er lieber anderswo bleiben, und nicht bei uns."

„Frau! Frau! Aber ſo ſind die Weiber."

„Wie ſind die Weiber?"

„Uebertrieben gut und übertrieben bös."

„Ich bin nicht bös. Aber gib Acht, von heute an iſt unſer Haus verkehrt und Du auch. Warum lachſt Du?"

„Laß mich's verſchweigen."

„Nein, ſag' mir's offen."

„Ich ſage, wie jener alte Kriminaliſt: bei dieſer Sache iſt eine Frau, und wer weiß, vielleicht eine, die in ſchönen Kleidern auf der Straße und in Geſellſchaften umherſtolzirt; ſchöne Kleider und ein ſchmutziges Gewiſſen drunter!"

Der Widerſpruch und Zorn in der Forſtmeiſterin hatte nur auf eine Gelegenheit gewartet, wo etwas geſagt wurde, das über die Linie des Rechtes ging; jetzt, da ihr ganzes Geſchlecht angegriffen war, ging es los, und die Friedſamkeit, die ſeit dreißig Jahren Mann und Frau in beſter Herzeinigkeit zuſammengehalten, ſchien ſich in Uneinigkeit zu verwandeln. Jorns aber hatte Beſonnenheit genug, zu ſagen: „Wenn ich übertrieben habe, ſo gib mir's wieder heraus und wir wollen nicht weiter reden; es ſoll nicht die erſte Nacht ſein, in der wir im Zorn auf einander einſchlafen. Alſo gute Nacht Luiſe, ſchlaf in guten Gedanken ein, ich will es auch thun.“

Die Frau hätte gern erwidert: ich habe die guten Gedanken, Du aber leider nicht. Es war ein ſchwerer Seufzer, mit dem ſie es unterdrückte, aber es gelang ihr doch und ſie ſagte: „Ja, gute Nacht, Martin.“ —

In ihrer Kammer, deren Fenſter thalwärts ging, lag Karla, und in der Kammer, deren Fenſter nach dem Bache zu ging, lag Ruland. Sie hatten Beide mit Niemand zu reden, aber Jedes um ſo mehr mit ſich.

Karla war nicht fremd in der Beobachtung von Thun und Laſſen der Menſchen, ſie wußte, daß es Grundverdorbene gibt, Laſter, Diebſtahl und Mord, aber Gemeinheit, dieſe Luſt einen Andern zu kränken, nur um ihm wehe zu thun, um ihn leiden zu ſehen, das kannte ſie nicht. Und noch ein Anderes peinigte ſie. Sie hatte immer an Ruland als einen Menſchen von reiner Idealität gedacht, nun ſah ſie nicht nur einen Schmerzgebeugten, ſondern auch einen Wilden, Rachgierigen, der bereit war, eine an ihm begangene Unthat in der nächſten Minute durch eine Unthat zu vergelten. —

Ruland lag in fieberiſcher Aufregung noch lange in dem offenen Fenſter und ſtarrte hinaus über den rauſchenden Bach nach dem dunkeln Wald. Er hatte ſein Innerſtes aufgeſchloſſen, hatte Schmerz und Zorn in die Herzen der Seinen geworfen, aber

Schmerz und Zorn war in ihm nicht minder geworden. Nun kam noch das bittere Gefühl dazu, daß er durch eigenes Leid ſo viel Leid über die treuen Seelen bringen müſſe.

* * *

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Der Forſtmeiſter.

Roman

von

Berthold Auerbach.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1879.

Alle Rechte vorbehalten.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Zweites Buch.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Erſtes Kapitel.

Der Morgen war friſch und hell, Ruland ſagte ſich, daß er ſich ſelber und den Freunden zu liebe die alte Mannhaftigkeit wieder gewinnen müſſe; keine Klage, kein Hülferuf ſollte mehr über ſeine Lippen kommen, er wollte ſtark ſein. Seine Geſtalt und der Ausdruck ſeiner Mienen hatte noch immer das Beherrſchende, ja faſt Befehlende, obgleich ſein ehedem ſo leuchtendes Auge gedrückt und verdunkelt war.

„Gottlob, Sie ſind wieder der Alte,“ ſagte die Frau, die ihm zuerſt vor dem Hauſe begegnete und ſeine feſte Haltung bemerkte; ſie fragte, wie er zum erſten Mal wieder in der Heimat geſchlafen; Ruland erwiderte mit heller Stimme: „Ich habe noch lange wach gelegen, dann aber erquicklich geſchlafen, wie nie in der Fremde. Ich fühle von Neuem, das eigentliche Leben iſt nur unter denen, wo man von altersher heimiſch iſt. Ich hatte aber geſtern Abend, als ich allein war, das bittere Gefühl, daß ich Sie Alle mit meinem

Schickſal belaſte; ich bitte, laſſen Sie das nicht ſo ſein, Sie ſollen ſehen, daß ich mich beſſer faſſe.“

„Das iſt recht. Verunreinigen Sie ſich nicht mit Anfaſſen der Niedrigkeit.“

In einem Tone ritterlicher Höflichkeit, verbindlich und herzlich zugleich, erwiderte Ruland: „Ihr gutes Herz muß das wünſchen, aber man muß Manches anfaſſen in der Welt, wenn man auch weiß, daß es unſaubere Arbeit iſt.“

„Und ich wiederhole, es wäre beſſer, wenn Sie ſtatt Rache zu nehmen, verzeihen und vergeſſen.“

Als die Mutter dies eben ſagte, trat Karla hinzu, und Ruland ſagte: „Sie haben gehört, was Ihre Mutter mir räth; ſind Sie auch der Anſicht, daß ich, ſtatt den Uebelthäter aufzuſuchen, vergeben und verzeihen ſoll?“

„Nein,“ antwortete Karla in entſchiedenem Tone, „Sie ſind es ſich, der Todten und der Welt ſchuldig, das nicht zu dulden.“

Es war ein entſchiedener Ton, in welchem Karla ſprach; in ihrer Stimme lag Kraft und Anmuth.

„So iſt's recht,“ rief der hinzukommende Forſtmeiſter; „heute ſiehſt Du ganz anders aus, wie herausgeſchält aus dem Trübſinn. Und das haſt Du brav eingerichtet, daß Du gerade zum Jakobitage hierher gekommen biſt; wir feiern heute nach altem Brauch den Waldbuß. Jetzt wirf Alles hinter Dich und lerne das Leben wieder lieb gewinnen. Ein ruchloſes Wort in der Zeitung, was iſt es? Sieh dort den Schatten des Raben, der über die helle Wieſe dahinſchwebt; nicht viel mehr als ſolch ein dahinſchwebender Schatten, ein Dunſt, den Keiner faſſen kann, iſt es. Aber laß uns von etwas Anderem reden. Mir hat am meiſten Spaß in Deiner Geſchichte gemacht das von dem Mann, der Dir geſagt hat, er achte Dich nicht geringer, weil Du keinen Eigennutz hätteſt. Das iſt ein Ausbund von einem Mann, der ſtolz auf ſein Gaunerthum iſt, das iſt ein Hauptkerl.“

Während man noch wohlig beim Frühſtück ſaß, ertönte plötzlich Muſik und Geſang vor dem Hauſe. „Der Waldbutz iſt da,“ hieß es. Vor dem Hauſe ertönte luſtiger Geſang der Waldarbeiter, dazwiſchen krähte hell eine ſeltſame Figur, die ganz in Rinde und Tannzapfen gekleidet, eine mit der Wurzel ausgeriſſene junge Tanne in der Hand hielt; das war der Bobbel.

Die Männer und Frauen, die in fröhlichem Reigen ſangen, ſtockten plötzlich, da ſie Ruland's gewahr wurden, dann aber ſangen ſie weiter, und aus ihrem Kreiſe trat der ehemalige Waldknecht Ruland's hervor, ein Mann, gefurchten Antlitzes mit ſtarrenden Augenbrauen, über deſſen eingeſunkene Wangen Thränen lieſen, indem er ſagte: „O Herr, daß ich Sie wieder ſehe O die Hand, die ihr Lebtag nur Gutes gethan, nur Gutes!“

Jetzt aber kam der Bobbel in ſeiner grünen Rüſtung auf Ruland zu, er hatte die Tannenzapfenkrone abgenommen, und ſagte: „Unſer Herr Forſtmeiſter wird's nicht übel nehmen, aber ſtatt ſeiner kriegen Sie die Krone."

„Ja," ſetzte der ehemalige Waldhüter hinzu, „und ſo viel Samenkörner darin ſind, ſo viel gute Tage wünſchen wir Ihnen."

Bobbel krähte dreimal, und der Forſtknecht rief: „Der Herr Forſtmeiſter Jorns ſoll leben und der Herr Bezirksförſter Ruland daneben!"

Ruland ging von Einem zum Andern, dankte herzlich, ſpendete ein reichliches Geldgeſchenk, und Alle zogen jubelnd davon.

Als es wieder ſtille geworden, ſagte Ruland, er habe keine Ruhe, er müſſe hinüber zum Engelwirth, ihn zu fragen, wer am Geburtstage ſeines Sohnes bei ihm geweſen ſei. Jorns ließ ihm den Apfelſchimmel ſatteln und Ruland ritt davon. Argos ſprang hinterdrein, als ob Karla es ihm geheißen, oder ein natürlicher Zug ihn zu Ruland hin wendete. Ruland ſah in der Landſchaft umher, und ihm war's, als träume er, daß er das Alles wiederſehe; er hatte es ja auf ewig ſeinen Augen entrückt geglaubt.

Hinter einem Graben, dem Blicke Ruland's verborgen, ſaß Schaller. Er ſagte zu ſich ſelbſt: Dein Erzfeind iſt jetzt da, tritt vor ihn hin und ſag': Hochedler Ruland, ich bin's geweſen, nimm Deine Flinte mit dem gelben Riemen, erſchieß' mich, aus, vorbei!...

Aber ſoll ich mir den Genuß von der Frucht meiner That entziehen? Lächerlich! Der Brief iſt dabei doch meine letzte Heuchelei, ich vollführe nur die natürliche Fortſetzung, ich thue nichts Neues, ich mache nur das Alte fertig.

Er war entſchloſſen, dem Ruland keck unter die Augen zu treten; er überlegte nur, ob er es gleich thun ſolle, denn er wußte, Ruland reite nach dem Engel.

Ruland ritt weiter. Aus den Feldern kamen die Menſchen herbei, ihn zu begrüßen, und von einem Acker zum andern wurde gerufen: Der Herr Ruland iſt wieder da!

Am Kirchhof hielt Ruland an, aber er ſagte ſich: Nein, erſt wenn ich ausgefunden, wer die Schandthat gewagt hat, erſt dann will ich ihr Grab begrüßen.

Er ritt weiter und kam in's Dorf. Der Engelwirth und die Seinen begrüßten ihn herzlich. Ruland forſchte nach, wer am Tage, da der Sohn geboren, hier im Hauſe geweſen; das war aber nicht auszukunden, denn der Wirth und die Seinen waren damals ſehr beunruhigt geweſen, und es waren zu Viele ab- und zugegangen von den Sängern, von den Zuhörern, von Leuten aus den Dörfern und aus der Stadt. Die Thatſache mit den Forellen beſtätigte ſich, und Ruland gewann Nichts, als die Gewißheit, daß der Brief hier aus der Landſchaft gekommen ſein mußte.

Der Engelwirth bedauerte, nicht länger bei Ruland ſitzen bleiben zu können, denn er müſſe zu einer

Holzverſteigerung, die drüben im Wald auf dem einſamen Forſthauſe bei dem ſogenannten Einſiedler ſtattfinde. Ruland war ſofort entſchloſſen, mit zu reiten. Wer weiß, ob man da nicht Etwas erfährt.

Der Einſiedler, deſſen Haus in einer Thalmulde lag, begrüßte Ruland in ſeiner beſondern Weiſe, und Ruland mußte die alte Lehre wieder hören, das Beſte auf der Welt ſei, allein zu bleiben.

Während der Einſiedler noch mit ihm ſprach, kamen die Käufer von allen Seiten herbei. Manche grüßten Ruland nur fremd und ſprachen dann unter einander weiter. Der vornehmſte Holzhändler aus der Stadt, Kunzler, mit dem Ruland einmal einen Rechtsſtreit gehabt hatte, ſah ihn ſtarr an und grüßte gar nicht.

Endlich kam Kunzler auf Ruland zu und ſagte: „Sie wollen wol nun auch Holzhändler werden?“

Ruland war verblüfft, aber mit ſicherm Tone erwiderte er: „Jedenfalls würde ich dann nicht beim Helfershelfer des Bergſchinders in die Lehre gehen.“

Um ſo wohlthuender war es, daß ihn der Sägmüller Anton Armbruſter mit der ganzen Innigkeit ſeines Weſens begrüßte und ſagte, er möge ihn als Nachbar betrachten, da er ja jetzt in ſeiner Nähe im beſten Hauſe landauf landab, beim Forſtmeiſter Jorns wohne.

Ruland blieb, und es erluſtigte ihn faſt, den verächtlichen Blick des großen Holzhändlers zu ſehen, mit welchem er Anton Armbruſter betrachtete, der ein Gebot auf Stammhölzer that, die er für ſich zu kaufen beabſichtigte.

Ein verganteter Holzhändler, der von Kunzler nur angeſtellt war, um Scheingebote zu thun, nahm den Ruland bei Seite und fragte ihn, welchen Lohn er bekäme, wenn er ausfindig mache, wer den Schmähbrief geſchrieben. Ruland erſchrak, daß ſolche Menſchen ſich an ihn wagten, ihm zu helfen, und doch durfte er nicht die geringſte Hülfe verſchmähen. Er bezeichnete eine Summe.

Es lag eine ſchwere Spannung in der Luft, und als er am Forſthauſe ankam, brach ein Gewitter mit gewaltigem Platzregen los.

◆

Zweites Kapitel.

Ruland war kaum in der Stube, als es klopfte und Schaller eintrat. Die Augen niederſchlagend, ſagte er, er habe kein Recht, Ruland willkommen zu heißen und ihm die Hand zu bieten.

„Warum kommen Sie denn?“ fragte Jorns, da Ruland ſprachlos war und die Hand bewegte, als müſſe er ſie dennoch Schaller darreichen.

„Warum?“ fragte Schaller, den Blick erhebend, es flimmerte ſeltſam darin. „Warum? Weil ich Herrn Ruland ſagen muß, daß auch ich nach dem verruchten Geſellen fahnde, der ſolches über mich und meinen Vater in die Welt hinausgeſchrieben. Ich habe viel begangen in meinem Leben, aber Niemand hat ein Recht, mich ſo zu beſchimpfen, ich habe meine Strafe verbüßt. Ich wollte nur bitten, wenn eine Spur von dem Schurken ausgefunden wird, dann überlaſſen Sie ihn mir, daß ich mein Leben an ihn wage.“

Jorns ſah den Mann verwundert aber doch mißtrauiſch an, Ruland dagegen betrachtete ihn mitleidig, er hatte ja den Verwahrloſten noch gekannt, als er eine allbeliebte Erſcheinung war.

Schaller ſah mit ſcheinbar theilnehmender Miene in das ſchmerzdurchwühlte Antlitz Ruland's, innerlich aber triumphirte er: Es ſitzt, er hat die Kugel im Leib, die ihn brennt ſein Lebelang! Mit keckem Tone nahm er wieder auf: „Ich habe nicht ſo viel Ehre, wie der Herr Ruland, aber ich bin beleidigt wie er. Man könnte darüber verrückt werden, wie verteufelt geſcheidt und boshaft dumm die Menſchen ſind; ich habe ſchon gehört, daß man mir nachredet, ich hätte aus dem Gefängniß heraus den elenden Wiſch geſchrieben!“

„Wer hat das vermuthet?“ fragte Jorns.

„Wer?“ Schaller war betroffen, aber er ſagte trotzig: „Sie ſind ja geſtern auch bei dem Feſte geweſen. Bei dem Feſt iſt mein Name genannt worden.“

Als Schaller wegging und der Forſtmeiſterin die Hand reichen wollte, that ſie die Hände zurück und ſchüttelte den Kopf, der Blick aus dem guten Geſichte der Frau traf ihn wie ein Dolchſtoß; als wäre ihm die Spitze in die Augen gefahren, ſo rieb er ſie ſich. Kaum hatte ſich hinter Schaller die Thür geſchloſſen, als die Forſtmeiſterin in ungewohnter Heftigkeit ſagte: „Und ich meine, mir iſt“ — ſie ſtotterte, bevor ſie es hervorbrachte.

„Was iſt?“ half Ruland in ſeiner mild höflichen Weiſe nach.

„Ja, mir iſt, als ob Schaller den Brief geſchrieben haben müßte.“

Ruland erwiderte: „Schaller iſt der verdorbenſte Menſch, der ſich denken läßt, aber heimtückiſch war er nie; er iſt immer offen ſchlecht geweſen und keiner feigen Hinterliſt fähig.“

„So ſind die Frauen!“ rief Jorns mit ſeiner vollen Stimme lachend. „Kommen ſie einmal aus dem Vertrauen heraus, ſo hat ihr Mißtrauen keine Grenze mehr. Es iſt eine alte Erfahrung, wer zu freigebig iſt im Vertrauen, iſt auch zu freigebig im Mißtrauen. Luiſe, haſt Du denn das Datum vergeſſen? Schaller müßte ja den Brief, was doch unmöglich iſt, im Gefängniß geſchrieben haben.“

„Kann nicht auch das Datum gelogen ſein?“ entgegnete die Frau.

Jorns lachte laut und fuhr fort: „Und woher ſollte er von der Geburt des Engelwirthsſohnes wiſſen und von dem Feſte? — Und wenn er auch zum Aeußerſten fähig wäre, es iſt unmöglich, nicht nur ſich ſelber, ſondern auch ſeinen Vater zu beſchimpfen.“

„Kann das nicht auch Maske ſein?“

„Frau, wenn Du einmal angefangen haſt, auf Jemand bös zu ſein, dann . . . aber genug!“

Die Frau ſah in der Stube umher, wie wenn ſie verirrt wäre. Ja es iſt ſo; mit der Ankunft Ruland's iſt etwas in's Haus gekommen, das Alles verkehrt und die Herzen einander verfremdet. Sie ſagte nur noch: „Das iſt ſchrecklich! Um Gottes Willen, Ihr Männer, laßt doch ab vom Suchen, um Rache zu nehmen; das verdirbt uns Alle und reißt uns auseinander. Ich will gar nichts mehr von der Sache wiſſen, gar nichts. Ja, ja, ich habe meinetwegen Unrecht, aber wenn man alle Menſchen mißtrauiſch betrachtet, das iſt ja, wie wenn man immer zwiſchen unſichtbaren Piſtolenläufen herumgehen müßte.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging ſie hinaus.

In der Stube aber ſagte Ruland zu Jorns: „Ich meine, es wäre beſſer, ich verlaſſe Dein Haus und ſiedele mich im Dorfe an; ich habe eine Ahnung, daß ich ein Unglücksbringer bin.“

„Du, ein Unglücksbringer?“

„Ich fürchte, daß ich Dein ruhiges, friedſames Haus zu einem unruhigen, friedloſen mache; das iſt das traurige Geſchick des Unglücks. Ich muß den Miſſethäter finden und Rache an ihm üben.“

„Dein Blick iſt verdüſtert“, entgegnete Jorns. „Du biſt uns wie ein Sohn, und ein Sohn kann das elterliche Haus nicht verlaſſen. Um Eines aber bitt' ich Dich: wenn wir den Miſſethäter finden, dann laſſ' ihn mir zur Beſtrafung.“

Ruland lehnte ſchmerzlich lächelnd ab.

◆

Drittes Kapitel.

Vor dem Hauſe ſaß Mangold; er ſchälte die Schuppen von dürren Tannzapfen und ſchüttelte den Samen auf ein ausgebreitetes Tuch.

„Freut mich, daß ich Euch noch treffe,“ ſagte Ruland zu ihm tretend.

„Ja, der Wald und wir, wir bleiben feſt, wir laufen nicht davon.“

Es war gut gemeint, aber es traf Ruland doch hart.

Mangold nahm auf's Neue auf: „Herr Ruland, kennen Sie den noch?“

„Jawohl, ich ſollte Euch nicht kennen, Mangold?“

„Nein, nein, ich meine den Rock. Wiſſen Sie noch? Ich bin am Sonntag Morgen zu Ihnen gekommen in meinem ſchlechten Rock, und da ſagt die Förſterin — o was hat die für eine Stimme gehabt —: Bruno, ſagte ſie, zieh Deinen Rock aus, und Sie haben ihn ausziehen müſſen und ich hab' ihn anziehen müſſen, er iſt noch ganz warm geweſen… Das iſt mein Ehrengewand, das trag' ich, bis man mir das anmißt mit ſechs Brettern. Ja, ja, ſo eine Frau gibt's nicht mehr auf der Welt. Ein toller Hund hätte ihr Nichts anthun können… Daß ich's nicht vergeſſe! Herr Bezirksförſter! Laſſen Sie ſich den jungen Hellauf geben, der wird gut, der wird ſo gut, wie ſein Vater ſelig geweſen iſt."

Der junge Hund ſchien etwas davon zu verſtehen, er betrachtete Ruland mit geſpannter Miene, und Ruland lockte ihn an ſich und ſtreichelte ihn.

„Ja, der alte Hellauf," plauderte Mangold weiter, „Sie wiſſen ja auch, die Hunde haben ihre Launen, es iſt bei ihnen auch nicht ein Tag wie der andere, aber der Hellauf war immer gleich. Lieber Herr Ruland, wiſſen Sie noch, was Sie mir geſagt haben, als Sie Adjunct bei uns waren? Sie haben mir immer auf meine dummen Fragen geſcheidte Antworten gegeben. Ich habe Sie einmal gefragt, warum die böſen Menſchen ſich immer gerade an den guten vergehen, und da haben Sie mir geſagt: Mangold, die Raupen freſſen kein Unkraut, aber juſt die feinſten Spitzen von den beſten Bäumen freſſen ſie. Erinnern Sie ſich noch?"

„Freilich, freilich."

„Und jetzt will ich Ihnen was ſagen. Rücken Sie ein Bisle näher her, ich kann nicht mehr ſo laut reden. Wenn Sie den ſchlechten Kerl finden, dann laſſen Sie ihn mir zum Abſtrafen. Machen Sie ſich nicht unglücklich. An mir iſt nichts gelegen; wenn man mich köpft, brauch' ich keine Pelzkappe mehr und den Balg von der Fiſchotter den ſollen Sie haben, er wird Ihnen gut ſtehen, wenn Sie ſich daraus eine Mütze machen laſſen." Mangold hatte ganz vergeſſen, daß er vor einigen Tagen Karla den Fiſchotterbalg verſprochen.

Der alte Mangold ließ Nichts unverſucht, um Ruland zu erheitern.

Ruland ſaß, den Blick tief traurig zur Erde gewendet, neben dem alten Forſtknecht und erwachte wie aus einem Traume, als plötzlich eine Frauenſtimme ſagte: „Das iſt ſchön, ſo alte Freunde bei einander!"

Karla ſtand vor ihm, Ruland betrachtete ſie ſinnend; ſie trug die Flinte auf der Schulter und ihre Augen glänzten.

„Haben Sie Etwas getroffen?" fragte Ruland.

„O nein, ich hatte auch kaum das Verlangen; ihr Männer könnt gar nicht wiſſen, wie es einem Mädchen zu Muthe iſt, das allein in den Wald gehen darf, ſo lange und ſo weit es will, ganz allein."

„Aber", fragte Mangold, „wie iſt's denn, Karla, wenn einmal ein niederträchtiger Menſch kommt und legt Hand an Dich, wirſt Du ihn erſchießen?"

Karla ſetzte erſchrocken die Flinte ab, ſie war jetzt noch ſchöner, wie ihre Lippen bebten.

„Alter Freund Mangold," beruhigte Ruland, „ſo etwas fragt man nicht; man braucht gewiſſe Gefahren nicht vorauszudenken und vorauszubeſtimmen, was man da thun wird; das gibt der Augenblick, und was der Augenblick eingibt, iſt recht.“

Karla ging nach dem Hauſe, Argos blieb bei Ruland zurück, und Mangold fragte: „Ja, wie iſt's denn? Haben ſie in Amerika auch ſolche Hunde wie bei uns?“

„Nein,“ entgegnete Ruland und ſtreichelte Argos, er ſtreichelte ihn faſt zärtlich. „In Amerika“, ſetzte er hinzu, „haben ſie meiſt nur die engliſchen Hühnerhunde, die eine Kreuzung vom Windhund ſind, nicht zu jeder Jagd brauchbar, ſo daß man ihnen nur zu Pferde folgen kann. Ein deutſcher Raſſehund wie dieſer Argos, mit der breiten Bruſt, dem breiten Kopf und dem langen breiten Behang, iſt ein Thier, das zu jeder Jagd brauchbar iſt.“

Ruland hätte Mangold keine größere Freude machen können, als daß er ihm von Hunden erzählte und ſich von ihm erzählen ließ und Mangold ſagte: „Sehen Sie, Herr Ruland, wie ein Menſch zu den Hunden iſt, daran läßt ſich viel erkennen. An dem Schaller iſt doch noch was Gutes. Er hat einmal einen Hund gern gehabt und als der todt war keinen mehr; das iſt was. Aber daß ich's nicht vergeſſe, der Pudelkopf lebt auch noch, Sie werden ihn doch auch beſuchen? Und noch Eins. Ich trag' einen Wolfszahn bei mir. Wer den trägt, den kann kein toller

Hund beißen. Den Wolfszahn vermache ich Ihnen auch."

Als Karla wieder kam, um Mangold zu mahnen, ſich nicht länger der Abendluft auszuſetzen, ging auch Ruland in das Haus; er freute ſich, in forſtwiſſenſchaftlichen Zeitſchriften, die er lange nicht mehr geſehen hatte, Neues und Wohlüberdachtes zu leſen.

◆

Viertes Kapitel.

Ruland hatte am Morgen ſeine alte Flinte mit dem gelben Riemen umgehängt; er war bereit, mit Jorns nach dem Walde zu gehen.

Als ſich die beiden Männer von den Frauen verabſchiedeten, ſagte Ruland zu Karla: „Wollen Sie mir den Argos mitgeben?“

Argos ſchaute auf ſeine Herrin, und als ſie ſagte: „Ja, Argos, geh' mit Herrn Ruland,“ da drückte ſich der Hund zuerſt an ſie, dann ſchloß er ſich feſt, mit einem Schritte Abſtand, wie dem wohlerzogenen Hunde geziemt, Ruland an.

Die beiden Frauen ſchauten den Weggehenden lange nach, und die Mutter ſagte ſich umwendend: „Mir iſt heute Nacht eine Geſchichte aus meiner Kindheit eingefallen, die ganz auf Ruland paßt.“

„Iſt's ein Traum?“

„Nein, eine wirklich wahre Geſchichte, wie der Förſter Steinhagen immer ſagt.

Ich war fünf Jahre alt, da war drüben ſechs Stunden von uns ein großer Waldbrand, es brannte Wochen, Monate lang und war nicht zu löſchen. Jeden Morgen, wenn wir Kinder aufwachten, fragten wir: Mutter, brennt's noch? So iſt's auch mit dem Ruland; jeden Morgen, wenn er aufwacht, muß er fragen, brennt's noch in Deinem Herzen? Und immer brennt es noch. Ich fürchte, daraus entſteht eine entſetzliche Verwüſtung."

„Mutter, jetzt kann ich Dir auch ein Gleichniß erzählen. Ich war im Frühling, nach den Maifröſten, mit dem Vater im Walde, und als ich ganz troſtlos war über die vom Froſte getödteten Pflänzlinge, ſagte der Vater: Kind, die Natur verzweifelt nie, ſie kommt immer wieder auf. Und ſo mein' ich, der Ruland iſt eine ſtarke Natur, er kommt auch wieder auf."

„Es geht dem Ruland," nahm die Mutter wieder auf, „eben nach, daß er das einzige Kind iſt."

„Meinſt Du, daß er dadurch ſich nicht in Andere fügen gelernt hat?"

„Nein, das nicht, aber hätte er eine Schweſter oder einen Bruder gehabt, er wäre nicht ſo davongelaufen. Er hat bei all ſeiner Kraft etwas von der Empfindſamkeit ſeiner Mutter. Sie war Gouvernante geweſen und heirathete den armen Dorfſchulmeiſter, und die beiden guten Leute haben die Armuth immer mit einer Art Verklärung getragen; ihre Kartoffeln haben ihnen geſchmeckt, als wären's Trüffeln, und für jeden Sonnenblick waren ſie dankbar, als wäre das ein nie erlebtes Weltwunder."

„Alſo von ſolchen Eltern ſtammt er?" ſagte Karla und ſtarrte mit weit offenen Augen drein, als ſähe ſie die verſtorbenen Eltern Ruland's leibhaftig vor ſich.

„Ja," fuhr die Mutter, heftig werdend, fort, „und jetzt will er ſich der Raſerei und Rache hingeben; das ſcheint Stärke und iſt doch nur brutale Schwäche."

Die Forſtmeiſterin drang wiederum darauf, daß man Ruland dahin bringen müſſe, die ganze Sache zu vergeſſen; ſie war auf's Neue traurig, daß ſie bei Karla keine Zuſtimmung fand, denn dieſe beharrte dabei, man müſſe den Uebelthäter zur Strafe ziehen.

Während die beiden Frauen noch bei einander ſaßen, kam eine alte Magd aus dem Engelwirthshauſe um Ruland zu ſprechen. Als ſie gefragt wurde, was ſie denn wolle, erklärte ſie, ſich ganz deutlich zu erinnern, daß die Frau Doctorin, die Tochter des Stadtdirectors, am Sonntag, als der Sohn geboren wurde, an einem Tiſch auf der Wieſe über Ruland geſprochen und dabei gelacht habe.

„Sagt einmal ehrlich, ſchickt Euch Jemand, oder kommt Ihr von ſelber?" fragte die Forſtmeiſterin.

Die Magd ſchaute ſie blöd verſchmitzt an und als die Forſtmeiſterin ihre Frage ſtreng wiederholte, antwortete die Magd: „Wer ſoll mich denn ſchicken? Ich hab' gehört, daß man ein groß' Stück Geld kriegt, wenn man Etwas herausbringt."

„Wer hat das geſagt?"

Jetzt wurde die alte Magd auch böſe und ſagte: „Sind Sie denn der Herr Amtsrichter? Jetzt gebe ich gar keine Antwort mehr." Sie konnte doch nicht ſagen, daß ihre Schweſter, die Wirthſchafterin bei Schaller war, ihr Alles erzählt und ſie hierzu ermahnt hatte.

Die Forſtmeiſterin war außer ſich über dieſe Zuträgerei und ſchickte die alte Magd mit barſchem Ton weg. Gegen Karla aber klagte ſie, daß nun alles Geſindel ſich aufmache und etwas ausſpioniren wolle; mit ſolchem Thun verderbe man nicht nur ſich ſelber, ſondern auch alle Menſchen ringsum. Karla mußte ihr Recht geben, beharrte aber dabei, daß der Miſſethäter nicht ungeſtraft bleiben dürfe.

„Sag' nur dem Vater Nichts davon", mahnte die Forſtmeiſterin und ſchlug die Augen nieder, als ſie dieſe Worte hervorgebracht hatte. Karla ſah ſie groß an und erwiderte: „Aber, Mutter, das iſt doch nie geweſen, daß wir vor dem Vater etwas verhehlt haben!"

„Ach Gott, dieſe Geſchichte verdirbt uns noch Alle, ſie zerſtört unſer Leben und verſcheucht uns alle Ruhe. Böſe Menſchen gehen in unſerem Hauſe ein und aus, und böſe Gedanken gehen ein und aus im Herzen. Ich werd' noch ganz wirr."

Karla war betroffen über die Gereiztheit der Mutter. Wunderbar! — wie ſich ſeit Ruland's Ankunft die Mutter geändert hat! Hatte ſich denn aber in Karla nichts geändert?

Fünftes Kapitel.

Ruland und Jorns ſchritten ſtill den Berghang hinan, innehaltend begann Jorns: „Sag' mir noch einmal, wie iſt es denn, wenn ein Bär auf Einen zukommt, brüllt er noch einmal, wenn er getroffen iſt? ſetzt er ſich zur Wehre? Herrgott, das muß ja prächtig ſein, Bären zu jagen. Wenn ich nur auch einmal dabei ſein könnte! Und ſag', wie war's zur See? Haſt Du einen Seeadler geſchoſſen? Wenn ich nicht Förſter wäre, möchte ich Schiffshauptmann ſein. Da draußen auf dem weiten Meer, das muß prächtig ſein."

„Ich glaube, es würde Dir mehr Freude machen, als es mir gemacht hat," entgegnete Ruland traurig. „Jetzt muß ich einer Hyäne auflauern, einer Hyäne, die Todte ausgräbt."

„Wir ſind jetzt allein," entgegnete Jorns, „da muß ich Dir ſagen, was ich auf dem Herzen habe. Wir Männer müſſen das allein abmachen. Du haſt nicht nur Deine Freunde verlaſſen, Du haſt auch ohne Weiteres Deinen Wald, Deinen Forſtgarten verlaſſen. Man iſt ja tauſendfach mit ihm eingewurzelt, und ich glaubte, es wäre heute Dein Erſtes, daß Du nach Deinem Walde und Deinen Pflanzungen ſiehſt.“

Ruland geſtand, daß er ſich Gleiches auch ſchon ſelber eingeſtanden habe.

Die Beiden gingen geraume Zeit lautlos dahin, da bückte ſich Ruland, brach eine Blume und ſagte:

„Sieh, ſieh da! Ich ſehe die erſte heimiſche Glockenblume wieder. Das iſt wieder meine Geſchichte. Aus langer Vergangenheit fällt mir eine Geſchichte ein. Ich war ein elfjähriger Knabe und ging mit meinem Vater am Nachmittag, bevor meine Mutter begraben werden ſollte, in den Wald. Wir gingen ſtill dahin. Ich brach eine Glockenblume ab und plötzlich ſchrie ich: Weh, weh! und rannte davon. Der Vater konnte mich kaum noch einholen, und ich geſtand ihm, wie mir beim Brechen der Blume das Bewußtſein aufgegangen, daß ich dieſe Blume der Mutter nicht mehr bringen könne; ich habe fliehen müſſen, ohne zu wiſſen wohin. — Und nun war es wieder wie damals, vor Schmerz mußte ich davon laufen, in die weite Welt.“

„Ja, davon laufen!“ beſtätigte Jorns. „Deine Flucht hatte für Deine Freunde etwas Ehrenrühriges; Du haſt Dich ſchwach gezeigt in der Trauer, haſt Deinen Schmerz nicht würdig getragen und nicht ruhig ausgeheilt. Ich ſag' Dir das Härteſte, weil Du es biſt, und weil ich es Dir ſagen darf und muß. Ich bin von Deiner Bravheit überzeugt wie von der meinigen, aber Du haſt es an Beſonnenheit fehlen laſſen, und das muß ebenſo gebüßt werden wie Mangel an Bravheit. Im Gefühl Deiner perſönlichen Rechtſchaffenheit haſt Du die Welt verletzt; nun aber biſt Du wieder da. Sag' mir nur noch: biſt Du damals auf Deiner Reiſe von hier bis Hamburg nie zu nüchterner Betrachtung, zu ruhiger Beſinnung gekommen?"

„Nein, ich unterdrückte Alles, was mich zur Umkehr beſtimmen wollte."

„Du ſchämteſt Dich vor Dir ſelbſt?"

„Kann ſein."

„Das iſt nun vorbei. Ich weiß noch nicht, wie ich Dein ſchnelles Wiederkommen nennen ſoll, es ſcheint mir auch darin etwas Schwäche. Du haſt eine Strafe verdient, aber Du verſchärfſt ſie noch, wenn Du empfindlich biſt. Du haſt über den Holzhändler Kunzler geklagt -- ja, wenn Du von Jedem Mitgefühl erwarteſt, dann bekommſt Du täglich neue Herzſtöße. Du wirſt nach Deiner Art Manchen begrüßen wollen, der Dich eigentlich Nichts angeht, blos weil es Dich freut, daß er auch noch da iſt. Laß ab! Du wirſt Manchem begegnen, der Dich fremd, verwundert, ja faſt ärgerlich anſieht, wo Du ganz Anderes erwartet. Bedenke, lieber Freund, die Menſchen waren mit Dir fertig, aus und vorbei; jetzt biſt Du wieder da und haſt ihnen Nichts zu geben, im Gegentheil, Du erwarteſt von ihnen Theilnahme, Güte, Freundlichkeit. Das iſt ihnen unbequem, ſie müſſen ſich neu einrichten für Dich, ſo zu ſagen, zuſammenrücken an dem Tiſche, um dem unerwarteten Gaſt Platz zu machen. Alſo laß Dir's vorerſt genug ſein an mir und den Meinen, verlange und erwarte von Niemand Freundlichkeit, dann haſt Du es gut.“

Ruland fühlte den warmen Strahl der Liebe und der innigen Erkenntniß, der aus dem Freundesauge auf ihm ruhte, ſelbſt die harte Mahnung war ihm ein Troſt.

Jorns ſetzte in milderem Tone hinzu: „Dein Weggehen war eine Gewaltſamkeit und Dein Wiederkommen war eine Gewaltſamkeit. Du paſſeſt durchaus für einen großen Wirkungskreis, und jetzt willſt Du Dich — ich ſage nicht für ein Kleines, denn es iſt für Dich groß — und jetzt willſt Du Dich um eines Elenden willen opfern?“

„Ich bin nur gekommen,“ entgegnete Ruland, „um wieder zurückzukehren. Ich laſſe nicht von Amerika, es muß ein Geſetz für Waldſchutz gegeben werden; ja, ich räume weder den Verleumdern noch den Waldverwüſtern das Feld.“

Die beiden Männer kamen nach Vögeleseck, da ſahen ſie das dürre Gerippe eines Hundes und zwiſchen ſeinen Zähnen die Zeitung mit dem Schmähbrief.

„Es iſt unzweifelhaft,“ rief Jorns, „der Schändliche iſt aus unſerer Gegend, nur ein ſolcher kann die Zeitung zwiſchen die Zähne Deines Hundes legen, denn das iſt das Gerippe Deines Hellauf.“

Ruland ſtarrte mit grauenhaftem Blicke auf den Hund und das Zeitungsblatt.

„Komm mit fort,“ drängte Jorns.

Ruland ſprach kein Wort.

Die beiden Männer ſchritten wortlos weiter. Sie kamen in die Nähe des Waſſerſturzes, und Ruland ſagte: „Kommt es mir nur ſo vor, oder iſt es ſo? — der Bach hat ſich tiefer in den Felſen eingefreſſen.“

„Du ſiehſt ganz recht. Wir haben hier einen Spekulanten, man nennt ihn den Eilmeyer, der hat von dieſen Felſen bereits viele verarbeiten laſſen; das iſt ein Ausnutzer wie Deine Amerikaner. Alſo Du willſt wieder nach Amerika zurück?“

„Ja, Du theilſt wol auch die Anſicht, daß Amerika im Niedergange ſei. Ich habe auf meiner Reiſe von Hamburg bis hierher lauter falſche Urtheile über Amerika gehört. Es iſt keine Frage, das Gaunerthum zeigt ſich dort offener und frecher als irgend wo; aber auch das Tüchtige iſt da. Weil man ehedem zu hoch von Amerika dachte, denkt man jetzt zu niedrig davon. Es iſt recht, daß man gegen die Auswanderung arbeitet; wir haben nicht nöthig, gute Kräfte fortzugeben, und an politiſcher Freiheit fehlt es in Deutſchland nicht, darum aber den Blick auf Amerika verdunkeln, bleibt falſch.“

„Ja, im Urwalde muß es prächtig ſein,“ nahm Jorns auf.

„Nicht nur im Urwalde. Die Natur hat Amerika mit ſolcher Bodenkraft ausgeſtattet, daß es viele hundert Millionen Menſchen ernähren kann. Amerika hat durch die Vermoderungen von Jahrtauſenden eine Humusſchicht, die ſiebenfach ſo hoch iſt als die unſrige, und von der Farbenpracht des herbſtlichen Waldes dort können wir uns kaum eine Vorſtellung machen. Da iſt ein Ueberſtrom der goldenen Färbung durch alle unnachahmlichen Schattirungen, die kupfergoldene Färbung der Scharlachbuche und das hellſchimmernde gelbe Glanzgold des Ahorns, und das Alles in Maſſen! Ganze weit ſich ausbreitende Berge ſind wie auftauchende Wellen von Golderz.“

Jorns lenkte das Geſpräch auf Ungeziefer und Baumkrankheiten in Amerika, und Ruland berichtete: „Sie wirken weniger verderblich, ſo weit die Geſchloſſenheit des Organismus noch widerſtandsfähiger iſt. Baum und Thier verliert an Widerſtandskraft durch die Kultur; der geregelte Forſtbetrieb bringt die Maſſenverheerung durch die Inſecten, die kleinen Schläge erzeugen das Gethier, da gibt's Löcher mitten im Forſt, die zu wahren Brutneſtern für die Inſecten werden. Du wirſt dies Alles bald ausführlicher leſen, ich habe eine kleine Abhandlung über die Waldkrankheiten in Amerika an Rudolf für unſere Zeitſchrift geſchickt, und dabei auch gezeigt, daß die amerikaniſche Rothtanne ſich zu uns verpflanzen ließe; ſie hat ſilbergraue Striche an den Nadeln und iſt ein Baum, der guten Durſt hat und deshalb in waſſerreichen Gegenden gedeiht.

Ich hatte die Abhandlung verfaßt, bevor ich die Schändlichkeit erfuhr, die mir auf einmal alles Denken, Sinnen und Schauen auf dieſen einen Punkt hinrichtete.“

Immer wieder fiel der Schwerbetroffene in ſeinen Gram zurück.

Die Beiden ſahen jetzt den Vicar über den Berg kommen und plötzlich ſtehen bleiben.

„Da ſteht mein weitläufiger Großneffe,“ rief Jorns. „Sieh, wie er Etwas in ſeiner Hand betrachtet und jetzt haſcht er wieder Etwas aus der Luft; es iſt offenbar Flugſamen. Du wirſt Deine Freude an dem Mann haben; er ſieht die Welt an wie ein ſtaunendes Kind und hat doch viel Menſchenkenntniß und Wiſſenſchaft.“

Der Vicar kam heran. Jorns ſtellte die Männer einander vor, und ſie wechſelten einige höfliche Worte.

Der Vicar hatte eine Rolle Muſikalien in der Hand und erklärte, daß er ſie Karla bringen wolle.

Als er fortgegangen war, ſchaute ihm Ruland nach und fragte: „Der wird wohl Dein Schwiegerſohn?“

Jorns zuckte die Achſeln und erwiderte: „Ich glaube nicht, daß Karla ſich zur Pfarrerin eignet.“

◆

Sechſtes Kapitel.

Seit dem Tag, an welchem Karla den Gewehrpaß bekommen, war der Adjunct voll Unruhe. Er hatte es ſchön gefunden und mit offener Wahrhaftigkeit gerühmt, daß Karla ſich der freien Waldluſt hingeben wollte, aber er erbebte in dem Gedanken, daß ſie einer Rohheit ausgeſetzt ſein könnte. Darum hatte er heimlich Vertraute beauftragt, ſich unbemerkt in ihrer Nähe zu halten und zu ihrem Schutze bereit zu ſein; er ſelber ſtreifte im Revier umher, wo er die Richtung von Karla's Gängen vermuthen konnte. Nie war er aufmerkſamer auf jedes Geräuſch geweſen, als eben jetzt, und er kannte nicht nur den Wechſel des Wildes in ſeinem Revier, ſondern konnte auch den Beſtand zahlenmäßig angeben. Es war ihm ſelber verwunderlich, wie ſich ihm Auge und Ohr geſchärft hatten. Der alte Jorns hatte doch Recht gehabt, trotzdem der Adjunct kein Wartender, kein Harrender war, der der Liebe derjenigen, die er beſchützen wollte, ſicher war. Wenn ihm Karla begegnete, müßte ſie ſofort erkennen, daß er ſeine Hand über ſie halten wollte, und manchmal malte er ſich aus, wie es wäre, wenn ſie plötzlich in Gefahr ſchwebte, damit er mit Einſatz ſeines Lebens ſie rette.

Jetzt war der Adjunct heimlich erſchrocken, da er Jorns und den Fremden — er wußte wohl, wer es war — daherkommen ſah. Er ſah verwundert auf Ruland; er hatte ſich ihn älter und härter gedacht, und jetzt ſah er einen jugendkräftigen Mann mit etwas elegiſchem Ausdrucke, aber von überaus anziehender Erſcheinung. Sofort ſtieg eine Ahnung in ihm auf: der iſt gefährlicher als ſieben ſolche Vicare. Ein Mann, den man tröſten und beruhigen kann um ein verlorenes Leben, ſchleicht ſich leicht in ein Frauenherz ein.

Jorns ließ Ruland bei dem Adjunct und kehrte um. Auf dem Wege nach der Blockhütte erzählte der Adjunct, wie er noch auf der Akademie von Sylvia gehört habe, die im Andenken Aller fortlebe, wie eine Göttererſcheinung.

Ruland ſah den Adjunct mit einem dankbaren Blick an, dann ſenkte er die ſchweren Augenlider. Er ließ ſich von dem Adjunct die neue militäriſche Organiſation des Waldſchutzes erklären, und der Adjunct berichtete mit ſoldatiſch knapper Beſtimmtheit. Als Ruland dagegen erwähnte, daß er wieder nach Amerika zurückkehren wolle, bat ihn der Adjunct, ſeinen Einfluß zu verwenden, daß er die Stelle als Genoſſenſchaftsförſter erhalte.

Ruland ſah die Orte und die Pflanzungen wieder, wo er ſelber einſtmals als Adjunct thätig geweſen; unter einer Schirmtanne, wo er ſo oft mit Rudolf geſeſſen, ſchlief er ein, und als er erwachte, ging er wie neu belebt thalab nach dem Forſthauſe.

◆

Siebentes Kapitel.

Es war Sonntag Morgen. Ruland bat Jorns, mit ihm zur Kirche zu gehen, und bald ſuhren die beiden Männer dahin in den friſchen Morgen hinein.

Vor der Kirche traf Ruland viele alte Bekannte, ſie begrüßten ihn kaum und dankten ſeinem Gruß nur läſſig.

In der Kirche predigte der Vicar über den Text: „Du ſollſt nicht falſch Zeugniß ablegen!“ Er dehnte ihn dahin aus, daß man auch nicht im Herzen einen unrechten Gedanken über ſeine Mitmenſchen hegen dürfe, und daß Jeglicher verpflichtet ſei, die Wahrheit zu Tage zu fördern. Er ſprach nicht geradezu von der gegen Ruland ausgeſtreuten Verleumdung, aber Jeder konnte merken, daß er dahin ziele.

Unter den Gruppen, die ſich nach der Kirche gebildet hatten, ſprach man von dem buckligen Mädchenlehrer, der ſich ertränkt hatte — er war aus dem Dorfe gebürtig — es hieß, daß der Verdacht, die namenloſen Briefe verfaßt zu haben, auf den ehemaligen

Muſterlehrer ruhe, der abgeſetzt war und nun Holzhandel betrieb; der Amtsrichter habe bereits eine Unterſuchung eingeleitet.

Ruland ſagte dem Freunde, daß er ebenfalls zum Amtsrichter wolle, und fuhr nach der Kreisſtadt. Still, wie ausgeſtorben, war es auf den Straßen, nur auf den Brückengeländern und vor den Wirthshäuſern ſaßen die italieniſchen Steinmetzen, die theils an der Eiſenbahn arbeiteten, theils bei Eilmeyer beſchäftigt waren.

Ruland klopfte zuerſt am Hauſe ſeines ehemaligen Freundes, des Kreisphyſikus; er hörte von der Magd, daß der Kreisphyſikus längſt geſtorben ſei. Sie erzählte, die Frau ſei mit ihrem Vater, dem Stadtdirector, nach dem nahen kleinen Bade gefahren, wo heute die Regimentsmuſik aufſpiele; auch der Amtsrichter und der Beſitzer der Holzſpälterei, Kunzler, überhaupt alle Herrſchaften der Stadt ſeien draußen.

Ruland fuhr nach dem Bade und kam in den Garten, wo eben luſtige Muſik erklang.

Er traf den penſionirten Stadtdirector, nach dem er gefragt hatte, nicht mehr, denn dieſer war mit ſeiner Tochter zu einem Gutsbeſitzer in der Nähe gegangen; er begegnete indeß dem Amtsrichter, den er von früher kannte und der ihn ſehr förmlich begrüßte. Toni war überaus glücklich, Ruland wiederzuſehen, ſie fragte nach Karla und nach Allen im Forſthauſe und ſprach die Hoffnung aus, auch bald einmal dorthin zu kommen.

Ruland nahm den Amtsrichter bei Seite und ſagte: „Ich möchte Sie bitten, eine Unterſuchung gegen mich einzuleiten.“

Der Amtsrichter erklärte, es ſei kein Grund für öffentliche Anklage da, und der Beſchuldigte könne nicht ſelber auf Unterſuchung gegen ſich antragen. Uebrigens würde auch der anonyme Verleumder in keinem Fall erſcheinen, ſo daß Alles ohne Subſtanziirung ſei. „Vielleicht aber könnten Sie es ſo machen,“ ſetzte der Amtsrichter hinzu, „Sie bezeichnen irgend Einen als den Verleumder — wenn Sie wollen, den Muſterlehrer — belangen ihn beim Gericht, dann können wir öffentlich auffordern, wer etwa Thatſachen beizubringen habe, der möge ſich ſtellen. Oder wollen Sie die Zeitung verklagen? Das böte eine Handhabe.“

„Glauben Sie, daß es zu Etwas führen wird?“

„Das glaube ich allerdings nicht, aber Sie bekunden damit vor der Oeffentlichkeit Ihren Ernſt, die Sache zu verfolgen. Uebrigens gibt es noch einen andern Weg.“

„Und der wäre?“

„Sie berufen ein Ehrengericht Ihrer Standesgenoſſen und fordern den Briefſchreiber öffentlich auf, ſich zu ſtellen.“

Das Antlitz Ruland's leuchtete. Das war das rechte, das gab die Entſcheidung.

Als Ruland im Forſthauſe erzählte, daß er ein Ehrengericht der Berufsgenoſſen fordern werde, ſchüttelte

Jorns den Kopf und konnte nicht umhin, von den Vorgängen bei dem Abſchiedsfeſte zu erzählen.

Es war, wie wenn ſich ein Schleier auf das Geſicht Ruland's legte.

* * *

Achtes Kapitel.

War es bei Sonnenſchein behaglich im Forſthauſe, ſo war es beim Regen faſt noch mehr. Die Natur ſagt: Menſchenkind, bleib unter Dach und Fach, laß die Bäume ſtill trinken, was vom Himmel heruntergegoſſen wird, und halte dich ſtill für dich. Und es goß heute wie in Strömen. Die Forſtleute durften ſich ſonſt nicht vom Wetter abhalten laſſen, dennoch beſchloſſen Jorns und Ruland, heute zu Hauſe zu bleiben.

Man ſaß in der Stube und Ruland bemerkte, wie ihm das Ticken der beiden Uhren ein Heimatsgefühl gebe. Karla erzählte, wie ſie es Anfangs in der Stadt kaum habe aushalten können und in der Nacht häufig aufgewacht ſei, da die Glocken von den Hauptthürmen jede Viertelſtunde im Dreiklang angaben, während man draußen in Wald und Feld keine Glocke ſchlagen höre und die Zeit ungemeſſen bleibe.

So geſprächig war Karla ſelten geweſen, ſie war wie ein kleines Kind, das alles Spielzeug herbeibringt, um den traurigen Beſuch zu erheitern.

Wieder begann Karla: „Ich kann keine Verſe auswendig behalten, aber die Gedanken aus den Verſen.“

„Welchen wollten Sie eben erwähnen?“ fragte Ruland.

„Es iſt ein Gedicht von Rückert, das mir beſonders lieb iſt. Eine Vergnügungsfahrt iſt ihm verregnet, und er ſagt: ich will gern entbehren, wenn Pflanzen und Geſchöpfe draußen ſich am Regen erquicken.“

„Alſo auch Sie können keine Verſe behalten und nur die Gedanken daraus?“

„Wer denn noch?“ fragte Karla. Wer noch wurde nicht ausgeſprochen.

Vater und Mutter gingen ab und zu. Karla ſaß mit einer Handarbeit am offenen Fenſter. Ruland ſprach von dem feinen gefälligen Weſen des Adjunct, der in dem Unwetter, das oben auf der Bergſpitze ein Schneefall ſei, einſam in der Blockhütte leicht Allem trotze, denn die Jugend habe, wie der Vogel, erhöhte Eigenwärme.

Karla ſah flüchtig auf und ſagte mit unbefangenem Tone: „Es freut mich ſehr, daß Sie den liebenswürdigen und wohlgebildeten jungen Mann ſo freundlich erkennen.“

Junger Mann? Freundlich? mußte Ruland

denken; wer ſo ſpricht, hat keine Liebe für den Mann in der Seele.

Er fühlte einen Stich mitten durch's Herz, da er gewahr wurde, daß er nach den Empfindungen im Gemüthe Karla's forſchte.

Als ob Karla gefühlt hätte, welch' eine Erſchütterung in Ruland war, wendete ſie den Blick nach ihm. Sie erzählte, daß ſie wenige Tage vor dem Tode Sylvia's einen Brief von ihr erhalten habe; auch Ruland erinnerte ſich, daß ſie geſchrieben hatte und bat nun, ihm den Brief zu zeigen. Hocherröthend lehnte Karla ab, Ruland durfte doch nicht leſen, daß in dem Briefe ſtand: „Wenn nur Bruno einen Bruder hätte, der ihm ganz gleich, Du müßteſt ihn Dein nennen.“

Nun ſprachen die beiden wiederum von Sylvia, und Jedes hatte immer neue Innigkeiten von ihr zu berichten.

Die Beiden ſaßen ſtill einander gegenüber als der Vicar eintrat, er hatte ſich trotz des Unwetters nicht von einem Krankenbeſuch in der Nähe abhalten laſſen und erzählte nun, wie wohlthuend es ihm war, daß er dem Verlaſſenen eine Erhebung bringen konnte.

Karla holte nach guter Landesſitte Speiſe und Trank und als ſie wieder in die Stube kam, traf ſie die beiden Männer in traulichem Geſpräche. Der Vicar fand bei Ruland lebhafte Bereitwilligkeit, ihn in ſeinen Forſtſtudien zu fördern; er empfing feſte Haltpunkte, wie er dieſelben methodiſch zu betreiben habe. Auch in die ſymboliſche Betrachtung des Waldlebens ging Ruland ein, denn er erkannte die reine Seele des Vicars, der überall Gegenſtände zu wahrer Andacht fand. Ein beſonderer Einigungspunkt fand ſich darin, daß Ruland aus der Theologie zum Forſtweſen gekommen war. Ruland gehörte nunmehr zu den Unkirchlichen, er ſtand auf ganz anderm religiöſen Standpunkte als der Vicar, aber dieſem war das religiöſe Leben perſönlich tiefe Bildung geworden und ſo war er gegen Fremdes nicht nur duldſam, ſondern erkannte deſſen innere Berechtigung.

Als der Vicar darlegte, daß der blasphemiſch gebrauchte Spott-Titel „Waldheiland" doch ein unwillkürliches Lob enthalte, nahm Ruland Veranlaſſung, in großer Umſchau die innere Verknüpfung von Waldverwüſtung und Culturverfall zu erörtern. Da rollten die Jahrhunderte in raſcher Folge, ſchwebten die Gebirge in langer Reihe vorüber und die regenbringenden Wolken flohen weg von den Ländern, in denen die Menſchen am Walde gefrevelt hatten.

Die Wechſelrede der beiden Männer glich einem Wechſelgeſange, nicht im Gegenſatz ſich treffend, ſondern eine Stimme nimmt die Melodie der andern in ihrer Tonart auf und führt ſie weiter zu neuen Wendungen. Karla legte oft ihre Handarbeit nieder, ſie fühlte eine tiefe Erquickung bei dem Geſpräche der Beiden und ihr Blick haftete ſtrahlend bald auf dem einen, bald auf dem andern, dann beugte ſie ſich wieder auf ihre

Arbeit nieder. Die Beiden ergingen ſich weiter in der Betrachtung, wie es nur demjenigen wohl zu Muthe ſei, der gut und im Guten lebt; ſelbſt der Böſe rede ſich noch ein, er ſei im Guten, in dem egoiſtiſch ihm Zuträglichen.

Sonnigkeit und Stille herrſchte in der Stube des Forſthauſes, während draußen verdunkelnder Regen herunterrauſchte; drei Menſchen fühlten ſich berührt vom Hauche des höheren Daſeins, ihre Wangen glühten.

Als eine längere Pauſe eingetreten war, ſtand Karla auf, öffnete das Klavier und ſagte, Gotthold möge dem Gaſtfreunde etwas vorſingen.

Der Vicar war ſofort bereit, er blätterte in den Muſikalien, dann fragte er Ruland, ob es ihm genehm wäre, wenn er eine Arie aus Händels Meſſias ſänge. Ruland bejahte, und der Vicar ſang mit einer Stimme ſo innigen Wohllauts und einer das tiefſte Herz bewegenden Kraft die Arie:

Er ward geſchmäht und verachtet . . . .

Es war der Geſang eines Mannes, der Prieſter und Künſtler zugleich.

Ruland ſaß, die gepreßten Hände zwiſchen den Knieen, vor ſich nieder gebeugt während des Geſanges, und als jetzt der Vicar geendet hatte, ſtand Ruland nicht auf. Der Vicar trat auf ihn zu und ſagte:

„Sie ſind geſchmäht, wie der Reinſte es war, aber die Guten halten Sie hoch. Das hat keine Religion als die unſere, daß der Göttliche ein Geſchmähter war, alles Leid trug, um durch ſein Beiſpiel zu lehren, wie Leid und Schmerz zu tragen iſt. Auch an Ihnen wird ſich die Heilsbotſchaft erfüllen: Selig ſind die Leidtragenden, ſie ſollen getröſtet werden.“ Ruland reichte ihm ſtill die Hand und der Vicar fuhr fort: „Ich habe mir gedacht: wenn mir geſchehen wäre, was Sie erdulden mußten, und ich hätte endlich den Ruchloſen vor mir, ich ſtände beſchämt, daß ein Menſch ſo ſein kann und ich wäre traurig, daß ich ihn ſtrafen ſollte. Es bleibt das größte Wort: Herr vergib ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie thun.“

Ruland ſchüttelte den Kopf und mit dumpfer tonloſer Stimme ſagte er: „Ich kann nicht.“

Karla hatte die Empfindung, daß die beiden Männer allein ſein mußten; kaum hörbar verließ ſie die Stube. Die Beiden wendeten den Blick nach der ſich ſchließenden Thüre. Der Vicar fuhr fort, Ruland in's Herz zu reden: er wiſſe wohl, daß er ihm nur ſage, was er ſelber wiſſe; aber in Momenten der Verdüſterung müſſe ſolches ein Anderer zurufen und auferwecken. Der Teufel, ſagte er — er lächelte, indem er hinzufügte, daß er das Wort nur der Kürze wegen gebrauche — der Teufel verſtehe es, Schwäche als Kraft aufzuputzen, wildes Zertreten als Stärke. Bildung und Religion ſeien aber darin eins, daß ſie das Wilde, die bloße Naturmacht beſiegen, nicht abtödten, ſondern in's Geſetz zwingen. Man müſſe den Muth haben, vor der Welt, die der Gewaltthat zujubelt, als Schwächling zu erſcheinen.

Bitter lächelnd entgegnete Ruland, daß der Freund — er ſetzte hinzu, er dürfe den Vicar ſo nennen — nicht ferner in ihn dringen möge; denn der Betroffene fühle doch noch anders als der mit inniger Theilnahme Betrachtende, und es ſei vielleicht Folge ſeines Berufes, daß er der Unthat gegenüber nicht ſtill duldend ſein könne.

Der Vicar ließ ab, er hatte die Zuverſicht, daß dieſe Unterredung doch nicht ohne Folge bleiben könne.

Die Beiden ſprachen nun von Karla und in jedem war die Empfindung, daß ſie keinerlei Eiferſucht verſpürten. Du wärſt der edeln, herbkräftigen Jungfrau würdig, ſprach es in Ruland; und du wärſt einer edeln Liebe würdig, du könnteſt es nochmals ſein, ſprach es im Vicar. Dieſer bat indeß Ruland, er möge ihm beiſtehen, daß Karla ihre Jagdluſt aufgebe.

„Laſſen Sie Karla für ſich allein ihre erſte Jagdbeute erlegt haben und fragen Sie dann wieder nach ihrer Jagdluſt,“ entgegnete Ruland.

Man hörte Wagenräder im Sande knirſchen, ein Wagen hielt an und heraus ſtieg Frau Emmy.

◆

Neuntes Kapitel.

Emmy kam mit den Frauen und Jorns in die Stube. Sie trug heute wieder volle Trauer, das ſtumpfe Schwarz des bis an den Hals geſchloſſenen Mantels ließ ihre Geſtalt in vortheilhafter Weiſe erſcheinen; Schwarz kleidete Emmy immer gut, ſie war darin größer, und es hob die friſchen Farben ihres Antlitzes. Sie hatte den Schleier zurückgeſchlagen, aber er beſchattete noch ihre Stirn und die großen, weit offenen Augen glänzten. Sie umarmte Karla, als hätte ſie tagtäglich nur in Sehnſucht nach ihr gelebt.

Als ſie den Mantel ablegte, ſtand ſie da wie in einem dunkeln Panzer, denn über und über war ihr Gewand mit Schmelz benäht.

Der Vicar und Ruland ſtanden am Fenſter und als Emmy dieſen ſah, faßte ſie ſich gewaltſam. Sie ſagte, die ſchwarzbehandſchuhte Rechte darreichend:

„Ich ſoll Ihnen im Namen meines Vaters für Ihren Beſuch danken. Er iſt in Allem zu Ihren

Dienſten, zumal in einer Angelegenheit, die er als Ehrenſache der ganzen Umgegend betrachtet.“

Thränen ſtanden Emmy immer leicht zu Gebot, beſonders wenn ſie Mitleid mit ſich ſelber haben konnte, und das war ja jetzt der Fall. Thränen rollten über ihre Wangen indem ſie Ruland die Hand reichte und mit ſtockender Stimme ſagte: „Ja, wir haben Beide erfahren, was der Tod des Liebſten iſt.“

Sie hielt inne, ſie erwartete, daß Ruland Etwas erwidere, aber er ſchwieg, und ſie fuhr fort: „Sie haben Feinde, Herr Ruland — welcher bedeutende Mann hat nicht Feinde? — aber daß Ihre ſelige Frau, deren Erſcheinung eine Wohlthat für Jeden war, auch Feinde gehabt . . .“

„Vielleicht ſind es nicht Feinde, ſondern Feindinnen,“ fiel Jorns ein.

Mit einem Blicke aus ihren dunklen, unruhig flimmernden Augen, der für den Verdacht auf ihr ganzes Geſchlecht Verzeihung gewährte, erwiderte Frau Emmy: „Das ſagen Sie nicht aus Ihrem einfachen redlichen Herzen.“

Jorns lehnte dieſe Höflichkeit ab.

Emmy zog den Handſchuh ab, legte ihre ſchöne, wohlgepflegte weiße ſchmale Hand auf die Schulter des Forſtmeiſters und ſagte, zu Ruland gewendet: „Sie werden ſtark genug ſein, ſich durch die Verruchtheit des Verleumders Ihren Edelſinn nicht ſchädigen zu laſſen. Ein Mann, und nun gar ein Mann wie Sie, kann der Welt Trotz bieten; eine verlaſſene Wittwe muß ſtill dulden.“

„Sind Sie auch gekränkt worden?“ fragte Ruland.

„Ich bin nicht gekommen,“ entgegnete Emmy, mit dem Taſchentuch ſich gegen das Geſicht fahrend, „um von mir zu reden; ich hielt es nur für meine Pflicht, den Mann, der auch mir einſt freundlich war, und der ein Freund meines guten Max —“

„Der mich ſo ſehr geliebt hat,“ brummte Jorns ſtill vor ſich hin.

„— den der Selige ſo hoch hielt,“ fuhr Emmy fort, „in der Heimat zu begrüßen. Ich weiß wohl, Freundestroſt hilft nicht, aber es iſt ein Troſt, daß man Freunde hat.“

Sie lächelte umherſchauend über dieſe geſchickte Wendung, und als ſie das Klavier offen ſah, ſagte ſie: „Du haſt geſungen, Karla? Ich hab's auch wieder verſucht, aber meine Stimme iſt in den vielen Thränen, die ich vergießen mußte, faſt ertrunken.“

Frau Emmy ſprach mit Leichtigkeit über verſchiedene Dinge. Sie dankte dem Freund ihres Mannes, daß er ſie am letzten Sonntag hatte beſuchen wollen, und bat, den Beſuch bald zu wiederholen. „Ach, wenn mein guter Mann noch lebte“, ſchloß ſie, „Sie dürften bei keinem Andern zu Gaſte ſein, als bei uns.“

Der Wagen fuhr vor, die Frauen und der Vicar begleiteten Emmy vor die Thür; Jorns und Ruland blieben zurück.

Als die beiden Frauen wieder eingetreten waren, rief Jorns, beide Fäuſte ballend: „Und ich ſage, dieſe Frau iſt mit ſchuld — Wie? weiß ich noch nicht, aber ſie iſt mit dabei. Und ſie hat mir's angeſehen, daß ich mit meinem Verdachte auf der richtigen Spur bin.“

Die Forſtmeiſterin ſetzte hinzu: „Mir wäre es lieber, wenn eine Frau ſchuld an dieſer ſchlimmen Geſchichte hätte, da könntet Ihr, Du und der Herr Ruland, doch keine Unthat begehen.“ —

Der Regen hatte aufgehört. Der Schmelzbeſatz an den Kleidern der Wittwe glitzerte wetteifernd mit dem Thau auf Baum und Gras, und über die ganze Landſchaft hin breitete ſich der hellblaue Himmel.

Emmy ſtand vor dem Hauſe und ſagte zum Vicar: „Auf dem Bergweg iſt es jetzt trocken; ich hätte Luſt, zu Fuß über den Berg nach dem Pfarrhauſe zu gehen“. „Darf ich Sie begleiten?“ fragte der Vicar. Sie nahm das Anerbieten dankbar an. Der Vicar nahm in der Stube eilig Abſchied und begleitete Emmy.

Der Wagen wurde den Thalweg nach dem Pfarrhauſe geſchickt, die Beiden gingen über den Steg den Waldweg hinauf. Emmy ſchürzte mit einem Haken ihr Schleppkleid in die Höhe und ſchritt mit zierlichem ſchlankem Fuße vorwärts, ſie trug den Schirm aufgeſpannt, denn von den Bäumen tropfte es nach.

Die Mutter und Karla hatten vor dem Hauſe den Weggehenden nachgeſchaut und Karla ſagte:

„Die Emmy verdient's nicht, daß ein wahrhaftiger Menſch ein Wort an ſie richtet. Ach Gott! Schlechte Menſchen verleiten uns, auch ſchlecht zu ſein und in unſerm Benehmen gegen ſie zu lügen. Emmy hatte die Trauer bereits abgelegt, heute hat ſie ſie wieder angenommen. Mich dauert der Vetter Gotthold, ſie wird ihn mit ihren Heuchlerphraſen betrügen. Ich meine auch wie der Vater, es war nicht nöthig, daß ſie kommt, ihr Kommen iſt verdächtig."

Die Mutter ſchwieg, ſie war auf's Neue traurig, daß das Forſchen nach dem Urheber des Schandbriefes auch ihr Kind ſo ſcharf und mißtrauiſch machte. —

Der Vicar ging indeß mit Frau Emmy durch den Wald, in dem nur noch der Zaunkönig ſang und manchmal da und dort der Specht klopfte.

„Sie haben Herrn Ruland früher nicht gekannt," begann Emmy, „er hatte vordem in ſeinem Weſen etwas Diſtinguirtes . . ."

Sie hielt inne, der Vicar ging aber auf dieſe Einleitung, die ſich leicht in ſchlimme Nachrede wenden ließ, nicht ein; er erzählte vielmehr, daß er heute bei einer Kranken geweſen, wo die Wehmutter des Dorfes als Pflegerin ſei und dieſe habe in ergreifender Weiſe vom Tode Sylvia's erzählt: ſolch' einen Jammerſchrei, wie Sylvia Gott gebeten habe, er möge ſie doch bei ihrem guten Manne laſſen — habe ſie noch nie gehört und hoffe ſie auch nie mehr zu hören.

Emmy fuhr ſich mit ihrem Taſchentuche über das Geſicht, es konnte ſcheinen, daß ſie Thränen abtrocknete, vielleicht aber war's auch der Angſtſchweiß.

Sie wendete ſich nun nach dem Vicar und ſah ihn mit einem ihrer großen, vielbedeutenden Blicke an.

Der Vicar erzählte von dem Geſpräche, das er mit Ruland geführt. Sie hörte ihm mit innerer Beruhigung zu: wenn es dem Vicar gelinge, Ruland von ſeinen Nachforſchungen und ſeinen Rachegedanken abzulenken, dann iſt ja Alles gut. Mit einem Tone von Innigkeit ſagte ſie endlich:

„Es iſt eine Freude, wieder einmal dem Glauben an Menſchengüte zu begegnen."

Der Vicar erwiderte: „Wer nicht an die Güte der Menſchen glaubt, glaubt nicht an Gott."

Emmy war nicht gewillt, auf dieſe Art Betrachtungen einzugehen, ſie begann vielmehr in luſtigem Tone: „Eigentlich dürfte ich Sie auch Vetter nennen, denn mein Vater ſagt mir, eine Blankenſchild war ſeine Großtante."

Der Vicar ſchien erfreut von dieſer Nachricht und Emmy fuhr fort zu erzählen, wie man ihrem Vater bei ſeiner Penſionirung den von den Vorfahren abgelegten Adel habe erneuern wollen, wie aber ihr Vater, da er keinen Sohn habe, ſolches ablehnte. Der

Vicar erwiderte nichts, die Betonung der Vornehmheit ſchien wirkungslos.

Mit einer raſchen Wendung bemerkte Emmy, daß Alles nichtig ſei gegenüber dem höheren geiſtigen Leben. Der Vicar ſtimmte ein und dankte der guten Fügung, die ihm die Bekanntſchaft mit Frau Emmy gewährte.

Wieder war man eine Weile ſtill. Emmy war eine geſprächige Natur; wenn man nicht ſpricht, unterhält man ſich nicht; ſtill ſein iſt langweilig, und ſie hatte ja noch ſo Vieles auszuforſchen.

Sie ſagte, wie ſchön es ſei, daß der Vicar ein Verwandter und Jugendfreund Karla's. Sie legte es darauf an, zu erfahren, wie weit das Liebesverhältniß zwiſchen Beiden gediehen. Der Vicar in ſeiner Wahrhaftigkeit ſprach von ſeinem Aerger über die Jagdluſt Karla's. Die Doctorin vertheidigte Karla mit ſcheinbar großer Wärme und gab zu verſtehen, daß das Mädchen von ihrem Vater verwöhnt ſei. Sie wendete ſich in halb fragendem Tone zu einer Betrachtung des ſogenannten alten Schweden; das war ein Mann aus Einem Stück, von dem ſich viele Späne abhauen ließen. Als ſie aber die volle Hochachtung des Vicars wahrnahm, lenkte ſie ein und ſagte, wie förderſam es ſei, einen vielerprobten gediegenen Charakter vor Augen zu haben, beſonders für einen jungen Mann.

„Sie ſprechen ja, wie wenn Sie ſchon alt wären.“

„Ach, in meinen Jahren iſt man alt, wenn man auch jung an Jahren iſt. Mein guter Max war mehr als doppelt ſo alt als ich, aber er hat mir ſeine ganze Seele mitgetheilt, weil ich das Glück hatte, ihn vollauf zu verſtehen und da wird man in jungen Jahren alt.“

„Auch ich mußte in jungen Jahren die Räthſel des Lebens zu begreifen ſuchen,“ ſagte der Vicar ſchüchtern.

Mit einem Augenaufſchlag, der viel bedeuten konnte, entgegnete Emmy:

„Ein Mann wie Sie, der in der großen Welt lebte und dabei heimiſch in den Tiefen der Wiſſenſchaft, iſt ein Seelenkenner. Ich bin leider ſehr unwiſſend, aber in meinem beſchränkten Kreiſe habe ich Manches aus dem Leben gelernt.“

Das Herz des Vicars pochte heftig, er konnte kein Wort hervorbringen. Emmy duldete aber keine Stille, ſie ſagte, ſie fände es durchaus nicht unſchicklich, daß Ruland bei den Forſtleuten wohne, ſein Verhältniß zu Karla ſei unzweifelhaft nur das wie zu einer jüngeren Schweſter.

Der Vicar ſtand betroffen, und Emmy gewahrte ſchnell, daß ſie andere Handhaben ſuchen mußte. Ihr Begleiter war offenbar ein ſogenannter Idealiſt, der die Alltäglichkeit mit ſchimmerndem Glanz überzaubert. Sie ſagte daher, Ruland ſei im Grunde eine ideal angelegte Natur, was wäre auch unſer Daſein ohne höhere Faſſung? Sie ſelber habe, trotz bitterer Erlebniſſe, ſich doch eine Idealität bewahrt, die ſie nur vor der Alltagswelt verberge. Als der Vicar erwiderte, daß Idealität auch das ſei, was die Religion als Kindſchaft der Seele bezeichne, entgegnete Emmy, daß der Vicar Weltmann und Geiſtlicher zugleich ſei.

„Es iſt nur zu fürchten,“ ergänzte ſie, „daß Sie noch leicht getäuſcht werden, aber Täuſchungen machen die echte Seele in ſich nur reicher, nicht ärmer.“

Der Vicar faltete die Hände auf der Bruſt, die ſich ihm in Entzücken hob über dieſe hochſinnige Frau. Emmy entging das nicht, und ſie ſagte, wenn ſie zu beichten hätte, ſo möchte ſie nicht in einem Kirchenſtuhl, ſondern in Gottes freier Natur, im heiligen Walde beichten. Immer höher ſtieg das Entzücken des Vicars und er berichtete von ſeinem Geſpräche mit Ruland. Emmy hörte ſtill zu.

„Kennen Sie auch Herrn Schaller?“ fragte der Vicar, er hätte nicht zu ſagen vermocht, warum er jetzt an dieſen dachte, aber Emmy erſchrak; es war doch ſeltſam, daß der Vicar eben jetzt, da er von Ruland geſprochen hatte, Schaller's erwähnte. Sollte der Vicar eine Ahnung des Zuſammenhangs haben? Lächerlich! Er dachte nur von dieſem an jenen, weil ſie Feinde waren.

Als Emmy bejahte und zwar daß ſie Schaller ſehr gut kenne, fragte der Vicar, was ſie von ihm halte; ſie erwiderte lachend:

„Herr Schaller iſt mit ſeinem Grimm auf die Welt ein Phantaſt, für mich ein ſehr amüſanter. Er hat von der Phantaſie eines Genie's gerade ſo viel, daß er ſich einbilden kann, ein Genie zu ſein.“

Auch der Vicar mußte lächeln. Dieſe Betrachtungsweiſe war ſcharf aber luſtig.

„Entſchuldigen Sie meine Fragen. Kannten Sie auch Frau Sylvia?“

„Das arme feine Weſen kannte ich ſehr gut. Wenn Ihnen aber Herr Schaller von ſeiner Liebe zu Sylvia ſprach, ſo hat er Ihnen eine Flauſe vorgemacht wie aller Welt und auch ſich ſelber, um ſich ein elegiſches Air zu geben. Herr Schaller iſt nicht der Mann des ſentimentalen Schmachtens.“

Die Beiden kamen auf den Felſenvorſprung, wo man in die Thallandſchaft hinaus ſah und drunten der Bach wild aufſtoſte, der von dem Regen noch geräuſchvoller war.

Emmy ſtellte ſich auf den Felſen und jodelte in die Welt hinein mit einem Uebermuth wie eine junge Sennerin auf der Alpenfirne und mit einer Kraft und Biegſamkeit der Stimme, daß der Vicar wie verzaubert ſtand.

Emmy wendete ſich, ſie ſah in der That wie eine ſchöne Zauberin aus und ſagte herabſteigend: „Es iſt doch ſchön, zu leben, und manchmal kann man's nicht laſſen, die Lebensluſt hinaus zu jauchzen.“ Sie ſah in das Antlitz des Vicars, es ließ ſich nicht entſcheiden, ob der Ausdruck ſeiner Mienen Entzücken oder Schreck über die jähen Stimmungswechſel dieſer Frau bedeute. Leiſe, mit der Demuth eines Beichtkindes fügte Emmy hinzu, ſie hoffe nicht verkannt zu werden.

„Ich bewundere die unermeßliche Skala der Natur in einer Menſchenſeele,“ erwiderte der Vicar. Emmy hatte ihn nicht deutlich gehört, aber das Wort Skala hatte ſie behalten. Sie ging auf dem ſchmalen Fußwege voraus.

Die Wandernden kamen aus dem Walde heraus und ſahen nun das Dorf, von Wieſen und Baumgärten umgeben, und daraus ragte der Kirchthurm neben dem hellen Pfarrhaus.

„O Du mein liebes Heimatsdorf!“ rief Emmy, die Arme ausbreitend.

„Ihr Heimatsdorf?“ fragte der Vicar.

„Ach Sie wiſſen nicht, daß ich dort im Pfarrhauſe geboren bin. Meine Mutter war zur Sommerfriſche dort, und nach dem Tode meiner Mutter bin ich Jahre hindurch oft wochenlang zur Sommerfriſche im Pfarrhauſe geweſen.“

Die Art, wie ſie die Friedſamkeit des Hauſes, die Glückſeligkeit eines Pfarrerlebens ſchilderte, machte das Herz des Vicars ſchneller pochen. In ſeiner keuſchen Schüchternheit wagte er kaum ein Wort zu reden, aber Emmy that ſo mütterlich ſorglich für ihn, fragte ſo theilnehmend nach ſeinem vergangenen Leben und ſeinem jetzigen, daß dem Jüngling immer mehr das

Herz aufging; endlich wagte er zu fragen, ob ſie nicht wieder einmal eine Sommerfriſche im Pfarrhauſe verbringen wolle, ſie werde gewiß willkommen ſein.

Es dauerte eine Weile, ehe Emmy antworten konnte, denn der Vicar betrachtete ſie flammenden Blickes, er fühlte in raſchem Schlage ſein Herz wallen, auch ſie ſchien verwirrt und ſchaute wie ſuchend hin und her. Endlich verneinte ſie, innig bedauernd; ſie gab zu verſtehen, daß ſie nur ſchwer ihren Vater verlaſſe, der es ſeltſam finde, von dem behaglichen eigenen Hauſe im Landſtädtchen nun nochmals auf's Land zu ziehen. Sie war jetzt ganz Kind, ſorgliches fügſames Kind.

Sie ging auf dem ſchmalen Fußwege voran, der Vicar hinter ihr drein betrachtete mit Wonne die zierlichen Fußſpuren, die ſich ſo fein auf dem Wege abdrückten.

Die Beiden hatten keine Ahnung davon, daß oben vom Berge zwei funkelnde Augen auf ſie niederſchauten. Dort ſaß Schaller und lächelte in ſich hinein: Das Raubvogelweibchen iſt das ſtärkſte und klügſte. Die trauernde Wittib war gewiß beim Ruland. Denkt ſie vielleicht den wieder zu fangen? Einſtweilen iſt es bequemer, den Vicar anzulocken. Wie wär's, wenn ich hinginge und ſagte, die edelſinnige trauernde Wittib war die Erſte, aus deren ſchöner Seele ich den klugen Verdacht bekommen habe? Luſtig! Wird ein ſchönes Geſchlecht werden von dem Geierweibchen und dem Täuberich! . . . . Noch einen höhniſchen Blick warf Schaller auf die Beiden, dann ſchritt er waldeinwärts.

Als der Vicar mit Emmy in das Pfarrhaus gekommen war, hießen die alten Pfarrersleute ſie herzlich willkommen. Der Vicar ging hinab in den Garten, ſah zum Himmel auf und dann lächelnd rings umher im Garten, über das Thal und auf die Berge; aus ſeinem ganzen Weſen leuchtete neue Liebe. Das iſt's, ſagte er ſich. Eine geprüfte Seele, eine Seele, die das Leid kennt, ein Herz, durch das Schwerter gegangen, das Schwert des Todes und der Einſamkeit.

Als er wieder in die Stube kam, wo Emmy traulich bei den Pfarrersleuten ſaß, ſagte ihm die Pfarrerin: „Herr Vicar, bitten Sie auch mit uns, daß die gute Frau Doctorin wieder auf einige Wochen zu uns komme.“

Der Vicar erklärte, daß er ſich ſchon erlaubt habe, dieſen Wunſch auszuſprechen.

Mit einem Blicke und einem Tone, in dem ſchwere Entſagung lag, betheuerte die Wittwe, daß es ihr nicht möglich ſei, dieſem freundlichen Wunſche zu willfahren; ſie müſſe ſich ſelber bezwingen, denn ihr Herz ſpreche dafür, ſie wolle indeß bald wieder zu Beſuch kommen.

Als ſie abreiſte, gab ſie dem Vicar die Hand und ſagte: „Leben Sie recht wohl und denken Sie gut an mich.“

Der Wagen fuhr davon. Der Vicar ſtand wie angewurzelt und ſchaute ihm noch lange nach.

Zehntes Kapitel.

Jorns und Ruland waren zur Jagd gegangen. Karla war verdrießlich, daß man ſie nicht mitgenommen hatte; ſie hatte ja ihren Gewehrpaß. Es wollte faſt ſcheinen, als ob Ruland davon abgerathen, denn im Benehmen des Vaters zeigte ſich eine Verlegenheit, als ob er ſich entſchuldigen wolle, was doch nicht in der Würde des Vaters lag. Bald aber beruhigte ſich Karla wieder, und als ſie neben der Mutter ſaß, konnte ſie nicht genug erzählen, wie ſchön und erhebend die Freundſchaft zwiſchen Ruland und dem Vicar geworden. Ihre veilchenblauen Augen hatten einen eigenen Glanz; wenn ſie ſprach, leuchtete es vorher durch ihr Antlitz wie von innen heraus, als ob die Gedanken ſich in ſtrahlenden Zügen ankündigen wollten.

„Was nützt es?“ entgegnete die Mutter. „Was Dein Vater nicht vermocht hat, wird auch der Vicar nicht vermögen, Ruland läßt ſich von ſeinen Rachegedanken nicht abbringen und mir zittert immer das

Herz im Leibe, wenn ich denke, daß ein Menſch bei uns iſt, der in der nächſten Minute eine Unthat begehen kann; meine Hoffnung iſt nur, daß der Verleumder nicht ausfindig gemacht wird."

Karla bereute, daß ſie am Tage nach der Ankunft Ruland's ihn in ſeinem Rachegefühl beſtärkt hatte.

Vielerlei Gedanken überſpringend ſagte nach einer Weile die Mutter:

„Wenn es nach mir ginge, würde ich befehlen, daß ein Wittwer nicht mehr heirathen darf; ſo iſt es bei den griechiſchen Popen, und das iſt recht und ſchön. Aber es gibt Wittwer, die ihre Liebe zur Verſtorbenen preiſen, nicht genug ſagen können, wie glücklich ſie waren, und während deſſen denken ſie ſchon an eine Andere. Die Beſten, wenn ſie ſich zu einer Andern wenden, lieben nicht dieſe, der ſie eine neue Liebe bekennen, ſie ſoll nur Erſatz für die Verlorene ſein."

Karla erblaßte. In dieſem Augenblicke erkannte ſie, und es durchſchauerte ihr ganzes Weſen, daß ſie Ruland liebte, in ihr erſtes wonniges Gefühl miſchte ſich Trauer, daß Ruland an Sylvia untreu werden, daß ſie es ſein ſollte, die ihn untreu machte. . .

Vom Walde droben hörte man es knallen, dort jagten wol Ruland und der Vater. Karla nahm ihre Flinte, und von Argos begleitet, ging ſie bergan. Im Dickicht des Hochwaldes kam wieder Heiterkeit über ſie, und ſie ſang laut in den hellen Tag hinein.

„Jäger dürfen nicht ſingen," ſagte plötzlich eine Stimme neben ihr. Schaller ſtand vor ihr.

„Sie ſind's?" fragte Karla.

„Ja, der Alte," erwiderte Schaller, „der nur einen Tag geheuchelt hat, nicht einmal einen Tag, nur ſo lang ein Theaterſtück dauert; es war mir zu heiß und langweilig unter der Heuchlermaske. Fürchten Sie Nichts, ich bin waffenlos, und Sie ſind bewaffnet. Hat mein Freund, Ruland der Schöne, noch Nichts entdeckt von dem feigen Geſellen, der ihn verleumdet? Was ſtarren Sie mich ſo an? Wie ich Sie vor mir ſehe, glaube ich, daß Sie von einem alten nordiſchen König, nennen wir ihn Olaf, deſſen Mannen in Baumrinde gekleidet waren, abſtammen. Wenn Sie vor ſo und ſo viel Jahrhunderten gelebt hätten, wären Sie gewiß Prieſterin im heiligen Hain geworden. Was ſtarren Sie? Wollen Sie Ihre Waffe gegen mich gebrauchen? Aus Ihrer Hand den Tod zu empfangen, wäre Seligkeit. An ſolche zarte Roſenwangen ſollte ſich aber nicht ein Gewehr legen, ſondern ein liebehauchender Mund."

„Es wäre mir lieber, Sie ließen mich meines Weges wandern," entgegnete Karla.

„Ich hindere Sie ja nicht."

Und doch konnte Karla ſich nicht von der Stelle bewegen; wie von einer dämoniſchen Macht gebannt, ſtand ſie, und Schaller fuhr fort: „Erwarten Sie Herrn Ruland hier?"

„Wer ſagt das?“ fuhr Karla auf.

„Niemand. Aber ich weiß genug,“ antwortete Schaller und ging ohne ein weiteres Wort davon. Er ging thalab, ingrimmig auf ſich ſelbſt, daß er Ruland nun aus der neuen Welt in die alte Heimat gezerrt hatte, um ihn nochmals glücklich zu machen. Er ſann und ſann, wie das zu verhindern wäre, aber vergeblich.

Karla mußte ſich niederſetzen, ſo müde war ſie vom Schrecken.

Sie ſaß unter einer mächtigen Weißtanne auf einem moosbewachſenen Steine, und wie ſie ſo dreinſtarrte, ſah ſie einen Fuchs. „Sieh', das iſt ja Dein Fuchs, er trägt noch den Halsriemen,“ aber Karla, die geſagt, ſie werde ihn ſchießen, wenn ſie ihn im Walde treffe, rührte ſich jetzt nicht und griff nicht nach der Waffe, die neben ihr lag. Argos aber hatte ſich nicht halten laſſen, er war dem Fuchs nachgeeilt, Karla rief und pfiff, er kam nicht. Jetzt aber kam Ruland.

Ruland hatte ſich bald von Jorns getrennt, denn er hatte das Bedürfniß, allein zu ſein. Er hatte in den letzten Tagen ſo viel mit Menſchen verkehrt und gegen ſeine eigentliche Natur viel geſprochen und von ſich ſelbſt, den letzten Grund ſeines Denkens und Empfindens aufwühlend. Er wollte wortlos im ſtillen Wald wandern und nun ſah er Karla, die eben drohend den Finger gegen Argos emporhob, denn Argos, der in den Wald entlaufen geweſen, kam nun mit heraushängender Zunge herbei, duckte ſich ſchon von ferne vor ſeiner Herrin nieder, weil er wußte, daß er Strafe verdient hatte.

Ruland war nicht wenig verwundert, Karla hier zu treffen. Er erzählte, es ſei ihm Bedürfniß geweſen, allein zu ſein; er habe in den letzten Tagen zu viel mit Menſchen verkehrt, er ſei das nicht mehr gewohnt, namentlich nicht, ſich bis in den letzten Grund hinein auszuſprechen, wie er das heute mit dem Vicar gethan.

„Mich freut's, daß Sie Freunde geworden ſind."

„Und mich freut's, daß ich noch nicht zu alt und zu vermorſcht bin, um in vollſter Weiſe neue Liebe zu gewinnen."

Karla ſtand auf und ſagte: „Meine Mutter ängſtigt ſich, daß, wenn Sie den Verleumder finden, eine Unthat begehen möchten, und auch ich möchte bitten, meine frühere Zuſtimmung nicht zu beachten."

„Ich hoffe, mich meiner Freunde nicht unwürdig zu zeigen, aber in dieſer Sache muß ich meine Freunde bitten, mich voll gewähren zu laſſen."

Das ſagte Ruland mit feſter Stimme und doch war er ſich bewußt, daß die Rachbegierde, für die er ſein Leben hatte einſetzen wollen, nicht mehr in voller Kraft lebendig in ihm war; ein anderes Leben wollte ſich regen, aber er beharrte bei dem, was er vor ſich und Anderen ſich vorgeſetzt hatte.

Karla hätte ebenſo gern bekannt, daß die Jagdluſt in ihr verſchwunden war, aber auch ſie ſchwieg; die Beiden gingen neben einander bis nach dem Forſthauſe und Keines ſprach ein Wort.

◆

Elftes Kapitel.

Emmy hatte die Wahrheit geſprochen, daß ihr Vater für Ruland ſeine ganze altgeübte Polizeikunſt zu Gebote ſtelle. Sie hatte aber nicht die ganze Wahrheit geſagt, ſonſt hätte ſie berichten müſſen, welche Qualen durch dieſen Eifer des Vaters über ſie gekommen waren; denn bei jeder Begegnung ſprach der Vater davon, daß wir Deutſchen Stümper in den Liſten der Polizei ſeien, er hoffe aber der jungen Generation zu zeigen, was die Alten vermochten, die man ſo frühzeitig und noch in voller Kraft in den Ruheſtand verſetzt hatte. Emmy ſah ihren Vater mit Schaudern an, dieſer Mann konnte um ſeines Ehrgeizes willen den Römer ſpielen und ſein eigen Kind an's Meſſer liefern. Sie war mehrmals nahe daran, ihm zu ſagen, welchen Antheil ſie an der Sache hatte, aber ſie fürchtete ihn nicht nur, ſie redete ſich auch ein, daß ſie unſchuldig ſei. „Der entſetzliche Schaller hat Recht, wir armen Frauen kennen nicht die Folgen eines Wortes, einer That," ſagte ſie ſich, „wir werden nicht zur Logik erzogen, wir ſind zu harmlos." Sie tröſtete ſich, daß ſie es nicht ſo böſe gemeint, als es geworden war; es ſei harmloſe Luſt am Intereſſanten geweſen. Daneben vergnügte ſie ſich, den Vater in's Weite und Entlegene ſpüren und ſtöbern zu ſehen, während die Handhabe doch ſo nahe lag. Denn vorerſt hatte der Stadtdirector den ſtreng katholiſchen Förſter und den lohfarbenen Bezirksförſter in Verdacht, der ſowol beim Feſte ſich als Feind Ruland's verrathen hatte, als auch, wie berichtet wurde, einmal im Wirthshaus geſagt hatte, er unterſchreibe einen großen Theil des Schmähbriefes.

Ruland verhandelte oft mit dem Stadtdirector, da dieſer ſo viel daran ſetzte, als ungerecht entlaſſener Beamter ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen.

Auch erhielt Ruland viele anonyme Briefe, in denen der und jener verdächtigt wurde. Emmy freute ſich im Stillen, daß ſie damals mit Schaller ſo viel gutes Benehmen gezeigt hatte; er iſt im Grunde eine ritterliche Natur, er wird in keinem Fall eine ſchwache Frau hineinziehen, und ſchließlich würde es ihm ja auch Nichts nützen.

Man würde falſch urtheilen, wenn man Emmy bösartig nennen wollte. Sie hatte nur das Unglück, daß ſie, früh verwaiſt, ihren Vater nicht liebte; warum war er auch ſo ſentimental! — ein Polizeidirector und ſentimental! — und daß er nach ſeiner frühen Penſionirung in die kleine Stadt zog, wo er ſich am eigenen Haus und an der Pflege des Gartens begnügte? Wie konnte er eine bevorzugte Stellung in der Hauptſtadt aufgeben und ſein einziges Kind in die Lage ſetzen, in einem Landſtädtchen mit untergeordneten Menſchen ſich abzugeben? War das ein Ort, wo ſie zu einer ihrem Stand und ihrer höheren Bildung entſprechenden Heirath kommen konnte? Es war die Schuld des Vaters, daß ſie ſich zuletzt entſchließen mußte, den kränkelnden Kreisphyſikus zu ehelichen. Wer weiß, Emmy wäre vielleicht in der großen Welt geliebt und gefeiert worden, und wenn ſie keine Gelegenheit gehabt hätte, irgend Jemand Böſes zuzufügen, hätte ſie es zweifellos unterlaſſen.

Emmy war gewiß nicht bösartig, ſie hatte nur das Unglück, daß ſie an allen Menſchen die Fehler ſah und die Heuchelei erkannte; ſie machte nur die allgemeine Weltmode mit, ſie log auch, denn Alles iſt ja Lüge. Vor der Welt ſpielte ſie daher die zärtliche Tochter, das iſt eine Zierde für ein Mädchen wie für eine ſelbſtändige Wittwe.

Emmy muſicirte viel und fand eine Art von Betäubung darin; ſie ſang am liebſten italieniſch, nicht nur weil das die Leute verblüffte, ſondern auch weil ſie in der That eine ungewöhnliche Fertigkeit in Coloraturen beſaß; die Leute im Städtchen, die bei den offenen Fenſtern ſie hörten, waren der Meinung, ſie habe noch nie ſo viel geſungen und muſicirt wie in der letzten Zeit.

Emmy machte auch mehr als gewöhnlich Beſuche in der Stadt, und gab kurz nach einander mehrere Kaffeeviſiten in ihrem Garten. Sie wollte hören, auf welcher Spur man ſei, und ließ einfließen, wie dringlich die Pfarrersleute in Waldhauſen ſie bäten, zur Sommerfriſche dorthin zu kommen; ſie habe Luſt, aber eine gewiſſe Scheu. Sie gab zu verſtehen, daß Ruland, den ſie bekanntlich vor ſeiner Verheirathung mit Sylvia abgewieſen hatte, jetzt in der Nähe wohnte; daß ſie dort ſeinen muthmaßlichen Bewerbungen nicht ausweichen und ſich ſomit unliebſamen Nachreden ausſetzen könne. Man widerſprach — denn des Vicars erwähnte Emmy wohlweislich nicht — und die Leute verſicherten, daß eine Frau von dem Rufe und der Ehrenhaltung Emmy's über derartiges Gerede hinaus ſei. Man ſprach ihr zu, ſich doch auch eine Erholung zu gönnen.

So entſchloß ſich Emmy endlich nach dem Pfarrhauſe überzuſiedeln. Damit entging ſie auch den Verzweiflungen und Freuden ihres Vaters, je nachdem er in ſeinen Nachforſchungen glücklich oder unglücklich war.

Sie wollte auch ſtets durch den Vicar von allen Vorgängen im Forſthauſe unterrichtet ſein. Aber ſchwärmte nicht der Vicar für ſie? Es iſt ein Unglück für den guten Menſchen, dachte ſie, aber es kann auch ein Glück für ihn ſein, denn jedenfalls kommt er von ſeiner Liebe zu Karla los.

* * *

Zwölftes Kapitel.

Zwiſchen dem Pfarrhauſe und dem Forſthauſe war keine freundſchaftliche Beziehung. Der alte Pfarrer und Jorns hätten ſich wol gut vertragen, jener duldete die Freigeiſtereien des Forſtmeiſters und dieſer die ſtarre Orthodoxie des Pfarrers mit entſprechender Nachſicht; aber zwiſchen den Frauen hatte ein Bruch ſtattgefunden, der unheilbar ſchien. Sie waren beide wohldenkend genug, nicht auf einander loszuziehen; aber ſie verhielten ſich gegenſeitig fremd. Die Pfarrerin hatte der Forſtmeiſterin einmal die vertrauliche Mittheilung gemacht, daß ſie ihrem Manne — er merke Nichts davon — Cichorie in den Kaffee thue; worüber ſie ernſtliche Ermahnungen hören mußte: eine Frau, die hierzu fähig iſt, von der läßt ſich Alles erwarten, die hat Anlage zu jeder Treuloſigkeit. Das war denn doch zu hart. Das konnte ſich die Pfarrerin nicht gefallen laſſen und es gab keinen Ausgleich mehr.

Emmy, die nun in's Pfarrhaus eingezogen war, konnte hier leben, als wäre ſie zehn Stunden weit vom Forſthauſe entfernt, und dabei immer die neueſten Nachrichten erhalten von Allem, was dort geplant und ausgeführt wurde.

Es war behaglich und friſch im Pfarrhauſe, peinlich war nur, daß die alten Pfarrersleute keine Spaziergänge unternehmen konnten, denn der Pfarrer litt an Rheumatismus und mit der Pfarrerin war das Sprechen im Freien bei ihrer Harthörigkeit noch ſchwerer und erregte Aufſehen. Mit dem Vicar allein konnte Emmy doch nicht über die Felder und durch die Wälder wandern. Denn als ſie doch einmal mit einander gingen, gratulirte ihnen eine luſtige Frau aus dem Dorfe; ſolchem durften ſie ſich nicht mehr ausſetzen.

Die alte Pfarrerin flocht jahraus jahrein aus grün abgemähtem Roggenſtroh Einleg-Sohlen für arme Leute und beſonders auch für die Schulkinder; ſie lehrte Emmy dieſe Fertigkeit, aber Emmy ließ bald ab, dieſes Stroh verdarb die Zartheit der Hände.

Tag für Tag ſagte Emmy, daß ſie morgen oder doch nächſten Sonnabend wieder heimkehren wolle, aber ſie blieb immer wieder. Dieſe Spannung brachte Unruhe, aber auch raſche Steigerung in die Empfindung des Vicars.

Um recht ländlich zu ſein, hatte Emmy ihr Kammermädchen nicht mit in's Pfarrhaus genommen, ſie friſirte ſich täglich ſelber, und das will was heißen.

In der zweiten Woche hatte ſie indeß doch ihr Kammermädchen nachkommen laſſen, ſie war von da an viel beruhigter und freier. Emmy war ſehr gut gegen die Pfarrerin, denn die Pfarrerin bewunderte und beſtaunte ſie wie eine Göttin; ja, ſo hat Niemand Haare wie Emmy, ſo Niemand Zähne, ſolche Kleider hat Niemand, freilich auch nicht den ſchönen Leib dazu, dieſe wahre Juno-Geſtalt. Wo Emmy angebetet wurde, konnte ſie ſehr liebreich ſein.

Emmy zwitſcherte und plauderte beſtändig wie ein Vogel, und da wurde auch Eingelerntes, Abgeleiertes und Richtiges ſiebenmal vorgebracht. Das plauderte fort und fort, immer Ich und Ich und nochmals Ich: Ich kann die Hunde nicht leiden .... ich habe ſchon vor Jahren geſagt, daß man den Waldbach nach der Kreisſtadt leiten muß .... ich habe einmal zwei rechte Handſchuhe mitgenommen .... ich eſſe gern Honig .... ich liebe die italieniſche Sprache .... Und ſo tauſenderlei. Alles mußte bedeutſam und wichtig ſein, denn es war ja von ihr, und Max, der ſie ſo ſehr geliebt, hatte ihr immer gut zugehört. Sie gab ſich ſogar Mühe, es mit lauter Stimme der Pfarrerin zuzuſchreien. Der Vicar ſah darin nur ein tief gutes Herz — die liebe Seele will die alte Frau auch mit Alltäglichem unterhalten und erheitern.

Die Pfarrersleute hatten nicht nachgelaſſen, bis Emmy auch hier ſang, und ſie erregte große Freude, ja ſelbſt die harthörige Frau Pfarrerin ſtrahlte von

Glückſeligkeit, ſie ſaß mit offenem Munde neben Emmy und behauptete, ſie höre den leiſeſten Ton; auch der Pfarrer lobte den Geſang mit hohen Worten. In der That hatte ihre Stimme eine überraſchende und überwältigende Kraft, zumal wenn ſie dramatiſch Bewegtes aus italieniſchen Opern ſang.

Seltſamer Weiſe ſagte der Vicar kein Wort über ihren Geſang und ermunterte ſie nie dazu; ihm gefiel Alles an ihr, nur ihr Geſang nicht. Sie konnte viel Leidenſchaft in denſelben legen, aber den Vortrag eines einfachen Liedes konnte ſie nicht zu dem angemeſſenen Ausdruck bringen, es war etwas Fremdes, ein Ton der Unwahrheit darin, und der Vicar, der ſo gern und mit ſo hervorragender Stimmbegabung ſang, war nicht dazu zu bringen, Emmy vorzuſingen.

Dagegen war er hochbeglückt, daß Emmy beim Vorleſen mit ſolcher Theilnahme zuhörte. Er ſaß oft mit ihr im Garten und las ihr vor. Emmy fand ſogar den Sophokles „reizend“ und bedauerte nur, daß ſie nicht früher mit den höchſten Geiſtern des Alterthums bekannt gemacht worden ſei.

„Mein guter Max hatte leider keine Zeit, ſich meiner Weiterbildung zu widmen; er ermahnte mich nur ſtets, die Muſik nicht zu vernachläſſigen,“ führte ſie oft in der Rede.

Emmy war nicht nur fertig im Wort, ſie hatte auch die Begabung, Andere reden zu machen, und der Vicar war immer geneigt, ſein Beſtes mitzutheilen.

„Durch Sie lerne ich erſt ſehen," ſagte ſie da einmal, „durch Sie lerne ich erſt, auf welcher Welt wir eigentlich ſind. Die Welt iſt ſo groß und wir ſind ſo klein, aber es iſt groß, daß wir dieſe unendliche Welt verſtehen."

Emmy geſtand gern, welche heilige Ruhe in ihr Gemüth ziehe; ſie ſei ſo fahrig, in's Blaue hinein wünſchend geweſen, jetzt ſei Alles in ihrem Gemüthe beſchwichtigt, ſtill in ſich begnügt. Der Vicar fühlte ſich glücklich, daß es ihm beſchieden ſein ſollte, dieſer ſo vielſeitigen Natur zu Einheit und Ebenmaß verhelfen zu können.

Der Vicar fühlte ſich im Grunde nur wohl, wo er hülfreich ſein konnte, wo man ſeiner bedurfte; Karla bedurfte ſeiner nicht, ſie war feſt in ſich, hier aber war ein mit den edelſten Kräften ausgeſtattetes und dabei reizendes Weſen, dem nur die in ſich ſelbſt ruhende Gelaſſenheit fehlt.

Emmy ließ ſich ſeine Bemühungen gern gefallen. Was dem Vicar heiliger Dienſt war, galt ihr als eine neue Art Galanterie. Dieſe Galanterie hatte ein ungewohntes Parfüm, eine jünglinghafte Verſchämtheit und Zaghaftigkeit und doch wieder eine große Zuverſichtlichkeit im Denken über das Allgemeine.

Bei einem Vergleiche zwiſchen Karla und Emmy ſtellte ſich ein ſcharfer Gegenſatz heraus. Im Munde Emmy's bekamen die höchſten und heiligſten Worte etwas Abgetragenes, Verbrauchtes, während alltägliche

Worte, von Karla geſprochen, eine friſche Prägung, einen neuen Glanz gewannen.

Der Vicar erzählte Emmy zuweilen von ſeinen Gängen zu den Armen und Kranken, und Emmy entſchloß ſich, die alte Raſſel, die Schaller mit ſeinen ruchloſen Reden frech und verzweifelt gemacht hatte, zu beſuchen; ſie wußte, welche Luft ſie dort einathmen würde, und beſprengte ſich vorher reichlich mit dem weltlichen Weihwaſſer eines haltbaren neuen Parfüms.

Der Vicar ſah mit tiefer Beruhigung, wie Emmy im ſchwierigſten Theil ſeines Berufes ihm Beiſtand leiſtete; wenn hierüber ſeine ganze hochgeſtimmte Natur ſich kundgab, mußte Emmy manchmal bei ſich denken: Iſt dieſer hohe Idealiſt nicht eigentlich ein Narr. Iſt es nicht närriſch, wie er ein altes keifendes Bauernweib damit entſchuldigte, es läge ein Gewitter in der Luft, und da ſeien die Menſchen aufgeregt und ärgerlich, mehr als ſie ſelbſt wollten?

Emmy's Stolz war, keine Illuſionen zu haben noch haben zu wollen, und Alles, was ſie nicht anerkannte, galt als Illuſion.

Dennoch lebte ſie ſich allmälig in den Gedanken ein, die Gattin dieſes Mannes zu werden. Da konnte ſie gewiß wieder ſagen: Ach, wie liebt er mich! Wenn der Vicar begeiſtert von ihrer Hoheit ſprach, erwiderte ſie manchmal: „Ach, Sie täuſchen ſich in mir, ich bin nicht ſo edel, wie Sie meinen; die Menſchen ſind überhaupt nicht ſo edel, wie Sie meinen. Ach, wie gerne möchte ich ſein, wie ich Ihnen erſcheine! Bitte, vergeſſen Sie nie, daß ich Ihre Ueberſchwänglichkeit immer abgewehrt habe; ich bin ein ſchwaches Geſchöpf, das manchmal wol Gedanken, aber keine Logik hat."

Sie war nahe daran, dem Vicar anzuvertrauen, daß ſie die unſchuldige Veranlaſſung zu dem Schmähbriefe geweſen; durch ſolch freiwilliges Geſtändniß brach ſie die ſchneidige Spitze der That ab und ſtand unter dem Schutze des Vicars; ja ſie gelobte ſich, wenn er ſie aus dieſer Hölle erlöſe, ihr Lebelang gut zu ſein. Sie hat ja nur dies Eine gethan, ſonſt war ſie unſchuldig, ja auch gottesfürchtig. Aber wieder erhob ſich ihr Stolz und ihr Selbſtgefühl; ſie ſollte bekennen und dann ihr Lebelang demüthig ſein wegen eines Scherzes? . . . Und es iſt ja auch unnöthig. Wenn Schaller ſie in den Handel verwickeln wird, dann iſt noch immer Zeit. Der Vicar wird freilich ſehr traurig ſein, wenn er erfährt, in welche Gemeinſchaft ſie gebracht iſt. Zum erſten Male in ihrem Leben ging ihr auf, wie ein Anderes um ihretwillen leiden müſſe und ſo unſchuldig und tief. Aber ſofort ſagte ſie ſich wieder: Du biſt eine aufopfernde Natur, du empfindeſt zu groß. Und nun war es vorbei, ſie hatte es empfunden, es war ſchön geweſen, weiter zu thun hatte ſie Nichts. So ließ ſie denn der Sache ihren Lauf. Sie kämpfte mit dem Gedanken, Schaller anzuzeigen, um ſeinen Verleumdungen zuvorzukommen. Sie träumte einmal, daß ſie das bereits gethan, und als ſie erwachte, freute ſie ſich, daß es nicht geſchehen; denn ſie hatte nicht den Muth dazu. In dieſem Kampfe ſah ſie ſehr traurig aus. Dem Vicar rührte die oft wiederkehrende Trauer das Herz, dieſe tiefe Natur kommt nicht weg über das ihr widerfahrene Unglück.

Es wurde davon geſprochen, ob Ruland ſich wieder verheirathen werde. Der Vicar mißbilligte die Strenge, mit der Manche über einen ſolchen Schritt urtheilen. Emmy bezog dieſe Aeußerung nicht mit Unrecht auf ſich und nach einer Pauſe fragte ſie:

„Möchten Sie nicht in's Konſiſtorium, in einen großen Wirkungskreis?"

„Nein, ich möchte am liebſten Dorfpfarrer bleiben."

Das war ganz und gar nicht nach ihrem Sinne. Was! In einem Dorfe verkommen? Sich anziehen — für wen? Singen — für wen? Freilich der liebe Gott — Emmy ſagte ſehr viel der liebe Gott — der ſieht und hört ſie, aber der iſt äußerſt zurückhaltend in ſeinen Beifallsbezeigungen. Im einſamen Pfarrhaus nicht nur zur Sommerfriſche, nein, das ganze Jahr hindurch, zur Zeit, wenn die Dorfwege ungangbar ſind, im Winter die Sammelſtelle für die Klagen der alten Weiber zu werden? Nein, nein, zur Dorfpfarrerin bekommſt du mich nicht, dachte ſie. Er wird in ſeiner Studirſtube ſitzen, wird ausgehen und alte Weiber tröſten und derweil haſt du Langeweile zu Hauſe, und wenn er heimkommt, ſollſt du dich für dieſe Dinge begeiſtern.

Aber es iſt unmöglich, daß er auf dem Lande bleibt, bei ſeinen Familienverbindungen — ſein Bruder iſt ja der Hofkammer-Präſident — kann ihm eine hohe Stellung in der Hauptſtadt nicht entgehen.

Vor dem Spiegel betrachtete Emmy die angenommene fromme Miene, faltete die Hände, ſchlug die Augen empor und dann demüthig nieder. Sie gefiel ſich in dieſem Stimmungsausdruck, ja ein ſcharfer Zug um den Mund wurde durch die heilige Miene zu einer erhabenen Verklärung des Schmerzes.

Sie lächelte, wenn ſie allein war, ganz anders, als vor den Menſchen, da hatte es etwas Widerwilliges, es ſchickt ſich nicht für die Trauernde, voll zu lachen; für ſich allein, da war es luſtig und ſie hatte große Freude an ſich. Scheinbar war Emmy immer Laune des Moments, aber ſie hatte unter dieſer ſcheinbaren Veränderlichkeit eine feſte Methode: unterwürfig ſein, am Boden liegen mußte Jeder vor ihr, dann erſt wollte ſie ihn gnädig erheben.

Sie nahm ſich vor, zurückhaltender und vorſichtiger gegen den Vicar zu ſein, aber wenn ſie mit ihm zuſammen war, that ſie ſchwärmeriſch und entzückt. Sie beruhigte ſogar einmal etwas, was ſie noch Gewiſſen in ſich nennen durfte, und nannte den Vicar: lieber, junger Freund! Sagte ihm, er müſſe noch Erfahrungen machen, bevor er für ſein Leben entſcheide. Das war doch gewiß ehrlich, gewiß nicht kokett. Manchmal, wenn ſie allein war, lächelte ſie über ſich ſelbſt, daß das Pfarrhaus ſie ſo pedantiſch gemacht habe, daß ſie gar nicht mehr mit den Menſchen zu ſpielen wage; in dieſem Hauſe iſt Alles immer bitterer Ernſt.

Emmy kam wiederholt darauf, daß ein Mann von der Weltkenntniß und der vornehmen Art des Vicars eine hohe Stelle in der Hauptſtadt haben müſſe, um diejenigen, die der Religion entbehren zu können glauben, zu ihr zurückzuführen; einem Manne wie ihm gebühre eine weite Wirkſamkeit.

Dreizehntes Kapitel.

Der Vicar hatte mehrmals die Ueberzeugung ausgeſprochen, daß eine ſo entſetzliche Gottesläſterin, wie die Raffel, nur durch eine Frau auf den rechten Weg geführt werden könne; er bat Emmy, dieſe Aufgabe zu übernehmen.

Emmy fühlte keinerlei Miſſionsberuf in ſich. Was liegt denn daran, ob ein altes Bauernweib in einem verwahrloſten Hinterſtübchen glücklich oder unglücklich iſt, gläubig oder ungläubig? Da aber der Vicar immer wieder darauf zurückkam und ſeine Bitten ſo innig waren, entſchloß ſie ſich, ſeinem Wunſche nachzukommen.

Sie beſuchte die alte Raffel wiederholt, und dieſe erging ſich als getreue Schülerin Schaller's in Fluch und Spott über den vieltauſendjährigen Betrug, den die Herren von der Kanzel an dem armen Volke begehen. Emmy wußte nicht, wie ſie bekehren ſollte.

Da hörte ſie Jemand kommen. Es war Schaller, er rief ihr entgegen: „Sie beſuchen meine Großmutter? Das iſt vortrefflich! Erlauben Sie mir, Ihnen die Honneurs des Hauſes zu machen." Er hatte einen übermüthigen Ton und fuhr fort: „Alſo wiſſen Sie vor Allem: ich habe dieſe edle Matrone als Großmutter adoptirt — bitte, ſetzen Sie ſich. Erlauben Sie mir ferner zu bemerken — Sie werden das freilich ſchon wiſſen — man ſpricht von der Mutter Gottes, beim Teufel wird die Mutter überſprungen, da gibt's nur eine Großmutter. Aber es iſt tief, Sie wiſſen ja Alles, ich brauche Ihnen das nicht zu erklären."

„Sie ſind überaus luſtig."

„Und ſtolz auf Ihren Beſuch, ſchöne Frau."

„Schöner Ferdinand!" rief die Alte aus dem Bette.

„Schöne Großmutter, was willſt Du?" erwiderte Schaller im gleichen gellenden Ton der alten Weiberſtimme und ſagte: „Bitte, wollen Sie bemerken, wir nennen uns nicht lieb, herzlich, gemüthlich, ſondern ſchön, das iſt Hofſitte am Hofe Seiner Majeſtät des Fliegenkönigs."

„Schöner Ferdinand!" rief die Alte wieder. „Willſt Du die zu Deiner Frau machen?"

„Nein, ſchöne Großmutter; wenn der Teufel verheirathet wäre, hätte ihn ja die böſe Frau geholt und er könnte die böſe Frau nicht mehr holen. Schöne Großmutter, Du vergißt Alles! Nun ſag' einmal, was bin ich? Alſo fünf Sachen, weißt Du ſie noch?"

Mit den braunen Augen, die unheimlich aus den brandigen Lidern hervorblinkten, ſah die Alte auf Schaller und begann, einen dürren Finger nach dem andern zuklappend: „Mein ſchöner Ferdinand iſt erſtens ein Atheiſt, zweitens ein Kommuniſt, drittens ein Nihiliſt, viertens ein Peſſimiſt —“ ſie ſtockte.

„Du weißt das Fünfte nicht mehr?“

„Ein Pamph —, ein Pamph —, ich krieg's nicht 'raus,“ klagte die Alte.

„Nun denn, ſag' mir's nach: ein Pamphletiſt. Dazu habe ich mir aber nicht allein verholfen, ich habe eine edle Helferin.“

„Sie ſind überaus luſtig,“ widerholte Emmy.

„Sie haben mich auch noch nie zu Hauſe geſehen. Hier bin ich Herr; ich habe ein probates Mittel, meine ſchöne Großmutter gehorſam zu erhalten, ich drohe ihr, ſie wegen verſchiedener Majeſtätsbeleidigungen und Gottesläſterungen anzuzeigen, da duckt ſie nieder. Iſt das nicht viel amüſanter, als die Gottſeligkeit?“

Mit verſchämtem Blicke verneinte Emmy.

„In dieſer heiligen Halle,“ fuhr Schaller fort, „ſpricht man die ganze Wahrheit. Mit Mienen darf man heucheln, und Ihr Kopfſchütteln iſt Ihnen verziehen, Sie gehören in partibus doch zu uns.“

„Ich verſtehe Ihre Worte nicht ganz.“

„Das Lateiniſche habe ich mir auch vorbehalten. Nun, was wünſchen Sie denn hier? Ach, Sie ſollen die Alte belehren?“

Mit zierlichem Schritt ging er nach einer Thür, öffnete ſie und man ſah in einen ſchwarzgeräucherten Raum.

„Sehen Sie, meine Gnädige, hier iſt des Teufels Küche; da, wo es an Salz und Schmalz fehlt. da iſt des Teufels Küche. Geben Sie meiner Großmutter Geld und dann ſagen Sie: ich gebiete Dir, unſauberer Geiſt, daß Du ausfahreſt aus dem Weibe! — Sie werden ſehen, wie der unſaubere Geiſt gehorcht. Ich habe manchen Nigger ſo beſtochen; die Schwarzen haben's gut, ſie brauchen nicht zu erröthen, wenn ſie vor dem Miſſionär heucheln.“

Emmy gab der Raffel ein namhaftes Stück Geld. Schaller befahl, wenn der Vicar wieder käme, möge ſie recht gottſelig ſein, und die alte Raffel verſprach's.

Emmy lehrte ihr noch die Redeweiſen, die der Vicar beſonders liebte: „Wie grundtief habe ich geirrt . . . wie war ich verſunken . . .“

Zu Schaller gewendet frohlockte ſie: „Das lieben die Pedanten, die keine freie Seele würdigen. Solch eine reuige Seele, mit wuchtigen Redensarten weich geklopft, drei Tage in Thränenſalz gebeizt, dann mit der Zwiebel der Demuth gar gekocht, das iſt ein Leckerbiſſen vor dem Herrn.“

Schaller ſah mit Luſt die Teufelei Emmy's und ermahnte ſie nur, der Bekehrten nicht zu hohe Worte einzugeben, ſonſt merke der Vicar die Komödie.

Er ſprach engliſch mit Emmy und ſagte, ſie habe den falſchen Weg eingeſchlagen, hierher zu ziehen;

er würde ihr geholfen haben, den Ruland für ſich zu gewinnen.

„Sie glauben wol, ihn damit zu ſtrafen?"

„Bitte, das habe ich nicht geſagt. Aber wollen Sie vielleicht den Vicar eingarnen?"

„Und wenn es wäre?"

„Schön wär's; auch die Seelenretterei kann zur Kuppelei werden."

„Sie ſind ein Teufel," ſagte Emmy.

„Das hat mir ſchon einmal eine Frau geſagt. Sie ſind ein Teufel, knirſchte ſie, aber ich liebe die Teufel, und ſie umhalſte und küßte mich und ließ mich nicht mehr los. Das iſt freilich jetzt vorbei, ich habe keinen Geſchmack mehr an Frauengunſt. Es iſt ſchade, zwei Menſchen wie wir hätten den ganzen Erdtheil in Verwirrung bringen müſſen, und was haben wir zu Stande gebracht? Ein kleines Pamphlet gegen einen einfältigen Geſellen, und das ſo plump, daß die Menſchen über das Nächſte wegſtolpern. — Aber ſtill, unſer Gottſeliger kommt!"

„Ich hoffe, daß der Vicar Sie noch auf den rechten Weg führt," ſagte Emmy laut, als der Vicar ſchon an der Thüre war, und als er eintrat, ſtimmte er bei, daß er auch an der Bekehrung Schaller's noch nicht verzweifle. Er war hocherfreut, von der alten Raffel zu hören, daß ſie endlich auf den Weg des Rechten gekommen ſei und hierin eine ſolche Helferin in Emmy gefunden zu haben. Emmy war zaghaft und vorſichtig genug, ihre Zweifel an der dauernden Bekehrung der alten Raſſel auszuſprechen. Sie ging mit dem Vicar weg.

Schaller ſchaute ihnen nach und rief: „Schöne Großmutter, nun kriegſt Du auch eine gute Cigarre, ſo — ich zünde ſie Dir ſelber an; jetzt haſt Du Geld und Rauchtabak dazu — Geld im Sack und Rauchtabak, weißt noch das Lied? — das iſt das Beſte.“

Auch Schaller ging davon.

◆

Vierzehntes Kapitel.

Schaller konnte ſich's nicht verſagen, Emmy nach einiger Zeit im Pfarrhaus zu beſuchen. Er traf ſie allein im Garten.

„Haben Sie in Ihrem ziel- und zerſtreuungsloſen Leben nicht oft Langeweile?“ fragte ſie.

„Langeweile? Ich? Mein Leben beſteht nur aus Minuten, nie aus Stunden, gewiß nicht aus Tagen. Es iſt nicht wahr, was die Philoſophen unſerer Richtung behaupten, unſer Leben beſtehe aus zwei Elementen, aus Schmerz und Langeweile; wer wirklich verachtet, hat weder Schmerz noch Langeweile. Ich finde im Gegentheil, Alles iſt luſtig und unterhaltend. Sie vergeſſen, verehrte Genoſſin, daß ich Naturforſcher bin, meine Präparate laufen und fliegen, halten ſtill und ſingen und plaudern. Und dann Tabakrauchen; wenn die Griechen das gekannt hätten, ſie hätten uns einen ſchönen Gott des Tabakrauchens gebildet.“

Emmy lächelte. „Sie ſind immer überraſchend in Ihren Antworten, ja, ich möchte ſagen groß.“

„Groß?“ nahm Schaller auf, „und da haben wir uns mit einer ſo kleinen Geſchichte behängt. Freilich, was iſt groß und was iſt klein?“

„Wir?“ wollte Emmy ſagen. „Es iſt nicht ſchön, daß Sie mich immer mit dazu nehmen!“ aber ſie unterdrückte es, und es war ein glücklicher Zufall, daß eben im Vorübergehen Eilmeyer eintraf.

Zwiſchen den beiden Männern war eine eigenthümliche Begrüßung, denn beide verachteten einander gründlich, überboten ſich aber in höflichen Redensarten.

Auch der Vicar trat hinzu, und Eilmeyer berichtete, daß er entſchloſſen ſei, vom Herbſte an ſein Geſchäft nach der Kreisſtadt zu verlegen; er habe bereits ein Haus mit großen Lagerplätzen in der Nähe des Herrn Stadtdirectors gekauft, und dieſer habe ihm freundlichen Beiſtand geleiſtet.

Eilmeyer war es indeß nicht recht geheuer, einerſeits den ſpottſüchtigen Schaller, andererſeits den ſchwärmeriſchen Vicar hier zu ſehen, und da er wie immer im Vorübergehen gekommen war, konnte er ſich bald entfernen.

„Wiſſen Sie nicht,“ fragte Emmy den Schaller, als Eilmeyer weggegangen war, „wie weit das Verhältniß des Herrn Meyer mit Fräulein Karla gediehen iſt, und ob wir nicht bald von einer öffentlichen Verlobung hören werden?“

„Ich bewundere Sie,“ entgegnete Schaller; Emmy wußte wohl, daß er ihre Liſt bewunderte, eine Vereinigung von Eilmeyer und Karla vor den Augen des Vicars als feſtſtehend zu bezeichnen, und der Vicar ſagte: „Ich kann mir das nicht denken.“

„Da haben Sie vollkommen Recht,“ fügte Schaller hinzu. „Herr Eilmeyer iſt ein kluger Kopf, ein Geſchäftsgeiſt erſten Ranges; er gibt ſich den Schein, um Karla zu werben, er weiß, daß keine Möglichkeit iſt, ſie zu gewinnen, aber Karla iſt ihm eine Creditanſtalt, ſie macht ihm ein gutes Conto. Da heißt es nun in der Landſchaft: das iſt ein Mann, der um Karla Jorns geworben hat und jedes Mädchen kann ſtolz ſein, die er nachher beglückt. Ja, Herr Vicar, ſo verſchafft man ſich Credit. Will man ein Mädchen discreditiren, um es auf ſein eigenes Niveau herabzudrücken, ſo ſagt man ihr nach: ſie iſt mit dem und dem von geringerem Range verlobt; das iſt ein erprobtes Mittel. Ja, ja, wo Ihr's anfaßt, muß Euch ekeln vor Eurer kirchengeſegneten und bildungsvollen Welt.“

„Wir einfältigen Kinder“, rief Emmy, „haben keine Ahnung von den Schlichen der Klugen. Herr Schaller hat ſich vorhin einen Naturforſcher genannt, ich finde, daß er ſich mit Recht ſo nennen darf.“

Schaller that, als ob er dieſes Lob nicht gehört hätte, er ſagte vielmehr, es ſei zu bewundern, mit welchem Eifer der ehemalige Polizeidirector dem verleumdenden Briefſchreiber nachforſche.

„Denken Sie ſich, Frau Doctorin,“ ſetzte er hinzu, „Viele halten mich für den Verfaſſer des amerikaniſchen

Briefes, und an deren Spitze ſteht Ihr Herr Vater. Er behauptet, daß in dem Briefe auf mich und meinen Vater geſchimpft ſei, ſei eine kluge Maske.“

Emmy that überaus verwundert und bedauerte, daß ihr Vater ſolch einen Verdacht ausgeſprochen habe.

Als der Vicar eine Weile in's Haus gegangen war, ſagte ſie zu Schaller: „Ihr Verfahren iſt der alten Tortur ähnlich; ich kann mir's jetzt denken, wie gräßlich es geweſen iſt, als die Schrauben angeſetzt wurden.“

Schaller fand es nicht nöthig, etwas darauf zu erwidern; Emmy ſollte ächzen und krächzen unter dieſen Schrauben, das iſt ein vergnügliches Spiel. Als der Vicar wiederkam, fragte ihn Schaller, ob er lange nicht im Forſthauſe geweſen ſei; Emmy fügte hinzu, ſie wolle nicht ſchuld ſein, daß der Vicar ſich von ſo lieben Angehörigen abwende, er müſſe bald wieder hingehen ihr zu liebe.

Schaller blickte ſie zufrieden an; ſie hatte ihn verſtanden, er wollte hören, auf welcher Spur man im Forſthauſe ſuche. Er ging bald davon.

Eben als der Vicar ſeine Freude darüber ausdrückte, daß was ihm nicht gelungen, die alte Raffel zum Guten zu bekehren, Emmy zu Stande zu bringen ſcheine, kam ein Bote aus dem Forſthauſe mit der Nachricht, daß Rudolf mit ſeinen Zöglingen eingetroffen ſei.

Fünfzehntes Kapitel.

„Unſer Rudolf kommt mit einem ganzen Trupp ſeiner Studenten,“ verkündete Mangold durch das ganze Forſthaus. Die Leute, die Rudolf kannten, ſollten ſich mit ihm freuen und die Neuen ſollten wiſſen was ihnen bevorſteht. Ruland ging umher oder ſaß allein, er ſah aus als ob er nicht mehr lachen könne; es war ihm peinlich, ein trauriger Genoſſe bei einem Freudenfeſte ſein zu müſſen; nie in ſeinem Leben war er ſich ſo überflüſſig erſchienen, und in den Schmerz um die Vergangenheit und die bittere Verleumdung miſchte ſich doch ein Gefühl neuer Belebung, das er nicht gelten laſſen wollte.

Vor dem Hauſe auf der Bank aber ſaß Jorns mit ſeiner Frau und ſie ſagte: „Zehn von den Zöglingen kann ich ganz gut unterbringen, ſie brauchen nicht, wie der Rudolf meint, im Heuſchober zu liegen; die Anderen gebe ich zum Schlafen hinunter in die Sägmühle zur Thoma.“

„Soll ſo ſein," entgegnete Jorns. „Wir haben das junge Rind im Stall, das laſſen wir ſchlachten; der ganze Trupp hat gute Zähne, wirſt ſehen, wie es ihnen ſchmeckt."

Die Forſtmeiſterin ſtimmte mit ein.

Der Metzger aus dem Dorfe wurde entboten, es wurde geſchlachtet, große Keſſel wurden übergeſtellt, vor dem Hauſe Pfähle eingerammt und Bretter darauf genagelt zu langen Tiſchen. Alles war emſig, den Empfang vorzubereiten, und gerade als das Rind geſchlachtet war, ſchickte der Adjunct ein Reh, das er geſchoſſen hatte.

Mangold wollte überall helfen, aber Karla ſagte, er dürfe ſich nicht anſtrengen; ſie ſtellte ihm einen großen Korb Bohnen hin, die er abfädeln ſollte — dabei konnte er ſitzen.

Eine beſondere Hülfe aber war, daß Thoma, die gehört hatte, welcher zahlreiche Beſuch dem Forſthauſe bevorſtände, von der Sägmühle heraufkam, ſie hatte ihr kleines Kind mitgebracht und half überall zugreifen. Es war eine beſondere Luſt, Thoma und Karla mit einander hantiren zu ſehen.

Am Mittag erſcholl vierſtimmiger Geſang vom Walde her, wohlgemuthe Jünglinge mit friſchen Zweigen an den Mützen kamen heran, an ihrer Spitze Rudolf und ſein Genoſſe, der Profeſſor des Waldbaues.

Jorns reichte ſeinem Sohne, deſſen Kollegen und nacheinander allen Zöglingen die Hand, und aus den

Augen der jungen Leute ſah man die Verehrung, die ſie für Jorns als Forſtmeiſter und als Vater Rudolf's hatten.

Die Mutter nahm Rudolf ſchnell in's Haus und drinnen küßte ſie ihn nach Herzensluſt ab, fragte nach Frau und Kindern, beſonders nach dem älteſten Enkel Ernſt.

Ruland war nicht herausgekommen, er war in der Stube geblieben, und jetzt ſagte die Mutter: „Geh' zu Ruland!"

Die beiden Freunde umarmten einander ſtill, dann ſaßen ſie Aug' in Auge und Jeder kämpfte mit den Thränen, die hervorquillen wollten.

Als Ruland auf die an ihm verübte Gemeinheit kam, erwiderte Rudolf: „Wie kannſt Du durch ſolch eine Erbärmlichkeit Dir das Mark Deines Selbſtgefühls anfreſſen laſſen? Bedenke, wie ſolch eine böſe Geſchichte ſich ausbreitet! Irgend ein müßiger oder ſchlechter Menſch ſagt einem Begegnenden: nein, das iſt doch niederträchtig, ihm ſo was nachzuſagen. — Wem denn? — Dem Ruland. — So? dem Ruland? Was ſagt man ihm denn nach? — Ah, Sie wiſſen es noch nicht, dann werde ich natürlich nicht der ſein, der es weiter verbreitet. — Aber bitte, mir können Sie es doch ſagen! — Nun ja, Sie halten es diskret: man ſagt ihm nach das und das. Und mit lauter Verwahrung, mit lauter Schönthuerei breitet ſich das aus, an ganz dünnen Fäden wie die Nonnenraupe.“ —

„Ich würde auch ſo zum Freunde ſprechen, wenn ich nicht der Betroffene wäre,“ entgegnete Ruland und Rudolf fuhr fort:

„Gegen die Gemeinheit gibt es keine Waffe, der Richter hat kein Strafmaß für den Grad der Kränkung durch eine erfahrene Verleumdung. Mit was ſollte man die Wunde ausmeſſen und was iſt die That? Seelenverletzung fällt nicht in den Codex des Geſetzes. Darum müßte hier Selbſthülfe ſein.“

Ruland ſah ihn fragend an und Rudolf fuhr fort: „Selbſthülfe wäre das Beſte, wenn ſie nicht den Fehler hätte, daß ſie Selbſtverletzung iſt. Denn ſtrafſt Du nach dem Grade der Dir angethanen Kränkung, ſo mußt Du büßen ſtatt des Verleumders.“

Rudolf erzählte dann, daß der ruſſiſche Geſandte bei ihm angefragt habe, ob er nicht einen tüchtigen Forſtmann von verläßlichem feſtem Charakter wüßte, der große Waldbeſitzungen in Polen verwalten könnte. Ruland entgegnete, daß es ſich da vornehmlich um Ausnutzen des Waldes handle, wozu ein Andrer beſſer tauge als er; er wolle, wenn er die verruchte That aufgedeckt habe, wieder nach Amerika zurückkehren. Nun berichtete Rudolf, daß er auch mit dem Miniſter geſprochen habe und dieſer habe ihn verſichert, daß der Fürſt, der von Ruland viel Gutes gehört, wohl geneigt ſein könnte, ihn wieder anzuſtellen als Profeſſor an der forſtwiſſenſchaftlichen Schule. Damit wäre der Schmähbrief ausgelöſcht. „Bleib hier“ ſchloß Rudolf.

Draußen vor dem Hauſe hörte man Lachen. Einer der Luſtigſten, ein kleiner ſchwarzhaariger Burſch mit Augen wie glühende Kohlen und ſehnig wie ein arabiſches Pferdchen, hatte ſich ſchnell in der Küche eine weiße Haube und weiße Schürze erobert, Einige folgten und thaten es ihm gleich, während die Anderen ſich um Mangold ſammelten.

Rudolf hatte ihnen von Mangold erzählt, und es gab viel Lachen, da Mangold ſagte: „Ja, ja, der Rudolf iſt mein Schüler geweſen, jetzt ſeid Ihr meine Enkelſchüler.“

„Der Großvater-Profeſſor ſoll leben!“ hieß es, und ſo lange die Schüler da waren, hieß Mangold der Großvater-Profeſſor.

Mangold ſuchte der neuen Würde zu entſprechen und lehrte die jungen Leute allerlei Waidmannsſprüche. Durch ſein altes verwittertes Geſicht zuckte es luſtig, da er die Frage ſtellte:

Waidmann, lieber Waidmann mein,
Nun ſage mir wol hübſch und fein,
Wann mag der Hirſch am geſündeſten ſein?

Natürlich wußte keiner der ſtudirten Jünglinge eine Antwort, dafür aber erwiderte Mangold:

Wann die Jäger ſitzen bei Bier und Wein,
Mag der Hirſch am allergeſündeſten ſein.

Die Zöglinge trieben allerlei Poſſen. Einer derſelben hatte einen photographiſchen Apparat bei ſich, Mangold war nicht wenig glücklich, daß er photographirt wurde und Alle ihm ſagten, ſie würden ſein Bild zum Andenken in ihre Stuben hängen. „Aber ich bekomme auch eins,“ wiederholte er mehrfach. So ſtolz aber Mangold war, daß er photographirt wurde, ſo ſehr ſank dieſe Ehre bei ihm im Preiſe, da ein Gleiches auch dem Bobbel zu Theil wurde und es faſt ſchien, daß ſich die jungen Burſchen noch mehr freuten, den Bobbel im Bilde mitnehmen zu können.

Jorns gab Allen ſein Bild, er ſah darauf freilich nicht ſo herzgewinnend aus wie im Leben, es war etwas Zuſammengepreßtes in ſeinem Geſichte, wie auch der Uniformrock feſt zugeknöpft war.

Karla war harmlos luſtig mit den jungen Leuten, ihr Uebermuth, der ſeit Ankunft Ruland's ganz verſchwunden ſchien, lebte wieder auf; Niemand ſah das mit größerer Freude als die Mutter.

Mangold war es befremdlich, daß Rudolf ſich lange nicht nach ihm umſah, aber er tröſtete ſich wieder. „Es iſt recht, der Ruland geht vor.“ Als Rudolf kam und den Alten treuherzig begrüßte, ſagte dieſer: „Komm näher, ich habe Dir was in's Ohr zu ſagen. Ich hab's eigentlich der Karla verſprochen, aber es iſt bei Dir doch beſſer aufgehoben; wenn ich ſterbe, gib Acht, unter dem Deckel in meinem Geſangbuch ſind meine Recepte für Hundekrankheiten, ſie ſollen

Dein ſein. Jetzt wehr' nicht ab, Du mußt das von mir annehmen."

Rudolf willfahrte, und als man zu Tiſche ging, thaten einige der Zöglinge willig Dienſte als Kellner, Mangold wurde hüben und drüben von zwei ſtattlichen Burſchen an den Arm genommen und mit an den Tiſch geſetzt. Die meiſten der Zöglinge waren Förſtersſöhne, denn kein Beruf erbt ſich ſo fort vom Vater auf den Sohn, als dieſer.

Es wurde nun homeriſch geſchmauſt und geplaudert, nur daß die Zechenden in den Zeiten Homers nicht ſo ſchön ſingen konnten.

Als die Forſtmeiſterin berichtete, daß mehrere Zöglinge mit dem Profeſſor, der ein Kriegskamerad Anton's war, drunten auf der Sägmühle wohnen würden, erregte es viele Luſtigkeit, da die Jünglinge darauf beſtanden, Thoma müſſe ſelber ſich ihre Leute auswählen, und ſie wählte genau abwechſelnd immer einen Großen und einen Kleinen.

Nun hieß es — es war Karla, die zuerſt daran gedacht hatte — man müſſe dem Vicar ſagen laſſen, daß man Beſuch habe. Einer der Zöglinge war ein weitläufiger Vetter des Vicars; er wollte den Botengang übernehmen, aber der kleine Schwarzäugige — er wurde Atſchkalon genannt — behauptete, man könne ihn nicht entbehren — wozu er verwendet werden ſollte, wurde geheim gehalten — man ſchickte einen Waldarbeiter zu dem Vicar.

Nach Tiſche zerſtreuten ſich die Zöglinge und hinter dem Hauſe wurde allerlei genäht, geheftet und gerüſtet, die Burſchen ſchienen Uebermüthiges zu beabſichtigen. Ein in der Sommerfriſche ſich langweilendes Schlittengeſtell mit zwei krummen Ausläufern wurde durch eine Umhüllung zu einer Art Ungeheuer mit großen Hörnern gebildet und Bobbel mußte ſich unterrichten laſſen, wie er ſich in der Verhüllung zu benehmen habe.

Ruland hatte dem Boten aufgetragen, der Vicar möge den Thalweg kommen, er ging ihm jetzt entgegen.

Sechzehntes Kapitel.

Als Ruland dem Vicar begegnete, bat er um Entſchuldigung, daß er ihn nicht beſucht habe; es ſei ihm peinlich, die Frau Doctorin im Pfarrhauſe zu treffen. Der Vicar ſah ihn fragend an, und Ruland erklärte, es ſeien da Unebenheiten, die noch aus ſeiner ledigen Zeit und auch aus der Zeit ſeiner Verheirathung ſtammen.

Man vernahm vom Forſthauſe her einen Sängerchor, und als die beiden Männer am Garten hinter dem Zaune angekommen waren, hörten ſie, wie Atſchkalon rief: „Unſere Schützenkönigin, unſere Waldkönigin, unſere Forſtjungfrau — wollen Sie noch mehr Titel, Fräulein Karla? — alſo Fräulein Karla, auch Sie müſſen ſingen.“ Karla zögerte nicht und ſang ein Lied aus voller Kehle, der Chor der Jünglinge ſang den Endreim mit.

Alles ſtutzte, denn eine neue Stimme, voll und hell, ſang hinter dem Gartenzaun, mit; es war der

Vicar, und als er vortrat, begrüßte ihn ſofort Atſchkalon als Sangesbruder.

Als er einen Gruß von der Frau Doctorin ausrichtete, ſagte Karla mit abweiſendem Tone: „So? Iſt ſie noch im Pfarrhaus?“

Ganz ähnlich wie Ruland, ſchien auch Karla etwas gegen Emmy auf der Seele zu haben, aber der Vicar blieb dabei, Niemand über ſie zu fragen; es war die erſte Probe ſeiner vollen Liebe, er wollte ſie beſtehen, vielleicht noch andere, die ihm beſchieden waren.

Die Dämmerung brach herein. Die Forſtleute ſaßen vor dem Hauſe, bei ihnen ihre Gaſtfreunde, Thoma und Anton; dieſer war gekommen, um die Frau, das Kind und die Gäſte abzuholen. Da bewegte ſich über den Steg eine ſeltſame Geſellſchaft. Auf einem Keſſel wurde getrommelt, eine Schwegelpfeife pfiff dazu, herbei kam ein Ungeheuer mit krummen Hörnern, dann ein Bär an der Kette und um ihn her tanzte ein Affe, der allerlei Sprünge machte. Ein Bärentanz wurde aufgeführt, während zwei Forſtzöglinge Fackeln hielten. Der Bär war Atſchkalon, in den Winterpelz des Forſtmeiſters eingenäht; in dem Schlittengeſtell brüllte Bobbel, er konnte es nicht laſſen, auch dazwiſchen zu krähen.

Als das Stück zu Ende war, verkündete einer der Fackelträger, nicht nur Thiere aus der Fremde, ſondern auch heimiſche ſeien gekommen. Jetzt kam ein junger Mann daher mit ſeltſamem Moosbehang und einem Fuchskopf — es mußte ein geſchickter Künſtler unter ihnen ſein, der das ſchnell aus Pappe bereitet hatte — der Fuchs trat auf Karla zu und ſprach:

War eine Jungfrau hold und ſchön
Erwachſen in ſtillen Bergeshöh'n,
Beim Schützenfeſt zielt Mann für Mann,
Doch Karla Jorns den Preis gewann.

Und als am Abend ſie kam nach Haus,
Da war ſie wol luſtig überaus:
O Welt, dich möcht' ich umarmen nun,
Wem kann ich doch nur was Liebes thun?

Da war ein Füchslein fein und glatt,
Das der Vater für ſie gefangen hat.
Dich geb' ich frei, ſo jauchzt ſie auf,
Und löſte dem Füchslein die Kette drauf.

Das wartete nicht, bis das lederne Band
Am Nacken auch löſte der Herrin Hand;
Auf der Wanderſchaft und in der Lagerſtatt
Trägt es nun immerfort Karla's Cravatt'.

O Füchslein, dich neiden wir Alle ſehr,
Hat Karla, die Heldin, kein Bändelein mehr?
Doch nur ein Waidmann friſch und frei,
Von Deinem Halsband beglücket ſei.

Der Schützenbecher Karla's war herbeigeholt, und nach dem auf Karla ausgebrachten Hoch, kreiſte der Becher in der ganzen Verſammlung, und während deſſen wurde ein Feuerwerk auf Vögeleseck abgebrannt.

Ruland hörte, wie Karla zu Anton Armbruſter ſagte: „Mir thut's leid, daß der Schaller nicht auch an ſolcher Freude theilhaben kann.“

Ruland durchzuckte es. Ganz ähnlich hatte Sylvia einmal geſagt, man müſſe doppelte Nachſicht mit Schaller haben, da er bei all ſeiner Sucht, ſich Freuden zu machen, freudlos ſei. Jetzt hatte Karla mitten in der Feſtesluſt des Vereinſamten gedacht.

Plötzlich hörte man hoch oben vom Walde wunderſames Klingen.

„Das iſt Schaller's Waldhorn!“ hieß es, „er hat ſeit ſeiner Rückkehr nicht mehr geblaſen.“ Alles lauſchte den wunderſamen Weiſen, die durch den Wald klangen, in ſeliger Sehnſucht, tief und ergreifend. Rudolf ſagte leiſe zum Vicar: „Das iſt Etwas für Dich, da ſiehſt Du, daß es noch Romantik in der Welt gibt; ſchade, daß wir wiſſen, von wem dieſe Töne ſtammen. Schaller wäre ſeiner ganzen Natur nach ein richtiger mittelalterlicher Vagabund geweſen.“

Der Vicar winkte Rudolf Ruhe zu, denn er war ganz hingegeben den Tönen und dachte in ſich hinein: wer ſolche Weiſe ſo innig hinausklingen läßt, in dem ſteckt doch eine tiefe Seele. Aber eben als Alles noch mit Entzücken lauſchte, ließ Schaller einen niedrigen Gaſſenhauer ertönen und ſchloß mit einer Diſſonanz. . . .

Anton und Thoma gingen mit ihren Gaſtfreunden thalab, man hörte noch aus der Ferne Singen und Jodeln.

Siebzehntes Kapitel.

Als Karla, die Thoma über den Steg geleitet hatte, zurückkehrte, begegnete ſie Ruland; es ſchien, daß er hier gewartet hatte, um ſie allein zu ſprechen.

„Wir gehen morgen vor Tag," begann Ruland; ſeine Stimme war gepreßt und ſchwer, „und da wollte ich Ihnen heute Lebewohl ſagen."

„Sie kommen doch wieder?"

„Ich weiß nicht."

Die Beiden waren eine Zeit lang ſtumm und ſahen einander nicht an, ſie ſahen nur das Glitzern des Mondes auf den ſchnell bewegten Wellen des Baches und hörten, wie das rauſchte und ſprudelte.

„Ich fürchte," ſagte Karla, „mein guter Vetter Gotthold läßt ſich in eine Neigung zu Emmy verſtricken, und da ſollten Sie —"

„Ich habe nicht das Recht," entgegnete Ruland, „unſere Freundſchaft iſt noch zu jung, ich glaube nicht, daß ich da eingreifen darf."

„So müſſen wir ihn mit ſehenden Augen in's Verderben rennen laſſen?"

„Vielleicht," entgegnete Ruland, „iſt Emmy gereiſt, und die Reinheit des Vicars, ſein Edelſinn kann ſie erheben."

„Nein, nein. So oft ihr Gotthold ein gutes Wort ſagt, ſo oft er ihr einen Wunſch erfüllt, wird ſie einen Augenblick für ihn etwas empfinden, aber im Grunde ihrer Seele iſt kein treues Hegen, kein Wohlgefallen, kein Hochhalten bei allerlei Eigenthümlichkeiten, kein Wiſſen, daß die Verdunkelung des Augenblicks wieder verſchwinden wird vor der inneren Helligkeit . . ." Sie hielt plötzlich inne.

Ruland preßte die Hände in einander, er fürchtete, die Hände auszubreiten und Karla, die ſo tief wußte, was thätige, dauernde Liebe iſt, in die Arme zu faſſen und das durfte doch nicht ſein.

Schwer athmend fuhr Karla fort: „Man ſagt, daß Emmy ſo geworden, wie ſie iſt, weil ſie von Ihnen ſo ſchroff verlaſſen wurde."

„Und Sie glauben das auch?"

„Nein. Ich meine, wer im Herzensgrunde gut iſt, den kann kein Schickſal bösartig machen; vielleicht...."

„Vielleicht zaghaft und ſchwach wie ich geworden?"

„Das ſagen nur Sie von ſich," entgegnete Karla.

Ruland fühlte, daß ihn die Kraft der Zurückhaltung verließ.

„Ich ſage Ihnen jetzt Lebewohl," preßte er haſtig heraus. Er reichte ihr keine Hand, er wendete ſich und ſie rief ihm nach:

„Schonen Sie Ihre Geſundheit! Erhalten Sie ſich geſund!“

Das war Alles, was er von ihr hörte.

Er wanderte raſchen Schrittes hinaus auf die Thalſtraße, wie wenn er vor Etwas fliehe. Er traf noch den Vicar, der heimkehrte, und begleitete ihn. Die beiden Männer ſprachen kaum ein Wort, und als man des Pfarrhauſes anſichtig wurde, reichte Ruland dem Vicar die Hand, indem er hinzufügte, daß ihr Abſchied vielleicht auf ewig ſei, denn er verzweifle, den Urheber der Ruchloſigkeit zu entdecken, und ſehe, daß ſeines Bleibens in der alten Welt kaum noch ſei; er werde nach Amerika zurückkehren.

„Gott erhalte Sie geſund und lauteren Herzens,“ antwortete der Vicar. Die beiden Männer trennten ſich.

„Schonen Sie Ihre Geſundheit, erhalten Sie ſich geſund! . . .“ hatte Karla geſagt. Da war doch kein Liebeswort, aber Ruland wiederholte es vor ſich hin. Es war ihm, als hätte Karla damit das Innigſte geſagt, was je in Liebesworten ſich kund gethan. Aber es ſoll nicht ſein, am Beſten iſt's, wieder fort in die neue Welt. . . .

Während Alles zur Ruhe gegangen war, ſaß die Forſtmeiſterin noch bei ihrem Sohn und ſagte: „So, jetzt hab' ich Dich für mich. Schenke mir noch eine halbe Stunde von Deinem Schlaf. Laß Dir alſo ſagen: Du weißt, mir iſt kein Gaſtfreund überläſtig, und nun gar ein alter und treuer wie Ruland; aber lieber Sohn, Dein Vater iſt nicht meiner Anſicht, er iſt überhaupt jetzt ſo eigen, ſo beſonders, Dir muß ich's vertrauen: ſeit der Ruland da iſt, iſt unſer Haus nicht mehr das alte ... Die Männer haben gewiß Recht und Dein Vater vor Allen; aber ich bin ſo ſchreckhaft, Du weißt's ja. Bitte, red' dem Ruland nicht zu, daß er in Europa bleiben und zu uns hierher kommen ſoll. Ich zittere jeden Tag, daß man den findet, der den ſchändlichen Brief geſchrieben und dann gibt's Mord und Todtſchlag."

„Niemand kann ihm beſſer rathen als der Vater."

„Nein, der denkt darüber anders. Du biſt ja wie ſein Bruder. Ja, und auch weil Du ihr Bruder biſt" — die gute Frau ſtockte und ſagte: „Ich muß es kurz machen. Der Vater kann nicht einſchlafen, wenn ich noch auf bin. Haſt Du noch Nichts gemerkt?"

„Mutter, ich möcht' zuerſt wiſſen, was Du gemerkt haſt."

„Du biſt doch grade wie Dein Vater, der hilft Einem auch nicht, da muß man Alles ganz ſagen. Alſo, Du haſt Nichts davon gemerkt?"

„Wovon?"

„O, lieber Gott! Sie meiden einander, aber das iſt mir der beſte Beweis, daß ſie einander gern haben. Er iſt ſo brav und getreu, daß er die Sylvia nicht vergeſſen mag, und unſer Kind iſt zu brav, um ihn zu verleiten, und ein Wittwer paßt gar nicht für ſie."

„Ja, Mutter, da läßt ſich Nichts thun. Mir kommt's freilich auch ſo vor, wie wenn ſich der Ruland nur noch zwingt, an die Rache zu denken, und ihm ganz Anderes im Sinne läge; da kann wol ſein, daß das die Liebe zu Karla iſt. Ich verdenk's ihm nicht, ſie iſt eine tüchtige Natur, und wenn Ruland wieder Freude und Glück hat, iſt er über Nacht wieder der Kernmenſch, der er früher war."

„O lieber Gott," klagte die Mutter, „bei Euch Männern findet man doch keine Hülfe. Nun, ich habe das Meinige gethan, nun liegt's auf Deinem Gewiſſen. Gute Nacht, lieber Sohn! Ich werde Dich morgen in der Frühe nicht ſehen, ich bin müde. Grüße mir Deine Frau und Deine Kinder und ſchicke ſie bald zu uns. Wir haben beſonderes Verlangen zu ſehen, wie Dein Ernſt gediehen iſt; das ſoll ja ein aufgeweckter Burſch ſein. Und den Ruland brauchſt Du Nichts von mir merken zu laſſen."

„Wird ſchon Alles gut werden," tröſtete Rudolf und es war herzliches Abſchiednehmen zwiſchen Mutter und Sohn.

In der Kammer aber ſagte der alte Jorns zu ſeiner Frau: „Ich gehe morgen nicht mit den jungen Leuten. Der Ruland hat mir Lebewohl geſagt, wie wenn er nicht mehr wiederkommen wollte, er läßt auch Dir Lebewohl ſagen; er will wieder fort nach Amerika."

„Ich von mir aus halte ihn nicht, wenn er gehen will. Wir haben uns ſchon einmal dran gewöhnt gehabt, ihn nicht mehr zu ſehen, wir werden uns wieder dran gewöhnen."

Beide ſchliefen noch und hörten Nichts davon, wie in aller Frühe Ruland und Rudolf mit den Zöglingen ſich davon machten. Selbſt die Hunde waren ſtill, denn Mangold war bei den Abreiſenden und bannte die Hunde, daß ſie keinen Laut von ſich gaben. Rudolf fragte Mangold, ob nicht kranke Bäume irgendwo zu finden ſeien, er wollte den Schülern die Krankheiten der Waldbäume zeigen. Mangold bezeichnete ihm einen Baum in der Nähe ſeines Bruders, des Köhlers. Die Jünglinge nahmen herzlichen Abſchied von Mangold, auch Ruland ſagte, er ſolle ſich wieder ganz geſund machen, damit er zu ihm in die neue Welt kommen könne.

„Meine neue Welt," entgegnete Mangold, „liegt nicht überm Waſſer, aber wenn ich ſterbe, gehört das Otterfell Ihnen."

Achtzehntes Kapitel.

Der Vicar war ſpät heimgekommen, leiſe, faſt unhörbar ging er nach ſeiner Kammer, er kam an den Zimmern Emmy's vorüber. Vor der Thür ſtanden ihre feinen, ſchönen Stiefeletten. Er ſtand eine Secunde an der Thür, ſein Herz pochte laut. Es mußte ein magnetiſcher Zug durch die Thür gedrungen ſein, denn drinnen rief es ängſtlich: „Wer iſt da?“ Was gibt's?“ Schnell huſchte der Vicar davon.

Als er am Morgen Emmy ſah, ſtarrte er ſie an, wie wenn ſie eine ganz Fremde wäre. Sie erſchien ihm verändert, ganz anders, als er ſie in ſeiner Seele hegte, und als ob ſie merkte, daß ſie ihm fremd erſchien, grüßte ſie nur leichthin, eilte zur Pfarrerin und erzählte ihr laut, daß der Schloſſer geholt werden müſſe, das Schloß an ihrer Thüre ſchließe nicht mehr gut. „Ich habe die ganze Nacht ſo unruhig geſchlafen,“ ſagte ſie; „weil die Thür wie unverſchloſſen war.“ Sie ſchrie das laut zu der Pfarrerin, ſie hatte doch immer laut ſprechen müſſen zu der Harthörigen, aber heute kam ihre Stimme dem Vicar herb und hart vor.

Er wurde zur Raſſel gerufen, die im Sterben lag.

Die Raſſel richtete ſich im Bette auf, als er eintrat, und rief: „Sie ſind betrogen, es iſt Alles Lug und Trug. Ich will nicht ſterben, ich will nicht; dalaſſen ſoll der da droben mich, und wenn's auch nur im Elend iſt, ich will dableiben, ich will nicht zu ihm.“ Es war ein hölliſches Gelächter, in dem ſie ihre Seele aushauchte.

Tief im Innerſten verſtört kehrte der Vicar in's Pfarrhaus zurück, und als er Emmy ſah, ſagte er:

„Haben Sie Geduld mit mir, das rauſchende Feſt hat mir die Sinne verwirrt und jetzt komme ich vom Sterbebett einer Unglückſeligen. Ach, daß die Arme ſo dahinfahren mußte! Sie war verwirrt, ſie war wirr gemacht.“

„Grämen Sie ſich nicht ſo tief“, entgegnete Emmy, „was liegt am Ende am Leben und Sterben ſolch' eines alten verkommenen Weibes? Ach Gott, dieſe Bauernweiber ſind ſchon in frühen Jahren ſo krumm, das kommt davon, daß ſie ſich zur Erde bücken bei der Arbeit.“

„Unſere Aufgabe iſt, in aller Weiſe die Gebeugten zu erheben“, warf der Vicar ein.

Emmy ſah ihn groß an, dieſer Mann wendet doch Alles ſeltſam; der Vicar aber las in dieſem Blicke ein Einverſtändniß, das ſich nicht in's Wort überſetzen konnte.

Sie fügte hinzu: „Mein guter Mann hat mir oft geſagt, er würde ſeinen ſchweren Beruf nicht aushalten, wenn er ſich immer mit dem Gemüth dabei betheiligte; etwas von dieſer Art ſollten Sie ſich auch aneignen.

Der Vicar wurde ruhiger. Sie iſt reifer als ich, dachte er.

Aehnliches ging in Emmy vor. Ach Gott, der Mann iſt ja geradezu ſentimental! Das paßt für ſchwindſüchtige Näherinnen, hungerleidende Schulmeiſter und für Apothekergehülfen, die keine Apotheke kaufen können. — Die Sentimentalität gehört vielleicht zum Geſchäft, oder wie er's nennt, zum Beruf des Geiſtlichen. Drum nahm ſich Emmy vor, ihn darin nicht zu ſtören, ſie wollte nur der Welt gegenüber ſeine Anſprüche auf eine höhere Stellung geltend machen. Und da war's auf einmal! Sie iſt ſein Glück, er bedurfte ihrer, der gute Menſch verkommt, wenn er ſie nicht hat. Er läßt ſich ſein Lebelang draußen auf einer kleinen Pfarrei halten, wo es nur alle Sonntag friſchbackenes Brod gibt und im Sommer Monate lang kein friſches Fleiſch.

Aus dieſer Miſchung von Empfindungen ergab ſich ein zutraulicher, ja ein herzlicher Ton in Emmy und ſie ſagte: „Setzen Sie ſich zu mir und vergeſſen Sie die letzten Stunden. Erzählen Sie mir von geſtern Abend; es muß ſehr luſtig geweſen ſein. Wir haben von hier aus die Raketen drüben am Berge aufſteigen ſehen."

Der Vicar erzählte, ſo gut er vermochte. Er ſprach mit warmer Begeiſterung von Ruland.

„Alle Welt ſpricht von der Kraft und Energie Ruland's und er iſt eigentlich nur ſentimental", ſagte Emmy.

„Was verſtehen Sie unter ſentimental?"

Emmy war dieſe Art zu fragen ſehr peinlich, es hat etwas von Katechiſation; ſie faßte ſich aber und ſagte: „Sein Weggehen war ſentimental und ſein Wiederkommen iſt ſentimental."

„Sie verſtehen alſo unter ſentimental eine zu hoch geſteigerte Empfindung, einfach Empfindelei?"

„Ja ja, das wollte ich ſagen; ich danke Ihnen, Sie geben meinen unklaren Gedanken Worte."

Der Vicar führte weiter aus, daß man ſehr leicht geneigt ſei, das Handeln allein für Energie zu halten; wenn Ruland den Verleumder fände und ihn erſchöſſe, ſo würde das mannhaft erſcheinen, und doch ſei nicht die That allein Mannhaftigkeit. Emmy lächelte herablaſſend, ſo muß natürlich ein Geiſtlicher ſprechen.

„Er iſt ein gediegener Mann," fügte der Vicar hinzu, „und ich habe die Zuverſicht, daß, wenn er den Urheber oder die mehreren Urheber des Schmähbriefes entdeckt hat, er das moraliſch Richtige thun wird."

Emmy lächelte gezwungen. Ahnt der Vicar ihre

Theilhaberſchaft? Das iſt nicht möglich, er iſt eine harmlos kindliche Natur; wenn er Etwas ahnte, würde er nicht ſo ſprechen. Es iſt doch ſchön, daß es noch kindliche Naturen in der Welt gibt.

Der Vicar fügte hinzu, daß er hoffe, Ruland werde die Verleumdung, die er erfahren, ganz vergeſſen und ihr nicht weiter nachforſchen. Die Augen Emmy's funkelten, aber in Furcht, ſich zu verrathen, ſagte ſie mit überaus holdſeliger Miene: „Und wie iſt er zu dieſem Entſchluſſe gekommen? Hat ihn die Schützenkönigin —“

„Bitte, nennen Sie Karla nicht ſo.“

„Sie haben Recht. Hat ihn Karla dazu gebracht?“

„Warum Karla?“

„Sie ſind bewundernswerth.“

„Sie meinen alſo, daß Karla und Ruland ſich einander zuwenden werden?“

„Zuwenden werden? . . .“ rief Emmy mit Erſtaunen, „aber bitte, ich habe Sie unterbrochen, wer hat ihn dazu beſtimmt?“

„Ich glaube, daß ich das Meinige gethan, ich habe ihm auch — unſere Freundſchaft berechtigt mich dazu — in's Herz geſprochen, daß er ſich wieder um eine Stelle bewerben ſolle und habe ihn gebeten, meinen Bruder, den Präſident zu beſuchen. Ich werde meinem Bruder heut noch ſchreiben, daß er ſich Mühe geben ſoll, dem Manne wieder zu ſeinem rechten Leben zu verhelfen, da er ſo dem Vaterlande nützt.“

„Das haben Sie gethan? Wollen Sie thun? Das iſt Verſchwendung“, fuhr Emmy heraus. „Ihre hohe Familienverbindung, Ihr Anſehen, Ihre Bürgſchaft ſetzen Sie ein für wen und was? Ich will nicht ſagen, daß Sie die Geltung Ihrer Familie und beſonders Ihres Herrn Bruders für Ihre eigene höhere Stellung aufbewahren ſollten, aber gelind geſagt, iſt Ruland ein Abenteurer. Oder iſt ſein Fortgehen und ſein Wiederkommen nicht abenteuerlich?“

„Es ſcheint ſo, aber ich halte ihn für eine jeder Falſchheit und jedem Trug unzugängliche Natur.“

„Weil Sie das ſind, ſehen Sie das auch in jedem Andern. Doch, ich möchte Ihren Idealismus nicht ſtören; Sie müſſen ihn behalten, bis bittere Erfahrung Sie praktiſche Menſchenkenntniß gelehrt hat.“

Der Vicar hörte ſie mit wechſelnden Mienen. Das war einerſeits ſo gut, ſo klug, aber er fühlte heraus, daß darin etwas ſeinem ganzen Leben Widerſprechendes lag; unwillkürlich drangen ihm die Worte über die Lippen: „Verzeihen Sie, Sie erinnern manchmal an Schaller.“

„An Schaller?“ fuhr Emmy auf, ihr Geſicht nahm einen furienhaften Ausdruck an. „An Schaller? Soll das eine Galanterie ſein? Wollen Sie nur damit ſagen, daß ich manchmal auch — nicht ohne Witz bin?“

„Nein, ſo meinte ich's nicht, aber es war höchſt unpaſſend von mir, Sie mit Schaller in irgend eine

Verbindung zu ſetzen. Ich wiederhole, haben Sie heute recht viel Geduld mit mir; die rauſchende Feſtnacht, das Sterbebett am Morgen — ich will jetzt allein bleiben und mich ſammeln.

„Schreiben Sie an Ihren Herrn Bruder, aber ſeien Sie behutſam, verbürgen Sie ſich nicht mit Ihrer ganzen Perſönlichkeit für einen Mann, den Sie doch nur kurz kennen und der ein Geheimniß in ſeinem Leben hat. Sehen Sie mich gut an. So! Glauben Sie, daß ich es gut mit Ihnen meine?“

Emmy ſah ihn mit warmem Blick an und reichte ihm die Hand, er faßte ſie nur leicht und ging davon. —

In ſeinem Zimmer ſaß der Vicar an ſeinem Schreibtiſche und ſchrieb, er zerriß mehrere Briefanfänge und ging voll Unruhe umher. Er war weich und beſtimmbar, aber etwas in ihm war doch felſenhart und unverrückbar; er empfand die Einreden Emmy's wie eine Fremdherrſchaft über ſein Gemüth, die ihm die innere Zuverſicht und die Treue gegen den neuen Freund antaſten wollte.

Er ſchrieb einen Brief an ſeinen Bruder, in welchem er Ruland eindringlich empfahl. Er hoffte, Emmy werde es doch noch gerecht erkennen, daß er ſo gehandelt.

◆

Neunzehntes Kapitel.

Rudolf und Ruland wanderten mit den Zöglingen durch den Wald. Auf einem Felſen am Wege ſaß Schaller. Schon von ferne hielt Rudolf die jungen Leute an und ſagte ihnen etwas. Schaller ahnte, daß er nun nochmals in den Bann gethan werden ſollte, wie Ruland ſchon einen ſolchen über ihn verhängt hatte. Er hatte recht geahnt, denn Rudolf ſagte dem Freunde: „Wenn ich ihn grüße, oder wenn einer der Jünglinge ihn grüßt, iſt er im Stande und ſchließt ſich uns an und verdirbt uns den ganzen Tag. Drum darf er unbedingt nicht gegrüßt werden.“ Die Männer und Jünglinge gingen an Schaller vorüber, als wäre er ein Stück des Felſens. Als ſie vorübergezogen waren, hörte Schaller fröhlichen Chorgeſang und knirſchte vor ſich hin: „Ihr zieht an mir vorüber wie an einem Stein, und jetzt ſingt Ihr, Ihr glaubt mich zu kränken? Ich will ein Stein ſein, Alles ſoll von mir abgleiten. Ich verachte Euch, und Ihr tragt Alle einen Schuß in der Bruſt, den ich abgefeuert.“

Rudolf fand Gelegenheit, ſeinen Zöglingen die verſchiedene Beforſtung je nach Standort, je nach Steigen der Berge zu verdeutlichen; er hatte ſeine beſondere Freude daran, die bis zur Vollkommenheit gediehene Beforſtung ſeines Vaters zu zeigen. Länger verweilten ſie an einem rings abgegrabenen Baume, der ein wahres Lazareth von Baumkrankheiten war; wohlverpackt wurden Stücke davon mitgenommen, um ſie daheim mikroſkopiſch zu unterſuchen.

Der Trupp kam zur Hauptſtadt zurück und die Zöglinge wanderten zur Akademie.

In der Reſidenz hatte Ruland auf's Neue die Erfahrung zu machen, wie ungehörig ſeine raſche Flucht geweſen war; wo er hinkam, hatte er zuerſt Vorwürfe anzuhören. Nur bei dem Präſident von Blankenſchild, dem Bruder des Vicars, genoß er eines freundlich anmuthenden Empfangs; er erfuhr indeß auch hier, daß der Fachminiſter nicht für ſich allein die Wiederanſtellung entſcheiden wolle und der Fall dem Geſammtminiſterium vorliege. Ruland wurde es ſchwül; wenn er abgewieſen wurde, hatte der Makel der Verleumdung faſt eine amtliche Beſiegelung; jetzt ſteht es im Belieben eines Jeden, ſeine Zurückweiſung auf ſeinen öffentlichen oder auf ſeinen Privatcharakter zu beziehen.

In bitterem Grame ging Ruland umher, und auf's Neue bewährte ſich die muthvolle Haltung Rudolf's; wenn er Ruland ermuthigend anſah, war's dieſem, als betrachtete ihn Karla, den gleichen milden und kräftigen Ausdruck hatten ihre Mienen.

Endlich kam Rudolf mit froher Nachricht: „Nun iſt's gewonnen. Deine Angelegenheit iſt dem Fürſten unmittelbar vorgelegt; ich bin überzeugt, Du gehſt beruhigt und als der Unſere die Schloßtreppe hinab. Es iſt ein günſtiges Geſchick, daß der Schwiegerſohn Ivo's das Referat über Deine Angelegenheit hatte. Der Fürſt iſt im Sommerſchloſſe und wünſcht Dich zu ſprechen, bevor er Dein Anſtellungsdecret unterzeichnet, Du ſollſt ſofort kommen. Das iſt das Beſte, was Du wünſchen konnteſt."

Rudolf geleitete den Freund nach dem Sommerſchloſſe und auf dem Wege ſagte er: „Du kennſt den Fürſten?"

„Ich habe ihn einmal kurz geſprochen bei einer Auerhahnjagd."

Im Schloſſe wurde Ruland ſofort zum Fürſten gerufen, der ihn mit offener Freundlichkeit empfing.

„Ich habe Sie vor Jahren bei der Auerhahnjagd geſprochen", ſagte er. „Ich habe Ihre Schrift über die Weißtanne und Ihre Berichte aus Amerika geleſen und viel daraus gelernt."

Die Worte des Fürſten waren nicht bloß geſellſchaftliche Freundlichkeit, aus jedem Tone ſprach vielmehr die Wahrhaftigkeit des Herzens, und der Fürſt fuhr fort: „Ja, Waldſchutz in Amerika! Mir iſt's, als wäre im Widerſtreben noch ein Reſt der alten

Sklavenhalterei, die Menſchen glauben, auch der Wald ſei ihr Sklave, den ſie nur auszunutzen haben.“

Ruland entgegnete, daß die Mißhandlung des Waldes in den Nordſtaaten faſt noch ſtärker ſei als in den Südſtaaten, die überhaupt minder bewaldet ſeien. Der Fürſt nahm wieder auf: „Ich ſehe mit Ihnen in der Pflege des Waldes nicht nur die Erhaltung des phyſiſchen Klima's. Sie haben folgerichtig das Abſterben der Cultur mit der Waldverwüſtung in Verbindung geſetzt. In der Erhaltung des Waldes zeigt ſich, daß der Menſch nicht nur Rechte auf die Natur, ſondern auch Pflichten gegen die Natur hat. Das muß in allen Beziehungen unſerm Volk immer auf's Neue gelehrt werden; die Menſchenrechte haben leicht Eingang gefunden, die Menſchenpflichten finden vielerlei Widerſtand. Ich freue mich, daß Sie in's Vaterland zurückgekehrt ſind. Nun erzählen Sie mir von Ihren Erfahrungen und Wahrnehmungen.“

Der Fürſt fragte beſtimmt und ſachlich, und Ruland hatte Gelegenheit, Verſchiedenartiges über Menſchen- und Naturleben in der neuen Welt darzulegen.

Dann fuhr der Fürſt fort: „Es hat viel Schwierigkeiten, Ihnen wieder ein Amt zu geben.“

Ruland mußte zuſtimmen, und der Fürſt fuhr fort: „Im Miniſterrath ſchwanken die Stimmen, aber ich bin der Anſicht: wie man bei einem Mann, der ſich eines Vergehens ſchuldig gemacht hat, die Vorſtrafen aufzählt und darnach das Strafmaß beſtimmt, ſo ſoll man auch — wir haben kein Wort für das Gegentheil von Vorſtrafen — alſo ich meine, man ſoll die rechtſchaffenen Thaten, die ein Mann vor dieſer einzelnen That ausgeführt hat, ihm anrechnen. Sie haben viel Gutes gewirkt. Sie haben für die Anforſtung von Oedländereien viel gethan, und ſo wäre mein Wunſch, Ihnen die entſprechende Anſtellung zu geben.“

Ruland mußte nun von dem Schmähbrief in der amerikaniſchen Zeitung und deſſen Uebergang in die Landeszeitungen erzählen, und der Fürſt ſagte mit großer Ruhe: „Wir tragen die Folgen der Preßfreiheit; was ehedem bloßer Klatſch war, Gerede in beſchränkten Kreiſen, gelangt jetzt in die große Oeffentlichkeit. — Es wäre, wie geſagt, mißlich, Ihnen ſofort eine Anſtellung zu geben, und doch möchte ich Sie nicht verlieren; ich ſchlage daher vor, wir geben Ihnen die Sicherheit, daß Sie nach einem Jahre oder ſpäter wieder in den Staatsdienſt eintreten können. Sie kehren nach Amerika zurück, unſer Decret gibt Ihnen nach allen Seiten hin Garantien. Sie liefern fernere Berichte, und wenn Sie wiederkommen, ſind Sie ganz der Unſere.“

„Was ich nicht zu bitten wagte, ſprechen Sie aus,“ konnte Ruland nur ſtockend hervorbringen, dann fuhr er ruhiger fort: „Ich habe in der neuen Welt einen Angriff auf meine Ehre erlitten, er iſt vollſtändig getilgt durch die Berufung, die mir geworden.

Ich bin jetzt in die Lage verſetzt, nicht nur meine Ehre wiederherzuſtellen, ich brauche auch, was ich dort für nöthig und nützlich halte, nicht aufzugeben; wenigſtens will ich noch einmal den Verſuch wagen.“ Er ſetzte auseinander, daß er einen Antrag vom Staate Nebraska habe, dort die Beforſtung zu regeln; es ſei vielleicht der richtige Weg, nicht vom Centralpunkte, ſondern zunächſt von Einzelſtaaten aus den Waldſchutz zu ſichern. Er legte das Weitere dar, daß bereits Steuerfreiheit für denjenigen Farmer gegeben ſei, der fünfhundert Acker Wald pflanzt; der Boden weſtlich von Miſſiſſippi und Illinois nehme zu und Nebraska und Kanſas haben noch viel Wald; auch ſei Geſetz, daß Jeder lebendige Zäune pflanzen muß.

„Ich freue mich“, ſagte der Fürſt, „daß unſere Wünſche zuſammentreffen. Abgeſehen davon, daß Sie hier in Ihrem begrenzten Beruf jetzt noch eine Unbefriedigung haben müßten, weil Sie nach Größerem ausſchauen, wollen wir auch nicht ſtören, was für die amerikaniſche Union ſo nützlich ſein kann.“

Es wurde nun beſtimmt, daß Ruland ein Anſchreiben erhalte, wonach ihm nach zwei bis drei Jahren eine Anſtellung als Forſtmeiſter oder als Profeſſor an der Forſtakademie zugeſichert wurde.

Wie ein neuer Menſch kam Ruland zu Rudolf. Sie gingen mit einander zum Präſidenten und dieſer ſagte: „Mein Bruder Gotthold ſchreibt mir viel von der Wittwe eines Kreisphyſikus, der Tochter des ehemaligen Stadtdirectors; kennen Sie die Dame?“

Die beiden Männer bejahten; ſie ſahen wohl, daß der Präſident gern gefragt hätte, was ſie von ihr hielten; aber er ſchien die Frage nicht ſtellen zu wollen, ſondern eine freiwillige Kundgebung zu erwarten. Ruland hatte bereits den Mund geöffnet, aber Rudolf fiel ſchnell ein: „Es wird am angemeſſenſten ſein, wenn Sie, Herr Präſident, ſelbſt nach dem Pfarrhauſe reiſen und ſich ein eigenes Urtheil bilden.“

Die beiden Freunde reiſten nach der Forſtakademie, ſie ſprachen vom Vicar, und Rudolf ſagte: „Ich meine, es wäre Pflicht, dazwiſchen zu treten.“

„Ich meine es auch,“ beſtätigte Ruland, „ich überlege nur, wie es zu bewerkſtelligen iſt.“

◆

Zwanzigſtes Kapitel.

Ein Haus und ein Herz am Morgen nach einem rauſchenden, übermüthigen Feſte iſt wie eine leere Raketenhülſe. Im Forſthauſe aber erſchien Alles friſchauf, die Spuren des feſtlichen Gaſtbeſuches waren verwiſcht, denn Mangold hatte in aller Frühe und in aller Stille die Pfähle aus dem Boden nehmen und die zu Tiſchen verwendeten Bretter bei Seite ſchaffen laſſen; Knechte und Mägde und die Pflanzerinnen aus dem Walde hatten geholfen, wegzuräumen, auf's Neue zu ſcheuern, ſo daß die Förſtersleute, als ſie aufſtanden, Alles in der gewohnten Ordnung fanden.

„Wunderlich!“ ſagte Jorns beim Frühſtück, „die jungen Leute haben ſo viel Luſtiges vorgebracht, und mir geht nur das Eine nach, daß Schaller ſo ſchön das Waldhorn blies.“

„Wie mögen,“ ſetzte Karla hinzu, „durch die Raketen und durch den Waldhornklang die Vögel in den Neſtern und das Wild in ſeinem Verſteck in Verwirrung gebracht ſein —“

„Sie konnten wahrſcheinlich auch nicht ſchlafen, wie Du,“ fiel die Mutter ein, „man ſieht Dir's an, daß Du nicht geſchlafen haſt.“

„Darum möchte ich doch heute mit dem Vater zur Jagd.“

„Wie Du meinſt,“ entgegnete die Mutter ſanft, „aber ich dächte, es wäre jetzt gerade geſchickt, daß Du Deine Freundin, des Amtmanns Toni, zu uns einladeſt; Ihr habt es ja Beide ſchon lange gewünſcht.“

Karla wurde nachdenklich. Ahnt die Mutter, daß in ihrem Kinde Etwas vorgeht, was es ſelbſt ihr nicht bekennen will? Will ſie ihr darum die Freundin geben, damit ſie ſich zu dieſer ausſprechen könne? . . .

„Ja,“ beſtätigte Jorns, „ich muß ohnedies einen Boten nach der Stadt ſchicken, und da laden wir ſie gleich ein; ich freue mich auch auf den luſtigen Feuerteufel.“

Natürlich ſtimmte Karla bei. Als der Vater ſie aufforderte, mit ihm in den Wald zu gehen, war ſie wieder anderer Meinung geworden: ſie wolle doch lieber zu Hauſe bleiben und Alles gehörig einordnen. Solche Wandelbarkeit war man in Karla nicht gewöhnt, ſie zeigte ſich auch in der wechſelnden Farbe ihres Geſichtes, das bald roth, bald blaß wurde.

Sie richtete das Zimmer, in dem Ruland gewohnt hatte, für die Freundin her, ja ſie ſang während des Aufräumens. Die Mutter, die ſie oben ſingen hörte, wurde beruhigter.

„Horch, ſie ſingt," ſagte ſie zu ihrem Mann, „haſt Du auch bemerkt, daß Karla ſeit der Ankunft Ruland's nicht mehr geſungen hat?"

„Jawohl, ſie hat mir geſagt: der Vicar hat's getroffen, mein Geſang iſt zu piepſig. Sie iſt mein braves Mädchen, ſie geſteht ſich die Wahrheit."

„O nein, das iſt es nicht allein," ſagte die Mutter. „Ich bin froh, daß es jetzt aus und vorbei iſt mit dem Ruland."

„Wenn der Ruland wieder heirathen will, ſo iſt das der beſte Beweis ſeiner glücklichen Ehe."

„Das iſt mir neu."

„Iſt ganz klar," entgegnete Jorns; „wäre der Mann unglücklich in der Ehe geweſen, würde er nicht wieder heirathen. Ruland hatte durch das ihm widerfahrene Unglück und die ihm angethane Bosheit ſein Gleichgewicht verloren, er hat es Gottlob wiedergefunden. Ich meinerſeits wäre ganz einverſtanden."

„Das weiß ich, aber ich hoffe, es iſt vorbei," ſchloß die Mutter.

Am Abend wurde der Apfelſchimmel angeſpannt, Karla führte ſelber die Zügel und holte die Freundin vom Bahnhof ab.

„Kommt Emmy oft zu Euch?" war eine der erſten Fragen der Ankommenden. „Man ſagt, ſie werde die Braut des Vicars."

„Ich weiß nicht, wir haben ſie lange nicht geſehen, aber der Vicar war geſtern bei uns."

„Und ſeid Ihr noch immer die Alten miteinander?“

„Nein, nicht mehr ganz. Er iſt ärgerlich auf mich, weil ich meiner Jagdluſt nachgehe.“

„Und ſonſt wegen Nichts?“

„Ich wüßte nicht.“

„Und ich ſage Dir, er heirathet Emmy, weil Du ihn abweiſeſt.“

„Das glaube ich nicht.“

„Du mußt morgen mit mir nach dem Pfarrhauſe.“

„Ich gehe nicht mit nach dem Pfarrhauſe.“

„Gut, dann gehe ich allein.“

„Du kommſt mir ſo verändert vor.“

„Ich?“

„Mir thut's leid, daß Herr Ruland nicht mehr da iſt,“ plauderte Toni weiter, „er hat mir überaus gut gefallen, als er bei uns in der Stadt war. Kommt er bald wieder?“

„Ich glaube, er kommt gar nicht mehr.“

„So will er wieder nach Amerika?“

„Natürlich.“

Die erſte Begegnung der Freundinnen war nicht in der alten Zutraulichkeit, die ſich hätte erwarten laſſen; die beiden Mädchen waren in ganz verſchiedener Verfaſſung: Karla war mäßig, gehalten in allen ihren Bewegungen, Toni immer flatternd, immer hüpfend, in ihren ſchelmiſchen Augen von feinem Grau und in den fein geſchwungenen Lippen huſchte es immer von Uebermuth und Luſtigkeit.

Um ſo glückſeliger waren die Eltern, und Jorns ſagte mit dem heiterſten Tone, der ſeiner ſchweren Stimme zu Gebote ſtand, zu Toni: „Sie hätten geſtern hier ſein ſollen, da waren hier viele Kameraden von Ihnen.“

„Kameraden?“

„Jawohl, und ſie haben geziſcht,“ lachte Jorns, „es waren Feuerteufel wie Sie.“

Die Mutter nahm Gelegenheit, mit Toni allein zu ſprechen und ſie zu fragen, was Karla ihr von Ruland geſagt habe. Toni bekannte, daß ſie noch kaum von ihm geſprochen hätten. Die Forſtmeiſterin nahm die Hand Toni's in ihre beiden Hände und ſeufzte ſchwer, ſie konnte lange nicht zu Worte kommen, endlich ſagte ſie: „Ich fürchte —“ aber mitten in der Rede brach ſie ab und Toni ergänzte: „Ah, ich verſtehe.“

„Ja,“ fügte die Mutter erleichtert hinzu, „Du wirſt es leichter herausbringen, ob bereits eine Ausſprache ſtattgefunden hat.“

„Der Herr Ruland,“ entgegnete Toni luſtig, „macht die ganze Gegend zu Spionen, und jetzt ſoll ich auch noch dazu werden.“

„Du mußt ſolch ein Wort nicht ſagen und es mir und Dir nicht zumuthen,“ entgegnete die Mutter. Toni aber ſagte, daß ſie nicht nach dem forſche, was ihr Karla nicht freiwillig ſage; ſie halte ſich ſogar verpflichtet, ein Geheimniß, das ihr anvertraut würde, nicht weiter mitzutheilen.

Als Karla Toni in ihr Zimmer geleitete, fragte dieſe: „Wer hat in dieſem Zimmer gewohnt?“

„Herr Ruland.“

„Warum ſagſt Du Herr?“

„Wie ſollte ich denn ſagen?“

Ah, ich verſtehe! dachte Toni in ſich hinein. Sie nahm ſich nun zunächſt vor, in das Verhältniß von Emmy und dem Vicar ſich nicht einzumengen, es iſt häßlich und ungehörig, in die Liebe zweier Menſchen einzureden; wer darf das? wer kann das? wer kann wiſſen, was ſie einander ſind; wie ſie ganz anders ſind, als ſie Denen draußen erſcheinen? Wenn du einmal eine Liebe haſt, dann laß dir auch Nichts drein reden. Ach, eine Liebe! Ich! Es iſt doch eine Zudringlichkeit ohne Gleichen, daß der Eilmeyer es wagt, Karla und dir den Hof zu machen — ſolch ein Menſch! Entſetzlich! Das muß ein ganz Anderer ſein! Wenn ich nur wüßte, wie er ausſieht! Groß und blond — nein, er darf auch klein und unterſetzt ſein; aber nur keine Glatze, nein, alle Haare muß er noch haben, und ein Angeſtellter iſt juſt auch nicht nöthig, wenn er nur ſein gutes Auskommen hat. Ach, es iſt zu dumm, daß man nicht weiß, wie man vielleicht über's Jahr heißt.

◆

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Am Morgen ſtand Karla gerüſtet und fragte die Freundin, ob ſie mit ihr auf die Jagd gehen wolle; dieſe war bereit.

Toni fand es ſchön, daß ſie keiner männlichen Begleitung bedurften, da Karla ihre Waffe hatte und Argos ihnen folgte; mit friſcher Luſt wanderten Beide über den Bergpfad.

„Ich muß Dir Etwas erzählen,“ begann Toni. „Geſtern vor Schlafengehen iſt mir noch eingefallen, ob wol derjenige, den ich einmal haben ſoll, jetzt auch gedacht hat: wer wird einmal mein Schatz ſein? Denkſt Du auch bisweilen ſo?“

Karla ſchüttelte den Kopf.

Nein, ſie ſagt mir Nichts, dachte Toni, aber ich kann warten. Glücklich iſt ſie nicht, denn glückliche Liebe kann nicht ſo ſtumm und ernſt ſein.

Aus ihrer Erregtheit heraus rief ſie plötzlich: „Karla, wenn ich einmal Einen gern hab', ich laſſe keine Stunde vergehen, eh' ich Dir's mittheile.“

Auch auf dieſen aus vollem Herzen kommenden Anruf antwortete Karla Nichts.

Sie gingen geraume Zeit ſtill weiter, dann ſagte Toni: „Ach, die gute Luft hier und die Stille, man meint, man wäre tauſend Stunden weit vom Stadtgeräuſch. Ich möchte fliegen können in die Luft hinaus, wo man Niemand auszuweichen hat, und da droben muß es ſo ſtill ſein, ſo ſtill. Ach, die Waldeinſamkeit! Ich habe manchmal früher geglaubt, Waldeinſamkeit ſei ein wirkliches Weſen, das tief im Walde wie ein ſchöner Kobold lebt. — Erinnerſt Du Dich noch, wie unſer Profeſſor erzählte, daß die Griechen geglaubt, in jedem Baum ſtecke eine Dryade, daß Du nachher auf dem Spaziergang im Schloßgarten, als wir neben einander gingen, zu mir geſagt haſt: das iſt ſchön, da iſt der Wald eine ganze Familie von Waldſchweſtern! — Weißt Du noch? — und da begegnete uns der Lieutenant, der ſo gut getanzt hat.“

Karla ließ die Freundin fort und fort plaudern und gab nur manchmal durch kurze Zwiſchenreden zu verſtehen, daß ſie ihr zuhöre.

Toni machte nochmals den Verſuch, eine Erklärung von Karla zu erhalten; ſie ſagte: „Ich glaube, daß Du nicht in die Stadt hinein heirathen kannſt.“

Auch jetzt ſchwieg Karla und Toni fragte: „Führſt Du ein Tagebuch über das, was Du geſchoſſen haſt?“

„Ich habe bis jetzt nur nach der Scheibe geſchoſſen und auch einmal beim Treibjagen.“

„Wenn uns heute ein Wild begegnet, wirſt Du es ſchießen?“

„Gewiß!“

„Du ſchießeſt alſo wirklich allein?“ neckte Toni. „Ich habe gemeint, das wäre Alles zum Spaß. — Ich habe auch einmal geſchoſſen; aber im Augenblick, wie der Schuß losging, habe ich die Augen zugemacht und den Kopf weggewendet, und ſie haben mich nachher ausgelacht; ich hätte faſt ein Unglück angerichtet, ich danke Gott, daß es noch gnädig vorübergegangen iſt. Aber wenn uns ein Wilddieb begegnet, oder ſonſt ein frecher Menſch, wirſt Du ihn auch ſchießen?“

„Das mußt Du mich nicht fragen!“ entgegnete Karla.

Sie kamen mit einander auf die Anhöhe von Vögeleseck, da ſagte Karla plötzlich leiſe: „Halt ſtill, Toni.“

Toni ſtand mit angehaltenem Athem, Karla legte die Flinte an, ein Schuß kracht, im Bogen ſauſt eine dunkelbraune Rohrweihe hernieder und ſchlägt noch ein paar Mal mit den Flügeln auf den Boden.

Die beiden Mädchen ſtanden bei dem erlegten Vogel, und Toni rief: „Ganz wie im Freiſchütz! Den einen Flügel mußt Du mir für meinen Winterhut geben.“

Karla ſah auf den Vogel und auf das Blut, ſah ringsum und auf den Himmel, es war, als ergriffe ſie ein Taumel. Sie hatte doch ſchon im Geleite des

Vaters Haſen und Hühner geſchoſſen; jetzt aber war's ganz anders. Der Vogel neigte den weißen, dunkel geſtrichelten Kopf mit dem bläulichen Schnabel und den halbgeſchloſſenen gelben Augen ſo traurig.

Wie im Unmuth über ihre Weichheit gegen den Raubvogel rief Karla dem Hunde: „Argos! hüte!"

Argos verſtand, ſetzte ſich neben den todten Vogel und regte ſich nicht mehr. —

Als die beiden Mädchen eben davon gehen wollten, kam der Vicar daher.

Er grüßte kurz und rief: „Der Schuß war von Dir, Karla?"

„Ja."

Der Vicar faltete die Hände ineinander und preßte ſie unter dem Kinn zuſammen, indem er fortfuhr: „Nun ſag', wie iſt Dir, da Du den Vogel getödtet haſt?"

Mit Trotz entgegnete Karla: „Es iſt nicht mehr, als ob ich eine Stechfliege getödtet hätte."

Sie ſah den zornigen Blick des Vicars, ſie fürchtete eine Strafrede, und ſchnell ablenkend ſagte ſie:

„Lieber Gotthold, ich habe Dir meine Freundin noch nicht vorgeſtellt: Fräulein Antonie Mohrmann."

Der Vicar verbeugte ſich und ſagte wiederum: „Bitte, verzeihen Sie! — Aber, Karla, willſt Du die Gnade haben, mir auf meine Frage zu antworten?"

„Auf welche?"

„Wie Dir zu Muthe iſt, da Du den Vogel geſchoſſen."

„Ich habe darauf geantwortet!"

Der Vicar wendete ſich und ging mit einer höflichen Verbeugung davon. Karla eilte ihm nach und ſagte: „Gotthold, ich wollte zu Dir. . . ."

„Du zu mir?"

„Ja, und Dir aus innerſtem Herzen Etwas ſagen."

„Du? Aus innerſtem Herzen? Mir?"

Was Karla ſtill vorbereitet, behutſam und innig hatte vorbringen wollen, wurde nun in bitterſter Heftigkeit laut; ſie warnte den Vicar vor Emmy und erinnerte ihn an ihre frühere Freundſchaft. Aber dieſe Erinnerung machte ihn noch bitterer; er betrachtete ſie von Kopf bis Fuß und ſagte endlich: „Ein Mädchen wie Du, das mit der Waffe durch den Wald ſtreift, hat das Recht verwirkt, über edles Frauenthum zu urtheilen."

Mit einem Blick, in dem ſich eine gewaltige Leidenſchaft zuſammendrängte, ſah Karla den Vicar an und rief: „Und ſolche Worte ſollen aus einem Herzen kommen, das von Liebe erfüllt iſt? Glaubſt Du, daß das eine echte Liebe iſt, die hart und ungerecht gegen Andere macht?"

„Und glaubſt Du, daß Du weißt, was Liebe iſt?" warf ihr der Vicar entgegen.

„Gotthold, noch iſt es Zeit," drängte Karla und faßte zitternd mit beiden Händen ſeine Hand, indem ſie mit gepreßter Stimme ſagte: „Gotthold, noch iſt es Zeit; aber man ſpricht bereits in der Stadt davon.

Toni hat mir's erzählt. . . . Laß von Emmy! Du kennſt ſie nicht, ſie iſt herzlos, ſeelenlos, ſie hat ihren verſtorbenen Mann nicht geliebt, ſie kann nicht lieben, ſie liebt Niemand als ſich ſelber, ſie . . .“

„Genug!“ rief der Vicar, ihre beiden Hände abwehrend. „Mag Dir Gott verzeihen, ich hoffe, es einſt auch zu können. Und nun geh' zur Jagd, wenn Du noch kannſt; ich hoffe, daß Ruland Recht hat, Du wirſt es nicht mehr können, wenn Du die erſte Jagdbeute für Dich allein gehabt haſt. Leb' wohl!“

Der Vicar ging raſch davon.

Karla ſah ihm ſtarr nach, dann bedeckte ſie das Geſicht mit beiden Händen.

„Was iſt Dir? Was haſt Du?“ rief die herbeieilende Toni.

Mir hat er nie ein Wort über mein Waffentragen geſagt, aber zu Gotthold hat er geſprochen, und er hat Recht! dachte Karla in ſich hinein.

„Hab' ich recht gehört?“ fragte Toni; „hat der Vicar Dir nicht Etwas von Herrn Ruland geſagt?“

„Du haſt es gehört?“

„Ja.“

Karla umarmte die Freundin und weinte und ſchluchzte an ihrer Bruſt; Toni tröſtete: „Sei ruhig, es iſt nicht wahr, daß man mit einem Wittwer nicht glücklich werden kann; im Gegentheil, ein Mann, der ſchon einmal eine Frau glücklich gemacht, iſt um ſo dankbarer. Ja, Karla, Du wirſt glücklich ſein!“

Karla ſah ſtaunend umher. Hat ſie denn der Freundin bereits mitgetheilt, oder konnte es Jeder von ihrem Geſichte leſen? . . . Sie geſtand nun Toni Alles, und die Freundin tröſtete und erheiterte ſie mit der ganzen Friſche ihres Weſens.

Endlich erhob ſich Karla, ſtrich die Haare aus der Stirn zurück und ſagte: „Wir kehren heim.“

„Ach,“ rief Toni, „warum jetzt ſchon heim? Wir hatten's uns ja vorgenommen, den ganzen Tag draußen zu bleiben. Komm mit, droben auf der Bergesſpitze muß es noch ſchöner ſein; da ſetzen wir uns in's Moos und Du erzählſt mir von Ruland, und ich bitte Dich, gib mir nur recht viel zu thun dabei. Wenn er noch nicht ordentlich geſprochen hat, ſchick' ihn mir, mir kann er Alles viel beſſer ſagen.“

Als die beiden Freundinnen den Berg hinaufgingen, trafen ſie auf Mangold, der auf einem Baumſtumpf ſaß.

◆

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

„Aber Mangold, was macht Ihr? Warum ſeid Ihr ſo weit herauf?"

„So! Jetzt ſchimpf' Du mich noch. Das iſt mein Dank, weil ich heute den erſten Honig von den jungen Bienen für Dich ausgenommen habe. Du vergißt jetzt Alles."

„Aber nicht, Euch zu danken."

„Ich weiß. Ich habe auf dem Wege ſchon genug ausgeſtanden, aber ich halt's nicht länger aus drunten im Thal. Ich will nur einmal wieder hier oben in der Sonne ſitzen und dem Waſſerſturz zuſehen; da vergeht Einem die Zeit, wenn man ſo ſieht, wie das immer kommt und vergeht. Ich möchte am liebſten bei meinem Bruder bleiben und hoch oben im Wald ſterben. Ich will zu meinem Bruder, dem Köhler, ſeine Hündin hat Junge bekommen und er weiß ſie nicht zu behandeln."

„Nein, Mangold, das könnt Ihr nicht, da oben könnt Ihr keine Pflege haben."

„Ja, iſt gut, daß ich Dir begegne, Karla. Schenk' mir mein Otterfell wieder, Du haſt ſchon Pelzwerk genug und haſt auch ſonſt Freude, aber dem Ruland, dem muß jetzt Jeder, der's kann, eine Freude machen. Ich habe ihm meinen Otterpelz verſprochen, daß er ſich eine Kappe daraus macht, und wenn er wieder in Amerika in den Wäldern herumläuft, hat er eine Kappe von mir auf.“

„Ja, ja, gebt's ihm nur,“ entgegnete Karla; „aber dort — ſie bezeichnete genau die Stelle — liegt eine Rohrweihe, die ich geſchoſſen habe.“

„Hab' ſie ſtürzen ſehen.“

„Seid ſo gut und nehmt ſie auf und bringt ſie hinunter. Nehmt auch meine Flinte mit heim.“

„So? Du willſt heute nicht mehr jagen?“

„Nein, ich gehe nun ohne Flinte durch den Wald.“

Sie reichte Mangold die Hand. Auch Toni reichte ihm die Hand, und er ſagte: „Schau, ſchau! Das gäbe auch eine ſchöne Förſterin. Hat ſie den Wald lieb?“ fragte er, eigentlich zu Karla gewendet.

„So gewiß, als Ihr ihn lieb habt,“ entgegnete Toni.

Die beiden Mädchen ſchritten weiter, und als ſie in den Hochwald kamen, der zum Hahnenkamm führt, ſahen ſie den Adjunct ſtehen. Er begrüßte ſie nicht, mußte aber in großer innerer Erregung ſein, denn er breitete die Arme aus, als müßte er einen Begegnenden umarmen. Indeß hörte er die Schritte der Freundinnen und wendete ſich zu ihnen. Toni ſtarrte auf ihn, bückte ſich, brach eine Waldlilie vom Boden und ſteckte ſie an ihren hochklopfenden Buſen. Der Adjunct faßte ſich, grüßte zuerſt militäriſch, dann zog er den Hut ab. Wie glänzte ſeine weiße Stirn, wie braunten ſeine Wangen, wie flimmerten ſeine Augen und zuckten ſeine Lippen!

„Ich muß Ihnen meine beſte Freundin vorſtellen," ſagte Karla.

„Wir kennen uns ſchon," entgegnete der Adjunct, „ich hatte die Ehre, die Freude — er brachte die Worte ſtockend hervor — Fräulein ſchon einmal in der Stadt geſprochen zu haben; erinnern Sie ſich an einen Ball bei meiner Schweſter? Und dann begegnete ich Ihnen oftmals, wenn das Inſtitut im Schloßgarten ſpazieren ging."

„Ja, ich weiß," war das Einzige, was Toni hervorbringen konnte.

Der Adjunct fragte Karla, ob ſie es geweſen, deren Schuß man gehört habe. Karla bejahte mit dem Zuſatze, daß ſie eine ſtattliche Rohrweihe geſchoſſen habe, und Toni fügte hinzu: „Ich bekomme den einen Flügel davon auf meinen Hut."

Der Adjunct rief den in der Nähe arbeitenden Bobbel an und ſagte ihm leiſe, er ſolle hinab zum Grubenbauer ſpringen, Eier und Milch holen, auch Schinken und Wein, wenn er bekomme.

Luſtig ſingend und krähend ſprang der Bobbel die Thalſchlucht hinab. Der Adjunct geleitete die beiden Mädchen nach ſeiner Hütte.

Karla ſagte, ſie ſei ſo müde, daß ſie ein wenig ſchlafen müſſe. Sie ſetzte ſich in das weiche Moos unter einer Schirmtanne, lehnte den Kopf an den Stamm und ſchloß die Augen. Sie ſchlief an derſelben Stelle, wo Ruland vor wenigen Tagen geſchlafen.

„Ich glaube, ſie hat ſeit Nächten nicht geſchlafen,“ ſagte Toni vertraulich zum Adjunct. „Haben Sie auch Etwas bemerkt?“

„Entſchuldigen Sie, ich habe nicht gehört, was Sie ſagten!“

„Iſt man ſo höflich im Walde?“

„Ich bin nicht im Walde, ich weiß nicht, wo ich bin . . ., ich weiß nur, es iſt mir wohl, daß Sie da ſind, daß ich Sie ſehe, Sie höre. Bitte, verzeihen Sie meine Kühnheit.“

Toni ſchwieg, und der Adjunct hatte wol nicht Unrecht, es als Verzeihung anzunehmen, als Toni fortfuhr: „Ich glaube, man darf Ihnen vertrauen.“

„O gewiß!“

„Ich meine, man darf Ihnen Etwas anvertrauen. Ich hatte vorhin gefragt, ob Sie eine nähere Beziehung zwiſchen Karla und Ruland bemerkt haben.“

Nun erzählte Toni im tiefſten Vertrauen, wie Karla mit ihrer Liebe kämpfe und gewiß ſei dies auch bei Ruland der Fall; es wäre die Aufgabe für ſie Beide, den herrlichen Menſchen zu helfen.

„Ich bin leider nicht ſo befreundet mit Herrn Ruland, wie Sie mit Fräulein Karla. Halten Sie es nicht überhaupt für ſtörend, wenn andere noch ſo naheſtehende Menſchen in ein ſolches Verhältniß hineinreden?“

„Allerdings, Sie ſind bedachtſamer als ich.“

„O nein, nur kühler, weil ich Keinem von Beiden naheſtehe.“

Nun ergingen ſich die Beiden in Darlegung von den Vortrefflichkeiten Karla's und Ruland's. Toni kannte Ruland gut und hatte noch mehr von ihm gehört, von ihrem Vater und von allen würdigen Menſchen. Und wie die Beiden die Anderen lobten und die Beſonderheiten deſſen hervorhoben, was ſie vornehmlich hoch hielten; wie Toni von Ruland ſprach und doch meinte, daß dies wol von dem Adjunct zu ſagen ſei, und wie der Adjunct von Karla ſprach und doch meinte, daß dies von Toni zu ſagen ſei, war es verdeckte und doch offene Kundgebung ihres eigenen Selbſt.

„Sind Sie auch müde?“ fragte der Adjunct.

„O nein.“

Der Adjunct ſagte, daß er gern Toni ſeinen Wald und die neuen Anpflanzungen zeigen möchte; ſie war bereit.

Argos ſchaute auf den Adjunct. Was iſt denn das, daß er ihm gar nicht mehr ſo freundlich thut, und jetzt gar mit einer Andern davon geht und ſeine gute Herrin allein unter einem Baume liegen läßt? Ja, an den Jägern iſt doch nichts Getreues, außer ihren Hunden! Er ſetzte ſich neben ſeine ſchlafende Herrin, und treuere Augen hatten nie über ſie gewacht, als die des ſchwarzen Hühnerhundes.

Im Walde, durch den die Beiden gingen, war es ſtill, nur manchmal fiel ein Tannzapfen nieder und die Vögel huſchten leiſe zirpend von Baum zu Baum. Toni frug nach Pflanze und Thier, der Adjunct gab über Alles genaue Auskunft.

„Es muß ſchön ſein, ſo Alles zu kennen,“ ſagte Toni. Sie ſtanden ſtill, der Adjunct wies auf eine junge Brut wilder Falken, die eben ausflogen und wie die Alten fröhlich um ſie kreiſten. Die Beiden gingen weiter, die jungen Falken über ihnen jauchzten. Sie kamen an den Bach, und der Adjunct erklärte, daß dieſer Bach nach der Heimatsſtadt Toni's geleitet werde, die Quelle ſei nicht weit. Sie gingen nach der Quelle.

◆

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

„Erinnern Sie ſich noch des letzten Walzers, den wir mit einander getanzt haben?“ fragte der Adjunct, und es war, als ob in das Geſpräch der Beiden hinein die luſtige Tanzweiſe von damals erklänge. „Erinnern Sie ſich, wie wir uns zum letzten Mal begegnet ſind? da entfiel der neben Ihnen gehenden Freundin der Sonnenſchirm, ich hob ihn auf und reichte denſelben Ihnen, obgleich Sie einen Sonnenſchirm hatten. Haben Sie bemerkt, daß ich das abſichtlich that?“

„Alſo doch! Ich wurde im Inſtitut viel damit geneckt, aber ich hätte Sie nicht für ſo verſchlagen gehalten.“

„Kleine Kriegsliſt, weiter nichts; aber ich bitte mir eine Dekoration dafür aus, einen Lohn. Schenken Sie mir die Waldlilie, die Sie in der Minute gepflückt haben, als wir uns ſahen.“

Toni ſchaute nieder, ihr Geſicht erglühte in holder Scham, ihr Buſen wogte, die Augen faſt ganz ſchließend nahm ſie die Waldlilie und reichte ſie dem Adjunct.

Hand in Hand gingen ſie weiter.

„Ich möchte Ihre Hand küſſen, aber ich kann ſie nicht küſſen, bevor —“ er ſtockte und ſein ganzes Geſicht war von einer Blutwelle durchzogen. Toni ſah ihn an, der Adjunct nahm ſich nochmals zuſammen und mit einer Stimme, in der eine unſagbare Innigkeit lag, fuhr er fort: „Du Geliebte!“

Toni ſchwieg, nur ſchneller und mächtiger ging ihr Athem.

Die Beiden kamen zur Quelle, dort, wo die Weißtannen ſich über Felſen bogen, aus welchen es mächtig hervorquoll, und ohne ein weiteres Wort umſchlang der Adjunct Toni und küßte und herzte ſie und Toni küßte und herzte ihn wieder und wieder.

„O, wie dank' ich Dir, wie dank' ich Dir,“ rief endlich der Adjunct, „daß Du keinerlei Ziererei haſt, daß Du es auch fühlſt, weißt, wie ich. Da gibt's kein Zögern, keinen Widerſtand, wir haben Nichts zu reden, Nichts zu fragen und zu denken, Du haſt mich lieb und ich hab Dich lieb; das muß ſo ſein, iſt ſo ſicher, wie der Stamm auf ſeinen Wurzeln ruht und wie der Himmel über uns ſteht, und wie es da ewig aus der Erde quillt.“

„Ja, ich will auch nicht fragen, wie's gekommen iſt. Wir haben einander. Wie der Quell unaufhörlich aus dem Felſen hervorſprudelt, ſo weiß ich's, ſo ſpür' ich's, iſt eine Quelle in mir, in Dir, die nimmer aufhört. O Waſſer," rief ſie, „wenn Du hinabkommſt in meinen Heimatsort, wenn Du die tauſend Menſchen erquickſt, ſag' ihnen, all' ihre Glückſeligkeit zuſammengenommen kann nicht größer ſein, als die meine iſt."

„Die unſere!" ſetzte der Adjunct hinzu. „Wie oft hab' ich mich müſſen verſpotten laſſen als Schwärmer, und jetzt erlebe ich das Höchſte, ich habe Dich, Du Freie, Du Echte, du Muthige."

„Komm hinab," bat Toni, „ich will trinken."

Sie ſtiegen hinab, er ſtützte ſie, er trug ſie faſt; ſie beugte ſich hinunter, ſchöpfte mit der hohlen Hand und trank, und er bat: „Gib mir auch zu trinken;" ſie ſchöpfte abermals, und auch er trank aus ihrer hohlen Hand.

„Aus meinem Waldbach haben wir getrunken, der die Bäume nährt, Du und ich, wir ſind jetzt eins," frohlockte der Adjunct. Und jetzt herzten und küßten ſich die Beiden wieder und Toni ſagte: „Ich hab's geſpürt, es iſt mir heute geweſen, als ich den Berg hinaufging, als müßte ich fliegen."

„Und mir," fügte der Adjunct hinzu, „heute früh war mein erſter Gedanke: wenn ich nur wüßte, wo mein Liebchen ſchläft und wie ſie jetzt die Augen aufſchlägt. Es muß eine Ahnung geweſen ſein."

„Wir wollen aber nicht abergläubiſch werden," belehrte Toni, „Menſchen, die abergläubiſch ſind, haben keine ſtille Ruhe und kein Glück mehr, die kleinſten Dinge plagen ſie. Nicht wahr, Du biſt auch nicht abergläubiſch?"

„Nein, ich glaube an ein Wirkliches, ich glaube an Dich, Du mein liebes, gutes, helles Herz, Du meine Waldquelle."

„Und was noch?" fragte Toni ſchalkhaft.

„Was Du willſt, Alles auf der Welt ... Meine Taube, mein Himmel."

„Es iſt genug; wir müſſen zurück zu Karla."

„Und Du haſt noch gar nicht einmal gefragt, wie ich heiße", neckte der Adjunct. „Aber ſo iſt's recht. Horch, die wilde Taube über uns hat ihren Liebſten auch nicht gefragt, wie heißeſt Du. Nun aber, ich heiße Emil. Deinen Namen, Toni, weiß ich ſchon lange; beim Forſtmeiſter unten wirſt Du immer ſo genannt."

„Sag' einmal, Emil, haben wir uns einmal Sie genannt?"

„Kann ſein, vor zweitauſend Jahren. Dieſe Stunde mit Dir iſt eine Ewigkeit, und daran ſollen ſich tauſend Ewigkeiten ſchließen, und wir reden kein Wort darüber, was werden ſoll; ich werde Dir ausreichend Brod geben können. Aber ſagen wir Karla?"

„O, gewiß."

Sie kamen zurück, freilich hatten ſie oft angehalten und von manchem Baum herunter ſah ein Vogel zwei hellblonde, hochgewachſene, feingliedrige Menſchen — er im grünen Rock, ſie im blauen Mouſſelinkleide — die herzten und küßten einander, und ein alter Fink, ein vielerfahrener, zwitſcherte ſeiner Frau zu: Da ſieh' einmal, bei den Menſchen iſt das Weibchen viel ſchöner.

Die Beiden kamen wieder zur Blockhütte. Bobbel war mit allerlei Speiſe und Trank zurückgekehrt; der Adjunct und Toni ſtanden an dem im Freien errichteten Herde und ihre Wangen erglühten nicht nur von dem flackernden Feuer draußen.

Toni weckte die Freundin mit ihrem Lieblingsliede. Als ſie Karla erzählte und ſie mit großer Inbrunſt an's Herz drückte, ſagte Karla: „Ihr habt ganz recht gethan, Ihr habt Beide gefühlt, Ihr ſeid einander werth; ohne Zögern und Zagen habt Ihr einander in die Arme genommen. Das iſt das Echte, das iſt die volle Natur, Ihr werdet's gewiß nie bereuen."

„Du ſprichſt ja, wie wenn Du eine uralte Weiſe wäreſt und biſt kaum zwei Monate älter als ich," ſchalt Toni.

Es war Alles ſo ſchön, nur Argos gerieth plötzlich mit dem Hunde des Adjunct, ohne daß man vorher eine Kriegserklärung gemerkt hätte, in grimmige Händel. Als die Hunde auseinander geriſſen waren und Argos ſah, wie ſeine Herrin noch immer allein ging, während ſich der Adjunct zu einer Andern geſellt hatte, ging er, den Kopf duckend, hinter ſeiner vorausſchreitenden Herrin.

◆

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Der Adjunct geleitete die Mädchen eine gute Strecke thalab, dann mußte er Abſchied nehmen und zu den Arbeitern zurückkehren. Karla war eine Strecke vorausgegangen, endlich kam Toni ihr nach, ihre Wangen brannten und ihre Lippen noch mehr.

Karla wollte mit keinem Wort Toni's Glückſeligkeit ſtören, aber Toni begann: „O Karla, iſt das noch derſelbe Wald, durch den wir vor wenig Stunden heraufgegangen ſind? Bin ich's noch ſelber, die da geht? Ach, wenn's wahr wäre, daß in allen Bäumen Schweſtern ſind! Jetzt müßten ſie heraus und mit mir ſingen und tanzen und ſpringen und jubeln. O du blauer Himmel dort oben und du, du liebe gute Erde, du Waldboden, darauf er wandelt, trag' ihn gut und laß ihm Alles gedeihen. O Karla, wenn Du nur auch ſo glückſelig wärſt wie ich! Aber Du wirſt ſehen, Du wirſt es, und der Ruland iſt ja noch blutjung, und ſchön iſt er auch, er paßt zu Dir, wie der Emil zu mir; Ruland iſt nur ſieben Jahre älter als Du, er hat einige graue Haare im Bart, das kleidet ihn gut bei ſeiner friſchen Jugend. Haſt Du geahnt, als wir den Berg heraufgegangen ſind, daß es ſo kommen kann?“

So jubelte Toni und Karla entgegnete: „Ich habe gewußt, daß Ihr einander gefallen werdet, aber daß Ihr ſo ſchnell, ſo aus aller Linie, aus aller Ordnung heraus Euch Eure Liebe geſteht und Euch verlobt —“

„Das iſt ja das Schönſte,“ unterbrach Toni, „warum ſoll man ſich's denn nicht gleich ſagen? warum ſoll man einander nicht gleich um den Hals fallen? Und er war gleich ſo rechtſchaffen, ſo richtig, ſo gradaus —“

„Und an Deine Eltern haſt Du gar nicht gedacht?“

„O doch, aber erſt nachher. Wie ich ihn geſehen hab' und wir einander um den Hals gefallen ſind, da habe ich von der ganzen Welt nichts mehr gewollt und nichts mehr gewußt. Jetzt müſſen wir ordentlich und ruhig ſein. Sollſt ſehen, es wird Alles ſeinen rechten Weg gehen. Ich werde Dich morgen ſchon verlaſſen müſſen, denn am Sonntag will er bei meinen Eltern um mich anhalten, und vielleicht kommt ſeine Mutter mit, er hat keinen Vater mehr. Schad', daß der nicht mehr lebt, das muß auch ein Mann geweſen ſein, wie eine Tanne ſo biegſam und ſo feſt dabei. — Komm, es iſt ja noch gute Zeit, wir wollen uns hinſehen, ich möcht' noch nicht fort aus dem Wald, ich möcht' noch nicht wieder andere Menſchen ſehen.“

Karla willfahrte und Toni bat: „Liebe Karla, es iſt nicht recht von mir, daß ich nur immer von mir und Emil erzähle, erzähl' Du jetzt auch: wie iſt's denn gegangen mit Dir und mit Ruland? Sag' mir Alles, hier im Wald ...“

„Wir haben uns nicht gegen einander ausgeſprochen“, begann Karla, „aber ſo gewiß ich weiß, daß ich ihn liebe, ſo gewiß weiß ich, daß er mich liebt, und ſo gewiß ich weiß, daß ich ſchwer kämpfe, ſo weiß ich, daß er kämpfen muß, er findet es untreu —“

„Oh, warum untreu?“ fiel Toni ein, „es iſt eine rechtſchaffene Liebe geweſen, eine gute, da iſt nichts Böſes dabei.“

„Ich kann die Lieder vom todten Liebchen nicht leiden,“ nahm Karla auf, „aber in jener Nacht, als Ruland erzählte, wie es war nach dem Begräbniß Sylvia's — da verſchlang ſich mir Tod und Leben in einander, mir ging eine neue Welt auf und eine neue Welt entſtand in mir. In jener Nacht ſchon wollte ich die Jagdluſt aufgeben und hielt ſie grade im Trotze feſt, und Ruland war's doch, der es prophezeit hat, wie mir werden wird. Er kennt mich beſſer, als ich mich ſelber kenne, und ich kenne ihn auch beſſer, als er ſich ſelber kennt, denn ich habe ihn mehr lieb, als er ſich ſelber liebt. Aber ich ſeh' Dir's an, Du biſt müde, Du möchteſt ein wenig ſchlafen."

„Nein, ich ſchlafe nicht, erzähle nur weiter, ich muß mich nur niederlegen, ich höre ganz gut."

Karla erzählte weiter, aber bald ſagte ſie: „Ich habe Dir nichts mehr zu berichten, ſchlaf nur." Sie ſaß bei der Freundin und ſah in ihr ſchlafendes Antlitz. Welch ein holder Schwarm von glückſeligen Genien mußten in der Seele der Schlafenden walten, die dalag, ſo heiter, begnügt und begütigt zugleich! Kein Baum regte ſich im Walde, die Luft war ſtill, wie wenn Alles den Athem anhielte. Es verdüſterte ſich plötzlich, ein fahles Dämmerlicht verbreitete ſich, wie wenn eine Sonnenfinſterniß eintritt; dort zieht eine Wolke herauf, ſchwer und dumpf.

„Was iſt? Um Gottes willen, was iſt?" fuhr Toni plötzlich aus dem Schlafe, denn der Donner rollte und grollte und tönte ſiebenfältig von den Felſen und bevor ſich die Mädchen erheben konnten, rauſchte es nieder wie ein Wolkenbruch.

„Wo ſind wir denn? Weißt Du den Weg?" rief Toni laut, denn der Donner verſchlang ihren Ruf und Blitz auf Blitz zuckte, daß die Augen geblendet waren.

„Da iſt der Weg", entgegnete Karla, „aber der Weg iſt jetzt ein Bach. Sei nur muthig."

„Ich bin muthig, aber horch, neben uns da drunten, wie es quillt und quallt, was iſt denn das?"

„Das iſt der Waſſerfall, der jetzt nur mächtiger iſt. Wir ſind zwiſchen zwei Gewittern, es iſt eins oben, eins unten.“

„Der Berg kommt ja herunter.“

„Es ſind Findlingsfelſen, die die Steinmetzen ausgehoben haben, ſie rollen dort hinunter.“

„Gehören die dem Eilmeyer? Herr Eilmeyer! Laufen Sie nach mit Ihren Storchbeinen, Ihre Steine laufen davon“, rief Toni mitten in der Angſt. „Können die Steine nicht auch hierher kommen?“ jammerte ſie wieder.

„Nein.“

„Gottlob, daß wir den Hund bei uns haben.“

Karla bedauerte, daß ſie ihre Flinte nicht bei ſich habe, ſie hätte Nothſchüſſe abfeuern können, dann wären die Menſchen zur Hülfe gekommen. „Gottlob, daß ich den Mangold heimgeſchickt habe“, ſetzte ſie hinzu, „der gute Menſch iſt doch jetzt unter Dach.“

„Ach, ich meine, es gäbe gar kein Dach mehr in der Welt,“ fing Toni zu weinen an. „Ich hab's heute berufen, da ich an den Freiſchütz gedacht hab'; jetzt iſt's ja grade wie in der Wolfsſchlucht, wenn das wilde Heer vorüberzieht. Ich meine, ich höre Büchſen knallen und Pfeifen und Waldhörner dazwiſchen; hörſt Du's auch pfeifen?

„Jawohl, das iſt der Wind, der durch die Felſenzacken fährt.“

„Haſt Du Nichts gehört? Mir war's, wie wenn tauſend Rieſen lachen und pfeifen. Ach, wenn in der

Nähe ein verzauberter Geiſt geweſen wäre! Es kann ſein, ich glaube jetzt an Alles. — Ach, es iſt zu ſchön geweſen, es ſoll nicht ſo ſchön ſein auf der Welt! — Hörſt Du nichts? Meinſt Du nicht, es kommt Jemand? Emil! Emil!"

„Es kommt Niemand, Du matteſt Dich nur unnöthig ab und verwirrſt auch mich. Komm, ich weiß einen Felſenvorſprung, faſſ' mich an, dort finden wir Schutz."

„Rollt er aber auch nicht hinunter?"

„Nein, der ſteht feſt."

Die Mädchen erreichten glücklich einen vorſpringenden Felſen, unter dem ſie niederkauerten.

Der Regen kam in ſcharfen Stößen, er ſchien manchmal nur auszuholen, um wieder im Schloßengeraſſel mächtiger loszubrechen. Es war Sauſen und Brauſen, Klatſchen und Krachen in der Luft, und dazwiſchen ziſchendes Pfeifen, Guß auf Guß ſtürzte nieder und die Wipfel der Tannen wurden hin und her gezauſt.

Ein Blitzſtrahl fuhr hernieder und Karla ſagte: „Das hat eingeſchlagen, ich rieche den Schwefelgeruch des Blitzes."

Die Mädchen hatten ſich an einander geſchmiegt und hielten einander, der Hund kauerte vor ihnen nieder; jetzt richtete ſich der Hund plötzlich auf.

„Ich höre Menſchentritte," ſagte Karla, „und ich habe meine Waffe nicht."

„Um Gotteswillen, erſchrecke mich nicht ſo, aber doch, es kommt Jemand.“

„Ah, da finde ich ja zwei wilde Tauben im Neſte,“ rief plötzlich die Stimme Schaller's. Er zog den triefenden grauen Schlapphut ab und verbeugte ſich. „Fräulein Karla, die Feder auf meinem Hut habe ich der Rohrweihe ausgerauft, die Sie geſchoſſen.“

„Sie haben alſo Mangold getroffen? Iſt er heim?“

„Nein, er iſt zu ſeinem Bruder. Fräulein Karla, Sie haben mir einmal Gutes gethan“ — er machte eine Pauſe und fuhr fort: „Wo haben Sie denn Ihre Waffe? Schade daß kein Maler da iſt, das gäbe ein Bild aus der Sintfluth: Regen und nichts als Regen, zwei Jungfrauen haben ſich unter einen Felſen geflüchtet, und ein verlorener Geſelle hat ſich zu ihnen gefunden. Wie hieß doch der Mann, der, aus Sodom entflohen, glaubte, es wäre die zweite Sintfluth? Das ſauſt und dröhnt, kracht und knackt, kollert und poltert wie wenn die ſogenannte beſte Welt berſtend zerſtäuben ſollte. Teufel!“ unterbrach er ſich plötzlich, „beißt der Blitz in die Augen!“ Er rieb ſich fort und fort die Augen.

„Herr Schaller, es freut uns, daß Sie zu uns gekommen ſind,“ rief Toni mit dem Humor der Verzweiflung.

„Es freut Sie in der That?“ neckte Schaller. „Mich freut das wilde Wetter. Ich beneide den wilden

Jäger, der im Gewitterſturm mit Huſſah und Halloh, mit Hundegebell, Peitſchenknall und Hörnerklang durch die Luft dahinfährt über die erbärmliche zitternde Welt. Frauen und Katzen ſind ängſtlich wenn es blitzt, weil ſie ſelber mit Elektricität geladen ſind. Bin ich nicht ein guter Unterhalter, meine Damen? Ich möchte bei der letzten Kaffeeviſite ſein, die auf der Erde abgehalten wird. Freilich, über wen ſoll die letzte Frau Baſe losziehen?“

„Sie ſind ſehr ſcherzhaft,“ hatte Toni den Muth, zu ſagen, und Schaller entgegnete: „Ja, edle Jägerbraut, es war ſchön am Quellenſprudel; habe doch auch einmal eine Liebe au naturel geſehen, und darauf die Elegie unſerer edlen Diana, die nun ganz verſtummt iſt.“

„Helfen Sie uns, begleiten Sie uns,“ unterbrach Karla.

„Hier ſind wir ja im Trockenen. Wie wär's, wenn ich Jede von Ihnen bäte, mir einen Kuß zu geben?“

„Ah, ſchön, daß Du kommſt, Du kommſt wie gerufen, Emil!“ rief Toni plötzlich, ſich um den Felſen wendend. Sie hatte es nur im Uebermuth gethan, um Schaller zu ſchrecken, und jetzt rief ſie laut: „Ein Wunder! Ein Wunder!“ denn ſie hörte den Hund bellen, und der Adjunct kam in der That.

„Ich hatte Euch geſucht,“ ſagte der Adjunct, „und glücklicher Weiſe fand ich Ihre Spur, Herr Schaller.“

„Freut mich," antwortete dieſer, griff an den Hut und ging weiter.

Der Adjunct geleitete die beiden Mädchen den Berg hinab, bis man des Forſthauſes anſichtig wurde, dann kehrte er um. Der Regen hatte aufgehört . . .

„Das iſt Karla's Flinte," hatte Jorns in ſeiner Kanzlei geſagt, als er am Mittag den Schuß hörte, der ſich im Echo fortwälzte. „Was ſie geſchoſſen haben mag? Iſt ein Kernmädchen, voll Uebermuth, aber ich ſag', wie jener Pfarrer in der Beichte: Kind, übermüthig biſt Du? bleib Du's nur, es wird Dir ſchon vergehen."

Es wurde am Nachmittag ſchwül, eine Spannung lag in der Luft, die Menſch und Thier und Pflanze verſpürte. Jorns ſtand auf, bog ſich und ſtreckte ſich, daß alle Gelenke knackten; dann ſetzte er ſich wieder an ſeine Schreiberei, ſie war ihm heute ſchwerer als je und er biß ſchärfer in die Pfeifenröhre.

Da kam der Stadtdirector, er ſagte er habe eigentlich Ruland beſuchen wollen, aber er könne die Mittheilung auch bei Jorns abgeben und er bat nun, daß man von der Verfolgung des Verleumders abſtehe. Der ſonſt ſo ſtolze und ſelbſtbewußte Mann war gedrückt, weil er ſeinen Ruhm einbüßte, jedes verbrecheriſche Geheimniß aufdecken zu können. Er konnte nicht ſagen, daß er annehmen durfte, auch dieſes aufgedeckt zu haben; es lag ſo nahe, Schaller als Urheber zu bezeichnen, daß es unbegreiflich ſchien, wie man gerade über das Nächſte hinwegſah. Als aber der Stadtdirector mit Beſtimmtheit auf Schaller hindeuten konnte, mußte er zu ſeinem Schreck gewahren, daß auch ſeine Tochter hinein verwickelt war. Wenn Ereigniſſe in dem Briefe erwähnt waren, die zur Gefängnißzeit Schaller's vorgegangen, ſo konnte ihm ja Emmy dieſe mitgetheilt haben.

Der Stadtdirector kam eben vom Pfarrhaus, und obgleich Emmy ihre Miturheberſchaft nicht geſtanden hatte, war ſie ihm doch unzweifelhaft. Darum bat er, jede Weiterverfolgung einzuſtellen, und Jorns ſtimmte bei, indem er ſagte: „Es iſt ein Elend, in alten Tagen Spürhund werden zu müſſen.“

Nicht lange nachdem der Stadtdirector weggegangen war, brach der Gewitterſturm auch im Thale wolkenbruchartig los. Die Frau kam zu Jorns in die Schreibſtube und klagte, daß die Mädchen in dieſem Unwetter draußen ſeien. Der Regen rauſchte immer mächtiger, die Bäume wurden in gewaltigen Windſtößen hin und her geriſſen. Da, als das Unwetter eben aufgehört hatte, und der klare blaue Himmel hernieder leuchtete, hörte man lautes Lachen vor dem Hauſe. Triefend vom Regen kamen die Mädchen heran und Toni rief luſtig:

„Ich habe die Waldtaufe erhalten.“

Die Mutter brachte die Mädchen in ihre Stube und ſie kamen bald umgekleidet zu Jorns in die Kanzlei. Das Gewitter war vorübergezogen, die Sonne leuchtete wieder hell, die Menſchen athmeten freier und draußen ſtand Alles erquickt.

Karla fragte, ob Mangold ihre Flinte und die Weihe gebracht habe, ſie hörte, daß man vom Weggang Mangold's und von ſeiner Heimkehr Nichts wußte; vielleicht war er doch zu ſeinem Bruder gegangen, um die jungen Hunde zu holen, und war dort geblieben.

◆

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Im Walde, unweit einer Tanne, deren Wipfel geknickt und angeſengt war, lag Mangold vom Blitz erſchlagen, ſeine Augen ſtanden offen, in der Hand hielt er noch einen Flügel der Rohrweihe; ein Zaunkönig ſang, vom Gewitter neu ermuntert, über ihm im Baume, an allen Zweigen glitzerten und blinkten die Regentropfen, vom Abendroth beſchienen.

Schaller kam pfeifend daher; wie gebannt blieb er ſtehen und ſtarrte in das Antlitz des Todten. „Mangold!“ ſchrie er, „Mangold! Ein Hund iſt krank! . . . Du regſt Dich nicht? Dann biſt Du todt! . . . Kerl, was ſiehſt Du mich ſo entſetzlich an? Was iſt das?“

Schaller ſpürte erſt jetzt, daß er durch und durch naß war; ihn fror bis in's Mark und dazu fühlte er, wie wenn Etwas über ſein Auge rinne und gleichzeitig von innen hervorbreche. Er blinzelte, er riß die Augen gewaltſam auf, und doch war's ihm, als ſähe er nicht, als läge Alles vor ihm im Schatten. Er lachte über ſeine wahnſinnige Einbildung, bückte ſich nieder, riß der erlegten Rohrweihe noch eine Schwungfeder aus und ſteckte ſie ſich ebenfalls auf den Hut.

Ohne nochmals um zu ſchauen, ging er den Berg hinab, es ſchien, daß er den Weg nicht kannte; das war ja nicht der Weg nach ſeinem Hauſe, ſondern nach dem Dorfe. Er ſtrauchelte unterwegs oft und fluchte, weil er die Wurzeln am Boden nicht ſah; einmal ſtürzte er ſogar nieder. Er kam beim Dorfe an. Wie waren die Häuſer ſo ſeltſam roth gefärbt, und doch ſchien der helle Vollmond! Er kam am Hauſe des Pudelkopf vorüber, da iſt in der Stube ſo viel Licht. Wozu ſoll dem Blinden ſo viel Licht?

Eine unſägliche Furcht vor Erblindung ſetzte ſich in Schaller immer feſter. Er verhöhnte ſich über dieſe ſeltſame Furcht, aber ſie wich nicht.

Er ging nach dem Pfarrhauſe und ließ Frau Emmy ſagen, er müſſe ſie in einer wichtigen Sache ſprechen. Sie ließ ihn nicht herauf kommen, ſondern ging in den Garten und fragte barſch:

„Was wünſchen Sie? Jetzt und hier?“

„Ich ſehe Dich, ich bin noch nicht blind,“ ſagte Schaller.

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Aber wir werden uns doch verſtehen. Schöne Seele, holde Genoſſin, wie iſt es, wenn ich blind werde — ich halte es für möglich — werden Sie mich pflegen?“

„Ich bitte, mich nicht mit Ihren Extravaganzen zu beläſtigen. Ueberhaupt ſage ich Ihnen ein für alle Mal, ich habe keine Gemeinſchaft mit Ihnen, und wenn Sie mich ferner beunruhigen, werde ich meinem Vater oder Ruland ſelbſt den Urheber des Briefes nennen, an dem ich unſchuldig bin. Einem Manne gegenüber, der ſeinen Vater öffentlich beſchimpft hat, werde ich Glauben finden.“

Schaller erſchrak zum erſten Mal vor Emmy; er erkannte, daß ſie ihn noch überteufeln könne. „Danke, danke,“ entgegnete er und ging raſch davon.

Wer ihn ſo mit der ſchwankenden Feder auf dem Hut die Straße dahin wandeln ſah, oft ſtill ſtehend und ſich die Hand vor die Augen haltend, dann wieder im Weitergehen fluchend, hätte ihn für betrunken halten müſſen, und doch war es nur Grimm der in ihm tobte: Wer die Menſchen verachtet, die ganze Welt höhnt, darf nicht krank, nicht hülfsbedürftig werden, nein, gleich todt . . .

„Mit wem reden Sie da?“ wurde Schaller am vorletzten Hauſe des Dorfes angeredet. Er erſchrak, daß er zurücktaumelte; er erkannte indeß den Todtengräber und lächelte, als er um eine Cigarre angeſprochen wurde.

„Ja ſo, Du biſt ja auch Nachtwächter,“ ſcherzte Schaller, und der Doppeltbedienſtete erzählte, daß er eben vom Pudelkopf komme, der in dieſer Stunde geſtorben ſei; der Alte habe in den letzten Minuten mit Mangold geſprochen, als ob er da wäre.

Schaller fand es nicht nöthig, von Mangold zu erzählen, und ging davon.

Um dieſelbe Stunde ging Jorns mit der Flinte auf der Schulter durch den Wald; er pfiff oftmals auf ſeiner Hornpfeife und rief laut: „Mangold!“ Er erhielt keine Antwort.

Er kam zum Köhler und fragte nach Mangold. Der Köhler ſagte, er erwarte ſeinen Bruder, um ihm die jungen Hunde zu zeigen.

Jorns kehrte um. Droben beim Jungwald winſelte der junge Hellauf, den er an der Leine hielt, heftig. Jorns ſtand ſtill, und nahm die Flinte von der Schulter und ließ den Hund los, der in's Dickicht rannte; er pfiff ihm, aber der Hund kam nicht, ſondern bellte fort und fort. Jorns bog die Zweige zurück, die Regentropfen ſpritzten ihm in's Geſicht, er fuhr ſich mit der Hand in die Haare, die ſich ihm emporſträubten: da lag Mangold, offenbar vom Blitz erſchlagen.

Der junge Hellauf bellte fort und fort zu Mangold; er regte ſich nicht.

Jorns ſtand eine Weile erſtarrt, dann beugte er ſich nieder, und indem er Mangold die Augen zudrückte, ſagte er: „Guter Mangold, haſt Dir immer gewünſcht, im Walde zu ſterben; nun iſt Dir's geworden!“

Nicht weit von dem Orte, wo Mangold lag, ſtand der Meiler des Köhlers. Jorns rief ihn herbei, mit ihm kamen noch andere Männer, auch der Adjunct war unter ihnen. Während der Mond hell ſchien, wurde Mangold auf abgehauenen jungen Tannen hinabgetragen in das Forſthaus.

Die Frauen weinten, und Karla ſagte: „Mir iſt, wie wenn der gute Mangold, die treue Seele, den Blitz aufgefangen hätte, der uns hätte treffen können.“

„Und was er zuletzt noch zu Dir und von Anderen geſagt hat, war ſo gut,“ fügte Toni hinzu.

Karla erröthete und ſah thränenden Auges auf die unvorſichtige Freundin.

◆

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Verdrusculum! Rentenhorſt! Was nützt einem Hund, der krank iſt, ſein ſchöner Name? Was hilft die luſtige Aufſchrift einem Hauſe, wenn drin keine Luſtigkeit wohnt?

In der Küche ſaß die Magd Schaller's und brummte vor ſich hin: „Solch einen Menſchen hat's noch nicht gegeben, jetzt hat er Fieber, er iſt ja geſtern pudelnaß geweſen, und da nimmt er nicht einmal einen Tropfen Schnaps; er muß ein Gelübde gethan haben, daß er nie einen Tropfen trinkt. Wenn er nur mit mir reden wollte, ich darf ja nicht einmal guten Morgen ſagen, bis er mich angeredet hat. Es muß ihm was paſſirt ſein, was noch nie geweſen iſt.“

Schaller ſtand in ſeiner Stube, das goldene Morgenlicht drang durch die Fenſter, er öffnete ein geheimes Fach, in welchem mit Opium getränkter Tabak lag, das gab Vergeſſen, ſüßes Träumen — aber verdammtes Aufwachen. Nein, ſagte er ſich — aber warum nicht ein

Ende machen, ein volles? Was liegt daran, was man von dir denkt, wenn man deine Leiche findet? Lag dir ja Nichts dran, was man von deinem lebendigen Leichnam dachte. Er betrachtete den ausgeſtopften Hund. Wegen Deiner hat mich der Mangold lieb gehabt, iſt alſo doch noch was Gutes an mir; er war der letzte Menſch, der trotz Allem mir Gutes nachſagte. . . . Pah! Was liegt an dem todten Knecht? Was liegt an dir?

Thränen rannen ihm über die Wangen, und er weinte doch nicht. In eine trübe Wolke gehüllt erſchien der ausgeſtopfte Hund und die Zechgenoſſen aus dem Bilde daneben tanzten in der Wolke und grinſten wie zum Hohne.

Schaller rieb ſich die Augen und betrachtete ſich im Spiegel; ſeine Augen waren blutroth.

Die Glocken läuteten vom Berge und durch das Thal. Das nennen die Menſchen ſchön und freuen ſich, die Luft mit ihrem Geklimper zu erfüllen! . . . Er rief die Magd und fragte, warum es läute.

„Sie begraben den Mangold," erwiderte die Magd. „Will der Herr auch zum Leichenbegängniß? Die Kleider ſind ſchon wieder trocken."

„Wer hat Dir erlaubt, mich zu fragen?"

Die Magd wollte gehen, aber Schaller rief ſie zurück und ſagte: „Geh' Du, mach' ſchnell fort, berichte mir. Wenn Du den Vicar ſiehſt, ſag' ihm, er ſolle ſofort zu mir kommen, ich hätte ihm ſehr Wichtiges zu ſagen. Geh', mach' hurtig, lauf'!"

Die Magd eilte davon, ſie trug ihr Geſangbuch in der Hand; Schaller ſchaute ihr durch's Fenſter nach und ſagte vor ſich: „Da geht die Gläubigkeit und trägt ihren gereimten Codex in der Hand.“

Er nahm ein Buch und wollte leſen, es war ein läſterliches Buch voll Grimm und Spott; aber die Augen thaten ihm weh, er konnte nicht leſen, es legte ſich wieder Etwas auf ſein Geſicht wie feines Spinnweb. Er wiſchte ſich wiederholt mit der Hand über die Augen; das Netz von Spinnweb wich nicht. Er ſchloß die Augen und ſchlief. Erſt die Heimkunft der Magd weckte ihn, und er fragte: „Nun, wie war's?“ — und ſie ſagte: „O, herzlicher iſt noch kein Menſch begraben worden; der Mangold und der Pudelkopf ſind mit einander begraben worden; auch Katholiſche waren dabei, der Sägmüller mit ſeiner Frau, und Alles hat geweint, der alte Jorns auch, aber ſo kann auch Keiner zu Herzen reden wie der Vicar. Der katholiſche Pfarrer Hugendubel war auch beim Leichenbegängniß; ſo große Ehre hat noch ſelten Einer gehabt. Und gelacht iſt auch worden, denn der Vögelespfarrer hat geſagt: der Mangold habe immer was gekaut, wo man ihn geſehen hat, er ſei eben geweſen wie eine Schwalbe; er habe ſich einmal Mühe gegeben, eine Schwalbe im Käfig zu erhalten, aber die Schwalbe nehme nur im Fluge ihr Futter und ſterbe, wenn ſie im Käfig freſſen ſolle.“

Schaller fuhr auf. „Was erzählſt Du mir? Kommt der Vicar oder kommt er nicht?“

„Ja, er wird bald kommen, er hat nur die Doctorswittwe wieder heimgeleitet; die iſt in kohlſchwarzen Trauerkleidern auch beim Leichenbegängniß geweſen.“

„Will Nichts mehr hören.“

Wieder ſaß Schaller ſtumm, da klopfte es an, der Vicar trat ein. Er ſah ſich ſtaunend um in der Behauſung Schaller's, und dieſer begrüßte ihn mit weltmänniſcher Höflichkeit, wobei er indeß die Cigarre nicht aus dem Munde that, der Ton ſeiner Stimme hatte dadurch etwas widrig Geſtopftes.

„Sie haben dem Mangold gute Nachrede gehalten. Der einfältige Geſell, der dahockend gründlich Nichts denken und dabei vergnüglich aus ſeiner Pfeife dampfen konnte, hat einen beneidenswerthen Tod bekommen. Ja, wer auch ſo ſterben könnte! Ich habe dem Tod in's Auge geſehen, aber blind werde ich nicht, nein. Ich wäre begierig zu wiſſen, was Sie mir an dem Loche nachſagen werden.“

„Sie ſind geſund und können ſich die erwünſchte Nachrede noch verdienen.“

„Nein, es iſt das letzte Mal, daß ich Sie ſpreche, mein letzter Lebenstag. Sie haben viel Geduld mit mir gehabt. . . .“

„Und werde ſie immer haben. Ich wünſche nur, daß ich Ihnen damit helfe.“

„Setzen Sie ſich hier zu mir an's offene Kaminfeuer. Hier ſitze ich und denke, in's Feuer ſtarrend, wie unſerm Vater Prometheus zu Muthe war, als er das erſte Feuer ſah. Die Feuerflamme iſt das einzige Schöne auf der Welt. Euer Gott hat nichts der Art in die Welt gebracht. Ich nenne Prometheus meinen Vater. — Dieſe Holzknechte, dieſe Waldbrüder, die neu pflanzen, ſtatt der edlen Mutter Erde, die eine Kindesmörderin iſt, zum Tode zu verhelfen, — ſie haben meinen wirklichen Vater Bergſchinder geſcholten, und er war doch ein Sendbote des Genius der Vernichtung. Das einzige Unrecht von mir war, daß ich meinen Vater beſchimpfte —"

Der Vicar ſtutzte: „Wen haben Sie beſchimpft?"

„Meinen Vater Prometheus," erwiderte Schaller lachend.

„Stolzer Sohn des Prometheus, wie wird es ſein, wenn Sie krank und hülflos, wenn der Göttertrotz einen Mildherzigen bitten muß: pflege mich? ein Kind bitten muß: führe mich? Ich bin —"

„Ich bin noch nicht blind," fiel Schaller heftig ein, „und Krankheit und Uebel beweiſen Nichts für Euch und gegen die Logik —"

„Der Menſch beſteht nicht aus Logik allein, die Liebe, die Güte —"

„Schön! Der Menſch bedarf des Unlogiſchen, des Glaubens, der Liebe, des Weibes. Aber glauben Sie, daß Frau Emmy als Ihre Gattin Ihnen eine liebevolle Pflegerin ſein wird?"

„Was gibt Ihnen ein Recht zu ſolcher Frage?"

„Was? Unſere Gemeinſchaft. O Ihr Klugen! Das Nächſte ſeht Ihr nicht. Ihr ſucht in der Ferne, wer den Brief geſchrieben habe. Ich habe ihn geſchrieben und Mutter Eva, genannt Emmy, war Miturheberin. Sie ſchütteln den Kopf! Ah, ich ſehe, ſie hat Sie vor mir gewarnt; ſie iſt klug, ſo weit eben eine Frau klug ſein kann. Sie glauben mir noch immer nicht? Es iſt recht. Das einzig Gute, was ich noch im Leben thun wollte, wird mir nicht geglaubt."

Der Vicar ſtarrte zu Boden, und Schaller erzählte wie er und Emmy der Raffel Geld gegeben, damit ſie ihn gottſelig belüge.

Der Vicar rang einen ſchweren Kampf, aber es gelang ihm, jetzt alles Perſönliche aus ſeinen Gedanken zu entfernen. Mit ſeiner ganzen Seelenkraft redete er Schaller zu, die Liebe ſei Gott, aber auch die Wahrheit ſei Gott, er ſolle nicht ein Unſchuldiges verleumden.

Schaller entgegnete: „Erinnern Sie ſich jenes griechiſchen Philoſophen, der ſich ſelber den Scheiterhaufen anzündete und vorher ſagte: Ich kann doch keinen Grund mehr haben, euch anzulügen? So ſage ich: retten Sie ſich vor der Augenrollerin. Wir haben gemeinſam den Brief geplant, ich hab' ihn geſchrieben; auch die Beſchimpfung meines Vaters habe ich geſchrieben."

Nochmals ſuchte der Vicar den Verwilderten zurecht zu führen, indem er ihm verſicherte, daß Ruland keine Rache nehmen werde, ja daß Ruland und er ſelber ihm beiſtehen würden auf dem Wege des Guten.

„Ich will kein Mitleid, habe keins und will keins; ich ſehne mich, ich lechze nach Vernichtung,“ entgegnete Schaller. „Das Beſte wäre, nicht geboren zu ſein, aber das einzig wahre Gut iſt die Kraft, ſich zu tödten. Mein Augenlicht ſchwindet, noch bin ich nicht blind, ich bedarf keines Führers. Leben Sie wohl!“

Ohne ein Wort hinzuzufügen, ging der Vicar davon. Er ging durch die Wieſen, die abgemäht waren und auf denen nur noch die Zeitloſen blühten. Ein feiner regenartiger Nebel überhauchte Alles, in der Luft kreiſten die Zugvögel, die ſich zur Auswanderung ſammelten, und im Walde kreiſchten die Nußhäher und Weihen.

In der kindlich männlichen Seele des Vicars wirbelte es wirr durcheinander. Eine tiefe Erſchütterung zitterte noch in ſeiner Seele, aber bald erhob er ſich wieder in ſeiner innerſten Kraft, er fühlte Etwas von jenem Heldenmuth der Märtyrer, die der niedern Macht und Gewalt ſich entgegenſtellten.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Während der Vicar bei Schaller war, ging es im Pfarrhauſe luſtig her, ſo luſtig wie noch nie. Ein Wagen fuhr vor und darin ſaß ein ſorgfältig gekleideter, ſchlanker und überaus ſtattlicher junger Mann. Er ſchlug, als der Wagen anhielt, mit beiden Händen einen ſeidengefütterten Sommermantel zurück, und dieſe Bewegung war nicht ohne bewußte Zierlichkeit. Er lüftete einen breitkrämpigen Hut, eine Fülle wohlgekräuſelter Locken zeigte ſich auf ſeinem Haupte. Als er nach Herrn von Blankenſchild fragte und die Antwort erhielt, derſelbe ſei nicht zu Hauſe, ſah er betroffen umher.

Jetzt gewahrte er eine Frauengeſtalt im Garten. Mit höflichem Gruße trat er hinzu, und als ihm die Auskunft wurde, daß der Herr Vicar bald wiederkäme, fragte er: „Ich habe wol die Ehre, die Tochter Seiner Ehrwürden zu begrüßen.“

„Nein,“ antwortete Emmy, „ich bin nur zum Beſuche als Freundin des Hauſes.“

„So erlaube ich mir, mich Ihnen ſelber vorzuſtellen,“ ſagte der Fremde mit ausdrucksvollem Ton: „Alberto Stadelli, zweiter Tenor am Theater della Scala in Mailand.“

„Wie? Sie ſind der berühmte Sänger?“

Der Angeredete verbeugte ſich mit verbindlichem Lächeln.

„Und Ihr Name, mein Fräulein?“

„Verwittwete Doctor Stumpf, geborene Hochgeſand.“

„Ah, ich kenne Ihren Namen; ich beneide meinen Freund Amadeo.“

Emmy verbeugte ſich mit ihrem holdeſten Lächeln. Sie bat den Fremden, mit ihr in's Haus zu treten, und die alten Pfarrersleute waren ſehr erſtaunt, den berühmten Sänger, ein vielbeſprochenes Landeskind, bei ſich zu ſehen.

Als Stadelli, der vormals Staidele geheißen, das Klavier in der großen guten Stube ſah, fragte er, ob Amadeo — ſo nannte er Gotthold beſtändig — viel ſinge. Da er hörte, daß das ſeit Wochen nicht geſchehen ſei, ſagte er: „Aber ich ſehe hier doch viel Geſangsnoten auf dem Klavier.“ Dabei ging er in der Stube umher, als wäre er längſt hier heimiſch.

Mit dem beſcheidenſten Tone, deſſen ſie fähig war, bemerkte Emmy, daß ſie bisweilen ſinge.

Die Pfarrerin, die von Frage und Antwort geahnt hatte, ohne es genau zu hören, rief:

„Herr Staidele, unſere Frau Doctorin könnte auch eine berühmte Sängerin ſein; ſie ſingt wunderſchön. Ich höre ſonſt nicht gut, aber ſie höre ich ganz deutlich.“

Nun war der Fremde von Neuem belebt. Er reichte Emmy die Hand; er hielt ſie länger und drückte ſie mehr, als die Sitte erheiſcht. Er war ſo unbefangen, ihr zu bekennen, daß ſie eine überaus günſtige Theaterfigur hätte und wenn ihr Geſang ihrer Erſcheinung entſpräche, ſo wäre die Heroine vollendet. Er bat ſie, ihm vorzuſingen. Sie lehnte mit Entſchiedenheit ab; ſie könne es nicht wagen, vor einem Sänger erſter Größe ſich hören zu laſſen. Dagegen bat ſie, Herr Staidele-Stadelli möge ſie und die guten Pfarrersleute mit ſeinem Geſange beglücken. Sie ſetzte hinzu, daß er wol ein kunſtverſtändigeres Publicum haben könne, aber nie ein dankbareres.

Ohne ſich weiter bitten zu laſſen, ſtellte er ſich an's Klavier, bat Emmy, daß ſie ihn begleite und ſang mit einer Stimme voll Kraft und feinſter Kunſtübung. Die alten Pfarrersleute ſaßen mit gefalteten Händen da und horchten andächtig.

Als er unter Lob geendet, ſagte er dankend, daß ſein Freund Amadeo ihn weit überrage.

Der Sänger wurde um ein weiteres Stück gebeten und er willfahrte unter der Bedingung, daß dann auch die Frau Doctorin ſinge. Sie lehnte ab, aber als der Sänger der Pfarrerin ſeinen Wunſch in's Ohr gerufen hatte, ſagte dieſe für Emmy zu. Es fand ſich glücklicherweiſe ein für Beide paſſendes Duett. Anfangs kam die Stimme Emmy's nur zaghaft heraus, aber ihr Partner ermunterte ſie mit freundlichſtem Zunicken, und allmälig gewann ſie ihre volle Macht. Als das Duett beendet war, rief der Sänger ſelber Braviſſima!

Er faßte beide Hände Emmy's und drückte ſie, indem er hinzufügte: „O, gnädige Frau, wie würde Ihnen erſt ſein, wenn tauſend und tauſend Menſchen in frenetiſchem Sturme rufen und Blumen werfen, und die Stimmen zu Blumen und die Blumen zu Stimmen werden. O, gnädige Frau!“

„Wie aber,“ fragte der alte Pfarrer, der ſonſt ſehr wenig ſprach, „wie aber, Herr Staidele, iſt es, wenn der Beifall einmal aufhört?“

„Würdiger Herr, ich weiß nicht, wie das iſt; aber ich glaube, man wird ſich ſagen: Du haſt einmal das Höchſte genoſſen, und olim meminisse juvabit!“

Emmy ſchien ganz verwirrt, aber ſchnell faßte ſie ſich und eine übermüthige Luſt kam über ſie, wie ſie ſolche lange, ja, wie ſie geſtehen mußte, nie gekannt hatte.

Jetzt brach es nicht mehr ab. Man wiederholte zuerſt noch einmal das Duett; es ging bei der

Wiederholung viel beſſer. Der Sänger nickte Emmy beifällig zu und ſeine Augen ſtrahlten.

Geſang knüpfte ſich an Geſang und der Sänger konnte nicht umhin, zu ſagen: „Solches finde ich in einem einſamen Pfarrhauſe des Walddorfes! Ich bin wie verzaubert.“

„Und ich wie berauſcht,“ fügte Emmy hinzu.

Man ſetzte ſich um den Tiſch, auf welchem die feinſten Linnen, die das Pfarrhaus beſaß, ausgebreitet, und das beſte, deſſen man habhaft werden konnte, aufgeſtellt war. Wenn Emmy dem berühmten Gaſt etwas darreichte, haſchte er immer nach ihrer Hand; ein leiſe verweiſender Blick belehrte ihn, daß das nicht erwünſcht ſei und der Sänger verfiel unverſehens in eine ſchwermüthige Miene.

„Sie ſehen ja auf einmal ſo traurig aus,“ ſagte der alte Pfarrer, „was iſt Ihnen?“

„Ach Nichts, Nichts,“ entgegnete der Sänger, wie aus einer völligen Abweſenheit erwachend, „ich kann nur nicht faſſen, daß ich ſolches hier im Pfarrhauſe gefunden, und ſo plötzlich, wie ich es gefunden, wieder verlaſſen muß; relinquendae sunt domus et uxor,“ ſchloß er, ſeine alte Philologie dem Pfarrer in's Gedächtniß zurückrufend. Er bedauerte, daß er nicht länger bleiben und auf Freund Amadeo warten könne, denn er müſſe zum Abend wieder auf dem Bahnhofe ſein.

„Ich wollte unſern Freund Amadeo,“ wandte er ſich an Emmy, „denn er iſt gewiß auch Ihr Freund — wer könnte in Ihrer Nähe ſein, ohne es zu werden — ich wollte den alten Studiengenoſſen nicht nur beſuchen, ich hätte ihm auch etwas ſehr Wichtiges zu ſagen.“

„Und könnten Sie dieſen Auftrag nicht mir übergeben?“

„Wohl, aber Sie ſcheinen mir gerade der unzweckmäßigſte Bote. Ich habe die Vollmacht von unſerem Director, Freund Amadeo den höchſten Gehalt anzubieten.“

„Als Sänger?“

„Allerdings. Ich hörte in der Hauptſtadt, daß er eine unglückliche Liebe zu einem Waldkind habe, das ſich einem Andern zuwendet. Ich hoffte, daß, was die Kunſt nicht vermochte, die unglückliche Liebe bewirkte; durch ſolch ein Ereigniß bekommt der Ausdruck der Stimme eine höhere und intimere Kraft. Aber ich ſehe, daß ich mich geirrt habe; er ſcheint ja in einer glücklichen Liebe zu ſchweben; oder irre ich mich?“

Emmy wendete ſich ab.

Stadelli hatte nach ſeinem Wagen geſchickt, der im Dorfwirthshauſe eingeſtellt war. Der Wagen ſtand bald vor dem Hauſe.

Auf Emmy's Bitten ſang Stadelli noch ein Abſchiedslied in deutſcher Sprache. Daran knüpfte er ein Volkslied aus der Umgegend und jodelte dazu ſo meiſterhaft, daß die alten Pfarrersleute Emmy voll Glückſeligkeit anſahen.

Eben da der Sänger einſteigen wollte, kam der Vicar den Wieſenweg daher. Stadelli ging ihm entgegen und erſchrak bis in's Tiefſte hinein, da er in das Antlitz des Studiengenoſſen ſchaute.

„Aber, Amadeo, Freund, Bruder, was iſt Dir?“ fragte er mit großem Pathos, „Du ſiehſt ja entſetzlich aus.“

„Ich komme von einer erſchütternden Unterredung. Ich habe in's Chaos geſehen,“ erwiderte der Vicar.

„So will ich Dich aus dem Chaos befreien und auf die ſonnigen olympiſchen Höhen heben.“

Er wiederholte ſeinen Antrag, aber der Vicar lehnte entſchieden ab.

„Ah,“ rief der Sänger, „hält Dich vielleicht die Doctorswittwe zurück? Pah, die geht mit, die geht auch zur Bühne; ſie hat freilich eine verſungene Stimme. Du brauchſt aber nur ein kurzes Engagement mit ihr einzugehen.“

„Lieber alter . . .“

„Sag' doch Freund.“

„Alſo, lieber alter Freund, ich lebe in einer andern Welt, als Du; bitte, ſprich kein Wort mehr, ich bleibe meinem Berufe treu. Er iſt ſchwerer, als ich wußte, umſomehr muß ich ihm die Treue halten.“

„Aber Freund, Du kannſt der erſte Sänger der Gegenwart werden.“

„Ich zweifle. Und wär's auch, ich will nicht, und mein Nein iſt Nein.“

„Gut.“

Die beiden Freunde kehrten zum Wagen zurück. Stadelli nahm ſehr warmen Abſchied von Emmy und küßte ihr lange die Hand. Dann ſagte er, als der Kutſcher bereits auf dem Bocke ſaß:

„Lieber Amadeo, wenn Du Dich noch anders beſinnen ſollteſt, ich bleibe drei Tage in München, Adreſſe: Vier Jahreszeiten.“

Der Sänger fuhr davon.

Die Pfarrersleute konnten nicht genug erzählen, welch Schönes Gotthold verſäumt hatte. Er ſchien es aber kaum zu hören. Er bat Emmy, mit ihm in den Garten zu gehen, er habe mit ihr zu ſprechen.

„Iſt es etwas Ernſtes?“

„Ja.“

„Lieber Freund, ich bin jetzt nicht in der Stimmung; der Geſang hat uns Alle ſehr aufgeregt, ich bin in der That nicht in der Verfaſſung.“

„Aber es betrifft Sie, uns; es muß ſein.“

◆

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

„Ach lieber Freund,“ begann Emmy, „was Sie mir zu ſagen haben, iſt wol recht traurig und häßlich, und dieſe Stunde war ſo heiter und ſchön. Sagen Sie mir Alles morgen, nur jetzt, nur heute nicht. Das Schöne iſt ſo kurz, aber doch ſchön; eine Stundenblüthe . . .“

Zum erſten Male fuhr ſie ihm mit ihrer zarten ſchlanken Hand über ſein Haupthaar, ein magnetiſcher Strom floß aus dieſen Fingern und ſie ſah ihn ſtrahlend an und bog ſich zu ihm, daß er den Hauch ihres Mundes fühlte. Es durchſchauerte ihn, eine unbezwingliche Macht drängte ihn, daß er ſie umfaſſe und herze und küſſe; auch ſein Auge leuchtete und in ihrem Blick, auf ihrem Munde lag ein beſeligendes Ja.

Plötzlich fühlte er einen Stoß aus dem Herzen, daß er erbebte, ein namenloſer Schreck erfaßte ihn und ſein Blick verwandelte ſich in Trauer und Mitleid; Zorn und Scham über ſich ſelber durchwühlten ſein Inneres und prägten ſich in ſeinen Mienen aus.

„Was iſt denn?“ fragte Emmy. „Sie ſtarren mich ja an, wie wenn ich ein Ungeheuer wäre. Sie ſind ſehr angegriffen. Der Ruchloſe hat ſeine Vergiftung auch an Ihnen ausgeübt. So reden Sie doch.“

„Ich habe in's Chaos geſehen,“ ſagte der Vicar dumpf vor ſich hin, zur Erde blickend. Jetzt richtete er das Haupt empor und fuhr fort: „Es thut mir leid, daß ich Ihnen begegnet bin.“

„Mir? Ich hatte gehofft, daß Sie gerade im Schmerze — und Sie haben unverkennbar tief gelitten — mich anrufen, daß ich Ihnen mit meinen geringen Kräften beiſtehen darf.“

Starren Blickes ſagte der Vicar: „Und dieſes hochbegnadete liebreizende Weſen ſoll Genoſſin einer niedrigen That ſein?“

Emmy war ſtumm, dieſe ſtumme Gekränktheit war die beſte Verſchanzung; ein Wort kann widerlegt werden, ſtumme Erſtarrung nicht.

Endlich entſchloß ſie ſich doch zu einem Worte. „Sie waren bei Herrn Schaller, ich ahnte es, daß der Elende auch an Ihnen ſein Verderben ausübt.“

„Bitte, nur Eins,“ entgegnete der Vicar. „Hat in der That die verſtorbene Raſſel Geld bekommen, damit ſie mir gottſelige Redensarten vorſpreche?“

„Alſo das hat er Ihnen erzählt? So? Die alte Raſſel ſteht auch wieder auf? Sie erwarten wol, daß ich mich auf die Kniee werfe und ſchluchze und wimmere, weil ich eine alte Hexe Komödie ſpielen ließ?“

„Alſo Sie haben das gethan!“

„Die Sache ſchien mir gar nicht ſo tragiſch, ſonſt hätte ich Ihnen ſchon früher geſagt: Ich war dabei, wie der Elende ſich den gottloſen Scherz machte; er iſt klug, die Raſſel iſt todt, ich kann ſie nicht zum Zeugen anrufen. Ich war ſchwach genug, es nicht zu verhindern, ja, ich hätte es Ihnen mittheilen ſollen; das unterlaſſen zu haben, deſſen bin ich leider ſchuldig, aber ich that es in meiner alten Schwäche, ich glaubte Sie erführen es nie, und warum ſollte ich Ihnen eine wohlthuende Täuſchung nehmen? Aber Sie haben recht, ich mußte ganz wahr gegen Sie ſein, ich durfte Nichts verhehlen.“

„Es freut mich, daß Sie das bekennen. Sie haben gewiß Nichts in der Seele, was Sie nicht mir anvertrauen. Ach! es iſt ſchwer, ein Geheimniß in der Seele zu tragen, ich muß es Ruland mittheilen und weiß nicht wie. Schaller hat mir geſtanden, daß er den Schmähbrief gegen Ruland geſchrieben habe.“

„Das hat er gethan? Alſo hatte mein Vater recht, da er behauptete, Niemand anders als Schaller könne das geſchrieben haben.“

„Er geht noch weiter, er ſagt, Sie hätten Theil daran.“

„Das wird ja immer luſtiger, alſo ich? ich ſelber?“

Es trat eine Pauſe ein, Emmy hielt mit Gewalt die Augen offen, ſtreng auf den Vicar gerichtet, und ſagte: „Ich vertraue Ihnen, ja, ich rufe ihre Hülfe an, daß Sie mich gegen ſolch eine unerhörte Anklage vertheidigen. Sie ſind der Freund Ruland's, Sie müſſen ihm ſofort ſagen, wer ihm das angethan, und daß der Elende mich in ſeine Niedrigkeit ziehen will. Oh warum habe ich dieſem Menſchen je in meiner Schwäche, in einem unverzeihlichen Mitleid, ein gutes Wort gegeben!“

„Und haben Sie,“ fragte der Vicar, „nie dieſem Menſchen einen Anreiz gegeben, daß er mit irgend einem Scheine auch Ihnen an der Ruchloſigkeit theilgeben kann?“

„Sie beleidigen mich mit dieſer Frage! Oh, ich hätte es wiſſen ſollen. Alles, was mit dem Forſthauſe zuſammenhängt, ſucht mich zu kränken, Sie auch, Sie auch! Daß Sie mich ſolches fragten, trennt uns auf ewig.“

„Jeder Menſch kann in Sünde verfallen, ich hebe darum keinen Stein auf.“

Sünde? Sünde? Das Wort beleidigte Emmy im Tiefſten. Sündigen! ſolch ein Wort gebraucht man von Verbrechern im Gefängniß, aber gegen ſie, gegen Emmy . . . „Sünde!“ wiederholte ſie. „Ach und Sie glauben, ich werde auf die Kniee fallen und Ihnen danken, weil Sie keinen Stein aufheben? Ich wollte ich hätt's gethan, um mir von Ihnen verzeihen zu laſſen. Ja, retten Sie meine arme Seele, geſchwind, retten Sie mich, ich hab's gethan. Bitte, verzeihen

Sie mir, Sie hochherziger Menſch. Muß ich noch mehr ſagen? oder iſt das genug?“

Dem Vicar wirbelte es, und Emmy rief: „Was ſehen Sie mich ſo erbarmungsvoll, ſo mitleidig an? Ich betrachte jeden Blick von Ihnen als eine Beleidigung.“

Sie erhob ihre nackten Arme aus den weiten Aermeln, dieſe Arme waren wohlgepflegt und noch in dieſer Secunde, in dieſer Betrachtung überlief es den Vicar mit unnennbaren Empfindungen. Ihre Mienen hatten etwas Furienhaftes bekommen, Alles zitterte in raſender Aufregung, wie ſie die Hände emporhob und über dem Haupte ineinanderſchlang und rief: „Bitte, ſehen Sie mich nicht ſo erbarmungsvoll an! Noch ein einzig Mal habe ich mein Herz harmlos, unterwürfig. — Es iſt vorbei.“ Dann wandte ſie ſich raſch ab und ihre Kleider rauſchten, als ſie den Garten verließ, ſie wandte ſich nochmal und erklärte mit feſter Beſtimmtheit: „Ich werde Herrn Schaller zur Rede ſtellen, mir in's Geſicht hinein wird er's doch nicht wagen.“

Der Vicar ſtand rathlos. Er ging den Wieſenweg dahin, um in Ruhe und Einſamkeit Faſſung zu gewinnen. Der Abend brach herein, es war ſo wonnig, ſo lieblich kühlend, und in ihm war Schmerz, brennende Reue und brennender Zweifel.

Wo der Fußweg in die Fahrſtraße mündet, kommt die Kutſche des Engelwirths daher und drin ſitzt Emmy. Der Vicar rannte auf die Straße und rief: „Emmy, Emmy. Halten Sie an, laſſen Sie mich um Verzeihung bitten.“ — Hatte ſie ihn nicht gehört? Hatte ſie ihn nicht geſehen? Er wußte es nicht. Der Wagen fuhr raſch vorüber.

Der Vicar ſetzte ſich tief müde auf einen Baumſtumpf am Wege, er war wie gebannt, ſeine Füße konnten ſich nicht bewegen, ſein Mund ſich nicht öffnen, und ſo ſtarrte er drein und ſah Emmy fortfahren, dumpf, leer war es in ihm; er war gedankenlos, wie entſeelt, nur athmend, nur ſtarr dreinſchauend.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Emmy hatte von den Pfarrersleuten raſch Abſchied genommen, ſie wollte in der That Schaller zur Rede ſtellen; ſie traute ſich die Kraft zu, den Unbändigen zu zerknirſchen. Sie überlegte aber doch, daß dies nutzlos war. Sie wollte ſich ihrem Vater anvertrauen, ein Mann ſeines Ranges wird ihr Schutzwehr bieten. Sie verwarf auch das. Bittere Klage erfüllte ihre Seele, ſie war ſo einſam, ſie hatte ſo demüthig ihr Herz hingegeben, wollte fromm und wohlthätig ſein und nun? Sie weinte. Aber wie im Zorn gegen ſich ſelbſt richtete ſie ſich plötzlich im Wagen auf. Sollte die Sentimentalität auch über ſie kommen? Nein. Die Welt ſoll ſie nicht niederbeugen; ſtolz, kühn verachtend wollte ſie ſich Allen gegenüber halten, keine Hülfe anrufen, von Niemand, nicht vom Vater und gewiß nicht von dem Verräther. Ihre Züge wurden herausfordernd und ſie lachte, als ob ſie den ganzen Kreis der Bekannten vor Augen hätte.

Sie befahl dem Kutſcher, nun nicht zu Schaller, ſondern geradeswegs zur Kreisſtadt zu fahren. Sie hatte ſich fröſtelnd in ihren Mantel gehüllt, jetzt lockerte ſie ihn und wie erwachend athmete ſie die kühle Abendluft und ſchaute träumeriſch in den Abendhimmel hinein, der purpurn erglühte.

Emmy war eine in ihrer Art glückliche Natur, ſie hatte ſtets Freude an ſich ſelber, Alles an ihr erſchien ihr ſchön und gut und was ſie that nicht minder. Sie hatte ihr Lebelang keine Minute ſich unrecht gegeben und ſich geſagt, das hätteſt du anders machen ſollen und mußt es künftig anders machen: ſie war überzeugt, daß ſie zu jeder Stunde that, was eben angemeſſen; daß dann Mißlichkeiten daraus entſtanden, das war nicht ihre Schuld, das war Schuld der Welt.

Der Wagen fuhr langſam den ſteilen Berg hinan, man hörte von oben einen andern Wagen kommen, der eingelegte Radſchuh knirſchte und pfiff. Auf der ſchmalen Straße mußte bei begegnenden Fuhrwerken immer das bergauf fahrende anhalten, damit das andere vorüberfahren könne. Der Wagen kam näher, drin ſaß Ruland. Emmy wendete einen Augenblick den Kopf, ſie ſah Ruland mit funkelnden Augen an, er grüßte, er erhielt keine Antwort; der Wagen fuhr vorüber.

Ruland war auf dem Wege nach dem Waldthal.

Durch den Kindermund war eine Entſcheidung über ihn gekommen.

Als er mit Rudolf nach der Academie kam und von der Frau des Freundes innig bewillkommt wurde, rief Rudolf einen blondlockigen Knaben von etwa acht Jahren herbei und ſagte: „Ernſt! Gib dem Herrn da die Hand und ſag': Grüß Gott Ruland."

Der Knabe ſah den Fremden mit großen Augen an, wendete ſich zur Mutter und ſagte:

„Mutter, iſt das der Tante Karla ihr Ruland?"

Die drei Menſchen ſahen einander betroffen an, und die Eltern geſtanden Ruland, daß ſie ſeinen Namen manchmal in Verbindung mit Karla genannt hatten.

Nun hatte das Kind mit einem Worte die Spannung gelöſt. Ruland mußte bekennen, was in ihm ſich regte; ſeine Stimme zitterte, da er hinzufügte, er ſei ſeit der Verleumdung zu ſeiner eigenen Beſchämung zaghaft geworden. Die Frau Rudolf's konnte ihm berichten, daß die Briefe Karla's immer mit großer Innigkeit von ihm ſprächen.

Ruland reiſte ab, er blieb zuerſt bei ſeinem Schwager, der als Major in der Garniſon am See ſtand, und hier bei der Schweſter Sylvia's ſchwanden noch die letzten Schatten aus ſeiner Seele. Denn die feinſinnige Frau hatte die über Ruland ausgeſtreute Verleumdung nur mit Verachtung angeſehen. Ruland gewann ſeine Spannkraft wieder, ſein Auge war wieder hell, die ganze Welt erhellte ſich ihm auf's Neue.

So war er nun auf dem Wege zum Waldthal und wollte zuerſt zu dem Vicar.

Es war Nacht als er am Dorfe ankam, er ſtieg aus, ging den Hügel hinan und ſtand lange vor dem Grabe Sylvia's. Endlich richtete er den Blick auf, die Sterne über ihm funkelten, er ging hinab auf die Straße. Dort ſaß der Vicar auf einem umgeſtürzten Pappelſtamm am Wege. Die beiden Freunde reichten ſich die Hand. Jeder war in der Seele ſo tief bewegt und keiner konnte es ſagen. Hand in Hand gingen ſie weiter.

Endlich erzählte Ruland, daß ihm Emmy unterwegs begegnet ſei. Der Vicar ſtutzte. So war ſie alſo nicht zu Schaller gefahren, ſondern gerades Wegs heim. Er ſchien nur ſchwer das Wort gewinnen zu können, dann aber ſich gewaltſam ſammelnd berichtete er, daß ein unheilbarer Zerfall, zwiſchen ihm und Emmy eingetreten ſei, ohne noch die eigentliche Veranlaſſung zu berichten; kein menſchliches Auge ſah, wie er erröthete, da er dem Freunde geſtand, wie weit er ſich verloren gehabt.

Ruland fragte, ob er im Pfarrhaus übernachten könne, und als dies bejaht wurde und er eine Weile ſich bei den Pfarrersleuten aufgehalten hatte, ſaß er mit dem Vicar auf ſeinem Zimmer.

„Lieber junger Freund," begann Ruland, „ich möchte Ihnen eine bittere und reiche Erfahrung ſchenken, die mich viel Herzeleid gekoſtet hat. Ich fürchte, daß Sie wieder rückfällig werden und ſich quälen, ob Sie dieſer Frau nicht Unrecht gethan, denn ſo wirken die Dämoniſchen.“

Der Vicar ſtarrte in das Licht. Ruland erkannte, wie das Herz des jungen Mannes auf's Neue blutete, aber er wollte das Blut nicht ſtillen, ausbluten ſollte die Wunde und dann rein und ſchön heilen.

Er fragte, ob er frei reden und Alles ſagen dürfe. Der Vicar nickte ſtumm und Ruland ſchilderte nun das reiche und doch in ſich verkümmerte Weſen Emmy's, dem Alles nur eitel Spiel und Convenienz ſei. Der Vicar ſaß mit gefalteten Händen und niedergeſchlagenem Blick, als Ruland mit den ſchärfſten Ausdrücken darlegte, welch ein Abgrund von Hohlheit in dieſer Frau ſei.

„Bitte,“ ſagte endlich der Vicar, „bewahren Sie ſich vor Ungerechtigkeit. Schon ein alter Philoſoph ſagt, man haßt ungerecht, wo man ungerecht liebte.“

Ruland war betroffen und nach einer Weile fragte der Vicar:

„Waren Sie denn nicht einmal der Bräutigam Emmy's?“

„Hat ſie Ihnen das ſelber geſagt?“

„Nein, Herr Schaller.“

„So? Schaller? Sie hat einen tiefen Zug zu Schaller, Krähe und Elſter haben gute Freundſchaft, aber Schaller iſt noch beſſer als ſie; er iſt logiſcher, frecher, rückſichtsloſer, nicht aus Ehrlichkeit, ſondern aus Stolz bekennt er ſich zu ſeinen Verruchtheiten.“

Der Vicar mußte erkennen, daß Ruland auch den Charakter des Feindes richtig beurtheile und die Aeußerungen über Emmy gewannen eine verſtärkte Kraft. Er hielt indeß noch zurück, das Bekenntniß Schaller's mitzutheilen und wiederholte ſeine Frage nach der Brautſchaft. Die Mienen Ruland's wurden düſter und ſchwer indem er begann:

„Sei es denn! Mag die vernarbte Wunde noch einmal bluten, für Sie.

Ich habe viel gefehlt in meinem Leben, in Sünde verfiel ich nur durch Emmy.

Ich war, vielleicht bin ich es noch, ein Menſch ohne Rückhalt. Das erſcheint vor uns ſelber als Offenheit und Gutherzigkeit, iſt aber weit mehr Schwäche. Ich gab immer mein letztes Denken hin, da iſt man beim Zuſammenbruch ganz verarmt und ausgeraubt. Damals, noch im Nachklange meiner theologiſchen Studien, erſchien mir jeder einzelne Menſch als eine Gemeinde, der ich meine Seelenandacht widmete und in der ich Andacht vorausſetzte.“

Der Vicar richtete ſich bei dieſen Worten auf und beugte ſich wiederum vor ſich nieder.

Ruland fuhr fort:

„Ich war, wie man es nennt, eitel, ich verlangte beſtändige Theilnahme für mein vielbewegtes Sinnen und Grübeln, ich darf aber ſagen, ich widmete das Gleiche auch dem Denken Anderer.

Emmy wußte immer kurze Antworten zu geben und verſtändnißvoll drein zu blicken, ſo daß ich beſeligt war, ſolche Gemeinſchaft gefunden zu haben. Ihre Unbefangenheit, ihre Muthwilligkeit, ihre kühne Beurtheilung von Menſchen und Verhältniſſen erſchien mir als reine Natur, als Naivetät einer ſtarken hochgetragenen Seele, die in freier Sorgloſigkeit erwachſen war, nicht wie ich mit dem Leben gerungen hatte und darum ſouverän damit ſpielen konnte. Manchmal war ich auch dadurch verletzt, aber ich ſchalt mich einen Pedanten und ſah in Emmy eine glückliche Ergänzung meines Weſens, das von zu weichem Stoffe war.

Wenn ich fern von ihr war, war ich zweifleriſch; ſah, hörte ich ſie, ward ich bezaubert. Dennoch konnte ich einen innern Widerſpruch nicht los werden. Sie hatte ihre beſondere Luſt am Auskundſchaften der Gebrechen, des Mißgeſchicks und der Ehrenrührigkeit Anderer . . . Ueber Leichen hinweg geht ſie zum Tanze, ſagte ich mir einmal auf meinem Heimwege und bat ihr in Gedanken das harte Wort wieder ab.

Im böſen Gewiſſen einer innern Abtrünnigkeit war ich dann um ſo freundlicher und zutraulicher gegen ſie. Ich war zerfallen in mir, ich fühlte mich als Heuchler, und doch, wenn ich ſie dann anſah, erfüllte mich tiefes Wohlgefallen. Das iſt Liebe, echte Liebe, ſuchte ich mich zu betäuben und ſchalt mich einen

Grübler, einen Einſiedler, der Liebe unfähig. Sie erging ſich gern in der mir bevorſtehenden großen Zukunft. Das that mir wohl, ſie erhöhte mich vor mir; ich war zu genügſam, zu beſcheiden und zaghaft. Die Welt iſt zu erobern für den, der muthig darnach faßt, lernte ich durch ſie. In ihren Zureden war Kampfesluſt und Siegesſicherheit.“

Der Vicar athmete ſchwer und laut, er winkte indeß Ruland zu und dieſer fuhr fort:

„Wieder kamen tauſenderlei Verletzungen deſſen, was mir das heiligſte war. Was mir in ihrem Weſen als frei beherrſchende Natur erſchienen war, enthüllte ſich mir als reſpectloſer Hochmuth. Es verdroß ſie, daß ich mit allen Menſchen ſo gut war; das erſchien mir als Eiferſucht ihrer Liebe, ich ſollte ihr ganz allein angehören. Wie erſchrak ich aber, als ſie mir einmal ſagte und ſie lächelte dazu: Wäre ich ein Mann, ich möchte lieber gefürchtet als geliebt ſein.

Ach, ich kann die tauſend Einzelheiten nicht mehr aufzählen, ich weiß nur, ich war tief unglücklich und wünſchte mir den Tod. Mit dem Todeswunſche im Herzen ſollte ich ein neues Leben beginnen. . . .

Ich galt vor der Welt als der Verlobte Emmy's, ich hielt es für meine Pflicht, mich ihr zu opfern. Aber brachte dieſes Opfer auch nur ihr ein Glück? Es muß ſein, draußen im Jägerhauſe wird vielleicht Alles noch gut.

Ich muß ein anderer Menſch werden und gerechter gegen Emmy. . . .

Ein ſcheinbar Kleines brachte die Entſcheidung.

Ich ging mit Emmy vor die Stadt, der Vater ging mit Freunden voraus. Da begegnete mir ein alter Jugendgenoſſe, der mich umarmt und mit überſchwenglichen Worten das Glück preiſt, daß er in meiner Nähe zum Schulmeiſter des Dorfes ernannt ſei. Auch ich freue mich deſſen und ſtelle ihn Emmy vor; ſie ſieht ihn an mit dem leeren Glasblick, den Sie ja an ihr kennen müſſen. Wir gehen weiter und da erſchrecke ich plötzlich; Emmy hat ihren Flacon vom Gürtel genommen, und beſpritzt mich mit wohlriechender Eſſenz und ſpricht in pathetiſch ſchelmiſchem Tone: „Ich muß Sie ausweihen. Wie können Sie ſich mit einem Schullehrer ſo gemein machen? Mir ekelt immer vor den Lehrern, die dumpfe Schulſtube haftet an ihnen. Die Lehrer ſind mir zuwider, dieſe aufgeblaſenen Fröſche mit ihrer Großthuerei als Menſchenbildner . . .“

„Haben Sie vergeſſen,“ frage ich, „daß mein Vater Dorfſchulmeiſter war?“

„Sie fragen wie ein pedantiſcher Schulmeiſter. Ich habe nicht nöthig, immer daran denken zu müſſen, daß Sie ein Schulmeiſterſohn . . .“

Und da, da kam's über mich. Ich ließ Emmy ſtehen und kehrte nie mehr zu ihr zurück. . . . .“

Ruland hielt eine Weile an, dann ſchloß er:

„Mein Freund, wenn ich bitter war, ſo ſchreiben

Sie es dem zu, daß ich gegen mich ſelber zornig bin, weil ich es ſo weit kommen ließ. Ich habe eigentlich keine Bitterkeit mehr in der Seele, auch gegen Emmy nicht, gegen Niemand."

Der Vicar ſtand auf, legte die Hand auf die Schulter Ruland's und fragte:

„Hegen Sie noch Rachegedanken gegen den Verleumder?"

„Nein. Wenn ich in der nächſten Stunde den finde, der den Schmähbrief gegen mich geſchrieben, ich würde den Elenden ſeines Weges ziehen laſſen."

„So kann ich Ihnen ſagen: Schaller hat mir bekannt, daß er den Schmähbrief gegen Sie geſchrieben."

„Und war Frau Emmy nicht auch dabei? Sagen Sie mir's offen?"

„Schaller ſagt es."

„O! Und das iſt ſicher," rief Ruland. Er ſtand auf, öffnete das Fenſter und ſtarrte lange hinaus in die Nacht.

Mitternacht war vorüber als die Freunde noch beiſammen ſaßen, und Ruland erzählte von ſeiner Liebe zu Karla, von dem Knaben, durch den Alles ſo zu Tage gekommen und von der Begegnung mit ſeiner edeln Schwägerin. Als der Vicar endlich Abſchied nahm, ſagte er:

„Ja, Karla iſt die Seele, in der Ihre Seele neu aufleben wird . . . ."

Früh am Tage ſchrieb der Vicar an ſeinen Freund:

„Wir haben heute den erſten ſtehenden Herbſtnebel, er erfüllt das Thal und umhüllt die Berge. Auch meine Seele hat mit dem Nebel zu ringen, mit der Nacht.

Wenn die Naturforſcher behaupten, daß der Menſch vom Affen abſtamme, ſo iſt das Böſe der unſterbliche Affe in uns, der die Menſchenerſcheinung lügt als ſein Zerrbild . . .

Ach, auch in mir iſt das Böſe. Nein, es ſoll geweſen ſein. Ich mußte ſo mich verlieren, um mich wieder zu gewinnen . . .

Ich werde geduldig gegen Leidenſchaften ſein, ich habe es an mir erfahren müſſen, um ſagen zu dürfen: Wer ſich rein fühlt, werfe den Stein. . . Mein Leib iſt müde, meine Seele voll Wanderluſt nach der Höhe.

Es iſt hart, eine Menſchenſeele zu verlieren, nicht durch den Tod, ſondern durch das Leben.

Ich habe Dir von Emmy erzählt, oder habe ich's nicht? Vorbei! Ich ſtehe beſchämt vor mir, vor Gott.

Ich habe Dir von meinem neu gewonnenen Freunde Ruland erzählt, oder habe ich auch das nicht? Mir ſchwindet alle Erinnerung.

In der Pflanzenwelt gibt es Pflanzen, Bäume, die Luftwurzeln anſetzen. Solch ein Baum iſt Ruland, ſeine Wurzeln ſind im Licht, offen ſichtbar, nicht verborgen im Grunde, leider auch nicht im ewigen Urgrunde der Gottesempfindung. Aber er iſt doch ein echter Menſch. Freilich ſcheidet uns von den Weltkindern das, daß wir beten können, ſie nicht. Der Betende vertraut auf die Hülfe des über ihm ſtehenden allmächtigen Gottes, die Weltkinder aber ſprechen: Hilf dir ſelbſt. Wäre es das wirkliche Selbſt, das ewige, das hilft, ſo wäre dieſe Hülfe auch aus Gott und nur aus ihm. Ich bete zu unſerm Gotte, ich danke ihm, daß er mich ſo hart ſtrafte um meine Weltluſt. Ich bin geſchlagen, er wird mich aufrichten.

Ich will keine Kraft vergeuden im Schmerze, ich will arbeiten, ſo lang mir das Leben tagt, an mir, an meinen Mitmenſchen . . . . .“

◆

Dreißigſtes Kapitel.

Ein Nebel breitet ſich über Thal und Berg, drunten wogt es, droben leuchtet die Sonne, wie fliehend jagt der Nebel über die Wieſen hin und bleibt als Thau auf den Gräſern hängen, ſchlüpft durch die Obſtbäume, und reiſe Früchte fallen ſtill nieder und welke Blätter ihnen nach. Der Nebel ſteigt und fällt, der Wald hält ihn feſt und die Felsſchluchten laſſen ihn nicht los.

Karla wandert mit der Doppelflinte für Kugel und Schrot, vom Hunde begleitet, den Berg hinan. Ein Bote wandert nach dem Pfarrhauſe, und bald ſchreitet Ruland den wohlbekannten Weg nach dem Forſthaus, der Vicar geht leiſen Schrittes den Wieſenweg allein und ſpricht vor ſich hin die Worte, die er Sonntags der Gemeinde verkünden will, Schaller ſchlägt die Thür ſeines Hauſes hinter ſich zu, ſchaut noch einmal um — er murmelt leiſe, es iſt Fluch und Verzweiflung: Ja, Sohn des Bergſchinders, du mußt's anders machen; ſie pflanzen den Wald — eine einzige Flamme ſoll ihn verzehren und mich dazu. Dann ſchreit über mein Häuſchen Aſche, das man Frivolin genannt hat, als es ſich noch bewegte. . . .

Wenn eine Nachrede, die in der Ferne gehalten wird, zu Träumen der Entfernten werden kann, zu böſen, bedrückenden, ſo war das, was Ruland im Pfarrhaus geſprochen hatte, in der That zu ſchweren Träumen Emmy's geworden; ſie lag wieder daheim in ihrem Bette und ſtöhnte oft auf . . .

Emmy erwachte. In ihren Traum hinein hat es geſchallt wie Schlachtenlärm und Geſchützesdonner; jetzt hört ſie, es ſind Bretter, die in der Nähe auf einander geſchichtet werden. Abgewieſen, verrathen! ſpricht ſie vor ſich hin. Nein, ich habe ihn abgewieſen, er kann ſich nicht rühmen. — Sie ſteht auf, öffnet das Fenſter, ſie ſieht Eilmeyer, der Männern befiehlt, wo ſie die Bretter aufſchichten und die Stämme ablagern ſollen. Er ſieht ſie und grüßt, Emmy zieht ſich vom Fenſter zurück. Das alſo war der Schlachtenlärm! . . .

Emmy war eine oberflächliche Natur und ſo wirkte auch kein Eindruck nachhaltig. Sie hat dem Vater geſtern Abend geſagt, daß ſie nach einem Seebade reiſen und den Winter vielleicht in Italien zubringen wolle, ſie iſt des kleinen Lebens hier müde; der Vater hat ihr zugeſtimmt, er will ſie nicht zurückhalten.

Die Morgenſonne leuchtet hell auf die Stadt, über das Thal und die Berge, Emmy liegt in ſchönem

Morgengewande im Fenſter, ihr kohlſchwarzes Haar in einem Netz von Goldfäden. Sieh, da iſt er noch; hat er gewartet? hat er eine Ahnung? Eilmeyer ruft ihr zu, wenn er gewußt hätte, daß die verehrte Nachbarin bereits zurückgekehrt ſei, hätte er ſich gehütet, ihren Schlaf ſtören zu laſſen. Emmy antwortet ihm vom Fenſter hinab. Hat ſie in der That geſagt, daß er heraufkommen dürfe? — Er ruft: „Sie machen mich glücklich, ich komme.“ Will ſie ihn glücklich machen und iſt ſie glücklich, daß er kommt? Sie weiß es nicht, der geſtrige Tag hat ſie verwirrt, bald klingt ihr eine Weiſe aus dem Geſange Stadelli's, bald ein Wort des Vicars. Sie iſt froh über eine freundliche Handreichung, ſelbſt von einem Eilmeyer, und kann das nicht verbergen, da er jetzt eintritt. Sie betrachtet ihn eine Weile ſtill, er ſagt nicht ohne innigen Ausdruck: „Die Stadt war ausgeſtorben, ſo lange Sie nicht da waren; es war eine Reſidenz ohne Hof.“

„Ich glaubte nicht, daß ich von irgend Jemand vermißt werde,“ entgegnete Emmy. „Ach, ich bin froh, aus dem ländlichen Gethue heraus zu ſein, da hört man Nichts als Holz und Tugend und noch einmal Tugend und Holz; es iſt, als ob die ganze Welt nur aus Waldbäumen und Ochſen-Bauern beſtände. — Es freut mich,“ ſetzte ſie hinzu, wie einen innern Widerſpruch bezwingend, „es freut mich, daß Sie der Erſte ſind, den ich hier begrüße.“

„Sie haben wol das Pfarrhaus verlaſſen,“ nahm Eilmeyer auf, „weil Herr Ruland dort angekommen iſt?“

„So? Herr Ruland dort angekommen? Der Mann hatte ja Abſchied genommen für immer. Alſo er iſt doch wieder da?“

„Sie wiſſen ſo gut wie ich, was ihn wieder hinzog.“

„Wohl die kühne Jägerin?“

„Mag ſein, aber es geht auch das Gerücht, daß der Urheber des Schmähbriefes entdeckt ſei.“

„In der That?“ fragte Emmy, und fügte mit leichtem Tone hinzu, daß ihr das ganze kleinliche Leben der Umgegend gleichgültig und zuwider ſei, ſie werde nach Frankreich, nach Italien reiſen.

„Und ſo allein wollen Sie reiſen?“ fragte Eilmeyer.

„Ich bin ja in jeder Beziehung in der Lage, es zu können.“

„Gewiß. Ach, wer Sie begleiten dürfte!“

„Hätten Sie ſelber den Wunſch?“

„Ach, ich kann ja nicht fort. Aber bitte, geben Sie mir Etwas für Sie zu thun, was es auch ſei. Ich weiß, darf doch annehmen, daß Sie wiſſen — ich kann mich freilich mit den hohen Geiſtern nicht meſſen....“

Eilmeyer wußte nicht, was er weiter ſagen ſollte, und Emmy half ihm nicht. Sie fragte ſich nicht, ob ſie dieſen Mann lieben könne, ſie fragte ſich nur, ob es ihm nicht darum zu thun war, die Angeſehenſte des

Städtchens, die durch die Hinterlaſſenſchaft ihres Gatten Reichſte zu gewinnen. Gilmeyer legte ſich dieſes Zögern anders aus, und Muth faſſend, erklärte er, wie er ſeit dem erſten Tage, da er aus der Fremde hierher gekommen, Emmy verehrt habe; er habe nie gewagt, dieſe Verehrung Liebe zu nennen, denn er ſei zu gering für ſie: aber ein ehrliches Herz, ein beglücktes, wenn es ihr dienen, ihr das Leben verſchönen dürfte, das hege er in der Bruſt. Ohne daß er es wollte, zog er die Uhr heraus, während er die Hand auf die Bruſt legte. — Emmy konnte ſich nicht enthalten, ihn ſpöttiſch zu fragen, wie viel Uhr es ſei. Gilmeyer wurde über und über roth. „Verzeihen Sie dieſe leidige Gewohnheit,“ ſtotterte er. „Ach, wenn ich mit dem Weſen leben dürfte, das ich anbete, ich würde nicht mehr nachſchauen, was es an der Zeit iſt.“

„Sie können ja auch ſchöne Worte machen!“ entgegnete Emmy, und jetzt gewann Gilmeyer neue Kraft; er zog mit großem Geſchick gegen diejenigen los, die mit edlen Worten nicht ihre Seele kundgeben, ſondern verbergen. Als er merkte, daß dies beifällig aufgenommen wurde, wagte er geradezu Ruland und den Vicar der hohlen Wortmacherei zu zeihen.

„Ich kannte Sie gar nicht ſo,“ ſagte endlich Emmy, und Gilmeyer erhob ſich, ſetzte ſich aber raſch wieder und ſagte: „Ja, Sie kannten mich nicht, denn wenn Sie mich gekannt hätten, Sie hätten ſolcher — ach bitte, erlauben Sie mir zu ſagen — Liebe, wie ſie in mir brennt, ſo lange Zeit nicht widerſtehen können.“

„Alſo Sie liebten mich ſchon lange?“

„Seit ich Ihr Auge ſah.“

„Ich danke Ihnen herzlich.“

„Und das iſt Alles?“ fragte Eilmeyer.

„Ja, mein guter Herr Eil —, guter Herr Meyer, ach, warum heißen Sie auch Meyer?“

„Ich würde zu meinem Namen den Ihrigen fügen: Meyer-Hochgeſand — das wäre ſchön; in der benachbarten Schweiz iſt das Brauch.“

Emmy ſtand auf und ſchaute zum Fenſter hinaus. Da iſt die Stadt, da ſind alle die Menſchen, was werden ſie ſagen? — Abgewieſen, verhöhnt, hat ſie ſich dieſem in die Arme geworfen, den ſie beſtändig verſpottete.

„Herr Meyer,“ wendete ſie ſich zu dieſem, „in alten Zeiten haben ſich die Ritter für ihre Damen im Turnier dem Feinde gegenübergeſtellt. Ich bin nun weder ein Ritterfräulein, noch Sie ein Geharniſchter, aber mein lieber Herr“ — ſie betonte das Wort lieb mit beſonderer Innigkeit — „bevor ich auf Ihre Werbung antworten kann, müſſen Sie für die Reinheit meines Namens eintreten.“

Eilmeyer betheuerte, wie freudig er mit Allem, was er vermöchte, das vollführe. Emmy fuhr halb lächelnd, halb ernſt fort: „Sie könnten mich zu großem Dank verpflichten, könnten mich auf ewig verbinden.“

„Ewig verbinden?“ entgegnete Eilmeyer. „Dafür wäre mir Nichts zu ſchwer.“

„Gut denn, Herr Ruland iſt im Pfarrhauſe, er will Rache nehmen an dem Schaller, der ſich dazu bekannt hat, daß er den Schmähbrief geſchrieben. Herr Schaller hat die Kühnheit, mich zur Miturheberin machen zu wollen, und er ſoll nicht ſterben, bevor er das widerrufen; Ihre Aufgabe iſt, dieſen Widerruf ſo raſch als möglich — es iſt keine Minute zu verſäumen — von Schaller zu erlangen.“

Eilmeyer ſah betroffen drein. Wenn man ihm zugemuthet hätte, mit einem wirklichen Drachen zu kämpfen, einen Lindwurm zu erlegen, er hätte nicht überraſchter ſein können.

Emmy fügte in leichtem Tone hinzu: „Ich glaube, daß ein Duell nicht nöthig ſein wird, aber Sie würden gewiß nicht davor zurückſchrecken.“

Eilmeyer konnte auf dieſe Zumuthung nicht antworten, und es bedurfte auch keines Wortes, denn er griff in die Taſche und zog einen ſchweren Beutel heraus. „Wiſſen Sie, was das iſt?“ fragte er und auf einen leichten Druck ſtreifte ſich der lederne Beutel ab und ein doppelläufiger kleiner Revolver drehte ſich vor den Augen Emmy's. „Ich bin immer bewaffnet,“ ſagte Eilmeyer, „wenn man auch die Waffe ſehr ungern gebraucht, eine Waffe in der Taſche gibt immer Muth.“

„Ich zweifle nicht an Ihrem Muthe. Sie werden von dem Elenden leicht eine Erklärung erhalten; dieſe That ſoll eine Probe Ihrer Hingebung ſein, an der ich in keinem Fall zweifle, aber Sie ſollen es auch vor der Welt beweiſen.“

„Ich werde es thun. Der Forſtmeiſter Jorns hält heute die größte Holzverſteigerung aus dem Domänenwald ab, aber für Sie ginge ich durch all das Holz, wenn es brennte; ich will der Welt zeigen, daß ich Sie zu verdienen trachte.“

„Wenn Sie zurückkommen, nicht ſowol mit dem Kopf des Erſchlagenen auf der Spitze Ihres Schwertes, aber doch mit einer bündigen Erklärung, dann ſollen Sie Weiteres hören,“ ſagte Emmy. Sie reichte Eilmeyer die Hand und entzog ſie ihm nicht, als er ſie inbrünſtig küßte.

„Ich bitte nun noch Eins,“ ſagte Emmy, „eilen Sie, damit Ruland uns nicht den Schaller tödtet, bevor dieſer eine Erklärung abgegeben hat und der Makel an mir haften bliebe.“

Als Eilmeyer wegging, hatte Emmy eine Minute Mitleid mit ihm; es iſt ja möglich, daß Schaller ihn niederſchlägt, das hat der gute Menſch doch nicht verdient; aber ſie tröſtete ſich wieder, er iſt klug, er wird ſchon Mittel und Wege finden, ihn zu überliſten.

Zum erſten Mal in ſeinem Leben that Eilmeyer nicht, was in ſeinem Beinamen lag, er zögerte und zögerte; er hatte gar Nichts dagegen, wenn ihm Ruland den Schaller vorher abthäte und er zu ſpät käme.

Als er ſich endlich auf den Weg machte, freute er ſich des hellen Tages, da bleibt Schaller gewiß nicht zu Hauſe, dann hat er als Ritter ſeine Schuldigkeit gethan, und die Sache braucht nicht ſo heiß genommen zu werden.

Eilmeyer fuhr in ſeinem Einſpänner, der überaus niedrige Räder hatte, um damit über die Berge fahren zu können. Am Wege ſah er, wie der Regenſturm Pappeln umgeriſſen hatte, er nickte zufrieden, er hatte ſchon lange nach ſolchem Holz umgeſchaut, er wußte es gut zu verwenden für eine Fabrik von Cigarrenkiſtchen; der Regenſturm war gut für ihn.

Unterwegs begegnete er mehreren Fuhrwerken, die theils Steinplatten, theils Langholz für ihn führten; er ſprach gegen ſeine Gewohnheit länger mit den Fuhrleuten und war nicht wenig erfreut, von dem italieniſchen Unternehmer, der mit den Steinmetzen die Arbeitsausführung übernommen hatte, zu hören, daß er dem Schaller, der heute gar ſeltſam ausſehe, oben im Walde begegnet ſei. Warum bricht jetzt keine Achſe? ſagte Eilmeyer vor ſich hin im Weiterfahren; das wäre jetzt das Beſte, da kann ich die Leute im Forſthauſe mit Schaller wirthſchaften laſſen und komme zu ſpät. Aber Pferd und Wagen waren ſo gut und ſicher, daß ſich kein Hinderniß einſtellen wollte. Es war doch paſſend, zuerſt in's Pfarrhaus zu gehen, ſich mit dem Vicar zu beſprechen, dort iſt man ſicher, den Schaller nicht zu treffen.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Um dieſelbe Stunde wanderte Ruland nach dem Forſthauſe. Der Vicar hatte in ſeinem Auftrage einen Boten zu Jorns geſchickt mit der Frage, ob er zu Hauſe ſei, denn Ruland wollte die Eltern zuerſt ſprechen.

Ruland kam in's Forſthaus und Jorns ſagte: „Brav, daß Du noch einmal gekommen biſt, und daß Du, wie Rudolf ſchreibt, Dich zunächſt von Deiner Aufgabe in der neuen Welt nicht abdrängen läſſeſt.“

So herzlich ihn Jorns willkommen hieß, ſo befangen war die Forſtmeiſterin, denn ſie ahnte, daß er nicht bloß gekommen war, um nochmals Lebewohl zu ſagen.

„Ich habe Ihnen etwas Gutes zu ſagen,“ begann Ruland, die Hand der Forſtmeiſterin faſſend, „Ihnen beſonders, Frau Forſtmeiſterin. Sie haben geſagt: der Rache ſind die Hände auf's Herz gebunden — meine Hände ſind frei, ich kenne den Mann, der den Schmähbrief gegen mich geſchrieben, und will keine Rache an ihm nehmen.“

Die Forſtmeiſterin ſchlug die Hände vor Freude zuſammen und bat Ruland, keinen Namen zu nennen; der Forſtmeiſter aber verlangte, daß er den Namen nenne, es ſei ihm peinlich, viele Menſchen in Verdacht zu haben, und es ſei beſſer, man wiſſe den Uebelthäter.

Als Ruland den Namen Schaller nannte, rief Jorns: „Da muß ich Dich vor Allem um Verzeihung bitten, Luiſe. Du haſt es ſchon damals geſagt, aber ich konnte nicht glauben, daß er ſo heucheln kann, ſich und ſeinen Vater beſchimpfen. Luiſe, Du biſt ſcharfſichtiger als ich. Aber nun ſag' ich Dir, Ruland, Du magſt ihm verzeihen und ihn nicht abſtrafen, aber ich ſtraf' ihn ab; ich ſchlag' ihn windelweich.“

„Das wirſt Du nicht thun,“ wehrte Ruland ab.

„Er thut's auch nicht,“ beſtätigte die Forſtmeiſterin. „Sie kennen ihn ja auch; er läßt ſeinen Zorn in Worten los, aber nachher iſt er doch zu gut.“

„Ich ſeh' ſchon,“ lächelte Jorns, „Ihr ſeid Beide einig gegen mich. Aber aus meinem Revier fort muß der Schaller. Dafür muß ein Weg gefunden werden.

Ruland ſagte nun mit großer Ruhe, daß er gekommen ſei, um die Eltern zu fragen, ob ſie ihm Karla zur Frau geben wollten; wenn ſie einen Widerſpruch hätten, ſei er entſchloſſen, ohne ein weiteres Wort zu ſagen, ſofort abzureiſen.

„Haſt Du denn ſchon mit ihr geſprochen?“ fragte Jorns.

„Nein, aber ich weiß, daß ſie meine Liebe erwidert.“

„Wir waren darauf gefaßt,“ ſagte Jorns mit einem Blick auf ſeine Frau, „daß unſer Kind uns verläßt, aber nicht ſo in's Weite, vielleicht auf Nimmerwiederſehen.“

„Das iſt eins,“ entgegnete die Forſtmeiſterin, „ob ſie mit ihrem Manne über's Meer zieht oder in's Unterland, ich verliere ſie doch.“

Sie wendete ſich ab und weinte und leiſe ſagte ſie vor ſich: „O Männer! Männer!“

Ruland erzählte nun, wie er eigentlich nur auf wenige Jahre beurlaubt ſei, der Fürſt ſelber wolle, daß er die große Sache in Amerika nochmals verſuche und dann kehre er in's Vaterland zurück.

„Nun biſt Du doch heiter?“ wendete ſich Jorns an ſeine Frau, „Du weißt ſo wenig als ich einen, dem wir unſer Kind lieber geben als unſerm Ruland. Nun geh' hinaus und bring' uns zwei ſchöne Roſen und ſteck' Jedem von uns eine in den Lauf unſerer Flinten, damit gehen wir und ſuchen Karla.“

Die Frau ging hinaus und kam wieder mit zwei Roſen, aber ſie ſteckte ſie nicht in den Lauf der Flinten, ſondern ihrem Manne eine und Ruland eine an die Bruſt.

„Siehſt Du? Das Lächeln ſteht Dir gut. Ruland, ſieh einmal die Frau an, wie ſie jetzt ausſieht, ſieh die Lichter im Geſicht.“ Und er erzählte, wie ſie nicht bös geweſen ſei ſeit dem Tage, da Ruland abgereiſt war — bös könne ſie nicht ſein — aber gut eben auch nicht. „Du haſt's gut, Ruland,“ ſchloß er, „die ſchwiegermütterliche Eiferſucht iſt hier vor der Verlobung losgelaſſen; jetzt hat ſie keine mehr, jetzt kriegſt Du die beſte Schwiegermutter, ſo weit je eine ihr Enkelchen gebadet hat.“

Jorns und Ruland gingen in den Wald; ſie begegneten Kindern, die Brombeeren ſammelten, ſie fragten, ob ſie Karla nicht geſehen, ſie wurden nicht recht klug daraus, wohin Karla gegangen. Jorns erzählte dem jungen Freunde, daß man ein Geſetz machen wolle, das das Beerenſuchen im Walde verbietet; er verwarf die übertriebene Eigenthumsſucht. Ruland hörte ihm ſtill zu und ſagte endlich: „Es iſt vielleicht am beſten, wenn wir heimkehren; ich habe das Gefühl, daß Karla bereits auf dem Heimwege iſt.“

„Das glaube ich auch, laß uns umkehren.“

Als die beiden Männer weggegangen waren und die Forſtmeiſterin allein im Hauſe blieb, ſaß ſie eine Weile, die Hände im Schoß am Fenſter und ſchaute hinaus. Dann ging ſie durch alle Zimmer, und Alles erſchien ihr jetzt ſchon ſo leer, ſo ausgeraubt, das ganze Haus wie unbewohnt, als ob da nie Freude und Glück geherrſcht hätte; aber ſie faßte ſich, es muß ſein. . . Sie ſtand in der Kammer Karla's und ſah aus dem Fenſter, das die wilden Reben röthlich umrankten. Unter dem Dachgeſims hatten Rothkehlchen geniſtet, da iſt noch das Neſt, es iſt zerriſſen und verrammelt, die Jungen ſind ausgeflogen und bauen ſich neue Neſter. . . . So iſt's in der Welt.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Karla, die früh am Tag durch den Wald wandelt, ſpürt es kaum, wie der feine Nebel ſich ihr auf Kleid und Antlitz legt. Man kann kaum drei Schritte weit ſehen, der Nebel ſteigt und fällt, weicht und kehrt zurück, es iſt als ſchritte man auf dem Meeresgrund. Aber wo Sehen verſagt, iſt Hören um ſo ſchärfer, Karla hört jeden leiſen Ton und vermag ihn vom Rauſchen des Baches zu trennen, welcher jetzt wieder ſeinen ruhigen Lauf geht, Tag und Nacht immer im ſelben Ton, im ſelben Takt; ſie hört die Tannzapfenſchuppen niederfallen vom Baum, wo ein Eichhörnchen den Zapfen abnagt.

Bei aller Aufmerkſamkeit auf jegliches Geräuſch denkt ſie hinaus zu den Menſchen, die noch ſchlafen und bald erwachen, und zu Einem denkt ſie hin und wagt kaum ſich zu geſtehen, was ſie ihm ſagen möchte. Ob wol ihre Gedanken zu ihm hindringen und in ſeinen Schlaf hineinhuſchen wie grüßende Lichtgeſtalten? . . .

Der Nebel weicht, der helle blaue Himmel leuchtet — der Tag iſt Herr, iſt Sieger über Nacht und Nebel.

Eine frohe Zuverſicht belebte das Weſen Karla's, ſie ſchritt weiter und weiter. Sie ſah Rehe an einer Lichtung äſen, ſie ſchaute ihnen zu, aber es fiel ihr nicht ein, daß ſie die Doppelflinte auf der Schulter trug, deren Schloß vor der Feuchtigkeit mit einem Tuch umwickelt war, ſie hatte die Waffe nur aus Gewohnheit mitgenommen; nie mehr wird von ihr ein Wild erlegt. Sie begegnete ſingenden Kindern, die Brombeeren und Hagebutten ſammelten, und ohne daß ſie es wußte, ſang ſie leiſe vor ſich hin.

Beim Urſprung des Baches ſaß ſie, und es war, als ob die Genien der Liebe, die hier gewaltet, noch in der Luft ſchwebten. Hier hatten Toni und der Adjunct einander umarmt und geküßt. Wenn er jetzt da wäre, der ſchwer Geprüfte, der Neubelebte — Karla fiele ihm um den Hals und ſagte in einem einzigen Kuſſe: wir gehören einander, führ' mich, wohin Du willſt, ich folge Dir . . . Die Quelle ſprudelte und rauſchte, und wie es aus dem Innern der Erde ſtrömte, unaufhörlich, unaufhaltſam, ſo ſtrömte es aus dem Innerſten ihrer Seele.

Sie ſtand endlich auf und ſchritt weiter, ohne Raſt und innerlich doch ruhig, als wäre Alles erfüllt und gelöſt, wanderte ſie dahin. Von den hundert Liedern und Weiſen, die ſie geſungen hatte, kam eine Weiſe, wie von einem unſichtbaren Genius dahergetragen; es iſt jener Ton des kräftigen Entſchluſſes, mit welchem Leonore Fidelio ſingt: Ich folg' der innern Stimme — und in den Kerker dringt, um den Geliebten zu retten.... Er iſt nicht gefangen, iſt frei, aber doch gebunden. Immer auf's Neue ſang ſich ihr die Weiſe.

Karla war entſchloſſen. Es wäre Sünde, einander entſagen, es darf nicht ſein. Es iſt redlich und treu von ihm, daß er der Liebe zu der Geſtorbenen ſich opfern will, aber, ſprach ſie faſt laut, du darfſt dich nicht opfern und mich dazu. — Wenn er nicht kommt, wenn er nicht ſelber Herr wird des Schmerzes, ſo muß ich Muth haben, alle Zaghaftigkeit und Mädchenſcheu überwinden, ich muß ihm zurufen: Du darfſt nicht und ich darf nicht entſagen.

Die Wangen Karla's glühten, ihr Athem ging ſchneller und plötzlich war's ihr wie in einem Traumgeſicht, als ſähe ſie Ruland drunten einſam am Bache ſitzen und ihrer warten. . . . Argos drängte ſich an die mit wachen Augen in's Unendliche hinein Träumende, wie wenn er ſie wecken müßte. Karla ſtreichelte den Hund und ſagte: „Ja, wenn es wird und wenn er kommt, dann gehſt du mit uns.“ Der Hund ſchaute ſie ſo treuherzig an, als verſtände er, was ſie ihm ſagte.

Mit eiligen Schritten wanderte ſie heimwärts.

Die Sonne ſtand hellleuchtend am wolkenloſen Himmel, Alles glitzerte und ſchimmerte; wie eine Fluth von goldenen Fäden brach es hinein in den Wald, in den Bäumen war ein Summen und Surren von all den Weſen, die ſich im Sonnenſtrahle tummeln; zitternde Schattenbilder huſchten von den bewegten Zweigen, eine brütende Sonnenwärme ſchwebte über den Gräſern. Hoch oben vom Walde hörte man lautes Schreien der Holzfäller, Bäume krachten, Stämme kollerten zu Thal und manchmal dröhnte ein Sprengſchuß von den Steinmetzen, die die Felſen losſprengten. Karla ſtand auf ihre Flinte gelehnt und ſchaute in's Weite, und plötzlich, wie ſich beſinnend, that ſie das Tuch von dem Flintenſchloß. Immer eiliger wanderte ſie. Heim, heim! Drunten im Thal ſitzt er und wartet auf ſie, es gilt keine Minute mehr zu verſäumen.

Als ſie am Rande des Waldes ſtand, wo die Einöde Vögeleseck beginnt, war's ihr, als erwachte ſie aus einem unfaßbaren Traum und tief müde ſetzte ſie ſich nieder. Sie ſaß unter einer großen Tanne im Moos und ſchaute träumend hinauf in den Himmel. Durch die Wipfel der Bäume rauſchte es wunderſam. Je nach dem Standort der Bäume hatte das Säuſeln in der Luft einen nur dem ſchärfſten Ohr vernehmbaren veränderten Klang, das war ein Flüſtern, Brauſen und Kniſtern, ein Summen und Surren und Alles floß endlich in einen großen, durch die obere Luft hinfluthenden Klang zuſammen; die Waldesruhe iſt eine von tauſendfacher Lebensbewegung durchzogene. Noch nie hatte Karla ſich ſo heimiſch gefühlt im Walde wie heute, und doch ging eine Empfindung nebenher, die leiſe flüſterte: Du biſt nicht da, Du biſt weit weg in der fremden Welt.

Die Sonne brannte heiß, aber durch den Sonnenſchein ging ein Fröſteln, vom Waſſerſturz her kamen bisweilen kühlende Lüfte, manchmal ſogar ein Tropfen; die Froſtſchauer kamen wol aus Thalſchluchten, wo die Nachtkälte ſich verſpätet hatte und jetzt erſt vor dem heißen Sonnenſtrahl floh.

Karla lag am Bergesrand, ihre Waffe griffrecht neben ihr. Sie hatte den Kopf auf den Arm geſtützt und ſah nieder zu Moos und Gras, in welchem goldglänzende Käfer dahinhuſchten, da und dort eine Biene, eine Hummel an den offenen Blüthen der Erika hing, ſaugte und davonflog. O du Erde, Moos und Gras hüllt dich ein und in dir ruhen Sylvia und Mangold. . . Große Tropfen fielen aus den Augen Karla's nieder in das Moos und hingen ſchimmernd dran feſt.

Sieh, dort ſchaut ein Marder aus dem Verſteck, aber Karla faßt ihre Waffe nicht, es iſt vorbei mit dem Schießen.

Jetzt ſpürte ſie Hunger. Sie nahm ein Stück Brod und eine kleine Flaſche Wein aus ihrer Jagdtaſche und aß und trank mit der Eßluſt des verirrten Kindes im Märchen.

Horch, es tönen Schritte. Iſt er's? Hat dein inniges Denken ihn herbeigezogen? Jetzt kam es näher. Es war Schaller. Er ſah übernächtig aus, ſeine Augen waren hervorgequollen, ſein Bart zerzauſt; er war barhaupt, die mächtigen Haare trieften und an ſeinen Schläfen hafteten große Tropfen. Mit heiſerer Stimme rief er: „Bitte auch um ein Stück Brod! Ich kann nicht hungrig ſterben.“

„Nehmen Sie.“

Er verſchlang ſchnell einen Biſſen und als Karla ihm den Wein darreichte, entgegnete er: „Nein, keinen Wein; oder doch, es iſt der letzte Trunk.“ Er trank die Flaſche aus.

„Sie erlauben, daß ich mich zu Ihnen ſetze. Sie haben mir doch verziehen, daß ich damals Demuth und Gottesfurcht heuchelte?“

„Vollkommen. Ich glaube aber nicht, daß Sie ſo ſchlimm ſind, als Sie ſich darſtellen. Auch der Mangold —“

„So? Wäre doch luſtig, wenn das Märchen wahr wäre und ich dem Hundedoctor heute beim Mittagläuten drüben begegnete und der fromme Knecht wäre mein Fürſprecher vor Gottes Thron.“

„Bitte, läſtern Sie nicht wieder,“ ſagte Karla; ſie konnte eine Furcht nicht los werden und war nur froh, als ſie ein beerenſuchendes Kind im nahen Wald ſingen hörte.

„Läſtern?“ nahm Schaller auf. „Wen? was?

Haben Sie ſchon einen Uhu geſehen, den man an's Tageslicht bringt? Ach, der Vogel hat's beſſer. Ein krankes Thier verkriecht ſich an einen unfindbaren Ort, duckt ſich und ſtirbt und in wenig Tagen haben die Ameiſen, die Aufräumer in der Natur jede Spur ſeines Daſeins vertilgt. So ſollte es auch mir werden. Alles iſt nur Illuſion, aufgehetzter Traum, Du, ich, Alles."

„Warum quälen Sie ſich immer mit dem Tode? hier, wo das Leben —"

„Das Leben iſt eine Lüge. Sie haben mir Brod und Wein gegeben, aber das Dritte, die Liebe, gehört doch ihm. Sie ſind wol auf dem Wege, um Herrn Ruland entgegen zu gehen, der im Pfarrhauſe iſt? Ah! Sie wiſſen das noch nicht? Mein Auge ſieht doch noch. Schön iſt die Sonne, ſchöner die Stirne der Jungfrau, die in Liebe erröthet."

Karla ſaß wie gebannt und Schaller fragte:

„Was glauben Sie, daß er mir anthun wird, da er nun weiß, daß Ich es war, der den Brief geſchrieben hat?"

Karla erzitterte, aber ſich aufrichtend fragte ſie:

„Hat Ihnen nicht Jemand geholfen?"

„Richtig," entgegnete Schaller, „ſo iſt's, wir arten nach unſerm Erzvater Adam, ſpäter genannt Macbeth, der wie ein greinender Schulbub dem Herrgott klagt: ſie hat mich verführt, die Eva-Macbeth. So ſchwach bin ich noch nicht, ſchönes Waldfräulein."

Gläſernen Blickes ſtarrte Schaller drein und ſprach wild und wirr unverſtändliche Worte, nur ſo viel war deutlich, daß Napoleon und Friedrich der Zweite immer Gift bei ſich trugen . . .

Karla legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte: „Beruhigen Sie ſich.“ Eine wunderbare Ruhe kam über ihn, faſt kindlich lächelte er, er ſchien ihre Worte einzuathmen, wie eine erquickende Luft, und Karla fuhr fort:

„Ich verſpreche Ihnen, ich verbürge Ihnen, daß Ruland Ihnen Nichts thun wird. Es ſoll mein Erſtes ſein, was ich von ihm verlange.“

„Nein! Nein!“ ſchrie Schaller, „kein Mitleid: Mitleid iſt Lüge, ruchloſe Lüge, die ſchöne Verleumdung des Wolfes, genannt Menſch. Er ſoll um Mitleid betteln gehn über's Meer — Pfui! Feigling! Schieß zu!“

Er ſchrie mit mächtiger Stimme, daß es im Walde widerhallte und wie gerufen tauchte die Geſtalt Ruland's am Bergeskamm auf, nicht weit hinter ihm kam der Vicar und Jorns.

Schnell raffte Schaller die Doppelflinte Karla's vom Boden auf, rannte den Berg hinan, hielt ſtill und drückte, ein Schuß knallte, der Hut flog Ruland vom Kopfe, er ſchien zu taumeln, Schaller blieb im Anſtande liegen, aber ſchnell riß Ruland die Flinte von der Schulter und im ſelben Augenblicke knallten zwei Schüſſe von oben und Schaller ſtürzte rücklings nieder; er rollte die Waldblöße hinab. Dort, wo die Wurzeln wie zuſammen gekauerte Schlangen zu ſchauen waren, dort lag er, ſein Blut tropfte auf die todten Wurzeln. Karla war in die Kniee geſunken.

Während der Vater und Ruland, der den Hut raſch aufgeſetzt hatte, ſich noch um Karla bemühten, kniete der Vicar bei dem ſich noch bäumenden und ſtreckenden Schaller, und drückte ihm die Augen zu, als er zum letzten Mal geathmet hatte.

Die beerenſammelnden Kinder, die Holzfäller mit ihren Aexten waren herbeigekommen, auch Eilmeyer war unverſehens da und erzählte, er ſei gekommen, um Schaller zur Rede zu ſtellen, denn dieſer habe ſeine Braut verleumdet und ihr nachgeſagt, ſie habe Theil an dem Schmähbrief. Er zog ſogar ſeinen Revolver hervor und betheuerte, daß er damit Schaller erſchoſſen hätte, wenn er nicht die Verleumdung widerrufen.

Karla ging, von dem Vater und Ruland geleitet, heimwärts, die drei ſprachen kein Wort, Karla war leichenblaß, nur als ſie die Roſen an der Bruſt des Vaters und Ruland's ſah, ſtieg Flammenröthe in ihr Antlitz.

Hinter ihnen drein ging Bobbel, der die Flinte Karla's trug.

Als man aus dem Walde heraustretend des Forſthauſes anſichtig wurde, that Ruland den Hut ab und Blut floß über Stirn und Wange.

Jetzt erſt ſahen die Anderen, daß ihn die Kugel geſtreift und ſogar in den Rand der Stirne eine Wunde geriſſen hatte.

„Er hat Dein Blut vergoſſen,“ ſagte Karla, „komm.“

Sie ging mit Ruland hinab an den Bach, dort wuſch ſie ihm die Wunde aus und verband ihm die Stirne und dort hinter den Weiden, wo die Bachamſel zwitſcherte, gaben ſie ſich die Hand, ohne ein Wort zu ſprechen.

Sie kehrten zum Vater zurück.

Auch Eilmeyer war noch da. Inmitten des Entſetzlichen dachte er doch mit Beruhigung daran, daß er heute Nichts verſäumt habe, denn der Forſtmeiſter wird heute keine Holzverſteigerung abhalten können.

Im Forſthauſe, am Röhrbrunnen, wo ſich Jorns die Hände wuſch, länger als je, wurde der Mutter der ganze Vorgang erzählt, Jorns hielt noch immer die Hand unter den Waſſerſtrahl, auch Ruland wuſch ſich die Hände.

„Der entſetzliche Menſch hat Alles in Kriegszuſtand verſetzt,“ ſagte die Mutter.

Jorns wuſch ſich eben die Augen und mit naſſen Augen ſah er auf ſeine Frau und nickte. —

Die beiden Männer beſchloſſen, ſofort in die Stadt zu Gericht zu fahren. Eilmeyer blieb bei ihnen.

Draußen am Vögeleseck trugen indeß die Holzfäller und Steinmetzen die Leiche Schaller's hinab in ſein Haus; der Vicar ging mit gefalteten Händen hinterdrein.

Die Leiche Schaller's lag auf dem Boden, dort bei dem Bilde vom Zechgelage.

„Er hat ſich umbringen wollen, er hat gefürchtet blind zu werden," klagte die Magd und jetzt, da er's ihr nicht mehr wehren konnte, hielt ſie ihm eine große Klagrede und weinte dazu.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Kurze Zeit, nachdem Eilmeyer Emmy verlaſſen hatte, trat der Vater bei ihr ein. Er ſagte, daß eingetroffen ſei, was er hintan zu halten geglaubt hatte; ihre Betheiligung an der von Schaller ausgegangenen That ſei vor aller Welt offenkundig.

Emmy hatte die Augen niedergeſchlagen und unruhig mit der Troddel an ihrem Schlafrock geſpielt. Jetzt erhob ſie das Haupt und ſagte: „Vor aller Welt? Schöne Welt das!“

Der Vater, der mit Ruhe hatte ſprechen wollen, kam außer Faſſung; er redete ſeiner Tochter in's Gewiſſen.

Emmy betrachtete ihre Fingerſpitzen und hörte ihn geduldig an. Nur als er auf Karla Jorns hinwies, welch eine Freude die ihrem Vater ſei, zuckte ſie höhniſch die Achſeln.

Als er geendet hatte und ſie noch immer ſchwieg, fragte der Vater: „Nun, was ſagſt Du?“

„Ich? Ich bin weder ſentimental noch pedantiſch; ich habe den Muth, das, was Du die ganze Welt nennſt, zu verachten."

„Und wenn ich zu dieſer ganzen Welt gehöre?"

„So lehne ich Deine Beſcheidenheit ab, Du gehörſt nicht dazu. Uebrigens bin ich kein Kind und werde die Verantwortung zu tragen wiſſen."

Der Vater ſagte, er bereue, daß er ſie bisher abgehalten habe, zu reiſen; er rathe ihr nun ſelber dazu, er werde ſich ſchon allein zu helfen ſuchen. Er ſagte das mit thränenſtockender Stimme.

Emmy ſtand auf und erwiderte: „Gut, ich danke."

Der Vater wendete ſich ab und ging nach der Thür. Er hoffte wol, daß Emmy ihm noch ein mildes Wort nachriefe; aber als es nicht geſchah, öffnete er die Thür und ging hinaus.

Auf dem Flur begegnete ihm Eilmeyer, der hoch erregt ausſah und Nichts von dem jammervollen Ausdruck des Stadtdirectors merkte; er faßte vielmehr nach der Hand desſelben und wollte ſie küſſen. Der Vater wehrte ab und ging raſch davon.

Eilmeyer zog ſeine groben Handſchuhe ab und feine an; er hatte den Grundſatz: nur immer feine Handſchuhe, das iſt die Hauptſache bei den Frauen!

Emmy empfing ihn mit großer Verwunderung: „Sie ſchon hier?"

„Erlauben Sie, daß ich mich ſetze, ich habe Fabelhaftes zu berichten," ſagte Eilmeyer ſchwer athmend und den ſteifen Halskragen etwas lockernd. Glücklicher Weiſe war in der Stube Emmy's ein Wiegeſtuhl; er ſetzte ſich, legte die Fingerſpitzen ſeiner fein bekleideten Hände in einander und erzählte, wie er alle ihm unterwegs Begegnenden angehalten habe, um auszuforſchen, wo Schaller zu finden wäre.

„Hat das nicht Ihre Fahrt verzögert, ganz gegen Ihre Gewohnheit?"

„Allerdings, aber edle Frau, Sie verändern überhaupt mein Leben; ich werde Ihnen immer dankbar ſein, wenn Sie mir meine kleinen und großen Unarten abgewöhnen."

„Aber bitte, Sie ſagten ja, es ſei ganz Ungeheures, was Sie zu berichten hätten."

„So will ich's denn mit Einem Wort ſagen: Schaller iſt erſchoſſen."

„Im Zweikampf?"

„Nein."

Eilmeyer berichtete und ſchloß: „Alle Welt fühlt ſich befreit, er hatte die ganze Gegend in Kriegszuſtand verſetzt."

„Alle Welt? Die ganze Gegend?" rief Emmy höhniſch und ging mit ſtarken Schritten die Stube auf und ab.

„Auch Herr Ruland iſt verwundet, aber Gottlob nur leicht. Fräulein Karla hat ihm am Bache die Wunde ausgewaſchen," berichtete Eilmeyer weiter.

„Und aus Mord und Tod wollen die Beiden

glücklich mit einander werden? Das wäre luſtig!" rief Emmy ſich umwendend. Aus ihrem Angeſichte blickte jener Dämon, den Schaller als den letzten geprieſen hatte: die Schadenfreude. Ihre großen weißen Zähne blinkten, ihre Augen rollten.

„Und Schaller iſt todt?" fragte ſie nochmals.

„Ja, von Jorns und Ruland mit Doppelſchuß getödtet."

„Und ich," frohlockte Emmy, „ich will zeigen, daß ich zu Schaller ſtehe."

„Er hat Sie ja ſo ſchwer beleidigt," warf Eilmeyer ein.

Emmy ſah ihn an, wie wenn er ein Stuhl wäre, gar nichts Lebendes. Eilmeyer fühlte das; ſolchen Blick einer Frau hatte er noch nie wahrgenommen. Mit einem gewaltſam freundlichen Lächeln ſagte Emmy:

„Herr Meyer, ich bin Ihnen ſehr zu Danke verbunden für Ihre freundliche Bemühung." Sie ſagte das ſo fremd, ſo kalt, ſie ſah ihn dabei kaum an.

Eilmeyer war betroffen. Die Frau, die ſo zu ihm ſprach, wollte ſeine Frau werden? Er ſtand raſch auf und ſagte: „Frau Doctorin!"

„Sie wünſchen?" wendete ſich Emmy.

„Frau Doctorin," ſagte Eilmeyer, er that die Uhr heraus, hielt ſie in der Hand und ſchien Secunden zu zählen, dann ſagte er mit gefaßtem Ton, „gnädige Frau, ich bedaure ſehr, daß die ganze Stadt bereits weiß, daß wir uns miteinander verloben wollten...."

„Sie bedauern?"

„Ja, denn ich ſehe mich veranlaßt, Ihnen in aller Ehrerbietung zu eröffnen, daß ich die Ehre ablehnen muß. Ich bin Ihnen ebenfalls dankbar, daß Sie mich Ihre wirkliche Natur noch vor unſerer unauflöslichen Verbindung haben kennen laſſen."

Er zog raſch ſeine feinen Handſchuhe aus, ballte ſie zuſammen und verließ die Stube. Hinter ſich drein hörte er etwas wie Lachen, er glaubte aber zu wiſſen, daß dieſes Lachen nicht aufrichtig geweſen.

Vor ſich hin ſprach Emmy: „Dieſe Kreatur, halb Froſch, halb Storch, mußte Dich aufrütteln, damit Du endlich herauskommſt aus dieſer verhockten Enge."

Sie ſah zum Fenſter hinaus, im Garten ſtand Eilmeyer bei ihrem Vater. Was ſie wol mit einander ſprechen? Ob der ſentimentale Polizeidirector wol dieſen Menſchen glücklich preiſt, daß er dem Unheil entgangen?

Emmy warf den Kopf zurück, öffnete alle Fenſter, ging an das Klavier und ſang ſo laut, daß die beiden Männer drunten zuſammenfuhren, wie wenn ein Blitz zwiſchen ihnen niedergeſchlagen hätte. Und alle Menſchen, die wußten, was Emmy gethan, blieben vor dem Hauſe ſtehen und hörten, wie ſie ſang, übermüthig, aus voller Kehle.

Und doch kochte Wuth und Raſerei in ihr, aber ſie zwang ſich zu ſingen. Die Menſchen ſollten den

Triumph nicht haben, daß ſie wiſſen, wie ſie ſich zerſchmettert fühlte.

Plötzlich hörte ſie mitten im Geſange auf. Sie ging im Zimmer auf und ab und ſagte:

„Auf Einmal frei, ganz frei.“

Sie ſetzte ſich und ſchrieb ein Telegramm. Sie klingelte dem Kammermädchen und ſagte: „Bringe das zur Abſendung. Nein, kleide mich an, ich werde es ſelber thun.“

Mit ihrem ſchönſten Hute, mit wallender Feder auf dem ſtolz aufgerichteten Haupte und in der ſchmelzbeſetzten, wie ein Panzer im Sonnenlicht glitzernden Jacke, ging Emmy durch die Stadt nach dem Telegraphenamt. Dort ſtanden Viele umher, und ſie ſagte dem Beamten:

„Bitte, leſen Sie vor, damit ich weiß, ob ich Alles deutlich geſchrieben habe.“

Der Beamte las: „Herrn Opernſänger Stadelli, München, Vier Jahreszeiten. Ich reiſe morgen ab und gehe mit Ihnen nach Mailand. Emmy Stumpf, geborene Hochgeſand.“

Wenige Minuten darauf war das Telegramm im ganzen Städtchen bekannt.

Als Emmy am Amthauſe vorüberkam, hörte ſie einen Jubelruf, dort war heute gerade Kreisverſammlung aller Bürgermeiſter. Die Sitzung war eben geſchloſſen, die Männer ſtanden auf dem Marktplatze, und als jetzt Jorns und Ruland herauskamen, rief

Anton Armbruſter: „Herr Forſtmeiſter, Sie haben verſprochen, daß Sie der neuen Waldgenoſſenſchaft einen Förſter geben wollen. Herr Ruland, bleiben Sie bei uns.“

„Das kann ich nicht.“

„So geben Sie uns den Herrn Adjunct.“

Dieſer kam eben mit ſeiner Braut am Arme daher und auf der Straße unter lautem Jubel wurde er zum Genoſſenſchaftsförſter ernannt.

Jorns und Ruland fuhren heim, der Kreisphyſikus, der Amtsrichter mit ſeinem Actuar, Toni und der Adjunct fuhren ebenfalls nach dem Forſthauſe. Man fuhr zuerſt nach Schaller's Wohnung. Schaller's beide Schußwunden erwieſen ſich als tödtlich; in ſeiner Taſche fand man Gift.

Als die Männer nach dem Forſthauſe gingen, kam ihnen der Vicar entgegen und ſagte: „Karla ſchläft, es iſt ein Glück, daß ſie ſchlafen konnte.“

Toni ſaß mit der Mutter in der Stube, wo Karla im Nebenzimmer ſchlief. Als Karla aufwachte und Toni und die Mutter ſah, war ihre erſte Frage, ob Ruland da ſei, und auf die bejahende Antwort bat ſie, daß Toni ihn rufen möge.

Auch die Mutter ging, Ruland trat in's Zimmer. „O mein Ruland!“ rief Karla, und Beide breiteten ihre Arme aus und hielten ſich lange in ſtiller Umarmung.

„Wieder leben, noch einmal leben, noch einmal höchſtes Glück!" ſprach dann Ruland, Karla umſchlingend; aber plötzlich ſchluchzte er laut auf und tiefe Herzſtöße erſchütterten ihn; durch die helle Freude zog ein tiefdunkler nächtiger Schmerz.

„Du biſt mit Schrecken eingezogen in meine Seele."

„Und Du in die meine."

„Der Schrecken iſt vergangen."

„Und die helle Freude iſt da."

Keines wußte, wer das eine, wer das andere geſagt, und als ſie jetzt einander losließen und ſich in die Augen ſchauten, ging ein Lächeln, ſo ſonnig, wie das eines aus dem Schlaf erwachenden Kindes, über ihre Mienen.

„Es wird recht einſam ſein bei den Eltern, wenn ich fort bin," begann Karla.

„Der Adjunct und Toni," beruhigte Ruland, „ziehen nach ihrer Verheirathung vorerſt hierher zu Deinen Eltern. Der Adjunct iſt Genoſſenſchaftsförſter geworden."

Ruland hielt ſtill und feſt die Hand Karla's, als Zorns eintrat, er legte ſeine Hand auf die beiden Hände, dann ſagte er, daß der Amtsrichter und der Kreisphyſikus bald wieder in die Stadt zurückkehren müßten, Karla ſolle in die Stube hinabkommen, um ihre Ausſage zu Protokoll zu geben.

Bevor ſie hinab ging, nahm Karla ihre Flinte und ſagte zu Ruland: „Hier nimm, ich bin fortan waffenlos."

Gerade als ſie in die Stube kam, war der Vicar mit ſeinem Protokoll fertig und unterſchrieb daſſelbe.

Karla erzählte den Vorgang, während ſie die Hand Ruland's hielt; es ſchien ihr bisweilen ſchwer zu werden, nochmals ſich das Entſetzliche zu vergegenwärtigen.

Der Amtsrichter wendete ſich wieder an die beiden Männer, indem er erklärte, daß das Gericht ſicherlich keine weitere Unterſuchung veranlaſſen werde, denn könne man auch nicht ſagen, wer von Beiden Schaller eigentlich den Tod gegeben, ſo habe es doch Jeder in der Nothwehr mit Fug und Recht gethan.

Jorns preßte die Lippen zuſammen und Ruland ſchaute zu Boden.

Der Amtsrichter kehrte nach der Stadt zurück, Toni blieb im Forſthauſe.

* * *

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Es war ein heller Tag, die Staare ſchwirrten in Schaaren durch die Luft, zum Zuge über's Meer ſich ſammelnd; von einem Kirſchbaum fielen die Blätter leiſe und in grader Linie zur Erde nieder, als ob eine unſichtbare Hand ſie pflückte und leitete; zwitſchernde Sperlinge tummelten ſich auf den kahlen Zweigen luſtig hin und her.

Auf dem Kirchhof des Dorfes ſtanden Wenige um ein offenes Grab. Die Menſchen hatten gearbeitet, als der Müßiggänger lebte, die Menſchen arbeiteten nun, als er begraben wurde.

Der Engelwirth ſagte zu dem Sohn des Pudelkopfs: „Bin neugierig, was unſer guter Herr Vicar dem Schaller in's Grab nachſagen wird. Schau, die alte Magdalene hält ſich ihr Taſchentuch vor's Geſicht, ich glaub' aber nicht, daß ſie weint, oder doch vielleicht aus Dank, weil er in ſeinem Teſtament ihr Alles vermacht hat."

„Ja,“ entgegnete der Angeredete, „und in ſeinem Teſtament hat er auch verlangt, daß man ihm ſein Waldhorn und ſeinen ausgeſtopften Hund mit in's Grab gebe. Es iſt doch ein verdammter Burſch geweſen!“

Während die beiden Männer noch ſprachen, fuhr eine mit vielen Koffern bepackte Kutſche vor den Eingang zu dem Kirchhof und hielt ſtill, eine große, tief in Trauer gekleidete Frau mit einem ſchwarzen Schleier vor dem Geſicht ſtieg heraus und ſtand an dem offenen Grabe.

„Das iſt die Doctors-Wittwe,“ ſagte der Engelwirth. „Was das nur ſein mag, daß ſie jetzt dem Schaller das letzte Geleit gibt?“

Der Vicar hatte den Blick zur Erde geſenkt, und als er ihn erhob, um den letzten Nachruf zu beginnen, durchzuckte es ihn, denn Emmy hatte den Schleier zurückgeſchlagen; ſie hatte ihre Hände in einem langhaarigen Muff und zog nur manchmal eine Hand mit einem weißen Tuch heraus, um ſich über die Augen zu fahren. Ein Blick aus ihren weit hervorliegenden glanzvollen Augen traf den Vicar; er faltete die Hände, ſchaute zum Himmel auf und Worte der Erhebung entſtrömten ſeinem milden liebevollen Herzen: er ſchilderte die mächtigen Geiſtesgaben, die der Entſeelte gehabt, und wie ſie, zuchtlos und geſetzlos, ihm und ſeinen Nebenmenſchen zum Verderben geworden ſeien; er tröſtete aber in dem Gedanken, daß kein Menſchengeiſt den großen göttlichen Plan der Weltordnung voll verſtehe . . . er ſtockte plötzlich, er hatte noch Einiges hinzufügen wollen, aber das konnte Emmy als eine an ſie gerichtete Mahnung aufnehmen; er brach ab, aber mit neu geſammelter Kraft ſprach er ein inbrünſtiges Gebet um Stärkung der Seele für die Männer, die reinen Herzens und mit reinen Händen die Strafe vollziehen mußten.

Das Grab wurde zugeſchüttet, der Vicar ſprach noch ein Gebet, dann zerſtreute ſich die kleine Schaar.

Emmy hatte den Kirchhof verlaſſen, der Vicar weilte noch auf demſelben, er wollte offenbar vermeiden, ihr am Ausgange zu begegnen. Er ſah, wie ſie ſich in den Wagen ſetzte, aber der Wagen hielt ſtill. Wartete ſie auf ihn? . . . . Er faßte ſich und verließ den Kirchhof. Als er die Straße vor demſelben betreten hatte, rief Emmy: „Herr Vicar, ich möchte Sie noch um ein Wort bitten.“

Er näherte ſich dem Wagen, ſie öffnete den Schlag; ſie ſchien zu erwarten, daß er zu ihr einſteige, damit ſie dort mit ihm reden könnte; aber der Vicar blieb ruhig ſtehen und fragte: „Was wünſchen Sie?“

„Ich will ausſteigen,“ ſagte Emmy, und er mußte ihr die Hand reichen, um ihr aus dem Wagen zu helfen; ſie hielt ſeine Hand eine Secunde feſt, aber als ſie keinen Gegendruck fühlte, ließ ſie ſeine Hand los und ſagte: „Herr von Blankenſchild, ich bin gekommen, um dem Wilden das letzte Lebewohl zu ſagen, das er nicht mehr hört . . . ich bin gekommen, um dem Zarten und Frommen das letzte Lebewohl zu ſagen, das er gütig von mir anhören wird.“

Der Vicar nickte ſtumm. Während ſie ſprach, wendete ſie ſich oftmals ab, ſie fühlte ſich offenbar geſtört durch den Blick des Vicars, der freilich kindlich war, aber auch ſtreng wie der Blick eines Kindes. Gewaltſam die Augen wendend ſah ſie ihn dann wieder an, indem ſie ſich mit einem weißen Tuch über die Stirn fuhr.

„Herr von Blankenſchild,“ fuhr ſie fort, „ich bin nicht ſo unwürdig, wie Sie glauben, ich bin nicht gekommen, um noch einmal aufzuwecken, was nicht in Ihnen und in mir lebte. Das iſt und bleibt todt.“

Die Stimme verſagte ihr. Sie erwartete vielleicht, daß der Vicar ihr durch ein Wort helfe; aber er blieb ſtarr und ſtumm.

„Ich wollte Ihnen ſagen: ich war ein oberflächliches Weltkind, aber nicht herzlos. Sie hätten mich vielleicht im Geordneten gehalten.“

Der Vicar erbebte; er hat doch wol zu ſchnell, zu unbeſonnen ein Herz, das ſo ſich beugt und demüthigt, von ſich geſtoßen ... Aber raſch erwiderte er: „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von ganzem Herzen.“

„Nun bin ich fertig mit der Welt,“ ſagte Emmy, ſich gewaltſam aufrichtend, „weiter wollte ich Nichts mehr. Sie ſehen, ich ziehe hinaus in die Fremde, wo ich von aller Vergangenheit frei ſein kann. Ich reiſe nach Italien zu Ihrem Freunde Stadelli, um mich zur

Sängerin auszubilden. Leben Sie wohl und mögen Sie das Glück finden, das Sie verdienen! Ich bin nun frei, ganz frei. Ich bin auch Ihnen dankbar, Herr von Blankenſchild; wir wären nicht glücklich geworden, es iſt beſſer ſo, und ich werde mich manchmal vieler ſchönen Worte von Ihnen erinnern. Laſſen Sie ſich's nicht gereuen, daß Sie mir Gutes gethan haben durch Ihre hohen Gedanken."

„O, meine Freundin," rief der Vicar. „Laſſen Sie mich nicht ſchuld ſein, daß Sie vom Wege —"

„Und ich bitte, keine Declamationen mehr," fiel Emmy ſcharf ein. „Leben Sie wohl!"

Sie ſtieg ein, der Wagen rollte davon. Der Vicar hielt ſich die Hand auf die Bruſt, als ob ihn ein Schuß getroffen hätte. Sie hatte den tiefſten Erguß ſeiner Seele Declamation genannt! Das war ein vergiftetes Geſchoß. Er ſtarrte auf die Wagenſpuren der Kutſche, und als er den Blick erhob, ſah er, daß der Wagen anhielt; gewiß, ſie will noch einmal umkehren, um ihm das entſetzliche Wort aus der Seele zu nehmen. Er ging ihr einige Schritte entgegen, aber er ſah, daß der Wagen nur zurückgeſchlagen wurde und raſch weiter fuhr. Tief müde ſetzte ſich der Vicar am Wege nieder; er ſaß zuſammengebeugt, die Stirn auf die Hand geſtützt, in ſeinem Hirn wühlte es mächtig. Die innere Zuverſicht, in welcher er bisher gelebt und gelehrt hatte, war erſchüttert; er fühlte, daß er noch reiche Erfahrungen machen müſſe, ohne wie bisher den ganzen Beſtand ſeines Weſens dafür einzuſetzen.

Als er aus dieſer tiefen Selbſtprüfung den Blick wieder erhob, ſah er Ruland und Karla Arm in Arm daher kommen. Er ging raſch in einen Seitenweg durch die Gartenhecken; er fühlte ſich nicht frei genug, um ſich jetzt an fremdem Glücke zu erfreuen; wie durch einander wogende Nebel regten ſich verſchiedene Empfindungen in ſeiner Seele. Ruland und der Adjunct hatten ihre Lebenserfüllung errungen; er aber hatte kein anderes Leben neben ſich gewonnen. . . . Er wollte es ganz aus ſich gewinnen.

◆

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Auch im Forſthauſe hatte man im Widerhall des Waldes die Grabglocken gehört. Vater und Mutter, Braut und Bräutigam wußten, wem dieſe Glocken läuteten; aber ſie ſprachen kein Wort davon, ja ſie ſahen einander nicht an, denn Jedes mußte zurückdenken an das Schwere, das durch Schaller gedroht hatte. Wird in ihr ganzes Leben ein Schatten fallen, weil ſie Vollſtrecker der Strafe ſein mußten?

Es war, als fühlten ſie einen Anhauch von dem Gebete, das jetzt der Vicar am offenen Grabe ſprach.

„Es war ein Kriegszuſtand,“ ſprach Jorns für Alle, „wir mußten uns wehren; wir beklagen, daß es Leben koſtete, aber wir dürfen uns des Sieges freuen.“

Ruland ſchrieb einen Brief an Rudolf, Karla ſetzte einige Worte darunter, auch der Vater und die Mutter ſchrieben dazu.

„Beim Pfarrhauſe iſt ein Briefkaſten, wir bringen den Brief gleich dorthin, wenn wir uns jetzt beim Pfarrer anmelden,“ ſagte Ruland.

„Ja, geht voraus, Kinder," ſagte die Forſtmeiſterin, „ich komme nach, ich habe im Pfarrhaus auch zu thun."

Karla und Ruland traten aus dem Hauſe. An den Ranken blühten noch zwei verſpätete Roſen; Karla brach ſie ab, ſteckte die eine Ruland, die andere ſich an die Bruſt, dann legte ſie die Hand in den Arm Ruland's und ihr Blick war ſo ſonnig hell und lind wie der Herbſttag.

„Und nun," ſagte ſie, „laß uns alles Leid vergeſſen; das Leben beginnt."

Die Beiden gingen weiter, ſie ſprachen davon, wie es ſein werde, wenn ſie nach einigen Jahren zurückkehren würden. Argos ſchien auch von der Freude zu wiſſen, die in das Haus und in die Herzen eingekehrt war, er ſprang gegen ſeine Gewohnheit voraus hin und her und that Alles, um die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken.

„Ich weiß, was Du jetzt gedacht haſt," ſagte Ruland. „Ja, liebe Karla, wir nehmen den Argos mit."

Der Hund ſprang, als ob er jedes Wort verſtanden hätte, an ihnen empor; es koſtete Mühe, ihn zu beruhigen. — Eine offene Kutſche kam ihnen entgegen, die Beiden ſtanden ſtill.

„Das iſt ja Emmy," ſagte Karla. Der Wagen kam näher, drin ſaß Emmy in Trauerkleidern, das Geſicht ſchwarz verſchleiert. Sie blieb ruhig ſitzen, der Wagen fuhr vorüber.

Die Vereinten gingen weiter, ſie gingen nicht über den Berg, ſie gingen den Thalweg. An den entblätterten Hecken hingen zahlloſe, wie Sonnenabbilder gewobene Spinnweben und glitzernde Tropfen ſchwebten an den feinen Fäden. In den Stoppelfeldern pickten Tauben ſtill die zerſtreuten Körner auf, während die Sperlinge bald haſtig auffliegend, bald ſich niederlaſſend, laut zwitſcherten über die reiche Nahrung. Auf den Wieſen weideten die Kühe, auf den Aeckern brannten die Feuer vom angezündeten Kartoffelkraut, und wo Menſchen waren, ſchauten ſie auf und grüßten die Verlobten. Da und dort wurden Obſtbäume geſchüttelt, hier praſſelte Obſt nieder und dort lag es in großen Haufen und verbreitete einen würzigen Duft, der anders als der Blüthenduft, aber nicht minder erquickend war. Das ſtill Friedliche des Herbſtes, die erquickliche Friſche, der leichte Lufthauch, Alles ſtimmte zu ihrer Empfindung.

Die Verlobten athmeten die linde Luft und ſchauten in das ſanfte Licht, und der leiſe Zug von Beklommenheit, der durch ihre Herzen ging, wich und ſteigerte ihr Glücksgefühl.

Sie ſprachen kein Wort von ihrer Liebe, und doch ſahen ſie in die Welt hinein und Alles ſtrahlte ihnen neu und friſch, als wäre die ganze Welt eben jetzt erſt geboren. Die ſehnige Geſtalt Ruland's hatte wieder ihre volle Haltung bekommen.

Karla blieb plötzlich ſtehen. „So iſt's recht, Bruno," ſagte ſie; „Du biſt jetzt viel größer als bei Deiner

Wiederkehr; ſo habe ich Dich mir gedacht, den Kopf hoch haltend. Ich hatte von der erſten Stunde an das Gefühl, daß Jemand für Dich ſorgen müßte, nicht weil Du ſchwach biſt, ſondern weil Du an Dich zuletzt denkſt, und mein erſter Wunſch war, daß ich Dir dienen dürfte.“

Nicht weit vom Dorfe holte ſie die Mutter ein, und ſie ſagte: „Seht, dort geht Gotthold, er ſcheint uns auszuweichen.“

Die Drei gingen nach dem Pfarrhaus, die Verlobten begaben ſich zur Anmeldung zum Pfarrer. Der alte Herr erklärte, daß er noch immer nicht kräftig genug ſei, er hoffe, daß der Vicar die Trauung übernehme, es gebühre ſich auch für ihn.

Während die Verlobten beim Pfarrer waren, blieb die Mutter bei der Pfarrerin. Die gute taube Frau, die am Fenſter ſaß und ihr Strohgeflecht machte, war nicht wenig erſtaunt, die Förſterin zu ſehen, und dieſe ſagte ihr, ſie ſei gekommen, weil ſie in ihrem Glück keine Mißhelligkeiten mehr dulden wolle und im Grund des Herzens wären ſie ja nie feind geweſen.

Die alte Pfarrerin ſchien die Forſtmeiſterin nicht zu verſtehen, und was dieſe früher ganz ruhig hätte ſagen können, mußte ſie jetzt mit aller Kraft ſchreien. „Frau Pfarrerin,“ rief ſie mit mächtiger Stimme, „ich bitte Sie tauſend Mal um Verzeihung für das, was ich damals vom Kaffee geſagt habe; es thut mir herzlich leid, verzeihen Sie mir.“

Sie faßte die Hand der Pfarrerin und drückte ſie, und dieſe entgegnete: „Ja, ich will ſchnell einen Kaffee machen, einen guten und reinen, Sie ſollen es ſehen.“ Sie that es nicht anders, die Forſtmeiſterin, die Brautleute, der alte Pfarrer und der Vicar, der nun auch heimgekehrt war, mußten ſich zur ungewohnten Tageszeit an den Tiſch ſetzen und Kaffee trinken, und die Forſtmeiſterin betheuerte, einen beſſern Kaffee hätte ſie noch nie getrunken.

Die Pfarrerin fand es begreiflich, daß Emmy beim Begräbniſſe Schaller's geweſen ſei, ohne nach dem Pfarrhauſe zu kommen. „Sie haben ſie ja noch geſprochen,“ wendete ſie ſich an den Vicar. „Was hat ſie Ihnen denn geſagt?“

Der Vicar wurde über und über roth und entgegnete, ſie habe mitgetheilt, daß ſie nach Italien reiſe, um ſich zur Sängerin auszubilden.

Leiſe ſagte Ruland zum Vicar, daß er ſich hoffentlich nicht in neue Unruhe habe verſetzen laſſen.

Die Augen der alten Pfarrerin gingen unruhig hin und her, endlich ſagte ſie:

„Ich ſeh's Euch an den Lippen an, Ihr redet von Frau Emmy. Wollt Ihr mich auch einmal hören?“

Alles war bereit; noch nie hatte man die ſtille ruhige Pfarrerin ſo lebhaft geſehen, und ſie begann:

„Ja, das Aergſte iſt, wenn ein Menſch keinen rechten Annehmer hat und zu ſtolz iſt, ſich nach einem ſolchen umzuthun. Die Frau Emmy iſt die gut' Stund' ſelber, wenn man ihr ihren Willen läßt.“

Ein unverhohlenes Lachen unterbrach die Pfarrerin, die nun, ihre Haubenbänder feſter knüpfend, fortfuhr:

„Sie hat ihre beſondere Natur. Warum nicht? Unſer Herrgott hat verſchiedene Koſtgänger, und die Welt beſteht nicht aus lauter Forſtleuten und Pfarrersleuten. Das wäre eine einfältige Welt.“

„Schönen Dank!“ fiel der Pfarrer ein.

„Laß mich reden, ich thu' es gewiß ſelten. Was hat denn Frau Emmy gethan, daß Ihr Alle ſo von oben herab über ſie ſeid? Ich ſage Nichts gegen die Menſchen — wir brauchen nicht weit darnach zu ſuchen —, denen es gleichgültig iſt, ob ſie geſehen werden und wie geſehen werden mit allen ihren guten Eigenſchaften. Das iſt nicht Jedermanns Sache. Frau Emmy will geſehen und gehört werden, und ſie iſt ſchön und ſingt ſchön. Sie ſoll am Schurkenſtreich des Schaller Theil gehabt haben? Den Schaller hat Jedermann nur für ein böſes Maul gehalten. Wer weiß, ob ſie nicht nur einen Spaß gewollt hat; ſie iſt eben ein Spaßvogel, ein Spottvogel, wenn Ihr wollt. Iſt denn das ſo was Arges? Sie ſieht das Menſchenleben für einen Spaß an. Das iſt freilich nicht geiſtlich, aber dumm oder ſchlecht iſt es deswegen juſt noch nicht.“

„Aber Frau!“ fiel der Pfarrer entſetzt ein.

„Bitte, lieber Mann, ich verantworte mich ſchon.

Hätte Emmy einen luſtigen Offizier oder einen Kammerherrn in guter Situation geheirathet, ſie wäre glücklich geworden und hätte glücklich gemacht; ſie wäre eine glänzende Erſcheinung in der großen Welt geweſen und auch eine rechte Hausfrau. Nun hat ſie ein anderes Schickſal. Es hat ſich Niemand auf ſeine Bravheit was einzubilden, und ich ſag', es muß der übermüthigen, luſtigen Doctorin noch gutgehen für das viele Gute, was ſie mir gethan hat. So! Jetzt hab' ich Euch Allen reinen Kaffee eingeſchenkt," ſchloß die Pfarrerin und knüpfte die Haubenbänder wieder lockerer.

Ruland und der Vicar ſahen einander an, als die Pfarrerin ſo geſprochen hatte. Der alte Pfarrer aber ſagte vergnügt: „Herr Vicar, Sie ſind abgeſetzt! Nächſten Sonntag laſſe ich meine Frau predigen."

Man ſtand heiter auf; die Forſtmeiſterin ließ die Brautleute allein heimkehren, ſie blieb noch bei der wiedergewonnenen Freundin, die in ihrer Stille ſo viel ſelbſtändige Gedanken geſammelt hatte.

Der Mond glitzerte auf den bethauten Wieſen, ein ſanfter kühler Nachtwind ſtrich durch das Thal und leiſe raſchelnd fielen die Blätter von den Bäumen, als die Verlobten ſtill heimwärts wanderten.

◆

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

In der letzten Woche vor der Hochzeit ging es im Forſthauſe hoch her, ſolche Unruhe hatte das Haus noch nie geſehen, denn es iſt keine Kleinigkeit, in wenig Tagen eine Tochter zu verheirathen, und dazu noch über's Meer.

Toni war der Forſtmeiſterin zu guter Hülfe, und nicht minder Thoma Armbruſter; dieſe hatte noch von ihrer Ausſteuer her vieles unberührte Linnen, das ſie Niemand anders als Karla überließ mit der Betheuerung, daß ſie kein Geld nehme, ſondern nur wieder Linnenzeug, das man gelegentlich geſchickt einkaufen könne. Beſonders anſtellig zeigte ſich auch Bobbel, er war gar nicht ſo einfältig, als er ſchien, denn er hatte den Ehrgeiz, Mangold zu erſetzen, und wenn er im Hauſe etwas hergerichtet und beſorgt hatte, ſagte er oft: „Das hätte der Mangold nicht beſſer gemacht, und ich bin viel hurtiger als er, ich mache Alles in einem halben Hui.“

Rudolf und ſeine Frau waren mit ihrem älteſten Sohne Ernſt zur Hochzeit gekommen. Auch die Schweſter Sylvia's war gekommen; ſie war eine ſtille feine Frau, deren ganze Haltung etwas Hoheitliches hatte, ſo daß ihr Alle, wie einer von Natur höher Geſtellten begegneten. Sie bezeigte ſich gegen Ruland in inniger ſchweſterlicher Liebe und es war erquickend, als ſie Karla ſagte: „Niemand als Sie konnte Ruland glücklich machen, und er verdient es, noch einmal glücklich zu ſein.“

Auch Befreundete waren gekommen, Jvo Bock, der Vorſteher der Ackerbauſchule, mit ſeinem Schwiegerſohne, dem Forſtrath und deſſen Frau Jgnazia. Der Präſident, der Bruder des Vicars, wohnte im Pfarrhauſe. Am Morgen hatten die Brüder eine tief gehende Erörterung. Als der ältere nach dem Verhältniß zu Emmy fragte, konnte der Vicar erklären, daß dies vollkommen abgethan ſei. Der Präſident war befriedigt und erzählte nun, daß der Bruder des Fürſten die Abſicht ausgeſprochen habe, den Vicar zum Erzieher des jüngſten Prinzen zu machen. Der Vicar erklärte, daß er dieſe Berufung nicht ablehne, er erkenne deren Bedeutung, aber er müſſe ſich beſſer vorbereiten; er ſehe, daß er nicht feſt genug in ſich ſei und wolle mindeſtens noch ein Jahr ſich hier in der Stille ſammeln und feſtigen. Das ſtimmte vollkommen in den gegebenen Plan, denn der Prinz war noch zu jung, um ihm jetzt bereits einen Erzieher zu geben.

Der Blick in das Bruderauge und die innere Energie, die er neu in ſich erweckt hatte, gab dem Vicar ſeine volle Heiterkeit wieder.

Der Tag war mild, aber die Sonne war von leiſe ziehenden Wolken bedeckt, als die Glocken zur Trauung läuteten. Aus dem Dorfe und aus der Umgegend waren ſo viel Menſchen herbeigeſtrömt, daß die Kirche ſie nicht faſſen konnte. Ruland und Karla mußten ſchon vor der Kirche durch eine Gaſſe von Zuſchauern ſchreiten, und hinter ihnen drein gab es beſonders unter den Frauen und Mädchen viel zu ſagen, wie ſchön Karla ausſehe und welch ein ſtattliches Paar das ſei.

„Warum iſt denn keine Muſik?“ wurde gefragt.
„Das iſt bei der Trauung eines Wittwers nicht der Brauch,“ lautete die Antwort.

Als die Orgel erklang und der Geſang vom Empor tönte, ſah Alles nach der Sakriſtei, aus welcher der Vicar kommen ſollte. Warum zögerte er? Jorns, der neben der Majorin, der Schweſter Sylvia's ſtand und die Hand feſt am Griff ſeines Hirſchfängers hatte, ſagte der Frau leiſe etwas; er ſetzte den Fuß vor, er ſchien nach der Sakriſtei gehen zu wollen, da trat der Vicar aus derſelben, er preßte die ſchwarz gebundene Agende an die Bruſt, ſein Blick war auf den Boden gerichtet, er ſah blaß aus, aber ſich ſammelnd und faſſend richtete er ſich ſtraff auf und vollzog in ruhigem Tone die Trauung. Er ſprach nur kurz, denn er konnte den Verbundenen ſagen, daß ſie pflichtbewußt ſeien.

Beim Hochzeitsmahle aber ging es fröhlich her.

Ein wohlgeübtes Quartett von Schullehrern aus der Nachbarſchaft hatte ſich zum Ehrentag des Schullehrer-Sohnes eingefunden und ſeit langen Jahren ſaß die alte Pfarrerin wieder im Forſthaus; der Präſident führte die Pfarrerin, Jorns die Majorin, Ivo Bock die Forſtmeiſterin zu Tiſche.

Der kleine Ernſt Jorns hatte ſich mit dem jungen Anton Armbruſter ſchnell befreundet, und während Alles noch bei Tiſche ſchmauſte, ſchlichen die beiden Knaben fort und ſpielten mit einander am Bach, wobei ihnen Bobbel half, der ſich ſelbſt noch an Kinderſpielen vergnügte.

Der Schützenbecher Karla's wurde gefüllt, der Vicar, dem Niemand anſah, was er in ſich ausgekämpft hatte, that einen mächtigen Zug aus dem Becher und nahm das Wort:

„Ihr lieben Menſchen vom Walde! Betrachten wir die Geſchichte der ganzen alten Welt, Eins hatte ſie nicht und konnte ſie nicht haben, den Mann voll Wiſſenſchaft vom Walde und voll Liebe zum Walde; unſere Forſtmeiſter ſind eine ganz neue Species von Menſch, die kein Sokrates und kein Confucius kannte. Hätte man in Judäa die Pflege des Waldes gekannt . . . .“

„Komm heim,“ zupfte der benachbarte Rudolf den Vicar am Rocke.

Der Vicar lächelte und trank, dann fuhr er fort:

„Wenn die Völker alle vor Gott, dem ewigen Geiſte erſcheinen, wird ein Schmuck des deutſchen Volkes ſeine Liebe zum Walde ſein; da wird es heißen: Seht euch meinen Jorns an, er ſtammt aus dem germaniſchen Norden, aber wie iſt er hier daheim geworden. Und wenn unſer Ruland ſich ſo forterhält, kann ſein, daß unſer Herrgott dann auch einmal ſagt: Da ſeht Euch meinen alten Ruland an, der hat manche Blöße mit dem Waldmantel bedeckt und hat mir ein ſchön Stück meiner Welt friſch und grünend erhalten, darum ſoll er mit ſeinem Weibe friſch und froh ſein, bis in's hohe Alter. Ein arger Spötter hat Dir den Namen Waldmiſſionär gegeben, Du biſt es in Wahrheit."

Rudolf zupfte wiederholt am Rocke, der Vicar trank abermals, dann fuhr er fort:

„Seht auf dieſes von Roſenranken umſponnene friedſame Haus, da fliegen die Tauben auf dem Dache hin und her, und unſere Braut iſt auch eine Taube, eine wilde Taube. Einſtmals kam die Taube und trug einen grünen Zweig, zum Zeichen, daß die Sintfluth vergangen war, jetzt beugt Ruland der Sintfluth vor und bald kehrt unſere wilde Taube zurück und trägt einen grünen Zweig —"

„Aber nicht im Schnabel," fügte Rudolf hinzu.

Ein Lächeln ging durch die Verſammelten, aber der Vicar wehrte ab; ſich friſch ſammelnd, begann er auf's Neue: „Sie trägt einen grünen Zweig, zum Zeichen, daß in der neuen Welt die Verſündigung am Walde aufgehört hat und dort friſches Waldleben grünt.“

„Sei nicht ſo gründlich,“ zupfte Rudolf den Vicar wieder am Rock. Der Vicar trank nochmals aus dem Schützenbecher, dann fuhr er ſich mit der einen Hand durch die Haare, mit der andern hielt er den Schützenbecher weit vor ſich hin und ſeine Stimme tönte mächtiger, da er ſprach:

„Ich habe in der Kirche nur kurz geſprochen, jetzt hört mich geduldig an. Freund Ruland ſei ein Forſtmeiſter der neuen Welt. Ihr geht nach Amerika, der Wald iſt überall grün, der Himmel überall blau, und die Menſchen haben ſchwarze, haben weiße Haut, aber drinnen klopft das gleiche Menſchenherz.

Du Ruland und Du Karla — Ihr werdet einander halten ein Jedes das Andere auf der Höhe ſeines beſſeren Selbſt. Alſo der Forſtmeiſter der neuen Welt lebe hoch!“

Alles ſtimmte jubelnd ein, der Vicar ſetzte ſich und trocknete ſich den Schweiß von der Stirn. Er ſchien es nicht zu merken, daß Ruland auf ihn zugekommen war und ihn geküßt hatte; er nickte allen Menſchen zu, er war ihnen dankbar, daß ſie Alle ſo heiter waren, die Welt iſt ja ſo ſchön. Er träumte vor ſich hin in die Zukunft hinein, wie viele glückliche Paare er noch einſegnen werde: da war eine unabſehbare Reihe von myrthenbekränzten Köpfen und roſigen Angeſichtern unter wallenden Schleiern, und ein weißhaariger, ſtill zufriedener Mann grüßt ſie, und das iſt er ſelber . . .

Jetzt erhob ſich auch Jorns. Er ſtand da in ſeiner ganzen Stattlichkeit und rief: „Kinder, hört auch mich und vergeßt mir's nicht. In der Neujahrsnacht 1900, das ſage ich Euch heute, da trinkt Ihr aus dem Schützenbecher Karla's und ſagt Euren Kindern von der grundböſen Großmutter und vom alten Schweden im Schwarzwald."

Er ſprach mit kräftiger aber tief bewegter Stimme die Mutter lächelte unter Thränen und die Schweſter Sylvia's reichte ihr die Hand. Da erhob ſich Rudolf und rief: „Waidmannsheil! Ich habe eine fröhliche Botſchaft. Meine Frau und ich ſind entſchloſſen, unſern Sohn Ernſt bei den Großeltern zu laſſen und unſer Freund Gotthold will den Burſchen in Gemeinſchaft mit dem jungen Armbruſter unterrichten, entweder kommen die Jungen in's Pfarrhaus oder Gotthold in's Forſthaus, und wenn's nicht anders geht, wird der fromme Apfelſchimmel den grimmen Menſchenfreſſer oder die beiden Haimonskinder tragen."

„Will's Gott, wird Ernſt ein neuer Stammhalter im Walde," ſchloß Ivo mit einem Hoch auf den Stamm Jorns.

Das Feſtmahl war zu Ende, die Neuvermählten hatten unter Umarmungen und Schluchzen Abſchied genommen; draußen ſtand ein geſchmücktes Fuhrwerk, mit zwei ſchönen Rappen beſpannt, droben ſaß Anton Armbruſter mit bänderverzierter Peitſche, er fuhr das junge Paar zum Bahnhof, Bobbel kam herbei und rief: „Ihr habt eine Hauptſache vergeſſen, da iſt ja das Otterfell vom Mangold, das ſoll eine Kappe für den amerikaniſchen Herrn Forſtmeiſter ſein.“ Er übergab das Fell und krähte dazu.

Als die Pferde anzogen, rief Rudolf noch einmal: „Der Forſtmeiſter der neuen Welt lebe hoch.“

Nur die Mutter weinte und der Vicar trat ſchnell in's Haus zurück, Jorns aber nahm ſeinen Enkel an die Hand, ging eine Weile ſtill mit ihm am Bach entlang, dann führte er ihn nach dem Hundezwinger und dort ſchenkte er ihm einen jungen Hund zu eigen.

* * *

Die Hochzeitsgäſte ſind fortgezogen, wir aber bleiben noch eine Weile bei Jorns und ſeiner Frau; wir können uns ja auch mit den Großeltern an dem blondlockigen, helläugigen Enkel erfreuen, den Toni mütterlich pflegt, und den ſie, wenn der Adjunct oder nunmehrige Genoſſenſchaftsförſter oben im Walde iſt, mehr als nöthig abküßt.

Beim erſten Erwachen am Morgen nach der Hochzeit ſagte Jorns zu ſeiner Frau: „Was meinſt Du, Luiſe, der Präſident hat mir wieder in Ausſicht geſtellt, daß ich die erſte Stelle, die jetzt offen wird, haben ſolle, um als Forſtrath in die Stadt zu ziehen?“

„Ich meine," entgegnete die Förſterin, „wir bleiben hier; wenn Karla und ihr Mann wieder kommen, dann wollen wir weiter überlegen."

„So meine ich auch."

Hatte die Großmutter volle Freude an dem Enkel, ſo hatte ſie der Großvater vielleicht noch mehr, er ſprach es nur weniger aus. Er ſaß am Mittag im Sonnenſchein vor dem Hauſe und hatte den Enkel auf dem Schoß, die Tauben flogen aus und ein und ſetzten ſich auf das am ſpitzen Mittelbau hervorragende Hirſchgeweih, die Blätter fielen ab von den das Haus überſpinnenden Roſenranken, ſo daß dieſe nur noch als Dornen erſchienen. Was thut's? — ſie werden wieder grünen und blühen. Jetzt haftete an den Dornen ein feiner Reif, der ſich langſam in helle Waſſertropfen verwandelte. An der Nordſeite, wo wilde Reben ſich emporrankten, ſtand das Fenſter Karla's offen und die wilden Reben ſäumten es brandig roth ein.

„Großvater", fragte der Enkel, „iſt die Tante Karla jetzt ſchon auf dem Meer?"

„Nein, noch nicht, aber bald."

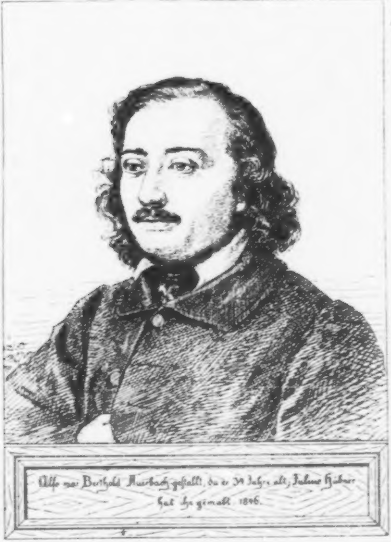
„Großvater, wachſen in Amerika die Bäume ſchneller als bei uns?"

„Nein, Kind, man hat Maſchinen, mit denen kann man Vieles zur Eile treiben, aber die Natur nicht; die geht ihren ſtetigen gemeſſenen Gang von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

9. C. 75.



Also war Berthold Auerbach gestalt, da er 34 Jahre alt; Julius Hübner
hat ihn gemalt 1846.

Berthold Auerbach.

Ein Gedenkblatt

zum 28. Februar 1882.

Der volle Reinertrag dieſer Schrift iſt zur Begründung einer
„Berthold Auerbach-Stiftung für Nordſtetter Arme"
im Heimathsdorfe des Dichters beſtimmt.

Berlin.
Verlag von A. B. Auerbach.
1882.

Das vorliegende Werkchen bedarf einer Erklärung. Daſſelbe war urſprünglich als Feſtſchrift geplant und gemeint; der Titel lautete:

Berthold Auerbach

Eine Feſtgabe zu ſeinem ſiebzigſten Geburtstag

28. Februar 1882.

Unter dieſem Titel war es bereits, mit Ausnahme des letzten Bogens, fertig gedruckt, als der Tod Desjenigen eintrat, dem die Schrift beſtimmt war.

Auf dringendes Anrathen intimer und bewährter Freunde des Verſtorbenen entſchloß ſich die Verlagshandlung, welche zuerſt die Publication noch im letzten Moment unterdrücken wollte, trotzdem — auch in Anſehung des wohlthätigen Zwecks — das Werk erſcheinen zu laſſen, wenn auch nun ſelbſtverſtändlich mit nachträglich geändertem Titel (aus der „Feſtgabe“ mußte ein „Gedenkblatt“ werden) und einem auf das Dahinſcheiden Berthold Auerbach's bezüglichen Nachtrag, der ſich aus den oben angeführten Gründen im Inhaltsverzeichniß, das ſchon gedruckt war, nicht angegeben findet.

Möge die Schrift auch in dieſer Faſſung, welche nun, namentlich durch den in den Sonetten aus früherer Zeit angeſchlagenen humoriſtiſchen Ton, theilweiſe doppelt wehmüthig ſtimmt, den Verehrern des Dahingeſchiedenen eine willkommene Gabe ſein und zugleich den in ſeinem Sinne ausgedachten Zweck, deſſen Verwirklichung der Verewigte leider ſelbſt nun nicht erleben durfte, einer ſchönen Vollendung entgegenführen.

Berthold Auerbach.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

[illegible]

Inhalt.

Seite

Dr. Julius Hübner, Director der Königl. Gemälde-Galerie in Dresden:

Feſt-Sonett zum 28. Februar 1882 7

Letztes Gedicht und Auswahl früherer Sonette 9

Berthold Auerbach. Eine Skizze von Eugen Zabel 15

Portrait aus dem Jahre 1846 . . . . . 2/3

„ „ „ „ 1832 . . . . . 16/17

„ „ „ „ 1839 . . . . . 32/33

„ „ „ „ 1854 . . . . . 48/49

„ „ „ „ 1864 . . . . . 64/65

„ „ „ „ 1878 . . . . . 80/81

Julius Hübner:

Feſt-Sonett.

⁂

An Berthold Auerbach

zu ſeinem ſiebzigſten Geburtstag

am 28. Februar 1882.

Heut ſoll ich Dich als Siebziger begrüßen,
Und doch ſiehſt Du vor meinem Geiſt ſo jung,
Wie ich zuerſt Dich ſah, mit Jugendſchwung
Und Jugendkraft Dir Deine Welt erſchließen.

Ein Waldbach warſt Du, der anſtatt zu fließen,
Von Fels zu Felſen ſtürzt mit kühnem Sprung,
Als breiter Strom durch weite Niederung
Kannſt Du Dich nun in's Weltmeer ſanft ergießen.

So bleibe uns, und laß uns gern vergeſſen,
Daß von des Fiebers Tücke ſchwach und matt
Du jüngſt noch lagſt in Südens ferner Stadt.

Erhalte uns, was wir in Dir beſeſſen
Und fahre fort uns dichtend zu erfreu'n,
Uns und Dein Volk, und nicht Dein Volk allein!

Dresden. **Julius Hübner**

den 30. Januar 1882

Julius Hübner:

Erſtes Gedicht

und

Auswahl früherer Sonette.

1855.

Der kürzeſte der Monde hat dem Leben,
Der Erde und den Deinen Dich gegeben,
Und ward'ſt Du ſelber etwas kurz — dafür
Gilt „kurz und gut“ vollſtändig auch von Dir!
Doch bald „zu kurz“ wärſt wahrlich Du gekommen,
Hätt'ſt Du den Tag nicht ſchnell noch wahrgenommen;
Statt jährlichen Geburtstags, armer Mann,
Blieb einzig nur der Schalttag Dir alsdann!
Und mir wär' die Gelegenheit verſchlagen,
Dir heute meinen Wunſch gereimt zu ſagen:
„Kurz iſt Dein Mond, Du ſelber, kurz die Zeit,
Drum ſei nicht minder kurz mein Spruch für heut.
Daß nie die Kraft des Leibes und der Seele,
Nie Luſt und Muth zum Schaffen je Dir fehle
Erhalte frei für Alles Dir den Blick,
Geh' muthig vorwärts, ſchaue nie zurück,
Und wachſend daure lang, nicht kurz, Dein Leben und
Dein Glück!“

1856.

Es war mir doch, als wär' im Februar
Ein Wiegenfeſt, was ich gefeiert hätte?
Und mühſam der Gedanken lange Kette
Kroch ich zurück bis in's vergangne Jahr.

Da, wie mit einem Schlage, ward's mir klar —
Es war am Morgen und ich lag im Bette —
Flugs ſprang ich auf, und ſchau', in dem Sonette
Bring' ich zu heut Dir Gruß und Wünſche dar!

„Zinsbauer“*) meinen, haſt Du Dich genannt;
So baue, Freund, und zinſe munter fort,
Mein Vortheil geht mit Deinem Hand in Hand

Und ſei gewiß, ich halte Dich beim Wort,
Du gabſt Dich mir und Du gehörſt mir an,
Im vollſten Sinn des Worts: „Du biſt mein Mann!“

---

*) Verſprechen eines Exemplars von jedem ſeiner Werke.

1861.

Vorleſer einer Königin biſt Du geworden!
Die Zeitung hat die Nachricht mir gebracht,
So kommt nun Alles, wie ich's mir gedacht,
Bald haſt Du auch den rothen Adlerorden!

Doch Scherz bei Seit'! Zu ernſteren Akkorden
Stimm' ich die Laute! Düſter wie die Nacht
Grollt rings die Ferne und des Böſen Macht
Hetzt noch einmal die Völker auf zum Morden.

Ach, lieber Freund, mit Feder oder Pinſel,
Was können wir, die Welt zu retten, thun?
Was hilft Geklex, Geſchmier, Gewinſel?

Drum laß wie ſonſt uns friedlich ſchaffend ruhn,
So grüß' ich heut den Tag, den Dir geweihten,
Und ſeine Wiederkehr im Strom der Zeiten!

1863.

Was ich Dir prophezeit iſt wahr geworden,
Und bin ich Saul nur unter den Propheten,
Doch ruf' ich heut mit Pauken und Trompeten:
„Heil, Ritter, Dir, vom rothen Adlerorden!

Du dankſt die Sporen nicht dem blut'gen Morden,
Verderbenſchwangern Bomben und Raketen,
Verbeſſerten Kanonen und Laffeten —
Nein, Deiner Lyra ſanften Mollakkorden!

Doch nicht im Pulverdampf iſt bloß Gefahr,
Der Weihrauch birgt gefährlichere Fälle
Und nur ein Mittel giebt's dagegen: „Bleibe wahr!“

Halt' Dir vom Halſe in beſcheidner Ferne
Hof-Eſtrich, Kammerherrn und Hofmarſchälle,
Auf kalter Bruſt die trüben, bleichen Sterne!“

1878.

Wie oft, o Freund, hab' ich nun ſchon gemeint,
Dies ſei gewiß zum allerletzten Male,
Daß mir mit ihrem holdgewohnten Strahle
Zu Deinem Feſttag noch die Sonne ſcheint,

Und ſieh', noch leben Beide wir vereint!
Iſt auch nicht Alles, daß man damit prahle,
So wird doch noch in dieſem Jammerthale
Wie immer auch gelacht, nicht bloß geweint.

Du ſelber haſt uns ja Gelegenheit gegeben
Zu heitrem Lachen, und das iſt was werth,
Als Du ein Luſtſpiel jüngſt der Welt beſcheert.

So ſchaffe rüſtig, ſchaffe freudig fort
Und zeig' uns, wie im groß und kleinen Leben
Zu rechter Zeit hilft „ein erlöſend Wort!“

Berthold Auerbach.

Eine Skizze

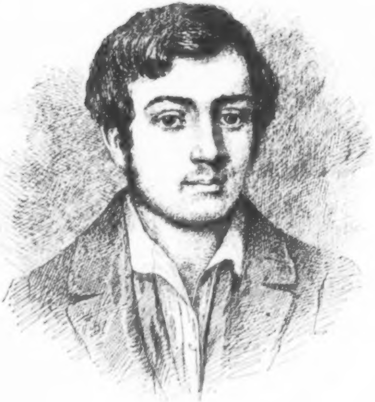
von

Eugen Zabel.

Iſt es bloße Grillenfängerei oder drückt ſich eine berechtigte Sehnſucht in dem Vorwurf aus, den man hier und da mit mehr oder weniger vernehmlicher Stimme ausſprechen hört, daß unſer Volk ſich in dem Kampfe um die nationale Einheit allzu weit von der Anerkennung der idealen Güter des Lebens entfernt habe? Liegt hierin ein Anzeichen, daß wir in uns ſelbſt das verloren gegangene Gleichgewicht wieder herzuſtellen wünſchen und die Stelle ausfindig zu machen ſuchen, wo ſich Gedanke und That in höherer Einheit mit einander vermahlen? Die Gefahr, die jedem Einzelnen bei der Führung ſeines Lebens droht, daß er entweder zu viel zu Hauſe ſitze und dadurch hausbacken und ſchwerfällig werde, oder ſich zu viel öffentlich ſehen laſſe und dadurch den inneren Menſchen beeinträchtige, beſteht ebenſo für jede größere Gemeinſchaft. Vor dem deutſchen Volke iſt die ungewohnte Oeffentlichkeit, deren es ſich ſeit einem Jahrzehnt erfreut, wie eine Sonne ſtrahlend und blendend aufgegangen; das Bewußtſein, geſehen und beachtet zu werden, hat uns Würde und Haltung verliehen; ſorgen wir nun dafür, daß die Politik den Schwung der Geiſter nicht lähme, daß das Denken vom eitlen Reden, das Wiſſen von der bloßen Rechthaberei nicht erdrückt werde. Wir brauchen die Bedeutung der realen Factoren nicht zu verkennen, ihre ſtahlende Wirkung nicht wegzuwünſchen und müſſen doch daran feſthalten, daß unſerem

Leben in Staat und Geſellſchaft das Beſte fehlen würde, wenn wir aufhören ſollten, den Lichtſtrom des Idealismus in Kunſt und Wiſſenſchaft durch ſeine Adern zu treiben.

Gleichzeitig auf dem Markte des öffentlichen Lebens für das Gemeinwohl thätig zu ſein und zu Hauſe den Geiſt ſtiller Selbſtvertiefung zu pflegen, wird unſere Aufgabe für die Zukunft ſein. Nachdem der Kriegsgott ſeine Waffen als Trophäen in den Ruhmeshallen unſeres Vaterlandes aufgehängt hat, mögen auch die Muſen die ihnen gebührende Huldigung erfahren und zwar nicht etwa als gefälliger Luxus, den man ebenſogut wieder abthun könnte, ſondern als die dem Geiſte nothwendigſte und entſprechendſte Nahrung. Neben den Weltüberwindern ſollen die Weltbeglücker im Reiche des Schönen ſtehen und die Nationen ihre Sympathien treu und thätig den Gelehrten und Künſtlern zuwenden, die im Geiſte kühn fortſchreitender Neuerung etwas Bedeutendes geleiſtet haben. Von dieſen Zielen ſind wir gegenwärtig in Deutſchland ſo weit entfernt, daß unſere politiſchen und ſocialen Führer ihre Thätigkeit abgewendet von unſeren geiſtigen Größen entfalten und unſer Leben gleichſam in zwei Hälften, in eine realiſtiſche und eine idealiſtiſche, auseinanderfallen laſſen, von denen ihnen nur die erſte der Beachtung werth erſcheint. In dieſer Beziehung bildet die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einen Rückſchritt gegen das vorige, der viele Erſcheinungen in dieſer uns ſo naheliegenden Periode faſt unverſtändlich macht. Voltaire's Herrſchaft über die Höfe und die gebildeten Kreiſe Europa's, Friedrich des Großen Beziehungen zu ihm, Napoleon's Verehrung für Goethe ſind Dinge, die man nur aus der genauen Kenntniß jener Zeit pſychologiſch verſtehen kann, für die es aber in der Gegenwart keinerlei Analogien giebt. Heute glauben die Großen



Gemalt 1832 in Stuttgart

der Erde mit einer Audienz, einem huldvollen Lächeln, einem Brillantring oder einer Buſennadel jene Männer, deren Namen zufällig ihr Ohr getroffen hat, zur Genüge beglückt zu haben, ohne zu bedenken, daß zuerſt der Gedanke ſeine welterlöſende Arbeit gethan haben mußte, bevor ihr Arm in die Wirklichkeit ſegenbringend eingreifen konnte.

Dem Gedankenleben, wie es uns aus dem aufgeſchlagenen Buche entgegenſtrömt, möchten wir unbeſchadet der vorbildlichen Errungenſchaften, die wir den Männern der That verdanken, unſer Volk wieder näher gerückt wünſchen. Wie viel in dieſer Beziehung zu thun übrig bleibt, erkennt man leicht, wenn man ſich vergegenwärtigt, wie wenig mit der Verbreitung der Fähigkeit, leſen zu können, die Anwendung derſelben bei uns Schritt hält. Wenn wir die ſtatiſtiſchen Tabellen zu Rathe ziehen, müſſen wir den Franzoſen und namentlich den Engländern in der Werthſchätzung des gedruckten Wortes einen großen Vorſprung vor uns zuerkennen. Gute Bücher werden dort fünf- und zehnmal ſo fleißig als bei uns gekauft und geleſen und jeder Gebildete macht ſich eine Ehre daraus, eine kleine Privatbibliothek ſein eigen zu nennen, während wir uns mit den abgegriffenen Exemplaren der Leihbibliotheken begnügen, denen die Leſeſpuren unſerer Schlächter und Bäcker anhaften. In Deutſchland iſt allerdings an eine demnächſtige Steigerung des Leſebedürfniſſes ſchon deshalb nicht zu denken, weil der Mißſtand, daß viele Familienväter mit Frau und Kindern Abends das Wirthshaus aufſuchen, nicht nur in großen Städten immer mehr um ſich greift. Dadurch gehen für die geiſtige Befruchtung koſtbare Stunden verloren. Und doch giebt es keinen vertrauteren und treueren Freund als das Buch. Du ſchlägſt es auf und ſofort richten ſich die ſcheinbar todten Buchſtaben auf, um als Farbe und Leben vor dir zu erſcheinen. Sie bieten das Beſte, was der menſchliche Geiſt auf ſeinem langen Entwickelungsgange erſonnen hat. Den Fluß, der in deine Seele ſtrömt, magſt du gewähren laſſen oder ihn unterbrechen, du wirſt ihn bei jeder nächſten Gelegenheit wieder ergiebig, fördernd und ſittigend finden. Je mehr der Einzelne durch ſeinen Beruf auf ein eng abgeſtecktes Feld der Thätigkeit hingewieſen wird, je ſchwieriger es ihm erſcheint, den Blick zur Geſammtbetrachtung der Dinge zu erheben, deſto mehr thut neben der ſchnell orientirenden Lectüre der Zeitung das Buch als etwas geiſtig Ausgetragenes, von Tagesmeinungen nicht abhängiges Erzeugniß dem Gebildeten oder nach Bildung Strebenden noth.

Wir könnten viel gemächlicher leben, uns manchen Aerger und unfruchtbaren Streit erſparen, wenn wir in den Fragen, die unſere Parteiſtellung herausfordern, mehr unſere großen Schriftſteller als jene aufdringlichen Schwätzer zu Rathe ziehen wollten, die ihre Weisheit an allen Straßenecken zum Beſten geben. Könnte man Goethe's Schönheitsideal, Schiller's ſittlichen Schwung, Leſſing's Wahrheitsliebe in die Bruſt jedes Einzelnen verſenken, ſo würde den Feinden der Humanität die Waffe von ſelbſt aus der Hand fallen. Der Egoismus, der heut zu Tage die Axt an die Wurzel der Menſchenliebe legen möchte und mit wüſtem Schreien und Toben die Gaſſen erfüllt, wird keiner anderen Weisheit erliegen als derjenigen, die nach dem Buche ſchmeckt — die aus dem Verkehr mit den geiſtigen Heroen unſerer Nation erwächſt.

Es muß geſtattet ſein, an dieſe Dinge zu erinnern, angeſichts des willkommenen Anlaſſes, der unſerem Volke geboten wird, ſich die Phyſiognomie eines unſerer erſten Dichter in ihren großen Zügen zu vergegenwärtigen. **Berthold Auerbach**, der am 28. Februar d. J. ſein ſiebzigſtes Lebensjahr erreicht, wird bei dieſer Gelegenheit überall genannt werden, wo man ſich für das Walten des Genius ein Verſtändniß bewahrt und den Widerhall ſeiner Offenbarungen in Herz und Gemüth empfunden hat. Nicht um das Denkmal handelt es ſich, welches man deutſchen Schriftſtellern auf dem Kirchhofe der Literaturgeſchichte zu errichten pflegt, ſondern um die lebendigen Zeugen für den Ruhm eines unter uns lebenden Dichters, der in Hütte und Palaſt gleich heimiſch, in Ueberſetzungen zu faſt allen lebenden Culturvölkern gewandert iſt und eine Fluth von Nachahmungen hervorgerufen hat. Auerbach hat ein ganz beſonderes Genre in unſerer Literatur zwar nicht entdeckt, aber mit eigenthümlicher dichteriſcher Kraft muſtergiltig ausgeſtaltet, ſo daß die Gebildeten zuerſt durch ihn eine treue Kenntniß des Dorflebens erhielten. Er gehört zu den wenigen Autoren, denen es vergönnt war, den Schatz unſerer Nationalliteratur zu mehren, ihr einen bleibenden Gewinn zuzuführen, ſie organiſch weiterzugeſtalten. Die Auffaſſung, als ob dem imponirenden Schauſpiele unſerer claſſiſchen Poeſie nur ein ohnmächtiges Nachſpiel gefolgt ſei, kann man durch den Hinweis auf ſeinen Namen ſiegreich bekämpfen. Auerbach hat es verſtanden, die Rieſenharfe der deutſchen Dichtung eigenartig zu ſtimmen und mit feſter kunſtgeübter Hand in ihre Saiten zu greifen. Wie er ein Schmuck für unſere Literatur geworden iſt, indem er treulich mit dem ihm von der Natur verliehenen Pfunde wucherte, ſo ehren wir uns ſelbſt, wenn wir ihm aus dankbarem Herzen Ehre und Anerkennung darbringen.

Wie unermüdlich iſt die Zeit, Spuren des raſch dahinraffenden Todes ſolchen Werken aufzudrücken, an denen unſer Herz hing und denen wir gern die Unſterblichkeit gewünſcht hätten! Was die eine Generation entzückte, blickt bereits verſtaubt und unbeachtet als Ladenhüter auf die andere herab. Die Jahre ſind wie ein viellöcheriges Sieb, durch welches das Meiſte in den Strom der Vergeſſenheit hineinfällt, und auch in geiſtiger Beziehung giebt es einen Kampf ums Daſein, bei dem einfachere, minderwerthige Schöpfungen den formenreicheren und gehaltvolleren erliegen. Wenn ein Autor wie Auerbach ſich vierzig Jahre der Gunſt der Leſerwelt zu erfreuen gehabt hat und in derſelben ſo feſt wurzelt, daß wir getroſt behaupten dürfen, ſeine Hauptſchriften werden auch im zwanzigſten Jahrhundert ihre Rolle nicht ausgeſpielt haben, ſo iſt der Reiz, den Spuren einer ſolchen Popularität nachzugehen, ein unabweisbarer. Volksthümlich zu ſein in dem Sinne, daß ſeine Schöpfungen den naiven Menſchen erfreuen und zugleich die literariſche Bildung fördern, muß ja den höchſten Ehrgeiz jedes Dichters bilden, aber meiſtens wird die eine Eigenſchaft durch die andere erkauft, entweder enthält die Miſchung zu viel von erdiger oder zu viel von geiſtiger Subſtanz. So entſtehen die Volksſchriftſteller im niederen Sinne des Wortes einerſeits und die Kunſtpoeten im beſchränkten Sinne des Wortes andererſeits, jene ſchreiben weſentlich nur für die minder Gebildeten, dieſe in der Hauptſache nur für ſolche, die entweder ſelbſt wieder Bücher ſchreiben oder doch mit der Literatur in näherer Beziehung ſtehen.

Die bleibenden volksthümlichen Wirkungen eines Poeten entſtehen nur dann, wenn er das Band, das ihn mit den unteren Schichten ſeiner Nation verknüpft, nicht zerriſſen und ſich doch zugleich auf die Höhe einer durchgeiſtigten und verfeinerten Kunſt geſchwungen hat. Wie das möglich ſei, iſt eben das Geheimniß des Genius und muß viel mehr als Thatſache hingenommen denn als äſthetiſches Problem erklärt werden. Es gehört hierzu nicht minder die Verbindung zweier Eigenſchaften, die ſich im gewöhnlichen Leben ausſchließen und nur beim Künſtler vereinigen: einer lebhaften Phantaſie und eines ſcharfen Verſtandes, die wie Weib und Mann, empfangend und befruchtend, das Gebilde der Kunſt erzeugen. Die Seltenheit dieſes Zuſammentreffens erklärt das vereinzelte Auftauchen von hervorragenden Begabungen in der Dichtung wie in ihren Schweſterkünſten.

Auerbach hat in ſeinem ſchönen Buche „Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeſchloſſen an eine Charakteriſtik Hebel's," das zuerſt 1846 erſchien und jetzt den zwanzigſten Band der geſammelten Schriften bildet, ein Sinnbild gebraucht, um zu zeigen, wie der Dichter ganz Natur und doch wieder ganz Kunſt ſein kann: „Wie der Baum ſein Wurzelgeäſte tief in den dunkeln Schooß der Erde ſenkt, Wärme und Saft aufſaugt, ſo breitet er hoch oben ſeine Zweige aus, Licht und Luft trinkend, Blüthe und Frucht treibend. Feſt ſteht er mit prangender Krone im freien lichten Raume und mit reichem Wurzelgeäſte im gebundenen dunkeln Grund." Auerbach giebt hiermit ein Bild ſeiner eigenen Entwicklung, die mit dem Leben in einem württembergiſchen Dorfe, Nordſtetten, anhebt und hier das Idyll der Kindheit genießt, dann im Gymnaſial- und Univerſitätsſtudium zur Wiſſenſchaft emporſtrebt und endlich in den Dorfgeſchichten die reife Frucht ſeines Lebens zeitigt. Der Goethe'ſche Satz: „Niemand glaubte die erſten Eindrücke ſeiner Kindheit verwinden zu können," bewahrt ſich an ihm vollkommen. Die Erinnerung an die einfach ländlichen Sitten ſeiner Heimath, an die vollen Menſchen, die herrliche Natur des Landes hat ſeinem Weſen ein für alle Mal Ziel und Richtung gegeben und wohin er ſeinen Wanderſtab auch ſpäter, geiſtig und räumlich betrachtet, richtete, wie viel er auch beobachtet, gelernt, gedacht und gedichtet hat, was außerhalb dieſer Sphäre liegt: ſein wahres urſprüngliches Weſen ruht doch nur hier und ob er auch getragen von der modernen Bildung ſeinen Heerd im Mittelpunkt des deutſchen Nationallebens, in Berlin, aufgeſchlagen hat, ſo führt ihn doch der Sommer jedes Jahr zum Schwarzwald zurück, damit das heilige Feuer, das ihn erfüllt und uns erwärmt, nichts von ſeiner Reinheit und ſeinem Glanze verliere.

Um aber die Menſchen und Zuſtände, die ſeine kindliche Phantaſie mit Bildern erfüllt hatten, als dichteriſches Object vor ſich zu ſehen, mußte ſich Auerbach von ihnen entfernen und von einer höheren Stufe auf ſie herabblicken können. Alles künſtleriſche Schaffen beruht auf einer Kraft der Erinnerung, die das Vergangene zu einem neuen höheren Daſein heraufbeſchwört. Unſer Dichter mußte die Natur mit der Cultur, das Land mit der Stadt, den Bauer mit dem Gelehrten vertauſchen. Wir finden ihn auf den Gymnaſien in Carlsruhe und Stuttgart, auf den Univerſitäten Tübingen, München und Heidelberg, im Jahre 1835 auf dem Hohenasperg, wo er wegen Theilnahme an einer Burſchenſchaft einige Monate ſitzen mußte. Als Vierundzwanzigjähriger betrat Auerbach die literariſche Arena mit einer Broſchüre: „Das Judenthum und die neueſte Literatur,“ die er ſpäter in die Geſammtausgabe ſeiner Werke nicht aufgenommen hat, die aber für den jugendlichen Verfaſſer viel zu charakteriſtiſch iſt, um übergangen werden zu können. Es iſt ein ebenſo muthiger, wie würdevoller Verſuch, jene Stimmen zum Schweigen zu bringen, welche die Juden als Feinde der chriſtlichen Religion und des deutſchen Vaterlandes hinſtellten. Mit dieſer Abwehr verband der Autor gleichzeitig die Aufforderung an ſeine Glaubensgenoſſen, aus ihrer Abgeſchloſſenheit herauszutreten und an dem allgemeinen Culturproceſſe durch Bethätigung ernſter Arbeit Theil zu nehmen. So zeigte ſich Auerbach bereits damals als eine voll normale Natur, welcher jede allgemein menſchliche Angelegenheit das Blut in Wallung bringt, und die mit der Ehrfurcht vor dem Ueberlieferten einen geſunden Sinn zum Höherſtreben und Beſſermachen vereinigt. Daß das unſelige Feuer des Raſſenhaſſes damit nicht zu löſchen war, konnte allerdings nicht zweifelhaft bleiben, es brannte unter der Aſche weiter, züngelte gelegentlich hervor, ſchien dann zuſammenzuſinken, aber nur um neue Nahrung zu empfangen. Daß Deutſchland das einzige Volk iſt, in dem die Juden neben dem materiellen auch noch ein geiſtiges Uebergewicht erlangt haben, erklärt das Nachhaltige und Unerbittliche dieſer Feindſchaft, die vereinzelte fragwürdige Erſcheinungen zum Anlaſſe eines unerhörten Klaſſenkrieges nimmt und das Band der Nächſtenliebe, das die Kinder eines Volkes an einander knüpfen ſoll, mit roher Fauſt zerreißt. Faſt fünfzig Jahre ſpäter ſah der Dichter die verhängnißvolle Conſtellation wiederkehren, mußte er es erleben, wie die giftigen Pfeile wieder durch die Luft ſchwirrten und harmloſe Wanderer in's Herz trafen, während die ruchloſen Schützen ungeſtraft ihr Handwerk treiben durften.

Aber nicht bei dem bloßen Ausrufe der Entrüſtung durfte es bleiben, hier galt es zu tieferen Anſchauungen vorzubringen, die Frage zu verallgemeinern, womöglich ein glänzendes Beiſpiel ausfindig zu machen und nicht zuletzt ſich auch ſtiliſtiſch zu entwickeln. Die Broſchüre war geziert, in einem pikant ſein wollenden und mit Fremdwörtern überladenen Stile abgefaßt. Mußte Auerbach nicht von ſelbſt das Bild des großen jüdiſchen Denkers wie ein Stern in dunkler Nacht vor die Seele treten, des Mannes, der die Entwickelung des Judenthums zur philoſophiſchen Freiheit und zur weltbürgerlichen Theilnahme an der Geſchichte der Menſchheit gleichſam verkörpert, des Philoſophen mit dem reinen kindlichen Herzen, der nach Wahrheit dürſtete und den Haß, den die Mitwelt auf ihn häufte, damit vergalt, daß er der Nachwelt unſterbliche Werke hinterließ? Auerbach hatte die Jurisprudenz und die Theologie aufgegeben und ſich in München zu Schelling's Füßen für die Philoſophie begeiſtert. Noch während ſeiner Feſtungshaft begann er an dem Buche „Spinoza, ein Denkerleben“ (zwei Bände) zu ſchreiben und er ſetzte dieſe Arbeit faſt zwei Jahre hindurch fort. Es iſt wahr, das Werk des Fünfundzwanzigjährigen trägt noch die Spuren jugendlicher Unreiſe, die Figuren haben noch etwas Gebundenes und löſen ſich von dem Hintergrunde nicht frei und natürlich los, trotzdem hat die Arbeit ſchon wegen der Gewiſſenhaftigkeit, mit der die hiſtoriſche Entwickelung beibehalten wurde, viel Verdienſtliches. Das Bild des Philoſophen und ſeiner Philoſophie tritt in lichten Farben vor das Auge des Leſers. Die Geſchichte der ſpaniſchen Verfolgungen und die in den Biographien erzählte Thatſache, daß Spinoza die Tochter ſeines Lehrers Dr. van den Ende, Olympia, geliebt habe, bilden die Achſen der Dichtung. Als Kind erlebt der Philoſoph den Selbſtmord ſeines Verwandten Uriel Acoſta — Gutzkow hatte dieſe Geſchichte wenige Jahre vor Auerbach in ſeiner Novelle „Der Sadducäer von Amſterdam“ erzählt, aus der ſpäter ſein berühmteſtes Drama herauswachſen ſollte — er vertieſt ſich in den Talmud, in die Myſterien der Cabbala, bis ihm das Nichtige alles theologiſchen Treibens klar wird und er zur Unabhängigkeit des freien Denkens gelangt. Er wird in den Bann gethan, und da er nicht zum Chriſtenthum übertreten mag, wendet ſich Olympia von ihm ab, um einen Andern zu heirathen. Sein Arzt erklärt ihm, daß er an der Schwindſucht leide und daß nur die ſtrengſte Ueberwachung des Lebens ſeine Jahre verlängern könne. Zu dem Schlafenden tritt in einer Nacht Ahasver, der ſich über ihn beugt, ihn küßt und zu ihm ſpricht: „Du biſt gekommen zu werden ein Erlöſer der Menſchheit, auch mich wirſt du erlöſen; die deines Stammes ſind, ſie haben dich verſtoßen, ſie haben dir nach dem Leben getrachtet; die nicht deines Stammes ſind, ſie haben dich betrogen, ſie haben dir deine ſüßeſten Gefühle vergällt; du kennſt keinen Groll, du lohnſt ihnen mit der Wahrheit.“

Auerbach läßt Spinoza aber nicht nur menſchlich fühlen und leiden, ſondern auch ſeine Philoſophie entwickeln allerdings in einer Form, die künſtleriſch angeſehen wohl der Hauptmangel des Buches iſt. Der Dichter läßt nämlich ſeinem Helden all das, was die Quinteſſenz ſeiner philoſophiſchen Ueberzeugung iſt, dialogiſch ausdrücken und zwar mit deſſen eigenen Worten, wie wir ſie aus dem „Theologiſch-Politiſchen Tractat“ und der „Ethik“ kennen. Dadurch entſteht indeſſen eine ungeſunde Vermiſchung von Buchſtyl und lebensvoller Unterhaltung, die äſthetiſch unhaltbar iſt, da Niemand im Leben ſo ſpricht, wie er ſich literariſch ausgiebt. Aber der Bedeutung des Buches, dem auch David Friedrich Strauß in den „Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik“ bald ein lobendes Wort ſpendete, konnte das nur wenig Abbruch thun. Im Jahre 1840, zu einer Zeit, als Auerbach am Ende ſeiner dichteriſchen Thätigkeit zu ſtehen glaubte und ſich zum Docenten der Philoſophie vorbereitete, begann er eine Ueberſetzung der ſämmtlichen Werke Spinoza's aus dem Lateiniſchen, welche er in anderthalb Jahren vollendete und mit einer kritiſchen Biographie begleitete, die wegen der Richtigſtellung mancher Thatſache auf wiſſenſchaftliches Verdienſt Anſpruch machen darf. Dreißig Jahre ſpäter erſchien dieſe Ueberſetzung in einer neuen Auflage und vierzig Jahre ſpäter ſtand Auerbach im Haag vor dem Hauſe, in dem Spinoza geſtorben iſt und vor welchem das Denkmal des gewaltigen Philoſophen für alle Freunde der Geiſtesfreiheit enthüllt wurde.

Unſer Dichter war damals von dem Studium der Walter Scott'ſchen Romane erfüllt und die Verehrung, die ihn für den Meiſter des hiſtoriſchen Romans erfaßte, brachte ihn auf den Gedanken, ob es möglich ſei, wie Jener das ſchottiſche Leben darſtellte, ſo das jüdiſche in der Eigenthümlichkeit des allgemeingeſchichtlichen und individuellen Lebens zu ſchildern und zum Ausgangspunkte dieſer Schilderungen einzelne bezeichnende Charaktere in verſchiedenen Ländern und zu verſchiedenen Zeiten zu nehmen. In ſeiner Biographie Spinoza's hatte er geſagt: „Das Verhältniß zur Antike bildet den äſthetiſchen, das Verhältniß zu den Juden den ethiſchen Gradmeſſer der jeweiligen Culturſtufe. Wie die Bibel, in alle lebenden Sprachen übertragen, Mittel und Merkmal der Sprachenbildung und der Culturentwickelung wurde, ſo hat ſich auch der zerſprengte jüdiſche Stamm in alle Nationalitäten eingelebt, thätig und leidend im Staatsganzen, ein lebendiges Zeugniß von dem alle Nationalitäten in ſich ſchließenden Menſchheitsgedanken." In dem Roman „Spinoza" hatte Auerbach den jüdiſchen Märtyrer geſchildert, der die Welt im Geiſte und in der Wahrheit überwindet und den Frieden, den ihm das äußere Leben verſagt, in ſeiner Bruſt rein und unentſtellt bewahrt. Jetzt lag es ihm nahe, einen haltloſen zerfahrenen Charakter zu ſchildern, der ſich an dem Widerſpruch ſeiner ſocialen Stellung innerlich aufreibt, weil er ſich weder geduldig unter die Peitſche duckt noch ſie ſeinem Gegner aus der Hand reißt. Eine ſolche Erſcheinung iſt der Held von Auerbach's nächſten Roman „Dichter und Kaufmann. Ein Lebensbild aus der Zeit Moſes Mendelsſohns." (Zwei Bände 1839.) Er hatte ſchon drei Jahre früher von dem ſchleſiſchen Epigrammdichter Ephraim Kuh ein kürzeres Lebensbild gegeben, das ſich nun zu einem anziehenden Roman ausbreitete. Dichteriſch bezeichnet er dem „Spinoza" gegenüber einen großen Fortſchritt, die Figuren haben ein ganz anderes farbenfriſches Leben, ja, Geſtalten wie der Vater des Helden, der Rabbi Chamamel und der Spaßmacher Heyman Liſſe gehören zu dem Gelungenſten, was wir der Auerbach'ſchen Muſe überhaupt verdanken, nur ermüdet es dem Leſer, aus dem Pſychologiſchen beſtändig auf das Pathologiſche verwieſen zu werden. Ephraim Kuh vermag das Band, welches die Phantaſie mit dem Verſtand verknüpft, nicht mehr feſtzuhalten, es reißt, und die wüſten Bilder gewinnen die Herrſchaft über ſeinen Geiſt, betäuben ihn und führen ihn dem Wahnſinn in die Arme. Dieſe krampfhaften Zuckungen des von ſeiner Umgebung gequälten Mannes ſind wohl zu breit ausgemalt, ſonſt iſt aber der Roman ſowohl wegen des Local- und Zeit-Colorits als auch wegen der ſcharfſinnigen Erörterung aller die äußere Stellung der Juden betreffenden Fragen von hervorragender Bedeutung. Zwar hat Auerbach genau ſo wie ſpäter Kompert, Schiff, Bernſtein und Franzos mehr die Lichtſeiten als die Schattenſeiten des jüdiſchen Lebens hervorgehoben und das Gleichgewicht zwiſchen dem Anerkennen und Verwerfen vielleicht nicht immer ganz hergeſtellt, doch darf man nicht überſehen, daß es ihm darauf ankam, an der Befreiung ſeiner israelitiſchen Stammgenoſſen zu arbeiten und den Inhalt des Judenthums klar darzulegen. Jene übertriebene Empfindlichkeit, die das Jüdiſche prahleriſch aufbauſcht und ſich mimoſenhaft verletzt fühlt, wenn ſich ihm ein „Goi" kritiſch zu nahen wagt, durfte der Dichter ruhig den ſemitiſchen Poſaunenbläſern überlaſſen.

Im Jahre 1841, als ſich Auerbach am Rheine aufhielt, gedachte er eine Reihe philoſophiſcher Novellen zu ſchreiben, in denen er die Lehre Spinoza's auf das politiſche und ſociale Ringen jener Zeit anwenden und alle Probleme der ſpeculativen Ethik erörtern wollte. Von dieſen Erzählungen ſind jedoch nur zwei abgeſchloſſen worden, die ſich in den „Deutſchen Abenden" (Geſammelte Werke, Neunzehnter Band) vorfinden. Das Thatſächliche, die Handlung ſind dabei nebenſächlich berührt worden, die Beſprechung eines beſtimmten Themas iſt das Weſentliche. In dieſen Geſprächen zeigt ſich beſtimmter als in irgend einem anderen Werke Auerbach's der Einfluß Jean Paul's, der allerdings nicht ſo entſchieden wie in Gutzkow's erſter Periode, aber doch in dem Charakter der redend eingeführten Perſonen und der ganzen Gefühlsweiſe nachweisbar iſt. Noch ein Buch gehört in dieſe Periode: „Der gebildete Bürger" (1843), in welchem Auerbach den Arbeiterſtänden die Pflicht der Selbſtbildung vorhielt und ihnen die Erfüllung derſelben dadurch zu erleichtern ſuchte, daß er in großen Zügen ein Syſtem entwarf. Dieſe Arbeit hat der Dichter in ſeine Geſammelten Werke nicht aufgenommen und zwar mit Recht, ſie iſt mehr geſucht als gefunden, mehr gewollt als erreicht. Der lehrhafte Ton, der bald an Hebel zu gemahnen ſcheint, bald aber wieder an Schlafrock und Studirlampe erinnert, zeigte es deutlich, daß Auerbach den Weg zum Herzen des Volkes nicht erblickt hatte, jenen Weg, den er bald darauf mit ſo feſten Schritten betreten und nie mehr aus den Augen verlieren ſollte.

* * *

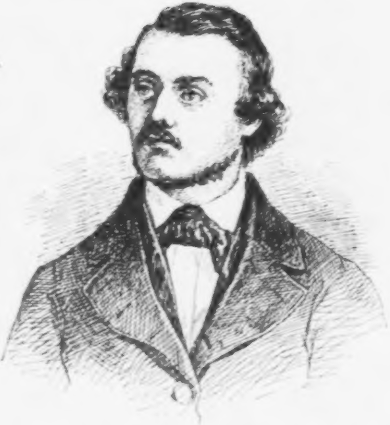
Die entſcheidenden Wandlungen in der Entwickelung eines Künſtlers nachzuweiſen, wird immer zu den ſchwierigſten Aufgaben der Aeſthetik gehören. Wie kommt es, daß der Geiſt plötzlich ſeine Richtung verändert und in neue Bahnen einlenkt, daß die harten Maſſen auf ein Mal in Fluß gerathen und jene Geſtalt annehmen, welche die dem Talent allein entſprechende Kundgebung bildet? Die Hand, die bisher unſicher getaſtet hat, greift jetzt energiſch zu und weiß den Stoff ſicher auszugeſtalten, der innere Menſch vertieft ſich und ſehnt ſich nach Sammlung, um die ihm zuſtrömenden Ideen künſtleriſch auszuprägen. Der Erfolg antwortet dieſer aufſtrebenden Kraft, Muth und Selbſtvertrauen ziehen in den Dichter ein und verleihen ihm jenes geheimnißvolle Etwas, ohne das er auf die Dauer nicht wirken kann, den Glauben an ſich ſelbſt. Noch in demſelben Jahre, in dem der „Gebildete Bürger“ erſchien (1843), wurde der erſte Band der „Schwarzwälder Dorfgeſchichten“ herausgegeben, und ſo verſchieden der Charakter beider Bücher war, ſo verſchieden war auch der Eindruck aufs Publikum. Dort war Alles abſtract und künſtlich, hier Alles lebensvoll und natürlich; dort ging die Wirkung nur auf literariſche Kreiſe, hier drang ſie ſofort in das Volksleben ein — wenn auch nicht mit der nachhaltigen Kraft, die ſich aus der Summe der ſpäteren

Erzeugniſſe des Dichters ergab, ſo doch ruhig und ſicher eine Stätte im Herzen der Nation findend.

Wir müſſen uns in die Epoche der jungdeutſchen Schule zurückverſetzen, in der ein Häuflein Schriftſteller eine neue Literatur heraufzuführen gedachte, indem ſie mit den an der Hegel'ſchen Philoſophie geſchärften Waffen des Journalismus gegen alles Zopfige oder was ſie dafür hielten, in die Schranken traten und dem Modernen eine kühne Initiative entgegenbrachten. Eine übermüthige Werdeluſt ſteckte in dieſen Autoren, die ſo jung waren, daß ſie das Genie auf ein Commandowort hervorzaubern wollten und ſich groß dünkten, weil ſie ſich in das Große hineingelebt hatten. Der Schlachtruf, daß die Poeſie durch das Leben der Gegenwart wiedergeboren werden ſoll, erzeugte den Liberalismus in der politiſchen, den Rationalismus in der theologiſchen, die „freie Sittlichkeit" in der ſocialen Anſchauung jener Zeit. Von dem Inhalt der neuen Literatur hatte man zunächſt nur eine undeutliche Vorſtellung. Die Hauptſache war anfänglich das Anſpannen und Geltendmachen der eigenen Perſönlichkeit, im beſten Falle kam es zu einem glücklichen Anlauf, zu einer klangvollen Verheißung. Es bedurfte einer ganz anderen Einſicht in die Bedingungen des künſtleriſchen und literariſchen Schaffens, um das ſtolze Gebäude des jungdeutſchen Ideals zu errichten. Was gemachte Genialität bei den Einen, was echte, wenn auch unreife Begabung, gepaart mit Fleiß und Wiſſen, bei den Anderen zu bedeuten hatte, ſollte ſich ſchnell herausſtellen, und wenn wir heute an die Gruppe jener Schriftſteller denken, deren Werke der Bundesbeſchluß von 1835 auf Grund der Menzel'ſchen Denunciationen ächtete, erſchrecken wir bei der Erwägung, wie ſchnell die Todten reiten. Wo ſind die pathetiſchen Declamationen Ludwig Wienbarg's, des Aeſthetikers der Schule, die Schriften Theodor Mundt's, die Arbeiten Kühne's, Marggraff's und ſo vieler Anderer geblieben, die ſo fröhlich mit den Sporen an einander ſchlugen, daß man glaubte, die Welt müſſe ihnen gehören und bleiben? Nur zwei Schriftſteller jener Gruppe haben den Uebergang aus der Periode des krankhaft aufgeſtachelten Ehrgeizes, des unklaren Stürmens und Drängens zu bleibenden künſtleriſchen Arbeiten gefunden und einen Einfluß gewonnen, der über das Jahrhundert hinausgehen wird: Karl Gutzkow, der univerſellſte Kopf unſerer modernen Literatur, der dem Drama und dem Roman neue Wege bahnte, und Heinrich Laube, in dem die Elemente zwar gröber gemiſcht ſind, der aber mit ſeiner geſunden Begabung ſeinen Ehrenplatz im deutſchen Theater behauptet hat.

Auerbach konnte ſich ſeiner ganzen Natur nach in dieſen Kreiſen nicht wohl fühlen, ihm kam die Verwerthung der modernen Emancipationsideen bei all dem Geiſte, der dabei entwickelt wurde, theilweiſe frivol, theilweiſe dilettantiſch vor, er erkannte von der Höhe ſeiner philoſophiſchen Bildung ſchnell das Gemachte und Unfertige ſolcher Verſuche. Das Lärmende, Haſtige, Athemloſe jener Männer widerſprach ſeinem zum Beſchaulichen und Gemüthvollen neigenden Weſen. Seine Sache war es nicht, nach ſchnell entworfenen Grundriſſen Bauwerke aufzuführen, die von jedem Zufallswinde umgeſtoßen werden konnten, er ſuchte ſicheren Grund und feſtes, im Einzelnen bewährtes Material. Hierzu kam das Selbſtſtändige ſeiner Natur, der es wider den Strich geht irgend Jemandem nachzuahmen. Von einem unmittelbar erfaßten Stoffe mußte er einen ſtarken Eindruck haben, wenn er gut ſchreiben ſollte, und dieſen Eindruck, wie er ſich in ihm gebildet hat, einfach und ungeſchminkt wiedergeben. Was er um ſich erblickte, ſchien ihm Alles nach Druckerſchwärze und Dinte zu reichen; wo war noch unberührtes friſch quellendes Leben zu finden? In dieſes Sinnen hinein tönte anfangs leiſe, dann immer vernehmlicher das Rauſchen der Gebirgsquellen, das Weben und Wogen der Wälder, der Vogelſang auf den Fluren ſeines Heimatlandes, er ſah die Menſchen, unter denen er ja ſelbſt ſo viel Freuden und Schmerzen erlebt hatte, mit dem Mitgefühl eines ihnen eng verwandten Weſens, aber auch mit der Ueberlegenheit einer unendlich verfeinerten Bildung an — hier war Alles Farbe, Duft und Blüthe für ihn, er durfte nur das Ohr anlegen, um tauſendfältige Antwort zu bekommen, während ihm die Salonliteratur mit ihrer falſchen Vertraulichkeit, ihren öden Verbindlichkeiten ſo kalt und ſtumm geblieben war. Wenn ihm überhaupt ein Griff ins volle Menſchenleben gelingen ſollte, konnte es nur der in die heimatliche Art und Sitte ſein.

Der Dorfbewohner hat vor dem Städter den Vorzug eines reicheren Sinnenlebens, einer mehr dem Natürlichen zugewendeten Anſchauungsweiſe; während der Städter das Bewußtſein ſeiner natürlichen Abſtammung in den meiſten Fällen verloren hat und die Dinge nur auf ihren geiſtigen Werth anſieht, giebt ſich der Landmann den Eindrücken, die Auge und Ohr empfangen, naiv hin. Er iſt gewohnt die Dinge in der Ferne zu erkennen, während wir kurzſichtig ſind und Alles nah vor uns haben müſſen, er ſteht im innigſten Zuſammenhange mit dem Wechſel der Witterung und der Jahreszeiten, die unſere Gewohnheiten nur wenig unterbrechen, er erwacht mit der Sonne und geht mit ihr ſchlafen, während es bei manchem Großſtädter faſt umgekehrt iſt. Dieſer ſpricht vom Sonnenaufgang und dem Ruf der Lerche, die aus der Ackerfurche aufſteigend den jungen



Gemalt 1859 in Karlsruhe.

Tag begrüßt, aber er hat weder den einen geſehen, noch den andern gehört. Dieſes Sicheinsfühlen mit der Umgebung iſt es, was den natürlichen Menſchen dem geiſtigen intereſſant macht, ſo entgegengeſetzt ihre ganze Lebensführung auch iſt, denn der Bauer findet Vieles verſchroben und lächerlich, was der Städter verehrt, und ebenſo ſpottet dieſer über Vieles, was Jenem theuer iſt. Aber wie die Sinnenfreudigkeit auf dem Lande denjenigen entzückt, der ſoeben dem Staub der Straßen entflohen iſt, imponirt dem an harte Arbeit gewöhnten Bauer die ganze Welt höherer Beziehungen, die er aus dem Auftreten, den Bedürfniſſen, der Sprache des Städters herauszufühlen glaubt.

Auerbach hat dieſe Betrachtung in ſeinem bereits erwähnten Buche über Hebel in folgender liebenswürdiger Weiſe weiter ausgeführt: „Will ſich der Städter eine ausnehmende Sonntagsfreude machen, verläßt er all den bunten Trödel um ſich her, ſetzt eine leichte Mütze auf und wandert hinaus aufs Land, verkoſtet einmal wieder geſtandene Milch und Schwarzbrod, oder macht ſich, wie im Urzuſtande, im Walde gelagert, dort ein Feuer an. Mit einem grünen Zweig auf der Mütze, friſche Feldluft in der Bruſt kehrt er ſingend heimwärts. Der Bauer, der Landmann andrerſeits freut ſich ſchon oft Wochen voraus auf den Sonntag, da er ‚nach der Stadt gehen‘ wird. Er gönnt und geſteht ſich nicht leicht eine Freude als ſolche, ſondern beredet ſich, daß er dort gar viel abzumachen habe. Wohl ihm, wenn er ſich nicht blos einredet, wenn er nicht zu ‚zinſen‘ hat oder demüthig um Stundung der Friſt bitten muß. In ſeinem beſten Sonntagsſtaat ſchreitet er nun dahin, betrachtet ſich dann ſtaunend die hochſtöckigen Gebäude, die ſich immer weiter aneinanderreihen, verliert ſich in das bunte Treiben der Straßen, ſetzt ſich als blinder Paſſagier, aber nur in Gedanken, in die raſſelnden Caroſſen, betrachtet wieder verwundert und verlangend das ſeltſame und bunte Tauſenderlei hinter den Glasſcheiben der Kaufläden, und ſucht ſich die ganze Welt ſo gut es geht zuſammenzureimen, oder vergißt bald Alles beim Glas in der Schenke. Holt er ſich auch einen kleinen Stich, ſo iſt nur zu wünſchen, daß er von geſundem unverfälſchtem Getränke käme. Er zieht endlich heimwärts, mit ſich ſelber redend, und ſeine Gedanken träumen oft noch mehr von den wunderlichen Anſchauungen als von dem genoſſenen Getränke. Zu Hauſe kramt er aus, was er eingekauft, geſehen und gehört, und das auf dem Tiſch liegende mitgebrachte Weißbrod will oft ſo wenig zu dem gewohnten Leben paſſen als die fremden Gedanken, die jetzt in der Stube laut werden, bis am andern Morgen die Gewohnheit des Lebens wieder angeht.“

Es wäre ganz falſch anzunehmen, daß ſich Auerbach's Muſe in den Schwarzwald geflüchtet habe, um den großen, die Welt bewegenden modernen Ideen aus dem Wege zu gehen. Er ſuchte vielmehr nur nach einem feſten Boden für ſie, den er auch wieder in ſeinem Heimatlande beſſer als wo anders zu finden glaubte. Die Bauernhütte liegt nicht in abſoluter Einſamkeit, an ihrer Schwelle bricht ſich das Meer des öffentlichen Lebens in deutlich bemerkbaren Wellen, der Axthieb des Bauern iſt nicht ohne Vermittlung mit den Entſchlüſſen, die am grünen Tiſch der Diplomaten, im Kriegsrath und im Parlament gefaßt werden. Auerbach iſt auch als Schilderer des Dorflebens ein Anwalt der Freiheit, er will den menſchlichen Kern in jedem Einzelnen erkannt und bewahrt wiſſen vor falſcher Bevormundung, ihm iſt das Dichten kein ſelbſtgefälliges Spiel mit bunten Bildern, die nur das Auge ergötzen und das Herz kalt laſſen, nein, er will die Poeſie zu etwas Idealem und im höchſten Sinne des Wortes Sittlichem erheben. Die Hebung der Volksbildung lag ihm immer nahe, wie denn der echt deutſche Grundzug ſeines Weſens in der Abſicht, überall zu beſſern und zu beleben, wohl am entſchiedenſten zum Ausdruck kommt. Den Menſchen aus der Verkommenheit herauszureißen und ihn die Anerkennung der Lebenspflichten zu lehren, den Charakter zu ſtählen, daß er ſich bewähre beim unerwarteten Anſturm des Lebens, bei aller Luſt am Natürlichen doch den Ernſt nicht zu kurz kommen zu laſſen, das iſt ſeine Auffaſſung vom Leben. Erſt wenn der Menſch durch und durch zerfreſſen iſt vom Gifte der Lüderlichkeit, oder wenn er ſich unter dem Drucke einer großen Schuld gar nicht mehr aufrichten kann, wirft ihn der Dichter verächtlich bei Seite als einen ungeſunden Beſtandtheil des geſellſchaftlichen Organismus, der ihn in Folge deſſen abſtoßen muß. Tief iſt in ihm die Abneigung gegen alles Zweideutige und Frivole eingewurzelt, ja er geht darin ſo weit, daß er einen kräftigen Spaß wohl erzählen, aber durchaus nicht niederſchreiben kann. In der Geſellſchaft von Freunden fühlt er ſich als bloßer Menſch, dem nichts Menſchliches fern liegt, mit der Feder in der Hand kommt er ſich als Lehrer der Jugend und des Volkes vor, deſſen feſte Ideale er durch die auflöſende Kraft des Komiſchen und Witzigen bedroht glaubt. Ohne Frage berühren wir hiermit die Achillesferſe Auerbach's, den Mangel an friſch ſprudelndem Humor, auf den der Leſer einfach mit einem geſunden Lachen zu antworten hat. Der Dichter kennt wohl das geiſtreiche Lächeln, das auf die Dinge den Stempel eines geflügelten Wortes drückt, aber nicht jene urkräftige Bekundung der Laune, mit der etwa die griechiſchen Götter das Eintreten des hinkenden Hephäſtos in den Olymp begleiteten. Man denke z. B. an die humoriſtiſchen Novellen Gottfried

Keller's, an die „Mißbrauchten Liebesbriefe“ oder die „Drei gerechten Kammmacher“ und an einzelne Figuren Auerbach's, in denen Alles zum Humor drängt, ohne daß er ſich entwickeln kann, an den Schulmeiſter Adolf Lederer im „Lautenbacher“ und den „Kohlebrater“ Adalbert Reichenmaier in der „Frau Profeſſorin,“ um ſich den Unterſchied klar zu machen, wie dort Alles flüſſig, hier Alles feſt iſt. Die beiden erwähnten Geſtalten Auerbachs zeigen den Widerſpruch im Fühlen und Denken, der ſich ergiebt, wenn ſich ein Gebildeter mit einem Ungebildeten auseinanderſetzen will: ſie verſtehen ſich fortwährend falſch, der Eine nimmt einen bildlichen Ausdruck des Anderen im eigentlichen Sinne, der Andere glaubt etwas durch umſtändliche Erörterungen deutlicher auszudrücken und wird dadurch ganz unverſtändlich. Die Sprache ſcheint für die Beiden nur erfunden zu ſein um Mißverſtändniſſe hervorzurufen. Solche Verlegenheiten laſſen ſich nur bei humoriſtiſcher Beleuchtung ſchildern, die Komik iſt allein im Stande hier eine äſthetiſch befreiende Wirkung hervorzurufen. Auerbach's Art, ſich zum Fluß der widerſprechenden Situationen nur ironiſch hinabzubeugen, anſtatt in ihnen tief unterzutauchen und ſich des erquickenden Bades zu erfreuen, iſt entſchieden als ein Mangel ſeiner Natur zu bezeichnen.

Der ernſte, auf das Bleibende und Wahre gerichtete Sinn des Dichters mußte es aber auch verſchmähen, in das Dorfleben eine arkadiſche Unſchuld hineinzulügen, die ihm durchaus fremd iſt. Die Pegnitzſchäferei mit dem erlogenen Kram des Süßlichen und Lieblichen hat mit ſeiner männlichen Anſchauungsweiſe, die tief in den granitnen Boden der Wirklichkeit eingeſenkt iſt, Nichts zu ſchaffen. Er erzählt von vielem Holdſeligen und Zarten, er weiß den Duft der Wieſen, die reine

Himmelsbläue, das Glück braver Menſchen in ſeine Novellen hinüberzuretten, aber gleichzeitig und eigentlich überwiegend bringt er heftige Schmerzen und erſchütternde Schickſalsfügungen. Die unbeſtochene Beobachtungsgabe des Landlebens, die Nichts unterdrücken und Nichts hinzuſetzen will, ſteht im innigen Zuſammenhange mit Auerbach's ſpinoziſtiſchem Glaubensbekenntniſſe. Sein großer Meiſter in der Weltweisheit hatte behauptet, daß man die Handlungen der Menſchen weder beklagen, noch belachen, oder verabſcheuen, ſondern begreifen müſſe — daß man ſie ſammt den Begierden ganz ſo unterſuchen könne, als ob es ſich um geometriſche Linien oder Flächen handelte. Das ſchien unſerem Dichter auch anwendbar auf ſeine Schilderungen des Bauernlebens, das er wie ein wiſſenſchaftliches Object in allen ſeinen Einzelheiten analyſirte, um es in der unerbittlichen Folgerichtigkeit des Geſchehenen, in dem unabwendbaren Schickſal, bei dem jede Sünde an unzerreißbarer Kette auch die Schuld nach ſich zieht, zu verſtehen. Dieſen Geiſt ſittlichen Ernſtes, verkörpert in gehaltvollen dichteriſchen Gebilden in die Seelen ſeiner Leſer einziehen zu laſſen, war Auerbach's künſtleriſche Abſicht, er ließ ſich nicht zum Publikum herab, ſondern zog es zu ſich hinauf.

Ferdinand Freiligrath giebt in ſeinem ſchönen Gedichte „Dorfgeſchichten von Berthold Auerbach," mit dem er im November 1843 das Erſcheinen des erſten Bandes begrüßte, einen Rückblick auf die Vorläufer derſelben. Er erklärt Heinrich Stilling's Jugend für die erſte deutſche Dorfgeſchichte, fügt ihr Peſtalozzi's „Lienhard und Gertrud," Brentano's „Geſchichte vom braven Casperl und dem ſchönen Annerl," Immermann's „Oberhof" hinzu und beſingt dann den Verfaſſer der „Schwarzwälder Dorfgeſchichten" in folgender ſchwungvollen Weiſe:

Als Fünfter nun geſellſt Du Dich zu dieſen,
Die treu geſchildert einfach kräft'ge Sitten;
Aus Deines Schwarzwalds tannendunkeln Wieſen
Mit ſeinen Kindern kommſt Du froh geſchritten
Und ſetzeſt ein das Tuchwamms und die Flechte
In ihre alten dichteriſchen Rechte!

Das iſt ein Buch! Ich kann es Dir nicht ſagen
Wie mich's gepackt hat recht in tiefer Seele;
Wie mir das Herz bei dieſem Blatt geſchlagen,
Und wie mir Jenes zugeſchnürt die Kehle;
Wie ich bei dem die Lippen hab' gebiſſen,
Und wieder dann hellauf hab' lachen müſſen!

Das Alles aber iſt Dir nur gelungen,
Weil Du Dein Werk am Leben ließeſt reifen;
Was aus dem Leben friſch hervorgeſprungen,
Wird wie das Leben ſelber auch ergreifen,
Und rechts und links mit Wonnen und mit Schmerzen
Sturmſchritts erobern warme Menſchenherzen! . . . .

Wer mag ihn unterdrücken,
Den Kern im Volk, den ewigtücht'gen, derben?
So laß uns friſch denn auf und vorwärts blicken:
Ein Keim wie der wird nimmermehr verderben!
Der fängt erſt an, in Pracht ſich zu entfalten —
Mag Gott die Hände ſegnend drüber halten!

In ſolcher Hoffnung biet' ich Dir die Rechte! —
Wär' ich der Schwarzwald, meine Wipfel ballt' ich,
Und ſchüttelte der Aeſte Wucht und brächte
Ein Ständchen Dir, wildrauſchend und gewaltig!
Ich hoff', er thut's. Mag Dir auf weitern Flügen,
Indeß mein Handſchlag und dies Lied genügen!

Auerbach's Dorfgeſchichten umfaſſen den erſten bis achten, den einundzwanzigſten und zweiundzwanzigſten Band der „Geſammelten Schriften,“ die drei Erzählungen „Nach dreißig Jahren,“ endlich „Landolin von Reutershöfen,“ „Forſtmeiſter“ und „Brigitta.“ Es iſt damit eine Production bezeichnet, die im Jahre 1843 anhebt und bis 1879 reicht. Von der Mitte der ſechsziger bis zur Mitte der ſiebziger Jahre erſcheint die Dorfgeſchichte nicht ſelbſtſtändig, ſondern nur als Moment der Handlung in den großen ſocialen Zeitromanen „Auf der Höhe,“ „Das Landhaus am Rhein“ und „Waldfried,“ erſt mit den Novellen „Nach dreißig Jahren“ kehrt der Dichter wieder zum Ausgangspunkte ſeines Schaffens zurück.

Den erſten der Dorfgeſchichten hat der Dichter einem ganz beſtimmten Ort, ſein Heimatdorf Nordſtetten als Schauplatz angewieſen und als ſein Vorhaben giebt er in der Vorrede ſelbſt an „ein ganzes Dorf gewiſſermaßen vom erſten bis zum letzten Hauſe zu ſchildern.“ Einzelne Figuren wie der Matthes, der Soges, der Buchmaier kehren denn auch in mehreren Erzählungen wieder, der abgeriſſene Faden im Schickſal des Einen und des Anderen wird ſpäter wieder aufgenommen und weiter geſponnen.

Eine doppelte Eigenthümlichkeit, die ſich aus dem Charakter der Volkspoeſie ergiebt, tritt in dieſen Erzählungen deutlich hervor, das Vorwalten des Liedes und des Spruches. Beide Momente ſind ſo wenig zufällig, daß ſie vielmehr von der Muſe der Volksdichtung auf das Beſtimmteſte gefordert werden. Wie das Volksſtück nicht ohne freie Lyrik beſtehen kann — in den Berliner Poſſen erſcheint ſie in verkümmerter Geſtalt als Couplet — ſo verlangt auch die Dorfnovelle jene Wendung zum Innerlichen, für welche ſich das geſprochene Wort als ungenügender Ausdruck erweiſt und das geſungene Lied als die knappſte und zugleich vielſagendſte Form der Empfindung eintreten muß. Auerbach hat ſeine Lieder keiner gedruckten Sammlung entnommen, ſondern ſie unmittelbar, wie ſie über die Lippen der Sänger kamen, feſtgehalten und damit unſer nationales Liederbuch weſentlich bereichert. Die eingeſtreute Spruchweisheit bedeutet eine ähnliche Concentration wie das Lied, nur nicht nach der Seite des Gefühls, ſondern nach der Seite des urtheilenden Verſtandes. Der Spruch iſt die bequemſte und überall gangbare Münze, in welche ſich die Erfahrung und Weisheit des Volkes ausprägen läßt, man giebt ſie aus und ſie wird ſofort anerkannt, höchſtens daß ſie im Tauſche ein Mal den Kürzeren zieht, wenn ſie gegen den Träger eines noch höheren Werthes gehalten wird.

So außerordentlich mannigfaltig der Stoff iſt, der dieſen Novellen zu Grunde gelegt iſt, ſo laſſen ſich doch deutlich einige Richtungen kennzeichnen, innerhalb derer ſie in der Phantaſie des Dichters ausgereift ſind. Wir haben ſchon erwähnt, daß für Auerbach die Dorfgeſchichte keine von den großen Fragen unſeres Lebens unberührte Welt iſt, daß er ſie vielmehr bewegt werden läßt von den Freuden und Leiden, die unſer Aller Erbtheil ſind. Die kleine Welt auf dem Lande ſteht mit der großen in den Städten in ununterbrochener Wechſelbeziehung, die Natur empfängt von der Cultur fortwährend Eindrücke und Anregungen. Wie ſich die eine zur anderen verhält, das bildet nun das Thema für eine große Zahl dieſer Dorfgeſchichten. Die Cultur kann für das Dorfleben verderblich werden, entweder wenn ſie ſelbſt innerlich angefault iſt und damit ein geſundes Glied anſtecken will, das von dem Gifte noch unberührt geblieben iſt, oder wenn ſie ohne Sinn für die Entwickelung des Volkslebens dieſelbe organiſch unterbricht und ihr andere Wege anweiſen will, als die ihr von der Natur vorgezeichnet ſind. In dieſen Fällen pflegt das Volk ſich ſeiner geſunden Kraft bewußt zu werden und den Druck abzuſchütteln. Aber die Landbewohner erweiſen ſich auch den Errungenſchaften der Bildung gegenüber oft als beſchränkt und unzugänglich, ſie halten an nutzloſen Traditionen feſt und wehren ſich gegen das eigene Gute, bis die Vorurtheilsloſeren unter ihnen ein Einſehen haben und dem neuen Geiſt, den ihnen das Stadtleben zugeweht hat, den Eingang nicht länger verwehren.

Die Reihe der Novellen, welche die falſche, vom Landmann mit Recht zurückgewieſene Cultur ſchildern, fängt mit „Befehlerles“ (1843) an. Der Polizeiſtaat hat das Bedürfniß einer unaufhörlichen Plackerei des Volkes durch eine Bureaukratie, die keinen Sinn für altherkömmliche Sitten und Gewohnheiten hat. Die Selbſtſtändigkeit der Gemeinden wird dabei bedroht und eine thörichte Verordnung hat die andere zur Folge. So zieht das Verbot des Maibaumſetzens das andere nach ſich, dem zu Folge es den verheiratheten Männern unterſagt ſein ſoll, wie ſie es ſeit uralten Zeiten gewohnt ſind, bei einem Gange über Feld eine kleine Handaxt am linken Arm zu tragen. Wer kennt nun nicht die prachtvolle Schilderung in „Befehlerles,“ wie die Bauern mit ihren Aexten zum Oberamtmann in die Stube dringen und der Buchmaier als Sprecher des Volkes eine flammende Rede zur Vertheidigung heimiſcher Gebräuche hält? Das Genrebild wird damit plötzlich zur Hiſtorie und ertheilt ſich ſelbſt einen ebenſo natürlichen wie imponirenden Aufſchwung. In des „Schloßbauers Vefele“ (1843) iſt es der galante Taugenichts, der ſich mit der Ueberlegenheit des Städters die Gunſt des Landmädchens raubt, bis dieſes ſeine

Schande im Waſſer begraben muß. In „Lucifer“ (1847) handelt es ſich um das Auseinanderprallen von ſelbſtſtändiſchem Gemeindeleben und geiſtlicher Bevormundung. Dem fanatiſchen ehrgeizigen Pfarrer tritt der Sägemüller Lucian Hillebrand als Freidenker gegenüber, er wird deshalb von Jenem in der Kirche öffentlich angegriffen und beſinnt ſich keinen Augenblick, an derſelben Stelle darauf zu erwidern. Später läßt er ſich ſogar hinreißen, den Pfarrer tüchtig durchzuprügeln, doch hat dieſer Veranlaſſung, ſeine Beſchimpfung zu verſchweigen und Lucian kommt mit einer gelinden Strafe davon. Aeußerlich ſcheint der Conflict beigelegt zu ſein, aber innerlich fäßt das Feuer des Zweifels in der Familie des Sägemüllers weiter, der ſchließlich ſich ganz zur Naturreligion bekennt und mit ſeiner Tochter nach Amerika auswandert. Noch bedeutender iſt die Rolle des Katholicismus in einen der vorzüglichſten und bekannteſten Novellen „Ivo der Hajrle“ (1843). Wie wunderbar iſt die Macht der katholiſchen Kirche auf das Gemüth des Knaben geſchildert, der ſoeben gelernt hat die Augen geiſtig aufzuſchlagen! Die hundert kleinen Detailzüge, deren ſich Auerbach hierbei bedient, ſind mit Meiſterhand vertheilt und nicht minder vortrefflich iſt der Umſchlag in der Stimmung Ivo's bis zu ſeiner völligen Abneigung gegen den geiſtlichen Beruf vorbereitet. Der auf dem Lande geborene und erwachſene Jüngling muß endlich die Dreſſur, der ihn die katholiſche Kirche unterwerfen will, als läſtige Feſſel abſtreifen. „Ich möchte wohl Pfarrer ſein, aber nur des Sonntags, ſo die ganze Woche mit Nichts als mit unſerem Herrgott und von Dem leben, was man von ihm weiß, in der Kirche ſo daheim ſein wie in ſeiner Stube, da hat man gar keine Kirche und keinen Sonntag mehr. Ach, lieber Himmel, wie ſchön war mirs, wenn ich des Morgens in die Kirche gekommen bin und habe „Guten Morgen, Gott!“ geſagt; die Sonne hat ganz anders geſchienen, die Häuſer haben ganz anders ausgeſehen und die Welt war ganz anders wie an einem Werktag! — Das lutheriſche Pfarrleben gefällt mir auch nicht. Vom Predigen eine Frau und einen Haufen Kinder ernähren, nein! nein! — Die Theologie verdirbt die Religion. Was brauchts da viel? Liebe Gott, liebe deinen Nächſten. Punktum.“

Mit der „Frau Profeſſorin“ (1845) hat wohl Auerbach's Anſehen jene breite und tiefe Grundlage erhalten, die ihn neben die Erſten unter den lebenden Schriftſtellern ſtellt, und zwar hat zu dieſem Erfolg die bekannte Dramatiſirung, die ſeinen Zorn hervorrief und ihn zum gerichtlichen Einſchreiten veranlaßte, nicht wenig beigetragen. Wie Frau Birch-Pfeiffer in ihrem Drama „Dorf und Stadt“ den Gegenſatz zwiſchen ländlichen und ſtädtiſchen Sitten ſentimental verkleiſtert, während Auerbach als ehrlicher Künſtler Dasjenige, was nicht zuſammenpaſſen will, wieder aus einander gehen läßt, war allerdings ein poetiſches Verbrechen, welches den Dichter empören mußte, auch wenn er ſich nicht in ſeinem literariſchen Eigenthumsrechte gekränkt fühlte. Aber auch von der Unmöglichkeit des theatraliſchen Schluſſes abgeſehen, iſt in dem Stücke Alles auf den Kopf geſtellt und durch einander geworfen worden. Wie wir Alle wiſſen, wurde Auerbach mit ſeiner Klage von den Gerichten abgewieſen; das deutſche Recht erklärt den Romandichter für völlig ſchutzlos gegen die theatraliſchen Einſchlachtungen, mögen ſie mit noch ſo täppiſcher Hand ausgeführt ſein, während in Frankreich jede Strophe eines Couplets als Eigenthum angeſehen wird, auf deſſen Entwendung Strafen ſtehen. Sieht man die Angelegenheit allerdings praktiſch an, ſo läßt es ſich nicht leugnen, daß die Geſtalt des Lorle, wie ſie dem Zuſchauer aus dem Birch-Pfeiffer'ſchen Stücke ſichtbar entgegentrat, Auerbach's Ruhm in einer ſo nachdrücklichen Weiſe verkündet hat, daß die Rückwirkung auf das Buch unmöglich ausbleiben konnte. Das Stück hat der Novelle Tauſende von Leſern gewonnen und ihre Heldin in beiſpielloſer Weiſe, man kann ſagen, hinab bis in alle Hütten populär gemacht. Die Figuren des Lorle, des Reinhard, des Kohlebraters ſind uns, ſeitdem die erſte Kunde von ihnen zu uns in die Kinderſtube drang, ſo vertraut, daß wir ſie zu unſeren liebſten Bekanntſchaften zählen müſſen.

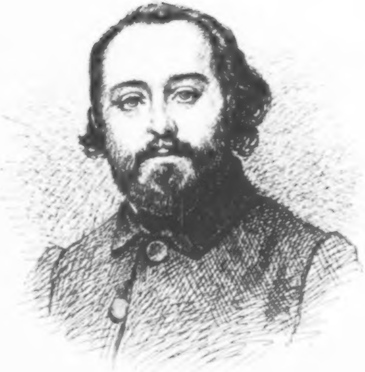
In den neuen Dorfgeſchichten „Nach dreißig Jahren" (1876) findet ſich „Des Lorle's Reinhard," die Fortſetzung zur „Frau Profeſſorin," an Friſche und Erfindung mit jener nicht vergleichbar, aber feſſelnd wegen des melancholiſchen Tones, auf den ſie geſtimmt iſt, und der lange in der Bruſt des Leſers wehmüthig nachklingt. Auerbach führt die Erzählung beim Tode Lorle's weiter, von welcher der Maler Reinhard in Rom Mittheilung erhält. Da beſchließt er die Siebenhügelſtadt zu verlaſſen und an derſelben Stätte, wo er im Verein mit der Verſtorbenen die höchſte Glückſeligkeit genoſſen hat, ſeine Tage zu beſchließen. Die Ankunft Reinhard's im Dorfe, die Begegnung mit dem alten Bekannten iſt von Auerbach mit feiner Schattirung der einzelnen Charaktere dargeſtellt. Reinhard will der Kunſt entſagen und in ländlicher Einſamkeit ein ſtilles beſchauliches Leben führen. Da erwacht in ihm die Liebe zu einem Mädchen, Malva, welches als Pflegetochter Lorle's von dieſer erzogen wurde, ſie wie eine Mutter geliebt und in ihren letzten Stunden gepflegt hat. Bevor es aber zur Vermählung kommt, trifft Reinhard ein ſchweres Unglück, indem er, im Begriffe ſich vor der Wuth eines Blödſinnigen zu ſchützen, vom Söller auf die Straße ſtürzt und in Folge dieſes Unfalls ſtirbt. Der Maler und Lorle verſöhnen ſich im Tode.

An die Spitze der anderen Reihe von Novellen, in denen die künſtleriſche Abſicht des Dichters gegen das Feſthalten an verrotteten Vorurtheilen gerichtet iſt, ſtellen wir die Erzählung: „Sträflinge“ (1846). Hier gilt es den humanen Beſtrebungen der Neuzeit Eingang zu verſchaffen in die Gemüther des Landvolkes, das von ſeinem Argwohn gegen den gefallenen Sünder, auch wenn er bereut und Beſſerung verſpricht, nicht laſſen will. Auerbach erklärt ſich mit Wärme gegen die Einzelhaft und die damit verbundene Herabwürdigung des Menſchen zum ſprachloſen Thier: „Jahre lang in einſamer Zelle ſitzen, ohne eine Menſchenſeele, der man die flüchtigen und unſcheinbaren wie tieferen Regungen der Seele mittheilt — das iſt eine Erfindung, würdig einer lendenlahmen Zeit, der das Verbrechen über den Kopf wächſt und die es zu ausgemergelter Frömmelei zu verwandeln trachtet. Drängt die quellende Thatkraft zurück, ſperrt die ſcheußlichen Dämonen in die Bruſt eines Menſchen, daß ſie ſich in einander krallen, ſich zerren und raufen; gebt Acht, daß ja Keiner entkommt und in eure mit Latten umfriedete Welt eindringt, ſchickt dann euren Pfaffen, ſein Opfer iſt bereit, wenn ihm nicht der gütige Dämon des Wahnſinns zuvoreilt.“ Darum giebt Auerbach auch ſeinen Sympathien für die Vereine, die ſich die Behandlung und Verſorgung entlaſſener Sträflinge angelegen ſein laſſen, entſchiedenen Ausdruck. Jacob und Magdalene, die nach Verbüßung ihrer Strafe im Zuchthaus ein arbeitſames und ordentliches Leben führen, werden auf falſchen Verdacht hin wieder gefänglich eingezogen. Als ſich dann ihre Unſchuld herausſtellt und man ſie freilaſſen muß, begründen ſie einen Hausſtand und Jacob erhält die Stelle eines Bahnwärters. Die Novelle „Das Neſt an der Bahn“ in den Dorfgeſchichten „Nach dreißig Jahren“ (1876) ſetzt dieſe Erzählung fort und ſchildert das pflichttreue Leben des Bahnwärters. Die ganze Scala der Empfindungen in dem Seelenleben des Mannes vom drückendſten Bewußtſein des Verbrechens durch die immer leiſer werdenden Mahnungen des Gewiſſens bis zur vollen Freude am Daſein als gleichberechtigtes Glied der Menſchheit wird hier virtuos heruntergeſpielt. Dem inneren Glück in der Bruſt des Mannes entſpricht das äußere Behagen eines fröhlich gedeihenden Familienlebens. Wie reizend machen ſich die Gruppen der Kinder und Verwandten! Die ungeheuchelte Biederkeit Albrecht's, welcher den Beruf ſeines Vaters ergreift, Emil's unlauterer Ehrgeiz, Bildung und Bedeutung zu erreichen, das Schickſal Lena's, die einem Miſſionär nach Oſtindien folgt, aber nach dem Tode ihres Mannes wieder in das elterliche Haus zurückkehrt — dieſe und ähnliche Familienzüge feſſeln den Leſer in mannigfaltiger Weiſe. Ueber dem Ganzen ſcheint jener humane Sinn zu ruhen, welcher jede Individualität in ihren rein menſchlichen Zügen anſchaut und zu den Idealen des Lebens wie zu ewigen Sternen emporblickt.

Den erſten Preis in dieſer Gruppe von Novellen verdient offenbar „Der Lehnhold“ (1853), eine gegen den verderblichen Wahn von der Untheilbarkeit der Güter gerichtete Erzählung. Als Compoſition ſteht ſie hinter anderen Gaben des Dichters zurück, die Form iſt nicht ganz ſicher und gleichmäßig gefügt, ſo daß bald hier bald da ein Stückchen abbröckelt, aber dieſer Mangel — daß der Autor vom Hauptthema abzuſchweifen liebt — wird reichlich erſetzt durch die furchtbare Tragik, mit welcher die Idee des Ganzen ins Leben tritt. In der Familie des Furchenbauers lebt ein wahrhaft titaniſcher Trotz, der Vater iſt gegen den Sohn, der Bruder gegen den Bruder von grimmem Haſſe erfüllt, es herrſcht nicht nur die Wildheit der Anſchauungen, die uns Furcht einflößt, ſondern auch die brutale Gewaltthat vor, die ſich an dem eigenen Fleiſch und Blut vergreift. Wie ein Fluch ruht dieſer Geiſt auf dem Bauernhauſe, indem er ſeine feſten Stützen hinwegreißt und vom Grundſtein bis zum Firſt Alles in Schwanken bringt. In dieſem Gemälde von Nacht und Grauen iſt die Tochter des Lehnhold Amreile der einzige helle Punkt, ſie gehört zu den lieblichſten Erfindungen Auerbach's, und ihr Trillern und Lachen glaubt der Leſer noch immer zu hören, auch wenn er das Buch längſt bei Seite gelegt hat. Es iſt ein Zug, den nur das feinſte Mitempfinden dem Dichter eingeben konnte, daß der Furchenbauer, deſſen beide Söhne in dieſer Familientragödie untergegangen ſind, ſich damit tröſtet, die Untheilbarkeit des Gutes doch erhalten zu haben. Wolfgang Menzel, der ſonſt ſo liebloſe Beurtheiler unſerer neueren Literatur, hat ganz Recht wenn er bemerkt, daß in dieſer Empfindung ein uraltes alemanniſches Gefühl zum Ausdruck kommt, das die unmittelbare Gegenwart mit den Zeiten Eticho's verknüpft.

Durchaus liebenswürdig wird dagegen dem Landmann ſeine Schwäche in „Hopfen und Gerſte“ (1851) und im „Lautenbacher“ vorgehalten. Dort wird die thörichte Abneigung der Bauern gegen den rationelleren Betrieb der Landwirthſchaft geſchildert und zwar in Verbindung mit der Charakteriſirung des entzückenden Bauernburſchen Franzſeph, der ſich unmittelbar nach der Militärzeit nicht gleich wieder in das Landleben finden kann, aber, von ſeiner Liebſten auf ſeine Trägheit aufmerkſam gemacht, in einer Nacht ein ganzes Kornfeld heruntermäht und ſich durch ſeinen Verſtand vor allen Andern hervorthut. Hier handelt es ſich um das Volksſchulweſen und die Stellung eines Lehrers in einer Bauerngemeinde, die ihn theilweiſe verachtet, theilweiſe verſpottet, weil ſie ihn in ſeiner Denkweiſe nicht verſteht, bis er ſchließlich durch ein rechtſchaffenes Weib über dieſes Unglück nicht nur getröſtet wird, ſondern auch ſeine Umgebung verſtehen lernt.

Wie wenig Auerbach geneigt iſt, ſich bei ſeinen Schilderungen des Dorflebens einer unerlaubten Schönfärberei ſchuldig zu machen, zeigen die vielen ſtarren, entweder an der Welt zu Grunde gehenden oder ſich ſelbſt innerlich zerſtörenden Charaktere, die er ſeinen Leſern vorführt. Die immer mehr verlumpende, auf der Bahn des Verbrechens ſchnell herabgleitende Lüderlichkeit eines Menſchen, der den ruhigen Erwerb hoffärtig verachtet, kann gar nicht eindringlicher zur Anſchauung gebracht werden, als in „Florian und Crescenz.“ Der aus dem Strafhauſe entlaſſene Florian zieht als Scheerenſchleifer im Lande umher und wird durch die Opferfreudigkeit ſeines Weibes mit ſeinem Schickſal verſöhnt. In „Tonele mit der gebiſſenen Wange“ (1843) iſt es die tolle Wuth des Seppers, die Alles zum Unglück wendet, indem er das hübſche Mädchen in verliebter Wuth wirklich anbeißt und nachher ſeinen Nebenbuhler, den Jäger, im Zweikampf umbringt. Auch die rührende Geſtalt der „Erdmuthe“ (1853) hebt ſich von dem Hintergrunde der verkehrten Lebensordnung ihres Vaters Cyprian ab, der ſchließlich auswandern muß und ſein Kind in banger Noth und ſchwerer Arbeit zurückläßt, bis es das Herz ſeines Vetters Bläſi gewinnt und in Demuth und Entſagung reif wird für das ihr endlich doch beſchiedene Glück. Auch in der Novelle „Ein eigen Haus“ (1853) kann ſich der Maurer-Seb in das heimathliche Leben nicht finden, ihm ſtürzt das eigene Haus ein, er verſucht es auf



Gemalt 1854 in Dresden von Friedrich Gonne.

die eine und die andere Weiſe vorwärts zu kommen und zieht endlich mit ſeinem Weib Jilge fort in die neue Welt.

Tritt in dieſen Erzählungen das Unglück von außen heran, ſo ſchildert Auerbach in zwei ſeiner meiſterhafteſten Erzählungen mit Wiederholung deſſelben Thema's die Nemeſis, die ein nicht eingeſtandenes, unerkanntes Verbrechen ausübt, indem es den Verbrecher ſeeliſch erfaßt und ſo lange an ihm rüttelt und ſchüttelt, ihn ſo unerbittlich quält und martert, daß der Unglückliche mürbe und matt in völliger Auflöſung ſeine Schuld eingeſteht. Der „Diethelm von Buchenberg“ (1852) und der ſechsundzwanzig Jahre ſpäter erſchienene „Landolin von Reutershöfen“ ſind zwei allmälig zerbröckelnde Menſchennaturen, in deren Inneres uns der Dichter einen Einblick gewährt, daß wir jede Fiber ſtudiren können. Der zu tollen Speculationen verführte Diethelm zündet ſein verſichertes Gehöft böswillig an und Landolin ſchleudert gegen einen wegen Diebſtahls entlaſſenen Knecht, der ihn reizt und beleidigt, einen Stein, ſo daß er auf der Stelle todt liegen bleibt. Beide werden vom Gerichte freigeſprochen und Beide gehen an ihrer Gewiſſensmarter zu Grunde; der Eine wird durch die Erinnerung an das Opfer ſeines Verbrechens zum offenen Eingeſtändniß deſſelben gebracht, der Andere bekennt ſich wenigſtens vor ſeiner Tochter als Schuldigen. In beiden Novellen liegt Auerbach's Größe in der Ausmalung des Seelenzuſtandes vor und nach der That; ſie iſt von einer dichteriſchen Wahrheit, die zugleich Furcht und Mitleid in der Bruſt des Leſers erweckt, und wenn uns der Diethelm an dramatiſcher Knappheit und Conſequenz, bei der die einzelnen Vorgänge wie mit eiſernen Klammern an einander gefügt ſind, den Landolin noch zu übertreffen ſcheint, ſo liegt das vielleicht nur daran, daß jene Schöpfung als die frühere auch alle Vortheile des erſten

Eindrucks für ſich hat. Beide Dichtungen gehören jedenfalls zu den erſchütterndſten Seelengemälden, die unſere Nationalliteratur aufzuweiſen hat.

Durch einen großen Theil der bisher erwähnten Novellen Auerbach's zieht ſich die Sehnſucht nach Amerika als verſöhnender Grundton bei allen Gefährniſſen des Lebens hindurch. Wer ſich in die heimathlichen Zuſtände nicht mehr zu finden weiß oder Vergangenes vergeſſen machen will, wandert nach Amerika aus; beſonders Liebesleute, die ihre Herzensangelegenheiten durch ihre Eltern bedroht ſehen, denken an die neue Welt; kaum in einer Novelle des Dichters fehlt dieſe Perſpective gänzlich, wenn ſie ſich zuweilen auch nur flüchtig eröffnet. Auerbach's Anſchauung von dem Werth der Auswanderung iſt keine feſtſtehende und richtet ſich nach dem Charakter der Perſonen, die ihr Glück jenſeits des Oceans verſuchen wollen. Der dumme, überall gehänſelte, aber brave Bauernjunge „Tolpatſch“ (1843) thut gut daran, auszuwandern, wie wir es aus der Fortſetzung ſeiner Geſchichte „Der Tolpatſch aus Amerika“ in den „Nach dreißig Jahren“ (1876) erfahren. Wir ſehen den jungen Aloys Schorer in ſein Heimathland zurückkehren, um ſich eine Lebensgefährtin zu ſuchen. Er ſchwankt zwiſchen einer vornehmen Bäuerin Ignazia und einem einfachen Landmädchen Marannele, bis er endlich die letztere über den Ocean ſeinen Eltern zuführt. Anders ſteht die Sache aber in der Erzählung „Der Viereckig oder die amerikaniſche Kiſte“ (1852), wo die alte Bäuerin zwar immer ſagt: „Ich glaub' nicht an Amerika,“ aber ihr Enkelkind geſteht, daß es dort ſchlimme Erfahrungen gemacht habe und froh ſei, wieder zurückkehren zu dürfen. So ſtellt ſich das Schickſal des Einzelnen verſchieden, je nach ſeinem Geſchick und ſeinem Fleiß. Für die eigene Meinung Auerbach's dürſen wir die Worte halten, die er den Oberamtmann in den für Luzian beſtimmten Wegweiſer für deutſche Auswanderer einſchreiben läßt: „Man ſoll nicht auswandern wie der eigenſüchtige Rabe aus der Arche Noah, der draußen bleibt, wenn's nur ihm wohlergeht; man ſoll auswandern wie die ausgeſchickte Taube, die heimkehrt mit dem Oelzweige, verkündend, daß die Sündfluth ſich verlaufen hat.“

Mit beſonderer Virtuoſität hat Auerbach in den früheren wie in den ſpäteren Erzählungen gewiſſe Handwerke geſchildert und dabei eine liebevolle Vertiefung in das Detail bekundet. Der abenteuerliche, querköpfige und dabei doch ſo lebensluſtige Maurer Broſi in „Broſi und Moni“ (1852) iſt uns Allen ans Herz gewachſen. Er hat den Ruf eines allzeit aufgelegten Tänzers, daneben hat er aber auch ein patriotiſch fühlendes Herz und ihm geht die Grenzverſchiebung zur Zeit der napoleoniſchen Kriegsereigniſſe, wodurch er plötzlich ein Ausländer wird, ſehr wider den Strich. In die Geſellſchaft dieſes friſchen Burſchen, dem das Blut aus den rothen Backen ſpritzen möchte, können wir den „Geigerlex“ (1849) bringen, dem die gute Laune nicht ausgeht, da er Haus und Hof abbrennen ſieht, der überall als luſtiger Geſellſchafter willkommen iſt und ſich zum Schluß gleichſam in die Ewigkeit hinübergeigt. Aus den neueren breiter als die früheren angelegten Dorfgeſchichten müſſen wir „Edelweiß“ (1861), die Schilderung des Lebens der Schwarzwälder Uhrmacher heranziehen. Wie reizend iſt die Schwärmerei des Uhrmachers Lenz für die Muſik: „Ich habe eigentlich nicht regelrecht Muſik gelernt, ich kann nicht geigen und nicht Clavier ſpielen; aber ich höre doch ganz genau, wenn ich die Noten ſehe, was der Muſiker hat ſagen wollen. Ich kann nicht Muſik ſprechen, aber ich kann Muſik hören. Beſonders meinen Mozart, den höre ich ganz und ich meine, ich höre recht. Wenn ich dem nur einmal hätte die Hand geben können! Aber ich meine, ich wäre geſtorben vor Hochmuth, wie er geſtorben iſt, wenn er zu meiner Zeit gelebt hätte; aber in den Himmel hinein möchte ich ihm was Gutes thun.“ Im weiteren Verlauf geht die Novelle auf das Handwerk ſelbſt nicht ein, ſie beſchäftigt ſich vielmehr mit einem herben Eheſtandsconflict: Lenz fühlt ſich von ſeiner Frau Annele immer mehr entfremdet und der Zwiſt der Gemüther hat den höchſten Grad erreicht, als eine furchtbare Kataſtrophe, ein Lawinenſturz, der ſie zu begraben droht, ihre Seelen läutert und ſie im friedlichen Einvernehmen ſich wieder finden läßt. Der ethiſche Grundgedanke leuchtet dem Leſer aus der Erzählung wahrhaft prächtig entgegen. Das verſöhnende Ende iſt dagegen als ſolches künſtleriſch vielleicht nicht genügend vorbereitet. Auerbach zeigt im zunehmenden Alter eine unverkennbare Neigung, die furchtbare Tragik einzelner Schickſale, in deren Schilderung er früher ſeine Größe ſuchte, nach Möglichkeit zu umgehen, — wo er es dichteriſch irgendwie verantworten kann, zu glätten und zu mildern. Wir ſehen ihn dieſer Vorliebe auch im „Barfüßele“ (1856) und im „Joſeph im Schnee“ (1861) nachgeben.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß in dem reiferen Alter die Schöpferkraft der Phantaſie keine Steigerung mehr erfahren kann, ſondern in der Abnahme begriffen iſt. Was ſo lange eine unmittelbare Gabe der Natur war, wird jetzt ein bewußtes Product der Kunſt. Die Reflexion übernimmt die Führerrolle und leitet das Talent. Der Dichter erſcheint uns von keiner neuen Seite, aber er vermag noch immer zu feſſeln und zu rühren. Auch die neuen Novellen erfreuen durch dichteriſchen Guß und Fluß, und dem Boden des deutſchen Gemüthslebens entſprießen nach wie vor duft- und farbenreiche Blüthen. Es iſt der Geiſt humaner Milde und Verſöhnung, der aus ihnen ſpricht. Wenn man Auerbach häufig den Vorwurf gemacht hat, daß ſeinen Dorfgeſchichten die Wärme der Humanität, der verklärende Zauber Jean Paul'ſcher Idyllik fehle, ſo ſcheinen die jüngſten dichteriſchen Gaben aus einer Welt der Liebe zu ſtammen, welche den Frieden ſucht und findet.

In „Joſeph im Schnee" handelt es ſich weſentlich um den Zauber, der über die Landſchaft ausgebreitet und vom Dichter in maleriſcher Weiſe geſchildert worden iſt. Mit Recht erwähnt Julian Schmidt, daß die Scene, in welcher ſich der Knabe im Walde verirrt und die wilde Landſchaft ſich belebt durch die zahlreichen Fackeln, die ihn aufſuchen, wie das Gemälde eines niederländiſchen Meiſters ausſähe. Pſychologiſch liegt der Mangel hier wie in der ungleich berühmteren Erzählung „Barfüßele" darin, daß ſich die Stände, zwiſchen denen das Liebesband geknüpft wird, in einem Gegenſatz befinden, der ſich durch ſentimentale Regungen ſchwerlich überwinden läßt. Aber die Kunſt des Dichters iſt groß genug, um uns über dieſe Unwahrſcheinlichkeit hinwegzuhelfen, er weiß Feinheiten der Charakteriſtik ausfindig zu machen, die den Leſer unaufhörlich beſchäftigen. Das Geſchwiſterpaar Amrei (Anna Maria) und Dami (Damian), das nach dem Verluſt der Eltern der bitterſten Noth ausgeſetzt iſt, feſſelt uns zunächſt durch die Art, wie das Mädchen mit den Sternen und Wolken, den Kräutern und Thieren ein ſinniges Zwiegeſpräch unterhält und die Natur in ihrem geheimnißvollen Weben und Walten belauſcht. Amrei kommt endlich als Magd auf das Gut eines reichen Bauern, deſſen hochmüthige Schweſter Roſel ſie auf mannigfache Weiſe plagt. Der hübſche feingekleidete Bauernſohn Johannes, der mit Barfüßele — ſo wird Amrei genannt, weil ſie immer barfuß gehen muß — auf einer Hochzeit getanzt hat, tritt nun als Freier für die Roſel auf und Amrei will darüber das Herz brechen. Aber Johannes wendet ſich von der Roſel immer mehr ab und Barfüßele zu und als jene ſich zu einer thätlichen Beleidigung hinreißen läßt, erklärte er ſie zu ſeiner Braut. Die Brautleute begrüßen zunächſt den als Köhler im Walde lebenden Dami und reiſen in die Heimath des Johannes, wo es Amrei's überlegenem Geiſte gelingt, die Gunſt der reichen Eltern ihres Bräutigams zu erringen und Alles zum Beſten zu wenden. Meiſter Vautier's Illuſtrationen haben dieſem Werke, wie allbekannt, einen maleriſchen Geleitbrief zu dem Herde des deutſchen Familienlebens auf den Weg gegeben und Freiligrath's Muſe, die ſich bereits beim erſten Erſcheinen der Auerbach'ſchen Dorfgeſchichten mit ſchwungvoller Kraft auf ſeine Seite geſtellt hatte, war auch dieſes Mal ſchnell bereit, zur Verherrlichung des deutſchen Poeten in die Saiten zu greifen. Im December 1869 ſang Freiligrath:

„Nun heißt's: Was kommt dort von der Höh'?
Die Räder knirſchen durch den Schnee,
Die ſcharfen Hufe wirft das Pferd —
Sieh da, Freund Berthold's alt Gefährt!

Im Wälderwamms auf hohem Sitz,
Im Dreiſpitz, in der Zipfelmütz',
So fährt er ſtolz durch Land und Leut',
Der Vautier iſt ſein Fährmann heut.

Barfüßele, ſein liebſtes Kind,
Fährt mit ihm durch den Schnee und Wind;
Die Wänglein glüh'n, es weh'n die Zöpf',
Ei, welch ein hold und lieb Geſchöpf.

Einſt hatte ſie nicht Schuh noch Strumpf,
Heut fährt ſie Vautier im Triumph;
Als Gänſemagd ſaß ſie am Main —
Jetzt, mein' ich, ſchaut ſie anders drein.

Und nebenan der wackre Knab'
Johann auf ſeinem Silbertrab,
Wie lacht er froh ſein Mädel an:
Sie und auch den Gevattersmann.

Der hat ſie glücklich doch geeint,
Der macht, daß ihre Sonne ſcheint;
Der hat ſie lebig hingeſtellt
Ins Volk und in die ſchöne Welt."

Wir haben auf dem Gebiete der Dorfgeſchichte noch zweier Schöpfungen zu erwähnen, die von Auerbach's unverminderter geiſtiger Friſche ein rühmendes Zeugniß ablegen. Der zweibändige Roman „Der Forſtmeiſter" (1879) iſt ganz und gar eingegeben durch das Naturgefühl, deſſen Interpret der Dichter ſtets in beredteſter Weiſe geweſen iſt. Dieſes Mal haben wir es mit dem Walde und ſeinen Bewohnern zu thun: die Erzählung ſpielt ſich nur zwiſchen Jägern ab und Alles, was ſich in derſelben geiſtig ausſpricht, athmet die friſche würzige Luft im Wald und auf der Haide. Auerbach befragt den Wald nach ſeinen Geheimniſſen und dieſer antwortet ihm mit melodiſcher Stimme, das giebt ein anmuthiges, immer feſſelndes Zwiegeſpräch. Die Figur des Forſtmeiſters Zorns, ſowie ſeine Tochter Karla und deren Bräutigam Ruland werden ſchnell liebe Vertraute des Leſers, nur in der Geſtaltung des dämoniſch ſein ſollenden Schaller hat ſich Auerbach vergriffen. Hier fehlt durchaus die Steigerung zum Leidenſchaftlichen, die allein im Stande iſt, Schrecken einzuſtoßen, die Figur bleibt ganz und gar am Boden philiſtröſer Unbedeutendheit kleben. Aber im Uebrigen wie viel erfriſchende Waldesluſt, wie viel reine volle Menſchennaturen in dem Buche, man ſollte meinen, einem Bruſtkranken müßte es gut bekommen, den aromatiſchen Hauch, der ihm entſtrömt, ſeinen Lungen mitzutheilen.

Auch in der letzten Dorfgeſchichte „Brigitta“ (1879) halten uns bereits die erſten Seiten feſt: Die Schilderung des verborgenen traulichen Wirthshauſes um die Zeit zwiſchen Sommer und Herbſt. Wir treten in einen Kreis tüchtiger und glücklicher Menſchen, ſo geſund wie die umgebende Natur, die in tauſend Regungen mitſpricht, ſobald vom menſchlichen Schickſal die Rede iſt. Unter den Perſonen erhebt ſich die Wirthsfrau Brigitta, der Auerbach die Erzählung in den Mund gelegt hat, um Haupteslänge über die Uebrigen. „Bis auf die letzte Wurzel will, ich ausgraben,“ ſagt ſie, und ſie thut's in einer ehrlichen Beichte des Geſchehenen, voll Rührung und warmen Gefühls. Wie ſchildert ſie das Elternhaus in ſeiner ehrbaren Einfachheit und den Umſturz all dieſes Glücks durch Spitzbüberei und Verſchlagenheit, die mit der Ueberlegenheit einer verfeinerten Cultur ausgerüſtet über den ſchlichten Verſtand der Landleute den Sieg davon tragen! Brigitta's Vater wird das Opfer ſeines eigenen Rittmeiſters, der den wohlhabenden aber vertrauensſeligen Bauern zu ſchwindelhaften Speculationen verleitet, ſein eigenes Schäfchen in's Trockene bringt, und endlich das Weite ſucht, als der Unglückliche von ſeinen Gläubigern aus Haus und Hof vertrieben wird. Die feine Contraſtwirkung, die durch die ganze Novelle geht, beginnt hier bereits in der Gegenüberſtellung von Vater und Tochter, wie ſpäter in der Begegnung des Rittmeiſters und Brigitta's einzuſetzen. Der

Vater, in dem das Gefühl der Rache nachzittert und der, um ſein Fleiſch und Blut zu ernähren, Steine zu klopfen anfängt, geht unter in einem an Wahnſinn ſtreifenden Anfall, von ſeinem Hauſe wieder Beſitz zu ergreifen, da daſſelbe abgebrochen werden ſoll. Brigitta quält ſich bei Verwandten und Bekannten durch, bis ſie ſich in einer Wirthſchaft in der Schweiz als Magd verdingt. Damit treten wir nun in eine ganz neue Sphäre ein, werden wir mit unſeren Empfindungen plötzlich ganz nahe in die bekannte Gegenwart hineingerückt. Wir hören von einem Berliner Doctor, der an Kranken Wunder thue und von einem Züricher Profeſſor, ſeinem Schüler, zu dem Brigitta ſpäter als Krankenpflegerin geht. Es iſt nicht ſchwer, die beiden Perſonen als dichteriſche Nachbilder der bekannten Augenärzte Gräfe und Horner zu erkennen, und es fragt ſich, ob dieſer Sprung zur Actualität nicht etwas unvermittelt ausgefallen iſt. Aber es iſt wahr, die Figuren ſind ſo allgemein menſchlich gehalten, daß eine nackte Stoffneugier nur wenig Befriedigung finden kann. Die Schilderung der Patienten, wie ſie in langer Reihe an uns vorüberziehen, iſt ſchön umleuchtet vom Gefühl des Werthes des Augenlichts.

Dramatiſch wird die Erzählung erſt wieder durch die Ankunft des Rittmeiſters, der eine Operation ſeiner erblindeten Augen nachſucht. Das ſtrenge Gebot der Pflicht ruft auch in dieſem Falle Brigitta als Pflegerin des Kranken herbei, aber mit welchen Empfindungen ſteht ſie vor dem Manne, der ihre Eltern in's Unglück und in den Tod getrieben und ſie ſelbſt zur Magd erniedrigt hat! Der Kampf in der Bruſt Brigitta's zwiſchen dem Bekenntniß der Menſchenliebe und dem Verlangen nach Rache iſt meiſterlich und mit ergreifender Seelenmalerei geſchildert. Sie weiß ſich zu beherrſchen bis zu dem Moment, wo ihr der Patient nach erfolgter Geneſung ein großes Geſchenk verſpricht. Da übermannt ſie das Gefühl des Haſſes und indem ſie ihm den Verband von den eben operirten Augen reißt, giebt ſie ſich ihm in höchſter Erregung zu erkennen. Von dieſem Höhepunkt neigt ſich die Erzählung ſchnell dem Ende zu. Brigitta hat den Rittmeiſter blenden wollen, aber es nicht thun können, da ſchon nach der Operation keine Hoffnung auf Geneſung war. Die gewollte Sünde bereut ſie, indem ſie in dem eigenen Hausſtande, den ſie gründet, den Rittmeiſter bis an ſein Ende pflegt.

Wir haben dieſer jüngſten Schöpfung Auerbach's mit einigen ausführlicheren Worten gedacht, weil ſie die unverminderte Schaffensfreudigkeit des Dichters bezeugt. Etwa ſechsunddreißig Jahre hat er auf die Pflege der deutſchen Dorfgeſchichten verwendet und in dieſer langen Friſt giebt es wohl mehr oder weniger glückliche Würfe, aber keinen einzigen Mißerfolg. Auerbach's Popularität hat in dieſer Zeit eine Ausdehnung gewonnen, wie ſie kaum einem anderen Schriftſteller zu Theil geworden iſt. Die Wirkung ſeiner Schriften war nicht minder ſtark auf das Ausland, zunächſt fanden ſie eine überaus glückliche Nachahmung bei der George Sand, die unter dieſem Eindruck „François le champi" und „La petite Fadette" ſchrieb. Ebenſo entſchieden iſt der Einfluß Auerbach's auf George Eliot und Björnſterne Björnſon und vor Allem auf die zahlreichen deutſchen Nachahmungen, die unendliche Kette der böhmiſchen, öſterreichiſchen, tyroler u. a. Dorfgeſchichten. Wenigen Autoren iſt es indeſſen gelungen, ſo ihr „cachet" zu wahren, wie Berthold Auerbach. Er hat eine Eigenart, die ihm Niemand entreißen kann, weil er ſelbſt niemals Nachahmer geweſen iſt, ſondern immer naiv aus ſich heraus geſchaffen hat. Er wurde ſogar der

Sclave dieſer Eigenart, als er daran dachte, ſeine dichteriſche Sphäre zu erweitern und große moderne Culturgemälde zu ſchaffen.

* * *

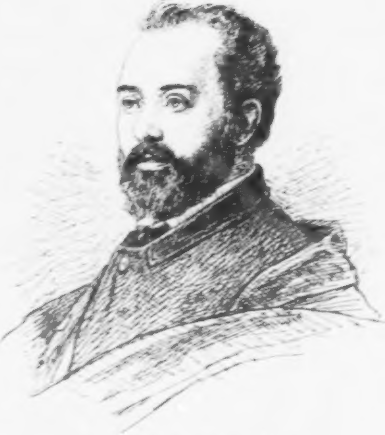
Auf keinem Gebiete zeigt ſich der Verſuch gewiſſer Kritiker, unſere claſſiſchen Schriftſteller durch das Herabſetzen der „Epigonen“ erheben zu wollen, ſo wenig berechtigt als auf dem des „Zeitromans.“ In demſelben Maße, in welchem unſere Geſchichtsforſchung der allgemeinen Erkenntniß neue Gebiete eroberte und die Länder- und Völkerkunde uns eine Fülle von bisher kaum geahnten Anſchauungen zuführte, wuchs die Stoffwelt des Romandichters. Sie konnte ſich mit den hergebrachten Formen nicht mehr begnügen, ihr mußte ein weiterer Rahmen gezogen werden. Aus dem ſtillen Hafen des Privatlebens fuhren die Dichter mit vollen Segeln in das offene Meer der großen weltgeſchichtlichen Begebenheiten und der ungewohnte Wellenſchlag trug ſie zu überraſchenden Zielen. Was kleinere Talente ausblies oder zu bloßen Handwerkern herabdrückte, welche ihre Marionetten mit hiſtoriſchen Notizen für den Büchermarkt aufputzen, machte die großen beherzt, erweiterte ihnen die Bruſt, daß ſie tief und tiefer aufathmen konnten. Nicht immer mochte es gelingen, beim Verwerfen der alten Regel ſogleich die neue höhere zu finden; indem die Dichtung die ihr läſtig gewordene Schranke wie ein überſchäumender Strom bei Seite ſchob, mochte es ihr vielleicht in den Sinn kommen, die Schranke überhaupt zu verachten. Was aber dabei an künſtleriſcher Selbſtvertiefung verloren ging, wurde reichlich erſetzt durch den Geſtaltenreichthum, der ſich an dem erweiterten Horizont abzeichnete. Unbeſchadet der vorbildlichen Bedeutung, die unſere claſſiſchen Dichtungen ewig für uns behalten werden, dürfen wir behaupten, daß der moderne Zeitroman in ſeiner Anlage und Ausführung etwas ganz Neues in unſerer Literatur iſt. Gutzkow's „Ritter vom Geiſt," Freytag's „Soll und Haben," Auerbach's „Auf der Höhe," Spielhagen's „In Reih und Glied" ſind ſo mächtig ausgeſpannte Compoſitionen, wie ſie bis dahin unſere Literatur nicht kannte, und ſo verſchieden dieſe Autoren auch ihre Aufgaben erfaßten, der Eine als ganz univerſeller Kopf, der Andere als Verherrlicher der Bourgeoiſie, der Dritte als Interpret des Volkslebens, der Vierte als vorwiegend politiſcher, zu Abwehr und Angriff ſtets gerüſteter Parteimann, ihnen Allen gemeinſam iſt die Anerkennung der Berechtigung, welche die modernen Zeitſtrömungen für die Poeſie haben. Während unſere Claſſiker ein öffentliches Leben kaum kannten und die Romantiker ſich ſcheu vor ihm bekreuzten, ſetzen dieſe Autoren eine Ehre darin, das Auge feſt auf dasſelbe zu richten und es nach Maßgabe ihres Talentes und ihrer künſtleriſchen Anſchauungsweiſe abzuzeichnen.

Von dieſer Strömung mußte Auerbach ebenſo wie jede andere Vollnatur erfaßt werden und ſie drückte ſich bei ihm in dem Uebergang von der Dorfgeſchichte zum vaterländiſchen Zeitroman aus. Ein weiter Schritt, der zunächſt mehr äußerlich veranlaßt als innerlich bedingt zu ſein ſcheint, der aber doch gemäß der organiſchen Entwickelung des Dichters nothwendig war. Durchdrungen von den Ideen, welche die Zeitatmoſphäre blitzähnlich durchzuckten und von allen ſchwülen Dünſten ſäubern ſollten, mußte auch Auerbach ſeinen Empfindungen künſtleriſchen Ausdruck verleihen. Hier ergaben ſich aber ſofort zwei Schwierigkeiten, an deren Beſeitigung der Dichter nach Kräften und mit ehrlicher Hingabe gearbeitet hat, ohne daß es ihm immer gelungen iſt, das gewünſchte Ziel zu erreichen. Es entſteht nämlich die Doppelfrage, wie ſich Auerbach dem modernen Leben gegenüber geſtellt habe und inwieweit es ihm möglich ſei, in formeller Beziehung den Anſprüchen einer vielgliederigen Compoſition gerecht zu werden.

Um die erſte Frage zu beantworten, muß man daran feſthalten, daß Auerbach alle Vorzüge eines vollen Talentes mit den Mängeln einer ſtarken „Natur“ im Goethe'ſchen Sinne des Wortes verbindet. Er iſt ein einſeitiger Menſch und dieſe Einſeitigkeit iſt ſchon dadurch begründet, daß er ſich eine Reihe von Jahren hindurch in keiner anderen Form als der dorfgeſchichtlichen ausgeben wollte. Nun mag man über dieſe Gattung denken wie hoch man will — und wir denken ſehr hoch von ihr — ſie iſt und bleibt eine Specialität und mit ihr erſchöpft ſich der dichtende Genius unſerer Nation in keiner Weiſe. Das hat Auerbach auch gefühlt und neben dem inſtinctiven Bedürfniß ſich zu erweitern hat wohl auch die literariſche Abſicht, die Concurrenz mit den großen Vertretern des Zeitromans aufzunehmen, dahin geführt, daß er ſich mit der Schilderung des ländlichen Lebens nicht begnügte, ſondern die moderne Geſellſchaft in ihrer weiteren Auszweigung darſtellen wollte. Daß die Ausführung dieſes Verſuches einen gewiſſen Zwang in ſich ſchloß, geht ſchon aus der Rolle hervor, welche die Dorfgeſchichte auch in den ſpäteren Romanen des Dichters, am meiſten in dem erſten der von uns in Erwägung zu ziehenden Reihe, im „Neuen Leben“ ſpielt. Das Geſetz der Natur, daß jede neue Entwickelungsphaſe die Spuren des früheren Zuſtandes nicht verleugnen kann, zeigt ſich auch auf geiſtigem Gebiete. Wie das Küchlein das Stückchen Eierſchale mit ſich herumträgt, kann ſich Auerbach von der Dorfgeſchichte nicht losſagen. Er hat ſich das moderne Leben der Großſtädte bis zu einem gewiſſen Grade, wie der Wiener ſagt, „angepaßt," aber es iſt ihm in keiner Weiſe in Fleiſch und Blut übergegangen. Der Großſtädter unterſcheidet ſich vom Provinzialen und Landbewohner durch die haſtige Art, mit der er eine Anzahl Dinge zu gleicher Zeit zu erledigen weiß; da giebt es kein ruhiges Verweilen, jede vergangene Minute wird von der gegenwärtigen in athemloſer Thätigkeit verſchlungen. Der Großſtädter orientirt ſich raſch, er iſt ſchlagfertig und ſchnell bereit mit geiſtiger Ueberlegenheit die Dinge zu erfaſſen, womöglich ſie mit dem Fangball des Witzes zu treffen und weit vorwärts zu ſchleudern. Auerbach iſt aber ſeinem Geiſte nach genau ſo, wie er in ſeiner äußeren Geſtalt erſcheint: kurz, kräftig, behaglich, gemüthvoll. Er kann verſtimmt und ärgerlich werden, aber er hat nicht jene unangenehme Nervoſität des Großſtädters, der ſich nicht entſchließen kann dem Einzelnen mehr als einen Brocken ſeines Ichs zuzuwerfen. Unſer Dichter kann ſich nur ganz geben, oder gar nicht, jedes Dritte iſt ausgeſchloſſen. Sich voll in die Dinge hineinzuleben und den Eindruck wiederzugeben, den ſie auf ihn gemacht haben, das iſt ſeine Sache. Damit iſt bereits angedeutet, wie weit es ihm gegeben iſt, das moderne Leben objectiv in ſeinen verſchiedenen Sphären anzuſchauen. Für einen Zeitromandichter iſt und bleibt die Hauptſtadt der einzig naturgemäße Boden. Dickens, Thackeray, die Eliot mußten in London, Victor Hugo, Balzac und alle ſeine literariſchen Nachkommen Flaubert, Goncourt, Daudet, Zola mußten in Paris, Gutzkow und Spielhagen mußten in Berlin gelebt haben. Freilich erweiſen ſich dieſe Städte nicht gleichmäßig anregend für die Production, und es iſt unzweifelhaft, daß ſie dem Dichter eben ſo viel an Anſchauungsfülle geben, als ſie ihm an ruhiger

Beobachtung und Selbſtvergeſſenheit nehmen. Am ergiebigſten ſcheint für den Künſtler immer noch Paris zu ſein, weil es ihm hier möglich iſt, ſich aus dem Weltgewühl bequem in ſein Idyll zurückzuziehen, ſo oft er es nur will. Darum zieht die franzöſiſche Metropole ſo unaufhörlich die Talente aus der Provinz an ſich, um ihre Werke als Boten ihres Ruhmes in alle Welt zu ſenden. Es iſt für Auerbach's Art und Weiſe bezeichnend, daß ihm der Lieblingswunſch jedes gebildeten Deutſchen, einmal in Paris geweſen zu ſein, niemals gekommen iſt. Die bloße Fülle der Geſichte verwirrt ihn mehr als daß ſie ihn erfreut, er ſucht das Einzelne auf, um ſich tief eindringend desſelben zu bemächtigen. Darum hat er ſo lange in kleinen Städten, in Heidelberg, Tübingen, München, ſpäter in Weimar, Leipzig und Dresden gelebt. Er weiß, daß hier der Einzelne viel mehr vom Anderen erfährt, als es z. B. in Berlin oder in Wien möglich iſt, wo die Leute mit Masken umherlaufen und ſelbſt die Treppen in einem Hauſe mehr trennen als binden. Seit 1859 lebt der Dichter in Berlin als eine der populärſten Erſcheinungen der Stadt, mit deren individuellem Geiſtesleben er doch ſo wenig zu thun hat. Nichts von jener Stimmung, die ſich in einem Witze ſelbſt auf Koſten der Wahrheit und Gerechtigkeit concentrirt, nichts Locales und Specifiſches, ſofern es nicht zugleich allgemein deutſch erſcheint, iſt auf ihn übergegangen. Im „Waldfried" kommt es nicht zu einem beſtimmten Bilde des Einzugs der deutſchen Truppen nach dem Franzoſenkriege, ſondern die Thatſache wird nur erwähnt, weil ſich in ihr eine ungeheure Geſchichtsepoche ſymboliſch zuſammenfaßt. Man halte damit zuſammen, was die franzöſiſchen Romandichter der Gegenwart ihrer Hauptſtadt verdanken, man bedenke, wie die Südfranzoſen Daudet und Zola nur in dieſem Häuſermeer dichteriſch weben und ſchaffen. Freilich war Auerbach im ſiebenundvierzigſten Jahre nach Berlin übergeſiedelt, während die Franzoſen ihre Hauptſtadt zu einer Zeit betraten, als ihnen eben der Bart zu ſprießen begann. Bei ihnen war noch Alles weich und bildſam, während die Entwickelung des deutſchen Dichters ſich bereits in feſten unverrückbaren Formen bewegte.

Auerbach verſpürt aber auch thatſächlich nicht den Drang, ſich mit all den Ereigniſſen abzufinden, die den modernen Romandichter auf Grund eigener Anſchauung beſchäftigen müßten. Er hat über Alles, was das Tagesgeſpräch bildet und die Zeitung beſchäftigt, die intereſſanteſten Gedanken, aber durchaus nicht die zuverläſſigſte Anſchauung. Er berichtet gern von Dingen, blos weil er Vielerlei dabei empfunden, nicht weil er ſie deutlich geſehen hat. Ihm ſind das Gefühl und die Idee das Erſte, die plaſtiſche Geſtaltung und die maleriſche Ausführung das Zweite. Das führt manchmal dahin, daß er es über den philoſophiſchen Gedanken nicht hinausbringt und ihn aus dem mageren dichteriſchen Leibe hohläugig herausblicken läßt. Das Verfahren der erſten franzöſiſchen und ruſſiſchen Autoren iſt genau das entgegengeſetzte. Daudet und Turgeniew können ſchlechterdings nichts wiedergeben, was ihnen nicht mindeſtens mit intenſivem Lichte die Netzhaut berührt hat, oder was ſie nicht geradezu erfahren haben. Sie lauern dem wirklichen Vorgang auf, wo ſie es nur irgend können und ſuchen ein von unmittelbarer Lebenswärme durchglühtes Fragment deſſelben feſtzuhalten, um es als Embryo der dichteriſchen Geſtalt zu verwerthen. Die Dorfgeſchichten ſind, als der getreueſte Ausdruck der Auerbach'ſchen Denk- und Redeweiſe, nur auf dieſem Erfahrungswege entſtanden, den wir für den allein richtigen halten.



Gemalt 1864 in Berlin von Wilhelm v. Kaulbach.

während die Zeitromane theilweiſe in literariſchen Vorausſetzungen ſtecken und ſich aus dieſer künſtlichen Welt in die dem Dichter allein zuſagende der Geſtalt und der Farbe erſt allmälig hineinarbeiten müſſen. Im „Neuen Leben“ iſt Auerbach faſt ganz im Dintenfaſſe ſtecken geblieben, in „Auf der Höhe“ hat er ſich dagegen der friſcheſten Wirklichkeit bis auf geringe Entfernungen faſt immer zu nähern gewußt. Aber ſelbſt in dieſem reifen und wohlerwogenen Werke liebt er es, das moderne Bildungstreiben mit den Augen des Dorfbewohners anzuſchauen und ſeiner Verachtung all der Verfeinerung der materiellen und geiſtigen Genüſſe, wie ſie in der „guten Geſellſchaft“ zu Hauſe iſt, dadurch Ausdruck zu geben, daß er in einzelne ihrer Vertreter einer Gradlinigkeit des Geiſtes, eine Naivetät des Empfindens hineinklügelt, die ihnen urſprünglich fremd ſind, geradeſo wie er im wirklichen Leben den müden blaſſen Geſichtern, den ſchablonmäßigen Fracks des Salons das friſche Roth einer beneidenswerthen Geſundheit und die kurze Joppe entgegenzuſetzen liebt.

Das zweite der Bedenken, die wir gegenüber Auerbach's Befähigung zum Zeitroman hegen müſſen und vorwegnehmen, um uns ſpäter deſto herzlicher ausleben zu können, bezieht ſich auf die Form. So feſt gefügt viele ſeiner Novellen ſind, wie z. B. der „Diethelm von Buchenberg“ ſo gehört doch die Beherrſchung einer größeren, aus vielen Einzelheiten zuſammengeſetzten Handlung nicht zu ſeinen Vorzügen. Er iſt minder groß im Componiren als im Charakteriſiren, ſein Intereſſe neigt ſich mehr dieſer oder jener Figur als dem Totalbilde zu, das ſich aus dem Zuſammenwirken der verſchiedenen Perſonen ergiebt. Das Schickſal des Einzelnen erweckt ſeine vollſte menſchliche Theilnahme und er iſt unermüdlich im Ausarbeiten der charakteriſtiſchen Züge, in der Beobachtung des Details, in Aufſetzen neuer und bezeichnender Lichter. Getragen von ſeinem warmen Gefühl läßt er die Darſtellung daher gern uferlos ſich nach Rechts und nach Links ergießen, ohne ſich immer der Eindämmung dieſer Schilderung zu Gunſten einer beſtimmten Abſicht bewußt zu bleiben. Den Leſer intereſſiren die Romanfiguren nur inſofern, als ſie mit den Seiten, welche der Dichter bei ihnen hervorhebt, in die Handlung ſelbſt eintreten, ihre ununterbrochene Analyſe hat etwas Anſpruchsvolles und Uebergeſcheidtes, was ſich mit dem naiven Genießen des Leſers nicht verträgt. Auerbach iſt auf dieſem Wege bis zur Auflöſung jeder geſchloſſenen Kunſtform, wie im „Waldfried“ gekommen, wo der reiche Inhalt uns dafür entſchädigen muß, daß wir die Dichtung in keiner der uns geläufigen äſthetiſchen Rubriken unterbringen können.

Auerbach iſt in dieſer Beziehung das directe Gegenſtück zu Spielhagen. Das konnte man recht deutlich vor zwei Jahren ſehen, als die beiden Autoren an demſelben Tage mit einer dichteriſchen Gabe vor ihre Leſer traten: Auerbach mit ſeiner „Brigitta,“ Spielhagen mit ſeinem „Quiſiſana.“ Die Bücher lagen friedlich in den Schaufenſtern unſerer Buchhändler neben einander und wenn ſie auch nicht ſo fleißig gekauft wie geleſen wurden, ſo waren ſie doch im Voraus des Erfolges ſicher als eine durch gute Flagge empfohlene und geſchützte literariſche Waare. Nicht immer lebten die Autoren ſo friedfertig neben einander, wie ſie es jetzt in der Hohenzollernſtraße thun, wo ſie ſich mit ihren Neuheiten gleichſam den Dichtergruß zuſenden. Etwa acht Jahre ſind verfloſſen, daß Spielhagen im Londoner „Athenäum,“ das er gelegentlich mit literariſchen und künſtleriſchen Beſprechungen aus der Reichshauptſtadt verſorgt, Auerbach aus Veranlaſſung des „Waldfried“ mit einem eiskalten Sturzbade der Kritik überraſchte. Die Engländer mochten damals an einer Boxerei zwiſchen dem Autor der „Problematiſchen Naturen“ und dem Verfaſſer der „Schwarzwälder Dorfgeſchichten“ ihre Freude haben, während es für jeden deutſchen Leſer peinlich genug zu beobachten war, wie zwei Schriftſteller dem Auslande, für welches ſie unſere Literatur in maßgebender Weiſe zu vertreten haben, das Schauſpiel einer gehäſſigen und ertragsloſen Fehde boten. Mittlerweile iſt dieſe unangenehme Epiſode wenn nicht vergeſſen, ſo doch vergeben worden. Pſychologiſch war indeſſen dieſer Gegenſatz aus den literariſchen Vorausſetzungen beider Männer wohl zu begreifen, und wer ſie perſönlich beobachtet hat, konnte ſich ſeiner Erkenntniß am wenigſten entziehen. Spielhagen's nervöſe und aufgeregte Weiſe, ſeine heftige Parteinahme für und wider, ſeine Neigung zu überlegenem Spotte konnten ſich mit der behaglichen und beſchaulichen Natur Auerbach's, dieſes Urbildes der Geſundheit und einer goetheſirenden Lebensweiſe nur ſchwer auseinanderſetzen. Es bedurfte des langjährigen Nebeneinandergehens in der Berliner Luft und Geſellſchaft, ſowie der Einſicht in die Gemeinſamkeit ihrer Intereſſen, um ſo verſchiedene Pole unſerer Romanliteratur einander näher zu bringen.

Denn verſchieden ſind ſie in der That, wie Oben und Unten, wie Rechts und Links, wie Morgen und Abend. Man ſieht das um ſo mehr ein, je mehr man ſich von dem Reize der Analogie verlocken läßt und Beide in eine Parallele bringen will. Kaum hat man einen gemeinſamen Punkt zwiſchen ihnen ausfindig gemacht, ſo ſchnellen die beiden Naturen wieder auseinander, wie die Spitzen zweier Eichen, die man mühſam zuſammengebogen hat. Legt man ihre Bücher nach der Lectüre aus der Hand und denkt nur an den allgemeinen Eindruck, den ſie hinterlaſſen haben, ſo treten die Phyſiognomien beider Verfaſſer in den ſchärfſten Linien hervor. Man könnte Auerbach's Art zu ſchreiben als Analyſe, diejenige Spielhagen's als Syntheſe bezeichnen. Der Eine arbeitet aus dem Einzelnen heraus, während der Andere auf das Ganze zielt. Jener iſt im Gefüge des Details groß, Dieſer in der Art des Wurfes, im Guß und Fluß des Allgemeinen. Dabei iſt es ganz gleichgültig, ob ſie mehr nach beſtimmten Vorlagen und Erinnerungen oder nach eigenen Erfindungen gearbeitet haben. Auerbach meißelt immer nur das Einzelne fein aus und bleibt in der Compoſition ſchwach, ſelbſt wenn er ſich ein Ganzes ſchön ausgedacht hat, Spielhagen mag dagegen ſeine nächſte Umgebung portraitiren und wird doch immer das charakteriſtiſche Ciſeliren vernachläſſigen und ſofort zur Geſtaltung eines kühngeſchwungenen Baues übergehen.

Karl Hillebrand, dieſer Proteus der modernen Kritik, der mit vier verſchiedenen Zungen, einer deutſchen, italieniſchen, franzöſiſchen und engliſchen ſo glänzend zu ſprechen weiß, wenn er nicht ſeinen vornehmen Liebhabereien zum Opfer fällt, erwähnt ein Mal, daß der Dialog bei unſeren Erzählern an dem alten deutſchen Uebel der Affectation leide: Die Perſonen redeten eine conventionelle Sprache, die eigentlich, wenn wir aufrichtig ſein wollten, in keinem Theile unſeres Vaterlandes und in keiner Klaſſe unſeres Volkes geredet werde. Dieſer Vorwurf verdient aufmerkſame Beachtung. Kommt man von den alten italieniſchen Novelliſten, den engliſchen Romanſchriftſtellern des vorigen Jahrhunderts oder von den Franzoſen her, ſo fühlt man, daß der deutſche Kritiker ſcharf, aber nicht unrichtig geurtheilt habe. Unſer Dialog iſt an geiſtigem Gehalt und Schwung ebenſo ausgezeichnet wie arm an jener ungeſuchten Natürlichkeit, die von ſelbſt das charakteriſtiſche Wort trifft. Wer z. B. Spielhagen's Situations- und Naturſchilderungen, ſeine ſeltene Gabe, dem Dämoniſchen im Leben nachzutrachten und Bilder von unvergleichlicher Treue und Wahrheit zu entwerfen, kennt, wird nicht anſtehen, dieſe Seite ſeines Talentes unendlich höher zu ſtellen als ſeine Behandlung des Dialogs, der oft trotz großer Redſeligkeit daneben trifft. Er ſchießt bei der Häufung von Beiwörtern oft Dutzende von Pfeilen nach dem Punkte ab, wo die Seele der von ihm zu erfaſſenden Charakteriſtik ſitzt und verfehlt doch noch das Schwarze.

Bei Auerbach liegt die Manier darin, daß er ſeine Bücher, namentlich ſeine ſpinoziſtiſchen Studien nicht vergeſſen kann, wenn er ſeine Perſonen reden läßt. Dieſe ſcheinen oft in einem Wettkampfe begriffen zu ſein, bei welchem Derjenige den erſten Preis erhält, der am meiſten Geiſt entwickelt, während doch der natürliche Menſch die Dinge keineswegs zu Begriffen verflüchtigt, ſondern an der Vorſtellung, dem Bilde feſthält. In keinem Werke Auerbach's tritt dieſe Manier ſtörender zu Tage als in dem Roman „Neues Leben,“ mit welchem die Reihe größerer Dichtungen beginnt, in denen ſich der Autor vom Genrebilde zum hiſtoriſchen Gemälde aufgeſchwungen hat. Der Dichter nannte ſein Werk, als es erſchien (1851), eine „Lehrgeſchichte,“ während er ſpäter dieſen Titel verwarf und dafür einfach „Eine Erzählung“ ſetzte. Die erſtere Bezeichnung kommt jedoch dem Weſen des Buches, ſeiner politiſchen Abſicht und ſeiner künſtleriſchen Unzulänglichkeit durchaus nahe. Es iſt nämlich aus demſelben Geiſte entſtanden, der ein Jahr vorher Gutzkow's „Ritter vom Geiſt“ hervorgerufen hat. Beide Romane bezeichnen diejenige Geſchichtsepoche, in welcher der Rauſch der revolutionairen Freiheitsbegeiſterung der reactionären Nüchternheit Platz gemacht hatte und man ſich die Welt mit den Augen eines müden verſchlafenen Mannes betrachtete. Gutzkow ging bei der Betrachtung der verſchiedenen Perioden der Reaction von ſeiner Vaterſtadt Berlin aus und drang mit ſeinem ſtürmiſchen Naturell in die mannigfachſten Schichten der Geſellſchaft ein. Er wußte Männern und Frauen, Fürſten und Handwerkern, ideal begeiſterten und dämoniſch verkommenen Naturen den Puls zu fühlen und ein Zeitgemälde zu entrollen, das, wie wir glauben, wegen ſeiner Ideenfülle und Farbenfriſche in unſerer Literatur nicht nur bleiben, ſondern als zuverläſſigſtes Document jener Periode für uns und unſere Nachkommen an Bedeutung immer mehr gewinnen wird. Es iſt bezeichnend für die Verſchiedenheit der beiden Dichter, daß die Reaction Gutzkow ſein reifſtes und Auerbach ſein ſchwächſtes Werk eingab. In dem „Neuen Leben“ dürfen wir die ſchöne Abſicht des Dichters, den Märtyrern der Revolution ein literariſches Denkmal zu errichten, und die Früchte der Bewegung vor den Spürnaſen der Reaction zu ſchützen, bereitwilligſt anerkennen, aber das Buch ſelbſt iſt kein Moment in unſerer literariſchen Entwicklung wie die „Ritter vom Geiſt,“ ſondern nur eine Station für Auerbach, der zum erſten Male die bisherigen Schranken ſeines Talentes umſtürzen wollte. In dieſem wie in jedem ſpäteren Zeitromane, den er geſchrieben hat, hob er jedoch die Dorfgeſchichte als ſolche nicht auf, ſondern machte ſie nur zu einem Moment des Kunſtwerkes. Die ſtärkſte Verwandtſchaft mit der Dorfgeſchichte hat „Neues Leben,“ ein Roman, der im Süden Deutſchlands ſpielt und den am Badiſchen Aufſtand betheiligten und zum Tode verurtheilten Grafen Eugen Falkenberg zum Helden hat. Dieſer flieht, ſteckbrieflich verfolgt, in ein Dorf, um ein Unterkommen zu finden, lernt aber hier einen Schulmeiſter kennen, der ihm anvertraut, wie er mit dem Anſtellungsdecret in der Taſche dem Orte ſeiner neuen Beſtimmung zuwandere, obwohl er viel lieber nach Amerika übergeſiedelt wäre. Da macht ihm der Graf den Vorſchlag eines Rollentauſches, der Schulmeiſter möge als Graf Falkenberg nach Amerika fliehen, er ſelbſt wolle ſich des Decrets bedienen und im kleinen Kreiſe an der Bildung des Volkes tüchtig arbeiten, da ihm die Bühne des öffentlichen Lebens nicht mehr zugänglich ſei. Geſagt, gethan: der Graf übt die pia fraus aus, lernt das Landvolk kennen und lieben, bewährt ſich als Pädagoge und heirathet, nachdem ihn die Baronin Stephanie eine Zeit lang mit ihrem geiſtreich irrlichtelirenden Weſen gefeſſelt hat, die Müllerstochter Vittore, an deren Seite er ſich eines beglückten idylliſchen Daſeins erfreut. Wir halten dieſes Herunterſinken des Helden in die gemüthvolle Beſchränkung des Dorflebens und die Zufriedenheit, die er in derſelben finden ſoll, für durchaus falſch beobachtet. Auch die Entſagung, die dem Scheitern der Ideale nothwendig folgen muß, kann ſich unſerer Meinung nach nur im Geiſte, nicht im bloßen Anſchluſſe an die Natur vollziehen. Wer auf der Höhe ſeiner Zeit ein Mal geſtanden, den Pulsſchlag ſeiner Epoche geſpürt, gelebt, geſtritten und gelitten hat, kann ſich im Vollbeſitz der Kraft nicht damit begnügen, Kinder, die barfüßig in die Dorfſchule gelaufen kommen, zu unterrichten und den Vollgenuß des Daſeins bei einer Frau zu finden, die ſich geiſtig von ihm ſo ſehr unterſcheidet. Die Trompete, die mit lautem Schmettern den Feinden der Freiheit den Untergang verkündet hat, kann ſich nur ſchlecht dazu eignen, beim Soldatenſpiel der Kinder den Ton anzugeben. Hier ſehen wir einen pſychologiſchen Conflict zu Gunſten einer rühmenswerthen Tendenz unkünſtleriſch vertuſcht und umgangen. Daß die demokratiſche Idee ihre beſte Nahrung im Volksleben ſelbſt findet, iſt ja an ſich unzweifelhaft und das Betonen dieſer Wahrheit verdient Anerkennung, nur ſetzt ſich das Buch ſelbſt aus lauter Reflexionen zuſammen, es hat eine Fülle von Ideen, aber keine Geſtalten, es iſt gedachtet, aber nicht gedichtet.

Wie ganz anders erſcheint uns Auerbach's dichteriſche Begabung in dem nächſten Roman „Auf der Höhe" (Drei Bände, 1865). Es iſt nicht nur die reifſte Gabe, die uns ſein Genius beſcheert hat, ſondern auch in jeder Hinſicht ein koſtbarer Beſitz unſerer Nationalliteratur, um einen Goethe'ſchen Lieblingsausdruck zu gebrauchen, eine goldene Frucht in ſilberner Schaale. Hier hat der Künſtler das Dorfleben und das Stadtleben zu jener äſthetiſchen Einheit zu verſchmelzen gewußt, die wir muſtergiltig nennen dürfen, und eine Kraft der Selbſtentäußerung bald nach der einen und bald nach der anderen Seite bekundet, die erſtaunlich iſt. Das Landleben läßt er ſich in der Vorſtellung des Städters, die Stadt im Auge des Dorfbewohners widerſpiegeln, Eins balancirt das Andere und die Idee des Romans blickt den Leſer gleichſam mit zwei Augen an. Das giebt ein überaus gefälliges Auf- und Abſchweben des Stoffes, ein Hinüber und Herüber, das ebenſo ergötzlich, wie im Sinne des Werkes nothwendig iſt. Immer wieder, wenn man das Werk zur Hand nimmt, erneut ſich die Bewunderung über die Kunſt, mit welcher der Dichter alle in dem einmal angeſchlagenen Thema liegenden Conſequenzen zieht. Er hat in der Schilderung der Bäuerin Walpurga, die als Amme an den Hof des Königs kommt, den Punkt ausfindig gemacht, von dem er ſowohl den Salon wie die Bauernſtube überſehen kann und dieſes Motiv dient ihm als Scharnier, an dem er ſeine Schöpfung bald nach dieſer, bald nach jener Richtung umlegen kann. Er überſieht Nichts, er überhäuft Nichts, er iſt der zielbewußte Künſtler, der ſeines Stoffes durchaus Herr geworden iſt und alle Fäden mit ſicherer Hand ſo ſpielen läßt, wie er ſie zu ſeinem Gewebe braucht. Dabei verdient es wiederum die größte Anerkennung, wie er abwechſelnd dem Weltleben und der Idylle ihr Recht widerfahren läßt, weder das eine ins Dunkle, noch die andere ins Helle verzeichnet. Gleich im erſten Bande läßt die Figur des zerlumpten Wilddiebes Thomas, für den ſeine Mutter durch Walpurga Strafloſigkeit zu erwirken weiß, deutlich erkennen, wie es ſich in beiden Sphären um Gerechte und Ungerechte handeln ſoll. Später iſt es die Verdächtigung der Herkunft des Reichthums, den Walpurga nach Hauſe ſchickt, was die Letztere zu dem Ausſpruch verleitet: „Die ſchlechteſten Menſchen ſind doch die Bauersleute! Es giebt hier unter den Vornehmen gewiß auch ſchlechte, aber ſo ſind ſie doch nicht.“ Dieſelben Menſchen, die ihr Uebles nachgeredet haben, kommen dann mit bittender und ſchmeichelnder Geberde zu ihr, als ſie ins Dorf zurückkehrt und überall Gutes thut. Die zeitweilige Entfremdung von Mann und Kind durch das längere Fernbleiben von Hauſe, die böſen Hochmuths- und Faulheitsgelüſte, die ſich in dem Herzen des Erſteren regen, bis ſie durch die urſprünglich geſunde Natur unterdrückt werden: wie fein ſind dieſe Wandlungen im Gemüthsleben wiedergegeben! Es iſt, als ob der Dichter hinter der Thür geſtanden und dem wirklichen Vorgang beigewohnt hätte.

Die Figur der Gräfin Irma, welche die Geliebte des Königs wird, und für dieſe Schuld in jahrelanger dörflicher Zurückgezogenheit Buße thut, wird gewiß nicht aufhören, weichen Seelen Thränen und ſelbſt männlichen Charakteren tiefe Theilnahme abzugewinnen. Das tändelnde geiſtreichiſirende Weſen der Frau, die es liebt, ihre Individualität wegzuwerfen, um ſie dann geſchickt wieder aufnehmen zu können, genau ſo, wie ſie in der franzöſiſchen Komödie in einer Hoſenrolle, auf dem Maskenball als Seejungfrau auftritt, bezeichnet eine überaus glückliche Erweiterung von Auerbach's Darſtellungsvermögen nach dem Leichten und Anmuthigen und ſo frei er ſich auch bei der Ausmalung des Liebesverhältniſſes von allem Pikanten und niedrig Sinnlichen gehalten hat, ſo tritt die Schwere der Schuld ſchon durch ihre äußere Folgen klar zu Tage. Irma's Vater wird vor Entſetzen über die Schmach der Tochter vom Schlage gerührt und ſtirbt. In dieſem einſamen ſittenſtrengen Mann, in welchem die Figur Odoardo's Galotti's neu erſtanden zu ſein ſcheint, hat Auerbach wieder einen Schüler Spinoza's geſchildert: „Er hatte nicht das Verlangen, einem anderen Menſchen ſein Glück mitzutheilen; er hatte ſich ſeit Jahren gewöhnt, in ſich allein zu leben. Er hatte gegen ſein Kind die Schwere ſeines Lebens, den einzigen Vorwurf, den er ſich zu machen hatte, bekannt; vor ſich ſelbſt aber empfand er eine Ruhe, wie ſie nur die Einſamkeit bietet. Im klaren Denken glaubte er alle Leidenſchaften beſiegt zu haben; er folgte ſtets dem in ihm ruhenden Naturgeſetz und hatte Niemand, dem gegenüber er es unterdrücken mußte. Er hatte männlich an ſeiner Selbſtvollendung gearbeitet und war aus der Sphäre der Verſuchungen, aber auch aus der der geſellſchaftlichen Bethätigung ausgetreten.“ Dieſer Geiſt pantheiſtiſcher Weisheit iſt auch auf ſeine Tochter Irma, deren Fehltritt ihm das Herz gebrochen hat, übergegangen. Das Tagebuch „Vom einſamen Weltkind,“ das ſie „auf der Höhe“ in ihrem Idyll führt, enthält die köſtlichſten Perlen der Lebenserfahrung, die zu ſchöner Kette aneinandergereiht ſind. Sie ſtrömen die reine Bergluft einer idealen hochgeſtimmten Philoſophie aus und beſitzen gleichzeitig einen individuellen Duft, der ſie zu einem organiſchen Beſtandtheil des Romans macht. Wie in ein erquickendes Bad taucht die Phantaſie des Leſers in dieſe Weisheit hinab, die zugleich Troſt giebt, wenn ſie Entſagung lehrt.

Bei der Schilderung des Hoflebens iſt Auerbach gerade ſo verfahren, wie wir es von ſeiner Anſchauungsweiſe erwarten durften. Ihm begegnen keine eigentlichen Irrthümer, aber er unterſchlägt dasjenige, was dieſer Lebensſphäre die rechte Bedeutung ſichert. Uns imponirt das Hofleben als ſolches nicht mehr, wir erſtaunen nicht, wenn vor uns ein Vertreter der Geburtsariſtokratie erſcheint, denn wir Großſtädter haben es erfahren, daß der Glöckner, dem wir bei einer Trauung am Kirchenausgang ein Trinkgeld in die Hand drückten, ein Graf, und der Eiſenbahnconducteur, der uns das Billet abfordert, ein Baron geweſen iſt. Geboren zu ſein iſt heut zu Tage kein Verdienſt mehr und die Ariſtokratie unterſcheidet ſich in keiner Weiſe durch Intelligenz und Talent von dem beſſeren Bürgerthum. Das Einzige, was dem Adel die Ueberlegenheit noch ſichern kann, iſt die formelle Gewandtheit, die er ſich von Kindesbeinen an erwerben muß. Nehmt dieſe letzte Schranke fort und die abſolute Gleichheit wäre zwiſchen den Ständen hergeſtellt. Aber gerade deshalb iſt es die Form, welche die Ariſtokratie anbetet und pedantiſch zu erhalten verſucht, ſie ſcheut die Berührung mit dem Bürgerlichen nur deshalb, weil ſie fürchtet, er könne ihr dieſes Heiligthum entweihen. Darum muß aber auch der Dichter, der das Hofleben ſchildern will, dieſen ganzen Pragmatismus genau kennen, er muß es wiſſen, daß ein Fürſt eine ganz beſtimmte Art im Gruß, in der Verbeugung, in der Anrede, im Abbrechen des Geſpräches und in anderen tauſend Kleinigkeiten hat, die ihm und ſeinem Stande charakteriſtiſch iſt. Auerbach, den das Schickſal oft mit den Großen dieſer Erde zuſammengeführt hat, iſt doch ein unzulänglicher Beobachter dieſes Formencultus geblieben; andere Autoren, welche die Palais der Fürſten vielleicht nur in deren Abweſenheit beſucht haben, ſind hierin entſchieden glücklicher geweſen. Die wenigen Anweiſungen, die Walpurga für ihr Benehmen in Gegenwart des Königs und der Königin erhält, ſind nicht im Stande, die parfümirte Luft der Boudoirs, das Rauſchen der Seidenportieren, das geräuſchloſe Hin und Her der Diener, das verbindliche Lächeln, den kalten Spott, die Ahnungsloſigkeit, in der ſich dieſe Kreiſe wichtigen Fragen des Lebens gegenüber befinden, wiederzugeben. Auerbach, dem die Empfindung als ſolche ſtets die Hauptſache bleibt, liebt es, möglichſt ſchnell auf den Kern einzugehen und ſich bei der Schale nicht lange aufzuhalten.

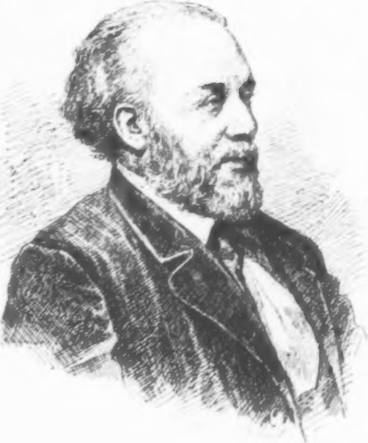
Der nächſte Roman „Das Landhaus am Rhein" (fünf Bände), der 1869 als Frucht eines Sommeraufenthaltes auf dem Rochusberge bei Bingen erſchien, bezeichnet wieder ein gelindes Herabgleiten von der in dem vorigen erreichten Höhe. Es war dem Dichter nicht beſchieden, den übergroßen Reichthum von Figuren künſtleriſch zu gruppiren und die Menge der angeregten Probleme einer Löſung näher zu führen. So oft er auch zugreift, um den Teig zu geſtalten, die Hand kann die weiche Maſſe doch nicht halten, die immer wieder durch die Finger hindurchſchlüpft. Aber der Roman iſt inſofern für Auerbach charakteriſtiſch, als in ihm zwei Themen behandelt werden, die ſich durch ſeine ganze Production hindurchziehen: das pädagogiſche und das amerikaniſche. Wie ſtark in unſerem Dichter der Trieb zu belehren ausgebildet iſt, haben wir bereits früher mehrfach erwähnt. Er neigt ſich zum Volke und zum Kinde herab, um jenes ſelbſtbewußt an die großen Aufgaben der Gegenwart herantreten zu laſſen und um dieſes zum Manne zu ſchmieden, der es mit den Widerwärtigkeiten des Lebens aufnehmen könne. Das andere Moment iſt die Gewohnheit der Auerbach'ſchen Muſe, immer nach Amerika als nach dem Lande der Hoffnungen und Verheißungen hinüberzuſchielen. Dieſe Gewohnheit findet ſich in faſt allen ſeinen Bauernnovellen, und auch die großen Romane ſind hiervon nicht verſchont worden. Im „Landhaus am Rhein“ ſpielt Amerika geradezu die Rolle eines Leitmotivs. Die Amerikaner haben dem deutſchen Dichter ſeine Vorliebe für ihr Land dadurch gelohnt, daß ſie ſeine Bücher immer möglichſt ſchnell nachdruckten. Auerbach iſt in ſeinen Anſchauungen über die Bedeutung der neuen Welt für die alte durchaus Gefühlspolitiker. Nicht nur daß es ihm an jener Urtheilsfähigkeit gebricht, die allein durch wirkliche Erfahrung erreicht wird, auch die Meinungen von Autoritäten in dieſem Fache, ſelbſt wenn ſie wie Friedrich Kapp ſeine Freunde ſind, hat er ſich nicht genügend zu eigen gemacht. Er würde ſonſt ſeinen „Gevattersmann“ nicht ein Mal haben ſagen laſſen: „Deutſchland iſt unſer Vaterland, Amerika unſer Kinderland. Die aufgewachſen ſind in Deutſchland, finden ſelten ihr volles Gedeihen in der neuen Welt; es ſind Wurzeln der Erinnerung ausgeriſſen und abgehackt, an denen man alle Zeit krankt. Die Kinder aber gedeihen in der neuen Heimath.“ Aus dieſer Allgemeinheit der Anſchauung hat ſich ſpäter bei Auerbach das Verlangen nach Begründung einer deutſchen Univerſität in Amerika heraus kryſtalliſirt und er iſt für dieſe Idee mit Wärme in Schrift und Wort eingetreten. Noch zuletzt war er es, der bei einem Feſtbankett in Berlin das Thema mit dichteriſcher Begeiſterung erfaßte. Das kann uns jedoch nicht hindern, in ſeinen Vorſtellungen viel Utopiſches zu erblicken, von welchem ſich die nüchterne Praxis nichts träumen laſſen darf. Die Idee einer deutſchen Univerſität in Amerika wird z. B. von Friedrich Kapp, dem wir in dieſer Beziehung die größte Unbefangenheit des Urtheils zutrauen dürfen, bei der zwiſchen dem deutſchen und dem amerikaniſchen Leben beſtehenden Verſchiedenheit als durchaus hinfällig bezeichnet.

Die Schwärmerei für Amerika überwiegt nun in dem „Landhaus am Rhein" ſo unbedingt, daß ſie auch auf das Pädagogiſche angewendet wird. Es handelt ſich um die Erziehung des Sohnes eines ehemaligen Sclavenhändlers Sonnenkamp, unter dem ſich der Autor die Verkörperung des brutalſten modernen Egoismus vorgeſtellt hat. Sein Sohn Roland, eine ſchwärmeriſche hingebende Natur, iſt begeiſtert für ſeinen Lehrer Erich Dournay und flieht zu ihm, als er von ihm getrennt wird. In dieſe Erziehung ſpielt Amerika mit ſeinen großen Vorbildern, Benjamin Franklin und Theodor Parker, beſtändig hinein. Die Charakteriſtik, die Erich mit den Worten ſeines Vaters von Jenem giebt, iſt durchweg Auerbach's eigene Auffaſſung: „Ich ſage, es giebt in der neuen Geſchichte keinen zweiten Menſchen, an deſſen Leben und Denken ſich ein Menſch unſerer Tage ſo heranbilden ließe, wie an Benjamin Franklin. Warum nicht Waſhington, der ſo groß und rein iſt? Waſhington war Soldat und Staatsmann, aber er hat die Welt nicht in ſich entſtehen laſſen und nicht aus ſich gefunden. Er hat durch Beherrſchung und Lenkung Anderer gewirkt, Franklin durch Lenkung und Beherrſchung ſeiner ſelbſt. Wenn die Zeit kommt, wo man von Schlachten ſprechen wird, wie wir heute von Menſchenfreſſern; wenn die ehrliche, fleißige, menſchenfreundliche Arbeit die Geſchichte der Menſchheit bildet, dann wird ein Mann wie Franklin neu erſtehen.“ So klingen in dem Roman ganz und gar die Goethe'ſchen Verſe nach:

Amerika, du haſt es beſſer
Als unſer Continent, der alte,
Haſt keine verfallene Schlöſſer
Und keine Baſalte,
Dich ſtört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.
Benutzt die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun Eure Kinder dichten,
Bewahre ſie ein gut Geſchick
Vor Ritter-, Räuber- und Geſpenſtergeſchichten.

In dem Sclavenhändler Sonnenkamp, der ſich von ſeinem ungerecht erworbenen Reichthum ein Landhaus am Rhein kauft, hat Auerbach eine bedeutende Natur nach der Seite des Dämoniſchen vom Hintergrunde des amerikaniſchen Lebens abzeichnen wollen. Aber Sonnenkamp iſt weder dämoniſch noch amerikaniſch, das eine nicht, weil wir in ihm niemals jene fieberhafte Nervenanſpannung wahrnehmen, die leidenſchaftlichen Menſchen eigenthümlich iſt, das andere nicht, weil ſein Handeln und Trachten fortwährend durch Anwandlungen deutſcher Sentimentalität gekreuzt wird. Hierin zeigt ſich Auerbach außer Stande, außerdeutſches Leben auch nur annähernd richtig zu malen, ihm fehlt zu einem internationalen Menſchen ſo gut wie Alles, ſo ſehr er auch die anderen Culturvölker zur Anerkennung des in ſeinen Dichtungen ſteckenden deutſchen Grundzuges genöthigt hat. Aber nie wird der Autor zu bewegen ſein, einen durch die bloße Logik ſeines Kopfes und die Energie ſeines Willens ausgezeichneten Menſchen darzuſtellen. Er wird ihn immer mit deutſchen Gemüthsaugen anſchauen und ihm an ganz falſcher Stelle Momente von Innerlichkeit andichten. Sonnenkamp will ſich nun mit ſeinem unermeßlichen Vermögen nicht nur alle Genüſſe des Lebens verſchaffen, er will auch die Aufmerkſamkeit des Fürſten auf ſich lenken und das Adelsdiplom erlangen. Schon hat er zu dieſem Zweck eine Audienz beim Fürſten, als ein plötzlicher Lichtſtrahl auf ſeine Vergangenheit fällt und die Zeitungen ihn als Sclavenmörder und anrüchigen Charakter enthüllen. Er hatte in der That ein Mal, als er durch ein feindliches Schiff verfolgt wurde, eine Partie Sclaven ins Meer ſchleudern laſſen, dabei erhielt er von einem rebelliſchen Neger einen Biß in den Daumen und dieſer Neger iſt der Leibmohr des Fürſten, der ſich nun in wilder Wuth auf ſeinen früheren Herrn ſtürzt. Sonnenkamp hat ſich damit um alle Ausſichten gebracht, die Ziele ſeines Ehrgeizes zu erreichen, er entführt eine Gräfin und reiſt mit ihr nach Amerika, wo ſie beide am Seceſſionskriege Theil nehmen und im Lager der Südſtaaten untergehen, während wir bei den Nordſtaaten Erich, Roland und ſeine Schweſter Manna, die Ehrich's Gattin wird, antreffen. Der Roman zerflattert zuletzt in einzelne loſe Briefblätter, die der Leſer nur ſchwer zuſammenhalten kann. Als Kunſtwerk betrachtet, kann er keinen reinen Eindruck hervorbringen, dazu fehlt es ihm zu ſehr an dem ſicheren Fluß der Linien und Formen, während es ſich in vielen hervorragenden Einzelſchilderungen als das Werk eines wirklichen, allerdings mehr durch Gedankenfülle als Geſtaltungskraft bedeutenden Dichters zu erkennen giebt.

Im „Waldfried“ endlich, den der Autor im Jahre 1874 als eine „Vaterländiſche Familiengeſchichte“ in drei Bänden her-



Oswald [illegible] in Berlin.

ausgab, hat er ſich von einer geſchloſſenen Kunſtform überhaupt losgeſagt, um ungetheilt den Gedanken und Empfindungen ſeines Helden leben zu können. Nicht mit den Begebenheiten als ſolchen wollte er den Leſer in Spannung verſetzen, ſondern ſie nur im Wiederſchein einer groß und menſchlich fühlenden Seele zu unſerer Aller Erhebung zeigen. Daher die tagebuchartige Form des Ganzen, das Ich des Erzählers, welches die engliſchen Humoriſten des vorigen Jahrhunderts mit Vorliebe wählten. Dadurch werden die Ereigniſſe ſämmtlich in ein lyriſches Element getaucht; nicht was ſie an ſich ſind, ſondern was ſie für das Gemüthleben Waldfried's bedeuten entſcheidet über ihren Werth. Sein Tagebuch beginnt mit dem Wartburgfeſte 1817 und endigt mit dem Einzug der deutſchen Truppen in Berlin, den die ganze Familie von den Fenſtern eines Hauſes unter den Linden, wo ſie ſich zuſammenfindet, mit anſieht. Dabei iſt es ein feiner Zug des Dichters, daß er ſeinen Helden erſt am Abend des Lebens die Geſchichte ſeiner Familie ſchreiben läßt. Dadurch iſt das Ganze auf einen einzigen Ton, den einer dem Edlen und Wahren zugewendeten Mannesſeele geſtimmt worden, und es macht ſich ſchön und erhebend, daß dieſe ganze Betrachtung über die Geſchichte unſeres Vaterlandes von ohnmächtiger Zerſtückung zur feſtgeſchloſſenen achtunggebietenden Einheit nicht in dumpfer Stube, ſondern gleichſam unter den Augen der Natur im Tannenhochwalde angeſtellt wird. Dadurch drängt ſelbſt in die trockenſte ſachliche Bemerkung inneres Leben hinein, die Buchſtaben erhalten ein wirkliches körperliches Daſein, es ſtrömt ein Hauch von Weltgeſchichte auf uns ein, obwohl wir doch nur eine einzige Familiengruppe vor uns haben, allerdings erweitert bis zu Söhnen und Schwiegertöchtern, Enkeln und Urenkeln. Waldfried ſelbſt hat den Jugendbund, die Burſchenſchaften, die Demagogenriecherei ehrlich durchgemacht, er hat in der Paulskirche und ſpäter im Reichstage geſeſſen. Nun iſt er der treueſte Hausvater an ſeinem Herde, dem heftige Schickſalsſchläge nicht erſpart geblieben ſind, wo es aber auch an Würde und Ehre mancher Art nicht fehlt. Wohl leidet die Dichtung an einem kaum mehr zu überſehenden Figurenreichthum, oft muß man ſich beſinnen, ob man dieſe oder jene Perſon ſchon geſprochen und kennen gelernt habe, aber das Ganze bildet einen mächtigen Impuls zur Vaterlandsliebe. Die beiden Brautpaare Ernſt und Martella, Richard und Annette, wie ſtehen ſie friſch und lebendig vor uns, das eine verklärt durch eine ſtolz ausſchweifende Romantik, die den Mann zum zweimaligen Deſerteur, die Frau zu einem fröhlichen Waldkind macht und umſtrahlt von der Sonne des Sieges, die auf ihre Gräber herabblickt, das andere mehr ſtädtiſch und modern, Richard, der Profeſſor, Annette, die Wittwe eines Offiziers, die ſich zuerſt als geiſtreiche Salondame zeigt, um dann auf den Schlachtfeldern, denen ſie als Krankenpflegerin folgt, Tiefe und Lebensinhalt zu finden. Ein ganz ſubjectives und perſönliches Buch, für welches in unſerer Aeſthetik kein Fach offen ſteht, das aber ganz allein durch ſeinen Inhalt Herz und Sinn des Leſers bezaubert. Karl Frenzel gab bei ſeiner Anzeige des Romans in der Nationalzeitung vom 29. März 1874 den Eindruck deſſelben in folgender treffender Weiſe wieder: „Ein wunderſames Buch! Die Mängel der Compoſition, die für mich viel ſchwerer wiegen als etwaige Unwahrſcheinlichkeiten und Verzeichnungen, liegen jedem Kunſtverſtändigen offen; der Erzählung fehlt die Spannung, den Figuren, bei allem Reiz und aller Wahrheit Einzelner die ganze Leiblichkeit — ich ſehe ſie ſtets nur als Portraits von dem großen Potraitmaler

Waldfried, nicht als ſelbſtſtändige Perſönlichkeiten und doch fühlt man ſich angezogen, feſtgehalten, entzückt und gerührt. Es iſt ein Gang wie durch einen Wald im Frühling an einem Juninachmittage, in mildem Sonnenſchein. Ueberall ein Sprießen, ein Grünen und Reifen, tauſend Stimmen werden laut, die Wipfel, die Quellen, die Steine ſelbſt ſcheinen eine Stimme zu haben und dieſe tiefen und mächtigen Accorde dienen gleichſam dem munteren Gezwitſcher der Vögel als Grundmelodie. Etwas wie der Hauch des Alllebens berührt uns; in eine innigere Gemeinſchaft ſind wir auf einige Augenblicke mit dem Unendlichen getreten; ſüß ſchauernd ahnen wir die unendliche Tiefe, die unendliche Fülle des Seins. Da treten wir aus dem Hochwald auf eine ragende einſame Feldſpitze; weithin dehnt ſich das Land zu unſeren Füßen, mit Dörfern und Städten; dort blickt die Woge des Rheins grüngoldig, dort ſtreckt ſich der Thurm des Straßburger Münſters in die Lüfte. Neben dem Naturgefühl überkommt uns die ſtolze glückliche Empfindung, daß wir, die Lebenden, das Vaterland geeinigt, daß wir zu dieſen Thälern dieſſeits oder jenſeits geſagt haben: ihr ſeid wieder unſer. Solch' einem Gang, ſolch einem Anblick gleicht dieſes Buch. Mit gleicher Innerlichkeit iſt das Seelenleben, die Waldnatur, die politiſche Entwickelung aufgefaßt, und in Zügen und Sprüchen, die man nicht wieder vergißt, zum vollendeten Ausdruck gebracht. In dieſem Sinne iſt unter den Tannen Waldfried's und Guſtava's ein Schatz verborgen; nicht ſowohl ein epiſcher Schatz, ſondern ein Schatz der Weisheit, der edlen Lebensordnung, der patriotiſchen Begeiſterung."

Schon im Jahre 1871 hatte Auerbach einen Beitrag zu der patriotiſchen Begeiſterung jener Tage mit dem Buch „Wieder unſer" gegeben, das er mit Recht Gedenkblätter nannte, denn ähnlich wie in „Waldfried" ziehen durch ſein von reinſter Vaterlandsliebe erfülltes Gemüth die gewaltigen Ereigniſſe des unvergeßlich großen Jahres, überwiegend freudige aber auch ſchmerzliche Eindrücke hinterlaſſend. Das Herz des Dichters zuckt bei der erſten Kunde von dem ausgebrochenen Kriege ſchmerzlich zuſammen, es währt einige Zeit bis er ſich an den Stoß und Schlag dieſes Weltgerichts gewöhnt, aber dann iſt er unermüdlich, ſeine Troſtesworte Denen im Felde und Denen, die in banger Sorge zu Hauſe bleiben müſſen, zu ſpenden und eine linde Hand auf blutende Wunden zu legen. So verſchieden auch der Inhalt des Buches iſt, da es abwechſelnd Sachliches und Betrachtendes, Tagebuchblätter, perſönliche Eindrücke, Zeitungscorreſpondenzen bietet, ſo mündet doch Alles in den gewaltigen Strom vaterländiſcher Begeiſterung, von dem wir uns freudig und ſtolz tragen ließen und der auch die kleine Novelle „Nannchen von Mainz" in den „Drei einzigen Töchtern" (1875) wohlthuend durchfließt.

⁂

Bei einer ſo reichen Productionsgabe wie der Auerbach'ſchen kann es ſelbſtverſtändlich weder an kleinen Schnitzeln, die von dem Arbeitstiſche herunterfallen und erſt ſpäter geſammelt werden, noch an mißglückten Würfen fehlen. Aber auch im Kleinen war es dem Dichter oft vergönnt, einen großen Zuſammenhang, wenn nicht auszuführen, ſo doch anzudeuten und damit ſegensreich auf die Bildung des Volkes einzuwirken. Wir rechnen hierzu die Mittheilungen, die der Autor dem von 1845—48 erſchienenen Kalender „Der Gevattersmann" lieferte und die einen großen Theil der zweibändigen Sammlung

„Schatzkäſtlein des Gevattersmanns“ (1856) bilden, ferner das im Jahre 1872 herausgegebene Sammelwerk „Zur guten Stunde“ deſſen beide Bände 1880 in erweiterter Geſtalt und mit Illuſtrationen der bedeutendſten Künſtler wie Menzel, Kaulbach, L. Richter, P. Meyerheim u. A. als „Deutſche Volksbücher (Drei Bände) neu erſchienen ſind; endlich die in dem Büchelchen „Unterwegs“ (1879) und in verſchiedenen Zeitſchriften zerſtreuten Aufſätze. Im „Schatzkäſtlein“ iſt die Nachahmung Hebel's unverkennbar, zu dem er ſtets in Liebe und Verehrung als dem Muſter eines volksthümlichen Schriftſtellers emporſchaute. „Unterwegs“ veranlaßt uns, den am wenigſten hervorragenden Theil der Auerbach'ſchen Dichtung, den dramatiſchen, wenigſtens flüchtig zu erwähnen, denn es genügt mit ſchnellen Schritten ſowohl an den drei in dieſem Bande enthaltenen Luſtſpielen, wie an den früher erſchienenen Dramen „Andree Hofer“ (1850) und „Der Wahrſpruch“ (1859) vorbeizugehen. Auerbach's breite Darſtellung und ſeine Neigung die Perſonen von allen möglichen Seiten zu beleuchten, ohne daß die Handlung dadurch gefördert würde, iſt auf der Bühne, die ein ſchnelles Eingehen auf die Hauptſache und einen lebhaften Puls verlangt, der blanke Tod. Der Autor wird eine Wahrheit, welche den Anfang und das Ende jeder dramatiſchen Weisheit bildet, nie zugeben, daß man nämlich niemals fünf Worte brauchen ſoll, auch wenn ſie noch ſo ſchön ſind, wenn man zur Noth mit einem auskommen kann. Es iſt ihm durchaus nicht vergönnt, ſeine Perſonen bühnenoptiſch verkürzt zu ſehen, ſie lagern ſich alle in epiſcher Breite hin und wollen Nichts von theatraliſcher Bewegung wiſſen. Im „Andree Hofer“ beging Auerbach denſelben Fehler, den ſich bereits Immermann bei der Dramatiſirung dieſes Stoffes hatte zu

Schulden kommen laſſen, daß er ſich mit der Darſtellung eines Einzelſchickſals nicht begnügen, ſondern die tyroler Bewegung in ihrer Maſſenhaftigkeit darſtellen wollte. Immermann hatte ſich offenbar Schiller's Tell zum Vorbild genommen, während Auerbach ſelbſtſtändiger vorging und höchſtens etwas von der Stimmung, die ihn unter den Eindrücken der Wiener Kataſtrophe erfüllte und der er bereits in ſeinem „Tagebuch aus Wien, von Latour bis Windiſchgrätz“ (1849) Ausdruck verliehen hatte, in die Tragödie einfließen ließ. Sie iſt nur ein einziges Mal, im Februar 1879, im Berliner Nationaltheater zur Aufführung gelangt. Der „Wahrſpruch“ behandelt einen ähnlichen Stoff wie „Diethelm von Buchenberg,“ aber die peinliche und gedrückte Stimmung deſſelben erſchwert es dem Dichter außerordentlich, die verfilzten Wurzeln des Romans abzulöſen und die Figuren im Lichte der Proſceniumslampen ſich durch ſich ſelbſt erklären zu laſſen. Den drei einactigen Luſtſpielen iſt es inſofern etwas beſſer ergangen, als ſie an mehreren Bühnen zur Aufführung gelangten, wenn ſie ſich auch nirgends auf die Dauer halten konnten. „Riegel vor“ iſt ein Monodram: Ein junges Mädchen hat ſoeben ein Heirathsantrag erhalten und iſt vor der allzuſtürmiſchen Bewerbung in ihr Zimmer geflohen, wo ſie ſich bald von der Außenwelt abſchließt, bald lauſcht, ob der Mann, den ſie im Stillen doch liebt, ſich entfernen will; wie ſie ihn die Treppe herunterkommen hört, erwacht ihre Eiferſucht, ſie ruft dem Hinauseilenden ſeinen Vornamen nach und ſtürzt ſich in ſeine Arme. Das „Erlöſende Wort“ iſt das Wort der ſich erklärenden Liebe, die der Profeſſor Reinhold König wohl empfindet, aber nicht in Laute kleiden kann. Endlich gebraucht ſeine Verwandtſchaft die Nothlüge, daß ſie ihm einredet, er habe ſich im leichten Rauſche bereits erklärt. Die Geliebte merkt die Liſt und will als Gekränkte fortreiſen, da ſtürzt ihr der Profeſſor mit einer Depeſche entgegen, welche ihm von den Eltern des Mädchens auf ſeine Anfrage den Segen zur Verlobung zuträgt. Das erlöſende Wort vermochte er nicht zu ſprechen, wohl aber zu telegraphiren. Das dritte Luſtſpiel „Eine ſeltene Frau“ bringt ein buntes Gewirre zweier Liebespaare, die ſich über ihre Gefühle unklar ſind und ſich auch ſonſt mißverſtehen, wobei eine Wittwe, die ſich ein paar Jahre älter macht, als ſie in der That iſt, eine wichtige Rolle ſpielt. Schon aus dieſen kurzen Inhaltsangaben kann man das Künſtliche der Vorausſetzungen erſehen, über die aller Geiſt, mit welchem der Dichter ſeine Perſonen bedacht hat, nicht hinweghelfen kann. Auf der Bühne vermag nur das Klare, Einfache, Natürliche zu erwärmen und zu intereſſiren. Die beiden letzten Luſtſpiele gelangten im Jahre 1879 im königlichen Schauſpielhauſe zu Berlin einige Male zur Darſtellung, ſelbſtverſtändlich nicht wegen ihres eigenen Verdienſtes, ſondern nur des Reliefs halber, das ihnen die Perſon ihres Verfaſſers verlieh.

Mit ganz anderem Nachdruck dürfen wir dagegen auf einen anderen wenig beachteten Zug in der geiſtigen Phyſiognomie Auerbach's aufmerkſam machen, wir meinen den kritiſchen. Die Fähigkeit, ſowohl in ſeiner eigenen dichteriſchen Werkſtatt über das, was der Entſtehung entgegenreift, zu reflectiren als auch den Spuren des fremden Genius nachzugehen, beſitzt er in hohem Maße, ja viele ſeiner kritiſchen Studien verdienen ohne Weiteres Arbeiten erſten Ranges genannt zu werden. Früh, bereits Ende der dreißiger Jahre, hatte er ſich als Mitarbeiter an Lewald's „Europa“ in ſolchen Verſuchen geübt und ſie gehen bis in die neueſte Zeit ununterbrochen neben ſeinen poetiſchen Schöpfungen einher. Als reifſte Frucht auf dieſem Gebiete dürfen wir unbedenklich ſein bereits erwähntes Werk „**Schrift- und Volk; Grundzüge der volksthümlichen Literatur**" (1846) anſehen, in welcher er im Anſchluß an einer Charakteriſtik Hebel's die werthvollſten Aufſchlüſſe über die von den Fachäſthetikern meiſtens ganz vernachläſſigten Beziehungen des Schriftſtellers zum Volke und über ſeine eigene Production giebt. Wir halten dieſes Werk für eines jener ſeltenen Bücher, die wie Goethe's Briefwechſel mit Schiller uns nicht im Vorhofe der Poeſie mit philoſophiſchen Haarſpaltereien aufhalten, ſondern direct in das Allerheiligſte, dorthin führen, wo der Genius in geheimnißvoller und unnahbarer Weiſe ſeines ſchöpferiſchen Amtes waltet. Es iſt etwas wie ein Schatz für jeden Dichter in dieſem Buche enthalten, weil mit ihm ein hervorragender Poet ſeine Hand auf das eigene Herz legt, die Schläge deſſelben aufzählt und uns das eigenartig Differenzirte ſeines Weſens kennen lehrt. Die Kunſt kritiſcher Erkenntniß, die Auerbach an ſich ſelbſt erprobte, vermochte er aber auch auf andere Dichter anzuwenden, er iſt ein wahrer Virtuoſe in der Fertigkeit, den Dichtern in die innerſte Seele zu ſchauen. Nicht alle von den hier in Frage kommenden Arbeiten ſind bereits überſichtlich geſammelt, vieles Verſtreute müſſen wir übergehen, aber das Weſentliche ſoll wenigſtens genannt werden. So namentlich die „**Deutſchen Abende**," (Neue Folge 1867) jene der Großfürſtin Helene von Rußland, der edelmüthigen Beſchützerin der Kunſt, gewidmete Sammlung mit ihren ausgezeichneten Aufſätzen über Goethe, Uhland, Schiller, Fichte, Hebel, Jean Paul, Jacob Grimm, Molière, Goldſmith und Bernardin de St. Pierre. Sie ſind wahre Muſter jener productiver Kritik, die ſich nicht mit dem bloßen Beſſerwiſſenwollen begnügt und den Dichtern nach Schulmeiſterart Cenſuren ertheilt, ſondern ſich tief in ihre Geiſteswelt einlebt und aus ihr zum Publikum ſpricht. Auerbach hat ſich ein Wort Schiller's zum Vorbild genommen: „Gerade dieſes ſchöpferiſche Conſtruiren der Werke und der Köpfe, und dieſes treffende Hinweiſen auf die Wirkungspunkte fehlt in allen Kritiken, und iſt doch das Einzige, was zu etwas führen kann,“ und wir dürfen behaupten, daß er die hierin enthaltene Mahnung in claſſiſcher Weiſe befolgt habe. Er zwängt die Dinge nicht in Kategorien hinein, ſondern läßt ſie ſich frei und natürlich ausleben, er iſt kein Pedant, der immer nur das Nächſte ſieht, ſondern greift wie ein Spaziergänger bald nach dieſer, bald nach jener Frucht, um ſein Körbchen zu ſchmücken, und er iſt endlich klug genug, nicht das letzte Wort ſagen, ſondern ſeine Leſer nur zu eigenem Nachdenken anregen zu wollen. Ein Muſter kritiſcher Analyſe war z. B. die Beſprechung, welcher Auerbach den Roman „Auch Einer“ von Fr. Th. Viſcher in der „Deutſchen Rundſchau“ (1879) unterwarf. Aus derſelben ſinnigen Kunſt- und Lebensbetrachtung ſind auch die „Tauſend Gedanken des Collaborators“ (1876) hervorgegangen, die nur äußerlich an die köſtliche Figur aus des Autors „Frau Profeſſorin“ erinnern und die geiſtige Fülle des Dichters zu kleineren Sentenzen und Betrachtungen wie zu einzelnen Silbertropfen zertheilen.

⁂

Unſere Betrachtung, die von der Erſcheinung des Dichters als einer Totalität ausging, muß füglich zu ihr auch wieder zurückkehren und den ganzen Künſtler und Menſchen ins Auge faſſen. Es giebt hierzu keinen geeigneteren Augenblick als denjenigen, welchen uns der Geburtstag des Siebzigjährigen entgegenbringt. Feiern wir ſchon im unſcheinbarſten Privatleben dieſen Tag als einen von der Vorſehung geſegneten, wie viel mehr müſſen wir an Dankbarkeit und Anerkennung bei einem Manne auf dem Herzen haben, den gleichzeitig der Kranz des Ruhmes und der perſönlichen Güte ſchmückt. In monumentalen Zügen hat ſich ſein Bild in die Phantaſie unſeres Volkes eingedrückt und was auch immer von ſeinen Schriften der Zeit zum Opfer fallen dürfte, er hat ſein literariſches Daſein für Generationen begründet, da der Nachruhm nur nach dem Gelungenen fragt und das Mißglückte einfach überſieht. Für unſer Gefühl liegt die Bedeutung des Dichters darin, daß er mit ſelbſtſtändiger Kraft, ohne Jemandem nachzuahmen, eine neue dichteriſche Gattung erfaßt und ſie in muſtergiltiger und breiteſter Weiſe ausgeſtaltet hat. Die Dorfgeſchichte führte unſerer Literatur friſches Quellwaſſer hinzu, das ſpäter auch ganz andere Regionen unſeres geiſtigen Lebens durchſickert und ſich ſtets als belebendes Element erwieſen hat. Aus dieſem ihm von der Natur zugewieſenen Kreiſe verſuchte es Auerbach wiederholt ſein Talent in das Gebiet des Zeitromans hinauszuheben, wo er zwar nicht mit derſelben Souveränität zu herrſchen, wohl aber Einzelheiten zu ſchaffen vermochte, die zu den koſtbarſten Beſtandtheilen unſerer Sprache gehören. Er hat ſein Talent nach allen Richtungen zu vertiefen und zu dehnen verſucht, er hat aus einzelnen Dichtungsgebieten, die er erobern zu können glaubte, ſeine Truppen ſchnell wieder zurückgezogen und iſt am Abend ſeines Lebens im „Landolin,“ „Forſtmeiſter“ und in „Brigitta“ wieder zu den Tannen des Schwarzwaldes zurückgekehrt, die ihm ſo viele herzerfreuende Erzählungen zugerauſcht haben. Er iſt als volle rein menſchliche Natur im Grunde genommen immer er ſelbſt geblieben.

Dieſe unbedingte Selbſtſtändigkeit, die nichts Fremdes brauchen konnte, bevor es nicht zum perſönlichſten geiſtigen Eigenthum verarbeitet war, iſt und bleibt der Hauptpunkt. Im Geſpräch liebt es Auerbach gern zwiſchen Quellnaturen und Ciſternennaturen, d. h. zwiſchen ſolchen Menſchen, deren Geiſt nur von Außen empfangen iſt und ſolchen, die ihn innerlich erzeugen und nähren, einen Unterſchied zu machen. Er ſelbſt iſt eine ſolche „Quellnatur“ in des Wortes vollſter Bedeutung, er läßt aus ſeinem Innern Neues und Erquickendes herausſprudeln. Auch auf dem Gebiete der Sprache, die ihm eine mannigfache Erweichung und Belebung ihres Körpers verdankt. Eine treffende Sinnlichkeit lebt in ſeinem Stil, der allerdings gar nichts „Brillantes“ hat und mit Verſchmähung der rollenden und gleitenden Conſtructionen in kurzen Sätzen ehrlich ſeines Weges wandert. Dadurch kommt vielleicht die Rhythmik der Sprache etwas zu kurz, aber was ſie an muſikaliſchem Werthe verliert, gewinnt ſie an geſunder plaſtiſcher Kraft. Bei Auerbach finden wir eine Menge Ausdrücke, die aus dem innigſten Zuſammenleben mit dem Genius unſeres Volkes entſtanden ſind und unſeren Sprachſchatz bereichern. Es iſt dem Dichter immer als einer ſeiner größten Erfolge erſchienen, daß die Gebrüder Grimm dieſes Talent an ihm hervorzuheben pflegten. Erſt in den letzten Jahren macht ſich eine Neigung zu jenen künſtlichen Verrenkungen und Verknorpelungen des Ausdrucks bemerkbar, mit denen, wie in manchen Wendungen des zweiten Fauſttheiles, das Alter an die Thür zu klopfen liebt.

Wir Berliner, die wir des perſönlichen Verkehrs vom Dichter gewürdigt werden, müſſen Zeugniß ablegen von ſeinem humanen hilfsbereiten Sinn, von ſeinem unermüdlich ſchaffenden Geiſte, von ſeinem in reiner Menſchenliebe erglühenden

Herzen. Er verbreitet Wärme um ſich, wo man ihn auch treffen mag, er iſt allen Intereſſen des Lebens zugänglich, und wer ihn geſprochen hat, iſt noch niemals, ohne reicher geworden zu ſein, von dannen gegangen. Von Hauſe aus dem Salonleben abhold, weiß er ihm doch einen ſeltenen Schmuck zu geben, wenn es ſich um ehrliche Freude am künſtleriſchen Schaffen, nicht blos um äſthetiſches Kokettiren und Tapeziren handelt. Der Begabung Ziel und Richtung anzugeben, ſie durch milden Tadel und herzliches Wohlwollen zu reiferen Leiſtungen zu erziehen, iſt ihm Glück und Bedürfniß.

Dürfen wir es aber verſchweigen, welchen Pfeil die letzten Jahre Berthold Auerbach in das Herz gedrückt haben, ihm, der ſo ausſchließlich deutſch, wie kaum ein zweiter zeitgenöſſiſcher Schriftſteller denkt und empfindet? Können wir es vertuſchen, wenn der Pöbel, der vornehme und niedere, der gebildete und ungebildete unter dem lügneriſchen Vorgeben, an der Heilung öffentlicher Mißſtände Theil nehmen zu wollen, Straße auf, Straße ab läuft, das Stichwort zu einem Racenkriege gebend, der in widerlichſter Weiſe Schmutz und Feuer ſchleudert? Haß gegen den Nächſten im Herzen und die Lüge auf der Zunge, ſo hat ſich dieſe Bewegung eingeniſtet und borgt ſich das Gewand derer, die das Brod vom Tiſche des Herrn zu nehmen und die Ideale in unſerem Volke zu nähren berufen ſind. Von dem mahnenden Gewiſſen unſerer Nation längſt verurtheilt, hat ſie das Herz eines unſerer erſten Dichter zwar nicht zu brechen, wohl aber mit bitterſtem Schmerz zu erfüllen vermocht. Wir dachten uns ſeinen Lebensabend nur mild, freundlich, hell, wir gaben ihm die ruhige Weisheit eines Nathan, die über den Streit des Tages erhaben ſich in den Hafen der reinen Erkenntniß zurückgezogen hat. Nun ſehen wir eine Wolke des

Peſſimismus aufſteigen, die wir nicht eher zerſtreuen können, als bis der böſe Pfahl aus unſerem Fleiſche herausgezogen iſt.

Suchen wir die Verſöhnung dort, wo ſie allein zu finden iſt, nicht im wüſten Streit, ſondern im ſtillen Geiſterreich, wo uns die unſterblichen Genien der Nation grüßen. Daß Auerbach zu ihnen zählt, vermögen wir jetzt vielleicht noch nicht ganz deutlich zu erkennen, weil ſeine Nähe uns neben dem Unvergänglichen auch das Vergängliche nahe bringt. Aber er ſteht in erſter Reihe unter den Männern, die durch Edelſinn, Vorurtheilsloſigkeit und ſchöpferiſches Talent uns wahrer, gütiger und ſchöner gemacht haben. Den 28. Februar 1882 würdig zu feiern rüſtet man ſich von allen Seiten, und alle tiefer empfindenden Seelen wiſſen es, daß an dieſem Tage Berthold Auerbach von ſeinem Volke den Kranz erhält.

* * *

Faſt in demſelben Augenblick, in welchem der letzte Bogen des vorliegenden Werkchens die Preſſe verläßt, trifft die Trauerbotſchaft vom Tode des Mannes hier ein, für deſſen ſiebenzigſten Geburtstag es zur Feſtgabe beſtimmt war. So iſt denn, noch ehe ſie in die Oeffentlichkeit trat, aus der Jubelſchrift ein Trauerkranz auf dem Grabe des Verewigten geworden.

Am 8. Februar iſt Berthold Auerbach zu Cannes geſtorben. Welchen Platz er in unſerer Literatur eingenommen, welch' tiefgehende und weitreichende Wirkung von ihm ausgegangen, iſt in dieſer erſten Stunde des Schmerzes, wo wir nur die Unerſetzlichkeit des Verluſtes fühlen, nicht in ruhige Worte zu kleiden. Keinen Ort im Vaterlande wird es geben, in dem dieſe Trauerkunde nicht das Mitgefühl und das Bedauern erweckte. Berthold Auerbach gehörte zu den Schriftſtellern, die ebenſo auf den Höhen der Bildung wie im Thale ihre Leſer, Freunde, Verehrer haben; keiner beſonderen Schicht unſeres Volkes, dem ganzen deutſchen Volke iſt ſeine unermüdliche, nie raſtende, ſeine ſchöpferiſche wie ſeine belehrende Thätigkeit gewidmet geweſen. Von dem Erſcheinen ſeiner erſten „Schwarzwälder Dorfgeſchichten" im Jahre 1843 an, iſt er beinahe vierzig Jahre hindurch als einer der Begründer und Schöpfer unſerer modernen erzählenden Literatur anerkannt und geehrt worden. So weit die deutſche Sprache in den fernſten Welten Amerika's vorgedrungen, ſo weit ſind auch ſeine Schriften gegangen. Ueberall haben ſie erhebend, erfreuend, im edelſten Sinne bildend gewirkt. Unzählige Freunde haben ſie ſeinem Namen, Tauſende von Jüngern den Gedanken und Beſtrebungen edler Geſittung und Humanität gewonnen. Was er aus der Fülle ſeines Herzens und dem Silberſchacht ſeines Denkens mehr noch, als aus erworbenen und angelernten Kenntniſſen geſchaffen, iſt einer der koſtbarſten Schätze, welche unſere Gegenwart der ſpäteſten Nachwelt vermacht. Denn nicht nur der Dichter kommt in dieſen Werken voll und urſprünglich zum Ausdruck: Alles, was innerhalb dieſer vierzig Jahre ſo ergreifend, ſo mächtig, ſo tief die Seele unſeres Volkes bewegte und erſchütterte, klingt in ihnen wieder. Nicht auf einem Gipfel, in Königseinſamkeit, Berthold Auerbach lebte unter uns, mit uns. Kein gewaltigerer Klang der Zeitgeſchichte, der nicht ein Echo in ſeiner Seele gefunden. Ohne ein Streiter zu ſein, war er überall ein Vertreter des Rechts, der Freiheit und der idealen Güter. Ihm war die Welt keine gleichgültige, nichtige und trübſelige Schattenjagd, all' ihre Erſcheinungen und Wandlungen ſah und betrachtete er, wie er es oft geſagt, im Lichte des Ewigen. Wie darum auch der Geſchmack wechſeln mag, der geiſtige und gemüthliche Kern ſeiner Werke iſt ein unantaſtbarer. Der ſprudelnde Quell lauterer Empfindungen, der in ihnen glänzt und rauſcht, jene Thaufriſche, die auf der Natur ruht, die ſie ſchildern, jene ſo geheimnißvollen und zugleich ſo ergreifenden Beziehungen, die ſie zwiſchen dem Menſchen und ſeiner Umgebung enthüllen, ſind der Gewalt des Tages nicht unterworfen, in ihnen offenbart ſich mit der Eigenart des Dichters etwas allgemein Gültiges, Wahres und Schönes.

Die erſte größere Hälfte ſeines Lebens iſt Auerbach in Süddeutſchland und Dresden verfloſſen, ſeit dem Anfang der ſechziger Jahre durfte ihn Berlin zu ſeinen hervorragendſten Bürgern rechnen. In ſeinen drei großen Romanen: „Auf der Höhe" — „Das Landhaus am Rhein" — „Waldfried" ſind die Einflüſſe der Hauptſtadt, der Umſchwung der deutſchen Dinge, der erweiterte Geſichtskreis unverkennbar; ſie haben bewieſen, daß Auerbach auch über die Dorfgeſchichte hinaus ein Erzähler, ein Geſtalten ſchaffender Poet war. Unerwartet iſt den Freunden, nach ſeiner ſchweren Erkrankung im Herbſte des vergangenen Jahres, der Tod des theuren Mannes nicht gekommen, aber wie anders iſt es doch, vorbereitet auf etwas ſein oder wiſſen, daß es geſchehen!

Jetzt verſchlingt gleichſam die allgemeine Trauer den beſonderen Schmerz; der Verluſt, den die Nation erlitten — denn wer hätte bei Auerbach's geiſtiger Friſche und Beweglichkeit nicht noch die eine und die andere Dichtung, nicht die Vollendung ſeiner Memoiren von ihm erhofft? — iſt ſo groß, daß ihm gegenüber der Verluſt der Freundſchaft faſt verſchwindet. Aber wie ſollten wir nicht gedenken, daß der Menſch dem Dichter ebenbürtig war, daß ein Zug des Edlen und Aufrichtigen ſeiner Seele einen lauteren Klang verlieh, als wir ihn ſonſt im Getümmel des Markts und im Kampfe um das Daſein vernehmen, daß ſeine Schwächen von jenem unabläſſigen Suchen und Ringen nach Wahrheit, ſo im Großen wie im Kleinen, ſo über ſich wie über die Anderen, geadelt wurden, daß in ihm ein ganzer Mann uns entgegentrat, eine Perſönlichkeit, voll Kraft und Originalität der Gedanken, voll Anmuth und Liebenswürdigkeit, die, wo ſie erſchien, für ſich einnahm! In einem gewiſſen Sinne iſt nicht nur die That des Menſchen, iſt auch ſeine Erſcheinung unſterblich. Aus Auerbach's Schriften wird ſich auch für die, welche ihn nicht perſönlich gekannt, ſein Bild in ungefähren Umriſſen ſo erheben, wie er noch vor Kurzem vor uns geſtanden: eine gedrungene Geſtalt, mit leuchtenden Augen, weiß an Haar und Bart, von fern an einen Mann des Waldes gemahnend, Vertrauen im erſten Blick erweckend, mehr von ſinnigem und feſthaltendem, als von ſchwärmeriſchem Ausdruck — ein Etwas, das nun ach! für immer aufgehört hat, in unſerem Sinne des Wortes, zu ſein.

Karl Frenzel.

Anhang.

Trauer-Sonett von Julius Hübner.

An Berthold Auerbach's Grabe,

Nordſtetten den 15. Februar 1882.

1. Rede von Fr. Th. Viſcher (im Auszug).
2. Gedicht von Julius Lohmeyer.

Wir hatten uns ſo auf den Tag gefreut,
Den Tag, der Dir die ſiebzig Jahre brächte!
Doch anders wollten es die Himmelsmächte
Und unſre Freude ward zu bittrem Leid.

Der Herr erhob Dich aus der Zeitlichkeit
Und gab Dir, ſeinem vielgetreuen Knechte
Nach heißer Arbeit langer Tag und Nächte
Die wohlverdiente ew'ge Ruhezeit.

Dein müder Geiſt hat ſich von uns gewandt,
Lebt ſelig in der Liebe Heimathland
Indeß auf Erden, ach, der Haß entbrannt!

Wohnt, wo die ew'ge Liebe ewig thront,
Wo ew'ge Gnade Lieb' und Treue lohnt,
Barmherzigkeit den Sünder auch verſchont.

Dresden

Julius Hübner

den [illegible] Februar [illegible]

Ein ehrender Auftrag führt mich hervor aus der ſtillen Reihe der Trauernden, worin ich ſelbſt gerne hätte verweilen mögen. Der alte Freund und Landsmann durfte ſich aber nicht entziehen und begrüßt noch mit wenigen einfachen Worten den Todten, deſſen Werth in ernſter und gewichtiger Rede ſchon gezeichnet und gewürdigt worden iſt . . . Hier wollteſt Du begraben ſein, hier bei dem ſtillen Dorf, wo Deine Wiege geſtanden, wo Du als Knabe geſpielt und geträumt haſt, hier wo Du gelebt haſt in der Mitte des Landvolks, wo die Natur ebenſo ſtille iſt, wie draußen die Menſchen lebhaft . . . Und Du haſt wohlgethan, indem Du Dein Ende an Deinen Anfang knüpfteſt. Du haſt wohl gewußt, daß aus dieſem Boden ländlichen Stilllebens die reinſte, vollſte Quelle gefloſſen iſt für deine Dichtung — hier fern von dem Stoßen und Lärmen und der Hitze des Stadtlebens, aus der Vertrautheit mit Dir, aber auch vertraut mit den Menſchen, mit dem Naturleben, dem Walde, den Wieſen . . . Du biſt weit hinausgewachſen über dieſe Stille und Enge, aber mit der Reife des Bewußtſeins, mit der Helle des Geiſtes biſt Du freundlich, wohlwollend, liebend und den Geheimniſſen der Seele lauſchend eingekehrt in dieſe trauliche Stille des Lebens, haſt Dich hinein verſetzt, haſt Dich dem die Zuſtände Deiner Heimath und des Volkes wiedergegeben, aber nicht erhöht mit gleißneriſchen Farben, ſondern in ſatten Farben, in gediegenen und ſaftigen Farben und mit energiſchen Schatten. Die Schatten durften nicht fehlen; denn wo der Menſch iſt, da bringt er auch ſeine Qual mit, und auch im Leben der Einfalt der Sitte, alſo im einfachſten Zuſtande fehlt nicht das Uebel, die Sorge, fehlt nicht das Böſe, das Verbrechen. Wo Du die Schatten als leicht fühlteſt, da haſt Du ſie gelöſt durch freundliche Lichter des milden Humors, wo ſie finſter wuchſen, da haſt Du ſie gelöſt mit dem Blitzſchlag der Nemeſis. So haſt Du geſchaffen die lebenswahre deutſche Idylle. Ja Du biſt ihr Schöpfer zu nennen; Du haſt zwar Vorläufer gehabt, aber Schöpfer nenne ich Den, der das vorher Vereinzelte zu höherer Bildung führt, es entfaltet zu einer giltig bleibenden Gattung und ſo hinſtellt in der Halle der Dichtkunſt. Deine Geſtalten bleiben, denn ſie ſind leibhaft, greifbar, lebendig, ſie haben die ganze Naivetät des Lebens, und darum wachſen ſie ans Herz, haften und wuchern fort. Durchdacht iſt Alles, was Du geſchrieben, durchwoben mit den Goldfäden Deines denkenden Geiſtes, Deinen Lebenserfahrungen, den Kernſprüchen des Volks und der Volkspoeſie, den Grundlagen der Menſchenkenntniß, der wahren Sittlichkeit. Du warſt ein denkender Mann, Du biſt mit denkender Stirne die Wege des Lebens gewandelt und was dir das Eigenartige gab, das war eine ſeltene und ungewöhnliche Art zugleich von Denken und von Phantaſie . . . . . . Du haſt Dein Pfund durch dieſen Bund des Denkens und der Phantaſie und durch Dein gutes Haushalten in dieſem Bunde üppig verwerthet und dahin geſteigert, daß Du die Geiſter, die vielleicht lebender waren, deren Genie und Einbildungskraft reicher ſprudelten, weit, weit überholt haſt. Und dieſes Denken hat großen Denker, den großen Dulder, auf welchen Dein Volksſtamm mit Recht ſtolz iſt, den Denker des Einheitsgedankens, verdeutſcht, und das iſt nicht der kleinſte Goldſtern in Deinem Ehrenkleide und nicht das ſchlechteſte Blatt in Deinem wohlverdienten Lorbeerkranze. Ausgeweitet war auch Deine Bruſt; geſchlagen hat dieſe dem Vaterlande, innig, herzlich geſchlagen hat ſie der Menſchheit, verfolgt haſt Du mit innigem Gefühl die Schickſale der Nation wie die Schickſale der ganzen Menſchheit und Dich bemüht, mit den großen Zukunftsfragen der menſchlichen Geſellſchaft ins Reine zu kommen ..... Du haſt gut daran gethan, Deine Heimath als Begräbnißort zu wählen, denn neben der freundlichen Enge des ſtillen Dorfes iſt hier die freie Höhe; hier zu wohnen ſteht Dir gut an, weit und hoch vor den Flügeln des Windes und des Lichtes, die ſich hier nicht an Thalwände ſtoßen ..... Was Deine reiche Kraft zu geſchloſſener Wirkung geführt hat, das war der Fleiß. Dein Leben war Arbeit, Dein Leben war Streben. Ich gedenke der Stunde, da Du mir ſo lebhaft zuſtimmteſt, als ich ſagte: „Man ſpricht, Adel verpflichte; Talente verpflichten auch." Und dieſe Pflicht, der Todte hat ſie treu und redlich erfüllt. Er hat auch den Zoll der Endlichkeit bezahlt, wie wir Alle wiſſen — der Mann muß es im Namen ſeiner Ehre fordern, daß ihm im Sarge nicht geſchmeichelt werde —, denn er war eine beſtimmte Perſönlichkeit, und die Beſtimmtheit hat ihre Schranken. An die Güte — denn Du warſt gut — und den ſo natürlichen Dichterwunſch nach Erfolgen knüpften ſich milde, menſchliche Schwächen, aber der Tod hat eine reinigende Kraft, in ſeinem unvergänglichen Palaſt zu echter Tugend und reinem Diamant das Sterbliche zu läutern und die Flecken der mangelhaften Menſchheit zu aber Gott ſei Dank, nicht ſo früh, daß Du nicht Deinen Ruhm hätteſt erleben und ſehen dürfen, wie Deine Arbeit wirkt und fortlebt im Geiſte des Volkes. Ja, Du durfteſt mit dem alten Dichter ſagen: Nicht ganz werde ich ſterben. In fernen Tagen, in weiten fernen Tagen und in allerlei Volk hier und dort, in Deutſchland und in anderen Marken wird noch Dein Geiſt anklopfen, dem in ſeine Blätter vertieften Leſer leiſe die Hände auf die Schultern legend, ihn grüßend und begrüßt werdend. Und ſo können wir denn ſagen: Du biſt geſtorben und biſt nicht geſtorben. Lebe wohl, Todter — ſei gegrüßt, Lebendiger!

UNIV BIBL BERLIN

Nun muß es ſein. Wir laſſen Dich zurück.
Noch einen letzten Gruß voll Weh und Trauer —
Dann ſcheiden wir. Es ſtreift ein letzter Blick
Dein Blumengrab noch von der Friedhofsmauer. —
Doch unſere Kränze welken und verblaſſen —
Und wir? Wir geh'n? Wir wollen Dich verlaſſen?

Dich laſſen hier am winteröden Hang,
Im Schwarzwalddörflein, einſam, weltvergeſſen,
Fern Allem, was Dein Genius ſich errang,
Was Du an Liebe, Glanz und Glück beſeſſen?
Du wollteſt es. An Deiner Kindheit Stätten,
In dieſe Schatten ſollten wir Dich betten.

Ein Lorbeer hätt' zu Häupten Dir gerauſcht
Wo Du entſchliefſt an blauen Meeres Borden;
Du haſt ein Roſenparadies getauſcht
Um eine winterkarge Gruft im Norden.
Du wollt'ſt ein Grab in Deinem trauten Schwaben,
Ein Grab in Deiner Schwarzwalderde haben.

Du wußteſt es, das Beſte, das Dir ward,
Nahmſt Du einſt mit von Deinem Heimathsherde;
Was Du erſchufſt in mark'ger Eigenart

Drum weht's uns an wie dieſer Berge Luft
Aus Deinen Blättern, Deinen lebensvollen;
Wie Deiner Hochwaldstannen würz'ger Duft,
Der kräft'ge Hauch aus dieſen Ackerſchollen;
Wie Veilchenduft im jungen Frühlingswalde,
Wie Heerdenklang an ſonn'ger Bergeshalde.

Und heut, in dieſer Stunde ernſt und groß
Ergreift es uns im Glanz der Frühlingslichter,
Als nähmen Erd' und Himmel in den Schoß
Der Heimflur auf den theuren Schwarzwalddichter.
Und in uns tönt's: Ob dieſe Kränze blaſſen —
Er ruht geborgen, wo wir ihn verlaſſen! —

Und drüben von des Neckars Rebenhang
Schwimmt es heran auf leichter Lüfte Flügel
Wie Harfenton, wie gold'ner Saiten Klang,
Wie Geiſterſegen über dieſen Hügel.
Ein Grüßen iſt's von Uhland's Freundesgrabe:
Den treuen Schwaben grüßt der große Schwabe.

Ruh' friedvoll aus in ſtiller Grabesnacht,
Des deutſchen Schriftthums Bildner Du und Meiſter;
Es halten um Dich unſichtbare Wacht
Des alten Schwabengaues erlauchte Geiſter.
Sanft ſchlummre unter ehrenblankem Schilde
Du deutſches Herz voll Heimathsgluth und Milde!

1/1 grün

1/4 38

Barfüßele

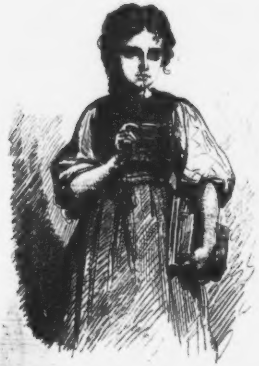
von

Berthold Auerbach.

Barfüßele

von

Berthold Auerbach.



Mit 75 Illuſtrationen von B. Vautier in Düſſeldorf.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1870.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

B[enjamin]

Univ.-Bibliothek
Halle

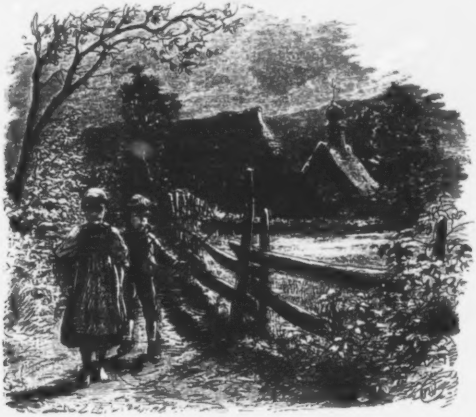
Schnellpreſſendruck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

170,589

Die Kinder klopfen an.

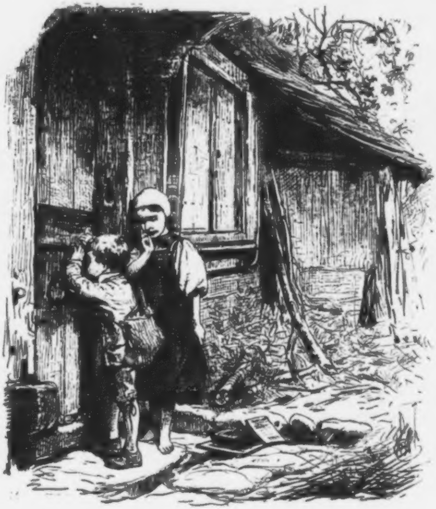
Des Morgens früh im Herbſtnebel wandern zwei Kinder von ſechs bis ſieben Jahren, ein Knabe und ein Mädchen, Hand in Hand durch die Gartenwege zum Dorf hinaus. Das Mädchen, merklich älter, hält Schiefertafel, Bücher und Schreibhefte unter dem Arm; der Knabe hat das Gleiche in einem offenen grauleinenen Beutel, der ihm über der Schulter hängt. Das Mädchen hat eine Haube von weißem Drill, die faſt bis an die Stirne reicht und die weit vorſtehende Wölbung der Stirn um ſo ſchärfer hervortreten läßt; der Knabe iſt barhaupt. Man hört nur einen Schritt, denn der Knabe hat feſte Schuhe an, das Mädchen aber iſt barfuß. So oft es der Weg geſtattet, gehen die Kinder neben einander, ſind aber die Hecken zu eng, geht das Mädchen immer voraus.

Auf dem falben Laub an den Sträuchern liegt ein weißer Duft und die Mehlbeeren und Pfaffenhütchen, beſonders aber die aufrechtſtehenden Hagebutten auf nacktem Stengel ſind wie verſilbert. Die Sperlinge in den Hecken zwitſchern und fliegen in unruhigen Haufen auf beim Herannahen der Kinder und ſetzen ſich wieder nicht weit von ihnen, bis ſie von neuem aufſchwirren und endlich ſich hinein in einen Garten werfen, wo ſie ſich auf einem Apfelbaum niederlaſſen, daß die Blätter raſchelnd niederfallen. Eine Elſter fliegt raſch auf vom Wege, feldein auf den großen Holzbirnenbaum, wo die Raben ſtill hocken; ſie muß ihnen etwas mitgetheilt haben, denn die Raben fliegen auf, kreiſen um den Baum, und ein Alter läßt ſich auf der höchſten ſchwankenden Kronenſpitze nieder und die anderen finden auf den niederen Aeſten auch gute Plätze zum Ausſchauen; es verlangt ſie wol auch zu wiſſen, warum die Kinder mit dem Schulzeuge den verkehrten Weg einſchlagen und zum Dorfe hinauswandern; ja ein Rabe fliegt wie ein Kundſchafter voraus und ſetzt ſich auf eine geköpfte Weide am Weiher. Die Kinder aber gehen ſtill ihres Weges bis da wo ſie am Weiher bei den Erlen die Fahrſtraße erreichen, ſie gehen über die Straße nach einem jenſeits ſtehenden niedrigen Hauſe. Das Haus iſt verſchloſſen, und die Kinder ſtehen an der Hausthüre und klopfen leiſe an. Das Mädchen ruft beherzt: „Vater! Mutter!“ und der Knabe ruft zaghaft nach: „Vater! Mutter!“ Das Mädchen faßt die bereifte Thürklinke und drückt erſt leiſe; die Bretter an der Thüre knittern, es horcht auf, aber es folgt nichts nach, und jetzt wagt es in raſchen Schlägen die Klinke auf und nieder zu drücken, aber die Töne verhallen in dem öden Hausflur; es antwortet keine Menſchenſtimme, und den Mund an einen Thürſpalt gelegt ruft der Knabe: „Vater! Mutter!“ Er ſchaut fragend auf zur Schweſter, ſein Hauch an der Thüre iſt auch zu Reif geworden.



Aus dem nebelbedeckten Dorfe tönt der Taktſchlag der Dreſcher, bald wie raſcher ſich überſtürzender Wirbel, bald langſam und müde ſich nachſchleppend, bald hell knatternd und wieder dumpf und hohl; jetzt tönen nur noch einzelne Schläge, aber raſch fällt Alles wiederum ein von da und dort. Die Kinder ſtehen wie verloren. Endlich laſſen ſie ab von Klopfen und Rufen und ſetzen ſich auf ausgegrabene Baumſtümpfe. Dieſe liegen auf einem Haufen rings um den Stamm des Vogelbeerbaums, der an der Seite des Hauſes ſteht und jetzt mit ſeinen rothen Beeren prangt. Die Kinder heften den Blick noch immer auf die Thüre, aber dieſe bleibt verſchloſſen.

„Die hat der Vater im Moosbrunnenwald geholt,“ ſagt das Mädchen auf die Baumſtümpfe zeigend, und mit altkluger Miene ſetzt es hinzu: „die geben gut warm, die ſind was werth, da iſt viel Kien drin, das brennt wie eine Kerze; aber der Spalterlohn iſt das größte dabei.“



„Wenn ich nur ſchon groß wär’,“ erwidert der Knabe, „da nähm’ ich des Vaters große Axt und den buchenen Schlägel und die zwei eiſernen Speidel (Keile) und den eſchenen und da muß Alles auseinander wie Glas, und dann mach’ ich draus einen ſchönen ſpitzigen Haufen wie der Kohlenbrenner Mathes im Wald, und wenn der Vater heimkommt, der wird ſich aber freuen! Darfſt ihm aber nicht ſagen, wer's gemacht hat.“ So ſchloß der Knabe, indem er den Finger drohend gegen die Schweſter aufhob. Dieſe ſchien doch ſchon eine dämmernde Ahnung davon zu haben, daß das Warten auf Vater und Mutter nicht geheuer ſein könne, denn ſie ſah den Bruder von unten auf gar traurig an, und da ihr Blick an den Schuhen haftete, ſagte ſie: „Dann mußt du auch des Vaters Stiefel haben. Aber komm', wir wollen Bräutle löſen. Wirſt ſehen, ich kann weiter werfen als du.“

Im Fortgehen ſagte das Mädchen: „Ich will dir ein Räthſel aufgeben: Welches Holz macht heiß, ohne daß man's verbrennt?“

„Des Schullehrers Lineal, wenn man Tatzen kriegt,“ erwiderte der Knabe.

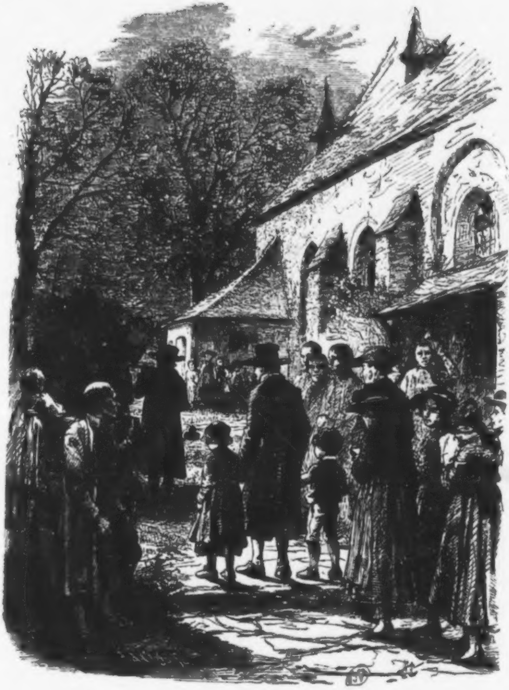
„Nein, das mein' ich nicht; das Holz, das man ſpaltet, das macht heiß, ohne daß man's verbrennt.“ Und bei der Hecke ſtehen bleibend, fragte ſie: „Es ſitzt auf einem Stöckchen, hat ein rothes Röckchen, und das Bäuchlein voll Stein, was mag das ſein?“

Der Knabe beſann ſich ganz ernſthaft und rief: „Halt, du darfſt mir's nicht ſagen, was es iſt . . . Das iſt ja eine Hagebutte.“

Das Mädchen nickte beifällig und machte ein Geſicht, als ob ſie ihm das Räthſel zum erſten Mal aufgegeben hätte, während ſie es doch ſchon oft gethan hatte und immer wieder aufnahm, um ihn dadurch zu erheitern.

Die Sonne hatte die Nebel zertheilt und das kleine Thal ſtand in hellglitzernder Pracht als die Kinder nach dem Teiche gingen, um flache Steine auf dem Waſſer tanzen zu machen. Im Vorübergehen drückte das Mädchen nochmals an der Hausklinke, aber ſie öffnete ſich noch immer nicht und auch am Fenſter zeigte ſich nichts. Jetzt ſpielten die Kinder voll Luſt und Lachen am Teiche und das Mädchen ſchien eigentlich zufrieden, daß der Bruder immer geſchickter war und darüber triumphirte und ganz hitzig wurde; ja das Mädchen machte ſich offenbar ungeſchickter als es wirklich war, denn ſeine Steine plumpſten faſt immer beim erſten Anwurfe in die Tiefe, worüber es weidlich ausgelacht wurde. Im Eifer des Spiels vergaßen die Kinder ganz, wo ſie waren und warum ſie eigentlich dahergekommen, und doch war beides ſo traurig als ſeltſam.

In dem jetzt verſchloſſenen Hauſe wohnte noch vor Kurzem der Joſenhans mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Kindern Amrei (Anna Marie) und Dami (Damian). Der Vater war Holzhauer im Walde, dabei aber auch anſtellig zu allerlei Gewerke, denn das Haus, das er in verwahrloſtem Zuſtand gekauft, hatte er noch ſelber verputzt und das Dach umgedeckt, im Herbſte wollte er's noch von innen friſch ausweißen; der Kalk dazu liegt ſchon dort in der mit röthlichem Reiſig überdeckten Grube. Die Frau war eine der beſten Taglöhnerinnen im Dorfe, Tag und Nacht in Leid und Freud' zu Allem bei der Hand, denn



ſie hatte ihre Kinder und beſonders die Amrei gut gewöhnt, daß ſie ſchon frühe für ſich ſelber ſorgen konnten. Erwerb und haushälteriſche Genügſamkeit machten das Haus zu einem der glücklichſten im Dorfe. Da warf eine ſchleichende Krankheit die Mutter nieder, am andern Abend auch den Vater und nach wenigen Tagen trug man zwei Särge aus dem kleinen Hauſe. Man hatte die Kinder alsbald in das Nachbarhaus zum Kohlenmathes gebracht und ſie erfuhren den Tod der Eltern erſt, als man ſie ſonntäglich ankleidete, um hinter den Leichen drein zu gehen.

Der Joſenhans und ſeine Frau hatten keine nahen Verwandten im Ort, und doch hörte man laut weinen und die Verſtorbenen rühmen und der Schultheiß führte die beiden Kinder hüben und drüben an der Hand, als ſie hinter den Särgen dreingingen. Noch am Grabe waren die Kinder ſtill und harmlos, ja ſie waren faſt heiter, wenn ſie auch oft nach Vater und Mutter fragten, denn ſie aßen beim Schultheiß am Tiſche und Jedermann war überaus freundlich gegen ſie, und als ſie vom Tiſche aufſtanden, bekamen ſie noch Küchle in ein Papier gewickelt zum Mitnehmen. Als am Abend indeß, nach Anordnung des Gemeinderaths, der Krappenzacher den Dami mitnahm und die ſchwarze Marann' die Amrei abholte, da wollten ſich die Kinder nicht trennen und weinten laut und wollten heim. Der Dami ließ ſich bald durch allerlei Vorſpiegelungen beſchwichtigen, Amrei aber mußte mit Gewalt gezwungen werden, ja ſie ging nicht vom Fleck, und der Großknecht des Schultheißen trug ſie endlich auf dem Arme in das Haus der ſchwarzen Marann'. Dort fand ſie zwar ihr Bett aus dem Elternhauſe, aber ſie wollte ſich nicht hineinlegen, bis ſie vom Weinen müde auf dem Boden einſchlief und man ſie mitſammt den Kleidern ins Bett ſteckte. Auch den Dami hörte man beim Krappenzacher laut weinen, worauf er dann jämmerlich ſchrie und bald darauf ward er ſtille. Die vielverſchriene ſchwarze Marann' bewies aber ſchon an dieſem erſten Abende, wie ſtill bedacht ſie für ihren Pflegling war. Sie hatte ſchon viele, viele Jahre kein Kind mehr in ihrer Umgebung gehabt und jetzt ſtand ſie vor dem ſchlafenden und ſagte faſt laut: „Glücklicher Kinderſchlaf! Das weint noch und gleich darauf im Umſehen iſt es eingeſchlafen, ohne Dämmern, ohne Hin- und Herwerfen.“

Sie ſeufzte ſchwer.

Am andern Morgen ging Amrei bald zu ihrem Bruder und half ihn ankleiden und tröſtete ihn über das, was ihm geſchehen war; wenn der Vater käme, werde er den Krappenzacher ſchon bezahlen. Dann gingen die beiden Kinder hinaus an das [illegible] Haus, klopften an die Thüre und weinten laut, bis der Kohlenmathes, der in der [illegible] wohnte, herzukam und ſie in die Schule brachte. Er bat den Lehrer, den Kindern zu erklären, daß ihre Eltern todt ſeien, er ſelber wiſſe ihnen das nicht deutlich zu machen und beſonders die Amrei ſcheine es gar nicht begreifen zu wollen. Der Lehrer that ſein Mögliches und die Kinder waren ruhig. Aber von der Schule gingen ſie doch wieder nach dem Elternhauſe und warteten dort hungernd wie verirrt, bis man ſie abholte.

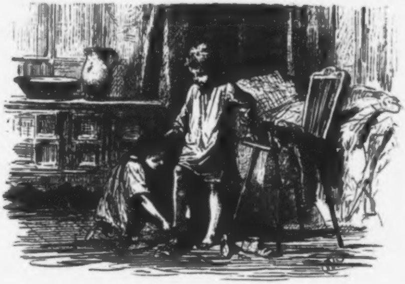
Das Haus des Joſenhans mußte der Hypothekengläubiger wieder an ſich ziehen, die Anzahlung, die der Verſtorbene darauf gemacht, ging verloren, denn durch die Auswanderungen iſt namentlich der Häuſerwerth beiſpiellos geſunken; es ſtehen viele Häuſer im

Dorfe leer, und ſo blieb auch das Haus des Joſenhans unbewohnt. Alle fahrende Habe war verkauft und daraus ein kleines Beſitzthum für die Kinder gelöſt worden; das reichte aber bei weitem nicht aus, das Koſtgeld für ſie zu erſchwingen, ſie waren Kinder der Gemeinde und darum brachte man ſie unter bei ſolchen, die ſie am billigſten nahmen.

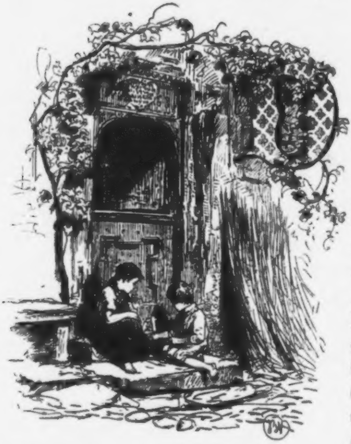
Amrei verkündete eines Tages mit Jubel ihrem Bruder, ſie wiſſe jetzt, wo die Kukuksuhr der Eltern ſei, der Kohlenmathes habe ſie gekauft; und noch am Abend ſtanden die Kinder draußen am Hauſe und warteten bis der Kukuk rief, dann lachten ſie einander an.

Und jeden Morgen gingen die Kinder nach dem elterlichen Hauſe, klopften an und ſpielten dort am Weiher, wie wir ſie heute ſehen, aber jetzt horchen ſie auf, das iſt ein Ruf, den man in dieſer Jahreszeit ſonſt nicht hört, denn der Kukuk beim Kohlenmathes ruft achtmal.

„Wir müſſen in die Schule," ſagte Amrei und wanderte raſch mit ihrem Bruder wiederum den Gartenweg hinein in das Dorf. An der hintern Scheuer des Rodelbauern ſagte Dami: „Bei unſerm Pfleger haben ſie heute ſchon viel gedroſchen." Er deutete dabei auf die Wieden der abgedroſchenen Garben, die wie Merkzeichen über dem Halbthore der Scheuer hingen. Amrei nickte ſtill.

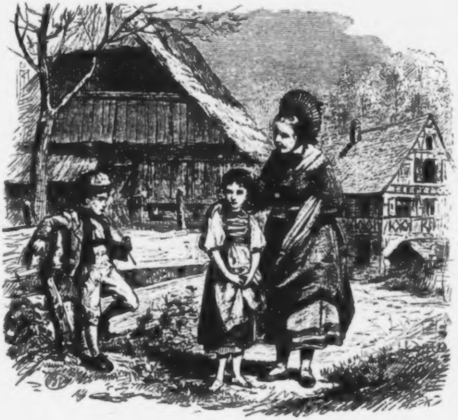


Die ferne Seele.



Der Rodelbauer, deſſen Haus mit dem rothangeſtrichenen Gebälke und einem frommen Spruche in einer großen Herzform, nicht weit vom Hauſe des Joſenhans war, hatte ſich vom Gemeinderath zum Pfleger der verwaiſten Kinder ernennen laſſen. Er weigerte das um ſo weniger, da Joſenhans vordem als Anderknecht bei ihm gedient hatte. Seine Pflegſchaft beſtand aber in weiter nichts, als daß er die unverkauften Kleider des Vaters aufbewahrte und manchmal, wenn er einem der Kinder begegnete, im Vorübergehen fragte: „biſt brav?“ und ohne die Antwort abzuwarten, weiter ſchritt. Dennoch war in den Kindern ein ſeltſamer Stolz, da ſie erfuhren, daß der Großbauer ihr Pfleger ſei; ſie kamen ſich dadurch als etwas ganz Beſonderes, faſt Fürnehmes vor. Sie ſtanden oft abſeits bei dem großen Hauſe und ſchauten verlangend hinauf, als erwarteten ſie etwas und wußten nicht was, und bei den Eggen und Pflügen neben der Scheune ſaßen ſie oft und laſen immer wieder den Bibelſpruch am Hauſe. Das Haus redete doch mit ihnen, wenn auch ſonſt Niemand.

Es war am Sonntag vor Allerſeelen, als die Kinder wiederum vor dem verſchloſſenen Elternhauſe ſpielten — ſie waren wie an den Ort gebannt — da kam die Landfriedbäuerin den Hochdorfer Weg herein; ſie trug einen großen rothen Regenſchirm unterm Arm und ein ſchwarzes Geſangbuch in der Hand. Sie machte ihren letzten Beſuch in ihrem Geburtsorte, denn ſchon geſtern hatte der Knecht auf einem vierſpännigen Wagen den geſammten Hausrath zum Dorfe hinausgeführt und morgen in der Frühe wollte ſie mit ihrem Manne und ihren drei Kindern auf das neuerkaufte Gut im fernen Allgäu ziehen. Schon von weitem bei der Hanfbreche nickte die Landfriedbäuerin den Kindern zu, denn Kinder ſind ein guter „Angang" — ſo nennt man die erſte Begegnung — aber die Kinder konnten nichts davon ſehen, ſo wenig als von den wehmuthsvollen Mienen der Bäuerin. Als ſie jetzt bei den Kindern ſtand, ſagte ſie: „Grüß Gott, Kinder! Was thut denn ihr ſchon da? Wem gehöret ihr?"



„Da dem Joſenhans," antwortete Amrei, auf das Haus deutend.

„O ihr armen Kinder!" rief die Bäuerin, die Hände zuſammenſchlagend. „Dich hätte ich kennen ſollen, Mädle, gerad ſo hat deine Mutter ausgeſehen, wie ſie mit mir in die

Schul' gangen iſt. Wir ſind gute Kamrädinnen geweſen und euer Vater hat ja bei meinem Vetter, dem Rodelbauer, gedient. Ich weiß Alles von euch. Aber ſag', Amrei, warum haſt du keine Schuhe an? Du kannſt ja krank werden bei dem Wetter. Sag' der Marann', die Landfriedbäuerin von Hochdorf ließe ihr ſagen, es ſei nicht brav, daß ſie dich ſo herumlaufen läßt. Nein, brauchſt nichts ſagen, ich will ſchon ſelber mit ihr reden. Aber Amrei, du mußt jetzt groß und geſcheit ſein und ſelber auf dich Acht geben. Denk' daran, wenn das deine Mutter wüßt', daß du in ſolcher Jahrszeit ſo barfuß herumläufſt.“ Das Kind ſchaute die Bäuerin groß an, als wollte es ſagen: weiß denn die Mutter nichts davon? Die Bäuerin aber fuhr fort: „Das iſt noch das Aergſte, daß ihr nicht einmal wiſſen könnet, was für rechtſchaffene Eltern ihr gehabt; drum müſſen's euch ältere Leute ſagen. Denket daran, daß ihr euren Eltern erſt die rechte Seligkeit gebt, wenn ſie im Himmel droben hören, wie hier unten die Menſchen ſagen: des Joſenhanſen Kinder, die ſind die Probe von allem Guten, da ſieht man recht deutlich den Segen der rechtſchaffenen Eltern.“

Raſche Thränen rannen bei dieſen letzten Worten der Bäuerin von den Wangen. Die ſchmerzliche Rührung in ihrer Seele, die noch einen ganz andern Grund hatte, brach jetzt bei dieſen Gedanken und Worten unaufhaltſam hervor, und Eigenes und Fremdes floß ineinander. Sie legte ihre Hand auf das Haupt des Mädchens, das im Anblicke der weinenden Frau auch heftig zu weinen begann; es mochte fühlen, wie ſich eine gute Seele ihm zuwendete, und eine dämmernde Ahnung, daß es wirklich ſeine Eltern verloren, begann ihm aufzugehen.

Das Angeſicht der Frau leuchtete plötzlich. Sie richtete das Auge, in dem noch Thränen hingen, zum Himmel auf und ſagte: „Guter Gott, das ſchickſt Du mir.“ Dann fuhr ſie zu dem Kinde gewendet fort: „Horch, ich will dich mitnehmen. Meine Lisbeth iſt mir in deinem Alter genommen worden. Sag', willſt du mit mir ins Allgäu gehen und bei mir bleiben?“

„Ja,“ ſagte Amrei entſchloſſen.

Da fühlte ſie ſich von hinten angefaßt und geſchlagen.

„Du darfſt nicht,“ rief Dami, der ſie umfaßte; ſein ganzes Weſen zitterte.

„Sei ſtet,“ beruhigte Amrei, „die gute Frau nimmt dich ja auch mit. Nicht wahr, mein Dami geht auch mit uns?“

„Nein, Kind, das geht nicht, ich hab' Buben genug.“

„Dann bleib' ich auch da, ſagte Amrei und faßte ihren Bruder bei der Hand.

Es gibt einen Schauder, in dem Fieber und Froſt ſich ſtreiten, Freude an der That und Furcht vor ihr. So war die fremde Frau in ſich zuſammengeſchauert und jetzt ſah ſie mit einer Art von Erleichterung auf das Kind. In überwallender Empfindung, vom reinſten Zuge des Wohlthuns erfaßt, hatte ſie eine That und eine Verpflichtung auf ſich nehmen wollen, deren Schwere und Bedeutung ſie nicht ſattſam überlegt hatte, und namentlich wie ihr Mann, ohne vorher gefragt zu ſein, das aufnehmen werde. Als jetzt das Kind ſelber ſich weigerte, trat eine Ernüchterung ein und Alles ward ihr raſch klar; darum ging ſie mit einer gewiſſen Erleichterung ſchnell auf die Abwehr ihres Unternehmens ein. Sie hatte ihrem Herzen genügt, indem ſie die That thun wollte, und jetzt, da ſich Hinderniſſe entgegenſtellten, hatte ſie eine Art Befriedigung, daß ſie unterblieb, ohne daß ſie ſelbſt ihr Wort zurücknahm.

„Wie du willſt,“ ſagte die Bäuerin. „Ich will dich nicht überreden. Wer weiß, vielleicht iſt es beſſer ſo, daß du zuerſt groß wirſt. In der Jugend Noth ertragen lernen, das thut gut, das Beſſere nimmt ſich leicht an; wer noch etwas Rechtes geworden iſt, hat in der Jugend Schweres erfahren müſſen. Sei nur brav. Aber das behalt' im Andenken, daß du allzeit, wenn du brav biſt, um deiner Eltern willen, eine Unterkunft bei mir haben ſollſt, ſo lange mir Gott das Leben läßt. Denk' daran, daß du nicht verlaſſen biſt auf der Welt, wenn dir's übel geht. Merk' dir nur die Landfriedbäuerin in Zusmarshofen im Allgäu. Und noch eins. Sag' im Dorf nichts davon, daß ich dich habe annehmen wollen; es iſt auch wegen der Leute, ſie werden dir's übel nehmen, daß du nicht mitgegangen biſt. Aber es iſt ſchon gut ſo. Wart', ich will dir noch was geben, daß du an mich denkſt.“ Sie ſuchte in den Taſchen, aber plötzlich fuhr ſie ſich an den Hals und ſagte: „Nein, nimm nur das.“ Sie hauchte ſich mehrmals in die ſteifen Finger, bis ſie es zu Stande brachte, denn ſie neſtelte eine fünfreihige Granatſchnur, daran ein gehenkelter Schweden-Dukaten hing, vom Halſe und ſchlang das Geſchmeide um den Hals des Kindes, wobei ſie es küßte. Amrei ſah wie verzaubert drein unter all dieſen Hantierungen. „Für dich hab' ich leider nichts,“ ſagte die Frau zu Dami, der eine Gerte, die er in der Hand hatte, in immer kleinere Stücke zerbrach, „aber ich ſchicke dir ein Paar lederne Hoſen von meinem Johannes, ſie ſind noch ganz gut. Du kannſt ſie tragen, wenn du größer biſt. Jetzt b'hüt euch Gott, ihr lieben Kinder. Wenn's möglich iſt, komme ich noch zu dir, Amrei. Schicke mir jedenfalls nach der Kirche die Marann'. Bleibet brav und betet fleißig für eure Eltern in der Ewigkeit und vergeſſet nicht, daß ihr im Himmel und auf Erden noch Annehmer habt.“

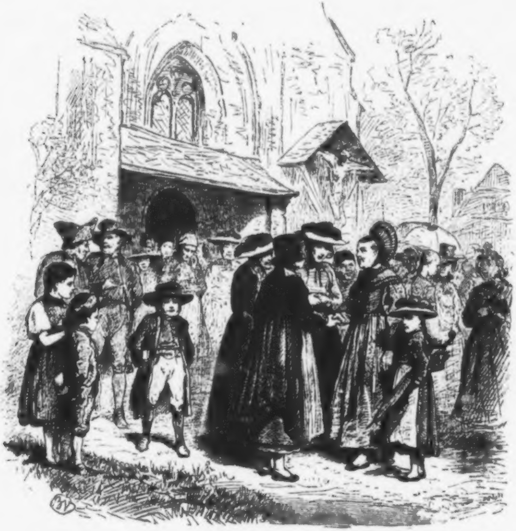
Die Bäuerin, die zum behenden Gang ihren Oberrock in Zwickel aufgeſteckt hatte, ließ ihn jetzt beim Eingange des Dorfes herab; mit raſchen Schritten ging ſie das Dorf hinein und wendete ſich nicht mehr um.

Amrei faßte ſich an den Hals, beugte das Geſicht nieder und wollte die Denkmünze betrachten, aber es gelang ihr nicht ganz. Dami kaute an dem letzten Stück ſeiner Gerte, und als ihn jetzt die Schweſter betrachtete und Thränen in ſeinen Augen ſah, ſagte ſie:

„Wirſt ſehen, du kriegſt das ſchönſte Paar Hoſen im Dorf.“

„Und ich nehm' ſie nicht,“ ſagte Dami und ſpie dabei ein Stück Holz aus.

„Ich will ihr ſchon ſagen, daß ſie dir auch ein Meſſer kaufen muß. Ich bleib' heut' den ganzen Tag daheim, ſie kommt ja noch zu uns.“



„Ja, wenn ſie ſchon da wär'!“ entgegnete Dami, ohne zu wiſſen, was er ſagte; nur ſein Zorn und das Gefühl der Zurückſetzung hatte ihm dieſen mißtrauiſchen Vorwurf eingegeben.

Es läutete ſchon zum erſten Mal, die Kinder eilten ins Dorf zurück. Amrei übergab mit kurzem Berichte den neugewonnenen Schmuck der Marann', und dieſe ſagte:

„Du biſt ja ein Glückskind! Ich will dir's gut aufheben. Jetzt hurtig in die Kirche.“

Während des Gottesdienſtes ſahen die beiden Kinder immer nach der Landfriedbäuerin und beim Ausgange warteten ſie an der Thüre, aber die vornehme Bäuerin war mit ſo vielen Menſchen umringt, die alle in ſie hineinredeten, daß ſie ſich immer im Kreiſe drehen mußte, um bald da, bald dort zu antworten. Für den wartenden Blick der Kinder und deren ſtändiges Nicken fand ſie keine Aufmerkſamkeit.

Die Landfriedbäuerin hatte das jüngſte Töchterchen des Rodelbauern, die Roſel, an der Hand; ſie war um ein Jahr älter als Amrei, und dieſe ſtieß in der Entfernung immer vor ſich hin, als müßte ſie die Zudringliche, die ihren Platz einnahm, wegdrängen. Oder hatte die vornehme Bäuerin nur ein Auge für Amrei draußen beim letzten Hauſe in der Einſamkeit, aber mitten unter den Menſchen kannte ſie ſie nicht? Gelten da nur die Kinder reicher Leute, die Kinder der Verwandten? Amrei erſchrak, als ſie dieſen leiſe ſich regenden Gedanken plötzlich laut hörte, denn Dami ſprach ihn aus; aber während ſie mit dem Bruder in ziemlicher Entfernung dem großen Trupp folgte, der die Landfriedbäuerin umgab, ſuchte ſie dem Bruder und wohl damit auch ſich den böſen Gedanken auszureden. Die Landfriedbäuerin verſchwand endlich in dem Hauſe des Rodelbauern und die Kinder kehrten ſtill zurück, wobei Dami plötzlich ſagte:

„Wenn ſie zu dir kommt, ſag' nur auch, daß ſie auch zum Krappenzacher geben muß und ihm ſagen, daß er gut gegen mich ſein ſoll.“

Amrei nickte und die Kinder trennten ſich, ein jedes ging nach dem Hauſe, wo es Unterkunft gefunden hatte.

Die Nebel, die ſich am Morgen verzogen hatten, kamen am Mittag als voller Regenguß hernieder.

Der große rothe Regenſchirm der Landfriedbäuerin bewegte ſich aufgeſpannt hin und her im Dorfe und man ſah die Geſtalt kaum, die darunter war. Die ſchwarze Marann' hatte die Landfriedbäuerin nicht getroffen und ſagte bei der Heimkunft: „Sie kann ja auch zu mir kommen, ich will nichts von ihr.“ Die beiden Kinder wanderten wieder hinaus nach dem elterlichen Hauſe und ſaßen dort zuſammengekauert auf der Thürſchwelle und redeten faſt kein Wort. Wieder ſchien es ihnen zu ahnen, daß die Eltern doch nicht wieder kämen, und Dami wollte zählen, wie viel Tropfen von der Dachtraufe fielen; aber es ging ihm allzuſchnell und er machte ſich's leicht und ſchrie auf Einmal: „Tauſend Millionen!“

„Da muß ſie vorbei, wenn ſie heimgeht,“ ſagte Amrei, „und da rufen wir ſie an; ſchrei' nur auch recht mit, und dann wollen wir ſchon weiter mit ihr reden.“ So ſagte Amrei, denn die Kinder warteten hier noch auf die Landfriedbäuerin.

Es klatſchte eine Peitſche im Dorfe. Man hörte jenes nachſpritzende Pferdegetrapp im aufgeweichten Wege und ein Wagen rollte herbei.

„Wirſt ſehen, der Vater und die Mutter kommen in einer Kutſche und holen uns,“ rief Dami.

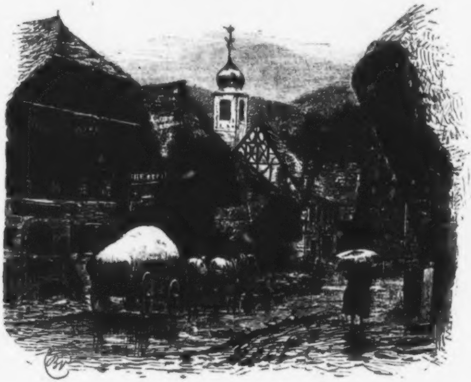
Amrei ſchaute traurig nach ihrem Bruder um und ſagte: „Schwätz nicht ſo viel.“ Als ſie ſich umwendete, war der Wagen ganz nahe, es winkte Jemand von demſelben unter einem rothen Regenſchirm hervor, und fort rollte das Gefährte, und nur der Spitz des Kohlenmathes bellte ihm eine Weile nach und that, als wollte er mit ſeinen Zähnen die Speichen aufhalten; aber am Weiher kehrte er wieder zurück, bellte unter der Hausthüre noch einmal hinaus und ſchlüpfte dann hinein ins Haus.

„Heidi! fort iſt ſie!“ ſagte Dami wie triumphirend; es war ja die Landfriedbäuerin. „Haſt des Rodelbauern Rappen nicht gekannt? Die haben ſie davon geführt. Vergiß meine ledernen Hoſen nicht!“ ſchrie er noch laut mit aller Kraft ſeiner Stimme, obgleich der Wagen bereits im Thale verſchwunden war und jetzt ſchon die kleine Anhöhe am Holderwaſen hinaufkroch.

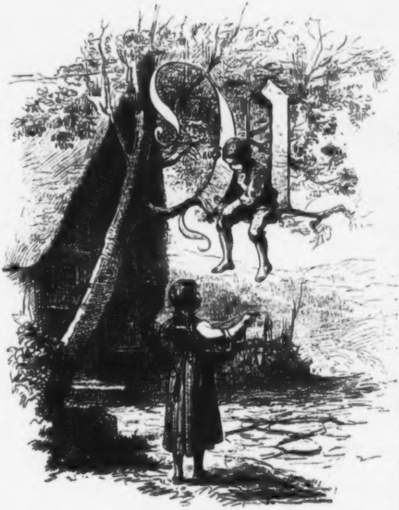
Die Kinder kehrten ſtill ins Dorf zurück.

Wer weiß, wie dieß Ereigniß eine feine Wurzel im innern Daſein bildet und was daraus aufſproſſen wird?

Zunächſt deckt ein andres Gefühl dasjenige der erſten ſchweren Täuſchung zu.



Vom Baum am Elternhauſe.



Am Tage vor Allerſeelen ſagte die ſchwarze Marann' zu den Kindern:

„Jetzt holt ordentlich Vogelbeeren, morgen brauchen wir ſie auf dem Kirchhof."

„Ich weiß wo, ich kann holen," ſagte Dami mit einer wahrhaft gierigen Freude und rannte zum Dorf hinaus, daß ihn Amrei kaum erreichen konnte, und als ſie am elterlichen Hauſe ankam, war er ſchon oben auf dem Baume und neckte ſtolz, ſie ſolle auch heraufkommen; weil er wußte, daß ſie das nicht könne. Er pflückte nun die rothen Beeren und warf ſie hinab in die Schürze der Schweſter. Sie bat ihn, er möge auch die Stiele mit abpflücken, ſie wolle einen Kranz machen. Er ſagte: „Das thu' ich nicht!" Und doch kam fortan keine Beere ohne Stiel mehr herunter.

„Horch, wie die Spatzen ſchelten!“ rief Dami vom Baume, „die ärgern ſich, daß ich ihnen ihr Futter wegnehme.“ Und als er endlich Alles abgepflückt hatte, ſagte er: „Ich gehe nicht mehr herunter, ich bleib' da oben Tag und Nacht, bis ich todt herunter falle, und komme gar nicht mehr zu dir, wenn du mir nicht was verſprichſt.“

„Was denn?

„Daß du deinen Anhenker von der Landfriedbäuerin nie trägſt, ſo lange ich's ſehe; verſprichſt du mir das?“

„Nein!“

„So komm' ich nicht mehr herunter!“

„Meinetwegen!“ ſagte Amrei und ging mit den Vogelbeeren davon. Sie ſetzte ſich aber nicht weit entfernt hinter einen Holzſtoß, wand einen Kranz und ſchielte dabei immer hinaus, ob Dami nicht endlich käme. Sie ſetzte ſich den Kranz auf und plötzlich überfiel ſie eine unnennbare Angſt wegen Dami. Sie rannte zurück, Dami ſaß rittlings auf einem Aſte an den Stamm zurückgelehnt und die Arme übereinandergeſchlagen.

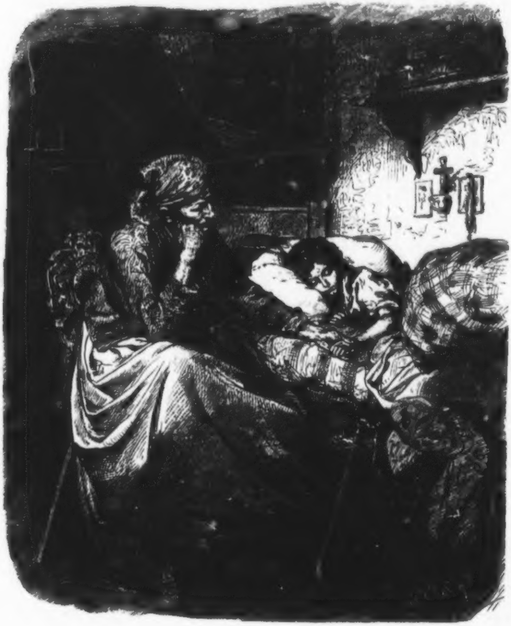
„Komm herunter, ich verſpreche dir, was du willſt!“ rief Amrei und im Nu war Dami bei ihr auf dem Boden.

Zu Hauſe ſchalt die ſchwarze Marann' über das alberne Kind, das ſich aus den Beeren, die man zum Grabe der Eltern brauche, einen Kranz gemacht habe. Sie zerriß denſelben ſchnell und ſprach dabei einige unverſtändliche Worte; dann nahm ſie beide Kinder an der Hand und führte ſie hinaus nach dem Kirchhof. Wo zwei Erdhaufen nahe an einander waren, ſagte ſie:

„Da ſind eure Eltern.“ Die Kinder ſahen ſich ſtaunend an. Die Marann' machte nun mit einem Stocke Furchen in Kreuzesform auf den Gräbern und wies die Kinder an, die Beeren da herein zu ſtecken. Dami war behend dabei und triumphirte, da er mit ſeinem rothen Kreuze früher fertig war als die Schweſter. Amrei ſchaute ihn nur groß an und erwiderte nichts, und erſt als Dami ſagte: „das wird den Vater freuen,“ ſchlug ſie ihn hinterrücks und ſagte: „Sei ſtill!“ Dami weinte, vielleicht ärger, als es ihm ernſt war; da rief Amrei laut: „Um Gotteswillen verzeih mir, verzeih mir, daß ich dir das gethan hab'. Hier, da verſpreche ich dir, ich will dir mein Lebenlang Alles thun, was ich kann, und Alles geben, was ich hab'; gelt Dami, ich hab' dir nicht weh gethan? Kannſt dich drauf verlaſſen, es geſchieht nie mehr, ſo lang ich lebe, nie mehr, nie. O Mutter, o Vater, ich will brav ſein, ich verſprech's euch; o Mutter, o Vater!“ — Sie konnte nicht weiter reden, aber ſie weinte nicht laut, nur ſah man, es gab ihr einen Herzſtoß nach dem andern, und erſt als die ſchwarze Marann' laut weinte, weinte Amrei mit ihr.

Sie gingen heim, und als Dami „gute Nacht“ ſagte, raunte ihm Amrei leiſe ins Ohr:

„Jetzt weiß ich's, wir ſehen unſere Eltern nie mehr auf dieſer Welt;" aber noch in dieſer Mittheilung lag eine gewiſſe kindiſche Freude, ein Kinderſtolz, der ſich damit brüſtet, etwas zu wiſſen, und doch war in der Seele dieſes Kindes Etwas aufgetaucht vom Bewußtſein jenes auf ewig abgeſchnittenen Zuſammenhanges mit dem Leben, das ſich aufthut im Gedanken der Elternloſigkeit.



Wenn der Tod die Lippen geſchloſſen, die dich Kind nennen mußten, iſt dir ein Lebensathem verſchwunden, der nimmer wiederkehrt.

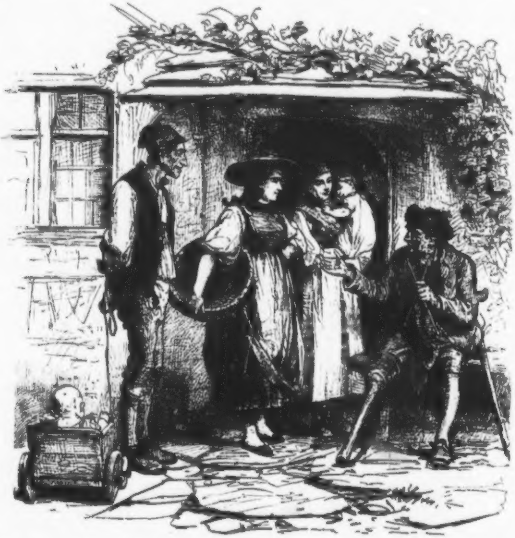
Noch als die ſchwarze Marann' bei Amrei am Bette ſaß, ſagte dieſe: „Ich mein', ich fall' und fall' jetzt immerfort, laſſet mir nur eure Hand;“ und ſie hielt die Hand feſt und begann zu ſchlummern, aber ſo oft ſie die ſchwarze Marann' zurückziehen wollte, haſchte ſie wieder darnach. Die Marann' verſtand, was das Gefühl vom endloſen Fallen bei dem Kinde zu bedeuten hatte: das iſt ja beim Innewerden vom Tode der Eltern, als ſchwebte man im Wurfe, man weiß nicht woher und weiß nicht wohin. Erſt ſpät gegen Mitternacht konnte die ſchwarze Marann' das Bett des Kindes verlaſſen, nachdem ſie ihre gewohnten zwölf Vaterunſer wer weiß zum wie vielten Mal wiederholt hatte.

Ein ſtrenger Trotz lag auf dem Geſicht des ſchlafenden Kindes. Es hatte die eine Hand auf die Bruſt gelegt, die ſchwarze Marann' hob ſie ihm leiſe weg und ſagte halblaut vor ſich hin:

„Wenn nur immer ein Auge, das über dich wacht, und eine Hand, die dir helfen will, ſo wie jetzt im Schlafe, ohne daß du es weißt, dir die Schwere vom Herzen nehmen könnte! Das kann aber kein Menſch, das kann nur Er... Thu du meinem Kinde in der Fremde, was ich dieſem da thue.“

Die ſchwarze Marann' war eine „geſchiechene“ Frau, das heißt die Leute fürchteten ſich faſt vor ihr, ſo herb erſchien ſie in ihrem Weſen. Sie hatte vor bald achtzehn Jahren ihren Mann verloren, der bei einem räuberiſchen Anfall, den er mit Genoſſen auf den Eilwagen gemacht hatte, erſchoſſen worden war. Die Marann' trug ein Kind unter dem Herzen, als die Leiche ihres Mannes mit dem ſchwarzberußten Geſichte ins Dorf gebracht wurde; aber ſie faßte ſich und wuſch dem Todten das Geſicht rein, als könnte ſie auch damit ſeine ſchwarze Schuld abwaſchen. Drei Töchter ſtarben ihr, und nur das Kind, das ſie damals unter dem Herzen trug, war noch am Leben. Es war ein ſchmucker Burſch geworden, wenn auch mit ſeltſam ſchwärzlichem Geſichte, und er war jetzt als Maurergeſell in der Fremde. Denn von der Zeit Broſi's her, und namentlich ſeitdem deſſen Sohn Severin ſich mit dem Steinhammer zu ſo hohen Ehrenſtellen hinaufgearbeitet, hatte ſich ein großer Theil des Nachwuchſes im Dorfe dem Maurerhandwerk gewidmet. Unter den Kindern war allezeit von Severin die Rede, wie von dem Prinzen im Märchen. So war auch das einzige Kind der ſchwarzen Marann' trotz ihrer Widerrede Maurer geworden und jetzt auf der Wanderſchaft, und ſie, die ihr Lebenlang nicht aus dem Dorfe gekommen war und auch kein Verlangen hatte, hinaus zu kommen, ſagte manchmal, ſie komme ſich vor wie eine Henne, die eine Ente ausgebrütet; aber ſie gluckſte faſt immer in ſich hinein.

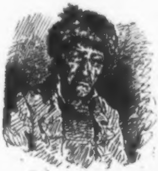
Man ſollte es kaum glauben, daß die ſchwarze Marann' eine der heiterſten Perſonen im Dorfe war; man ſah ſie nie traurig, ſie gönnte es den Menſchen nicht, daß ſie Mitleid mit ihr haben ſollten. Und darum war ſie ihnen unheimlich. Sie war im Winter die fleißigſte Spinnerin im Dorfe und im Sommer die emſigſte Holzſammlerin, ſo daß ſie noch einen guten Theil davon verkaufen konnte, und „mein Johannes," — ſo hieß ihr noch lebender Sohn — „mein Johannes," hörte man in jeder ihrer Reden. Die kleine Amrei hatte ſie, wie ſie ſagte, nicht aus Gutmüthigkeit zu ſich genommen, ſondern nur weil ſie ein lebendiges Weſen um ſich haben wollte. Sie that gern recht rauh vor den Leuten und genoß dabei um ſo mehr den Stolz eines heimlichen Rechtes.



Der gerade Gegenſatz zu ihr war der Krappenzacher, bei dem Dami ein Unterkommen gefunden; der ſtellte ſich draußen vor der Welt gern als der gutmüthigſte Allesverſchenker, im Geheimen aber knuffte und mißhandelte er ſeine Angehörigen und beſonders den Dami, für den er nur geringes Koſtgeld erhielt. Er hieß eigentlich Zacharias und hatte ſeinen Spitznamen davon, weil er einſt ſeiner Frau ein Paar fein hergerichtete Tauben als Braten heimgebracht hatte; es waren dies aber ein Paar gerupfte Raben, hier zu Lande Krappen genannt. Der Krappenzacher, der einen Stelzfuß hatte, verbrachte ſeine meiſte Zeit damit, daß er wollene Strümpfe und Jacken ſtrickte, und ſo ſaß er mit ſeinem Strickzeuge überall im Dorfe herum, wo es was zu plaudern gab, und dieſes Geplauder, wobei er allerlei hörte, diente ihm zu ſehr einträglichen Nebengeſchäften. Er war der ſogenannte Heirathsmacher in der Gegend, denn namentlich da, wo ſich noch die großen geſchloſſenen Güter finden, geſchehen die Heirathen in der Regel durch Vermittler, die die entſprechenden Vermögensverhältniſſe genau auskundſchaften und Alles vorher beſtimmen. Wenn dann eine ſolche Heirath zu Stande gebracht war, ſpielte der Krappenzacher noch bei der Hochzeit die Geige auf, denn darin war er ein landeskundiger Meiſter. Er verſtand aber auch die Clarinette und das Horn zu blaſen, wenn ihm die Hände vom Geigen müde waren. Er war eben ein Allerweltsmenſch.

Das weinerliche und empfindliche Weſen Dami's war dem Krappenzacher höchſt zuwider und er wollte es ihm damit austreiben, daß er ihn recht viel weinen machte und ihn neckte, wo er nur konnte.

So waren die beiden Stämmchen, aus demſelben Boden erwachſen, in verſchiedenes Erdreich verpflanzt. Standort und Bodenſaft und die eigene Natur, die ſie in ſich trugen, ließen ſie verſchiedenartig gedeihen.



Thu' dich auf.

Am Allerſeelentag, er war trübe und neblig, waren die Kinder mitten unter den Verſammelten auf dem Kirchhofe. Der Krappenzacher hatte Dami an der Hand dahin geführt. Amrei aber war allein gekommen ohne die ſchwarze Marann', und viele ſchimpften über die hartherzige Frau, und einige trafen einen Theil der Wahrheit, indem ſie ſagten: die Marann' wolle nichts von dem Beſuchen der Gräber, weil ſie nicht wiſſe, wo das Grab ihres Mannes ſei. Amrei war ſtill und vergoß keine Thräne, während Dami bei den mitleidigen Reden der Menſchen jämmerlich weinte, freilich auch, weil ihn der Krappenzacher mehrmals heimlich geknufft und gezwickt hatte. Amrei ſtarrte eine Zeitlang träumeriſch vergeſſen hinein in die Lichter zu Häupten der Gräber und ſah ſtaunend, wie die Flamme das Wachs auffrißt, der Docht immer mehr verkohlt, bis endlich das Licht ganz herabgebrannt iſt.

Unter den Verſammelten bewegte ſich auch ein Mann in vornehmer ſtädtiſcher Kleidung, mit einem Band im Knopfloch; es war der Oberbaurath Severin, der, auf einer Inſpektionsreiſe begriffen, hier das Grab ſeiner Eltern, Broſi und Moni, beſuchte. Seine Geſchwiſter und deren Angehörige umgaben ihn ſtets mit einer gewiſſen Ehrerbietung, und die Andacht war faſt ganz abgelenkt und alle Aufmerkſamkeit auf dieſen Vornehmen gerichtet.

Auch Amrei betrachtete ihn und fragte den Krappenzacher: „Iſt das ein Hochzeiter?"

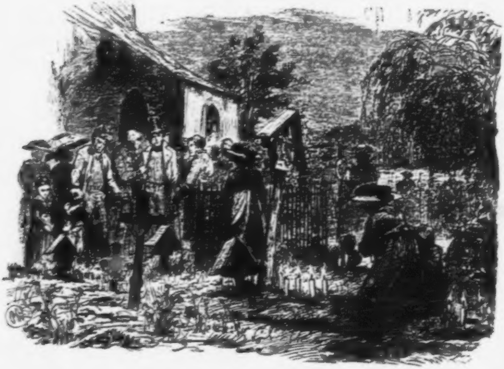
„Warum?"

„Weil er ein Bändel im Knopfloch hat."

Statt aller Antwort hatte der Krappenzacher nichts Eiligeres zu thun, als auf eine Gruppe loszugehen und zu ſagen, welch eine dumme Rede da das Kind gethan habe.

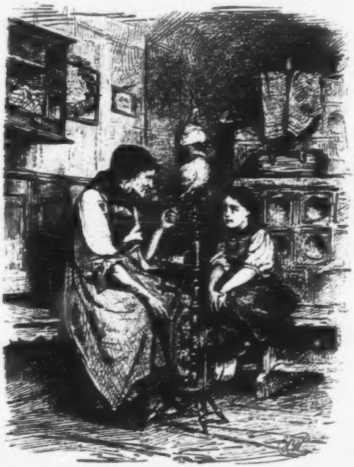
Und mitten unter den Gräbern erſchallte lautes Gelächter über ſolche Albernheit. Nur die Rodelbäuerin ſagte: „Ich finde dies gar nicht ſo hirnlos. Wenn's auch ein Ehrenzeichen iſt, was der Severin hat, es bleibt doch wunderlich, da auf dem Kirchhof mit einer Auszeichnung herumzulaufen; da, wo ſich zeigt, was aus uns allen wird, habe man im Leben Kleider von Seide oder von Zwillich angehabt. Es hat mich ſchon verdroſſen, daß er damit in der Kirche war; ſo etwas muß man abthun, ehe man in die Kirche geht, um wie viel mehr auf dem Kirchhof.“

Die Kunde von der Frage der kleinen Amrei mußte doch auch bis zu Severin gedrungen ſein, denn man ſah ihn haſtig ſeinen Oberrock zuknöpfen und dabei nickte er nach dem Kinde hin. Jetzt hörte man ihn fragen, wer das ſei, und kaum hatte er die Antwort vernommen, als er auf die beiden Kinder an den friſchen Gräbern zueilte und zu Amrei ſagte: „Komm her, Kind, mach' deine Hand auf, hier ſchenke ich dir einen Dukaten; davon ſchaffe dir an, was du brauchſt.“

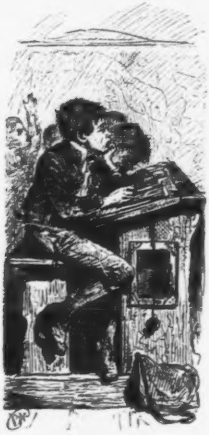


Das Kind ſtarrte drein und antwortete nicht. Und kaum hatte Severin den Rücken gewendet, als es ihm halblaut nachrief: „Ich nehm' nichts geſchenkt,“ und ihm dabei den Dukaten nachſchleuderte. Viele, die das geſehen hatten, kamen auf Amrei zu und ſchimpften auf ſie hinein, und eben als ſie daran waren, ſie zu mißhandeln, wurde ſie wiederum von der Rodelbäuerin, die ſie ſchon einmal mit Worten beſchützt hatte, von den rohen Händen gerettet. Auch ſie verlangte indeß, daß Amrei wenigſtens Severin nacheile und ihm danke; doch Amrei gab auf keinerlei Rede eine Antwort; ſie blieb ſtarr, ſo daß auch ihre Beſchützerin von ihr abließ. Nur mit großer Mühe fand man den Dukaten wieder und ein Gemeinderath, der zugegen war, nahm ihn ſogleich in Verwahrung, um ihn dem Pfleger der Kinder zu übergeben.

Dieſes Ereigniß brachte der kleinen Amrei einen ſeltſamen Ruf im Dorfe. Man ſagte, ſie ſei doch erſt wenige Tage bei der ſchwarzen Marann' und habe ſchon ganz deren Art und Weiſe. Man fand es unerhört, daß ein Kind aus ſolcher Armuthei einen ſolchen Stolz haben könne, und indem man ihr dieſen Stolz auf Wegen und Stegen vorwarf, ward ſie deſſen erſt recht inne, und in der jungen Kinderſeele regte ſich ein Trotz, ihn nur deſto mehr zu bewahren. Die ſchwarze Marann' that auch das Ihrige, um ſolche Stimmung zu befeſtigen, denn ſie ſagte: „Es kann einem Armen kein größeres Glück geſchehen, als wenn man es für ſtolz hält; dadurch iſt man bewahrt, daß Jedes auf einem herumtrampelt und noch verlangt, daß man ſich dafür bedanke.“



Im Winter war Amrei ſehr viel bei dem Krappenzacher und hörte ihn beſonders gern geigen. Ja der Krappenzacher ſagte ihr einmal das große Lob: „Du biſt nicht dumm,“ denn Amrei hatte nach einem langen Geigenſpiel bemerkt: „Es iſt doch wunderlich, wie ſo eine Geige den Athem ſo lang anhalten kann, das kann ich nicht.“ Und wenn daheim in ſtillen Winternächten die ſchwarze Marann' funkelnde und ſchauererregende Zaubergeſchichten erzählte, da ſagte Amrei mehrmals tief aufathmend, wenn ſie zu Ende waren: „O Marann', ich muß jetzt Athem ſchöpfen, ich hab', ſo lang Ihr geſprochen habt, den Athem anhalten müſſen.“



War das nicht ein Zeichen tiefer Hingebung an alle Vorkommniſſe und doch wieder ein Merkmal freier Beobachtung derſelben und beſonders des eigenen Verhaltens dabei?

Das Beſte iſt aber, daß auf die Kinder elementariſche Kräfte einwirken, die nicht fragen: was wird daraus werden?

Niemand achtete ſehr auf Amrei, und dieſe konnte träumen, wie es ihr in den Sinn kam, und nur der Lehrer ſagte einmal in der Gemeinderathsſitzung: ſolch ein Kind ſei ihm noch nicht vorgekommen; es ſei trotzig und nachgiebig, träumeriſch und wachſam. In der That bildete ſich ſchon früh bei allem kindiſchen Selbſtvergeſſen ein Gefühl der Selbſtverantwortlichkeit, eine Wehrhaftigkeit im Gegenſatze zur Welt, ihrer Güte und Bosheit in der kleinen Amrei aus; während Dami bei allen kleinen Anläſſen weinend zur Schweſter kam und ihr klagte. Er hatte immer Mitleid mit ſich ſelber, und wenn er in Raufhändeln von Spielgenoſſen niedergeworfen wurde, klagte er: „Ja, weil ich ein Waiſenkind bin, ſchlagen ſie mich. O wenn das mein Vater, meine Mutter wüßte!“ und dann weinte er doppelt über die erfahrene Unbill. Dami ließ ſich von allen Menſchen zu eſſen ſchenken und wurde dadurch gefräßig, während Amrei mit Wenigem vorlieb nahm und ſich dadurch äußerſt mäßig gewöhnte. Selbſt die wildeſten Buben fürchteten Amrei, ohne daß man wußte, woran ſie ihre Kraft bewieſen hatte, während Dami vor ganz kleinen Jungen davon lief. In der Schule war Dami ſtets ſpieleriſch, er bewegte die Füße und bog mit der Hand die Ecken der Blätter um während er las. Amrei dagegen war ſtets zierlich und gewandt, aber ſie weinte oft in der Schule, nicht wegen der Strafen, die ſie ſelbſt bekam, ſondern ſo oft Dami geſtraft wurde.

Am meiſten konnte Amrei den Dami vergnügen, wenn ſie ihm Räthſel ſchenkte. Noch immer ſaßen die beiden Kinder viel am Hauſe ihres reichen Pflegers, bald bei den Wagen, bald beim Backofen hinter dem Hauſe, an dem ſie ſich von außen wärmten, beſonders im Herbſte. Und Amrei fragte: „Was iſt das Beſte am Backofen?“

„Du weißt ja, ich kann nichts errathen,“ erwiderte Dami klagend.

„So will ich dir's ſagen: das Beſte am Backofen iſt, daß er das Brod nicht ſelber frißt.“ Und auf den Wagen vor dem Hauſe deutend, fragte Amrei: „Was iſt lauter Loch und hält doch?“

Ohne lange auf Antwort zu warten, ſetzte ſie gleich hinzu: „Das iſt die Kette.“

„Jetzt dieſe Räthſel ſchenkſt du mir,“ ſagte Dami, und Amrei erwiderte: „Ja, du darfſt ſie aufgeben. Aber ſiehſt du dort die Schafe kommen? Jetzt weiß ich noch ein Räthſel.“

„Nein,“ rief Dami, „nein, ich kann nicht drei behalten, ich hab' genug an zweien.“

„Nein, das mußt noch hören, ſonſt nehm' ich die andern wieder.“ Und Dami ſagte ängſtlich in ſich hinein, um es ja nicht zu vergeſſen: „Kette. Selberfreſſen,“ während Amrei fragte: „Auf welcher Seite haben die Schafe die meiſte Wolle? Mäh! Mäh! auf der auswendigen!“ ſetzte ſie ſogleich mit ſcherzendem Geſange hinzu, und Dami ſprang davon, um ſeinen Kameraden die Räthſel aufzugeben. Er hielt beide Hände feſt zu Fäuſten zuſammengepreßt, als hätte er darin die Räthſel und wolle ſie nicht verlieren. Als er aber bei den Kameraden ankam, wußte er doch nur noch das von der Kette, und des Rodelbauern Aelteſter, den er gar nicht gefragt hatte und der viel zu groß dazu war, ſagte ſchnell die Auflöſung und Dami kam wiederum weinend zu ſeiner Schweſter zurück.

Die Räthſelkunſt der kleinen Amrei blieb aber nicht lange verborgen im Dorfe und ſelbſt reiche, ernſthafte Bauern, die ſonſt mit Niemand, am wenigſten mit einem armen Kinde viel Worte machen, ließen ſich herbei, da und dort der kleinen Amrei ein Räthſel aufzugeben. Daß ſie ſelber viele dergleichen wußte, das konnte ſie von der ſchwarzen Marann' haben, aber daß ſie neugeſetzte ſo oft zu beantworten verſtand, das erregte allgemeine Verwunderung. Amrei hätte nicht mehr unaufgehalten über die Straße oder aufs Feld gehen können, wenn ſich nicht bald ein Mittel dagegen gefunden hätte. Sie ſtellte als Geſetz feſt, daß ſie Niemanden ein Räthſel löſe, dem ſie nicht auch eines aufgeben dürfe. Sie aber wußte ſolche zu drechſeln, daß man wie gebannt war. Noch nie war im Dorfe einem armen Kinde ſo viel Beachtung zugewendet worden als der kleinen Amrei.

Aber je mehr ſie heranwuchs, um ſo weniger Aufmerkſamkeit wurde ihr geſchenkt; denn die Menſchen betrachten nur die Blüthen und die Früchte mit theilnehmendem Auge, nicht aber jenen langen Uebergang, wo das Eine zum Andern wird.

Noch bevor Amrei aus der Schule entlaſſen wurde, gab ihr das Schickſal ein Räthſel auf, das ſchwer zu löſen war.

Die Kinder hatten einen Ohm, der ſieben Stunden von Haldenbrunn, in Fluorn, Holzhauer war; ſie hatten ihn nur Einmal geſehen bei dem Begräbniſſe des Vaters, er ging hinter dem Schultheiß, der die Kinder an der Hand führte. Seitdem träumten die Kinder viel von dem Ohm in Fluorn. Man ſagte ihnen oft, der Ohm ſähe dem Vater ähnlich, und nun waren ſie noch mehr begierig, ihn zu ſehen, denn wenn ſie auch noch manchmal glaubten, Vater und Mutter müßten plötzlich kommen... es könnte ja gar nicht ſein, daß ſie nicht mehr da wären... ſo gewöhnten ſie ſich doch nach und nach daran, die Hoffnung aufzugeben und um ſo mehr, je mehr Jahre vergingen, in denen ſie das Grab der Eltern mit Vogelbeeren beſteckten, und nachdem ſie ſchon lange den Namen der Eltern auf ein und demſelben ſchwarzen Kreuze leſen konnten. Auch den Ohm in Fluorn vergaßen ſie faſt ganz, denn ſie hörten viele Jahre nichts von ihm.

Da wurden eines Tages die beiden Kinder in das Haus ihres Pflegers gerufen. Dort ſaß ein Mann, groß und lang und mit braunem Geſichte.

„Kommet her, Kinder,“ rief der Mann den Eintretenden zu. Er hatte eine rauhe, trockene Stimme. „Kennet ihr mich nicht mehr?“

Die Kinder ſahen ihn mit aufgeriſſenen Augen an. Erwachte in ihnen eine Erinnerung an den Klang der väterlichen Stimme? Der Mann fuhr fort: „Ich bin ja eures Vaters Bruder. Komm her, Lisbeth! Und auch du, Dami!“

„Ich heiße nicht Lisbeth! Ich heiße Amrei!“ ſagte das Mädchen und weinte. Es gab dem Ohm keine Hand. Ein Gefühl der Verfremdung machte es zittern, weil der Ohm es bei falſchem Namen genannt. Es mochte fühlen, daß da nicht die rechte Anhänglichkeit war, wo man ſeinen Namen nicht mehr wußte.

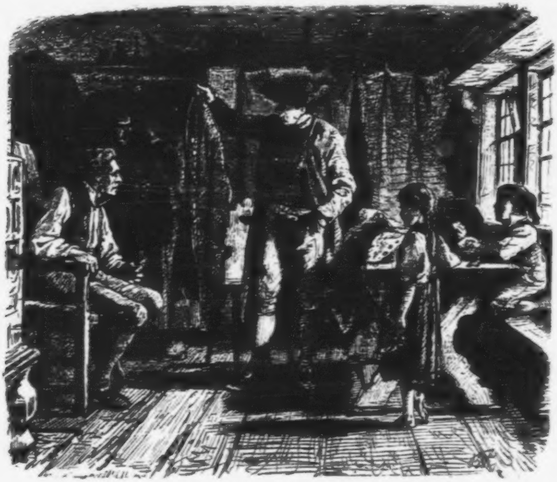
„Wenn Ihr mein Ohm ſeid, warum wiſſet Ihr denn nicht mehr, wie ich heiße?“ fragte Amrei.

„Du biſt ein dummes Kind, gleich gehſt du hin und giebſt ihm die Hand,“ herrſchte der Rodelbauer und ſetzte dann zu dem Fremden halblaut hinzu: „Es iſt ein unebenes Kind. Die ſchwarze Marann' hat ihm allerlei Wunderliches in den Kopf geſetzt und du weißt ja, es iſt nicht geheuer bei ihr.“

Amrei ſchaute ſich verwundert um und gab dem Ohm zitternd die Hand. Dami hatte das ſchon früher gethan und fragte jetzt: „Ohm, haſt du uns auch was mitgebracht?“

„Hab' nicht viel zum Mitbringen; ich bring' euch ſelber mit, ihr geht mit mir. Weißt du, Amrei, daß das gar nicht brav iſt, daß du deinen Ohm nicht gern haſt? Du haſt ja ſonſt Niemand auf der Welt. Wen haſt du denn ſonſt noch? Komm beſſer her, da ſetz dich neben mich — noch näher. Siehſt du? Dein Dami, der iſt viel geſcheiter. Er ſieht auch mehr in unſere Familie, aber du gehörſt doch auch zu uns."

Eine Magd kam und brachte viele Mannskleider und legte ſie auf den Tiſch.



„Das ſind deines Bruders Kleider," ſagte der Rodelbauer zu dem Fremden und dieſer fuhr zu Amrei fort: „Siehſt du? das ſind deines Vaters Kleider, die nehmen wir jetzt mit und ihr geht auch mit, zuerſt nach Fluorn und dann über den Bach."

Amrei berührte zitternd den Rock des Vaters und ſeine blaugeſtreifte Weſte. Der Ohm aber hob die Kleider auf, wies auf die zertragenen Ellenbogen hin und ſagte zum Rodelbauer: „Die ſind nicht viel werth, die laſſe ich mir nicht hoch anſchlagen, und ich weiß nicht einmal, ob ich die drüben in Amerika tragen kann, ohne ausgeſpottet zu werden."

Amrei faßte krampfhaft einen Rockzipfel. Daß man die Kleider ihres Vaters wenig werth nannte, an die ſie wie an ein koſtbares und unbezahlbares Kleinod gedacht hatte, das ſchien ſie zu kränken, und daß dieſe Kleider in Amerika getragen und dort ausgeſpottet werden ſollten, das Alles verwirrte ſie faſt, und überhaupt, was ſollte denn das mit Amerika?

Sie wurde darüber bald aufgeklärt, denn die Rodelbäuerin kam und mit ihr die ſchwarze Marann', und die Rodelbäuerin ſagte: „Hör' einmal, Mann, ich meine, das geht nicht ſo ſchnell, daß man die Kinder da mit dem Mann nach Amerika ſchickt.“

„Es iſt ja ihr einziger leiblicher Verwandter, der Bruder des Joſenhans.“

„Ja freilich, aber er hat bis jetzt nicht viel davon gezeigt, daß er ein Verwandter, und ich meine, man kann das nicht ohne den Gemeinderath, und der kann's nicht einmal allein. Die Kinder haben hier ein Heimathsrecht, und das kann man ihnen nicht im Schlaf nehmen, denn die Kinder können ja noch nicht ſelber ſagen, was ſie wollen. Das heißt Einen im Schlaf forttragen.“

„Meine Amrei iſt aufgeweckt genug, die iſt jetzt dreizehn, aber geſcheiter als eine andere von dreißig Jahr, die weiß, was ſie will,“ ſagte die ſchwarze Marann'.

„Ihr beide hättet ſollen Gemeinderath werden,“ ſagte der Rodelbauer; „aber ich bin auch der Meinung, daß man die Kinder nicht wie Kälber am Strick nimmt und fortzieht. Gut, laſſet den Mann ſelber mit ihnen reden, nachher läßt ſich ſchon weiter ſehen, was zu machen iſt; er iſt einmal ihr natürlicher Annehmer und hat das Recht, Vaterſtelle an ihnen zu vertreten, wenn er will. Hör' einmal, geh du jetzt mit deinen Bruderskindern ein wenig vors Dorf hinaus, und ihr Weiber bleibet da, es redet ihnen Keines zu und Keines ab.“

Der Holzbauer nahm die beiden Kinder an der Hand und verließ mit ihnen Stube und Haus.

„Wohin wollen wir gehen?“ fragte er die Kinder auf der Straße.

„Wenn du unſer Vater ſein willſt, geh mit uns heim; da drunten iſt unſer Haus,“ ſagte Dami.

„Iſt es denn offen?“ fragte der Ohm.

„Nein, aber der Kohlenmathes hat den Schlüſſel, er hat uns aber noch nie hineingelaſſen. Ich ſpringe voraus und hole den Schlüſſel.“ Und behend machte ſich Dami los und ſprang davon.

Amrei kam ſich wie gefeſſelt vor an der Hand des Ohms, und dieſer redete doch jetzt mit zutraulicher Innigkeit in ſie hinein, er erzählte faſt wie zu ſeiner Entſchuldigung, daß er ſelber eine ſchwere Familie habe, ſo daß er ſich mit Frau und fünf Kindern nur mit

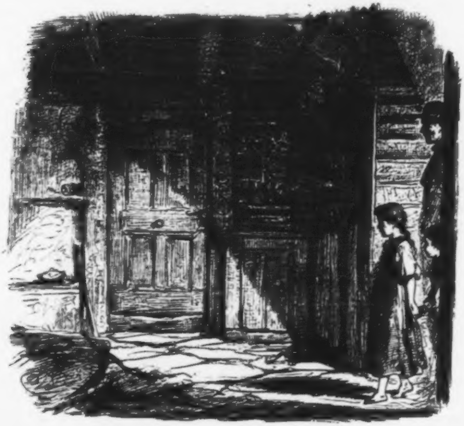
Noth fortbringen könnte. Nun aber erhalte er von einem Manne, der große Waldungen in Amerika beſitze, freie Ueberfahrt und nach fünf Jahren, wenn er den Wald umgerodet habe, ein großes Ackergut vom beſten Boden als freies Eigenthum. Als Dank gegen Gott, der ihm das für ſich und ſeine Kinder beſcheerte, habe er ſich ſogleich vorgeſetzt, eine Wohlthat zu thun und die Kinder ſeines Bruders mitzunehmen; er wolle ſie aber nicht zwingen und nehme ſie überhaupt nur mit, wenn ſie ihn von ganzem Herzen gern hätten und ihn als ihren zweiten Vater betrachteten. Amrei ſah ihn nach dieſen Worten groß an. Wenn ſie es nur hätte machen können, daß ſie dieſen Mann liebte! Aber ſie fürchtete ſich faſt vor ihm; ſie wußte nichts dagegen zu thun. Und daß er ſo plötzlich wie aus den Wolken fiel und verlangte: hab mich lieb! das machte ſie eher widerſacheriſch gegen ihn.

„Wo iſt denn deine Frau?“ fragte Amrei. Sie mochte wol fühlen, daß eine Frau ſie milder und allmähliger angefaßt hätte.

„Ich will dir nur ehrlich ſagen,“ erwiderte der Ohm, „meine Frau mengt ſich nicht in dieſe Sache, ſie hat geſagt, ſie rede mir nicht zu und nicht ab. Sie iſt ein bischen herb, aber nur von Anfang, und wenn du gut gegen ſie biſt, und du biſt ja geſcheit, ſo kannſt du ſie um den Finger wickeln. Und wenn dir auch einmal etwas geſchieht, was dir nicht recht iſt, denk', du biſt bei deines Vaters Bruder, und ſag' mir's ganz allein, und ich will dir helfen, wo ich kann. Aber du wirſt ſehen, du fängſt jetzt erſt zu leben an.“

Amrei ſtanden die Thränen in den Augen bei dieſen Worten, und doch konnte ſie nichts ſagen, ſie fühlte ſich dieſem Manne gegenüber fremd. Seine Stimme bewegte ſie, aber wenn ſie ihn anſah, wäre ſie gern entflohen.

Da kam Dami mit dem Schlüſſel. Amrei wollte ihm denſelben abnehmen, aber er gab ihn nicht her. In der eigenthümlich pedantiſchen Gewiſſenhaftigkeit der Kinder ſagte er, daß er des Kohlenmatheſen Frau heilig verſprochen habe, den Schlüſſel nur dem Ohm zu geben. Dieſer empfing ihn, und Amrei war's, als ob ſich ein zaubervolles Geheimniß aufthue, da der Schlüſſel zum erſten Mal im Schloſſe raſſelte und jetzt ſich drehte — die Klinge bog ſich nieder und die Thüre ging auf. Eine eigenthümliche Gruftkälte hauchte aus dem ſchwarzen Hausflur, der zugleich als Küche gedient hatte. Auf dem Herde lag noch ein Häufchen Aſche, an der Stubenthüre waren noch die Anfangsbuchſtaben vom Caspar Melchior Balthes und darunter die Jahrzahl vom Tode der Eltern mit Kreide angeſchrieben. Amrei las ſie laut, das hatte noch der Vater angeſchrieben. „Schau,“ rief Dami, „der Achter iſt gerade ſo gezogen, wie du ihn machſt, und wie's der Lehrer nicht leiden will, ſo von rechts nach links.“ Amrei winkte ihm, ſtill zu ſein. Sie fand es fürchterlich und ſündhaft, daß der Dami hier ſo leicht ſprach, hier, wo es ihr war wie in der Kirche, ja wie mitten in der Ewigkeit, ganz außerhalb der Welt und doch mitten drin. Sie öffnete ſelber die Stubenthüre. Die Stube war finſter wie ein Grab, denn die Laden waren geſchloſſen, und nur durch eine Ritze drang ein zitternder Sonnenſtrahl herein und juſt auf einen Engelkopf am Kachelofen, ſo daß der Engel zu lachen ſchien. Amrei fiel erſchreckt nieder, und als ſie ſich aufrichtete, hatte der Ohm einen Fenſterladen geöffnet und warme Luft drang von außen herein. Hier innen war es ſo kalt. In der Stube war nichts mehr von Hausrath als eine an die Wand genagelte Bank. — Dort hatte die Mutter geſponnen und dort hatte ſie die Händchen Amrei's zuſammengefügt und ſie ſtricken gelehrt.



„So, Kinder, jetzt wollen wir wieder gehen," ſagte der Ohm, „da iſt nicht gut ſein. Kommet mit zum Bäcker, ich kauf' Jedem ein Weißbrod; oder wollet ihr lieber eine Brezel?"

„Nein, noch eine Weile dableiben," ſprach Amrei und ſtreichelte immer den Platz, worauf die Mutter geſeſſen hatte. Auf einen weißen Fleck an der Wand deutend fuhr ſie dann halblaut fort: „Da hat unſere Kukuksuhr gehangen und dort der Soldatenabſchied von unſerm Vater und da ſind die Stränge Garn gehangen, die die Mutter geſponnen hat; ſie hat noch feiner ſpinnen können als die ſchwarze Marann', ja die ſchwarze Marann' hat's ſelber geſagt: immer einen Schneller mehr aus dem Pfund als jedes Andere und Alles ſo gleichling — da iſt kein Knötele drin geweſen, und ſiehſt da den Ring da oben an der Decke? Das iſt ſchön geweſen, wenn ſie da den Zwirn gemacht hat. Wenn ich damals ſchon bei Verſtand geweſen wäre, hätte ich nicht zugegeben, daß man der Mutter ihre Kunkel verkauft, es wäre mein Erbſtück; aber es hat ſich Niemand unſerer angenommen. O Mutter lieb! o Vater lieb! wenn ihr es wüßtet, wie wir herumgeſtoßen worden ſind, es thäte euch noch jammern in der Seligkeit."

Amrei fing laut an zu weinen und Dami weinte mit. Selbſt der Ohm trocknete ſich eine Thräne und drang nochmals darauf, daß man jetzt fortgehe, denn es ärgerte ihn zugleich, daß er ſich und den Kindern dieſes unnöthige Herzeleid gemacht; Amrei aber ſagte ſtreng: „Wenn Ihr auch gehet, ich gehe nicht mit."

„Wie meinſt du das? Du willſt gar nicht mitgehen?"

Amrei erſchrak, ſie ward jetzt erſt inne, was ſie geſagt hatte, und faſt mochte es ihr ſein, als wenn das eine Eingebung geweſen wäre, aber ſie erwiderte bald:

„Nein, vom Andern weiß ich noch nichts. Ich meine nur ſo, gutwillig gehe ich jetzt nicht aus dem Haus, bis ich Alles wiedergeſehen habe. Komm Dami, du biſt ja mein Bruder, komm mit auf den Speicher, weißt? wo wir Verſteckens geſpielt haben, hinterm Kamin; und dann wollen wir zum Fenſter 'nausgucken, wo wir die Morcheln getrocknet haben. Weißt nicht mehr, das ſchöne Guldenſtück, das der Vater dafür bekommen hat?"

Es raſchelte etwas und kollerte über der Decke. Alle drei erſchraken. Aber der Ohm ſagte ſchnell: „Bleib da, Dami, und du auch. Was wollet ihr da oben? Höret ihr nicht, wie die Mäuſ' raſſeln?"

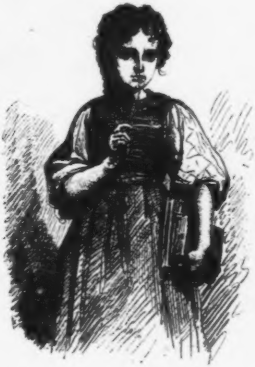
„Komm du nur mit, die werden uns nicht freſſen," drängte Amrei, aber Dami erklärte, daß er nicht mitgehe, und obgleich Amrei innerlich Furcht hatte, faßte ſie doch ein Herz und ging allein zum Speicher hinauf. Sie kam aber bald wieder zurück, leichenblaß, und hatte nichts als einen Büſchel altes Kümmelſtroh in der Hand.

„Der Dami geht mit mir nach Amerika," ſagte der Ohm zu der Hinzutretenden, und dieſe erwiderte, das Stroh in der Hand zerbrechend: „Ich habe nichts dagegen. Ich weiß noch nicht, was ich thue, aber er kann auch allein gehen."

„Nein," rief Dami, „das thu' ich nicht. Du biſt damals mit der Landfriedbäuerin nicht gegangen, wie ſie dich hat mitnehmen wollen, und ſo gehe ich auch nicht allein, aber mit dir."

„Nun denn, ſo überleg dir's, du biſt geſcheit genug," ſchloß der Ohm, verriegelte wiederum den Laden, ſo daß man im Finſtern ſtand, drängte dann die Kinder zur Stubenthür und zur Hausflur hinaus, verſchloß die Hausthüre und ging, dem Kohlenmathes den Schlüſſel wieder zu bringen, und dann mit Dami allein ins Dorf hinein. Noch aus der Ferne rief er Amrei zu: „Du haſt noch bis morgen früh Zeit; dann geh' ich fort, ob ihr mitgehet oder nicht."

Amrei war allein, ſie ſchaute den Weggehenden nach, und es kam ihr ſeltſam vor, daß ein Menſch vom andern weggehen kann. „Dort geht er hin, und er gehört doch zu dir und du zu ihm."



Seltſam! Wie es im wirklichen Traume geht, daß das blos leiſe Angeregte ſich in ihm erneuert und mit allerlei Wunderlichkeiten verflicht, ſo erging es jetzt Amrei im wachen Traume. Nur ganz flüchtig hatte Dami von der Begegnung mit der Landfriedbäuerin geſprochen; ihr Gedenken war halb erloſchen in der Erinnerung, und jetzt wachte es wieder hell auf wie ein Bild aus vergangenem vorgeträumtem Leben. Amrei ſagte ſich faſt laut: „Wer weiß, ob ſie nicht auch einmal ſo plötzlich, man kann nicht ſagen woher, an dich denkt, und vielleicht jetzt eben in dieſer Minute, und hier, dort unten hat ſie dir's ja verſprochen, daß ſie dir eine Annehmerin ſein will, wenn du kommſt, dort bei den Kopfweiden. Warum bleiben nur die Bäume ſtehen, daß man ſie allzeit ſieht? Warum wird nicht auch ein Wort ſo etwas wie ein Baum, das ſteht feſt und man kann ſich dran halten? Ja, es kommt nur darauf an, ob man will, da hat man's ſo gut wie einen Baum.... und was ſo eine ehrenhafte Bäuerin ſagt, das iſt feſt und getreu, und ſie hat doch auch geweint, weil ſie fort gemußt von der Heimath, und iſt doch ſchon lang hinaus verheirathet aus dem Dorf und hat Kinder, ja, und der Eine heißt Johannes.“ Amrei ſtand an dem Vogelbeerbaum und legte die Hand an ſeinen Stamm und ſagte: „Du, warum gehſt denn du nicht fort? warum heißen dich die Menſchen nicht auch auswandern? Vielleicht wäre dir's auch beſſer anderswo. Aber freilich, du biſt zu groß und du haſt dich nicht ſelber hergeſetzt, und wer weiß, ob du nicht an einem andern Ort verkämeſt. Man kann dich nur umhacken und nicht verſetzen. Dummes Zeug! Ich hab' ja auch von da weggemußt. Ja, wenn's mein Vater wäre, da müßt' ich mit ihm gehen. Er hat mich nicht zu fragen, und wer lang fragt, geht viel irr'. Es kann mir Niemand rathen, auch die Marann' nicht. Und beim Ohm iſt's doch ſo, er denkt: ich thu dir Gutes und du mußt mir's wieder bezahlen. Wenn er hart gegen mich iſt und gegen den Dami, weil er ungeſchickt iſt, und wir gehen auf und davon.... Wohin ſollen wir dann in der wilden fremden Welt? Und hier kennt uns jeder Menſch und jede Hecke, jeder Baum hat ein bekanntes Geſicht. Gelt, du kennſt mich?“ ſagte ſie wieder aufſchauend zu dem Baum. „O wenn du reden könnteſt! Du biſt doch auch von Gott geſchaffen, o warum kannſt du nicht reden? Du haſt doch auch meinen Vater und meine Mutter ſo gut gekannt, warum kannſt du mir nicht ſagen, was ſie mir rathen würden? O lieber Vater, o liebe Mutter, mir iſt ſo weh, daß ich fort ſoll. Ich habe doch hier nichts und faſt Niemand, aber mir iſt's, als müßt' ich aus dem warmen Bett in den kalten Schnee. Iſt das, was mir ſo weh thut, ein Zeichen, daß ich nicht fort ſoll? Iſt das das rechte Gewiſſen, oder iſt es nur eine dumme Angſt? O lieber Himmel, ich weiß es nicht. Wenn jetzt nur eine Stimme vom Himmel käm' und thät' mir's ſagen.“

Das Kind zitterte von innerer Angſt und der Zwieſpalt des Lebens that ſich zum erſten Mal ſchreiend in ihm auf. Und wieder ſprach ſie halb, halb dachte ſie, aber jetzt entſchloſſen:

„Wenn ich allein wäre, da weiß ich feſt, ich ginge nicht, ich bliebe da; es thut mir zu weh; und ich kann mir ſchon allein forthelfen. Gut, merk' dir das. Alſo Eins haſt du feſt, mit dir ſelber biſt du im Reinen. Ja, aber was iſt das für ein dummes Denken! Wie kann ich mir's denn denken, daß ich allein wäre ohne den Dami? Ich bin ja gar nicht allein da, der Dami gehört zu mir und ich zu ihm. Und für den Dami wär's doch beſſer, er wäre in einer Vatersgewalt; das thät' ihn aufrichten. Wozu brauchſt du aber einen Andern? Kannſt du nicht ſelber für ihn ſorgen, wenn's nöthig iſt? Und wenn er ſo eingeheimſt wird, ich ſeh' ſchon, da bleibt er ſein Lebenlang nichts als ein Knecht, der Pudel für andere Leute; und wer weiß, wie die Kinder des Ohms gegen uns ſind. Weil ſie ſelber arme Leute ſind, werden ſie die Herren gegen uns ſpielen. Nein, nein, ſie ſind gewiß brav und das iſt ſchön, wenn man ſo ſagen kann: Guten Tag, Vetter, guten Morgen, Baſ'. Wenn nur der Ohm eins von den Kindern mitgebracht hätt', da könnt' ich viel beſſer reden, und könnte auch Alles beſſer erkundſchaften. O lieber Gott, wie iſt das Alles auf einmal ſo ſchwer."

Amrei ſetzte ſich nieder am Baum und ein Buchfink kam dahergetrippelt, pickte ein Körnchen auf, ſchaute ſich um und flog davon. Ueber das Geſicht Amrei's kroch etwas, ſie wiſchte es ab. Es war ein Abgottskäfer. Sie ließ ihn auf ihrer Hand herumkriechen, zwiſchen Berg und Thal ihrer Finger; bis er auf die Spitze des Fingers kam und davon flog. „Was der wol erzählen wird, wo er geweſen ſei," dachte Amrei, „und ſo ein Thierchen hat es gut: wo es hinfliegt, iſt es daheim. Und horch! wie die Lerchen ſingen, die haben's gut, die brauchen ſich nicht zu beſinnen, was ſie zu ſagen und was ſie zu thun haben. Und dort treibt der Metzger mit ſeinem Hund ein Kalb aus dem Dorfe. Der Metzgerhund hat eine ganz andere Stimme als die Lerche, aber freilich, mit Lerchenſang kann man auch kein Kalb treiben..."

„Wohin mit dem Füllen?" rief der Kohlenmathes aus ſeinem Fenſter einem jungen Burſchen zu, der ein ſchönes junges Füllen am Halfter führte.

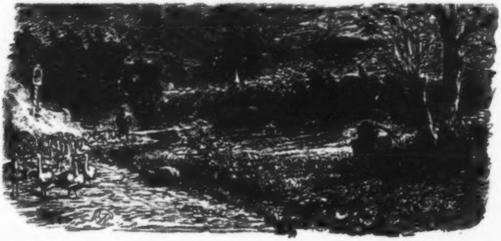
„Der Rodelbauer hat's verkauft," lautete die Antwort, und bald wieherte das Füllen weiter unten im Thale. Amrei, die das hörte, mußte wiederum denken: „Ja, ſo ein Thier verkauft man von der Mutter weg und die Mutter weiß es kaum; und wer's bezahlt, der hat's eigen; und einen Menſchen kann man nicht kaufen, und wer nicht will, für den giebt's kein Halfter. Und dort kommt jetzt der Rodelbauer mit ſeinen Pferden, und das große Füllen ſpringt neben her. Du wirſt auch bald eingeſpannt. Und vielleicht wirſt du auch verkauft. Ein Menſch wird nicht gekauft, er verdingt ſich bloß. So ein Thier kriegt für ſeine Arbeit keinen andern Lohn als Eſſen und Trinken und braucht auch ſonſt nichts, aber ein Menſch kriegt noch Geld dazu als Lohn. Ja, ich kann jetzt Magd ſein, und von meinem Lohn thue ich den Dami in die Lehre, er will ja auch Maurer werden. Und wenn wir beim Ohm ſind, iſt der Dami nicht mehr ſo mein wie jetzt. Und horch, jetzt fliegt der Staar heim, da oben ins Haus, das ihm noch der Vater hergerichtet, und er ſingt noch einmal luſtig. Und der Vater hat das Haus aus alten Brettern gemacht. Ich weiß noch, wie er geſagt hat, daß ein Staar nicht in ein Haus von neuen Brettern zieht, und ſo iſt mir's auch... Du Baum, jetzt weiß ich's: Wenn du rauſcheſt, ſo lange ich heute noch da bin, ſo bleibe ich da."... Und Amrei horchte tief auf. Bald war's ihr, als rauſchte der Baum, dann aber ſah ſie nach den Zweigen und dieſe waren unbewegt, ſie wußte nicht mehr, was ſie hörte.

Mit lärmendem Geſchnatter kam es jetzt herbei und eine Staubwolke ging voraus. Es war die Gänſeheerde, die vom Holderwaſen hereinkam. Amrei ahmte vor ſich hin lange das Geſchnatter nach.

Die Augen fielen ihr zu, ſie war eingeſchlummert.

Ein ganzer Frühling von Blüthen war aufgebrochen in dieſer Seele, und die Blüthenbäume im Thale, die den Nachtthau einſogen, ſchickten ihre Düfte hinüber zu dem Kinde, das eingeſchlafen war auf der Heimat-Erde, von der es ſich nicht trennen konnte.

Es war ſchon lange Nacht, als ſie erwachte und eine Stimme rief: „Amrei, wo biſt du?“ Sie richtete ſich auf und antwortete nicht. Sie ſchaute verwundert nach den Sternen, und es war ihr, als ob dieſe Stimme vom Himmel käme; erſt als ſich die Stimme wiederholte, erkannte ſie den Ton der Marann' und antwortete: „Da bin ich!“ Und jetzt kam die ſchwarze Marann' und ſagte: „O das iſt gut, daß ich dich gefunden habe. Im ganzen Dorf ſind ſie wie närriſch. Der Eine ſagt: er habe dich im Walde geſehen; der Andere iſt dir im Felde begegnet, wie du jammernd dahin gerannt biſt und auf keinen Ruf dich umgekehrt haſt. Und mir iſt's geweſen, als wenn du in den Teich geſprungen wärſt. Brauchſt dich nicht zu fürchten, liebes Kind, brauchſt nicht zu entfliehen. Es kann dich Niemand zwingen, daß du mit deinem Ohm gehſt.“



„Wer hat denn geſagt, daß ich nicht will?“

Plötzlich fuhr ein raſcher Windhauch durch den Baum, daß er mächtig rauſchte.

„Und freilich will ich nicht!“ ſchloß Amrei und hielt die Hand an den Baum.

„Komm heim, es bricht ein arges Wetter los, der Wind wird's gleich da haben," drängte die ſchwarze Marann'.

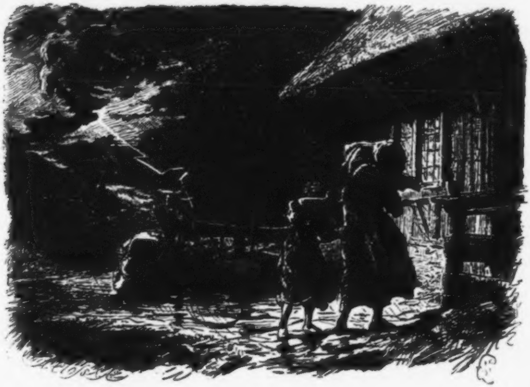
Wie taumelnd ging Amrei mit der ſchwarzen Marann' ins Dorf hinein. Was war denn das, daß die Menſchen ſie durch Feld und Wald irrend geſehen haben wollten, oder ſprach das nur die Marann'?

Die Nacht war ſtockdunkel, nur plötzlich leuchteten raſche Blitze und ließen die Häuſer im hellen Tageslicht erſcheinen, ſo daß das Auge geblendet wurde und man ſtillſtehen mußte, und war der Blitz verſchwunden, ſo ſah man gar nichts mehr. Im eigenen Heimats-Dorfe waren die beiden wie in der Fremde verirrt und ſchritten nur unſicher vorwärts. Dazu wirbelte es Staub auf, ſo daß man vor Betäubung faſt nicht vom Flecke kam; in Schweiß gebadet arbeiteten ſich die Beiden vorwärts und kamen endlich unter ſchwer fallenden Tropfen an ihrer Behauſung an.

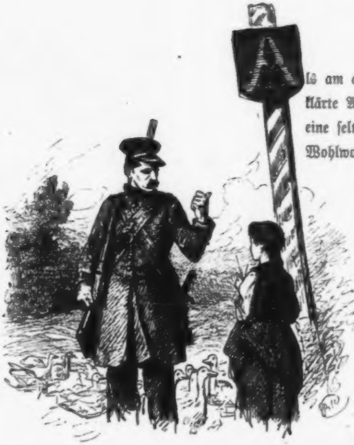
Ein Windſtoß riß die Hausthüre auf und Amrei ſagte:

„Thu' dich auf."

Sie mochte an ein Märchen gedacht haben, wo ſich auf ein Räthſelwort ein Zauberſchloß aufthut.



Auf dem Holderwaſen.



Als am andern Morgen der Ohm kam, erklärte Amrei, daß ſie dabliebe. — Es lag eine ſeltſame Miſchung von Bitterkeit und Wohlwollen darin, als der Ohm ſagte: „Freilich, du arteſt deiner Mutter nach, und die hat nie etwas von uns wiſſen wollen; aber ich kann den Dami allein nicht mit nehmen, wenn er auch ginge. Der kann noch lange Nichts als Brod eſſen; du hätteſt es auch verdienen können.“

Amrei entgegnete, daß ſie das vor der Hand hier zu Lande wolle, und daß ſie mit ihrem Bruder ſpäter, wenn der Ohm noch ſo gut geſinnt bleibe, ja zu ihm kommen könne.

In der Art, wie nun der Ohm ſeine Theilnahme für die Kinder ausdrückte, wurde der Entſchluß Amrei's wieder etwas ſchwankend, aber in ihrer beſondern Weiſe wagte ſie das nicht kund zu geben; ſie ſagte nur: „Grüßet mir auch Eure Kinder und ſaget ihnen, daß es mir recht hart iſt, daß ich meine nächſten Anverwandten gar nie geſehen hab', und daß ſie jetzt weit übers Meer ziehen und ich ſie vielleicht mein Lebenlang nicht mehr ſehe.“

Der Ohm machte ſich raſch auf und gab nur noch Amrei den Auftrag, den Dami von ihm zu grüßen, er habe keine Zeit mehr, ihm Lebewohl zu ſagen.

Er ging davon.

Als bald darauf Dami kam und die Abreiſe des Ohms erfuhr, wollte er ihm nachrennen und ſelbſt Amrei war entſchloſſen dazu; aber ſie bezwang ſich wieder, dem nicht nachzugeben. Sie redete und that, als ob Jemand ihr jedes Wort und jede Regung befohlen hätte, und doch ſchweiften ihre Gedanken fort die Wege nach, die jetzt der Ohm ging. Sie ging mit ihrem Bruder Hand in Hand durch das Dorf und nickte allen Leuten zu, die ihr begegneten. Sie war jetzt erſt wieder zu Allen zurückgekehrt. Man hatte ſie ja fortreißen wollen und ſie meinte, alle Anderen müßten ebenſo froh ſein wie ſie ſelber; aber ſie merkte bald, daß man ſie nicht nur gerne gehen ließ, ſondern daß man ihr ſogar zürnte, weil ſie nicht gegangen war. Der Krappenzacher machte ihr die Augen auf, indem er ſagte: „Ja Kind, du haſt einen Trotzkopf, und das ganze Dorf iſt dir bös, weil du dein Glück mit Füßen von dir geſtoßen haſt. Wer weiß, ob's ein Glück geweſen wär', aber ſie nennen's jetzt ſo, und wer dich anſieht, rechnet dir vor, was du Alles aus der Gemeinde haſt. Darum mach', daß du bald aus dem öffentlichen Almoſen kommſt."

„Ja, was ſoll ich machen?"

„Die Rodelbäuerin möchte dich gern in Dienſt nehmen, aber der Bauer will nicht."

Amrei mochte fühlen, daß ſie ſich fortan doppelt tapfer halten müſſe, damit ſie kein Vorwurf treffe, weder von ſich noch von Andern, und ſie fragte daher abermals: „Wiſſet Ihr denn gar nichts?"

„Freilich, du mußt dich nur vor nichts ſcheuen als vorm Betteln. Haſt denn nicht gehört, daß der närriſche Fridolin geſtern der Kirchbäuerin zwei Gänſe todtgeſchlagen hat? Der Ganshirtendienſt iſt nun leer und ich rathe dir, nimm du ihn."

Das war nun bald geſchehen, und am Mittag trieb Amrei die Gänſe auf den Holderwaſen, wie man den Weideplatz auf der kleinen Anhöhe beim Hungerbrunnen nannte. Dami half der Schweſter getreulich dabei.

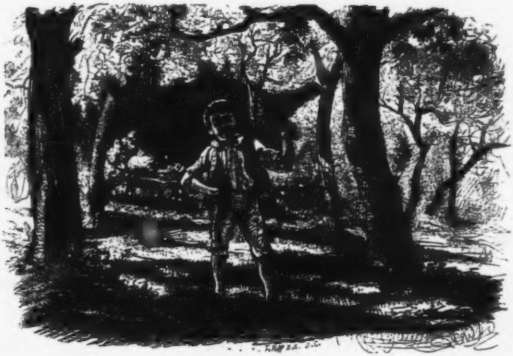
Die ſchwarze Marann' war indeß ſehr unzufrieden mit dieſer neuen Bedienſtung und behauptete, wol nicht mit Unrecht: „Es geht einem ſein Lebenlang nach, wenn man ſo einen Dienſt gehabt hat; die Leute vergeſſen's einem nie und ſehen einen immer drauf an, und es beſinnt ſich Jedes, dich einmal in den Dienſt zu nehmen, weil es heißen wird: das iſt ja die Gänſehirtin;' und wenn man dich auch aus Barmherzigkeit nimmt, kriegſt du ſchlechten Lohn und ſchlechte Behandlung, da heißt es immer: das iſt gut genug für die Gänſehirtin."

„Das wird nicht ſo arg ſein," erwiderte Amrei, „und ihr habt mir ja viel hundert Geſchichten erzählt, wie eine Gänſehirtin Königin geworden iſt."

„Das war in alten Zeiten. Aber wer weiß, du biſt noch von der alten Welt;

manchmal iſt mir's gar nicht, als wärſt du ein Kind, wer weiß, du alte Seele, vielleicht geſchieht dir noch ein Wunder.“

Der Hinweis, daß ſie noch nicht auf der unterſten Stufe der Ehrenleiter geſtanden, ſondern daß es noch etwas gebe, wodurch ſie herabſteige, machte Amrei plötzlich ſtutzig. Für ſich ſelber eroberte ſie nichts weiter daraus, aber ſie duldete es fortan nicht mehr, daß Dami mit ihr die Gänſe hütete. Er war ein Mann, er ſollte einer werden, und ihm konnte es ſchaden, wenn man ihm einſt nachſagte, daß er vormals die Gänſe gehütet habe. Aber mit allem Eifer konnte ſie ihm das nicht klar machen, und er trotzte mit ihr; denn ſo iſt es immer: gerade an dem Punkte, wo das Verſtändniß aufhört, beginnt eine innere Verdroſſenheit. Die innere Unmacht überſetzt ſich in äußeres Unrecht und erfahrene Kränkung.



Amrei freute ſich faſt, daß Dami viele Tage ſo bös mit ihr ſein konnte; er lernte doch jetzt an ihr ſich gegen die Welt zu ſtemmen und auch ſeinen eigenen Willen zu behaupten.

Dami bekam indeß auch bald ein Amt. Er wurde von ſeinem Pfleger, dem Rodelbauer, als Vogelſcheuche benutzt; er durfte im Baumgarten des Rodelbauern den ganzen Tag die Raſſel drehen, um die Sperlinge von den Frühkirſchen und aus den Salatbeeten zu verſcheuchen, aber er gab das Amt, das ihn Anfangs als Spiel vergnügt hatte, bald wieder auf.

Es war ein fröhliches, aber auch ein mühſames Amt, das Amrei übernommen hatte, beſonders war es ihr oft ſchwer, daß ſie nichts zu machen wußte, wodurch ſie die Thiere an ſich feſſelte. Ja, ſie waren kaum von einander zu unterſcheiden. Und es war nicht uneben, was ihr einſt die ſchwarze Marann', als ſie aus dem Moosbrunnenwalde kam, darüber ſagte: Die Thiere, die in Heerden leben, ſind jedes für ſich allein dumm.

„Und ich mein' auch,“ ſetzte Amrei fort: „Die Gänſe ſind deßwegen dumm, weil ſie zu vielerlei können; ſie können ſchwimmen und laufen und fliegen, ſind aber nicht im Waſſer, nicht auf dem Boden und nicht in der Luft recht daheim... das macht ſie dumm.“

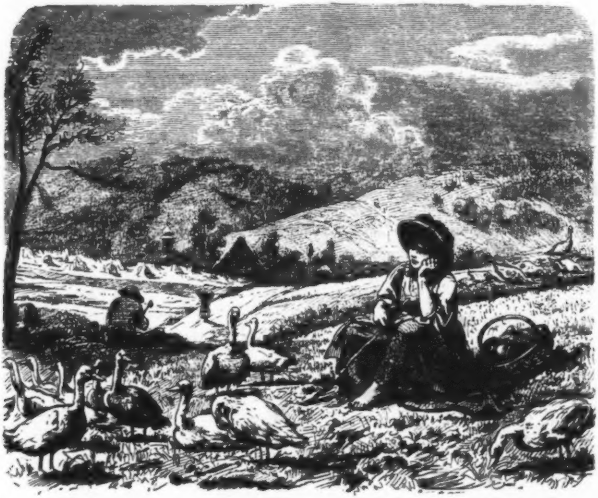
„Ich bleib' dabei,“ entgegnete die ſchwarze Marann', „in dir ſteckt noch ein alter Einſiedel.“

In der That bildete ſich auch ein einſiedleriſches Träumen in Amrei aus, ſeltſam durchzogen von allerlei heller Lebensberechnung. Wie ſie bei allem Träumen und Betrachten emſig fortſtrickte und keine Maſche fallen ließ, und wie hier an der Ecke beim Holzbirnenbaum der betäubende Nachtſchatten und die erfriſchende Erdbeere ſo nahe beieinander wachſen, daß ſie faſt aus derſelben Wurzel zu ſproſſen ſcheinen, ſo war klares Ausſchauen und träumeriſches Hindämmern in der Seele des Kindes nahe bei einander.

Der Holderwaſen war kein einſam abgelegener Platz, den die ſtille Märchenwelt, draus es glimmt und glitzert, gerne heimſucht. Mitten durch den Holderwaſen führte ein Feldweg nach Endringen und nicht weit davon ſtanden die verſchiedenfarbigen Grenzpfähle mit den Wappenſchildern zweier Herren, deren Länder hier an einander ſtießen. Mit Ackerfuhrwerk allerlei Art zogen hier die Bauern vorüber, und Männer, Frauen und Mädchen gingen hin und her mit Hacke, Senſe und Sichel. Die Landjäger der beiden Länder kamen auch oft vorüber, und der Flintenlauf glitzerte von fernher und noch weit nach. Ja Amrei wurde faſt immer vom Endringer Landjäger begrüßt, wenn ſie am Wege ſaß, und ſie ſollte manchmal Auskunft geben, ob nicht Dieſer oder Jener hier vorbeigekommen ſei; aber ſie wußte nie Beſcheid, vielleicht auch verhehlte ſie ihn aus jener innern Abneigung des Volkes und beſonders der Dorfkinder, die die Landjäger für allzeit gewaffnete Feinde der Menſchheit halten, ſo da umgehen und ſuchen, wen ſie verſchlingen.

Der Theisles-Manz, der hier am Wege die Steine klopfte, redete faſt kein Wort mit Amrei; er ging verdroſſen von Steinhaufen zu Steinhaufen, und ſein Klopfen war noch unaufhörlicher als das Picken des Spechtes im Moosbrunnenwalde und gehörte mit zu dem Schrillen und Zirpen der Heuſchrecken in den nahen Wieſen und Kleefeldern.

Aber über alles menſchliche Getriebe hinüber wurde Amrei doch oft ins Reich der Träume getragen. Wie die Lerchen in der Luft ſingen und jubeln und nichts davon wollen: wo iſt die Grenze des Ackers von Dieſem und Jenem? ja wie ſie ſich hinwegſchwingen über die Grenzpfähle ganzer Länder, ſo wußte die Seele des Kindes nichts mehr von den Schranken, die das beengte Leben der Wirklichkeit ſetzt. Das Gewohnte wird zum Wunder, das Wunder wird zum Alltäglichen. Horch, wie der Kukuk ruft! Das iſt das lebendige Echo des Waldes, das ſich ſelbſt ruft und antwortet; und jetzt ſitzt der Vogel über dir im Holzbirnenbaum, darfſt aber nicht aufſchauen, ſonſt fliegt er fort. Wie er ſo laut ruft, ſo unermüdlich! wie weit das tönt, wie weit man das hört! Der kleine Vogel hat eine ſtärkere Stimme als ein Menſch. Setz' dich auf den Baum, ahme ihn nach, man hört dich nicht ſo weit als den fauſtgroßen Vogel. Still, vielleicht iſt es doch ein verzauberter Prinz und plötzlich fängt er an zu reden. Ja, gib du mir nur Räthſel auf, laß mich nur beſinnen, ich finde ſchon die Auflöſung, und dann erlöſe ich dich, und wir ziehen in dein goldenes Schloß und nehmen die ſchwarze Marann' und den Dami mit, und der Dami heirathet die Prinzeſſin, deine Schweſter; und wir laſſen den Johannes von der ſchwarzen



Marann' in der ganzen Welt ſuchen, und wer ihn findet, kriegt ein Königreich. Ach, warum iſt denn das Alles nicht wahr? und warum hat man denn das Alles ausgedacht, wenn es nicht wahr iſt?

Während die Gedanken Amrei's über alle Grenzen hinausgegangen waren, fühlten ſich auch die Gänſe unbeſchränkt und thaten ſich gütlich an benachbarten Klee= oder gar Gerſten= und Haferäckern. Aus ihren Träumen erwachend, ſcheuchte dann Amrei mit ſchwerer Mühe die Gänſe wieder zurück, und wenn dieſe Freibeuter bei ihrem Regimente angekommen waren, wußten ſie gar viel zu erzählen von dem gelobten Lande, wo ſie ſich gütlich gethan; da war des Erzählens und Schnatterns kein Ende, und noch lange ſprach da und dort eine Gans wie träumend ein bedeutſames Wort vor ſich hin, und da und dort ſteckte eine den Schnabel unter die Flügel und träumte in ſich hinein.

Und wieder trug es Amrei hinauf. Schau, dort fliegen die Vögel; kein Vogel in der Luft ſtrauchelt, auch die Schwalbe nicht in ihrem Kreuzfluge; immer ſicher, immer frei. O! wer nur auch fliegen könnte! Wie müßte die Welt ausſehen von da oben, wo die Lerche iſt. Juchhe! Immer höher, immer höher und weiter und weiter! Ich fliege in die weite Welt zu der Landfriedbäuerin und ſehe, was ſie macht, und frage, ob ſie noch mein gedenkt.

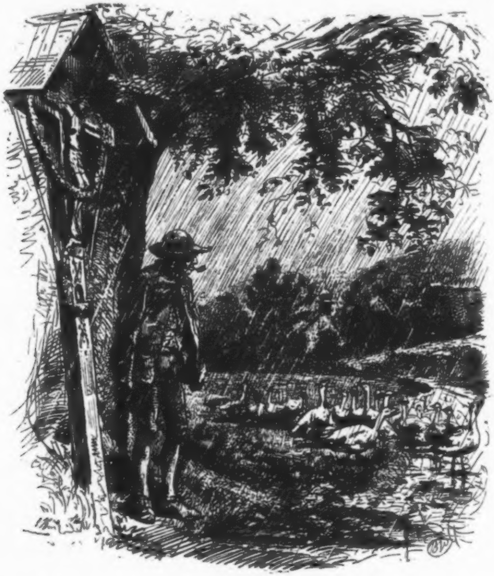
„Gedenkſt du mein in fernen Landen?“

So ſang Amrei plötzlich aus all dem Denken, Schwirren und Sinnen heraus. Und ihr Athem, der beim Gedanken des Fluges raſcher gegangen war, als ſchwebte ſie ſchon wirklich in höherer Luftſchicht, wurde wieder ruhig und gemeſſen.

Aber nicht immer glühen die Wangen in wachen Träumen, nicht immer leuchtet die Sonne hell in die offenen Blüthen und in die wogende Saat. Noch im Frühling kamen jene naßkalten Tage, in denen die Blüthenbäume wie frierende Fremdlinge ſtehen; Tagelang läßt ſich die Sonne kaum blicken und ein ſtarres Fröſteln geht durch die Natur, nur bisweilen unterbrochen vom Aufzucken eines Windſtoßes, der Blüthen von den Bäumen reißt und fortträgt. Die Lerche allein jubilirt noch in den Lüften, wol über den Wolken, und der Fink ſtößt ſeinen klagenden Ton aus vom Holzbirnenbaum, an deſſen Stamm gelehnt Amrei ſteht. Der Theisles=Manz hat ſich weiter unten beim rothangeſtrichenen hölzernen Kreuz unter die Linde geſtellt, in ſtreifenweiſen Schüttern praſſelt der Hagel hernieder, und die Gänſe ſtrecken die Schnäbel empor, wie man ſagt, damit es ihnen das weiche Hirn nicht einſchlage; aber da drüben hinter Endringen iſt's ſchon hell, und die Sonne bricht bald hervor, und die Berge, der Wald, die Felder, Alles ſieht aus wie ein Menſchenantlitz, das ſich in Furcht ausgeweint hat und nun hellglänzend in Freude ſtrahlt.

Die Vögel in der Luft und von den Bäumen jubeln, und die Gänſe, die ſich im Wetterſchauer zuſammengedrängt und die Schnäbel verwundert aufgeſtreckt hatten, wagen ſich wieder auseinander, und graſen und ſchnattern und beſprechen das vorübergegangene Ereigniß mit der jungen flaumweichen Brut, die dergleichen noch nicht erlebt hat. —

Gleich nachdem Amrei vom erſten Unwetter überfallen worden war, hatte ſie für künftige Fälle Vorſorge getroffen. Sie trug immer einen leeren Kornſack, den ſie noch vom Vater ererbt hatte, mit hinaus auf den Ganstrieb. Zwei gekreuzte Aexte mit dem Namen des Vaters waren noch deutlich auf dem Sacke abgemalt, und bei Gewittern deckte ſie ſich mit dem Sacke zu und wickelte ſich faſt hinein; da ſaß ſie dann wie unter einem ſchützenden Dache und ſchaute hinein in den unfaßbaren wilden Kampf am Himmel. Ein



kalter Schauer, der in Wehmuth überging, wollte ſich gar oft Amrei's bemächtigen, ſie wollte weinen über ihr Schickſal, das ſie ſo allein, verlaſſen von Vater und Mutter, hinaus ſtellte; aber ſie gewann ſchon früh eine Kunſt und eine Kraft, die ſich ſchwer lernt und übt: die Thränen hinabwürgen. Das macht die Augen friſch und doppelt hell mitten in allem Trübſal und aus ihm heraus.

Amrei bezwang ihre Wehmuth beſonders in Erinnerung an einen Spruch der ſchwarzen Marann': Wer nicht will, daß ihn die Hände frieren, muß eine Fauſt machen. Amrei that ſo, geiſtig und körperlich, ſah trotzig in die Welt hinein, und bald kam Heiterkeit über ihr Antlitz; ſie freute ſich der prächtigen Blitze und ahmte leiſe vor ſich den Donner nach. Die Gänſe, die ſich wieder zuſammengeduckt hatten, ſchauten ſeltſam drein, ſie hatten's aber doch gut: alle Kleider, die ſie brauchen, ſind ihnen auf den Leib gewachſen, und für das, was man ihnen im Frühling ausgerupft hat, iſt ſchon wieder anderes da, und jetzt da das Wetter vorüber iſt, jubelt wieder alles in der Luft und auf den Bäumen, und die Gänſe freuen ſich des ſeltenen Schmauſes; in drängenden Haufen zerren ſie an Schnecken und Fröſchen, die ſich herausgewagt haben.

Von dem tauſendfältigen Sinnen, das in Amrei lebte, erhielt nur die ſchwarze Marann' bisweilen Kunde, wenn ſie vom Walde kommend ihre Holzlaſt und ihre in einem Sacke gefangenen Maikäfer und Würmer bei der Hirtin abſtellte. Da ſagte Amrei eines Tages: „Baſ', wiſſet Ihr auch, warum der Wind weht?“

„Nein, weißt denn du's?“

„Ja, ich hab's gemerkt. Gucket, Alles was wächſt, muß ſich umthun. Der Vogel da fliegt, der Käfer da kriecht, der Haſ', der Hirſch, das Pferd und alle Thiere die laufen, und der Fiſch ſchwimmt und der Froſch auch, und da ſteht der Baum und das Korn und das Gras, und das kann nicht fort und ſoll doch wachſen und ſich umthun, und da kommt der Wind und ſagt: bleib du nur ſtehen, ich will dich ſchon umthun, ſo. Siehſt du, wie ich dich drehe und wende und biege und ſchüttle? Sei froh, daß ich komm', du müßteſt ſonſt verhocken und es würde nichts aus dir; es thut dir gut, wenn ich dich müd' mache, du wirſt es ſchon ſpüren.“

Die ſchwarze Marann' ſagte in der Regel auf ſolche Kundgebungen nichts weiter als ihren gewohnten Spruch: „Ich bleibe dabei, in dir ſteckt die Seele von einem alten Einſiedel.“

Nur einmal half die Marann' den ſtillen Betrachtungen Amrei's auf eine andere Spur.

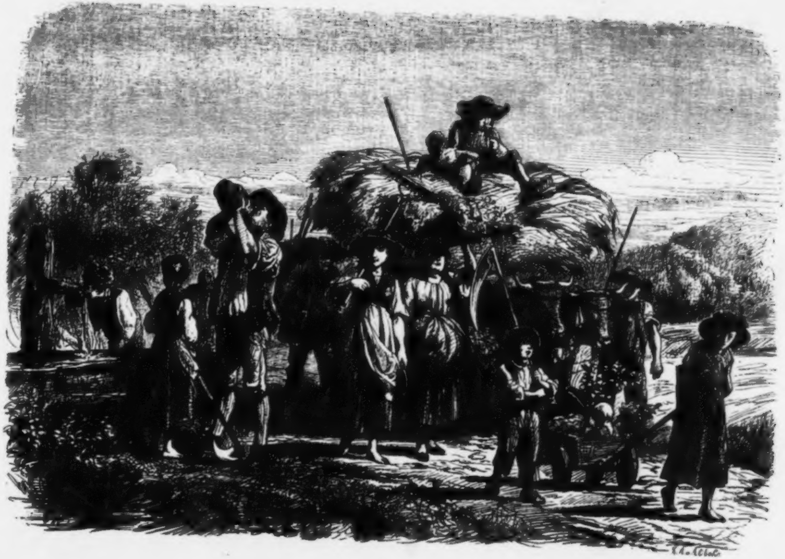
Die Wachtel ſchlug bereits im hohen Roggenfelde, und neben Amrei ſang faſt einen ganzen Tag unaufhörlich eine Feldlerche am Boden, ſie wanderte hin und her und ſang immer ſo innig, ſo ins tiefſte Herz hinein, es war wie ein Saugen der Lebensluſt. Das klang noch viel ſchöner als die Töne der Himmelslerche, die ſich aufſchwingt in die Luft, und oftmals kam der Vogel ganz nahe, und Amrei ſagte faſt laut vor ſich hin: „Warum kann ich dir's nicht ſagen, daß ich dir nichts thun will? Bleib nur da!“ Aber der Vogel war ſcheu und verſteckte ſich immer wieder. Und Amrei ſagte ſchnell überlegt vor ſich hin: „Es iſt doch wieder gut, daß die Vögel ſcheu ſind, man könnte ja ſonſt die diebiſchen Sperlinge nicht vertreiben.“ Als am Mittag die Marann' kam, ſagte Amrei: „Ich möcht' nur wiſſen, was ſo ein Vogel den lieben langen Tag zu ſagen hat, und er ſchwätzt ſich gar nicht aus.“

Darauf erwiderte die Marann': „Schau, ſo ein Thierlein kann nichts bei ſich behalten und in ſich hinein reden; im Menſchen aber ſpricht ſich immer etwas in ihm fort, das hört auch nie auf, aber es wird nicht laut; da ſind Gedanken, die ſingen, weinen und reden, aber ganz ſtill, man hört's ſelber kaum; ſo ein Vogel aber, wenn er zu ſingen aufgehört hat, iſt fertig und frißt oder ſchläft.“

Als die ſchwarze Marann' mit ihrer Holztraget fortging, ſchaute ihr Amrei lächelnd nach: „die iſt jetzt ein ſtillſingender Vogel,“ dachte ſie, und Niemand als die Sonne ſah, wie das Kind noch lange vor ſich hinlächelte.

Tag auf Tag lebte Amrei ſo dahin; Stundenlang konnte ſie träumeriſch zuſehen, wie der Schatten vom Gezweige des Holzbirnenbaums ſich von dem Winde auf der Erde bewegte, daß die dunkeln Punkte wie Ameiſen durcheinanderkrochen, dann ſtarrte ſie wieder auf eine feſtſtehende Wolkenbank, die am Himmel glänzte, oder auf jagende flüchtige Wolken, die einander fortſchoben. Und wie draußen im weiten Raume, ſo ſtanden und jagten, ſtiegen und zerfloſſen auch in der Seele des Kindes allerlei Wolkenbilder, unfaßlich und nur vom Augenblick Daſein und Geſtalt empfangend. Wer aber weiß, wie die Wolkenbildungen draußen in der Weite und im engen Herzensraum zerfließen und ſich wandeln?

Wenn der Frühling anbricht über der Erde, du kannſt nicht faſſen all das tauſendfältige Keimen und Sproſſen auf dem Grunde, all das Singen und Jubeln auf den Zweigen und in den Lüften. Eine einzige Lerche faſſe feſt mit Auge und Ohr, ſie ſchwingt ſich auf, eine Weile ſiehſt du ſie noch, wie ſie die Flügel ſchlägt, eine Weile unterſcheideſt du ſie noch als dunkeln Punkt, dann aber iſt ſie verſchwunden; du hörſt nur noch ein Singen und weißt nicht, von wannen es kommt. Und könnteſt du nur einer einzigen Lerche im freien Raume einen ganzen Tag lauſchen, du würdeſt hören, daß ſie am Morgen, am Mittag und am Abend ganz anders ſingt; und könnteſt du ihr nachſpüren vom erſten zaghaften Frühlingsjauchzen an, du würdeſt hören, wie ganz andere Töne ſie im Frühling, im Sommer und im Herbſte in ihren Geſang miſcht. Und ſchon über den erſten Stoppelfeldern ſingt eine neue Lerchenbrut.



Und wenn der Frühling anbricht in einem Menſchengemüthe, wenn die ganze Welt ſich aufthut, vor ihm, in ihm, du kannſt die tauſend Stimmen, die es umfließen, das tauſendfältige Knospen auf dem Grunde und wie es immer weiter gedeiht, nicht faſſen und feſthalten. Du weißt nur noch, daß es ſingt, daß es ſproßt.

Und wie ſtill lebt ſich's dann wieder, wie eine feſtgewurzelte Pflanze. Da iſt der Wieſenzaun beim Holzbirnenbaum, die Schlehen blühen früh auf und werden nur ſelten zeitig. Und welch eine ſchöne Blüthe hatte die Mehlbeere, wie kräftig duftete das und jetzt ſind ſchon kleine Birnen daraus geworden und ſchon färben ſie ſich roth, und auch die giftige Eimbeere beginnt ſchon ſchwarz zu werden. Es kommen jene hellen, ſchnittreifen Erntetage, wo der Himmel ſo wolkenlos blau, daß man den ganzen Tag den Halbmond, und wie er ſich dann füllt und wieder abnimmt, wie ein feingezirkeltes Wölkchen am Himmel ſieht. Draußen in der Natur und im Menſchengemüthe iſt es wie ein leiſes Athemanhalten vor einem Ziele.

Das war bald ein Leben auf dem Wege, der durch den Holderwaſen führt! Schnellraſſelnd fuhren die leeren Leiterwagen dahin, und darauf ſaßen Frauen und Kinder und lachten, auf- und niedergehoben vom Schüttern des Wagens wie vom Lachen, und dann fuhren die garbenbeladenen Wagen leiſe und nur manchmal krächzend heimwärts, und Schnitter und Schnitterinnen gingen nebenher.

Amrei hatte von der reichen Ernte faſt nicht mehr als ihre Gänſe, die ſich manchmal in kecker Zudringlichkeit an die beladenen Wagen herandrängten und eine herunterhängende Aehre abrauften.

Wenn das erſte Stoppelfeld draußen im Feldgebreite ſich aufthut, kommt bei aller Freude über den eingeheimsten Ernteſegen doch auch ein gewiſſes Bangen in das Menſchengemüth; die Erwartung iſt Erfüllung geworden, und wo Alles ſo wogend ſtand, wird es nun kahl. Die Zeit wandelt ſich. Der Sommer wendet ſich zur Neige.

Der Brunnen auf dem Holderwaſen, in deſſen Abfluß ſich die Gänſe behaglich tummelten, hatte das beſte Waſſer in der Gegend, und die Vorüberziehenden verſäumten ſelten, an der breiten Röhre zu trinken, während ihr Zugvieh indeß vorauslief; ſich den Mund abwiſchend und den Davongeeilten nachſchreiend, lief man ihm dann nach. Andere tränkten vom Feld heimkehrend hier ihr Zugvieh.

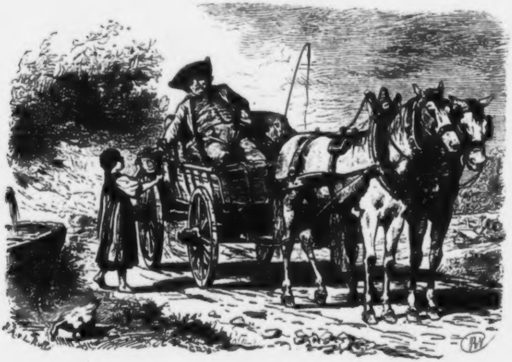
Amrei erwarb ſich die Gunſt vieler Menſchen durch einen kleinen irdenen Topf, den ſie ſich von der ſchwarzen Marann' erbettelt hatte, und ſo oft nun ein Vorüberziehender ſich nach dem Brunnen begab, kam Amrei herbei und ſagte: „Da könnet Ihr beſſer trinken." Bei der Rückgabe des Topfes ruhte mancher freundliche Blick bald länger bald kürzer auf ihr, und das that ihr ſo wohl, daß ſie faſt böſe wurde, wenn Leute vorübergingen, ohne zu trinken. Sie ſtand dann mit ihrem Topfe beim Brunnen, ließ voll laufen und goß aus, und wenn all dieſes Zeichengeben nichts half, überraſchte ſie die Gänſe mit einem unverhofften Bade und überſchüttete ſie.

Eines Tages kam ein Bernerwägelein mit zwei ſtattlichen Schimmeln daher gefahren, ein breiter oberländiſcher Bauer nahm den Doppelſitz faſt vollends ein. Er hielt am Wege und fragte:

„Mädle! haſt du nichts, daß man da trinken kann?“

„Freilich, ich hol' ſchon.“

Behend brachte Amrei ihr Gefäß voll Waſſer herbei.



„Ah!“ ſagte der Oberländer, nachdem er einen guten Zug gethan und abſetzte, und mit triefendem Munde fuhr er dann, halb in den Krug hinein ſprechend, fort: „Es gibt doch in der ganzen Welt kein ſolches Waſſer mehr.“

Er ſetzte wiederum an und winkte dabei Amrei, daß ſie ſtill ſein ſolle, denn er hatte eben wieder mächtig zu trinken begonnen, und es gehört zu den beſondern Unannehmlichkeiten, während des Trinkens angeſprochen zu werden; man trinkt in Haſt und ſpürt ein Drücken davon.

Das Kind ſchien das zu verſtehen, und erſt nachdem der Bauer den Krug zurückgegeben, ſagte es:

„Ja, das Waſſer iſt gut und geſund, und wenn Ihr Eure Pferde tränken wollt, für die iſt es beſonders gut; ſie kriegen keinen Strängel."

„Meine Gäul' ſind heiß und dürfen jetzt nicht ſaufen. Biſt du von Haldenbrunn, Mädle?"

„Freilich!"

„Und wie heißt du?"

„Amrei."

„Und wem gehörſt du?"

„Niemand mehr. Mein Vater iſt der Joſenhans geweſen."

„Der Joſenhans, der beim Rodelbauer gedient hat?"

„Ja!"

„Hab' ihn gut gekannt. Iſt hart, daß er ſo früh hat ſterben müſſen. Wart', Kind, ich geb' dir was." Er holte einen großen Lederbeutel aus der Taſche, ſuchte lange darin und ſagte endlich: „Säh! da nimm!"

„Ich will nichts geſchenkt, ich danke, ich nehm' nichts."

„Nimm nur, von mir kannſt ſchon nehmen. Iſt der Rodelbauer dein Pfleger?"

„Ja wohl."

„Hätt' auch was Geſcheiteres thun können, als dich zur Ganshirtin zu machen. Behüt dich Gott!"

Fort rollte der Wagen und Amrei hielt eine Münze in der Hand.

„Von mir kannſt ſchon nehmen... Wer iſt denn der Mann, daß er das ſagt, und warum gibt er ſich nicht zu erkennen? Ei, das iſt ein Groſchen, da iſt ein Vogel drauf. Nun, Er wird nicht arm davon und Ich nicht reich."

Den ganzen Tag bot Amrei keinem Vorüberziehenden mehr ihren Topf an. Sie hatte eine geheime Scheu, daß ſie wieder beſchenkt werden könnte.

Als ſie am Abend heim kam, ſagte ihr die ſchwarze Marann', daß der Rodelbauer nach ihr geſchickt habe, ſie ſolle gleich zu ihm kommen.

Amrei eilte zu ihm und der Rodelbauer ſagte zu ihr beim Eintritte:

„Was haſt du dem Landfriedbauer geſagt?"

„Ich kenne keinen Landfriedbauer."

„Er iſt ja heut bei dir geweſen auf dem Holderwaſen und hat dir was geſchenkt."

„Ich hab' nicht gewußt, wer es iſt, und da iſt ſein Geld noch."

„Das geht mich nichts an. Sag offen' und ehrlich, du Teufelsmädle: habe ich dir zugeredet, daß du Ganshirtin werden ſollſt? Und wenn du es nicht noch heut am Tage aufgibſt, bin ich dein Pfleger nicht mehr. Ich laſſe mir ſo was nicht nachſagen."

„Ich werde allen Menſchen berichten, daß Ihr nicht dran Schuld ſeid; aber den Dienſt aufgeben, das kann ich nicht, den Sommer über wenigſtens bleib' ich dabei. Ich muß ausführen, was ich angefangen hab'."

„Du biſt ein hagebüchenes Gewächs," ſchloß der Bauer und verließ die Stube; die Bäuerin aber, die krank im Bette lag, rief: „Du haſt Recht, bleib nur ſo; ich prophezeie dir's, daß dir's noch gut geht. Man wird noch in hundert Jahren von Einem, das Glück hat, im Dorfe ſagen: dem geht's wie des Broſi's Severin und wie des Joſenhanſen Amrei. Dir fällt dein trocken Brot noch in den Honigtopf."

Die kranke Rodelbäuerin galt für überhirnt, und von einer wahren Geſpenſterfurcht gepackt, ohne ihr eine Antwort zu geben, eilte Amrei davon.

Der ſchwarzen Marann' erzählte Amrei, daß ihr ein Wunder geſchehen ſei: der Landfriedbauer, an deſſen Frau ſie ſo oft denke, habe mit ihr geredet, ſich ihrer beim Rodelbauer angenommen und ihr etwas geſchenkt. Sie zeigte nun das Geldſtück. Da rief die Marann' lachend:

„Ja, das hätt' ich von ſelbſt errathen, daß das der Landfriedbauer geweſen iſt. Das iſt der Aechte! Schenkt der dem armen Kind einen falſchen Groſchen."

„Warum iſt er denn falſch?" fragte Amrei, und Thränen ſchoſſen ihr in die Augen.

„Das iſt ein abſchätziger Vögeles-Groſchen, der iſt nur anderthalb Kreuzer werth."

„Er hat mir eben nur anderthalb Kreuzer ſchenken wollen," ſagte Amrei ſtreng. Und hier zum erſten Mal zeigte ſich ein innerer Widerſpruch Amrei's mit der ſchwarzen Marann'. Dieſe freute ſich faſt über jede Boshaftigkeit, die ſie von den Menſchen hörte, Amrei dagegen legte gern Alles zum Guten aus, ſie war immer glücklich, und ſo ſehr ſie ſich auch in der Einſamkeit in Träume verlor, ſie erwartete doch in der That Nichts; ſie war überraſcht von Allem, was ſie bekam, und war ſtets dankbar dafür.

„Er hat mir nur anderthalb Kreuzer ſchenken wollen, nicht mehr, und das iſt genug und ich bin zufrieden." Das ſagte ſie noch oft trotzig vor ſich hin, während ſie einſam ihre Suppe aß, als ſpräche ſie noch mit der Marann', die gar nicht in der Stube war und unterdeß ihre Ziege molk.

Noch in der Nacht nähte ſich Amrei zwei Flicken zuſammen und den Groſchen dazwiſchen, hing das wie ein Amulett um den Hals und verbarg es an der Bruſt. Es war, als ob der geprägte Vogel auf der Münze allerlei auf der Bruſt, darauf er ruhte, wecke; denn voll innerer Luſt ſang und ſummte Amrei allerlei Lieder, Tagelang vom Morgen bis zum Abend, und dabei dachte ſie immer wieder hinaus zu dem Landfriedbauer; ſie kannte jetzt den Bauer und die Bäuerin und hatte von Beiden ein Andenken, und es war ihr immer, als ließe man ſie nur noch eine Weile da, dann kommt wieder das Bernerwägelein mit den zwei Schimmeln, drin ſitzen die Bauersleute und holen ſie ab und ſagen: Du biſt unſer Kind; denn gewiß erzählt jetzt der Bauer daheim von der Begegniß mit ihr.

Mit ſeltſamen Blicken ſtarrte ſie oft in den Herbſthimmel, er war ſo hell, ſo wolkenrein; und auf der Erde, da ſind die Wieſen noch ſo grün, und der Hanf liegt zum Dörren darauf gebreitet wie ein feines Netz; die Zeitloſen ſchauen dazwiſchen auf, und die Raben fliegen darüber hin und ihr ſchwarzes Gefieder glitzert hell im Sonnenglanz; kein Luftzug weht, die Kühe weiden auf den Stoppeläckern, Peitſchenknallen und Singen tönt von allen Aeckern, und der Holzbirnenbaum ſchauert ſtill in ſich zuſammen und ſchüttelt die Blätter ab. Der Herbſt iſt da.

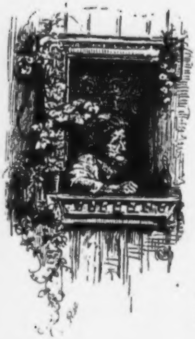
So oft Amrei jetzt Abends heimkehrte, ſchaute ſie die ſchwarze Marann' fragend an, ſie meinte, dieſe müſſe ihr ſagen, daß der Landfriedbauer geſchickt habe, um ſie abzuholen, und mit ſchwerem Herzen trieb ſie die Gänſe auf die Stoppelfelder, die ſo entfernt waren vom Wege, und immer wieder lenkte ſie nach dem Holderwaſen. Aber ſchon ſtanden die Hecken blätterlos, die Lerchen zwitſcherten kaum mehr in ſchwerem niederem Fluge, und noch immer kam keine Nachricht, und Amrei hatte ein tiefes Bangen vor dem Winter, als wie vor einem Kerker. Sie tröſtete ſich nur mit dem Lohne, den ſie jetzt erhielt, und der war allerdings reichlich. Keine ihrer Untergebenen war gefallen, ja nicht einmal eine flügellahm geworden. Die ſchwarze Marann' verkaufte nicht nur die Federn, die Amrei geſammelt hatte, zu gutem Preiſe, ſondern wies auch Amrei an, daß ſie ſich nicht nach altem Brauche neben dem allgemeinen Geldlohn ein Stück Kirchweihkuchen geben laſſe für jede einzelne Gans, die ſie gehütet hatte; ſie ließ ſich vielmehr den Kuchen in Brod verwandeln, und ſo hatten ſie faſt den ganzen Winter vollauf Brod, freilich oft ſehr altbackenes, aber Amrei hatte, wie die ſchwarze Marann' ſagte, lauter geſunde Mauszähne, mit denen ſie alles knuppern konnte.

Als man im Dorfe nichts als Dreſchen hörte, ſagte Amrei einmal: „Den ganzen Sommer lang hört das Korn in der Aehre nichts als Lerchenſang, und jetzt ſchlagen ihm die Menſchen mit dem Dreſchflegel auf den Kopf; das klingt ganz anders.“

„In dir ſteckt eben ein alter Einſiedel,“ lautete wiederum der Endreim der ſchwarzen Marann'.

* * *

Die Eigenbrödlerin



Eine Frau, die ein einſam abgeſchiedenes Leben führt, ſich ihr Brod ganz allein backt, nennt man eine Eigenbrödlerin, und eine ſolche hat in der Regel auch noch allerlei Beſonderheiten. Niemand hatte mehr Recht und mehr Neigung, eine Eigenbrödlerin zu ſein, als die ſchwarze Marann', obgleich ſie nie etwas zu braten hatte, denn Habermus und Kartoffeln, und Kartoffeln und Habermus waren ihre einzigen Speiſen. Sie lebte immer abgeſondert in ſich hinein und verkehrte nicht gern mit den Menſchen. Nur gegen den Herbſt war ſie ſtets voll haſtiger Unruhe, ſie plauderte um dieſe Zeit viel vor ſich hin und redete auch die Menſchen von freien Stücken an, beſonders Fremde, die durch das Dorf gingen; denn ſie erkundigte ſich, ob die Maurer von da und dort ſchon zur Winterraſt heimgekehrt ſeien und ob ſie nichts von ihrem Johannes berichtet hätten. Wenn ſie die Leinwand, die ſie den Sommer über gebleicht hatte, noch einmal kochte und auswuſch und dabei die ganze Nacht aufblieb, murmelte ſie ſtets vor ſich hin. Man verſtand nichts davon, nur der Zwiſchenruf war deutlich, denn da hieß es: „Das iſt für dich und das iſt für mich;“ ſie ſprach nämlich täglich zwölf Vaterunſer für ihren Johannes, aber in der Waſchnacht da wurden ſie zu unzähligen. Und wenn der erſte Schnee fiel, war ſie immer beſonders heiter. Jetzt gibt's keine Arbeit mehr draußen, jetzt kommt er gewiß heim. Sie ſprach dann oft mit einer weißen Henne im Gitter und ſagte ihr, daß ſie ſterben müſſe, wenn der Johannes komme.

So trieb ſie's nun ſchon viele Jahre, und die Leute im Dorfe ließen nicht ab, ihr vorzuhalten, daß es närriſch ſei, immer an die Heimkehr des Johannes zu denken, aber ſie ließ ſich nicht belehren und wurde den Menſchen unheimlich.

In dieſem Herbſte wurden es nun achtzehn Jahre, ſeitdem der Johannes davon gegangen war, und jedes Jahr wurde Johann Michael Winkler als verſchollen ausgeſchrieben in der Zeitung bis zu ſeinem fünfzigſten Jahre. Er ſtand jetzt gerade im ſechs und dreißigſten.

Im Dorfe ging die Sage, Johannes ſei unter die Zigeuner gegangen, und die Mutter hielt auch einmal einen jungen Zigeuner dafür, der dem Verſchollenen auffallend ähnlich ſah; er war auch ſo „pfoſtig“ (unterſetzt), hatte die gleiche dunkle Geſichtsfarbe und ſchien es nicht ungern zu haben, daß man ihn für den Johannes hielt; aber die Mutter hatte ihn auf die Probe geſtellt, ſie hatte noch das Geſangbuch und den Confirmandenſpruch des Johannes, und wer den nicht kennt und nicht anzugeben weiß, wer ſeine Pathen ſind, und was mit ihm geſchehen iſt an dem Tage, als des Broſi's Severin mit der Engländerin ankam und ſpäter als der neue Rathhausbrunnen gegraben wurde, wer dieſe und andere Merkzeichen nicht kennt, das iſt der Falſche. Dennoch beherbergte die Marann' immer den jungen Zigeuner, ſo oft er in das Dorf kam, und die Kinder auf der Straße ſchrieen ihm: Johannes! nach.

Der Johannes wurde als militärpflichtig auch als Ausreißer ausgeſchrieben, und obgleich die Mutter ſagte, daß er als „zu klein“ unter dem Maß durchgeſchlüpft wäre, wußte ſie doch, daß er bei der Heimkehr einer Strafe nicht entgehe, und ſie meinte, er käme nur deßwegen nicht wieder, und es war nun gar ſeltſam, wie ſie in einem Athem um das Wohl des Sohnes und um den Tod des Landesfürſten betete; denn man hatte ihr geſagt, daß, wenn der regierende Fürſt ſtürbe, der Thronfolger beim Regierungsantritt allgemeinen Straferlaß für alles Geſchehene verkünden werde.

Jedes Jahr ließ ſich die Marann' vom Schullehrer das Blatt ſchenken, in dem Johannes ausgeſchrieben war, und ſie legte es zu ſeinem Geſangbuch; aber dieſes Jahr war es gut, daß die Marann' nicht leſen konnte, und der Lehrer ſchickte ihr ein anderes Blatt ſtatt des gewünſchten. Denn ein ſeltſames Gemurmel ging durch das ganze Dorf. Wo Zwei bei einander ſtanden, ſprach man davon, und da hieß es: „Der ſchwarzen Marann' ſagt man nichts. Das bringt ſie um. Das macht ſie närriſch.“ Es war nämlich ein Bericht des Geſandten aus Paris angekommen, der, laut einer Mittheilung aus Algier, durch alle hohen und niederen Aemter bis zum Gemeinderath die Nachricht gab, daß Johannes Winkler von Haldenbrunn in Algier bei einem Vorpoſtengefechte gefallen ſei.

Man ſprach im Dorfe viel davon, wie wunderlich es ſei, daß ſo viele hohe Aemter ſich jetzt um den todten Johannes ſo viel bemühten. Aber am Schluſſe des ſo wohlgeleiteten Berichteſtroms hielt man ihn auf. In der Gemeinderaths-Sitzung wurde beſchloſſen, daß man der ſchwarzen Marann' nichts davon ſage. Es wäre Unrecht, ihr noch die paar Jahre ihres Lebens zu verbittern, indem man ihr ihren letzten Troſt raube.

Statt aber die Nachricht geheim zu halten, hatten die Gemeinderäthe nichts Eiligeres zu thun, als es daheim auszuplaudern, und nun wußte das ganze Dorf davon bis auf die ſchwarze Marann' allein. Ein Jeder betrachtete ſie mit ſeltſamem Blick; man fürchtete ſich vor ihr, daß man ſich verrathe, man redete ſie nicht an, man dankte kaum ihrem Gruße. Es bedurfte der ganzen eigenthümlichen Art der ſchwarzen Marann', um dadurch nicht verwirrt zu werden. Und ſprach ja einmal Jemand mit ihr und ließ ſich verleiten, vom Tode des Johannes zu reden, ſo geſchah es nur in jener vermuthlichen und beſchwichtigenden Weiſe, die ſchon ſeit Jahren gäng und gebe war, und die Marann' glaubte jetzt eben ſo wenig daran als ehedem, denn von dem Todtenſcheine ſprach ja Niemand.

Es wäre wohl beſſer geweſen, auch Amrei hätte nichts davon gewußt; aber es lag ein eigener verführeriſcher Reiz darin, dem Unberührbaren ſo nahe als möglich zu kommen, und darum ſprach Jedes mit Amrei von dem traurigen Ereigniſſe, warnte ſie, der ſchwarzen Marann' etwas davon zu ſagen, und wollte wiſſen, ob die Mutter keine Ahnungen, keine Träume habe, ob es nicht umgehe im Hauſe. Amrei war immer innerlich voll Zittern und Beben. Sie allein war der ſchwarzen Marann' ſo nahe und hatte etwas, was ſie vor ihr verborgen halten mußte. Auch die Leute, bei denen die ſchwarze Marann' eine kleine Stube zur Miethe hatte, hielten es nicht mehr aus in ihrer Nähe, und ſie bekundeten ihr Mitleid zuerſt damit, daß ſie ihr die Miethe aufkündigten. Aber wie ſeltſam hängen die Dinge im Leben zuſammen! Eben durch dieſes Ereigniß erfuhr Amrei Leid und Luſt, denn das elterliche Haus öffnete ſich wieder; die ſchwarze Marann' zog in daſſelbe, und Amrei, die Anfangs voll Beben darin hin und her ging und, wenn ſie Feuer anmachte und wenn ſie Waſſer holte, immer glaubte: jetzt müſſe die Mutter kommen und der Vater, fand ſich doch nach und nach wieder ganz heimiſch in demſelben. Sie ſpann Tag und Nacht, bis ſie ſo viel erübrigt hatte, um vom Kohlenmathes die Kukuksuhr, die ihren Eltern gehört hatte, wieder zu kaufen. Jetzt hatte ſie doch auch wieder ein Stück eigenen Hausrath. Aber der Kukuk hatte Noth gelitten in der Fremde, er hatte die Hälfte ſeiner Stimme verloren, die andere Hälfte blieb ihm im Halſe ſtecken, er rief nur noch „Kuck“, und ſo oft er das that, ſetzte Amrei in der erſten Zeit immer das andere „Kuck!“ hinzu faſt unwillkürlich. Als Amrei darüber klagte, daß die Kukuksuhr nur noch halb tönte und überhaupt nicht mehr ſo ſchön ſei wie in ihrer frühen Kindheit, da ſagte die Marann':

„Wer weiß, wenn man in ſpäteren Jahren das wieder bekäme, was einen in der

Kindheit ganz glücklich gemacht hat, ich glaube, es hätte auch nur noch den halben Schlag wie deine Kukuksuhr. Wenn ich's dir nur lehren könnte, Kind! es hat mir viel gekoſtet, bis ich's gelernt habe: Wünſch' dir nie was von geſtern! Aber freilich, ſo etwas kann man nicht ſchenken; das kriegt man nur für einen halben Schoppen Schweiß und einen halben Schoppen Thränen gut durcheinander geſchüttelt. Das kauft man in keiner Apothek'. Häng' dich an nichts, an keinen Menſchen und an keine Sache, dann kannſt du fliegen.“

Die Reden der Marann' waren wild und ſcheu zugleich, und ſie kamen nur heraus in Dämmerzeit, wie das Wild im Walde.

Es gelang Amrei nur ſchwer, ſich an ſie zu gewöhnen.

Die ſchwarze Marann' konnte das Kukukrufen nicht leiden und hing das Schlaggewicht an der Uhr ganz aus, ſo daß die Uhr nur noch mit dem Pendelſchlag hin und herpickte, aber keine Stunde mehr laut angab. Der ſchwarzen Marann' war das Sprechen der Uhr zuwider, ja ſogar das Ticken ſtörte ſie, und die Uhr blieb endlich ganz unaufgezogen, denn die Marann' ſagte, ſie habe allezeit die Uhr im Kopfe, und es war in der That wunderbar, wie das eintraf. Sie wußte zu jeder Minute anzugeben, wie viel es an der Zeit ſei, obgleich ihr das ſehr gleichgültig ſein konnte; aber es lag eine beſondere Gewecktheit in der Harrenden, und wie ſie immer hinaushorchte, um ihren Sohn kommen zu hören, ſo war ſie eigenthümlich wach, und obgleich ſie Niemand im Dorfe beſuchte und mit Niemanden ſprach, wußte ſie doch Alles, ſelbſt das Geheimſte, was im Dorfe vorging. Sie errieth es aus der Art, wie ſich die Menſchen begegneten, aus abgeriſſenen Worten. Und weil dies wunderbar erſchien, war ſie gefürchtet und gemieden. Sie bezeichnete ſich ſelbſt gern nach einem landläufigen Ausdruck als eine „alterlebte Frau,“ und doch war ſie äußerſt behend. Jahraus jahrein aß ſie täglich einige Wachholderbeeren und man ſagte: davon ſei ſie ſo munter und man ſehe ihr ihre 66 Jahre nicht an. Eben daß jetzt die beiden Sechſe bei ihr bei einander ſtanden, ließ ſie auch nach einem alten Wortſpiele, obgleich man nicht recht daran glauben wollte, als Hexe betrachtet werden. Man ſagte: ſie melke ihre ſchwarze Ziege oft Stundenlang, und dieſe gebe immer gar viel Milch, aber die ſchwarze Marann' ziehe, während ſie melke, nur immer den Kühen deſſen, den ſie haſſe, die Milch aus dem Euter, beſonders auf des Rodelbauern Vieh habe ſie es abgeſehen, und die große Hühnerzucht, die die ſchwarze Marann' trieb, galt auch für Hexerei; denn woher nahm ſie das Futter für ſie, und woher konnte ſie immer Eier und Hühner verkaufen? Freilich ſah man ſie oft im Sommer Maikäfer, Heuſchrecken und allerlei Würmer ſammeln, und in mondloſen Nächten ſah man ſie wie ein Irrlicht durch die Gräben ſchleichen; ſie trug einen brennenden Spahn und ſammelte die Regenwürmer, die da herausſchlichen, und murmelte allerlei dabei. Ja, man ſagte, daß ſie in ſtillen Winternächten mit ihrer

Ziege und ihren Hühnern, die ſie bei ſich in der Stube überwinterte, allerlei wunderliche Geſpräche hielte. Das ganze von der Schulbildung verſcheuchte wilde Heer der Hexen- und Zaubergeſchichten wachte wieder auf und wurde an die ſchwarze Marann' geheftet.

Amrei fürchtete ſich auch manchmal in langen ſtillen Winternächten, wenn ſie ſpinnend bei der Marann' ſaß und man nichts hörte, als manchmal das verſchlafene Gluckſen der Hühner und ein traumhaftes Meckern der Ziege, und es erſchien in der That zauberiſch, wie ſchnell die Marann' immer ſpann. Ja, ſie ſagte einmal: „ich meine, mein Johannes hilft mir ſpinnen,“ und doch klagte ſie wieder, daß ſie in dieſem Winter zum erſtenmal nicht mehr ſo ganz und immer an ihren Johannes denke. Sie machte ſich Vorwürfe darüber und ſagte: ſie ſei eine ſchlechte Mutter, und klagte, es ſei ihr immer, als wenn ihr die Züge ihres Johannes nach und nach verſchwinden, als ob ſie vergeſſe, was er da und da gethan habe, wie er gelacht, geſungen und geweint und wie er auf den Baum geklettert und in den Graben geſprungen ſei.

„Es wäre doch ſchrecklich,“ ſagte ſie, „wenn einem das nach und nach ſo verſchwinden könnte, daß man nichts Rechtes mehr davon weiß,“ und ſie erzählte dann Amrei mit ſichtlichem Zwange Alles bis aufs Kleinſte, und Amrei war es tief unheimlich, ſo immer und immer wieder von einem Todten hören zu müſſen, als ob er noch lebte. Und wieder klagte die Marann': „Es iſt doch ſündlich, daß ich gar nicht mehr weinen kann um meinen Johannes. Ich habe einmal gehört, daß man um einen Verlorenen weinen kann, ſo lang er lebt und bis er verfault iſt. Iſt er wieder zur Erde geworden, ſo hört auch das Weinen auf. Nein, das kann nicht ſein, das darf nicht ſein, mein Johannes kann nicht todt ſein; das darfſt du mir nicht anthun, du dort oben, oder ich werf' dir den Bettel vor die Thüre. Da, da, vor meiner Thüre, da ſitzt der Tod, da iſt der Weiher und da kann ich mich erſäufen wie einen blinden Hund, und das geſchieht, wenn du mir das anthuſt; aber nein, verzeih mir's, guter Gott, daß ich ſo wider die Wand renne, aber mach' da einmal eine Thür auf, mach' auf und laß meinen Johannes hereinkommen. O die Freud! Komm, da ſetz dich her, Johannes. Erzähl' mir gar nichts, ich will gar nichts wiſſen, du biſt da; und jetzt iſt's gut. Die langen langen Jahre ſind nur eine Minute geweſen. Was geht's mich an, wo du gewandert biſt? Wo du geweſen biſt, da bin ich nicht geweſen, und jetzt biſt du da. Und ich laſſe dich nicht mehr von der Hand, bis ſie kalt iſt. O Amrei, und mein Johannes muß warten, bis du groß biſt, ich ſag' weiter nichts. Warum red'ſt du nichts?"

Amrei war die Kehle wie zugeſchnürt. Es war ihr immer, als ob der Todte daſtünde, geſpenſterhaft; auf ihren Lippen ruhte das Geheimniß und ſie konnte es anrufen und die Decke fiel ein und Alles war begraben.

Manchmal aber war die Marann' auch geſprächſam in anderer Weiſe, obgleich Alles auf dem einen Grunde ruhte, auf dem Andenken an ihren Sohn. Und ſchwer ſtellte ſich hier die Frage der Weltordnung heraus: „Warum hier ein Kind todt, auf das die Mutter wartet, ſo zitternd, mit ganzer Seele wartet, und ich und mein Dami wir ſind verlorene Kinder, möchten ſo gerne die Hand der Mutter faſſen und dieſe Hand iſt Staub geworden?"...

Das war ein dumpfes nächtiges Gebiet, wohin das Denken des armen Kindes getrieben wurde, und es wußte ſich nicht anders aus dem Wirrſal zu helfen, als indem es leiſe das Einmaleins vor ſich hin ſagte.

Beſonders an Samſtagabenden erzählte die ſchwarze Marann' gern. Nach altem Aberglauben ſpann ſie am Samſtagabend nie, da ſtrickte ſie immer, und wenn ſie eine Geſchichte zu erzählen hatte, wickelte ſie zuerſt ein gut Theil von ihrem Garnknäuel ab, um nicht aufgehalten zu ſein, und dann erzählte ſie am Faden fort ohne Unterbrechung.

„O Kind," ſchloß ſie dann oft: „Merk dir etwas, in dir ſteckt ja auch ein Einſiedel: wer gut grad fort leben will, der ſollte ganz allein ſein, Niemand gern haben und von Niemand was mögen. Weißt du, wer reich iſt? Wer nichts braucht, als was er aus ſich hat. Und wer iſt arm? Wer auf Fremdes wartet, was ihm zukommt. Da ſitzt Einer und wartet auf ſeine Hände, die ein Anderer am Leib hat, und wartet auf ſeine Augen, die einem Andern im Kopf ſtecken. Bleib allein für dich, dann haſt du deine Hände immer bei dir, dann brauchſt du keine anderen, kannſt dir ſelber helfen. Wer auf Etwas hofft, was ihm von einem Andern kommen ſoll, der iſt ein Bettler; hoffe nur etwas vom Glück, von einem Geſchwiſter, ja von Gott ſelbſt: du biſt ein Bettler, du ſtehſt da und hältſt die Hand auf, bis dir etwas hineinfliegt. Bleib allein, das iſt das Beſte, da haſt du Alles in Einem; allein, o wie gut iſt Allein! Schau, tief im Ameiſenhaufen liegt ein klein winziger funkelnder Stein, wer den findet, kann ſich unſichtbar machen und kann ihm Niemand was anhaben; aber das kriecht durcheinander, wer findet ihn? und es gibt ein Geheimniß in der Welt, aber wer kann's faſſen? Nimm's auf, nimm's zu dir. Es gibt kein Glück und kein Unglück. Jeder kann ſich Alles ſelber machen, wenn er ſich recht kennt und die andern Menſchen auch, aber nur unter einem Beding: er muß allein bleiben. Allein! Allein! Sonſt hilft's nichts."

Aus dem Tiefſten heraus gab die Marann' dem Kinde noch halbverſchloſſene Worte; das Kind konnte ſie nicht faſſen; aber wer weiß, was auch von Halbverſtandenem in aufmerkſam offener Seele haften bleibt? Und nach wildem Umſchauen fuhr die ſchwarze Marann' fort: „O könnt' ich nur allein ſein! Aber ich habe mich vergeben, ein Stück von mir iſt unterm Boden und ein anderes läuft in der Welt herum, wer weiß wo? Ich wollt', ich wäre die ſchwarze Ziege da."

So freundlich und hell auch die ſchwarze Marann' begann, immer ging der Schluß ihrer Rede wieder in dumpfes Hadern und Trauern über, und ſie, die allein ſein wollte, an nichts denken und nichts lieben, lebte doch nur im Denken an ihren Sohn und in der Liebe zu ihm.

Amrei ergriff ein entſcheidendes Mittel, um aus dieſem unheimlichen Alleinſein mit der ſchwarzen Marann' erlöſt zu werden: ſie verlangte, daß auch Dami ins Haus genommen werde; und ſo heftig ſich auch die ſchwarze Marann' dagegen wehrte, Amrei drohte, daß ſie ſelber das Haus verlaſſe, und ſchmeichelte der ſchwarzen Marann' ſo kindlich und that ihr, was ſie an den Augen abſehen konnte, bis ſie endlich nachgab.

Dami, der vom Krappenzacher das Wollſtricken gelernt hatte, ſaß nun mit in der elterlichen Stube, und Nachts, wenn die Geſchwiſter auf dem Speicher ſchliefen, weckte Eines das Andere, wenn ſie die ſchwarze Marann' drunten murmeln und hin und her laufen hörten.

Durch die Ueberſiedelung Dami's zur ſchwarzen Marann' kam indeß neues Ungemach. Dami war überaus unzufrieden, daß er dies elende Handwerk, das nur für einen Krüppel tauge, habe lernen müſſen; er wollte auch Maurer werden, und obgleich Amrei ſehr dagegen ſprach, denn ſie ahnte, daß ihr Bruder nicht dabei aushielte, beſtärkte ihn die ſchwarze Marann' darin. Sie hätte gern alle jungen Burſche zu Maurern gemacht, um ſie in die Fremde zu ſchicken, damit ſie Kundſchaft erhalte von ihrem Johannes.

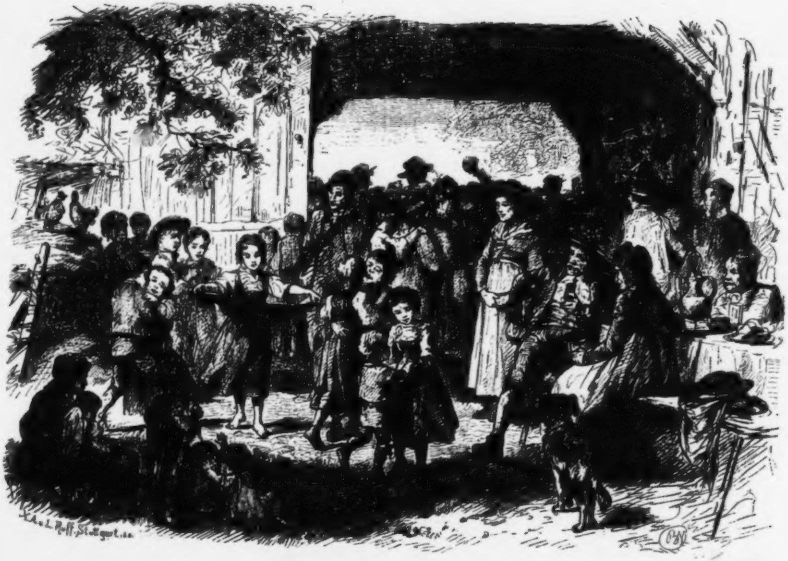
Die ſchwarze Marann' ging ſelten in die Kirche, aber ſie liebte es, wenn man ihr Geſangbuch entlehnte, um damit in die Kirche zu gehen, es ſchien ihr ein eigenes Genügen, daß ihr Geſangbuch dort ſei, und eine beſondere Freude hatte ſie, wenn ein fremder Handwerksburſch, der im Ort arbeitete, das zurückgebliebene Geſangbuch des Johannes zu gleichem Zwecke entlehnte; es ſchien ihr, als ob ihr Johannes bete in der heimathlichen Kirche, weil aus ſeinem Geſangbuche die Worte geſprochen und geſungen wurden, und Dami mußte nun jeden Sonntag zweimal mit dem Geſangbuche des Johannes in die Kirche.

Ging aber die ſchwarze Marann' nicht zur Kirche, ſo war ſie bei einer Feierlichkeit im Dorfe ſelbſt und in den Nachbardörfern immer zu ſehen. Es gab nämlich kein Leichenbegängniß, bei dem die ſchwarze Marann' nicht leidtragend mitging, und bei Predigt und Einſegnung, ſelbſt am Grabe eines kleinen Kindes, weinte ſie ſo heftig, als wäre ſie die nächſte Angehörige, aber dann war ſie auf dem Heimweg immer wieder ganz beſonders aufgeräumt; dieſes Weinen ſchien ihr eine wahre Erleichterung zu ſein. Sie ſchluckte das ganze Jahr ſo viel ſtille Trauer hinunter, daß ſie dankbar dafür war, wenn ſie wirklich weinen konnte.

War es nun den Menſchen zu verargen, daß ſie ſie für eine unheimliche Erſcheinung hielten, und zumal da ſie noch dazu ein Geheimniß gegen ſie auf den Lippen hatten? Auch auf Amrei ging ein Theil dieſer Gemiedenheit über, und in manchen Häuſern, wo ſie ſich helfend oder mittheilend auf Beſuch einſtellte, ließ man ſie nicht undeutlich merken, daß man ihre Anweſenheit nicht wünſche, zumal da ſie ſchon jetzt eine Seltſamkeit zeigte, die Allen im Dorfe wunderbar vorkam. Sie ging mit Ausnahme des höchſten Winters barfuß und man ſagte, ſie müſſe ein Geheimmittel haben, daß ſie nicht krank werde und ſterbe.

Nur in des Rodelbauern Haus wurde ſie noch gern geduldet, war ja der Rodelbauer ihr Vormund, und die Rodelbäuerin, die ſich immer ihrer angenommen hatte und ihr verſprach, daß ſie ſie einſt zu ſich nehme, wenn ſie erwachſener ſei, konnte dieſen Plan nicht ausführen. Sie ſelber wurde von einem Andern angenommen; der Tod nahm ſie zu ſich. Während ſonſt erſt im ſpäteren Leben ſich die Schwere des Daſeins aufthut, wie da und dort ein Anhang abfällt und nur noch ein Gedenken daran verbleibt, erfuhr dies Amrei ſchon in der Jugendfrühe, und heftiger als alle Angehörigen weinten die ſchwarze Marann' und Amrei bei dem Begräbniß der Rodelbäuerin.

Der Rodelbauer klagte immer faſt nur, wie herb es ſei, daß er jetzt ſchon das Gut abgeben müſſe. Und noch war keines ſeiner drei Kinder verheirathet. Aber kaum war ein Jahr vorüber, der Dami arbeitete ſchon den zweiten Frühling im Steinbruche, als eine Doppelhochzeit im Dorfe gefeiert wurde, denn der Rodelbauer verheirathete ſeine älteſte Tochter und zugleich ſeinen einzigen Sohn, dem er am Tage der Hochzeit das Gut übergab; da wurde Amrei eben auf dieſer Doppelhochzeit neu benamt und in ein anderes Leben übergeführt.



Auf dem Vorplatze des großen Tanzbodens waren die Kinder verſammelt, und während die Erwachſenen drinnen tanzten und jauchzten, ahmten die Kinder hier das Gleiche nach. Aber ſeltſam! mit Amrei wollte kein Knabe und kein Mädchen tanzen, und man wußte nicht, wer es zuerſt geſagt, aber man hatte es gehört, daß eine Stimme rief: „Mit dir tanzt Keiner, du biſt ja das Barfüßele," und: „Barfüßele! Barfüßele! Barfüßele!" ſchrie es nun von allen Seiten. Amrei ſtand das Weinen in den Augen, aber hier übte ſie ſchnell wieder jene Kraft, mit der ſie Spott und Kränkung bezwang; ſie drückte die Thränen hinab, faßte hüben und drüben ihre Schürze, tanzte mit ſich allein herum und ſo zierlich, ſo biegſam, daß alle Kinder inne hielten. Und bald nickten die Erwachſenen unter der Thüre einander zu, und ein Kreis von Männern und Frauen bildete ſich um Amrei, und beſonders der Rodelbauer, der ſich an dieſem Tage doppelt gütlich gethan hatte, ſchnalzte mit den Händen und pfiff luſtig den Walzer, den die Muſik drinnen aufſpielte, und Amrei tanzte unaufhörlich fort und ſchien gar keine Müdigkeit zu kennen. Als endlich die Muſik verſtummte, faßte der Rodelbauer Amrei an der Hand und fragte: „Du Blitzmädle, wer hat dir denn das ſo ſchön gelehrt?"

Niemand."

„Warum tanzeſt du denn mit Niemand?"

„Es iſt beſſer, man thut's allein, da braucht man auf Niemand zu warten und hat ſeinen Tänzer immer bei ſich."

„Haſt ſchon was von der Hochzeit bekommen?" fragte der Rodelbauer wohlgefällig ſchmunzelnd.

„Nein."

„Komm herein und iß," ſagte der ſtolze Bauer und führte das arme Kind hinein und ſetzte es an den Hochzeitstiſch, auf dem immerfort den ganzen Tag aufgetragen wurde. Amrei aß nicht viel, und der Rodelbauer wollte ſich den Spaß bereiten, das Kind trunken zu machen, es erwiderte aber keck:

„Wenn ich noch mehr trinke, muß man mich führen, und da kann ich nicht mehr allein gehen, und die Marann' ſagt: allein iſt das beſte Fuhrwerk, da iſt immer eingeſpannt."

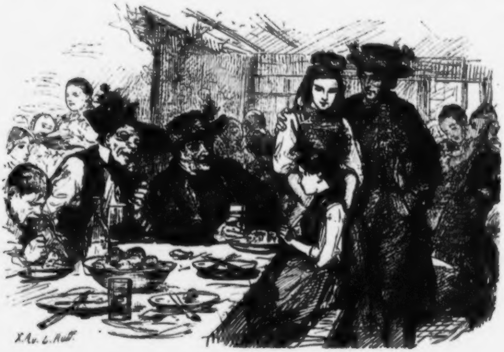
Alles ſtaunte über die Weisheit des Kindes.

Der junge Rodelbauer kam mit ſeiner Frau und fragte das Kind neckiſch: „Haſt du uns auch ein Hochzeitgeſchenk gebracht? Wenn man ſo iſt, muß man auch ein Hochzeitgeſchenk bringen."

Der Hochzeitsvater ſteckte in unbegreiflicher Großmuth dem Kinde bei dieſer Frage heimlich einen Sechsbätzner zu. Amrei aber behielt den Sechsbätzner feſt in der Hand, nickte gegen den Alten und ſagte dann dem jungen Paare: „Ich hab' das Wort und ein

Drangeld. Eure Mutter ſelig hat mir immer verſprochen, daß ich bei ihr dienen und Niemand anders als ich Kindsmagd bei ihrem erſten Enkelchen ſein ſoll.“

„Ja, das hat die Bäuerin ſelig immer gewollt,“ ſagte der Alte und redete zu. Was er aus Furcht, daß er die Waiſe dann verſorgen müßte, ſeiner Frau ihr Lebenlang verſagt hatte, das that er jetzt, wo er ihr keine Freude mehr damit machen konnte, und gab ſich vor den Leuten den Anſchein, als ob er's zu ihrem Gedenken thue. Aber er that's auch jetzt noch nicht aus Güte, ſondern in der richtigen Berechnung, daß die Waiſe ihm, dem entthronten Bauer, der ihr Pfleger war, dienſtgefällig ſein werde, und die Laſt ihrer Verſorgung, die die bloße Ablohnung überſtieg, fiel Anderen zu, nicht ihm ſelber.



Die jungen Brautleute ſahen einander an, und der junge Rodelbauer ſagte: „Bring' morgen dein Bündel in unſer Haus. Du kannſt bei uns einſtehen.“

„Gut,“ ſagte Amrei, „morgen bring' ich mein Bündel; aber jetzt möcht' ich mein Bündel mitnehmen. Gebet mir da ein Fläſchchen Wein, und das Fleiſch will ich einwickeln und es der Marann' und meinem Dami bringen.“

Man willfahrte Amrei, aber der alte Rodelbauer ſagte ihr jetzt leiſe: „Gib mir meinen Sechsbätzner wieder. Ich hab' gemeint, du willſt ihn ſchenken.“

„Ich will ihn als Drangeld von Euch behalten,“ erwiderte Amrei ſchlau, „und ihr werdet ſehen, ich will ihn euch ſchon wett machen.“

Der Rodelbauer lachte halb ärgerlich in ſich hinein, und Amrei ging mit Geld, Wein und Fleiſch davon zu der ſchwarzen Marann'.

Das Haus war verſchloſſen, und es war ein großer Abſtand zwiſchen dem lauten muſikſchallenden Lärmen und Schmauſen in dem Hochzeitshauſe und der ſtillen Oede hier. Amrei wußte, wo ſie die Marann' erwarten konnte auf ihrem Heimwege; ſie ging faſt immer nach dem Steinbruch und ſaß dort eine Zeit lang hinter der Hecke und hörte zu, wie Spitzhammer und Meißel arbeitete. Das war ihr wie eine Melodie, die aus den Zeiten klang, wo Johannes einſt auch hier gearbeitet hatte, und da ſaß ſie oft lange und hörte es picken.

Amrei traf hier richtig die Marann' und noch eine halbe Stunde vor Feierabend rief ſie auch den Dami aus dem Steinbruche, und hier draußen bei den Felſen wurde ein Hochzeitmahl gehalten, und fröhlicher als drinnen bei der rauſchenden Muſik. Beſonders Dami jauchzte laut und die Marann' that auch heiter, nur trank ſie keinen Tropfen Wein, ſie wollte nicht eher einen Tropfen Wein über die Lippen bringen, als bis zur Hochzeit des Johannes. Als Amrei nun unter Heiterkeit erzählte, daß ſie einen Dienſt bei dem jungen Rodelbauer bekommen habe und morgen antrete, da erhob ſich die ſchwarze Marann' in wildem Zorn, und einen Stein aufhebend und an die Bruſt drückend ſagte ſie: „Es wäre tauſendmal beſſer, ich hätte dich da drinnen, ſo einen Stein, als ein lebendig Herz. Warum kann ich nicht allein ſein? Warum habe ich mich wieder verführen laſſen, Jemand gern zu haben? Aber jetzt iſt's vorbei, auf ewig! Wie ich den Stein da hinunterſchleudere, ſo ſchleudere ich fort alle Anhänglichkeit an irgend einen Menſchen. Du falſches treuloſes Kind! Kaum kannſt du die Flügel heben, fort fliegt's. Aber es iſt gut ſo, ich bin allein, und mein Johannes ſoll auch allein bleiben, wenn er kommt, und es iſt Nichts, was ich gewollt hab'."

Und fort rannte ſie dem Dorfe zu.

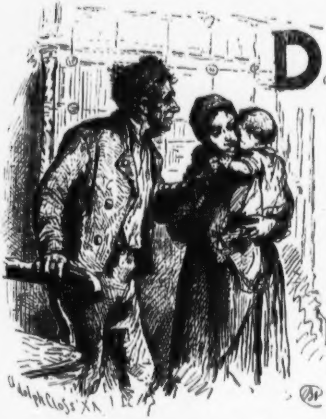
„Es iſt doch eine Hexe," ſagte Dami hinter ihr drein, „ich will den Wein nicht mehr trinken, wer weiß, ob ſie ihn nicht verhext hat."

„Trink du ihn nur, ſie iſt eine ſtrenge Eigenbrödlerin und hat ein ſchweres Kreuz auf ſich; ich will ſie ſchon wieder gut machen."

So tröſtete Amrei.

* * *

Die barmherzige Schweſter.



Das war nun ein volles Leben im Hauſe des Rodelbauern. Barfüßele, ſo hieß man nun fortan Amrei, war anſtellig zu Allem und wußte ſich gleich bei Allen beliebt zu machen; ſie wußte der jungen Bäuerin, die fremd ins Dorf und ins Haus gekommen war, zu ſagen, was hier der Brauch ſei, ſie lehrte ſie die Eigenſchaften ihrer nächſten Angehörigen kennen und ſich danach richten, und dem alten Rodelbauer, der den ganzen Tag trotzte und ſich nicht befriedigen konnte, weil er ſich ſo frühe zur Ruhe begeben, wußte ſie allerlei Gefälligkeiten zu erweiſen und ihm zu erzählen, wie gar gut die Söhnerin ſei, und es nur nicht von ſich zu geben wiſſe; und als in der That kaum nach einem Jahre das erſte Kind kam, zeigte ſich Amrei darüber ſo glücklich und in allen Erforderniſſen ſo geſchickt, daß Jedes im Hauſe ihres Lobes voll war; aber nach Art dieſer Leute ſo voll, daß man ſie bei dem kleinſten Ungeſchick eher dafür zankte, als daß man ſie je in der That lobte.

Aber Amrei wartete auch nicht darauf, und namentlich dem Großvater wußte ſie das erſte Enkelchen immer ſo gut zuzutragen und zur geſchickten Zeit wieder zu entziehen, daß man ſeine Freude daran haben mußte. Beim erſten Zahne des Enkels, den ſie dem Rodelbauer zeigen konnte, ſagte dieſer: „Ich ſchenke dir einen Sechsbätzner, weil du mir die Freude machſt. Aber weißt du? den, den du mir geſtohlen haſt an der Hochzeit; jetzt darfſt du ihn ehrlich behalten.“

Dabei war aber die ſchwarze Marann' nicht vergeſſen. Es war allerdings ein ſchwer Stück Arbeit, mit ihr wieder ins Geleis zu kommen. Die Marann' wollte vom Barfüßele nichts mehr wiſſen, und ihre neue Herrſchaft wollte nicht dulden, daß ſie zu ihr hinginge, beſonders nicht mit dem Kinde, da man noch immer fürchtete, daß ihm durch die Hexe ein Leid geſchehe. Es bedurfte großer Kunſt und Ausdauer, um dieſe Feindſeligkeit zu beſiegen; aber es gelang dennoch. Ja Barfüßele wußte es dahin zu bringen, daß der Rodelbauer die ſchwarze Marann' mehrmals beſuchte. Das wurde als ein wahres Wunder im ganzen Dorfe berichtet. Aber die Beſuche wurden bald wieder eingeſtellt, denn die ſchwarze Marann' ſagte einmal: „Ich bin jetzt bald ſiebzig Jahre und ohne die Freundſchaft eines Großbauern ausgekommen; es iſt mir nicht der Mühe werth, das noch zu ändern.“

Auch Dami war natürlich oft bei ſeiner Schweſter, aber der junge Rodelbauer wollte das nicht dulden, denn er ſagte nicht mit Unrecht, er müſſe dadurch den großgewachſenen Burſchen auch ernähren; man könne in einem ſolchen Hauſe nicht aufpaſſen, ob ein Dienſtbote ihm nicht allerlei zuſtecke. Er verbot daher außer Sonntags Nachmittags Dami den Beſuch des Hauſes. Dami hatte indeß ſelbſt zu ſehr in das Behagen hineingeſchaut, in einem ſo reich erfüllten Bauernweſen zu ſtehen; ihm wäſſerte der Mund danach, auch ſo mitten drin zu ſein, und ſei es nur als Knecht. Das Steinmetzenleben war gar ſo hungrig. Barfüßele hatte viel zu widerſprechen; er ſolle bedenken, daß er nun ſchon das zweite Handwerk habe und dabei bleiben müſſe; das ſei nichts, daß man immer wieder anderes anfange und glaube, dabei ſei man glücklich; man müſſe auf dem Flecke, auf dem man ſteht, glücklich ſein, ſonſt werde man es nie. Dami ließ ſich eine Zeitlang beſchwichtigen, und ſo groß war bereits die ſelbſtverſtändliche Geltung Barfüßeles, und ſo natürlich die Annahme, daß ſie für ihren Bruder ſorge, daß man ihn immer nur „des Barfüßeles Dami“ hieß, als wäre er nicht ihr Bruder, ſondern ihr Sohn, und doch war er um einen Kopf größer als ſie, und that nicht, als ob er ihr unterthan ſei. Ja, er ſprach oft aus, wie es ihn wurme, daß man ihn für geringer halte als ſie, weil er nicht ſolch Maulwerk habe. Die Unzufriedenheit mit ſich und ſeinem Beruf ließ er zuerſt und immer an der Schweſter aus. Sie trug es geduldig, und weil er nun vor der Welt zeigte, daß ſie ihm gehorchen müſſe, gewann ſie dadurch nur immer mehr an Anſehen und Uebermacht in der Oeffentlichkeit; denn Jedes ſagte, es ſei brav von dem Barfüßele, was ſie an ihrem Bruder thäte, und ſie ſtieg dadurch noch, daß ſie ſich von ihm gewaltthätig behandeln ließ, während ſie für ihn ſorgte wie eine Mutter; denn in der That wuſch und nähte ſie ihm in den Nächten, daß er zu den Sauberſten im Dorfe gehörte, und bei zwei Paar Rahmenſchuhen, die ſie als Theil ihres Lohnes jedes halbe Jahr bekam, hatte ſie beim Schuhmacher noch draufbezahlt, damit er ſolche ihrem Dami mache, denn ſie ſelber ging allzeit barfuß, und nur ſelten ſah man ſie einmal des Sonntags in Schuhen in die Kirche gehen.

Barfüßele hatte viel Kummer davon, daß Dami, man wußte nicht wie, allgemeine Zielſchiebe des Spottes und der Neckerei im Dorfe geworden war. Sie ließ ihn ſcharf darum an, daß er das nicht dulden ſolle; er aber verlangte: ſie möge es den Leuten wehren und nicht ihm, er könne nicht dagegen aufkommen. Das war nun nicht thunlich, und innerlich war es dem Dami auch eigentlich gar nicht unlieb, daß er überall gehänſelt wurde; es kränkte ihn zwar manchmal, wenn Alles über ihn lachte und viel Jüngere ſich etwas gegen ihn herausnahmen, aber es wurmte ihn noch weit mehr, wenn man ihn gar nicht beachtete, und dann machte er ſich gewaltſam zum Narren und gab ſich der Neckerei preis.

Bei Barfüßele dagegen war allerdings die Gefahr, der Einſiedel zu werden, den die Marann' immer in ihr erkennen wollte. Sie hatte ſich an eine einzige Geſpiele angeſchloſſen, es war die Tochter des Kohlenmathes, die aber nun ſchon ſeit Jahren in einer Fabrik im Elſaß arbeitete, und man hörte nichts mehr von ihr. Barfüßele lebte ſo für ſich, daß man ſie gar nicht zur Jugend im Dorfe zählte; ſie war mit ihren Altersgenoſſen freundlich und geſprächſam, aber ihre eigentliche Geſpiele war doch nur die ſchwarze Marann'. Und eben weil Barfüßele ſo abgeſchieden lebte, hatte ſie keinen Einfluß auf das Verhalten Dami's, der, wenn auch geneckt und gehänſelt, doch immer des Anſchluſſes bedürftig war und nie allein ſein konnte wie ſeine Schweſter.

Jetzt aber hatte ſich Dami plötzlich ganz frei gemacht, und eines ſchönen Sonntags zeigte er ſeiner Schweſter die Drangabe, die er bekommen hatte, denn er hatte ſich als Knecht zum Scheckennarren von Hirlingen verdungen.

„Hätteſt du mir das geſagt," ſagte Barfüßele, „ich hätte einen beſſern Dienſt für dich gewußt. Ich hätte dir einen Brief gegeben an die Landfriedbäuerin im Allgäu, und da hätteſt du's gehabt wie der Sohn vom Haus."

„O ſchweig' nur von der," ſagte Dami hart, „die iſt mir nun ſchon bald dreizehn Jahre ein paar lederne Hoſen ſchuldig, die ſie mir verſprochen hat. Weißt du noch? Damals, wie wir klein geweſen ſind und gemeint haben, wir könnten noch klopfen, daß Vater und Mutter aufmachen. Schweig' mir von der Landfriedbäuerin. Wer weiß, ob die noch mit einem Wort an uns denkt, wer weiß, ob ſie gar noch lebt."

„Ja ſie lebt noch, ſie iſt ja eine Verwandte von meinem Haus, und es wird oft von ihr geſprochen, und ſie hat alle ihre Kinder verheirathet bis auf einen einzigen Sohn, der den Hof kriegt.“

„Jetzt willſt du mir nur meinen neuen Dienſt verleiden,“ klagte Dami, „und ſagſt mir, ich hätte einen beſſern kriegen können. Iſt das recht?“ Seine Stimme zitterte.

„O, ſei nicht immer ſo weichmüthig,“ ſagte Barfüßele. „Schwätz ich dir denn was von deinem Glück herunter? Du thuſt immer gleich, als ob dich die Gänſe beißen. Ich will dir nur noch ſagen: jetzt bleib einmal bei dem, was du haſt, ſei darauf bedacht, daß du auf deinem Platz bleibſt. Das iſt nichts, ſo wie ein Kukuk jede Nacht auf einem andern Baum ſchlafen. Ich könnte auch andere Plätze kriegen, aber ich will nicht, und ich hab's dahin gebracht, daß mir's hier gut geht. Schau, wer jede Minut' auf einen andern Platz ſpringt, den behandelt man auch wie einen Fremden; man weiß, daß er morgen nicht mehr zum Haus gehören kann, und da iſt er ſchon heut nicht daheim drin.“

„Ich brauch' deine Predigt nicht,“ ſagte Dami und wollte zornig davon gehen. „Gegen mich thuſt du immer kratzig, und gegen die ganze Welt biſt du geſchmeidig.“

„Weil du eben mein Bruder biſt,“ ſagte Barfüßele lachend und ſtreichelte den Unwilligen.

In der That hatte ſich eine ſeltſame Verſchiedenheit der Geſchwiſter herausgebildet. Dami hatte etwas Bettelhaftes und dann wieder plötzlich Stolzes, während Barfüßele immer gefällig und fügſam, dabei doch von einem inneren Stolze getragen war, den ſie bei aller Dienſtfertigkeit nicht ablegte.

Es gelang ihr jetzt, den Bruder zu beſchwichtigen, und ſie ſagte: „Schau, mir fällt was ein, aber du mußt vorher gut ſein, denn auf einem böſen Herzen darf der Rock nicht liegen. Der Rodelbauer hat ja noch die Kleider von unſerm Vater ſelig; du biſt ja groß, die ſind dir jetzt grad recht und du gibſt dir auch ein Anſehen, wenn du mit ſolchem rechtſchaffenen Gewand auf den Hof kommſt, da ſehen deine Nebendienſten auch, wo du her biſt und was du für ordentliche Eltern gehabt haſt.“

Das leuchtete Dami ein, und trotz vielem Widerſpruch, denn er wollte die Kleider jetzt noch nicht hergeben, brachte Barfüßele den alten Rodelbauer dazu, daß er dieſelben Dami einhändigte, und dann führte Barfüßele den Dami hinauf in ihre Kammer und er mußte ſogleich den Rock und die Weſte des Vaters anziehen; er widerſtrebte, aber was ſie einmal wollte, das mußte doch geſchehen. Nur den Hut ließ ſich Dami nicht aufzwingen, und als er den Rock anhatte, legte ſie die Hand auf die Schulter und ſagte:

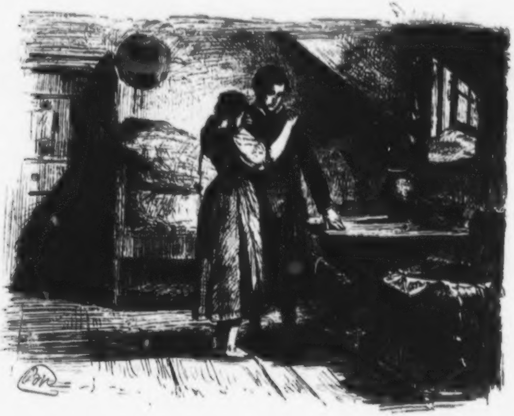
„So, jetzt biſt du mein Bruder und mein Vater, und jetzt geht der Rock zum erſten Mal wieder über Feld, und iſt ein neuer Menſch drin. Schau, Dami, du haſt das ſchönſte

Ehrenkleid, was es geben kann auf der Welt; halt' es in Ehren, ſei drin ſo rechtſchaffen, wie unſer Vater ſelig geweſen iſt."

Sie konnte nicht weiter ſprechen und legte ihr Haupt auf die Schulter des Bruders, und Thränen fielen auf das wieder ans Licht gezogene Kleid des Vaters.

„Du ſagſt, ich ſei weichmüthig," tröſtete ſie Dami, „und du biſt es weit eher."

In der That war Barfüßele von Allem ſchnell tief ergriffen, aber ſie war dabei auch ſtark und leichtlebig wie ein Kind; es war, wie damals die Marann' bei ihrem erſten Einſchlafen bemerkt hatte, Wachen und Schlafen, Weinen und Lachen hart neben einander; ſie ging in jedem Ereigniß und jeder Empfindung voll auf, kam aber auch raſch wieder darüber hinweg ins Gleichgewicht.



Sie weinte noch immer.

„Du machſt einem das Herz ſo ſchwer," jammerte Dami, „und es iſt ſchon ſchwer genug, daß ich fort muß aus der Heimath unter fremde Menſchen. Du hätteſt mich eher aufheitern ſollen, als jetzt ſo, ſo —"

„Rechtſchaffenes Denken iſt die beſte Aufheiterung," ſagte Barfüßele, „das macht gar nicht ſchwer. Aber du haſt Recht, du haſt geladen genug, und da kann ein einziges Pfund, das man darauf thut, einen niederreißen. Ich bin halt doch dumm. Aber komm, ich will jetzt ſehen, was die Sonne dazu ſagt, wenn der Vater jetzt zum erſten Mal wieder vor ſie kommt. Nein, das hab' ich ja nicht ſagen wollen. Komm, jetzt wirſt ſchon wiſſen, wo wir noch hingehen wollen, wo du noch Abſchied nehmen mußt; und wenn du nur eine Stunde weit fortgehſt, du gehſt doch aus dem Ort; und da muß man dort Abſchied nehmen. Iſt mir auch ſchwer genug, daß ich dich nicht mehr bei mir haben ſoll, nein, ich meine, daß ich nicht mehr bei dir ſein ſoll; ich will dich nicht regieren, wie die Leute ſagen. Ja, ja, die alte Marann' hat doch Recht: allein, das iſt ein großes Wort, das lernt man nicht aus, was da drin ſteckt. So lang du noch da drüben über der Gaſſe geweſen biſt, und wenn ich dich oft acht Tage nicht geſehen habe, was thut's? Ich kann dich jede Minute haben, das iſt ſo gut, als wenn man bei einander iſt; aber jetzt? Nun, es iſt ja nicht aus der Welt... Aber ich bitt' dich, verhebe dich nicht, daß du keinen Schaden leideſt, und wenn du was zerriſſen haſt, ſchick' mir's nur; ich flick' und ſtrick' dir noch, und jetzt komm, jetzt wollen wir auf den Kirchhof."

Dami wehrte ſich dagegen und wiederum mit dem Vorhalte, daß es ihm ſchon ſchwer genug ſei, und daß er ſich's nicht noch ſchwerer machen wolle. Barfüßele willfahrte auch dieſem. Er zog die Kleider des Vaters wieder aus, und Barfüßele packte ſie in den Sack, den ſie einſt beim Gänſehüten als Mantel getragen hatte und auf dem noch der Name des Vaters ſtand. Sie beſchwor aber Dami, daß er ihr den Sack mit nächſter Gelegenheit wieder zurückſchicke.

Die Geſchwiſter gingen mit einander fort. Ein Hirlinger Fuhrwerk fuhr durch das Dorf. Dami rief es an und packte ſchnell ſeine Habſeligkeiten auf. Dann ging er Hand in Hand mit der Schweſter das Dorf hinaus, und Barfüßele ſuchte ihn zu erheitern, indem ſie ſagte:

„Weißt du noch, was ich dir da beim Backofen für ein Räthſel aufgegeben habe?"

„Nein!"

„Beſinn' dich: was iſt das Beſte am Backofen? Weißt's nicht mehr?"

„Nein!"

„Das Beſte am Backofen iſt, daß er das Brod nicht ſelber frißt."

„Ja, ja, du kannſt luſtig ſein, du bleibſt daheim."

„Du haſt's ja gewollt, und du kannſt auch luſtig ſein; wolle du nur recht."

Still geleitete ſie ihren Bruder bis auf den Holderwaſen, dort beim Holzbirnenbaum ſagte ſie:

„Hier wollen wir Abſchied nehmen. Behüt dich Gott und fürcht' dich vor keinem Teufel."

Sie ſchüttelten ſich wacker die Hände, und Dami ging Hirlingen zu, Barfüßele nach dem Dorfe. Erſt unten am Berge, wo Dami ſie nicht mehr ſehen konnte, wagte ſie es, die Schürze aufzuheben und ſich die Thränen abzutrocknen, die ihr die Wangen herabrollten, und laut vor ſich hin ſagte ſie:

„Verzeih mir's Gott, daß ich das von dem Allein auch geſagt hab'; ich danke dir, daß du mir einen Bruder gegeben haſt. Laß mir ihn nur, ſo lang ich lebe.“

Sie kehrte ins Dorf zurück, es kam ihr leer vor, und in der Dämmerung, als ſie die Kinder des Rodelbauern einwiegte, konnte ſie nicht ein einziges Lied über die Lippen bringen, während ſie ſonſt immer ſang wie eine Lerche. Sie mußte immer denken, wo jetzt ihr Bruder ſei, was man mit ihm rede, wie man ihn empfange, und doch konnte ſie ſich das nicht vorſtellen. Sie wäre gern hingeeilt und hätte gern allen Menſchen geſagt, wie gut er ſei, und daß ſie auch gut gegen ihn ſein mögen; aber ſie tröſtete ſich wieder, daß Niemand ganz und überall für den Andern ſorgen könne. Und ſie hoffte, es würde ihm gut thun, daß er ſich ſelber forthelfe.

Als es ſchon Nacht war, ging ſie in ihre Kammer, wuſch ſich aufs Neue, zöpfte ſich friſch und kleidete ſich nochmals an, als ob es Morgen wäre, und mit dieſer ſeltſamen Verdoppelung des neuen Tages begann ihr faſt nochmals ein neues Erwachen.

Als Alles ſchlief, ging ſie noch ein Mal hinüber zur ſchwarzen Marann' und ohne Licht ſaß ſie Stundenlang bei ihr an dem Bette in der dunkeln Stube; ſie ſprachen davon, wie das ſei, wenn man einen Menſchen draußen in der Welt habe, der doch ein Stück von einem ſei, und erſt als die Marann' eingeſchlafen war, ſchlich ſich Barfüßele davon. Sie nahm aber noch den Kübel und trug Waſſer für die Marann', und legte das Holz auf den Herd und ſo geſchichtet, daß es am andern Morgen nur angezündet zu werden brauchte. Dann erſt ging ſie nach Hauſe.

Was iſt Wohlthätigkeit, die in Geldſpenden beſteht? Eine in die Hand gelegte Kraft, die wiederum von ihr entäußert wird. Wie anders iſt es, die eingeborne Kraft ſelbſt einzuſetzen, ein Stück Leben hinzugeben und noch dazu das einzige, das verblieben iſt.

Die Stunden der Ruhe, die Sonntagsfreiheit, die Barfüßele gegeben war, opferte ſie alle der ſchwarzen Marann' und ließ ſich dabei noch zanken und ſchelten, wenn ſie etwas gegen die Gewohnheit der Eigenbrödlerin gethan hatte; es fiel ihr nicht ein, dabei zu denken oder zu ſagen: wie könnt' Ihr mich noch zanken und ſchelten über etwas, was ich Euch ſchenke? Ja ſie wußte kaum mehr, daß ſie dieſes that. Nur wenn ſie an Sonntagsabenden bei der Vereinſamten ſtill vor dem Hauſe ſaß und zum tauſendſten Male gehört hatte, welch ein ſchmucker Burſch der Johannes am Sonntage geweſen ſei, und wenn dann die jungen Burſchen und Mädchen durch das Dorf zogen und allerlei Lieder ſangen, da wurde ſie etwas davon gewahr, daß ſie hier ſaß und ihre Luſtbarkeit opferte, und leiſe vor ſich ſang ſie hin die Lieder mit, die von den Wandelnden im Verein geſungen wurden; aber wenn

ſie die Marann' anſah, hielt ſie inne, und ſie dachte darüber nach, wie es doch eigentlich gut wäre, daß der Dami nicht mehr im Dorfe ſei. Er war nicht mehr die Zielſcheibe allgemeiner Neckerei, und wenn er zurückkam, war er gewiß ein Burſch, vor dem Alle Reſpekt haben mußten.

An Winterabenden, wenn im Hauſe des Rodelbauern geſponnen und geſungen wurde, da allein durfte Barfüßele mitſingen, und obgleich ſie einen hellen, lauten Ton hatte, ließ ſie ſich doch dazu herbei, faſt immer die zweite Stimme zu ſingen. Die Roſel, des Rodelbauern noch ledige Schweſter, die um ein Jahr älter als Barfüßele war, ſang immer die erſte Stimme, und es verſtand ſich von ſelbſt, daß auch die Stimme Barfüßele's ihr dienen mußte, wie denn überhaupt die Roſel, eine ſtolze und ſchneidige Perſon, das Barfüßele durchaus als Laſtthier im Hauſe betrachtete und behandelte; allerdings weniger vor den Leuten als im Geheimen. Und eben weil Barfüßele im ganzen Dorfe dafür angeſehen war, daß ſie im Hausweſen des Rodelbauern wacker angriff und alles in Stand hielt, war es eine Hauptangelegenheit der Roſel, ſich bei den Leuten zu berühmen, wie viel Geduld man mit dem Barfüßele haben müſſe, wie ihm die Gänſehirtin in allen Stücken nachginge, und wie ſie es als ein Werk der Barmherzigkeit betrachte, das Barfüßele nicht ſo vor den Augen der Welt erſcheinen zu laſſen, wie es eigentlich ſei.

Ein beſonderer Gegenſtand des Aufziehens und des nicht immer wähligen Spottes waren die Schuhe des Barfüßele. Es ging faſt immer barfuß, und höchſtens im Winter in abgeſchnittenen Stiefeln des Bauern, und dennoch ließ ſie ſich bei jedem halbjährigen Lohne die bräuchlichen Rahmenſchuhe geben; ſie ſtanden aber oben in der Kammer unberührt, und Barfüßele ging doch ſo ſtolz, als hätte es alle die Schuhe auf Einmal an; ſie trug ſie im Bewußtſein.

Sechs Paar Schuhe ſtanden neben einander, ſeitdem Dami beim Scheckennarren diente. Die Schuhe waren mit Heu ausgeſtopft, und von Zeit zu Zeit tränkte ſie Barfüßele mit Fett, damit ſie geſchmeidig blieben. Barfüßele war vollauf herangewachſen, nicht ſehr hoch, aber ſtämmig unterſetzt. Sie kleidete ſich immer ärmlich, aber ſauber und anmuthig, und Anmuth iſt die Pracht der Armuth, die nichts koſtet und nicht zu kaufen iſt. Nur weil es der Rodelbauer der Ehre des Hauſes angemeſſen hielt, zog Barfüßele des Sonntags ein beſſeres Kleid an, um ſich vor den Leuten zu zeigen; dann aber kleidete ſie ſich raſch wieder um und ſaß bei der ſchwarzen Marann' in ihrem Werktagskleide, oder ſie ſtand auch bei ihren Blumen, die ſie vor ihrem Dachfenſter in alten Töpfen pflegte. Nelken, Gelbveigelein und Rosmarin gediehen hier vortrefflich, und wenn ſie auch manchen Ableger davon auf das Grab der Eltern gepflanzt hatte, es wucherte alles doppelt nach, und die Nelken hingen in windenartigen Büſcheln faſt hinab bis auf den Laubengang, der ſich um das ganze Haus zog. Das weit vorgeneigte Strohdach des Hauſes bildete aber auch einen vortrefflichen Schutz für die Blumen, und wenn Barfüßele daheim war, fiel im Sommer kein warmer Regen, bei dem ſie nicht die Blumenſcherben in den Garten trug, um ſie dort ganz nahe dem mütterlichen Boden vollregnen zu laſſen. Beſonders ein kleiner Rosmarinſtock, der in dem Topfe war, den einſt Barfüßele auf dem Holderwaſen zum allgemeinen Gebrauch bei ſich gehabt hatte, beſonders dieſer Rosmarinſtock war zierlich gebaut wie ein kleiner Baum, und Barfüßele ballte oft die rechte Fauſt und ſchlug die andere Hand darüber, indem ſie vor ſich hin ſagte:

„Wenn's eine Hochzeit gibt von meinen Nächſten, ja von meinem Dami, dann ſteck' ich den an." Ein anderer Gedanke ſtieg in ihr auf, vor dem ſie erröthete bis in die Schläfe hinein, und ſie beugte ſich und roch an dem Rosmarin: wie einen Duft aus der Zukunft ſog ſie etwas aus ihm ein, ſie wollte es nicht dulden und mit wilder Haſt verſteckte ſie das Rosmarinſtämmchen zwiſchen die andern großen Pflanzen, daß ſie es nicht mehr ſah, und eben ſchloß ſie das Fenſter, da läutete es Sturm.

„Es brennt beim Scheckennarren in Hirlingen!" hieß es bald. Die Spritze wurde herausgethan, und Barfüßele fuhr auf derſelben mit der Löſchmannſchaft davon.

„Mein Dami! mein Dami," jammerte ſie immer in ſich hinein, aber es war ja Tag, und bei Tag konnten Menſchen nicht in einem Brande verunglücken. Und richtig! Als man bei Hirlingen ankam, war das Haus ſchon niedergebrannt, aber am Wege in einem Baumgarten ſtand Dami und band eben die beiden Schecken, ſchöne, ſtattliche Pferde, an einen Baum, und rings herum lief Alles ſcheckig, Ochſen, Kühe und Rinder.

Man hielt an, Barfüßele durfte abſteigen, und mit einem: „Gottlob, daß dir nichts geſchehen iſt," eilte ſie auf den Bruder zu. Dieſer aber antwortete ihr nicht und hielt beide Hände auf den Hals des einen Gaules gelegt.

„Was iſt? Warum redeſt du nicht? haſt du dir Schaden gethan?"

„Ich nicht, aber das Feuer."

„Was iſt denn?"

„All mein Sach' iſt verbrannt, meine Kleider und mein bischen Geld. Ich habe nichts, als was ich auf dem Leib trage."

„Und des Vaters Kleider ſind auch verbrannt?"

„Sind ſie denn feuerfeſt?" ſagte Dami zornig. „Frag nicht ſo dumm."

Barfüßele wollte weinen über dieſes harte Anlaſſen des Bruders, aber ſie fühlte raſch, wie durch einen Naturtrieb, daß Unglück ſehr oft im erſten Anprall unwirſch, hart und händelſüchtig macht; ſie ſagte daher nur:

„Dank' Gott, daß du dein Leben noch haſt; des Vaters Kleider, freilich, da iſt was mit verbrannt, was man ſich nicht mehr erwerben kann, aber ſie wären doch auch einmal zu Grunde gegangen, ſo oder ſo."

„All dein Geſchwätz iſt für die Katz'," ſagte Dami und ſtreichelte immer das Pferd. „Da ſteh' ich nun wie der Gott verlaß mich nicht. Da, wenn die Gäule reden könnten, die würden anders reden, aber ich bin eben zum Unglück geboren. Was ich gut thue, iſt nichts, und doch" —

Er konnte nicht mehr reden, es erſtickte ihm die Stimme.

„Was iſt denn geſchehen?"

„Da die Gäule und die Kühe und Ochſen, ja es iſt uns kein Stückle Vieh verbrannt, außer den Schweinen, die haben wir nicht retten können. Schau, der Gaul da drüben, der hat mir da mein Hemd aufgeriſſen, wie ich ihn aus dem Stalle ziehe; mein zuderhändiger Gaul der hat mir nichts gethan, der kennt mich. Gelt, du kennſt mich, Humpele? Gelt wir kennen einander?"

Der Gaul legte ſeinen Kopf über den Hals des andern und ſchaute Dami groß an, der jetzt fortfuhr:

„Und wie ich dem Bauer mit Freude berichte, daß ich das Vieh alles gerettet habe, da ſagt er: das war nicht nöthig, iſt alles verſichert und gut, hätt' mir beſſer bezahlt werden müſſen! Ja, denk' ich bei mir, aber daß das unſchuldige Vieh ſterben ſoll, iſt denn das nichts? Iſt's denn, wenn's bezahlt iſt, Alles? Iſt denn das Leben nichts? Der Bauer muß mir was angeſehen haben von dem, was ich denk', und da fragt er mich: du haſt doch dein Gewand und dein Sach' gerettet? und da ſag' ich: nein, nein, kein Fädele, ich bin gleich in den Stall geſprungen, und da ſagt er: du biſt ein Tralle! Wie? ſag' ich, Ihr ſeid ja verſichert. Wenn das Vieh bezahlt worden wäre, da werden doch auch meine Kleider bezahlt, und es ſind auch noch Kleider von meinem Vater ſelig dabei und 14 Gulden, meine Taſchenuhr und meine Pfeife. Und da ſagt er: Rauch draus! Mein Sach iſt verſichert und nicht das von den Dienſtboten! Ich ſag': das wird ſich zeigen, und ich laſſ' es auf einen Proceß ankommen, und da ſagt er: So? Jetzt kannſt du gleich gehen. Wer einen Proceß anfangen will, hat aufgekündigt. Ich hätte dir ein paar Gulden geſchenkt, aber ſo kriegſt du keinen Heller. Jetzt mach, daß du fortkommſt!... Da bin ich nun, und ich mein', ich ſollt' meinen zuderhändigen Gaul mitnehmen, ich hab' ihm das Leben gerettet, und er ging' gern mit mir. Gelt du? Aber ich habe das Stehlen nicht gelernt, und ich wüßt' mir auch nicht zu helfen, und es wäre am beſten, ich ſpränge jetzt ins Waſſer. Ich komme mein Lebtag zu nichts, und ich hab' nichts."

„Aber ich hab' noch und will dir helfen."

„Nein, das thu' ich nicht mehr, daß ich dich ausſauge; du mußt dir's auch ſauer verdienen."

Es gelang Barfüßele, ihren Bruder zu tröſten und ihn ſo weit zu bringen, daß er mit ihr heimging; aber kaum waren ſie hundert Schritte gegangen, als etwas hinter ihnen drein trabte. Der Gaul hatte ſich losgeriſſen und war Dami gefolgt, und dieſer mußte das Thier, das er ſo ſehr liebte, mit Steinwürfen zurückjagen.

Dami ſchämte ſich ſeines Unglücks und ließ ſich faſt vor keinem Menſchen ſehen, denn es iſt die Eigenheit ſchwacher Naturen, daß ſie ihre Kraft nicht im Selbſtgefühle empfinden, ſondern gern durch äußerlich Erobertes zeigen, was ſie eigentlich vermögen; Mißgeſchick ſehen ſie als Zeichen ihrer Schwäche an, und wenn ſie ſolches nicht verbergen können, verſtecken ſie ſich ſelber.

Nur an den erſten Häuſern des Dorfes hielt ſich Dami auf. Die ſchwarze Marann' ſchenkte ihm einen Rock ihres erſchoſſenen Mannes. Dami hatte einen unüberwindlichen Abſcheu davor, ihn anzuziehen, aber Barfüßele, die ehedem den Rock des Vaters als ein Heiligthum betrachtet und geprieſen hatte, fand jetzt eben ſo viel Gründe, zu beweiſen, daß ein Rock doch eigentlich nichts ſei, daß gar nichts darauf ankäme, wer ihn einſtmals auf dem Leibe gehabt.

Der Kohlenmathes, der nicht weit von der ſchwarzen Marann' wohnte, nahm Dami mit als Gehülfen beim Holzſchlagen und Kohlenbrennen. Dami war das abgeſchiedene Leben am willkommenſten, er wollte nur noch ausharren, bis er Soldat werden mußte, und dann wollte er als Einſteher eintreten und auf Lebenszeit Soldat bleiben; beim Soldatenleben iſt doch Gerechtigkeit und Ordnung, und da hat Niemand Geſchwiſter und Niemand ein eigen Haus und man iſt in Kleidung und Speiſe und Trank verſorgt, und wenn's Krieg giebt; ein friſcher Soldatentod iſt doch das Beſte.

Das war es, was Dami am Sonntag im Moosbrunnenwalde ausſprach, wenn Barfüßele hinabkam zum Meiler, dem Bruder Schmalz und Mehl und Rauchtabak brachte und ihn oft belehren wollte, wie er außer der gewöhnlichen Speiſe der Waldköhler, die in ſchmalzgebähtem Brod beſteht, auch die Knödel, die er ſich ſelbſt bereitete, ſchmackhafter machen könne; aber Dami wollte das nicht, gerade ſo wie ſie auskamen, war es ihm recht: er würgte gern Schlechtes hinab, obgleich er hätte Beſſeres eſſen können, und überhaupt gefiel er ſich in Selbſtverwahrloſung, bis er einſt zum Soldaten herausgeputzt würde.

Barfüßele kämpfte gegen dieſes ewige Hinausſchauen auf eine kommende Zeit und das Verlorengehenlaſſen der Gegenwart, ſie wollte den Dami, der ſich in Schlaffheit wohlgefiel und ſich dabei ſelbſt bemitleidete, immer aufrichten; aber dieſem ſchien in dem inneren Zerfallen faſt wohl zu ſein. Er konnte ſich eben dabei recht bemitleiden und bedurfte keiner Kraftanſtrengung. Nur mit Mühe brachte es Barfüßele dahin, daß ſich Dami aus ſeinem Verdienſte wenigſtens eine eigene Axt erwarb und zwar die des Vaters, die der Kohlenmathes bei der Verſteigerung gekauft hatte.

Mit tiefer Verzweiflung kehrte Barfüßele oft aus dem Walde zurück, aber ſie hielt nicht lange an; die innere Zuverſicht und der frohe Muth, der in ihr lebte, drängte ſich unwillkürlich als heller Geſang auf ihre Lippen, und wer es nicht wußte, hätte nie gemerkt, daß Barfüßele je einen Kummer gehabt oder je einen habe.

Die Freudigkeit, die aus der unbewußten Empfindung floß, daß ſie ſtraff und unverdroſſen ihre Pflicht that und Wohlthätigkeit übte an der ſchwarzen Marann' und an Dami, prägte ihrem Antlitz eine unvertilgbare Heiterkeit auf. Im ganzen Hauſe konnte Niemand ſo gut lachen als das Barfüßele, und der alte Rodelbauer ſagte: ihr Lachen töne juſt wie Wachtelſchlag, und weil ſie ihm allzeit dienſtfertig und ehrerbietig war, gab er ihr zu verſtehen, daß er ſie einſtmals in ſein Teſtament ſetze. Barfüßele kümmerte ſich nicht darum und baute nicht viel darauf, ſie erwartete nur den Lohn, den ſie mit Recht und Sicherheit anſprechen konnte, und was ſie that, that ſie aus einem innern Wohlwollen, ohne auf Entgelt zu warten.

Hack und Axt.

Das Haus des Scheckennarren war wieder aufgebaut, ſtattlicher als je; der Winter kam herbei und die Looſung der Rekruten. Noch nie war mehr Betrübniß über ein glückliches Loos entſtanden, als da Dami ſich freiſpielte. Er war verzweifelt und Barfüßele faſt mit ihm, denn auch ihr war das Soldatenweſen als treffliches Mittel erſchienen, um das läſſige Weſen Dami's aufzurichten; dennoch ſagte ſie ihm jetzt:

„Nimm das als Fingerzeig, du ſollſt jetzt für dich ſelber als Mann einſtehen. Aber du thuſt noch immer wie ein kleines Kind, das nicht allein eſſen kann und dem man zu eſſen geben muß.“

„Du wirfſt mir vor, daß ich dich ausfreſſe?“

„Nein, das mein' ich nicht. Sei nicht immer ſo leidmüthig, ſteh' nicht immer da: Wer will mir was thun? Gutes oder Böſes? Schlag' ſelber um dich!“

„Und das will ich auch und ich hole weit aus!“ ſchloß Dami. Er gab lange nicht kund, was er eigentlich vorhatte, aber er ging ſeltſam aufrecht durch das Dorf und ſprach mit Jedem frei, er arbeitete fleißig im Walde bei den Holzſchlägern, er hatte die Axt des Vaters und mit ihr faſt die Kraft deſſen, der ſie ehedem ſo rüſtig gehandhabt.

Als ihm Barfüßele einmal im erſten Frühling bei der Heimkehr vom Moosbrunnenwalde begegnete, ſagte er, die Axt von der Schulter nehmend: „Was meinſt, wo die hingeht?“

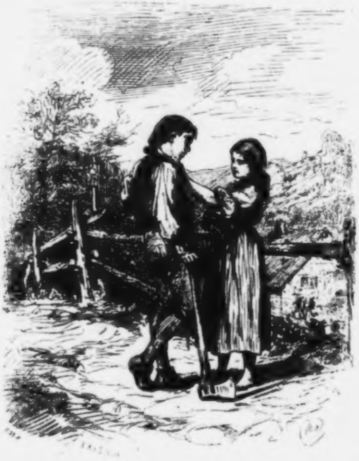
„Ins Holz!“ antwortete Barfüßele. „Aber ſie geht nicht allein, man muß ſie hacken.“

„Haſt Recht, aber ſie geht zu ihrem Bruder, und der Eine hackt hüben und der Andere drüben, und da krachen die Bäume wie geladene Kanonen, und du hörſt nichts davon, oder wenn du willſt, ja, aber Keiner im Ort."

„Ich verſtehe dich vom Simri kein Mäßle," antwortete Barfüßele. „Ich bin zu alt zum Räthſelaufgeben. Red' deutlich."

„Ja, ich gehe zum Ohm nach Amerika."

„So? Gleich heut?" ſcherzte Barfüßele. „Weißt wie des Maurers Martin einmal ſeiner Mutter zum Fenſter hinaufgerufen hat: Mutter, wirf mir ein friſches Sacktuch 'raus, ich will nach Amerika ſpaziren? Die ſo leicht fliegen wollen, ſind Alle noch da."



„Wirſt ſchon ſehen, wie lang ich noch da bin," ſagte Dami und ging ohne Weiteres fort in das Haus des Kohlenmathes. Barfüßele wollte ſich über den lächerlichen Plan Dami's luſtig machen, aber es gelang ihr nicht; ſie fühlte, daß etwas Ernſt dabei ſei, und noch in der Nacht, als Alles ſchon im Bett lag, eilte ſie nochmals zu ihrem Bruder und erklärte ihm ein für allemal, daß ſie nicht mitginge. Sie glaubte ihn dadurch plötzlich beſiegt zu haben, aber Dami ſagte kurzweg: „Ich bin dir nicht angewachſen." Sein Plan wurde immer feſter.

In Barfüßele war auf einmal wieder all das Wogen von Ueberlegungen, das ſie ſchon einmal in der Kindheit befallen hatte; aber jetzt ſprach ſie nicht mehr mit dem Vogelbeerbaum, als ob er ihr Antwort geben könne, und aus allen Ueberlegungen heraus lautete der Schluß: „Er hat Recht, daß er geht; ich hab' aber auch Recht, daß ich da bleibe!“ Sie freute ſich eigentlich innerlich, daß Dami einen ſo kühnen Entſchluß haben könne; das zeigte doch von männlicher Kraft, und that es ihr auch tief wehe, fortan vielleicht allein zu ſein in der weiten Welt, ſo fand ſie es doch recht, daß der Bruder mit geſundem Muth hinausgriff. Dennoch glaubte ſie ihm noch nicht ganz.

Am andern Abend paßte ſie ihm ab und ſagte:

„Sprich nur mit keinem Menſchen von deinem Auswanderungsplan, ſonſt wirſt du ausgelacht, wenn du's nicht ausführſt.“

„Haſt Recht!“ entgegnete Dami, „aber nicht deßwegen; ich fürchte mich nicht davor, mich vor anderen Menſchen zu binden; ſo gewiß als ich die fünf Finger da an der Hand habe, ſo gewiß gehe ich, ehe hier die Kirſchen zeitig ſind; und wenn ich mich durchbetteln und wenn ich mich durchſtehlen muß, daß ich fortkomme. Nur das Eine thut mir weh, daß ich fort muß und nicht dem Scheckennarren einen Tuck anthun kann, den er ſein Lebenlang ſpürt.“

„Das iſt die rechte Großmännigkeit,“ eiferte Barfüßele, „das iſt die echte Herzensliederlichkeit, einen Rachegedanken hinter ſich zu laſſen. Dort, dort drüben liegen unſere Eltern, komm mit, komm mit auf ihr Grab, und ſage das dort noch einmal, wenn du kannſt. Weißt, wer der Nichtsnutzigſte iſt? Wer ſich verderben läßt. Gieb die Axt her, du biſt nicht werth, da die Hand zu haben, wo der Vater ſeine Hand gehabt hat, wenn du das nicht gleich mit Stumpf und Stiel aus der Seele reißeſt! Die Axt gieb her! Die ſoll kein Menſch haben, der von Stehlen und Morden ſpricht. Die Axt gieb her! Oder ich weiß nicht, was ich thue.“

Kleinlaut ſagte Dami: „Es iſt nur ſo ein Gedanke geweſen. Glaub' mir, ich hab's nicht gewollt, ich kann ja das auch nicht; aber weil ſie mich immer ſo den Kegelbuben heißen, da hab' ich gemeint, ich müſſe auch einmal wettern und dreinfluchen und dreinhauen. Aber du haſt Recht. Sieh, wenn du willſt, gehe ich noch heut Nacht hin zum Scheckennarren und ſage ihm, daß ich keinen böſen Gedanken im Herzen gegen ihn hab'.“

„Das brauchſt du nicht, das iſt zu viel; aber weil du ſo Einſicht annimmſt, will ich dir helfen, was ich kann.“

„Das Beſte wäre, du gingſt mit.“

„Nein, das kann ich nicht, ich weiß nicht warum, aber ich kann nicht. Aber das habe ich nicht verſchworen: wenn du mir ſchreibſt, daß dir's beim Ohm gut geht, da komme ich nach. So in den Nebel hinein, wo man nichts weiß... ich ändere nicht gern, und ich hab's ja eigentlich gut hier. Aber jetzt laß uns überlegen, wie du fort kommſt.“

Es iſt eine Eigenheit vieler Auswandernden und giebt Zeugniß von einer finſtern Seite der Menſchennatur überhaupt und unſerer vaterländiſchen Zuſtände insbeſondere, daß die lebendig Scheidenden gern noch vor ihrem Abgange ungeſtraft Rache nehmen, und bei Vielen iſt es das Erſte, was ſie in der neuen Welt thun, daß ſie nach der alten Welt an die Gerichte ſchreiben und allerlei Angebereien über geheimgebliebene Verbrechen machen.

Es waren ſchreckliche Beiſpiele dieſer Art in der Gegend vorgekommen, und Barfüßele flammte darum doppelt im Zorn auf, weil auch ihr Bruder ſich zu den aus dem Verſtecke Schießenden hatte geſellen wollen. Darum war ſie jetzt doppelt freudig, als ſie den böſen Willen Dami's beſiegt hatte; denn tiefer als alle Wohlthat erquickt das innere Gefühl, einen Andern von Laſter und Irrweg zurückgeführt zu haben.

Mit der ganzen ſichern Klarheit ihres Weſens erwog ſie nun alle Umſtände. Die Frau des Ohms hatte an ihre Schweſter geſchrieben, daß es ihnen wohl gehe, und ſo wußte man den Aufenthaltsort des Ohms.

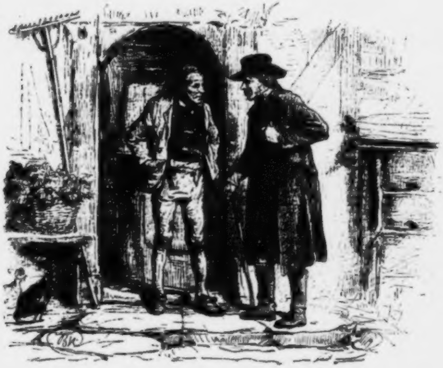
Die Erſparniſſe Dami's waren ſehr gering, und auch die Barfüßeles reichten nicht voll aus. Dami ſprach davon, daß ihm die Gemeinde eine namhafte Beiſteuer geben müſſe; die Schweſter wollte nichts davon wiſſen, und ſie ſagte: „Das ſoll das letzte ſein, wenn alles Andere fehlgeſchlagen hat.“ Sie erklärte nicht, was ſie noch ſonſt verſuchen könne. Ihr erſter Gedanke war allerdings, ſich an die Landfriedbäuerin in Zusmarshofen zu wenden; aber ſie wußte, wie ſolch ein Bettelbrief einer reichen Bäuerin erſcheinen müſſe, die vielleicht auch nicht einmal baar Geld habe; dann dachte ſie an den Rodelbauer, der ihr verſprochen hatte, ſie in ſein Teſtament zu ſetzen, er ſollte ihr jetzt das Zugedachte geben, und wenn es auch weniger ſei. Dann fiel ihr wieder ein, daß man vielleicht den Scheckennarren, dem es jetzt wieder überaus wohl ergieng, zu einer Beiſteuer bewegen könne.

Sie ſagte von alledem dem Dami nichts, aber wie ſie ſein Gewand muſterte, wie ſie mit vieler Mühe der ſchwarzen Marann' von ihrer aufgeſpeicherten Leinwand ein Stück auf Borg abkaufte, alsbald zuſchnitt und in der Nacht vernähte, alle dieſe geſetzten, feſten Vorbereitungen machten Dami faſt zittern. Er hatte freilich gethan, als ob der Auswanderungsplan bei ihm unerſchütterlich feſt ſei, und doch kam er ſich jetzt wie gebunden, wie gezwungen vor, als ob er durch den feſten Willen der Schweſter zur Ausführung gedrängt würde. Ja, die Schweſter erſchien ihm faſt hartherzig, als ob ſie ihn fortdränge, ihn los ſein wolle. Er wagte jedoch nicht, dies deutlich zu ſagen, er wußte nur allerlei Quengeleien vorzubringen, und Barfüßele deutete dieſe als das verdeckte Wehe des Abſchieds, das kleine Hinderniſſe gern als die Nöthigung davon abzulaſſen annimmt, um nur ſich wieder abbringen zu laſſen. Sie machte ſich nun vor Allem an den alten Rodelbauer und verlangte geradezu, daß er ihr das Erbſtück, welches er ſchon lange verſprochen, jetzt gebe.

Der alte Rodelbauer ſagte: „Was preſſirſt du ſo? Kannſt nicht warten? Was haſt?“

„Nichts hab' ich und kann nicht warten.“

Sie erzählte, daß ſie ihren Bruder ausſteuern wolle, der nach Amerika auswandere. Das war ein glücklicher Griff für den alten Rodelbauer; er konnte ſeine Zähigkeit noch als Gutmüthigkeit, als weiſe Fürſorge hinſtellen; er bedeutete Barfüßele, daß er ihr jetzt keinen rothen Heller gebe, er wolle nicht ſchuld ſein, daß ſie ſich ganz ausziehe für ihren Bruder.



Nun bat Barfüßele, daß er der Fürſprech ſei beim Scheckennarren; dazu ließ er ſich endlich herbei, und that groß damit, daß er ſich zum Betteln hergebe bei einem fremden Mann für einen fremden Menſchen; aber er verſchob die Ausführung von Tag zu Tag, und als Barfüßele nicht abließ, machte er ſich endlich auf den Weg. Er kam, wie vorauszuſehen war, mit leerer Hand zurück, denn des Scheckennarren erſte Frage war natürlich: was denn der Rodelbauer gebe, und als dieſer geradezu ſagte, daß er ſich vor der Hand zu nichts verſtehe, war das der gewieſene Weg, und der Scheckennarr blieb auch auf demſelben.

Als Barfüßele der ſchwarzen Marann' ihren Kummer über dieſe Hartherzigkeit klagte, traf die Alte die Spitze der Empfindung, indem ſie ſagte: „Ja, ſo ſind die Menſchen! Wenn morgen Einer ins Waſſer ſpringt, und man zieht ihn todt heraus, da ſagt ein Jedes: hätt' er mir nur geſagt, was ihm fehlt, ich hätt's ihm ja gern gegeben und in Allem geholfen. Was gäb' ich nicht drum, wenn ich ihn wieder ins Leben bringen könnte! — Aber ihn beim Leben erhalten, dazu wollte ſich keine Hand aufthun.“

Und ſeltſam, eben dadurch, daß Barfüßele die ganze Schwere der Dinge ſich immer voll auf that, lernte ſie ſie leicht ertragen. „Drum muß man ſich nur auf ſich ſelbſt verlaſſen,“ war ihr innerer Wahlſpruch, und ſtatt ſich niederdrücken zu laſſen von Hinderniſſen, wurde ſie dadurch immer nur ſchnellkräftiger. Sie raffte zuſammen und machte zu Gelde, was ſich nur thun ließ, und der reiche Anhenker, den ſie einſt von der Landfriedbäuerin erhalten, wanderte zur Wittwe des alten Heiligenpflegers, die ſich in ihrem Wittwenſtande an einem ergiebigen Wucher auf Fauſtpfänder erfreute. Auch der Dukaten, den ſie einſt dem Oberbaurath auf dem Kirchhofe nachgeworfen hatte, wurde jetzt wieder gefordert, und ſeltſamer Weiſe erbot ſich jetzt der Rodelbauer, beim Gemeinderath, in dem er ſaß, eine namhafte Unterſtützung für den auswandernden Dami zu erwirken. Mit öffentlichen Geldern war er gern großmüthig und tugendhaft.

Dennoch erſchrak Barfüßele, als er ihr nach wenigen Tagen verkündete, es ſei beim Gemeinderath Alles bewilligt, aber nur auf die Bedingung hin, daß Dami jedes Heimathsrecht im Dorfe aufgebe. Das hatte ſich von ſelbſt verſtanden, man hatte gar nicht anders gedacht; aber jetzt, da es eine Bedingung war, erſchien es als ein Schreckbild: nirgends mehr daheim zu ſein. Dem Dami ſagte Barfüßele nichts von dieſen ihren Gedanken, und Dami ſchien wiederum froh und wohlgemuth. Beſonders die ſchwarze Marann' redete ihm viel zu, denn ſie hätte gern das ganze Dorf in die Fremde geſchickt, um endlich Kunde von ihrem Johannes zu bekommen, und jetzt glaubte ſie ſteif und feſt, daß ihr Johannes über dem Meer ſei. Der Krappenzacher hatte ihr geſagt: das Meer, die ſalzige Fluth, verhindere die Thränen, die man um Einen weinen wolle, der am andern Ufer ſei.

Barfüßele erhielt von ihrer Dienſtherrſchaft die Erlaubniß, den Bruder zu begleiten, als er ſeinen Ueberfahrtsvertrag mit dem Agenten in der Stadt abſchließen wollte. Wie erſtaunten ſie aber, als ſie hier hörten, daß dies bereits geſchehen ſei. Der Gemeinderath hatte es ſchon bewerkſtelligt, und Dami genoß des Armenrechtes und der entſprechenden Verpflichtungen. Er mußte vom Schiff aus, bevor daſſelbe ins weite Meer ſegelte, eine Beſcheinigung ſeiner Abfahrt unterzeichnen, und erſt dann wurde das Geld ausgezahlt.

Die Geſchwiſter kehrten traurig heim ins Dorf, ſchweigend gingen ſie dahin. Dami war von ſeiner Verdroſſenheit überfallen, daß nun Etwas geſchehen müſſe, weil er's einmal geſagt, und Barfüßele empfand ein tiefes Wehe, daß doch ihr Bruder eigentlich wie auf dem Schub fortgeſchafft würde. An der Gemarkung ſagte Dami laut zu dem Stock, worauf der Ortsname und Amtsbezirk ſtand:

„Du da! Ich bin nicht mehr bei dir daheim, und alle Menſchen da drin, die ſind mir jetzt grad ſo viel wie du.“

Barfüßele weinte, aber ſie nahm ſich vor, daß dies das letzte Mal ſein ſolle bis zur Abreiſe Dami's und auch bei dieſer ſelbſt. Sie hielt Wort.

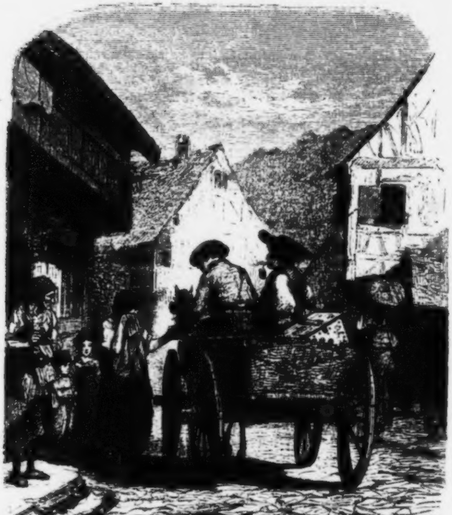
Die Leute im Dorfe ſagten: das Barfüßele müſſe kein Herz im Leibe haben, denn es waren ihr nicht die Augen naß geworden, als ihr Bruder ſchied, und die Leute wollen gerne ſelbſt die Thränen ſehen. Was gehen ſie die heimlich geweinten an? Barfüßele aber hielt ſich wach und ſtraff.

Nur in den letzten Tagen vor der Abreiſe Dami's verſäumte ſie zum erſten Mal ihre Pflicht, denn ſie vernachläſſigte ihre Arbeit und war immer beim Dami; ſie ließ ſich von der Roſel darüber ausſchelten und ſagte nur: „Du haſt Recht.“ Sie lief aber doch ihrem Bruder überall nach, ſie wollte keine Minute verlieren, ſo lange er noch da war, ſie meinte, ſie könne ihm in jedem Augenblick noch etwas Beſonderes erweiſen, noch etwas Beſonderes ſagen für Lebenlang, und quälte ſich wieder, daß ſie ganz gewöhnliche Sachen ſprach, ja, daß ſie ſogar manchmal mit ihm ſtritt.

O dieſe Abſchiedsſtunden! Wie preſſen ſie das Herz, wie preßt ſich alle Vergangenheit und Zukunft in einen Augenblick zuſammen, und man weiß nirgends anzufaſſen und nur ein Blick, eine Berührung muß Alles ſagen!

Amrei gewann indeß doch noch Worte. Als ſie ihrem Bruder das Leinenzeug vorzählte, ſagte ſie: „Das ſind gute ſaubere Hemden, halt' dich gut und ſauber drin.“ Und als ſie Alles in den großen Sack packte, auf dem noch der Name des Vaters ſtand, ſagte ſie: „Bring' den wieder mit, voll lauter Gimgold. Wirſt ſehen, wie gern du dann hier wieder die Bürger-Annahme bekommſt, und des Rodelbauern Roſel, wenn ſie bis dahin noch ledig iſt, ſpringt dir über ſieben Häuſer nach.“ Und als ſie die Axt des Vaters in die große Kiſte legte, ſagte ſie: „O wie glatt iſt der Stiel! Wie oft iſt er durch des Vaters Hand gegangen und ich mein', ich ſpür' noch ſeine Hand da drauf. So, jetzt hab' ich das Wahrzeichen: Sack und Axt! Arbeiten und Einſammeln, das iſt das Beſte und da bleibt man luſtig und geſund und glücklich. Behüt' dich Gott! und ſag' auch recht oft vor dich hin: Sack und Axt. Ich will's auch oft thun und das ſoll unſer Gedenken ſein, unſer Zuruf, wenn wir weit, weit von einander ſind, bis du mir ſchreibſt oder mich holſt oder wie du's kannſt, wie's eben Gott will. Sack und Axt! da drin ſteckt Alles. Da kann man Alles hineinthun, alle Gedanken und Alles, was man erworben hat.“

Und als Dami auf dem Wagen ſaß und ſie ihm zum letzten Mal die Hand reichte, die ſie lange nicht laſſen wollte, bis er endlich davon fuhr, da rief ſie ihm noch mit heller Stimme nach: „Sack und Axt! Vergiß das nicht.“ Er ſchaute zurück und winkte, und verſchwunden war er.



Ein ungebetener Gaſt.

Gelobt ſei Amerika! rief der Nachtwächter zum Ergötzen Aller mehrere Nächte beim Stundenanrufen aus, ſtatt des üblichen Dankſpruches gegen Gott. Der Krappenzacher, der, weil er ſelber nichts galt, gern bei den „rechten“ Leuten auf die Armen ſchimpfte, ſagte beim Ausgang aus der Kirche am Sonntag und Nachmittags auf der langen Bank vor dem Auerhahn: „Der Columbus iſt ein wahrer Heiland geweſen. Von was kann der einen nicht alles erlöſen! Ja, das Amerika iſt der Saukübel von der alten Welt, da ſchüttet man hinein, was man in der Küche nicht mehr brauchen kann: Kraut und Rüben und Alles durcheinander, und für die, wo im Schloß hinterm Haus wohnen und Franzöſiſch verſtehen oui! oui! iſt es noch gutes Freſſen.“

Bei der Armuth an Geſprächſtoffen war natürlich der ausgewanderte Dami geraume Zeit der Gegenſtand der Unterhaltung, und wer zum Gemeinderath gehörte, pries ſeine Weisheit, daß er ſich von einem Menſchen befreit habe, der gewiß einmal der Gemeinde zur Laſt gefallen wäre. Denn wer in allerlei Gewerben herumkutſchirt, fährt ins Elend.

Natürlich gab es viele gutmüthige Menſchen, die Barfüßele Alles berichteten, was man über ihren Bruder ſagte und wie man über ihn ſpottete. Aber Barfüßele lachte darüber, und als von Bremen aus ein ſchöner Brief von Dami kam — man hätte gar nicht geglaubt, daß er Alles ſo ordentlich ſetzen kann — da triumphirte ſie vor den Augen der Menſchen und las den Brief mehrmals vor. Innerlich aber war ſie traurig, einen ſolchen

Bruder wol auf ewig verloren zu haben. Sie machte ſich Vorwürfe, daß ſie ihn nicht genug habe aufkommen laſſen, daß ſie ihn nicht genug vorn hin geſtellt habe; denn das zeigte ſich jetzt, welch ein geweckter Burſch der Dami war, und dabei ſo gut. Er, der von Allen im Dorfe hatte Abſchied nehmen wollen, wie von dem Stock an der Gemarkung, füllte jetzt faſt eine ganze Seite mit lauter Grüßen an Einzelne, und Jeder hieß der „Liebe“, der „Gute“ oder der „Brave“, und Barfüßele erntete vieles Lob überall, wo ſie die Grüße ausrichtete und dabei immer genau zeigte: „Seht, da ſteht's!“

Barfüßele war eine Zeitlang ſtill und in ſich gekehrt, es ſchien ſie zu gereuen, daß ſie den Bruder fortgelaſſen oder nicht mit ihm gegangen war. Sonſt hörte man ſie in Stall und Scheune, in Küche und Kammer und beim Ausgang, mit der Senſe über der Schulter und dem Grastuch unterm Arm, immer ſingen; jetzt war ſie ſtill. Sie ſchien das gewaltſam zurückzuhalten. Aber es gab ein gutes Mittel, die Lieder wieder hinaustönen zu laſſen. Am Abend ſchläferte ſie die Kinder des Rodelbauern ein und dabei ſang ſie unaufhörlich, wenn die Kinder auch ſchon lange ſchliefen. Dann eilte ſie noch zur ſchwarzen Marann' und verſorgte ſie mit Holz und Waſſer und Allem, was ſie bedurfte.

An Sonntag-Nachmittagen, wenn Alles ſich vergnügte, ſtand Barfüßele oft ſtill und unbewegt an der Thürpfoſte ihres Hauſes und ſchaute hinein in die Welt und den Himmel und ſah, wie die Vögel flogen, und träumte ſo vor ſich hin, bald hinaus ins Weite, wo der Dami jetzt ſei und wie es ihm ergehe, und dann konnte ſie wieder unverwandten Blickes lange Zeit einen umgelegten Pflug betrachten und einem Huhn, das ſich in den Sand eingrub, zuſchauen. Wenn ein Fuhrwerk durchs Dorf fuhr, ſchaute ſie auf und ſagte faſt laut: „Die fahren zu Jemand! Auf allen Straßen der Welt geht kein Menſch zu mir, denkt kein Menſch zu mir; und gehör' ich denn nicht auch her?“ Und dann war's ihr immer, als erwarte ſie Etwas, ihr Herz pochte ſchneller wie einem Ankommenden. Und unwillkürlich tönte es von ihren Lippen:

Alle Wäſſerlein auf Erden
Die haben ihren Lauf;
Kein Menſch iſt ja auf Erden,
Der mir mein Herz macht auf.

„Ich wollte, ich wäre ſo alt wie Ihr,“ ſagte ſie einmal, als ſie aus ſolchen Träumen heraus bei der ſchwarzen Marann' ankam.

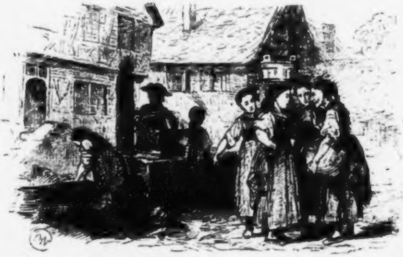
„Sei froh, daß der Wunſch kein Wahr iſt,“ erwiderte die ſchwarze Marann'. „Wie ich ſo alt war wie du, da war ich luſtig und hab' drunten in der Gipsmühle 132 Pfund gewogen.“

„Ihr ſeid doch einmal wie das andermal, und ich bin gar nicht gleich.“

„Wenn man gleich ſein will, muß man ſich die Naſe abſchneiden, da iſt man im ganzen Geſicht gleich. Du Närrle, gräm' dir deine jungen Jahre nicht ab, es giebt ſie dir Keiner wieder heraus. Die alten kommen ſchon von ſelber.“

Es gelang der ſchwarzen Marann' leicht, Barfüßele zu tröſten. Nur wenn ſie allein war, lag noch ein ſeltſames Bangen auf ihr. Was ſoll das werden?

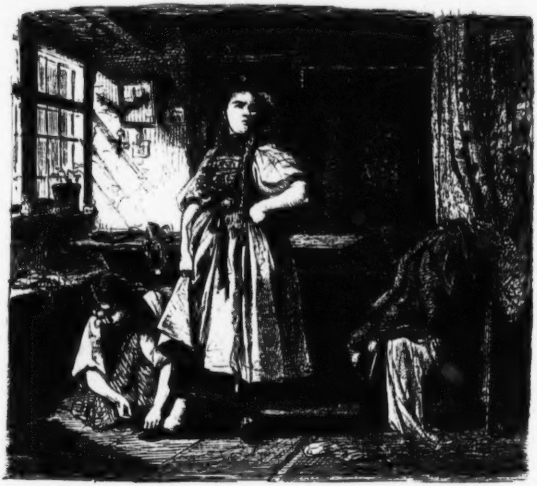
Ein wunderliches Rumoren ging durch das Dorf. Man ſprach ſeit vielen Tagen davon, daß es in Endringen eine Nachhochzeit gebe, wie ſeit Menſchengedenken keine in der Gegend geweſen ſei. Die älteſte Tochter des Dominik und des Ameile — die wir noch vom Lehnhold her kennen — heirathete einen reichen Holzhändler im Murgthal und man ſagte, das gäbe eine Luſtbarkeit, wie man ſie noch nie erfahren.



Der Tag rückte immer näher heran. Wo ſich zwei Mädchen begegnen, ziehen ſie ſich hinter eine Hecke, in einen Hausflur, und können gar kein Ende finden und behaupten doch ſtets, daß ſie gewaltig Eile hätten. Man ſagt, es käme Alles aus dem Oberlande und aus dem ganzen Murgthal und dreißig Stunden Wegs her, denn das ſei eine große Familie. Am Rathhausbrunnen, da war erſt das rechte Leben, da wollte kein Mädchen ein neues Kleidungsſtück haben, um ſich andern Tages umſomehr an der Ueberraſchung und dem Staunen zu erfreuen. Vor lauter Fragen und Hin- und Herreden vergaß man das Waſſerſchöpfen, und Barfüßele, die am ſpäteſten gekommen war, gieng am früheſten mit vollem Kübel wieder heim. Was ging ſie der Tanz an! Und doch war's ihr immer, als hörte ſie überall Muſik.

Am andern Tage hatte Barfüßele viel im Hauſe hin und her zu rennen, denn ſie ſollte die Roſel aufputzen. Sie erhielt manchen heimlichen Knuff beim Zöpfen, aber ſie ertrug es ſtill.

Die Roſel hatte ein gewaltiges Haar und das ſollte auch gewaltig prangen. Sie wollte heute etwas Neues damit probiren. Sie wollte einen Maria-Thereſienzopf haben, wie man hier zu Lande ein kunſtreiches Geflechte aus vierzehn Strängen nennt; das ſollte als neu Aufſehen erregen. Es gelang Barfüßele, das ſchwere Kunſtwerk zu Stande zu bringen, aber kaum war es fertig, als die Roſel es im Unmuth wieder aufriß und ſie ſah wild aus, wie ihr die Stränge über den ganzen Kopf und über das Geſicht hiengen, dabei war ſie aber doch ſchön und ſtattlich und gewaltig im Umfang, und ihr ganzes Gebahren ſprach es aus: minder als vier Roſſe können nicht in dem Hauſe ſein, in das ich einmal heirathe! Und in der That warben viele Hofſöhne um ſie, aber ſie ſchien noch keine Luſt zu haben, ſich für irgend einen zu beſtimmen. Sie blieb nun bei den landesüblichen zwei Zöpfen, die den Rücken hinabhingen, mit eingeflochtenen rothen Bändern, die faſt bis an den Boden hinabreichten. Sie ſtand fertig geſchmückt da und nun verlangte ſie einen



Blumenſtrauß. Sie ſelbſt hatte die ihr zugehörigen Blumen verwildern laſſen, und trotz aller Einſprache mußte Barfüßele doch endlich nachgeben und ihre ſchöngehegten Blumen vor dem Fenſter faſt aller Blüthen berauben. Auch das kleine Rosmarinſtöckchen verlangte Roſel zu haben, aber Barfüßele wollte ſich eher zerreißen laſſen, ehe ſie das hergab, und die Roſel ſpottete und lachte, ſchimpfte und ſchalt über die einfältige Ganshirtin, die ſo eigenwillig thue und die man doch um Gotteswillen im Hauſe habe. Barfüßele antwortete nicht und ſie ſah Roſel nur an mit einem Blick, vor dem Roſel die Augen niederſchlug.

Jetzt hatte ſich eine rothe Wollroſe auf dem linken Schuh verſchoben und Barfüßele war eben niedergekniet, um ſie behutſam feſtzunähen, da ſagte die Roſel halb in Reue über ihr Benehmen, halb doch noch im Spott:

„Barfüßele, heut' thu' ich's nicht anders, heut' mußt du mit zum Tanz.“

„Spotte nicht ſo, was willſt du denn von mir?“

„Ich ſpotte nicht,“ betheuerte die Roſel noch halb neckiſch; „du ſollteſt auch einmal tanzen, biſt ja auch ein junges Mädle, und es wird auch deinesgleichen auf dem Tanz ſein; unſer Roßbub geht ja auch, und es kann auch ein Bauernſohn mit dir tanzen, ich will ſchon einen überzähligen ſchicken.“

„Laß mich in Frieden oder ich ſteche dich,“ mahnte Barfüßele am Boden, zitternd vor Freude und Trauer.

„Die Schwägerin hat Recht,“ nahm die junge Bäuerin, die bis jetzt zu Allem geſchwiegen hatte, nun das Wort, „und ich gebe dir kein gutes Wort mehr, wenn du heute nicht mit zum Tanz gehſt. Komm, da ſetz' dich hin, ich will dich auch einmal bedienen.“

Und einmal über das andere übergoß Barfüßele eine Flammenröthe, wie ſie ſo da ſaß und ihre Meiſterin ſie bediente, und als ſie ihr die Haare aus dem Geſichte that und ſie alle nach hinten wendete, wollte Barfüßele faſt vom Stuhle ſinken, da die Bäuerin ſagte: „Ich zöpf' dich, wie die Allgäuerinnen gehen. Das wird dich ganz gut herausputzen, und du ſiehſt auch ſo aus wie eine Allgäuerin; ſo unterſetzt und ſo braun und ſo kugelig; du ſiehſt aus wie die Tochter von der Landfriedbäuerin in Zusmarshofen.“

„Wie die? warum wie die?“ fragte Barfüßele und zitterte am ganzen Leibe. Was war's, warum ſie jetzt gerade an die Bäuerin erinnert wurde, die ihr von Kind auf im Sinne lag und die ihr damals erſchienen war wie eine wohlthätige Fee aus dem Märchen? Aber ſie hatte keinen Ring, den ſie drehen konnte, damit ſie erſcheinen müſſe; nur innerlich konnte ſie ſie herbannen, und das geſchah oft faſt unwillkürlich.

„Halt' dich ruhig, ſonſt rupf' ich dich,“ befahl die Bäuerin, und Barfüßele hielt ſtill und athmete kaum. Und wie ihr die Haare ſo mitten durch getheilt wurden, und wie ſie ſo da ſaß, die Hände zuſammengepreßt, und alles mit ſich machen laſſen mußte, und die hochſchwangere Frau ſie bald warm anhauchte, bald an ihr herumboſſelte, da kam ſie ſich vor, als würde ſie plötzlich verzaubert, und ſie redete kein Wort, als dürfe ſie den Zauber nicht verſcheuchen, und ſenkte demüthig den Blick.

„Ich wollt', ich könnte dich zu deiner Hochzeit ſo einkleiden!" ſagte die Bäuerin, die heute von lauter Güte überfloß. „Ich möchte dir einen rechtſchaffenen Hof gönnen und es wäre Keiner mit dir angeführt; aber heutigen Tages geſchieht das nicht mehr. Da ſpringt das Geld nach dem Geld. Nun ſei du nur zufrieden. So lang mir ein Auge offen ſteht, ſoll dir bei mir nichts fehlen, und wenn ich ſterbe — ich weiß nicht, es iſt mir dießmal ſo bang um die ſchwere Stunde — gelt, du verläß'ſt meine Kinder nicht und vertrittſt an ihnen Mutterſtelle?"

„O Gott im Himmel, wie könnt Ihr nur ſo etwas denken!" rief Barfüßele, und Thränen rannen ihr aus den Augen. „Das iſt eine Sünde, und man kann auch ſündigen, daß man Gedanken über ſich kommen läßt, die nicht recht ſind."

„Ja, ja, du haſt Recht," ſagte die Bäuerin, „aber wart' noch, ſitz' noch ſtill, ich will dir meinen Anhenker holen und den will ich dir um den Hals thun."

„Nein, um Gotteswillen nicht; ich trage nichts, was nicht mein iſt. Ich thät' mich in den Boden hinein ſchämen vor mir ſelber."

„Ja, aber ſo kannſt du nicht gehen. Oder haſt du vielleicht noch ſelber Etwas?"

Barfüßele erzählte, daß ſie allerdings einen Anhenker habe, den ſie als Kind von der Landfriedbäuerin erhalten, der aber wegen Dami's Auswanderung verpfändet ſei bei der Wittwe des Heiligenpflegers.

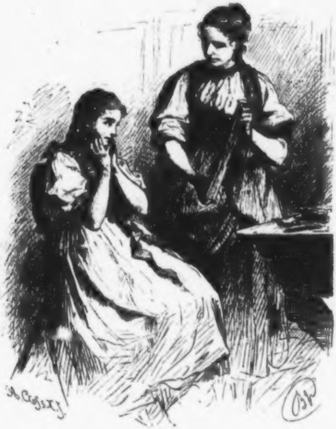
Barfüßele mußte nun ſtillſitzen und verſprechen, ſich nicht im Spiegel zu ſehen, bis die Bäuerin wieder käme, die nun forteilte, um das Kleinod zu holen und ſelber für das Darlehen zu bürgen.

Welche Schauer floſſen nun durch die Seele Barfüßeles, wie ſie nun ſo da ſaß, ſie, die allzeit Dienende, nun bedient, und in der That faſt wie verzaubert. Sie fürchtete ſich faſt vor dem Tanze, ſie war jetzt ſo gut und ſo freundlich behandelt — wer weiß wie ſie herumgeſtoßen wird, und Keiner ſieht nach ihr um, und all ihr äußerer Schmuck und ihre innere Luſt iſt vergebens! „Nein!" ſagte ſie vor ſich hin, „und wenn ich weiter nichts habe, als daß ich mich gefreut habe; das iſt nun genug; und wenn ich mich gleich wiederum ausziehen und daheim bleiben müßte, ich wäre ſchon glückſelig."

Die Bäuerin kam mit dem Schmucke, und das Lob des Schmuckes und Schimpfen auf die Heiligenpflegerin, die einem armen Mädchen ſolche Blutzinſen abnehme, gieng ſeltſam durcheinander. Sie verſprach, noch heute das Darlehen zu bezahlen und es Barfüßele allmälig am Lohne abzuziehen.

Jetzt endlich durfte ſich Barfüßele betrachten. Die Frau hielt ihr ſelber den Spiegel vor, und aus den Mienen Beider glänzte es und ſprach es wie ein jauchzender Wechſelgeſang der Freude.

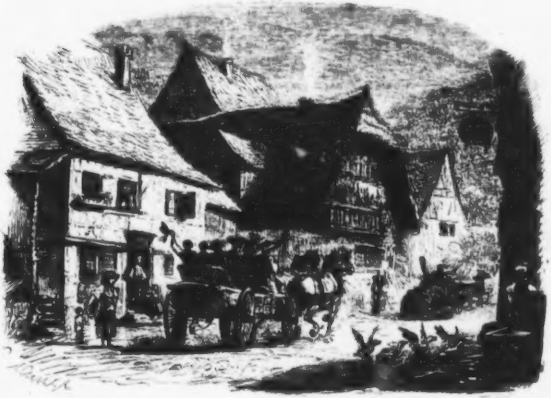
„Ich kenn' mich gar nicht! ich kenn' mich gar nicht!" ſagte Barfüßele immer und betaſtete ſich auf und nieder mit beiden Händen im Geſicht. „Ach Gott, wenn nur mein' Mutter mich ſo ſehen könnte! Aber ſie wird Euch gewiß vom Himmel herab ſegnen, daß Ihr ſo gut zu mir ſeid, und ſie wird Euch beiſtehen in der ſchweren Stunde; brauchet nichts zu fürchten."



„Jetzt mach' aber ein ander Geſicht," ſagte die Bäuerin, „nicht ſo ein Gotteserbarm; aber es wird ſchon kommen, wenn du die Muſik hörſt."

„Ich mein', ich höre ſie ſchon," ſagte Barfüßele. „Ja, horchet, da iſt ſie." In der That fuhr eben ein großer Leiterwagen mit grünen Reiſern beſteckt durch das Dorf und darauf ſaß die ganze Muſik, und der Krappenzacher ſtand mitten zwiſchen den Muſikanten und blies die Trompete, daß es ſchmetterte.

Nun war kein Halt mehr im Dorfe, Alles machte ſich eilig davon. Die Bernerwägelein, einſpännig und zweiſpännig, aus dem Dorfe ſelber und aus den benachbarten, die hier durch mußten, jagten faſt einander wie im Wettrennen. Roſel ſtieg zu ihrem Bruder auf den Vorderſitz, und Barfüßele ſaß hinten im Korbe. Es ſchaute immer vor ſich nieder, ſo lange man durch das Dorf fuhr, ſo ſchämte es ſich. Nur beim Elternhauſe wagte es aufzublicken: die ſchwarze Marann' grüßte heraus, der rothe Gockelhahn krähte auf der Holzbeige und der Vogelbeerbaum nickte: „Glück auf den Weg!“



Jetzt fuhr man durch das Thal, wo der Manz die Steine klopfte, jetzt über den Holderwaſen, wo eine alte Frau die Gänſe hütete. Barfüßele nickte ihr freundlich. Ach Gott, wie komm' denn ich dazu, daß ich hier ſo ſtolz und geſchmückt vorbeifahre, und iſt's denn nicht eine gute Stunde bis Endringen und man meint doch, man wäre kaum eingeſeſſen, und jetzt heißt's ſchon: abſteigen! und die Roſel iſt ſchon begrüßt und umſtanden von allerlei Gefreundeten und: „Iſt das eine Schweſter deiner Schwägerin, die du da bei dir haſt?“ heißt es vielfach.

„Nein, es iſt nur unſere Magd,“ antwortete Roſel. Mehrere Bettler aus Haldenbrunn, die hier waren, betrachteten Barfüßele ſtaunend, ſie kannten ſie offenbar nicht, und erſt als ſie ſie lange angeſehen hatten, riefen ſie: „Ei, das iſt ja das Barfüßele.“

„Das iſt nur unſere Magd.“ Dieſes Wörtchen „nur“ war Barfüßele tief ins Herz gedrungen, aber ſie faßte ſich ſchnell und lächelte, denn in ihr ſprach es: „Laß dir nicht von einem Wörtchen deine Freude verderben. Wenn du das anfängſt, da trittſt du überall auf Dornen.“

Die Roſel nahm Barfüßele bei Seite und ſagte:

„Geh' du nur einſtweilen auf den Tanzboden, oder anderswohin, wenn du ſonſt Bekannte im Ort haſt. Bei der Muſik ſehe ich dich hernach ſchon wieder.“

Ja, da ſtand Barfüßele wie verlaſſen, und ſie kam ſich vor, als hätte ſie ihre Kleider geſtohlen und gehöre gar nicht daher, ſie war ein Eindringling. „Wie kommſt du dazu, daß du zu ſo einer Hochzeit gehſt?“ fragte ſie ſich und wäre am liebſten wieder heimgekehrt. Sie ging durch das Dorf aus und ein, dort an dem ſchönen Hauſe vorbei, das für den Broſi erbaut worden war, und worin auch heute viel Leben ſich zeigte, denn die Oberbauräthin hielt mit ihren Söhnen und Töchtern hier ihre Sommerfriſche. Barfüßele ging wieder das Dorf hinein und ſchaute ſich nicht um, und doch wünſchte ſie, daß Jemand ſie anrufe, damit ſie ſich zu ihm geſelle.

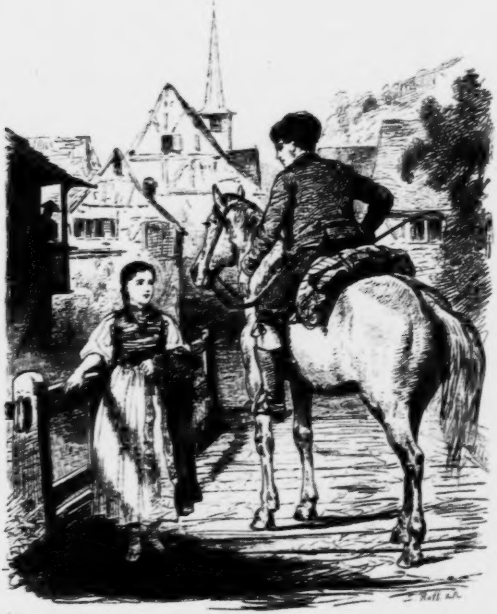
Am Ende des Dorfes begegnete ihr ein ſchmucker Reiter auf einem Schimmel, der das Dorf hereinritt. Er trug eine fremde Bauerntracht und ſah ſtolz drein; jetzt hielt er an, ſtemmte die Rechte mit der Reitgerte in die Seite, mit der Linken klatſchte er den Hals ſeines Pferdes und ſagte: „Guten Morgen, ſchönes Jungferle! Schon müde vom Tanz?“

„Für unnöthige Fragen bin ich ſchon müde,“ lautete die Antwort.

Der Reiter ritt davon, und Barfüßele ſaß lange Zeit hinter einer Haſelhecke und mußte Allerlei in ſich hineindenken, und ihre Wangen glühten von einer Röthe, die der Zorn über ſich ſelbſt, über die ſpitze Antwort auf eine harmloſe Frage, die Betroffenheit und ein unbegreifliches inneres Wogen anfachte, und unwillkürlich drängte ſich ihr das Lied auf die Lippen:

„Es waren zwei Liebchen im Allgäu,
Die hatten einander ſo lieb ...“

So zu Jubel geſpannt hatte ſie den Tag begonnen, und jetzt wünſchte ſie ſich den Tod. „Hier hinter der Hecke einſchlafen und nicht mehr ſein, o wie herrlich wäre das! Du ſollſt keine Freude haben, warum noch ſo lange herumlaufen? Wie zirpen die Heimchen im Graſe, und ein warmer Dampf ſteigt auf von der Erde, und eine Grasmücke zwitſchert immer fort und es iſt, als ob ſie mit ihrer Stimme immer in ſich hineinlange und friſche noch innigere Töne heraushole und ſich gar nicht genug thun könne, das ſo recht von ganzem Herzen zu ſagen, was ſie zu ſagen hat, und droben ſingen die Lerchen und jeder Vogel ſingt für ſich und Keiner hört auf den Andern und Keiner ſtimmt dem Andern bei, und doch iſt Alles ...“



Noch nie in ihrem Leben war Amrei am hellen Tage und nun gar des Morgens eingeſchlafen; und jetzt, ſie hatte ihr Kopftuch über die Augen gezogen, und jetzt küßte der Sonnenſtrahl ihre geſchloſſenen Lippen, die im Schlafe noch immer wie trotzig gepreßt waren, und die Röthe auf ihrem Kinn färbte ſich röther. Sie ſchlief wohl eine Stunde, da wachte ſie zuckend plötzlich auf. Der Reiter auf dem Schimmel war auf ſie zugeritten, und jetzt eben hob das Pferd ſeine beiden Vorderfüße, um ſie auf ihre Bruſt zu ſtellen. Es war nur ein Traum geweſen, und Amrei ſchaute ſich um, als wäre ſie plötzlich vom Himmel gefallen; ſie ſah ſtaunend, wo ſie war, betrachtete verwundert ſich ſelbſt; aber Muſikklang aus dem Dorfe weckte ſchnell Alles, und ſie gieng neu gekräftigt ins Dorf zurück, wo bereits Alles noch lebendiger geworden war. Sie ſpürte es, ſie hatte ſich ausgeruht von dem Allerlei, was heute ſchon mit ihr vorgegangen war. Jetzt ſollten ſie nur kommen die Tänzer! Sie wollte tanzen bis zum andern Morgen und nicht ausruhen und nicht müde werden.

Die friſche Röthe eines Kinderſchlafes lag auf ihrem Angeſichte und Alles ſah ſie ſtaunend an. Sie gieng nach dem Tanzboden; da tönte Muſik, aber in den leeren Raum, es waren keine Tänzer da. Nur die Mädchen, die heute zur Bedienung der Gäſte gedungen waren, tanzten miteinander herum. Der Krappenzacher betrachtete Barfüßele lange und ſchüttelte den Kopf. Er ſchien ſie offenbar nicht zu kennen. Amrei drückte ſich an den Wänden hin und wieder hinaus. Sie begegnete Dominik, dem Furchenbauer, der heut' in voller Freude ſtrahlte.

„Mit Verlaub,“ ſagte er, „gehört die Jungfer zu den Hochzeitsgäſten?“

„Nein, ich bin nur eine Magd, und bin mit meiner Haustochter, des Rodelbauern Roſel, gekommen.“

„Gut, ſo geh' hinauf auf den Hof zur Bäuerin, und ſag' ihr, ich ſchick' dich, du wollteſt ihr helfen; man kann heute nicht Hände genug in unſerm Hauſe haben.“

„Weil Ihr es ſeid, recht gern,“ ſagte Amrei und machte ſich auf den Weg. Unterwegs mußte ſie viel daran denken, daß der Dominik auch Knecht geweſen ſei und … „ja, ſo etwas kommt nur alle hundert Jahr' Einmal vor. Und es hat viel Blut gekoſtet, ehe er zu dem Hof gekommen iſt, das iſt doch arg.“

Die Furchenbäuerin Ameile hieß die Ankommende, die im Anerbieten ihrer Dienſte zugleich die Jacke abzog und ſich eine große Schürze mit Bruſtlatz ausbat, freundlich willkommen; aber die Bäuerin that es nicht anders, Amrei mußte vorher ſelber ſattſam Hunger und Durſt ſtillen, bevor ſie Andere bediente. Amrei willfahrte ohne viel Umſtände, und ſchon mit den erſten Worten gewann ſie die Furchenbäuerin, denn ſie ſagte: „Ich will nur gleich zugreifen, ich muß geſtehen, ich bin hungrig und will Euch nicht viel Mühe machen mit Zureden.“

Amrei blieb nun in der Küche und gab den Auftragenden Alles ſo geſchickt in die Hand und wußte bald Alles ſo zu ſtellen und zu greifen, daß die Bäuerin ſagte: „Ihr beiden Amrei's, du da und meine Bruderstochter, Ihr könnt jetzt ſchon Alles machen und ich will bei den Gäſten bleiben.“

Die Amrei von Siebenhöfen, die ſogenannte Schmalzgräfin, die weit und breit als ſtolz und trotzig bekannt war, benahm ſich ausnehmend freundlich gegen Barfüßele, und die Furchenbäuerin ſagte einmal zu Barfüßele: „Es iſt ſchad, daß du kein Burſch biſt; ich glaub', die Amrei thät' dich auf dem Fleck heirathen und dich nicht heimſchicken wie alle anderen Freier.“

„Ich hab' einen Bruder, der iſt noch zu haben, aber er iſt in Amerika,“ ſcherzte Barfüßele.

„Laß ihn drüben,“ ſagte die Schmalzgräfin, „am beſten wär's, man könnte alle Mannsleute hinüberſchicken und wir blieben allein da.“

Amrei verließ den Hof nicht, bis wieder Alles an Platz geſtellt war, und als ſie ihre Schürze auszog, war ſie noch ſo weiß und unzerknittert wie beim Anziehen.

„Du wirſt müd ſein und nimmer tanzen können,“ ſagte die Bäuerin, als Amrei endlich mit einem Geſchenke Abſchied nahm, und dieſe ſagte:

„Was müd ſein? Das iſt ja nur geſpielt. Und glaubet mir, es iſt mir jetzt wohler, daß ich heut' ſchon etwas geſchafft habe. So einen ganzen Tag bloß zur Luſtbarkeit, ich wüßt' ihn nicht herumzubringen, und das iſt's gewiß auch geweſen, warum ich heute Morgen ſo traurig war; es hat mir was gefehlt; aber jetzt bin ich vollauf zum Feiertag aufgelegt, ganz aus dem Geſchirr; jetzt wäre ich erſt recht aufgelegt zum Tanzen — wenn ich nur Tänzer kriege.“

Ameile wußte Barfüßele keine beſſere Ehre anzuthun, als indem ſie ſie wie eine vornehme Bäuerin im Hauſe herumführte, und in der Brautſtube zeigte ſie die große Kiſte mit den Kunkelſchenken (Hochzeitsgeſchenken) und öffnete die hohen, blaugemalten Schränke, drauf Name und Jahrzahl geſchrieben war, und darin vollgeſtopft die Ausſteuer und zahlreiches Linnenzeug, alles mit bunten Bändern gebunden und mit künſtlichen Nelken beſteckt. Im Kleiderſchranke mindeſtens dreißig Kleider, daneben die hohen Betten, die Wiege, die Kunkel mit den ſchönen Spindeln um und um mit Kinderzeug behangen, das die Geſpielen geſchenkt hatten.

„O lieber Gott,“ ſagte Barfüßele, „wie glücklich iſt doch ſo ein Kind aus ſo einem Haus.“

„Biſt du neidiſch?“ fragte die Bäuerin, und im Andenken, daß ſie das Alles einer Armen zeige, ſetzte ſie hinzu: „Glaub' mir, das viele Sach' macht es nicht aus; es ſind viele glücklicher, die keinen Strumpf von den Eltern bekommen.“

„Ja wohl, das weiß ich, und bin auch nicht neidiſch um das viele Gut, weit eher darum, daß Euer Kind Euch und ſo vielen Menſchen danken kann für das Gute, was es von ihnen hat. Solche Gewänder von der Mutter müſſen doppelt warm halten.“

Die Bäuerin zeigte ihr Wohlgefallen an Barfüßele dadurch, daß ſie ihr das Geleite gab bis vor den Hof, ebenſogut als einer, die acht Roßköpfe im Stall hatte.

Es tummelte ſich ſchon Alles wild durcheinander, als Amrei auf den Tanzboden kam. Sie blieb zuerſt ſchüchtern auf dem Flur ſtehen. Wo iſt denn die Kinderſchaar, die ſonſt ſich hier tummelte und die Vorfreude des künftigen Lebens im Vorhof genoß? Ach freilich, das iſt ja jetzt von der hohen Staatsregierung verboten; das Kirchen- und Schulamt hat die Kinder verbannt, daß ſie nicht zuſehen dürfen oder gar ſich ſelbſt nach den Tanzweiſen drehen, wie einſt noch in der Kinderzeit Amrei's.

Es iſt das auch einer jener ſtillen Mordſchläge vom grünen Tiſch.

Auf dem leeren Flur, über den nur manchmal Einer hin und her eilt, wandelt der Landjäger einſam auf und ab.

Als der Landjäger Amrei ſo daher kommen ſah, wie lauter Licht im Angeſichte, ging er auf ſie zu und ſagte:

„Guten Abend, Amrei! So? kommſt auch?“

Amrei ſchauderte zuſammen und ſtand leichenblaß: hatte ſie etwas Straffälliges gethan? War ſie mit dem bloßen Licht in den Stall gegangen? — Sie durchforſchte ihr Leben und wußte nichts, und er that doch ſo vertraut, als ob er ſie ſchon einmal transportirt hätte. In dieſen Gedanken ſtand ſie ſchaudernd da, als müßte ſie eine Verbrecherin ſein, und erwiderte endlich: „Dank' ſchön, ich weiß nichts davon, daß wir uns dutzen. Wollt Ihr was?“

„Oho wie ſtolz, ich freſſ' dich nicht, darfſt mir ordentlich Antwort geben. Warum biſt denn ſo bös? Was?“

„Ich bin nicht bös, ich will Niemand was zu leid thun, ich bin halt ein dummes Mädle.“

„Stell' dich nicht ſo duckmäuſerig.“

„Woher wiſſet Ihr denn, was ich bin?“

„Weil du ſo mit dem Licht flankirſt.“

„Was? Wo? Wo hab' ich mit dem Licht flankirt? Ich nehm' immer eine Laterne, wenn ich in den Stall gehe.“

Der Landjäger lachte und ſagte: „Da, da, mit deinen braunen Guckerle, da flankirſt du mit dem Licht; deine Augen, die ſind ja wie zwei Feuerkugeln.“

„Gehet aus dem Weg, daß Ihr nicht anbrennet, Ihr könntet in die Luft fahren mit Eurem Pulver da in der Patrontaſche.“

„Es iſt nichts drin,“ ſagte der Landjäger in Verlegenheit, um doch Etwas zu ſagen. „Aber mich haſt du ſchon verſengt.“

„Ich ſehe nichts davon, es iſt Alles noch ganz. Es iſt genug! Laſſet mich gehen.“

„Ich halt' dich nicht, du Krippenbeißerle, du könnteſt einem, der dich gern hat, das Leben ſauer machen.“

„Braucht mich Niemand gern zu haben,“ ſagte Amrei und riß ſich los, als wäre ſie plötzlich von Ketten befreit. Sie ſtellte ſich unter die Thüre, wo noch viele Zuſchauer ſich zuſammendrängten. Eben begann wieder ein neuer Tanz, ſie wiegte ſich auf dem Platze nach dem Takte hin und her; das Gefühl, Einen abgetrumpft zu haben, machte ſie neu luſtig, ſie hätte es mit der ganzen Welt aufgenommen und nicht nur mit einem einzigen Landjäger. Dieſer war aber auch bald wieder da, er ſtellte ſich hinter Amrei und redete Allerlei zu ihr; ſie gab keine Antwort und that, als ob ſie gar nichts höre; ſie nickte den Vorübertanzenden zu, als wäre ſie von ihnen begrüßt worden. Nur als der Landjäger ſagte: „Wenn ich heirathen dürfte, dich thät' ich nehmen,“ da ſagte ſie:

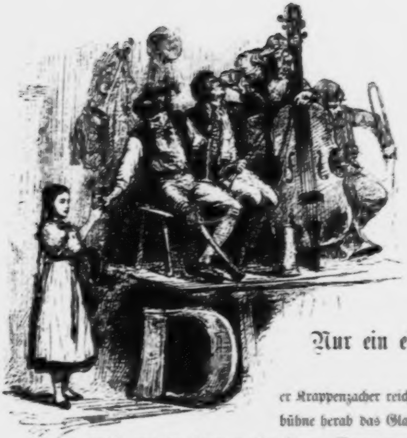
„Was nehmen? Ich geb' mich aber nicht her.“

Der Landjäger war froh, wenigſtens wieder eine Antwort zu haben, und fuhr fort:

„Wenn ich nur einmal tanzen dürfte, ich thät' gleich Einen mit dir machen.“

„Ich kann nicht tanzen,“ ſagte Amrei.

Eben ſchwieg die Muſik, und Amrei ſtieß die Vordern mächtig an, drängte ſich hinein, um ein verborgnes Plätzchen zu ſuchen; ſie hörte nur noch hinter ſich ſagen: „Die kann tanzen, beſſer als eine landauf und landab.“

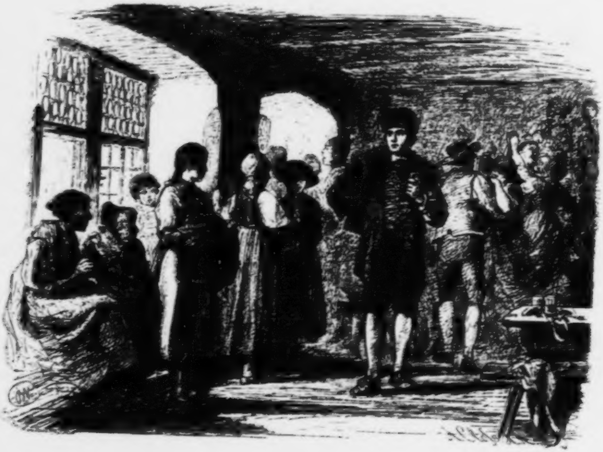


Nur ein einziger Tanz.

Der Krappenzacher reichte Barfüßele von der Muſikbühne herab das Glas. Sie nippte und gab es zurück, und der Krappenzacher ſagte: „Wenn du tanzeſt, Amrei, da ſpiele ich alle meine Inſtrumente durch, daß die Engel vom Himmel herunter kämen und mitthäten.“

„Ja, wenn kein Engel vom Himmel herunter kommt und mich auffordert, werde ich keinen Tänzer kriegen,“ ſagte Amrei halb ſpöttiſch, halb ſchwermüthig, und jetzt dachte ſie darüber nach, warum denn ein Landjäger beim Tanze ſein müſſe. Sie hielt ſich aber bei dieſem Gedanken nicht auf und dachte gleich weiter: er iſt doch auch ein Menſch wie Andre, wenn er auch einen Säbel um hat, und bevor er Landjäger worden iſt, war er doch auch ein Burſch wie Andere, und es iſt doch eine Plag' für ihn, daß er nicht mittanzen darf. Aber was geht das mich an? Ich muß auch zugucken und ich krieg' kein Geld dafür.“

Eine kurze Weile gieng Alles viel ſtiller und gemäßigter auf dem Tanzboden her, denn „die engliſche Frau,“ ſo hieß im Dorfe in der ganzen Umgegend noch immer Agy, die Frau des Oberbauraths Severin, war mit ihren Kindern auf den Tanz gekommen. Die vornehmen Holzhändler ließen Champagner knallen und brachten der Engländerin ein Glas, ſie trank auf das Wohl des jungen Paares und wußte dann Jeden durch ein huldvolles Wort zu beglücken. In den Mienen aller Anweſenden ſtand ein ſtetiges wohlgefälliges Lächeln. Agy that manchem Burſchen, der ihr im blumenbekränzten Glaſe zutrank, mit Nippen Beſcheid, und die alten Weiber in der Nähe Barfüßeles wußten viel Lob von der engliſchen Frau zu ſagen und waren ſchon lange aufgeſtanden, ehe ſie ſich ihnen nahte und ein paar Worte mit ihnen ſprach. Und als Agy weggegangen war, brach der Jubel, Singen, Tanzen und Stampfen und Jauchzen mit neuer Macht los.



Der Oberknecht des Rodelbauern kam auf Amrei zu, und ſie ſchauerte ſchon in ſich zuſammen, voller Erwartung, aber der Oberknecht ſagte:

„Da Barfüßele, heb' mir meine Pfeif' auf, bis ich getanzt habe.“ Und viele junge

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (Saale)

Mädchen aus dem Orte kamen, von der einen erhielt ſie eine Jacke, von der andern eine Haube, ein Halstuch, einen Hausſchlüſſel, Alles ließ ſie ſich aufhalſen, und ſie ſtand immer mehr bepackt da, je mehr ein Tanz nach dem andern vorüberging. Sie lächelte immer vor ſich hin, aber es kam Niemand. Jetzt wurde ein Walzer aufgeſpielt, ſo weich, das geht ja, wie wenn man drauf ſchwimmen könnte, und jetzt ein Hopſer, ſo wild raſend, hei! wie da Alles hüpft und ſtampft und ſpringt, wie ſie Alle in Luſt hoch aufathmen, wie die Augen glänzen und die alten Weiber, die in der Ecke ſitzen, wo Amrei ſteht, klagen über Staub und Hitze, gehen aber doch nicht heim. Da... Amrei zuckt zuſammen, ihr Blick iſt auf einen ſchönen Burſchen geheftet, der jetzt ſtolz in dem Getümmel hin- und hergeht. Das iſt ja der Reiter, der ihr heute Morgen begegnete, und den ſie ſo ſchnippiſch abgefertigt. Alle Blicke ſind auf ihn gerichtet, wie er, die linke Hand auf dem Rücken, mit der rechten die ſilberbeſchlagene Pfeife hält, ſein ſilbernes Uhrbehänge tanzt hin und her, und wie ſchön iſt die ſchwarzſammtne Jacke und die ſchwarzſammtnen weiten Beinkleider und die rothe Weſte. Aber ſchöner iſt noch ſein runder Kopf, mit gerolltem braunem Haar, die Stirne iſt ſchneeweiß, von den Augen an aber das Antlitz tief gebräunt und ein leichter voller Bart bedeckt Kinn und Wange.

„Das iſt ein Staatsmenſch,“ ſagte eine der alten Frauen.

„Und was hat der für himmelblaue Augen!“ ergänzte eine andere, „die ſind ſo ſchelmiſch und ſo gutherzig zugleich.“

„Woher der nur ſein mag? Aus der hieſigen Gegend iſt er nicht, ſprach eine dritte, und eine vierte fügte hinzu:

„Das iſt gewiß wieder ein Freier für die Amrei.“

Barfüßele zuckte zuſammen. Was ſoll das ſein? Was ſoll das heißen? Sie wird bald belehrt, was damit gemeint iſt, denn die erſte ſagte wieder:

„Da dauert er mich, die Schmalzgräfin führt alle Mannsleut' am Narrenſeil herum.“

Ja, auch die Schmalzgräfin heißt Amrei.

Der Burſche war mehrmals durch den Saal gegangen und ließ die Augen um und um ſchweifen, da plötzlich bleibt er ſtehen, nicht weit von Barfüßele, er winkt ihr, es überläuft ſie ſiedend heiß, aber ſie iſt wie feſtgebannt, ſie regt ſich nicht. Und nein, er hat gewiß Jemand hinter dir gewinkt, dich meint er gewiß nicht. Er drängt vor, Amrei macht Platz. Er ſucht gewiß eine Andere.

„Nein, dich will ich,“ ſagte der Burſche, ihre Hand faſſend. „Willſt du?“

Amrei kann nicht reden, aber was braucht's deſſen auch? Sie wirft ſchnell Alles, was ſie in der Hand hat, in einen Winkel: Jacken, Halstücher, Hauben, Tabakspfeifen und Hausſchlüſſel. Sie ſteht flügge da, und der Burſche wirft einen Thaler zu den Muſikanten hinauf, und kaum ſieht der Krappenzacher Amrei an der Hand des fremden Tänzers, als er in die Trompete ſtößt, daß die Wände zittern, und fröhlicher kann es den Seligen nicht erklingen beim jüngſten Gerichte als jetzt Amrei; ſie drehte ſich, ſie wußte nicht wie, ſie war wie getragen von der Berührung des Fremden und ſchwebte von ſelbſt, und es war ja gar Niemand ſonſt da. Freilich, die Beiden tanzten ſo ſchön, daß Alle unwillkürlich anhielten und ihnen zuſchauten.

„Wir ſind allein,“ ſagte Amrei während des Tanzes, und gleich darauf ſpürte ſie den heißen Athem des Tänzers, der ihr erwiderte:

„O wären wir allein, allein auf der Welt! Warum kann man nicht ſo fort tanzen bis in den Tod hinein?“

„Es iſt mir jetzt grad,“ ſagte Amrei, „wie wenn wir zwei Tauben wären, die in der Luft fliegen. Juhu! fort, in den Himmel hinein!“ und „Juhu! jauchzte der Burſche laut, daß es aufſchoß, wie eine feurige Rakete, die zum Himmel aufſpringt, und Juhu! jauchzte Amrei mit, und immer ſeliger ſchwangen ſie ſich, und Amrei fragte: „Sag', iſt denn auch noch Muſik? Spielen denn die Muſikanten noch? Ich höre ſie gar nicht mehr.“

„Freilich ſpielen ſie noch, hörſt du denn nichts?“

„Ja, jetzt, ja,“ ſagte Amrei, und ſie hielten inne, ihr Tänzer mochte fühlen, daß es ihr vor Glückſeligkeit faſt ſchwindelig zu Muthe werden wollte.

Der Fremde führte Amrei an den Tiſch und gab ihr zu trinken, er ließ dabei ihre Hand nicht los. Er faßte den Schweden-Dukaten an ihrem Halsgeſchmeide und ſagte: „Der hat einen guten Platz.“

„Er iſt auch von guter Hand,“ erwiderte Barfüßele, „ich hab' den Anhenker geſchenkt gekriegt als kleines Kind.“

„Von einem Verwandten?“

„Nein, die Bäuerin iſt nicht mit mir verwandt.“

„Das Tanzen thut dir wohl, wie es ſcheint?“

„O wie wohl! Denk' nur, man muß das ganze Jahr ſo viel ſpringen, und es ſpielt einem Niemand auf dazu. Jetzt thut das doppelt wohl.“

„Du ſiehſt kugelig rund aus,“ ſagte der Fremde ſcherzend, „du mußt gut im Futter ſtehen.“

Raſch erwiderte Amrei: „Das Futter macht's nicht aus, aber wie's einem ſchmeckt.“

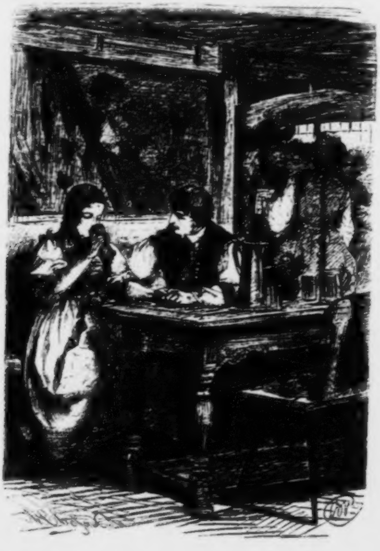
Der Fremde nickte und nach einer Weile ſagte er wieder halb fragend: „Du biſt des Bauern Tochter von . . .?“

„Nein, ich dien',“ ſagte Amrei und ſchaute ihm feſt ins Auge, er aber wollte das ſeine niederſchlagen, die Wimper zuckte, und er hielt das Auge gewaltſam auf, und dieſer

Kampf und Sieg des leiblichen Auges ſchien das Abbild deſſen, was in ihm vorging; er wollte faſt das Mädchen ſtehen laſſen, doch wie im Selbſttrotze ſich zwingend, ſagte er:

„Komm, wir wollen noch einen tanzen.“

Er hielt ihre Hand feſt, und nun begann von neuem Jubel und Luſt, aber dießmal ruhiger und ſtetiger. Die Beiden fühlten, daß die Gehobenheit in den Himmel nun wol zu Ende ſei, und wie aus dieſem Gedanken heraus ſagte Amrei:



„Wir ſind doch glückſelig mit einander geweſen, wenn wir uns auch unſer Lebtag nimmer wieder ſehen und Keines weiß, wie das Andere heißt.“

Der Burſche nickte und ſagte: „Ja wohl.“

Amrei nahm in Verlegenheit ihren linken Zopf in den Mund und ſagte wieder nach einer Weile:

„Was man einmal gehabt hat, das kann man einem nicht mehr nehmen, und ſei du auch, wer du biſt, laß dich's nicht gereuen, du haſt einem armen Mädchen für ſein Lebenlang ein Gutes geſchenkt.“

„Es reut mich nicht,“ ſagte der Burſche, „aber dich hat's gereut, wie du mich heute Morgen ſo abgetrumpft haſt.“

„O ja, da haſt du Gottes Recht!“ ſagte Amrei, und der Burſche fragte:

„Getrauſt du dir, mit mir ins Feld zu gehen?“

„Ja.“

„Und trauſt du mir?“

„Ja.“

„Was werden aber die Deinigen dazu ſagen?“

„Ich hab' mich vor Niemand zu verantworten als vor mir ſelber, ich bin ein Waiſenkind.“

Hand in Hand verließen die Beiden den Tanzſaal. Barfüßele hörte verſchiedentlich hinter ſich flüſtern und piſpern, und ſie hielt die Augen auf den Boden geheftet. Sie hatte ſich doch wol zu viel zugetraut.

Draußen zwiſchen den Kornfeldern, wo eben kaum die erſten Aehren aufſchoſſen und noch halb verhüllt in den Deckblättern lagen, da ſchauten die Beiden einander ſtumm an. Sie redeten lange kein Wort, und der Burſche fragte zuerſt wiederum halb für ſich:

„Ich möcht' nur wiſſen, woher es kommt, daß man einem Menſchen beim erſten Anblick gleich, ich weiß nicht wie, gleich ſo ... gleich ſo ... vertraulich ſein kann. Woher weiß man denn, was in dem Geſicht geſchrieben ſteht?“

„Da haben wir eine arme Seele erlöſt,“ rief Amrei, „denn du weißt ja, wenn Zwei in derſelben Minute das Gleiche denken, erlöſen ſie eine arme Seele, und juſt auf das Wort hin hab' ich daſſelbe, was du ſagſt, bei mir gedacht.“

„So? und weißt du nun warum?“

„Ja.“

„Willſt du mir's ſagen?“

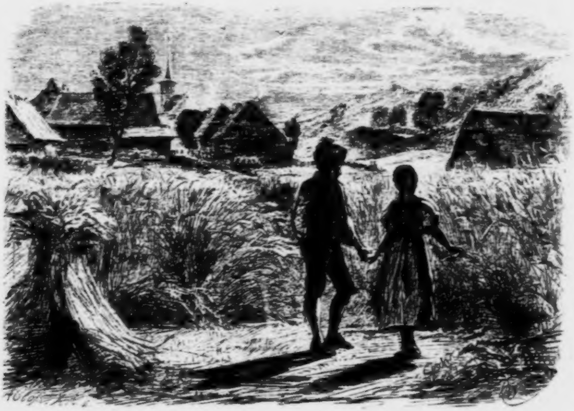
„Warum nicht? Schau, ich bin Gänshirtin geweſen ...“

Bei dieſen Worten zuckte der Burſche wieder zuſammen, aber er that, als ob ihm was ins Auge geflogen wäre, und rieb ſich die Augen, und Barfüßele fuhr unverzagt fort:

„Schau, wenn man ſo allein draußen ſitzt und liegt im Feld, da ſinnt man über Hunderterlei und da kommen einem wunderliche Gedanken und da hab' ich ganz deutlich geſehen: — gieb nur acht darauf, und du wirſt es auch finden — jeder Fruchtbaum ſieht, wenn man ihn ſo überhaupt und im Ganzen betrachtet, juſt aus wie die Frucht, die er trägt. Schau den Apfelbaum, ſieht er nicht aus, ſo ins Breite gelegt, ſo mit Schrundenſchnitten, wie ein Apfel ſelber? Und ſo der Birnenbaum und ſo der Kirſchenbaum. Sieh ſie nur einmal drauf an; ſchau, was der Kirſchenbaum einen langen Stiel hat, wie die Kirſche ſelber. Und ſo mein' ich auch . . .“

„Ja, was meinſt du?“

„Lach' mich nicht aus. Wie die Fruchtbäume ausſehen wie die Früchte, die ſie tragen, ſo wäre es auch bei den Menſchen, und man ſieht es ihnen gleich an. Aber freilich, die Bäume haben ihr ehrlich Geſicht, und die Menſchen können ſich verſtellen. Aber gelt, ich ſchwätz' dummes Zeug?“



„Nein, du haſt nicht umſonſt die Gänſe gehütet,“ ſagte der Burſche in ſeltſam gemiſchter Empfindung, „mit dir läßt ſich gut reden. Ich möchte dir gern einen Kuß geben, wenn ich mich nicht einer Sünde fürchten thät'.“

Barfüßele zitterte am ganzen Leibe; ſie bückte ſich, um eine Blume zu brechen, ließ aber wieder ab. Es entſtand eine lange Pauſe, und der Burſche fuhr fort:

„Wir ſehen uns wol niemals wieder, drum iſt's beſſer ſo.“

Hand in Hand gingen die Beiden wiederum zurück in den Tanzſaal. Und nun tanzten ſie noch einmal, ohne ein Wort zu reden, und als der Tanz zu Ende war, führte ſie der Burſche wiederum an den Tiſch und ſprach: „Jetzt ſag' ich dir Lebewohl! Aber verſchnaufe nur und dann trink noch einmal.“

Er reichte ihr das Glas, und als ſie es abſetzte, ſagte er:

„Du mußt austrinken, mir zu lieb, ganz bis auf den Grund.“

Amrei trank fort und fort, und als ſie endlich das leere Glas in der Hand hatte und ſich umſchaute, war der fremde Burſche verſchwunden. Sie ging hinab vor das Haus, und da ſah ſie ihn noch, nicht weit entfernt, auf ſeinem Schimmel davon reiten; aber er wendete ſich nicht mehr um.

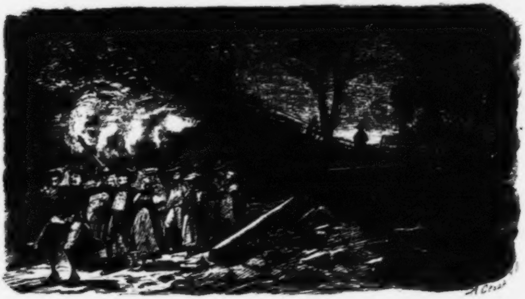
Die Nebel zogen wie Schleierwolken auf dem Wieſenthal dahin, die Sonne war ſchon hinab, Barfüßele ſagte faſt laut vor ſich hin:

„Ich wollt' es ſollte gar nicht wieder morgen werden, immer heut', immer heut'!“ und ſie ſtand in Träumen verloren.

Die Nacht kam raſch herbei. Der Mond wie eine dünne Sichel ſtand ſchon auf den dunkeln Bergen und nicht weit von ihm, Haldenbrunn zu, der Abendſtern. — Ein Bernerwägelchen nach dem andern fuhr wiederum davon. Barfüßele hielt ſich zum Gefährte ihres Meiſters, das eben auch angeſpannt wurde. Da kam Roſel und ſagte ihrem Bruder, daß ſie den Burſchen und Mädchen aus dem Dorfe verſprochen habe, heute gemeinſam mit ihnen heimzugehen, und es verſtand ſich nun von ſelbſt, daß der Bauer nicht allein mit der Magd fuhr. Das Bernerwägelchen raſſelte heim.

Die Roſel mußte Barfüßele geſehen haben, aber ſie that, als ob ſie nicht da wäre, und Barfüßele ging noch einmal hinaus, den Weg, den der fremde Reiter dahin geritten war. Wohin iſt er nur geritten? Wie viel hundert Dörfer und Weiler liegen hier nach dieſem Wege hinaus, wer kann ſagen, wo er ſich hingewendet? Barfüßele fand die Stelle, wo er ſie heute früh zum erſten Male begrüßt; ſie wiederholte laut Anrede und Antwort vor ſich hin. Sie ſaß noch einmal dort hinter der Haſelhecke, wo ſie heute Morgen geſchlafen und geträumt. Eine Goldammer ſaß auf einer ſchlanken Spitze, und ihre ſechs Töne lauteten gerade: Was thuſt denn du noch da? Was thuſt denn du noch da?

Barfüßele hatte heute eine ganze Lebensgeſchichte erlebt. War denn das nur ein einziger Tag? Sie kehrte wiederum zurück zum Tanze, aber ſie ging nicht mehr hinauf, ſie ging allein heimwärts nach Haldenbrunn, wohl den halben Weg, aber plötzlich kehrte ſie wieder um, ſie ſchien nicht fortzukönnen von dem Ort, wo ſie ſo glückſelig geweſen war, und ſie ſagte ſich nur, es ſchicke ſich nicht, daß ſie allein heimkehre. Sie wollte gemeinſam mit den Burſchen und Mädchen ihres Dorfes gehen. Als ſie wieder vor dem Wirthshauſe in Endringen ankam, waren bereits Mehrere aus ihrem Orte verſammelt. Und: So? Biſt auch da, Barfüßele? das war der einzige Gruß, der ihr ward. Nun gab es ein Hin- und Herlaufen, denn Manche, die gedrängt hatten, daß man heimkehre, tanzten noch oben, und jetzt kamen noch fremde Burſche und baten und bettelten und drängten, daß man nur noch dieſen Tanz dableibe. Und in der That willfahrte man, und Barfüßele ging mit hinauf, aber ſie ſah nur zu. Endlich hieß es: Wer jetzt noch tanzt, den laſſen wir da! Und mit vieler Mühe, mit Hin- und Herrennen war endlich die ganze Haldenbrunner Truppe beiſammen vor dem Hauſe. Ein Theil der Muſik gab ihnen das Geleite bis vor das Dorf, und mancher verſchlafene Hausvater ſah noch heraus, und da und dort kam eine hier verheirathete Geſpiele, die nicht mehr zum Tanze ging, an das Fenſter und rief: Glück auf den Weg!



Die Nacht war dunkel. Man hatte lange Kieferſpäne als Fackeln mitgenommen, und die Burſchen, die ſie trugen, tanzten damit auf und nieder und jauchzten. Kaum aber war die Muſik zurückgekehrt, kaum war man eine Strecke vor Endringen hinausgekommen, als es hieß: „die Fackeln blenden nur!“ und beſonders zwei beurlaubte Soldaten, die in ganzer Uniform unter dem Trupp waren, ſpotteten im Bewußtſein ihrer angehängten Säbel über die Fackeln. Man verlöſchte ſie in einem Graben. Nun fehlte noch Dieſer und Jener und Dieſe und Jene. Man rief ihnen zu, und ſie antworteten aus der Ferne.

Die Roſel wurde von des Kappelbauern Sohn von Lauterbach begleitet, aber kaum war er fort und war ſie bei ihren Ortsangehörigen, als ſie laut ſagte: „Ich will Nichts von Dem.“ Einige Burſche ſtimmten ein Lied an und Einzelne ſangen mit, aber es war kein rechter Zuſammenhalt mehr, denn die Soldaten wollten neue Lieder zum Beſten geben. Es wurde nur manchmal laut gelacht, denn einer der Soldaten war ein Enkel des luſtigen Broſi, der Sohn der Gipsmüllerin Monika, und der brachte allerlei Witze vor, denen beſonders der Schneiderjörg, der mit ging, zum Stichblatt dienen mußte. Und wieder wurde geſungen, und jetzt ſchien man ſich geeinigt zu haben, denn es tönte voll und hell.

Barfüßele ging immer hinter drein, eine gute Strecke von ihren Ortsangehörigen entfernt. Man ließ ſie gewähren und das war das Beſte, was man ihr anthun konnte. Sie war bei ihren Ortsangehörigen und doch allein, und ſie ſchaute ſich oft um nach den Feldern und Wäldern: wie war das wunderlich jetzt in der Nacht, ſo fremd, und doch wieder ſo vertraut. Die ganze Welt war ihr ſo wunderlich, wie ſie ſich ſelbſt geworden war. Und wie ſie ging, einen Schritt nach dem andern, wie fortgeſchoben und gezogen, und nicht wußte, daß ſie ſich bewegte, ſo bewegten ſich die Gedanken in ihr von ſelbſt, hin und her; das ſchwirrte von ſelbſt ſo fort, ſie konnte es nicht faſſen, nicht leiten; ſie wußte nicht, was es war. Ihre Wangen erglühten, als ob jeder Stern am Himmelszelt eine heißſtrahlende Sonne wäre, und in ihr entflammte das Herz. Und jetzt, ja als hätte ſie's ſelbſt angegeben, als hätte ſie's ſelbſt angeſtimmt, ſangen ihre vorausgehenden Ortsgenoſſen das Lied, das ihr am Morgen auf die Lippen gekommen war.

Es waren zwei Liebchen im Allgäu,
Und die hatten einander ſo lieb.

Und der junge Knab zog in Kriege:
„Und wann kommſt Du wiederum heim?“

„Das kann ich Dir ja nicht ſagen,
Welches Jahr, welchen Tag, welche Stund ...“

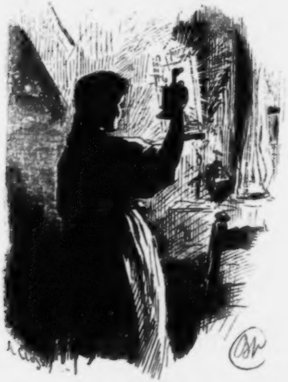
Und jetzt wurde das Nachtlied geſungen und Amrei ſang mit aus der Ferne:

Zur ſchönen guten Nacht, Schatz, lebe wohl!
Wenn alle Leute ſchlafen,
So muß ich wachen,
Muß traurig ſein.

Zur ſchönen guten Nacht, Schatz, lebe wohl!
Leb immer in Freuden,
Und ich muß Dich meiden,
Bis ich wiederum komm.

Wenn ich wiederum komm, komm ich recht zu Dir,
Und dann thu ich Dich küſſen,
Und das ſchmeckt ſo ſüße,
Schatz, Du biſt mein.

Schatz, Du biſt mein und ich bin Dein!
Und das thut mich erfreuen
Und Du wirſt's nicht bereuen,
Schatz, lebe wohl!



Man kam endlich am Dorfe an und eine Gruppe nach der andern fiel ab. Barfüßele blieb an ihrem Elternhauſe bei dem Vogelbeerbaum noch lange ſinnend und träumend ſtehen. Sie wollte hinein und der Marann' Alles ſagen, gab es jedoch auf. Warum heute noch die Nachtruhe ſtören und wozu ſoll's? Sie ging ſtill heimwärts, alles lag in feſtem Schlaf.

Als ſie endlich in das Haus eintrat, kam ihr Alles noch viel ſeltſamer vor als draußen: ſo fremd, ſo gar nicht dazu gehörig. „Warum kommſt du denn wieder heim? Was willſt du denn eigentlich da?“ Es war ein wunderſames Fragen, das in jedem Tone für ſie lag, wie der Hund bellte und wie die Treppe knackte, wie die Kühe im Stalle brummten, das Alles war ein Fragen: „Wer kommt denn da heim? Wer iſt denn das?“

Und als ſie endlich in ihrer Kammer war, da ſaß ſie ſtill nieder und ſtarrte ins Licht und plötzlich ſtand ſie auf, faßte die Ampel und leuchtete damit in den Spiegel und ſah darin ihr Antlitz, und ſie ſelber fragte faſt immer: „Wer iſt denn das? ... Und ſo hat er mich geſehen, ſo ſiehſt du aus," ſetzte ein zweiter Gedanke hinzu. „Es muß ihm doch was an dir gefallen haben, warum hätte er dich ſonſt ſo angeſehen?"

Ein ſtilles Gefühl der Befriedigung ſtieg in ihr auf, das noch geſteigert wurde durch den Gedanken: „Du biſt doch jetzt auch einmal als eine Perſon angeſehen worden, du biſt bis daher immer nur zum Dienen und Helfen für Andere dageweſen. Gut Nacht, Amrei, das war einmal ein Tag!" Aber es mußte doch endlich dieſer Tag ein Ende haben.

Mitternacht war vorüber, und Barfüßele legte ein Stück nach dem andern von ihrer Kleidung gar ſorglich wieder zuſammen. „Ei, das iſt ja noch die Muſik, horch, wie der wiegende Walzer tönt!" Sie öffnete das Fenſter. Es tönt keine Muſik, ſie liegt ihr nur in den Ohren. Drunten bei der ſchwarzen Marann' kräht ſchon der Hahn, die Fröſche quaken, es nahen Schritte von Männern, die des Weges kommen: das ſind wol ſpäte Heimgänger von der Hochzeit, die Schritte tönen ſo laut in der Nacht. Die jungen Gänſe im Hauſe ſchnattern in der Steige. Ja, die Gänſe ſchlafen nur ſtundenweiſe, ſo bei Tag, ſo bei Nacht. Die Bäume ſtehen ſtill, unbewegt. Wie iſt doch ſo ein Baum ganz anders in der Nacht als am Tage! Solch eine geſchloſſene dunkle Maſſe, wie ein Rieſe in ſeinem Mantel. Wie muß das ſich regen in dem unbewegt ſtehenden Baume. Was iſt das für eine Welt, in der ſolches iſt! — Kein Windhauch regt ſich, und doch iſt es wieder wie ein Tropfen von den Bäumen, das ſind wohl Raupen und Käfer, die niederfallen. Eine Wachtel ſchlägt, das kann keine andere ſein, als die beim Auerhahnwirth eingeſperrte. Sie weiß nicht, daß es Nacht iſt. Und ſchau, der Abendſtern, der bei Sonnenuntergang entfernt und tief unter dem Monde ſtand, ſteht jetzt nahe und über ihm, und je mehr man ihn anſieht, je mehr glänzt er. Spürt er wol den Blick eines Menſchen? Jetzt ſtill, horch, wie die Nachtigall ſchlägt, das iſt ein Geſang, ſo tief, ſo weit; iſt es denn nur ein einziger Vogel? Und jetzt — Amrei ſchaudert zuſammen — mit dem Glockenſchlag Ein Uhr rutſcht ein Ziegel von dem Dache und fällt klatſchend auf den Boden. Amrei zittert, wie von Geſpenſterfurcht gepackt, ſie zwingt ſich, noch eine Weile der Nachtigall zuzuhorchen, dann aber ſchließt ſie das Fenſter. Ein Nachtfalter, der wie eine große fliegende Raupe mit vielen Flügeln ausſieht, hat ſich mit in das Dachſtübchen gewagt und fliegt um das Licht, angezogen und abgeſtoßen, ſo grau und grauenhaft. Amrei faßt ihn endlich und wirft ihn hinaus in die Nacht.

Indem ſie nun Haube, Goller und Jacke in eine Truhe legte, ergriff ſie unwillkürlich ihr altes Schreibebuch von der Schule her, das ſie noch aufbewahrt hatte, und ſie las darin, ſie wußte ſelbſt nicht warum, allerlei Sittenſprüche. Wie ſteif und ſorglich waren die dahin gezeichnet. Ja, es mochte ſie aus dieſen Blättern etwas anmuthen, daß ſie doch einmal eine Vergangenheit gehabt, denn es ſchien, daß das Alles verſchwunden war.

„Jetzt hurtig ins Bett!“ rief ſie ſich zu; aber mit der ganzen Bedachtſamkeit ihres Weſens knüpfte ſie die Bänder alle leiſe und ruhig auf, und verknotete ſich einmal eine Schlinge, ſie ließ nicht ab, bis ſie mit Fingern, Zähnen und Nadeln auseinander gebracht war. Noch nie in ihrem Leben hatte ſie einen Knoten entzwei geſchnitten, und noch jetzt in ihrer hohen Erregung verließ ſie nicht ihr bedachtſamer Ordnungsſinn, und es gelang ihr das anſcheinend Unentwirrbarſte zu löſen.

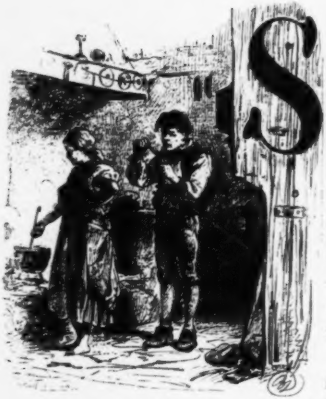
Endlich löſchte ſie ruhig und behutſam die Ampel und lag im Bett; aber ſie fand keine Ruhe, raſch ſprang ſie wieder heraus und legte ſich unter das offene Fenſter, hineinſtarrend in die dunkle Nacht und in das Sternengeflimmer, und in keuſcher Schamhaftigkeit vor ſich ſelber bedeckte ſie Buſen und Hals mit beiden Händen.

Das war ein Schauen und Sinnen, ſo ſchrankenlos, ſo wortlos, ſo nichtswollend und doch alles faſſend, eine Minute Geſtorbenſein und Leben im All, in der Ewigkeit.

In der Seele dieſer armen Magd in der Dachkammer hatte ſich aufgethan alles unendliche Leben, alle Hoheit und alle Seligkeit, die der Menſch in ſich ſchließt, und dieſe Hoheit fragt nicht, wer iſt es, aus dem ich erſtehe, und die ewigen Sterne erglänzen über der niederſten Hütte....

Ein Windzug, der das Fenſter klappend zuſchlug, weckte Amrei auf; ſie wußte nicht, wie ſie ins Bett gekommen war, und jetzt war Tag.

Wie's im Liede ſteht.



„Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen ſo heiß,
Als heimlich ſtille Liebe,
Von der Niemand nichts weiß …“

So ſang Amrei Morgens am Herdfeuer ſtehend, während Alles im Hauſe noch ſchlief.

Der Roßbub, der den Pferden zum erſten Mal Futter aufſteckte, kam in die Küche und holte ſich eine Kohle für ſeine Pfeiſe.

„Was thuſt denn du ſchon ſo früh auf, wenn die Spatzen murren?“ fragte er Barfüßele.

„Ich mache eine Tränke für die Kälberkuh,“ antwortete Barfüßele, Mehl und Kleie einrührend, ohne ſich umzuſchauen.

„Ich und der Oberknecht wir haben dich geſtern Abend beim Tanz noch geſucht, aber du biſt nirgends zu finden geweſen,“ ſagte der Roßbub. „Freilich, du haſt nimmer tanzen wollen; du biſt zufrieden, daß dich der fremde Prinz zum Narren gehalten hat.“

„Es iſt kein Prinz und er hat mich nicht zum Narren gehabt. Und wäre das auch, ich möcht' lieber von ſo einem zum Narren als von dir und dem Oberknecht zum Geſcheiten gehabt ſein.“

„Warum hat er dir aber nicht geſagt, wer er iſt?“

„Weil ich ihn nicht gefragt habe,“ erwiderte Barfüßele.

Der Roßbub machte einen derben Witz und lachte ſelber darüber; denn es giebt Gebiete, in denen der Einfältigſte noch witzig iſt. Das Antlitz Barfüßeles flammte auf in doppelter Röthe, angeglüht vom Herdfeuer und von innerer Flamme, ſie knirſchte die Zähne über einander, und jetzt ſagte ſie:

„Ich will dir was ſagen: du mußt ſelber wiſſen, was du werth biſt, und ich kann dir's nicht verbieten, daß du vor dir ſelber keinen Reſpekt haſt; aber das kann ich dir verbieten, daß du vor mir keinen Reſpekt haſt. Das ſag' ich dir. Und jetzt gehſt du hinaus aus der Küche, du haſt hier nichts zu thun, und wenn du nicht gleich gehſt, will ich dir zeigen, wie man hinauskommt.“

„Willſt du die Meiſtersleute wecken?“

„Ich brauch' ſie nicht,“ rief Barfüßele und hob ein brennendes Scheit vom Herde, das knatternd Funken ſprühte. „Fort, oder ich zeichne dich.“

Der Roßbub ſchlich mit gezwungenem Lachen davon. Barfüßele aber ſchürzte ſich hoch auf und ging ſchwer aufathmend mit der dampfenden Tränke hinab in den Stall.

Die Kälberkuh ſchien es mit Dank zu empfinden, daß ſie ſchon in ſo früher Stunde bedacht wurde, ſie brummte, ſetzte mehrmals ab im Saufen und ſchaute Barfüßele mit großen Augen an.

„Ja, jetzt werd' ich viel gefragt und gehänſelt werden,“ ſagte Barfüßele vor ſich hin, „aber was thut's?“

Mit dem Melkkübel auf eine andere Kuh losgehend, ſang ſie:

„Dreh dich um und dreh dich um
Rothg'ſcheckete Kuh,
Wer wird dich denn melken,
Wenn ich heirathen thu?“

„Dummes Zeug!“ ſetzte ſie dann, wie ſich ſelbſt ausſcheltend, hinzu. Sie vollführte ihre Arbeit nun ſtill, und allmälig erwachte das Leben im Hauſe, und kaum war Roſel erwacht, als ſie Barfüßele nachlief und ſie ausſchalt, denn Roſel hatte ein ſchönes Halstuch verloren. Sie behauptete, ſie habe es Barfüßele zum Aufbewahren gegeben, dieſe aber habe in ihrer Mannstollheit Alles weggeworfen, als der Fremde ſie aufforderte, und wer weiß, ob's nicht ein Dieb war, der den Gaul und die Kleider geſtohlen hat und den man morgen in Ketten einbringt, und es ſei eine Schande geweſen, wie Barfüßele laut beim Tanze gejauchzt habe, und ſie ſolle ſich in Acht nehmen, denn der Enzian-Valentin habe geſagt: wenn eine Henne kräht wie ein Hahn, ſchlägt das Wetter ein und giebt's Unglück.

Sie habe ſie zum erſten und letzten Male mit zum Tanz genommen; ſie habe ſich faſt die Augen aus dem Kopfe geſchämt, daß ſie ſich überall habe müſſen ſagen laſſen: ſo Eine dient bei Euch. Wenn ihr die Schwägerin nicht die Stange hielte und es ihr nachginge, mußte die Gänshirtin ſogleich fort aus dem Haus.

Barfüßele ließ Alles ruhig über ſich ergehen, ſie hatte heute ſchon die beiden Endpunkte deſſen wahrgenommen, was ſie nun erfahren müſſe, und ſie hatte darauf von ſelbſt gethan, wie ſie es nun immer halten wollte: wer ſie ausſchimpfte, den ſchüttelte ſie mit Schweigen von ſich, wer ſie ausſpottete, den trumpfte ſie ab. Hatte ſie auch nicht immer ein brennendes Scheit bei der Hand wie beim Roßbuben, ſie hatte Blicke und Worte, die den gleichen Dienſt thaten.

Barfüßele konnte der ſchwarzen Marann' nicht genug erzählen, was ihr die Roſel anthat im Hauſe, und da ſie es zu Hauſe nicht thun konnte, ließ Barfüßele hier ihre Zunge los und ſchalt auf die Roſel mit den heftigſten Worten. Schnell aber beſann ſie ſich wieder und ſagte:

„Ach Gott, das iſt nicht recht, die macht mich jetzt auch ſo ſchlecht, daß ich ſolche Worte in den Mund nehme."

Die Marann' aber tröſtete: „Daß du ſo ſchimpfeſt, das iſt brav. Schau, wenn man etwas Ekelhaftes ſieht, muß man ausſpeien, ſonſt wird man krank, und wenn man etwas Schlechtes ſieht und hört und erfährt, da muß man ſchimpfen, da muß die Seele auch ausſpeien, ſonſt wird ſie ſchlecht."

Barfüßele mußte lachen über die wunderlichen Tröſtungen der ſchwarzen Marann'.

Tag um Tag verging in alter Weiſe, und man vergaß bald Hochzeit und Tanz und Alles, was dabei geſchehen war. Barfüßele aber ſpürte ein ewiges Hinausdenken, das ſie gar nicht bewältigen konnte.

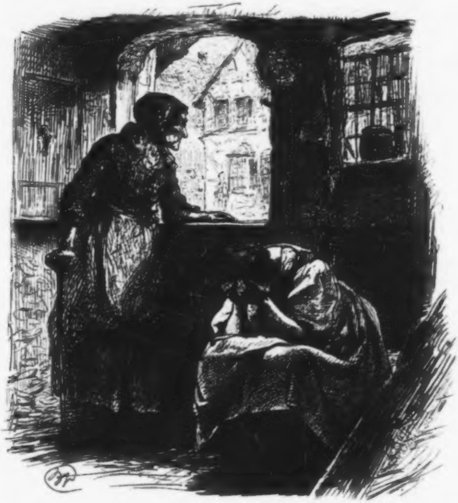
Es war gut, daß ſie der ſchwarzen Marann' Alles anvertrauen konnte. „Ich meine, ich habe mich verſündigt, daß ich damals ſo über Alles hinaus luſtig war," klagte ſie einmal.

„An wem haſt du dich verſündigt?"

„Ich meine, Gott ſtraft mich dafür."

„O Kind, was machſt du da? Gott liebt die Menſchen wie ſeine Kinder. Giebt es für Eltern eine größere Freude, als ihre Kinder luſtig zu ſehen? Ein Vater, eine Mutter, die ihre Kinder fröhlich tanzen ſehen, ſind doppelt glücklich, und ſo denk' auch: Gott hat dir zugeſehen, wie du getanzt haſt, und hat ſich recht gefreut, und deine Eltern haben dich auch tanzen ſehen und haben ſich auch gefreut. Laß du die ungeſtorbenen Menſchen reden, was ſie wollen. Wenn mein Johannes kommt, hei, der kann tanzen! Aber ich ſage nichts. Du haſt an mir einen Menſchen, der dir Recht giebt; was brauchſt du denn mehr?"

Freilich, Wort und Beiſtand der ſchwarzen Marann' war tröſtlich, aber Barfüßele hatte ihr doch nicht Alles geſagt. Es war ihr nicht bloß um das Gerede der Menſchen zu thun, und es war nicht mehr wahr, daß ſie ſich genügen ließ, nur Einmal vollauf glücklich geweſen zu ſein. Sie ſehnte ſich doch wieder nach dem Manne, der ihr wie eine erlöſende Erſcheinung gekommen war, der ſie ſo ganz verändert hatte und nun nichts mehr von ihr wußte.



Ja, Barfüßele war ſehr verändert. Sie ließ es an keiner Arbeit fehlen, man konnte ihr nichts nachreden; aber eine tiefe Schwermuth ſetzte ſich in ihr feſt. Jetzt kam noch ein anderer Grund dazu, der ſich vor der Welt offen geltend machen durfte. Dami hatte von Amerika aus noch kein Wort geſchrieben, und ſie vergaß ſich ſo weit, daß ſie einmal zur ſchwarzen Marann' ſagte:

„Es heißt nicht umſonſt im Sprichwort, wenn man Feuer unter einem leeren Topf hat, verbrennt eine arme Seel'. Unter meinem Herzen brennt ein Feuer, und meine arme Seele verbrennt."

„Was iſt denn?"

„Daß der Dami auch nicht ſchreibt! Das Warten, das iſt die ſchrecklichſt gemordete Zeit, es giebt keine, die man ärger umbringen kann als mit dem Warten; da iſt man ja in keiner Stunde, in keiner Minute mehr daheim, auf keinem Boden mehr feſt, und immer mit einem Fuß in der Luft."

„O Kind! Sag' das nicht," jammerte die Marann'. „Was willſt denn du vom Warten reden? Denk' an mich, ich warte geduldig und warte bis zu meiner letzten Stunde und geb's nicht auf."

In der Erkenntniß fremden Kummers löſte ſich der Schmerz Barfüßeles in Thränen auf und ſie klagte: „Mir iſt ſo ſchwer. Ich denk' jetzt immer ans Sterben. Wie viel tauſend Kübel Waſſer muß ich noch holen und wie viel Sonntage giebt's noch? Man ſollte ſich eigentlich gar nicht ſo viel grämen, das Leben hat ja ſo bald ein Ende, und wenn die Roſel zankt, denk' ich: ja zank' du nur, wir ſterben beide bald, dann hat's ein End'; und dann überfällt mich wieder eine Angſt, daß ich mich ſo arg vor dem Sterben fürchte. Wenn ich ſo liege und will mir denken, wie es iſt, wenn ich todt bin: ich höre nichts, ich ſehe nichts, dieſes Auge, dieſes Ohr iſt todt, Alles da um mich her iſt nicht mehr da, es wird Tag, und ich weiß nichts mehr davon; man mäht, man erntet, ich bin nicht mehr dabei. O warum iſt denn das Sterben!... Was willſt du machen? Haben Andere auch ſterben müſſen und die waren noch mehr als du. Man muß es ruhig ertragen. — Horch, der Schütz ſchellt aus," ſo unterbrach ſich Barfüßele in der ſeltſamen Klage, und ſie, die eben ſterben wollte und wieder nicht ſterben wollte, hätte doch gern erfahren, was der Dorfſchütze noch ausſchellt.

„Laß ihn ſchellen, er bringt dir doch nichts," ſagte die Alte wehmüthig lächelnd. „O was iſt der Menſch! Wie muß Jeder wieder die harte Nuß aufzuknacken ſuchen und ſie doch endlich ungeöffnet bei Seite legen! Ich will dir ſagen, Amrei, was mit dir iſt: Du biſt jetzt ſterbensverliebt. Sei froh, ſo gut wird es wenigen Menſchen, es wird wenig Menſchen ſo wohl, daß ſie eine rechte Liebe in ſich ſpüren; aber nimm dir ein Beiſpiel an mir, laß die Hoffnung nicht fahren. Weißt, wer ſchon bei lebendigem Leibe geſtorben iſt? Wer nicht von jedem Tag, abſonderlich wer nicht von jedem Frühling meint: jetzt fängt das Leben erſt recht an, jetzt kommt etwas, was noch gar nie dageweſen iſt. Dir muß es noch gut gehen, du thuſt ja lauter Gottesthaten. Was haſt du an deinem Bruder gethan, was an mir, was am alten Rodelbauer, was an allen Menſchen! Aber es iſt gut, daß du nicht weißt, was du thuſt. Wer Gutes thut und betet und immer daran denkt und ſich was drauf einbildet, der betet ſich durch den Himmel durch und muß auf der andern Seite die Gänſe hüten."

„Das hab' ich ſchon hier gethan, davon bin ich erlöst," lachte Barfüßele, und die Alte fuhr fort:

„Mir ſagt eine Stimme, daß der, der mit dir getanzt hat, mein Johannes geweſen iſt, kein anderer Menſch. Und ich will dir's nur ſagen: wenn er nicht verheirathet iſt, dich muß er nehmen. Sammetkleider hat mein Johannes immer gern gehabt, und ich denk' jetzt ſo: er läuft jetzt um die Grenze herum, bis unſer König ſtirbt, dann kommt er herein ins Land; aber unrecht iſt's, daß er mir nichts ſagen läßt, und es thut mir ſo and (ſehnſüchtig) nach ihm."

Barfüßele ſchauderte vor der unverwüſtlichen Hoffnungskraft der ſchwarzen Marann' und wie ſie ſich immer und immer an ihr feſthielt.

Sie erwähnte fortan ſelten den Fremden, nur wenn ſie von der Hoffnung auf Wiederkehr ſprach und dabei Dami nannte, konnte ſie ſich nicht enthalten, dabei auch innerlich an den Fremden zu denken. Er war ja nicht über dem Meer und konnte doch auch wiederkommen und ſchreiben; aber freilich, er hat dich ja nicht gefragt, wo du her biſt. Wie viel tauſend Städte und Dörfer und Einſiedelhöfe giebt's in der Welt... vielleicht ſucht er dich und findet dich nimmer wieder. Aber nein, er kann ja in Endringen fragen. Er kann nur den Dominik fragen und das Ameile, und die werden ihm gut Beſcheid geben. Aber Ich weiß nicht, wo er iſt, Ich kann nichts thun."

Es war wiederum Frühling geworden, und Amrei ſtand bei ihren Blumen am Fenſter, da kam eine Biene dahergeflogen und ſaugte ſich feſt an dem offenen Kelche. Ja ſo iſt's, dachte Barfüßele, ſo ein Mädchen iſt wie eine Pflanze, feſtgewachſen an dem Ort, das kann nicht herumgehen und ſuchen, das muß warten, bis das da zufliegt.

„Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flügelein hätt',
Flög' ich zu dir;
Weil's aber nicht kann ſein,
Bleib' ich allhier.

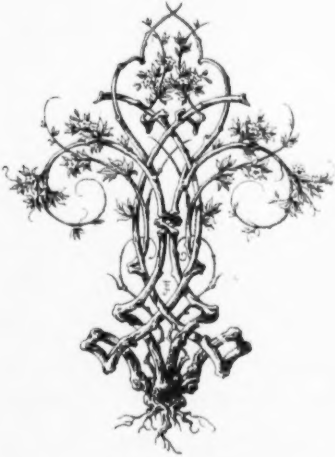
Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Traum bei dir
Und red' mit dir;
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht kein' Stund in der Nacht,
Daß nicht mein Herz erwacht
Und an dich denkt —

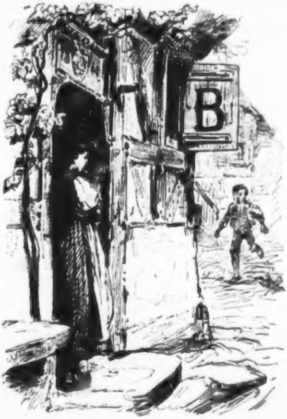
So ſang Barfüßele.

Es war wunderbar, wie jetzt alle Lieder auf Barfüßele geſetzt waren, und wie viel Tauſend haben ſich dieſe ſchon aus der Seele geſungen, und wie viel Tauſende werden ſie ſich noch aus der Seele ſingen!

Ihr, die ihr euch ſehnt und endlich ein Herz umſchlungen haltet, ihr haltet damit umſchlungen das Lieben aller derer, die je waren und ſein werden.



Er iſt gekommen.



Barfüßele ſtand eines Sonntags Nachmittags nach ihrer Gewohnheit an die Thürpfoſte des Hauſes gelehnt und ſchaute träumend vor ſich hin, da kam der Enkel des Kohlenmathes das Dorf heraufgeſprungen und winkte ſchon von ferne und rief:

„Er iſt gekommen! Barfüßele, er iſt gekommen!“

Barfüßele zitterten die Kniee, und mit bebender Stimme rief ſie: „Wo iſt er? wo?“

„Bei meinem Großvater im Moosbrunnenwald.“

„Wo? Wer? Wer ſchickt dich?“

„Dein Dami. Er iſt drunten im Wald.“

Barfüßele mußte ſich auf die Steinbank vor dem Hauſe ſetzen, aber nur eine Minute, dann bezwang ſie ſich ſelbſt, richtete ſich ſtraff auf mit den Worten: „Mein Dami? Mein Bruder?“

„Ja, des Barfüßeles Dami,“ ſagte der Knabe treuherzig, „und er hat mir verſprochen, du gäbeſt mir einen Kreuzer, wenn ich zu dir Boten gehe und es dir ſage; jetzt gieb mir einen Kreuzer.“

„Mein Dami wird dir ſchon drei dafür geben.“

„O nein," ſagte der Knabe, „er hat ja zu meinem Großvater geheult, weil er keinen Kreuzer mehr habe."

„Ich habe jetzt auch keinen," ſagte Barfüßele, „aber ich bleib' dir gut dafür."

Sie ging ſchnell zurück ins Haus, bat die Nebenmagd, an ihrer Statt des Abends die Kühe zu melken, wenn ſie zum Abend nicht wieder da ſei; ſie müſſe ſchnell einen Gang machen. Mit Herzklopfen, bald im Zorn auf Dami, bald in Wehmuth über ihn und ſein Ungeſchick, bald in Aerger, daß er wieder da ſei, und dann wieder in Vorwürfen, daß ſie ihrem einzigen Bruder ſo begegne, ging Barfüßele das Feld hinaus, das Thal hinab nach dem Moosbrunnenwald.

Der Weg zum Kohlenmathes war nicht zu verfehlen, ob man gleich von dem Fußweg abſeits gehen mußte. Der Geruch des Meilers führte unfehlbar zu ihm. — Wie ſingen die Vögel in den Bäumen, und ein jammerndes Menſchenkind wandelt drunter hin, und wie traurig muß es Dami ſein, der das Alles wiederſieht, und es muß ihm hart gegangen ſein, wenn er keinen andern Ausweg mehr weiß, als heim und ſich an dich hängen und dich ausſaugen. Andre Schweſtern haben von den Brüdern eine Hülfe und ich... Aber ich will dir jetzt ſchon zeigen, Dami, du mußt bleiben, wo ich dich hinſtelle, und darfſt nicht zucken.

In ſolcherlei Gedanken ging Barfüßele dahin und war endlich beim Kohlenmathes angekommen. Aber ſie ſah hier nur den Kohlenmathes, der vor ſeiner Blockhütte beim Meiler ſaß und ſeine Holzpfeife mit beiden Händen hielt und rauchte, denn ein Köhler thut es ſeinem Meiler nach und raucht immer.

„Hat mich Jemand zum Narren gehabt?" fragte ſich Barfüßele. „O das wäre ſchändlich! Was thue ich denn den Menſchen, daß ſie mich zum Narren haben? Aber ich krieg's ſchon heraus, wer das angeſtellt hat; der ſoll mir's büßen."

Mit geballter Fauſt und flammenrothem Geſicht ſtand ſie jetzt vor dem Kohlenmathes. Dieſer hob kaum das Antlitz nach ihr, viel weniger daß er ein Wort redete; er war, ſo lang die Sonne ſchien, faſt immer wortlos, und nur des Nachts, wenn ihm Niemand ins Auge ſehen konnte, ſprach er viel und gern.

Barfüßele ſtarrte eine Minute in das ſchwarze Antlitz des Köhlers und fragte dann zornig: „Wo iſt mein Dami?"

Der Alte ſchüttelte mit dem Kopfe verneinend. Da fragte Barfüßele nochmals mit dem Fuße aufſtampfend: „Iſt mein Dami bei Euch?"

Der Alte legte die Hände aus einander und zeigte rechts und links, daß er nicht da ſei.

„Wer hat denn zu mir geſchickt?" fragte Barfüßele immer heftiger: „So redet doch!"

Der Köhler wies mit dem rechten Daumen nach der Seite, wo ein Fußweg ſich um den Berg hin:

„Um Gottes willen, ſaget doch ein Wort,“ drängte Barfüßele vor Zorn weinend, „nur ein einziges Wort. Iſt mein Dami da, oder wo iſt er?“

Endlich ſagte der Alte: „Er iſt da, dir entgegengegangen, den Fußweg,“ und gleich als hätte er viel zu viel geſprochen, preßte er raſch die Lippen zuſammen und ging um den Meiler.

Da ſtand nun Barfüßele und lachte höhniſch und wehmüthig über den einfältigen Bruder. „Er ſchickt nach mir und bleibt doch nicht an einer Stelle, wo man ihn finden kann; und wenn ich jetzt den Weg hinauf gehe — wie konnte er nur glauben, daß ich den Fußweg gehe? das iſt ihm jetzt gewiß auch eingefallen, und er geht einen andern und iſt nicht mehr zu finden, und wir laufen um einander herum wie im Nebel.“

Barfüßele ſetzte ſich ſtill auf einen Baumſtumpf, und in ihr brannte es wie in dem Meiler, die Flamme konnte nicht ausſchlagen, ſie mußte ſtill in ſich verkohlen. Die Vögel ſangen, der Wald rauſchte, ach, was iſt das Alles, wenn kein heller Ton im Herzen klingt... Wie aus einem Traume erinnerte ſich jetzt Barfüßele, wie ſie einſt Liebesgedanken nachgehangen. Wie kommſt du dazu, ſolches in dir aufkommen zu laſſen? Haſt du nicht Elend genug an dir und an deinem Bruder? Und der Gedanke dieſer Liebe war ihr jetzt wie mitten im Winter die Erinnerung an einen hellen Sommertag. Man kann's nur glauben, daß es einſt ſo ſonnig warm geweſen, aber man weiß nichts mehr davon. Jetzt mußte ſie lernen, was „Warten“ heißt: hoch oben auf einer Spitze, wo kaum eine Hand breit Boden; und wenn du erſt weißt, wie es iſt, biſt du im alten Elend und in noch größerem...

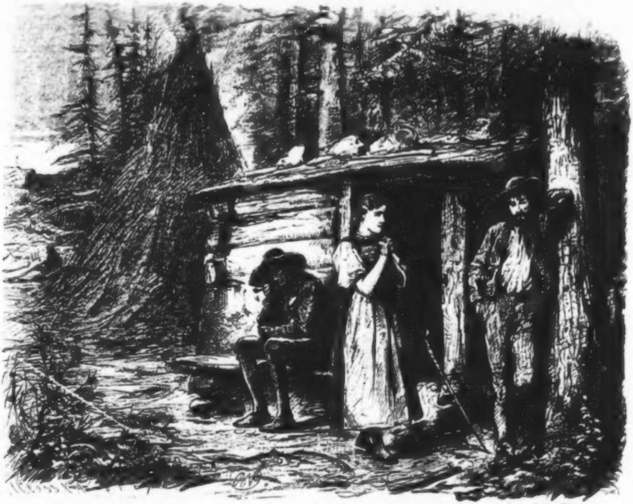
Sie ging hinein in die Blockhütte des Köhlers, da lag ein Sack locker und kaum halb voll, und auf dem Sacke ſtand der Name des Vaters.

„O wie biſt du herumgeſchleppt!“ ſagte ſie faſt laut. Sie ging aber ſchnell über die Erregung des Gemüthes hinweg und wollte ſehen, was denn Dami wieder mit zurückgebracht. „Er hat doch mindeſtens die guten Hemden noch, die du ihm von der Leinwand der ſchwarzen Marann' haſt machen laſſen? Und vielleicht iſt auch ein Geſchenk von dem Ohm aus Amerika darin. Aber wenn er noch etwas Ordentliches hätte, wäre er dann zuerſt zum Kohlenmathes im Walde? Hätte er ſich nicht gleich im Dorfe gezeigt?“

Barfüßele hatte Zeit, dieſen Gedanken nachzuhängen, denn das Sackbändel war wahrhaft kunſtmäßig verknotet, und nur ihrer gewohnten Geſchicklichkeit und Unabläſſigkeit gelang es, ihn endlich zu entwirren. Sie that Alles heraus, was in dem Sacke war, und mit zornigem Blicke ſagte ſie vor ſich hin: „O du Garnichts! da iſt ja kein heiles Hemd mehr. Du haſt jetzt die Wahl, ob du Bettellump oder Lumpenbettler heißen willſt.“

Das war keine gute Stimmung, in der ſie den Bruder zum erſten Mal wieder begrüßen konnte, und dieſer mochte es fühlen, denn er ſtand lauernd am Eingange der Blockhütte, bis Barfüßele wieder Alles in den Sack gethan hatte. Dann trat er auf ſie zu und ſagte: „Grüß Gott Amrei! Ich bringe dir nichts als ſchwarze Wäſche, aber du biſt ſauber und wirſt mich auch wieder....“

„O lieber Dami, wie ſiehſt du aus!“ ſchrie Barfüßele und lag an ſeinem Halſe, aber ſchnell riß ſie ſich wieder los und ſagte:



„Um Gottes willen, du riechſt ja nach Branntwein. Biſt du ſchon ſo weit?“

„Nein, der Kohlenmathes hat mir nur ein bischen Wachholdergeiſt gegeben, ich hab' auf keinem Bein mehr ſtehen können; es iſt mir ſchlecht gegangen, aber ſchlecht bin ich drum nicht geworden, das glaub' mir, ich kann dir's freilich nicht beweiſen.“

„Ich glaub' dir. Du wirſt doch das Einzige, was du auf der Welt haſt, nicht betrügen? O wie verwildert und elend ſiehſt du aus! Du haſt ja einen großen Bart wie ein Scheerenſchleifer. Das leid' ich nicht, den mußt du heruntermachen. Du biſt doch ſonſt geſund? Es fehlt dir doch nichts?"

„Geſund bin ich und will Soldat werden."

„Was du biſt und was du wirſt, das wollen wir ſchon noch überlegen; jetzt ſag', wie es dir ergangen iſt."

Dami ſtieß ein Scheit halbverbranntes Holz, von den ſogenannten unbrauchbaren Bränden, mit dem Fuße weg und ſagte: „Siehſt du? Grad ſo bin ich; nicht ganz Kohle geworden und doch auch kein friſch Holz mehr."

Barfüßele ermahnte ihn, er ſolle ohne Klagen erzählen, und nun berichtete Dami eine lange, lange Geſchichte, wie er es beim Ohm nicht ausgehalten, wie hartherzig und eigennützig der ſei, beſonders aber, wie ihm die Frau jeden Biſſen mißgönnt habe, den er im Hauſe genoß, wie er dann da und dort gearbeitet, aber immer mehr die Hartherzigkeit der Menſchen erfahren habe; in Amerika da könnten die Menſchen einen Andern im Elend verkommen ſehen und ſchauen nicht nach ihm um. Barfüßele mußte faſt lachen, als in der Erzählung immer und immer wieder der Endreim vorkam: „Und da haben ſie mich auf die Straße geworfen." Sie konnte nicht umhin einzuſchalten: „Ja, ſo biſt du, du läßt dich immer werfen. Biſt ſchon als Kind ſo geweſen: wenn du einmal geſtolpert biſt, da haſt du dich fallen laſſen wie ein Stück Holz. Man muß aus dem Stolper auch einen Hopſer machen, drum ſagt man ja im Sprichwort: von Stolpe nach Danzig (tanz ich). Sei luſtig. Weißt, was man thun muß, wenn einem die Menſchen weh thun wollen?"

„Man muß ihnen aus dem Weg gehen."

„Nein, man muß ihnen weh thun, wenn man kann, und am weheſten thut man ihnen, wenn man ſich aufrecht erhält und was vor ſich bringt. Aber du ſtellſt dich immer hin und ſagſt zur Welt: Thu' mir gut, thu' mir bös, küſſ' mich, ſchlag' mich, wie du willſt. — Das iſt leicht. Du läſſeſt dir Alles geſchehen, und dann haſt Erbarmen mit dir ſelbſt. Wär' mir auch recht, wenn mich ein Anderes da und dort hinſtellte, wenn ich's nicht ſelbſt zu thun hätte; aber du mußt jetzt ſelbſt Einſteher für dich ſein, haſt dich genug in der Welt herumſtoßen laſſen, jetzt zeig' einmal den Meiſter."

Vorwürfe und Lehren werden einem Unglücklichen gegenüber oft zu ungerechten Härten, und auch Dami nahm die Worte der Schweſter als ſolche. Es war fürchterlich, daß ſie nicht einſah, wie er der unglücklichſte Menſch auf der Welt ſei. Sie konnte ihm ſtreng vorhalten, daß er das nicht glauben möge, und wenn er es nicht glaube, ſo ſei es auch nicht. Aber das Schwierigſte von Allem iſt: einem Menſchen den Glauben an ſich beizubringen; die Meiſten gewinnen ihn erſt, nachdem ihnen etwas gelungen iſt.

Dami wollte der herzloſen Schweſter kein Wort weiter erzählen, und erſt ſpäter gelang es ihr, daß er ausführlich von ſeinen Fahrten und Schickſalen berichtete, und wie er zuletzt als Heizer auf einem Dampfſchiff nach der alten Welt zurückgekehrt ſei. Indem ſie ihm jetzt ſeine ſelbſtquäleriſche Weichmüthigkeit vorhielt, ward ſie inne, daß auch ſie nicht frei davon war.

Durch den faſt ausſchließlichen Verkehr mit der ſchwarzen Marann' hatte ſie ſich gewöhnt, immer ſo viel von ſich zu reden und an ſich zu denken, und ſie war in ein ſchweres Weſen gerathen. Jetzt, indem ſie den Bruder aufrichtete, that ſie es auch unwillkürlich mit ſich ſelbſt; denn das iſt die geheimnißvolle Macht des Menſchenzuſammenhanges, daß wir immer, indem wir Anderen helfen, uns ſelbſt mit helfen.

„Wir haben vier geſunde Hände," ſchloß ſie, „und da wollen wir ſehen, ob wir uns nicht durch die Welt durchſchlagen, und durchſchlagen iſt tauſendmal beſſer als ſich durchbetteln. Jetzt komm, Dami, jetzt komm mit heim."

Dami wollte ſich im Orte gar nicht zeigen, er fürchtete ſich vor dem Geſpötte, das von allen Seiten auf ihn losbreche, er wollte vor der Hand noch verſteckt bleiben; aber Barfüßele ſagte: „Jetzt gehſt mit, am hellen Sonntag, und mitten durch das Dorf und läßſt dich ausſpotten. Laß ſie nur reden und deuten und lachen, dann biſt du fertig und biſt's los, haſt den bittern Kolben auf einmal verſchluckt und nicht tropfenweis."

Erſt nach vielem und heftigem Widerſtreben und erſt nachdem der ſchweigſame Kohlenmathes auch ſein Wort und Barfüßele Recht gegeben hatte, ließ ſich Dami führen. Und in der That hagelte und regnete es von allen Seiten bald grob bald ſpitz auf des Barfüßeles Dami los, der auf Gemeindekoſten eine Vergnügungsreiſe nach Amerika gemacht habe. Nur die ſchwarze Marann' nahm ihn freundlich auf, und ihr zweites Wort war: „Haſt du nichts von meinem Johannes gehört?"

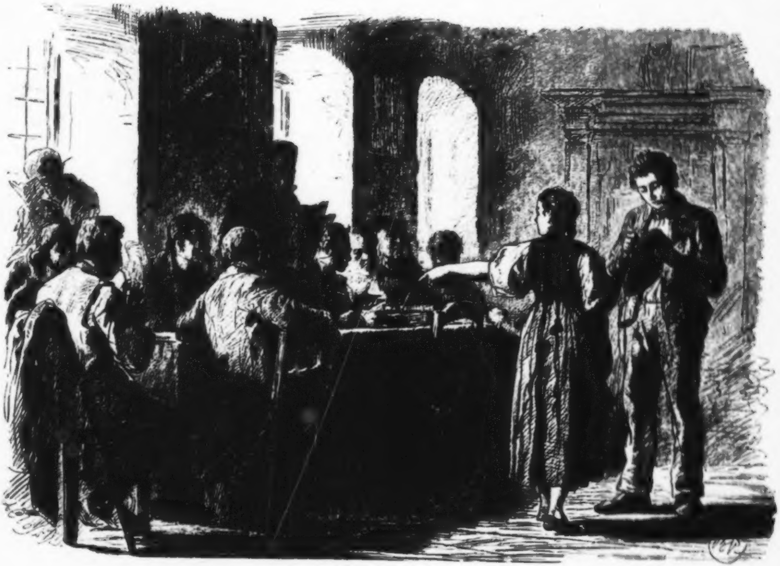
Dami konnte keine Kunde geben. Und in doppelter Weiſe mußte Dami heute Haare laſſen, denn noch am Abend brachte Barfüßele den Bader, der ihm den wilden Vollbart abnehmen und ihm das landesübliche glatte Geſicht geben mußte.

Schon am andern Morgen wurde Dami aufs Rathhaus beſchieden, und da er davor zitterte — er wußte nicht warum — verſprach Barfüßele ihn zu begleiten, und das war gut; wenn es gleich nicht viel half.

Der Gemeinderath verkündete Dami, daß er aus dem Orte ausgewieſen ſei; er habe kein Recht hier zu bleiben, um vielleicht der Gemeinde wiederum zur Laſt zu fallen.

Alle Gemeinderäthe ſtaunten, da Barfüßele hierauf erwiederte:

„Ja wohl, Ihr könnet ihn ausweiſen; aber wiſſet Ihr wann? Wenn Ihr hinausgehen könnt auf den Kirchhof, dort wo unſer Vater und unſere Mutter liegt, und wenn Ihr zu den Begrabenen ſagen könnt: Auf! geht fort mit Eurem Kind! — Dann könnt Ihr



ihn ausweiſen. Man kann Niemand ausweiſen aus dem Ort, wo ſeine Eltern begraben ſind, da iſt er mehr als daheim; und wenn's tauſend und tauſend Mal da in den Büchern ſteht — ſie deutete auf die gebundenen Regierungsblätter — und anders ſtehen mag, es geht doch nicht und Ihr könnet nicht."

Ein Gemeinderath ſagte dem Schullehrer ins Ohr: „Dieſe Reden hat das Barfüßele von Niemand anders gelernt als von der ſchwarzen Marann'!" Und der Heiligenpfleger neigte ſich zum Schultheiß und ſagte: „Warum duldeſt du, daß das Aſchenbuttel ſo ſchreit? Klingle dem Schütz, er ſoll ſie ins Narrenhäusle ſtecken."

Der Schultheiß aber lächelte und erklärte Barfüßele, daß ſich die Gemeinde von allen Ueberlaſten, die ihr durch den Dami werden könnten, losgekauft habe, indem ſie den größten Theil des Ueberfahrtsgeldes für ihn auslegte.

„Ja, wo iſt er denn jetzt daheim?" fragte Barfüßele.

„Wo man ihn annimmt, aber hier nicht und vor der Hand nirgends."

„Ja, ich bin nirgends daheim," ſagte Dami, dem es faſt wohl that, immer noch mehr unglücklich zu ſein. Jetzt konnte doch Niemand läugnen, daß es keinem Menſchen auf der Welt ſchlechter ginge als ihm.

Barfüßele kämpfte noch dagegen, aber ſie ſah bald, hier half nichts; das Geſetz war wider ſie, und nun betheuerte ſie, daß ihr eher das Blut unter den Nägeln hervorfließen ſolle, ehe ſie je wieder etwas für ſich und ihren Bruder von der Gemeinde annehme, und ſie verſprach alles Erhaltene zurückzuerſtatten.

„Soll ich das auch ins Protokoll nehmen?" fragte der Gemeindeſchreiber die Umſitzenden, und Barfüßele antwortete: „Ja, ſchreibet's nur, bei Euch gilt ja doch nur das Geſchriebene."

Barfüßele unterzeichnete das Protokoll, aber als dieß geſchehen war, wurde dennoch Dami verkündet, daß er als Fremder die Erlaubniß habe, drei Tage im Dorfe zu bleiben; wenn er bis dahin kein Unterkommen gefunden, werde er ausgewieſen und nöthigenfalls mit Zwangsmitteln über die Grenze gebracht.

Ohne weiter ein Wort zu ſagen, verließ Barfüßele mit Dami das Rathhaus, und Dami weinte darüber, daß ſie ihn unnöthig gezwungen habe, ins Dorf zurückzukehren; er wäre beſſer im Walde geblieben und hätte ſich dadurch den Spott und jetzt den Kummer erſpart, zu wiſſen, daß er aus ſeinem Heimathsorte als Fremder ausgewieſen ſei. Barfüßele wollte ihm erwidern, daß es beſſer ſei, wenn man Alles klar wiſſe und ſei es auch das Herbſte; aber ſie verſchluckte das, ſie ſelber fühlte, daß ſie alle Kraft brauche, um ſich aufrecht zu erhalten; ſie fühlte ſich auch ausgewieſen mit ihrem Bruder, und ſie empfand es, daß ſie einer Welt gegenüber ſtand, die ſich auf Macht und Geſetze ſtützte, und ſie ſelber hatte nur die leere Hand; aber ſie hielt ſich jetzt aufrechter als je.

Das Ungeſchick und Mißgeſchick Dami's drückte ſie nicht nieder, denn ſo iſt der Menſch: hat er ein Schmerzen, das ihn ganz erfüllt, trägt er ein anderes, und ſei es noch ſo ſchwer, oft leichter, als wenn es allein gekommen wäre. Und weil Barfüßele ein unnennbares Wehe empfand, gegen das ſie nichts thun konnte, trug ſie das nennbare, gegen das ſie wirken konnte, um ſo williger und freier. Sie gönnte ſich keine Minute der Träumerei mehr und ging immer mit ſtraffen Armen und mit geballter Fauſt hin und her, als wollte ſie ſagen: wo iſt denn die Arbeit? und ſei es auch die ſchwerſte, ich nehme ſie über mich, wenn ich nur mich und meinen Bruder aus der Abhängigkeit und Verlaſſenheit herausbringe. Sie dachte jetzt ſelber daran, mit Dami ins Elſaß zu wandern und dort in einer Fabrik zu arbeiten. Es kam ihr ſchrecklich vor, daß ſie das ſollte; aber ſie wollte ſich dazu zwingen. Wenn nur der Sommer vorüber war, dann ſollte es fortgehen, und Lebewohl Heimath! Wir ſind ja auch in der Fremde, wo wir daheim ſind.

Der nächſte Annehmer, den die beiden Waiſen in der Ortsregierung gehabt hatten, war jetzt machtlos. Der alte Rodelbauer lag ſchwer krank darnieder, und in der Nacht nach der ſtürmiſchen Gemeinderathsſitzung verſchied er.

Barfüßele und die ſchwarze Marann' waren diejenigen, die auf dem Kirchhofe bei ſeiner Beerdigung am meiſten weinten. Ja, die ſchwarze Marann' ſagte auf dem Heimwege noch als beſonderen Grund: „Der Rodelbauer iſt der letzte noch Lebende geweſen, mit dem ich einſtmals in meinen jungen Jahren getanzt habe. Mein letzter Tänzer iſt nun geſtorben.“

Bald aber hielt ſie ihm eine andere Nachrede, denn es zeigte ſich, daß der Rodelbauer, der Barfüßele ſo jahrelang darauf vertröſtet hatte, ſie in ſeinem Teſtamente gar nicht erwähnte, viel weniger ihr etwas vererbte.

Als die ſchwarze Marann' gar nicht aufhören wollte mit Klagen und Schelten, ſagte Barfüßele: „Das geht jetzt in Einem hin, es iſt jetzt einmal ſo, es hagelt jetzt von allen Seiten auf mich los, aber die Sonne wird ſchon wieder ſcheinen.“

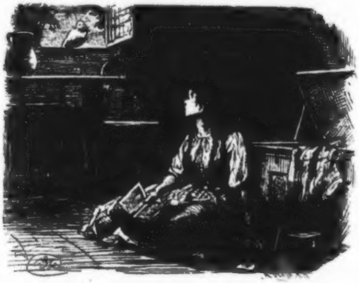
Die Hinterlaſſenen des Rodelbauern ſchenkten indeß Barfüßele einige Kleider des Alten; ſie hätte ſie gern zurückgewieſen, aber durfte ſie es wagen, jetzt noch mehr Trotz kund zu geben? Auch Dami wollte die Kleider nicht annehmen, aber er mußte nachgeben. Es ſchien einmal ſein Loos, in den Kleidern allerlei Abgeſchiedener ſein Leben zu verbringen.

Der Kohlenmathes nahm Dami zu ſich in den Wald zum Meiler, und Zuträger ſagten dem Dami, er ſolle nur einen Proceß anfangen, man könne ihn nicht ausweiſen, weil er noch an keinem andern Orte angenommen ſei; das ſei ſtillſchweigende Vorausſetzung beim Aufgeben des Heimathsrechtes.

Die Leute ſchienen ſich faſt daran zu erluſtigen, daß die armen Waiſen weder Zeit noch Geld hatten, einen Rechtsſtreit anzufangen.

Dami ſchien ſich in der Einſamkeit des Waldes wohlzugefallen. Es war ſo nach ſeiner Art, daß man ſich nicht an- und auszuziehen brauchte, und jedesmal am Sonntag Nachmittag koſtete es Barfüßele einen Kampf, bis ſich Dami nur ein bischen reinigte; dann ſaß ſie bei ihm und dem Mathes, man ſprach wenig, und Barfüßele konnte ihre Gedanken nicht abhalten, daß ſie in der Irre umhergingen in der Welt und Den ſuchten, der ſie einſt einen ganzen Tag ſo glücklich gemacht und in den Himmel gehoben hatte. Wußte er nichts mehr von ihr und dachte er nicht mehr an ſie? Kann denn der Menſch den andern vergeſſen, mit dem er einmal ſo glücklich war?

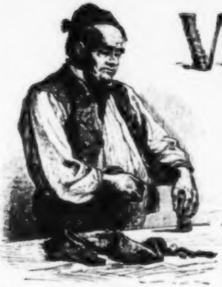
Es war am Sonntag Morgen gegen Ende Mai, Alles war in der Kirche. Es hatte am Tage vorher geregnet. Ein friſcher erquickender Athem hauchte von Berg und Thal, denn die Sonne ſchien hell hernieder. Auch Barfüßele hatte in die Kirche gehen wollen, aber ſie lag wie feſtgebannt unter dem Fenſter, während es läutete, und ſie verſäumte die Kirche. Das war ſeltſam und noch nie geſchehen. Nun da es zu ſpät war, entſchloß ſie ſich, allein zu bleiben und daheim in ihrem Geſangbuche zu leſen. Sie kramte in ihrer Truhe und war überraſcht von allerlei Sachen, die ſie beſaß. Sie ſaß auf dem Boden und las eben einen Geſang und ſummte ihn halb laut vor ſich hin, da regte ſich etwas am Fenſter. Sie ſchaute ſich um; eine weiße Taube ſteht auf dem Simſe und ſchaut nach ihr, und wie ſich die Blicke des Mädchens und der Taube begegnen, fliegt die Taube davon, und Barfüßele ſchaut ihr nach, wie ſie hinausfliegt über das Feld und ſich dort niederläßt.



Dieſes Begegniß, das doch ſo natürlich war, macht ſie plötzlich ganz froh, und ſie nickt immer hinaus ins Weite nach den Bergen, nach Feld und Wald. Sie iſt den ganzen Tag ungewöhnlich heiter. Sie kann nicht ſagen warum, es iſt ihr, als ob ihr eine Freude in der Seele jauchzte, ſie weiß nicht, woher ſie kam. Und ſo oft ſie auch am Mittag, an die Thürpfoſte gelehnt, über die ſeltſame Erregung, die ſie ſpürt, den Kopf ſchüttelt, ſie weicht nicht von ihr. „Es muß ſein, es muß doch ſein, daß Jemand gut an dich gedacht hat; und warum kann das nicht ſein, daß ſo eine Taube der ſtille Bote iſt, der mir das ſagt? Die Thiere leben doch auch auf der Welt, wo die Gedanken der Menſchen hin und her fliegen, und wer weiß, ob ſie nicht Alles ſtill davon tragen.“

Die Menſchen, die an Barfüßele vorübergingen, konnten nicht ahnen, was für ein ſeltſames Leben ſich in ihr bewegte.

Aus einem Mutterherzen.



Während Barfüßele im Dorf und in Feld und Wald träumte und ſorgte und kummerte, bald von ſeltſamen Freudenſchauern ſich durchrieſelt fühlte, bald ſich wie ausgeſtoßen vorkam in der weiten Welt, ſchickten Eltern ihr Kind fort, freilich, damit es um ſo reicher wiederkäme.

Droben im Allgäu, auf dem großen Bauernhofe, genannt zur „wilden Reuthe," ſaß der Landfriedbauer mit ſeiner Frau bei ihrem jüngſten Sohne, und der Bauer ſagte: „Hör' einmal, Johannes, jetzt iſt mehr als ein Jahr um, ſeitdem du zurückgekehrt biſt, und ich weiß nicht, was mit dir iſt; du biſt damals wie ein geſchlagener Hund heim gekommen und haſt geſagt, du wolleſt dir lieber hier in der Gegend eine Frau ſuchen, aber ich ſehe nichts davon. Willſt du mir noch einmal folgen, dann will ich dir kein Wort mehr zureden."

„Ja, ich will," ſagte der junge Mann, ohne ſich aufzurichten.

„Nun gut, verſuch's noch einmal; Einmal iſt Keinmal; und ich ſage dir, du machſt mich und die Mutter glücklich, wenn du dir eine Frau nimmſt aus unſerer Gegend, und am liebſten, wo die Mutter her iſt. Ich kann dir's ſchon ins Geſicht ſagen, Bäuerin, es giebt in der ganzen Welt nur Einen guten Schlag Weibsleut', und der iſt bei uns daheim, und du biſt geſcheit, Johannes, du wirſt ſchon eine Rechtſchaffene finden, und dann wirſt du uns noch auf dem Todtenbette danken, daß wir dich in unſere Heimath geſchickt haben, dir eine Frau zu holen. Wenn ich nur fort könnte, ich ginge mit dir, und wir Beide ſänden ſchon die Rechte. Aber ich hab' mit unſerm Jörg geredet, er will mit dir gehen, wenn du ihn darum anſprichſt. Reit' hinüber und ſag's ihm."

„Wenn ich meine Meinung ſagen darf," erwiderte der Sohn, „wenn ich noch einmal gehen ſoll, möcht' ich wieder allein. Ich bin einmal ſo. Das verträgt bei mir kein anderes Aug', ich möcht' mit Niemand darüber reden. Wenn's möglich wär', möcht ich am liebſten ungeſehen und ſtumm Alles erkundſchaften; und kommt man nun gar zu Zweit', da iſt's ſo gut, wie wenn man's ausſchellen ließ', und Alles putzt ſich auf."

„Wie du willſt," ſagte der Vater, „du biſt einmal ſo aus der Art. Weißt was? Mach' dich jetzt gleich auf den Weg; es fehlt uns ein Geſpann zu unſerm Schimmel, ſuch' dir einen dazu, aber nicht auf dem Markt; und wenn du ſo in den Häuſern herumkommſt, kannſt du ſchon viel ſehen, und kannſt auch auf dem Heimweg ein Bernerwägelein kaufen. — Der Dominik in Endringen ſoll ja noch drei Töchter haben wie die Orgelpfeifen, ſuch' dir Eine aus, aus dem Haus wäre uns eine Tochter recht."

„Ja," ergänzte die Mutter, „das Ameile hat gewiß brave Töchter."

„Und beſſer wär's," fuhr der Vater fort, „du ſiehſt dir einmal in Siebenhöfen die Amrei an, des Schmalzgrafen Tochter, die hat einen ganzen Hof, den könnte man gut verkaufen, die Siebenhöfener Bauern, die ſchlecken die Finger darnach, wenn ſie nur noch Aecker kriegen könnten, und da iſt baar Geld, da giebt's keine Zieler; aber ich red' dir weiter nichts zu, da haſt ja deine Augen ſelber bei dir. Komm, mach' dich gleich auf den Weg. Ich füll' dir die Geldgurte voll. Zweihundert Kronenthaler werden genug ſein, und der Dominik leiht dir, wenn du mehr brauchſt. Gieb dich nur zu erkennen. Ich kann's noch nicht verſtehen, daß du dich damals auf der Hochzeit nicht zu erkennen gegeben haſt; es muß dir was geſchehen ſein, aber ich will nichts wiſſen."

„Ja, weil er's nicht ſagt," ergänzte die Mutter lächelnd.

Der Bauer machte ſich nun gleich daran, die Geldgurte zu füllen. Er brach zwei geſtößelte Rollen auf, und man ſah es ihm an, es that ihm wohl, wie er ſo die grobe Münze von der einen Hand in die andere laufen ließ. Er machte Häufchen von je zehn Thalern und zählte ſie zwei-, dreimal ab, um ſich ja nicht zu irren.

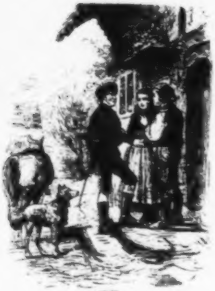
„Nun meinetwegen," ſagte der junge Mann und richtete ſich auf. — Es iſt der fremde Tänzer, den wir bei der Hochzeit in Endringen kennen gelernt. Bald bringt er den geſattelten Schimmel aus dem Stall, ſchnallt noch den Mantelſack darauf, und ein ſchöner Wolfshund ſpringt dabei an ihm empor und leckt ihm die Hände.

„Ja, ja, ich nehm' dich mit," ſagte der Burſche zu dem Hunde und erſchien zum erſten Mal im ganzen Geſicht freundlich, und er rief zum Vater hinein in die Stube: „Vater, darf ich den Lux mitnehmen?"

„Ja, wie du willſt,“ lautete von drinnen die Antwort aus dem Klingen der Thaler heraus. Der Hund ſchien Hin- und Widerrede verſtanden zu haben. Er ſprang bellend und ſich im Kreiſe drehend im Hofe umher.

Der Burſche ging hinein in die Stube, und indem er ſich die Geldgurte umſchnallte, ſagte er: „Ihr habt Recht, Vater, es wird mir jetzt ſchon wohler, weil ich jetzt aus dem ſo Hinleben mich herausmache, und ich weiß nicht, man ſoll freilich keinen Aberglauben haben, aber es hat mir doch wohlgethan, daß der Schimmel ſich nach mir wendet, wie ich in den Stall komme, und wiehert, und daß der Hund ſo auch mit will; es iſt doch ein gutes Zeichen, und wenn man die Thiere befragen könnte, wer weiß, ob die Einem nicht den beſten Rath geben könnten.“

Die Mutter lächelte, aber der Vater ſagte: „Vergiß nicht, daß du dich an den Krappenzacher hältſt und geh' nicht voran und bind' dich nicht, ehe du ihn befragt haſt; der kennt das Inwendige aller Menſchen auf zehn Stunden im Umkreis und iſt ein lebendiges Hypothekenbuch. Jetzt behüt' dich Gott und laß dir Zeit, du kannſt auf zehn Tage ausbleiben.“



Vater und Sohn ſchüttelten ſich die Hände und die Mutter ſagte: „Ich geb' dir noch ein Stück das Geleite.“

Der Burſche führte nun das Pferd am Zügel und ging neben der Mutter her, ſtill bis hinaus vor den Hof, und erſt bei einer Biegung des Weges ſagte die Mutter zagend: „Ich möchte dir gern Anweiſungen geben.“

„Ja, ja, nur zu, ich höre gern drauf.“

Nun begann die Mutter, indem ſie die Hand des Sohnes faßte: „Bleib ſtehen, ich kann im Gehen nicht gut reden. — Schau, daß ſie dir gefällt, das iſt natürlich das Erſte: ohne Lieb' iſt keine Freud', und ich bin nun eine alte Frau, gelt ich darf Alles ſagen?“

„Ja, ja!“

„Wenn du dich nicht darauf freuſt und es nicht wie ein Gnadengeſchenk vom Himmel anſiehſt, daß du ihr einen Kuß geben darfſt, da iſt's die rechte Liebe nicht, aber ... bleib doch ſtehen ... und auch dieſe Liebe reicht noch nicht aus, da kann ſich noch etwas anderes dahinter verſtecken. Glaub mir ...“ Die alte Frau hielt ſtotternd inne und wurde flammroth im Geſichte. „Schau, wo der rechte Reſpekt nicht iſt, und wo man nicht Freud daran hat, daß eine Frau grad ſo eine Sache in die Hand nimmt und grad ſo wegſtellt und nicht anders, da geht's ſchwer; und vor Allem achte darauf, wie ſie ſich zu den Dienſtboten ſtellt.“

„Ich will Euch immer abnehmen und in klein Geld wechſeln, was Ihr meinet, Mutter; das Sprechen wird Euch ſchwer. Jetzt das verſtehe ich ſchon. Sie darf nicht zu ſtolz und nicht zu vertraut ſein.“

„Das freilich, aber ich ſeh's einer am Mund an, ob der Mund ſchon geflucht und geſchimpft und geſcholten hat, und ob er's gern thut. Ja, wenn du ſie im Aerger weinen ſehen, wenn du ſie im Zorn ertappen könnteſt, da wäre ſie am beſten kennen zu lernen; da ſpringt der verſteckte inwendige Menſch heraus, und das iſt oft einer mit Geierkrallen wie ein Teufel. O Kind! Ich hab' viel erfahren und ins Aug' gefaßt. Ich ſeh' daran, wie eine das Licht auslöſcht, wie's in ihr ausſieht und was ſie für ein Gemüth hat. Die ſo im Vorbeigehen mit einem Hui das Licht ausbläſt, mag's fünkeln und blaken, das iſt eine, die ſich auf ihr ſchnelles Schaffen was einbildet, und ſie thut doch Alles nur halb und hat keine Ruhe im Gemüth.“

„Ja, Mutter, das machet Ihr mir zu ſchwer; eine Lotterie iſt und bleibt es immer.“

„Ja, ja, du brauchſt auch nicht Alles zu behalten, was ich mein', nur ſo obenhin, wenn dir's nachher vorkommt, wirſt ſchon finden, wie ich's gemeint habe, und dann paß auf: ob ſie gut beim Arbeiten redet, ob ſie etwas in die Hand nimmt, wenn ſie mit dir ſpricht, und nicht allemal ſtill hält, wenn ſie ein Wort ſagt, und nicht eine Scheinarbeit thut. Ich ſage dir, Arbeitſamkeit iſt bei einer Frau Alles. Meiner Mutter Red' iſt immer geweſen: ein Mädchen darf nie mit leeren Händen gehen und muß über drei Zäune ſpringen, um ein Federchen aufzuleſen. Und dabei muß ſie doch beim Schaffen ruhig und ſtetig ſein, nicht ſo um ſich raſen und aufbegehren, als wolle ſie jetzt grad' ein Stück von der Welt herunter reißen. Und wenn ſie dir Red' und Antwort giebt, merk auf, ob ſie nicht zu blöd' und nicht zu keck iſt. Du glaubſt gar nicht, die Mädchen ſind ganz anders, wenn ſie einen Mannshut ſehen, als wenn ſie unter ſich ſind, und die, wo immer gar ſo thun, als ob ſie bei Jedem ſagen wollten: friß mich nicht! das ſind die ſchlimmſten, aber die ſo ein gewetztes Mundſtück haben und die meinen, wenn Jemand in der Stube ſei, dürfte das Maul gar nicht ſtill ſtehen, die ſind noch ärger.“

Der Burſche lachte und ſagte: „Mutter, Ihr ſolltet einmal predigen gehen in der Welt herum und Kirche halten für die Mädchen allein.“

„Ja, das könnte ich auch,“ ſagte die Mutter ebenfalls lachend, „aber ich bringe das Letzte zuerſt vor. Natürlich, daß du zuerſt drauf ſiehſt, wie ſie zu Eltern und Geſchwiſtern ſteht; du biſt ja ſelber ein gutes Kind, da brauch' ich dir nichts zu ſagen. Das vierte Gebot kennſt du.“

„Ja, Mutter, da ſeid ruhig, und da habe ich mein beſonderes Merkzeichen: die viel Weſens von der Elternliebe machen, da iſt's nichts; das zeigt ſich am beſten wie man thut; und wer viel davon ſchwätzt, iſt müd und matt, wenn's ans Thun geht."

„Du biſt ja geſcheit," ſagte die Mutter in ſpöttiſcher Glückſeligkeit, legte die Hand auf die Bruſt und ſchaute zu ihrem Sohne auf: „Soll ich dir noch mehr ſagen?"

„Ja, ich hör' Euch immer gern."

„Mir iſt, wie wenn ich heut' zum erſten Mal ſo recht mit dir reden könnte, und wenn ich ſterbe, ſo habe ich nichts mehr hinter mir, was ich vergeſſen habe. Das vierte Gebot! ja, da fällt mir ein, was mein Vater einmal geſagt hat. O, der hat Alles verſtanden und viel in Schriften geleſen, und ich habe einmal zugehört, wie er zum Pfarrer, der oft bei ihm war, geſagt hat: Ich weiß den Grund, warum beim vierten Gebot allein eine Belohnung ausgeſetzt iſt, und man meint doch, da wäre es grad am unnöthigſten, denn das iſt ja das natürlichſte, aber es heißt: Ehre Vater und Mutter, damit du lange lebeſt!... damit iſt nicht gemeint, daß ein braves Kind ſiebzig oder achtzig Jahr alt wird; nein, wer Vater und Mutter ehrt, lebt lange, aber rückwärts. Er hat das Leben von ſeinen Eltern in ſich, in der Erinnerung, in Gedanken, und das kann ihm nicht genommen werden und er lebt lange auf Erden, wie alt er auch ſei. Und wer Vater und Mutter nicht ehrt, der iſt erſt heut auf die Welt gekommen und morgen nicht mehr da."

„Mutter, das iſt ein gutes Wort, das verſtehe ich und werde es auch nicht vergeſſen, und meine Kinder ſollen's auch lernen; aber je mehr Ihr ſo redet, je ſchwerer wird mir's, daß ich Eine finde; ich meine, ſie müßte ſo ſein wie Ihr."

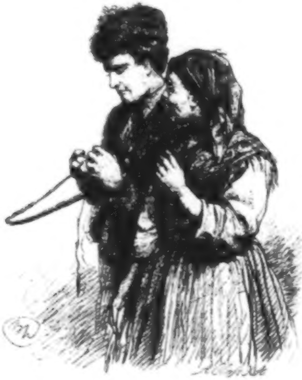
„O Kind, ſei nicht ſo einfältig! Mit neunzehn, zwanzig Jahren bin ich auch noch ganz anders geweſen, wild und eigenwillig, und auch jetzt bin ich noch nicht, wie ich ſein möchte! Aber was ich dir noch ſagen wollte? ja, von wegen der Frau. Es iſt wunderlich, warum es gerade dir ſo ſchwer wird. Aber dir iſt von Klein auf Alles ſchwerer geworden, du haſt erſt mit zwei Jahren laufen gelernt und kannſt doch jetzt ſpringen wie ein Füllen. Nur noch ein paar Kleinigkeiten, aber da kennt man oft Großes draus. Merk' auf, wie ſie lacht; nicht ſo pflatſchig zum Ausſchütten, und nicht ſo ſpitzig zum Schnäbelchen machen, nein, ſo von innen heraus, ich wollt', du wüßteſt wie du lachſt, dann könnteſt du's ſchon abmerken."

Der Sohn mußte hierbei laut auflachen und die Mutter ſagte immer: „Ja, ja, ſo iſt's, ſo hat grad mein Vater auch gelacht, ſo hat's ihm den Buckel geſchüttelt und die Achſeln gehoben." Und je mehr die Mutter das ſagte, um ſo mehr mußte der Sohn lachen, und ſie ſtimmte endlich ſelbſt mit ein, und ſo oft das Eine aufhörte, ſteckte das fortgeſetzte Lachen des Andern es wieder an. Sie ſetzten ſich an einen Wegrain, ließen das Pferd graſen, und indem die Mutter ein Maasliebchen abpflückte und damit in der

Hand ſpielte, ſagte ſie: „Ja, das iſt auch was, das hat viel zu bedeuten. Gieb Acht, ob ihr Blumen gedeihen, da ſteckt viel drin, mehr als man glaubt.“

Man hörte in der Ferne Mädchen ſingen, und die Mutter ſagte: „Merk' auch auf, ob ſie beim Singen gern gleich die zweite Stimme ſingt; die wo gern immer den Ton angeben, das hat etwas zu bedeuten; und ſchau! da kommen Schulkinder, die ſagen mir auch was. Wenn du's erkundſchaften kannſt, ob ſie ihr Schreibbuch aus der Schule noch hat, das iſt auch wichtig.“

„Ja, Mutter, Ihr nehmt noch die ganze Welt zum Wahrzeichen. Was ſoll denn das jetzt zu bedeuten haben, ob ſie ihr Schreibbuch noch hat?“



„Daß du noch fragſt, das zeigt, daß du noch nicht ganz geſcheit biſt. Ein Mädchen, das nicht gern alles aufbewahrt, was einmal gegolten hat, das hat kein rechtes Herz.“

Der Sohn hatte während des Redens verſucht, die Treibſchnur an der Peitſche, die ſich verknotet hatte, aufzuknüpfen; jetzt holte er das Meſſer aus der Taſche und ſchnitt den Knoten entzwei. Mit dem Finger darauf hindeutend, ſagte die Mutter:

„Siehſt du? das darfſt du thun, aber das Mädchen nicht. Gieb Acht, ob ſie einen Knoten ſchnell zerſchneidet; da liegt ein Geheimniß drin.“

„Das kann ich errathen,“ ſagte der Sohn. „Aber Euer Schuhbändel iſt Euch aufgegangen, und wir müſſen jetzt fort.“

„Ja, und du bringſt mich damit noch auf was,“ ſagte die Mutter. „Schau, das iſt noch eins der beſten Zeichen: gieb Acht, wie ſie die Schuhe vertritt, nach innen oder nach außen, und ob ſie ſchlürft und viel Schuhwerk zerreißt.“

„Da müßte ich zum Schuhmacher laufen,“ ſagte der Sohn lächelnd; „o Mutter, Alles das, was Ihr ſagt, das findet man nicht bei einander.“

„Ja, ja, ich red' zu viel, und du brauchſt ja nicht Alles zu behalten, es ſoll dich nur daran erinnern, wenn's dir vorkommt. Ich meine nur: nicht was eine hat oder erbt, iſt die Hauptſache, ſondern was eine braucht. Jetzt aber, du weißt, ich habe dich ruhig gehen laſſen, jetzt mach' mir dein Herz auf und ſag': Was iſt dir denn geſchehen, daß du voriges Jahr von der Hochzeit in Endringen heim gekommen biſt wie behext und ſeitdem nicht mehr der alte Burſch biſt von ehedem? Sag's, vielleicht kann ich dir helfen.“

„O Mutter, das könnet Ihr nicht, aber ich will's Euch ſagen. Ich hab' Eine geſehen, die die Rechte geweſen wäre, aber es iſt die Unrechte geweſen.“

„Um Gottes willen! Du haſt dich doch nicht in eine Ehefrau verliebt?“

„Nein, es iſt aber doch die Unrechte geweſen. Was ſoll ich da viel drum herum reden? Es war eine Magd.“

Der Sohn athmete tief auf, und Mutter und Sohn ſchwiegen eine geraume Weile; endlich legte die Mutter die Hand auf ſeine Schulter und ſagte: „O du biſt brav, ich danke Gott, daß er dich ſo hat werden laſſen. Das haſt du brav gemacht, daß du dir das aus dem Sinn geſchlagen haſt. Dein Vater hätt' das nie zugegeben, und du weißt ja, was Vaterſegen zu bedeuten hat.“

„Nein, Mutter, ich will mich nicht braver machen, als ich bin; es hat mir ſelber ganz allein nicht gefallen, daß ſie eine Magd iſt; das geht nicht, und drum bin ich fort. Aber es iſt mir doch härter geworden, mir das aus dem Sinn zu bringen, als ich geglaubt habe; aber jetzt iſt's vorbei, und es muß vorbei ſein, ich habe mir das Wort gegeben, daß ich mich nicht nach ihr erkundige, Niemand frage, wo ſie iſt und wer ſie iſt; ich bringe Euch, will's Gott, eine rechte Bauerntochter.“

„Du haſt doch den Rechtſchaffenen an dem Mädchen gemacht und haſt ihm nicht den Kopf verwirrt?“

„Mutter, da, meine Hand, ich habe mir nichts vorzuwerfen.“

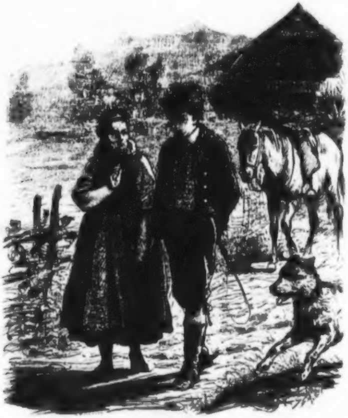
„Ich glaube dir,“ ſagte die Mutter und drückte mehrmals ſeine Hand, „und Glück und Segen auf den Weg.“

Der Sohn ſtieg auf, und die Mutter ſah ihm nach und jetzt rief ſie: „Halt', ich muß dir noch was ſagen, ich habe das Beſte vergeſſen.“

Der Sohn wendete das Pferd, und bei der Mutter angekommen, ſagte er lächelnd: „Aber nicht wahr, Mutter, das iſt das Letzte?“

„Ja, und die beſte Probe. Frage das Mädchen auch nach den Armen im Ort und dann lauf herum und horch die Armen aus, was ſie über ſie reden. Das muß eine ſchlechte Bauerntochter ſein, die nicht ein Armes an der Hand hat, dem ſie Gutes thut. Merk dir das, und jetzt behüt' dich Gott und reit' ſcharf zu.“

Und wie er nun davon ritt, ſprach die Mutter noch ein Gebet auf ſeinen Weg, dann kehrte ſie zurück nach dem Hof.



„Ich hätt' ihm doch noch ſagen ſollen, daß er ſich auch nach des Joſenhanſen Kindern erkundigen ſoll, was aus denen geworden iſt,“ ſagte die Mutter in ſeltſamer Erregung vor ſich hin, und wer weiß die verborgenen Wege, die die Seele geht, die Strömungen, die hinziehen über unſerer erkennbaren Schicht oder tief unter ihr? Es erwacht eine längſt verklungene Lied- und Tanzweiſe in deiner Erinnerung, du kannſt ſie nicht laut ſingen, du bringſt die Töne nicht zuſammen, aber innerlich bewegt es ſich dir ganz deutlich und es iſt dir, als ob du es hörteſt. Was iſt's, das plötzlich dieſe verklungenen Töne in dir erweckte?

Warum dachte jetzt die Mutter an dieſe Kinder, die ſchon längſt aus ihrem Gedächtniß geſchwunden waren? War die andächtige Stimmung von jetzt wie eine Erinnerung an eine andere längſt verklungene, und erweckte ſie damit die begleitenden Umſtände derſelben? Wer kann die unwägbaren und unſichtbaren Elemente faſſen, die hin und her von Menſch zu Menſch, von Erinnerung zu Erinnerung ſchweben und ſchwingen!

Als die Mutter in den Hof zurückkam zu dem Bauer, ſagte dieſer ſpöttiſch:

„Du haſt ihm gewiß noch viel Unterweiſung gegeben, wie man die beſte fiſcht; ich habe auch dafür vorgeſorgt, ich habe voraus an den Krappenzacher geſchrieben, der wird ihn ſchon in die rechten Häuſer bringen. Er muß eine bringen, die brav Batzen hat.“

„Das Batzenhaben macht die Bravheit nicht aus,“ entgegnete die Mutter.

„So geſcheit bin ich auch,“ höhnte der Bauer, „aber warum ſoll eine nicht brav ſein können und doch auch brav Batzen haben?“

Die Mutter ſchwieg. Nach einer Weile aber ſagte ſie:

„An den Krappenzacher haſt ihn gewieſen? Beim Krappenzacher iſt der Bub vom Joſenhans untergebracht geweſen.“ So knüpfte ſie jetzt durch den Namen laut an ihre frühere Erinnerung an, und jetzt erſt wurde ſie ſich bewußt, weſſen ſie ſich erinnert hatte, und kam ſpäter bei nachfolgenden Ereigniſſen, die ſich uns bald aufthun werden, noch oft darauf zurück.

„Ich weiß nicht, was du redeſt,“ ſagte der Bauer, „was haſt du mit dem Kind? Warum ſagſt du jetzt nicht, daß ich das geſcheit gemacht habe?“

„Ja, ja, das iſt geſcheit,“ beſtätigte die Frau, aber dem Alten genügte das nachträgliche Lob nicht, und er ging brummend hinaus.

Ein gewiſſes ärgerliches Bangen, daß es doch mit dem Johannes ſchief gehen könne, und daß man ſich vielleicht zu ſehr übereilt habe, machte den Alten für die Gegenwart und Alles, was ihn umgab, unwirſch.

Der Schimmelreiter.

Am Abend deſſelben Tages, an dem Johannes ausgeritten war von Zusmarshofen, kam der Krappenzacher ins Haus des Rodelbauern und ſaß mit dieſem lange im Hinterſtübchen und las ihm leiſe einen Brief vor.

„Hundert Kronenthaler mußt du mir geben, wenn die Sache ins Reine kommt, und das will ich ſchriftlich,“ ſagte der Krappenzacher.

„Ich meine, fünfzig Kronenthaler wären auch genug, das iſt ein ſchön Stück Geld.“

„Nein, keinen rothen Heller weniger als runde hundert, und ich ſchenke dir dabei noch gut und gern hundert, aber ich gönne es dir und deiner Schweſter, und thue gern einem im Ort einen Gefallen. Ich bekäme in Endringen und in Siebenhöfen gut und gern das Doppelte. Deine Roſel iſt eine rechte Bauerntochter, da kann man nichts dagegen ſagen, aber was Beſonderes iſt ſie nicht, da kann man fragen: was koſtet das Dutzend von denen?“

„Sei ſtill, das leid' ich nicht.“

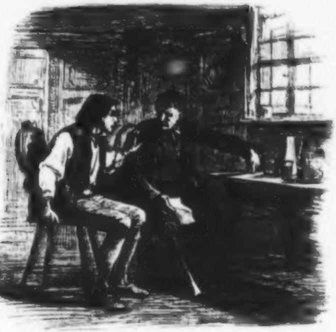
„Ja, ja, will ſtill ſein und dich nicht im Schreiben verwirren. Jetzt ſchreib' gleich.“

Der Rodelbauer mußte dem Krappenzacher willfahren, und als er geſchrieben hatte, ſagte er:

„Wie meinſt, ſoll ich meiner Roſel etwas davon ſagen?“

„Freilich mußt du das, aber ſie ſoll ſich nichts merken laſſen, und auch Niemand im Ort; das verträgt das Schnaufen nicht, und ein Jedes hat ſeine Feinde, du und deine Schweſter auch. Kannſt mir's glauben. Sag' der Roſel, ſie ſoll ſich alltagsmäßig anziehen und die Kühe melken, wenn er kommt. Ich laſſe ihn allein zu dir ins Haus, haſt ja geleſen, daß der Landfriedbauer ſchreibt, er habe ſeinen eignen Kopf und liefe gleich davon, wenn er merke, daß da etwas angelegt ſei. Mußt aber noch ſchnell heut' Abend hinüberſchicken nach Lauterbach und dir den Schimmel von deinem Schwager holen laſſen; ich will den Freier dann ſchon durch einen Unterhändler nach einem Gaul zu dir ſchicken. Laß du dir auch nichts merken."

Der Krappenzacher ging weg, und der Rodelbauer rief ſeine Schweſter und ſeine Frau ins Hinterſtübchen und theilte ihnen unter Angelobung der Geheimhaltung mit, daß morgen ein Freier für die Roſel käme, und zwar ein Menſch wie ein Prinz, der einen Hof habe, wie es keinen zweiten gebe, mit Einem Wort, des Landfriedbauern Johannes von Zusmarshofen. Er gab nun die weiteren Anordnungen, wie ſie der Krappenzacher beſtimmt hatte, und empfahl das ſtrengſte Geheimhalten.



Nach dem Nachteſſen konnte ſich indeß Roſel nicht enthalten, das Barfüßele zu fragen, ob ſie, wenn ſie heirathe, gern mit ihr ginge als Magd, ſie gäbe ihr den doppelten Lohn, den ſie jetzt habe, und ſie brauche dann auch nicht über den Rhein in eine Fabrik. Barfüßele gab ausweichende Antwort, denn ſie war nicht geneigt, mit der Roſel zu gehen, und wußte, daß dieſe bei ihrem Antrag noch andere Abſichten hatte: ſie wollte zuerſt ihren Triumph anbringen, daß ſie einen Mann kriege, und was für einen, und dann ſollte Barfüßele ihr das Hausweſen in Stand halten, um das ſie ſich bisher faſt gar nichts bekümmert hatte. Das hätte nun Barfüßele gerne gethan für eine ihr zugeneigte Herrin, aber nicht für Roſel, und ſollte ſie einmal von ihrer jetzigen Meiſterin fort, dann wollte ſie nicht mehr in Dienſt, dann lieber für ſich, ſei es auch in der Fabrik mit ihrem Bruder.

Noch als ſich Barfüßele zu Bette legen wollte, rief ſie die Meiſterin und vertraute ihr das Geheimniß mit dem Hinzufügen: „Du haſt zwar immer Geduld gehabt mit der Roſel, jetzt aber hab' doppelte, ſo lange der Freier da iſt, daß es keinen Lärmen im Hauſe gibt."

„Ja, ich finde es aber ſchlecht, daß ſie jetzt das einzige Mal die Kühe melken will; das heißt ja den guten Menſchen betrügen, und ſie kann ja gar nicht melken."

„Du und ich wir können die Welt nicht ändern," ſagte die Meiſterin, „ich mein', du haſt für dich allein ſchwer genug; laß du Andere treiben, was ſie wollen."

Barfüßele legte ſich mit dem ſchweren Gedanken nieder, wie doch die Menſchen ſich gar kein Gewiſſen daraus machen, einander zu betrügen. Sie wußte zwar nicht, wer der Betrogene ſein würde; aber ſie hatte tiefes Mitleid mit dem armen jungen Mann, und ſchwarz wurde es ihr vor den Augen, als ſie denken mußte: Wer weiß, vielleicht wird die Roſel mit ihm ebenſo angeführt, wie er mit ihr.

Am Morgen, als Barfüßele in aller Frühe zum Fenſter hinaus ſah, ſchrak ſie plötzlich zurück, als wäre ihr ein Schuß an die Stirne gefahren. „Himmel! Was iſt denn das?" Sie rieb ſich haſtig die Augen und riß ſie wieder auf und fragte ſich, ob ſie noch träume. „Das iſt ja der Schimmelreiter von der Endringer Hochzeit, er kommt daher ins Dorf, er holt dich, nein, er weiß nichts; aber er ſoll's wiſſen ... Nein, nein, was willſt du? Er kommt näher, immer näher, er ſchaut nicht auf ... Eine doppelt aufgeblühte Nelke fällt von der Hand Barfüßeles über dem Fenſterbrett auf ihn nieder, ſie trifft den Mantelſack ſeines Pferdes, aber er ſieht ſie nicht, und ſie fällt auf die Straße, und Barfüßele eilt hinab und nimmt das verrätheriſche Zeichen wieder zu ſich, und jetzt geht es ihr auf wie ein neuer fürchterlicher Tag: das iſt ja der Freier der Roſel, der iſt's, den ſie gemeint hat am geſtrigen Abend. Sie hatte ihn nicht genannt, aber es kann kein Anderer ſein, Keiner, und der ſoll betrogen werden?

Im Schuppen auf dem grünen Klee, den ſie den Kühen aufſtecken wollte, kniete Barfüßele und betete inbrünſtig zu Gott, er möge den Fremden davor bewahren, daß er die Roſel bekäme. Daß er ihr eigen werden ſollte — ſie wagte es nicht, ſich dem Gedanken hinzugeben, und nicht, ihn zu verſcheuchen.

Kaum hatte ſie gemolken, als ſie zur ſchwarzen Marann' hinüber eilte; ſie wollte ſie fragen, was ſie thun ſolle; die ſchwarze Marann' lag ſchwer krank, ſie war faſt taub geworden und verſtand kaum mehr zuſammenhängende Worte, und Barfüßele wagte es nicht, das Geheimniß, das ihr halb anvertraut worden und das ſie halb errathen hatte, ſo laut zu ſchreien, daß es die ſchwarze Marann' verſtand. Leute von der Straße konnten es hören. Sie kehrte wieder rathlos nach Hauſe zurück.

Barfüßele mußte ins Feld und den ganzen Tag draußen bleiben beim Einpflanzen der Rübenſetzlinge. Bei jedem Schritte faſt zögerte ſie und wollte zurück und dem Fremden Alles ſagen, aber das Gebot der Unterthänigkeit eben ſo ſehr als eine beſondere Betrachtung drängte ſie fort zu ihrer angewieſenen Pflicht. Wenn er ſo einfältig und unbeſonnen iſt, daß er ſo fahrläſſig hineinrennt, dann iſt ihm nicht zu helfen, dann verdient er's nicht beſſer, und — verſprochen iſt ja noch nicht geheirathet, tröſtete ſie ſich zuletzt; aber ſie war doch den ganzen Tag voll Unruhe, und als ſie nach der Heimkehr Abends die Kühe molk und Roſel mit dem vollen Kübel an einer ausgemolkenen Kuh ſaß und hell ſang, da hörte ſie den Fremden mit dem Bauer im benachbarten Pferdeſtall. Es handelt ſich um einen Schimmel. Aber woher kam denn ein Schimmel in den Stall? ſie hatten ja bisher keinen?

Jetzt fragte der Fremde: „Wer iſt das, das daneben ſingt?“

„Das iſt meine Schweſter,“ ſagte der Bauer, und auf dieſes Wort hin fiel Barfüßele ein und ſang die zweite Stimme ſo mächtig, ſo trotzig, daß ſie ihn zwingen wollte, daß er auch fragen müſſe, wer denn drüben das ſei; aber das Singen hatte den Uebelſtand, daß man dadurch nicht hören konnte, ob er denn wirklich gefragt habe. Und als Roſel mit dem vollen Kübel über den Hof ging, wo eben jetzt der Schimmel vorgeführt und beſchaut wurde, ſagte der Bauer:

„Da, die da, das iſt meine Schweſter. Roſel! Stell' ab und richt' was zum Nachteſſen, wir haben einen Verwandten zum Gaſt; ich will ihn ſchon hinaufbringen.“

„Und die Kleine da hat wol die zweite Stimme geſungen?“ fragte der Fremde. „Iſt das auch eine Schweſter?“

„Nein, das iſt ſo halb und halb ein angenommenes Kind; mein Vater iſt ſein Pfleger geweſen.“

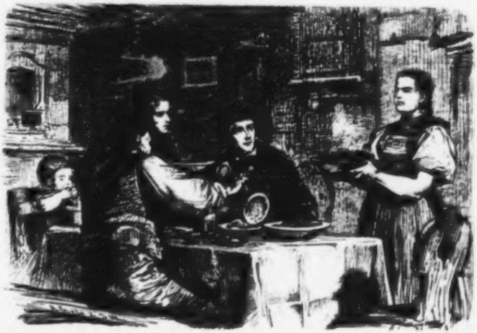
Der Bauer wußte recht wohl, daß ſolche Mildthätigkeit ein ſchöner Ruhm eines Hauſes ſei, und darum hatte er es vermieden, Barfüßele gradaus Magd zu nennen.

Barfüßele war aber innerlich froh, daß der Fremde nun doch von ihr wußte. Wenn er geſcheit iſt, muß er ſich bei mir nach der Roſel erkundigen, berechnete ſie richtig; dann war die Anknüpfung gegeben, und er war wenigſtens vor Unglück bewahrt.

Roſel trug das Eſſen auf, und der Fremde war gar erſtaunt, daß ſo ſchnell eine ſo ſchöne Gaſterei hergerichtet ſei; er konnte nicht wiſſen, daß Alles vorbereitet war, und Roſel entſchuldigte, daß er einſtweilen fürlieb nehmen ſollte mit der geringen Aufwartung, er ſei's gewiß zu Hauſe beſſer gewohnt. Sie rechnete nicht ohne Klugheit, daß das Hervorheben eines weltbekannten Ruhmes Jedem wohlthue.

Barfüßele mußte heute in der Kuche bleiben und Roſel Alles in die Hand geben, und immer und immer hat ſie: „So ſag' mir doch un Gotteswillen, wer iſt's denn? Wie heißt er denn?“ Roſel gab keine Antwort, und die Meiſterin löſte endlich das Geheimniß, indem ſie erklärte: „Jetzt kannſt du's ſchon ſagen, es iſt des Landfriedbauern Johannes von Zusmarshofen. Nicht wahr, Amrei, du haſt noch ein Andenken von ſeiner Mutter?“

„Ja, ja,“ ſagte Barfüßele, und ſie mußte ſich auf den Herd niederſetzen, ſo war es ihr in die Kniee gefahren. Wie wunderbar war das Alles! Alſo der Sohn ihrer erſten Wohlthäterin iſt es. „Nun muß ihm geholfen werden, und wenn das ganze Dorf mich ſteinigt, ich leid's nicht!“ ſprach ſie in ſich hinein.



Der Fremde ging fort, man gab ihm das Geleite, aber noch auf der Treppe kehrte er wieder um und ſagte: „Meine Pfeife iſt mir ausgegangen, und ich zünd' mir ſie am liebſten mit einer Kohle an.“ Er wollte offenbar muſtern, wie es in der Küche ausſähe. Die Roſel drängte ſich vor ihm herein und reichte ihm mit einer Zange eine Kohle, ſie ſtand gerade vor Barfüßele, das hinten an der Eſſe auf dem Herd ſaß.

Und noch ſpät in der Nacht, als Alles im Hauſe ſchon ſchlief, verließ Barfüßele daſſelbe und rannte im Dorfe hin und her. Sie ſucht Jemanden, dem ſie es ſagen könnte, damit er den Johannes warne, aber ſie weiß Niemand. Halt, da wohnt der Heiligenpfleger, der iſt ein Feind des Rodelbauern, und der weiß Alles geſchmälzt anzubringen; aber .. zu einem Feinde deines Meiſters gehſt du nicht, und überhaupt zu Keinem hier.

Haſt ſchon Feinde genug von der Gemeinderathsſitzung her wegen des Dami ... Ja, der Dami, der kann's. Warum nicht? Ein Mann kann eher davon reden, was kann man ihm Hinterhältiges zutrauen? Und der Johannes, ja, ſo heißt er, er wird ihm das nicht vergeſſen, ja, und dann hat der Dami einen Annehmer, und was für einen! So einen Mann! So eine Familie! Da kann's ihm nicht mehr fehlen. Nein, der Dami darf ſich nicht ins Dorf wagen. O lieber Gott, er iſt ja ausgewieſen! Aber der Kohlenmathes, der könnte es, und vielleicht doch der Dami ...

Hin und her wie ein Irrlicht ſchweifte ihr Denken, und ſie ſelber irrte durch die Feldwege, ohne zu wiſſen wohin, und es war ihr heute ſo ſchreckhaft, wie das immer iſt, wenn man nichts weiß von der Welt und in Gedanken ſo dahin geht; ſie erſchrak vor jedem Tone, die Fröſche im Weiher krächzen ſo fürchterlich, und die Schnarren in den Wieſen ſo heimtückiſch, die Bäume ſtehen ſo ſchwarz in die Nacht hinein. Es hat heute gegen Endringen zu gewittert. Der Himmel iſt von fliegenden Wolken überzogen, nur manchmal blinkt ein Stern hervor.

Barfüßele eilt durch das Feld in den Wald, ſie will doch zum Dami, ſie muß ſich wenigſtens mit einem Menſchen davon ausreden. Wie iſt es im Wald ſo dunkel! Was iſt das für ein Vogel, der jetzt in der Nacht zwitſchert, faſt wie eine Amſel, wenn ſie am Abend heimfliegt, und „ich komm' komm' komm'; komm' ſchon, komm' ſchon!“ lautet der Klang? Und jetzt ſchlägt die Nachtigall, ſo ohne Athemholen, ſo von innen heraus, quellend, ſprudelnd, leiſe rieſelnd, wie ein Waldquell, der aus dem Innerſten der Erde geſpeist wird.

Mehr hin und her ſchlängelten ſich nicht die Wurzeln auf dem Waldwege, als die Gedanken Barfüßeles durcheinander lieſen.

„Nein, der Plan iſt nichts! Geh nur wieder heim,“ ſagte ſie ſich endlich und kehrte um, aber noch lange wanderte ſie in den Feldern umher; ſie glaubte nicht mehr an Irrlichter, aber heute war es doch, als ob ſie eines hin und her führte, und heute zum erſten Mal ſpürte ſie auch, daß ſie im Nachtthau ſo lange barfuß umherging, und dabei brannten ihr die Wangen. In Schweiß gebadet kam ſie endlich heim in ihre Kammer.

Gebannt und erlöſt.

Am Morgen als Barfüßele erwachte, lag das Halsgeſchmeide, das ſie einſt von der Landfriedbäuerin erhalten, auf ihrem Bette; ſie mußte ſich lange beſinnen, bis ſie ſich erinnerte, daß ſie daſſelbe noch geſtern Abend herausgenommen und lange betrachtet hatte.

Als ſie ſich aufrichten wollte, waren ihr alle Glieder wie zerſchlagen, und die Hände mühſam ineinander klammernd, jammerte ſie:

„Um Gotteswillen nur jetzt nicht krank ſein! Ich habe keine Zeit dazu, ich kann jetzt nicht.“ Wie im Zorn gegen ihren Körper, ihn mit der Willenskraft gewaltſam bezwingend, ſtand ſie auf; aber wie erſchrak ſie, als ſie jetzt ſich in dem kleinen Spiegel betrachtete. Ihr ganzes Geſicht war geſchwollen. „Das iſt die Strafe, weil du geſtern Nacht noch ſo herumgelaufen biſt und haſt fremde Menſchen und auch böſe zu Hülfe rufen wollen.“ Sie ſchlug ſich wie zur Züchtigung ins ſchmerzende Geſicht, nun aber verband ſie ſich über und über und ging an ihre Arbeit.

Als die Meiſterin ſie ſah, wollte ſie, daß ſie ſich zu Bette lege; aber die Roſel ſchimpfte, das ſei eine Bosheit des Barfüßele, daß ſie jetzt krank ſein wolle, ſie habe das zum Poſſen gethan, weil ſie wiſſe, daß man ſie jetzt nöthig habe. Barfüßele war ſtill, und als ſie im Schuppen war und Klee in die Raufe ſteckte, da ſagte eine helle Stimme: „Guten Morgen! Schon fleißig?“

Es war ſeine Stimme.

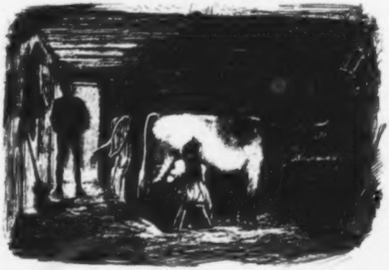
„Nur ein bisle,“ antwortete Barfüßele und biß dann die Zähne über einander, vor Allem über den neidiſchen Teufel, der ſie ſo verhext und entſtellt hatte, daß er ſie unmöglich erkennen konnte.

Sollte ſie ſich jetzt zu erkennen geben?

Man muß es abwarten.

Während ſie nun molk, fragte Johannes Allerlei. Zuerſt über das Milchergebniß der Kühe, und ob man verkaufe und wie, und wer buttere, und ob vielleicht eines im Hauſe Buch darüber führe.

Barfüßele zitterte; jetzt war es in ihrer Hand, ihre Nebenbuhlerin zu beſeitigen, indem ſie zeigte, wie ſie war; aber wie ſeltſam zuſammengeſponnen ſind die Fäden alles Thuns! Sie ſchämte ſich vor Allem, über ihre Meiſtersleute ſchlecht zu ſprechen, obgleich ſie nur eigentlich die Roſel getroffen hätte, denn die Anderen waren brav; aber ſie wußte, daß es auch einen Dienſtboten ſchändet, wenn er das innere Weſen des Hauſes zur Schande preisgibt, und ſie ſicherte ſich daher, indem ſie zuerſt ſagte: das ſtehe einem Dienſtboten nicht wohl an, ſeine Meiſtersleute zu beurtheilen: „und gutherzig ſind ſie Alle,“ ſetzte ſie in innerem Gerechtigkeitsſinn hinzu, denn in der That war dies auch Roſel trotz ihres heftigen und herriſchen Weſens. Jetzt fiel ihr was Gutes ein. Sagte ſie gleich, wie die Roſel ſei, ſo reiste er ſchnell wieder ab, er war dann freilich von der Roſel los, aber er war dann auch fort, und mit kluger Rede ſagte ſie daher:



„Ihr ſcheint mir bedachtſam, wie auch Eure Eltern den Namen dafür haben. Ihr wiſſet aber, daß man kein Stückle Vieh in einem Tag recht kennt; ſo mein' ich, Ihr ſolltet ein bischen hier bleiben, und nachher können auch wir Zwei einander beſſer kennen lernen, und da wird dann ſchon ein Wort das andre geben, und wenn ich Euch dienſtlich ſein kann, an mir ſoll's nicht fehlen. Ich weiß zwar nicht, warum Ihr ſo viel ausfraget…"

„O du biſt ein Schelm, aber du gefällſt mir," ſagte Johannes.

Barfüßele zuckte zuſammen, ſo daß die Kuh vor ihr zurückwich und ſie faſt den Melkkübel verſchüttete.

„Und du ſollſt auch ein gutes Trinkgeld haben," ſetzte Johannes hinzu und ließ einen Thaler, den er ſchon in der Hand gehabt, wieder in die Taſche fallen.

„Ich will Euch noch 'was ſagen," begann Barfüßele nochmals, als ſie ſich zu einer andern Kuh begab. „Der Heiligenpfleger iſt ein Feind von meinem Meiſter, daß Ihr das ja wiſſet, wenn er ſich an Euch anklammern will."

„Ja, ja, ich ſeh' ſchon, mit dir kann man reden; aber du haſt ja ein geſchwollenes Geſicht; den Kopf verbinden, das hilft dir nichts, wenn du ſo barfuß gehſt."

„Ich bin's ſo gewohnt," ſagte Barfüßele, „aber ich will Euch folgen. Ich danke."

Man hörte oben Schritte ſich nahen. „Wir reden ſchon noch mehr miteinander," ſchloß der Burſche und ging davon.

„Ich danke dir, dicker Backen!" ſagte Barfüßele hinter ihm drein und hätſchelte ſich die geſchwollene Wange, „du biſt geſcheit geweſen; durch dich kann ich ja mit ihm reden, wie wenn ich nicht da wäre, unter der Larve wie der Faſtnachtshanſel. Juchhe! Das iſt luſtig!"

Wunderbar war's, wie dieſe innere Freudigkeit ihr körperliches Fiebern faſt auflöſte, nur müde war ſie, unſäglich müde, und es war ihr theils lieb, theils wehe, als ſie den Oberknecht das Bernerwägelein ſchmieren ſah und hörte, daß der Meiſter jetzt gleich mit dem Fremden über Land fahren wolle. Sie eilte in die Küche, und da hörte ſie, wie in der Stube der Bauer zu Johannes ſagte: „Wenn du reiten willſt, Johannes, das wäre ganz geſchickt; da könnteſt du zu mir aufs Bernerwägelein ſitzen, Roſel, und du Johannes reiteſt neben her."

„Da fährt die Bäuerin aber auch mit," ſetzte Johannes nach einer Pauſe hinzu.

„Ich habe ein Kind an der Bruſt, ich kann nicht weg," ſagte die Bäuerin.

„Und ich mag auch nicht ſo am Werktag im Land herumfahren," ergänzte Roſel.

„Oh was! Wenn ſo ein Vetter da iſt, darfſt du ſchon einen freien Tag machen," drängte der Bauer, denn er wollte, daß Johannes alsbald mit der Roſel beim Furchenbauer ankomme, damit ſich dieſer keine Hoffnung mache für eine ſeiner Töchter; zugleich wußte er auch, daß ſo eine kleine Ausfahrt über Land die Leute raſcher zuſammenbringe als achttägiger Beſuch im Hauſe.

Johannes ſchwieg, und der Bauer in ſeinem innern Drängen ſtieß ihn an und ſagte halblaut: „Red' ihr doch zu; es kann ſein, ſie folgt dir eher und geht mit."

„Ich mein'," ſagte Johannes laut, „deine Schweſter hat Recht, daß ſie nicht ſo mitten in der Woche im Land herumfahren will. Ich ſpann' meinen Schimmel zu deinem, dann können wir auch ſehen, wie ſie mit einander gehen, und zum Nachteſſen ſind wir wieder da, wenn nicht ſchon früher."

Barfüßele, die das Alles hörte, biß ſich auf die Lippen und konnte ſich faſt gar nicht halten vor Lachen über die Rede des Johannes; „ja," dachte ſie vor ſich hin, „den habt ihr noch nicht am Halfter, geſchweige denn am Zaum, der läßt ſich nicht gleich in der Welt herumführen wie verſprochen, daß er nicht mehr zurück kann."

Sie mußte ihr Tuch von dem Geſichte abthun, ſo heiß wurde es ihr vor Freude.

Das war nun ein ſeltſamer Tag heute im Hauſe, und Roſel erzählte halb ärgerlich, was für wunderliche Fragen der Johannes an ſie geſtellt habe, und Barfüßele jubelte innerlich, denn Alles das, was er wiſſen wollte und wovon ſie ſich recht gut abnehmen konnte, warum er es fragte, alles das war ja in ihr erfüllt. Aber was nützt das? Er kennt dich nicht, und wenn er dich auch kennt, du biſt ein armes Waiſenkind und in Dienſt, da kann nimmer was draus werden. Er kennt dich nicht und wird dich nicht fragen.

Am Abend, als die beiden Männer zurückkehrten, hatte Barfüßele ſchon das Tuch um die Stirne abnehmen können, nur das um Kinn und Schläfe gebundene aber mußte ſie noch behalten und breit vorziehen.

Johannes ſchien jetzt weder Wort noch Blick für ſie zu haben. Dagegen war ſein Hund bei ihr in der Küche, und ſie gab ihm zu freſſen und ſtreichelte ihn und redete auf ihn hinein: „Ja! Wenn du ihm nur Alles ſagen könnteſt, du würdeſt ihm gewiß Alles treu berichten!"

Der Hund legte ſeinen Kopf in den Schooß Barfüßeles und ſchaute ſie mit verſtändnißreichen Augen an, dann ſchüttelte er den Kopf, wie wenn er ſagen wollte: es iſt hart, ich kann leider Gottes nicht reden.

Jetzt ging Barfüßele hinein in die Kammer und ſang die Kinder, die ſchon lange ſchliefen, noch einmal ein mit allerlei Liedern, aber den Walzer, den ſie einſt mit Johannes getanzt, ſang ſie am meiſten. Johannes horchte wie verwirrt darauf hin und ſchien abweſend in ſeinen Reden. Roſel ging in die Kammer und hieß Barfüßele ſchweigen.

Noch ſpät in der Nacht, als Barfüßele eben für die ſchwarze Marann' Waſſer geholt hatte und mit dem vollen Kübel auf dem Kopfe nach dem Elternhauſe ging, begegnete ihr eben Johannes, der ſich nach dem Wirthshauſe begab. Mit gepreßter Stimme ſagte ſie: „Guten Abend!"

„Ei, du biſt's?" ſagte Johannes, „wohin denn noch mit dem Waſſer?"

„Zu der ſchwarzen Marann'."

„Wer iſt denn das?"

„Eine arme bettlägerige Frau."

„Die Roſel hat mir ja geſagt, es gebe hier keine Armen?"

„O, lieber Gott, mehr als genug; aber die Roſel hat's gewiß nur geſagt, weil ſie meint, es wäre eine Schande für das Dorf. Gutmüthig iſt ſie, das könnt Ihr mir glauben, ſie ſchenkt gern weg."

„Du biſt eine gute Vertheidigung, aber bleib' nicht ſtehen mit dem ſchweren Kübel. Darf ich mit dir gehen?"

„Warum nicht?"

„Du haſt Recht, du gehſt einen guten Weg und da biſt du behütet, und vor mir brauchſt du dich gar nicht zu fürchten."

„Ich fürchte mich vor Niemand und am wenigſten vor Euch. Ich hab's Euch heute angeſehen, daß Ihr gut ſeid."

„Wo denn?"

„Weil Ihr mir gerathen habt, wie ich das geſchwollene Geſicht wegbringe; es hat mir ſchon geholfen, ich hab' jetzt Schuhe an."

„Das iſt brav von dir, daß du folgſt," ſagte Johannes mit Wohlgefallen, und der Hund ſchien das Wohlgefallen an Barfüßele zu bemerken, denn er ſprang an ihr hinauf und leckte ihre freie Hand.

„Komm her, Lux," befahl Johannes.

„Nein, laſſet ihn nur," entgegnete Barfüßele, „wir ſind ſchon gute Freunde, er iſt heute bei mir in der Küche geweſen; mich und meinen Bruder haben die Hunde alle gern."

„So? du haſt auch noch einen Bruder?"

„Ja, und da hab' ich Euch bitten wollen, Ihr thätet Euch einen Gotteslohn erwerben, wenn Ihr ihn als Knecht zu Euch nehmen könntet; er wird Euch gewiß ſein Lebenlang treu dienen."

„Wo iſt denn dein Bruder?"

„Da drunten im Walde, er iſt vor der Hand Kohlenbrenner."

„Ja, wir haben wenig Wald und gar keine Köhlerei, einen Senn' könnt' ich eher brauchen."

„Ja, dazu wird er ſich auch anſchicken. Jetzt, da iſt das Haus."

„Ich warte, bis du wieder kommſt, ſagte Johannes, und Barfüßele ging hinein, das Waſſer abzuſtellen, das Feuer herzurichten und der Marann' friſch zu betten.

Als ſie herauskam, ſtand Johannes noch da, der Hund ſprang ihr entgegen, und lange ſtand ſie hier noch bei Johannes an dem Vogelbeerbaum, der flüſterte ſo ſtill und wiegte ſeine Zweige, und ſie ſprachen über allerlei, und Johannes lobte ihre Klugheit und ihren regen Sinn und ſagte zuletzt: „Wenn du einmal deinen Platz ändern willſt, du wärſt die rechte Perſon für meine Mutter.“

„Das iſt das größte Lob, was mir ein Menſch auf der Welt hätte ſagen können,“ betheuerte Barfüßele, „und ich habe noch ein Andenken von ihr.“ Sie erzählte nun die Begebenheit aus der Kinderzeit, und Beide lachten, als Barfüßele bemerkte, wie der Dami es nicht vergeſſen wolle, daß die Landfriedbäuerin ihm noch ein Paar lederne Hoſen ſchuldig ſei.

„Er ſoll ſie haben,“ betheuerte Johannes.

Sie gingen noch mit einander das Dorf hinein, und Johannes gab ihr eine Hand zur „Guten Nacht.“

Barfüßele wollte ihm ſagen, daß er ihr ſchon einmal eine Hand gegeben, aber wie von dem Gedanken erſchreckt, flog ſie davon und hinein ins Haus. Sie gab ihm keine Antwort auf ſeine Gute Nacht! Johannes ging ſinnend und innerlich verwirrt in ſeine Herberge im Auerhahn.

Barfüßele aber fand am andern Morgen den dicken Backen wie weggeblaſen, und luſtiger trällerte es noch nie durch Haus, Hof und Stall und Scheuer, als am heutigen Tage, und heute auch ſollte ſich's entſcheiden, heute mußte ſich Johannes erklären. Der Rodelbauer wollte ſeine Schweſter nicht länger ins Geſchrei bringen, wenn's vielleicht doch nichts wäre.

Faſt den ganzen Tag ſaß Johannes drinnen in der Stube bei der Roſel, ſie nähte an einem Mannshemde, und gegen Abend kamen die Schwiegereltern des Rodelbauern und andere Gefreundete. Es muß ſich entſcheiden.

In der Küche prozelte der Braten, und das Fichtenholz knackte, und die Wangen Barfüßeles brannten von dem Feuer auf dem Herde und von innerem Feuer angefacht. Der Krappenzacher ging ab und zu, herauf und herunter in großer Geſchäftigkeit, er that im ganzen Hauſe wie daheim und rauchte aus der Pfeife des Rodelbauern.

„Alſo iſt's doch entſchieden!“ klagte Barfüßele in ſich hinein.

Es war Nacht geworden, und viele Lichter brannten im Hauſe, Roſel ging hoch aufgeputzt zwiſchen Stube und Küche hin und her und wußte doch nichts anzurühren. Eine alte Frau, die ehemals als Köchin in der Stadt gedient hatte, war mit zum Kochen angenommen worden. Es war Alles bereit.

Jetzt ſagte die junge Bäuerin zu Barfüßele: „Geh nauf und mach' dich g'ſunntigt“ (ſonntäglich angekleidet).

„Warum?"

„Du mußt heute aufwarten, du kriegſt dann auch ein beſſer Letzgeld."

„Ich möchte in der Küche bleiben."

„Nein, thu', was ich dir geſagt habe, und mach' hurtig."

Amrei ging in ihre Kammer, und todtmüde ſetzte ſie ſich eine Minute verſchnaufend auf ihre Truhe; es war ihr ſo bang, ſo ſchwer, — wenn ſie nur jetzt einſchlafen und nimmer aufwachen könnte. Aber die Pflicht rief, und kaum hatte ſie das erſte Stück ihres Sonntagsgewandes in der Hand, als Freude in ihr aufblitzte, und das Abendroth, das einen hellen Strahl in die Dachkammer ſchickte, zitterte auf den hochgerötheten Wangen Amrei's.

„Mach' dich g'ſunntigt!" Sie hatte nur Ein Sonntagskleid, und das war jenes, das ſie damals beim Tanze auf der Nachhochzeit in Endringen angehabt, und jedes Biegen und Rauſchen des Gewandes tönte Freude und jenen Walzer, den ſie damals getanzt; aber wie die Nacht raſch hereinſank und Amrei nur noch im Dunkeln alles feſtknüpfte, ſo bannte ſie auch wieder alle Freude hinweg und ſagte ſich nur, daß ſie Johannes zu Ehren ſich ſo ankleide; und um ihm zu zeigen, wie ſehr ſie Alles, was aus ſeiner Familie komme, hochhalte, band ſie zuletzt auch noch den Anhenker um.

So kam Barfüßele geſchmückt, wie damals zum Tanze in Endringen, von ihrer Kammer herab.

„Was iſt das? Was haſt du, dich ſo anzuziehen?" ſchrie Roſel im Aerger und in der Unruhe, daß der Bräutigam ſo lang ausblieb. „Was haſt du deinen ganzen Reichthum an? Iſt das eine Magd, die ſo ein Halsband anhat und ſo eine Denkmünze? Gleich thuſt du das herunter!"

„Nein, das thu' ich nicht, das hat mir ſeine Mutter geſchenkt, wie ich noch ein kleines Kind war, und das hab' ich angehabt, wie wir in Endringen mit einander getanzt haben."

Man hörte etwas fallen auf der Treppe, aber Niemand achtete darauf, denn Roſel ſchrie jetzt:

„So, du nichtsnutzige verteufelte Hex, du wärſt ja in Lumpen verfault, wenn man dich nicht herausgenommen hätte, du willſt mir meinen Bräutigam wegnehmen?"

„Heiß' ihn nicht ſo, ehe er's iſt," antwortete Amrei mit einer ſeltſamen Miſchung von Tönen, und die alte Köchin aus der Küche rief: „Das Barfüßele hat Recht, man darf ein Kind nicht bei ſeinem Namen nennen, eh' es getauft iſt: das iſt lebensgefährlich."

Amrei lachte, und die Roſel ſchrie:

„Warum lachſt du?"

„Soll ich heulen?" ſagte Barfüßele, „ich hätte Grund genug, aber ich mag nicht."

„Wart', ich will dir zeigen, was du mußt," ſchrie Roſel: „da!" und ſie riß Barfüßele nieder auf den Boden und ſchlug ihr ins Geſicht.

„Ich will mich ja ausziehen, laß los!" ſchrie Barfüßele, aber Roſel ließ ohnedieß ab, denn wie aus dem Boden heraus gewachſen, ſtand jetzt Johannes vor ihr.

Er war leichenblaß, ſeine Lippen bebten, er konnte kein Wort hervorbringen und legte nur die Hand ſchützend auf Barfüßele, die noch auf der Erde kniete.

Barfüßele war die erſte, die ein Wort ſagte, und ſie rief: „Glaubet mir, Johannes, ſie iſt noch nie ſo geweſen, in ihrem ganzen Leben nicht, und ich bin Schuld..."

„Ja, du biſt Schuld, und komm! Mit mir gehſt du, und mein biſt du! Willſt du? Ich hab' dich gefunden und habe dich nicht geſucht! und jetzt bleibſt du bei mir, meine Frau. Das hat Gott gewollt."

Wer jetzt in das Auge Barfüßeles hätte ſehen können!

Aber noch hat kein ſterbliches Auge den Blitz am Himmel völlig erfaßt, und erwarte es ihn noch ſo feſt, es wird doch geblendet; und es giebt Blitze im Menſchenauge, die nie und nimmer feſt geſehen, es giebt Regungen im Menſchengemüthe, die nie und nimmer feſt gefaßt werden; ſie ſchwingen ſich über die Welt und laſſen ſich nicht halten.

Ein raſcher Freudenblitz, wie er in dem Auge erglänzen müßte, dem ſich der Himmel aufthut, hatte aus dem Antlitze Amrei's gezuckt, und jetzt bedeckte ſie das Geſicht mit beiden Händen, und die Thränen quollen ihr zwiſchen den Fingern hervor. Johannes hielt ſeine Hand auf ihr.

Alle Gefreundete waren herzugekommen und ſahen ſtaunend, was hier vorging.

„Was iſt denn das mit dem Barfüßele? Was iſt denn da?" lärmte der Rodelbauer.

„So? Barfüßele heißt du?" jauchzte Johannes, er lachte laut und heftig und rief wieder: „Jetzt komm. Willſt du mich? Sag's nur hier gleich, da ſind Zeugen, und die müſſen's beſtätigen. Sag' Ja, und nur der Tod ſoll uns von einander ſcheiden."

„Ja! und nur der Tod ſoll uns von einander ſcheiden!" rief Barfüßele und warf ſich an ſeinen Hals.

„Gut, ſo nimm ſie gleich aus dem Haus!" ſchrie der Rodelbauer ſchäumend vor Zorn.

„Ja, und das brauchſt du mir nicht zu heißen, und ich dank' dir für die gute Aufwartung, Vetter; wenn du einmal zu uns kommſt, wollen wir's wett machen." So erwiderte Johannes. Er faßte ſich mit beiden Händen an den Kopf und rief: „Herr Gott! O Mutter, Mutter! Was wirſt Du dich freuen!"

„Geh hinauf, Barfüßele, und nimm deine Truhe gleich mit, es ſoll nichts mehr von dir im Haus ſein," befahl der Rodelbauer.

„Ja wohl, und mit weniger Geſchrei geſchieht das auch," erwiderte Johannes. „Komm, ich geh' mit dir, Barfüßele; ſag', wie heißt denn du eigentlich?"

„Amrei!“

„Ich hätt' ſchon einmal eine Amrei haben ſollen, die iſt die Schmalzgräfin, und du biſt meine Salzgräfin. Juchhe! Jetzt komm, ich will auch deine Kammer ſehen, wo du ſo lange gelebt haſt; jetzt kriegſt du ein großes Haus.“

Der Hund ging immer mit borſtig aufſtehenden Rückenhaaren um den Rodelbauer herum, er merkte wohl, daß der Rodelbauer eigentlich gerne den Johannes erwürgt hätte, und erſt als Johannes und Barfüßele die Treppe hinauf waren, ging der Hund ihnen nach.

Johannes ließ die Kiſte ſtehen, weil er ſie nicht aufs Pferd nehmen konnte, und packte alle Habſeligkeiten Barfüßeles in den Sack, den ſie noch von dem Vater ererbt hatte, und Barfüßele erzählte dabei durcheinander, was der Sack alles ſchon mitgemacht habe, und die ganze Welt drängte ſich zuſammen in Eine Minute und war ein tauſendjähriges Wunder. Barfüßele ſah ſtaunend drein, als Johannes ihr Schreibebuch aus der Kindheit mit Freude begrüßte und dabei rief: „Das bring' ich meiner Mutter, das hat ſie geahnt; es giebt noch Wunder in der Welt.“

Barfüßele fragte nicht weiter darnach. War denn nicht Alles ein Wunder, was mit ihr geſchah? Und als wüßte ſie, daß die Roſel alsbald die Blumen ausreißen und auf die Straße werfen würde, ſo fuhr ſie noch einmal mit der Hand über die Pflanzen alle hin; ſie füllten ihre Hand mit Nachtthau, und jetzt ging ſie mit Johannes hinab, und eben als ſie das Haus verlaſſen wollte, drückte ihr noch Jemand im Finſtern ſtill die Hand; es war die Bäuerin, die ihr ſo noch Lebewohl ſagte.

Auf der Schwelle rief noch Barfüßele, indem ſie die Hand an die Thürpfoſte hielt, an der ſie ſo oft träumend gelehnt hatte: „Möge Gott dieſem Hauſe alles Gute vergelten und alles Böſe vergeben!“ Aber kaum war ſie einige Schritte entfernt, als ſie rief: „Ach Gott, ich habe ja alle meine Schuhe vergeſſen; die ſtehen oben auf dem Brett.“ Und noch hatte ſie dieſe Worte kaum ausgeſprochen, als wie nachtrabend die Schuhe von dem Fenſter herabflogen auf die Straße.

„Lauf drin zum Teufel!“ ſchrie eine Stimme aus dem Dachfenſter. Die Stimme tönte tief, und doch war's die Roſel.

Barfüßele las die Schuhe zuſammen und trug ſie mit Johannes, der den Sack auf dem Rücken hatte, nach dem Wirthshauſe.

Der Mond ſchien hell, und im Dorfe war bereits Alles ſtill.

Barfüßele wollte nicht im Wirthshauſe bleiben.

„Und ich möchte am liebſten heut' noch fort,“ ſetzte Johannes hinzu.

„Ich will bei der Marann' bleiben,“ entgegnete Barfüßele, „das iſt mein Elternhaus, und du läßt mir deinen Hund. Gelt, du bleibſt bei mir, Lux? Ich fürchte, ſie thun mir heute Nacht was an, wenn ich hier bleibe.“

„Ich wach' vor dem Haus," entgegnete Johannes, „aber es wäre beſſer, wir gingen jetzt gleich; was willſt du denn noch hier?"

„Vor Allem muß ich noch zu der Marann'. Sie hat Mutterſtelle an mir vertreten, und ich hab' ſie heute den ganzen Tag noch nicht geſehen und nichts für ſie ſorgen können, und ſie iſt noch krank dazu. Ach Gott, es iſt hart, daß ich ſie allein laſſen muß. Aber was will ich machen? Komm, geh mit zu ihr."

Sie gingen mit einander durch das ſchlafende mondbeſchienene Dorf Hand in Hand. Nicht weit von dem Elternhauſe blieb Barfüßele ſtehen und ſagte: „Siehſt du? Auf dieſem Fleck da, da hat mir deine Mutter den Anhenker geſchenkt und einen Kuß gegeben."

„So? Und da haſt noch einen und noch einen."

Selig umarmten ſich die Liebenden. Der Vogelbeerbaum rauſchte drein, und vom Walde her tönte Nachtigallenſchlag.

„So, jetzt iſt's genug, nur noch den, und dann gehſt mit herein zur Marann'. O lieber Gott im ſiebenten Himmel! Was wird die ſich freuen!"

Sie gingen mit einander hinein in das Haus, und als Barfüßele die Stubenthür öffnete, fiel eben wieder, wie damals der Sonnenſtrahl, jetzt ein breiter Mondſtrahl auf den Engel am Kachelofen, und er ſchien jetzt noch fröhlicher zu lachen und zu tanzen, und jetzt rief Barfüßele mit mächtiger Stimme: „Marann'! Marann'! Wachet auf! Marann', Glück und Segen iſt da. Wachet auf!"

Die Alte richtete ſich auf, der Mondſtrahl fiel auf ihr Antlitz und ihren Hals, ſie riß die Augen weit auf und fragte: „Was iſt? Was iſt? Wer ruft?"

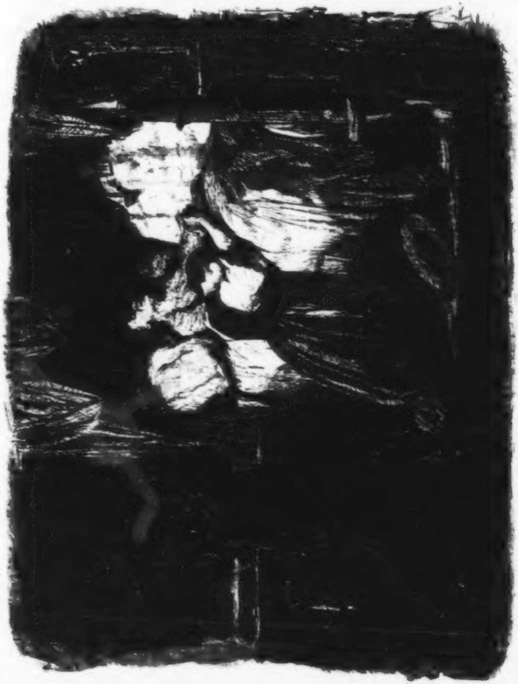
„Freut Euch, da bring' ich Euch meinen Johannes!"

„Meinen Johannes!" ſchrie die Alte gellend. „Lieber Gott, meinen Johannes! Wie lang ... wie lang ... ich hab' dich, ich hab' dich, ich danke dir Gott, tauſend und tauſendmal! O mein Kind! Ich ſehe dich mit tauſend Augen und tauſendfach ... Nein da, deine Hand! ... Komm her! dort in der Kiſte die Ausſteuer ... Nehmt das Tuch ... Mein Sohn! Mein Sohn! Ja, ja, die iſt dein ... Johannes, mein Sohn! mein Sohn!" Sie lachte krampfhaft auf und fiel zurück ins Bett. Amrei und Johannes waren davor niedergekniet, und als ſie ſich aufrichteten und ſich über die Alte beugten, athmete ſie nicht mehr.

„O Gott, ſie iſt todt, die Freude hat ſie getödtet!" ſchrie Barfüßele, „und ſie hat dich für ihren Sohn gehalten. Sie iſt glücklich geſtorben. O! wie iſt denn das Alles in der Welt, o wie iſt das Alles!" Sie ſank wiederum am Bette nieder und weinte und ſchluchzte bitterlich.

Endlich richtete ſie Johannes auf, und Barfüßele drückte der Todten die Augen zu. Sie ſtand lange mit Johannes ſtill am Bette, dann ſagte ſie:

„Komm, ich will Leute wecken, daß ſie bei der Leiche wachen. Gott hat's wunderbar gut gemacht. Sie hat Niemand mehr gehabt, der für ſie ſorgt, wenn ich fort bin, und Gott hat ihr noch die höchſte Freude in der letzten Minute gegeben. Wie lang, wie lang hat ſie auf dieſe Freude gewartet!“



„Ja, jetzt kannſt aber heute nicht hier bleiben,“ ſagte Johannes, „und jetzt folgſt mir und gehſt gleich heute noch mit mir.“

Barfüßele weckte die Frau des Todtengräbers und ſchickte ſie zur ſchwarzen Marann', und ſie war ſo wunderbar gefaßt, daß ſie dieſer ſogleich ſagte, man ſolle die Blumen, die auf ihrem Fenſterbrett ſtehen, auf das Grab der ſchwarzen Marann' pflanzen und nicht vergeſſen, daß man ihr, wie ſie immer gewünſcht hätte, ihr Geſangbuch und das ihres Sohnes unter den Kopf lege.

Als ſie endlich Alles angeordnet hatte, richtete ſie ſich hoch auf, ſtreckte und bäumte ſich und ſagte: „So! Jetzt iſt alles fertig; aber verzeih mir nur, du guter Menſch, daß du jetzt gleich ſo mit mir in das Elend hinein ſehen mußt, und verzeih mir auch, wenn ich jetzt nicht ſo bin, wie ich eigentlich ſein möcht'. Ich ſeh' wohl, es iſt Alles gut, und Gott hätt's nicht beſſer machen können, aber der Schreck liegt mir noch in allen Gliedern, und Sterben iſt doch gar eine harte Sache, du kannſt nicht glauben, wie ich mir darüber faſt das Hirn aus dem Kopf gedacht habe. Aber jetzt iſt's ſchon gut, ich will ſchon wieder heiter ſein, ich bin ja die glückſeligſte Braut auf Erden."

„Ja, du haſt Recht. Komm, wir wollen fort. Willſt du mit mir auf dem Gaul ſitzen?" fragte Johannes.

„Ja. Iſt das noch der Schimmel, den du auf der Endringer Hochzeit gehabt haſt?"

„Freilich."

„Und o! der Rodelbauer! Schickt der noch in der Nacht, eh du kommſt, nach Lauterbach und läßt ſich einen Schimmel holen, damit du ins Haus kommen kannſt. Hotto! Schimmele, geh nur wieder heim," ſchloß ſie faſt freudig, und ſo kehrten ſie in Denken und Empfinden wieder ins gewöhnliche Leben zurück und lernten aus ihm ihre Glückſeligkeit neu kennen.

Silbertrab.

„Nicht wahr, es iſt kein Traum? Wir ſind Beide mit einander wach, und morgen wird's Tag und dann wieder ein Tag und ſo tauſendmal fort?“ So ſprach Barfüßele mit dem Lux, der bei ihr verblieben war, während Johannes drinnen im Stall den Schimmel aufſchirrte. Jetzt kam er heraus, packte den Sack auf und ſagte: „Da ſitz' ich drauf, und du ſitzeſt vor mir im Sattel.“

„Laß mich lieber auf meinen Sack ſitzen.“

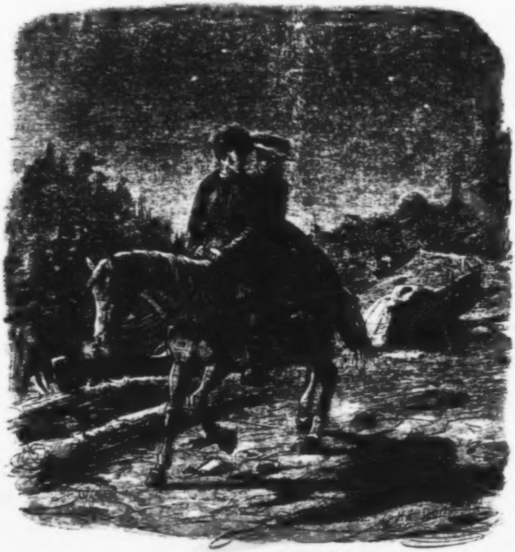
„Wie du willſt.“

Er ſchwang ſich hinauf, dann ſagte er: „So, jetzt tritt auf meinen Fuß, tritt nur feſt drauf und gieb mir deine beiden Hände,“ und leicht ſchwang ſie ſich hinauf, und er hob ſie empor und küßte ſie und ſagte dann: „Jetzt kann ich mit dir machen, was ich will, du biſt in meiner Gewalt.“

„Ich fürchte mich nicht,“ ſagte Barfüßele, „und du biſt auch in meiner Gewalt.“

Schweigend ritten ſie mit einander durch das Dorf hinaus. Im letzten Hauſe brannte noch ein Licht, dort wachte die Todtengräberin bei der Leiche der Marann', und Johannes ließ Barfüßele ſich ausweinen.

Erſt als ſie über den Holderwaſen ritten, ſagte Barfüßele: „Da hab' ich einmal die Gänſe gehütet, und da hab' ich einmal deinem Vater zu trinken gegeben aus dem Brunnen dort. Behüt' dich Gott, du Holzbirnenbaum, und euch, ihr Felder und ihr Wälder! Es iſt mir, wie wenn ich Alles nur geträumt hätte, und verzeih mir nur, lieber Johannes, ich möcht' mich freuen und kann doch nicht und darf doch nicht, wenn ich denk', daß da drinnen eine Todte liegt; es iſt eine Sünde, wenn ich mich freue, und eine Sünde, wenn ich mich nicht freue. Weißt was, Johannes? Ich ſag', es iſt ſchon ein Jahr um, und ich freue mich; aber nein, über's Jahr iſt ſchön und heut' iſt auch ſchön, ich freue mich heut', juſt. Jetzt reiten wir in den Himmel hinein! Ach, was hab' ich da auf dem Holderwaſen für Träume gehabt, daß der Kukuk vielleicht ein verzauberter Prinz ſei, und jetzt ſitz' ich auf dem Gaul und jetzt bin ich Salzgräfin geworden. Das freut mich, daß du mich Salzgräfin geheißen haſt; ich weiß, daß ſie jetzt in Haldenbrunn darüber ſpötteln, aber mir



iſt's recht, daß du mich Salzgräfin geheißen haſt. Kennſt du denn auch die Geſchichte von dem: ſo lieb wie das Salz?"

„Nein, was iſt denn das?"

„Es iſt einmal ein König geweſen und der fragt ſeine Tochter: wie lieb haſt du mich denn? und da ſagt ſie: ich hab' dich ſo lieb ... ſo lieb wie das Salz. Der König denkt, das iſt eine einfältige Antwort, und iſt bös darüber. Es vergeht nicht lange Zeit, da giebt der König eine große Gaſterei, und die Tochter macht es, daß alle Speiſen ungeſalzen auf den Tiſch kamen. Da hat's natürlich dem König nicht geſchmeckt, und er fragte die Tochter: warum iſt denn heut' Alles ſo ſchlecht gekocht? das ſchmeckt ja Alles nach gar nichts — und da ſagt ſie: ſeht Ihr nun? Weil das Salz fehlt. Und hab' ich nun nicht Recht gehabt, daß ich geſagt habe, ich hab' Euch ſo lieb, ſo lieb wie das Salz? Der König hat ihr Recht gegeben, und darum ſagt man noch heutigen Tages: ſo lieb wie das Salz. Die Geſchichte hat mir die ſchwarze Marann' erzählt. Ach Gott, die kann jetzt nicht mehr erzählen. Da drinnen liegt eine Todte, und horch! dort ſchlägt die Nachtigall, ſo glückſelig. Aber jetzt vorbei! Ich will ſchon deine Salzgräfin ſein, Johannes. Du ſollſt es ſchon ſpüren. Ja, ich bin glückſelig, juſt, o die Marann' hat ja auch geſagt: Gott freut ſich, wenn die Menſchen luſtig ſind, wie ſich Eltern freuen, wenn ihre Kinder tanzen und ſingen; getanzt haben wir ſchon, und jetzt komm, jetzt wollen wir ſingen. Wend' jetzt da links ab in den Wald, wir reiten zu meinem Bruder, ſie haben jetzt den Meiler da unten an der Straße. — Sing', Nachtigall! wir ſingen mit!

Nachtigall, ich hör' dich ſingen;
Das Herz im Leib möcht' mir zerſpringen;
Komm nur bald und ſag mir wohl,
Wie ich mich verhalten ſoll!"

Und die Beiden ſangen allerlei Lieder, traurig und luſtig, ohne Aufhören, und Barfüßele ſang die zweite Stimme ebenſo wie die erſte. Am meiſten aber ſangen ſie den Ländler, den ſie auf der Endringer Hochzeit dreimal mit einander getanzt, und ſo oft ſie abſetzten, berichtete bald das Eine bald das Andere, wie es des Fernen gedacht, und Johannes ſagte:

„Es iſt mir ſchwer geworden, den Ländler aus dem Kopf zu kriegen, denn da biſt du immer drin herum getanzt. Ich hab' keine Magd zur Frau haben wollen, denn ich muß dir nur ſagen, ich bin ſtolz."

„Das iſt recht, ich bin's auch."

Nun erzählte Johannes, wie er mit ſich gekämpft habe, wie das aber nun gut ſei, denn jetzt ſei Alles vorbei. Er berichtete, wie er zum erſten und zweiten Mal in die Heimath der Mutter geſchickt worden, um ſich von da eine Frau zu holen. Wie ihm Barfüßele damals beim Antritt in Endringen gleich ins Herz geſtiegen ſei, er habe es geſpürt und ſich darum, als er gehört habe, daß ſie eine Magd ſei, nicht zu erkennen gegeben.

Barfüßele berichtete dagegen von dem Benehmen der Roſel in Endringen, und wie ſie's damals zum erſten Mal gekränkt habe, daß die Roſel ſagte: es iſt nur unſere Magd, und nach allerlei beweglicher Hin- und Widerrede ſchloß Johannes: „Ich könnte närriſch werden, wenn ich mir denken will, es hätte anders kommen können. Wie könnte das nur ſein, ich zöge mit einer Andern als du heimwärts? Wie wäre das nur möglich?“

Nach ihrer beſonnenen Art ſagte Barfüßele:

„Denk' nicht zu viel, wie's hätt' anders ſein können; ſo und ſo und anders. Wie's einmal iſt, iſt es recht und muß recht ſein, ſei's Freud' oder Leid, und Gott hat's ſo gewollt, und jetzt iſt's an uns, daß wir's weiter recht machen.“

„Ja,“ ſagte Johannes, „wenn ich die Augen zumache und dich ſo reden höre, ſo meine ich, ich höre meine Mutter. Grade ſo hätte ſie auch geſagt. Und auch deine Stimme iſt faſt ſo.“

„Sie muß jetzt von uns träumen,“ ſagte Barfüßele. „Ich glaub's ganz gewiß und feſt.“ Und nach ihrer Art inmitten aller lebensſichern Faſſung doch erfüllt von allerlei Wunderſamem, mit dem ihre Jugend vollgepfropft war, ſagte ſie jetzt:

„Wie heißt denn dein Gaul?“

„Wie er ausſieht.“

„Nein, wir wollen ihm einen Namen geben, und weißt du wie? Silbertrab.“

Und nach der Weiſe des Ländlers, den ſie mit einander getanzt, ſang jetzt Johannes immer und immer das eine Wort: Silbertrab! Silbertrab! und Barfüßele ſang mit, und eben jetzt indem ſie keinerlei Worte mehr ſangen, die irgend was ſagten, ward ihre Luſtigkeit die reine, volle, unbegrenzte; ſie konnten allerlei Jubel hineinlegen und hinausklingen laſſen. Und wieder hing ſich allerlei Jodeln daran! denn es gibt ein Glockengeläute in der Seele, das keinen zuſammenhängenden Ton mehr hat, keine beſtimmte Weiſe, und doch Alles in ſich ſchließt, und hin und her und auf und ab in Jubeltönen ſchwang und wiegte ſich das Herz der Liebenden. Und wieder ging's an Schelmenlieder, und Amrei ſang:

„Mein'n Schatz halt' ich feſt,
Wie der Baum ſeine Aeſt,
Wie der Apfel ſeinen Kern,
Ich hab' ihn ſo gern.“

Und Johannes erwiederte:

„In Ewigkeit laß ich mein Schätzele net (nicht),
Und wenn es der Teufel am Kettele hätt;

Am Kettele, am Schnürle, am Bändele, am Seil,
In Ewigkeit iſt mir mein Schätzle nicht feil."

Und wieder ſang Amrei:

„Tauſendmal denk' ich dran,
Wie mein Schatz tanzen kann,
'rum und 'num, hin und her,
Wie ich's begehr'."

Johannes erwiederte:

„Und alleweil ein bisle luſtig
Und alleweil fidel,
Der Teufel iſt g'ſtorben,
's kommt Niemand in d'Höll!"

Und jetzt ſangen ſie gemeinſam in langgezogenen Tönen das tiefe Lied:

„Auf Trauern folgt große Freud,
Das tröſtet mich allezeit;
Weiß mir ein ſchwarzbraunes Mägdelein,
Die hat zwei ſchwarzbraune Aeugelein,
Die mir mein Herz erfreut."

„Mein eigen will ſie ſein,
Keinem Andern mehr als mein,
Und ſo leben wir in Freud und Leid,
Bis uns der Tod von einander ſcheidt."

Das war ein helles Klingen im Walde, wo der Mondſchein durch die Wipfel ſpielte und an Zweigen und Stämmen hing und zwei fröhliche Menſchenkinder mit der Nachtigall um die Wette ſangen. —

Und drunten beim Meiler ſaß noch in ſtiller Nacht der Dami beim Kohlenbrenner, und der Kohlenbrenner, der in der Nacht gern ſprach, erzählte allerlei Wundergeſchichten aus der Vergangenheit, wo der Wald hier zu Lande noch ſo geſchloſſen beſtanden war, daß ein Eichhörnchen, ohne auf den Boden zu kommen, von Baum zu Baum vom Neckar bis zum Bodenſee laufen konnte, und jetzt eben berichtete er die Geſchichte vom Schimmelreiter, der eine Wandlung des alten Heidengottes iſt und überall Glanz und Pracht verbreitet und Glück ausgießt.

Es gibt Sagen und Märchen, die ſind für die Seele was für das Auge das Hineinſtarren in ein loderndes Feuer: wie das züngelt und ſich verſchlingt und in bunten Farben ſpielt, hier verliſcht, dort ausbricht und plötzlich wieder Alles in eine Flammenwoge ſich erhebt. Und wendeſt du dich ab von der Flamme, ſo iſt die Nacht noch dunkler.

So hörte Dami zu, ſo ſchaute er ſich manchmal um, und der Kohlenmathes erzählte ſo eintönig fort.

Da hielt er inne; dort kam von dem Berge herab ein Schimmel, und drauf ſang es ſo lieblich. Will die Wunderwelt herabſteigen? Und immer näher kam das Pferd, und darauf ſaß ein wunderlicher Reiter, ſo breit, und hatte zwei Köpfe, und das kam immer näher, und jetzt rief bald eine Männerſtimme, bald eine Frauenſtimme: Dami! Dami! Dami! Die Beiden wollten in den Boden ſinken vor Schreck, ſie konnten ſich nicht bewegen, und jetzt war es da, und jetzt ſtieg es ab, und: „Dami, ich bin's!“ rief Barfüßele und erzählte Alles, was geſchehen war.

Dami hatte gar nichts zu ſagen und ſtreichelte nur bald das Pferd und bald den Hund und nickte, als Johannes verſprach: er wolle ihn zu ſich nehmen und ihn zum Almhirten machen, er ſolle dreißig Kühe auf der Alm haben und Buttern und Käſen lernen.

„Du kommſt aus dem Schwarzen ins Weiße,“ ſagte Barfüßele, „da könnte man ein Räthſel daraus machen.“

Dami gewann endlich die Sprache und ſagte: „Und ein paar lederne Hoſen auch.“ Alle lachten, und er erklärte, daß ihm die Landfriedbäuerin noch ein Paar lederne Hoſen ſchuldig ſei.

„Ich geb' dir einſtweilen meine Pfeife, da, das ſoll die Schwagerpfeife ſein,“ ſagte Johannes und reichte Dami ſeine Pfeife.

„Ja, dann haſt du ja keine,“ ſagte Amrei in halber Einrede.

„Ich brauch' jetzt keine.“

Wie ſelig ſprang Dami in die Höhe und in die Blockhütte hinein, mit ſeiner ſilberbeſchlagenen Pfeife, aber man hätte es nicht glauben ſollen, daß er einen ſo fröhlichen Spaß machen könne; nach einer Weile kam er wieder und hatte den Hut des Kohlenmathes auf und ſeinen langen Rock an und in jeder Hand eine lange Fackel. Mit gravitätiſchem Gang und Ton ließ er nun die Brautleute an: „Was iſt das? Da, Johannes, da hab' ich zwei Fackeln, da will ich dir mit heimleuchten. Wie kommſt du dazu, ſo mir nichts dir nichts meine Schweſter fortzunehmen? Ich bin der großjährige Bruder, und bei mir mußt du um ſie anhalten, und ehe ich Ja! geſagt habe, gilt Alles nichts.“

Amrei lachte fröhlich, und Johannes hielt förmlich bei Dami um die Hand ſeiner Schweſter an.

Dami wollte den Scherz noch weiter treiben, denn er gefiel ſich in der Rolle, in der ihm einmal ſo etwas gelungen war. Aber Amrei wußte, daß da kein Verlaß auf ihn war; er konnte allerlei Albernheiten vorbringen und den Scherz in ſein Gegentheil verkehren. Sie ſah ſchon, wie der Dami mehrmals die Hand auf- und zumachend nach dem Uhrgehänge des Johannes griff und immer wieder, bevor er es gefaßt, zurückzog; ſie ſagte daher ſtreng, wie man einem tollenden Kinde wehrt: „Jetzt iſt's genug! Das haſt du gut gemacht, jetzt laß es dabei!“

Dami entlarvte ſich wieder und ſagte nur noch zu Johannes: „So iſt's recht! Du haſt eine ſtahlbeſchlagene Frau und ich eine ſilberbeſchlagene Pfeife.“ Als Niemand lachte, ſetzte er hinzu: „Gelt, Schwager, das hätteſt du nicht geglaubt, daß du einen ſo geſcheiten Schwager haſt? Ja, ſie hat's nicht allein, wir ſind in Einem Topf gekocht. Ja Schwager!“

Er ſchien, als wollte er die Freude: Schwager! ſagen zu können, völlig auskoſten.

Man ſtieg endlich wieder auf, denn das Brautpaar wollte noch nach der Stadt, und ſchon als ſie ein Stück weg waren, ſchrie Dami in den Wald: „Schwager! vergiß meine ledernen Hoſen nicht!“ Helles Lachen antwortete, und wiederum tönte Geſang, und die Brautleute ritten fort und fort in die Mondnacht hinein.

Ueber Berg und Thal.

Es läßt ſich nicht ſo fortleben in gleichem Athem, es wechſeln Nacht und Tag, lautloſe Ruhe und wildes Rauſchen und Brauſen und die Jahreszeiten alle. So im Leben der Natur, ſo im Menſchenherzen, und wohl dem Menſchenherzen, das auch in aller Bewegung ſich nicht aus ſeiner Bahn verirrt.

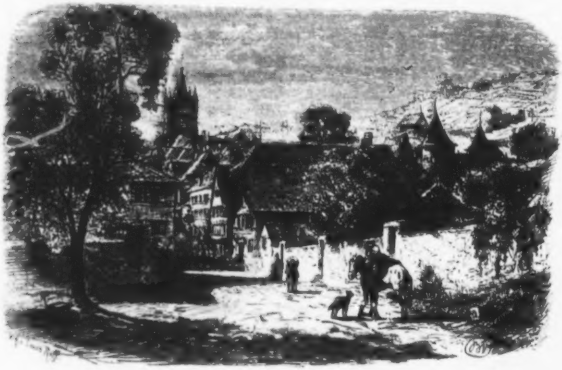
Es war Tag geworden, als die beiden Liebenden vor der Stadt ankamen, und ſchon eine weite Strecke vorher, als ihnen der erſte Menſch begegnete, waren ſie abgeſtiegen. Sie fühlten, daß ihre Auffahrt gar ſeltſam erſcheinen mußte, und der erſte Menſch war ihnen wie ein Bote der Erinnerung, daß ſie ſich wieder einfinden müßten in die gewohnte Ordnung der Menſchen und ihre Herkömmlichkeiten. Johannes führte das Pferd an der einen Hand, mit der andern hielt er Amrei; ſie gingen lautlos dahin, und ſo oft ſie einander anſahen, erglänzten ihre Geſichter wie die von Kindern, die aus dem Schlafe erwachen. So oft ſie aber wieder vor ſich niederſchauten, waren ſie gedankenvoll und bekümmert um das, was nun werden ſollte.

Als ob ſie mit Johannes ſchon darüber geſprochen hätte, und in der unmittelbaren Zuverſicht, daß er das Gleiche gedacht haben müſſe, wie ſie, ſagte jetzt Amrei:

„Freilich wohl wär's geſcheiter geweſen, wir hätten die Sache ruhiger gemacht; du wärſt zuerſt heim und ich wär' derweil wo geblieben, meinetwegen, wenn nicht anders, beim Kohlenmathes im Wald, und du hätteſt mich dann abgeholt mit deiner Mutter oder mir geſchrieben, und ich wäre nachgekommen mit meinem Dami. Aber weißt du, was ich denk'?"

„Juſt Alles weiß ich noch nicht."

„Ich denke, daß Reue das Dümmſte iſt, was man in ſich aufkommen laſſen kann. Wenn man ſich den Kopf herunter reißt, man kann Geſtern nicht mehr zu Heute machen. Was wir gethan haben, ſo mitten drin in dem Jubel, das iſt recht geweſen und muß recht bleiben. Da kann man jetzt, wenn man ein bischen nüchtern iſt, nicht darüber ſchimpfen. Jetzt müſſen wir nur daran denken, wie wir weiter Alles gut machen, und du biſt ja ſo ein richtiger Menſch, du wirſt ſehen, kannſt Alles mit mir überlegen, ſag' mir nur Alles frei heraus. Kannſt mir ſagen, was du willſt, du thuſt mir nicht weh damit; aber wenn du mir etwas nicht ſagſt, da thuſt du mir weh damit. Gelt, du haſt auch keine Reue?"



„Kannſt du ein Räthſel löſen?" fragte Johannes.

„Ja, das habe ich als Kind gut können."

„Nun ſo ſag' mir: was iſt das? Es iſt ein einfaches Wort, thut man den erſten Buchſtaben vorn 'runter, da möcht' man ſich den Kopf 'runter reißen, und thut man ihn wieder auf, da iſt Alles feſt."

„Das iſt leicht," ſagte Barfüßele, „kinderleicht, das iſt Reu' und Treu'." Und wie die Lerchen über ihnen zu ſingen begannen, ſo ſangen ſie jetzt auch das Räthſellied, und Johannes begann:

„Ei Jungfrau, ich will dir was aufzurathen geben,
Wann du es erratheſt, ſo heirath' ich dich:
Was iſt weißer als der Schnee?
Was iſt grüner als der Klee?
Was iſt ſchwärzer als die Kohl'?
Willſt du mein Weibchen ſein,
Errathen wirſt du's wohl."

Amrei:

„Die Kirſchenbluſt (Blüthe) iſt weißer als der Schnee,
Und wann ſie verblühet hat, grüner als der Klee,
Und wann ſie verreifet hat, ſchwärzer als die Kohl',
Weil ich dein Weiblein bin, errathen kann ich's wohl."

Johannes:

„Was für ein König hat keinen Thron?
Was für ein Knecht hat keinen Lohn?"

Amrei:

„Der König in dem Kartenſpiel hat keinen Thron,
Der Stiefelknecht hat keinen Lohn."

Johannes:

„Welches Feuer hat keine Hitz?
Und welches Meſſer hat keine Spitz?"

Amrei:

„Ein abgemaltes Feuer hat keine Hitz,
Ein abgebrochenes Meſſer hat keine Spitz."

Plötzlich ſchnalzte Johannes mit den Fingern und ſagte: „Jetzt gib Acht," und er ſang:

„Was hat keinen Kopf und doch einen Hals?
Und was ſchmeckt gut ohne Salz und Schmalz?"

Amrei erwiederte raſch:

„Die Flaſch' hat keinen Kopf und doch einen Hals,
Und alles, was gezuckert iſt, ſchmeckt ohne Schmalz und Salz."

„Du haſt's nur halb errathen," lachte Johannes, „biſt in der Küche ſtecken geblieben; ich hab's ſo gemeint:

„Die Flaſch hat keinen Kopf und doch einen Hals,
Und der Kuß von deinem Mund ſchmeckt ohne Schmalz und Salz."

Und nun ſagen ſie noch den letzten Vers des vielgewundenen Räthſelliedes:

„Was für ein Herz thut keinen Schlag?
Was für ein Tag hat keine Nacht?"
„Das Herz an der Schnalle thut keinen Schlag,
Der allerjüngſte Tag hat keine Nacht."

„Ei Jungfrau, ich kann ihr nichts aufzurathen geben,
Und iſt es ihr wie mir, ſo heirathen wir."
„Ich bin ja keine Schnalle, mein Herz thut manchen Schlag,
Und eine ſchöne Nacht hat auch der Hochzeitstag."

Am erſten Wirthshauſe vor dem Thore kehrten ſie ein, und Amrei ſagte, als ſie mit Johannes in der Stube war und dieſer einen guten Kaffee beſtellt hatte:

„Die Welt iſt doch prächtig eingerichtet! Da haben die Leute ein Haus hergeſtellt und Stühle und Bänke und Tiſche und eine Küche, darauf brennt das Feuer, und da haben ſie Kaffee und Milch und Zucker und das ſchöne Geſchirr, und das richten ſie Alles her, wie wenn wir's beſtellt hätten, und wenn wir weiter kommen, ſind immer wieder Leute da und Häuſer und Alles drin. Es iſt gerade wie im Märlein: Tiſchlein deck dich!"

„Aber Knüppel aus dem Sack! gehört auch dazu," ſagte Johannes, griff in die Taſche und holte eine Hand voll Geld heraus, „ohne das kriegſt du nichts."

„Ja freilich," ſagte Amrei, „wer dieſe Räder hat, der kann durch die Welt rollen. Sag', Johannes, hat dir je in deinem Leben ein Kaffee ſo geſchmeckt, wie der? Und das friſche Weißbrod! Du haſt nur zu viel beſtellt; wir können das nicht Alles ermachen; das Weißbrod, das ſteck' ich zu mir, aber es iſt ſchad um den guten Kaffee; o! wie manchem Armen thät' der wohl, und wir müſſen ihn da ſtehen laſſen, und du mußt ihn doch bezahlen."

„Das macht nichts, man kann's nicht ſo genau nehmen in der Welt."

„Ja, ja, du haſt Recht, ich bin halt noch genau gewöhnt; mußt mir's nicht übel nehmen, wenn ich ſo was ſage, es geſchieht im Unverſtand."

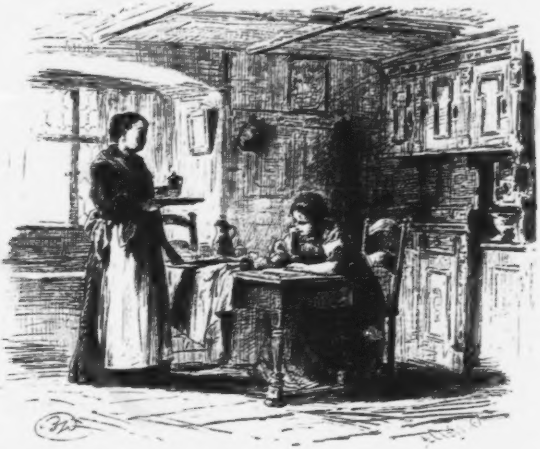
„Das haſt du leicht ſagen, weil du weißt, daß du geſcheit biſt."

Amrei ſtand bald auf, ſie glühte vor Hitze, und als ſie jetzt vor dem Spiegel ſtand, rief ſie laut: „O lieber Gott! bin denn ich das? Ich kenn' mich gar nicht mehr.“

„Aber ich kenn' dich,“ ſagte Johannes, „du heißt Amrei und Barfüßele und Salzgräfin, aber das iſt noch nicht genug, du kriegſt jetzt noch einen Namen dazu: Landfriedbäuerin iſt auch nicht übel.“

„O lieber Gott! kann denn das ſein? Ich mein' jetzt, es wäre nicht möglich.“

„Ja es gibt noch harte Bretter zu bohren, aber das ficht mich nichts an. Jetzt leg' dich ein wenig ſchlafen, ich will derweil nach einem Bernerwägele umſchauen; du kannſt am Tag nicht mit mir reiten, und wir brauchen ohnedieß eins.“



„Ich kann nicht ſchlafen, ich muß noch einen Brief nach Haldenbrunn ſchreiben; ich bin ſo fort und hab' doch auch viel Gutes genoſſen da, und hab' auch noch andre Sachen anzugeben.“

„Ja, mach' das, bis ich wieder komm'.“

Johannes ging davon, und Amrei ſchaute ihm mit ſeltſamen Gedanken nach: da geht er und gehört doch zu dir, und wie er ſo ſtolz geht! Iſt es denn möglich, daß es wahr iſt, er iſt dein? .. Er ſchaut nicht mehr um, aber der Hund, der mit ihm geht; Amrei winkt ihm und lockt ihn, und richtig, da kommt er zurück gerannt. Sie ging ihm vor das Haus entgegen, und als er an ihr hinauf ſprang, ſagte ſie: „Ja, ja, ſchon gut, es iſt recht von dir, daß du bei mir bleibſt, daß ich nicht ſo allein bin; aber jetzt komm herein, ich muß ſchreiben.“

Sie ſchrieb einen großen Brief an den Schultheiß in Haldenbrunn, dankte der ganzen Gemeinde für die Wohlthaten, die ſie empfangen, und verſprach: einſtens ein Kind aus dem Ort zu ſich zu nehmen, wenn ſie es machen könne, und verpflichtete nochmals den Schultheiß, daß man der ſchwarzen Marann' ihr Geſangbuch unter den Kopf lege. Als ſie den Brief zuſiegelte, preßte ſie ihre Lippen dabei zuſammen und ſagte: „So, jetzt bin ich fertig mit dem, was in Haldenbrunn noch lebt.“ Sie riß aber doch ſchnell den Brief wieder auf, denn ſie hielt es für Pflicht, Johannes zu zeigen, was ſie geſchrieben. Dieſer aber kam lange nicht, und Amrei erröthete, als die geſprächſame Wirthin ſagte: „Ihr Mann hat wol auf dem Amt zu thun?“ Daß Johannes zum erſten Mal ihr Mann genannt wurde, das traf ſie tief ins Herz.

Sie konnte nicht antworten, und die Wirthin ſah ſie ſtaunend an. Amrei wußte ſich vor ihren ſeltſamen Blicken nicht anders zu flüchten, als indem ſie vor das Haus ging und dort auf aufgeſchichteten Brettern mit dem Hunde ſaß und auf Johannes wartete. Sie ſtreichelte den Hund und ſchaute ihm tief glücklich in die treuen Augen. — Kein Thier ſucht und verträgt den anhaltenden Menſchenblick, nur dem Hunde ſcheint das gegeben, aber auch ſein Auge zuckt bald und er blinzelt gern aus der Ferne.

Wie iſt doch die Welt auf Einmal ſo räthſelvoll und ſo offenbar!

Amrei ging mit dem Hunde hinein in den Stall, ſah zu, wie der Schimmel fraß, und ſagte: „Ja, lieber Silbertrab, laß dir's nur ſchmecken, und bring' uns gut heim, und Gott gebe, daß es uns Allen gut geht.“

Johannes kam lange nicht, und als ſie ihn endlich ſah, ging ſie auf ihn zu und ſagte: „Gelt, wenn du wieder was zu beſorgen haſt auf der Reiſe, nimmſt mich mit?“

„So? iſt dir's bang geworden? Haſt gemeint, ich wär' davon? Ha, wie wär's, wenn ich dich jetzt da ſitzen ließ' und davon ritt'?“

Amrei zuckte zuſammen, dann ſagte ſie ſtreng: „Juſt witzig biſt du nicht. Mit ſo etwas ſeinen Spaß haben, das iſt zum Erbarmen einfältig! Du dauerſt mich, daß du das gethan haſt; du haſt dir damit was gethan, es iſt bös, wenn du es weißt, und bös, wenn du es nicht weißt. Du willſt mir davon reiten und meinſt, jetzt ſoll ich zum Spaß heulen? Meinſt du vielleicht, weil du den Gaul haſt und Geld, wärſt du der Herr? Nein, dein Gaul hat uns Beide mitgenommen, und ich bin mit dir gegangen. Wie meinſt, wenn ich den Spaß machte und ſagen thät': wie wär's, wenn ich dich da ſitzen ließ? Du dauerſt mich, daß du den Spaß gemacht haſt."

„Ja, ja, du ſollſt Recht haben, aber hör' doch jetzt einmal auf."

„Nein, ich red', ſo lang noch was in mir iſt von einer Sache, wo ich die Beleidigte bin, und an mir iſt es, von der Sache aufzuhören, wenn ich will. Und dich ſelber haſt du auch beleidigt, Den, der du ſein ſollſt und der du auch biſt. Wenn ein Anderes was ſagt, was nicht recht iſt, kann ich drüber weg ſpringen; aber an dir darf kein Schmutzfleckchen ſein, und glaub' mir, mit ſo etwas Spaß machen, das iſt grad, wie wenn man mit dem Crucifix da Puppe ſpielen wollte."

„Oho! So arg iſt's nicht; aber allem Anſchein nach verſtehſt du keinen Spaß."

„Ich verſteh' wohl, das wirſt du ſchon erfahren, aber nicht mit ſo etwas, und jetzt iſt's gut. Jetzt bin ich fertig und denke nicht mehr dran."

Dieſer kleine Zwiſchenfall zeigte Beiden ſchon früh, daß ſie bei aller liebenden Hingebung ſich doch vor einander zuſammennehmen mußten, und Amrei fühlte, daß ſie zu heftig geweſen war, und ebenſo Johannes, daß es ihm nicht anſtand, mit der Verlaſſenheit Amrei's und ihrer völligen Hingegebenheit an ihn ein Spiel zu treiben. Sie ſagten das einander nicht, aber Jedes fühlte es dem Andern ab.

Das kleine Wölkchen, das aufgeſtiegen war, zerfloß bald vor der helldurchbrechenden Sonne, und Amrei jubelte wie ein Kind, als ein ſchönes grünes Bernerwägelein kam, mit einem runden gepolſterten Sitz drauf. Noch bevor angeſpannt war, ſetzte ſie ſich hinauf und klatſchte in die Hände vor Freude. „Jetzt mußt mich nur noch fliegen machen," ſagte ſie zu Johannes, der den Schimmel einſpannte, „ich bin mit dir geritten, jetzt fahr' ich und nun bleibt nichts mehr als Fliegen."

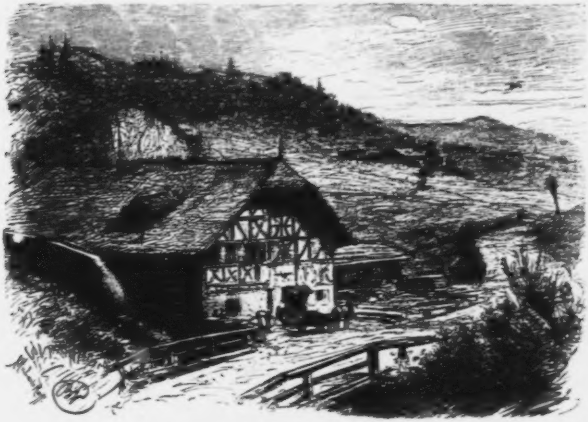
Und im hellen Morgen fuhren ſie auf ſchöngebahnter Straße dahin. Dem Schimmel ſchien das Fahren leicht, und Lux bellte vor Freude immer vor ihm her.

„Denk' nur, Johannes," ſagte Amrei nach einer Strecke, „denk' nur, die Wirthin hat mich ſchon für deine Frau gehalten."

„Und das biſt du ſchon, und darum frag' ich nichts danach, was ſie alle dazu ſagen mögen. Du Himmel und ihr Lerchen und ihr Bäume und ihr Felder und Berge! ſchaut her, das iſt mein Weible! Und wenn ſie zankt, iſt ſie grad ſo lieb, wie wenn ſie einem was Schönes ſagt. O meine Mutter iſt eine weiſe Frau, o die hat's gewußt: ſie hat geſagt, ich ſoll darauf achten, wie ſie im Zorn weint, da kommt der inwendige Menſch heraus. Das war ein lieber, ſcharfer, ſchöner, böſer, der heute bei dir herausgekommen iſt, wie du dort gezankt haſt. Jetzt kenn' ich die ganze Sippſchaft, die in dir ſteckt, und ſie iſt mir recht. O du ganze weite Welt! Ich dank' dir, daß du da biſt! du Alles, Alles.

Welt! Ich frag dich, haſt du, ſo lang du ſtehſt, ſo ein lieb Weible geſehen? Juchhe! juchhe!“

Und wo Einer am Wege ging, an dem man vorbei fuhr, faßte Johannes Amrei an und rief: „Schau, ſchau, das iſt mein Weible!“ bis ihn Amrei dringend bat, das zu laſſen; er aber ſagte: „Ich weiß mir vor Freude nicht zu helfen. Ich könnte es der ganzen Welt zurufen, daß Alles mit mir jubelt, und ich weiß gar nicht, wie können die Menſchen da nur noch zu Acker fahren und Holz ſpalten und Alles, und wiſſen nicht, wie ſelig ich bin.“



Amrei ſah eine arme Frau am Wege gehen, knüpfte ſchnell ein Paar ihrer ſo ſehr geliebten Schuhe ab und warf ſie der Armen hin, die den Davoneilenden ſtaunend nachſah und dankte. Es berührte Amrei wie eine ſelige Empfindung, daß ſie zum erſten Mal in ihrem Leben eine Werthſache, die ſie ſelber noch wohl brauchen konnte, verſchenkt hatte. Anfangs, als ſie es ſo raſch weggegeben und darüber nachſann, dachte ſie vor Allem nur daran, und das kam noch oft wieder, wie viel eigentlich die Schuhe werth geweſen ſeien; das Beſitzthum wollte ſich nicht leicht ablöſen von ihr, ſie hatte es zu feſt in Gedanken beſeſſen, und ſie dachte gar nicht mehr daran, wie viel ſie eigentlich an der ſchwarzen

Marann' gethan; daß ſie die Schuhe hergegeben, erſchien ihr als ihre erſte Wohlthat; und die Empfindung derſelben beglückte ſie gewiß noch mehr als die Empfängerin; ſie lächelte immer vor ſich hin, ſie hatte ein geheimes Geſchenk in der Seele, das ihr Herz in Freude hüpfen machte, und als Johannes fragte: „Was haſt denn? Warum lachſt denn immer ſo wie ein Kind im Schlaf?“ ſagte ſie:

„O Gott, es iſt ja auch Alles wie ein Traum. Ich kann jetzt herſchenken. Ich gehe in Gedanken noch jetzt immer mit der Frau und weiß, wie ſie ſich freut.“

„Das iſt brav, daß du gern ſchenkſt.“

„O was will denn das heißen: im Glück herſchenken? Das iſt, wie wenn ein volles Glas überfließt. Ich bin ſo voll, ich möcht gern Alles herſchenken, ich möcht' auch wie du gern alle Menſchen anrufen. Ich meine, ich könnte ſie alle ſpeiſen und tränken. Ich meine, ich ſäße an einer langen Hochzeittafel ganz allein mit dir, und ich bin ſo voll, ich kann gar nichts eſſen, ich bin ſatt.“

„Ja, ja, das iſt gut,“ ſagte Johannes. „Aber ſchenk' keine von deinen Schuhen mehr weg. Wenn ich ſie anſehe, denk' ich an die vielen ſchönen guten Jahre, die drin ſtecken, da kannſt du viele ſchöne Jahre herumlaufen, bis ſie zerriſſen ſind.“

„Wie kommſt du jetzt darauf? Wieviel hundertmal hab' ich das gedacht, wenn ich die Schuhe angeſehen hab'. Aber jetzt erzähl' mir auch von deinem Daheim, ſonſt ſchwätz' ich immer von mir. Erzähl'.“

Das that Johannes gern, und während er erzählte und Amrei mit weit offenen Augen zuhörte, tanzte in ihrem Geiſte mitten durch Alles immer ein glückſeliges Bild neben her, das war die Arme am Wege in den neuen geſchenkten Schuhen.

Nachdem Johannes die Menſchen geſchildert, rühmte er vor Allem das Vieh und ſagte: „Das iſt alles ſo wohlgenährt und geſund und rund, daß kein Tropfen Waſſer drauf ſtehen bleibt.“

„Mir will's gar nicht in den Sinn,“ ſagte Amrei, „daß ich auf einmal ſo reich ſein ſoll. Wenn ich bedenke, daß ich ſelber ſo viel eigene Felder und Kühe und Mehl und Schmalz und Obſt und Kiſten und Kaſten haben ſoll, da mein' ich, ich hätte bisher mein Lebenlang geſchlafen und wäre jetzt auf einmal aufgewacht. Nein, nein, das iſt nicht ſo. Mir kommt es ſchrecklich vor, daß ich auf Einmal für ſo Vieles verantwortlich ſein ſoll. Gelt, deine Mutter hilft mir noch? Sie iſt ja noch gut bei der Hand. Ich weiß gar nicht, wie man's macht, daß ich nicht Alles an die Armen verſchenke; aber nein, das geht nicht, es iſt ja nicht mein. Ich hab's ja auch nur geſchenkt.“

„Almoſengeben armet nicht! iſt ein Sprüchwort meiner Mutter,“ erwiederte Johannes hierauf.

Es läßt ſich nicht ſagen, mit welchem Jubel die beiden Liebenden dahinfuhren. Jedes Wort machte ſie glücklich. Als Amrei fragte: „Habt ihr auch Schwalben am Haus?“ und Johannes dieß bejahte mit dem Beiſatze, daß ſie auch ein Storchenneſt hätten, da war Amrei ganz glücklich und ahmte das Storchengeſchnatter nach und ſchilderte gar luſtig, wie der Storch mit ernſthaftem Geſichte auf Einem Bein ſtehe und von oben herunter in ſein Haus ſchaue.

War es eine Verabredung, oder war es die innere Macht des Augenblicks? Sie ſprachen nichts davon, wie nun die eigentliche Auffahrt und das Eintreten ins elterliche Haus vor ſich gehen ſollte, bis ſie gegen Abend in den Amtsbezirk kamen, in dem Zusmarshofen lag. Erſt jetzt, als Johannes ſchon einige Leute begegneten, die ihn kannten, ihn grüßten und verwundert anſchauten, erklärte er Amrei, daß er ſich zweierlei ausgedacht habe, wie man die Sache am beſten anfange. Entweder wolle er Amrei zu ſeiner Schweſter bringen, die hier abſeits wohnte — man ſah den Kirchthurm ihres Dorfes hinter einem Vorberge — er wollte dann allein nach Hauſe und Alles erklären; oder er wolle Amrei gleich mit ins Haus nehmen, das heißt, ſie ſollte eine Viertelſtunde vorher abſteigen und als Magd ins Haus kommen.

Amrei zeigte ihre ganze Klugheit, indem ſie auseinanderſetzte, was zu dieſem Verfahren beſtimme und was daraus hervorgehen könne. Halte ſie ſich bei der Schweſter auf, ſo hatte ſie zuerſt eine Perſon zu gewinnen, die nicht die entſcheidende war, und es konnte allerlei Hin- und Herzerrerei geben, die nicht zu berechnen war, abgeſehen davon, daß es in ſpäteren Zeiten immer eine mißliche Erinnerung und in der ganzen Umgegend ein Gerede bleibe, daß ſie ſich nicht geradezu ins Haus gewagt habe. Da ſcheine der zweite Weg beſſer. Aber es gehe ihr wider die Seele, mit einer Lüge ins Haus zu kommen. Freilich habe ihr die Mutter vor Jahren verſprochen, daß ſie zu ihr in Dienſt kommen könne; aber ſie wolle ja jetzt nicht in Dienſt, und es ſei wie ein Diebſtahl, wenn ſie ſich in die Gunſt der Eltern einſchleichen wolle, und ſie wiſſe gewiß, daß ſie in dieſer Verlarvung Alles ungeſchickt thäte. Sie könne nicht gradaus ſein, und wenn ſie dem Vater nur einen Stuhl ſtellen wolle, werfe ſie ihn gewiß um, denn ſie müſſe immer dabei denken: Du thuſt's, um ihn zu hintergehen. Und wenn Alles das auch noch ginge: wie ſie denn vor den Dienſtleuten erſcheinen müſſe, wenn ſie ſpäter hören, daß ſich die Meiſterin als Magd ins Haus eingeſchmuggelt habe, und ſie könne mit Johannes während der ganzen Zeit kein Wort reden.

Dieſe ganze Auseinanderſetzung ſchloß ſie mit den Worten: „Ich hab' dir das Alles nur geſagt, weil du auch meine Gedanken hören willſt, und wenn du etwas mit mir überlegſt, ſo muß ich doch frei herausreden; ich ſage dir aber auch gleich: was Du willſt, wenn du es feſt ſagſt, ſo thue ich es, und wenn du ſagſt, ſo, thu' ich's auch. Ich folge dir ohne Widerrede, und ich will's ſo gut machen, als ich kann, was du mir auferlegſt."

„Ja, ja, du haſt Recht," ſagte Johannes im ſchweren Beſinnen, „es iſt beides ein ungerader Weg, der erſte weniger; und wir ſind jetzt ſchon ſo nahe, daß wir uns ſchnell beſinnen müſſen. Siehſt du dort die Waldblöße da drüben auf dem Berg mit der kleinen Hütte? Du ſiehſt auch die Kühe, ſo ganz klein wie Käfer? Da iſt unſere Frühalm, da will ich unſern Dami hinſetzen."

Staunend ſagte Amrei: „O Gott, wohin wagen ſich nicht die Menſchen! Das muß aber ein gut Grasgelände ſein."

„Freilich, aber wenn mir der Vater das Gut übergiebt, führe ich doch mehr Stallfütterung ein, es iſt nützlicher; aber die alten Leute bleiben gern beim Alten. Ach! was ſchwätzen wir da? Wir ſind jetzt ſchon ſo nah. Hätten wir uns nur früher beſonnen. Mir brennt der Kopf."

„Bleib nur ruhig, wir müſſen uns in Ruhe beſinnen; ich habe ſchon eine Spur, wie's zu machen wär', nur noch nicht ganz deutlich."

„Was? Wie meinſt?"

„Nein, beſinn' du dich; vielleicht kommſt du ſelber drauf. Es gehört dir, daß du's einrichteſt, und wir ſind jetzt Beide ſo in Wirrwarr, daß wir einen Halt dran haben, wenn wir Beide zugleich draufkommen."

„Ja, mir fällt ſchon was ein. Da im zweitnächſten Ort iſt ein Pfarrer, den ich gut kenne, der wird uns am beſten rathen. Aber halt! So iſt's beſſer! Ich bleib' unten im Thal beim Müller, und du gehſt allein hinauf auf den Hof zu meinen Eltern und ſagſt ihnen Alles gradaus, rund und klein. Meine Mutter haſt du gleich an der Hand, aber du biſt ja geſcheit, du wirſt auch den Vater ſo herumkriegen, daß du ihn um den Finger wickelſt. So iſt Alles beſſer. Wir brauchen nicht zu warten und haben keine fremden Menſchen zu Hülfe genommen! Iſt dir das recht? Iſt dir das nicht zu viel?"

„Das iſt auch ganz mein Gedanke geweſen. Aber jetzt wird nichts mehr überlegt, gar nichts; das ſteht feſt wie geſchrieben, und das wird ausgeführt, und friſch ans Werk macht den Meiſter. So iſt's recht. O du weißt gar nicht, was du für ein lieber, guter, prächtiger, ehrlicher Kerl biſt."

„Nein du! Aber es iſt jetzt Eins, wir ſind jetzt Beide zuſammen ein einziger braver Menſch, und das wollen wir bleiben. Da guck, hier gieb mir die Hand, ſo, da die Wieſe iſt unſer erſtes Feld. Grüß Gott, Weible, ſo, jetzt biſt du daheim. Und Juchhe! da iſt unſer Storch und fliegt auf. Storch! Sag' grüß Gott! Da iſt die neue Meiſterin. Ich will dir ſpäter ſchon noch mehr ſagen. Jetzt Amrei, mach' nur nicht ſo lang oben und ſchick' mir gleich Eins in die Mühle; wenn der Roßbub daheim iſt, am beſten den, der kann ſpringen wie ein Has'. So, ſiehſt du dort das Haus mit dem Storchenneſt und die zwei Scheuern dort am Berg, links vom Wald? Es iſt eine Linde am Haus, ſiehſt du's?"

„Ja!"

„Das iſt unſer Haus. Jetzt komm, ſteig' ab, du kannſt den Weg jetzt nicht mehr fehlen."

Johannes ſtieg ab und half auch Amrei von dem Wagen, und dieſe hielt das Halsgeſchmeide, das ſie in die Taſche geſteckt hatte, wie einen Roſenkranz zwiſchen den gefalteten Händen und betete leiſe. Auch Johannes zog den Hut ab, und ſeine Lippen bewegten ſich.

Die Beiden ſprachen kein Wort mehr, und Amrei ging voraus. Johannes ſtand noch lange an den Schimmel gelehnt und ſchaute ihr nach. Jetzt wendete ſie ſich und ſcheuchte den Hund zurück, der ihr gefolgt war, er wollte aber nicht gehen, rannte ins Feld abſeits und wieder zu ihr, bis Johannes ihm pfiff, dann erſt kam das Thier zurück.

Johannes fuhr nach der Mühle und hielt dort an. Er hörte, daß ſein Vater vor einer Stunde da geweſen ſei, um ihn hier zu erwarten; er ſei aber wieder umgekehrt. Johannes freute ſich, daß ſein Vater wieder wohl auf den Beinen war und daß Amrei nun beide Eltern zu Hauſe träfe. Die Leute in der Mühle wußten nicht, was das mit Johannes war, daß er bei ihnen anhielt und doch faſt auf kein Wort hörte. Er ging bald in das Haus, bald aus demſelben, bald auf den Weg nach dem Hofe, bald kehrte er wieder zurück. Denn Johannes war voll Unruhe, er zählte die Schritte, die Amrei ging. Jetzt war ſie an dieſem Felde, und jetzt an dieſem, jetzt am Buchenhag, jetzt ſprach ſie mit den Eltern... Es ließ ſich doch nicht ausdenken, wie es war.

Das erſte Herdfeuer.

Amrei war unterdeß wie traumverloren dahin gegangen. Sie ſchaute wie fragend nach den Bäumen auf; die ſtehen ſo ruhig auf dem Fleck, und die werden ſo ſtehen und auf dich niederſchauen, Jahre, Jahrzehnte, dein ganzes Leben lang als deine Lebensgenoſſen; und was wirſt du derweil erfahren!

Amrei war aber doch ſchon ſo alt geworden, daß ſie nicht mehr nach einem Halt in der Außenwelt taſtete. Es war ſchon lange, ſeitdem ſie mit dem Vogelbeerbaum geſprochen hatte. — Sie wollte ihre Gedanken wegbannen von Allem, was ſie umgab, und doch ſtarrte ſie wieder hinein in die Felder, die ihr eigen werden ſollten, und wollte ſich immer vordenken, was nun kommen ſollte; Eintritt und Empfang, Anrede und Antwort, hin und her. Wie ein Wirrwarr von tauſend Möglichkeiten ſchwirrte Alles um ſie her, und ſie ſagte endlich faſt laut, und der Silbertrabwalzer ſpielte ſich ihr im Kopfe: „Was da, was da, vorher beſinnen? Wenn aufgeſpielt wird, tanz' ich, Hopſer oder Walzer. Ich weiß nicht, wie ich die Füße ſetze, ſie thun's allein; und ich kann mir's nicht denken, und ich will mir's nicht denken, wie ich vielleicht in einer Stunde den Weg da wieder zurückkehre, und die Seele iſt mir aus dem Leibe genommen, und ich muß doch gehen, einen Schritt nach dem andern. Genug! Jetzt laß kommen, was kommen will; ich bin ja auch dabei!"

Und es lag noch mehr als dieſe ausgeſprochene Zuverſicht in ihrem Weſen; ſie hatte nicht umſonſt von Kindheit an Räthſel gelöst und von Tag zu Tag mit dem Leben gerungen. Die ganze Kraft deſſen, was ſie geworden, ruhte ſtill und ſicher treffend in ihr. Ohne weitere Frage, wie man einer Nothwendigkeit entgegen geht, ſtill in ſich zuſammengefaßt, ging ſie muthig und feſten Schrittes dahin.

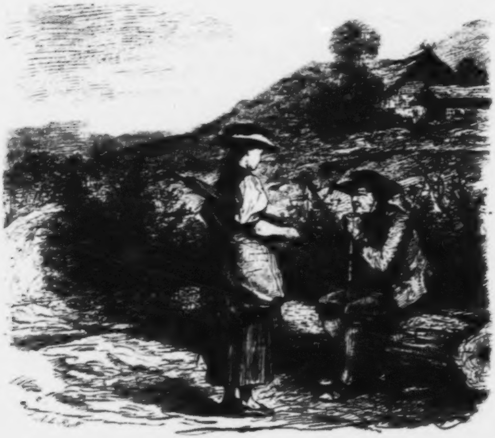
Sie war noch nicht weit gegangen, da ſaß ein Bauer mit einem rothen Schlehdornſtock zwiſchen den Füßen und beide Hände und das Kinn darauf ſtützend am Wege.

„Grüß Gott!“ ſagte Amrei, „thut das Ausruhen gut?“

„Ja. Wohin willſt?“

„Dahinauf auf den Hof. Wollet Ihr mit? Ihr könnet Euch an mir führen.“

„Ja, ſo iſt's!“ grinſte der Alte, „vor dreißig Jahren wäre mir das lieber geweſen, wenn mir ſo ein ſchönes Mädle das geſagt hätte, da wäre ich geſprungen wie ein Füllen.“



„Zu denen, die ſpringen können wie die Füllen, ſagt man das aber nicht!“ lachte Amrei.

„Du biſt reich,“ ſagte der Alte, der eine müßige Unterhaltung am heißen Mittag zu lieben ſchien. Er nahm vergnüglich eine Priſe aus ſeiner Horndoſe.

„Woher ſeht Ihr, daß ich reich bin?“

„Deine Zähne ſind zehntauſend Gulden werth, es gäbe Mancher zehntauſend Gulden drum, wenn er ſie im Maul hätte.“

„Ich hab' jetzt keine Zeit zum Spaßen. Behüt' Euch Gott.“

„Wart' nur, ich geh' mit, aber mußt nicht ſchnell laufen.“

Amrei half nun dem Alten behutſam auf, und der Alte ſagte: „Du biſt ſtark.“ Er hatte ſich in ſeiner neckiſchen Weiſe noch ſchwerer und unbehülflicher gemacht, als er war. Im Gehen fragte er jetzt: „Zu wem willſt du denn auf dem Hof?“

„Zum Bauern und zu der Bäuerin.“

„Was willſt du denn von ihnen?“

„Das will ich ihnen ſelber ſagen.“

„Wenn du was geſchenkt haben willſt, da kehr' lieber gleich wieder um; die Bäuerin gäb' dir ſchon, aber ſie iſt über Nichts Meiſter, und der Bauer der iſt zäh, der hat ein Sperrholz im Genick und einen ſteifen Daumen dazu.“

„Ich will nichts geſchenkt, ich bring' ihnen was,“ ſagte Amrei.

Es begegnete den Beiden ein älterer Mann, der mit der Senſe ins Feld ging, und der Alte neben Amrei rief ihn an und fragte ihn mit ſeltſamem Augenzwinkern: „Weißt nicht, iſt der geizige Landfriedbauer nicht daheim?“ — „Ich glaub', aber ich weiß es nicht,“ lautete die Antwort des Mannes mit der Senſe, und er ging davon feldein. Es zuckte etwas in ſeinem Geſichte, und noch jetzt, als er ſo hinwandelte, ſchüttelte es ihm den Rücken auf und nieder, er lachte offenbar, und Amrei ſchaute ſtarr in das Antlitz ihres Begleiters und gewahrte die Schelmerei darin, und plötzlich erkannte ſie in den eingefallenen Zügen die jenes Mannes, dem ſie einſt auf dem Holderwaſen zu trinken gegeben hatte, und leiſe mit den Fingern ſchnalzend, dachte ſie: „Wart', dich krieg' ich,“ und laut ſagte ſie: „Das iſt ſchlecht von Euch, daß Ihr ſo von dem Bauer redet zu einem Fremden, wie ich, das Ihr nicht kennet, und das vielleicht eine Verwandte von ihm iſt; und es iſt auch gewiß gelogen, was Ihr ſaget. Freilich ſoll der Bauer zäh ſein, aber wenn's drauf ankommt, hat er gewiß auch ein rechtſchaffenes Herz und hängt nur nicht an die große Glocke, was er Gutes thut, und wer ſo brave Kinder hat, wie man die ſeinen berühmt, der muß auch rechtſchaffen ſein, und es kann ſein, er macht ſich vor der Welt gern ſchlecht, weil es ihm nicht der Mühe werth iſt, was Andere von ihm denken, und ich kann ihm das nicht übel nehmen.“

„Du haſt dein Maul nicht vergeſſen. Woher biſt denn?“

„Nicht aus der Gegend, vom Schwarzwald her.“

„Wie heißt der Ort?“

„Haldenbrunn.“

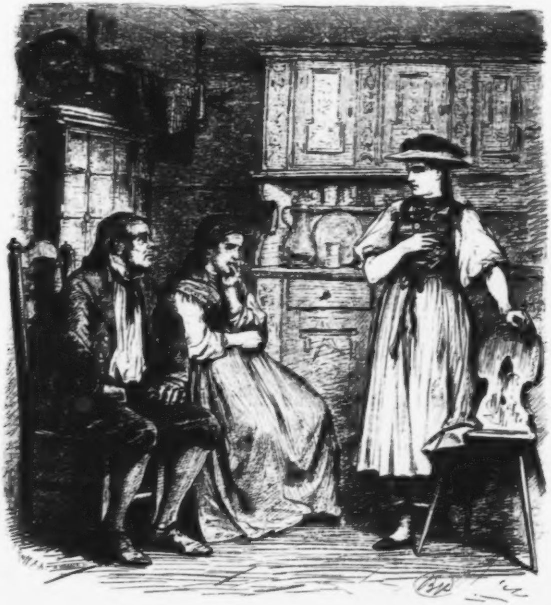
„So? Und du biſt zu Fuß daher gekommen?“

„Nein, es hat mich unterwegs Einer mitfahren laſſen, es iſt der Sohn von dem Bauern da. Ein richtiger braver Menſch.“

„So? Ich hätte dich in ſeinen Jahren auch mitfahren laſſen.“

Man war am Hoſe angekommen, und der Alte ging mit Amrei in die Stube und rieſ: „Mutter, wo biſt?“

Die Frau kam aus der Kammer, und die Hand Amrei's zuckte, ſie wäre ihr gern um den Hals gefallen, aber ſie konnte nicht, ſie durfte nicht, und der Alte ſagte unter herzerſchütterndem Lachen: „Denk' nur, Bäuerin, das iſt ein Mädle aus Haldenbrunn, und es hat dem Landfriedbauer und der Bäuerin was zu ſagen, aber mir will's nichts davon kund geben. Jetzt ſag' du, wie man mich heißt.“



„Das iſt ja der Bauer,“ ſagte die Bäuerin, nahm als Zeichen des Willkomms dem Alten den Hut vom Kopfe und hing den Hut an das Ofengeländer.

„Ja, merkſt's jetzt?“ ſagte der Alte triumphirend gegen Amrei, „jetzt ſag', was du willſt.“

„Setz' dich,“ ſagte die Mutter und wies Amrei auf einen Stuhl. Mit ſchwerem Athemholen begann dieſe nun:

„Ihr könnt mir's glauben, daß kein Kind mehr hat an Euch denken können als ich, ſchon vorher, ſchon vor den letzten Tagen. Erinnert Ihr Euch des Joſenhanſen am Weiher, wo der Fahrweg gegen Endringen geht?“

„Freilich, freilich,“ ſagten die beiden Alten.

„Und ich bin des Joſenhanſen Tochter.“

„Guck', iſt mir doch geweſen, als ob ich dich kenn',“ ſagte die Alte. „Grüß Gott!“ Sie reichte die Hand und fuhr fort: „Biſt ein ſtarkes ſauberes Mädle geworden. Jetzt ſag', was führt dich denn ſo weit daher?“

„Sie iſt ein Stück mit unſerm Johannes gefahren,“ ſprach der Bauer dazwiſchen, „er kommt bald nach.“

Die Mutter erſchrak, ſie ahnte etwas und erinnerte ihren Mann, daß ſie damals, als Johannes weggeritten ſei, an des Joſenhanſen Kinder gedacht habe.

„Und ich habe ja auch noch ein Andenken von Euch Beiden,“ ſagte Amrei und holte den Anhenker und ein eingewickeltes Geldſtück aus der Taſche. „Das da habt Ihr mir damals geſchenkt, wie Ihr zum letzten Mal im Ort geweſen ſeid.“

„Guck! und haſt mich angelogen und haſt geſagt, du habeſt es verloren,“ ſchalt der Bauer zu ſeiner Frau.

„Und da,“ fuhr Amrei fort, ihm den eingewickelten Groſchen hinreichend, „da iſt das Geldſtück, das Ihr mir geſchenkt habt, wie ich auf dem Holderwaſen die Gänſe gehütet und Euch am Brunnen Waſſer geſchöpft hab'.“

„Ja, ja, iſt Alles richtig, aber was ſoll denn jetzt das Alles? Was dir geſchenkt iſt, kannſt du behalten,“ ſagte der Bauer.

Amrei ſtand auf und ſagte: „Ich habe aber jetzt noch eine Bitte: laſſet mich ein paar Minuten reden, ganz frei. Darf ich?“

„Ja, warum nicht?“

„Schaut, Euer Johannes hat mich mitnehmen wollen und zu euch bringen als Magd, und ich hätt' auch gern bei euch gedient zu andern Zeiten, lieber als ſonſtwo; aber jetzt wär's unehrlich geweſen, und gegen wen ich mein Lebenlang ehrlich ſein will, dem will ich nicht zum erſten Mal unehrlich mit einer Lüge gekommen ſein. Jetzt muß alles ſonnenklar ſein. Mit Einem Wort: der Johannes und ich, wir haben uns von Grund des Herzens gern, und er will mich zur Frau haben…“

„Oha!“ ſchrie der Bauer und ſtand raſch auf; man hätte es deutlich ſehen können, daß ſeine frühere Unbeholfenheit nur geheuchelt war. „Oha!“ ſchrie er nochmals, als ob ihm ein Gaul durchginge. Die Mutter aber hielt ihn bei der Hand feſt und ſagte: „Laß ſie doch ausreden.“

Und Amrei fuhr fort:

„Glaubet mir, ich bin geſcheit genug, und ich weiß, daß man eines nicht aus Mitleid zur Schwiegertochter machen kann; Ihr könnet mir was ſchenken, viel ſchenken, aber zur Schwiegertochter machen aus Barmherzigkeit, das kann man nicht, und das will ich auch nicht. Ich habe keinen Groſchen Geld — ei ja doch, den Groſchen, den Ihr mir auf dem Holderwaſen geſchenkt habt, den hab' ich noch, es hat ihn Niemand für einen Groſchen nehmen wollen,“ ſagte ſie zum Bauer gewendet, und dieſer mußte unwillkürlich lächeln. „Ich habe nichts, ja noch mehr, ich habe einen Bruder, der wol geſund und ſtark iſt, für den ich aber doch noch ſorgen muß, und ich habe die Gänſe gehütet und war das Geringſte im Ort, das iſt Alles; aber das geringſte Unrecht kann man mir auch nicht nachſagen, und das iſt auch wieder Alles — und was dem Menſchen eigentlich von Gott gegeben iſt, darin ſag' ich zu jeder Prinzeſſin: ich ſtell' mich um kein Haar breit gegen dich zurück, und wenn du ſieben goldene Kronen auf dem Kopf haſt. Es wäre mir lieber, es thäte ein Anderes für mich reden, ich red' nicht gern; aber ich hab' mein Lebenlang für mich allein Annehmer ſein müſſen, und thue es heut' zum letzten Mal, wo es ſich entſcheidet über Tod und Leben. Heißt das, verſteht mich nicht falſch: wollt Ihr mich nicht, ſo gehe ich in Ruhe fort, ich thue mir kein Leid an, ich ſpringe nicht ins Waſſer und ich hänge mich nicht; ich ſuche mir wieder einen Dienſt und will Gott danken, daß mich einmal ſo ein braver Menſch hat zur Frau haben wollen, und will annehmen, es iſt Gottes Wille nicht geweſen…“ Die Stimme Amrei's zitterte, und ihre Geſtalt wurde größer, und ihre Stimme wurde mächtiger, als ſie ſich jetzt zuſammennahm und rief: „Aber prüfet Euch, fraget Euch im tiefſten Gewiſſen, ob das Gottes Wille iſt, was Ihr thut. Weiter ſage ich nichts.“ —

Amrei ſetzte ſich nieder. Alle drei waren ſtill, und der Alte ſagte: „Du kannſt ja predigen wie ein Pfarrer.“ Die Mutter aber trocknete ſich die Augen mit der Schürze und ſagte: „Warum nicht? Die Pfarrer haben auch nicht mehr als Ein Hirn und Ein Herz.“

„Ja du!“ höhnte der Alte, „du haſt ja auch ſo was Geiſtliches; wenn man dir mit ſo ein paar Reden kommt, da biſt du gleich gekocht.“

„Und du thuſt, wie wenn du nicht gar werden wollteſt vor deinem Ende,“ ſagte die Bäuerin im Trotze.

„So?“ höhnte der Alte. „Guck, du Heilige vom Unterland! du bringſt ſchönen Frieden in unſer Haus. Jetzt haſt's gleich fertig gebracht, daß die da ſcharf gegen mich aufſitzt; die haſt du ſchon gefangen. Nun, ihr werdet warten können, bis mich der Tod geſtreckt hat, dann könnt ihr ja machen, was ihr wollt.“

„Nein!“ rief Amrei, „das will ich nicht; ſo wenig ich will, daß mich der Johannes zur Frau nehme ohne Euren Segen, ſo wenig will ich, daß die Sünde in unſeren Herzen ſei, daß wir Beide auf Euren Tod warten. Ich habe meine Eltern kaum gekannt, ich kann mich ihrer nicht mehr erinnern; ich habe ſie nur lieb, wie man Gott lieb hat, ohne daß man ihn je geſehen hat. Aber ich weiß doch auch, was Sterben iſt. Geſtern in der Nacht habe ich der ſchwarzen Marann' die Augen zugedrückt; ich habe ihr mein Lebenlang gethan, was ſie gewollt hat, und jetzt, wo ſie todt iſt, da habe ich doch ſchon oft denken müſſen: wie manchmal biſt du unwillig und herb gegen ſie geweſen, wie hätteſt du ihr noch manches Gute thun können, und jetzt liegt ſie da, und jetzt iſt's vorbei; du kannſt nichts mehr thun und nichts mehr abbitten. Ich weiß, was Sterben iſt, und will nicht ...“

„Aber Ich will!“ ſchrie der Alte und ballte die Fäuſte und knirſchte die Zähne. „Aber Ich will,“ ſchrie er nochmals. „Da bleibſt, und unſer biſt! Und jetzt mag kommen, was da will, mag reden, wer da will. Du kriegſt meinen Johannes, und keine Andere.“

Die Mutter rannte auf den Alten los und umarmte ihn, und dieſer, der das gar nicht gewohnt war, rief unwillkürlich: „Was machſt du da?“

„Dir einen Kuß geben, du verdienſt's, du biſt braver, als du dich geben willſt.“

Der Alte, der während der ganzen Zeit eine Priſe zwiſchen den Fingern gehabt, wollte die Priſe nicht verſchwenden, er ſchnupfte ſie daher ſchnell und ſagte: „Nun, meinetwegen!“ Dann aber ſetzte er hinzu: „Aber jetzt haſt du den Abſchied, ich habe eine viel Jüngere, und von der ſchmeckt's viel beſſer. Komm her, du verſtellter Pfarrer.“

„Ich komm' ſchon, aber ruft mich zuerſt bei meinem Namen.“

„Ja, wie heißt du denn?“

„Das brauchet Ihr nicht zu wiſſen, Ihr könnet mir ja ſelber einen Namen geben; wiſſet ſchon welchen.“

„Du biſt geſcheit! Nun meinetwegen, ſo komm her, Söhnerin. Iſt dir der Name recht?“

Und als Antwort flog Amrei auf ihn zu.

„Und ich, ich werde gar nicht gefragt?“ ſchalt die Mutter in heller Glückſeligkeit, und der Alte war ganz übermüthig geworden in ſeiner Freude. Er nahm Amrei an der Hand und ſagte in nachſpottendem Predigertone:

„Nun frage ich Sie, wohlehrſame Cordula Katharina, genannt Landfriedbäuerin:

wollen Sie hier dieſe“ — er fragte das Mädchen bei Seite — „ja wie heißt du denn eigentlich mit dem Taufnamen?“

„Amrei!“

Und der Alte fuhr fort in gleichem Tone: „Wollen Sie hier dieſe Amrei Joſenhans von Haldenbrunn zu Ihrer Schwiegertochter annehmen, ſie nicht zu Worte kommen laſſen, wie Sie bei Ihrem Manne thun, ſie ſchlecht füttern, ausſchimpfen, unterdrücken, und überhaupt was man ſo nennt in das Haus metzgen?“

Der Alte ſchien wie närriſch, es war etwas ganz Seltſames mit ihm vorgegangen, und während Amrei an dem Halſe der Mutter hing und gar nicht von ihr los laſſen wollte, ſchlug der Alte mit ſeinem Rothdornſtock auf den Tiſch und ſchrie polternd: „Wo bleibt denn der nichtsnutzige Bub, der Johannes? Schickt uns der Burſch ſeine Braut auf den Hals und fährt derweil in der Welt herum? Iſt das erhört?“

Jetzt riß ſich Amrei los und ſagte, daß man ſogleich den Roßbub oder ein Anderes nach der Mühle ſchicken ſolle, dort warte Johannes.

Der Vater behauptete, er müſſe mindeſtens noch drei Stunden da in der Mühle zappeln; das müſſe ſeine Strafe ſein, weil er ſich ſo feig hinter die Schürze verſteckt habe. Wenn er heimkehre, müſſe man ihm eine Haube aufſetzen; überhaupt wollte er ihn jetzt noch gar nicht dahaben, denn wenn der Johannes da ſei, da habe er nichts mehr von der Braut und es ſei ihm ſchon jetzt ärgerlich, wenn er an das Gethue denke.

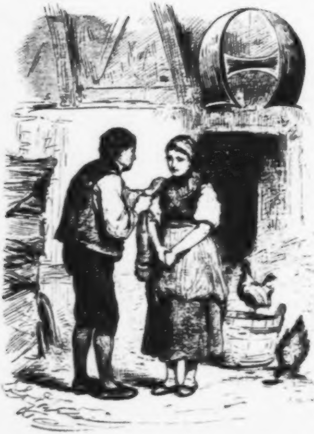
Die Mutter wußte ſich indeß hinauszuſchleichen und den ſchnellfüßigen Roßbuben nach der Mühle zu ſchicken.

Jetzt dachte die Mutter daran, daß doch Amrei auch was eſſen müſſe. Sie wollte ſchnell einen Eierkuchen machen, aber Amrei bat, daß ſie ihr geſtatte, das erſte Feuer im Hauſe, das ihr was bereite, ſelber anzuzünden, zugleich auch um den Eltern etwas zu kochen.

Es wurde ihr willfahrt, und die beiden Alten gingen mit ihr in die Küche, und ſie wußte Alles ſo geſchickt anzufaſſen, ſah mit Einem Blicke, wo Alles ſtand, und hatte faſt gar nichts zu fragen, und Alles, was ſie that, that ſie ſo feſt und ſo zierlich, daß der Alte immer ſeiner Frau zunickte und einmal ſagte: „Die iſt in der Haushaltung auf Noten eingeſpielt, die kann Alles vom Blatt weg, wie der neue Schullehrer.“

Am hell lodernden Feuer ſtanden die drei, als Johannes kam. Und heller loderte die Flamme nicht auf dem Herde, als die innerſte Glückſeligkeit in den Augen Aller glänzte. Der Herd mit ſeinem Feuer ward zum heiligen Altar, um welchen andächtige Menſchen ſtanden, die doch nur lachten und einander neckten.

Geheime Schätze.



mrei wußte ſich im Hauſe bald ſo heimiſch zu machen, daß ſie ſchon am zweiten Tage darin lebte, als wäre ſie von Kindheit an hier aufgewachſen, und der Alte träppelte ihr überall nach und ſchaute ihr zu, wie ſie Alles ſo geſchickt aufnahm, und ſo ſtet und gemeſſen vollführte; ohne Haſt und ohne Raſt.

Es gibt Menſchen, die, wenn ſie gehen und nur das Kleinſte holen, einen Teller, einen Krug, da ſcheuchen ſie die Gedanken aller Sitzenden auf, ſie ſchleppen ſo zu ſagen Blick und Gedanken der Sitzenden und Zuſchauenden mit ſich herum. Amrei dagegen verſtand Alles ſo zu thun und zu leiſten, daß man bei ihrem Hantieren die Ruhe nur um ſo mehr empfand und ihr für Jegliches nur um ſo dankbarer war.

Wie oft und oft hatte der Bauer darüber geſcholten, daß allemal, wenn man Salz brauche, Eins vom Tiſche aufſtehen müſſe. Amrei deckte den Tiſch und auf das ausgebreitete Tiſchtuch ſtellte ſie immer zuerſt das Salzfaß. Als der Bauer Amrei darüber lobte, ſagte die Bäuerin lächelnd: „Du thuſt jetzt, als ob du vorher gar nicht gelebt hätteſt, als ob du Alles hätteſt ungeſalzen und ungeſchmalzen eſſen müſſen;" und der Johannes erzählte, daß man Amrei auch die Salzgräfin hieße, und fügte dann die Geſchichte von dem König und ſeiner Tochter hinzu.

Das war ein glückſeliges Beiſammenſein in der Stube, im Hof und auf dem Felde, und der Bauer ſagte immer: es habe ihm ſeit Jahren das Eſſen nicht ſo geſchmeckt wie jetzt; und er ließ ſich von Amrei drei-, viermal des Tages, zu ganz ungewöhnlichen Zeiten, etwas herrichten, und ſie mußte bei ihm ſitzen, bis er gegeſſen hatte.

Die Bäuerin führte Amrei mit innerſtem Behagen in den Milchkeller und in die Vorrathskammern, und auch einen großen buntgemalten Schrank voll ſchön geſchlichteter Leinwand öffnete ſie und ſagte: „Das iſt deine Ausſteuer; es fehlt nichts als die Schuhe. Mich freut's beſonders, daß du dir deine Dienſtſchuhe ſo aufgeſpart haſt. Ich habe da meinen beſondern Aberglauben."

Wenn Amrei ſie über Alles fragte, wie es bisher im Hauſe gehalten worden, nickte ſie und ſchluckte dabei vor Behagen, ſie drückte aber ihre Freude als ſolche nicht aus; ſondern nur in dem ganzen anheimelnden Ton, mit dem die gewöhnlichſten Dinge geſprochen wurden, lag die Freude ſelbſt als innewohnender Herzſchlag. Und als ſie nun begann, Barfüßele Einzelnes im Hausweſen zu übergeben, ſagte ſie: „Kind, ich will dir was ſagen: wenn dir was im Hausweſen nicht gefällt, an der Ordnung, wie's bis jetzt geweſen iſt, mach's nur ohne Scheu anders, wie dir's anſteht; ich gehöre nicht zu denen, die meinen, wie ſie's eingerichtet haben, ſo müſſe es ewig bleiben, und da ließe ſich gar nichts daran ändern. Du haſt freie Hand, und es wird mich freuen, wenn ich friſchen Vorſpann ſehe. Aber wenn du mir folgen willſt, ich rath' dir's zu Gutem, thu's nach und nach."

Das war eine wohlthuende Empfindung, in der ſich geiſtig und körperlich jugendliche und altbewährte Kraft die Hand reichten, indem Amrei von Grund des Herzens erklärte, daß ſie Alles wohl beſtellt finde und daß ſie hochbeglückt und beſeligt ſein werde, wenn ſie einſt als alterlebte Mutter das Hausweſen in einem ſolchen Zuſtande wie jetzt zeigen könne.

„Du denkſt weit hinaus," ſagte die Alte. „Aber das iſt gut, wer weit vor denkt, denkt auch weit zurück, und du wirſt mich nicht vergeſſen, wenn ich einmal nicht mehr bin." —

Es waren Boten ausgegangen, um den Söhnen und dem Schwiegerſohne des Hauſes das Familienereigniß anzukündigen und ſie auf nächſten Sonntag nach Zusmarshofen zu entbieten, und ſeitdem träppelte der Alte immer noch mehr um Amrei herum, er ſchien etwas auf dem Herzen zu haben und es wurde ihm ſchwer, es herauszubringen. —

Man ſagt von vergrabenen Schätzen, daß darauf ein ſchwarzes Unthier hockt, und in den heiligen Nächten erſcheint auf der Oberfläche, wo ſolch ein Schatz begraben iſt, ein blaues Flämmchen, und ein Sonntagskind kann es ſehen, und wenn es ſich dabei ruhig und unerſchütterlich verhält, kann es den Schatz heben. Man hätte es nicht glauben ſollen, daß in dem alten Landfriedbauer auch ſolch ein Schatz vergraben wäre, und darauf hockte der ſchwarze Trotz und die Menſchenverachtung, und Amrei ſah das blaue Flämmchen darüber ſchweben, und ſie wußte ſich ſo zu verhalten, daß ſie den Schatz erlöſte.

Es ließ ſich nicht ſagen, wie ſie's dem Alten angethan, daß er das ſichtliche Beſtreben hatte, vor ihr als beſonders gut und treumeinend zu erſcheinen; ſchon daß er ſich um ein armes Mädchen ſo viel Mühe gab, das war ja faſt ein Wunder. Und nur das war Amrei klar: er wollte es ſeiner Frau nicht gönnen, daß ſie allein als die Gerechte und Liebreiche erſchien und er als der Biſſige und Wilde, vor dem man ſich fürchten müſſe; und eben das, daß Amrei, bevor ſie ihn erkannt, ihm geſagt hatte: Sie glaubte, es ſei ihm nicht der Mühe werth, vor den Menſchen gut zu erſcheinen —, eben das machte ihm das Herz auf. Er wußte, ſo oft er ſie allein traf, jetzt ſo viel zu reden, es war, als hätte er alle ſeine Gedanken in einem Spartopfe gehabt, den er nun aufmachte: und da waren gar wunderliche alte abgeſchätzte Münzen, große Denkmünzen, die gar nicht im Umlauf ſind, die nur bei großen Gelegenheiten geprägt wurden, auch unvergriffene und zwar ganz von Silber, ohne Kupferzuthat. Er konnte ſeine Sache nicht ſo gut vorbringen, wie damals die Mutter zu Johannes. Seine Sprache war ſteif in allen Gelenken, aber er wußte doch Alles zu treffen, und er benahm ſich faſt, als ob er der Annehmer Amrei's gegen die Mutter ſein müſſe, und es war nicht uneben, als er ihr ſagte:

„Schau, die Bäuerin iſt die gut Stund ſelber, aber die gut Stund iſt noch nicht gut Tag, gute Woch und gut Jahr. Es iſt halt ein Weibsbild, bei denen iſt immer Aprilwetter, und ein Weibsbild iſt nur ein halber Menſch, darauf beſteh' ich, und da bringt mich keines davon.“

„Ihr redet uns ſchönes Lob nach,“ ſagte Amrei.

„Ja, es iſt wahr,“ ſagte der Alte, „ich red' ja zu Dir. Aber wie geſagt: Die Bäuerin iſt ſeelengut, nur zu viel, und da verdrießt ſie's gleich, wenn man nicht macht, was ſie will, weil ſie's doch ſo gut meint, und ſie glaubt, man wiſſe nicht, wie gut ſie ſei, wenn man ihr nicht folgt. Sie kann ſich nicht denken, daß man ihr eben nicht folgt, weil's manchmal ungeſchickt iſt, was ſie will, wenn's ſie's auch noch ſo gut meint. Und das merk' dir beſonders: thu' ihr nichts nach grad ſo wie ſie's macht, mach's auf deine eigene Art, wie's recht iſt, das hat ſie viel lieber. Sie hat's gar nicht gern, wenn's den Schein hat, als ob man ihr unterthänig ſei, aber das wirſt du Alles ſchon merken, und wenn dir was vorkommt, um Gottes willen, mach' deinen Mann nicht wirbelſinnig; es gibt nichts Aergeres, als wenn der Mann daſteht zwiſchen der Mutter und der Söhnerin, und die Mutter ſagt: Ich gelte nichts mehr vor der Söhnerin, ja die Kinder werden Einem untreu — und die Söhnerin ſagt: Jetzt ſeh' ich, wer du biſt, du läßt deine Frau unterdrücken. Ich rathe dir, wenn dir einmal ſo etwas vorkommt, was du nicht allein klein kriegen kannſt, ſag's mir im Stillen, ich will dir ſchon helfen; aber mach' deinen Mann nicht wirbelſinnig, er iſt ohnedieß ein bischen ſtark verkindelt von ſeiner Mutter, aber er wird jetzt ſchon herber werden; fahre du nur langſam und laß dich's immer dünken: ich wäre von deiner Familie und bin dein natürlicher Annehmer, und es iſt auch ſo; von deiner Mutter Seite her bin ich weitläufig etwas verwandt mit dir."

Und nun ſuchte er eine ſeltſam gegliederte Verwandtſchaft auseinanderzuhaſpeln, aber er fand den rechten Faden nicht und verwirrte die Gliederung immer mehr wie einen Strang Garn, und dann ſchloß er immer zuletzt mit den Worten: „Du kannſt mir's aufs Wort glauben, daß wir verwandt ſind, ja wir ſind verwandt, aber ich kann's nur nicht ſo aufzählen."

Es war nun doch noch vor ſeinem Ende die Zeit gekommen, daß er nicht mehr bloß die falſchen Groſchen aus ſeinem Beſitzthume herſchenkte; es that ihm wohl, nun endlich das wirklich Geltende und Werthvolle anzugreifen.

Eines Abends rief er Amrei zu ſich hinter das Haus und ſagte zu ihr: „Schau, Mädle, du biſt brav und geſcheit; aber du kannſt doch nicht wiſſen, wie ein Mann iſt. Mein Johannes hat ein gutes Herz, aber es kann ihn doch einmal wurmen, daß du ſo gar nichts gehabt haſt. Da, komm her, da nimm das, ſag' aber keiner Menſchenſeele was davon, von wem es iſt. Sag', du habeſt es mit Fleiß verborgen. Da nimm!" Und er reichte ihr einen vollgeſtopften Strumpf voll Kronenthaler und ſetzte noch hinzu: „Man hätte das erſt nach meinem Tode finden ſollen, aber es iſt beſſer, er kriegt es jetzt und meint, es wäre von dir. Eure ganze Geſchichte iſt ja gegen alle gewöhnliche Art, daß auch das noch dabei ſein kann, daß du einen geheimen Schatz gehabt haſt. Vergiß aber nicht, es ſind auch zwei und dreißig Federnthaler dabei, die gelten einen Groſchen mehr als gewöhnliche Thaler. Heb's nur gut auf, thu's in den Schrank, wo die Leinwand drin iſt, und trag' den Schlüſſel immer bei dir. Und am Sonntag, wenn die Sippſchaft bei einander iſt, ſchütteſt du's auf den Tiſch aus."

„Ich thue das nicht gern, ich mein', das ſollte der Johannes thun, wenn's überhaupt nöthig iſt."

„Es iſt nöthig, aber mag's meinetwegen der Johannes thun; aber ſtill, verſteck's ſchnell, da, thu's in deine Schürze, ich hör' den Johannes, ich glaub', er iſt eiferſüchtig."

Die Beiden trennten ſich raſch.

Noch am ſelben Abend nahm die Mutter Amrei mit auf den Speicher und holte einen ziemlich ſchweren Sack aus einer Truhe, das Band daran war aufs Abenteuerlichſte verknüpft, und ſie ſagte zu Amrei: „Mach' mir das Band auf."

Amrei verſuchte, es ging ſchwer.

„Wart, ich will eine Scheere nehmen, wir wollen's aufſchneiden.“

„Nein,“ ſagte Amrei, „das thu' ich nicht gern; habt nur ein bischen Geduld, Schwieger, werdet ſchon ſehen, ich bring's auf.“

Die Mutter lächelte, während Amrei mit vieler Mühe, aber mit kunſtgeübter Hand den Knoten doch endlich aufbrachte, und jetzt ſagte ſie: „So, das iſt brav, und jetzt ſchau einmal hinein, was drin iſt.“

Amrei ſah Silber- und Goldſtücke, und die Mutter fuhr fort: „Schau Kind, du haſt am Bauer ein Wunder gethan, ich kann's noch nicht verſtehen, wie er's zugegeben hat; aber ganz haſt du ihn doch noch nicht bekehrt. Mein Mann redet immer darauf herum, daß es doch gar ſo arg ſei, daß du ſo gar nichts habeſt; er kann's noch nicht verwinden, er meint immer, du müßteſt im Geheimen ein ſchönes Vermögen beſitzen und du habeſt uns nur angeführt, um uns auf die Probe zu ſtellen, ob wir dich allein ohne Alles gern annehmen; er läßt ſich das nicht ausreden, und da bin ich auf einen Gedanken gefallen. Gott wird uns dieß nicht zur Sünde anrechnen. Schau, das hab' ich mir erſpart in den ſechs und dreißig Jahren, die wir mit einander hauſen, ohne Unterſchleif, und es iſt auch noch Erbſtück von meiner Mutter dabei. Und jetzt nimm du's und ſag' nur, es ſei dein Eigenthum. Das wird den Bauer ganz glücklich machen, beſonders weil er ſo geſcheit geweſen iſt und das im Voraus geahnt hat. Was guckſt ſo verwirrt drein? Glaub' mir, wenn ich dir was ſage, kannſt du es thun, es iſt kein Unrecht, ich hab mir's überlegt hin und her; jetzt verſteck's und red' mir kein Wort dagegen, gar kein Wort, ſag' mir keinen Dank und gar nichts, es iſt ja eins, ob's mein Kind jetzt kriegt oder ſpäter, und es macht meinem Mann noch bei Lebzeiten eine Freud'. Jetzt fertig; bind's wieder zu.“

Am andern Morgen in der Frühe erzählte Amrei dem Johannes Alles, was die Eltern ihr geſagt und gegeben hatten, und Johannes jubelte: „O Gott im Himmel verzeih' mir! Von meiner Mutter hätt' ich ſo was glauben können, aber von meinem Vater hätte ich mir das nie träumen laſſen. Du biſt ja eine wahre Hexe, und ſchau, es bleibt dabei, daß wir Keinem vom Andern etwas ſagen, und das iſt noch das Prächtige, daß Eins das Andere anführen will, und Jedes iſt wirklich angeführt, denn Jedes muß meinen: Du habeſt das andere Geld noch wirklich im Geheimen für dich gehabt. Juchhe! Das iſt luſtig zum Kehraus. —“

Mitten in aller Freude im Hauſe herrſchte aber doch auch wieder allerlei Beſorgniß.

Im Familiengeleiſe.

Nicht die Sittlichkeit regiert die Welt, ſondern eine verhärtete Form derſelben: die Sitte. Wie die Welt nun einmal geworden iſt, verzeiht ſie eher eine Verletzung der Sittlichkeit als eine Verletzung der Sitte. Wohl den Zeiten und den Völkern, in denen Sitte und Sittlichkeit noch Eins iſt. Aller Kampf, der ſich im Großen wie im Kleinen, im Allgemeinen wie im Einzelnen abſpielt, dreht ſich darum, den Widerſpruch dieſer Beiden wieder aufzuheben und die erſtarrte Form der Sitte wiederum für die innere Sittlichkeit flüſſig zu machen, das Gepräge nach ſeinem innern Werthgehalte neu zu beſtimmen.

Auch hier in dieſer kleinen Geſchichte von Menſchen, die dem großen Weltgewirre abſeits liegen, ſpiegelt ſich das wiederum ab.

Die Mutter, die innerlich am meiſten ſich freute mit der glücklichen Erfüllung, war doch wieder voll eigenthümlicher Beſorgniß wegen der Weltmeinung. „Ihr habt's doch leichtſinnig gemacht,“ klagte ſie zu Amrei, „daß du ſo ins Haus gekommen biſt, und daß man dich nicht abholen kann zur Hochzeit. Das iſt halt nicht ſchön und iſt nicht der Brauch. Wenn ich dich nur noch fortſchicken könnte auf einige Zeit, oder auch den Johannes, daß Alles mehr Schick bekäme.“ Und dem Johannes klagte ſie: „Ich höre ſchon, was es für Gerede gibt, wenn du ſo ſchnell heiratheſt: zweimal aufgeboten und das drittemal abgekauft, Alles ſo kurz angebunden, das thun liederliche Menſchen.“

Sie ließ ſich aber in Beidem wiederum beſchwichtigen, und ſie lächelte, als Johannes ſagte: „Ihr habt doch ſonſt Alles ſo gut durchſtudirt wie ein Pfarrer, jetzt Mutter, warum ſollen denn ehrliche Leute eine Sache laſſen, weil ſich unehrliche dahinter verſtecken? Kann man mir was Böſes nachreden!“

„Nein, du biſt dein Lebenlang brav geweſen.“

„Gut. Drum ſoll man jetzt auch in Etwas an mich glauben, und glauben, daß das auch brav ſei, was nicht im erſten Augenmaß ſo ausſehen mag; ich kann das verlangen. Und wie ich und meine Amrei zuſammen gekommen ſind, das iſt einmal ſo aus der Ordnung, das hat ſeinen beſonderen Weg von der Landſtraße ab. Und es iſt kein ſchlechter Weg. Das iſt ja wie ein Wunder, wenn man Alles recht bedenkt, und was geht uns das an, wenn die Leute heut' kein Wunder mehr wollen und da allerlei Unſauberkeit finden möchten? Man muß Courage haben und nicht in Allem nach der Welt fragen. Der Pfarrer von Hirlingen hat einmal geſagt: Wenn heutigen Tages ein Prophet aufſtünde, müßte er vorher ſein Staatsexamen machen, ob's auch in der alten Ordnung iſt, was er will. Jetzt, Mutter, wenn man bei ſich weiß, daß etwas recht iſt, da geht man grad durch und ſtößt hüben und drüben weg, was Einem im Weg iſt. Laß ſie nur eine Weile verwundert dreinglotzen, ſie werden ſich mit der Zeit ſchon anders beſinnen.“

Die Mutter mochte fühlen, daß ein Wunder wol als glückliche plötzliche Erſcheinung gelten könne, daß aber auch das Ungewöhnlichſte ſich allmählig doch wieder einfügen müſſe in die Geſetze des Herkommens und des gewohnten ſtetigen Ganges, daß die Hochzeit wol wie ein Wunder erſcheinen könne, die Ehe aber nicht, die eine geregelte Fortſetzung in ſich ſchließt. Sie ſagte daher: „Mit all' den Leuten, die du jetzt gering anſiehſt und ſtolz, weil du weißt, du thuſt das Rechte, mit denen mußt du doch wieder leben und verlangſt, daß ſie dich nicht ſcheel anſehen, und dir deine Ehre laſſen, und dafür, daß die Menſchen das thun, mußt du ihnen das Gehörige auch geben und laſſen; du kannſt ſie nicht zwingen, daß ſie an dir eine Ausnahme ſehen ſollen, und du kannſt nicht Jedem nachlaufen und ihm ſagen: wenn du wüßteſt, wie's gekommen iſt, du würdeſt mir rechtſchaffen Recht geben.“

Johannes aber erwiederte:

„Ihr werdet es erfahren, daß Niemand gegen meine Amrei was haben kann, der ſie nur eine Stunde geſehen hat.“

Und er hatte ein gutes Mittel, die Mutter nicht nur zu beſchwichtigen, ſondern auch innerlichſt zu erquicken, indem er ihr berichtete, wie alles das, was ſie als Mahnung und

Erwartung ausgeſprochen habe, wie „angefremt“ (beſtellt) eingetroffen ſei, und ſie mußte lachen, als er ſchloß: „Ihr habt den Leiſten im Kopf gehabt, nach dem die Schuhe da oben gemacht ſind, und die drin herumlaufen ſoll, paßt wie gegoſſen darauf.“

Die Mutter ließ ſich beruhigen, und am Samſtag Morgen vor dem Familienrath kam Dami, er mußte aber ſogleich wieder zurück nach Haldenbrunn, um dort bei Schultheiß und Amt alle nöthigen Papiere zu beſorgen.

Der erſte Sonntag war ein ſchwerer Tag auf dem Hofe des Landfriedbauern. Die Alten hatten Amrei angenommen, aber wie wird es mit der Familie werden? Es iſt nicht leicht in eine ſolche ſchwere Familie zu kommen, wenn man nicht mit Roß und Wagen hineinfährt und allerlei Hausrath und Geld und eine breite Verwandtſchaft Bahn macht.

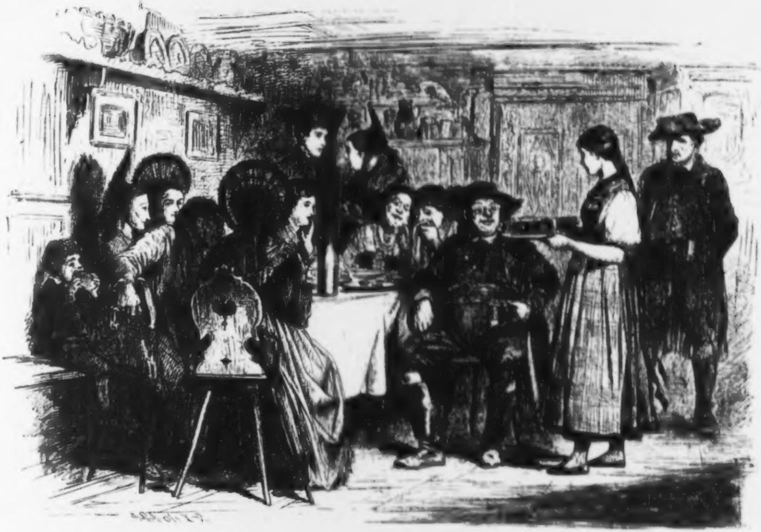
Das war ein Fahren am nächſten Sonntag vom Oberland und Unterland her zum Landfriedbauern. Es kamen angefahren die Schwäger und Schwägerinnen mit ihrer Sippe. „Der Johannes hat ſich eine Frau geholt und hat ſie gleich mitgebracht, ohne daß Eltern, ohne daß Pfarrer, ohne daß Obrigkeit ein Wort dazu geſagt. Das muß eine Schöne ſein, die er hinter dem Zaune gefunden.“ So hieß es allerwärts.

Die Pferde an den Wagen ſpürten, was beim Landfriedbauern geſchehen war; ſie bekamen manchen Hieb, und wenn ſie ausſchlugen, ging es ihnen noch ärger, und wer da fuhr, hieb drauf los, bis ihm der Arm müde wurde, und dann gab's noch manchen Zank mit der Frau, die daneben ſaß und über ſolch ungebührliches, waghalſiges Dreinfahren ſchimpfte und weinte. —

Eine kleine Wagenburg ſtand im Hofe des Landfriedbauern, und drinnen in der Stube war die ganze ſchwere Familie verſammelt. Mit hohen Waſſerſtiefeln, mit nägelbeſchlagenen Schnürſchuhen, mit dreieckigen Hüten, wo bei dem einen die Spitze, bei dem andern die Breite nach vorn ſaß, war man bei einander. Die Frauen pisperten unter einander und winkten dann ihren Männern oder ſagten ihnen leiſe: ſie ſollten nur ſie machen laſſen, ſie wollten den fremden Vogel ſchon hinausbeißen, und es war ein bitterböſes Lachen, das entſtand, als man bald da, bald dort hörte, daß Amrei die Gänſe gehütet habe.

Endlich kam Amrei, aber ſie konnte Niemand die Hand reichen. Sie trug eine große Glasflaſche voll Rothwein unterm Arme und ſo viel Gläſer und zwei Teller mit Backwerk, daß es ſchien, ſie habe ganz allein ſieben Hände; jedes Fingergelenk war eine Hand, und ſie ſtellte Alles ſo ruhig und geräuſchlos auf den Tiſch, auf dem die Schwiegermutter ein weißes Tuch ausgebreitet hatte, daß Alle ſie ſtaunend betrachteten. Sie ſchenkte ruhig alle Gläſer voll, ſie zitterte nicht dabei, und jetzt ſagte ſie: „Die Eltern haben mir das Recht gegeben, Euch von Herzen willkommen zu heißen. Jetzt trinket.“

„Wir ſind's nicht gewohnt des Morgens!“ ſagte ein ſchwerer Mann mit ungewöhnlich



großer Naſe und flätzte ſich auf ſeinem Stuhle weit aus. Es war Jörg, der älteſte Bruder des Johannes.

„Wir trinken nur Gänſewein!“ ſagte eine der Frauen, und ein nicht ſehr verhaltenes Lachen entſtand.

Amrei fühlte den Stich wohl, aber ſie hielt an ſich, und die Schweſter des Johannes war die erſte, die ihr Beſcheid that und das Glas ergriff. Sie ſtieß zuerſt mit Johannes an: „Geſegne dir's Gott!“ Nur halb ſtieß ſie mit Amrei an, die auch ihr Glas hinhielt. Nun hielten es die andern Frauen für unhöflich, ja ſogar für ſündhaft — denn es gilt beim erſten Trunke, dem ſogenannten Johannestrunke, für ſündhaft, nicht Beſcheid zu thun — nicht auch zuzugreifen, und auch die Männer ließen ſich dazu bewegen, und man hörte eine Zeit lang Gläſer klingen und wieder abſetzen.

„Der Vater hat Recht,“ ſagte endlich die alte Landfriedbäuerin zu ihrer Tochter, „die Amrei ſieht doch aus, wie wenn ſie deine Schweſter wär', aber eigentlich noch mehr ſieht ſie der verſtorbenen Lisbeth ähnlich.“

„Ja es iſt keines verkürzt. Wenn ja die Lisbeth am Leben geblieben wär', wär' das Vermögen ja auch um einen Theil geringer,“ ſagte der Vater, und die Mutter ſetzte hinzu:

„Jetzt haben wir ſie aber wieder.“

Der Alte traf den Punkt, der alle wurmte, obgleich ſie ſich alle einredeten, daß ſie gegen Amrei ſo eingenommen ſeien, weil ſie ſo familienlos dahergekommen. Und während Amrei mit der Schweſter des Johannes ſprach, ſagte der Alte leiſe zu ſeinem älteſten Sohne:

„Der ſieht man nicht an, was hinter ihr ſteckt. Denk' nur, ſie hat im Geheimen einen gehauſten Sack voll Kronenthaler gehabt; aber mußt Niemand was davon ſagen.“

Das geſchah ſo unweigerlich, daß binnen wenigen Minuten alle in der Stube es wußten, bis auf die Schweſter des Johannes, die ſich ſpäter viel zu Gute darauf that, daß ſie mit Amrei ſo geweſen ſei, obgleich ſie geglaubt hatte, daß Amrei keinen Heller beſitze.

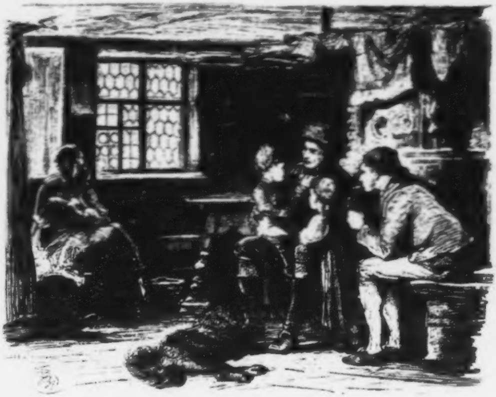
Richtig! Johannes war hinaus gegangen, und jetzt kam er wieder mit einem Sacke, auf dem der Name: „Joſenhans von Haldenbrunn“ geſchrieben war, und er leerte den reichen Inhalt deſſelben klirrend und raſſelnd auf den Tiſch, und Alles ſtaunte, am meiſten aber der Vater und die Mutter.

So hatte Amrei alſo wirklich einen geheimen Schatz gehabt! Denn das war ja viel mehr, als Jedes ihr gegeben!

Amrei wagte es nicht, aufzuſchauen, und Jedes lobte ſie über ihre beiſpielloſe Beſcheidenheit. Nun gelang es Amrei, Alle nach und nach für ſich zu gewinnen, und als die ſchwere Familie am Abend Abſchied nahm, ſagte ihr Jedes im Geheimen: „Schau, Ich bin's nicht geweſen, der gegen dich war, weil du Nichts haſt, der und der und die und die haben dir's immer vorgehalten. Ich ſag' jetzt, wie ich früher gedacht und auch geſagt habe: wenn du auch nichts gehabt hätteſt, als was du auf dem Leibe trägſt, du biſt wie gedrechſelt für unſere Familie, und eine beſſere Frau für den Johannes und eine beſſere Söhnerin für die Eltern hätt' ich mir nicht wünſchen mögen."

Das war freilich jetzt leicht, weil ſie Alle glaubten, daß Amrei ein namhaftes baares Vermögen beibrachte. —

Im Allgäu redete man noch Jahre lang von der wunderbaren Art, wie der junge Landfriedbauer ſich ſeine Frau geholt, und wie er und ſeine Frau an ihrer eigenen Hochzeit ſo ſchön mit einander getanzt hatten, und beſonders einen Walzer, den ſie „Silbertrab" nannten, und ſie hatten ſich dazu vom Unterland her die Muſik kommen laſſen.



Und Dami? Er iſt einer der ruhmvollſten Hirten im Allgäu und hat einen hohen Namen, denn er heißt hier zu Lande der „Geierdami," denn Dami hat ſchon zwei gefährliche Geierhorſte ausgehoben zur Rache dafür, weil ihm zweimal nacheinander friſchgeworfene Lämmer davon getragen wurden. Wenn es noch Ritterſchlag gäbe, er hieße: Damian von Geierhorſt; aber der Mannesſtamm derer Joſenhanſen von Geierhorſt ſtirbt mit ihm aus, denn er bleibt ledig, iſt aber ein guter Ohm, beſſer als der in Amerika. Wenn das Vieh geſommert hat, weiß er zur Winterszeit den Kindern ſeiner Schweſter viel zu erzählen vom Leben in Amerika, vom Kohlenmathes im Moosbrunnenwalde und von Hirtenfahrten im Allgäugebirge; da weiß er beſonders viel kluge Streiche von ſeiner ſogenannten „Heerkuh,“ die die tiefklingende Vorſchelle trägt. Und Dami ſagte einſt ſeiner Schweſter: „Bäuerin,“ denn ſo nennt er ſie ſtets, „Bäuerin, dein älteſter Bub artet dir nach, der hat auch ſo Worte wie du. Denk' nur, ſagt mir der Burſche heute: gelt Ohm, deine Heerkuh iſt deine Herzkuh? Ja, er iſt ganz nach deinem Model.“

Der Landfriedbauer Johannes wollte ſein erſtes Töchterchen gerne „Barfüßele“ taufen laſſen, aber es iſt nicht mehr geſtattet, daß man neue Namen aus Lebensereigniſſen bilde; der Name Barfüßele wurde nicht angenommen im Kirchenregiſter, und Johannes ließ das Kind „Barbara“ nennen, änderte das aber aus eigener Machtvollkommenheit in „Barfüßele.“